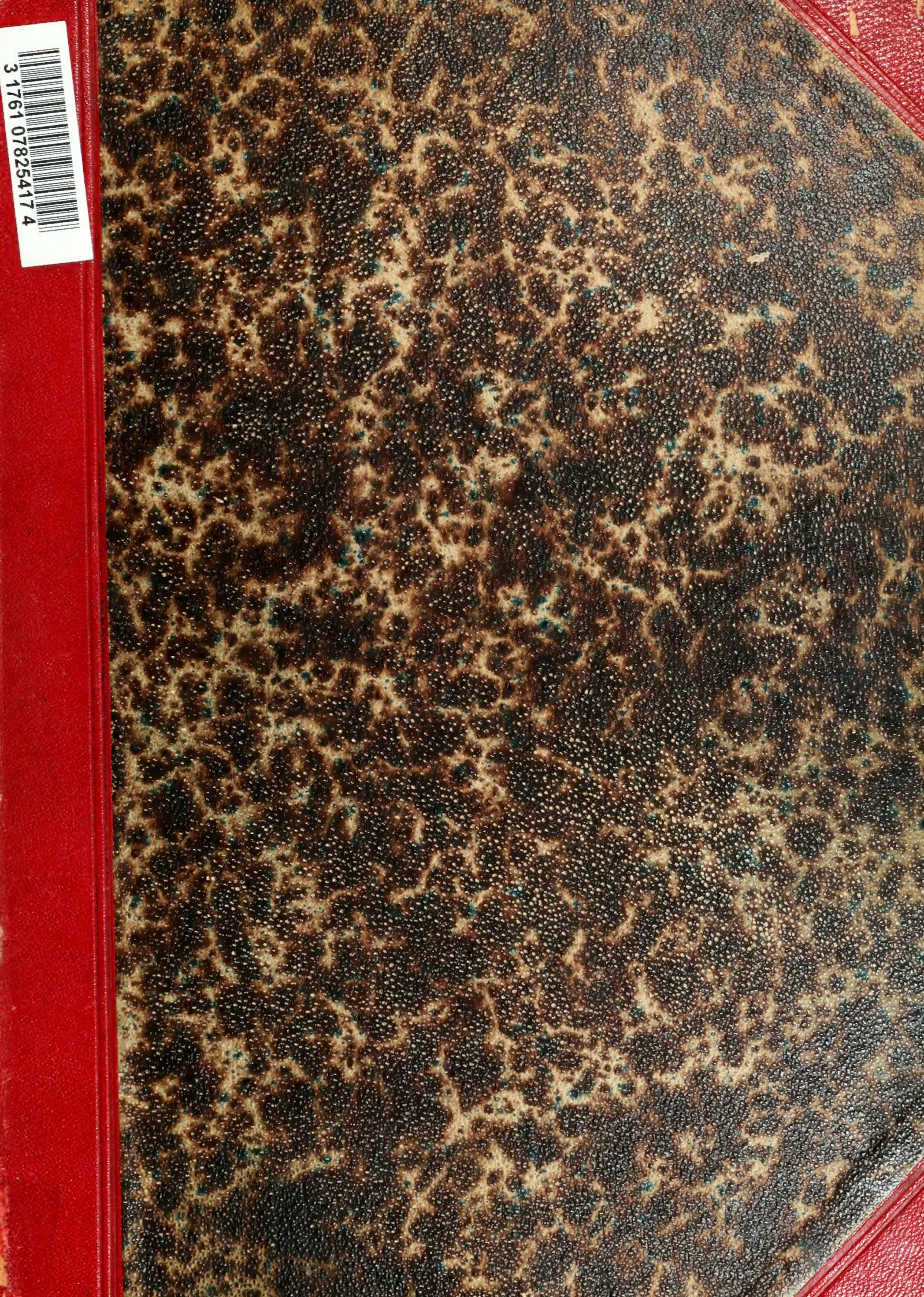
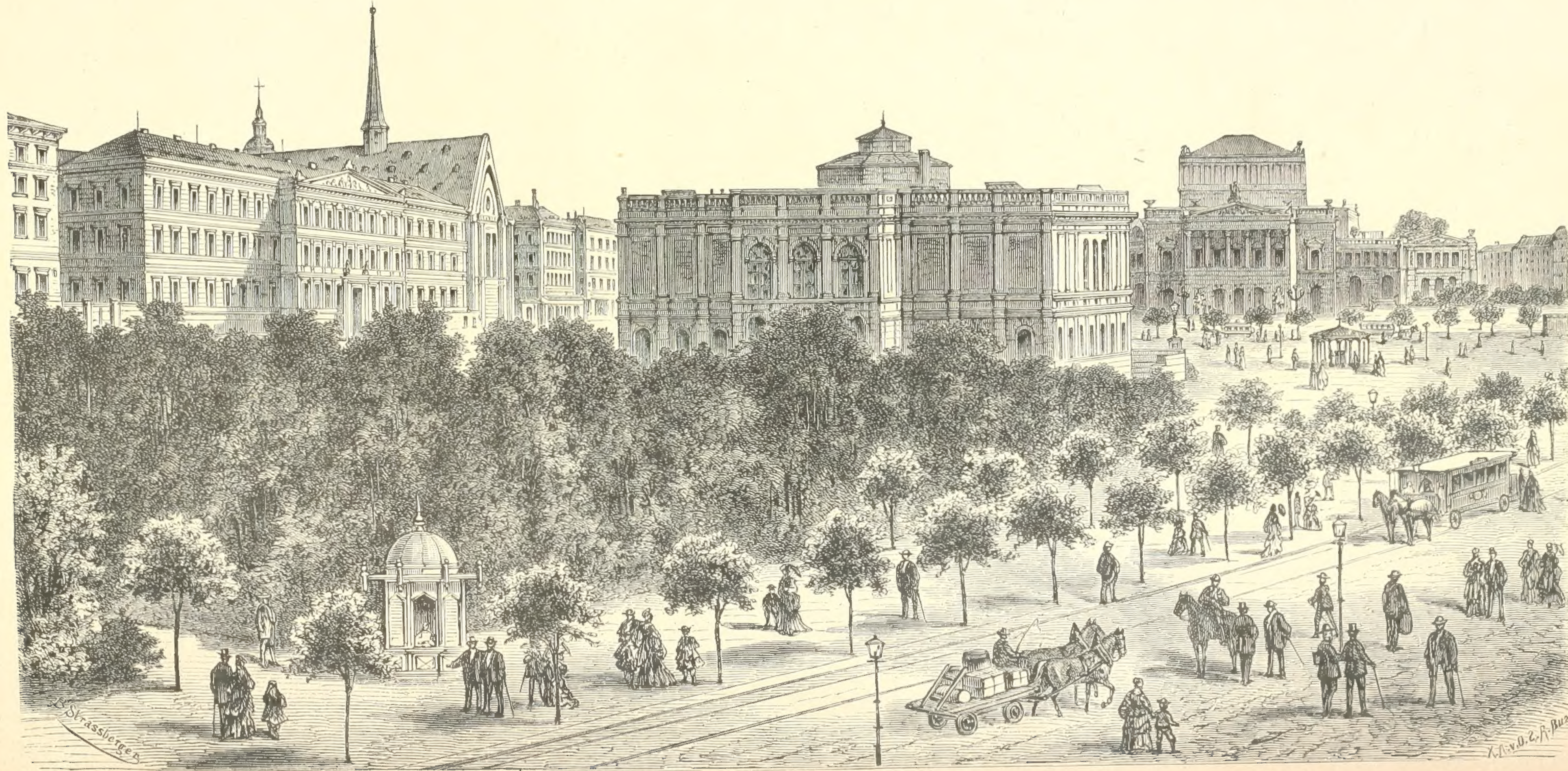


Taf. LXXIII.



Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig.

Blick auf die Umgebung des Augustusplatzes.

Illustrirtes
Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.



Fünfter Band.

J. K. L.

Leipzig und Berlin.
Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.
1876.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Illustrirtes

Konversations-Lexikon für das Volk.

Fünfter Band.

J. K. L.

Zum fünften Bande gehören als Extrabeigaben: 1 Irisbild sowie 2 Tonbilder (4 Tafeln) und zwar

		zu Spalte:
Titelbild, Tafel LXXIII, **Leipzig** (Irisbild).		
Tafel LXIX u. LXX	**Japan**	247—250
„ LXXI u. LXXII	**Kutschen**	1067—1070





I, i, J, j, der neunte Buchstabe im abendländischen Alphabete, gehört seinem Laute nach zu den drei Grundvokalen u. hat selbst keinen Umlaut, während die Umlaute der anderen Vokale in den ältesten Sprachformen durch den Hinzutritt des i zum Stammvokal entstanden sind. Im Phönikischen glich dieser Buchstabe einer dreifingerigen Hand, vereinfachte sich aber im Hebr. u. Griech. (Jota) allmählich bis zum kleinsten Buchstabenzeichen, woher auch die Redensart stammt: „Es fehlt kein Jota daran", d. h. nicht das Geringste. Als Zahlzeichen ist im Griech. $\iota' = 9$, $,\iota = 9000$, im Latein. I = 1, u. bildete in letzter Schrift alle Ziffern bis IIII. Bei den Buchhändlern ist I als Preisbezeichnung = 9 Thlr., i = 9 Gr. Von mehreren Tonkünstlern der Neuzeit ist i als musikalisches Tonzeichen eines eigenthümlichen Systems in die Tonleiter für Blasinstrumente aufgenommen worden.

Jacini (spr. Jadschini), Stefano, ital. Nationalökonom u. Staatsmann, geb. 1827 zu Casalbuttano (Prov. Mailand), studirte die Rechte u. Staatswissenschaft u. machte sich zeitig durch seinen Haß gegen die österr. Herrschaft in Italien wie durch seine Bewunderung der Pläne Cavour's bemerklich. Infolge dessen erhielt er 1860 im Kabinet des Letzteren das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Zwar verlor er, als nach Cavour's Tode Ricasoli an die Spitze der Regierung trat, 1861 seine Stellung, erhielt dieselbe aber 1864 unter La Marmora wieder u. behauptete sie auch im nächsten Kabinet Ricasoli bis April 1867. Seitdem wirkt J. als einer der hervorragendsten Deputirten der Lombardei. J. hat sich hauptsächlich um das Eisenbahnwesen Italiens verdient gemacht; insbes. wirkte er für den Plan einer Verbindung Italiens mit dem N. durch die Gotthardbahn. Auch gehörte er zu den Gründern der Zeitung „Perseveranza" u. machte seiner Zeit durch die Schriften „Das Veltlin im J. 1858" (engl. von Gladstone) u. „Ueber die Lage der öffentlichen Dinge in Italien nach 1866" (Tur. 1870) großes Aufsehen; erstere war gegen die Oesterreicher gerichtet; in letzterer wies er nach, daß die Mißregierung u. die parlamentarischen Krisen mit der unzeitigen Verlegung der Hauptstadt von Turin nach Florenz in Zusammenhang standen.

Jamblichos aus Chalkis in Cölesyrien, berühmter neuplatonischer Philosoph zur Zeit Konstantins d. Gr., war ein Schüler des Porphyrios, schlug aber in seiner Lehre eine wesentlich andere Richtung ein, als sie der Neuplatonismus des Plotinos u. Porphyrios zeigt, indem er den Polytheismus in einem Systeme zu begründen versuchte, in welchem Theurgie u. Dämonologie eine hervorragende Bedeutung erhalten u. das zugleich von der pythagoräischen Zahlenmystik stark beeinflußt ist. Wir besitzen von ihm noch, außer Fragmenten, von den zehn Büchern eines größeren Werkes über die pythagoräische Philosophie folgende fünf: „Ueber das Leben des Pythagoras" (herausgeg. v. Kießling, Lpz. 1815, u. v. Westermann in Cobet's Ausgabe des Diogenes Laertius, Paris 1840), „Ermahnung zur Philosophie" (herausgeg. v. Kießling, Lpz. 1813), „Von der gemeinen mathematischen Lehre" (herausgeg. nach Villoison v. Friis, Kopenh. 1790), „Von der Nikomachischen Einleitung in die Arithmetik" (herausgeg. von Tennulius, Deventer u. Arnheim 1667 68), „Theologie der Arithmetik" (herausgeg von Ast, Lpz. 1817). Fraglich ist es, ob die dem J. zugeschriebene Schrift über die ägyptischen Mysterien" (herausgeg. von Gale, Oxford 1678, u. v. Parthey, Berl. 1857) wirklich von ihm herrührt.

Jambos ist in der Metrik der Name eines aus einer Kürze u. einer darauf folgenden Länge (◡ –) bestehenden Versfußes, bezeichnet dann aber auch überhaupt einen aus solchen Versfüßen gebildeten (jambischen) Vers. Die Jamben wurden in die Literatur zuerst von dem griech. Dichter Archilochos (7. Jahrh. v. Chr.) eingeführt, in dessen Spottgedichten das jambische Versmaß schon völlig ausgebildet erscheint. Von den verschiedenen Arten von jambischen Versen ist der Trimeter (sechsfüßig) u. zwar der im letzten Fuße vollständige (akatalektische) der bei weitem am häufigsten angewandte, da er namentlich im Drama der Griechen den stehenden Vers für den Dialog bildet; doch ist auch der Tetrameter (achtfüßig) nicht wenig gebraucht. Statt des J. sind in den jambischen Versen auch der Spondeus, Daktylos, Tribrachys u. Anapäst gestattet, aber zum Theil mit Einschränkung auf bestimmte Stellen im Verse, wie auch zwischen den verschiedenen Dichtungsgattungen ein Unterschied in der Benutzung dieser Freiheiten stattfindet. Von den Römern wird der Trimeter, der bei ihnen Senar heißt, viel freier behandelt als von den Griechen.

Janina (Jannina, Joannina), türk. Vilayet im südl. Albanien, das alte Epirus (j. d.) umfassend mit 661,5 □M. u. 1,423,140 E. (1873), besteht größtentheils aus Plateaulandschaften, die durch Gebirge bis zu 2000 m. Höhe getrennt sind; die Küsten sind meist steil u. hafenarm u. haben nur im Busen von Avlona u. Arta tiefere Einschnitte. Die beiden größten in das Adriatische Meer mündenden Flüsse sind der Ergent u. die Wojutza, welche das ausgedehnteste Längenthal der Provinz durchströmt. Auf den Plateaux des Pindus liegen mehrere größere Seen. Die Bevölkerung gehört der Mehrzahl nach der albanesischen Nationalität an; nur in den nordöstl. Gebirgen treten Slaven auf, in den Städten u. deren Umgebung finden sich zahlreiche Türken u. Griechen; der Mohammedanismus ist die herrschende Religion. Getreidebau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner; in den Gestadelandschaften u. den wärmeren Flußthälern wird der Oliven- u. Tabatbau stark betrieben; selbst die Baumwolle gedeiht an einzelnen Stellen. Der wichtigste Zweig der Industrie ist die Weberei. Die Hauptstadt J. liegt im Innern des Landes am Westufer eines 3 M. langen See's u. hat gegenwärtig etwa 26,000 E., die Hälfte der Bevölkerung zur Zeit des berüchtigten Ali Pascha (s. „Griechenland. Geschichte"); die Straßen sind eng u. schlecht gebaut, selbst das auf einer felsigen Landzunge errichtete Fort u. der auf einer Insel im See liegende ehemalige Sommerpalast Ali's sind in verfallenem Zustande. Einen bedeutenden Bruchtheil der Bevölkerung bilden die Griechen; umfangreich ist der Handel u. die Industrie in Gold- u. Seidenweberei. Im NO. von J. liegt Sagori, das Gebiet der Sagorzen, welche sich einer fast republikanischen Selbstständigkeit erfreuen, u. im SW. das Gebiet der Sulioten (s. d.), welches im Griech. Befreiungskriege der Schauplatz der wildesten Kämpfe gewesen ist.

Janthe, einer der kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden, am 18. Febr. 1868 von Peters in Clinton entdeckten, das Zeichen (98) führenden Planetoiden.

Japydes od. Japodes, ein in Illyrien ansässiger unkultivirter Völkerstamm des Alterthums, welchen Augustus der röm. Herrschaft unterwarf.

Jason, 1) Sohn des Aeson, aus dem Geschlechte der Aeoliden, der Führer der Argonauten. Er war, als Aeson durch seinen eignen Bruder Pelias der Herrschaft über Jolkos in Thessalien beraubt wurde, nur durch List vor den Nachstellungen des Pelias gerettet u. heimlich dem Kentauren Cheiron zur Erziehung übergeben worden. Erst als Jüngling kam er bei Gelegenheit eines Opferfestes des Poseidon nach Jolkos zurück. Indem J. hierbei nur mit einem Schuhe bekleidet vor Pelias erschien, weil er den andern beim Durchwaten eines Flusses verloren hatte, ward Pelias an einen ihm früher zu Theil gewordenen Orakelspruch erinnert, der ihn vor dem Einschuhigen gewarnt hatte, u. sandte den J., um sich seiner zu entledigen, mit dem Auftrage fort, das goldne Vließ in Kolchis zu holen. Nach andrer Sage kehrte J. im 20. Jahre nach Jolkos zurück u. verlangte von Pelias die Rückgabe der väterlichen Herrschaft, die dieser ihm auch zusagte, falls er zur Lösung des auf den Aeoliden lastenden Fluches das goldne Vließ holen würde. Ueber des J. Fahrt nach Kolchis s. „Argonauten“. Durch Medea, mit deren Hülfe er dem Aeetes, ihrem Vater, das Vließ geraubt hatte u. die er als seine Gattin mit nach Jolkos zurückbrachte, rächte er sich nach seiner Rückkehr an Pelias, indem Medea dessen Töchter beredete, ihn zu tödten u. zu zerstückeln, unter dem Vorgeben, sie wolle ihn dann durch ihre Zauberkunst wieder verjüngen. J. ward nun mit Medea von des Pelias Sohn Akastos vertrieben u. floh nach Korinth, wo er seine Gattin verstieß, um des korinthischen Königs Tochter Kreusa zu heirathen. Medea rächte sich dafür dadurch, daß sie nicht nur die Braut, sondern auch ihre u. des J. Kinder tödtete. J. selbst soll dann seinen Tod durch Selbstmord gefunden haben, od., während er auf dem Isthmos unter der Argo schlief, von dem zusammenbrechenden Schiffe erschlagen worden sein; spätere Sagen berichten, daß er sich mit Medea wieder ausgesöhnt habe u. mit ihr nach Kolchis zurückgekehrt sei. 2) **J.**, Tyrann von Pherä in Thessalien, als welcher er zuerst im J. 378 v. Chr. erwähnt wird, wußte mit Klugheit seine Gewalt über ganz Thessalien auszudehnen u. verfolgte dann, gestützt auf die bedeutende Macht, die er so in seiner Hand vereinte, unter schlauer Benutzung der damaligen politischen Verhältnisse Griechenlands, den ehrgeizigen Plan, auch dieses sich zu unterwerfen, fand aber schon 370 einen gewaltsamen Tod.

Jatrochemie, s. „Chemie“ (Geschichte).

Jatromathematiker nannte man im Alterthum solche Aerzte, welche sich außer ihrem eigentlichen Beruf noch dem Studium mathematischer Wissenschaften hingaben, u. die, theils aus Ueberzeugung, theils um den Aberglauben der Menge zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten, physikalische u. mechanische Anschauungen ihrer Zeit zur Erklärung der Vorgänge im gesunden u. kranken Menschen u. zu Heilzwecken benutzten. Einer klaren Erkenntniß der Identität der Kräfte, welche die Lebenserscheinungen im menschlichen Körper verursachen od. begleiten, mit denjenigen, deren Wirkungsweise die Physik untersucht, einer solchen Einsicht, wie sie die heutige Physiologie, die Physik des organisirten Körpers, zu verschaffen sich bestrebt, standen die Alten fern. Und selbst als im 17. Jahrh., nam. durch Harvey's Entdeckung des Kreislaufs des Blutes, die Beziehung der Lebensvorgänge auf dynamische Gesetze wieder in den Vordergrund trat u. die iatromathematische u. iatrochemische Schule (s. „Chemie, Geschichte“) wieder auflebte, waren die Ansichten über die Grundursachen der Erscheinung viel zu vage u. unbestimmt, als daß sie zu deren Erklärung im Ernste hätten dienen können. Erst die Neuzeit hat durch die quantitativen Methoden ein sicheres Fundament für ihre Schlußfolgerungen gewonnen. Mit der alten Schule der J. aber hat die neuere Forschung der Physiologie nichts mehr gemein.

Iatropha, Brechnuß; Pflanzengattung der Euphorbiaceen, die aber in neuerer Zeit in mehrere Gattungen (Curcas, Adenoropium, Cnidosculus, Manihot) aufgelöst ist. Behalten wir sie im alten Sinne bei, so liefert sie einige Pflanzenarten von hoher Bedeutung. Obenan steht der Manioc od. Cassavestrauch, Juca amarga Brasiliens (I. Manihot od. Manihot utilissima), s. „Cassave“ (Abb. Nr. 1882). Dann folgt der Purgirnußbaum (I. Curcas od. Curcas purgans), der Pinheiro de Purga auf Cuba u. in Neugranada, welcher in seinen Samen die großen Purgirnüsse liefert. Es sind mandelartig süß schmeckende Früchte, welche hinterher einen brennenden Geschmack erzeugen u. durch ihre drastisch purgirenden, brechenerregenden Eigenschaften höchst gefährlich, ja selbst tödlich wirken. Das aus ihnen gepreßte Oel (Oleum Ricini majoris od. Oleum infernale) verdient den letzten Namen (Höllenöl) buchstäblich, weil es schon eingerieben, ähnlich dem Krotonöl, Durchfall erregt, obgleich es bei Wassersucht, Gicht, Lähmungen aller Art u. s. w. vielfach angewendet wurde. Gegenwärtig verbraucht man es mehr zum Brennen. Der 12 bis 15 Fuß hohe Strauchbaum mit langgestielten, herzförmigen lappigen Blättern u. vielblütigen Doldentrauben, welche in der Nähe der jungen Triebe hervorbrechen u. nur unscheinbare, gelbgrüne Blumen hervorbringen, erzeugt eine ovale, dreiköpfige Springfrucht von der Größe einer Walnuß u. in seinem Innern einen scharfen Milchsaft. Der französische Purgirnußbaum (I. multifida od. Curcas multifida) in Südamerika hat ähnliche Eigenschaften, sowie auch die beiden andern Gattungen (Adenoropium u. Cnidosculus) in jeder Beziehung nahe Verwandte sind.

Jaxartes, der alte Name für den Syr-Darja (s. d.).

ib. (lat.), Abkürzung für ibidem, d. i. ebendaselbst.

Ibadan, große, auf 50–70,000 E. geschätzte Stadt in dem zu dem Küstenlande Nordguinea's gehörenden Negerstaate Joruba (s. d.).

Ibarra, Joaquim, span. Typograph, geb. 1726 zu Saragossa, gest. zu Madrid als Hofbuchdrucker 23. Nov. 1785, ist bes. bekannt durch seine Prachtausgabe der Bibel, der „Geschichte Spaniens“ von Mariana (Madr. 1780), des „Don Quixote“ (ebd. 1780) u. einer Uebersetzung des Sallust vom Infanten Don Gabriel (1772).

Ibe, s. „Taxus“.

Iberer (lat. Iberi, Ibēres), waren die ältesten Bewohner der nach ihnen Iberia genannten Pyrenäischen Halbinsel u. des südl. Galliens; sie theilten sich in eine große Anzahl von Stämmen, die theils republikanische Gemeinwesen bildeten, theils monarchisch regiert wurden, u. trieben Ackerbau, Viehzucht u. Bergbau auf Gold, Silber u. Zinn. Mit den Phönikern traten sie zeitig in Handelsverkehr; auch besaßen sie eine nationale Schrift u. geschriebene Gesetze. Als die gebildetsten I. galten die Turdetaner u. Turduler im SO. des Landes. In den Küstengebieten mischten sich die I. früh mit Phönikern, später bildeten sie mit den von O. einwandernden Kelten das Volk der Keltiberer (s. d.); die röm. Kultur nahmen sie nach der Einverleibung ihres Landes in das röm. Reich leicht an. Am reinsten scheint sich ihre Nationalität im gebirgigen NO. erhalten zu haben, wo die Basken (s. d.) nach W. von Humboldt's Untersuchungen als die direkten Nachkommen der I. gelten.

Iberia hieß bei den Alten 1) das jetzt Russisch-Georgien od. Grusien genannte, fast ganz von Gebirgen eingeschlossene Tiefland auf dem kaukasischen Isthmos, das im N. durch den Kaukasus von Sarmatien geschieden wird, im W. an Kolchis, im S. an Armenien, im O. an Albanien grenzte, durchströmt von dem Flusse Kyros (j. Kur od. Mentari) u. dessen Nebenflüssen Peloros, Aragos (j. Aragui od. Arak), Kambyses (j. Gori) u. dem sich mit letzterem vereinigenden Alazonios (j. Alasan, Alacks). Die Einwohner des an Getreide, Oel u. Wein sehr fruchtbaren u. zahlreiche Städte u. Dörfer enthaltenden Landes, die Iberer, zerfielen in vier Kasten, Edle, Priester, Krieger u. Leibeigene; Kultus u. Lebensart derselben war der medischen u. armenischen ähnlich. Nach ihrer Bekehrung zum Christenthum, die frühzeitig stattfand, leiteten sie ihre Abstammung von David u. der Gattin des Uria ab. Den Alten ward I. erst durch den von Pompejus 65 v. Chr. in den kaukasischen Ländern geführten Krieg genauer bekannt, bei welchem auch die Iberer vorübergehend unterworfen wurden; seit Trajan stand es dann dauernd unter römischer Herrschaft, bis es im 4. Jahrh. n. Chr. durch Sapores II. an das neupersische Reich kam. — **I.** war 2) neben Hispania der alte Name für Spanien, ursprünglich aber nur für die östliche Hälfte desselben von den Säulen des Herakles bis zu den Pyrenäen, od. auch in noch engerer Begrenzung für das Land zwischen Iberus (Ebro) u. Pyrenäen.

Ibéris, Bauernsenf, Schleifenblume; Pflanzengattung der Cruciferen mit ein paar inländischen Arten: I. amara, auf Getreidefeldern in Süddeutschland, aber auch in Gärten beliebt als Zierpflanze, I. intermedia bei Boppard a. Rh., I. saxatilis, pinnata u. umbellata im Süden der deutschen Flora, letztere ebenfalls in Gärten gezogen, wie I. semperflorens, sempervirens u. Tenoreana aus Südeuropa, wo die Gattung in warmen, trocknen Gegenden hauptsächlich ihren Wohnsitz hat. Sämmtliche Arten wirken als Zierpflanzen nur in größeren Massen, dann aber auch sehr dankbar durch lange Blütezeit, langes Grünen überhaupt u. durch die Fülle schöner weißer od. purpurröthlicher Blumen.

Iberische Halbinsel, s. v. w. Pyrenäische Halbinsel (s. „Spanien u. Portugal“).

Iberisches Gebirge ist der Gesammtname für die span. Gebirge, welche in der Richtung von NNW. nach SSO. die Plateaux des Innern nach O. abschließen, das Ebrothal im W. begrenzen u. die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ozean u. dem Mittelmeere bilden. Es ist 90 M. lang u. besteht aus dem Idubedagebirge, der Paramerakette von

Molina, der Serrania de Cuenca, der nordvalencianischen Bergterrasse u. den südvalencianischen Gebirgen; die bedeutendsten Erhebungen (2500 m.) liegen in der Sierra de Moncayo. Als Iberisches Tiefland wird das muldenförmige, breite Ebrothal bezeichnet.

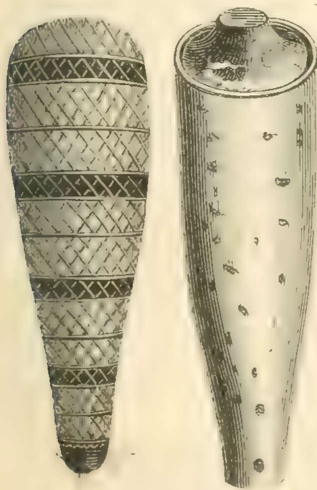
Iberus, alter Name des Ebro.

Ibis, eine Gattung Sumpfvögel mit langem Hals u. dgl. Beinen u. einem langen, schmalen, gebogenen Schnabel, der von der Nasengrube bis zur Spitze gefurcht ist. Die merkwürdigste Ibisart ist der heilige I. (Ibis religiosa, „Abu Hannes" der Aegypter, vielleicht der „Janschup" der Bibel). Derselbe sieht weiß aus, am nackten Kopf u. Hals aber, sowie an der Schwanzspitze, den Beinen u. dem Schnabel schwarz. Die Flügelspitzen u. der Schwanz werden von langzerschlissenen, violettschwarzen



Nr. 3440. Der Ibis (Ibis religiosa).

Deckfedern bedeckt. Der von Insekten, Gewürm, Weichthieren u. kleinen Reptilien lebende Vogel ist in Afrika ziemlich verbreitet u. wurde von den alten Aegyptern als Vertilger von allerhand Ungeziefer, sowie als Verkünder des schwellenden, dem Lande Fruchtbarkeit bringenden Nils göttlich verehrt. Man findet Ibismumien bisweilen in alten Gräbern. Eine andere, kastanienbraune u. schwarze, ebenfalls afrikan. Art, der schwarze I. od. Sichelschnabel (Ibis falcinellus), kommt auch in Südeuropa — z. B. in Ungarn — vor, während eine scharlachrothe Art (I. rubra) im tropischen Amerika lebt u. oft von den Indianern gezähmt gehalten wird. Früher hielt man irrthümlich einen andern verwandten Sumpfvogel für den heiligen I. der Aegypter, den „Nimmersatt" (Tantalus ibis); derselbe sieht weiß aus, an Schwanz u. Schwingen schwarz, u. hat rothe Beine, seine oberen Flügeldeckfedern sind rosenroth, der ungefurchte Schnabel ist gelblich.



Nr. 3441 u. 3442. Ibismumien.

Ibn (od. bin), das arabische Wort für „Sohn" (= hebr. ben), erscheint beständig in Personennamen. Nach arabischer Sitte wird nämlich zum eigentlichen Namen eines Mannes (A.) stets der seines Vaters (B) hinzugefügt (A. ibn B.), oft auch die Namen mehrer Ahnen rückwärts, um ihn von Anderen gleichen Namens zu unterscheiden. Ist sein eigener Name ein sehr gewöhnlicher, so nennt man ihn blos Ibn B. (Sohn B.'s) nach seinem Vater, od. auch nach einem früheren Ahnen, dessen Name bes. charakteristisch od. berühmt ist. Solche Zusammensetzungen mit Ibn entsprechen also ungefähr unseren Familiennamen.

Ibn Abi Oseibiah, arabischer Arzt u. medizinischer Schriftsteller, hieß eigentlich Ahmed ibn el-Casim u. war um 1200 zu Damaskus geb. Von 1237 bis zu seinem Tode 1269 stand er im Dienst des Fürsten Izz ed din Eidemir von Sarhed in Syrien. Sein berühmtestes Werk ist eine Geschichte der Aerzte u. Naturalisten von dem Ursprunge der Wissenschaft bis auf seine Zeit, welches die Hauptquelle des trefflichen Handbuchs von F. Wüstenfeld, „Geschichte der arabischen Aerzte u. Naturforscher" (Gött. 1840) bildet.

Ibn Arabschah (Abu'l abbas Ahmed), arabischer Schriftsteller, geb. 1389 zu Damaskus, gerieth nach der Eroberung dieser Stadt durch Timur (1400) als Kriegsgefangener nach Samarkand, wo er 8 Jahre hauptsächlich mit Studien zubrachte. Nach langen Wanderungen in Centralasien, der Krim u. der Türkei lebte er als Derwisch in Damaskus u. Kairo u. starb in letzterer Stadt 1450. I. A., welcher sich auf seinen Wanderungen eine gleichvollkommene Fertigkeit in der arabischen, persischen u. türkischen Sprache erworben hatte, machte sich bes. berühmt durch eine Lebensbeschreibung Timur's, des Zerstörers seiner Vaterstadt u. seines eigenen Lebensglücks, gegen den er einen unauslöschlichen Haß gefaßt hatte. Ein zweites Werk I. A.'s ist sein „Fakihat al-Kholafa", ein Regentenspiegel im Gewande von Fabeln, herausgegeben von G. W. Freytag unter dem Titel „Fructus Imperatorum" (Bonn 1832—52). Die Form dieser Werke ist dieselbe wie in Hariri's „Makamen" (s. d.), aber die Sprache I. A.'s steht weit hinter der Reinheit seines Vorbildes zurück.

Ibn Batuta (Mohammed), unternehmender Reisender aus Tanger in Marokko, geb. zu Anfang des 14. Jahrh. Derselbe begab sich 1325 nach Aegypten, von da nach Vorderasien, der Krim u. der Tatarei, endlich nach Hindustan. Zu Delhi, am Hofe des Sultans Mohammed Tuglak, bekleidete er vorübergehend das Amt eines Oberrichters. Später nahm er auch noch an einer Gesandtschaft nach China Theil u. kehrte nach mehr als zwanzigjähriger Wanderung über Indien, Persien u. Syrien zurück, so daß er 1349 wieder in Fez anlangte; von hier aus besuchte er noch Spanien sowie den Sudan. Im J. 1353 endlich ließ er sich dauernd in Fez nieder u. brachte mit Hülfe eines professionellen Literaten, Ibn Dschusei, 1355 seine Reiseerlebnisse zu Papier. Er starb 1377. An Ausdehnung der von ihm bereisten Gebiete wird I. B. von wenigen seiner Landsleute übertroffen. Sein Reisebericht ist zwar lediglich aus dem Gedächtniß niedergeschrieben u. dazu sehr zusammengedrängt, doch im Ganzen zuverlässig. Sam. Lee übersetzte zuerst einen Auszug daraus ins Englische, „Travels of I. B." (Lond. 1829). Eine Ausgabe des vollständigen Textes mit französischer Uebersetzung haben nachher Defremery u. Sanguinetti gegeben („Voyages d'Ibn Batoutah", Paris 1853—1858, 4 Bde.).

Ibn Doreid (eig. Abu Bekr Mohammed ibn el-Hasan ibn Doreid el Asdi), arabischer Philolog u. Dichter, geb. 838 zu el Basrah (Bassora), hielt sich längere Zeit in Oman auf. Später stand er der Kanzlei der Brüder Mikal, welche die Statthalterschaft der Provinz Fars inne hatten, vor. Er verherrlichte sie auch in einem sehr berühmt gewordenen Lobgedichte, genannt „el Maksurah"; nach ihrer Absetzung lebte er in Bagdad u. starb hier 933. Die „Maksurah" ist mehrmals herausgegeben worden, zuletzt von Boisen (Kopenhagen 1828). I.'s gelehrte Werke beziehen sich hauptsächlich auf den Wortschatz der altarabischen Sprache u. auf die Alterthümer u. Genealogien der arabischen Stämme. Sein „Genealogisch-etymologisches Handbuch" ist von F. Wüstenfeld herausgegeben worden (Göttingen 1854).

Ibn el-Athir, arabischer Geschichtschreiber, geb. 1160 zu Dschesire Ibn Omar am obern Tigris, später in Mosul ansässig u. gestorben daselbst i. J. 1233. Seine allgemeine Chronik, betitelt „El kamil", d. i. die Vollkommene, erstreckt sich bis 1230 u. beruht auf ausgebreiteten u. soliden Quellenstudien. Das ganze Werk ist im arabischen Original herausgegeben von C. J. Tornberg in 12 Bdn. (Upsala u. Leiden 1851—74).

Ibn el-Beitar (eig. Abdallah ibn Ahmed), der größte arabische Botaniker. Geb. in Malaga in Spanien, hielt er sich nach weiteren Reisen theils in Damaskus, theils in Kairo auf u. starb in Damaskus im J. 1248. Seine bekannteste Schrift führt den Titel „Materia

medica" („Ueber die einfachen Heil- u. Nahrungsmittel"), der er das Werk des Dioskorides zu Grunde legte. Schon früher im Abendland bekannt u. bearbeitet, ist dieses Werk von Jos. von Sontheimer vollständig ins Deutsche übersetzt worden (Stuttg. 1840—42, 2 Bde.).

Ibn el-Faridh (Omar, mit dem Beinamen Scheref ed-din), der größte mystische Dichter der Araber, war der Sohn des Oberrichters von Kairo u. daselbst 1181 geb. Den späteren Theil seines Lebens brachte er in völliger Abgeschiedenheit von der Welt zu. Er starb 1235 u. wurde am Fuße des Berges Mukattam begraben. Seine Gedichte werden noch heute auf das Höchste bewundert u. namentlich von den Sufis gelesen. Sie sind rein allegorisch u. besingen transcendentale Dinge unter dem Bilde von Wein u. Liebe u. in einer spielenden, an Wort- u. Sinnspielen reichen Kunstform. Die Sammlung dieser Gedichte od. der „Diwan" des J. el-F. erschien mit zwei arabischen Kommentaren in Paris 1855. Die berühmteste Ode od. „Karide" J. el F.'s, die sog. „Taïjah", welche in 761 Doppelversen das ganze Gebiet der Mystik umspannt, wurde von Hammer-Purgstall mit einer freilich sehr unvollkommenen Uebersetzung herausgegeben unter dem Titel: „Das arabische hohe Lied der Liebe" (Wien 1854).

Ibn Haukal, berühmter Reisender aus Bagdad. Noch in jungen Jahren verlor er bei einem Tumulte einen großen Theil seines Eigenthums u. entschloß sich, im J. 943 auf Reisen zu gehen, theils um wieder Vermögen zu sammeln, theils aber auch aus reinem Interesse an der Geographie. Er durchwanderte, fast immer zu Lande, das ganze mohammedanische Gebiet von Indien bis Spanien u. machte über alle Länder Aufzeichnungen u. Kartenentwürfe. Die detaillirte Beschreibung der einzelnen Länder, welche Istachri, ein anderer arab. Geograph, entworfen hatte, benutzte J. H. zu seinem eigenen Werke, welches wie das Grundwerk den Titel „Buch der Straßen u. Länder" führt. Da beide Werke ganz gleich angeordnet sind u. oft wörtlich übereinstimmen, so sind sie schon frühzeitig vermengt u. verwechselt worden. Erst neuerdings hat M. J. de Goeje das gegenseitige Verhältniß derselben u. der sie enthaltenden Handschriften ins Klare gebracht u. beide im arabischen Original herausgegeben (als 1. u. 2. Bd. einer „Bibliotheca geograph. arabicorum", Leiden 1871—1873). Die schon früher von W. Ouseley übersetzte u. dem J. H. zugeschriebene „Oriental Geographie" (Lond. 1800) ist eine persische Uebersetzung des Werks von Istachri.

Ibn Khaldun, Abu Seid Abderrahman, arabischer Historiker, geb. 1332 in Tunis, wurde schon im 21. Jahre in den Dienst seines Landesfürsten gezogen. Damit begann er eine lange, halb unfreiwillige u. höchst wechselvolle Laufbahn. Er diente als Diplomat od. Minister der Reihe nach den Meriniden von Fez, den Hafsiden von Bugia, den Abdalwaditen von Tlemsen sowie dem Könige von Granada. Im J. 1374 gelang es ihm endlich, sich in das Privatleben zurückzuziehen; nachdem er 4 Jahre unter dem Schutze eines Beduinenstammes gelebt, kehrte er 1378 in seine Vaterstadt Tunis zurück, von wo er sich, durch Hofintriguen vertrieben, 1382 nach Kairo begab. Hier widmete er sich nur der Wissenschaft u. der Lehrthätigkeit, doch wurde ihm zu verschiedenen Malen das Amt eines Großkadi der Malikiten übertragen. Im J. 1400 kam er im Gefolge des ägyptischen Sultans nach Syrien u. fiel dort dem Eroberer Timur in die Hände, wurde jedoch bald wieder von ihm ehrenvoll entlassen u. kehrte nach Kairo zurück, wo er 1406 starb. J. K. ist Verfasser einer Universalgeschichte, welche in eine allgemeine kulturhistorische Einleitung, in eine Geschichte der orientalischen Völker u. Dynastien u. in eine Geschichte der Berbern u. der von ihnen gebildeten Staaten in Nordafrika zerfällt. Dazu kommt noch eine sehr ausführliche Autobiographie. Der dritte Theil, welcher den größten geschichtlichen Werth hat, ist vom Baron de Slane arabisch edirt u. dann ins Französische übersetzt worden (Histoire des Berbères, 4 Bde., Alger 1852—56). Die Einleitung ist von Quatremère im Originaltexte herausgegeben u. von de Slane ins Französische übersetzt worden (3 Bde., Paris 1863—68). An Weite des Blicks u. Erkenntniß historischer u. nationalökonomischer Gesetze ragt J. K. in derselben weit über die gewöhnlichen Anschauungen seiner Landsleute hinaus u. nähert sich in überraschender Weise der modern europäischen Geschichtauffassung.

Ibn Tofeil, eigentlich Abu Bekr Mohammed ibn Abd el-Melik, arabischer Philosoph, Arzt u. Dichter aus Andalusien, lebte am Hofe des Almohaden Jusuf theils in Sevilla, theils in Marokko, u. starb an letzterem Orte 1185. Er war ein Schüler des Ibn Badscha u. schrieb über alle Gebiete der Philosophie. Am berühmtesten ist sein philosophischer Roman „Haij ibn Yokzan" (d. h. Lebendiger, Sohn des Wachenden), welcher die stufenweise Entwickelung eines Menschen schildert, der auf einer einsamen Insel ohne Erziehung u. Religion aufwächst u. blos auf dem Wege der Spekulation zur höchsten Erkenntniß u. Vollkommenheit gelangt. Zuerst von Pococke herausgegeben unter dem Titel „Philosophus autodidactus" (Oxford 1671), ist das Buch in verschiedene europäische Sprachen übersetzt worden, zuletzt deutsch von Eichhorn unter dem Titel „Der Naturmensch od. die Geschichte des Hai" (Berl. 1782).

Ibn Zohr ist der Name einer ausgezeichneten spanisch-arabischen Gelehrtenfamilie, aus der namentlich vier Aerzte berühmt geworden sind: 1) Abu Merwan Abd el-Melik, der lange im Orient studirte u. praktizirte u. sich zuletzt in Denia niederließ, ist Begründer des medizinischen Rufs der Familie; 2) sein Sohn Abu l-ala Zohr (gest. 1131) u. 3) dessen Sohn Abu Merwan Abd el-Melik (gest. 1162). Beide lebten in Sevilla u. standen in hohem Ansehen bei den dort residirenden mauritanischen Eroberern. Der Erstere brachte es sogar bis zum Minister. Beide hinterließen werthvolle medizinische Schriften; die des Sohnes sind unter dem Namen „Avenzoar" auch ins Lateinische übersetzt u. gedruckt worden. Des Letzteren Sohn ist 4) Abu Bekr Mohammed (1113—1199), der anfänglich auch in Sevilla lebte, dann aber einem Rufe des Almohaden Jakub nach Marokko folgte u. sein Leibarzt u. Minister wurde. Er hat auch als Dichter einen großen Ruf.

Ibo (Ebo od. Abo), Negerstaat am Niger-Delta, mit der gleichnamigen, in einer weiten, sumpfigen Ebene liegenden Hauptstadt (6000 E.), welche ehemals der Hauptstapelplatz des Sklavenhandels der Guineaküste war, jetzt hingegen das Emporium des Palmölhandels bildet.

Ibrahim Pascha, Vizekönig von Aegypten, ein Adoptivsohn des Vizekönigs Mehemed Ali (s. d.), geb. zu Kavalla (Rumelien) 1789, zeigte sich als bedeutender Feldherr zuerst 1819 in dem siegreichen Kampfe gegen die empörten Wahabi, worauf er zum Pascha von Mekka u. Medina ernannt wurde; 1825—28 befehligte er das ägyptische Heer in Morea, das er zwar verwüstete, aber nach der Schlacht bei Navarin räumen mußte. Von seinem Vater im Okt. 1831 zur Eroberung Syriens abgesandt, bemächtigte er sich sehr bald Palästina's, erstürmte 25. Mai 1832 St. Jean d'Acre, setzte sich dann in den Besitz von ganz Syrien u. brachte den Türken wiederholte Niederlagen bei. Auch mußte die Pforte im Frieden vom 4. Mai 1833 Syrien an Aegypten abtreten, worauf J. mit der Organisation der neuen Provinzen beauftragt ward. Bald aber brachen daselbst langwierige Unruhen u. 1839 auch wieder der Krieg mit der Türkei aus. Zwar schlug J. abermals das feindliche Heer aufs Haupt (24. Juni bei Nisib), doch hemmten die Großmächte die Verfolgung des Sieges u. zwangen J., Syrien wieder aufzugeben u. sich nach Aegypten zurückzuziehen. Seitdem lebte er scheinbar in Zurückgezogenheit, bis ihn die Altersschwäche Mehemed Ali's, der ihn schon lange zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, wieder mehr in den Vordergrund treten ließ. Auch ward J. noch bei Lebzeiten seines Vaters 1. Sept. 1848 in Konstantinopel mit dem Vizekönigthum belehnt; er starb aber bereits 9./10. Nov. 1848 zu Kairo. Ihm folgte zunächst Mehemed Ali's Enkel, Abbas Pascha (s. d.), dann sein ältester Sohn Said Pascha (s. d.).

Ibraïla (Braila), wichtige Handelsstadt Rumäniens mit 25,767 E. (1872), liegt am linken Ufer der Donau, 2 M. oberhalb der Mündung des Sereth in ebener Gegend, u. treibt vorzugsweise Flußschiffahrt, Fischerei u. Handel mit Weizen; einen bedeutenden Theil der Bevölkerung bilden die Juden.

Ibsambul (Ipsambul, Abu Simbel), Dorf in Unter-Nubien am linken Ufer des Nil, mit den größten Felsentempeln altägyptischer Baukunst, welche man mit Unrecht für Heiligthümer des Isis u. Osiris gehalten hat. Von den größeren sind 4 sitzende Figuren in den Felsen gehauen, 21 m. hoch, mit mehr als 2 m. großen Gesichtern. An den Pfeilern, welche die Vorhalle stützen, stehen Kolossalstatuen des Osiris

mit über der Brust gekreuzten Armen. Im innersten Heiligthum erheben sich vier riesige Götterbilder. Die Wände sind mit kunstvollen u. sehr realistischen bildlichen Darstellungen aus der ägyptischen Königsgeschichte geschmückt. An der Außenseite des kleineren Grottenbaues stehen 6 kolossale weibliche Figuren, getrennt durch Strebepfeiler mit Hieroglyphen. Die Hallen u. Seitengemächer zeigen auch hier die mannichfaltigsten Skulpturen. Diese großartigen Monumente, welche 1816 von Burckhardt entdeckt worden sind, werden Ramses II. Sesostris zugeschrieben.

Ibsen, Henrik, norweg. Dichter, geb. zu Skien im südlichen Norwegen 20. März 1828; war zuerst für den Apothekerberuf bestimmt, ließ aber schon als Student der Pharmazie in Christiania 1850 das dramatische Gedicht „Catilina“ erscheinen u. wurde 1851 Direktor des von Ole Bull gegründeten Nationaltheaters zu Bergen. Seine ersten Arbeiten für diese Bühne („Das Hünengrab“, „Die Johannisnacht“, „Frauer Inger auf Oesterad“, „Das Fest auf Solhaug“ ꝛc.) zeigten zwar noch den Einfluß seiner Vorbilder, aber auch schon seine außergewöhnliche Begabung für das Drama; 1857 übernahm I. die Leitung des Nationaltheaters in Christiania. Wie er jedoch hierbei Unglück hatte — das Theater fallirte —, so erging es ihm auch mit seinen Dichtungen. I. trat gegen Björnson in Schatten; weder seine „Recken von Helgeland“ noch seine „Thronprätendenten“ („Kongsemnerne“, wörtlich: Königskeime) konnten sich verdiente Geltung verschaffen, während seine, freilich bittere Satire auf das damalige gesellschaftliche Leben in Christiania, „Komödie der Liebe“, absichtlich mißverstanden ward. 1864 erhielt I. von der Regierung ein Reisestipendium u. ging nach Italien. In Rom entstand das Gedicht „Brand“ (Kopenh. 1865), das binnen Kurzem fünf Auflagen erlebte u. Veranlassung war, daß der norwegische Reichstag dem Dichter einen lebenslänglichen Jahrgehalt aussetzte. Seit er Italien verlassen, weilte I. eine Zeit lang in Dresden u. dann in Stockholm, wohnte auf Einladung des Vizekönigs von Aegypten der Einweihung des Suezkanals bei u. kehrte hierauf in seine Heimat zurück. Von seinen neuesten Dramen ist „Der Bund der Jünglinge“ hervorzuheben, welches Lustspiel zuerst in Kopenhagen unter großem Beifall aufgeführt wurde. I. schrieb anfänglich unter dem Pseud. Brynjolf Bjarme.

Ibykos aus Rhegium in Unteritalien, ein bedeutender griechischer Lyriker des 6. Jahrh. v. Chr., der eine Zeit lang zu Samos am Hofe des Polykrates lebte. Nach einer alten Sage, die Schiller in seinem bekannten Gedichte „Die Kraniche des I.“ behandelt hat, wurde er bei Korinth von Räubern erschlagen, seine Mörder aber dadurch entdeckt, daß späterhin einer derselben, in Erinnerung daran, daß der sterbende I. ausgerufen hatte, die gerade vorüberziehenden Kraniche würden seine Rächer werden, beim Anblicke eines Zuges von Kranichen sich die Aeußerung entschlüpfen ließ: „Sieh da, die Rächer des I.!“ u. so sich verdächtig machte. Von den Dichtungen des I., die im Allgemeinen denen seines Zeitgenossen Stesichoros verwandt waren u. unter welchen die erotischen Gedichte sich durch ihre leidenschaftliche Glut auszeichneten, sind nur Bruchstücke von geringem Umfange erhalten (bes. hrsg. v. Schneidewin, Gött. 1835; außerdem in mehreren Sammelausgaben griech. Lyriker).

„Ich“ heißt im philosophischen Sprachgebrauch das Selbstbewußtsein, sofern sich das denkende Subjekt als eine Einheit allen Dingen außer sich u. dem Gedanken selbst gegenüberstellt. Auf dem Begriff des „Ich“ beruht die ganze neuere Philosophie, seitdem Descartes (s. d.) den Satz: „ich denke, folglich bin ich“, als Grundlage aller Erkenntniß aufstellte. Dieser Satz will sagen: wenn ich auch Alles außer mir leugne od. für ungewiß halte, das bleibt doch gewiß, daß es ein denkendes u. zweifelndes Wesen giebt, denn ohne dies wäre das Denken u. Zweifeln nicht möglich. Das Organ des Denkens ist aber eben das Ich. Nachdem dieser Begriff auch von Kant untersucht worden war, wurde er von Fichte (s. d.) in der Wissenschaftslehre zum Prinzip der Philosophie erhoben, aber nicht als individuelles, sondern als allgemeines od. „reines Ich“, d. i. das Denken od. die Vernunft selbst, dem das „Nichtich“ als sein Gegensatz gegenübersteht. Die Untersuchung, wie dem „Ich“ zuerst das „Nichtich“ gegenübertritt (Thesis u. Antithesis), dann beide in Beziehung zu einander gerathen (Synthesis), hat auch auf die folgenden philosophischen Systeme (Schelling's u. Hegel's) einen tiefgreifenden Einfluß geübt.

Ichneumon (Manguste, Pharaonsratte, Herpestes ichneumon), ein 55 cm. langes Raubsäugethier aus der Familie der Viverren, gelblich grau, schwarz gesprenkelt u. mit einem schwarzen Büschel an der Spitze des körperlangen Schwanzes, lebt im nördlichen Afrika, bes. in Aegypten, wo es nach Art der Katzen als Mäusejäger in Häusern gehalten wird, sich indeß auch gegen das Federvieh schädlich erweist. Nach der Sage machte es sich durch Verzehren von Schlangen u. Krokodilseiern nützlich, u. es wurde deswegen wol auch zu den heilig gehaltenen Thieren der alten Aegypter gerechnet u. häufig auf Denkmälern dargestellt. Indessen sind die von dem J. erzählten Geschichten nicht wörtlich zu nehmen, am allerwenigsten die, daß es den Krokodilen in den Rachen kröche u. ihnen die Eingeweide ausfräße, wie die Alten allen Ernstes glaubten.



Nr. 3113. Das Ichneumon (Herpestes ichneumon).

Ichneumoniden, s. „Schlupfwespen“.

Ichthin ist eine noch wenig untersuchte stickstoffhaltige organische Substanz, welche von Frémy u. Valenciennes in den Eiern der Knorpelfische aufgefunden wurde.

Ichthyologie = Fischkunde (vom griech. ἰχθύς, Fisch). Von Ichthyologen, den wissenschaftlichen Bearbeitern dieses Theiles der Zoologie, sind nam. hervorzuheben: Peter Artedi, Marcus Elieser Bloch, Lacepède, Valenciennes u. Cuvier, als Verfasser größerer Werke; nächst dem Letzteren bes. Joh. Müller für Systematik, Agassiz für fossile Formen, Joh. Müller, Rathke, Hyrtl, Leydig, v. Siebold für Anatomie. Außerdem haben sich Heckel u. Kner als Faunisten europ. Süßwasserformen verdient gemacht (s. übrigens d. Art. „Fische“).

Ichthyophagen (griech., s. v. a. Fischesser), die Alten bezeichneten als solche verschiedene, denselben nur wenig bekannte Völker an entfernten Küsten, in Gedrosien an der Nordseite des Erythräischen Meeres, auf dessen Südseite an der NO.-Küste von Arabia felix, an der Westküste des Rothen Meeres u. s. w.

Ichthyosaurus (Fischeidechse), eine Reptiliengattung der Jurazeit, speziell des Lias, aus der Familie der Enaliosaurier od. Seeeidechsen, die mancherlei Uebergänge zu den Fischen zeigten. Wie man aus ihren fossilen Resten ersieht, hatten diese Thiere einen dicken Krokodilskopf mit langer, spitzer Schnauze, einen kurzen Hals, vier Ruderfüße, deren handartiger Abschnitt aus einzelnen rundlichen Knochen zusammengesetzt war u. ein plattes Ganze ohne Fingerabtheilungen bildete, u. einen verhältnißmäßig kurzen Schwanz. Ihr Riesenmaul barg 120–160 spitze, kegelförmige Zähne, zum Theil in einer Rinne längs der Kiefern, zum Theil in eigenen Zahnhöhlen, wie bei den Krokodilen. In den großen Augenhöhlen findet man einen knöchernen Ring, entsprechend ohne Zweifel dem



Nr. 3114. Ichthyosaurus communis.

Sklerotikalringe des Auges. Ihre Wirbel sind wie die der Fische gestaltet, sie hatten an 40 Rippenpaare mit einem Tförmigen Brustbein. Die schneckenförmig gewundene Gestalt eigenthümlicher Körper, die man häufig in ihrer Bauchhöhle findet u. ohne Zweifel als die Extremente der Ichthyosauren anzusehen hat, zeigt, daß ihr Darm, ganz wie der gewisser Fische, eine Spiralklappe besessen haben muß, während das Vorkommen zahlreicher Fischschuppen in diesen als „Koprolithen“ bezeichneten Massen über die Nahrung der Ichthyosauren Aufschluß giebt.

Ichthyosis, s. v. w. Schuppenkrankheit.

Ichthys (griech.); mit dem Bilde des Fisches selbst od. mit den Buchstaben ΙΧΘΥΣ wurde in der ältesten christl. Kunst Christus bezeichnet.

weil jenes Wort durch die Anfangsbuchstaben des Ausdrucks „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland" (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ) gebildet wird.

Icilius. Aus dem plebejischen römischen Geschlecht der Icilii, das im 5. Jahrh. v. Chr. sich an den Kämpfen zwischen den Patriziern u. Plebejern in hervorragender Weise betheiligte, sind zu nennen 1) Spurius J., der bei der Secession auf den Heiligen Berg 495 v. Chr. einer der Abgesandten des Volks an den Senat war u. im folgenden Jahre als Tribun ein Gesetz durchgebracht haben soll, das den Tribunen das Recht des ungehinderten Vortrags an das Volk sicherte. 2) Lucius J. Ruga, setzte als Tribun (456) mit seinen Kollegen beim Senat das Gesetz durch, das den Aventinischen Hügel den Plebejern überwies. Als 449 seine Braut Virginia, die auf Betreiben des Decemvirs Appius Claudius einer von dessen Klienten als seine Sklavin in Anspruch nahm, von dem Decemvir jenem zugesprochen u., um sie vor der Schande zu bewahren, von ihrem Vater Virginius getödtet worden war, veranlaßte J. zusammen mit Virginius die Erhebung des Volkes, welche die zweite Sezession auf den Heiligen Berg zur Folge hatte. Nach der Aussöhnung zum Tribun erwählt, bewirkte er einen Amnestiebeschluß für die Theilnehmer an der Erhebung gegen die Decemvirn.

Ickelsamer, Valentin (auch Ickersamer od. Ickelshaimer), ein Schüler Luther's zu Wittenberg, der sich indeß 1522 an Karlstadt anschloß u. sich nach dessen Entfernung von Wittenberg als Schulmeister zu Rothenburg an der Tauber niedergelassen haben soll. Er schrieb außer zwei deutschen Grammatiken eine heftige Schrift gegen Luther zu Gunsten Karlstadt's, so daß der Kurfürst Johann von Sachsen 1530 eine Art Steckbrief wider ihn erließ.

Icolmkill, Hebrideninsel, s. „Jona". **Iconium,** s. „Konieh".

icterisch, s. „ikterisch", gelbsuchtig; Icterus, s. „Ikterus", Gelbsucht (s. d.).

Ictinus od. Iktinos, ein Baumeister in Athen, der zur Zeit des Perikles sich Ruhm erworben hat durch den von ihm u. Kallikrates im Zeitraum von 16 Jahren gebauten Parthenon (s. „Athen", Bd. I S. 1198), über welchen er auch eine Schrift verfaßt hat. Nach seinem Plan wurde auch der große dorische Tempel der Mysterien zu Eleusis u. der dorisch-ionische Tempel des Apollo bei Phigalia in Arkadien gebaut.

Ictus (lat., d. i. Schlag, Taktschlag) pflegt man in neuerer Zeit in der Metrik diejenige Arsis zu nennen, welche für mehrere zu einer Einheit verbundene Versfüße die Hauptarsis ist.

ICtus, Abkürzung nach dem lat. Jure od. Juris consultus, ein Rechtsgelehrter.

Ida. 1. Der höchste, dreigipfelige Berg des die Insel Kreta von W. nach O. durchziehenden Gebirges, ziemlich in der Mitte derselben gelegen, 2400 m., nach Anderen 2558 m. hoch u. fast stets mit Schnee bedeckt (j. Psilorati od. Monte Giove). Er galt im Alterthum neben anderen Bergen für die Geburtsstätte des Zeus, ziemlich allgemein aber für den Ort, an dem Zeus die erste Zeit seiner Jugend verlebte. 2. Wald- u. quellenreiches Gebirge in Mysien (noch j. J. od. Kaz-Dagh), das sich über dem Adramyttischen Meerbusen auf dessen Nordseite erhebt u. in dem Gipfel Gargaros eine Höhe von 1550 m. erreicht.

Idaho, Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt zwischen 42° u. 49° n. Br., wird im O. von Montana u. Wyoming, im S. von Utah u. Nevada, im W. von Oregon u. Washington u. im N. von den brit. Besitzungen begrenzt u. hat auf 1058,9 □M. eine Bevölkerung von 20,583 Seelen (1870). Das ganze Gebiet wird von Gebirgszügen der Rocky Mountains durchzogen, welche sich bis 2300 m. erheben; im S. u. W. finden sich ausgedehnte, mit Prairien bedeckte Hochebenen. Die Flüsse gehören zum Gebiet des Columbia; unter ihnen ist der bedeutendste der Snake River, welcher in einem weiten Bogen den südl. Theil J.'s durchfließt, auf eine lange Strecke die Grenze mit Oregon bildet u. den Salmon- u. Clearwaterriver aufnimmt; die nördlichen, an Seen reichen Landschaften durchschneiden der Coeur d'Alene u. der Pend d'Oreille River. Das Klima ist im S. u. W. sehr trocken, Stürme sind häufig u. die Winter in den Gebirgen überaus streng u. schneereich. Die Bevölkerung besteht aus 10,618 Weißen, 60 Farbigen, 4274 Chinesen u. 5631 Indianern. Letztere gehören im S. dem Stamme der Schoschoni, welche vorzugsweise von der Büffeljagd leben, im N. größtentheils dem der Nezpercés an, für welche der in den Flüssen massenhaft vorkommende Lachs das wichtigste Nahrungsmittel ist. Zwei große Reservationen schließen die meisten von ihnen ein. Da die klimatischen Verhältnisse des Landes nur auf geringe Strecken den Anbau von Gerste, Hafer u. Weizen gestatten, so ist die seßhafte Bevölkerung fast ausschließlich auf Minenarbeit angewiesen. Seit 1852 ist in dem Gebiete des Pend d'Oreille, Clearwater u. oberen Salmon auf verschiedenen Stellen Gold in beträchtlichen Quantitäten entdeckt worden, u. infolge dessen hat die chines. Einwanderung aus Kalifornien, bes. nach 1864, sehr stark zugenommen. Außerdem finden sich noch Kupfer, Quecksilber, Zinn u. Steinsalz. Im J. 1873 sind an Gold u. Silber in J. für 2,695,880 Doll. gewonnen worden. Die an mehreren Orten entdeckten Kohlenlager harren noch der Ausbeute. Unzweifelhaft wird sich die Kultur dieses Territoriums bedeutend heben, wenn die den N. durchschneidende Nord-Pacificbahn vollendet sein wird. — Hauptstadt ist Boisé City mit 995 E. am gleichnamigen Flusse; Mittelpunkt eines wichtigen Minendistrikts ist Silver City mit 599 E. im SW. des Landes.

Idalium, Vorgebirge u. Stadt auf der östlichen Seite der Insel Cypern, mit einem Tempel u. Hain der Venus, die daher den Beinamen Idalia führte. Hier fiel Adonis durch einen Eber.

Idarwald, ein dem Plateau des Hunsrückens aufgelagertes Gebirge, welches die Wasserscheide zwischen Nahe u. Mosel bildet, erhebt sich in den Zwei Steinen 771 m. u. im Steingerüttel 765 m.

Idas. Unter mehreren griech. Heroen dieses Namens ist der berühmteste der Sohn des Aphareus u. der Arene, der mit seinem Bruder Lynkeus für die messenische Sage ein ähnliches Bruderpaar bildet wie die Dioskuren für die lakedämonische. Seine Gattin war Marpessa, Tochter des Euenos; um sie zu gewinnen, hatte er sogar einen Kampf mit Apollon gewagt, der ebenfalls um die Jungfrau warb; aber Zeus hatte den Kampf beigelegt u. der Marpessa die Wahl gelassen, so daß dieselbe sich frei für J. entscheiden konnte. J. u. Lynkeus, die nach dem Vater auch mit dem Namen der Apharetiden (Apharetiaden) bezeichnet werden, nahmen auch zusammen am Argonautenzuge sowie an der kalydonischen Jagd Theil u. fanden mit einander ihren Tod in einem Kampfe mit den Dioskuren (ihres Oheims Tyndareos Söhnen).

Iddä, Negerstaat am unteren Niger, nördl. von Ibo, mit thatkräftigen Bewohnern, die mit ihren stark besetzten Kriegsbooten den Fluß weithin beherrschen. Der durch lebhaften Handel blühende gleichnamige Hauptort liegt auf einem unmittelbar aus dem Niger aufsteigenden Sandsteinfelsen, unweit der Stelle, wo der Fluß aus dem Gebirge in das Flachland tritt.

ideal (von dem lat. Eigenschaftswort idealis) heißt zunächst das in der Vorstellung Bestehende gegenüber dem Realen (d. h. Sachlichen, Wirklichen). Gewöhnlich aber braucht man J. als Hauptwort („das J.") gleichbedeutend mit dem platon. ἰδέα, d. h. Urbild. Wenn man sich alle Vorzüge, die eine Person od. ein Ding haben kann, in einem Gesammtbilde vereinigt denkt, so hat man die Idee, das J. der betreffenden Person od. Sache. Streng genommen existirt ein solches nur in der Vorstellung, doch pflegt man minder genau auch solche Personen od. Dinge „J.e" auf ihrem Gebiete zu nennen, die der Vollkommenheit in hohem Grade nahe kommen. So nennt man z. B. Sokrates das J. der Weisen, den Apollo von Belvedere das J. einer Jünglingsgestalt u. s. w. J. ist dann so viel als „Musterbild, höchstes Vorbild". Die Gesammtheit aber der J.e macht das Gebiet der Idealität aus, d. i. den Zustand der Dinge, in welchem sie vollkommen ihrer „Idee" entsprechen, im Gegensatz zu der Realität, dem Reich der Wirklichkeit.

Idee u. **Idealismus.** J. (griech. ἰδέα, d. i. „Anblick") wird jetzt ausschließlich für Vorstellung überhaupt gebraucht, z. B. in der Wendung: „Ich habe keine J. von der Sache." Höchstens dehnt man den Sinn des Wortes noch auf ausgesprochene Gedanken aus, z. B. „es finden sich treffliche J.n in einem Buche." Einen anderen Begriff aber hatte das Wort daneben noch bei den griech. Philosophen. Seit Plato hießen nämlich J.n die Urbilder der Dinge, in denen alle Merkmale derselben in höchster Vollkommenheit vorhanden sind. Nicht blos den guten u. schönen Dingen liegen solche Urbilder zu Grunde, sondern auch den schlechten u. häßlichen. Denkt man sich z. B. alle Merkmale eines Tyrannen in höchster Ausbildung auf eine Person vereinigt, so hat man die „J. eines Tyrannen" (vergl. oben „Ideal"). Dabei aber erklärte Plato diese Gattungsbegriffe für wahrhaft existirende Musterbilder, nach denen die unvollkommenen Abbilder geschaffen sind. Aristoteles hingegen erklärte die „J.n" für etwas in den Dingen selbst Liegendes, was durch Denken u. Erfahrung in den Menschengeist übergeführt wird. Die stoische Philosophie endlich lehrte, daß den J.n an sich gar keine Wirklichkeit zukomme, daß sie vielmehr nur auf Grund der Betrachtung der Dinge verstandesmäßig abgeleitet werden. Letztere Ansicht, der Nominalismus, der die J.n für bloße Namen erklärt, hat das spätere

Mittelalter hindurch (zur Zeit der Scholastiker) in hitzigem Streit gestanden gegen den Realismus, der die J.n eben für Reales, d. i. für Wirklichkeiten, erklärte. Dieser ganze Streit lebte gleichsam wieder auf in der neueren Philosophie in dem Streit des Idealismus u. Realismus. Die Ansicht, daß eigentlich nur den Vorstellungen der Ideenwelt wahrhafte Wirklichkeit zugesprochen werden könne, ist in dieser Form nur selten nachhaltig vertreten worden, wohl aber in der abgeschwächten Gestalt, wonach zwar die Wirklichkeit der Außendinge nicht geleugnet, unsere Erkenntniß von ihnen aber durchaus von dem Maß u. Grad unserer Vorstellungen von ihnen abhängig gemacht wird. Eine mittlere Ansicht ist dann die, welche das Reich des Geistes (der J.n) u. das der sinnlichen Dinge od. Realitäten als zwei ganz getrennte Gebiete betrachtet: der sogen. philosophische Dualismus. Der schroffe Gegensatz gegen den Idealismus endlich ist der Materialismus, der nur der Materie Wirklichkeit zuerkennt u. die J. lediglich für ein mechanisches Erzeugniß des Gehirns erklärt. — Auf dem Gebiete der Kunst bezeichnet Idealismus die Richtung auf den geistigen Gehalt des Kunstwerks, auf die J., die sich in demselben ausprägen soll, dagegen Realismus die Richtung auf die genaue Darstellung der Wirklichkeit. Doch auch hier finden sich die Gegensätze selten in reiner u. konsequenter Gestalt; vielmehr strebt auch der gesunde Idealismus nach möglichster Naturwahrheit, nur daß er die Personen u. Dinge nicht in ihrer nackten u. alltäglichen Wirklichkeit darstellt, sondern er sucht sie zu idealisiren, d. h. sie bei aller Naturwahrheit doch zugleich als Träger höherer J.n hinzustellen.

Ideenassociation (von dem lat. associare, „vergesellschaften") nennt man die Verknüpfung verwandter Vorstellungen im menschlichen Denken. Sie ist theils willkürlich, d. h. ein Sichbesinnen, indem der Nachdenkende durch eine Vorstellung immer andere, verwandte weckt, theils unwillkürlich, indem uns bei der Betrachtung eines Dings die Erinnerung an andere, ähnliche kommt u. s. w. Auch in solchen Fällen, wo scheinbar Ungleichartiges rasch nach einander in der Vorstellung auftaucht, findet eine J. statt, nur daß uns die Mittelglieder nicht immer zum deutlichen Bewußtsein kommen. Der ganze Prozeß der Erinnerung beruht durchaus auf der J., daher die Mnemotechnik od. Gedächtnißkunst eigentlich nur eine Theorie der J. ist. Die Aufsuchung der Gesetze der J. bildet einen wichtigen Theil der modernen Psychologie od. Seelenlehre.

Ideler, Christian Ludwig, Astronom u. Chronolog sowie Linguist u. Literarhistoriker, geb. als Predigerssohn zu Großbreese bei Perleberg 21. Sept. 1766, war seit 1794 königl. Astronom für die Berechnung der Kalender in Berlin, 1816—22 Lehrer der Prinzen Wilhelm (nachmaligen Königs u. Deutschen Kaisers) u. Karl, sowie Studiendirektor des Kadettencorps, seit 1821 Professor in der philosophischen Fakultät, u. starb zu Berlin 10. Aug. 1846. Die preuß. Akademie der Wissenschaften wie das Franz. Institut hatten ihn zu ihrem Mitglied ernannt. Er gab u. A. heraus: „Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten" (Lpz. 1806); „Untersuchung über den Ursprung u. die Bedeutung der Sternnamen" (Berl. 1809); „Handbuch der mathematischen u. technischen Chronologie" (2 Bde., ebd. 1825—26); „Lehrbuch der Chronologie" (ebd. 1831); „Die Zeitrechnung der Chinesen" (ebd. 1839); „Handbuch der engl. Sprache u. Literatur" (mit Nolte, 2 Bde., ebd. 1791; 4. Aufl. 1832, ein 3. Theil von seinem Sohne, 1838); „Handbuch der franz. Sprache u. Literatur" (mit Nolte, 2 Bde., ebd. 1793, ein 3. Bd. von seinem Sohne, 5. Aufl., bearbeitet von Boltz, 1854).

Ideler, Karl Wilhelm, verdienter Irrenarzt, geb. zu Benditsch in der Mark 25. Okt. 1795, war Professor an der psychiatrischen Klinik u. Direktor der Abtheilung für Geisteskranke in der Charité zu Berlin u. starb zu Kumlosen 29. Juli 1860. Von seinen Werken sind zu nennen: „Anthropologie" (Berl. 1827); „Grundriß der Seelenheilkunde" (ebd. 1835—38, 2 Bde.); „Biographien Geisteskranker" (ebd. 1841); „Allgemeine Diätetik für Gebildete" (ebd. 1847); „Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns" (Halle 1848—50, 2 Bde.); „Der Wahnsinn in seiner psychologischen u. sozialen Bedeutung" (Bremen, I. Bd., 1848) u. „Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie" (Berl., 1. Aufl., 1857).

idem (lat.), ebenfalls, dasselbe.

identifiziren, gleichmachen, zwei Dinge unter einen Begriff bringen.

identisch, gleichbedeutend, einerlei, ein u. dasselbe.

Identität, Wesenseinheit, völlige Uebereinstimmung.

Identitätsphilosophie bezeichnet die modernen philosophischen Systeme (bes. Schelling's u. Hegel's), welche lehren, daß alle die großen

Gegensätze des Denkens u. der Erfahrung, wie Geist u. Stoff, Subjekt Objekt u. s. w., auf ein letztes gemeinsames Prinzip (das absolute Sein) zurückgehen, also nicht wirklich Gegensätze, sondern im letzten Grunde identisch seien.

Ideologie od. Ideenlehre ist der bei den Franzosen gebräuchliche Ausdruck für Metaphysik. Bei der Abneigung der Franzosen gegen die systematische Philosophie hat das Wort einen üblen Nebenbegriff bekommen. Ein Ideolog ist ein der praktischen Wirklichkeit abgewandter Träumer, der nur nach vorgefaßten Ideen urtheilt, fast genau entsprechend unserem „Doktrinär".

id est, abgekürzt i. e. (lat.), das ist, das heißt, so viel wie.

Idiographum (griech.), eigene Handschrift od. Unterschrift. Idiographisch, eigenhändig.

Idiom (griech.), die einem gewissen Lande eigene Mundart; allgemeiner, jede eigenthümliche Sprachweise.

Idiosynkrasie, s. „Ekel."

Idiot (griech.), bezeichnete ursprünglich einen der Staatsgeschäfte unkundigen Mann der niederen Volksklasse, jetzt meist einen Menschen von sehr beschränkten Geistesgaben, einen Tropf, Dummkopf.

Idiotikon, ein Wörterbuch, die eigenthümlichen, nur in einer gewissen Gegend gebräuchlichen Wörter u. Redensarten enthaltend.

Idiotismus, ein unregelmäßiger, nur in einer gewissen Gegend gebräuchlicher Ausdruck, eine dialektische Spracheigenheit.

Idistavisus (nach J. Grimm Idisiaviso, = Jungfernwiese, Jungfernheide) heißt bei Tacitus die Thalebene an der Weser, wo Germanicus 16 n. Chr. den Arminius besiegte. Man hat ihre Lage verschiedentlich zu bestimmen gesucht, früher unterhalb Bremen, in neuerer Zeit mit größerer Wahrscheinlichkeit in der Gegend von Minden.

Idokras, auch Vesuvian u. Egeran genannt, ein Mineral, welches bisweilen in einzelnen, vollkommen ausgebildeten, säulenförmigen, mehr noch in zu Drusen verwachsenen Krystallen des tetragonalen Systems vorkommt u. seiner chemischen Zusammensetzung nach ein Kalk-Thonerdesilikat darstellt. Der J. besitzt Fett- bis Glasglanz, ist durchsichtig in allen Graden u. wird meist in grünen, gelben, braunen bis schwarzen Farben, auch himmelblau bis spargelgrün angetroffen; seine Härte ist = 6,5, sein Eigengewicht = 3,34 bis 3,44. Die braunen Varietäten des J. von Haslau bei Eger in Böhmen werden Egeran, die blauen von Soudland in Norwegen Cyprin u. die einförmig-typischen vom Flusse Wilui in Sibirien Wiluit genannt. Die schön grün u. braun gefärbten Abarten werden zu Schmucksteinen verschliffen, auch zu Gemmen verwendet u. kommen dann unter dem Namen italienische Hyazinthe in den Handel, obschon sie geringerer Härte wegen auf diesen Namen keinen Anspruch haben.

Idol (lat.), ein verehrungswürdiger Gegenstand, ein Abgott, ein Götzenbild. — **Idolatrie** od. auch Idololatrie, Götzendienst, Bilderverehrung, Abgötterei.

Idomeneus, Sohn des kretischen Königs Deukalion u. Enkel des Minos, einer der vor Troja kämpfenden griech. Helden, von Späteren auch unter den Freiern der Helena genannt. Zusammen mit seinem Neffen Meriones führte er die Streitkräfte der Kreter auf 80 Schiffen nach Troja u. zeichnete sich dort als einer der tapfersten Helden aus. Er war einer der Wenigen, die nach Troja's Fall glücklich in die Heimat zurückkehrten. Auf der Heimfahrt gelobte er während eines Sturmes, im Falle der Rettung das zu opfern, was ihm bei der Landung zuerst entgegenkommen würde. Als er nun landete, kam ihm sein eigener Sohn zuerst entgegen, u. dieser ward deshalb von ihm zur Erfüllung des Gelübdes geopfert (nach Anderen blieb es bei der bloßen Absicht). Infolge dieses Frevels brach dann eine Pest aus, als deren Veranlasser J. von den Kretern vertrieben wurde u. nach Italien floh, wo er sich auf dem Salentinischen Vorgebirge in Calabrien ansiedelte; späterhin ging er an die Küste Kleinasiens nach Kolophon u. soll dort auf dem Berge Kerkaphos begraben worden sein. Eine andere Ueberlieferung aber läßt den J. mit Meriones nach seiner Rückkehr von Troja in Kreta bleiben u. in seiner Heimat sterben, wie man denn auch bei Knossos das Grab der Beiden zeigte.

id quod interest (lat.), das, um was es sich handelt, woran gelegen ist.

Idria, durch ihre Quecksilberbergwerke berühmte Bergstadt im westlichen Theile des österreichischen Herzogthums Krain mit 3960 E. (1869), liegt in einem von dem gleichnamigen Flusse durchströmten Thale u. treibt nebenbei noch Leinwand- u. Seidenweberei. Die Entdeckung des Zinnobers fällt in das Jahr 1497; an Quecksilber sind hier 1870 7392 Ctr. produzirt worden. Der Hauptstollen mündet unweit des

1527 von den Gewerken erbauten Schlosses Gewerkenegg, in welchem sich das Bergamt befindet.

Idstedt, Dorf, 1 M. im N. der Stadt Schleswig, bekannt durch die Schlacht 24.–25. Juli 1850 zwischen den Schleswig-Holsteinern unter Willisen u. den Dänen unter Krogh. Am ersten Gefechtstage waren die Deutschen siegreich, konnten aber der überlegenen feindlichen Artillerie nicht widerstehen u. mußten einer Umgehung durch den Rückzug nach Rendsburg ausweichen.

Idumäa u. **Idumäer** sind die späteren Namen für das biblische Land Edom u. das Volk der Edomiter, deren Wohnsitz das Gebirge Seir im Süden des Todten Meeres war. Sie setzten sich dort fest nach Unterwerfung u. allmählicher Verdrängung des höhlenbewohnenden Urvolkes der Horiter. Die Natur des überaus wilden u. klüftereichen Gebirgslandes gestattete auch den J.n nicht, eine seßhafte Lebensweise zu führen. Lange Zeit galt von ihnen das Wort Isaak's (1. Mos. 27, 40), daß sie von ihrem Schwerte leben, d. h. das Leben umherschweifender, jagd- u. beutelustiger Beduinen führen sollten. Als solcher erscheint auch Esau selbst, welcher zuerst den Beinamen Edom (d. h. roth) führte, bei seiner Begegnung mit Jakob (1. Mos. 32, 6 ff.). Erst die weitere Ausdehnung ihres Gebietes, im Süden bis Aelath, d. i. die Nordspitze des Schilfmeeres, brachte die J. in den Besitz fruchtbaren Ackerlandes, u. in den Zeiten ihrer Blüte wurden sie mit ihrer unzugänglichen Hauptstadt Säla (d. i. Fels), dem späteren Petra, zu einer drohenden Macht für das Volk Israel, mit dem sie fast unausgesetzt in erbitterter Feindschaft lebten. Ihr Reich, aus der Verbindung von 11–12 Stämmen entstanden, hatte lange vor dem israelitischen Königthum Fürsten, welche wahrscheinlich aus Wahl hervorgingen, da sie verschiedenen Orten entstammten. Bei dem Einzug der Israeliten in Kanaan fühlte sich der König von Edom mächtig genug, die Bitte des Moses um freien Durchzug abzuschlagen, wodurch die Israeliten zur südlichen Umgehung des Landes genöthigt wurden. Erst der israelitische König Saul kam mit den J.n in feindliche Berührung. Einen wahren Verzweiflungskampf aber führten sie mit König David. Schließlich wurden sie 18,000 Mann stark von David's Feldherrn Joab im Salzthal (südlich vom Todten Meer) aufs Haupt geschlagen u. binnen 6 Monaten fast alle streitbaren Männer ausgerottet, auch eine israelitische Besatzung zu dauernder Bezwingung in das Land gelegt. Salomo gelang es, den edomitischen Hafen bei Aelath am Rothen Meere für seine Seefahrten mit den Phönikern zu nützen. Bei der Theilung der Königreiche Juda u. Israel fiel J. natürlich an das südliche Reich Juda u. wurde von jüdischen Statthaltern verwaltet. Doch scheinen als solche zeitweilig auch eigne edomitische Vasallenkönige gedient zu haben. Erst unter dem jüdischen Könige Jehoram (ca. 890 v. Chr.) gelang es den Edomitern, das Joch der Judäer abzuschütteln, u. sie blieben nun selbständig, bis sie Amazjah von Juda, ca. 830 v. Chr., durch eine Schlacht im Salzthal u. die Eroberung ihrer Festung Säla abermals unterwarf u. Usia (811 bis 759) den Hafen von Aelath wieder an Juda zurückbrachte. Während der schweren Bedrängniß des jüdischen Königs Ahas durch die verbündeten Syrer u. Israeliten benutzten auch die Edomiter die Gelegenheit zum Abfall u. sogar zu einem Einfall in Juda, scheinen aber dafür in Abhängigkeit von den Syrern gerathen zu sein, welche den Hafen von Aelath eroberten u. nach Vertreibung der Juden für sich behielten (um 740 v. Chr.). Diese Uebermacht der Syrer endigte zwar bald mit ihrer Unterwerfung durch die Assyrer (732 v. Chr.) u. die Edomiter erfreuten sich längere Zeit der Unabhängigkeit, aber sie geriethen gleich ihren Nachbarn im Anfang des 6. Jahrh. vor Chr. unter die Botmäßigkeit Nebukadnezar's. An ihrer feindseligen Gesinnung gegen Juda änderte dies nichts. Die gleichzeitigen jüdischen Propheten weissagten ihnen die grimmigste Rache dafür, daß sie sich des Falles Jerusalems (588) gefreut, die jüdischen Flüchtlinge niedergehauen u. wahrscheinlich auch den südlichen Theil des Landes an sich gerissen hatten. Zugleich ergiebt sich aus diesen Schilderungen, daß damals in Edom nicht blos Macht u. Reichthum durch den Karawanenhandel, der Arabien mit dem Norden, Aegypten mit dem Nordosten verband), sondern auch höhere Bildung, bes. in den Städten Maon, Bosra u. Teman, ihren Sitz hatte. – In der Zeit nach dem Exil der Juden finden wir J. im südlichen Theile von Juda. Die alte Feindschaft gegen die Juden loderte noch einmal empor, als den jüdischen Makkabäern die Befreiung von dem Joche der Syrer gelang. Sie wurden aber von dem Hohenpriester Johannes Hyrkanos (135–105 v. Chr.) gänzlich bezwungen u. sogar zur Annahme der Beschneidung u. des jüdischen Gesetzes genöthigt. Seitdem stand J. unter einheimischen Statthaltern, bis einer derselben, Antipater, 47 v. Chr., von Cäsar zum Dank für geleistete Dienste als römischer Prokurator von Judäa eingesetzt wurde. So waren die idumäischen Fürsten sogar auf den Thron Juda's gelangt, u. Antipater's Sohn, Herodes d. Gr. (s. d.), vereinigte noch einmal fast das ganze Reich Israel unter seinem Scepter. In dieser Zeit war übrigens der Name J. nur noch auf den Süden des eigentlichen Palästina beschränkt. Das alte Stammland der Edomiter war ca. 300 v. Chr. in das Reich der Nabatäer unter arabischen Fürsten aufgegangen u. galt in der römischen Kaiserzeit als ein Theil des Steinigen Arabien (Arabia petraea). Unter römischer Herrschaft (s. 105 n. Chr.) erlebte es nochmals eine glänzende Nachblüte, von der zahlreiche römische Bauten, vor Allem die wunderbaren Ruinen von Petra (an der Stelle des alten Säla), mit ihren in den glatten Felsen eingehauenen prachtvollen Grabstätten Zeugniß ablegen. Seit dem 4. Jahrh. n. Chr. verschwand die Stadt u. das Land aus der Geschichte.

Iduna, in der nordischen Mythologie eine der Asinnen, die Tochter Iwald's, eines Stammvaters des Zwergengeschlechtes, u. Gemahlin Bragi's, des Gottes der Dichtkunst. Sie bewahrt in einer Büchse die goldenen Aepfel, welche die Götter speisen, wenn sie das Alter herannahen fühlen, um dadurch wieder jung zu werden. Einst hatte Loki diese Büchse u. die Hüterin derselben geraubt u. sie dem Riesen Thiassi übergeben, der sie in einem Walde hütete. Die Asen wurden nun alt u. grau u. bedrohten deshalb Loki mit dem Tode. Dieser flog als Falke nach Jötunheim, verwandelte Iduna in eine Schwalbe, nahm sie in seine Krallen u. flog mit ihr davon. Thiassi aber fliegt ihnen als Adler nach, schon ist er ganz nahe, da nehmen die Asen, als der Falke an der Mauer Asgard's sich niederläßt u. jener ihn eben ergreifen will, Späne u. zünden diese an; der Adler aber versengt seine Flügel, fällt zu Boden u. wird von den Asen getödtet. Die ganze Sage ist eine Allegorie auf den wiederkehrenden Frühling: im Winter wird Iduna von dem Riesen geraubt u. die Götter altern, im Frühjahr kehrt sie mit den Schwalben wieder, die Götter können wieder von den Aepfeln essen u. verjüngen sich.

Idyll (vom griech. εἰδύλλιον = Bildchen, weshalb es richtiger „das J." heißt als „die Idylle") ist der Name einer besonderen Dichtungsgattung, welche, dem Epos nahe verwandt, mit kindlich-naiver Auffassung u. in behaglichem, gemüthlichem Tone Zustände des einfachen Naturlebens zur Darstellung bringt, wie es einer durch Kultur verfeinerten Zeit als das ideale, durch Unschuld u. Bedürfnißlosigkeit der Menschen sich auszeichnende Leben eines früheren glücklichen Zeitalters erscheint. Das J. nimmt naturgemäß mit Vorliebe den Stoff für seine Schilderungen aus dem ländlichen Leben, besonders aus dem der Hirten, Fischer u. Jäger; mit Unrecht hat man aber bisweilen gemeint, das Gebiet dieser Dichtungsgattung ausschließlich auf solche ländliche Gedichte beschränken zu sollen. Meistens bildet das J. ein Gedicht von nur geringem Umfange u. nicht selten zeigt es dialogische Form, durch die es dann äußerlich an das Drama erinnert, von dem es sich aber durch das Fehlen einer wirklichen Handlung unterscheidet. Begründer des J.s als einer selbständigen Dichtungsgattung in der Literatur ist der griech. Dichter Theokritos (Anfang des 3. Jahrh. v. Chr.), neben dem noch seine Zeitgenossen Bion u. Moschos als Verfasser griech. J.en zu nennen sind. Unter den Römern war es besonders Vergil, der das griech. J. nachzuahmen versuchte, freilich ohne sein Vorbild zu erreichen; ihm schließen sich später Calpurnius u. Nemesianus an. Von den Römern ging das J. dann in die modernen Literaturen über, wo es namentlich bei den Italienern, Spaniern u. Portugiesen vielfache Pflege fand. Bei den Deutschen ward es durch Salomon Geßner zu einer süßlich sentimentalen, wenig gehaltvollen Dichtung, bis ihm durch Goethe, Voß u. Friedrich Müller sein ursprünglicher Charakter wiedergegeben wurde.

Ifferten, s. „Yverdun."

Iffland, August Wilhelm, geb. zu Hannover am 19. April 1759, wurde schon als Knabe, vorzüglich nachdem er einer Aufführung von Lessing's „Miß Sarah Sampson" beigewohnt hatte, von einer unbezwinglichen Neigung zur dramatischen Kunst eingenommen. Zwar versuchte sein Vater mit aller Macht diese Leidenschaft zu unterdrücken, allein als er am 21. Febr. 1777 ohne Erlaubniß desselben die Vorstellung eines Lustspiels Gotter's besucht hatte u. aus dem Theater nach Hause geholt werden sollte, verdroß ihn dies so, daß er entlief u. sich der Bühne zu widmen beschloß. Am 15. März 1777 trat er in der Rolle eines alten Juden in einem Lustspiele Engel's zu Gotha auf u. erntete reichen Beifall. Der Seiler'schen Hoftheatergesellschaft, welche zu Gotha spielte, folgte er nach Mannheim, machte (1781) mit „Albert von Thurneisen" den ersten gelungenen Versuch als Theaterdichter u. lernte auch Schiller kennen. 1785 machte J. eine Reise nach Lübeck u. Hamburg, 1792 auch nach der Schweiz. Inzwischen stieg durch seine Gastspiele sein Ruhm als ausgezeichneter

Komiker u. Charakterdarsteller immer höher. 1796 ward er zum Direktor des königl. preuß. Nationaltheaters zu Berlin u. 1811 zum Generaldirektor der königlichen Schauspiele ernannt, starb aber schon 22. Sept. 1814. Als dramatischer Schriftsteller ist J. der eigentliche Schöpfer des auf dem englischen Familienroman beruhenden rührenden Schauspiels, in welchem Stoffe u. Gestalten der bürgerlichen Familie entlehnt sind. Der ungeheure Erfolg, den seine Stücke fanden, zeigt am besten, wie treu er die damaligen Verhältnisse wiederzugeben verstand; sein Hauptverdienst ist die korrekte Schilderung der Wirklichkeit; künstlerische Auffassung u. Darstellung einer höhern sittlichen Welt u. einer idealen Menschennatur werden ganz vermißt.



Nr. 3445. August Wilhelm Iffland, geb. 19. Apr. 1759, gest. 22. Sept. 1814.

Von seinen zahlreichen dramatischen Dichtungen haben die beiden Schauspiele „Der Jäger" (1785) u. „Der Spieler" (1799), sowie das Lustspiel „Der Herbsttag" (1792) sich auf dem Repertoir erhalten, auch seine „Theorie der Schauspielkunst" (Berl. 1815, 2 Bde.) enthält viele praktische Winke. Seine theatralischen Werke erschienen in einer Auswahl Lpz. 1827 in 11 Bdn. u. ebd. 1844 in 10 Bdn.



Nr. 3446. Der Igel (Erinaceus europaeus).

Igel (Erinaceus europaeus), ein ca. 30 cm. langes Säugethier aus der Ordnung der Insektenfresser, Familie der Aculeaten (d. h. Bestachelten), ist oberseits mit Stacheln (andre Arten auch mit starren, stachelähnlichen Haaren) bedeckt, auf der Bauchseite normal behaart. Vermöge der starken Hautmuskulatur seines Rückens kann er sich ganz zusammenkugeln, wobei der langschnauzige Kopf, die dicken Beine, deren fünfzehige Füße kräftige Krallen haben, u. der kurze, behaarte Schwanz unter den nach allen Richtungen gesträubten Stacheln ganz verborgen u. vor den Bissen des Angreifers geschützt sind. Der **gemeine J.** bewohnt fast ganz Europa vom 63.° nördlich (Skandinavien) bis ins südliche Italien u. bis zum Kaukasus; in den Alpen kommt er noch in einer Höhe von 1800 m., im Kaukasus sogar bis 2200 m. vor, doch hält er sich lieber in Niederungen auf. Er führt da in Wäldern, Hecken, Gärten ein nächtliches Leben, hält Winterschlaf unter Moos u. Laub, nistet zwischen Steinen, in Erdlöchern, altem Gemäuer u. dgl. u. wirft im Mai od. Juni seine Jungen, die er sorgfältig auf Moos bettet. Oft hat das Männchen neben dem Familienneste noch eine Schlafstelle, wo es sich den Tag über aufhält. Am liebsten frißt der J. Mäuse, die er sehr geschickt zu beschleichen versteht, auch Ratten, Maulwürfe, junge Vögel, Frösche, Schlangen, bes. gerne Kreuzottern, deren Gift ihm nichts schadet, endlich auch Obst u. fleischige Wurzeln. Harmlos, wie er ist, kann man ihn in der Gefangenschaft halten, wo er sich als Mäusejäger nützlich macht. „Schweinigel" ist ein vulgärer Name, der sich durchaus nicht auf eine besondere, vom einem Hundsigel zu unterscheidende Abart beziehen läßt. Von anderen Arten sei nur der Borstenigel od. Tanrek (Centetes) von Ostafrika u. Madagascar erwähnt, der zwischen den Stacheln Borsten trägt u. keinen Schwanz hat.

Igelfische nennt man die Fischfamilie der Nacktzähner (Gymnodonta) aus der Ordnung der Haftkiefer, bei denen Kiefer u. Zwischenkieferknochen innig mit einander verwachsen sind. Ihre lederartige Haut ist mit Stacheln besetzt, die sie sträuben können; die schnabelartig vorragenden Kiefern tragen entweder oben u. unten einen großen, mit Schmelz bedeckten Zahn (Gattung Diodon), od. oben zwei u. unten einen (Gattung Triodon), od. auch oben u. unten zwei Zahnplatten (Tetraodon).



Nr. 3447. Der Igelfisch (...).

Eine Art dieser Fische, Tetraodon fahaca, lebt im Nil u. bleibt bei den Ueberschwemmungen häufig auf den Feldern zurück; alle übrigen Arten sind tropische Seefische. Bei ruhigem Wetter kommen sie an die Oberfläche des Wassers u. nehmen in ihren weiten Kehlsack, einen in den Schlund mündenden Behälter, Luft ein, wodurch sie sich so aufblähen, daß sie, den Bauch nach oben, auf dem Wasser umhertreiben (daher Ballon- od. Kugelfische).

Igelsäule, ein röm. Grabdenkmal im Dorfe Igel bei Trier, das sich aus weißgrauen Sandsteinquadern auf einer fast quadratischen Grundfläche von 5½ zu 4½ m. in mehreren, durch Gesimse von einander getrennten Abtheilungen, die reich mit Reliefdarstellungen verziert sind, bis zu einer Höhe von fast 24 m. erhebt. Ueber diesen Abtheilungen liegt ein Dach in Form einer geschwungenen Pyramide, bekrönt von einer Art Kapitäl, an den 4 Ecken mit menschlichen Gestalten verziert; darüber ist eine von einer kleinen Sphinxgestalt getragene Kugel angebracht, auf welcher sich ehemals ein Adler befand. Aus der verstümmelten Inschrift geht hervor, daß die Römer Secundinus Aventinus u. Secundinus Securus dies Denkmal ihrem verstorbenen Verwandten u. wahrscheinlich zugleich sich selbst bei Lebzeiten, u. zwar in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., gesetzt haben. Die schwer zu erkennenden u. eben so schwer zu deutenden Reliefs an den genau nach den 4 Himmelsgegenden gerichteten Wandflächen (die Hauptseite nach S.) enthalten Beziehungen der Personen, denen das Denkmal geweiht ist, zu mehreren mythologischen Sagen. Vergl. Kugler, „Kleine Schriften zur Kunstgeschichte", Bd. II, S. 70 ff.

Iglau, wichtige Industriestadt Mährens an der böhm. Grenze u. dem Flusse Iglawa gelegen, mit 20,112 E. (1869), Hauptort des gleich

namigen Kreises, hat ein Obergymnasium, zwei Unterrealschulen u. in der St. Jakobskirche ein hervorragendes Werk altdeutscher Architektur, die Bevölkerung ist größtentheils deutsch. Im Mittelalter war J. bedeutend durch seinen Bergbau, zur Stadt wurde es 1240 erhoben, durch flandr. Einwanderer kam die Tuchmacherei zur Blüte, welche jetzt noch das Hauptgewerbe des Ortes bildet; 1436 nahm hier im „Iglauer Vergleich" König Sigmund die Basler Kompaktaten an.

Iglesias de la Casa (José), span. Dichter, geb. 1753 od. 1754 zu Salamanca, gest. als Pfarrer ebendaselbst 1791, gehörte zu den Stiftern u. den hervorragendsten Mitgliedern des sogen. salamantinischen Dichterbundes, welcher sich die Neubelebung der span. Poesie durch das Studium u. die Nachahmung der klassischen Dichter des 16. Jahrh. zur Aufgabe setzte. Von den Dichtungen J.'s haben die humoristisch-satirischen, in denen er die Nationalfehler seiner Landsleute in witzigster Weise verspottet, den meisten Beifall gefunden u. werden noch heute gern gelesen. J.'s Werke erschienen in der ersten Gesammtausgabe (2 Bde.) 1798 zu Salamanca.

Ignatia, gleichbedeutend mit der Pflanzengattung Strychnos, von welcher man deshalb auch einen Ignatienbaum kennt, dessen Samen als Ignatiusbohnen in den Handel kommen. Der Name rührt von dem h. Ignatius her, weil sie durch dessen Jünger, die Jesuiten, zuerst bekannt gemacht wurden (vgl. Brechnuß).

Ignatieff, Nikolaus Pawlowitsch, russ. Diplomat, gehört einem orthodoxen Adelsgeschlechte des Gouvernements Twer an, wurde 1832 zu Petersburg geb., erhielt seine Erziehung im Pagencorps u. seine militärische Ausbildung in der Nikolajeff'schen Akademie für den Generalstab u. trat mit 17 Jahren in das Gardehusarenregiment ein. 1852 dem Generalstabe beigegeben, stand er bis zum Krimkriege beim Kommando des Gardecorps, während dieses Krieges aber beim Stabe des Generals Grafen Berg in Esthland, wurde 1855 Quartiermeister des balt. Corps sowie Flügeladjutant u. 1856 Militärattaché bei der Gesandtschaft in London. In letzterer Stellung machte er sich sehr bald durch sein Diplomatentalent so bemerkbar, daß er auf Vorschlag des Fürsten Gortschakoff 1857 als Chef einer Mission nach Khiwa u. Bokhara gesandt wurde. Ende 1858 kehrte J. nach Petersburg zurück, wo er zum Generalmajor à la suite des Kaisers ernannt ward. Durch den Erfolg jener Mission hatte er aber die Zufriedenheit Gortschakoff's in so hohem Grade erworben, daß man ihm schon 1859 eine wichtige diplomatische Mission nach China übertrug; seine bei dieser Angelegenheit vertretenen politischen Prinzipien sind noch gegenwärtig für die Beziehungen Rußlands zu China maßgebend. In Anerkennung seiner Dienste zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt, erhielt J. 26. Juli 1864 den wichtigen Posten eines Gesandten bei der Pforte. Im nächsten Jahre erfolgte seine Ernennung zum Generalleutnant u. im März 1867 seine Erhebung zum außerordentlichen Botschafter bei der Pforte. Vermählt ist er mit der Prinzessin Katharina Leonidowna Galitzin.

Ignatius, Bischof von Antiochien u. als Schüler des Johannes den sogen. apostolischen Vätern zugezählt, erlitt unter Trajan um 108 n. Chr. den Märtyrertod, indem man ihn bei öffentlichen Spielen in Rom wilden Thieren vorwarf. Auf dem Zuge dahin soll er die Briefe geschrieben haben, die eine der wichtigsten Quellen für die Kenntniß des Urchristenthums sind. Es sind deren 15, von denen hauptsächlich 7 in Betracht kommen, die wieder in einer längeren u. kürzeren Gestalt überliefert sind. Der Streit über die Echtheit u. ursprüngliche Form derselben ist zur Zeit noch nicht erledigt.

Ignatiusbohnen, s. „Brechnuß".

Ignis et aquae interdictio (lat.), d. i. die Verweigerung des Feuers u. des Wassers, die altröm. Form der Landesverweisung, durch welche die Benutzung des Feuers u. des Wassers auf vaterländischer Erde untersagt u. Jedermann überdies mit Strafe bedroht wurde, der sich eines so Geächteten anzunehmen wagte; diese Strafe zog zugleich den Verlust des röm. Bürgerrechts nach sich.

Ignorant (lat.), ein Unkundiger, Unwissender, Dummkopf.

Ignorantia (lat.), Unwissenheit, Nichtwissen, in rechtlicher Beziehung gleichbedeutend mit error, Irrthum. Das unter dem Einflusse einer irrigen Vorstellung Gewollte ist zwar wirklich gewollt, jedoch begründet der Irrthum in vielen Fällen Rechtsmittel zur Ausgleichung unverschuldeter Nachtheile. Hierbei ist zu unterscheiden zwischen Irrthum über Thatsachen, faktischem Irrthum (error, i. facti, u. Rechtsirrthum, Unkenntniß eines Rechtes od. Gesetzes (error, i. juris). Der erstere gilt in der Regel als verzeihlich, entschuldbar u. wird nur in den Fällen einer groben Nachlässigkeit vom Rechte nicht berücksichtigt. Bezüglich des zweiten gilt dagegen der Satz

Ignorantia juris nocet, der Rechtsirrthum schadet, wird nicht entschuldigt u. begründet deshalb keine Aenderung der unter seinem Einfluß entstandenen Rechtsverhältnisse, es müßte denn Gelegenheit zu besserer Belehrung vollständig gefehlt haben. Nur Minderjährigen u. in geringerem Umfange auch Frauen, Soldaten u. ganz unerfahrenen Personen wird der Rechtsirrthum auch in solchen Fällen nachgesehen, wo er Andern zum Nachtheil gereicht.

Ignorantiner, ein kathol. Orden, den Baptiste de la Salle 1724 in Paris stiftete, um die Volksbildung zu heben. Die Ignorantins od. Mitglieder der „Gesellschaft der christl. Lehre" stehen im Dienste der Jesuiten u. suchen bes. durch unentgeltlichen Unterricht bei den niedern Volksklassen Eingang zu finden. Nach ihrer Vertreibung aus Frankreich (1790) setzten sie ihre Thätigkeit in Italien fort, wurden dann von Napoleon I. wieder zugelassen u. sogar begünstigt. Seitdem breitete sich der Orden unter einem Generalsuperior zu Paris mächtig aus u. leitete gegen 700 Schulen. Auch in Deutschland fanden sie als „Schulbrüder" Eingang, sind aber seit dem Jesuitengesetz (4. Juli 1872) als ein den Jesuiten verwandter Orden gleichfalls dem staatlichen Mißtrauen verfallen.

Igualada, Stadt mit 15,000 E., in der ostspan. Provinz Barcelona in gebirgiger Gegend, am Flusse Noya gelegen, hat bedeutende Industrie in Baumwollenspinnerei, Kattun- u. Tuchweberei, Waffenfabrikation u. Gerberei. Im NO. erhebt sich der durch sein ehemaliges Benediktinerkloster berühmte Montserrat.

Iguanodon, eine jener ausgestorbenen Gattungen riesengroßer Landsaurier der Sekundärzeit, die man als Dinosaurier od. Großeidechsen, auch Pachypoden (Dickfüßer), zusammenfaßt u. die, der Beschaffenheit ihrer Knochen nach, einen Uebergang zu den Säugethieren bilden. Das I. anglicum des engl. Wealdenthones, seinem, dem der Leguane ähnlichen Gebiß nach wahrscheinlich ein pflanzenfressendes Thier, war ca. 24 m. lang. Merkwürdig ist es bes. durch seine eigenthümlichen Zähne; auf schmaler, innerseits mit dem Kiefer verwachsener Wurzel sitzt die breite, glatte, unregelmäßige Krone, deren zweischneidige Ränder gezähnelt sind. Der Schmelz deckt nur die Außenseite der Zähne, die also auch bei der Abnutzung eine scharfe Schneide behielten.

I. H. S., Abbreviaturzeichen der Jesuiten, aus den Anfangsbuchstaben des Namens „Jesus" bestehend ($H = \eta = e$).

Ikarios. 1. Heros der attischen Sage, der unter Pandion's Regierung den nach Attika kommenden Dionysos freundlich aufnahm u. dem der Gott dafür zum Danke mit Wein gefüllte Schläuche schenkte u. die Kenntniß des Weinbaues verlieh. Als J. freigebig von dem Weine einige Hirten hatte kosten lassen u. diese davon trunken geworden waren, wurde er von ihren an eine Vergiftung glaubenden Genossen erschlagen u. in den Brunnen Angyros gestürzt od. unter einem Baume begraben. Seine Tochter Erigóne od. Aletis fand nach langem Suchen, von dem treuen Hunde Mära geleitet, das Grab ihres Vaters u. erhängte sich bei demselben. Von Zeus od. Dionysos wurde sie dann als Jungfrau unter die Sterne versetzt, sowie J. als Bootes od. Arkturos u. der Hund Mära als Hundsstern. Die Athener aber strafte Dionysos durch eine Pest od. dadurch, daß er die Jungfrauen in eine Raserei versetzte, in der sie sich wie Erigone erhängten, weshalb man ihr zur Sühne ein Fest stiftete, bei dem ihr u. dem J. geopfert wurde. Nach J. hatte auch ein attischer Demos (Gau) seinen Namen. 2. Der Lakedämonier J., der Vater der Penelope, Sohn des Perieres (od. des Oebalos) u. der Gorgophone (od. der Bateia). Er wurde mit seinem Bruder Tyndareos von seinem Halbbruder Hippokoon aus Lakedämonien vertrieben u. zog nach Akarnanien, woselbst er nach der einen Ueberlieferung auch dann noch blieb, als Tyndareos nach der Tödtung des Hippokoon durch Herakles nach Sparta zurückkehrte, während er nach der andern mit Tyndareos wieder in die Heimat zurückkam. Es gab auch eine ganz abweichende Sage, der zufolge J. im Bunde mit Hippokoon den Tyndareos aus Lakedämonien vertrieb.

Ikarisches Meer hieß im Alterthum der südöstl. Theil des Aegäischen Meeres, der die Küste von Jonien, Karien u. Doris bespült, im S. an das Karpathische, im W. an das Myrtoische Meer grenzt u. die Inseln Samos, Ikaria, Patmos, Kos u. a. m. umschließt. Seinen Namen, den es der Insel Ikaria od. Ikaros verdankt, leitete die Sage von Ikaros dem Sohne des Dädalos her.

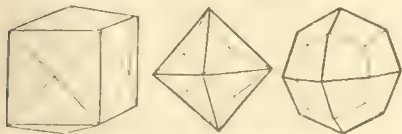
Ikăros. 1. Sohn des Dädalos. Er wurde mit seinem Vater, der dem Minos das Labyrinth erbaut hatte, in demselben von Minos

gefangen gehalten, weil Dädalos der Ariadne den Faden gegeben hatte, mit dessen Hülfe sich Theseus im Labyrinth zurecht fand. Als es ihnen gelungen war zu entkommen u. sie mit Flügeln, die Dädalos kunstvoll aus Federn zusammengesetzt hatte, über das Meer weg entflohen, nahm I. seinen Flug zu hoch, so daß die Sonne das die Federn zusammenhaltende Wachs schmolz u. er bei der Insel I. in das Meer hinabstürzte u. ertrank (s. Abb. Nr. 2143). 2. **I.** od. Ikaria, alter Name einer an der Westküste Kleinasiens nicht weit von Samos gelegenen langen u. schmalen Insel (j. Nikaria), auf der Ikaros, nachdem er bei derselben in das Meer gestürzt war, von Herakles begraben worden sein sollte.

ikonisch (griech.), d. i. ähnlich, nachgebildet. I.e Statuen, einem lebenden Originale ähnlich nachgebildete, bes. im Gegensatz zu kolossalen, in Lebensgröße ausgeführte Standbilder. Ikonographie, Beschreibung der zur Malerei u. Bildhauerei gehörenden Bilder, Bildsäulen u. anderen Denkmäler. Ikonoklastie, Bilderzerstörung. Ikonolatrie, Bilderanbetung. Ikonologie, Erklärung alter sinnbildlicher Denkmäler u. die Lehre von der moralischen u. religiösen Bedeutung der Bilder. Ikonomachie, Bilderstreit, u. Ikonomanie, eine an Fanatismus grenzende Verehrung der Heiligenbilder u. übertriebene Bilderliebhaberei.

Ikonostasis (griech. εἰκονοστάσις), die Bilderwand, die in den griech. kathol., bes. den russ. Kirchen den ganzen Chorraum von dem Raum der Gemeinde trennt, bis zum Gewölbe hinaufreicht u. gewöhnlich mit Heiligenbildern reich geschmückt ist.

Ikositetraëder, ein von 24 Flächen eingeschlossener regelmäßiger Körper, eine dem oktaëdrischen System angehörende Krystallform, bei welcher sich über den 8 Flächen des Oktaëders je von 3 Flächen od. über den 6 Flächen des Würfels je von 4 Flächen begrenzte flache Pyramiden erheben.



Nr. 3448—3450. Ikositetraëder.

Ikterus, s. „Gelbsucht". **Ilanb** u. **Iloof,** s. „Epheu".

Ilefeld od. Ilfeld, Flecken am südl. Abhange des Harzes in der Landdrostei Hildesheim preuß. Provinz Hannover mit 1100 E., hat ein berühmtes Pädagogium, welches 1550 aus dem hier 1190 begründeten Prämonstratenserkloster hervorgegangen ist.

Ilerda, das jetzige Lerida, im Alterthum die Hauptstadt der Ilergeten, am Flusse Sicoris im Tarragonäischen Spanien, wo 49 v. Chr. Cäsar die Pompejaner besiegte. Das zahlreiche Volk der Ilergeten bewohnte die Gegend nördl. vom Ebro, zwischen den Keltiberern, Vasconen u. Ausetanern.

Ileum, die zweite Hälfte des Dünndarmes.

Ileus (griech. εἰλεός, d. i. Darmverwickelung, bezeichnet jetzt nur das Symptom das Kothbrechens, welches bei verschiedenen Darmkrankheiten vorkommt. Am gewöhnlichsten wird das Kothbrechen verursacht durch Entzündung eines Darmstücks. Immer ist es ein sehr bedenkliches Zeichen, welches sofortige sorgfältige u. geschickte ärztliche Hülfe erheischt, die zur Aufgabe hat, den Darmkanal wieder wegsam zu machen. Nicht selten kann das nur durch eine Operation geschehen. Die neuerdings eingeführte Methode, den Darm einfach mittels eines Gummischlauchs u. eines Glastrichters mit viel lauem Wasser auszuspülen, bietet ein mildes Mittel, manche Darmverstopfungen zu heben, die früher weniger leicht zu beseitigen waren.

Ilex aquifolium, Hülsen, auch Hulst, Holst, Christ u. Myrtendorn, Kleebusch, Stechbaum, Stecheiche, Stechpalme, Palm od. Walddistel genannt, ist einer der wenigen immergrünen Bäume unsrer Zone aus der Familie der Aquifoliaceen, deren einzigen Vertreter er bei uns bildet. Er erreicht bei uns nur selten die Höhe von 10—13 m., wie in England, bleibt vielmehr nur strauchartig, macht aber in allen Gestaltungen einen höchst eigenthümlichen u. fremdartigen Eindruck durch das glänzend-grüne, distelartig bestachelte, wollige Laub, dessen lederartige Beschaffenheit eher an die Tropenwelt als an die gemäßigte Zone erinnert. Nur bei baumartigem Wuchse treibt die schöne Holzpflanze aus den Blattwinkeln zahlreiche weiße Blumen, aus denen später glänzendrothe Beeren entstehen, welche dem Baume eine sehr schöne Zierde werden. Wahrscheinlich ist die Pflanze ein Einwanderer, der vielleicht über England, als dasselbe noch mit Frankreich zusammenhing, aus Nordspanien zu uns kam, wo er ungemein häufig, bes. in Buchenwäldern, wächst. In Mitteleuropa, d. i. in der deutschen Flor, findet er sich in Westfalen u. geht durch die Nordseeländer bis Rügen, südwärts nach dem Schwarzwalde, wo er häufig angetroffen wird u. die vielgesuchten Stechpalmenstöcke liefert, nach den Moselgebirgen, den Vogesen, nach der Schweiz u. Oesterreich. In den Parkanlagen wird er als Zierpflanze in verschiedenen, durch die Blätter unterschiedenen Varietäten gezogen. Das Holz ist sehr hart u. wird deshalb von Schreinern u. Drechslern gesucht; aus der grünen Rinde kocht man im Schwarzwald einen Leim; die Blätter können wie in Paraguay der Mate (ebenfalls ein I.), d. h. als Surrogat des chines. Thees, verwendet werden, während man den Strauch seiner dornigen Beschaffenheit willen hier u. da zu Hecken benutzt, obschon er nur langsam wächst. Andere verwandte Arten aus China, Ostindien, Japan und Nordamerika sind neuerdings in unsere Parkanlagen eingeführt worden; sie stehen aber hinter den Formen, welche der einheimische I. annimmt, zurück. In England schmückt man zur Weihnachtszeit die Häuser mit Stechpalmen u. Mistelzweigen (Holly and mistletoe).



Nr. 3451. Zweig der Stechpalme (Ilex aquifolium).

Ilgen, Karl David, hervorragender deutscher Schulmann u. Gelehrter, geb. 26. Febr. 1763 zu Sehna bei Eckartsberge als Sohn des dortigen Schullehrers, besuchte von 1777 an das Domgymnasium in Naumburg u. bezog, mit vorzüglichen Kenntnissen im Lateinischen, Griechischen u. Hebräischen ausgestattet, 1783 die Universität Leipzig, um unter Morus, Dathe, Reiz u. Beck Theologie u. Philologie zu studiren. Im J. 1787 zum Magister promovirt, ging er nach fünfjährigem Aufenthalt in Leipzig, während dessen er vielfach Privatunterricht ertheilt hatte u. auch G. Hermann's Lehrer gewesen war, 1789 nach Naumburg als Rektor des Stadtgymnasiums. Im J. 1794 ward er als Professor der orientalischen Literatur an Eichhorn's Stelle nach Jena berufen u. 1799 dort auch zum ord. Prof. der Theologie ernannt, folgte aber 1802 einem Rufe nach Schulpforte als Rektor. Fast 29 Jahre hindurch stand er erfolgreich dieser Anstalt vor, bis seine geschwächte Gesundheit ihn nöthigte, 1831 seine Entlassung zu nehmen. Wenige Jahre später, am 17. Sept. 1834, beschloß er sein arbeitreiches Leben, zuletzt noch durch Erblindung schwer heimgesucht. Von I.'s Schriften sind zu nennen: „Poeseos Leonidae Tarentini specimen" (Lpz. 1788), die Ausgabe der „Homerischen Hymnen" (Halle 1796), der „Scolia s. Carmina convivalia Graecorum" (Jen. 1798), „Die Urkunden des Jerusalem'schen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt, Th. 1, 1. Buch Moses" (Halle 1798), „Das Buch Tobias übers. mit Einleit. u. Anmerk." (Jena 1800); seine kleineren philologischen Abhandlungen sind gesammelt als „Opuscula varia philolog.", T. I. II, 1. (Erfurt 1797).

Ili, 1. ein Fluß in Innerasien, dessen Quellen in dem höchsten Theile des Thian-Schan liegen. Am nordwestl. Abhang des Bogdo Ola strömen zahlreiche Gletscherbäche im Tekes, dem Oberlauf des I., zusammen. Sein Thal erreicht bald eine Breite von 10 M. u. bildet bei seiner tiefen Lage (ca. 300 m.) eine Oase in der Wüstenei gletscherreicher Hochländer. Der Fluß ist außerdem sehr fischreich. Erst nachdem er den Chaidu aufgenommen, erhält er den Namen I. u. verläßt bald darauf das Gebirgsthal. Noch begleiten fruchtbare Ländereien den Fluß eine Strecke, dann aber wird die weite Ebene öde. Nachdem sich der I. in eine Anzahl Arme, die ein 7 M. breites, sumpfiges Delta einschließen, getheilt hat, mündet er nach einem Laufe von 130 M. Länge in den Balkasch-See. Der Wasserreichthum des I., welcher die Dampfschiffahrt bis Kuldscha ermöglicht, kommt dem Verkehr zu statten. Der größte Theil des russ. Gebietes ist allerdings Steppe od. schilfbewachsener Morast, aber um so ertragsfähiger sind die Flächen am Oberlauf, u. ihnen steht gewiß eine reiche Zukunft bevor. — 2. **I.** hießen das heutige Ostturkestan u. die Zongarei (s. d.) als chines. Provinzen. Ferner ist I. auch der Name für Kuldscha, die größte Stadt am I. (s. d.).

Iliaca, s. „Blut".

Iliacos intra muros peccatur et extra, d. i. „Es wird innerhalb u. außerhalb der Mauern Troja's gefehlt", lat. Sprüchwort, mit der Bedeutung: Fehler werden überall gemacht.

Ilias. Die J., das eine der beiden großen griech. Epen, die uns unter dem Namen des Homeros (s. d.) überliefert sind, behandelt in 24 Gesängen od. Büchern einen Zeitraum von 51 Tagen aus dem 10. Jahre des Trojanischen Krieges, vom Grolle des Achilleus an bis zum Tode Hektor's. Das Gedicht beginnt mit der Erzählung der Ursache, welche den tapfersten Helden der Griechen veranlaßt, zu zürnen u. sich von der Theilnahme am Kampfe zurückzuziehen. Als Agamemnon, der als Führer des Heeres die erbeutete Chryseis, die Tochter des Apollopriesters Chryses, zum Ehrengeschenk erhalten hatte, dem ihre Freilassung erflehenden Vater die Rückgabe verweigert, sendet Apollon eine Seuche, um die Griechen zu strafen, so daß Achilleus eine Versammlung beruft, in welcher der Seher Kalchas Agamemnon's Verhalten als die Ursache der Heimsuchung angiebt u. dieser deshalb zur Rückgabe der Chryseïs aufgefordert wird. Er versteht sich endlich dazu, läßt aber dafür dem Achilleus dessen Ehrengeschenk, die Briseïs, gewaltsam wegnehmen. Achilleus zieht sich darauf zurück, ruft seine Mutter Thetis herbei u. veranlaßt sie, sich bei Zeus dafür zu verwenden, daß die erlittene Unbill gerächt werde. Zeus verspricht ihr, den Troern so lange den Sieg zu verleihen, bis ihrem Sohne Genugthuung werden würde, u. sendet Agamemnon einen täuschenden Traum, der denselben dazu bestimmt, den Troern eine entscheidende Schlacht zu liefern. Als die Heere einander gegenüber stehen, nimmt Menelaos des Paris Herausforderung zum Zweikampf an, u. es wird zugleich ein Vertrag geschlossen, daß der Sieger Helena erhalten u. der Krieg gegen Troja damit beendet sein solle. Zwar siegt Menelaos, aber Aphrodite entführt ihren Liebling Paris in einer Wolke nach Troja, u. Athena veranlaßt den Troer Pandaros, Menelaos durch einen Pfeilschuß zu verwunden u. so den Vertrag zu brechen. In dem nun entbrennenden allgemeinen Kampfe werden die Troer hart bedrängt, nam. durch Diomedes' große Tapferkeit, bis schließlich ein Zweikampf zwischen Hektor u. dem Telamonier Aias zu Stande kommt, der aber mit dem Einbruch der Nacht resultatlos endet. Während des nächsten Tages bestattet man beiderseits die Todten, am zweiten aber führen die Griechen eine Mauer u. einen Graben um ihr Schifflager auf. Von neuem beginnt der Kampf, u. diesmal gewinnen die Troer so sehr die Oberhand, daß die Griechen, als die Nacht die Kämpfenden getrennt hat, den Versuch machen, Achilleus zu versöhnen; allein er bleibt unerbittlich. Auch am folgenden Tage wendet Zeus schließlich wieder den Troern den Vortheil zu; Agamemnon, Diomedes u. Odysseus werden verwundet, unter Hektor's Führung dringen die Troer bis an den Graben vor u. es gelingt ihnen auch, an zwei Stellen die Mauer zu erstürmen. Da erbarmt sich Poseidon der Griechen, spricht ihnen ermunternd zu u. greift dann, nachdem Hera den Zeus eingeschläfert hat, zu Gunsten der Griechen selbst in den Kampf ein, bis Zeus wieder erwacht u. ihm die weitere Theilnahme untersagt. Der von Aias mit einem großen Steine getroffene u. in Ohnmacht liegende Hektor wird auf Zeus' Geheiß durch Apollon wieder hergestellt. Siegreich dringen die Troer jetzt wieder vor, schon sind von ihnen viele Schiffe in Brand gesteckt u. nur Aias leistet noch muthigen Widerstand, da erhält Achilleus' Freund Patroklos von diesem endlich auf sein Flehen die Erlaubniß, in Achilleus' Rüstung dessen Mannen, die Myrmidonen, in den Kampf zu führen, u. wirft nun die Feinde wieder aus dem Schiffslager hinaus; als er aber, der Weisung des Achilleus entgegen, die Troer auch noch weiter verfolgt bis unter die Mauern Ilions, wird er, nachdem Apollon selbst ihm entgegengetreten ist, von Euphorbos verwundet u. von Hektor getödtet. Seinen vom Sieger der Rüstung beraubten Leichnam bringen die Griechen nach einem harten Kampfe um denselben zu den Schiffen zurück. Achilleus, durch des Freundes Tod aufs Schmerzlichste berührt, gelobt an Hektor blutige Rache zu nehmen, u. entsagt am andern Morgen, nachdem er durch Thetis neue, auf deren Geheiß von Hephästos für ihn angefertigte Waffen erhalten hat, feierlich dem Grolle gegen Agamemnon. In dem darauf beginnenden gewaltigen Entscheidungskampfe wüthet der rachedürstende Held schrecklich gegen die Troer, deren viele durch ihn den Tod finden; auch die Götter selbst nehmen am Kampfe auf beiden Seiten thätigen Antheil, Athena kämpft gegen Ares u. Aphrodite, Hera gegen Artemis. Die bis Ilion zurückgedrängten Troer retten sich endlich in die Stadt, nur Hektor bleibt trotz des Priamos u. der Hekabe Flehen draußen vor der Mauer, um dem Achilleus entgegenzutreten. Er wird von diesem dreimal um die Mauer der Stadt herumgetrieben, u. nachdem auch sein bisheriger Beschützer Apollon den dem Untergange geweihten Helden verlassen, fällt er von Achilleus' Speere tödlich getroffen, als er endlich, von Athena in Gestalt seines Bruders Deïphobos getäuscht, sich dazu entschlossen hat, den Kampf anzunehmen; sein Leichnam wird von dem hartherzigen Sieger am Wagen nach dem Lager geschleift. Achilleus veranstaltet am folgenden Tage eine großartige Leichenfeier des Patroklos. Zwölf Tage nach Hektor's Tod kommt dann Priamos auf Zeus' Geheiß, von Hermes geleitet, in das Lager der Griechen r. erhält von Achilleus, welchen Zeus durch Thetis zur Versöhnlichkeit ermahnt hat, gegen ein reiches Lösegeld die Leiche des gefallenen Sohnes ausgeliefert. Mit der Schilderung von Hektor's Leichenfeier bei den Troern schließt das Gedicht.

Von den zahlreichen Ausgaben der J. mögen außer den älteren von Villoison (Vened. 1788), Wolf (Halle 1794, 2 Bde.; mit d. Odyss. Lpz. 1804—1807, 4 Bde.; neue Ausg. 1817), Heyne (Lpz. 1802—22, 9 Bde.) unter den neueren genannt werden die von Crusius (neu bearb. v. Koch, 3. Ausg., Hannov. 1863 f.), Bekker (2. Ausg., Bonn 1858), Fäsi (5. Aufl. besorgt von Francke, Berl. 1871 f.), Döderlein (Lpz. u. Lond. 1863 f., 2 Bde.), La Roche (Berl. 1870 f., 6 Theile); von den Uebersetzungen die in verschiedenen Ausgaben mehrfach aufgelegte von Voß, die von Wiedasch (2. Ausg., Stuttg. 1853), Donner (Stuttg. 1855), Uschner (Berl. 1861), Gorzitza (Lyck 1860 f.), Herda (Lpz. 1870).

Ilion, früherer Name für Troja.

Ilische Tafel (tabula Iliaca), eine Relieftafel aus weichem Marmor, die, in den Ruinen von Bovillä gefunden, sich jetzt im Museum des Kapitols zu Rom befindet. Wahrscheinlich aus der Zeit des Tiberius stammend u. zu Lehrzwecken in einer Schule dienend, zeigt sie die Begebenheiten des troischen Sagenkreises, bes. nach Homer, bis zur Auswanderung des Aeneas. Der mittlere Theil stellt in 5 Feldern die Zerstörung Troja's dar (nach Resichorus) mit besonderer Hervorhebung der Rettung der Penaten durch Aeneas, den Stammvater Roms, darüber u. durch einen Pilaster davon getrennt, rechts in vielen Streifen der Kampf vor Troja nach Homer; unter jenem mittleren Theile in zwei Streifen die Scenen von Hektor's Tode bis zur Eroberung von Troja; alle einzelnen Scenen mit griech. Inhaltsangabe.

Ilithyia, griech. Eileithyia, in der Mythologie der Griechen die Geburtsgöttin u. eine Tochter der Ehegöttin Hera, besaß bes. in Kreta u. auf Delos einen alten Kult, aber auch an vielen andern Orten Griechenlands Heiligthümer. Nicht selten nahm man nicht blos eine, sondern mehrere Ilithyien an. Uebrigens ward auch Hera selbst sowie Artemis, Aphrodite u. Athena als J. um Hülfe bei der Geburt angerufen.

Ill, der Hauptfluß des Elsasses, der größte Nebenfluß des Rheines auf der linken Seite zwischen Basel u. Koblenz, entspringt im südlichsten Theile des Elsasses unweit der schweizerischen Grenze auf dem Jura, tritt bei Mühlhausen aus dem Hügellande in die oberrhein. Tiefebene ein, wird bei Colmar schiffbar, fließt bei Schlettstadt u. Straßburg vorbei u. mündet nach einem fast nördlichen, $27\frac{1}{2}$ M. langen Laufe unterhalb letzterer Stadt in den Rhein. Der Oberlauf der J. speist den Rhein-Rhone-Kanal, von Ensisheim führt der Vaubankanal aus der J. direkt in den Rhein nach Neubreisach; der Kanal von Colmar verbindet diese Stadt mit dem Rhein-Rhone-Kanal; der Rhein-Marne-Kanal geht aus der J. oberhalb Straßburg ab u. überschreitet die Vogesen bei Harzweiler. Die bedeutendsten Zuflüsse erhält die J. von den Vogesen, darunter die $11\frac{1}{2}$ M. lange, bei Colmar mündende Thur u. die $9\frac{1}{2}$ M. lange Breusch. Von der J. (lat. Alsa) hat der Elsaß seinen Namen.

Ille-et-Vilaine, Dep. im nordwestlichen Frankreich, den O. der Bretagne umfassend u. nach den beiden wichtigsten Flüssen benannt, hat auf 122,15 □M. 589,532 E. (1872) u. besteht zum größten Theil aus einem wellenförmigen, niedrigen Plateau, welches von den Ausläufern der bretagnischen Gebirge durchzogen wird. Wälder, Heiden u. Weiden bedecken fast die Hälfte des Landes; Seen u. Moräste sind häufig, am Meere finden sich Salzlagunen, doch eignen sich die Marschen an den Flüssen vortrefflich zu Ackerbau u. Viehzucht, genügen aber den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht. Leinweberei, Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen, Fischerei u. Schiffahrt sind die wichtigsten Erwerbszweige. Der Handel wird durch einen Kanal befördert, welcher die Ille mit der Rance verbindet. Das Dep. zerfällt in 6 Arrondissements; die Hauptstadt ist Rennes (52,044 E.), die wichtigste Festung u. Seehandelsstadt St. Malo.

illegal (lat.), ungesetzlich.

illegitim, ungesetzlich, unrechtmäßig; von Kindern: unehelich.

Illegitimität, Ungesetzlichkeit, Ungiltigkeit.

Iller, der westlichste größere Nebenfluß der Donau auf der rechten Seite, hat sein Quellgebiet in dem Bregenzer Walde u. den Allgauer Alpen, verläßt die Vorberge der letzteren bei Kempten u. durchschneidet in fast nördlicher Richtung die schwäbisch-bayer. Hochebene. Von dem Einfluß der links mündenden Aitrach bildet die J. die Grenze zwischen Württemberg u. Bayern u. ergießt sich bei Ulm nach einem 25 M. langen Laufe in die Donau. Ihre Zuflüsse sind unbedeutend; von Kempten aus ist sie für Kähne schiffbar.

Illicium, Sternanisbaum, Badianenbaum; Pflanzengattung der Illicineen, einer Gruppe der Familie der Magnoliaceen, mit baumartigen Gewächsen. Am bekanntesten von ihnen ist der eigentliche Sternanis (I. anisatum), ein Bäumchen von der Größe unsrer Kirschbäume in China u. Cochinchina, von wo er auch nach Japan u. den Philippinen kam. Unter der hell od. dunkelgrünen Rinde entwickelt er ein dunkelrothes Holz, an den Zweigen länglich lanzettliche Blätter von 10 cm. Länge u. 4 cm. Breite, deren glänzende Oberfläche schon von einer lederartigen Beschaffenheit spricht. Die einzeln in den Blattwinkeln am Ende der Zweige stehenden Blumen setzen sich aus einer doppelten Reihe gelblichweißer, außen zungenförmig stumpfer, innen linienförmig spitzer Blumenblätter zusammen u. umschließen viele kurze Staubgefäße nebst einem Fruchtknoten, welcher aus acht kreisförmig gestellten Kapseln besteht. Diese sind der Sternanis, dessen gewürziger Geschmack bei aller Süßigkeit sehr an den wirklichen Anis erinnert. Aus diesem Grunde verwendet man die Früchte wie diesen, bes. zu feinen Likören u. dgl., während man in China u. anderwärts ein ätherisches Oel aus ihm gewinnt. Andere Arten haben ähnliche Eigenschaften; so z. B. der Sanlibaum (I. Sanki) auf den Philippinen u. der weniger aromatische heilige Sternanis (I. religiosum) in Japan. Die übrigen Arten sind wenigstens aromatisch, u. eine Art in Florida (I. Floridanum) erinnert mehr an Fenchel als an Anis. Man findet die beiden letztern sowie die erste Art öfters auch in unsern Gewächshäusern kultivirt.

Illiger, Johann Karl Wilhelm, Zoolog, geb. zu Braunschweig 19. Nov. 1775, war Universitätsprof. u. Direktor des Zoolog. Museums in Berlin u. starb daselbst 10. Mai 1813. Er gab u. A. ein „Magazin für Insektenkunde" (5 Bde., Braunschw. 1801 ff.) heraus u. übersetzte Olivier's „Entomologie" (12 Bde., ebd. 1800 ff.).

Illimani (Yllimani), der zweithöchste Gipfel der südamerikanischen Cordilleren, bis zum Gipfel aus silurischem Gestein bestehend, erhebt sich im westl. Theile der Republik Bolivia, im SO. des Titicaca Sees, zu einer Höhe von 7314 m. über das Meer, 2000 m. über die Schneegrenze u. 3607 m. über die an seinem westl. Abhange gelegene Stadt La Paz.

illimitirt (vom lat. limes, d. i. Grenze), unbeschränkt, ohne Grenzen.

Illinois, Nebenfluß des Mississippi, entspringt im S. des Michigansees, führt in seinem oberen Lauf den Namen Kankakee, durchströmt den nach ihm benannten Unionsstaat in südwestl. Richtung u. mündet auf der linken Seite des Mississippi im N. von St. Louis, nachdem sein mittlerer Lauf eine Anzahl Seen gebildet hat. Der bedeutendste seiner Zuflüsse ist der Vermillion. Von den 110 M. seines Laufes sind bei Hochwasser 56 schiffbar.

Illinois, einer der nördl. Binnenstaaten der nordamerikan. Union, umfaßt ein Areal von 2606,2 □M. u. grenzt im N. an Wisconsin, im W. durch den Mississippi an Jowa u. Missouri, im S. durch den Ohio an Kentucky, im O. an Indiana u. im NO. an den Michigansee. Das Land hat den Charakter der rollenden Prairie, einer sanft gewellten Ebene, welche sich nur am Mississippi u. J. zu Hügeln (Bluffs) von 60—140 m. Höhe erhebt. Der Boden ist bes. im S. außerordentlich fruchtbar, trotz der schroffen Gegensätze zwischen den heißen Sommern u. kalten Wintern u. häufiger Trockenheit. Die Bevölkerung hat sich in dem Jahrzehnte 1860—70 von 1,711,951 auf 2,539,891 Seelen vermehrt u. bestand in letzterem Jahre aus 2,511,096 Weißen, 28,762 Farbigen, 32 Indianern u. 1 Chinesen; von den Bewohnern waren nicht weniger als 203,758 in Deutschland u. 120,162 in Irland geboren. Die Landwirthschaft bildet die Hauptbeschäftigung der Einwohner. J., von dessen Grund u. Boden mehr als ⅓ unter dem Pfluge ist, gehört zu den wichtigsten Agrikulturstaaten der Union, alle anderen übertrifft es durch die Menge des produzirten Weizens, Hafers u. Mais, weniger steht es in der Produktion von Gerste u. Roggen nach. Große Fortschritte hat in den letzten Jahren die Kultur von Hopfen u. Wein gemacht, im Flachsbau stehen nur die Staaten New York u. Kentucky höher, u. selbst die Baumwollenkultur wird im Thale des Ohio mit Erfolg betrieben. An Zahl u. Werth des Viehes wird J. nur von dem Staate New York übertroffen, doch ist es bedeutender als dieser in der Zucht von Pferden u. Schweinen (1870: 2,703,343 Stück). Im Handel mit Schweinefleisch u. Speck rivalisirt Chicago mit Cincinnati. Die günstige geographische Lage, der Reichthum an Wasserstraßen u. ein Kohlenbecken, welches 75 M. lang u. 40 M. breit 70 Mill. Tonnen Kohlen enthalten soll, hat die Industrie dieses Staates außerordentlich entwickelt; 1870 betrug deren Gesammtproduktion 205,620,672 Doll. Die wichtigsten Zweige gewerblicher Thätigkeit sind vor Allem die Mehlfabrikation, Holzschneiderei, Schweineschlächterei, Branntweinbrennerei u. die Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen. Der bedeutendste Industrieplatz u. die wichtigste Handelsstadt des Landes ist Chicago (s. d.). Von allen Unionsstaaten hat J. das größte Eisenbahnnetz, dasselbe begann 1848 mit 12 M. Schienenweg u. hatte 1871 eine Ausdehnung von 1300 M. Die Unterrichtsanstalten sind reich dotirt u. wohl eingerichtet, an ihrer Spitze stehen 6 Universitäten. Unter den zahlreichen Sekten sind die Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer am stärksten vertreten. Die Hauptstadt von J. ist Springfield (17,364 E., 1870), die größte Stadt Chicago (367,396 E., 1873). J. wurde 1799 zum Territorium erhoben u. 1818 als Staat in die Union aufgenommen; es entsendet 2 Senatoren u. 19 Repräsentanten in den Kongreß nach Washington, hatte 1873 eine Schuld von 42,191,869 Doll. u. ist in 102 Counties eingetheilt.

Illo, eigentlich Ilow, Christian Frhr. v., bekannt als einer der Generale Wallenstein's u. dessen Vertrauter, gehörte einem brandenburg. Adelsgeschlechte an, trat in das kaiserliche Heer ein u. rückte im Dreißigjährigen Kriege zum Feldmarschallleutnant auf. Sein Ehrgeiz ließ ihn auch nach dem Grafenstande streben, u. da der Kaiser diesem Begehren nicht entsprach, hielt er fest zu Wallenstein, theilte aber auch dessen Schicksal. Am Abend vor Wallenstein's Ermordung, 24. Febr. 1634, ward zuerst seine Generalität vom Obersten W. Butler (s. d.) u. Genossen beim Abendessen im Rathhause zu Eger überfallen u. nach verzweifelter Gegenwehr niedergestoßen. J. zählte zu den Opfern.

Illosis, das Schielen (s. d.).

Illuminaten, d. i. die Erleuchteten. Der Orden der J. wurde 1776 von dem Ingolstädter Professor Adam Weishaupt gestiftet. Er war ein Geheimbund u. bediente sich freimaurerischer Formen, hatte aber in Wahrheit keinen andern Zweck, als den, eine flache Aufklärung u. Vernunftreligion an die Stelle des positiven Christenthums zu setzen. Die Organisation des Ordens, die er (seit 1780) bes. dem Freiherrn Ad. v. Knigge verdankte, war eine echt jesuitische; sie beruhte auf kluger Ausnutzung aller Persönlichkeiten, Umgarnung der Mächtigen, unbedingtem Gehorsam der Mitglieder (von denen jeder nur den nächst höhern Vorgesetzten kannte) u. einer allmählichen Einweihung in die Geheimnisse in den drei Hauptklassen der Novizen, Freimaurer u. Mysterien. In der Zeit seiner Blüte zählte der Orden gegen 2000 Mitglieder fast in allen europ. Ländern. Als aber schon um 1783 offenkundig wurde, wie die J. durch die Erlangung aller höheren Aemter nicht blos die kirchliche, sondern auch die staatliche Ordnung umzustürzen trachteten, hob Kurfürst Karl Theodor 1784 den Orden für Bayern auf. Er bestand zwar noch eine Zeit lang heimlich fort, so daß die Regierung zu Gewaltmitteln greifen mußte, aber mehr als die äußere Verfolgung that die Herausgabe der Ordenspapiere 1787 durch die bayer. Regierung, um den Orden fortan unmöglich zu machen.

Illumination (lat.), eine abendliche Beleuchtung öffentlicher Gebäude, Plätze u. Straßen bei festlichen Gelegenheiten. — Ferner heißt J. das Ausmalen eines Kupferstiches, Steindrucks od. einer Zeichnung.

Illusion (lat.), Täuschung, Irrthum, falsche Einbildung.

Illustration, die dem Text eines Buches od. einer Zeitschrift zur Erklärung od. Verdeutlichung eingefügte bildliche Darstellung od. Veranschaulichung der in dem Text besprochenen Gegenstände, mögen diese nun einzelne konkrete Begriffe, od. abstrakte Gedanken, od. ganze Begebenheiten sein. Zu solchen J.en wurde schon bald nach seiner Erfindung der Holzschnitt (s. d.) verwendet, der wesentlich beitrug, Druckwerke unter dem weniger gebildeten Volke zu verbreiten. Bücher u. Flugblätter, nam. auch solche, die weniger zur bloßen Unterhaltung als zur eigentlichen Belehrung dienten, wurden in unglaublicher Menge durch den Holzschnitt illustrirt; bald war der Text die Hauptsache, u. derselbe erschien dann meistens abgesondert auf besondere Blätter gedruckt, bald wurde auf die Bilder das meiste Gewicht gelegt u. der Text trat nur als erklärende Unterschrift hinzu. Als Beispiele der ersteren Art nennen wir nur die sog. „Ars memorandi", d. h. die Kunst, die Erzählungen der Evangelisten nach der Folge der Kapitel im Gedächtniß zu behalten; die „Ars moriendi" od. die Versuchungen des Sterbenden durch böse Geister, „Der Entchrist od. Antichrist", d. h. eine Legende vom falschen Messias, aus dem J. 1472, u. das Boner'sche „Fabelbuch" vom J. 1461; als Beispiele der letzteren Art, in denen gewöhnlich die Bilder eine größere Sorgfalt des Schnittes verrathen, die „Apokalypse" od. „Das puch der haymlichen Offenbarungen Sant Johans", „Die Annenbibel" (s. d.), „Das hohe Lied Salomonis", d. h. eine symbolische Auslegung desselben mit Bezug auf die Geschichte der heil. Jungfrau, der „Doten Tantz mit Figuren" 2c. Die Ansprüche, welche man an die Anschaulichkeit dieser Bilder bes. in den Büchern jener ersten Art machte, waren freilich sehr gering, wie z. B. ein Holzschnitt aus dem 16. Jahrh. zeigt (Nr. 3452). Bis tief in das 16. Jahrh. blieb man, obgleich die von wirklichen Künstlern u. Meistern, wie Dürer, Burgkmair u. Holbein, herrührenden viel besseren Holzschnitte wohlbekannt waren, wenigstens in

den als bloße J. dienenden Bildern, auf derselben Stufe stehen. Nur wenige Werke erheben sich zu einer mehr künstlerischen Darstellung, wie z. B. die Arbeiten Jost Amman's (s. d.) u. Virgil Solis' (s. d.); im Allgemeinen geht natürlich die Geschichte der J. mit der des Holzschnittes Hand in Hand u. erweist sich von letzterer vollständig abhängig. Einen großartigen Aufschwung nahm die J. mit dem Holzschnitt zuerst im Anfang der dreißiger Jahre unsres Jahrhunderts; derselbe erstreckt sich, was die Vervollkommnung in der Technik des Holzschnittes betrifft, bis in die fünfziger Jahre, während darüber hinaus nur noch eine Verfeinerung, aber keine künstlerische Neugestaltung des Holzschnittes u. eine immer größere Verbreitung der J. eintritt. Gegenwärtig giebt es kein civilisirtes Volk der Erde, das nicht den Holzschnitt als Illustrationsmittel, u. zwar vorzugsweise als belehrendes, anwendete. Abgesehen von der Belletristik, in der die illustrirenden Bilder nur zur Unterhaltung u. zur Erhöhung des Interesses dienen, sind es zunächst Werke technischen Inhalts, die durch Abbildungen aller Art ihre didaktischen Zwecke verfolgen.



Nr. 3152. Die acht Schalkheiten (Facsimile einer Illustration aus dem 16. Jahrh.)

Ebenso wird das Verständniß der Geographie u. Ethnographie, Anatomie, Physik, Naturgeschichte, Mathematik, Geologie, Kunstgeschichte, Alterthumskunde u. anderer Wissenschaften durch J.en als Anschauungsmittel gefördert, so daß es, abgerechnet die ganz abstrakten Disziplinen der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz u. der Philologie, selbst von der ABC lernenden Kindheit an, die auch ihre illustrirten Fibeln hat, bis zu dem der ernsten Wissenschaft sich widmenden Mannesalter keine Disziplin giebt, die nicht in ihren Büchern wie in ihren Zeitschriften die J. als Hebel des Verständnisses anwendete. Aus den unzähligen illustrirten Werken der verschiedenen Nationen Europa's, unter denen den Engländern der zeitliche Vorrang gebührt, erwähnen wir aus England nur die „Bilderbibel“ (1834), die „Adventures of Gil-Blas of Santillane“ mit 600 Illustrationen (1836), die Werke Cowper's, Shakespeare's u. Lafontaine's (1836), die als die erste in ihrer Art erschienene, elegant ausgestattete Kunstzeitschrift „Art-Union“ (1837, jetzt als „Art Journal“ erscheinend), der „Cid“ mit 70 Holzschnitten nach Neureuther (1839), die prachtvoll ausgestatteten „alten span. Balladen“ (1841), denen bald nachher das „Buch der britischen Balladen“ mit 400 Holzschnitten folgte. Von größter Bedeutung in der Geschichte der J. war das erste Erscheinen der „Illustrated London News“, im Juli 1842 (bis jetzt 65 Bde.), eine wöchentlich erscheinende Zeitschrift, welche das ganze Kulturleben der Gegenwart wiederspiegelt, u. der sowol in England als auch in Deutschland u. Frankreich ähnliche folgten, welche die J. zur größten Verbreitung brachten. So in England die „Pictorial Times“, mit der 1847 die „Lady's News Paper“ verbunden wurde, u. das „Illustrated Family Journal“; in Frankreich die „Illustration“ (seit 1843), in Deutschland das „Pfennig-Magazin“ (1833 ff.) u. die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ (seit 1843), „Ueber Land u. Meer“ u. s. w.; diesen folgte dann allmählich eine zahllose Reihe anderer illustrirter Journale, unter denen die „Gartenlaube“, „Daheim“ u. ähnliche Wochenschriften jedoch die J. mehr nur als eine zufällig beliebte Beigabe betrachten. Fast ausschließlich auf den Verlag illustrirter Bücher gegründet ist die Otto Spamer'sche Buchhandlung in Leipzig, deren illustrirte Werke bestimmte Serien erfüllen, die auf ein umfassendes Ganze angelegt sind. Das in 6 Bänden daselbst erschienene „Buch der Erfindungen“ hat in seiner letzten Auflage allein eine Verbreitung in mehr als 200,000 Bänden gefunden.

illustris (lat.), herrlich, ansehnlich, vornehm, erlaucht; Räthe u. Magisträte vornehmster Klasse führten seit Konstantin d. Gr. diesen Titel, der unter den fränkischen Königen sogar königlich wurde. Seit Karl d. Gr. führten ihn Herzöge, Grafen u. später auch noch vornehme Geistliche, den Titel Illustrissimus (Erlauchtester) dagegen im Mittelalter meist nur Grafen.

Illyrien war als „Königreich“ bis 1850 die Gesammtbezeichnung der österreichischen Kronländer Krain, Kärnthen, Istrien, Görz u. Gradiska u. das Gebiet der reichsunmittelbaren Stadt Triest. Den Namen hatte es von den Illyriern erhalten, einem thrakischen Volksstamme, welcher im 4. Jahrh. die Küstenlandschaften am Adriatischen Meere von Epirus bis zum Karst mit den vorgelagerten Inseln innehatte u. sich durch Seeraub furchtbar machte. König Philipp entriß ihnen das Land bis zum Flusse Drin u. vereinigte dasselbe mit Makedonien, den nördlichen Theil unterwarfen sich die Römer 288 v. Chr., konnten aber erst 23 n. Chr. das Land als völlig besiegt betrachten. Als römische Provinz umfaßte J. unter Konstantin d. Gr. die östlichen Besitzungen von der Mündung des Inn bis nach Griechenland. Bei der Theilung des Reiches blieb J. im engeren Sinne bei Westrom, kam aber nach dem Verfall des abendländischen Reiches (476) an Ostrom. Infolge der Völkerwanderung, während welcher sich die einheimische Bevölkerung stark mit Gothen mischte, wurden die im N. von Epirus gelegenen Landschaften selbständig; Karl d. Gr. vereinigte diese Gebiete bis Serbien, das seine Selbständigkeit bewahrte, mit dem fränkischen Reiche, u. dieselben blieben seitdem größtentheils unter den Deutschen Kaisern. Im 12. Jahrh. entstand in Bosnien u. Serbien das ungarisch-slavische Reich Rascien; die dalmatinischen Küstenlande wurden aber venetianischer Besitz, bis dieser 1270 meist an die Ungarn fiel u. endlich von den Türken erobert ward. Napoleon I. bildete 1809 aus den Ländern von dem oberen Drau-Thale bis an die Südgrenze von Dalmatien, das 1797 von Venedig an Oesterreich abgetreten worden war, besondere „Illyrische Provinzen“, die jedoch 1816 als Königreich an Oesterreich zurückfielen.

Ilm, ein Nebenfluß der Saale, entspringt auf dem östlichen Theile des Thüringer Waldes an der Schmücke 793 m. hoch, erhält seinen Namen bei dem Dorfe Stützerbach, tritt bei Ilmenau aus dem Gebirge, verläßt bei Angstadt weimarisches Gebiet u. durchschneidet in einem schönen Thale den westlichen Theil des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. Bei Dienstedt tritt die J. wieder auf das Gebiet Sachsen-Weimars, fließt bei dessen Hauptstadt (Ilm-Athen) u. Sulza vorbei u. mündet an der preuß. Grenze, oberhalb des Bades Kösen, in die Saale.

Ilmenau, Stadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar mit 3244 E. (1871), liegt malerisch in dem Thale der Ilm, am Nordabhange des Thüringerwaldes, überragt von dem Kickelhahn, einem durch seine Aussicht berühmten Berge desselben, u. ist Sitz eines Bergamtes. Bedeutend ist J. in der Industrie durch Fabrikation von Glas, Siderolith u. Gußstahl. Der Bergbau erstreckt sich noch nur auf Braunstein, Flußspath u. Steinkohlen. Viel besucht ist die hier 1838 begründete Kaltwasserheilanstalt.

Ilmenit, auch Titaneisenerz, Iserin, Chrichtonit, ein mit dem Eisenglanze Glanzeisenerz isomorphes, rhomboëdrisch krystallisirendes Mineral, das in bes. schönen u. großen Exemplaren am Ilmensee im Gouv. Nowgorod gefunden wird, daher der Name. Seine Krystallisation ist hauptsächlich dadurch interessant u. belehrend, daß an ihm Pyramiden der sog. zweiten Richtung nur zur Hälfte ausgebildet sind, was den einzelnen Individuen ein ganz unsymmetrisches Ansehen verleiht. Außerdem sind die Krystalle auch tafelartig, mit vorherrschender Basis u. Tafel auf Tafel gelegt, Eisenrose (v. St. Gotthard) genannt, dann fächerförmig u. zu rosettenförmigen Gruppen entwickelt. Auch in losen Körnern, z. B. im Seufzergründel der Sächs. Schweiz, wo sie dem Basalte des Heulenberges entstammen, wird der I. gefunden u. dann als Titaneisensand, Iserin, Menaconit bezeichnet. Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht das Mineral hauptsächlich aus Eisen, Titan u. Sauerstoff. Farbe u. Strich des I. sind schwarz, bisweilen mit einem Strich ins Braune, der Bruch ist muschlig bis uneben, die Härte 5—6, das Eigengewicht 4,6—5,2. Außer den angedeuteten sind noch als Fundorte bekannt: Stubaithal in Tirol, Arendal in Norwegen, Aschaffenburg, Iserwiese im Riesengebirge, Burg d'Oisans, Twedestrand u. a. m.

Ilmenium, s. v. w. Niobium.

Ilmensee, ein 15,8 □M. großer, 6 M. langer, 4½ M. breiter See im russ. Gouv. Nowgorod; nimmt im S. die 56 M. lange, in einem breiten Delta mündende Lowat, im O. die 60 M. lange Msta, im W. den 30 M. langen Schelon auf u. entsendet nach N. den Woschow zum Ladogasee. Seine Gewässer sind seicht u. trübe, aber fischreich. Unweit seines nördl. Ufers liegt die Stadt Nowgorod u. an demselben das durch seine Kunstschätze ausgezeichnete St. Georgskloster. Seine schiffbaren Zuflüsse bilden wichtige Wasserstraßen.

Ilos. 1) Sohn des Dardanos. 2) Sohn des Tros u. der Kallirhoe, der Tochter des Skamandros, der Sage nach der Erbauer von Ilion, ein Urenkel des Dardanos; erhielt nach der Mythe einst in Phrygien als Sieger in einem Kampfspiele von dem Könige außer dem Ehrenpreise eine Kuh mit der Weisung, da, wo sie sich niederlegen würde, eine Stadt zu gründen. An dieser Stelle erbaute er nun das nach ihm genannte Ilion.

Ilse, ein Flüßchen des Oberharzes, entspringt am Nordabhange des Brockens u. mündet bei Börsum in die Ocker. In ihrem Oberlauf durchfließt sie das romantische Ilsethal, welches durch das in sehr starkem Falle über Felsblöcke herabstürzende Gewässer, durch den schönen Wald u. durch die steilen Seitenwände zu den herrlichsten Partien des Harzes gehört. Ueber dieses Thal ragt die gewaltige Granitmasse des Ilsensteines 75 m. hoch empor. Dieser Felsen, welcher die Magnetnadel stark ablenkt, wird von einem Kreuze überragt u. hat Anregung zu Sagen gegeben, die auch in der Dichtkunst Verarbeitung gefunden haben. Bei dem Marktflecken Ilsenburg (2993 E.), über dessen Eisenhüttenwerke, Mühlen u. Badeanstalten das alte Schloß sich erhebt, verläßt die I. das Gebirge.



Nr. 3453. Der Iltis (Mustela putorius).

Iltis Hausmarder, Illing, Ilk, Ratz, Mustela [od. Foetorius] putorius, d. h. Stänker), ein kleines, bis 35 cm. lang werdendes Raubsäugethier der Marderfamilie (Mustelinen). Dasselbe sieht schwarzbraun aus mit gelblicher Grundwolle, die Beine u. der 15 cm. lange Schwanz sind schwarz, Schnauze, Ohrrand u. ein Fleck hinter dem Auge weiß. Von den eigentlichen Mardern unterscheidet es sich dadurch, daß es ober= wie unterseits je einen Backzahn weniger hat. Der, außer in den Polargegenden, im größten Theile von Europa u. Nord= u. Mittelasien verbreitete I. lebt im Sommer in Erdlöchern, Fuchs=, Hamster= u. Kaninchenbauten, in Baumhöhlen u. unter Steinen, während er im Winter die Nähe menschlicher Wohnungen vorzieht u. in Heuböden, Ställen ꝛc. Schutz sucht. Tags schlafend, geht das Thier Nachts auf Raub aus, es besteigt Taubenschläge u. Hühnerställe nach Geflügel u. Eiern, frißt auch Kaninchen, Hamster, Ratten, Mäuse, selbst Eidechsen, Schlangen (vor giftigen geschützt wie der Igel), Frösche u. Fische; im Winter, wo es sich Vorräthe einträgt, stiehlt es auch Honig. Die (3—8, im Frühling geworfenen) Jungen sind leicht zähmbar u. lassen sich wie das Frettchen zur Kaninchenjagd abrichten. Der schöne Pelz ist bes. bei den Türken beliebt, er liefert auch Haare zu Malerpinseln. Im südöstl. Europa giebt es noch eine andere Art, die zuerst Pallas genauer beschrieben hat, den gefleckten od. Tigeriltis (Foetorius sarmaticus); er ist etwas kleiner als der gemeine I. u. hat einen längeren Schwanz, seine Färbung ist unten dunkel, oben hell, farbigbunt, u. werden die schönen Winterfelle ziemlich theuer bezahlt.

Ilz, ein 7 M. langer Nebenfluß der Donau, entspringt im Böhmerwalde am Lusen, nimmt auf der rechten Seite die Ohe auf u. mündet gegenüber Passau.

Ilzgau, ein mittelalterlicher Gau, welcher sich von der Ilz bis zum Regen ausdehnte u. 1207 von dem Bischof von Passau gekauft wurde.

imaginär (franz., spr. imaschinähr), eingebildet, vermeintlich.

Imâm, eigentlich Vorsteher einer Gemeinschaft, ist der gesetzliche Titel für das alleinige rechtmäßige Oberhaupt aller Mohammedaner. In der nähern Bestimmung desselben stehen sich die beiden großen Kirchenparteien der Sunniten u. Schiiten schroff gegenüber. Erstere, die Majorität, geben den Titel I. allen seit Mohammed's Tode, Anfangs durch Wahl, später durch Waffengewalt, eingesetzten Leitern seiner Gemeinde, die wir gewöhnlich Khalifen nennen. Der I. ist danach der oberste Leiter der Gemeinde in allen geistlichen u. weltlichen Angelegenheiten. Die Einsetzung erfolgt nach freier Wahl u. Uebereinkunft der Gemeinde od. ihrer Vertreter. Nur muß der I. stets aus dem arab. Stamme Koreisch, welchem der Prophet selbst angehörte, sein. Seine Pflichten u. Vorrechte bestehen hauptsächlich in der Aufsicht über die Beobachtung der Religionsvorschriften, der persönlichen Leitung des (Freitags=) Gottesdienstes, der Vertheidigung der Grenzen des Reichs, der Aufrechterhaltung der Ordnung u. Sicherheit im Innern, der Rechtspflege u. Vollziehung der gesetzlichen Strafen, der Erhebung der Steuern u. Verwaltung der Finanzen u. in der Wahl u. Einsetzung der Beamten. — Die Schiiten betrachten das Imamat als eine von Gott eingesetzte Würde, welche nicht von der Gemeinde nach Willkür verliehen werden kann. Sie wurde vielmehr nach einer ausdrücklichen göttlichen Bestimmung von Mohammed direkt auf seinen Vetter u. Tochtermann Ali (den vierten Khalifen der Sunniten) übertragen u. ist ein ausschließliches Vorrecht seiner Nachkommen. Die drei Vorgänger Ali's, sowie alle folgenden von der Majorität anerkannten Machthaber, sind also Usurpatoren. Für die I.e ist die Ausübung der weltlichen Gewalt nicht wesentlich, sie sind vielmehr zu Wächtern über die Religion u. zu Auslegern derselben berufen u. als solche alle gleich vollkommen u. sündlos. In der Frage, welche nun von den zahlreichen Nachkommen Ali's als I.e zu bezeichnen sind, haben sich die Schiiten in zahlreiche Sekten gespalten, von denen indessen wesentlich nur eine übrig geblieben ist (s. d. folgenden Art.). Außer in dieser Bedeutung wird I. aber auch noch als Titel der großen Gesetzeslehrer der ersten Jahrhunderte des Mohammedanismus gebraucht, insofern ihre Autorität für eine Zahl von Anhängern od. eine besondere Schule maßgebend war. Bes. werden als die „vier I.e" schlechthin die Stifter der vier anerkannten u. gleichberechtigten sunnitischen Ritus (Abu Hanifah, Schafii, Malik u. Ibn Hanbal) bezeichnet. Ueberhaupt wird dies Wort dann zu einem Ehrentitel für große Rechtslehrer u. Theologen, auch der späteren Zeit. — Andererseits, mit ausschließlichem Bezug auf den Gottesdienst, ist I. (od. I. der Moschee) Titel der Priester, welche das öffentliche Gebet in den Moscheen leiten.

Imami heißt die Hauptsekte der Schiiten, welche annimmt, daß das Imamat (s. „Imam") eine in der Nachkommenschaft Ali's u. der Fatimah, der Tochter des Propheten, erbliche Würde ist, welche immer vom Vater auf den Sohn übertragen wurde. Zunächst ertheilte sie Ali seinen beiden Söhnen Hasan u. Hosein zugleich; als aber der erstere starb, blieb sie dem jüngeren Bruder, Hosein, allein u. ging, nachdem er im Aufstande gegen den omaijad. Khalifen Jesid gefallen war, auf seinen Sohn Ali, mit dem Beinamen Sein el=Abidin („Zierde der Gottesdiener") über. Diesem folgte sein Sohn Mohammed Bakir, u. diesem sein Sohn Dschafar Sadik. Letzterer verzichtete, wie schon seine beiden Vorgänger gethan, ausdrücklich auf die weltliche Herrschaft. Er war ein großer Gelehrter u. Gesetzeskundiger u. ist als der eigentliche Stifter der Sekte zu betrachten.

Ueber die weitere Fortpflanzung des Imamats nach ihm gab es wieder verschiedene Ansichten, aus welchen neue Sekten entstanden. Doch gelangte eine von ihnen, die Ithna-aschari (Anhänger der Zwölfzahl), zu allgemeiner Geltung u. ist seit dem Anfange des 16. Jahrh. die Staatsreligion Persiens. Sie lehrt, daß das Imamat noch in derselben Weise unter den Nachkommen Dschafar's forterbte, zunächst auf seinen Sohn Musa Kazim (den angeblichen Ahnherrn der ersten schiitischen Dynastie Persiens, der Safawi), dann auf dessen Sohn Ali Rida (welcher in Persien besondere Verehrung genießt u. in Meschhed in Khorasan sein Mausoleum hat u. so fort, bis die Zahl Zwölf erreicht war. Der zwölfte Imam, Mohammed, mit dem Beinamen Mahdi, wurde angeblich schon als Knabe den Augen der Welt entrückt; er lebt seitdem im Verborgenen u. wird am Ende der Tage zurückkommen, um Gerechtigkeit auf Erden wieder herzustellen. Diese fingirte Persönlichkeit ist nun unveränderlich als das wirkliche, wenn auch unsichtbare, Haupt der Kirche anerkannt. Die weltlichen Machthaber, die Schahs von Persien, betrachten sich nur als seine Statthalter u. haben keine geistliche Gewalt.

Imatrafall, Wasserfall im Großfürstenthum Finnland (Län Wiborg), wird durch den Wuoxen gebildet, der nach seinem Austritt aus dem Saima See sich auf den vierten Theil seiner Breite von 170 m. verengt u. auf eine Länge von 700 m. einen Fall von 31 m. hat.

imbecil (lat.), schwach, blödsinnig.

Imbricaria, Pflanzengattung der Flechten, deren Arten ehemals unter Parmelia u. Lobaria zu finden waren, u. welche bald einen hochrothen (I. saxatilis, stygia, conspersa, encausta), bald einen gelben Farbstoff (I. centrifuga) besitzen. Sie gehören unsern Gebirgen an.

Imbro (Imbros), 4 □M. große türk. Insel im W. der Südspitze des Thrakischen Chersones, ist im Innern gebirgig (Iliasberg 597 m.) u. mit Wald bedeckt; die Küsten sind steil u. hafenarm; die 4000 meist griech. Bewohner treiben Bienen- u. Viehzucht u. wenig einträglichen Ackerbau; das wichtigste Hausthier ist die Ziege.

Imbroglio (ital., spr. Imbroljo), eigentlich die Verwirrung, die falsche, aber vorgeschriebene Accentuation der Taktheile, durch welche die Taktart ungenau u. verwischt wird, was den Rhythmus stört u. ein Schwanken des Taktes veranlaßt.

Imhof od. Imhoff, auch Im Hof, ein von einer Nürnberger Patrizierfamilie abstammendes Adelsgeschlecht, dessen freiherrlicher Zweig in zwei Hauptäste (den älteren od. schwäbisch österr. u. den jüngeren od. fränkischen) mit verschiedenen Linien zerfällt. Demselben gehören an: Anton Albert **v. J.**, der als kursächs. Kammerpräsident 24. Sept. 1706 den Altranstädter Frieden mit Karl XII. von Schweden schloß, infolge dessen August der Starke auf die poln. Königskrone verzichten mußte. Deshalb zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, wurde J. 1709 auf den Königstein gebracht, konnte aber nach einigen Jahren mit 40,000 Thalern seine Freiheit wieder erkaufen u. starb zu Dresden 10. Dez. 1717. — Gustav Wilhelm **v. J.**, geb. zu Nürnberg 9. Aug. 1705, ging 1725, um in den Dienst der Holländ.-ostind. Compagnie zu treten, nach Batavia, unterdrückte das. eine Verschwörung, wurde 1743 Generalgouverneur, als welcher er sich um die Hebung des Handels verdient machte, u. starb zu Batavia 1. Nov. 1750. Sein gleichnamiger Sohn (gest. 13. Febr. 1830) wurde Gouverneur der niederländ. Provinz Groningen, u. war zuletzt außerord. Staatsrath. Seine Familie ward 1816 in die niederländ. Adelsmatrikel mit dem Prädikat „Baron" eingetragen. — Amalie **v. J.**, eine Enkelin des Vorigen, geb. 16. Aug. 1776 zu Weimar, machte mit ihren Eltern früh Reisen durch Frankreich, England u. Holland, kam 15 Jahre alt zurück nach Weimar, wurde hier später Hofdame der Herzogin u. vermählte sich 1803 mit dem schwed. Generalfeldzeugmeister u. späteren preuß. Generallieutnant Karl Gottfried v. Helwig od. Helvig (geb. zu Wolgast 7. Sept. 1765, gest. zu Berlin 11. Mai 1844). Ihr Talent für Poesie u. Malerei lenkte das Interesse Goethe's u. Schiller's auf sie, u. sowol Schiller's „Musenalmanach" als auch die „Horen" brachten mehrere Beiträge von ihr. Seit 1816 lebte sie theils in Dresden, theils in Berlin, an welch letzterem Orte sie 17. Dez. 1831 starb. Von ihren Schriften sind zu erwähnen: „Die Schwestern von Lesbos" (idyllisches Epos, Heidelb. 1801); „Die Schwestern auf Corcyra" (dramatische Idylle, Lpz. 1812); „Die Tageszeiten" (4 Idyllen, ebd. 1812); „Die Sagen am Welfsbrunnen" (Heidelb. 1821) u. a. m. Auch übersetzte sie Tegnér's „Frithjofssaga" (Stuttg. 1826; n. A. ebd. 1832) u. gab mit Fouqué das „Taschenbuch der Sagen u. Legenden" (Berl. 1812 u. 1813) heraus.

Immaculata, nämlich conceptio (lat.), die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria. Immaculateneid, die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria, die in früheren Zeiten auf mehreren Universitäten den Dozenten der Theologie auferlegt wurde.

immanent (lat.), innerlich, innewohnend.

Immatrikulation (vom lat. matricula, d. i. ein öffentliches Verzeichniß), die Einschreibung, Einzeichnung, bes. die Aufnahme der Studenten an Universitäten.

Imme, s. „Bienen".

immediat (lat.), unmittelbar, insbes. reichsunmittelbar, d. h. nicht unter einem zum Reiche gehörigen Landesherrn (Fürsten, Grafen), sondern unmittelbar unter Kaiser u. Reich stehend (Immediatbauern, -Städte, -Stände zc.). Im Allgemeinen Alles, was in unmittelbarer Beziehung zur landesherrlichen Obrigkeit steht Immediatkommission, Immediateingabe).

immens (lat.), unermeßlich, unbegrenzt, unendlich.

Immenstadt, freundlicher Marktflecken im bayer. Reg.-Bez. Schwaben-Neuburg mit 1900 E., liegt an der Ache, welche sich aus dem nahen Alpsee in die Iller ergießt, 3 M. im S. von Kempten in den Algauer Alpen, u. war ehedem Hauptort der Grafschaft Königsegg-Rothenfels; das gräfliche Schloß ist gegenwärtig Sitz des Landgerichtes. J. hat Leinenhandel u. -Industrie u. wird als Sommerfrische wie als Ausgangspunkt für Alpentouren (Grünten) viel besucht.

Immergrün (Vinca minor), auch Sinn- od. Wintergrün, Weinu. Todtengrün, Jungfernkranz, Jungfernkraut, Todtenkranz, Todtenveilchen, Todtenmyrthe, Beerwinkel (engl. Periwincle, franz. Pervenche). Ein dem Volke, wie vorstehende Namen bezeugen, von jeher liebes, ausdauerndes Gewächs, das seines schönen, immergrünen Laubes willen auch in Gärten gehegt wird. Die niedergestreckten Stengel mit ihren dunkelgrün glänzenden, myrthenartigen Blättern, aus deren Winkeln im Frühling schöne blaue, weiße od. rothe, seltner gefüllte Blumen mit tellerförmig flachem Saume u. langer Röhre hervorbrechen, überziehen in schattigen Wäldern oft weite Strecken. Die zierliche Pflanze gehört der natürlichen Familie der Apocyneen an u. ist folglich eine Verwandte auch des Oleanders. Im südl. Europa erscheint eine weit größere Art, V. major, in Ungarn V. herbacea; auf Java u. Madagascar erhebt sich V. rosea zu einem Strauche, der bei uns als Warmhauspflanze kultivirt wird.

Immermann, Karl Lebrecht, deutscher Dramatiker u. Romanschriftsteller, wurde 24. April 1796 zu Magdeburg als Sohn eines Kriegs- u. Domänenrathes geboren u. genoß eine strenge, aber auf altpreuß. Patriotismus gegründete Erziehung, die zur Folge hatte, daß er im Frühjahr 1813 dem Aufrufe des Königs als Student zu Halle sofort nachkam, zwar, am Nervenfieber erkrankt, den ersten Feldzug nicht mitmachen konnte, dafür aber im zweiten an der Schlacht bei Waterloo Theil nahm u. mit in Paris einzog. Als Offizier zurückgekehrt, setzte er in Halle seine Studien fort u. besuchte nebenbei fleißig die Vorstellungen der weimarischen Schauspieler in Lauchstädt. Leider ließ er sich verleiten, gegen die in Halle seit 1814 bestehende geheime Verbindung „Teutonia" in einer Broschüre „Ueber die Streitigkeiten der Studenten zu Halle" (Lpz. 1817) öffentlich aufzutreten. Weil seine Opposition das durch eine königl. Kabinetsordre befohlene Einschreiten der Behörden gegen diese Verbindung zur Folge hatte, gerieth er in den Ruf eines feigen Denunzianten u. mußte es sich gefallen lassen, daß seine Schrift bei dem Auto da Fé auf der Wartburg 1817 das Schicksal der Kotzebue'schen Schriften theilte. Im J. 1823 kam er als Divisionsauditeur nach Münster, wo er in das Haus des Brigadekommandeurs von Lützow, des Anführers der nach ihm benannten Freischar, Eintritt fand u. sich in dessen schöne Gemahlin, eine geborene Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die aber höchst unglücklich mit ihrem Gatten lebte, verliebte. Mit dieser geistreichen Frau begann er jenes für seine Entwickelung als Dichter u. für seine äußeren Verhältnisse so nachtheilige Verhältniß. In ihrem Salon las er auch seine ersten dramatischen Erzeugnisse, z. B. „Die Prinzen von Syracus", „Die Verschollene", „Edwin", „König Periander u. sein Haus", „Das Auge der Liebe" u. „Cardenio u. Celinde" vor, Dichtungen, welche beweisen, daß er das Tragische nur in Schrecklichem u. Widerwärtigem zu erblicken glaubte. Im J. 1824 ließ sich Elisa scheiden, folgte J. zwar nach Magdeburg, wohin er als Kriminalrichter versetzt worden war, u. (1826) dann auch nach Düsseldorf, wohin er als Landgerichtsrath kam, gab aber seinem Drängen, seine Gattin zu werden, nicht

nach, sondern lebte blos mit ihm, bis er sich endlich von ihren Fesseln losmachte u. sich 2. Okt. 1839 mit einer Enkelin des Kanzlers Niemeyer vermählte. In Münster dichtete er sein „Trauerspiel in Tirol", das nur einzelne gelungene Scenen hat, im Ganzen aber eben so wenig bühnengerecht ist als seine anderen dramatischen Dichtungen. Auch sein in Berlin aufgeführtes Trauerspiel „Friedrich II." machte kein Glück, wohl aber verdient seine Mythe „Merlin", ein Seitenstück zu Goethe's „Faust", bestehend aus einer Reihe von Scenen in dialogischer Form, mit Recht, daß sie unter allen seinen poetischen Arbeiten am höchsten gestellt wird, wogegen wieder sein „Alexis" zeigt, wie wenig er geeignet war, eine Idee ohne Ironie zu gestalten. Da er nun einsah, daß er durch seine eigenen dramatischen Dichtungen die deutsche Bühne, welche sie von sich wies, nicht umgestalten könne, beschloß er sie praktisch zu reformiren u. übernahm selbst die Leitung des Düsseldorfer Theaters; allein das Publikum, dessen Neigungen er nicht berücksichtigte, unterstützte ihn nicht, u. so schloß er 1. April 1837, wie er selbst sagt, seine Bühne als bankrotter Impresario. Nun schrieb er seine zwei satirischen Romane „Die Epigonen", worin er ein Spiegelbild seiner Zeit geben wollte, u. „Münchhausen", in dem er sich als scharfer Satiriker wie als einen der ausgezeichnetsten Idyllendichter zeigte.



Nr. 3454. Karl Lebrecht Immermann (geb. 24. April 1796, gest. 25. Aug. 1840).

Seine letzten poetischen Arbeiten, das Trauerspiel „Ghismonda od. das Opfer des Schweigens" u. das epische Gedicht „Tristan", sind zwar auch nicht ohne das unangenehme ironische Element, zeigen aber doch einen wesentlichen Fortschritt zum Bessern u. beweisen, daß I. wirklich alle zu einem Dichter erforderlichen Eigenschaften besaß; leider starb er schon 25. Aug. 1840 an einem Fieber. I. ist ebenso übertrieben gerühmt als ungerecht getadelt worden; die Wahrheit liegt in der Mitte: er war ein poetischer Kopf, der aber durch seine grau in Grau malende Weltanschauung u. seine unglücklichen Privatverhältnisse zum kalten Ironiker ward u. durch wenige seiner aus dieser Stimmung hervorgegangenen Geistesprodukte Befriedigung zu bieten vermag; natürlich ist er am unglücklichsten als Lyriker, ungenießbar u. verschroben als Dramatiker, aber in gewisser Beziehung von hoher Bedeutung als Romanschriftsteller. Seine Schriften sind gesammelt in 15 Bdn., Düsseld. 1835—43.

Immersion (lat.), das Eintauchen u. Untertauchen, der Augenblick, in welchem ein Himmelskörper in den Schatten eines anderen eintritt.

immerwährender Kalender, s. „Kalender".

Immission (lat.), Hineinschicken, -tragen, -bringen, -weisen, insbes. Einsetzung in ein Amt u. Einweisung in den Besitz (missio od. immissio in possessionem), d. i. eine richterliche Verfügung, wodurch Jemand ermächtigt wird, zur Sicherung od. Vollstreckung von Rechtsansprüchen sich in den Besitz eines fremden Vermögens od. einzelner Vermögensgegenstände zu setzen (immissio in possessionem bonorum od. rei).

Immobilien (lat.), unbewegliche Sachen, nam. also Grundstücke mit den darin wurzelnden Pflanzen u. den darauf stehenden Gebäuden. Rechte, die mit einer unbeweglichen Sache verbunden sind, gehören auch zum unbeweglichen Vermögen (Immobiliar-Masse, -Vermögen). Immobilisiren ist die gesetzliche Bestimmung, daß an sich bewegliche Sachen rechtlich als unbeweglich gelten sollen.

Immortelle, s. „Gnaphalium".

Immunität (lat.), Freiheit von gewissen Verpflichtungen gegen den Staat, insbes. von Steuern, Abgaben u. Kriegsdienstleistungen. Im Mittelalter wurde vielfach den großen Grundbesitzern (Stiftern, Klöstern u. weltlichen Magnaten) die Gerichtsbarkeit über ihre Grundholden mit den daraus fließenden Sporteln u. Strafgeldern übertragen, was man ebenfalls I. nannte.

Imola, Stadt in der ital. Provinz Bologna, im SO. von dieser an den Vorbergen des Apennin u. am Santerno gelegen, hat 28,398 E. (1872), ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale mit dem Grabmal des heil. Cassian, ein Gymnasium, eine technische Schule, eine bedeutende Stadtbibliothek u. bedeutende Industrie. In der Umgegend wird viel Wein gebaut u. Weinstein ausgeführt.

Imola, Innocenzo, Maler, s. „Francucci".

Impaß (franz. impasse, spr. angpaß), eine Gasse ohne Ausgang, eine Sackgasse; einen Impaß machen beim Kartenspiel ist, was man gewöhnlich retten, schneiden od. postmeistern nennt, nämlich in der Vorhand nicht mit der höheren Karte, die man in der Hand hat, sondern mit einer niedrigeren in der Voraussetzung einstechen, daß der Gegner in der Nachhand nicht überstechen kann, um sodann mit der höheren Karte noch einen zweiten Stich zu machen.

Impeachment (engl., spr. Impihtschment), im Allgemeinen jede öffentliche Anklage, im Besondern die, welche beim englischen Parlament od. beim Kongreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Parlaments- bezüglich Kongreßmitglieder u. gegen höhere Staatsbeamte (auch Minister u. in Nordamerika auch gegen den Präsidenten der Republik) erhoben werden kann. Das In-Anklagezustand-Versetzen liegt aber in alleiniger Gewalt des Unter- (Repräsentanten-) Hauses, die richterliche Gewalt zur Untersuchung der Anklage liegt im Oberhause (Senat). Die Mitglieder des letzteren können wegen jedes Verbrechens, die des ersteren nur wegen high misdemeanors (schwerer Uebertretungen) angeklagt werden. Um einem pflichtvergessenen Präsidenten die Wege zu weisen, schreibt die nordamerikanische Verfassung ausdrücklich vor, daß ein solcher wegen Verraths, Bestechung u. anderer schwerer Verbrechen u. Vergehen des Amtes entsetzt werden solle. Darüber hinaus darf zwar das Urtheil des Senats, wo in solchem Falle der oberste Richter des höchsten Bundesgerichts den Vorsitz führt, nicht gehen, aber sonstiges Kriminalverfahren gegen den Verurtheilten im Wege des Rechts ist damit nicht ausgeschlossen. 1868 wurde z. B. Andr. Johnson (s. d.) einem I. unterworfen.

impenetrabel (lat.), undurchdringlich.

Imperativ (lat. imperativus, vollständiger modus i. = die befehlende Weise) heißt in der Grammatik diejenige Aussageform (Modus) des Zeitworts, welche zum Ausdrucke des Befehls od. der Bitte dient, die Aussageform der subjektiven Nothwendigkeit od. der als nothwendig bezeichneten Wirklichkeit („geh!" „arbeitet!"). — Kategorischer I. heißt bei Kant die unbedingte Befehlsweise der Vernunft, das Sittengesetz, insofern es an sich, geradezu, d. h. ohne jede Rücksicht des persönlichen Interesses, gebietet od. verbietet.

Imperator hieß bei den Römern vorzugsweise der Oberbefehlshaber des Heeres während seiner Thätigkeit im Felde; das Wort wurde aber auch von den Soldaten nach einem großen Siege dem Feldherrn als Ehrentitel feierlich zuerkannt, der aber mit dessen Rückkehr nach Rom od. mit der Feier des Triumphs wieder aufhörte. Als einen lebenslänglichen, erblichen u. nicht nur außerhalb Roms in Geltung tretenden Titel erhielten Cäsar nach Beendigung des Spanischen Kriegs (45 v. Chr.) u. später Augustus vom Senat den Titel I. zuertheilt; allmählich wurde das Wort dann gleichbedeutend mit Princeps od. Kaiser.

Imperatoria (Ostruthium), Meisterwurz, auch Kaiserwurz, Magistranz, Ostritz (mit dem lat. Namen zusammenhängend) Wohlstand u. falsches span. Glaskraut, ist ein stattliches Doldengewächs der Bergregion, wo es häufig auf Wiesen u. in der Nähe bewohnter Stellen vorkommt. Es hat Aehnlichkeit mit dem Bärenklau, aber glatte, glänzende Blätter, welche an dem oberen Stengel auf bauchig aufgetriebenen Scheiden ruhen u. wie der Blattstiel am unteren Stengel sich immer dreifach theilen, während eine ansehnliche weiße Dolde den etwa $^{2}/_{3}$ m. hohen Stengel krönt. Die Bergbewohner halten die kräftige Wurzel für bes. wirksam in Thierkrankheiten u. so stand sie auch früher in der Medizin in großem Ruf, bei Verdauungsschwäche, Verschleimung, typhösen Fiebern u. s. w. ein höchst wirksames Mittel zu sein, das man

deshalb geradezu ein göttliches (remedium divinum) nannte. Sie enthält einen eigenthümlichen krystallinischen Stoff (Imperatorin) von scharfem, pfefferartigem Geschmack, der mit einem ätherischen Oele verbunden ist, welches der Wurzel ihren aromatischen Geruch giebt.

Imperfektum (lat. tempus imperfectum — unvollendete Zeitform) nennt man in der Grammatik unter den Zeitformen (Tempora) des Verbums diejenige, welche die durch das Verbum ausgedrückte Handlung als eine in der Vergangenheit dauernde, noch nicht vollendete darstellt, wie in dem lat. legebam, dem franz. je lisais. Es besitzen z. B. die griech., lat. u. die romanischen Sprachen ein solches J., während im Deutschen das weniger richtig, bisweilen ebenfalls als J. bezeichnete Präteritum, das die Handlung nur überhaupt als eine vergangene darstellt („ich gab“, „er sagte“), das J. mit vertritt.

Imperiale (franz., spr. Aengperiale), das mit Sitzen versehene Verdeck eines Post- od. Omnibuswagens.

impertinent (lat.), unpassend, ungebührlich, unverschämt.

Impfen, das. Man bezeichnet damit im Allgemeinen die Uebertragung eines Krankheitsstoffes auf einen Körper. Im engeren Sinne versteht man darunter die Mittheilung des Kuhpockengiftes (der Vaccine) an Menschen, um dieselben dadurch vor den wirklichen Blattern zu schützen od. doch deren Verlauf zu mildern. Obschon in Deutschland u. Holstein bereits seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Wahrnehmung gemacht worden war, daß Mägde, welche beim Melken pockenkranker Kühe die Kuhpocken auf ihre Hände übertrugen, vor wirklichen Pocken geschützt blieben, auch bereits im J. 1791 der Schullehrer Plett zu Stakendorf im Holsteinischen 3 Kinder mit vollständigem Erfolge von dem Euter einer Kuh weg impfte, so verdanken wir doch dem engl. Arzt Edward Jenner, welcher nach mehr als 20jährigen Untersuchungen am 14. Mai 1796 die erste Impfung von Arm zu Arm ausführte u. seine Untersuchungsresultate in der Schrift „An inquiry into the causes and effects of the Variolae vaccinae“ in London 1798 veröffentlichte, hauptsächlich die allgemeine Einführung der Schutzblatternimpfung. Ihr großer Nutzen hat sich nam. da bewährt, wo früher die Pocken mit der tödlichsten Wirkung auftraten, z. B. bei den Stämmen nordamerikan. Indianer, die vor Einführung des J.s oft bis auf wenige Individuen durch eine Pockenepidemie aufgerieben wurden, während jetzt Todesfälle bei ihnen nur einzeln vorkommen. Es ist ferner auch direkt nachgewiesen, nicht nur daß in Epidemien Geimpfte meist verschont blieben, od. doch weit minder heftig erkrankten als Andere, sondern auch daß Todesfälle meist nur solche Personen trafen, die gar nicht od. mit unsicherm Erfolg, od. vor zu langer Zeit geimpft waren. Die Anklage, daß Kindern durch das J. Krankheiten mitgetheilt werden, hat einen scheinbaren Grund, indem in den Kinderjahren Krankheiten weit häufiger vorkommen als in jedem späteren Alter. Dieselben treten aber ebenso unabhängig vom J. auf. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in einzelnen Fällen Syphilis durch das J. mitgetheilt worden ist, doch sind diese Fälle so selten u. deren Wiederkehr so leicht zu verhüten, daß dies gegenüber dem ungeheuren Nutzen, den das J. notorisch gewährt, nicht in Frage kommen darf. Es hat sich darum auch das engl. Parlament nach jahrelangem Erwägen, nach Einsicht der Millionen von Thatsachen, welche mit Hülfe der Regierungen aller civilisirten Nationen zusammengebracht worden waren u. trotz dem ihm sonst innewohnenden Bedenken gegen eine die persönliche Freiheit beschränkende Verfügung, nicht enthalten können, seit dem 1. Jan. 1868 die Schutzpockenimpfung binnen 3 Monaten nach der Geburt für jedes Kind bei Strafe von 20 Shilling gesetzmäßig anzuordnen. Im Deutschen Reich ist die Schutzpockenimpfung durch das Gesetz vom 8. April 1874 ebenfalls zwangsweise eingeführt. Jedes Kind, welches nicht laut ärztlichen Zeugnisses die natürlichen Blattern überstanden hat, muß im Laufe des 1. Lebensjahres geimpft werden; ebenso sollen alle Zöglinge öffentlicher Lehranstalten od. einer Privatschule in dem Jahre, in welchem der Zögling das 12. Lebensjahr vollendet, wiederum geimpft werden, falls er nicht nach ärztlichem Zeugniß in den letzten 5 Jahren die natürlichen Blattern überstanden hat od. mit Erfolg geimpft worden ist. Denn die Wirksamkeit des J.s besteht nur für eine gewisse Zeit, nach welcher die Operation wiederholt werden muß. Da zur Beurtheilung über den wirklichen Erfolg der Impfung ärztliche Kenntnisse absolut nöthig sind, so ist nur wirklichen Aerzten die Ausführung derselben gestattet.

Das J. selbst geschieht durch Einbringung der in den Vaccinepusteln enthaltenen, durch leichtes Ritzen aus denselben wasserhell hervortretenden serösen Flüssigkeit, Lymphe od. Vaccine genannt, mittels Nadelstiches od. flachen Einführens unter die Oberhaut mittels der Lanzette. Man hält es für nützlich, die Lymphe von Zeit zu Zeit durch wirkliche Kuhpockenlymphe zu erneuern; deshalb haben die meisten Staaten für das Auffinden pockenkranker Rinder nicht unbedeutende Belohnungen ausgesetzt. Aus den bei solchen Thieren vorgefundenen Pocken werden Kinder geimpft, u. von diesen erlangt man die sogen. humanisirte Lymphe, welche bei weitem leichter übertragbar ist als die von Rindern direkt verimpfte Vaccine. Zur Beschaffung guter u. ausreichender Lymphe bestehen von den Staaten unterhaltene Centrallymphanstalten. Am sichersten u. leichtesten wird die Lymphe direkt vom Arm eines mit Erfolg geimpften auf den Arm des zu impfenden Kindes übertragen. Die Vaccine soll rein sein, ohne Blutbeimengung; dieselbe hat eine leicht ins Gelbliche gehende Färbung u. verliert nach Chauveau erst bei 150maliger Verdünnung ihre Kraft. Um solche lange unverändert aufzubewahren, bringt man sie in Glascylinder, die mittels Haarröhrchen ausgezogen u. nach Aufnahme der Lymphe an beiden Enden am Lichte vorsichtig zugeschmolzen werden. So hält sie sich jahrelang u. läßt sich unversehrt über den ganzen Erdball versenden. Unmittelbar nach Einbringung der Lymphe bleibt an der Impfstelle gewöhnlich eine leichte Röthe, die sich nach einiger Zeit wieder verliert. Erst nach 3—4 Tagen zeigt ein kleines rothes, etwas erhabenes Stippchen die Impfstelle, welche anfängt zu jucken u. am 6.—8. Tage eine weißliche, mit röthlichem Hofe umgebene, genabelte Pustel darstellt, aus welcher die Lymphe sickert. Die Pustel trocknet dann zum Schorf ein, nach dessen Abfall die strahlenförmige weiße Impfnarbe zurückbleibt. — In der Gärtnerei versteht man unter J. das Veredeln einer Pflanze durch Einsetzen der Theile einer anderen u. unterscheidet: 1. das J. mit Reisern od. Zweigen; dazu rechnet man das Pfropfen, Kopuliren u. das Sattelschäften, u. 2. das J. mit Augen, wozu das eigentliche Okuliren u. das Pfeifeln gehört.

Implorant, Implorat (lat.), Kläger u. Verklagter im summarischen Prozesse, dessen Wesen in der Beschleunigung u. Vereinfachung des ordentlichen Verfahrens besteht. Die einen solchen Prozeß einleitende Klage heißt Imploration.

Imponderabilien (lat.), d. i. unwägbare Stoffe, nannte man in der Physik früher Licht, Wärme, Elektrizität u. Magnetismus, so lange man dieselben nicht wie jetzt nur als Thätigkeiten u. verschiedene Bewegungszustände der Theilchen (Molecule) der Körper u. des zwischen ihnen befindlichen Aethers ansah, sondern als wirkliche Stoffe, als feine, wenn auch unwägbare Flüssigkeiten (Fluida, s. d.) betrachtete.

imponiren (lat.), sich geltend machen, Achtung u. Gehorsam einflößen.

Import, s. v. w. Einfuhr (s. d.).

Importanz (lat.), Wichtigkeit, Bedeutsamkeit.

Impost (lat.), Waarensteuer, eine neben der Steuer auf gewissen Waaren lastende Abgabe, dann auch indirekte Abgaben von Verkehrsgegenständen.

Impotenz (lat.), d. i. männliches Unvermögen zur Ausübung geschlechtlicher Verrichtungen. Man unterscheidet zwei Grade des Unvermögens, je nachdem dasselbe in der Unfähigkeit zur geschlechtlichen Beiwohnung überhaupt, od. nur in der Unwirksamkeit derselben aus Mangel an Zeugungsfähigkeit besteht. Bei gesunden Männern erlischt die Zeugungsfähigkeit erst im Alter von 60—70 Jahren. Eingebildete od. nur vorgeschützte J., um dadurch Ehescheidung zu erlangen, ist viel häufiger als wirklich vorhandene. Ursachen derselben können sein: gänzliches Fehlen, Verkümmerungen od. krankhafte Veränderungen der männlichen Geschlechtswerkzeuge, u. zwar sowol der äußeren als der inneren, zu große od. zu geringe Reizbarkeit der örtlichen Nerven od. des Nervensystems überhaupt, mangelhafte Ernährung, Schwächung durch üble Gewohnheiten, durch Krankheiten od. vorzeitiges Altern, durch ausschweifendes od. auch kümmerliches, mit Noth u. Sorgen verbundenes Leben. Wo keine Entartung der Geschlechtstheile das Unvermögen verursacht, da ist dasselbe nicht unbedingt als verloren zu achten, vielmehr stellt sich oft bei zweckmäßig geregelter Lebensweise, einfacher Kaltwasserbehandlung (mit aufsteigender Douche) u. bei größerem Selbstvertrauen die Zeugungskraft vollkommen wieder her.

Imprägnation des Holzes, s. „Konservirung des Holzes“.

imprägniren heißt: einen festen, porösen Körper mit einer Flüssigkeit erfüllen od. tränken; so sagt man z. B., daß der Docht mit Oel imprägnirt ist, od. daß ein Boden, eine Gebirgsart, mit bituminösen Substanzen imprägnirt ist. Am häufigsten wendet man das J. beim Holze an, indem man dasselbe in fäulnißwidrig wirkende Flüssigkeiten legt od. dieselben nach vorhergegangenem Ausdämpfen des Holzes mittels Druck einpreßt (vergl. Konservirung des Holzes).

Impresario (ital. von imprèndere, d. i. unternehmen), in Italien ein Opern- u. Theaterunternehmer.

Imprimatur, s. „Censur“.

Impromptu (franz., spr. Aengprongtüh), ein Stegreifswitz, eine ohne Vorbereitung für den Augenblick in Versen od. Prosa geschaffene witzige od. sinnreiche Aeußerung.

Improvisation (vom ital. improviso, all'improviso) bezeichnet die Fähigkeit, jedes aufgegebene Thema augenblicklich u. ohne irgendwelche Vorbereitung in poetischer Form zu behandeln u. vorzutragen.

Schon die Griechen hatten dgl. Stegreifdichter, Improvisatoren, zu denen Homer wol selbst gehört hat. Im Mittelalter gehörten in diese Kategorie die Minnesinger, Troubadours, Trouvères u. Minstrels, selbst die Meistersinger waren theilweise in der J. geübt. Das eigentliche Vaterland dieser Kunst ist indeß Italien, nur daß man sich hier bis gegen das Ende des 15. Jahrh. der lat. Sprache bediente; Serafino d'Aquila (1466—1500), der Erfinder der Barzelletten, war nam. auch hierin sehr berühmt. Als seit Leo X. das Ital. das Lat. als Schriftsprache ganz verdrängte, ward nun diese Kunst mehr u. mehr gepflegt, u. einzelne Dichter, wie Bernhard Accolti aus Arezzo (vor 1534), der Einzige genannt, sein Zeitgenosse Christofero aus Florenz, der Erhabene, Silvio Antoniano (in Rom 1540 geb.), il poetino, Andrea Marona aus Pordenone († 1527), der ital. u. lat. improvisiren konnte u. dazu die Geige spielte, Nicolo Leoniceno aus Vicenza (1428—1524) u. A. haben zu ihrer Zeit durch J. großes Aufsehen gemacht. Alle überragte aber Bernardino Perfetti aus Siena (1681—1747), den man 1725 feierlich auf dem Kapitol zum Dichter krönte u. der zuerst sich in allen in Italien üblichen Formen versuchte, während seine Vorgänger sich fast nur der Oktaven bedient hatten, Metastasio, u. in neuerer Zeit Francesco Gianni, dessen J.en sogar gedruckt wurden. Auch Damen haben sich in dieser Kunst einen Namen gemacht, so Maddalena Morelli Fernandez, bekannter als Corilla Olimpica (gekrönt 1776 auf dem Kapitol), Fortunata Sulgher Fantastici aus Livorno, Teresa Bandetties, Rosa Taddei u. A. In Frankreich versuchte sich in dieser Kunst Eugène Pradel, in Holland de Clerca, in Deutschland zuerst der Zeitgenosse der Karschin, der Berliner Dichter Burman († 1805), dann M. Langenschwarz (geb. 1806), u. mit dem meisten Erfolge (1825—26) der bekannte Uebersetzer O. L. B. Wolff (s. d.).

Impudenz (lat.), Schamlosigkeit, Frechheit.

Impuls (lat.), Anreizung, Antrieb, Beweggrund.

impune (lat.), ungestraft, ungerächt.

Imputation (lat.), die Zurechnung, Anschuldigung eines Verbrechens in der Voraussetzung, daß ein Ereigniß den Entschluß der verbrecherischen Handlung eines Menschen verursacht habe, dieser jedoch dafür verantwortlich sei. Fehlt jedoch die Imputabilität od. Zurechnungsfähigkeit, d. h. der Zustand, in welchem man vernünftiger Ueberlegung gemäß zu handeln fähig ist, so kann die That dem Verbrecher nicht zugerechnet werden, ferner auch dann nicht, wenn der Erfolg zwar mit der Handlung im Zusammenhang steht, aber erst durch andere, nicht in dem Willen u. der Voraussicht des Thäters liegende Umstände herbeigeführt wurde.

Imst, Marktflecken in Tirol, 8 M. oberhalb Innsbruck, 1/2 M. vom Inn gelegen, mit 2300 E., wird vom Rofenbach durchflossen, ist Sitz eines Bezirksgerichtes u. hat 2 Klöster u. eine Papierfabrik. Der Handel mit Kanarienvögeln, welcher ehedem Imster bis nach England u. Aegypten geführt hat, ist eingegangen, hat aber dem Schriftsteller K. Spindler Stoff zu einem Romane „Der Vogelhändler von J." (1842) gegeben. Der über der Kirche sich erhebende Kalvarienberg ist wegen einer sehr alten Grabkapelle merkwürdig. In der Nähe von J. liegt am Eingange in das Pitzthal der Weiler Brennbühl, bei welchem eine Kapelle die Stätte zeigt, wo Friedrich August, König von Sachsen, am 9. Aug. 1854 durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte.

Inăchos. 1. Der alte Name des bedeutendsten Flusses der Landschaft Argolis im Peloponnes (j. Panitza), der an der Grenze Arkadien's entspringt u. in den Argolischen Meerbusen mündet, nachdem er vorher den bei Argos vorüberfließenden Charadros aufgenommen hat. 2. Ein Heros der griech. Sage, Sohn des Okeanos u. der Tethys, Vater des Phoroneus, Aegialeus, Argos, Panoptes u. der Jo. Er galt für den ältesten König von Argos, der nach der deukalionischen Flut die Argiver in die Ebene hinabgeführt u. dort angesiedelt, sowie den Streit zwischen Poseidon u. Hera um den Besitz von Argos zu Gunsten der letzteren entschieden haben sollte. Von ihm leitete man den Namen des Flusses J. ab. Eine andere Auffassung machte J. zum Anführer einer über das Meer von Aegypten nach Argos gekommenen Kolonie.

in angustiis (lat.), in bedrängten Verhältnissen, in der Klemme.

Inara- od. **Enarasee** (finnisch Enaretresk), ein 49,7 □M. großer Landsee unter dem 69.° n. Breite, auf der lapp. Halbinsel des russ. Großfürstenthums Finnland. Er enthält unzählige kleinere u. größere, theils nackte, theils mit saftigem Grün bekleidete Inseln, nimmt im Ivalojoki den bedeutendsten Zufluß auf u. sendet den Pasvig Elv in das nördl. Eismeer. Das Kirchspiel gleichen Namens mit etwa 5—600 E., einer der Hauptorte der Kemi-Lappmark, liegt an seinem südwestl. Ufer.

Inartikulation (lat.), mangelhafte Gliederung, Undeutlichkeit der Aussprache.

Inauguration (vom lat. inaugurare, Augurien anstellen, unter Anstellung von Augurien einweihen, s. d. Art. Augur) bedeutet die feierliche Einführung einer Person in ein Amt od. die Einweihung eines Ortes zu einem bestimmten Zwecke. — Inauguraldissertation, die zur Erlangung eines akademischen Grades verfaßte Dissertation, früher auch die von dem promovirenden Dekan selbst verfaßte Abhandlung.

in bianco, s. „blanco".

Incest (lat.), Blutschande, die Geschlechtsvereinigung unter Familiengliedern; wie weit das positive Recht in dieser Beziehung das Familienband als wirksam erkennt, ist sehr verschieden. I. juris civilis ist im röm. Recht jede Geschlechtsverbindung von Personen, die nach röm. Civilrecht wegen Verwandtschaft od. Schwägerschaft keine Ehe mit einander eingehen können; I. juris gentium die, welche nach röm. Ansicht bei allen Völkern unstatthaft war, wozu auch jede Geschlechtsverbindung zwischen Bruder u. Schwester gerechnet wurde. Für die Strafbestimmung wichtig war die Unterscheidung zwischen einfachem u. qualifizirtem J. (incestuoser Ehebruch, incestuose Bigamie 2c.). Der § 173 des Deutschen Strafgesetzbuches bestraft den Beischlaf bei Verwandten auf- u. absteigender Linie an den Erstern mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren, an den Letzteren mit Gefängniß bis zu zwei Jahren. Der Beischlaf zwischen Verschwägerten auf- u. absteigender Linie, sowie zwischen Geschwistern, wird mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft. Neben der Gefängnißstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Rechte erkannt werden.

Inch, der engl. Zoll, ist der 12. Theil des engl. Fußes = 25,4 mm.

Inchbald (spr. Intschbäld), Elisabeth, engl. Schauspielerin u. Dichterin, geb. zu Stanningfield (Suffolkshire) 15. Okt. 1753, war die Tochter eines Pachters, Namens Simpson, verließ als junges Mädchen das elterliche Haus, um in London zur Bühne zu gehen, u. verheirathete sich hier mit dem Schauspieler J., der aber schon bald darauf starb. Sie spielte im Drurylanetheater, dann in Edinburgh u. Dublin u. zuletzt im Coventgarden zu London. Nachdem sich die schöne u. talentvolle Frau 1789 ins Privatleben zurückgezogen, schrieb sie mehrere Lust- u. Schauspiele, welche zu gern gesehenen Repertoirstücken wurden. Auch gab sie heraus: „The British theatre" (eine Sammlung beliebter Theaterstücke verschiedener Verfasser, Lond. 1806 bis 1809, 35 Bde.); „Collection of farces" (ebd. 1809, 7 Bde.) u. „The modern theatre" (ebd. 1811, 10 Bde.). Von geringem Werth sind ihre Romane: „The simple story" (ebd. 1791, 3 Bde.) u. „Nature and art" (ebd. 1796, 3 Bde.; dtsch., Lpz. 1797). Sie starb zu Kensington bei London 1. Aug. 1811.

incident (lat.), beiläufig, zufällig.

Incidentpunkte sind Ereignisse od. Prozeßhandlungen, welche den regelmäßigen Fortgang eines bereits schwebenden Prozesses stören u. die Thätigkeit des Gerichts sowie der Parteien auf einen Nebenpunkt lenken, z. B. Tod einer Partei u. dergl. Incidentanträge sind solche, welche im Verlaufe des schon schwebenden Prozesses zu dem Zwecke eingebracht werden, damit darüber entweder vor weiterer Verhandlung des schwebenden Rechtsstreites od. doch gleichzeitig mit diesem verhandelt u. entschieden werde (z. B. Intervention). Das prozessualische Verfahren, in welchem über J. verhandelt u. entschieden wird, heißt Incidentverfahren.

Incidenz (lat.), bezeichnet das Auffallen eines Licht- od. auch Wärme-) strahls auf die Oberfläche eines Spiegels od. brechenden Mittels. Der Winkel, um welchen der Strahl von der gegen die Fläche lothrechten Richtung abweicht, heißt der Incidenz- od. Einfallswinkel des Strahles.

incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim (lat.), d. i. „Derjenige geräth in die Scylla, der die Charybdis vermeiden will", ein vom Schicksal des Odysseus in der Sizilianischen Meerenge abgeleitetes lat. Sprüchwort mit der Bedeutung: Wer einem kleinen Unglück entgehen will, geräth oft in ein größeres. Das deutsche „Aus dem Regen in die Traufe kommen" drückt Aehnliches aus.

Incision (lat.), s. v. a. Einschnitt. Dieselbe wird entweder als Einleitung zu Operationen od. Sektionen gemacht, um sich durch sie den Weg zu tiefer liegenden Geweben od. Organen offen zu legen, od. sie erfüllt an sich einen Heilzweck. In letzterer Absicht werden J.en ausgeführt, um hochgradige Spannung der Gewebe, veranlaßt durch Blutüberfüllung, wässrige Ausschwitzung od. Eiteranhäufung, zu heben u. gleichzeitig den angesammelten Flüssigkeiten Abfluß zu verschaffen. J.en werden ferner gemacht, um fremde Körper (eingedrungene Geschosse, Holzsplitter u. dgl.) od. Knochenstücke zu entfernen, welche durch Wunden od. Krankheiten losgelöst u. ernährungsunfähig geworden, eben so wie fremde Körper im lebenden Organismus störend wirken. Oder sie werden vorgenommen, um Verwachsungen u. Verkürzungen zu heben. Zu J.en dienen gewöhnlich Messer (Bistouri u. Scalpel), zuweilen aber auch verschiedenartig gekrümmte Scheren.

Incisores (lat., od. incisivi, nämlich dentes), die Schneide od. Vorderzähne (s. „Zähne").

in coena Domini (lat.), d. h. „beim Abendmahl des Herrn", ist der Name einer päpstlichen Bulle, welche ehedem alljährlich am Gründonnerstag in Rom verlesen wurde u. eine Verfluchung der Sünder u. Ketzer enthielt. Dieser Brauch war schon durch die Päpste des 13. Jahrh. aufgekommen. Die feste Form der sog. „Nachtmahlsbulle" rührt jedoch erst von Martin V. (1418) her; ihre letzte Ausbildung erhielt sie durch Urban VIII. (1627), aber von Clemens XIV. (1769—74) wurde sie für immer abgeschafft.

incognito (lat.), unerkannt, mit Verheimlichung des Namen u. Standes.

in concreto (lat.), in einem bestimmten, wirklichen Falle.

in continuo (lat.), ununterbrochen, im Zusammenhange.

in contrarium (lat.), ins Gegentheil.

in contumaciam (lat.) wird gegen Denjenigen verfahren, der trotz gehöriger Vorladung in einem ihn betreffenden Civil- od. Strafprozeß vor Gericht nicht erscheint (Contumacialverfahren). I. c. verurtheilen: auf den einseitigen Antrag einer der streitenden Theile u. ohne daß die Gegenpartei auch ihrerseits einen Antrag gestellt hatte.

in corpore (lat.), insgesammt, alle zusammen.

Increment bedeutet s. v. w. Wachsthum, Zuwachs.

incriminiren (lat.), eines Verbrechens beschuldigen, bezichtigen.

incroyabel (franz., spr. ängkroajab'l), unglaublich; als Substantiv ein Unglaublicher, Modenarr, ein Stutzer, ein Geck. Außerdem heißt auch ein übermäßig großer, dreieckiger Hut ein J.

Incubation (lat.) ist dasselbe, was man auch mit dem Worte Tempelschlaf bezeichnet. Es war nämlich bei den alten Griechen u. später auch in Rom Sitte, daß Kranke sich im unterirdischen Tempel des Amphiaraos od. des Aesculapius auf das Fell eines zu diesem Zwecke geschlachteten Opferthieres zum Schlafen niederlegten. Nach ihren Träumen bestimmten dann die Priester den Kranken die anzuwendenden Heilmittel.

Incubus nennen die Schriftsteller des Mittelalters einen männlichen Dämon, der die Frauen verführt. Nach Andern ist er nur das Nachtgespenst, welches man sonst auch „Alp" nennt. Das Gegentheil ist der Succubus, ein weiblicher Dämon od. der Teufel in Gestalt einer Frau, der sich Männern hingiebt.

Inculpant, s. „Inculpat".

Incunabeln (aus dem lat. incunabula, Wiege) nennt man die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in dem Jahrhundert ihrer Erfindung, also Wiegendrucke. Gewöhnlich schließt man die Periode der J. mit 1500; Andere aber dehnen sie bis 1520 od. gar bis 1536 (so Panzer) aus, weil erst um diese Zeit sich die Buchdruckerkunst in fast allen Arten des Druckes versucht hatte. Die Zahl der alten Drucke des 15. Jahrh. beläuft sich ungefähr auf 15,000, doch hat kaum der zwölfte Theil derselben wissenschaftlichen Werth; nam. sind die Druckwerke von 1480 an nur mit geringen Ausnahmen gesucht. Als selten betrachten die Bücherliebhaber nur die ersten Erzeugnisse kurz nach Erfindung der Buchdruckerkunst (ungefähr bis zum J. 1475), die ersten Drucke jedes Landes u. jeder Stadt, die Arbeiten von solchen Druckern, von denen man weiß, daß sie nur kleine Auflagen machten (Sweynheim u. Pannartz zu Rom, die nur 275 Exemplare abzogen, Ad. Rot das. 1471, H. Bechtermünze zu Eltvill 1467, Alb. Kunne zu Memmingen 1482, Arnold von Brüssel zu Neapel 1472 ꝛc.), die Druckwerke in engl., franz. u. deutscher Sprache ungefähr bis 1490, die ersten Ausgaben (editiones principes) der griech. u. röm. Klassiker, die, weil sie nach Handschriften gemacht wurden, denselben an wissenschaftlichem Werthe gleichgeachtet werden, die Drucke einzelner berühmter Offizinen (z. B. die von Aldus, der Giunti, Janson, Caxton ꝛc.), alle Drucke mit Holzschnitten od. gar Kupferstichen, endlich alle Pergamentdrucke, nam. aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh. Hinsichtlich des zum Drucke der J. verwendeten Materials wissen wir, daß man anfänglich meist auf Pergament, später, um die Bücher billiger herstellen zu können, fast nur auf starkes u. weißes Papier druckte. Das Format der ältesten Drucke war Folio, wenn man die Donate nicht mit in Anschlag bringt; das erste Buch in Quart ist das „Vocabularium ex quo" (Eltavill. 1467), Bücher in Oktav u. Duodez gab es schon um das J. 1470, das erste aber in Sedez (in 32) ist das „Officium beatae Mariae Virginis" (Venet. 1474). Die Lettern in den ältesten Drucken sind die gothischen (lettres gothiques, black letter); später wendete man, nam. in Italien, die runden röm. an (lettres rondes). Griech. Lettern, in Holz geschnitten, kommen schon im „Cicero de officiis" (Mog. 1465) vor, aber gegossene griech. Lettern enthält erst des Lascaris „Grammatica graeca" (Mediol. 1476); Meßbücher u. Psalmbücher wurden mit großer Schrift, den sog. Missaltypen, gedruckt. Die Anfangsbuchstaben wurden meist längere Zeit nach Beendigung des Druckes von den sog. Rubrikatoren hineingemalt, fehlen daher oft. Die Signaturen od. Blattzeichen, früher nur mit Alphabetbuchstaben ausgedrückt, kommen zuerst 1472 vor. Eine Bezeichnung der Blätter erscheint sicher erst 1470, Seitenbezeichnung viel später, Titelblätter haben die ältesten J. nicht, wohl aber (schon im Psalterium von 1457) am Ende eine Schlußschrift, in welcher der Ort u. der Name des Druckers sowie das Datum angegeben sind.

I. N. D., Abkürzung für das lat. „In nomine Dei", d. h. im Namen Gottes.

Indebitum (lat.), eine nicht bestehende Schuld, Verbindlichkeit. Das zum Zwecke der Erfüllung einer aus entschuldbarem Irrthum als bestehend vorausgesetzten, in Wirklichkeit aber nicht od. nicht in dem vorausgesetzten Maße bestehenden Schuldverbindlichkeit Geleistete kann mit der condictio indebiti zurückverlangt werden.

indecent (lat.), unanständig.

Indelt, s. v. w. Inlett (s. d.).

Indemnität (lat.), Entschädigung, Schadloshaltung, auch Straflosigkeit. J. ertheilen: von Strafe u. Verantwortlichkeit für eine formell ungerechtfertigte Handlung entbinden, nam. im Staatsrecht von Bedeutung, indem eine von der Regierung (den Ministern) eigenmächtig, ohne die verfassungsmäßig erforderliche Zustimmung der Volksvertretung, vorgenommene Handlung (z. B. Ueberschreitung des Etats) durch einen Beschluß der Volksvertretung (in England Bill of indemnity) nachträglich für materiell gerechtfertigt erklärt wird.

Independenten, d. h. Unabhängige, ist der Name einer protestantischen Sekte, welche sich seit 1580 unter der Führung von Rob. Brown u. nach ihm John Robinson von der engl. Staatskirche trennte. Sie behauptete, die Unabhängigkeit einer jeden Gemeinde u. die freie Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde entspreche allein dem apostolischen Vorbild. Als sie in England heftig verfolgt wurden, breiteten sie sich in den Niederlanden u. in Amerika aus. Folgerichtig mußten sie die Freiheit der Gemeinden schließlich auch zur Freiheit des Einzelnen in Glaubenssachen erweitern, zeigten sich aber dabei durch einen oft schwärmerischen u. starren Glauben an den Buchstaben der Bibel gebunden. In einer solchen Gemeinschaft hatten sehr verschiedene Standpunkte Raum, wie denn aus ihnen sehr verschiedenartige Sekten, wie die Quäker u. Baptisten, hervorgegangen sind. Seit 1805 bilden sie in Amerika mit den letzteren u. den Presbyterianern eine Art Einheit; die Zahl der eigentlichen J. mag sich auf $1\frac{1}{2}$ Million belaufen.

Index (lat.), eigentl. der Zeiger; Anzeiger, Nachweiser, Seitenzeiger eines Buches, auch das Register od. Inhaltsverzeichniß desselben. — **Index librorum prohibitorum,** d. h. Verzeichniß der verbotenen Bücher, ist die von der röm. Kirche veranstaltete Aufzählung aller der Bücher, deren Lesen als ketzerisch od. gefährlich (wie z. B. die Bibel in der Landessprache!) mit dem Bann od. anderen Kirchenstrafen zu belegen ist. Das Verbot, ketzerische Bücher zu lesen, hat von jeher bestanden; für die Aufsuchung u. Vertilgung derselben sorgte die Inquisition. Ein offizielles Verzeichniß aber wurde erst dringend nöthig seit der Reformation. Papst Paul IV. ließ ein solches 1557 durch eine besondere Kongregation ausarbeiten. Dasselbe ist seitdem beständig vermehrt worden u. wird von der noch in Rom bestehenden „Kongregation des Index" noch immer fortgesetzt. Zu unterscheiden von dem i. l. p. ist der i. librorum expurgandorum, d. h. Verzeichniß der zu reinigenden Bücher (seit 1751), deren Verbreitung nur dann vom Papste gestattet wird, wenn sie zuvor von anstößigen Stellen gereinigt worden sind.

Indian, s. v. w. Truthahn.

Indiana, einer der nördl. Binnenstaaten der nordamerikan. Union, hat ein Areal von 1590,2 □M. u. grenzt im N. an Michigan u. den Michigansee, im O. an Ohio, im S. an Kentucky, im W. an Illinois. Das ganze Land ist eine wellenförmige Tiefebene; Hügel kommen nur am Ohio vor. Dieser (der wichtigste Fluß des Landes) bildet auf einer Strecke von 78 M. die Südgrenze des Staates u. nimmt aus demselben den Wabash u. das White-Water auf, von letzterem führt ein Kanal nach dem Eriesee. Der Boden des Landes ist sehr fruchtbar u. hat bes. im N. noch großen Reichthum an Wäldern. Ein großes Kohlenfeld erstreckt sich nach Illinois u. bedeckt einen Flächenraum von 368 □M.; in der Nähe desselben finden sich ausgedehnte Lager von Eisenerzen. Außerdem liefert J. noch Salz, Petroleum, Kupfer u. Blei. Das Wild ist zahlreich. Die Bevölkerung zählte 1870: 1,680,637 Seelen, darunter waren 1,655,837 Weiße, 24,560 Farbige u. 240 Indianer. Von den Fremden stammten 78,060 aus Deutschland u. 28,698 aus Irland. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in der Landwirthschaft; Hauptprodukte sind Mais, Weizen u. Hafer. Sehr bedeutend ist die Tabakskultur, die Gewinnung von Zuckerahorn u. der Export von Schweinefleisch, Wolle u. Butter. Die Gewerbthätigkeit hat sich sehr gehoben u. 1870 eine Gesammtproduktion von 108,617,278 Doll. ergeben.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist namentlich die Mehlfabrikation, Holzschneiderei, Schweineschlachterei, Eiseninduſtrie, Wollweberei, Gerberei u. Branntweinbrennerei. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Ausdehnung von 786 M. Von den Sekten zählen die Methodisten, Baptisten u. Christians die meisten Anhänger. Hauptstadt ist Indianopolis. – Das J. wurde 1816 als Staat in die Union aufgenommen, es ist in 95 Counties getheilt, hat eine Staatsschuld von 7,818,710 Doll. (1873) u. wird im Kongreß durch 2 Senatoren u. 13 Repräsentanten vertreten.

Indianer, die Ureinwohner Amerika's, erhielten ihren Namen von den ersten Entdeckern dieses Erdtheils, welche Theile von Indien aufgefunden zu haben glaubten. Sie bilden eine eigene Raße, die häufig als die rothe od. kupferfarbene bezeichnet wird. Trennt man ethnographisch von ihnen die Eskimos, welche die nördlichsten Theile Amerika's bewohnen, so beläuft sich ihre Zahl auf ungefähr 11,500,000 Seelen; hiervon kommen 5,200,000 auf Nordamerika (incl. Mexiko), 1,500,000 auf Centralamerika u. 4,800,000 auf Südamerika. Die J. sind Autochthonen des von ihnen bewohnten Erdtheils; ihr Körper ist kräftig, jedoch an Arbeitsleistung dem der Weißen u. Neger nachstehend, der Schädel bald rund, bald mehr länglich u. nach hinten gezogen, das Hinterhaupt oft förmlich abgeplattet, die Stirn niedrig u. breit u. der mittlere u. untere Theil des Gesichtes stark hervortretend; die Augenhöhlen sind sehr groß, beinahe viereckig, die Augen tiefliegend, klein u. schwarz; die Nase erscheint groß, lang u. etwas gebogen, der Mund breit, das Haar schlicht, lang u. von schwarzer glanzloser Farbe. Bart u. Augenbrauen sind sehr schwach entwickelt. Die Hautfarbe schwankt zwischen Schmutziggelb u. Schwarzbraun. Der Grundzug des geistigen Charakters des J.s ist Ernst, Schweigsamkeit u. Verschlossenheit, seine Rede ist langsam u. eintönig, er wählt seine Worte vorsichtig u. versteht eben so wohl seine innere Bewegung zu verbergen als den körperlichen Schmerz zu ertragen. Tapferkeit paart sich mit List u. Grausamkeit, er achtet das Leben seines Feindes nicht höher als sein eigenes, u. sein stark ausgeprägtes Rechts- u. Ehrgefühl erklärt seine Rachsucht. – Die J. Nordamerika's sind aus dem Gebiete zwischen dem St. Lorenzstrom, den großen canadischen Seen, dem Mississippi u. dem Meere von den Weißen bis auf die geringen Ueberreste einzelner Stämme fast ganz verdrängt oder vernichtet worden. Ihre Zahl wird in Britisch-Nordamerika auf 69,000 geschätzt, ungefähr die Hälfte davon lebt in der Provinz Britisch Columbia, 11,000 bewohnen das Gebiet der ehemaligen Hudsonsbai-Compagnie. Nach offiziellen Angaben beläuft sich die Zahl der indianischen Bevölkerung der Vereinigten Staaten auf 321,000, nach anderer Berechnung auf 383,000 Seelen; hiervon entfallen allein auf Alaska 70,000, auf das Indianer-Territorium 60,000 u. auf die organisirten Territorien 143,000; der Rest vertheilt sich auf die Staaten, von denen die pacifischen allein noch gegen 56,000 aufweisen. Etwa 7/8 der J. auf dem Unionsgebiete haben ihr nomadisches Stammesleben aufgeben müssen u. sind infolge dessen der europäischen Kultur, meist zu ihrem Nachtheil, näher gerückt. Mit Ausnahme einzelner Reitervölker im SW. sind sie in Reservationen eingeschlossen, in denen sie der Jagd, dem Fischfang od. dem Ackerbau obliegen können, u. deren Grenzen von ihnen wie von den Weißen respektirt werden sollen. Die größten dieser Reservationen liegen im Indianer-Territorium u. in Dakotah, wo das abgegrenzte Gebiet der Sioux über 28,000 □M. umschließt; keine einzige befindet sich im O. des Mississippi, dort leben die J. zerstreut unter der weißen Bevölkerung. Diese Völker zerfallen in die Kenai, welche im äußersten NW. wohnen, die Athabasken, deren Gebiet sich von dem Ausfluß des Mackenzie bis zum 51.° n. Br. u. vom Yukon bis an die Hudsonsbai erstreckt u. zu denen die Chippeway's, die Biber-, Hasen-, Kupferminen- u. Berg-J. gehören u. mit denen im S. als versprengte Theile die Navajos u. Apachen eng verwandt sind. Die Algonkin, die im W. zwischen dem Churchill u. dem südlichen Arme des Saskatchewan sitzen, im O. die Gebiete zwischen den Großen Seen u. der Hudsonsbai u. den größten Theil der Halbinsel Labrador einnehmen u. die Stämme der Crees (Knistino), Ojibwan, Ottawas, Saulteur, Chiemns, Schwarzfüße u. a. umfassen, die Irokesen, im Gebiete der Großen Seen, welche vorzüglich durch die Huronen repräsentirt werden, die Dakotah od. Sioux am oberen Missouri u. im SO. bis an den Arkansas, zu denen auch die Krähen-J., Kansas, Osagen, Omahas u. Iowas gehören, die Oregon-J. in Oregon u. Washington u. der Nordwestküste (Nutka, Koluschen u. a.); die Pawnies zwischen der oberen Platte, dem Arkansas u. den Felsengebirgen mit den Kiowas u. die isolirten Völker von Kalifornien u. den südwestlichen Ländern der Union, wie die Schoschoni, Utah, Yuma, Comanchen, von denen mehrere Stämme eine sprachliche Verwandtschaft mit den J.n Mexiko's zeigen. In den ältesten Zeiten waren fast alle Völker im O. des Mississippi Ackerbauer, die Verdrängung aus den fruchtbaren Marschen an den Strömen u. am Meere hat aber die meisten J. Nordamerika's gezwungen, ihren Lebensunterhalt sich durch die Jagd u. den Fischfang zu erwerben. Ausgedehnte Landwirthschaft treiben gegenwärtig bei die südlichen Sioux. Berauschende Getränke, welche neben den Blattern u. anderen epidemischen Krankheiten so wesentlich zur Verminderung der J. beitragen, haben sie erst von den Weißen erhalten. Als narkotisches Mittel wurde allgemein der Tabak benutzt. Die Jägervölker erlegten für ihre Nahrung vorzugsweise Büffel, Hirsche, Rehe u. Elenthiere u. waren deshalb zu häufigen Wanderungen gezwungen; infolge des Verkehrs mit den Weißen nahm die Jagd auf Pelzthiere einen großen Aufschwung. Die Hausthiere sind ihnen von den Europäern zugebracht worden. Für die Fischervölker ist der Lachs in den nördlichen u. westlichen Strömen von der größten Bedeutung. Das elendeste Leben führen infolge der Abnahme des Wildes mehrere Athabasken-Stämme, unter denen bei Hungersnoth selbst Fälle von Kannibalismus vorgekommen sind. Die Wohnungen bestehen bei den nomadischen Stämmen aus Zelten (Wigwams), die entweder mit Birkenrinde od. mit Häuten bedeckt sind; die seßhaften J. wohnen in Holzhäusern; in den südl. Küstenlandschaften des Großen Ozeans kommen Steinhäuser vor, welche einen ganzen Stamm beherbergen; in den nördlichsten Gegenden sogar Schneehütten, wie bei den Eskimos. Bei dem Stamme der Mandan sind sogar Schwitzbäder im Gebrauch. Als Waffen bedienen sich jetzt die J. vorzüglich des Beiles (Tomahawk), des Schlachtmessers u. der Flinte; nur bei wenigen Stämmen spielt Bogen u. Pfeil noch eine hervorragende Rolle. Die Kriege werden mit List, Tapferkeit u. Grausamkeit geführt, doch durch irgend ein Symbol dem Feinde angezeigt. Als werthvollste Trophäe gilt dessen Kopfhaut (Skalp). Der Friede wird beim Rauch der Friedenspfeife geschlossen. Die meisten nomadischen J.-Stämme, bes. die Apachen u. Comanchen, sind vortreffliche Reiter u. dadurch den anwohnenden Weißen furchtbar. Die Heirath ist bei den Indianern Nordamerika's ein reines Kaufgeschäft u. wird gewöhnlich sehr früh geschlossen; Polygamie ist gestattet, doch nimmt meist


Nr. 3415. Tätowirter Indianerhäuptling. Nach B. West's Gemälde.

nur der Häuptling od. ein Reicher mehrere Frauen, auf denen die Geschäfte des Hauses lasten, während der Mann in den Krieg od. auf die Jagd geht. Der Glaube an einen Großen Geist, welcher als Schöpfer aller Wesen betrachtet wird, findet sich bei allen Stämmen, wenn auch


Nr. 3176. Ein Chippewaykrieger.

häufig sehr verschwommen; außer diesem giebt es aber noch eine Menge anderer Geister, aus denen sich der Einzelne einen besonderen Schutzgeist wählt u. von denen vorzüglich die bösen Geister verehrt u. durch Tänze besänftigt werden. Der Tanz ist bei den J.n ein gottesdienstlicher Akt u. wird häufig in Verkleidungen aufgeführt. Christen sind fast nur unter den seßhaften J.n zu finden. Eine höhere Kultur u. bes. Schulen sind blos bei den Bewohnern des J. Territoriums anzutreffen, doch haben


Nr. 3157. Ein Medizinmann.

es die J. zu einer originellen Bilderschrift gebracht, u. ihre Lieder, vorzüglich ihre Kriegsgesänge, zeichnen sich durch poetischen Schwung aus. Die vielfachen Betrügereien, welchen die J. der Vereinigten Staaten ebensowol von Seiten der Beamten des offiziellen Indianeramtes in Washington wie von den Unterhändlern u. Kaufleuten ausgesetzt gewesen sind, u. die Vertreibungen von Jagdgründen, welche ihnen von der Regierung auf ewige Zeiten zugewiesen worden waren, haben in den letzten Jahren überaus blutige Kriege hervorgerufen, die nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen werden u. schließlich mit einer Vertilgung der nomadischen Indianerstämme enden müssen. Während die nordamerikanischen J. den Charakter von Naturvölkern tragen, hat die Urbevölkerung von Mexiko (s. d.) eine sehr beachtenswerthe Kultur entwickelt. Man schätzt die indianische Bevölkerung dieses Landes auf 4,800,000 Seelen, doch ist diese Zahl unbestritten zu niedrig, weil sich viele dieser Rothhäute aus Eitelkeit den Weißen beizählen. Gleich anderen Gebirgsländern zeigt auch Mexiko eine seltsame Mischung verschiedener Stämme, deren Zahl nach Orozco u. Berra 700 betragen soll. Neben den seßhaften, christlichen J.n stehen die freien J. (Indios bravos), welche noch Heiden sind u. theilweise ein Jagd- u. Fischerleben führen. Die mexikanischen J. scheiden sich in 5 Gruppen; zur ersten gehören die auf einer sehr tiefen Kulturstufe stehenden Bewohner der Halbinsel Kalifornien, bes. die Cora, Guaycuros u. Uchitis; die zweite bilden die Eingeborenen der nordwestlichen Staaten, welche zur sonorischen Sprachgruppe gehören, z. B. die Opatas, Pimas, Papagos, Yaqui, meist friedlich den Ackerbau betreiben, in der Weberei geschickt u. für den Bergbau wohl zu gebrauchen sind; die dritte Gruppe umfaßt die Nachkommen der Ureinwohner des Landes, über welche sich die Schicht aztekisch-toltekischer Völker gelagert hat; dieselben haben sich auf den höheren Theilen des Plateaus in den chichimekischen Völkern der Pamas, Capuce, Guamanes, in den Zapoteken, den Otomis, Totonacen, Zacateken u. Chiapaneken erhalten; sie waren, als die Spanier in das Land kamen, nomadische Jagdvölker, denen sogar der Kannibalismus nachgesagt wurde; jetzt sind sie meist dem Christenthum gewonnen u. seßhaft, haben aber in Sitte, Religionsgebräuchen u. Sprache noch viel Alterthümliches bewahrt. Das eigentliche Kulturvolk sind aber die Azteken (s. d.) gewesen, deren Sprache noch in den Staaten Mexiko, Puebla, Veracruz, Queretaro, Oaxaca, Tamaulipas, Mechoacan u. Jalisco vorherrscht. Die fünfte Gruppe bildet das alte Kulturvolk der Maya in den östlichen Provinzen u. ganz bes. in Yucatan. Die J. Mexiko's sind meist von dunkelbrauner Hautfarbe, kräftig gebaut, ausdauernd u. fleißig, zum größten Theil seßhaft u. selbst städtischen Gewerben eifrig zugethan. Doch ist auch ihnen die melancholisch-cholerische Grundstimmung des indianischen Temperamentes eigen, aus welcher der Hang zum Aberglauben mit folgert. Daß diese J. auch bedeutende Staatsmänner hervorbringen, beweist der ehemalige Präsident Benito Juarez (s. d.), welcher dem Stamme der Zapoteken angehörte. — Die J. Centralamerika's bilden die Mehrheit der Bevölkerung, in Guatemala sogar 80%, derselben, während in Costa Rica das Verhältniß für die Weißen am günstigsten ist. Die westlichen Landschaften, bes. Guatemala, zeigen in den Baudenkmälern deutlich die Einwirkung toltekischer Kultur; diese alte Civilisation ist aber durch die Spanier vernichtet u. die J. durch dieselben auch in sittlicher Beziehung verdorben worden. Zum größten Theil haben sie die spanische Sprache u. das Christenthum angenommen, für letzteres haben die Dominikaner im 16. Jahrh. sehr vortheilhaft gewirkt. An den nördlichen Küsten von Honduras wohnen Ueberreste von Karaiben (s. d.), den Ureinwohnern der Westindischen Inseln, auf denen die indianische Bevölkerung ausgerottet ist. — Die J. Südamerika's zeigen einen viel größeren Wechsel in Sprache, Körperformen u. Farbe, als diejenigen Central- u. Nordamerika's. Den N. bevölkern die Karaiben u. Arowaken, von denen Erstere sich von der Küste bis zum Amazonenstrome verbreiten u. von hier wahrscheinlich erst auf die Westindischen Inseln ausgewandert sind. Die Karaiben gehören zu den schönsten J.-Stämmen, sie sind meist schlank u. von großer Muskelkraft, an der Küste schwarzbraun, im Innern heller. Ihre kriegerische Tüchtigkeit macht sie den anderen Völkern furchtbar, obgleich sie den Kannibalismus aufgegeben zu haben scheinen; doch treiben sie auch die friedliche Beschäftigung der Landwirthschaft; sie verstehen sehr gut zu weben, verarbeiten Gold zu Gefäßen u. Schmuck, treiben Handel u. haben sich sogar mit ihren Booten auf das Meer gewagt. Die J. Brasiliens werden auf ungefähr $1\frac{1}{2}$ Million veranschlagt; von den Küsten sind sie mehr u. mehr in das Innere gedrängt worden u. haben sich vielfach mit Negern vermischt. Zwischen dem Amazonenstrome u. dem Paranahiba wohnen Gês-Stämme, in den östlichen Theilen Tupis, zwischen dem San Francisco u. der Küste Botokuden u. im S. des Landes Guaranis. Die ungeheuren Waldgebiete zwischen dem Tocantins u. den Cordilleren werden von einer Menge einzelner Völker bewohnt, welche trotz ihres nahen Beisammensitzens in Sprache u. Sitte als ganz verschiedene kleine Nationalitäten erscheinen. Einzelne schwärmen als Reitervölker auf den Campos umher, andere pflegen auf gut gezimmmerten Booten des Fischfangs od. bestellen in den Lichtungen des Urwaldes das Feld.

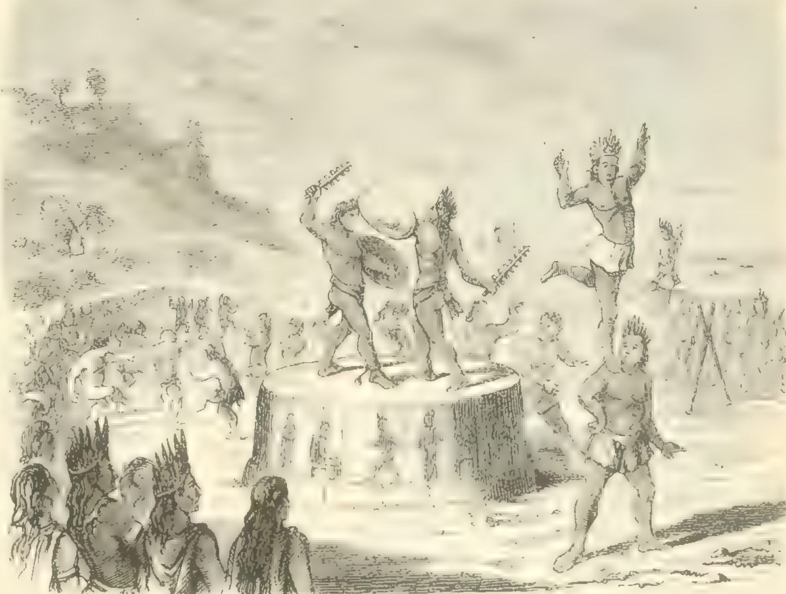
Nicht wenige huldigen noch dem Menschenfraß; dem Christenthume sind nur etwa 133,000 gewonnen. Im Ganzen aber ist der Verkehr zwischen J. u. Weißen ein weit mehr friedlicher als in Nordamerika. Die größte Kultur hatten die Guaranis unter der Leitung der Jesuiten in Paraguay (s. d.) 1610–1767 erreicht; nachdem aber der eigenthümliche theokratische Staat sein Ende erreicht hatte, sind sie wieder größtentheils in ihre frühere Unkultur u. in das Heidenthum zurückgesunken. Zwischen dem oberen Paraguay u. den Anden u. dann weiter nach S. bis an das Feuerland dehnen sich die Gebiete der Pampas-Indianer aus, kriegerische, der Kultur u. dem Christenthum unzugängliche, nomadische Reitervölker, von denen die Guaycurus zwischen Paraguay und Pilcomayo, die Abiponer zwischen letzterem Flusse u. dem Salado, die Puelchen im W. der La Platamündung u. die Tehuelchen in Patagonien die gefürchtetsten Stämme sind. Zu den unkultivirtesten, rohesten J.n gehören die Feuerländer. Die Eingeborenen Chile's reden die Sprache der Araukaner (s. d.). Die Plateaux der Anden u. der Westabfall zwischen 4° n. Br. u. 30° s. Br. werden von den Quichua-Völkern bewohnt. Das Hauptvolk, die Quichua, welches bei der Ankunft der Spanier das herrschende war, hatte seinen Ursitz in der Umgegend von Cuzco; seine Sprache war aber durch die Eroberungen der Inka's (s. d.) weit nach N. u. S. verbreitet worden. Von den Quichuas stammen die großartigen Ruinen in Peru (s. d.); sie waren neben den Mexikanern das hervorragendste Kulturvolk des alten Amerika. Im S. u. SW. des Karaibengebietes, auf den Hochländern von Ecuador u. Columbia, sitzen die Stämme der Chibcha od. Muisca mit verwandten Völkern. Die J. Südamerika's, begünstigt durch die Natur des Landes, welche die Herrschaft der Weißen sich nicht so ausdehnen ließ wie in Nordamerika, scheinen sich trotz häufiger Kriege u. der von den Europäern eingeführten Krankheiten unter den Spaniern eher vermehrt als vermindert zu haben. Der Gegensatz zwischen Weißen u. J.n tritt hier weniger stark auf, Letztere bilden in den meisten der westlichen Republiken mit jenen eine Mischbevölkerung, gegen welche die rein weiße Bevölkerung in der Minderzahl ist. Die von Weißen u. J. erzeugten Kinder werden Mestizen, die Mischlinge von Negern u. J.n Zambos od. Chinos genannt.

Indianer-Territorium (Indian Territory), ein Gebiet im Innern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im W. des Mississippi gelegen, umfaßt ein Areal von 3245 □M. u. grenzt an Texas im S. u. W., an Neu-Mexiko im NW., an Colorado u. Kansas im N., an Missouri u. Arkansas im O. Es besteht aus einem Plateau, welches sich sanft nach O. abdacht, vom Arkansas durchschnitten u. vom Thale des Red-River im S. begrenzt wird. Die Hochflächen sind von Prairien bedeckt u. hier u. da von dürftig bewaldeten Bergzügen unterbrochen; nur die Flußthäler sind fruchtbar; nach NW. zu geht das Land in Wüste über. Das Klima ist sehr trocken, der Winter meist streng, doch gedeiht in einzelnen Distrikten noch die Baumwolle. Die Bevölkerung bestand 1870 aus 59,367 Indianern, 6378 Farbigen u. 2407 Weißen, welche nur als Männer von Indianerinnen das Recht zur Ansiedelung erhalten. Die einzelnen Stämme, welche seit 1824 aus den östlichen u. nördlichen Unionsgebieten hierher verpflanzt worden sind, wohnen in scharf begrenzten Reservationen, im N. zu beiden Seiten des Arkansas die Cherokees (14,680 Seelen) u. Osages (3370 S.), theils als Jäger, theils als Ackerbauer; die seßhaften Indianer haben Holzhäuser, treiben beträchtlichen Handel mit landwirthschaftlichen Produkten u. sind zu einem ansehnlichen Wohlstand gelangt. Zwischen dem Red-Fork des Arkansas u. dessen Nebenflusse Canadian sitzen im W. Seminolen (2500 S.), welche von der Jagd leben u. sich für den Ackerbau Negersklaven halten, in der Mitte Creeks (13,000 S.), die aus Georgia u. Alabama vertrieben worden sind, vorzüglich Viehzucht treiben u. in einer Art Gemeindekommunismus leben, sowie im NW. an den Staat Mexiko grenzend die Tlascalteken, im S. Choktaws (1500 S.) u. Chikasaws (5400 S.), die den höchsten Grad der Kultur unter den nordamerikanischen Indianern erreicht haben, Schulen besitzen u. in sehr geordneten demokratisch-republikanischen Gemeinden leben. Im W. hausen nomadische Reitervölker, die Apaches, Comanches, Kiowas, Wichitas u. a. Die Zahl der Einwohner ist seit 1850 um 20,000 gesunken. Hauptort ist Okmulgee. Das J. T. hat keine gemeinsame Verfassung, sondern steht unmittelbar unter dem Indianischen Amte in Washington.



Nr. 3138. Indianerwigwam und Medizinmann.

Indianopolis, Hauptstadt des nordamerikanischen Unionsstaates Indiana mit 48,244 E. (1870), liegt am Westfork des White-Water, hat breite, regelmäßige Straßen, welche von einem runden Platze auslaufen; auf demselben befindet sich der Palast des Gouverneurs u. ein nach dem Muster des Parthenon erbautes Staatenhaus, in welchem sich die Landesvertretung versammelt. Bedeutend ist J. in industrieller Hinsicht durch Eisen- u. Messinggießerei, Maschinenbau, Bierbrauerei u. Fabrikation von Ackerbaugeräthen. In der Stadt sowol wie in der Umgegend ist das deutsche Element sehr stark vertreten.



Nr. 3139. Gymnastische Spiele und Zweikämpfe der Tlascalteken.

Indican, ein aus dem Waid bereiteter Farbstoff.

Indicienbeweis (lat.) ist der Beweis durch Thatsachen, welche die Vermuthung für das Dasein einer andern, die Anwendung eines Strafgesetzes bedingenden Thatsache begründen od. ausschließen (Gegen-

Indicien, Entschuldigungs-Indicien. Jedes Indicium muß mit der zu beweisenden Thatsache im Zusammenhange stehen. Eine Thatsache, welche blos auf das Dasein eines andern Indicium schließen läßt, heißt ein mittelbares Indicium u. steht dem unmittelbaren entgegen, welches ohne Zwischenthatsachen auf den Urheber od. das Verbrechen führt. Die Beweiskraft der verschiedenen Arten der Indicien ist nicht mehr gesetzlich bestimmt, sondern die Würdigung derselben ist lediglich dem gewissenhaften Ermessen der Richter u. Geschworenen überlassen.

Indien ist der griech. u. röm. Name für die im O. des Indus gelegenen Länder, welche jetzt im Gegensatz zu Westindien als Ostindien bezeichnet werden u. in Vorderindien, Hinterindien u. den Ind. Archipel (s. d.) zerfallen. I. war schon den alten Aegyptern, in deren Gräbern indigogefärbte Zeuge gefunden worden sind, u. den Phönikern bekannt, die aus Ophir (s. d.) Gold u. andere Kostbarkeiten holten. Bekannter wurden diese Länder durch die Perserkriege u. bes. durch die Feldzüge Alexander's d. Gr. Den geraden Seeweg nach I. vom Golf von Aden aus versuchte zuerst um die Mitte des ersten Jahrh. ein griech. Pilot, Hippalus; seitdem nahm der Handel zwischen Aegypten u. I. u. mit diesem auch die geographische Kenntniß zu. Von der Halbinsel Malakka bezog man Gold; Java war schon Ptolemäus unter seinem Namen bekannt. Christengemeinden entstanden schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. auf Malabar u. Ceylon. Im Mittelalter traten im Verkehr mit I. die ital. Seestädte, bes. Pisa, Genua u. Venedig, an die Stelle Alexandriens, indem sie die Waaren theils über Aegypten, theils auf den westasiat. Karawanenwegen einführten. Drei venetian. Kaufleute, die Gebrüder Poli, waren es, welche auf ihren Zügen im inneren u. östl. Asien (1271—1295) zuerst Hinterindien u. einen Theil der ind. Inselflur durchwanderten. Während Columbus Amerika entdeckte, da er I. auf dem Seewege nach W. aufsuchen wollte, fand diesen Seeweg selbst Vasco de Gama (s. d.) 1498, indem er das Kap der Guten Hoffnung umsegelte.

Indiennes, feine Gewebe, s. „Baumwolle".

indifferent (lat.), unterschiedlos, gleichgiltig.

Indifferentismus nennt man den Zustand der Gleichgiltigkeit, der in der Mitte steht zwischen dem Fanatismus u. der Feindseligkeit. Der I. kann auf allen möglichen Gebieten Statt haben u. unverfänglich sein, wie wenn z. B. Jemand aus Mangel an Bildung u. Anregung sich wissenschaftlichen u. künstlerischen Leistungen gegenüber gleichgiltig verhält. Dagegen ist er eine Krankheitserscheinung, wenn er im Schoße von Korporationen auftritt als Gleichgiltigkeit gegen die Interessen u. Bestrebungen derselben. Dies gilt insbes. von dem politischen u. religiösen I. Denn sowol Staaten als Kirchen können nur gedeihen durch die lebendige Antheilnahme aller ihrer Glieder am Wohl der Gesammtheit. So ist der politische I. in Deutschland, eine Frucht der staatlichen Reaktion, erst neuerdings mehr u. mehr überwunden worden.

Indifferenz, Theilnahmlosigkeit, Unempfindlichkeit.

Indigbitter, s. v. w. Pikrinsäure, s. u. „Indigo".

Indigenat (lat.), Staatsangehörigkeit, sodann die dem Inländer (dem Eingeborenen u. dem ihm gesetzlich gleichgestellten Einwohner) vor dem Ausländer, Fremden, zustehenden Rechte. Die Bestimmungen über den Erwerb u. Verlust der Eigenschaft eines Staatsangehörigen sind in den einzelnen Staaten verschieden. Es besteht jedoch seit Gründung des Deutschen Reiches, nach Maßgabe des Art. 3 der Verfassungsurkunde desselben, für ganz Deutschland ein gemeinsames I., mit der Wirkung, daß der Angehörige (Unterthan, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaats in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln u. demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetriebe, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts u. zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung u. des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist. Kein Deutscher darf in der Ausübung dieser Befugniß durch die Obrigkeit seiner Heimat od. durch die Obrigkeit eines andern Bundesstaates beschränkt werden. Dem Auslande gegenüber haben alle Deutsche gleichmäßig Anspruch auf den Schutz des Reiches.

Indigenen (lat.), die Eingeborenen, Einheimischen, Inländer.

Indigestion (lat.), Verdauungsbeschwerden (s. „Verdauung").

Indiggrün, Indigkarmin, s. „Indigo".

Indigirka, Fluß in Ostsibirien, im Gebiete Jakutsk. Die I. entspringt im nordöstl. Theile des Stanowoigebirges u. mündet nach 230 M. langem Lauf in das nördl. Eismeer; sie fließt durch äußerst öde u. rauhe Landstrecken, in denen nur wenige Jakuten hausen. An ihren Ufern liegen einige kleine russ. u. jakut. Orte, von denen die nördlichsten wegen ihres Handels mit den Tschuktschen einige Bedeutung haben. Bis zum 70.° nördl. Br. begleitet den Fluß ein spärlicher Baumwuchs, bes. von verkrüppelten Lärchen. Im Sommer halten sich an ihm große Scharen wilder Gänse u. Schwäne auf.

Indignation (lat.), Unwillen, Verdruß, Empörtsein über Etwas.

Indignität (lat.), Unwürdigkeit, insbes. die des Erben od. Vermächtnißnehmers, welche die Entreißung der Erbschaft od. des Vermächtnisses von seiten eines dazu Berechtigten zur Folge hat. Es können nämlich aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich wegen Verletzung der Achtung u. Dankbarkeit gegen den Erblasser (z. B. Verschuldung des Todes, Anfechtung der Rechtsfähigkeit des Erblassers, Arglist od. Zwang in Betreff der letztwilligen Anordnung), Erbschaften wie Vermächtnisse dem dazu Berufenen als einem Unwürdigen entzogen werden, entweder durch andre Miterben od. Vermächtnißnehmer od. durch den Fiskus.

Indigo od. Indig, ein sehr werthvoller blauer Farbstoff, der zum Färben von Baumwolle, Leinen, Wolle u. Seide verwendet wird u. schon den Alten unter dem Namen Indicum bekannt war, welche ihn aus Indien bekamen. Die Benutzung desselben erhält sich in Italien in Uebung, während in Deutschland, Holland u. England der I. erst im 16. Jahrh. bekannt wurde, da zu dieser Zeit die Holländisch-ostindische Gesellschaft bedeutende Mengen dieses Farbstoffs importirte. Die allgemeine Anwendung desselben wurde in einigen Ländern, Frankreich u. England, durch Gesetze beeinträchtigt. Die einheimischen Waidfabrikanten (die Waidpflanze liefert ebenfalls Indigfarbstoff, jedoch weniger reichlich u. von geringerer Güte als der indische) fürchteten nämlich die Konkurrenz des neuen Farbstoffs u. wußten es z. B. in England durchzusetzen, daß unter der Regierung der Königin Elisabeth die Einfuhr von Indigo u. auch von Blauholz verboten wurde, ja sogar, daß der bereits im Lande befindliche Vorrath zerstört u. als Teufelsfutter bezeichnet wurde. Erst unter der Regierung Karl's II. wurde ein so unsinniges Gesetz wieder aufgehoben. Jetzt ist die Anwendung eine ganz allgemeine u. verbreitete. Der I. wird im Pflanzenreiche in mehreren verschiedenen Pflanzen gebildet, namentlich in der Indigofera Anil, I. argentea u. I. tinctoria; ferner in dem in Hindostan häufig vorkommenden Nerium tinctorium (einer Oleanderart) u. in der auch in Europa kultivirt werdenden Waidpflanze (Isatis tinctoria). In dem Safte der Blätter dieser Pflanzen ist der Farbstoff selbst noch nicht fertig gebildet, sondern entsteht erst bei Berührung mit der Luft. Interessant ist es, daß der I. bildende Stoff, das Indican, auch im menschlichen u. thierischen Organismus erzeugt wird u. dann aus krankhaft verändertem Harn Indigblau ausgeschieden wird. Die Darstellung des I. ist folgende: Die frisch geschnittenen Pflanzen werden in eine große steinerne Cisterne, die sog. Gährungsküpe, eingelegt, mit Bambusstäben überdeckt u. mit Wasser übergossen. Die Bambusstäbe werden durch gut befestigte Querbalken niedergehalten, damit sie durch die Luftentwickelung bei nachfolgender Gährung nicht in die Höhe getrieben werden. Sehr bald fängt die Masse an zu gähren, es steigen Gasblasen in die Höhe, die Flüssigkeit geräth in heftige Bewegung u. an der Oberfläche bildet sich endlich ein blauer, kupferfarbig schillernder Schaum. Nach 9—10, zuweilen auch 13—14 Stunden ist die Gährung beendet; man zieht dann die Flüssigkeit in eine tieferstehende steinerne Cisterne, die sog. Schlagküpe, ab, in welcher sie von mehreren Arbeitern heftig gerührt od. auch durch Schaufelräder in stetiger Bewegung erhalten u. möglichst mit Luft in Berührung gebracht wird. Dies dauert $1\frac{1}{2}$ Stunde, nach welcher Zeit der I. anfängt sich aus der Anfangs gelben Flüssigkeit in blauen Flocken abzuscheiden. Die über dem blauen Bodensatz stehende Flüssigkeit wird dann abgelassen, dieser gesammelt u. behufs weiterer Reinigung mit Wasser ausgekocht u. dann auf Seihetücher gebracht. Nachdem das Flüssige abgepreßt worden, wird die weiche Masse in würflige Stücke geschnitten, die man an der Luft trocknet. Aus 300 Kilo frischer Pflanzen erhält man durchschnittlich nur 1 Kilo guten I. Der I. findet sich im Handel gewöhnlich in Form unregelmäßiger würfliger Stücke, die leicht zerbrechlich sind, einen eigenthümlichen Geruch besitzen u. eine dunkelblaue Farbe



Nr. 3460. Anil-Indigo (Indigofera Anil).

haben; auf dem Bruche zeigt der J. einen rothen, kupferartigen Glanz, namentlich aber, wenn die Stücke mit einem harten, glatten Körper gerieben werden. Farbe u. Glanz schwanken übrigens bei den verschiedenen Sorten des Handels in verschiedenen Nüancen. Die Hauptbezugsorte für J. sind Bengalen, Madras, Manilla u. Java. Von Asien aus hat sich aber die Indigokultur auch nach Afrika u. Amerika verbreitet. Von afrikanischen Sorten ist der ägyptische J. u. der vom Senegal zu erwähnen, von amerikanischen der J. aus Guatemala, Caracas, Mexiko u. Brasilien. Die jährliche Gesammtproduktion auf der ganzen Erde soll sich auf 15,000,000 Kilo J. belaufen. **Bestandtheile u. chemische Eigenschaften des J.** Es ist schon oben kurz erwähnt worden, daß der J. in den genannten Pflanzen nicht fertig gebildet vorkommt, sondern erst durch einen Gährungsvorgang u. durch Zutritt der Luft gebildet wird. Die in jenen Pflanzen enthaltene, indigobildende Substanz ist zuerst von Schunck in reinem Zustande abgeschieden, untersucht u. von ihm **Indican** genannt worden. Dieses Indican ($C_{52}H_{31}NO_{34}$) erscheint als eine hellgelbe, sirupartige Flüssigkeit von ekelhaft bitterem Geschmack; sie reagirt gegen Lackmussäure, löst sich in Wasser u. auch in Alkohol auf, kann aber nicht ohne Zersetzung zum Trocknen gebracht werden. Behandelt man dieses Indican in der Wärme mit verdünnten Säuren, so zerfällt es unter Aufnahme von Wasser in eine eigenthümliche Zuckerart, **Indiglucin** genannt, u. in den **eigentlichen Indigofarbstoff, Indigotin.** — Das Indiglucin ($C_{12}H_{10}O_{12}$) ist ein brauner, sirupartiger Zucker; das **Indigotin** od. **Indigblau** ($C_{16}H_5NO_2$) bildet den Hauptbestandtheil des käuflichen J., außerdem enthält dieser noch **Indigroth** od. **Indigrubin, Indigbraun** u. sog. **Indigleim**, sowie auch kleine Mengen erdiger Bestandtheile u. (behufs Gewichtsvermehrung) absichtlich zugesetzte Substanzen. Das reine Indigblau ist ein dunkelblaues Pulver, geruchlos und geschmacklos, nicht giftig u. ebenso wie der rohe J. unlöslich in Wasser, Alkohol, Aether u. ätherischen Oelen; es löst sich dagegen in siedendem Chloroform u. namentlich in Anilin. Bei vorsichtigem Erhitzen auf 288° C. bildet es dunkelpurpurrothe Dämpfe, die sich an kälteren Theilen wieder zu unverändertem, jedoch krystallisirtem Indigotin verdichten. Das krystallisirte Indigotin zeigt einen eigenthümlichen rothen metallischen Kupferglanz, giebt aber beim Zerreiben ebenfalls ein dunkelblaues Pulver.



Nr. 3461. Afrikanischer Indigo (Tephrosia toxicaria).

Höchst interessant ist die für das Indigotin charakteristische Eigenschaft, durch reduzirende Substanzen in **Indigweiß** übergeführt zu werden; es ist dies eine farblose, krystallinische, in Wasser nicht, wohl aber in Alkohol u. Aether lösliche Substanz, die sich von dem Indigblau od. Indigotin nur durch einen Mehrgehalt von 1 Atom Wasserstoff unterscheidet, demnach die Formel $C_{16}H_6NO_2$ besitzt. Die Lösung des Indigweiß in Alkalilaugen besitzt eine gelbe Farbe u. hat die Eigenschaft, aus der Luft Sauerstoff anzuziehen, wodurch dem Indigweiß das eine Atom Wasserstoff wieder entzogen u. Indigblau von Neuem gebildet wird, das dann als blaue Substanz aus der Flüssigkeit sich abscheidet. Man hat von dieser Eigenthümlichkeit des Indigfarbstoffs in der Färberei Anwendung gemacht, indem man z. B. den feingemahlenen rohen J. mit Wasser, gebranntem Kalk u. Eisenvitriol zusammen stehen läßt; hierdurch wird das Indigblau in Indigweiß verwandelt, welches letztere in dem überschüssigen Kalkwasser sich ebenso löst wie in Alkalilaugen; filtrirt man dann diese Indigweißlösung von dem ungelösten Rückstande ab u. bringt die zu färbenden Garne od. Gewebe hinein, so nehmen dieselben, wenn sie darauf der Luft ausgesetzt werden, eine dunkelblaue Farbe an. Man nennt diese Methode des Färbens mit J. die **kalte Küpe**. Eine andere Methode beruht auf der Löslichkeit des **Indigoblau** in konzentrirter Schwefelsäure u. wird **Sächsischblaufärberei** genannt. Behandelt man nämlich fein gemahlenen J. mit rauchender Nordhäuser Schwefelsäure od. mit bis auf 60–70° C. erwärmter engl. Schwefelsäure, so löst sich der größte Theil des J. zu einer intensiv dunkelblauen Flüssigkeit auf, die, je nach Menge u. Temperatur der einwirkenden Säure, verschiedene gepaarte Verbindungen des Indigotins mit Schwefelsäure enthält; die Hauptmenge bildet die **Indigschwefelsäure, Indigblauschwefelsäure** od. **Coerulinschwefelsäure** ($C_{16}H_5NO_2,2SO_3$); dieselbe bleibt gelöst, wenn man die durch Behandeln des J. mit Schwefelsäure erhaltene Flüssigkeit mit Wasser verdünnt, während eine andere sich gleichzeitig bildende Säure, die **Phönizinschwefelsäure** ($C_{32}H_{10}N_2O_4$, $2SO_3$), als purpurfarbiges Pulver zu Boden fällt. Es läßt sich diese **Phönizinschwefelsäure** durch Behandlung mit neuen Mengen Schwefelsäure in **Indigblauschwefelsäure** umwandeln, daher auch die Bildung der ersteren Säure möglichst eingeschränkt werden kann, wenn man eine genügende Menge überschüssiger Schwefelsäure verwendet. Legt man in die stark verdünnte Lösung der Indigblauschwefelsäure, aus welcher sich etwa vorhandene Phönizinschwefelsäure bereits abgesetzt hat, Wolle, so schlägt sich diese Säure auf der Wolle nieder u. färbt sie blau. Durch Behandlung mit verdünntem Ammoniak kann die Indigblauschwefelsäure der Wolle wieder entzogen werden, nicht aber durch Waschen mit Wasser. Bei Behandlung des J. mit Schwefelsäure bildet sich gewöhnlich auch noch eine dritte gepaarte Säure in geringer Menge, die **Indigblauunterschwefelsäure**. Die Lösung des J.'s in Schwefelsäure, die also eine Mischung jener drei gepaarten Säuren enthält, führt in der Färberei die Namen **Indigkomposition, Indigotinktur** od. **Indigsolution**. Sättigt man die blaue, verdünnte Lösung des J. in Schwefelsäure mit kohlensaurem Natron, so scheidet sich ein blauer Niederschlag ab, der von der Flüssigkeit getrennt u. getrocknet den **Indigkarmin** od. **blauen Karmin** des Handels bildet u. der aus **indigblauschwefelsaurem Natron** besteht. Dieser Indigkarmin ist in reinem Wasser sowie auch in Alkohol mit blauer Farbe löslich, löst sich aber nicht in Wasser, welches Salze aufgelöst enthält; dies ist auch der Grund, warum sich der Indigkarmin beim Neutralisiren der schwefelsauren Indigolösung mit kohlensaurem Natron unlöslich ausscheidet. Die **künstliche Bildung des Indigblau** scheint nach den neuesten Versuchen von A. Emmerling u. C. Engler im Prinzipe geglückt zu sein, wenn auch von einer Fabrikation im Großen bis jetzt noch nicht die Rede sein kann. Die genannten Chemiker haben eine Substanz, allerdings nur in geringer Menge erhalten, die die Zusammensetzung u. chemischen Eigenschaften des Indigblau besitzt u. sich auch durch reduzirende Substanzen in Indigweiß umwandeln läßt. Sie stellten dieses Indigblau so dar, daß sie essigsauren u. benzoësauren Kalk trocken destillirten u. das sich hierbei bildende Acetophenon mit rauchender Salpetersäure behandelten; das sich hierdurch bildende Mononitroacetophenon wurde dann in der Hitze mit Natronkalk u. Zinkstaub behandelt. Hoffentlich wird es gelingen, die Methode noch zu verbessern u. zur Darstellung größerer Mengen geeignet zu machen.

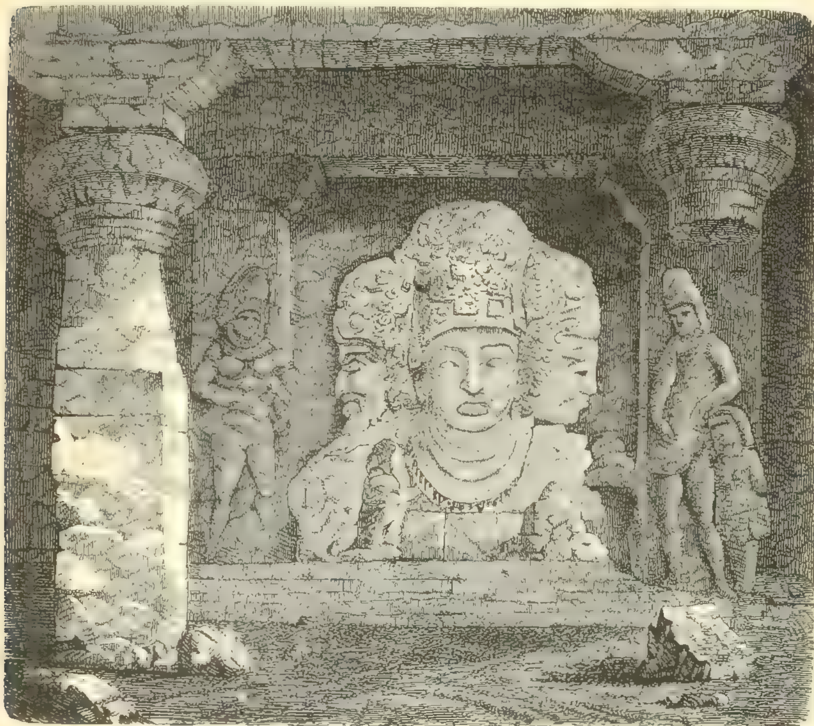
Indigofera, eine Pflanzengattung der Galegeen unter den Papilionaceen od. Hülsengewächsen, reich an Arten, von denen ein großer Theil jenen kostbaren blauen Farbstoff erzeugt, der als **Indigo** in der Färberei aller Völker schon seit langer Zeit eine große Rolle spielt. Doch sind es nur wenige Arten, die man seinetwegen sorgfältig zu diesem Behufe kultivirt. Obenan steht der **gemeine Färberindigo** (I. tinctoria) aus Ostindien, gegenwärtig in beiden Indien sowie im heißen Afrika gebaut. Seinen Farbstoff kannte man schon im Alterthum, doch erfuhr man von seiner Bereitungsweise erst durch **Marco Polo** im 13. Jahrh., während die Mutterpflanze erst im 16. Jahrh. durch Garcias ab Horto unvollständig beschrieben, von dem berühmten Botaniker **Clusius** wahrscheinlich zuerst in Europa im Garten gezogen wurde. Die Pflanze hat ganz das Ansehen eines kleeartigen Gewächses, ähnlich etwa unsrer Esparsette, aber mit dem Unterschiede, daß sie zu einer 1–2 m. hohen, sehr verästelten Staude mit eiförmigen Fiederblättchen, die aber am Grunde keilförmig verschmälert, an der Spitze abgestutzt u. ausgerandet sind, heranwächst. Ihre Färbung schon ist blaugrün, während ihre kleinen Blumen grünlich- od. gelblichweiß, an den Flügeln roth sind u. sich in aufrechten Trauben entwickeln. Die Frucht ist eine kleine, etwas gekrümmte braune Hülse. Außer dieser Art kultivirt man auch I. Anil aus dem tropischen Amerika hier wie in Ostindien, I. argentea in Aegypten, Arabien u. Ostindien, I. pseudo-tinctoria, Disperma u. s. w.

Indigopurpur, s. „Indigo“.

Indikativ (lat.), der anzeigende Modus od. die Redeweise, durch welche Etwas als ganz bestimmt u. unabhängig angegeben wird, wie z. B. ich sehe, ich sah, ich habe gesehen ꝛc.

Indiktion (lat., auch „Römerzahl“, „Römerzinszahl“), eine im Mittelalter sehr gebräuchliche Art der Bezeichnung des Jahres in Urkunden u. s. w., giebt die Zahl der Stelle an, welche das betreffende Jahr

in einem vom J. 312 n. Chr. beginnenden, sich immer wiederholenden Cyklus von 15 Jahren einnimmt. Es sind drei verschiedene Arten von J.en zu unterscheiden, je nach dem für den jährlichen Anfang der J. angenommenen Tage: 1. die griech. od. byzantinische J., die mit dem 1. Sept. beginnt, 2. die durch Beda († 735) aufgekommene Beda'sche, auch die Constantinische od. die kaiserliche genannte J., mit dem 24. Sept. anhebend, 3. die röm. od. päpstliche J., die mit dem 25. Dez. bez. dem 1. Jan. anfängt. Im Orient ward die erste Art allgemein gebraucht, im Occident kamen sowol in der päpstlichen Kanzlei als in der des Kaisers, theils nach, theils neben einander, alle drei Arten in Anwendung. Um für ein nach der Geburt Christi bestimmtes Jahr die J. zu finden, addirt man 3 zu der Jahreszahl u. dividirt die Summe durch 15, der Rest ist dann die J. (falls kein Rest bleibt, ist 15 die J.). Wie die Rechnung nach J. entstanden ist, hat sich noch nicht mit Bestimmtheit nachweisen lassen, gewöhnlich führt man sie auf die Existenz einer 15jährigen Grundsteuerperiode des röm. Reichs zurück.



(Nr. 3162. Trimurti. Darstellung aus dem Höhlentempel in Elefante.)

indirekt (lat.), mittelbar, auf Umwegen durch einen Dritten, krumm.

indische Kunst, s. „Baukunst".

Indischer Archipel od. Australasien umfaßt die zahlreichen Inseln, welche südl. u. südöstl. von Hinterindien zwischen 90 u. 130° östl. Länge u. 10° südl. u. 20° nördl. Breite liegen u. eine Größe von 36,657 □M. (ohne die Philippinen 31,364,2 □M) haben. An die bedeutendsten, die großen Sundainseln, schließen sich im Osten die kleinen Sundainseln u. die Molukken, im NO. der Archipel der Philippinen an, welcher von einzelnen Geographen als nicht zum J. A. gehörig betrachtet wird. Fast sämmtliche Inseln des J. A.s sind vulkanisch; Java allein besitzt 45 Feuerberge. Die großen Sundainseln werden von mächtigen Bodenerhebungen durchzogen, die im Semiru auf Java 3280 m. Höhe erreichen. Dem Berglande sind oft weite Niederungen, aus dem Schwemmlande der Flüsse bestehend, vorgelagert, die zur Regenzeit überflutet werden u. dann sehr ungesund sind. Die Inseln des J. A.s sind zwar außerordentlich wasserreich, aber nur Sumatra u. Borneo besitzen Ströme, welche auf größere Strecken schiffbar sind. Der größte Landsee des J. A.s ist der im Innern Borneo's liegende Sumbasee, aus dem der Kapuas strömt. Der J. A. liegt im Gebiete der Monsuns, welche den Wechsel der trocknen u. nassen Jahreszeit bedingen. Von Sumatra bis Celebes umfaßt die Regenzeit die Monate Oktober bis März bei Südostmonsun. In der andern Hälfte des Jahres bringt der Nordwestwind trockne Witterung. Im östl. Theile des J. A.s beginnt die trockne Jahreszeit bei Nordostmonsun im November, darauf folgt mit Südwestmonsun die Regenzeit. Der Monsunwechsel ist häufig von heftigen Wirbelstürmen (Teifunen) begleitet. Die mittlere Temperatur für die Niederungen des ganzen Archipels ist 27,3 °C. Der J. A. ist die Heimat einer großen Zahl wichtiger Kulturgewächse, vor Allem der Banane u. der Gewürzpflanzen. Seine Flora gehört mit der Indiens zum „Monsungebiet". Die Fauna weist eine große Zahl ausgezeichneter Formen auf. Der westl. Theil des Archipels unterscheidet sich in faunistischer Beziehung scharf vom östl. Wichtig sind die großen Steinkohlenlager, bes. Borneo's, welche Insel auch reiche Antimongruben u. Diamantenwäschereien besitzt. Bekannt ist der Reichthum von Banka an Zinn. Die Bevölkerung des J. A.s (ca. 31 Mill. — ohne die Philippinen 23,556,400 —) besteht aus der Urbevölkerung der Harafurus (Alfuros, s. d.) u. den zahlreichen Malayen, welche bei ihrem Vordringen von Malakka u. Sumatra nach O. die Urbevölkerung ausrotteten od. in das Innere der Inseln zurückdrängten. Außerdem haben sich im J. A. Chinesen in großer Zahl niedergelassen u. in den Handelsplätzen sind auch viele arab. Kaufleute ansässig. Die im J. A. lebenden Europäer sind meist Kaufleute, Verwaltungsbeamte od. Soldaten. Der größte Theil des J. A.s ist im Besitz der Holländer; die Philippinen gehören den Spaniern. Von Werken über den J. A. sind erwähnenswerth die von Friedmann, Wallace u. Bickmore.

indische Religionen u. Mythologie. Die östlichen Arier od. das Sanskritvolk hatten schon zu der Zeit, wo sich die übrigen Stämme von ihnen trennten, einen Namen für den abstrakten Begriff „Gott", nämlich dêva-s, welches dem lateinischen deus u. dem griechischen θεός entspricht, aber eigentlich Himmel, etwas Glänzendes, bedeutet. Sie hatten also schon vor der Sprachtrennung die Verehrung eines Gottes; später bildeten sie aber diesen Begriff polytheistisch aus, u. so erscheint denn bereits eine Art polytheistisches System in ihren heiligen Büchern od. Vedas, von denen man annehmen kann, daß die Religionsform, welche ihren Inhalt bildet — diese ist wesentlich das Brahmathum — mindestens schon 800—900 Jahre v. Chr. bestand. Die Hauptgottheiten des späteren Brahmathums Siwa u. Wischnu haben in dem alten indischen Pantheon noch gar keine od. doch nur eine untergeordnete Stelle, vielmehr werden darin Elemente, Geister u. Gestirne verehrt, namentlich Indra, das Oberhaupt der Götter, die Personifikation des Firmamentes. Als göttliche Wesen wurden in der ältesten Periode überhaupt 33 angebetet, nämlich 8 Vasavas (Feuer, Erde, Wind, Atmosphäre, Sonne, Himmel, Mond u. Asterismen), 11 Rudras (Hauche od. Naturtöne) u. 12 Aditjas. Als nun aber die Priester anfingen die Weltordnung zu erklären, ward als Prinzip derselben das Wachsthum (Brahma) aufgestellt, u. hiermit beginnt das eigentliche indische Religionssystem des Brahmaismus. Allerdings erstreckte sich Anfangs die Schöpfung Brahma's nur auf die geistige Welt, allein bald trat der Kultus des Wischnu u. Siwa hinzu, der bis auf den heutigen Tag die Grundlage des ganzen brahmanischen Religionssystems bildet. Um 230 v. Chr. stellten die Brahmanen im Gegensatz zu dem zur Staatsreligion erhobenen Buddhismus die Lehre auf, daß Brahma, Wischnu u. Siwa eins seien u. eine Trimurti od. Dreieinigkeit bildeten. Brahma (s. d.) erscheint nunmehr als die schöpfende Kraft. Seine Gemahlin ist Saraswati (die Wasserbegabte, weil sie aus dem Wasser als Urstoff hervortrat) od. Vak (Rede). Wischnu (s. d., der Durchdringer) ist eigentlich der höchste Gott, denn die aus seinem Nabel herauswachsende Lotosblume ließ Brahma hervorgehen. Er ist zugleich auch der Erhalter der Welt, welcher sich von Zeit zu Zeit zum Wohle der Sterblichen verkörpert. Die alten Sanskritepopöen nehmen 10 solcher Verkörperungen (Avatâram, d. h. Herabsteigung) an, in denen Wischnu als Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, Zwerg u. s. w. erschienen ist; in der achten trat er als wirklicher Gott Krischna auf der Erde auf; die neunte Verkörperung ist die Buddha's, die zehnte aber ist erst noch zu erwarten. Wenn die Welt untergeht, dann wird er in Gestalt eines ungeheuren weißen Pferdes als der Erlöser (Kalki) erscheinen u. alle Sünden der Welt tilgen u. ein Reich der Tugend u. sittlichen Vollendung herstellen. Als Gemahlin Wischnu's wird Lakschmi, die Glücksgöttin, genannt. Die dritte Person der indischen Dreieinigkeit ist Siwa (s. d.). Er bezeichnet zwar auch die Allmacht, aber in ihrer zerstörenden Thätigkeit.

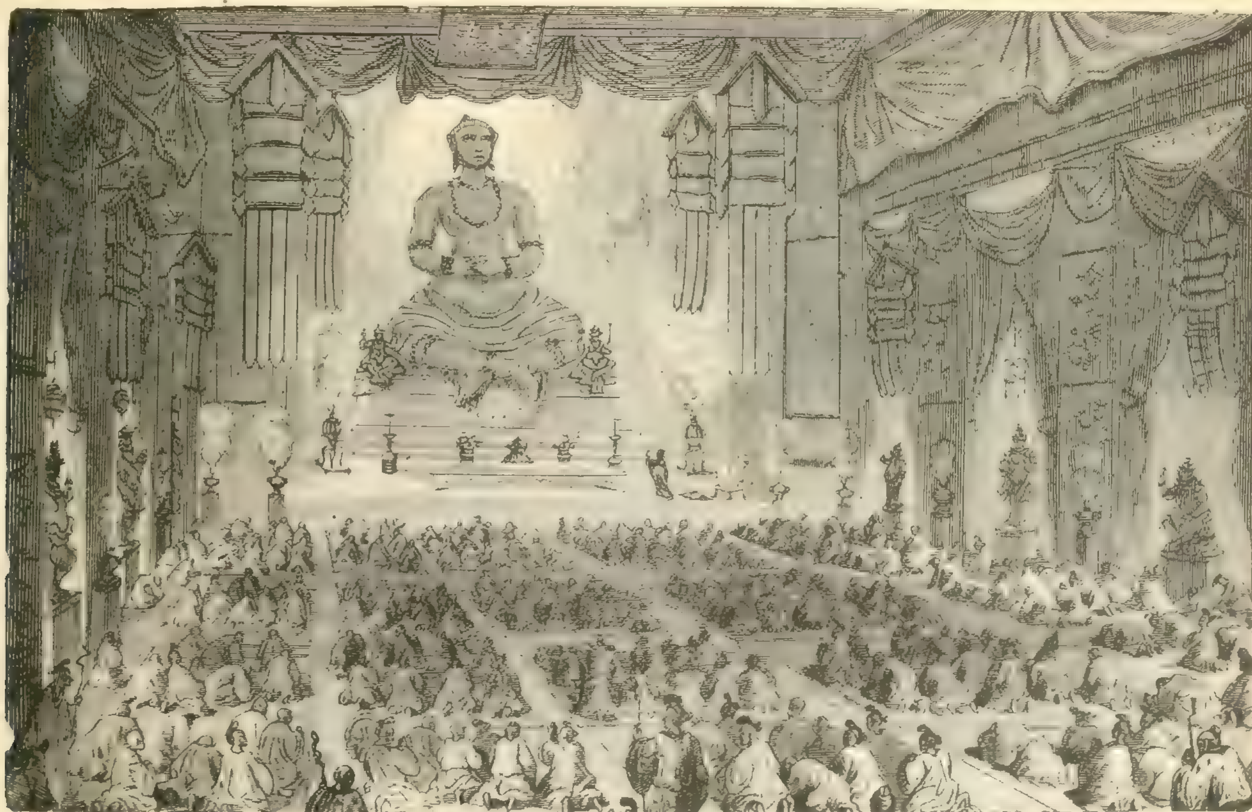
Um diese Dreieinigkeit gruppirt sich nun noch eine Anzahl größerer u. kleinerer Gottheiten: zuerst die acht Welthüter (lôkapâlas), nämlich Indra, das Haupt der übrigen, reitend auf dem Elefanten, bewaffnet mit dem Donnerkeil u. Regenbogen, selbst von rother Farbe. Dann folgen Agnis, der Feuergott, dargestellt mit drei Beinen, sieben Armen u. zwei Gesichtern von violetter Farbe; Jamas (der Bändiger), der Todtengott u. Seelenrichter, auf einem Büffel reitend, in der Hand einen Scepter od. Keule tragend u. von dunkelgrüner Farbe; Nairitas (der Unglückbringer), ebenfalls dunkelgrün, eine Lanze tragend u. auf einem

Menschen reitend; Varunas, der Wassergott, auf einem Krokodil reitend, einen Strick haltend; Vajus (Wind) od. Pavanas (der Reiniger), der oberste Windgott, auf einer Antilope reitend, eine Fahne tragend u. von blauer Farbe; Kuveras (der Häßliche), der Gott des Goldes, auf einem Pferde reitend, ein Schwert tragend u. von rother Farbe, u. Isani, Siwa's Gemahlin, von grauer Farbe, auf dem Stier reitend u. mit dem Dreizack bewaffnet. Außer diesen Welthütern werden noch als untergeordnete Gottheiten hauptsächlich erwähnt: Naradas, Brahma's Sohn, der Götterbote; Kertikajas, Gott des Jahres u. des Krieges, Sohn des Siwa, u. sein Bruder Ganesas, Gott der Klugheit, der einen Elefantenkopf u. neben sich die Ratte als Symbole der Klugheit hat; Kamas, der Liebesgott, Sohn des Krischna u. der Maja u. Gemahl der Rati od. Liebesfreude, auf einem Sperling reitend u. durch den Delphin symbolisirt; Sarasvati (Bd. II, Nr. 1733) Brahma's Gemahlin, die Göttin der Beredsamkeit, der Künste u. Musik; Lakschmi od. Sri, die Segenspenderin, wie Kali, die zerstörende Kraft, Siwa's Gemahlin, u. endlich Ganga (die Heilige), Personifikation des Gangeswassers, welches reinigt. Außer diesen größeren Nebengottheiten giebt es aber noch eine Menge Halbgötter u. Dämonen, wie die Rischi's (Seher), die Daitja's od. Asura's, die Rudra's, Vasava's u. Aditva's, die Apsaraja's (schöne Jungfrauen) u. die Yakscha's u. Ratschasa's, Kuvera's Begleiter. Alle diese Gottheiten sind nicht ewig, sondern fallen endlich der Zerstörung anheim, u. diese wird durch Kala, den Gott der Zeit, der schwarz von Farbe ist, ein Schwert u. eine Schicksalsrolle trägt u. auf seiner ausgestreckten Zunge die Städte zeigt, welche er vernichten will, herbeigeführt. Um ihn sitzen die Götter der Trimurti, die er zuletzt vertilgt, dann vernichtet er sich selbst, so daß nichts bleibt als das ewige, unsichtbare Wesen Brahma (ein Neutrum, nicht mit dem männlichen Brahma der Trimurti zu verwechseln). Die Zerstörung wird, wie die Anhänger des Siwa glauben, durch Feuer, u. wie die des Wischnu sagen, durch Wasser herbeigeführt.



Nr. 3163. Wischnu u. Lakschmi auf der Schlange Ananta, mit dem auf der Lotosblume hervorsteigenden Brahma.

nach der Mythe einst aus Brahma's Munde, Armen, Hüften u. Füßen die vier indischen Kasten, Brahmanen (Priester), Kschatrias (Krieger), Vaisjas (Nährstand) u. Sutras (Dienende) hervorgingen, hängt das ganze Kastenwesen genau mit dem Religionssysteme des Brahmaismus zusammen. Die einzelnen, den Anhängern des Brahmaismus vorgeschriebenen Kultushandlungen bestehen in Gebeten zu den größeren u. kleineren Göttern, aus reinigenden Abwaschungen, theils in den in der Nähe jedes Tempels befindlichen Teichen, theils im Ganges, der als der heilige Strom gilt, in blutigen u. unblutigen Opfern, in Bußübungen u. Selbstpeinigungen, durch welche die Vereinigung mit Gott (jôga), das höchste Ziel des nach der Erkenntniß des Göttlichen strebenden Frommen,



Nr. 3164. Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lama's in Peking

Sonst verehren die Anhänger Brahma's noch die Kuh (od. den Stier), die Schlange, die aus der Vermischung derselben mit den Halbgöttern hervorgegangenen Affen u. den Adler. Das Gesetzbuch des Brahmanenthums in religiöser Hinsicht sind die Vedas (s. d.), an welche sich dann das mehr ethisch gehaltene Gesetzbuch des Manu anschließt. Insofern nun

erreicht wird, u. in dem damit zusammenhängenden Mönchthume. Die verschiedenen frommen Manifestationen des religiösen Lebens treten vorzugsweise in zahlreichen Festen, in feierlichen Umzügen, Spielen, Opfern, Tänzen ꝛc., sowie in den Versammlungen der frommen Pilger an den heiligen Orten (z. B. Dschagarnath, Benares, Allahabad ꝛc.) hervor.

Im Uebrigen zerfällt das Brahmathum in mehrere Sekten; die ältesten sind die Wischnuiten u. Siwaiten, so genannt, weil sie einen od. den andern dieser zwei Hauptgötter vorzugsweise verehrten. Diese zwei Hauptsekten zerfallen aber wieder in mehrere Untersekten (in den ältesten Zeiten hatte jede sechs), welche eine auf die Werke u. eine auf die Erkenntniß gerichtete Seite hatten.

Die zweite Hauptreligion Indiens ist der Buddhismus (s. d.), der sich etwa um 550 v. Chr. aus dem Brahmathum in oppositioneller Weise entwickelte, um 250 v. Chr. zur Staatsreligion erhoben ward, allein nach u. nach von der inzwischen regenerirten alten Volksreligion Brahma's wieder verdrängt wurde. Am frühesten scheinen sich Buddhisten in Ceylon festgesetzt zu haben (schon um 240 v. Chr.), wo ihr Glaube Staatsreligion ward; in die nördlich von Indien gelegenen Länder Kaschmir, Tibet, nach Hinterindien, Japan, China u. zu den Mongolen kamen sie erst nach ihrer Vertreibung aus Indien. Der Buddhismus ging aus reiner Opposition gegen das Brahmanenthum durch einen Brahmanen od. Krieger hervor, der die Lehren desselben von der Werkthätigkeit in der Religion u. von der Nothwendigkeit des strengen Kastenwesens unerträglich fand. Insoweit die indische Sage lehrt, daß dieser Gautama-Buddha von der unbefleckten Jungfrau Maha Madja geboren ward (s. Bd. II, Nr. 1803), also auch gleich Christus freiwillig vom Himmel herabstieg, sich durch strenge Büßungen u. Andacht die Würde eines wirklichen Buddha erwarb, als Prediger auf der Erde herumzog u. den Menschen Gesetze gab, endlich nach dem Tode in den Himmel zurückkehrte, hat seine Geschichte viel Aehnliches mit der Jesu Christi. Ebenso hinterließ er nichts Schriftliches, seine Schüler schrieben erst zehn Jahre nach seinem Tode seine Lehren auf. Der Haupttheil seines Systems ist die Sittenlehre u. in dieser sind die Hauptgesetze: kein Wesen, soweit es nicht die äußerste Nothdurft erfordert, zu verletzen od. zu tödten, fremdes Eigenthum zu achten, keusch zu sein, nicht zu lügen, zu verleumden, zu beleidigen, nicht Zank u. Streit zu erregen, nicht zu hassen od. an den heiligen Schriften zu zweifeln u. endlich an die Unsterblichkeit zu glauben. In Bezug auf den Kultus kennt auch die Buddhareligion eine Dreieinigkeit, zusammengestellt aus Buddha (Abb. s. Bd. I, Taf. XXI, Nr. 1), Dhavna u. Sangha, aus welcher die Welt hervorging. Verehrt werden namentlich alle Reliquien Buddha's, ebenso kennt auch die Buddhareligion Feiertage u. Fasttage, u. das Anachoretenleben des Brahmathums ist hier zum Klosterleben (in Männer- u. Frauenklöstern) ausgebildet. Als der Buddhaismus im eigentlichen Indien verdrängt ward, entwickelte sich aus ihm die Dschainareligionsform (von dschina, Sieger, dem Beinamen eines gottgewordenen Heiligen). Sie stimmt hinsichtlich der Lehren von der Weltordnung, der Ewigkeit der Materie, der Seelenwanderung u. dem Glauben an Heilige, welche sich aus eigener Kraft zur Erkenntniß derselben erhoben u. daraus die Gesetze für das Leben offenbarten, mit der Lehre der Buddhisten überein, allein Gautama, den sie um 645 v. Chr. setzt, ist bei ihr nicht der bedeutendste Heilige, sondern der Stifter ihrer Lehre heißt Parsvanatha, u. Gautama od. Schakiamuni erscheint erst nach Indra u. den übrigen Göttern des brahmanischen Göttersystems, welches sie zwar auch in ihre Mythen aufgenommen hat, aber dessen Glieder sie nicht verehrt. Die Vedas verwirft sie wie die Buddhisten, aber die Kastenunterschiede erkennt sie an. In Guzerate war der eigentliche Sitz dieser Religion, die von 1189—1338 ihre höchste Blüte erreichte, dann wieder sank, sich aber von 1462—1752 wieder neu entfaltete, bis sie endlich vom Siwaismus unterdrückt ward u. jetzt ganz verschwunden ist.

Die Einführung des Mohammedanismus in Indien blieb nicht ohne Folgen. Ein gewisser Namek Schah od. Nanaka (1469 zu Rajapur in Lahore geb. u. 1539 gestorben) suchte die Gegensätze, welche der Islam u. das Brahmanenthum haben, mit einander durch das Gefühl der allgemeinen Menschenliebe, Verehrung eines einzigen, einigen Gottes u. gänzliche Abschaffung des Bilderdienstes zu vermitteln. Aus seiner, durch Guru Govinda, einen zweiten Propheten, modifizirten Lehre ging die Sekte der Sikhs, jenes tapfern Kriegervolkes in Lahore, hervor, welche unter Anerkennung der Vedas, aber Verwerfung des indischen Polytheismus, dem reinen Deismus huldigen u. an die Seelenwanderung insoweit glauben, daß gute Menschen ins Paradies kommen, schlechte aber eine Prüfungswanderung durch Thierkörper zu machen haben. Nanaka u. Guru Govinda sind ihnen von Gott gesendete Propheten, deren Aufgabe es war, die Menschen zu unterrichten, die Tugend zu befestigen u. das Laster zu vertreiben; nach ihnen ist kein Guru wieder gekommen u. Gott ist der Guru der Sikhs. Von beiden Propheten giebt es zwei heilige Bücher, in einer Art Nadjeri-Charakteren geschrieben, „Adi Grantha" u. „Dasonna Padschahka Grantha" geheißen.

Indischer Ozean od. Ind. Meer, grenzt im N. an Asien, im W. an Afrika u. den Atlantischen Ozean, gegen welchen etwa der 122. Grad östl. Länge die Grenze bildet, im O. an den Ind. Archipel u. Australien, u. reicht bis zum südl. Polarkreis. Seine Größe wird zu 1,380,000 □M. angegeben. Nur im N. besitzt der J. O. tief ins Land einschneidende Meerestheile: das klippenreiche Rothe Meer od. den Arab. Meerbusen, weiter im O. den Pers. Meerbusen, welcher den vereinigten Euphrat u. Tigris aufnimmt, u. endlich den Golf von Bengalen, in den sich der Ganges u. Brahmaputra, Irawadi u. Saluen ergießen. Unmittelbar in den J. O. münden der Dschuba u. Limpopo in Ostafrika. Der Zambesi fließt in die Straße von Mozambique u. der Indus in den Theil des Ozeans, welcher „Arab. Meer" heißt. An den Küsten des J. O. ist auf großen Strecken der Mangel schützender Häfen fühlbar, so bes. an der Ostküste Vorderindiens, wo z. B. Madras nur eine offene Rhede besitzt. Ausgezeichnete Häfen sind Aden, Bombay, wichtige Handelsplätze Suez u. Massaua am Rothen Meer, Zanzibar an der Ostküste Afrika's, Kalkutta u. die Reishäfen Rangun u. Maulmain am Meerbusen von Bengalen. Die Zahl der Inseln des J. O. ist gering. Die größten sind Ceylon u. Madagascar. Die meisten Inseln sind gebirgig u. die Comoren u. Maskarenen besitzen eine Anzahl thätiger Vulkane. Südwestl. von Vorderindien liegen niedrige Koralleninseln: die Lakkadiven-, Malediven- u. Tschagosinseln. Die wichtigste Strömung des J. O. ist der Aequatorialstrom, welcher die Nordspitze Madagascars umflutet u. dann die Mozambiqueströmung zwischen dieser Insel u. dem Festlande bildet, die sich mit anderen Strömungen zum Kapstrom vereinigt, von dem ein Theil, nach S. u. O. ausbiegend, zurückfließt u. sich weiter östl. als schwache Trift verliert. Sehr wichtig für die Schiffahrt im J. O. sind die Monsuns (Moussons), welche vom April bis Oktober aus SW., in der andern Hälfte des Jahres aus NO. wehen, u. deren Wirkung sich vom Wendekreis des Krebses bis 10° südl. Breite erstreckt. Nächst dem Atlantischen Ozean ist der J. O. das am meisten befahrene Meer. Die bedeutende Abkürzung des Seewegs durch den Suezkanal kommt hauptsächlich der Dampfschiffahrt zu Gute; die Segelschiffe ziehen immer noch den Weg um das Kap vor, da für sie die Passage durch das Rothe Meer gefährlicher ist. Die hauptsächlichsten Dampferlinien nach dem J. O. gehen von Marseille u. den engl. Häfen aus; doch unterhalten auch Genua, Triest u. Hamburg mit dortigen Hafenplätzen regelmäßige direkte Verbindung. Die bedeutenderen Hafenstädte des J. O. sind mit einander, sowie mit Europa u. Australien, durch Telegraphenkabel verbunden.

Indisches Gras, s. „Canna".

Indische Vogelnester, s. „Salangane".

indiskret (lat.), rücksichtslos, unvorsichtig, unzuverlässig.

indisponirt (lat.), unaufgelegt, übellaunig, verstimmt.

Indium, ein neues, von den Professoren Reich u. Richter in Freiberg im J. 1863 entdecktes metallisches Element; dasselbe ist weiß, stark metallglänzend, weicher als Blei, läßt sich leicht platt drücken, mit dem Messer schneiden u. mit Leichtigkeit zu den dünnsten Blechen auswalzen. Auf Papier färbt es stark ab; behält aber seinen Glanz an der Luft. Das J. schmilzt schon bei 176° C. u. verdampft in der Rothglühhitze; bei Zutritt der Luft erhitzt, verbrennt es mit violettblauem Lichte zu Indiumoxyd, welches eine gelbe Farbe besitzt. Das spez. Gewicht des J. ist 7,36, sein Aequivalent = 37,8, sein Atomgewicht = 75,6; sein chemisches Zeichen: In. Den Namen J. hat dieses Metall erhalten, weil es im Spektrum eine intensiv indigblaue Linie zeigt, welche Eigenthümlichkeit auch Veranlassung zu seiner Entdeckung gegeben hat. Irgend welche Verwendung hat weder das Metall noch irgend eine seiner Verbindungen bis jetzt gefunden, da der Preis noch enorm hoch ist (1 Gramm circa 14—15 Mark), es bietet daher auch nur ein rein wissenschaftliches Interesse dar. Der Preis kann auch nicht eher niedriger werden, als bis irgendwo auf der Erde größere Mengen dieses Metalls gefunden werden. Bis jetzt hat man es nämlich nur als Begleiter der Freiberger Zinkerze (Zinkblenden), sowie in der schwarzen Blende von Breitenbrunn in Sachsen u. in dem Flugstaube der Zinkröstöfen auf Juliushütte bei Goslar am Harz gefunden. Jene schwarze Blende enthält nur 0,0062 % J. Das aus den Freiberger Erzen dargestellte Zinkmetall enthält nur 0,039 bis 0,052 % J., so daß man also aus 100 Kilo dieses Zinks im günstigsten Falle nur 50—52 Gr. Indiummetall erhält.

Individuum (lat. eigentlich „untheilbar") heißt jedes Einzelwesen, das sich durch besondere Eigenschaften von anderen unterscheidet. Daher sagt man, jede Gattung zerfällt in Individuen od. Exemplare, z. B. die Gattung „Hund" in die einzelnen Thiere, die zu ihr gehören. In der Regel bezeichnet man jedoch mit J. die geistigen Einzelwesen, d. i. die einzelnen menschlichen Persönlichkeiten. Alles nun, was an diesen in Bezug auf Körperbildung, Anschauungen u. s. w. als ihnen allein angehörig zu bemerken ist, macht das Individuelle an ihnen aus. Der Inbegriff des Indivividuellen aber ist die Individualität, die persönliche Eigenthümlichkeit.

indo-germanische Sprachen nennt man gegenwärtig sechs große Sprachfamilien, davon zwei Asien, die übrigen vier Europa angehören. In diesem Namen wollte man die östl. u. westlichen Enden des Stammes derselben zusammenfassen, um so die geographische Ausdehnung derselben anzudeuten. Unter diesen sechs Familien kann man aber eine als die Ur- od. Hauptfamilie bezeichnen, nämlich das Sanskrit, mit welchem alle übrigen mehr od. weniger verwandt sind. Betrachten wir zuerst die asiat. Gruppe, so ist ihre erste Familie das Sanskrit (eigentlich zusammengesetzt von san = zusammen, u. kri = machen, geordnet, vollendet, die heilige Sprache im Gegensatz zum Prakrit, der gemeinen, niedern Sprache) u. seine jüngere Form, das Peli, einst auf Ceylon u. von den buddhistischen Völkern Hinterindiens gesprochen, das Prakrit (eigentlich Hervorbringung, Stoff), gegenwärtig ebenso eine todte Sprache wie Sanskrit u. Peli, das Hindi (eigentlich Hindawi), im N. von Indien, das Hindostani, im eigentlichen Hindostan (davon zwei Dialekte, Urdu im nördl. Hindostan u. Dakhai im S.) u. das Bridsch Bhatha. Außerdem gehört zu derselben Familie die Zigeunersprache u. das Kawi auf Java u. Bali (eine Tochtersprache des Sanskrit u. auf einigen Inseln des Ind. Archipels literarische Sprache), jedoch mit einigen Elementen der einheimischen Sprache malayischen Stammes versetzt. Die zweite Familie der asiat. Gruppe ist die westl. od. iran. Familie, auch die arische genannt u. durch die Völker, welche in den Ländern zwischen Indus u. Tigris, sowie zwischen dem Pers. Meere bis zum Oxus u. darüber hinaus wohnen, gebildet. Dazu gehören vor Allem das Puschtu od. Afghanische, mit seinem Tochterdialekt, der in Beludschistan gesprochen wird, das Zend, eine todte Büchersprache, das Parsi, welches wir in drei Gestaltungen vor uns haben, im Altpersischen auf den Denkmälern mit Keilschrift u. in den Werken der Dichter, in dem Gebri od. dem auch bei den Gebern üblichen Parsi, u. in dem Neupersischen od. der Sprache von Fars, u. das Kurdi, nicht aber das Armenische u. Georgische, welche Sprachen von einigen Gelehrten zu den arischen gerechnet worden sind. — Die europ. Gruppe der i. S. umfaßt 1. die griechisch-ital. Familie, bestehend aus der griech. (d. h. altgriech. u. neugriech. od. romäischen) u. lat. Sprache (das Altiberische, Etruskische u. Ligurische gehören nicht hierher) u. den Tochtersprachen der letzteren, dem Italienischen, Walachischen, Rhätoromanischen od. Churwälschen, dem Spanischen, Portugiesischen, Provençalischen u. Französischen. 2. Die keltische, von welcher aber das Altkeltische, von dem wir nur noch einzelne Ausdrücke in den Schriften der Griechen u. Römer aufbewahrt besitzen, u. das Neukeltische unterschieden werden müssen; letzteres zerfällt in zwei Zweige, den ghadelischen, der wieder durch das Irische u. Gaelische (in den schott. Hochlanden) gebildet wird, u. in den kymrischen, zu dem das Walische (in Wales) u. Armorikanische in der Niederbretagne, daher auch das Breton genannt gehört. Ersteres hat die Alterthümlichkeit u. Reinheit des Keltischen besser bewahrt als letzteres. 3. Die germanische, in welcher zwei Sprachgruppen unterschieden werden, nämlich die deutsche u. die skandinavische; erstere umfaßt das Gothische, Hochdeutsche, Niederdeutsche (d. h. das Altniederdeutsche, Mittelniederdeutsche, Niedersächsische od. Sassische, sowie das Niederländische, welches wieder in das Vlämische u. Holländische zerfällt), das Friesische, Angelsächsische u. Englische; die skand. Abtheilung begreift das Altnordische, das jetzige Isländische, das Dänische, Norwegische u. Schwedische. 4. Die lithauisch-slavische Familie. Auch diese zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die älteste ist die lithauische, welche sich wieder in drei Unterabtheilungen gliedert, in das eigentliche Lithauische, von dem zwei Dialekte, das Preußisch-Lithauische u. das Polnisch-Lithauische od. Schamaitische, zu unterscheiden sind, das ausgestorbene Altpreußische u. das Lettische. Die zweite, hinsichtlich des grammatischen Baues weit unter der ersten stehende, ist die slav. Gruppe der Sprachen. Sie wird in zwei Klassen eingetheilt. Die erste od. ostsüdl. Klasse begreift das Alt- od. Kirchenslavische, d. i. Mundarten der südwestl. Slaven od. Illyrier, also das Windische od. Slovenische (im heutigen Kärnthen, im Littorale, Krain, Steiermark u. den an dasselbe grenzenden Theilen Ungarns u. Kroatiens), das Kroatische, Dalmatinische, Serbische (gesprochen in Serbien, Bosnien, der Herzegowina u. Montenegro) u. Albanesische, ferner das Bulgarische, endlich im O. das Russische mit seinen Nebenmundarten, von denen die malorossische od. kleinruss. in der Ukraine um Kiew die bedeutendste ist. Die zweite od. westnördl. Klasse endlich begreift das Tschechische mit den wenig verschiedenen Nebenmundarten des Mährischen u. Slovakischen, das Polnische (Schlesische u. Pomorenische) mit seinen Nebendialekten, dem der Masuren u. der Kassuben, u. das Polabische, welches die Sprachen der an der Elbe wohnenden Slaven begreift, also das Wendische (d. h. das Oberlausitzer mit dem Bautzener Nebendialekt, u. das Niederlausitzer mit dem Kottbusser Dialekt).

Indolenz (lat.), Unempfindlichkeit, Stumpfsinn, Schlaffheit, indolent, gleichgiltig, sorglos, träge.

Indore, Vasallenkönigreich in der Präsidentschaft Bengalen in Vorderindien, nordöstl. von Bombay, steht seit 1818 unter brit. Schutz u. hat bei einem Flächeninhalt von 392 □M. 815,000 E., meist Mahratten. Das Land ist fruchtbar u. produzirt Weizen, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak u. Opium. Die gleichnamige Hauptstadt am linken Ufer des Kattui hat 20,000 E. u. ist der Sitz des Holkar (eingeborenen Fürsten) u. des brit. Residenten.

in dorso (ital.), auf der Rückseite (eines Wechsels od. Dokuments).

Indossament (ital.), auch Giro, ist die vom Inhaber eines Wechsels auf dessen Rückseite gemachte Bemerkung, wodurch die Uebertragung auf einen Andern bewirkt wird. Die Handlung des Uebertragens heißt indossiren, giriren; der Uebertragende Indossant, Girant; Derjenige, dem der Wechsel übertragen wird, Indossatar od. Giratar (auch Indossat, Girat). Wesentlich bei dem I. ist eine Bemerkung auf der Rückseite des Wechsels, wodurch die Uebertragung ausgedrückt wird („Für mich an N. N.“, „Für mich an die Ordre von N. N.“), der Name des Indossatars u. die Unterschrift des Indossanten. Nach der Deutschen Wechselordnung ist auch das Blanco-Giro od. Blanco-I. zulässig, welches aus der bloßen Namensunterschrift des Indossanten mit darüber gelassenem freien Raum zur Ausfüllung besteht, indem die Bestimmung des Indossatars den Umständen überlassen wird. Jeder Inhaber eines solchen Wechsels ist befugt, die Blanco-Indossamente auszufüllen, ebenso aber auch, den Wechsel ohne diese Ausfüllung weiter zu indossiren. Dadurch wird der Wechsel zu einem Inhaberpapier, vermöge dessen der jeweilige Besitzer der Gläubiger ist.

Indra, s. „ind. Mythologie“.

Indragiri, der größte Fluß Sumatra's, entspringt am Ophir u. fließt in das Chines. Meer. An seiner Mündung liegt ein kleiner Ort gleichen Namens.

Indrapura, der höchste Berg Sumatra's (3726 m.), zeichnet sich durch seine fast ganz regelmäßige Kegelform aus.

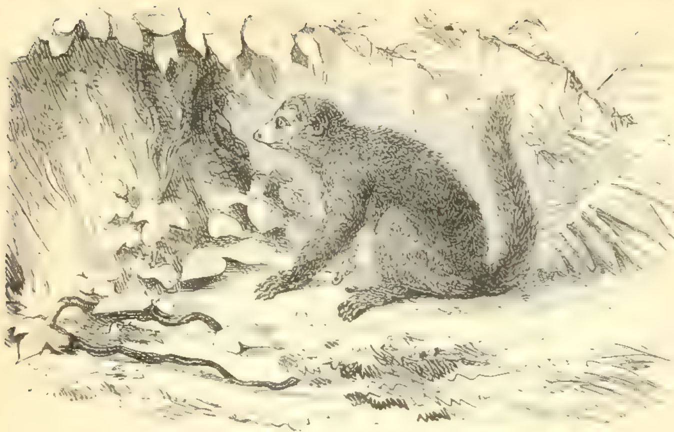
Indre, ein Nebenfluß der Loire, welcher auf den nördlichen Ausläufern des Auvergnegebirges im mittleren Frankreich entspringt u. nach einem 30 M. langen nordwestlichen Lauf unterhalb Tours auf der linken Seite der Loire mündet.

Indre, französisches Departement mit 277,693 E. (1872) auf 123,4 □M., benannt nach dem gleichnamigen Flusse, liegt im S. von Orleans u. bildet eine wellenförmige Hochfläche, die im S. gebirgigen Charakter annimmt. Die Ufer des Indre u. des Creuze, des nächstgrößten Flusses, sind von ausgedehnten Sümpfen begleitet, welche diese Landschaften sehr ungesund machen. Das Klima ist mild u. läßt den Weinbau noch zu; der meist sandige Boden ist trotzdem sehr fruchtbar, so daß das Departement viel Weizen u. Gemüse ausführen kann. In der Landwirthschaft spielt die Schafzucht u. die Mästung von Gänsen u. Truthühnern eine hervorragende Rolle. Der Bergbau liefert Eisen, die Industrie ist umfangreich in der Fabrikation von Tuch, Baumwollwaaren, Hüten u. Papier u. in der Woll- u. Baumwollspinnerei. Hauptstadt ist Châteauroux (s. d.). Eingetheilt ist I. in die Arrondissements Châteauroux, Le Blanc, La Châtre u. Issoudun.

Indre-et-Loire, französisches Departement an der mittleren Loire, welche in demselben den Indre u. die Vienne aufnimmt, mit 317,027 E. (1872) auf 111 □M.; ist ein hügeliges, von mehreren Kanälen durchschnittenes, fruchtbares Land, welches größtentheils zur Touraine gehört u. dieser Landschaft den Beinamen des „Gartens von Frankreich“ verliehen hat. Weizen, Gemüse, Obst, Wein u. Hanf sind die wichtigsten Ausfuhrartikel; nur die südlichen Gegenden sind reich an Wald u. Heide. Die bedeutendsten Industriezweige sind Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen, Fabrikation von Seidenwaaren, Tuch, Teppichen, Sammt, Posamenten, Fayence, die Leinen- u. Baumwollenweberei u. Branntweinbrennerei. Der Handel wird durch die Loire, welche das Departement in eine nördliche u. südliche Hälfte schneidet, sehr begünstigt. Hauptstadt ist Tours (s. d.). Eingetheilt ist das Departement in die Arrondissements Tours, Chinon u. Loches.

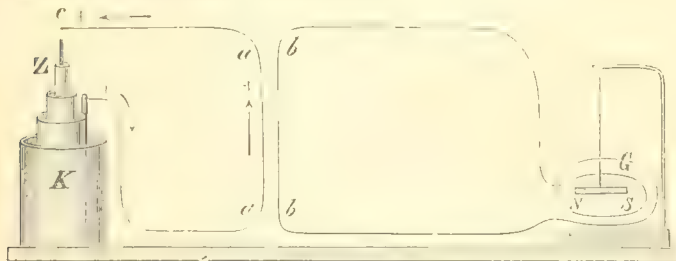
Indri (Lichanotus Indri), d. h. Waldmensch, ein grauschwarzer, etwa 1 m. großer Halbaffe mit weißem Schwanzstummel, weißer Schnauze u. Bauchseite. Er hat einen großen runden Kopf mit kurzer Schnauze, lange Hinterbeine, lange Hände, geht gern aufrecht u. frißt aufrecht sitzend, wie die Eichhörnchen. Seine Stimme gleicht dem Weinen eines Kindes. In unsern Museen ist er höchst selten zu finden; in seiner Heimat Madagascar aber, wo er von Früchten, Vögeln u. Insekten lebt, wird er (nach Sonnerat) zur Jagd abgerichtet.

in dubio (lat.), im Zweifel, in Ungewißheit.



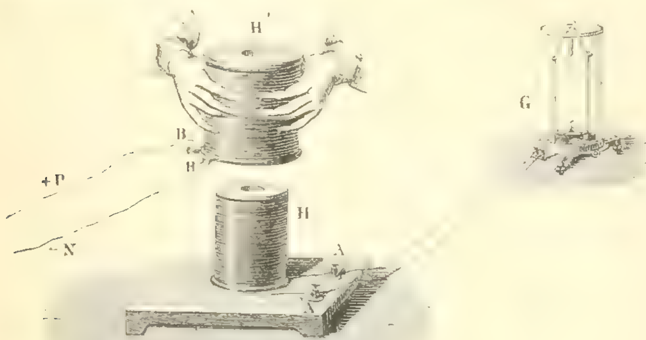
Nr. 3465. Der Indri (Lichanotus Indri).

Induktion (von dem lat. inducere, „anführen“, nämlich Beispiele), heißt in der Logik das Verfahren, welches aus der Beobachtung der einzelnen Erscheinungen das allgemeine Gesetz für dieselben ableitet. Die J. ist eine vollständige u. bietet dann einen zwingenden Beweis, wenn die ganze Fülle der Beispiele erschöpft werden kann. Vor Allem sind die beschreibenden Naturwissenschaften auf Induktionsschlüsse angewiesen. So sichert uns z. B. die Thatsache, daß alle bekannten Sterne rund sind, noch nicht vor der Möglichkeit, daß es unter den unbekannten Sternen auch anders gestaltete geben könne. Doch schließt hierbei theils die ungeheure Zahl der beobachteten Fälle, theils die thatsächliche Gleichmäßigkeit der Naturerscheinungen fast gänzlich den Irrthum aus. Die ganze Methode solcher Beweisführung heißt die induktive Methode; die Anwendung derselben heißt „induziren“.



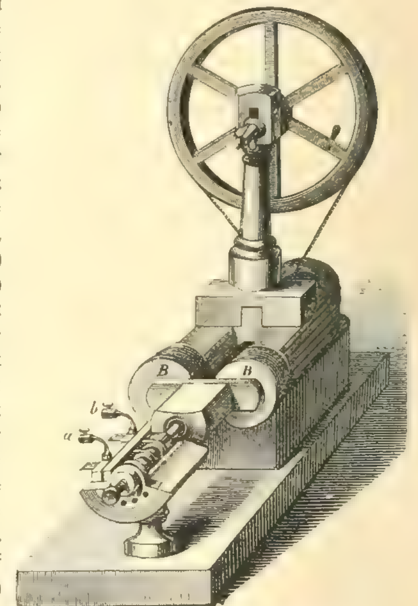
Nr. 3466. Einfachste Voltainduktion.

In der Physik heißt J. eine eigenthümliche Art der Elektrizitätserregung. Michael Faraday hat in einer Reihe glänzender Versuche, die er im Nov. 1831 u. im Jan. 1832 veröffentlichte, zuerst nachgewiesen, daß jede Bewegung eines von galvanischem Strome durchflossenen Leitungsdrahtes (s. „Galvanismus“) od. eines Magnetes, ferner auch jede Zu- od. Abnahme in der Stärke eines Stromes od. eines Magnetes in einem benachbarten Leiter einen elektrischen Strom erregt. Diese Erregung nennt er J. u. die so erregten Ströme induzirte. Volta-J. heißt der Vorgang, wenn die Erregung von einem galvanischen Strome ausgeht; Magneto-J., wenn der Erreger ein Magnet ist. Auch heißen die auf letztere Art induzirten Ströme magneto-elektrische.



Nr. 3467. Induzirte Ströme.

Der einfachste Fall der Voltainduktion würde sich mit dem in Nr. 3466 schematisch dargestellten Apparate zeigen lassen. Mit dem Zinkkohlenelemente ZK ist ein Leitungsdraht aa verbunden, jedoch vorläufig nur mit der Kohle, während die Verbindung mit dem Zink bei c erst durch Herabdrücken des Drahtes hergestellt, durch Aufheben desselben wieder unterbrochen werden kann. Würde der Kreislauf bei c geschlossen, so müßte der positive Strom den Leiter in der Richtung der Pfeile durchlaufen (vom Zink durch die Flüssigkeit zur Kohle, s. „Galvanismus“). Neben dem Drahte aa, unberührt davon, befindet sich ein zweiter bb, verbunden mit dem Galvanometer (s. d.) G, zwischen dessen Windungen die Magnetnadel NS horizontal schwebt. Im Moment des Schlusses bei c wird durch den in aa entstehenden aufsteigenden Strom auch in bb ein Strom erregt (induzirt), aber umgekehrt, von oben nach unten laufend u. nur momentan. Oeffnet man dann den Kreislauf bei c, so daß der Strom in aa verschwindet, so durchblitzt ein zweiter Induktionsstrom den Leiter bb, aber diesmal gleichgerichtet mit dem verschwindenden in aa, also aufsteigend. Das Vorhandensein dieser beiden Induktionsströme läßt sich durch die Ablenkungen erkennen, zu welchen sie beim Durchlaufen der Galvanometerwindungen G die Magnetnadel NS veranlassen. Durch den ersten Strom wird der Nordpol N nach vorn, durch den zweiten nach hinten abgelenkt (nach dem Ampère'schen Gesetz, s. d. u. „Galvanomagnetismus“). Ganz dieselben Wirkungen, wie durch Oeffnen u. Schließen der Kette bei c, würde man auch erhalten, wenn man den stromführenden Leiter aa u. den stromlosen bb schnell einander nähert (ohne daß sich jedoch beide berühren) od. schnell von einander entfernt. Beim Nähern entsteht in bb ein entgegengesetzter, beim Entfernen ein gleichgerichteter Induktionsstrom. Man kann die induzirende Wirkung bedeutend verstärken, wenn man die Leiter nicht nur einmal, wie aa neben bb, sondern in vielen parallelen Windungen neben einander vorbeilaufen läßt, wie aus Nr. 3467 ersichtlich ist. Es müssen dabei natürlich die Drähte mit einer isolirenden Schicht (etwa Seiden- od. Baumwollenüberspinnung) überzogen sein, damit die Ströme längs durch die Windungen u. nicht gleich quer von einer zur andern gehen. Denkt man sich die Leitungsdrähte aa u. bb in Nr. 3466 sehr lang u. den erstern auf die Spule H' in Nr. 3467 gewickelt, ferner seine Enden durch die Klemmschrauben BB mit den Poldrähten P u. N einer galvanischen Batterie verbunden, während die des anderen, auf die Spule H gewickelten durch die Schrauben AA mit dem Galvanometer G verbunden sind, so erkennt man am Ausschlag der Magnetnadel des letzteren ebenfalls beim Schluß des Stromes in H' od. bei schnellerer Annäherung dieser stromführenden Rolle einen entgegengesetzten, kräftigen Induktionsstrom in H, einen gleichgerichteten dagegen beim Entfernen eines Poldrahtes aus den Schrauben B od. beim schnellen Emporheben der Rolle H'. Da nach der Ampère'schen Theorie (s. „Galvanomagnetismus“) ein Magnetstab aufzufassen ist als ein System von Kreisströmen, so ist vorauszusehen, daß man auch durch ihn wird Ströme induziren können. Das ist in der That der Fall; wenn man in Nr. 3467 die obere (induzirende) Rolle H' ganz entfernt u. dafür einen Magnetstab schnell nähert od. gar in die Höhlung der Induktionsrolle H schnell hineinstößt, so wird ein momentaner kräftiger Strom in H induzirt, u. ebenso ein diesem entgegengesetzter durch schnelles Entfernen des Magnetstabes. Natürlich könnte auch der Magnetstab feststehen, dafür aber die Rolle H genähert od. entfernt werden. Auch würde der Zweck ebenso, ja noch besser erreicht werden, wenn man in die Höhlung der Rolle H einen weichen Eisenkern steckt u. diesen durch Annäherung eines starken Magnetes magnetisirt, durch dessen Entfernung entmagnetisirt. Immer werden sich die beiden entgegengesetzten Induktionsströme in H zeigen. Diese Fälle bezeichnet man, wie schon angedeutet, als Magneto-J. Wenn man die Enden der von AA (Nr. 3467) ausgehenden Drähte, statt sie zum Galvanometer G zu führen, sehr nahe zusammenbiegt, so springt in dem Momente, wo H von einem Induktionsstrome durchblitzt wird, zwischen diesen Enden ein glänzender Funke (Induktionsfunke) über, od. faßt man die beiden Enden



Nr. 3468. Stöhrer'scher Rotationsapparat.

jedes mit einer Hand, so fühlt man jeden Induktionsstrom als einen elektrischen Schlag in den Händen u. Armen. Um diese momentanen Ströme gleich anderen elektrischen Strömen zu Licht- od. magnetischen Effekten u. s. w. zu benutzen, hat man Apparate konstruirt, welche diese Ströme in schneller Folge erzeugen u. da dieselben immer abwechselnd in entgegengesetzter Richtung laufen, wo nöthig, durch einen sog. **Kommutator** (Stromwechsler) in gleicher Richtung in den Leitungsdraht eintreten lassen. Solche Apparate heißen **Induktionsapparate.** Man kann dazu sowol Volta- als auch Magnetoinduktion benutzen. Die letztere wird meistens vorgezogen, da man dabei von den Schwankungen u. Uebelständen galvanischer Ströme unabhängig ist. Man nennt die Apparate dann auch magnetoelektrische Rotationsapparate, da die Magnetpole dabei den Drahtrollen od. diese den ersteren durch rotirende Bewegung angenähert u. von ihnen entfernt werden. Besonders verdient gemacht hat sich **Stöhrer** um die Konstruktion solcher Apparate. In Nr. 3469 ist ein einfacher Stöhrer'scher Rotationsapparat abgebildet. Zwei Drahtrollen BB, beiderseits einer horizontalen Axe sitzend, werden, sobald diese durch Umdrehung eines Kurbelrades mit Schnurlauf in Rotation versetzt wird, vor den Polen eines kräftigen Hufeisenmagnetes vorbei gedreht. Die hierbei induzirten Ströme gehen längs der Axe weiter u. durch den vordern, zum Kommutator eingerichteten Theil derselben in die an die Klemmschrauben a, b zu befestigenden Leitungsdrähte. In Nr. 3469 ist ein größerer Induktionsapparat mit 24 starken Hufeisenmagneten dargestellt. Die Magnete sind in drei Reihen A, B, C angeordnet. Zwischen je zwei Reihen bewegt sich eine an der mittleren Axe sitzende Scheibe, welche die Induktionsrollen trägt. Man kann solche Apparate, von denen man noch weit stärkere bis mit 40 Magneten konstruirt hat, vortheilhaft zur Erzeugung des elektrischen Lichtes benutzen.

in dulci jubilo (lat.), der Anfang eines alten Weihnachtsliedes, eigentlich in süßem Jubel, in Lust u. Fröhlichkeit, in Saus u. Braus.

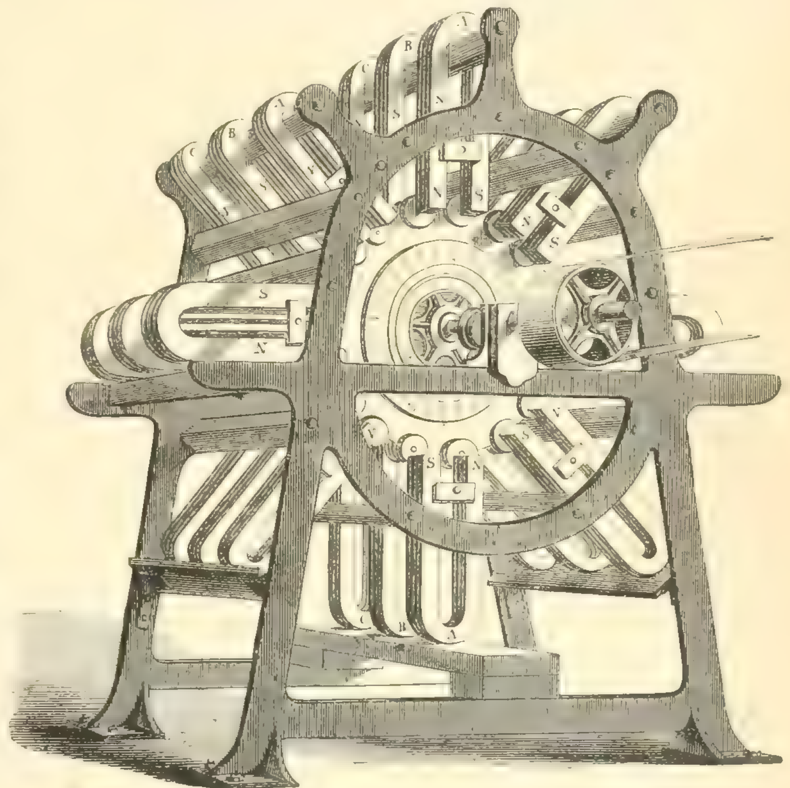
indulgent (lat.), ist s. v. w. nachsichtig, gütig. **Indulgenz** (indulgentia) bedeutet darnach Nachsicht, bes. aber in der römischen Kirche den Erlaß der Kirchenbußen für Geld unter Voraussetzung der Reue u. Buße s. „Ablaß".

Indult (lat.), bedeutet Nachsicht, Nachlaß, Ablaß, die dem Schuldner wider Willen des Gläubigers von der Gesetzgebungsgewalt gewährte Stundung, d. h. Feststellung einer Zeitfrist, innerhalb welcher der Schuldner zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit nicht gedrängt werden, eine Klage gegen ihn also nicht stattfinden soll; ferner die vom Papste an geistliche u. weltliche Korporationen u. s. w. ertheilte Befugniß, ihnen zustehende Rechte, bes. bezüglich der Verleihung einer geistlichen Pfründe, auszuüben.

in duplo (lat.), doppelt, in doppelten Exemplaren.

Indus, od. Sind, einer der Hauptströme Indiens, entspringt im N. des Kailasgebirges. Die Quelle, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, liegt in einer Höhe von ca. 5200 m. Der erst nach N. gerichtete Lauf wendet sich plötzlich nach SW., um sich endlich nach 490 M. langem Laufe durch mehrere Arme, welche ein an der Küste 30 M. breites Delta bilden, in den Indischen Ozean zu ergießen. Vom Meere aus ist er eine weite Strecke schiffbar. Die Ufer des Unterlaufes, bes. die flachen der linken Seite, werden im August oft weithin überschwemmt. Die meisten Nebenflüsse erhält der J. von der Ostseite, nam. den Pandschnād (5 Flüsse), welcher die Gewässer des Pandschab (Fünfstromlandes) sammelt. Der bedeutendste dieser 5 Ströme, der Tschināb (Acesines der Alten), nimmt rechts den Dschelam (Hydaspes), links den Rawi (Hydraotes) auf u. bildet mit diesem den Bejah (Hyphasis), der sich mit dem Setletsch od. Gharra (Hesudrus) zum Pandschnād vereinigt. Rechts nimmt der J. die Nebenflüsse Kabul, Kurrum u. Gomul auf. Das obere Thalgebiet des J. ist ebenso durch seine Kälte berüchtigt, wie das Mündungsland wegen der unerträglichen Hitze verrufen. Die fruchtbarsten u. angenehmsten Landstriche liegen am Mittellauf des J., da, wo er die Vorberge des Himalaja durchbricht.

Industrie. Das lat. Wort industria bedeutet Betriebsamkeit, Fleiß, speziell Gewerbsfleiß. Dem entsprechend versteht man unter J. die Gesammtheit der gewerblichen Arbeiten zum Zwecke der Umbildung u. Veredlung der Rohstoffe in Halb- u. Ganzfabrikate. Die Gewinnung der Rohstoffe, wie solche durch die Land- u. Forstwirthschaft, die Viehzucht, den Garten- u. Weinbau erfolgt, wird nicht zur J. gerechnet; doch verfährt man darin meist nicht konsequent, da der Bergbau (vorzugsweise die Gewinnung der fossilen Brennstoffe, der Eisenerze, seltner die der edleren Metalle) meist der J. zugezählt wird. — Die Gegensätze, die bes. noch zur Zeit des Zunftwesens zwischen dem Fabrikbetrieb u. dem Handwerk bestanden, haben verursacht, daß man unter J. im engeren Sinne in erster Linie nur die Fabrikthätigkeit verstand; doch sind im Laufe der Zeit in dem Maße, als die Unterschiede sich ausglichen u. vermischten, auch die Grenzen des Begriffs weiter ausgedehnt worden. Heut zu Tage rechnet man ziemlich allgemein auch das Handwerk zur J. u. bezeichnet dasselbe, insoweit eben noch Verschiedenheiten vorhanden sind, als **Kleinindustrie**, den Fabrikbetrieb dagegen als **Großindustrie**. Eine ähnliche Stellung nimmt der Handel ein, der von der J. nur dann zu trennen ist, sobald seine besonderen Eigenthümlichkeiten in Frage kommen. — Wer sich mit der J. beschäftigt, wird ein **Industrieller** genannt. Wunderbarer Weise hat aber der Sprachgebrauch hier die Grenzen viel enger gezogen. Sehr selten in der Einheit, vielmehr meist nur als Gattungsbegriff gebraucht, wendet sich der Begriff Industrieller direkt an den Vertreter der Großindustrie, d. h. an den Fabrikbesitzer, keineswegs aber an den Handwerker od. Kaufmann. Man spricht ferner von einem **Industriestaat**, einem **industriellen Volke, Bezirke** rc., u. gilt diese Bezeichnung von solchen Ländern od. Distrikten, in denen die Gewerbthätigkeit in hervorragender Weise entwickelt ist, od. in ihrer quantitativen Bedeutung wol gar alle anderen Erwerbsbranchen übertrifft.



Nr. 3469. Induktionsapparat zum Zweck elektrischer Beleuchtung.

Mit der Umwandlung der Rohstoffe hat sich jedes Volk, u. wäre es auch das uncivilisirteste, zu beschäftigen, u. in diesem Sinne ist jede Nation industriell. Vermag indessen irgend ein Land, durch das Zusammentreffen vortheilhafter Fabrikationsverhältnisse begünstigt, in der einen od. anderen Branche Vorzügliches zu billigen Preisen zu leisten, so melden sich sehr bald die Nachbarländer als Käufer, die einheimische J. vergrößert sich, sie führt ihre Erzeugnisse aus. Andere verwandte Branchen siedeln sich neu an, die gleichfalls exportiren, von auswärts andere Artikel eintauschen, umarbeiten u. dem einheimischen od. fremden Bedarf zum Ankauf anbieten. Als Vorbedingungen einer blühend entwickelten J., wie sie in Europa England, Frankreich, Belgien, Deutschland u. die Schweiz in hervorragendem Grade bieten, sind zu betrachten: das **Vorhandensein eines od. mehrerer bodenwüchsigen Industriezweige**, da von Anfang her die Tauschobjekte zur Anbahnung des Verkehrs mit anderen Völkern u. zur Kapitalansammlung vorhanden sein müssen; **erleichterter Verkehr durch Eisenbahnen, Schiffahrt, Posten, Telegraphen** u. s. w., sowol für den Bezug wie für den Absatz; **Motoren für den Gebrauch der Maschinen** (ausreichende Wasserkräfte, billige Steinkohlen); **hinreichende Arbeitskräfte**, wenn irgend möglich für jede Branche ein eingeschulter Arbeiterstamm; **zollfreier Eingang der Rohstoffe** u. möglichst auch der **Halbfabrikate; vollständige Rechtssicherheit u. gesetzlich garantirte Freiheit des Gewerbebetriebs.** Damit sind indessen nur

die wichtigsten Vorbedingungen genannt worden. Bei den engen Wechselbeziehungen zwischen Handel, J. u. Politik, Angesichts des Umstandes, daß Ruhe u. Frieden für die industrielle Entfaltung doppelt wünschenswerth sind, wirkt jede Störung in der Politik, jede nachtheilige Einrichtung, überhaupt das Vorhandensein anderer, wenig befriedigender Zustände, auf die Entwicklung der J. hemmend ein.

Unter Konzentration der J. versteht man nicht sowol das Vorhandensein bes. großer industrieller Etablissements, als vielmehr, obgleich dies nicht ausgeschlossen ist, die räumliche Vereinigung der Industriellen derselben Kategorie innerhalb eines gewissen Verkehrsgebiets. Während in Deutschland eine u. dieselbe Industriebranche oft in alle Provinzen verzettelt ist u. nur für gewisse Zweige (z. B. die Eisenindustrie in Westfalen, Schlesien, Strumpfwaarenindustrie bei Chemnitz) eine Konzentration vorhanden ist, sammeln sich in England, theilweise auch in Belgien u. in der Schweiz, die gleichnamigen Industriebranchen um einen bes. günstig gelegenen Mittelpunkt. Für den Betrieb wie für Absatz u. Bezug, ebenso für die Arbeiterverhältnisse, bietet eine solche Konzentration sehr namhafte Vortheile; bedenklich ist sie dagegen nur in Zeiten der Industriekrisen, da alsdann der ganze Bezirk, der nur auf die eine Erwerbsbranche angewiesen ist, sich um so schwerer durch andere, zeitweise weniger benachtheiligte Arbeitsgebiete über die Krise hinweghelfen kann.

Industriel partnership, wörtlich aus dem Englischen übersetzt: „industrielle Genossenschaft", bezeichnet eine Einrichtung, welche bezweckt, den Arbeitern einer Fabrik auf dem Wege des Aktienwesens ein theilweises Eigenthumsrecht an dem Etablissement, in dem sie arbeiten, zu sichern, ihrem Lohn als Tantième noch die Dividende ihrer Aktien hinzuzufügen, ihr Interesse für das Unternehmen u. damit auch ihre Leistungen zu erhöhen. Die wirthschaftliche Entwickelung der Industrie drängt in allen Ländern unaufhaltsam nach dem Großbetrieb hin. Dadurch wird der Arbeiter von dem Arbeitgeber, dem Besitzer des industriellen Etablissements, immer abhängiger, u. obgleich derselbe je nach den Konjunkturen sich wiederum nach der Gesammtheit seiner Arbeiter zu richten, deren Arbeitseinstellung zu fürchten hat, so sind doch, noch verschärft durch sozialdemokratische Agitationen, gerade jetzt zwischen dem Arbeitgeber u. seinen Arbeitern Verhältnisse groß gezogen worden, die dringend der Abhülfe bedürfen. Die Einrichtung der I.s p.s soll diesen Uebelständen abhelfen, u. wenn auch bei der kurzen Zeit seit ihrer Entstehung ausreichende Erfahrungen noch nicht vorliegen, diese Genossenschaften auch nicht für alle Unternehmungen passen werden, so sind die bis jetzt gewonnenen Resultate doch in hohem Grade beachtens-, u. da, wo ihre Durchführung möglich ist, auch nachahmenswerth. — Das Verdienst, die partnerships zuerst praktisch eingeführt zu haben, gebührt den Besitzern einer großen Teppichfabrik, Francis u. John Croßley zu Halifax. Sie wandelten 1864 ihr Etablissement in eine Aktiengesellschaft um u. stellten ihren 4500 Arbeitern frei, ihre Ersparnisse als Aktionäre anzulegen. Die Höhe einer solchen Arbeiteraktie ward auf nur 15 Pfd. Sterl. festgestellt, u. der Prospekt verhieß, daß bei Vertheilung der Aktien die Anträge der bei der Fabrik beschäftigten Arbeiter in erster Linie berücksichtigt werden sollten, da die Eigenthümer überzeugt seien, daß die Mitbetheiligung der Arbeitnehmer wesentlich zur Stärkung u. zum guten Betriebe des Geschäfts beitragen würde. Darin haben sie sich auch nicht getäuscht. Es stellte sich nicht blos sofort ein gutes Einvernehmen zwischen beiden Theilen wieder her, die Arbeiter leisteten auch weit mehr, u. konnten seitdem den Arbeitern außer ihrem Lohn die angelegten Kapitalien mit durchschnittlich 15% verzinst werden. Solche Erfolge ermuthigten zunächst in England, später auch in Deutschland, zur Nachahmung, u. in den meisten Fällen sind auch die gehegten Erwartungen erfüllt worden. In der Regel ist die Einrichtung folgende. Der Fabrikherr verwandelt sein Etablissement in ein Aktienunternehmen, behält für sich die größere Hälfte der Aktien u. die Leitung der Fabrik gegen ein im Voraus bestimmtes Jahresgehalt u. überläßt den Rest der Aktien seinen Arbeitern gegen eine mäßige Anzahlung. Den hierdurch entstehenden Kapitalausfall deckt der Besitzer durch Darlehen od. Hypotheken, die allmählich zurückgezahlt werden. Die Arbeiter können die Aktien auch durch monatliche Abzahlungen erwerben. Jede Aktie gewährt eine Stimme. Die Arbeiter wählen aus ihrer Mitte eine im Voraus bestimmte Anzahl von Mitgliedern in den Aufsichtsrath, der mit dem Fabrikbesitzer (Aktiengesellschaftsdirektor) gemeinsam über die wichtigsten Geschäftsfragen entscheidet. Die Generalversammlung prüft u. beschließt über die Jahresbilanz u. stellt die Dividende fest, wobei hier u. da festgesetzt ist, daß mehr als 10% Dividende an die Aktionäre überhaupt nicht vertheilt, der Ueberschuß vielmehr nach Dotirung des Reservefonds als sog. Bonus allen Arbeitern des Etablissements, u. zwar auch denen, die keine Aktien besitzen, im Verhältniß der ausgezahlt erhaltenen Lohnsätze überwiesen werden soll. Die Einrichtung der I. p. hat jedoch auch ihre Schattenseiten. Vor allen Dingen ist es nothwendig, daß die Leitung solid u. sachgemäß bleibt, u. daß die Arbeiter nicht Aktionäre eines Unternehmens werden, dessen Aktien durch irgend welche Umstände dauernd entwerthet werden könnten. Das Hauptgewicht liegt nach wie vor schon durch die Stimmenzahl in den Händen des früheren Besitzers, u. kommt daher auf dessen Charaktereigenschaften Vieles, wenn nicht Alles an. Wie sich ferner in den Zeiten bes. schwerer Krisen, in denen für sämmtliche Arbeiter absolut keine Beschäftigung mehr vorhanden ist, die etwaige Entlassung der Arbeiteraktionäre gestalten werde, ist eine gleichfalls noch nicht gelöste Frage. Trotz Alledem ist aber lebhaft zu wünschen, daß die partnerships, deren wohlthätige Einwirkungen wahrscheinlich die Bedenken überwiegen werden, sich da, wo sie durchführbar sind, Bahn brechen möchten.

Inedita (lat.), noch nicht herausgegebene Schriften.

in effectu (lat.), in der That, wirklich.

in effigie (lat.), d. i. im Bildniß; i. e. verbrannt od. gehängt werden war ehemals eine Exekution, bei welcher das Bild eines Verbrechers, der sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatte, öffentlich verbrannt od. an den Galgen aufgehängt wurde.

Inepti, eine Familie erst seit dem 17. Jahrh. ausgestorbener, taubenartiger Vögel mit verkümmerten Flügeln u. dgl. Schwanze. Nächst dem Dronte (s. d.), Didus ineptus, der auf Mauritius lebte, gehört hierher der Solitaire (Pezophaps solitarius) von Rodriguez.

inexigibel (lat.), nicht eintreibbar.

in extenso (lat.), ausführlich, seiner ganzen Ausdehnung nach.

inf., Abkürzung auf ärztlichen Rezepten für das lat. infunde, d. i. gieße zu.

infallibel (lat.). Die Lehre, daß der Papst in Sachen des Glaubens u. der Verwaltung der Kirche infallibilis, d. i. unfehlbar, sei, ist thatsächlich seit den ältesten Zeiten behauptet worden, ohne allerdings als „Dogma", d. h. als eigentlicher Glaubenssatz, durchdringen zu können. Gestützt wurde sie durch die Lehre, daß der Papst vom Apostel Petrus zu seinem Nachfolger eingesetzt sei, folglich als das gottgewollte Haupt der Kirche dem Irrthum nicht unterworfen sein könne. Doch galt bis ins 15. Jahrh. noch der Satz, daß nur die rechtmäßigen Konzilien die wahre Meinung der Kirche repräsentirten, u. daß auch der Papst unter dem Konzil stehe. Freilich wurde letzterer Satz nie von den Päpsten anerkannt, u. seit ca. 1560 arbeiteten die Jesuiten unausgesetzt an der allgemeinen Geltendmachung der Infallibilitätslehre, da sich auf diesem Wege allein eine straffe Regierung der ganzen Kirche erzwingen ließ. Auf ihren Betrieb entschied schon 1656 Alexander VII. gegen die Jansenisten, daß der Papst kraft seiner Infallibilität sogar über Vergangenes entscheiden könne. Die Erhebung dieser Lehre zum Dogma erfolgte jedoch erst auf dem 8. Dez. 1869 eröffneten vatikanischen Konzil, u. zwar in der vierten u. letzten öffentlichen Sitzung 18. Juli 1870 mit 547 gegen 2 Stimmen, nachdem die heftigsten Gegner des Dogmas (etwa 50, worunter die meisten deutschen Bischöfe) zuvor abgereist waren. Zwar unterwarfen sich diese nach u. nach fast alle, aber desto größer war das Mißtrauen der Staaten gegen das neue Dogma. Vergebens wiesen die Jesuiten darauf hin, daß dem Papste ja nicht unbedingte Unfehlbarkeit zugeschrieben werde, sondern nur sofern er „ex cathedra" spreche, d. h. offiziell vom päpstlichen Stuhle aus, als Oberhaupt der Kirche: fast alle Staaten verboten entweder die Verkündigung des Dogmas od. sprachen ihm doch jede rechtliche Wirkung ab. Die daraus entstandenen Kämpfe, bes. zwischen dem Deutschen Reich u. der Kurie, sind in ihrem Ende noch nicht abzusehen.

infam (lat.), ehrlos, schändlich; Infamie, Ehrlosigkeit, Schandthat. Die infamia des röm. Rechts war die durch eine Rechtsvorschrift mit gewissen Handlungen od. Zuständen verbundene Ehrenminderung, die in dem Verlust derjenigen bürgerlichen Rechte bestand, welche ein besonderes Vertrauen u. moralische Würdigkeit voraussetzen, z. B. die Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern, das politische Wahlrecht, die Fähigkeit, Anwalt, Testamentsexekutor, Zeuge bei feierlichen Geschäften zu sein 2c. Diese sog. infamia juris (ähnlich der deutsch-rechtlichen Rechtlosigkeit u. Ehrlosigkeit u. dem heutigen „Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte") war theils unmittelbare Folge einer Handlung od. eines Zustandes der Person (infamia immediata), theils Folge eines richterlichen Urtheils, welches die Person einer unehrenhaften Handlung schuldig erkannte (infamia juris mediata); beseitigt wurde sie nur durch Wiederaufhebung des entehrenden Urtheils u. durch Wiederverleihung der Ehrenhaftigkeit durch den Regenten (restitutio famae). Infamia facti (nota, turpitudo) nennt man die Verächtlichkeit einer Person, welche ohne Rechtsvorschrift nur in dem Sittenurtheile der Mitbürger begründet ist. — Infamiren, schmähen, beschimpfen, verleumden, ehrlos machen.

Infant u. Infantin, Titel der Prinzen u. Prinzessinnen der königl. Familie von Spanien u. Portugal.

Infantados, ein Zweig des Stammes der Merinoschafe, von den beiden andern Zweigen desselben, den Negrettis u. Electorales, dadurch unterschieden, daß er zwar viele, aber weniger feine Wolle liefert.

Infanterie. Das Fußvolk im Heere ist zu allen Zeiten schon in schwer u. leichtbewaffnete J. eingetheilt worden. Man übertrug den Leichtbewaffneten bei Griechen u. Römern den Kundschafts- u. Sicherungsdienst ꝛc., auch meist den ersten Angriff auf den Feind, während die Entscheidung der schweren J. verblieb. Als nach Einführung der Feuerwaffen u. durch das Aufblühen der Städte die J. wiederum die Oberhand über die während des Mittelalters vorherrschend gewesene Reiterei erlangte, trat auch wieder der Unterschied zwischen leichter u. schwerer J. hervor. Erstere wurde zunächst mit Feuerwaffen versehen u. legte Harnisch ꝛc. ab, während die schwere J. Brustharnisch, Helm, Schenkelstücke ꝛc. behielt u. als Waffe die Pike führte. Das Verhältniß der Feuerwaffe zur Pike war wie 1:2. Noch während des Dreißigjährigen Krieges änderte es sich zu Gunsten der Musketiere bei den Kaiserlichen in das Verhältniß von 1 : 1; bei den Schweden kehrte es sich gerade um, so daß Gustav Adolf's Infanteriecompagnien aus 2/3 Musketieren u. 1/3 Pikenieren bestanden. Mit Einführung des Bajonnets (s. d.) schwanden die Pikeniere ganz u. gar, der Unterschied zwischen leichter u. schwerer J. blieb aber bestehen u. besteht heutzutage noch, obwol ihm höchstens die Berechtigung zuzuerkennen ist, daß er es möglich macht, in großen Heeren die leichter u. gewandter gebauten, auch intelligenteren Leute in besonderen Verbänden zu vereinigen, mit bequemer zu handhabenden Waffen zu versehen u. mit ihnen spezielle Zwecke im Kriege od. in der Schlacht zu erfüllen. Dagegen muß heutzutage ein Infanterist dasselbe lernen wie der andere. Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Jäger, alle müssen zu allen Zwecken, sowol zum geschlossenen Kampfe wie zum Einzelgefecht erzogen u. herangebildet werden, wiewol man letztere Gefechtsform, wenn beide Truppengattungen vorhanden u. zur Stelle sind, vorzugsweise den Füsilieren u. Jägern überträgt. Die Waffen der gesammten J. sind gezogen u. schießen gleich gut u. sicher, die der Füsiliere u. Jäger sind nur etwas handlicher u. die Waffe der Jäger, die Büchse, insbes. in der Regel mit einem Stechschloß versehen.



Nr. 3470. Pikenier aus dem ersten Viertel des 17. Jahrh.



Nr. 3471. Musketier aus dem ersten Viertel des 17. Jahrh.

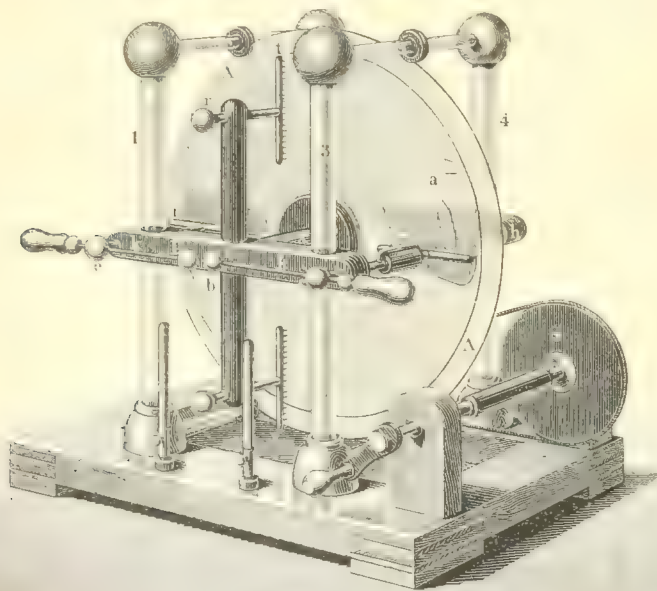
Die J. bildet die Hauptmasse der heutigen Heere u. der Mangel einer tüchtigen J. ist durch keine der anderen Waffen ganz zu ersetzen. Die J. des deutschen Reichsheeres umfaßt in Friedensstärke 274,711 M., in Kriegsstärke 926,572 M. (148 Reg. Linie, 26 Reg. Jäger, 293 Reg. Landwehr).

in favorem (lat.), zu Gunsten, zum Besten.

Infektion, d. h. Ansteckung. Man versteht darunter Uebertragung (J. von außen) od. Weiterführung u. Weiterentwicklung im Innern (Selbstinfektion) von solchen Stoffen, deren Vorhandensein krankhafte Zustände bedingt, u. deren oft ungeheuer rasche Fortentwickelung meist das Leben des Organismus in Gefahr bringt. Die Natur dieser krankmachenden Stoffe ist unbekannt. Man weiß nur, daß es solche Stoffe giebt, u. von manchen, unter welchen Umständen sie J. erzeugen; so z. B. daß das Gelbe Fieber nur bei einer mittleren Tageswärme von 18° R fortschreitet, u. daß es nur am Gestade des Meeres u. an Flüssen nur, soweit Seeschiffe gelangen, seinen Sitz aufschlagen kann, ohne daß es bisher gelungen wäre, den Ansteckungsstoff zu erkennen. Die J. von außen geschieht nach jetziger Annahme entweder durch die Luft od. durch Berührung. Dem Sprachgebrauch nach giebt es jedoch auch Ansteckungen, deren Erfolg lediglich einer der Nerven- u. Gehirnthätigkeit eigenen Sucht der Nachahmung od. der Mitleidenschaft zugeschrieben werden muß. Hierher gehören manche Nervenkrankheiten, welche in geistlichen Seminaren u. Mädchenpensionen zu grassiren pflegen, z. B. Stigmatismus, d. i. die Sucht, die Wundmale Christi sich beizubringen, Veitstanz u. a., manche Volkskrankheiten, z. B. die Tanzwuth im Mittelalter (Choreomanie). Die von außen stattfindende J., welche durch die Atmosphäre bewirkt wird, z. B. bei den epidemischen Krankheiten, den fieberhaften Hautausschlägen, Masern, Scharlach, Pocken, ist am wenigsten ihrem Wesen nach bekannt. Näher erkannt sind schon die Verhältnisse der J. durch Berührung (Kontakt), welche sich auch willkürlich, durch Uebertragung des Ansteckungsstoffes, hervorrufen läßt. So ist es gelungen, bei einigen Hautkrankheiten genau festzustellen, daß dieselben von mikroskopischen Pflanzen od. Thieren herrühren (s. „Hautkrankheiten"); das Mikroskop hat die früher unbekannte Ursache der Trichinenkrankheit ermittelt, während bei anderen Affektionen, z. B. bei den thierischen Ansteckungsstoffen des Rotzes, des Milzbrandes u. a. Krankheiten, dies allerdings noch nicht gelungen ist. Die J. kann entweder eine primäre sein, d. h. eine solche, welche zunächst nur am Orte der Uebertragung eine örtliche Erkrankung herbeiführt, od. eine sekundäre, wenn dieselbe, von der Anfangs nur örtlichen Wirkung ausgehend, später sich auf den ganzen Organismus geltend macht. In solchen Fällen läßt sich die sekundäre J. verhüten, wenn man, wie z. B. beim Schlangenbiß, die primäre Infektionsstelle durch Ausschneiden, Ausbrennen od. Ausätzen für den Organismus unschädlich macht. Beispiele innerer J. stellt z. B. die Eitervergiftung des Blutes dar, bei welcher von einer Wunde aus durch Aufnahme eigenthümlich veränderten Eiters in den Kreislauf der Säfte sehr gefährliche Krankheitserscheinungen hervorgerufen werden. Man hat die Veränderung der Wundabsonderung, welche schwere Allgemeinerkrankungen bedingt, in neuester Zeit sorgfältiger Forschung unterworfen u. glaubt der erstaunlichen Menge u. dem vielfältigen Wechsel der Formen einiger auf niedriger Stufe der Entwicklung stehender Pflanzenarten (Algen) die schädlichen Eigenschaften dieses Eiters beimessen zu müssen. Wenigstens steht fest, daß die Untersuchung der Absonderungsflüssigkeit aller beobachteten ansteckenden Entzündungen das Vorhandensein reichlicher, mikroskopisch kleiner Körperchen ergiebt, u. daß diese Körperchen auch im Blute solcher Thiere vielfach gefunden werden, auf welche solche Flüssigkeit übertragen worden ist, sowie daß diese in vielfachen verschiedenen Formen (Stäbchen, Kugeln, ketten-, schlauchartigen u. sternförmigen Formen) erscheinenden Körperchen regelmäßige Begleiter jeder ansteckenden Krankheit sind. Diese Formen, welche von Cohn Zooglea, von Hallier Mikrokokken, von Burdon-Sanderson Mikrozymä, von anderen Beobachtern Bacterien u. Vibrionen genannt werden, von denen nach übereinstimmenden Ansichten die faulige, zersetzende Eigenschaft des Eiters abhängt, u. die deshalb von Billroth unter dem Namen Kokkobacteria septica zusammengefaßt werden, vermehren sich in kurzer Zeit ungemein u. bewirken, in andere Körper gebracht, gleiche od. noch heftigere Krankheitserscheinungen als in dem, welchem sie entnommen wurden. Ihre Gegenwart giebt sich nam. durch die Bildung vielfacher Eiterherde kund, in denen ebensolche Algenformen gefunden werden wie in dem Eiter, mit dem die J. geschehen ist. Diesen Körperchen, die sich vermuthlich sehr lange in trockenem Zustande erhalten können, ohne ihre Keimkraft zu verlieren, schreibt man es zu, daß in manchen Krankenhäusern Eitervergiftungen (Pyämie) viel häufiger vorkommen als in anderen, ja daß manche Zimmer u. manche bestimmte Theile des Zimmers auch nach Jahren noch für ihre Bewohner gefährlich sind. Man sucht deshalb durch verschiedene Methoden den Zutritt ansteckender Stoffe zu verhüten od. dieselben zu ertödten (s. „Desinfektion").

Infektionskrankheiten nennt man Krankheiten, welche durch unbekannte Ursachen erzeugt werden, in gewissen Gegenden einheimisch (endemisch) sind u. entweder fortwährend od. doch alljährlich zu gewissen Jahreszeiten wiederkehrend daselbst herrschen. Dahin gehören die Wechselfieber (intermittens) u. Malariakrankheiten in Sumpfgegenden u. in Gegenden mit frisch aufgebrochenem Urboden (z. B. fast in dem ganzen Bereich der Oststaaten der Vereinigten Staaten von Amerika), das Gelbe Fieber an den Ufern des Meeres u. der großen Flüsse in wärmeren Ländern, die Cholera in ihrer Heimat Indien, der Typhus in großen Städten. Krankheiten, welche ebenso durch unbekannte Luftverhältnisse plötzliche Verbreitung finden, ohne daß man in Gegend, Stadt od. Wohnung die Ursache zu finden vermag (epidemische Krankheiten), sind: Die fieberhaften Hautausschläge: Masern, Scharlach,

Rötheln, Schweißfriesel, manche Hautentzündungen (Rose), typhöse Krankheiten, Grippe, Cholera, Kindbettfieber, Croup, Diphtheritis. Krankheiten, welche sich nur durch Stoffe verbreiten, welche von bereits erkrankten Menschen od. Thieren herrühren, u. zwar entweder durch Aufnahme solcher Stoffe in die Lungen durch Einathmen od. durch Aufnahmen derselben mit der Nahrung (z. B. durch das Trinkwasser), od. durch direkte Einverleibung des Ansteckungsstoffes in eine von der Oberhaut entblößte Hautstelle od. eine Wunde. Krankheiten, bei denen die Ausdünstung der Kranken zur Ansteckung genügt, sind die Blatterausschläge (die Aufnahme des Ansteckungsstoffes geschieht hier höchst wahrscheinlich durch Einathmung; wenigstens hat Chauveau nachgewiesen, daß man auf Thiere durch Einbringen von Impfstoff in die Lungen die Schutzblatternkrankheit übertragen kann), Scharlach, Masern, Schwindsucht (Lungentuberkulose), Rotz, Milzbrand. Die direkte Uebertragung des krank machenden Stoffes ist zur Infektion nöthig, u. werden dadurch gleiche Erkrankungen auch auf unverletzter Haut hervorgerufen: bei den durch niedere Pflanzengebilde erzeugten Hautkrankheiten (Mykosen), z. B. dem kahlmachenden Kopfgrind, der Bartflechte ꝛc., bei Ueberführung von Parasiten aus dem Thierreiche, z. B. der Krätzmilbe, von Milzbrand u. Rotzgift; von Krankheitsprodukten der Schleimhäute, welche, auf gesunde Schleimhäute übertragen, gleiche Erkrankungen auf letzteren erzeugen, z. B. beim Katarrhe, dem Croup, der Diphtheritis, dem weißen Fluß, der Lungenschwindsucht. Andere Krankheiten sind nur übertragbar, wenn die Ansteckungsstoffe durch die verletzte Oberhaut in die Säftemasse eines andern Körpers unmittelbar gelangen können. Dahin gehören die von Thieren auch im gesunden Zustande erzeugten, auf andere Thiere krank machend wirkenden Stoffe (Gifte), z. B. die Schlangengifte, od. von kranken Thieren od. Menschen herrührende Ansteckungsstoffe, wie das Wuthgift toller Hunde, das syphilitische, das im faulenden Eiter enthaltene Gift, das Leichengift. Manche Gifte wirken zwar auch von unverletzten Hautstellen aus, aber weit rascher u. energischer, wenn sie in Wunden gelangen, z. B. das Rotz- u. Milzbrandgift. Vgl. „Ansteckung u. Epidemie“.



Nr. 3173. Influenzelektrisirmaschine von Holtz (Holderanstalt).

infernal (lat.), der Unterwelt angehörend, höllisch, teuflisch, verrucht.

Infiltration, mit diesem nicht recht passend gewählten Namen bezeichnet man in der Geologie den Vorgang, durch welchen die meisten in Form von Drüsen, Adern u. Gängen auskrystallisirten Mineralien entstanden sind, nämlich durch langsames Einfließen od. Einsickern von Flüssigkeiten in Hohlräume, Klüfte od. Spalten des Gebirges u. nachheriges Auskrystallisiren der in jenen Flüssigkeiten gelöst gewesenen Substanzen.

Infinitesimalrechnung nennt man den Inbegriff aller der Rechnungsoperationen, bei welchen der Begriff der „unendlich kleinen Größen“ zu Grunde gelegt wird. Die J. ist unentbehrlich bei der Lösung der allermeisten Probleme der Mechanik, Astronomie u. Physik. Ihr Ziel ist, das Gesetz der Stetigkeit bei der Veränderung der Größen auszudrücken. Uebrigens bildet die Infinitesimalmethode nicht blos einen geistreichen Kunstgriff, sondern sie ist der natürliche Ausdruck der Entstehungsart physischer Größen, welche nach Elementen wachsen, die kleiner sind als jede endliche Größe. Die J. zerfällt in die Differentialrechnung (s. d.) u. in die Integralrechnung (s. d.).

Infinitiv (lat.) heißt in der Grammatik eine außerhalb der Aussageformen od. Modi stehende Nominalform des Zeitwortes, welche in substantivischer Form den Begriff des Zeitworts ohne jede Beziehung auf Person od. Modus ausdrückt, sich aber dadurch von dem ihm verwandten, die Handlung ausdrückenden Substantiv unterscheidet, daß sie die dem letzteren fremde Beziehung auf das Zeitverhältniß in sich schließt, also verschiedene Zeiten bezeichnen kann (J. der Gegenwart, der Vergangenheit, der Zukunft, z. B. lat. scribere, schreiben; scripsisse, geschrieben haben), wenngleich nicht jede Sprache besondere Formen für die Bezeichnung dieser Unterschiede des Zeitverhältnisses entwickelt hat. Erscheint jetzt auch der J. seiner äußeren Form nach nicht als Substantivum, so ist er doch ursprünglich ein wirklicher Kasus eines abstrakten Substantivs gewesen, nach der einen Ansicht ein Dativ, nach der andern ein Lokativ.

infiziren (lat.), anthun, anstecken, verpesten, mit einem Krankheitsstoff vergiften.

in flagranti (lat.), auf frischer That, im Augenblick, wo das Verbrechen begangen wurde.

inflexibel (lat.), unbeugsam, unbeweglich. Inflexible Wörter sind keiner Abwandlung fähig, wie z. B. Interjektionen, Präpositionen, Konjunktionen ꝛc.

Inflexion des Lichtes, s. „Diffraktion“.

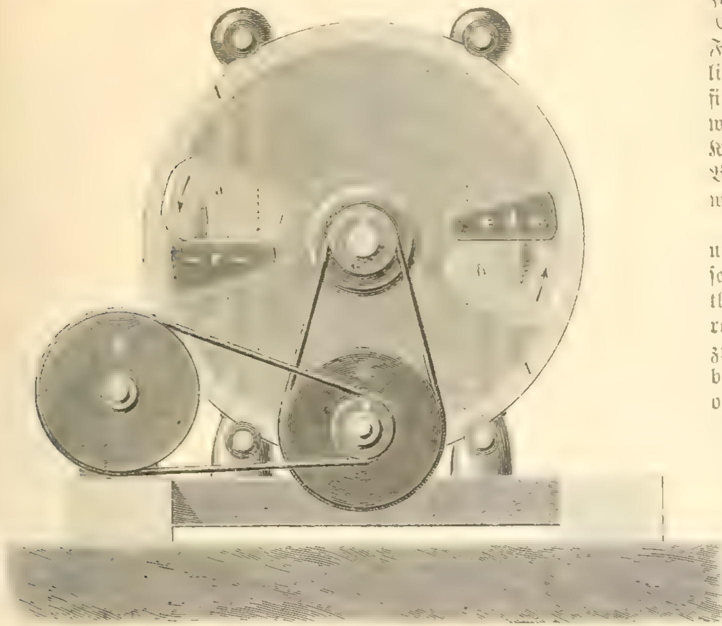
in floribus (lat.), im Flor, im blühenden Zustande, im Wohlleben.

Influenz od. Vertheilung nennt man in der Physik die eigenthümliche Einwirkung, welche ein mit Elektrizität geladener Körper auf einen in seine Nähe gebrachten unelektrischen Körper ausübt. Es zeigt dann nämlich der letztere, sobald er isolirt ist, zwei verschiedene Elektrizitäten, nämlich auf der dem elektrischen Körper zugewendeten Seite die mit diesem ungleichnamige Elektrizität, auf der abgewendeten Seite dagegen die gleichnamige. Ist er nicht isolirt, so zeigt er nur die erstere. Man erklärt dies dadurch, daß man im unelektrischen Körper zwei entgegengesetzte elektrische Fluida (die positive u. negative Elektrizität) als in gleicher Menge gemischt vorhanden u. so sich neutralisirend annimmt. Durch Annäherung eines elektrischen Körpers werden diese beiden Elektrizitäten getrennt. Die ungleichnamige wird von jenem Körper angezogen, die gleichnamige dagegen abgestoßen. Ist der zweite Körper nicht isolirt, so kann dann die letztere abfließen.

Influenza, s. v. w. Grippe (s. d.).

Influenzelektrisirmaschine od. Elektrophormaschine ist eine von Holtz in Berlin ersonnene Vorrichtung, um größere Elektrizitätsmengen schneller u. bequemer als mit der gewöhnlichen Elektrisirmaschine zu erregen. Die Art u. Weise der Erregung ist ähnlich der beim Elektrophor (s. d.), nur weit ergiebiger. Wie bei diesem durch Entfernung des Schildes von dem elektrisch gemachten Kuchen die im Schilde durch Vertheilung erregt werdende entgegengesetzte Elektrizität frei u. dadurch nutzbar gemacht wird, so wirkt in der J. eine an einer Stelle elektrisch erregte ruhende Glasscheibe auf eine andere nahe bei ihr u. parallel mit ihr rotirende. Die ruhende Scheibe AA, Nr. 3173, welche isolirt zwischen vier kleinen Hartgummirollen sitzt, hat zwei Ausschnitte a u. b u. auf der Hinterseite am Rande der Ausschnitte zwei Belege von steifem Papier c u. d mit über den Rand ragenden Spitzen. In der Mitte ist die Scheibe A durchbohrt, um die Axe X der rotirenden Scheibe B hindurchzulassen. Diese Axe ruht in den Hartgummiquerstücken k u. h, welche von den vier Glassäulen 1, 2, 3, 4 getragen werden. In Bewegung gesetzt wird x u. dadurch auch B durch einen Schnurlauf von der Scheibe S aus. Wird nun der Papierbeleg c etwa durch eine geriebene Siegellackstange negativ elektrisch gemacht, so wird die Scheibe B durch Influenz, wie der Schild des Elektrophor, positiv elektrisch gemacht, während zugleich die abgestoßene negative Elektrizität durch die Spitzen des Konduktors aufgesaugt wird. Dreht man nun die Scheibe B, so erregt ihre positive Elektrizität in der festen Scheibe A negative Elektrizität u. wird dadurch gebunden. Dies hört auf, sobald sie vor den zweiten Ausschnitt b tritt; dann geht die positive Elektrizität in den Papierbeleg d u. den zweiten Konduktor i über.

Die positive Elektrizität des zweiten Belegs d wirkt nun ebenfalls vertheilend auf die Scheibe u. macht sie negativ, wodurch beim Weiterdrehen die negative Elektrizität des ersten Belegs c verstärkt wird u. der erste Konduktor g ebenfalls wieder negative Elektrizität erhält.



Nr. 3170. Influenzelektrisirmaschine von Holtz [illegible]

Die entgegengesetzten Elektrizitäten der beiden Konduktoren g u. i gehen durch f u. e in die anfänglich zur Berührung gebrachten Kugeln n u. p über u. neutralisiren sich dort. Ist die Maschine im Gange, so geht dies sogar vor sich, wenn man die Kugeln n u. p weit von einander zieht; die Ausgleichung erfolgt dann durch lange, lebhafte Funken. Auch kann man sehr schnell eine Leydner Flasche laden, wenn man ihre Belege mit n u. p verbindet. Wenn zufällig die elektrische Spannung auf einem der Konduktoren g od. i größer wird als auf dem gegenüberstehenden Belege c od. d, so kehrt sich die Elektrizität auf einem der Belege um u. die Maschine hört plötzlich auf zu wirken. Um dies zu verhindern, sitzt am Querstücke k noch ein dritter Konduktor mit zwei Aufsaugern t u. v, welche die entgegengesetzten Elektrizitäten eher neutralisiren, ehe sie zum folgenden Belege gelangen. Modifikationen in der Einrichtung der I. sind von Topler in Dorpat sowie von Lenser angegeben worden.

informiren (lat.), unterrichten, belehren.

in fraudem creditorum (lat., zur in betrügerischer, unredlicher Absicht bewirkten) Benachtheiligung der Gläubiger. Wenn der Schuldner vor Eröffnung des Konkurses in der unredlichen Absicht, seine Gläubiger zu verkürzen, sein Vermögen irgendwie vermindert hat, so können die dadurch wirklich benachtheiligten Gläubiger gegen Denjenigen, welcher, jener Absicht kundig, dadurch Etwas aus dem Vermögen des Schuldners erhalten hat, die Veräußerung als widerrechtlich (alienatio i. f. c. facta) anfechten. — I. f. legis, mit Umgehung des Gesetzes, zwar dem Buchstaben, nicht aber dem Sinne des Gesetzes gemäß.

Inful od. Mitra, Bischofsmütze, s. „Bischof".

Infusion od. Infusum (lat.), ein Aufguß.

Infusionsthierchen (Infusoria, d. i. „Aufgußthierchen"), eine Klasse der Urthiere (Protozoen), deren Körper eine halbflüssige Marksubstanz (Sarkode) u. eine diese umhüllende Rindensubstanz unterscheiden läßt. In ihren höheren Formen zeigen sie die Anfänge eines Verdauungsapparates u. bewegen sich im Wasser mittels „Wimpern", „Geißeln" od. anderer wirbelnder Körperfortsätze. Ihre Vermehrung geschieht theils vegetativ durch Knospung od. Theilung, theils geschlechtlich; sie entstehen durchaus nicht durch Urzeugung etwa, wie früher angenommen wurde, aus in Zersetzung übergehenden organischen Substanzen, Aufgüssen u. dgl. (daher der Name). Die I. leben sämmtlich im Wasser, meist im Süßwasser, nur wenige Formen im Seewasser; sie schwimmen meist frei herum, nur wenige sind festgewachsen. Sie sind so klein, daß nur einige mit bloßen Augen erkennbar sind, indem diese bis 1 mm. Größe erreichen; die kleinsten sind kaum $^1/_{1000}$ mm. groß, so daß ein einziger Tropfen Wassers 10,000 Millionen derselben bergen kann. Der Gestalt nach sind die I. sehr verschieden; es giebt kugelige, eiförmige, scheiben-, walzen-, trichter-, glocken-, faden- od. stabförmige, gefärbt sind nur wenige, die meisten sind farblos u. durchsichtig. Die Rindenschicht trägt ein Oberhäutchen (Cuticula), das entweder glatt ist od. verschiedene Skulpturen zeigt, u. das bisweilen zu einem Panzer od. zu einem röhrenförmigen Gehäuse erhärtet, in das sich das Thier zurückziehen kann. Die Cuticula hat bewegliche Anhänge, bei. Wimpern (Cilien), so z. B. an der Mundöffnung den Wimperkranz; größere dgl. Fortsätze heißen Geißeln, minder bewegliche Borsten, ganz unbewegliche Stacheln werden als Griffel od. Haken unterschieden. Ferner finden sich in der Haut feine, stabförmige Körperchen, die man als Tastwerkzeuge gedeutet hat. Die breiartige, körnelige Innensubstanz des Körpers (die Sarkode) befindet sich in kreisender Bewegung u. enthält Blasen (Vacuolen), bisweilen auch, als erste Andeutung von Bindegewebe, ein feines Fadennetz.

Die Ernährung der I. erfolgt bei den niederen, mundlosen Formen unmittelbar durch die Haut, bei den eigentlichen, mit einem Munde versehenen I. durch diesen, der mit Wimpern besetzt ist, oft einen eigenthümlichen Deckelapparat hat u. sich in vielen Fällen in eine Art Speiserohr in das Körperinnere fortsetzt. Selten dient die Mundöffnung zugleich als Auswurfsöffnung für die Kothballen, in der Regel ist ein besonderer After vorhanden. Die Athmung erfolgt durch die Körperoberfläche, wobei die Wimpern thätig sind, das umgebende Wasser in steter Strömung zu erhalten. Die I. bewegen sich schwimmend, wirbelnd, kriechend, durch Kontraktionen ihres Körpers u. durch Schwingen ihrer Wimpern ꝛc.; die mit einem muskulösen Stiele festsitzenden Glockenthierchen (Vorticellen) können diesen letztern schraubenförmig aufrollen u. pfeilschnell wieder ausstrecken. Einige Meeresinfusorien tragen zum Leuchten des Meeres bei, viele färben durch milliardenweises Auftreten das Wasser. Hohe sowol wie niedere Temperaturen vertragen die I. leichter als mechanische Verletzungen. Verdunstet das Wasser, in dem sie sich aufhalten, so umgeben sie sich bis auf Weiteres mit einer schützenden Hülle (Cyste), in der sie in ein latentes Leben versinken. Rechnet man auch die Mundlosen (Monaden, Bacterien [s. die Artikel], Volvocinen, Euglenen) zu den I. (im weiteren Sinne), so beläuft sich die Artenzahl auf etwa 600. Fossil können selbstverständlich nur gepanzerte I. vorkommen. Indeß wurden von Ehrenberg auch mikroskopische Pflanzenformen aus der Algenklasse als I. angesehen, man könnte sie richtiger Infusionspflanzen nennen.



Nr. 3171. Infusionsthierchen (Garenthierchen) in einem Tropfen Wasser.

Diese Formen (Diatomeen u. Desmidiaceen [s. die Art.]) sind mit Kieselpanzern ausgerüstet u. bilden bei ihrem massenhaften Auftreten ganze Lager einem mehlartig feinen Sande gleichender Massen ihrer mikroskopischen Schalchen, Massen, die man als **Infusorienerde**, Kieselguhr ꝛc. bezeichnet. Näheres hierüber s. d. Art. „Bacillarien" (Bd. II, S. 35). Von wirklichen I. giebt es blos eine einzige kleine Familie, die der Peridiniden, welche einen Kieselpanzer haben u. auch hie u. da, z. B. im Feuerstein, fossil angetroffen werden; alle übrigen I. gehen bei den gewöhnlichen Prozessen der Versteinerung spurlos zu Grunde.

Die Infusorienkunde datirt selbstverständlich erst seit der Erfindung bez. Vervollständigung des Mikroskops. Der erste Entdecker solcher kleinen Wesen war Leeuwenhoek (1685), den Namen J. od. Aufgußthierchen erhielten sie von Ledermüller, welcher aus ihrem Vorkommen in Aufgüssen (Infusien) auf organische Substanzen auf ihre ausschließliche Entstehung in solchen schloß. Der Däne Otto Friedrich Müller entdeckte eine große Masse von Formen u. versuchte zuerst eine systematische Anordnung derselben. Nach ihm ist Ehrenberg zu nennen, der seit 1830 mit beispiellosem Eifer in großen, kostbaren Kupferwerken ein ungeheueres Material aufspeicherte u. die Formen — wenn auch mit Einschluß manches nicht hierher Gehörigen, wie der Räderthiere u. der schon erwähnten Algen — trefflich wiedergab. Seine Deutung, welche diesen Thieren eine ziemlich hohe Organisationsstufe andichtet, z. B. verschiedenerlei Mägen (er nennt sie deshalb auch Polygastrica, d. h. Vielmagenthiere), hat durch Dujardin, Focke, von Siebold u. nam. Friedr. Stein eine vollständige Widerlegung gefunden, welche die wahre Natur der J. nachweist. Von Ehrenberg's Werken nennen wir: „Die Infusionsthierchen als vollkommene Organismen" (Fol. Mit 64 Tafeln, Lpz. 1838) u. „Mikrogeologie; das Erde u. Felsen schaffende Wirken des unsichtbaren, kleinen, selbständigen Lebens auf der Erde" (Fol. Mit 41 Tafeln, Lpz. 1854). Das Hauptwerk für das Studium der Infusorienkunde ist aber Friedrich Stein's „Der Organismus der Infusionsthiere" (seit 1859), daneben sind wichtige Arbeiten auf diesem Gebiete erschienen von Cohn, Balbiani, Claparède, Lachmann.

Ingävonen. Wie Tacitus berichtet, hießen nach den drei Söhnen des Mannus die am Meere wohnenden Germanen J., diejenigen, die das Mittelland bewohnten, Herminonen, u. die übrigen Germanen Istävonen. Man hat diese Namen auf die verschiedenste Weise gedeutet, u. eben so sind die abweichendsten Ansichten darüber aufgestellt worden, in welches Verhältniß dieselben zu der späteren Stammeintheilung der Germanen zu setzen seien; Manche aber wollen darin überhaupt gar nicht die Namen von Volkerstämmen, sondern vielmehr eine Bezeichnung der drei verschiedenen Stände der Adeligen, Freien u. Hörigen erkennen.

Ingelheim, zwei Marktflecken in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, im W. von Mainz an der Selz gelegen. Oberingelheim (2708 E.), ehemals ein freies Reichsdorf, das schon 760 urkundlich erwähnt wird, besitzt eine uralte Kirche mit Glasgemälden, welche Scenen aus dem Leben Karl's des Großen darstellen. Niederingelheim (2429 E.) ist berühmt durch die Trümmer des großartigen Palastes, den Karl d. Gr. errichten u. Ludwig d. Fr. vollenden ließ, u. der sich bes. durch seine aus Ravenna herbeigeschafften Säulen u. seine Freskogemälde auszeichnete. Karl d. Gr. hielt hier 774 einen Reichstag, andere deutsche Kaiser mehrere Kirchen- u. Reichsversammlungen. Dieser Palast, welcher schon in der bayer. Fehde 1504 u. im Dreißigjährigen Kriege sehr gelitten hatte, wurde 1689 von den Franzosen fast gänzlich zerstört, u. die wenigen Ueberreste stürzten noch 1831 zusammen.

Ingemann, Bernhard Severin, einer der vorzüglichsten dän. Dichter dieses Jahrhunderts, geb. 28. Mai 1789 zu Torkildstrup auf der Insel Falster, erregte schon sehr frühzeitig durch seine lyrischen Gedichte die Aufmerksamkeit seiner Regierung; dieselbe ließ ihn auf Staatskosten eine Reise nach Deutschland, Frankreich, der Schweiz u. Italien unternehmen, um die Literaturverhältnisse dieser Länder kennen zu lernen, machte ihn 1822 zum Lektor der dän. Sprache an der Akademie Soroe u. 1842 zum Direktor derselben, als welcher er 24. Febr. 1862 gestorben ist. J. gehört zu den fruchtbarsten Dichtern seines Vaterlandes u. hat sich so ziemlich in allen Fächern der Dichtkunst versucht. Er selbst bezeichnet drei Perioden seiner literarischen Thätigkeit als charakteristisch, nämlich die Zeit von 1811—14, in der er dem Romantismus u. der Sentimentalität huldigte; dann von 1814—20, wo er sich fast ganz dem Drama widmete, u. endlich die Zeit von 1821 bis an seinen Tod, wo er nam. lyrische u. epische größere Dichtungen, Romane nach dem Muster W. Scott's u. Novellen im Geiste Tieck's lieferte. Die bedeutendsten unter seinen epischen Dichtungen sind: „Der schwarze Ritter" (De sorte riddare, Kopenh. 1814), „Waldemar der Große" (Waldemar den Store og hans Maend, 1824), „Königin Margaretha" (Dronning Margaretha, 1836), „Holger Danske" (1837) u. „Der goldene Apfel" (Guldaeblet, 1856). Trefflich sind seine lyrischen Gedichte („Digte", 1811 bis 1812, „Ungdomsdigte", 1813—18, „Reiselyren", 1820, „Smaadigte og Reiseminder", 1832), erwähnenswerth seine Dramen „Masaniello" (1815), „Blanca" (1815, Deutsch von Levetzow 1815), „Löwenritter" (Loeveridderen, 1816, deutsch von Lange, Altona 1825), „Tasso's Befreiung" (Tassos Befrielse, 1819, deutsch von Garthausen, Lpz. 1826) u. „Kampf um Walhalla" (Kampen for Valhal 1821), sämmtlich Trauerspiele, die mehr od. weniger Aufsehen machten, jetzt aber vergessen sind. Gleiches Schicksal erfuhren seine Romane „Waldemar der Sieger" (Waldemar Seier, 1826, 6. Aufl. 1855, deutsch Lpz. 1827), „Die Jugend Erich Menved's" (Erik Menved's Barndom, 1828, 5. Aufl. 1857, deutsch Lpz. 1839), „Prinz Otto von Dänemark u. seine Zeit" (Prinds Otto af Danmark og hans Samtid, 1835, deutsch 1845). Seine gesammelten Schriften (Samlede Vaerker) umfassen in vier Abtheilungen seine Dramen (6 Bde., 1853), epischen Dichtungen u. historischen Romane (1847—55, 12 Bde.), Erzählungen u. Novellen (1847—53, 12 Bde.) u. seine lyrischen Dichtungen u. poetischen Erzählungen (1845—56, 9 Bde.).

Ingen-Houß, Jan, berühmter Arzt u. Naturforscher, ein geb. Belgier, lebte in London, wo er Mitglied der K. Gesellschaft der Wissenschaften u. k. k. österr. Hof- u. Leibarzt war, u. starb zu Bowerd bei London 7. Sept. 1799. J. hat sich bes. um die Einführung der Blatternimpfung verdient gemacht u. durch das neue Verfahren u. A. auch drei Söhne der Kaiserin Maria Theresia gerettet. Er war es auch, der 1779 das Ein- u. Ausathmen der Pflanzen, ihre Fähigkeit, durch die grünen Theile im Sonnenlicht die aufgenommene Kohlensäure zu zersetzen u. dafür Sauerstoff auszuhauchen, während sie des Nachts umgekehrt Kohlensäure wieder von sich geben, entdeckte u. diesen Athmungsprozeß in einem eigenen Werke („Experiments upon vegetables", Lond. 1779. 8), das auch ins Deutsche übersetzt wurde, auseinander setzte.

Ingenieur (franz., spr. Engscheniöhr). Zu jeder Zeit hat es Männer gegeben von großem mechanischen Genie, merkwürdiger Geschicklichkeit in der Verarbeitung der Stoffe, tiefer Wissenschaft u. besonderer Kenntniß in technischen Dingen; aber erst in diesem Jahrhundert hat sich ein wirkliches Ingenieurgewerbe herausgebildet u. ist eine Ingenieurwissenschaft herangereift. Aus dem Kriegswesen, in welchem die J.e ein besonderes Offiziercorps bilden, welches die Kriegsbauten aller Art zu entwerfen u. zu leiten hat, deren Ausführung die Genietruppen (Pionniere) bewerkstelligen, hat man den Begriff auf analoge Branchen der bürgerlichen Technik übertragen (Civilingenieur). Der Begriff J. läßt sich nicht mit wenig Worten definiren, eher läßt sich der Umfang seines Wirkungskreises andeuten. Es hat nämlich der J. Zeichnungen, Pläne u. Anschläge von folgenden Gegenständen zu entwerfen u. anzufertigen u. deren Ausführung zu überwachen: 1. Eisenbahnen, Straßen, Brücken, Tunnel, Kanäle u. alle Arten Kommunikationsmittel; 2. Wasserleitungen, Gaswerke, Schleußen u. ähnliche Anlagen, die dem öffentlichen Wohle zu dienen haben; dann 3. Landvermessungen, Drainirungen u. Bewässerungen; weiterhin 4. Häfen zum Schutze der landenden Schiffe, Docks, Grundlegungen u. andere in das Gebiet des Wasserbaues fallende Arbeiten, sowie Schiffsbau; 5. Werke, die mit dem Bergbaubetriebe, mit Steinbrüchen, mit der Eisenfabrikation u. anderen Zweigen des Hüttenwesens verbunden sind; 6. Fabrik- u. andere Anlagen mit Maschinenbetrieb u. s. w.; 7. Festungsbauten, Terrainveränderungen für Kriegszwecke, Brückenbauten, Pontons, Minenanlagen, Artilleriewesen u. s. w. Die unter 1—6 bezeichneten Thätigkeiten gehören speziell in das Gebiet des Civilingenieurs, während unter 7 die Arbeiten des Militäringenieurs verzeichnet sind. Beide Disziplinen beruhen auf derselben wissenschaftlichen Grundlage, nämlich auf der Mathematik u. den Naturwissenschaften, insbes. auf Physik, Mechanik u. Chemie, wozu allerdings noch eine Anzahl anderer Wissenschaften, wie Technologie, Baumaterialkunde, Maschinenlehre u. s. w. kommen. Der Beruf des Civilingenieurs gipfelt bes. darin, Industrie u. Technik durch Zuführung der Resultate u. Spekulationen der Wissenschaft zu beleben u. zu fördern, u. es ist zu diesem Zwecke neben einer gründlichen u. umfangreichen wissenschaftlichen Ausbildung auch Kenntniß u. praktische Erfahrung mit vielerlei mechanischen Arbeitsprozessen u. Manipulationen unbedingt nothwendig. In jüngster Zeit hat man sich lebhaft mit der Frage beschäftigt, in welcher Weise die Ausbildung zu einem tüchtigen Techniker od. J. am besten zu erreichen sei, u. man hat in einzelnen Fällen, insbes. in Rücksicht auf die Ausbildung der Maschineningenieure, mit günstigem Erfolge versucht, die technischen Schulen mit mechanischen Werkstätten zu vereinigen. In dieser Beziehung ist bes. die kaiserl. technische Schule in Moskau zu nennen. Im Allgemeinen neigt man sich jedoch in Deutschland an maßgebender Stelle zu der Ansicht hin, daß der J. seine eigentlich praktische Ausbildung in der wirklichen Praxis sich anzueignen habe, u. daß den technischen Hochschulen nur die Aufgabe zufalle, den durch Besuch einer Realschule ersten Ranges od. eines Gymnasiums vorgebildeten jungen

Leuten eine gründliche, auf wissenschaftlicher Basis beruhende Fachausbildung zu gewähren.

ingeniös (franz., spr. enngschenios), sinnreich, scharfsinnig, geistvoll.

Ingenuität (lat.), Offenheit, Aufrichtigkeit, Unbefangenheit.

Ingermanland, Landschaft im nordwestl. Rußland zwischen dem Finnischen Meerbusen, dem Ladoga- u. dem Peipussee u. dem Wolchow, bildet gegenwärtig den größten Theil des Gouvernements St. Petersburg (s. d.) u. hat seinen Namen von dem finnischen Stamm der Ingern, welche bis auf 15,000 Seelen zusammengeschmolzen sind. I. kam 1702 durch die Eroberung Peter's d. Gr. aus schwed. in russ. Besitz.

Inghirami, eine toskan. Patrizierfamilie, von deren Mitgliedern sich folgende bes. namhaft gemacht: Tommaso I., gen. Phädra, geb. zu Volterra 1470, gest. zu Florenz 6. Sept. 1516, ein ausgezeichneter Redner u. Dichter, der von den Päpsten Alexander VI. u. Leo X. mit Ehren überhäuft wurde u. vom Kaiser Maximilian den Titel eines Comes palatinus erhielt. Von seinen Werken sind nur 7 Reden auf die Nachwelt gekommen. – Curzio I., geb. zu Volterra 29. Dez. 1614, gest. 23. Dez. 1655, ein Archäolog, der durch seine „Etruscarum antiquitatum fragmenta" (Frankf. 1637) großes Aufsehen erregte, bis deren Unechtheit nachgewiesen ward. – Francesco I., geb. zu Volterra 1772, gest. zu Badia bei Florenz 17. Mai 1846, Kunst- u. Alterthumsforscher, von dessen Werken zu nennen sind: „Monumenti etruschi o di etrusco nome" (Flor. 1820–27, 10 Bde. mit Kpfrn.); „Galleria Omerica" (ebd. 1831 bis 1838, 3 Bde. mit 390 Kpfrn.); „Pitture dei vasi fittili per servire di studio alla mitologia ed alla storia degli antichi popoli" (ebd. 1831–37, 4 Bde. mit 400 Kpfrn.); „Museo etrusco chiusino" (ebd. 1833, 1 Bde. mit 216 Kpfrn.) u. die unvollendet gebliebene „Storia della Toscana" (eb. 1841—45, 16 Bde. mit Atlas). – Giovanni I., Bruder des Vorigen, ein berühmter Astronom, geb. zu Volterra 1779, gest. zu Florenz im Aug. 1851, war Lehrer am Kollegium der Schulbrüder (Scolopj) in Florenz, sowie zuletzt deren Ordensgeneral; auch leitete er die Sternwarte auf dem Palaste Ximenez in Florenz. Hochverdient machte er sich insbes. durch seine „Effemeridi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna" (Flor. 1809—30) u. „Effemeridi di Venere e Giove ad uso de' naviganti" (1821–24).

Inglis, Henry David, engl. Schriftsteller, geb. 1795 als Sohn eines Advokaten zu Edinburg, vertauschte die juristische mit der literarischen Laufbahn u. starb zu London 20. März 1835. Einen großen Ruf erwarb er sich durch seine Reisewerke: „Travels in Norway, Sweden and Denmark" (Lond. 1829); „Switzerland, the south of France and the Pyrenees in 1830 and 1831"; „Spain in 1830" (Lond. 1832, 2 Bde.); „Tyrol, with a glance at Bavaria" (ebd. 1833, 2 Bde.; deutsch, Lpz. 1833); „The Channel islands" (Lond. 1834, 2 Bde.); „Ireland in 1834" (ebd. 1835) u. a. m. Auch schrieb er den Roman „The new Gil Blas".

Ingolstadt, bedeutende Festung im Kreise Oberbayern, an der Donau gelegen, hat 13,164 E. (1871), in der Frauenkirche ein schönes Bauwerk spätgothischen Stiles, zwei Klöster, ein Gymnasium u. eine Gewerbeschule. Die 1472 begründete Universität, an welcher in der Reformationszeit Männer wie Reuchlin, Aventinus, Dr. Eck wirkten, wurde 1800 nach Landshut verlegt. Die Festungswerke, welche 1539 zu bauen begonnen, von den Franzosen geschleift u. seit 1827 von Ludwig I. wiederhergestellt wurden, werden jetzt bedeutend erweitert, u. I. nach Ulm u. Straßburg zur wichtigsten süddeutschen Festung erhoben. I. ist zuerst im J. 806 urkundlich erwähnt worden, erhielt 1250 Stadtgerechtigkeit u. wurde 1392 Residenz der Herzoge von Bayern Ingolstadt.

Ingrediens od. Ingredienz (lat.), Zuthat, Bestandtheil.

Ingres, Jean Aug. Dominique, einer der bedeutendsten u. zugleich einflußreichsten franz. Historienmaler unseres Jahrhunderts, den man den franz. Cornelius genannt hat. Geb. zu Montauban 16. Sept. 1781, wurde er von seinem Vater, der Musiker u. Maler war, zur Malerei bestimmt u. nebenbei auch in der Musik unterwiesen. Er kam zunächst nach Toulouse, wo der 12jährige Knabe 1793 ein Violinkonzert gab. Als er aber dort eine Kopie von Rafael's „Madonna della Sedia" erblickte, gab er die Musik auf u. machte die Malerei zu seinem Lebensberufe. In Paris trat er in David's Atelier u. gewann 1801 mit seinem „Achilles, der die Gesandten Agamemnon's empfängt", den großen Preis, der ihm den Eintritt in die franz. Akademie zu Rom erschloß. Während seines Aufenthalts in Rom (1806—20) studirte er eifrig die ital. Meister der Renaissance u. stellte sich später durchaus unter den Einfluß Rafael's, dessen Form u. Farbe er zunächst auf geschichtliche Sittenbilder zu übertragen suchte. So entstanden 1814 sein „Rafael mit der Fornarina". Nachdem er dann einige Jahre in Florenz zugebracht hatte, kehrte er 1824 nach Paris zurück u. stellte dort das als Altarbild für die Kirche in Montauban gemalte „Gelübde Ludwig's XIII." aus, das, von gründlichem Studium Rafael's zeugend, trotz seiner Mängel ihn neben der herrschenden romantischen Richtung zum Gründer einer bestimmten Schule der modernen franz. Malerei machte.



Nr. 31[illegible]. Jean Auguste Dominique Ingres, geb. 16. Sept. 1781, gest. 1[illegible] Jan. 1867.

In dieser Stellung befestigte er sich noch durch die für den Plafond des Antikensaales im Louvre bestimmte „Apotheose des Homer" 1827 (jetzt im Luxembourg u. im Louvre durch eine Kopie ersetzt), sein Hauptwerk aus dem Kreise der Antike, dem nur, wie fast allen seinen Bildern, schöpferische Phantasie und Tiefe der Empfindung abgeht. Denn seinem eigenen, oft ausgesprochenen Grundsatze zufolge war ihm in der Malerei die Form die Hauptsache; sie hat daher fast immer das Uebergewicht über den Gedanken, die Phantasie u. die Farbe. Unter den übrigen zahlreichen Werken des Meisters sind die bedeutendsten das große Altarbild der Kathedrale von Autun, „Märtyrertod des heil. Symphorian" (1827), das eine der besten Leistungen der kirchlichen Kunst in Frankreich ist; die bereits 1820 in Rom entstandene „Uebergabe der Schlüssel an Petrus", ein Werk von edler Würde u. strenger Einfachheit; „Stratonike am Krankenbett des Antiochus", die „Apotheose Napoleon's I." im Hotel de Ville zu Paris (1853) u. der bereits 1849 begonnene, aber erst 1862 vollendete „Jesus als Knabe im Tempel lehrend". I. hatte das Glück, bis ins späteste Greisenalter nicht nur in ungeschwächter Kraft wirken, sondern auch mit Befriedigung auf die durch ihn gebildeten, in seine Fußstapfen tretenden Schüler blicken zu können. Er starb 13. Jan. 1867.

Ingrossation (ital.) od. Intabulation (lat.), Eintragung. Es beruht auf einer alten deutschen Rechtsanschauung, daß der Wechsel der Eigenthümer eines Grundstücks unter öffentlicher Autorität zu erfolgen habe. Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind nun öffentliche Bücher eingeführt worden, in die jeder solcher Besitzwechsel sowie andere auf das Grundeigenthum sich beziehende Geschäfte bemerkt werden müssen. Der Eintrag nun, welcher jene Bemerkungen enthält, heißt I. Er wird von einer dazu bes. verpflichteten Person, dem Grund- u. Hypothekenbuchführer, in jene öffentlichen Bücher, die Grund- u. Hypothekenbücher, gebracht. Es gilt der Grundsatz, daß diese I. die Voraussetzung der Entstehung der meisten Rechte an Grundstücken ist, dergestalt, daß ohne I. kein Eigenthum, Pfandrecht, keine Reallast entstehen, desgleichen aber

ohne Löschung, Exprotestation, d. i. die Bemerkung, daß das betreffende Recht nicht mehr bestehe, od. nicht mehr dem Genannten zustehe, kein Recht erlöschen kann. Selbstverständlich muß jeder solchen J. eine Prüfung der dem Gerichte angezeigten Rechtsveränderungen vorangehen, da, ist die Eintragung einmal erfolgt, der Richter dieselbe nicht rückgängig machen kann (vgl. „Hypotheken").

Ingwer (Zingiber officinarum), eine sehr bekannte Nutzpflanze aus der Familie der Scitamineen, in Ostindien einheimisch, aber auch in China u. Westindien angebaut. Ihre knollige Wurzel enthält außer einem ätherischen Oele ein scharfes Weichharz, Stärkemehl, Gummi ꝛc., Bestandtheile, welche die Pflanze als Gewürz- u. Magenmittel allbeliebt gemacht haben. Man kannte den J. schon im Alterthume. In der Regel kommt er getrocknet zu uns, doch bringt man ihn auch als in Zucker eingemachte Wurzel in den Handel. Uebrigens giebt es noch sehr verschiedene Arten, die man um dieses Zweckes willen, obschon weniger allgemein, verwerthet, vor allen den **Zerumbet** (Z. Zerumbet), den Bitteringwer (Z. amaricans), den Blockzittwer (Z. Cassumunar) u. a. in Ostindien. Der Wurzelstock treibt bei der erstgenannten Art einen hohen Stengel mit schmalen, glänzenden Blättern u. einen Blütenschaft mit stumpfen, gelben oder blaßgrünen Deckblättern, aus deren Scheiden hervor die gelblich weißen Blumen nur mit ihrem purpurgefleckten Lippensaume erscheinen. Als Kulturpflanze hat der J. in seinem Vaterlande schon eine Menge von Spielarten erzeugt. Man unterscheidet im Handel den bengalischen, chinesischen u. jamaikanischen als weißen J.; der schwarze J. ist die ungeschälte graubraune Wurzel.



Nr. 3170. Ingwer (Z[illegible])

Inhaber (detentor) ist Derjenige, der eine bewegliche od. unbewegliche Sache dergestalt in Händen hat, daß er mit ihr schalten u. walten kann, wie er will. Um J. einer Sache zu sein, dazu gehört, wenigstens nach gemeinem Recht, kein Wille, es kann daher auch ein Wahnsinniger od. ein Kind J. einer Sache sein. Die Innehabung ist ein rein thatsächliches, kein rechtliches Verhältniß. Sie ist nicht zu verwechseln mit dem Besitze, denn dieser ist die Inhabung mit dem Willen, die Sache als eigene zu haben. Die Innehabung ist unter Umständen allerdings von rechtlicher Bedeutung, so z. B. nach neueren Gesetzgebungen beim Funde insofern, als Derjenige, der zuerst J. einer verlorenen Sache wird, wenn sich der Eigenthümer nach Bekanntmachung des Fundes nicht meldet, die verlorene Sache ganz od. theilweise ins Eigenthum erwirbt. **Inhaberpapiere**, zu denen Darlehnsscheine, Lotterieloose, Eisenbahnfahrkarten u. a. m. gehören, sind eine Art von Urkunden, durch die eine Leistung Demjenigen zugesagt wird, der das Schriftstück vorlegt. Die Urkunde ist daher hier nicht blos Beweismittel, sondern alleiniger Träger des verpflichtenden Willens. Hierbei hat man zwischen eigentlichen (vollkommenen) u. uneigentlichen (unvollkommenen) Inhaberpapieren zu unterscheiden. Unter letzteren versteht man diejenigen, Inhalts deren die Leistung zunächst einer bestimmten, in der Urkunde benannten Person od. dem J. des Papiers zugesagt wird, wie z. B. bei Lebensversicherungspolicen, Sparkassenbüchern, Leihhausscheinen u. s. w. Solchenfalls nämlich ist zunächst der Genannte der Gläubiger, der Schuldner aber ist befugt, sich durch Leistung der Schuld an jeden J. des Schriftstückes zu befreien. Gehen ihm aber Bedenken gegen den rechtmäßigen Erwerb seitens des J.s bei, so kann er die Zahlung bis zum Nachweise des rechtmäßigen Erwerbes verweigern. Bei den eigentlichen Inhaberpapieren ist dies unthunlich, hier würde die Zahlung vom Schuldner nur dann verweigert werden können, wenn von ihm der J. das Papier unrechtmäßiger Weise erlangt hätte.

Inhalationskuren sind Behandlungsmethoden, bei welchen durch die Art des Athmens, od. der zum Einathmen verwendeten Luft, eine Heilwirkung auf die die Luftwege unmittelbar begrenzenden Gewebe, od. auf die für die Ernährung (Aufnahme u. Ausscheidung) wichtige Funktion der Lungen, od. durch Aufnahme eingeathmeter Heilstoffe in die Säftemasse, auch auf das Befinden des ganzen Körpers ausgeübt wird. Die Versetzung des Patienten in reine (Wald-, Berg-, See-) Luft würde die einfachste J. genannt werden müssen; ähnliche Wirkungen sucht man dadurch zu erzielen, daß man die einzuathmende Luft sauerstoffreicher macht, entweder durch Zumischung chemisch rein dargestellten Sauerstoffs, od. durch Komprimiren der Luft, wo in gleichem Volumen Luft eine verhältnißmäßig größere Menge Sauerstoff der Lunge zugeführt wird. Dies geschieht in bes. eingerichteten komprimirten Luftbädern (pneumatischen Apparaten), aus allseitig geschlossenen eisernen Cylindern bestehend, in denen mittels einer durch Dampfmaschine getriebenen Luftpumpe die Luft verdichtet werden kann. Heilwirkungen durch J. lassen sich ferner herbeiführen durch Beimischung von Stoffen, welche ursprünglich in der atmosphärischen Luft nicht vorhanden sind. Fein gepulverte Medikamente, wie salpetersaures Silber (Höllenstein), Tannin u. dgl., können auf diese Weise dem krankhaften Organe (Nase, Mundhöhle, Kehlkopf u. Luftröhre) zugeführt werden; dann aber benutzt man diese Methode bes. für das Einbringen von fein zertheilten Flüssigkeiten, Lösungen von Heilmitteln, zu deren Zerstäubung besondere Apparate konstruirt worden sind. In manchen Badeorten (Rehme, Oeynhausen ꝛc.) sind große Inhalationssäle gebaut worden, in denen das Wasser der Heilquellen staubartig mit eingeathmet wird. Endlich mengt man zum Behufe der J. die Luft auch mit Gasen (z. B. mit Kohlensäure-, Stickstoff-, Schwefelwasserstoffgas), die an vielen Heilquellen oft zugleich mit dem Wasser reichlich entströmen.

inhaliren (lat.), s. v. w. einathmen (s. „Athmung").

inhibiren (lat.), zurückhalten, untersagen, verbieten.

in honorem (lat.), zu Ehren od. zur Ehre.

in infinitum (lat.), ins Unendliche, unaufhörlich.

in integrum restitutio (lat.), d. h. Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, ist dasjenige Mittel des Civil- u. Kriminalprozesses, wodurch ein ohne Verschulden eingetretener Nachtheil für den Beschädigten wirkungslos gemacht wird. Zur Zeit ist nur noch die i. i. r. bei Prozeßversäumnissen praktisch. Wenn z. B. Jemand, der in einem fremden Orte zu einem Termine zu erscheinen hat, sich rechtzeitig zur Bahn begiebt, der Zug entgleist u. er erscheint zu spät vor Gericht, so kann er um i. i. r. bitten; erhält er dieselbe, so wird die Sache nun so behandelt, als wäre ein Termin überhaupt noch nicht abgehalten worden, vielmehr ein neuer Termin anberaumt, u. werden Parteien hierzu anderweit geladen.

Initial, Initialbuchstabe, die mit Arabesken od. mit Abbildungen wirklicher od. monströser Thiere, auch häufig mit figürlichen Darstellungen in bunten Farben verzierten Anfangsbuchstaben, wie sie in den Manuskripten des Mittelalters u. in Inkunabeldrucken am Anfange des ganzen Buches od. der einzelnen Abschnitte gebräuchlich waren. Aus dem Stil der darin angebrachten Bandverschlingungen, Ranken u. sonstigen Ornamente läßt sich in der Regel die Entstehungszeit der Schrift erkennen. In neuerer Zeit hat man von den J.en wieder ausgedehnteren Gebrauch gemacht, nam. für illustrirte od. sonstwie kostbarer ausgestattete Druckwerke.

Initiative (lat.), bedeutet an sich so viel, als den Anfang mit Etwas machen. Im Staatsrechte versteht man unter dem Rechte der J. die Befugniß, einen Gesetzesvorschlag zu machen, über den die Gesetzgebungsfaktoren in verfassungsmäßiger Weise zu entscheiden haben. Dasselbe kommt da in Betracht, wo zum Zustandekommen eines giltigen Gesetzes das Zusammenwirken zweier Faktoren, z. B. Regent u. Parlament, König u. Ständekammern, Bundesrath u. Reichstag, erforderlich ist. Hier nämlich brauchen nicht nothwendig beide Theile das Recht der J. zu besitzen. Vielmehr kam es namentlich vor 1848 vielfach vor, daß nur die Regierung Gesetzesvorschläge machen konnte, die Vertreter des Volks aber lediglich das Recht besaßen, den Wunsch auszusprechen, es möge ihnen ein Gesetzentwurf vorgelegt werden. In neuerer Zeit ist dieses Recht meist auch den Abgeordneten, u. zwar entweder in ihrer Gesammtheit oder jedem einzelnen, eingeräumt worden.

Injektion nennt man das Einbringen einer Flüssigkeit in irgend eine Körperhöhle zu ärztlichen Zwecken. Man injizirt in Körperhöhlen, um dieselben zu reinigen, um sie schlüpfrig zu machen od. um Medikamente direkt auf die kranke Innenfläche wirken zu lassen. So macht man J.en in den Darm (Klystiere), J.en in die Scheide, in die Gebärmutter, in die Harnröhre, in den Ohrenkanal, in die Nasenhöhle ꝛc. Je nach dem Leiden, das man vor sich hat, wird bald warmes, bald kaltes, bald reines, bald auch medikamentöses Wasser injizirt. Man bedient sich zu diesem Zwecke einer einfachen Spritze od. eines Irrigators (s. d.) od. einer Klysopompe ꝛc. (s. d.). Außer dieser Art von J. giebt es in

neuerer Zeit die sog. subkutane J. Hierzu dient eine kleine Spritze, die genau einen Gramm Wasser hält, u. deren Ausflußöffnung in einer hohlen Nadel sich befindet, die man unter die Haut einstechen kann. Den Inhalt der Spritze entleert man, indem man mit den Fingern eine Hautfalte erhebt, in dieselbe die durchbohrte Nadel einstößt u. den Stempel der Spritze niederdrückt, so daß die Flüssigkeit unter die Haut eindringt. Die Technik der J. ist keine so einfache u. muß wie jede chirurgische Leistung gelernt werden. Vor allen Dingen kommt es darauf an, an welcher Stelle man injizirt, denn danach kann sich die Menge u. Konzentration des Mittels richten. Die Vortheile der J. gegen die frühere Manier des Einnehmens sind: schnellere Wirkung, geringere Dosen u. keinerlei Belästigung der Magenschleimhaut durch das Medikament, ein Nachtheil kann dagegen die oft zu rapide Wirkung sein. Am häufigsten wird zu J.en Morphium gebraucht. Aber auch andere Alkaloide, als Atropin, Strychnin, Ergotin ꝛc., außerdem Carbolsäure, werden zu J. verwendet. Die Methode der Einspritzungen wird immer weiter ausgedehnt, u. es steht zu hoffen, daß mit der Zeit jedes wirksame Medikament in dieser Form wird eingegeben werden können, bes. in den Fällen, wo eine rasche u. prompte Wirkung gewünscht wird. — In der Anatomie wendet man die J. an, um die Blut- u. Lymphgefäße in ihrem Verlaufe dem unbewaffneten od. dem bewaffneten Auge (mikroskopisch) besser sichtbar zu machen, indem man in die Höhlungen jener Gefäße eine flüssige, lebhaft gefärbte, gewöhnlich harzige od. lackartige Masse einspritzt, welche in die feinsten Verzweigungen der Gefäße eindringt, dann aber erhärtet u. eine dauernde u. deutlich sichtbare Modellirung bildet. Die Kunst der J., welche im Mittelalter nam. von holländ. Naturforschern (Swammerdam, Ruysch u. A.) zu hoher Vollkommenheit gebracht wurde, hat wesentlich zur wissenschaftlichen Ausbildung der Anatomie, u. in neuerer Zeit durch feinere mikroskopische Injektionspräparate zur gründlichen Kenntniß des gesunden u. kranken Körpers beigetragen.



Nr. 3177. Initial K. (16. Jahrh.)

injuriarum belangen, wegen Ehrenkränkung verklagen.

Injurie (lat.), jede rechtswidrige Verletzung der Ehre od. des guten Namens eines Anderen, der Ausdruck der Verachtung, Ehrenkränkung, Beleidigung. Der animus injuriandi (der zur Strafbarkeit erforderliche dolus) ist nicht nur der direkt u. ausschließlich, sondern auch der indirekt auf Verletzung der Ehre eines Andern gerichtete Wille, welcher dem Handelnden auch dann zuzurechnen ist, wenn er wußte od. wissen mußte, daß seine Willensäußerung, obgleich sie nicht direkt auf Ehrenverletzung gerichtet war, dennoch eine solche enthalte. Die J. kann durch That (Realinjurie), Worte (Verbalinjurie) od. Zeichen (bildliche, symbolische J.) gegen unsere eigene (direkte, unmittelbare J.) od. eine von uns zu vertretende Person, z. B. Frau, Braut (mittelbare J.), geschehen. Das deutsche Strafgesetzbuch bestraft die Beleidigung mit Geldstrafe bis zu 200 Thalern od. mit Haft od. mit Gefängniß bis zu einem Jahre u., wenn die Beleidigung mittels einer Thätigkeit begangen wird, mit Geldstrafe bis zu 500 Thalern od. mit Gefängniß bis zu zwei Jahren. Eine höhere Strafe tritt ein, wenn Jemand in Beziehung auf einen Anderen eine Thatsache behauptet od. verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen od. in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet ist, es sei denn, daß die Wahrheit dieser Thatsache erwiesen würde. Wegen verleumderischer Beleidigung wird bestraft, wer wider besseres Wissen in Beziehung auf einen Andern eine unwahre Thatsache behauptet od. verbreitet, welche denselben verächtlich zu machen od. in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen od. dessen Kredit zu gefährden geeignet ist. In den beiden letztern Fällen tritt eine höhere Strafe ein, wenn die Beleidigung od. Verleumdung öffentlich, od. durch Verbreitung von Schriften, Abbildungen od. Darstellungen begangen ist. Außerdem kann auf Verlangen des Beleidigten, wenn die Beleidigung resp. Verleumdung nachtheilge Folgen für die Vermögensverhältnisse des Beleidigten mit sich bringt, neben der Strafe auf eine an den Beleidigten zu erledigende Buße erkannt werden. Auch die Beschimpfung des Andenkens eines Verstorbenen ist auf den Antrag der Eltern, der Kinder od. des Ehegatten des Verstorbenen strafbar. Der Beweis der Wahrheit der behaupteten Thatsachen schließt bei der einfachen Beleidigung die Bestrafung nicht aus, wenn das Vorhandensein einer Beleidigung aus der Form der Behauptung od. Verbreitung, od. aus den Umständen, unter welchen sie geschah, hervorgeht. Demnach können ferner auch tadelnde Urtheile über wissenschaftliche, künstlerische od. gewerbliche Leistungen strafbar sein. Die Verfolgung einer Beleidigung tritt nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag ein. Eine besonders strafbare Amtsbeleidigung kennt das deutsche Strafgesetzbuch nicht; wenn aber eine Behörde, ein Beamter, ein Religionsdiener od. ein Mitglied der bewaffneten Macht in der Ausübung ihres Berufs od. in Beziehung auf denselben beleidigt worden sind, so haben außer den unmittelbar Betheiligten auch deren amtliche Vorgesetzte das Recht zur Stellung des Strafantrags. Bei einer gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs od. eines Bundesstaats, od. gegen eine andere politische Körperschaft begangenen Beleidigung bedarf es zwar seitens der beleidigten Körperschaft keines Antrags, wohl aber einer Ermächtigung zur Verfolgung.

Inkarnat ist in der Malerei eigentlich die Farbe des bei gesteigerter Leidenschaft od. beim Affekt errötheten menschlichen Antlitzes, häufig aber auch fälschlich gleichbedeutend mit Carnation (s. d.).

Inkarnation (lat.), die Fleischwerdung, Annahme menschlicher Gestalt durch eine göttliche Person, Menschwerdung Christi.

Inkas, die Beherrscher Peru's vor der span. Eroberung, deren Abkunft sie selbst von den Göttern ableiteten, gehörten ursprünglich dem Aymaravolke an, wanderten an der Spitze des Quichuavolkes vom Titicacasee aus u. gründeten nach der Sage Cuzco. In dieser Stadt herrschte als erster J. der mythische Manco Capac (etwa 1021—62). Die Ausdehnung des Reiches geschah Anfangs auf friedlichem Wege u. mit Schonung der Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Indianerstämme. Auf den Gipfel seiner Macht kam ihr Reich unter Tupac-Yupanqui (1439—75), welcher das mächtige Volk der Chinchas unterwarf u. sein Gebiet im N. bis gegen Quito, im S. bis Chile ausdehnte, u. unter Huayna Capac (1475—1525), der Chile zur Tributleistung zwang, Quito eroberte, die inneren Unruhen unterdrückte u. die staatliche Organisation vollendete. Dieser theilte das Reich unter seine Söhne Huascar, welcher (1526—32) in Cuzco regierte, u. Atahualpa, der in Quito residirte u., nachdem sein Bruder bekriegt u. ermordet worden war, das Inkareich wieder unter seiner Herrschaft vereinigte (1532). Atahualpa wurde im nächsten Jahre auf Befehl Pizarro's, der 1530 mit seinen span. Banden in Peru eingefallen war, hingerichtet u. darauf sein Bruder Manco Capac II. als Inka eingesetzt. Dieser zog nach unglücklichen Aufstandsversuchen mit 40,000 seines Volkes in die Gegenden am Ucayali u. starb dort 1553; in Peru wurden aber andere Söhne unter span. Botmäßigkeit auf den Herrschersitz erhoben. Die Grausamkeiten der Weißen, welche schließlich auch dieses Schattenkönigthum vernichteten, bewogen die zahlreichen Sprößlinge des alten Fürstenhauses, in abgelegene Gebirgsgegenden des Landes zu fliehen u. die Treuen ihres Volkes zu Aufständen zu bewegen; unter diesen war der letzte bedeutende, der von Tubac-Amaru, der mütterlicherseits von den J. abstammte u. 1780 mit den insurgirten Indianern bis vor Cuzco rückte. Auch dieser Freiheitskrieg hatte keinen Erfolg. Nachkommen der J. leben noch jetzt unter den peruan. Indianern, doch meist in Armuth. Die J. wohnten

vor der Ankunft der Spanier in herrlichen Palästen, in denen ihnen von den Söhnen des hohen Adels aufgewartet wurde; die Insignien ihrer Herrschaft bestanden in einer rothen wollenen Quaste, welche nebst einer weißen u. schwarzen Feder auf dem Kopfe getragen wurde. Ein Corps von Schnellläufern war organisirt, um den Fürsten Nachrichten auch aus den entlegensten Theilen des Reiches zu bringen. Um vor dem J. zu erscheinen, mußte der Unterthan die Schuhe u. guten Kleider ausziehen, eine Last auf den Rücken nehmen u. während der Audienz die Augen niederschlagen. In seiner Jugend hatte der J. eine asketische Erziehung genossen, bei seinem Regierungsantritt huldigte man ihm durch das Darbringen einer weißen Feder, darauf trauerte er eine Zeit lang um seinen Vorgänger, indem er sich zurückzog u. fastete. Erbberechtigt war der älteste Sohn der Hauptfrau des Königs. Von der bedeutenden Kultur, welche unter den J. in Peru herrschte (s. „Peru. Geschichte"), legen die Ueberreste der sog. Inkastraßen noch jetzt Zeugniß ab. Von dem großen Platze Cuzco's gingen 4 Kunststraßen nach den 4 Himmelsgegenden in die verschiedenen Provinzen des Reiches. Dieselben waren 5–8 m. breit, mit behauenen Quadern, stellenweise sogar mit cementirten Ziegeln gepflastert, zu beiden Seiten mit Mauern eingefaßt u. mit zwei Reihen von Bäumen bepflanzt. Zu ihrer Herstellung hatten häufig Felsen gesprengt werden müssen. In bestimmten Entfernungen befanden sich Quartiere, um die J. auf der Reise aufnehmen zu können, u. Wasserleitungen versorgten Menschen u. Thiere. Die am besten erhaltenen Fragmente befinden sich in den Cordilleren zwischen Jauja u. Tarma.



Nr. 3178. Ein Inka.

Inkasso (ital.), Einziehung baaren Geldes in die Kasse, Erhebung fälliger Wechselbeträge. — Inkasso besorgen, bei Einziehung fälliger Wechselbeträge die Vorschriften des Wechselrechts nach Möglichkeit beobachten. — Inkassoindossament, Wechselzuschreibung behufs Gelderhebung.

Inkjerman, Stadt in der Krim, an der Ostseite des Busens von Sebastopol u. an der Tschernaja gelegen, ist bekannt durch die Schlacht zwischen den Russen u. Verbündeten 10. Nov. 1854. Die Russen drangen unter General Dannenberg trotz der stärkeren Artillerie der Engländer fast bis an deren Lager vor, mußten aber die genommene Stellung wieder aufgeben, als das 2. franz. Corps, gegen welches Gortschakow mit wenig Glück operirte, den Engländern zu Hülfe kommen konnte. Der Verlust der Russen betrug 9–10,000 Mann, der der Verbündeten ungefähr 7000 Mann.

Inklination (lat.), die Neigung, die Zuneigung, der Hang. Grammatikalisch versteht man unter J. das in der älteren Dichtersprache gebräuchliche Verschleifen, d. h. Wegwerfen einer Wortendung (mein gnädig' Fräulein) od. Zusammenziehen zweier Wörter (ich glaub's). In der Geometrie bedeutet J. so viel als Neigungswinkel, ebenso in der Astronomie, wo man bisweilen noch mit diesem Ausdrucke die Neigung der Bahn eines Planeten od. Kometen zu der Ebene der Ekliptik bezeichnet. — Die Physik bezeichnet mit J. eine eigenthümliche Erscheinung des Magnetismus. Ein unmagnetischer Stahlstab, den man genau in seinem Schwerpunkte aufgehängt hat, so daß er horizontal schwebt, verläßt nämlich, wenn er inzwischen magnetisirt worden ist, diese Stellung, indem sein eines Ende, gleichsam als ob es schwerer geworden wäre, mehr od. minder sich nach unten senkt. Der Winkel, um den der Magnetstab (Magnetnadel), der sich in den magnetischen Meridian eingestellt hat, dann vom Horizonte abweicht, heißt der Inklinationswinkel. Auf der nördlichen Erdhälfte senkt die Nadel den Nordpol nach unten, auf der südlichen den Südpol, u. zwar um so mehr, je mehr man sich den magnetischen Polen der Erde nähert; dort steht die Nadel geradezu senkrecht, während sie auf einer dazwischen verlaufenden Linie, dem magnetischen Aequator, gar keine J. zeigt, sondern horizontal schweben bleibt (s. „Isoklinen"). Eine Vorrichtung, um die Größe des Inklinationswinkels an einem neben der Nadel angebrachten Gradbogen zu messen, nennt man Inklinatorium od. Inklinationsbussole. Die Inklination beträgt jetzt im mittlern Deutschland etwa 65 Grad. Zuerst wahrgenommen wurde sie 1543 von Georg Hartmann in München (s. „Magnetismus").

inkognito (lat.), unerkannt, mit Verheimlichung des Namens u. Standes.

inkombustibel (lat.), unverbrennbar.

inkommensurabel nennt man in der Mathematik solche Größen, welche nicht zugleich durch dieselbe Maßeinheit ausgemessen werden können. So ist z. B. der Umfang eines Kreises i. mit seinem Durchmesser, denn das Verhältniß beider kann nicht durch einen genau angebbaren endlichen Werth, sondern nur durch einen, freilich für die Praxis genügenden, Näherungswerthe ausgedrückt werden. Eben so sind die Seite u. die Diagonale eines Quadrates i.

inkomparabel (lat.), unvergleichbar, vortrefflich.

inkompetent (lat.), unbefugt, unzuständig. — Inkompetenz, Unzuständigkeit, Unbefugtheit eines Gerichts od. einer Behörde überhaupt, in einer Sache Recht zu sprechen od. eine Entscheidung zu treffen, weil die Sache nicht zu den Geschäften gehört, zu deren Erledigung die betreffende Behörde speziell berufen ist (s. „Kompetenz").

inkonsequent (lat.), folgewidrig, sich selbst widersprechend, seinen eigenen Grundsätzen entgegen.

Inkrustation, eine Art von musivischer Arbeit, worin Holz in Holz (vgl. Intarsia), od. Metall in Holz u. Stein, od. ein Metall in das andere eingelegt (inkrustirt) wird, so daß dadurch bestimmte Muster od. Zeichnungen hervorgebracht werden.

Inkulpant (lat.), Ankläger, Beschuldiger; Inkulpat, Beschuldigter, Angeklagter, nam. während der Voruntersuchung. Durch Eröffnung der auf alle Punkte der Anschuldigung u. Vertheidigung im Einzelnen gerichteten Untersuchung wird der J. zum Inquisiten.

Inlett, auch Indelt, starkes zu Betten verwendetes Baumwollen- od. Leinenzeug, in welches die Federn gestopft werden, dicht gewebt, damit die Federn nicht hindurchschlüpfen. Um dies noch besser zu verhüten, pflegt man die innern Seiten der J.e mit weicher Seife zu bestreichen.

in majorem Dei gloriam (lat.), d. i. zur größeren Ehre Gottes.

in medias res (lat.), mitten in die Dinge eingehen, gleich zur Sache schreiten.

Inn (lat. Oenus), der wichtigste Nebenfluß, welcher der Donau auf deutschem Gebiete aus den Alpen zuströmt, entspringt im Ober-Engadin (Schweizer Kanton Graubünden) unweit der italienischen Grenze im Lago di Lungin, einem am Monte di Gravasalvas gelegenen See, durchströmt dann die kleinen Seen von Sils, Silvaplana u. St. Moritz u. nimmt bei Celerina den vom Berninapaß herabkommenden Flatzbach auf. Das Innthal bis Zernetz, wo der Spol auf der rechten Seite mündet, heißt das Oberengadin. Zwischen diesem Orte u. Süß verengt sich das Thal u. nimmt nun stromabwärts bis Martinsbruck den Namen Unterengadin an; in demselben liegt unweit des rechten Ufers der berühmte Badeort Tarasp (s. d.). Bei Martinsbruck tritt der J. auf österreichisch-tirolisches Gebiet, durchschneidet dann den Engpaß von Finstermünz (s. d.), verändert oberhalb Landeck seine nordöstliche Richtung auf eine kurze Strecke in eine westliche u. strömt dann zwischen den nördlichen Kalkalpen und dem Centralgebirgszug der Oetzthaler u. Stubaier Ferner durch ein immer breiter werdendes Längenthal an Innsbruck, Hall u. Kufstein vorüber. Die Strecke von Finstermünz bis Innsbruck wird als Ober-, von da bis Kufstein als Unter-Innthal bezeichnet. Unterhalb letzterer Stadt durchbricht er theils auf tirolischem, theils schon auf bayerischem Gebirge in einem malerischen Querthale die Kalkalpen, in dem er bis Wasserburg (Oberbayern) nach N. fließt; von da wird seine Richtung eine fast östliche, von der Mündung der Salzach an aber wiederum eine nordöstliche, in welcher er die Grenze zwischen Bayern u. dem österreichischen Kronlande Salzburg bildet. Bei Passau mündet der J. nach einem Laufe von 67 M. in die Donau. Die meisten u. größten Zuflüsse empfängt er auf der rechten Seite. Da die Gewässer dieses Flusses, abgesehen von ihrem Quellgebiete, weder in ihrem oberen

noch in ihrem unteren Laufe sich in einem See beruhigen u. läutern, so behält er fast bis zu seiner Mündung einen alpinen Charakter bei; seine reißenden Fluten sind graugrün u. führen große Geröllmassen mit, die sich in dem breiten Bette ablagern u. Inseln bilden. Der Versuch, auf dem untern Theil des J. Dampfschiffahrt einzurichten, ist fehlgeschlagen. Böte u. Flöße gehen von Hall stromabwärts, dagegen bildet das Innthal in den Alpen wegen der großen Anzahl wegsamer Pässe, welche die begleitenden Gebirgszüge durchschneiden, eine außerordentlich wichtige Völkerstraße. Das Gebiet dieses Flusses umfaßt 857 □M. — Der Innkreis od. das Innviertel war ehemals der westlichste der 4 oberösterreichischen Kreise; er umfaßte 40,7 □M., hatte zur Hauptstadt Braunau u. kam durch den Teschener Frieden 1779 von Bayern an Oesterreich, das ihn 1809 wieder an jenen Staat zurückgeben mußte; 1816 erhielt Oesterreich diesen Landestheil wieder u. hob die Kreisverfassung erst 1860 auf.

Innere Mission, s. „Mission."

Innerösterreich, Gesammtname der österreichischen Länder Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Triest u. Gradiska.

Inner-Rhoden, s. „Appenzell".

Innocenz ist der Name von 13 Päpsten innerhalb des 5. bis 18. Jahrh. **J. I.** (der Heilige), einer der größten Bischöfe der alten Kirche, war aus Albano gebürtig u. folgte 402 Anastasius auf dem röm. Stuhle. Er war der erste Papst, der die geistliche Oberhoheit des römischen Bischofstuhls nach allen Seiten hin geltend zu machen suchte, u. kann deshalb als der eigentliche Begründer der römischen Hierarchie betrachtet werden. Während die früheren Bischöfe Roms auf Anfragen in streitigen Dingen nur Gutachten u. Belehrungen abgegeben hatten, sind die Briefe des J., deren wir noch 42 besitzen, vielmehr Verordnungen (epistolae decretales). Besonderes Ansehen verschaffte ihm 417 seine Entscheidung des pelagianischen Streites (über die Gnadenwahl). Unermüdlich u. energisch zeigte er sich in allen den Fällen, wo es galt, die geistliche Gerichtsbarkeit auszudehnen od. vor weltlicher Einmischung zu schützen. Endlich rührt von ihm die Bestimmung her, daß die Firmelung der Getauften vom Bischof zu vollziehen sei. J. I. starb 12. März 417. **J. II.**, 1130 bis 1143, als Kardinal Gregorius Papareschi, wurde nach dem Tode Honorius' II. nur von einem Theile der Kardinäle gewählt u. mußte vor dem Gegenpapst Anaclet II. nach Frankreich fliehen. Erst 1136 konnte er mit Kaiser Lothar II. in Rom einziehen. Auf einem Kriegszuge gegen König Roger von Sizilien wurde er jedoch (1139) von diesem gefangen genommen u. zu einem Vergleich genöthigt. Nicht minder hatte er nach seiner Rückkehr gegen andere Aufrührer in der Nähe Roms u. zuletzt gegen die Auflehnung der Römer selbst zu kämpfen, welche ihm die Regierung entzogen u. Kaiser Konrad III. herbeiriefen. Mitten in diesen Wirren starb J. II. 23. Sept. 1143. — **J. III.**, 1198—1216, neben Gregor VII. der größte Papst aller Zeiten, der die römische Hierarchie auf ihren Gipfelpunkt erhob. Aus dem alten Geschlecht der Conti entstammt (sein eigentlicher Name war Lothar), zeichnete er sich frühzeitig durch Gelehrsamkeit u. nicht minder durch seine Energie in kirchlichen Aemtern aus. Bei seiner Wahl zum Papste war er nur Kardinaldiakon, so daß er vor seiner Stuhlbesteigung erst zum Bischof geweiht werden mußte. Für das hohe Ansehen, das er genoß, spricht vor Allem das unerhört jugendliche Alter von 37 Jahren, in dem er gewählt wurde. Mit Klugheit u. unerschütterlicher Energie ging er sogleich an die große Aufgabe seines Lebens, die geistliche Oberhoheit des römischen Stuhles über alle Fürsten u. Völker der Christenheit durchzusetzen, den Kirchenstaat politisch völlig unabhängig zu machen u. allen ausländischen, bes. deutschen Einfluß in Italien zu beseitigen. Zu diesem Behufe reinigte er die umliegenden Provinzen allmählich von deutschen Vasallen u. übernahm Ende 1198 als Vormund des unmündigen Kaisers Friedrich II. auch die Regentschaft über beide Sizilien. Unterdessen war in Deutschland eine doppelte Kaiserwahl zu Stande gekommen, die Otto's IV. u. Philipp's von Schwaben. Der Papst erklärte Otto IV. für den rechtmäßigen Kaiser u. belegte Philipp mit dem Bann. Doch erst die Ermordung des Letzteren (1208) machte dem Bürgerkrieg ein Ende; Otto wurde 1209 vom Papste gekrönt, nachdem er alle Forderungen desselben zugestanden hatte. Aber sofort nach seiner Krönung schickte der Kaiser sich an, die verlorene Herrschaft in Italien wiederzugewinnen. J. belegte nun auch ihn dafür 1211 mit dem Bann u. verhängte über alle dem Kaiser treuen Städte ein äußerst strenges Interdikt. Als Gegenkaiser hatte er bereits den jungen Hohenstaufen Friedrich II. in Bereitschaft, dem er unterdeß eine glänzende u. freisinnige Erziehung hatte geben lassen. Dieser erschien 1212 in Deutschland u. gewann bald durch den Einfluß des Papstes solchen Anhang, daß er im Juli 1215 zu Aachen die deutsche Kaiserkrone empfangen konnte. Zum Danke dafür mußte er auf den Wunsch J.' zu Gunsten seines Sohnes Heinrich auf Sizilien verzichten. Nicht minder machte J. seinen Einfluß auch in andern Ländern geltend. Er zwang den König Philipp August von Frankreich durch Verhängung des Interdikts (1200) zu unbedingter Unterwerfung, erwarb die Lehensherrschaft über Aragonien (1204) u. Bulgarien, ja 1213 nöthigte er sogar König Johann von England durch Bann u. Interdikt zu schimpflicher Buße u. Anerkennung des päpstlichen Lehensrechtes auch über England. Allerdings konnte er in der Folge nicht hindern, daß die englischen Stände, die über solche Demüthigung empört waren, sich in der Magna charta eine freie u. vom Papste unabhängige Verfassung erzwangen. In fast allen anderen christlichen Ländern jedoch erhielt J. seinen Einfluß durch stehende Legaten u. verstärkte ihn. Seine Bemühungen um die Zustandebringung eines Kreuzzugs verfehlten zwar ihren eigentlichen Zweck, hatten aber die Begründung des sog. Lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel (1204) u. damit die Ausdehnung seiner Macht auch auf die griechische Kirche zur Folge. Gleichsam um das Werk seines Lebens zu krönen, veranstaltete J. im November 1215 in der glänzendsten Weise die 4. Lateransynode (die 12. allgemeine), auf welcher, neben der Bestätigung strenger Maßregeln gegen Ketzer u. Andersgläubige, der Orden der Dominikaner sowie der der Franziskaner bestätigt u. auch ein neuer Kreuzzug geplant wurde. J. starb 16. Juli 1216. Eine umfassende „Geschichte Papst J.' III. u. seiner Zeitgenossen" schrieb Hurter (Hamb. 1834—42; 3. Aufl. 1845) in 4 Bänden. — **J. IV.**, vor der Wahl Sinibald Fieschi aus Genua, war Papst von 1243—1254. Seine Wahl fiel in die Zeit der langwierigen Kämpfe zwischen den Päpsten u. Kaiser Friedrich II. J. zeigte sich Anfangs zu einem Vergleiche bereit, entfloh aber 1244 plötzlich nach Lyon u. berief dahin ein allgemeines Konzil. Vergebens machte Friedrich II., der die wahre Absicht des Papstes dabei ahnte, alle möglichen Versprechungen: das Konzil belegte ihn mit dem Bann u. der Papst befahl den deutschen Kurfürsten eine Neuwahl. Diese jedoch blieben dem Kaiser treu u. der päpstliche Gegenkönig Heinrich Raspe (der sog. Pfaffenkönig) fand nur wenig Anhang. Der Nachfolger Friedrich's II., Konrad IV., machte ebenso energisch seine Rechte geltend, so daß sich Niemand entschließen mochte, das von J. ausgebotene Königreich Sizilien zu übernehmen. Nach Konrad's Tode (1254) versprach der Papst Manfred, dem Vormunde des letzten Hohenstaufen Konradin, das Erbrecht des Letzteren anerkennen zu wollen. Dafür unterwarf sich ihm Manfred. Als jedoch J. bald darnach andere Absichten verrieth, zog Manfred heran u. schlug das päpstliche Heer bei Foggia aufs Haupt. Der Papst überlebte diese Niederlage nur wenige Tage; er starb zu Neapel 7. Dez. 1254. — **J. V.**, eigentlich Pierre de Champagni aus Savoyen, vor seiner Stuhlbesteigung Erzbischof von Lyon u. Kardinalbischof von Ostia, zugleich als fruchtbarer Schriftsteller bekannt, war Papst vom 21. Jan. bis 22. Juni 1276. — **J. VI.**, eigentlich Stephan Albert, von Geburt ein Franzose, war bis zu seiner Wahl (18. Dez. 1352) Bischof von Ostia. Er erwarb sich ein großes Verdienst durch die Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht, welcher er durch seine prunklose Lebensweise selbst als Beispiel voranging. Auch gelang es ihm, den Kirchenstaat, der während der Residenz der Päpste in Avignon (1309 bis 1377) nur widerstrebend gehorchte u. 1347 unter dem Volkstribunen Cola di Rienzi ganz abgefallen war, aufs Neue zu unterwerfen. Er starb 12. Sept. 1362. — **J. VII.**, eigentlich Cosmas Megliorati aus Sulmone in Italien, war unter mannichfachen Wirren römischer Papst Okt. 1404 bis Nov. 1406 während des großen päpstlichen Schismas (1378—1443). Als französischer Gegenpapst zu Avignon stand ihm Gregor XIII. gegenüber. Während seiner zweijährigen Regierung zeigte sich J. als wackerer Mann, der

nur etwas allzusehr auf Beförderung u. Bereicherung seiner Verwandten bedacht war. — **J. VIII.**, eigentlich Giovanni Battista Cibo aus Genua, hatte den päpstlichen Stuhl vom Aug. 1484 bis Juli 1492 inne. Die ersten Jahre seiner Regierung waren mit Kriegen gegen den König Ferdinand von Neapel ausgefüllt; später war er hauptsächlich bemüht, durch Aemterverkauf Reichthümer zu erwerben u. seine zahlreichen Kinder glänzend zu versorgen, unbekümmert um den Spott des römischen Volkes. Seine Habsucht ging soweit, daß er sich von dem Sultan Bajazet II. jährlich 40,000 Dukaten für die Gefangenhaltung seines Bruders bezahlen ließ, während er andererseits von der Christenheit beständig die Türkensteuer (d. h. Geld zur Bekämpfung der Türken) erhob. In Deutschland hat er sich bes. durch die eifrige Verfolgung der Hexen u. Zauberer, zu welchem Behuf er zwei Hexenrichter ernannte u. eine Anweisung zu Hexenprozessen aufschreiben ließ, berüchtigt gemacht. — **J. IX.**, eigentlich Antonio Facchinetti aus Bologna, wurde Papst 30. Okt. 1591, starb aber bereits am 30. Dez. desselben Jahres, nachdem er von seinen Plänen zur Hebung der Volkswohlfahrt nur Weniges in Ausführung gebracht hatte. — **J. X.**, eigentlich Giambatista aus Rom, wurde 15. Sept. 1644 zum Papste gewählt. Obschon bereits 72 Jahre alt, stand er doch ganz unter der Herrschaft eines ränkesüchtigen Weibes, der Donna Olympia Maidalchini, der Wittwe seines Bruders. Vergebens protestirte er gegen den Westfälischen Friedensschluß von 1648, doch hatte die betreffende Bulle vom 26. Nov. 1648 wenigstens die Folge, daß auch die späteren Päpste sich auf die damalige Nichtanerkennung der neugeschaffenen Verhältnisse berufen konnten. Besonders anrüchig aber war J. X. im eignen Lande durch die Beförderung aller Arten von Bestechungen u. Gelderpressungen, vor Allem durch Kornwucher. Er starb 5. Jan. 1655. — **J. XI.**, aus der Familie der Odescalchi zu Como, bestieg den päpstlichen Stuhl 21. Sept. 1676 u. erwies sich bis zu seinem Tode (12. Aug. 1689) als einen ebenso thatkräftigen wie sittenstrengen Papst. Er beschränkte nach Kräften den Einfluß der Jesuiten, stellte die zerrütteten Finanzen des Kirchenstaates durch weise Sparsamkeit wieder her u. hob auf alle Weise die Kirchenzucht u. den Volksunterricht. Trotzdem mußte er erleben, daß Ludwig XIV. von Frankreich, mit dem er wegen der Einkünfte unbesetzter geistlicher Stellen in Streit gerathen war, von einer Versammlung der französischen Geistlichen zu Paris die 4 berühmten „Grundsätze des gallikanischen Klerus“ aufsetzen ließ (Nov. 1681), welche seitdem die Grundlage des französischen Kirchenrechts im Sinne größerer Unabhängigkeit vom päpstlichen Stuhle bildeten. Vergebens ließ der Papst diese Beschlüsse durch Henkershand verbrennen u. verweigerte die Bestätigung aller neuernannten Bischöfe; erst J. XII. erlangte eine theilweise Aufhebung der französischen Vorrechte. — **J. XII.**, eigentlich Antonio Pignatelli aus Neapel, wurde 76 Jahre alt 12. Febr. 1691 zum Papste erwählt u. strebte wie J. XI. aus allen Kräften nach gründlicher Herstellung der Kirchenzucht u. Beseitigung des Aemterschachers. Unermüdlich zeigte er sich auch in der Fürsorge für Arme u. Kranke. Unter seiner Regierung ward endlich (1691) der langjährige Streit mit Frankreich (s. o. u. J. XI.), u. zwar meist im päpstlichen Interesse, beigelegt, indem dem Könige nur das Anrecht auf die Einkünfte erledigter Stellen im alten Frankreich eingeräumt wurde. Er starb 27. Sept. 1700. — **J. XIII.**, aus dem fürstlichen Geschlecht der Conti, Papst vom 8. Mai 1721 bis 7. März 1724, hinterließ den Ruf eines gelehrten u. frommen Kirchenfürsten.

Innsbruck, Hauptstadt Tirols mit 16,810 E. (1869), liegt malerisch in dem breiten Innthale, über welches sich im N. fast bis zur Höhe von 3000 m. die südlichste Kette der nordtirol. Kalkalpen mit ihren kahlen, schroffen Felswänden, im S. das reichbewaldete Mittelgebirge (Berg Isel) erhebt. Die Einmündung der Brennerstraße in das Innthal, die bequemen Verkehrswege, welche dieses selbst nach NO. u. SW. eröffnet, u. die Nähe wichtiger Pässe über die nördl. Alpenketten haben J. schon früh zu einem der hervorragendsten Handelsplätze der Alpenländer gemacht. Der größte Theil der Stadt liegt auf dem rechten, der älteste Theil, die Vorstadt St. Nikolaus, auf dem linken Ufer des Flusses. Das schönste Gebäude J.s ist die 1553–1563 erbaute Hof- od. Franziskanerkirche; in derselben steht das Denkmal Kaiser Maximilian's, eins der großartigsten Denkmäler deutscher Skulptur aus dem Zeitalter der Renaissance. Auf dem Marmorsarkophag erhebt sich die lebensgroße knieende Statue des Kaisers aus Erz, von Ludwig del Duca gegossen. Die Seitenflächen des Sarkophags sind mit 24 Feldern geschmückt, deren Basreliefs die Hauptbegebenheiten aus dem Leben Maximilian's in vorzüglicher Arbeit darstellen u. von den Brüdern Bernhard u. Arnold Abel von Köln u. Alexander Collin von Mecheln herrühren; 28 kolossale Erzbildsäulen, zum Theil Arbeiten Peter Vischer's, fürstliche Personen darstellend, welche mit Maximilian verwandt gewesen sind od. mit demselben in Beziehung gestanden haben, umgeben das Denkmal. In der sog. „silbernen Kapelle“ befinden sich die Grabdenkmäler Ferdinand's u. Philippine Welser's, neben dem Grabmale Maximilian's ruhen die Gebeine Andreas Hofer's; diesem Denkmal gegenüber erhebt sich das den 1796–1809 gefallenen Tirolern errichtete. Unter der 1640 erbauten Universitätskirche liegt eine Reihe von Landesfürsten begraben. J. besitzt im Ganzen 11 Kirchen, 5 Klöster u. ein Jesuitenkollegium. Die kaiserliche Burg, welche, von Maria Theresia erbaut, ihre Hauptseite dem Rennplatze zukehrt, ist Residenz des Statthalters; vor derselben steht die



Nr. 3479. Innsbruck.

Reiterstatue Erzherzog Leopold's V. Das älteste Schloß der tirol. Fürsten war die Ottoburg an der Innbrücke, jetzt ein Privathaus; die ehemalige Residenz Friedrich's IV. das 1425 erbaute Haus an dem Stadtplatz mit dem schönen goth. Erker, dem „goldnen Dachl“. In der Neustadt erinnert eine Denksäule an den Einfall der Bayern u. Franzosen 1703; am Ende dieser Straße erhebt sich ein 1765 erbauter Triumphbogen. J. ist Sitz des Statthalters u. des Oberlandesgerichtes für Tirol u. Vorarlberg, einer Handelskammer, einer Universität, eines Obergymnasiums u. einer Handelsschule u. besitzt in dem Ferdinandeum ein Nationalmuseum. Die Industrie in Handschuhfabrikation, Baumwollspinnerei, Seidenweberei, Messer- u. Maschinenfabrikation ist nicht unbedeutend. Der Handel hat sich nach Vollendung der Brennerbahn außerordentlich gehoben. J. wurde 1234 von Otto I. von Meran mit Stadtrecht begabt, war nach der Besitznahme Tirols durch Oesterreich eine Zeit lang Residenz der österr. Herzöge u. hatte seine Glanzperiode unter dem Erzherzog Ferdinand II. In den Kriegen der Tiroler gegen die Bayern u. Franzosen hat es viel gelitten.

in nuce (lat.), wörtlich: in einer Nuß, d. i. ins Kurze gefaßt.

Innung, s. „Zunft“.

Ino, Tochter des Kadmos, die Gemahlin des im böotischen Orchomenos herrschenden Minyerkönigs Athamas (s. d.). Ihre beiden Stiefkinder Phrixos u. Helle, die Kinder des Athamas u. der göttlichen Nephele, verfolgte sie mit erbittertem Haß u. brachte es sogar dahin, daß dieselben geopfert werden sollten; doch wurden sie aus dieser Gefahr durch Nephele gerettet, die ihre Kinder auf einem goldvließigen

Widder entführte (vgl. Argonauten). Der J., als Schwester der Semele, wurde das von Semele dem Zeus geborene Kind, der kleine Dionysos (s. d.), der seine Mutter bei der Geburt verloren hatte, zur Pflege u. Erziehung anvertraut, aber Hera versetzte aus Haß gegen Dionysos den Athamas in Raserei, so daß er den Learchos tödtete, den einen der beiden ihm von J. geborenen Söhne; mit dem andern, Melikertes, flüchtete J. u. stürzte sich dann mit ihm in das Meer. Dionysos (od. Poseidon) versetzte Beide unter die Götter, J. als (J.) Leukothea, Melikertes als Palämon, u. sie wurden nun als hülfreiche Meeresgottheiten in einem am ganzen Mittelmeer verbreiteten Kultus verehrt. Bei den Römern ward später J. mit der einheimischen Mater Matuta identifizirt, Palämon aber mit dem italischen Hafengott Portumnus in eine Person verschmolzen.

Inokulation (lat.), Impfung.

in optima forma (lat.), in bester Form.

Inosit, eine eigenthümliche Zuckerart, die sich sowol im Thier als auch im Pflanzenreiche findet u. auch die Namen Muskelzucker, Fleischzucker u. Phaseomannit führt. Man hat den J. bisher im Herzmuskel, in dem Gewebe der Milz, Lunge, Leber, der Nieren, im Gehirn der Thiere, sowie im Pflanzenreich in den grünen Schnittbohnen (den unreifen Früchten von Phaseolus communis) gefunden, er scheint jedoch auch in andern Pflanzen vorzukommen. Rein dargestellt erscheint der J. in blumenkohlartig gruppirten, farblosen Krystallnadeln, besitzt einen süßen Geschmack, löst sich leicht in Wasser, dagegen nicht in absolutem Alkohol. Der J. ist nicht fähig in die geistige Gährung überzugehen. Verdunstet man etwas J. davon vorsichtig mit Salpetersäure bis fast zur Trockene, befeuchtet den Rückstand dann mit etwas Ammoniak u. Chlorcalciumlösung u. verdunstet wieder, so färbt sich der Rückstand rosenroth; hierdurch entscheidet sich der J. von sämmtlichen übrigen Zuckerarten, die dieses Verhalten nicht zeigen. Der J. hat dieselbe Zusammensetzung wie der Traubenzucker.

Inowraclaw, Kreisstadt mit 7429 E. (1871) im Reg.-Bez. Bromberg der preuß. Provinz Posen, liegt im SO. von Bromberg, 3 M. von der poln. Grenze, auf einem 107 m. hohen Gypsfelsen, in welchem 1871 in der Tiefe von 130 m. ein bedeutendes Steinsalzlager erbohrt worden ist, hat 2 kathol. u. 1 evangel. Kirche, 1 Gymnasium u. beträchtlichen Handel mit Vieh u. Getreide. Die Hälfte der Bevölkerung besteht aus Polen.

in partibus infidelium (lat.), d. h. „in den Gegenden der Ungläubigen", ist der Zusatz zu dem Titel solcher Bischöfe der kathol. Kirche, welche, ohne ein wirkliches Bisthum zu besitzen, mit alten, jetzt für die Kirche verlorenen Sprengeln belehnt worden sind. Die röm. Kirche besetzte schon früh die durch Ketzereien od. feindliche Einfälle verlorenen Bischofsstühle aufs Neue, um dadurch ihre unverlierbaren Anrechte zu bezeugen. Bes. groß wurde die Zahl solcher Titulaturbischöfe nach der Wiedereroberung Palästina's durch die Mohammedaner, doch entstanden durch die Verleihung solcher Titel manche Mißstände, da diese Würdenträger nicht selten nach ungehörigem Einfluß in andern Sprengeln trachteten, wenn man sie zur Aushülfe in denselben verwendete. Daher wurde das ganze Institut auf verschiedenen Synoden beschränkt od. doch ihnen feste Befugnisse übertragen, z. B. die Ordination der Geistlichen, die Weihe der Kirchen u. s. w., daher auch der Titel Weihbischöfe. Endlich heißen episcopi i. p. auch reine Titulaturbischöfe, die der Papst zu vorübergehenden Zwecken, z. B. als Gesandte, auf Widerruf ernennt.

in petto (ital.), eigentlich in der Brust; in übertragenem Sinne: Etwas i. p. haben, Etwas bereit haben.

in pontificalibus (lat.), im Priestergewande, in Amtskleidung.

in puris naturalibus (lat.), in natürlichem Zustande, nackt.

Inquirent, der peinliche Untersucher od. Untersuchungsrichter.

inquiriren (lat.), ausforschen, in Jemand dringen, gerichtlich untersuchen.

Inquisition, die Anstalt der röm. kathol. Kirche zur Unterdrückung der sog. Ketzerei, entstand im 11. Jahrh. Anfangs richtete dieselbe bei der großen Anzahl ketzerischer Sekten u. infolge unzureichender Organisation nicht viel aus. Die ersten kräftigeren Schritte der J. fallen in den Anfang des 13. Jahrh., wo die Sekten der Katharer, Waldenser u. Albigenser stark angewachsen waren. Um die Ketzerei für die Zukunft unmöglich zu machen, erließ Papst Innocenz III. 1215 auf der 4. Lateranischen Kirchenversammlung jene berüchtigten Dekrete, durch welche die Verfolgung aller von der Lehre der Kirche Abweichenden durch die J. angeordnet wurde. Als Organe der J. wurden die Bischöfe u. die Inquisitoren bezeichnet. Letztere nahm der Papst für jede Diöcese aus den Bettelorden der Franziskaner u. Dominikaner. Die weltlichen Beamten mußten die J. unterstützen, widrigenfalls sie exkommunizirt wurden. Ebenso war Jedermann, wenn er nicht dieses grausame Schicksal theilen wollte, zur Denunziation aller Ketzer verpflichtet u. wurde hierfür mit Ablaß belohnt. Die Inquisitoren reisten in den Ländern herum u. spürten fleißig Ketzer auf. Um ein Geständniß der Verdächtigen u. Angeklagten zu erlangen, war jedes Mittel, Verstellung, Drohung, Folter u. s. w., erlaubt. Je nach dem Grade der „Schuld" endete der Prozeß mit Kirchenbuße, Gefängniß, Ausstellung in der Kirche od. Tod. Zur Ausführung des Todesurtheils übergab die Kirche den Unglücklichen dem Staate, dessen Richter es nicht wagen durften, anders zu urtheilen, da sie sonst selbst der J. anheimgefallen wären. Die Art der Urtheilsvollstreckung war entweder Verbrennung bei lebendigem Leibe, od. Erdrosselung u. Verbrennung des Leichnams. Am wenigsten Eingang fand die J. in Deutschland, wo der erste wandernde Inquisitor, Konrad von Marburg, 1235 bei Mainz vom erbitterten Volke erschlagen wurde. Leichteres Spiel hatte das Papstthum in Italien, wo der Scholastiker Thomas von Aquino die J. in ein Lehrsystem brachte u. eifrig vertheidigte. Auch in Frankreich wurde arg gegen die Ketzer gewüthet. Als nach dem Auftreten der deutschen Reformation auch in Italien reformator. Regungen zu bemerken waren, führte Papst Paul III. am 21. Juli 1542 durch die Bulle „Licet ab initio" die allgemeine röm. J. als Centralorgan der Kirche ein. Sechs Kardinäle erhielten als Kommissarien des päpstlichen Stuhles die Gewalt, an allen Orten, gegen Jedermann, wegen Ketzerei einzuschreiten, die Schuldigen am Leben zu strafen u. ihre Güter zu verkaufen. Diese centralisirte J. fand aber nur in Italien unbedingten Eingang. Eine ganz eigenthümliche Stellung nahm die J. in Spanien ein, wo sie weit mehr Opfer forderte als in allen übrigen Ländern der Christenheit zusammen. Die erste zuverlässige Spur jener span. J. treffen wir 1232, wo Papst Gregor IX. den Erzbischof von Tarragona beauftragte, gegen die Ketzer einzuschreiten. Stets ernannten die Päpste die span. Inquisitoren; 1478 wurde durch päpstliche Bulle, auf Verlangen Ferdinand's des Katholischen u. seiner Gattin Isabella, im Königreich Castilien ein Inquisitionstribunal errichtet u. 1483 der furchtbare Mönch Thomas Torquemada zum ersten span. Großinquisitor ernannt. Im J. 1481 wurden bereits 298, unter Torquemada im Ganzen 8800 Menschen lebendig verbrannt. Einer der berüchtigtsten Inquisitoren war Peter Arbues, welcher 1485 in der Kirche ermordet wurde. Die Opfer der span. J. waren meistens Juden, dann auch Mauren u. span. Ketzer. Von Spanien verbreitete sich die J. über dessen Nebenländer u. Kolonien. Unter den span. Königen war es Philipp II. (s. d.), welcher die J. am meisten begünstigte. In Allem soll die span. J. 31,912 Menschen lebendig, 17,659 im Bilde verbrannt u. 291,450 auf andere Weise bestraft haben. Die letzte Verbrennung fand 1781 statt. Auch Bücher fielen der J. zum Opfer; der Kardinal Ximenes ließ als Großinquisitor gegen 100,000 maur. Bücher verbrennen, u. Philipp II. verlieh der J. unumschränkte Gewalt über die gesammte Presse u. Literatur. Die span. J. wurde 1808 aufgehoben, 1814 aber wieder hergestellt, ohne jedoch mehr als Einkerkerungen zu erzielen. Ihr völliges Ende fand sie erst unter Isabella II. Die röm. J. ist niemals förmlich aufgehoben worden.

Inquisitionsprozeß, Untersuchungsprozeß, eine der beiden Hauptformen des gerichtlichen Strafverfahrens (die andere Form heißt der Anklageprozeß, s. d.) u. die Hauptgrundlage alles strafrechtlichen Verfahrens in Deutschland. Im J. verfolgt der Richter selbst von Amtswegen die Rechte des Staates gegen den Verbrecher, u. weder die Einleitung noch der Fortgang des Strafverfahrens ist durch Anträge einer Privatperson bedingt. Der Richter ist also in dreifacher Eigenschaft thätig: als Stellvertreter des beleidigten Staats, indem er an dessen Statt die Verletzung eines Strafgesetzes verfolgt, als Stellvertreter des Angeschuldigten, indem er auch zur Erforschung der Unschuld desselben verpflichtet ist, u. als Richter, insofern er das Gegebene zu beurtheilen u. darüber zu verfügen, resp. zu entscheiden hat. Der J. wird eröffnet durch die Generalinquisition, worin der Richter die Gründe für das Dasein des Verbrechens überhaupt u. des Verdachts der That gegen ein bestimmtes Subjekt aufsucht. Ist durch die Generalinquisition der Thatbestand wahrscheinlich gemacht u. hat der Verdacht eine gewisse Konsistenz erlangt, so folgt die Spezialuntersuchung im weiteren Sinne, in welcher der Richter hinsichtlich des in Untersuchung genommenen Verdächtigen (Inkulpaten, Konstituten) theils den vollen Beweis der Schuld zu begründen, theils alles Dasjenige, was zum Beweise der Nichtschuld od. mindern Strafbarkeit desselben dient, zu ermitteln sucht. Dem Angeschuldigten muß in jeder Lage des Prozesses gegen das ihm Nachtheilige die Vertheidigung gestattet sein, bes. muß er das letzte Wort haben, um vor dem Endurtheil seine Hauptvertheidigung zusammenzufassen. Das den Grundsätzen des J.es entsprechende Strafverfahren, das inquisitorische Verfahren, welches auf der Ansicht beruht, daß die Verfolgung einer strafbaren Handlung eine im Interesse des Staates

begründete Pflicht der Obrigkeit ist, hat sich im Mittelalter bei den geistlichen Gerichten ausgebildet u. ist aus dem Kanonischen Recht in den Deutschen Kriminalprozeß übergegangen, Anfangs neben dem akkusatorischen Verfahren, seit dem Ende des 17. Jahrh. dasselbe vollständig verdrängend. Für die Praxis fixirt wurde es durch Carpzov (gest. 1666) u. durch dessen Nachfolger Brunnemann (gest. 1672) u. Ludovici (gest. 1723) in einzelnen Punkten weiter ausgebildet.

inrotuliren. Die öffentlichen Behörden halten bekanntlich Akten, in die alle eingehenden Zuschriften u. die Konzepte der hinausgehenden Schreiben aufbewahrt werden. Diese Akten pflegen, ehe sie, insbesondere an eine Oberbehörde, versandt werden, geschlossen, d. h. ein formengerechtes Aktenstück (rotulus actorum) angelegt zu werden. Dies nennt man i. Diese in Ordnung gebrachten Akten pflegen den Betheiligten in einem besonderen Termine, dem sog. Inrotulationstermine, zur Einsichtnahme vorgelegt zu werden, damit sich jeder Interessent überzeugen kann, daß Dasjenige, was er zur Kenntniß der Spruch- od. Oberbehörden gebracht wissen möchte, bei den Akten sich befindet. Dieser Termin ist nach gemeinem Rechte wie nach vielen Partikularrechten insofern von Wichtigkeit, als häufig bis zu demselben von Seiten der Parteien Dasjenige, was sie zur Geltendmachung od. Vertheidigung ihrer Rechte vorzubringen haben, schriftlich bei den Akten eingereicht sein muß, widrigenfalls es bei der Entscheidung keine Berücksichtigung findet.

Inscenirung (griech.), die Anordnungen zur Aufführung eines Theaterstückes treffen, in Scene setzen.

Inschrift (inscriptio, titulus, ἐπιγραφή), nennt man gewöhnlich eine kurze Schrift auf einem Bau- od. Kunstdenkmal, welche den Zweck desselben bezeichnet. Diese J.en sind entweder öffentliche od. private; die Form ihrer Abfassung ist entweder prosaisch od. metrisch, u. je nach der Bevölkerung des Landes, wo sie geschrieben wurden, sind sie in einer od. in mehreren Sprachen abgefaßt. Da man nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa sehr bald ihre Wichtigkeit für Geschichte u. Alterthumskunde erkannte, so schickte schon Papst Nikolaus V. den Philologen Cyriacus von Ancona († 1449) auf Reisen, um griech. J.en zu sammeln, u. da dieses Beispiel sehr bald von andern Italienern nachgeahmt ward, so konnte Mazocchi bereits 1521 die erste Sammlung alter J.en publiziren, der in Deutschland 1544 eine zweite, welche die Funde eines Pirkheimer, Peutinger u. Fugger enthielt, u. in Holland eine dritte 1588 folgten, welche die Entdeckungen, die Smets auf seinen Reisen in Italien gemacht hatte, veröffentlichte. Infolge dessen ward die Fertigkeit, Inschriften zu lesen u. zu verstehen, zu einer Wissenschaft (Epigraphik) erhoben, denn die Schriftzüge derselben waren je nach dem Alter der Inschriften verschieden, der Stil sehr gedrängt, der Ausdruck durch vielfach angewandte Formeln oft dunkel. Die Epigraphik fand nun reiche Unterstützung durch zahlreiche Sammlungen. Zwar ging Ludwig's XIV. Idee, durch die Académie des inscriptions einen Schatz aller J.en des Alterthums sammeln zu lassen, nicht in Erfüllung, allein dafür legten die Philologen Scaliger, Gori, Gruter u. Grävius sowie Muratori bereits vollständige Sammlungen derselben an; Corsini, Chandler, Arundel, Welcker, Osann, Roß u. nam. Böckh beschenkten die gelehrte Welt mit ihren Spezialwerken über Griechenland; Jahn, Zell, Orelli u. Mommsen lieferten in neuester Zeit ihre trefflichen Arbeiten über lat. J.en, Lanzi u. O. Müller erläuterten die etrurischen, Grotefend, Lassen, Kirchhoff u. Mommsen die umbrischen u. oskischen Inschriften, so daß gegenwärtig die griech. u. lat. Epigraphik einen Haupttheil der klassischen Philologie ausmacht u. für das Studium derselben mehr od. weniger vollständige u. erschöpfende Anleitungen geschrieben wurden, wie von Maffei, Zaccaria, Orelli, Franz u. A. Von nicht geringer Bedeutung aber ist auch das, was in diesem Jahrhunderte für die Kenntniß der Inschriften in oriental. Sprachen geleistet wurde. Nach der Entdeckung der mehrsprachigen Inschrift von Rosette (s. d.) war die Möglichkeit einer richtigen Erklärung der Hieroglyphen u. der ägypt. Denkmäler gegeben, u. so ist gerade hierin Außerordentliches von Letronne, Peyron, Champollion, Rosellini, Seyffarth, Pleyte, Leemans, Reuvens, Lepsius, Brugsch, Dümichen, Uhlemann, Schwartze, Reinisch, de Rougé, Ebers, Lieblein &c. gethan worden. Auch die altassyrische Keilschrift, eine Mischung von Wort- u. Silbenschrift, an Felsen Denkmälern, Gebäuden u. Cylindern, hat an Lassen, Grotefend, Birch, Hawkins, Layard, Botta, Norris, Oppert, Menant u. Rawlinson mehr od. weniger glückliche Dolmetscher gefunden. Nachdem Barthélemy schon im vorigen Jahrhundert die palmyrenischen Inschriften untersucht hatte, haben in diesem Gesenius u. Heath die phönikischen u. punischen, die altarabischen od. himjaritischen Seetzen, Wellsted, Rödiger u. Gesenius, die Sanskritinschriften, welche, mit Devanagarischrift geschrieben, in ind. Brahmatempeln seit dem 4. Jahrh. vorkommen u. wegen des gänzlichen Mangels an historischen Werken in diesem Lande fast mit die einzigen authentischen Geschichtsquellen über dieses Land sind, Wilkins, Jones, Prinsep, Wilson &c., die chines. J.en Klaproth, die mongolischen Schmid u. v. d. Gabelentz &c. beleuchtet.

inscribiren (lat.), einschreiben, den Namen eintragen.

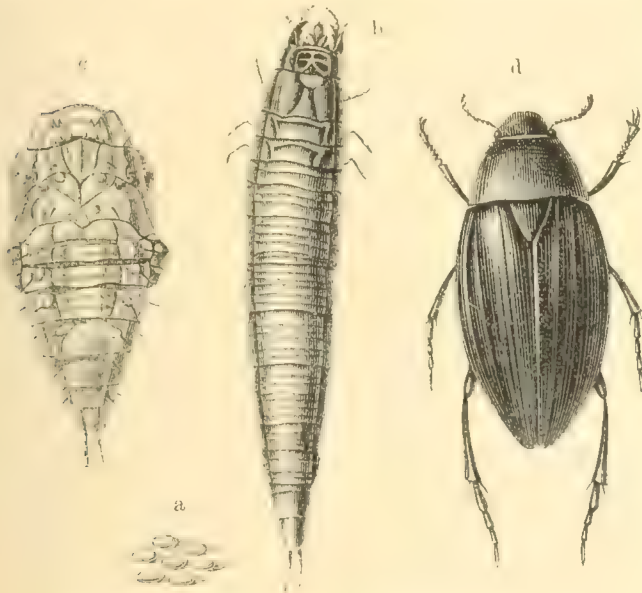
Insekten (Insecta, Hexapoda, Kerbthiere, Kerfe), die zuhöchst entwickelte Klasse der Gliederthiere (Arthropoden), benannt nach den Einschnitten od. Kerben, durch welche ihr aus Ringen (Segmenten) zusammengesetzter Körper in drei deutlich geschiedene Hauptabschnitte: Kopf, Bruststück (den Thorax) u. Hinterleib (das Abdomen) zerfällt.

Der aus fünf verschmolzenen Segmenten gebildete Kopf trägt ein Paar Fühler (Antennen), bestehend aus gegliederten Fäden von verschiedener Form u. Zahl der Glieder, wonach sie als gebrochen, geknöpft, gezähnt, gekämmt &c. unterschieden werden; er trägt ferner mit nur vereinzelten Ausnahmen ein Paar zusammengesetzte od. Netzaugen (s. „Auge"), außer diesen bisweilen auch noch einfache od. Punktaugen (Scheitelaugen, Ocellen, z. B. bei den Hymenopteren [Nr. 3483]) u. endlich die als zool. Merkmal bes. wichtigen Freßwerkzeuge (Mundtheile), die man als die drei die Mundöffnung von beiden Seiten u. von hinten her umlagernden Gliedmaßenpaare des Kopfes zu deuten hat (Nr. 3484). Während die Oberlippe, eine hornige Platte, die Mundhöhle von oben deckt, sind die beiden Kieferpaare (die Mandibeln od. Oberkiefer, u. Maxillen od. Unterkiefer) seitlich eingelenkt, u. wirken wie die Blätter einer Zange gegen einander. Als drittes Kieferpaar (od. 2. Unterkieferpaar) endlich hat man die zwischen u. hinter den Unterkiefern, in der Mitte der Kehle eingelenkte Unterlippe zu betrachten, welche die Mundöffnung von hinten u. unten her schließt. Maxillen u. Unterlippe tragen eigenthümliche Anhänge, die Taster od. Palpen (die man als Maxillar- u. Lippentaster unterscheidet). — Diese Freßwerkzeuge sind aber bei den verschiedenen Insektenordnungen verschieden ausgebildet, u. hiernach theils zum Kauen, theils zum Saugen eingerichtet, wonach man die J. als kauende (z. B. die Käfer, Nr. 3484) u. saugende (z. B. die Schmetterlinge) unterscheidet. Der Thorax besteht aus drei Ringen, dem Vorder-, Mittel- u. Hinterbruststück (Pro-, Meso- u. Metathorax). Der unteren Seite dieser drei Brustringe sind die drei Beinpaare eingelenkt. Die Sechszahl der Beine ist den J., wenigstens im ausgebildeten Zustande, eigenthümlich (daher Hexapoda, d. i. Sechsfüßer). Wie die Freßwerkzeuge, so können auch die Beine nach ihren Funktionen außerordentlich verschieden geformt sein u. werden letztere hiernach als Schwimm- od. Ruderbeine unterschieden, die in allen Theilen flachgedrückt u. mit Wimperhaaren besetzt sind, als Schreitbeine, mit langen, dünnen Gliedern, Grabbeine, mit großen, walzigen Hüften u. breiten, gezähnten Schienen, Sprungbeine, mit verdickten Schenkeln u. Raubbeine, mit langen Hüften u. messerartig in die Schenkel einschlagbaren Schienen. Auf der Rückenseite des Thorax sind die Flügel eingelenkt, u. zwar dem Mesothorax die Vorder-, dem Metathorax die Hinterflügel. Dieselben stellen meist glasartig durchscheinige, flächenartig ausgebreitete Platten dar, die aus zwei am Rande mit einander verbundenen Häuten bestehen, welche von einem mehr od. weniger dichten Netze stark chitinisirter Leisten (Adern, Nerven, Rippen) durchzogen werden, welche röhrenförmige Zwischenräume bilden, die zur Aufnahme von Blutflüssigkeit, Nerven, bes. aber von Luftröhren (Tracheen) dienen. Der Verlauf dieser Adern ist bei den verschiedenen J. verschieden, aber ein gesetzmäßiger, u. wird passend als Unterscheidungsmerkmal verwendet. In manchen Fällen breitet sich diese Chitinisirung (Verhornung) in der Art über die Fläche des Flügels aus, daß er ganz undurchsichtig u. mehr od. weniger hart (lederartig bis spröde) wird. So die Vorderflügel (Flügeldecken, Deckflügel, Elytren) der Käfer, vieler Wanzen u. Geradflügler, die nur noch als schützende Decke für die zarteren Hinterflügel, die eigentlichen Flugorgane, u. für den weichhäutigen Rücken des Hinterleibes dienen. Bei den Schmetterlingen u. Phryganiden sind die Flügel mit Schuppen bekleidet (Schuppenflügler, Lepidoptera). Bei den Dipteren (s. d.) verkümmern die Hinterflügel zu Schuppen od. Knöpfchen (Halteren, Schwingkölbchen). Verkümmerte Flügel wie vollständige Flügellosigkeit kommen übrigens in allen Insektenordnungen hie u. da vor, bisweilen bei ganzen Familien, bisweilen nur bei den Weibchen.

Der dritte u. letzte Leibesabschnitt der J., der Hinterleib (das Abdomen) ist fußlos; er wird aus 9 (nur selten 11) Ringen gebildet, die aus Rücken- u. Bauchschienen zusammengesetzt u. durch weiche Gelenkhäute mit einander vereinigt sind. Die hintersten Abdominalringe sind oft in verschiedener Weise gespalten od. sonstwie umgestaltet: sie stellen dann die verschiedenen, das Hinterleibsende einnehmenden u. zum Geschlechtsapparate gehörigen Gebilde dar, wie Griffel, Zangen, Legebohrer, Legescheide, Giftstachel.

Von den inneren Theilen der J. besteht der Verdauungskanal (Nr. 3485) aus der nach hinten oft zum Kropf erweiterten Speiseröhre u. dem — im Abdomen gelegenen — eigentlichen Darm. Im Anfangstheil ist

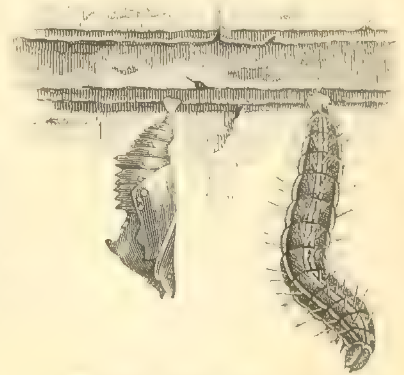
derselbe zu einem kurzen Kaumagen (Vormagen) erweitert, der indeß den saugenden J. fehlt, deren Kropf dafür als gestielter, dem Speiserohr ansitzender Saugmagen entwickelt ist; auf den Kaumagen folgt der dünnwandige, drüsenreiche, eigentliche Magen od. Chylusmagen, der bisweilen durch blindsackartige Ausstülpungen ein zottiges Ansehen erhält. In naher Beziehung zum Darme stehen Speicheldrüsen, die in die Mundhöhle, Malpighi'sche od. Harngefäße (Nr. 3486), die in den hintern Theil des Darmes münden u. Harnsäure enthalten, nicht aber, wie ältere Forscher annahmen, Galle absondern u. also einer Leber entsprechen, welch letztere vielmehr bei den J. nur durch die Drüsen des Chylusmagens (e) ersetzt wird. Die Läppchen, Träubchen od. Blätter des die Zwischenräume zwischen den Organen auskleidenden, bes. im Larvenkörper reichlich enthaltenen Fettkörpers bestehen aus Anhäufungen von Fettzellen, die von Tracheen umsponnen sind, u. dienen als Bildungsmaterial. Als eine besondere Art des Fettkörpers ist das Leuchtorgan des Johanniskäfers u. andrer Leuchtkäfer anzusehen. Die Larven vieler J. haben Spinndrüsen (Sericterien), Blindschläuche in der Hinterleibshöhle, die auf der Unterlippe münden; ihr Sekret erhärtet an der Luft zum Faden, der zur Bildung des Puppencocons ꝛc. dient. Manche J. sondern aus Hautdrüsen eigenthümliche, stark riechende Substanzen ab (z. B. Laufkäfer, Maiwürmer), die Blattläuse scheiden zuckerhaltige Stoffe aus, wieder andere (Bienen, Schildläuse) Wachs, die Bienen endlich haben Giftdrüsen u. s. w. Centralorgan des Gefäßsystems (Nr. 3037, Art. „Gefäße" Bd. IV, S. 566) ist das in Kammern getheilte Rückengefäß, aus welchem das meist farblose Blut zunächst in die nach vorn durch den Thorax bis in den Kopf sich erstreckende Aorta getrieben wird, von dieser aus aber ins Körperinnere tritt, ohne in geschlossenen Gefäßen zu kreisen. Die Athmung (Nr. 992, IV, Art. „Athmung" Bd. I, S. 1211) geschieht durch Luftröhren (Tracheen), d. i. im ganzen Körper verzweigte Röhren.



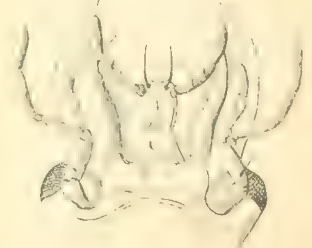
Nr. 3480. Die Entwickelungszustände eines Insektes (Hydrophilus). a Eier, b Larve, c Puppe, d das ausgebildete Thier (Imago).

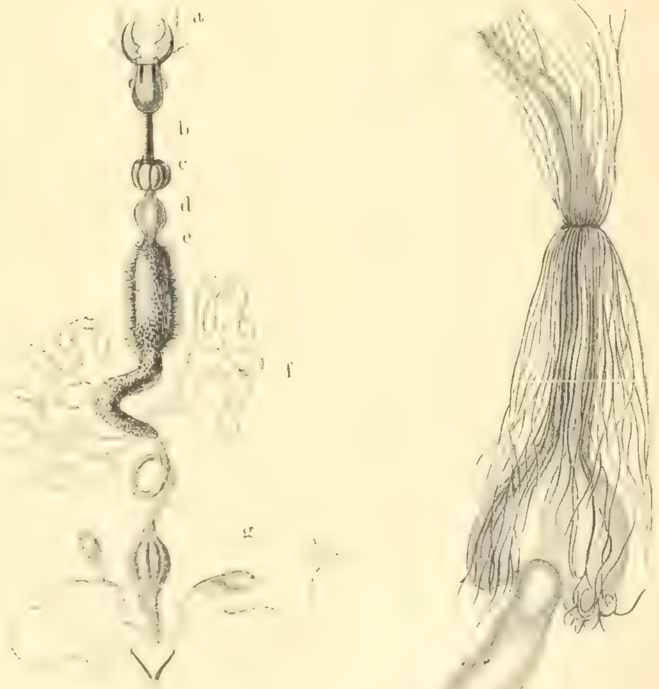
Diese münden durch symmetrisch an den Körperseiten mit Ausnahme des Kopfes gelegene Luftlöcher od. Stigmen nach außen. Nicht alle J. aber sind Luftathmer. Wasserinsekten, bes. Larven, die immer unter der Oberfläche des Wassers leben, haben theils an den Hinterleibsseiten, theils am vorderen od. hinteren Körperende frei vortretende, bald blatt-, bald fadenförmige, bald gefiederte Kiementracheen (od. Tracheenkiemen), in welche die Haupttracheenstämme des Körpers sich fortsetzen, statt in Stigmen zu münden. Es giebt aber auch Wasserinsekten, die zum Luftathmen an die Oberfläche des Wassers kommen, bei ihnen liegt das die Athmung vermittelnde Stigmenpaar an der Spitze einer oft von einem Haarkranz umgebenen Athemröhre (Sipho) am Hinterleibsende. Das Nervensystem der J. besteht aus Hirn, Schlundring u. Bauchganglienkette, von denen die Nerven (Abb. s. „Nerven") abtreten. Unter den Sinnesorganen sind bes. die Augen (Nr. 3480) entwickelt, welche im ausgebildeten Zustande nur in einzelnen Fällen (den blinden Höhlenkäfern z. B.), häufig aber den Larven (Dipteren, Käfern, vielen Hymenopteren) fehlen; Riechorgane glaubte Erichson in den Fühlern zu finden, während Andere (wie Hicks, Lespès) darin Gehörorgane sehen; jedenfalls sind die Fühler Tastorgane, wie die Palpen. Ein wirkliches, mit einem eigenen Gehörnerv zusammenhängendes Gehörorgan aber ist verhältnißmäßig nur bei wenigen J. nachgewiesen u. obendrein nie am Kopfe. Man findet es an den Hinterleibsseiten u. am Grunde der Vorderschienen gewisser Geradflügler, in den Hinterflügeln der Käfer u. in den Schwingkölbchen der Dipteren. Eigentliche Stimmorgane, in Schwingen versetzte Trommelhäute, haben nur die Männchen einiger Geradflügler u. bes. der Cicaden unter den Hemipteren. Laute verschiedener Höhe werden von vielen hervorgebracht.

Die Geschlechter sind bei den J. stets getrennt und Zwitter nur ausnahmsweise als Mißbildung anzutreffen. Männchen und Weibchen sind auch äußerlich oft sehr verschieden in Größe, Färbung, Fühlern u. besonderen Anhangsorganen; in vielen Fällen sind die Weibchen flügellos. Die Eierschläuche der Weibchen sowol wie die Samenschläuche der Männchen vereinigen ihre Ausführungsgänge in einen gemeinsamen Kanal, welcher


Nr. 3481 u. 3482. Puppe u. Raupe.


Nr. 3483. Kopf einer Wespe.


Nr. 3484. Kauende Mundtheile eines Insekts (Käfer).



Nr. 3485. Verdauungskanal eines Laufkäfers. a Mundtheile, b Speiseröhre, c Kropf, d Vor- od. Kaumagen, e Chylusmagen durch Drüsen zottig, f Darm, g Enddarm (rechts u. links mit Afterdrüsen).

Nr. 3486. Chylusmagen mit den Malpighi'schen Gefäßen.

zu der an der Hinterleibsspitze vor dem After liegenden Geschlechtsöffnung führt. Sehr allgemein besitzt der weibliche Ausführungskanal einen blasigen Anhang, die Samentasche, worin der bei der Begattung in die weibliche Oeffnung gelangte Same aufbewahrt

wird, um die Eier bei deren Austritt damit zu befruchten. Bei gewissen Hymenopteren kommen außer den fortpflanzungsfähigen Weibchen noch sterile, unentwickelte Weibchen vor, sog. Arbeiter, denen es obliegt, die Arbeiten der Brutpflege u. die Ausführung der Bauten jener, mit hoch entwickeltem Kunsttriebe ausgerüsteten Thiere zu verrichten. Das Insektenweibchen setzt seine Eier stets an der den auskommenden Larven entsprechende Nahrung bietenden Stelle ab; nur Ausnahmsfälle sind es, wenn das Weibchen lebendiggebärend ist, also bereits Larven gebiert, wie gewisse Fliegen; ja bei den Lausfliegen geht auch noch die Entwicklung der Larve innerhalb des mütterlichen Leibes vor sich, so daß sie zur Verpuppung reif geboren wird (Pupiparen).

Die Entwicklung der J. erfolgt ganz allgemein mit Metamorphose (Nr. 3480). Das Insekt verläßt sein Ei unter einer vom entwickelten Zustande (Imago) mehr od. weniger abweichenden Form, als Larve. Zunächst fehlen dieser die Flügel, auch ist bei vielen die Körpergliederung noch eine mehr gleichartige (homonome), was sich bes. darin kundgiebt, daß die Fußpaare nicht blos auf drei Körperringe beschränkt sind, sondern auch an Bauchringen sitzen (Bauchfüße, Afterfüße). Dergleichen Larven nennt man Raupen (die der Schmetterlinge) od. bei mehr als 16 Füßen Afterraupen (Blattwespen), zum Unterschied von den sechsfüßigen Engerlingen (Käferlarven). Andrerseits können die Beine ganz fehlen, dann heißt die Larve Made (die meisten Fliegenlarven, viele Hymenopteren). Wo die Larve vom geschlechtsreifen, entwickelten Insekte so bedeutend abweicht, geht sie, nachdem sie eine gewisse Größe erreicht u. mehrere (3—7) Häutungen überstanden, in den ruhenden Zustand der fußlosen Puppe od. Chrysalide über, nachdem sie sich vorher oft in ein mehr od. weniger dichtes Gespinnst (Cocon) eingesponnen hat. Aus der Puppe geht, oft erst nach langer Ruhe, das reife, weder mehr wachsende noch sich häutende J. hervor. In andern Fällen ist die Larve von vornherein dem reifen Thiere bis auf den Mangel der Flügel ähnlich u. besteht nur die Häutungen, ohne in einen ruhenden Puppenzustand überzugehen. J. letzterer Art (die Geradflügler, Netzflügler u. Wanzen) unterscheidet man als J. mit unvollkommener Verwandlung (Ametabola) von den übrigen (den Käfern, Schmetterlingen, Hymenopteren, Dipteren), als denen mit vollkommener Verwandlung (Metabola). Ueber die merkwürdigen Vorgänge bei der Bildung der Organe im Larvenkörper, die keineswegs in einer bloßen Umbildung, sondern in einer Neubildung nach vorausgegangener Auflösung des Vorhandenen (Histolyse) besteht, hat Weismann bezüglich der Fliegen hochinteressante Aufschlüsse gegeben. Bei gewissen Käfern (Meloiden) kommen mehrfache Larvenformen vor (Hypermetamorphose), u. Generationswechsel bei gewissen Dipteren (Heteropeza), die sowol als Geschlechtsthiere wie als Larven sich fortpflanzen. Bei manchen J. endlich hat man eine spontane Entwicklung von Eiern ohne Begattung beobachtet, sei es regelmäßig, wie bei Blattläusen, Schildläusen, Bienen, Hummeln, Wespen, Ameisen, Gallwespen, od. nur ausnahmsweise, wie beim Seidenspinner rc. Näheres über dergleichen Jungferngeburten s. „Parthenogenesis".

Während das Larvenleben u. der Puppenzustand der J. sich oft über mehrere Jahre ausdehnen, hat das entwickelte J. eine sehr kurze Lebensdauer, die nur für das Fortpflanzungsgeschäft bestimmt ist. Dagegen ist die Lebenszähigkeit der J. im Allgemeinen bedeutend groß. Wasserkäfer z. B. können einfrieren, Raupen, Grillen, Käfer tagelang unter Wasser fortleben. Viele verleben den Winter in erstarrtem Zustande an gesichertem Orte. Eine bedeutende Rolle im Leben der J. spielt der Parasitismus; theils sind sie selbst vielfach von Schmarotzern geplagt, sowol von äußeren (Milbenarten), die ihnen das Blut aussaugen, als auch von inneren (Gregarinen, Fadenwürmern), theils, u. namentlich, führen auch viele J. selbst (u. zum großen Theil wiederum an od. in J.) ein parasitisches Leben, bald als Larven (die Schlupfwespen in Raupen rc., die des Maiwurms in Bienen, die eines andern Käfers, des Drylus, auf Schnecken), bald als entwickelte Thiere (Flöhe, Läuse). Außer wirklichen Schmarotzern giebt es nicht weniger als 271 verschiedene J., meist Arten kurzflügliger Käfer, die in Ameisenhaufen als wohlgelittene Gäste (Myrmecophilen) leben.

Die Gesammtzahl der Insektenarten wird auf etwa eine Million geschätzt, bekannt sind ungefähr 150,000. Sie finden sich über die ganze Erde vertheilt, bis zu den äußersten Grenzen der Vegetation, selbst im Polareis u. in der Schneeregion der Hochgebirge giebt es noch einzelne. Die tropischen Arten sind durch Farbenpracht u. Größe ausgezeichnet. Im Meere lebend ist nur ein Taumelkäfer (Gyrinus marinus) u. eine Wanze (Halobates) bekannt; eine größere Zahl von Arten leben im Süßwasser als Larven (Mücken, Libellen, Frühlingsfliegen) od. Zeit ihres Lebens (Wasserwanzen, Wasserkäfer). Die kosmopolitische Verbreitung einiger J. beruht theilweise, wie z. B. bei der Bettwanze, auf Verschleppung durch Hölzer, Kolonialwaaren, lebende Pflanzen rc.; Parasiten wurden durch höhere Thiere mit verbreitet, andre J. (z. B. die Bienen) aber auch absichtlich durch den Menschen übergesiedelt. Wanderungen unternehmen manche J. einzeln (gewisse Schwärmer) od. scharenweise (Libellen, Wanderheuschrecke). Sehr bemerkenswerth sind die Kunsttriebe vieler J. Die gesellig lebenden Bienen, Wespen, Hummeln, Ameisen, Termiten z. B. bauen sich künstliche Wohnungen. Von den einzeln lebenden dagegen bauen nur wenige sich Wohnungen aus Sand, Holzspänchen, Blättern rc., wie die im Wasser lebenden Larven der Frühlingsfliegen u. zahlreiche Raupen, während andre, wie die Blattroller (Raupen, Käfer), Blätter tutenförmig zusammenwickeln, andere im Holz od. Mark der von ihnen bewohnten Gewächse od. unter der Oberfläche einzelner Pflanzentheile Gänge graben (Borkenkäfer, Blattminirer rc.), andre endlich durch ihren Stich Pflanzenauswüchse od. „Gallen" erzeugen, die ihrer Brut zur Wohnstätte u. Nahrung dienen. Die Nahrung der J. besteht theils aus thierischen Stoffen, so die der Parasiten u. der eigentlichen Raubinsekten, wie Laufkäfer, Kurzflügler, Mordwespen, Blattlaus- u. Kameelhalsfliegen, Wasserjungfern, Fangheuschrecken, welche sich sämmtlich von lebenden J. u. Insektenlarven nähren, während große Wasserkäfer selbst Fische anfressen; verschiedene Fliegen u. Käfer gehen an Aas u. Fleischwaaren, Dungkäfer leben von thierischen Auswurfstoffen, Motten u. Pelzkäfer von Wolle, Haaren rc. Bei weitem die Mehrzahl der J. nährt sich aber von Pflanzenkost. Es giebt kaum eine Pflanzenart, die nicht einer od. mehreren Insektenarten zur Nahrung diente; die Stieleiche z. B. nährt weit über 100 Arten, die deutschen Arten der Birke werden von beinahe 250 heimgesucht! Kein Pflanzentheil, von der Wurzel bis zur Blüte u. Frucht, bleibt verschont von den Angriffen dieser Thiere u. namentlich ihrer gefräßigen Larven. Hierdurch richten die J. vielfach namhaften Schaden an. Ratzeburg beschreibt allein 650 Arten, welche den Waldbäumen schaden; am Weinstocke verrichten neuerdings ganz bes. die Phylloxeren, an Feld- u. Gartengewächsen Kohlraupen, Erdflöhe, Maikäfer, Blattläuse, Heuschrecken rc. ihr Zerstörungswerk; verschiedene Käfer, wie die Klopfkäfer rc., an Hausgeräthen (Wurmstich); die Kornwürmer, Mehlwürmer, Ameisen, Wespen, Schmeißfliegen, Schaben, Werlen, Heuschrecken, Termiten rc. an Speise- u. Getreidevorräthen; Motten, Pelzkäfer, Speckkäfer rc. an wollenen Stoffen, Kleidern, Pelzen, Naturaliensammlungen rc., u. schließlich werden andere, wie Läuse, Flöhe, Wanzen, Zecken, Bremsen, Mücken, Moskitos, Wespen, Hornissen, dem Menschen wie den Hausthieren durch Stich od. Biß lästig, zum Theil selbst gefährlich. Die Vegetation würde zweifelsohne den Angriffen der J., zumal bei deren oft außerordentlicher Fruchtbarkeit, unterliegen, hätte nicht die Natur selbst durch zahlreiche Insektenfeinde aus der Thierwelt dafür gesorgt, daß das Gleichgewicht erhalten bleibt. Es sind theils insektenfressende Säugethiere (s. „Insektenfresser"), theils Vögel, welche deshalb der Schonung ernstlich zu empfehlen sind (Tag- und Nachtraubvögel, Schwalben, zahlreiche Sing- u. Klettervögel, selbst Körnerfresser, wie Lerchen, Ammern, Finken, die ihre Brut mit Insekten füttern), theils Reptilien (Eidechsen) u. Amphibien (Frösche, Kröten), theils aber, u. in sehr ausgedehntem Maße, J. selbst (Raubinsekten, namentlich aber Schlupfwespen). — Bei allem Schaden, den die J. vielfach dem Menschen zufügen, erfüllen sie auf der andern Seite der Pflanzenwelt gegenüber die wichtige Aufgabe, durch Besuchen der Blüten deren in sehr vielen Fällen von selbst theils erschwerte, theils unmögliche Befruchtung zu vermitteln (bes. Hymenopteren), u. liefern der Thierwelt — wie erwähnt — vielfach Nahrung. Gewisse Käfer (Todtengräber) machen Aas durch Vergraben unschädlich. Speziell dem Menschen nützlich werden endlich J., indem sie ihm theils Honig u. Wachs liefern (Biene), theils Arzneimittel (spanische Fliegen, Mannacicade, Maiwürmer) od. Farb- u. Gerbstoffe (Cochenille, Gummilackschildlaus, polnische Schildlaus, Gallwespen), endlich Seide (der Seidenspinner u. a. Spinner, s. d.). Naturvölkern dienen Raupen, Käfer, Engerlinge, Heuschrecken rc. geradezu als Nahrungsmittel. Fossile Reste von J. kennt man von etwa 2000 Arten, u. zwar treten dieselben, wenn auch vereinzelt, bereits in der Steinkohlenformation (Käfer, Neuropteren, Orthopteren) auf; in der Juraformation wächst die Artenzahl, u. man trifft in derselben schon alle Ordnungen mit Ausnahme der Schmetterlinge vertreten; letztere erscheinen erst in Tertiärschichten, die wie der Bernstein (fossiles Harz) bes. reich an Arten u. Individuen sind (vgl. die Arbeiten von Oswald Heer).

Bezüglich der systematischen Anordnung der J. ist Folgendes zu bemerken. Linné bildete (1735) nach dem Baue der Flügel die Ordnungen: 1. Coleoptera (Deckflügler, die Käfer), 2. Hemiptera (Halbdeckflügler), 3. Lepidoptera (Schuppenflügler, die Schmetterlinge), 4. Neuroptera (Netzflügler), 5. Hymenoptera (Haut- od. Aderflügler), 6. Diptera (Zweiflügler), 7. Aptera (Flügellose; mit Einschluß der übrigen Gliederthiere, nämlich der Myriapoden, Arachniden u. Crustaceen, die auch von Latreille u. Fabricius noch in die Insektenklasse gezogen wurden). Dagegen richtete Fabricius (1799) sein Augen

merk auf die Freßwerkzeuge u. unterschied beißende Insekten (1. Eleutherata, Käfer, 2. Ulonata, Geradflügler, die bereits Latreille als Orthoptera von den Hemipteren abgesondert hatte, 3. u. 4. Odonata u. Synistata, die Netzflügler, 5. Piezata, die Aderflügler u. saugende J. (6. Rhynchota, die Halbflügler, 7. Glossata, die Schmetterlinge, 8. Antliata, die Zweiflügler). Den wichtigsten Unterschied aber der vollkommenen od. unvollkommenen Verwandlung haben erst Oken u. Mac Lean hervorgehoben, u. so wurden die „Orthopteren“ u. „Hemipteren“ als Ametabola von den übrigen, als denen mit vollkommener Verwandlung, den Metabola, unterschieden, wonach Hermann Burmeister die bisherigen „Neuropteren“ auflöste, wie die unnatürliche Gruppe der „Apteren“.

Die Insektenkunde (Entomologie, von ἔντομος, eingeschnitten, wonach schon Aristoteles diese Thiere Entoma benannte) ist einer der gepflegtesten Zweige der Zoologie, der zahlreiche Forscher u. zahllose, sammelnde Dilettanten beschäftigt. Die Zahl der entomologischen Schriften beträgt über Zwanzigtausend, die von 6000 Autoren seit etwa hundert Jahren veröffentlicht worden sind. Von diesen gab Hermann August Hagen (1862/63) eine gründliche Zusammenstellung: „Bibliotheca entomologica“. Ohne der blos einzelnen Abtheilungen gewidmeten Schriften zu gedenken, seien hier nur einige Werke von allgemeinerem Inhalte genannt. Allgemeine Entomologie. W. Kirby u. W. Spence, „Introduction to Entomology“ (4 Bde., Lond. 1819 bis 1822, deutsch von Oken, Stuttg. 1823/33) u. ein neueres Werk dieser Art Th. Lacordaire, „Introduction à l'entomology“ (2 Bde., Paris 1834/38). Systematik: J. C. Fabricius, „Species insectorum“ (Kiel 1781), „Entomologia systematica“ (4 Bde., 1792—96, u. Suppl. 1798/99), P. A. Latreille, „Précis des caractères génériques des Insectes“ (Brive 1796), „Histoire naturelle des Crustacés et des Insectes“ (Par. 1802—03), Hermann Burmeister, „Handbuch der Entomologie“ (5 Thle mit Atlas, Berl. 1832/55), J. O. Westwood, „An Introduction to the modern Classification of Insects“ (2 Bde., Lond. 1840). Anatomie u. Lebensgeschichte der J.: Swammerdam, „Historia insectorum generalis“ (Utrecht 1669), „Bibel der Natur“ (Leyden 1737 ff.), M. Malpighi, „Ueber den Seidenwurm“ (Lond. 1669), R. A. Réaumur, „Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes“ (6 Bde., Par. 1734/42), Ch. de Geer, ein Werk des nämlichen Titels (8 Bde., Stockholm 1752/78), Rösel v. Rosenhof, „Insektenbelustigungen“ (4 Bde., mit schön kolorirten Abbildungen, Nürnberg 1746—55), Ch. Bonnet, „Traité d'Insectologie“ (2 Bde., 1740), P. Lyonet, „Anatomie der Weidenraupe“ (Haag 1762), Straus-Durkheim, „Anatomie des Maikäfers“ (Straßb. 1828). Weiter machten sich um die Anatomie der Insekten verdient: Ramdohr, Suckow, Leon Dufour, Blanchard, Lacaze Duthiers, Newport, Stein, Leuckart, v. Siebold, Leydig; während speziell die Fortpflanzungs- u. Entwicklungsgeschichte bes. durch Herold, Leuckart, v. Siebold, Weismann, Metschnikoff, Brandt u. Ganin aufgeklärt wurde. Ueber das Präpariren der J. u. die Einreihung derselben in Sammlungen schrieb v. Kiesenwetter („Insektensammler“, Lpz. 1875). Für die Kenntniß schädlicher J. sind die Schriften von J. T. C. Ratzeburg, „Forstinsekten“ (3 Bde., Berl. 1837—44), „Waldverderber“ (Berl. 1868) u. Kaltenbach, „Pflanzenfeinde“, ꝛc. anzuführen. Für fossile endlich: Oswald Heer, „Die Insektenfauna der Tertiärgebilde“ (1847/53) ꝛc. Mehrere gelehrte Gesellschaften beschäftigen sich ausschließlich mit Entomologie u. geben eigene Journale heraus: „Stettiner entomologische Zeitung“, „Berliner entomologische Zeitschrift“, „Annales de la société entomologique de France“, desgleichen „Annales etc. de Belgique“, endlich „Transactions of the entomological Society of London.“

Insektenfresser (Insectivora), kräftig gebaute kleine Raubsäugethiere, die in ihrem Aeußern den Nagethieren ähneln, sind Sohlengänger mit starken Gliedmaßen u. bekrallten Zehen, haben kleine, zuweilen ganz unter dem Pelze versteckte Ohren, eine rüsselförmige Wühlschnauze u. ein vollständiges (d. h. aus allen drei Arten von Zähnen gebildetes) Gebiß mit kleinen Eckzähnen u. zum Zerbeißen der Insekten geeigneten, u. allerdings in ganz ähnlicher Weise auch bei den insektenfressenden Fledermäusen zu findenden Backzähnen. Sie leben meist in Erdlöchern, die sie sich zum Theil selbst graben, weshalb sie auch mit vollständigen Schlüsselbeinen ausgerüstet sind, u. nähren sich meist von Insekten u. deren Larven, aber auch von Würmern, Amphibien, Mäusen ꝛc. Viele schlafen den Winter über. Zu ihnen zählen die Familien der Igel (s. d.), der Spitzmäuse (s. d.) u. der Maulwürfe (s. d.), welche vorzugsweise die gemäßigten Länder der Alten Welt u. Nordamerika's bewohnen, u. die in Südamerika u. Australien ganz fehlen.

Insektenpulver, besteht aus den getrockneten u. geriebenen Blütenköpfchen von Pyrethrum roseum u. Pyrethrum carneum, zweier im Kaukasus u. in Persien heimischer, zur Familie der Kompositen gehörenden Pflanzen, die aber jetzt auch im südlichen Rußland, in Frankreich u. Süddeutschland angebaut werden. Das meiste J. wird in dem armenischen Hochland bereitet, indem man die Blütenköpfchen im Juni sammelt, an der Sonne trocknet u. auf Mühlen pulverisirt; vor dem Verpacken wird es auf Haufen aufgeschichtet u. einer Gährung unterworfen, wodurch es wirksamer werden soll. Das J. hat sich zum Vertreiben aller Arten schädlicher u. unliebsamer Insekten trefflich bewährt, leider wird es nur zu häufig mit den gepulverten Blüten von Kamillen u. anderen einheimischen Pflanzen verfälscht u. besitzt dann eine weit geringere Wirksamkeit. Für die Menschen ist es nicht schädlich. Gutes J. muß einen starken, eigenthümlichen Geruch u. eine grünlichgelbe Farbe besitzen. Aus Dalmatien kommt seit einigen Jahren ein J. in den Handel, welches sehr wirksam sein soll u. aus den Blüten von Pyrethrum cinerariaefolium Trev. bereitet wird, u. billiger als das kaukasische u. persische J. ist.

Insel (lat. insula, franz. île, engl. island) werden diejenigen Theile der festen Erdoberfläche genannt, welche rings vom Wasser umgeben sind u. weder in ihren physischen noch in ihren ethnographischen, zoologischen u. botanischen Verhältnissen einen selbständigen Charakter tragen, sondern in diesen Beziehungen abhängig sind von einem Kontinent. Wegen dieser individuellen Selbständigkeit ist Australien ein Erdtheil, obgleich es auf der Karte einer riesigen J. gleicht. Diejenigen J.n, welche als abgetrennte Glieder eines Kontinentes erscheinen, bezeichnet man als kontinentale J.n; ozeanische sind jene isolirt im Ozean gelegenen Eilande, meist von kleinerem Umfange, welche ihren Ursprung entweder der vulkanischen Thätigkeit od. den Korallenbauten od. beiden Ursachen verdanken. Kleine J.n werden auch Eilande, durch Anschwemmung entstandene Flußinseln Werder genannt; eine Anzahl nahe bei einander liegender J.n heißt ein Archipel. Inselketten entstehen, wenn mehrere J.n in einer Richtung liegen. Das Areal des Festlandes verhält sich zu dem der J.n bei Ozeanien wie 4 : 1, bei Nordamerika wie 12,4 : 1, bei Asien wie 15,8 : 1, bei Europa wie 16,5 : 1, bei Afrika wie 48 : 1 u. bei Südamerika wie 467 : 1. Die gesammten J.n der Erde begreifen ungefähr 140,000 □M., also etwa [illegible] der Größe Europa's.

Die größten Inseln der Erde.

Borneo	13,597	□M.	Java	2444	□M.
Neu-Guinea	12,912	„	Cuba	2158	„
Madagascar	10,751	„	Neuseeland (Nordinsel)	2041	„
Sumatra	8035	„	Luzon	2014	„
Nipon	4189	„	Neufundland	1891	„
Großbritannien	4175	„	Island	1870	„
Celebes	3139	„	Jeso	1627	„
Neuseeland (Südinsel)	2627	„	Mindanao	1539	„
			Irland	1530	„

Inseln der Seligen sind nach einer bei den alten Griechen schon früh vorhandenen Vorstellung fern gelegene wunderbare Inseln, auf welchen von den Göttern bevorzugte Menschen, dem Tode entrückt, in vollkommener Glückseligkeit leben. Hesiod, der zuerst von ihnen spricht, macht diese Inseln, auf denen die Erde dreimal jährlich Frucht tragen soll, zum Aufenthaltsort der Menschen des vierten Zeitalters, der Helden des Thebanischen u. Trojanischen Krieges, u. läßt dieselben dort unter der Herrschaft des Kronos fern von den Göttern ein seliges Leben führen. Wahrscheinlich sind die J. identisch mit dem schon bei Homer erwähnten Elysion (s. d.). Nach der gewöhnlichen Annahme sollten sie, wie es heißt 6 an der Zahl, im Ozean an der Küste von Libyen od. in der Gegend des äußersten Mauritaniens nicht weit von Iberien liegen, u. man hat daher geglaubt, sie in den Kanarischen Inseln wiederzufinden.

Inseln des Grünen Vorgebirges (Kapverdische Inseln), eine den Portugiesen gehörige westafrik. Inselgruppe mit 77,6 □M. Flächenraum u. 88,832 E. (1872); sie liegen zwischen 14° 45′ u. 17° 15′ nördl. Br., 70 M. westl. vom Grünen Vorgebirge im Atlantischen Ozean u. umfassen 14 Inseln, von denen 10 bewohnt sind. Die größten derselben sind St. Jago 22,5 □M., St. Antão 15 □M., Fogo 9,[illegible] □M., Boavista 8,75 □M., St. Nicolão 7,2 □M. Die Inseln sind durchaus vulkanisch; ihre höchste Erhebung, der Pic de Fogo auf dem gleichnamigen Eiland (2900 m.), hat seit 1675 8 Ausbrüche gehabt. Basalte, Lavamassen u. Bimsstein bedecken weite Flächen u. lassen nur wenig Kulturland übrig. Die Bewässerung ist dürftig, das Klima heiß, trocken u. ungesund. Wald findet sich an keiner Stelle, nur in den Schluchten kommen verkrüppelte Tamarindensträucher u. an der Küste vereinzelte Palmengruppen vor. Kaffee, Mais, Reis, Wein, Zuckerrohr u. Tabak sind die wichtigsten Produkte, Indigo u. Baumwolle erscheinen in verwildertem Zustande; außerdem wird noch Orseille u. Palmöl u. bes. Salz ausgeführt. Maulthiere werden in beträchtlicher Anzahl gezogen. Die bevölkertste, fruchtbarste u. gesündeste Insel ist St. Jago, auf welcher die Hauptstadt Porto Praia liegt. Die Dampfer mehrerer Linien legen bei St. Vincent an, wo sich eine Kohlenstation befindet. Die J. d. G. V. sind in den J. 1456—62 von den Italienern A. Usodimare, Luigi

da Mosto u. Antonio de Noli in portug. Diensten entdeckt, aber erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bevölkert worden. Sie bilden mit den im Guineabusen gelegenen Inseln ein portugiesisch-afrikanisches Gouvernement.

Inselsberg, einer der höchsten Gipfel des Thüringer Waldes, erhebt sich im W. von Friedrichsrode ungefähr 200 m. über den Kamm, 914 m. über den Meeresspiegel; wird vom Rennsteig berührt u. gewährt von seinem Gipfel, auf welchen eine fahrbare Straße führt, eine der schönsten Fernsichten Mitteldeutschlands bis zum Harz, zur Rhön, zum Vogelsberge u. Habichtswald.

Inseparables (lat., spr. Aengseparabl), d. h. „Unzertrennliche", heißen kleine, nur etwa sperlingsgroße, tropische Papageien (Psittacula pullaria) von grüner Färbung, die sich zärtlich paarweise zusammenhalten u. von Liebhabern exotischer Vögel gern gehalten werden.

inseriren (lat.), einreihen, einschalten, in einer Zeitschrift anzeigen; davon Insertion, Einschaltung; Inserat, das Eingerückte, die Anzeige, Annonce.

Insignien (lat.) heißen die einer Person od. einer ganzen Korporation zukommenden äußeren Abzeichen ihres Standes, ihrer Würde u. Amtsgewalt. Dergleichen J. hatten schon die Herrscher bei den orient. Völkern des Alterthums, die Könige der Römer, später ihre Konsuln, ihre Kaiser u. ihre Priesterschaft, ebenso die ehemaligen römisch-deutschen Kaiser. Die J. der Letzteren, in der Schatzkammer der Hofburg zu Wien noch vorhanden, kamen zwar in ihrer Gesammtheit erst ziemlich spät in Gebrauch, im Einzelnen aber bei den Krönungen schon im 12. Jahrh. (s. „Reichskleinodien"). Heutzutage bilden nur Krone u. Scepter die J. der Monarchen Europa's. Ebenso hatten od. haben die höheren Beamten bei den meisten Völkern, der Ritterstand, die geistlichen u. weltlichen Ritterorden, die Geistlichkeit sowol der griechisch- wie der römisch-kath. Kirche, also der Papst, die Kardinäle, die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte (vgl. die Art. „Erzbischof, Bischof"), die Klostergeistlichen, u. zwar sowol Mönche als Nonnen, ihre J. Auch die als bloße Ehrenzeichen verliehenen Orden heißen bisweilen J., häufiger Dekorationen.

Insinuation (lat.) heißt die Einhändigung einer Zuschrift, welche eine Behörde an eine Privatperson richtet. Dieselbe geschieht entweder durch einen Diener der Behörde od. durch die Post; sie hat regelmäßig in der Wohnung od. im Geschäftslokale zu geschehen, an dritten Orten nur dann, wenn der Adressat damit einverstanden ist od. kein Geschäftslokal od. keine Wohnung besitzt. Ueberdies kann die J. nicht blos an den Adressaten selbst, sondern statt seiner auch an seine Frau u. sonstige zum Hausstande gehörige Personen, sowie an den in seinem Geschäfte Angestellten erfolgen. Die Weigerung der Annahme steht der J. gleich. Ueber die erfolgte J. hat der Empfänger meist eine ihm zur Mitvollziehung vorzulegende Empfangsbescheinigung (Insinuations-, Behändigungsschein) auszustellen.

Insolation (lat.), direkte Bestrahlung durch die Sonne, auch der Sonnenstich.

insolent (lat.), ungebührlich, unbescheiden, unverschämt.

in solidum (lat.), solidarisch, unter gemeinsamer Bürgschaft.

Insolvenz (lat.), Zahlungsunfähigkeit.

in spe (lat.), in der Hoffnung, künftig.

in specie (lat.), insonderheit, auch in baarem Gelde.

Inspektor (lat.), ein Aufseher.

Inspiration (lat.), d. h. „Einhauchung", heißt im Allgemeinen die Einhauchung des göttlichen Geistes in den Geist eines Menschen, um denselben zu begeistern od. ihm übernatürliche Wahrheiten mitzutheilen. Solche J. nahmen schon die Griechen für ihre Seher u. Dichter an, ganz bes. für die Priesterin des pythischen Apollo zu Delphi. In diesem allgemeinen Sinne spricht man noch jetzt von der J. eines Künstlers. In der Regel aber braucht man den Begriff J. in dem besonderen theologischen Sinne, nach welchem man darunter die unmittelbare Eingebung der biblischen Bücher durch den heil. Geist versteht. Einen Anhalt boten für diese Lehre schon die Aussagen des Alten Testaments, nach welchen die Propheten nur auf unmittelbaren Antrieb Gottes redeten, ja wider ihren Willen reden mußten, was er ihnen vorschrieb (vgl. z. B. 4 Mos. 23, 5 ff.). Diese Anschauung trug man auch auf das Neue Testament über, sobald man in demselben eine neue göttliche Offenbarung erkannte.

Inspirationsgemeinden ist der Name verschiedener protestantischer Sekten, seit dem Ende des 17. Jahrh., die sich neben der heil. Schrift noch auf die besondere Inspiration einzelner ihrer Glieder beriefen u. den Aussprüchen derselben als göttlichen Weisungen Folge leisteten. Ihren Ausgangspunkt hatte die Bewegung in der Ankunft vertriebener franz. Reformirter in Deutschland, zuerst in Halle 1713. Diese junge hallische Sekte, die 1714 ihr erstes Liebesmahl hielt, hatte sich Anfangs der Gunst namhafter Personen (z. B. auch Aug. Hermann Francke's) zu erfreuen. Bald aber zeigten sich hier, wie in Berlin, Spuren von Betrug u. religiösem Wahnsinn, u. die meisten Glieder der neuen Gemeinden fanden für gut, in der Wetterau Zuflucht zu suchen. Die Häupter der dortigen Separatisten, der ehemalige Pfarrer Gruber u. der Sattler Rock, widerstrebten Anfangs der neuen Schwärmerei, wurden aber bald gewonnen u. sogar die eifrigsten Förderer der Sache. Auch sonst hatten die merkwürdigen Zustände, von denen die Inspiration der „Werkzeuge" begleitet war (unnatürliche Konvulsionen u. Ausbrüche der Stimme) in den ersten Jahren (1714—19) Tausende von Erweckungen zur Folge. Als „Werkzeuge", die auch in den umliegenden Gegenden u. weiter hinaus eifrig Anhänger sammelten, galten in dieser Zeit nur acht, unter ihnen zwei Frauen u. ein Sohn Gruber's, übrigens meist Handwerker. Durch Letzteren erhielten die J. 4. Juli 1716 in Büdingen eine Verfassung, die „24 Regeln der wahren Gottseligkeit u. heil. Wandels", nach denen etwa 20 Gemeinden im SW. Deutschlands u. der Schweiz organisirt wurden. Abgesehen von der Verwerfung der Gemeinschaft mit nicht erweckten Christen entsprach ihre Denkweise der allgemeinen evangelischen; ihrem Streben nach ernstem Wandel kann trotz mancher Uebertreibungen Konsequenz u. Aufrichtigkeit nicht abgesprochen werden. Nach dem Tode Gruber's (1728) u. Rock's (1749) ging indeß die Inspirationssache sichtlich dem Verfall entgegen. Innere Spaltungen, der Abfall hervorragender Glieder, bes. auch der Streit mit den Herrnhutern (s. diesen Art.), äußere Verfolgung u. Auswanderung vieler Glieder nach Amerika (Pennsylvanien) brachte sie in Deutschland fast dem Erlöschen nahe. Noch einmal lebten die J. 1816 in Deutschland u. dem Elsaß auf; der obrigkeitliche Druck ließ ihnen aber nur ein kurzes Leben u. zwang die eifrigsten Gläubigen zur Auswanderung (seit 1841) nach Amerika. So entstand unter der Führung des Schreiners Metz zuerst die rasch erblühende Kolonie Ebenezer bei Buffalo u. in der Folge noch andere in Canada u. dem Staate Jowa (s. 1854), wo an die Stelle früherer Schwärmereien eine geordnete Thätigkeit, bes. eifrige Pflege des Ackerbaues trat.

inspiriren (lat.), einhauchen, eingeben, begeistern.

Installation (lat.) bezeichnet die nach Verleihung eines öffentlichen Amtes erfolgende Einweisung u. Verpflichtung der mit dem Amte beliehenen Person. In der Regel geschieht dieselbe durch einen amtlichen Vorgesetzten, der hierzu von der Anstellungsbehörde besonderen Auftrag erhält, in einem feierlichen Akt, zu dem die gleichgestellten u. untergebenen Beamten eingeladen werden.

Instanz, instantia (lat.). Im Römischen u. Deutschen Rechte gab es nur einen Richter, bei dessen Entscheidung es schlechterdings bewendete. Als aber mit dem Verfalle des römischen Staatswesens die Richter ihre wissenschaftliche Bedeutung u. politische Unabhängigkeit verloren, brach sich der Grundsatz Bahn, daß durch die Möglichkeit der Anrufung eines höheren Richters eine Garantie gegen Verstöße u. Willkür des Richters geschaffen werden müsse. Das gleiche Bedürfniß stellte sich seit dem 13. u. 14. Jahrh. in Deutschland heraus, als das eindringende Römische Recht u. die Entwickelung des Volkslebens größere Anforderungen an Wissen u. Urtheilsgabe der Richter stellte. Es galt daher im neueren Römischen Rechte wie gegen Ende des Mittelalters der Grundsatz, daß es jeder Partei, jedem Angeklagten freistehen müsse, einen höheren Richter zum Zwecke nochmaliger Prüfung des thatsächlichen Materials des Rechtsstreites od. der Untersuchung sowie der angewendeten Rechtssätze anzurufen. Es bildeten sich sonach verschiedene Stufen von Gerichten u. diese nannte man J.en. Anfänglich gab es deren nur zwei, eine Unter- u. eine Oberinstanz, unter dem Einflusse der Kirche aber entwickelte sich der Grundsatz von den drei J.en, die nach Kanonischem Rechte durch Bischof, Erzbischof u. Papst gebildet wurden. Dieser Grundsatz von den drei J.en ist für Deutschland durch die deutsche Bundesakte vom 8. Juni 1815 noch bes. gewährleistet worden; es mußten diejenigen Staaten, die wegen zu geringer Bevölkerungszahl kein Gericht dritter J. unterhalten konnten, sich zur Bildung eines gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes (so namentlich in Lübeck für die Freien Städte u. in Jena für die thüringischen Staaten) vereinigen. In neuerer Zeit hat man jedoch für viele Rechtssachen, namentlich solche von geringerem Betrage, die J.en auf zwei beschränkt. In der Gegenwart ist vielfach die Behauptung aufgestellt worden, daß es zufolge der im Strafverfahren u. im Civilprozesse eingeführten mündlichen Verhandlungsweise unthunlich sei, eine zweite J. zu gestatten, eine Anschauung, welche auch die Motive zur deutschen Civilprozeßordnung berücksichtigen. Man beabsichtigt daher den Weg einzuschlagen, daß man für Prüfung der Rechtsfrage stets zwei J.en (Revision), ja, wenn die Ansichten beider J.en über die anzuwendenden Rechtsgrundsätze wechseln, eine dritte J. (Oberrevision) gestattet, während man eine nochmalige Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse in zweiter J. nur dann für zulässig erachtet, wenn die erstmalige Prüfung von einem Einzelrichter (also nicht einer Mehrzahl, einem Kollegium von

Richtern erfolgt ist. Man führt zur Rechtfertigung dieser letzterwähnten Beschränkung insbesondere an, daß bei freier Beweiswürdigung (s. „Beweis") dem unteren Richter eine lauterere Quelle der Erkenntniß als dem höheren Richter fließe, da es praktisch nicht ausführbar sei, eine in erster J. vor dem zur Entscheidung berufenen Gerichte erfolgte Beweisaufnahme in der Berufungsinstanz zu wiederholen. So sachentsprechend auch eine derartige Beschränkung der J.en ist, so sehr wird dieselbe jedoch bedingt durch eine vorzügliche Vorbildung u. vollständige Unabhängigkeit des Richterpersonals. S. „Rechtsmittel" u. „Revision".

in statu quo (lat.), d. i. in dem Stande, in dem sich die Sache befand od. befindet, unverändert.

Inster, s. v. w. Gekröse (s. d.) von Schlachtthieren.

Insterburg, Kreisstadt mit 14,442 E. (1871) im ostpreußischen Regierungsbezirk Gumbinnen, liegt im O. von Königsberg an der Inster u. Angerap, ist Sitz eines Appellations- u. Kreisgerichtes, hat 2 evangelische Kirchen, ein Gymnasium u. eine Realschule, treibt bedeutenden Handel mit Getreide, Leinsaat u. Holz sowie Flachsspinnerei, Stärkefabrikation, Leinweberei. Das Schloß ist um 1339 erbaut; 1572 erhielt J. Stadtrecht.

Instinkt (a. d. Lat.), der ins Bereich des unbewußten Seelenlebens fallende, unwillkürliche Antrieb zu einer Thätigkeit, fällt (im weiteren Sinne) mit dem Begriffe des Triebes, Naturtriebes, zusammen, der auch die dem Menschen zukommenden ursprünglichen Triebe, den Nahrungs-, Bewegungs-, Geschlechts- u. Geselligkeitstrieb umfaßt, während der eigentliche J. in den Kunsttrieben seinen Gipfelpunkt erreicht, durch welche Lebensweise, zweckmäßiger Gebrauch der Glieder u. Kräfte mit Naturnothwendigkeit bestimmt werden. Die Instinkthandlungen sind auf verschiedene Art erklärt worden, bald mechanisch, bald als aus einzelnen Körpergefühlen hervorgegangen, bald, wegen der oft in hohem Grade überraschenden Zweckmäßigkeit (Bauen, Wandern), als Aeußerungen einer unbewußten Vernunft, während noch Andere Manches blos aus physischen Antrieben hervorgegangen erklären, Anderes aber auf den Verstand zurückführen u. den Ausdruck J. ganz verbannt wissen wollen. Allerdings sind manche Aeußerungen des thierischen Seelenlebens nicht auf einen angeborenen J. zurückführbar, vielmehr als das Ergebniß der Beobachtung, der Nachahmung, der Ueberlegung anzusehen, während umgekehrt beim Menschen, dessen Naturtriebe durch die geistige Bildung zurückgedrängt sind, im verwilderten, bez. im Naturzustande u. bei Krankheiten, der J. deutlicher hervortritt. Nach der jetzt mehr u. mehr zu allgemeiner Anerkennung kommenden Darwin'schen Anschauungsweise sind die Aeußerungen des J.es wesentlich als Gewohnheiten aufzufassen, die durch Anpassung erworben u. durch Vererbung auf viele Generationen übertragen u. befestigt worden sind.

instituiren (a. d. Lat.), einrichten, veranstalten, errichten. Institut, eine Anstalt, Stiftung; Institution, Einrichtung, Anordnung (bes. des Staates), Stiftung.

Institut de France (fr., spr. Aengstitü de Frangs). Der Nationalkonvent hatte durch ein Gesetz vom 8. Aug. 1793 alle patentirten od. vom Staate dotirten Akademien u. gelehrten Gesellschaften aufgehoben u. durch den Artikel 298 der Konstitution vom J. 1794 bestimmt, ein Nationalinstitut (I. d. F.) zu errichten, welches alle Entdeckungen im Bereiche der Künste u. Wissenschaften sammeln sollte. Das Gesetz über den öffentlichen Unterricht vom 25. Okt. 1795 organisirte dasselbe dahin, daß es aus 144 in Paris wohnenden Mitgliedern, ebenso vielen Associés aus dem übrigen Frankreich u. 24 Mitgliedern aus dem Auslande bestehen sollte. Zusammengesetzt sollte es sein aus drei Klassen, der Sciences physiques et mathématiques mit 60 Mitgliedern in Paris u. 60 in den Provinzen, der Sciences morales et politiques mit 36 Mitgliedern in u. 36 außerhalb Paris, u. der Litterature et Beaux-Arts mit 48 Pariser u. 48 nicht in Paris wohnenden Gliedern. Am 20. Nov. 1796 ernannte das Direktorium die 48 ersten Mitglieder, welche den Kern des Instituts bilden u. die Zahl der Mitglieder bis auf die Zahl von 312 ergänzen sollten. Am 6. Dez. wurden diese 48 Mitglieder ins Louvre eingeführt, das von ihnen entworfene Programm für ihre Sitzungen, Wahlen, Abhandlungen, Preise 2c. 4. April 1797 vom Gesetzgebenden Körper gut geheißen u. das I. d. F. selbst sieben Tage nachher eröffnet. Am 1. Sept. 1798 überreichte dasselbe bereits die drei ersten Bände seiner „Mémoires", nachdem es 21. Sept. 1797 bereits den ersten Band seines „Compte rendu des travaux de l'année" abgeliefert hatte, an den sich 1798 der zweite u. letzte anschloß. Durch ein Gesetz vom 1. Mai 1802 wurde dem I. die Aufsicht über die Spezialschulen Frankreichs u. die Besetzung der Lehrerstellen an denselben übertragen. In dieser Weise bestand dasselbe bis zum J. 1803, wo Napoleon die Klasse der Sciences morales et politiques ganz aufhob, u. eine Eintheilung in 4 Klassen, die classes des sciences physiques et mathématiques, de la langue et de la littérature françaises, d'histoire et de littérature anciennes u. des beaux-arts einführte. Die erste sollte 57, die zweite 40, die dritte 40 u. die vierte 28 Mitglieder haben. Die zweite Restauration reorganisirte das I. d. F. abermals (21. März 1816), hob die alten Namen der Klassen wieder auf u. führte die Benennung Académie wieder ein. Die Julireglerung fügte durch eine Verordnung 26. Oktober 1832 die aufgehobene Klasse der Sciences morales et politiques wieder hinzu u. fixirte die Zahl der Mitglieder derselben auf 30, u. 5. März 1832 wurden die Mitglieder infolge des neuen Programms in ihre verschiedenen Sektionen eingetheilt. Das Institut besteht also jetzt aus der Académie française, der Académie des inscriptions et belles lettres, der Académie des sciences (11 Sektionen), der Académie des beaux-arts (5 Sektionen) u. der Académie des sciences morales et politiques (5 Sektionen). Ein Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder dieser Akademien (der Academie française vom J. 1637 an) bis zum J. 1842, sowie ihrer Sekretäre, ihrer auswärtigen Mitglieder u. der von ihnen herausgegebenen Schriften (die aber erst seit 1816 existiren), giebt Le Bas in seinem „Dictionnaire encyclop. de la France" (Paris 1843) Bd. IX, S. 601—607.

Institutionen (a. d. Lat.), Erläuterungen, in eine Kunst od. Wissenschaft — namentlich die Rechtswissenschaft — einleitende Werke. Insbesondere versteht man darunter die J. Justinian's, ein kurzes Rechtssystem, welches einen Theil des Corpus juris (s. d.) ausmacht. Sie sollten als ein dem neuen, durch Justinian's Sammlungen geschaffenen Rechtszustande entsprechendes Lehrbuch für den Rechtsunterricht dienen; ihr in vier Bücher vertheilter Inhalt wurde aus Pandekten u. Codex geschöpft, jedoch mit einzelnen Abänderungen u. mit eingestreuten geschichtlichen Bemerkungen. Sie wurden noch vor den Pandekten publizirt, erhielten aber gleichzeitig mit denselben Gesetzeskraft.

Instruktion (a. d. Lat.), Unterricht, Belehrung, Anweisung, Verhaltungsmaßregel, bes. die einem Anwalt von seinen Klienten zur Führung eines Prozesses gegebene. J. eines Prozesses, Leitung, Führung eines Rechtsstreits; einen Prozeß instruiren, zum Spruche vorbereiten. Ferner Untersuchung; Instruktionsrichter, Untersuchungsrichter.

Instruktor (a. d. Lat.), Lehrer, Erzieher.

Instrument (a. d. Lat.), s. v. w. Werkzeug, wird sowol im mechanischen Sinne als auch zur Bezeichnung von Dokumenten gebraucht. Von dem gewöhnlichen Handwerkszeuge unterscheiden sich die J.e durch feinere, kunstreichere Ausführung u. verlangen demzufolge auch in ihrer Behandlung größere Geschicklichkeit. Je nach ihrem Zwecke unterscheidet man chirurgische, mathematische, physikalische, astronomische, musikalische u. a. J. Diejenigen, welche zur Messung sehr feiner Zeit- od. Raumgrößen dienen, heißen auch mit einem Gesammtnamen Präzisionsinstrumente. — Ueber die musikalischen J. siehe „Musik". — Die Bezeichnung notarielles J. stammt aus Italien, wo sich seit dem 13. Jahrh. der Gebrauch entwickelt hatte, die wichtigeren Rechtsgeschäfte durch einen öffentlichen Beamten, notarius od. judex chartularius, aufzeichnen zu lassen. Diese Niederschrift nannte man notarielles J. Von Italien drang diese Einrichtung bald nach Deutschland u. ist hier durch die Notariatsordnung Maximilian's I. vom J. 1512 gesetzlich geregelt worden.

Instrumentalmusik, eine Musik, welche zur Ausführung mittels musikalischer Instrumente verfaßt u. bestimmt ist, im Gegensatz zu der für die menschliche Stimme bestimmten Vokalmusik. Wenn letztere im Wesentlichen unmittelbar durch einfache od. mehrfache gesangvolle Melodie sich ausdrückt, so ist die J. bei weitem weniger ausschließlich, sie schildert vielmehr durch ihre mannichfachen Kombinationen von Figuren, Rhythmen, Klangfarben 2c. sehr häufig auch solche Dinge, welche außer aller Darstellungsmöglichkeit durch reine Melodie u. Gesang liegen. Die im Verhältniß auch zur größten Gesangsvirtuosität doch immerhin noch bei weitem größere technische Beweglichkeit mancher Instrumente, die individuelle Klangfärbung, mächtige Kraft u. Tiefe der einen, od. außerordentliche Höhe anderer, der bei weitem größere, aus Kombination der verschiedenen Instrumentengattungen sich ergebende Reichthum an Klangmischungen 2c. müssen nothwendiger Weise auf die Vorstellung des Künstlers, mithin auf seine Gestaltung der Tongedanken im Einzelnen, sowie auf die Beschaffenheit der Kunstform im Großen, einen sehr wesentlichen Einfluß üben. Fester u. geschlossener Formen aber bedarf die J. fast noch mehr als der Gesang, weil sie sonst weit mehr noch als dieser der Gefahr, ins Nebelhafte sich zu verflüchtigen, ausgesetzt ist. Denn wenn auch im Gesange die Musik zwar eben so gut selbständige Kunst ist wie in der J., nicht etwa blos Dienerin u. Begleiterin des Wortes, so trägt doch der Text zu ihrer Verdeutlichung bei, u. der Redesatz mit Gliedern u. Theilen bietet immerhin irgend einen Anhalt bei Bildung einer Form überhaupt, wenn auch von solcher an der Rede hängenden Form bis zur frei u. selbständig ausgebildeten Tonkunstform noch ein unendlich weiter Weg ist u. der Gesang auf der höchsten u. freiesten Stufe seiner Entwicklung die Form der ihm zu Grunde liegenden Rede sogar völlig abwirft, nur

seinen eigenen Gesetzen folgend. Die J. hingegen entbehrt eines jeden andern Vorbildes als desjenigen, welches die Tonkunst überhaupt aus dem Studium der Leidenschaften u. der Beobachtung innerer Zustände gewann. Von irgendwelchen Anfängen selbständiger Entwicklung der J. konnte daher unmöglich die Rede sein, bevor man nicht auch im Gesange auf bestimmtere Analogisirung der Seelenbewegungen durch Tonbewegung, also auf bestimmteren Ausdruck, hinzuarbeiten begonnen hatte. Und in der That fällt auch das erste Aufkeimen einer eignen J. nicht lange nach Entstehung der Monodie, des dramatisirenden Einzelgesanges, in welchem man den Ausdruck der Worte mehr zu berücksichtigen sich bestrebte, als vordem in der Polyphonie möglich gewesen war, also in die erste Hälfte des 17. Jahrh. Vor 1500 ist von einer J., die mit der spätern verglichen werden könnte, überhaupt keine Rede. Die wenigen damals vorhandenen Instrumente waren von sehr unvollkommener Ausbildung. Am meisten vorgeschritten war die Orgel, seit 1470 mit Pedal versehen; außerdem dienten unisono mit den Stimmen gehende Cornetti (Zinken), Posaunen, auch Trompeten zur Unterstützung des Chorgesanges od. zur Hervorhebung eines Cantus firmus od. Tenors. Geige (Rebec), Viola, Violon, Bettlerleier u. Trumbscheit waren in den Händen der herumziehenden Spielleute; das Klavier war auch sehr mangelhaft. Die ältesten Instrumentalstücke, welche wir besitzen, reichen (nach Winterfeld) nicht höher hinauf, als in die ersten dreißig Jahre des 16. Jahrh. Es sind franz. Tanzstücke, 1529 zu Paris gedruckt. Die einzelnen Instrumente finden sich nicht angegeben u., vom rhythmischen Bau der Tanzformen abgesehen, sind Tonsatz u. Behandlung der einzelnen Stimmen ganz nach Art der damaligen Gesangstücke. Manche Instrumente u. ihre Behandlung hatten um die eben angeführte Zeit schon wesentliche Fortschritte gemacht, außer den vorhin genannten waren Flöten, Schalmeien, Bombarde od. Pommern, Zithern, Lauten u. Harfen im Gebrauch, Klavier u. Orgel schon um Vieles weiter entwickelt als im 15. Jahrh. Die Instrumententabulaturen waren bereits eingerichtet, die Instrumentisten vereinigten sich zu Zünften (Stadt- od. Kunstpfeifer, Thürmer), standen aber, mit Ausnahme der Organisten, dem Range nach unter den eigentlichen gelehrten Musikern, den Sängern. Da es aber an fertigen Instrumentalformen noch gänzlich gebrach, wählten die Spielleute aus vorhandenen Vokalsätzen solche, die für den Vortrag bes. auf Blasinstrumenten wohlgeeignet erschienen. Von mehrstimmig gesetzten Vokalstücken (Madrigalen u. dgl.) sang man wol eine Simme u. spielte die andern auf einem harmonischen Instrumente dazu. Auch das ganze 16. Jahrh. hindurch war das Instrumentenspiel wesentlich nur Nachklang des Gesanges, wenn auch Johannes Gabrieli, seit 1584 Organist an St. Markus in Venedig, bereits anfing, nicht nur Beides mit einander zu verbinden, u. zwar so, daß beide bestimmt aus einander gehalten sind, sondern auch für Instrumente allein selbständige Tonstücke zu setzen. Die auftauchende Sonate, Canzone, Symphonie 2c., kleine Instrumentalstücke ohne feste Form, waren oft sehr vielstimmig, u. dann, nach Art der Mitte des 16. Jahrh. aufgekommenen vielstimmigen Vokalsätze, ebenfalls in mehrere Chöre getheilt. Von bedeutendem Einfluß auf Ausbildung der begleitenden sowol, als in Ritornellen, Zwischenspielen, kurzen Einleitungen selbständiger hintretenden J. wurden die Oper u. die Kammercantate. Indem das musikalische Drama die Schilderung von Charakteren u. leidenschaftlich bewegten Hergängen sich zur Aufgabe stellte, u. zur Verdeutlichung der Situation lokaler Färbungen bedurfte, zeigte sich die Mithülfe der Instrumente als unentbehrlich. Der musikalisch-deklamatorische Einzelgesang (Monodie, Recitativ) entstand um 1600, u. wirkte, wenngleich noch für lange Zeit steif u. unbeholfen, doch auch mit an der Befreiung des Instrumentalsatzes aus der unbedingten Stimmenmehrheit eines nur auf Instrumenten gespielten Madrigals od. andern polyphonen Stückes. Der Begleitung wurde allmählich die Aufgabe, die Stimme zu tragen, einzelne ihrer deklamatorischen Wendungen betonen zu helfen, u. der Schritt zu einer eigenen Instrumentalcharakteristik war, wenn auch noch sehr weit, so doch nicht mehr ganz unvorbereitet. Carissimi ließ in seinen Kammercantaten die Instrumente schon in selbständigen Ritornellen u. Zwischenspielen konzertirend auftreten. Die Orchester waren schon ziemlich reich besetzt, auch mußten die Instrumente nothwendig sich gebessert haben, um Aufnahme in die Oper zu finden. Die Streichinstrumente nam. erreichten schon vom Beginn des 17. Jahrh. an die höchste Vollkommenheit, da man ihnen, als zur Begleitung vorzüglich brauchbar, alle Aufmerksamkeit zuzuwenden anfing. Mit dem Aufkommen des Stilo concertato in der Kirche (zur Zeit des Carissimi) wurden sie auch in die Kirche mit herübergenommen, woselbst man vorher nur der Orgel u. Blasinstrumente (Zinken, Posaunen 2c.) sich bedient hatte. Auch die Kammer eröffnete dem Instrumentenspiel ein weites Gebiet, auf dem später, zu Ende des 17. u. Anfangs des 18. Jahrh., Corelli, Geminiani u. Vivaldi durch Komposition von Violinsolos, Trios, Quartetten u. Konzerten insbes. sich hervorthaten. Die Ouverture gewann in Frankreich durch Lully (franz. Ouverture) geordnete Form; eine von dieser abweichende in Italien, später durch Scarlatti (ital. Ouverture). Die Entstehung der Suite fällt wahrscheinlich schon um od. vor Mitte des 17. Jahrh.; sie sowol als ganz bes. die Sonate Kuhnau's (1695) helfen der modernen Sonate u. Symphonie die Wege bahnen. Tonstücke unter letzteren beiden Namen kommen schon früh vor (unter dem Namen Symphonie auch Gesangstücke), doch ohne nur entfernt an das, was wir heutzutage darunter begreifen, zu erinnern. Außerdem gab es manche Arten kleinerer Tonstücke, als: Toccate, Fughe, Ricercate, die verschiedenen Tänze, eben so wol einzeln als in der Suite, Partie u. in Balleten vereinigt; Spielarien, meist mit Variationen (Doubles); Intrate u. andere Arten von Einleitungssätzen zu größeren Tonwerken; Concerti grossi, da camera etc. Die gegenwärtig herrschenden Instrumentalstücke lassen sich auf zwei Arten eintheilen. Nach Beschaffenheit ihrer Form im Allgemeinen, in Stücke a. ohne typische Form, als: Fantasie, Toccata, Capriccio, Opernouverture (die aus bloßer Aneinanderreihung von Melodien bestehende), Präludium u. kurze Einleitung in größere Tonsätze, Nachspiel, Interludium, welche aber, wenngleich sie sich einem der vorhandenen Formtypen auch nicht anschließen, darum einer Form überhaupt doch keineswegs entbehren; b. von bestimmter typischer Form, aber aus nur einem Satze bestehend (einsätzige Formen), worunter die unter a. genannten zählen können, wenn sie bestimmte Form annehmen; ferner Fuge, Ouverture (Kunstouverture, in Form des ersten Sonatensatzes); die ältere einsätzige (z. B. Scarlatti'sche) Sonate; Stücke in zweitheiliger Arien- od. Liedform, als Konzertstücke, das moderne Lied ohne Worte, Klavierstücke, Etuden; die Tänze mit u. ohne Trio; c. aus mehreren Sätzen, von denen jeder für sich bestimmt geschlossene Form hat, bestehend, cyklische od. mehrsätzige Formen, als: die Gattungen der Sonate, nämlich: Klavier-, Orgel-, Violin- 2c. Sonate, Duo, Trio, Quartett, Quintett 2c., Konzert (einfaches Doppel-, Tripelkonzert), Symphonie. Nach Verwendung der Instrumente unterscheidet man die Instrumentalstücke in solche für ein Soloinstrument od. für mehrere Soloinstrumente allein (Duo, Trio, Quartett 2c.), für ein od. mehrere Soloinstrumente mit Begleitung, u. endlich in solche für einen Instrumentenchor, ein Orchester (großes, kleines Orchester, Streichorchester, Harmoniemusik). Die einzelnen Gattungen dieser beiden Hauptklassen durchkreuzen sich, Solo- sowol wie Orchesterstücke können von einsätziger, auch mehrsätziger Form sein 2c.; nur die fantasieartigen Tonstücke sind nicht anders als für ein Soloinstrument denkbar.

Instrumentirung, Instrumentation, die Anordnung der Instrumente in Instrumentalwerken od. in Vokalwerken mit Begleitung. Man gebraucht diese Ausdrücke sowol in Bezug auf ein einzelnes Instrument, als auch, u. zwar vorzugsweise, auf die gleichzeitige Verwendung einer Mehrheit verschiedener Instrumentengattungen. In jenem Wortverstande sagt man auch von einem Solostücke, z. B. einer Klaviersonate, es sei gut instrumentirt, wenn Charakter, Klangwirkungen u. die technischen Eigenschaften des Instrumentes in wirkungs- u. ausdrucksvoller Weise darin zur Geltung gebracht sind. Die J. eines mit verschiedenen Instrumentengattungen besetzten Tonstückes verlangt, neben dieser charakteristischen Verwendung jedes einzelnen Instrumentes, ebenso charaktervolle als wohlklingende Kombinationen aller in dem Tonstücke vorkommenden Instrumente. Man pflegt die J. eines Tonsatzes als eine von der eigentlichen Erfindung u. Anlage desselben gesonderte Beschäftigung anzusehen; doch ist sie dies, im Wesentlichen wenigstens, nur hinsichtlich der Ausarbeitung im Einzelnen; denn wirklich erfunden wird sie mit Entstehung u. Ausgestaltung der Tongedanken gleichzeitig; sie ist innerer Charakterismus derselben, nicht blos äußerliche Uebertünchung u. nach Willkür umgehängte Gewandung. Eben so wenig darf sie bloßes Klangspiel ohne bedeutenden Toninhalt sein. — Zur J. wird vorausgesetzt: genaue Kenntniß der spezifischen Charaktereigenthümlichkeiten, des Umfangs, der Klangfarbe, Technik u. Notirungsart eines jeden Instrumentes; der Orchesterkomponist muß mit der Technik der Instrumente hinlänglich vertraut sein, um denselben nichts Unausführbares od. Unpraktisches zuzumuthen; ferner sorgfältigstes Studium der aus Mischungen verschiedener Instrumentengattungen u. Arten hervorgehenden Klangwirkungen; Kenntniß hiervon ist vorzugsweise aus den Partituren der Meisterwerke u., wenn es die Umstände zulassen, aus Vergleichung derselben mit der Wirkung in den Aufführungen zu schöpfen. Lehrhaft behandelt (so weit dies überhaupt angeht) ist die J. u. A. in Marx's „Kompositionslehre" Bd. III, IV, Lobe's „Kompositionslehre" Bd. II, Berlioz's „Traité d'instrumentation", Gaßner's „Partiturkenntniß", Sundelin's „Instrumentirung für das Orchester" 2c.

Insubordination (a. d. Lat.) ist jedes Vergehen gegen die militärische Unterordnung (Subordination) des Untergebenen unter den Vorgesetzten, mag es in Mienen, Geberden, Worten od. Handlungen bestehen.

Die J. wird nach dem Militärstrafgesetze bestraft, u. kann das Strafmaß je nach Ort, Zeit u. Schwere des Vergehens selbst bis zur Todesstrafe gesteigert werden.

in succum et sanguinem vertiren (lat.), in Saft u. Blut verwandeln, Etwas sich ganz zu eigen machen, in sich aufnehmen, gehörig erlernen.

insufficient (a. d. Lat.), unzulänglich, ungenügend.

Insult (a. d. Lat.), ein Anfall, ein beleidigender Angriff, eine Beschimpfung. Insultiren, beleidigen, beschimpfen.

Insurgent (a. d. Lat.), Empörer, Aufrührer. Insurrektion, Empörung, Aufruhr.

in suspenso (lat.), im Zweifel, unentschieden, aufgeschoben.

Intabulation, s. „Ingrossation".

Intaglien, s. „Gemmen".

intakt (a. d. Lat.), unangetastet, unbefleckt, unbescholten.

Intarsia, Holzmosaik, Einlegearbeit aus verschiedenfarbigen Hölzern, die, in Italien im 15. Jahrh. aufgekommen, später zu großer Vollendung gelangte. Sie wird nam. da angewendet, wo es sich um die Verzierung von Flächen handelt, die ihrer Bestimmung nach einen hervortretenden, plastischen Schmuck nicht gestatten, z. B. bei Tischplatten, Sitzlehnen u. s. w. Die Renaissance verwendete die J., welche durch Anwendung bunter Hölzer eine sehr reizende Ornamentirung ermöglicht, vielfach, u. sind nam. hervorzuheben das Stuhlwerk im Dom zu Orvieto (um 1450), das im Dom zu Siena (1503) u. vor Allem das in S. Domenico zu Bologna (von Fra Domiano da Bergamo aus dem J. 1530); auch sind neben den ital. Arbeiten die Erzeugnisse der deutschen Kunsttischler in dieser Richtung zu erwähnen. In späteren Zeiten wurde nam. am Niederrhein die Einlegearbeit zur Verzierung der Möbel angewendet.

höchste Intelligenz. Indem man in den Zeitungen auf der einen Seite einen wichtigen Hebel der Intelligenz des Volkes, auf der anderen ein Spiegelbild der Volksbildung erkannte, bezeichnete man sie im vorigen Jahrhundert vielfach als „Intelligenzblätter", ein Name, der sich bei einzelnen derselben bis zur Gegenwart erhalten hat.

Intendant (a. d. Lat.) ist ein Oberaufseher od. Verwalter, bes. eines öffentlichen Instituts; diesen Titel führen aber nam. höhere Hofbeamte, denen die Oberleitung deutscher Hofbühnen obliegt. Ihr Amt heißt Intendantur, u. Intendanz bezeichnet die Gesammtheit des unter ihnen stehenden Verwaltungspersonals. Der Hofintendant der Neuzeit ist aus dem grand-maître des spectacles, dem Oberaufseher aller Lustbarkeiten u. Feste am franz. Hofe, hervorgegangen. Bei mehreren Höfen ist der Hoftheaterintendant als solcher allein noch keine große Hofcharge, gewöhnlich ist er zugleich wenigstens Kammerherr des Landesherrn od. eines Prinzen des Hauses.

Intension (a. d. Lat.), eigentlich die Spannung u. die dadurch verstärkte Wirksamkeit eines Dinges, nam. die Anspannung der innern Kraft, welche durch Vergleichung od. Messung mit einer andern zur intensiven Größe wird, im Gegensatz zu extensiver, d. i. räumlich ausgedehnter Größe. Man versteht daher unter intensivem Gefühl ein lebhaft erregtes, innerlich kräftiges; unter intensiver Willenskraft eine in einem selbständigen, scharf ausgeprägten Charakter zu Thaten treibende. So sagt man auch, ein Ding habe Intensität, wenn es viel innere Kraft entwickelt. Eben darum setzt man die J. der Extension od. Ausdehnung entgegen, weil die größere Ausdehnung, die Verbreitung in einen größern Raum, die vorhandene Kraft meist schwächt. In der Grammatik heißt Intensivum ein Zeitwort, welches eine Verstärkung, ein längeres Beharren bei einer Handlung ausdrückt.



Nr. 3187. Holzmosaik (Intarsia) aus der Renaissancezeit.

integer (lat.), unversehrt, unverdorben; davon **Integrität**, Unberührtheit, Vollständigkeit, Zusammenhang; ebenso **Integrum**, ein vollständiges Ganzes.

Integralrechnung, die, bildet mit der Differenzialrechnung (s. d.) den sog. „höheren Kalkul" od. die Infinitesimalrechnung u. ist gewissermaßen die umgekehrte Operation der Differentialrechnung. Wenn man nämlich die unendlich kleine Aenderung irgend einer Größe x ihr Differenzial nennt u. mit dx bezeichnet, so kann man umgekehrt die Größe x als eine Summe von unendlich vielen solchen kleinen Zuwächsen dx betrachten, u. man bezeichnet dies durch das vorgesetzte Summenzeichen $\int$, so daß also $x = \int dx$ bedeutet: x ist die Summe der allmählichen Zuwächse dx. Diese Summe nennt man aber hier nach dem Vorgange von Bernoulli ein Integral. Die Ermittelung des Integrals zu irgend einem gegebenen Differenziale heißt Integration, u. die Art u. Weise dieser Ermittelung wird eben in der J. gelehrt.

intellektual (a. d. Lat.) heißt Alles, was zunächst vom Verstand ausgeht u. von demselben abhängig ist. Wenn man dem J.en das Sensuale od. Sinnliche entgegenstellt, so wird es auf diejenigen Vorstellungen, Beobachtungen u. Erkenntnisse bezogen, die man sich als blos vom Verstande hervorgebracht denkt. Wenn statt i. die verwandte Form intellektuell gebraucht wird, so pflegt man dabei an das Erkenntnißvermögen, an das Geistige, in wiefern es sich im Gebiete der Erkenntniß überhaupt zeigt, zu denken. Ist von intellektueller Bildung die Rede, so setzt man sie der moralischen, auch wol der ästhetischen, entgegen. Noch ein anderer Gegensatz tritt bei der intellektuellen Theilnahme od. Urheberschaft hervor, nämlich der zum Physischen. Intellektueller Urheber ist der, welcher in dem Vollführer eines Planes od. in dem Thäter eines Verbrechens den Entschluß durch geistige Einwirkung zur Reife bringt u. also selbst direkt bei der That nicht betheiligt ist.

intelligent (a. d. Lat.) heißt der, welcher Intelligenz besitzt, worunter man die durch zweckmäßigen Gebrauch des Verstandsvermögens erworbene Einsicht, die von sinnlicher Erfahrung unabhängige Erkenntniß versteht. Man braucht auch den Ausdruck „Intelligenz" für intelligentes Wesen, das mit Verstand u. Einsicht begabt ist, u. nennt Gott selbst die

inter arma silent leges (lat.), unter den Waffen (während des Krieges) schweigen die Gesetze.

Intercession (a. d. Lat.), das Eintreten mit seinem Vermögen für einen Anderen, wie es z. B. die Bürgschaft (s. d.) zeigt. So intercedirt ferner Jemand, wenn er ein Geschäft abschließt, das der Andere hätte eingehen müssen, z. B. ein Darlehn aufnimmt, weil ein Freund des Geldes bedarf; ein Hausgrundstück kauft, um Jemand den Fortgebrauch einer Wohnung zu ermöglichen; den Gläubiger eines Anderen befriedigt u. s. w.

Interdikt (a. d. Lat.) heißt in der röm. Kirche das seit dem 11. Jahrh. angewendete Verbot entweder der Theilnahme am Gottesdienste für einzelne Personen (persönliches J.) od. das Verbot, überhaupt Gottesdienste zu halten, für einzelne Kirchen, Städte u. selbst ganze Länder (örtliches J.). Das J. ist immer eine vorläufige Maßregel, die entweder mit Lossprechung im Fall der Buße od. mit gänzlicher Ausstoßung (Exkommunikation) enden muß; es bedingt die Einstellung des Gottesdienstes, der Spendung der Sakramente, das Aufhören des kirchlichen Begräbnisses u. die Untersagung des Glockenläutens. Aus Rücksicht auf die am J. unschuldigen Glieder des Volks gestatteten aber die Päpste seit Ende des 12. Jahrh. allerlei Milderungen, z. B. die Kindertaufe u. die Beichten Sterbender, stille Gottesdienste u. selbst feierliche für die Zeit der großen Feste u. s. w. Das kleinere, bes. persönliche J. können auch Synoden u. Bischöfe verhängen, u. es ist deshalb bis heute noch nicht außer Gebrauch gekommen. Ueber ganze Bezirke u. Länder hingegen ist das J. seit dem Anfang des 17. Jahrh. nicht mehr verhängt worden.

Interesse (a. d. Lat., d. h. das Darangelegensein, bezeichnet den geistigen Antheil an einem Dinge, einer Person od. Thatsache; interessant ist ein Ding, welches eine solche Theilnahme erregt; interessirt heißt aber der Mensch, welcher nur auf materiellen Nutzen bedacht ist; interessiren, s. v. w. Theilnahme erregen; sich interessiren, J. haben; J.n, Kapitalzinsen; Interessenten, rechtliche Theilhaber eines Geschäftes. Im Recht bezeichnet J. den Unterschied zwischen dem Bestande eines Vermögens nach dem Eintritte eines schadenden, von einem Anderen verschuldeten Ereignisses, u. zwischen dem Betrage, den das Vermögen ohne dieses gehabt haben würde. Das J. begreift nicht nur den positiven

Schaden (damnum emergens), sondern auch den entgangenen Gewinn (negativen Schaden, lucrum cessans), wobei sogar derjenige Nachtheil zu berücksichtigen ist, welchen das beschädigende Ereigniß nur mittelbar zur Folge hatte. Bei Schätzung des zu leistenden J.s kommt aber nur der erweislich durch das fragliche Ereigniß hervorgebrachte Vermögensnachtheil, also nur ein Gewinn, auf welchen ohne jenes sicher zu rechnen war, in Betracht; die bloße Möglichkeit eines Gewinns wird nicht berücksichtigt.

Interferenz (vom engl. to interfere, d. i. sich einmengen, sich widerstreiten) nennt man in der Physik nach dem Vorgange des engl. Physikers Thomas Young die Erscheinung, welche sich zeigt, wenn zwei von verschiedenen Mittelpunkten ausgehende Wellensysteme, seien es Wasser-, Schall-, Lichtwellen od. andere, in einander eindringen u. sich in ihrem einfachen Verlaufe stören. Am einfachsten erhält man einen Begriff davon, wenn man auf einer Wasserfläche durch zwei nahe bei einander hineingeworfene Steine zwei Systeme von Wellenringen erzeugt, die sich durchkreuzen. Die J. zeigt sich dann darin, daß die Punkte, wo zwei Wellenberge sich durchschneiden, einen doppelt so hohen Berg, da hingegen wo zwei Thäler sich treffen, ein doppelt so tiefes Thal bilden; wo aber ein Berg des einen Wellenzuges mit einem Thale des anderen zusammenfällt, weder Berg noch Thal entsteht, sondern für diesen Moment das Wasser in Ruhe bleibt. Ganz ähnlich können beim Lichte durch J. zweier Aetherwellenzüge Aethertheilchen entweder zu stärkerer Schwingung veranlaßt werden, so daß sie stärkeres Licht im Auge erregen, od. durch entgegengesetzten Impuls zur Ruhe gezwungen werden, so daß an dieser Stelle Abwesenheit von Licht, Finsterniß, erscheint. Durch Anwendung dieser Sätze lassen sich viele optische Erscheinungen erklären, u. a. auch die abwechselnden hellen u. dunklen Streifen, welche bei der Beugung od. Inflexion (s. d.) des Lichtes durch enge Spalten entstehen. Fresnel (s. d.) hat ferner gezeigt, wie solche dunkle Interferenzstreifen sich auch bilden beim Durchgange des Lichtes durch ein sehr stumpfwinkliges Prisma (Interferenzprisma) od. beim Reflektiren des Lichts auf zwei unter äußerst stumpfem Winkel (nahe 180°) geneigten Spiegeln (Interferenzspiegeln). Wendet man hierbei nicht einfarbiges, homogenes, Licht an, sondern weißes, so entstehen, ganz wie bei der Inflexion, statt der abwechselnden hellen u. dunklen Streifen, auf einander folgende Farbenspektra (Interferenzfarben, Interferenzspektra). Auch bei Schallwellen kann man solche als stellenweise Verstärkung od. Schwächung, ja Vernichtung des Schalles sich zeigende Interferenzphänomene beobachten. Wenn man z. B. eine schwingende Stimmgabel in der Nähe des Ohres zwischen den Fingern dreht, so bemerkt man, daß bei gewissen Stellungen der Gabel der Ton fast verlischt, d. h. an den Stellen, wo die durch die Schwingungen der beiden Zinken der Gabel erregten Luftwellen sich gegenseitig vernichten.

Interim (a. d. Lat., d. h. inzwischen) hießen im Reformationszeitalter die Vereinbarungen zwischen Katholiken u. Protestanten, welche festsetzten, wie sich beide Theile inzwischen, d. h. bis zum völligen Austrag der Sache, verhalten sollten. In der Regel waren diese J.s nur von kurzer Dauer, da sie beiden Theilen unerträglichen Zwang auferlegten, u. der Volkswitz sagte nicht mit Unrecht: „J. hat den Schalk hinter ihm“, d. h. die stillschweigende Absicht, es nicht zu halten. Die berühmtesten sind: das Regensburger J. von 1541, welches die Protestanten auf die mit dem päpstlichen Nuntius Contarini vereinbarten Artikel verpflichtete; ferner das berüchtigte Augsburgische J. von 1548, in welchem die Protestanten die ärgsten Zugeständnisse machen mußten, dessen Einführung aber selbst dem härtesten Zwang nicht gelang, u. endlich das Leipziger od. kleine J. von demselben Jahre, welches bes. Melanchthon auf das Andringen des Kurfürsten Moritz entworfen hatte, ohne damit ein besseres Resultat zu erreichen.

Interimistikum (a. d. Lat.), ein vorläufiger, provisorischer Zustand, bes. die — richterliche od. obrigkeitliche — Verfügung, wodurch streitige Besitz- od. Eigenthumsverhältnisse bis zur endgiltigen Entscheidung geregelt werden.

interimistisch (a. d. Lat.), vorläufig, einstweilig.

Interimswirthschaft, die Bewirthschaftung eines Bauerngutes während der Unmündigkeit des Anerben durch einen Spezialvormund (Interimswirth). Derselbe nimmt vollständig die Stelle des verstorbenen Besitzers ein u. ist in seiner Verwaltung nur durch die Rücksicht auf das spätere Recht des Anerben beschränkt; verwendet er sein eigenes Vermögen auf das Gut, so erhält er dafür das Recht des Altentheils, also sichere Versorgung für sein Alter. Die Jahre der J. heißen die Mal- od. Zieljahre u. dauern bis zur Großjährigkeit des Anerben.

Interjektion (a. d. Lat.), ein Zwischenwort, Ausrufs- od. Empfindungswort, z. B. „Oh!“ „Ei!“ „Au!“. Die J.en sind undeklinirbar; einige Sprachforscher sehen in ihnen die ältesten Formen menschlicher Sprache.

Interlaken, Dorf im Oberlande des schweiz. Kantons Bern mit 1896 E., liegt 563 m. über dem Meere am linken Ufer der Aare, gegenüber dem Orte Unterseen auf dem sog. „Bödeli“, einer Niederung zwischen dem Thuner u. Brienzer See (inter lacus, d. h. zwischen den Seen). J. ist eines der besuchtesten Standquartiere für Touristen in der Schweiz u. berühmt theils wegen seiner prachtvollen Aussicht auf die Bergriesen des Berner Oberlandes, bes. die Jungfrau, theils wegen der Nähe großartiger Thal- u. Bergpartien (Faulhorn, Wengernalp, Grindelwald- u. Lauterbrunnenthal). Die Gasthäuser des Ortes gehören zu den luxuriösesten der Schweiz u. werden von vielen englischen, amerikanischen, russischen u. deutschen Familien für längeren Sommeraufenthalt benutzt. Eine Molkenkuranstalt erhöht den Fremdenverkehr. Das Kloster J. wurde 1130 gegründet, 1528 aufgehoben; ein Theil desselben ist in ein Armenkrankenhaus verwandelt worden.



Nr. 3188. Blick auf die Jungfrau von Interlaken aus.

Interlinearversion (a. d. Lat.) od. Interlinearübersetzung nennt man eine zwischen die Zeilen eingefügte Uebersetzung, in welcher unter (bez. über) jedem einzelnen Wort des Originaltextes sich die entsprechende Uebersetzung desselben befindet, ohne Rücksicht auf die in der Sprache der Uebersetzung geltenden Regeln der Wortfolge, z. B.:

Rebus angustis animosus atque fortis appare (Horaz).
(In) Lagen mißlichen muthig und tapfer zeige dich.

In der Handschriftenkunde bezeichnet J. s. v. w. Veränderung, Fälschung, nam. die Verfälschung des Textes einer Schrift durch Einschaltung von einzelnen Wörtern, von Sätzen od. ganzen Abschnitten; es wird durch diesen Ausdruck aber auch das an der interpolirten Stelle Eingeschobene selbst bezeichnet.

Interlokut (a. d. Lat.) nennt man im Prozesse die zum Zwecke der Fortleitung desselben vom Richter an eine Privatperson gerichtete, meist schriftliche Aufforderung, eine bestimmte Prozeßhandlung vorzunehmen, bes. in dem Fall, wenn der Richter fordert, daß ihm eine von den Betheiligten vorgetragene Behauptung bewiesen werde. Dieses sog. Beweisinterlokut ist nach vielen Prozeßgesetzen ein der Rechtskraft (s. d.) fähiges Erkenntniß, das den Prozeß in zwei große Hälften, das erste u. das Beweisverfahren, zerlegt. Man begreift unter J. aber auch noch eine Verfügung des mit Abfassung eines Erkenntnisses od. einer sonstigen richterlichen Entschließung betrauten Richters, durch welche derselbe ausspricht, daß er noch nicht in der Lage sei, ein Erkenntniß od. eine Entschließung zu fassen, weil es noch in einer od. mehreren Beziehungen an den erforderlichen Unterlagen gebricht, deren Erledigung der interloquirende Richter für unentbehrlich ansieht. Meist unterscheiden sich die J.e von den eigentlichen Erkenntnissen auch durch die minder feierliche Form.

Intermezzo (a. d. Ital.) ist ein Zwischenspiel entweder mit einer kleinen selbständigen Handlung, welche zu einem größern Stücke in Beziehung steht, od. auch ganz ohne Zusammenhang zwischen größere Stücke eingeschoben. Bei den Spaniern waren die Entremeses kleine burleske Dramen, deren Stoff gewöhnlich dem Leben der untern Volksklassen entnommen war. Sie gaben die Wirklichkeit ganz ungeschminkt u. ohne poetische Idealisirung u. waren oft nur kleine Situationsbilder in abgerissenen Scenen. Bei den Italienern bestand aber das J. meist aus einem komischen, von 2 od. höchstens 3 Personen aufgeführten Singspiel. Allmählich artete es in gemeine Possenreißerei aus u. verschwand gegen 1700; doch führte man es später wieder ein, Anfangs in Form kleiner Balletscenen, dann auch als kleine Stücke, namentlich um einzelnen

Schauspielern u. Sängern Gelegenheit zu geben, sich ohne viele, durch ein größeres Personal veranlaßte Vorbereitungen zu zeigen. In Deutschland ist das J. eigentlich nie gebräuchlich geworden, u. Cronegk steht mit seinem Versuche in „Olint u. Sophronia" ziemlich vereinzelt da. Bekanntlich nennt man auch J. einen unerwarteten, meist komischen Zwischenfall, der den stetigen Fortschritt einer Handlung unterbricht.

intermittiren (a. d. Lat.), unterlassen, nachlassen, aussetzen. Intermittirende Quellen, s. „Quellen".

intern (a. d. Lat.), inwendig. Interne, Einheimische, Inländer, in den Lehranstalten die Schüler, die Kost u. Wohnung daselbst haben, im Gegensatz zu den Externen.

international (a. d. Lat.) ist Alles, was mit den gegenseitigen Beziehungen der Völker u. Staaten zusammenhängt. Man spricht deshalb von i.en Rücksichten u. Verhältnissen, vom i.em Handel u. Verkehr, i.em Rechte, i.en Konferenzen, Kongressen u. Verträgen, wie denn auch Effekten, denen sich die Spekulation nicht blos in dem Ursprungslande zuwendet, in der Börsensprache i.e Spielpapiere genannt werden. Auf der Anerkennung u. Pflege solcher Beziehungen beruht zu einem guten Theile die Stärke u. Selbstgewißheit des modernen Staats. Dadurch, daß auch der Fremde bei allen gesitteten Nationen vermöge des Gastrechts für seine Person u. sein Eigenthum Schutz findet, daß die Staaten sich unter einander als souveräne Rechts- u. Freiheitsanstalten anerkennen u. dieser Anerkennung durch besondre Verträge, Gesandtschaften, Abstellung von Beschwerden u. a. m. insofern Ausdruck verliehen, als im Auslande abgeschlossene Geschäfte auch im Inlande wirksam bleiben — hat sich der Außen- u. Welthandel, die Vermehrung der Genußmittel, die Steigerung des Werths der eignen Erzeugnisse u. des Nationalreichthums sowie eine Fülle von Einsichten u. Kenntnissen entwickelt, die den Gewerben, den Künsten u. Wissenschaften nicht minder als den Staatsverwaltungen zu Gute kommt. Für die Vortheile, welche sich aus einem regen internationalen Verkehr ergeben, fehlte es im Alterthum noch an dem hinreichenden Verständniß. Ungeachtet ihrer vorgeschrittenen humanen Bildung sahen die Griechen in den Fremden nur Barbaren. Bei den staatsgewaltigen Römern verfielen die Ausländer, welche ohne vorher eingeholte Erlaubniß den Boden des Weltreichs betraten, der Sklaverei. Bündnisse u. dauernde friedliche Beziehungen konnten andere Nationen nur um den Preis eines Abhängigkeitsverhältnisses erlangen. Erst mit den Germanen u. ihrer Freiheit kam Fluß in diese abweisende Strenge. Wohl könnte selbst gegenwärtig keine Macht der Erde ein für alle Völker verbindliches Gesetz u. eine oberste Schiedsgewalt errichten, u. das Mittelalter mußte hierin noch vielmehr den weiten Abstand zwischen Wollen u. Vollführen zur Anschauung bringen. Aber die Idee einer inneren Gemeinschaft der gesitteten Nationen überdauerte doch alle Fehden, die Gewohnheit mit u. von dem Auslande zu leben erzeugte nach u. nach ein eigenes Völkerrecht, das wenigstens unter der Garantie der Sitte steht u. für seine Gebräuche selbst in Kriegszeiten Achtung verlangt, u. das neuere Staatensystem hat die Pflege der auswärtigen Beziehungen zum Grundsatz erhoben. Den jüngsten Fortschritt in dieser Beziehung bezeichnet der Gedanke, nicht blos in Friedensschlüssen u. Verträgen zwischen einzelnen Staaten, sondern auf allgemeinen Kongressen für sämmtliche Theilnehmer verbindliche Satzungen u. Einrichtungen zu schaffen u. den übrigen Mächten den Beitritt zu den Vereinbarungen offen zu halten. Hieraus gingen hervor die Verträge in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zur Unterdrückung des Sklavenhandels, die Verträge von 1857 u. 1863 behufs Ablösung des Sundzolls, der Belt- u. Scheldezölle, die Genfer Konvention von 1864 zur Erleichterung des Schicksals der verwundeten Krieger, sowie im letztverwichenen Jahre die Brüsseler völkerrechtliche Konferenz u. die Gründung eines Postvereins zwischen allen europäischen Staaten u. der nordamerikanischen Union.

Internationale, internationale Arbeiterverbindung ist der Name eines über Europa u. die Vereinigten Staaten von Nordamerika verbreiteten Bundes, der eine völlige Umgestaltung der Staats- u. Gesellschaftsverfassung zum Vortheil der besitzlosen Arbeiter anstrebt. Seine Gründung hängt mit dem Treiben der vorgeschrittensten französischen Demagogen, eines Blanqui, Delescluze, Pyat u. A., zusammen, welche die Revolution als höchste geschichtliche Aufgabe betrachten u. zu deren Durchführung das Proletariat mit geduldiger Berechnung organisiren wollen. Die niederen Arbeiter bilden örtliche Vereine, die in gegenseitiger Verbindung stehen, Geldmittel aufbringen, um vorgeblich mit der Kapitalmacht in gewerbliche Konkurrenz zu treten, nach u. nach aber unter Benutzung des allgemeinen Stimmrechts die Leitung des Staats an sich bringen u. dermaleinst, was schon Baboeuf 1795 zur Herstellung der republikanischen Gleichheit betrieb, den Uebergang alles Sondereigenthums auf einen Centralverein vermitteln sollen, der dasselbe wieder auf Arbeitergenossenschaften umlegt. Dazu, daß dieser Plan auch in andern Staaten Anhänger fand, gab 1862 die große Londoner Weltausstellung Gelegenheit. Auf Kosten der französischen Regierung war eine Anzahl Arbeiter, darunter Tolain u. Fribourg, nach London abgegangen, um die Ausstellung zu besichtigen u. mit den englischen Arbeitern ein Verbrüderungsfest zu begehen. Sie lernten dort die als Trades' Unions bekannten Gewerkvereine kennen, kamen aber, durch Vermittlung zweier Aussendlinge der Pariser Sozialisten, auch mit den Demagogen aller Länder in Berührung, welche in der englischen Hauptstadt Zuflucht gefunden haben. Aus den so empfangenen Anregungen entstand der Plan einer Weltverbindung, der am 28. Sept. 1864 zu London in St. Martins Hall in die Gestalt eines Grundvertrags gebracht wurde. An dem damals abgehaltenen Meeting nahmen außer den Bronzearbeitern Tolain u. Fribourg u. dem Geigenbauer Dupont noch 4 Franzosen, 3 Deutsche, unter ihnen der Sozialphilosoph Dr. Marx, 2 Schweizer, 5 Belgier, 4 Engländer u. je 1 Spanier, Irländer, Ungar, Italiener u. Russe Theil. Von einem rabulistischen Advokaten hatten die französischen Theilnehmer die Belehrung erhalten, daß kein französisches Gesetz ihnen die Mitgliedschaft in einem englischen Arbeitervereine verwehre. Dies gab den nächsten Anlaß zur Einrichtung einer Centralleitung in London mit dem republikanischen Schreiner od. Schuster Odger als Präsidenten u. Cremer u. Wheeler als Sekretären. Wer einer von den Sektionen der J. beitrat, die in den verschiedenen Ländern sich bildeten, sollte die Entschuldigung haben, daß er keiner einheimischen verbotenen, sondern einer nach englischem Gesetz erlaubten Verbindung angehöre. Den gewerbsmäßigen Verschwörern konnte es natürlich nicht entgehen, daß solche Ausreden weder überall noch lange verfangen würden. Indem sie aber die Arbeiter mittels deren Verlangens nach einer verbesserten Stellung u. durch Beschwichtigung ihrer Besorgniß vor polizeilichem od. strafgerichtlichem Einschreiten zu sich herüberzogen, schufen sie ein System von Treibherden, die durch sie von London aus die passende Beschickung erhielten. Was die Ultra's mittels der J. zu erreichen gedachten, dies sprachen die Kongresse aus, welche in den nächstfolgenden Jahren in Genf, Lausanne, Brüssel u. Basel abgehalten wurden. Jeder übernahm den vorhergehenden, u. an Sätzen wie: „Recht auf Arbeit unser Prinzip, die Organisation der Arbeit unser Agitationsmittel, eine soziale Revolution unser Zweck" gelangten die größtentheils den gebildeten Ständen angehörigen Wortführer zur Abschaffung der Religion u. der Ehe, Ersetzung des Glaubens durch die Wissenschaft, des göttlichen Gesetzes durch das menschliche, Beseitigung aller bisherigen Regierungen, Staaten- u. Volksunterschiede, Aufhebung des Privateigenthums, des Erbrechts u. der Lohnarbeit, sowie zu der sog. Liquidation od. der Einziehung aller Güter zum Besten der Gesammtheit. Daß alle Mitglieder des Gesammtbundes, od. auch nur die Mehrheit der Leiter, sich zu diesem Nihilismus bekennen, soll hiermit nicht behauptet sein. Aber die Greuel, zu denen 1871 die Pariser Kommune sich hinreißen ließ, die Ausschweifungen, welche die Intransigentes (Unversöhnlichen) unter der letzten spanischen Republik in Cartagena u. anderwärts begingen, waren mit das Werk der französischen u. spanischen Sektion der J., u. weisen auf das Gefährliche einer ständigen, die Massen mit aller Glut der Leidenschaft entzündenden Aufwiegelung hin. Zur Zeit ihrer höchsten Entwicklung bestand die J. aus einer englischen, amerikanischen, französischen, belgischen, italienischen, deutschen, niederländischen u. spanischen Sektion. Der dirigirende Ausschuß, dessen Seele Dr. Marx war, hatte seinen Sitz in London zu Holborn. Neben ihm führte ein Generalrath mit Hermann Jung als Präsidenten, John Weston als Schatzmeister, George Harris als Sekretär der Finanzen u. John Hales als Generalsekretär die Geschäfte. Die Mitgliederzahl ward auf 7½ Millionen geschätzt, von denen auf England u. Frankreich fast 2 Millionen kamen. Seit 1871 ist die J. anscheinend im Rückgange begriffen. Durch den Fall der Pariser Kommune verlor sie viele ihrer hingebendsten Führer; die englische Sektion, welche von der hohen Politik u. dem Kommunismus niemals viel wissen wollte, entzog sich der Vormundschaft des Generalraths; die Leitung des Ganzen ist angeblich nach Amerika verlegt, die französische Sektion wird von der Regierung niedergehalten, in Deutschland drücken die Polizei u. die Gerichte auf ihre Versammlungen u. Preßerzeugnisse, u. die jetzige Geld- u. Handelskrisis setzt ebenfalls einen gewaltigen Dämpfer auf. Insofern jedoch die J. den besseren u. einsichtsvolleren Elementen Veranlassung gegeben hat, durch unermüdliche Arbeit an der Abstellung unserer gesellschaftlichen Mißstände der Bewegung in Zukunft den Boden zu entziehen, kann in dem Auftreten des gefährlichen Bundes immerhin ein heilsamer Wendepunkt erkannt werden. — Weil die ultramontane Propaganda u. die Kapitalmacht durch die politischen Grenzen sich nicht beschränken läßt, wird jene gegenwärtig die schwarze, diese die goldne J. genannt.

interniren heißt eigentlich: in das Innere (eines Landes, von dessen Grenzen weg) verweisen. Die Internirung ist eine Freiheitsbeschränkung u. hebt ebenso wie die Konfination, die zwangsweise

Aufenthaltsanweisung (gewöhnlich mit Polizeiaufsicht), die Freiheit der Wahl des Aufenthaltsortes auf. Formell in den neueren Gesetzbüchern beseitigt, sind die Konfination u. Internirung in der Einrichtung der „Stellung unter Polizeiaufsicht" überhaupt, in dem Institute der unbedingten Entlassung insbesondere in milderer Gestalt wieder aufgelebt. In der neuesten Zeit wird die Internirung im eigentlichsten Sinne des Worts namentlich über Militärpersonen verhängt, welche vom Kriegsschauplatze in ein neutrales Nachbargebiet übertreten, u. denen dann der Aufenthalt an der Grenze des letzteren verboten wird. In Preußen sind bei dem Konflikte zwischen Staat u. Kirche nach Erlaß der Maigesetze katholische Geistliche häufig internirt worden, indem man sie aus der Gegend, wo man ihren Agitationen ein Ziel setzen wollte, nach einem fernen Orte, z. B. vom Rhein nach Rügen &c., konfinirte. Internat heißt der in Bezug auf die freie Wahl des Aufenthaltsortes beschränkte Rechtszustand, in dem sich ein Internirter befindet.

Internuntius (a. d. Lat.), ursprünglich s. v. w. ein Unterhändler, bezeichnet namentlich einen Gesandten zweiten Ranges, welchen der Papst an solche Höfe od. Republiken sendet, wohin er wegen der Geringfügigkeit der Geschäfte keinen Nuntius entsenden will. Man faßt überhaupt den J. als einen nur zeitweiligen Geschäftsträger auf. Die Würde eines solchen Gesandten od. Geschäftsträgers zweiten Ranges od. auch die Dauer seiner Gesandtschaft heißt Internuntiatur.

Interpellation (a. d. Lat.) bedeutet Mahnung, z. B. eines Schuldners, sodann im parlamentarischen Verkehr das an die Regierungsvertreter von einem od. mehreren Abgeordneten bei den öffentlichen Verhandlungen gerichtete Gesuch um Auskunft über bestimmte Thatsachen u. Vorgänge, über die Absichten u. Maßregeln des Kabinets. Wenn politische Rücksichten, nam. die Beziehungen zum Auslande, eine vorzeitige Antwort unthunlich erscheinen lassen, kann die Auskunft abgelehnt, sonst aber entweder sofort ertheilt od., falls eine vorsichtige Fassung räthlich ist, für einen späteren Tag verheißen werden. Für die Opposition sind J.en ein vielgebrauchtes Angriffsmittel, doch verschaffen auch J.en von Anhängern der Regierung derselben Gelegenheit, durch Veröffentlichung von diplomatischen Geheimnissen, Offenbarung ihrer Ansichten, Mittheilung ihrer Zwecke einen Umschlag in den politischen Anschauungen herbeizuführen.

interpoliren (a. d. Lat., einschalten; Interpolation, Einschaltung), ist ein Rechnungsverfahren, mittels dessen man bei einer beschränkten Anzahl Beobachtungsdaten, eine beliebige Anzahl dazwischen liegender Data ohne direkte Beobachtung nur durch Rechnung finden kann, z. B. aus einigen Temperaturbeobachtungen zu gewissen Tagesstunden die Temperaturen zu allen dazwischen liegenden Tagesstunden, überhaupt den ganzen Temperaturverlauf des Tages. Die J. gründet sich auf die Wahrscheinlichkeit des gleichmäßigen Fortschreitens der Reihe, von welcher einzelne Glieder bekannt sind. — In der philolog. Kritik nennt man J. die Verfälschung des Textes einer Schrift durch Einschaltung von einzelnen Wörtern, Sätzen od. ganzen Abschnitten; es bezeichnet dies Wort aber auch das an der interpolirten Stelle Eingeschaltete selbst.

Interpretation, Auslegung, heißt in der Rechtssprache das Verfahren zur Ausmittlung des Sinnes von dunkeln Gesetzesvorschriften (deklarative J.) od. zur Verwerthung derselben nach der Absicht des Gesetzgebers, wenn der vorliegende Wortlaut hinter dieser Absicht zurückbleibt od. darüber hinausgeht (ausdehnende u. einschränkende J.). Nach den zur Verwendung gelangenden Mitteln ist die J. eine grammatische od. logische. Jene sucht durch Texteskritik, Wort- u. Sacherklärungen, Richtigstellung der Konstruktion, also auf philologischem Wege, ihren Zweck zu erreichen, während bei der logischen J. durch ein Schlußverfahren die dem Vorhaben des Gesetzgebers entsprechende bessere Fassung aufgesucht wird. Möglicher Weise bedürfen auch einzelne Rechtsgeschäfte, wie Verträge, letzte Willen, der J., falls die gebrauchten Ausdrücke unklar sind od. mit einander im Widerspruch stehen u. keine authentische Erklärung der Kontrahenten od. Testatoren vorliegt. Wenn sich dann nicht aus unzweifelhaften Gewohnheiten des Verkehrs folgern läßt, daß die Urheber des Geschäfts für ihren Fall das Gemeinübliche bestimmen wollten (usuelle J.), so muß die doktrinelle Auslegung unter Verwerthung der hierfür bestehenden gesetzlichen u. wissenschaftlichen Grundsätze eine Beseitigung der Schwierigkeiten versuchen.

interpretiren (a. d. Lat.), eigentl. Mittelsperson sein, erklären, auslegen. Davon **Interpret**, Mittelsperson, Ausleger, Erklärer, im Besonderen Dolmetscher.

interpungiren, interpunktiren (a. d. Lat., eigentl. „durch Punkte von einander trennen") heißt durch Anwendung bestimmter Schriftzeichen das dem Sinne nach nicht Zusammengehörige in der Schrift von einander trennen, wodurch einerseits die logische Deutlichkeit des Geschriebenen gewinnt, andrerseits auch der mündliche Vortrag erleichtert wird, indem so ein Anhalt für den richtigen Gebrauch der Hebung u. Senkung der Stimme geboten ist. Eine derartige Trennung der Worte, Interpunktion (unter welchem Ausdruck man aber auch die hierfür gebräuchlichen Zeichen versteht), kam bei den Griechen erst durch die alexandrinischen Grammatiker auf, wie es heißt bes. durch Aristophanes von Byzanz (im 3. Jahrh. v. Chr.); sie bedienten sich dabei erst nur eines Punktes, der auf dreierlei Weise (oben, in der Mitte u. unten) u. in dreifacher Bedeutung angewendet wurde, bisweilen auch noch eines Striches, bis allmählich der Gebrauch des Punktes oben am Buchstaben (als Kolon, „Glied"), des Punktes unten (als volle Stigme, „Vollpunkt") u. des Striches unten (als Komma, „Abschnitt") sich festsetzte. Von den Griechen ging diese dreifache J. zu den Römern über, als colon, punctum, comma, nur daß die Römer für das erste Zeichen einen Doppelpunkt anwandten. Im Mittelalter ließ Karl d. Gr. die inzwischen wieder verloren gegangene od. in Verwirrung gekommene Interpunktion durch Warnefried u. Alcuin von Neuem feststellen; um dieselbe Zeit scheint auch das Fragezeichen [? u. ;] zuerst aufgekommen zu sein. Der Grund für die neuere Methode der Interpunktion ward aber erst Ende des 15. Jahrh. durch die venetianischen Buchdrucker Manuzzi (Manutius) gelegt, denen man die Einführung des Semikolons [;] als eines mittleren Zeichens zwischen Komma u. Punkt, des Ausrufungszeichens [!], der Klammer od. Parenthese [( )], sowie des Bindezeichens [-] zuschreibt. Hierzu kam später noch das Anführungszeichen [„"] u. der Gedankenstrich [—].

Interregnum (a. d. Lat.) nennt man die in einem Staate nach dem Tode od. Rücktritte des Oberhauptes bis zur Uebernahme der Regierung durch den Nachfolger eintretende Zwischenregierung, wie sie in einem Wahlreiche jedesmal stattfindet, wenn das Oberhaupt stirbt, ohne daß für diesen Fall ein Nachfolger im Voraus ernannt ist; in einer Erbmonarchie aber nur dann, wenn sich Streitigkeiten über die Erbfolge erheben. Im Besonderen bezeichnet man in der Geschichte Deutschlands als J. die Zeit vom Tode Konrad's IV. bis zur Wahl Rudolf's I., von 1254—73, in der zwar nach dem Tode Wilhelm's von Holland (1256) Richard von Cornwallis u. Alfons X. von Castilien zu Königen gewählt wurden, aber im Reiche die traurigen Zustände völliger Anarchie herrschten, da weder der eine noch der andere der beiden Könige, von denen Alfons sogar nie nach Deutschland kam, in Wirklichkeit zur Regierung gelangte. Bei den Römern, von deren Staatswesen der Ausdruck entnommen ist, ward in der Zeit der Könige nach dem Tode eines Königs vom Senat auf je 5 Tage eines seiner Mitglieder als Interrex (Zwischenkönig) mit der Königsgewalt bekleidet, bis die Wahl eines neuen Königs erfolgt war. In der Zeit der Republik blieb die Einrichtung unter demselben Namen bestehen, gewann aber eine etwas andere Bedeutung. Denn nun trat das J. ein, wenn wegen des Todes, der Amtsniederlegung od. der Abwesenheit der beiden Konsuln kein Magistrat zur Leitung der Comitien für die Wahlen der oberen Magistrate vorhanden war, indem dann, falls man nicht zur Ernennung eines Diktators schritt, von der Gesammtheit der Patrizier ein Interrex gewählt wurde; derselbe nahm aber noch nicht selbst die Wahl vor, vielmehr war es ein streng beobachteter Brauch, daß erst einer seiner Nachfolger, die jedesmal vom Vorgänger ernannt wurden, die Wahl veranstaltete. Die Interreges, deren Amt ebenfalls immer je 5 Tage dauerte, konnten nur aus dem Patrizierstande genommen werden, den Plebejern ward diese Würde nie zugänglich. Das Institut erhielt sich noch bis in die letzten Zeiten der Republik u. hörte erst auf, als an ihre Stelle die Kaiserherrschaft trat.

Interrogativum ist in der Grammatik der lat. Name für das fragende Fürwort (s. „Pronomen").

Interusurium (a. d. Lat.). Forderungen mit bestimmtem Zahlungstermin brauchen nicht vor diesem Zwischenziel bezahlt zu werden, u. wenn dies dennoch geschieht, so können deswegen nicht unter allen Umständen vom Schuldner besondere Vergütungsansprüche erhoben werden. Einzelne Fälle giebt es allerdings, in denen der Gläubiger bei einer derartigen verfrühten Zahlung ohne allen rechtlichen Grund gewinnen würde, bei denen er sich daher einen Abzug gefallen lassen muß, z. B. bei Auszahlung einer betagten Forderung vor der Verfallzeit bei ausgebrochenem Konkurse. Auch sonst kann es von Interesse sein, zu berechnen, wie viel bei früherer Zahlung der Gläubiger mehr, als er fordern kann, erhalten, der Schuldner mehr, als er schuldig ist, hergeben würde. Den Unterschied nun zwischen dem Betrage des Kapitals zur Verfall- u. zur Zahlungszeit nennt man J. Die Ermittelung desselben ist eine mathematische Aufgabe, da eine Summe gefunden werden muß, die unter Hinzurechnung des von ihr zu ziehenden Zinsgenusses zur Zeit der Fälligkeit das ursprünglich geschuldete Kapital ergiebt. Um diese Summe zu finden, giebt es drei Berechnungsweisen, die von Carpzov, Leibnitz u. G. A. Hoffmann aufgestellt worden sind. Die juristisch richtige ist die Hoffmann'sche, nach der man ein Kapital findet, das mit Zurechnung der einfachen Zinsen am Ende der Zahlungsfrist dem geschuldeten Kapitale

gleichkommt. Die Formel ist $X = \frac{100\,k}{100 + np}$; k bezeichnet das Kapital, n die Zahl der Jahre, p die Prozente; z. B. 5000 Mark Legat, zahlbar am 1. Dez. 1880, auszuzahlen am 1. Dez. 1874. $X = \frac{100 \cdot 5000}{100 + 6 \cdot 5} = \frac{500000}{130} = 3846\frac{2}{13}$ Mark.

Intervall (a. d. Lat.), der Zwischenraum. In der Taktik z. B. ist J. der Zwischenraum zweier Truppenabtheilungen od. auch zweier Geschütze. In der Musik bezeichnet J. das Verhältniß zweier Töne von verschiedener Schwingungszahl, od. anders ausgedrückt: die Vergleichung zweier Tonstufen in Anbetracht ihrer Entfernung von einander. Bei der Bezeichnung der J.e geht man in der Regel vom tiefern Tone aus u. benennt das J. mit dem lateinischen Namen derjenigen Zahl von diatonischen Tonstufen, welche man durchschreiten muß, um zu dem gesuchten Tone zu gelangen. Der Ausgangston wird stets als erste Stufe mitgezählt. In manchen Fällen nimmt man jedoch den höhern Ton zum Ausgangspunkt u. zählt gegen den tiefern hin. Bei den abwärts gerechneten J.en fügt man dem Zahlnamen die nähere Bestimmung Unter hinzu. Unterintervalle (Untersekunda, Unterterz &c.). Diese Unterintervalle sind den in gewöhnlicher Weise aufwärts gerechneten an Zahl u. Maß innerhalb der Oktave entgegengesetzt. So ist z. B. c d aufwärts eine große Sekunde, c D abwärts aber die kleine Unterseptime; c f aufwärts eine Quarte, c F abwärts eine Unterquinte u. s. w. Bei Abzählung der J.e werden nur die diatonischen Stufen des Liniensystems — also Linien u. Zwischenräume — in Anschlag gebracht, ohne Beachtung der chromatischen Zwischentöne, welche ja keine eigenen Stellen auf dem Liniensystem haben. Demzufolge ändert sich auch der Zahlname der J.e nicht, wenn der obere od. untere Ton, od. auch alle beide, eine chromatische Verengerung od. Erweiterung erfahren. So sind z. B. h c, h $c^{\sharp}$ u. b $c^{\sharp}$ sämmtlich Sekunden; e c, $e^{\flat}$ c u. $e^{\flat}$-$c^{\sharp}$ sämmtlich Sexten &c. Das mit seinem Grundton auf derselben Stufe liegende J. heißt Prime; über zwei Stufen liegt die Sekunde, u. homolog werden die dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente u. achte Tonstufe Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime u. Oktave genannt. — Mit dem Beinamen vollkommen od. rein (d. h. nicht etwa in Bezug auf die Stimmung) werden diejenigen konsonirenden J.e bezeichnet, welche nur eine einzige konsonirende Gattung enthalten u. sogleich die Eigenschaft der Dissonanz annehmen, sobald eines ihrer Glieder um einen halben Ton erhöht od. erniedrigt wird. So beschaffen sind die Prime (Einklang) u. Quinte u. die im Umfang der Oktave ihnen entgegengesetzten Intervalle Oktave u. Quarte. Die Bezeichnungen groß u. klein giebt man a) denjenigen Konsonanzen, welche um einen (kleinen) halben Ton verschieden sein können, ohne ihre Eigenschaft als Konsonanzen zu verlieren, also den Terzen u. Sexten. Die Terz c e ist eine große, denn sie besteht aus zwei ganzen Tönen; die Terz c $e^{\flat}$ hingegen eine kleine, denn sie enthält nur einen ganzen u. einen halben Ton. Beide Gattungen der Terz aber sind, wenn auch unvollkommene Konsonanzen, doch Konsonanzen überhaupt. Ebenso verhält es sich mit den Sexten, z. B. e c u. e $c^{\sharp}$ (od. $e^{\flat}$ c); e c ist eine kleine Sexte; sie enthält eine reine Quinte u. einen halben Ton; e $c^{\sharp}$ od. $e^{\flat}$ c sind große, denn sie enthalten neben der reinen Quinte einen ganzen Ton. — b) Unter den Dissonanzen heißen groß od. klein zwei Gattungen der Sekunde u. Septime. Die kleine Sekunde macht einen (kleinen od. großen) halben Ton aus: h c, c $d^{\flat}$; die große ist der ganze Ton: c d, e $f^{\sharp}$. Die Septime ist klein, wenn sie aus einer großen Sexte u. einem halben Ton besteht: g f; groß hingegen, wenn ihr Inhalt eine große Sexte u. einen ganzen Ton beträgt: g $f^{\sharp}$. — Wird ein reines od. ein großes J. um einen (kleinen) halben Ton erweitert (das obere Glied um so viel erhöht, od. das untere um so viel erniedrigt), so entsteht ein übermäßiges J. d a ist eine reine, d $a^{\sharp}$ u. $d^{\flat}$ a sind übermäßige Quinten; die große Sexte f d giebt die übermäßige f $d^{\sharp}$ od. $f^{\flat}$ d; die große Sekunde c d die übermäßige c $d^{\sharp}$ od. $c^{\flat}$ d. — Wird ein reines od. kleines J. um einen kleinen halben Ton verengert, indem man das obere Glied erniedrigt od. das untere um so viel erhöht, so entsteht ein vermindertes J. Die reine Quinte d a z. B. giebt in d $a^{\flat}$ od. $d^{\sharp}$a verminderte Quinten. Alle übermäßigen u. verminderten J. sind Dissonanzen. — Alle über die Oktave hinausgehenden J.e betrachten wir nur als höhere od. tiefere Wiederholungen der vom Grundton aus gerechneten Stufen. Diese heißen einfache, jene zusammengesetzte od. mehrfache J.e. C G ist eine einfache Quinte, C g eine zusammengesetzte od. doppelte (Doppelquinte), C g_1 eine dreifache &c. Die Natur der J.e erleidet keine Aenderung, wenn ihre oberen od. unteren Glieder um eine od. mehrere Oktaven höher od. tiefer gesetzt werden; C g od. C g_1 haben eben so gut die Eigenschaft der reinen Quinte, als wenn sie, wie C G, in der wirklichen Entfernung von fünf Stufen stehen. Selbständige Bedeutung gewinnen bei der Harmonielehre u. im Kontrapunkte nur die neunte Stufe vom Grundton aus, die None, die Undezime (elfte Stufe vom Grundton aus) u. Terzdezime (dreizehnte Stufe). Ein J. umkehren heißt nichts Anderes, als das untere Glied desselben um eine Oktave höher od. das obere um eine Oktave tiefer setzen. Durch dieses Verfahren wird ein J. in das im Umfang der Oktave an Zahl u. Maß ihm entgegengesetzte umgewandelt. Aus der Zahlenreihe

1 2 3 4 5 6 7 8
8 7 6 5 4 3 2 1

zeigt sich, daß in der Umkehrung die Prime zur Oktave, die Quinte zur Quarte, die Terz zur Sexte, die Septime zur Sekunde u. umgekehrt wird. Vollkommene (reine) J.e geben, in der Umkehrung wiederum vollkommene (reine). Große J.e ergeben in der Umkehrung kleine, kleine demnach große; übermäßige J.e geben verminderte u. verminderte geben übermäßige J.e.

interveniren od. **Intervention** (a. d. Lat.), freiwilliges Eintreten eines Dritten in einen bereits anhängigen Rechtsstreit, an dessen Ausgang jener (der Intervenient) ein rechtliches Interesse hat. Die Zulässigkeit der J., die zuweilen in einem kurzen Vorverfahren (Interventionsprozeß) geprüft wird, ist durch den Nachweis jenes rechtlichen Interesses u. zugleich dadurch bedingt, daß die Entscheidung der bereits spruchreifen Sache dadurch nicht aufgehalten wird. Im Wechselrecht versteht man unter J. die von Seiten eines am Wechsel nicht Betheiligten, für Rechnung u. zu Ehren des Ausstellers od. eines Indossanten, erfolgte Acception od. Zahlung, um den Wechsel vor Nothleiden zu bewahren, wenn also der Bezogene nicht acceptiren (J. durch Ehrenaccept, Ehrenannahme), der Acceptant nicht zahlen will (J. durch Ehrenzahlung). Der Intervenient tritt an die Stelle des Inhabers, hat jedoch nur Regreß gegen seinen Honoraten u. dessen Vormänner. Die J. erfolgt entweder ganz freiwillig, um Jemanden zu schützen (Ehrenintervention), od. infolge einer sog. Nothadresse, wenn gleich im Wechsel Jemand namhaft gemacht wird, an den sich der Wechselgläubiger, im Falle der Wechsel Noth leide, wenden soll. Im Völkerrecht bedeutet J. die Einmischung eines Staates in die inneren Angelegenheiten eines anderen: moralische (durch Rath, Drohung &c.), materielle (durch pekuniäre Unterstützung, Lieferung von Kriegsmaterial &c.) u. militärische J. Heutzutage ist zwar in der Theorie der Grundsatz, daß jede derartige Einmischung unzulässig sei (sog. Nichtinterventionsprinzip) ziemlich allgemein anerkannt; thatsächlich giebt es aber u. muß es auch Ausnahmen geben, u. zwar nicht nur, wenn ein Staatsvertrag zur Einmischung berechtigt od. verpflichtet, sondern auch, wenn die Vertheidigung bedrohter eigener Rechte od. die Abwehr schädlicher Einflüsse eine J. nöthig macht, im Interesse der öffentlichen Moral u. nach dem Rechte der Selbsterhaltung, um der nachtheiligen J. eines andern Staates zuvorzukommen od. entgegen zu treten.

inter vivos (lat.), unter den Lebenden, so lange man noch unter den Lebenden ist.

Intestaterbe, gesetzlicher Erbe, der in Ermangelung eines Testaments, sei es daß der Erblasser ein giltiges Testament gar nicht hinterlassen od. daß das hinterlassene später seine Geltung verloren hat, kraft Gesetzes zur Erbfolge Berufene. Intestaterbfolge (successio ab intestato), gesetzliche Erbfolge.

in thesi (a. d. Griech.), im Allgemeinen als Satz angenommen.

intim (a. d. Lat.), eigentlich das Innerste, übertragen der vertrauteste, in alle Geheimnisse eingeweihte Freund. Die engste Vertraulichkeit heißt daher Intimat, u. intimiren ist s. v. w. eng vertraut mit Etwas machen u. wird nam. in rechtlicher Beziehung ähnlich wie insinuiren gebraucht. Intimation ist nam. die vorläufige Bekanntmachung des Todesurtheils, die der öffentlichen vorausgeht.

intolerant u. **Intoleranz,** s. v. w. unduldsam, Unduldsamkeit.

Intonation (a. d. Lat.), a. gleichbedeutend mit Ansprache des Tones; ferner mit Stimmung: ein Instrument ist auf einen gewissen Ton intonirt, heißt, es ist in diesen Ton gestimmt; b. im liturgischen Gesange, der die Antiphonen anhebende, vom Priester allein gesungene Vers, der nachher vom Chor od. der ganzen Gemeinde beantwortet wird; der Vortragsweise nach zum Accentus gehörend, d. h. die Mitte zwischen Deklamation u. wirklicher Melodie haltend.

Intrade (ital. intrada od. entrada), a. ein kurzes, stark besetztes Instrumentalstück, größeren Tonwerken weltlichen Stils als Einleitungsatz dienend, auch in älteren Opern statt der Ouverture gebraucht, mithin dasselbe, was Introduktion (s. d.); b. eine Art Fanfare (Tusch) für Trompeten u. Pauken, schmetternd u. lärmend, aus dem Stegreif aufgeführt u. auf der Dominante schließend.

intra muros (lat.), innerhalb der Mauern, in der Stadt.

Intransigentes, Unversöhnliche, nannten sich die Ueberradikalen, welche 1873 unter der span. Republik in den Cortes die Linke bildeten u. mit Hülfe der span. Sektion der Internationale (s. d.) eine Zeit lang

in Andalusien, Granada u. Murcia herrschten. Sie hatten die Kantone des Südens unter die Waffen gerufen, vorgeblich weil die Regierung Anstand nehme, die föderative Republik einzuführen, in Wahrheit aber, um gleiche Lorbern wie die Pariser Kommune einzuernten u. ihre revolutionären Gelüste zu befriedigen. Die Generale Contreras u. Pierrad waren mit ihren Truppen dem Aufgebot gefolgt, die Communeros (Kommunisten) u. Descamisados (Ohnehemden) verbreiteten Schrecken unter den Besitzenden, u. die Brandschatzungen, durch welche sie über 6 Millionen erpreßten, mußten die Mittel zum Wohlleben liefern. In Granada bestand ein Wohlfahrtsausschuß mit Ministerien aller Ressorts. Die meisten Minister hatten bisher den Waarenhandel betrieben, der Finanzminister war aber Schuhflicker. Von der Regierung in Madrid wurden die Generale u. Martinez Campos zur Bewältigung des Aufstandes entsendet. Als Erstere am 29. Juli Sevilla erstürmten, steckten die Communeros den Stadttheil San Bartolomé, die Straßen de Enciros u. Santa Maria la Blanca u. das Stadtviertel la Carac in Brand; dem General Pierrad gelang es dabei zu entkommen. In Cartagena hatten die Aufständischen unter dem Beistande des Generals Contreras einen Theil der Kriegsflotte u. ein paar Regimenter des stehenden Heeres zur Verfügung, Chef der Land- u. Seestreitkräfte des Kantons Murcia war aber Galvez, vordem Pächter von Orangegärten in Huesca, der die Sträflinge zu Mitstreitern beförderte. Galvez bestieg den unter rother Flagge fahrenden Dampfer „Vigilante", um den Aufstand auch nach Almeria zu verpflanzen, ward aber durch den Kapitän Werner, den Kommandirenden des deutschen Kriegsschiffs „Friedrich Karl", aufgebracht. Als hierauf die deutsche Reichsregierung diese Einmischung mißbilligte, lief Contreras mit den Kriegsschiffen „Almansa" u. „Victoria" von Cartagena aus u. bombardirte Almeria, welches 100,000 Duros zu bezahlen verweigerte. Ein Landungsversuch mißglückte jedoch, u. als Contreras sein Glück an Malaga versuchen wollte, ward er durch den „Friedrich Karl" u. den engl. Dampfer „Swiftsure" zur Rückkehr genöthigt. Erst nach einer förmlichen Belagerung fiel Cartagena 13. Jan. 1874 wieder in die Gewalt der Madrider Regierung. Galvez u. Contreras entkamen aber mit mehr als 2000 ihrer Anhänger an Bord der Fregatte „Numancia" nach Oran, von wo sie auf Befehl der franz. Regierung in das Innere Algeriens gebracht wurden.

Intrigue (franz.), Ränke, Kniffe u. Listen; **intriguiren** ist also so viel als Verwicklungen anzetteln, Ränke schmieden; **Intriguant** ein Ränkeschmied. In der dramatischen Poesie versteht man unter J. das voraus berechnete u. möglichst klug kombinirte Zusammentreffen von Umständen u. Verhältnissen, durch welche die handelnden Personen in ihren Plänen gehindert u. in Verlegenheit gesetzt werden. Die J. führt zur Schürzung des Knotens u., wenn sie geschickt angelegt ist, zugleich zu dessen Lösung. Eine gut angelegte u. zu Anfang wenigstens schlau verhüllte J. stellt an den Verstand des Zuschauers fortwährend Anforderungen, insofern derselbe über die weitere Entwickelung derselben sich ein Urtheil zu bilden versucht. Je mehr diese Entwicklung nun von den Vermuthungen u. Hoffnungen des Zuschauers abweicht, je überraschender die Wendung ist, welche die J. durch Benutzung neuer u. unerwarteter Elemente nimmt, desto größer ist unser Interesse an der gesammten Verwickelung u. Entwicklung. Im **Intriguenstück** sind die verwickelten Beziehungen der handelnden Personen, die gehäuften Schwierigkeiten in ihren Verhältnissen die Hauptsache. Die Charaktere werden nur zur Knüpfung u. Lösung der J. benutzt, während in dem Charakterstücke umgekehrt die J. nur zur folgerechten Entwicklung der Charaktere angewendet wird. Das Intriguenstück ist eigentlich span. Ursprungs. Wir finden in einzelnen Comedias de capa y espada (Degen- u. Mantelstücke), z. B. in Calderon's „El escondido y la tabada" („Der Versteckte u. die Verkappte") ihre auch jetzt noch nicht übertroffenen Vorbilder. Von Spanien aus verbreitete sich dann diese Gattung nach Frankreich u. Italien u. wurde auch in Deutschland in neuester Zeit von einzelnen Dichtern, z. B. Laube ꝛc., kultivirt, ohne jedoch auf der deutschen Bühne recht heimisch zu werden. Dagegen sind viele franz. Intriguenstücke, unter denen wir z. B. Beaumarchai's „Hochzeit des Figaro" als mustergiltig hervorheben, für das deutsche Theater bearbeitet worden.

introduziren (a. d. Lat.), einführen. **Introduktion** (ital. Introduzione), ein kurzer Einleitungssatz zu größeren Tonwerken; langsam od. mäßig bewegt u. von ernster Aufmerksamkeit u. Spannung erweckender Haltung. Ferner wurde früher die erste, unmittelbar auf die Ouverture folgende Nummer einer Oper (sei diese Nummer nun Duett, Arie, Chor od. Ensemblestück) J. genannt.

Introitus (lat., s. v. w. Eingang, Einleitung), im kathol. Kultus ein liturgischer antiphonenartiger Gesang, der Eingang zur heiligen Messe, so genannt, weil er von den Sängern angestimmt wird, während der Celebrant in die Kirche tritt u. von der Sakristei aus nach dem Altar geht, od. nach Anderen, während das Volk sich zum Meßopfer versammelt. Als Texte der J. dienten anfänglich meist ganze Psalmen, nachgehends nur einzelne Verse aus denselben u. sonst aus der Bibel. Von den Anfangsworten solcher Verse haben die Sonntage in den Fasten u. von Ostern bis Pfingsten ihre Namen, z. B. Estomihi, Invocavit, Reminiscere, Oculi, Laetare u. s. w.

Intumescenz (a. d. Lat.), s. v. w. Anschwellung.

Inulin, eine dem Stärkemehl ähnliche Substanz, welche in den Wurzeln mehrerer Pflanzen aus der Familie der Kompositen, nam. in den Wurzeln von Inula Helenium (Alant), in den Knollen der Georginen u. a. vorkommt u. zuerst 1804 von Valentin Rose entdeckt wurde. Das J. erscheint als ein zartes, weißes Pulver, welches unter dem Mikroskope aus sehr kleinen Krystallen bestehend erscheint; es ist geruch- u. geschmacklos u. schmilzt bei 165° C. zu einer gummiartigen Masse, in höherer Temperatur wird es zersetzt. In kaltem Wasser löst es sich nur wenig, in warmem sehr leicht, bildet aber keinen Kleister, wodurch es sich von dem gewöhnlichen Stärkemehl, mit dem es die gleiche chemische Zusammensetzung hat, unterscheidet. Auch wird das J. durch Jod nicht gefärbt, während Stärkemehl mit Jod eine dunkelblaue Verbindung bildet.

in usum Delphini (lat.), „zum Gebrauch des Dauphins". Diese Bezeichnung trugen die Titelblätter jener Ausgaben von römischen Klassikern, die Ludwig XIV. zum Gebrauch des Dauphins von verschiedenen Philologen, die alle anstößigen Stellen entfernen mußten, anfertigen ließ. Sprüchwörtlich gebraucht man deshalb diesen Ausdruck im Sinne von: zum Gebrauch der lernenden Jugend.

inv., Abkürzung für invenit (lat.), er hat's erfunden: eine Bemerkung, die man links unter den Kupferstichen, vor dem Namen des Künstlers häufig findet.

Invalid (a. d. Lat.), nennt man einen Soldaten, welcher durch den Militärdienst, sei es im Kriege, sei es im Frieden zur ferneren Versehung des Militärdienstes untauglich geworden ist. Halbinvalide ist der Mann, wenn er noch garnisondienstfähig bleibt. Die Versorgung der J.en, früher nur eine Gnadensache, ist in neuerer Zeit immer mehr u. mehr als eine heilige Pflicht des Vaterlandes angesehen worden, u. die im Deutschen Reiche darüber bestehenden Gesetze sichern den Invaliden vor Mangel u. Noth mehr, als dies pomphafte Invalidengebäude thun können, welche doch immer nur zur Aufnahme einer verhältnißmäßig beschränkten Zahl von Invaliden ausreichen.

Invasion (a. d. Lat.), ist der Einfall eines Heeres in ein fremdes Land zur Eroberung des fremden Gebietes u. Unterjochung des darin wohnenden Volkes.

invecta et illata (lat.), Eingebrachtes, Mitgebrachtes; alle beweglichen Sachen, die ein Miether od. Pächter in die von ihm gemiethete Wohnung od. in die Pachtung gebracht hat.

Invektiven (a. d. Lat.), Beleidigungen, Anzüglichkeiten ꝛc.

invenit, s. „inv".

Inventarium (a. d. Lat.), **Inventar** ist das Verzeichniß entweder sämmtl. Vermögensobjekte einer Person od. eines Theiles ihres Vermögens. So bezeichnet **Nachlaßinventar** ein von dem Gericht, einem Notar od. von einem Erben errichtetes Verzeichniß aller derjenigen Grundstücke, Mobilien, Außenstände, Gelder u. Rechte, die ein Verstorbener bei seinem Tode hinterlassen hat u. die auf seinen Erben übergehen können. Derjenige Erbe, der alsbald nach dem Tode des Erblassers ein solches Verzeichniß anfertigt u. bei Gericht überreicht, genießt infolge dessen zwei Vorrechte (daher beneficium inventarii, Wohlthat des Inventars), indem er den Gläubigern des Erblassers nie über den Stand des Nachlasses haftet, daher jede Klage durch den Beweis, daß er den Werth der Erbschaft bereits an Nachlaßinteressenten gewährt habe, entkräftet, u. überdies befugt ist, diejenigen Forderungen, die er selbst an den Erblasser hatte, vorweg abzuziehen. — Auch sonst kommen dergleichen Inventare vor, so namentlich bei Gutspachtungen, Vermiethungen u. s. w., wo außer dem Grund u. Boden auch noch eine größere Anzahl beweglicher Gegenstände mit übergeben werden, die beim Aufhören des betreffenden Vertragsverhältnisses in unverletztem Zustande zurückgegeben werden sollen. Oft ist das J. auch ein sog. **eisernes**, d. h. der Empfänger kann zwar die einzelnen Stücke veräußern u. verkaufen, muß sie aber durch eine Anzahl gleich guter ersetzen u. trägt die Gefahr der einzelnen Theile des Inventars. Ferner wird von einem Inventar bei Eheleuten gesprochen, indem über das, was die Frau ihrem Manne bei der Verheirathung einbringt, ein Verzeichniß in ähnlicher Weise, wie beim Tode einer Person, aufgenommen zu werden pflegt. S. auch „Inventur".

Invention (a. d. Lat.), Erfindung, Erdichtung.

Inventur (wol auch Inventar genannt) bezeichnet dasjenige Verzeichniß, das gemäß Art. 29 des Handelsgesetzbuches jeder Kaufmann beim Beginn seines Gewerbes aufstellen u. das eine Uebersicht über seine Grundstücke, seine Forderungen u. Schulden, den Betrag seines baaren

Geldes u. seiner andern Vermögensstücke enthalten muß. Jeder Kaufmann muß wenigstens alljährlich eine solche J. aufstellen, es wäre denn, daß dies nach der Beschaffenheit des Geschäfts nicht füglich in jedem Jahre geschehen kann. Dann ist wenigstens aller zwei Jahre J. aufzunehmen. Die Unterlassung dieser Pflicht wird bei später ausbrechendem Konkurse kriminell bestraft. Uebrigens ist jede solche J. von dem Kaufmanne, bezüglich sämmtlichen Handelsgesellschaftern, zu unterzeichnen u. mindestens zehn Jahre lang aufzubewahren.

in verba magistri (lat.) schwören, d. i. auf die Worte des Lehrers schwören, ein von Horaz (Epist. I, liber 1) herrührendes Sprüchwort, bedeutend: unbedingt die Lehrsätze des Lehrers als die allein richtigen annehmen, dem Letztern Alles blind glauben.

Inverneß, die größte der schottischen Grafschaften, umfaßt ein Areal von 200,16 □M. mit 87,531 E. (1871), grenzt im O. u. W. an den Atlantischen Ozean, der hier den tiefen Busen des Moray Firth bildet, u. besteht zu mehr als $^1/_4$ aus Inseln, deren Zahl sich auf 250 beläuft u. die zu den Hebriden gehören. Der größte Theil des Landes wird von Gebirgen bedeckt; dieselben sind durch das Glenmorethal (s. d.) u. die durch den Kaledonischen Kanal verbundenen Seen Neß u. Lochie in ein nördliches u. südliches System geschieden; während sich in jenem nur wenige Gipfel über 1000 m. erheben, liegt in dem südlichen Gebirgszug der Ben Nevis 1259 m., der höchste Berg Großbritanniens. In den Thälern finden sich größere Waldungen von Tannen, Eichen u. Birken; der Kamm der Gebirge u. die Gipfel sind meist kahl; weite Strecken bestehen aus Heideland u. Torfmooren; in den Thälern finden sich zahlreiche Seen. Das Klima ist rauh u. für den Ackerbau nicht geeignet, nur 0,6 %, der ganzen Oberfläche ist unter dem Pfluge. Die Bevölkerung, deren Seelenzahl in stetem Rückgange begriffen ist, ernährt sich durch Schiffahrt u. Rindviehzucht, Fischfang u. den wenig ausgedehnten Küstenhandel. Die Weiber beschäftigen sich vorzugsweise mit Weberei. Die Flüsse, unter denen Findhorn, Beauly u. Spey die größten sind, enthalten viele Lachse, die Berge Eisen u. Blei. Die Volksbildung steht noch auf sehr tiefer Stufe, hat aber in der neuesten Zeit infolge der Anlage von Kunststraßen zugenommen; die überwiegende Mehrzahl der Bewohner versteht jetzt noch nur das Gälische. Die bedeutendsten der zu J. gehörigen, durchaus gebirgigen Inseln sind Skye, Raasay, Barra, Süduist, Norduist u. Harris, der südliche Theil der Insel Lewis. — Der volkreichste Ort der Grafschaft ist die Hauptstadt J. mit 12,509 E. an beiden Ufern des Neß, welcher hier in den J.-Firth mündet, mit einem guten Hafen, einem befestigten Schloß u. nicht unbedeutendem Handel mit Vieh u. Wolle. J. ist der Hauptmarktplatz für die Bergschotten; guten Ertrag liefert der Salmenfang. Im NO. von J. liegt Culloden-Moor, bekannt durch die Niederlage des Prätendenten Karl Eduard 27. April 1746.

Inversion (a. d. Lat.) heißt eigentlich Umkehrung, Umstülpung, ferner die Umstellung der Worte eines Satzes, die Abweichung von der natürlichen Konstruktionsart nach dem Zwecke der Darstellung des Gedachten, z. B.: „Warf er das Schwert von sich, er war verloren" — „Ist mir der Sohn entgangen, so habe ich dich" — die rhetorische Frage statt des behauptenden Satzes ꝛc. Diese grammatische Satzumkehrung ist wesentlich verschieden von der logischen, welche Konversion heißt. In der Taktik ist J. derjenige Aufmarsch von Truppen, bei welchem alle Züge eines Bataillons od. einer Escadron verkehrt stehen, wie sie gewöhnlich durch das falsche Einschwenken der Züge entsteht.

Investitur (a. d. Lat.), d. i. Einkleidung, hieß schon in alter Zeit die feierliche Einführung eines katholischen Bischofs in sein Amt durch Verleihung eines Ringes (Symbol seiner Vermählung mit der Kirche) od. Stabes (Symbol seines Hirtenamtes) von Seiten des weltlichen Fürsten. Erst seit dem 11. Jahrh. verlieh man den Bischöfen Ring u. Stab zugleich u. fügte auch noch das Scepter als Zeichen der weltlichen Herrschaft hinzu. Die ganze Ceremonie hatte nun nicht etwa den Sinn, dem Bischof dadurch sein geistliches Amt zu verleihen, denn dies war Sache des Papstes; vielmehr sollte damit nur die Belehnung mit den weltlichen Einkünften, Ländereien u. s. w. ausgesprochen sein. Denn in dieser Hinsicht galt der Bischof als Vasall des Fürsten, zu dessen Reich sein Sprengel gehörte, u. war im Kriegsfalle sogar zum Zuzug mit Söldnern verpflichtet. Nun hatten allerdings die weltlichen Fürsten ihr Lehnsrecht nicht selten zu willkührlichem Schalten mit den Bischofsämtern mißbraucht. Aus diesen Mißbräuchen nahm Papst Gregor VII. 1073—85 1075 Anlaß, zugleich mit der Simonie auch die J. durch weltliche Hand zu verbieten. Da sich die deutschen Könige dies wichtige Recht nicht gutwillig entziehen lassen wollten, so brach jetzt der langwierige Investiturstreit aus, der erst 1123 gänzlich beigelegt wurde. Gegen Heinrich IV. waren die Päpste im Allgemeinen siegreich. Heinrich V. dagegen erlangte von Papst Paschalis II. das Zugeständniß 1110, daß der Kirche zwar das Investiturrecht bleiben, dafür aber alle seit Karl d. Gr. der Kirche verliehenen Güter an die betreffenden Staaten zurückfallen sollten. Paschalis II. hatte gemeint, die Kirche lieber arm, wenn nur frei machen zu sollen. Anderer Meinung aber waren sämmtliche Bischöfe u. Aebte, die jetzt plötzlich aus ihren reichen Pfründen vertrieben werden sollten. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich über den Papst, den „neuen Judas", u. der Kaiser mußte sich mit einem neuen Vergleich begnügen, wonach die J. der Bischöfe vor der päpstlichen Weihe als kaiserliches Recht anerkannt wurde. Aber auch diesmal erklärte die strengere Partei auf einer Synode zu Rom 1112 dieses Zugeständniß des Papstes für ungültig u. belegte den Kaiser mit dem Bann. Erst 1122 kam nach hitzigem Streite zwischen Heinrich V. u. Papst Calixtus II. das sog. Wormser Konkordat zu Stande; darnach sollte die Wahl der Bischöfe nach den Kirchengesetzen unter Aufsicht des Kaisers, die geistliche Belehnung mit Ring u. Stab durch den Papst, die weltliche aber (mit dem Scepter) durch den Kaiser erfolgen. Diese Uebereinkunft wurde auch von der ersten allgemeinen Lateransynode (der 9. sog. ökumenischen) im Jahre 1123 anerkannt u. bestätigt.

in vino veritas, im Wein ist Wahrheit, lat. Sprüchwort, bei allen Völkern gebräuchlich, mit der Bedeutung, daß das in der Weinlaune Gesprochene die wahre Meinung des Redenden verräth.

invita Minerva (lat.), wider Willen der Minerva, d. i. sich eine geistige Beschäftigung wählen, ohne die nöthige Fähigkeit u. die Anlage dazu zu besitzen.

invitiren (a. d. Lat.), einladen, auffordern; beim Whistspiel eine niedrige Karte einer Farbe, in der man As od. König hat, in der Voraussetzung ausspielen, daß der Aide den Stich machen u. die Farbe nachspielen wird.

Invocavit (lat., d. i. „er rief an") heißt der erste Sonntag in den Fasten, der sechste vor Ostern, auf Grund der Textstelle Psalm 91, 15, welche in der lat. Bibel mit obigem Worte beginnt.

involviren (a. d. Lat.), einhüllen, enthalten, in sich begreifen, umfassen.

Inzucht (Verwandtschaftszucht, Familienzucht) ist Paarung naher od. nächster (Incestzucht) Verwandten mit einander, z. B. von Vater u. Tochter, Sohn u. Mutter, Bruder u. Schwester. Sie ist eine der Methoden, deren sich der Thierzüchter zur Erreichung seiner Ziele bedient, u. nach Nathusius, einer der ersten Autoritäten in Züchtungsfragen, geradezu nothwendig, um die Herde zu veredeln, gewisse als vortheilhaft erkannte Eigenschaften zu befestigen; doch hat man dabei die Sorgfalt zu beobachten, allezeit die kräftigsten u. gesündesten Thiere auszuwählen (Zuchtwahl zu treffen), denn viele Generationen lang fortgesetzte J. führt schließlich zum Verluste an konstitutioneller Kraft u. zur Unfruchtbarkeit, während Kreuzung (s. d.) die Größe, Kraft u. Fruchtbarkeit der Nachkommenschaft erhöht. Allerdings werden die Nachtheile der J., abgesehen von Thieren, die sich schnell fortpflanzen (wie Hühner u. Tauben) u. bei denen der Beweis der übeln Wirkungen leicht zu führen ist, erst ganz allmählich bemerkbar, u. treten nicht bei einer Thierart so stark auf wie bei der andern. So läßt sich J. lange Zeit ohne Nachtheil beim Rindvieh fortsetzen, wofür namentlich das Shorthornrindvieh einen interessanten Beleg liefert, ebenso bei Schafen. Dagegen ist man beim Schweine einig wegen der übeln Folgen der J. In allen Fällen aber, wo man J. lange Zeit allem Anscheine nach ungestraft anwandte, läßt sich doch das Uebel augenblicklich erkennen, sobald man bei dergleichen Thieren Kreuzung mit einer distinkten Familie anwendet, indem die hieraus hervorgehenden Nachkommen sich durch Größe u. Fruchtbarkeit auszeichnen. Auch beim Menschen hat Heirath zwischen Nahverwandten ähnliche Nachtheile zur Folge wie bei Thieren, u. werden Incestheirathen nicht blos vom Gesetze verboten, sondern schon vom natürlichen Gefühle verabscheut.

Io, einer der zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden, von Peters in Clinton am 19. Sept. 1865 entdeckten, das Zeichen (85) führenden Planetoiden.

Io, nach der gewöhnlichen Angabe Tochter des argivischen Königs Inachos, war eine Priesterin der Hera in Argos. Weil Zeus sie liebte, wurde sie von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt u. der hundertäugige Argos Panoptes im Haine bei Mykenä ihr zum Wächter gesetzt. Als dieser von Hermes, den Zeus beauftragt hatte, die Kuh zu entführen, mit einem Steinwurf getödtet (od. durch Flötenspiel eingeschläfert u. enthauptet) worden war, sandte Hera eine Bremse, welche die Kuh unaufhörlich verfolgte, so daß dieselbe auf der ganzen Erde herumirrte, bis J. endlich am Nil ihre menschliche Gestalt wiedererhielt u. nun den Epaphos gebar, dessen Nachkomme Danaos nachmals nach Argos einwanderte. In Aegypten sollte J. den Dienst der Isis gestiftet haben, mit der sie späterhin geradezu identifizirt wurde. Unter den verschiedenen Auslegungen des Mythos von J. ist die schon von den Alten angegebene Deutung auf den Mond wol die wahrscheinlichste; die Hörner der Kuh würden dann den Halbmond, das

Herumirren der Kuh das Wandern des Mondes am Himmel, Argos Panoptes den Sternenhimmel bedeuten.

Jod od. Jodine, ein chemischer Grundstoff, der im J. 1812 von Courtois in Paris in der bei Sodafabrikation aus Varec (Asche der Seepflanzen) abfallenden Mutterlauge entdeckt u. 1813 u. 14 von Gay-Lussac genauer untersucht wurde. Seinen Namen hat es von dem griech. Worte τὸ ἴον, das Veilchen, erhalten, weil der Dampf des J. eine veilchenblaue Farbe besitzt. Das J. ist in der Natur sehr verbreitet, doch findet es sich überall nur in geringer Menge, es kommt nicht in freiem Zustande, sondern nur in Verbindung mit anderen Grundstoffen, z. B. Magnesium, Natrium, Kalium, vor; so enthalten z. B. die meisten Mineralwässer sehr kleine Mengen solcher Jodverbindungen, desgleichen das Meerwasser u. viele der darin vorkommenden Thiere u. Pflanzen. Man findet J. im Badeschwamm, in den Seekrebsen, Seesternen, in mehreren Fischen u. auch in dem Thrane derselben (Leberthran), in dem irländ. Perlmoos, in den Tangen u. a. Meeresalgen. Im dem Mineralreiche ist das J. nur sehr selten, man hat es in einem mexikan. Silbererze u. in einigen schles. Zinkerzen gefunden. Interessant ist sein Vorkommen in den Salpeterlagern Bolivia's; dort wird es fabrikmäßig gewonnen u. in nicht unbedeutenden Mengen, allerdings in noch etwas unreinem Zustande, nach Europa gesendet. Das meiste J. wird jedoch in Schottland, u. zwar in Glasgow, sowie auch im nordl. Frankreich dargestellt; man benutzt hierzu die im Atlantischen Ozean vorkommenden Algen, welche getrocknet u. verbrannt werden. Die Asche derselben, in Frankreich Varec, in England Kelp genannt, enthält verhältnißmäßig viel Jodverbindungen; sie wird zunächst auf Soda verarbeitet, u. aus den Mutterlaugen wird durch Destillation mit Braunstein u. Schwefelsäure das J. in Freiheit gesetzt; dasselbe verflüchtigt sich u. wird in passenden Gefäßen aufgefangen. Die jährliche Produktion soll in Großbritannien 78,250 Kg., in Frankreich 55,600 Kg., in Chili 15,000 Kg., überhaupt 148,850 Kg. betragen; sein Preis ist zuweilen sehr schwankend, so daß z. B. Differenzen im Preise von 30—320 Mark pro Kg. vorkamen. Reines J. erscheint gewöhnlich in stahlglänzenden, grauschwarzen, blättrigen Krystallen, die sehr zerbrechlich sind, ein spezifisches Gewicht von 4,95 u. einen starken, betäubenden Geruch besitzen. Es ist so flüchtig, daß es schon bei gewöhnlicher Temperatur nach u. nach verdampft; es schmilzt bei 170° C. u. siedet bei 180° C.; hierbei verwandelt es sich in einen sehr schweren Dampf (8½ mal schwerer als Luft), der eine prächtige, tiefröthlichblaue Farbe besitzt u. sich an kälteren Theilen wieder zu festen Jodkrystallen verdichtet. Das J. färbt die Haut bräunlichgelb, es schmeckt scharf u. wirkt giftig; in kleiner Menge angewendet, bildet es ein wichtiges Heilmittel, nam. äußerlich, ebenso viele seiner Verbindungen; ferner wird es zur Herstellung verschiedener, in der Photographie in Anwendung kommender chemischer Präparate u. zur Bereitung des Jodgrüns, einer Anilinfarbe, benutzt. In Wasserstoff ist das J. nur sehr wenig löslich, es braucht davon ungefähr 7000 Theile; dagegen löst es sich sehr leicht in Spiritus u. auch in Aether mit röthlichbrauner, in Chloroform u. Schwefelkohlenstoff dagegen mit violetter Farbe. Die Lösung in Spiritus wird gewöhnlich Jodtinktur genannt. In einer wässrigen Lösung von Jodkalium löst sich das J. ebenfalls auf; sowol diese Lösung als auch die Jodtinktur benutzt man als Mittel, um die kleinsten Mengen von Stärke aufzufinden u. nachzuweisen; bringt man nämlich J. mit in Wasser aufgequollener Stärke (Stärkekleister) zusammen, so entsteht eine tiefblaue Färbung u. nach längerer Zeit setzt sich ein dunkelblauer, beinahe schwarz erscheinender Niederschlag, aus Jodstärke bestehend, zu Boden, während die überstehende Flüssigkeit klar u. farblos wird. Umgekehrt kann man mittels Stärkekleister die kleinsten Spuren freien J.s entdecken. Bei sehr geringen Mengen erfolgt kein Niederschlag, sondern nur eine blaue, mehr od. weniger dunkele bis violette Färbung. Ist das J. in der zu untersuchenden Flüssigkeit an Kalium, Natrium u. s. w. gebunden, so muß es erst durch Zusatz von Chlorwasser od. von Untersalpetersäure in Freiheit gesetzt werden, bevor die Färbung mit Stärke eintritt. Hinsichtlich seines chemischen Charakters zeigt das J. die größte Aehnlichkeit mit Brom u. Chlor (s. d.) u. es bildet daher auch mit diesen beiden eine natürliche Gruppe von Grundstoffen. In der That sind die Jodverbindungen in der Natur fast immer von kleineren od. größeren Mengen von Chloriden u. Bromiden begleitet. In seinen Verbindungen folgt das J. genau dem Typus des Chlors u. des Broms; die Verbindungen des J. mit den metallischen Elementen (sowie auch die mit Wasserstoff) werden mit dem allgemeinen Namen Jodide bezeichnet, u. je nachdem der Jodgehalt größer od. geringer ist, unterscheidet man noch Jodide (im engeren Sinne des Wortes) u. Jodüre, so hat man z. B. zwei Jodide des Quecksilbers, das Quecksilberhemijodid od. Quecksilberjodür (200 Quecksilber u. 127 J.) u. das Quecksilbermonojodid od. Quecksilberjodid (100 Quecksilber u. 127 J.). Die Jodide der Alkalimetalle u. Erdmetalle sind farblos, diejenigen der schwereren Metalle meist intensiv gefärbt (z. B. Quecksilberjodür grün, Quecksilberjodid scharlachroth, Bleijodid gelb u. s. w.). Das chemische Zeichen des J.s ist J. u. sein Aequivalent u. Atomgewicht 127.

Jodäthyl od. Aethyljodid, eine farblose, ätherisch riechende Flüssigkeit von 1,946 spezifischem Gewicht (Wasser = 1); sie siedet bei 72,2 ° C.; ist in Wasser nur wenig, in Alkohol leicht löslich. Man kann das J. als eine Verbindung des aus Kohlenstoff u. Wasserstoff bestehenden Radikals Aethyl mit Jod ansehen u. es bekommt daher die Formel C_4H_5J; in der That zerfällt es auch sehr leicht in die genannten beiden Stoffe; schon durch die Einwirkung des Sonnenlichtes wird es braun, es scheidet sich Jod aus u. Aethylgas entweicht. Man benutzt das J., ebenso wie das ganz ähnliche Jodmethyl, C_2H_3J, zur Darstellung gewisser grüner Anilinfarben (Jodgrün, s. „Anilingrün“ u. „Anilin“).

Jodkalium (Kaliumjodid, Kalium jodatum od. Kalium hydrojodicum) ist jedenfalls diejenige Jodverbindung, welche in größter Menge bereitet u. verwendet wird. Das J. krystallisirt in weißen, würfelförmigen Krystallen, die geruchlos sind, einen stechend salzigen Geschmack besitzen u. in Wasser u. Alkohol sich leicht auflösen. Es besteht aus 39,2 Theilen Kaliummetall u. 127 Theilen Jod u. hat demnach die Formel KaJ. — Das J. wird medizinisch, sowol äußerlich als auch innerlich, vielfach verordnet u. auch in der Photographie benutzt.

Jodsäure, eine Verbindung des Jods mit Sauerstoff in dem Verhältniß von 127 Jod zu 40 Sauerstoff (daher die Formel JO_5); dieselbe erscheint in farblosen, tafelförmigen Krystallen von schwachem jodähnlichen Geruch u. sehr sauerem u. herbem Geschmack; sie ist in Wasser leicht löslich u. bildet mit den Basen die jodsauren Salze, die sich in ihren Eigenschaften u. in ihrem chemischen Verhalten ganz den bromsauren u. chlorsauren Salzen anschließen. Es ist auch noch eine Ueberjodsäure bekannt, die aus 127 Jod u. 56 Sauerstoff besteht (JO_7), sie bildet ebenfalls farblose u. in Wasser sehr leicht lösliche Krystalle, die in der Hitze zersetzt werden.

Jodwasserstoff (Jodwasserstoffsäure od. Hydrojod), ein farbloses, stechend riechendes, an der Luft dicke weiße Nebel bildendes Gas von 4,11 spezifischem Gewicht (Luft = 1,0); besteht aus 99,22 % Jod u. 0,78 % Wasserstoffgas od. 127 Jod u. 1 Wasserstoff u. hat demnach die chemische Formel HJ. Man erhält den J., wenn man Wasser auf Jodphosphor einwirken läßt, od. einfacher durch Erwärmen einer Mischung von amorphem Phosphor mit etwas Wasser u. Jod. Vom Wasser wird der J. sehr leicht u. in großer Menge aufgenommen u. bildet damit eine farblose Flüssigkeit, die wässriger J. genannt wird u. große Aehnlichkeit mit der sog. Salzsäure (Chlorwasserstoff) besitzt.

Jokaste, bisweilen auch Epikaste genannt, Tochter des Thebaners Menökeus u. Schwester des Kreon, die Gattin des in Theben herrschenden Labdakiden Laïos u. Mutter des Oedipus (s. d.).

Joläos, Sohn von Herakles' Halbbruder Iphikles u. Automedusa, der Wagenlenker u. getreue Gefährte des Herakles (s. d.). Nachdem er bei den von Herakles eingesetzten Olympischen Spielen mit dessen Pferden gesiegt hatte, ward er von ihm nach Sardinien gesandt u. siedelte sich dort mit seinen Söhnen an, kehrte aber noch einmal zu Herakles kurz vor dessen Tode zurück. In Theben feierte man dem J. u. Herakles zu Ehren das mit einem Wettkampf u. Pferderennen verbundene Fest der Joläen.

Jolith, s. v. w. Cordierit (s. d.).

Jon, 1) der mythische Stammvater des griech. Volksstammes der Jonier, Sohn des Apollon u. der Kreusa, der Tochter des Herrschers von Athen Erechtheus, welche später der von seinen Brüdern Aeolos u. Doros vertriebene u. nach Attika geflohene Xuthos zur Gemahlin erhielt. Gleich nach der Geburt von seiner Mutter ausgesetzt, wurde J. von Hermes nach Delphi gebracht u. dort von einer Priesterin erzogen. Als Xuthos u. Kreusa dann einst nach Delphi kamen, um den Gott wegen der Kinderlosigkeit ihrer Ehe zu befragen, antwortete das Orakel, das erste Kind, das ihm beim Heraustreten aus dem Tempel begegne, solle sein Sohn sein. Es war das J., den Xuthos bereitwillig adoptirte, während Kreusa den Versuch machte, sich seiner durch Gift zu entledigen. Ihre Absicht ward dadurch vereitelt, daß J. von dem Tranke erst den Göttern spendete u. dabei eine Taube vergiftet wurde, u. schon war J. im Begriff, Kreusa zu tödten, als sich herausstellte, daß es ihr Sohn war, u. sich nun Beide versöhnten. Von den Athenern gegen die Eleusinier zu Hülfe gerufen, soll er diese besiegt haben u. darauf König von Athen geworden sein; nach seinen vier Söhnen hätten dann, wie es heißt, die vier attischen Stämme (Geleonten,

Hopleten, Ergadeis, Aegikoreis) ihre Namen erhalten. Eine andere Sage dagegen berichtet, daß ihm der König der Aegialeer Selinus seine Tochter Helike zur Gattin gegeben habe u. er später dessen Nachfolger geworden sei. 2) J. von Chios, griech. Dichter des 5. Jahrh. v. Chr., namentlich als Tragiker nicht unbedeutend, zugleich aber auch Historiker u. Philosoph. Von seinen Werken sind nur einige Bruchstücke von Elegien u. Dithyramben erhalten.

Jona (Icolmkill), ½ □M. große Hebrideninsel, welche im SW. der Insel Mull liegt u. zur schottischen Grafschaft Argyle gehört, ist ein ziemlich fruchtbares, mit schönen Weiden bedecktes Granitplateau; die 250 E. bewohnen ein Dorf an der östl. Küste. J., welches schon unter der Druidenherrschaft einen wichtigen Mittelpunkt keltischer Kultur bildete, wurde 565 der Aufenthaltsort des heil. Columba, eines irischen Mönchs, der von hier aus das Christenthum nach Schottland verbreitete; die von ihm begründete Klosterschule blieb bis zur Reformation eine hervorragende Bildungsanstalt. Die interessanten, normännisch-goth. Stil zeigenden Ruinen einer Kathedrale, neben welcher zahlreiche schottische Könige u. Edelleute begraben liegen, zweier Klöster u. einer Kapelle stammen aus dem 11.–14. Jahrh.

Jonien hieß im Alterthum der zwischen Aeolis u. Doris liegende Theil der kleinasiatischen Westküste von Phokäa bis Milet (nach Ptolemäos nur vom Hermos in Lydien bis zum Mäandros in Karien) nebst den benachbarten Inseln Chios u. Samos. In diese durch herrliches Klima u. außerordentliche Fruchtbarkeit ausgezeichnete Gegend wandte sich, als Attika infolge des Zuzugs der aus der Peloponnesos durch die Dorische Wanderung verdrängten Jonier übervölkert worden war, um 1044 v. Chr. ein großer Theil der attischen Jonier unter Anführung zweier Söhne des Kodros, Neleus u. Androklos, um hier zusammen mit Auswanderern aus anderen Theilen Griechenlands, nach dem Beispiel der vor ihnen nach der Westküste Kleinasiens übergesiedelten dorischen u. äolischen Scharen, sich eine neue Heimat zu gründen. Wie es sich bei den glücklichen Anlagen des regen u. aufgeweckten ionischen Volksstammes u. bei der natürlichen Beschaffenheit jener für die Entwickelung des Verkehrs so geeigneten Küstengegend wohl erklären läßt, erhob sich J. bald auf eine hohe, von dem Mutterlande selbst erst viel später erreichte Stufe der Kultur. Schiffahrt, Handel u. Gewerbe blühten schnell empor, griech. Dichtkunst u. griech. Wissenschaft nahmen von hier ihren Ausgang u. wurden hier mit Vorliebe gepflegt; war doch J., die Wiege des Homerischen Epos, auch die Heimat der Dichter Mimnermos u. Anakreon, der Philosophen Thales, Anaximander, Anaximenes, Xenophanes, Anaxagoras, der Logographen Kadmos, Dionysios u. Hekatäos, neben denen auf dem Gebiete der Kunst die größten Maler des Alterthums, Apelles u. Parrhasios, zu nennen sind. Zu diesem großartigen Aufschwunge, der bei dem so entwickelten Kolonisationssystem der Jonier seinen wohlthätigen Einfluß auch in vielen anderen, zum Theil weit entfernten Gegenden geltend machte, trug außer dem Umstande, daß J. ein langer, von äußeren Feinden nicht bedrohter Frieden beschieden war, nicht wenig auch die politische Freiheit bei, deren die Bewohner sich erfreuten, sowie das Verhältniß der Unabhängigkeit, in dem die einzelnen Kolonien zu einander standen als Glieder eines die gemeinsamen Interessen wahrnehmenden Bundes der 12 ionischen Städte (Phokäa, Erythrä, Klazomenä, Teos, Lebedos, Kolophon, Ephesos, Miletos, Myus, Priene, Samos, Chios, zu welchen späterhin noch das früher zu Aeolis gehörige Smyrna kam) mit dem Panionion, einem dem Poseidon Helikonios heiligen Haine am Vorgebirge Mykale bei Priene, als ihrem religiösen Mittelpunkte. Jahrhunderte hindurch bewahrte J. seine äußere Machtstellung u. seine Unabhängigkeit; nachdem aber unter dem lydischen König Gyges (um 700 v. Chr.) die Angriffe Lydiens auf J. begonnen hatten, gerieth eine Stadt nach der andern unter die Herrschaft dieses Reiches, bis unter Kröjos ganz J. zu Lydien gehörte. Beim Sturze des Kröjos durch Kyros (546) mit Lydien an Persien gekommen, machte J. 50 Jahre später (500) in einem allgemeinen Aufstande den Versuch, die Freiheit wiederzugewinnen. Er mißglückte, u. in den Perserkriegen, welche durch die von Athen u. Eretria bei jenem Aufstande geleistete Hülfe veranlaßt wurden, mußten die kleinasiatischen Griechen auf persischer Seite gegen die Griechen des Mutterlandes kämpfen, doch traten in der Schlacht bei Mykale (479) die Jonier zu den Griechen über. Der Sieg über die Perser bei Kypros 449 (wenn nicht schon Kimon's Sieg am Eurymedon 466) brachte ihnen sowie den übrigen kleinasiatischen Griechen endlich die längst ersehnte Befreiung von dem verhaßten persischen Joch; sie standen dafür aber von nun an in Abhängigkeit von Athen, bis sie in dem schimpflichen Frieden des Antalkidas (387) den Persern wieder preisgegeben wurden. Mit dem persischen Reiche kam J. dann an Makedonien u. mit diesem späterhin unter römische Herrschaft.

Jonische Inseln ist der Gesammtname der westgriechischen Inseln zwischen 35° 50' u. 39° 46' n. Br. Dieselben zerfallen in eine nördliche Gruppe, welche aus Korfu u. Paxo an der türkischen Küste besteht, in eine mittlere, Leukada (Santa Maura), Thiaki (Ithaka), Kephalonia u. Zakyntho (Zante) vor dem Busen von Patras umfassend, u. in eine südliche, aus Cerigo u. Cerigotto an der Südspitze Griechenlands bestehend. Der Flächenraum der J. J. mit ihren Nebeninseln beträgt 47,21 □M., ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 218 879 S. (1870). Die Küsten, durch Felsenriffe gegen die starken Fluten des Meeres geschützt, gewähren bes. auf Korfu, Kephalonia u. Zakyntho vorzügliche Häfen; die Oberfläche dieser Inseln ist gebirgig, die höchste Erhebung trägt die Insel Kephalonia im Elatoberg (1589 m.), welcher vom Dez. bis Mai mit Schnee bedeckt ist. Trotzdem daß diese Berge fast vollständig ihrer Waldungen beraubt sind u. kein einziges Gewässer den Namen eines Flusses verdient, ist doch der Boden überaus fruchtbar an Wein, Korinthen, Oliven u. Südfrüchten; selbst der Baumwollenbau hat sich an einzelnen Stellen gelohnt, das produzirte Getreide genügt aber den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht. Das Klima ist mild u. Schnee u. Eis sind nur seltene Erscheinungen, doch treten häufig, bes. auf den nördl. Inseln, schnelle u. schroffe Temperaturwechsel auf, u. Stürme richten nicht selten unter den Fischerflotten großes Unheil an. Der Winter ist zugleich die Zeit der Gewitter. Die Bevölkerung, welche auf Kephalonia am dichtesten ist, hat durch Auswanderung nach Griechenland sehr bedeutend abgenommen; ihrer Abstammung nach ist sie im N. mehr albanesischen, im S. mehr griechischen Charakters, außerdem noch vielfach gemischt mit italienischen Elementen. Die Mehrheit gebraucht das Griechische als Muttersprache, an den Küstenplätzen ist daneben infolge des Schiffsverkehres auch das Italienische sehr verbreitet. Beträchtlich ist die Zahl der Juden u. Malteser in den Städten. Der wichtigste Erwerbszweig ist die Schiffahrt. Die Bewohner der J. J. gehören zu den vorzüglichsten Seeleuten der Mittelmeerländer u. gelten als zuverlässiger u. fleißiger als die italienischen Matrosen. Ihre leichtgebauten, schnellen Schiffe vermitteln den größten Theil des Zwischenhandels zwischen den meisten Küstenstädten im östlichen Becken des Mittelländischen Meeres. Im Seeverkehr nimmt unter den J. J. Korfu (s. d.) die erste Stelle ein. Trotz des Fischreichthums der umliegenden Meerestheile wird die Fischerei so wenig betrieben, daß noch beträchtliche Mengen von getrockneten u. gesalzenen Fischen eingeführt werden müssen. Die Landwirthschaft liegt noch sehr darnieder, theils wegen des sorglosen Charakters u. der Unbildung der Bewohner, theils wegen des Uebergewichtes des Großgrundbesitzes. Das meiste Land ist in den Händen weniger Edelleute u. der Bauer, wenn auch frei, doch nur Pächter eines kleinen Gutes. Fast ¼ des gesammten Grund u. Bodens ist zum Korinthenbau, zu Weingärten u. Olivenanpflanzungen verwendet. Der Olivenbau wird am stärksten auf Zakyntho, Kephalonia u. Korfu betrieben; Rosinen liefert in größeren Massen Cerigo, Korinthen vorzugsweise Zakyntho. Von den Weinen ist der rothe Muskateller sehr geschätzt. Durch Orangenkultur zeichnet sich Korfu aus. Das wichtigste Nahrungsmittel des Volkes ist der Mais. Die kahlen Bergweiden begünstigen die Zucht von Schafen u. Ziegen; Esel sind die Last- u. Zugthiere. Die gewerbliche Thätigkeit beschränkt sich bes. auf die Bereitung von Oel u. Korinthen u. auf Branntweinbrennerei u. Seifenfabrikation. Die Kleider werden meist von den Frauen selbst für die Familien gewebt. Die geistige Kultur steht auf einer sehr tiefen Stufe, zumal da das gewöhnliche Volk fast ganz von dem Klerus abhängig ist u. dieser selbst nur geringe Bildung besitzt. Die herrschende Kirche ist die griechisch-orientalische; jede der 7 größeren Inseln hat einen Bischof, zur katholischen Kirche bekennen sich ungefähr 30,000 Bewohner. Nur ein geringer Bruchtheil der Bevölkerung ist des Lesens u. Schreibens kundig. Die Stadt Korfu besitzt eine Universität. — Die J. J. bilden die Nomarchien Korfu, Kephalonia u. Zakyntho. Ihre größten Städte sind Zakyntho (17,516 E.) u. Korfu (15,452 E., nach der Zählung von 1871).

Geschichte. Die nördlichen der J. J. zeichneten sich schon zu Homer's Zeiten durch eine reich entwickelte Kultur aus, welche man geneigt ist auf eine phönikische Kolonisation zurückzuführen. Hier soll einst Alkinoos auf Korfu (Scheria), Odysseus auf Ithaka geherrscht haben. Die von Korinth auf ersterer Insel (Corcyra) angelegte Kolonie erhob sich bald zu einer der wichtigsten Handelsstädte Westgriechenlands u. stand zu Beginn des Peloponnesischen Krieges, den sie mit veranlaßt hatte, auf dem Gipfel ihres Wohlstandes u. ihrer Macht. Mit Griechenland verloren auch die J. J. ihre Freiheit unter römischer Herrschaft u. kamen bei der Theilung des Reiches an Ostrom. Nachdem sie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im 6. von den Ostgothen u. Slaven verwüstet worden waren, wurden sie im 13. von den Normannen erobert u. mit Neapel vereinigt. Von diesem Reiche kaufte Venedig 1401 Korfu, erwarb auch die übrigen Inseln u. machte daraus eine Provinz „Levante-Veneto". Während der

Schiffsverkehr unter dieser neuen Herrschaft sich außerordentlich hob, sank Sittlichkeit u. Bildung des Volkes unter dem Ausbeutungssystem der Venetianer u. wandelte sich die Sprache der Küstenbewohner in einen italienisch-griechischen Mischdialekt um. Mit dem Frieden von Campo Formio 1797 kamen die J. J. an Frankreich; 1799 wurden sie jedoch von den verbündeten Russen u. Türken wiedergenommen u. 1800 ward durch eine zwischen diesen Mächten abgeschlossene Konvention der „Freistaat der sieben vereinigten Inseln" gebildet u. unter das Protektorat der Pforte gestellt. Der Anarchie, welche die republikanische Verfassung über die J. J. brachte, machte die Abtretung derselben an Frankreich durch Rußland 1807 ein Ende; die Inseln wurden den Illyrischen Provinzen einverleibt; doch nahm 1809 die britische Flotte alle Inseln mit Ausnahme Korfu's, u. England betrachtete sich schon damals als Oberherrn. Im J. 1814 wurde ihm auch Korfu übergeben u. im Pariser Vertrage 5. Nov. 1815 sein Protektorat über den unabhängigen Bundesstaat der J. J. anerkannt, zugleich mit der Ermächtigung, die festen Plätze auf denselben zu besetzen. Der erste englische Lordoberkommissar, Sir Thomas Maitland (1815—23), behandelte aber die J. J. eigenmächtiger als ein britisches Kolonialland, hob 1816 die Verfassung auf u. machte durch eine neue 1817 den Adel zum ausschließlichen Besitzer der politischen Rechte. Dieser wählte die Gesetzgebende Versammlung, welche mit Berücksichtigung der Verhältnisse der einzelnen Inseln den ausübenden Senat ernannte. Jede Insel hatte einen Statthalter, der vom Könige zu bestätigen war. Als herrschende Kirche war die griechische anerkannt. Der Despotismus Maitland's steigerte sich zum Terrorismus, als der griechische Befreiungskrieg ausbrach, u. nur die Geistlichkeit konnte den nationalen Gedanken lebendig erhalten. Ein besseres Andenken im Volke der J. J. hinterließ der Lordoberkommissar Adams (1823—32), welcher auf Korfu eine Universität gründete, der Insel das Recht eines Freihafens erwirkte u. das Lehenswesen zu mildern versuchte. Die folgenden Statthalter richteten aber vorzugsweise ihr Augenmerk auf die Unterdrückung aller Sympathien für Griechenland, die jedoch trotz der Vernichtung der Preßfreiheit, mehrfacher Auflösungen des Parlaments u. Abänderung des Wahlgesetzes, u. andrerseits auch trotz der Verdienste der englischen Regierung um Anlegung von Straßen, Wasserleitungen u. Hafenanstalten u. um Verbesserung des Schulwesens, sich in immer stärkerer Weise bemerklich machten. Einige Erleichterungen erlangten die J. J. 1848 unter dem philhellenisch gesinnten Statthalter Seaton, welcher die Rechte des Landes in Bezug auf Parlament u. Presse erweiterte; gerade diese Freiheiten benutzte aber die Bevölkerung, um gegen die souveräne Gewalt des Lordoberkommissars zu protestiren u. ihre feindselige Gesinnung gegen England kund zu geben. Als an Lord Seaton's Stelle Sir Henry Ward kam, erfolgte auf Kephalonia ein freilich bald unterdrückter Aufstand, u. 1850 sprach das Parlament das Verlangen nach „Vereinigung mit dem befreiten Griechenland" aus. Die Regierung löste das Parlament auf u. verbannte die Häupter der Opposition; die neue, unter starker Beeinflussung der Regierung erwählte Volksvertretung verwarf aber 1852 alle von der Regierung eingebrachten Anträge, um nicht dadurch die britische Usurpation anzuerkennen, während die Opposition an den Sitzungen nicht Theil nahm. Von jedem der folgenden Parlamente wurde der Ruf nach Vereinigung mit Griechenland wiederholt; doch erst 1858 sprach sich auch der Lordoberkommissar Sir John Young für eine Abtretung der südlichen Inseln an Griechenland aus, worauf Großbritannien Gladstone entsandte, um die Stimmung der Bevölkerung zu erforschen u. ihre Beschwerden zu untersuchen. Wiederum sprach das Parlament seine nationalen Wünsche mit größter Entschiedenheit aus u. lehnte alle Reformvorschläge der englischen Regierung ab. Da erklärte diese 10. Dez. 1862, die Vereinigung der J. J. mit Griechenland gestatten zu wollen, wenn letzteres einen ihr genehmen König wähle. Dies geschah, als Georg I. 1863 den griech. Thron bestieg; 5. Okt. 1863 erklärte das Parlament seine Zustimmung zu den vom Lordoberkommissar Storcks gestellten Bedingungen, u. 14. Nov. 1863 unterzeichneten die Vertreter der fünf europäischen Großmächte zu London das Protokoll, nach welchem die J. J. von England an Griechenland abgetreten u. als neutral erklärt wurden. Ende Mai 1864 übernahm Trasibulo Zaïmis als Bevollmächtigter des Königs von Griechenland die Regierung der nun zu diesem Königreich gehörenden Inseln.

Jonisches Meer heißt der zwischen Griechenland, dem SW. der Türkei, der Apenninischen Halbinsel u. Sizilien gelegene Theil des Mittelländischen Meeres; durch die Straße von Otranto steht dasselbe mit dem Adriatischen Meere in Verbindung u. bildet im südlichen Italien den Meerbusen von Taranto, im westlichen Griechenland die Golfe von Arta, Patras u. Arkadhia. Der türkisch-griechischen Küste sind die Jonischen Inseln vorgelagert.

Jota, griech. Name des Buchstaben J, der im Griechischen nur die Geltung eines Vokales, nicht auch die des Konsonanten Jod hat. (Vgl. J.)

Iowa, einer der mittleren Binnenstaaten der nordamerik. Union, am oberen Mississippi gelegen, durch diesen von Illinois u. Wisconsin im O. geschieden, u. im N. an Minnesota, im W. am Dakota u. durch den Missouri an Nebraska u. im S. an Missouri grenzend, bedeckt einen Flächenraum von 2589 □M. u. besteht aus einer wellenförmigen Prairie, die ungefähr 350 m. über dem Meere liegt u. nach N. zu 430 m. ansteigt. Die Flußthäler sind in dieses Plateau bis 40 m. tief eingeschnitten. Die größte Zahl der in ihrem Laufe nach SO. gerichteten Flüsse strömt dem Mississippi zu, darunter der Red Cedar, Skunk u. Des Moines. Das Klima ist sehr gesund, der Sommer heiß u. der Winter oft sehr kalt, Fröste dauern vom September bis in den Mai. Der Boden ist in allen Theilen des Staates sehr fruchtbar u. der Mangel an Waldungen wird durch die Kohlenlager, welche von Missouri herüberreichen, aufgehoben. Von großer Wichtigkeit ist der große Reichthum von Bleierzen in den östl. Gegenden, bes. in der Umgegend der Stadt Dubuque. Außerdem finden sich Eisen, Zink, Kupfer u. auch Silber. Die Einwohnerzahl hat sich 1860—1870 von 674,913 auf 1,194,320 Seelen gehoben, davon waren 1,188,207 Weiße, 5762 Farbige, 3 Chinesen u. 348 Indianer; Letztere gehören dem Stamme der Muskwakis an. Unter den Fremden stammten 66,162 aus Deutschland, 40,124 aus Irland; ein sehr großer Theil der norweg. u. schwed. Auswanderer wendet sich gerade nach diesem Staate u. bes. seinen nördl. Counties, während unsere Landsleute sich in den Thälern des Des Moines u. des Mississippi in dichteren Massen angesiedelt haben. J. ist einer der wichtigsten Ackerbaustaaten der Union; in der Produktion von Mais wird es von keinem anderen, in Weizen nur von Illinois übertroffen; Hopfen u. Flachs werden in großer Ausdehnung kultivirt, u. in der Zucht von Rindvieh u. Schweinen stehen nur wenige Staaten über J. Die Industrie, deren Gesammtproduktion sich 1870 auf 46,534,322 Doll. belief, ist vorzüglich bedeutend durch Mehlfabrikation, Holzschneiderei, Wollenweberei, Gerberei, Fabrikation von Ackerbaugeräthen u. Wagen u. durch Branntweinbrennerei. Die Schienenwege hatten 1871 eine Ausdehnung von 695 M. Wichtige Handelsstraßen sind der Mississippi u. Missouri. Methodisten, Baptisten u. Presbyterianer bilden die stärksten der zahlreichen Sekten des Landes. — J. hat seinen Namen von einem in den Red Cedar mündenden Flusse, wurde am Ende des 17. Jahrh. von Franzosen zuerst besiedelt, 1803 von Frankreich an die Vereinigten Staaten abgetreten, 1838 in ein Territorium verwandelt u. 1846 als Staat in die Union aufgenommen. Es zerfällt in 99 Counties; im Kongreß zu Washington ist es durch 2 Senatoren u. 9 Repräsentanten vertreten u. hatte 1873 eine Staatsschuld von 8,043,133 Doll. Hauptstadt ist Des Moines (12,035 E.), die volkreichste Stadt Davenport (20,038 E.).



Nr. 3489. Der gemeine Ipecacuanha (Cephaëlis Ipecacuanha). a zwei Pflanzen (½ nat. Gr.), b Blüte, c Griffel mit Fruchtknoten (dreimal vergr.), d Frucht (zweimal vergr.).

Ipecacuanha od. Brechwurzel. Diese aus Brasilien in den Droguenhandel gebrachte Wurzel stammt von der in den dortigen Urwäldern wachsenden, zur Familie der Rubiaceen gehörigen Cephaëlis Ipecacuanha *Willd.*, einer strauchartigen Pflanze mit ovallänglichen Blättern u. in 4—6borstige Zipfel gespaltenen Nebenblättern, fünfblättriger Blumenkrone u. kleiner purpurrother Steinfrucht. Die Wurzel kommt in Form cylindrischer, verschieden langer Bruchstücke, welche hin- u. hergebogen sind, in den Handel; die Stücke überschreiten selten die

Dicke einer Gänsefeder, sind oben verdünnt, auf der Oberfläche uneben, durch tiefe Einschnürungen höckerig geringelt u. von hellgrauer bis brauner Farbe. Die Wurzel besteht aus einem dünnen, gelblichweißen Holzkörper u. einer dicken, hornartigen Rinde; nur die letztere enthält die wirksamen Bestandtheile. Der Geruch der Wurzel ist nur schwach, aber widerlich, der Geschmack kratzendbitter u. ekelerregend; sie besitzt eine stark brechenerregende Wirkung u. wird deshalb in den Apotheken unter dem Namen Radix Ipecacuanhae als Brechmittel geführt u. theils in Form eines feinen Pulvers, theils als Aufguß (Infusum Ipecacuanhae) verordnet. Das Mittel darf jedoch niemals ohne ärztliche Anweisung angewendet werden. Der wirksame Stoff der I. ist eine organische Base, Emetin genannt, welche zuerst von Pelletier im J. 1816 im unreinen Zustande aufgefunden u. von ihm u. Magendie 1821 im reinen Zustande dargestellt wurde. Die I. enthält jedoch nur sehr geringe Mengen, 1/[illegible] bis 1/[illegible] Prozent davon. Im Handel kommen zuweilen auch andere ähnliche Wurzeln unter dem Namen I. vor, die wegen ihrer verschiedenen, zum Theil geringeren Wirksamkeit nicht mit der echten verwechselt werden dürfen.

Iphigenia (griech. Iphigeneia), Tochter des Agamemnon u. der Klytemnestra, nach Andern des Theseus u. der Helena u. von Klytemnestra nur als Pflegetochter auferzogen. Als die in Aulis zum Aufbruch nach Troja versammelte griech. Flotte durch Windstille zurückgehalten wurde, weil Agamemnon gegen Artemis gefrevelt hatte, erklärte der Seher Kalchas, daß I. geopfert werden müsse, um die Göttin zu versöhnen. Agamemnon, Anfangs widerstrebend, ließ es schließlich auf Menelaos' Bitten geschehen, daß I. unter dem Vorwande, sie solle mit Achilleus vermählt werden, durch Odysseus u. Diomedes in das Lager gebracht wurde. Als man aber im Begriff war, sie zu opfern, setzte Artemis an ihre Stelle eine Hirschkuh auf den Altar u. entführte I. in einer Wolke nach Tauris, wo die Jungfrau nun der Göttin als Priesterin diente. Nach einer Reihe von Jahren kam ihr Bruder Orestes (s. d.), infolge des Orakelspruches, er solle das Bild der Taurischen Artemis nach Attika bringen, mit seinem Freunde Pylades nach Tauris. Gemäß der dort herrschenden Sitte, alle Fremdlinge der Artemis zu opfern, sollten Beide schon von I. geopfert werden, als diese ihren Bruder erkannte u. nun mit ihm unter Mitnahme der Bildsäule nach Griechenland entfloh. Der gewöhnlichen Sage nach brachten sie die letztere nach Brauron in Attika, es wurde aber nicht nur der Kult der Brauronischen Artemis von einer Stiftung durch I. u. Orest hergeleitet, sondern auch der ebenso wie jener ursprünglich mit Menschenopfern verbundene Kult der Artemis Orthia od. Orthosia zu Sparta. In Brauron soll I. als Priesterin gestorben sein, doch ward auch in Megara ihr Grab gezeigt, u. nach andern Sagen starb sie gar nicht, sondern lebte, von Artemis mit Unsterblichkeit u. ewiger Jugend begabt, unter dem Namen Orsilochia als Gattin des Achilleus auf der Insel Leuke, od. wurde von der Göttin zur Hekate gemacht. Eine Verschmelzung der I. mit der Artemis selbst zeigte sich in dem Kult der Artemis I. zu Hermione. Die Mythe der I. ist vielfach von Dichtern, bes. Dramatikern, behandelt worden, so von Aeschylos, Sophokles, Euripides. Bei uns hat namentlich Goethe, in Frankreich Racine den Stoff dichterisch gestaltet, Gluck komponirte zwei Opern „I. in Aulis" u. „I. in Tauris".

Iphikrates, berühmter Feldherr der Athener. Als Sohn eines Lederarbeiters zu Athen geboren, zeichnete er sich schon so früh aus, daß er, erst 20 Jahre alt, im Korinthischen Kriege (394—387 v. Chr.) den Oberbefehl über die von Athen u. seinen Verbündeten gegen Sparta geworbenen Söldner erhielt. Zwar wurde er bei Lechäon geschlagen (393), aber nachdem er seine Truppen zweckmäßiger bewaffnet hatte, gelang es ihm nach kurzer Zeit, mit der von ihm neugeschaffenen Truppengattung (Peltasten) eine glänzende Waffenthat auszuführen, indem er im J. 392 bei Korinth eine Abtheilung (Mora) spartanischer Hopliten vernichtete. Mit dem Schutz der Besitzungen Athens am Hellespont beauftragt (390), brachte er dem spartanischen Harmosten in Abydos, Anaxibios, eine empfindliche Niederlage bei, u. bekriegte nach dem Frieden des Antalkidas (387) den thrakischen König Kotys, schloß jedoch zuletzt ein Bündniß mit ihm u. heirathete seine Tochter. 379 wurde I. beauftragt, bei dem von Persien beabsichtigten Zuge zur Wiedereroberung Aegyptens die angeworbenen Griechen zu führen; bei der Einnahme von Mendes zeichnete sich I. rühmlich aus, er entzweite sich aber mit Pharnabazos u. floh aus dem Lager nach Athen (374). Hier erhielt er an Stelle des auf seine Anklage hin abgesetzten Timotheos den Befehl über die Seemacht, seinem Verlangen gemäß zugleich mit Kallistratos u. Chabrias, segelte nach dem von den Spartanern belagerten Kerkyra, das sich jedoch inzwischen schon selbst von den Feinden zu befreien vermocht hatte, unterwarf Kephallenia, nahm 10 von Dionysios von Syrakus den Spartanern geschickte Kriegsschiffe u. führte Streifzüge nach Akarnanien u. an die lakonische Küste aus. Nachdem 371 ein Frieden mit Sparta zu Stande gekommen war, wurde I., durch welchen die athenische Herrschaft im Ionischen Meere wieder hergestellt worden war, mit Aufstellung seiner Bildsäule u. anderen Auszeichnungen belohnt; die Angriffe, welche er deshalb von den ihm verfeindeten Aristokraten erfuhr, indem dieselben jene Auszeichnungen als gesetzwidrig anfochten, wies er selbst in einer Vertheidigungsrede erfolgreich zurück. Als die Fortschritte der Thebaner Athen zu einem Bündniß mit Sparta veranlaßten, ward I. der Oberbefehl über die athenischen Hülfstruppen übertragen (369); er führte den Krieg aber mit großer Lauheit; auch in Thrakien, wohin er, namentlich um Amphipolis zu bekriegen, 368 gesandt wurde, richtete er nur wenig aus. Im Bundesgenossenkriege (357—355) mit einer Flotte nach dem Hellespont geschickt, wo sich bereits eine von Chares befehligte Flotte befand, verweigerte er ebenso wie sein Mitfeldherr Timotheos die Theilnahme an einem Treffen, das Chares trotz des gerade herrschenden stürmischen Wetters wagen wollte, u. sie wurden deshalb Beide in Athen wegen Verrätherei angeklagt. Wenige Jahre nach diesem Prozeß, bei dem I. sich wieder selbst vertheidigte u. über dessen Ausgang die Nachrichten verschieden lauten, scheint I. gestorben zu sein, wahrscheinlich in Thrakien. Von seinen beiden Reden, die Manche dem Lysias zuschrieben, sind nur einige Fragmente erhalten.

Ipomoea, s. „Convolvulus".

ipse fecit (lat.), d. i. er hat es selbst gemacht.

Ipswich, Hauptstadt der engl. Grafschaft Suffolk mit 43,136 E. (1871), liegt in fruchtbarer Gegend an dem schiffbaren, unweit davon in die Nordsee mündenden Orwell, 14 M. im NO. von London, ist im Innern eng u. unregelmäßig gebaut, hat aber freundliche Vorstädte u. in der Guildhall (Rathhaus) u. der St. Mary's-Church hervorragende mittelalterliche Bauwerke. I. besitzt eine Lateinschule, ein Naturhistorisches Museum, eine Irrenanstalt u. ist in industrieller Beziehung wichtig durch seine Schiffswerften, Brauereien, Papierfabriken, Tabaksmühlen u. Fabriken für Maschinen u. landwirthschaftliche Geräthe.

Ir, chemisches Zeichen für Iridium.

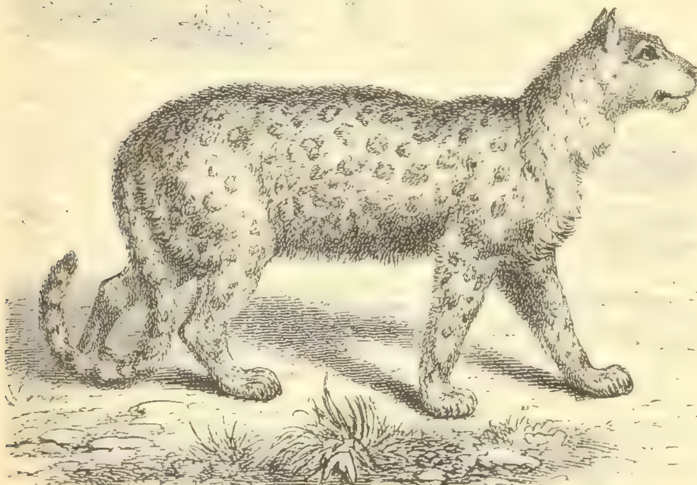
Irak-Adschemi, die centrale Provinz Persiens, im S. des Kaspisees, ist bes. im W. u. N. gebirgig, aber die Gebirge sind entwaldet u. nur die Thäler fruchtbar. Der größte Fluß, der Kyzyl Uezen (rother Fluß), fließt in den Kaspisee. Einige andere Flüsse versiegen in der großen Salzwüste, von welcher der westl. Theil zu I.-A. gehört. Diese Provinz hat eine Größe von 6504 □M., wovon über 1000 □M. auf die Wüste kommen, u. etwa 1 Mill. Bewohner. In I.-A. liegen die größten Städte Persiens: Teheran, Hamadan, Kaschan, Ispahan.

Irak-Arabi, das asiat. türk. Ejalet Bassora, umfaßt das Land südl. von der größten Annäherung der Flüsse Euphrat u. Tigris bis zum Pers. Meerbusen u. erstreckt sich vom Tigris westl. über den Euphrat bis zur Wüste. Im nördl. Theile ist der Boden schwach gewellt, geht aber nach S. in Ebenen über, die im Mündungsgebiet des Schatt-el-Arab ausgedehnte Marschen aufweisen, welche Monate lang überschwemmt werden. Von den zahlreichen Städten, welche im Alterthum hier standen, sind nur noch Trümmermassen übrig. Nur ein kleiner Theil des Bodens ist angebaut; wichtig sind die Dattelpflanzungen. Der größte Theil des Landes wird als Weide benutzt; berühmt sind seine Pferde. In den Sumpfgegenden leben zahlreiche Büffel; auf den weiten Steppen finden sich Strauße. I.-A. hat bei einem Flächeninhalt von etwa 3000 □M. ca. 500,000 Bewohner, im N. Kurden, im S. Araber.

Iran, Hochland von. Unter dem Hochland von I. versteht man die gesammte, ca. 49,000 □M. große Hochlandsmasse zwischen dem Persischen Meere u. Golf im S. u. dem Tieflande von Turan, dem Kaspisee u. dem Aras-Fluß im N., dem Soliman- u. Brahui-Gebirge im O. u. dem Gebirge von Kurdistan u. Mesopotamien im W. Der östliche Theil des Hochlandes, das Gebiet von Kafiristan, Afghanistan u. Beludschistan, ist mehrfach durch Erhebungsketten gegliedert u. hat bes. in Afghanistan ansehnliche Flußgebiete (Kabul, Hilmend, Heri Rud, Hamun); der mittlere Theil enthält die große Salzwüste, ist nur im N. u. S. gebirgig u. flußarm, während der westliche Abschnitt wieder Gebirgsverzweigungen u. größere Flüsse (Kyzyl Uezen, Sefid Rud, Kercha) sowie mehrere Binnenseen

Urumia- u. Bachteganſee) aufzuweiſen hat. Der weſtliche u. mittlere Theil des H. v. J. bilden das perſiſche Reich. Das H. v. J. liegt in ſeinen verſchiedenen Theilen 800—1500 m. über der Meeresoberfläche.

Irawaddy, bedeutender Fluß Hinterindiens, 237 M. lang mit einem Flußgebiet von 12,100 □M., entſpringt etwa unter 28° nördl. Br. am Oſtende des Himalaja im Gebiete des Singpo u. durchfließt von N. nach S. Birma u. Pegu. Zwei Quellſtröme, die ſich unter 26° nördl. Br. vereinigen, bilden den eigentlichen J., der bald darauf rechts den Mogung, einen Fluß mit vielfach gewundenem Laufe, aufnimmt, mehrmals durch Felsthore eingeengt wird, aber größtentheils ebenes Kulturland durchfließt, in dem viel Reis gebaut wird, u. welches noch namhafte Teakholzwaldungen beſitzt. 12 M. unterhalb Amarapura mündet rechts der Kyendwen mit 4 M. breitem Delta in den J. Im Unterlaufe gehört der J. auf einer Strecke von 60 M. britiſch Pegu an u. theilt ſich in zahlreiche Arme, welche ſich zum Theil wieder vereinigen, zuſammen aber ein Delta bilden, von deſſen zwei größten Mündungsarmen der öſtl., Rangunfluß od. Syrian genannt, in den Martabangolf, der weſtl., Baſſeinfluß, aber in den Bengaliſchen Meerbuſen ſtrömt. Der Baſſeinfluß iſt 12 M. weit aufwärts für die größten Schiffe befahrbar u. der ganze Fluß zeigt ein reges Verkehrsleben.



Nr. 3190. Der Irbis (Felis irbis).

Irbis (Felis irbis, Leopardus Uncia, perſiſche Unze od. Pardel), eine 1¼ m., mit dem Schwanze 2¼ m. lange Katze, welche in Mittelaſien bis nach Sibirien hinein, beſ. am oberen Jeniſei u. Baikalſee, u. an den Küſten des Perſ. Meerbuſens vorkommt. Das Haar ihres dichten Pelzes, der im Handel auch Irgis od. Luchsfell heißt, iſt krauswollig, nur unten etwas weich u. ſchlaff, von Farbe weißgelblich, mit ſchwarzen Ringflecken mit Tüpfeln, am Halſe ohne Tüpfel, u. hat auf dem Rücken des Körpers u. des ſchwarzgeringelten langen Schwanzes eine dunkle Längslinie.

Irbit, Kreisſtadt im ruſſ. Gouvernement Perm mit 4244 E. (1867), im O. des Uralgebirges gelegen, hat nach Niſchnei-Nowgorod die bedeutendſte Meſſe des Ruſſ. Reiches u. iſt Stapelplatz für die nach W. gehenden ſibir. u. centralaſiat. Waaren. Begünſtigt durch die Nähe ſchiffbarer Flüſſe, den J. u. die Niza, welche den Ort mit den großen weſtſibir. Strömen in Verbindung ſetzen, erreicht J. in der von Mitte Februar bis Ende März währenden Meßzeit eine Volkszahl von etwa 70,000 Seelen; der Werth der zum Verkauf gebrachten Waaren, beſ. Kleiderſtoffe, Pelzwerk, Thee, Zucker u. Wein, beläuft ſich jährlich auf 60—70 Mill. Rubel.

Irenäus, einer der bedeutendſten Lehrer der alten Kirche, wurde um 140 n. Chr., wahrſcheinlich zu Smyrna, jedenfalls in einer griech. Familie Kleinaſiens geb., wie denn auch ſeine Schriften von Vertrautheit mit griech. Bildung zeugen. In ſeiner Jugend erfreute er ſich noch des Umgangs mit dem Biſchof Polykarp von Smyrna, einem der letzten Jünger des Johannes, u. mag dieſem auch ſeine Hinneigung zu dem milden johanneiſchen Chriſtenthum, wie es damals noch in Kleinaſien lebte, verdanken. Um 177 n. Chr., zur Zeit der großen Verfolgungen, finden wir ihn als Presbyter zu Lugdunum (Lyon) in Gallien, u. 178 wurde er an Stelle des Märtyrers Photinus zum Biſchof von Lugdunum u. Vienna erwählt. Unter Septimius Severus im J. 202 erlitt er mit vielen Gliedern ſeiner Gemeinde den Märtyrertod. Die Bedeutung des J. in der alten Kirche beſtand einerſeits darin, daß er beſtändig auf die Einheit der Kirche in den weſentlichen Dingen drang u. beſ. auf diejenigen Punkte in Glauben u. Sitte hinwies, welche die älteſte Ueberlieferung für ſich hatten; andererſeits in der mit allen Mitteln der damaligen Gelehrſamkeit u. tiefem ſittlichen Ernſte geführten Bekämpfung der damals die Kirche gefährdenden Ketzereien, beſ. der gnoſtiſchen Irrlehrer. Von ſeinen Schriften iſt uns außer Bruchſtücken nur ſeine „Ueberführung u. Vernichtung der falſchberühmten Weisheit“ in lat. Ueberſetzung (adversus haereses) erhalten. Der Heiligentag des J. fällt in der kathol. Kirche auf den 28. Juni.

Irene, die durch ihre Herrſchſucht u. unnatürliche Grauſamkeit berüchtigte griech. Kaiſerin; ſie war aus Athen gebürtig, wurde von Konſtantin V. ſeinem Sohne Leo IV. zur Gemahlin beſtimmt u. dieſem 769 n. Chr. vermählt, wobei ſie den Bilderdienſt, gegen den Konſtantin ebenſo eiferte wie ſein Vater Leo III., der Iſaurier, feierlich abſchwören mußte. Trotzdem blieb ſie demſelben heimlich ergeben, weshalb ſie, nachdem es an den Tag gekommen war, von ihrem Gemahl (der 775 ſeinem Vater auf dem Throne gefolgt war) vom Hofe verbannt wurde. Kurz darauf ſtarb jedoch Leo IV. (780), u. J. übernahm nun als Vormünderin ihres Sohnes Konſtantin VI. die Regierung, die ſie mit Umſicht u. Geſchick zu führen verſtand. Nachdem eine Verſchwörung des Cäſar Nikephoros, des Bruders von Leo, u. ein Aufſtand des Statthalters von Sizilien, Elpidios, mit Energie unterdrückt worden waren, mußte zwar mit den Arabern, die unter Harun ar Raſchid weit in Kleinaſien vorgedrungen waren, ein ſchimpflicher Friede abgeſchloſſen werden (782), dafür gelang es aber dem Kanzler Stauratios, die in das Reich eingefallenen Slaven wieder aus Makedonien, Theſſalien u. Griechenland zu vertreiben, ein Erfolg, der durch einen prächtigen Triumphzug gefeiert ward (784). Unterſtützt von J., ſtellte dann eine 787 nach Nikäa berufene Kirchenverſammlung die Bilderverehrung wieder her. Als 789 der jetzt 20jährige Konſtantin, welcher, vorher mit Karl's d. Gr. Tochter Rotrude verlobt, eine armeniſche Prinzeſſin hatte heirathen müſſen, ſich in eine Verſchwörung gegen ſeine Mutter einließ, durch Stauratios jedoch dieſelbe entdeckt ward, verſuchte J. dieſe Gelegenheit zu benutzen, um ihren Sohn für immer von der Regierung auszuſchließen; ihr Vorhaben ſcheiterte ſchließlich an dem Widerſtand der Truppen, Konſtantin wurde von denſelben zum Kaiſer ausgerufen u. J. vom Hofe verbannt (790). Ihre Anhänger riefen ſie jedoch 791, während der Kaiſer auf einem Zuge gegen die Araber abweſend war, nach der Hauptſtadt zurück, u. Konſtantin mußte ſich dazu verſtehen, ſeine Mutter als Mitregentin anzunehmen (792). Schon 5 Jahre ſpäter konnte J., bei der Abneigung, die ſich Konſtantin im Volke zugezogen hatte (namentlich dadurch, daß er ſeine Gemahlin verſtieß, um eine Hofdame J.'s zu heirathen), ihren Plan, ſich deſſelben zu entledigen, ungehindert zur Ausführung bringen; ſie ſetzte (797) ihren Sohn gefangen u. hielt ihn in ſtrenger Haft, ja ließ ihn ſogar blenden. Das Andenken an ihre grauſige That ſuchte J. nun durch gerechte Regierung u. Wohlthätigkeit gegen die Armen u. gegen die Klöſter zu verwiſchen, doch wurde ſie von der verdienten Strafe ereilt. Der Kanzler Nikephoros verſchwor ſich mit dem Führer der Leibwache, ließ ſich von den Truppen zum Kaiſer ausrufen (802) u. verbannte J. nach Mitylene, wo ſie 803 im tiefſten Elend ſtarb. Die griech. Kirche hat ſie ſpäter unter die Zahl der Heiligen aufgenommen u. feiert ihren Tag am 15. Auguſt.

Irene (griech. *Εἰρήνη* = Frieden), in der griech. Mythologie eine der Horen (ſ. d.). Der Kult der J. als der Friedensgöttin läßt ſich erſt ziemlich ſpät nachweiſen, zuerſt im 4. Jahrh. v. Chr., in welchem die Athener nach dem für die Befeſtigung ihrer Herrſchaft im Joniſchen Meere wichtigen Siege des Timotheos über die ſpartaniſche Flotte (376) der J. Altäre errichteten. In Rom erhielt ſie als Pax 13 v. Chr. einen Altar in der Kurie, auf dem jährlich zweimal (30. Jan. u. 30. März) geopfert wurde, u. unter Veſpaſian einen prächtigen Tempel in der Nähe des Forums. Dargeſtellt wird ſie als jugendliches Weib mit Füllhorn, Oelzweig od. Hermesſtab, ſowie mit Aehren, die ſie bald auf dem Haupte, bald in der Hand, bald an der Bruſt trägt.

Irene, ein zwischen den Planeten Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, von Hind in London am 19. Mai 1851 entdeckter, das Zeichen (14) führender Asteroid.

Iriarte, Juan de, span. Philolog, geb. zu Orotava auf Teneriffa 15. Dez. 1702, studirte in Paris u. Ruen, sowie seit 1724 in Madrid, erhielt hier eine Stelle bei der königl. Bibliothek, wurde 1732 Bibliothekar an derselben u. 1742 auch Interpret beim Ministerium des Auswärtigen, gehörte seit 1743 zu den Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften u. starb zu Madrid 23. Aug. 1771. Von seinen Werken sind hervorzuheben: eine lat. Grammatik (Madr. 1771); seine lat. u. span. „Epigramme u. Sprüchwörter“ (refranes), die mit einigen lat. epischen Gedichten erst von Domingo als „Obras sueltas“ (ebd. 1774, 2 Bde.) herausgegeben wurden, u. sein werthvoller Katalog der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, von dem aber nur 1 Bd. (ebd. 1769) erschienen ist.

Iridium, ein in der Natur ziemlich selten vorkommendes Metall, welches im Jahre 1803 von Tennant entdeckt wurde; es findet sich stets nur im gediegenen Zustande, aber gemengt mit Platin u. auch Osmium, als Osmium iridium. Man gewinnt das J. aus den bei der Verarbeitung des Platins bleibenden Rückständen. Das käufliche Platin ist auch häufig iridiumhaltig. Reines J. ist in geschmolzenem u. gegossenem Zustande weiß u. stark metallglänzend wie polirter Stahl, unter dem Hammer wird es etwas platt geschlagen, zerbricht aber endlich wie ein krystallinisches Metall. Das spezifische Gewicht ist 21,15; das natürliche, platinhaltige J. ist der schwerste bekannte Körper, es hat = 23 spezifisches Gewicht. J. ist in allen Säuren, selbst in Königswasser unlöslich, oxydirt sich aber beim Glühen an der Luft u. nam. beim Schmelzen mit Salpeter; es gehört zu den am schwersten schmelzbaren Metallen, in den gewöhnlichen Feuern u. Oefen schmilzt es gar nicht. Deville ist es gelungen, in Kalktiegeln mit Hülfe des Knallgasgebläses größere Barren, sogar einmal einen solchen von 1805 gr J. auf einmal, zu schmelzen. Das reine J. wird wenig verwendet, dagegen stellt man jetzt Legirungen von Platin mit J. dar, welche 25—30 Prozent J. enthalten, u. fertigt daraus Gefäße, die der Einwirkung des Königswassers vollkommen widerstehen, wenn sie nach den ersten Einwirkungen desselben mehrmals ausgehämmert worden sind. Sie bedecken sich dadurch mit einer völlig unangreifbaren Legirung, od. wahrscheinlich mit reinem J. Solche Gefäße werden anstatt reiner Platingefäße für chemische Zwecke verwendet. In der Porzellanmalerei benutzt man J. zur Erzeugung eines schönen Schwarz auf Porzellan. Das chemische Zeichen des J. ist = Ir, sein Aequivalent 99 u. sein Atomgewicht = 198. — Die Verbindungen des J. mit Sauerstoff, Chlor u. anderen Elementen haben nur ein rein fachwissenschaftliches Interesse.

Iris, in der klassischen Mythologie die Göttin des Regenbogens (der jedoch auch nur als der Weg aufgefaßt wird, den J. zwischen Himmel u. Erde zurücklegt), ist nach Hesiod Tochter des Thaumas u. der Okeanine Elektra u. Schwester der Harpyien. Schon bei Homer, der sie aber allein in der Ilias erwähnt, erscheint sie als die schnellfüßige, goldflügelige Götterbotin, u. zwar sowol des Zeus u. der Hera als der übrigen Götter, während sie späterhin, bes. bei den römischen Dichtern, vorzugsweise der Hera Botin u. Dienerin ist. Im Unterschied von Hermes (s. d.) hat J. gewöhnlich nur einfach eine Bestellung auszurichten, indessen ist sie bisweilen auch als Führerin u. bereitwillig helfende Beratherin thätig. Die Kunst stellte J. (auf Vasen u. Reliefs) als geflügelte, mit einem langen u. weiten Gewande bekleidete Gestalt dar, ähnlich der Nike; von dieser unterscheidet sie sich durch ihr Attribut, den Heroldsstab, außer welchem J. oft noch eine Kanne trägt, entsprechend der Vorstellung, daß sie den Wolken Wasser zutrage.

Iris, Regenbogenhaut im Auge, s. „Auge“.

Iris, Schwertlilie; Pflanzengattung u. Typus der Irideen, welche bei schwertförmigen Blättern auf mehr od. minder ansehnlichen Blumenschäften stolze, oft sehr schön gefärbte Blüten hervorbringen. Die 3 äußeren Blumenblätter derselben pflegen zungenförmig, die 3 inneren schmal u. bartig zu sein, während der Fruchtknoten eine dreifächerige Kapsel erzeugt. Unter den inländischen Arten ist die verbreitetste die gelbe Schwertlilie (I. Pseudacorus) an unsern Teichen u. stehenden Gewässern mit prächtiger, goldgelber Blume. Blaue Blumen bringen viele andere Arten hervor (I. Germanica, pumila ꝛc.), sowie es auch fleischroth (I. Bohemica), schwefelgelb u. anders gefärbt blühende Schwertlilien giebt. Da die Irisarten für unsere Gärten sehr werthvolle Zierpflanzen sind, so hat man bereits eine große Zahl ausländischer Arten kultivirt: I. chinensis, biflora, bicolor, cristata, cuprea, florentina, iberica, laevigata, nepalensis, pallida, persica, reticulata u. a. Unter diesen baut man die I. florentina in Südeuropa, nam. in Toskana, im Großen an. Sie liefert nämlich die bekannte Veilchenwurzel für zahnende Kinder, die aber auch zum Aromatisiren gewisser Tabaksorten, zu Rosenkränzen u. kleinen Schmucksachen, zu aromatischen Seifenpulvern u. dgl. benutzt wird. Andere Arten dagegen erzeugen in ihren knolligen Wurzelstöcken unangenehm riechende Stoffe (I. foetidissima aus Nordafrika), andere purgirende u. brechenerregende Säfte (I. Germanica), andere (I. Pseudacorus) ätzende od. doch hautreizende Säfte, so daß man sie als Schminkmittel verwendet. Die deutsche Schwertlilie (I. Germanica), auch Gilgen, Himmelslilie und Himmelsschwertel, ist beliebt wegen ihrer dunkelvioletten Blumen und ihrer großen Ausdauer gegen Wind u. Wetter, weshalb sie häufig auf Mauern, in Weinbergen u. s. w. in der Nähe der Menschen vorkommt.



Nr. [illegible] Iris [illegible]

Iris, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, von Hind in London 13. Aug. 1847 entdeckter, das Zeichen (7) führender Asteroid.

Irisches Meer heißt der zwischen Irland, Schottland, England u. Wales gelegene Theil des Atlantischen Ozeans, aus welchem nach N. der Nordkanal, nach S. der St. Georgskanal führt, u. der an der engl.-schott. Küste den Solway Firth, an der irischen den Busen von Dundalk bildet; in der Mitte liegt die Insel Man.

irisch-römisches Bad, s. „Bad“.

Irisiren, das, die Eigenschaft gewisser Oberflächen, das Licht in den Farben des Regenbogens zurückzustrahlen; diese Eigenschaft kommt insbes. der Perlmutter zu u. beruht auf der Interferenz des Lichtes (s. d.). Sie ist auf dieselbe Ursache zurückzuführen, wie die Farbenerscheinungen, die sich an blind gewordenem Glase, in Sprüngen von Krystallen, vorzüglich des isländischen Kalkspathes, des Bergkrystalles u. s. w., an Seifenblasen, dünnwandigen Glaskugeln u. an vielen anderen Körpern unter gewissen Umständen zeigen. Das J. der Perlmutter läßt sich auf anderen Flächen durch einfachen Abdruck, insbes. auf Siegellack, den man im weichen Zustande gegen eine Perlmutterfläche drückt, übertragen. Auch läßt sich das J. dadurch hervorrufen, daß man eine Metallfläche mit sehr feiner, dicht an einander liegender Schraffirung versieht. Hierauf beruht die Herstellung der einst vielbeliebten sog. Irisknöpfe, welche man durch Prägung mit einem Stahlstempel herstellt, auf dem man in regelmäßigen dreieckigen Feldern außerordentlich feine u. dichte Schraffirungen mittels des Diamantes einritzt. Diese interessante Erfindung rührt von dem Engländer Barton (gest. i. Jahre 1834) her, welcher bis zu 10,000 parallele Linien auf dem Raume eines engl. Zolls (fast 400 auf 1 mm.) anbrachte.

Irkutsk, Hauptstadt des ostsibir. Gouvernements mit gleichem Namen, welches in die Bezirke J., Nischne-Udinsk, Wercholensk, Balagansk u. Kirensk zerfällt u. auf 12,786,6 □M. 372,833 E. (1867) zählt, hat 24,731 E. u. liegt an der Mündung der Angara in den Irkut, 9 M. vom Baikalsee; J. ist die größte Stadt Sibiriens, Sitz der obersten Regierungsbehörden von Ostsibirien u. eines Erzbischofs, besitzt eine schöne Kathedrale, mehrere höhere Lehranstalten u. ist regelmäßig u. schön gebaut; von hier aus wird über den Baikalsee u. Kiachta ein bedeutender Handel mit China, bes. in Thee getrieben, außerdem ist J. ein wichtiger Stapelplatz für Pelzwaaren u. die Montanprodukte des Altai; im Juni wird eine große Messe abgehalten. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von Papiercigarren, Lichtern, Seife, Webwaaren, bes. Tuche u. Glas. Die Bewohner treiben großen Luxus. J. wurde 1661 gegründet.

Irland. Geographische Verhältnisse. J. (engl. Ireland, irisch Erin) ist ein mit Großbritannien (s. d.) vereinigtes Königreich mit einem

Flächenraum von 1530 □M. u. 5,411,416 E. (1871) u. bildet nach Großbritannien u. Island die drittgrößte Insel Europa's. Im W. des Irischen Meeres gelegen u. von Schottland durch den Nordkanal, von Wales durch den St. Georgskanal getrennt, zeigt J. im Ganzen die Form eines Rhombus. Seine Küsten bieten eine Menge der trefflichsten Häfen u. Ankerplätze, vorzüglich im S. u. W., wo die Ufer durch zahlreiche fjordartige Busen zerrissen sind. Hier öffnen sich dem Schiffer die Häfen von Wexford, Waterford, Dungarvan, Youghall, Cork u. Kinsale u. die Long-Island-, Banthry-, Kenmare-, Ballingskellig- u. Dingle-Bai, der Mündungsbusen des Shannon, die Galway-, Clew- u. Donegalbai. Die nördl. Küste zeigt in dem Lough Swilly u. Lough Foyle tief einschneidende Buchten, die aber wegen des seichten Fahrwassers eine nur geringe Bedeutung für den Seeverkehr haben. Die Ostküste hat ihren sichersten Hafen in Belfast Lough, an der Irischen See liegt die Bai von Dundalk, im S. der Bai von Dublin zieht sich eine Reihe gefährlicher Sandbänke an der Küste hin. Zu J. gehören 196 kleinere, meist felsige Kusteninseln, die sich fast ausschließlich an der Westseite vorfinden u. deren bedeutendste die Araninseln u. die Achillinsel sind. — Der größte Theil der Oberfläche J.s wird von einer Tiefebene eingenommen, welche sich in einer Höhe von 60–100 m. in der Mitte der Insel von der östl. bis zur westl. Küste erstreckt, zahlreiche Torfmoore u. Seen trägt, im Allgemeinen sich aber auch durch vorzügliches Acker- u. Weideland auszeichnet. Die meist aus Granitmassen bestehenden Gebirge erheben sich in der Nähe des Meeres. Im NO. ziehen sich die Berge von Antrim (Trostan 549 m.) an der irischen Küste des Nordkanales hin; im S. des Lough Foyle liegen die Sperrin Mountains (Sawel 678 m.). Im W. dieser Gruppe erstreckt sich eine Anzahl paralleler Gebirgsketten von der Donegalbai bis zum Lough Swilly u. hat die bedeutendsten Erhebungen in den Derryreagh Mountains (Errigal 750 m.). Zu größerer Höhe steigen die Berggipfel im S. der centralen Tiefebene an, so südl. von Dublin die Berge von Wicklow (Lugnaquilla 925 m.), im NO. von Cork die Galty Mountains (Galtymore 947 m.) u. bes. im südwestlichsten Theile der Insel die Berge von Kerry (Carrantuohill 1040 m.), welche die reizendsten Landschaften umschließen u. mit ihren Ausläufern die durch Fjorde getrennten Halbinseln im SW. J.s erfüllen. — J. ist reich bewässert u. besitzt eine große Anzahl schiffbarer Flüsse, welche bei dem vorherrschenden Tieflandscharakter des Landes sehr leicht haben durch Kanäle verbunden werden können. An der Nordküste münden der Bann, der Abfluß des Lough Neagh (20 M. lang, von Portadown schiffbar), in das Irische Meer ergießt sich der Boyne unterhalb Drogheda (15 M. lang, von Navan an schiffbar) u. bei Dublin der Liffey. Der wichtigste an der Südküste mündende Strom ist der Barrow (25 M. lang, von Athy an schiffbar), der sich in den Waterfordhafen ergießt. In den Youghallhafen strömt der Blackwater ein (22 M. lang, von Cappoquin an schiffbar). Der größte Strom ist der Shannon (50 M. lang, vom Lough Allen an schiffbar). An Seen ist J. nicht minder reich als Schottland, doch entbehren dieselben, mit Ausnahme der romantischen Seen von Killarney, einer großartigen Gebirgsumgebung. Die bedeutendsten irischen Seen sind der Lough Neagh (7,22 □M.), der L. Corrib (3,2 □M.) u. der L. Erne (2,71 □M.). — Das Klima ist ein durchaus ozeanisches. Die Sommer sind kühl, die Winter mild, die Luft meist feucht, Nebel u. Niederschläge sehr häufig, so daß sie sogar den Ackerbau beeinträchtigen, dagegen den Graswuchs außerordentlich begünstigen u. J. jenes frische Grün verleihen, dem es den Namen Smaragdeiland verdankt. Schnee hält sich nur in den Berglandschaften längere Zeit.

Die Bevölkerung zählt 3537 Seelen auf 1 □M., eben so viel wie in Wales, weniger als in England, aber mehr als in Schottland. Am dichtesten ist der N., am schwächsten der W. bevölkert. In sehr bedenklicher Weise hat die Volkszahl seit 1841 in J. abgenommen, so 1841–51 um 19,85 %, 1851–61 um 12 % u. 1861–71 um 7,2 %. Die Hauptursache dieser Bevölkerungsabnahme ist die Auswanderung, welche wiederum bedingt ist durch die traurigen sozialen u. wirthschaftlichen Verhältnisse, die unter den Iren herrschen. Diese Emigration richtet sich fast ausschließlich nach Nordamerika; in den Vereinigten Staaten gab es 1870 allein 1,855,827 Iren von Geburt, davon 528,806 nur im Staate New-York; in den britisch-nordamerik. Besitzungen wurden 1871: 846,414 Iren gezählt. Das Land, welches noch im 16. Jahrh. nur in den Städten germanische Elemente aufweisen konnte, ist nach u. nach fast vollständig in eine engl. Provinz umgewandelt worden; nach dem letzten Nationalitätscensus von 1861 ist die keltische Sprache nur noch bei 19 % der Gesammtbevölkerung im Gebrauch, in den östl. Theilen fast ganz verschwunden u. nur noch in den westl. Provinzen erhalten geblieben. In jenem Jahre sprachen 163,275 E. nur keltisch, 942,261 E. keltisch u. engl. zusammen. Die Katholiken mit 4,141,933 Seelen (1871) machen 77 % der Bevölkerung aus; außerdem zählt man 683,295 Anhänger der engl. Staatskirche, 558,238 protestantische Dissidenten (größtentheils Presbyterianer), 19,035 andere Christen, aber nur 258 Juden. — Die Landwirthschaft bildet immer noch den Haupterwerbszweig des irischen Volkes, obgleich der Grundbesitz in einer Weise vertheilt ist, daß der überwiegende Theil der Einwohnerschaft unfähig ist, sich aus dem Proletariat herauszuarbeiten. Der Grund u. Boden ist infolge königl. Schenkungen schon seit 3 Jahrh. größtentheils an Engländer übergegangen, welche vielfach von dem Ertrage ihrer Güter im Auslande leben; sie überlassen ihren Landbesitz Pächtern, welche nun das Gut parzelliren u. die einzelnen Theile weiter vermiethen; letztere werden aber von den Inhabern auch häufig wieder zerstückelt u. an kleine Leute verpachtet, so daß die Abhängigkeit u. der Druck am schwersten auf dem ländlichen Proletariat lastet, welches elend in seinen Lehmhütten vegetirt, sich vorzugsweise von Kartoffeln nährt, den Pachtzins im Tagelohne abarbeitet u. einen unverlöschlichen Haß gegen den Generalpächter u. seine Unterpächter im Herzen trägt. Es ist nicht zu verkennen, daß die britische Regierung zur Hebung der Landwirthschaft in J. während der letzten Jahrzehnte viel gethan hat, doch steht dieselbe immer noch auf einer viel niedrigeren Stufe als in England; nicht weniger als 208 □M. sind noch mit Sumpf u. Moor bedeckt. Ein Theil dieser Moore wird wenigstens im Sommer als Weide benutzt. Im Ganzen ist $^3/_4$ des Gesammtareals angebaut. Die Hauptprodukte sind Hafer, Kartoffeln u. Rüben, sehr bedeutend ist die Flachskultur u. die Zucht von Rindern. Die irischen Schafe zeichnen sich durch lange Wolle aus. Fast jede arme Familie besitzt ein od. mehrere Schweine, welche häufig im Verein mit einer Kuh, einer Ziege u. dem Geflügel mit dem Eigenthümer in einem Raume leben. Mastvieh wird vorzugsweise in den östl., stark germanisirten Theilen gezüchtet u. nach London ausgeführt. Das wichtigste Nahrungsmittel des Volkes ist die Kartoffel u. das Gerstenbrot, u. eine Hungersnoth unausbleiblich, wenn diese Feldfrüchte mißrathen. Weizen u. anderen Getreidearten ist das feuchte Klima nicht zuträglich. — Der Forstkultur ist erst in der neuesten Zeit eine größere Sorgfalt zugewandt worden; die wenig ausgedehnten Waldungen, welche nur 1,6 % der gesammten Bodenoberfläche bedecken, sind meist junge Anpflanzungen. — Bergbau u. Hüttenbetrieb ist in J. von weit geringerer Wichtigkeit als in England, würde sich aber mit der Vervollkommnung der Verkehrswege wesentlich heben. Kupfer u. Blei werden nur in geringen Quantitäten gewonnen; Eisen findet sich häufig; große Kohlenlager sind bes. in den südl. Theilen der Insel vorhanden; Gold u. Siber erscheint nur in kleinen Mengen. — Die gewerbliche Industrie ist in J. bei weitem nicht in jener Vielseitigkeit u. Großartigkeit entwickelt, wie in den beiden anderen Ländern Großbritanniens. Die Gesammtzahl der in Fabriken beschäftigten Arbeiter beträgt nur ungefähr 65,000. Unter den Industriezweigen nimmt die Leinenmanufaktur (vorzüglich in Belfast u. Umgegend) den ersten Platz ein, von geringerer Bedeutung ist die Baumwollenindustrie, dagegen hat die Musselinstickerei einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Bier u. Branntwein werden in bedeutenden Quantitäten produzirt u. ausgeführt. Der Umfang des Handels entspricht nicht der günstigen maritimen Lage u. den zahlreichen guten Hafenplätzen J.s, sondern wird entschieden durch die Konkurrenz der brit. Nachbarinsel niedergehalten. Die Einfuhr aus England, welche bes. in Eisen, Eisenwaaren, Maschinen, Steinkohlen, Kolonial- u. Manufakturwaaren besteht, überwiegt die Ausfuhr an Schlachtvieh, Hafer, Branntwein u. Leinwand. Die wichtigsten Hafenplätze sind Belfast u. Dublin. Der Binnenverkehr wird wesentlich gefördert durch ein ausgedehntes Netz von Kanälen; die Eisenbahnen, deren bedeutendster Knotenpunkt Dublin ist, hatten 1872 eine Gesammtlänge von 440 M. Sehr lebhaft ist der Dampfschiffsverkehr der östl. Seestädte mit England. Ein unterseeisches Kabel verbindet Dublin mit Liverpool, zwei andere Valentia an der südwestl. Küste mit Neufundland. — Die Volksbildung ist in J. viel geringer als in anderen Theilen Großbritanniens; nur 33 % der schulfähigen Kinder besuchen die Lehranstalten. Für die akademische Bildung sorgen zwei Universitäten zu Dublin, außerdem die Kollegien zu Belfast, Galway u. Cork u. eine Anzahl medizinischer Schulen. Das bedeutendste katholische Priesterseminar ist das Mainooth-College. — An der Spitze der katholischen Kirche stehen die Erzbischöfe von Dublin, Armagh, Cashel u. Tuam sowie 24 Bischöfe. Obgleich die Katholiken die Mehrheit der Bevölkerung bilden, so war doch bis 1869 der Klerus fast ausschließlich auf freiwillige Gaben angewiesen. Die anglikan. Kirche bildet in J. 2 Erzbisthümer (Armagh u. Dublin) u. 10 Bisthümer. Durch die irische Kirchenbill von 1869 hat sich aber das Verhältniß zu Gunsten der Katholiken u. Presbyterianer, welche nur ein sog. „königl. Geschenk" erhielten, wesentlich geändert. Beide kirchliche Gemeinschaften wurden durch dieselbe der anglikan. Staatskirche gleichgestellt, deren Vermögen liquidirt u. Katholiken u. Presbyterianer in angemessener Weise entschädigt. — Der Nationalcharakter des Iren ist von dem engl. wesentlich verschieden. Paddy (dies ist der Spitzname desselben nach dem häufig vorkommenden Namen Patrick) ist durchaus

sanguinisch, von lebhafter Phantasie, leicht zu gewinnen u. leicht zu verletzen, in Haß u. Freundschaft treu, zu Schlagerei u. lauter Lustbarkeit geneigt, ein Verehrer geistiger Getränke u. genugsam in seinen geistigen u. materiellen Bedürfnissen. Dem Iren sind nicht geringe geistige Fähigkeiten eigen, diese sind aber in seiner Heimat nur wenig ausgebildet worden; er ist unwissend u. roh geblieben, trotz seiner Anstelligkeit u. Klugheit. Arbeitslust kann ihm nicht nachgerühmt werden, noch weniger Unternehmungsgeist. In der Fremde tritt er am liebsten in Hausdienste od. beschäftigt sich mit leichter Fabrikarbeit. Den Engländer haßt er instinktmäßig als seinen Unterdrücker. Anthropologisch unterscheiden sich die verschiedenen Nationalitäten J.s bes. durch ihren Gesichtstypus. Im SW. zeigt das Volk unzweifelhaft romanischen Einfluß: schwarzes Haar, glänzende, dunkle Augen, ovales Gesicht, fein gebildete u. nervige Formen. Die sächs. Rasse im O. u. N. besitzt dagegen eine hohe Stirn, breites, blaßrothes Gesicht, blaue Augen, helle Haut, rothes od. flachsgelbes Haar u. kräftigen Bau. Den mittleren u. die Bergdistrikte nimmt das Volk keltischer Rasse ein mit hohen Backenknochen, rundem Gesicht, grauen Augen, grobem braunen Haar, muskulösem Körper, untersetztem Wuchs u. aufbrausendem Temperament.



Nr. 3192. Landbewohner aus Irland.

J. zerfällt in 4 Provinzen: 1. Leinster, die östlichste mit den 12 Grafschaften Louth, Meath, Dublin, Kildare, Wicklow, Wexford, Kilkenny, Carlow, Queen's County, Kings County, Longford u. Westmeath; 2. Munster, die südlichste mit den 6 Grafschaften Cork, Kerry, Clare, Limerick, Tipperary u. Waterford; 3. Connaught, die westlichste mit den 5 Grafschaften Galway, Mayo, Sligo, Leitrim u. Roscommon, u. 4. Ulster, die nördlichste mit den 9 Grafschaften Armagh, Down, Antrim, Londonderry, Donegal, Tyrone, Fermanagh, Cavan u. Monaghan. Die größten Städte sind nach dem Census von 1871: Dublin (295,841 E.), Belfast (174,394 E.), Cork (78,382 E.), Limerick (39,828 E.), Londonderry (25,242 E.), Waterford (23,337 E.). — An der Spitze der Regierung u. Verwaltung steht der zu Dublin residirende Vizekönig od. Statthalter, welcher von der Krone ernannt wird; neben ihm fungirt ein Staatsrath. Der oberste Beamte in der Grafschaft ist der vom Vizekönig erwählte Lordleutnant. Der Vizekönig ist dem britischen Ministerium untergeordnet. In das britische Reichsparlament entsendet J. 28 Peers, 1 Erzbischof u. 3 Bischöfe in das Oberhaus u. 105 Abgeordnete in das Unterhaus.

Geschichte. Der älteste Name für J. ist Erin (griech. Jerne, lat. Hibernia), die ältesten Bewohner waren Kelten (s. d.), welche bis in das 4. Jahrh. wegen ihrer Verwandtschaft mit den Schotten auch Scoten, wie das Land selbst Scotia magna, genannt wurden. Sie lebten unter Stammeshäuptlingen, trieben Viehzucht u. hatten gemeinsamen Grund u. Boden. Aus der Zeit, in welcher J. röm. Provinz war, fehlen historische Nachrichten; um 430 verbreitete der schott. Mönch Patrick das Christenthum auf der Insel, u. es entstand nun infolge dessen eine Anzahl Klöster, in denen sich, begünstigt durch politische Ruhe, eine bedeutende Kultur entwickelte. Durch irische Mönche wurde ein großer Theil von Mitteleuropa christianisirt. Diese Kultur verfiel unter den Einfällen der Normannen u. Dänen, welche seit dem 9. Jahrh. bes. die Küsten J.s verwüsteten u. endlich die ganze Insel eroberten; die Verbindung mit dem Kontinente war abgeschnitten u. Kriege unter den Häuptlingen verheerten das ganze Land. Zu Beginn des 12. Jahrh. brachen zwar die Iren das normänn. Joch u. stellten 1152 auf der Kirchenversammlung zu Drogheda die Kirche wieder unter den päpstlichen Stuhl, doch brachte es das kelt. Volk zu keiner staatlichen Einheit. Das Land war in die Königreiche Leinster, Munster, Ulster u. Connaught getheilt, u. ein Oberkönig stand über diesen, ohne aber seine Autorität kräftig zur Anerkennung bringen zu können. Streitigkeiten zwischen diesem, Roderich O'Connor, u. einem Häuptlinge, Dermod, benutzte 1171 Heinrich II. von England, um J. zu unterwerfen. Der 1175 mit O'Connor geschlossene Friede machte den östl. Theil der Insel zu einer engl. Provinz u. beschränkte jenen als Lehnsmann der engl. Krone auf den W. Das eroberte Land ward nun an engl. Große vertheilt, engl. Recht eingeführt u. die eingeborene kelt. Bevölkerung auf das Härteste bedrückt. Vergebens versuchten die Iren in dem folgenden Jahrhundert die verhaßte Herrschaft von sich abzuwälzen; die blutig unterdrückten Aufstände hatten nur zur Folge, daß auch der W. J.s mehr u. mehr germanisirt wurde; bes. verderblich ward für J. der Aufstand unter Eduard Bruce, dem Bruder des schott. Königs, welcher 1315 auf J. landete u. zum Könige ausgerufen wurde, nach dreijährigem Kriege aber im Kampfe seinen Tod fand. Während des Krieges der Rosen (s. „England. Geschichte") nahm J. lebhaften Antheil für das Haus York. Heinrich VII. unterwarf aber die aufständischen Barone, u. J. erhielt 1495 in der nach dem damaligen Statthalter benannten Poyningsakte eine neue Verfassung, nach welcher das Parlament sich nur unter Zustimmung des Statthalters versammeln durfte u. die Gesetzesvorschläge vor ihrer Berathung erst der engl. Regierung zur Einsicht vorgelegt werden mußten. Heinrich VIII. ließ sich zwar durch Parlamentsbeschluß zum Könige von J. erklären, doch blieb ein großer Theil dieses Landes selbständig unter der Herrschaft seiner nationalen Häuptlinge. Die Reformation wurde unter Elisabeth mit schonungsloser Energie im ganzen Lande durchgeführt. Daß fast die ganze Bevölkerung katholisch war, wurde vollständig unberücksichtigt gelassen, das Kirchenvermögen eingezogen u. J. in anglikanische Erzbisthümer, Bisthümer u. Pfarreien eingetheilt; allerdings waren an manchem Orte Pfarrer u. Küster die einzigen Protestanten. Mit den schmachvollsten Mitteln suchte man den Katholizismus auszurotten, u. engl. Staatsmänner haben damals an eine wirkliche Vertilgung der nichtprotestantischen Bevölkerung J.s gedacht. Seit 1560 versuchten die Iren durch mehrere Aufstände Freiheit, Eigenthum u. Glauben vor den Engländern zu sichern; am bedeutendsten war der von Hugh O'Neill 1595 unternommene, den Graf Essex vergebens zu dämpfen suchte u. der erst 1601 von Lord Mountjoy unterdrückt wurde. Es folgten nun massenhafte Einkerkerungen, Hinrichtungen u. Güterkonfiskationen. Ein großer Theil des Grund u. Bodens wurde den irischen Eigenthümern genommen u. Engländern gegeben, verwilderte aber, weil die Entvölkerung der Insel Arbeitermangel mit sich gebracht hatte. Jakob I. erklärte allen Grundbesitz in J., für welchen die Inhaber nicht Lehnbriefe vorzeigen konnten, als Kroneigenthum, vergab die so eingezogenen 800,000 Morgen Landes an Schotten u. Engländer u. schloß die Katholiken von allen Aemtern aus. Der Zwiespalt zwischen Karl I. u. dem Parlamente u. sein Krieg mit Schottland ließ J. wieder die Hoffnung auf Freiheit u. Selbständigkeit wachsen; 1641 kam es unter Roger More u. O'Neill zu einem neuen Aufstande, in welchem das von den Priestern fanatisirte Volk gegen 50,000 Engländer niedermetzelte; Cromwell nahm aber 1649 die Städte Drogheda u. Wexford, richtete unter der irischen Bevölkerung ein schauerliches Blutbad an u. unterwarf binnen 9 Monaten die ganze Insel. Der größte Theil der Iren wurde nach W. verdrängt, in die Städte engl. Besatzungen gelegt u. wieder in ausgedehntester Weise Landkonfiskationen vorgenommen, wodurch Cromwell Mittel fand, das engl. Element durch Landverleihungen auf der Insel zu verstärken. Erst unter Karl II. nahmen die Religionsverfolgungen ein Ende. Jakob II. fand unter den Iren die treuesten Bundesgenossen, wurde aber von Wilhelm III. an der Boyne u. bei Aughrim 1691 geschlagen u. den Katholiken in Limerick der letzte feste Platz entrissen. Tausende wanderten in die Verbannung, u. abermals wurde ungefähr 1 Mill. Morgen Landes konfiszirt u. an protestant. Engländer vergeben. Unter Anderem wurde auch den Katholiken das Recht genommen, Grundeigenthum zu erwerben, mit Protestanten Ehen zu schließen u. frei zu testiren. Einen wesentlichen Antheil an der

Religionsbedrückung nahmen die sog. oranischen Gesellschaften (Orangemen), welche sich in den protestantischen Städten bildeten. Nur in geheimen Versammlungen, in Verschwörungen u. vehmgerichtähnlichen Mordthaten äußerte sich der nationale Haß der Iren. Der nordamerik. Befreiungskrieg ließ die Engländer zwar aus Furcht vor neuen Aufständen die Strafgesetze einigermaßen mildern u. mehr Sorge auf die Volksbildung verwenden, doch ward erst 1793 die Strafe abgeschafft, welche jeden Iren traf, der Sonntags nicht eine protestantische Kirche besuchte, I. das Recht zu Parlamentswahlen eingeräumt u. seine Bevölkerung zu niederen Aemtern zugelassen. Trotzdem bereitete eine über das ganze Land sich ausdehnende Verschworung eine neue Revolution vor. Obgleich die Verschwörung 1798 der Regierung verrathen wurde, brach doch der Aufstand los, wurde aber nach der Niederlage der Insurgenten bei Vinegar-Hill erstickt u. konnte selbst nicht durch die Unterstützung der franz. Flotte mit Erfolg erneuert werden. Das Streben der engl. Regierung ging nun dahin, I. den Rest der administrativen u. legislatorischen Selbständigkeit noch mehr zu kürzen. Die sog. Finalunion bestimmte 26. Mai 1800, daß das eigene irische Parlament aufhören, die Iren mit den Briten gleiche Rechte genießen u. I. im brit. Parlament durch 32 Peers u. 100 Deputirte der Grafschaften, Städte u. Flecken vertreten werden sollte. Doch erreichte die Agitation O'Connell's erst 1802, daß künftig auch die Katholiken Sitz u. Stimme im vereinigten Parlament u. die Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern, mit Ausnahme des eines Lordkanzlers, erhielten. Nach diesem Siege richtete O'Connell, der sich zum Führer der irischen Nationalpartei erhob, seine Angriffe gegen die Union mit England u. stiftete zu diesem Zwecke die sog. Repealassociation, welcher die Regierung 1833 mit der Irischen Zwangsbill (Irish coercion bill) zu begegnen suchte. Nach derselben erhielt der Statthalter das Recht, das Kriegsrecht zu verhängen. Ungeachtet dieser Maßregeln dauerte die Agitation fort u. führte endlich 1843 zur Verhaftung u. zur Verurtheilung O'Connell's; letztere wurde aber vom Pairsgericht als ungesetzlich erklärt. Nach dem Tode O'Connell's (1847) erhob sich die revolutionäre Partei „Jung-Irland", bes. unter Smith O'Brien, immer mächtiger, trat mit den franz. Republikanern in Verbindung u. rüstete zu einer neuen Insurrettion, die aber (5. Aug. 1848) mit der Deportation Smith O'Brien's, der schon zum König von Munster ausgerufen worden war, endete. Die folgenden Jahre vergingen ohne neue revolutionäre Ausbrüche; wenn auch die Regierung versuchte, durch Errichtung konfessionsloser Gymnasien u. anderer Lehranstalten die Volksbildung, Ackerbau u. Industrie zu heben, so arbeitete sich I. doch nur sehr langsam aus dem Elend heraus, in das es 1846 47 gekommen war; Hunger, Krankheiten u. die Auswanderung verringerten die Volkszahl in einer Weise, daß schon dadurch die materielle Entwickelung des Landes arg gefährdet wurde. Zu gleicher Zeit vermehrte sich aber die irische Bevölkerung der Vereinigten Staaten so, daß I. von dort Befreiung vom engl. Joche glaubte erwarten zu dürfen. Der Bund der Fenier (s. d.) verband zu diesem Zwecke die Iren Amerika's u. Europa's. Doch scheiterten verschiedene Aufstandsversuche 1867 an der Wachsamkeit der engl. Regierung u. an Organisationsmangel der Verschworenen. Diese Bewegung lenkte aber die Aufmerksamkeit der brit. Staatsmänner auf die sozialen Uebel, an denen I. krankte, bes. auf seine Agrarverfassung u. auf das Verhältniß der engl. Staatskirche zum irischen Katholizismus. Durch die irische Kirchenbill wurde 1869 die engl. Staatskirche mit den irischen Religionsgenossenschaften auf gleichen Fuß gestellt u. 1870 das irische Pachtwesen in vielen Beziehungen von drückenden Lasten befreit. Die nationale Partei in I., überzeugt von der Erfolglosigkeit neuer Revolutionsversuche, hat seitdem ihr Streben vorzugsweise auf die Erlangung einer politischen Sonderstellung I.'s, auf eigenes Parlament u. die Herstellung einer Personalunion mit England gerichtet.

Irische Sprache u. Literatur. Irisch (engl. Irish, spr. Eirisch) ist eine moderne Adjektivbildung von dem im engl. Ire-land (Eirland) enthaltenen Ire, das eine Umgestaltung von Erin, Eire, dem einheimischen Namen für das Land ist. Die Iren selbst nennen ihre Sprache Gaodhlic, Gaoidhealy, woraus engl. Gaelic, deutsch Gälisch, entstanden ist. Dieses Wort ist eine Ableitung von Goidel, dem alten einheimischen Namen für die Iren, u. der gemeinsame Name für Irisch u. Hochschottisch, zwei Dialekte, die noch im 11. Jahrh. so gut wie identisch sind. Diese Identität spricht sich auch darin aus, daß die ir. Mönche im mittelalterlichen Latein Scoti u. ihre Sprache Scotica Lingua genannt werden. Auch die Iren selbst nennen sich Scuit (Sing. Scot). Der von Gelehrten gebrauchte Name Hibernica lingua schließt sich an den alten lat. Namen Hibernia für I. an, dessen Ursprung nicht klar erkannt, jedenfalls nicht bei den Iren selbst zu suchen ist. Das Irische bildet, zusammen mit der Sprache des schott. Hochlands u. dem Manx auf der Insel Man, den einen Hauptzweig der keltischen Sprachen, den man den gälischen nennen kann. Zur zweiten Gruppe derselben gehören die britann. Sprachen, das Kymrische od. Welsh in Wales, das Aremorische in der Bretagne u. das jetzt ausgestorbene Cornische in Cornwall. Dies sind die nächst verwandten Sprachen. Sämmtliche keltische Sprachen bilden aber einen Zweig des großen indogermanischen Sprachstammes, wie durch die vergleichende Sprachwissenschaft für alle Zeiten erwiesen ist. Das Irische ist sprachwissenschaftlich die wichtigste der keltischen Sprachen. Denn wenn auch die Reste der altgallischen Sprache, die gleichfalls zum keltischen Sprachstamme gehören, älter sind als die ältesten irischen Quellen, so sind sie doch zu spärlich, um einen vollkommenen Einblick in das Wesen einer keltischen Sprache zu gestatten. Andrerseits aber hat das Irische in den ältesten uns bekannten Quellen seinen ursprünglichen Bau weit vollständiger u. durchsichtiger gewahrt als die britann. Sprachen in ihrer ältesten uns bekannten Form. Dies gilt bis zu einem gewissen Grade auch noch von der heutigen Sprache u. hat zum Theil seinen Grund in der Orthographie; das heutige Kymrisch od. Welsh wird geschrieben, wie man es jetzt ausspricht; das heutige Irisch dagegen steht in seiner Orthographie vielfach auf einem älteren Standpunkte, als es der heutigen Aussprache entsprechend wäre. Die irische Sprache wird allmählich mehr u. mehr von der engl. verdrängt (vergl. „I., Geographie u. Statistik"). Während in Wales die einheimische Sprache von den Gebildeten mit großer Liebe literarisch gepflegt wird, geschieht in I. so gut wie nichts in dieser Richtung. Neuerdings ist jedoch, infolge der sprachvergleichenden Studien, ein antiquarisches Interesse an der alten Sprache erwacht. Alte Texte, alte Sagen werden veröffentlicht, freilich ohne daß dadurch der Verfall der gesprochenen Sprache aufgehalten wird. Die beste Grammatik der neueren Sprache ist von John O'Donovan: „A Grammar of the Irish Language, published for the use of the Senior Classes in the College of St. Columba" (Dublin 1845). Wem es darauf ankommt, das moderne Irisch in Ollendorf'scher Manier zu erlernen, dem ist zu empfehlen: Ulick J. Bourke, „Easy Lessons or Self-instruction in Irish" (5. Ausg. Dublin 1867). Ein wissenschaftliches Verständniß der Sprache in allen ihren Stadien ist aber erst möglich, wenn man die älteste Form derselben, das Altirische, studirt. Dieses findet sich grammatisch verarbeitet in dem Hauptwerke der keltischen Philologie, der großen „Grammatica Celtica" von Caspar Zeuß (ed. alt. cur. H. Ebel, Berl. 1871). Den Stadien Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch entsprechend kann man auch im Irischen die Stadien Altirisch, Mittelirisch, Neuirisch unterscheiden. Das Altirisch reicht vom 8. bis zum 10. Jahrh., das Mittelirisch vom 11. bis zum 15. Jahrh., das Neuirisch vom 16. Jahrh. bis in die Neuzeit herein. Doch ist der sprachliche Charakter dieser drei Stadien noch nicht mit der nöthigen Schärfe festgestellt worden. Die Veränderungen betreffen vor Allem den Lautbestand der Wörter: altirisch oin, oen, einer (vergl. altlat. oinos), mittelirisch oen, aen, neuirisch aon (spr. än); altirisch u. mittelirisch dét, Zahn, neuirisch deud (spr. däd). Alte Flexionsformen werden im Laufe der Zeit aufgegeben u. durch andere ersetzt, so das reduplizirte Perfektum: altirisch cechan, ich sang, neuirisch canas u. a. m. Dem Neuirischen eigenthümlich ist die strenge Durchführung des Prinzips der Vokalharmonie, das in der Grammatik bekannt ist unter dem Namen „caol le caol, leathan le leathan" (d. i. ein dünner mit einem dünnen, ein breiter mit einem breiten). Es besteht darin, daß der zwei Silben eines Wortes trennende Konsonant immer von gleichartigen Vokalen umgeben sein muß; hierbei sind i u. e die dünnen, a, o u. u die breiten u. dumpfen Vokale. So heißt z. B. der Dat. Pl. von fer (Mann) im Altirischen feraib, im Neuirischen fearaib. Das vorgeschobene a wird nicht eigentlich ausgesprochen, sondern dient nur dazu, anzudeuten, daß das folgende a eine harte Aussprache des r bedingt, die nicht etwa durch das eigentlich davor stehende e geschwächt werden soll. Denn das Gesetz der Vokalharmonie hat seinen Grund in der Aussprache der Konsonanten, auf die ein dünner Vokal (nam. das i) mouillirend einwirkt. Das irische Alphabet ist eine Form des lat. Alphabets, u. zwar diejenige, in welcher auch das Angelsächsische geschrieben wurde. Die alte Form dieses Alphabets ist merkwürdiger Weise mit wenigen Abänderungen bis auf den heutigen Tag festgehalten worden, in Druck u. Schrift. Außerdem bedienten sich die Iren zu Inschriften runenartiger Zeichen, welche Ogam genannt wurden. Es existirt zwar ein Traktat über verschiedene Systeme der Art in einer alten Handschrift, allein die gefundenen Ogaminschriften sind bis jetzt noch nicht entziffert worden. Der indogermanische Charakter des Irischen springt in die Augen, wenn man beispielsweise folgende Zusammenstellungen betrachtet: altirisch máthir, Mutter, lat. mater; altirisch bráthir, Bruder, lat. frater; altirisch dét, Zahn, lat. dens; altirisch sét, der Weg, goth. sinths; altirisch cét, hundert, lat. centum u. s. w. Ob sich das Irische, u. mit ihm die keltischen Sprachen überhaupt, näher an das Lateinische od. das Germanische

anschließt, ist noch eine offene Frage. In Konjugation u. Deklination ist die Uebereinstimmung mit dem Lat. größer; für das Germanische macht man nam. manche interessante Uebereinstimmung im Wortschatze geltend. Jedenfalls hebt sich das Germanische vom Keltischen durch die Lautverschiebung eben so scharf ab, wie von den anderen verwandten Sprachen. Ganz irrig ist die Vorstellung, als ob das Irische in irgend welcher näheren Beziehung zum Englischen stande. Mit dem Engl. ist es nicht näher verwandt, als mit irgend einer anderen german. Sprache, z. B. unserm Hochdeutsch. Natürlich ist das Engl., welches in Irland, z. B. in Dublin, vom Volke gesprochen wird, dialektisch verschieden von dem Engl., das im eigentlichen England gesprochen wird, unter Anderem dadurch, daß es viele irische Wörter aufgenommen hat u. andrerseits oft mit engl. Wörtern ursprünglich irische Ausdrucksweisen nachahmt; umgekehrt hat das heutige Irisch viele engl. Wörter entlehnt. Die meisten andern **Lehnwörter** im Irischen sind lat. Ursprungs u. durch die Vermittelung der lat. Kirchensprache schon frühzeitig eingedrungen. Was nun die **Quellen** der irischen Sprache anlangt, so gehen dieselben nicht so weit zurück wie die goth. Bibelübersetzung auf german. Gebiete (4. Jahrh. n. Chr.), sind aber älter als die ältesten slav. Sprachquellen. Unter dem Alter der Quellen verstehen wir hier das Alter der **Handschriften**, in denen uns die betreffenden sprachlichen Dokumente aufbewahrt sind. Das älteste Irisch liegt uns vor in den **altirischen Glossen** der lat. Handschriften, welche von den sog. Schottenmönchen herstammen, die nam. im 7., 8. u. 9. Jahrh. nach dem Kontinent kamen. Diese ältesten Sprachquellen finden sich sämmtlich außerhalb J.s auf dem Kontinent. Die berühmtesten Handschriften gehören den Bibliotheken zu Mailand, St. Gallen, Würzburg, Karlsruhe u. Turin. Die in diesen Handschriften enthaltenen Glossen bilden das Hauptmaterial zu dem irischen Theil von Zeuß' „Grammatica Celtica". Vollständige Sonderausgaben dieser Glossen existiren noch nicht. Nur die Turiner Glossen sind zweimal herausgegeben, zuerst von dem bekannten Diplomaten Chevalier Nigra, sodann von dem bedeutenden engl. Keltologen Whitley Stokes in dessen „Goidelica" (2. Ausg. London 1872). In dem letztgenannten Werke sind auch noch andere kleinere Reste des Altirischen mitgetheilt. Nigra's Ausgabe der Sanktgallener Glossen („Reliquie Celtiche" I. Turin 1872) giebt leider nur eine Auswahl derselben. Abgesehen von einem längeren, aber schwer lesbaren Gedicht im Mailänder Codex u. einigen kleineren Gedichten besteht das ganze bisher erwähnte altirische Material vorwiegend aus erklärenden Wörtern od. Sätzen zu einem lat. Texte. **Zusammenhängende Texte** sind dagegen in Masse in J. u. England vorhanden, nam. in den Bibliotheken der R. Irish Academy u. des zur Universität gehörigen Trinity College sowie im British Museum zu London. Manches ist bereits herausgegeben, das Meiste steckt noch in den Handschriften. Als das älteste irische Dokument auf irischem Boden dürfen wol die christlichen Hymnen des „Liber Hymnorum" (Trin. Coll. Dublin) gelten. Die Handschrift ist zwar nicht älter als das 11. Jahrh., aber die Hymnen stammen aus früherer Zeit u. sind vor der Umgestaltung des Alterthümlichen seitens des späteren Abschreibers mehr, als dies sonst der Fall ist, durch das Versmaß geschützt worden. Sie sind herausgegeben u. übersetzt in Stokes' „Goidelica". Wahrscheinlich älter, jedenfalls ihrem Inhalte nach viel wichtiger, ist die der R. Irish Academy gehörige Handschrift, bekannt unter dem Namen „Leabhar na h-Uidhre, the Book of the Dun Cow" (so genannt nach der Kuh, von der das Pergament herrührt). Dies ist die älteste Profanhandschrift in **irischer Sprache**, die nur wenige Stücke christlichen Charakters enthält. Derselben Bibliothek gehört die berühmteste Handschrift kirchlichen Inhalts, bekannt unter dem Namen „Leabhar Brear, the speckled Book". Beide Handschriften sind von der R. Irish Academy in verhältnißmäßig sehr korrektem Facsimile (1870, 1872 ff.) vervielfältigt worden. Der Schreiber des „Leabhar na h-Uidhre" wurde im J. 1106 ermordet, das „Leabhar Brear" wurde gegen Ende des 14. Jahrh. geschrieben, enthält aber u. a. einen bes. schön geschriebenen, weit älteren Text, das sog. „Félice" des Oengus, d. i. ein Heiligen- u. Märtyrerkalender, mit einem Distichon zu jedem Tage im Jahre. Auch das dem Trinity College gehörige „Book of Leinster", eine aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh. stammende Handschrift voll der interessantesten Sagen, soll in ebensolchem Facsimile veröffentlicht werden. Nach O'Curry würden die älteren irischen Handschriften, wenn gedruckt, ca. 9400, die Handschriften des 13.—16. Jahrh. ca. 9000, die späteren Papierhandschriften 30,000 Quartseiten ausmachen! Natürlich ist bei weitem nicht Alles werth, gedruckt zu werden, auch finden sich viele Texte in einer Menge von Exemplaren. — Eine irische **Literaturgeschichte** giebt es bis jetzt noch nicht u. wird sich auch nicht leicht konstruiren lassen. Einen wirklich künstlerischen Werth haben verhältnißmäßig wenig irische Literaturwerke. Die meisten kommen nur als Sprachquellen od. ihres interessanten Inhalts wegen in Betracht. Allerdings haben die Iren eine einheimische Form der gebundenen Rede, die sich in bestimmter Zahl der Silben u. der Hebungen, in Reim u. in Alliteration äußert, aber viele Gedichte, nam. die den Prosaerzählungen eingestreuten, sind nur versifizirte Prosa, u. zwar zumeist mit änigmatisch kurzem Ausdruck der Gedanken. Bevor jedoch nicht der Inhalt der wichtigsten Handschriften genauer untersucht worden ist, läßt sich der Werth der irischen Poesie nicht endgiltig abschätzen. Die altirische Poesie scheint aber schönere Blüten getrieben zu haben, denn von den Dichtern (file, Gen. filed) am Hofe der alten Könige wird viel erzählt, u. sie standen in hohem Ansehen. Doch bemerkt selbst O'Curry, daß man die irischen file besser mit philosopher im griech. Sinne des Wortes als mit poet übersetze. Der Stand der file schied sich in verschiedene Grade, von denen der des **Ollam** der höchste war. Vgl. O'Curry's „Lectures on the Manners and Customs of the Ancient Irish" (herausgeg. von W. K. Sullivan, 3 Bde., Lond. 1873). Wir begnügen uns, hier in aller Kürze einen Ueberblick über den verschiedenen Inhalt der irischen Literatur zu geben. 1. **Kirchliche Werke.** Eine alte Uebersetzung der ganzen Bibel existirt nicht, wohl aber finden sich einzelne Stücke in alter Uebersetzung. Von den irischen Hymnen bezieht sich die längste auf die heil. Brigitta, dieselbe ist wie die meisten andern sehr dunkel u. absichtlich räthselhaft gehalten. Außerdem sind noch vorhanden Predigten, Legenden u. Heiligengeschichten. 2. Unter den **geschichtlichen** Werken ist die annalistische Literatur reich vertreten, in welcher die biblische Chronologie in merkwürdiger Weise mit der einheimischen Tradition verquickt ist. Ueber die Glaubwürdigkeit der letztern fehlen noch umfassendere Untersuchungen. Der Stolz der Iren sind die „Annals of the Four Masters". Dieses große, auf gute alte, zum Theil jetzt verschollene Quellen gestützte Sammelwerk ward ins Leben gerufen von O'Clery, einem patriotischen Franziskaner, u. mit drei Gefährten 1636 vollendet. Die Sprache ist den Quellen entsprechend archaisirend (herausgeg. mit engl. Uebersetzung von J. O'Donovan in 7 Quartbänden, Dublin 1851). Hierher gehört auch ein anderes Hauptwerk ähnlichen Inhalts: Keting's (geb. 1570) „History of Ireland". 3. Alte **Gesetzessammlungen.** Unter diesen ist die größte: **Senchus Mór**, „Great History", an welcher sich St. Patrick betheiligt haben soll (herausgeg. von der Brehon Law Commission, Dublin 1865 ff.). Von besonderem Werthe sind außerdem ein paar ältere Traktate, von den Ständen u. ihren Privilegien handelnd. Von dem größten Interesse sind aber 4. die alten **Sagen.** Denn wenn auch viele ihrer Berichte unzweifelhaft fabelhaften Inhalts sind, so läßt sich doch aus ihnen eine klare Vorstellung von dem irischen Leben u. Kulturzustande gewinnen, etwa in ähnlicher Weise, wie aus den homerischen Gedichten für das altgriech. Leben. Die Tradition läßt uns auch keinen Zweifel darüber, welche Zeiten uns geschildert werden sollen. Man kann deutlich zwei Hauptcyklen von Sagen unterscheiden. Der ältere ist derjenige, in welchem Cuchulaiun der Hauptheld ist neben dem König Conchobar (zusammengezogen Conor), Mac Nessa von Ulster u. dem Königspaar Ailill u. Medb von Connaught. Der Mittelpunkt dieses Cyklus ist der „Táin Bó Cualque" (der Rinderraub von Cualque), welcher vollständig im „Book of Leinster" (12. Jahrh.), in einem großen Fragment im „Leabhar na h-Uidhre" (11. Jahrh.) enthalten ist. Cuchulaiun soll im J. 2 n. Chr. gestorben sein. Im zweiten Hauptcyklus begegnen uns bes. die Namen Cormac Mac Airt, Finn mac Cumaill (u. Oisin der Sohn des Ersteren). Cormac soll im J. 266 gestorben sein. Diese irischen Sagen haben noch das besondere Interesse, daß in ihnen derselbe Stoff mit weit älterer Gestalt vorliegt, den Macpherson verherrlicht hat. Dieser schöpfte nur aus den Traditionen des schottischen Hochlands; was er selbst dazu that, muß hier unentschieden bleiben. Die irische Sage hat keinen Homer gefunden. Der ganze Stoff liegt uns zu ältest in schlichter Prosa vor, in welche bald mehr bald weniger häufig eine bestimmte Situation beschreibende Gedichte, gelegentlich auch Gedichte lyrischen Inhalts, eingestreut sind. Nie wird wol in der Sage selbst dem Oisin (Macpherson's Ossian) ein Gedicht zugeschrieben, obwol sich einzelne Gedichte unter seinem Namen in den alten Handschriften finden. Es kann kein Zweifel sein, daß sie ihm nur in den Mund gelegt werden, u. daß sie nicht von ihm selbst herrühren. Denn auch in den Sagen wird oft die direkte Rede der betheiligten Personen in Versen überliefert. Die Aufzeichner der Sagen sind unbekannt; um so auffallender ist, daß die verschiedenen Versionen in der Hauptsache merkwürdig übereinstimmen. Außer diesen Schriftwerken sind in irischer Sprache noch erhalten medizinische Traktate (meist Uebersetzungen u. Glossare seltener Wörter). In neuester Zeit hat die irische Sprache, bes. infolge der fenischen Bewegung, sowol in J. selbst als in den Vereinigten Staaten, für die Publizistik eine ausgedehntere Verwendung gefunden.

Irmin, in der ältesten deutschen Sprache s. v. w. „umfassend" bedeutend; ward häufig Substantiven beigefügt, um die Beziehung zur Gottheit auszudrücken; auf J. wird auch der Name der Hermionen zurückgeführt.

Das Wesen dieses Gottes ist nicht klar, wahrscheinlich fällt er zusammen mit dem nordischen Schlachtengotte Tyr (suevisch Ziu). Ihm waren die **Irmensäulen** (Irminsul) heilig, geweihte Bäume od. große Säulenschäfte, deren vornehmste Karl d. Gr. 772 an der Eresburg im Lande der Sachsen zerstören ließ.

Irokesen (Iroquois) ist der Gesammtname einer Anzahl nordamerik. Indianerstämme, welche ursprünglich das ganze Gebiet am unteren St. Lorenzstrom von Montreal abwärts inne hatten, nach 1670 aber durch Besiegung anderer indianischer Völker dasselbe bis nach Carolina u. an das Westende des Huronsees ausdehnten. Sie bildeten einen **Bund**, zu dem die Seneka, die Cayuga, die Onondago, die Oneida, die Mohawk, die Huronen und die Tuscarora gehörten. Bis zum Frieden von Ryswik (1697) standen die J. auf Seiten der Engländer u. unterstützten diese gegen die Franzosen; erst später traten einzelne Völker zu den Franzosen über und vernichteten dadurch den politischen Einfluß des Bundes. Derselbe war oligarchisch regiert, an der Spitze stand eine Versammlung von 50 Häuptlingen, der Oberfeldherr war aber ein Mohawk. Ihre Versammlungen wurden am Onondagosee, im SO. des Ontario, abgehalten. Die einzelnen Völker wurden im Krieg u. Frieden von verschiedenen Häuptlingen beherrscht. Durch die Fortschritte der Kolonisation wurde ihr Gebiet aber immer mehr beschränkt, u. als sie nach den amerik. Unabhängigkeitskriegen von den Engländern preisgegeben worden waren, mußten sie zum Theil nach Canada übersiedeln. Zerstreute Reste leben noch in Pennsylvanien, New-York, Michigan u. im Indianerterritorium, der größte Theil auf den britischen Besitzungen.


Nr. 3493. Irokese im Kriegsschmuck.

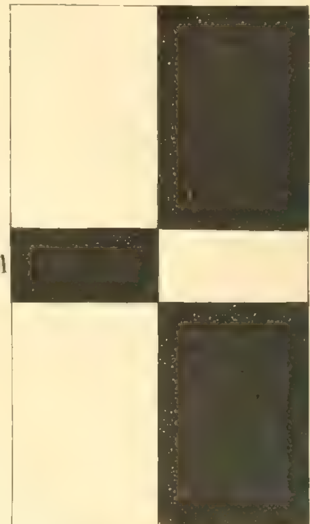
Ironie (von dem griech. εἰρωνεία, d. i. Spottrede) bezeichnet eine Redeweise, in der man sich stellt, als ob man das Gegentheil von seiner eigentlichen Meinung für das Wahre halte. Die J. ist um so feiner, je größer der Schein des Irrthums ist, während zugleich für den Eingeweihten der darin liegende Spott nur um so bitterer wird. Eine feine J. ist es z. B., wenn Goethe's „Faust" dem Famulus Wagner auf seine Freude darüber, „wie wir es dann zuletzt so herrlich weit gebracht", antwortet: „O ja, bis an die Sterne weit!" (aber nicht bis in die Sphäre derselben hinein, worauf es hauptsächlich ankäme). Verschieden von diesem Gebrauch des Wortes als eines sog. rednerischen Tropus ist der Begriff der J. bei den deutschen Romantikern (Tieck, Schlegel u. A.). Darnach bezeichnet es im Gegensatz zu der Begeisterung des Künstlers das freie Stehen des Künstlers u. bes. des Kunstrichters über dem Stoff, so daß er mit demselben gleichsam sein Spiel treibt — eine Auffassung, die bei einigen sogar zu der Forderung völliger Unempfindlichkeit gegen alle Begeisterung ausartete u. den Romantikern den berechtigten Tadel ernsterer Philosophen zuzog.

Irradiation nennt man in der Optik die Erscheinung, daß helle Gegenstände auf dunklem Grunde einen scheinbar größeren Durchmesser haben, als genau gleich große dunkle Gegenstände auf hellem Grunde. So erscheint z. B. durch J. in nebenstehender Nr. 3494 der mittlere, überall genau gleich (1 cm.) breite Streifen AB in seiner rechten weißen Hälfte B wesentlich breiter als die andere Hälfte A, welche dunkel auf weißem Grunde ist. Die Felder jedes Schachbrets zeigen eine ähnliche Erscheinung. Schon Kepler kannte die J., Descartes erklärte sie durch eine Ausbreitung des Lichtreizes auf der Netzhaut; doch ist nach neuerer Untersuchung der Grund auch zugleich in der Mangelhaftigkeit der Lichtbrechung u. des Akkommodationsvermögens des Auges zu suchen.

irrational (a. d. Lat.), vernunftwidrig, unvernünftig. In der Mathematik nennt man **Irrationalzahlen** solche Zahlen, welche sich durch keine ganze Zahl u. auch durch keinen Bruch, dessen Zähler u. Nenner endliche ganze Zahlen sind, theilen lassen. Solche Zahlen lassen sich überhaupt durch unser Zahlensystem nie genau ausdrücken, sondern nur durch Näherungswerthe in Form unendlicher, bei irgend einer Stelle abgebrochener Dezimalbrüche. Solche J. sind die meisten Wurzelgrößen u. Logarithmen, das Kreisverhältniß ( ) u. s. w.

irregulär (a. d. Lat.), regellos, unordentlich.

irrelevant (a. d. Lat.), unerheblich, unwichtig, unbedeutend.



Nr. 3494. Irradiationsphänomen.

Irrenhäuser sind Anstalten, in welchen Geisteskranke (s. „Geisteskrankheiten") zu ihrer Heilung u. Verpflegung untergebracht werden. Für die Geisteskranken selbst ist es die größte Wohlthat, wenn sie **so bald als möglich** in ein gut organisirtes J. versetzt werden, wo sie die besten Bedingungen zu ihrer Genesung, d. h. Isolirung u. Zerstreuung, vorfinden, wo sie sich einer zweckmäßigen Ordnung u. Disziplin unterwerfen müssen u., unter ärztlichem Einflusse gleichsam von Neuem erzogen, von ihrem Irrwahne abgelenkt werden. Es giebt sowol öffentliche, d. h. vom Staate errichtete und unterhaltene Anstalten dieser Art, als auch private. Ehemals, vor wenig Jahrzehnten noch, waren die J. in höchst verwahrlostem Zustande; man nannte sie zum Theil **Narrenthürme**, in welchen die Unglücklichen wie wilde Thiere hinter Eisengittern bisweilen an Ketten gelegt wurden. Noch bis vor Kurzem waren hie u. da die Irren des Landes in Festungen zugleich mit Verbrechern u. anderen Gefangenen eingesperrt. Allein es vollzog sich im Irrenhauswesen ein gewaltiger Umschwung mit der Erkenntniß, daß **Arbeit** u. **passende Beschäftigung** für die Irren die kräftigsten Heilmittel sind, u. daß man in der Irrenpflege den **Zwang** nur für den Nothfall anwenden dürfe. Bes. unter dem Einflusse der beiden franz. Aerzte Pinel u. Esquirol sind die J. nunmehr in humanem Sinne zu freundlicheren Asylen geworden. Sie bestehen in der Regel aus einer Anzahl von Abtheilungen. Die Kranken sind in Säle, Zimmer, Zellen u. Siechenabtheilungen einlogirt u. werden je nach ihrem Zustande passend beschäftigt; sie dürfen schreiben, rechnen, musiziren, industrielle Arbeiten ausführen, mit einander verkehren, im Garten spazieren, Pflanzen kultiviren u. mannichfache Spiele treiben. Daß sie hierbei einer speziellen Aufsicht u. Leitung stets unterworfen sind, auch in der Mehrzahl der Fälle die geeignete medizinische Behandlung erhalten, versteht sich von selbst, sowie daß Tobsüchtige getrennt u., wenn nöthig, in Isolirzellen gebracht od. auf den Zwangsstuhl gesetzt werden, wobei ihnen auch eine sog. Zwangsjacke angelegt wird, damit sie sich u. Andere nicht gefährden. Allein auch die noch vor Kurzem gebräuchlichen Zwangsmittel u. körperlichen Strafen sind unter allgemeiner Anerkennung des **No-restraint-Systems** abgeschafft. Nur hie u. da, bei Solchen etwa, die sich durch Nahrungsverweigerung zu tödten suchen, greift man zu Zwangsmitteln, wie zu der erzwungenen Ernährung mittels der Magenpumpe od. mittels nährender Klystiere.

In der Regel trennt man die heilbaren von den unheilbaren Geisteskranken, u. meist giebt es für beide Klassen besondere Asyle, d. h. **Irrenheil-** u. **Irrenpflegeanstalten**; auch hat man mehrere Abstufungen für mehr od. weniger Bemittelte, je nach der Höhe des Pensionspreises u. nach der Verpflegungsweise, eingerichtet. Die Anstalt selbst muß nicht blos gesund gelegen u. gebaut sein, sondern auch eine Menge Vorrichtungen bezüglich des Fenster- u. Thürverschlusses, der Heizung, der Lagerstellen u. s. w. sowie des Wärterdienstes haben, die man bei anderen Krankenhäusern nicht nöthig hat. Die großen öffentlichen Anstalten dieser Art, die mitunter tausend u. mehr Patienten aufnehmen können, sind meist im Kasernenstil gebaut u. stehen in einem parkähnlichen, mit Mauern umschlossenen Garten. Man hat die J. dieser Art jetzt als **geschlossene** bezeichnet, im Gegensatz zu den sog. **offenen**, welche den Patienten eine größere Freiheit der Bewegung erlauben.

Eine solche offene Verpflegungsanstalt für Irre ist das Oertchen Gheel (Belgien), wo schon seit Jahrhunderten die Einwohner Geisteskranke als Pensionäre in die Familie aufnehmen u. mit häuslichen u. ländlichen Arbeiten beschäftigen. Seitdem man diese eigenthümliche Verpflegungsform zu Gheel näher kennen gelernt hat, gelangte man auch in Deutschland zu dem Vorschlage, ein ausgebildetes System der familiären Pflege einzuführen. Dasselbe hat freilich so manche Mängel, eignet sich jedoch, sobald es unter ärztlicher Leitung steht, immerhin für gewisse Klassen von Geisteskranken. Ein anderes, jetzt mehr u. mehr in Aufnahme kommendes System ist das sog. Kolonisationssystem; in den nach diesem System eingerichteten Anstalten werden die Patienten auf einer Meierei (Kolonie, Farm) untergebracht u. mit rein landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Zwar ist die Unterbringung einzelner, bes. ruhiger u. geeigneter Kranken in getrennten Landhäusern (Cottages) od. Landgütern bis jetzt nur in wenigen Staaten Deutschlands zur Ausführung gekommen (zu Einum unweit Hildesheim, Provinz Hannover, zu Colditz u. Hubertusburg im Königreich Sachsen u. Capellendorf bei Weimar); allein da die Gebrüder Labitte in Clermont (Frankreich) schon seit 1847 eben so wie diese deutschen landwirthschaftlichen Anstalten seit etwa 10 Jahren die günstigsten Erfolge mit dem Prinzip der Kolonisation erzielt haben, so darf man hoffen, daß man bald überall die großen Vorzüge desselben anerkennen u. die gesammte Irrenpflege demgemäß praktisch umgestalten wird. Es ist das Verdienst des verstorbenen Professor Griesinger (Berlin), die großartige Reform des Irrenhauswesens nach dieser Richtung hin angeregt zu haben. Die freie Verpflegungsform nannte Griesinger diese moderne Art, Irre unterzubringen, die nam. in Form ländlicher Asyle auftritt. Hierbei sind zwei Anstalten gemeinschaftlich einzurichten, welche beide ein Ganzes darstellen: erstens eine geschlossene Anstalt, zweitens eine ländliche Anstalt, die auf einem Areal von 60–120 Morgen mehreren hundert Irren die Beschäftigung mit ökonomischen Arbeiten möglich macht. In solchen Anstalten muß Alles arbeiten u. für eine richtige Vertheilung der Geschäfte auf alle Jahreszeiten sowie auf alle Arten der Bewohner gesorgt sein. Die Arbeit muß dienen, einen gewissen Theil der Kosten aufzubringen. Freilich kann diese nach dem Prinzip der freien Verpflegungsform eingerichtete Anstalt nie einen geschlossenen Theil des Asyls entbehren; allein letzterer darf auch nie den Charakter eines Gefängnisses tragen. Unter solchen Formen ist die Anstalt den Irren bald eine zweite Welt geworden, u. diese kann ihnen einen Theil des Lebens ersetzen, das ihnen in der Außenwelt nicht mehr möglich ist. Alles soll sich hier behaglich fühlen (vgl. Levy, „Irrenkolonien u. Familienverpflegung" [Trier 1869]; Erlenmeyer, „Die freie Behandlung der Gemüthskranken u. Irren in detachirten Kolonien" [Neuwied 1869]). Eine andere Form von J.n sind die sog. Stadtasyle Griesinger's, d. h. psychiatrische Kliniken, in welche zunächst die Irren aufgenommen, genau beobachtet u. zum Unterricht sich ausbildender junger Irrenärzte benutzt werden; nach einiger Zeit werden von hier aus die Irren entweder einer Heil- od. Pflegeanstalt übergeben. Eine Musteranstalt dieser Art war das jetzt leider geschlossene Institut St. Anne zu Paris. Schließlich giebt es nunmehr als besondere Irrenhausform: die offenen Anstalten für Nervenkranke u. Leichtverstimmte; man nimmt in dieselben solche Gemüthskranke auf, bei denen nur erst die leisesten Anfänge einer geistigen Störung vorhanden sind, u. die nach den gewöhnlichen Begriffen noch in keine geschlossene Irrenanstalt passen. Die an Verstimmung u. beginnendem Schwächezustand Leidenden finden hier die geeigneten Verhältnisse zu einer rationellen Kur. Derartige Anstalten sind z. B. die Privatanstalt Bendorf bei Koblenz, seit 1866 in Erlenmeyer's Villa, dann die Villa Emilia des Dr. Schwabe zu Blankenburg in Thüringen, die Landesirrenanstalt Feldhof bei Graz u. das Pensionat des Dr. Schultz zu Wiesbaden.

Verzeichniß einiger der bedeutendsten Irrenhäuser:

Frankreich: Paris, Salpetrière mit 5000 weibl. Irren; Bicêtre mit 1000 Geisteskranken, Dr. Legrand du Saulle; Charenton, luxuriös ausgestattet; die Privatanstalt des Dr. Blanche zu Passy; die Privatanstalt des Dr. Marcé zu Jory.

England: Lunatic Asylums sind öffentliche, unseren kombinirten Heil- u. Pflegeanstalten entsprechende Institute für 1200, ja auch 2000 Kranke. In London ist das Bedlamhospital eine Aufnahmestation. Andere Anstalten Englands sind: Das Lunatic Asylum Stone near Dartford; Haywards Heath; Brookwood; Moulsford Asylum (Berkshire); Wadsley Park (South Yorkshire Asylum); Wittingham Asylum (Lancaster); Royal Edinburgh Asylum for the Insane (Schottland).

Oesterreich: Brünn, mährische Landesirrenanstalt (Dr. Langer). Klagenfurth, Irrenabtheilung (Dr. Dick). Wien, Irrenheilanstalt seit 1852 für 480 Kranke (Prof. Schlager). Oberdöbling bei Wien, Privatanstalt (Dr. Georgen). Prag, Staatsanstalt (Prof. Dr. Fischel). Graß, desgl. (Prof. Dr. von Krafft-Ebing). Linz, desgl. (Dr. Schaching). Hall, desgl. (Dr. Stolz). Salzburg, desgl. (Dr. Zillner). Ibbs, desgl. (Dr. Hornung). Laibach, desgl. (Dr. Valerte).

Belgien: Das Hôpital St. Jean de Bruxelles.

Italien: Vgl. Ullersperger, „Italiens Irrenwesen" (Würzb. 1867).

Schweiz: Altnau, Kant. Thurgau (Dr. Bridler). Basel, Kant. Baselstadt. Bellevue, Kant. Thurgau (Dr. Binswanger). Bern, Privatanstalt „zur Hoffnung" (Dr. Niehaus). Bois de Cery, Kant. Waadt (Dr. Rist). Königsfelden, Kant. Aargau (Dr. Schaufelbühl). Métaire, Kant. Waadt (Dr. Güder). Münchenbuchsee, Kant. Bern (Dr. Imobersteg). Münsterlingen, Kant. Thurgau (Dr. Walther). Pirminsberg, Kant. St. Gallen (Dr. Henne). Préfargier, Kant. Neufchatel (Dr. Chatelain). Wyl, Kant. St. Gallen (Dr. Zuber). Zürich, Kant. Zürich, öffentl. Anst. Burghölzli.

Rußland: Alexandershöhe bei Riga (Dr. Gehewe). Mitau, Abth. im Krankenhause (Dr. Gramkau). Rothenburg bei Riga (Dr. Butzel). Welmar in Livland (Dr. Girgensohn).

Preußen: Aachen, Annunciaten-Irrenbewahranstalt (Dr. Schervier); Alexianerkloster (Dr. Frank). Ahrensburg in Holstein, Röper's Verpflegungsanstalt. Allenberg bei Wehlau, Provinzialanstalt für Ostpreußen (Dr. Wendt). Alt-Landsberg, Pflegeanst. Krümmling's. Bendorf bei Koblenz, Anstalt u. Asyl Dr. Erlenmeyer's. Berlin, Charité, Abtheil. f. heilbare Irre (Prof. Westphal); städtische Anst. (Dr. Ideler); Klinsmann's Anst.; Filter's Anst.; Rochlitz'sche Pflegeanst. f. weibl. Kranke; Rupp'sches Pensionat f. männl. Unheilbare. Bernau, Anst. d. Frau Köhler f. weibl. Kranke. Bonn, Anstalten des Prof. Albers u. Dr. Herz. Breslau, Abth. im Krankenhause zu Allerheiligen (Dr. Pastau). Brieg, Prov.-Anst. f. Schlesien. Bunzlau, Prov.-Anst. f. Schlesien. Burgdorf bei Hannover, Anst. des Dr. Gerding. Carlsfeld bei Halle, Anst. d. Dr. Bötticher. Charlottenburg, Anst. f. weibl. Kranke d. Frau Prillwitz; Anst. des Dr. Edel; Anst. des Dr. Sponholz. Düsseldorf, Anst. f. d. Reg.-Bez. (Dr. Siering). Eichberg bei Erbach in Nassau, öffentl. Anst. (Dr. Heuser). Einum, Nebenanst. von Hildesheim. Eitorf bei Siegdorf, Anst. d. Dr. C. F. Meyer. Elberfeld, Abth. d. Krankenhauses. Endenich bei Bonn, Anst. d. Dr. Richarz. Eupen, Anst. des Dr. Küpper. Frankfurt a. M., Anst. f. d. Stadt (Dr. Hoffmann). Gesecke, Prov.-Anst. f. Westfalen (Dr. Schupmann). Gladbach, Anst. f. Männer im Alexianerkloster (Dr. Fürst). Görlitz, Anst. d. Dr. Kahlbaum. Göttingen, öffentl. Anst. f. Hannover (Dr. Meyer). Greifswald, öffentl. Anst. f. Neuvorpommern (Prof. Arndt). Haina, Anst. f. Männer für Kurhessen (Dr. Quentin). Halle, Anst. f. d. Prov. Sachsen (Prof. Köppe). Hildesheim, Anst. f. d. Prov. Hannover (Dr. Snell). Hornheim bei Kiel, Anst. des Dr. Jessen. Kaiserswerth (Reg.-Bez. Düsseldorf), Anst. f. weibl. Kranke im Diakonisseninstitut (Dr. Wiebecke). Kessenich bei Bonn, Anst. d. Dr. Peters. Koblenz, Pflegeanst. d. Barmherzigen Brüder. Köln, Bürgerspital, Abth. f. Irre; Lindenberg, städtische Anst.; Alexianerkloster f. Unheilbare. Kowanówko (Bez. Posen), Anst. d. Dr. Zelasko. Lengerich, Anst. f. d. Prov. Westfalen (Dr. Vorster). Leubus, Anst. f. d. Prov. Schlesien (Dr. Jung). Linz am Rhein, Anst. f. kathol. weibl. Kranke des Dr. Klein. Marsberg, Anst. f. d. Prov. Westfalen (Dr. Koster). Merxhausen, Anst. f. Frauen für Kurhessen (Dr. Hildebrand). Münster, Abth. d. Clemensspitals (Dr. Nübel). Neuß, Anst. f. männl. Kranke (Dr. Hellersberg); Anst. f. weibl. Kranke (Dr. Rheindorf). Neustadt-Eberswalde, Anst. f. d. Kurmark Brandenburg (Dr. Zinn). Osnabrück, Anst. f. d. Prov. Hannover (Dr. Meyer). Owinsk, Anst. f. d. Prov. Posen (Dr. Weyert). Pankow bei Berlin, Anst. des Dr. Mendel. Plagwitz, Anst. f. d. Bezirk Liegnitz (Dr. Timpf). Popelwitz bei Breslau, Anst. d. Dr. Neumann. Pützchen bei Bonn, Anst. d. Dr. Besser. Rügenwalde, Anst. f. Altpommern (Dr. Seiffert). Schleswig, Anst. f. Schleswig-Holstein (Dr. Rüppel); Anst. d. Dr. Witt. Schmiedeberg, Anst. d. Dr. Kiersch. Schöneberg, Anst. d. Dr. Levinstein. Schweizerhof, Anst. d. Dr. Lähr f. weibl. Kranke. Schwetz, Anst. f. Westpreußen (Dr. Brückner). Siegburg, Anst. f. die Rheinprovinz. Sigmaringen, öffentl. Anst. (Dr. v. Massenbach). Sorau, Anst. f. d. Niederlausitz (Dr. Karuth). Stralsund, Anst. f. Neuvorpommern u. Rügen. St. Thomas, Anst. f. d. Reg.-Bez. Koblenz. Trier, Anst. f. d. Reg.-Bez. (Dr. Bleser). Wandsbeck bei Altona, Anst. d. Wittwe Kruse. Wittstock, Anst. f. d. Reg.-Bez. Potsdam.

Bayern: Bamberg, städt. Anst. (Dr. Bauernschmidt). Bayreuth, Anst. f. Oberfranken (Dr. Engelmann); Asyl St. Gilgenberg des Dr. Falko; Anst. f. israelitische Kranke (Dr. Würzburger). Deggendorf, Anst. f. Oberfranken (Dr. Grashey). Erlangen, Anst. f. Mittelfranken (Dr. Hagen). Frankenthal, Anst. f. d. Rheinpfalz. Irrsee, Anst.

f. Schwaben u. Neuburg (Dr. Kiderle). **Karthaus Prüll**, Anst. f. d. Oberpfalz (Dr. Lachner). **Klingemünster**, Anst. f. d. Rheinpfalz (Dr. Dick). **München**, Anst. f. Oberbayern (Dr. Gudden). **Werneck**, Anst. f. Unterfranken (Dr. Hubrich). **Würzburg**, Abth. im Juliushospital (Dr. Rinecker).

Sachsen: Hubertusburg, Pflegeanst. f. Frauen (Dr. Ehrt). Kolditz, Pflegeanst. f. Männer (Dr. Voppel). Sonnenstein, Heilanst. (Dr. Lessing). Villa Böhlen bei Grimma, Anst d. Dr. Baltz. Thonberg bei Leipzig, Anst. d. Dr. Güntz. Lindenhof, Anst. d. Dr. Wolff. Neuerdings soll auf Staatskosten eine neue Irren-Anstalt in Großweitschen für 300 Pfleglinge eröffnet werden.

Württemberg: Canstatt, Anst. d. Dr. Rühle. Gmünd, St. Vincenz, Anst. d. barmherz. Schwestern (Dr. Schabel). Goppingen, Anst. d. Dr. Landerer. Kennenburg bei Eßlingen, Anst. d. Dr. Lübke. Laichingen, Anst. d. Dr. Koch. Schussenried, öffentl. Anst. (Dr. Koch). Winnenthal, Heilanst. (Dr. Zeller). Zwiefalten, Pflegeanst. (Dr. Koch).

Baden: Illenau, Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Roller). Pforzheim, desgl. (Dr. Fischer).

Hessen: Heppenheim, Heilanst. (Dr. Ludwig). Hofheim, Pflegeanst. (Dr. Sehrt).

Mecklenburg-Schwerin: Domitz. Rostock. Sachsenberg b. Schwerin.

Oldenburg: Blankenburg, Pflegeanst. (Dr. Tappehorn). Wehnen, Heilanst. (Dr. Kelp).

Sachsen-Weimar: Blankenhain, Pflegeanst. (Dr. Keßler). Jena, Heilanst. (Dr. Siebert).

Braunschweig: Blankenburg, Anst. d. Dr. O. Müller. Braunschweig, Heilanst. (Dr. Krüger). Königslutter, Pflegeanstalt (Dr. Hasse).

Anhalt: Bernburg. Dessau (Dr. Fränkel).

Sachsen-Meiningen: Hildburghausen (Dr. Liebmann).

Sachsen-Altenburg: Roda (Dr. Mäder).

Sachsen-Coburg-Gotha: Gotha, Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Ortlepp).

Lippe-Detmold: Bracke, Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Meyer).

Schwarzburg-Rudolstadt: Rudolstadt, Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Otto).

Hamburg: Friedrichsberg, Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Reyl).

Bremen: Abth. im Krankenhaus (Dr. Scholz); Rockwinkel, Anst. d. Dr. Engelken.

Lübeck: Heil- u. Pflegeanst. (Dr. Eschenburg).

Elsaß: Stephansfelde bei Straßburg (Dr. Pelman).

Vergl.: Lähr, „Die Heil- u. Pflegeanstalten für Psychisch-Kranke" (Berl. 1875).

Irrenheilkunde (Psychiatrie) ist in engerem Sinne die Lehre von dem bei Geisteskranken anzuwendenden ärztlichen Verfahren, in weiterem Sinne die sog. Krankheitslehre (Pathologie) u. Behandlung (Diätetik u. Therapie) der Seelenstörungen.

Schon die Aerzte der alten Griechen zogen die Seelenstörungen in den Kreis ihrer medizinischen Betrachtungen; so führte Hippokrates die Geisteskrankheiten auf körperliche Störungen zurück. Auch bei Aretäus war nur von somatischen Ursachen der psychischen Krankheitsformen die Rede u. die Behandlung war gleichzeitig psychisch u. somatisch. Die beste Darstellung der Geisteskrankheiten aus dem Alterthume findet sich bei Cälius Aurelianus, welcher dieselben in zwei große Klassen, Mania u. Melancholia, theilte. Lange blieb dann die Psychiatrie arg vernachlässigt; im Mittelalter nahm man bei Irren noch Teufelsaustreibungen vor, ließ den Unglücklichen bettelnd umherirren od. legte ihn an Ketten, während man denselben noch heute bei den Arabern u. vielen Urvölkern fast wie eine geheiligte Person betrachtet.

Erst im 16. Jahrh. zog die J. wieder die Aufmerksamkeit besserer Aerzte auf sich; dieser Ruhm gebührt vor Allem engl. Aerzten: Cullen, Arnold, Crichton, Perfect. Als der eigentliche Urheber der neueren wissenschaftlichen Psychiatrie ist Phil. Pinel, Arzt am Bicêtre zu Paris, zu betrachten (in seinem „Traité" 2c., Par. 1791, deutsch Wien 1801); ihm verdankt man es, daß die Wahnsinnigen der Roheit unmenschlicher Kerkermeister entrissen wurden. Sein würdiger Nachfolger war Esquirol, der sich durch Errichtung einer psychiatrischen Klinik in Paris verdient machte. In Deutschland folgten dann tüchtige Bearbeiter dieser medizinischen Disziplin: Joh. Gottfr. Langermann (1768–1832), Reil, Hoffbauer, Fr. Nasse, Heinroth u. A. Namentlich K. W. Ideler mit seinem „Grundriß der Seelenheilkunde" (2 Bde., Berl. 1835), dann Damerow, Flemming, Jessen, Zeller, Roller, Laehr, Meyer, Hoffmann, Gudden, Krafft-Ebing, Westphal u. A. Erst in unseren Tagen beginnt man jedoch der J. eine wissenschaftliche, d. h. physiologische Basis zu geben, indem einige Philosophen (Lotze, Th. Waitz u. A.) die Psychologie naturwissenschaftlich zu bearbeiten suchten, Andere (Kant, Feuchtersleben, Klencke) die Diätetik der Seele behandelten, während die Physiologen (W. Wundt u. A.) das Gehirn als Organ der Seelenthätigkeit untersuchten, u. schließlich die Aerzte anatomische Störungen im Hirn als Ursachen der Seelenstörungen bezeichneten. So sagt Prof. Griesinger: „Die Frage, ob beim Irresein, bei den Anomalien des Wollens u. Vorstellens, die Erkrankung auch wirklich die Seele betreffe, findet ihre einfach bejahende Antwort, nur wird man allerdings nicht von Krankheiten der Seele selbst zu sprechen haben, sondern von Krankheiten des Gehirns, durch welche jene Akte des Vorstellens u. Wollens gestört werden" (vgl. W. Griesinger, „Die Pathologie u. Therapie der psychischen Krankheiten" (1. Aufl., Stuttg. 1845; 3. Aufl., Braunschw. 1871). So sucht auch Meynert in Wien, ebenso wie die Mehrzahl der deutschen Irrenärzte, die Geisteskrankheiten jetzt auf Störungen im Hirn zurückzuführen. In Frankreich haben sich Moreau de Jonnès, Brierre, Calmeil, Marcé, Blanche u. A., in Italien Lombroso, in Belgien J. Guislain als Irrenärzte ausgezeichnet.

Da die Geisteskrankheiten, ihre Entstehung u. ihre Ursachen, ihre Formen u. ihr Verlauf in einem besonderen Artikel behandelt wurden, so haben wir es hier nur mit dem Heilverfahren bei denselben zu thun. In jetziger Zeit hat sich bei der psychischen Behandlung Irrer vor Allem die Humanität gegenüber der früher gar häufig ausgeübten Brutalität geltend gemacht; auch hat man jetzt die frömmelnde Vorstellung überwunden, daß gewöhnlich moralische Einflüsse dem Uebel zu Grunde liegen, u. somit der Irre zunächst moralisch gebessert werden müsse. Während der Staat jetzt in ausgedehntem Grade für die Heilung u. Verpflegung der Irren durch Irrenhäuser (s. d.) sorgt, machte sich in der praktischen J. die Ansicht allgemein geltend, daß die psychische u. somatische Heilmethode absolut gleichberechtigt seien. Denn alle normalen u. anomalen psychischen Akte, so nimmt man nun an, sind im Gehirn verlaufende Prozesse; allein die Gehirnthätigkeit kann eben so gut direkt durch unmittelbare Einwirkung, durch Hervorrufen von Stimmungen, Gemüthsbewegungen u. Gedanken, als durch Verminderung od. Vermehrung der Blutmenge im Schädel, durch eine veränderte Ernährung des Gehirns, durch narkotische Substanzen u. Reizmittel modifizirt werden. Dabei muß man in der Praxis streng individualisiren u. möglichst frühzeitig, vor völliger Ausbildung der Krankheit, die Behandlung beginnen. Oft sind es ungünstige psychische Einflüsse, die zunächst beseitigt werden müssen, üble Gewohnheiten (Trunk, Spiel u. andere Excesse), ungeordnete Arbeitsthätigkeit, häufige Gelegenheit zur Verstimmung u. Aufreizung u. s. w. Meist kann dies nur geschehen durch völlige Umänderung der ganzen äußeren Lebensstellung des Kranken, durch Entfernung aus den bisherigen Lebensverhältnissen. Am besten entzieht man den Irren der steten Wiederholung störender Eindrücke dadurch, daß er sofort einer guten Irrenanstalt übergeben wird, in welcher ein gehörig regulirtes Maß von Ruhe u. Thätigkeit zu den wichtigsten Heilmitteln gehört. Der Kranke findet hier Schonung u. Aufmerksamkeit, die Sprache der Vernunft u. des Wohlwollens; er fühlt, daß er seinem Zustande gemäß wirklich als Kranker behandelt wird; aber er bemerkt auch, daß Widersetzlichkeit hier nicht fruchten würde; er lernt bald sich den ärztlichen Anforderungen fügen u. sieht, wie die Art seiner Behandlung, das Maß von Freiheit u. Genuß, das ihm zu Theil werden kann, von dem Grade seiner Fassung u. von seinem eigenen Verhalten abhängt. Vor Allem findet er hier Selbstbeherrschung wieder, u. die meisten Genesenen segnen ihren Eintritt in die Anstalt. Niemals darf man auf den Wahn des Patienten eingehen, dagegen bildet die Hauptgrundlage der psychischen Behandlung die psychische Ableitung durch Zerstreuungsmittel, Unterhaltung u. Gespräche, Arbeit u. Unterricht; von der Musik hat man sich manchmal zu viel versprochen; je nach individuellen Zuständen sind Lektüre, Spiel u. gesellige Zusammenkünfte wohlthätig. In Betreff der ärztlichen Behandlung des Körpers bei Irren muß hervorgehoben werden, daß es spezifische Mittel gegen die einzelnen Irreseinsformen keineswegs giebt; vielmehr muß man als Gegenstand der somatischen Therapie zunächst den noch fortbestehenden Krankheitsprozeß betrachten, welcher die Entwickelung der Gehirnkrankheit einleitete, mit hauptsächlicher Rücksicht auf Cirkulations- u. Respirationsorgane, auf die Genitalien u. auf die Darmschleimhaut. Blutentziehungen sind bei Kongestionen nach dem Kopfe (Gehirnhyperämie) u. bei Gehirnentzündung ebenso nützlich wie die Kälte; die Eismütze od. kalte Umschläge zeigten sich nam. bei Tobsüchtigen beruhigender als die einst vielgerühmten Sturzbäder; bei zahlreichen Patienten hatten laue Bäder gute Wirkung, bei Hysterie u. ähnlichen Reizzuständen vielmehr kalte Bäder. Je nach Umständen werden auch arzneiliche Substanzen den Bädern zugesetzt. Mit Anwendung der hautreizenden Mittel bei Irren ist man jetzt vorsichtiger als sonst. Unter den in der J. gebräuchlichen Mitteln sind die kräftigsten Narcotica: Digitalis, Blausäure, Opium u. Morphium. Spirituosen sind im Allgemeinen bei Irren zu vermeiden, dagegen kühlende Mittel (Haller'sche Säure u. s. w.), andere Male Bitterstoffe (Chinin) u. Eisen (bes. bei Blutarmuth) oft sehr nützlich. Bisweilen müssen größere Kuren (z. B. antisyphilitische) vorgenommen werden. Der nöthige Wechsel von Ruhe u. Bewegung ist von höchst wohlthätiger Wirkung, indem er die Behand-

lung Irrer wesentlich unterstützt; gute Ernährung u. Reinlichkeit sind Grundbedingungen für die Genesung. Gemeinschaftliches Essen in den Irrenanstalten befördert die Lust am Essen u. übt den Kranken wieder in den humanen Formen der Geselligkeit.

Irrigation od. Bewässerung bezeichnet das für die Landwirthschaft sehr wichtige Verfahren, das Gedeihen der Vegetation durch künstliche Zuleitung fließenden Wassers auf Felder u. Wiesen zu befördern. Ganz besonders wirksam ist dies Verfahren auf die Ertragsfähigkeit der Wiesen. Die J. der Wiesen kann nach Beschaffenheit ihrer Oberfläche auf zweifache Weise stattfinden, auf ebenen Wiesen durch Ueberstauung, indem man das fließende Wasser auf die Wiesen leitet u. erst nach einigen Tagen durch Abzugsgräben wieder abführt, od. bei abhängig gelegenen Wiesen durch Ueberrieselung, wobei das an höher gelegenen Stellen in kleine Gräben geleitete Wasser über die Ränder derselben sich ergießt, die abhängigen Stellen der Wiese überrieselt u. von den an den tiefsten Stellen derselben angebrachten Abzugsgräben abgeführt wird. Die zweckmäßige Benutzung der Niveauverhältnisse zur Anlage der Bewässerungsgräben ist eine Hauptaufgabe des sog. Kunstwiesenbau's. In unseren Breitegraden, wo ein bedeutender Theil der Ackerfläche jetzt noch der Entwässerung mehr bedarf, als der Bewässerung, u. die erstere durch Drainirung noch immer nicht im nöthigen Umfange betrieben wird, ist die J. der Aecker nicht so nothwendig wie in den südlicheren Klimaten, obgleich es in vielen Fällen sehr wünschenswerth wäre, bei lang andauerndem Mangel an atmosphärischen Niederschlägen die schmachtenden Aecker durch Bewässerung erfrischen u. die Vegetation neu beleben zu können. In Spanien, Italien, Aegypten, Indien, China u. Japan, wo die Sonnenstrahlen kräftiger als bei uns auf die Erdoberfläche fallen, findet man überall nach gewissen Systemen angelegte Bewässerungsanlagen u. schon von den Völkern des Alterthums wurde die J. in der ausgedehntesten Weise ausgeübt, wie die noch vorhandenen Spuren der Anlagen es beweisen. Ueber die J. der Waldungen s. Art. „Bewässerung". Neuere Schriften über J. wurden von Patzig, Wehner, Vincent, Fries, Raabe u. Haas herausgegeben.

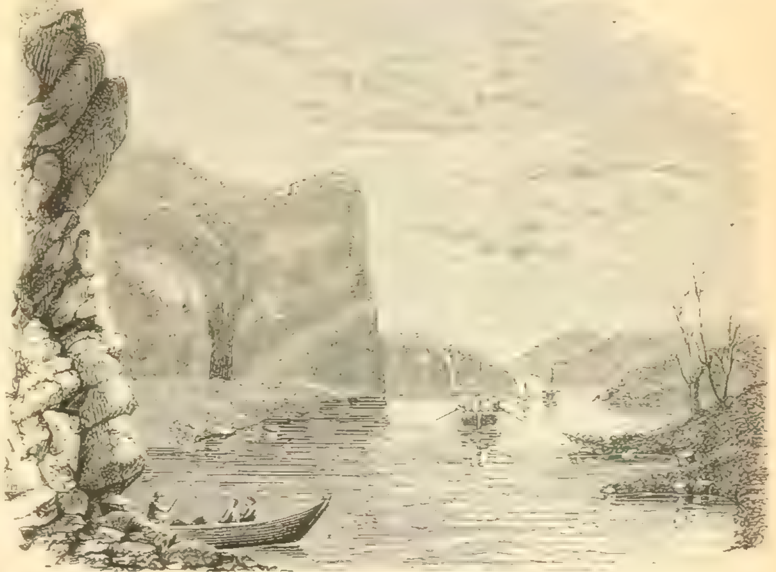
Irrlicht od. Irrwisch ist nach den Schilderungen aus dem Volksmunde ein kleines Flämmchen, welches sich des Nachts bes. auf Kirchhöfen u. an sumpfigen Orten zeigen u. zitternd von einer Stelle zur andern bewegen, dadurch aber den ihm nachfolgenden Wanderer leicht in Sumpf u. Moor locken soll. Es giebt jedoch keine einzige, wirklich beglaubigte Erscheinung dieser Art. Das Ganze ist vielmehr nur die Folge einer Augentäuschung (Halluzination), welche in dem durch Gespensterfurcht od. Strapazen erregten od. überhaupt leicht erregbaren Nervensystem im Sehnerv entsteht. Da diese Lichtempfindung ihren Sitz im Auge hat, muß sie überall da erscheinen, wo man das Auge hinwendet, also scheinbar hin- u. hertanzen.

Irrthum in philosophischem Sinne heißt jedes Abirren von der Wahrheit, in welchem Jemand das thatsächlich Unrichtige auf Grund einer Selbsttäuschung für wahr hält u. erklärt. So steht der J. der Lüge, d. i. der wissentlichen Behauptung des Unwahren, gegenüber; zu unterscheiden ist dabei noch zwischen J. als Zustand des die Wahrheit verfehlenden Subjekts (z. B. in der Wendung: „Du bist im J." u. J. als Bezeichnung des falschen Urtheils selbst (z. B. „diese Angabe ist ein J."). Jedem J. liegt nach der richtigen Bemerkung der alten Philosophen ein Schein der Wahrheit zu Grunde, da Niemand gegen allen Schein der Erfahrung u. der Sinne urtheilen wird. Die neuere Philosophie unterscheidet zwischen formellen od. logischen Irrthümern, d. h. solchen, die nur auf falscher Schlußfolgerung beruhen, u. materiellen od. sachlichen, die in unrichtigen Vorstellungen von den Dingen selbst bestehen.

Irtysch, westsibirischer Strom mit einem 352 M. langen Lauf, ist der größte Nebenfluß des Ob, entspringt im Altai aus dem Dsaissansee, tritt bei Ustkamenogorsk in das Steppengebiet ein u. mündet bei Samarowskoje auf der linken Seite in den Ob, in einer Breite von 1400 m. Seine Schiffbarkeit beginnt schon mit seinem Austritt aus dem Dsaissansee, doch ist er bei Tobolsk noch ein halbes Jahr zugefroren. Diese Stadt ist der Mittelpunkt des Dampfschiffverkehrs auf dem J. Wichtig ist die ergiebige Fischerei. In ihn münden rechts die Buchtarma, links der Ischim, der Tobol u. die Konda. Sein Stromgebiet umfaßt 30,500 M.

Irun, span. Grenzort in der baskischen Provinz Guipuzcoa am linken Ufer der Bidassoa, auf einer Anhöhe dem franz. Städtchen Béhovie gegenüber gelegen, hat 5500 E. u. ist durch zwei schlecht armirte kleine Forts gedeckt. Die Karlisten, welche den Ort hart bedrängten, wurden hier von den republikanischen Truppen 10./11. Nov. 1874 geschlagen.

Irving, Eduard, schott. Geistlicher u. Stifter der evangel. Sekte der Irvingianer, wurde 15. Aug. 1792 zu Annan in Schottland als der Sohn eines wohlhabenden Gerbers geb. Nach Beendigung seiner theologischen Studien wirkte er seit 1819 als Hülfsprediger zu Glasgow; 1822 wurde er als Prediger einer schott. Gemeinde nach London berufen. Der Erfolg seiner Bußpredigten, die nicht wenig durch seine imponirende Persönlichkeit unterstützt wurden, war bald ein ungeheurer. Wie er das Volk hinriß durch die Originalität u. das Feuer seiner Rede, so fesselte er die Zuhörer aus den höchsten Ständen durch die Sicherheit, mit der er sich auf dem Gebiet der Politik u. der höheren Bildung bewegte. Ein tieferes Eingehen auf rein dogmatische Fragen lag ihm fern, u. den Hinweis auf die möglicherweise bald eintretende Wiederkunft Christi u. die Aufrichtung der wahren Kirche hatte er mit andern engl. u. schott. Predigern gemein. Auffällig wurde seine Lehre erst, als er 1827 in einer eignen Schrift „Vom sündlichen Fleische Jesu" den Satz aufstellte, daß dasselbe von Geburt an ein sündliches gewesen sei, wie das Adam's nach dem Sündenfalle, u. daß es erst unsündlich geworden sei nach der Auferstehung. Zum völligen Bruch mit der herrschenden Kirche u. zu einer schwärmerischen Richtung trieb ihn indeß erst eine äußere Veranlassung. Seit dem Nov. 1826 hatte er sich mit ca. 40 Anderen an Gebetsversammlungen in dem Landhause eines reichen Kaufmanns, Namens Drummond, betheiligt. Dieser Kreis suchte vor Allem aus den sog. apokalyptischen Schriften, bes. der Offenbarung Johannis, Aufschlüsse über die bevorstehende Erneuerung der Kirche zu gewinnen.



Nr. 3195. Der Irtysch bei Semipalatinsk.

Als nun 1830 aus Schottland die Kunde kam, daß sich dort in religiösen Versammlungen die apostolische Gabe des Zungenredens u. der Weissagung eingestellt habe, da sah jener Kreis u. bes. J. selbst die Zeit zur Wiederherstellung der apostolischen Kirche gekommen. Bald stellten sich nicht nur in seinem Hause, sondern auch seit dem Herbst 1831 in seiner Kirche, ähnliche Geistesergießungen ein. Die Sache erregte ungeheures Aufsehen. Allein der Eifer, mit welchem J. dem Geist der Weissagung Bahn zu brechen suchte, bedrohte die Ordnung des schott. Kultus, u. die Aeltestenversammlung der schott. Kirche in London entzog ihm im Frühjahr 1832 die Kirche. Er predigte nun zunächst im Freien auf einem großen Platze, bis für ihn u. seine Anhänger eine besondere Kapelle errichtet war. Diese Lostrennung von der Nationalkirche war zugleich die Begründung der Irvingianer als einer protestantischen Sekte. Sie betrachtete sich als die allein rechtmäßige Erneuerung der „apostolischen Kirche"; die evangelischen Kirchen galten ihr, wie schon früher die röm., als das abtrünnige Babel. Die Aemter der apostolischen Kirche wurden in der Sekte wieder eingeführt; J. selbst stand der Gemeinde unter dem Namen eines Engels vor. Er erlebte noch den Aufschwung, aber auch harte Verfolgung seiner Sache. Es entstanden in London kurz nach einander

sieben Gemeinden; aber die schott. Kirche stieß ihn 1833 aus dem geistlichen Amte aus. Mit gebrochener Kraft starb er 7. Dez. 1834 zu Glasgow.

Irving, Washington, ein berühmter Humorist Nordamerika's, geb. 3. April 1783 zu New-York als Sohn eines Geldwechslers schott. Abkunft. Er genoß eine sehr gute Erziehung u. legte davon bereits im 18. Lebensjahre in zahlreichen Aufsätzen über theatralische u. bürgerliche Zustände seiner Vaterstadt, welche er unter dem Namen Jonathan Oldstyle in dem von seinem älteren Bruder redigirten „Morning Chronicle" veröffentlichte, Zeugniß ab. Nachdem er, um seine schwache Gesundheit wieder herzustellen, Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland u. England bereist hatte (1803—6), wandte er sich zwar, nach Hause zurückgekehrt, dem Rechtsstudium, für welches er von seinem Vater bestimmt gewesen war, wieder zu, ließ aber bald mit seinem Freunde Paulding eine satirische Zeitung „Salmagundi" erscheinen, die großes Aufsehen machte. 1809 ließ er seine „Geschichte New-Yorks von Dietrich Knickerbaker", in welcher nam. die alten holl. Familien satirisch geschildert wurden, folgen, welche seinen Namen völlig populär machte. Nach dem Kriege mit England bereiste er Schottland (1815), allein da mittlerweile infolge des Krieges sein Vermögen zusammengeschmolzen war, mußte er darauf denken,



Nr. 3496. Washington Irving (geb. 3. April 1783, gest. 28. Nov. 1859).

sich durch seine Feder seinen Unterhalt zu verdienen, u. so schrieb er denn den ersten Band seines „Skizzenbuchs", die Frucht seiner früheren Studien über das Landleben u. die Sitten seiner Landsleute, konnte aber nur mit Hülfe W. Scott's einen Verleger dafür finden (1820). Nachdem er in „Bracebridge Hall" (1822) u. den „Erzählungen eines Reisenden" (1823) ein paar höchst interessante Seitenstücke dazu geliefert hatte, begab er sich nach Spanien u. studirte dort die Archive. Als Frucht seiner Forschungen erschienen seine „Geschichte Chr. Columbus'" (1828) u. die „Geschichte der Eroberung Granada's" (1829), „Alhambra" (1832), „Legenden aus der Eroberungszeit Spaniens durch die Mauren" (1835) u. „Mahomet u. seine Nachfolger" (1849—50). Nach seiner Rückkehr nach New-York (1832) wandte er sich nationalen Stoffen zu u. schrieb seine „Reise nach den Prairien" (1835), „Astoria" (1838) u. „Abenteuer des Kapitän Bonneville" (1837), welche die ersten Versuche seiner Landsleute, über die Rocky Mountains nach Oregon vorzudringen, behandeln. 1842 ward er Gesandter in Spanien, allein nachdem Polk, der Kandidat der demokratischen Partei, zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt worden war, legte er seine Stelle nieder u. zog sich auf seinen Landsitz Sunnyside am Hudson in der Nähe New Yorks zurück, von wo aus er seine Biographien Oliver Goldsmith's (1853) u. Washington's (1855) u. einen neuen Band Skizzen („Chronicles of Woolfert's Roost and other papers") erscheinen ließ, die sein ausgezeichnetes Talent als feiner Sittenmaler u. Stilist von Neuem bekundeten. Er starb 28. Nov. 1859. Neben Cooper war J. einer der ersten Begründer der jungen amerik. Belletristik. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu London 1850 in 10 Bden. (ohne die zwei zuletzt genannten Schriften) u. öfter in New York. Eine deutsche Uebersetzung gab C. A. Fischer zu Frankfurt a. M. 1826—37 in 74 Bden., doch ist dieselbe nicht vollständig u. enthält seine späteren Schriften nicht.

Irvingianer. Die noch jetzt geltende Verfassung der Sekte mit ihrer merkwürdigen hierarchischen Gliederung ist erst nach Irving's Tode von seinen Anhängern ausgebildet worden. Die Zahl der Apostel, deren es bei Irving's Tode 6 gab, wurde auf 12 erweitert. Diese vertheilten auf dem ersten Konzil zu London 1835 das Festland als Missionsfeld unter sich; von ihrer meist sehr geheimen Wirksamkeit gab hier u. da die Entstehung „Apostolischer Gemeinden" (so nam. 1837 in Genf) Kunde. Während in England das Interesse an der Apostolischen Kirche ziemlich rasch abnahm u. in Amerika nur einige Gemeinden gestiftet wurden, fand die Sekte um so mehr Eingang in Deutschland u. der Schweiz, wozu die politischen Umwälzungen 1848 u. 49 nicht wenig beitrugen. Eine wahrhaft glänzende Eroberung machte die Apostolische Kirche 1849 an dem Marburger Professor der Theologie, H. Thiersch. Hauptherde der Ausbreitung waren seitdem Frankfurt, Basel u. Berlin. Von da aus hat die Apostolische Kirche bes. in den nördl. u. östl. Provinzen Preußens, von Basel aus in Baden u. der Schweiz Eingang gefunden; selbst kathol. Gemeinden u. Priester (um Augsburg u. München) wurden von ihr gewonnen. Im J. 1857 wurde von verschiedenen Behörden gegen sie eingeschritten, bes. durch Absetzung von Geistlichen u. Beamten, die zu ihnen übergetreten waren. Die allgemeine Kultusfreiheit im Norddeutschen Bunde u. dem Deutschen Reiche scheint sie indeß wieder gekräftigt zu haben; wenigstens sind an einigen Orten (z. B. auch in Leipzig) stattliche Kirchen od. Kapellen entstanden. Sowol ihren Anhängern als bes. ihren Missionären wird streng sittlicher Sinn, persönliche Milde u. Liebenswürdigkeit u., abgesehen von ihrer Vorliebe für buchstäbliche u. doch willkürliche Schriftauslegung (bes. der Offenbarung Johannis), selbst nüchterne kirchliche Gesinnung nachgerühmt. In der Lehre hat die Apostolische Kirche streng genommen nichts eigentlich Unterscheidendes, nur daß sie auf die Lehrpunkte der Offenbarung Johannis den Hauptnachdruck legt. Nach ihnen ist das Apostolat, das wegen der Unwürdigkeit der Kirche mit Paulus aufgehört hatte, in der Apostolischen Kirche wieder erstanden, um die wahrhaft Gläubigen auf die Wiederkunft Christi vorzubereiten. Diese Wiederkunft ist verbunden mit der Auferstehung (Offenb. 20, 5); die lebenden Glieder der Apostolischen Kirche werden als die „klugen Jungfrauen" Christo entgegengerückt in die Luft (vergl. 1 Thess. 4, 17) u. feiern mit ihm das Hochzeitsmahl des Lammes. Die „thörichten Jungfrauen", d. h. die Glieder der anderen Kirchen, werden unterdeß vom Antichrist verfolgt. Aber dem Sieg desselben wird durch das Erscheinen Christi inmitten der Gläubigen ein Ende gemacht, u. es folgt nun das Tausendjährige Reich Christi mit den Seinen auf der erneuten u. reinen Erde (Offenb. 20, 4); darnach neues Losbrechen des gebundenen Satan, vielfacher Abfall, die zweite (allgemeine) Auferstehung u. das jüngste Gericht (vgl. Offenb. 20, 7—15). An der Spitze der Sekte stehen die 12 Apostel als die Vollstrecker der Kirchenzucht, die Verkündiger der Lehre u. die Spender des heiligen Geistes durch Handauflegung. Doch sind sie insofern von den „Propheten" abhängig, als sie die (oft unwillkürlichen) Offenbarungen derselben zu deuten u. zu vollstrecken haben. Der Prophet beruft zu den Aemtern, der Apostel weiht die Berufenen. Unter ihnen stehen dann die Evangelisten, d. h. die eigentlichen Missionäre, sowie die Hirten u. Lehrer, welche in den einzelnen Gemeinden das geistliche Regiment führen (vgl. zu dem Ganzen Ephes. 4, 11). An der Spitze jeder Gemeinde steht nämlich ein Hirt od. Engel (nach Offenb 2, 1, 8 u. s. w.), unter ihm sechs Aelteste u. ein Hauptdiakon nebst sechs anderen Diakonen. Die Unterhaltung der Kirche wird von dem Zehnten bestritten, dessen Entrichtung allen „Versiegelten" zur strengen Pflicht gemacht ist. Diese Versiegelung mit dem heiligen Geiste geschieht durch Handauflegung; außerdem gelten ihnen bes. wichtig die Sakramente der Taufe u. des Abendmahls, welches letztere sie als ein Opfer des Leibes Christi auffassen, das durch die Hände des Priesters gespendet wird. Die Ordnung des Gottesdienstes ist bis auf das Kleinste vorgeschrieben. Der Eindruck wird dabei bes. auch durch die genau vorgeschriebenen u. unterschiedenen Gewänder der Amtirenden erhöht, deren Farben sämmtlich symbolische Bedeutung haben. (Vgl. bes. Hohl, „Bruchstücke aus dem Leben u. den Schriften Ed. Irving's", St. Gallen 1839 u. 1850; Jacobi, „Die Lehre der Irvingiten", Berl. 1853, 2. Aufl. 1868; Die Vorträge u. Predigten Irving's erschienen zu London in drei Bänden 1862.)

Isaak, im Hebr. eigentlich Jizchak, d. i. der „Lacher", der spät geborene einzige Sohn Abraham's u. der Sarah, tritt sowol seinem Vater als seinem Sohne Jakob gegenüber sehr in den Hintergrund. Das ganze Wesen des Mannes ist stille Beschaulichkeit, ja Gutmüthigkeit bis zur Schwäche. Wie er sich willig der Absicht Abraham's, ihn zu opfern, unterwirft, so läßt er es ruhig geschehen, daß der Knecht seines Vaters für ihn in Mesopotamien um ein Weib wirbt. Dieses (die Rebekka) scheint ihn dann gänzlich beherrscht zu haben. Uebrigens sind die Ueberlieferungen über J. sehr dürftig u. Manches darin den Erzählungen von Abraham nachgebildet. So vielleicht die lange Unfruchtbarkeit der Rebekka, der Verkehr mit dem Philisterkönig Abimelech u. die Gefährdung der Rebekka. Daß J. von seinen Söhnen gerade den rauhen u. thatkräftigen Esau bevorzugt, während Rebekka den weichlichen u. listigen Jakob begünstigt, entspricht ganz der Erfahrung, nach welcher jeder Theil eine Ergänzung des eignen Charakters sucht. Ueber J.'s Verhalten zu den Söhnen findet sich ein doppelter Bericht. Nach der älteren Erzählung erfährt J. von den heidnischen Weibern Esau's viel Herzeleid u. sendet daher Jakob auf den Vorschlag der Rebekka nach Mesopotamien, damit er sich ein Weib hole. Nach der jüngeren Erzählung jedoch läßt sich der sterbende J. von Jakob u. Rebekka um den Segen betrügen, den er Esau zugedacht hat, kann diesen Irrthum nicht rückgängig machen u. muß es geschehen lassen, daß Jakob vor Esau's Zorn entflieht. Seitdem schweigt die Geschichte über ihn. Nach 1. Mos. 35, 27 ff. erlebte er noch die Rückkehr Jakob's nach Hebron u. starb daselbst 180 Jahre alt; er muß also später von den Weideplätzen in Philistäa u. dem Süden Palästina's an diesen Wohnsitz seines Vaters zurückgekehrt sein. Wie seine Eltern, wurde auch er in der Höhle Machpela bei Hebron begraben.

Isaak I. Komnēnos, griech. Kaiser 1057—1059, Sohn von Manuel Komnenos, der unter Basilios II. Feldherr war, wurde 1057 bei einem Aufstande des Heeres gegen Michael VI. Stratiotikos auf den Thron erhoben u. nöthigte darauf durch einen Sieg über Michael den Letzteren zur Abdankung. Nach einer zweijährigen kraftvollen, durch Sparsamkeit u. strenge Gerechtigkeit ausgezeichneten Regierung übergab er, von schwerer Krankheit heimgesucht, freiwillig die Herrschaft an Konstantin Dukas (Ende 1059) u. zog sich in ein Kloster zurück, wo er noch über ein Jahr als Pförtner lebte; seine Gemahlin Katharina, Tochter des Bulgarenkönigs Samuel, ging mit ihrer Tochter Maria ebenfalls ins Kloster. J. war der erste griech. Kaiser aus dem Hause der Komnenen, das 1081 mit J.'s Enkel Alexios I. wieder auf den Thron gelangte u. denselben dann über 100 Jahre inne hatte.

Isaak II. Angelos, Enkel des mit Theodora, der Tochter von Alexios I. verheiratheten Konstantin Angelos, folgte Andronikos I. auf dem Throne, indem ihn 1185 das Volk in Konstantinopel, als er einen mit seiner Verhaftung beauftragten Günstling des Kaisers erschlagen u. sich in die Sophienkirche geflüchtet hatte, zum Kaiser ausrief u. den verhaßten Andronikos tödtete. Unter der Regierung J.'s, der sich alsbald in zweiter Ehe mit Bela's III. von Ungarn schöner Tochter Margaretha (Maria) vermählte, konnte das Land zwar von dem Schrecken wieder aufathmen, in den es durch Andronikos' unmenschliche Grausamkeit versetzt worden war, im Uebrigen aber brachte sie dem byzantinischen Reiche wenig Segen, da J. ein schwächlicher u. wankelmüthiger, dabei dem Vergnügen u. dem Prunk ergebener u. überaus verschwenderischer Herrscher war. Ein Versuch, das von Isaak Komnenos in Besitz genommene Cypern wiederzugewinnen, endete erfolglos; die Bulgaren, durch den unerträglichen Steuerdruck erbittert, erhoben sich 1186 u. wußten trotz verschiedener, gegen dieselben unternommener Anschläge ihre Unabhängigkeit zu behaupten, u. schon das folgende Jahr brachte auch eine Empörung im Inneren, da des Kaisers tüchtigster Feldherr, Alexios Branas, sich von seinen Truppen zum Kaiser ausrufen ließ, eine Gefahr, welche der mit J.'s Schwester verheirathete u. zum Cäsar ernannte Markgraf Konrad von Montferrat durch Besiegung u. Tödtung Branas' glücklich beseitigte. Viel Unheil brachte dem Lande dann 1189—90 der Zug des Kreuzheeres unter Friedrich I. Barbarossa durch das byzant. Reich; denn obgleich der griech. Kaiser in Nürnberg den Kreuzfahrern freien Durchzug u. jede Unterstützung feierlich hatte zusagen lassen, legte er nachher, mit Saladin verbündet, ihnen alle möglichen Hindernisse in den Weg u. sandte sogar ein Heer gegen sie, so daß Barbarossa sich mit Gewalt den Durchzug erzwingen mußte. Nothgedrungen schloß J. mit den Kreuzfahrern Frieden, wobei er zugleich seine Tochter aus erster Ehe, Irene (Maria), mit Barbarossa's Sohne Philipp verlobte. Auf einem Zuge gegen die aufständischen Bulgaren begriffen, ward er durch seinen eigenen Bruder Alexios III. (1195) gestürzt, der sich vom Heere zum Kaiser ausrufen ließ u. den auf seinen Befehl geblendeten J. ins Kloster steckte. Um 1201 entkam jedoch J.'s Sohn aus erster Ehe, Alexios, nach Italien; dort gelang es ihm, die in Venedig zu einem neuen Zuge versammelten ital. u. franz. Kreuzfahrer zum Beistand für sich u. seinen Vater zu gewinnen, u. 1203 erschien er mit der Flotte derselben vor Konstantinopel. Ohne langen Widerstand zu leisten ergriff Alexios III. die Flucht u. J. bestieg wieder den Thron, indem er zugleich seinen Sohn zum Mitregenten annahm. Doch währte ihre Herrschaft kaum ein halbes Jahr, denn die schweren Bedingungen, die der junge Alexios in dem Vertrage mit dem Pilgerheer hatte eingehen müssen, legten dem Lande so drückende Lasten auf u. erbitterten das überhaupt gegen die Verbindung mit den Lateinern eingenommene Volk so sehr, daß im Jan. 1204 eine Empörung ausbrach, bei der sich Alexios Dukas Murzuphlos zum Kaiser machte. Der kranke J. starb vor Schrecken u. Kummer, Alexios IV. aber fand bald in seinem Gefängniß durch Murzuphlos einen gewaltsamen Tod.

Isabella von Castilien, Königin von Spanien, geb. 23. April 1451, war die Tochter König Johann's II. von Castilien u. Leon u. seit 5. März 1469 mit König Ferdinand V. od. dem Kathol. von Aragonien (s. d.) vermählt, u. folgte 12. Dez. 1474 ihrem Bruder, Heinrich IV., auf den Thron von Castilien, das sie mit Aragonien zu vereinigen wußte. Seitdem nannten sich Ferdinand u. J. „König u. Königin von Spanien". Während J. den Entdeckungsreisen des Columbus ein thatkräftiges Interesse schenkte, betrieb sie die Vertreibung der Juden u. die Eroberung von Granada, durch welche auch die Mauren vom span. Boden verdrängt wurden. Um das Faustrecht zu unterdrücken, vermehrte sie die Heil. Hermandad (s. d.) u. sorgte für eine schnellere Rechtspflege. Der Kirche gegenüber hielt J. streng auf die Besetzung der Bisthümer mit Spaniern u. wußte zu verhindern, daß die Geldforderungen des Papstes ihre Staatseinnahmen beschränkten, duldete aber die Einführung der Inquisition in Spanien durch Papst Sixtus IV. Vor ihrem Tode nahm J. aus Eifersucht ihrem Gemahl den Schwur ab, sich nie wieder zu verheirathen. Sie starb zu Medina del Campo 26. Nov. 1504. Vgl. Prescott, „History of Ferdinand and I. of Spain" (3 Bde., Boston 1838, deutsch, 2 Bde., Lpz. 1843).

Isabella II., Marie Luise, Königin von Spanien, geb. zu Madrid 10. Okt. 1830 als Tochter König Ferdinand's VII. u. seiner vierten Gemahlin Marie Christine, folgte (auf Grund der Thronfolgeordnung vom 29. März 1830) 29. Sept. 1833 ihrem Vater auf dem Throne. Arguelles war ihr Vormund, während zuerst ihre Mutter (bis 10. Okt. 1840), dann Espartero (bis 10. Okt. 1844) für sie regierten. Nachdem J. schon 8. Nov. 1843 durch Beschluß der Cortes für majorenn erklärt worden, mußte sie, dem Einflusse Ludwig Philipp's nachgebend, 10. Okt. 1846 den ihr verhaßten Vetter Franz d'Assis Maria Ferdinand, den Sohn des Infanten Franz de Paula, u. ihre jüngere Schwester Luise seinen Sohn, den Herzog von Montpensier, heirathen. Erst durch Serrano (s. d.) vermochte die Königin sich diesem franz. Einflusse zu entziehen. Unter der Leitung dieses ersten ihrer Günstlinge führte sie ein versöhnliches u. freisinniges Regiment. Als aber Serrano gestürzt ward u. Narvaez (s. d.) an seine Stelle kam, lenkte J.'s Regierung in die Reaktion ein; diese steigerte sich unter Bravo Murillo (s. d.) u. erreichte ihren Gipfelpunkt unter dem Grafen v. San Luis (s. d.). Der Aufstand von 1854 gab die Gewalt den Liberalen, u. O'Donnell (s. d.) war, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen, in den folgenden Jahren die leitende Persönlichkeit. Als aber O'Donnell 1865 zum Jubel des Volkes energische Maßregeln gegen die klerikale Partei traf, entledigte sich die Königin seiner, sobald sie konnte, um mit Hülfe ihrer beiden

letzten Minister (Narvaez u. Murillo) ihre ultramontanen Ziele weiter zu verfolgen. Denn während der ganzen Periode ihrer eigenen Regierung hatte J. eine fromme Camarilla um sich u. ging ihr Streben dahin, den Ultrakatholiken freies Spiel zu verschaffen. Als wichtigste Werkzeuge derselben wirkten bei der Königin der Beichtvater Pater Claret u. Fräulein Quiroga, als Nonne Schwester Maria Raphaele del Patrocinio genannt. Gegen diese Beiden richtete sich auch zumeist der Volkshaß; ihnen gesellte sich schließlich in dieser Beziehung Don Carlos Marfori, Marquis v. Loja (s. d.) zu, nachdem J. denselben durch seine Ernennung zum Generalintendanten des Palastes in ihre nächste Nähe gezogen hatte. Um dieses Mannes willen machte sie, als während ihres Aufenthaltes in San Sebastian im Sept. 1868 Prim (s. d.) u. Serrano einen Aufstand erregten, keinen Versuch, durch persönliches Erscheinen in Madrid ihre Sache zu retten, denn man verlangte, daß sie „allein" kommen solle. So ward J. von der provisorischen Revolutionsjunta 30. Sept. desselben J. nebst ihrer Familie für abgesetzt erklärt. Nach ihrem Sturze wählte sie als ihren ersten Zufluchtsort in der Verbannung das Schloß von Pau. Später nahm sie ihren Aufenthaltsort in Paris, wo sie 25. Juni 1870 zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen Alfons von Asturien (geb. 28. Nov. 1857), der am 1. Jan. 1875 auch wirklich zur Regierung gelangte, ihren Ansprüchen auf den span. Thron entsagte (vgl. „Spanien, Geschichte").

Isabellfarbe, ein Blaßgelb, dessen Name von der span. Infantin Isabella Clara Eugenie, der Tochter Philipp's II., stammt. Diese soll, als ihr Gemahl, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, 1601 Ostende belagerte, gelobt haben, ihr Hemd erst nach der Einnahme der Festung wechseln zu wollen. Die Kapitulation erfolgte aber erst nach 3 Jahren, in welcher Zeit das herzogliche Hemd wenig mehr von jener früheren Weiße behalten hatte.

Isabey (spr. Isabeh), Jean Baptiste, franz. Portraitmaler, geb. zu Nancy 1767, gest. zu Paris 1855. Als Schüler David's wollte er sich Anfangs der Historienmalerei widmen, blieb aber beim Portrait stehen, das er in eigenthümlicher Manier mit schwarzer u. weißer Kreide, od. als Miniaturbild auf Papier od. Porzellan ausführte. Da er bes. geschickt Napoleon's Gesicht u. Gestalt zu portraitiren verstand, so wurde er Miniaturmaler des Hofes. Sehr gewandt war er auch im Lithographiren. Sein Sohn u. Schüler Eugène Louis Gabriel, geb. 1807, war Anfangs Marinemaler, legte sich aber nachher auf die Darstellung von Interieurs, alchymistischen Laboratorien, Antiquitätenkabineten u. dgl., wo er die Mannichfaltigkeit der Lichtreflexe u. der Farben in den Kostümen u. anderen Dingen mit großer Meisterschaft behandelte.

Isagóras, Führer der oligarchischen Partei in Athen, wandte sich, als der Alkmäonide Kleisthenes nach der Vertreibung des Hippias seine demokratischen Verfassungsänderungen durchsetzte (509 v. Chr.), an Sparta um Hülfe. Auf die Forderung der Spartaner verließ zwar Kleisthenes freiwillig die Stadt, aber trotzdem kam der spart. König Kleomenes mit Truppen nach Athen u. erzwang die Verbannung vieler Gegner der Oligarchie. Als er jedoch den Rath auflösen u. einen neuen aus Anhängern des J. bilden wollte, erhoben sich die Athener, belagerten die von Kleomenes besetzte Akropolis u. nöthigten diesen zum Abzug, worauf Kleisthenes u. die Verbannten zurückgerufen, des J. Anhänger aber hingerichtet wurden.

Isambert (spr. Isangbähr), François André, franz. Rechtsgelehrter, Advokat u. Politiker, geb. zu Aunay (Eure Loire) 28. Nov. 1792, praktizirte seit 1818 in Paris, machte sich als Vertheidiger in verschiedenen politischen Prozessen sowie als einer der Führer der liberalen Partei bekannt; 27. Aug. 1830 wurde er Rath am Kassationshofe, als welcher er die verbesserte Charte redigirte, saß seit Okt. desselben Jahres in der Deputirtenkammer, gehörte 1848 auch der Konstituirenden Nationalversammlung an u. starb zu Paris 13. April 1857. Sehr verdient machte sich J. durch seinen „Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789" (29 Bde., Par. 1821—33). Außerdem gab er heraus: „Traité du droit public et du droit des gens" (ebd. 1823, 5 Bde.); „Plaidoyers, dissertations et mémoires dans des causes célèbres de la restauration" (3 Bde., ebd. 1831) u. a. m. Sein Sohn, Emile J., geb. 1827, widmete sich dem ärztlichen Berufe u. veröffentlichte u. a. „Etudes chimiques, physiolog. etc." (Par. 1850); „Parallèle des maladies gén. et des maladies loc." (ebd. 1866) u. mit A. Joanne ein „Itinéraire descriptif hist. archéolog. de l'Orient" (ebd. 1860).

Isäos, der fünfte in der Reihe der zehn attischen Redner, des Isokrates Schüler, war aus Chalkis auf Euböa gebürtig, lebte aber in Athen, wo er Reden für Andere schrieb u. Unterricht in der Beredsamkeit ertheilte, wie er u. A. auch Lehrer des Demosthenes war. Seine Blütezeit fällt in die erste Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. Er zeigt am meisten Aehnlichkeit mit Lysias, dessen Schüler er ebenfalls gewesen sein soll, unterscheidet sich aber von ihm durch eine mehr gefeilte, kunstvollere Form, sowie durch größere Kraft u. Schärfe. Von seinen Reden waren dem Verfasser der Schrift über die zehn Redner noch 64 bekannt, darunter 14, die für unecht galten; auf uns gekommen sind, außer Fragmenten, nur 11 Reden, die sämmtlich Erbschaftsangelegenheiten betreffen. J. verfaßte auch eine theoretische Schrift über die Redekunst, sie ist aber gleichfalls verloren. Die letzten Ausgaben des J. sind von Schömann (Greifsw. 1831) u. von Scheibe (Lpz. 1860); von Ersterem haben wir auch eine deutsche Uebersetzung (2 Bdchn., Stuttg. 1832, neue Aufl. 1869).

Isar, südl. Nebenfluß der Donau, entspringt in Tirol auf dem Stalleranger im Karwendelgebirge nördl. von Innsbruck, durchströmt zuerst, nach NW. gerichtet, das Hinterauthal u. tritt bei Scharnitz auf bayer. Gebiet. Zwischen Scharnitz u. Mittenwald durchbricht die J. in einem Querthale eine der Ketten der Kalkalpen, fließt dann in nordöstl. Richtung in einem Längenthale u. verläßt, nachdem sie sich wieder nach N. gewendet, bei Tölz das Gebiet der Alpen. Bei Wolfratshausen, von welchem Orte die J. bis zur Mündung eine nordöstl. Richtung beibehält, nimmt sie auf der linken Seite die auf dem Fernpaß in Tirol entspringende, 16 M. lange u. 12 M. flößbare Loisach auf. Auf der Strecke der oberbayerischen Hochebene, welche die J. bis München durchschneidet, ist ihr Bett tief eingeschnitten, hat steile Uferränder u. eine Menge durch angeschwemmtes Geröll entstandene Inseln. Die Schiffbarkeit von Tölz an beschränkt sich auf die Thalfahrt von Flößen. Der von dem Flusse mitgeführte Alpenschutt macht die Uferlandschaften der J. zu den unfruchtbarsten Gegenden Bayerns. Unterhalb München, wo ihre Breite bis 300 m. anwächst, begleitet das Dachauer Moos auf der linken, das Erdinger Moos auf der rechten Seite den Fluß, welcher an Freising u. Moosburg vorbeifließt u. unterhalb letzterer Stadt links die Amper aufnimmt, die selbst den Ampersee u. durch ihren Beifluß, die Würm, den Würm- od. Starenberger See entwässert. Bei Dingolfing nimmt die Breite des Isarthales zu u. dasselbe geht in die Donauebene über. Die Mündung in die Donau erfolgt ungefähr 1 M. unterhalb Deggendorf auf der rechten Seite nach einem Laufe von 47 M.; das Gebiet der J. umfaßt 171 □M.

Isatin ist ein Zersetzungsprodukt des Indigo's u. entsteht, wenn man diesen Farbstoff mit Salpetersäure od. mit Chromsäure behandelt. Das J. erscheint in schön glänzenden, morgenrothen rhombischen Krystallen von bitterem Geschmack, ist geruchlos, in kaltem Wasser wenig, in heißem leicht löslich. Bei vorsichtigem Erhitzen schmilzt das J. u. verflüchtigt sich zum Theil unzersetzt in gelben Dämpfen, die sich an kälteren Theilen zu nadelförmigen Krystallen verdichten, während ein anderer Theil sich zersetzt u. Kohle hinterläßt. Das J. bringt auf der Haut orangerothe Flecken hervor u. ertheilt derselben einen widerlichen Geruch. Die Zusammensetzung des J. läßt sich durch die Formel $C_{16} H_5 NO_4$ ausdrücken; es wurde zuerst von Laurent dargestellt. Behandelt man J. mit Aetzkalilauge, so entsteht eine violette Lösung, welche beim Erwärmen blaßgelb wird, indem sich **Isatinsäure** bildet, welche jedoch kein besonderes Interesse darbietet.

Isatis tinctoria, Färberwaid, deutscher Indig, Pastel. Ehemals außerordentlich wichtige Kulturpflanze, welche im mittleren u. südlichen Europa wild vorkommt u. daselbst vor Einführung des Indigo dessen Stelle vertrat. Sie ist eine zierlose Crucifere von der Tracht des Oeldotters, mit dem sie auch einen fettes Oel bildenden Samen gemein hat, treibt einen etwa $^2/_3$ m. hohen, sehr ästigen Stengel u. eine reichblumige gelbe Blütenrispe, von welcher später die schwarz glänzenden Fruchtnüßchen herabhängen. Ihre Dauer beträgt zwei Jahre. Sie war schon von den alten Kelten gekannt, die sie Glastum (von glas, blau) nannten, woher auch der Name Glastonbury stammen soll. Man baute sie in Italien, in der Schweiz, in Deutschland, Schweden, England u. Frankreich, während in Spanien u. Portugal eine zweite Art (I. lusitanica) gebaut wurde. Bei uns erhielt sich ihre Kultur noch bis in die Neuzeit auf der

thüringischen Gebirgsmulde nach Langensalza hin. Man zermahlte das frische Kraut, formte es in Kugeln, trocknete diese u. brachte sie als Waid (engl. Woad) in den Handel. Außer von der genannten Art geben auch noch andere den blauen Farbstoff, z. B. I. campestris in Podolien u. Südrußland, I. indigota in China, I. orientalis im Morgenlande.



Nr. 3497. Waid (Isatis tinctoria).

Isaurien hieß im Alterthum eine Landschaft im Innern Kleinasiens, die im N. an den östlichsten Theil Phrygiens, im O. an Lykaonien, im S. an Kilikien, im W. an Pisidien grenzte u. die nam. in ihrem südl. gebirgigen, vom Tauros durchzogenen Theile den Alten sehr wenig bekannt war. Die Bewohner des keineswegs unfruchtbaren Landes, die Isaurier, waren als ein kühnes u. tapferes Räubervolk berüchtigt u. gefürchtet. Zwar wurden sie von Servilius Vatia Isauricus 75 v. Chr. besiegt u. ihre Hauptstadt Isaura zerstört, aber trotzdem behaupteten sie ihre Unabhängigkeit u. ließen sich auch durch die Kastelle, mit denen die Römer I. zum Schutz für die Nachbarländer umgaben, nicht von ihren weit ausgedehnten Raubzügen abhalten. Nur dem Kaiser Probus gelang es, sie wenigstens auf kurze Zeit zu unterwerfen. Außer Isaura, das schon früher einmal durch Perdikkas nach heldenmüthiger Vertheidigung erobert u. niedergebrannt worden war, ist nur noch eine zweite Stadt, Lystra, in I. bekannt.

Isäus, s. „Isages“.

Ischia (spr. Iskia), ital. Insel, vor dem Eingange des Meerbusens von Neapel im W. des Kaps Miseno gelegen, 1,25 □M. groß mit etwa 25,000 E., ist gebirgig u. steigt in der Mitte zu dem Monte San Nicola (Epomeo 836 m. hoch) an, einem seit dem 14. Jahrh. ruhenden Vulkane, dessen Gipfel ein Kloster trägt. Die Bewohner treiben Acker- u. Weinbau u. Fischerei. Der Hauptort I. liegt an einem guten, von einem Kastell geschützten Hafen der Ostküste, an der Westküste liegt Foria. I. ist nicht blos wegen seiner herrlichen Lage u. seiner Fruchtbarkeit, sondern auch wegen der warmen Bäder berühmt, von denen die besuchtesten die von Casamicciola sind. Schon die Römer erbauten sich auf I. (Anaria) eine beträchtliche Anzahl von Villen; von derjenigen des Augustus sind jetzt noch Trümmer vorhanden.

Ischias (v. griech. ἰσχίον = Hüfte) ist eine Erkrankung derjenigen Empfindungsnerven, welche dem Hüftnervengeflecht (plexus ischiadicus) entspringen. Im engeren Sinne versteht man darunter nur diejenigen Schmerzen, deren Sitz wir unbewußt in dem genannten Nervengeflechte selbst suchen. Denn oft liegt die Ursache des Schmerzes, deren Sitz wir im Nervenstamme zu empfinden wähnen, ganz anderswo in der Peripherie der Nerven, u. so zahlreich die Ursachen sind, die reizend auf die betreffenden Nervenbahnen wirken können, so zahlreich sind auch die Ursachen der I. Knochenfraß der Wirbelsäule an der Stelle, wo die Wurzeln des Geflechtes aus derselben treten, ruft I. hervor. Ebenso können Geschwülste im Bauche die Nerven drücken. Angehäufte Kothmassen im Darme, Schwangerschaftszustände u. dgl. können I. bedingen. Endlich ist eine häufige Gelegenheitsursache für I. die Erkältung der unteren Extremität (die rheumatische I.). Der Verlauf der I. ist ein akuter od. ein chronischer. Im ersteren Falle beginnen an irgend einer hintern Stelle des Beines bohrende Schmerzen, welche sich weiter u. weiter nach oben verbreiten u. schließlich in der Gegend des Hüftgelenkes zu unerträglicher Höhe sich steigern. Gewöhnlich gegen Abend beginnend, verlieren sie sich einigermaßen gegen Morgen; der Patient aber kommt bei dieser Krankheit, die mehrere Wochen dauern kann, sehr herunter, bes. wenn sich Fieber dazu gesellt; jede Bewegung mit dem erkrankten Beine ruft die Schmerzen sofort wieder hervor. Nach einiger Zeit werden die Schmerzen geringer u. schwinden endlich ganz wieder, wenn nicht die I. chronisch wird u. dann bei jeder Gelegenheitsursache in der oben beschriebenen Weise wieder ausbricht. Bei Behandlung der I. ist hauptsächlich die Ursache derselben ins Auge zu fassen. Ist dieselbe erkennbar u. zu heben, so wird natürlich auch die I., die dann nur ein Symptom ist, von selbst schwinden. Ist sie jedoch nicht zu heben, so kann nur vorübergehend durch Senfteige, Kataplasmen, Elektrizität, Blutentziehungen u. dgl. Linderung gebracht werden. Bei der rheumatischen I. leistet die Elektrizität die vorzüglichsten u. schnelle Dienste. Daneben unterstützen die Kur Gaben von Jodkalium; auch Chinin, in Fällen, wo die Schmerzen regelmäßig um dieselbe Zeit anheben u. schwinden, ferner Terpentinöl, innerlich gereicht, werden mit Erfolg angewandt.

Ischl, Marktflecken im oberösterr. Salzkammergut mit 7999 E. (1869), liegt auf beiden Seiten der Traun in einem weiten, von schroff abfallenden Kalkalpen begrenzten Thale u. verdankt sein Emporblühen dem 1562 hier entdeckten Salzlager, welches jährlich zu den Siedpfannen in I. 600,000 Eimer Soole liefert, woraus 200,000 Ctnr. Salz gewonnen werden. Durch das 1822 errichtete Soolbad, zu dem später auch noch Schwefelbäder hinzukamen, hat sich I. zu einem der elegantesten Badeorte Oesterreichs erhoben. Unter den zahlreichen Villen ist die schönste diejenige des österr. Kaisers, welcher hier fast jeden Sommer einen längeren Aufenthalt nimmt. In der Nähe liegt die Burgruine Wildenstein. Eine vorzügliche Aussicht gewährt der Kalvarienberg.

Isegrim od. Ziegrimm, Beiname des Wolfes in der deutschen Thiersage (s. d., bes. in „Reineke Fuchs“). Ein selbständiges lat. Gedicht „Isengrinus“ wurde schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. von einem Südflamänder verfaßt; um 1170 dichtete Heinrich Glichezare, ein Elsasser, nach franz. Vorbilde ein Epos „Isengrines nôt“, welches den Streit zwischen dem Wolf u. Fuchs zum Gegenstande hatte u. die Grundlage zum „Reineke Fuchs“ bildet. — Das Wort I. wird sprüchwörtlich zur Bezeichnung eines verschlossenen, wortkargen Menschen angewendet.



Nr. 3498. Ischl.

Iselberg (Berg Isel), ein 650 m. hoher, im SW. von Innsbruck am Fuße des Patscherkofls gelegener waldiger Bergrücken, auf welchem sich der Schießstand des Kaiserjägerregiments u. eine Anzahl Landhäuser von Innsbruckern befinden; ist berühmt durch die Kämpfe in dem Tiroler Befreiungskriege 25.—29. Mai 1809, wo der Tiroler Landsturm unter Haspinger, v. Ertl u. Speckbacher die Bayern zum Abzuge aus Innsbruck zwang, u. 13. Aug. desselben Jahres, wo Haspinger, Hofer u. Speckbacher die Hauptstadt abermals von den Franzosen u. Bayern befreiten.

Isenburg, ein altes Fürsten- u. Grafengeschlecht, das bis ins 13. Jahrh. zurückreicht u. dessen Stammburg bei Koblenz stand. Gegenwärtig blüht es in 2 Hauptlinien: 1. die **Offenbach-Birsteinische Hauptlinie**, die 1635 gestiftet ward u. wieder in 2 Linien zerfällt: a. die seit 1744 reichsfürstl. u. seit 1861 katholische Linie I.-Birstein, deren Fürstenthum 1815 mediatisirt wurde; heute besitzt diese ein theils in der preuß. Provinz Hessen, theils im Großherzogthum Hessen gelegenes Territorium von 7½ □M. mit den Wohnsitzen Birstein u. Offenbach u. hat zum Chef den Fürsten Karl v. **I.-Birstein**, geb. 29. Juli 1838, der seit 31. Mai 1865 mit der

Erzherzogin von Oesterreich u. Prinzessin von Toscana Maria Luise (geb. 31. Okt. 1845) vermählt ist; b. die der reformirten Konfession folgende gräfliche Linie J. Philippseich mit $2\frac{1}{4}$ □M. Landbesitz im Großherzogthum Hessen, Kreis Offenbach, deren jetziges Haupt der hess. darmst. Generallieutnant a. D. Graf Georg v. **J.-Philippseich,** geb. 15. April 1794, ist. Ein Nebenzweig dieser Linie schreibt sich Ysenburg-Philippseich. 2. Die **Büdingen'sche Hauptlinie,** welche sich ihrerseits theilt in: a. die Linie J.-Büdingen in Büdingen, die 1840 vom Großherzog von Hessen gefürstet wurde, u. deren Besitzungen $3\frac{1}{4}$ □M. umfassen; gegenwärtiger Standesherr derselben ist Fürst Bruno v. **J.-Büdingen in Büdingen,** geb. 14. Juni 1837; b. die durch den Kurfürsten von Hessen 17. Aug. 1865 in den Fürstenstand erhobene Linie J. Büdingen in Wächtersbach mit 2 □M. Grundbesitz bei Hanau, welche jetzt den Fürsten Ferdinand v. **J.-Büdingen in Wächtersbach** zum Chef hat; dieser, geb. 24. Okt. 1824, ist seit 17. Juli 1849 mit einer Tochter des ehemaligen Kurfürsten von Hessen, der Fürstin Auguste von Hanau (geb. 21. Sept. 1829), vermählt u. gehört zu den erblichen Mitgliedern des preuß. Herrenhauses; c. die gräfliche Linie J.-Büdingen in Meerholz (bei Hanau), deren gegenwärtiger Standesherr das erbliche Mitglied des preuß. Herrenhauses Graf Karl v. **J.-Büdingen in Meerholz,** geb. 26. Okt. 1819, ist.

Iseosee, ein nordital. Alpensee, 1,05 □M. groß, am Ausgange des Camonicathales 191 m. über dem Meere gelegen u. 300 m. tief, wird von einem Dampfboot befahren u. vom Oglio entwässert. Der am Südende gelegene Flecken Iseo ist ein wichtiger Handelsplatz für das Veltlin.

Iser, ein 17 M. langer Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entsteht aus der großen u. kleinen J., welche im Isergebirge entspringen, ist in ihrem Oberlauf durch ihre Wasserkraft für die Spinnerei, Weberei u. Glasschleiferei des nordöstl. Böhmens von großer Bedeutung, verläßt bei Turnau das Gebirge u. mündet in der Nähe von Brandeis auf der rechten Seite in die Elbe.

Isère (lat. Isara), der größte linke Nebenfluß der Rhone, entspringt in den Westalpen aus den Gletschern des Mont Iseran im franz. Dep. Savoie, tritt bei dem Fort Barraux in das Dep. Isère ein u. fließt in großem Bogen mit südwestl. Laufe der Rhone zu, in welche sie zwischen Tournon u. Valence mündet. Ausgezeichnet ist ihr Thal durch Fruchtbarkeit ober- u. unterhalb Grenoble. Ihre bedeutendsten Zuflüsse Arc u. Drac nimmt sie auf der linken Seite auf. Ihr Lauf ist 43 M. lang.

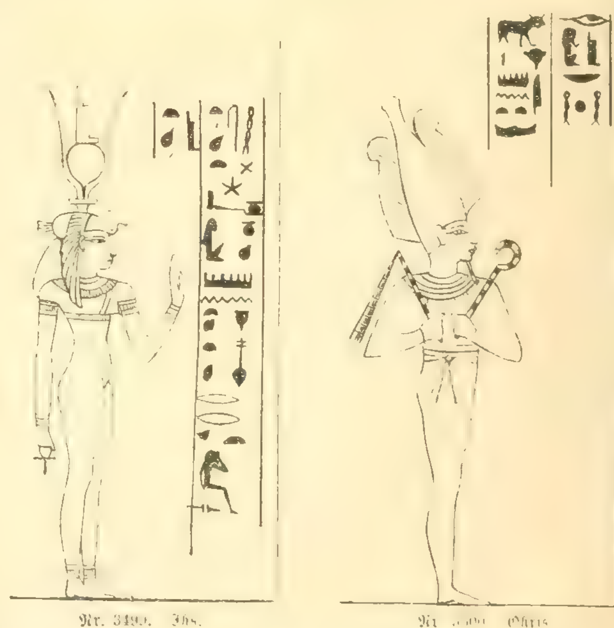
Isère, franz. Dep. nach dem Flusse gleichen Namens benannt, mit 575,784 E. (1872) auf 150,5 [illegible] M., umfaßt den nordl. Theil der Dauphiné u. wird im N. u. NW. von der Rhone begrenzt. Die östl. u. mittleren Landschaften gehören dem Hochgebirge an; im W. des Isèredurchbruchs bei Grenoble werden die Gebirge niedriger u. gehen nach der Rhone zu in Hügelland über. Doch liegen auch die Alpenthäler verhältnißmäßig niedrig u. sind an den größeren Flüssen breit u. reich an fruchtbarem Ackerlande; [illegible] des gesammten Areals sind unter dem Pfluge u. bringen Weizen, Roggen u. Wein in genügender Menge hervor; außerdem wird viel Obst gebaut. Doch sind schroffe Witterungswechsel in der Hochgebirgsregion dem Ackerbau oft sehr nachtheilig. Wichtig ist Vieh- u. Seidenzucht u. der Export von Käse beträchtlich. Die Wälder in den östl. Theilen liefern viel Nutzholz, das auf den Flüssen zur Rhone geflößt wird. An nutzbaren Mineralien ist dies Dep. sehr reich; Bergbau wird auf Steinkohlen, Eisen, Blei, Silber u. Gold getrieben. Die Eisenindustrie ist der wichtigste Zweig gewerblicher Thätigkeit; außerdem ist noch hervorragend Garnspinnerei, Leinen- u. Baumwollenweberei, Seidenspinnerei u. die Fabrikation von Leder, Handschuhen, Papier, Branntwein u. Likör. Die Alpenbevölkerung lebt größtentheils in sehr ärmlichen Verhältnissen. Hauptstadt ist Grenoble (s. d.), zu dessen Bisthum das Dep. gehört. Eingetheilt ist dasselbe in die Arrondissements Grenoble, St. Marcellin, La Tour du Pin u. Vienne.

Isergebirge, der nordwestl. Theil der Sudeten, zieht sich 6 M. lang an der böhmisch-schlesischen Grenze hin u. besteht aus mehreren Parallelketten, welche die Wasserscheide zwischen Elbe (Iser) u. Oder (Queis u. Neiße) bilden. Der Hohe Iserkamm trägt ausgedehnte Bergwiesen (Iserwiese) u. Moore; unter seinen flachgewölbten, stark bewaldeten Kuppen erhebt sich in der Tafelfichte (1155 m.) der höchste Gipfel des Gebirges; unfern davon liegt das Heufuder (1154 m.). Eine bes. schöne Aussicht bietet der Hochstein (910 m.) auf schles. Seite. Mit dem Riesengebirge wird das J. durch den Katzenstein u. die Kranichwiese verbunden. In seinen Thälern wohnt eine dichte, sehr gewerbfleißige Bevölkerung, welche sich von Glasfabrikation, Glasschleiferei, Spinnerei u. Weberei nährt. In dem schles. Theile liegt das Bad Flinsberg, in dem böhm. das Bad Liebwerda.

Iserlohn, Kreisstadt im Reg.-Bez. Arnsberg (preuß. Provinz Westfalen) mit 15,763 E. (1871), liegt in einer bergigen Gegend an dem Flüßchen Baar, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes u. einer Handelskammer, hat 3 evangelische u. 1 katholische Kirche, eine Provinzialgewerbschule u. eine Realschule u. zeichnet sich aus durch seine großartigen Eisen-, Stahl-, Messing-, Bronzewaaren- u. Nadelfabrikation; außerdem produzirt J. noch Chemikalien, Zinn- u. Neusilberwaaren; sämmtliche Fabriken beschäftigen ungefähr 3500 Arbeiter. In der Nähe befinden sich große Eisenstein- u. Galmeigruben, durch welche in einem Theile der Stadt bedeutende Senkungen entstanden sind. J. war schon im Mittelalter durch seine Panzerfabrikation berühmt; die Stecknadeln kamen 1720 aus Naumburg hierher, der Galmeibau nahm seit 1751 einen besonderen Aufschwung. Bei dem Dorfe Sundwig, 1 M. östl. von J., sind in dem Kesselthale des „Felsenmeeres" in dem devonischen Kalkgebirge mehrere Höhlen vorhanden, von denen die 80 m. tiefe Hölle u. die Prinzenhöhle schöne Tropfsteingebilde u. fossile Thierknochen enthalten.

Isidorus, Hispalensis, berühmter katholischer Kirchenlehrer, nach 550 zu Cartagena geb., bestieg um 600 den Bischofsstuhl von Hispalis, dem nachmaligen Sevilla, u. starb 4. April 636, nachdem er zuvor sein ganzes Vermögen unter die Armen vertheilt hatte. Der große Ruhm des J. im Mittelalter rührt vor Allem von der Vielseitigkeit seiner Gelehrsamkeit her. Außer einem Werke über den Gottesdienst u. einer Art Dogmatik („Sentenzen") in 3 Büchern, sowie einer Geschichte der Gothen, Vandalen u. Sueven verfaßte er bes. eine Realencyklopädie unter dem Titel „Origines sive etymologiae" in 20 Büchern. Die ihm zugeschriebenen Dekretalen (s. d.), angeblich eine Sammlung päpstlicher Erlasse, sind eine Fälschung.

Isis, die Hauptgöttin des alten Aegyptens, war nach Einigen die Tochter der Rhea u. des Saturn od. der Sonne, nach Andern das Kind des Jupiter u. der Juno. Mit ihrem Bruder u. Gemahl Osiris beherrschte sie Aegypten u. lehrte, ähnlich der röm. Ceres, das Volk den Ackerbau. Während Osiris in die weite Welt zieht, um überall die Civilisation zu verbreiten, regiert sie unter dem Beistand des Hermes u. Hercules; nach seiner Rückkehr ermordet ihn aber Typhon, verschließt den Leichnam in einen Kasten u. wirft jenen in den Nil.



Nr. 3499. Isis. Nr. [illegible]. Osiris.

Dieser Kasten treibt nach Byblos in Phönikien u. kommt in den Besitz des dortigen Königs. J. suchte den Leichnam ihres Gemahls u. kam nach Byblos, wo sie in den Dienst der Königin als Amme trat; in der Nacht legte sie das Kind aber ins Feuer, um es unsterblich zu machen; einst kam jedoch die Königin dazu u. brachte durch lautes Aufschreien ihr Kind um die Unsterblichkeit. Jetzt giebt sich J. als Göttin zu erkennen, erhält den Kasten u. geht mit selbem nach Aegypten zurück. Osiris aber kehrt zu verschiedenen Malen aus der Unterwelt zurück u. befruchtet als abgeschiedener Geist die J. wiederum,

welche nun den Gott des Schweigens, den Harpokrates, gebiert. Eines Nachts kommt nun aber Typhon, findet den Kasten, reißt den Körper heraus, zerstückelt denselben in vierzehn Theile u. wirft diese in die Nilsümpfe. J. sucht in einem Papyrusnachen die einzelnen Stücke des Leichnams zusammen: dreizehn findet sie, das vierzehnte aber, das Zeugungsglied, hatte ein Fisch verzehrt, sie ersetzt es aber durch ein künstliches aus Wachs u. begräbt den nun wieder vollständigen Körper zu Pusiri od. Abydus. Von nun an ist der Phallus den Aegyptern heilig. Weil aber das Grabmal ihres Mannes einem Ochsen glich, so galt von da an ein diesem Thiere ähnliches Denkmal bei den Aegyptern als die höchste Ehre. Inzwischen greift der Sohn der J., Haroeri, um seinen Vater zu rächen, Typhon an u. bemächtigte sich seiner; J. aber, statt ihn zu tödten, läßt ihn frei, angeblich weil sie Zuneigung zu ihm gefaßt hatte; Haroeri reißt ihr aus Zorn darüber die Krone vom Haupte, wofür ihr Hermes einen Stierschädel aufsetzt. Nun bestreitet Typhon die Legitimität Haroeri's, wird jedoch dafür in das Innere der Wüste verbannt. J. aber beherrscht jetzt nebst ihrem mit ihr wieder ausgesöhnten Sohne Aegypten abermals. Allegorisch aufgefaßt, ist J. der Mond, wie Osiris die Sonne ist, u. weil durch sie der Nil wächst, ist sie die Ursache der Zeugung, bezeichnet sie das durch den Strom befruchtete Aegypten. Verehrt ward sie in ganz Aegypten, nam. zu Memphis; in Sais hatte sie ein verschleiertes Bild mit der Inschrift: „Ich bin das All, das gewesen ist, das noch ist u. sein wird, kein Sterblicher hat meinen Mantel aufgedeckt." Nach Griechenland kam ihr Kultus frühzeitig, von da nach Rom. Von hier aus ist ihr Dienst mit den röm. Truppen nach England, Frankreich u. Süddeutschland gedrungen. Abgebildet wird sie gewöhnlich als junge schöne Frau, mit einem Geierkopfe u. einer Mondkugel.

Isis, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, von Pogson in Oxford 23. Mai 1856 entdeckter, das Zeichen (42) führender Asteroid.

Iskanderijeh, s. v. w. Alexandrien.

Iskanderun, s. „Alexandrette".

Iskmid od. Isnikmid, das alte Nikomedien, liegt am innersten Winkel des gleichnamigen Busens vom Marmarameer u. ist der Hauptort des Liva Kodscha-Ili im türk. Ejalet Chodawendikjar. Von J. wird viel Schiffbauholz für die Regierung ausgeführt u. der Hafen ist für die größten Schiffe zugänglich, wird aber meist nur von kleinen Kauffahrern besucht, welche Baumwolle, Seide u. Oliven von J. holen. Unter den angeblich 30,000 E. sind viele Christen; J. ist Sitz eines griech. Metropoliten u. eines armenischen Erzbischofs. Wie alle orientalischen Städte ist J. im Innern armselig u. schmutzig; von der ehemaligen Prachtstadt sind nur wenige Ueberreste vorhanden, die immer mehr abnehmen, da man die Steine zur Bedeckung der Gräber verwendet.

Isla, José Francisco de, span. Satiriker, geb. 1714 (nach anderen Angaben 1703) zu Segovia, gest. Dez. 1783 zu Bologna, wohin er sich nach der Vertreibung des Jesuitenordens, dem er als Mitglied angehörte, aus Spanien begeben hatte. Sein berühmtestes Werk ist sein satirischer, gegen die Predigermönche gerichteter Roman „Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas", dessen erster 1758 erschienener Theil den Zorn der Geistlichkeit in dem Maße erregte, daß der zweite Theil 1770 mit einem fingirten Druckorte erscheinen mußte. Die Form des Werkes zeigt eine gelungene Nachahmung des Don Quixote (deutsche Uebersetzung des Romans von J. F. Bertuch, Lpz. 1773—77). Unter den übrigen Schriften J.'s ist am bekanntesten seine Untersuchung „Gil Blas de Santillana vuelto a su patria", in welcher er nachzuweisen suchte, daß Lesage's beliebter Roman nur die Bearbeitung eines schon im J. 1635 verfaßten span. Originales sei. J.'s sonstige schriftstellerische Erzeugnisse („Compendio de la historia de España"; „Cortas familiares"; die satirischen Jugenddichtungen „Iuventud triunfante"; „Dia gran de Navarra" u. a.) können auf eine größere literargeschichtliche Bedeutung keinen Anspruch erheben.

Islam (d. h. Ergebung) ist der Name, welchen Mohammed seiner Religion gab, u. welcher auch den Grundgedanken derselben ausdrückt: unbedingte Unterwerfung des Menschen gegenüber dem schrankenlosen Willen Allah's. Davon kommt Moslim (eigentl. Ergebener), der Name für den Bekenner dieser Religion. Aus dem Pluralis dieses Wortes, Moslemim, ist das Wort „Muselmann" entstanden. Ueber die Lehren des J. vgl. „Koran" u. „Mohammed".

Island, d. i. „Eisland", nach Großbritannien die bedeutendste Insel Europa's mit einem Flächenraum von 1870 □M., ist das größte der europäischen Nebenländer Dänemarks u. liegt 120 M. im W. von Norwegen, 150 M. im N. von Irland u. 35 M. im O. von Grönland unter 63° 24' – 66° 33' n. Br. u. 6° 59' westl. – 4° 9' östl. von Ferro. Die größte Länge beträgt 65 M., die größte Breite 50 M. Die Südküste ist wenig gegliedert, doch haben einige Gletscherströme breite Aestuarien, das Plateau des Innern fällt hier steil zum Meere ab. Im W. u. N. dringen zahlreiche Fjorde tief in das Land ein u. gewähren treffliche Ankerplätze. Unter diesen trennt der breite Busen des Faxa-Fjördr zwei nach W. vorspringende Halbinseln, während im NW. der Breithi- u. der Hunaflói Fjördr eine dritte, 250 □M. große Halbinsel abschneiden, welche mit der Hauptmasse J.s nur durch einen 1 M. breiten Isthmus zusammenhängt u. deren NW.-Küste wiederum durch eine große Anzahl von Fjorden zerrissen ist. Unter den Meerbusen im N. sind der Skaga- u. der Eyja-Fjördr die größten, kleiner sind die Fjorde im O. Das ganze Innere J.s ist ein gewölbtes, 360–600 m. hohes Plateau aus vulkanischen Gesteinen (Trachyt, Trapp, Lava, Tuff), über das sich einzelne massige Berggruppen erheben. Weite Steinwüsten, deren größte, der Odathahraun im NO., eine Ausdehnung von 50 □M. hat, tiefe, schluchtenähnliche, von wilden Bergwässern durchströmte Thäler wechseln auf den Hochflächen mit Mooren, Seen, Wiesen, Schnee u. Eisfeldern ab. Die höchsten Gebirgserhebungen finden sich im S. u. erschweren ungemein den Verkehr mit dem N. Da die Schneegrenze unter 900 m. Höhe liegt, so hat der größte Theil dieser Berge den Namen Jökul (Eisberge) erhalten; ihre Abhänge sind mit Schnee bedeckt, riesige Eisfelder erfüllen ihre muldenförmigen Thäler. Der höchste Punkt der Insel ist der Oeraefa-Jökul (1960 m.), das ausgedehnteste Gletschergebiet liegt im SO. in dem 150 □M. bedeckenden Massengebirge des Vatna- od. Klofa Jökul. Von allen Theilen Europa's zeigt J. die stärkste vulkanische Thätigkeit. Der mächtigste Feuerberg der Insel ist der 1610 m. hohe Hekla (s. d.). Die übrigen Vulkane haben seltener Ausbrüche; der Oester Jökul ruht seit 1821, der Oeraefa-Jökul seit 1755, der Knappufels Jökul seit 1772, ohne erloschen zu sein. Die im N. von J. gelegene Gruppe von Vulkanen ist theilweise seit 3 Jahrhunderten unthätig. Die Eruptionen sind meist von außerordentlicher Heftigkeit, aber nicht gerade häufig. Dagegen haben starke Erdbeben wiederholt gewaltige Verwüstungen angerichtet; so wurden durch ein solches 1784 auf der ganzen Insel 1409 Häuser mehr od. minder zerstört. In engem Zusammenhange mit dem vulkanischen Charakter J.s stehen dessen zahlreiche heiße Quellen, Geiser (s. d.), Schwefelquellen, Solfataren u. Schlammvulkane. — Die Flüsse, deren größte 18–20 M. lang sind, haben eine bedeutende Wasserfülle, bilden gewöhnlich in ihrem mittleren Laufe Kaskaden u. häufen vor ihrer Mündung große Schuttlager auf. Die längsten fließen nach N., unter ihnen der Jökulsa; der wichtigste Fluß der Südküste ist der Thorsa. Das Klima J.s ist wesentlich bedingt durch die Meeresströmungen. Während der N. u. O. von der polaren Strömung getroffen u. auf einen großen Theil des Jahres mit Packeis belegt wird, liegt die südliche u. westliche Küste im Bereiche des Golfstromes u. hat infolge dessen eine um 3° R. höhere Jahrestemperatur. Die Winter sind im SW. milde; der kälteste Monat, Februar, hat in Reykjavik eine Durchschnittstemperatur von –1,61° R., der wärmste, Juli, von 10,75° R. Der lange Winter, welcher von September bis Mai dauert, die große Feuchtigkeit der Luft u. die Stürme, welche die Insel häufig heimsuchen, sind aber für die Vegetation von entschieden nachtheiligem Einfluß. Die Pflanzenwelt J.s ist bei weitem reicher u. trägt einen weniger arktischen Charakter als die grönländische Flora; bis jetzt sind 450 Gefäßpflanzen dort gefunden worden. Nur in den windgeschützten Thälern, an den Uferniederungen u. auf dem Schwemmlande der Flüsse entwickelt sich eine reichere Vegetation u. entstehen Wiesen, welche den Alpenweiden ähneln. Dort erscheinen auch kümmerliche Gebüsche von 2–5 m. hohen Birken, unter welche sich hie u. da ein Wachholderstrauch od. ein Vogelbeerbäumchen mischt. Der berühmte Wald von Atreyri an der Nordküste ist nur ein Buschwerk, das mehrere Morgen Landes bedeckt. Heidekraut, Zwergweiden, Heidel- u. Rauschbeerensträucher sind die anderen Holzgewächse der Insel. Das Wiesenland umfaßt kaum 100 □M., das bewohnte Land mit zum Theil sehr mageren Weiden überhaupt 750 □M. Die geringe Sonnenwärme u. große Feuchtigkeit gestattet den Anbau von Körnerfrüchten u. Obst nicht mehr; dagegen gedeihen Kartoffeln u. verschiedene Gemüsearten noch. — Von wildlebenden Säugethieren ist bes. der Polarfuchs zu nennen. Die Vögel sind durch zahlreiche Arten vertreten u. die Eidergänse u. Schwäne liefern Federn zur Ausfuhr. Erstere werden an bestimmten Plätzen, z. B. auf der Insel Viden bei Reykjavik, geschützt u. gehegt. Die Flüsse sind reich an Lachsen u. Forellen; für den Meeresfischfang ist der Dorsch am wichtigsten, außerdem giebt auch die Jagd auf Walfische u. Seehunde noch guten Ertrag. An nutzbaren Mineralien

liefert J. Braunkohlen u. Torf, doch nicht in einer den Bedürfnissen der Bevölkerung genügenden Menge, Schwefel u. Porzellanerde. Bes. drückend ist der Mangel an Brennmaterialien, welchem auch nicht durch das an die Küsten angeschwemmte Treibholz abgeholfen wird.

Die **Bevölkerung** zählte 1870 nur 69,763 Seelen. Sie ist germanischer Abkunft u. ihre Sprache hat die alterthümlichste Form von den nordischen Mundarten. Der Isländer ist ernst, ausdauernd, von großer Sittenstrenge u. tiefer Religiosität. Verbrechen sind außerordentlich selten

Nr. 3.01. Landpfarrhaus u. Kirche Thingvalla. Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher.

Lesen u. schreiben kann Jedermann, u. die uralten Lieder u. Sagen ihrer reichen Volksliteratur sind noch in Aller Gedächtniß. Die Leitung des Erziehungswesens liegt in den Händen der Geistlichen. Der Unterricht wird im Vaterhause von den Eltern ertheilt u. jährlich einmal von dem Pfarrer kontrolirt. Für den Gymnasialunterricht giebt es nur die Lateinschule zu Reykjavik. Die gesammte Bevölkerung J.s ist evangelisch-lutherisch. Von der Bevölkerung leben 81% von der Schafzucht, für welche die Bergweiden genügendes Futter gewähren, u. 8% von der Fischerei.

Nr. 37.2. Isländer auf der Reise. Originalzeichnung von Th. v. Eckenbrecher.

Die Bewirthschaftung der Vogelberge mit ihren Erträgnissen an Eiern u. Federn, die Jagd auf Füchse, Schneehühner u. Wasservögel, das Bergen von Treibholz u. das Sammeln von isländischem Moos bilden für manche Gegenden einen nicht unwichtigen Theil der bäuerlichen Wirthschaft, während sich die gewerbliche Thätigkeit nur auf die häusliche Verarbeitung der Schafwolle zu Kleidungsstücken u. auf die Ausbeute einiger weniger Schwefelgruben beschränkt. Die Lebensweise ist sehr einfach u. genügsam. Die Häuser sind meist einstöckig, aus Feldsteinen u. Schlammerde aufgeführt u. mit Rasen gedeckt; im Winter behilft sich die oft zahlreiche Familie mit einem einzigen Zimmer; neben dem Wohnhause stehen auf größeren Höfen noch andere Gebäude, als eine Schmiede u. Stallungen. Auf den einzeln stehenden Höfen ist Jedermann sein eigener Handwerker. Nur einige Gemeinden sind durch Straßen verbunden; im Allgemeinen herrschen auf J. die Saumpfade vor, auf welchen die Reisenden u. Waaren auf Pferden transportirt werden. Wagen giebt es auf der Insel nicht, nur die Hauptstadt hat einige Karren, welche ihr den Torf aus den nahen Gruben zuführen. Die stärkste Bevölkerung hat J. an der W.- u. SW.-Küste, an letzterer liegt auch der Hauptort der Insel u. die einzige Stadt **Reykjavik** (1400 E.). Bis 1854 war der Handel königliches Monopol; seitdem ist er freigegeben. Die Ausfuhr besteht bes. aus Fischen, welche in Spanien ein bedeutendes Absatzgebiet gefunden haben, aus Federn von Eidergänsen u. Schwänen, Wolle, Fellen u. Schwefel. Der wichtigste Handelsplatz ist die Hauptstadt, nächst dieser **Akureyri**; den besten Hafen hat Hafnarfjördr.

J. wird eingetheilt in das Westamt, Südamt, Nord- u. Ostamt. An der Spitze jedes dieser vier Aemter steht ein Amtmann, über allen der Stiftsamtmann von Reykjavik, welcher auch dem Landesobergerichte vorsitzt. Die Landesvertretung, Althing, besteht seit 1843 u. setzt sich zusammen aus 6 von dem Könige u. den Beamten der Insel ernannten Mitgliedern u. aus 21 von den Grundbesitzern erwählten Vertretern. In kirchlicher Beziehung steht J. unter dem Bischof von Reykjavik. Auf der Insel giebt es weder Militär noch Befestigungen; die ehemaligen Citadellen sind verfallen.

Geschichte. J. ist um 795 von irischen Mönchen, welche über die Faröer nach N. drangen, entdeckt worden; sie fanden die Insel unbewohnt u. ließen sich auf ihr nieder. Wiederentdeckt wurde das Land 867 von dem norwegischen Wikinger Naddod, 874 wurde zu Reykjavik die erste dauernde Niederlassung gegründet. Die wenigen Bewohner, auf welche die neuen Ansiedler stießen, wichen scheu vor ihnen zurück, doch bewiesen aufgefundene Bücher, Glocken u. Krummstäbe, daß sie irischer Abkunft gewesen. Die Einwanderung steigerte sich durch die Normannen, welche mit der Regierung Harald Harfager's unzufrieden waren u. den drückenden Steuern entgehen wollten. Das Christenthum fand um d. J. 1000 Eingang in J. u. bes. Stütze durch die Errichtung der Bisthümer von Holar u. Skalholt. Die Verfassung des Landes war eine aristokratisch republikanische u. basirte vorzugsweise auf den von Ulfliot 927 erlassenen Gesetzen; sie gipfelte in dem Althing, welcher aus den Vertretern der einzelnen Theile J.s zusammengesetzt war u. sich jeden Sommer auf der Thingvallaebene versammelte. Neben dieser Gesammtvertretung des Volkes hatten die einzelnen Bezirke noch bes. Thinge. Verbannte Isländer unter Gunnbjörn (870) u. Erik dem Rothen (983) entdeckten Grönland, um 1000 sah Bjarne waldbedeckte Küsten Nordamerika's u. Leif drang 1001 von Labrador nach S. Das geistige Leben auf J. (s. „Edda") erreichte aber am Ende des 12. u. Anfangs des 13. Jahrh. seine Blütezeit. Schon Harald Harfager hatte versucht, ein engeres staatliches Verhältniß zwischen J. u. Norwegen herzustellen u. seine Macht auch auf jener Insel zur vollen Anerkennung zu bringen. Die Zerwürfnisse unter den Großen J.s begünstigten diese Bestrebungen, und Magnus VI. vollendete 1264 die Vereinigung J.s mit Norwegen. Mit diesem kam J. 1380 an Dänemark u. verblieb bei diesem, als Norwegen 1814 in Personalunion zu Schweden trat. Vgl. **K. Maurer**, „Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats" (München 1874).

Isländisches Moos, s. „Cetraria islandica".

Isle de Bourbon, s. „Réunion".

Isle de France (spr. Ihl de Frangs), franz. Provinz bis 1790, dann getheilt in die jetzigen Departements Seine, Oise, Seine-Oise, Seine-Marne u. Aisne, umfaßte die Landschaften Brie Française, Valois, Soissonnais, Noyonnais, Laonnais, Beauvaisis, Vexin Français, Mantais, Hurepoix, Gatinois u. Thimerois. Es war diese Landschaft, welche das Gebiet von Paris umschloß, der Kern des franz. Reiches schon unter den Capetingern, deren Erbland sie war, der am stärksten bevölkerte Theil Frankreichs u. von je maßgebend für die anderen Provinzen in Politik u. Kultur. — J. d. F. wurde von den Franzosen auch die Insel **Mauritius** (s. d.) genannt, welche sie 1715—1810 in Besitz hatten.

Isle de Réunion, s. „Réunion".

Islemje (Selimnia, Sliwno), türkische Stadt am Südabhange des Balkan, in gebirgiger Umgebung, 16 M. im N. von Adrianopel gelegen, hat 15,000 E. größtentheils bulgarischer Nationalität, bedeutende Jahrmärkte u. große Fabriken von Tuch, Gewehren u. Rosenöl.

Ismael u. Ismaeliter. Ismael (d. i. hebr. „Gott hört") erscheint nach der jüd. Ueberlieferung als Sohn des Abraham u. der ägyptischen Magd Hagar, wird auf Verlangen der Sarah mit seiner Mutter von Abraham verstoßen, in der Wüste durch einen Engel vor dem Verschmachten gerettet u. nimmt seinen Wohnsitz in der Wüste Paran, d. i. im nördlichen Theile der Sinaihalbinsel, wo er sich zum guten Bogenschützen heranbildet. In diesen Erzählungen wird einerseits die enge Verwandtschaft der Ismaeliter mit den Israeliten, andererseits der Beduinencharakter der ersteren angedeutet. Die Ismaeliter zerfielen später in 12 einzelne Stämme, von denen die Kedarener, die Nabathaer u. Ituräer die bedeutendsten waren. Diese Stämme schweiften im nördlichen Theile der großen Arabischen Wüste u. wurden daher geradezu zu den Arabern gerechnet, od. der Name für Araber überhaupt gebraucht. Auch die arabischen Schriftsteller kennen die Ismaeliter als alte Bewohner Arabiens, unterscheiden sie aber doch von den eigentlichen, echten Arabern. Sie erscheinen auch als Karawanenführer zwischen dem Nordosten u. Aegypten, an welche Joseph von seinen Brüdern verkauft wird.

Ismaïl, wichtige Handelsstadt der Moldau, am nördl. Mündungsarme der Donau, in seenreicher, ungesunder Gegend gelegen, mit 23,869 E. (1872), bildet mit dem angrenzenden Tutschkow eine Doppelstadt, welche bedeutenden Handel mit Getreide, Wolle, Talg u. Fellen treibt u. ein wichtiger Ausfuhrplatz für die Produkte der Moldau u. Bessarabiens ist. In den geräumigen Hafen liefen 1871: 721 Schiffe von 79,691 Tonnen ein. Wichtig sind die Lederfabriken. J. war bis 1856 ein starkes Bollwerk der Türken gegen Rußland, wurde aber 1770, 1790 u. 1806 von den Russen eingenommen; das Bombardement, durch welches 1790 Suwarow die Kapitulation erzwang, legte den größten Theil der Stadt in Trümmern. Die Festungswerkzeuge wurden 1856 geschleift.

Ismailia, aufblühende ägyptische Stadt auf der Landenge von Suez mit 3010 E. (1871), darunter 1113 Fremde, liegt an der Mündung des Kanales in den Timsah-See, gleichweit von Port Saïd u. Suez entfernt, u. ist mit letzterer Stadt wie mit Kairo durch Eisenbahnen verbunden. Es befinden sich hier ein Bazar, Villen des Vizekönigs, nach welchem der Ort den Namen erhalten hat, u. des Präsidenten der Kanalcompagnie, Werftanlagen u. Vorrathsräume der Gesellschaft, Konsulate, Post- u. Telegraphenstation. Die Straßen sind sauber, theilweise mit Bäumen bepflanzt, die nähere Umgebung hat schöne Gärten, die weitere ist durchaus Wüste. Den Namen J. führt auch Gondokoro (s. d.) im Sudan, seitdem es 1871 vom Pascha Samuel Baker (s. d.) für Aegypten in Besitz genommen ist.

Ismaïl Pascha, 5. Vizekönig von Aegypten, zweiter Sohn Ibrahim Pascha's (s. d.), geb. zu Kairo 26. Nov. 1830, hielt sich längere Zeit behufs seiner Bildung in Paris auf, trat 1849, zurückgekehrt, in Opposition zur Regierung Abbas Pascha's u. wurde eines der thätigsten Mitglieder der sog. Partei der Prinzen. Eine Reise nach Konstantinopel brachte ihm den Paschatitel ein. Unter der Regierung Saïd Pascha's (s. d.) mit mehreren wichtigen Funktionen betraut, ward er Mitglied des Staatsrathes, führte 1861 während längerer Abwesenheit des Vizekönigs die Regierung u. leitete dann, als Obergeneral an die Spitze der ägyptischen Armee gestellt, die Unterdrückung der aufständischen Völkerschaften an der Grenze des Sudan. Am 18. Jan. 1863 folgte er seinem Oheim Saïd Pascha in der Regierung. J. I., wie er sich gern nennen hört, ist ein hochbegabter Mann. In Scharfsinn u. Zähigkeit kann er es mit dem gewiegtesten Diplomaten Europa's aufnehmen, u. Wesen u. Manieren haben viel Bestechendes. In ähnlicher Weise wie Saïd Pascha suchte auch er sein Land der europäischen Kultur zu erschließen; er war für die Ausbreitung des Baumwollen- u. Zuckerrohrbaues außerordentlich thätig, legte Fabriken an, hob 1863 die Sklaverei auf, entsendete 1870—72 Sam. Baker nach dem Sudan, um dort den Sklavenhandel zu vernichten u. das Land zu annektiren, reformirte die Justiz nach abendländischen Grundsätzen u. errichtete in den größeren Städten technische u. wissenschaftliche Lehranstalten; 1866 hat J. P. seinem Lande eine Art ständischer Verfassung verliehen. Für Handel u. Industrie ist durch ihn außerordentlich viel gethan worden: Eisenbahnlinien u. Telegraphen überziehen das Land, auf dem Nil herrscht ein reges Treiben der auf- u. niederwärts fahrenden Dampfer, u. das großartige Unternehmen des Suezkanals (s. d.) wurde von ihm mit Nachhaltigkeit unterstützt. Dagegen ist die Lage der Fellahs od. Landbebauer noch immer bejammernswerth. Im J. 1872 ließ J. P. mehrere im N. von Abessinien gelegene Landschaften mit Aegypten vereinigen u. annektirte im Jan. 1875 Darfur u. mehrere Küstenplätze auf der afrik. Seite des Golfes von Aden. Von Anfang an richtete er sein Streben auf möglichste Unabhängigkeit, u. es ist ihm auch gelungen, von der Pforte viele, seinen Vorgängern versagt gebliebene Rechte zu erlangen. So hat sie ihm das in der Familie Mehemed Ali's seit 1841 nach türkischem Gesetz geltende Erbrecht in direkter Linie im Mai 1866 zugestanden, was ihn übrigens in unerquickliche Verhältnisse zu seinem Bruder Mustapha Fazil Pascha (s. d.) brachte, u. 1867 den Titel eines „Khedive" od. Vizekönigs



Nr. 3505. Ismail Pascha (geb. 26. Nov. 1830).

mit dem Prädikate „Hoheit" verliehen. Doch hat sich J. weder damit noch mit anderen Vergünstigungen begnügt, sondern strebt eine immer größere Autonomie seines Landes an. J. hat drei Söhne, von denen der älteste, Hussein Pascha, nunmehr Thronfolger ist u. seit Aug. 1868 den Rang eines Wessiers bekleidet. Der zweite, Hassan Pascha, ist 1874 in ein preuß. Garde-Dragoner-Regiment eingetreten. — **J. P.,** General der türk. Armee, geb. um 1805 in Circassien, kam als Knabe nach Konstantinopel, ward Soldat u. brachte es durch seine Tapferkeit bald zum Offizier, als welcher er rasch zu höheren Stellen aufrückte. 1854 führte er die türkische Reiterei, mußte aber wegen einer Verwundung das Kommando an Achmed Pascha abtreten; nachher als Generalissimus nach Anatolien gesandt, ward er 1855 Oberbefehlshaber der türk. Truppen an der Donau. Er starb zu Konstantinopel im Juni 1861.

Ismid, s. „Iskimid."

Isobaren od. Linien gleichen Druckes nennt man die Liniensysteme, welche man erhält, wenn man auf einer Landkarte alle Orte mit gleichem mittleren Barometerstand (Luftdruck) durch Linien mit einander verbindet. Ebenso verbinden die Isochimenen alle Orte von gleicher mittlerer Winterkälte, die Isotheren alle Orte von gleicher mittlerer Sommerwärme, die Isothermen alle Orte von gleicher mittlerer Jahrestemperatur (s. „Klima" u. „Meteorologie"), die Isogonen alle Orte gleicher magnetischer Deklination, die Isoklinen alle Orte gleicher magnetischer Inklination, die Isodynamen alle Orte gleicher magnetischer Intensität (s. „Magnetismus"). Mit solchen Liniensystemen hergerichtete Karten sind sehr nützlich, um die betreffenden meteorologischen u. s. w. Verhältnisse eines Landes od. der ganzen Erde mit einem Blicke übersehen zu können. Als ein Beispiel dafür, wie durch solche Liniensysteme die bezüglichen physikalischen Verhältnisse einfach dargestellt werden können, mag die in Nr. 3504 gegebene Isotheren- u. Isochimenenkarte von Europa dienen. Den einzelnen Linien, von denen die punktirten die Isotheren u. die ausgezogenen die Isochimenen darstellen, sind die dazu gehörigen mittleren Sommer- bez. Wintertemperaturen in Réaumurgraden beigeschrieben. Auf diese Weise sehen wir z. B., daß das mittlere Schweden, da wo sich auf der Karte die Isothere von 12

u. die Isochimene von — 4° (d. h. 4° Kälte) durchschneiden, dieselbe mittlere Sommerwärme von 12° hat, wie etwa Dublin u. Liverpool einerseits u. Finnland, Perm, Tobolsk andrerseits, während dagegen seine mittlere Winterkälte von — 4° gleich ist mit der am Nordkap u. auf Island einerseits sowie von Riga, Charkow, Astrachan andrerseits.



Nr. 3504. Isotheren u. Isochimenenkarte von Europa.

Isochimenen, isodynamische, isoklinische u. s. w. Linien, s. „Niobaren".

isochronisch, d. i. von gleicher Zeitdauer, nam. von Bewegungen, Pendelschwingungen, dem Gange von Uhrwerken u. s. w. gebraucht; davon Isochronismus, gleiche Zeitdauer.

Isohypsen nennt man in der neueren Kartographie diejenigen Linien, welche die Punkte gleicher Höhe über dem Meere mit einander verbinden; sie dienen als ein vortreffliches Erläuterungsmittel für die Niveauverhältnisse auf Plänen u. Karten (vgl. „Kartographie").

Isokrates von Athen, der vierte in der Reihe der 10 attischen Redner u. einer der hervorragendsten unter ihnen, welcher auf die Entwickelung der griech. Beredsamkeit einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Als Sohn eines wohlhabenden Flötenfabrikanten 436 v. Chr. geb., wurde J. ein Schüler des Prodikos u. des Gorgias u. gebildet im Umgange mit Theramenes sowie mit Sokrates u. Plato. Als er nach dem Verluste des väterlichen Vermögens durch den Peloponnesischen Krieg auf den Erwerb angewiesen war, sich aber von der Laufbahn eines öffentlichen Redners wegen seines schwachen Organes u. seines schüchternen Wesens ausgeschlossen sah, beschäftigte er sich zuerst mit der Anfertigung von gerichtlichen Reden für Andere, gab jedoch später diese ihm wenig zusagende Thätigkeit wieder auf u. eröffnete eine Rednerschule in Athen, die bald die erste u. besuchteste in ganz Griechenland wurde, u. durch die er sich nicht nur großen Ruhm, sondern auch nicht geringen Reichthum erwarb. Unter den vielen bedeutenden Männern, die seine Schüler waren, sind die Redner Isäos, Lykurgos, Hypereides, die beiden Geschichtschreiber Ephoros von Kyme u. Theopompos von Chios sowie der als Feldherr berühmt gewordene Timotheos, Konon's Sohn, zu nennen. In mancher Hinsicht den von ihm getadelten Sophisten verwandt, unterschied sich J. doch dadurch von ihnen, daß er, von patriotischer Gesinnung erfüllt, in seinen Reden, die zunächst für die Schule, dann aber auch für weitere Kreise bestimmt waren, vorzüglich die politischen Angelegenheiten seiner Zeit behandelte u. eine Aenderung der damaligen unheilvollen Zustände in dem durch Zwietracht zerrissenen Griechenland herbeizuführen bestrebt war. Sein Mangel an politischem Urtheil ließ ihn jedoch die Heilung des Uebels auf ganz falschen Wegen suchen u. die Rettung gerade von der Seite erwarten, wo schärfer blickende Staatsmänner, wie Demosthenes, die drohendste Gefahr für die griech. Freiheit erkannten. Den für den Untergang der Unabhängigkeit Griechenlands durch Philipp von Makedonien entscheidenden Tag der Schlacht von Chäroneia (338) erlebte J. noch, starb aber wenige Tage nachher eines freiwilligen Hungertodes im Alter von 98 Jahren (nach der gewöhnlichen, aber vielleicht unbegründeten Angabe aus Kummer über seine Enttäuschung), nachdem er schon in den letzten Lebensjahren von Krankheit heimgesucht worden war. Von seinen Reden, deren Zahl Plutarch auf 60 angiebt, galten nur 28 für echt; wir besitzen davon noch 21, die fast alle politische Prunkreden sind. Die wichtigsten darunter sind der Panegyrikos, in dem J. die Hellenen zur Eintracht ermahnt u. Sparta gegenüber aus der Geschichte Athens des letzteren Anrecht auf die Führerschaft zu erweisen sucht; ferner der „Panathenaikos", eine Lobrede auf Athen, der „Areiopagitikos", in welchem die Herstellung der solonisch-kleisthenischen Verfassung empfohlen wird. Groß ist sein Verdienst um die Ausbildung des rednerischen Stils, auf den er den sorgfältigsten Fleiß verwandte; seine Sprache zeichnet sich durch Reinheit u. Klarheit aus u. erreicht in dem kunstvollen rhythmischen Periodenbau eine hohe Stufe der Vollendung, ermangelt dabei freilich oft der Kraft der Rede, ermüdet leicht durch ihre Gleichförmigkeit u. zeigt oft eine übermäßige künstliche Glätte. — Neueste Gesammtausgaben: von Baiter (griech. u. lat., Paris 1846), Benseler (2 Bde., Lpz. 1852, 2. Aufl. 1869; von demselben griech. u. deutsch, 2 Bde., Lpz. 1854). Ausgewählte Reden: v. Rauchenstein (3. Aufl. Lpz. 1864), von Schneider (2 Bdch., Lpz. 1859. 60). Uebersetzt von Christian (3. Aufl., Stuttg. 1869).

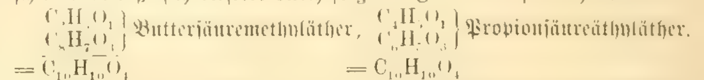
Isola bella, Isola madre, Isola dei Pescatori od. Isola Superiore, s. „Barromeische Inseln".

Isolani, eine ursprünglich aus Cypern stammende Familie. Johann Markus Baron **J.**, geb. um 1530 zu Görz, focht als kaiserl. Oberstleutnant 1596 gegen die Türken, gerieth bei der Eroberung von Stuhlweißenburg in deren Gefangenschaft u. starb zu Konstantinopel 1599. Sein auch aus Schiller's „Wallenstein" bekannter Sohn, Johann Ludwig Hektor Reichsgraf **J.**, geb. zu Görz 1580, wurde 1602 gleichfalls von den Türken gefangen genommen, entkam aber, machte dann den Dreißigjähr. Krieg mit, ward bei Leipzig kaiserlicher General u. erhielt 1634 als Feldzeugmeister den Oberbefehl über die Kroaten, wurde für seinen Verrath an Wallenstein durch die Herrschaft Aich in Böhmen u. die Erhebung in den Reichsgrafenstand (12. März 1635) belohnt, erwarb 1637 auch Güter in Niederösterreich, focht unter Gallas in Burgund, dann in Hessen, Pommern u. am Oberrhein, u. starb als Generalfeldzeugmeister zu Wien im März 1640. Das Geschlecht ist erloschen.

isoliren (vom ital. isola, Insel), vereinzeln, außer Verbindung setzen.

Isolirungssystem, s. „Gefängniß".

Isomerie (a. d. Griech.) nennt man diejenige Eigenthümlichkeit gewisser chemischer organischer Verbindungen, vermöge welcher sie bei derselben prozentischen Zusammensetzung ein wesentlich verschiedenes chemisches u. physikalisches Verhalten zeigen, überhaupt ganz andere Eigenschaften besitzen. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung liegt in der verschiedenartigen Gruppirung der Atome dieser Körper. So sind z. B. der Buttersäuremethyläther u. der Propionsäureäthyläther zwei in ihren Eigenschaften ganz verschiedene Körper, besitzen aber beide dieselbe prozentische Zusammensetzung, indem sie beide in 100 Theilen $58{,}82$ Theile Kohlenstoff, $9{,}80$ Theile Wasserstoff u. $31{,}38$ Theile Sauerstoff enthalten; aus dieser Zusammensetzung läßt sich für beide Körper die empirische Formel $C_{10}H_{10}O_4$ berechnen; die Gruppirung dieser 10 Aequivalente Kohlenstoff, 10 Aequivalente Wasserstoff u. 4 Aequivalente Sauerstoff ist aber bei beiden Substanzen verschieden u. läßt sich dieselbe durch folgende Formel versinnlichen:



$$\left.\begin{matrix} C_2H_3O_1 \\ C_8H_7O_3 \end{matrix}\right\} \text{Buttersäuremethyläther}, \quad \left.\begin{matrix} C_4H_5O_1 \\ C_6H_5O_3 \end{matrix}\right\} \text{Propionsäureäthyläther}.$$

$$= C_{10}H_{10}O_4 \qquad\qquad = C_{10}H_{10}O_4$$

Beide Körper sind demnach isomer. Die Zahl solcher isomeren Körper in der organischen Chemie ist wie die der polymeren sehr groß (vergl. „Polymerie").

Isomorphie (a. d. Griech.) od. Isomorphismus nennt man die Eigenthümlichkeit gewisser Körper, bei verschiedener chemischer Zusammensetzung in gleichen od. nahezu gleichen Krystallformen ein u. desselben Krystallsystemes zu krystallisiren. So sind z. B. Kalialaun, Eisenalaun u. Chloralaun isomorph, weil sie sämmtlich im Tesseralsysteme, u. zwar in Oktaëdern, krystallisiren. Man hat gefunden, daß zusammengesetzte Körper (chemische Verbindungen), welche die J. zeigen, auch eine analoge chemische Zusammensetzung besitzen u. meistens auch aus einer gleichen Aequivalentenzahl in gleicher Weise verbundener Bestandtheile bestehen, u. daß hiernach die Krystallform in einer sehr innigen Beziehung zur chemischen Zusammensetzung steht.

Isonzo, Fluß im österr. Küstenland, entspringt in den Ostalpen am Terglou aus der Trenta u. der Sadnicza, nimmt auf der linken Seite die Idria auf, verläßt bei Salcano die südl. Kalkalpen, fließt bei Görz vorüber u. berührt Gradiska. Zwischen beiden Städten fließt dem I. links die Wippach, im S. von letzterer rechts der Torre zu. Nach einem Laufe von 18 M. ergießt sich der Fluß in einem Delta in den Meerbusen von Monfalcone (Adriatisches Meer); nur auf einer kurzen Strecke seines unteren Laufes ist er schiffbar.

Isopurpursäure od. Pitrocyaminsäure bildet sich bei der Einwirkung von Pikrinsäure auf eine wässrige Lösung von Cyankalium; die so erhaltene Lösung besitzt eine prächtig granatrothe Farbe u. enthält das Kalisalz der I. Im Handel kommt diese Lösung unter dem Namen Grénat soluble vor u. wird zum Färben von Wolle u. Seide verwendet. Das trockene isopurpursaure Kali ist explodirbar.

Isorachien (a. d. Griech., engl. Cotidal lines) nennt man in der Ozeanographie diejenigen Linien, welche die Orte verbinden, welche gleichzeitig die größte Höhe der Flut haben od. in dieselbe Phase der Gezeiten treten. Je näher diese Linien an einander rücken, desto größer ist die Geschwindigkeit der fortschreitenden Flutwelle u. desto steiler ihre Wände, wenn die Fluthöhe dieselbe bleibt.

Isotheren, s. „Isobaren".

Isouard (spr. Isuahr), Nicolo, auch Nicolo de Malte genannt, zu Anfang unsres Jahrhunderts einer der beliebtesten französischen Opernkomponisten, im J. 1775 auf der Insel Malta geb. Zum Seedienste bestimmt, wurde er in Paris vorbereitet, als aber die Revolution ausbrach u. ihn nach Malta zurückzukehren zwang (1790), brachte ihn sein Vater zu La Valette in einem Bankierhause unter. Inzwischen hatte jedoch Nicolo eine heftige Neigung zur Musik gefaßt. Ein gewisser Vella gab ihm den ersten Unterricht in der Harmonielehre, u. bei Azopardi, Kapellmeister des Malteserordens, machte er kontrapunktische Studien. In der Absicht, ihn von der Musik abzuziehen, schickte ihn sein Vater nach Palermo in ein Handlungshaus; aber auch hier fand er Gelegenheit, seine Kunststudien weiter zu betreiben u. unter der Leitung Amendola's sich in der Komposition zu üben. Nachdem er später noch in Neapel eine Zeit lang in einem Bankhause als Commis gearbeitet hatte, gab I. endlich den Kaufmannsstand gänzlich auf u. ging, um ausschließlich der Kunst zu leben, nach Florenz, wo er 1795 seine erste Oper „Avviso ai maritati", jedoch mit wenig Glück, auf die Bühne brachte, u. dann nach Livorno, wo er mit „Artaserse" mehr Erfolg hatte. Nach La Valette zurückgekehrt, wurde er hier zuerst Organist an der Kapelle St. Johannes von Jerusalem u. dann Kapellmeister des Malteserordens, welches letztere Amt er bis zur Ankunft der Franzosen auf Malta verwaltete. I. blieb auch nach Aufhebung des Ordens in La Valette u. schrieb für das Theater dieser Stadt verschiedene Opern (z. B. „Rinaldo d'Asti", „L'Improvvisata in campagna", „Il Barbiere di Seviglia"). Nach der Uebergabe von Malta an die Engländer jedoch ging I. mit dem General Vaubois als dessen Sekretär nach Paris, wo es ihm gelang, noch im ersten Jahre seiner Ankunft (1799) die Oper „Le Tonnelier" auf die Bühne zu bringen. Dieselbe hatte jedoch eben so wenig wie die darauf folgende „La Statue, ou la Femme avare" u. einige in Gemeinschaft mit Andern (z. B. Boieldieu, Méhul, Kreutzer) verfaßte Opern, sowie verschiedene Ueber- u. Umarbeitungen eigner älterer Opern, so gut wie keinen Erfolg; erst mit dem Jahre 1802 fing das Glück an ihm zu lächeln; die Opern „Michel-Ange" (1802), „Les Confidences", „Le Médecin turc" (1803), „Léonce, ou le fils adoptif" u. „L'Intrigue aux fenêtres" (1805) schlugen durch. Unter immer steigender Popularität schrieb er von 1805–1811 vierzehn weitere Opern, z. B. „La Ruse inutile", „Cimarosa", „Le Billet de Loterie", „Les Rendez-vous bourgeois", „L'Intrigue au Sérail", u. vor allen „Cendrillon" (1810), welche nicht nur in Paris eine fast beispiellose Aufnahme fand, sondern auch die Runde durch alle Länder machte. Nach Boieldieu's Rückkehr aus Rußland bildete sich eine hartnäckige Parteinahme für u. gegen die beiden Komponisten, welche schließlich dieselben zu unversöhnlichen Feinden machte. Die Früchte der Bestrebungen I.'s, dem gehaltvolleren Boieldieu die Spitze zu bieten, sind bes. in „Jeannot et Colin" u. noch mehr in „Joconde" zu erkennen, welche Opern er im Jahre 1814 schrieb u. die wol noch als seine besten Werke zu bezeichnen sind. Nach 1814 war er wenig mehr thätig, er ergab sich einem ausschweifenden Leben, welches seine Gesundheit zu Grunde richtete u. ihn schon 23. März 1818 ins Grab führte. I.'s Talent ist entschieden ein höchst reizendes zu nennen, u. in fast allen seinen Opern findet sich eine Fülle anmuthigster Melodien u. dramatisch wirksamer launiger Einfälle.

Ispahan, die ehemalige Hauptstadt Persiens, das Aspadana des Ptolemäus, liegt in der Provinz Irak Adschemi an dem 180 m. breiten Zajende-Rud, über den eine schöne Brücke führt. Ein großer Theil der Stadt ist verfallen; weit umher ziehen sich verödete Stadttheile u. von der alten Pracht giebt nur der Meidan-i-Schah (Königsplatz) noch einen schwachen Begriff. Unter den 60,000 E. I.'s finden sich viele Armenier, welche der Handel hierher gezogen hat, denn I. ist die bedeutendste Handelsstadt an der Straße von der Türkei nach Indien. Die nicht unbedeutende Industrie liefert treffliche Seidenzeuge, Sammte, Mäntel, Hiebwaffen, sowie Leder- u. Lackarbeit u. Holzmosaik.

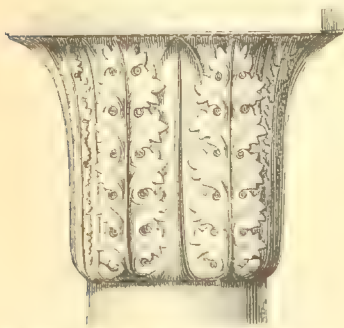


Nr. 5?? Ispahan

Israel (hebr., d. i. Gottesstämpfer), erscheint zuerst (1. Mos. 32, 28) als der Name des Patriarchen Jakob, der ihm wegen seines Ringens mit Gott od. dem Engel Gottes von diesem beigelegt wird. Sicher ist, daß seitdem die Nachkommen Jakob's diesen Namen als Stammnamen („Kinder I.") führen, u. zwar als einheimischen Ehrennamen des Gesammtvolkes, während sie von den andern Völkern „Hebräer" (s. d.) genannt werden. Nach der Theilung des Reiches (975 v. Chr.) verblieb der Name I. den 10 nördlichen Stämmen, die schon in der Zeit David's dem Süden (Juda) mehrmals feindlich gegenüber gestanden hatten. Das Reich I. wurde von Jerobeam I. mit der Hauptstadt Sichem begründet, an die Stelle Sichems traten später Tirza u. Samarien. Bereits unter Jerobeam I. wurde der Grund zu einem Götzendienste gelegt, der rasch die Auflösung des Reiches herbeiführte. Fast beständig von mächtigen Nachbarn bedrängt, gewöhnlich in blutiger Fehde mit Juda, sah I. bis 722 19 Könige aus 9 verschiedenen Dynastien, denen in Juda nur 13 aus dem einen Hause David's gegenüberstanden. 722 v. Chr. wurde Samarien durch den assyrischen König Sargon, den Nachfolger Salmanassar's, nach fast dreijähriger Belagerung erobert u. das ganze Volk ins Exil geführt. An seine Stelle traten heidnische Ansiedler aus dem innern Assyrien, aus deren Vermischung mit den Resten der Israeliten u. deren Nachbarn das Volk der Samaritaner entstand (den Verlauf der israelit. Geschichte im Einzelnen zeigt die Tabelle Bd. II, S. 897–99). Die Reste der in die Verbannung geführten 10 Stämme haben sich

wahrscheinlich unter den heutigen Afghanen erhalten. Uebrigens wurde der Name J. u. Israeliten auch nach der Zerstörung des nördl. Reichs von Propheten u. Dichtern noch immer als Ehrenname des Volkes gebraucht u. so noch im Neuen Testament, bes. von dem Apostel Paulus. Selbst in neuester Zeit gilt die Form „Israelit" als die angemessenere gegenüber dem Namen „Jude".

israelitische Bauweise. Die gewöhnlichen Wohnhäuser der alten Hebräer unterschieden sich in nichts von den allezeit im Orient üblichen. Es waren in der Regel Lehmhäuser mit einem Fachwerk u. platten Dach von Sykomorenholz; nur die Häuser der Reicheren u. Städter wurden auch aus Stein aufgeführt u. mit besserem Material (Oelbaum od. gar Cedernholz) gedeckt. Die wenigen Fenster verschloß man mit einem Gitter od. ließ sie auch ganz offen. Ziemlich häufig wird ein Obergemach genannt (von Luther gewöhnlich „Söller" übersetzt), das entweder unmittelbar unter dem Dache od. wol auch als Aufsatz auf demselben lag. Von den einfachen Wohnhäusern unterschieden sich natürlich die Paläste der Großen merklich. Sie waren aus Quadersteinen errichtet u. wol auch mit Marmor belegt; man brachte bei ihnen mehrere Vorhöfe u. Stockwerke an, welche letztere durch Wendeltreppen verbunden waren, täfelte die Wände u. Decken mit kostbaren Hölzern, legte besondere Sommer- u. Winterhäuser an u. s. w. Von einer Ausbildung der Baukunst kann jedoch bei dem bekannten Mangel an Begabung für plastische Künste bei den Hebräern schon an sich nicht die Rede sein; dazu kommt, daß auch in den hebr. Geschichtbüchern selbst die Ausführung der großen Kunstbauten David's u. Salomo's phönik. Bauleuten zugeschrieben wird. Hierher gehören bes. der Palast David's auf dem Zion, den er für die ägyptische Königstochter erbauen ließ (vgl. 2. Sam. 5, 11), ferner der Palast u. das Zeughaus Salomo's, an welchen 13 Jahre gebaut wurde; vor Allem aber der Tempel, der in 7½ Jahren vollendet wurde. Wir wissen nun allerdings auch von den phönik. Bauten sehr wenig, um daraus uns ein klares Bild von den genannten Bauten machen zu können, indessen der phönik. Tempel zu Paphos, den wir aus Münzen kennen, u. der eine ähnliche Gestalt zeigt wie der salomonische,


Nr. 3506. Kapitäl vom Tempel zu Jerusalem.


Nr. 3507. Thurm des Absalon bei Jerusalem.

beweist, daß der ägypt. Baustil auf den phönikischen einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat. Jene Bauten mögen zwar sehr kostbar durch die Verschwendung von Gold u. edlen Hölzern gewesen sein, können aber mit ihren kleinen Dimensionen, den schmalen Räumen (da man die Wölbung nicht kannte) u. den niedrigen Stockwerken keineswegs einen großartigen Eindruck gemacht haben. Dies gilt bes. auch vom Tempel, dessen Maße proportionirt, aber klein sind, dessen Hauptraum dunkel u. dessen heiligster Raum sogar ganz finster war, dessen Wände endlich noch auf drei Seiten angebaute Zellen entstellten. Was nach dieser Zeit an Kunstbauten von den Israeliten ausgeführt worden ist, wird entweder gleichfalls mit ausländischer Hülfe zu Stande gekommen sein od. sich auf bloße Nachahmung beschränkt haben. Eine Ausnahme scheinen nur die Wasserleitungen gemacht zu haben, auf welche man bes. in der Nähe Jerusalems vielen Fleiß verwendete. Noch jetzt sind die Spuren dieser unterirdischen Bauten in Jerusalem vielfach sichtbar. — Ganz anders verhält es sich mit den israelit. Bauten in den letzten Jahrhunderten v. Chr. u. im Anfang unserer Zeitrechnung, in welcher Zeit sich der griech. Einfluß geltend machte, wie an dem sog. Grabdenkmale Absalon's (Nr. 3507) deutlich ersichtlich ist. Der sog. herodianische Tempel, wie er nach 46jähriger Bauzeit aus dem alten jüd. Tempel des 6. Jahrh. hervorging, erregt noch jetzt in den Unterbauten mit seinen Säulenhallen die Bewunderung der Reisenden.

Issaschar hieß der neunte Sohn des Patriarchen Jakob, der fünfte von seinem Weibe Lea u. der Ahnherr des gleichbenannten Stammes. Nach der Eroberung Kanaans fiel diesem Stamme die fruchtbare Ebene zwischen dem oberen Kisonbach u. dem Jordan zu. Während das Lied der Deborah aus dem Anfang der Richterzeit den Antheil des Stammes an dem Kampfe gegen die Kanaaniter rühmt, scheint in dem Segen Jakob's (1. Mos. 49, 14 ff.) ein Tadel enthalten zu sein, wegen seiner Gleichgiltigkeit gegen fremde Unterdrückung. Die Zahl der streitbaren Männer des Stammes schwankt in den verschiedenen Angaben zwischen 54,400 (4. Mos. 1, 28) u. 64,300 (4. Mos. 26, 25). Für die Zeiten David's werden ihm 1. Chron. 8, 5 sogar 87,000 zugeschrieben. Im J. 722 v. Chr. theilte der Stamm mit dem übrigen nördl. Reiche Israel das Schicksal der Wegführung ins Exil durch den assyrischen König Sargon.

Issik-Kul, ein 22 M. langer u. 7 M. breiter Salzsee Innerasiens, der auf einem 10–15 M. breiten Plateau zwischen dem Musart u. der östl. Kette des transilensischen Ala-Tau (Ala-Tau) in einer Höhe von 1520 m. liegt. Die Ufer des Sees sind flach u. grasreich. Der See bedeckt eine Fläche von 86,8 □M. u. nimmt gegen 40 Gebirgsflüsse auf, deren wichtigste der Tub u. Dschirgalak sind, welche dem Ostufer zufließen.

Issiny (Assinie), Negerstaat an der Zahn- od. Elfenbeinküste (Oberguinea) mit der an der Mündung des gleichnamigen Flusses liegenden, vornehmlich Goldhandel treibenden Hauptstadt J., in deren Nähe sich ein franz. Fort befindet.

Issos, eine noch in der Zeit Alexander's d. Gr. sehr blühende Küstenstadt im östlichsten Theile Kilikiens, hart an der Grenze von Syrien im innersten Winkel des nach ihr benannten Issischen Meerbusens gelegen, bekannt durch den von Alexander d. Gr. 333 v. Chr. hier über den Perserkönig Dareios davongetragenen Sieg.

Issoudun, Hauptstadt des Arrondissements gleichen Namens im franz. Dep. Indre, liegt in einer hügeligen Ebene 15 M. im S. von Orleans, hat 15,000 E. u. treibt beträchtliche Leinwandbleicherei, Tuchfabrikation u. Handel mit Wolle, Wein u. Getreide, bes. Weizen.

Istambul, s. v. w. Konstantinopel.

Ister (a. d. Lat.), alter Name der Donau.

Isthmische Spiele, nächst den Olympischen Spielen die bedeutendsten unter den vier großen Festspielen der alten Griechen, wurden in jedem ersten u. dritten Olympiadenjahr um die Zeit der Sommersonnenwende auf dem Isthmos von Korinth in einem dem Poseidon geheiligten Fichtenhaine bei einem Tempel dieses Gottes gefeiert, u. sollen nach der einen Sage auf Poseidon's Geheiß zum Andenken an den mit seiner Mutter Ino in den Fluten umgekommenen Melikertes gestiftet worden sein, während ein anderer Mythos berichtet, daß Theseus dieselben dem Poseidon zu Ehren eingesetzt habe, als er auf dem Isthmos den Räuber Sinis getödtet hatte. Die J. S., die bei der günstigen Lage des Ortes sehr zahlreich besucht wurden, von denen aber die Eleer ausgeschlossen waren, bestanden aus einem gymnischen Agon (s. d.), einem Wettrennen mit Pferden u. einem musischen Agon; der Preis des Siegers war ein Kranz von Eppich, in der Kaiserzeit ein Fichtenkranz, wie er schon in der ältesten Zeit vorübergehend gebraucht worden sein soll. Die Vorstandschaft hatte Korinth, nach dessen Zerstörung aber Sikyon, bis sie später an das von Cäsar neu aufgebaute Korinth zurückfiel. Die J. S. wurden mit den übrigen Festspielen unter Theodosius I. 394 n. Chr. aufgehoben.

Isthmus (a. d. Griech.) heißt eine Landenge, welche eine Halbinsel mit dem Festlande verbindet; im Alterthum wurde dieser Name vorzugsweise von dem J. von Korinth gebraucht.

Istib, gewerbreiche türkische Stadt mit 15,000 E., im NW. von Saloniki an der Bregalnitza, einem Nebenfluß des Wardar gelegen, wird größtentheils von Christen bewohnt u. hat bedeutende Bazare.

Istrien, eine gefürstete Markgrafschaft, welche zu der österr. Provinz des illyrischen Küstenlandes gehört, aber eine besondere Landesvertretung,

die sich in Parenzo versammelt, besitzt, wird im N. von Görz, Krain u. Triest, im O. von Kroatien, Dalmatien u. dem Meerbusen von Quarnero, im S. u. W. vom Adriatischen Meer begrenzt u. umfaßt vorzugsweise die Halbinsel I. u. die Quarnerischen Inseln Veglia, Cherso, Lussin, Unie mit einem Flächenraum von 89,8 □M. Die Küste ist bes. im W. außerordentlich reich an Buchten u. Häfen, u. mehrere derselben schneiden fjordartig tief in das gebirgige Hinterland ein, am ausgezeichnetsten ist der Hafen von Pola. Das Innere der Halbinsel wird von einem Kalksteinplateau erfüllt, das von dem Karstgebirge nach S. vorgeschoben wird u. sich im NO. im Tschitscher Boden bis zu 1400 m. erhebt (Monte Maggiore). Nur hier liegen diesen Hochflächen Gebirge auf, die sich in paralleler Richtung von dem Golf von Quarnero nach NW. erstrecken. Das Plateau ist meist kahl, an vielen Stellen mit wilden Bergtrümmern bedeckt, wasserarm u. wenig fruchtbar. Einen ähnlichen Charakter tragen auch die Quarnerischen Inseln, welche nur die parallelen Ketten des Karstes fortsetzen. Von den Flüssen sind die bedeutendsten der Quieto u. die Arsa; der größte See, der Lago di Vrana, liegt auf der Insel Cherso. Das Klima ist im Sommer sehr heiß u. trocken; häufig sind Stürme, bes. der Sirocco u. die Bora, welche der Schiffahrt bisweilen Gefahr bringen u. bes. auf den Hochflächen wüthen. Am fruchtbarsten sind die Küstenlandschaften u. die Flußthäler; hier werden viel Oel, Wein, vorzüglich in der Umgegend von Capo d'Istria u. Muggia, u. Südfrüchte erbaut. Die Gewinnung von Seesalz ist nicht unbeträchtlich; außerdem werden Galläpfel, Knoppern u. Holzkohlen ausgeführt. Die Bevölkerung zählte 1869: 255,369 Seelen; sie besteht hauptsächlich aus Südslaven, an der Küste ist dagegen das ital. Element vorherrschend. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau u. Viehzucht, an den Küsten u. auf den Inseln Fischfang, Schiffahrt, Handel u. Salzgewinnung. Die Bewohner der Quarnerischen Inseln gelten für die besten Matrosen der österr. Flotte. Die Industrie ist sehr unbedeutend; wichtig ist nur der Schiffbau. Die lebhaftesten Handelsstädte sind Capo d'Istria, Rovigno u. Pirano; dieselben leiden aber unter der Konkurrenz des nahen Triest; Pola ist der größte Kriegshafen der österr.-ungar. Monarchie. I. zerfällt administrativ in 16 Bezirke u. kirchlich in die Bisthümer Triest, Capo d'Istria, Parenzo-Pola u. Veglia. Die Zahl der Landtagsmitglieder beträgt 33, im Reichsrathe ist I. durch zwei Abgeordnete vertreten, die Hauptstadt von I. ist Parenzo mit 6333 E. (1869), die größte Stadt Cherso mit 8095 E. — I. (lat. Istria) war in röm. Zeit von dem als Seeräuber berüchtigten Volke der Istrer bewohnt; im 3. Jahrh. v. Chr. von den Römern unterworfen, wurde es unter Augustus bis zum Flusse Arsa zu Italien geschlagen; in der Völkerwanderung eroberten es die Gothen, von diesen kam es an das oström. Kaiserreich u. später an die Karolinger. Im 10. Jahrh. wurde aus I. eine besondere Markgrafschaft gebildet, welche 1170 unter die Herrschaft der Grafen von Andechs, Herzoge von Dalmatien, u. 1204 an das Patriarchat Aquileja gelangte. Von diesem gewann Venedig den größten Theil des Landes u. behauptete dasselbe bis 1797, wo Oesterreich dieses Gebiet mit dem schon früher erworbenen nordöstl. Theile (Grafschaft Mitterburg) vereinigte. Doch verlor es 1805 dieses Land wieder an Frankreich; 1808 wurde von Napoleon I. der Marschall Bessières zum Herzog von I. erhoben, 1814 aber das zu den illyrischen Provinzen geschlagene Gebiet an Oesterreich zurückgegeben.

Isturiz, Don Francisco Xavier d', span. Staatsmann, franz.-baskischer Abkunft, geb. als Sohn eines Handelsherrn zu Cadix, wo sich auch bei ihm u. seinem Bruder Thomas die Mißvergnügten versammelten, um den Aufstand vom 1. Jan. 1820 vorzubereiten; war seit 1822 Mitglied u. 1823 Präsident der Cortes, wurde nach der Restauration Ferdinand's VII. zum Tode verurtheilt u. floh nach England. 1834 nach Spanien zurückgekehrt u. wieder in die Cortes gewählt, ward er einer der Führer der liberalen Partei, fiel aber bald von derselben ab u. machte sich, nachdem er 15. Mai 1836 das Ministerium des Auswärtigen u. den Vorsitz im Ministerrathe übernommen hatte, den Cortes u. dem Volke durch seinen Starrsinn u. seine Nachsicht so verhaßt, daß er im August nach Portugal flüchten mußte, von wo er abermals nach England ging. Schon Ende 1837 kehrte er jedoch zurück, beschwor die neue Verfassung u. trat 1838 von Neuem in die Cortes ein, die ihn zu ihrem Präsidenten wählten. Seit 1847 spielte I., nachdem er zuletzt auch noch einmal Minister-präsident gewesen, längere Zeit keine hervorragende Rolle. Von Ende Okt. 1858 bis Febr. 1862 war er Gesandter in London, dann Präsident des Staatsraths u. vom März 1863 bis Okt. 1864 Gesandter zu Paris, wo er die neue Freundschaft zwischen Spanien u. Frankreich zu pflegen hatte. Er starb zu Madrid im April 1871.

Itakolumit aus Itakolumi, Berg in Südbrasilien, auch Gelenkquarz u. biegsamer Sandstein genannt, ist ein aus Quarzkörnern mit Talk od. Chlorit bestehendes Schiefergestein mit körnig-schiefrigem Gefüge; es ist weiß, grau, auch gelb, meist auch mit gelben Absonderungs- od. Ablösungsflächen; in der Masse greifen Talk u. Chlorit (wie der Glimmer im Glimmerschiefer) oft in einander über u. umschließen die Quarzkörner gelenkartig, dergestalt, daß der unmittelbare Zusammenhang derselben aufgehoben u. eine elastische Biegsamkeit in nicht zu starken Lagen des Gesteins hervorgerufen wird. Das fast einzige Vaterland des Gesteins ist Brasilien. Der I. führt wie der ihn überlagernde Eisenglimmerschiefer Gold in Blättchen, Magneteisenerz, Eisenglanz sehr oft in Gestalt schuppigen Eisenrahmes, Eisenkies u. Brauneisenerz, letzteres


Nr. 3508. Trachten aus Istrien.

in Verbindung mit Diamanten, welches Vorkommen, wenn auch noch sehr selten, doch nach einigen nach Europa gekommenen Belegstücken nicht mehr in Abrede gestellt werden kann. Bei Diamantina (Tejuco) in der Provinz Minas Geraes finden sich mit den genannten Mineralien in den Seifenlagern bei obwaltendem I. noch Topas, weiß u. blau, Chrysoberyll, ölgrün, Spinell u. Korund u. Diamanten von fast allen Farben. Am Ural bei Krestowosdwischensk besteht der Berg Wäschaia aus einem sehr quarzreichen I., in dessen Nähe die Diamantengrube Adolphsk liegt.

Italien. **Geographie u. Statistik.** Das Königreich I. umfaßt die ganze Apenninische Halbinsel (lat. u. ital. Italia) mit Ausnahme des Gebietes der Republik San Marino, Sizilien (lat. Sicilia), mit den Liparischen (lat. Aeoliae Insulae) u. Aegadischen (lat. Aegates Ins.) Inseln u. den Eilanden Pantelaria (lat. Cossyra), Linosa (lat. Lopadusa) u. Ustica (lat. Ustica), Sardinien (lat. Sardinia), Elba (lat. Ilva) mit den Nachbarinseln u. den Inseln in den Meerbusen von Gaëta (Pontinische Inseln, lat. Pontiae Ins.) u. Neapel (Ischia [lat. Aenaria] u. Capri [lat. Capreae]) insgesammt ein Areal von 5375,9 □M. Begrenzt wird es im N. von der Schweiz u. den österr. Kronländern Tirol, Kärnthen u. dem Küstenland, im NW. von Frankreich, im W. von dem Ligurischen u. Tyrrhenischen, im S. von dem Ionischen u. im O. von dem Adriatischen Meere. Der nördl. Theil trägt noch kontinentalen Charakter. Die Halbinsel selbst erstreckt sich in der Richtung von NW. nach SO.; der südlichste Punkt des Festlandes, Kap Spartivento (lat. Promontorium Zephyrium), liegt unter 37° 56′ n. Br., die südlichste ital. Insel, Isola Pelagie, im SW. von Malta, unter 35° 30′ n. Br. — Die Westküste ist bei weitem mehr gegliedert als die Ostküste u. bietet in den Busen von Genua (lat. Sinus Ligusticus), Gaëta,

Neapel (lat. S. Cumanus), Salerno (lat. S. Paestanus), Policastro u. S. Eufemia günstige Hafenplätze dar. Im SO. schneidet der Golf von Tarento (lat. S. Tarentinus) tief in das Land ein u. trennt die Apulische von der Calabrischen Halbinsel, welche letztere an ihrer östl. Seite den Golf von Squillace (lat. Scylacium) hat, im W. durch die Straße von Messina (lat. Fretum Siculum) von Sizilien geschieden ist. Die Ostküste hat nur einen größeren Busen im Golf von Manfredonia, welcher im S. der Halbinsel des Monte Gargano (lat. Mons Garganus) liegt; im N. des Adriatischen Meeres trennt der Golf von Venedig J. von der Halbinsel Istrien. — In einem weiten Bogen umziehen die Alpen Norditalien von San Remo an der Küste des Ligurischen Meeres bis Udine; im W. scheiden sie J. von Frankreich u. senden eine große Anzahl meist parallel nach O. streichender Aeste in die Tiefebene des Po. Dort erhebt sich auf ital. Gebiete in den Meeralpen der Cima dei Gelas zu 3180 m., in den Cottischen Alpen der Monte Viso (lat. Mons Vesulus) zu 3840 m. u. in den Grajischen Alpen der Mont Cenis zu 3591 m., während auf den östl. Ausläufern ebenfalls eine Menge Berggipfel die Schneegrenze überragt. Zahlreiche Pässe u. Saumwege stellen in den Westalpen die Verbindung zwischen J. u. Frankreich her; unter ihnen sind die wichtigsten die Pässe des Mont Genèvre (1865 m.), der aus dem Thale der Dora Riparia in das der Durance führt, u. des Mont Cenis (2063 m.), über den eine schöne Kunststraße die Thäler des Arc u. der Dora Riparia verbindet, während die sog. Montcenisbahn in kühnem Tunnel den Mont Fréjus im SW. dieses Passes durchschneidet. Der fahrbare Paß des Kleinen St. Bernhard (Mons Jovis, 2205 m.), der aus dem Gebiete der Dora Baltea in das der Isère führt, scheidet die Grajischen Alpen von der Gruppe des Montblanc, über dessen höchsten Gipfel (4810 m.) die franz.-ital. Grenze gelegt ist, wie in der Monterosagruppe Matterhorn (4515 m.) u. Dufourspitze (4638 m.) u. in den Graubündener Alpen die Berninaspitze (4052 m.) die Grenzpfeiler zwischen J. u. der Schweiz bilden. Beide Länder sind über die Centralalpen durch die Pässe des Großen St. Bernhard (2472 m.), Simplon (2020 m.), Splügen (2138 m.), Maloggia (1816 m.), Bernina (2333 m.) u. a. m. verbunden. Auf der Grenze zwischen J. u. Tirol erhebt sich der Ortler (3906 m.), an welchem das Stilfser Joch (2810 m.) aus dem Thale der Etsch in das der Adda führt, u. der Adamello (3565 m.), beide getrennt durch den Tonalpaß (1964 m.). Die Südseite des Addathales begleiten die Bergamasker Alpen. Im O. der Etsch schieben sich die Ausläufer der Trientischen Alpen in Gebirgen von 1500—2000 m. hoch nach Verona zu am weitesten nach S. in die nordital. Tiefebene. Viel niedriger als die südl. Verzweigungen der Centralalpen ist der ital. Theil der Ostalpen, der den N. der Provinzen Belluno u. Udine erfüllt. — Den Alpen ist im S. die nordital. Tiefebene od. Poebene vorgelagert, welche im SW. eine tiefe Einbuchtung zwischen den Meeralpen u. den nördl. Ausläufern des Ligurischen Apennin bildet u. sich von den Alpen bis an das Adriatische Meer u. im O. von Rimini bis Udine erstreckt. Sie besteht aus fruchtbarem Schwemmlande des Po, der Etsch, ihrer Nebenflüsse u. der Küstenflüsse des Adriatischen Meeres u. geht im Mündungsgebiete dieser Gewässer in eine Schlammebene über, welche zum Theil noch in historischen Zeiten Meeresgrund gewesen ist. Unterbrochen wird diese Tiefebene im W. von Padua durch die isolirte Gruppe der Euganeischen Berge (Monte Venda 572 m.) u. begrenzt im S. durch die Apenninen (lat. Montes Apennini [s. d.]), das Hauptgebirge J.s, welches gleich einem Rückgrate die ganze Halbinsel durchzieht. Dieselben beginnen im N. des Meerbusens von Genua mit dem Ligurischen Apennin, der an den Bormidaquellen durch tiefe Einsenkungen von den Meeralpen getrennt ist, umziehen jenen Golf, steil nach S. abfallend u. nach N. eine Menge Seitenäste nach dem Potieflande zu entsendend (Monte Penna 1740 m.). Im Etrurischen Apennin entfernt sich das Gebirge immer mehr von der Westküste u. nähert sich dem Adriatischen Meere; an Stelle einer Hauptkette tritt aber nun eine große Anzahl von Parallelketten, welche nach SO. streichen u. in ihren westl. Theilen das toskanische Hügelland bilden (Monte Cimone 2165 m.). Diese Ketten wenden sich im Röm. Apennin nach S., erreichen weit bedeutendere Höhen (Monte Vittore 2478 m.) u. treten in steilen Abfällen an die Ostküste. An diese schließt sich das Gebirgsland der Abruzzen an, die höchste Erhebung der Apenninenhalbinsel (Gran Sasso 2909 m.), welche zwar die Grenze des ewigen Schnees nicht erreicht, aber in ihren riesigen Abstürzen, wilden Hochthälern, weiten Bergwiesen u. tosenden Wasserfällen einen fast alpinen Charakter besitzt. Der Neapolitanische Apennin zerfällt in verschiedene locker zusammenhängende Gruppen mit durchschnittlich niedriger Kamm- u. Gipfelhöhe u. zahlreichen Querpässen (Monte Meta 2200 m.). Während die Apulische Halbinsel nur von einem niedrigen Plateau erfüllt wird, zieht sich der Calabrische Apennin durch die gleichnamige Halbinsel als ein ca. 1000—1300 m. hoher Gebirgszug, der im Monte Pollino (2113 m.) seine bedeutendste Höhe erreicht. Die westlichen Parallelketten des mittleren Apennin, welche als Römischer u. Neapolitanischer Subapennin bezeichnet werden, bilden ein durchaus vulkanisches Gebiet mit allen Eigenthümlichkeiten vulkanischer Erhebungen: Kraterseen (Seen von Bolsena, Bracciano, Albano), erloschenen Kratern (Albaner Gebirge [lat. Montes Albani], Phlegräische Felder bei Neapel), heißen Quellen, Luftvulkanen (Solfatara) u. feuerspeienden Bergen (Vesuv 1166 m. [lat. Vesuvius] u. der seit 1302 ruhende, 769 m. hohe Epomeo auf der Insel Ischia). Ein isolirtes Gebirgssystem bildet an der Ostküste der Monte Gargano (lat. Mons Garganus 1560 m.). Im Gebiete der Apenninen haben Tiefebenen nur eine sehr beschränkte Ausdehnung, so bes. die Niederungen am unteren Arno u. an der Küste im S. der Tibermündung. — Die ital. Inseln sind ebenfalls durchaus gebirgig. Sizilien bildet mit Ausnahme der vulkanischen Region eine plateauartige Fortsetzung des Apenninensystems, über welches einzelne Gipfel zu 1500—1900 m. ansteigen. Die bedeutendste Erhebung der Insel ist der Vulkan Aetna (3304 m., s. d.), zugleich der höchste Vulkan Europa's. Auf den Liparischen Inseln liegen die fast immer thätigen Vulkane Stromboli (lat. Strongyle 979 m.) u. Vulcano (lat. Hiera 390 m.), von denen letzterer aber nur Gase u. Dämpfe entwickelt. Der höchste Punkt der Insel Sardinien (lat. Sardinia, s. d.) ist die Punta-Bruncu de Spina (1922 m.). — Die geringe Breite der ital. Halbinsel bedingt eine nur geringe Entwickelung der Ströme mit Ausnahme derer in Norditalien, u. der gebirgige Charakter des Landes läßt nur die größten von ihnen auf eine kurze Strecke ihres Unterlaufes schiffbar sein. Die nordital. Tiefebene gehört zum größten Theil dem Stromgebiete des Po (lat. Padus, s. d.) an. Dieser, der größte Strom J.s, entspringt am Col de Porco zwischen dem Monte Viso u. dem Monte Granero, fließt zuerst nach N., wird schon bei Turin schiffbar u. wendet sich dann nach O., welche Richtung er bis zu seiner Mündung beibehält. Der Wasserreichthum des Po stammt von der großen Anzahl von Alpenzuflüssen (Dora Riperia [lat. Duria minor], Dora Baltea [lat. Duria major], Ticino [lat. Ticinus], Adda [lat. Addua], Oglio [lat. Ollius], Mincio [lat. Mincius]), welche er auf der linken Seite aufnimmt, während seine rechten Nebenflüsse (Trebbia [lat. Trebia], Taro [lat. Tarus], Panaro [lat. Panarus], Reno [lat. Rhenus]) auf dem Apennin entspringen. Nach einem Laufe von 90 M., auf welchem ein Gebiet von 1872 □M. entwässert worden ist, erreicht der Po in 15 Mündungsarmen das Adriatische Meer. Parallel mit seinem unteren Laufe mündet in der Nähe seines Deltas, mit diesem durch den Canale Bianco verbunden, die Etsch (ital. Adige, lat. Athesis, s. d.), welche aus Tirol kommt u. auf ihrem ganzen Laufe in J. schiffbar ist. Andere Küstenflüsse des Adriatischen Meeres sind Brenta (lat. Brintesia), Piave (lat. Piavis) u. Tagliamento (lat. Tilaventum), von denen aber keiner Bedeutung für die Schiffahrt hat. In das Ligurische Meer münden nur reißende Gebirgsflüsse von kurzem Lauf; das Tyrrhenische Meer nimmt auf den Serchio (lat. Auser, 13 M. lang), den Arno (lat. Arnus, 31 M. lang, s. d.), welcher durch einen über die weite Ebene des Valle della Chiana geführten Kanal mit dem Tiber in Verbindung steht, den Ombrone (lat. Umbro, 20 M. lang) u. den Tiber (ital. Tevere, lat. Tiberis s. d.), den größten Strom Mittelitaliens, welcher in stufenförmigem Laufe mehrere Längenthäler der Apenninen durchströmt, die sich vorschiebenden Parallelketten in Querthälern durchbricht, bei Rom schiffbar wird u. bei Ostia nach 50 M. langem Laufe mündet. Südlich davon fließen diesem Meere noch zu der Garigliano (lat. Liris, 19 M. lang), der bis Minturnä schiffbar ist, der Volturno (lat. Vulturnus, 21 M. lang) u. der Sele (lat. Silarus, 21 M. lang); in den Meerbusen von Taranto strömen der Busento (lat. Buxentius, 18 M. lang) u. der Bradano (lat. Bradanus, 16 M. lang); der größte der Küstenflüsse, welche der Apennin nach O. dem Adriatischen Meere zusendet, ist der Ofanto (lat. Aufidus, 20 M. lang). — Ueberaus reich ist J. an Seen, u. nicht wenig tragen diese zu den landschaftlichen Schönheiten dieses Landes bei. In den beiden Längenthälern, welche die südl. Ausläufer der Centralalpen bilden, sammeln die Becken des Langen Sees (Lago Maggiore [lat. Lacus Verbanus], s. d.), des Luganer- [lat. L. Ceresius], Comer- [lat. L. Larius], Iser- [lat. L. Sebinus] u. Gardasees [lat. L. Benacus] die Gewässer des Ticino, der Adda, des Oglio u. Mincio u. geben dieselben an den Po ab. Im N. von Ravenna beginnen die mächtigen Lagunenbildungen, die sich an der Küste des Adriatischen Meeres bis zur Mündung des Tagliamento hinziehen; unter den offenen Wasserflächen sind die zum Mündungsgebiete des Po gehörigen Valli di Comacchio ($7\frac{1}{2}$ □M.) die bedeutendsten. Die durch Vernachlässigung der Flußläufe versumpften Maremmen liegen im N. u. S. der Arnomündungen; ähnliche Morastlandschaften begleiten, nur selten durch Ausläufer der Apenninen unterbrochen, fast die ganze Küste bis Neapel, entwickeln sich an den Mündungen

der größeren Flüsse bedeutender, treten bes. stark in der röm. Campagna auf u. bilden an der Grenze des röm. u. neapolitan. Gebietes die berüchtigten Pontinischen Sümpfe (lat. Paludes Pomptinae). Im südl. J. ziehen sich Küstensümpfe mit Seen von der Volturnomündung bis zum Kap Miseno, am Nordende des Golfs von Taranto u. am Adriameer von der Mündung des Ofanto bis zu der des Candelaro hin. Die Gebirgsseen in Mittelitalien, wie der Lago Trasimeno (lat. L. Trasimenus) u. die Seen von Bolsena (lat. L. Volsiniensis), Bracciano (lat. L. Sabatinus) u. Albano (lat. L. Albanus), sind meist Ausfüllungen erloschener Krater. — Der größte Fluß Siziliens ist der an der südl. Küste mündende Salso (lat. Himera); die Flumendosa (lat. Saeprus), der Samassi u. der Tirso (lat. Thyrsus) sind die bedeutendsten Gewässer Sardiniens, welches an seiner südl. u. westl. Küste auch beträchtliche Lagunenbildungen zeigt.

Das Klima zeigt in den verschiedenen Theilen der durch 12 Breitengrade sich erstreckenden Halbinsel ziemlich bedeutende Gegensätze. In Norditalien ist Schnee u. Eis nichts Seltenes, während die südl. Landschaften fast das Klima Nordafrika's theilen; die mittlere Wintertemperatur ist in Turin 0,6°, in Messina 8,75° R. Die mittlere Sommerwärme in Turin 17,5°, in Messina 18° R. Der Sommer zeigt also durch ganz J. eine ziemlich gleiche Temperatur. Der Winter ist im N. viel kälter, Frühling u. Herbst im S. länger u. wärmer, der Sommer sehr trocken. Die dunklere Färbung des Himmels u. des Meeres, die scharfen Konturen am Horizont, die selbst dem niedrigen Hügelrücken eine gewisse Bedeutung verleihen, die tiefen, satten Farben der Landschaft u. die Durchsichtigkeit der Atmosphäre, durch welche Fernes u. Nahes zu einem inhaltsvollen Bilde verknüpft wird, alles Dies sind die Folgen der während des Sommers regelmäßig von N. nach S. bewegten Luftströmung. Eine große Beschwerde des ital. Sommers ist der glühend heiße Sirocco, der von den afrikan. Wüsten herüberwehende Südwind, welcher Thiere u. Menschen in gänzliche Erschlaffung versetzt. Während der heißen Jahreszeit sind die Sumpflandschaften, bes. die röm. Campagna, die Pontinischen Sümpfe u. die Maremmen, für die Bevölkerung durch die Fieber der Malaria gefährlich. Die vulkanischen Regionen in Süditalien u. Sizilien sind häufigen Erdbeben ausgesetzt.

Die Flora J.s ist infolge der Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse eine sehr mannichfaltige. Der Poebene u. Toscana ist noch die Vegetation des mittleren Europa eigenthümlich, wenn auch zwischen den Eichen- u. Buchenwäldern schon Orangen u. Oliven gedeihen u. unter den Getreidearten der Reis eine hervorragende Stelle einnimmt. Die Mittelmeerflora, charakterisirt durch die immergrünen Laubhölzer, wie Lorber, Stechpalme, Myrte, Oleander, durch Cypressen, Pinien, Mandeln, Feigen, Zwergpalmen, Kakteen, Agaven u. die verschiedenen Formen der Orangen, tritt erst im S. von Rom in voller Entwickelung auf u. erscheint in Norditalien in größerer Ausdehnung nur an den durch die Apenninen nach N. geschützten Gestaden Liguriens u. an den Ufern der Alpenseen. Wie sehr sich auch in der Vegetation Süditalien Nordafrika nähert, beweist das Gedeihen der Dattelpalmen auf Sizilien u. Calabrien u. das Vorkommen des Papyrus in der Umgegend von Syrakus. An Waldungen ist J. mit Ausnahme des südl. Apennins arm; die immergrünen Bäume bilden meist lichte Bestände, u. dichtes niedriges Gestrüpp tritt an die Stelle ausgedehnter Bestände von Laub- u. Nadelholz. Während im N. Europa's die größte Entwickelung der Vegetation in die wärmste Jahreszeit fällt, entfalten die Pflanzen im S. ihre schönste Pracht im Frühling, verharren im Sommer, der ihnen die Feuchtigkeit entzieht, im Stillstand u. beleben sich erst im Herbste aufs Neue.

Von den nutzbaren Mineralien sind die wichtigsten Schwefel (Sizilien), Eisen (Toscana, Lombardei, Sardinien), Kupfer (Venetien, Piemont, Toscana), Blei (Sardinien), Kohle (Toscana, Ligurien) u. Seesalz. An Mineralquellen ist J. sehr reich; die größte Zahl besteht aus Schwefel- u. Salzquellen; am wichtigsten sind die Bäder von Lucca, Pisa, Abano bei Padua, Acqui bei Alessandria, Pozzuoli bei Neapel, Ischia, Asciano (Provinz Siena) u. Termini bei Palermo.

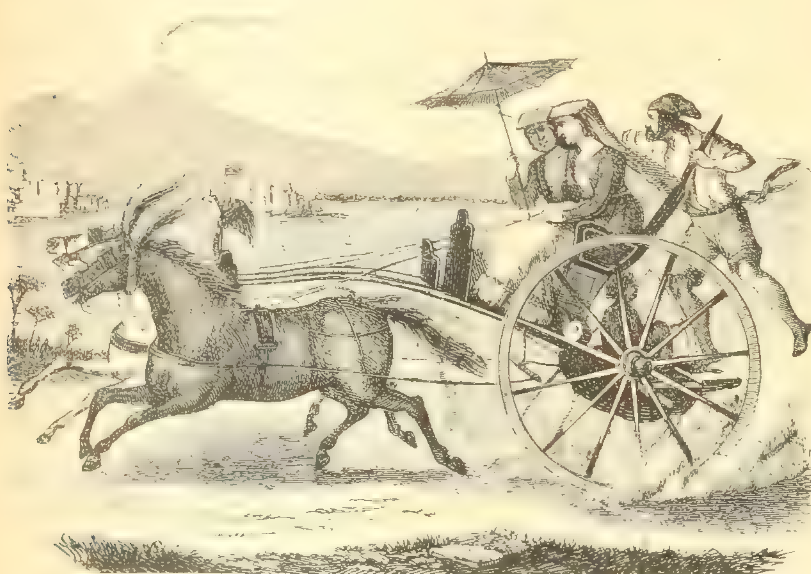
Die Bevölkerung von 26,801,154 Seelen (1871) gehört fast vollständig der ital. Nationalität an, zeigt aber doch in den einzelnen Provinzen ethnographische Verschiedenheiten in Sprache, Sitte u. Tracht. Der nordöstl. Theil, bes. die Provinz Udine, zeigt in dem Volksthum entschieden keltische u. slavische Einflüsse, u. die dort wohnenden ungefähr 370,000 Friauler sind sprachlich von den übrigen Italienern streng zu trennen. In Lombardo-Venetien ist die Einwirkung des germanischen Elementes unverkennbar; die Piemontesen sind, abgesehen von der Sprache, weit mehr Kelten als Romanen. In Sizilien u. Neapel hat die Bevölkerung viel von Arabern u. Normannen angenommen. Der fremdsprechende Theil der Bevölkerung J.s wird gebildet aus 140,000 Franzosen, welche 122 Gemeinden in den Kreisen Aosta, Pinerola u. Susa der Provinz Turin bilden, aus 27,000 Slaven in der Provinz Udine, aus 21,000 Griechen in 9 calabrischen u. apulischen Gemeinden, aus 56,000 Albanesen, welche als Reste der im 15. Jahrh. vor den Türken geflüchteten Arnauten zerstreut in Süditalien u. Sizilien leben, aus 21,000 Deutschen, die am südl. Abhange des Monte Rosa u. in den Gebirgen oberhalb Verona u. Vicenza sitzen, u. aus den Fremden, die alljährlich zu Tausenden über die Alpen gehen, um sich an den Schätzen ital. Kunst u. den Reizen der Natur dieses Landes zu erheben. Am stärksten bevölkert sind Ligurien, Lombardei u. Campanien, wo 1 □M. mehr als 8000 E. trägt; zunächst kommt Venetien mit mehr als 6000 E., Emilia u. die Marken mit mehr als 5000 E., am schwächsten die Basilicata mit 2633 E. u. Sardinien mit 1446 E. auf 1 □M. — Die Urtheile über den ital. Nationalcharakter gehen weit auseinander, weil die Bewohner der einzelnen Landestheile sehr verschiedene Charaktere zeigen u. sehr Vieles in J. dem nordischen Fremdling mangelt, was er für ein genußreiches Leben als unentbehrlich hält. Der Italiener ist fleißig u. genügsam, er macht trotz der weiten Reise selbst dem Norddeutschen bei Wasser- u. Erdbauten Konkurrenz; seine Bedürfnißlosigkeit u. Nüchternheit ist nicht nur eine Folge der klimatischen Verhältnisse, sondern auch eine Tugend; er ist anstellig, faßt leicht auf u. hält in der Arbeit aus. Vor Allem zeigt er Geschmack; der Einfluß der Antike ist während des ganzen Mittelalters in J. wach geblieben u. hat in dessen Bevölkerung jenen Formensinn erhalten, der sich nicht blos in Musik u. Dichtkunst, Malerei u. Plastik zeigt, sondern auch in der Sprache u. Tracht, im Gewerbe u. selbst in dem gewöhnlichen Verkehre sich offenbart. In der Kunstindustrie nimmt J. einen hervorragenden Platz ein. Die Anspruchslosigkeit ist aber auch gepaart mit einem bedenklichen Mangel an Ordnung u. Reinlichkeit, u. die Lebhaftigkeit des Geistes wird nur allzuhäufig zu einer Leidenschaft, welche bes. im politischen Parteileben die ärgsten Excesse herbeigeführt hat. Ein schlimmer Charakterzug des Süditalieners ist die Geringschätzung des Lebens u. Eigenthums. Die Schattenseiten im ital. Volkscharakter sind zum Theil eine Folge des Priestereinflusses, der staatlichen Mißwirthschaft u. des mangelhaften Unterrichts gewesen.

Der Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, doch steht derselbe bei weitem noch nicht auf der Stufe, wie in England, Frankreich od. Deutschland, zum Theil deshalb, weil gerade in den fruchtbarsten Landestheilen, wie in der Potiefebene, der meiste Grund u. Boden in den Händen großer Grundbesitzer ist u. von den Bauern nur als Pachtern bewirthschaftet wird. In Norditalien ist der Feldbau, in Mittel- u. Süditalien der Terrassenbau vorherrschend. Von dem gesammten Areal sind 85% kultivirt, der Rest entfällt auf die Gebirge, Sümpfe u. wüsten Ebenen. Mehr als der dritte Theil der Gesammtbevölkerung treibt Landwirthschaft. Von dem produktiven Boden kommen 48% auf Acker- u. Weinland, 25% auf Wiesen u. Weiden, 5% auf Oliven- u. Kastanienwälder u. 22% auf die Forste. Die wichtigsten Produkte des Ackerbaues sind Mais u. Reis (Lombardei, Venetien, Piemont, Emilia), von denen bedeutende Mengen zur Ausfuhr kommen, Weizen, dessen Anbau aber die Bedürfnisse des Landes nicht deckt, Gerste u. Hafer (Neapel, Sizilien) u. Hülsenfrüchte (Piemont). Von Gewerbe- u. Handelspflanzen werden kultivirt Hanf (Prov. Bologna, Ferrara, Neapel), Flachs (Lombardei), Tabak, dessen Kultur Staatsmonopol ist, Baumwolle (Neapel, Sizilien), Krapp, Safran, Anis, Senf u. sogar etwas Zuckerrohr (Calabrien, Sizilien). An Baumfrüchten exportirt J. vorzügliche Pfirsichen, Nüsse, Orangen, Citronen, Apfelsinen, Feigen, Datteln, Mandeln, Pistazien, Johannisbrot, Kastanien, welche letztere im Lande selbst vielfach als Brotsurrogat dienen. Der wichtigste Kulturbaum ist für J. der Oelbaum, der mit Ausschluß der höheren Gebirge fast in allen Theilen des Landes gedeiht, woher J. mehr Oel als irgend ein anderes Land Europa's liefert. Trotz des großen heimischen Verbrauches werden davon jährlich über 50 Mill. Kg. ausgeführt; die besten Sorten stammen aus den südl. Provinzen. Die weitverbreitete Seidenzucht bedingt ausgedehnte Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, bes. in der nordital. Ebene. Wenige Gebirgsgegenden ausgenommen, wird der Wein in allen Landschaften mit großem Erfolg angebaut u. J. in der Produktion desselben nur von Frankreich übertroffen; in der Ausfuhr steht J. aber hinter diesem weit zurück, weil die Behandlung eine wenig rationelle ist. Den meisten Wein erzeugten Sizilien, die Emilia, Venetien u. Ligurien. Mit Rosinenkultur beschäftigt man sich bes. auf Sizilien u. Calabrien.

Die Viehzucht hat keine hervorragende Bedeutung, die Anzahl der Pferde ist gering, größer die der Esel u. Maulthiere. Das Rindvieh liefert Mastochsen zur Ausfuhr u. vortrefflichen Käse (Lombardei). Bei Pisa ist eine Herde von Dromedaren einheimisch geworden. In Unteritalien ist das Schwein das wichtigste Hausthier, in den Gebirgen die Ziege. Unter allen Ländern Europa's besitzt J. die stärkste Seidenraupenzucht, welche jährlich ungefähr für 100 Mill. Lire Cocons liefert. — Die Forste sind schlecht bewirthschaftet u. machen eine

beträchtliche Einfuhr von Holz nothwendig. Die Jagd kann nur in den Alpen (Steinböcke, Gemsen, Bären, Luchse) in größerem Umfange betrieben werden. Die Fischerei, bes. der Fang von Thunfischen, Makrelen u. Sardellen, u. der Korallenfang beschäftigen zahlreiche Schiffe in Venedig, Spezia, Neapel u. an den Küsten Siziliens, Sardiniens u. der anderen Mittelmeerinseln.

Die Industrie hat infolge der staatlichen Einigung J.s u. der Durchführung der Gewerbefreiheit einen bedeutenden Aufschwung genommen u. beschäftigt gegenwärtig etwa 13% der Bevölkerung, doch genügen bei weitem noch nicht alle Zweige der gewerblichen Thätigkeit den inländischen Bedürfnissen. Vortheilhaft haben nach dieser Seite hin die in den letzten Jahren in den größeren Städten errichteten Handels- u. Gewerbekammern, Industriemuseen u. gewerblichen Bildungsanstalten eingewirkt. Der Maschinenbau beschäftigt große Fabriken, bes. in der Lombardei u. Ligurien (Genua). In der Eisenindustrie nimmt die Lombardei (Mailand, Como, Brescia) den ersten Rang ein, wie auch hier die Schafwollen- u. Baumwollenmanufaktur am stärksten vertreten ist. An der Seidenindustrie betheiligen sich alle Landestheile, mit Ausnahme der Abruzzen, der Basilicata u. der Insel Sardinien. Für die Seidenspinnerei werden fast 3 Mill. Spindeln in Bewegung gesetzt, die Seidenweberei wird am meisten in Como u. Genua betrieben. Die Flachs- u. Hanfindustrie beschäftigt ungefähr 500,000 Menschen u. 20,000 Spindeln, ohne aber den inländischen Bedarf zu decken. Die Fabrikation von Lederwaaren ist in Oberitalien u. den neapolitanischen Provinzen, die von Papier in Ligurien am blühendsten. Im Schiffbau nimmt J., bes. Ligurien, unter den Mittelmeerstaaten einen ansehnlichen Platz ein. —



Nr. 3509. Neapolitanischer Wagen.

Von hervorragender Bedeutung ist die ital. Kunstindustrie, welche seit dem Alterthume in diesem Lande eine vorzügliche Pflege gefunden hat. Berühmt sind die Gold- u. Silberwaaren Roms, Mailands, Neapels u. Venedigs, die toskanischen Marmor- u. Alabasterwaaren, die Mosaiken von Rom, Florenz, Venedig u. Neapel, die Terracotten von Florenz, Ferrara u. Neapel, die venetianischen Glaswaaren 2c.; außerdem sind noch nennenswerthe Zweige der ital. Gewerbthätigkeit die Fabrikation von Hüten, musikalischen Instrumenten, Darmsaiten u. Handschuhen.

Der Bergbau, welcher im Alterthum in J. sehr stark betrieben wurde, hat gegenwärtig für den Nationalwohlstand eine nur geringe Bedeutung; das wichtigste Produkt desselben ist der Schwefel, auf welchen allein in Sizilien 368 Minen in Betrieb sind u. von dem jährlich über 3½ Mill. Centner ausgeführt werden; der Kupferbergbau gewährt ein durch seine Reinheit geschätztes Produkt u. beschäftigt 34 Minen; die reichen Bleibergwerke Sardiniens liefern ⅔ der Gesammtproduktion J.s; die Eisengruben befriedigen aber den inländischen Bedarf nicht, von großer Wichtigkeit ist noch der Salinenbetrieb, für welchen in J. mit Ausnahme Siziliens u. Sardiniens das Staatsmonopol gilt. Der Kohlenbergbau giebt einen sehr unbeträchtlichen Ertrag.

Der Handel J.s wird begünstigt durch die vortheilhafte maritime Lage des Landes u. durch die guten Häfen der reich entwickelten Küste u. gefördert durch zahlreiche Eisenbahnen, an denen nur der S. noch Mangel leidet, u. durch verhältnißmäßig gute Straßen. Kanalanlagen ist die Bodengestaltung der Halbinsel nicht förderlich. Die Natur des Landes giebt dem Seehandel ein großes Uebergewicht über den Landhandel. J. besitzt im Ganzen 298 Landungsplätze, von denen die wichtigsten am Ligurischen u. Tyrrhenischen Meere liegen. Die Haupthäfen sind Genua, Livorno, Messina, Neapel, Venedig, Palermo, Trapani u. Castellamare; die wichtigsten Plätze für den Binnenhandel Mailand, Turin, Florenz, Bologna, Verona, Rom. Von dem Handel ernähren sich im Durchschnitt 3% der Gesammtbevölkerung. Im J. 1872 betrug die Ausfuhr 1,288,300,000 Lire, die Einfuhr 1,306,400,000 Lire. Der größte Export erfolgte nach Frankreich, am Import hatte Großbritannien den bedeutendsten Antheil, die dritte Stelle im auswärtigen Handelsverkehr J.s nimmt Oesterreich-Ungarn ein. In den ital. Häfen kamen 1872 123,957 Schiffe von 12,056,528 Tonnen an. Die ital. Handelsmarine bestand am 1. Jan. 1874 aus 29,111 Schiffen von 1,071,850 Tonnen, darunter waren 10,712 Segler u. 133 Dampfer als registrirte Schiffe (für lange Fahrt, Küstenfahrt u. Fischfang), 8712 Schiffe für Hafen- u. Küstendienste u. 9554 Fischerbarken. Auf dieser Marine waren 193,400 Seeleute thätig. Die Ende 1873 in Betrieb befindlichen Eisenbahnen hatten eine Länge von 904 M., die Telegraphenlinien von 2645 M., einschließlich der 24 M. langen unterseeischen Kabel. — Als Normalmünze gilt in J. die Lira nuova = 1 Franc = 80 Pfennige, welche in 100 Centesimi getheilt ist.

Die Volksbildung ist eine sehr niedrige, der Volksunterricht noch recht mangelhaft u. unzureichend. Die Fürsorge der Regierung hat noch nicht vermocht die Schäden zu heilen, welche eine Jahrhunderte alte Priesterherrschaft der intellektuellen Kultur geschlagen hatte. Die geistig am weitesten vorgeschrittenen Landestheile sind Piemont, Lombardei, Venetien u. Toscana, am tiefsten stehen die Gebiete des ehemaligen Kirchenstaates u. die neapolitanischen Provinzen, Sizilien u. Sardinien. Unter 100 Rekruten sind ungefähr 65 des Lesens u. Schreibens unkundig. Der Elementar-Unterricht ist obligatorisch, der Besuch der 39,658 Volksschulen aber trotzdem sehr schwach, denn 1871 kamen auf 1000 E. nur 60 Schüler, nur ⅗ von den Verpflichteten. Als Mittelschulen bestanden 1870: 352 Gymnasien, 272 technische Schulen, 142 Lyceen u. 89 Gewerbeschulen. Akademischer Unterricht wurde ertheilt in 17 königl. Universitäten (Bologna, Catania, Genua, Messina, Neapel, Palermo, Pavia, Pisa, Padua, Rom, Turin, Cagliari, Modena, Parma, Sassari, Siena, Macerata), in 4 freien Universitäten (Ferrara, Perugia, Camerino, Urbino), einer päpstlichen Universität, auf den theologischen Seminarien an den Bischofssitzen, dem höheren Studien-Institut zu Florenz, der wissenschaftlich-literarischen Akademie zu Florenz u. einer Reihe von Fachschulen für Medizin, Ingenieurwissenschaft, Handel, Schiffahrt, Ackerbau u. Montanindustrie. Dem Kunstunterricht sind 25 Akademien u. Institute gewidmet. Die höchste Lehranstalt für das Militär ist die höhere Kriegsschule zu Turin.

Kirchenwesen. Als Staatsreligion ist der römische Katholizismus offiziell anerkannt, doch jedem Anhänger eines anderen Bekenntnisses die Ausübung des Kultus u. der politischen u. bürgerlichen Rechte gewährleistet. Die Zahl der Nichtkatholiken J.s belief sich 1872 auf 81,000 S., darunter waren 40,000 Evangelische, von denen etwa die Hälfte auf die Gemeinde der Waldenser im Kreise Pinerolo entfallen, 35,000 Israeliten u. 6000 andere Glaubensverwandte. Das Oberhaupt der ital. Staatskirche ist der Papst (s. d.), welcher zu Rom residirt, von der ital. Regierung als Souverän behandelt wird u. von derselben eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire erhält. Seine Paläste sind der Gerichtsbarkeit des Staates nicht unterworfen, er selbst ist in der Ausübung seiner geistlichen Funktionen vollständig frei, die freie Ernennung zu allen geistlichen Aemtern u. Pfründen ist ihm garantirt. — Das Verhältniß zwischen Staat u. Kirche ist durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 geregelt worden. Neben dem Papste steht das Kardinalkollegium, bestehend aus 6 Kardinal-Bischöfen, 37 Kardinal-Priestern u. 8 Kardinal-Diakonen. In J. bestehen 47 Erzbisthümer, 217 Bisthümer u. 8 Abteien. Die Zahl der Geistlichen beläuft sich etwa auf 100,000, die meisten leben in den römischen u. neapolitanischen Provinzen. Die Klöster sind durch königl. Dekrete von 1866 u. 1873 aufgehoben worden; vorher waren im ganzen Lande ungefähr 3000 vorhanden, in denen 36,000 Mönche u. 47,000 Nonnen Unterkommen gefunden hatten; seitdem sind die Güter der Klöster vom Staate eingezogen u. ihren Insassen Jahrespensionen gewährt worden. Die Waldenser bilden 16 Pfarreien, folgen im Gottesdienste den Gebräuchen der reformirten Kirche u. besitzen in einer Synode die oberste Kirchengewalt.

Staatsverfassung. J. ist eine konstitutionelle erbliche Monarchie; seine Verfassung beruht auf derjenigen Sardiniens vom 4. März 1848,

welche auf die annektirten Länder ausgedehnt worden ist. Der Thron vererbt sich im Mannsstamme des königl. Hauses von Savoyen. Der König, welcher den Titel „... von Gottes Gnaden u. durch den Willen der Nation König von J." führt, bekennt sich zur römisch katholischen Kirche u. wird mit 18 Jahren großjährig. Der Kronprinz führt das Prädikat „Fürst von Piemont." Dem Könige gebührt die Handhabung der vollziehenden Gewalt ausschließlich; er residirt in Rom u. genießt (1873) eine Civilliste von 12,250,000 Lire. Die Volksvertretung besteht aus zwei Kammern; der Senat besteht aus den Prinzen des königl. Hauses u. aus Mitgliedern, die der König in unbeschränkter Zahl aus den höchsten geistlichen u. weltlichen Würdenträgern des Königreiches, hervorragenden Männern der Kunst u. Wissenschaft u. den Höchstbesteuerten des Landes zu wählen hat. Die Deputirtenkammer wird gewählt von allen Bürgern des Staates, welche das 25. Lebensjahr vollendet haben, lesen u. schreiben können u. mindestens 40 Lire direkte Staats- od. Provinzialsteuern zahlen. Beide Kammern tagen jährlich gleichzeitig in öffentlichen Sitzungen zu Rom. Die vollziehende Gewalt übt der König durch die verantwortlichen Minister aus. Neben diesen steht der Staatsrath. Als oberste Justizbehörden bestehen Kassationshöfe zu Turin, Florenz, Neapel u. Palermo, 24 Appellationshöfe u. ein Rechnungshof für das Königreich zu Florenz. Nach den organisatorischen Gesetzen vom 30. Sept. 1873 besteht für die Armee allgemeine Wehrpflicht. Das ganze Land ist in 7 Generalkommandos getheilt. Das jährliche Kontingent beträgt 100,000 Mann. Die Landmacht zerfällt in das „stehende Heer" u. in die „mobile Miliz". Ersteres umfaßt in der Normalfriedensstärke nach dem Effektivstand am 1. Juli 1874: 13,692 Offiziere, 203,279 Mannschaften unter der Fahne, 192,672 Urlauber, zusammen also 395,951 Mann; die Ersatzreserve wird gebildet aus 148,004 Mann u. die Provinzialmiliz aus 2535 Offizieren u. 279,872 Urlaubern, also aus 282,407 Mann. Demnach zählt die gesammte ital. Armee auf Kriegsfuß 17,145 Offiziere u. 823,827 Mann. Die Kriegsflotte hatte am 1. Januar 1874 einen effektiven Stand von 61 Kriegsschiffen (darunter 23 Panzerschiffe) von 156,593 Tonnen Gehalt, mit 17,787 Mann u. 627 Kanonen, außerdem noch von 19 Transportdampfern von 20,929 Tonnen Gehalt mit 1524 Mann u. 28 Kanonen.

Die Finanzen haben in den letzten Jahren stets ein Defizit gezeigt; 1873 betrugen die Ausgaben 1,384,618,021 Lire, die Einnahmen 1,290,785,269 Lire. Die Staatsschuld belief sich am 1. Jan. 1874 auf 9,851,731,566 Lire.

Für die Verwaltung ist J. in folgende Landschaften u. Provinzen eingetheilt: Piemont (531,5 □M., 2,899,564 E.): Alessandria, Cuneo, Novara, Turin; Ligurien (96,7 □M., 843,812 E.): Genua, Porto Maurizio; Sardinien (442 □M., 636,660 E.): Cagliari, Sassari; Lombardei (427,3 □M., 3,460,824 E.): Bergamo, Brescia, Como, Cremona, Mantua, Mailand, Pavia, Sondrio; Venetien (426,1 □M., 2,642,807 E.): Belluno, Padua, Rovigo, Treviso, Udine, Venedig, Verona, Vicenza; Emilia (372,6 □M., 2,113,828 E.): Bologna, Ferrara, Forli, Modena, Parma, Piacenza, Ravenna, Reggio; Marken (176,2 □M., 915,419 E.): Ancona, Ascoli Piceno, Macerata, Pesaro u. Urbino; Umbrien (175 □M., 549,601 E.): Perugia; Toscana (437 □M., 2,142,525 E.): Arezzo, Firenze, Grosseto, Livorno, Lucca, Massa e Carrara, Pisa, Siena; Latium (216,1 □M., 836,704 E.): Rom; Abruzzen u. Molise (314 □M., 1,282,982 E.): Chieti, Teramo, Aquila, Campobasso; Campanien (326,5 □M. 2,754,592 E.): Benevent, Neapel, Salerno, Avellino, Caserta; Apulien (401,6 □M., 1,420,892 E.): Foggia, Bari, Lecce; Basilicata (193,4 □M., 510,543 E.): Potenza; Calabrien (313,4 □M., 1,206,302 E.): Catanzaro, Cosenza, Reggio; Sizilien (531 □M., 2,584,099 E.): Caltanisetta, Catania, Girgenti, Messina, Palermo, Siracusa, Trapani. — Ueber die politische Geographie des alten J.s s. d. Art. „italische Völker u. Landschaften".

Städte Italiens mit mehr als 60,000 Einw. (Census v. 31. Dez. 1871).

Neapel (Napoli) . . .	415,549 E.	Venedig (Venezia) . .	128,094 E.
Rom (Roma)	219,608 „	Florenz (Firenze) . .	123,463 „
Mailand (Milano) . .	199,009 „	Bologna	89,104 „
Turin (Torino)	192,443 „	Catania	83,496 „
Palermo	186,145 „	Livorno	80,914 „
Genua (Genova) . . .	130,269 „	Messina	70,307 „
Verona	60,049 E.		

Geschichte. I. Periode. Von dem Ende der Völkerwanderung bis zum Beginn der Karolingischen Herrschaft (476–774 n. Chr.). Während die Geschichte J.s bis zum Ausgange der Völkerwanderung zusammenfällt mit der Geschichte Roms u. des Römischen Reiches (s. d.), tritt J. nach dem Untergange desselben in größerer Selbständigkeit auf. Mit Hülfe seiner deutschen Kriegerscharen, die schon damals ein wichtiges ethnographisches Element in der ital. Bevölkerung bildeten, hatte Odoaker 476 (s. d.) dem Weströmischen Reiche ein Ende gemacht u. sich hierauf selbst zum Könige von J. erhoben.



Nr. 3510. Auf dem Wege von Pavia nach Mailand.

Doch die germanischen Völker gewannen erst unter Theodorich (s. d.) ein Uebergewicht, welcher 493 mit seinen Ostgothen J. unterwarf u. ein volles Reich errichtete, in welchem Germanismus u. Romanismus sich gegenseitig durchdrangen. Der Sturz des Ostgothenreiches durch Belisar u. Narses unter Justinian 536–555 brachte J. wieder an das Oströmische Kaiserreich; doch vermochten dessen Statthalter (Exarchen) nicht, das Land gegen die damals stark andringenden deutschen Völker zu schirmen.



Nr. 3511. Oberitalische Trachten.

Die Longobarden eroberten 568 den größten Theil J.s; byzantinisch blieben nur das Exarchat Ravenna u. das Patriziat Sizilien; zu ersterem wurde auch die Herrschaft Venedig u. das Herzogthum Rom gerechnet, in welchem ein von Byzanz zu bestätigender Patrizier regierte. Kirchliche Streitigkeiten entfremdeten aber die ital. Besitzungen dem byzantinischen Hofe, während das Reich der Longobarden trotz blutiger Palastrevolutionen seine Grenzen erweiterte u. durch treffliche Gesetze die inneren Verhältnisse des vielfach zerrütteten Landes ordnete u. befestigte. Das germanische Wesen schwand im 7. u. 8. Jahrh. immer mehr unter den Einflüssen der romanischen Kultur, u. es bildete sich in jenen Zeiten durch die Verschmelzung beider Nationen die ital. Nationalität. Venedigs Macht wuchs heran durch Handel u. Schiffahrt, seine Verfassung nahm einen republikanischen Charakter an; Rom aber, über welches sich die Päpste, bald nachdem der Kaiser Konstantin Kopronymus (744) an sie zwei kaiserliche Kammergüter vergeben hatte, eine gewisse Herrschaft zu verschaffen wußten, trat in einen um so entschiedeneren Gegensatz zu den Longobarden, als diese Arianer waren u. nach voller Herrschaft in J. strebten. Die Päpste wandten sich um Beistand an das

Frankenreich. Pipin wurde zum römischen Patrizier ernannt, kam nach Italien u. besiegte den Longobardenkönig Aistulph (754–755), welcher das von ihm den Byzantinern abgenommene Exarchat Ravenna Stephan II. übergeben mußte. Karl d. Gr., welcher dem Papste diese Schenkung Pipin's bestätigte, vereinigte nach dem siegreichen Kriege gegen Desiderius (773–774) das Longobardenreich mit dem fränkischen

II. Periode. Die Herrschaft der Karolinger u. das Zwischenreich (774–961). Karl d. Gr., 800 durch den Papst zum Kaiser gesalbt, konnte seine Herrschaft nur im oberen u. mittleren J. zur vollen Anerkennung bringen; die durch den Handel mächtig gewordenen Handelsstädte im S., wie Neapel, Amalfi u. Gaëta u. das Herzogthum Benevent, leisteten mit Erfolg Widerstand, u. Byzanz behauptete seine südl. Besitzungen. Bei der Theilung von Verdun 843 fiel J. mit der Kaiserwürde an Lothar, von diesem kam es 850 an Ludwig II., 880 erhielt Karl der Dicke über dasselbe die Herrschaft. Die schwache Regierung dieses Kaisers begünstigte aber das Streben longobardischer Großen nach Selbständigkeit, u. seine Absetzung (887) ließ den Bürgerkrieg in J. entbrennen. Berengar I. von Friaul wurde 888 zum Könige von J. gekrönt, ward aber von Guido von Spoleto geschlagen, u. Letzterer erhielt 891 aus den Händen des Papstes die Kaiserkrone. Diesem folgte sein Sohn Lambert (894–898), welcher sich gegen den deutschen Kaiser Arnulf in ruhigem Besitze der Lombardei u. der angrenzenden Landstriche behauptete. Nach dessen Tode kämpfte wieder Berengar um die Herrschaft, erlitt aber von den Magyaren, welche von O. eindrangen, eine schwere Niederlage. Ludwig von Niederburgund, welcher 901 vom Papste zum Kaiser gekrönt worden war, wurde von Berengar (905) überfallen u. geblendet, doch führte Letzterer nur den Namen eines Königs von J., wovon die nördlichen u. mittleren Landschaften noch in den Händen einzelner räuberischer Tyrannen blieben u. im S. die Griechen u. Mohammedaner hausten. Die Macht Berengar's wurde nicht größer, als er 915 vom Papste die Kaiserwürde erhielt; er konnte sich gegen Rudolf von Oberburgund, der 923 sich vom Erzbischof Lambert von Mailand zum Könige krönen ließ, nicht halten u. wurde 924 ermordet. Gegen Abtretung des Arelatischen Reiches überließ Rudolf J. 930 dem Grafen Hugo von der Provence, dessen grausame Herrschaft aber durch Berengar II. von Ivrea, seinen Neffen, gestürzt wurde. Sein Sohn Lothar folgte Hugo, starb aber 950, angeblich von Berengar vergiftet. Als Letzterer nun dessen Wittwe Adelheid zur Ehe mit seinem Sohne Adelbert zwingen wollte, wandte sich diese schutzflehend an den deutschen König Otto I., welcher 951 nach J. kam, Berengar besiegte u. sich selbst in Pavia als König der Longobarden krönen ließ. Berengar blieb zwar noch bis 961 in der Würde eines Königs von J., wurde aber von Otto abgesetzt u. dieser selbst zum Könige u. 962 zum Kaiser gekrönt. Im S. standen die Republiken Neapel, Amalfi u. Gaëta dem longobard. Herzogthum Benevent noch selbständig gegenüber u. bekämpften mit diesem die Sarazenen, welche seit 830 in Apulien festen Fuß gefaßt hatten. Diese wurden jedoch erst mit Hülfe der Griechen unterworfen, worauf diese sich die eroberten Gebiete aneigneten.

III. Periode. J. unter den römisch-deutschen Kaisern (961 bis 1056). Otto I. kämpfte mit den Griechen ohne Erfolg, wußte aber nicht allein den Papst von sich abhängig zu machen, sondern auch die kaiserliche Macht durch Verleihung von ital. Lehen an Deutsche zu kräftigen, u. begründete die Blüte nordital. Städte durch bedeutsame Vorrechte. Der Versuch Otto's II., als Gemahl einer byzantinischen Prinzessin, die südital. Länder den Griechen zu entreißen u. sie dem Kaiserreiche hinzuzufügen, scheiterte durch die Schlacht bei Basantello (982). Dagegen stellte Otto III. durch drei Römerzüge (996, 998, 1000) in Rom, das sich unter Crescentius fast unabhängig gemacht hatte, die kaiserliche u. päpstliche Autorität wieder her. Nach seinem Tode (1002) wählte aber eine ital. Nationalpartei den Markgrafen Hardwin von Ivrea zum König von J.; dieser unterlag zwar Heinrich II., doch konnte weder dieser noch Konrad II. dem durch innere Kämpfe immer tiefer zerrütteten Lande Frieden u. Ordnung u. der deutschen Herrschaft Anerkennung verschaffen. Glücklicher war Heinrich III., welcher wenigstens seinen Einfluß auf die Papstwahl zu wahren verstand.

IV. Periode. J. während des Kampfes zwischen Kaiser u. Papstthum (1056–1259). Einer Reihe von deutschen Päpsten folgte mit Gregor VII. (s. d.) ein Italiener, welcher das erwachende Nationalgefühl seines Volkes für den Kampf der Kirche gegen Heinrich IV. (s. d.) zu benutzen verstand u. sich hierbei bes. auch auf die Herrschaft der Normannen stützte. Diese hatten sich seit 1040 in Calabrien u. Apulien festgesetzt u. seit 1060 sich auch Siziliens bemächtigt. Während so im S. sich die kleinen Staaten zu einer kräftigen Großmacht vereinigten, hatte sich Norditalien zum größten Theil in eine Anzahl von kleineren politischen Gemeinwesen zersplittert, unter denen die Handelsrepubliken von Genua, Venedig u. Pisa eine hervorragende Stelle einnahmen. Gregor vermochte zwar nicht ganz J. für seine Politik zu gewinnen, durch seinen Einfluß in Deutschland isolirte er aber doch den Kaiser u. zwang ihn zur schimpflichen Buße in Canossa (1078), ohne jedoch hierdurch der durch Gegenpapst u. Gegenkaiser hervorgerufenen Verwirrung zu steuern. Urban II. wußte selbst die Söhne Heinrich's IV. gegen diesen aufzuhetzen; Konrad wurde 1093 König von J. u. Heinrich stürzte seinen Vater. Mit der Thronbesteigung Heinrich's V. (s. d.) änderte sich aber dessen Verhältniß zum Papste, bes. durch den Streit um die Erbschaft der Gräfin Mathilde von Tuscien, welcher erst 1132 unter Lothar dadurch entschieden wurde, daß der Kaiser diese Besitzungen vom Papste zu Lehen nahm. Unterdessen war die Normannenherrschaft im S. J.s unter Roger II. 1127 durch Vereinigung von Sizilien mit Calabrien u. Apulien zu einem „Königreich beider Sizilien" gediehen, u. im N. hatte sich Mailand durch glückliche Kriege gegen andere Städte, bes. gegen Como, zur ersten Macht der Lombardei emporgeschwungen, der sich allerdings ein um Pavia sich scharender Städtebund entgegenstellte. Die Kämpfe zwischen der hohenstaufischen u. welfischen Partei in Deutschland setzten sich bald auch in J. als Streit der Ghibellinen u. Guelfen fort, zuerst unter Konrad III., dann in schrofferer Weise unter Friedrich I. Barbarossa (1152–1190), nur mit dem Unterschiede, daß die Guelfen J.s die national-päpstliche Partei repräsentirten, während die Ghibellinen an der Idee eines römischen Kaiserthums festhielten. Letzterer Partei arbeitete indirekt die römische Demokratie in die Hände, welche unter Arnold von Brescia (s. d.) vorübergehend Rom eine republikanische Verfassung aufzwang. Während Friedrich I. in seinem Kampfe gegen die mächtigen nordital. Städte u. den mit diesen verbündeten Papst seine durch den Reichstag auf den Roncalischen Feldern ausgesprochenen autokratischen Prinzipien nicht zur Geltung zu bringen vermochte, sondern nach der unglücklichen Schlacht von Legnano (1176) sich zum Frieden von Konstanz (1183) bereit finden lassen mußte, gelang es ihm doch, durch die Vermählung seines Sohnes mit der normannisch-sizilischen Erbprinzessin Constantia (1186) Süditalien an sein Haus zu bringen u. dadurch dem Papstthum eine bedeutende Stütze zu entziehen. Indem aber Heinrich VI. (1190–1197) sein Augenmerk bes. auf die Erhaltung dieses Reiches richtete, versäumte er, thatkräftig in die bes. in Norditalien wüthenden Kämpfe zwischen Guelfen u. Ghibellinen einzugreifen, u. beförderte indirekt den immer weiter um sich greifenden politischen Zerfall jener Landschaften. Die Verwirrung, welche durch die Minderjährigkeit seines Nachfolgers Friedrich II. entstand, benutzte Papst Innocenz III. (1197), die Einwohner der Mark Ancona u. des Herzogthums Spoleto zur Verjagung der Deutschen zu bewegen u. die geräumten Landestheile unter seiner Herrschaft zu vereinigen u. so den Kirchenstaat zu begründen; 1209 schloß der Gegenkaiser Otto IV. einen Vertrag, in dem er dem Papste die Mark Ancona, das Herzogthum Spoleto, die Mathildischen Erbgüter, die Grafschaft Bertinoro, das Exarchat von Ravenna u. die Pentapolis als freien Besitz zusicherte. Unter Friedrich II. (1197–1250) theilten sich fast alle größeren Städte des nördlichen u. mittleren J.s in die sich mit der tiefsten Erbitterung bekämpfenden Parteien der Guelfen u. Ghibellinen, u. der aufs Neue auflebende guelfische Städtebund der Lombardei erneuerte den Krieg gegen das Reichsoberhaupt, während Neapel u. Sizilien gerade unter diesem freisinnigen Kaiser sich einer bedeutenden Kulturentfaltung zu erfreuen hatten u. durch Ausbildung der Verfassung u. Erweiterung des Parlamentes zuerst die Keime eines modernen Staatslebens entwickelten. Als Ezzelino (s. d.) von Verona in der Lombardei u. selbst im Kirchenstaate das Ansehen des Kaisers wieder hergestellt hatte, starb dieser (1250), während er gegen die Stadt Rom einen Kriegszug rüstete. Hiermit war die Niederlage der ghibellinischen Partei entschieden, die auch durch die Tapferkeit Enzio's (s. d.) u. Manfred's (s. d.) nicht aufgehalten werden konnte. Am längsten hielt sich in der trevisanischen Mark Ezzelino, bis auch er von den Guelfen besiegt wurde. Gerade diese inneren Kriege begünstigten das Aufkommen kleiner Tyrannen u. schädigten die freie Entwickelung der ital. Staaten u. Städte außerordentlich.

V. Periode. J. vom Ausgang der Hohenstaufen bis zur Bildung der neuen Staaten (1259–1530). Das Ende der hohenstaufischen Herrschaft bezeichnet in J. den Sieg der päpstlich nationalen Partei, welcher sich am schärfsten durch die Gestalt Karl's I. von Anjou, des Beherrschers von Neapel, charakterisirt, u. den Untergang des deutschen Einflusses in den mittleren u. südl. Landschaften. Der Kampf der Guelfen u. Ghibellinen dauerte aber trotzdem fort, nur waren die ersteren repräsentirt durch die Anhänger Karl's, letztere durch seine Gegner, welche zugleich die Feinde der päpstlichen Uebermacht waren. Der Zwiespalt der nord- u. mittelital. Städterepubliken, die sich theilweise zu einer demokratischen Regierungsform durchkämpften, hinderte nicht ihre Machtentwickelung, bes. die Genua's, Pisa's u. Venedigs, welche Städte den Handel im Mittelmeer u. Orient beherrschten; der sich freier regende Volksgeist äußerte sich jetzt auch in der Beseitigung drückender

Tyrannen; so verloren nam. die Visconti (s. d.) in Mailand vorübergehend ihre Herrschaft, u. Florenz behauptete seine republikanische Selbständigkeit inmitten allgemeiner Wirren, welche auch der Römerzug Heinrich's VII. (s. d.) nicht beseitigen konnte. In Pisa kam 1314 die Herrschaft an Uguccione della Fagginola, in Lucca 1316 an Castruccio Castracani, in Padua 1318 an Carrara, in Mantua 1328 an die Gonzaga, in Ferrara an die Este, in Verona an die Scala. Die Visconti erhielten durch Erbschaft Alessandria u. Cremona. Infolge dieser Zersplitterung blieben ebenso die Versuche Robert's von Neapel, seinen Einfluß auch über das übrige J. auszudehnen, wie das Streben des Deutschen Kaisers, Ludwig's d. Bayern (1330), u. Johann's von Böhmen (1330), die röm. Politik ihrer Vorgänger zu erneuern, erfolglos. In Norditalien organisirte Florenz den Widerstand gegen die Scala; in Rom, das von adeligen Parteien zerrissen war, errichtete Cola di Rienzi (1347—1354) eine Republik nach antikem Muster. Heimgesucht durch Hungersnoth (1347), Pest (1348) u. zügellose Söldnerscharen, sah J. in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. auf der einen Seite die Sittlichkeit sinken, auf der anderen aber auch Poesie u. bildende Künste sich kräftig entwickeln. Der Römerzug Karl's IV. 1355 führte zwar vorübergehend zu einer Unterwerfung des nordl. u. mittleren J.s, scheiterte aber ebenso wie das Streben Innocenz' VI. (1354—60), die weltliche Herrschaft des Papstthums auf Unkosten städtischer Freiheit auszudehnen, an dem Freiheitsgefühl ital. Bürgerschaften. Norditalien zu einem größeren Staatswesen zu einen, versuchten die Visconti (s. d.), welche 1350 Bologna kauften, 1353 Genua unterwarfen, u. von denen Galeazzo Visconti 1395, nachdem beinahe die ganze Lombardei unter seine Herrschaft gebracht worden war, vom Kaiser Wenzel mit Mailand als Herzogthum belehnt wurde. Florenz aber verband sich 1425 mit den Venetianern u. erzwang im Frieden von Ferrara 1428 von Mailand die Abtretung aller Länder bis an die Adda. Als 1447 der Mannsstamm der Visconti ausstarb, folgte in der Herrschaft der Condottiere Franz I. Sforza, welcher auch Genua eroberte, während der östl. Theil von Oberitalien unter Venedig stand, in Florenz das Haus der Medici (s. d.) seine für die Kultur J.s so bedeutsame Herrschaft befestigte u. der Kirchenstaat wieder unter päpstliche Gewalt kam. An der Spitze der ital. Seeherrschaft stand (1400—1500) Venedig, das durch einen Sieg über Genua (1348) auch den Handel auf dem Schwarzen Meere an sich gerissen hatte. In Neapel folgte, als mit der Königin Johanna II. 1435 das Haus Anjou dort ausgestorben war, die Herrschaft des Arragon. Königshauses, welche Karl VIII. von Frankreich als Erbe der Anjou (1494—95) vergebens zu stürzen suchte, u. der erst 1503 durch Ferdinand den Katholischen ein Ende gemacht ward, worauf Neapel eine span. Provinz wurde. Papst Julius II., welcher den Kirchenstaat sich vollständig unterwarf, Ludwig XII. von Frankreich, der 1500 Mailand erobert hatte, Ferdinand u. Maximilian I. vereinigten sich 1508 in der Liga von Cambrai gegen die Venetianer, trennten sich aber bald; um das franz. Uebergewicht in Oberitalien zu brechen, ward 1509 zwischen den Venetianern, Spaniern u. Schweizern die sog. Heilige Liga geschlossen u. 1525 durch die Schlacht bei Pavia wie 1527 durch die Eroberung Roms das Uebergewicht der Habsburger in J. begründet; 1530 erhielten die Medici durch Karl V. die Fürstenwürde.

VI. Periode. J. unter fremdem Einfluß bis zur Franz. Revolution (1530—1789). Die Franzosen, welche 1536 Savoyen annektirt hatten, verloren dieses Land 1559 nach der Niederlage bei St. Quentin wieder, Genua erlangte durch Andrea Doria (s. d.) seine Freiheit von franz. Herrschaft, mit Parma ward 1556 Pietro Luigi Farnese belehnt u. 1553 Mailand u. Neapel von Karl V. an Philipp II. von Spanien gegeben. Der lange Friede, den J. in der 2. Hälfte des 16. u. im Anfange des 17. Jahrh. genoß, war für die Kulturentwickelung dieses Landes von der größten Bedeutung; der Erbstreit um Mantua u. Montferrat verwickelte zwar auch J. in den Dreißigjährigen Krieg, u. die Unternehmungen Ludwig's XIV. gegen Savoyen u. Piemont verschärften den Gegensatz zwischen Frankreich u. Spanien-Oesterreich, doch ward J. erst wieder durch den Span. Erbfolgekrieg in die großen Welthändel hineingezogen. Oesterreich erwarb 1706 durch Eroberung Mantua, Montferrat u. Mailand, trat aber Montferrat an Savoyen ab; an letzteres kam durch den Wiener Frieden 1738 auch Novara u. Tortona; Toscana wurde dagegen 1745 durch die Heirath des Herzogs Franz Stephan von Lothringen mit Maria Theresia eine Sekundogenitur der österr. Monarchie, während 1748 der span. Infant Don Carlos im Aachener Frieden Parma u. Piacenza als erbliches Herzogthum erhielt.

VII. Periode. J. von der Franz. Revolution bis zur Errichtung des Königreiches J. (1789—1861). Der österr.-span. u. der bourbon. Einfluß herrschten am Ende des vorigen Jahrhunderts in J., als die Franz. Revolution auch dort den nationalen Gedanken aufs Neue erweckte u. republikanische Ideen verbreitete. Die ersten Einfälle der Franzosen in Piemont (1792—94) waren erfolglos; als aber 1796 Napoleon den Oberbefehl übernahm, wurde Sardinien zur Abtretung von Savoyen u. Nizza an Frankreich gezwungen, die Lombardei erobert, 1797 die Länder diesseit des Po, mit Ausnahme des an Oesterreich abgetretenen Venedig, in eine Cisalpinische Republik, 1798 der Kirchenstaat in eine Röm., u. das Gebiet von Genua in eine Ligur. Republik verwandelt. König Karl Emanuel IV. von Sardinien mußte 1798 infolge eines republikanischen Aufstandes das Festland seines Reiches an Frankreich abtreten; aus Neapel ward 1799 eine Parthenopeische Republik gebildet, Toscana aber von Frankreich unter dem eigenen Fürsten verwaltet u. 1801 als „Königreich Etrurien" an den Prinzen Ludwig von Parma abgetreten, während Parma mit Frankreich vereinigt ward. Der Friede von Amiens 1801 zwang jedoch die Franzosen, Neapel, Rom u. Elba zu räumen. Die Cisalpinische Republik ward 1802 eine Ital. Republik unter Napoleon's Präsidentschaft, 1805 aber ein Königreich J., dessen König Napoleon u. Vizekönig Eugen Beauharnais wurde. Im Frieden von Presburg 1805 ward mit diesem neuen Reiche auch Venetien vereinigt; Neapel erhielt 1806 Joseph Bonaparte, 1808 Murat als Königreich mit Ausschluß Siziliens, dessen Herrschaft die engl. Flotte dem König Ferdinand sicherte; 1808 ward Etrurien von Frankreich vollständig annektirt u. Toscana 1809 der Schwester Napoleon's, Elisa, Prinzessin von Piombino, als Großherzogthum verliehen. Der Sturz der napoleonischen Herrschaft brachte auch über J. die Restauration der alten Monarchien. Der erste Pariser Friede 1814 bestimmte, daß J. mit Ausnahme der Oesterreich unmittelbar zufallenden Lande aus lauter souveränen Staaten bestehen solle, u. auf dem Wiener Kongreß wurde Oesterreich das Lombardisch-venetianische Königreich, dem König von Sardinien die ehemaligen Besitzungen, der Kaiserin Marie Luise Parma, dem Papst der Kirchenstaat, Franz IV. d'Este Modena u. dem König Ferdinand das Königreich beider Sizilien zuerkannt. Die Engländer erhielten Malta, u. der Republik San Marino wie dem Fürstenthum Monaco wurde ihre Selbständigkeit gewährleistet. Das unterdrückte Freiheits- u. Nationalgefühl machte sich aber schon 1821 im Neapolitanischen durch Aufstände Luft, welche jedoch durch österr. Truppen unterdrückt wurden, worauf letztere 6 Jahre lang das Land okkupirt hielten. Dafür ward aber die Unzufriedenheit u. der revolutionäre Geist durch geheime Gesellschaften, bes. die Carbonari (s. d.), genährt, trotz eines ausgebreiteten Spionirsystems, Einkerkerungen u. Verbannungen. Unter österr. Einfluß lastete eine drückende Reaktion auf der ganzen Halbinsel. Im Anschluß an die franz. Julirevolution erneuerten sich auch die Aufstände in Modena, Parma u. dem Kirchenstaate (Febr. 1831), welche zu einer zeitweiligen Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes führten. Doch auch jetzt


Nr. 3512. Römischer Hirtenknabe.


Nr. 3513. Frau aus der Campagna bei Rom.

intervenirten die österr. Truppen wieder, die Italiener mußten die Waffen strecken (30. März) u. päpstliche Truppen besetzten den Kirchenstaat. Schonungslose Strafgerichte folgten u. unter dem ärgsten Drucke dauerte die Unzufriedenheit fort; nur in Sardinien verstand Karl Albert sich, wenn auch nicht rege Sympathien in der Bevölkerung zu schaffen, so doch durch seine ehrliche u. wohlwollende Regierung Achtung zu erringen. Verschwörungen, enge Beziehungen zwischen den Flüchtlingen im Auslande mit der ital. Demokratie, das Auftreten Mazzini's (seit 1834, s. d.) hielten das revolutionäre Feuer wach; mit dieser republikanischen Bewegung ging aber eine nationale parallel. Die Forderung nach einem einigen, selbständigen, von der österr. Fremdherrschaft freien J. wurde immer lauter; der Geistliche Vincenzo Gioberti (s. d.) hoffte eine Wiedergeburt seines Vaterlandes durch das Papstthum, der Graf Cesare Balbo (s. d.) bezeichnete dagegen Sardinien als das Schwert, welches die Oesterreicher verjagen u. J. einigen würde. Dem Papste Gregor XVI., welcher im Kirchenstaate jede freie Geistesregung unterdrückt hatte, folgte 1846 Pius IX. (s. d.). Seine Regierung begann mit vielversprechenden Reformen; er stellte sich an die Spitze der Nationalbewegung, gestattete der Presse größere Freiheiten, berief eine Notabelnversammlung zu einem Staatsrathe, gab Rom eine liberale Munizipalverfassung u. regte einen ital. Staatenbund an. Toscana u. Sardinien folgten der liberalen Strömung, Oesterreich hielt aber seine harte Hand auf Oberitalien, die kleinen Staaten wiesen jede Reform zurück, indem sie sich vollständig vor Oesterreich beugten, u. in Neapel wurde das alte reaktionäre System in vollem Umfange aufrecht erhalten. Da erhob Sizilien (Januar 1848), das am meisten unter Ferdinand's II. Regierung zu leiden hatte u. seit 1837 vollständig mit Neapel vereinigt worden war, die Fahne des Aufstandes u. der Unabhängigkeit; zwar ward Messina von der Citadelle aus beschossen, doch schloß sich die Stadt Neapel der Empörung an, u. der König sah sich gezwungen, seinem Lande eine Verfassung zu gewähren. Das sizil. Parlament erklärte die Absetzung des Königs; die Volksvertretung in Neapel kam auch sehr bald in Differenzen mit der Regierung, welche die Verfassung nicht zu halten gedachte, u. dem Siege der königl. Truppen im Straßenkampfe in Neapel (15. Mai 1848) folgte bald die Schreckensherrschaft u. die Unterwerfung Siziliens, die mit der Erstürmung Catania's (6. April 1849) beendet wurde. Im Kirchenstaat suchte das Volk die Regierung zum Kampf gegen Oesterreich zu drängen, der Papst erklärte aber seine Neutralität u. verweigerte die weitgehenden Forderungen des Volkes; da erfolgte 16. Nov. 1848 eine großartige Demonstration in Rom, der Papst floh nach Gaëta (24. Nov.), eine auch aus Toscana beschickte konstituirende Nationalversammlung erklärte Rom zur Republik (9. Febr. 1849) u. rief die franz. Republik als Bundesgenossin an. Der Papst aber ruft von Gaëta aus die Hülfe der katholischen Mächte an u. Frankreich läßt durch Oudinot das von Garibaldi tapfer vertheidigte Rom belagern. Rom kapitulirt 30. Juni 1849 u. 4. April 1850 zieht Pius IX., von franz. Truppen begleitet, die nun als Okkupation in der Stadt bleiben, wieder in Rom ein. In Toscana hatte Leopold II. (17. Febr. 1848) eine Verfassung verkündigt; trotzdem brach (2. Sept.) die Revolution aus u. es erfolgte (8. Febr. 1849) die Errichtung einer provisorisch-republikanischen Regierung u. die Vereinigung mit der Röm. Republik. Der Großherzog flieht nach Gaëta u. kehrt erst (27. Juli) zurück, als die Oesterreicher in Florenz eingerückt waren u. die Ruhe nothdürftig wieder hergestellt hatten. Auch in Parma u. Modena ward die Restauration der geflüchteten Fürsten durch Oesterreich besorgt. In Oberitalien hatte Oesterreich 20. Febr. 1848 das Standrecht in seinen Provinzen verkünden lassen, doch ward Radetzky zum Rückzug aus Mailand u. Venedig u. (22. März) zur Kapitulation genöthigt. Da erklärte Karl Albert von Sardinien Oesterreich den Krieg u. rückte, unterstützt von toskan., röm. u. neapol. Truppen, bis zum Mincio vor. Radetzky's Siege bei Curtatone (29. Mai) u. Custozza (25. Juli) warfen aber die Piemontesen zurück u. gaben Mailand wieder in Oesterreichs Hände. Ein neuer Feldzug im nächsten Jahre führte zu der Niederlage bei Novara (23. März 1849) u. zwang Karl Albert, der Krone zu Gunsten seines Sohnes Viktor Emanuel zu entsagen. Dieser schloß zu Mailand (6. Aug.) mit Oesterreich Frieden. Venedig, das sich zur Republik unter Manin konstituirt hatte, mußte 25. Aug. 1849 kapituliren. — Die nationale Bewegung in J. war unterdrückt, Oesterreich dominirte wieder auf der Apenninischen Halbinsel, die Verfassungen wurden in den einzelnen Staaten theils umgeändert, theils aufgehoben, der Papst erklärte seine Reue über die politischen Bestrebungen im Anfang seiner Regierung, u. in den meisten Ländern begann ein Regiment der Rache u. Verfolgung; zugleich nahm aber auch die Unsicherheit des Eigenthums u. die Unbildung u. Rohheit des Volkes zu. — Am wenigsten von dem Drucke einer rücksichtslosen Reaktion spürte Sardinien, das bes. unter dem Ministerium Cavour (s. d., 1852—59) durch liberale Reformen die Hoffnungen der ital. Patrioten erweckte u. Finanzen u. Armee so hob, daß es 1855 als Bundesgenosse der Westmächte am Krimkriege Theil nehmen konnte. Hierdurch wurden deren Sympathien für Cavour's Pläne, J. durch sardin. Waffen zu einigen, gewonnen u. Cavour konnte selbst auf dem Kongreß zu Paris 1856 die ital. Frage zur Sprache bringen. Seine Beschwerden über die österr. Herrschaft in J. hatten vorläufig aber nur ein sehr gespanntes Verhältniß mit diesem Staate zur Folge, was (1857) schließlich zur Abberufung der beiderseitigen Gesandten führte. Cavour war nach seiner Zusammenkunft mit Napoleon III. in Plombières der franz. Hülfe sicher, rüstete stark u. lehnte das 19. April 1859 von Oesterreich gestellte Ultimatum, zu entwaffnen u. die Freiwilligen zu entlassen, ab. Die österr. Truppen überschritten 29. April die piemontes. Grenze, u. im April u. Mai kamen 150,000 Franzosen nach J. Napoleon III. landete selbst 12. Mai in Genua. Das Treffen bei Montebello (20. Mai) u. die Schlacht bei Magenta (4. Juni) zwingt die Oesterreicher zum Rückzug hinter die Minciolinie; Napoleon u. Viktor Emanuel ziehen (8. Juni) in Mailand ein; am gleichen Tage ruft Napoleon die Italiener auf, sich für die Freiheit ihres Landes zu bewaffnen. Toscana verläßt der Großherzog Leopold II., weil das Volk die Unterstützung Piemonts fordert, u. das Parlament beschließt (16. Aug.), Viktor Emanuel als Beherrscher des Landes anzuerkennen; in Modena wird (20. Aug.) Franz V. seiner Herrschaft verlustig erklärt, Parma spricht ebenfalls durch Volksabstimmung sich für die Union mit Piemont aus, u. im Kirchenstaat erheben sich die Marken, Umbrien, die Romagna u. Emilia für die ital. Einheit. Ueberall bilden sich provisorische Regierungen. Unterdeß waren die Oesterreicher bei Solferino (24. Juni) abermals von den Verbündeten geschlagen worden; die Friedenspräliminarien von Villafranca, welche 11. Juli von den Kaisern von Oesterreich u. Frankreich unterzeichnet wurden u. denen später auch Sardinien beitrat, hatten zwar die Lombardei mit letzterem Staate vereinigt, aber zugleich auch die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürsten von Parma u. Modena u. die Bildung eines ital. Bundesstaates unter dem Ehrenpräsidium des Papstes gefordert. Der Friede von Zürich (10. Nov.) behielt diese Präliminarien bei. Da der Papst die Theilnahme an einem Kongresse ablehnte, welcher die ital. Angelegenheiten ordnen sollte, u. Sardinien, wo Cavour nach einem kurzen Ministerium Ricasoli (1860) wieder an das Staatsruder kam, seine Annexionspolitik nicht aufgeben wollte, verstand sich Napoleon III. gegen die Abtretung von Nizza u. Savoyen (vollzogen 24. März 1860) dazu, der Vereinigung von Modena, Toscana u. Parma u. der Emilia mit dem Königreich Sardinien seine Zustimmung zu geben. In Neapel war 22. Mai 1859 Franz II. seinem Vater Ferdinand II. gefolgt; die Regierungsweise blieb dieselbe, obgleich sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung infolge der franz.-sardin. Siege ungemein steigerte. Es bedurfte nur der Landung Garibaldi's mit 1067 Freiwilligen bei Marsala (6. Mai 1860), um die Revolution auf der Insel Sizilien ausbrechen zu lassen; nachdem die neapolitanischen Truppen geräumt hatten, setzte Garibaldi nach dem Festlande über u. hielt (7. Sept.) seinen Einzug in Neapel. Franz II. sammelte seine Truppen bei Gaëta u. Capua. Jetzt griff Sardinien wieder in die Bewegung ein, besetzte den größten Theil des Kirchenstaates u. ließ das Heer in Neapel einrücken, in dessen Hauptstadt Viktor Emanuel 7. Nov. einzog. Obgleich die europ. Großmächte gegen Sardiniens Verfahren protestirten, so wurde doch Gaëta 13. Febr. u. die Citadelle von Messina 10. März 1861 zur Kapitulation gezwungen, die ganze Apenninische Halbinsel mit Ausnahme Venetiens, der Republik San Marino u. des von den Franzosen besetzten Patrimoniums Petri, nebst den Inseln Sardinien u. Sizilien, unter dem Scepter Viktor Emanuel's vereinigt, der (17. März 1861) den Titel „König von J." annahm.

VIII. Periode. Das Königreich J. Der Entwickelung des jungen ital. Reiches standen schon Anfangs sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegen; der Krieg hatte eine große Schuldenlast aufgehäuft; im Innern gab es Unruhen u. Unzufriedenheit, hervorgerufen durch die Mazzinisten, welche nach Errichtung der Republik strebten, durch die nationale Fortschrittspartei, welche für J. Venedig u. Rom forderte, durch die Anhänger der vertriebenen Fürsten u. durch Diejenigen, welche sich in der Vorliebe der Regierung für piemontesische Beamte beeinträchtigt sahen. Im S. der Halbinsel erschienen Räuberbanden, deren Zusammenhang mit der reaktionären Partei offenkundig war; dazu kam das feindliche Verhalten des Papstes u. die Bevormundung durch Frankreich. Als der Nachfolger Cavour's († 6. Juni 1861) im Ministerium Ricasoli diesem Staate gegenüber eine selbständige Politik vertreten wollte, sah er sich von ihm in den Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl verlassen u. mußte (2. März 1862) den Vorsitz im Ministerium an den franzosenfreundlichen Ratazzi abtreten. Doch auch diesem gelang es nicht, Napoleon III. zur Nachgiebigkeit in der röm. Frage zu bewegen. Die Aktionspartei beschloß nun selbständig zu handeln. Ein Freischareneinfall in Welschtirol u. Venetien ward durch die Wachsamkeit der Regierung vereitelt; doch

gelang es Garibaldi, eine Schar von 2000 Freiwilligen in Sizilien zu sammeln, um mit diesen Rom zur Hauptstadt J.s zu machen; er setzte nach dem Festlande über, ward aber bei Aspromonte in Calabrien geschlagen, verwundet u. gefangen (29. Aug. 1862). Napoleon III. wies entschieden jedes Ersuchen J.s ab, die franz. Truppen aus Rom zurückzuziehen, u. Rataʒʒi trat von seinem Ministerposten (1. Dez. 1862) zurück; ihm folgte Farini u. (März 1863) Minghetti, der seine Kraft auf die Unterdrückung des südital. Räuberwesens (Brigantaggio) richtete u. wichtige Handelsverträge mit dem Deutschen Zollverein u. anderen Staaten abschloß, zugleich aber auch der ital. Aktionspartei energisch entgegentrat. Ihm gelang es auch, mit Napoleon (15. Sept. 1864) eine Konvention abzuschließen, nach welcher Frankreich sich verpflichtete, binnen 2 Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, Italien aber, das Gebiet des Papstes zu respektiren u. Florenz zur ital. Haupt u. Residenzstadt zu machen. Die durch letztere Bestimmung in Turin erregten Unruhen hatten den Rücktritt Minghetti's (23. Sept 1864) zur Folge; ihm folgte im Ministerium der General Lamarmora. Florenz wurde zur Hauptstadt 26. April 1865 erklärt. Der drohende Krieg zwischen Preußen u. Oesterreich belebte aufs Neue die Hoffnung der ital. Nationalpartei auf Erwerbung Venedigs u. Roms, u. das 8. April 1866 durch die Vermittelung Govone's ohne Zustimmung Frankreichs abgeschlossene Bündniß zwischen J. u. Preußen gab dieser Hoffnung eine reale Grundlage. J. setzte sein Heer auf Kriegsfuß; Freischaren strömten unter Garibaldi's Oberbefehl zusammen, u. die ital. Kriegsflotte sammelte sich bei Tarent. Nachdem (17. Juli) Ricasoli Ministerpräsident geworden war, erfolgte (20. Juli die Kriegserklärung an Oesterreich). Das Hauptheer unter Lamarmora überschritt den Mincio, wurde aber von dem an Zahl geringeren österr. Heere unter Erzherzog Albrecht (24. Juli) bei Custozza vollständig geschlagen; die Freischaren Garibaldi's, welche gegen Südtirol operirten, hatten eben so wenig Erfolg, dagegen brach Cialdini, als Oesterreich seine Truppen aus J. nach Deutschland zurückzog, in Venetien ein u. besetzte das Land bis zur Brenta. Die Flotte aber ward in der Seeschlacht bei Lissa (20. Juli) geschlagen u. zu einem höchst unrühmlichen Rückzuge nach Ancona genöthigt. Die preuß. Siege kamen aber auch J. zugute. Nach dem Waffenstillstand (25. Juli) gab Vittor Emanuel den von Preußen u. Frankreich aufgestellten Bedingungen seine Zustimmung; Napoleon trat das von Oesterreich an ihn cedirte Venetien an J. ab, verweigerte aber seine Unterstützung bei dem Verlangen J.s nach Südtirol u. Friaul. Der Wiener Friede (3. Okt.) übergab Venetien formell J., u. eine Volksabstimmung bestätigte einstimmig die Annexion. Die ital. Truppen räumten Welschtirol, u. 7. Nov. hielt der König seinen feierlichen Einzug in Venedig. Die franz. Truppen aber verließen der Konvention gemäß (11. Dez.) den Kirchenstaat. Wenige Tage später konnte Viktor Emanuel bei der Eröffnung des Parlaments verkünden, daß J. frei sei von fremden Truppen. Vergeblich war aber das Streben der Regierung, den Papst zu Zugeständnissen zu bewegen u. die Verhältnisse des Staates zur Kirche zu ordnen. Die Hartnäckigkeit der Kurie gab der Aktionspartei Veranlassung zu einem neuen Putsch. Garibaldi sammelte zu einem Einfall in den Kirchenstaat abermals Freischaren, da landeten (28. Okt. 1867) wieder franz. Truppen unter dem General de Failly bei Civita Vecchia u. schlugen das schlecht gerüstete Freicorps im Verein mit der päpstl. Armee bei Mentana (3. Nov.). „Das Chassepot hat Wunder gethan“, meldete der franz. General nach Paris. Garibaldi wurde nach kurzer Haft auf seine Felseninsel Caprera zurückgebracht u. die Franzosen hielten Civita Vecchia bis auf Weiteres besetzt. Gerade die franz. Politik in Betreff Roms entfremdete Frankreich die Sympathien des ital. Volkes u. bahnte ein besseres Verhältniß zu Oesterreich an. Als nun infolge des Deutsch franz. Krieges der Kirchenstaat von franz. Truppen geräumt ward, trat das Verlangen nach der Okkupation Roms im ital. Volke so stark auf, daß die Regierung sich entschied, hierin die Initiative zu ergreifen, u. 8. Sept. 1870 die Grenzen des Kirchenstaates von ital. Truppen überschreiten ließ. Der König verhieß dem Papste in einem Schreiben volle Souveränetät, diplomatische Immunität der päpstlichen Gesandten u. Erhaltung der geistl. Institutionen. Der Papst lehnte aber entschieden ab, u. es erfolgte nun (20. Sept.) die Einnahme Roms durch die königl. Truppen, 2. Okt. die Volksabstimmung, welche sich mit 133,681 gegen 1507 Stimmen für die Annexion aussprach, 8. Okt. die formelle Einverleibung des Kirchenstaates in das Königreich J., 22. Dez. die Erhebung Roms zur Hauptstadt J.s, u. 2. Juli 1871 hielt Viktor Emanuel seinen Einzug in die Ewige Stadt. Das erste ital. Parlament in Rom wurde 27. Nov. 1871 eröffnet. Der Papst, welcher durch das vom großen Oekum. Konzil dekretirte Unfehlbarkeitsdogma dem ganzen modernen Staatswesen den Krieg erklärt hatte, blieb in Rom als „Gefangener“ in freier Ausübung seiner Funktionen, aber ohne mit der Regierung zu unterhandeln. Das Gesetz über die Aufhebung der Klöster ward nun auch auf das Gebiet des ehemaligen Kirchenstaates ausgedehnt, dem Papste aber durch das sog. Garantiegesetz (2. Mai 1872) die Würde als Souverain, das Gesandtschaftsrecht u. der freie Verkehr mit den Bischöfen der ganzen kathol. Welt gewährleistet. Der Papst machte sich zwar diese Rechte zu Nutze, verweigerte jedoch die Anerkennung des Gesetzes, wie auch (12. Okt.) die ihm von der Regierung bewilligte Dotation von jährl. $3\frac{1}{4}$ Mill. Lire. Bedeutsame Fortschritte machte J. in den letzten Jahren durch die Reform der Kriegsmarine u. des Heerwesens, die Einführung der Civilehe u. der Geschworenengerichte, wichtige Verbesserungen des höheren u. niederen Schulwesens u. die Veröffentlichung eines neuen Strafgesetzbuches.

Unter den Quellensammlungen zur älteren ital. Geschichte ist die bedeutendste, außer den von Muratori (s. d.) herausgegebenen Geschichtschreibern, das seit 1838 erscheinende „Archivio storico italiano“. Von den zusammenfassenden Darstellungen sind zu nennen: **Muratori**, „Annali d'Italia“ (Milano 1744–49, 12 Bde., deutsch von Baudis, Lpz. 1745–50, 9 Bde.; **Coppi**, „Annali d'Italia del 1750“ (Flr. 1848 ff.); **Balbo**, „Della storia d'Italia dalle origini fino all' anno 1814“ (Torino 1841, deutsch von Moll, Pest 1851); **Bossi**, „Storia d'Italia antica e moderna“ (Milano 1819 ff., 19 Bde.); **Cantù**, „Storia degli Italiani“ (Torino 1854 ff., 6 Bde.). Die besten deutschen Bearbeitungen sind: **Leo**, „Geschichte von Italien“ (Hamb. 1829–37, 5 Bde.), u. **Reumont**, „Beiträge zur ital. Geschichte“ (Berl. 1853–57, 6 Bde.). Das Mittelalter behandeln vorzugsweise: **Sismondi**, „Histoire des républiques italiennes du moyen-âge“ (Paris 1809–18, 16 Bde. Deutsch Zürich 1807–24, 16 Bde.); **Morbio**, „Storia de municipi italiani“ (Mil. 1841–46, 6 Bde.); **Hegel**, „Geschichte der Städteverfassung von J.“ (Lpz. 1847, 2 Bde.), u. **Gregorovius**, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ (2. Aufl., Stuttg. 1870–74, 8 Bde.). Für die Geschichte der neueren Zeit sind bes. wichtig: **Botta**, „Storia d'Italia del 1789 al 1844“ (Paris 1824 ff., 10 Bde., deutsch von Förster, Quedlinb. 1827–31, 8 Bde.); **Reuchlin**, „Geschichte J.s von der Gründung der reg. Dynastien bis zur Gegenwart“ (Lpz. 1859 bis 60, 2 Bde.); **Ruth**, „Geschichte des ital. Volkes unter der Napol. Herrschaft“ (Lpz. 1859); **Ranke**, „Die röm. Päpste in den letzten 4 Jahrh.“ (Berl. 1874, 3 Bde.). Die neueste Zeit ist dargestellt in **Montanelli**, „Memoire sull Italia del 1814 al 1850“ (Tor. 1854–55, 3 Bde.); **La Farina**, „Storia d'Italia de 1815 al 1850“ (Mil. 1864, 2. Aufl., 2 Bde.); **de Bazancourt**, „La campagne d'Italie de 1859–60“ (Paris 1859–60, 2 Bde.); **Pisacane**, „Der Krieg in J. 1848–59“, übers. von Cloßmann (Chur 1852); **Forbes**, „The Campaign of Garibaldi in the two Sicilies“ (Lond. 1861); **Del la Rive**, „Le comte de Cavour“ (Paris 1863); **Massari**, „Cavour“, deutsch von Bezold (Lpz. 1874).

Italienische Kunst. Die ältesten Denkmale der ital. Kunst, welche in ihrer geschichtlichen Entwickelung das Abbild der gesammten christlichen Kunst des Abendlandes ist, sind auf dem Felde der Architektur die mit vielen Häusern u. Palästen der römischen Großen verbundenen, ursprünglich heidnischen Basiliken. Außer in diesen Gebäuden hielten die Christen auch an den Grabstätten der Ihrigen, u. insbesondere an denen der Märtyrer, ihre gottesdienstlichen Versammlungen, wo sie die Todestage der Märtyrer als kirchliche Feste feierten. Diese Gräber der Märtyrer waren die **Katakomben** (s. d.), die uns im engsten Raume vereinigt die ältesten Ueberreste der baulichen, mehr aber noch der malerischen u. plastischen Thätigkeit aufbewahrt haben u. als Hauptfundgruben der ältesten christlichen Kunst anzusehen sind.

Eine weitere Entwickelung der christlichen Kunst beginnt im 4. Jahrh. mit der staatlichen Anerkennung der christlichen Religion; dadurch bekam die Kirche selbst eine andere äußere Gestalt: sie erhob sich über dem Grabe des Heiligen u. nahm dessen Namen an, denn eine Kirche ohne ein solches Grab (also ohne Krypta od. Confessio) war in der ältesten Zeit undenkbar. In der Bauart dieser Kirchen sind bis ins 9. Jahrh. zwei verschiedene Stile zu unterscheiden: der der römischen Basilika u. des byzantinischen Rund- u. Gewölbebaues. Indem wir bezüglich des Grundplanes u. Aufbaues der ersteren auf den Artikel „Basilika“ (Bd. II) verweisen, nennen wir als die bedeutendsten unter den gewölbten Rundbauten in Rom die zum Theil zu Grabmälern bestimmten S. Stefano rotondo, S. Constanza u. S. Giovanni in Fonte, bei Nocera S. Maria maggiore. Fast an keinem Punkte der Erde erblicken wir die ältesten christlichen Kirchen in reinerer Gestalt als in Ravenna (s. d.), wo sich neben einander jene beiden Bausysteme des christlichen Alterthums entfalteten.

Eine im Vergleich mit der frühesten Zeit der christlichen Kunst, die uns fast nur Sarkophage der Katakomben bietet, vielseitigere Thätigkeit entfaltet die Bildnerei dieser Periode; denn zu den Sarkophagen gesellten sich der Schmuck der Altäre, die Kreuze, Ciborien, Altarbekleidungen u. vor Allem die Diptychen, sodann die Kanzeln, die Bischofsstühle u. die

Erzeugnisse der schon gegen das Ende des ersten Jahrtausends sehr verbreiteten Goldschmiedekunst; aber mit dieser gesteigerten Thätigkeit ist noch keine künstlerische Vervollkommnung verbunden. Mit wenigen Ausnahmen wurde die alte römische Auffassungsweise in äußerlicher Weise beibehalten, ohne dabei vom Geiste des Christenthums durchdrungen zu werden u. ohne einen technischen Fortschritt zu zeigen. Im Gegentheil macht sich gegen das Ende des ersten Jahrtausends ein Verfall in der Plastik bemerklich. Zu den künstlerisch bedeutenden Werken gehören vor Allem der auch durch seine Darstellungen wichtige Sarkophag des Junius Bassus (2. Hälfte des 4. Jahrh.) in den Grotten des Vatikans, der sog. Sarkophag des Stilicho in S. Ambrogio in Mailand, eben dort die Altarbekleidung aus dem J. 835, u. im Dom zu Ravenna der Bischofsstuhl des Maximianus (um 540).


Nr. 3514. Romanischer Stil in Unteritalien. Aus dem Dom von Monreale bei Palermo.

Nicht in eigentlichen Wandmalereien, sondern in Mosaiken u. Miniaturbildern bewegt sich in dieser Periode die Malerei. Im Chor der Kirchen mit seiner Apsis u. seinem Triumphbogen, aber auch an den Mauern u. Wölbungen des Kirchenschiffs entfalteten sich die Mosaiken; dort im Chor befanden sich gewöhnlich eine Darstellung des Himmelreichs, od. Bilder aus der Offenbarung Johannis, lauter Gestalten von feierlichem Ernst, einförmigen Bewegungen u. großer, bis zu finsterer Starrheit gesteigerter Würde des Ausdrucks. Die in der Zeichnung besseren dieser Mosaiken sind die älteren; gegen das Ende des ersten Jahrtausends wird infolge der Bilderstürmerei die Zeichnung immer schwächer u. die Behandlung der Formen immer geringer. Unter den besseren Werken dieser Technik sind die bedeutendsten in Rom die am Triumphbogen u. an den Wänden des Mittelschiffes von S. Maria maggiore (um 430–440), andere, damit gleichzeitig in S. Paolo fuori le mura u. in S. Cosma e Damiano (um 530), noch besser in Ravenna die im Baptisterium S. Giovanni, in S. Nazario e Celso (beide aus der Mitte des 5. Jahrh.), u. vor Allem die sehr umfang- u. inhaltreichen in S. Vitale (um 547), sowie die im Stil ihnen ähnlichen in S. Apollinare nuovo.

Wie in der Geschichte der deutschen, so eröffnet auch in der der italienischen Kunst das 11. Jahrh. eine neue Epoche: die der Blüte des romanischen Stils. Sie behält im Kirchenbau die hier völlig eingebürgerte Basilika bei, im Grundplan fast ganz, wie sie sich diesseit der Alpen entfaltet hat, zeigt aber als Neuerungen neben der flachen Holzdecke zuerst in der Lombardei um die Mitte des 12. Jahrh. das Gewölbe, ferner über der Durchschneidung von Langhaus u. Querschiff die byzantinische Kuppel. Das früher so schmucklose Aeußere beginnt an Portalen, Fenstern, Chornischen u. bes. an der ganzen Westfaçade einen belebenden Schmuck zu entfalten u. wenigstens die Westfaçade mit (freilich oft nur beabsichtigten, aber nicht immer vorhandenen) Marmorplatten in abwechselnd weißen u. schwarzen od. auch farbigen Streifen zu bekleiden. Neben den größeren Kirchen steht selbständig ein Glockenthurm u. eine Taufkapelle (Baptisterium); in beiden entfaltet die Kunst einen eben so großen Reichthum an Motiven wie in den Kreuzgängen der Klosterkirchen. Fast als Ausnahme vom Grundplan der Basilika, aber auch im Aufbau u. in ihrer ungemessenen Pracht der Ausschmückung einzig in ihrer Art, steht die Markuskirche in Venedig da, im Wesentlichen u. wahrscheinlich mit ihrer Vorhalle aus den Jahren 1043—1071 herrührend. Vor ihrer Westseite erhebt sich der schon früher begonnene, aber erst 1150 bis zur Glockenhalle aufgeführte u. 1511 völlig vollendete Glockenthurm. Auch die Lombardei hat aus dieser Periode manche bedeutende Dome aufzuweisen; weit glänzender aber entfaltet sich die romanische Baukunst in Toscana, u. namentlich in Pisa, dessen 1063–1103 erbauter Dom, das Musterbild dieses Stils, einen weitgehenden Einfluß auf die spätere italienische Baukunst ausgeübt hat. Vor seiner Westseite (s. Bd. II, Fig. 1329) das herrliche Baptisterium, von Diotisalvi 1153 erbaut, ein Rundbau von 28 m. innerem Durchmesser u. 53 m. Höhe. Wie dieser kolossale Bau nicht lothrecht steht, sondern nach Norden sich neigt, so neigt sich umgekehrt, aber noch viel stärker, nach Süden (im Aeußeren bis zu $3^3/_4$ m.) der weltbekannte schiefe Glockenthurm, der, 1174 errichtet, wahrscheinlich nach dem Vorgange der schiefen Thürme in Bologna gleich von vornherein in schiefer Richtung begonnen wurde. Diese kirchlichen Bauten übten auf andere in Pisa, Lucca, Pavia, Volterra u. a. Städten ihren Einfluß. Etwas anders sind die Baudenkmäler in Florenz, wo das herrliche Baptisterium des Doms schon im 11. Jahrh. entstanden zu sein scheint, während die Kirche S. Miniato, der bekannte Liebling Michel Angelo's, wol etwas jüngeren Datums ist. Dürftig sieht es in dieser Periode mit den Bauten in Rom aus. Außerhalb Roms sind die Kathedrale von Ancona u. im Städtchen Toscanella die Kirchen S. Maria (vom J. 1206) u. die mit phantastischen Skulpturen bedeckte S. Pietro nennenswerth. Manche bedeutende Denkmäler dagegen, die entweder die Bauweise der Griechen, der Araber od. der Normannen verrathen, haben Unteritalien u. Sizilien, namentlich Palermo u. seine Umgegend (Dom in Monreale, Nr. 3514), aufzuweisen.

Sowol im Vergleich mit der deutschen Plastik u. Malerei dieser Zeit, als auch mit der eben betrachteten italienischen Baukunst, zeigen sich die Plastik u. Malerei J.s ziemlich dürftig. Es bezog seine meisten u. kostbarsten Werke aus Byzanz, daher die byzantinische Kunst für die Malerei sogar bis zum 14. Jahrh. das Vorbild blieb. Beide Künste aber wurden noch ganz u. gar dekorativ verwandt u. standen im Dienste der Architektur. Im Norden J.s ist das Hauptdenkmal die Pala d'oro, die Bekleidung des Hauptaltars der Markuskirche in Venedig, ein gewiß aus Konstantinopel stammendes Meisterwerk der dort so eifrig betriebenen Email- u. Goldschmiedekunst, in S. Giovanni in Fonte zu Verona ein Taufbecken aus dem 12. Jahrh., am u. im Dom zu Parma die Skulpturen von Benedetto Antelami (2. Hälfte des 12. Jahrh.). Unbedeutender sind die meisten Arbeiten in Toscana, sowie in u. um Rom, interessanter dagegen die in Unteritalien, insbesondere die Werke des damals mit Vorliebe für die Kirchenthüren angewandten Erzgusses, z. B. die Thüren der Dome von Benevent, Salerno, Troja, sowie die von Trani u. Ravello. Verhältnißmäßig eben so gering sind die Leistungen der Malerei, die sich fast ganz auf Mosaiken u. auf künstlerisch ziemlich werthlose gemalte Kruzifixe beschränken; von ersteren sind in Oberitalien unstreitig die

bedeutendsten die der Markuskirche in Venedig u. des Domes zu Torcello, andere im Baptisterium des Domes zu Parma u. in der Chornische u. Kuppel des Baptisteriums S. Giovanni in Florenz. So wenig Ersteres liches Rom u. seine Umgebungen sowie Unteritalien hierin aufzuweisen haben, obwol gegen das Ende des 12. Jahrh. in Rom die Cosmaten bes. in der Ornamentik eine bessere Zeit herbeizuführen begannen, so herrlich sind die dem 12. Jahrh. angehörenden Mosaiken in den Kirchen Siziliens, wahrscheinlich von Einheimischen unter Leitung griechischer Künstler ausgeführt, namentlich die des genannten Domes von Monreale, der umfangreichste u. am gleichmäßigsten ausgeführte Bildercyklus des 12. Jahrh.

Die in den Ländern diesseit der Alpen während der 2. Hälfte des 13. Jahrh. eingebürgerte Gothik drang zwar auch in Italien ein, stand aber zu sehr im Widerspruch mit den in Anlage u. Aufbau nach antiken Traditionen errichteten Kirchen Italiens, als daß sie in Fleisch u. Blut der Nation übergehen konnte. So entstand in Italien ein Baustil, der weder rein gothisch noch rein italienisch, aber durch seine sinnreiche Ausgleichung der beiden widerstrebenden Elemente von lebendig malerischer Wirkung ist. Kein Wunder daher, daß ein solcher Baustil von kurzer Dauer war: er erstarb schon gegen die Mitte des 15. Jahrh., um einer neuen Rückkehr zur Antike Platz zu machen. Aber in diesem kurzen Zeitraum finden wir (bei Vasari) eine Menge von Baumeistern, an deren Namen sich die Errichtung bedeutender Werke knüpft. Abgesehen von der noch in die vorige Periode fallenden Doppelkirche S. Francesco in Assisi, die Meister Jakob, ein Deutscher, von 1218—1230 erbaute, sind unter den kirchlichen Bauwerken die Hauptrepräsentanten der erst 1386 ebenfalls von einem deutschen Meister, Heinrich Arler von Gemund, begonnene, nach manchen Unterbrechungen erst in unserem Jahrhundert fortgeführte u. vollendete Dom zu Mailand, ein trotz seiner architektonischen Schwächen u. Verkehrtheiten doch mächtig wirkender Bau, u. der ihm in mächtigen Dimensionen nahe kommende Dom in Florenz, begonnen 1296 u. nachher von Giotto fortgeführt, nach echt italienischer Weise ins Breite u. Weite gehend, mit kolossaler Kuppel über der Vierung; neben ihm der ebenfalls nach Giotto's Plan 1334 begonnene Glockenthurm, sodann die in der prachtvollen Façade einander zwar ähnlichen, aber im Innern sehr verschiedenen Dome von Siena u. Orvieto; jener, als Erweiterung eines älteren Domes in der 1. Hälfte des 13. Jahrh. begonnen, erhielt um die Mitte des 14. Jahrh. im Wesentlichen seine Gestalt; dieser, dessen Façade etwas älter ist als die der Sieneser, u. daher keine Nachbildung derselben, ist das herrlichste Denkmal der italienischen Gothik; edel in den Verhältnissen u. von überwältigender Pracht in der Marmor- u. Mosaikdekoration. Dazu kommt noch in Pisa der von Giovanni Pisano erbaute, 1283 vollendete Campo Santo (s. d.), der herrlichste aller Friedhöfe der Welt. Sehr groß ist auch die Zahl der um diese Zeit entstandenen monumentalen Profanbauten, unter denen wir nur die Grabmäler der Scaliger in Verona, das neuerdings sehr entstellte Schloß in Ferrara, den kriegerischen Palazzo Vecchio u. neben ihm die Loggia dei Lanzi des Andrea Orcagna in Florenz u. den Palazzo pubblico in Siena hervorheben.

Zu ihrer ersten wirkliche Blüte traten um diese Zeit die ital. Bildnerei u. Malerei. Nicola Pisano ist es, der in der Plastik zuerst das Ideal verwirklichte, wonach seine Landsleute bisher unbewußt gerungen hatten. Aus seiner Schule gingen bald nachher andere bedeutende Werke hervor, am meisten aber trat in seine Fußstapfen sein großer Sohn Giovanni Pisano, den wir als Architekten bereits im Campo Santo zu Pisa kennen lernten. Hierher gehören auch die vielgerühmten Reliefs am Dom in Orvieto u. viele Arbeiten der Cosmaten. Unter seinen Nachfolgern zeichneten sich die Brüder Agostino u. Angelo aus Siena aus, die das Grabmal des Bischofs Guido Tarlati im Dome zu Arezzo (1330) schufen, ferner der berühmte Maler Giotto, Andrea Pisano u. dessen Söhne, vor Allem aber der Maler, Bildner u. Architekt Andrea Orcagna. So konnte es nicht fehlen, daß die Pisaner Bildhauerschule ihren Einfluß auch auf die übrigen Theile J.s ausdehnte u. eine Menge von künstlerischen Geräthen in edlem Metall od. in Marmor entstehen ließ. Solche Meisterwerke sind z. B. der Silberaltar in der Kapelle S. Jacopo des Doms in Pistoja, das Tabernakel im Dom zu Orvieto aus dem J. 1338, u. das sog. Croce dei Pisani im Domschatz zu Lucca, eine treffliche Arbeit der Goldschmiedekunst, die sich in dieser Periode, wie in Toscana so im übrigen J., mit od. ohne Verbindung der Emailmalerei zu bedeutender Höhe emporschwang. Dazu kommt als neuer Kunstzweig die ebenfalls aus dem Orient herübergekommene künstliche Verwerthung des Glases. Ihr Hauptsitz war seit dem Ende des 13. Jahrh. die Insel Murano bei Venedig. Dort lernte man damals das Glas auf die verschiedenste Weise formen u. färben u. war gegen die Mitte des 14. Jahrh. dahin gelangt, die meisten der damals bekannten Edelsteine täuschend nachzuahmen. Auch im Schneiden u. Schleifen der edlen u. halbedlen Steine ging J. um diese Zeit allen anderen Ländern voran. Jene Glasbereitung gelangte dann im 15. Jahrh. zu noch weiterer Vervollkommnung, z. B. zu den sehr beliebten sog. Millefiori, die mosaikartige Gebilde von verschieden gefärbten gläsernen Blümchen, Sternen u. anderen Figuren umschlossen, auch bisweilen mit buntfarbigen gläsernen Fäden durchzogen waren.

Einen ähnlichen, aber noch größeren Aufschwung als die Bildnerei nahm die Malerei in dieser Periode. Auch er ging von Toscana aus u. beschränkte sich fast gänzlich auf Florenz u. Siena; aber er folgte, wie einst in Griechenland zur Zeit des Phidias, dem Aufschwunge der Bildnerei ziemlich spät. Der Urheber dieses Aufschwunges u. der eigentliche Schöpfer der national-ital. Malerei ist Giovanni Cimabue, der, wenn auch noch in ziemlich befangener, schüchterner Weise, der alten, traditionellen Darstellungsweise ein neues, individuelles Gemüthsleben einhauchte u. eine warme Farbe verlieh. Sicherer u. freier wandelte dieselbe Bahn sein größerer Schüler Giotto, der den Kreis der Darstellungen durch selbständige Gedanken u. Erfindungen erweiterte, seinen Bildern einen freien Aufbau der Komposition, dramatisches Leben u. energische Charakteristik gab u. dem Frescokolorit der Florentiner eine bestimmte Bahn anwies. Aus der großen Zahl seiner Schüler, die in Florenz, Pisa u. Assisi wirkten, nennen wir nur Taddeo Gaddi u. dessen Sohn Angelo Gaddi, Giottino (den Andere Maso od. Tommaso nennen), Puccio Capanna, Spinello Aretino, Francesco da Volterra u. als den weitaus bedeutendsten den oben genannten Andrea Orcagna, der als Maler am meisten in Giotto's Geist eindrang. Neben dieser Florentiner Schule blühten, schon gleichzeitig mit Giotto, in Siena Duccio di Buoninsegna, Ugolino u. des Ersteren Nachfolger Simone Martini (1284—1344); ferner Filippo Memmi u. ihre Nachfolger, die Brüder Pietro u. Ambrogio Lorenzetti. Während dagegen in dieser Periode Rom fast ganz in den Hintergrund tritt u. auch die Lombardei nur unbedeutende Leistungen aufzuweisen hat, zeigen sich uns in Padua in den Kapellen S. Felice u. S. Giorgio zwei bedeutende Meister. Es sind wahrscheinlich Altichiero u. sein Schüler Jacopo Avanzi, die beiden Kapellen 1380 einen Freskenschmuck von trefflicher Anordnung, schlichtem u. klarem Vortrag verliehen, aber ohne den in Giotto's Bildern herrschenden idealen Schwung.

Fast noch schärfer u. bestimmter, als die Entwickelung der Kunst des 14. Jahrh. sich von der der vorangegangenen Zeit unterscheidet, grenzt sich das 15. Jahrh., das sog. Mediceische Zeitalter, vom 14. ab; aber darin ist es ihm ähnlich, daß der Hauptsitz der gesammten Kunst Toscana bleibt. Als die Zeiten eines Dante, Petrarca u. Boccaccio vorüber waren u. an die Stelle des phantasievollen Schwunges der Gedanken u. des idealen Strebens die Macht des wirklichen, sinnlich wahrnehmbaren Lebens trat; als auch die Quellen der Legenden zu versiegen begannen u. die Autorität der Kirche sich durch die neuen Erfindungen u. Entdeckungen erschüttert sah, da flüchtete sich die Wissenschaft zurück in den Schoß des klassischen Alterthums u. bildete sich zu dem, was man mit dem Namen Humanismus bezeichnet. Und ebenso die bildenden Künste. Die Baukunst vor Allem suchte u. fand in den Formen der zahlreichen röm. Ueberreste des Alterthums die Vorbilder u. Gesetze für neue Schöpfungen; sie feierte ihre Wiedergeburt (Renaissance). Im Kirchenbau behielt man zwar in der Anlage die Basilika mit ihrer Kuppel über der Vierung bei, ließ auch den Glockenthurm isolirt stehen, aber an die Stelle der gegliederten Pfeiler, des Spitzbogens u. der Rippengewölbe traten wieder die Säulen der Rundbogen, das horizontale Gebälk, die flache, getäfelte Decke u. das Tonnengewölbe. Neben der Basilika kommt auch der alte, kuppelbedeckte Central- od. auch Rundbau wieder auf. Besonders reich bildete sich im Laufe des 15. Jahrh. die Dekoration aus u. setzte in unzähligen Werken der Kleinarchitektur auch die Hände der Bildner u. Maler in Bewegung, so bes. in den Chorstühlen mit ihrem reichen Schnitzwerk u. ihrer Intarsia (s. d.), sowie in den Fußböden mit eingelegter Arbeit. Aber wirklich Schöneres als in der kirchlichen Baukunst brachte das 15. Jahrh. in Profanbauten u. nam. in Palästen hervor, worunter vorzugsweise die Florentiner (Pitti, Riccardi, Strozzi) von festem, burgähnlichem Charakter u. großartigen Verhältnissen sind.

Ihren Begründer u. zugleich ihren größten Meister hat diese Frührenaissance in Filippo Brunelleschi, dem dann in Florenz folgten Michelozzi (1396—1470), welcher für Cosimo dei Medici den genannten Palast Riccardi baute, Leon Battista Alberti, die Brüder Giuliano u. Benedetto da Majano, Letzterer als Erbauer des Palastes Strozzi (1489), des vollendetsten Meisterwerks im florentinischen Palaststil, Giuliano da Sangallo, der unter Anderem in Florenz den Palast Gondi mit seinem reizenden Säulenhof (1490) baute. Weiter nach Süden drang der neue Renaissancestil durch einige dieser Meister nur vereinzelt vor (Palazzo di Venezia in Rom, Triumphbogen des Königs Alfons I. von Aragonien u. Porta Capuana in Neapel). Im Norden dagegen u. nam. in Venedig tragen die Paläste dieser Zeit durch ihre buntfarbige Marmorbekleidung,

die mit eleganter plastischer Zierde wetteifert, u. durch ihre hübsch gruppirten Loggien einen leichteren, heitereren Charakter. Eine der glänzendsten Leistungen dieser Epoche ist die 1473 von Ambrogio Borgognone begonnene Certosa bei Pavia (s. d.).

Was in der Baukunst dieses Jahrhunderts Brunelleschi, das ist in der Bildnerei vielleicht in noch höherem Grade Lorenzo Ghiberti. Neben ihm u. seinem Einflusse entwickelte sich der in seiner Technik höchst bedeutende Luca della Robbia, der durch die von ihm erfundenen verglasten Terracotten (sowol Ziergegenstände für bauliche Zwecke als Geschirr u. Gefäße) fast zum Gattungsnamen geworden ist u. in u. außer seiner Familie viele Nachahmer gefunden hat. Zu diesen gehört z. B. Andrea, der diese Arbeiten zu großer Verbreitung brachte u. auf seine Söhne vererbte (s. „Robbia"). Von diesen Werken zweigte sich dann allmählich die Gefäßbildnerei zu einem selbständigen Betriebe ab, dessen Arbeiten man, wahrscheinlich von Majorca, als dem ersten Ausgangspunkte, Majolika (s. d.) nannte. In ziemlich schroffem Gegensatz zu Ghiberti's Streben nach naturwahrer Schönheit steht die Richtung seines großen Zeitgenossen Donatello nach reiner, oft herber Naturwahrheit u. rücksichtsloser, oft übertriebener Charakteristik der Gestalten. Sie setzte sich fort in Nanni di Banco (gest. 1430) u. Andrea Verrocchio, einem vielseitigen Künstler, der mehr noch als sein Vorgänger u. Vorbild Donatello auf Darstellung des Ausdruckes heftiger Leidenschaften ausging. Ihnen gegenüber strebten Desiderio da Settignano, sein Schüler Mino da Fiesole u. der genannte Benedetto da Majano (1442—98) mehr nach ruhiger, lieblicher Schönheit u. Anmuth des Ornaments. Eine etwas abgesonderte Stellung nimmt Matteo Civitali ein.

Neben dieser Schule von Florenz blühte, wenn auch in weniger zahlreichen Vertretern, eine Bildnerschule in Siena, die ihre Kunst zu einer Freiheit u. Grazie emporhob, in welcher sie die Florentiner noch übertraf. Ihr Begründer u. bester Meister ist Jacopo della Quercia (1371 bis 1438), von dessen Hauptwerken wir den Brunnen Fonte Gaja auf dem Marktplatz in Siena nur noch in einer modernen Kopie besitzen.

Auch Oberitalien hatte während dieses Zeitraums seine Bildhauerschulen, wol zum Theil durch die Florentiner gebildet u. gefördert, zum Theil durch eigenes Streben. Davon zeugen die Kirchen S. Giovanni e Paolo u. S. Maria dei Frari in Venedig u. eine Reihe von Namen, in deren Familien die Bildhauerkunst erblich war, z. B. die Familie der Lombardi, denen eine große Zahl von Denkmälern beigelegt wird. Bedeutender war Alessandro Leopardi, aus dessen vielbeschäftigter Werkstatt z. B. das Denkmal des Dogen Andrea Vendramin (1479) in S. Giovanni e Paolo hervorging.

Bevor in der Malerei des 15. Jahrh. die großen Florentiner auftreten, welche auf ein besseres Erfassen der Natur, gründlicheres Studium der Form u. vollendetere Durchbildung des Kolorits u. der Perspektive ausgehen, erscheint eine Reihe von Künstlern, die den Uebergang dazu vorbereiten. Es sind Pesello u. sein frühverstorbener Enkel Pesellino (geb. 1423), Lorenzo di Bicci (1373—1452) u. Andrea del Castagno (1390—1457), der in seinem Naturalismus so sehr in die Fußstapfen des Bildners Donatello trat, daß er sich sogar vor der übertriebenen u. häßlichen Natürlichkeit nicht scheute. Die eigentlichen Bahnbrecher der Kunstweise des 15. Jahrh. sind Masolino (gest. 1440) u. Masaccio. Gleichzeitig mit ihnen, aber als eine in ihre realistische Richtung völlig isolirt hineingestellte Erscheinung, blühte der reinste aller Idealisten, Fra Angelico da Fiesole, der „engelgleiche" Maler der himmlischen Seligkeit. Nur einen einzigen Schüler hatte er, Benozzo Gozzoli, der aber später nicht mehr im Geiste seines Lehrers arbeitete, sondern seine eigenen Wege einschlug, auf denen ihm die Erinnerung an jenen verloren ging. In diametralem Gegensatz zu ihnen steht der die Richtung Masaccio's verweltlichende Filippo Lippi, dem als Zeitgenossen zweiten Ranges zur Seite stehen Alessandro Baldovinetti, Cosimo Rosselli, Bartolommeo della Gatta aus Arezzo (gest. 1491), der mit dem Letzteren sich auch in Rom an den Fresken in der Sixtinischen Kapelle betheiligte; die Brüder Antonio (1433—98) u. Pietro Pollajuolo (1443—96) u., größer als diese Beiden, der als Bildhauer oben genannte Andrea Verrocchio, dessen bester Schüler im Fache der Malerei Lorenzo di Credi war. Als wirkliche Schüler von Filippo Lippi, u. zwar als die bedeutendsten, erscheinen Alessandro Filipepi, gewöhnlich genannt Sandro Botticelli, der, alle Wandlungen seiner Zeit mitmachend, Anfangs Fiesole, später in gesteigerter Leidenschaftlichkeit Filippo Lippi nachahmte, u. Filippino Lippi, der sich sowol nach seinem Vater als nach Botticelli ausbildete. Den Schluß dieser Periode bilden in der florentinischen Schule der sie gewissermaßen zusammenfassende Domenico Ghirlandajo u. der bereits stark ins 16. Jahrh. hineinragende kühne, gewaltige Luca Signorelli.

Auch Siena hat in dieser Periode seine Malerschule, aber sie steht nicht nur der der Florentiner jener Zeit, sondern auch der sienesischen des 14. Jahrh. bedeutend nach. Der einzige Taddeo di Bartolo mag insofern davon ausgenommen werden, als er wenigstens in vielen Städten J.s mit größeren od. kleineren Aufträgen bedacht wurde, deren Ausführung aber nur selten ein großes Talent verräth.

Ein ganz anderer Geist als in jenen Florentinern des 15. Jahrh. (etwa mit Ausnahme des Fiesole) lebte in den Malern der umbrischen Schule dieser Zeit: der Geist religiöser Schwärmerei u. des zarten, innigen Gefühls. Sie hatte ihren Hauptsitz in Perugia. Ihr Begründer ist Nicolo Alunno aus Foligno, unter dessen Einfluß der Hauptmeister der Schule, Pietro Vanucci, gen. Perugino, erwuchs, dessen zahlreiche Schüler zum Theil der Richtung des Meisters treu blieben, wie z. B. Pinturicchio, während andere sich selbständiger u. freier herausbildeten, z. B. Rafael Santi, dessen höhere Entwickelung auch auf die seiner Mitschüler nicht ohne Einwirkung blieb. Ein anderer Schüler Perugino's war der in seinen Bildern Anfangs so edle, nachher verflachte lo Spagna. Nicht aus Umbrien stammend, folgten einer dem Perugino ähnlichen Richtung Giovanni Santi, Rafael's Vater, u. Francesco Francia, als dessen tüchtigster Schüler Lorenzo Costa zu nennen ist.

Einflußreicher als zuvor treten im 15. Jahrh. Padua u. Venedig in der Geschichte der Malerei auf. Dort in Padua war es, wo, angeregt durch das Studium der Antike u. ihrer strengen Form, Francesco Squarcione eine Schule gründete, aus der vor allen Anderen der reichbegabte Andrea Mantegna hervorging. Ein anderer, freilich nur in wenigen Werken vorhandener namhafter Meister dieser Schule ist Melozzo da Forli. Noch bedeutenderen Erscheinungen, deren Einfluß sich weit hinein ins 16. Jahrh. erstreckt, begegnen wir in Venedig. Der älteste Meister dieser Schule, Bartol. Vivarini, schließt sich zwar noch den schärferen, strengeren Formen der Paduaner an, aber bald wurde diese Strenge von Norden her durch den Einfluß der flandrischen Schule gemildert. Antonello von Messina brachte den Stil der Brüder van Eyck u. die Technik der Oelmalerei (s. Bd. III, S. 1534) nach Venedig, daher die Richtung dieser Schule auf die Farbe als auf ihr eigentliches Lebenselement. Ihr Begründer u. Hauptmeister ist Giovanni Bellini, der neben seinem weniger talentvollen Bruder Gentile viele Schüler u. Nachfolger hatte, unter denen als die größten Giorgione u. Tizian hervorragen. Drei andere, in ihrer Weise ebenfalls bedeutende Schüler waren Vittore Carpaccio, Cima da Conegliano u. Marco Basaiti. Und derselbe flandrische Einfluß findet sich um dieselbe Zeit, obgleich weniger nachhaltig, auch in Neapel, dessen Titularkönig René von Anjou als Maler selber ein Schüler der Brüder van Eyck gewesen war. Der dortige Hauptvertreter dieser Richtung soll der in seinen Lebensverhältnissen noch etwas dunkle Antonio Solario, gen. Zingaro (1382—1445?), sein.

Mit dem Beginn des 16. Jahrh. wird nicht nur der Charakter der ital. Architektur, sondern auch der Schauplatz der gesammten ital. Kunst ein anderer. Durch den kunstsinnigen Papst Julius II. (1503—13), der die größten Meister an seinen Hof zog, wird er nach Rom verlegt, das jetzt eine Blüte aller drei Künste erleben sollte, wie einst Athen zur Zeit des Perikles. Erst dort, auf dem klassischen Boden Roms, konnte die Baukunst wieder völlig klassisch werden (Hochrenaissance). Sie begann strenger in ihrem Studium der antiken Formen zu werden, die antiken Bauglieder reiner zu bilden u. der Willkür weniger Raum zu gestatten, wozu ihr die wieder aufgefundenen Vorschriften des Vitruv die Mittel an die Hand gaben. Von diesen Bauformen ging die Renaissance auch in fast alle Zweige der Kunstindustrie über u. brachte nam. in allen Arten von Geräthen eine aus röm. Vorbildern entstandene, unendlich reiche Menge von Ornamenten aus der Pflanzen- u. Thierwelt hervor. Dahin gehören auch die um diese Zeit aufkommenden Grotesken. Auf dieser Höhe erhielten sich die Gewerke aber kaum bis an das Ende dieses 16. Jahrh. Von da an begannen sie durch Ueberhäufung von Zierrathen das Streben nach malerischer Wirkung u. mischten zu pomphaftem Eindruck das Verschiedenartigste bunt durch einander. Es entstanden daher in den Geräthen dieselben barocken Formen, denen, wie wir sehen werden, die Baukunst des 17. Jahrh. anheimfiel. Die hauptsächlichsten, der Kunst am nächsten stehenden Industriezweige, in denen sich sowol der Stil des 16. Jahrh. als auch nachher der Barockstil bemerklich machte, sind die in Italien bes. stark betriebene Goldschmiedekunst (Florenz, Mailand u. Venedig), verbunden mit dem Email, dem Niello u. der Tauschirung, die Kunst des Schneidens u. Schleifens der Edelsteine, die Bearbeitung der edlen u. halbedlen Steinarten zu Gefäßen, die künstliche Holzarbeit der Zimmerdecken, die Intarsia u. die Marqueteria, die Schlosserarbeiten, der Bronze- u. Zinnguß, die oben erwähnte Glasbereitung (Murano), die Töpferei, Fayence u. Majolika, die Teppichstickerei u. die gepreßte Lederarbeit.

Der große Begründer dieser röm. Schule der Baukunst war Donato Lazzari aus Urbino, genannt Bramante. Ihm zunächst verwandt sind Baldassare Peruzzi u. dessen Schüler Sebast. Serlio, der freilich die größte Zeit seines Lebens in Frankreich arbeitete; sodann der auch als

Baumeister wirkende große Rafael Santi u. sein bekanntester Schüler Giulio Romano. Einer der bedeutendsten Nachfolger Bramante's war Antonio di Sangallo d. J. aus Florenz, der Erbauer des grandiosen Palastes Farnese, dem Michel Angelo das Hauptgesims, „die Krone aller Bekrönungen“, verlieh. Neben dieser röm. Schule erblühte in Venedig eine andere durch Jacopo Tatti, gen. Sansovino. Eine nachher leider ausgeartete Richtung verlieh der Baukunst der große Michel Angelo, der durch überraschende Kombinationen der antiken Formen eine malerische Wirkung zu erreichen verstand, die seinen Nachfolgern gänzlich fremd blieb. Nur Vignola ließ sich nicht durch dies Vorbild verleiten, sondern hielt theoretisch u. praktisch streng am Studium des klassischen Alterthums fest. Mit ihm in Gemeinschaft war auch der als Maler u. Schriftsteller bekannte Vasari thätig. Und als der Dritte dieser rein klassischen Richtung ist Andrea Palladio aus Vicenza zu nennen, der in seinen großentheils in Vicenza u. Venedig vorhandenen Bauten Harmonie u. Gesetzlichkeit mit dem feinsten Gefühl für schöne u. edle Verhältnisse verband. Ihm verwandt u. von ihm abhängig zeigt sich Vincenzo Scamozzi. Eine Besonderheit in dieser Richtung bezeichnen die Werke des Galeazzo Alessi aus Perugia, der hauptsächlich in Genua thätig war, wo sich durch ihn ein Palaststil entwickelte, der sich durch Großartigkeit der Anlage u. imposante Wirkung in der Ausbildung des Vestibuls u. der Treppe auszeichnete.

Die Bildhauerei des 16. Jahrh. kommt zwar in ihrer Bedeutung für die gesammte Kunstgeschichte der Malerei dieser Zeit nicht gleich, aber sie macht sich von der Architektur unabhängiger u. entwickelt sich auf dem ihr jetzt vorzugsweise angewiesenen Gebiete des Grabdenkmals zu einer großen Freiheit u. einem nach Vollendung der Form strebenden Idealismus, der freilich nicht von langer Dauer war. Denn bald fing man an, die Form höher zu achten als den den Denkmälern zukommenden christlichen Inhalt; sie wurde daher schon in der 2. Hälfte des Jahrhunderts leer u. inhaltslos u. artete in Manier aus. Der oben genannte Verrocchio hatte zwei Schüler, von denen der eine der bekannte Maler Lionardo da Vinci war, dessen bildnerische Thätigkeit hier in Betracht käme, wenn von seiner kolossalen Reiterstatue des Franz Sforza mehr als die gestochenen Entwürfe vorhanden wären. Der andere ist Giov. Francesco Rustici, dessen Konkurrent bei der trefflichen Erzgruppe (1511) über der nördl. Thür des Baptisteriums in Florenz. Andrea Sansovino war der von Lionardo beeinflußte Geistesverwandte Rafael's. Einer ähnlichen Richtung folgte Tribolo (Nicola Pericoli) aus Florenz (1485—1550). Bedeutender als Sansovino's Schüler Francesco di Sangallo (1498—1570) u. Vincenzo Danti (1530—76) ist Benvenuto Cellini, berühmt durch seine zierlichen Goldschmiedearbeiten. Angeregt durch diese Florentiner Schule wirkten mit ihr gleichzeitig in Bologna Alfonso Lombardi (1488—1537), in Modena der durch seine Thongruppen hervorragende Antonio Begarelli, in Pavia die Arbeiter am Façadenschmuck der Certosa u. in Venedig der sie alle an Bedeutung übertreffende Jacopo Tatti, gen. Jacopo Sansovino aus Florenz, dem ein langes Leben (1477—1570) eine gewaltige Produktivität gestattete. Ebenso offenbart sich in einigen Bildhauern Neapels die Richtung der Plastik des 16. Jahrh., z. B. in Giovanni da Nola od. Giov. da Merliano (1488 bis 1558), u. an vielen dortigen Grabdenkmälern. Keiner aber übte auf seine ganze Zeit u. auf die Nachwelt einen größeren Einfluß als Michel Angelo, der, wenn in irgend einer der drei Künste, vorzugsweise in der Plastik das „Schicksal der modernen Kunst“ geworden ist. Fast Alle, die mit u. nach ihm arbeiteten, wollten wenigstens in seinem Geiste arbeiten u. opferten diesem Willen mehr od. weniger ihre Selbständigkeit. So zunächst unter seinen Gehülfen Montorsoli (1498—1563) u. unter seinen Nacheiferern u. Nachfolgern der eitle u. forcirte Baccio Bandinelli, dem gegen das Ende des Jahrhunderts noch eine Menge Nachahmer folgen, unter denen Bartol. Ammanati der manierirteste ist. Besser dagegen tritt uns Giov. da Bologna aus Douay in Flandern entgegen, dem dann noch einige weniger begabte, in Italien ausgebildete Landsleute folgen.

Wenn in irgend einer Zeit die **Malerei** ihre höchsten Triumphe gefeiert hat, so ist es das Ende des 15. u. die erste Hälfte des 16. Jahrh., u. zwar nicht nur in Rom, wo ihr durch die kunstsinnigen Päpste Julius II. u. Leo X. (1513—21) die reichsten Anregungen u. die größten Aufgaben zu Theil wurden, sondern auch in Florenz u. weiterhin im N., in der Lombardei u. Venedig. Der oben erwähnte Lionardo da Vinci ist es, der diese Glanzperiode der Malerei in Oberitalien eröffnet, wo sich ihm viele Schüler anschlossen, unter denen als der anziehendste, lieblichste Bernardino Luini zu nennen ist. In weniger direkter Verbindung mit ihm stand Gaudenzio Ferrari. Durch diese selbe Schule empfing auch Giov. Antonio Bazzi, gen. il Soddoma aus Vercelli, seine Ausbildung. Neben Lionardo u. seiner Schule ragt als Maler ersten Ranges der gigantische Michel Angelo hervor, dessen Hauptwerke auf dem Gebiete der Malerei von 1508—11 u. 1534—41 fallen. Mit Ausnahme des

Sebastiano del Piombo, der, obgleich in der venezianischen Schule ausgebildet, doch Michel Angelo's bester Gehülfe war, u. Daniel da Volterra, geht seinen Nachahmern in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. der Geist des großen Meisters immer mehr verloren. In äußerlichen Dingen streben sie ihm nach, aber ohne inneren Gehalt. Solche Maler waren Vasari, Francesco Salviati, Bronzino u. A. Aber neben u. gleichzeitig mit ihm sah Florenz noch zwei Meister erblühen, die, wenn auch beeinflußt durch Lionardo, doch völlig selbständig dastehen. Der eine ist Fra Bartolommeo,



Nr. 515. Gothischer Stil in Italien. Glockenthurm des Doms in Florenz.

der in Mariotto Albertinelli u. Ridolfo Ghirlandajo nicht unbedeutende Schüler hatte; der andere der vielschaffende Andrea del Sarto, der sich allmählich zu einem Koloristen ausbildete, wie ihn wenigstens Florenz noch nicht besessen hatte. Seine Gehülfen u. Mitarbeiter waren Marcantonio Franciabigio u. der Portraitmaler Pontormo (1493—1558) u. wiederum des Letzteren Schüler Angelo Bronzino (1499—1571).

Den vollsten Glanz verlieh der Malerei dieser Epoche der große Meister von Urbino, Rafael Santi, der, aus der umbrischen Schule des

Perugino hervorgegangen, seine Kunst nach Rom verpflanzte u. sie dort wenigstens im 16. Jahrh. heimisch machte. Während der kurzen Zeit seines Erdenlebens gab sein Geist auch seinen Schülern die Inspiration zu ihren Werken, nach seinem Tode aber verfielen die bedeutenderen unter ihnen einer gewissen Maßlosigkeit, während die schwächeren den Stil ihres Meisters zu einer Manier herabzogen, in der kaum noch eine Spur seines Geistes übrig blieb. Der bedeutendste derselben war Giulio Romano, in dessen Fußstapfen Francesco Primaticcio trat. Als weniger bedeutend erschienen Perin del Vago, Polidoro da Caravaggio, der aus anderen Schulen zu ihm übergegangene Bagnacavallo u. die beiden Ferraresen Garofalo u. Dosso Dossi.

Während also diese Schulen J.s in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. mehr od. weniger ausarteten u. in Manier u. Affettation verfielen, entwickelte sich die Malerei in Venedig zu einer wenigstens bis ans Ende des Jahrhunderts dauernden Blüte. Auf der von Giov. Bellini gelegten Grundlage bauten seine Nachfolger weiter; auch sie suchten das Schöne in der Verklärung der Wirklichkeit u. im Glanz des irdischen Daseins, das gerade damals in der Lagunenstadt eine festliche Pracht entfaltete. Die Pracht der Farbe ist daher vor allen Dingen auch jetzt noch das künstlerische Element der Venezianer; sie erforschen die Geheimnisse der Farbenmischungen u. verleihen ihren Gestalten im Fleische selber, wie den bedeckenden Gewändern, einen wunderbaren Schmelz des Kolorits. Der erste Vertreter dieser jüngeren Venezianer, welcher die seinen Lehrer Giov. Bellini noch umringenden Fesseln abwarf, ist Giorgione, der, hätte er länger gelebt (1477—1511), ein ebenbürtiger Nebenbuhler seines Mitschülers Tizian geworden wäre. Sein Schüler war der oben erwähnte Seb. del Piombo. Unabhängiger von Beiden steht Palma Vecchio. Der bekannte Hauptmeister der Schule ist Tiziano Vecellio, der während seines fast hundertjährigen Lebens (1477—1576) den mächtigsten Einfluß nicht blos auf alle Maler, sondern auf alle geistigen Vertreter von Venedig ausübte; ein Einfluß, der sich bei weitem vortheilhafter erwies, als der des Michel Angelo auf seine Schüler. Zu diesen Malern gehören Bonifazio, der in Andachtsbildern hervorragende Aless. Bonvicino, gen. Moretto, der farbenglühende Pordenone, der im Portrait ausgezeichnete Bordone, u. als die letzten Höhepunkte der Schule der an Zahl wie an Umfang der Bilder größte Meister Tintoretto u. der die ganze Pracht des venezian. Lebens erschöpfende Paolo Veronese. Niedriger endlich steht der venezian. Begründer des Genrefaches, Jacopo Bassano (s. d.). Den Ausgang der Schule bilden dann, bereits stark ins 17. Jahrh. hineinragend, Palma Giovine u. Padovanino (1590—1650).

Unabhängig von diesen Venezianern, vielmehr gebildet durch die Werke Mantegna's u. Lionardo's, steht Correggio, der Meister des Helldunkels, fast einzig in seiner Art da. Die sich um ihn scharenden Schüler hatten den Geist ihres Meisters schlecht verstanden, hielten sich lediglich an seine Aeußerlichkeiten u. suchten in Lichteffekten u. gezierten Formen u. Geberden ihn zu überbieten. Der beste von ihnen ist Franc. Mazzuola, gen. Parmigianino (1503—40), der wenigstens als Portraitmaler Tüchtiges leistete. Später suchte noch Baroccio aus Urbino den Stil des Correggio, aber auch den Rafael's u. Andrea del Sarto's anzunehmen, kam aber nicht über eine gewöhnliche Grazie hinaus.

Gegen das Ende des 16. Jahrh. artete, wie wir oben gesehen haben, der Stil der Renaissance in eine immer größere Willkür aus, zu der allerdings Michel Angelo den ersten Anstoß gegeben hatte. Diese zu förmlicher Verwilderung gediehene Willkür der Renaissance ist es, was man Barockstil nennt. Er charakterisirt sich dadurch, daß an die Stelle der strengen Behandlung der Formen u. der harmonischen Durchführung der meistens noch großartig gedachten Entwürfe Uebertreibung, auf Effekt berechnete Komposition u. Ueberhäufung der Dekorationsmittel trat. Der einflußreichste, vielseitigste Meister dieser Epoche ist der als Bildhauer noch bekanntere Bernini. Wenn er im Ganzen noch nach einer gewissen Großartigkeit des Eindrucks strebte, so benahm dagegen sein Zeitgenosse u. Nebenbuhler Francesco Borromini (1599—1667) allen Hauptformen ihre architektonische Bedeutung, behandelte die Nebenformen mit regelloser Willkür als Hauptsache u. erging sich in allen möglichen Kurven u. Schnörkeln (Kirche S. Agnese auf der Piazza Navona in Rom). Das 18. Jahrh. kehrte allmählich aus dieser Verwilderung zurück, versank aber dafür in einen Zustand der architektonischen Ermattung, der nach jenem Sinne bethörenden Rausche eintreten mußte. Erst unter der Regierung des jetzigen Papstes Pius IX. wurde wenigstens in Rom viel für Restaurationsbauten gethan, wobei mancher alte Kirchenbau eine nur zu glanzvolle, modernisirte Restauration erlitt (S. Paolo fuori le mura). Nicht mit Unrecht nennt man daher die jetzige röm. Architektur den Salonstil.

Aus der Verflachung, in der wir die Plastik gegen das Ende des 16. Jahrh. erblickten, rafft sie sich gegen die Mitte des 17. wieder auf u. bildet sich zu einem Stile aus, der, fast zwei Jahrhunderte herrschend, dem Barockstil der Architektur insofern vollkommen entspricht, als er ohne inneren Gehalt auf möglichst energischen Ausdruck u. glänzenden Effekt ausgeht. Wenn auf diesem Wege Stefano Maderno (gest. 1636) noch mit einer gewissen Zurückhaltung u. Vorsicht verfuhr, so gab sich dagegen Bernini einer völligen plastischen Zügellosigkeit hin, in der er leider das Glück hatte, auch in anderen Ländern viele Nachfolger zu finden. Aus dieser zur Unnatur gewordenen Natürlichkeit wurde die Plastik erst wieder aufgeschreckt durch den Venezianer Antonio Canova. Seinem Beispiel folgten auch in Rom mehrere begabte Bildner, aber meistens Nichtitaliener, die dort ihre zweite Heimat fanden. Manche von ihnen wurden hingezogen, nur um von den Italienern das dort infolge einer vielhundertjährigen Uebung weit verbreitete Handgeschick ausüben zu lassen u. zu erlernen, so daß es heutzutage etwas ganz Gewöhnliches ist, die Marmorausführung der dort von Deutschen, Franzosen, Engländern u. Skandinaviern modellirten Bildwerke Italienern zu überlassen, die, wenn auch an künstlerischen Ideen oft arm, desto reicher an technischer Gewandtheit sind. Als Hauptrepräsentant dieser modernen plastischen Thätigkeit ist Pietro Tenerani, Schüler von Canova u. Thorwaldsen, zu nennen, dem in des Letzteren Atelier lange Zeit Marochetti u. Luigi Bienaimé zur Seite standen; u. als wenigstens zum Theil durch geistvolle, jedenfalls aber durch technisch bedeutende Werke ausgezeichnet der schon ältere Bartolini, Cacciatore (gest. 1871), Fraccaroli, Barzaghi u. Pietro Magni aus Mailand, Giovanni Dupré aus Siena, Pio Fedi aus Viterbo, Carlo Finelli aus Carrara, Jacometti aus Rom u. Vincenzio Vela aus Turin.

Nachdem gegen das Ende des 16. Jahrh. fast alle ital. Schulen der Malerei in hohle Manier verfallen u. selbst der Glanz der venezian. Schule erloschen war, nahm sie im 17. Jahrh. noch einmal einen Aufschwung durch zwei Richtungen, von denen die eine die großen Meister der Vergangenheit nachzubilden u. sich ihre besseren Eigenschaften anzueignen strebte, die andere sich in die Arme der Natur warf u. sie selbst in ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit, Derbheit u. Nacktheit darstellte. Jenes sind die Eklektiker, deren Begründer Lodovico Caracci aus Bologna ist, der zuerst mit Entschiedenheit auf das Studium der großen Meister der Vergangenheit drang u. hierin von seinen beiden vor ihm gestorbenen Neffen Agostino u. Annibale unterstützt wurde. Ihre bedeutendsten Schüler waren der technisch meisterhafte Domenichino, der fruchtbare, sehr verschieden auftretende Guido Reni, der farbenwarme, später verweichlichte Guercino u. der anmuthig graziöse Francesco Albani, dem dann wieder als Schüler Carlo Cignani, Andrea Sacchi u. des Letzteren Schüler Carlo Maratta folgten. Nicht als unmittelbarer Schüler, aber als von ihnen beeinflußt, erscheinen der liebenswürdige, wenn auch nicht sehr talentvolle Sassoferrato, Cristofano Allori, der dem Domenichino verwandte Matteo Rosselli (1578—1650) u. dessen bedeutendster Schüler Carlo Dolci. Die Leidenschaftlichkeit u. Zügellosigkeit, die in den Bildern der Naturalisten herrschte, zeigte sich auch in der Lebens- u. Sinnesweise des Begründers dieser Schule, Michel Angelo da Caravaggio, der als bedeutende Nachfolger nur einige Neapolitaner hatte, unter denen Ribera, gen. Spagnoletto, Salvator Rosa u. der Schnellmaler Luca Giordano die bekanntesten sind. Der einzige wirkliche ital. Maler, der im 18. Jahrh. dem allgemeinen Verfall entgegenarbeitete, ist Pompeo Batoni; mit ihm hört J. auf, in der Malerei eine Rolle zu spielen. Das wenige Bessere, was noch geleistet wird, geht mehr noch als in der Skulptur von fremden Künstlern aus, denn der Venezianer Natale Schiavoni u. seine Söhne u. die Mailänder Francesco Hayez nebst seinen Schülern, den Brüdern Domenico u. Girolamo Induno, sind für die Weiterentwickelung der ital. Kunst ohne alle Bedeutung.

Literatur: Vasari, „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer u. Baumeister"; Kugler, „Kunstgeschichte, Geschichte der Malerei u. Geschichte der Baukunst"; Lübke, „Grundriß der Kunstgeschichte, Geschichte der Architektur u. Geschichte der Plastik"; Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste"; Förster, „Geschichte der ital. Kunst" (bis jetzt 3 Bde.); Crowe u. Cavalcasella, „Geschichte der ital. Malerei" (deutsche Ausg., bis jetzt 5 Bde.).

Italienische Sprache u. Literatur. Die ital. Sprache, welche außer von den Bewohnern des Königreiches J. in Welschtirol (dem sog. Trentino) in einigen Schweizerkantonen, in Nizza u. von einem Theile der Bevölkerung Istriens, Dalmatiens u. der Jonischen Inseln gesprochen wird, hat sich aus der lat. Volkssprache (dem sog. sermo rusticus) entwickelt u. gehört deshalb der roman. Sprachfamilie an. Unter ihren Schwestersprachen nimmt sie durch die Reinheit ihrer Vokale, durch die Freiheit von nasalen Lauten, durch den leichten u. doch festen Bau ihrer Flexion, durch die Beweglichkeit ihrer Syntax u. endlich durch den Reichthum ihres Wortschatzes eine sehr hervorragende, vielleicht selbst die erste Stelle ein. Ihr musikalischer Wohllaut, welcher hauptsächlich auf dem harmonischen Verhältnisse der Konsonanten zu den Vokalen beruht, ist bekannt. Die ital. Aussprache ist im Allgemeinen, wenn man von

Feinheiten, wie die Unterscheidung des offenen u. geschlossenen O- u. E-Lautes, absieht, leicht zu erlernen. Man merke bes., daß die Diphthonge getrennt zu sprechen sind (z. B. A-ustria), daß c u. g vor e u. i ersteres den harten, letzteres den weichen Zischlaut (= tsch u. dsch) annehmen (z. B. Piacenza = Piatschenza, maggiore = madschore), ch u. gh hingegen stets den gutturalen Laut (= k u. g) bewahren, u. daß t stets seinen eigenen Laut behält, also auch vor i mit folgendem Vokal nie wie z lautet. Die ital. Sprache zerfällt in eine große Anzahl von Dialekten. Wissenschaftlich unterscheidet man acht Hauptgruppen derselben, deren jede wieder in zahlreiche Unterabtheilungen sich spaltet. Man darf sagen, daß jede Provinz, ja jede bedeutendere Stadt ihre eigenthümliche Mundart besitzt. Einige dieser Dialekte, wie z. B. der venetianische, der lombardische, der sizilianische, der sardinische, weichen beträchtlich von der Schriftsprache ab, so daß ihr Verständniß ein eingehendes Studium erfordert. Die Schriftsprache wird streng genommen nirgends ganz rein gesprochen. Die größte grammatische Korrektheit rühmt man den Florentinern, die beste Aussprache den Römern nach, weshalb als Dogma gilt, daß der toskan. Dialekt im Munde eines Römers („lingua toscana in bocca romana") das schönste Italienisch darstelle.

Die bis jetzt beste wissenschaftliche ital. Grammatik in deutscher Sprache hat L. G. Blanc verfaßt (Halle 1844). Zum praktischen Gebrauche empfiehlt sich vornehmlich die Sprachlehre von Mussafia (Wien 1868). Unter den deutsch-ital. od. ital.-deutschen Wörterbüchern sind zu empfehlen von den älteren die von Jagemann, von den neueren die von Valentini. Bei wissenschaftlicher Beschäftigung mit der ital. Sprache ist die Benutzung des großen, von der Academie della Crusca herausgegebenen Dizionario nothwendig. Eine vorzügliche Chrestomathie mit literargeschichtlicher Einleitung hat Ebert (Frankf. 1864) herausgegeben. Die **ital. Literatur** nimmt vermöge der Gedankentiefe u. der vollendeten Formenschönheit vieler ihrer Werke unter den europ. Literaturen eine sehr hohe Stellung ein u. darf als der franz., engl., span. u. deutschen vollkommen ebenbürtig, in einzelnen Gattungen selbst als ihnen überlegen betrachtet werden. Freilich sind es weit mehr die Schöpfungen der Jahrhunderte der Renaissance, als die der neueren Zeiten, auf denen sich das Anrecht auf einen so hervorragenden Rang begründen läßt. Die Geschichte der ital. Literatur läßt sich in drei Perioden eintheilen.

I. Periode. Von den Anfängen bis zu dem Zeitalter Lorenzo's de' Medici (ca. 1200—1470). Die eigenthümliche kulturhistorische Entwickelung, welche J. nach dem Sturze des Röm. Reiches beschieden war, indem es fast unvermittelt von den antiken zu den modernen sozial-politischen Anschauungen u. Institutionen überging, wirkte auf das Aufblühen einer nationalen Literatur sehr hemmend ein. Die ritterlich-epische Dichtung nam., welche in den übrigen Ländern Westeuropa's so herrliche Blüten trieb, mußte in J. ungeboren bleiben, denn hier war das Ritterthum nur eine exotische Pflanze. Auch am Minnegesange nahm J. keinen Antheil. Zwar sangen im 12. Jahrh. an den Höfen des oberen u. mittleren J.s namhafte Troubadours, aber sie sangen in provençalischer Sprache, u. sie gehören somit nicht der ital. Literatur an. Am Hofe des hohenstaufischen Kaisers Friedrich II. (ca. 1225) zu Palermo erklangen zum ersten Male ital. Lieder u., waren es auch nur Nachahmungen provençalischer Vorbilder, so war doch damit der fruchtbare Ausgangspunkt für das Emporblühen einer ital. Literatur gegeben. Der kunstsinnige Kaiser selbst, sein Sohn Enzio u. sein großer Kanzler Pietro delle Vigne versuchten sich in der Dichtkunst. Eifrige Pflege fand sodann der ital. Gesang in Toscana, indessen trotz der großen Anzahl der Dichter, von denen wir nennen Guido Guinicelli v. Bologna († 1276), Fra Guittone v. Arezzo († 1294), Guido Cavalcanti von Florenz († 1300), Dante von Majano (ca. 1290), Cino von Pistoja (1270—1336), ward ein bedeutender Fortschritt in der Entwickelung nicht erreicht: die Sprache blieb ungelenk u. der Gedankeninhalt mit wenigen Ausnahmen dürftig. Aus diesen wenig bedeutenden Anfängen erhob der Riesengeist des Florentiners Dante Alighieri (s. d., geb. 1265 zu Florenz, gest. 1321 zu Ravenna) durch seine großartige „Divina Commedia" die ital. Poesie mit einem Schlage auf den Gipfel höchster Vollkommenheit u. gab zugleich in seiner Schrift „De vulgari eloquentia" eine Art Theorie der ital. Sprache u. eine Grundlage für ihre poetische Verwendung. Die nächste Stellung nach Dante nimmt Francesco Petrarca (s. d., geb. 1304 zu Arezzo, gest. 1374 zu Arqua) ein, welcher, wenn er auch in Bezug auf Gedankentiefe u. geistige Originalität mit seinem großen Vorgänger sich bei weitem nicht messen darf, doch für die Entwickelung der Sprache u. Poesie fast ebenso bedeutend geworden ist, als dieser, u. in seinen formvollendeten Sonetten u. Canzonen der ital. Lyrik viel bewunderte Vorbilder gegeben hat. Wie Dante u. Petrarca die Schöpfer der poetischen Sprache geworden waren, so darf Giovanni Boccaccio (s. d., geb. zu Paris 1313, gest. 1374 zu Certaldo) als Schöpfer der ital. Prosa betrachtet werden, für welche er zuerst in seinem „Decamerone" ein noch jetzt giltiges Muster der Anmuth u. Gewandtheit niederlegte.

Von diesen drei großen Begründern u. unerreichten Heroen der ital. Literatur blieb Dante, wie zu erwarten, ohne Nachfolger, während Petrarca u. Boccaccio deren eine große Zahl fanden. Da die meisten derselben indessen jeder bedeutenderen Originalität entbehrten u. eben nur mehr od. weniger talentvolle Nachahmer waren, so seien hier von den Prosaisten nur Franco Sacchetti (ca. 1350) u. Ser Giovanni (ca 1370), von den Lyrikern die beiden Buonaccorso de Montemagno u. Giusto de' Conti (ca. 1425) genannt; der Letztere besaß die seltsame Originalität, auf „die schöne Hand" (la bella mano) seiner Geliebten eine Unzahl anmuthiger Sonette zu dichten.

II. Periode. Von dem Zeitalter Lorenzo's de' Medici bis auf Torquato Tasso (ca. 1470—1600). Die Renaissance, welche bekanntlich in J. die Stätte schönster Entwickelung fand, hätte durch ihre Begeisterung für die Sprache, die Literatur u. die Kunst des klassischen Alterthums leicht auf das Gedeihen der nationalen Literatur sehr hemmend einwirken können, wenn nicht die Freude an dem eigenen künstlerischen Schaffen, welche sie in allen Gemüthern entzündete, den ganzen Boden des nationalen Lebens u. also auch des literarischen mit reichster Saat befruchtet hätte. Die Bewunderung der antiken Meisterwerke regte zur Nachahmung an, u. der an der Antike gebildete Geschmack der höheren Gesellschaftsklassen war geläutert genug, um zu dieser Nachahmung dem modernen Geiste angemessene Bahnen anzuweisen. Dazu kam als besonderer Glücksumstand, daß die großartig angelegte, für alles Schöne u. Edle begeisterte Individualität Lorenzo's de' Medici (1448—1495), dessen Hof zu Florenz seit 1469 gleichsam den Brennpunkt der durch die Renaissance hervorgerufenen Kulturbestrebungen bildete, auch der vaterländischen Poesie ein warmes Interesse entgegengetragen u. ihre Pflege sich hatte angelegen sein lassen, wie er denn auch selbst als Dichter auf dem epischen, lyrischen u. dramatischen Gebiete sich in rühmlichster u. erfolgreichster Weise versucht hat. Auch andere hervorragende Vertreter der Renaissance, von denen nur der berühmte Humanist Polizian (geb. 1454, gest. 1494) u. der große Michel Angelo genannt seien, bethätigten sich als eifrige Förderer u. Pfleger der nationalen Literatur, u. so ist denn auch für diese das Zeitalter der Renaissance zum goldenen Zeitalter geworden, u. sie hat auf allen ihren Gebieten das reichste Leben erblühen sehen. Vorzugsweise eifrige Pflege fand in dieser Periode das in der ersten (abgesehen von Dante) ganz vernachlässigt gebliebene Epos, für welches man in der achtzeiligen Stanze (Ottava) eine sehr geeignete volltönende Strophe fand. Reichsten romantischen Stoff bot der Sagenkreis von Karl d. Gr. u. seinen Paladinen, welcher den Italienern während des späteren Mittelalters zwar durch das Volksbuch in Prosa „Li Reali di Francia" bekannt geworden, aber ohne dichterische Verwerthung geblieben war, während er in Frankreich u. Deutschland in zahlreichen, theils volksthümlichen theils höfischen Epen die vielseitigste Bearbeitung gefunden hatte. Natürlich konnten die ital. Lyriker der Renaissance, angehaucht vom modernen Geiste u. gebildet an antiken Mustern, diesen Stoff nicht in mittelalterlich-naiver Weise behandeln: sein christlich-ritterliches Element mußte ihnen zum schmückenden Beiwerke herabsinken, die romantische Buntheit aber u. die seltsame, oft lose Verkettung der erzählten Abenteuer zur Hauptsache werden; die Beimischung der Ironie wurde fast nothwendig durch den scharfen Gegensatz der modernen zu der mittelalterlichen Anschauungsweise des Stoffes bedingt. Seinen Höhepunkt erreichte das romantische Epos in dem „Rasenden Roland" (Orlando furioso) des Lodovico Ariosto (geb. 1474 zu Reggio, gest. 1533 zu Ferrara, s. d.), eine Dichtung, die uns in kunstvollendeter, bezaubernd schöner Sprache in 46 Gesängen Roland's Irrfahrten u. Liebesleid erzählt. Von Ariost's Vorgängern sind als die bedeutendsten zu nennen Luigi Pulci (1432—1487), der Dichter des „Morgante maggiore", u. der ernstere Matteo Maria Bojardo (geb. 1434 zu Scandiano, gest. 1494 zu Reggio), der Verfasser des weitschichtig angelegten „Orlando innamorato", als dessen Fortsetzung Ariost's Dichtung zu betrachten ist. Nur in sehr bedingter Weise darf als Nachfolger dieser Epiker Francesco Berni († 1536 zu Florenz) betrachtet werden, welcher, die dem romantischen Epos innewohnende ironische Tendenz bis in ihr Extrem verfolgend, Bojardo's Werk in das Burleske übertrug. — Das Lehrgedicht kultivirten Giovanni Ruccellai (1475—1525), ein Florentiner, der die Bienenzucht, u. Luigi Alamanni (geb. 1495 zu Florenz, gest. 1556 zu Amboise), der den Landbau besang. Ein historisches Epos („Das von den Gothen befreite Italien") ganz nach antik-klassischem Muster schrieb Trissino (1478—1550). Eine sehr ehrenvolle selbständige Stellung nimmt als epischer Dichter Lorenzo de' Medici durch die Plastik u. Anmuth seiner Naturschilderungen ein. Die Lyrik bewegte sich im Allgemeinen in den von Petrarca ihr vorgezeichneten Geleisen,

selbständige Bahnen suchten außer Lorenzo nur Serafino aus Aquila (1446—1500) u. Bernardo Accolti aus Arezzo (ca. 1450—1530) auf. Als die talentvollsten Petrarkisten sind zu erwähnen: Francesco Maria Molza (geb. 1489 zu Modena, gest. 1544 ebendort), der Kardinal Bembo (geb. 1470 zu Venedig, gest. 1547 zu Rom), sowie die Dichterinnen Vittoria Colonna (1490—1547) u. Gaspara Stampa (1524—1554). Auch das Drama, bis dahin ganz vernachlässigt, die derbkomische Improvisationskomödie (comedia dell' arte) u. die mittelalterlich naiv rohen Mysterien fanden in diesem Zeitraum einige, wenn auch verhältnißmäßig geringe Pflege. Der Mediceer Lorenzo hat das Verdienst, auch auf dieses Dichtungsgebiet veredelnd u. schöpferisch eingewirkt zu haben. Machiavelli (s. d.) u. Ariost schrieben die ersten wahrhaften ital. Lustspiele („Mandragola" u. „Cassaria"), u. Trissino (s. oben) verfaßte die erste kunstgerechte Tragödie („Sofonisbe"). Als hervorragende Prosaiker dieser Periode sind zu nennen die Novellisten Massuccio von Salerno (ca. 1470), Agnolo Feronzuola aus Florenz (gest. 1548), Anton. Francesco Grazzini il Lasca (gest. 1583), Matteo Bandello (geb. 1480, gest. 1561) u. Giovambattista Giraldi Cinzio (gest. 1573), u. die Historiker Niccolo Machiavelli (1469—1527 [s. d.]), der berühmte Verfasser des „Principe". Francesco Guicciandini (1482—1540) u. Jacopo Bonfadio (gest. 1550). In der didaktischen Prosa zeichnete sich vor allen der Graf Baldassar Castiglione (1478—1529) aus. Eine berühmt gewordene Selbstbiographie schrieb der Goldschmied u. Bildhauer Benvenuto Cellini (1500—1570). — Eine hervorragende Stellung in der Literatur dieser Periode nimmt Torquato Tasso (geb. 1544 zu Sorrent, gest. 1595 zu Rom) ein, der unter dem Einflusse der kathol. Gegenreformation stehende Sänger des „Befreiten Jerusalem".

III. Periode. Von dem Ende des 16. Jahrh. bis zur Gegenwart. Die schönste Blüte, zu welcher die ital. Literatur im Zeitalter der Renaissance sich entfaltet hatte, war von kurzer Dauer: die durch die kathol. Gegenreformation wieder streng kirchlich gewordene Geistesrichtung der höheren Bevölkerungsschichten u. die traurigen politischen Verhältnisse ließen sie rasch hinwelken. An die Stelle der früheren Originalität trat jetzt die mechanische Nachahmung theils einheimischer, theils aber auch (u. bald vorwiegend) span. u. franz. Muster, u. die Kunst des Stiles u. Versbaues ward zur manierirten Künstelei. Den traurigen Vorzug, als Repräsentant der einreißenden Gedankenarmuth u. Geschmacklosigkeit zu gelten, genießt Giambattista Marini (geb. 1569 zu Neapel, gest. 1625 ebendort), der in seiner Dichtung über den bethlehemitischen Kindermord („La Strage degli Innocenti") die wahrhafte Karikatur eines Epos geliefert hat. Am schlimmsten offenbarte der Verfall des Geschmackes sich in der Lyrik u. hier wieder am meisten in den Produktionen der Dichterakademie Arcadia (gestiftet 1690). Nur wenige Dichter bewahrten bei der allgemein herrschenden Seichtheit der Ideen u. des Geschmackes wenigstens einige Originalität u. wußten sich eine rühmliche Ausnahmestellung zu erringen. Es seien von ihnen genannt Tassoni (geb. 1565 zu Modena, gest. 1635), der Verfasser des reizenden heroisch-komischen Epos „Der Eimerraub" („La secchia rapita"), u. die Lyriker Chiabrera aus Savona (1552—1637), Testi aus Modena (1593—1646) u. Filicaja aus Florenz (1650 bis 1712). In der Mitte des 18. Jahrh. trat infolge der sich besser gestaltenden politischen Verhältnisse J.s, zum Theil auch infolge des Einflusses der engl. Literatur, eine nachhaltige Reaktion gegen die herrschende literarische Richtung des Ungeschmackes u. des Franzosenthumes ein. Die Vorkämpfer dieser ergebnißreichen Bewegung waren Gasparo Gozzi (geb. 1713 zu Venedig, gest. 1786 zu Pavia), ein sehr fruchtbarer u. vielseitiger Schriftsteller, der nam. auch auf eine Veredelung der commedia dell' arte hinarbeitete, u. der verdienstvolle Kritiker Giuseppe Baretti (geb. 1719 zu Turin, gest. 1789 zu London). Die Grundsätze der literarischen Reform, welche diese Männer aufgestellt hatten, wurden bald u. mit bestem Erfolge in die Praxis übertragen. Zunächst geschah dies auf epischem u. lyrischem Gebiete durch Giuseppe Parini (geb. 1729 zu Bosisio bei Mailand, gest. 1799 in Mailand), den Verfasser der trefflichen satirischen Dichtung „Der Tag" („Il Giorno") u. den Dichter gedankenreicher u. gemüthstiefer Oden. Auf dem dramatischen Gebiete wirkten reformatorisch, obwol mit weniger Genialität u. geringerem Erfolge, Carlo Goldoni (geb. 1707 zu Venedig, gest. 1793 zu Paris) u. der edle Graf Vittorio Alfieri (geb. 1749 zu Asti, gest. 1803 zu Florenz), jener im Lustspiele, dieser in der Tragödie. Unter den Nachfolgern Parini's ragt bes. hervor der talentvolle, aber charakterlose Vincenzo Monti (1754—1808), welcher im Epos mit Dante nicht unrühmlich zu wetteifern wagte. Minder bedeutend sind die Lyriker Ippolito Pindamonte (1753—1828), u. Giovanni Fantoni (1759—1807). Genannt seien auch noch der Uebersetzer Ossian's Melchior Cesarotti aus Padua (1730—1808) u. Giambattista Casti (1721—1803), der Dichter der „Sprechenden Thiere". Im Anfang des 19. Jahrh. erstand, angeregt u. beeinflußt durch die deutsche Literatur, auch in J. die romantische Schule. Als ihr erster Vertreter ist Ugo Foscolo (geb. 1778 zu Padua, gest. 1827 zu London) zu betrachten, der Verfasser der gedankenvollen Dichtung „Die Gräber" u. „der letzten Briefe des Jacopo Ortis", in denen er Goethe's Wertherroman mit Glück u. Geschick nachahmte. Das Haupt der Schule aber wurde Alessandro Manzoni, der durch seinen historischen Roman „Die Verlobten" („I Promessi Sposi") der ital. Novellistik die Bahn anwies, in welcher sie sich jetzt noch mit Vorliebe bewegt, der die Wiedergeburt der wahren ital. Tragödie anstrebte u. der durch seine Ode auf Napoleon's Tod selbst Goethe's Bewunderung erweckte.

Selbständige Stellungen außerhalb der romantischen Schule nahmen ein: Giacomo Leopardi (1798—1837), ein edler, gedankentiefer Dichter von echt hellenischem Geiste, u. Giuseppe Giusti, ein ausgezeichneter Satiriker u. freiheitsbegeisterter Volksdichter ersten Ranges, den man mit Recht den ital. Béranger genannt hat. In Betreff der neuesten ital. Literatur läßt sich wol sagen, daß die literarische Produktion eine sehr vielseitige u. massenhafte ist, daß sie sich aber nur selten über die Mittelmäßigkeit erhebt u. noch seltener originale Bahnen aufzufinden vermag. Die besten Kräfte der Nation scheinen eben durch die politische Thätigkeit u. durch die neu erwachte Liebe zu streng wissenschaftlichen (namentlich philosophischen, historischen u. linguistischen) Studien in Anspruch genommen zu sein. Wir beschränken uns daher auf einige kurze Notizen. Seit dem Ende der zwanziger Jahre, ja selbst schon seit der Zeit des Wiener Kongresses, welcher J. aufs Neue zersplitterte u. zum Theil selbst der Fremdherrschaft unterwarf, gestalteten sich die äußeren Verhältnisse höchst ungünstig für eine Neugeburt od. auch nur für eine gedeihliche Weiterentwickelung der Literatur. Die politischen Bestrebungen, denen sich seit dieser Zeit gerade die intelligentesten Klassen der Nation leidenschaftlich hingaben, mußten das Interesse an der literarischen Produktion schwächen u. überdies dazu beitragen, die Literatur auf eine einseitige u. ganz von ihren wahren Zielen ablenkende Bahn zu leiten. Auch die endliche Herstellung des nationalen Einheitsstaates hat bis jetzt an dieser Ungunst der Verhältnisse nur wenig geändert, denn mit nahezu derselben Leidenschaftlichkeit, wie früher, überläßt sich die Nation in ihrer weitaus größten Mehrheit politischen Bestrebungen, nur daß deren Ziele jetzt andere geworden sind, u. der Kampf der Parteien, der im Parlamente oft zu heftigem Ausbruche gelangt, beschäftigt aufs Lebhafteste alle Schichten der Bevölkerung. Ueberdies ist es begreiflich, daß die Einrichtung ihres neuen Staates den Italienern eine solche Menge praktischer Aufgaben stellt, daß eine große Anzahl gerade der besten Köpfe zu literarischer Thätigkeit entweder keine Neigung mehr besitzt od. keine Muße für sie mehr findet.

So hat denn die ital. Literatur der Neuzeit — der schöpferischen Kraft entbehrend, die ihr eine neue Bahn anzuweisen vermocht hätte — so weit sie nicht völlig in den Dienst der Politik trat u. dadurch der eigenen Würde sich entkleidete, im Allgemeinen in den Geleisen sich fortbewegt, welche Manzoni u. Leopardi ihr vorgezeichnet hatten, u. zwischen Romantizismus u. Klassizismus unklar geschwankt. Eine hervorragende selbständige Stellung nahm allein der geniale Giuseppe Giusti (gest. 1850) ein, bei welchem nur zu beklagen ist, daß er sein reiches Talent fast ausschließlich der Pflege der politischen Satire, also der ephemersten Dichtungsart, widmete. Er ist auch der einzige der modernen Dichter, mindestens derer im lyrischen Fache, welcher wirklich populär geworden ist. Wol hat auch die lombardische Dichterschule, als deren Haupt Aleardo Aleardi zu betrachten ist, Selbständigkeit angestrebt, aber sie hat sich über eine korrekte Mittelmäßigkeit nicht zu erheben vermocht. Ihre Produktionen können daher keinen höheren Werth beanspruchen, als diejenigen der besseren Nachahmer, sei es Manzoni's, sei es Leopardi's, u. haben auch, wie diese, einer tiefer eingreifenden Wirkung entbehrt, zum Theil auch nur eine sehr kurze Lebensfähigkeit erwiesen.

Am kläglichsten hat sich der Mangel an Originalität auf dem Gebiete des Romanes geoffenbart, denn hier beschränkte die Produktion sich fast nur entweder auf die Umarbeitung fremder, namentlich französischer Vorbilder, bei deren Auswahl der gute Geschmack selten maßgebend war, od. aber auf eine mehr od. wenige sklavische Nachahmung der „Promessi Sposi". Von den Wenigen, welche den historischen Roman mit Geist u. Geschick bearbeitet haben, seien namentlich Cesare Cantu u. der aus der politischen Geschichte bekannte Marchese Massimo d'Azeglio genannt.

Ein günstigeres Urtheil, als über den Roman, darf über die Lyrik gefällt werden. Zwar fehlt es auch hier an wahrhaft großen Dichtern, aber nicht gering ist doch die Zahl Derer, welche edle Gedanken in anmuthiger Form ausgesprochen u. dadurch in mehr od. minder weiten Kreisen Beachtung u. Beifall sich errungen haben. An ihrer Spitze stehen Giovanni Prati u. der schon oben genannte Aleardo Aleardi.

In neuester Zeit gelten als die beliebtesten Lyriker Giacomo Zanella, ein Venetianer, u. die Toscaner Giosuè Carducci; Beide verfolgen in ihren Dichtungen politische Tendenzen, aber verschiedener Art u. auf verschiedenen Wegen: Zanella, ein schon älterer Mann, kann als Dichter der liberal konservativen Partei gelten, während der noch jugendlich stürmische Carducci für ein republikanisches Zukunftsideal schwärmt; formengewandt sind Beide, doch tragen Zanella's Dichtungen den Stempel ruhigerer Klarheit, während Carducci dem Feuer u. Ungestüm des Ausdrucks öfters die Präzision des Gedankens opfert.

Eine ganz bes. lebhafte Pflege hat in letzter Zeit das Drama in allen seinen Gattungen gefunden, aber freilich steht auch hier die Massenhaftigkeit der Produktion in keinem Verhältnisse zu ihrem Werthe. Mit allerdings nicht ganz geringen Ausnahmen ist derselbe in der Masse ein ziemlich niedriger, indessen genügt immerhin das, was hervorgebracht wird, um der italienischen Bühne ein verhältnißmäßig gutes Repertoire zu erhalten, u. man darf werthvolle Bereicherungen desselben von einer nahen Zukunft erwarten, da es scheint, als gehe unter allen Literaturzweigen in J. das Drama einer Neuentwickelung entgegen.

In der Tragödie blieben lange Zeit Manzoni's gewaltige Schöpfungen die viel bewunderten u. viel nachgeahmten, aber auch annähernd nur selten erreichten Vorbilder. Als des großen Meisters beste Schüler sind Giovan Battista Niccolini (gest. 1861) u. der unglückliche Silvio Pellico (gest. 1854) zu nennen, Letzterer allerdings mehr, als durch seine Dramen, durch seine Gefängnißleiden u. deren rührende Erzählung bekannt. Niccolini fand seinerseits wieder zahlreiche Nachfolger (z. B. Ippolito d'Aste, Giuseppe Revere, Giuseppe Pieri, der Herzog von Ventignano, Paolo Giacometti, die beiden Marenco u. A.), von denen sich freilich ein Theil bis zum flachsten Geschichtsdrama od. auch bis zum Schauerdrama verirrte. Neue Bahnen haben in letzter Zeit mit großem Glücke die hochbegabten Dichter Felice Cavalotti u. Pietro Cossa eingeschlagen. Das Lustspiel wurde, nachdem es lange Zeit nur von geistlosen Dichtern, italienischen Kotzebue's, wie Alberto Nota (gest. 1847), angebaut worden war, in den fünfziger Jahren namentlich durch den Toscaner Tommaso Gherardi del Testa gefördert, welcher ihm wahre Volksthümlichkeit wiederzugeben sich bemühte. Sein Bestreben ist von Erfolg gekrönt worden, u. J. zählt gegenwärtig eine ganze Reihe namhafter Lustspieldichter, unter denen Luigi Alberti, Luigi Suñes u. Paolo Ferrari die bedeutendsten sein dürften.

Am Schlusse dieser kurzen Uebersicht sei noch der Name des ehrwürdigen Nicolo Tommaseo (geb. 1802, gest. 1874) genannt, welcher, obwol in seiner hauptsächlichen Wirksamkeit mehr der strengen Wissenschaft als der Literatur im engeren Sinne angehörig, doch als Kritiker, Lexikograph u. Literarhistoriker den bedeutendsten Einfluß auf die letztere ausgeübt hat u. in seltener Weise Gelehrsamkeit mit feinem Gefühle für das Schöne u. warmer Empfindung in sich vereinigte. Er ist neben Manzoni der genialste Vertreter der modernen ital. Literatur u. zugleich der ital. Wissenschaft, u. zu beklagen ist es, daß ein unstetes Leben — er mußte Jahrzehnte lang als politischer Flüchtling umherirren — die volle Entfaltung seiner reichen Talente gehemmt u. gestört hat.

(Werthvolle Uebersichten über die neueste ital. Literatur giebt die von K. Hillebrand in Florenz herausgegebene Zeitschrift „Italia". Leipzig, H. Hartung u. Sohn. Bd. I. Okt. 1874, Bd. II. Jan. 1875.)

Italienische Musik. Die Einführung der Musik in die christliche Kirche ist als Ausgangspunkt für die Uebersicht der Entwicklung der ital. Musik anzunehmen. War es doch eben die christliche Kirche, welche der ganzen europäischen Tonkunst ein von der antiken Weise ganz abweichendes, eigenes Gepräge ertheilte. Anfangs wurde nur die religiös-hebräische u. in noch höherem Grade die damals herrschende griech. Musik in die christlich-kirchliche aufgenommen; es ist geschichtlich erwiesen, daß die christlichen Gesangsweisen weit eher im Morgenlande, wo griech. Kunst im Allgemeinen schon längst die Herrschaft errungen hatte, als im Abendlande eingeführt worden sind. Ausdrücklich wird uns vom h. Ambrosius in Mailand versichert, daß er nach dem Vorbilde orientalischer Gesangsart Psalmen- u. Hymnengesang in das Abendland verpflanzt habe. Die Gesangsweise des Volkes außer der Kirche ist aber in keinem einzigen Lande durch alle religiösen Veränderungen plötzlich, sondern nur nach u. nach umgeändert worden; sie mußte also auch in J. noch lange den alten Zuschnitt behalten. Das erweisen die Schriftsteller über Musik aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, die, wie Boëthius, sämmtlich dem griechischen Systeme folgten. Sie sahen sich dazu genöthigt, da die Anfänge der christlich-kirchlichen Tonkunst noch gar kein, auch nur einigermaßen haltbares, nicht einmal irgend ein versuchsweise abweichendes System aufgestellt hatten. Die erste namhafte Veränderung in der Musik durch das Christenthum geschah unter Gregor d. Gr. im 6. Jahrh., nicht sowol dadurch, daß er zu den vier authentischen die vier plagalischen Kirchentöne fügte, noch viel weniger durch eine neue Notation, sondern dadurch, daß er das Griechisch-Rhythmische aus den christlichen Gesängen entfernte u. eine gleichmäßigere, weit weniger bewegliche Form der Melodien einführte, die in gehalten ernster, die Sinne fremdartig ansprechender Gleichmäßigkeit zur Ertödtung des Weltlichen, im starren Gegensatze zum Heidnischen, beitragen u. das Innere mehr zur Beschaulichkeit u. zum Himmel wenden sollte. Der choralartige, in großartiger Ruhe fest einherschreitende Gesang sollte der herrschende werden. Für ihn wurden Schulen angelegt u. für seine Verbreitung wurde durch Apostel ins Ausland gesorgt. Je siegreicher die Gewalt der Kirche wurde, desto größeres Ansehen erhielt natürlich dieser vom Weltlichen ganz abweichende Kirchengesang, u. da noch dazu in den Zeiten äußerer Wirren nur die Geistlichen u. Mönche Erhalter der Wissenschaft u. Kunst blieben, so überließ man die Ueberreste der weltlichen Musik ihrem Schicksale u. nahm sich nur die Mühe, für diese einförmig ernste Kirchenweise Etwas zu thun. Stemmte sich auch hier u. dort ein lebhafter Volkssinn dagegen, so konnte dies doch nicht viel wirken, am wenigsten für die Kenntnisse einer künftigen Zeit, da von den Machthabern eben nichts weiter als dieser kirchliche Gesang die Ehre der Beachtung genoß. Ein haltbares, geregeltes System hatte die Musik durch den im Abendlande herrschend gewordenen Gregorianischen Gesang nicht gewonnen; wollte man über Gegenstände der Musik nachdenken u. sich darüber äußern, so wurde noch immer das altgriechische System, so gut man es verstand, zu Grunde gelegt. Nicht einmal eine deutliche Notation dieser Gesänge war zu Stande gekommen; jeder Meister fast hatte seine eigne Schreibweise, so daß einer kaum den andern verstand u. der Tradition das Meiste überlassen blieb. Nach u. nach brachte die in der menschlichen Natur begründete Veränderungssucht ein Gegenstreben hervor: mitten in der Beibehaltung der geheiligten, aber einförmigen Weisen eine ergötzliche Zuthat zu geben, u. verfiel, nicht ohne Anregung der Vorzeit, auf Versuche, den Melodien noch andere Töne als die Oktave beizumischen, u. machte so einen Anfang dessen, was wir heutzutage Harmonie nennen. Den ersten bisher bekannt gewordenen Versuch, mehrere Stimmen in verschiedenen Intervallen zugleich singen zu lassen, machte im 9. Jahrh. der flandrische Mönch Huebald. Das Harmonische der christlich-europäischen Musik, wodurch sie sich von der antiken u. morgenländischen völlig scheidet u. eine Kunst für sich wird, ist keine Erfindung J.s, so oft man dies auch behauptete. Selbst Guido von Arezzo, dessen Geschichte die nationale Eitelkeit der Italiener unter einer Last von Fabeln völlig begrub, ging weder in der Kunst der Harmonie (die eigentlich noch keine war), noch in der Notation einen Schritt weiter, zeichnete sich aber wol als guter Gesanglehrer aus, der seinen Schülern auf eine viel leichtere u. sicherere Art das Wissen gregorianischer Gesangweise beibrachte. Diese Vortheile hat die nächste Folgezeit bald genug wieder zu untergraben gewußt durch die dem Guido untergeschobene Lehre vom Hexachord u. vor Allem durch die neuerfundene Solmisation, die eine der größten Plagen der Sänger wurde. Im 12. Jahrh. kam unsre Note in ihrer ersten festgesetzten Stadt als Maxima, Longa u. s. w. zum Vorschein. J. aber wäre gerade das letzte Land, wo wir die Entstehung derselben suchen würden. Hier hing man noch fest an der nota romana, d. h. an den gregorianischen Neumen (alten Tonzeichen), u. es dauerte lange, ehe man sich bequemte die neuen Noten anzunehmen. Die Mensuralmusik bildete bekanntlich ein Deutscher aus, Franko von Köln. Die Weiterbildung der Harmonie in unserm Sinne war durch die Praxis der Sänger, durch ihren sog. Discantus, betrieben worden, überall, am beliebtesten in Frankreich, am wenigsten in J., wo die Kirche gegen solche, freilich oft zu weit getriebene Neuerungen heftig eiferte. Wenn auch Marchettus von Padua zu Ende des 13. u. zu Anfang des 14. Jahrh., sowie Johann de Muris zu Paris, einige gute Lehren für Harmonie daraus abgezogen hatten, so traten diese doch am wenigsten in J. selbst ins praktische Leben. Kurz, J. war nicht das Land, welches uns die ersten leidlich guten Harmoniker, am allerwenigsten die ersten ausgebildeten Kontrapunktisten gab. J. erhielt vielmehr diese Kunst der eigentlich neuen abendländischen Musik vom Auslande. Daher waren im 14. u. 15. Jahrh. Spanier, Franzosen, Niederländer u. Deutsche in J. sehr beliebt, u. viele fremde Sänger befanden sich sogar in der päpstlichen Kapelle. Die Niederländer waren es vorzüglich, welche die kontrapunktische Musik in J. einführten. Diese Uebergewalt der Ausländer in der Kunst der Musik dauerte fort bis auf Palestrina, der selbst seinen Unterricht dem Franzosen Goudimel verdankte u. überhaupt an ausländischen Vorbildern groß gewachsen war. In der Mitte des 16. Jahrh. hatten sich zwar in J. mehrere Lehrmeister gebildet, allein die Fremden wurden noch immer, u. meist mit Recht, vorgezogen. Die tüchtigsten Männer jener Zeit in J. waren Schüler der Ausländer; so war z. B. Giuseppe Zarlino, der größte Theoretiker seines Zeitalters, ein Zögling des weitberühmten Niederländers Hadrian Willaert. Von Palestrina haben wir in dieser Hinsicht schon gesprochen. Mit diesem fängt erst die

Höhe der musikalischen Kunst in J., die sie vom Auslande erhielt, recht eigentlich an. Nehmen wir die Jahre seiner Bildung weg, so haben wir seine Glanzepoche von 1560 an zu setzen. Von jetzt ab hebt sich J., welches stolz darauf wurde, eigene Künstler zu besitzen; von jetzt ab bilden sich Unterrichtsschulen auch von Einheimischen; Palestrina selber lehrte an der Musikschule Nanini's in Rom. Weiterhin sind als ausgezeichnet zu nennen Felice Anerio, Nanini da Vallerano, Gregorio Allegri u. s. w. Die päpstliche Kapelle sorgte vor Allem für die Erhaltung der würdevollen geistlichen Musik; Venedig hielt fast gleichen Schritt, ging aber doch auch durch tüchtige u. wagsame Köpfe, unter denen mancher Ausländer, zur weltlichen Musik über, was keineswegs als Nachtheil gesagt werden soll; vielmehr war es ein Glück für J., das in dem südlich lebhaften Naturell seiner Bewohner den günstigsten Boden für die Entwicklung der weltlichen Musik hatte. Zum Emporbringen dieser weltlichen Musik traf Vieles glücklich zusammen. Die Liebe zu den Wissenschaften war in J. eingezogen u. groß geworden; man hielt sie hoch an den Höfen, es war ein allgemeiner Wetteifer der Bildung entstanden, die Reichen suchten u. fanden ihre Ehre im Begünstigen u. Beschützen der Künste u. Wissenschaften. Eine Stadt ahmte der andern nach, u. so wurde auch die Musik überall gepflegt. Es bildeten sich Gesellschaften für Kunst u. Wissenschaft der verschiedensten Art. Ein solcher Verein von Gelehrten u. Künstlern versammelte sich auch gegen Ende des 16. Jahrh. im Hause des Grafen von Vernio, Giovanni Bardi, zu Florenz. Man war auf den Gedanken gekommen, die alte, für herrlich gehaltene Musik wieder aufzufinden u. herzustellen, u. versuchte zu dem Ende Melodien für eine Stimme mit Begleitung eines Instruments zu erfinden, was seit Erfindung der mehrstimmigen Musik nicht mehr als Kunst angesehen war. Vincenzo Galilei that es zuerst mit Glück. Daraus ging seit 1600 die neue ital. Oper hervor. Mancherlei dramatische Vorstellungen waren früher in J. u. Deutschland gegeben worden, allein mit gesprochenen Dialogen u. dazwischen mit einigen Chören nach Art der Madrigale u. der Motetten, die hinter der Scene gesungen wurden. Vorbilder waren also da; auch hatte Orazio Vecchi in Modena 1597 in seinem „Anfiparnasso“ allerlei bunte Scenen zusammen gestellt, die auf dem Theater gesprochen wurden u. zwischen welchen der Chor Mehrstimmiges sang. War das auch keine eigentliche Oper in unserm Sinne, so war es doch immerhin ein Anfang, der zum Bessern führen mußte, sobald man nur das Ariose hinzufügte. Etwas Aehnliches hatten auch die sog. Mysterien, oft mit Volkslaune, gethan. Selbst die Oratorien, welche gleichfalls etwas früher ins Leben getreten u. nicht selten auf Theatern ordentlich aufgeführt worden waren, mußten als Vorbilder dienen. Ferner war Emilio del Cavaliere schon 1590 auf Schäfergedichte verfallen, die er mit Musik zu Rom mit großem Beifall zu Gehör brachte, z. B. „Il Satiro“, „La Disperazione di Sileno“. Etwas Anderes als ein solches nach der griechischen Fabel bearbeitetes Schäfergedicht war es auch nicht, was der mit der florentinischen Gesellschaft verbundene Dichter Riuccini 1597 schrieb u. was gewöhnlich die erste neu italienische Oper genannt wird. Man kann es also, von dieser Seite betrachtet, unmöglich mit Grund eine neue Erfindung nennen. Der Versuch hieß „Dafne“ u. wurde von Peri in Musik gesetzt. 1600 schrieb derselbe Dichter zu einer großen Festfeier die „Euridice“, welche Peri u. Caccini komponirten, erst gemeinschaftlich, dann jeder vollständig für sich. Diese beiden Musiken, sowie das Oratorium des Emilio del Cavaliere „L'anima ed il corpo“, sind zu gleicher Zeit gedruckt worden. In der Musik findet sich aber auch keine neue, am wenigsten eine dramatische Erfindung; die Chöre sind nicht anders als die gewöhnlichen nach Art der Madrigale, die Rezitation mit einem begleitenden Basse ist steif u. ohne Leben, Arien kommen aber noch gar nicht vor. Vom Griechischen selbst, was man wieder herzustellen meinte, war nicht das Geringste darin, als die schon angezeigte Art eines plumpen u. ausdruckslosen Rezitativs. Solo war aber immer gesungen worden, wenn nicht in der neukontrapunktischen Kunst, doch im Volke; auch hatte man immer die Volksgesänge mit irgend einem Instrumente, so gut es gehen wollte, begleitet. Das Neudramatische in der Musik auf eine bedeutend höhere Stufe zu heben vermochten die nächsten Versuche z. B. durch Monteverde allerdings nicht; aber es war doch so viel gewonnen, daß der Gesang für eine Singstimme mit Begleitung eines Instruments nicht mehr von den Tonkünstlern als ein verächtliches, dem Volke zu überlassendes Ding angesehen wurde. Die lebenslustiger gewordene Zeit verlangte mehr Schmuck in der Tonkunst u. mehr Leichtigkeit od. mehr Glanz für den ausübenden Musiker, als dies Alles der bisher hauptsächlich für die Kirche gehandhabte Kontrapunkt leisten konnte. Diese vergrößerte Ehr- u. Gefälligkeitssucht zeigte sich auch gerade damals schon in den Kirchen, für welche Ludovico Viadana die Kirchenkonzerte erfand, od. vielmehr einführte (etwa 1597): Gesangstücke für eine, zwei, drei od. vier Stimmen mit Begleitung der Orgel, zuweilen mit der eines Zinken (Cornetto) od. eines andern Instrumentes. Vor 1600 war auch das Instrumentenspiel in J. in größere Aufnahme gekommen; bes. hatte es bereits tüchtige Organisten aufzuweisen, da im 15. Jahrh. der Mechanismus der Orgel außerordentlich verbessert worden war. Die Organisten wurden daher auch schon lange zu den wissenschaftlich gebildeten Musikern gerechnet (die übrigen Instrumentalisten nicht); sie verstanden Gesang nach beziffertem u. unbeziffertem Baß zu begleiten, wodurch die Harmonie immer mehr vervollkommnet wurde. Nicht minder geschah dies durch die Wagnisse Monteverde's, die er in seiner weltlichen, in der Theatermusik, nicht in seinen Motetten u. Madrigalen, sich erlaubte. Der kurz vor Palestrina anhebende u. nicht lange nach ihm sehr eingeschränkte, nur in Wenigen noch fortlebende Ernst der Kirchenmusik hatte seinen Höhepunkt erreicht; sichtbar tritt er zurück, wie die alten Tonarten sich gänzlich verloren; nur in der weltlichen Musik machte man bedeutende Fortschritte, am meisten u. auffallendsten im Gebiete der Oper, weil das Glänzende derselben mit der Neigung der Zeit u. des Volkes, bes. aber der vielen kleinen Fürsten J.s, zusammentraf. Zu dieser natürlichen Vorliebe für das Anmuthige u. Eingehende hatten auch schon frühere u. sehr tüchtige Meister durch ihre Werke beigetragen. Wir machen in dieser Hinsicht nur auf die beiden gediegenen Gabrieli (Andrea u. Giovanni) aufmerksam, die im Ernst nicht minder groß als im Lieblichen waren, u. welche an der Grenze des Alten u. Neuen in Beidem sich würdig u. segensreich zu bewegen verstanden. Mit u. neben der Oper kam auch die musikalische Unterhaltung in den Häusern, die Kammermusik, immer mehr in Aufnahme. Von den Madrigalen mehr u. mehr absehend, versuchte man allerlei Kammerkantaten in einer der dramatischen verwandten Form. Hier zeichnete sich vorzüglich u. zuerst Giacomo Carissimi aus, der mit harmonischer Gründlichkeit große Gewandtheit im melodisch Sangbaren, des Ariosen u. des Rezitativs, vereinigte u. für einen Verbesserer desselben gehalten werden muß. Durch ihn gewannen auch die Instrumente, die er zu lebhaften Zwischensätzen anwandte, wodurch mehr Abwechselung u. größerer Reiz in die Musik kam. Sein Schüler Marco Antonio Cesti u. der ihm gleichgestellte Francesco Cavalli erlangten im 17. Jahrh. durch Aufnahme dieser Verbesserungen in ihre Opern großen Beifall. War auch dieser Stil für Kammer u. Theater noch einfach genug, so hatte doch schon das Bestreben nach immer größerem Schmucke so um sich gegriffen, daß selbst im Kirchlichen der Geschmack sich dahin zu neigen anfing. Man hatte schon alle Ursache, diesem konzertirenden Stil (stilo concertato) den a capella od. alla Palestrina entgegenzusetzen. Beide fanden ihre Verehrer, u. die röm. Schule war es vorzüglich, welche dem alten Ernst zugethan blieb, während die Liebhaber des Neuen selbst in den Kirchen Violinen zuzulassen anfingen. Auf die Verbesserung der Instrumente mußte diese Richtung freilich großen Einfluß haben, was die Geigeninstrumente aus Cremona stattlich beweisen. Dagegen war u. blieb der alte Stil immer noch in großen Ehren u. der Hauptkomponist jener Zeit in demselben war Orazio Benevoli. — Einen noch höheren Aufschwung der neuen Kunst brachte einer der letzten Schüler Carissimi's, der große Alessandro Scarlatti, durch welchen die sog. neapolitanische Schule begründet wurde. Daneben glänzten in Venedig Antonio Lotti u. Benedetto Marcello, u. in Bologna errichtete Paolo Colonna die berühmte Musikschule, wie dann Pistocchi eine Gesangschule. Um der Oper willen, nicht allein „zur Ehre Gottes“, wurde auch wacker kastrirt. Nach Scarlatti waren Leonardo Leo u. Francesco Durante die Koryphäen der neapolitanischen Schule, welche die begonnene Emanzipirung der Musik von der absoluten Herrschaft des Kirchlichen fortsetzten, wenngleich sie selber im Fache der Kirchenmusik Treffliches u. Edelgehaltenes geleistet hatten. Ihre sowie auch schon Scarlatti's, Lotti's u. Marcello's Kirchenmusik war nur sinnlich reizvoller u. weniger von starrem Formalismus behaftet. Im weitern Verlauf des 18. Jahrh. (in welches das hauptsächlichste Wirken der neben Scarlatti Genannten fällt) machte die Verweltlichung der ital. Musik immer weitere Fortschritte u. mehr u. mehr gipfelte sie in der Oper, welche durch die Männer der jüngern neapolitanischen Schule — wie Jomelli, Pergolese, Piccini, Sacchini, Cimarosa, Paisiello, Guglielmi, Anfossi &c. — auf den Höhepunkt gebracht wurde. Mittlerweile hob sich auch die reine Instrumentalmusik, bes. die für Streichinstrumente, mehr u. mehr (der Kunst- u. Bravourgesang stand längst im Flor), namentlich durch Virtuosen u. Komponisten wie z. B. Corelli, Tartini u. die nachfolgenden Nardini, Pugnani, Locatelli, Boccherini. Zu Ausgang des 18. Jahrh. machten sich ausländische, bes. deutsche Einflüsse auf die ital. Musik geltend, u. Komponisten wie z. B. Salieri, Righini u. vor Allen der nachgehends fast ganz entwelschte Cherubini sind kaum mehr als zu J. angehörig anzusehen. — Mit Beginn des neunzehnten Jahrh. fing die ital. Oper, wie sie durch die neapolitanische Schule emporgebracht worden, an fossil zu werden; auch die Entwickelung der Instrumental-

musik hielt nicht Schritt mit der in Deutschland so großartig vor sich gegangenen, u. aus der Kirchenmusik war nachgerade aller Ernst u. alle Würde entwichen. Da trat Rossini auf, welcher wenigstens der ital. Oper neues Blut zuführte u. ihr für längere Zeit die Herrschaft, welche sie früher besessen, wieder eroberte. Seine talentvollsten Nachfolger waren zunächst Bellini u. Donizetti, u. heutzutage ist von ital. Komponisten eigentlich nur noch Verdi nennenswerth. Auf dem Gebiete des Instrumentalvirtuosenthums hat J. seit den in unser Jahrhundert hineinragenden Clementi (Klavier) u. Viotti (Violine) nur eine wahrhaft große Erscheinung aufzuweisen, den Violinisten Paganini. Schließlich noch die Bemerkung, daß, wie es in der neuesten Zeit mit der Kirchenmusik J.s immer mehr bergab gegangen ist, so auch die Gesangkunst, früher J.s Stolz u. Zierde, entschiedene Rückschritte gemacht hat. Die i. M., wie sie in der Neuzeit vorliegt, hat zum allgemeinsten Charaktermerkmal das Ueberwiegen des Melodischen gegen das Harmonische u. Rhythmische. Daraus erklärt sich einestheils die vorwiegende vokale Wesenheit der i. M., anderntheils eine gewisse Seichtigkeit u. Farblosigkeit da, wo es auf Schilderung gegen einander kontrastiren sollender Gefühlssituationen ankommt. Endlich ist es auch das einseitige Betonen des blos Melodischen, welches die ital. Komponisten vielfach zum Schablonismus u. zur Einförmigkeit getrieben hat, selbst in der Opera buffa, wo sie kraft ihrer nationalen Charaktereigenthümlichkeit noch am freiesten u. ungezwungensten sich bewegen u. wo weniger von Verinnerlichung u. Vertiefung die Rede ist.

Italische Völker u. Landschaften. Unter Italia, welches Wort mit dem griech. ἰταλός zusammenhängt u. ein rinderreiches Land bezeichnet, verstanden die älteren griech. Schriftsteller nur den südlichen Theil der Bruttischen Halbinsel, zur Zeit der Punischen Kriege die Landschaften im S. bis zum Tiber; später dehnte sich dieser Begriff auf die ganze Apenninische Halbinsel aus, u. gegen Ende des röm. Kaiserreiches beschränkte sich der Name wieder, u. zwar auf die nordital. Länder, etwa bis zum Arno. Nach Italia werden die südl. Völker Italiker genannt, bes. die sabellischen Stammes; der Name Italer (Adjektiv „italisch") umfaßt in späteren röm. Zeiten die Bewohner der ganzen Halbinsel u. steht im Gegensatz zu „Italiener", wodurch die Bevölkerung J.s im Mittelalter u. der Neuzeit bezeichnet wird. Das alte J. wird gewöhnlich nach folgenden Theilen geschieden: I. Gallia Cisalpina (das diesseit der Alpen gelegene Gallien) u. Liguria von den Alpen bis zu den kleinen Flüssen Rubicon u. Macra, durch den Padus (Po) in eine nördl. Hälfte, Gallia transpadana, u. in eine südl., Gallia cispadana, getheilt. Ersteres bewohnten kleinere Völkerschaften, welche schon vor Hannibal's Zug aus Gallien über die Alpen gegangen waren, sich aber früh den Römern unterworfen hatten; so bes. im W. die Taurinier im heutigen Piemont, deren Namen der Stadt Turin (Augusta Taurinorum) noch erhalten geblieben, die Insubrer in der heutigen Lombardei mit den Städten Mediolanum (Mailand), Novaria (Navarra) u. Comum (Como), die Euganeer, an welche noch die Euganeischen Berge erinnern, u. die Patavium (Padua) u. Verona gegründet haben sollen, u. im O., im heutigen Venetien, die Veneter zwischen Aquileja u. Atria, an welche sich im NO. die Carner u. Istrier anschlossen. Die ethnographische Stellung dieser Völker ist noch wenig aufgeklärt; ihre Urabstammung scheint auf das Alpenvolk der Tusker hinzuführen zu sein, später nahmen sie viele keltische Elemente in sich auf, so daß sie von einigen Schriftstellern selbst als Kelten bezeichnet werden, u. wurden endlich romanisirt. Gallia cispadana, also das Land zwischen Apennin u. Po, bewohnten die zum Theil mit Etruriern u. Kelten gemischten Stämme der Ananen, der Boier in den Gegenden von Parma, Mutina (Modena) u. Bononia Felsina (Bologna) u. der Lingonen in den breiten Niederungen im S. des unteren Po u. am Adriat. Meere, in deren Gebiete Ravenna die bedeutendste Stadt war. Den westl. Apennin u. das Küstenland des Ligurischen Meeres nahmen die Ligurer ein, welche ursprünglich auch große Strecken des Landes im N. des Apennin inne hatten, iberischer Abkunft zu sein scheinen u. später von den Kelten überwunden wurden; die Römer haben sie nur unter schweren Kämpfen besiegen können; ihr Handelsemporium waren Genua u. Nicäa (Nizza), eine Gründung der Massilier. — II. Italia Propria, Mittel-J. zwischen den Flüssen Rubicon im N. u. Silarus (Silaro) u. Frento (Fortore) im S. umfassend. Es zerfällt in die Landschaften Etruria (s. „Etrurien") von der Macra bis an den Tiberis (Tiber), auch Tuscia (daher Toscana) bei den Römern, Tyrrhenia bei den Griechen genannt, u. bewohnt von dem alten Kulturvolke der Etrusker mit den Städten Fäsulä (Fiesole), Florentia (Florenz), Ad Liburnum (Livorno), Luca (Lucca), Pisä (Pisa), Arretium (Arrezzo), Clusium (Chiusi), Perusia (Perugia), Volsinii (Bolsena), Tarquinii (davon der Name des Hügels Tarchino bei Corneto), Falerii (Falari), Cäre (Cerretri), Veji (in der Gegend des jetzigen Ortes Isola Farnese) u. Centumcellä (Civita vecchia). Die ursprüngliche Heimat der Etrusker ist wahrscheinlich im N. J.s, in den Rhätischen Alpen zu suchen, da die Rhätier bis in die historischen Zeiten etruskisch redeten; noch bis in späte Zeit ist Mantua tuskisch geblieben; von hier aus nahm dann das Volk die im S. des Arnus gelegenen Landschaften ein, in denen vereinzelte ligurische u. umbrische Stämme saßen. Von Etrurien durch den oberen u. mittleren Lauf des Tiberis geschieden, lag Umbria, das Küstenland am Adriameer zwischen dem Rubicon u. dem Aesis (Esino) umfassend u. sich im Hochlande der Apenninen keilförmig zwischen Etrurien im W. u. Picenum u. dem Sabinerlande im O. u. S. bis in die Gegend von Falerii vorschiebend. In den ältesten Zeiten hatten sich die Umbrer bis an den Padus ausgedehnt u. einen Theil des mittleren u. südl. Etruriens innegehabt; dort waren sie von den Kelten, hier von den Tuskern verdrängt worden; sie sind ein uraltes ital. Volk, das in einzelne Stämme geschieden war u. theils von den Tuskern, theils von den Lateinern in seiner Kultur beeinflußt wurde; das Küstenland (Ager Gallicus) besetzten um 350 v. Chr. die keltischen Sennonen. Im umbrischen Gebiete liegen die Städte Ariminium (Rimini), Pisaurum (Pesaro), Iguvium (Gubbio), Interamna (Terni), Spoletium (Spoleto), Urbinum (Urbino). Im S. von Umbrien, zwischen den Apenninen u. dem Adriat. Meere bis zum Flusse Aternus (Pescara), dehnte sich Picenum, das Gebiet der Picenter, aus. Das Küstengebiet trug eine Mischbevölkerung, zusammengesetzt aus Aboriginern, von N. herabgedrungenen Kelten, Pelasgern, die aus Thessalien u. Epirus über das Meer gekommen waren, Sabinern u. später auch aus Griechen. Von letzteren ist Ancona gegründet worden. Im S. lag die Stadt Hatria (Atri), im Innern Asculum (Ascoli). Zwischen Picenum u. Latium saßen in den Hochthälern u. auf den Plateaux des Apennin im NO. u. O. von Rom die Sabiner, ein zu dem großen umbrisch-sabellischen Stamme zählendes Volk, in ländlicher Abgeschiedenheit, ohne bedeutende Städte; am linken Tiberufer wohnten sie in den ersten Zeiten Roms tief hinab, selbst auf zwei der röm. Hügel. Kriege mit ihnen sind ein großer Theil des Inhalts der ältesten Annalen Roms. Nur Cures (Correse), Reate (Rieti) u. Amiternum (bei St. Vittorino) waren hervorragende Ortschaften in ihrem Gebiete. Mit den Sabinern stammverwandt waren die Vestiner, welche sich bis an das Adriat. Meer auf schmalem Landstreifen ausdehnten, im S. des Flusses Aternus die Päligner, deren Stadt Corfinium (Pentima) im Bundesgenossenkriege zur Hauptstadt J.s auserlesen war, u. die Marruciner zwischen diesen u. dem Meere mit der wichtigen Festung Teate (Chieti), u. die Marser um den Lacus Fucinus, in dessen Nähe ihre größte Stadt Alba Fucentia (Alba) lag. — Latium, das Land der Latiner, beschränkte sich ursprünglich auf die Küstenebene von dem linken Ufer des Tiber bis an die Berge der Volsker u. auf das vulkanische Albanergebirge, in dem die natürliche Burg Latiums u. die Mutterstadt Roms, Alba Longa (Albano), u. die uralten Ortschaften Lanuvium (Lavinia), Veleträ (Velletri), Aricia (l'Ariccia) u. Tusculum (Ruinen bei Frascati) lagen. An der Grenze des Gebietes sabellischer Völker entwickelten sich die Städte Roma (Rom), Tibur (Tivoli), Präneste (Palestrina) u. am Meere Ostia, Laurentum (Torre di Paterno) u. Lavinium (Pratica) u. Ardea. In den ältesten Zeiten scheinen die Latiner sich viel weiter an der Küste nach S. ausgedehnt u. vielleicht selbst auf Sizilien Wohnsitze gehabt zu haben; in diesen Landschaften erlag aber ihre Sprache hellenischen Einflüssen. Noch in den Zeiten des Freistaates erweiterten sich die Grenzen Latiums nach S. bis über den Liris (Garigliano), nach N. bis zum Gebiete der Umbrer u. nach O. bis zu dem der Marser. Es umschloß eine Anzahl sabellischer Stämme: das Land der Aequer mit ihrer wichtigsten Stadt Carseoli (Carsoli), das der Herniker mit Ferentinum (Ferentino), das der Volsker mit Fregellä (Ceprano), Arpinum (Arpino), Atina, Sora u. Antium (Porto d'Anzio) u. Tarracina (Terracina) u. das Küstengebiet der Aurunker, eines anderen volcischen Stammes mit Suessa (Sessa), Cajeta (Gaëta), Fundi (Fondi), Sinuessa (Ruinen bei dem Castello Rocco di Mondragone) u. Minturnä (Ruinen bei der Stadt Trajetta). — Samnium, das Land der Samniter, erstreckte sich vom Gebiete der Marser bis an den Aufidus (Ofanto). Die Samniter stehen sprachlich den Sabinern weit näher als den Latinern; sie gehören zu dem oskisch-sabellischen Sprachstamme u. werden von den Römern selbst als Sabeller bezeichnet im Gegensatz zu den Sabinern, obgleich beide Wörter von demselben Stamm ausgehen. Das Urvolk ihres Landes waren die Osker, die sich bis zum Tyrrhenischen Meere ausdehnten u. von den Samnitern überwunden wurden. Diese selbst saßen ursprünglich in dem Hochapennin, drangen dann nach SW. vor u. bildeten aus der Mischung mit den Oskern das campanische Volk. Die Samniter bewohnten offene Flecken als Ackerbauer u. Viehzüchter, ähnlich den Sabinern u. wie diese durch Tapferkeit ausgezeichnet. Nur nach 24 Triumphen, sagt der röm. Geschichtschreiber Florus, konnte das samnit. Volk von dem röm. ganz besiegt werden. An der Küste des Adriat. Meeres waren das wichtigste samn. Volk die

Frentaner mit den Städten Ortona, Histonium (Vasto d'Ammone) u. Buca (Termoli); im Gebirgslande saßen im N. die Caracener um die Stadt Aufidena (Alfidena), in der Mitte die Pentrer mit dem Orte Bovianum (Bajano), im S. die Caudiner bei Beneventum (Benevento) u. die Hirpiner bei Abellinum (Avellino). Campania begriff die weite, überaus fruchtbare Küstenebene vom Liris bis zum Vesuv, die westl. Ausläufer des Apennin, u. im S. das größtentheils vulkanische Gebirgsland bis zum Silarus (Sele) in sich. Auf diesem von der Natur sehr begünstigten Boden mischten sich die verschiedensten Völker. An den Küsten scheinen ursprünglich Latiner gesessen zu haben; in den gebirgigeren Gegenden finden sich in den ältesten Zeiten Osker, über diese lagerte sich eine samnitische Schicht, von SO. kommen Bruttier, ein Mischvolk aus Oskern u. Griechen, u. Letztere selbst siedelten sich an den wichtigsten Küstenpunkten an, von denen sich auch die größeren Binnenstädte hellenisirten. Die älteste griech. Kolonie ist Cumä (an der Punta di Miseno), deren Tochterstadt Puteoli (Puzzuoli) war. Neapolis war eine oskische Gründung, die aber von den Griechen in Besitz genommen wurde. Am Vesuv lagen die durch den Ausbruch vom J. 79 n. Chr. verschütteten Städte Herculanum, Stabiä u. Pompeji; die südlichste Stadt im eigentlichen Campanien war Surrentum (Sorrento), denn die weiter im S. gelegenen u. noch zu Campanien gerechneten Landschaften umfaßt das Land der Picentiner mit den Städten Salernum (Salerno) u. Picentia (Picenza). Im Innern Campaniens liegen Teanum (Teano), Capua u. Nola. III. Italia Inferior (Unter-Italien) od. Magna Gräcia (Großgriechenland) besteht zuerst im O. aus den Landschaften Apulia u. Calabria, welche auch häufig unter dem Namen Apulia zusammengefaßt werden; die Griechen nannten das Land Japygia; der Urstamm der diesen Küstenstrich bewohnenden Völker, der Daunier, Peucetier u. Messapier, zu denen sich noch die Sallentiner gesellen, scheint pelasgisch gewesen zu sein. Die wichtigste Handelsstadt an der Ostküste war Brundusium (Brindisi), außerdem nennenswerth Hydruntum (Otranto) in Calabrien u. Barium (Bari) in Apulien; im Innern lag Arpi (Ruine bei Cesone). Von den griech. Kolonien, welche Süditalien den Namen Großgriechenland verliehen haben, war die bedeutendste Tarentum (Taranto) an der calabrischen Westküste, u. nicht unwichtig Luceria (Lucera) in Apulien. Lucania umfaßte den südwestl. Theil Unteritaliens mit Ausschluß der Bruttischen Halbinsel u. reichte im N. bis an den Silarus (Sele). Die älteste Bevölkerung dieses Landes wie des südlicheren Bruttium bilden die pelasgischen Oenotrer, deren Verwandtschaft mit den Hellenen die Aufnahme griech. Bildung erleichterte u. deren Stamm der Italer der ganzen Halbinsel schließlich den Namen gegeben hat. Noch zur Zeit des Peloponnesischen Krieges werden in diesen Landschaften auch Gemeinden der Siceler, der Urbevölkerung Siziliens, erwähnt. Die Griechen wählten für ihre Ansiedelungen bes. die Küste des Tarentinischen Meerbusens; eine dorische Kolonie war in Lucanien das von Tarentinern gegründete Heraclea (Policoro), von Achäern wurde Metapontum (Ruinen an der Mündung des Basiento) besetzt, an der Westküste lag Pästum (Pesto), eine Kolonie von Doriern, welche später von den Sybariten besetzt wurde; südlich davon das äol. Velia (bei Castello a Mare della Bruca) u. das von siziliotischen Griechen angelegte Buxentum (Policastro); im Innern Lucaniens sind die Städte Potentia (Potenza) u. Grumentum (bei dem Flecken il Palazzo) zu nennen. — Die bedeutendsten griech. Kolonien auf bruttischem Gebiete waren an der Ostküste der Halbinsel das achäische Sybaris (Ruinen unweit der Mündung des Raganello), nach dessen Zerstörung sich in der Nähe Thurii durch attische Kolonisten erhob. Südlich davon lag das achäische Croton (Cotrone), Scylacium (Squillace) u. die Stadt der Locri Epizephyrii (Motta di Burzano). Am Fretum Siculum (Straße von Messina) blühte Rhegium (Reggio), eine dorische Gründung, auf; an der Westküste war nur das lokrische Hipponium (Vibona) von einiger Bedeutung. IV. Insulä Italiä, die italischen Inseln. Sicilia (Sizilien), von den Griechen wegen ihrer dreieckigen Gestalt Trinakria genannt, war in den ältesten Zeiten von den Sicelern od. Sikulern bewohnt, welche auch den südlichsten Theil des Festlandes besetzt hatten; in den westlichen Theilen gründeten erst die Phöniker Kolonien, die später von den Karthagern in Besitz genommen u. erweitert wurden, im O. u. S. siedelten sich dann Griechen an. Messeniern verdankt Messana (Messina) Namen u. Blüte, Naxier gründeten Catana (Catania) u. Leontini (Lentini), Korinthier Syracusä (Siracusa), Kreter u. Rhodier Gela (Fiume di Terra nuova) u. Akragas od. lat. Agrigentum (Girgenti), Megarenser Selinus (Torre di Polluce). Im W. lag Lilybäum (Marsala), Drepanum (Trapani) u. Segesta (Ruinen bei Castellamare); an der Nordküste blühte das von den Phönikern gegründete Panormus (Palermo); früh schon wurde von den Karthagern das griech. Himera (Ruinen an der Mündung des Fiume Grande) zerstört. Eine der wichtigsten Städte im Innern war das uralte Enna (Castro Giovanni). Sardinia (Sardinien) war ursprünglich von einem höhlenbewohnenden Volke, den Joläern, besetzt, das später durch punische Kolonisten in die Berge gedrängt wurde. Die hervorragendste unter den punischen Kolonien war Caralis (Cagliari); eine griech. Pflanzstadt war Olbia (am Meerbusen la Volpe). Die älteste Bevölkerung Corsica's war wahrscheinlich, wie die Sarden, iberischen Stammes; früh ward die Insel von Massilia aus durch Griechen kolonisirt, doch gingen diese Ansiedelungen bald unter; darauf kamen Ligurer u. selbst Spanier hierher. Die Städte waren unbedeutend, nur Aleria an der Ostküste nennenswerth. Die Aeoliä Insulä (Aeolischen od. Liparischen Inseln) erhielten von Lipara aus, das von Knidiern kolonisirt worden war, griech. Bevölkerung. Ilva (Elba) ist wol von Etruskern bewohnt gewesen. Die Menge von italischen Völkern fand die politische Einheit durch das Römische Reich (s. d.); durch die Vereinigung mit diesem war auch eine Umwandlung der Kultur bedingt; die lat. Sprache verdrängte mehr u. mehr die einzelnen Dialekte, u. nur da erhielt sich die ursprüngliche Sprache länger, wo Bergland u. insulare Lage die röm. Kaufleute u. Krieger fernhielten.

ite, missa est (nämlich concio), lat., d. i. „Geht, die Gemeinde ist entlassen", die Worte, mit denen in der kathol. Kirche der Priester beim Schluß der Messe die Gemeinde entläßt.

Ithaka, eine der Jonischen Inseln (j. J. od. Thiaki), östl. von Kephallenia gelegen u. von dieser Insel durch einen nicht breiten Meeresarm (j. Viskardkanal) getrennt, berühmt als die Heimat des Odysseus. Nur etwa 3 □M. groß, wird sie durch eine von Osten her tief eindringende Bucht (j. Golf von Molo) in zwei, nur durch eine schmale Landzunge verbundene Theile geschieden, die beide von jetzt ganz unbewaldeten Bergmassen eingenommen werden; die südl. (j. Hagios Stephanos) erhebt sich bis zu 671 m., die nördl. (in dem jetzigen Berge von Anoi) bis zu 807 m. Die Berge fallen an der Küste meist steil zum Meere ab, so daß J. gar keine Ebene hat, sondern nur Berg- u. Thalbildung zeigt. An einer südl., zu einem Hafen gut geeigneten Seitenbucht des Golfs von Molo liegt der jetzige Hauptort der Insel, Vathy. Eine Stadt Namens J. lag im Alterthum auf der SW.-Seite des nördl. Inseltheiles, wo sich noch jetzt die Trümmer derselben finden. Vielfach hat man versucht, die in der Odyssee beschriebenen Oertlichkeiten genauer zu bestimmen, allein ohne Erfolg, da der Dichter des Epos die Insel gar nicht aus eigener Anschauung kannte; nur das scheint sicher zu sein, daß der homerische Bergname Neriton auf den jetzigen Berg von Anoi zu beziehen ist. Die Hauptprodukte der Insel, die etwa 12,000 Bewohner zählt, sind Wein, Korinthen u. Olivenöl.

Itinerarium (lat., d. i. Reisebeschreibung) nannten die Römer ein die Richtung der Straßenzüge u. die an denselben gelegenen Ortschaften od. Stationen nebst deren Entfernung von einander angebendes Reisebuch, u. zwar unterschied man zwischen I. pictum (Reisekarte) u. I. adnotatum (Reisehandbuch). Eine obrigkeitliche Vermessung der Straßenzüge des ganzen Röm. Reiches zur Gewinnung zuverlässiger Grundlagen für die Itinerarien, deren man nam. für militärische Zwecke schon früh bedurfte, ward zuerst unter dem Konsulat von Cäsar u. Antonius (44 v. Chr.) durch Senatsbeschluß angeordnet u. bis zum J. 19. v. Chr. vollendet. Ein altes I. pictum ist uns erhalten in der Peutinger'schen Landkarte („Tabula Peutingeriana", so genannt nach dem Augsburger Rathsherrn Konrad Peutinger, an den die von Konrad Celtes 1507 in Worms entdeckte Karte kam), einer 1265 zu Colmar gemalten, jetzt in der Wiener Hofbibliothek befindlichen Kopie eines alten, wol dem 3. Jahrh. n. Chr. angehörigen Originals, die mit Ausnahme eines fehlenden Stückes im Westen das ganze Röm. Reich umfaßt (herausgeg. u. a. v. Mannert, Lpz. 1824, Desjardins, Paris 1868 ff.; Abb. daraus s. unter „Kartographie"). Von Itinerarien der zweiten Art sind drei aus dem 4. Jahrh. n. Chr. auf uns gekommen. 1. Das „I. Antonini" (fälschlich so genannt nach Antoninus Pius od. Antoninus Caracalla), das in dem einen Theile die Reiserouten durch die röm. Provinzen, im andern die Seerouten mit den Landungspunkten enthält u. in einem Bruchstücke die Orte angiebt, die man auf 6 verschiedenen Wegen von Rom nach Gallien zu berühren hat; 2. das „I. Burdigalense" od. „I. Hierosolymitanum" mit der Reiseroute von Bordeaux nach Jerusalem u. von Heraklea über Rom nach Mailand; 3. das „I. Alexandri", ein Abriß von Alexander's Zug nach Persien, der an Constantin's d. Gr. Sohn Constantius gerichtet ist u. entweder zum Gebrauch in dessen pers. Kriege (338—350) dienen sollte od. bei Gelegenheit dieses Krieges abgefaßt war. Das „I. Antonini" ist mit dem „I. Hierosolymitanum" von Parthey u. Pinder herausgegeben (Berl. 1848), das „I. Antonini" von Tobler (St. Gallen 1863), das „I. Alexandri" von Volkmann (Naumb. 1871).

Iturbide, Don Augustin de, Kaiser von Mexiko, geb. 1783 zu Valladolid in Mexiko als der Sohn eines biscavischen Edelmannes u. einer Kreolin, war bei Ausbruch des ersten Aufstandes (1810)

Leutnant in der Miliz seiner Provinz u. hielt lange Zeit treu zur Regierung des Vizekönigs Apodaca. Nachdem aber dieser ihm den Oberbefehl über das Heer anvertraut hatte (Febr. 1821), stellte sich J. alsbald an die Spitze der Revolution, zog im Okt. in Mexiko ein u. ließ sich nach vergeblichen Unterhandlungen mit den Spaniern 18. Mai 1822 als **Augustin I.** zum Kaiser ausrufen, ward auch 21. Juli gekrönt. Ohne Kraft u. Genie, vermochte er sich jedoch nicht zu halten; eine Anzahl der angesehensten Generale verschwor sich gegen ihn, u. schon 20. März 1823 sah er sich infolge dessen zur Abdankung veranlaßt. Der Kongreß schickte ihn nach Italien in die Verbannung, u. als sich J. durch mißvergnügte Geistliche zur Rückkehr nach Mexiko verleiten ließ, wurde er gleich bei seiner Landung (16. Juli) verhaftet u. schon 19. Juli, einem Befehle des Kongresses gemäß, in Padilla erschossen. Seine Erben erhielten 1835 eine Mill. Piaster u. 20 □M. Land als Eigenthum.

Itzehoe (spr. Itzehoh), Kreisstadt im preuß. Herzogthum Holstein, Provinz Schleswig-Holstein, mit 9111 E. (1871), liegt an der schiffbaren Stör, 2¾ M. im N. von Glückstadt am Rande der Marsch, war bis 1864 Sitz der holstein. Ständeversammlung, hat ein adliges Fräuleinstift u. beträchtliche Bierbrauerei u. Tabaksfabrikation, Schiffswerften, Schifffahrt u. umfangreichen Handel mit Getreide u. Vieh. J. ist die älteste Stadt des Landes, 809 durch den Grafen Egbert gegründet u. ursprünglich Esselsfeld, Essesho genannt; 1238 ward dem Orte Lübisches Recht ertheilt. Der Kreisgerichtsbezirk J. umfaßt den NW. Holstein's.

Itzenplitz, Heinrich August Friedrich, Graf v., preuß. Staatsminister, 2. Sohn des 1834 verstorbenen Geheimen Staatsraths Grafen Peter Ludwig Friedrich v. J., geb. zu Großbehnitz bei Nauen 23. Febr. 1799, studirte zuerst in Berlin die Naturwissenschaften, dann ebd. u. in Göttingen die Rechte u. trat, nachdem er sich noch längere Zeit im Auslande aufgehalten, als Kammergerichtsassessor in den Staatsdienst, nahm aber 1840 als Vizepräsident der Regierung in Posen u. als Chefpräsident zu Arnsberg seine Entlassung, um die von seiner Mutter geerbten Güter in der Kurmark zu übernehmen. Schon vorher der Herrenkurie des ersten Allgemeinen Landtags, dann der Ersten Kammer u. hierauf dem Herrenhause angehörig, wurde er im Nov. 1854 auf Präsentation des Grafenverbandes der Provinz Brandenburg in letzteres auf Lebenszeit berufen. Im März 1862 trat J. zunächst als Ackerbauminister wieder in den Staatsdienst; dann übernahm er 9. Okt. provisorisch u. 9. Dez. definitiv das Ministerium für Handel, Gewerbe u. öffentliche Arbeiten, in Verbindung mit dem Amte eines Chefs der Preuß. Bank. Auf diesem Posten blieb er, in mancher Beziehung nicht ohne verdienstliche Wirksamkeit, bis in den Mai 1873, wo ihn eine Erörterung der schon 1872 im preuß. Landtag zur Sprache gebrachten Mißbräuche bei der Gründung u. Verwaltung von Aktiengesellschaften durch den Abgeordneten Lasker im Reichstage zum Rücktritt veranlaßte. J. war auch Mitglied des Zollparlaments u. eine Zeit lang des Deutschen Reichstags.

Itzstein, Johann Adam v., seiner Zeit einer der bedeutendsten liberalen Politiker Badens, geb. zu Mainz 18. Sept. 1775, studirte die Rechte, ward 1798 Accessist bei dem kurmainz. Amte Amorbach, dann Syndikus u. hierauf Stadtdirektor daselbst, erhielt 1810 die Stelle eines Oberamtmanns in Schwetzingen u. war seit 1819 Hofgerichtsrath in Mannheim, als welcher er 1822 in den Landtag gewählt wurde. In dem damals durch das Militärbudget veranlaßten parlamentarischen Kampfe stellte sich J. auf die Seite der Opposition. Infolge dessen traf ihn nach der Auflösung der Kammer die Ungnade der Regierung; selbst als J., da er nach Mörsburg versetzt werden sollte, wegen seines leidenden Zustandes um seine Entlassung bat, machte man ihm, bevor er sie erhielt, noch allerhand Schwierigkeiten. 1831 erschien er wieder in der Kammer, drang nun mit Erfolg auf Wiederherstellung der 1825 abgeänderten Verfassung u. erzielte auch mehrere Erweiterungen der konstitutionellen Rechte. Im Frankfurter Parlamente saß er auf der äußersten Linken; an der bad. Revolution aber nahm er keinen persönlichen Antheil, nur ging er mit nach Stuttgart ins Rumpfparlament. Trotzdem ward er, während er dann in der Schweiz u. im Elsaß lebte, steckbrieflich verfolgt u. 1850 seines Staatsbürgerrechts für verlustig erklärt. Nachher zog sich J. auf sein Gut Hallgarten im Rheingau zurück, wo er 14. Sept. 1855 starb.



Nr. 346. Johann Adam v. Itzstein (geb. 18. Sept. 1775, gest. 14. Sept. 1855).

Iva, rhätoromanischer Name für Achillea moschata Moschusgarbe od. Wildfräulein), aus welcher in Graubünden ein feiner Likör bereitet wird.

Ivenack, mecklenburgisches Gestüt, s. „Pferd".

Iviza, s. „Balearen".

Ivrea, nordital. Stadt mit 9300 E., einer Kathedrale u. mehreren höheren Lehranstalten; liegt am Austritt der Dora Baltea aus dem Alpengebiete, 7 M. im N. von Turin. J. war im Mittelalter Hauptort einer Markgrafschaft gleichen Namens, welche von Karl d. Gr. gegründet worden war. Der Markgraf Balduin II. erwarb sich 950 die ital. Königswürde, wenn auch nur für kurze Zeit; 1018 wurde die Markgrafschaft von Heinrich II. zum Reiche geschlagen.

Iwakura Tomomi, japan. Staatsmann, geb. 1825, gehört der Klasse der Kuge, d. h. dem alten Hofadel des Mikado an; war der entschiedenste Gegner des Teikun u. wurde von dessen Regierung mehrere Jahre gefangen gehalten. Ihm mehr als irgend einem andern Manne in Japan ist die letzte Revolution mit ihren wunderbaren Ergebnissen zu danken. Seit Dez. 1863 Mitglied des Geheimen Rathes, wurde J. 9. Jan. 1868 zum Vizepräsidenten des Ministerkabinets ernannt u. erhielt im Febr. 1869 den Titel „Sionii", den höchsten nach dem des Mikado, welcher ihn in einem vom 26. Sept. desselben Jahres datirten Handschreiben als den Begründer seiner Regierung in ihrer jetzigen Form bezeichnete. Im Juli 1871 übernahm J. das Ministerium des Auswärtigen u., nachdem er noch im Okt. dess. J. zum Range des jüngeren Premier erhoben worden, bereiste er als Chef einer außerordentlichen japan. Gesandtschaft die meisten europ. Höfe. 1874 ward auf ihn in Jedo ein Mordversuch gemacht, bei dem er nur mit Noth sein Leben rettete. Noch jetzt ist J. Ministerpräsident zur Linken des Mikado.

Iwan I. Danilowitsch, Fürst von Moskau seit dem Tode seines Bruders Georg 1325—1340, ward 1328 von dem Tatarenkhan Usbek zum Großfürsten u., nachdem er im Auftrage des Letzteren den bisherigen Großfürsten Alexander von Twer bewältigt hatte, auch zum Herrn über Wladimir u. Nowgorod ernannt. Damals verlegte auch der Metropolit der russ. Kirche seinen Sitz von Wladimir nach Moskau. Dies u. die centrale Lage Moskau's, wo J. zuerst den Kreml befestigte, begünstigte hauptsächlich die spätere Begründung des großen Russ. Reichs gerade durch diesen Zweig des Rurik'schen Fürstenstammes.

Iwan II. Iwanowitsch (Sohn des Vorigen), Großfürst von Moskau 1353—59, Nachfolger seines Bruders Simeon, geb. um 1326, war ein schwacher Fürst, welcher weder gegen andere russ. Fürsten, bes. aber gegen die Stadt Nowgorod, seine Würde recht zu behaupten verstand, noch den W. des Reiches gegen die Lithauer zu vertheidigen vermochte (Verlust von Smolensk 2c.). Das Fürstenthum ging von ihm über an seinen zehnjährigen Sohn Dmitri III. (Demetrius).

Iwan III. Wassiljewitsch, als erster „Beherrscher von ganz Rußland" auch Iwan I. genannt, mit dem Beinamen der Große od. auch der Furchtbare, geb. 1440, regierte 1462—1505. Er begründete die Einheit u. Unabhängigkeit des russ. Staates dadurch, daß er die übrigen Theilfürstenthümer aufhob, bes. aber das mächtige Nowgorod 1471 zur Huldigung zwang u. nach einer Empörung 1478 vollständig demüthigte, sowie durch die Unterwerfung von Permien u. Wjätka seine Herrschaft weit nach dem O. hin ausdehnte; ferner dadurch, daß er dem Khan der Goldenen Horde (Kiptschak) Tribut u. Huldigung verweigerte u. seit dem Kriege 1480 die Freiheit definitiv behauptete. Das Letztere ward wesentlich erleichtert durch den Zerfall des europ. Mongolenreiches in mehrere Staaten, von welchen er das Khanat von Kasan bereits früher tributär gemacht hatte, während er mit den Krimtataren gegen das poln.-lith. Reich im Bunde stand. Diesem nahm er nach mehrjährigem Kriege (Waffenstillstand 1503) beträchtliche Theile des westl. Rußlands wieder ab, deren sich früher die Litthauer bemächtigt hatten. Dagegen brachten Kriege gegen Schweden u. gegen die Schwertritter in Livland (50jähr. Waffenstillstand 1503) keinen wesentlichen Gewinn. Unter J. fand europ. Wesen Eingang am Hofe, u. bemühte er sich, fremde Bergleute u. Handwerker in sein Reich zu ziehen. Er nahm auch das Wappen der griech. Kaiser, den Doppeladler, an. Ihm folgte Wassilij, sein zweiter Sohn.

Iwan IV. (II.) Wassiljewitsch, mit dem Beinamen der Schreckliche (Enkel des Vorigen), Zar von Rußland 1533—84, geb. 25. Aug. 1530. Die Regierung führte zunächst seine Mutter Helena; nach deren Tode (1538) stritten sich verschiedene Große des Reichs um dieselbe, bis J. selbst Antheil an der Herrschaft zu nehmen begann u. diese bald ganz selbständig führte, bes. seitdem er sich 16. Jan. 1547 feierlich zum Zar gekrönt hatte. Nachdem er in demselben Jahre für zahlreiche bereits von ihm begangene Gewaltthaten einmal öffentlich Buße gethan u. seine Leidenschaften einigermaßen gebändigt hatte, trat seit etwa 1560 sein tyrannisches Wesen wieder ganz unverhüllt hervor u. er verübte trotz der strengsten Religiosität die unglaublichsten Greuel, erschlug sogar im Jähzorn seinen ältesten Sohn Iwan (1581), den bisherigen Genossen seiner Blutthaten u. Ausschweifungen. Eine Stütze seiner Gewalt ward das von ihm errichtete Corps der Strelitzen. Uebrigens zog er fremde Handwerker ins Land u. begünstigte den 1553 von den Engländern über das Weiße Meer her eröffneten Handel (Archangel gegründet 1584). 1552 eroberte er das Khanat Kasan, zwei Jahre später Astrachan. Weniger glücklich waren wiederholte Kriege mit den Krimtataren, welche 1571 sogar die Vorstädte von Moskau verbrannten. Der Krieg mit den Schwertrittern in Livland brach nach 53jährigem Waffenstillstand 1557 wieder aus, u. auch mit Polen u. Schweden, als 1561 der Hochmeister Gotthard Ketteler in seiner Bedrängniß sich unter die poln. Hoheit stellte, während Estland sich an Schweden anschloß. Nach wiederholten Waffenstillständen schloß J. 1582 mit Polen, 1583 mit Schweden Frieden. 1581 begann der Kosakenhetman Jermak Timofejew im Dienste des Stroganow'schen Handelshauses, welches an der Ostgrenze des Reichs bewaffnete Handelsniederlassungen hatte errichten dürfen, die Eroberung von (West-) Sibirien, dessen Herrschaft J. übernahm; doch ward dieselbe erst nach seinem Tode dauernd begründet. Er starb 18. März 1584. In der Regierung folgte ihm sein Sohn Feodor I.

Iwan V. (III.) Alexejewitsch, zweiter Sohn erster Ehe des Zaren Alexei Michailowitsch, Enkel des Begründers der Dynastie Romanow, geb. 27. Aug. 1666, war von Jugend auf körperlich gebrechlich u. geistesschwach. Als sein älterer Bruder Feodor III. 27. April 1682 starb, ward zunächst mit J.'s Zustimmung sein jüngerer Stiefbruder Peter (der Große) zum Zaren ausgerufen. Doch benutzte J.'s herrschsüchtige ältere Schwester Sophie die Unzufriedenheit der Strelitzen, um einen furchtbaren Aufstand hervorzurufen u. auch J. zum Zaren erklären, sich selbst aber im Namen beider Brüder die Regentschaft übertragen zu lassen (18. Mai 1682). Als Peter d. Gr. sie im J. 1689 stürzte, ließ er seinem Stiefbruder den Titel eines Zaren, doch hatte dieser eben so wenig wie früher irgend welchen Antheil an der Gewalt. Er starb 29. Jan. 1696. Seine jüngere Tochter Anna ward Kaiserin von Rußland 1730—40.

Iwan VI. (IV.), Urenkel des Vorigen, Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, geb. 23. August 1740, ward 28. Okt. dess. J. durch den Tod seiner Großtante, der Kaiserin Anna, Kaiser von Rußland. Zum Regenten hatte Letztere ihren Günstling Biron, Herzog von Kurland, bestimmt. Doch stürzten diesen die Eltern des Kaisers, mit Beihülfe des Feldmarschalls, nunmehr auch Premierministers Münnich, schon 19.—20. Nov.; Biron ward nach Sibirien geschickt. Aber auch Münnich, der übrigens die Bundesgenossenschaft mit Preußen u. Frankreich begünstigte, ward bald entlassen (24. März 1741), u. es kam mit Ostermann, Golowkin u. A. die österr. Partei ans Ruder. Im Zusammenhang damit brach im Sommer 1741 ein Krieg mit Schweden aus (bis 1743). Die häufigen Schwankungen in der Regierung, bes. aber die Unzufriedenheit der Soldaten u. des Volks über den Einfluß der Fremden, begünstigten die in der Nacht vom 5. zum 6. Dez. 1741 von Elisabeth, der jüngsten Tochter Peter's d. Gr., unternommene Revolution. J., bald getrennt von seinen Eltern, die schließlich nach Sibirien geschickt wurden, wuchs nunmehr in verschiedenen Gefängnissen, zuletzt in Schlüsselburg, ohne alle Bildung u. unter harter Behandlung auf, so daß er kränklich u. geistig schwach wurde. Kaiser Peter III. besuchte ihn unerkannt im J. 1762 u. gewährte ihm einige Erleichterung der Haft. 16. Juli 1764 machte ein Offizier Mirowitsch einen Versuch, ihn zu befreien, doch ward noch vor dem Gelingen desselben der unglückliche Iwan von seinen Wächtern getödtet, wie ihnen im Voraus von der Kaiserin Katharina II. befohlen war.

Iwaschinzow, Nikolai, russ. Hydrograph, geb. 1. Mai 1819, war zuerst Lehrer für Astronomie u. Schiffahrtskunde beim Corps der Seekadetten in Petersburg, betheiligte sich in den vierziger Jahren an der Küstenaufnahme des Baltischen Meeres u. veröffentlichte 1849—50 eine große Arbeit über „38 russ. Reisen um die Erde". Nachdem er 1853 Perowsky auf seinem Zuge gegen die Festung Ak-Metschet begleitet hatte, ward er mit der Leitung der russ. Expedition ins Kaspische Meer betraut. Die Resultate von dessen Erforschung hat er in einem Atlas mit 2 Bdn. Text herausgegeben. Zuletzt war J. Contreadmiral u. Präsident der mathematischen Sektion der Geographischen Gesellschaft in Petersburg, wo er 25. Jan. 1871 starb.

Iwein, s. „Hartmann v. Aue".

Ixion, König der Lapithen od. der Phlegyer, Vater des Peirithoos. Wie die griech. Sage erzählt, brachte er den Vater seiner Gemahlin Dia, Deïoneus, dem er die versprochenen Brautgeschenke vorenthielt, u. der ihn durch die Wegnahme seiner Rosse zur Erfüllung des Versprechens zu zwingen suchte, dadurch ums Leben, daß er ihn zu sich in sein Haus lud u. dort in eine verborgene, mit Feuer angefüllte Grube stürzen ließ. Niemand wollte ihn von diesem Verwandtenmord reinigen, bis endlich Zeus selbst auf sein Flehen ihn entsühnte u. ihn sogar zu sich aufnahm; allein der undankbare J. trachtete nun danach, die Liebe der Hera zu gewinnen, weshalb er zur Strafe durch Hermes in die Unterwelt gebracht u. dort mit Händen u. Füßen an ein sich stets drehendes feuriges Rad gebunden wurde.

Ende des Buchstaben J.



Diejenigen mit J beginnenden Stichwörter, welche man hier vermissen sollte, suche man, namentlich wenn sie aus dem Griechischen stammen, unter dem Vokal J.

J, j Jod, ein zu den Gaumenlauten gehörender Halbkonsonant, der 10. Buchstab im deutschen Alphabete, in welches jedoch derselbe erst seit dem 16. Jahrh. aufgenommen worden zu sein scheint. Griechen u. Römer kannten das J. nicht, wenngleich sie auch bemerkten, daß sie das J. vor einem Vokale anders, u. zwar ähnlich wie ein Konsonant, aussprachen. Im Franz., Engl. u. Portugies. ein Zischlaut, im Span. mit unserem Jod gleichlautend u. für das X mit eintretend, wie z. B. in Mejiko, statt Mexiko; im Ital. wie im Lat. ausgesprochen, hat das J in neuerer Zeit auch in die slavischen Sprachen, bes. in das Russ., sich eingedrängt. Als Abbreviatur gilt J. für Jahr.

Jabin, Christian Gottfried Georg, ein talentvoller Landschaftsmaler, geb. 18. Aug. 1828 zu Braunschweig, wurde 1849 Schüler von Schirmer in Düsseldorf u. trat früh mit bedeutenden Landschaften hervor. Dann bereiste er die Schweiz u. Oberitalien u. malte vorzugsweise die dortigen Gebirgsgegenden in einem häufig düsteren, melancholischen Charakter. Zu Harzburg, wo er sich niedergelassen hatte, starb er schon 14. Jan. 1864.

Jablonowsky, eine seit 16. April 1743 reichsfürstliche Familie Polens, die gegenwärtig noch in einer älteren u. jüngeren Linie mit Besitzungen theils in den russ. Gouvernements Wolhynien u. Radom, theils in Galizien blüht. Chef der älteren od. der Linie des Fürsten Anton Barnabas ist Fürst Stanislaus J., geb. 10. März 1799; Chef der jüngeren od. der Linie des Fürsten Demetrius ist der k. k. Kämmerer, Wirklicher Geheimer Rath u. Reichsrath Fürst Karl J., Oberstlandmarschall in dem vereinigten Königreich Galizien u. Lodomerien. Als berühmte Mitglieder der Familie in früherer Zeit sind hervorzuheben: Stanislaus J., geb. 1631, gest. 1702, ein großer Kriegsheld, der 1682 Großhetman der Krone wurde u. 1685 durch seinen bewunderungswürdigen Rückzug aus der Bukowina das poln. Heer rettete. Vgl. Jeniac, „Histoire de Stanisl. J." (Lpz. 4 Bde., 1775—76). — Fürst Joseph Alexander J., geb. 4. Febr. 1712, ward 1768 als Wojwode von Nowgorod durch den Ausbruch von Unruhen bewogen, sein Vaterland zu verlassen, bereiste Frankreich u. Italien u. ließ sich schließlich in Leipzig nieder, wo er 1. März 1777 starb. Er selbst war literarisch thätig, erwies sich aber auch sonst als Freund u. Beförderer der Wissenschaften, bes. durch die Gründung der 1774 ins Leben getretenen, noch heute bestehenden „Fürstl. J.'schen Gesellschaft der Wissenschaften" in Leipzig. Für diese stiftete er ein Kapital, von dessen Zinsen sie jährlich drei, das Bildniß des Fürsten tragende goldene Medaillen zu je 24 Dukaten an Werth prägen zu lassen hat, um sie für die beste Lösung dreier Fragen aus der poln. Geschichte, der Nationalökonomie u. der Physik u. Mathematik zu ertheilen. Vgl. „Acta societatis Jablonovianae" (6 Bde., Lpz. 1772—73) u. „Nova acta" (9 Bde., ebd. 1802—45).

Jacaranda. Unter diesem Namen kommen sehr verschiedene feste Hölzer im Handel vor, welche zu den geschätztesten Möbeln verwendet werden. Eine Sorte stammt angeblich von der Pflanzengattung J., bes. von J. brasiliana, obtusifolia u. ovalifolia Brasiliens, einer Gattung der kletternden Bignonieen. Man nennt dieses Holz auch Palixander- od. Palissanderholz, auch Rosenholz. Jener Name stammt von palo santo (heiliges Holz), welches Wort die Franzosen in palissandre verwandelten. Sicherer ist, daß das J.-Holz von einigen Bäumen der Gattung Machaerium, einer den Leguminosen angehörenden Dalbergiee, gewonnen wird, nam. von M. firmum (J. roxo, d. h. rothe J.), M. incorruptibile u. legale (J. pretro od. schwarze J.), sowie von M. scleroxylon (J. tan.) u. s. w.

Jachmann, Eduard Karl Emanuel, deutscher Vizeadmiral, geb. 2. März 1822 zu Danzig, machte nach vollendeter Gymnasialbildung 1839—44 als Schiffsjunge u. Matrose eine Reise nach Westindien, wurde 1845, während er auf der Korvette „Amazone" diente, zum preuß. Marineleutnant befördert, befehligte 1849—52 eine Kanonenbootflotille in der Ostsee u. trat dann als Decernent in die damalige Marineabtheilung des preuß. Kriegsministeriums ein. 1853—54 war J. erster Leutnant auf der Fregatte „Gefion", welche damals eine Fahrt nach Südamerika, Westindien u. Nordamerika machte. Zurückgekehrt wurde er Oberwerftdirektor in seiner Vaterstadt, rückte auf diesem Posten zum Korvettenkapitän auf, leitete 1857—59 eine Abtheilung der soeben erst errichteten Admiralität u. nahm hierauf, seit Sept. 1859 Kapitän zur See, als Kommandant der Fregatte „Thetis" an der zur Anknüpfung dauernder Handelsbeziehungen unternommenen preuß. Expedition nach Ostasien Theil. 1862 zum Chef des Stationskommandos der Ostsee in Danzig ernannt, bestand J. 17. März 1864 das Seegefecht bei Jasmund (Rügen) mit dem überlegenen dän. Geschwader, für welche Waffenthat er am nächsten Tage zum Contreadmiral erhoben wurde. Bald darauf übernahm er die Leitung der Marinestation in Kiel sowie die der jährlichen Uebungen in der Nord- u. Ostsee. Seit 1867 Direktor des Marineministeriums u. seit 1868 Vizeadmiral, machte sich J. um die Entwickelung der preuß. u. somit auch deutschen Wehrkraft zur See hoch verdient; unter seiner Verwaltung wurde eine starke Panzerflotille begründet, das Torpedowesen eingerichtet, der Bau des Jahdehafens beendigt u. der des Kieler Hafens begonnen u. A. m. Im Kriege gegen Frankreich war er Oberbefehlshaber in der Nordsee, u., noch bevor das preuß. Seewesen ans Deutsche Reich übergegangen war, übertrug ihm Kaiser Wilhelm 31. Dez. 1871 den Oberbefehl über die gesammte deutsche Seemacht.

Jackson (spr. Dschäcks'n), Andrew, 7. Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, geb. zu Warsaw bei Camden in Südcarolina 15. März 1767, nahm von seinem 14. bis 17. Lebensjahre am Kampfe gegen die Engländer Theil, studirte dann die Rechte, praktizirte seit 1787 als Sachwalter in Nordcarolina u. zog 1790 nach Tennessee, wo er Prokurator sowie, nach der Aufnahme dieses Gebietes unter die Unionsstaaten, Mitglied des zur Ausarbeitung des Grundgesetzes erwählten Bürgerausschusses wurde. Bald darauf auch mit der Vertretung Tennessee's im Kongreß betraut, ward J. 1797 Senator, legte aber wegen des Uebergewichts der Föderalisten sein Amt nieder u. kehrte nach Tennessee zurück. Beim Ausbruch des Krieges mit England im J. 1812 übernahm J. wieder den Oberbefehl über die Miliz Tennessee's, erhielt aber, nachdem er siegreich

gegen die Creekindianer gewesen, vom Kongreß das Kommando als Generalmajor über die Linientruppen in Louisiana, die er freilich erst organisiren mußte. Zwar zog sich J. durch die Willkür, mit der er dabei verfuhr, eine ihm später zuerkannte hohe Geldstrafe zu, doch schlug er 8. Jan. 1815 einen Angriff engl. Kerntruppen auf New Orleans ruhmvoll ab. Auch that er sich 1817—18 im Kampfe gegen die Seminolen hervor. Seit 1821 erster Gouverneur Florida's, welches die Spanier abgetreten hatten, ward er 1823 von Tennessee wieder in den Senat gewählt. 1824 bereits war J. nahe daran,



Nr. 5518. Andrew Jackson, geb. 15. März 1767, gest. 8. Juni 1845.

Präsident zu werden, indeß erst der vollständige Sieg der demokratischen Partei bei der nächsten Wahl verhalf ihm dazu, u. er bekleidete, wiedergewählt, die höchste Würde in den Verein. Staaten vom 4. März 1829 bis 4. März 1837. Seine Regierung charakterisirte sich durch Mäßigung in der inneren Verwaltung, nach außen durch das mit Geradheit u. Entschiedenheit verbundene Streben nach Erhaltung des Friedens; auch die Hebung u. Ausbreitung des amerik. Handels nach freisinnigen Grundsätzen suchte J. zu fördern. Hervorzuheben ist, daß er, um die übertriebenen Spekulationen der Geldmänner einzudämmen u. die demokratischen Institutionen vor den ihnen durch die Plutokratie drohenden Gefahren zu schützen, die Vereinigte-Staatenbank stürzte, daß er den Tarif ermäßigte u. daß er die Souveränetät der Einzelstaaten in allen dem Bunde nicht ausdrücklich vorbehaltenen Fragen vertrat. Nach Verlassen des Präsidentenstuhls lebte J. zurückgezogen auf seinem Landsitze Hermitage bei Nashville in Tennessee, wo er 8. Juni 1845 starb. Vgl. Venis, „Biographie du général A. J." (Par., 2. Aufl. 1842); Parton, „Life of A. J." (3 Bde., New York 1859—61), u. v. Holst, „Die Administration A. J.'s in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den Verein. Staaten von Amerika" (Düsseld. 1874).

Jackson, Hauptstadt des nordamerikan. Unionsstaates Mississippi, hat 4234 E. (1870), darunter 1964 Farbige, liegt am rechten Ufer des Pearlflusses, ist regelmäßig gebaut u. hat ein Staatenhaus, in dem sich die Landesvertretung versammelt, eine gelehrte Schule u. eine Staatsbesserungsanstalt.

Jacobi, Friedrich Heinrich, namhafter deutscher Philosoph, wurde 25. Jan. 1743 zu Düsseldorf als der Sohn eines Kaufmanns geb. Für denselben Stand bestimmt, verbrachte er seine Lehrzeit in Frankfurt a. M. u. wurde dann während eines dreijährigen Aufenthaltes in Genf näher mit der franz. Literatur bekannt. Nachdem er die Handlung seines Vaters übernommen hatte, vermählte er sich 1765 mit Betty von Clermont. Der ihm unliebsamen Handelsgeschäfte wurde er durch die Ernennung zum jülich-bergischen Hofkammerrath u. Zollkommissär überhoben. Er lebte seitdem mit dem Titel eines Geheimen Rathes theils in Düsseldorf, theils auf seinem benachbarten schönen Landsitze Pempelfort, wo er der Mittelpunkt eines gebildeten Kreises war. Unter den Männern, die sich vorübergehend bei ihm aufhielten, od. mit denen er in eifrigem Briefwechsel stand, waren außer Lessing, Lavater, Schlosser, Gleim u. A. bes. auch Herder, Wieland u. Goethe. Im J. 1779 folgte J. einem Rufe nach München, ging aber 1794 infolge der Kriegswirren nach Holstein. Im J. 1804 kehrte er nach München zurück, um sich an der Begründung der dortigen Akademie der Wissenschaften zu betheiligen.



Nr. 5519. Friedrich Heinrich Jacobi, geb. 25. Jan. 1743, gest. 10. März 1819.

Von 1807—13 stand er derselben als Präsident vor u. starb das. 10. März 1819. Die Philosophie J.'s, von ihm nur zum Zwecke der eigenen Belehrung gepflegt, muß als eine Fortsetzung der Kant'schen betrachtet werden, so sehr sie auch zu derselben im Gegensatz steht. J., der schon von früher Jugend an religiös sehr angeregt war, hoffte die von Kant vermißte Gewißheit in übersinnlichen Dingen zwar gleichfalls nicht in Verstandesschlüssen, wol aber auf dem Boden des unmittelbaren Gefühls, also in einer Art Glauben zu finden. Daher hat man sein System häufig als „Gefühlsphilosophie" od. geradezu als „Glaubensphilosophie" bezeichnet. Trotz der höchst fruchtbaren Anregungen, die von J. ausgegangen sind, hat die neuere Philosophie bes. das gegen ihn eingewendet, daß die angeblichen Aussagen des unmittelbaren Gefühls schließlich doch auch nur das Resultat eines vielfach vermittelten Denkprozesses seien. — Von seinen Schriften, die fast alle Gelegenheitsschriften sind, begann J. 1812 selbst eine Gesammtausgabe, die mit dem 6. Bande 1824 von Roth vollendet wurde. Daran schloß sich 1825—27 der von Roth herausgegebene „Auserlesene Briefwechsel", dem 1846 der „Briefwechsel zwischen Goethe u. J." (herausgegeben von Max Jacobi) folgte. Die neueste Biographie ist die des Katholiken Zirngiebl: „Friedr. H. J.'s Leben, Dichten u. Denken" (Wien 1867).

Jacobi, Joh. Georg, deutscher Dichter, der ältere Bruder des Vorigen, geb. 2. Sept. 1740 zu Düsseldorf, studirte seit 1758 Theologie u. schöne Wissenschaften zu Göttingen u. Helmstedt, nahm darauf einen Ruf als Professor der Philosophie u. Beredsamkeit an der Universität Halle an u. machte sich 1764 durch eine unter dem Titel „Poetische Versuche" erschienene Gedichtsammlung bekannt. Durch dieselbe ward ein näherer Verkehr mit Gleim eingeleitet, der ihn als Kanonikus 1769 nach Halberstadt zog. Hier war J. ein reges Mitglied jenes Dichterkreises, der sich um Gleim bildete, bis er 1784 als Prof. der schönen Wissenschaften nach Freiburg ging.

Hier starb er 1. Jan. 1814. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen Zürich 1807 bis 1813 in 7 Bdn. J. war eine vorzugsweise lyrisch angelegte Natur u. zeigte sich als solche auch in seinen Singspielen u. in dem Lustspiel „Die Wallfahrt nach Compostella“, dessen dramatische Gestaltung verfehlt ist; seine Gedichte entbehren aber der Kraft u. Selbständigkeit, huldigen einer oft überschwenglichen Gefühlsrichtung u. stehen unter dem Einflusse der gleichzeitigen franz. Literatur. Am glücklichsten ist J. in der lyrischen Darstellung des Familienglückes, in welcher er eine oft überraschende Zartheit der Gedanken u. der Form entwickelt, u. in jenen Liebesliedern, in denen er sich mit vielem Glück Goethe zum Vorbild genommen hat.

Jacobi, Karl Gustav Jakob, einer der bedeutendsten Mathematiker, wurde als der Sohn eines Kaufmanns 10. Dez. 1804 zu Potsdam geb. Auf dem dasigen Gymnasium vorgebildet, bezog er in seinem siebzehnten Jahre die Berliner Universität, wo er außer mathematischen vorzüglich philosophische u. philologische Studien trieb. Er habilitirte sich bereits 1824 u. folgte 1827 einem Rufe als außerord. Prof. der Mathematik an die Universität Königsberg, der er, seit 1829 ord. Prof., bis 1842 angehörte. Seiner Gesundheit wegen lebte er hierauf einige Zeit in Italien u. nahm dann seinen Aufenthalt in Berlin, als königl. Pensionär an der Universität Vorlesungen haltend. Der Akademie der Wissenschaften gehörte er seit 1836 an. J. starb 18. Febr. 1851. Er war ein eminenter Geist, seine überaus fruchtbaren Arbeiten erstrecken sich fast über alle Gebiete der Analysis, epochemachend aber wurde vorzüglich sein Hauptwerk über die elliptischen Funktionen „Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum“, Königsb. 1829); u. Königsberg, wo gleichzeitig mit J. Bessel u. Neumann lehrten, wurde in den dreißiger Jahren die Pflanzstätte, von welcher die exakten Wissenschaften in Deutschland die energischste Befruchtung erfuhren. Die Arbeiten J.'s erschienen theils als selbständige Werke (außer dem genannten führen wir noch an: „Canon arithmeticus“ [Berl. 1832] u. „Opuscula mathematica“ [2 Bde., Berl. 1846—51]), theils in Crelle's Journal, theils in den Monatsberichten der Berl. Akademie.

Jacobi, Moritz Hermann von, Bruder des Vorhergehenden, verdienter Physiker, wurde 21. Sept. 1801 zu Potsdam geb. Er widmete sich zuerst dem Baufache u. war Anfangs preuß. Baubeamter, dann Baumeister in Königsberg, u. kam hierauf 1835 als Prof. der Civilbaukunst an die Universität Dorpat. Aber schon 1837 wurde er nach St. Petersburg berufen, woselbst er bis 1842 Adjunkt, von da an Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. später zum wirklichen Staatsrath ernannt u. in den Adelsstand erhoben wurde. Er beschäftigte sich vielfach mit der Untersuchung galvanischer Probleme u. hat seinen Namen durch die Erfindung der Galvanoplastik (s. d.) verewigt. Die erste Veröffentlichung hierüber machte er im Bulletin der Petersburger Akademie 5. Okt. 1838. Er starb 10. März 1874 zu St. Petersburg.

Jacobs, Christian Friedrich Wilhelm, ein bedeutender Philolog, der zugleich in der deutschen Literatur als erzählender Schriftsteller einen hervorragenden Platz einnimmt, war 6. Okt. 1764 in Gotha als Sohn eines Advokaten geb., bezog 1781 die Universität Jena, um Theologie zu studiren, hörte aber zugleich bei Schütz dessen philologische Vorlesungen u. wandte sich dann in Göttingen seit Ostern 1784 unter Heyne ganz der Philologie zu. Schon 1785 übernahm er eine Stelle am Gymnasium in Gotha, wo er nun 20 Jahre hindurch als tüchtiger Lehrer wirkte; seit 1802 war er dabei zugleich an der herzogl. Bibliothek angestellt. Im J. 1807 nahm J. einen Ruf nach München als Lehrer der alten Sprachen am dortigen Lyceum u. als Mitglied der Akademie der Wissenschaften an. Die Anfeindungen, mit denen man bald darauf die nach München berufenen protestantischen Nichtbayern zu verfolgen anfing, machten ihm aber hier das Leben zu einem wenig angenehmen, wenngleich ihm von Seiten der Regierung die verdiente Anerkennung zu Theil wurde, u. veranlaßten ihn schon nach drei Jahren, als 1810 gleichzeitig mit einem sehr ehrenvollen Rufe nach Berlin von Gotha die wiederholte Aufforderung an ihn erging, dort die Stelle des Oberbibliothekars u. Direktors des Münzkabinets zu übernehmen, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Noch über 30 Jahre war es ihm hier vergönnt, sich seinem Berufe mit rastloser Thätigkeit zu widmen, bis er infolge eines schlagartigen Anfalles sich 1842 genöthigt sah, sein Amt niederzulegen. Er starb in Gotha 30. März 1847. Von seiner Vielseitigkeit u. der Produktivität seines Geistes zeugt die große Zahl mannichfaltiger Schriften, die J. veröffentlicht hat; dabei waren seine Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete durch Gründlichkeit u. Gediegenheit sowie durch ein tief eindringendes Verständniß des Alterthums ausgezeichnet, wie denn ihr Werth auch dadurch anerkannt wurde, daß viele Akademien (die niederländische 1809, bez. 1812, die Göttinger Sozietät der Wissenschaften 1811, die Berliner Akademie 1812, die Petersburger 1833, das Franz. Institut 1835, die Norweg. Akademie zu Drontheim 1836) u. andere gelehrte Gesellschaften J. zu ihrem Mitgliede ernannten. Die wichtigsten seiner philologischen Schriften sind: „Animadversiones in Euripidis tragoedias, acc. animadvers. in Stobaei Florilegium“ (Gotha 1790); „Emendationes in epigrammata Anthologiae gr.“ (Lpz. 1793); „Exercitationes crit. in scriptores vet.“ (T. I., Lpz. 1796, T. II. 1797); „Additamenta animadvers. in Athenaei Deipnosoph.“ (Jena 1809); „Lectiones Stobenses“ (Jena 1827). Ferner gab er u. a. heraus „Theocritus“ (Gotha 1789; 2. Ausg. 1808); „Tzetzae Antehomerica, Homerica et Posthomerica“ (Lpz. 1793); „Anthologia graeca ex rec. Brunckii“ (Lpz. 1794—1814, 13 Bde.) „Bionis et Moschi reliquiae“ (Gotha u. Amst. 1795); „Euripidis Phoenissae“ (München 1808); „Achilles Tatius“ (Lpz. 1821); „Xenophontis Exped. Cyri“ (Lpz. 1825); „Lucilii Aetna“ (Lpz. 1826); „Aelian. de nat. anim.“ (Lpz. 1831, 2 Bde.). Uebersetzt hat er: „Vellejus“ (Lpz. 1793); einen Theil der Gedichte der griech. Anthologie unter dem Titel „Tempe“ (Lpz. 1803, 2 Bde.); „Demosthenes' Staatsreden“ (Lpz. 1805, 2. Aufl. 1833); „Philostratus' Werke“ (Bd. 1—5, Stuttg. 1828 ff.); Longus' „Hirtengeschichten“ (Stuttg. 1832); Helioder's „Aethiopische Geschichten“ (Stuttg. 1837, 38, 3 Bdchn.); Aelian's „Thiergeschichte“ (Stuttg. 1839—42, 6 Bdchn.); „Cicero, von der Divination u. von dem Schicksal“ (Stuttg. 1841). Für den Unterricht verfaßte er das „Elementarbuch der griech. Sprache“ (4 Theile, Jena 1805—10). Außer vielen Recensionen in Literaturzeitungen lieferte er zahlreiche Beiträge in der Bibliothek der alten Literatur u. Kunst, in den Nachträgen zu Sulzer's „Allg. Theorie der schönen Künste“, einzelne auch in Wolf's „Literar. Analekten“. Seine Reden u. viele der früher zerstreut erschienenen Abhandlungen gab er später gesammelt heraus in den „Vermischten Schriften“ (8 Bde., Lpz. 1823—44, deren 7. Bd. außerdem J.'s Selbstbiographie enthält (2. Aufl. 1848). Die von J. in München dem Kronprinzen Ludwig gehaltenen Vorträge über griech. Geschichte, Literatur u. Kunst hat Wüstemann unter dem Titel „Hellas“ herausgegeben (Berl. 1852). Von seinen meist in mehrfachen Auflagen gedruckten zahlreichen Schriften erzählenden Inhalts, die sich wegen ihrer Vorzüge mit Recht großen Beifalls erfreuten, mögen bes. angeführt werden: „Alwin u. Theodor“, „Rosaliens Nachlaß“, „Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten“, „Feierabende in Mainau“, „Die beiden Marien“, „Odo u. Amanda“. Viele derselben erschienen gesammelt in der „Schule der Frauen“ (Lpz. 1827—29, 7 Bde.), den „Erzählungen“ (Lpz. 1824—37, 7 Bde.), den „Schriften für die Jugend“ (Lpz. 1842—44, 3 Bde.).

Jacobs, Paul Emil, Portrait- u. Historienmaler, geb. 1803 zu Gotha als Sohn des Vorigen; bildete sich zuerst unter Peter Langer in München aus, dann 1825—28 in Rom, wo die Farbeneffekte Riedel's großen Einfluß auf ihn ausübten, ließ sich darauf in Frankfurt als Portraitmaler nieder u. machte dann Reisen nach Petersburg, Griechenland u. wiederum mehrere Male nach Rom. Später lebte er in Hannover u. in Gotha, wo er zuletzt Hofrath u. Hofmaler wurde. Seine historischen Bilder, unter denen auch einige religiöse, sind von korrekter Zeichnung u. schöner Formengebung, aber im Kolorit nicht ohne bunte Süßlichkeit. Er starb zu Gotha 6. Jan. 1866.

Jacobus, Apostel, s. „Jakobus“.

Jacoby, Johann, bekannt durch sein politisches Wirken im Sinne des Radikalismus, ward 1. Mai 1805 zu Königsberg geb., wo er sich auch 1830 als praktischer Arzt niederließ. Seine publizistische Thätigkeit brachte ihn wiederholentlich in Konflikt mit den

Gerichten, insbes. zog er sich durch seine „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen" (Mannh. 1841) einen Hochverrathsprozeß zu, der indeß 1843 mit seiner Freisprechung durch das Obertribunal endigte. Zu Anfang des J. 1848 begab er sich nach Frankfurt a. M., betheiligte sich am Vorparlament u. wurde in den Funfziger Ausschuß gewählt, war dann auch Mitglied der preußischen Nationalversammlung, ließ sich aber hauptsächlich die Organisation der sog. Volkspartei angelegen sein. Der Zweiten preuß. Kammer, die vom 26. Febr. bis zu ihrer Auflösung 27. April 1849 tagte, gehörte er gleichfalls an. Nachher trat er in die Frankfurter Nationalversammlung ein u. ging auch mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart.



Nr. 3520. Johann Jacoby (geb. 1. Mai 1805).

Seit 1862 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, vertrat er wiederum die Forderungen der äußersten Demokratie, u. in starrster Konsequenz derselben ward er auch ein prinzipieller Gegner der seit dem Deutschen Kriege von 1866 angebahnten politischen Gestaltung Deutschlands, mißbilligte 1870 sogar die Erwerbung Lothringens u. des Elsasses. Uebrigens gehörte J. zu denjenigen Stimmführern der radikal-sozialpolitischen Demokratie, welche General Vogel v. Falkenstein (s. d.) als Generalgouverneur der deutschen Küstenländer in Haft nehmen ließ, um deren Agitation in Vereinen u. Volksversammlungen zu verhindern. Das von J. gegründete, in Berlin erscheinende Partei-Organ, die Berliner „Zukunft", fand trotz einer höchst geschickten Redaktion keinen Boden u. ging nach einigen Jahren Ende März 1871 wieder ein. Ein Jahr darauf erklärte J. öffentlich seinen Beitritt zur sozial-demokratischen Partei, doch hat er seit 1871 kein Mandat mehr angenommen, weder in das preuß. Abgeordnetenhaus noch in den Reichstag, für den er zuletzt im Jan. 1874 wider seinen Willen im 19. sächsischen Wahlkreise (Dresden links der Elbe) als Kandidat aufgestellt wurde, ohne freilich gewählt zu werden. Von J.'s Schriften ist noch bes. eine Biographie Aug. Heinr. Simon's (s. d.) zu nennen (2 Bde., Berl., 2. Aufl., 1865).

Jaconnet (frz., spr. Schakonnet, auch Jaquenette, ein glattes Baumwollenzeug, feiner als Kattun u. dichter als Mousselin, eigentlich baumwollener Batist, wird in der Regel bedruckt u. meist zu Sommerkleidern des weiblichen Geschlechts verarbeitet.

Jacotot (spr. Schackoteh), Joseph, berühmter Pädagog, wurde 4. März 1770 zu Dijon geb., besuchte in Paris die Polytechnische Schule u. wurde zunächst Advokat, dann Professor der Humanitätswissenschaften, später nach einander Kapitän der Artillerie, Sekretär im Kriegsministerium, Professor der Sprachen u. Mathematik an der Polytechnischen Schule. Im J. 1818 folgte er einem Rufe nach Löwen als Professor der französischen Sprache u. Literatur. 1830 ging er nach Paris zurück u. starb dort 31. Juli 1840. Seine vollständig neue Unterrichtsmethode gründete er auf die beiden Sätze: „Alle Menschen haben gleiche Intelligenz" u. „Alles ist in Allem". Mit dem ersten Satze behauptete er, daß der Geist in allen Menschen auf gleiche Weise vorhanden u. bildsam sei, u. den zweiten Satz verstand er dahin, daß in der genauen Erkenntniß eines Gegenstandes der Keim zur Erkenntniß aller liege. Beim Unterrichte ist Wiederholung die Hauptsache, denn „man weiß nur, was man gelernt hat; man behält nur, was man wiederholt; man kann nur über das nachdenken, was man behalten hat." Der wichtigste Unterricht für die Gedankenentwickelung ist nach ihm der Sprachunterricht, bei welchem J. seine Schüler gleich mitten hinein führte, indem er in der ersten Stunde bereits Fénélon's „Telemach" traktirte; Satz für Satz wurde vorgenommen, der Inhalt erklärt, die Worte von den Schülern auswendig gelernt, dann wurde er in seine Wörter zerlegt u. diese Wörter erst in der Reihe, nachher außer der Reihe gelesen, endlich jedes Wort in seine Silben, dann jede Silbe in ihre Laute zerlegt, so daß der Schüler zuletzt genau jedes Wort, jede Silbe, jeden Buchstaben anzugeben wußte u. Aehnliches bilden lernte, wobei die Regeln der Sprache entwickelt, Stil u. Rhetorik berücksichtigt wurden. Diese sog. analytische — zerlegende — Methode, die großen Beifall, aber auch viel Widersacher fand, wurde nam. in Deutschland weiter entwickelt u. auf das rechte Maß zurückgeführt. Verdient machten sich um diese Methode der Lehrer Seltzsam in Breslau, bes. aber der Leipziger Schuldirektor Vogel. Böhme in Berlin, Thomas in Leipzig, Kehr u. Schlimbach in Gotha gingen denselben Weg. Näheres darüber in „Kehr u. Schlimbach, die Methode des sprachlichen Elementarunterrichts" (Gotha, Thienemann). J.'s Werk, „Methode d'enseignement universel" ist in deutscher Uebersetzung unter dem Titel erschienen: „Der Universalunterricht von J., übersetzt mit erläuternden u. kritischen Zugaben von W. Braubach" (2. Ausg., Gießen 1840).

Jacquard (spr. Schackahr), Charles (wahrscheinlich richtiger statt Joseph) Marie, franz. Mechaniker, weltberühmt als Erfinder, groß als Menschenfreund, geb. 7. Juli 1752 zu Lyon als Sohn eines Werkmeisters in einer Fabrik broschirter Seidenstoffe, gegen dessen Gewerbe er wegen der damit verbundenen Anstrengungen, namentlich für die als Latzenzieher verwendeten Kinder, bald eine große Abneigung empfand. Für sich wählte er daher das Buchbinderhandwerk, das er bei einem Verwandten erlernte; bei diesem fand er auch Gelegenheit, seiner gänzlich vernachlässigten Bildung durch Selbststudien aufzuhelfen. Da er aber, 20 Jahre alt, von seinem Vater ein Häuschen bei Lyon u. einen Webstuhl erbte, gab er, schon voll von Ideen zu Vereinfachungen u. Verbesserungen in der Weberei, den erlernten Beruf auf u. richtete eine Werkstatt für gemusterte Seidenstoffe ein. Indeß hatte er damit kein Glück, u. obgleich er mehrere nützliche Erfindungen für verschiedene Industriezweige machte, verarmte er so sehr, daß er schließlich Arbeit in einem Gipsbruche suchte. Als Theilnehmer an der Vertheidigung Lyons gegen die Armee des Konvents mußte er 1793 fliehen u. suchte seine Rettung darin, daß er mit seinem Sohne in die Rheinarmee eintrat; als jedoch der jüngere J. im Okt. 1795 gefallen war, nahm Charles J. seine Entlassung u. kehrte nach Lyon zurück, um sich von Neuem seinen Lieblingsplänen zuzuwenden. Mit Hülfe einiger Gönner gelang es ihm, die Erfindung einer Hülfs-(Latzenzug) Maschine für die Musterweberei zur Ausführung zu bringen. Für diese Maschine erhielt er zwar auf der Pariser Industrieausstellung 1801 einen Preis, ihn selbst aber befriedigte sie nicht, u. er sann auf deren weitere Vervollkommnung. Inzwischen löste er die von der franz. „Gesellschaft zur Aufmunterung des Gewerbfleißes" gestellte Preisaufgabe, eine Maschine zum Netzestricken zu konstruiren, infolge dessen der Erste Konsul ihn nach Paris kommen ließ, wo er 2. Febr. 1804 die Goldene Medaille u. 3000 Frcs. erhielt u. im Konservatorium der Künste u. Gewerbe angestellt wurde. Als er hier die Reste einer von Vaucanson für die Musterweberei bestimmten, aber höchst komplizirten Maschine gesehen u. sie wieder hergestellt hatte, erkannte er mit genialem Scharfblick die als Grundlage einer zweckdienlichen Maschine beizubehaltenden Bestandtheile. 1804 ward er nach Lyon zurückberufen, um die Leitung der Arbeiten in einem

Arbeitshause zu übernehmen. In dieser beschwerlichen Stellung erhielt J. durch ein von Napoleon in Berlin 27. Okt. 1806 unterzeichnetes Dekret eine lebenslängliche Rente von 3000 Frcs. zuerkannt, wogegen er sich verpflichtete, alle seine Erfindungen an die Stadt Lyon abzutreten. Zu diesen gehörte seine Haupterfindung: die seines immer mehr vervollkommneten Webeapparates, der Jacquardmaschine, für welche er 1808 wieder den Preis erhielt. Doch hatte er bis 1810 gegen alle möglichen Tücken des Neides u. der Mißgunst anzukämpfen, ehe es ihm gelang, auch die Fabrikanten von dem eminenten Werthe seiner Maschine zu überzeugen, die, von musterhafter Einfachheit, bis heute nur noch in Nebendingen zu verbessern gewesen ist,



Nr. 3521. Charles Jacquard geb. 7. Juli 1752, gest. 7. Aug. 1834.

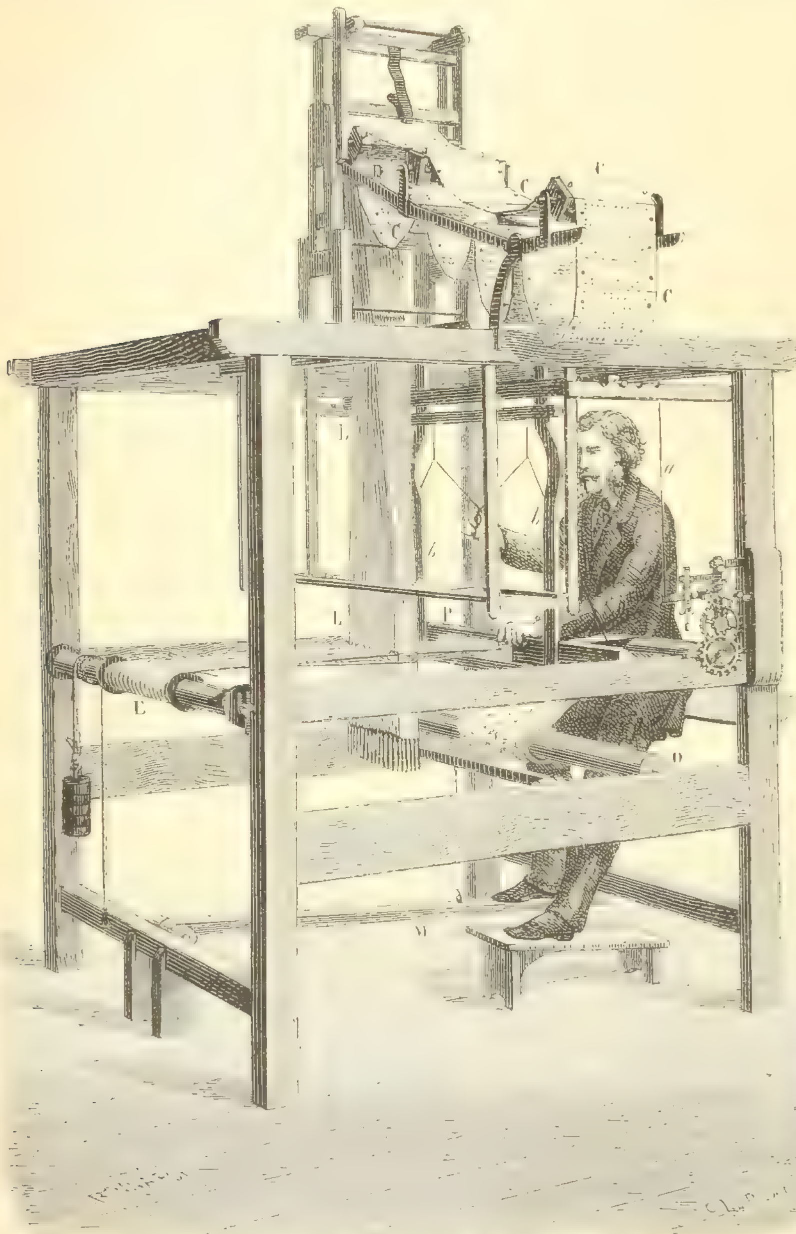
daher auch überall die alten Einrichtungen in der Musterweberei fast ganz verdrängt hat. Schon 1812 wurden in u. um Lyon 18,000 u. 1834 mehr als 30,000 J.'sche Webstühle angewendet. Dieselben ermöglichen es, die größten u. künstlichsten Muster in gewebten Stoffen jeder Art durch einen Weber ohne alle Beihülfe auszuführen, den Mustern eine früher völlig unthunliche Ausdehnung zu geben u. mit denselben ohne viel Zeitverlust beliebig zu wechseln. Daß seine Erfindung den Fabrikanten bedeutenden Gewinn, ihm selbst aber keinen nennenswerthen Vortheil brachte, kränkte J. nicht; den uneigennützigen Menschenfreund beglückte das Bewußtsein, seinen Mitbürgern nützlich geworden zu sein u. insbes. die Arbeit der armen Weber erleichtert zu haben. Nachdem J. sein Ziel erreicht hatte, zog er sich nach Oullins bei Lyon zurück, wo er 7. Aug. 1834 starb. 1840 ward in Lyon sein von Foyatier modellirtes bronzenes Standbild errichtet. Vgl. Friedr. Kohl, „Geschichte der Jacquardmaschine etc.“ (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (spr. Schakahrmaschine), eine nach ihrem Erfinder Charles Marie Jacquard (s. d.) benannte Webmaschine von genial einfacher Konstruktion, welche seit 1815 von Frankreich aus in allen, die Musterweberei betreibenden Ländern eingeführt worden ist u. alle anderen früher benutzten Musterwebstühle verdrängt hat. Trotz zahlreicher kleinerer u. größerer Veränderungen, welche von verschiedenen Seiten im Laufe der Zeit an dieser Maschine vorgenommen worden sind, ist die ursprüngliche Konstruktion, die ihr der Erfinder gegeben, in ihrem Wesen unverändert geblieben. Bei der schon früher betriebenen Musterweberei bediente man sich des Zugstuhles, an welchem aber der Weber nur mit Beistand eines Gehülfen, des sog. Ziehjungen, arbeiten konnte. Um die mancherlei Unvollkommenheiten zu beseitigen, welche dieser älteren Musterwebmaschine anhafteten, bes. aber um den Ziehjungen entbehrlich zu machen, wurden schon vor Jacquard mancherlei mechanische Vorrichtungen ersonnen, welche vom Weber selbst durch einen besonderen Tritt in Thätigkeit gesetzt werden konnten u. die zum Einschießen erforderliche Hebung bestimmter Kettentheile bewirkten. Eine derartige Vorrichtung wurde durch die gegen Mitte des 18. Jahrh. erfundene Trommelmaschine eingeführt u. vielfach benutzt; der wesentliche Theil derselben bestand aus einer bis über 1 m. im Durchmesser haltenden hohlen hölzernen Walze od. Trommel, auf deren Umfange, nach einer vom herzustellenden Zeugmuster bestimmten Ordnung, hölzerne Zapfen eingesteckt od. Klötzchen aufgeleimt waren, durch welche bei der ruckweisen Umdrehung der Trommel gegen gewisse Theile der Webmaschine gewirkt u. so eine entsprechende Hebung der Kettenfäden veranlaßt wurde. Vaucanson, der unmittelbare Vorgänger Jacquard's in der Verbesserung des Musterwebstuhles, an dessen Erfindung Jacquard anknüpfte, versah die Trommel anstatt mit Erhöhungen mit Löchern, in welche bei entsprechender Trommelstellung horizontale Drähte, sog. Nadeln, eintreten, die wiederum auf andere Drähte, Platinen genannt, einwirkten, welche letztere mit den Hebschnuren der Schäfte, durch deren Litzen die Kettenfäden hindurchgingen (s. „Webstuhl“), verbunden waren. Die Trommel lag auf einem Wagen u. entfernte sich mit demselben von den Nadeln, sobald sie sich um einen Schritt weiter drehen sollte, kehrte aber alsdann zurück, um diejenigen Nadeln, für welche sich nun keine Löcher vorfanden, nebst ihren Platinen zurückzudrängen, so daß keine Hebung derselben erfolgte, während die Platinen derjenigen Nadeln, die in die Löcher des Trommelumfanges eintraten, gehoben wurden. Jacquard, der sich schon lange mit der Verbesserung der Musterwebmaschine ohne sonderlichen Erfolg beschäftigt hatte, sah diese Maschine, u. es wurde ihm dadurch der Weg angedeutet, der ihn zu seiner eigenen, äußerst sinnreichen u. originellen Erfindung leitete. Von Vaucanson's Maschine entnahm Jacquard die Nadeln u. Platinen, aber die nur stellenweise gelochte, plumpe cylindrische Trommel ersetzte er durch das vollständig gelochte, leichte, vierseitige Prisma u. fügte noch außerdem als Haupteigenthümlichkeit seiner Erfindung die Kette von beliebig vielen, nach Maßgabe des Zeugmusters gelochten Pappblättern, sog. Karten, hinzu, wodurch die Möglichkeit erreicht wurde, Muster von jedem beliebigen Umfange herzustellen, während bei dem beschränkten Trommelumfange selbstverständlich der Ausdehnung des Musters bald eine Grenze gesetzt war, so daß dieses nach kurzer Länge fort u. fort wiederholt werden mußte. In beistehender Abbildung ist die J. in Verbindung mit dem Webstuhle dargestellt. CC bezeichnet die Kartenkette, D das Prisma, L den mit den Platinenschnüren verbundenen sog. Harnisch, d. h. die gesammten Litzen, durch welche die zur Bildung des Musters benutzten Kettenfäden gezogen sind u. zur Zeit gehoben werden. M ist der Tritt zum Aufhub einer rostartigen Vorrichtung, des sog. Messerkastens, wodurch die oberhalb hakenförmig sich auflegenden Platinen gehoben werden. Die übrigen Theile der Maschine gehören speziell dem Webstuhle an, u. zwar ist O der Zeug- od. Waarenbaum, P das Rietblatt, a eine mit den Tritten od. der Lade verbundene Schnur, die einen Hebel in Bewegung setzt, welcher auf einen am Brustbaume zur regelmäßigen Fortführung des fertigen Gewebes dienenden Regulator wirkt; endlich sind b die Peitschenschnuren für den Schnellschützen.

Um die volle Bedeutung der J. hervorzuheben, werfen wir einen Blick auf die Weberei der schlichten (leinwandartigen) u. geköperten Stoffe, bei denen die ganze Zeugfläche eine gleichmäßige Verschlingung von Ketten- u. Schußfäden darbietet; es wird hier die Theilung der Kette in Ober- u. Unterfach (zum Durchgang des Schützen od. Schiffchens) mittels Schäften bewirkt, in deren Litzen die Kettenfäden eingezogen sind, u. welche durch Tritte dergestalt regiert werden, daß für jeden einzelnen Schuß nach Erforderniß ein gewisser Theil der Schäfte in die Höhe gehoben wird, während die übrigen hinabgehen. Auch Muster, insofern sie von geringem Umfange sind, d. h. insofern sie nicht über 30—32 Schäfte u. Tritte erfordern, können noch auf diese Weise gewebt werden. Bei der J. findet aber ein anderer Vorgang statt; hier wird nämlich außer derjenigen (mittels der Schäfte u. Tritte bewirkten) Spaltung der Kette, durch welche die gewöhnliche (köper- od. atlasartige) Bindung des Grundes entsteht, gleichzeitig noch eine besondere Hebung aller der Kettenfäden herbeigeführt, welche oberhalb des Gewebes zu liegen kommen, um die Schußfäden behufs der Musterbildung zu decken. Deshalb sind die Fäden der Kette, insofern sie zur Bildung des Musters beizutragen haben, in besondere Litzen eingezogen, welche in ihrer Gesammtheit den oben erwähnten Harnisch bilden, u. die Bewegung dieses Harnisches wird durch das zeitweise, nach Maßgabe des Musters geregelte Eintreten der horizontal liegenden Nadeln in die Löcher der Karten u. demzufolge auch in die entsprechenden Prismalöcher herbeigeführt. Die auf nicht durchlochte Kartenstellen treffenden Nadeln werden zurückgedrängt, wodurch die damit in Verbindung stehenden, senkrecht gerichteten Platinen sich schief stellen u. so aus dem Bereich der Messer gerückt werden, was zur Folge hat, daß bei Hebung des Messerkastens keine Hebung dieser Platinen eintritt, sondern nur diejenigen Platinen an dieser Bewegung Theil nehmen müssen, deren Nadeln in Kartenlöcher eingedrungen sind. Ein jedes Loch der Karte bewirkt mithin, daß die korrespondirende Platine, sammt den durch die Schnur od. Korde, die Heber u. Litzen damit verbundenen Kettenfäden, aufgehoben wird, während

die den übrigen, in schräge Stellung gebrachten Platinen entsprechenden Theile der Kette im Untersache liegen bleiben u. demnach vom Schußfaden gedeckt werden.

Jede Pappe od. Karte bewirkt also eine von der ihr eigenen Anordnung der Lochung abhängige, genau bestimmte Spaltung der Kette, worauf der hiernach eingeschossene Eintragfaden entsprechend gedeckt u. freiliegend wird, so daß er die Bildung des Musters bewirkt. Für verschiedene Eintrag- od. Schußfäden müssen also verschiedene, nach Maßgabe des Musters gelochte Karten vorhanden sein u. der Reihenfolge nach auf das Prisma gebracht werden. Oft beträgt die Anzahl der Karten für ein Muster mehrere Hundert, zuweilen selbst über tausend. Sie werden durch Zusammenheften mittels Zwirnes zu einer Art Kette ohne Ende vereinigt, welche über das Prisma gelegt wird.



Nr. 3522. Der Jacquard Webstuhl

Jacquerie, franz. Bauernaufstand im J. 1358. Der franz. Adel hatte dem Bauernstand das Joch einer harten Dienstbarkeit auferlegt, welches gegen die Mitte des 14. Jahrh. durch die innern Verwirrungen u. durch die Kriege mit den Engländern noch bedeutend erschwert ward. Während nun König Johann der Gute durch die Schlacht bei Maupertuis (1356) in die Gewalt der Engländer gekommen war, der Dauphin Karl als Reichsverweser mit den Reichsständen im Streit lag u. Paris unter der Führung des Etienne Marcel sich offen empörte, brach im Mai 1358 in der Nähe von Beauvais ein furchtbarer Bauernaufstand aus, welcher sich bald über einen großen Theil Nordfrankreichs verbreitete u. nichts weniger als die gänzliche Ausrottung des Adels bezweckte. Zahlreiche Schlösser wurden zerstört, die Herren mit ihren Familien, wo man ihrer habhaft wurde, grausam gemißhandelt u. getödtet. Doch überwältigte der Adel, dem sich auch der Dauphin anschloß, nach wenigen Wochen mit furchtbarer Härte den Aufruhr. Das Los der besiegten Bauern verschlimmerte sich nunmehr erst recht. Der Name des Aufstandes wird abgeleitet von Jacques Bonhomme, dem Spitznamen eines der Bauernanführer (Guillaume Caillet), der dann auch allgemein als Spottname für das niedere Volk angewendet ward.

Jacquin, Nicolaus Joseph Baron von, berühmter Pflanzenforscher, geb. zu Leyden 1727, seit 1752 in Wien, von 1754–59 in Westindien, dann Prof. der Chemie u. Botanik, zuerst in Schemnitz (Ungarn), später in Wien, quiescirt 1797 u. gest. zu Wien 24. Okt. 1817. Nach seiner Rückkehr aus Amerika gab er seine Entdeckungen in einigen wichtig gewordenen Werken heraus. Davon sind zu nennen: „Enumeratio systematica plantarum, quas in insulis Caribaeis vicinaque Americes Continente detexit novas aut jam cognitas emendavit“ (Leyd. 1760). Auf 100 Kupfertafeln erläuterte er sie in seinen „Observat. botanic. iconibus ab auctore delineatis illustratarum“ (Wien 1764–71), nachdem er schon 1763 angefangen hatte, ein Kupferwerk in Folio („Selectarum stirpium americanarum historia“) darüber herauszugeben, das er 1780 mit 264 gemalten Tafeln schloß. Seine Forschungen über die Flora des österr. Kaiserstaates stellen ihn unter die bedeutendsten Botaniker der damaligen Zeit. Die Anzahl der Tafeln mit Pflanzenabbildungen, die er zum Theil mit seinem Sohne Joseph Franz **v. J.** von 1764–1816 herausgab, beläuft sich auf über 2500.

jacta est alea, d. i. der Würfel ist gefallen, lat. Sprüchwort, bedeutend: der entscheidende Schritt ist gethan. Es rührt von Cäsar her, der mit diesen Worten den Rubicon überschritt.

Jadwiga, Hedwig, Königin von Polen, geb. 1371, Tochter König Ludwig's d. Gr. von Ungarn u. Polen, war schon 1375 mit dem nur wenig älteren Herzog Wilhelm von Oesterreich verlobt worden. Ludwig, welcher 1382 starb, suchte die Nachfolge in beiden Reichen seiner älteren Tochter Maria u. dem mit ihr verlobten Sigismund von Brandenburg zuzuwenden. Allein für Polen mißlang dies, Sigismund's Anhang ward von der nationalen Partei besiegt u. J. 15. Okt. 1384 gekrönt. Um ihre Hand bewarb sich nun mit Unterstützung ihrer Mutter u. einer starken Partei des Adels u. der Geistlichkeit der heidnische Großfürst Jagello von Litthauen, mit dem Versprechen des Uebertritts zum Christenthum u. sonstiger bedeutender Vortheile für Polen. Obwol J. inzwischen den Herzog Wilhelm von Oesterreich nach Krakau gerufen hatte u. lebhafte Neigung für ihn fühlte, mußte sie zuletzt doch 1386 die Hand des Großfürsten annehmen, welcher so, nach Erfüllung seiner Zusagen, als Wladislaw II. auch König von Polen ward. Sie starb 17. Juli 1399.

Jaëll, Alfred, ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. zu Triest 5. März 1832, hatte schon vom 4. bis 6. Lebensjahre bei seinem Vater Violinunterricht, mußte aber einer Krankheit wegen das Violinspielen aufgeben u. wandte sich dem Klavier zu. Seine Fortschritte auf dem neuen Instrument waren so bedeutend, daß er schon im J. 1843 mit seinem Vater die erste Kunstreise unternehmen konnte, auf der er überall Staunen erregte. Seit dieser Zeit führt er ein fortwährendes Konzertwanderleben, hat in ziemlich ganz Europa, 1852–54 auch in Amerika, seine glänzende Virtuosität bewundern lassen u. macht seit einer Reihe von Jahren seine Reisen in Begleitung u. unter artistischer Theilnahme seiner Frau, Marie geborene Trautmann, die sich ebenfalls als treffliche Klavierspielerin erwiesen hat. J.'s zahlreiche, mehr glänzende als bedeutsame Kompositionen bestehen in Salonstücken, Transscriptionen, Fantasien über Opernmotive &c.

Jaën, Provinz im südl. Spanien, mit 243,8 □M. u. 392,100 E. (1870), bildet den nordöstl. Theil des Königreichs Andalusien u. besteht in der Mitte aus weiten Plateaulandschaften, die im N. von der Sierra Morena, im S. von der andalusischen Hochterrasse begrenzt u. von dem Guadalquivir durchflossen werden. Dieser Strom entsteht hier aus dem Zusammenflusse des Guadalimar u. des Guadiana menor. Der Haupterwerb der wenig zahlreichen Bevölkerung, welche in den Gebirgen meist einzelne Gehöfte u. kleine Weiler bewohnt, besteht in Viehzucht (Pferde-, Schaf- u. Ziegenzucht), Ackerbau u. Bergbau. Die Bergregion ist reich an Erzen u. Wäldern; Oel, Wein, Obst, Gartenfrüchte u. Salz sind wichtige Ausfuhrartikel. Doch liegen Handel u. Industrie noch sehr darnieder. Die Hauptstadt J. mit ungefähr 20,000 E. liegt über dem wohlangebauten Thale des gleichnamigen Flusses, amphitheatralisch an dem Abhange eines Berges ansteigend, welcher von einem alten maurischen Schlosse, das jetzt noch als Citadelle dient, gekrönt ist, u. ist von Mauern u. Thürmen umgeben, die ebenfalls aus der Maurenzeit herrühren. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale durch die Marmorpracht ihres Innern ausgezeichnet. J. ist Sitz eines Bischofs; in der Nähe liegen die vielbesuchten Bäder von Jvalenz.

Jaffa, das bibl. Jafo, Joppe der Alten, eine Küstenstadt Palästina's am Mittelländischen Meere, ist auf einer Landzunge stufenförmig an einem Hügel hinangebaut u. von Obstgärten umgeben. Trotz des hohen Alters der Stadt sind nur ganz spärliche Reste alter Bauten erhalten.



Nr. 523. Jaffa das alte Joppe.

Besonders wichtig war J. zur Zeit der Kreuzzüge. Schon 636 war sie von Khalif Omar erobert worden u. blieb bis 1099 in den Händen der Mohammedaner. Im J. 1099 nahmen die Kreuzfahrer die Stadt, deren Hauptlandeplatz sie nun wurde. Mehrmals fiel sie dann in die Hände der Sarazenen, wurde aber von den Christen wieder erobert, denen sie 1267 Sultan Bibar von Aegypten für immer entriß. In der neueren Geschichte wurde J. infolge der Erstürmung durch Franzosen unter Napoleon I. 7. März 1799 bekannt. Später wurde J. von Mehemed Ali 1832 erobert, diesem aber 1840 wieder abgenommen. J. hat etwa 5000 E. u. soll in nächster Zeit durch eine Bahnlinie mit Jerusalem verbunden werden.

Jaffé, Julius, deutscher Schauspieler, geb. als Sohn eines Kaufmanns zu Berlin 17. Aug. 1823, bildete sich zuerst zum Opernsänger aus, als welcher er im Winter 1845 seine künstlerische Laufbahn in Troppau begann. Bald aber erkannte er, daß der eigentliche Boden seines Talents das recitirende Schauspiel sei, u. so wandte er sich mehr u. mehr diesem zu, bis er im Herbste 1847 die Oper ganz verließ u. auf der Bühne in Bremen das Fach der ersten Intriguanten u. Charakterrollen übernahm. Ein Jahr darauf ging J. nach Weimar, wo er den sicheren Grund zu seiner späteren künstlerischen Bedeutung legte. 1853 trat er in ein Engagement am Breslauer Theater, seit 1856 wirkte er am Hoftheater in Braunschweig u. 1861 folgte er einem Rufe an die Dresdner Hofbühne, zu deren vorzüglichsten Kräften er jetzt noch gehört. J.'s Hauptrollen sind: „Richard III.", „Jago", „Shylock", „Nathan", „König Philipp", „Thorane" (im „Königsleutnant"), „Narziß" u. a.

Jagd gehörte zu den ältesten u. ursprünglichsten Beschäftigungen des Mannes. Er übte sie theils vertheidigungsweise, zum Schutze gegen die wilden Thiere seiner Umgebung, theils angriffsweise, zur Beschaffung von Nahrungsmitteln u. Bekleidungsstoffen. Mit der Zeit diente die J. neben den ebengenannten Hauptzwecken auch zum Vergnügen u. zur Uebung des Mannes für ernstere Kämpfe. In dieser letzteren Richtung finden wir sie bereits bei den alten Kulturvölkern, u. auch unsere Vorfahren, die Germanen, werden von Tacitus als gewaltige Jäger geschildert. Die Ansiedler im W. des amerikan. Kontinents, die Reisenden, welche die noch unbekannten Theile unseres Erdballes erforschen, treiben die J. heute theils zu wissenschaftlichen Zwecken, theils noch wie die Völker der Urzeit zur Nahrung u. zum Schutze. Mit den Fortschritten der staatlichen Einrichtungen verminderten sich jedoch die Aufenthaltsorte für menschengefährliche Thiere u. damit auch diese selbst, u. es trat ein Zeitpunkt ein, von welchem ab ein geregelter Betrieb der J. hergestellt werden mußte, wollte man nicht mit den Raubthieren zugleich alle übrigen Thiere in Feld u. Wald vernichten, deren Beibehaltung, od. wenigstens nicht gänzliche Vertilgung, aus vielen Gründen u. nach Maßgabe der bestehenden Verhältnisse wünschenswerth erschien. Auf diese Weise gelangte man zu der Anforderung an den Jäger, diejenigen Thiere, welche der Jahrtausende alte Gebrauch in den verschiedensten Ländern unter dem Namen der „jagdbaren" Thiere zusammengefaßt hatte, nicht blos zu erlegen, sondern vielmehr zu schonen u. bis zu der Stufe zu erziehen, in welcher ihre Erlegung dem Menschen das meiste Vergnügen gewähre u. den größten Nutzen bereite. So wurde die Ausübung der J. unter dem Namen **Jägerei** nach u. nach zu einem Gewerbe, einer Kunst, einer Wissenschaft, die erlernt werden mußte. — **Jagdgesetze** wurden von Fürsten u. Herren gegeben zur Regelung des Jagdbetriebes. Die J., welche in alten Zeiten jeder Freigeborene, ob adelig od. nichtadelig, auf seinem Eigenthum ausüben durfte, wurde nach der Mitte des 17. Jahrh. als ein Regal angesehen, d. h. der Fürst od. der Lehnsherr hatte die **Jagdhoheit** über die J. seines ganzen Landes. Daraus ging später das **Jagdrecht** hervor, d. h. das Recht, in einem bestimmten Bezirke, entweder auf Grund des Eigenthums od. der Pacht, alle überhaupt jagdbaren Thiere erlegen, fangen u. behalten zu dürfen. Dieses Jagdrecht ist in neuester Zeit durch Reichsgesetze geregelt worden. Nicht zu verwechseln mit dem Jagdrechte ist das **Jägerrecht,** d. i. diejenigen minder werthvollen Theile von dem erlegten Wilde, welches die Jäger u. niederen Jagdbeamten erhalten. Das Jägerrecht ist in den verschiedenen Ländern verschieden. In allen Ländern gehört dazu der sog. Aufbruch, d. h. Herz, Lunge, Leber u. Talg. Die **Jagdfolge** od. Wildfolge ist das Recht, angeschossenes Wild auch über die eigene Jagdgrenze hinaus auf fremdes Jagdgebiet verfolgen zu dürfen. Dem Jagdnachbar muß davon Anzeige gemacht werden. Sie erstreckte sich in der Blütezeit der Jägerei, welche in das vorige Jahrhundert fällt, nur auf Hochwild, Rehe u. Sauen. Aus der Jagdhoheit, welche dem Fürsten od. Lehnsherrn zustand, konnte die Ausübung des Jagdrechtes den Lehnsleuten verliehen werden. In der Regel wurde indeß nicht die Ausübung der J. über alle jagdbaren Thiere verliehen, sondern die Jagdherren behielten sich diejenigen Thiere vor, deren J. das meiste Vergnügen gewährte od. den meisten Vortheil bot. So entstand die Eintheilung der J. in hohe u. niedere J. Manche theilen sie auch in hohe, mittlere u. niedere J. Die erstere behielt der Jagdherr in der Regel für sich. Noch heutzutage bestimmt der Jagdherr, welche Thiere geschossen werden dürfen. Zur hohen J. rechnet man an Haarwild die Hirsche, Damhirsche, Rehe, Bären, Sauen, Luchse, Wölfe, an Federwild die Schwäne, Trappen, Auerhähne, Fasanen, Birkhühner, Haselhühner 2c., sowie die Raubvögel vom Reiher, Adler bis einschließlich Sperber. Zur niederen J. gehören: Hasen, Biber, Eichhörner, Füchse, Dachse, Ottern, wilde Katzen, Marder 2c., sodann Schnepfen, Rebhühner, Enten, Gänse, Tauben u. die kleineren Raubvögel, als Busarde, Raben, Elstern u. alle Eulen. Diejenigen Länder, welche in hohe, mittlere u. niedere J. scheiden, wie z. B. Sachsen nach dem Edikte vom 8. Nov. 1717, verweisen die Rehe, Sauen, Wölfe, Birk- u. Haselhühner 2c. aus der hohen in die mittlere J. Ueberall unterscheidet man die aufgeführten Thiere noch in edle u. unedle, mit

Ausnahme der zur hohen J. gehörigen Raubvögel, welche als edel gelten. Edel ist in der hohen u. niederen J. alles Haarwild, mit Ausnahme der Raubthiere. Nur der Bär u. die Sau machen einen Unterschied. Sie zählen unter dem Namen „Schwarzwild" als eine Mittelgattung zwischen edel u. unedel. Von dem Federwild ist in der hohen J. Alles edel, in der niederen J. sind die Raubvögel unedel. Besondere Jagdordnungen bestimmen ein- für allemal, welche Wildarten in jeder Jahreszeit geschossen u. gefangen werden dürfen u. welche geschont werden müssen, um den Wildstand, die Wildbahn, in gutem Zustande zu erhalten. Sollen, um eine heruntergekommene Wildbahn wieder zu verbessern, einzelne Wildarten eine Zeit lang gar nicht erlegt werden, so nennt man dies „hegen", u. die Zeit, während welcher eine Wildart geschont od. gehegt wird, die Schon- od. Hegezeit. Eigene Jagdkalender geben an, welche Thiere in den verschiedenen Monaten des Jahres geschossen u. welche geschont werden. Die Hegezeit dauert nach Bedarf oft mehrere Jahre. Um die Wildbahn einestheils nutzbringend zu verwerthen, anderntheils sich vor allzugroßen Wildschadenszahlungen zu hüten, ist es nöthig, alljährlich eine verhältnißmäßige Zahl Wild zu erlegen. Man nennt dies den Abschuß. Er trifft vorzugsweise die männlichen Thiere, doch muß je nach der Thiergattung auf Alter u. Geschlecht besondere Rücksicht genommen werden. Zur Zeit der Blüte der Jägerei od. des Weidwerks theilte man die gelernten Jäger ein in: 1. hirschgerechte deutsche Jäger, welche die hohe J. auf altdeutsche Art zu betreiben verstehen, 2. Parforcejäger, welche das Wild mit vielen Hunden jagen u. zu Pferde bis zur Ermattung verfolgen (s. „Parforcejagd"), 3. Feldjäger, welche nur die niedere J. treiben, 4. Fasanenjäger, die sich mit Erziehung u. Pflege der Fasanen abgeben, 5. Falkeniere, die Raubvögel, Falken, zum Fang anderer Thiere abzurichten (weidmännisch „abzutragen") u. anzuwenden wissen. Ein vollendeter Jäger mußte eigentlich alle diese Dinge verstehen, um ein jagd- od. weidgerechter Jäger zu heißen. Ferner mußte er sich jederzeit in der eingeführten Weidmannssprache kunstgemäß ausdrücken können. Verstöße gegen diese Weidmannssprache wurden durch drei Streiche, Pfunde genannt, gerügt, welche der Betreffende, nachdem er sich über einen geschossenen Hirsch gelegt hatte, von einem Weidmanne höheren Ranges mit dem flachen Weidmesser, dem Blatte, erhielt. Der Strafende sprach beim ersten Pfund: „Das ist für meinen Fürsten u. Herrn"; beim zweiten: „Das ist für Ritter, Reiter u. Knecht"; beim dritten: „Das ist das edle Jägerrecht"! Der Akt geht vor der versammelten Jägerei unter Jagdmusik vor sich u. schließt mit einem allgemeinen Jägergeschrei. Bei dem Betrieb der J. sind hauptsächlich zwei Arten zu unterscheiden, nämlich das unmittelbare Erlegen des Thiers mit der Waffe, od. das Fangen desselben mittels Fallen, Netzen u. Schlingen. Letztere Art wird eigentlich nur bei dem unedlen Wilde angewendet, welches man zu vertilgen strebt, od. gegen kleineres Federwild, dessen Erlegung in größeren Mengen wünschenswerth ist. Die Wilddiebe machen gegen jedes Wild von Fallen, Schlingen ꝛc. Gebrauch. Von den Thieren, welche der Jäger als Gehülfen bei der J. anwendet, sind zu nennen: der Hund, das Pferd, der Falke u. eine Wieselgattung, das Frettchen. An Jagdhunden wurden zur Blütezeit der Jägerei aufgeführt: 1. Der Leithund, welcher, an einer Leine, dem Hängeseil, geführt, dem hirschgerechten Jäger die Fährten des Hochwildes mit der Nase zu zeigen, weidmännisch „zu zeichnen" hatte. Diese Art von Hunden, welche mit der Abnahme des Hochwildes immer seltener geworden ist, zeichnet sich durch ihren vorzüglich ausgebildeten Geruchssinn, ihre „gute Nase", wie der Jäger sagt, aus, ist von mittlerer Größe, in der Regel gelbbräunlicher Farbe, kurzhaarig, mit langem, dickem Kopf, ungewöhnlich langen Lippen, großer Nase, langem Behang (Ohren), breiter Brust, langer, nur wenig gekrümmter Ruthe (Schweif). Es gab Leithunde zum Zeichnen der Hirschfährten u. solche zum Zeichnen der Saufährten. Leithunde, für beide Wildgattungen zu gebrauchen, waren selten. 2. Der Schweißhund, dem vorigen ähnlich, aber schlanker, in der Regel von gelblicher Farbe u. bald glatt, bald rauhhaarig, dient zur Verfolgung des angeschossenen Wildes nach Fährte u. Schweiß (Blut)spuren. Er wird zu diesem Behufe vom Jäger am Hetzriemen geführt, kann aber auch losgelassen dazu dienen, das angeschossene Wild zu jagen u. so lange zu stellen, bis es der herankommende Jäger erlegt. 3. Die schweren Hatzhunde, nämlich a. der deutsche Saurüde, mit langem, starkem Kopf u. spitzer Schnauze, schlechtem Behang, der gewöhnlich gestutzt wird, hängender langer Ruthe, gelb, schwarz, wolfsgrau, auch weiß mit verschiedenen Flecken u. meist mit flockigem Haar. Er dient zum Fangen der stärksten Sauen; b. der engl. Hatzhund, die Dogge, stärker als der vorige, stets glatthaarig u. von verschiedener Farbe, aber nicht immer so muthig. Er dient ebenfalls zur Sauhatz u. hält so fest, daß er förmlich abgebrochen werden muß; c. der Bullen- od. Bärenbeißer, bei fast gleicher Größe, wie der vorige, von weit gedrungenerem, kräftigerem Bau, mit dickem, kurzem, mopsartigem Kopfe, häufig mit gespaltener Nase u. kurzer, abgestutzter Ruthe, meist gelblich von Farbe, mit schwarzem Maule, packt Sauen, Ochsen, selbst Bären mit großer Tapferkeit an, ist aber auch Menschen u. Pferden so gefährlich, daß man ihn, außer auf der Jagd, nicht frei herumgehen lassen kann. 4. Die leichten Hatzhunde, nämlich: a. der Blendling, auch dän. Blendling gen., ein Bastard von den vorgenannten schweren Hatzhunden u. einem möglichst großen Windhunde, meist groß, schlank, mit spitzem Kopfe u. von allen Farben, dient zum Einholen u. Necken der Sauen, so lange, bis die schweren Hatzhunde herankommen. Auch das Apportiren (Heranbringen) von geschossenen Hasen u. Füchsen lernt der Blendling; b. der Parforcehund, von mittlerer Größe, gutem Bau u. langem Behang, meist kurzhaarig, weiß, gelb od. braun, auch fleckig, jagt das Wild, bis es vor Ermattung nicht weiter kann u. von den herankommenden Jägern erlegt wird. 5. Der Hühnerhund, schon bei den Römern vorkommend, ist derjenige, welcher noch heutzutage am meisten verbreitet u. wol Jedermann bekannt ist. Er dient hauptsächlich zum Betriebe der niederen J., auf Hasen, Feldhühner ꝛc., u. hat eine vorzügliche Nase, die ihn das Wild auf große Entfernungen wittern läßt. Sorgfältiges u. vorsichtiges Suchen, Stehen des Wildes (d. h. auf eine gewisse Entfernung von dem im Lager befindlichen Wilde mauerfest stehen bleiben), bis der Jäger herankommt u. ihm vorzugehen befiehlt, Apportiren des geschossenen Wildes zu Land u. zu Wasser, ohne es zu zerdrücken od. gar selbst aufzuzehren, anzuschneiden, wie der Jäger sagt, sind die Haupteigenschaften eines guten Hühner- od. Vorstehhundes. Er kann vermöge seiner guten Nase u. seines großen Verstandes auch zu den Diensten des Schweißhundes dressirt werden u. selbst, wenn er überhaupt stark genug ist, einen angeschossenen Rehbock stellen u. festhalten. Es giebt glatt- u. rauhhaarige Hühnerhunde. Letztere sollen besser zur Wasserjagd sein. Eine kleinere Art von Hühnerhunden nennt man Wachtelhunde, nicht zu verwechseln jedoch mit den kleinen Stuben- u. Schoßhündchen dieses Namens. 6. Der Jagdhund od. die Bracke, etwas kleiner als der Parforcehund u. von ähnlicher Gestalt, dient zum Aufsuchen u. Jagen von Thieren der mittleren u. niederen J., um sie dem Jäger zum Schusse zu bringen. Es giebt deutsche, franz. u. engl. Jagdhunde. Letztere dienen vorzugsweise zum Fuchshetzen. In Frankreich findet sich die Bracke noch häufiger als in Deutschland, u. in den lothringischen Wäldern, welche so dicht sind, daß ein Treiber schwer od. gar nicht durchdringen kann, läßt man durch die Bracken das Zutreiben des Wildes besorgen. 7. Der Saufinder, welcher zum Aufsuchen der wilden Sauen u. zum Verbellen (durch Bellen anzeigen, daß die Sau gefunden ist) derselben dient, darf hinter keinem anderen Wilde jagen. Es giebt zwar dafür auch spezielle Rassen, in der Regel aber wählt man diese Thiere aus Hunden der Schweinetreiber od. auch Schäfer, selbst Spitzhunde eignen sich bisweilen dazu. 8. Der Dächsel od. Dachshund, zum Aufsuchen u. Fassen des Dachses od. Fuchses im Bau (der Höhle, in welcher sich diese Thiere aufhalten). Ein kleiner, bis zur Aufgabe des Lebens tapferer Hund, dessen kräftige, auswärts gebogene Vorderläufe (Vorderbeine) u. scharfes Gebiß ihn zu seinem Dienste vorzüglich brauchbar machen. 9. Endlich wäre noch der große Windhund zu erwähnen. Seine Gestalt ist ohne Beschreibung bekannt. Er dient zum Hetzen von Hasen u. kann bei guter Anlage zum Solofänger dressirt werden, d. h. dazu, daß er es versteht, einen Hasen ohne Hülfe einer Meute anderer Hunde allein zu hetzen u. zu fangen. An Jagdpferden sind zu unterscheiden: a. Das Schießpferd, ein Pferd, welches der Jäger beim Pürschen (Heranschleichen einzelner Jäger, um das Wild zu schießen) gebraucht, um entweder von ihm herab od. hinter ihm stehend, über den Sattel weg, das Wild zu schießen. Solche Pferde müssen selbstverständlich vollkommen an den Schuß gewöhnt, auch so dressirt sein, daß sie den Kopf auf Wunsch des Jägers zur Erde senken, als ob sie grasten, damit das Wild, welches im Allgemeinen Pferde, Wagen ꝛc. weniger scheut als Fußgänger, um so sicherer getäuscht werde. b. Das eigentliche Jagdpferd, welches auf Hetz- u. Parforcejagden geritten wird, um dem von der Meute gejagten Thiere zu folgen u. bei Stellung desselben durch die Meute od. beim Niederbrechen des gejagten Thieres zeitig zur Hand zu sein. Die vorzüglichsten Jagdpferde züchtet England, in neuerer Zeit konkurriren damit auch preuß. Gestüte. Ein gutes Jagdpferd muß gegen andere Pferde u. gegen Hunde fromm sein, sich in Gesellschaft nicht zu sehr aufregen, darf kein Hinderniß scheuen u. soll guten Athem besitzen bei genügender Kraft u. Schnelligkeit. Um Reiher, Rebhühner, andere Vögel, auch kleine vierfüßige Thiere durch Raubvögel zu fangen, benutzt man mehrere der schnell fliegenden Falken-, auch Habichtsarten, insbes. aber den isländischen Falken, einen schönen, fast $\frac{1}{2}$ m. langen Raubvogel, der in der Jugend braun, im Alter fast ganz weiß wird. Den Falken zu dieser J., der sog. Beize od. Baize, abrichten heißt ihn abtragen. Der Jäger, welcher dieses besorgt u. den Falken auf der Jagd auf das zu fangende Thier losläßt, wirft, zu dem er dann wieder zurückkommt

u. das gefangene Thier gegen ein dargehaltenes Stück Fleisch abgiebt, heißt der **Falkenier**. Die Falken tragen stets eine lederne Kappe, welche ihnen erst abgenommen wird, wenn man ihnen das zu fangende Wild zeigen will. Ihre Dressur erfolgt durch zeitweises Entziehen von Futter u. Schlaf. Auch die Falkenjagd od. die Beize wird zu Pferde betrieben u. ist eine J., an der Damen gern Theil nehmen. Das **Frett** od. **Frettchen**, eine Iltisart, welche nach manchen Angaben aus Afrika stammt, wird zur Jagd auf Kaninchen gebraucht, welche es aus dem Bau in Netze treibt, die man vor die einzelnen Röhren (Eingänge u. Ausgänge des Baues) befestigt. Die Art, die J. zu betreiben, ist nach der Gattung der jagdbaren Thiere, nach dem Jagdgebiete u. der Landessitte verschieden u. so vielerlei Art, daß wir hier nur die Hauptarten erwähnen können, welche in Mitteleuropa gebräuchlich sind u., mehr noch, gebräuchlich waren. Wir übergehen dabei Treibjagden, das Anletzen auf Hasen, das Anstellen auf Schnepfen, die Hühnerjagd, die Auerhahnbalz rc. als heutzutage noch üblich u. deshalb einestheils allgemein bekannt, anderntheils auch bei der Beschreibung der Hunderassen hier u. da erwähnt, u. wenden uns zur J. auf Hochwild, nam. Hirsche u. Sauen. Die franz. J. dieser Wildgattungen ist hauptsächlich die Parforcejagd, auch franz. Hetzjagd genannt. Zwischen Parforce- u. Hetzjagd besteht streng genommen der Unterschied, daß unter der letzteren die J. zu verstehen ist, bei der das Wild im Gesichte solcher Hunde, welche schneller als jenes sind, bis zum Einholen u. Festhalten verfolgt wird, während bei der Parforcejagd das Wild von einer ansehnlichen Zahl von Hunden, welche weniger schnell als jenes sind, so lange auf der Fährte, also nicht immer im Gesichte, gejagt wird, bis es vor Ermattung nicht mehr weiter kann u. sich gegen die Hunde so lange vertheidigt, bis diese es niederziehen, od. es von dem Jäger erlegt wird. Beide J.en erfordern übrigens, daß der größte Theil der Jäger u. Jagdleute zu Pferde folgen, u. große Herren hatten u. haben noch heutzutage zu diesem Zwecke eine nach Graden eingetheilte, fast militärisch organisirte Jägerei. Besonders berühmt war ihrer Zeit die landgräflich Hessen-Darmstädtische Parforcejagd, desgl. die Dessauer Parforce- u. Hetzjagd. In der Regel tragen die Mitreitenden sowie die angestellten Jäger Uniformen. Besondere Signale dienen zur Leitung der Meute, zum Zusammenrufen der Jäger rc. Heutzutage hält der Deutsche Kaiser noch Parforcejagden im Grunewalde bei Potsdam. Die deutsche Art, Hirsche u. Sauen zu jagen, ist außer der Hatz bei Sauen, vorzugsweise der Pirschgang, bei welchem man das Wild einzeln beschleicht, schießt u. nöthigenfalls mit dem Schweißhund verfolgt, sodann zum Erlegen größerer Mengen von Hochwild die eingestellten Jagden. Das Wild wird aus großen Revieren zusammengetrieben, was oft tagelang dauert, die Reviere werden zunächst mit langen Leinen, an denen Lappen, Federn rc. angebracht sind, umspannt — eingelappt — u. schließlich mit großen Tüchern fest umstellt. Innerhalb dieses fest eingestellten Raumes wird dann ein Schirm angebracht, aus welchem die an der J. theilnehmenden Herren das durch Treiber vorbeigejagte Wild erlegen. Der Platz, über welchen das Wild am Schirm vorbeizulaufen hat, heißt der **Lauf**. Er befindet sich in der Regel auf einer Wiese od. einer sonstigen waldfreien Fläche. Ist der Lauf auf der anderen Seite nicht ganz frei, sondern befindet sich auch an dem anderen Ende desselben wieder ein Walddistrikt, aus dem das Wild dann wieder zurück am Schirm vorbeigetrieben wird, so nennt man dies einen Contrelauf u. das Jagen ein Contrejagen. Wird bei Anlage eines eingestellten Jagens vorher durch den Leithund bestätigt, wie viel Stück Hirsche od. Sauen in dem eingestellten Distrikte sich befinden, so nennt man dies ein **bestätigtes Jagen**. Alle Hülfsmittel, welche zur Einstellung des Wildes auf kurze Zeit dienen, um es demnächst in dem eingestellten Raume zu erlegen od. lebend einzufangen, begreift man unter dem Namen **Jagdzeug**. Man hat dreierlei Gattungen: 1. Tücher od. dunkles Zeug, 2. Netze od. lichtes Zeug, 3. Lappen u. Flitter od. Blendzeug. Zu jedem dieser Zeuge gehören Leinen, Stangen, Werkzeuge zum Aufstellen u. Befestigen, Wagen zum Transport rc. Dieses ganze Zeug wurde in einem besonderen Jagdzeughause aufbewahrt, das wiederum mit den Wohnungen der Jäger, den Stallungen für Jagdpferde u. Hunde, den **Jägerhof** bildete. **Jagdhaus** nannte man auch speziell das für die oberen Beamten der Jägerei bestimmte Wohnhaus, od. auch ein Haus od. Schloß, das zum zeitweiligen Aufenthalt vornehmer Jäger diente. — Folgende Werke werden Denen, die sich für die J. interessiren, über dieselbe nach allen Richtungen Aufschluß geben: Döbel's „Jägerpraktik“, v. Wildungen, „Taschenbuch für Forst- u. Jagdliebhaber“, Bechstein, „Handbuch der Jagdwissenschaften“; Dietrich aus dem Winckel, „Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte u. Jagdliebhaber“; Hartig, „Lexikon für Jäger u. Jagdfreunde“, Günther, „Bilder aus der hessischen Vorzeit, das von Johann Feyerabendt in Frankfurt a. M. 1682 gedruckte u. von Sigmundt Feyerabendt verlegte „Neuw Jag unnd Weydwerk Buch“; Lenz, „Gemeinnützige Naturgeschichte“.

Jagello (Jagiello), Großfürst von Litauen, geb. 1354, folgte 1377 seinem Vater Olgierd. J. mußte den beständigen Kampf gegen den Deutschen Orden auf u. vermochte sich nur mit Mühe gegen seinen Oheim Kiejstut (Kynstutt), der sich mit dem Orden verbündet hatte, auf seinen Stammlanden zu behaupten. Nach der Gefangennahme Kiejstut's ließ J. denselben hinterlistiger Weise ermorden 1382, [illegible] todt im Gefängniß gefunden. Dessen Sohn Witold ward [illegible] mit einem Theil Litauens belehnt, das sich J. [illegible]. Nach seiner Vermählung mit der Königin Hedwig von Polen (18. Febr. 1386) ließ er sich taufen u. bestieg (4. März 1386) als Wladislaw II. den Thron von Polen. Gleichwohl behielt Litauen, welches jetzt auch zum Christenthum bekehrt ward, seine eigne Verfassung u. Verwaltung unter den Brüdern des Königs u. anderen Angehörigen des Hauses. Wladislaw vergrößerte Polen, begünstigt durch den innern Zerfall Ungarns, mit der Hoheit über Halicz, Podolien u. die Moldau. Der Krieg gegen den Deutschen Orden brach durch den Sieg der Polen bei Tannenberg im J. 1410 die Kraft des Ordens, obschon dieser im Frieden von Thorn 1411 nur Samogitien u. Sudauen abtreten mußte. Mehrfache Verwicklungen, nam. mit Kaiser Sigismund, ergaben sich auch durch die Berufung Korybut's, des Vetters Wladislaw's, auf den böhm. Thron u. seine Beziehungen zu den Hussiten. Die von Kasimir III. gegründete Universität zu Kasimir verlegte Wladislaw nach Krakau (1401). Dem Adel mußte er, gleich seinen beiden Vorgängern, bedeutende Zugeständnisse machen. Er starb 31. Mai 1434. — Aus dem von ihm gegründeten Geschlecht der Jagellonen haben folgende Könige das poln.-litauische Reich beherrscht: Wladislaw III. (Sohn des Vorigen, 1434—44, seit 1440 auch König von Ungarn); Kasimir IV. (Bruder des Vorigen, 1447—1492); Johann I. Albrecht (Sohn des Vorigen, 1492 bis 1501). Sein älterer Bruder Wladislaw war 1471 König von Böhmen u. 1490 auch König von Ungarn geworden; Alexander III. (Bruder des Vorigen, 1501—6); Sigismund I. (Bruder des Vorigen, 1506—48) u. Sigismund II. August (Sohn des Vorigen, 1546—1572). Mit Sigismund II. starb das Haus der Jagellonen im Mannsstamme aus u. Polen ward ein völliges Wahlreich. Die ältere Schwester Sigismund's war vermählt mit dem spätern König Stephan Bathory, die jüngere mit dem Prinzen, späteren König Johann von Schweden, von welchem die poln. Könige aus dem Hause Wasa abstammen.

Jagemann, Karoline, s. „Heygendorf, v.“

Jäger (in milit. Sinne) sind eine Elitetruppe u. haben ihren Namen daher, daß sie sich früher nur aus gelernten Jägern u. Forstleuten ergänzten. Jetzt ist dies nicht mehr ausschließlich der Fall, doch ergänzt sich das Gardejägerbataillon der preuß. Armee noch heutzutage nur aus gelernten Jägern. Man stellt in die Jägerbataillone im Allgemeinen die körperlich gewandteren, mit vorzüglich gutem Gesicht begabten Leute ein, giebt ihnen ein mit feinerer Visirung u. mit Stechschloß versehenes Gewehr, eine Büchse, u. theilt ihnen im Frieden eine größere Patronenzahl zu, damit sie, im genauen u. sicheren Schießen vollständiger ausgebildet, die ihnen anvertraute theurere Waffe besser ausnützen können. Der Unterschied zwischen Jägern u. der übrigen Infanterie war zur Zeit, als die letztere noch glatte Gewehre führte, ein hervorstechenderer u. mehr gerechtfertigter. Wir finden Büchsenschützen im Feldkriege erst zu Anfang des 17. Jahrh. bei den poln. Truppen; besondere Compagnien von Jägern u. Scharfschützen errichtete Landgraf Wilhelm von Hessen 1631 u. Kurfürst Max von Bayern 1641. Napoleon hielt nicht viel auf Jäger, hatte aber häufig von den Tiroler Scharfschützen u. später von den freiwilligen Jägern zu leiden.

Jäger, Ritter **v. Jarthal**, Friedrich, berühmter Augenarzt, geb. 1783 zu Kirchberg an der Jagst (Württemberg), studirte in Würzburg u. Landshut, bildete sich seit 1809 in Wien zum Specialisten in der Augenheilkunde aus, war 1825—48 Professor an der Josefsakademie daselbst, viele Jahre Leibarzt des Fürsten Metternich u. starb zu Wien 26. Dez. 1871. J. ist als Begründer einer neuen Aera in der wissenschaftlichen Behandlung der Augenheilkunde in Oesterreich anzusehen. [illegible]

Jäger, Gustav, Historienmaler, geb. 12. Juli 1808 zu Leipzig, besuchte die Akademie in Dresden, bildete sich in München unter Julius Schnorr u. machte in Rom weiter aus u. [illegible]

zu verschiedenen Zeiten an dem Bilderschmuck im Saalbau zu München, wo er nach Schnorr's Cartons bes. die Kaisergeschichten mit Wachsfarben malte; bedeutender u. selbständiger aber wirkte er in Weimar, wo er im großherzoglichen Schloß sein Meisterwerk, die Fresken im Herderzimmer, 1848 vollendete, Bilder von großer Einfachheit der Komposition, klarer Anordnung u. Schönheit der Formen. Unter seinen Oelbildern zeichnen sich bes. aus „Das Gebet des Moses während der Schlacht" (1835), „Die Sünderin zu Jesu Füßen" u. die zweimal gemalte „Klage um den Leichnam Christi", die eine im Besitz der Königin von England, die andere im Museum zu Leipzig. In letzterer Stadt wurde er 1847 Direktor der Kunstakademie u. starb als solcher 19. April 1871.



Nr. 3524. Der Jaguar (Felis onca).

Jägerndorf, Stadt mit 8121 E. (1869) in Oesterreichisch-Schlesien, an der Oppa gelegen, hat ein fürstl. Liechtenstein'sches Schloß, eine schöne Hauptkirche u. ist industriell durch seine Tuchmanufaktur, Leinweberei, Maschinenbau u. Papierfabrikation bekannt. J. war im späteren Mittelalter der Hauptort eines gleichnamigen schles. Fürstenthums. Dasselbe umfaßte Landschaften, welche gegenwärtig theils zur österr., theils zur preuß. Provinz Schlesien (Reg.-Bez. Oppeln) gehören; es trennte sich 1429 unter dem Fürsten Nikolaus V. von dem Herzogthum Ratibor-Troppau u. kam 1523 durch Kauf an den Hohenzollern'schen Markgrafen Georg den Frommen. Dessen Sohn, Georg Friedrich, schenkte das Fürstenthum 1595 dem Kurprinzen, späteren Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg; dieser überließ aber 1607 die Regierung in demselben seinem zweiten Sohne Johann Georg, doch unter der Bedingung, daß beim Aussterben der männlichen Linie das Land an das Kurhaus Brandenburg zurückfallen solle. Der Kaiser versagte aber die Bestätigung von Verträgen über ein Land, das er als Lehen der böhm. Krone betrachtete, u. erklärte Johann Georg wegen seiner Unterstützung des Böhmenkönigs Friedrich in die Reichsacht (1621), vertrieb den Markgrafen aus seinem Lande u. belehnte (1623) damit den Fürsten Karl von Liechtenstein. Trotz wiederholter Entschädigungsangebote beharrten die Kurfürsten von Brandenburg u. Könige von Preußen bei ihren Erbansprüchen, welche schließlich Mitursache der Schles. Kriege Friedrich's II. wurden. Im ersten dieser Kriege (1742) erlangte Preußen den diesseit der Oppa gelegenen Theil des Fürstenthums J. mit dem Hauptorte Leobschütz (s. d.).

Jagst (Jaxt), ein Nebenfluß des Neckar, entspringt auf dem schwäb. Jura in Württemberg bei Lauchheim, fließt bis Krautheim nach NO., berührt dort die bad. Grenze, wendet sich dann nach WSW., durchschneidet nochmals vor seiner Mündung einen kleinen Theil bad. Gebietes u. fällt nach einem Laufe von 26 M. bei Wimpfen in den Neckar. Der Jagstkreis umfaßt den NO. Württembergs mit 93,3 □M. u. 384,717 E. (1871), gehört größtentheils zum schwäb. Jura, wird von der J. u. dem Kocher durchströmt u. zerfällt in 14 Oberämter. Die Bevölkerung ist meist evangelisch. Die Hauptprodukte sind Obst, Getreide, Wein u. Salz; wichtig ist die Viehzucht, bes. die der Rinder. Der Hauptort für die Verwaltung ist Ellwangen, für die Justiz bestehen die beiden Kreisgerichtshöfe zu Ellwangen u. zu Hall. Jagsthausen ist der Geburtsort des Ritters Götz von Berlichingen.

Jaguar (Unze, amerik. Tiger, Felis onca), das größte Raubsäugethier von Mittel- u. Südamerika bis Patagonien, erreicht eine Höhe von 0,7 m., nach Humboldt bisweilen selbst Tigergröße. Sein Fell ist verschieden gefärbt u. gezeichnet, am häufigsten sieht es röthlichgelb aus u. trägt mehrere Längsreihen schwarzer, durch einen schwarzen Mittelpunkt markirter Ringflecke; das Innere des Ohres, die ganze Unterseite von der Kehle bis zum Schwanze u. die Innenseite der Beine ist weiß. Er ist ein ebenso gewandter als blutgieriger Verfolger der Hirsche u. Pferde, nimmt aber auch mit kleinerer Beute fürlieb u. erklettert beispielsweise sehr geschickt die Bäume auf der Jagd nach Affen. Er schwimmt sogar sehr gut, wenn es gilt, das erbeutete Wild in Sicherheit zu bringen, auch fängt er Fische u. Schildkröten. Im vorigen Jahrhundert war er häufiger, so daß in Paraguay in einem Jahre 2000 getödtet wurden. Ganz jung eingefangen ist er zähmbar, sein Fleisch aber genießen nur Botokuden.

Jahdebusen, ein 3½ □M. großer Busen der Nordsee an der Küste Oldenburgs, in den die Jahde mündet u. der durch das Butjadingerland von der Wesermündung getrennt ist, entstand durch Sturmfluten 1218, 1509 u. 1511, indem sich nach Deichbrüchen das unter dem Meeresspiegel gelegene Küstenland mit Meerwasser bedeckte. In seinem breiten Theile ziemlich seicht, hat er doch ein 2 km. breites, für die größten Schiffe brauchbares Fahrwasser, das niemals zugefriert. Schon 1811 ist der J. von Napoleon, 1848 von der Frankfurter Nationalversammlung wegen seiner günstigen Verhältnisse zur Anlage eines Kriegshafens ausersehen worden, doch unterblieb die Ausführung; durch Verträge mit Oldenburg vom 20. Juli 1853 u. 16. Febr. 1864 erwarb Preußen zwei Stücke Land am Eingang des J.s, zu welchen 1873 von der Gemeinde Heppens noch ein weiteres Stück abgetreten wurde, im Ganzen ein Areal von ¼ □M. Die Hafenbauten begannen 1859 u. waren 1869 vollendet; der Ort erhielt nun den Namen Wilhelmshafen (s. d.).

Jahn, Friedrich Ludwig, der sog. Turnvater, geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz in der Priegnitz (preuß. Reg.-Bez. Potsdam), studirte in Halle u. Göttingen Theologie u. machte sich die Basedow'schen Ideen von der körperlichen Erziehung zu eigen, für die er dann nach Uebernahme einer Hülfslehrerstelle am Köln. Gymnasium in Berlin im größten Maßstabe zu wirken begann. Beseelt von der Ueberzeugung, daß der Befreiungskampf Deutschlands nur von einem abgehärteteten Geschlecht durchgeführt werden könne, gründete er 1810 auf der Hasenheide bei Berlin einen großen Turnplatz, auf dem er selbst die Uebungen leitete. Zugleich suchte er durch Wort, Schrift u. Beispiel zur Weckung des deutschen Nationalgefühls u. des Hasses gegen alle u. jede Ausländerei, nam. in der Sprache, beizutragen. 1813 trat er als Bataillonsführer in das Lützow'sche Freicorps ein, indeß hat er sich hinsichtlich seiner kriegerischen Thätigkeit manchen Vorwurf gefallen lassen müssen. Nach dem Frieden setzte er den Turnunterricht in der Hasenheide fort, ward auch dafür vom Staate besoldet, u. hielt seit 1817 Vorlesungen in Berlin über das deutsche Volksthum; doch schaffte er sich durch die rohe Art des von ihm gepflegten Teutonismus viele Widersacher, so daß es der Reaktion um so leichter wurde, die ihr verhaßte Turnerei zu verbieten. J. selbst wurde, als Demagoge verdächtigt, 1819 verhaftet, von Festung zu Festung geschleppt u. 1824 von einer Immediatkommission zu zweijähr. Festungsstrafe verurtheilt. Zwar hob das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. d. O. diesen Spruch auf, aber der Freigesprochene durfte seinen Aufenthalt weder innerhalb 10 M. von Berlin, noch in einer Universitäts- od. Gymnasialstadt nehmen. So ließ er sich denn nun in Freiburg a. d. U. nieder. Da aber seitdem diese Stadt ein Wallfahrtsort der deutschen Studentenschaft wurde, so mußte J. 1829 seinen Wohnsitz nach Kölleda verlegen u. erst später, als er sich selbst



Nr. 3525. Friedrich Ludwig Jahn (geb. 11. Aug. 1778, gest. 15. Okt. 1852).

um seinen Einfluß gebracht, konnte er nach Freiburg zurückkehren, wo er dann auch nach Aufhebung jeder Freiheitsbeschränkung blieb. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich hier keiner Partei an, zeigte sich überhaupt in seinen politischen Ansichten unklar u. gab eine etwas antediluvianische Erscheinung ab. Er hatte seine Rolle ausgespielt u. zog sich mit dieser wol für ihn schmerzlichsten Erfahrung nach Freiburg zurück, wo er 15. Okt. 1852 starb. Am 11. Aug. 1872 ward in der Hasenheide sein Denkmal enthüllt: eine von Encke modellirte Statue J.'s, für deren Unterbau jeder Gau deutscher Turner, auch im Auslande, einen Stein geschickt hatte. J. war ein bizarrer Charakter, dessen Phantasie sich in abenteuerlichen u. ungeheuerlichen Vorstellungen gefiel, dessen Verdienste um die Turnerei aber, dessen Vaterlandsliebe u. dessen Schicksale ein pietätvolles Andenken verdienen. Von seinen, in einer theils bewunderungswerthen, häufig aber auch lächerlichen Sprache abgefaßten Schriften sind zu erwähnen: „Das deutsche Volksthum" (Lüb. 1810, 2. Aufl. 1817); „Runenblätter" (Naumb. 1814); „Neue Runenblätter" (ebd. 1828) u. „Merken zum deutschen Volksthum" (Hildburgh. 1833). Seine Biographie schrieben Pröhle (Berl. 1855), Müller (Weimar 1863) u. Angerstein (Berl. 1863).

Jahn, Otto, einer der hervorragendsten Archäologen unseres Jahrhunderts, zugleich durch seine Leistungen auf dem Gebiete der musikalischen Kunstforschung u. der Biographie ausgezeichnet, wurde 16. Juni 1813 in Kiel als Sohn des dortigen Syndikus der schleswig-holstein. Ritterschaft Jakob J. geb., besuchte das Gymnasium zu Kiel u. Schulpforta u. studirte darauf 1831—35 Philologie in Kiel unter Nitzsch, in Leipzig 1832—33 unter Gottfried Hermann u. in Berlin unter Lachmann u. Böckh. 1836 in Kiel zum Doktor promovirt, hielt er sich den Winter 1836—37 in Kopenhagen auf, besuchte vom Herbst 1837 bis Ende 1839 Paris, die Schweiz u. Italien u. habilitirte sich 1840 als Privatdozent an der Kieler Universität. 1842 ging er als außerord. Prof. der Archäologie u. Philologie nach Greifswald, wo er dann 1845 eine ord. Professur erhielt, folgte aber 1847 einem Rufe nach Leipzig. Wegen seiner Betheiligung an den Bewegungen der Jahre 1848 u. 1849 wurde er Ostern 1851 seines Amtes entsetzt u. lebte darauf einige Jahre als Privatmann in Leipzig, bis er 1855 zum Professor in Bonn ernannt wurde. Mit großem Erfolge wirkte er nun an dieser Universität, die durch Ritschl u. J. zu einer hohen Bedeutung für das Studium der Philologie gelangte, u. an der er sich durch die Einrichtung eines archäologischen Seminars — des ersten derartigen Seminars überhaupt — um die Förderung der Archäologie ein nicht geringes Verdienst erwarb. Er starb 9. Sept. 1869 in Göttingen. Seine archäologischen Schriften beziehen sich zum großen Theil auf Gegenstände der bildenden Kunst der Alten, Vasenbilder, Wandgemälde u. s. w. Eine große Anzahl von Abhandlungen, theils selbständig, theils in Gesellschaftsschriften erschienen, beschäftigt sich damit. Bes. zu erwähnen sind: „Palamedes" (Hamb. 1836); „Pentheus u. die Mainaden" (Kiel 1841); „Telephos u. Troilos" (ebd. 1841); „Specimen epigraphicum in mem. O. Kellermanni" (Kiel 1841); „Archäologische Aufsätze" (Greifsw. 1845); „Paris u. Oenone" (ebd. 1845); „Die hellenische Kunst" (ebd. 1846); „Archäologische Beiträge" (Berl. 1847); „Römische Alterthümer zu Vindonissa" (Zür. 1862; aus den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich); „De antiquissimis Minervae simulacris Atticis" (Bonn 1866). Ferner wurden von J. herausgegeben: „Persius c. scholiis antiquis" (Lpz. 1843, zusammen mit Juvenal u. Sulpicia, Berl. 1868); „Censorinus" (Berl. 1845); „Ciceronis Brutus" (3. Aufl. Lpz. 1865); „Ciceronis Orator" (3. Aufl. Lpz. 1869); „Juvenalis c. scholiis vet." (Berl. 1851); „Florus" (Lpz. 1852); „Livii librorum CXLII periochae. Julii Obsequentis prodigiorum liber" (Lpz. 1853); „Apuleji Psyche et Cupido" (Lpz. 1856, 2. Aufl. 1873); „Pausaniae descriptio arcis Athen." (Bonn 1860); „Sophoclis Electra" (ebd. 1861); „Platonis Symposium" (ebd. 1864). Von seinen übrigen Schriften mögen angeführt werden: „Ueber Mendelssohns Oratorium Paulus" (Kiel 1842); „W. A. Mozart" (4 Thle., Lpz. 1856—59, 2. Ausg. 1867 in 2 Bdn.), ein für die Musikgeschichte epochemachendes Werk; „Winckelmann" (Greifsw. 1844); „Gottfried Hermann" (Lpz. 1849); „Ludwig Uhland" (Bonn 1863); „Eduard Gerhard" (Berl. 1868); „Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris" (Greifsw. 1843); die „Ausgabe von Goethe's Briefen an Leipziger Freunde" (Lpz. 1849) u. der „Briefe der Frau Rath an ihre lieben Enkeleins" (Lpz. 1855). Zahlreiche Beiträge lieferte er außerdem in den Berichten der „Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften", dem „Bulletino dell' Istituto archeologico", „Philologus", „Rhein. Museum für Philologie", der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft", „Archäolog. Zeitung", „Allgem. musikalische Zeitung", den „Grenzboten" u. a. Zeitschriften. Sammlungen von Aufsätzen J.'s erschienen unter folgenden Titeln: „Aus der Alterthumswissenschaft" (Bonn 1868); „Gesammelte Aufsätze über Musik" (Lpz. 1866); „Biographische Aufsätze" (ebd. 1866, 2. unveränd. Abdruck 1867).

Jahr ist im Allgemeinen ein Zeitabschnitt, in welchem die mit dem scheinbaren Sonnenlauf zwischen den Fixsternen zusammenhangenden astronomischen u. meteorologischen Erscheinungen einmal ablaufen, um dann von Neuem in derselben Folge wiederzukehren. Der Verlauf ist aber für die verschiedenen Erscheinungen nur ein nahezu gleich langer, so daß man genöthigt ist, von verschiedenen J.en zu reden. Bestimmt man nämlich die Zeit, welche die Sonne braucht, um mit einem bestimmten Fixsterne wieder dieselbe Längendifferenz zu erreichen, so ist diese etwas länger als diejenige, welche die Sonne braucht, um wieder an denselben Punkt der Ekliptik zu gelangen, da die Ekliptik wegen des Vorrückens der Nachtgleichen (s. d.) ihre Lage ein wenig ändert. Die erstere Zeit heißt ein siderisches J. u. ist gleich 365 Tagen 6 Stunden 9 Minuten 11 Sekunden, also um 20 Minuten 21 Sekunden länger als das andre, zum Durchlaufen der Ekliptik nöthige, sog. tropische J., welches nur die Länge von 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 50 Sekunden hat. Wiederum von beiden verschieden ist die Zeit, welche nöthig ist, damit die Erde wieder zum Perihel zurückkehrt. Dieses J., das sog. anomalistische, ist 5 Minuten 12 Sekunden länger als das siderische. Dem sog. bürgerlichen J. legt man die Dauer des tropischen zu Grunde, da mit der Stellung der Sonne in der Ekliptik auch der meteorolog. Wechsel verknüpft ist (s. „Jahreszeiten"); man nimmt aber dabei die Jahresdauer zu rund 365 Tagen an u. legt den Ueberschuß von nahe 1/4 Tag seit Julius Cäsar nach je 4 Jahren zu einem Tage, dem sogen. Schalttage, zusammen (s. „Chronologie" u. „Kalender"). Unter dem großen od. platonischen J. versteht man die Periode von nahe 25,900 tropischen J.en, in welcher Zeit die Nachtgleichenpunkte nach einmaligem Umlaufe wieder auf denselben Punkt der Ekliptik fallen. Von dem bisher besprochenen J. od. Sonnenjahr ist eigentlich noch zu unterscheiden das sog. Mondjahr, d. i. eine Periode von 12 bez. 13 Mondwechseln, nach deren Ablauf die Sonne auch annähernd denselben Stand am Himmel wieder einnimmt. Das reine Mondjahr von 12 Mondwechseln hat eine Dauer von 354 Tagen, 8 Stunden, 48 Minuten, 36 Sekunden u. ist daher nahezu 11 Tage kürzer als das tropische Sonnenjahr. Das Mondjahr liegt dem mohammed. Kalender (s. d.) zu Grunde. Da auf diese Weise der Jahresanfang bald durch alle Jahreszeiten hindurchläuft, hat man auch z. B. in der jüd. Festrechnung statt dieses beweglichen Mondjahres ein sog. gebundenes eingeführt, bei welchem der Jahresanfang durch nach gewissen Regeln zuweilen stattfindende Einschaltung eines 13. Monates (Schaltmonates) immer nahe in derselben Gegend des Sonnenjahres erhalten wird.

Jahreszeiten im astronomischen Sinne nennt man die vier Abtheilungen des Jahres, welche dadurch entstehen, daß die Sonne in ihrer Bahn zweimal den Aequator durchschneidet (Frühlings- u. Herbstanfang) u. zweimal die Wendekreise berührt, zu Sommersanfang den des Krebses u. zu Wintersanfang den des Steinbocks. Die Dauer derselben ist nicht gleich; die des Frühjahrs beträgt 93 Tage, die des Sommers 93½ Tag, die des Herbstes 89½ Tag u. die des Winters 89 Tage. Verschieden von den astronomischen sind die klimatischen od. meteorologischen J. Man rechnet dann bei uns zum Frühjahr März, April u. Mai, zum Sommer Juni, Juli u. August, zum Herbst September, Oktober u. November, endlich zum Winter Dezember, Januar u. Februar.

Jahrhundert, ein aus 100 aufeinander folgenden Jahren bestehender Zeitraum, dessen Schlußjahr jedesmal die Jahreszahl 100 enthält; das 1. J. umfaßt also die Jahre 1—100, das 19. begann demnach mit 1. Jan. 1801 u. endet mit 31. Dez. 1900. Ebenso gehört das Jahr 1850 noch zur ersten Hälfte dieses J.

Jahrring, s. „Jahres- u. Cambiumsringe".

Jakob, der Patriarch, Sohn Isaak's u. Enkel Abraham's, durch seine 12 Söhne der eigentliche Stammvater des Volkes Israel. Das Leben J.'s ist im 1. Buch Mose Kap. 25, 21 — Kap. 50 mit

[illegible] anderen Berichte ausgemalt, indem die hebr. Geschichtschreibung in diesem Stammvater eine Menge Züge fand, die recht eigentlich zum Volkscharakter der alten Israeliten gehörten — auf der einen Seite List u. Verschlagenheit, auf der anderen Gottesfurcht u. zähe Ausdauer. Trotz der sagenhaften Ausschmückung dieser Gestalt leuchten in den vielen Punkten noch deutlich geschichtliche Erinnerungen hindurch, so z. B. erscheint er Esau gegenüber als der jüngere Zwillingsbruder — ein geschichtlicher Umstand, der zu einer Erklärung nöthigte, warum er dennoch der Erbe des Segens u. der Güter Isaak's wurde; ferner muß seine Doppelheirath in Haran geschichtlich sein, da die Namen der Stammmütter Lea u. Rahel nicht erfunden sein können, endlich auch die Bestattung seiner Leiche in der Höhle bei Hebron. Nun hat sich über J. im 1. Buch Moses im Allgemeinen ein doppelter Bericht erhalten. Die ältere Quelle erzählt kurz u. einfach von seiner Geburt im 60. Jahre des Isaak; wie er sodann ca. 40 Jahre alt auf Verlangen seiner Mutter Rebekka nach Mesopotamien geht, um sich ein Weib aus der Familie der Mutter zu holen, u. nach langer Abwesenheit wieder zu seinem Vater Isaak nach Kanaan [illegible] zurückkehrt. Der weit ältere Bericht ist in der gegenwärtigen Gestaltung nur in Bruchstücken vorhanden. Fast Alles, was die Erzählung in ihrer jetzigen Gestalt anziehend macht, stammt aus der jüngeren Überlieferung. So das rührende Detail von seiner Geburt (1. Mos. 25, 23 ff.), [illegible] des Zwillingsvolkes der Edomiter [illegible]; die Erzählung von dem Linsengericht, [illegible] die Erstgeburt erwirbt, die Einkleidung des [illegible], der Traum von der Himmelsleiter (28, 11 ff.), sein Aufenthalt bei Laban, die Doppelheirath u. die List, durch die er sich [illegible] Heerden verschafft; endlich seine Flucht, die Begegnung mit Esau u. der Gotteskampf bei Pniel, durch den er sich den Ehrennamen „Israel", d. i. Gotteskämpfer, erwirbt. In den weiteren Berichten (Kap. 37 ff.) erscheint Jakob überall als hochbetagter Greis, [illegible] Joseph u. Benjamin, die Söhne der Lieblingsgattin Rahel, [illegible] durch das [illegible] Schicksal Josephs. Nur einmal noch tritt er, abgesehen von der [illegible] erzählten Ankunft bei dem Pharao (47, 7 ff.), in den Vordergrund, nämlich in dem Segen u. der Weissagung über die 12 Stämme (Kap. 49), einem der herrlichsten poetischen Stücke des Alten Testaments, welches in seiner jetzigen Gestalt aus dem 12. Jahrh. v. Chr. stammen dürfte.

Jakob I., König von Schottland (1406—1437), der Dritte aus dem Hause Stuart. Sein schwacher Vater Robert III., welcher dem Drängen seines Bruders, des Herzogs Robert von Albany, seinen ältesten Sohn David, Herzog von Rothesay, hatte zum Opfer [illegible], wollte den jüngeren Sohn [illegible] Gefahren zu entziehen, nach Frankreich schicken. Das Schiff jedoch fiel den Engländern in die Hände (1403), welche, obwol augenblicklich im Frieden mit Schottland, den Prinzen als Gefangenen zurückbehielten. Als bald darauf Robert III. gebrochenen Herzens starb, ward J. vom Parlament anerkannt u. sein Oheim Albany zum Reichsverweser [illegible], der sich [illegible] wenig Mühe gab, die Freiheit seines Neffen zu erwirken. Der [illegible] König genoß in England eine gute Erziehung u. trat der höheren Bildung seiner Zeit näher, als dies in dem rohen Schottland möglich gewesen sein würde. Albany starb 1419 als Regent u. hinterließ die Würde seinem Sohne Murdoch (Murdac), welcher jedoch den inneren Schwierigkeiten so wenig gewachsen war, daß er schließlich selbst mit am meisten für die Freilassung J.'s wirkte, die auch gegen hohes Lösegeld 1424 erfolgte. J., vermählt mit Johanna Beaufort, einer Verwandten des engl. Königs, nahm bald Rache an dem ehemaligen Regenten, der mit seinen Söhnen hingerichtet ward, suchte durch strenge, oft gewaltthätige Maßregeln die Hochlande zu beruhigen u. Handel u. Industrie in dem [illegible] Lande zu begründen. Das 1410 zu St. Andrews gegründete Kollegium erfreute sich seiner Unterstützung; [illegible] u. übte selbst Musik u. Dichtkunst, u. zahlreiche Dichtungen von ihm sind noch erhalten. Sein Bestreben, die Gewalt der Krone durch Einziehung der früher an den Adel verschleuderten Güter [illegible], schuf ihm unter diesem viele Feinde u. [illegible] eine Verschwörung, deren Theilnehmer, unter welchen sich nahe Verwandte des Königs befanden, ihn ein Jahr nach Ausbruch eines Krieges mit England, 20. Febr. 1437, in der Dominikanerabtei zu Perth ermordeten.

Jakob II., König von Schottland (Sohn J.'s I. von Schottland) 1437—60, geb. 1430. Die Leiter der Regierung für den unmündigen König, der Reichsverweser Livingston u. der Kanzler Crichton, beförderten durch Uneinigkeit das Emporkommen der mächtigen Grafen von Douglas, welche nach der Krone selbst strebten. Zwar vereinigten sich jene u. ließen 1440 den Grafen W. Douglas u. seinen Vetter David ermorden, doch gelang es dem Vetter u. Nachfolger derselben, W. Douglas, sich eine noch größere Macht zu begründen u. den König gänzlich unter seinen Einfluß zu bringen, bis dieser ihn 1452 in Stirling nach einem Gastmahl eigenhändig erstach. Der Bruder des Ermordeten mußte nach England flüchten. Als er später unter J. III. (1484) zu Gunsten des Herzogs von Albany einen Einfall in Schottland machte, ward er gefangen u. starb im Kloster. Die Güter des Hauses wurden eingezogen, ein Verfahren, das J. auch sonst übte, um dadurch u. durch Beschränkungen des Adels seine Gewalt zu erhöhen. Der von seinem Vater her überkommene Krieg mit England ward, im Bunde mit Frankreich, zuletzt auch mit der Partei der Yorks in England ohne großen Erfolg weiter geführt u. 1438—47, 1451—56 u. 1457—60 durch Waffenstillstände unterbrochen. Bald nach dem Abbruch des letzteren ward J. bei der Belagerung des engl. Schlosses Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone getödtet.

Jakob III., König von Schottland (Sohn J.'s II. von Schottland) 1460—88, geb. um 1453. Die Vormundschaft für den unmündigen König führte zuerst mit Klugheit u. Mäßigung der Bischof Kennedy von St. Andrews, bis er 1466 durch Lord Boyd gestürzt ward. Die ersten Jahre seiner Herrschaft wurden durch den Krieg mit England beunruhigt, welcher 1463 beendigt wurde. Im J. 1470 vermählte sich J. mit Margaretha, der Tochter Christian's I. von Dänemark u. Norwegen, welche die bis dahin zu Norwegen gehörigen Orkney- u. Shetlandinseln als Mitgift erhielt. Ohne Neigung für das Waffenhandwerk, dagegen voll Liebe namentlich zur Musik u. Baukunst, deren Vertreter er in seine Umgebung zog u. begünstigte, auch astrologischen Einflüsterungen zugänglich, gerieth er in Zerwürfnisse mit dem darüber mißvergnügten Adel, welcher seine andersgearteten Brüder Alexander, Herzog von Albany, u. Johann, Graf von Mar, vorzog. Diese wurden aber verhaftet, Mar im Gefängniß getödtet (1477), Albany entkam nach Frankreich. Der König zog 1480 den Engländern, mit denen der Herzog von Albany unter Annahme des Königstitels von Schottland sich verbündet hatte, entgegen, aber schon 1482 kam es zum Frieden, in welchem Berwick den Engländern abgetreten ward u. Albany sich unter Ablegung des angemaßten Königstitels mit J. versöhnte. Doch bald machte sich jener von Neuem verdächtig u. mußte nach Frankreich flüchten, wo er 1485 starb. Eingriffe des Königs in vermeintliche Rechte zweier vornehmer Familien u. allgemeines Mißvergnügen über seine Beziehungen zu Heinrich VII. von England veranlaßten 1488 einen Aufstand des Adels, der den Thronfolger an seine Spitze stellte. In der Schlacht bei Stirling floh J. noch vor der Entscheidung, stürzte vom Pferde u. ward verletzt in einer Mühle in der Nähe untergebracht. Unvorsichtiger Weise gab er sich zu erkennen. So fand ihn ein vorbeireitender Verfolger u. erstach ihn im Bett.

Jakob IV., König von Schottland (Sohn J.'s III. von Schottland) 1488—1513, geb. 1473. Ihm gelang es, die Parteien zu versöhnen; seine Mitschuld am Tode seines Vaters suchte er durch kirchliche Bußen wieder gut zu machen. Durch Aufnahme u. Unterstützung des Perkin Warbeck gerieth er 1496 in Krieg mit England, doch zog er schon 1497 seine Hand von diesem zurück u. schloß mit Heinrich VII. von England einen Waffenstillstand, der 1513 erneuert u. durch seine Vermählung mit Margarethe (Tudor), der Tochter des englischen Königs, befestigt ward. Unähnlich seinem Vater, liebte er Ritterlichkeit u. glänzende Hofhaltung, bemühte sich jedoch auch für Hebung des Ackerbaues u. Handels u. für die Herstellung einer größeren Sicherheit im Lande; so wurde auch unter ihm zu Aberdeen 1494 ein Kollegium (Universität) gegründet. Nachdem schon seit Heinrich's VIII.

Thronbesteigung (1509) das freundschaftliche Verhältniß mit England sich getrübt hatte, erklärte J. auf Antrieb Frankreichs 1513 England den Krieg, in welchem er selbst 9. Sept. 1513 in der Schlacht am Floddenberge (Floddenhill) gegen das vom Grafen von Surrey angeführte englische Heer seinen Tod fand. Sein Leichnam fiel in die Hände der Engländer.

Jakob V., König von Schottland (Sohn des Vorigen) 1513 bis 1542, geb. 1512. Als seine Mutter Margarethe (Tudor) sich mit dem gleichfalls zur Bundesgenossenschaft Englands neigenden Grafen Archibald Douglas von Angus vermählte, rief die Gegenpartei den Herzog Johann von Albany, den Sohn des in Frankreich verstorbenen Bruder Jakob's III. (s. d.), zur Uebernahme der Regentschaft herbei (1515). Allein dieser konnte sich nicht behaupten u. ging schließlich nach Frankreich zurück (1524). Als Bundesgenosse Frankreichs hatte er 1521 den seit 1514 bestehenden Waffenstillstand mit England wieder aufgehoben. J., obwol jetzt auf Betrieb seiner Mutter, die sich mit Angus entzweit u. ihre Ehe getrennt hatte, für mündig erklärt, kam doch völlig unter die Gewalt des Letzteren, bis er sich 1528 derselben durch seine Flucht nach Stirling entzog, die Angus (Douglas) verbannte u. ihre Güter einzog. Der Friede mit England erlaubte J., im Bunde mit der Geistlichkeit (Kardinal Beaton), nunmehr seine Thätigkeit vorwiegend der Demüthigung des Adels zuzuwenden. Auch gründete er einen hohen Gerichtshof, ließ durch deutsche Bergleute den ersten Bergbau in Schottland eröffnen u. interessirte sich für die Dichtkunst, aber auch für die Alchymie. Die von England her in Schottland eindringende u. eifrig aufgenommene Reformation fand in dem einen heftigen Gegner. Nachdem er hauptsächlich in Rücksicht darauf in enge Beziehungen zu Frankreich getreten war u. erst (1537) eine Tochter Franz' I., nach deren baldigem Tode die Marie Guise geheirathet hatte, ging aus diesen Verhältnissen 1542, ganz wider die Neigung des schottischen Volks, ein Krieg mit Heinrich VIII. von England hervor. Das eine Heer verweigerte dem König, als er in England einrücken wollte, den Gehorsam. In tiefer Schwermuth zog sich J., dem kurz zuvor an einem Tage seine beiden jungen Söhne gestorben waren, in die Einsamkeit zurück. Die Nachricht von der schmählichen Niederlage eines zweiten schottischen Heeres bei Solway brach ihm vollends das Herz; er starb 12. Dez. 1542 u. hinterließ die Herrschaft seiner nur wenige Tage zuvor geborenen Tochter Maria (Stuart).

Jakob I., ein Enkel König J.'s V. von Schottland u. Sohn von Heinrich Darnley u. Maria Stuart, König von Großbritannien u. Irland (1603—25), geb. 19. Juni 1566, ward nach der Thronentsagung seiner Mutter 24. Juli 1567 König von Schottland unter dem Namen J. VI. Der junge König wuchs, obwol nach kathol. Ritus getauft, im streng presbyterianischem Bekenntniß auf; die Regierung führten zunächst nacheinander die Grafen von Murray (Stiefbruder der Maria Stuart), Lennox (Vater des Heinrich Darnley) u. auch noch einige Jahre, nachdem 1578 J. für mündig erklärt worden war, der Graf von Morton, unter vielen Unruhen, welche die religiösen Parteiungen u. das damit zusammenhängende Streben Englands u. Frankreichs nach dem maßgebenden Einfluß in Schottland verursachten. Zuletzt siegte der engl. Einfluß, J. schloß 1585 ein später wiederholt erneuertes Bündniß mit Elisabeth von England, welche ihm die Nachfolge auf ihren Thron in Aussicht stellte. Das seiner Mutter drohende Schicksal abzuwenden (sie ward bekanntlich 18. Febr. 1587 in Fotheringhay hingerichtet) machte er keinen Versuch. Unter J. ward die Universität Edinburg gegründet u. das Parlament erweitert; die presbyterianische Kirche gab sich 1592, wider die Neigung des Königs, ihre berühmte Verfassung. J. vermählte sich 1589 mit der dän. Prinzessin Anna († 1619). — Der Tod der Königin Elisabeth (3. April 1603) berief J. als legitimen Thronerben, als Urenkel der älteren Schwester Heinrich's VIII. von England, auf den engl. Thron. Er nannte sich zuerst König von „Großbritannien u. Irland". Die Union von England u. Schottland war beim Parlament nicht durchzusetzen; dagegen klagte man in England sehr über seine Begünstigung der Schotten. Phlegmatisch, wie er war, u. launenhaft, taktlos u. eingebildet auf seine Gelehrsamkeit, welche er in Gedichten u. Schriften politisch-religiösen Inhalts niederlegte, gerieth er durch Willkür, Verschwendung u. durch seine festgewurzelten Vorstellungen von der unumschränkten göttlichen Machtberechtigung des Königthums in häufige Konflikte mit der engl. Verfassung. Dabei vergab er Einfluß u. Gold an junge u. unwürdige Günstlinge, nam. seit 1615 an Georg Villiers, den er zum Herzog von Buckingham machte. Als eine Hauptstütze seiner Macht betrachtete er die bischöfliche Hochkirche („kein Bischof, kein König", sagte er gern), der er auch in Schottland Eingang verschaffte, u. verfolgte zunächst ebenso die Presbyterianer wie die Katholiken, was einige fanatische Katholiken im J. 1605 zu der sog. Pulververschwörung (s. d.) veranlaßte. Doch ließ er später in der Bedrängung der letzteren nach, bes. weil er die Bundesgenossenschaft Spaniens, mit dem er schon 1604 den unter Elisabeth begonnenen Krieg beendete, u. für seinen Sohn Karl die Hand einer span. Prinzessin wünschte. Dies hielt ihn auch ab, den Gemahl seiner Tochter Elisabeth (vermählt 1613), Friedrich V. von der Pfalz, energisch zu unterstützen, als dieser sich zum König von Böhmen hatte wählen lassen. Als aber 1623 die Verhandlungen mit Spanien plötzlich abgebrochen wurden u. der Krieg erklärt ward, war es zu spät, jenen zu retten. Spanien zu Liebe war auch 1618, nach einer verunglückten Expedition gegen Südamerika, der berühmte Seefahrer Sir Walter Raleigh (s. d.) hingerichtet worden. J. starb 6. April 1625.

Jakob II., König von Großbritannien u. Irland (Enkel des Vorigen), 1685—89, zweiter Sohn König Karl's I., geb. 24. Okt. 1633, gerieth 1646 in York in die Gefangenschaft des Parlamentsheeres; es gelang ihm jedoch 1648, mit Hülfe von Königlichgesinnten nach den Niederlanden zu entkommen. Von da ging er nach Frankreich, das er aber infolge des 1655 zwischen der Englischen Republik (Cromwell) u. Frankreich abgeschlossenen Vertrages wieder verlassen mußte. Jetzt kämpfte er in den Niederlanden in span. Diensten gegen die Franzosen bis zum Pyrenäischen Frieden u. zeigte eine entschiedene Zuneigung zum Katholizismus. Die Wiederherstellung der Dynastie Stuart führte ihn 1660 nach England zurück. Hier zeichnete er sich als Admiral im Kriege gegen die Holländer 1665—67 aus; die jenen abgenommene Kolonie Neu-Amsterdam ward ihm zu Ehren (er führte von Kindheit an den Titel eines Herzogs von York) Neu-York genannt. Bald darauf trat er insgeheim zum Katholizismus über, zu welchem er auch seine erste Gemahlin Anna Hyde (gest. 1671) bekehrte. Daß er infolge der Test-Akte (1673) seine Würden niederlegte, machte seinen Uebertritt offenkundig. Nach seiner zweiten Verheirathung mit der (kathol.) Prinzessin Marie von Modena verdrängte ihn die Whigpartei vorübergehend wenigstens vom Hofe, indeß in den letzten Jahren Karl's II. erschien er wieder hier u. gewann sehr bedeutenden Einfluß, so daß er seinen schon sterbenskranken Bruder zu überreden vermochte, den Katholizismus anzunehmen. J. übernahm 1685 die Regierung, während welcher er zwar sehr bald in Differenzen mit der Verfassung gerieth, sich aber im Uebrigen als ein sparsamer, fester, muthiger, obschon beschränkter Mann zeigte. Die mißlungenen Aufstandsversuche des Herzogs von Argyle in Schottland (Mai 1685) u. des Herzogs von Monmouth (11. Juni bis 6. Juli 1685) gaben Anlaß zur Einschüchterung aller Mißvergnügten durch ausgedehnte Gewaltmaßregeln. Doch machte der Erfolg den König allzusicher. Ein päpstlicher Nuntius erschien am Hofe, Klöster wurden gegründet u. vermöge königlicher Dispensation vom Test-Eid zahlreiche katholische Beamte u. Offiziere angestellt. Als (20. Juni 1688) dem König ein Sohn geboren ward, erklärten die Gegner des Königs diesen für untergeschoben, so wenig Grund dazu vorhanden war, u. riefen den Erbstatthalter der Niederlande Wilhelm III., welcher mit Maria, der protestantischen Tochter des Königs erster Ehe (seit 1677), vermählt war, als König aus. Derselbe landete 5. Nov. 1688 in der Torbay u. zog gegen London; bald schloß sich ihm der größte Theil des Volks u. der Armee, auch die Prinzessin Anna, an. J. versuchte 11. Dez. nach Frankreich zu entfliehen, ward aufgehalten u. wieder nach London, dann aber nach Rochester gebracht, von wo es ihm in der Nacht vom 23. zum 24. Dez. jedoch gelang, nach Frankreich zu entkommen. Das Parlament erklärte ihn der Königswürde für entsetzt u. übertrug diese 13. Febr. 1689 an Wilhelm III. u. Maria. J. aber ging mit Unterstützung Ludwig's XIV. nach Irland, dessen Statthalter ihm treu

geblieben war (März 1689), u. hielt sich hier, bis er nach der Niederlage am Boynefluß (1. Juli 1690) sich wieder nach Frankreich flüchtete. Seine weiteren Hoffnungen vernichtete die große Niederlage der französischen Flotte bei La Hogue 1692. Er starb in St. Germain bei Paris, welches ihm Ludwig XIV. als Wohnsitz eingeräumt hatte, als eifriger Katholik 16. Sept. 1701.

Jakob III. (Sohn des Vorigen), der „Prätendent" od., wie er sich selbst zu nennen pflegte, „Ritter von St. Georg", geb. 20. Juni 1688, ward durch seine Geburt selbst eine der Hauptursachen zur Entthronung seines Vaters. Mit seiner Mutter den 10. Dez. 1688 nach Frankreich geflüchtet u. dort (im Katholizismus) auferzogen, ward er nach dem Tode seines Vaters (16. Sept. 1701) von Ludwig XIV. u. dessen Bundesgenossen als König von Großbritannien u. Irland anerkannt. Das engl. Parlament jedoch schloß ihn von der Thronfolge aus u. erklärte ihn für einen Hochverräther. Ein Versuch J.'s, 1708 in Schottland zu landen, endete mit einem schimpflichen Rückzuge, ohne daß er seinen Fuß auf schottischen Boden gesetzt hatte. Doch wirkte nach dem Sturze der Whigpartei die Königin Anna selbst insgeheim für ihn, obgleich er sich nicht entschließen konnte, Protestant zu werden. Bis zum Utrechter Frieden (1713) diente er nun im französischen Heere, als ihm aber infolge desselben von Ludwig XIV. sein Asyl gekündigt wurde, begab er sich nach Lothringen (Bar-le-Duc). Nach Anna's Tode (1714) ergriff nun zwar nach der vom Parlament festgestellten protestantischen Thronfolgeordnung Georg I. von Hannover die Regierung von England, doch gab die Partei der Stuarts ihre Hoffnung nicht auf, u. 1715 brach in Schottland unter dem Grafen von Mar ein Aufstand zu Gunsten J.'s aus. Der Letztere landete 2. Januar 1716 mit wenigen Begleitern daselbst. Allein die Furcht um sein Leben, auf welches von den Gegnern ein Preis von 100,000 Pfd. Sterling gesetzt war, lähmte alle seine Schritte. Ohne sich krönen zu lassen, schiffte er sich 15. Febr. wieder ein, seine Anhänger einem furchtbaren Strafgericht überlassend, ging erst nach Avignon, dann (1717) nach Rom, wo er weiterhin von Unterstützungen des Papstes, Spaniens, der englischen Jakobiten, zeitweilig auch Frankreichs lebte. Seine Wiedererhebung auf den englischen Thron nahm einen wichtigen Platz in den letzten Plänen Karl's XII. von Schweden u. seines Ministers Görtz ein, gleichzeitig auch in denen des Kardinals Alberoni, der damals die spanische Politik leitete. Aber mit Karl's XII. Tode (1718) stürzte das ganze Gebäude zusammen; Spanien, wohin sich der Prätendent begab, rüstete zwar eine Flotte gegen England aus, aber sie scheiterte am Kap Finisterre (1719) u. Alberoni ward durch die Quadrupelallianz gestürzt. Nach dem Kirchenstaat zurückgekehrt, vermählte sich J. mit Marie Clementine, der reichen Enkelin des Polenkönigs Johann Sobieski (1719). Der Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges (1740—48) weckte in Frankreich den Wunsch, sich seiner gegen den mit Oesterreich verbündeten Georg II. von England zu bedienen. Indeß lehnte J. jede persönliche Betheiligung an dem Unternehmen ab u. schickte an seiner Stelle seinen ältesten Sohn Karl Eduard (geb. 1720), der auch 1745 in Schottland landete. Seine Niederlage bei Culloden 1746 vernichtete die Hoffnungen der Stuarts für immer. J. starb 1. Jan. 1766 in Albano bei Rom; den Königstitel führte nach ihm Karl Eduard bis zu seinem Tode 1788; sein jüngerer Sohn Heinrich (geb. 1725) starb als Kardinal 1807, u. mit ihm erlosch das königliche Haus Stuart.

Jakobäa (Jacqueline) von Bayern, Gräfin v. Holland, Seeland u. Hennegau, Herrin zu Friesland, geb. 25. Juli 1401, war eine Urenkelin Kaiser Ludwig's des Bayern, dessen Gemahlin 1345 jene Länder geerbt hatte, aber bald, unter heftigen Parteikämpfen (Hoeks u. Kabeljaus — Adel u. Städte) ihrem jüngern Sohne Wilhelm überlassen mußte. Dessen Neffe Wilhelm VI., vermählt mit Margarethe, einer Tochter Philipp's des Kühnen von Burgund, hinterließ 1417 die Herrschaft seiner einzigen Tochter. J. aber ward nur von den Hoeks anerkannt u. mußte sich, um eine Stütze zu finden, wider ihre Neigung mit dem Herzog Johann von Brabant (aus dem burgundischen Hause, einem Neffen Johann's des Unerschrockenen) verloben, während die Kabeljaus sich an ihren Oheim, den Bischof Johann von Lüttich, anschlossen, der jetzt auch vom Kaiser Sigismund die Belehnung erhielt u. sich 1419 die Mitregentschaft u. Anerkennung der eventuellen Erbfolge in den übrigen Theilen des Landes erzwang. Inzwischen entzweite sich J. 1420 mit ihrem neuen Gemahl u. ging nach dem Hennegau, während Johann von Lüttich in Holland u. Seeland frei schaltete. Nach einem vergeblichen Angriff auf ihn gab jetzt J. ihre Ehe selbst auf u. floh (1421) nach England, um sich dort (1422) mit Humfried (Humphrey) von Glocester, dem Bruder König Heinrich's V., zu vermählen, trotz lebhaften Einspruchs von Seiten des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, als des nächsten Erben der Ansprüche Johann's von Brabant. Humfried jedoch, welcher 1424 mit J. siegreich im Hennegau eingedrungen war, mußte bald gegen Philipp u. Johann von Brabant das Feld räumen, während J. 1425 in die Hände der Letzteren fiel, die jetzt auch Herren in Holland u. Seeland wurden. Zwar entkam J. dorthin u. wehrte sich im Bunde mit den Resten der Hoeks mit der äußersten Hartnäckigkeit; aber Philipp zwang sie 1428 zu einem Vertrag, in welchem sie ihn als Regenten u. Erben anerkannte u. sich bei Strafe des Verlustes aller ihrer Rechte ohne seine Einwilligung nicht wieder zu verheirathen versprach.



Nr. 3526. Jakobäa von Bayern, geb. 25. Juli 1401, gest. 9. Okt. 1436.

Trotzdem verheirathete sie sich insgeheim mit dem Ritter Franz von Borsselen. Philipp ließ diesen gefangen nehmen, u., um sein bedrohtes Leben zu retten, räumte J. Jenem 1433 endgiltig die Herrschaft ein. Bald darauf, 9. Okt. 1436, starb sie zu Teilingen am Rhein, aufgerieben durch ihr wechselvolles Schicksal, von ihren Zeitgenossen wegen ihres unternehmenden Geistes viel bewundert. Vgl. bes. F. v. Löher, „J. v. B. u. ihre Zeit" (2 Bde., Nördlingen 1863 u. 1869), u. v. Düringsfeld, „Das Buch denkwürdiger Frauen" (Lpz. 1871).

Jakobäa, auch Jakobe u. Jakobine, Herzogin von Jülich, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden u. Mechthilde's von Bayern, geb. 16. Jan. 1558, ward nach dem Tode ihrer protestantischen Eltern in München streng katholisch erzogen u. von der papistischen Partei gezwungen, sich 16. Juni 1585 mit Herzog Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg, dem Sohne des blödsinnigen Wilhelm IV., zu vermählen, damit die betreffenden Länder einmal nicht von protestantischen Fürsten geerbt würden. Graf Philipp von Manderscheidt, dem J.'s Herz gehörte, wurde über ihren Verlust wahnsinnig. Zum Troste schickte ihr der Papst die Goldene Rose. Doch die Römlinge hatten sich bitter getäuscht. Auch Herzog Johann Wilhelm ward bald blödsinnig u. J. blieb kinderlos. Dagegen trat sie kräftig dem Pfaffenthume u. höfischen Parteiwesen entgegen, entfernte die ränkesüchtige Sibylla, ihres Gatten Schwester, von diesem u. den Regierungsgeschäften u. knüpfte mit den Holländern Unterhandlungen an. Infolge dessen ließen ihre nunmehrigen Widersacher kein Mittel unversucht,

sie zu verderben; eine willkommene Handhabe bot namentlich J.'s ausschweifendes Leben. Es gelang, die Landstände zu einer Klage beim Kaiser zu bewegen, aber noch vor Entscheidung des langwierigen Prozesses ward die Unglückliche — wie behauptet wird, vom Hofmarschall Schenckern — 2. Sept. 1597 erdrosselt. Vgl. v. Haupt, „J., Herzogin v. Jülich" (Kobl. 1820), u. „Original Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen, betreffend den Prozeß der Herzogin J." (Düsseld. 1834). Auch ist der Stoff zu verschiedenen dramatischen Dichtungen benutzt worden; bekannt ist namentlich F. Kugler's „J." (Stuttg. 1850).

Jakobiner, politischer Klub zur Zeit der großen Französischen Revolution. Nicht lange nach der Eröffnung der Reichsstände zu Versailles (5. Mai 1789) vereinigten sich die fortschrittlichen Abgeordneten des dritten Standes aus der Bretagne zu einem Klub (club Breton), welchem bald auch andre, gleichgesinnte Deputirte beitraten. Nach der durch die Ereignisse des 5. u. 6. Oktober herbeigeführten Uebersiedelung des Königs u. der Nationalversammlung nach Paris nahm er, durch den Zutritt auch von Nichtabgeordneten bedeutend verstärkt, den Namen des Vereins der Verfassungsfreunde (Société des amis de la constitution, später S. de l'égalité et de la liberté) an. Gewöhnlich ward er nunmehr, Anfangs allerdings mehr schimpfweise von den Gegnern, nach seinem Versammlungslokal im Refektorium des aufgehobenen Klosters der J. (Dominikaner) in der Straße St. Honoré benannt, nahm aber bald selbst diese Benennung auf. Uebrigens herrschten zunächst in ihm noch entschieden die Anhänger der konstitutionellen Monarchie vor, neben welchen die Orléanisten noch für ihre besonderen Ziele eintraten, während mehr vereinzelt auch schon sehr weitgehende demokratisch republikanische Elemente sich bemerklich machten. Die letzteren bekamen 1790 die Oberhand im Klub, gleichzeitig verbreitete sich über ganz Frankreich, später auch über die in den Revolutionskriegen von den Franzosen besetzten Länder, nach seinem Vorbilde eingerichtete Gesellschaften, welche mit dem Mutterklub in Paris auf das engste verbunden waren u. mit ihm in stetem Einvernehmen standen u. handelten (die sog. „Affiliation" der Klubs). Der Klub von 1789 od., wie er nach seinem Versammlungsorte in einem anderen aufgehobenen Kloster genannt ward, der „Feuillants", dem sich die seit der Mitte 1791 vollends aus dem Jakobinerklub ausgetretenen Gemäßigteren anschlossen, konnte ihm keine erhebliche Konkurrenz machen u. ward bald von erregten Volksmassen zersprengt. Obgleich die konstituirende Nationalversammlung noch unmittelbar vor ihrem Auseinandergehen (Sept. 1791) die Macht derselben zu beschränken suchte, bekamen die J. doch durch den Zusammentritt der neuen, „legislativen" Nationalversammlung (Okt. 1791), deren Mitglieder zum großen Theil unter ihrem Einfluß gewählt waren, erst recht hohe Bedeutung. Noch vereinigte der Klub in sich die beiden Hauptschattirungen der republikanischen Partei, die „Girondisten" u. die „Bergpartei". Mit dem Zusammentritt des Konvents (21. Sept. 1792) trat der schon lange bestehende Zwiespalt zwischen den Girondisten u. der Bergpartei ganz offen zu Tage u. sie bekämpften sich mit immer wachsender Heftigkeit, nur vorübergehend wieder einmal durch ihre gemeinsamen Bemühungen für die Hinrichtung Ludwig's XVI. (21. Jan. 1793) zusammengeführt. Die Girondisten traten theils freiwillig aus dem Jakobinerklub, theils wurden sie ausgestoßen, u. nunmehr, bes. seit dem durch den Aufstand vom 2. Juni herbeigeführten Verhaftungsdekret des Konvents gegen Jene, ward der Klub unter der unbestrittenen Leitung des schon bisher einflußreichen Robespierre, zugleich mit dem Wohlfahrtsausschuß, der Hauptträger der eigentlichen Schreckenszeit, während der Konvent selbst nahezu zur Bedeutungslosigkeit herab sank. Der Sturz Robespierre's (27. Juli 1794) brachte die Gemäßigten wieder an das Staatsruder. Nachdem die J. durch eine Reihe von Maßregeln, namentlich auch durch die Anfeindung der sog. „goldenen Jugend" (jeunesse dorée), eingeschüchtert worden waren, konnte der Konvent am 16. Okt. die Affiliation der Klubs verbieten u. am 17. d. M. die Schließung des Klubs verfügen. Versuche der Auflehnung dagegen von Seiten der J. blieben erfolglos; doch behielten ihre Grundsätze noch lange Zeit zahlreiche Anhänger. Diese waren bes. betheiligt an den Aufständen 1. April u. 20. Mai 1795, dann an den Plänen des Gracchus Babeuf (s. d.), an dem sog. Klub des Pantheon, 1799 an dem sog. Klub der Reitbahn (du manège), u. als dieser gegen Ende Juli d. J. aufgelöst ward, entstand an seiner Stelle bereits am folgenden Tage ein neuer, der sich sogar den Namen der J. wieder beilegte, aber bereits 13. Aug. dasselbe Schicksal erlitt. Bald darauf ward durch den Staatsstreich (9. Nov. 1799) Napoleon Herr des französischen Staats u. hielt die Reste der Jakobinerpartei mit eiserner Strenge nieder.

Jakobiten hießen seit ca. 550 n. Chr. bis heutigen Tages die syrischen Monophysiten, d. h. die Anhänger der Lehre von der Einheit der Person Christi, welche Lehre von der übrigen Kirche auf den Konzilien zu Chalkedon (451) u. Konstantinopel (553) verdammt wurde. Schon vor letzterem Konzil hatte Kaiser Justinian I. die Monophysiten durch Gewalt zur Rechtgläubigkeit zu bringen gesucht; zahlreiche Bischöfe wurden verjagt od. eingekerkert u. die syrische Kirche war dem Erlöschen nahe. Da bestellten einige in Konstantinopel gefangene Monophysiten den Jakob, einen Mönch aus dem Kloster Phasilta bei Nisibis, seit 541 Bischof von Edessa, zu einem allgemeinen (ökumenischen) Bischof der syrischen Kirche. Unermüdlich u. allen Gefahren trotzend durchzog er Syrien u. Mesopotamien, sammelte die Zerstreuten zu Gemeinden, versah sie mit Geistlichen u. Bischöfen u. rettete so die syrische Kirche vom Verfall. Nach ihm erhielten seine Anhänger den Namen J., der später auch auf die ägyptischen Monophysiten ausgedehnt war, indem diese in der Lehre fast ganz mit den eigentlichen J. übereinstimmen. Von der katholischen Kirche unterscheiden sich die J. eigentlich nur durch die Annahme einer Natur in Christo, die durch die unbedingte Vereinigung der göttlichen u. menschlichen Natur entstanden ist. — An der Spitze der J. steht ein Patriarch mit dem Titel eines Patriarchen von Antiochien. In Wahrheit aber hat er nie daselbst residirt, sondern meist in Diarbekr od. auch (seit dem 12. Jahrh.) in einem Kloster bei der Stadt Mardin. Unter dem Patriarchen der westlichen J. steht als Oberhaupt der östlichen (d. h. bes. jenseit des Tigris wohnenden) der sog. Maphrian, d. h. Fruchtbringer. Derselbe residirte bis 1089 zu Tagrit am Tigris, seitdem zu Mosul in dem Matthäuskloster. Auch in Jerusalem befindet sich noch bis heute ein jakobit. Bischof. Die Kirchensprache ist noch die altsyrische, die ganze Kirche aber nach neueren Reisenden theils wegen der Armuth ihrer Anhänger, theils wegen der entsetzlichen Unwissenheit ihrer Geistlichen in tiefem Verfall. Ihre Gesammtzahl in Damaskus, Mardin, Nisibis, Diarbekr, Mosul u. s. w. dürfte sich höchstens noch auf 60,000 belaufen. — In der engl. Geschichte nennt man J. die Anhänger der seit 1689 gestürzten Dynastie Stuart (s. „Jakob II. u. III."). Soweit sie entweder freiwillig dem vertriebenen König in die Verbannung folgten od. als Theilnehmer an Verschwörungen u. Aufständen sich durch die Flucht der Strafe zu entziehen vermochten, fanden sie namentlich in Frankreich Aufnahme u. Unterstützung. Aber weit größer noch, bes. in Schottland u. Irland, auch unter dem Adel von England, war die Zahl derjenigen, welche zurückblieben u. den neuen Regierungen unter allen Formen entgegenwirkten; soweit sie sich am öffentlichen Leben betheiligten, bildeten sie den äußersten rechten Flügel der Torypartei. Dafür wurden sie von jenen, jedoch mit Ausnahme der letzten Jahre der Königin Anna (1702 bis 1714), mit äußerster Strenge überwacht u. verfolgt. Seit der Schlacht bei Culloden (1746) hörten sie auf, der neuen Dynastie Hannover gefährlich zu sein, doch lebten jakobit. Gesinnungen in einzelnen Kreisen noch lange fort u. schwanden gänzlich erst mit dem Aussterben des Hauses Stuart.

Jakobus ist der Name von wenigstens zwei, wahrscheinlicher aber von drei unmittelbaren Jüngern Jesu. Deutlich zu unterscheiden sind im Neuen Testament 1) **J.**, der Sohn des Zebedäus u. der Salome, Bruder des Apostels Johannes. Wie ihr Vater erscheinen die beiden Brüder als Fischer am Galiläischen See, wahrscheinlich zu Kapernaum. Durch ihre Mutter Salome, die Schwester der Maria, mit Jesu verwandt, werden sie vom Fischfang hinweg zu Jüngern Jesu berufen u. bilden zusammen mit Petrus den engsten Kreis derselben. Für den feurigen Charakter der Brüder spricht die Benennung „Donnersöhne" (Mark. 3, 17). Von den weiteren Schicksalen dieses J. des Aelteren ist nur bekannt, daß er im J. 44 auf Befehl des Herodes Agrippa mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Er scheint also seinen beständigen Sitz zu Jerusalem gehabt zu haben. Von besonderer Bedeutung wurde dieser J. für die katholische Kirche Spaniens, indem sich dieselbe (seit dem 7. Jahrh.) rühmte, von ihm gestiftet zu sein. Unter dem Namen St. Jago galt er als Schutzheiliger Spaniens in den Kämpfen gegen die Mauren, u. St. Jago di Compostella, wo seine angeblichen Gebeine aufbewahrt wurden, ward einer der berühmtesten Wallfahrtsorte. 2) **J.** der Gerechte, der Bruder des Herrn. Er wird Mark. 6, 3 an erster Stelle unter den nachgeborenen Brüdern Jesu genannt, war aber damals noch nicht für denselben gewonnen; doch erscheint er bereits um das J. 40 neben Petrus als das Haupt der Christengemeinde zu Jerusalem, in welcher er der streng juden christlichen Partei angehörte. Deshalb stand er auch trotz seines Christenthums bei den Juden in hohem Ansehn u. führte bei diesen den Beinamen des Gerechten (d. h. des Gesetzestreuen). Ueber seinen Märtyrertod berichtet Josephus, daß der sadducäische Hohepriester Annas J. als das Haupt der „Nazarener" mit Andern habe steinigen lassen. 3) **J.**, Sohn des Alphäus u. einer Maria, die unter den

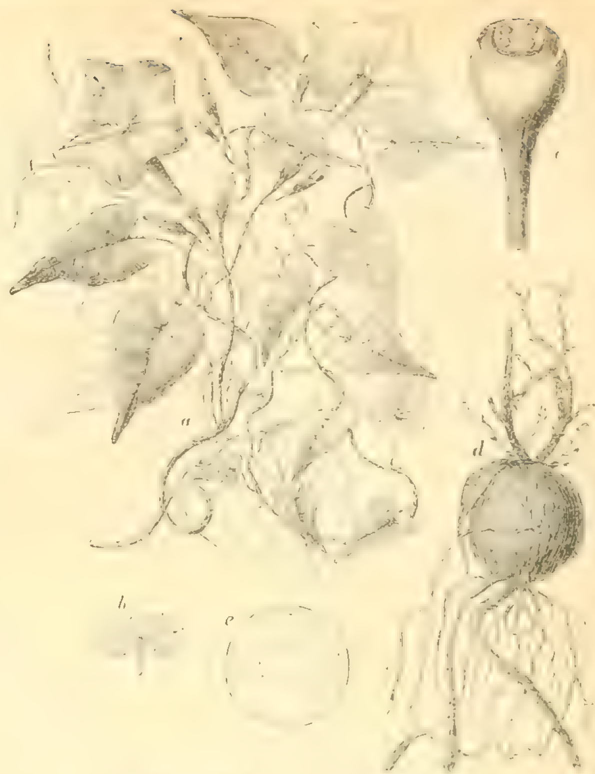
Begleiterinnen Jesu u. den Zeugen seines Todes genannt wird, erscheint vom Anfang an unter den zwölf eigentlichen Aposteln Jesu. Eine alte Streitfrage ist es nun, ob dieser J. mit J. dem Gerechten dieselbe Person gewesen od. von ihm zu unterscheiden sei. Im ersterem Falle nimmt man an, sein Vater Alphäus sei der Schwager der Maria, der Mutter Jesu, gewesen u. die Bezeichnung als „Bruder des Herrn" gebe nicht auf einen leiblichen Bruder, sondern nur auf einen Vetter desselben. Die Bezeichnung das Vetters als Bruder wäre aber sehr mißverständlich gewesen, da Jesus nach dem Obigen wirklich einen leiblichen Bruder J. hatte, u. dann befand sich J. Alphäi schon unter den Aposteln, als die Brüder Jesu noch nicht an ihn glaubten (Joh. 7, 5). Dazu kommt, daß die älteste Ueberlieferung doch J. den Gerechten von den eigentlichen Aposteln unterscheidet u. von „vielen" J. spricht. — Dieselbe Streitfrage kehrt übrigens wieder in Bezug auf den Verfasser des Jakobusbriefs, einen der sog. katholischen Briefe im Neuen Testament. Gehört dieser, übrigens tiefsinnige u. tiefernste Brief mit seinem judenchristlichen Standpunkt u. seinem Widerspruch gegen die allzustreng gefaßte Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben in die früheste Zeit der apostolischen Kirche, so könnte an die Abfassung durch J. den Gerechten od. J. Alphäi gedacht werden. Andere hingegen verlegen ihn in eine viel spätere Periode des apostolischen Zeitalters u. dann wäre ein sonst unbekannter J. als Verfasser anzusehen.

Jakuten, ein tatar. Volk an der mittleren u. unteren Lena. Die J. nennen sich selbst Sochalar Sing. — Socha u. betreiben Jägerei, Fischfang u. in den bewohnteren Theilen ihres Gebietes Pferde- u. Rindviehzucht. Der größte Theil der J., deren Zahl auf 200,000 Seelen berechnet wird, ist zwar getauft, hängt aber trotzdem noch am Schamanenthum, dem sie früher zugethan waren.

Jakutsk, ein Oblast des Gen.-Gouv. Ostsibirien, liegt zwischen dem 100.° u. 170.° östl. Länge, zwischen dem Stanowoigebirge u. dem Eismeer im Gebiete der unteren Lena, u. umfaßt 71,420 □M. mit nur 228,360 Bewohnern, meist Jakuten u. Tungusen, die Jagd u. Fischfang treiben. Das Klima ist außerordentlich rauh. Die Kälte steigt im Januar oft bis −50°, dagegen die Wärme in dem kurzen Sommer bis +38°. Der Bezirk ist reich an Pelzthieren, Mammuthelfenbein u. Gold. Die Stadt J., an der Lena unter 62° 2′ n. Br. 82 m. über dem Meere gelegen, mit 1980 E., ist der Hauptsitz des ostsibir. Pelzhandels, dessen Umsatz auf der Messe, welche in J. im Juli stattfindet, 6¾ Mill. Mk. an Werth erreicht. In der Umgebung der Stadt hat man bei vergeblichen Bohrungen nach Wasser ermittelt, daß der Boden bis in 100 m. Tiefe gefroren ist.


Nr. 3527. Jakuten.

Jalapa, Stadt mit 15,000 E. in dem mexikan. Staate Veracruz, liegt am Fuße des basaltischen Berges Macultepec, 12 M. im NW. der Stadt Veracruz, 1325 m. über dem Meere an der alten Straße zwischen Mexiko u. Veracruz. Das Klima ist sehr gesund, die Umgebung fruchtbar u. die Bevölkerung wohlhabend, doch hat der Verkehr nach der Eröffnung der großen Handelsstraße über Orizaba beträchtlich abgenommen. Auf einer Anhöhe über der Stadt erhebt sich ein burgartiges, schon 1555 gegründetes Franziskanerkloster. J. hat der Jalapenwurzel (s. d.) den Namen gegeben, obgleich diese in weit größerer Menge in den südlicheren Gebirgsgegenden gewonnen wird.


Nr. 3528. Die Jalapenwurzel (Radix Jalapae).
(a Stengel (⅓ nat. Gr.), b Blatt (5mal vergr.), c Frucht oben durchschn. (nat. Gr.), d Knolle (⅓ nat. Gr.), e Durchschnitt derselben (⅔ nat. Gr.).)

Jalapenwurzel, Radix Jalapae, eine Drogue, die aus den Wurzelknollen der in Mexiko heimischen Ipomoea Schiedeana *Zucc.* od. Convolvulus Purga *Wend.* besteht. Man findet sie im Handel in Form birnenförmiger od. durch Zerschneiden größerer Knollen scheibenförmiger Stücke, die eine graubraune, runzlige Oberfläche besitzen u. auf der Schnittfläche konzentrische, dunkele u. glänzende Harzstreifen zeigen. Die J. hat einen eigenthümlichen, unangenehmen, betäubenden Geruch u. einen kratzenden, scharfen Geschmack; sie wirkt stark abführend. Der wirksame Bestandtheil der J. ist ein harzartiger, zur Klasse der Glykoside gehörender Körper, das Convolvulin, welches sich durch Behandlung mit Salzsäure in Zucker u. Convolvulinol spalten läßt. Das Convolvulin ist in Alkohol, aber nicht in Aether löslich. Im unreinen Zustande kommt dieser Stoff unter dem Namen Resina Jalapae, Jalapenharz, in dem Arzneischatz vor; dasselbe wird zuweilen auch aus den sog. Jalapenstengeln des Handels bereitet, welche jedoch von einer anderen Pflanze, dem Convolvulus Orizabensis *Lin.*, abstammen u. einen, in seiner Wirkung dem Convolvulin der echten Jalapa ähnlichen, aber nicht gleichen Stoff enthalten; man nennt denselben Jalapin. Das letztere ist identisch mit dem im Scammonium vorkommenden, zu den Glykosiden gehörigen Stoff, der die abführende Wirkung dieser Arzneimittel bedingt. Das Jalapin ist eine farblose, geruchlose, spröde Substanz, die in der Hitze schmilzt, sich in Wasser sehr wenig, in Spiritus leicht löst u. durch Erhitzen mit verdünnten Säuren in Jalapinolsäure u. Zucker gespalten wird. Das reine Jalapin hat bis jetzt noch keine Verwendung gefunden.

Jalomitza, Nebenfluß der Donau in der Walachei, entspringt an dem Südabhange der siebenbürg. Karpathen, im S. von Kronstadt, durchströmt den östl. Theil des rumän. Tieflandes in fast östl. Richtung, nimmt die Prahova auf u. mündet in der Nähe von Hirsova auf der linken Seite.

Jalousie (spr. Schalusie), vom franz. jalousie, d. i. Eifersucht, ist der Name für eine Art Fensterladen, welche in der Regel aus einem Rahmen bestehen, worin in der Querrichtung schmale Bretchen eingezapft sind, die mittels eines Stabes od. Bandes gleichzeitig gedreht werden können, so daß mehr od. weniger breite Lichtspalten od. ein dichter Schluß hergestellt werden kann. Dem Umstande, daß dergleichen Fensterladen den Einblick von außen in das Innere der Zimmer nicht gestatten, verdanken sie ihren Namen. Die in der neueren Zeit aufgekommenen Roll- u. Zugjalousien, die bei. zum Schutze gegen Diebseinbrüche angewendet

werden, bestanden zuerst aus starker, mit aufgeleimten Holzleistchen versehener Leinwand, sind aber ihrer geringen Dauer u. Sicherheit wegen neuerdings fast vollständig durch die aus Eisenblech gefertigten Rolljalousien verdrängt worden. Diese letztere Art J.n besteht aus 8–10 cm. breiten galvanisirten Eisenblechstreifen von der erforderlichen Länge. Die Form u. Verbindungsweise dieser Streifen zeigt Nr. 3529 im Querschnitt. Die so zusammen gehängten Blechstreifen gleiten zu beiden Seiten der Fensteröffnung in zwei Falzen u. wickeln sich auf eine oberhalb angebrachte hölzerne Walze, die mittels eines Riemens u. Räderwerks in Umdrehung versetzt wird. Auch nimmt man blos canälirte Blechtafeln; beim Aufrollen legen sich die Canäluren derart in einander, daß die Rolle nur einen sehr geringen Umfang bildet.

Nr. 3529. Jalousie. Zusammenfügung der Bleche.

Jamaica, eine Insel der Großen Antillen im Besitz Großbritanniens im S. des östl. Theiles von Cuba, im W. des Windwärtskanales gelegen, zwischen 17° 44′ u. 18° 32′ n. Br. u. 76° u. 78° 40′ w. v. Gr., hat einen Flächeninhalt von 199,87 □M. u. ist 32 M. lang u. 11 M. breit. Die bes. im S. reich gegliederte Küste hat 16 sichere Häfen u. 30 gute Ankerplätze. Das Innere wird von mehreren parallelen Gebirgen in der Richtung von W. nach O. durchzogen; dieselben fallen an der Nordküste steil zum Meere ab, bieten nam. in den Blauen Bergen (Blue Mountains) einen überaus malerischen Anblick dar u. erheben sich im Westpik, dem höchsten Punkte der Insel, bis zu 2236 m.; außerdem hat aber J. noch eine nicht unbedeutende Anzahl von Berggipfeln über 1600 m. Die Gebirge bestehen größtentheils aus Kalkstein. Unter den Flüssen, welche die ganze Insel reich bewässern, ist der 8 M. lange Black-River auf eine kurze Strecke seines Unterlaufes schiffbar. Das Klima ist am gesündesten auf den Plateaux im Innern; Regen fällt fast in allen Monaten, am wenigsten im Februar u. März; die eigentliche Regenzeit dauert vom August bis September; Orkane sind weniger häufig als auf den Kleinen Antillen. Die Bevölkerung J.'s zählte 1871: 506,154 Seelen, davon gehörten 13,101 zur weißen, 392,707 zur schwarzen Rasse u. 100,346 waren Mischlinge. Die Weißen bestehen aus Engländern, engl., span. u. franz. Kreolen u. Juden u. wohnen vorzugsweise in den Städten. Die außerordentlich große Anzahl von Negern übt auf die sozialen u. wirthschaftlichen Verhältnisse dieser wichtigen Insel einen ungünstigen Einfluß aus. Die Sklaverei ist 1838 aufgehoben worden, seitdem hat aber auch die Produktion stetig abgenommen, ohne daß die Bildung der Afrikaner gestiegen ist. Die Neger sind meistens im Besitz kleiner Ländereien, welche zur Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse genügen; sie sind träge u. widerspenstig, u. obgleich sie alle sich Christen nennen, doch zum Theil wieder in ihren urafrik. Fetischdienst zurückversunken. Unter der oben angeführten offiziellen Volkszahl sind wahrscheinlich die chines. u. ind. Kuli nicht einbegriffen, welche in den letzten Jahren, um die Arbeit der Neger zu ersetzen, zahlreich nach J. exportirt worden sind; allein 1871 wurden deren 15,169 dort gelandet, die meisten verlassen allerdings die Insel nach wenig Jahren mit einem kleinen ersparten Vermögen wieder. Die Indianer waren schon 1560 ausgerottet. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist der Ackerbau. Der fruchtbare Boden erzeugt fast alle tropischen Früchte, bes. Kassaven, Bataten, Mais u. Erbsen; die wichtigste Handelspflanze ist das Zuckerrohr, von dem jährlich ungefähr 25 Mill. Kg. Zucker u. als Nebenprodukt über 20,000 Fässer Rum gewonnen werden; die seit 1729 eingeführte Kaffeekultur giebt jährlich einen Ertrag von etwa 1,500,000 Kg. Seit der Emanzipation der Sklaven hat die Ausfuhr von Zucker u. Kaffee beträchtlich abgenommen. Von großer Bedeutung ist außerdem der Anbau von Piment, Ingwer u. in neuester Zeit des Chinarindenbaumes geworden; exportirt wird noch Arrowroot, Sassaparille u. Mahagoniholz. Die Kultur des Indigo u. Kakao, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr umfänglich betrieben wurde, hat fast ganz aufgehört. Die Viehzucht deckt eben so wenig wie der Getreidebau die Bedürfnisse der Insel, obgleich die Savannen im Innern der Insel sich vorzüglich für dieselbe eignen. Auch der Handel zeigt eine Abnahme; 1872 betrug die Einfuhr 1,560,000, die Ausfuhr 1,418,000 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr umfaßte 747,000 Tonnen. — Die Verwaltung der Insel liegt in den Händen eines Gouverneurs, neben dem ein von der Krone ernannter Staatsrath u. ein aus zwei Häusern zusammengesetztes Parlament stehen. Die kirchlichen Angelegenheiten leitet der Bischof von Kingston. Das Heer besteht aus 1400 Mann, darunter 800 Schwarze. Die Einnahmen J.'s betrugen 1872: 495,000, die Ausgaben 455,000, die öffentliche Schuld 652,000 Pfd. Sterl. — J. ist in die Grafschaften Middlesex, Surrey u. Cornwall u. in 14 Kirchspiele eingetheilt. Die größten Städte sind Kingston, Hauptstadt mit 36,000 E., Spanish-Town mit 7000 E., Port Royal mit 6000 E. — J. ist durch Columbus 3. Mai 1494 auf seiner zweiten Reise entdeckt worden, wurde von den Spaniern kolonisirt u. kam 1580 an Portugal. Die Engländer erzwangen 1659 die Abtretung u. gaben der Insel eine bes. Verfassung, doch richteten Negeraufstände (1690), Erdbeben (1692) u. Epidemien große Verwüstungen an. Die Emanzipation der Sklaven erfolgte 1838; trotzdem mußte 1865 ein Negeraufstand mit großer Strenge unterdrückt werden.

Jamaicaholz, s. „Comocladia" u. „Bahamaholz".

Jambo (Yanbo), Seestadt am Rothen Meere, Hafenplatz von Medina, in der arab. Provinz Hedschas, mit 7000 E., liegt mit seinen weißen, meist aus Korallenkalk aufgeführten Häusern in der schmalen, glühend heißen, wasserlosen Küstenebene am Abfall des Plateaus vom inneren Arabien. Obgleich der Hafen nur eine schmale Einfahrt hat u. vor den Stürmen ungeschützt ist, so hat J. doch einen sehr lebhaften Handelsverkehr infolge der Pilgerzüge, welche eine unmittelbare Dampfschiffverbindung mit Dschidda, dem Hafen von Mekka, hervorgerufen haben; deshalb befinden sich in J. auch ein türkisches Zollhaus u. große Warenniederlagen. Das Trinkwasser muß vom Gebirge herabgebracht werden, über welches die Karawanen in vier Tagen Medina erreichen.

Jambosa, Jambosenbaum; Pflanzengattung der Myrtaceen mit vielen Arten, welche meist im Ind. Archipel vorkommen u. die Rosenäpfel od. Jambosen, ein beliebtes Obst, hervorbringen, welches unter dem Namen Djambu in Indien bekannt ist. Die meisten Arten sind von mittlerem Wuchse, haben schöne, oft große u. glänzende Blätter, die apfel- od. birnartigen, fleischigen Früchte sind von gelber od. rother Färbung. Am geschätztesten ist die J. macrophylla (djambu bol) mit rothen, J. Malaccensis (djambu itam) mit dunkelrothen, J. Samarangensis (djambu samarang) mit glänzend weißen od. hellrothen, J. aquea (djambu ajer) od. Wasserjambu mit wachsglänzenden, u. J. vulgaris (djambu ajer marvar) od. Rosenwasserjambu mit kugelrunden, hellgelben Früchten. Von diesen hat man einige auch nach andern Ländern verpflanzt: die erste nach Westindien u. Brasilien, die zweite nach Trinidad, die dritte nach Brasilien, die letzte in alle Tropengegenden. Der rosenartige Duft ihrer Früchte hat denselben den Namen verschafft.

Jameson (spr. Dschehmsen), Anna, engl. Schriftstellerin, war eine Tochter des Malers Murphy u. wurde 19. Mai 1797 zu Dublin geb. Als Erzieherin erhielt sie Gelegenheit zu einer Reise nach Italien u. erregte dann mit ihrem Reisetagebuch, das sie unter dem Titel „Diary of an invalid" erscheinen ließ, solches Aufsehen, daß sie nach ihrer Verheirathung mit dem Richter Robert J. ihre literarische Thätigkeit fortsetzte. Auf ihren späteren Reisen besuchte sie wiederholt Frankreich, Deutschland u. auch Nordamerika. Sie starb zu London 17. März 1860. Von ihren zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Characteristics of the female characters of Shakespeare" (deutsch von Wagner, Lpz. 1834); „Winterstudies and summerrambles in Canada" (Lond. 1838, deutsch von Amalie Winter, 2 Bde., Braunschw. 1839); „Sacred and legendary art, or legends of the saints and martyrs" (ebd., 4. Aufl. 1865); „Legends of the monastic orders" (ebd., 3. Aufl. 1866); „Legends of the Madonna" (ebd., 3. Aufl. 1865); „History of our Lord and his precursor St. John as represented in Christian art" (2 Bde., ebd. 1859–64). Auch übersetzte sie die Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen ins Engl. („Pictures of the social life of Germany", Lond. 1840).

Jamesone, George, ein schott. Maler, der, zu Aberdeen 18. Febr. 1856 geb., zu Edinburg 1644 gest., sich in Antwerpen unter Rubens ausbildete u. sich durch seine Portraits den Namen des schott. van Dyck erwarb. Außerdem malte er auch Historienbilder u. Landschaften.

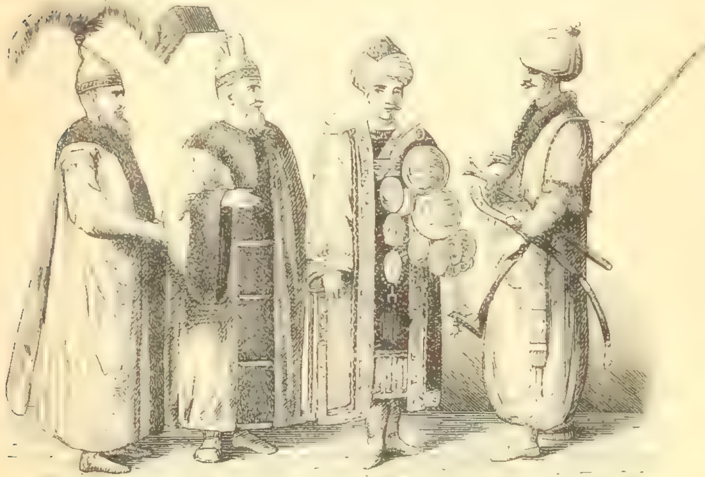
James-River (spr. Dschehms riwwer), der wichtigste Fluß des nordamerik. Unionsstaates Virginia, entspringt in den Alleghanies unweit der Grenze Westvirginia's, fließt an der Südseite Richmonds vorbei, bis zu welcher Stadt größere Schiffe aufwärts fahren können, u. mündet nach einem Lauf von 110 M. am Südende der Chesapeake-Bai bei Norfolk, indem er sich hier seenartig erweitert u. die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann.

Janapam, s. „Crotalaria".

Janauschek, Franziska Magdalena Romance, gen. Fanny, eine ausgezeichnete Tragödin tschechischer Abkunft, geb. zu Prag 20. Juli 1830, ward von Karl Baudius (s. d.), dem damaligen Charakterdarsteller an der Prager Bühne, für das recitirende Schauspiel ausgebildet, erntete gleich bei ihrem ersten Auftreten auf derselben (als Karoline in „Ich bleibe ledig") reichen Beifall, spielte dann zunächst in kleineren Orten Sachsens u. Württembergs, trat im Sept.

1847 ein Engagement in Köln an, ging im Mai 1848 als erste Liebhaberin nach Frankfurt a. M., wendete sich aber seit 1849 mehr u. mehr dem tragischen Charakterfache zu; folgte 1861 einem Rufe an das Hoftheater in Dresden, verließ jedoch dasselbe bald wieder u. befindet sich seitdem auf Kunstreisen. Eine solche führte sie 1870 auch nach Nordamerika, wo sie bis 1871 blieb, um Ende 1874 abermals dorthin zurückzukehren. Sie gastirt dort hauptsächlich auf engl. Bühnen in Stücken wie „Maria Stuart", „Macbeth", „Deborah" 2c.

Jane Grey, s. „Grey".



Nr. 3530. Janitscharen aus dem 18. Jahrh. Höhere Offiziere, Offizier u. Soldat

Jang-tse-Kiang, blauer Fluß, der größte Strom China's, auch Ta kiang (großer Fluß) genannt, hat bei einer Länge von 685 M. ein Stromgebiet von 35,700 □M. Seine Hauptquellen liegen in den Tschurkulebergen Ku Ku-noriens, von denen aus der 240 M. lange Oberlauf Anfangs in östl., dann in südöstl. u. südl. Richtung sich erstreckt. Am Ende des Oberlaufes, da, wo unter 100° östl. v. Gr. das Gebirge durchbrochen wird, empfängt er links den großen Ja lung-Kiang. Nun wendet sich der J. nach N., hierauf nach NO. u. endlich bis zum 112.° östl. L. nach O. Dabei durchfließt der J. sehr enge u. gewundene Thäler mit vielen Stromschnellen. Große Zuflüsse vermehren seine Gewässer bedeutend: links der Min-Kiang, der den Chinesen als eigentlicher Quellarm gilt, u. der Kia-ling Kiang, während ihm von S. der Tsing-Kiang zuströmt. Unter dem 112.° östl. von Gr. beginnt mit dem Eintritt in das Tiefland der Unterlauf des Flusses, in dem die Ebbe u. die Flut sich bis auf 80 M. vom Meere bemerklich macht. Der J. ändert hier seine Richtung erst in eine nordöstl., bis er in östl. Laufe das Meer erreicht. Im Unterlaufe erhält er von links den Han-Kiang, von rechts die Abflüsse des Tong-ting- u. des Po jangsees, ist außerordentlich wasserreich, oberhalb Nan-King 1 M. breit, bis 40 M. von der Mündung selbst für tiefgehende Seeschiffe fahrbar u. durch den Kaiserkanal mit dem Hoang-Ho verbunden.

Janhagel, der gemeine Auswurf des Volkes, der liederliche Pöbel.

Janin (spr. Schanäng), Jules Gabriel, franz. Schriftsteller, bes. auf journalistischem Gebiete, geb. 24. Dez. 1804 zu Condrieu (Rhône) als Sohn eines israel. Advokaten, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung zu St. Etienne u. Paris u. begann, durch die Noth gedrängt, seine literarische Thätigkeit in sehr jugendlichem Alter an der kleinen Theaterzeitung „La Lorgnette"; nebenbei veröffentlichte er mehrere, nicht gerade bedeutende Romane, in deren einem („Barnave", 4 Bde., 1831) er die heftigsten Ausfälle gegen das Haus Orleans sich erlaubte. Bald darauf übernahm er bei dem orleanistischen „Journal des Débats" die Leitung des Theaterfeuilletons, welche er bis kurz vor seinem Tode, nahezu vierzig Jahre lang, fortgeführt hat. In dieser Stellung wurde J. der eigentliche Schöpfer des modernen franz. Feuilletons, sowie der Meister der schönwissenschaftlichen, speziell der dramatischen Kritik. J.'s schriftstellerische Thätigkeit war eine ungemein vielseitige: er verfaßte außerdem noch Romane, literarische Essays u. Reiseskizzen u. schrieb vielfach zu den Werken seiner literarischen Freunde Einleitungen od. Vorreden. Unter seinen Romanen sind bes. nennenswerth: „La chemin de traverse" (1836, 2 Bde.) u. „La religieuse de Toulouse" (1850, 2 Bde.). Trotz der Massenhaftigkeit seiner Produktion hat er doch kein einziges Werk hinterlassen, welches ihm dauernden Nachruhm sichern könnte. Selbst seine kritischen Arbeiten für die Tagespresse verrathen bei allem Geist u. Scharfsinn doch nicht selten durch die Inkorrektheit des Stiles, wie es ihm meist nur darum zu thun war, nach Witz zu haschen u. einen augenblicklichen Effekt zu erzielen. Das relativ bedeutendste der Werke J.'s dürfte seine sechsbändige „Histoire de la littérature dramatique" sein, in welcher seine besten Feuilletons über die Geschichte des Dramas zu einem anziehenden u. gefälligen Ganzen vereinigt sind. J. starb 19. Juni 1874 zu Paris.

Janitscharen (spr. Jenetschjeri, d. h. neue Krieger) waren stehende Truppen, deren Errichtung schon 1329 von Sultan Orklan II. beabsichtigt, 1362 von Sultan Murad I. Amurat ausgeführt wurde. Sie bestanden nur aus Fußvolk u. wurden ursprünglich aus Christen rekrutirt, weil den Türken der Dienst zu Fuß nicht zusagte. Man nahm theils gefangene Christen, theils mußte bis zu Ende des 17. Jahrh. je der fünfte Knabe der christlichen Bevölkerung des Osmanischen Reiches, wenn er 15 Jahre alt war, für die J. gestellt werden. Das Janitscharencorps zählte Anfangs 12,000 Mann, stieg aber bis auf 100,000 besoldete Mann, während die Zahl der Nichtbesoldeten fast eben so groß war. Mit der Zeit wurden die J. selbst dem Sultan gefährlich. Vier Sultane büßten mit Thron u. Leben die Absicht, sie aufzuheben, bis es Mahmud II. gelang, sie mit Hülfe seiner regulären Truppen u. eines großen Theils der Bevölkerung Konstantinopels zu Paaren zu treiben, nachdem bei der Beschießung der Janitscharenkaserne auf dem Atmeidanplatze, dem alten griech. Hippodrom, 14. Juni 1826 etwa 20,000 J. das Leben verloren hatten u. eine weit größere Menge geflohen war.

Janitscharenmusik, d. i. die türk. Kriegsmusik, bestehend aus melodieführenden Blasinstrumenten, welche von stark klingenden Schlaginstrumenten (als Becken, große u. kleine Trommel, Triangel, Roßschweifstab mit Glocken [auch Halber Mond, Schellenmond genannt], die den Rhythmus recht fühlbar markiren) begleitet werden; sie ist roh u. lärmend. — Man hat ihren Namen auch bei uns vorzugsweise auf die Gruppe der Schlaginstrumente, große u. kleine Trommel, Becken u. Triangel, im Orchester übertragen, ferner auch auf solche Militärorchester, die ebenfalls nur aus Blasinstrumenten u. den genannten, eine sehr wichtige Rolle darin spielenden Schlaginstrumenten bestehen. Die Italiener gebrauchen dafür den Ausdruck „Banda".

Jan Mayen, die nördlichste vulkanische Insel, im O. von Grönland unter 70° 49′ bis 71° 8′ nördl. Br. u. 7° 26′ bis 8° 44′ w. v. Gr. gelegen; ist ungefähr $7^1/_2$ M. lang u. $2^1/_4$ M. breit; auf ihr erhebt sich der Beerenberg zu 2232 m.; im SW. desselben der zur Zeit wahrscheinlich ruhende Vulkan Esk. J. M. ist unbewohnt, wird aber häufig von Walfischjägern besucht. Entdeckt ist die Insel 1607 von Hudson, den Namen hat sie erhalten von einem holländ. Schiffer, welcher sie 1611 besuchte.



Nr. 3531. Cornelius Jansen (geb. 28. Okt. 1585, gest. 6. Mai 1638).

Jansen, Cornelius, der Urheber der katholischen Kirchenpartei der Jansenisten, wurde 28. Okt. 1585 zu Ackoi bei Leerdam im nördl. Holland von katholischen Eltern geb., erhielt seine Vorbildung zu Utrecht u. studirte seit 1602 auf der Universität zu Löwen Theologie. Nachdem er sich hier eingehend mit Augustin beschäftigt hatte,

ging er um 1605 nach Paris u. später nach Bayonne, woselbst er Vorlesungen hielt. Nach Löwen zurückgekehrt, wurde er 1617 Doktor der Theologie u. bald darauf auch Professor an der Universität. Dieselbe ehrte ihn mehrmals durch Uebertragung von Gesandtschaften nach der Hauptstadt Spaniens. Trotz der Feindschaft der Jesuiten erhielt er 1636 den Bischofsstuhl von Ypern. Hier starb er jedoch bereits 6. Mai 1638 an der Pest.

Jansenisten. Als nach dem Tode Jansen's das Hauptwerk desselben „Augustinus od. Lehre des heiligen Augustin über die Gesundheit, Krankheit u. Heilung der menschlichen Natur" (3 Bde., Löwen 1640; Fol., dann nachgedruckt zu Paris 1641 u. öfter) erschien, worin die Wiederherstellung der augustin. Lehre von der Gnadenwahl als alleinige Grundlage einer Reform der Kirche angestrebt wurde, erhob sich ein ungeheures Aufsehen, welches in dem Für u. Wider der Ansichten, die über den Inhalt laut wurden, das erste Stadium des Jansenistischen Streites vorbereitete. Die Jesuiten erlangten zunächst vom Papste nur eine Bulle (1642), welche zwar die Lehre des Jansen tadelte, übrigens aber den Streit niederzuschlagen suchte. Unterdessen aber hatte ein Lehrer der Pariser Universität, A. Arnauld, sich die Lehre Jansen's ausdrücklich angeeignet u. so gleichsam den Grund zu einer besonderen Partei der J. gelegt. Da er auch sonst die Lehre u. bes. die Moral der Jesuiten schonungslos angriff, so geriethen nicht nur Paris u. der Hof, sondern bald auch die übrigen geistlichen Orden durch den Streit in die größte Aufregung. Endlich 1653 erwirkten die Jesuiten von Papst Innocenz X. eine Bulle, in welcher fünf Sätze Jansen's als ketzerisch verdammt wurden. Die J. stimmten dem zwar bei, erklärten aber, die fünf Sätze ständen gar nicht in der behaupteten Form in Jansen's „Augustin". Arnauld wurde deshalb 1656 aus der Pariser Sorbonne ausgestoßen; fand aber mit vielen Freunden eine Zuflucht bei seiner Schwester Angelica, Aebtissin des Klosters Port-Royal bei Paris. Dieses wurde so der Mittelpunkt einer auserlesenen Gemeinschaft geistreicher u. gelehrter Männer, die alle in der Verehrung Jansen's u. im Haß gegen die Jesuiten einig waren. Unter ihnen ragte bes. hervor der edle Blaise de Pascal (s. d.). Die Jesuiten erlangten jetzt eine neue Bulle des Papstes, welche von allen J. unbedingte Unterwerfung unter die päpstlichen Entscheidungen verlangte. Bis 1660 wogte der Streit hin u. her; da griff endlich Ludwig XIV. zu Gewaltmaßregeln. Alle Geistlichen, Mönche u. Nonnen sollten die Bulle des Papstes unterschreiben u. die Ketzerei Jansen's verfluchen, bei Strafe der Einkerkerung od. Vertreibung. Viele traf dieses Schicksal, Andere flüchteten freiwillig in die Niederlande. Aber Arnauld blieb fest u. zahlreiche Bischöfe schlossen sich ihm an. Dies bestimmte Ludwig XIV., 1668 mit den J. einen Vergleich abzuschließen, in welchem sich diese zu einem „ehrfurchtsvollen Stillschweigen" verstanden. Schon acht Jahre später brach aber der Streit von Neuem aus; doch fanden es die Häupter der J. jetzt gerathen, in die span. Niederlande zu fliehen; so der Pariser Theologe Pasquier Quesnel 1678, Arnauld selbst 1679. Der Letztere war bis zu seinem Tode 1694 für die Sache des J. thätig. Die erbitterten Jesuiten hielten sich dafür an seine Anhänger in Frankreich; 1709 erlangten sie die Aufhebung u. Zerstörung des Klosters Port-Royal.

Das zweite Stadium des Jansenistischen Streites dreht sich hauptsächlich um Quesnel's Ausgabe des Neuen Testaments, welche 1693 mit Anmerkungen in evangelischem Geiste erschien. Da viele franz. Bischöfe, auch der Erzbischof von Paris, Kardinal Noailles, diese Ausgabe empfahlen, so erwirkten die Jesuiten 1713 von Clemens XIII. eine Bulle, die berüchtigte Konstitution „Unigenitus", in welcher 101 Sätze Quesnel's verdammt wurden. Aber die J. u. sonstige Feinde der Jesuiten vereinigten sich jetzt zu der Partei der „Appellanten"; ihnen standen die Päpstlichen als „Acceptanten" gegenüber. Vergebens belegte der Papst 1718 die Appellanten mit dem Bann; erst Ludwig XV. ergriff härtere Maßregeln gegen sie. Auch Noailles mußte sich 1728 unterwerfen; ein Theil der J. aber leistete fast schwärmerischen Widerstand, u. selbst das niedere Volk wurde jetzt hereingezogen durch das Gerücht von Wundern, die sich auf dem Grabe eines 1727 verstorbenen jansenistischen Geistlichen, Namens Franz v. Paris, ereignet haben sollten. Durch strenge Maßregeln wurde nun zwar der Jansenismus nach u. nach in Frankreich unterdrückt, dafür aber behaupteten der Erzbischof von Utrecht u. die Bischöfe von Haarlem u. Deventer ihre Unabhängigkeit vom Papste. Diese jansenistisch-katholische Kirche besteht unter dem Namen der „Kirche von Utrecht" mit ca. 5000 Seelen bis auf den heutigen Tag in 19 Gemeinden. Sie selbst nennen sich „Schüler des heiligen Augustinus" u. stehen in inneren Beziehungen zu dem Altkatholizismus. Der jansenistische Bischof Heykamp von Deventer ertheilte dem neugewählten Bischof der Altkatholiken, Reinkens, 11. Aug. 1873 zu Rotterdam die Bischofsweihe.

Jansens, Abraham, niederländ. Historienmaler, geb. 1567 zu Antwerpen, gest. 1631 od. 32, war ein Schüler von Snellink u. hat später Italien besucht. Seine Bilder, von denen sich die besten in den Museen zu Antwerpen u. im Belvedere zu Wien befinden, sind in der Kühnheit der Motive, in der Fülle der Körperformen u. in der Farbe des Fleisches ähnlich denen von Rubens. Meisterhaft ist er auch in der künstlichen Beleuchtung.

Januar (Januarius, im Deutschen auch Jänner, Jenner od. Eismonat) ist der erste Monat des Jahres u. sein Thierkreiszeichen der Wassermann. Er ist in der Regel der kälteste Monat, die Mitteltemperatur erreicht während desselben ihren niedrigsten Stand u. beträgt beispielsweise für das mittlere Deutschland nur −2°. Vor Numa Pompilius hatte das Jahr nur 10 Monate, begann mit dem März u. zählte 304 Tage; die Jahreszeiten fielen daher successive in alle Monate. Numa nahm ein Mondjahr zu 355 Tagen an u. fügte den 10 Monaten zwei neue zu, J. u. Februar, welche an die Spitze gestellt wurden u. von denen der erstere dem Gotte alles Beginnens, dem Janus, gewidmet wurde.

Januarius, der Name von 14 Märtyrern. Der berühmteste unter diesen soll als Bischof von Benevent in der Verfolgung Diocletian's (305) hingerichtet worden sein, nachdem man ihn vorher vergebens drei Tage in einem glühenden Ofen gemartert u. reißenden Thieren vorgeworfen hatte. Der Leib des Heiligen kam nach Neapel u. er wurde so der Schutzpatron der Stadt, bes. gegenüber den Ausbrüchen des Vesuv. Sein Blut wird in zwei Phiolen von Krystall hinter einem Altar der Hauptkirche aufbewahrt u. soll jedesmal flüssig werden, sobald man es dem Haupte des Heiligen nähert. Dieses Wunder ereignet sich, unzweifelhaft durch zweckmäßige Nachhülfe der Priester, nicht nur 19. Sept., seinem Heiligentage, u. 20. Dez., sondern auch an jedem ersten Sonntage des Mai, an welchem die Gebeine angeblich nach Neapel gebracht wurden. An diesem Tage wird das Blut öffentlich allem Volke gezeigt. Als eine sehr schlimme Vorbedeutung gilt das Stocken des Blutes; daher bedient man sich seiner geradezu als eines Orakels bei Seuchen, öffentlichen Unglücksfällen u. selbst zur Entscheidung in politischen Fragen.

Janus, ein den altitalischen Völkern eigenthümlicher Gott, dessen Dienst in Rom durch Numa eingeführt worden sein soll u. der im Kultus der Römer eine hervorragende Stelle einnahm. Vielleicht war er ursprünglich ein altitalischer Licht- u. Sonnengott. Er erscheint als ein mächtiger Gott, der als Wächter der Himmelspforte über allen Ausgang u. Eingang gebietet (J. Patulcius, J. Clusius) u. unter dessen Obhut auf Erden alle Thüren, Thore u. Straßen sowie der öffentliche Verkehr stehen; er war aber auch der Gott des anbrechenden Tages (in welcher Eigenschaft man ihn als Matutinus Pater anrief), u. ebenso war ihm, neben Juno, der erste Tag jedes Monats heilig. Er galt dann überhaupt auch als Gott alles Anfangs, durch den alles organische Leben entstehe (J. Consivius), u. so ward bei jedem Gebet mit der Anrufung des J. begonnen u. bei den Opfern dem J. zuerst vor allen andern Göttern geopfert. Die gewöhnliche bildliche Darstellung des Gottes bestand in einem bärtigen Doppelkopf, doch hatte man auch Bilder des Gottes in ganzer Figur (auch mit Schlüssel u. Stab als Attributen). Als Heiligthümer desselben dienten nicht eigentliche Tempel, sondern auf Plätzen u. verkehrsreichen Straßen errichtete Durchgangsbogen (jani), theils einfache, theils doppelte, nach vier Richtungen geöffnete (bei Straßenkreuzungen). Der älteste dieser dem J. heiligen Durchgänge war der der Ueberlieferung nach von Numa gestiftete J. Geminus od. J. Quirinus am röm. Forum, bekannt durch die eigenthümliche Sitte, daß er während des Krieges offen gelassen u. nur in der Zeit vollständigen Friedens geschlossen wurde, welches letztere im J. 235 v. Chr., dann mehrere Male unter Augustus (zuerst 29 v. Chr.) sowie unter Nero geschah. Von den übrigen derartigen Durchgängen in Rom ist noch der im Velabrum gelegene J. Quadrifrons hervorzuheben, der noch jetzt erhalten ist, sowie der auf dem Forum transitorium des Nerva errichtete, welcher der prächtigste u. größte von allen war. In volksthümlichen Ueberlieferungen erscheint übrigens J. auch als der erste König des Landes, als welcher er auf dem Janiculum residirt haben sollte, auch als Gemahl der Fluß- u. Seegöttin Venilia u. Vater der Nymphe Canens, od. als Gemahl der Göttin Juturna u. Vater des Quellgottes Fontus. — Nach J. war im röm. Kalender der Monat

Januarius genannt, in welchem dem Gott nicht nur wie in jedem andern Monate am ersten Tage, sondern auch am neunten Tage ein feierliches Opfer gebracht wurde. Der erste Tag dieses Monats erhielt aber erst in ziemlich später Zeit eine besondere Bedeutung, denn erst 153 v. Chr. ward der Amtsantritt der Konsuln u. der Beginn des neuen Jahres auf den 1. Jan. verlegt, während bis dahin der alte Jahresanfang mit dem Monat März beibehalten worden war.

Japan, ein Inselreich in Ostasien, zwischen dem 24. u. 41.° n. Br. u. vom 123.–150.° östl. v. Greenwich gelegen, ist von dem Festlande durch das Japanische Meer u. die Straße von Korea getrennt u. im O. vom Großen Ozean begrenzt. Von den Einwohnern wird das Land Nippon (Sonnenaufgang) genannt, u. dieselbe Bedeutung hat das chines. Dschi Pen Kuë, woraus die im Mittelalter übliche Bezeichnung Zipangu entstand. Die japanes. Inseln umfassen ein Areal von 7315 □M.; ihre Zahl wird von einheimischen Schriftstellern auf mehr als 3800 geschätzt.



Nr. 3502. Japanische Frauen.

Die größte unter ihnen, Nippon, welche dem ganzen Reiche den Namen gegeben u. nicht blos durch ihre überaus starke Bevölkerung, sondern auch durch die hochentwickelte Kultur die hervorragendste Stelle unter allen eingenommen hat, bedeckt einen Flächenraum von 4189 □M.; im N. von ihr, durch die Tsugarustraße getrennt, liegt die 627 □M. große Insel Jesso, im S. zwischen zwei halbinselartigen Vorsprüngen Nippons u. von dieser durch die inselreiche Mi=si=manada=See u. die Linschotenstraße geschieden, die Insel Sitok mit 328 □M. Im SW. lagert sich nun Kiusiu, 745 □M. groß, vor, welche Insel von Nippon durch die Van der Capellen-, von Sitok durch die Bungostraße getrennt ist. Von der Südspitze Kiusiu's zieht sich in weitem Bogen bis nach Formosa die Kette der Liu=Kiu= od. Lutschuinseln, deren 126 □M. großes Gebiet seit 1872 dem Japan. Reiche als Provinz einverleibt ist. Außerdem gehören noch zu J. die Kurilischen Inseln Kunaschir u. Iturup.

Die Inseln, noch wenig den Europäern bekannt, sind durchgängig gebirgig u. besitzen zum Theil Berge von bedeutender Höhe u. darunter eine große Anzahl erloschener u. noch thätiger Vulkane, welche die Mitte jenes vulkanischen Gürtels bilden, der von den kleinen Sundainseln bis zu der nordamerikan. Halbinsel Aljaska hinaufreicht. Die 17 Vulkane der Insel Jesso sind größtentheils erloschen, noch thätig sollen der Kiaka u. Kajo=hori sein. Der thätigste Feuerberg J.s ist der 3729 m. hohe Fusi=jama in der Mitte Nippons, der sich 285 n. Chr. gebildet haben soll, während zu gleicher Zeit ein 8 M. langer u. 2 M. breiter Landstrich versank u. durch einen großen See, Mitsu=Umi, ersetzt wurde. Andere bedeutende Vulkane Nippons sind der Sira=jama u. der Asama=jama, der 1783 durch einen Ausbruch 27 Dörfer zerstörte. Auch Kiusiu ist reich an Vulkanen; der Rauch des Usen bei Simbara ist so schwefelhaltig, daß die Spitze des Berges von dem Niederschlage ganz blaßgelb erscheint. Bei der geringen Breite der Inseln können große Flüsse nicht vorkommen u. die bedeutendsten sind immer noch nur Küstenflüsse, theilweise allerdings von beträchtlicher Breite u. viele davon schiffbar. Auf Nippon mündet der Umi= od. Jodo=gawa, der Abfluß des ca. 70 □M. großen Sees Mitsu, in die Bai von Osaka u. bei Jedo ergießt sich der Toda=gawa in das Meer. Die Küsten J.s sind zwar durch davorliegende Klippen u. Untiefen u. die Stürme u. Nebel, welche da häufig herrschen, der Schiffahrt gefährlich, besitzen andererseits aber auch eine große Zahl der vortrefflichsten Buchten u. Häfen. Von ersteren verdienen erwähnt zu werden: die Buchten von Jedo, Osaka, Sado, Owari u. Sangar auf Nippon; die von Satsuma u. Simbara auf Kiusiu u. die Volcanobucht im SO. von Jesso.

Das Klima ist bei der großen Ausdehnung von N. nach S. in den einzelnen Landestheilen sehr verschieden, hat aber vor Europa infolge der bis 45° n. Br. reichenden Monsune den Vorzug einer gleichmäßigeren Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge. Die Witterung ist raschem Wechsel unterworfen, Regen bes. im Mai u. Juni (Satsuki, d. i. Regenmonate) häufig. Der Winter bringt im N. zuweilen starken, doch rasch vorübergehenden Frost. In Jedo ist die Durchschnittstemperatur im Januar −1°, im Juli u. August 19° R., die jährliche Regenmenge hat in derselben Stadt eine Höhe von 72″, während sie in Berlin z. B. nur 20″ beträgt. Erdbeben sind häufig u. die Häuser deshalb fast durchgängig aus Holz gebaut. Im Ganzen sind aber die klimatischen Verhältnisse sehr gesund u. für den Ackerbau förderlich.

Unter den Produkten des Mineralreiches nimmt in J. Kupfer die erste Stelle ein (es gehört unter die besten Sorten u. kommt in der Form kleiner Cylinder in den Handel), doch giebt es auch Zinn u. Quecksilber, Gold u. Silber; vor Allem ist Eisen in Menge vorhanden, Schwefel findet sich in mächtigen Lagern, ebenso Steinkohlen, darunter solche von vorzüglicher Güte; bes. bedeutend sind die Kohlenlager der Inseln Kiusiu u. Jesso, minder umfangreich u. auch geringer an Güte der Produkte die Flötze des südl. Nippon. Heiße Mineralquellen sind häufig, u. mehrere Orte weisen ergiebige Naphthaquellen auf. An den Küsten findet sich Bernstein.

Die Flora J.s ist charakterisirt durch eine überaus bedeutende Zahl von Holzgewächsarten, welche beinahe halb so groß ist wie die Zahl aller übrigen Gewächsarten. Die Wälder, welche allerdings durch die ausgedehnte Bodenkultur nur auf einen geringen Raum beschränkt sind, zeigen einen ähnlichen bunten Wechsel des Baumschlages wie die Tropenländer, nur mit dem Unterschiede, daß die Schlinggewächse u. Bambusarten hier in bei weitem geringerer Anzahl vertreten sind. Unter den Baumformen sind die Coniferen vorherrschend; von denselben sind mehr als 30 verschiedene Arten bekannt u. viele durch Symmetrie des Wuchses u. schöne Stellung der Nadeln ausgezeichnete haben schon in unseren Landschaftsgärten Eingang gefunden. Daneben treten bes. zahlreich die Lorberarten, immergrünen Eichen, Ericeen u. Magnolien auf. Charakteristisch für die japan. Landschaften sind außerdem nam. noch die immergrünen Sträucher, von denen einige, wie Kamellien u. Rhododendren, durch den Reichthum u. die Schönheit ihrer Blüten schon längere Zeit die werthvollsten Zierden unserer Gärten u. Treibhäuser geworden sind; zu diesen gehört auch der für die Kultur J.s so wichtige Theestrauch. Tropische Pflanzenformen reichen in J. infolge der in hohe nördl. Breiten vordringenden Monsune viel weiter nach N. als in China; die japan. Palme (Chamaerops excelsa) kommt noch in der Umgegend von Jedo in größerer Menge vor. Wichtig für die Kultur des Landes sind von den wildwachsenden Pflanzen noch der bes. auf Kiusiu häufig auftretende Kampherbaum, der Wachsbaum, Papiermaulbeerbaum u. mehrere Arten von Bäumen, aus deren Harzen der trefflichste Lack bereitet wird. Die ausgedehnte Kultur des Landes läßt außer auf Jesso dem Wilde wenig Raum.



Nr. 1. Visitenkarten-schreiber



Nr. 2. Seiler.



Nr. 5. Hofmeister.



Nr. 4. Kanal zu Jedo. (Nach Humbert.)



Nr. [illegible]



Nr. 6. Soldaten.



Nr. 7. Schauspieler

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Nr. 8. Kinderspiele. (Nach Hambert.)



Nr. 9. Hoher Beamter.



Nr. 10. Theegesellschaft. Nach einem japanischen Originale.



Nr. 11. Hoher Beamter.

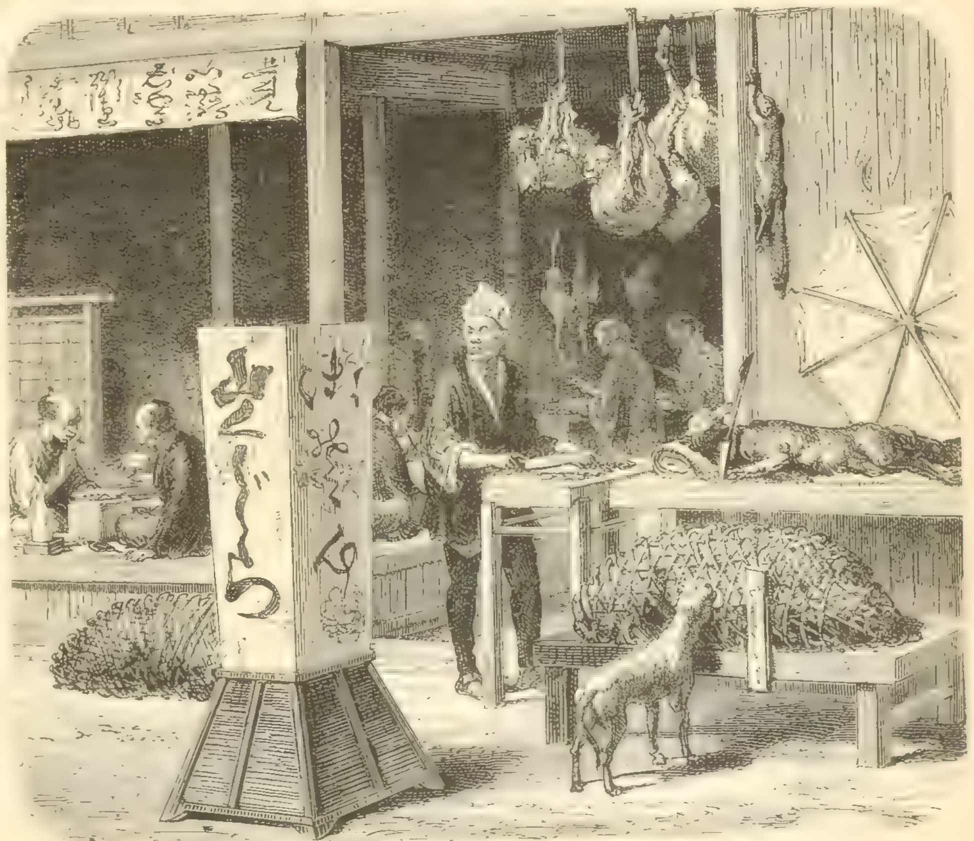


Nr. 12. Frauen.



Nr. 13. Kinderwarter.

Die Bevölkerung J.s zählte 1871: 34,785,321 Seelen; während das eigentliche J. Nippon, Sikok, Kiusiu u. die benachbarten kleineren Inseln im Durchschnitt 6087 E. auf 1 □M. trägt, wird der gleiche Raum auf den Liu Kiu-Inseln von 1866, auf Jesso, obgleich hier die Fruchtbarkeit des Bodens u. die Milde des Klimas die Einwanderung sehr begünstigen würden, nur von 48 Menschen bewohnt. Die Japanesen gehören der mongolischen Rasse an; sie sind aber nicht die Urbewohner dieses Inselreichs, sondern nachweislich im N. gemischt mit den Aino's, einem den Kamtschadalen u. Ostjaken nahestehenden Volke, welches jetzt noch die Kurilen bewohnt u. auf Jesso durch 20–30,000 Köpfe vertreten ist. Auf den Liu Kiu Inseln treten malayische Elemente auf, u. wahrscheinlich hat letztere Rasse bei ihrer Einwanderung dort ein dunkelfarbiges Volk angetroffen, das mit den Negrito's der Philippinen u. Formosa's verwandt gewesen ist. Die Zahl der Fremden, welche sich auf die bedeutenderen Küstenplätze beschränken, u. von denen die Engländer die Mehrheit bilden, beträgt nur etwa 4000, ist aber in starker Zunahme begriffen. Die Gestalt der Japaner ist mittelgroß, die Frauen sind in der Regel beträchtlich kleiner als die Männer; doch ist der Körperbau kräftig, der Rumpf im Verhältniß zu den unteren Extremitäten sehr lang, letztere aber fein gebaut u. zart. Das Kopfhaar ist schwarz, das Barthaar kräftiger als bei den Chinesen, die Nase im Gegensatz zu anderen mongolischen Völkern stark entwickelt, breit u. platt, die Stirn niedrig, die Farbe der Haut bei den Männern gelblich, bei den Frauen weiß mit rothen Wangen, die der Luft ausgesetzten Theile des Körpers sind lichter gefärbt als die bedeckten. In geistiger Beziehung unterscheidet sich der Japaner von dem Chinesen wesentlich durch seine Fähigkeit, fremde Bildungselemente in sich aufzunehmen, u. durch das Streben, sich dieselben auch anzueignen, durch seine Reinlichkeitsliebe, welche Letzteren über alle anderen mongolischen Völker erhebt, u. durch seine Mäßigkeit. Obgleich auch im Japaner der Verstand viel schärfer entwickelt ist als die Phantasie, u. das Nützliche dem Schönen auch in den Kunstgewerben Eintrag thut, so stehen doch Kunst u. Literatur bei diesem Volke bei weitem nicht unter jenem Formenzwang, dem der Chinese sich beugt, u. es nähert sich in der ästhetischen Auffassung viel mehr den Anschauungen der Kulturvölker des Abendlandes. Selbst die Musik zeigt eine reichere Ausbildung des Gemüthslebens u. unterscheidet sich wesentlich von dem Instrumentenlärm der Chinesen. Das japan. Volk hat eine merkwürdige Anlage zu mathematischen Wissenschaften; das von ihm erfundene Rechenbret ist über das ganze östl. Asien, selbst bis nach Rußland hinein, verbreitet; Winkelmaß u. Zirkel finden in allen Werkstätten selbst bei unbedeutenden Gegenständen Anwendung. Als gewandte Kaufleute übertreffen die Japaner selbst die schlau berechnenden Chinesen; dabei sind sie aber auch im Ganzen gutherzig, dankbar, mildthätig, treu, verschwiegen u. muthig. Sie besitzen Vaterlandsliebe — einen in Ostasien seltenen Charakterzug. Vor Allem aber sind die Japaner höflich im Umgange, selbst gegen tief unter ihnen Stehende u. in gesellschaftlichen Beziehungen so rücksichtsvoll, daß sie durch das früher sehr wenig taktvolle Benehmen europ. Kaufleute u. Diplomaten häufig tief verletzt worden sind. Dieser feine gesellschaftliche Takt beherrscht auch das Familienleben, in welchem die Hausfrau eine durchaus selbständige u. geachtete Stellung einnimmt. Die japan. Frauen sind im Allgemeinen Muster ehelicher Zucht u. Sitte, dabei häuslich, sparsam u. wirthschaftlich. Gesetzlich ist die Polygamie gestattet u. die Anzahl der Frauen nach Rang u. Vermögen bestimmt; doch herrscht die Monogamie vor. Trotz der großen Freiheiten, welche im Umgang zwischen den beiden Geschlechtern gestattet sind — die öffentlichen Bäder werden von Männern u. Frauen oft ohne alle Bekleidung benutzt — lobt man doch den züchtigen Wandel der Japanerinnen; allerdings werden sexuelle Verhältnisse mit großer Offenheit behandelt u. obscöne Bilder in großen Mengen fabrizirt; diese Oeffentlichkeit entbehrt aber gerade des unsittlichen Charakters. Die Häuser der Prostitution sind in jüngster Zeit jedoch durch die Regierung aufgehoben worden. — Die Kleidung der Japaner ist sehr einfach; in der warmen Jahreszeit trägt der Arbeiter häufig nur eine um die Lenden geschlungene Schürze. Die Tracht der Männer besteht aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rock mit kurzen Aermeln, einer Unterjacke, welche mit Taschen versehen ist u. bis auf die Hüften herabgeht, weißen Strümpfen, Strohsandalen, die beim Betreten des Zimmers abgelegt werden, u. einem Hute, der einer umgekehrten Schüssel ähnlich sieht. Das Haar wird von den Männern bis auf den Scheitel geschoren, in einen kleinen Zopf gewunden u. nach vorn gelegt. Die Frauen tragen langes Haar, das sie in einen Knoten zusammenbinden; am Tage der Vermählung färben sie die Lippen roth u. die Zähne schwarz. Die weibliche Tracht unterscheidet sich von der männlichen wesentlich durch ein um den Unterkörper u. die Beine geschlungenes Tuch, welches allerdings die freie Bewegung der Glieder hemmt. Eine Kopfbedeckung tragen sie nicht. Die Kleider bestehen bei dem gewöhnlichen Manne aus Baumwolle, bei den Vornehmeren aus



Nr. 3543. Japanische Speisewirthschaft.

Seide, u. zeichnen sich durch musterhafte Sauberkeit u. Reinlichkeit selbst in den untersten Ständen aus. — Die einstöckigen Häuser bestehen fast durchgängig aus Holz, werden fertig gekauft u. aufgestellt. Die Zimmer sind durch verschiebbare Holz- od. Pappwände getrennt, die Dielen mit Matten belegt, die Fensteröffnungen mit Oelpapier überzogen u. durch Läden geschützt. Das Dach springt vor; Rauchfänge fehlen. Das Innere ist sehr schmucklos, nur die Wohlhabenden lassen die Wände mit häufig sehr geschmackvollen Tapeten bekleiden u. schmücken ihre Wohnräume durch Vasen u. Nippsachen; im Uebrigen mangeln Tische, Sessel, Schränke, Betten, im Gegensatz zu den Chinesen, die auf das Hausmobiliar bedeutenden Werth legen. Die Stelle von Oefen vertreten Kohlenbecken, die des Bettes eine Matte u. ein konkav ausgeschnittener Holzklotz, auf welchem der Kopf ruht; im Winter kommt hierzu noch eine Decke. Die Kochkunst ist in J. bei weitem weniger ausgebildet als in China, dafür fehlt aber auch die chines. Schlemmerei. Reis u. Fische bilden die Hauptgerichte, Geflügel kommt nur auf die Tafel der Vornehmen. Die verbreitetsten Getränke sind Thee u. Saki, eine Branntweinart. Von Frauen u. Männern wird ganz allgemein Tabak geraucht. Ein heiterer Sinn beherrscht das ganze Leben der Japaner, darauf deutet die Menge der öffentlichen Feste. Die 5 großen Jahresfeste sind die Neujahrsfeier, an welcher von Freunden u. Bekannten Geschenke gegeben werden, das Puppenfest in unserem Monat April, das bes. die Mädchen ergötzt, das Fahnenfest im Juni für die erwachsene Jugend mit seinen Tausenden wehender Fahnen u. phantastischer Thierbilder, die an Stangen hängen,

das Laternenfest, bei dem die jungen Mädchen singend u. Papierlaternen schwingend Umzüge halten, u. an das sich die großen Maskeraden anschließen, u. endlich im Oktober das Goldblumenfest, bei dem auf Tellern u. Schüsseln die Blätter zerpflückter Goldblumen verstreut werden, um das Leben der daraus genießenden Personen zu verlängern. Außerdem giebt es noch eine große Anzahl anderer Feste weltlichen u. geistlichen Charakters, z. B. allein 38 Mondesfeste, bei denen allen es sehr lustig zugeht. Die Hauptbeschäftigung der Japaner bildet der **Ackerbau**; der größte Theil des Grund u. Bodens ist allerdings in den Händen des Adels u. des Kaisers, doch ist der Bauer keineswegs Leibeigener, sondern erblicher Pächter, welcher eine hohe Rente von seinem Grundstücke entrichtet. Die Feldarbeit wird vorzugsweise von den Menschen geleistet, Rind u. Pferd fast nur zum Pflügen in schwerem Boden u. bes. zum Lasttragen verwendet. Man düngt die Felder fleißig, die Bewässerung derselben ist jedoch wegen der häufigen Regen nur selten u. fast ausschließlich bei Reisfeldern nothwendig. Den meisten Raum des bebauten Bodens beansprucht der Reis, sowol der Sumpf- als der Bergreis. Von Getreidearten sind außerdem noch zu nennen: Hirse, Mais, Gerste, Spelt, Weizen u. Buchweizen; ausgedehnt ist die Kultur der Hülsenfrüchte, verschiedener Gemüse, des Thees, der Baumwollenstaude in den mittleren u. südl. Landschaften, des Maulbeerbaumes u. einzelner Färbepflanzen. Sehr ausgebildet ist die japan. **Kunstgärtnerei**; hinter jedem Hause befindet sich ein Gärtchen mit zierlichen Wegen, einem Goldfischbassin, kleinen Statuen u. seltsam verschnittenen od. verzogenen Bäumen.



Nr. 3544. Japanischer Goldarbeiter.

Eigenthümlich ist den Japanern die Vorliebe für Zwergbäume, in deren Zucht sie Erstaunliches leisten. Die Obstzucht erfreut sich dagegen keiner besonderen Pflege. Auch die Viehzucht steht auf einer niedrigen Stufe; von der größten Wichtigkeit ist dagegen die Seidenkultur, welche einheimisch ist u. mit der größten Sorgfalt in den mittleren Distrikten der Insel Nippon betrieben wird. — Die **Industrie** J.s ist nach vielen Seiten höchst beachtenswerth u. zeichnet sich durch saubere, solide u. geschmackvolle Arbeit aus. Seidene u. baumwollene Zeuge werden auf sehr primitiven Webstühlen in großer Feinheit dargestellt; die Lackwaaren übertreffen die chines. an Eleganz u. Dauerhaftigkeit, dagegen wird das japan. Porzellan im Ganzen weniger geschätzt als das chines.; vorzüglich schön sind die Bronzegegenstände. Auch die Verarbeitung des Stahles ist den Japanern bekannt. Von ausgezeichneter Feinheit sind die japan. Papierfabrikate; Papier ersetzt in der täuschendsten Nachahmung in vielen Beziehungen das Leder, selbst für Helme u. Schüsseln findet es lackirt Verwendung. Die Bücher werden in J. für einen außerordentlich billigen Preis hergestellt u. zeichnen sich sowol im Druck wie in den Illustrationen durch Geschmack aus. Die Regierung hat es sich angelegen sein lassen, die auf der Wiener Weltausstellung erworbenen Erfahrungen zur Hebung der Gewerbe, bes. der Kunstindustrie, auszunützen u. durch Anlage von Gewerbemuseen die Japaner mit den Industrieprodukten u. vor Allem mit dem Geschmacke des Abendlandes bekannt zu machen. Unter den **Künsten** nimmt die Malerei die erste Stelle ein; in derselben stehen die Japaner über den Chinesen, sowol in Bezug auf die Naturwahrheit u. Technik der Zeichnung als auf deren geistigen Gehalt.

In Betreff der **Volksbildung** steht J. höher als die meisten europ. Staaten; fast Jedermann kann lesen u. schreiben; Schulen sind in allen Orten zu finden. In den letzten Jahren hat das höhere Schulwesen J.s eine bedeutsame Umwandlung erfahren; die Regierung hat eine große Anzahl junger Männer nach Europa geschickt, um sich hier abendländische Wissenschaft anzueignen u. bes. die deutschen Universitäten zu besuchen. Nam. Berlin ist von diesen stark frequentirt worden. Auf der anderen Seite sind aber auch deutsche Gelehrte nach J. berufen worden, um höhere wissenschaftliche Lehranstalten, bes. für Technik, Naturwissenschaften u. Medizin, einzurichten od. zu reformiren, wie denn auch in den höheren Schulen die deutsche Sprache zum obligatorischen Lehrgegenstand erhoben u. deutsche Lehrbücher, z. B. Stieler's „Schulatlas", eingeführt worden sind.

Die ursprüngliche Religion, der **Sintokultus**, zu welcher sich noch ein Theil des niederen Volkes bekennt, beruht auf der Verehrung von Naturkräften u. den abgeschiedenen Seelen nationaler Helden (Kami), wurde aber um 550 n. Chr. von dem **Buddhismus** eingeschränkt, der aus China über Korea nach J. gekommen ist. Die Gebildeteren hängen der Lehre des Konfutse an od. haben gar keine Religion. Im J. 1871 zählte man 244,869 buddhistische Priester, 163,140 Sintopriester u. 6711 Nonnen. Das Jingischo od. Regierungsdepartement für die Sintogötter ist aber abgeschafft, an die Stelle desselben eine Behörde für den religiösen Unterricht eingesetzt u. die Macht der Geistlichkeit stark beschränkt worden. Aber auch den Einfluß christlicher Missionäre weiß die japan. Regierung mit derselben Entschiedenheit einzudämmen. Schon vor mehr als 1000 Jahren hatte jede Gemeinde in J. Civilstandsregister, in denen Geburten, Heirathen u. Sterbefälle verzeichnet wurden.

Für den Handel haben die Japaner hervorragende Anlagen. Ehe man in Europa an die jetzt überall gebräuchlichen Verkehrsmittel dachte, hatte J. gute Landstraßen, welche in dichtem Netze den ganzen Staat überziehen, Postschiffe u. Pferdeposten, Laufzettel u. Postkarten, auf denen die einzelnen Stationen verzeichnet waren.

Die beglaubigte **Geschichte** J.s beginnt mit dem Jahre 660 v. Chr. Zinmutenwu machte sich unter dem Titel „Mikado" zum unumschränkten Gewaltherrscher u. vereinigte in seiner Hand die geistliche u. weltliche Macht. Unter seinen Nachfolgern errangen aber die Schugune (chines. Tei-kun, d. h. großer Fürst), die Oberbefehlshaber des Heeres, eine immer größere Macht, obgleich sie niemals mehr als den 4. Rang unter den Würdenträgern des Reiches in Anspruch nahmen. Bald fiel ihnen die ausübende Gewalt vollständig zu; die Würde wurde erblich u. der Mikado genoß zwar in seiner durch Kultus u. Hofceremoniell vorgeschriebenen Abgeschiedenheit göttliche Ehre, mußte aber Herrschaft u. Kriegsruhm dem in Jedo regierenden Teikun überlassen; dafür haben sich viele Mikado's durch eine höchst achtungswerthe Pflege der Wissenschaften u. Künste zu entschädigen gewußt, wie denn auch Miako, ihre Residenz, unter ihnen zum Mittelpunkte der japan. Kultur geworden ist. Furchtbare Bürgerkriege verwüsteten aber oft das Land. Aeußere Feinde wurden immer mit Glück bekriegt u. J. blieb von den verheerenden Mongolenstürmen fast ganz verschont. Die Flotten, welche Dschingis-Khan gegen J. schickte, wurden theils durch Stürme vernichtet, theils von den Japanern geschlagen. Unter der Herrschaft der Schugune entwickelte sich jedoch die Macht der Daïmios, der Adels- u. Fürstengeschlechter, in steter Fehde mit der Fürstenmacht, so daß J. zuletzt nur noch aus halb unabhängigen Fürstenthümern bestand. Als der Teikun an die Vorrechte dieser Fürsten zu tasten wagte, brach 1867 ein Aufstand der Adelsgeschlechter aus, welcher rasch diese Militärdespotie stürzte. Der letzte Teikun legte 1869 seine Macht in die Hände des Mikado Mudsuhito nieder u. dankte freiwillig ab. Dieser fing kräftig an zu reformiren. Die Fürsten, welche eben erst den Teikun gestürzt, opferten auf Anrathen eines ihrer mächtigsten Genossen, des Fürsten Kaga, ihre Vorrechte, u. so erhielt J. seine Einheit wieder. Der Mikado selbst trat aus seiner Abgeschlossenheit heraus, siedelte nach Jedo über, ergriff selbst die Zügel der Regierung u. berief die Lehnsfürsten (über 200 an der Zahl mit einem Gesammteinkommen von mehr als 600 Mill. Mk.) zu einem Parlamente. Auch auf anderen Gebieten zeigt sich ein reger Fortschritt. Das Heer- u. Flottenwesen wurden umgestaltet u. nach europäischen Mustern eingerichtet, ein Konsularwesen geschaffen u. ein neues Gesetzbuch ausgearbeitet, welches die bisherige barbarische Behandlung der Angeklagten u. Verurtheilten bedeutend milderte.

Auch die Religion zog man in den Kreis der Reformen u. verminderte die Zahl der Tempel u. Priester. Das Unterrichtswesen wurde völlig neu organisirt u. der Plan zu einer Repräsentativverfassung gefaßt, welche aus einem Oberhaus u. einem Unterhaus mit 600 Mitgliedern bestehen soll. J., welches fast 3 Jahrhunderte lang (1587—1854) sich infolge der Uebergriffe christlicher Missionäre von der Außenwelt abgeschlossen hatte, trat nun wieder in die regsten Beziehungen zum Abendlande u. öffnete nicht nur seine Häfen dem fremden Handel, sondern auch das Land selbst der europ. Wissenschaft.

Der Verkehr J.s mit Europa begann 1542 od. 1545, als Portugiesen dahin kamen. Im J. 1609 erhielten auch die Holländer Erlaubniß, mit

J. Handel zu treiben. Als die portug. Missionäre (seit 1549 in J.) indeß den Bestand des Reiches durch politische Umtriebe bedrohten, wurden die Portugiesen 1737 verbannt, die Holländer aber auf die Insel Firando (nördl. von Nagasaki) gewiesen, auf Desima internirt u. der Handel auf jährlich zwei Schiffe beschränkt. Dies Verhältniß blieb bis 1854, in welchem Jahre es den Nordamerikanern gelang, einen Vertrag mit J. zu Stande zu bringen, der ihnen die Häfen Simoda auf Nippon u. Hakodadi auf Jesso öffnete. Nach u. nach wurden ähnliche Verträge mit fast allen europ. Staaten abgeschlossen u. 1862 wurde den Ausländern der Aufenthalt in Jedo selbst bewilligt.

Gegenwärtig sind 7 Häfen den Fremden geöffnet, davon sind die wichtigsten Yokohama, Hiogo-Osaka, Nagasaki u. Hakodadi. Die Ausfuhr umfaßte 1872: rohe Seide für 7,353,623 Doll., Cocons für 41,127 Doll. (1871), Seidenraupeneier für 1,963,159 Doll., Thee für 5,445,438 Doll., Kupfer für 1,353,545 Doll. u. A. m. Die Einfuhr brachte in gleichem Jahre Baumwollenwaaren für 10,065,155 Doll., Wollenwaaren für 7,572,180 Doll., Reis u. Zucker für 3,360,920 Doll., Metalle für 416,642 Doll. Eisenbahnen sind in Betrieb, die von Tokio nach Yokohama u. die von Hiogo nach Osaka in einer Länge von etwa 8 M. Die Städte Nagasaki, Osaka, Hiogo, Kioto, Yokohama u. Tokio sind seit 1873 durch Telegraphenlinien unter einander u. mit dem asiat. Festlande resp. mit Europa verbunden; 1872 gab es im ganzen Reiche 1174 Postanstalten, durch welche 2,509,032 Briefe befördert wurden.



Nr. 555. Gebräuche beim Neujahrsfest in Japan. Nach einem japanischen Gemälde.

Politische Verhältnisse. J. zerfällt nach den tiefgreifenden Umgestaltungen des J. 1871 in drei reichsunmittelbare Städte: Tokio (früher Jedo genannt), die Hauptstadt des Ostens, Kioto, die Hauptstadt des Westens, u. Osaka, u. in 64 Kreise. Erstere werden von Gouverneuren, letztere von Präfekten verwaltet. Jesso, das den Namen Hokkaido erhielt, wird von einer Kolonialkommission verwaltet, die Liu-Kiu-Inseln von einem Vizekönig regiert, den der Kaiser ernennt. Die bedeutendsten Städte des Reiches sind nach offiziellen Angaben von 1872 u. nach Schätzung:

Jedo (Tokio) . . .	779,361 E.	Nagasaki	80,000 E.
Kioto (Miako) . . .	567,334 „	Yokohama	61,553 „
Osaka	530,885 „	Kanasawa	60,000 „
Kumamotu	300,000 „	Hiogo	50,000 „
Kagosima	200,000 „	Niigata	32,256 „

Die oberste Staatsgewalt liegt in den Händen des Mikado (Kaisers); der seit 1867 regierende heißt Mutsu-hito; erbberechtigt für den Thron sind außer den männlichen Abkömmlingen der kaiserlichen Familie noch die Glieder der fürstlichen Häuser Katzura, Arisugawa, Fuschimi u. Kannin, welche den Titel „kaiserliche Prinzen" führen. Die Staatsgeschäfte werden von dem Daidjookan geleitet; derselbe besteht aus dem Staatsrath (Scho-in) mit 9 Mitgliedern, dem Gesammtministerium (Iin), zusammengesetzt aus den Ministern u. Vizeministern für Auswärtiges, Krieg, Marine, Finanzen u. Inneres, Justiz, Unterricht, Kultus, öffentliche Arbeiten u. kaiserl. Haus, u. dem Senat (Saïn), dessen 30 Mitglieder zum größten Theil früher Territorialherren waren. — Das Staatsbudget für 1874 verzeichnet die Einnahmen mit 58,473,136, die Ausgaben mit 52,804,685 Yen (Gold-Doll.), welcher seit 1871 als gesetzliche Münze in Umlauf gesetzt worden ist (Münzstätte Yokohama), fast ¼ der Ausgaben beanspruchen die Entschädigungen u. Pensionen der abgesetzten Fürsten; die Staatsschuld beläuft sich auf 132,112,872 Yen, inbegriffen die 96 Mill. cirkulirenden Papiergeldes. — Für die Armee ist 1872 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt u. das Reich in 4 Militärdistrikte eingetheilt worden; auf Friedensfuß soll das Heer 35,564 M., auf Kriegsfuß 50,230 M. zählen. Die Kriegsflotte umfaßte 1873: 17 Schiffe von 2300 Pferdekräften, 70 Kanonen u. 1200 M.; darunter war eine Panzerkorvette von 280 Pferdekräften, 12 Kanonen u. 275 M.

Aus der reichen Literatur über J. sind bes. zu nennen: E. Kämpfer, „Geschichte u. Beschreibung von J." (engl. Lond. 1727, 2 Bde., deutsch von Dohm, Lemgo 1777); Friedrich v. Siebold, „Customs and Manners of the Japan" (Lond. 1841); R. Werner, „Die preuß. Expedition nach China, J. u. Siam" (Lpz. 1863, 2 Bde.); G. Spieß, „Die preuß. Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—62" (Lpz. 1864); „Der offizielle Bericht über die preuß. Expedition nach Ostasien" (Berl. 1864—73, 4 Bde.); K. v. Scherzer, „Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam, China u. J." (Stuttg. 1872); Pompe van Meerdervoort, „Vijf Jaren in Japan, 1857—1863" (Leyd. 1867, 2 Bde.); O. Mohnike, „Die Japaner. Eine ethnographische Studie" (Münster 1872); W. Heine, „Japan. Beiträge zur Kenntniß des Landes u. seiner Bewohner"; mit Photographien (Berl. 1873 ff.).

Japanische Sprache u. Literatur. Man hat früher fälschlich das Japanische für einen Dialekt des Chinesischen gehalten, der sich zu letzterem ungefähr verhalte wie das Italienische zum Lateinischen; doch während das Chinesische eine einsilbige Sprache ist, ist das Japanische eine vielsilbige u. wenn die Japaner das geschriebene Chinesisch verstehen, so geschieht dies einfach dann, wenn sie die Bedeutung der Charaktere dieser Begriffsschrift kennen. Bis zur Thronbesteigung des 16. Mikado, Oüzin Tenwo, hatten die Japaner gar keine Schrift; da brachte um 284 v. Chr. eine Gesandtschaft aus Korea den gelehrten Wonin od. Wangjin mit, der die chines. Schrift in J. einführte. Aus chines. Charakteren schuf ein gewisser Kibi, der um 733 n. Chr. deshalb nach China gereist war, ein eigenes japan. Syllabar, welches er Kata-kana (d. h. Theile von Buchstaben) nannte. Nicht viel später erfand ein gewisser Koübo ein zweites Syllabar, ebenfalls mit Hülfe der chines. Schriftcharaktere, Hira-kana (od. Fira-kana, d. h. gleiche Schrift) genannt. Außerdem giebt es noch ein drittes altes Syllabar, mit welchem die Odensammlung, welche die „10,000 Blätter" heißt, geschrieben ist u. davon Manyo-kana heißt, u. ein viertes, aus zusammengezogenen chines.

Charakteren bestehend, Yamato kana d. h. japan. Schrift genannt. Mit Ausnahme des Kata kana werden aber diese verschiedenen Silbenschriften selten rein u. jede für sich angewendet, sondern man mischt ihre Schriftzeichen ohne Regel unter einander, was das Lesen u. Verstehen der japan. Texte sehr erschwert. Die japan. Sprache hat kein h u. l, für letzteres wird r gebraucht, für ersteres f. Die Grammatik ist sehr einfach, die Nomina sind flexionslos, die Casus werden durch hinten angehängte Partikeln bezeichnet, der Plural durch Suffixe, welche nach dem Range des Sprechenden verschieden sind; Adjectiva giebt es fast gar nicht, eben so wenig die Personalpronomina der ersten u. zweiten Person u. das Relativpronomen. Das Zeitwort hat keine Formen für Personen u. Zahlen, die Wurzel desselben dient bald als Verbalsubstantivum, bald als Verbum finitum, u. die Endungen su, ta u. o angehängt an die Wurzel bezeichnen Präsens, Präteritum u. Futurum. In Bezug auf die Wortstellung kann man sagen, daß sie das Gegenstück der unsern ist, weil die Partikeln im Satz ganz zuletzt kommen. Die japan. Bücher haben große Aehnlichkeit mit den chinesischen, die Japaner kannten ja schon längst die Buchdruckerkunst, nur wissen ihre Drucker nichts von beweglichen Buchstaben, sondern sie vervielfältigen die Manuskripte durch Holzschnitt; Buchdruck also ist in unserem Sinne bei ihnen nicht zu finden. Sonderbarer Weise sind die Vorreden ihrer Bücher oft chinesisch, der Text aber in Hira-kana, u. dies erschwert das Lesen.

イ	I.	ワ	Wa.	ヰ	I u. Wi.	サ	Sa, Za.
ロ	Ro od. Lo.	カ	Ka, Ga.	ノ	No.	キ	Ki, Gi.
ハ	Ha od. Fa, Ba, Pa.	ヨ	Yo.	オ	O.	ユ	Yu
ニ	Ni	タ	Ta, Da.	ク	Ku, Gu.	メ	Me.
ホ	Ho od. Fo, Bo, Po.	レ	Re od. Le	ヤ	Ya.	ミ	Mi.
ヘ	He od. Fe, Be, Pe.	ソ	So, Zo.	マ	Ma	シ	Si od. Schi. Zi od. Zhi.
ト	To, Do.	ツ	Tsu, Dzu.	ケ	Ke, Ge.	ヱ	Ye.
チ	Tschi od. Dschi.	子	Ne.	フ	Fu, Bu, Pu	ヒ	Hi od. Fi, Bi, Pi.
リ	Ri od. Li.	ナ	Na.	コ	Ko, Go.	モ	Mo.
ヌ	Nu.	ラ	Ra od. La	エ	Ye.	セ	Se od. Sche. Ze od. Zhe
ル	Ru od. Lu.	ム	Mu	テ	Te, De.	ス	Su, Zu.
ヲ	Wo.	ウ	U.	ア	A.	ン	Ng od. 'n.

Das Zeichen ゛ (Nigori) giebt dem Anfangsbuchstaben einen härteren Klang, während das Zeichen ゜ (Maru) das h od. f bei mehrsilbigen Wörtern in p verwandelt.

Nr. 3536. Das japanische Alphabet.

In dieser Schrift sind alle Unterrichtsbücher für Schulen u. für die niedern Stände geschrieben, wogegen in den für die gebildeten Stände bestimmten die vier verschiedenen Schriftarten, mit chines. vermischt, ohne Ordnung unter einander gemengt sind.

Die japan. Literatur erstreckt sich ziemlich über alle Literaturzweige. Aus der Lexikographie hat Ph. Fr. v. Siebold in der „Bibliotheca Japonica s. selecta quaedam opera Sinico-Japonica in lapide exarata a Sinensi Ko tsching dschang" Libri VI (Leyden 1834–38) veröffentlicht: „Sin zoo zi lin gjok ben", ein Japan.-Chines. Wörterbuch, „Wa kan won seki sjo gen zi ko", eine Japan. Chines. Phraseologie u. „Tsian dsü wen", tausend ideographische Zeichen. Eine japan. Encyklopädie, die aber nicht viel mehr als ein Bilderbuch ist u. zu Jedo im J. 1714 herauskam, behandelt Remusat im 11. Bde. der „Notices et Extraits des mss". Auch einige, allerdings sehr trockne u. fast nur aus Angaben von Geburtstagen, Heirathen, Todestagen, Thronbesteigungen bestehende Geschichtswerke kennen wir. So publizirte Klaproth die Annalen des Daïri u. die Jahrbücher der Ziogouns der Gonghen Dynastie („Nipon o daï itsi ran" in franz. Uebersetzung Paris 1834), Siebold die Annalen „Wa nen kei" (mit deutscher Uebersetzung Leyden 1834), Annalen über die J. 661–696, erschienen zu Jedo im J. 1709 (in 30 Bdn.) u. eine allgemeine Geschichte von Korea ebd. im J. 1750. Auch ein geographisches Werk, „San kokf tsou san to sets", übersetzte Klaproth (Paris 1832) in das Französische. Einen Begriff von den japan. Landkarten bekommt man aus den vier Proben, welche Siebold unter dem Titel „Insularum japonicarum tabulae geographicae secundum opus Nippon jo tsi roo tei sen tsu" als Bd. V seiner „Bibl. Japon." 1838 publizirte. Das große Werk: „Spiegel des Kriegswesens", welches zu Jedo 1815 in 5 Bdn. erschien, giebt eine für Japan wirklich erstaunenswerthe Uebersicht aller Zweige der dortigen Verwaltung. Auch die Dichtkunst ist vertreten durch eine große Epopöe „Feï-ke monogatari" od. die Geschichte der Feike-Dynastie, von einem gewissen Inkinaga schon 1183 verfaßt (Jedo 1710, 12 Bde.), u. die Odensammlung „Manyo sju" (ebd. 1784, 10 Bde.) sowie durch eine Sammlung von Oden von hundert Dichtern („Japanese lyrical odes, transl. of the Hyak nin is' shin by a century of poets into english verse". By F. V. Dickins. Lond. 1866). Auch Romane besitzen die Japaner, ganz in der weitschweifigen Art der Chinesen; eine Probe davon lieferte Pfitzmaier in der Uebersetzung der „Sechs Wandschirme in Gestalten der vergänglichen Welt" (Wien 1847). Von den japan. Dramen sind bis jetzt noch keine Uebersetzungen erschienen. Einen Anfang zu einer botanischen Literatur machte ein Schüler Siebold's, Korjosai, indem er 1826 schon zu Nagasaki eine Uebersicht der europ. Arzneipflanzen lieferte; allein in den letzten 15 Jahren sind, seitdem die Japaner anfingen in Paris u. Berlin Medizin zu studiren, verschiedene Lehrbücher der Medizin u. Chirurgie in J. veröffentlicht worden. Die meisten wissenschaftlichen Schriften der Japaner sind in chines. Sprache geschrieben, welche früher als die der Gelehrten galt, gewöhnlich sind aber die Anmerkungen dazu japan. abgefaßt. Eine Art japan. Literaturgeschichte gab zuerst Wuttke in seiner „Geschichte der Schrift" (Lpz. 1872, Bd. I. S. 428 ff.) heraus.

Japanisches Meer, ein Binnenmeer Ostasiens, wird von der Küste Ostasiens vom 35.—54.° n. Br. u. den Japan. Inseln nebst Sachalin eingeschlossen u. steht durch die Maniastraße zwischen dem Festlande u. Sachalin u. durch die Straße de la Perouse zwischen Sachalin u. Jesso mit dem Ochotskischen Meere in Verbindung, während die Tsugarustraße zwischen Jesso u. Nippon u. die Straße Van der Kapellen zwischen Nippon u. Kiusiu in den Großen Ozean, die Koreastraße zwischen Korea u. Kiusiu in das Ostchinesische Meer führen. Der nördl. Theil des J. M. heißt Tatarischer Golf. Die Gliederung ist gering; das J. M. nimmt keinen einzigen Fluß von Bedeutung auf; vom Ochotskischen Meere her findet eine lebhafte Strömung nach dem Tatarischen Golf statt.

Jápetos, in der griech. Mythologie einer der Titanen, der Söhne des Uranos u. der Gäa. Als seine Gemahlin wird bald Klymene od. Asia (Töchter von J.' Bruder Okeanos), bald seine Schwester Thetys, od. auch Asopis sowie Libya genannt; seine Söhne, die Japetiden, sind Atlas, Prometheus, Epimetheus u. Menötios. Mit den Letzteren u. mit Kronos ist J. in hervorragender Weise bei dem Kampfe der Titanen gegen Zeus u. die olympischen Götter betheiligt, nach dessen für die Titanen unglücklichem Ausgange er in den Tartaros hinabgestoßen wird. Manche Gelehrte wollen in dem griech. J. den biblischen Japhet erkennen.

Japhet erscheint im 1. Buch Moses neben Sem u. Ham als der jüngste Sohn des Patriarchen Noah. In der Völkertafel (1. Mos. 10) wird er zum Stammvater der nördl., d. i. bes. der indogermanischen Völker gemacht, wie Sem zum Stammvater der Semiten (Hebräer, Araber u. s. w.) u. Ham zum Stammvater der Südvölker (Aegypter, Aethiopen u. s. w.). Als Abkömmlinge J.'s (1. Mos. 10, 2—5) gelten Madai, d. h. die Meder; Javan, d. h. die Jonier od. Griechen; Tubal u. Mesach, d. h. die Tibarener u. Moscher am Schwarzen Meer. Sehr wahrscheinlich hängt übrigens der Name J. mit Japetos der griech. Sage, dem Vater des Prometheus, zusammen.

Jargon (franz., spr. Schargong), eine verderbte od. zu einem bestimmten Zwecke aus fremden Worten zusammengesetzte Sprache, wie die jüd. Gaunersprache, das Rothwälsch. J. ist außerdem der Name der von Natur farblosen od. durch Feuer entfärbten Zirkone, die für Diamanten geringeren Werthes ausgegeben werden. Auch werden J.s die kleinen hyacinthähnlichen Steine von gelber, gelbrother od. violetter Farbe genannt, mit denen man die Galanteriewaaren zu verzieren pflegt.

Jarl, ein in den alten skandinav. Reichen vom Könige eingesetzter Statthalter.

Jaroslaw, od. Jaroslawl, einst Großfürstenthum, jetzt Gouvernement in Großrußland mit 647,12 □M. u. 999,383 E. (1867), besteht aus einem wellenförmigen Tieflande, das von der Wolga in weitem Bogen durchströmt wird; die Bevölkerung beschäftigt sich außer dem Landbau bes. mit Weberei, Stiefelfabrikation, Talgsiederei u. Gerberei. Der Binnenhandel wird durch den schiffbaren Strom sehr gefördert. — Die Hauptstadt J. hat 37,275 E. (1871), liegt am Einfluß der Kotorosla in die Wolga, ist gut gebaut, Sitz eines Erzbischofs u. Militärcivilgouverneurs u. besitzt mehrere höhere Unterrichtsanstalten u. eine

lebhafte Industrie in Baumwoll u. Leinweberei. Wichtige Handelsplätze des Gouvernements sind Rostow, Uglitsch u. Rybinsk.

Jasikow, Nikolai Michailowitsch, russ. Lyriker, geb. 1805 in Simbirsk, war 1815—21 Schüler des Petersburger Berginstituts. Seit 1829 in Moskau lebend, trat er 1831 als Beamter der Vermessungskanzlei in den Staatsdienst, verließ aber denselben aus Gesundheitsrücksichten schon 1833 wieder u. kehrte nach Simbirsk zurück. Nachdem er mittels fünfjährigen Aufenthalts in Hanau, Nizza u. am Comosee vergeblich Genesung gesucht hatte, starb er 7. Jan. 1847 in Moskau. Seine früheren Gedichte trugen ihm den Beinamen „Der russ. Anakreon" ein; später dichtete er Elegien, Psalmen, Hymnen, u. zuletzt bildete nam. die Heil. Schrift u. die vaterländische Geschichte den Gegenstand seiner Poesien; eine Sammlung derselben erschien noch kurz vor J.'s Tode; ins Deutsche sind nur wenige übertragen worden.

Jasmin, der arab. Name für die auch bei uns gleichnamige Strauchform der Jasmineen, deren meiste Arten sich durch einen lieblichen Blumengeruch auszeichnen. Sie gehören ursprünglich nur dem wärmeren Süden an, sind aber vielfach als Ziersträucher auch in unsere Gärten eingeführt worden, wo sie wegen ihrer zahlreichen weißen Blüten, welche bei einer röhrenartigen Form eine vier- bis fünfspaltige Krone tragen u. mit nur zwei Staubfäden versehen sind, sehr beliebte Ziersträucher bilden, welche z. Th. sich windend verhalten. Schon im J. 1665 kannte man bei uns Jasminum Sambac aus Ostindien, von welchem man 1700 auch eine gefüllte Blume zog; sie trägt weiße, äußerst wohlriechende Blumen traubenartig an den Zweigenden des sich etwas windenden Stammes. Dagegen gewinnt man das aromatische Jasminöl des Handels von J. officinale, welches seine Heimat im südl. China hat u. ebenfalls weiße, trichterförmige Blumen u. gefiederte, gestielte Blätter trägt. Im S. von Europa tritt J. fructicans auf u. ist mit ihren gelben Blumen bei uns auch die bekannteste Art. Seit 1724 kennen wir J. Azoricum von den Azorischen Inseln. Sonst pflegt man noch einige andere Arten aus Indien (J. grandiflorum, heterophyllum, revolutum), aus Madeira (J. odoratissimum), aus Australien (J. gracile) u. s. w. — Fälschlich nennt man übrigens auch den Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius) J.

Jasmin (spr. Schaßmäng), Jacques, neuprovençalischer Volksdichter, geb. 6. März 1798 zu Agen, war, wie er in seinem Gedichte „Mons Soubenis" (Meine Erinnerungen) berichtet, der Sohn eines armen Schneiders u. übernahm im 18. Jahre die Leitung eines Friseurgeschäftes, welches er bis zu seinem Tode fortgeführt hat. Seine erste Dichtung, betitelt „Me cal mouri" (Ich muß sterben), veröffentlichte J. 1822; drei Jahre später ließ er das komische Epos „Lou chalibari" (Charivari) erscheinen, welchem dann in zwei Abtheilungen (1835 u. 1843) eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Los papillotos" (Die Haarwickel) folgte. Von J.'s übrigen Werken verdient noch besondere Nennung die schöne elegische Dichtung „L'abuglo de Castel Cueillé" (Das blinde Mädchen von Schloß Cueillé). Die poetischen Schöpfungen J.'s fanden zunächst bei den Südfranzosen vollste Anerkennung. Die Regierung ehrte den Volksdichter durch die Verleihung der Ehrenlegion (1826), die Akademie ertheilte ihm einen Preis von 5000 Frcs. (1852) u. die Stadt Agen ließ ihm eine goldene Krone überreichen (1856). Trotz seines bedeutenden poetischen Talentes beschränkte sich J. auf das volksthümliche Genre der Poesie u. wußte das lange vernachlässigte u. doch so klangvolle neuprovençalische Volksidiom wieder zu Ehren zu bringen. Dadurch ist er Begründer der neuprovençalischen Dichterschule geworden. Eine Gesammtausgabe der Werke J.'s erschien Paris 1860. J. starb zu Agen 5. Okt. 1864.

Jasmund, größte Halbinsel der Insel Rügen, zwischen der Ostsee u. dem Jer Bodden, einem fjordartig von N. in die Insel eindringenden Meerbusen gelegen u. mit dem Hauptheil derselben durch die Schmale Heide, eine flache u. sandige Landenge, verbunden; ist der schönste Theil Rügens, ausgezeichnet durch die Kreidefelsen der Stubbenkammer. Auf J. liegt das Seebad Saßnitz (s. „Rügen").

Jaspis bezeichnet mehrere, in ihrer äußern Erscheinung zwar ähnliche, hinsichtlich ihrer Zusammensetzung aber verschiedene u. daher auch nicht zusammengehörige Mineralien. Der eigentliche J. ist eine besondere Art des Quarzes (Kieselsäure), welche durch eine große Menge fein darin vertheiltes Eisenoxyd od. Eisenoxydhydrat roth od. braun gefärbt u. undurchsichtig geworden ist. Manche J.e mögen wol auch dichte Eisenkiesel sein od. Gemenge von freier Kieselsäure mit den Silicaten des Eisenoxydes. Charakterisirt sind alle eigentlichen J.e durch muschligen Bruch, Undurchsichtigkeit, glatte Oberfläche u. geringen, matten Glanz; die Farben sind meist roth, braun od. gelb in verschiedenen Nuancen. Man unterscheidet gewöhnlich: 1. den ägypt. J. od. Kugeljaspis, der meist in Form großer, durch Wasser abgerundeter Rollsteine vorkommt, die im Innern gleichmäßig roth), außen mit einer gelben Zone umgeben sind; er findet sich in Aegypten u. bei Kandern in Baden. 2. Bandjaspis, wegen der parallelen Anordnung der Farbenzonen so genannt, geht, indem es kantendurchscheinende Abarten giebt, in Achatjaspis u. Bandachat über. Man kennt ihn aus Spanien, Ungarn, Sachsen u. Rußland; dort findet sich im Orenburger Gouvernement, am Flusse Korgon im Altai, eine gegen 100 m. dicke Masse von J., über Porphyr lagernd. 3. Gemeiner J., worunter die übrigen Arten von verschiedenen Farben u. Zeichnungen begriffen werden. J. mit blumenartigen Zeichnungen wird Floridajaspis genannt u. kommt aus den Pyrenäen. Der J. wird vorzüglich zu Tischplatten, Altarverzierungen, Vasen, Säulen, Dosen, Siegelsteinen u. s. w. verarbeitet, es geschieht dies nam. in Rußland in der kaiserl. Poliranstalt zu Jekaterinburg. In Mineraliensammlungen findet man sehr häufig Mineralien als J. bezeichnet, die kein solcher sind, so z. B. der sog. Porzellanjaspis von Planitz bei Zwickau u. von Straake in Böhmen; derselbe besitzt eine violettgraue Farbe u. ist nur ein durch unterirdische Kohlenbrände hartgebrannter Thon. Ferner der sog. Bandjaspis von Wolftitz bei Frohburg in Sachsen, welcher allerdings große Aehnlichkeit mit dem ächten Bandjaspis besitzt, sich aber von ihm sofort durch den gänzlich fehlenden Glanz u. durch das Auftreten des Thongeruchs beim Befeuchten als ein gestreifter Felsittuff od. sog. Thonstein zu erkennen giebt. Basaltjaspis ist ein halbverglaster Mergel od. Grauwackenschiefer.

Jassy, Hauptstadt der Moldau mit 90,000 E., darunter angeblich 40,000 Juden; liegt am Bachlui, ist Residenz des griech. Metropoliten u. besitzt eine Universität, ein theologisches Seminar, eine Kunst- u. Musikschule u. ein großartiges Hospital. Die Straßen sind eng, krumm u. schmuzig, die Gebäude meist aus Holz u. Lehm aufgeführt, hervorragend nur die Paläste des Fürsten u. einiger Bojaren. Unter den 70 griech. Kirchen zeichnet sich die Metropole durch die Pracht ihrer Ausstattung aus. Der Handel, bes. mit Getreide u. Leder, ist bedeutend u. wird vorzugsweise durch den nahen Pruth vermittelt, an dem ein Hafen angelegt ist. J. soll nach den Jazygen (s. d.) benannt worden sein; als Stadt kommt es im 14. Jahrh. vor; 1792 wurde hier zwischen Rußland u. der Türkei ein Friede geschlossen; wegen der Theilnahme der Bevölkerung an dem Aufstande der Griechen unter Ypsilanti wurde die Stadt 10. Aug. 1822 von den Janitscharen zerstört.

Jauer, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Provinz Schlesien) mit 9964, zu $^{2}/_{3}$ evang. E. (1871), liegt an der Wüthenden Neiße, einem Zuflusse der Katzbach, hat ein Gymnasium u. beträchtliche Wollspinnerei, Tuchmanufaktur, Handschuh- u. Wurstfabrikation u. ansehnlichen Getreidehandel; in dem ehemaligen piastischen Schlosse befindet sich jetzt das Zuchthaus; die kathol. Pfarrkirche, 1865 renovirt, ist 1267—90 erbaut. In der Nähe befinden sich Braunkohlengruben. J. wurde 1314 die Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, welches einen Flächenraum von etwa 55 □M. u. die Gebiete der jetzigen Kreise J., Hirschberg, Schönau, Löwenberg u. Bunzlau umfaßte; 1346 kam dasselbe an Schweidnitz u. 1392 mit diesem an Böhmen. Friedrich d. Gr. eroberte es im 1. Schles. Kriege.

jaune (franz., spr. schohn), d. i. gelb.

Jauner, Franz, deutscher Schauspieler u. Theaterdirektor, geb. als der Sohn des gleichnamigen Hofgraveurs in Wien 14. Nov. 1832; begann seine Laufbahn am dortigen Burgtheater, war 1857 bis Mitte März 1871 Mitglied der Hofbühne zu Dresden, wo er sich auch mit der ausgezeichneten Opernsängerin Emilie Krall vermählte; kehrte dann wieder nach Wien zurück, um zunächst Regisseur am Karltheater das. zu werden, u. übernahm 1872 die Direktion dieses Theaters, ohne indeß seiner eigenen Bühnenthätigkeit ganz zu entsagen. Seine außerordentliche Befähigung für diese läßt ihn im modernen wie im klassischen Lustspiel u. in der Konversationskomödie gleich vorzüglich erscheinen. Voller Laune, Humor, elastischer Frische u. seltener Redegewandtheit, durchdringt J. seine Rollen mit jener wohlthätigen Wärme u. Belebungskraft, die für die Mitspielenden ebenso anregend ist wie für die Zuschauer. Eine seiner Glanzrollen ist die des Valentin in Raimund's „Verschwender". Auch als Bühnenleiter zeigt er außerodentliches Geschick u. große Umsicht.

Java (nach Scherzer Dschawa zu sprechen), die viertgrößte Insel des Ind. Archipels u. das wichtigste Kolonialland der Niederländer in Asien, mit einem Flächenraum von 2444 □M. (mit der Insel Madura), also um $^{1}/_{6}$ größer als Irland, liegt zwischen 5° 52′ bis 8° 46′ südl. Br. u. zwischen 105° 12′—114° 4′ östl. von Greenwich u. ist

ungefähr 128 M. lang u. 9–16 M. breit. Von Sumatra durch die Sundastraße, von Borneo durch die Sundasee u. von der Insel Bali im O. durch die Balistraße geschieden, ist J. die südlichste der großen Sundainseln. Die Küsten sind wenig gegliedert u. bieten nur in der Bai von Batavia einen sicheren Hafen dar; an der Südküste schneidet die Wynkoopsbai, an der Westküste die Willkommen- u. die Pfefferbai ein.



Nr. 3557. Eingeborene der niederen Stände auf Java.

Die wenig geschützte nördl. Küste wird von zahlreichen Inseln begleitet, von denen jedoch nur Madura eine kommerzielle Bedeutung hat. Längs dieser Küste zieht sich eine breite, ungesunde, durch das Schwemmland der Flüsse entstandene Ebene hin, welche im S. zu dem Gebirge ansteigt. Dieses, die Fortsetzung der Gebirge von Sumatra darstellend, wird im W. durch zwei Parallelketten u. im O. von einer gebildet, ist von tiefen Senkungen durchschnitten u. fällt schroff zur Südküste ab. J. ist die vulkanreichste Insel der ganzen Erde, denn nicht weniger als 38 feuerspeiende Berge erheben sich in diesen Bergketten, außer einer bedeutenden Anzahl erloschener Vulkane. Die höchsten sind der Semeru (3730 m.),



Nr. 3558. Südwestseite des Gunong Semeru.

der Doppelvulkan Gunong Ardjuno (3304 m.), der Sumbing (3385 m.) u. der Slamat (3419 m.). Von Erdbeben u. Vulkanausbrüchen ist J. sehr häufig heimgesucht; die erste Eruption des Gelunggung 1822 brachte 114 Dörfern den Untergang u. 40,000 Menschen den Tod. Zahlreiche Schlammvulkane, heiße Quellen u. Solfataren sind über die Insel verstreut, von letzteren sind die auf dem Gebirgsknoten des Prau liegenden die großartigsten aller bekannten. Von großer landschaftlicher Schönheit sind die mit Seen erfüllten Krater erloschener Vulkane, deren Abhänge häufig mit dem üppigsten Grün bedeckt sind. — Die Flüsse J.s müssen nach dem Gebirgsbau der Insel bei kurzem Laufe ein starkes Gefälle haben; der bedeutendste von ihnen ist der von Solo, welcher bei einer Länge von 90 M. weithin auch schiffbar ist u. der Insel Madura gegenüber mündet, der zweitgrößte der Brantes. Die größeren Flüsse münden sämmtlich an der Nordküste meist in Deltas. Das Klima ist in den Tiefländern u. Thälern ein durchaus tropisches, die nasse Jahreszeit währt von Oktober bis März, die trockene den übrigen Theil des Jahres. Die Monsuns herrschen nur in den tiefer gelegenen Landstrichen; über 1600 m. behauptet sich der SO.-Passat. In der trockenen Jahreszeit wehen abwechselnd Land- u. Seewinde. In den Niederungen sinkt das Thermometer selten unter 21° u. steigt fast nie über 32° C. Die Differenz der Durchschnittstemperaturen der Tiefebene beträgt in den einzelnen Monaten kaum 1° C., die höheren Regionen zeigen natürlich größere Gegensätze, doch fällt selbst auf den höchsten Berggipfeln niemals Schnee; in der Regenzeit aber, bes. im Juli u. August, bilden sich dort häufig Eiskrusten u. fällt Reif, welcher den Anpflanzungen großen Schaden bringt. An der Küstenregion sind Fieber häufig, die Plateaux u. Hochthäler des Innern haben dagegen ein für die Gesundheit der Europäer sehr zuträgliches Klima, wie sich denn auch dort die europ. Kulturgewächse sehr leicht haben akklimatisiren lassen.

Die Produkte J.'s, bes. die des Pflanzenreiches, sind überaus mannichfaltig. Die weiten, zur Regenzeit überschwemmten Niederungen sind größtentheils kultivirt; an den versumpften Flußmündungen erheben sich Mangrovewaldungen, vermischt mit Palmen u. durchzogen von Schlinggewächsen; die Dünenflora ist charakterisirt durch Pandanus u. Zwiebelgewächse, Palmenwälder erscheinen an den Abhängen der Berge in großer Ausdehnung; die Vermittelung zwischen den Urwäldern u. den grasreichen Hochflächen, die oft meilenweit von dem Alang-Alanggrase (Saccharum Koenigii) überzogen sind, bilden die Bambusdickichte, der Urwald selbst zeigt eine Mischung von Palmen u. Laubholz. Die gemäßigte Region zwischen 600–1500 m. ist das wichtigste Kulturgebiet der Insel; hier treten schattige Hochwälder mit großer Mannichfaltigkeit der Baumvegetation auf; die Palmen, unter denen die Arengapalme von der größten Bedeutung ist, werden theilweise durch baumartige Farrne ersetzt. Letztere nehmen in der kühlen Region (1500—2500 m.) an Ausdehnung zu; der Hochwald besteht bes. aus Podocarpusarten, Eichen u. Laurineen, auf denen eine Unzahl von Orchideen schmarotzt; die höheren Berge tragen weite Wälder von Casuarinen, die kalte Region (2500 bis 3300 m.) ist charakterisirt durch Eriken, eine Menge Moose u. Flechten u. die Abwesenheit aller Palmen, Calamus u. Orchideen. — Die Thierwelt ist reich; die Wälder beherbergen Tiger, Leoparden, wilde Schweine, leicht zu zähmende Rhinozerosse, Büffel, mehrere Arten von Rothwild u. unter den mannichfaltigen, durch Farbenpracht ausgezeichneten Vögeln auch den Pfau. An Fischen u. Krustenthieren sind die Meere reich. Für den Export sind die eßbaren Nester der Salanganschwalbe von Bedeutung. Unter den nutzbaren Mineralien nimmt das Salz die erste Stelle ein.

Die Bevölkerung (mit Einschluß der Insel Madura) zählte 1871: 16,891,068 Seelen od. 6910 E. auf 1 □M.; sie hat sich seit 1861 um mehr als 3½ Mill. vermehrt. Darunter waren jedoch nur 28,003 Europäer mit Ausschluß der Soldaten, vorzugsweise in den großen Seestädten angesiedelt, 181,732 Chinesen, 11,954 Hindu's u. 8011 Araber. Die 16,661,368 Eingeborenen gehören der malayischen Rasse an, scheiden sich aber in die Nationen der Javanen im Centrum u. O., u. der Sundanesen im W., getrennt durch den kleinen Fluß Losais. Sie zeichnen sich nach Scherzer durch eine untergesetzte Gestalt aus u. sind um ungefähr 3 cm. kleiner als durchschnittlich der Europäer od. Hindu. Ihr Gesicht ist rund, die Nase kurz u. schmal, weder hervortretend wie beim Europäer, noch so flach wie beim Neger; die Augen sind schwarz, klein, tiefliegend; die Hautfarbe ist braun mit einem leichten gelben Anflug, das Kopfshaar reich, aber immer struppig u. grob. Die Javanen sind ein friedliches, nüchternes, betriebsames Ackerbauvolk; ihre landwirthschaftliche Kultur wird unter den asiatischen Völkern nur von den Chinesen übertroffen, dies bezeugen die Nettigkeit u. Reinlichkeit ihrer Felder, der gute Zustand ihres Viehes, die genaue Beobachtung der Saat- u. Erntezeit u.

vor Allem die geschickte Bewässerung. Neben ihren eigenen Grundstücken sind die Javanen gezwungen, nach einem von dem Generalgouverneur Van den Bosch 1830 eingeführten Kultursystem, eine gewisse Anzahl von Kronländereien zu bebauen u. den Ertrag gegen ein bestimmtes Entgelt an die Regierung abzuliefern. Auf diese Weise sind sie allerdings genöthigt, auch in der Zeit von der Reisernte bis zur Aussaat, die sie früher im Nichtsthun zubrachten, jetzt zu arbeiten, dafür ist aber eine große Anzahl von tropischen Kulturpflanzen in J. eingeführt worden u. der Export hat sich außerordentlich gesteigert. Das wichtigste Produkt des Landes für den inneren Bedarf ist der Reis, dessen Anbau, fast ausschließlich für eigene Rechnung der javan. Grundbesitzer betrieben, gegen 40,000 Dörfer beschäftigt; der größte Theil der Niederungen wird von Reisfeldern bedeckt, die von unzähligen Bewässerungskanälen durchschnitten werden u. während der Dauer der Bewässerung einem ungeheueren Sumpfe gleichen; in einzelnen Gegenden wird dreimal im Jahre geerntet, die Haupternte ist aber im April u. Mai. Der Reis wird nicht nur in großen Quantitäten nach Europa, sondern auch nach Indien u. China ausgeführt u. in J. selbst zur Destillation von Arak verwendet. Den reichsten Gewinn wirft der niederländ. Regierung die Kaffeekultur ab; 1865 gab es allein 223,261,717 fruchttragende Kaffeebäume u. 1872 wurde auf Rechnung der Regierung für 26,670,000 Gulden, von Privaten für 12,725,000 Gulden Kaffee exportirt; die ersten Pflanzen sind 1723 nach J. gekommen, u. gegenwärtig ist J. nach Brasilien das wichtigste Kaffee produzirende Land der Erde. Für diese Kultur eignete sich am besten die Bergregion in einer Höhe von 600–1300 m. u. ausgerotteter Urwaldsboden, doch hat die Güte der Bohnen unzweifelhaft abgenommen. Bes. umfangreich wird der Kaffeebau in den Preanger Regentschaften betrieben. Die nächst wichtigste Nutzpflanze ist das Zuckerrohr, dessen Kultur weit mehr auf Privatländereien als auf Krondomänen betrieben wird; 1872 wurden davon durch die Regierung für 2,532,000 Gulden, durch Private für 16,651,000 Gulden ausgeführt. Der Anbau von Indigo, welcher früher sehr bedeutend gewesen, von Zimmt u. Pfeffer hat bedeutend abgenommen, da Kaffee u. Zucker einen viel sichreren u. bedeutenderen Gewinn abwerfen; ebenso ist die Cochenillekultur im Rückgange begriffen. Im Ganzen wurden 1872 nur für 1,200,000 Gulden Gewürze ausgeführt. Dagegen hat die Kultur des Theestrauches u. des Chinarindenbaumes, welche schon eine große Ausdehnung besitzt, eine bedeutende Zukunft. Außerdem werden noch von J. exportirt Vanille, Cubeben, Stuhlrohr, Baumwolle u. Tabak.

Der gesammte Handelsverkehr wird von den Plätzen der Nordküste vermittelt. Hier liegt Batavia, die Hauptstadt von Niederl.-Indien, mit 65,000 E., Surabaya mit 90,000 E., Samarang mit 50,000 E. Die Einfuhr J.'s betrug 1872: 75,610,000, die Ausfuhr dagegen 176,135,000 Gulden. Eingelaufen waren in demselben Jahre 3217 Schiffe von 460,294 Tonnen Gehalt, ausgelaufen 3829 Schiffe von 651,180 Tonnen. Die Handelsflotte zählte 426 Schiffe von 50,824 Tonnen, der Binnenverkehr hat sich durch die Anlage von Kunststraßen, Eisenbahnen u. Telegraphen bedeutend gehoben. Die ersten Eisenbahnen auf J. wurden 1873 in Betrieb gesetzt, u. zwar von Samarang nach dem Fort Willem I. u. nach Djokjokarta u. von Batavia nach Buitenzorg mit einer Gesammtlänge von 260,5 Km. Die Zahl der Telegraphenbureaux auf der Insel belief sich am Anfang 1874 auf 41. Zwischen Surabaya u. den wichtigsten ind. Häfen sowie nach Europa besteht direkte Dampfschiffverbindung.

Für die Verwaltung ist J. in 24 Residentien eingetheilt, deren bedeutendste, die Residentia Bantam, 183 □M. umfaßt. An der Spitze steht der Generalgouverneur, in dessen Hand die legislative u. exekutive Gewalt liegt; die von ihm erlassenen Gesetze bleiben in Kraft, bis das Mutterland sie verwirft; er ist zugleich Oberbefehlshaber der Armee u. Flotte. Unter ihm stehen die einheimischen Fürsten, von denen die Sultane von Djokjokarta u. Surakarta die bedeutendsten sind. Die Finanzen sind in sehr günstigem Zustande u. werden durch Zölle, Steuern, Salzmonopol u. den Gewinn aus dem Handel mit den Kolonialprodukten gehoben. Die auf den Staatsdomänen produzirten Artikel werden durch die „Nederland'sche Handel-Maatschappij" auf den europ. Markt gebracht. Die Sklaverei ist seit 1860 abgeschafft.

Die Geschichte J.'s ist vor dem 11. Jahrh. fabelhaft. Die älteste Civilisation beruhte auf dem Brahmaismus, diesem folgte der Buddhismus, welchem großartige Bauwerke, bes. zu Boro-Budor (s. Bd. II. Nr. 1716), ihre Entstehung verdanken. Um 1405 ward J. durch die Araber erobert u. der Islam dort zum Siege gebracht; 1579 begann der



Nr. 3539. Auf dem Wege von Samarang nach Unarang.

Handel mit Portugal, 1596 mit den Niederlanden; 1610 wurde von den Holländern Batavia erbaut, die nun in 4 großen Kriegen sich die Insel unterwarfen; nur 1811–16 war J. in brit. Besitze.

Javanische Sprache u. Literatur. Auf J. begegnen wir verschiedenen Sprachidiomen. Etwa ein Zehntel der Bevölkerung spricht sundaisch;



Nr. 3540. Dorfstraße in Buitenzorg auf Java.

andererseits hat China, bes. aber Indien, vielfach auf die Sprachen eingewirkt. Die eigentliche jav. Sprache ist in ihrer grammatischen Struktur mit dem Malayischen nahe verwandt, enthält aber infolge der erwähnten Einwirkungen der Nachbarländer, u. selbst Arabiens, manche Fremdwörter. Sie zerfällt zunächst in zwei in einem ganz eigenthümlichen

Verhältniß zu einander stehende Idiome. Der Niedrigere bedient sich der Wörter einer vornehmen Sprache gegen den Höhern u. schließt diejenigen aus, die er im gewöhnlichen Verkehr gebraucht; nur wenn er von sich selbst spricht, wählt er, wie der Chinese, absichtlich einen Niedrigkeit od. Unterthänigkeit anzeigenden Ausdruck. Der Vornehmere macht es gerade umgekehrt; er spricht zu dem Niedrigern in der gewöhnlichen Verkehrssprache u. bedient sich bez. seiner selbst Würde u. Hoheit anzeigender od. dafür geltender Ausdrücke. Die erstere Sprachweise heißt Basa krama, die geregelte Sprache, das sog. Hoog Javaansch der Holländer; die andere Basa ngoko, die Umgangssprache, welche übrigens denselben grammatischen Bau zeigt. Die Vornehmen unter sich suchen eine gewisse Mitte zwischen beiden Sprachenarten einzuhalten, für die es sogar wieder nur ihr eigenthümliche Lautveränderungen, mithin ein drittes Idiom giebt, die Basa madjo od. die mittlere Sprache. Eine vierte jav. Sprachweise ist die Basa kraton, die Sprache des Hofes. Neben diesen einheimischen, zur malayischen Familie gehörigen Sprachformen finden wir auf der Insel Bali, wie auf Java, eine alte heilige Sprache Kawi od. die Dichtersprache, weil in ihr die dichterischen Bearbeitungen aus dem Sanskrit niedergeschrieben wurden. Durch diese alte, nach der Verbreitung des Islam in J. erstorbene Sprache sind viel sanskritische Wörter in die Basa krama übergegangen. Viele Inschriften auf Steinen u. Münzen sind in der Kawisprache abgefaßt, welche die heutigen Javanen aber eben so wenig verstehen, wie der ungebildete Hindu das Sanskrit.

Jaxt u. Jaxtkreis, s. „Jagst".

Jazygen (ungar. Jászok, d. h. Pfeilschützen) waren ursprünglich ein magyarisches Volk, das auch andere Stämme in sich aufgenommen hatte u. zwischen Donau, Gran u. Theiß saß. Sie stellten für das königl. Heer bes. die Pfeilschützen u. erhielten für ihre Bezirke ausgedehnte Vorrechte, die noch 1745 von Maria Theresia bestätigt wurden. Gegenwärtig haben diese Privilegien aufgehört. Die J., meist Katholiken, bewohnen einen Distrikt von etwa 20 □M., dessen Hauptort Jász-Berény an der Zagyva mit 20,233 E. (1869) ist. In der Nähe dieses von Ackerbau u. Viehzucht lebenden Ortes soll der Sage nach Attila im Flusse begraben worden sein.

Jean Paul, s. „Richter."

Jean Potage (franz., spr. Schang Potasch), s. v. w. Hanswurst.

Jebus war der alte kanaanitische Name für das nachmalige Jerusalem. Bei dem Einzug Josua's in Kanaan standen die Jebusiter unter einem eignen König Adoni Zädäk (d. i. Herr der Gerechtigkeit); derselbe wurde zwar bei Gibeon besiegt u. mit getödtet, aber die Jebusiter erhielten sich die ganze Richterzeit hindurch unabhängig. Dem Namen nach gehörte J. zu dem Stammgebiete der Benjaminiten, die aber selbst nur geduldet im Bezirk von J. gewohnt zu haben scheinen. Erst David erkannte die hohe Bedeutung der Festung von J., d. i. des Zion, eroberte sie u. machte sie zum Königssitz. Erst Salomo machte die Reste der Jebusiter zinsbar.



Nr. 3541. Javanische Herberge Warong.

Mit dem Devanagari der alten Inder steht die jav. Schrift im engsten Zusammenhang, welche 73 v. Chr. von Adji-Saka eingeführt worden sein soll. Sie hat 20 einfache Konsonanten, Haksoros, von denen aber jeder noch eine einfachere, zur Bildung von Doppelkonsonanten benutzte Form zeigt. Die Vokale werden in semitischer Weise, mit Ausnahme des kurzen o od. a, durch besondere Zeichen über, unter od. neben den Konsonanten ausgedrückt. Als Probe der jav. Sprache diene der Anfang des Vaterunsers:
Rama kahula kang wonten ing surga, wasta andika dadi elapienno etc.
Vater unser welcher ist im Himmel, Name dein werde gepriesen.

Was die jav. Literatur anbetrifft, so besteht sie zunächst aus einer großen Anzahl alter Inschriften, ferner aus Heldengedichten u. aus Chroniken (Babads), von denen die meisten in Versen abgefaßt sind. Auch eigentlich geschichtliche Werke finden sich vor, z. B. eine ältere, mit vielen Fabeln ausgeschmückte Geschichte J.'s im Buche „Adji-Saka", ferner Gesetzbücher od. Hangger, Legenden od. Biographien berühmter Javanen in romanhafter Form. Die Lampakan od. Texte zu den theatralischen Vorstellungen sind ebenso wie verschiedene ep. Dichtungen nach ind. Sagen bearbeitet. In neuerer Zeit haben die Missionäre auch jav. Werke christlichen Inhalts veröffentlicht. Das Neue Testament hat Gottlob Brückner ins Javanische übersetzt (Serampore 1817). Seit 1855 erscheint auch in Soerakarta eine jav. Zeitschrift „Poespito Mantja Varna". Unter den Deutschen haben sich Rost u. Friedrich, unter den Engländern bes. Crawfurd große Verdienste um das Studium der jav. Sprache u. Literatur erworben.

Javell'sche Lauge ist eine Lösung von unterchlorigsaurem Kali in Wasser u. wird, wie Chlorkalk, zum Bleichen benutzt.

Jedo (Jeddo od. Tokio), die Hauptstadt Japans, liegt auf der Ostküste Nippons am gleichnamigen Meerbusen, an welchem sie sich halbmondförmig hinzieht, u. hat 674,447 E. (1873). Da die meisten Gebäude der Stadt nur leicht aus Holz aufgeführt u. Schadenfeuer häufig sind, so hat man zahlreiche Kanäle gegraben, um die Feuersbrünste auf einen kleinen Raum zu beschränken. Die Kanäle erhalten ihr Wasser aus dem Tonjak, welcher da, wo er noch ungetheilt in der Stadt fließt, von der 72 m. langen Nipponbas od. Japanbrücke überspannt ist, von der alle Entfernungen im Reiche gerechnet werden. J.s bedeutendstes Gebäude ist der mit starken Mauern aus Quadersteinen umgebene Palast des Kaisers, in der Mitte der Stadt auf u. an einem Hügel erbaut. Mit seinen 2 Vorburgen bildet der Palast einen eignen Stadttheil. J. besitzt eine Universität, auch viele Künstler u. Handwerker sind hier ansässig.

Jefferson (spr. Dscheffers'n), Thomas, 3. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Shadwell in Virginien 13. April 1743; wurde 1767 Advokat daselbst u. 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginien, wo er schon damals für die Emanzipation der Sklaven auftrat. Seit 1775 Kongreßmitglied, entwarf er die von den virginischen Abgeordneten vorgeschlagene Unabhängigkeitserklärung, welche 4. Juli 1776 angenommen wurde. Nachdem er 1779—81 Gouverneur von Virginien gewesen, trat J. 1783 wieder in den Kongreß, ward aber im folgenden Jahre als Gesandter nach Paris geschickt, wo er bis 1789 blieb, u. war 1790 bis 1793 Staatssekretär in der neugestalteten Bundesregierung.

Nach seinem Rücktritt lebte er auf seinem Gute Monticello in Virginien, bis er 1797 zum Vizepräsidenten u. 17. Febr. 1801 zum Präsidenten der Union gewählt wurde; auch nahm er infolge seiner Wiederwahl den Präsidentenstuhl bis 1809 ein. Eine abermalige Wiederwahl lehnte er jedoch ab; er starb 4. Juli 1826. Für die Wissenschaft hat



Nr. 6542. Thomas Jefferson, geb. 13. April 1743, gest. 4. Juli 1826.

er sich bes. um die Gründung der Universität zu Charlotteville in Virginien verdient gemacht. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind zu nennen: „Bemerkungen über Virginien" (1782) u. „Entwurf einer Fundamentalverfassung" (1783). Vgl. „J.'s Selbstbiographie", bearbeitet von Rapp (Philad. 1853); Randall, „Life of Th. J." (New-York 1858, 3 Bde.), u. de Witt, „Th. J.: étude hist. sur la démocratie améric." (Par. 1862).

Jehovah, die seit 1520 irrthümlich für „Jahwäh" in Gebrauch gekommene Form des Namens des alttestamentlichen Bundesgottes, dessen Aussprache die Juden aus religiöser Scheu nicht gestatteten. Die Bedeutung dieses Namens, den Luther stets mit „Herr" übersetzt hat, ist noch heute streitig. Die Bibel selbst faßt ihn (2. Mos. 3, 14) so: „Ich werde sein, der ich sein werde", d. h. als Hauptwort: „Der wahrhaft Seiende u. zugleich Unveränderliche." Dies Wort darf übrigens nicht als gleichbedeutend mit „Gott" genommen werden, sondern ist Eigenname des israelitischen Volksgottes. Jahwäh wurde demnach ursprünglich als der besondere Stammesgott Israels gedacht, wie Bal der Gott der Phöniker war, Kamosch der Gott der Moabiter. Auch später, als sich die Israeliten zu der Anbetung Jahwäh's als des allein wahren Gottes aufgeschwungen hatten, knüpfte sich an den Namen noch der Begriff des „Bundesgottes", während Gott als der Weltschöpfer u. dergl. mit einem allgemeinen Namen bezeichnet wird.

Jehovablume (Saxifraga umbrosa), auch Porzellanblume, beliebte Gartenpflanze mit lederartigen, großen, verkehrt eirunden Blättern, aus deren großer Rosette ein stattlicher Blumenstiel mit kleinen weißlichen od. röthlichen, Rispen darstellenden Blüten hervorbricht. Sie stammt angeblich aus der südlichen Schweiz, aus Spanien u. England, tritt aber auch schon in Mähren auf. An schattigen Stellen der Gärten dauert sie im Freien aus u. wirkt hier durch ihr üppiges Wachsthum sehr angenehm.

Jekaterinburg (Katharinenburg), Stadt im russ. Gouvernement Perm mit 24,508 E. (1871), liegt malerisch am östlichen Abhange des mittleren Uralgebirges, am Oberlaufe des Isset, welcher unweit davon entspringt, wurde 1722 gegründet, nach der Kaiserin Katharina I. benannt u. ist nach europ. Art gebaut. Unter der Bevölkerung haben die Deutschen von jeher eine hervorragende Stellung eingenommen. J. hat zwei Kathedralen u. u. a. ein Museum für uralische Merkwürdigkeiten, ist Sitz eines Oberbergamtes, einer Münze, bedeutender Eisengießereien, Maschinenfabriken, Steinschneidereien u. Steinschleifereien u. zugleich Mittelpunkt des Berg- u. Hüttenwesens für den mittleren Ural. In der Nähe befinden sich reiche Eisengruben, deren Erze in J. verhüttet werden; außerdem Goldwäschen u. Lager von Malachit, Aventurin, Jaspis u. Marmor. Eine der größten russ. Eisengießereien ist das in der Nähe gelegene Issetsk.

Jekaterinodar, Hauptstadt des russ. Landes der Kubanischen Kosaken mit 9500 E., liegt am Kuban in sumpfiger Ebene u. ist Sitz des Hetmans des Kosakenheeres u. zugleich ein stark besuchter Meßplatz. Das hervorragendste Gebäude der 1792 gegründeten u. meist aus ärmlichen Lehmhütten bestehenden Stadt ist die durch ihren inneren Luxus ausgezeichnete Kathedrale.

Jekaterinoslaw, südruss. Gouvernement, mit dem Stadtgouvernement Taganrog u. dem Lande der Asow'schen Kosaken 1230 □M. mit 1,281,482 E. (1871) umfassend, liegt im N. des Asow'schen Meeres u. bildet einen Theil der südruss. Steppe. Im N. des Küstentieflandes erhebt sich das durchschnittlich 200 m. hohe Plateau an einzelnen Stellen bis 300 m. u. wird von tief einschneidenden Flußthälern unterbrochen, an denen die Hügelreihen fast einen Gebirgscharakter annehmen. Der Dnjepr, der in J. die Samara, an der nördl. Grenze den Orel aufnimmt u. hier die unter dem Namen Porogi bekannten Stromschnellen bildet, durchzieht das Land in weitem Bogen. Der Boden ist fast durchaus waldlos, aber sehr fruchtbar, u. bringt außer einer Menge Getreide selbst südl. Früchte, wie Aprikosen, Melonen, Mandeln u. Feigen hervor; an einzelnen Stellen hat man mit Erfolg sogar Weinbau getrieben. Neben dem Ackerbau bildet die Viehzucht, bes. Schafzucht, die wichtigste Beschäftigung der Bewohner. Am unteren Dnjepr finden sich Steinkohlen u. Alabaster. Seit der Mitte des 18. Jahrh. hat sich die russ. Regierung angelegen sein lassen, in dieses Land, das bis dahin vorzugsweise von nomadischen Völkern bewohnt gewesen, Kolonisten zu ziehen; sehr wichtig sind die deutschen Ansiedelungen geworden, die theils am Dnjepr selbst, theils zwischen diesem Strome u. dem Asow'schen Meere liegen, u. deren Bevölkerung nicht nur die Erinnerung an ihre ursprüngliche Heimat durch die Ortsnamen (Heidelberg, Neuenburg, Gnadenfeld u. a.) wach erhalten, sondern auch ihre Nationalität im Ganzen treu bewahrt hat u. sich in verhältnißmäßig guten Verhältnissen befindet; außerdem sind in der sprachlich sehr gemischten Bevölkerung noch Juden, Armenier, Magyaren,



Nr. 6543. Jekaterinburg.

Bulgaren, Serben, Rumänier u. bes. stark Griechen vertreten. Dies Gebiet wurde 1782 zum Gouvernement erhoben u. zerfällt in 8 Kreise. Die Hauptstadt J. mit 22,548 E. (1871) liegt am rechten Ufer des Dnjepr unweit der Mündung der Samara, ist Sitz des Gouverneurs u. eines Bischofs, hat ein Gymnasium, ein chirurgisches Institut, starke Tuchfabriken u. ist ein wichtiger Stapelplatz für die nach Odessa bestimmten Güter. J. wurde unter Katharina II. angelegt u. nach ihr benannt.

Die größte Stadt des Gouvernements ist Rostow (s. d.) mit 39,129 E., am unteren Don gelegen; außerdem sind noch zu nennen Nachitschewan mit 16,584 E., die Nachbarstadt von Rostow (s. d.), Asow (s. d.) u. Taganrog (s. d.) am Asow'schen Meere.

Jelängerjelieber, s. „Caprifolium".

Jellachich de Buzim, Joseph, Graf von, österr. Feldzeugmeister u. Banus von Kroatien, geb. zu Peterwardein 16. Okt. 1801, bezog 1809 die Theresian. Ritterakademie in Wien u. zeichnete sich schon hier durch seine Fähigkeiten aus. Als Dragonerleutnant trat er 1819 in die Armee ein. Seine ersten Sporen verdiente er sich 1830 als Kapitänleutnant im Oguliner Grenzregiment. Im März 1831 marschirte er mit nach Italien, 1835 wieder an die Grenze versetzt, ward er 2 Jahre später Major u. Adjutant des Statthalters von Dalmatien, als welcher er namentlich auch mehrere Denkschriften über die Angelegenheiten u. Verhältnisse von Montenegro zu verfassen Gelegenheit hatte. Seit 1841 Oberstleutnant im 1. Banalgrenzregiment u. seit dem folgenden Jahre Oberst, that er sich durch die Energie hervor, mit der er gegen die bosnischen Aufrührer verfuhr. Auf Wunsch seiner Landsleute, die ihn, wie der Soldat, vergötterten, ward J. im März 1848 zum Banus von Kroatien, Slavonien u. Dalmatien, sowie zum Feldmarschallleutnant u. kommandirenden General der vereinigten Banal-Warasdin-Karlstädter Kommandos ernannt. Nunmehr entwickelte er auch eine geschichtlich denkwürdige politische Thätigkeit, welche die Regierung des Kaisers nur scheinbar kurze Zeit nicht billigte, so daß man seinem auf das slavische Element gestützten Widerstand gegen die magyarischen Tendenzen den Hauptantheil an dem offenen Bruch mit Ungarn u. den damit zusammenhängenden Ereignissen zuschreiben kann. Im Sept. 1848 überschritt J. mit 40,000 Mann Grenztruppen die ungarisch-kroatische Grenze, zog, gedrängt von den Ungarn, nach Wien hinauf, half dasselbe einnehmen, nahm an der Schlacht bei Schwechat gegen die Ungarn Theil, leitete im Winter 1848—49 die Operationen, welche zur Besetzung von Raab, Pest u. Ofen führten, errang dann, im März 1849 zum Feldzeugmeister erhoben, auch im Süden gegen Bem anfänglich Erfolge, wurde aber 14. Juli in der Schlacht bei Hegyes durch die Uebermacht der Ungarn zum Rückzug genöthigt. Nach dem Ende des ungar. Revolutionskrieges wieder Banus von Kroatien, sowie Civil- u. Militärgouverneur von Agram u. Fiume, ward J. 20. April 1854 in den Grafenstand erhoben u. starb zu Agram 20. Mai 1859. Für seine vielseitige Begabung zeugt unter anderen auch eine Sammlung „Gedichte" (Wien 1850).

Jellinek, Adolf, Bruder des Hermann J. (s. d.), jüdischer Kanzelredner u. Orientalist, geb. zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren 26. Juni 1820, widmete sich seit 1842 in Leipzig talmudischen u. philologischen Studien, wurde 1845 Prediger der israelitischen Gemeinde in Leipzig u. folgte 1856 einem Rufe als Rabbiner nach Wien. Als Kanzelredner wie als gelehrter Schriftsteller, insbesondere als gründlicher Kenner der jüdischen Literatur u. namentlich der Kabbala, hat sich J. einen großen Ruf erworben. Außer zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften, von denen er das „Sabbatblatt" (Lpz. 1845—46) selbst herausgab, hat er namentlich verfaßt: „Sefat Chachamim, od. Erklärung der in den Talmuden u. s. w. vorkommenden pers. u. arab. Wörter" (Lpz. 1846; Nachträge 1847); „Beiträge zur Geschichte der Kabbala" (ebd. 1851—52, Heft 1—2); „Auswahl kabbalistischer Mystik" (ebd. 1852); „Thomas von Aquino in der jüd. Literatur" (ebd. 1853); „Philosophie u. Kabbala" (ebd. 1854); „Zur Geschichte der Kreuzzüge" (ebd. 1854) u. a. m. Auch gab er heraus: „Die religiösen Gedichte Salomo Ibn Gabirol's" (ebd. 1853); das Wörterbuch „Maarich, von Menahem de Lonsano" (ebd. 1853); verschiedene Kommentare zu alttestamentlichen Schriften. Eine Sammlung seiner Predigten erschien in 3 Bänden zu Wien 1862—66.

Jemappes, belg. Dorf in der Nähe der Stadt Mons, bekannt durch die Schlacht 6. Nov. 1792, in welcher das Heer der Franz. Republik unter Dumouriez das österr. unter dem Herzog von Sachsen-Teschen besiegte u. zum Aufgeben der österr. Niederlande mit Lüttich zwang. Als der Angriff auf das Centrum der Oesterreicher zurückgeschlagen worden war, führte der spätere König Ludwig Philipp die wieder geordneten Truppen zu erneutem u. erfolgreicherem Sturme vor; Dumouriez kommandirte auf dem linken, Beurnonville auf dem rechten Flügel.

Jemen (Yemen), d. h. „das Land zur Rechten", heißt der südwestl. Theil Arabiens, da es im S. od. rechts von der Kaaba in Mekka liegt; es umfaßt ungefähr 2000 □M., grenzt im N. an Hedschas, im O. an Hadhramaut, im NO. an Nedschd, das plateauartige Innere Arabiens, im W. an das Rothe Meer, im S. an den Golf von Aden. J. wurde von den Alten als das „Glückliche Arabien" (Arabia felix) bezeichnet, weil es der an Gewürzen u. Kostbarkeiten reichste Theil dieser Halbinsel war. Das Innere des Landes, welches 1871 zu einem türkischen Vilajet (Generalstatthalterschaft) erhoben wurde, ist noch wenig bekannt; die zuverlässigsten Nachrichten hat Freiherr von Maltzan auf seiner Reise 1871 eingezogen. Die Küste wird von einem glühend heißen, unfruchtbaren Tieflande begleitet, im Süden von einzelnen isolirten vulkanischen Erhebungen unterbrochen. Jenseit dieser Küstenebene steigt das Hochland terrassenartig bis zu 2000 m. an, mit weiten Steppenplateaux, aber auch wasserreichen Thälern u. üppigen Waldungen, weil hier die an der Küste fehlenden tropischen Regen auftreten. Das Hauptprodukt ist der Kaffee, welcher in allen diesen höheren Landschaften gebaut u. dessen Aufguß von den Beduinen nach echt arabischer Sitte stets mit Milch getrunken wird; der jemenische Kaffee, dessen Strauch aus Abessinien eingeführt worden ist, wird als Mekkabohne bezeichnet, kommt aber nur bis Konstantinopel in den Handel. Die wichtigsten maritimen Exportplätze sind Hodeïda, Loheïa u. Mokka. Außerdem werden Mais, Durrahkorn, Datteln u. Tabak angebaut; berühmt sind die Pferde u. Kameele J.s. — Die Bevölkerung wird auf ungefähr 220,000 Seelen geschätzt; sie gehört zum Stamme der Himyaren u. ist fast so schwarz wie die Neger, aber von edel geformten Gesichtszügen; überall sind Juden verbreitet. J. zerfällt in eine große Anzahl einzelner Staaten, welche nur nominell dem Sultan unterworfen sind u. im Süden selbständige Handelsverträge mit England, das in J. das Gebiet von Aden (s. d.) besitzt, abgeschlossen haben. Die Hauptstadt ist Sannâ.

Jena, thüringische Universitätsstadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach mit 8197 E. (1871), liegt in dem freundlichen Thale der Saale, die hier die Leutra aufnimmt, umgeben von schönen Anlagen, welche den Platz der ehemaligen Festungsgräben ausfüllen. Die Stadt ist im Ganzen regelmäßig gebaut, mit Ausnahme einiger engen Straßen; auf dem Markte erhebt sich das Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Drake, im Fürstengarten ein Denkmal Oken's. J. hat 3 evangel. u. 1 kath. Kirche u. ist Sitz eines Oberappellationsgerichtes für die thüringischen Staaten u. Anhalt, eines statistischen Bureaus für Thüringen, eines Justizamtes u. einer Handelskammer. Das Schloß stammt aus dem Anfang des 17. Jahrh.; der auf dem Hausberge sich erhebende Fuchsthurm ist ein Ueberrest des ehemaligen Schlosses Kirchberg. Die größte Bedeutung hat J. durch seine Universität erlangt. Dieselbe wurde durch Kurfürst Johann Friedrich den Großmüthigen gegründet, welcher seinem Lande dadurch die ihm entrissene Universität Wittenberg ersetzen wollte, u. 1558 eröffnet; ihre Blütezeit fällt in die Jahre 1787 bis 1806 unter Herzog Karl August. Damals wirkten hier die Philosophen Erhard Schmid, Reinhold, Fichte, Hegel, Schelling; Schiller als Historiker, Oken als Naturphilosoph, Hufeland als Mediziner u. A. m.; vorübergehend lebten hier W. v. Humboldt, die Gebrüder Schlegel, Voß, Fries; unter den späteren Professoren sind hervorzuheben der Chemiker Döbereiner, der Historiker Luden, der Theolog Paulus, die Juristen Feuerbach u. Thibaut. Gegenwärtig wird die Universität, zu deren Unterhaltung die thüringischen Staaten, freilich in ungenügender Weise, beisteuern, von etwa 400 Studenten besucht. Mit derselben ist verbunden eine Bibliothek von etwa 200,000 Bänden, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, ein landwirthschaftliches Institut. Die Universität ist nicht blos für die Geschichte der Wissenschaften; sondern auch für die Entwickelung des öffentlichen Geistes in Deutschland von hervorragender Bedeutung gewesen; hier ward durch Schütz (1785) die erste deutsche Literaturzeitung gegründet, hier bildete sich die Burschenschaft, von hier aus ward das Wartburgfest (1817) angeregt. Die Häuser hervorragender Männer, welche in J. gelebt u. gewirkt haben, sind bei Gelegenheit des 300jährigen Universitätsjubiläums durch Denktafeln bezeichnet worden. Unter den Schulen J.'s haben einige Privatlehranstalten besonderen Ruf; außerdem befindet sich hier ein Landeskrankenhaus u. eine Irrenanstalt. Die Industrie ist vorzüglich vertreten durch Wollspinnerei, Cigarrenfabrikation, Papier-, Oel- u. Mehlmühlen; nicht unansehnlich ist der Buchhandel u. die Brauerei. J. war 1672—1690 die Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Jena, kam 1690 an Sachsen-Eisenach, 1741 an Weimar u. ist Geburtsort des Kriminalisten Feuerbach (1775—1833), des Philosophen Fichte (des Jüngeren, geb. 1797), des Märchendichters Musäus (1735—1787), des österr. Generals v. Gablenz (1814—1873). Historisch berühmt ist J. durch die in der Nähe 14. Okt. 1806 gelieferte Schlacht geworden. Die Franzosen kommandirte Napoleon selbst, die Preußen u. Sachsen Fürst Hohenlohe unter dem Herzog Karl Wilhelm

Ferdinand von Braunschweig, der an demselben Tage auch bei Auerstädt von Davoust geschlagen wurde. Schon in der Nacht vom 13. 14. Okt. hatten die Franzosen die dominirende Höhe des Landgrafenberges eingenommen; ein dichter Nebel unterstützte den Angriff am nächsten Morgen; die Preußen u. Sachsen wurden getrennt, der rechte u. linke Flügel der Deutschen umgangen u. auch der von Weimar heranziehende General Rüchel geschlagen. Das deutsche Heer löste sich in wilde Flucht auf, nur das sächsische Grenadierbataillon Winckel trat einen geregelten Rückzug an. Durch diese Niederlage war der Feldzug von 1806 entschieden.

Jenischehr, auch Dschenischehr, das alte Larissa, feste Stadt in Thessalien, im türkischen Sandschak Trikkala, mit 25,000 E. u. dem Sitz eines griechischen Erzbischofs.

Jenissei, einer der bedeutendsten Flüsse Sibiriens mit einem Stromgebiet von 51,140 □M. u. einer Länge von 540 Meilen, entspringt auf chinesischem Gebiet im Altai u. erhält seinen Namen von da an, wo sich Ulu-Kem u. Kemtschik vereinigen. Seine Hauptrichtung, SSO. bis NNW., ändert er mehrmals. Unter 51° 30′ n. Br. durchbricht der J. das Sajangebirge in der malerischen Bomschlucht, nimmt hierauf links die Abakan, rechts die Tuba auf u. erreicht unter 56° n. Br. das Tiefland, in dem er seinen bedeutendsten Nebenfluß, die obere Tunguska, den Abfluß des Baikalsees, rechts aufnimmt. Schon vorher ist der J. schiffbar, zeigt von nun an Neigung zu Inselbildung u. tritt endlich in das Tundragebiet. Hier fließen ihm noch rechts die untere u. die kleine Tunguska, letzterer gegenüber die Turuchan zu, u. endlich geht der J. in einen etwa 50 Meilen langen Meerbusen über, dessen Breite zwischen 2 u. 6 M. beträgt, der ebenso wie der Fluß sehr fischreich, aber meist bis zum Juni mit Eis verstopft ist u. auch als Liman der 70 Inseln bezeichnet wird.

Jenisseisk, 1) das westlichste Gouvernement von Ost-Sibirien, hat eine Größe von 45,708 □M. u. 350,848 E. Es umfaßt das Gebiet des Jenissei u. der obern u. mittlern Lena. Der südliche, gebirgige Theil, welchen die Ausläufer des Sajanischen Gebirges erfüllen, enthält die fruchtbarsten Gegenden Ostsibiriens nächst dem Amurgebiet u. produzirt Korn u. Tabak. In den rauheren Theilen treibt man Viehzucht. Das Gouvernement J. enthält reiche Silber- u. Kupferbergwerke u. ergiebige Goldwäschereien. Der nördliche Theil ist eben u. umfaßt die unwirthlichsten Striche Sibiriens, welche fast nur von den nomadisirenden Stämmen der Tungusen u. Samojeden bewohnt werden. 2) Hauptstadt des Gouvernements J., am linken Ufer des Jenissei gelegen, hat 6600 E. u. ist befestigt. Im August wird hier eine stark besuchte Messe abgehalten.

Jenner (spr. Dschenner), Edward, der Begründer u. erste Verbreiter der Kuhpockenimpfung, geb. zu Berkeley (Grafschaft Gloucester) 17. Mai 1749, war daselbst als Wundarzt thätig, beschäftigte sich aber auch viel mit naturhistorischen Studien. Im Nov. 1789 impfte er sein erstes, dreiviertel Jahr altes Kind mit Menschenblatternstoff,



Nr. 3544. Edward Jenner, geb. 17. Mai 1749, gest. 26. Jan. 1823.

den er einem an einer leichten Form der Pocken Erkrankten entnommen hatte. Nachdem er aber auf die Schutzkraft der in seiner Gegend beim Rindvieh öfters herrschenden Kuhpocken gegen die Menschenblattern aufmerksam gemacht worden war, machte er 14. Mai 1796 den ersten Versuch mit der Kuhpockenimpfung u. übertrug Kuhpockenstoff von dem beim Melken an der Hand infizirten Milchmädchen Sarah Nelmes auf den etwa 8jährigen Knaben James Phipps. Später impfte er, um die Schutzkraft der Kuhpockenimpfung zu erproben, demselben Knaben Menschenblatternstoff ein, doch erfolgte keine Wirkung. Da seinem Aufsatze darüber der Abdruck in den „Philosophical transactions“ verweigert wurde, so veröffentlichte er denselben als besondere Schrift unter dem Titel: „An inquiry into the causes and effects of the variolae vaccinae“ (Lond. 1798, 3. Aufl. 1801, deutsch von Ballhorn, Hann. 1799). Diese Schrift hatte die schnelle Verbreitung der Kuhpockenimpfung über ganz Europa u. Amerika zur Folge, u. während es einerseits nicht an Gegnern fehlte, welche eine heftige Polemik in Scene setzten, ward er andererseits als ein Wohlthäter der Menschheit gepriesen. 1802 erhielt er 10,000 u. 5 Jahre darauf 20,000 Pfd. Sterl. als Nationalbelohnung, auch 1805 das Londoner Bürgerrecht. Seine Anhänger gründeten zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung die „Royal Jennerian society“ u. machten ihn zu deren Präsidenten. Seit 1799 lebte J. theils in Cheltenham, theils in Berkeley; an letzterem Orte starb er 26. Jan. 1823. Er schrieb noch: „Further observations on the variolae vaccinae or cow-pox“ (Lond. 1799); „Continuation of facts and observations of the cow-pox“ (ebd. 1800) u. m. a. Vgl. Baron, „Life and correspondence of E. J.“ (Lond. 1827, 2 Bde.; 2. Aufl., 1832; 3. Aufl., 1838), u. Choulant, „E. J.“ (Lpz. 1829).

Jensen, Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen in Holstein, studirte Medizin in Kiel, Würzburg u. Breslau u. kehrte 1860 nach Kiel zurück, um sich ausschließlich der literarischen Laufbahn zu widmen; auf Anregung Geibel's ging er 1862 nach München, machte von dort aus eine Reise nach Aegypten, heirathete im Mai die Tochter des Wiener Schriftstellers Moritz Brühl u. siedelte dann nach Stuttgart über, wo er 1868 die Redaktion der „Schwäbischen Volkszeitung“, des Organs der nationalen Partei, übernahm. Noch in demselben Jahre wandte er sich aber nach Schleswig-Holstein zurück, redigirte 1869—72 die „Norddeutsche Zeitung“ in Flensburg u. zog darauf wieder nach Kiel, wo er sich noch jetzt aufhält. Seit etwa 1868 zählt er zu den beliebtesten Novellisten Deutschlands. Das Anziehende u. Ergreifende seiner Erzählungen, die sich vorzugsweise auf dem Boden des norddeutschen Meer- u. Küstenlebens abspielen, liegt hauptsächlich in der Lokalfarbe, die stets in inniger Beziehung zur Handlung seiner Dichtungen steht. Flott u. energisch in seinen formschönen, von großartiger Phantasie u. tiefer Empfindung zeugenden Poesien, die zum Theil Anklänge an Heine haben, höchst gewandt in seinen geistreichen Feuilletons, vermag er seiner Muse auch überaus launige Produkte abzugewinnen. In einigen seiner neuesten Werke tritt leider ein unleugbares Behagen an grob-realistischen Scenen hervor. Bes. nennenswerth sind von seinen sehr zahlreichen Schriften: „Lübecker Novellen“ (Schlesw. 1868); „Neue Novellen“ (ebd. 1869); die Novellen „Nordlicht“ (Berl. 1872, 3 Bde.) u. „Nymphäa“ (Stuttg. 1875); die Romane „Unter heißerer Sonne“ (1869), „Sonne u. Schatten“, „Eddystone“ (Berl. 1872), „Minatta“ (Braunschw. 1872, 2 Bde.), „Nach hundert Jahren“ (Schwerin 1873—74, 4 Bde.), „Die Namenlosen“ (ebd. 1873, 3 Bde.), „Drei Sonnen“ (ebd. 1874, 3 Bde.) u. die „Lieder aus Frankreich“ (Berl., 2. Aufl., 1873), die zuerst anonym erschienen u. allgemein für wirkliche Soldatenlieder gehalten wurden.

Jephta, einer der Richter Israels, war ein Sohn Gilead's, der im Lande Tob ein Freibeuterleben führte u. bei einer Bedrängung seiner Heimat durch die Ammoniter als Anführer seines Stammes die Feinde besiegte. Leider aber hat er vor der Schlacht geschworen, daß er im Fall des Sieges das Erste, was ihm nach der Heimkehr aus der Thür seines Hauses entgegenkommen werde, Gott als Brandopfer darbringen wolle. Statt eines Thieres sieht er seine einzige Tochter sich nahen. Dies Gelübde zu erfüllen, schlachtet er die Jungfrau zum Brandopfer. Nachdem er dann noch dem Stamm Ephraim eine Niederlage beigebracht hat, verwaltet er sechs Jahre das Richteramt in seinem Stamme Gilead u. stirbt daselbst. Der Stamm Gad feierte ihn darauf als seinen Nationalhelden. Die Töchter Israels aber pflegten alljährlich vier Tage die Tochter J.'s zu beweinen. Die ganze Erzählung kann als ein geschichtlicher Beleg dafür angesehen werden, welchen hohen Werth man auch noch in der Richterzeit auf die uralten, obschon vom Mosaischen Gesetz verbotenen Menschenopfer zu legen pflegte.

Jeremiaden nennt man im Hinblick auf die sog. Klagelieder des Propheten Jeremia (s. d.) Klagen, die in steter Wiederholung desselben Inhalts u. mit recht kläglichem Ausdruck vorgebracht werden.

Jeremia (hebr. eigentlich Jirmejahu, d. h. wahrscheinlich „Jahväh gründet"), der zweite der sog. vier großen u. nach Jesaja der größte Prophet des Alten Bundes, lebte um die Zeit des Untergangs des jüd. Staates. J. war der Sohn eines jüd. Priesters Hilkia u. aus Anathot, einem Städtchen nahe bei Jerusalem, gebürtig. Noch ein Jüngling, trat er im 13. Jahre des Königs Josia (628 v. Chr.) auf den Ruf Gottes als Prophet auf. Als Schauplatz seiner Wirksamkeit erscheint fast immer Jerusalem, bes. der Vorhof des Tempels, in welchem er zu dem versammelten Volke redete. Die Regierung des frommen Königs Josia war seinen Predigten im Allgemeinen günstig, obschon auch die Weissagungen aus dieser Zeit voll sind von bitteren Klagen über die Heuchelei u. den Götzendienst des Volkes. Aber mit dem Tode des Josia (um 610) gewann die religionsfeindliche Partei unter König Jojakim wieder die Oberhand, u. nun brach für J. eine Zeit der Trübsale an, welche sein Leben zu einem erschütternden Trauerspiel gestalteten. Seine Weissagung der baldigen Zerstörung Jerusalems wurde für Gotteslästerung erklärt u. hätte ihn beinahe das Leben gekostet. Sogar seine eignen Landsleute zu Anathot machten einen Anschlag auf sein Leben (11, 19 ff.). Als er dennoch seine Drohungen im Tempel wiederholte, ließ ihn der Vorsteher desselben peitschen u. aus dem Tempel weisen. Da ließ J. seine Weissagungen von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen u. an einem Festtage im Tempel vorlesen. Aber der König ließ sich das Buch bringen, u. als er vom Inhalt Kenntniß genommen, zerschnitt u. verbrannte er es. Nur zu bald erfüllte sich ein Theil seiner Weissagungen, indem Jerusalem 599 zum ersten Male durch Nebukadnezar erobert u. zahlreiche Judäer mit König Jojakim ins Exil geführt wurden. Der Haß der Kriegspartei wandte sich natürlich vor Allem gegen den Propheten, den sie als einen feigen Verräther darstellte, weil er zur Unterwerfung unter die Chaldäer gerathen hatte. Als diese bereits im Anzuge begriffen waren, nöthigte diese Partei den König Zedekia zur Verhaftung des J. Aber seine Weissagungen wirkten so lähmend auf die Vertheidigung der Stadt, daß ihn die jüdischen Hauptleute vor Zorn in eine Schlammgrube werfen ließen, damit er darin umkomme. Nur das Mitleid eines äthiopischen Dieners des Königs (Ebedmelech) rettete ihn. Aber unerschüttert blieb J. auch jetzt noch bei seinen Rathschlägen u. suchte selbst den König, der ihn heimlich zu einer Unterredung holen ließ, zur Uebergabe der Stadt zu bewegen. Die Eroberer der Stadt fanden J. noch als Gefangenen. Schon hatte man auch ihn in Ketten gelegt, um ihn mit den übrigen Exulanten nach Babylon zu bringen, als er auf besonderen Befehl Nebukadnezar's freigelassen wurde. Er entschloß sich, mit dem Rest der Juden in der Nähe des zerstörten Jerusalem in Mizpa zu bleiben. Als aber nach zwei Monaten der Statthalter Gedaljah ermordet wurde, mußte auch er sammt Baruch nach Aegypten fliehen, wo er wahrscheinlich auch gestorben ist, der Sage nach von dem Volke zu Taphne gesteinigt. So tief aber hatte sich die erhabene Gestalt dieses Propheten der Erinnerung des Volkes eingeprägt, daß sich später nicht nur allerlei Legenden an ihn knüpften, sondern man ihn auch als den Vorläufer des Messias erwartete. Aus Obigem ergiebt sich zugleich, daß das Buch des J. von diesem selbst mit Hülfe seines Schreibers Baruch redigirt worden ist. Doch muß er selbst od. Baruch später noch Zusätze gemacht haben, da nicht durchweg eine geschichtliche Anordnung festgehalten ist. Dagegen rühren die sog. „Klagelieder Jeremiä" auf die Zerstörung der Stadt u. des Tempels schwerlich vom Propheten selbst her, sondern sind vielleicht von Baruch nach dem Tode des Propheten gedichtet.

Jerichau, Jens Adolf, dän. Bildhauer, geb. 7. April 1816 zu Assens auf Fünen, bildete sich in der Kunstakademie zu Kopenhagen u. von 1839 in Rom unter Thorwaldsen aus. Später ließ er sich in Kopenhagen nieder, wo er Professor in der Akademie wurde. Seiner ersten Arbeit, der „Hochzeit Alexander's u. der Roxane", folgte eine Gruppe „Hercules u. Hebe", der er vorzugsweise seinen Ruf verdankt; ferner „Adam u. Eva", ein kolossaler „Christus", ein „Leopardenjäger" u. andere. Seine Gattin Anna Maria Elisabeth, geb. Baumann, von deutschen Eltern in Warschau stammend (geb. 1819), ist eine Malerin, die das Genrefach in großartiger, fast historischer Weise mit kühner Hand, aber dennoch weiblicher Innigkeit zu behandeln weiß. Am meisten gelangen ihr Darstellungen aus dem römischen Volksleben. Eines ihrer besten Bilder ist „Dänemark", als Frauengestalt in alterthümlichem Schmuck durch Kornfelder schreitend.

Jericho, d. h. Mondstadt, uralte Stadt Palästina's, wenig nördlich vom Todten Meere in einer Erweiterung des Jordanthales gelegen. Bei der Einwanderung der Israeliten unter Josua war die Stadt mit Palmenhainen umgeben, stark befestigt u. reich durch Handel u. Ackerbau. Sie wurde von Josua zerstört u. auf ihren Wiederaufbau ein schwerer Fluch gesetzt. Trotzdem scheint sie in der ganzen israelitischen Geschichte existirt zu haben. Auch nach dem Untergang des Reiches Juda erhielt sich J. trotz mehrfacher Eroberungen u. theilweiser Zerstörungen u. war zur Zeit Christi wieder eine angesehene u. blühende Stadt, berühmt durch ihren Balsam. Herodes d. Gr. schmückte die Stadt mit prachtvollen Bauten u. hielt sich gern daselbst auf, bis er in J. seinen Tod fand. Von einer angeblichen Zerstörung im Jüdischen Kriege (70 n. Chr.) durch die Römer mußte sich die Stadt gleichfalls wieder erholt haben, denn im 4. Jahrh. werden christliche Bischöfe von J. erwähnt. Erst Ende des 7. Jahrh. war die Stadt gänzlich verfallen. Zu neuer Blüte gelangte sie wieder in der Zeit der Kreuzfahrer, bes. als man das Zuckerrohr (später auch Baumwolle) in ihrer Nähe anpflanzte. Unter den Arabern aber sank sie immer tiefer, u. die Plünderung durch Ibrahim Pascha (1840) sowie später eine Feuersbrunst versetzten ihr den Todesstoß. Heute ist nur noch ein elendes Dorf (Er-richä) mit ca. 60 Familien an jener Stelle zu finden. Eine halbe Stunde davon finden sich noch Reste des alten J., vor Allem die Einfassung der Sultans- od. Elisaquelle, welche ehedem die Stadt speiste, u. Spuren einer Wasserleitung.

Jericho-Rose, s. „Anastatica".

Jermolow, Alexei Petrowitsch, russ. Feldherr u. Diplomat, geb. 4. Juni 1777 im Gouvernement Orel, machte die Feldzüge von 1805 u. 1807 sowie die von 1812—13 mit, befehligte 1815 das 2. Armeecorps des russ. Heeres unter Barclay de Tolly u. wurde 1817 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen u. Oberbefehlshaber der russ. Truppen im Kaukasus. Als außerordentlicher Botschafter an den pers. Hof geschickt, arbeitete er dort mit Erfolg dem Einflusse der Engländer entgegen. Dann kehrte er auf seinen Posten zurück u. war fortgesetzt bemüht, das Interesse der ihm anvertrauten Länder im Sinne europäischer Kultur zu fördern. Als die Perser unter Abbas-Mirza 1826 den Frieden brachen, schlug sie J. mit einem starken Heere zurück. Auch ward von ihm 1827 das räuberische Bergvolk der Tschetschenzen gezüchtigt u. der treulose Amulad-Beg vertrieben. Trotz seiner Verdienste aber fiel er im Nov. dess. J. plötzlich in Ungnade. Infolge dessen zog er sich nach Moskau zurück, wo er sich hauptsächlich seinen wissenschaftlichen Neigungen überließ; zu diesem Behufe legte er sich eine große Bibliothek an, für die er die Bücher meist selbst einzubinden pflegte. Der Krimkrieg rief ihn noch einmal unter die Waffen, u. er übernahm das Oberkommando über die Miliz des Moskauer Gouvernements. J. starb zu Moskau 23. April 1861. Pogodin gab Auszüge aus s. „Denkwürdigkeiten" u. sein Sohn „Aufzeichnungen über den Feldzug von 1812" (Mosk. 1863) heraus.

Jerobeam ist der Name zweier Könige des Reiches Israel. **J. I.,** 975—954 König, war ein Sohn Nebat's aus der Stadt Zereda im Stamme Ephraim. Von Salomo zum Oberaufseher erhoben, zettelte er gegen den König eine Verschwörung an u. wurde von dem Propheten Abia in dem Plane der Losreißung Nordisraels von Juda bestärkt. Der Aufstand mißlang jedoch, u. J. floh zu dem König Sisak von Aegypten. Nach dem Tode Salomo's aber wurde er von den 10 nördlichen u. östlichen Stämmen zum König ausgerufen. Er befestigte nun die neue Residenz Sichem u. stellte, um das Volk den salomonischen Tempel vergessen zu machen, an den Grenzpunkten des Reichs, zu Bethel im Süden u. zu Dan im Norden, goldene Stierbilder auf, als Sinnbilder Jehovah's (s. „goldenes Kalb"). Statt der ausgewanderten Leviten ernannte er Priester aus anderen Stämmen u. brachte auch selbst Opfer. Alles dies erschien freilich den strenggesinnten Judäern als heilloser Götzendienst. Mit Rehabeam, dem Sohne u. Nachfolger Salomo's, lag J. in beständiger Fehde u. wurde sogar von dessen Nachfolger Abia um 956 aufs Haupt geschlagen, wobei auch Bethel verloren ging. Seine Dynastie erlosch nach dem Spruch des Ahia bereits mit seinem Sohne Nadab 952 v. Chr. — **J. II.,** Sohn u. Nachfolger des Königs Joahas von Israel, nach gewöhnlicher Rechnung von 825—774 v. Chr., erhob das Reich Israel

auf den höchsten Gipfel seiner Macht. Er eroberte aufs Neue Damaskus u. Hamath im Norden u. bezwang die Ammoniter u. Moabiter im Südwesten, so daß alles Land vom Libanon bis zum Todten Meere ihm unterthan war. Wie aber trotzdem der Verfall im Innern des Reichs durch Götzendienst u. Gewaltthaten aller Art fortschritt, dafür bürgen die gleichzeitigen Bücher der Propheten Amos u. Hosea.

Jerome Bonaparte, s. „Hieronymus".

Jerrmann, Eduard, deutscher Schauspieler, der einzige, der die erste Bühne Frankreichs betreten hat, geb. zu Berlin 1795; begann seine theatralische Laufbahn in Bamberg u. München, spielte 1819 in Leipzig, leitete dann das Theater in Augsburg, ging später nach Königsberg, gastirte 1832 unter großem Beifall auf dem Théâtre français in franz. Sprache, war dann nacheinander in Hannover, Köln, Aachen, Mannheim u. zuletzt in Berlin engagirt, wo er 4. Mai 1859 starb. Auch war J. schriftstellerisch thätig; er übersetzte verschiedene Stücke u. schrieb unter Anderem „Fragmente aus meinem Theaterleben" (Münch. 1833).

Jerrold (spr. Dscherrold), Douglas William, engl. Humorist u. dramatischer Schriftsteller, geb. zu Sheerneß bei Rochester 3. Jan. 1803 als Sohn eines Theaterdirektors, trat zuerst in den Marinedienst, verließ denselben aber bald wieder u. ging nach London, um zu schriftstellern. Seit der Gründung des „Punch" zählte er zu den beliebtesten Mitarbeitern dieses Witzblattes. Daneben redigirte er das „Illustrated magazine", in dem er unter andern eines seiner Hauptwerke, „The chronicles of Clovernook" (gesammelt, Lond. 1846), veröffentlichte, gab dann „Douglas J.'s shilling-magazine" u. seit 1852 eine politische Zeitung: „Lloyd's weekly London newspaper" heraus. Bei Alledem gestattete ihm seine Produktivität, auch eine Anzahl werthvoller Theaterstücke zu liefern, wie „Time works wonders", „The bubble of the day", „Retired from business" u. andere mehr. Eine Sammlung seiner Werke, von denen wir noch nennen: „Men of character" (Lond. 1838, 3 Bde.) u. „Punch's letters to his son" (ebd. 1843), erschien zu London 1851 bis 54 in 7 Bdn. Er starb daselbst 8. Juni 1857. Seine Biographie (1858) schrieb sein Sohn, William Blanchard J., geb. zu London 1826. Derselbe übernahm auch die Redaktion von „Lloyd's weekly newspaper" u. hat außer mehreren Lustspielen, wie „Cool as a cucumber" (1850), „The chatterbox" (1859) ꝛc., verschiedene Reiseschilderungen („Swedish sketches", Lond. 1852; „Imperial Paris", ebd. 1855) u. Schriften erzählenden Inhalts („The children of Lutetia", 1864) verfaßt.

Jersey, die größte der zu Großbritannien gehörigen normannischen Inseln (Channel-Islands), liegt im Kanal La Manche, im SW. von Cherbourg, hat ein Areal von 2,11 □M. u. 56,627 E. (1871). Die Nordküste erhebt sich schroff zu 100 m. hohen Felsen, welche sich sanft nach Süden abdachen, wo die Bai von St. Aubyn tief in das Land einschneidet. Die Corbière- u. Conche-Felsen umgeben J. im S. u. SO. Das Hauptgestein der Insel, Granit u. Syenit, liefert gutes Baumaterial zur Ausfuhr. Die Bevölkerung, welche ein franz. Patois spricht, treibt Ackerbau, Viehzucht, Fischfang u. Rhederei; geschätzt sind die Kühe u. das Obst der Insel. Nicht unbedeutend ist die Produktion von Aepfelwein, sowie früher namentlich von Varec (Seesoda) aus der Asche der an den Küsten wachsenden Fucusarten. An der Spitze der Regierung stehen der von der Krone ernannte Statthalter (Leutnant-Governor) u. die Stände. Hauptstadt von J. ist St. Hélier an der Südküste mit trefflichem Hafen u. einem starken Fort. J. ist seit 1851 Aufenthaltsort des franz. Dichters Viktor Hugo.

Jersey-City, Stadt im nordamerikan. Unionsstaat New Jersey mit 82,546 E. (1870), unter denen 31,835 Ausländer u. 705 Farbige, liegt an der Mündung des Hudson in die New-York-Bai, gegenüber dem bevölkertsten u. wichtigsten Theile der Stadt New-York. Sie wurde erst 1820 gegründet u. ist gegenwärtig eine der wichtigsten Fabrikstädte der Union, welche bes. Schmelztiegel, Bleistifte, Maschinen u. Eisenwaaren liefert; Handel u. Schiffahrt sind bedeutend, mit New York wird der Verkehr durch Dampffähren vermittelt. Die Deutschen nehmen etwa den dritten Theil der Gesammtbevölkerung ein u. besitzen 2 von den 20 Kirchen u. 2 wöchentliche Zeitungen. Die Stadt ist regelmäßig gebaut u. besteht aus 16 Bezirken.

Jerusalem, d. h. nach der gewöhnlichen Erklärung „Stätte des Friedens", wahrscheinlich aber „sicherer, fester Ort", die heilige Stadt nicht nur der Juden u. Christen, sondern auch der Mohammedaner, u. daher von letzteren heutzutage El Kuds, d. i. „das Heiligthum" genannt. 1. Geschichtlicher Ueberblick. Der älteste Name der Stadt ist Jebus (s. d.). Als David den festen Platz eroberte, war die Stadt von allen Seiten außer im NW. von tiefen Thalschluchten umgeben, die erst im Laufe der Jahrtausende allmählich ausgefüllt worden sind. Im W. u. S. zog sich das Hinnomthal hin, im O. der Kidron (später Thal Josaphat genannt). Beide Thäler vereinigen sich im SO. u. zwischen beiden lag nach allen Seiten steil abfallend das alte J. Aber auch dieses zerfiel durch eine ziemlich tiefe Thalschlucht, die zu Christi Zeit den Namen Tyropöon, d. h. Käsemacherthal, führte, in zwei Hälften. Oestl. von diesem Einschnitt lag das Plateau des nachmaligen Tempelbergs, westl. um



Nr. 3515. Jerusalem von der Nordseite gesehen.

30 m. höher ein anderer steiler Hügel, den die gewöhnliche Annahme für den Zion erklärt. Der Name „Berg Zion" wurde übrigens auf die ganze hügelige Erhebung ausgedehnt, wie denn in den Propheten u. Psalmen der Name „Zion" oft gleichbedeutend ist mit J. Obschon sich nun die höchsten Punkte der Oberstadt gegen 800 m. über den Spiegel des Mittelländischen Meeres erheben, werden sie doch von den Bergen ringsum, bes. dem Oelberg im O. u. den Hügeln im N., noch überragt, so daß der Besucher der Stadt dieselbe mit einem Male in nächster Nähe vor sich liegen sieht.

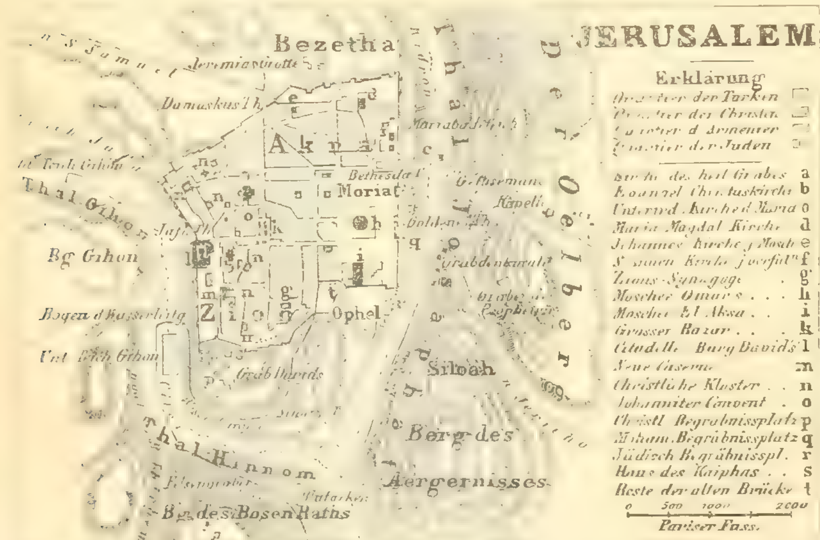
Die Bedeutung J.s als einer heiligen Stadt beginnt mit der durch David erfolgten Verpflanzung der Bundeslade in die Stadt David's. Noch höhern Glanz aber verliehen ihr die Bauten Salomo's, insbes. der Tempelbau. Der ungeheure Unterbau, der hier nöthig war, um an Stelle der Tenne des Arafna eine ebene Fläche herzustellen, muß die Bodengestalt des alten J. stark verändert haben. Die Ausgrabungen der neuesten Zeit sind noch in großer Tiefe auf ungeheure Quadersteine gestoßen, die damals zum Behufe der Auffüllung des Hügels gelegt wurden. Nicht minder schufen die Befestigungsbauten Salomo's große Veränderungen. Für den Glanz der Stadt sorgte nicht nur der echt orientalische Hofhalt Salomo's, sondern auch die Menge der Festgäste, die alljährlich wiederholt im Tempel zusammenströmten. Durch die Verbindung mit den Phönikern u. die Handelsunternehmungen Salomo's nach dem Goldlande Ophir wurde J. der Sammelpunkt ungeheurer Reichthümer. All dieser Glanz minderte sich natürlich bei dem Abfall der nördl. Stämme von Rehabeam (975) u. noch mehr, als die Aegypter unter Pharao Sisak um 970 den königl. Palast u. den Tempel plünderten. Eine zweite Plünderung fand unter König Joram (um 880) durch die Philister u. Araber statt, eine dritte unter Amazia

durch Joas von Israel um 820, bei welcher Gelegenheit auch die Festungswerke im N. großentheils geschleift wurden, u. es kam eine neue Blütezeit für J. erst unter der Regierung des mächtigen Usia, der den Handel auf dem Rothen Meere wieder in Schwung brachte, die Festungswerke verstärkte u. mit Thürmen versah, welche mit Schleudermaschinen bewehrt waren. Eingehende Fürsorge für die Festigkeit der Stadt, die unter der Regierung seiner Vorgänger abermals stark gelitten hatte, wird sodann dem König Hiskia 728—699 nachgerühmt. Diese Fürsorge erstreckte sich insbes. auch auf die Versorgung der Stadt mit Wasser, was allezeit



Nr. 3546. Plan der Umgegend von Jerusalem.

eine Lebensfrage für J. gewesen ist. Noch heute erregen die Reste der Wasserleitungen aus den verschiedensten Jahrhunderten, wie sie bes. unter u. neben dem Tempelbezirk aufgedeckt worden sind, die Bewunderung der Beschauer. Durch diese auch unter Hiskia's Sohn, Manasse, fortgesetzten Bauten ward J. eine der stärksten Festungen der Alten Welt. Dennoch erlag sie 10. Juli 588 dem Heere Nebukadnezar's, allerdings erst nach 17 Monaten einer verzweifelten Vertheidigung. Die Stadt wurde durch Einäscherung des Tempels u. der Königsburg so gründlich zerstört, daß weder die Festungsmauern noch die gewaltigen Unterbauten des Tempels



Nr. 3547. Plan von Jerusalem, in den letzten Jahren aufgenommen.

verschont blieben. Der Schmerz des Volkes über diese Verwüstung des Heiligthums hat in den Klageliedern Jeremia einen ergreifenden Ausdruck gefunden. Die heimkehrenden Exulanten unter Serubabel (538) richteten natürlich zuerst auf den Wiederaufbau des Tempels ihr Augenmerk. Doch konnte dieser zweite u. gegen den früheren ärmliche Tempel erst 516 eingeweiht werden. Trotzdem hatte die ganze Kolonie nur ein jämmerliches Dasein, bis Esra 458 eine neue Schar von ca. 7000 Verbannten zurückführte u. Nehemia, bis dahin Mundschenk des Perserkönigs, 445 zum Statthalter von J. ernannt wurde. Dem Eifer Beider gelang es, wieder eine Art von festem Gemeinwesen zu gründen u. sogar die Stadt zu befestigen. Seitdem ließ J. die wechselnden Herrschaften der Perser u. Makedonier (seit 330) über sich ergehen. Alexander d. Gr. soll es freiwillig seine Thore geöffnet haben. Nach seinem Tode wurde es 320 von Ptolemäus Lagi von Aegypten durch einen Handstreich genommen u. theilweise seiner Mauern beraubt; 301 fiel es mit dem übrigen Palästina ganz an Aegypten. Bei diesem verblieb es mit wenig Ausnahmen bis 198, im Ganzen eine Zeit der Ruhe u. Blüte. In dem genannten Jahre hatte sich die Stadt nach Vertreibung der Aegypter den Syrern in die Arme geworfen, welche in den endlosen Parteikämpfen äußerst hart gegen dieselbe verfuhren; Antiochus Epiphanes ließ sogar 168 die Stadt selbst zum Theil zerstören u. ihrer Mauern berauben. Aber noch einmal sah J. unter den Makkabäern (seit 166) eine Periode der nationalen Selbständigkeit. Trotz der in der Citadelle liegenden syrischen Besatzung bemächtigte sich Judas Makkabäus 165 des Tempelbergs u. ließ ihn mit Mauern umgeben. Zwar wurde die Stadt 162 abermals durch Aushungerung von den Syrern zur Uebergabe genöthigt u. die Mauern theilweise geschleift, es gelang aber 10 Jahre später dem Hohenpriester Jonathan, sie aufs Neue u. noch stärker zu befestigen. Im J. 141 wurde auch die syrische Besatzung in der Burg durch Hunger zur Kapitulation gezwungen u. die Burg selbst niedergerissen. Doch erhielt sich der Name derselben (Akra) für den betreffenden Stadttheil noch bis ins 1. Jahrh. n. Chr. Erst unter Johannes Hyrkanus 134 wurde J. wieder von Antiochus VII. von Syrien eingenommen, ohne indeß eine Besatzung zu erhalten. Aber der Familienzwist der Makkabäer führte schließlich den Verlust der Selbständigkeit herbei. Die Römer, welche dadurch Gelegenheit zur Einmischung erhalten hatten, sandten i. J. 63 Pompejus nach J. Es bedurfte aller Anstrengung röm. Kriegskunst, den überaus festen Tempelplatz zu erobern. 12,000 Juden sollen bei dieser Erstürmung umgekommen sein, während die Priester ruhig bis zuletzt die schuldigen Opfer darbrachten; den Tempel selbst verschonte Pompejus. Nachdem Antipater 47 v. Chr. mit Erlaubniß Cäsar's den Tempelplatz wieder befestigt hatte, kam es 40 abermals zu hitzigen Parteikämpfen u. einer Plünderung durch die Parther. Im J. 37 eroberte Herodes d. Gr. die Stadt mit Hülfe der Römer nach fünfmonatlicher wüthender Gegenwehr u. richtete ein entsetzliches Blutbad an. Seit dieser Zeit aber hatte J. lange Jahre der Ruhe u. sogar eines immer wachsenden Glanzes; denn Herodes begann eine Reihe von Bauten, welche J. zu einer der prächtigsten Städte der damaligen Welt erhoben. Die alte Burg Baris im W. des Tempels wurde umgebaut u. zur Beherrschung des Tempelplatzes überaus stark befestigt. Zu Ehren des Römers Antonius benannte Herodes d. Gr. diese neue Burg Antonia, baute sich dann einen eignen, überaus prachtvollen, festen Palast im W. der Oberstadt, errichtete ein großes Theater u. eine Säulenhalle (Xystus) für gymnastische Spiele, verstärkte die Umfassungsmauern durch zahlreiche Thürme u. begann den Umbau des Tempels, der nach 46 Jahren vollendet war. Mag auch die Stadt im Innern eng u. winkelig gewesen sein, im Ganzen muß sie doch zur Zeit Jesu einen prächtigen Anblick geboten haben. Eine zahlreiche Bevölkerung lebte in ihr od. zog ihr zu den großen Festen zu, bei denen sich bisweilen über 2 Millionen Menschen in J. eingefunden haben sollen.

Abgesehen von einer dritten Mauer, mit welcher Herodes Agrippa I. auch die nordl. Vorstädte umspannte, blieb J. seit den Zeiten Herodes' d. Gr. unverändert bis zur Eroberung durch Titus. Im Frühjahr 70 begann dieser röm. Feldherr, der Sohn Vespasian's, die Belagerung der Stadt. Schritt für Schritt mußten die Römer vordringen. Am 7. Mai fiel die äußerste Mauer im N. u. W. (die Neustadt), 12. Mai auch die zweite Mauer. Erst die schreckliche Hungersnoth im Innern ermöglichte am 5. Juli die Eroberung der Burg, nach u. nach auch die Einnahme des fast beständig brennenden Tempelplatzes. Am 10. Aug. wurde der Tempel selbst gegen den Willen des Titus u. trotz aller Rettungsversuche desselben ein Raub der Flammen. Was von den Vertheidigern nicht umkam, schlug sich nach der Oberstadt durch u. behauptete sich hier gegen Mord u. Brand bis zum 7. Sept. Gegen eine halbe Million Menschen soll während des ganzen Kampfes umgekommen sein; der Rest wurde in die Sklaverei verkauft. Die Zerstörung war eine vollständige;

60 Jahre lang lag die Stadt in Trümmern. Im J. 130 n. Chr. errichtete der röm. Kaiser Hadrian an ihrer Stelle eine röm. Kolonie, die er nach seinem Namen Aelia u. dem Jupiter zu Ehren Capitolina nannte. Auch die Mauern wurden wieder aufgebaut, aber der größere Theil des Westhügels u. der älteste Stadttheil südl. vom Tempelberg blieb seitdem außerhalb der Mauern. Unter Constantin wurde J. Sitz eines christlichen Patriarchen, der Anfangs unter dem Bischof von Cäsarea stand, aber 451 auf dem Konzil zu Chalcedon den übrigen Patriarchen u. Oberbischöfen gleichgestellt ward. Unterdeß hatten schon in immer wachsender Zahl die Pilgerreisen nach J. begonnen, zumal als die Kaiserin Helena das Kreuz u. Grab Christi wieder aufgefunden hatte (s. „Heiliges Grab"). Schon Helena hatte über dem Grabe eine Kirche erbaut; allmählich kam dazu die Errichtung anderer Kirchen u. Klöster, bes. unter Kaiser Justinian im 6. Jahrh.; Reliquien aller Art bildeten einen wichtigen Handelsartikel.

Das Alles änderte sich jedoch im 7. Jahrh. Nach wiederholten Angriffen seitens der Perser u. nach Wiedereroberungen durch die Byzantiner erlag die Stadt 637 dem Angriff des arab. Khalifen Omar. Von Bedrückungen der Juden u. Christen war damals keine Rede; gegen Entrichtung eines Kopfgeldes ließ man dieselben sowie auch die fremden Pilger ruhig gewähren. Galt doch den Mohammedanern selbst die Stadt als eine sehr heilige, u. der Tempelplatz, der jetzt mit zwei prachtvollen Moscheen besetzt wurde, ist bis heute eines der vornehmsten Heiligthümer der Moslims. Im J. 969 kam J. in den Besitz der fatimidischen Sultane Aegyptens, im 11. Jahrh. aber in die Hände der rohen turkomannischen Charesmier. Mit der Herrschaft der Türken begann eine Zeit der ärgsten Bedrückungen für die Andersgläubigen. Die Kreuzzüge (s. d.) begannen infolge dessen, u. unter Gottfried v. Bouillon gelang 15. Juli 1099 die Eroberung der Stadt, nicht ohne daß der Sieg durch die ärgsten Grausamkeiten gegen Juden u. Moslims befleckt wurde. Gottfried selbst nahm nur den Titel eines Beschützers des Heiligen Grabes an. Unter seinem Bruder Balduin I. wurde 1100 das Königreich J. begründet, welches in 87 Jahren 7 Könige zählte; 2. Okt. 1187 eroberte der edle Sultan Saladin die Stadt, u. alle weiteren Anstrengungen der Kreuzfahrer hatten nur den Erfolg, daß Kaiser Friedrich II. 1229 durch einen Vertrag den Besitz J.s auf 10 Jahre erlangte. Nach längeren Kämpfen der moslimischen Herrscher kam die Stadt 1244 unter die Herrschaft der Ejubitensultane von Aegypten, 1517 in die Hände der osmanischen Türken. Diesen ist sie mit Ausnahme der J. 1832–40, wo sie unter der Herrschaft des Vizekönigs Mehemed Ali von Aegypten stand, bis heute verblieben.

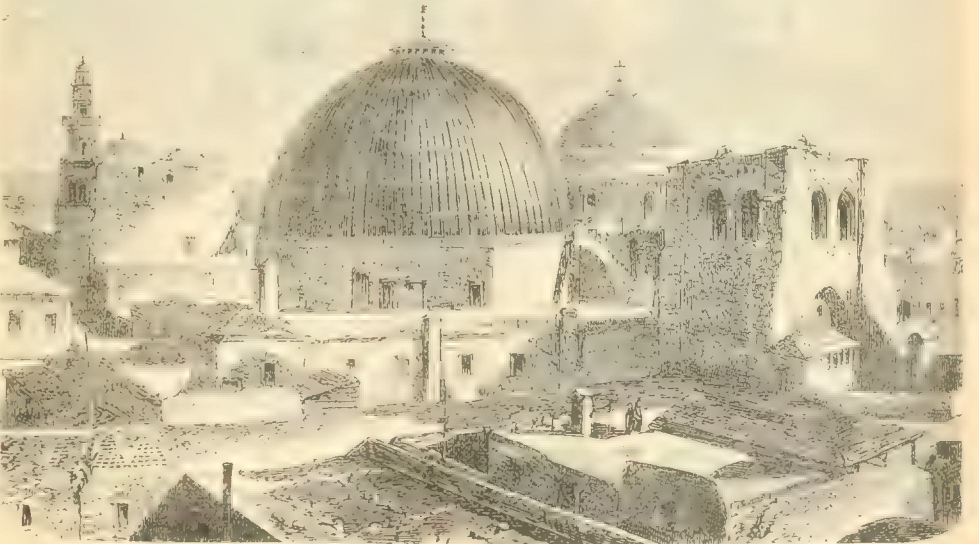
2. Das heutige J. macht höchstens noch vom Oelberge od. dem Hügel im N. (dem Skopus) aus gesehen einen stattlichen Eindruck, nirgends aber in größerer Nähe u. am wenigsten vom W. aus, von wo sich die Reisenden von Jaffa her gewöhnlich der Stadt nähern. Da die alten Einschnitte des Bodens außer im O. fast ganz verschüttet sind, so scheint die ganze Stadt auf einer ebenen Fläche zu liegen. Sie ist mit einer 13 m. hohen, hier u. da verfallenen Ringmauer umgeben, welche 34 Thürme trägt u. bequem in einer Stunde umgangen werden kann. Den Zugang zur Stadt bildet das Jaffathor im W., das Damaskusthor im NW., das Herodesthor im N., das Stephansthor im O. u. das Mistthor u. Zionsthor im S. Im Innern sind die Gassen winklig u. schmuzig, an freien Plätzen fehlt es fast ganz. J. zerfällt in das christl. Quartier im NW., das armenische Quartier südl. davon, das jüdische im S., das mohammedanische im N. u. O. Die Häuser, bei dem fast gänzlichen Mangel an Holz meist ganz aus Stein erbaut, tragen in der Regel ein Kuppeldach u. haben im innern Hofe, um den sich die Zimmer gruppiren, eine Cisterne für das Regenwasser, da es sonst fast ganz an Wasser fehlt.

Die Einwohnerzahl beläuft sich nach einer neuesten Schätzung auf höchstens 24,000 Köpfe, von denen ca. 13,000 Mohammedaner, 7000 Christen u. 4000 Juden sind. Unter den Letzteren, die meist in großer Dürftigkeit leben, befinden sich Viele, welche nur nach J. gekommen sind, um in der heil. Stadt begraben zu werden. Für dieselben besteht seit 1855



Nr. [illegible] Omar-Moschee in Jerusalem.

ein von der Familie Rothschild erbautes Hospital, mehrere Schulen u. Arbeitshäuser. Wenig Gutes wird den einheimischen Christen der verschiedenen Kirchenparteien nachgerühmt. Obschon Hochmuth u. Unwissenheit Allen gemein sind, verfolgen sie sich doch gegenseitig mit einem so wüthenden Haß, daß es jedes Jahr in der Grabeskirche zu blutigen Konflikten kommt u. die türk. Besatzung alle Energie gegen sie aufbieten muß. Der Zahl nach stehen an der Spitze die griech. Katholiken unter



Nr. [illegible] Grabeskirche in Jerusalem.

einem eigenen Patriarchen mit etwa 3000 Seelen, worunter jedoch auch viele Fremde einbegriffen. Sie besitzen 17 Klöster u. Herbergen für Pilger, sowie mehrere Schulen. Die Lateiner, d. h. die röm. Katholiken (ca. 1200), stehen seit 1847 gleichfalls unter einem eigenen Patriarchen; ihr wichtigster Besitz ist das große Salvatorkloster der Franziskaner mit einer Pilgerherberge. Zu demselben gehört auch eine Druckerei u. eine blühende Schule. Ueberhaupt zeigen sich die Katholiken hinsichtlich der

Mission in J. äußerst rührig u. freigebig. Außerdem ist hervorzuheben die Kirche der Armenier (etwa 600 Bekenner) unter einem Patriarchen u. 4 Bischöfen mit 2 Mönchs- u. einem Nonnenkloster. Das Kloster bei der Jakobuskirche dient zugleich als Pilgerherberge. Die koptischen (ägyptischen) Christen unter einem Patriarchen u. einem Bischof haben 2 Klöster, die Jakobiten ein kleines Kloster mit einem Bischof, ebenso die wenigen Abyssinier einen Bischof. Auf Anregung Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen wurde 1841 auch ein evangelisches Bisthum von England u. Preußen gemeinsam errichtet, an dessen Spitze jetzt als Bischof der edle schweiz. Missionar Gobat steht. Doch gehören zu dieser Kirche meist nur die in den Konsulaten u. s. w. sich aufhaltenden Europäer. Sie unterhält aber auch für Einheimische nicht nur die besten Schulen, sondern auch ein Hospital mit Diakonissinnen aus Kaiserswerth, das Mädcheninstitut Talitha Kumi, das sog. Syrische Waisenhaus u. ein Siechenhaus für Aussätzige.



Nr. 3550. Darstellung von Jerusalem in einem Manuskript der königl. Bibliothek zu Brüssel aus dem 12. Jahrhundert.

Die größte Sehenswürdigkeit von J. ist noch immer der Tempelbezirk, von den Arabern Harâm eschscherif genannt. Der Zugang zu demselben ist den Christen erst seit dem Krimkriege eröffnet, ausgenommen an hohen mohammedanischen Festen. Die Juden betreten ihn auch jetzt noch nicht, weil sie dabei den Platz des Allerheiligsten zu betreten fürchten. Man gelangt von W. her durch 7 Thore in das Haram. Dieses selbst bildet ein Rechteck. Im N. steht der prachtvolle Kuppelbau der Moschee Es-sachra, der sog. Felsendom, im S. die längliche Moschee El-aksa. Erstere wurde um 700 n. Chr. von dem Khalifen El Malik in Gestalt eines Achtecks erbaut. In der Mitte dieses durch Mosaiken u. Arabesken reich verzierten Baues befindet sich der berühmte heilige Fels, d. i. die Stelle, wo der natürliche Felsboden in einer Breite von $13\frac{1}{2}$ m. bei $17\frac{3}{4}$ m. Länge 2 m. hoch zu Tage tritt. Er ist mit einem doppelten Gitter eingefaßt u. mit einem Baldachin von Damast überwölbt. Nach uralter Ueberlieferung ist dieser Fels die Opferstätte Abraham's u. Melchisedek's u. zugleich der Mittelpunkt der Erde. Die mohammedanische Sage behauptet außerdem, der Fels schwebe ohne Stützen über dem Abgrund. Die Aksamoschee im S., eigentlich ein Komplex von Gebäuden, war ursprünglich eine unter Justinian (6. Jahrh.) errichtete Basilika. Im W. des Haram, d. h. außerhalb desselben, befindet sich in einem 19 m. unter dem Boden liegenden Felsengewölbe der Brunnquell, der nach der jetzigen Annahme den Bethesdateich mit Wasser speiste. Nach der Südwestecke der Haram-Mauer zu liegt der berühmte jüd. Klageort, an dem noch jetzt, bes. am Vorabend der Sabbate, die Juden den Untergang des Tempels betrauern. An der Südostecke der Mauer, die hier gegen 20 m. im Boden verborgen ist, sind in der Tiefe Buchstaben an den Quadern gefunden worden, die höchst wahrscheinlich dem Bau Salomo's angehören. Ueber die Grabeskirche im NW. der Stadt u. die damit verbundenen heiligen Orte der Christen vgl. man die Art. „Heiliges Grab" u. „Golgatha". Außerdem sind noch zu erwähnen die Ueberreste des alten Johanniterhospitals, die 1869 mit dem ganzen Areal vom Sultan dem Könige von Preußen geschenkt wurden u. demnächst würdig bebaut werden sollen, ferner die sog. Davidsburg am Jaffathor, die in ihrer jetzigen Gestalt aus dem Mittelalter stammt, während die Fundamente wol der Zeit Herodes' d. Gr. angehören, u. das großartige russ. Pilgerhospital im NW. der Stadt außerhalb der Mauer (1864 vollendet). Die meisten geschichtlichen Erinnerungen sind von der Mönchstradition auf die sog. Via dolorosa (Schmerzensstraße) im NW. der Stadt mit ihren 14 Stationen zusammengedrängt worden. Im W. der Stadt werden auf dem Wege nach Bethanien noch der Garten Gethsemane, südl. u. südöstl. davon die Gräber Josaphat's, Absalom's u. der Propheten, im S. des Haram endlich die Maria- u. Siloahquelle, die unter sich verbunden sind, gezeigt.

Von neuesten Werken über J. nennen wir als die vorzüglichsten: Titus Tobler's „Topographie von J. u. seinen Umgebungen" (Berl. 1853) u. desselben „Denkblätter aus J." (St. Gallen 1853). Fast alle anderen Arbeiten sind in neuester Zeit veraltet durch die großartigen Resultate des „Palestine-exploration-fund", einer engl. Gesellschaft zur Erforschung Palästina's u. speziell J.s, die seit 1865 thätig ist. Die Resultate der dazu gehörigen engl. u. amerikan. Forscher, Wilson's, Warren's u. Anderer, sind zusammengestellt in den engl. Werken: Besant u. Palmer, „J., die Stadt des Herodes u. Saladin" (Lond. 1871); Morrison, „Die Wiederherstellung von J." (Lond. 1871), u. „Unser Werk in Palästina" (Lond. 1873), letzteres ein Auszug aus dem vorhergenannten. Von deutschen Besuchern des Heiligen Landes wird noch immer das „Pilgerbuch" von Sepp (2. Aufl. 1873) am meisten gebraucht.

Jerusalem, Joh. Friedrich Wilhelm, hervorragender protestantischer Kanzelredner, wurde 22. Nov. 1709 zu Osnabrück geb., studirte seit 1724 in Leipzig u. Leyden Theologie u. Philosophie. Hierauf ward er deutscher Prediger in Haag, dann Hofmeister zweier junger Edelleute in Göttingen, ging aber von hier nochmals auf längere Zeit nach Leyden. 1740 nach Deutschland zurückgekehrt, ward er zum Hofprediger in Wolfenbüttel u. zugleich zum Erzieher des braunschw. Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand ernannt; 1749 wurde er Abt von Marienthal, 1752 Abt von Riddagshausen u. 1771 Präsident des Konsistoriums zu Wolfenbüttel. Hier starb er 2. Sept. 1789. J.'s „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (Braunschw. 1768—79 u. öfter) galten seiner Zeit als die trefflichste Vertheidigung der christlichen Wahrheit. Seinen Ruf als Kanzelredner verdankte er ebenso der Klarheit der Gedanken, wie der edlen, gebildeten Sprache (zwei Sammlungen von Predigten erschienen von ihm, Braunschweig 1745—53, in 3. Aufl. 1788 u. 89). Außerdem machte er sich sowol um das Schulwesen in Braunschweig — die Stiftung des dortigen Karolinums war sein Werk — wie um das Armenwesen hochverdient. Eine Selbstbiographie steht im 2. Bd. seiner nachgelassenen Schriften (Braunschw. 1792 u. 93). — Ein Sohn desselben J.'s war Karl Wilhelm **J.**, der sich 1772 als Assessor des Reichskammergerichts in Wetzlar erschoß u. durch sein Schicksal mit die Anregung zu Goethe's „Werther's Leiden" gab.

Jesaja (hebr., d. i. „Hülfe Jehova's"), der größte der alttestamentlichen Propheten, war der Sohn des Amoz u. weissagte unter den

jüdischen Königen Usia, Jotham, Ahas u. Hiskia etwa von 740 –700 v. Chr. Von seinem Leben ist nur bekannt, daß er zu Jerusalem wohnte u. wenigstens zwei Söhne hatte. Bei König Hiskia stand er in hohem Ansehen, daher ihn die Sage zum Erzieher desselben od. seiner Söhne gemacht hat. Das Buch J. ist in seiner jetzigen Gestalt nicht frei von späteren Zusätzen. Der ganze zweite Theil (Kap. 40 bis 66) ist eigentlich ein Trostschreiben an die Juden im Exil aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. v. Chr. von unbekanntem Verfasser. Außerdem findet sich noch eine Menge Einschiebungen späterer Autoren. Der J. mit Recht zugeschriebene Theil des Buches zerfällt im Großen u. Ganzen in drei Abschnitte, nämlich Kap. 1—12 aus der Zeit von Usia bis Ahas; Kap. 14, 24 – 23, fast lauter Orakel gegen auswärtige Völker; Kap. 28 –33 aus der Zeit Hiskia's. – Den Namen eines „Königs der Propheten" erhielt J. ebenso wegen des großartigen dichterischen Schwungs in seinen Orakeln, als wegen der Klarheit u. Bestimmtheit, mit welcher er das Kommen des Messias als eines gewaltigen u. reich von Gott begnadeten Königs aus dem Stamme David's weissagte.

Jesd, s. „Jezd".

Jesuitenorden od. Orden der Gesellschaft Jesu. — Der eigentliche Stiftungstag dieses denkwürdigen u. gerade jetzt wieder in der römischen Kirche herrschenden Ordens ist der 15. Aug. 1534. An diesem Tage legte der Stifter Ignatius von Loyola (s. d.) mit 6 Studiengenossen in der Kirche von Montmartre bei Paris das Gelübde der Armuth u. Keuschheit ab; zugleich versprachen sie sich, nach Beendigung ihrer Studien in Jerusalem der Krankenpflege u. Mission obliegen od., wenn dies unthunlich sei, sich vollständig dem Papste zur Verfügung stellen zu wollen. Jene Sechs, über die Ignatius damals unbedingte Gewalt hatte, waren die Spanier Franz Xavier, Alfons Salmeron, Jakob Lainez u. Nikolaus Bobadilla, der Portugiese Simon Rodriguez u. der Savoyer Peter Lefevre. Nachdem Ignatius unterdeß nach Spanien gegangen war, trafen sich die Sieben unter Zuziehung von drei weiteren Genossen im Januar 1537 in Venedig. Der Krieg zwischen Venedig u. der Türkei verhinderte ihre Abreise nach Palästina; dafür waren sie in Italien eifrig in Spitälern thätig u. traten sogar nach erhaltener Priesterweihe als Bußprediger auf. Ihr Eifer erregte Bewunderung, bes. auch zu Rom. Der Papst entsandte deshalb einige von ihnen in die verschiedenen Städte Italiens; Rodriguez u. Xavier wurden sogar für den Dienst der Mission in Indien nach Portugal berufen. Am 27. Sept. 1540 erlangte Ignatius von Papst Paul III. die Bestätigung der „Gesellschaft Jesu" als eines besonderen Ordens, welcher jedoch bis 1543 auf 60 Mitglieder beschränkt blieb. Als erster General des Ordens ward Ignatius gewählt, der nach einigem Sträuben die Wahl annahm (19. April 1541).

Bevor wir in der Geschichte des rasch aufblühenden Ordens fortfahren, möge eine kurze Darstellung seiner Verfassung u. seiner Ziele Platz finden. Das Wesen des Ordens ist die unbedingte Unterordnung unter die Befehle der jedesmaligen Oberen, zuletzt des Papstes; sein Ziel die unbedingte Allmacht der katholischen Hierarchie über alle anderen Mächte u. Interessen des Erdkreises. Die Verfassung, wie sie bes. unter dem zweiten General (Lainez) u. später ausgebildet wurde, ist folgende. Die Mitglieder des Ordens zerfallen in vier Klassen, der Novizen, Scholastiker, Koadjutoren u. Professen. Die Novizen haben nach genauer Vorprüfung zwei Jahre in einem Novizenhause geistlichen Uebungen (Exerzitien) obzuliegen, die namentlich in stundenlanger Versenkung der Gedanken u. Gefühle in religiöse Gegenstände bestehen. Die genauen Vorschriften über die Reihenfolge dieser Exerzitien, die meist von Ignaz selbst herrühren, sind ebenso auf kräftige Erregung der Phantasie wie des Willens berechnet. Schon bei den Neulingen, den Novizen, beginnt das System der gegenseitigen Ueberwachung u. der genauesten Vorschriften über die Zeiteintheilung. Zu den Pflichten der Novizen gehören auch bereits probeweise Dienste als Krankenpfleger, Lehrer, ja selbst als Bettler. Die zweite Stufe, die der Scholastiker, erfordert eine Lehrzeit von 15—16 Jahren; je 5 Jahre davon entfallen auf Philosophie u. allgemeine Studien, sodann auf das Lehren dieser Fächer, endlich auf das Studium der Theologie, u. den Schluß bildet ein nochmaliges Probejahr. Gang u. Art der Studien ist bis ins Einzelnste genau vorgeschrieben. Nun erst folgt die Priesterweihe u. der Eintritt in den engeren Orden, entweder als geistlicher Koadjutor mit besonderer Verpflichtung auf den Jugendunterricht, od. die höchste Ordnung als Professe. Die Professen sind die eigentlichen Mitglieder der Generalkongregation. Außer den genannten Klassen kann der Orden auch weltliche Koadjutoren aus jedem Stande auf Zeit annehmen. Die Leitung des weitverzweigten Ganzen liegt in den Händen des Generals, der auf Lebenszeit gewählt wird u. seinen Sitz in Rom hat. Er ernennt (in der Regel für 3 Jahre) die Provinzialen, d. i. die Häupter der einzelnen Provinzen, u. die übrigen Beamten. Unter den Provinzialen stehen dann die Superioren (Oberen) der Novizenhäuser, die Rektoren der Kollegien (Schulen) u. die Vorsteher der Profeßhäuser. Damit es auch hier nicht an Ueberwachung fehle, hat jeder Obere seine Konsultoren (Berather) u. einen Admonitor (Ermahner) bei sich. Selbst der General hat solche in der Gestalt der Assistenten. Andere Aemter, wie das der Prokuratoren für weltliche Geschäfte, der Büchercensoren u. s. w., werden je nach Bedürfniß besetzt. Die Gewalt des Generals ist fast unumschränkt u. erstreckt sich nicht nur auf die Aufnahme u. Ausstoßung der Mitglieder, sondern auch auf eine etwaige Entbindung derselben von den Ordensgelübden. Doch kann die Generalkongregation der Professen, der die Wahl des Generals zusteht, auf die Anklage der Assistenten sogar zur Absetzung des Generals schreiten. — Die Macht der Jesuiten hat allezeit darauf beruht, daß in ihnen nur ein einziger Wille herrscht. Das einzelne Glied des Ordens hat nicht nur auf Familie, Vaterland u. Freundschaft, sondern selbst auf eignes Urtheil zu verzichten, obschon die Konstitutionen etwas zweideutig nur so lange Gehorsam fordern, als man in dem Befehle der Oberen nicht etwas Sündhaftes erkennen kann. Die größte Kunst der Ordensleitung hat von jeher darin bestanden, daß sie zwar alle Einzelnen unter ihre Herrschaft beugt, Jeden aber mit feinster Berechnung an den Platz stellt, der seinen Fähigkeiten u. Neigungen am besten entspricht. So erklärt sich, daß der Orden nicht nur wissenschaftlich Bedeutendes geleistet hat, sondern daß thatsächlich auch edle Naturen in ihm gewirkt haben, wie z. B. Friedrich von Spee (gest. 1635) u. A., vorzüglich unter den Missionaren. Das oben genannte Ziel, d. h. die unbedingte Herrschaft der kath. Hierarchie, sucht nun der Orden zu erreichen: durch Heidenmission, durch innere Mission unter den lauen Katholiken u. durch die Propaganda unter den Ketzern. Und es ist nicht zu leugnen, daß in der Heidenmission auf diese Weise Großes geleistet worden ist, bes. in Ostasien u. Südamerika. Innerhalb der katholischen Kirche selbst suchten die Jesuiten durch energische Predigt, durch die kluge Beherrschung des Beichtstuhles bis zu den Fürsten hinauf, vor Allem aber durch den Jugendunterricht (s. „Jesuitenschulen") zu wirken. Es war bes. das Bedürfniß des Beichtstuhles, welches zu der umfassenden Ausbildung der berüchtigten „Jesuitenmoral" geführt hat. Obschon der berühmte Satz, „der Zweck heiligt die Mittel", in dieser Form nie von den Jesuiten aufgestellt worden ist, so beruht doch ihre ganze Moral in Wirklichkeit auf diesem Grundsatze. Während der Protestantismus alle Sittlichkeit auf die Entscheidung des christlichen Gewissens zurückführt u. den Werth der einzelnen Handlung von der sittlichen Gesinnung abhängig macht, hat der Jesuitismus durch tausenderlei Ausflüchte u. Hinterthüren die Gewissen der Beichtenden zu beschwichtigen gewußt u. sie gelehrt, überall nur den Schein des Rechtes u. der Pflicht zu wahren. Allgemeine sittliche Grundsätze giebt es für die Jesuitenmoral nicht, jeder einzelne Fall erheischt eine besondere Beurtheilung u. Entscheidung (dies die sog. „Kasuistik", d. h. Lehre von den einzelnen Fällen). Die schlimmste Erfindung aber war das „Recht der Probabilität". Jede Meinung u. darauf gegründete Handlung ist probabel, d. h. zu gestatten, u. mindestens keine Sünde, wenn sie einigermaßen gewichtige Gründe od. auch nur die Billigung eines angesehenen Mannes (Schriftstellers) für sich hat. Daß bei diesem Grundsatz Lug u. Trug, Ketzer- u. Tyrannenmord sehr wohl als erlaubt gelten konnte, hat die Geschichte des J.s reichlich bestätigt. Aber der Orden sorgte auch für die Fernhaltung der üblen Folgen durch die Zulassung der sog. „reservatio mentalis" od. des trügerischen Vorbehalts; d. h. jede Lüge u. jeder Meineid ist gestattet, wenn man nur stillschweigend einen andern Sinn mit seinen Worten verbindet od. eine Einschränkung des Versprochenen hinzudenkt. Die kasuistische Literatur der Jesuiten ist außerordentlich reichhaltig; von ihren Moralisten haben sich bes. die Spanier Sanchez u. Escobar, der Franzose Bauny u. der Deutsche Busenbaum (sämmtlich im 17. Jahrh.), in neuester Zeit der römische Jesuit Gury eine traurige Berühmtheit erworben.

Geschichte der Jesuiten bis zur Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. 1773. Die erste glänzende Eroberung des Ordens war das Königreich Portugal, wo Rodriguez den König u. durch ihn das Land beherrschte. Mehr Widerstand fanden die Jesuiten in Spanien u. bes. auch in Frankreich, wo sie erst 1561 offizielle Zulassung erlangten. Beim Tode Loyola's (1556) zählte der Orden bereits 13 Provinzen (3 in Italien, 7 in Spanien, Portugal u. deren Kolonien, 1 in Frankreich, 2 in Deutschland) u. hatte weitreichende Verbindungen in Asien u. Amerika. Für Deutschland speziell war das 1552 in Rom begründete Collegium Germanicum (zur Ausbildung deutscher Jünglinge) berechnet. Von Wien, Köln u. Ingolstadt aus nisteten sich die Jesuiten allenthalben ein, bemächtigten sich der Schulen u. Universitäten, wurden die Beichtväter der Fürsten u. entflammten den Glaubenshaß wieder,

der mit dem Augsburgischen Religionsfrieden begraben schien. Die Frucht ihres Eifers war die sog. „Gegenreformation", d. h. die gewaltsame Unterdrückung u. Vertreibung der protestantischen Unterthanen in kathol. Ländern. Ebenso setzten sie sich trotz alles Widerstandes in Belgien, in den Niederlanden u. in Polen fest. Solchen Erfolgen standen allerdings nicht selten auch schwere Verfolgungen gegenüber. Ihre Verbannung aus Frankreich 1594 wurde zwar 1603 wieder zurückgenommen, dafür aber wurden sie 1606 aus Venedig vertrieben, wie schon 1585 aus England, wo es sogar zu zahlreichen Hinrichtungen von Jesuiten kam. Aber alle solche Anstrengungen hatten in der Regel nur einen Scheinerfolg, da die Vertriebenen doch unter anderen Namen u. Formen sich immer wieder einzudrängen wußten. Seit der Mitte des 17. Jahrh. jedoch zog sich über ihnen fast in ganz Europa das Wetter zusammen. Die Eifersucht der anderen Orden, die Verweltlichung der Jesuiten selbst, ihre gewinnbringende Theilnahme an großen industriellen u. kommerziellen Unternehmungen, ihr Einfluß auf den Geldmarkt u. die philosophische Bewegung der Aufklärungszeit trugen eben so wol wie die Ueberzeugung der Regierungen von ihrer staatsgefährlichen Wirksamkeit zum Einschreiten gegen sie bei. Zuerst trat der portug. Minister Pombal, den sie durch Aufreizung der neuen portugiesischen Unterthanen in Paraguay schwer verletzt hatten, gegen die J. auf; 3. Sept. 1759 wurde der Orden in Portugal aufgehoben, seine Güter eingezogen u. die Mitglieder nach dem Kirchenstaat transportirt. Für Frankreich wurde der ungeheure Bankerott des Jesuitenprokurators Lavalette, für den der Orden nicht einstehen wollte, Veranlassung zum Einschreiten. Vergebens drängte der König in den damaligen General Ricci, den Orden durch eine zeitgemäße Umänderung zu retten, er erhielt nur den denkwürdigen Ausspruch zur Antwort: „Sint ut sunt aut non sint" (d. h. sie mögen bleiben, wie sie sind, od. überhaupt nicht fortbestehen). Am 6. Aug. 1762 wurde daher der Orden in Frankreich aufgehoben. Im März 1767 wurden die Jesuiten auch aus Spanien u. Neapel, 1768 aus Parma vertrieben. Dennoch hob erst Clemens XIV. 1773 den Orden durch die Bulle „Dominus ac redemptor noster" auf. Dafür starb er, wie er selbst vorausgesehen, schon im folgenden Jahre, ohne Zweifel an Gift. Der Orden, der damals 22,600 Mitglieder zählte, schien vernichtet; jedoch so schien es nur, denn die meisten seiner Glieder flüchteten sich in Erwartung besserer Zeiten theils in andere Orden, theils benutzten sie die noch fortdauernde Duldung in Schlesien (durch den protestantischen König Friedrich II.) u. in den polnischen Provinzen von Rußland, wo sie sich einnisteten. Auch die Generäle bestanden (wenigstens seit 1782) unter dem Titel von Generalvikaren in Weißrußland fort.

Geschichte des Ordens seit der Aufhebung bis zur Jetztzeit. Die Stuhlbesteigung Pius' VI. (1775) weckte neue Hoffnungen in der Gesellschaft Jesu. Dieser Papst ließ es nicht nur geschehen, daß sich die Jesuiten unter dem Deckmantel „Orden der Redemptoristen" u. s. w. neu organisirten, sondern er bot ihnen auch selbst dazu die Hand durch die Bestätigung eines neuen Ordens, der „Väter des Glaubens". Pius VII. bestätigte darauf 1801 den bisherigen Generalvikar in Rußland aufs Neue als General u. gestattete 1804 die Erneuerung des Ordens in Sizilien. Die gänzliche Wiederherstellung erfolgte endlich durch Pius VII. August 1814 in der Bulle „Sollicitudo omnium". Allerdings stieß die Absicht des Papstes in verschiedenen Ländern auf den stärksten Widerstand. Hatten es doch die Jesuiten durch ihr schamloses Treiben dahin gebracht, daß auch in Rußland, welches ihnen bisher Zuflucht gewährt hatte, der Orden 1820 für immer von dort verbannt wurde. Aber dies wurde nur Veranlassung, daß der General wieder in Rom seinen Sitz nahm u. unter dem Schutz gefügiger Päpste aufs Neue die Welt mit seinen Netzen überzog. Am meisten trug zu dem mächtigen Aufschwung des Ordens u. der völligen Umgarnung der päpstlichen Kurie der energische General Roothaan (1829—53) bei. Allen Regierungsmaßregeln u. selbst den Ausbrüchen der Volkswuth trotzend, wußten die Jesuiten sich in den kathol. Ländern wieder festzusetzen, so in Oesterreich, wo sie bes. die Universität Innsbruck beherrschten, in Großbritannien trotz ihrer erneuten ausdrücklichen Ausschließung 1829, in Belgien, in Frankreich, trotzdem daß sie bei jeder Revolution wieder vertrieben wurden, u. in der Schweiz, wo sie 1844 den Sonderbundskrieg anzettelten u. deshalb Sept. 1847 von der Bundesregierung verbannt wurden. Andere Länder, wie z. B. Sachsen, hatten die Ausschließung der Jesuiten als eine Bestimmung der Verfassung, ohne sich deshalb ganz ihres Einflusses erwehren zu können. Die Revolutionen des Jahres 1848 schienen ihnen selbst in Italien den Untergang zu bereiten; sah sich doch selbst Pius IX. genöthigt, sie damals aus dem Kirchenstaate zu verbannen, u. auch Oesterreich hob infolge dessen den Orden auf. Aber schon 1849 waren sie wieder in Rom thätig, seit 1854 in Oesterreich u. dem übrigen Deutschland, u. ganz bes. blühte der Orden in dem kaiserlichen Frankreich auf. Die Macht der Gesellschaft Jesu stieg so gewaltig, daß der noch lebende General Peter Beckx (seit 1853) daran denken konnte, der Arbeit des Ordens an der Erneuerung der mittelalterlichen Hierarchie die Krone aufzusetzen. Zwar vertrieb die Einigung Italiens (1860) sie wieder aus diesem Königreiche u. die spanische Revolution (1868) auch aus diesem Lande, dafür aber boten Frankreich u. Oesterreich um so kräftigere Stützpunkte. Der erste Schritt zu dem erstrebten Ziele war die berüchtigte Encyklika Pius' IX. sammt dem zugehörigen Syllabus in 84 Sätzen vom 8. Dez. 1864. Obwol es schon längst kein Geheimniß mehr war, daß sich der Papst fast ganz in den Händen der Jesuiten befinde, so war doch eine solche Kriegserklärung gegen alle Andersgläubigen, wie gegen alle Wissenschaft u. Bildung, selbst warmen Freunden der katholischen Kirche überraschend. Aber das Stärkste sollte noch folgen. — Die Einberufung des Vatikanischen Konzils auf 1869 hatte von vornherein nur den Hauptzweck, die Unfehlbarkeit des Papstes als Glaubenssatz aussprechen zu lassen u. so die kühnsten Träume eines Gregor VII. u. Innocenz III. von der päpstlichen Allgewalt zu verwirklichen. Es ist bekannt, mit welchen Mitteln den Jesuiten, trotz der dringendsten Mahnungen von allen Seiten u. trotz des Widerspruchs der edelsten u. gelehrtesten Bischöfe, 18. Juli 1870 die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit gelang. Die Macht der Jesuiten war auf ihren Höhepunkt angelangt; sie sank schneller, als sie gestiegen war. Der Deutsch-französische Krieg 1870—71, von dem sie die Niederwerfung der ersten protestantischen Macht (Preußens) durch das kath. Frankreich erwarteten, beraubte den Papst des französischen Schutzes u. lieferte Rom in die Hände der Italiener; in Deutschland aber, das in der ultramontanen Partei die Todfeinde des jungen Reiches erblickte, verlangte die öffentliche Meinung gebieterisch die Austreibung der Jesuiten. Am 15. Mai 1872 begann deshalb im Deutschen Reichstag die denkwürdige Jesuitendebatte; trotz der heftigsten Anstrengungen der kathol. (Centrums-) Partei forderten die deutschgesinnten Parteien von der Regierung die Ausschließung der Gesellschaft Jesu vom gesammten Gebiet des Deutschen Reiches. Das hierauf vom Bundesrath eingebrachte Gesetz wurde 19. Juni mit 181 gegen 93 Stimmen angenommen u. 10. Juli veröffentlicht. Durch dieses Gesetz wurde den Jesuiten alle Thätigkeit sofort untersagt u. die Auflösung aller ihrer Niederlassungen binnen 6 Monaten angeordnet. Die meisten hatten sich indeß schon vorher ins Ausland begeben. Ein Theil ließ sich in Maria-Laach nieder u. ist von hier aus noch jetzt in den sehr geschickt redigirten „Stimmen aus Maria-Laach" thätig. Die Gesammtzahl der Jesuiten hat durch das deutsche Jesuitengesetz nicht abgenommen. Denn während der Orden nach den offiziellen Angaben Anfangs 1871 in 22 Provinzen 8809 Glieder zählte, wovon 738 auf Deutschland kamen, belief sich Anfangs 1874 die Zahl der Jesuiten sogar auf 9101, u. zwar lebten 2303 in Frankreich, 1527 in Italien, 1080 in England u. den englischen Kolonien, 2603 in anderen Staaten, darunter bes. viele in Amerika, wo St. Louis eines ihrer Hauptquartiere geworden ist. Endlich sind noch 1588 in sog. „Missionen" zerstreut.

Die Literatur für u. wider die Gesellschaft Jesu ist enorm reichhaltig. Wir begnügen uns hier mit der Nennung zweier hervorragender Werke, die in den Kämpfen der letzten Jahre entstanden sind: Huber, „Geschichte des J.s" (Berl. 1873), u. „Die Moral der Jesuiten, quellenmäßig nachgewiesen aus ihren Schriften von einem Katholiken."

Jesuitenschulen. Die Gesellschaft Jesu legte von vornherein den größten Werth darauf, die Jugendbildung, bes. der höheren Stände, in ihre Hand zu bekommen, u. war im 17. Jahrh. darauf bedacht, den höheren protestantischen Lehranstalten, welche gerade durch die Pflege des Humanismus zu starken Burgen des Lutherthums sich entwickelt hatten, ähnliche Gelehrtenschulen entgegenzustellen, in denen aus den Wissenschaften Waffen für den Katholizismus geschmiedet werden sollten. Viele von diesen J. sind während der Verfolgungen, welche über ihre Leiter verhängt wurden, untergegangen; die noch bestehenden Institute dieser Art, bes. in Oesterreich u. Frankreich, haben auch einen großen Theil ihres ehemaligen Einflusses verloren, immerhin sind sie aber noch beachtenswerthe Mittelpunkte einer ultramontanen Agitation geblieben. Haben auch die heutigen Jesuiten Manches an der alten Methode je nach Zeit u. Umständen geändert, so haben sich doch die ursprünglichen Prinzipien der Erziehung bis heute erhalten. Der berühmte „Lehrplan" der Jesuiten, die „ratio et institutio studiorum societatis Jesu", wurde zuerst 1588 von 6 Ordensgliedern aufgestellt u. 1599 veröffentlicht. Auf ihm beruht die Organisation aller dieser Anstalten. Eine vollständige J., die unter einem „Rektor" steht, zerfällt in die beiden Abtheilungen der „niederen Studien", d. i. eine Art Gymnasium, u. der „höheren Studien", d. i. eine Art Kolleg od. Universität. An der Spitze jeder Abtheilung steht ein „Präfekt." Die erstgenannte besteht aus fünf Klassen, die in der Regel in sechs Jahren durchlaufen werden, da die höchste einen zweijährigen Besuch erfordert. Es sind die drei Grammatikklassen, die humanistische u. als höchste die rhetorische Klasse. In allen bildete neben der

Religionslehre die Uebung im Lateinischen, der Weltsprache der kathol. Kirche, den Mittelpunkt. Von dem realen Inhalt der Klassiker wurde in bunter Mischung nur das angeeignet, was den Schein der Gelehrsamkeit verlieh u. dazu diente, die Rede elegant u. vielseitig zu machen. Das Griechische ward geflissentlich vernachlässigt, größter Nachdruck aber in der rhetorischen Klasse auf die umfassendste Anwendung des so gelernten u. geübten Stoffes gelegt, u. es ist nicht abzuleugnen, daß in dieser rein formalen Richtung einer eleganten, einschmeichelnden Diktion u. Schreibweise bes. in der lat. Sprache die J. Bedeutendes geleistet haben. Die „höheren Studien" umfaßten zuerst einen 2–3jährigen Kursus, meist im Anschluß an Aristoteles, u. wiederum zu dem Behufe, fließend u. überzeugend über philosophische Dinge, einschließlich der Moral u. Physik, reden zu lernen. Erst an den philosophischen Kursus schloß sich für fähigere Schüler ein meist 4jähriger theologischer, der natürlich auch weniger auf wirkliche theologische Forschung u. Wissenschaft, als auf Abrichtung zur Vertheidigung der Kirchenlehre unter dem Schein der Gelehrsamkeit berechnet war. Die Ausbildung selbständiger Charaktere lag nicht in dem Zwecke der J. Wie der ganze Orden, so forderte auch die Schuldisziplin blinden Gehorsam. Aber nicht durch Einwirkung auf die Ueberzeugung wurde derselbe herangebildet, sondern durch die äußerste Anstachelung der Eitelkeit u. des Ehrgeizes. Jedem Schüler wurde ein Nebenbuhler beigegeben, den er eifersüchtig zu überflügeln u. bei den Lehrern in Schatten zu stellen suchen mußte; innigen Freundschaften wurde möglichst vorgebeugt, die Schüler vielmehr durch Aufstellung zahlreicher kleiner Aemter einander untergeordnet. Dem entsprach natürlich auch die Ueberwachung von oben her theils durch die Beichte, theils durch die Aufsicht über allen Briefwechsel. Wenn trotz Alledem die J. so vielen Anklang fanden u. selbst von Protestanten gerühmt wurden, ja auch in Deutschland seit ihrer Wiederherstellung durch Pius VII wieder zur Blüte gelangten, so erklärt sich dies aus den Scheinerfolgen, welche die Methode erzielte, mochte sie sonst sein wie sie wollte. Der Pomp, mit dem die öffentlichen Preisvertheilungen statt fanden, schmeichelte der Eitelkeit der Eltern, u. endlich schwebte über dem Ganzen eine äußere Würde u. Feinheit, eine Gewandtheit in den geselligen Formen, eine Selbstbeherrschung, die auch an den Zöglingen entzückte. So war es kein Wunder, daß gerade katholische Eltern aus den sog. höheren Ständen ihre Kinder mit Vorliebe diesen Instituten anvertrauten, über deren wissenschaftliche Ungründlichkeit sie sich täuschen ließen. In neuester Zeit hat nun aber das Jesuitengesetz vom 10. Juli 1872 im Deutschen Reiche auch mit den J. gründlich aufgeräumt; nur in Frankreich u. zum Theil in Oesterreich, wenn auch in diesem Staate nur als Privatanstalten (z. B. Feldkirch), stehen sie noch in Blüte.

Jesus Christus, s. „Christus".

Jesus-Christus-Wurzel (Pteris aquilina), auch bekannt als Adlerfarrn (s. d.), weil der dort beschriebene Doppeladler von mystischen Gemüthern mit dem gekreuzigten Christus in Verbindung gebracht wurde.

Jesus Sirach, genauer Jesus, Sohn Sirach's, aus Jerusalem, verfaßte wahrscheinlich in hebr. Sprache um 180 v. Chr. die treffliche Spruchsammlung, die sich noch jetzt unter den Apokryphen des Alten Testamentes befindet. Erst sein Enkel übersetzte dies Werk um 130 v. Chr. in Aegypten ins Griechische. Das hebr. Original, das den Namen Chochmah, d. h. Weisheit, geführt haben soll, ging frühzeitig verloren. Der Inhalt des Buches ist im Wesentlichen Lebensweisheit auf Grund der mosaischen Lehre u. ungeheuchelter Gottesfurcht; hie u. da bieten die Sprüche bloße Klugheitsregeln. Die Form ist die der alten zweigliedrigen Spruchdichtung, wie sie in den Sprüchen Salomo's vorlag. Offenbar ist die Sammlung allmählich aus dem Leben des Verfassers erwachsen, weshalb die Sprüche ohne strenge Ordnung nur nach mehreren Gruppen zusammengestellt sind. Den Schluß (Kap. 44 bis 50) bildet ein Ueberblick über die israelit. Geschichte von Anfang bis auf den Hohenpriester Simon († 199 v. Chr.), sowie eine Art Psalm des Verfassers (Kap. 51). Die beste Auslegung des Buches (mit Uebersetzung) ist die von Fritzsche: „Die Weisheit J. S.'s" (Lpz. 1859).

Jeu (franz., spr. Schöh, im Pl. jeux), Spiel; jeux d'esprit (spr. Schöh d'esprih), Gesellschaftsspiele, bei denen auch der Geist beschäftigt wird. Jeux floraux s. f.).

Jeux floraux (spr. Schöh floroh), Blumenspiele, ist der Name der poetischen Wettkämpfe, welche, ungefähr seit 1324, von einer Dichtergesellschaft zu Toulouse (Anfangs die Sept trobadors de Tolosa, seit 1695 Académie des jeux floraux genannt) alljährlich abgehalten wurden u. noch werden, bei denen als Preise der besten Leistungen in bestimmten Dichtungsgattungen goldene od. silberne Blumen (Veilchen, Rosen, Ringelblumen) zur Vertheilung kommen; in früheren Zeiten wurden auch akademische Titel verliehen. Als 1484 das Bestehen der Gesellschaft hart gefährdet war, soll eine Bürgerin von Toulouse (Clemence Isaure) durch ansehnliche Geldspenden u. später durch ein reiches Vermächtniß ihren Fortbestand gesichert haben. Unterbrochen wurden die J. fl. nur in den Revolutionsjahren 1790—1806. Der Académie des J. fl., welche sich ungefähr mit den Vereinigungen der deutschen Meistersinger vergleichen läßt, gebührt jedenfalls das Verdienst, die provençalische Poesie, wenn auch lange Zeiten hindurch in einer wenig anmuthigen pedantischen Form, bis zur Gegenwart fortgepflanzt u. fortgepflegt zu haben.

Jever, Stadt im großherzogl. oldenburg. Obergerichtsbezirk Varel mit 4721 E. (1871); liegt $1\frac{1}{2}$ M. von der Nordsee an einem nach der Jahde bei Hooksiel führenden Kanale, besitzt eine evang. u. eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein 1573 gegründetes Gymnasium u. ein altes Schloß. Der Handel, für welchen Hooksiel der Hafen ist, u. die Industrie, letztere bes. in Leder-, Tabak- u. Cigarrenfabrikation, sind nicht unbedeutend. J. ist Mittelpunkt eines Amtsbezirkes, welcher 6,31 □M. mit 35,280 E. umfaßt, u. Geburtsort des Geschichtschreibers F. Ch. Schlosser (1776—1861). Das alte Jeverland, dessen Hauptstadt J. war, bildete einen Theil von Ostfriesland u. ist noch jetzt eine eigene Herrschaft; im Mittelalter in Ostringen, Rüstringen u. Wangerland zerfallend, von denen jedes Gebiet durch einen selbständigen Häuptling beherrscht ward, erhielt dies Ländchen 1359 in Edo Wymken ein einheitliches Oberhaupt u. kam 1573 durch Erbschaft an den oldenburg. Grafen Johann XVI., nach dem Aussterben des oldenburg. Hauses 1663 trotz des Protestes Dänemarks an Anhalt-Zerbst u. 1793 an die Kaiserin Katharina II. von Rußland, welche dadurch zugleich auch Sitz u. Stimme auf den deutschen Reichstagen erlangte. Von Kaiser Alexander ward J. 1807 an Holland abgetreten, 1814 aber Oldenburg einverleibt.

Jezd (auch Jesd, d. h. Licht), Stadt in der pers. Provinz Irak-Adschemi, im SO. von Ispahan, liegt in einer Oase der großen Salzwüste, ist Knotenpunkt vieler Karawanenstraßen u. hat 60,000 E. J. ist Hauptort der pers. Gebern, von denen etwa 1200 Familien hier leben. Außerordentlich verachtet sind in J. die Juden, welche ein weißes Abzeichen an rothem Bande tragen müssen. Sie sind meist Weber u. fertigen Sundus (starke Seidenzeuge), Deradschi (Stoffe mit Gold- u. Silberfäden durchwebt), sowie berühmte Teppiche. In der Nähe von J. werden Bleierze, Steinsalz u. Marmor gewonnen.

Jhering, Rudolf v., deutscher Rechtsgelehrter, ausgezeichnet als Lehrer u. Schriftsteller auf dem Gebiete des röm. Rechts, für dessen Bearbeitung er eine neue kritische u. rechtsvergleichende Methode begründet hat, auch als Verfasser praktischer Gutachten hervorragend u. einflußreich. Er wurde 22. Aug. 1818 als Sohn eines Advokaten zu Aurich in Ostfriesland geb., studirte in München, Heidelberg u. Göttingen u. ging, da ihm der Eintritt in den hannov. Staatsdienst verweigert wurde, 1840 nach Berlin, wo er sich 1843 habilitirte. 1845 folgte J. einem Rufe als ord. Prof. nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen, Michaelis 1868 nach Wien u. 4 Jahre später, zugleich mit dem Titel eines Geheimen Justizraths, nach Göttingen. Von seinen Werken sind zu nennen: „Der Geist des röm. Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung" (Lpz. 1858—66, 3 Thle.; 2. Aufl. 1866—69; ital. von Bellavite in Padua); „Abhandlungen aus dem röm. Recht" (ebd. 1844); „Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit" (Darmst. 1867); „Das Schuldmoment im röm. Privatrecht" (Gieß. 1867, ital. von Forlani); „Ueber den Grund des Besitzschutzes" (ebd., 2. Aufl. 1869); „Civilrechtsfälle ohne Entscheidungen" (Jena 1870); „Die Jurisprudenz im täglichen Leben" (ebd. 1870); „Der Kampf ums Recht" (Wien 1872) u. a. Mit Unger (vorher mit Gerber) giebt J. die „Jahrbücher der Dogmatik des heutigen röm. u. deutschen Privatrechts" (Jena 1857 ff.) heraus. Auch ist J. einer der Mitbegründer des Deutschen Juristentages.

J. N. R. J., Abkürzung für das lat. „Jesus Nazarenus rex Judaeorum", d. i. Jesus von Nazareth, König der Juden, die Inschrift, welche Pilatus über dem Kreuze Jesu anbringen ließ. Außerdem galten dieselben Buchstaben als Erkenntnißzeichen der ital. Carbonari u. als Abkürzung ihres Wahlspruchs: „Justum necare reges Italiae", d. i. es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, die Könige Italiens zu tödten.

Joachim I., Nestor, Kurfürst von Brandenburg (1499—1535), geb. 21. Febr. 1484 als Sohn des Kurfürsten Johann Cicero; zeigte frühzeitig eine bedeutende Umsicht u. Energie, so daß sein Oheim, Markgraf Friedrich von Ansbach, dem die Vormundschaft bis zum vollendeten 18. Jahre des Kurfürsten zustand, ihm alsbald die Regierung überließ. Daneben besaß er ein reges Interesse für humanistische

Bildung, welcher er auch durch die Gründung der Universität zu Frankfurt a. d. O. (1506) eine neue Pflanzstätte schuf. Mit rücksichtsloser Strenge trat J. den Räubereien des Adels entgegen, welcher die Jugend des Herrschers verachtete u. unter dem bes. die Geschlechter der Lüderitz, Köderitz, Kracht u. Itzenplitz sich einen sprüchwörtlich berüchtigt gewordenen Namen machten. Obwol sogar in seiner persönlichen Sicherheit bedroht („Markgraf J., hüte dich; wo wir dich finden, hängen wir dich"), bändigte er sie doch Alle. Andererseits schränkte er aber auch die Macht der Städte ein, hob ihre Verbindung mit der Hansa auf, führte eine neue Städteordnung durch, machte den ersten Anfang mit einer allgemeinen Besteuerung u. suchte auch durch Einführung des röm. Rechts seine landesfürstliche Gewalt zu stärken; 1516 ward in diesem Sinne das Kammergericht zu Berlin als oberster Gerichtshof errichtet. Dagegen läßt sich die 1510 angestellte Verfolgung u. Vertreibung der Juden nur mit den unduldsamen Anschauungen seiner Zeit überhaupt entschuldigen. — Aus seiner Vermählung mit Elisabeth von Dänemark (1502) ging ein Vertrag mit Dänemark hervor (1508), durch welchen das brandenburg. Haus Ansprüche auf Schleswig u. Holstein erwarb; das früher verpfändete Kottbus u. Peitz ward wieder eingelöst u. 1524 die durch Aussterben erledigte Grafschaft Ruppin eingezogen; bereits 1518 hatte der Deutsche Orden sein Rückkaufsrecht auf die Neumark aufgegeben. Nach Kaiser Maximilian's Tode (1519) wirkte J. Anfangs für die Wahl Franz' I. von Frankreich, ja er selbst kam neben Friedrich dem Weisen von Sachsen für dieselbe in Betracht; doch trat er schließlich der Berufung Karl's V. auf den deutschen Kaiserthron bei u. schenkte auch fernerhin, trotz zeitweiliger politischer Mißstimmung gegen das Haus Oesterreich, nam. den Maßregeln desselben gegen die Reformation, seinen vollsten Beifall, obwol er sonst ein scharfes Regiment über die Geistlichkeit führte u. die Mißstände in der Kirche nicht verkannte. Seine eigene Gemahlin war aber, wie seine Söhne, der neuen Lehre zugethan u. entfloh vor seinem Zorne nach Sachsen (25. März 1528). Vor seinem Tode (11. Juni 1555) vermachte J., entgegen den Bestimmungen der Goldenen Bulle u. der Hausordnung seines Großvaters Albrecht Achilles, seinem ältesten Sohne J. II. nur die Kurmark, dem jüngeren, Johann (von Küstrin), die Neumark, Sternberg, Crossen, Kottbus u. Peitz.

Joachim, Josef, einer der bedeutendsten Violinspieler unsrer Zeit, wurde als der Sohn israelit. Eltern 15. Juli 1831 zu Kitsee bei Preßburg geb. u. erhielt seine erste Ausbildung auf dem Konservatorium zu Wien unter der Leitung Böhm's. Dann kam er 1843 nach Leipzig, durch seine Fertigkeit bereits Aufsehen erregend, studirte unter Ferdinand David weiter u. wurde auch im Gewandhausorchester angestellt. Von 1852—54 war er Konzertmeister in Weimar, folgte dann einem Rufe nach Hannover, wo er hauptsächlich als Dirigent von Konzerten thätig war, u. hat seit 1868 Berlin zu seinem Domizil gewählt, hier mit dem Titel Professor als Leiter u. Lehrer an der 1869/70 gegründeten u. mit der Akademie der Künste in Verbindung stehenden „Hochschule für Musik" wirkend. J. ist ein Virtuos im edelsten Sinne des Wortes; mit seiner technischen Meisterhaftigkeit u. edeln Vortragsweise dient er nur dem Echten u. Wahren der Kunst u. verschmäht bloßes Glänzen- u. Blendenwollen auf Grund seichter u. auf nur äußerlichen Effekt berechneter Kompositionen. Auf zahlreichen Kunstreisen fanden u. finden seine Bestrebungen stets die höchste Anerkennung. Als Komponist ist er mit zwei Violinkonzerten u. mehreren kleinen Stücken für sein Instrument sowie auch mit einigen Orchestersachen aufgetreten u. hat sich in diesen Werken als edelstrebender, wenn auch weniger als bes. erfindungsreicher Tonsetzer gezeigt. Seine um acht Jahre jüngere Frau Amalie geb. Schneeweiß, von ihrer künstlerischen Laufbahn als Amalie Weiß der Welt bekannt, ist eine vortreffliche Sängerin (Altistin), welche ihre musikalische Ausbildung in Wien erhielt u. dort zuerst dem Kärnthner-Thortheater angehörte. Da sie hier jedoch eine ihrem Streben zusagende Beschäftigung nicht fand, nahm sie einen Ruf an die Hannover'sche Hofbühne an, wo sie sich bald zu einem Stern erster Größe aufschwang. Sie verheirathete sich 1861 mit Joachim u. ging später von der Bühne ab, um sich ausschließlich dem Konzert- u. Oratoriengesange zuzuwenden. Ihre Stimme, ein wundervolles Alt, der vollständig noch über den Umfang des Mezzosoprans gebietet, wie ihre künstlerische Bildung u. Richtung machen sie zur edelsten Interpretin hoher, reiner Kunst, die in Deutschland kaum erreicht dasteht.

Joachimsthal, Bergstadt im böhm. Erzgebirge (Kreis Eger) mit 6586 E. (1869), 2½ M. im N. von Karlsbad gelegen, brannte 1874 zum größten Theil ab; die Bedeutung des Ortes liegt in seinem Bergbau, welcher bes. im 16. Jahrh. eine überaus reiche Ausbeute an Silber lieferte; die meisten der alten Gruben sind jedoch gegenwärtig eingegangen, dafür werden aber außer Silbererzen noch Blei-, Zinn- u. Eisenerze gefördert. J. besitzt eine Unterrealschule u. ist Mittelpunkt eines Bezirksgerichtes u. Oberbergamtes. Der Graf von Schlick, welcher am Anfang des 16. Jahrh. J. besaß, ließ aus dem gewonnenen Silber Gulden schlagen, welche als „Joachimsthaler" weitere Verbreitung fanden u. durch die Abkürzung ihres Namens Veranlassung zur Entstehung des Wortes „Thaler" wurden.

Joaillier (franz., spr. Schoalieh), der Juwelier, davon **Joaillerie** od. **Jouaillerie**, d. i. Juwelierkunst.

Joas ist der Name zweier Könige im Alten Testament. 1. J. od. Jehoas, Sohn des jüd. Königs Ahasja, wurde durch seine Tante Joseba aus dem Blutbade, das seine Großmutter Athalja nach Ahasja's Tode anrichtete, gerettet u. als letzter Nachkomme David's 6 Jahre von dem Hohenpriester Jojada im Tempel verborgen, darnach aber mit Hülfe der Priester, 7 Jahre alt, auf den Thron erhoben. Er regierte nach gewöhnlicher Rechnung 878—838 v. Chr. Sein Eifer für den Jehovadienst, den er durch die Reparatur des Tempels an den Tag legte, erkaltete indeß nach dem Tode seines Vormundes, des Hohenpriesters Jojada. Er trieb nicht nur Götzendienst, sondern ließ sogar den Propheten Sacharja, den Sohn Jojada's, steinigen. Andererseits war er feig genug, nach einem Einfall der Syrer, deren Abzug durch das Gold des Tempels u. des königlichen Palastes zu erkaufen. Schließlich fand er seinen Tod durch Verschworene. 2. J., Sohn des israelit. Königs Joachas, regierte zu Samaria 840—825. Für seine Tapferkeit u. Thatkraft spricht sowol die Wiedereroberung der früher an die Syrer verlorenen Städte als die Demüthigung des jüd. Königs Amazja in der Schlacht bei Beth-Schämesch. Auch J. wurde des Götzendienstes beschuldigt, doch scheint er trotzdem mit dem Propheten Elisa in bestem Einvernehmen gestanden zu haben.

Jobber (engl., spr. Dschobber), auch Stockjobber, bezeichnet einen Aktien- od. Staatspapierspekulanten, vorzüglich einen solchen, der sich mit dem eigentlichen Börsenspiel, der Agiotage u. dem Differenzgeschäft, befaßt.

Jobsiade ist der Name eines komischen Epos, welches von dem Dichter K. A. Kortüm (s. d.) zuerst unter dem Titel „Leben, Meinungen u. Thaten von Hieronymus Jobs, dem Kandidaten" (Münster 1784), später als „Die J., ein komisches Heldengedicht" (Dortmund 1799) veröffentlicht wurde, u. das vorzugsweise das akademische Leben des vorigen Jahrh. zu persifliren bestimmt war.

Joch, im Allgemeinen ein hölzernes Geräth, das zur Erleichterung beim Tragen u. Fortschaffen schwerer Gegenstände auf den Nacken od. die Schultern gelegt wird; ferner in der Landwirthschaft das zur Anspannung der Zugochsen dienende, vorn an der Deichsel befestigte Querholz, an welchem dieselben zu zweien (daher die Redensart „ein Joch Ochsen") das Gefährt schieben, od. das kleinere J., das Halsjoch genannt, welches jedem Thiere einzeln auf den Hals gelegt wird. Als Ackermaß, wie es in Oesterreich u. dem größten Theile von Ungarn gebräuchlich ist, enthält das J. 57½ Aren od. 2¼ preuß. Morgen. Beim Brückenbau bezeichnet J. die festen, hölzernen, aus einer od. einer mehrfachen Reihe von eingerammten Pfählen, auf welche die Brückenbalken gelegt werden, bestehenden Brückenpfeiler. Auch der Raum zwischen zwei solchen Pfeilern wird J. genannt. Caudinisches J. s. u. „Caudinische Pässe". In den Gebirgsgegenden bezeichnet man mit J. sowol eine 2 Haupthöhen trennende od. verbindende Niederung, als auch einen Gebirgsgrat selbst.

Jöcher, Christian Gottlieb, deutscher Historiker u. Biograph, geb. zu Leipzig 20. Juli 1694, gest. daselbst 10. Mai 1758; war Professor der Geschichte u. Bibliothekar der dortigen Universität u. hat sich hauptsächlich durch sein „Allgemeines Gelehrten-Lexikon" (Lpz. 1733, 4 Bde.; 4. Aufl., 1750 f.) bekannt u. verdient gemacht. Dasselbe ward von Adelung (ebd. 1784—87, 2 Bde.) u. Rotermund (Brem. 1810—22, 4 Bde.) fortgesetzt.

Jochmus, Frhr. **v. Cotignola**, August Jakob, österr. Feldmarschall, ehemaliger deutscher Reichsminister, geb. 1808 zu Hamburg,

ging 1827 als Philhellene nach Griechenland, wo er, seit 1828 Hauptmann u. Adjutant des Generals Church, an verschiedenen Kämpfen u. Belagerungen Theil nahm u. 1832 bis Juli 1835 als Hauptmann des Generalstabes im Kriegsministerium diente. Dann trat er in die engl.-span. Legion ein u. zeichnete sich auch im Kriege gegen die Karlisten so aus, daß er im Okt. 1836 zum Obersten u. Chef des Generalquartiermeisterstabes, 17. Mai 1837 (nach der Einnahme Iruns) zum Brigadegeneral u. im Juni von Espartero zum Chef des Generalstabs beim Armeecorps von Cantabrien ernannt wurde. Im Dez. 1838 von Lord Palmerston nach Konstantinopel gesandt, entwarf er hier den Feldzugsplan für den Krieg in Syrien, ward Divisionsgeneral u. Pascha von zwei Roßschweifen, als welcher er im Juli 1840 nach dem syr. Kriegsschauplatze abging; übernahm hier nach der Einnahme von St. Jean d'Acre den Oberbefehl über die Operationsarmee u. beendete bis 16. Febr. 1841 den Feldzug gegen Ibrahim Pascha. Hierauf fungirte J. bis 1848 im türk. Kriegsministerium; dann durch die politischen Ereignisse nach Deutschland zurückgerufen, ward er vom Reichsverweser Erzherzog Johann 17. Mai 1849 mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut, in dem er selbst das Portefeuille des Auswärtigen u. der Marine übernahm.



Nr. 3551. Josef Joachim.

Wie die Dinge lagen, konnte seine Thätigkeit in dieser Stellung nur eine beschränkte sein. Mit der Auflösung des Ministeriums zog sich J. ins Privatleben zurück, trat aber im Mai 1859 mit dem Grade eines Feldmarschallleutnants in österr. Dienste u. wurde 1860 in den Freiherrenstand erhoben. Er schrieb: „Der syr. Krieg“ (Frankf. 1848, 2. Aufl. 1856).

Jockey (engl., spr. Dschocki), ein zum Reiten der Rennpferde beim Wettrennen bestimmter Reit- od. Stallknecht; dann in der Mehrheit die Sporting Gentlemen, die an dem Wettrennen Theil nehmen u. Vereine, die sog. Jockeyklubs, unter sich bilden.

Jocus (lat.), der Scherz, die Kurzweil.

Jodelle, Etienne de (spr. Etienn de Schodell), Sieur de Lymodin, geb. 1532 zu Paris, war ein einflußreiches Mitglied des franz. Dichterbundes der „Plejade“, welcher im Zeitalter der Renaissance eine Erneuerung der franz. Sprache u. Literatur nach griech.-lat. Vorbilde anstrebte. Seine Bedeutung liegt bes. darin, daß er zuerst ein kunstgerechtes, nach antiken Mustern gearbeitetes franz. Drama schuf u. durch dasselbe das bis dahin volksthümliche Schauspiel (Mysterien, Moralitaten, Sottisen, Farcen) verdrängte. Trotz der Erfolge, welche J. mit seinen dramatischen Schöpfungen, den beiden Tragödien „Cléopâtre captive“ (1552) u. „Didon se sacrifiant“ (1553) u. der Komödie „Eugène ou la rencontre“, errang, hatte er in seinen letzten Lebensjahren hart mit äußerer Noth zu kämpfen u. starb verlassen im Krankenhause zu Paris im Juli 1573. J.'s Dramen sind steife Nachahmungen antiker Muster, die Handlung in ihnen ist höchst einfach u. wenig lebendig, die Sprache aber immer edel u. erhebt sich in den Chorgesängen oft zu echt poetischem Schwunge.

Jodeln, das, eine bei den Bewohnern der Alpen übliche Gesangsart, deren Eigenthümliches in dem unvermittelten Uebergange von Brusttönen zum Falset besteht. Das J. ist das melodische Aufjauchzen einer innern Lust, wie sie in der reinen Alpenluft so leicht geweckt wird. Jodler ist ein Lied, in welchem die vorerwähnte Gesangsart vorherrscht (zumeist im Refrain).

Joel (d. h. Jehova ist Gott), der zweite unter den sog. kleinen u. überhaupt einer der ältesten unter den hebr. Propheten; war der Sohn eines gewissen Pethuel u. weissagte zu Jerusalem um 870 v. Chr. In gehobener u. wahrhaft klassischer Sprache schildert er zuerst das Strafgericht einer großen Heuschreckenverwüstung u. Dürre u. ermahnt das Volk zur Buße. Als ihm dann die Verheißung geworden ist, daß sich Gott des Volks wieder erbarmen werde, weissagt er die dereinstige Ausgießung des heil. Geistes u. im Anschluß daran einen neuen „Gerichtstag Gottes“, bestehend in einem Strafgericht, das Jehova im Thal Josaphat bei Jerusalem über alle feindlichen Völker bes. die Edomiter u. Aegypter, halten wird.



Nr. 3552. Amalie Joachim.

Johann I., König von Aragonien (1387—95), geb. 27. Dez. 1350, Sohn u. Nachfolger Peter's IV., ein Freund der provençalischen Dichtkunst, dabei prachtliebend u. verschwenderisch u. deshalb wiederholt in Streit mit den Reichsständen. Andere Zwistigkeiten entspannen sich daraus, daß er sich 1384 zum zweiten Male gegen den Willen seines Vaters mit Jolanthe von Bar vermählte. Auch Sardinien empörte sich, dagegen ward Majorca gegen die vermeintlichen Ansprüche des Grafen von Armagnac siegreich vertheidigt. J. I. starb 19. Mai 1395 an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Da ihn nur eine Tochter überlebte, so folgte ihm auf dem Throne sein Bruder Martin.

Johann II., König von Navarra (1484—1516), geb. um 1470, eigentlich Graf von Albret, erwarb jene Würde durch seine Vermählung mit Katharina de Foix, welche dieselbe 1483 von ihrem Bruder Franz Phöbus geerbt hatte. Anfangs von Karl VIII. von Frankreich gegen die Ansprüche eines Oheims seiner Gemahlin u. Ferdinand's des Kathol. von Aragonien unterstützt, mußte er sich an den Letzteren anschließen, als Ludwig XII. auf den franz. Thron gelangte (1498) u. Gaston de Foix, den Vetter seiner Gemahlin, gegen ihn aufstellte, trat aber auf die Seite Frankreichs, als Gaston 1512 bei Ravenna gefallen war u. nunmehr Ferdinand selbst, als Schwager des Letzteren, die Krone von Navarra beanspruchte.

Dieser eroberte den im S. der Pyrenäen gelegenen Theil des Landes (Hauptstadt Pampelona), u. J., von Frankreich preisgegeben, starb nach vergeblichen Versuchen zu seiner Wiedereroberung 17. Juni 1516. In dem kleinen Rest des Königreichs nördl. der Pyrenäen folgte ihm sein Sohn Heinrich.

Johann ist der Name von 6 portug. Königen seit dem Ende des 14. Jahrh. **J. I.**, König von Portugal (1385—1433), der Begründer des sog. unecht burgund. Hauses auf dem portug. Throne, geb. 11. April 1357, war ein natürlicher Sohn König Peter's I. u. ward von diesem früh mit der Würde eines Großmeisters des Avisordens bekleidet. Als 22. Okt. 1383 mit seinem Stiefbruder, König Ferdinand, der Mannesstamm des echten burgund. Hauses ausstarb, ward er 16. Dez. 1383 zum Regenten u., nach glücklicher Vertheidigung von Lissabon gegen Johann von Castilien, welcher als Gemahl einer Tochter König Ferdinand's Erbansprüche auf den portugies. Thron machte, 6. April 1385 zum König erklärt. Einen entscheidenden Sieg über die Castilianer errang J. bei Aljubarrota (14. Aug. 1385), zu dessen Andenken er die als Meisterstück engl.-normännischer Gothik berühmte Abtei Batalha stiftete. Nach wiederholten Waffenstillständen gab 1411 König Heinrich III. von Castilien die Ansprüche seines Hauses auf Portugal auf, was 1431 durch den Frieden von Medina del Campo endgiltig bestätigt ward. Im J. 1415 eroberte J. Ceuta an der marokkanischen Küste, gegenüber Gibraltar, wodurch sein Sohn Prinz Heinrich der Seefahrer (s. d.) die Anregung zu den großartigen, von ihm ausgerüsteten Entdeckungsreisen fand u. den Grund zu dem ausgedehnten Kolonialbesitz Portugals an der afrik. Westküste legte. J. starb 14. Aug. 1433, geehrt durch den Beinamen „de boa memoria" (d. i. „guten Andenkens"), u. ward zu Batalha begraben. Ihm folgte sein Sohn Duarte (Eduard). — **J. II.**, der Strenge, König von Portugal (Urenkel des Vorigen, 1481—95), geb. 3. Mai 1455, zeichnete sich schon 1471 bei der Eroberung von Arzilla u. Tanger, dann in dem Kriege seines Vaters Alfons V. um die Krone von Castilien (1479) aus. Zur Regierung gelangt, versuchte er die Macht des Adels durch umfassende Gütereinziehungen u. Hinrichtungen zu brechen u. stellte die oberste Gerichtsbarkeit der Krone wieder her. Die Entdeckungsreisen (s. „Entdeckungen") an der Westküste von Afrika wurden unter seiner Regierung energisch fortgesetzt u. Niederlassungen an der Küste von Guinéa u. am Congoflusse gegründet. Dagegen fand Christoph Columbus bei J. für sein Projekt keine Unterstützung. Die mit Castilien über die Ausdehnung der beiderseitigen Entdeckungsgebiete ausgebrochenen Streitigkeiten wurden 1494 durch den von Papst Alexander VI. bestätigten Vertrag von Tordesillas geschlichtet, nach welchem ein Anfangs 100, später 370 M. westl. von den Inseln des Grünen Vorgebirges angenommener Meridian sie scheiden sollte. Auf J. folgte, da sein einziger Sohn 1491 gestorben war, sein Vetter Emanuel (der Glückliche). — **J. III.**, König von Portugal (1521—57), geb. 6. Juni 1502, folgte seinem Vater Emanuel dem Glücklichen, breitete die portug. Macht in den ostind. Gewässern u. in Brasilien noch weiter aus, beseitigte die Ansprüche Spaniens auf die Molukken (1529) durch eine Geldzahlung u. knüpfte Handelsverbindungen bis nach Japan an. Uebrigens begann schon damals der mühelos gewonnene Reichthum u. die durch die überseeischen Besitzungen gereizte Abenteuerlust einen schlimmen Einfluß auf den Geist der Nation zu üben; J. hob den letzteren nicht dadurch, daß er im Verfolgungseifer, nam. gegen die früher gewaltsam bekehrten Judenchristen, 1536 die Inquisition einführte u. bereits 1540 die Jesuiten ins Land rief, welche zwar zunächst die Ungläubigen in den überseeischen Besitzungen bekehren sollten (s. „Franz Xavier"), aber bald auch in Portugal selbst einen Alles beherrschenden Einfluß erlangten. J. folgte auf dem Throne sein erst dreijähriger Enkel Sebastian. — **J. IV.**, König von Portugal (Begründer des Hauses Braganza, 1640—1656), geb. 19. März 1604 als Enkel des Herzogs J. von Braganza, welcher eine Enkelin König Emanuel's des Glücklichen geheirathet hatte, ward durch die 1640 gegen die span. Herrschaft ausgebrochene Revolution auf den Thron erhoben, wozu ihn sein Reichthum als Grundherr beinahe des dritten Theiles von Portugal noch bes. empfahl. Am 6. Dez. zog er in Lissabon ein u. ward 15. Dez. gekrönt, zunächst aber natürlich nur von den Feinden Spaniens anerkannt, während das letztere sofort die Wiedereroberung Portugals versuchte u. Oesterreich u. der Papst die Anerkennung versagten. J. erlebte das Ende des Krieges gegen Spanien (—1668) nicht, der von beiden Theilen, entsprechend dem Stande ihrer Hülfsmittel, ziemlich schlaff geführt ward. Der von der Zeit der span. Herrschaft her übernommene Krieg gegen die Niederlande, an welche während jener Zeit ein großer Theil der überseeischen Besitzungen verloren gegangen war, ward zwar 1641 abgebrochen, begann aber 1652 von Neuem; obwol die Niederländer schließlich aus Brasilien, wo sie sich festgesetzt hatten, vertrieben wurden, ging doch in Ostindien noch viel mehr an sie verloren, u. nam. seit dem Verlust von Ceylon blieben dort den Portugiesen nur dürftige Reste ihrer früheren Erwerbungen. Auf J. IV. folgte sein Sohn Alfons VI. — **J. V.**, König von Portugal (Enkel des Vorigen, 9. Dez. 1706 bis 31. Juli 1750), geb. 22. Okt. 1689, war bei starker Neigung zur Eigenmächtigkeit, die unter Umständen in Härte u. Willkür ausartete, doch jederzeit im höchsten Grade von der Geistlichkeit abhängig u. verwendete auf die Ausstattung der letzteren, wie nam. auch auf die Begründung eines Patriarchats zu Lissabon (1716), unglaubliche Summen, während das Land trotz des unter seiner Regierung entdeckten Diamantenreichthums von Brasilien (1728) fast gänzlich verarmte, Heer u. Flotte sowie überhaupt die ganze Staatsverwaltung in Verfall gerieth u. alle Betriebsamkeit erlahmte. Der geringe Handel befand sich in gänzlicher Abhängigkeit von den Engländern, deren Bundesgenossenschaft wieder den einzigen soliden Rückhalt gegen Spanien bot. Der in dem letzten Jahrzehnt seiner Herrschaft geistig zerrüttete König baute noch mit ungeheueren Kosten nach dem Vorbild des Escurial das Schloß u. Kloster Mafra. Im span. Erbfolgekriege blieb er, gleich seinem Vater, der Bundesgenosse Karl's von Oesterreich, mit dessen Schwester Maria Anna Josepha er sich auch 1708 vermählte. J. hinterließ die Regierung seinem Sohne Joseph I. Emanuel. — **J. VI.**, König von Portugal (1816—26), geb. 13. Mai 1767 als Sohn der Königin Maria I. u. ihres Gemahls u. Oheims, König Peter's III., von Mönchen erzogen u. geistig wenig entwickelt, übernahm die Leitung der Regierung statt seiner von Wahnsinn befallenen Mutter 10. Febr. 1792, als wirklicher Regent im eigenen Namen 15. Juli 1799, während ihm der Königstitel erst durch den Tod der Mutter (20. März 1816) zufiel. Als nach dem Frieden von Tilsit (1807) Napoleon die Dynastie Braganza für abgesetzt erklärt u. ein Heer unter Junot (seitdem Herzog von Abrantes) zur Eroberung von Portugal ausgesandt hatte, segelte der Hof, bei dem gänzlichen Verfall der portug. Kriegsmacht an der Möglichkeit eines Widerstandes verzweifelnd, unmittelbar vor dem Einrücken der Franzosen in Lissabon nach Brasilien ab (29. Nov. 1807) u. behielt nun seinen Sitz in Rio Janeiro, während die Portugiesen 1808 ihre Selbständigkeit erfolgreich vertheidigten. Inzwischen hatte das früher als Provinz regierte Brasilien durch die Anwesenheit der Regierung u. durch die von den obwaltenden Umständen gebotene Eröffnung für den Handel der Fremden das Bedürfniß nach einer größeren Selbstständigkeit in dem Grade fühlen gelernt, daß J. sich bewogen sah, es zu einem eigenen Königreich zu erheben u. den entsprechenden Titel anzunehmen (16. Dez. 1815). Indessen führte die Unzufriedenheit Portugals mit J.'s Regierung u. seiner Abwesenheit vom Lande zu einem Aufstande in Oporto (24. Aug. 1820), der bald über das ganze Land sich verbreitete. Ein konstituirender Reichstag (Cortes) trat zusammen, J. mußte nach Europa zurückkehren u. erkannte die von den Cortes entworfenen Grundzüge zu einer Verfassung an. Aber während schon bedeutende Schwierigkeiten dadurch erwachsen waren, daß inzwischen Brasilien sich gänzlich losgerissen (Mai 1822) u. J.'s Sohn, Pedro I., zum Kaiser erhoben hatte, trat zugleich gegen die neue Verfassung eine Partei auf, an deren Spitze die Königin Charlotte Joachime selbst mit ihrem jüngeren Sohne Dom Miguel stand, welche nam. an der Geistlichkeit einen starken Rückhalt hatte. Zwar mißlang noch ein erster Aufstand (Graf Amarante) gegen die Konstitution im Febr. 1823, aber ein zweiter, der 27. Mai ausbrach u. dem sich alsbald Dom Miguel anschloß, hatte Erfolg; der König kam alsbald in die Gewalt der Aufständischen, mußte die Verfassung zurücknehmen u. alle Anhänger derselben wurden von ersteren verfolgt.

Nun gingen diese noch weiter u. versuchten durch einen neuen Aufstand 30. April 1824 die Entthronung des Königs selbst, dessen Person ihnen noch nicht die gewünschten Burgschaften für die Erreichung ihrer Ziele bot. Durch Vermittelung der Großmächte, nam. Englands u. Frankreichs, entkam der König auf ein engl. Kriegsschiff; die Empörer mußten sich unterwerfen, Miguel ward außer Landes auf Reisen geschickt u. die Königin in ein Kloster eingeschlossen. Um nun eine neue Verfassung zu vereinbaren, rief J. die seit 1697 ganz außer Thätigkeit gesetzten alten Cortes von Lamego zusammen, er starb jedoch noch vor dem Abschluß der Verhandlungen 10. März 1826, indem er seine Krone zur Verfügung seines rechtmäßigen Erben Pedro I. von Brasilien hinterließ u. vorläufig bis zu dessen Willenserklärung seine Tochter Isabella Maria zur Regentin bestimmte.

Johann ohne Land (Lack-Land, Sans-Terre), König von England (1199—1216), geb. 1166 zu Oxford, war der jüngste Sohn Heinrich's II. u. der Eleonore von Poitou u. Guienne. Den Beinamen bekam er davon, daß er zu der Zeit, wo seine älteren Brüder vom Vater mit reichen Leben ausgestattet wurden, als Unmündiger noch kein solches erhielt. Als nach dem Tode Heinrich's II. Richard (Löwenherz) König geworden u. seinen Kreuzzug antrat, betraute er seinen Bruder J. zwar in gerechtfertigtem Mißtrauen nicht mit seiner Stellvertretung, verlieh ihm aber bedeutende Lehen; dafür benutzte dieser die Abwesenheit des Königs, um im Bunde mit Frankreich selbst nach der Krone zu streben. Richard's Rückkehr (1194) brachte ihn aber zur Unterwerfung. Nach dessen Tode (1199) gelangte er, gestützt auf ein angebliches Vermächtniß desselben, zur Anerkennung als König in England u. dem größten Theil der franz. Besitzungen, obwol eigentlich Herzog Arthur von der Bretagne, der Sohn seines älteren Bruders Gottfried, näher berechtigt war. Ein Gegenversuch Arthur's ward bewältigt u. das mit demselben verbündete Frankreich durch die Abtretung von Evreux beschwichtigt (1200). Doch bald (1202) veranlaßte J. selbst eine zweite Erhebung durch die Entführung der bereits mit dem Grafen de la Marche verlobten Isabella von Angoulême, mit der er sich jetzt vermählte, während er seine bisherige Gemahlin verstieß. König Philipp II. August von Frankreich ließ ihn als seinen Lehnsmann vor den Gerichtshof der Pairs von Frankreich laden u., als er nicht erschien, zum Tode verurtheilen. Im Kriege gegen Frankreich, den erst 1206 ein Waffenstillstand unterbrach, gingen nun fast die gesammten festländischen Besitzungen verloren. Neue Verluste brachte der 1212 aus Veranlassung von Streitigkeiten mit dem Papste mit Frankreich ausgebrochene Krieg, welcher erst 1214 geendigt wurde. Endlich erhoben sich, schon längst gereizt durch die Willkür, Grausamkeit u. Ausschweifungen des Königs, seine eignen Vasallen in England, weltliche wie geistliche, an ihrer Spitze Stephan Langton, u. nöthigten ihn zur Gewährung der berühmten Magna charta (15. Juni 1215, auf dem Felde Runemede od. Runnymead bei Windsor), welche, obwol zunächst nur auf die Rechte des Adels bezüglich, mit der Zeit die Grundlage der engl. Verfassungsfreiheit geworden ist. Zwar widerrief der König, jetzt vom Papste selbst unterstützt u. seines Eides entbunden, bei nächster Gelegenheit sein Zugeständniß u. bekriegte die Gegenpartei u. den mit ihr verbündeten König von Schottland nicht ohne Glück, aber er starb noch vor der Entscheidung des Kampfes 19. Okt. 1216 in Newark, nachdem Jene inzwischen ihn für abgesetzt erklärt u. den franz. Thronfolger Ludwig (später Ludwig VIII. von Frankreich) als Gegenkönig ins Land gerufen hatten. Doch ward für J.'s unmündigen Sohn Heinrich III. die Herrschaft gegen diesen behauptet.

Johann von Luxemburg (der Blinde), König von Böhmen (1310—46), geb. 10. Aug. 1296, ältester Sohn des Grafen Heinrich von Luxemburg, welcher 1308 nach Albrecht's I. Ermordung als Heinrich VII. zum Deutschen König gewählt ward, u. der Margarethe von Brabant; ward 1310 durch Wahl auf den Thron von Böhmen berufen, indem er sich zugleich mit Elisabeth, der jüngeren Schwester des letzten böhm. Königs aus dem Hause der Przemysliden, vermählte (1. Sept. 1310). Er vertrieb seinen Gegenbewerber u. Schwager, Heinrich von Kärnthen u. Tirol, u. ward 7. Febr. 1311 in Prag gekrönt, vergrößerte auch sein Reich durch die Erwerbung der Oberlausitz (1319) u. des Egerlandes, u. legte durch die Erwerbung des Herzogthums Breslau (1327) u. der Hoheit über das Herzogthum Oppeln den Grund zu der späteren Verbindung Schlesiens mit der Krone Böhmen. Von seinem Vater bei dessen Aufbruch nach Italien mit der Würde des Reichsverwesers bekleidet, war er im Begriff, demselben ein Hülfsheer zuzuführen, als die Nachricht von dessen Tode (1313) seinen Zug in Schwaben unterbrach. Da nun die luxemburg. Partei im Reiche die Wahl J.'s selbst zum Deutschen König gegen Friedrich den Schönen von Oesterreich nicht durchzusetzen vermochte, erhob sie Ludwig den Bayern, dessen Sache zunächst J. auch schon deswegen verfocht, weil Friedrich, dessen älterer Bruder Rudolf († 1307) nach dem Aussterben der Przemysliden schon ein Jahr lang die böhm. Krone besessen hatte, J.'s Stellung in Böhmen noch immer bedrohte. Dagegen versöhnte er sich mit Heinrich von Kärnthen u. vermählte seinen Sohn Johann Heinrich mit dessen Erbin Margarethe Maultasch, vermochte aber in dem schließlich darüber ausgebrochenen Kriege gegen Oesterreich (1336) nur Tirol für denselben zu behaupten. Mittlerweile hatte sich die Verbindung mit dem Kaiser Ludwig, je mehr sich dessen Herrschaft befestigte, längst gelockert, J. trat in immer engere Beziehungen zu dessen Feinden, dem Papst u. Frankreich, wogegen Ludwig sich später an Oesterreich anlehnte, hielt sich wiederholt längere Zeit in Frankreich auf, half (1328) die Flandern bekämpfen u. war zeitweilig Statthalter Philipp's VI. in der Gascogne u. später in Languedoc. Ohne dauerndes Resultat blieben seine wiederholten Versuche (1330—31 u. 1333), in Italien zwischen den streitenden Parteien als dritte Macht eine politische Bedeutung zu gewinnen. Daneben führte er mehrfache Fehden von seinem Stammlande Luxemburg aus u. zog zweimal (1329 u. 1337) zur Unterstützung des Deutschen Ordens gegen die heidnischen Lithauer. Bei dem zweiten Zuge dahin büßte er sein rechtes Auge, 1340 auch das linke ein. Die Feindschaft gegen den Kaiser Ludwig brach wieder offen aus, als Margarethe Maultasch sich 1342 von Johann Heinrich lossagte u. mit Ludwig's gleichnamigem Sohne, dem Markgrafen von Brandenburg (seit 1324), vermählte. Zuletzt (1346) wählten die unzufriedenen Reichsfürsten J.'s Sohn Karl (IV.) zum Gegenkönig; kurze Zeit darauf, 26. Aug. 1346, fiel der blinde König, der dem franz. König Philipp VI. gegen die Engländer zu Hülfe gezogen war, in der Schlacht bei Crecy. Sein Leichnam wurde erst zu Luxemburg beigesetzt u. ruht seit 1838 zu Castell an der Saar. — Vgl. bes. J. Schötter, „J., Graf von Luxemburg u. König von Böhmen" (2 Bde., Luxemb. 1865).

Johann von Oesterreich (Don Juan d'Austria), Sohn Kaiser Karl's V. u. der Barbara Blomberg, einer Regensburger Bürgerstochter, geb. 24. Febr. 1545; wuchs Anfangs in den Niederlanden, seit 1550 in Leganes, später in Villagarcia bei Valladolid, unter der speziellen Fürsorge des Don Louis de Quijada, heran, jedoch ohne Kenntniß von seiner Abkunft. Karl V. zog ihn in St. Just in seine Nähe, empfahl ihn auch in seinem Testament seinem Sohne Philipp II. u. hätte ihn am liebsten dem geistlichen Stande zugeführt gesehen. Im Sept. 1559 gab sich Philipp II. nach seiner Rückkehr aus den Niederlanden auf der Jagd im Walde von Toros dem jungen Geronimo, wie er bis dahin genannt worden war, als sein Stiefbruder zu erkennen u. zog ihn unter dem neuen Namen an den Hof; 1561 ward J. mit Don Carlos u. Alexander Farnese auf die Universität Alcala geschickt, wo er bis 1564 blieb. Da der Papst ihm den verlangten Kardinalshut verweigerte, wandte er sich nunmehr ganz der kriegerischen Laufbahn zu. Zwar ward sein Wunsch, dem von den Türken belagerten Malta zu Hülfe zu eilen, vom König vereitelt (1565), aber 1569 ward er mit der Leitung des Kriegs gegen die empörten Moriskos betraut u. führte denselben bis 1570 siegreich zu Ende. Den Höhepunkt seines Ruhmes erstieg er als Oberbefehlshaber der vereinigten span.-venetian.-päpstl. Flotte durch seinen Seesieg über die Türken bei Lepanto 7. Okt. 1571. Doch wurden neue Unternehmungen u. dauernde Erfolge durch die Zwietracht der Verbündeten, zuletzt durch den einseitigen Friedensschluß Venedigs (1573), gehemmt. Zwar eroberte er 1573 Tunis u. Biserta, doch gab Philipp schließlich lieber diese Eroberungen wieder auf, anstatt durch ihre Behauptung seinen Stiefbruder in seinen Absichten auf die Begründung einer selbständigen Herrschaft an der Nordküste von Afrika zu fördern. Ueberhaupt begann jetzt Philipp in immer höherem

Grade mißtrauisch auf seinen Stiefbruder zu werden. Zwar ward derselbe 1576 noch einmal mit der wichtigen Mission eines Statthalters der Niederlande betraut, wo durch die Genfer Pacifikation (1577) sogar bis zu einem gewissen Grade eine Vereinigung der südl. kathol. Provinzen mit den von früherher aufständischen nördl. erfolgt war; aber ein nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen der Niederländer gegen seine Aufrichtigkeit führte bald von Neuem zu offenem Kampfe. Zudem wuchs das Mißtrauen Philipp's II., der zuletzt sogar dem Ehrgeize J.'s einen Angriff auf seine eigne Herrschaft zutraute u. den hauptsächlichsten Vermittler seiner Entwürfe, den Geheimschreiber Escovedo, ermorden ließ. Kurze Zeit darauf, 1. Okt. 1578, starb J. enttäuscht u. gebrochen im Feldlager bei Namur an der Pest. Der Verdacht einer Vergiftung ist ausgesprochen worden, aber nicht nachweisbar. — Vgl. bes. W. Havemann, „Das Leben des D. J. d'A." (Gotha 1865). — Don Juan d'Austria heißt auch ein illegitimer Sohn Philipp's IV. von Spanien, geb. zu Madrid 7. April 1629, von seinem Vater legitimirt 1642, der sich, nicht ohne Bildung u. Befähigung, nam. für das Kriegswesen, erst im Kriege gegen das abgefallene Portugal, dann gegen das empörte Neapel (1647—48) u. Barcelona (1652), sowie gegen die franz. Heere in den Pyrenäen u. in den Niederlanden bis zum Pyrenäischen Frieden (1659) hervorthat.



Nr. 3553. Johann von Oesterreich, geb. 24. Febr. 1545, gest. 1. Okt. 1578.

Von Neuem Oberbefehlshaber im Portugiesischen Kriege, ward er 1664 durch die Königin Maria Anna gestürzt u. verwiesen, u. es begann nun, nam. seit der Thronbesteigung des unmündigen Karl II., ein lebhaftes Intriguenspiel der beiden Parteien gegen einander, in welchem J. doch zunächst wieder (1669) seine Erhebung zum Vizekönig von Aragon u. Sardinien u. endlich 1677 zum ersten Minister erreichte. In dieser Stellung starb er 17. Sept. 1679.

Johann der Beständige, Kurfürst von Sachsen (1525—32), geb. 30. Juni 1468, zweiter Sohn des Kurfürsten Ernst, nahm unter Kaiser Maximilian am Kriege gegen die Venetianer u. Ungarn Theil. Sein älterer Bruder, Friedrich der Weise, führte die Regierung der sächs. Lande, mit Ausschluß des Kurkreises u. der Kurwürde, gemeinschaftlich mit ihm, bis bei Friedrich's kinderlosem Tode (5. Mai 1525) J. das Ganze erbte, zu einer Zeit, wo er gerade im Bunde mit den Nachbarfürsten in der Bewältigung des Bauernaufstandes in Thüringen begriffen war. Er trat sofort als entschiedener Anhänger der Reformation auf, schloß zu ihrer Vertheidigung 1526 mit Philipp von Hessen das sog. Torgauer Bündniß, dem sich bald noch andere evangelische Reichsstände anschlossen, u. ließ, nachdem der Reichstag zu Speier 1526 ein für die Sache sehr günstiges Resultat geliefert hatte, durch die Kirchenvisitation 1527—29 das neue Bekenntniß in seinen Landen nach einheitlich aufgestellten Normen durchführen. In den sog. Pack'schen Händeln 1528 zeigte er sachgemäße Zurückhaltung, trat aber mit um so größerer Festigkeit den der Reformation feindlichen Beschlüssen des Reichstags zu Speier 1529 u. allen dem entsprechenden Anordnungen des Kaisers auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 entgegen. Zum Schutz gegen die zu erwartenden Angriffe betrieb nun J., während er zugleich gegen die Wahl Ferdinand's, des Bruders Karl's V., zum röm. König protestirte, eifrig den Abschluß des Schmalkaldischen Bundes 27. Febr. 1531, zu dessen Haupt er mit Philipp von Hessen erklärt ward. Bald darauf starb J. 16. Aug. 1532 zu Schweinitz bei Wittenberg.

Johann II. Kasimir, König von Polen (1648—68), geb. 21. März 1609, zweiter Sohn Sigismund's, des ersten poln. Königs aus dem Hause Wasa, ward nach dem 20. Mai 1648 erfolgten Tode seines Bruders Wladislaw IV. 20. Nov. deff. J. erwählt u. vermählte sich im folgenden Jahre mit Luise Marie von Gonzaga-Nevers, der Wittwe seines Bruders. Als Prinz hatte er im russ. u. türk. Kriege gefochten, wiederholt Reisen nach West- u. Südeuropa unternommen, wobei er 1638—40 in Frankreich gefangen gehalten ward; war schließlich auch in Rom Jesuit u. Kardinalpriester geworden, aber bald in den weltlichen Stand zurückgetreten. Der schon unter seinem Vorgänger ausgebrochene Aufstand der Kosaken unter Bogdan Chmielnicki endete nach längeren Kämpfen damit, daß der östl. des Dniepr hausende Theil derselben sich den Russen unterwarf, welche 1654 den Krieg gegen Polen begannen; bereits in dem ersten Waffenstillstand 1656 mußte Polen ihnen Smolensk, Tschernigow u. Severin abtreten, was auch nach dem Wiederausbruch des Krieges 1659 der Waffenstillstand zu Andrussow 1667 von Neuem bestätigte. In der Zwischenzeit bekämpften beide Staaten gemeinschaftlich die Schweden, deren König Karl X. Gustav 1655 Polen angriff, da J. K. seine Ansprüche auf Schweden nicht aufgeben wollte. Der Letztere mußte nach Schlesien fliehen, während Jener, im Bunde mit dem Großen Kurfürsten, der sich als Herzog in Preußen zum Lehnsmanne Schwedens anstatt Polens hatte erklären müssen, im ersten Anlauf erobernd fast ganz Polen durchzog. Zwar brach 1656 ein großer Aufstand gegen die Schweden aus u. J. K., auch vom Kaiser unterstützt, konnte in sein Reich zurückkehren, aber er ward in der dreitägigen blutigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656) geschlagen, u. erst der Angriff der Dänen auf Schweden rief 1657 Karl Gustav mit seinem Hauptheere aus Polen ab. Um den Rest zu bewältigen u. vor Allem die Bundesgenossenschaft des Großen Kurfürsten zu gewinnen, mußte diesem durch den Vertrag zu Weblau (29. Sept. 1657) für Preußen auch polnischerseits die Souveränetät zugestanden werden. Im Frieden zu Oliva (1660) entsagte J. K. allen Ansprüchen auf die schwed. Krone sowie auf Estland u. Livland, behielt dagegen die Lehnshoheit über Kurland. Auch nach innen hatte J. K. mit vielen Schwierigkeiten u. mehrfach sogar mit offener Empörung zu kämpfen. Auf dem Reichstage 1652 war es, daß der Landsbote Sycinski zum ersten Male das berüchtigte „liberum veto" gebrauchte. Ermüdet von Alledem legte der König 16. Sept. 1668 die Krone nieder u. begab sich nach Frankreich, wo er 16. Dez. 1672 zu Nevers starb, nachdem er sich kurz zuvor zum zweiten Male mit Claudine Françoise Mignot, die, aus ganz niederem Stande emporgestiegen, damals Wittwe des Marschalls L'Hôpital war, vermählt hatte. Sein Leichnam ward 1676 nach Krakau gebracht. Mit ihm starb die ältere katholische Linie des Hauses Wasa aus.

Johann III. Sobieski, König von Polen (1674—1696), geb. 1624 zu Olesco in Galizien als zweiter Sohn des Kastellans von Krakau Jakob S.; erhielt eine sorgfältige Erziehung u. ward früh auf längere Reisen nach Deutschland, Frankreich, England, Italien u. der Türkei geschickt, von wo ihn 1648 der Tod seines Vaters zurückrief. Seine Tapferkeit in den zahlreichen Kriegen u. inneren Unruhen unter J. II. Kasimir erhob ihn 1667 zur Würde eines Krongroßfeldherrn. Der 1670 begonnene Türkenkrieg, in welchem J. S. wiederholte Siege davontrug (Choczim 1673), dauerte noch fort, als König Michael starb (10. Nov. 1673) u. die Wahl des Reichstags (21. Mai 1674) auf J. S. fiel. Er ward aber erst 2. Febr. 1676 gekrönt, da er sofort nach der Wahl wieder in den Türkenkrieg ging. Hier erfocht er 1675 den glänzenden Sieg bei Lemberg. Bald darauf ward der

Waffenstillstand von Andrussow mit Rußland erneuert u. später (1686) in einen dauernden Frieden verwandelt. Im J. 1683 verbündete sich J. S. mit dem von den Türken hart bedrängten Kaiser Leopold I. u. trug mit seinen Polen bes. viel zur Niederlage der Türken bei Wien 12. Sept. dess. J. bei. Bei der Verfolgung des türk. Heeres in Ungarn half J. S. noch Gran erobern, ging aber dann nach Polen zurück u. setzte von hier aus den Krieg mit den Türken fort. Doch erlebte er das Ende desselben nicht; von der persönlichen Betheiligung hielt ihn in den letzten Jahren zunehmende Kränklichkeit immer mehr zurück. Zugleich fehlte es an ausreichenden Mitteln, da der Adel bei dem unternehmenden Sinn des Königs von einer Vermehrung des Heeres für den Fortbestand seiner Freiheit fürchten zu müssen glaubte. Vielen Verdruß bereiteten dem König auch die Ränke seiner Gemahlin (seit 1665) Marie Kasimire Louise de Lagrange, Marquise d'Arquien. Seine Bemühungen für die Nachfolge seines ältesten Sohnes Jakob (geb. 1667) waren vergeblich; vielmehr folgte ihm, als er 17. Juni 1696 lebensmüde auf seinem Lieblingssitze Willanow bei Warschau gestorben war, Kurfürst Friedrich August der Starke von Sachsen als August II. auf dem poln. Throne.



Nr. 554. Erzherzog Johann von Oesterreich, geb. 20. Jan. 1782, gest. 10. Mai 1859.

Johann, Baptist Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Oesterreich, deutscher Reichsverweser, geb. zu Florenz 20. Jan. 1782 als 6. Sohn des Kaisers Leopold II. u. der span. Infantin Marie Luise; er zeigte früh ein reges Bildungsinteresse, das sich nam. auf die Kriegskunst, Geschichte u. Naturwissenschaften richtete. In einem Alter von 18 Jahren mit dem Oberbefehl des österr. Heeres betraut, ward er im Dez. 1800 bei Hohenlinden u. bei Salzburg von Moreau geschlagen u. hatte auch im Kriege der Tiroler nur im Anfange auf seinem siegreichen Zuge bis zur Etsch Glück; dann durch die Unfälle der Oesterreicher bei Landshut, Eckmühl u. Regensburg zur Rückkehr gezwungen, erlitt er im Mai u. Juni 1809 zwei Niederlagen an der Piave u. bei Raab, die es ihm unmöglich machten, den Erzherzog Karl rechtzeitig zu unterstützen. Während der Feldzüge von 1813 bis 1815 ward ihm geflissentlich wenig Gelegenheit gegeben, sich hervorzuthun, doch erzwang er 26. Aug. 1815 als Befehlshaber der österr. Reserven am Oberrhein die Uebergabe von Hüningen. Seitdem hielt sich der Erzherzog lange Zeit von allen politischen u. militärischen Angelegenheiten fern; mit der Pflege der Wissenschaft u. der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen beschäftigt, lebte er meist in Graz, wo er schon 1811 das Johanneum gegründet hatte. Wegen seiner deutsch-patriotischen Gesinnung war sein Name weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus populär. So kam es, daß, nachdem ihn schon der Sturz Metternich's aus seiner Zurückgezogenheit wieder hatte heraustreten lassen u. er vom Kaiser Ferdinand 16. Juni 1848 zu seinem Stellvertreter in Wien ernannt worden war, die Frankfurter Nationalversammlung 29. Juni ihn mit großer Majorität zum Reichsverweser wählte. Der Erzherzog nahm die Wahl an, kam selbst nach Frankfurt a. M. u. übte das ihm anvertraute Amt nach konstitutionellen Grundsätzen, doch trat bei ihm das speziell österr. Interesse mehr u. mehr in den Vordergrund, u. 20. Dez. 1849 nöthigte ihn der Gang der Ereignisse zu resigniren (vgl. d. Art. „Deutschland"). Hierauf zog sich der Erzherzog wieder nach der Hauptstadt Steiermarks zurück, wo er 10. Mai 1859 starb. Er war seit 18. Febr. 1827 morganatisch mit Anna Plochel (geb. 6. Jan. 1804) vermählt, welche ihm 11. März 1839 einen Sohn, Franz, gebar. Dieser wurde 30. Dez. 1845 zum Grafen v. Meran erhoben, ist Ritter des Ordens vom Gold. Vließe u. erbliches Mitglied des Herrenhauses des Reichsraths. Vgl. Schimmer, „Leben des Erzherzogs J." (Mainz 1849); Schneidewind, „Leben des Erzherzogs J. von Oesterreich mit besonderer Berücksichtigung der Feldzüge dieses Prinzen" (Schaffh. 1849).



Nr. 555. König Johann von Sachsen, geb. 12. Dez. 1801, gest. 29. Okt. 1873.

Johann, Nepomuk Maria Joseph, König von Sachsen, einer der hervorragendsten Fürsten der jüngsten Zeit, wurde zu Dresden 12. Dez. 1801 als dritter u. jüngster Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Theresia von Parma geb. Infolge der Ereignisse unter dem Napoleon'schen Joche erfuhr er schon vielfache Trübungen seiner Kindheit; insbes. fiel in dieselbe die Flucht nach Leipzig u. Frankfurt a. M. (1809) sowie nach Regensburg u. Prag (1813), von welch letzterem Orte erst im Juni 1815 seine Rückkehr nach dem inzwischen getheilten Sachsen erfolgte. Seine Erziehung u. Bildung wurde von trefflichen Männern, wie dem Bruder des Frhrn. J. H. K. v. Wessenberg (s. d.) u. dem General v. Forell, geleitet. Aufs gründlichste vorbereitet, lag der Prinz dem Studium der Rechte u. den damit verwandten Disziplinen mit solchem Erfolge ob, daß er schon in seinem 20. Jahre, um sich zum praktischen Staatsdienst auszubilden, an den Berathungen des Geh. Finanzkollegiums Theil nehmen konnte, in welchem ihm 1825 sogar das Vizepräsidium u. das Direktorium des ersten Departements übertragen ward. Beide Aemter bekleidete er bis 1831. Dann betheiligte er sich an den Arbeiten des Geh. Rathes u. übernahm nach dessen Auflösung den Vorsitz im neuerrichteten Staatsrathe. Am Zustandekommen der Verfassungsurkunde vom 4. Sept. 1831 hatte er den lebhaftesten Antheil genommen, sowol als Mitglied der den Entwurf feststellenden Kommission als auch in seiner Eigenschaft als Mitglied

der Ersten Kammer, deren Verhandlungen er nur in den stürmischen Tagen des J. 1849 fern blieb. Hier war es, wo das sächs. Volk häufig Gelegenheit erhielt, die umfassenden, vielseitigen u. gründlichen Kenntnisse, die staatsmännische Einsicht, die unermüdliche Arbeitskraft u. die patriotische Gesinnung des Prinzen kennen zu lernen. Bei Alledem fand aber Prinz J. auch noch Zeit zu den eingehendsten Studien auf anderen Gebieten. Mit den griech. u. röm. Klassikern, nam. mit Homer, Plato u. Thukydides, machte er sich innig vertraut; der vergleichenden Sprachforschung, der landwirthschaftlichen Chemie, der Kunst u. der Archäologie widmete er ein reges Interesse; viele Jahre hindurch war er der Leiter des seit 1824 bestehenden Sächs. Alterthumsvereins, u. gewissermaßen muß man ihn auch als den Mitbegründer des Deutschen Nationalmuseums in Nürnberg betrachten. Der Hauptgegenstand seiner Neigung aber blieb das Studium der ital. Sprache u. Literatur, vor Allem Dante Alighieri's. Einer Reise, welche Prinz J. im Winter 1821 mit seinem Bruder Clemens – derselbe starb zu Pisa 4. Jan. 1822 – nach Italien unternahm, folgten bald die umfassendsten Dantestudien, von deren Ausdehnung u. Gründlichkeit die betreffenden Manuskripte einen Begriff geben, welche jetzt die Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden besitzt. Im J. 1826 begann J. mit der Uebersetzung der „Göttlichen Komödie" in reimfreien Elfsilben u. versah sie mit einem Kommentar, dem selbst das Vaterland Dante's nichts Aehnliches an die Seite stellen konnte. Zuerst als Manuskript gedruckt (1828–38), erschien das Werk unter dem Verfassernamen **Philalethes** (d. i. Freund der Wahrheit) 1839–49 in 3 Bdn. (Leipz.; 2. Aufl., ebd. 1865–66; Volksausg., ebd. 1868). Auf J.'s Anregung u. unter seiner Protektion ward 14. Sept. 1865 zu Dresden die „Deutsche Dantegesellschaft" gegründet. Daß übrigens J. selbst dichterisch begabt war, hat er nicht blos durch viele gelungene Gelegenheitsgedichte gezeigt, sondern auch durch die Operntexte „Rosamunde" u. „Saul, König in Israel", das Trauerspiel „Pertinax", die erst 1872 in Riva entstandene Novelle „Der Entehrte" u. a. m. Vermählt seit 10. bez. 21. Nov. 1822 mit der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern (geb. 13. Nov. 1801), Zwillingsschwester der nachmaligen Königin Elisabeth von Preußen (gest. 1873) u. Schwester seiner Schwägerin, der jetzigen Königin-Wittwe Marie, hatte er 9 Kinder: 3 Söhne u. 6 Töchter, deren Erziehung er sich mit dem ganzen Ernste seiner Lebensanschauung angelegen sein ließ; den Prinzessinnen ertheilte er selbst regelmäßig Geschichtsunterricht. Nach dem tragischen Ende seines Bruders Friedrich August II. (s. d.) ward Prinz J. 9. Aug. 1854 zur Regierung berufen. Wie er mit den bedeutsamsten Reformen auf dem Gebiete der Strafrechtspflege seine Regentenlaufbahn eröffnete, so verging auch in der Folgezeit kein Jahr, ohne daß er nicht durch Verbesserungen in der Gesetzgebung einer Reihe berechtigter Forderungen entsprochen hätte; erwähnt sei nam. das bereits wesentlich auf dem Grundsatze der Gewerbefreiheit beruhende Gewerbegesetz, welches 1. Jan. 1862 in Kraft trat. Ein beredtes Zeugniß seiner Fürsorge für Wissenschaft u. Kunst giebt u. A. die hohe Blüte der Universität Leipzig. In der äußeren Politik folgte er, beherrscht von der Idee des formalen Rechtes u. in der Meinung, die Mehrheit des sächs. Volkes hinter sich zu haben, dem hartnäckigen Gegner Preußens, dem Frhrn. v. Beust (s. d.). Vgl. die Art. „Deutschland" u. „Sachsen". Da er sich insbes. 1866 für die Selbständigkeit der Schleswig-Holsteiner wie für das Recht des Bundestages in Frankfurt erklärte, Preußen aber infolge dessen mit bewaffnetem Einschreiten drohte, so zog sich J. 16. Juni mit seinem Heere nach Böhmen, wo dann dasselbe an der Seite Oesterreichs kämpfte. Der König selbst blieb Anfangs in der Nähe seiner Truppen, dann hielt er sich im Schönbrunner Schlosse u. seit Ende Sept. in Teplitz auf. Durch den Frieden von Nikolsburg wurde die Integrität Sachsens nur in dem berechtigten Vertrauen auf die rückhaltslose Gewissenhaftigkeit König J.'s gewahrt, mit der er die ihm auferlegten Bedingungen erfüllen würde. Auch war, als der greise Fürst 3. Nov. 1866 unter dem allgemeinen Jubel der Bevölkerung nach Dresden wieder zurückkehrte, sein erstes Wort: „Mit derselben Treue, wie ich zu dem alten Bunde gestanden, werde ich zu dem neuen halten." In der That fügte er sich mit Selbstverleugnung in die neuen Verhältnisse, u. wie er seiner Zeit jede dynastische Rücksicht aus den Augen gesetzt hatte, als es sich um den Beitritt zu dem preuß.-franz. Handelsvertrage u. um die Anerkennung des Königreichs Italien handelte, so war hauptsächlich seiner Anregung die Erhebung des Deutschen Handelsgesetzbuches zum Bundesgesetz u. die Errichtung des Bundes- resp. Reichsoberhandelsgerichts zu danken. Mit Eifer betrieb er auch die Reorganisation des sächs. Armeecorps, u. frohen Herzens stimmte er 8. Dez. 1870 der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserthums zu. Am 11. Juli 1871 konnte er selbst dem Kronprinzen Albert (s. d.) den diesem vom Deutschen Kaiser verliehenen Marschallsstab bei Gelegenheit des Einzugs der siegreichen Truppen in Dresden überreichen. Ueberhaupt vergoldeten die Strahlen größern Glückes erst seinen Lebensabend, denn auch als Familienvater hatte er viele harte Schicksalsschläge zu ertragen gehabt. Die meisten seiner heißgeliebten Kinder verlor er in der Blüte ihrer Jahre durch den Tod: es starben die Prinzessin Maria Auguste (geb. 22. Jan. 1827) 8. Okt. 1857; Prinz Moritz Ernst (geb. 5. Aug. 1831) 12. Mai 1847; die Prinzessinnen Maria Sidonie (geb. 16. Aug. 1834) 1. März 1862, Anna Maria (geb. 4. Jan. 1836, vermählt seit 1856 mit dem Erbgroßherzog von Toscana) 10. Febr. 1859, Margarethe Karoline (geb. 24. Mai 1840, vermählt seit 1856 mit dem Erzherzog Karl Ludwig), 15. Sept. 1858 u. Sophie Maria Friederike (geb. 15. März 1845, vermählt seit 1865 mit dem Prinzen Karl Theodor von Bayern) 9. März 1867. So lebten nur noch seine beiden Söhne Albert u. Georg (geb. 8. Aug. 1832, vermählt seit 11. Mai 1859 mit Doña Maria Anna von Portugal) u. seine Tochter Maria Elisabeth (geb. 4. Febr. 1830, vermählt seit 22. April 1850 mit dem Prinzen Ferdinand von Sardinien, Herzog von Genua, Wittwe seit 10. Febr. 1855), als 1872 das in einer musterhaften Ehe lebende Königspaar sein 50jähr. Hochzeitsjubiläum beging. Wenige Monate darauf erkrankte der greise Monarch; der Besuch des Bades Ems (18. Mai bis 18. Juni) brachte nur vorübergehende Besserung, u. nach schweren Leiden starb J. zu Pillnitz 29. Okt. 1873. Seine auf wahre Frömmigkeit gegründete Charaktergröße hatte er bis zuletzt bewahrt. Ein strenggläubiger Katholik, war er doch liberal genug gewesen, um einen so freisinnigen Geistlichen, wie den verstorbenen Hofprediger Dr. Heine, zu seinem Beichtvater zu wählen u. die Erziehung seines erstgeborenen Sohnes u. Nachfolgers dem Protestanten v. Langenn (s. d.) anzuvertrauen. Vgl. Schramm, „König J. von Sachsen" (Lpz. 1870); v. Dollinger, „Gedächtnißrede auf König J. von Sachsen" (Münch. 1874); v. Falckenstein, „Zur Charakteristik König J.'s von Sachsen in seinem Verhältniß zu Wissenschaft u. Kunst" (Lpz. 1874; neue, von Petzholdt besorgte Aufl., Dresd. 1874).

Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen (der Letzte aus der Ernestinischen Linie, 1532—47), geb. 30. Juni 1503 zu Torgau, stand seinem Vater Johann dem Beständigen an Eifer für die Reformation nicht nach, ohne aber eine gleiche politische Umsicht zu besitzen. Bis 1539 führte er zugleich im Namen seines unmündigen Bruders Johann Ernst, dann bis 1542 gemeinschaftlich mit diesem die Regierung, fand ihn aber dann durch eine Jahresrente u. die Pflege Koburg ab, welche 1553 durch dessen Tod wieder an ihn zurückfiel. Die Belehnung als Kurfürst erhielt er erst 1535, nachdem er im vorhergehenden Jahre den Frieden zu Kaadan zwischen Ferdinand von Oesterreich u. dem in seine Staaten zurückgekehrten Ulrich von Württemberg vermittelt u. dabei die Wahl des Ersteren zum röm. König anerkannt hatte. Dem Schmalkaldischen Bunde, an dessen Spitze J. F. mit Philipp von Hessen stand, ohne freilich immer recht einträchtig mit demselben zusammenzuwirken, ermöglichten es zwar noch ein Jahrzehnt lang hauptsächlich die auswärtigen Verwickelungen des Kaisers, allen gegnerischen Bedrohungen die Spitze zu bieten, die Beschickung des Konzils zu verweigern, die Strafurtheile des Reichskammergerichts zurückzuweisen, selbst (1542) den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen der eifrigsten Vertreter des Katholizismus, zu vertreiben u. bei einem Versuch zur Wiedergewinnung seines Landes (1545) gefangen zu nehmen. Aber die Eifersucht gegen seinen Vetter (Albertinischer Linie) Moritz, welcher dem Schmalkaldischen Bunde nicht beigetreten war, hätte schon 1542 fast zu einem Kriege gegen diesen über die Ausübung der Hoheitsrechte im Domstift Wurzen geführt (der sog. „Fladenkrieg"). Der Kaiser sprach 1546

auch über J. F. als Haupt des protestantischen Fürstenbundes die Acht aus, mit deren Vollstreckung gegen Kursachsen er Moritz beauftragte. Der Kurfürst vertrieb zwar den in sein Land eingefallenen Moritz, eroberte sogar dessen eignes Land fast vollständig u. knüpfte gegen Ferdinand mit den utraquistischen Böhmen Verbindungen an; aber im Frühjahr 1547 kam Karl V. selbst herbei, J. F. ward 24. April bei Mühlberg geschlagen u. gefangen genommen. Er ergab sich, im Gesicht verwundet, einem deutschen Edelmann, Thilo v. Trotha.



Fig. [illegible] Johann Friedrich der Großmüthige (geb. 30. Juni 1503, gest. 3. März 1554).

Der Kaiser ließ 10. Mai das Todesurtheil über ihn aussprechen, das J. F. mit Gleichmuth vernahm, ohne sich im Schachspiel mit Ernst von Grubenhagen unterbrechen zu lassen. Doch ward dasselbe durch die Wittenberger Kapitulation 19. Mai dahin abgeändert, daß J. F. nach des Kaisers Belieben in dessen Gefangenschaft bleiben u. unter Verlust der Kurwürde, die mit den übrigen Landestheilen auf Moritz überging, nur eine Anzahl von Aemtern in Thüringen (Eisenach, Gotha, Weimar, Jena, Saalfeld ꝛc.) behalten sollte. In strenger Haft, die noch verschärft ward, als er die Annahme des Augsburger Interims (1548) standhaft verweigerte, folgte er nun dem Kaiser auf seinen Reisen im Reich, begleitet bes. von dem treuen Lucas Cranach, bis Karl V. ihn 21. Mai 1552 auf der Flucht aus Innsbruck vor Moritz für frei erklärte u. 1. Sept. in Augsburg in seine Staaten entließ. Hier regierte nun J. F. noch bis zu seinem Tode (3. März 1554 in Weimar) mit dem Titel eines „geborenen Kurfürsten". Die Hoffnung, nach Moritz' Tode (1553) das früher Verlorene wieder zu erlangen, erwies sich zwar als vergeblich, doch trat Moritz' Bruder u. Nachfolger August durch den Naumburger Vertrag (24. Febr. 1554) ihm noch einige Aemter (Altenburg, Eisenberg ꝛc.) ab. Im Besitz folgten ihm als Herzöge seine drei Söhne nach.

Johann Friedrich (der Mittlere, Sohn des Vorigen), Herzog zu Sachsen, geb. zu Torgau 8. Jan. 1529, führte während der Gefangenschaft seines Vaters J. F. des Großmüthigen (1547–52) die Regentschaft in dem kleinen Lande, welches dem Letzteren die Wittenberger Kapitulation gelassen hatte, u. legte auf dessen Anregung 1548 den Grund zur Stiftung der Universität Jena, zu der jedoch erst Kaiser Ferdinand 1557 seine Einwilligung gab. Die 1554 vom Vater gemeinschaftlich geerbte Regierung überließen ihm zunächst seine beiden jüngeren Brüder Johann Wilhelm u. J. F. (d. Jüngere) allein, nach dem Tode des Letztgenannten aber (1565) theilten die beiden Uebriggebliebenen so, daß J. F. den sog. weimar., Johann Wilhelm den koburg. Antheil bekam. Eine über die Grenzen seines kleinen Besitzthums weit hinausgehende Bedeutung gewann J. F. dadurch, daß er, ein eifriger Vertreter des starrsten Lutherthums, wie es damals in Jena im Gegensatz zu Wittenberg gelehrt ward, u. der bitterste Feind Kursachsens, dem geächteten Wilhelm von Grumbach u. seinem Anhang Zuflucht u. Unterstützung gewährte. Wiederum hoffte er mit ihrer Hülfe, gestützt auf den Reichsadel sowie auf die Bundesgenossenschaft Frankreichs u. Schwedens, seinem Hause die frühere Stellung, wo nicht noch mehr, wiederzugewinnen. Schließlich traf auch ihn die Acht, mit deren Ausführung Kaiser Maximilian II. den von jenen Plänen in erster Linie bedrohten Kurfürsten August von Sachsen beauftragte (1566). J. F., der dem gegenüber zuletzt sogar den Kurfürstentitel annahm, blieb, seit 24. Dez. 1566 in Gotha eingeschlossen, ohne Unterstützung u. mußte 13. April 1567 kapituliren. Sein Land ward erst seinem Bruder Johann Wilhelm zugesprochen, doch 1571 seinen jüngeren Söhnen zurückgegeben; Grumbach, der Kanzler Dr. Brück, der hauptsächlichste Berather des Herzogs, Hans Müller, gen. Tausendschön, aus Sundhausen, der den beschränkten Fürsten durch vorgebliche übernatürliche Offenbarungen beeinflußt hatte, u. A. wurden hingerichtet, J. F. selbst bis an seinen Tod (9. Mai 1595) in harter Gefangenschaft gehalten, am längsten in Wiener-Neustadt, von wo er erst wenige Wochen vor seinem Tode nach Steier gebracht ward. Alle Verwendungen für ihn beim Kaiser waren fruchtlos. Seit 1572 theilte freiwillig seine Gefangenschaft bis an ihren Tod (1594) seine zweite Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz. — Vgl. bes. A. Beck, „J. F. d. M." ꝛc. (2 Bde., Weim. 1858); Fr. Ortloff, „Geschichte der Grumbachischen Händel" (4. Bde., Jena 1868—70).

Johann Georg ist der Name von 4 sächs. Kurfürsten im 17. Jahrh. **J. G. I.** (1611–56) wurde 5. März 1585 als Sohn des Kurfürsten Christian I. u. der brandenb. Prinzessin Sophie geb.; genoß eine strenge Erziehung; 1601 machte er incognito, von nur 4 Personen begleitet, eine an Abenteuern reiche Reise nach Italien u. vermählte sich 1607 nach dem frühen Verlust seiner ersten Gemahlin Sibylle Elise von Württemberg zum zweiten Male mit Magdalene Sibylle, einer Tochter Markgraf Albrecht Friedrich's von Brandenburg. Mit dem Tode seines Bruders Christian (23. Juni 1611) fiel ihm die Regierung zu, welche so großen Einfluß auf den Gang des Dreißigjährigen Krieges ausüben sollte. Auferzogen in dem strengsten Lutherthum, eifersüchtig auf die Macht der Ernestinischen Linie, mit Preußen gespannt wegen des Jülich'schen Erbfolgestreites (s. „Jülich"), verweigerte J. G. I. den Beitritt zur protestantischen Union u. ließ sich durch seinen Oberhofprediger Hoë von Hoënegg immer mehr zur österr. Partei hinüberziehen. Das Bündniß mit dem Kaiser erfolgte 1620, worauf der Kurfürst 1620 die Lausitz eroberte u. 1621 dem Kaiser Truppen stellte zur Wiedergewinnung Schlesiens. Ersteres Land wurde ihm 1623 verpfändet. Das Verhältniß zu Oesterreich wurde aber gelockert durch die Vertreibung der Protestanten aus Prag, die Aechtung des Pfälzer Kurfürsten u. die Uebertragung dieser Kurwürde an Maximilian von Bayern. Doch weigerte sich J. G. I. immer noch, den bedrängten Protestanten Beistand zu gewähren, bis er sich nach der Belehnung Wallenstein's mit Mecklenburg u. dem Erlaß des Restitutionsediktes von der Sache der Liga lossagte u. eine bewaffnete Neutralität zu behaupten entschloß. Erst die drohende Haltung Tilly's bewog ihn (1631), sich mit Gustav Adolf zu verbinden u. sein Heer mit dem schwedischen zu vereinigen. Tilly zwang nun Leipzig zur Kapitulation, wurde aber von den Schweden bei Breitenfeld geschlagen, obgleich der Kurfürst mit seinen Sachsen bis nach Eilenburg geflohen war. Nur widerwillig verstand sich J. G. I. zu einer Besetzung des nördl. Böhmens, das schon im Frühjahr 1632 an Wallenstein wieder verloren ging; sein Streben, als Vermittler zwischen dem Kaiser u. den Schweden den Frieden herbeizuführen, ließ ihn weder die Partei der Protestanten kräftig vertreten, noch offen die des Kaisers ergreifen, führte aber 1635 zum Abschluß des Prager Friedens, in welchem der Kaiser an J. G. I. die Lausitz erb- u. eigenthümlich abtrat. Im Okt. ward der Krieg an Schweden förmlich erklärt u. nun folgten die entsetzlichsten Verwüstungen des unglücklichen Landes durch die Truppen der schwed. Heerführer Baner u. Torstenson, denen die Drangsale durch die Kaiserlichen wenig nachgaben. Erst der Waffenstillstand von Kötzschenbroda (27. Aug. 1645) stellte Sachsen vor den Schweden sicher. Der Westfälische Friede bestätigte J. G. I. den Besitz der Bisthümer Meißen, Naumburg u. Merseburg u. den Erwerb der Lausitz. Ohne die Wunden, welche der Krieg Sachsen geschlagen hatte, zu heilen versucht zu haben, starb J. G. I. 8. Okt.

1656, nach seinem Testamente die Lande in das Kurfürstenthum u. die Linien Sachsen-Weißenfels, Sachsen-Merseburg u. Sachsen-Zeitz zersplitternd. J. G. I. war eine phlegmatische Natur, nicht ohne Gutmüthigkeit, aber fester politischer Grundsätze entbehrend, ein Freund der Jagd, auf welcher 1611—53 nicht weniger als 113,628 Stück Wild erlegt wurden (darunter 203 Bären u. 1543 Wölfe), u. ein großer Verehrer von Bier u. Wein; von den Künsten hat sich nur die Musik an seinem Hofe einer regeren Pflege zu erfreuen gehabt. — **J. G. II.** (1656—80), der älteste Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 31. Mai 1613, war ein schwacher, genußsüchtiger Fürst, welcher die Aufgabe seiner Regierung in der Entfaltung eines dem Auslande nachgeahmten glanzvollen Hoflebens erblickte; über die Länder, welche seinen Brüdern durch die Erbtheilung zugefallen waren, wußte er dem Kurhause eine gewisse Oberhoheit zu wahren. Im J. 1660 wurde der beiden sächs. Linien gemeinsame Besitz von Henneberg durch eine völlige Theilung des Landes aufgehoben u. 1671 eine Erbverbrüderung mit dem Herzog Julius Franz von Lauenburg abgeschlossen. Nachdem der Kurfürst nach Kaiser Ferdinand's III. Tode (1657) das Reichsvikariat geführt hatte, unterstützte er gegenüber der franz. Partei im Reiche die Wahl Leopold's u. ließ auch seine Truppen an den Türkenkriegen Theil nehmen; doch gelang es Ludwig XIV., ihn zu einem Bündniß zu bewegen, angeblich zum Schutze der im Westfälischen Frieden zugesicherten Rechte. Als jedoch 1773 der Krieg mit Frankreich ausbrach, stellte J. G. II. 3000 M. zum kaiserl. Heere. Er erneuerte aber mit Bayern 1679 das franz. Bündniß, welches erst gelockert wurde, als Bayern sich der kaiserl. Partei wieder zuwandte. J. G. II. starb zu Freiberg, wohin er sich wegen der in Dresden herrschenden Pest begeben hatte, 22. Aug. 1680. Seine Gemahlin Magdalena Sibylle von Brandenburg-Baireuth überlebte ihn 7 Jahre. — **J. G. III.** (1680—91), der einzige Sohn u. Nachfolger des Vorigen, war 1672 zum Landvogt in der Oberlausitz ernannt worden u. hatte in den Deutsch-franz. Kriegen die sächs. Truppen am Rhein befehligt. Energischer, mehr zur Thätigkeit geneigt u. ein größerer Freund kriegerischen Ruhmes als sein Vater, reorganisirte er das Heerwesen seines Landes u. vertrat mit Entschiedenheit die nationale Sache gegenüber den Anmaßungen Frankreichs. Dem von den Türken bedrängten Wien führte er 1683 ein sächs. Heer von 10,400 M. zu Hülfe u. erwarb sich den Ruhm, mit seinen Truppen in dem Kampfe der Erste, bei der Plünderung der Letzte gewesen zu sein; den Venetianern aber stellte er 1684 zum Kriege gegen die Türken in Morea für eine Entschädigung von 120,000 Thlr. 3000 M., von denen jedoch nur 761 ihre Heimat wiedersahen. Als der erste von allen Reichsfürsten zog J. G. III. 1688 an der Spitze von 14,000 M. nach dem Rhein, um die Pfalz gegen Ludwig XIV. zu decken, u. nahm unter eigener Lebensgefahr an der Belagerung von Mainz den regsten Antheil. Ein dritter Feldzug gegen die Franzosen, den der Kurfürst gegen den Willen seiner Aerzte mit unternommen hatte, warf ihn auf das Krankenlager; er starb zu Tübingen, wohin er sich hatte todtkrank bringen lassen, 12. Sept. 1691. — **J. G. IV.** (1691—94), der älteste Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 18. Nov. 1668, hatte wenige Wochen nach seiner Geburt von seinem mütterlichen Großvater, Friedrich III. von Dänemark, den Titel eines Erben von Dänemark u. Norwegen erhalten. Ausgestattet mit nicht geringen geistigen Anlagen u. großer Körperkraft, gerieth er doch früh auf Abwege durch seine Leidenschaft für Magdalene Sibylle von Neidschütz, die Tochter eines Gardeobersten. Vergebens suchte ihn sein Vater durch Entsendung zur Reichsarmee u. Reisen dieses geistlose, aber schöne u. intriguante Weib vergessen zu lassen. Während seiner Regierung wurden die Finanzen des Landes durch Maitressenwirthschaft auf das tiefste zerrüttet. Die Annäherung an die brandenb. Politik hatte zwar 1692 die Verehelichung mit der verwittw. Markgräfin von Brandenburg Ausbach, Eleonore Erdmuthe Luise, zur Folge; als aber der Kaiser die Neidschütz 1693 zur Reichsgräfin von Rochlitz erhoben hatte, schloß er mit diesem ein Bündniß u. führte seine Truppen gegen die Franzosen an den Rhein. Die Ehe mit seiner Maitresse hinderte deren Tod (4. April 1694); durch deren Blatternkrankheit angesteckt, starb auch J. G. IV. 27. April 1694, die Regierung seinem Bruder August II. (s. d.) hinterlassend.

Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg-Jägerndorf, zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg (s. d.), war der erste Hohenzoller, der eine, wenn auch von vornherein theilweise angefochtene u. nicht lange währende landesherrliche Autorität in den Stiftsgütern im Elsaß ausgeübt hat. Geb. 16. Dez. 1577 in Wolmirstedt, widmete er sich zuerst dem geistlichen Stande u. wurde 1592 bei der Erledigung des bischöflichen Stuhles in Straßburg von der protestantischen Partei des Domkapitels zum Bischof erwählt. Die katholische Partei stellte als Gegenbischof den Kardinal Karl, Herzog von Lothringen, auf, schon Bischof von Metz, später auch Abt von Görtz (dem nachmaligen Gorze), u. zwischen beiden Bewerbern um den reichen Bischofssitz im Elsaß entbrannte nun eine zwölfjährige Fehde, die erst 1604 durch die gegen eine Geldentschädigung im Betrage von 160,000 Thlrn. ausgesprochene Verzichtleistung des Markgrafen beendet wurde. Der ehemalige Bischof von Straßburg erhielt 1607 von seinem Vater das Fürstenthum Jägerndorf mit der Hoheit über Freudenthal u. die Baronien Beuthen u. Oderberg, welche der Letztere 1603 von der fränk. Linie seines Hauses geerbt hatte. Der Kaiser jedoch erkannte nie die Rechte des protestantischen Fürsten an, vielmehr ließ er ihm 1617 u. 1618 zuerst die Herrschaften Beuthen u. Oderberg rechtlich absprechen, that ihn dann 1621, als der Markgraf-Herzog sich auf die Seite Friedrich's von der Pfalz, des sog. Winterkönigs, gestellt hatte, in die Reichsacht u. beraubte ihn auch des Fürstenthums Jägerndorf. Selbst in dem Besitze des ihm 1616 zugefallenen Herrenmeisterthums Sonneburg konnte den Markgrafen, der übrigens 1613 zur reformirten Konfession übergetreten war, sein damals als Kurfürst regierender Neffe nicht schützen. Bis zum letzten Augenblick ritterlich für seine Rechte kämpfend, starb J. G., nachdem er sich mit Bethlen-Gabor vereinigt hatte, 2. März 1624 zu Teutsch in Siebenbürgen. Er war seit 3. Juni 1610 mit der Prinzessin Eva Christine von Württemberg (s. d.) vermählt u. hinterließ einen einzigen (1642 ohne Erben verstorbenen) Sohn Ernst, dem es eben so wenig gelang eine Restitution durchzusetzen. Erst der Hubertusburger Frieden beendete diesen Streit.

Johann von Schwaben, Parricida, geb. um 1290, Enkel des Deutschen Königs Rudolf I. von Habsburg u. Sohn des Herzogs Rudolf von Schwaben; hatte von seinem Vater die Mitbelehnung über die neu erworbenen österreichischen Lande bekommen. Nach dem frühen Tode des Vaters (1290) ward er von seiner Mutter Agnes, der Tochter Ottokar's von Böhmen, am böhmischen Hofe erzogen u. blieb auch noch nach dem Tode der Letzteren (1296) dort, bis ihn sein inzwischen zum Deutschen König erwählter Oheim Albrecht I. zu sich rief. Eine vielleicht schon dem Knaben eingepflanzte Abneigung gegen diesen ward in dem heranwachsenden ehrgeizigen Jüngling zum tödlichen Haß, als Albrecht im Interesse seiner Hausmacht demselben das verlangte selbständige Erbtheil, zuletzt sogar die seiner Mutter verschrieben gewesene Grafschaft Kyburg verweigerte. Mehr noch wirkte wol dazu, daß Albrecht nach dem Aussterben der Przemysliden in Böhmen (1306) seinen eignen Sohn Rudolf zum König wählen ließ, während J. nähere Ansprüche zu besitzen glaubte. Endlich ruht wenigstens ein starker Verdacht der Aufreizung auf einer dem straffen Regiment Albrecht's feindseligen Partei unter den Reichsfürsten, deren Haupt Peter Aichspalter, der Erzbischof von Mainz, war. J. verschwor sich mit den dem König aus andern Ursachen feindlichen Rittern Rudolf von Palm, Walter von Eschenbach, Rudolf von der Wart u. Konrad von Tegernfeld u. ermordete 1. Mai 1308 seinen Oheim im Angesichte des Stammschlosses Habsburg, als derselbe von Baden im Aargau nach Rheinfelden ritt u. bei Ueberschreitung der Reuß durch die Verschwornen von seinem übrigen Gefolge getrennt worden war. Die Mörder flohen nach verschiedenen Richtungen. Heinrich VII. sprach die Acht über sie aus, u. Albrecht's Wittwe u. Tochter (Agnes, verw. Königin von Ungarn) übten an ihren Angehörigen u. Besitzungen furchtbare Rache aus. Ueber J.'s weitere Schicksale gehen die Nachrichten völlig aus einander. Er soll in Bauern- od. Pilgertracht in der Schweiz umhergeirrt u. nach einigen Nachrichten schon dort gestorben, anderen zufolge nach Italien entkommen u. dort nach einem Zusammentreffen mit Heinrich VII. in dem von diesem angeordneten Gewahrsam od. auch in einem Augustiner-

kloster gestorben sein (1313?). Andere lassen ihn zuletzt — bis dahin unerkannt — in hohem Alter auf seinem Stammgute sterben. — Die Rolle, welche ihm Schiller in seinem „Tell" zugewiesen hat, beruht auf freier dichterischer Erfindung.

Johann von Leyden, eigentlich Joh. Bockold od. Bockelsohn, Haupt des Wiedertäuferreiches zu Münster, geb. um 1510 als außerehelicher Sohn des Schultheißen Bockel Gerritsohn im Haag, ward nach dem frühen Tode seiner Eltern bei Verwandten in Leyden erzogen u. erlernte das Schneiderhandwerk. Zurückgekehrt von der Wanderschaft, die ihn nach England, Portugal, Flandern u. Lübeck geführt hatte, ließ er sich in einer Vorstadt von Leyden nieder u. hielt zugleich eine Gastwirthschaft, that sich auch als Mitglied einer Gesellschaft von sog. Rhetorikern (Rederykers) hervor. Nachdem er sich der Sekte der Wiedertäufer angeschlossen hatte u. schon 1533 durch den Ruf von



Nr. 3757. Johann von Leyden (geb. 1510, gest. 22. Jan. 1536).

den Vorgängen in Münster vorübergehend einmal dorthin gelockt worden war, zog er nach mehrmonatlichen Wanderungen in Nordwestdeutschland u. den Niederlanden 14. Jan. 1534 als Apostel des „Propheten" Joh. Matthiesen von Harlem, der ihm bald folgte, von Neuem in Münster ein u. hatte nun einen wesentlichen Antheil an den dortigen Umwälzungen, die schließlich zur Ueberwältigung der Gegenpartei u. zur Errichtung des eigenthümlichen, wiedertäuferischen „Gottesstaats" führten, während schon der Bischof u. seine Bundesgenossen die Stadt zu belagern begannen. Als zu Ostern 1534 der bisherige geistige Führer der Bewegung, Matthiesen, bei einem tollkühnen Ausfalle umgekommen war, wußte sich J. durch eine vorgebliche göttliche Eingebung zunächst als Prophet an dessen Stelle zu schwingen, setzte als solcher zu der schon bestehenden Gütergemeinschaft bald auch die Vielweiberei durch, vermöge deren er zuletzt 16 Frauen hatte, von denen jedoch eine ihre Zweifel an der Göttlichkeit seiner Sendung durch Hinrichtung von seiner eignen Hand büßen mußte. Im September d. J. ließ er sich, nachdem auf seine Veranlassung die Verfassung der Stadt schon einmal geändert u. eine ganze Reihe von Gewaltthätigkeiten begangen worden war, zum König in dem Neuen Jerusalem ernennen u. umgab sich mit einem prächtigen Hofstaat, mit dem er noch lange in Freude u. Herrlichkeit lebte, als in der belagerten Stadt schon die bitterste Noth eingezogen war. Zwar leitete er die Vertheidigung der letzteren nicht ohne Geschick, aber die ersehnte Hülfe von außen blieb aus; alle ausgesandten Botschaften blieben erfolglos. Bei der Einnahme von Münster 24. Juni 1535 ward J. gefangen u. 22. Jan. 1536 mit Knipperdolling u. Krechting unter Martern hingerichtet. Ihre Leichname wurden — der des Königs in der Mitte u. um eine Mannslänge höher — in eisernen Käfigen am Lambertsthurme aufgehängt. — Vgl. bes. K. Hase, „Neue Propheten" (Lpz. 1851).

Johanna, die Päpstin. Um die Mitte des 11. Jahrh. tauchte in der kathol. Kirche die Sage auf, daß eine Frau Jutta aus Mainz in Rom unter dem Namen Johann VIII. Papst gewesen sei, u. zwar um 855 zwischen Leo IV. u. Benedikt III. Erst durch die Geburt eines Kindes habe sie sich schließlich verrathen. Obschon nun diese Sage in den allerverschiedensten Formen weiter ausgebildet wurde, bes. was Herkunft u. Namen der Päpstin anbelangt, so wurde sie doch das ganze Mittelalter hindurch für ausgemachte Wahrheit gehalten. Erst der reformirte Theologe David Blondel erwies in einer 1649 zu Amsterdam erschienenen Schrift aus den Urkunden, Briefen u. Münzen jener Zeit, daß Benedikt III. ohne Unterbrechung auf Leo IV. gefolgt, die Geschichte von der Päpstin folglich eine Fabel sei. Spätere Forscher sahen in dieser Sage einen bitteren Spott auf das Weiberregiment unter den Päpsten Johann X.—XII. (914—64).

Johanna, die Wahnsinnige (Jeanne la Folle), ward als drittes Kind König Ferdinand's des Kathol. von Aragonien u. der Königin Isabella von Castilien 6. Nov. 1479 zu Toledo geboren u. 21. Okt. 1496 mit Philipp dem Schönen vermählt. Nach dem Tode ihrer älteren Geschwister war J. seit 1500 anerkannte Erbin von Castilien u. Aragonien u. begab sich, um die Huldigung als solche zu empfangen, im Winter 1501—1502 mit ihrem Gemahl dorthin, blieb auch dort, als Philipp Ende 1502 nach den Niederlanden zurückkehrte. Durch die Sehnsucht nach ihrem schwärmerisch geliebten Gemahl u. auch infolge der Geburt ihres zweiten Sohnes, des späteren Kaisers Ferdinand I. (1503), kam aber eine geistige Störung bei ihr zum Ausbruch, welche, als sie 1504 gleichfalls nach den Niederlanden zurückkehren konnte, durch Eifersucht auf Philipp noch erhöht ward, so daß ihre Mutter Isabella bereits für den Fall ihres eignen Ablebens die künftige Regentschaft in Castilien ihrem Gemahl Ferdinand überwies. Diese Bestimmung trat auch nach dem noch 1504 erfolgten Tode Isabella's in Kraft, während J. theils wegen ihrer Krankheit überhaupt, theils weil sie jener Maßregel zustimmte, von Philipp in strenger Ueberwachung gehalten ward. Nach dem Tode Philipp's (25. Sept. 1506) ward J. durch den Schmerz über diesen Verlust jeder Neigung u. Fähigkeit zur Uebernahme der Regierung vollends beraubt. In feierlichem Trauerzuge geleitete sie denselben, der in Granada beigesetzt werden sollte, gen Süden; doch fand der Zug auf Ferdinand's Veranlassung bereits auf dem Schlosse von Tordesillas am Duero sein Ende, wo nunmehr J. bis an ihren Tod in Gewahrsam gehalten ward. Nach dem Tode Ferdinand's des Kathol. (1516) ward J.'s ältester Sohn Karl (I. in Spanien, V. in Deutschland), dem die Länder seines Vaters schon 1506 zugefallen waren u. auch Maximilian's I. Erbe bald (1519) zufallen sollte, in Castilien u. Aragonien nur unter ausdrücklicher Wahrung der Rechte seiner Mutter als König anerkannt. Die letzteren dienten auch zum Theil den Comuneros zur Rechtfertigung ihres Aufstandes, u. vom 23. Aug. bis 5. Dez. 1520 befand sich J. in der That in deren Gewalt, ohne daß jene freilich bei dem leidenden Zustande der Königin einen wesentlichen Nutzen hätten daraus ziehen können. J. starb 12. April 1555.

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans, s. „Arc".

Johannes, der Evangelist, war der Sohn des galiläischen Fischers Zebedäus u. einer gewissen Salome, sowie der Bruder Jakobus des Aelteren. Er wurde sammt seinem Bruder vom Fischfang hinweg zum Jünger Jesu berufen u. erscheint neben Petrus u. Jakobus (s. d.) als einer der vertrautesten Schüler desselben, ja im Evangelium Johannis als der Jünger, „den der Herr lieb hatte", d. h. vor allen Andern liebte. Das vierte Evangelium fügt dem noch einige besondere Züge bei — vorausgesetzt, daß unter dem Lieblingsjünger od. dem „anderen Jünger" eben J. gemeint sei — z. B. sein Liegen an der Brust Jesu beim Abendmahl, sein Verweilen im Palast des Hohenpriesters nach Jesu Gefangennehmung, ferner, daß ihm Jesus am Kreuze die Sorge für seine Mutter aufträgt, daß er zuerst das Grab Jesu leer findet, endlich, daß ihm ein Verbleiben bis zur Wiederkunft Jesu verheißen wird. In der Apostelgeschichte erscheint J. nach Jesu Tode neben Petrus an der Spitze der christlichen Gemeinde; daher wird er auch mit Petrus vorübergehend gefangen gesetzt u. mit jenem nach Samarien zu den Neubekehrten entsandt. Nach Gal. 2, 9 war J. zur Zeit des sog. Apostelkonzils (50 n. Chr.) noch in Jerusalem. Die außerbiblische älteste Ueberlieferung läßt ihn dann bis zu Ende seines Lebens in Ephesus seinen Sitz nehmen, was aber erst nach Pauli

Tode (ca. 64) geschehen sein könnte. Ueberhaupt sind alle weiteren Berichte über ihn mehr od. minder sagenhaft, wie z. B., daß er ohne Schaden den Giftbecher getrunken habe u. in siedendes Oel getaucht worden sei, ferner die von Herder dichterisch behandelte Erzählung vom geretteten Jüngling, den der greise Apostel unter den Räubern aufsucht, u. dergleichen mehr. Nach gewöhnlicher Annahme soll J. endlich unter Kaiser Trajan Anfang des 2. Jahrh. im höchsten Alter gestorben sein. — J. werden im Neuen Testament das Evangelium, drei Briefe u. die Offenbarung zugeschrieben; es bezeichnet sich aber nur der Verfasser der Offenbarung, welche um 68 od. 69 n. Chr. in Kleinasien geschrieben sein muß, mit dem Namen J. u. als Augenzeugen des Lebens Jesu. Da nun die Abfassung der Offenbarung durch J. auf das Stärkste von der alten Kirche bezeugt wird u. der dem Hebräischen sich nähernde Stil des Buches u. die ganze jüd. Gesammtanschauung durchaus zu einem juden-christlichen Apostel paßt, so ist man jetzt fast allgemein der Ansicht, daß dieses Buch dem Apostel J., dem Bruder des Jakobus, zuzuschreiben sei. Daraus folgern aber dann die Meisten weiter: wenn die Offenbarung von J. ist, dann unmöglich das Evangelium. Dieses hat nicht nur eine ganz andere Schreibart, bes. einen fließenderen griech. Stil, sondern auch einen Standpunkt in der Betrachtung des Christenthums, der von dem judenchristlichen der Offenbarung weit entfernt ist, ja selbst auch das paulinische Christenthum als eine frühere Entwickelungsstufe hinter sich hat. Dazu komme endlich, daß sich der Verfasser des Evangeliums gar nicht nenne u. daß er bisweilen Unbekanntschaft mit den Verhältnissen Palästina's u. der Juden zeige, die bei einem Apostel Jesu undenkbar seien. Gegen letztere Gründe ist allerdings mit Recht eingewendet worden, daß sich der Verfasser sehr nachdrücklich für einen Augenzeugen des Lebens u. Todes Jesu erklärt u. daß er nach allen Spuren mit dem Lieblingsjünger od. „anderen Jünger" des Evangeliums dieselbe Person ist. Dieser andere Jünger aber kann in den meisten Fällen nur J. sein. Die Frage steht also so: wenn man die Offenbarung für johanneisch hält, so muß man entweder das Evangelium für ein dem J. untergeschobenes Werk ansehen, od. man muß annehmen, daß innerhalb der 20—30 Jahre nach dem Jahre 69 durch den Einfluß der griech. gebildeten Heidenchristen Kleinasiens ein starke Veränderung in der Anschauung u. selbst der Schreibweise des Apostels stattgefunden habe — eine Annahme, die auch von bedeutenden Forschern für zulässig erachtet worden ist (s. „Evangelien"). — Die Briefe endlich enthalten gleichfalls keine Angabe über den Verfasser. Nur so viel ist ausgemacht, daß der erste von dem Verfasser des Evangeliums sein muß, also demselben Urtheil, wie dieses, unterliegt. Stil u. Anschauung beider stimmen aufs Genaueste überein; auch beruft sich der Brief selbst auf die Augenzeugenschaft des Verfassers in Bezug auf das Leben Jesu. In den beiden kleineren Briefen nennt sich der Verfasser, der für beide derselbe sein muß, „der Presbyter" (d. i. Aelteste, Gemeindevorsteher). Auf dieser Bezeichnung beruht die sehr alte Annahme einer vom Apostel J. verschiedenen Persönlichkeit, des Presbyter J., dem man dann auch bald das Evangelium u. die Briefe, bald die Offenbarung zuschrieb, indem man dadurch den oben dargelegten Schwierigkeiten zu entgehen meinte.

Johannes der Täufer, der Vorläufer Jesu, war der spät geborne Sohn des jüd. Priesters Zacharias u. seines Weibes Elisabeth, durch diese auch ein Verwandter Jesu. Die spätere Sage, die auch in der christlichen Kunst vielfach Ausdruck gefunden hat, läßt ihn daher seine Jugendzeit größtentheils mit Jesu verleben. Ein halbes Jahr älter als Jesus, trat er kurz vor diesem als Bußprediger auf, indem er am untern Jordan in der Wüste Juda das herbeiströmende Volk auf das baldige Eintreten des Messianischen Reiches hinwies u. den Bußfertigen als Siegel ihrer Sinnesänderung die Taufe ertheilte. Daß er dabei zugleich auf Den hinwies, der größer als er sei, d. h. den Messias, ist sicher geschichtliche Ueberlieferung u. wird auch durch die Erzählung von der Taufe Jesu, deren sich J. Anfangs weigerte, bestätigt. Daß J. dem jüd. Orden der Essäer (s. d.) angehört habe, kann weder aus seiner Kleidung noch aus seiner Nahrung geschlossen werden. Denn der Mantel aus Kameelshaaren u. der lederne Gürtel sind die Tracht des Propheten überhaupt, u. die Nahrung (Heuschrecken u. wilder Honig) deutet nur auf strenge Enthaltsamkeit. Auch der jüd. Geschichtschreiber Josephus erwähnt ihn nur als Bußprediger von hinreißender Beredsamkeit. Indem J. aber Jesum für den lang ersehnten Messias hielt, mochte er, wie fast alle Andern, von Jesu die Aufrichtung eines irdischen Reiches, verbunden mit dem Strafgericht über die Gottlosen u. die Feinde des Volks, erwartet haben. Deshalb sendet er einige seiner Jünger zu Jesum mit der zweifelnden Frage, ob er der verheißene Messias sei. Die Antwort Jesu u. seine weitere Rede über den Täufer stellt Letzteren sehr hoch, unterscheidet aber doch zwischen ihm, als dem letzten Vertreter des Alten Bundes, u. den Angehörigen des Neuen Bundes. — Ueber das Ende des J. berichten die Evangelien u. Josephus, daß ihn Herodes Antipas, u. zwar höchst wahrscheinlich vor dem eigentlichen Auftreten Jesu, gefangen setzen ließ. Nach Josephus geschah dies, weil der Vierfürst eine Aufwiegelung des Volkes durch J. befürchtete; nach den Evangelien, weil J. den Ehebruch des Herodes mit seiner Schwägerin Herodias getadelt hatte. Das Gefängniß des J. war die Bergfestung Machärus im Osten des Todten Meeres. Hier lebte er anfänglich in milder Haft u. wurde sogar von Herodes gern zu Rath gezogen. Dennoch mußte Herodes bei Gelegenheit seines Jahresfestes auf Bitten seiner Stieftochter Salome, die von ihrer Mutter Herodias angestiftet war, darein willigen, daß J. enthauptet wurde. — Eine Spur der Wirksamkeit des J. hat sich erhalten in den sog. Johannisjüngern, deren in der Apostelgeschichte (18, 25 u. 19, 1 ff.) Erwähnung geschieht, u. unter deren Zahl auch der Judenchrist Apollos erwähnt wird als Einer, der damals nur von der Taufe J.', nicht vom heil. Geiste wußte.

Johannes von Damaskus (gewöhnlich Johannes Damescenus) ist insofern der bedeutendste Kirchenlehrer der griechisch-kathol. Kirche, als durch ihn die Glaubenslehre dieser Kirche ihren endgiltigen Abschluß erhielt. Ueber sein Leben sind wir fast nur aus einer ca. 200 Jahre nach seinem Tode verfaßten, sehr sagenreichen Biographie des Patriarchen Johannes von Jerusalem unterrichtet. Geboren um 700 zu Damaskus, das damals schon in den Händen der arabischen Khalifen war, soll ihn sein Vater Sergius, ein Beamter des Khalifen, einem ital. Mönche Kosmas zur Erziehung übergeben haben. Tief eingeweiht in alle Wissenschaften, sei dann J. selbst zur Würde eines hohen arab. Beamten emporgestiegen; schließlich aber habe ihn der byzant. Kaiser Leo, den er durch eine Schrift gegen den Bildersturm gereizt hatte, bei dem Khalifen des Verraths beschuldigt, u. J. sei durch Abhauen der Hand bestraft worden. Aber selbst sein Staatsdienst bei den Arabern ist zweifelhaft u. gewiß nur das Eine sicher, daß J. in dem Kloster des heil. Sabas bei Jerusalem als Mönch sein Leben beschloß. Nur die Bedrückung der Bilderverehrer durch Kaiser Constantin Kopronymos bewog ihn, um 750 eine Reise durch Palästina u. weiterhin zu unternehmen, um die Bilderverehrer zu ermuthigen. Die letzte Spur von ihm stammt aus der Zeit nach 754, nämlich die Bestreitung der in diesem Jahre zu Konstantinopel gehaltenen Synode, doch ist er möglicherweise erst gegen 20 Jahre später gestorben. Das Hauptwerk seines Lebens ist die sog. „πηγὴ γνώσεως", d. i. die Quelle des Glaubens. Sie zerfällt in die „Philosophischen Grundsätze" (eine Art philosophischer Einleitung), in die Schrift „über die Ketzereien" u. endlich die „gründliche Darlegung des orthodoxen Glaubens". Letzteres Werk, das berühmteste des J., behandelt in 100 Artikeln die Glaubenslehre auf Grund der älteren rechtgläubigen Kirchenväter u. Konzilien u. erhielt in der griech.-kathol. Kirche das Ansehen einer allgemein verbindlichen Bekenntnißschrift. Die beste Ausgabe der Werke des J., unter denen sich jedoch mehrere zweifelhafte befinden, ist die von Le Quien u. Leo Allatius (Paris 1712 in 2 Folianten).

Johannes ist der Name von folgenden 23 röm. Bischöfen u. Päpsten: **J. I.** (523—526) wurde vom Ostgothenkönig Theodorich gefangen gesetzt, weil er eine Botschaft desselben an den oström. Kaiser Justin II. um Duldung für die Arianer widerwillig ausgerichtet hatte. Er starb im Kerker u. gilt daher als Märtyrer der kathol. Kirche. — **J. II.** aus Rom, 532—535. — **J. III.** aus Rom, 560—573. — **J. IV.** aus Dalmatien, 640—642, eifriger Gegner des Patriarchen von Konstantinopel in dem sog. Monotheletenstreit. — **J. V.** aus Spanien, 685—686. — **J. VI.**, ein Grieche, 701—705. — **J. VII.**, gleichfalls Grieche, 705—707. — **J. VIII.** aus Rom, der erste u. fast einzige hervorragende Papst dieses Namens, war aus Rom

gebürtig u. folgte 14. Dez. 872 Hadrian II. Er krönte 25. Dez. 875 den fränk. König Karl den Kahlen, hoffte aber vergeblich, mit dessen Hülfe die Macht des Papstthums in Frankreich zu erheben. Nicht einmal Hülfe gegen die räuberischen Araber konnte er erlangen, mußte sich vielmehr durch Tributzahlung vor ihnen schützen. Auch seine Versuche, an Stelle der entarteten Karolinger einem anderen Geschlechte zum fränk. Throne zu verhelfen, schlugen fehl; er mußte 880 Karl den Dicken zum Kaiser krönen. Den alten Streit mit den Patriarchen von Konstantinopel über den Vorrang in der Kirche suchte er durch den Bannfluch über den Patriarchen Photius beizulegen. Er starb 15. Dez. 882, bereits vergiftet, durch die Hammerschläge eines Mörders. — **J. IX.**, Benediktinermönch aus Italien, Papst 898—900. — **J. X.**, vorher Erzbischof von Bologna u. Ravenna, Papst von 914—929 u. zugleich Buhle der berüchtigten Theodora, die ihn zu den genannten Würden erhoben hatte. Er wurde schließlich von Marozia, der eben so berüchtigten Tochter der Theodora, gefangen u. starb im Kerker, nach Einigen durch Erdrosselung. — **J. XI.**, ein Sohn des Papstes Sergius III. u. der oben genannten Marozia, war Papst 931—936. Sein Halbbruder Alberich beschränkte ihn, nachdem er ihn längere Zeit gefangen gehalten hatte, allein auf die geistliche Herrschaft u. machte damit dem Zeitalter der schmachvollen Pornokratie (Herrschaft von Buhlerinnen) ein Ende. — **J. XII.**, ein Sohn Alberich's II. (s. d.) u. Anfangs Patricius von Rom, wurde 955 in einem Alter von 18 Jahren Papst. Er hieß bis dahin Octavianus u. gab so das erste Beispiel einer Namensänderung auf dem päpstlichen Stuhle. In Händel mit seinen Nachbarn verwickelt, rief er den deutschen König Otto I. nach Italien. Derselbe soll ihm die sog. Schenkung König Pipin's, d. i. die Herrschaft über den Kirchenstaat, bestätigt u. sogar vermehrt haben, nöthigte aber den Papst nach seiner Krönung 962 zu einer Art Huldigungseid. Trotzdem rief dieser nach Otto's I. Entfernung seine Nachbarn, ja selbst Magyaren u. Griechen, um Hülfe gegen den Kaiser an. Infolge dessen mußte er 963 vor Otto aus Rom fliehen u. wurde von diesem auf einer Synode zu Rom als Mörder, Ehebrecher u. Eidbrüchiger abgesetzt u. sogar exkommunizirt. Er kehrte zwar mit Hülfe des röm. Adels wieder zurück u. hob auf einer neuen Synode 964 die kaiserlichen Beschlüsse auf, starb aber bereits 14. Mai desselben Jahres. — **J. XIII.** aus Rom, vorher Bischof von Narni, war Papst 965—972. Wegen seiner Treue gegen Kaiser Otto I. vom Adel in Rom gefangen, entfloh er aus dem Gefängniß, wurde aber 967 vom Kaiser wieder in seiner Herrschaft befestigt. Derselbe sicherte ihm auch auf der Synode zu Ravenna nochmals den Besitz des Kirchenstaates zu u. bediente sich seiner Mitwirkung in der Bekehrung der Slaven. — **J. XIV.**, vorher unter dem Namen Peter Bischof von Pavia u. Kanzler Kaiser Otto's II., wurde 983 von diesem als Gegenpapst gegen Bonifacius VII. eingesetzt, endete aber 984 als Gefangener des Letzteren in der Engelsburg, vielleicht durch Mord. — **J. XV.** aus Rom, war Papst 985—996, mußte vor Johannes Crescentius (s. d.) eine Zeit lang nach Toscana entfliehen u. suchte vergebens auch gegen den fränk. Klerus seine Autorität geltend zu machen, als dieser auf Verlangen des Königs Hugo Capet (s. d.) den Erzbischof Arnulf von Rheims auf einer Synode daselbst (991) abgesetzt u. für diesen Gerbert erwählt hatte. Gegen Ende seines Lebens rief der Papst gegen die Bedrückung des jüngeren Crescentius Kaiser Otto III. zu Hülfe, starb aber vor der Ankunft desselben. — **J. XVI.**, ein Grieche Namens Philagathos, vorher Bischof von Piacenza, wurde 997 von Crescentius zum Gegenpapst Gregor's V. erhoben, im folgenden Jahre aber von den Römern selbst gefangen u. der Augen beraubt. Gregor V. ließ ihm angeblich dann noch Zunge u. Nase abschneiden u. ihn verkehrt auf einem Esel durch die Stadt führen, darnach aber in ein Kloster werfen. — **J. XVII.**, eigentlich Sicco aus Italien, war Papst vom Juni bis Dezember 1003. — **J. XVIII.**, eigentlich Fasanus aus Rom, Papst von 1003—1009. — **J. XIX.**, ein Graf von Tuscanello, gelangte 1024 durch Gewalt u. Bestechung auf den päpstlichen Stuhl u. regierte bis Anfang 1033. In seine Zeit fällt die Wallfahrt des Dänenkönigs Knut d. Gr. nach Rom (1026) u. die Kaiserkrönung Konrad's II. (1027). — **J. XX.**, wird in der Regel nach seinem eignen Vorgang als XXI. gezählt, indem schon von J. XVII. an die Zählung schwankt. Aus Lissabon stammend, hieß J. eigentlich Petrus Juliani u. war bei seiner Wahl 1276 Erzbischof von Tusculum. Er starb bereits 1277 zu Viterbo, angeblich von einer einstürzenden Decke erschlagen. Daß dieser unfähige Papst dieselbe Person mit Petrus Hispanus, einem fruchtbaren philosophischen u. medizinischen Schriftsteller, sein soll, ist nach Einigen zweifelhaft. — **J. XXII.**, eigentlich Jakob von Ossa aus Cahors in Frankreich, wurde während des Hofhalts der Päpste zu Avignon (1309—77) nach zweijährigem Kampfe der ital. u. franz. Partei von der letzteren 1316 zu Lyon als Papst gewählt, mußte aber den Italienern schwören, daß er nie ein Pferd besteigen wolle, als zum Zwecke der Reise nach Rom. Er umging aber diesen Eid, der natürlich die Aufhebung der Trennung des Papstthums von Rom bezweckte, dadurch, daß er auf der Rhone wieder nach Avignon fuhr. Außer seiner schamlosen Habgier ist J. bes. durch seinen Streit mit dem deutschen König Ludwig dem Bayer bekannt. Obwol selbst gänzlich unter franz. Einfluß stehend, belegte er 1324 Ludwig mit dem Bann, hauptsächlich um in dem Streite zwischen den beiden Gegenkönigen, Ludwig dem Bayer u. Friedrich von Oesterreich, den verlornen päpstlichen Einfluß wieder herzustellen. Ludwig aber erklärte den Papst für einen Ketzer, ließ sich 1327 in Rom krönen u. 1328 auf einer Synode daselbst den Papst absetzen. Zwar mußte sich der von Ludwig eingesetzte Gegenpapst Nikolaus V. 1330 vor J. demüthigen, aber Ludwig selbst behauptete sich trotz aller Ränke des Papstes in Deutschland. Der Letztere starb im Dez. 1334. — **J. XXIII.**, der am übelsten berüchtigte Papst dieses Namens, hieß eigentlich Baldassarin Cossa u. stammte aus Neapel. Er soll in seiner Jugend Seeräuber gewesen sein, studirte dann in Bologna u. stieg von Stufe zu Stufe bis zur Würde eines Kardinallegaten von Bologna. In dieser Stellung beherrschte er gänzlich den schwachen Papst Alexander V. Als derselbe 1410, angeblich von Cossa vergiftet, gestorben war, ließ sich der Letztere auf dem Konzil zu Pisa zum Papste wählen. Ein bei dieser Gelegenheit versprochenes reformatorisches Konzil schrieb er 1412 nach Rom aus, ließ aber gleichzeitig die Pässe nach Italien besetzen, um die fremden Besucher des Konzils abzuhalten. So verlief dasselbe natürlich ohne Resultat. Unterdessen hatten in Böhmen die hussitischen Wirren begonnen u. waren durch die heftige Predigt des Hus gegen den Ablaß, den J. zur Bestreitung eines Kriegszugs gegen Neapel ausgeschrieben hatte, aufs Höchste gesteigert worden. Vergebens belegte der Papst 1413 Hus mit dem Interdikt; Kaiser Sigismund u. die franz. Kanzler Gerson u. d'Ailly forderten immer dringender die Einberufung eines freien allgemeinen Konzils. Dieses kam 1418 zu Konstanz zu Stande, begann aber mit der Erklärung, daß das Konzil über dem Papst stehe, u. mit dem Versuch, alle drei damals regierenden Päpste zur Abdankung zu bewegen. Gegen den eigentlich als Papst anerkannten J. wurde bei dem Konzil eine Beschwerde in 101 Artikeln eingereicht, von denen viele so scheußlichen Inhalts waren, daß sie nicht öffentlich verlesen werden konnten. J. willigte im März 1415 in seine Abdankung, floh aber gegen sein eidliches Versprechen bald darauf in der Verkleidung eines Stallknechts von Konstanz nach Schaffhausen. Nachdem er hierauf vor dem Konzil einer Anzahl der ärgsten Schandthaten überwiesen worden war, wurde er 29. Mai 1415 abgesetzt, bald darauf zu Freiburg verhaftet u., Anfangs im Schlosse Gottleben bei Konstanz, dann zu Mannheim u. Heidelberg, gefangen gehalten; 1419 söhnte er sich mit dem neuen Papste Martin V. aus u. wurde von diesem sogar zum Kardinalbischof von Tusculum ernannt. Er starb zu Florenz 22. Nov. 1419.

Johannes Parricida, s. „Johann von Schwaben".

Johannes Presbyter, d. i. Priester Johannes, nennen einige Geschichtschreiber u. Reiseschriftsteller des Mittelalters, z. B. Joinville, Plano Carpini u. Marco Polo im 13. Jahrh., einen angeblich christlichen Fürsten, der mitten in Asien unter lauter heidnischen Völkern eine Art theokratisches Fürstenthum besessen habe, u. Rubruquis, ein anderer Tourist des 13. Jahrh., legt diesen Namen einem nestorianischen Prinzen Unkhan bei, der am Karakorum in der Mongolei residirt, über zwei Mongolenstämme geherrscht habe u. 1203, mithin fünfzig Jahre vor Rubruquis, in einem Kriege gegen Dschingis-Khan umgekommen sei. Die Dichter des Mittelalters haben sich dieser geheimnißvollen

Perſon bemächtigt u. erzählen wunderbare Dinge von ſeinem Reiche u. den von ihm vollbrachten Wunderthaten. Portugieſiſche Schriftſteller verwechſeln ihn mit dem Negus von Abyſſinien u. verſetzen ihn aus Indien nach Aethiopien; ſpätere Hiſtoriker verſtanden ſogar unter ihm den Dalai Lama, der aber freilich erſt 1269 von Kublai Khan ernannt worden iſt. Jetzt weiß man aber aus arab. u. chineſ. Geſchichtsquellen, daß den Namen Prieſter J. ein gewiſſer Togrul Ung Khan, Anführer eines mongol. Stammes, der ſog. Keraïten, welche in der Nähe des Gebirges Karatorum am Ufer der Flüſſe Orkun u. Tula wohnten, von den Neſtorianern, die ihn nebſt ſeinen Unterthanen zum Chriſtenthum bekehrt hatten, erhalten hatte. Anfangs Suzerän u. Freund Temutſchin's, jenes mongol. Fürſten, der nachmals als Dſchingis Khan Aſien u. Europa mit Schrecken erfüllte, kam er ſpäter (1199) in Streit mit ihm u. verlor im Herbſt 1203 in einer Schlacht gegen denſelben Thron u. Leben. Mit ſeinem Fall erreichte auch dieſes ſog. chriſtl. Fürſtenthum in Hochaſien ſein Ende.

Johannisbeere, ſ. „Beere."

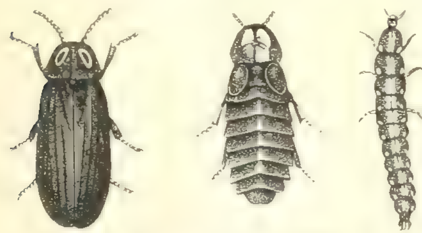
Johannisberg, Dorf in der preuß. Provinz Heſſen-Naſſau (Regierungsbezirk Wiesbaden) im Rheingau, nordöſtl. von Geiſenheim gelegen, mit 1000 E., einer Kaltwaſſerheilanſtalt u. Maſchinenfabrik, iſt berühmt durch den ausgezeichneten Wein, welcher auf etwa 16 Hektaren am Südabhange des über den Ort ſich erhebenden Schloßberges erbaut wird. Auf demſelben ward 1109 eine Propſtei des Benediktinerordens vom Erzbiſchof Rudhard II von Mainz gegründet u. 1130 zur Abtei erhoben, die bis 1567 beſtand, nachdem die Gebäude 1552 von Albrecht Alcibiades von Brandenburg zerſtört worden waren; 1722–32 wurde auf dieſen Ruinen das jetzige Schloß aufgeführt, welches 1807 Marſchall Kellermann von Napoleon erhielt u. mit dem 1816 Kaiſer Franz v. Oeſterreich den Fürſten Metternich belehnte, deſſen Sohn es noch beſitzt.

Johannisblume, ſ. „Chrysanthemum".

Johannisbrot, ſ. „Ceratonia".

Johannisfeuer, d. h. Feuer, welche zur Zeit des Feſtes Johannis des Täufers im Juni auf Anhöhen gebrannt werden, ſtammen aus der heidniſchen Vorzeit der Deutſchen u. galten als Abbilder der feurigen Sonne, urſprünglich geweiht der Sonnenwende, dem Sommersanfang, was in der Mythe durch den Tod Balder's, des Frühlingsgottes, ausgedrückt wurde. Im Norden nannte man die Zeit dieſer Feſtlichkeit „Mittſommersnacht" (engl. Midsummer night). Im Chriſtenthum wurden dieſe Feuer J. genannt, weil es nicht gelang, ſie zu unterdrücken, u. man ihnen daher wenigſtens einen chriſtlichen Anſtrich geben wollte. Sie ſind übrigens auch in Frankreich, Italien, Skandinavien, Polen, Serbien, Griechenland u. anderswo gebräuchlich; denn überall, wo einſt die Sonne verehrt wurde, waren auch die beiden Sonnenwenden große Feſte. Mannichfache, zum Theil abergläubiſche Gebräuche ſind an verſchiedenen Orten mit dem Anzünden der J. verbunden.

Johanniskäfer (Lampyris), eine zu den nach ihren weichen Flügeldecken benannten Weichkäfern (Malacodermen) gehörende Käfergattung der Familie der Lampyriden, die vorzugsweiſe in Amerika vertreten iſt. Von den europ. Arten ſind Lampyris splendidula u. noctiluca zu nennen, längliche braune Käfer, der erſtere 8, der letztere 12 mm. lang, beim erſtern das Halsſchild beiderſeits mit 2 durchſichtigen Mondflecken, beim letztern mit braungelbem Rande. Was dieſe Käfer beſ. intereſſant macht, iſt, daß ihre drei letzten Hinterleibsringe auf der Bauchſeite, zum Theil willkürlich, ein bläulichgrünes Licht ausſtrahlen. Das Männchen fliegt leuchtend umher, das ungeflügelte Weibchen leuchtet ebenfalls, u. zwar noch ſtärker; es ähnelt der ebenfalls leuchtenden Larve (Johanniswürmchen, Glühwurm), die ſehr gefräßig iſt u. meiſt von Schnecken lebt. Das Leuchtorgan beſteht aus paarigen Platten, welche, unter den leuchtenden Stellen des Bauches gelegen, theils aus blaſſen, eiweißreichen, theils aus weiß erſcheinenden, harnſäurehaltigen Zellen beſtehen, die mit Tracheen u. Nerven in Verbindung ſtehen. Das Leuchten kommt blos den blaſſen Zellen zu, welche die untere, bauchwärts gelegene Schicht der Platten bilden, u. wird durch den Stoffumſatz, welcher in ihnen unter Einfluß des durch die Tracheen zugeführten Luftſauerſtoffs entſteht, herbeigeführt (vergl. „Leuchtkäfer").



Nr. 3558. Männchen, Weibchen u. Larve des Johanniskäfers.

Johanniskraut (Hypericum, Harthen; Pflanzengattung der Hypericineen, mit zahlreichen, auch bei uns vielfach vertretenen Arten, deren Blumen zahlreiche, meiſt in mehrere Bündel verwachſene Staubgefäße tragen, weshalb ſie Linné auch in ſeine 18. Klaſſe ſtellte. Sie ſind entweder Sträucher od. Kräuter von mehr- od. einjähriger Dauer, welche ſämmtlich über das Kreuz geſtellte Blätter u. gelbe Blumenkronen erzeugen u. dadurch zu auffälligen Charakterpflanzen der Landſchaft werden. Die Blumen ſtehen in einem oft zierlich gewimperten Kelche, der dann ſeinerſeits am Rande mit Drüſen bewehrt iſt. Die ſüdl. Arten erzeugen mitunter bedeutend große Blumen, z. B. Hypericum calycinum aus Griechenland; ein immergrüner Strauch mit 5 cm. großen goldgelben Blumen, der deshalb auch gern in unſeren Anlagen gezogen wird. In der Regel ſind die Blätter der Johanniskräuter durchſcheinend punktirt. Dieſe Eigenthümlichkeit gab dem Volke Veranlaſſung, ſie mit den Wunden Chriſti in Verbindung zu bringen u. ſie infolge deſſen auch als Blut- od. Wundkräuter zu gebrauchen. Am meiſten geſchah das mit dem durchbohrten J. (H. perforatum), welches darum ſelbſt Johannisblut, Hexenkraut, Teufelsflucht, Jageteufel u. ſ. w. genannt wurde; um ſo mehr, da die Blumen einen rothen Farbſtoff beim Zerdrücken von ſich geben. Wir kennen in Deutſchland ein Dutzend Arten, die mit ihren zungenförmig länglichen Blättern u. ihren doldentraubig geſtellten Goldblumen äußerlich meiſt nur wenig von einander abſtehen.



Nr. 3559. Johanniskraut.

Johanniterorden od. „Souveräner Orden des heil. Johannes von Jeruſalem", der älteſte der 3 geiſtlichen Ritterorden, ging aus einer 1048 von einigen Kaufleuten aus Amalfi in Jeruſalem gegründeten Brüderſchaft hervor, welche bedürftigen u. kranken Pilgern zum Heiligen Grabe unentgeltliche Aufnahme u. Pflege gewährte. Als mit der Erweiterung dieſes Hoſpitals zu der urſprünglichen, der heil. Maria geweihten Kapelle zwei neue, die des heil. Johannes u. der heil. Magdalena, kamen, ward ſpäter die Brüderſchaft der „Hoſpitaliter" vorwiegend nach jener des heil. Johannes genannt. Die Einnahme von Jeruſalem durch die Kreuzfahrer 1099, wo Gerhard Tonque v. Martigues Rektor der Genoſſenſchaft war, brachte ihr neue Erweiterungen ſowie reiche Beſitzungen im Heil. Lande ſelbſt u. auch, unter gleichzeitiger Annahme des ſchwarzen Mantels mit dem weißen Kreuz als Abzeichen, eine von Papſt Paſchalis II. beſtätigte Reorganiſation der Verfaſſung. Die letztere ward noch weiter ausgebildet durch den 1118 zum Großmeiſter erhobenen Raimund du Puy, welcher den beſtehenden Gelübden der Armuth, Eheloſigkeit u. des Gehorſams gegen die Oberen dasjenige des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzufügte. Seitdem trat das ritterliche Element im Orden in den Vordergrund; als zweite u. dritte Klaſſe erſt kamen nach den Rittern die Kapellane u. dienenden Laienbrüder für den geiſtlichen Dienſt u. die Krankenpflege. Dem Großmeiſter zur Seite ſtanden der Ordensrath u. das Generalkapitel. Nach den acht „Zungen" od. Provinzen, in welche der Orden getheilt war (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien mit Catalonien u. Navarra, Caſtilien mit Portugal, Deutſchland u. England) waren auch die Stellen der Großwürdenträger des Ordens vertheilt (Großkomthur, Großmarſchall, Hoſpitalier, Admiral, Großkonſervator od. Drapier, Kanzler, Großbaillif, Turkopilier). An der Spitze der Provinzen ſtanden Prioren, unter dieſen Baillifs u. Komthure. Mit den wachſenden Reichthümern des Ordens, der in faſt allen Staaten der Chriſtenheit ausgedehnte Lehen u. bedeutende Privilegien erhielt, riſſen freilich auch allmählich Mißbräuche in demſelben ein; dazu gab es viele Zwiſtigkeiten mit den andern geiſtlichen Ritterorden u. den Königen von Jeruſalem. Nach dem Verluſt von Jeruſalem an Saladin 1187 verlegte der Orden ſeinen Sitz nach Acco (St. Jean d'Acre), u. als 1291 auch Acco u. die wenigen noch übrigen Städte in die Gewalt der Mohammedaner kamen, nach Cypern, bis es ihm 1309 gelang, ſich der Inſel Rhodus zu bemächtigen; nach dieſer nannten ſich die Johanniter nunmehr auch „Rhodiſerritter". Von hier ſetzte der Orden den Kampf gegen die Ungläubigen, ſpeziell gegen die osman. Türken, deren Reich eben damals über Kleinaſien, bald auch nach Europa ſich auszubreiten begann, fort. Aber 24. Dez. 1522 mußte der Hochmeiſter Phil. Villiers de l'Isle Adam nach einer harten Belagerung durch Soliman II. auf freien Abzug kapituliren. Nachdem dann der Orden einige Jahre in Meſſina u. Civita-Vecchia ſeinen Sitz gehabt hatte, bekam er 1530 von Kaiſer Karl V. als König von Neapel

u. Sizilien die Inseln Malta, Gozzo, Comino u. Tripolis als Lehen übertragen (daher nunmehr „Malteserritter", unter fortdauernder Verpflichtung des Kampfes gegen die Ungläubigen u. der Rückgabe von Malta, wenn es ihm je gelänge, wieder in den Besitz von Rhodus zu kommen. Tripolis ging schon 1555 verloren. Vergeblich belagerte Soliman II. 1565 unter dem Großmeister J. de la Valette die von diesem gegründete u. nach ihm benannte Hauptstadt. Aber bald machte sich Zerfall u. innere Auflösung in immer höherem Grade bemerklich, ohne daß einzelne energischere Großmeister dies auf die Dauer verhindern konnten. Die Reformation in Deutschland u. England u. sonstige politische Umgestaltungen, zuletzt die franz. Revolution, brachten bedeutende Verluste an Besitzungen für den Orden mit sich. Allerdings errichtete 1797 Paul I. ein neues Großpriorat für Rußland, aber als 1798 Napoleon Bonaparte auf der Fahrt nach Aegypten vor der Insel Malta erschien, ging diese ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen über (12. Juni). Zwar ließ sich nun an die Stelle des schlaffen Johann v. Hompesch, der geradezu des Verraths beschuldigt ward u. seine Würde niederlegte († 1803), Paul I. zum Großmeister erwählen, aber nach dessen Ermordung (1801) gaben die Engländer die im Sept. 1800 den Franzosen entrissene Insel trotz der Bestimmungen des Friedens von Amiens (1802) um so weniger an den Orden heraus, als dieselbe für die Beherrschung des Mittelmeeres von größter Wichtigkeit war u. schon 1803 der Krieg mit Frankreich wieder ausbrach. Der Wiener Kongreß überließ ihnen dieselbe definitiv. Inzwischen war der Orden in den meisten Staaten aufgehoben u. über seine Güter anderweit verfügt worden (so in Preußen, Württemberg, Baden, Bayern in den Jahren 1807—11), worauf 1812 der neue preuß. J. gestiftet wurde (s. w. u.). Der Großmeister nahm mit dem Ordenskapitel erst in Catania u. seit 1826 in Ferrara seinen Sitz. Seit dem Tode des letzten Großmeisters Tommasi von Contara (gest. 1805) wird der J. nur noch durch einen Großmeisterstellvertreter (Luogo-tenente) verwaltet; gegenwärtig (seit 14. Febr. 1874) bekleidet dieses Amt der österr. Wirkliche Geheime Rath u. Kämmerer Bailli Fra J. B. Ceschi a Santa Croce. 1834 berief der Papst das Ordenskapitel nach Rom, damit der J. ganz u. gar ein päpstlicher werde. Seitdem hat es dort seinen Sitz behalten. Es besteht aus dem Großmeisterstellvertreter u. aus dem Rathe, den die Vertreter der vier Großpriorate Rom, Lombardei-Venedig, Neapel u. Böhmen bilden. Außer diesen Großprioraten giebt es nur noch eine rhein.-westf. u. eine schles. Assoziation von Ehren- u. Devotionsrittern. Wie nach Napoleon's Sturze die angestrebte Restauration des Ordens nicht erzielt wurde, so sind auch in der Folgezeit alle hochfliegenden Entwürfe nicht verwirklicht worden. Die Ordenstracht bildet ein langer schwarzer Mantel, mit einem weißen, leinenen, achtspitzigen Kreuze auf demselben u. auf der Brust. Im Kriege sollten die Ritter einen rothen Waffenrock mit schlichtem Kreuze auf der Brust u. auf dem Rücken tragen. (Vgl. Villeneuve-Bargemont, „Monuments hist. des Grand-maitres de l'ordre de St. Jean de Jerusalem" [2 Bde. mit Kupfern, Par. 1829]; Falkenstein, „Geschichte des J.s" [2 Bdchn., Dresd. 1833]; Lambruschini, „Ruolo delli cavalieri etc. ricevuti nella lingua d'Italia del ordine Gerosol." [1843].) — Der preuß. J. od. „Ritterl. Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem" ist ein preuß., bez. evang., dem Dienste u. der Pflege der Kranken u. im Kriege Verwundeten gewidmeter Adelsorden. Als die durch den Vertrag zu Hembach vom 11. Juni 1382 anerkannte Ballei Brandenburg des Souveränen J.s durch das Säkularisationsedikt vom 30. Okt. 1810 u. durch eine Urkunde vom 23. Jan. 1811 aufgehoben worden war, stiftete König Friedrich Wilhelm III. an Stelle derselben 23. Juni 1812 den „Königl. Preuß. J." Dieser Verdienstorden wurde aber von Friedrich Wilhelm IV. umgestaltet, indem derselbe durch Kabinetsordre vom 15. Okt 1852 (publ. am 5. Jan. 1853) die Ballei Brandenburg wieder aufrichtete u. ihr eine der ursprünglichen Stiftung des J.s entsprechende gemeinnützige Bestimmung gab. Seitdem werden zu wirklichen Mitgliedern der Ballei Brandenburg solche des Ordens würdige Personen ernannt, welche für die Zwecke des Ordens einen jährlichen Beitrag von mindestens 36 Reichsmark u. ein Eintrittsgeld von 300 Reichsmark od. (Ausländer) ein- für allemal 600 Reichsmark zahlen. Die Ordensgelübde sind: dem Bekenntniß der evang. Kirche treu anzuhängen, die alten, stiftungsmäßigen Zwecke des J.s stets anzuerkennen, dem Könige von Preußen stets treu, gewärtig u. gehorsam zu sein, sich nie einer entehrenden Beleidigung auszusetzen u. den Oberen im Orden stets willigen Gehorsam zu leisten. Das Ordenszeichen ist ein achtspitziges goldenes, weiß emaillirtes Kreuz, in dessen vier Winkeln der preuß. Schwarze Adler mit der Krone sich befindet. Die Ordenstracht besteht in einer scharlachrothen Uniform mit weißem Kragen u. weißen Aufschlägen, goldenen Litzen u. gelben Knöpfen, in weißen Beinkleidern u. goldenen Epauletten. Zu Anfang 1872 zählte der Orden: 1 Herrenmeister (den Prinzen Karl von Preußen seit 18. Mai 1853), 11 Kommendatoren, 7 Ehrenkommendatoren, 1 Ordenshauptmann (Feldmarschall Graf v. Wrangel), 1 Ehrenmitglied (die Prinzessin Karl von Preußen), 346 Rechts- u. 1499 Ehrenritter. Dreizehn in der preuß. Provinz, sowie in Sachsen, Württemberg, Mecklenburg u. Hessen unter den Auspizien des Ordens errichtete Genossenschaften hatten bis 1872 30 Krankenanstalten errichtet (29 in Deutschland, 1 zu Beirut in Syrien). Die Kriege Preußens seit 1864 gaben ihnen reiche Gelegenheit zur Entfaltung einer zweckentsprechenden Thätigkeit. Ihnen war fast ausschließlich die Verwendung der Liebesgaben u. Liebesdienste des Volkes für das Heer anheimgegeben; ihnen waren alle Lazarathe, alle Depots, alle Sanitätskolonnen untergeordnet. Die Art freilich, wie die Johanniter im Deutsch-franz. Kriege (1870—71) ihre Aufgabe aufgefaßt haben, ist vielfach streng kritisirt u. jene Einrichtung häufig als ein Mißgriff dargestellt worden, indessen sind die Beurtheilungen vielfach beeinflußt durch die subjektiven Stimmungen einer hochgehenden, aufregenden Zeit, u. die gemachten Erfahrungen dürften doch sehr werthvolle u. künftig wohl zu benützende sein. Vgl. A. v. Winterfeld, „Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis ꝛc." (Berl. 1859).

Johannot (spr. Schoannoh), Charles Henri Alfred, franz. Kupferstecher u. Maler, geb. zu Offenbach a. M. 1800, gest. zu Paris 1837, zeigt in seinen Stichen eine reiche Phantasie u. tiefes Eindringen in den Geist des Originals u. als Maler eine große Harmonie des Kolorits, hat sich bes. durch reizende Vignetten u. durch die Stiche zu den Romanen von Walter Scott u. Cooper sowie zu den Dichtungen von Lamartine u. Byron bekannt gemacht. Sein jüngerer Bruder Tony J., geb. 1803, gest. zu Paris 1852, lieferte eine Reihe von Illustrationen in Holzschnitten u. Kupferstichen zu Molière, „Don Quixote", Goethe's „Werther", Lafontaine's Fabeln u. anderen Klassikern, war aber bei der großen Menge seiner Arbeiten oft etwas flüchtig.

John, Franz Xaver Frhr. v., österr. Feldzeugmeister u. Generalstabschef, ist ein Sohn des 1831 verstorbenen Hauptmanns Franz J. u. wurde zu Bruck an der Leitha (Niederösterreich) 20. Nov. 1815 geb. Nachdem er seit 1827 den Unterricht in der Militärakademie zu Wienerisch Neustadt genossen, trat er 1835 als Leutnant eines ungar. Infanterieregiments in die Armee ein, rückte 1848 zum Hauptmann auf u. nahm als Generalstabsoffizier im Hauptquartier Radetzky's an den Kämpfen gegen die lombard. Insurrektion u. gegen Piemont Theil. In den folgenden Friedensjahren stand er mit den Okkupationstruppen in Toscana u. im Kirchenstaate. 1857 zum Obersten befördert u. in den Freiherrenstand erhoben, wurde er 1859 Generalstabschef des 6. Armeecorps in Südtirol u. nach Abschluß des Züricher Friedens der zweiten Armee im Lombardisch-Ventianischen. Seit 1861 Generalmajor, fungirte J. im Kriege von 1866 als Generalstabschef der vom Erzherzog Albrecht befehligten Südarmee, ward nach dem Siege bei Custozza (24. Juni) unter Verleihung des Komthurkreuzes vom Maria-Theresien-Orden zum Feldmarschallleutnant ernannt. Auch folgte er dann als Chef des Generalstabes dem Erzherzog Albrecht nach dem nördl. Kriegsschauplatze. Der Frieden ließ ihn in derselben Stellung, bis er im Okt. 1866 das von ihm schon interimistisch geleitete Kriegsministerium definitiv übernahm. Im Mai 1867 wurde J. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses u. im Dez. 1867 Reichskriegsminister. Von letzterem Posten trat er bereits 18. Jan. 1868 zurück. Im J. 1869 (—74) führte er das Generalkommando in Graz; dann wurde er als Feldzeugmeister wieder an die Spitze des österr.-ungar. Generalstabs gestellt.

John, Richard Eduard, ausgezeichneter Kriminalist, geb. zu Marienwerder 17. Juli 1827, studirte in Leipzig, Berlin u. Göttingen, habilitirte sich Ostern 1853 an der Universität Königsberg, wurde daselbst 1859 ord. Prof., ging 1868 nach Kiel, folgte 1869 einem Rufe nach Göttingen u. nahm im Sept. 1870 die Wahl zum Rath des Oberappellationsgerichts für die drei Freien Hansestädte in Lübeck an. 1862—67 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, hielt er sich bis 1866 zur Fortschrittspartei, nachher zu den Nationalliberalen. Von großem Einfluß auf das Norddeutsche Strafgesetzbuch war sein „Entwurf nebst Motiven zu einem Strafgesetzbuche für den Norddeutschen Bund" (Kiel 1868), welchem er später folgen ließ: „Das Strafrecht in Norddeutschland, Beurtheilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund" (Berl. 1870). Außerdem sind von J.'s Werken anzuführen: „Das Strafrecht in Norddeutschland seit den Rechtsbüchern" (Berl. 1851, Bd. I.); „Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen u. von der Verbrechenskonkurrenz"

(ebd. 1860); „Kritik des preuß. Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister" (Lpz. 1863).

John, Henriette Fried. Christiane Eugenie, als Romanschriftstellerin bekannt unter dem Pseudonym **E. Marlitt,** geb. als die Tochter eines Malers zu Arnstadt in Thüringen 5. Dez. 1825; ward in ihrem 16. Lebensjahre von der regierenden Fürstin von Schwarzburg Sondershausen als Pflegetochter angenommen u. ging, nachdem sie ein Jahr lang die höhere Töchterschule in Sondershausen besucht hatte, zur Ausbildung ihrer schönen Stimme nach Wien. Kaum hatte sie aber ihre theatralische Laufbahn betreten, als sie durch ein plötzlich auftretendes Gehörleiden genöthigt wurde, als Vorleserin zur Fürstin zurückzukehren. Doch auch diese Stellung gab sie 1863 auf, um, auf ihre schriftstellerische Begabung aufmerksam gemacht, derselben in ihrer Geburtsstadt sich fortan zu widmen. Seitdem lebt sie mit dem Vater in der Familie ihres Bruders, der Realschuloberlehrer in Arnstadt ist. In ihren Dichtungen, die alle einen außerordentlichen Erfolg gehabt, bekämpft die geist- u. phantasievolle Schriftstellerin mit seltener Unerschrockenheit nam. kirchliche Unduldsamkeit. Ihre sämmtlichen Arbeiten hat sie zuerst in der von Keil in Leipzig verlegten „Gartenlaube" veröffentlicht: „Die zwölf Apostel", eine Novelle (Lpz. 1865), u. die Romane „Goldelse" (ebd. 1866, 4. Aufl. 1869); „Blaubart" (ebd. 1866); „Das Geheimniß der alten Mamsell" (2 Bde., ebd. 1867); „Reichsgräfin Gisela" (ebd. 1869); „Heideprinzeßchen" (ebd. 1871) u. „Die zweite Frau" (ebd. 1874). Auch schrieb sie „Thüringer Erzählungen" (ebd. 1869).

John Bull, s. „Bull".

Johnson (spr. Dschons'n), Andrew, 17. Präsident der Verein. Staaten von Nordamerika, geb. zu Raleigh in Nordcarolina 29. Dez. 1808, erlernte die Schneiderprofession, errichtete 1825 eine Werkstätte zu Greenville in Tennessee, wurde hier 1828 u. die beiden folgenden Jahre Alderman, nachher Mayor u. betheiligte sich anfänglich als Whig, dann als Demokrat u. Anhänger Jackson's eifrig an der Politik. 1833 in die Gesetzgebung von Tennessee u. 1841 in den Senat gewählt, wurde er 1843 Mitglied des Kongresses u. 1853 Gouverneur von Tennessee, für welchen Staat er 1857 in den Senat von Washington eintrat. Obgleich auf demokratischer Seite stehend, war er 1861 doch gegen die Sezession der Südstaaten, bemühte sich aber vergeblich, Tennessee vom Anschluß an dieselben abzuhalten. Nach der Eroberung von Nashville durch die Unionisten wurde J. 1862 Brigadegeneral u. Militärgouverneur von Tennessee. Die Wahlen im Nov. 1864 beriefen ihn auf den Posten des Vizepräsidenten der Union, den er 4. März 1865 antrat, um ihn aber schon 15. April 1865 infolge der Ermordung Lincoln's (s. d.) mit dem des Präsidenten zu vertauschen. Für diese Stellung fehlte ihm jedoch der Schwung des Geistes u. jedes höhere Verständniß. Selbstsüchtig bis zur geistigen Krankheit, nahm er die gegen seine Meinungen u. Launen gerichtete Opposition als persönliche Beleidigung auf, wurde eine Beute von politischen Ränkeschmieden u. trat in einen immer schrofferen Gegensatz zu der republikanischen Partei, bes. nachdem er, untreu seinen früheren Prinzipien, durch sein Veto vom 19. Febr. 1866 gegen die vom Kongresse fast einstimmig angenommene Rekonstruktionsbill den Südstaaten zum bedingungslosen Eintritt in die Union verhelfen wollte. Außer jenem Gesetze belegte J. auch das über den Schutz der befreiten Sklaven 27. März 1866 mit seinem Veto. Zwar suchte er durch Annexionsgelüste auf merikan. Gebiete die Massen für sich zu entflammen, um letztere unter Umständen auch gegen den Kongreß zu gebrauchen, aber die Kongreßwahlen machten alle seine verwegenen Pläne zu nichte, denn fast sämmtl. Staaten der Union wählten Gegner des Präsidenten. Der Aerger darüber vermehrte freilich nur seinen Trotz u. seine Brutalität; im Aug. 1867 entließ er den auf Seiten des Kongresses stehenden Kriegsminister Stanton u. brachte es dadurch zum offenen Konflikt. Trotz der Mißbilligung dieses Aktes durch den Senat beharrte J. auf seinem Willen, u. infolge dessen beschloß das Repräsentantenhaus 22. Febr. 1868 mit 126 gegen 47 Stimmen, ihn wegen ungesetzlichen Verfahrens in Anklagezustand zu versetzen. Am 23. März begann vor dem Senat der Prozeß, doch ward die zur Verurtheilung nöthige Zweidrittelmajorität nicht erlangt, u. so mußte 26. Mai die Freisprechung erfolgen. Erst nach definitivem Ablauf seiner Amtsperiode, 4. März 1869, legte J. die Präsidentenwürde in die Hände Grant's (s. d.) nieder, indem er zugleich eine Adresse an das Volk richtete, worin er sein Verhalten zu rechtfertigen suchte u. die Kongreßmehrheit des Verfassungsbruches u. despotischer Maßregeln gegen zehn Staaten der Union bezichtigte. 1869 kandidirte er in Tennessee vergeblich für die Wahl zum Senator in Washington. Gegenwärtig lebt er in Nashville (Tennessee), wo er sich im Jan. 1875 gegen das Verfahren Grant's u. Sheridan's in Louisiana als „eine ungerechtfertigte Usurpation von Gewalt" aussprach.



Nr. 3560. Samuel Johnson (geb 18. Sept 1709, gest 13. Dez 1784)

Johnson (spr. Dschons'n), Samuel, der größte Kritiker Englands, ward zu Lichfield 18. Sept. 1709 als Sohn eines Buchhändlers geb. Schon auf der Schule seiner Vaterstadt zeigte er bewundernswerthe Talente, die seltsam mit der abschreckenden Häßlichkeit seines Gesichtes kontrastirten. Als Student in Oxford erregte er durch eine lat. Uebersetzung von Pope's „Messias" allgemeine Bewunderung. Leider zwang ihn bald seine Armuth, seine Studien zu unterbrechen; er eröffnete eine Schule zu Market Bosworth, ward dann Hauslehrer, heirathete eine Wittwe, Mrs. Elise Poeter, die zwanzig Jahre älter war als er, u. fristete mühsam sein Leben mit Stundengeben, was nicht dazu beitrug, seinen Charakter menschenfreundlicher zu machen. Endlich gelang es ihm 1738, von Cave, dem Verleger des „Gentleman Magazine", als Mitarbeiter beschäftigt zu werden, u. hier schrieb er seine ersten politischen Artikel vom Standpunkte eines strengen Tory- u. Jakobiten aus. Seine Nachahmung von Juvenal's dritter Satire, „London" betitelt (1738), erwarb ihm Pope's Gunst, u. eine Biographie seines Freundes, des unglücklichen Schriftstellers Savage (1744), begründete seinen Ruf als Stilist u. Kritiker. Warburton's Empfehlung veranlaßte einige Buchhändler, ihm die Abfassung eines engl. Wörterbuches zu übertragen (1747), welches bei seinem Erscheinen (1755) einen solchen Enthusiasmus erregte, wie ihn wol noch niemals wieder ein ähnliches Werk hervorgerufen hat. Ueber die Feinheit u. Schärfe seiner Definitionen u. den Reichthum seiner Citate übersah man seine verunglückten Etymologien u. die mangelhafte Kenntniß der Anfänge seiner Muttersprache. Zwischen dieser großartigen Arbeit ließ er aber seine moralischen Essay's unter der Form einer Wochenschrift „The Rambler" (1750—52), die sich später in „The Idler" (1758—60) verwandelte, erscheinen. Die mit dem Tode seiner Mutter (1759) verknüpften Ausgaben veranlaßten ihn, innerhalb 7 Tagen seinen kleinen Roman „Rasselas" zu schreiben, der für lange Zeit die populärste seiner Schriften blieb. Mit der Thronbesteigung Georg's IV. kamen die Tories ans Ruder, u. Lord Bute verlieh ihm eine Pension von 300 Pfd. Sterl. Seine 1765 erschienene kritische Ausgabe der Werke Shakespeare's fand jedoch wenig Beifall, was ihn wol

veranlaßte, für längere Zeit (1765—75) literarisch fast ganz unthätig zu bleiben u. seine Thätigkeit lediglich auf die Unterhaltung mit seinen literarischen Freunden in dem von ihm errichteten wissenschaftlichen Klub, der nach ihm den Namen J. führte, zu beschränken. Hier lernte ihn sein nachheriger Biograph James Boswell kennen u. verehren u. sammelte gleichzeitig das Material für seine spätere klassische Lebensbeschreibung desselben. In demselben Jahre fand er auch in dem Hause des reichen Brauers Thrale jene aufopfernde Gastfreundschaft, welche ihm die letzten Jahre seines durch Krankheit hart geprüften Lebens versüßte. Eine mit Boswell 1773 unternommene Reise nach Schottland veranlaßte seine mit Beifall aufgenommene „Journey to the western Islands of Scotland“ (1774). Endlich lieferte er noch eine kritische Ausgabe der engl. Dichter (1777), u. die dazu gehörigen Lebensbeschreibungen gelten noch heute für die beste, wenn auch nicht immer unparteiische Kritik derselben. J. starb 13. Dez. 1784. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Oxford im J. 1825 in 11 Bdn. in 8., seine Wirksamkeit aber als Dichter, als Essayist, als Lexikograph u. als Kritiker ist selbst in seiner vortrefflichen Lebensbeschreibung durch J. Boswell (5 Bde. in 8., Lond. 1831) noch nicht vollständig ans Licht gestellt.

Johnston (spr. Dschonst'n), Keith Alexander, einer der bedeutendsten Kartographen unserer Zeit, geb. 28. Dez. 1804 zu Kirkhill bei Edinburg, widmete sich anfänglich dem Studium der Medizin, vertauschte dasselbe jedoch mit geographischen Studien u. bereiste fast ganz Europa, Aegypten u. Palästina. Nach der Rückkehr in seine Heimat erschienen seine ersten Karten 1830 in einem Reisehandbuche für Schottland. Ihnen folgten bald bedeutendere kartographische Unternehmungen, so sein 1843 erschienener Nationalatlas, welcher ihm den Titel „Geographer Royal for Scotland“ eintrug, u. sein „Physical Atlas of Natural Phenomena“, den er mit Beihülfe der deutschen Geographen H. Lang u. A. Petermann zu Stande brachte; außerdem gab er noch eine Reihe Schulatlanten u. Atlanten außerengl. Länder heraus. J. ward von fast allen geographischen Gesellschaften zum Ehrenmitgliede ernannt, empfing 1871 von der Londoner Geograph. Gesellschaft die große Medaille u. starb 9. Juli 1871 zu Ben-Rhydding.

Joinville (spr. Schoängwihl), Stadt im franz. Departement Haute Marne mit etwa 4000 E., welche bes. Eisenindustrie u. Strumpffabrikation treiben; liegt am rechten Marneufer u. war Hauptstadt der Baronie J., die Heinrich II. 1551 zum Fürstenthum erhob; über der Stadt, welche dem hier geb. Jean de J. (s. d.) ein Denkmal errichtet hat, erhob sich vor 1790 das Schloß der Herzöge von Guise. Den Titel „Prinz v. J.“ erhielt der 3. Sohn König Ludwig Philipp's, Franz geb. 14. Aug. 1818 zu Neuilly [s. „Orleans“].

Joinville, Jean Sire de, Seneschal der Champagne, altfranz. Historiker, geb. 1224 zu Schloß J., stammte aus einer alten hochadligen Familie u. wurde am Hofe Thibaut's IV., Königs von Navarra u. Grafen der Champagne, erzogen. Als Ludwig der Heilige von Frankreich 1248 seinen Kreuzzug nach Aegypten unternahm, schloß sich J. mit einem eignen kleinen Heere ihm an u. wurde bald dessen unzertrennlicher Begleiter. Erst nach 6 Jahren kehrte J. mit seinem königlichen Herrn nach Frankreich zurück, nachdem Beide lange in der Gefangenschaft der Sarazenen hatten schmachten müssen. Die Schicksale seines königlichen Freundes sowie seine eigenen beschrieb J., welcher 1317 starb, in der mit Recht berühmt gewordenen „Histoire de Saint Louys IX.“ mit treuherziger Naivetät u. behaglicher Breite u. ist dadurch der Begründer der franz. Memoirenliteratur geworden. Sein Werk ist nam. in kulturgeschichtlicher Beziehung eine Quelle von unschätzbarem Werthe. Die beste Ausgabe der „Histoire“ besorgte auf Grund sorgfältiger Prüfung des handschriftlichen Materials Natalis de Wailly (Paris 1867).

Jojakim, jud. König 610—599 v. Chr., war der Sohn des Josia u. wurde nach der Besiegung seines Bruders Joachas von dem ägypt. König Necho auf den Thron Juda's erhoben. Als aber Letzterer in der Schlacht bei Karkemisch am Euphrat von Nebukadnezar geschlagen worden war (606 v. Chr.), unterwarf sich J. den siegreichen Chaldäern. Wahrscheinlich durch die Aegypter angestachelt, fiel er nach 3 Jahren wieder ab. Dies hatte den Einbruch zahlreicher feindlicher Scharen zur Folge; der König selbst aber erlebte den Ausgang der Empörung nicht mehr. Das Ende seines Lebens wird verschieden berichtet. Nach der einen Quelle (2. Kön. 24, 6) scheint er kurz vor der Belagerung Jerusalems gestorben zu sein, nach einer anderen (2. Chron. 36, 6) wurde er in Ketten nach Babylon gebracht, während ein dritter Bericht (Jer. 22, 18 ff.) ihn im Streite fallen läßt.

Jókai, Edler **v. Asva,** Maurus (Moritz), ungar. Dichter u. Politiker, geb. zu Komorn 19. Febr. 1825, studirte die Rechte, erlangte das Advokatendiplom, widmete sich aber bald ausschließlich der literarischen Thätigkeit u. wurde der fruchtbarste u. einer der beliebtesten Schriftsteller Ungarns. Nachdem er 1842 sein erstes Drama, 1846 den ersten Roman hatte erscheinen lassen, übernahm er im folgenden Jahre die Redaktion der Pester belletristischen Zeitschrift „Életképek“ („Lebensbilder“), der aber die Revolution ein Ende machte. Selbst an dieser betheiligt, entging J. nach deren Niederwerfung 1849 nur dadurch der Verhaftung, daß ihn seine Gattin, Rosa geb. Benke, unter dem Namen Laborfalvi seit 1845 erste Tragödin am Pester Nationaltheater, bei ihren Verwandten in der Nähe von Miskolcz verbarg. Später gelang es ihm, mit einem Geleitschein nach Pest zurückzukehren. Seit 1858 leitet J. das humoristische Wochenblatt „Üstökös“ („Komet“), u. seit 1863 giebt er die von ihm gegründete politische Zeitung „Hon“ („Vaterland“) als Organ der gemäßigten Opposition heraus. J.'s Stärke als Romanschriftsteller liegt in der Schilderung von Land u. Leuten seiner Heimat, während die Charaktere nicht immer scharf gezeichnet u. psychologisch entwickelt sind u. die Handlung häufig des inneren Zusammenhanges entbehrt. Vorzügliches leistet er übrigens auch auf dem humoristischen Gebiete. In der Zeit von 1846—72 veröffentlichte er in 160 Bdn. 24 Romane, 6 Dramen u. 520 Novellen, welche in mehr als 500,000 Exemplaren verbreitet worden sein sollen. Hervorzuheben sind unter seinen Werken die Romane: „Egy magyar nábob“ („Ein ungar. Nabob“, 4 Bde., Pest 1853; deutsch von Dux, 1856); „A régi jó táblabirák“ („Die guten alten Assessoren“, 2 Bde., ebd. 1856, deutsch von Karffy, 1856); „Szérelem bolondjai“ („Die Narren der Liebe“, 4 Bde., ebd. 1867, deutsch von Glatz, 1869); „Fekete gyémántok“ („Schwarze Diamanten“, 5 Bde., ebd. 1870, deutsch 1871); „Mégis mozog a föld“ („Wir bewegen die Erde“, ebd. 1871, deutsch, 4 Bde., Berl. 1874); die „Novellenblüten“ (deutsch von Dluhoß, Jena 1874); die politische Humoreske „Fünf Jahre des selbständigen ungar. Ministeriums 1867—71“ (deutsch, Bremen 1872) u. a. m. Außerdem hat er auch viele Gedichte u. Skizzen aus der ungar. Geschichte verfaßt.

Jokuhama (Yokohama), bedeutende Hafenstadt Japans, auf der Ostküste der Insel Nippon an der Bucht von Jedo gelegen; hat ca. 80,000 E., darunter 2000 Fremde, meist Europäer u. Nordamerikaner, die sich des Handels wegen hier aufhalten. J. ist Sitz mehrerer Konsuln u. Hauptstation mehrerer Dampfschifflinien. Von hier bis San Francisco fährt man 21 Tage. Nach einer ungefähren Schätzung beträgt der Werth der Ausfuhr aus J. an Rohseide 27 Mill. Mark, an Baumwolle 8,5 Mill. Mark, an Thee 2,1 Mill. Mark, an Seidenraupeneiern 0,6 Mill. Mark. In geringeren Mengen wird Seetang, Hausenblase, Haifischflosse u. Sepia ausgeführt. Seit Ende 1872 ist J. mit Jedo durch die erste japan. Eisenbahn verbunden.

Jökul, in Island s. v. w. Gletscher, schneebedeckter Berg, selbst die meisten Vulkane dort führen diesen Namen, weil sie die Firnlinie überragen.

Jolle, ein kleines Fahrzeug, dessen sich bes. die Lootsen in Norwegen bedienen, hinten u. vorn länglich zulaufend, mit einem, zuweilen mit zwei Masten. Das kleinste der zu einem größeren Schiffe gehörigen Boote heißt ebenfalls J., sowie auch in Hamburg ein 7—8 m. langes, von 2 Ruderern geführtes Fährboot.

Jolly, Johann Philipp Gustav v., deutscher Physiker u. Mathematiker, geb. zu Mannheim 26. Sept. 1809, wurde zuerst Universitätsprofessor in Heidelberg u. wirkt seit 1854 in gleicher Stellung, bez. als erster Vorstand des mathematisch-physikalischen Seminars in München. J. ist einer der Begründer der mechanischen Wärmetheorie u. hat sich auch durch seine Arbeiten über Endosmose u. durch verschiedene mathematische Untersuchungen verdient gemacht. Hervorzuheben sind von seinen Werken: „Anleitung zur Differential- u. Integralrechnung“ (Heidelb. 1846); „Die Prinzipien der Mechanik“ (Stuttg. 1852); „Ueber die Physik der Molecularkräfte“ (Münch. 1857); „Das Leben Frauenhofer's“ (ebd. 1866) u. a.

Jolly, Julius, deutscher Rechtsgelehrter u. Staatsmann, geb. 21. Febr. 1823 zu Mannheim, studirte 1840—44 in Heidelberg u.

Berlin die Rechte, habilitirte sich an erstgenannter Universität 1847 als Privatdozent u. wurde 1857 außerord. Prof. Den Hauptgegenstand seiner Vorlesungen bildete deutsches Handelsrecht u. deutsche Rechtsgeschichte wie franz. u. bad. Civilrecht. 1861 vertauschte er die akademische Laufbahn mit dem Staatsdienste, wo er zunächst als Rath im Ministerium des Innern an der reformirenden Thätigkeit Lamey's (s. d.) Theil nahm. Zugleich ward er mit der Vertretung der Universität Heidelberg in der Ersten Kammer betraut, wo er sich bald als scharfer u. gewandter Redner hervorthat. Einer der entschiedensten Führer der nationalen Partei in Baden, trat J. 1865, als sich die Regierung zur mittelstaatlichen Bundespolitik bekannte, aus dem Ministerium aus u. wurde Mitglied des Verwaltungsgerichtshofs. Als aber 1866 mit den preuß. Waffen auch der Nationalliberalismus in Baden siegte, übernahm im Juli an Lamey's Stelle J. selbst das Ministerium des Innern u. im Febr. 1868, nach dem Tode Mathy's (s. d.), als Staatsminister das Präsidium des Gesammtministeriums. In dieser Stellung ist er seiner früheren Richtung treu geblieben u. hat sich so nicht blos um sein engeres Vaterland, sondern auch um die deutsche Sache hochverdient gemacht. J. ist auch als Bevollmächtigter Badens Mitglied des Deutschen Bundesrathes (vgl. den Art. „Baden").

Jomard (spr. Schomahr), Edme François, franz. Geograph u. Archäolog, geb. zu Versailles 21. Nov. 1777, besuchte seit 1795 die neubegründete Polytechnische Schule in Paris, ging 1798 als Topograph mit nach Aegypten u. betheiligte sich nach seiner Rückkehr, 1803—14, an der Herausgabe des großen offiziellen Werkes der „Description de l'Egypte". Im J. 1815 ward J. Mitglied des Erziehungsausschusses, 1828 Kustos der Karten u. Pläne an der königl. Bibliothek u. 1839 Konservator derselben Abtheilung, in welcher Stellung er auch unter Napoleon III. blieb u. 23. Sept. 1862 zu Paris starb. Seit 1818 Mitglied der Akademie der Inschriften, gründete er 1821 die Geographische Gesellschaft zu Paris. In Betreff afrik. Studien galt er für eine Autorität, auch wurde er von Mehemed Ali mit der Leitung der jungen Aegypter betraut, die dieser mit nach Paris schickte. J. schrieb „Notice sur les lignes numériques des anciens Egyptiens" (Par. 1816—19); „Sur les rapports de l'Éthiopie avec l'Egypte" (ebd. 1822); „Aperçu des nouvelles découvertes dans l'Afrique centrale" (ebd. 1824); „Remarques sur les découvertes géogr. faites dans l'Afrique centrale" (ebd. 1827) u. a. m. Auch gab er Dart's „Dictionn. wolof." (ebd. 1825) heraus.

Jomelli, Niccolo, ein berühmter u. fruchtbarer ital. Komponist aus der jüngeren neapolitanischen Schule, geb. 17. April 1714 zu Aversa im Königreich Neapel. Den ersten Klavier- u. Gesangunterricht erhielt er von einem Kanonikus seiner Vaterstadt, worauf er im 16. Lebensjahre in das Konservatorium dei Poveri di Giesu Cristo u. dann in das della Pietà de' Turchini zu Neapel trat. Als seine hauptsächlichsten Lehrer werden Proto, Mancini, Leo u. Feo genannt. Die ersten Kompositionen, mit denen er öffentlich hervortrat, waren Ballette, die aber nur wenig von sich reden machten; erst einige Kantaten ließen seine spätere Bedeutung ahnen. Im J. 1737 kam seine erste Oper — die Buffa „L'Errore amoroso" — u. das Jahr darauf die ernste „Odoardo" zu Neapel auf die Bühne. Diese, wie einige darauf folgende, gefielen ungemein, u. 1740 war J.'s Ruf bereits derart gewachsen, daß man ihn nach Rom rief, woselbst er noch in demselben Jahre die beiden Opern „Ricimero Re de' Goti" u. „Astianasse" zum allgemeinsten Entzücken auf die Bühne brachte. Im J. 1741 schrieb er in Bologna den „Ezio", dann wieder in Rom mehrere Opern, u. ging hierauf nach Neapel zurück, wo seine „Eumene" Bewunderung erregte. In Venedig nahm J. nach der Aufführung seiner Oper „Merope" eine Anstellung an einem Konservatorium an; aus dieser Periode stammen auch seine ersten bedeutenderen kirchlichen Kompositionen (darunter bes. ein achtstimmiges Laudate). Von 1748 an war er wieder in Rom, wo er zahlreiche Opern schrieb (darunter den vielgepriesenen „Artaserse") u. 1749 die Stelle als Kapellmeister an S. Pietro in Vaticano erhielt. Dieses Amt bekleidete er bis ins J. 1754, worauf er dann einem Rufe des Herzogs Karl von Württemberg als Hofkapellmeister nach Stuttgart Folge gab. Bis 1768 war er in diesem Verhältniß thätig, hob das Stuttgarter Orchester auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit u. schrieb hier an die zwanzig größere u. kleinere Opern (z. B. „Penelope", „Demofoonte", „Fetonte", „Il Rè pastore", „Alessandro nell' Indie" ꝛc.). Im J. 1768, nach Auflösung des großen Stuttgarter Orchesters, kehrte er nach Italien zurück, immer noch für die Bühne fruchtbar, ohne aber bei seinen Landsleuten die früher besessene Popularität wiedergewinnen zu können. J. starb, nachdem ihn 1773 bereits einmal ein Schlaganfall getroffen, 28. Aug. 1774 auf seinem Landgute bei Aversa. — J., einer der bedeutendsten Vertreter der jüngern neapolitanischen Schule, hat nam. die Ausgestaltung der Ital. Oper wesentlich mit fördern helfen. In seinen Kirchensachen, deren er an die vierzig Werke verschiedener Art geschrieben hat (worunter, außer den bereits angeführten, bes. ein Requiem in Es, ein Passionsoratorium, ein zweistimmiges Miserere u. ein achtstimmiges Dixit hervorragen), war er nicht ohne Adel u. Würde, wenn auch, bes. gegen älteres Römische gehalten, etwas zu weltlich lebhaft u. bunt.

Jonas, der fünfte der sog. Kleinen Propheten des Alten Testamentes, hat seinen Namen einem Buche hinterlassen, das nicht sowol von ihm, als über ihn geschrieben ist. Die Erzählung, wie J. beauftragt wird, als Bußprediger in Ninive aufzutreten, wie er dem durch die Flucht zu entgehen hofft, von den Schiffern aber als Urheber eines Sturmes in das Meer geworfen wird u. drei Tage im Bauche eines Fisches zubringt, wie er dann endlich in Ninive predigt, aber durch die Zurücknahme der Drohung Gottes in den größten Unmuth versetzt wird, bis ihn Gott durch das Beispiel des verdorrten Ricinusbaumes (nach Luther: Kürbis) eines Bessern belehrt, ist auf keinen Fall der Bericht wirklicher Begebenheiten, sondern nur die an sich gleichgiltige Einkleidung einer bedeutsamen Lehre, durch welche der Prophet seinen Zeitgenossen zu Gemüthe führt, daß auch die Heiden Gottes Geschöpfe u. seiner Liebe u. Gnade theilhaftig seien, daß es blinde Thorheit sei, von ihm nur Thaten des Zornes, nicht auch solche der Barmherzigkeit gegen die fremden Völker zu erwarten — eine Lehre, die dem verbitterten u. im ärgsten Nationaldünkel befangenen Zeitalter des Propheten (etwa dem 5. Jahrh. v. Chr., also nach dem Exil) sehr heilsam sein mochte. Ein angebliches Grab des Propheten wird in der Nähe der Ruinen des alten Ninive gezeigt.

Jonas, Justus, einer der treuesten Gehülfen Luther's im Werke der Reformation, geb. 5. Juni 1493 zu Nordhausen; studirte in Erfurt die Rechte, wandte sich aber, durch Luther's Auftreten begeistert, 1519 der Theologie zu u. begleitete diesen (1521) nach Worms. Noch in demselben Jahre wurde er Propst an der Stiftskirche zu Wittenberg u. Doktor der Theologie. Als solcher hielt er auch Vorlesungen an der Universität. Nachdem er sich durch seine eifrige Beihülfe bei Luther's Bibelübersetzung, durch verschiedene Streitschriften, Uebersetzungen von Schriften Luther's u. Melanchthon's ins Deutsche od. Lateinische um die reformatorische Bewegung verdient gemacht hatte, nahm er an der kursächs. Kirchenvisitation 1527 u. 28 u. an den Religionsgesprächen zu Marburg (1529) u. Frankfurt (1538) Theil. Von 1541—46 wirkte J. als Pfarrer u. Superintendent zu Halle u. veröffentlichte als Augenzeuge einen Bericht über Luther's Tod. Im Nov. 1546 von Herzog Moritz aus Halle vertrieben, wurde er nach mehrfach wechselndem Aufenthalt in Hildesheim, Weimar u. Jena 1551 Hofprediger zu Koburg u. 1553 Superintendent zu Eisfeld a. d. Werra. Er starb das. 9. Okt. 1555.

Jonathan, Bruder, ist die scherzhafte Benennung für die Gesammtheit der Einwohner der nordamerikan. Freistaaten, wie John Bull für die Engländer u. Yankee für den einzelnen Nordamerikaner. General Washington sagte mehrmals, zuerst 1775, wenn er im Freiheitskriege in Verlegenheit war u. längere Berathungen mit seinen Offizieren zu keinem Resultate geführt hatten: „Wir müssen Bruder J. fragen", u. meinte damit seinen Freund J. Trumbull, der eine Zeit lang Gouverneur von Connecticut u. überhaupt ein sehr tüchtiger u. in kritischen Fällen seiner Besonnenheit u. Klugheit wegen äußerst brauchbarer Offizier war. Später wurde Washington's Ausspruch in schwierigen Lagen zu einem sprichwörtlichen Ausruf, u. allmählich bezog man Bruder J. auf das gesammte Volk der Vereinigten Staaten.

Jonathan, der älteste Sohn des jüd. Königs Saul u. Freund David's, eine der edelsten Gestalten des Alten Testamentes; erscheint zuerst als tapferer Streiter gegen die Philister. Dafür errettet ihn auch

die Volksgunst, als er wegen Verletzung eines übereilten Gelübdes des Saul sterben soll. Mit David schloß er Freundschaft nach dessen Kampfe mit Goliath u. blieb ihm treu, auch als dieser bei Saul in Ungnade gefallen war u. Letzterer J.'s Leben selbst bedrohte. Dieser Treue opferte J. sogar seine Ansprüche auf den Königsthron zu Gunsten David's. Mit Saul fiel er in der Schlacht am Gilboaberge gegen die Philister; doch wurde wenigstens seine Leiche den Feinden entrissen u. zu Jabesch im Ostjordanlande bestattet.

Jones (spr. Dschohns), Ernest, engl. Politiker u. Dichter, geb. 25. Jan. 1819 zu Berlin als Sohn eines Majors u. Stallmeisters bei dem Herzoge von Cumberland, späteren Königs Ernst I. von Hannover, studirte in Göttingen u. wandte sich 1838 nach England, wo er 1844 zum Barrister (Advokat) in Middle Temple ernannt wurde. Mit eben so großem Eifer als Geschick vertrat er die Sache der Chartisten (s. d.), deren Partei er bis 1858 leitete u. bes. durch die von ihm herausgegebene Zeitung „The Peoples Paper" (Volksblatt) förderte. J. diente dieser Bewegung mit der größten Uneigennützigkeit; so verzichtete er einst auf eine große Erbschaft, weil er die Bedingung, dem Chartismus untreu zu werden, nicht annehmen wollte. Eine 1848 gehaltene aufrührerische Rede zog ihm zwei Jahre Zellengefängniß zu, nach deren Verbüßung er mit großem Erfolge seinen früheren Beruf als Advokat wieder aufnahm, sich häufig als guter Volksredner auszeichnete u. eine Reihe schwungvoller u. tiefempfundener Dichtungen veröffentlichte. Im Gefängniß zu London, wo ihm sogar Schreibmaterial vorenthalten wurde, hatte er „The revolt of Hindostan" gedichtet, ein Epos, welches er mit seinem Blute auf die Blätter eines Gebetbuches schrieb. Zu seinen bessern Werken gehören: „Women's wrongs, a series of tales" (1855), „The battle day" u. „The Emperor's vigil", zwei sich auf den Krimkrieg beziehende Gedichte; „The song of the lower classes" u. „The painter of Florence" (1856); „Songs of democracy" (1857); „Beldagon Church" u. „Corayda" (1860). — J. lebte später als Advokat in Manchester, wo er u. A. auch 1867 die Fenier Allen Cartin u. Gould vertheidigte u. 26. Jan. 1869 starb.

Jones (Ausspr. wie ob.), Sir Harry David, engl. Geniegeneral, geb. 1792; nahm als Sekondeleutnant im Ingenieurcorps 1809 an der Expedition nach der Insel Walcheren u. nach Vließingen Theil, zeichnete sich 1810—14 in den span. Kämpfen aus u. begab sich 1815 nach Amerika zur Armee des Generals Lambert. Noch in demselben Jahre zurückgekehrt, leitete J. nach dem Einzuge der engl. Truppen in Paris einen Theil der Befestigungsarbeiten am Montmartre. Im J. 1816 wurde er zum Bevollmächtigten bei der preuß. Okkupationsarmee in Frankreich ernannt, 1833 in besonderer Mission nach Konstantinopel gesandt u. dann an die Spitze der Ingenieurschule in Chatham gestellt. Im Krimkriege eroberte er als Brigadegeneral mit dem franz. General Baraguay d'Hilliers Bomarsund u. leitete mit dem franz. Geniegeneral Niel die Belagerungsarbeiten von Sewastopol ein, wobei er an der Stirn verwundet wurde; 1856 wurde J. Gouverneur der Militärschule von Sandhurst, 1860 Generalleutnant u. oberster Kommandant der königl. Ingenieure u. starb 4. Aug. 1866 zu Sandhurst.

Jones (Ausspr. wie ob.), Inigo, engl. Baumeister, geb. zu London 1572, bildete sich in Venedig u. Vicenza nach dem Stile Palladio's, wurde 1604 Architekt des Königs Christian IV. von Dänemark u. trat später, nachdem er nochmals Italien bereist hatte, in den Dienst Karl's I. von England. Unter den zahlreichen Bauten, welche J. in u. um London im ital. Renaissancestil ausführte, ist bes. nennenswerth die Bankethalle des Whitehallpalastes; die von ihm erbaute Kapelle in Lincoln's Inn zeigt dagegen noch den Einfluß der engl. Gothik; zu den übrigen Theilen des Palastes sowie zu dem König Karl Bau in Greenwich lieferte J. die Pläne, während die Ausführung später dem John Webb übertragen wurde. J. starb zu London 21. Juli 1651.

Jones (Ausspr. wie ob.), John Paul, anglo-amerikan. Seeheld u. Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. zu Arbigland (Schottland) 6. Juli 1747; war beim Ausbruch des amerikan. Unabhängigkeitskrieges Kauffahrer u. ward 1775 vom Kongreß mit der Führung seiner kleinen Flotte betraut. Mit einer Brigg landete er auf eigene Faust im April 1778 an der nordengl. Küste, verbrannte in Whitehaven mehrere Schiffe u. nahm das Schloß des Grafen Selkirk, wo sein Vater Gärtner war. Auch im folgenden Jahre setzte er als Commodore eines aus franz. u. nordamerikan. Schiffen bestehenden Geschwaders die ganze engl. Küste in Schrecken, nahm 22. Sept. das Schiff „Serapis" u. kehrte mit 800 Kriegsgefangenen u. reicher Beute nach Frankreich zurück, von wo er sich 1780 wieder nach Nordamerika begab. Nach dem Frieden versuchte er es mit einem Pelzhandel zwischen der Nordwestküste Amerika's u. China; da dies Unternehmen mißglückte, ging er 1788 als Contreadmiral in russ. Dienste, aus denen ihn aber schon im nächsten Jahre Hofintriguen wieder vertrieben. Er starb fast vergessen zu Paris 18. Juli 1792. Sein Leben beschrieben u. A. Sherbourne (2. Aufl., Lond. 1851, 2 Bde.), Mackenzie (2. Aufl., New-York 1845, 2 Bde.) u. Simms (New-York 1845). Zu Romanen benutzten sein Abenteuer Cooper („Der Lootse"), Allan Cunningham („Paul J."), Alex. Dumas („Le capit. Paul") u. A.

Jones (Ausspr. wie ob.), Owen, ein im Fache der Ornamentik hervorragender engl. Künstler, geb. 1809 in Wales; widmete sich dem Baufache u. studirte nam. in Spanien, Italien u. Aegypten die Stilarten der Baukunst mit besonderer Berücksichtigung der arab. Denkmäler. Aus diesen Forschungen gingen das Prachtwerk „Plans, elevations and sections of the Alhambra" (Lond. 1842), ein Werk über Mosaikfußböden u. die „Views of the Nile" (Lond. 1843) hervor. Nachdem er in London selbst mehrere Bauten ausgeführt u. die Ordnung der Kunstwerke in der großen Ausstellung des J. 1850 mit Erfolg geleitet hatte, wurde ihm auch die innere Einrichtung des Sydenhampalastes übertragen, über welche er in dem „Handbook to the Grecian, the Alhambra and the Egyptian Court of the Crystal Palace" eingehende Beschreibungen gab. Sein Hauptwerk, durch welches er sich bes. als Ornamentiker bekannt gemacht hat, ist die „Grammar of ornament" (Lond. 1856) mit 100 von ihm selbst entworfenen chromolithographirten Tafeln. J. starb 19. April 1874.

Jones (Ausspr. wie ob.), Sir William, berühmter engl. Orientalist, wurde 28. Sept. 1746 in London geb. Seinen Vater, der Mathematiker war, verlor er schon nach wenigen Jahren, u. er verdankte seine erste Erziehung lediglich einer ausgezeichneten Mutter. Nachdem er die Schule von Harrow besucht hatte, bezog J. von 1764 an die Universität Oxford, wo er das Studium der orientalischen Sprachen begann. Im J. 1767 wurde er Erzieher des jungen Lord Althorp (nachmals Earl Spencer), mit dem er verschiedene Male den Kontinent besuchte. Im J. 1770 veröffentlichte er eine franz. Uebersetzung der pers. Lebensbeschreibung des Nadir Schah, welche er im Auftrage des Königs von Dänemark unternommen hatte. Um dieselbe Zeit gab er seine Erzieherstelle auf, um sich in London als Barrister am Temple der juristischen Praxis zu widmen. Doch setzte er seine früheren Studien mit Eifer fort. Im J. 1774 erschien sein berühmtes, in elegantem Latein geschriebenes Werk über die orientalische (hauptsächlich die arab. u. pers.) Poesie unter d. Tit. „Poeseos Asiaticae commentariorum libri VI", welches nachher von Eichhorn neu herausgegeben wurde (Lpz. 1777). Im J. 1776 wurde er zum Commissioner of bankrupts ernannt, 1782 veröffentlichte er eine Arbeit über das mohammedanische Erbrecht, die erste über diesen Gegenstand in Europa. Im J. 1783 wurde ihm endlich eine Thätigkeit in Indien eröffnet, für die sein bisheriger Lebensgang eigentlich nur eine Vorbereitung gewesen war; er wurde zum Mitglied des obersten Gerichtshofs in Kalkutta ernannt u. ihm gleichzeitig die Ritterwürde verliehen. In Indien faßte er neben seinen Berufspflichten vor Allem die Hebung der orientalischen Studien ins Auge. Hauptsächlich auf seinen Betrieb u. nach seinem Plane wurde schon 1784 die Asiat. Gesellschaft von Bengalen gegründet u. er zu ihrem Präsidenten erwählt. Als Organ dieser Gesellschaft erschienen seit 1788 die „Asiatic Researches", zu denen er selbst wesentlich beitrug. Mit einem seiner Gesundheit nur zu verhängnißvollen Eifer warf er sich nun auch auf das Studium der Sanskritliteratur. Im J. 1789 erschien seine Uebersetzung des Dramas „Sacontala". Seine letzte Arbeit war eine Uebersetzung des Gesetzbuchs des Manu („The Ordinances of Menu", Kalkutta 1793). Er starb nach kurzer Krankheit 27. April 1794 im 48. Jahre. — Sir W. J. war ein trefflicher Jurist, liberaler Politiker, von vollendeter gesellschaftlicher Bildung u. von fleckenlosem Charakter.

Schon von früher Jugend an innig vertraut mit dem klassischen Alterthum u. bewandert in den meisten europäischen Sprachen, wendete er sich dann mit einer glühenden Begeisterung dem damals noch neuen u. vielverheißenden Felde der orientalischen Wissenschaft zu. Durch seinen poetischen Sinn, seinen feinen Geschmack u. einen wahrhaft genialen Blick ist er einer der glänzendsten u. erfolgreichsten Vertreter dieser Wissenschaft gewesen, der ihr nam. bei den Engländern erst Bahn brach u. den Grund zu den großartigen wissenschaftlichen Unternehmungen derselben in Indien legte. Er war auch der Erste, welcher den Zusammenhang zwischen dem Sanskrit u. den europ. Sprachen ahnte. — Die Werke von Sir William J. wurden nach seinem Tode gesammelt (in 6 Bdn., Lond. 1799). Vgl. „Memoirs of the life, writings and correspondence of Sir William J., by Lord Teignmouth“ (Lond. 1804).

Jongleurs (franz., spr. Schongklöhr, d. h. Spielleute) nannte man zur Zeit der Blüte des provenç. u. nordfranz. Minnegesanges alle Diejenigen, welche aus der Poesie od. Musik ein Gewerbe machten. Die J. zogen entweder selbständig umher, od. begleiteten diejenigen Troubadours (s. d.) u. Trouvères (s. d.), welche des Singens u. des Spielens der Saiteninstrumente unkundig waren. Als die Minnepoesie hinstarb u. die höheren Stände sich von ihr zurückzuziehen begannen, sanken die J. zu gemeinen Bänkelsängern, ja oft zu Possenreißern u. Taschenspielern herab, so daß man auch Gaukler der gemeinsten Art J. nannte.

Jönköping, Län (Provinz) im südl. Schweden mit 202 □M. u. 184,210 E. (1873), bildet den nördl. Theil des Hochlandes von Smaland, ein wellenförmiges Plateau, bedeckt mit Seen, Heiden, Wäldern u. magerem Erdreich u. überragt von einzelnen, bis über 300 m. aufsteigenden Bergen. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, welcher der Wettersee eine treffliche Verkehrsstraße bietet, sind Viehzucht, Berg- u. Hüttenbetrieb u. Waldwirthschaft. Die Industrie beschränkt sich auf die Hauptstadt J. mit 12,138 E. (1873). Dieselbe liegt auf einer schmalen Landenge zwischen dem Wettern u. dem Rocksee u. ist theilweise auf Pfählen errichtet. Im SW. erhebt sich zu 336 m. der Taberg, dessen reiche Eisenerze abgebaut u. theilweise in J. verhüttet werden. Die reichen Wälder der Umgebung liefern das Holz zu den Fabriken sog. „schwedischer Zündhölzer“, deren bedeutendste über 1000 Arbeiter beschäftigt u. jährlich über 80 Millionen Schachteln produzirt; der größte Theil derselben wird nach England u. Deutschland ausgeführt. In der Nähe von J. liegt Husqvara, die bedeutendste Gewehrfabrik Schwedens.

Jonquille (Narcissus Jonquilla), bekannte Zierblume der Amaryllideen, stammt aus Spanien u. hat dunkelgrüne, pfriemenförmige Blätter, treibt vielblumige Schafte mit gelben, wohlriechenden Blumen, die auch gefüllt vorkommen. Aus ihren Blumen bereitet man eben so wie aus einigen Verwandten (N. Tazetta, polyanthus, stellatus, cupularis, italicus, papyraceus) Südeuropa's das Narzissenöl.

Jonson (spr. Dschonss'n), Benjamin, gewöhnlich Ben Jonson genannt, geb. zu Westminster 11. Juni 1574 wenige Tage nach dem Tode seines Vaters; besuchte die lat. Schule seiner Vaterstadt, mußte sie aber, auf Geheiß seines Stiefvaters, der Ziegeldecker war, wieder verlassen, um dieses Handwerk zu ergreifen. Vom Wissensdrange getrieben ging er nach Cambridge, um dort zu studiren, allein aus Armuth mußte er wieder die Maurerkelle zur Hand nehmen. Da empfahl ihn sein früherer Lehrer Camden an Walter Raleigh (s. d.), der ihn mit auf den Kontinent nahm. Bald verließ er ihn jedoch wieder, ließ sich in den Niederlanden zum Soldaten anwerben, lief davon u. kehrte nach Cambridge zurück, wo er Schauspieler ward. Er scheint mit wenig Beifall aufgetreten zu sein, hatte auch das Unglück, in einem Duell den Schauspieler Spencer zu tödten. Eingekerkert, ließ er sich durch einen kathol. Priester verleiten, seinen Glauben abzuschwören, kehrte aber nach zwölf Jahren wieder zur Anglikanischen Kirche zurück. Sein Ruf als Dramatiker begann mit seinem 1598 im Globustheater aufgeführten Lustspiel „Every man in his humour“, dem dann ein Gegenstück „Every man out of his humour“ (1601) folgte, u. so lieferte er denn bis 1634 fast jedes Jahr der engl. Bühne ein neues Stück. Dies brachte ihn bald in ein näheres Verhältniß mit Shakespeare, den J. stets als seinen Meister verehrte u. den er bei dessen Tode durch ein Lobgedicht verherrlichte. Im J. 1603 kam J. mit Chapman u. Marston ins Gefängniß, weil sie in dem Lustspiel „Eastwardhoe“ angeblich die Schotten beschimpft hatten. Indeß begnadigte ihn der König u. verwendete ihn hierauf vorzugsweise als Gelegenheitsdichter zur Abfassung der damals bei Hofe allgemein beliebten Maskenspiele (masques). Im J. 1619 erhielt er den Titel als gekrönter Dichter u. eine Pension von 100 Pfd. Sterl., starb aber in ärmlichen Verhältnissen 16. Aug. 1637. Nächst Shakespeare ist er für längere Zeit der bedeutendste engl. Dramatiker gewesen; er hat das Verdienst, zuerst wieder die klassischen Muster nachgeahmt u. sich von der sklavischen Nachbetung Shakespeare's freigemacht zu haben. In seinen Lustspielen zeigt er sich als ausgezeichneten Kenner des menschlichen Charakters, nur sind seine Personen eher satirische Portraits als lebende u. handelnde Wesen. Seine Trauerspiele „Syan“ u. „Catilina“ sind die getreuen Bilder ihrer Zeit, sonst aber kalt u. langweilig; in ihnen giebt er zwar die Einheit des Ortes u. der Zeit auf, allein er ersetzt sie nicht wie Shakespeare durch Freiheit in der Behandlung seines Stoffs u. lebendige Handlung. Man hat übrigens von ihm auch kleinere lyrische Gedichte u. eine für seine Zeit vortreffliche engl. Grammatik. Seine dramatischen Werke wurden am besten herausgegeben durch Gifford (9 Bde. in 8., Lond. 1816) u. Moron (Lond. 1838, 1841, 1853 in 8.).



Nr. 3761. Benjamin Jonson (geb. 11. Juni 1574, gest. 16. Aug. 1637).

Joppe, früherer Name für Jaffa (s. d.).

Jordaens, Jakob, Historien-, Genre- u. Portraitmaler, geb. zu Antwerpen 19. Mai 1593, trat schon 1607 als Schüler in das Atelier Adam's van Noort, wo er sich zugleich mit dem viel älteren Rubens eine kräftige, leuchtende Färbung aneignete; 1615 wurde er in die Malergilde aufgenommen u. heirathete van Noort's Tochter. Infolge dessen blieb er fast sein ganzes Leben in Antwerpen u. malte dort eine Menge von Bildern, in denen sich ein enger Anschluß an Rubens' Malweise deutlich erkennen läßt. Denn an Kraft u. Klarheit der Färbung u. an Tiefe des Helldunkels steht er ihm gleich, aber seine Gegenstände zeigen eine größere Neigung zum Realismus u. zur Komik u. im Allgemeinen weniger Schönheit in der Ausführung. Mehr als seine Bilder aus der biblischen Geschichte u. aus der Mythologie, deren bestes wol „Jupiter u. Mercur bei Philemon u. Baucis“ im Belvedere zu Wien sein mag, befriedigen die aus der Profangeschichte u. seine Genredarstellungen, bes. der oft von ihm gemalte „Bohnenkönig“ (s. d. Art. „Bohnenkönigfest“), von dem sich je ein Exemplar im Louvre u. im Belvedere zu Wien befindet, u. die Darstellung des Sprüchwortes „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“ im Museum zu Berlin. Sehr zahlreich ist er auch durch mytholog. Bilder in Dresden vertreten, andere dort u. in der Pinakothek zu München sind derbkomischer Art. Als Portraitmaler hat er eine lebendige Auffassung u. eine warme Färbung. J. starb zu Antwerpen 16. Juni 1678.

Jordan (hebr. Jarden, von den Arabern jetzt Esch-scheria, d. i. der Tränkplatz, genannt), der Hauptfluß Palästina's; er entsteht aus drei Quellflüssen, die an der Westseite des Hermongebirges entspringen, dem Hasbany, dem Leddan u. dem Fluß von Banias. Nach der Mündung des letzteren durchfließt der J. zuerst ein breites Sumpfland, bis er in den See Huleh eintritt (der See Merom des Alten Testamentes), der

bei Hochwasser mit der ganzen Umgebung gleichfalls einen großen Sumpf bildet. Der starke Fall des Flusses beginnt erst südwärts vom See bei der sog. Jakobsbrücke. Diese liegt noch 28 m. über dem Spiegel des Mittelmeeres; der See Genezareth aber (s. d.), in welchem der J. seinen Mittellauf beendet, obschon nur 2 M. weiter südl., bereits 193 m. unter demselben. Nach seinem Austritt aus dem südwestl. Ende des Sees hat der J. bis zum Todten Meere noch einen Lauf von 11 M., legt aber infolge seiner zahllosen Windungen eine dreifache Strecke zurück. Der Fall bis zur Mündung ins Todte Meer beträgt noch 201 m., die durchschnittliche Breite etwa 30 m., wobei indeß der Fluß an vielen Stellen noch weit im S., z. B. bei Jericho, zu durchwaten ist. Der J. fließt fast durchgängig in einer ungefähr 16 m. tiefen, mit Schilf, Erlen u. Weiden bewachsenen Thalspalte, deren Rand meist von Kalkfelsen gebildet wird. Nur am See Genezareth befruchtet sein Wasser die umliegende Landschaft, weiter nach S. begleiten ihn zu beiden Seiten steppenartige Niederungen mit einem fast tropischen Klima, belebt von Schakalen, Gazellen u. wilden Schweinen sowie von zahlreichen Vögeln. Nur der See Genezareth ist reich an Fischen. Die bedeutendsten seiner Nebenflüsse sind der Yarmuk südlich vom See Genezareth u. der Serka (der Jabbok der Alten) in der Mitte zwischen diesem See u. dem Todten Meere. — Von den zahllosen geschichtlichen Erinnerungen, die sich an den J. knüpfen, ist bes. eine mit Vorliebe festgehalten worden: die Taufe Christi im J. durch Johannes. Für die Stätte derselben erklärt die Ueberlieferung einen Punkt wenig oberhalb des Todten Meeres, u. schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. galt das Baden an dieser Stelle für körperlich u. geistlich heilsam. Gegenwärtig ziehen an jedem Ostermontag mehrere Tausende von Jerusalem über Jericho nach dem „Badeplatz der Pilger", dessen Benutzung alle möglichen Wunderwirkungen zugeschrieben werden.

Jordan, Rudolf, einer der bedeutendsten der älteren Düsseldorfer Genremaler, geb. 1810 zu Berlin, bildete er sich Anfangs zum Stallmeister aus, bis ihn der Hofmaler Wilh. Wach bewog, sich der Malerei zu widmen. Da er jedoch hierin die Darstellung der Pferde den erhabeneren Gegenständen vorzog, so gab Wach ihn auf. Der junge J. blieb bei seiner Liebhaberei für die Pferde u. für die See u. malte zunächst 1829 ein Genrebild von der Insel Rügen, das so großen Beifall fand, daß er sich entschloß, seine Künstlerlaufbahn auf der Akademie in Düsseldorf fortzusetzen; Scenen aus dem Leben der Bewohner der Nordseeküsten, welche er alljährlich bereiste, bildeten von nun an den fast ausschließlichen Inhalt seiner Gemälde, die eine eben so scharfe Beobachtungsgabe wie ein tiefpoetisches Gemüth u. die gewissenhafteste Ausführung bei einem kräftigen, wirkungsvollen Kolorit zeigen. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind hervorzuheben: „Die Fischerfamilie" (1832), der durch die verschiedensten Nachbildungen bekannte „Heirathsantrag auf Helgoland" aus dem J. 1834, „Die zurückkehrenden Lootsen" (1835), „Das Lootsenexamen" (1842), „Der Brautzug in Nordholland" (1844), „Weiber holen ihre Männer zur Rettung eines gefährdeten Schiffes" (1845), „Die Rettung aus dem Schiffbruche" (1848), dazu noch aus den letzten Jahren „Das Altmännerhaus an der holländ. Küste", „Der Suppentag im Kloster", „Der Wittwe Trost", „Die Dämmerstunde" u. a. J. lieferte viele treffliche Aquarellen u. illustrirende Zeichnungen.

Jordan, Sylvester, deutscher Rechtsgelehrter u. Politiker, geb. als Sohn eines armen Schusters u. Neffe des Volksdichters Franz J. in dem zum Dorfe Arams gehörigen Weiler Omes bei Innsbruck 30. Dez. 1792; konnte durch Vermittlung des Pfarrers von Arams das Innsbrucker Gymnasium besuchen u. studirte seit 1813 in Landshut u. Wien die Rechte. Darauf ward er Sachwalter in Landshut, dann in München u. 1820 in Frankfurt a. M., von wo er 1821 nach Heidelberg ging, um sich hier zu habilitiren. Schon Michaelis 1821 aber wurde er außerord. Prof. in Marburg u. im folgenden Jahre ord. Prof. sowie Beisitzer des Spruchkollegiums das. Als Vertreter derselben Hochschule auf dem kurhess. Landtage (seit Okt. 1830) machte er sich um die Verfassung von 1831 hochverdient, zugleich aber bei der Regierung dadurch so mißliebig, daß diese, als es ihr nicht gelang, J. aus der Ständeversammlung fern zu halten, dieselbe 18. März 1833 auflöste, dann aber auch gegen J. wegen angeblich hochverrätherischer Umtriebe eine Untersuchung einleitete, ihn vom Amte entfernte u. gefangen setzen ließ. Erst 1843 erfolgte das Urtheil in erster Instanz; dasselbe lautete auf Kassation u. fünfjährige Festungsstrafe, doch ward J. im Okt. 1845 in oberster Instanz freigesprochen. Trotz solcher Verfolgungen, die in ganz Deutschland eine ungeheuere Aufregung hervorriefen, blieb J. seiner mild vermittelnden Gesinnung treu. Nachdem er 1848 am Vorparlament Theil genommen, wurde er als Geheimer Legationsrath zum kurhess. Bundestagsgesandten ernannt, auch im Juni von Fritzlar in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur liberalen Partei hielt. Der Wiedereintritt Hassenpflug's ins hess. Ministerium (Febr. 1850) hatte J.'s Abberufung aus Frankfurt zur Folge. Seitdem nahm er keinen unmittelbaren Antheil mehr am öffentlichen Leben.



Nr. 3562. Sylvester Jordan (geb. 30. Dez. 1792, gest. 15. April 1861).

Er starb zu Kassel 15. April 1861. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Versuche über allgemeines Strafrecht" (Marb. 1818); „Lehrbuch des allgemeinen u. deutschen Strafrechts" (ebd. 1831) u. „Die Jesuiten u. der Jesuitismus" (Alt. 1839). Auch veröffentlichte er seine „Selbstvertheidigung in der wider ihn geführten Kriminaluntersuchung" (Mannh. 1844). Vgl. auch Trinks u. Julius, „Sylvester J.'s, des Marburger Gefangenen, Leben u. Leiden" (Lpz. 1845).



Nr. 3563. Wilhelm Jordan (geb. 8. Febr. 1819).

Jordan, Wilhelm, deutscher Dichter u. Rhapsode, geb. zu Insterburg in Ostpreußen 8. Febr. 1819, studirte 1838—42 in Königsberg u. 1842—43 in Berlin zuerst Theologie, dann Philosophie u. Naturwissenschaften, widmete sich hierauf in Leipzig der freien schriftstellerischen Thätigkeit, ward aber 1846 nach mehreren Preßprozessen

aus Sachsen verwiesen u. nahm infolge dessen seinen Aufenthalt in Bremen. In den 48er Märztagen ging er als Berichterstatter einer Zeitung nach Paris, von wo er aber schon im April nach Berlin zurückkehrte. Hier ward er unter den Mitgliedern des Konstitutionellen Klubs einer der einflußreichsten Redner. In das Frankfurter Parlament gewählt, hielt er sich in demselben Anfangs zur Linken, trennte sich jedoch bald von ihr, um sich dem Centrum u. der Gagern'schen Partei anzuschließen. Im Nov. 1848 ward er Ministerialrath der Marineabtheilung des Reichshandelsministeriums, was er bis zur Versteigerung der deutschen Flotte durch den zu neuem Scheinleben wieder erweckten Bundestag blieb. Seitdem lebt er entweder ausschließlich mit poetischen u. wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt in Frankfurt a. M., od. reist umher u. trägt, ein wiedererstandener Rhapsode alter Zeiten, seine Dichtungen selbst öffentlich vor. Seine ersten lyrischen Dichtungen, wie „Glocke u. Kanone" (Königsb. 1841), „Irdische Phantasien" (ebd. 1842) u. a., haben meist eine politische Tendenz u. treten mit ihrem stürmischen Inhalt weit zurück hinter seinen späteren Werken, von denen „Demiurgos. Ein Mysterium" (Lpz. 1852—54, 3 Thle.) u. „Die Nibelungen" (Frankf. a. M. 1859—74, 2 Thle.) die bedeutendsten sind. Erstere, wesentlich dramatische Dichtung ist eine Art Faustiade, deren Wirkung nur durch ihren übermäßigen Umfang beeinträchtigt wird; die zweitgenannte Riesenarbeit, ein Epos in Stabreimen, welche J. mit Meisterschaft beherrscht, soll die alte Sage für das heutige Geschlecht neu beleben u. hat einen tiefen geistigen u. nationalen Gehalt. Außerdem sind zu nennen: die Tragödie „Die Wittwe des Agis" (Frankf. 1858); die Lustspiele „Die Liebesleugner" (ebd. 1855) u. „Tauschen täuscht" (ebd. 1856); die Schauspiele „Graf Dronte" u. „Der falsche Fürst" (ebd. 1856). Auch schrieb J. eine „Geschichte der Insel Haiti" (Lpz. 1846 ff., 2 Bde.), übersetzte Sophokles (1862) sowie die Sonette u. mehrere Dramen Shakespeare's u. A. m.

Jordanis od. Jordanes, früher in der Regel Jornandes genannt, spätlat. Geschichtschreiber gothischer Abkunft, in früheren Jahren Notar, später wahrscheinlich Bischof zu Croton, schrieb zwischen 551 u. 555 n. Chr. zwei noch erhaltene Geschichtswerke, von welchen das eine „De origine mundi", eine bis 551 geführte Weltchronik, nur einen geringen Werth hat, da sie nur anderweit u. besser Bezeugtes im Auszuge wiederholt. Dagegen ist das andere, „De rebus Geticis", eine Geschichte des Gothenvolkes bis zum Untergang des Ostgoth. Reichs in Italien, trotz vielfacher Flüchtigkeiten u. Ungenauigkeiten sehr werthvoll als ein Auszug aus dem verloren gegangenen wichtigen Originalwerke des Cassiodorus über diesen Gegenstand. In formeller Hinsicht stehen beide Werke auf einem gleich niedrigen Standpunkte. Letzte Gesammtausgabe in Muratori's „Scriptores rerum Ital., tom. I"; Sonderausgabe der zweiten Schrift von C. A. Closs (Stuttg. 1861).

Jörg, Johann Christian Gottfried, ein bes. um die Geburtshülfe verdienter Mediziner, geb. zu Predel bei Zeitz 24. Dez. 1779; studirte seit 1800 in Leipzig, habilitirte sich das. 1805 u. war seitdem auch als praktischer Arzt thätig. Im J. 1810 wurde J. Prof. der Geburtshülfe u. Direktor der Leipziger Entbindungsschule, errichtete später auch eine Orthopädische Anstalt in derselben Stadt, in der er 20. Sept. 1856 starb. Die Orthopädie verdankt ihm die Einführung milderer Methoden u. Maschinen, u. um die Geburtshülfe machte er sich nam. dadurch verdient, daß er beim Geburtsakte der Naturthätigkeit wieder zu ihrem Recht zu verhelfen suchte u. die operative Hülfe nur auf den Nothfall beschränkt wissen wollte. Von seinen darauf bezüglichen u. anderen Schriften sind bes. zu nennen: „Ueber die Verkrümmungen des menschlichen Körpers" (2. Aufl., Lpz. 1816); „Lehrbuch der Hebammenkunst" (4. Aufl., ebd. 1841); „Handbuch der Geburtshülfe" (3. Aufl., 2 Bde., ebd. 1833—35); „Handbuch der Krankheiten des Weibes" (3. Aufl., ebd. 1831); „Handbuch zum Erkennen u. Heilen der Kinderkrankheiten" (2. Aufl., ebd. 1836); „Iudicibus medicisque forensibus viam ac rationem peccata ab obstetricibus vel medicis in curandis gravidis, parturientibus et puerperis contra artis obstetriciae praecepta commissa eruendi explicavit" (ebd. 1845); „Der Mensch auf seinen körperlichen, gemüthlichen u. geistigen Entwickelungsstufen" (ebd. 1845); „Die Ehe aus dem Gesichtspunkte der Natur, der Moral u. der Kirche" (mit Tzschirner ebd. 1819); „Zehn Gebote der Diätetik" (ebd. 1847); „Gesundheitskatechismus" (ebd. 1850) u. „Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung" (3. Aufl., ebd. 1850).

Jörg, Joseph Edmund, deutscher Geschichtschreiber, Publizist u. Abgeordneter, Führer der ultramontanen Partei in Bayern, geb. zu Immenstadt im Algäu 23. Dez. 1819; studirte in München zuerst Theologie, dann Geschichte, war lange Zeit Döllinger's Amanuensis bei dessen historischen Arbeiten u. wurde im Nov. 1852 Vorstand des königl. Kreisarchivs auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Seit 1865 Mitglied der 2. bayer. Kammer, war er auf den Landtagen von 1870 u. 71 erster Kammersekretär u. Referent der Majorität, bez. der sog. Patrioten, in der Adreß-, Kriegs- u. Vertragsverhandlung; als Mitglied des Zollparlaments (1867) gehörte er zur „Süddeutschen Fraktion"; als Mitglied des Deutschen Reichstags (seit 1874) schloß er sich dem „Centrum" an; J. verbindet in Rede u. Schrift mit einem großen Scharfsinn u. reichem historischen Wissen einen glühenden Fanatismus für die Sache Roms; unansehnlich von Gestalt u. leise sprechend, liebt er es doch, in parlamentarischen Debatten seine Gegner mit einer Rücksichtslosigkeit anzugreifen, die selbst von seinen ultramontanen Freunden gemißbilligt wird; die Offenheit, mit welcher er die Pläne seiner eigenen Partei enthüllte, führte in der Reichstagssitzung vom 4. Dez. 1874 zu einer der stürmischsten Scenen in der Geschichte des Deutschen Parlamentarismus. Seit Juni 1852 leitete J. auch die Redaktion der Münchener „Historisch-politischen Blätter", für die er zahlreiche Abhandlungen verfaßt hat. Außerdem schrieb er u. A. eine archivalische „Geschichte des großen Bauernkriegs" (Freib. i. Br. 1850); eine „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwicklung" (2 Bde., ebd. 1857), eine „Geschichte der sozial-polit. Parteien in Deutschland" (ebd. 1867); ferner: „Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—26" (ebd. 1851), „Der Irvingianismus" (Münch. 1856) u. „Die neue Aera in Preußen" (Regensb. 1860).

Joruba, Negerreich der Goldküste, im O. von Benin, im N. von den Fellatastaaten Burgu u. Nupe, im W. von Dahomeh, im S. vom Golf von Benin begrenzt, umfaßt 875 □M. u. bildet im östl. Theile schöne, malerische, oft parkähnliche Gebiete, während sich im W. aus weiten, mit dichtem Urwalde u. undurchdringlichem Dschungel bedeckten Hochflächen von 600 m. Höhe Bergzüge bis zu 1000 m. erheben. Der schönste u. ergiebigste Distrikt ist der von Jagba. Die auf 3 Mill. geschätzten, dem Stamme der Nagos angehörenden Bewohner werden als bescheiden u. gastfrei, fleißig u. sparsam geschildert. Die Regierung ist durchaus despotisch, doch hat der bis zu Anfang dieses Jahrh. mächtige Staat durch Sklavenjagden wie durch das Einbrechen der mohammed. Fellata, welche den nördlichen Theil verwüsteten u. besetzten u. Illorin zu ihrer Hauptstadt machten, seine Macht völlig verloren. Hauptstadt des neuen Reiches ist Abeokuta, andre Orte von Bedeutung Ibadan (s. d.), Ischin u. das als Palmölhafen wichtige Eko od. Lagos (s. d.).

Jorullo, Vulkan im mexikan. Staate Mechoacan, im S. von Ario, zwischen den Vulkanen Toluca u. Colima gelegen, hat eine Höhe von 512 m. über der Hochebene u. 1300 m. über dem Meere. Seine Entstehung ist eine der merkwürdigsten Bodenerhebungen. Nachdem schon 29. Juni 1759 die Ebene durch gewaltige Erdbeben erschüttert worden war, erreichte diese Erscheinung 29. Sept. ihren Höhepunkt; an einem Tage erfolgten 17 Erdbeben; der Boden erhob sich unter fortdauerndem, furchtbarem Getöse in einer Ausdehnung von 3—4 □M., wie eine riesenhafte Blase anschwellend; bildete zahlreiche Risse, in deren glühende Schlünde die Flüsse der Gegend stürzten u. aus denen Lavaströme sich über die umliegenden Ortschaften u. Felder ergossen; die Eruptionen dauerten noch mehrere Jahre fort. Alexander v. Humboldt besuchte 1804 diese Stätte der gewaltigsten vulkanischen Thätigkeit u. fand die Landschaft nach allen Richtungen mit kleinen 2—3 m. hohen Kegeln übersäet, welche, von den Eingeborenen hornitos (Oefen) genannt, 10—14 m. hohe Rauchsäulen entsendeten. Unter den 6 größeren Hügeln war der J. der höchste. Obgleich seit der Entstehung dieses Vulkans kein weiterer Ausbruch erfolgt ist, nur aus den Spalten noch Rauch emporsteigt u. die Umgegend wieder besiedelt ist, so zeigte die Lava sich 1824 doch noch sichtbar dampfend u. 1846 entstiegen ihr noch einige Fumarolen.

Josaphat, Sohn Assa's, König von Juda 914—890 v. Chr.; machte sich um die Verwaltung seines Reiches verdient durch die Bestellung von Richtern in den Provinzen u. die Errichtung eines levitischen Gerichtshofs in Jerusalem. Mit dem sonst feindlichen Reiche

Israel, mit dessen Königshause J. verschwägert war, lebte er in Frieden u. half sogar dem israelitischen König Ahab gegen die Syrer u. dessen Sohne Joram gegen die Moabiter. Der Versuch, die Schiffahrt nach dem Goldlande Ophir vom Rothen Meere aus zu erneuern, nachdem sie mit Salomo aufgehört hatte, blieb ohne Erfolg. Das Thal Josaphat, d. i. das obere Kidronthal westl. von Jerusalem, hat den Namen von der Weissagung Joel 3, 17, nach welcher das Weltgericht im Thale Josaphat (d. h. „Jehova richtet") stattfinden soll. Diese Benennung des Kidronthales stammt aber erst aus nachchristl. Zeit.

Joseph, der 11. Sohn des Patriarchen Jakob, der erstgeborene seiner Lieblingsgattin Rahel u. als solcher zugleich der Lieblingssohn seines Vaters. Die hochpoetische Erzählung der Bibel von den Träumen des J., seinem Verkauf durch die eignen Brüder u. seinen Schicksalen in Aegypten bis zur Wiedervereinigung mit seinem Vater ist bekannt. Obwol sich in den ägypt. Hieroglyphenischriften bis jetzt noch keine Spur von Joseph gefunden hat, so muß doch dieser Bericht in seinen wesentlichen Zügen für geschichtlich angesehen werden; bestätigen doch auch die alten Schriftsteller (bes. Herodot) das angeblich von J. in Aegypten eingeführte Lehns- u. Steuerwesen. Außerdem entspricht auch der Titel J.'s, welchen Luther mit „heimlicher Rath" übersetzt, dem ägypt. psotomphenech, d. h. „Erhalter des Lebens". Ueberhaupt verräth die ganze Erzählung die genaueste Bekanntschaft mit ägypt. Zuständen u. Sitten. Nach der hebräischen Stammsage starb J. im Alter von 110 Jahren. Nach seinem Wunsche wurden seine Gebeine schließlich in Sichem, der einstigen Wohnstätte seines Vaters, beigesetzt. Als Stamm zerfiel J. in die nach seinen Söhnen genannten Stämme Ephraim u. Manasse (s. d.).

Joseph, nach der evangelischen Vorgeschichte bei Matthäus u. Lukas zur Zeit der Geburt Jesu der Verlobte der Maria u. somit Pflegevater Jesu, ein Abkömmling des Stammes David u. Sohn Eli's. Uebrigens sind alle drei Evangelien (Matth., Mark., Luk.) gegen die übliche katholische Darstellung darin einig, daß J. wenigstens nach Jesu Geburt mit Maria verehlicht war u. mehrere Kinder gehabt hat, daher er auch in der Meinung der Zeitgenossen als der Vater Jesu galt. Nach Matth. 13, 55 betrieb er das Handwerk eines Zimmermannes, welches Mark. 6, 3 auch Jesu selbst beigelegt wird. J. erscheint zuletzt bei der Festreise mit dem 12jährigen Jesus nach Jerusalem u. muß also frühzeitig gestorben sein. In den bildlichen Darstellungen aus dem Leben Jesu wird er fast stets als alter Mann dargestellt, der sich Maria u. dem Jesuskinde anbetend unterordnet. Die dürftigen Nachrichten über ihn in den Evangelien ergänzten theils die sagenhaften apokryphischen Evangelien, theils die Schmähsucht der Juden. Nach den ersteren war er Wittwer (daher die Geschwister Jesu in den Evangelien) u. zwar mit einer gewissen Salome verheirathet gewesen; erst in hohem Alter ging er mit der zur ewigen Jungfrauschaft bestimmten Tempeljungfrau Maria eine Scheinehe ein, um derselben als Sittenwächter u. Pfleger zu dienen. Die spätere Sage träumte sogar die Unsündlichkeit u. schließliche Himmelfahrt J.'s. Eine weitverbreitete jüd. Sage hingegen erklärte ihn für dieselbe Person mit einem Soldaten Pandira od. Panthera, der mit Maria, der Gattin Stada's, in Ehebruch gelebt habe. Natürlich hat diese grundlose Erdichtung nur in dem Christenhaß ihre Wurzel.



Nr. 3564. Der Vulkan Jorullo in Mexiko.

Joseph von Arimathia, d. h. wahrscheinlich von Ramathaim Zophim im Stamme Ephraim, heißt in den Evangelien ein reicher Mann in Jerusalem, der sich nach Jesu Kreuzigung den Leichnam desselben von Pilatus erbittet, um ihn in seinem neuen Felsengrabe beizusetzen; er war ein Mitglied des Hohen Rathes u. ein Anhänger Jesu, der sich aber (Joh. 19, 38) aus Furcht vor den Juden nicht öffentlich für ihn erklärte.

Joseph I., römisch-deutscher Kaiser 1705—1711, geb. den 26. Juli 1678 zu Wien, genoß unter der Leitung einsichtiger Männer eine freiere Erziehung, als sie sonst an dem unter jesuitischen Einflüssen stehenden Hofe Leopold's I. zu erwarten war; doch lenkte auch er später wieder einigermaßen nach dieser Richtung hin ein. Als Thronfolger in Ungarn ward er schon 1687, als röm. König 1690 gekrönt u. führte 1702 u. 1704 das Kommando bei zwei erfolgreichen Belagerungen von Landau in dem Span. Erbfolgekriege. Bereits waren 1704 durch die Schlacht bei Hochstädt die Franzosen wenigstens aus Süddeutschland hinausgeschlagen; doch verursachte ein von ihnen unterstützter Aufstand der Ungarn erhebliche Schwierigkeiten. Die Beilegung der letzteren erlebte J. nur eben gerade noch; dagegen errang er im Kriege gegen Frankreich, in dem er weit größere Energie als sein

Vater entwickelte u. nam. dem Prinzen Eugen von Savoyen sein volles Vertrauen u. ausreichende Unterstützung gewährte, erhebliche Erfolge. Durch die Schlacht bei Turin (1706) wurden die Franzosen zur Aufgabe Italiens gezwungen (1707) u. erlitten 1706—1709 in den Niederlanden durch Marlborough u. Eugen eine Reihe von Niederlagen, welche Ludwig XIV. veranlaßten, wiederholt unter den demüthigendsten Bedingungen um Frieden zu bitten, während der Kaiser dessen Anhänger, die Kurfürsten von Bayern u. Köln (1706) u. den Herzog von Mantua (1708), ächtete u. über Bayern zu Gunsten Oesterreichs u. seiner Bundesgenossen (Pfalzneuburg, Marlborough 2c.) verfügte u. Mantua nach dem Tode des Herzogs (1708) einzog. Den Papst zwang J. (1709) zum Anschluß an seine Sache u. wußte sich mit Karl XII. von Schweden (1706—1707), welcher in Schlesien u. Sachsen eingebrochen war, dadurch zu vergleichen, daß er vorübergehend den schlesischen Protestanten eine größere Religionsfreiheit gewährte. J. starb unerwartet 17. April 1711 zu Wien an den Blattern, indem er die Kaiserwürde seinem Bruder Karl VI. (s. d.) hinterließ. Er war ein gebildeter u. wohlwollender Herrscher; den Handel hob er durch die Errichtung einer Staatsbank; unter ihm wurde ferner zu Wien die Akademie der Künste gestiftet; dem Landvolke brachte seine Regierung eine wesentliche Milderung der Leibeigenschaft. Das von ihm erbaute Schloß zu Schönbrunn legt beredtes Zeugniß ab von seinem Geschmack u. seiner Prachtliebe (Abb. s. Bd. III, Nr. 2336).

Joseph II., röm.-deutscher Kaiser 1765—1790, ward 13. März 1741 als ältester Sohn Franz Stephan's u. der Maria Theresia von Oesterreich geboren, zu einer Zeit, wo der Fortbestand der Dynastie ernstlich durch den Oesterr. Erbfolgekrieg in Frage gestellt war. Seine Mutter trug ihn auf dem Arme, als sie wenige Monate später auf dem Reichstage zu Presburg die Ungarn zu ihrer Rettung aufrief. Von früher Jugend an zeigte J. bei glänzenden Anlagen eine geradezu leidenschaftliche Wißbegierde, doch auch einen starken Eigenwillen, der leicht in unzeitgemäße Hartnäckigkeit ausartete. Die Betheiligung am Siebenjährigen Kriege versagte ihm trotz seines lebhaften Wunsches die Besorgniß seiner Eltern, dagegen bekam er 1761 Sitz u. Stimme im Staatsrath u. ward im Frühjahr 1764 zum röm. König u. nach dem Tode seines Vaters 18. Aug. 1765 zum röm. Kaiser erhoben. Da Maria Theresia auch ihm, trotz des Mitregententitels, nur die Leitung des Kriegsdepartements u. das Großmeisterthum der Ritterorden überließ, richtete sich sein rastloser Thätigkeitstrieb zunächst vorwiegend auf die Reichsangelegenheiten; doch mußte es wegen der Eifersucht der Reichsfürsten auf jede Verstärkung der — mit der Zeit zum bloßen Schattenbilde herabgesunkenen — kaiserlichen Gewalt sowol in Bezug auf die Reform des Reichskammergerichts, als auch auf die Wiederherstellung alter kaiserl. Gerechtsame, wie des Panisbriefes u. des Einflusses auf die Besetzung der Bisthümer 2c., bei bloßen Versuchen bleiben. Kein Wunder, daß sich J. immer mehr der ausschließlichen Vertretung spezifisch österr. Interessen zuwendete. In dieser Richtung wußte er doch auch zeitweilig, zum Theil im Bunde mit Kaunitz, den er später gleichfalls als Minister beibehielt, seine vorsichtige Mutter mit fortzureißen. Er trieb sie bes. zur Betheiligung an der ersten Theilung Polens 1772 (Oesterreichs Beutetheil: Galizien u. Lodomirien), nachdem er zuvor zum Zeichen der neuen Wendung der Politik zwei Zusammenkünfte mit dem von ihm hochverehrten Friedrich d. Gr., 1769 in Neiße u. 1770 in Mährisch-Neustadt, gehabt hatte. Eine günstige Gelegenheit zur Abrundung des Staates schien 1777 das Aussterben des bayr. Kurhauses zu bieten, dessen Rechtsnachfolger, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, auch durch einem Vertrag bedeutende Gebietstheile (Niederbayern, Leuchtenberg, Mindelheim 2c.) abtrat. Als der zukünftige Erbe des Letzteren, Karl von Pfalz-Zweibrücken, dagegen Preußen um Hülfe anrief u. dieses Einspruch erhob, war J. zum Kriege entschlossen. Er begab sich selbst zu der Armee, welche 1778—79 in dem kurzen, sog. Bayr. Erbfolgekriege in Nordböhmen u. an der schles. Grenze gegen die Preußen u. Sachsen focht, bis seine Mutter sehr wider seinen Willen den Frieden zu Teschen abschloß (13. Mai 1779), gemäß welchem sich Oesterreich mit dem Innviertel begnügen mußte. In der Folge trug J. lebhaft Sorge für die Sicherung von Nordböhmen durch die Festungen Theresienstadt, Josephstadt, Königgrätz, wie auch sonst für die Befestigung der Reichsgrenzen. Nach Uebernahme der Selbstregierung (29. Nov. 1780) vernichtete er sofort eigenmächtig das seit dem Utrechter Frieden bestehende Recht der vereinigten Niederlande, in gewissen Festungen der österr. Niederlande zum Schutz gegen Frankreich Besatzungen zu halten (der sog. Barrièretraktat), u. versuchte die Freiheit der Schelde zu erzwingen, doch mußte er sich 1785 unter franz. Vermittelung durch den Vertrag zu Versailles mit einer Geldsumme von 10 Mill. Gulden abfinden lassen. Ein neuer Versuch, Bayern vom Kurfürsten Karl Theodor gegen die österr. Niederlande u. den burgundischen Königstitel einzutauschen, scheiterte wieder an dem Einspruch Preußens u. führte sogar zur Bildung einer starken oppositionellen Macht im Reiche in Gestalt des Deutschen Fürstenbundes unter der Führung Friedrich's d. Gr. (1785). Bei der wachsenden Spannung gegen Preußen suchte J. um so eifriger Fühlung mit Rußland zu gewinnen; er wollte wenigstens im O. Erwerbungen machen, zugleich aber auch Rußland dort nicht allein übermächtig werden lassen. Nach einer ersten Besuchsreise zur Kaiserin Katharina II. 1780 hatte er 1787 eine zweite Zusammenkunft mit ihr in Cherson u. nahm von 1788 an als ihr Bundesgenosse Theil an dem Kriege gegen die Türken. Doch entsprach der Fortgang des Krieges nicht recht diesen Hoffnungen u. den darauf gewandten Mitteln. J., der Anfangs selbst beim Heere war, holte sich dort den Todeskeim. Zugleich drohte Preußen im Bunde mit England zum Schutze der Türken mit Krieg, u. an verschiedenen Punkten des österr. Staates selbst war offener Aufruhr ausgebrochen od. stand nahe bevor. J. hatte bei seinen Reformversuchen durchaus wohlwollende Absichten, in der Ausführung verletzte er aber häufig durch Rücksichtslosigkeit gegen die bestehenden Verhältnisse; in Ungarn u. den Niederlanden regte sich das Nationalgefühl gegen ihn auf u. die Verbitterung im Volke gegen seine Verordnungen wurde nicht selten noch durch Beamte gesteigert, die die scharfe Kontrole des Kaisers unbequem fanden. J. war der ausgesprochenste Vertreter der Regierungsgrundsätze des „aufgeklärten Despotismus", der soeben in der Person Friedrich's d. Gr. die glänzendsten Triumphe gefeiert hatte. Erfüllt von den Ideen der Humanität, betrachtete sich J., wie Friedrich d. Gr., als den ersten Diener des Staates, dessen Wohle er seine ganze Kraft zu opfern habe. Aber wenn es natürlich schon an sich nicht an Mißgriffen unter seinen Maßregeln fehlen konnte, so kamen auch in ihm die inneren Widersprüche jener Regierungsart am schroffsten zum Ausdruck, d. i. mit ihrer rücksichtslosen Hintansetzung alles historisch Ueberlieferten, sofern es den eignen Lieblingstheorien entgegen zu stehen schien, u. mit einer Anwendung der unumschränkten Herrschergewalt, die um so schonungsloser ausfiel, je mehr ihr Inhaber sich an Einsicht u. Lauterkeit der Absichten den Massen überlegen fühlte. Dazu kam bei J. — als ob es ihm geahnt hätte, wie kurze Zeit ihm für seine Thätigkeit beschieden sein würde — eine Ueberstürzung in seinen Anordnungen, die schließlich, indem sie schon Früchte sehen wollte, wo kaum der Boden zur Aussaat bereitet war, ihm selbst am meisten schadete. Trotzdem verdankt diesem edlen Kaiser Oesterreich eine Menge bedeutsamer Neuerungen im Heere, in der Verwaltung u. in der Gesetzgebung. So lange Maria Theresia lebte, war J.'s Wirkungskreis sehr beschränkt. Er reorganisirte das Kriegswesen, worin hauptsächlich Lascy sein Lehrer gewesen war; außer seinen Kronländern bereiste er zum Theil wiederholt Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande, Rußland — meist unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, ohne alles offizielle Gepränge, dagegen überall persönlich Kenntniß nehmend von dem Stande der Verwaltung u. der öffentlichen Angelegenheiten. Die von seinem haushälterischen Vater ererbten 22 Millionen österr. Staatspapiere ließ er zu Gunsten der Staatskasse verbrennen u. gab Domänen, die jener erworben hatte, unentgeltlich zurück. Der Hofhalt wurde eingeschränkt, der Zutritt zu ihm selbst Jedem gestattet u. jeder Zweig der Staatsverwaltung seiner persönlichen Kontrole untergeordnet. Nach dem Tode seiner Mutter gab er der inneren Politik ein durchaus centralistisches Gepräge. Deutsch sollte die allgemeine Amtssprache werden, keinerlei fremde Gewalt von außen her, wie es namentlich mit mehreren bischöflichen Sprengeln der Fall war, mehr in den Staat hineinreichen. Zu diesem Zwecke wurde, wie z. B. gegen

den Bischof von Passau, auch die Anwendung militärischer Zwangsmaßregeln nicht gescheut. Keine päpstliche Verordnung sollte ohne landesherrliche Genehmigung (Placet) verkündigt werden dürfen, die Berufung nach Rom in geistlichen Dingen aufhören. Im Staate sollten Gleichheit vor dem Gesetz u. gleiche Strafen für alle Stände gelten, der Justizgang beschleunigt, das geltende Recht in bürgerlichen u. peinlichen Sachen neu kodifizirt werden; u. in der That wurden zu Alledem vielversprechende Anfänge gemacht. Die Leibeigenschaft ward aufgehoben u. durch das Toleranzedikt vom 13. Okt. 1781 den Protestanten u. griech. Katholiken bürgerliche Gleichheit u. Duldung gewährt. Die Juden erhielten die Möglichkeit einer bürgerlichen Existenz. Auch das Steuerwesen sollte in gerechterer Weise umgestaltet werden; zum Zweck einer gleichmäßigen u. allgemeinen Erhebung der Grundsteuer ward eine umfassende Vermessung des Reiches eingeleitet, die freilich an vielen Orten ebenso hartnäckigen Widerstand fand, als der Versuch zur Einführung einer Art von Konskription zur Ergänzung des Heeres. Jede nützliche Beschäftigung fand beim Kaiser Anerkennung u. Unterstützung, so namentlich der Ackerbau, den J. auf der Reise nach Neiße 1769 persönlich dadurch ehrte, daß er bei Preßnitz in Mähren seinen Wagen verließ u. eine Zeit lang den Pflug eines Ackermanns führte, u. die einheimische Industrie, zu deren Schutz vor Allem Prohibitivzölle im Sinne des Merkantilsystems errichtet wurden. Das Letztere brachte allerdings eine Menge polizeilicher Ueberwachungsmaßregeln u. Plackereien mit sich, die durch eine bedeutende Erleichterung der Censurgesetze kaum recht aufgewogen wurden. Die Erzeugnisse dieser annähernden Preßfreiheit richteten sich zuletzt zum großen Theil sogar gegen den Kaiser. Aller Müßiggang sollte aufhören; daher die Aufhebung von 700 Klöstern mit 36,000 Insassen, die weder gelehrte Studien, noch Unterricht, noch Krankenpflege betrieben. Allerdings blieben selbst so noch 1324 Klöster mit 27,000 Insassen bestehen. Die Festtage u. Prozessionen wurden beschränkt, die Landessprache im kath. Gottesdienst an die Stelle der lateinischen gesetzt, die Ausbildung der Geistlichen unter die Aufsicht des Staates gestellt. Es nützte dem Papste Pius VI. nichts, daß er sich im Frühjahr 1782 selbst nach Wien auf den Weg machte u. dort einen Monat lang aufhielt, um den Kaiser zur Zurücknahme dieser Maßregeln zu bewegen. Doch unterstützte andrerseits J. die unter den deutschen Bischöfen entstandene autonomistische Bewegung, die ihren schärfsten Ausdruck in der sog. Emser Punktation 1786 fand, nicht energisch genug. Den härtesten Widerstand fanden seine Verfügungen in Tirol, in Ungarn, wo zuletzt nur wenig am Ausbruch des offenen Aufstandes fehlte, u. in den österr. Niederlanden, wo nach mehrjährigen Unruhen die Revolution seit 1789 siegreich auftrat, so daß nur Luxemburg von den Kaiserlichen behauptet werden konnte, während die westl. Provinzen sich unabhängig erklärten. Mitten in diesen verwickelten Verhältnissen starb J. an der Auszehrung 20. Febr. 1790 zu Wien, nachdem er noch kurz zuvor zur Beschwichtigung der Leidenschaften einen großen Theil seiner Maßregeln hatte zurücknehmen müssen, erschöpft u. enttäuscht von dem Undank Derer, welche er sich zu Danke verpflichtet glaubte. J. war zweimal vermählt gewesen, mit Maria Isabella von Parma (6. Okt. 1760; gest. 27. Nov. 1763) u. mit Josepha Maria von Bayern (22. Jan. 1765; gest. 28. Mai 1767). Seine einzigen zwei Töchter (erster Ehe) waren in jugendlichem Alter gestorben. So folgte ihm, auch in der Kaiserwürde, sein Bruder Leopold II., bisher Großherzog von Toscana (seit 1765). — J.'s Bestrebungen werden ebenso treffend bezeichnet durch seinen Wahlspruch „Virtute et exemplo" (durch Tugend u. Beispiel), wie durch die Inschrift seines Reiterstandbildes in Wien: „Josepho secundo, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus" (J. II., welcher dem Wohle des Staates nicht lange, doch gänzlich gelebt hat). — Vgl. die Biographien J.'s von Pezzl (Wien 1790), C. Paganel (deutsch v. Fr. Köhler, 2 Bde., Leipzig 1844), A. J. Groß-Hoffinger (Lpz. 1847), C. T. Heyne (2 Bde., Lpz. 1847. 48), K. Ramshorn (2. Aufl., Lpz. 1861), H. Meynert (Wien 1862). Von größter Wichtigkeit zur Kenntniß seines Charakters u. seiner Politik ist sein Briefwechsel; eine ältere Sammlung von Briefen erschien Leipzig 1821 (u. wiederholt); neuerdings erschien sein Briefwechsel mit Katharina II. von Rußland (herausg. von A. v. Arneth, Wien 1869), mit seinem Bruder Leopold (herausg. von demselben, 2 Bde., Wien 1872), mit Kaunitz (herausg. von A. Beer, Wien 1873), mit Cobenzl u. Kaunitz (franz., herausg. von S. Brunner, Mainz, Paris u. Brüssel 1871). (Abb. s. Bd. III, Nr. 2340.)

Joseph Bonaparte, Graf v. Survilliers, älterer Bruder Napoleon's I. (s. d.), geb. zu Corte auf Korsika (7. Jan. 1768), flüchtete sich 1793 mit seiner Mutter nach Marseille, wo er 1. Aug. 1794 Julie Marie Clary (geb. 26. Dez. 1777), die Tochter eines Seidenfabrikanten u. Schwägerin Bernadotte's (s. d.), heirathete. Auf Verwenden seines Bruders ward er 1797 Vertreter der franz. Republik zuerst in Parma, dann in Rom, das er jedoch heimlich verließ, nachdem ein franz. General an seiner Seite ermordet worden war. Hierauf zum Mitglied u. Sekretär des Rathes der Fünfhundert u. nach dem Staatsstreiche vom 18. Brumaire zum Staatsrath u. Tribun ernannt, schloß er mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Namen Frankreichs 1800 einen Friedens- u. Handelsvertrag u. unterzeichnete 1801 den Frieden von Luneville sowie 1802 den von Amiens. Als sich Napoleon zum Kaiser gemacht, ernannte er J. zum Senator, verlieh ihm den Prinzenrang u. erhob ihn zum Großwahlherrn von Frankreich. Im Jan. 1806 mit Massena an die Spitze des gegen Neapel bestimmten Heeres gestellt, bemächtigte sich J. 14. Febr. der Hauptstadt u. empfing dort 30. März das Dekret seines Bruders, durch welches er König beider Sizilien wurde (über seine Regierung s. den Artikel „Neapel"). Doch schon 6. Juni 1808 versetzte ihn Napoleon's Machtwort auf den Thron von Spanien. Unter dem Schutze der franz. Armee zog J. 20. Juli in Madrid ein, bereits 30. Juli jedoch wurde er durch einen furchtbaren Volksaufstand gezwungen, es wieder zu verlassen. Er kehrte zwar 22. Dez. zurück, doch fühlte er sich in seiner Residenz stets so unsicher, daß er seiner Gemahlin u. seinen Kindern nie erlaubte, nach Madrid zu kommen, u. 11. Aug. 1812 vertrieben ihn die Siege der Spanier u. Engländer abermals. Sein dritter Aufenthalt in Madrid währte nur von Ende Oktober 1812 bis 17. März 1813; an diesem Tage verlegte er seine Residenz nach Vittoria, aber nur um nach seiner Niederlage durch Wellington (21. Juni) dem Lande, wo er keine ruhige Stunde gehabt, auf immer den Rücken zu kehren (s. den Artikel „Spanien"). Hierauf lebte er auf seinem Landgute Morfontaine, bis er im Jan. 1814 als Generalleutnant des Reichs den Oberbefehl über die Nationalgarden übernahm. Am 30. März dess. Jahres ermächtigte er die Marschälle zur Kapitulation von Paris. Er selbst ging auf ein Landgut im Waadtland, kehrte aber während der Hundert Tage nach Paris zurück u. wurde Präsident des Regierungsrathes. Nach der Schlacht bei Waterloo schiffte er sich nach Nordamerika ein, wo er sich als ein Graf v. Survilliers im Staate New-Jersey ankaufte. Seit 1832 lebte er in London, bis er 1841 sich nach Italien wendete, wo er 28. Juli 1844 starb. Wie Hieronymus (s. d.) war J. seinem Bruder Napoleon sehr ergeben, dem er sich durch seine Schlauheit u. Geschicklichkeit im Unterhandeln sehr nützlich machte; dagegen besaß er weder ein großes Feldherrntalent, noch war er ein guter Taktiker, auch fehlte ihm die nöthige Energie zum Regieren. Sein Privatleben war nicht musterhaft. Seine beiden Töchter s. in der „Stammtafel der Bonaparte's" im II. Bde., S. 1190. Vgl. A. du Casse, „Mém. et corresp. polit. et milit. du roi J." (Par. 1853—54, 8 Bde.).

Josephine, Marie Rose, Kaiserin der Franzosen, geb. 23. Juni 1763 zu Trois Ilets auf der Insel Martinique (franz. Westindien), war die Tochter des dortigen Hafenkapitäns Joseph Tascher de la Pagerie u. kam 15 Jahre alt nach Frankreich, dem Heimatslande ihrer Familie. Ungemein anmuthig in ihrem ganzen Wesen, gewann sie dort das Herz des Vicomte Alex. de Beauharnais (s. d.), der sie 3. Dez. 1779 heirathete, u. dem sie Eugen, den nachmaligen Herzog von Leuchtenberg (s. d.), u. Hortense (s. d.), die spätere Königin von Holland, gebar. Ihr Gemahl zählte zu den Opfern der Schreckenszeit: er ward 23. Juli 1794 guillotinirt. Auch sie selbst brachten ihre Bemühungen zu seiner Rettung ins Gefängniß; sie theilte dasselbe mit der Geliebten Tallien's (s. d.), u. dieser hatte sie denn auch nach dem Sturze Robespierre's (9. Thermidor), zu dem Tallien hauptsächlich mitgewirkt hatte, ihre Befreiung zu verdanken. Sie trat nun in vertraute Beziehungen zu Barras (s. d.), der die Konfiskation ihres

großen Vermögens verhinderte. Durch ihn auch lernte Bonaparte sie kennen, u. es war nicht blos ihr Reichthum u. der Besitz mächtiger Protektion, die ihn an die zwar ältere, aber schöne Frau fesselten. Am 8. März 1796 ließ er sich durch Civilakt mit ihr trauen, u. kaum war er 12 Tage später als Obergeneral nach Italien abgegangen, als er J. zu sich rief. Sie blieb nun auf der wunderbaren Siegeslaufbahn Bonaparte's an seiner Seite, bis derselbe den Feldzug nach Aegypten unternahm. Währenddeß lebte sie im Lustschlosse Malmaison, das sie von einem Herrn Lecouteur gekauft hatte. Nach Bonaparte's Rückkehr wußte J. viel zu seinen politischen Erfolgen beizutragen. Sie bezog mit ihm nach dem 18. Brumaire den Palast Luxembourg, begleitete ihn als Ersten Konsul 1800 in die Tuilerien u. ließ sich auch 2. Dez. 1804, aber nicht ohne trübe Ahnung, von Napoleon die Kaiserkrone aufsetzen. J. hatte ihrem zweiten Gemahl keine Kinder geschenkt; da nun Napoleon zur Befestigung seiner Dynastie einen Thronerben wünschte, so glaubte er der Staatsklugheit das schwere Opfer einer Trennung von der Gefährtin seiner glücklichsten u. ruhmvollsten Tage bringen zu müssen, doch kostete es lange Zeit u. harte Kämpfe, bis auch J. einwilligte. Am 15. Dez. 1809 erfolgte die bürgerliche u. 9. Jan. 1810 die kirchliche Scheidung. Mit dem Titel einer verwittw. Kaiserin zog sich J. nach Navarre bei Evreux zurück. Dort od. in Malmaison lebte sie ihrem ungeschwächten Interesse für Napoleon, mit dem sie auch in Briefwechsel blieb u. der sie selbst nach seiner Vermählung mit Marie Luise von Oesterreich öfters besuchte. Ueber sein Unglück vermochte nichts sie zu trösten, auch nicht die warme Verehrung, welche die fremden Monarchen, Feldherren u. Staatsmänner für sie an den Tag legten. Nachdem sie den Einzug der Verbündeten in Paris erlebt hatte, sollte ihr wenigstens der Traum der „Hundert Tage" mit seinem gräßlichen Zusammensturz erspart bleiben: J. starb zu Malmaison 29. Mai 1814. Auf dem Friedhofe des nahen Dorfes Ruelle ward sie mit militärischen Ehren bestattet; Vertreter der alliirten Mächte gaben ihr das letzte Geleit. Ihre Kinder Eugen u. Hortense errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal. Mit J. hatte Napoleon seinen guten Genius von sich gestoßen; überhaupt ist sie es allein, welche der Geschichte der Napoleoniden das giebt, was sonst derselben fehlen würde: den Schimmer idealer Menschlichkeit, den versöhnenden Glanz der Poesie. Vgl. „Lettres de Napoleon à J. pendant la première campagne d'It., le consulat et l'empire" (Par. 1827); „Lettres de J. à Napoléon et à sa fille" (ebd. 1833, 2 Bde.; deutsch v. Elsner, Stuttg. 1838—39, 2 Bde.); Marie Anne Lenormand, „Mém. histor. et secrètes de J." (Par. 1820, 2 Bde.; 1827, 3 Bde.; deutsch von Blumenröder, Ilm. 1822); Ducrest, „Mém. sur l'impératrice J., la ville, la cour et les salons de Paris sous l'empire" (ebd. 1855); Aubenas, „Hist. de l'impératrice J." (ebd. 1858—59, 2 Bde.).

Josephsehe, auch Engels- od. Jungfernehe, matrimonium virgineum, genannt, bezeichnet ein eigenthümliches Verhältniß zwischen 2 Ehegatten, bei welchem infolge eines vorherigen, gegenseitig gegebenen Versprechens der Keuschheit von dem Zweck der Ehe, der Kindererzeugung, abgesehen wird, ein Verhältniß, wie man es großentheils zwischen Joseph, dem Pflegevater Jesu, u. der Maria annimmt.

Josephstadt, Festung im nordöstl. Böhmen (Kreis Königgrätz an der Mündung der Aupa u. Metta an dem linken Ufer der Elbe; sie soll die Pässe decken, welche über die Sudeten bei Trautenau u. Nachod nach Schlesien führen, wurde 1781—87 erbaut u. bildet ein bastionirtes Achteck. Die Stadt hat mit Ausschluß der Besatzung nur 2600 E.

Josephus (nachmals Flavius J.), bedeutender jüdischer Geschichtschreiber, geb. 37 n. Chr. in Jerusalem; stammt aus einer angesehenen Priesterfamilie. Nachdem er sich, bes. im Anschluß an die Grundsätze der Pharisäer, eine gelehrte Bildung erworben hatte, ging er im Alter von 26 Jahren nach Rom, um die Befreiung einiger von dem röm. Landpfleger deportirten Juden zu bewirken. Nach glücklichem Erfolge zurückgekehrt, nahm er an dem Kriege gegen die Römer in der Stellung eines Befehlshabers in Galiläa Theil. Bei der Eroberung von Jotapata gerieth er in Gefangenschaft, ward jedoch von dem Feldherrn der Römer, Vespasianus, dem er seine Erhebung auf den Kaiserthron prophezeite, in milder Haft gehalten u. später ganz frei gelassen, bei welcher Gelegenheit er der Sitte gemäß Vespasian's Geschlechtsnamen Flavius annahm. Nachdem er dann noch der Belagerung der Stadt Jerusalem durch Titus auf Seiten der Römer als Augenzeuge u. als Unterhändler beigewohnt, hielt er sich, wie es scheint, meistens in Rom auf, wo er, durch die Gunst der Flavischen Kaiser ausgezeichnet, mit den höchsten u. gebildetsten Kreisen verkehrte u. sich namentlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmete. Sein Todesjahr ist unbekannt; jedenfalls starb er nicht vor 93, da er in diesem Jahre die jüd. Archäologie vollendete, die nicht einmal das letzte seiner Werke ist. J. hat folgende Werke hinterlassen, die sämmtlich in griech. Sprache geschrieben sind: 1) „Geschichte des jüd. Kriegs od. der Zerstörung von Jerusalem" in 7 Bdn., 2) „Jüdische Alterthümer" (Archäologie) in 20 Bdn., eine vollständige, bis zum 12. Jahre von Nero's Regierung reichende Geschichte des jüd. Volks; 3) eine „Selbstbiographie" u. 4) „Ueber das hohe Alter des jüd. Volks gegen Apion" in 2 Bdn. Die besten Ausgaben der Werke des J. sind diejenigen von Richter (Lpz. 1826/27, 6 Bde.), Dindorf (Paris 1845—47, 2 Bde.), Bekker (Lpz. 1855 u. 1856, 6 Bde.). Deutsche Uebersetzungen der „Alterthümer" erschienen von Gfrörer (Stuttg. 1835/36, 2 Bde.) u. von Martin (Köln 1852/53, 2 Bde.), des „Jüd. Kriegs" von Paret (Stuttg. 1855/56, 6 Bde.), der „Biographie" von Friese (Altona 1806), der Schrift „Ueber das hohe Alter des jüd. Volks" von Prantl (Stuttg. 1857).

Josia, der Sohn Amon's, König von Juda 641—10 v. Chr.; wurde, erst 8 Jahre alt, nach der Ermordung seines Vaters von dem Volke auf den Thron erhoben; die Nachrichten über seine Regierung beginnen jedoch erst mit dem 18. Jahre derselben, in welchem er die gänzliche Entartung des Jehovadienstes unter seinem Volke durch die Wiederherstellung des wahren Kultus, bes. auch der richtigen Passahfeier beseitigte, sowie an die Ausrottung aller Arten des Götzendienstes, wie sie nam. durch König Manasse in Aufnahme gekommen waren, schritt. Ohne Zweifel wirkte bei dieser durchgreifenden Reformation vor Allem der Einfluß des großen Propheten Jeremia mit, der im 13. Jahre des J. auftrat. J. starb 610 v. Chr. infolge der Wunden, welche er in der Schlacht bei Megiddo in der Ebene Jesreel in Galiläa erhalten hatte. Er hatte sich dem ägypt. König Necho trotz der Abmahnung desselben entgegengestellt, als er gelandet war, um einen Kriegszug nach Syrien gegen die Chaldäer zu unternehmen.

Josias, Friedrich, Prinz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, geb. 26. Dez. 1737 als 3. Sohn des Herzogs Franz Josias, diente seit 1756 im österr. Heere, machte den Siebenjähr. Krieg mit, führte 1788 ein Armeecorps gegen die Türken, die er nach der Eroberung von Choczim in Gemeinschaft mit Suworow bei Fokschani besiegte, u. zog, infolge dessen zum Feldmarschall ernannt, in Bukarest ein. Im J. 1792 erhielt er den Oberbefehl über die kaiserl. Armee in den Niederlanden, um sich in den beiden folgenden Jahren durch seine Siege über die Franzosen bei Aldenhoven u. Neerwinden, wie durch die Wiedereroberung Belgiens u. die Einnahme der franz. Festungen Condé, Valenciennes, Quesnoy u. Landrecies, neuen Ruhm zu erwerben. Nachher wurde er jedoch bei Maubeuge u. Fleurus (Juni 1794) geschlagen u. mußte Belgien räumen. Alsbald zog er sich nach Koburg zurück, wo er 28. Febr. 1815 starb. Vgl. A. v. Witzleben, „Prinz Friedrich J." (Berl. 1859, 3 Bde.).

Josika, Nikolaus Baron v., ein berühmter ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. Sept. 1796 zu Torda in Siebenbürgen; trat als Kadett in ein piemontes. Dragonerregiment, ward 1815 Kanzler des Königs von Sardinien, kehrte aber 1818 nach Ungarn zurück u. warf sich hier in das politische Leben. Bei dem berüchtigten Siebenbürger Landtag (1834) bekämpfte er als Hauptgegner die österr. Regierung. Die Adelspartei, unzufrieden mit seiner Haltung, wählte ihn indeß bei der nächsten Session nicht wieder. Mit demselben Feuer ergriff nun J. die literarische Laufbahn, machte sich das Deutsche, Französische, Spanische u. Italienische vollständig zu eigen u. trat als belletristischer Schriftsteller mit zahlreichen historischen Romanen hervor, welche fast ausnahmslos ihre Stoffe dem vaterländischen Boden entlehnen, von einem tiefen Studium des ungar. Charakters u. Volkslebens zeugen u. dabei äußerst fließend u. lebendig geschrieben sind. Sie wurden zum Theil ins Deutsche übersetzt. Seine literarische Thätigkeit hielt J. aber nicht ab, fortwährend regen Antheil an dem politischen Leben seines Vaterlandes zu nehmen; 1847 wieder in den Landtag gewählt, erstrebte er mit allen Kräften die Vereinigung

Ungarns u. Siebenbürgens; 1848 nach Ausbruch der Revolution ward er Mitglied der Magnatentafel u. gehörte zu dem Comite der Nationalvertheidigung; nach der Unabhängigkeitserklärung Ungarns (14. April 1849) ward er zum Mitglied des sog. Gnadengerichtshofes zu Pest ernannt u. mußte infolge der Katastrophe von Vilagos flüchten, ward auch mit Kossuth u. 35 anderen kompromittirten Ungarn 1851 zu Pest im Bilde gehangen. Währenddessen erhielt er sich zu Brüssel durch literarische Arbeiten. Später ward er jedoch begnadigt u. starb 27. Febr. 1865 in Dresden, wohin er sich ein Jahr vorher begeben hatte. Seine besten Romane sind „Irany" (Pest 1834), „Baslatot" (1834), „Abafi" (1851), „Der Dichter Zriny" (4 Bde., 1843), „Der letzte Bathory" (3 Bde., 1840), „Stephan Josika" (5 Bde., 1847), „Die Familie Mailly" (2 Bde., nur deutsch Lpz. 1850) u. „Geschichte einer ungar. Familie während der Revolution" (4 Bde., Braunschw. 1851).

Josua, der Sohn Nun's aus dem Stamm Ephraim, der Nachfolger des Moses in der Führung der Israeliten bei der Eroberung Kanaans; erscheint zuerst als tapferer Streiter gegen die Amalekiter auf der Halbinsel Sinai, dann unter den 12 Kundschaftern, die Moses nach Kanaan entsendet. Nach dem Tode Jenes führt er Israel bei Jericho über den Jordan. Nachdem das feste Jericho u. durch eine Kriegslist auch Ai im NW. davon gefallen war, dringt J. rasch in das Herz des Landes vor u. schlägt bei Gibeon, nordwestl. von Jerusalem, die fünf verbündeten Könige der Amoriter. An diese Schlacht knüpft sich die bekannte Erzählung vom Stillstand der Sonne, welche (Jos. 10, 13) deutlich auf der buchstäblichen Auffassung eines dichterischen Bildes in einem alten Liede beruht. Die nördl. Kanaaniter werden darauf in der Schlacht am See Merom geschlagen. Nachdem J. das ganze Land vorläufig an die einzelnen Stämme vertheilt hatte, starb er im Alter von 110 Jahren u. wurde an der Grenze seines Erbtheils zu Timnat-Serach auf dem Gebirge Ephraim begraben. Das jetzige Buch J. ist aus verschiedenen Quellen gegen das Ende des 7. Jahrh. v. Chr. entstanden; einen Haupttheil bildet die Fortsetzung des ca. 1000 v. Chr. entstandenen Geschichtwerkes, das auch den 5 Büchern Moses zu Grunde liegt.

Jota, der griech. Name des Buchstaben J, des kleinsten im Alphabete. Daher die bekannte Redensart: „Es fehlt auch kein J. dran."

Joten, nach der nord. Mythologie ungeheuere Riesen u. Zauberer, in finsteren Höhlen u. Bergschluchten wohnend u. über die Kräfte der Natur gebietend; reißende Bergströme waren ihre Söhne, sanft rieselnde Bäche ihre Töchter, deren wunderbare Schönheit selbst die erhabenen Asen bewog, sich mit ihnen zu verbinden, wodurch jedoch die alte, angestammte Feindschaft zwischen den Asen u. den J. nicht getilgt wurde.

Joubert (spr. Schubähr), Barthélemy Catherine, General der ersten Franz. Republik, Rival Bonaparte's, geb. zu Pont-de-Vaux (Dep. Ain) 14. April 1769, verließ bei Ausbruch der Revolution die juristische Laufbahn, um seiner Neigung für die militärische zu folgen, u. trat 1791 in ein Bataillon Freiwilliger ein. Sein außerordentlicher Muth wie überhaupt seine kriegerischen Talente ließen ihn schnell aufrücken; schon 1795 ward er Brigade-, u. 1796, infolge seines hervorragenden Antheils am ital. Feldzuge dieses Jahres, Divisionsgeneral. Im folgenden Jahre eroberte er nach der blutigen Schlacht auf dem Plateau von Rivoli 3. Febr. Trient, drang dann in das Innere von Tirol ein u. vereinigte sich 8. April bei Villach mit der Großen Armee unter Bonaparte. Seit Okt. 1798 Oberbefehlshaber der Armee von Italien, besetzte er rasch Piemont u. bewog den König von Sardinien zur Abdankung, sah sich aber dann in seinen weiteren eigenmächtigen Operationen behufs der Republikanisirung ganz Italiens durch das Direktorium gehemmt, legte, darüber mißvergnügt, den Oberbefehl nieder u. schloß sich an die Partei Sieyes' (s. d.) an, welche, gestützt auf einen populären Heerführer, das Direktorium u. die Verfassung stürzen wollte. Vorher sollte sich aber J. noch mehr Kriegsruhm erwerben; abermals übernahm er daher den Oberbefehl in Italien, ward aber von der russ.-österr. Armee unerwartet angegriffen u. fiel bei Novi 15. Aug. 1799. Auf Befehl Bonaparte's wurden später J.'s Gebeine im Fort La Malgue bei Toulon beigesetzt, das seitdem nach ihm benannt ist. Auch ward ihm 1832 ein Denkmal in seiner Geburtsstadt errichtet. Vgl. Ordinaire, „Biographie du général J." (Mâcon 1832).

Joubert, Joseph, franz. Moralist, geb. zu Montignac (Perigord) 6. Mai 1754, studirte die Rechte, dann die Alterthumswissenschaften, trat in das geistliche Kollegium in Toulouse ein, ging 1778 nach Paris, wo er mit Marmontel, La Harpe, Diderot u. A. verkehrte, zog sich nach Ausbruch der Revolution nach Villeneuve zurück u. starb daselbst 4. Mai 1824. Seine von Paul Raynal mit einer Biographie herausgegebenen „Pensées, essais et maximes" (2 Bde., Par. 1849) übersetzte F. Pocci ins Deutsche (Münch. 1851).

Joujou (franz., spr. Schuschuh), ein zur Zeit der Restauration beliebtes Spielzeug, welches aus zwei an einer gemeinsamen Achse befestigten hölzernen od. elfenbeinernen Scheiben besteht. Auf die durch die Mitte gehende Achse wird ein an der letzteren festgebundener Bindfaden aufgewickelt, dessen anderes Ende zwischen den Fingern gehalten wird. Wenn man den Holzkörper herabfallen läßt, so werden dadurch, daß sich der Faden von der Achse abwickelt, die Scheiben in schnelle Umdrehung versetzt, die sie infolge der Trägheit auch noch beibehalten, wenn der Faden ganz abgelaufen ist; in diesem Momente giebt man mit den Fingern einen leisen Zug, welcher den Holzkörper etwas in die Höhe wirft; da sich derselbe aber immer noch rasch umdreht, so wickelt jetzt die Axe in entgegengesetzter Richtung den Faden um sich u. die Scheiben laufen an dem letzteren empor, bis ihre eigene Rotation aufhört. Inzwischen hat man sie bereits wieder mit den Fingern aufgefangen u. das Spiel kann aufs Neue beginnen.

Jour (franz., spr. Schuhr), d. i. der Tag; à jour (d. i. zu Tag) gefaßt, so daß das Tageslicht hindurchscheint, wird von den Edelsteinen gesagt, wenn sie ohne Kasten u. Folie gefaßt sind; du jour sein, an der Tagesordnung, an der Reihe im Dienste sein, den Tagesdienst haben.



Nr. 3565. Jean Baptiste Jourdan, geb. 29. April 1762, gest. 23. Nov. 1833.

Jourdan (spr. Schurdang), Jean Baptiste, Graf, franz. Marschall u. Pair, geb. zu Limoges 29. April 1762; ward sehr jung Soldat u. nahm, da sein Regiment nach Nordamerika geschickt wurde, an dem Kriege gegen die Engländer Theil. Zurückgekehrt ward er 1790 an die Spitze der reitenden Nationalgarde seiner Vaterstadt gestellt, ging dann als Bataillonschef zur Nordarmee ab u. zeichnete sich in deren Kämpfen so sehr aus, daß er sich schnell bis zum Divisionsgeneral aufschwang (1793), als welcher er bald auch mit der Führung der ganzen Nordarmee u. 1794 mit der der Maas- u. Sambrearmee betraut wurde. Damit wandte sich das bisherige Kriegsglück der Oesterreicher unter dem Prinzen Josias (s. d.); sie verloren Belgien wieder u. wurden über den Rhein zurückgedrängt, den J. selbst 6. Sept. 1795 bei Düsseldorf überschritt, um jedoch 11. Okt. durch den österr. General Clerfayt bei Höchst eine Niederlage zu erleiden. Nachdem er 2. Juli 1796 abermals über den Rhein gegangen, drang er zwar bis über Würzburg hinaus vor, wurde dann

aber vom Erzherzog Karl wieder zurückgetrieben. Infolge dessen legte er das Kommando nieder u. trat in den Rath der Fünfhundert ein. Das J. 1799 sah ihn wieder im Felde, an der Spitze der Donauarmee, mit der er 1. März bei Basel den Rhein überschritt, doch auch diesmal schlug ihn Erzherzog Karl (22. März bei Ostrach u. 3 Tage darauf bei Stockach) u. warf ihn zurück. Von Neuem in den Rath der Fünfhundert gewählt, ward er zwar als Gegner des Staatsstreichs vom 18. Brumaire ausgestoßen, doch betraute ihn 1800 der Erste Konsul mit der Reorganisation u. Verwaltung Piemonts; 1803 ward J. Mitglied des Senats u. 1804 Marschall u. Staatsrath. Ein Kommando erhielt er nicht wieder, nur gab ihn Napoleon seinem Bruder Joseph (s. d.) bei, als er diesen zum König von Neapel u. dann von Spanien ernannt hatte. Durch Ludwig XVIII. wurde J. 1815 Graf, 1816 Gouverneur der 7. Militärdivision u. 1819 Pair. Nach der Julirevolution, für die er sich begeisterte, leitete er auf einige Tage das Ministerium des Auswärtigen, ward 11. Aug. 1830 Gouverneur des Invalidenhotels u. starb zu Paris 23. Nov. 1833. Er schrieb: „Opérations de l'armée du Danube sous les ordres du gén. J." (Par. 1799) u. „Mémoires pour servir à l'hist. de la campagne de 1796" (ebd. 1819).

Journal (franz., spr. Schurnal), ein Tagebuch, ein täglich erscheinendes Zeitblatt, eine Wochen- od. Monatsschrift; bei Kaufleuten ein Handelsbuch, in welches alle den Tag über vorgekommenen Geschäfte sofort eingetragen werden. Auf den Schiffen werden in das vom Steuermann geführte J. von einem Mittag zum andern die jedesmalige Windrichtung, die Tiefe des Meeres, die Schnelligkeit der Fahrt u. die astronomischen u. nautischen Beobachtungen verzeichnet (s. „Logbuch").

Journalière (franz., Schurnaljär), eine zur Beförderung des persönlichen, brieflichen u. geschäftlichen Verkehrs zwischen 2 bestimmten Orten täglich gehende Post.

Journalismus (a. d. F., spr. Schurnalismus) wird das gesammte Zeitungs- u. Zeitschriftenwesen od. die Gesammtheit jener periodischen, bez. Tages-Literatur genannt, die man gewöhnlich allein meint, wenn man von der „Presse" eines Staates spricht. Der J., dessen Geschichte eines der interessantesten Kapitel der Kulturgeschichte bildet, drang Hand in Hand mit der Reformation über die Schwelle der neuen Zeit ein, um seinerseits von Jahr zu Jahr immer größere Freiheit zu erringen u. in technischer Beziehung eine wahrhaft riesenhafte Entwicklung zu nehmen, damit zugleich an Bedeutung u. Einfluß überaus zu wachsen u. seine Vorposten bis zu den äußersten Grenzen der Civilisation vorzuschieben. Gerade die Neue Welt, der nordamerik. J., zeigt heutzutage, wenigstens nach der realen Seite hin, das imposanteste Bild: kolossal im Format, reich im Inhalt, merkwürdig durch die ins Weiteste getriebene Ausbildung des Instituts der „Reporter", „eigenen Korrespondenten" u. „Interviewer"; groß in der Wahrheit, wie freilich nicht minder im Humbug u. Skandal, hat auch die Mehrzahl der ca. 8000 Zeitungen in Nordamerika eine enorme Verbreitung; dem Amerikaner ist seine Zeitungslektüre so unentbehrlich geworden wie seine Mahlzeiten. Welch verschiedenen Interessen dort durch besondere Organe gedient wird, zeigt E. Steiger in „The periodical literature of the U. S. of America" (New-York 1873). Vorbild u. Nachahmung ist für uns der engl. J. geworden, der sich erst aus den schwersten Kämpfen zu seiner heutigen Größe emporgearbeitet hat. Seit den Zeiten der Sternkammer u. den Bestrafungen mit Galgen, Pranger u. Auspeitschungen blieb die Lage der engl. Presse durch die Eifersucht des Parlaments, durch despotische Verwaltungsmaßregeln u. eine mangelhafte Gesetzgebung lange in hohem Grade gefährdet. Jetzt sind die Herausgeber u. Mitarbeiter der großen engl. Blätter Persönlichkeiten von geachtetster Stellung; politisch u. gesellschaftlich verkehren sie mit den Staatsmännern, die ihnen Informationen ertheilen, um hinwiederum von ihnen Rath zu empfangen, ohne daß dadurch den Zeitungen irgend eine Meinung auferlegt würde; die Mitarbeiter derselben in der auswärtigen Politik sind bis zum Ministerresidenten emporgestiegen; die in der inneren Politik werden als intime Parteifreunde angesehen; junge Geistliche, Advokaten, Aerzte, Offiziere beeifern sich, an Zeitungen mitzuarbeiten. Hinsichtlich des Honorars herrscht eine großartige Auffassung u. Behandlung. Die Uebertragung des Assoziationsgeistes, des Aktienwesens auf Zeitungs-Unternehmungen hat die politische Integrität unberührt gelassen, die Prosperität der Journale aber mächtig gefördert (vgl. J. Duboc, „Geschichte der engl. Presse" [nach Grant's „Newspaper Press"], Hann. 1873). Der franz. J. steht seit der verhängnißvollen Herrschaft eines Napoleon III. hinter dem engl. weit zurück: nicht nur, daß ihn das zweite Kaiserreich korrumpirte, es beschränkte auch sehr bedeutend die Rolle, welche die Presse unter dem parlamentarischen Régime des Bürgerkönigthums gespielt hatte. Damals war sie nicht blos der vollständige Ausdruck der öffentlichen Meinung u. der verschiedenen Parteistandpunkte, ein journalistisches Debut war entscheidend für die politische Carrière; rekrutirten sich doch sogar die Ministerien aus den Redaktionsbureaux; Thiers u. Guizot verdankten der Presse, daß ihnen die Leitung der Geschicke Frankreichs anvertraut wurde. Unter dem Kaiserthum änderte sich dies gewaltig. Doch trotz aller Einschränkungen der Presse durch die Napoleon'sche Staatsgewalt besaß der franz. J. selbst unter dem zweiten Kaiserreich eine große Macht, eine größere, als noch heute die Presse des Deutschen Reiches besitzt, da bei uns die öffentliche Meinung im Ganzen mehr durch die Thatsachen bestimmt wird als durch die Prinzipien, zu deren Vertretern sich die journalistischen Organe machen. Während die Geschichte des deutschen J. noch zu schreiben ist — denn von Prutz' „Geschichte des deutschen J." (Hann. 1845) erschien nur 1 Band u. Wuttke's Buch über „Die deutschen Zeitschriften" (Hamb. 1866, 2. Aufl. 1875) liefert nur einen Beitrag dazu — hat man in Frankreich auch die geschichtliche Entwicklung des J. zum Gegenstand eingehender Studien gemacht (vgl. insbes. E. Hatin, „Histoire polit. et litt. de la presse en France", Par. 1859, sowie desselben Autors „Bibliographie hist. et. crit. de la presse périod. franç.", ebd. 1866). Ebenso entwirft man in Frankreich, wo freilich das Gesetz verlangt, die Artikel zu unterzeichnen, so daß sich das Publikum auch stets einer bestimmten Persönlichkeit gegenüber sieht, mit Vorliebe die Portraits hervorragender Journalisten (vgl. Texier, „Biographie des journalistes", Paris 1849; derselbe, „Le journal et les journalistes", ebd. 1867, u. Sirven, „Journaux et journalistes", 4 Bde., ebd. 1865—66); in Deutschland dagegen pflegt der Journalist hinter der Zeitung, für die er schreibt, zu verschwinden, wenn nicht etwa ein Dichter, wie es G. Freytag in seinem Lustspiele „Die Journalisten" gethan, den Stoff zu einem Werke der Sphäre der Publizistik entnimmt. Eine wesentlich franz. Erfindung ist das Feuilleton (s. d.); ebenso haben die Franzosen die „Causerie" in die moderne Journalistik eingeführt, um durch einen „amüsanten" u. „pikanten" Stil auch oberflächliche u. ungebildete Leser anzulocken; zur Erreichung eines solchen Zweckes müssen freilich alle möglichen Eigenschaften Spanndienste thun, nur zu leicht wird das „Plaudern" zum persönlichen Klatsch, gegen dessen perfide Indiskretionen Niemand u. nichts gesichert ist. Leider hat diese frivole Spekulation auf Kosten Wehrloser u. des moralischen Anstandes auch manche deutschen, nam. aber österr.-ungar. Blätter zugänglich gefunden, obschon der cis- u. transleithanische J. noch recht jungen Datums ist, denn bis 1848 genoß nur ein auswärtiges Blatt, die Augsburger „Allgemeine Zeitung", das Privilegium, die Gebildeten der österr. Monarchie über die Bedeutung der Zeitereignisse u. den tiefern Inhalt der Tagesfragen aufzuklären. Nach dem Sturze des Metternich'schen Systems, bez. nach dem Erlasse des verhältnißmäßig liberalen Preßgesetzes vom 2. Juni 1852, entwickelte sich freilich auch der österr. J. rasch, u. heute giebt es Wiener Blätter, deren Leistungen denen großer amerikanischer Zeitungen nicht nachstehen. Am üppigsten schoß er in der Spekulations- u. Schwindelperiode ins Kraut, die dem großen Krach des J. 1873 vorausging; seit dieser Zeit haben auch viele Blätter ihre Unabhängigkeit preisgegeben, indem sie sich von großen Geldinstituten kaufen ließen (s. Spavento, „Wiener Schriftsteller u. Journalisten", Wien 1874). Was den ital. J. anbetrifft, so genügt es, dessen Bedeutung durch den Hinweis auf den hervorragenden Antheil zu charakterisiren, den er an den Einheitsbestrebungen der Nation u. deren Verwirklichung gehabt hat. Die ausgezeichnetsten Patrioten u. bedeutendsten Staatsmänner Italiens sind journalistisch thätig gewesen; Cavour bekannte später, daß ihn erst seine Arbeiten für die Zeitung „Risorgimento" zum Staatsmann herangebildet hätten, u. der jetzige Kultusminister Bonghi ward vom Redaktionssessel der Mailänder „Perseveranza" auf den Ministerfauteuil nach Rom berufen. Von einem russ. J. kann man erst reden, seitdem der Donner des Krimkrieges den russ. Koloß zum Leben geweckt hat; vorher im Grunde nichts als amtliche Bekanntmachungen enthaltend, wurden die russ. Blätter erst mit der außerordentlichen Wandlung, die sich seit dem Regierungsantritt Alexander's II. zu vollziehen begann, Organe des öffentlichen Lebens. Natürlich gilt dies auch heute noch nur in einem beschränkten Sinne: soweit es nämlich das Preßgesetz gestattet, welches dem erst wenig entwickelten Bildungsstande eines großen Theils des russ. Volkes entspricht. Eine volle Preßfreiheit würde in Rußland nicht nur für die Regierung gefährlich werden können, sondern auch für den Entwickelungsgang der Volkskultur, denn es wäre zu befürchten, daß sich die Zerfahrenheit u. der nahezu destruktive Geist, welcher noch viele Organe der russ. Tagespresse beherrscht, auf das Volk übertragen würden; fehlt doch selbst den Leitern so mancher großen Journale noch gänzlich ein ruhiges objektives Urtheil; an dessen Stelle ist auf der einen Seite Effekthascherei zu finden, auf der anderen eine absichtliche Verdrehung

positiver, ja selbst geschichtlicher Thatsachen, je nach dem zeitweiligen Standpunkte der einzelnen Redaktionen, welche den Zweck verfolgt, die öffentliche Meinung irre zu führen. Weiteres s. in den Art. „Presse" u. „Zeitungen". — Der Journalistenstand, lange Zeit zersplittert u. für seine eigenen Interessen fast ohnmächtig, hat sich in unsern Tagen endlich auch konsolidirt, u. wenngleich die Erfolge dieser Vereinigung in Deutschland noch sehr geringe sind, so werden den Bestrebungen in den engl. Verhältnissen wenigstens Zielpunkte hingestellt, welche auch bei uns zu erreichen sind. In England besteht nicht blos eine reich dotirte Schriftstellerunterstützungskasse (der unserer „Schillerstiftung" ähnliche, schon Ende vorigen Jahrh. gegründete „Royal Literary Fund") u. eine „Gilde für Schriftsteller u. Künstler" („Guild of Literature and Art"), welche eigene Wohnhäuser (Asyle) besitzt u. Jahresgehalte zahlt, sondern auch eine auf Anregung von Charles Dickens ins Leben gerufene **Journalistenunterstützungskasse** („Newspaper Fund"), welche den Männern, die sich entsagungsvoll genug dem schweren u. undankbaren Dienst der Journalistik geweiht, schon sehr segensreich geworden ist. In Deutschland dagegen bleibt es bis jetzt noch dem 1864 gegründeten „Deutschen Journalistentag" vorbehalten, ein derartiges Institut ins Leben zu rufen. In Folgendem geben wir eine kurze **Liste hervorragender Journalisten.**

I. Deutsche.

Christian **Thomas** od. **Thomasius** (1655–1728), gab 1688–91 die erste Zeitschrift „Monatsgespräche" in deutscher Sprache heraus, zog sich durch diese den ersten Preßprozeß zu, siedelte infolge dessen von Leipzig nach Halle über u. gab dadurch Veranlassung zur Stiftung der dortigen Universität. Vor den „Monatsgesprächen" hatte Deutschland nur eine gelehrte Zeitschrift: die von Daniel Georg **Morhof** (1639 bis 91) herausgeg. „Acta Eruditorum".

Christian Friedrich Daniel **Schubart** (1739–91), wurde durch seine „Deutsche Chronik" (1774—78) der Begründer des ersten wahren deutschen Volksblattes u. ein Märtyrer seiner furchtlosen Freimüthigkeit.

Christian Gottfried **Elben** (1754—1823), 45 J. lang Red. des von ihm 1785 gegründeten, nach ihm von seinem Sohne Emil **Elben** (1795—1873) redigirten, s. Z. vielgelesenen „Schwäb. Merkur".

Johann Gottlieb **Fichte** (1762–1814), gab nicht blos ein populäres „Philos. Journal" heraus, sondern half auch durch seine berühmten „Reden an die deutsche Nation" das deutsche Nationalgefühl wieder aufrichten.

Friedrich v. **Gentz** (1764–1832), berühmter Publizist der Restaurationsperiode, erst Freund, dann fanatischer Gegner aller liberalen Institutionen.

Jakob Joseph **Görres** (1776–1848), gab insbes. 1814—16 den deutschpatriot. „Rhein. Merkur" heraus. Sein Sohn Guido v. **Görres** (1805—52) redigirte seit 1848 die jetzt von Joseph Edmund **Jörg** (geb. 1819) geleiteten „Hist.-polit. Blätter" (München).

Ludwig **Börne** (1786—1837) betrat 1818 mit der Redaktion der Frankfurter „Wage" die politisch-literarische Laufbahn.

Friedrich Wilhelm **Gubitz** (1786–1870), begründete 1817 den bis 1848 erscheinenden Berliner „Gesellschafter".

Karl Ferdinand **Philippi** (1792–1852), gab verschiedene Zeitschriften (den belletr. „Merkur", den lit. „Hochwächter" u. a.) u. Zeitungen (die „Konstitut. Bürgerzeitung" u. a.) heraus.

Johann Karl August **Lewald** (1792—1871), redigirte u. A. die Stuttgarter „Europa" (1835—46).

Gustav **Kolb** (1798—1865), seit 1827 Mit- u. seit 1837 Hauptred. der 1798 nach einer Idee Schiller's von der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung gegründeten, zuerst von Ludw. Ferd. **Huber** (s. d.), dann von Karl Jos. **Stegmann** († 1837), später in Gemeinschaft mit Kolb von A. J. **Altenhöfer** u. Ludwig v. **Orges** (s. d.), 1865—69 von Altenhöfer allein u. jetzt von Otto Philipp **Braun** (geb. 1824) geleiteten, seit 1805 in Augsburg erscheinenden „Allg. Ztg.", die unter den bedeutendsten Staatsmännern u. Gelehrten Mitarbeiter zählt. Ihr Londoner Hauptkorrespondent ist El. **Biscamp.**

Ludwig **Rellstab** (1799–1860), als geachteter Kunst- u. Theaterkritiker seit 1826 Mitred. der seit 1722 bestehenden „Vossischen Ztg." in Berlin, für welche u. A. auch Gotthold Ephraim **Lessing** (1751—55) thätig gewesen war u. deren Hauptredakteur seit Otto **Lindner's** Tode (1867) Gustav Hermann **Kletke** (geb. 1813) ist.

Karl Heinrich **Hermes** (1800–1856), redigirte zuerst das später von Eduard **Widenmann,** Karl August **Mebold** (1798—1854), der seit 1840 auch Mitred. der „Allg. Ztg." war, Oskar **Peschel** (s. d.), Adolf **Bacmeister** (1827–73) u. jetzt von Friedrich v. **Hellwald** (geb. 1842) geleitete „Ausland", war hierauf Red. der „Dtsch. Nat.-Ztg." in Braunschweig, der „Köln. Ztg.", des „Preuß. Staats-Anzeigers" u. zuletzt der „Norddeutschen Ztg." in Stettin.

Hermann **Hauff** (1800–1865), Red. des vorher von seinem Bruder Wilhelm (1802—27) geleiteten Stuttgarter „Morgenblattes", dessen Literaturblatt 1826–48 u. dann wieder seit 1852 Wolfgang **Menzel** (1798—1873), dessen Kunstblatt aber 1820–26 Johann Karl Ludwig v. **Schorn** (1793–1842) redigirte.

Joseph **Lehmann** (1801–73), gab seit 1831 das noch jetzt erscheinende Berliner „Magazin f. d. Lit. des Auslandes" heraus.

Georg Karl **Herloßsohn** (1802–49), gab 1830–43 die Leipziger Zeitschrift „Der Komet" heraus.

Arnold **Ruge** (geb. 1802), gründete 1837 mit Ernst Theodor **Echtermeyer** (1805–44) die 1843 unterdrückten „Halle'schen", nachher „Deutschen Jahrbücher", redigirte 1848 die Berliner „Reform" u. ist seit 1850 in London, wo er als Flüchtling lebt, publizistisch thätig.

Friedrich **Zabel** (1802—75), Chefred. der von ihm mit Adolf **Rutenberg** (1807–69) am 1. April 1848 gegründeten Berliner „National-Ztg.", welche jetzt der Reichstagsabgeordnete Friedrich **Dernburg** (geb. 1833) leitet. Rutenberg's Sohn Adolf (geb. 1840) schreibt für das 1862 gegründete „Berl. Fremden- u. Anzeigeblatt", welches Gustav **Schenck** (geb. 1830) redigirt u. zu dessen Mitarbeitern insbes. Friedrich **Tietz** (geb. 1804), Hugo **Gottschalk** (geb. 1823), Max **Remy** (geb. 1839) u. J. **Löwenthal** (geb. 1841) gehören.

Ludolf **Wienbarg** (1803–72), der Namensgeber des „Jungen Deutschland", nahm s. Z. eine hervorragende Stellung in der deutschen Journalistik ein; mit **Gutzkow** gab er 1835—36 die Frankf. „Deutsche Revue" heraus; später war er in Hamburg an der „Börsenhalle", der „Neuen Hamb. Ztg." u. den „Lit. Blättern" thätig, bis er sich vor mehreren Jahrzehnten nach Altona zurückzog.

Friedrich **Bülau** (1805—59), führte seit 1843 die Redaktion der jetzt von Friedrich Karl **Biedermann** (geb. 1812) im nat.-lib. Sinne geleiteten „Dtsch. Allg. Ztg." u. 1851—54 diejenige der dann von **Wilke** u. A. **Kaiser** red. „Leipz. Ztg."; letztere seit 1660 bestehend, war bis 1830 die einzige politische Zeitung in Sachsen; zu den hervorragendsten Mitarbeitern ihrer „Wissensch. Beilage" gehörte der als Historiker bekannte ehemalige sächs. Staats- u. Kultusminister Eduard v. **Wietersheim** (1787—1865). Als offizielles Regierungsorgan trat nach den Bewegungsjahren an die Stelle der „Leipz. Ztg." das von Ludwig **Siegel** (geb. 1812), dem nachherigen Herausgeber der „Konstitut. Ztg." (bis 1874), gegründete „Dresdn. Journ.", welches seit 1. April 1850 unter der Redaktion Joh. Gustav **Hartmann's** (geb. 1815) steht u. dessen einflußreiches Feuilleton Otto **Banck** (geb. 1824) mit seinem Bruder Karl **Banck** (geb. 1811) redigirt.

Johann August **Diezmann** (1805—69), gründete 1830 die „Blätter aus der Gegenwart", redigirte seit 1834 die Leipziger „Allg. Moden-Ztg.", daneben seit 1854 mit Ludwig Ferdinand **Stolle** (1806 bis 72), dem Herausgeber des „Dorfbarbier", die von Ernst **Keil** (geb. 1816) gegr. „Gartenlaube" u. seit 1859 das „Leipz. Tageblatt".

Johann **Jacoby** (geb. 1805), gründete 1866 mit einer ihm als Ehrengabe zugewiesenen Summe die Berliner „Zukunft" als Organ der „Volkspartei", welche von Guido **Weiß** redigirt wurde, aber 1871 schon wieder einging. Letzterer giebt jetzt die Berliner „Wage" heraus.

Friedrich Gustav **Kühne** (geb. 1806), war seit 1833 Mitarbeiter an der „Preuß. Staatsztg.", redigirte 1835—42 die vor u. nach ihm von Heinrich **Laube** (geb. 1806) geleitete Leipz. „Ztg. f. d. eleg. Welt" u. gab seit 1841 die Leipz. „Europa, Chronik der gebildeten Welt" heraus, welche später bis an seinen Tod Friedrich **Steger** (1811 bis 74) leitete u. die jetzt von H. **Kleinsteuber** redigirt wird. Vorher hatte Steger die bei Westermann in Braunschweig erschienene Revue „Unsre Tage" redigirt. Die „Westermann'schen illustr. Manatshefte" haben Adolf **Glaser** (geb. 1829) zum Red.

Eduard **Singer** (1808–56), brachte die lithographirten Korrespondenzen auf, die dann Heinrich **Boernstein** (geb. 1805) zu Anfang der 30er Jahre nach Paris verpflanzte, wo dann nam. **Havas** u. **Bullier** diese Zeitungsgattung weiter ausbildeten.

Theodor **Mundt** (1808—61), Herausgeber der Zeitschriften „Zodiakus" (1835), „Dioskuren" (Berlin 1836 ff.), „Freihafen" (Altona 1836 f.) u. „Pilot" (ebd. 1840).

Eduard Maria **Oettinger** (1808—72), redigirte früher verschiedene humorist.-satir. Blätter (wie nam. 1842–52 den Leipz. „Charivari") u. andere Zeitungen.

Karl Peter **Heinzen** (geb. 1809), betrat in Flugschriften die polit.-publizist. Laufbahn, die ihn als Radikalen nach der Schweiz u. dann nach Amerika führte, wo er noch jetzt in Cincinnati den „Deutschen Pionier" herausgiebt. Einer der ältesten deutschen Journalisten war daselbst Stephan **Molitor** († 1873).

Eduard **Duller** (1809—53), betheiligte sich seit 1832 an dem von Karl **Spindler** (1796—1855) herausgeg. „Zeitspiegel" in Baden-

Baden u. redigirte seit 1834 eine Zeit lang mit Karl **Gutzkow** (geb. 1811) den „Phönix" in Frankfurt a. M. Schon vorher hatte Gutzkow ein „Forum der Journal-Lit." herausgeg.; 1838—42 gab er in Hamburg den „Telegraph für Deutschland" heraus u. 1852 gründete er die popul. Wochenschrift „Unterhaltungen am häusl. Herd", welche 1862—64 der ausgezeichnete Essayist Karl **Frenzel** (geb. 1827) redigirte; seit 1861 war derselbe bereits Mitred. der Berliner „Nat.-Ztg." u. seit 1866 leitete er auch ein paar Jahre mit Rob. Eduard **Prutz** (1816—72) das von diesem 1851 gegr. „Deutsche Museum".

Hermann **Marggraff** (1809—64), betheiligte sich nach einander an der Red. der Augsburger „Allg. Ztg.", der „Dtsch. Ztg.", des „Altonaer Merkur", sowie des „Hamb. Korrespondenten" u. leitete seit 1853 die Leipz. „Blätter f. lit. Unterhaltung", welch letztere seit 1863 Rudolf **Gottschall** (geb. 1823) red.; Letzterer leitet auch die Revue „Unsere Zeit".

Wilhelm Robert **Heller** (1812—71), redigirte 1849—51 die „Deutsche Ztg." in Frankfurt a. M. u. seit 1851 das Feuilleton der „Hamb. Nachrichten".

Aaron **Bernstein** (geb. 1812), Red. der von ihm 28. März 1849 begründeten Berliner „Volks-Ztg."

Alexander Friedrich Wilhelm **Held** (1813—73), Gründer u. Red. der alten Berliner „Staatsbürger-Ztg."

Hermann **Wagener** (geb. 1815), gründete 1. Juli 1848 als Organ der Reaktion die bis 1854 auch von ihm selbst, dann von Thuiskon **Beutner** († 1872), jetzt von Phil. v. **Nathusius-Ludom** redigirte „Neue Preuß. Ztg." od. „Kreuz-Ztg.", für welche s. Z. ihr Mitbegründer Ernst Ludwig v. **Gerlach** (s. d.) die „Rundschau" schrieb.

Alexis **Schmidt,** langjähr. Red. (bis 1872) der nach einem mehr als 134jähr. Bestehen am 31. Okt. 1874 unter der Red. von Karl **Braun** (geb. 1822) eingegangenen „Haude- u. Spener'schen Ztg." in Berlin; nach Hofrath **Berly** in der Frankf. „Ober-Postamts-Ztg." u. Karl **Andree** dem jetzigen Herausgeber des „Globus" in der „Köln. Ztg." war **Schmidt** einer der Ersten in Deutschland, welche jede Zeitungsnummer mit einem Leitartikel versahen. 1872 bis Ende 1873 war Wilhelm **Wehrenpfennig** (geb. 1829) Chefred. der „Spener'schen Ztg." Derselbe leitet auch seit 1863, u. zwar seit 1867 in Gemeinschaft mit Heinr. Gotthard v. **Treitschke** (geb. 1834), die „Preuß. Jahrbücher".

Augustin **Braß,** redigirte 1861 bis Sept. 1872 die „Norddtsch. Allg. Ztg.", das Organ des Fürsten Bismarck; jetzt giebt Braß die Berliner „Post" heraus, deren Feuilletonist Karl Ludwig Ernst **Kossak** (geb. 1814) ist.

Heinrich **Kruse** (geb. 1815), seit 1855 Chefred. der „Köln. Ztg."; zu ihren Mitarbeitern zählte u. A. Karl **Krah** († 1873).

Gustav **Freytag** (geb. 1816), gab seit 1848 mit Heinrich Julian **Schmidt** (geb. 1818) die von Ignaz **Kuranda** (geb. 1811) zur Vermittelung zwischen Deutschland u. Oesterreich 1841 gegründeten Leipz. „Grenzboten" heraus, welche jetzt von Hans **Blum** (geb. 1841), dem Sohne Robert Blum's, redigirt werden. Früher leitete eine Zeit lang Moritz **Busch** u. 1869—71 Alfred **Dove** die „Grenzboten"; dann gründete Letzterer die Wochenschrift „Im neuen Reich", deren Red. seit 1874 Konrad **Reichard** (vorher Mitred. der „Allg. Ztg.") ist.

Friedrich Wilhelm v. **Hackländer** (geb. 1816), gründete 1859 mit Edmund **Zoller** die Stuttg. illustr. Zeitschrift „Ueber Land u. Meer".

Ludwig **Bamberger** (geb. 1823), der jetzige Reichstagsabg., betheiligte sich 1848 bei der Red. der „Mainzer Ztg.", war dann auch im Exil publizistisch thätig, rief 1870 das erste offiz. deutsche Blatt im Elsaß, die „Straßb. Ztg.", ins Leben u. wurde ein hervorragender Mitarbeiter der „Allg. Ztg.", nam. auf volkswirthschaftlichem Gebiete.

Ludolf **Parisius** (geb. 1827), seit 1865 Mitred. der von Hermann **Schulze(-Delitzsch)** (geb. 1808) gegründeten „Blätter für Genossenschaftswesen" (früher „Innung der Zukunft"), gab 1868—72 das polit.-volkswirthschaftliche Wochenblatt „Der Volksfreund" heraus u. ist Mitarbeiter der von Julius **Faucher** u. Otto **Michaelis** (geb. 1826) herausgegebenen „Volkswirthschaftl. Vierteljahrsschrift".

Robert **Koenig** (geb. 1828), seit 1864 Herausgeber der illustr. Zeitschrift „Daheim" (Lpz.), zu dessen Mitredakteuren Richard **Andree** (geb. 1835) gehört.

Julius **Rodenberg** (geb. 1831), redigirte eine Zeit lang die seit 1865 unter der Redaktion Karl August **Heigel's** (geb. 1835) stehende Berliner Modezeitung „Bazar", gab seit 1867 den jetzt von Franz **Hirsch** (geb. 1844), dem Red. des illustr. Familienjourn. „Das Neue Blatt", redigirten „Salon" (Lpz.) heraus u. gründete Michaelis 1874 die Monatsschrift „Deutsche Rundschau" (Berl.). Mitherausgeber des „Salons" war 1867—74 Ernst **Dohm,** welcher nebst Rudolf **Löwenstein** (geb. 1819) zu den „Gelehrten" des von David **Kalisch** (1820—72) gegründeten berühmten Witzblattes „Kladderadatsch" gehört, das Wilhelm **Scholz** (geb. 1824) illustrirt. An dieser Stelle mögen auch die Berliner humorist.-satir. Schriftsteller Adolf **Glaßbrenner** (geb. 1810), seit 1860 Herausgeber der „Montags-Ztg.", für deren Feuilleton nam. ihr bei der Damenzeitung „Victoria" betheiligter verantw. Red. Otto Richard **Schmidt-Cabanis** (geb. 1838) thätig ist, Julius **Stettenheim** (geb. 1832), Herausgeber der „Wespen", eines Beiblattes der von Adolf **Mützelburg** (geb. 1831) redigirten „Tribüne", Sigmund **Haber,** Herausgeber des „Ulk", eines Beiblattes des von Rudolf **Menger** redigirten „Tageblatts", u. H. **Salingré,** Herausgeber des „Rumor", genannt werden.

Joh. Baptist v. **Schweitzer** (geb. 1834), redigirte längere Zeit den Berliner „Sozial-Demokrat", während Wilhelm **Liebknecht** (geb. 1826) noch jetzt das soz.-dem. Parteiorgan „Der Volksstaat" leitet.

Franz Theodor Friedrich **Metsch** (geb. 1835), seit 1865 Red. der Leipziger „Illustr. Ztg."

Heinrich Gustav Paul **Lindau** (geb. 1839), 1866—69 Chefred. der „Elberf. Ztg.", vom Okt. 1869 bis Juli 1871 Red. des von ihm gegründeten „Neuen Blattes" (s. o.), dann kurze Zeit am „Bazar" (s. o.) thätig u. seit 1872 Herausgeber der Berliner Wochenschrift „Die Gegenwart".

Paul **Majunke** (geb. 1842), seit März 1871 Chefred. der ultramont. „Germania" (Berl.), vorher Red. der „Köln. Volks-Ztg."

Oskar **Blumenthal** (geb. um 1850), giebt seit 1875 „Neue Monatshefte für Dichtkunst u. Kritik" (Berl.) heraus. Vorher leitete er in Leipzig die jetzt von Ernst **Eckstein** redigirte „Deutsche Dichterhalle".

Adolf **Bäuerle** (1786—1859), begründete 1806 die Wiener „Theater-Ztg.". Für diese schrieb auch Moritz Gottlieb **Saphir** (1794—1858) zuerst; dann gab Letztgenannter, in gewissem Sinne der Begründer der Wortwitz-Literatur in Deutschland, verschiedene humorist.-satir. Blätter in Berlin, München u. Wien heraus. Auf demselben Gebiete ist Julius **Märzroth** (geb. 1818) thätig, bekannt auch als mehrjähr. Wiener Chronist für „Ueber Land u. Meer", was jetzt August **Silberstein** (geb. 1827) ist. Wol der Letzte aus der Epoche eines Saphir, der dessen Schreibart treu geblieben, ist Alois **Boczek,** im Uebrigen einer der fleißigsten Journalisten Wiens.

Ernst **Schwarzer** (1808—60), redigirte den von ihm 1848 in die liberale „Allg. österr. Ztg." verwandelten „Oesterr. Beobachter", den dann, nachdem Schwarzer Minister geworden, Otto **Hübner** (geb. 1818) unter seinem Einfluß leitete.

Gustav Frhr. **v. Heine-Geldern** (geb. 1810), gründete 1847 das Wiener „Fremdenblatt", für welches Samuel **Wallerstein** die Theaterkritiken schreibt. Die Redaktion des von Wilhelm **Wiener**, dem Vorstande des Wiener Schriftsteller- u. Journalisten-Vereins „Concordia", herausgeg. „Neuen Fremdenblattes", übernahm nach dem Deutsch-franz. Kriege Hermann **Voget,** bekannt als Kriegsberichterstatter des „Frankf. Journals".

Sebastian **Brunner** (geb. 1814) u. Wilhelm **Gärtner** (geb. 1811), zwei ultramont. Journalisten, welche 1848 die „Wiener Kirchen-Ztg." gründeten. Jetzt wird diese sowie der „Volksfreund" vom Konsistorialrath Albert **Wiesinger** redigirt.

Leopold Albrecht **Schweizer** (geb. 1815), langjähr. Red. der seit 1700 bestehenden amtl. „Wiener Ztg."

Moritz **Mahler** (geb. um 1818), gab u. A. 1848—49 den Wiener „Freimüthigen" heraus, an dem Isidor **Heller** (geb. 1816, jetzt in Prag) u. Joseph **Tuwora** (1811—71) mitwirkten.

Johann Adam **Trabert** (geb. 1822) u. **Frese,** zwei demokr. Großdeutsche, gaben 1870—71 das „Oesterr. Journ." heraus. Ersterer war vorher Red. der „Rhein-Lahn-Ztg.", Letzterer in Stuttgart publizistisch thätig.

Hermann **Jellinek** (geb. 1823, kriegsrechtl. erschossen 1848), betheiligte sich 1848 an Schwarzer's „Allg. Oesterr. Ztg." u. an dem von J. **Becher** (gleichzeitig mit Jellinek erschossen) herausgeg. „Radikalen" u. ließ selbst den „Juden" erscheinen.

K. Z. **Lecher,** jetziger Chefred. der von Aug. Zang 1848 gegründeten, zuerst von Leopold **Landsteiner** († 1875) red. Wiener „Presse", deren volkswirthsch. Theil **Hernfeld** u. deren Kritiken Josef **Bayer** redigirt.

Michael **Etienne** (geb. 1827) u. Max **Friedländer** (1829—72), gaben als Redaktionsmitglieder der Wiener „Presse" großen Aufschwung, schieden aber nebst Josef **Mitter** 1864 aus u. gründeten die „Neue Freie Presse", die jenem Blatte eine erfolgreiche Konkurrenz gemacht u. schnell große Verbreitung wie großen Einfluß gewonnen hat. Ihre besten Leitartikel schreibt Ernst Heinrich **Kilian.** Den bis zu Friedländer's Tode von dem Reichstagsabgeordneten Josef **Neuwirth** geleiteten volkswirthschaftlichen Theil redigirt jetzt Adolf **Nassau,** den naturwissenschaftlichen Theil Edmund **Reitlinger,** den lokalen Theil Josef **Oppenheim.** Ständige Mitarbeiter für das Feuilleton waren u. sind bez. noch: Heinrich **Laube,** Frhr. Heinrich **v. Maltzan**

1826—74), Franz **Wallner**, Ferdinand **Kürnberger**, H. **Wittmann**, Wilhelm **Goldbaum**, der Musikkritiker Eduard **Hanslick**, der „Wiener Spaziergänger" Daniel **Spitzer**, Karl **v. Thaler** u. A. Letztere Beiden schrieben auch früher für die alte „Presse" u. später eine Zeit lang für die 1872 gegründete, von Josef **Münz** redigirte Wiener „Deutsche Ztg.", deren Feuilleton hauptsächlich Seligmann **Heller** (geb. 1831) besorgt. Zu den namhaftesten auswärtigen Korrespondenten der „Neuen Freien Presse" gehörte lange Karl **Blind** (geb. 1820) u. jetzt noch Max **Schlesinger** in London. Einer der Mitredakteure war seit 1869 eine Zeit lang Johannes **Nordmann** (geb. 1820); s. Z. zum sog. „Jungen Oesterreich" zählend, gab derselbe 1853—54 die literarische Revue „Der Salon" heraus, war 1859—69 bei dem 1873 eingegangenen „Wanderer" betheiligt, für welch letzteren Ritter **v. Vincenti** treffliche Feuilletonartikel schrieb, u. giebt jetzt die Wiener „Ill. Ztg." heraus.

Heinrich **Pollak**, Miteigenthümer des Wiener „Tageblatts", einer der bedeutendsten Berichterstatter Wiens. Für dieselbe Zeitung sind noch insbes. thätig: N. **Bechhöfer**, Arnold **Hilberg** (bekannt nam. durch seine Weltausstellungsberichte 1873), Moritz **Szeps** (einer der ersten Leitartikelschreiber Wiens), Sigmund **Schlesinger** (Red. des Feuilletons) u. der Reichsrathsabgeordnete Josef **Schöffel**.

Ludwig **Speidel**, genannt der „König des Wiener Feuilletons".

Marcus **Hein**, Leiter der preußenfeindlichen Wiener „Tagespresse", deren Mitred. Marcell **Frydmann** ist u. deren Feuilleton F. A. **Bacciocco** besorgt; großes Aufsehen erregten die Berichte des Letzteren aus Paris während des Kommuneaufstandes.

Heinrich **Reschauer**, Mitarb. verschiedener Zeitungen, jetzt an der Wiener „Konstitut. Vorstand-Ztg." betheiligt, welche Eduard **Hügel** herausgiebt.

Eduard **Kulke**, Verfasser ausgezeichneter Musikkritiken im Wiener „Vaterland".

II. Französische.

Théophraste **Renaudot** (1584—1653), Leibarzt Ludwig's XIII., gab seit 1623 unter dem Titel „Nouvelles ordinaires de divers endroits" die erste wochentl. Zeitung in Frankreich heraus u. versah sie seit 1631 mit einer Beilage, welche den Titel „Gazette" führte. Aus dieser Zeitung, der die von Egenolph **Emmel** schon 1615 ins Leben gerufene „Frankf. Oberpostamtsztg." zum Muster gedient hat, ging die „Gazette de France" hervor, welche dann der Sohn des Gründers, Eusèbe **Renaudot** (gest. 1679), u. der gleichnamige Enkel (1646 bis 1720) fortführten.

Denis **de Sallo** (1626—1669), gründete 1665 das „Journal des Savants", welches für den gesammten wissenschaftlichen Journalismus den Grund legte.

Jean **Donneau de Vizé** (1640—1710), begann 1672 das polit.-lit. Journal „Mercure galant".

Honoré Gabriel Riquetti, Graf **Mirabeau** (1749—91), Verf. zahlreicher Flugschriften, machte mit seinem „Courrier de Provence" den Anfang zu den revolutionären Zeitungen, die alsbald Frankreich überschwemmten. Die Herausgeber der einflußreichsten unter denselben waren: **Andrieux**, **Babeuf**, **Barrante**, **Barrière**, **Brissot**, **Carra**, **Cerissier**, **Chenier**, **Clavière**, **Condorcet**, Cam. **Desmoulins**, **Ducos**, **Dupont de Nemours**, **Duval**, **Fontanes**, **Fréron**, **Garat**, **Hébert**, **Lavaux**, **Lonstalot**, **Marat**, **Pastoret**, **Payne**, **Proud'homme**, **Pruchet**, **Rabaut de Saint-Etienne**, **Robespierre**, **Sabatier**, **Sai**, **Tournon** u. **Vauxcelles**. Vertreter der Royalistenpartei dagegen waren: **Montjoie**, **Parisot**, **Royon** u. **Rozoy**.

Louis François **Bertin** (1766—1841), gab seit 1800 das schon seit 1789 bestehende „Journal des Débats" heraus, bei dessen Redaktion ihn sein Bruder, Louis François **Bertin de Vaux** (1771—1842), unterstützte u. für welches anfänglich u. A. auch die **Staël** u. **Chateaubriand** viel schrieben, sowie dann **Lamartine**. Von Napoleon wurde dem Blatte 1805 Joseph **Fiévée** (1767—1839), u. 1808 Charles Guillaume **Etienne** (1778—1845) zum Redakteur gegeben. Die bedeutendsten Redakteure der Folgezeit sind: Abel Franç. **Villemain** (1790—1867), Graf Narcisse Achille **de Salvandy** (1795 bis 1856), Samuel Ustazade Silvestre **de Sacy** (geb. 1801), Louis Marie Armand **Bertin** (1801—54) u. dessen Bruder, Edouard Franç. **Bertin** (geb. 1797), Alfred Aug. **Cuvillier-Fleury** (geb. 1802), **Saint-Marc-Girardin** (1801—73), Lucien Anat. **Prévost-Paradol** (1829—70), Henri Jos. Léon **Baudrillart** (geb. 1821), Charles Edmond Villetard **de Prunières** (geb. 1828) u. Paul Louis Etienne **de Rémusat** (geb. 1831). Im Feuilleton hat Jules **Janin** (1804—74) als „Fürst der Kritik" sein Scepter geführt. Mitred. des Feuilleton war Philarète **Chasles** (1798—1874). Der Londoner Korrespondent war seit 1840 John Emil **Lemoinne** (geb. 1815), welcher jetzt die Leitartikel für das „Journal des Débats" schreibt.

Louis Auguste François **Cauchois-Lemaire** (1789—1861), begründete u. A. nach der Julirevolution das Journal „Le bon sens", das (1836—38) Louis **Blanc** (geb. 1814) leitete. Letzterer gründete dann die sozialistische „Revue du progrès".

Antoine Eugène **de Genoude** (1792—1849), lange Zeit Red. der „Gazette de France". Für diese, wie für die klerikale „Union", war insbes. auch der röm. Graf Oscar Joseph de **Poli** thätig, der kurze Zeit an der Spitze des „Mercure de France" stand.

Paul François **Dubois** (1793—1874), Gründer u. Hrsg. des „Globe".

Théodore Casimir **Delamarre** (geb. 1797), eigentlich ein Bankier, besaß u. redigirte 1844—67 die 1841 von Jean Pierre **Pagès de l'Ariége** gegründete „Patrie".

Pierre **Leroux** (geb. 1798), machte 1831 den „Globe" zum Organ des Saint-Simonismus, wurde später Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes", gründete 1841 mit Louis **Viardot** (geb. 1800) u. der George **Sand** (geb. 1804) die „Revue indépendante" u. gab 1845 bis 1851 die „Revue sociale" heraus.

Nicolas Armand **Carrel** (1800—1836, in welchem Jahre er von Girardin [s. d.] im Duell erschossen ward), verfocht in dem von ihm nach der Julirevolution (1830) gegründeten „National", an dessen Redaktion auch Armand **Marrast** (1801—52) wesentlichen Antheil nahm, radikale Grundsätze. Mitarbeiter waren **Thiers** u. **Mignet**.

Ferdinand **Flocon** (1800—1866), wurde als Vertreter der äußersten Linken 1845 Chefred. der von Alex. Aug. **Ledru-Rollin** (1807—74) u. Eléonor Louis Godefroy **Cavaignac** (1801—45) gegründeten „Réforme" u. blieb es bis zur Februarrevolution (1848), die ihn zum Minister machte.

Herc. **Guillemot**, Franç. Ad. **Chambolle** (geb. 1802), Louis **Perrée**, Léonor Jos. **Havin** (1799—1868), Ange Gust. **Chaudey** (geb. 1817, von den Kommunisten erschossen 1871) u. Anatole **de La Forge** (geb. 1821), der Reihe nach Red. des am 1. Juli 1836 von Armand **Dutacq** ins Leben gerufenen „Siècle", dessen geistreicher Chronist Eugène **Guinot** (1805—61) unter dem Namen Pierre Durand lange Zeit mit dem Chronisten der „Presse" u. eigentlichen Schöpfer dieses Feuilletongenres, Vicomte **Delaunay**, glücklich wetteiferte. Zu den Mitarbeitern des „Siècle" gehört u. A. auch der Nationalökonom Louis Franç. Michel Raymond **Wolowski** (geb. 1810).

François **Buloz** (geb. 1803), wurde 1831 Gründer u. Chefred. der „Revue des deux Mondes", welcher die größten Talente Frankreichs, Victor **Hugo** u. George **Sand**, die Erstlinge ihrer dichterischen Schöpfungskraft anvertrauten u. in der längere Zeit ein Charles Augustin **Sainte-Beuve** (1804—69) das kritische Wächteramt versah. Diesem folgte Gustave **Planche** (1808—57). Der deutschen Literatur wandte in der genannten Zeitschrift **Saint-René-Taillandier** das Interesse zu. Außer ihm sind unter den Mitarbeitern nam. Maxim. Paul Emile **Littré** (geb. 1801), Prosper **Mérimée** (1803 bis 1807), Joseph Ernest **Renan** (geb. 1823) u. Hippolyte Adolphe **Taine** (geb. 1828) hervorzuheben. Zu den Mitred. Buloz' gehörte Victor de **Mars** († 1866) u. seit 1869 sein Sohn, Louis **Buloz** (geb. 1842).

Marie Alexandre **Massol** (geb. 1805), der Freund Proudhon's, war Mitarbeiter verschiedener radikaler Blätter.

Emile **de Girardin** (geb. 1806), zuerst Red. des „Journal des connaiss. utiles" (nach dessen Vorbild später die Engländer ihr „Penny Mag." einrichteten), vom 1. Juli 1836—57 u. dann wieder seit 1863 eine Zeitlang Herausgeber der „Presse" (durch deren billigen Preis, 40 Frcs., u. neue Rubriken er eine förmliche Revolution in der periodischen Literatur Frankreichs hervorrief) u. seit 16. Juli 1865 Leiter der von ihm gleichfalls gegründeten „Liberté". Schon im März 1848 hatte Alexandre Dumas (1803—70) eine „Liberté" gegründet, welche aber bald von der Familie Bonaparte angekauft wurde. Chefred. der „Presse" war seit 1860 eine Zeit lang Félix **Solar** (geb. 1815).

Amédée **Renée** (1808—59) u. Alcide Pierre **Grandguillot** (geb. 1829), zwei der Hauptleiter des seit 1. Mai 1815 (bis 1819 mit wiederholtem Namenwechsel) erscheinenden „Constitutionnel", in dessen Spalten sich **Thiers** zu seiner späteren bedeutsamen Wirksamkeit ausbildete, u. den 1844—62 der franz. Barnum Louis **Véron** (1798 bis 1867) besaß. Der Sohn des Letzteren, Pierre **Véron** (geb. 1833), redigirte 1854—58 die „Revue de Paris" u. gehört seit 1859 dem „Charivari" an.

Edouard **Perrot** (1808—73), Gründer u. Red. der „Indépend. belge", die einen Universalcharakter hat. Hauptkorrespondent derselben war 25 Jahre lang Paul Henri **Foucher** (1810—75), der Schwager Victor Hugo's, u. Doyen der Pariser Zeitungskorrespondenten.

Adolphe **Granier de Cassagnac** (geb. 1808), war zuerst für das „Journal des Déb.", die 1851 von Maxime **Du Camp** (geb. 1822) u. einigen Anderen begründete „Revue de Paris" (1854—58 im Besitz

Leon **Laurent-Pichat's**, geb. 1823) u. die „Presse“ thätig, gründete 1845 die ultra konservat. „Epoque“, redigirte 1850 den „Pouvoir“, wurde dann Mitarbeiter des „Constitut.“, gab 1857 den „Réveil“ heraus u. übernahm hierauf die Redaktion des „Pays“. Jetziger Chef red. dieses bonapartistischen Blattes ist der Sohn, Paul **Granier de Cassagnac** geb um 1841), der sich auch als Raufbold berüchtigt gemacht hat. Unter Anderen schlug er sich 1872 mit Edouard **Lockroy** (geb. 1840), dem Chefred. des von den Söhnen Viktor Hugo's gegründeten „Peuple souverain“.

Pierre Joseph **Proudhon** (1809–65), gründete nach einander (1848, 1849 u. 1850) die sozialist. Blätter „Le peuple“, „La voix du peuple“ u. „Le peuple de 1850“. Seine Hauptgegner waren: **Thiers, Bastiat,** Alphonse **Karr, de Lavergne, Forcade** u. Amédée **Cham** (geb. 1819), der geistreiche Karikaturist des „Charivari“, von dessen Redakteuren nam. Taxile **Delord** (geb. 1815) u. Clément **Carguel** (geb. 1819) zu nennen sind.

Auguste **Lireux** (1810–70), war 1841 Mitbegründer der „Patrie“, dann Feuilletonist beim „Charivari“ u. „Constitut.“ u. redigirte zuletzt mit Xavier **Eyma** (geb. 1816) u. Amédée **de Césena** (geb. 1810) das Mires'sche „Journal des chemins de fer“ u. mit Eugene **Forcade** (1820–29) die „Semaine financiere.“

Adolphe **Guéroult** (1810–72), Herausgeber der von ihm 1. Sept. 1859 gegründeten „Opinion nat.“

Jean Hippolyte **Cartier** gen. **Villemessant** (geb. 1812), begann 1840 mit der „Sylphide“, gründete nach der 48er Revolution mehrere Blätter, die bald unterdrückt wurden, rief im April 1854 mit Benoît Jean Baptiste **Jouvin** (geb. 1820) den gleichfalls schon zweimal unterdrückten „Figaro“ wieder ins Leben u. betheiligte sich seit 1863 auch an verschiedenen anderen journalistischen Unternehmungen. Unter den Redakteuren u. Mitarbeitern des „Figaro“ ist, außer Auguste **Villemot** (geb. 1811), Louis **Ulbach** (geb. 1822) u. dem Deutschen Albert **Wolff** (geb. 1835), bes. Henri de **Pène** (geb. 1830) zu nennen; dieser, eine Notabilität des „kleinen Journalismus“, schrieb zuerst 1848 mit den beiden Söhnen Victor Hugo's für das „Evénement“, war dann bei der von Alfred François **Nettement** (geb. 1805) redig. „Opinion publique“ betheiligt, schrieb nachher für den „Nord“, „Figaro“ u. andere Blätter, wurde Chef-Red. der „Gazette des étrangers“, gründete mit Edmond **Tarbé des Sablons** (geb. 1838) den „Gaulois“ u. giebt seit Dez. 1868 das „Paris-Journal“ heraus. Für den „Figaro“ hat übrigens auch Napoléon gen. Léo **Lespès,** bekannter unter seinem Pseud. Timothée Trimm (geb. 1815), geschrieben, durch dessen Mitarbeiterschaft aber namentlich das „Petit journal“ 1862–69 einen fabelhaften Erfolg hatte.

Louis **Veuillot** (geb. 1813), der neufranz. Abraham a Santa-Clara, schlug 1848 seine publizistische Kanzel im ultramontanen „Univers“ auf, welches in jenem Jahre das Blatt **Montalembert's** (1810–70) u. **Falloux'** (geb. 1811) war. Ersterer war schon an dem von **Lammenais** (1782–54) 1830–33 herausgeg. „Avenir“ Mitarbeiter gewesen. Eugène **Veuillot** (geb. 1818), ein Bruder des Vorgenannten, ist ein Kampfgenosse desselben im „Univers“. 1860–64 nannte sich dieses Blatt, das übrigens 1843–60 gleichfalls Véron besaß, „Le Monde“. Hier ist auch François **Beslay** (geb. 1835), der 1870 den konservativ-katholischen „Français“ gründete, zu erwähnen.

Leopold **Duras** (1813–63), redigirte unter Anderen nach der Februarrevolution den „National“.

Pierre Clément Eugène **Pelletan** (geb. 1813), begann 1839 seine einflußreiche Thätigkeit in der „Presse“, redigirte 1849 das **Lamartine**'sche „Bien public“, war seit 1853 Mitarbeiter des „Siècle“ u. kehrte 1855 zur „Presse“ zurück.

Adrien Graf **de Lavalette** (geb. 1814), gab seit 1848 die „Assemblée nat.“ heraus, welche 1857 den Titel „Spectateur“ annahm, aber schon 1858 unterdrückt wurde.

Vicomte **de La Guéronnière** (geb. 1816), redigirte seit 1850 das „Pays“ u. seit 1. Aug. 1862 die „France“.

Paulin **Limayrac** (1817–68), debutirte 1840 in der „Revue de Paris“, half 1843–45 die „Revue des deux Mondes“ redigiren, war später an der „Presse“, dem „Constitutionnel“, dem „Pays“ u. zuletzt wieder am „Constitutionnel“ betheiligt.

Jean Auguste **Marc** (geb. 1818), auch Genre- u. Historienmaler, giebt seit dem Tode Alex. **Paulin's** (1796–1859) die von diesem gegründete „Illustration“ heraus, deren Chefred. Edmond **Texier** (geb. 1816), bekannt auch als Berichterstatter des „Siècle“ im Kriege gegen Deutschland, ist.

Vicomte Alphonse Bernard **de Calonne** (geb. 1818), 1848 Red. des vom General Cavaignac unterdrückten „Lampion“, wurde 1855 Eigenthümer der vom Marquis **de Belval** 1852 gegründeten „Revue contemporaine“ u. gab ihr großen Aufschwung, stellte sie aber auch der Regierung zur Verfügung; dieses Verhältniß löste sich 1859, in welchem Jahre die Regierung die bonapartistische „Revue européenne“ gründete, die indeß, von Auguste **Lacaussade** (geb. 1820) redigirt, nur bis 1. Dez. 1861 bestand.

Auguste **Nefftzer** (geb. 1820), früher Red. der „Presse“, gründete 26. April 1861 den „Temps“, zu dessen Hauptmitarbeitern Edmond **Scherer** (geb 1815), Charles **Dollfus** (geb. 1827), Pierre **Lanfrey** (geb. 1828), der Militärschriftsteller Georges **Jeannerod** (geb. 1832) u. A. gehören. Gegenwärtiger Red. des „Temps“ ist Charles **Blanc** (geb. 1813), der Bruder Louis Blanc's.

Louis Auguste **Rogeard** (geb. 1820), der Verf. des „Propos de Labiénus“, gründete 1865 mit Charles **Longuet** (geb. um 1839), der 1871 als Mitglied der Commune den „Officiel“ redigirte, die Zeitung „La Rive gauche“, die er nach ihrer Unterdrückung in Brüssel erscheinen ließ, u. nahm während des Communeaufstandes selbst Theil an der Red. des „Vengeur“, den Félix **Pyat** (geb. 1810) außer dem „Combat“ herausgab.

Frédéric **Morin** (1823–74), zuletzt ausgezeichn. Mitarb. des „Rappel“.

Arthur **Picard d'Ambeyssis** (geb. 1824), Bruder des Ernest Picard, übernahm 1870 die Hauptredaktion des „Electeur libre“.

Jules **Ferry** (geb. 1824), früher als Advokat Mitarbeiter der von Adolphe Victor **Paillard de Villeneuve** (1803–71) red. „Gazette des tribunaux“, trat 1865 in die Redaktion des „Temps“ ein.

Thomas Jules Richard **Maillot** gen. Jules **Richard** (geb. 1825), war seit 1857 Mitarbeiter u. bez. Mitredakteur des „Figaro“, „Messager de la bourse“, „Courrier de Paris“, „Pays“, „Temps“, der „Europe“, der „Epoque“ &c. u. schuf durch seine Tageschroniken eine neue Form der Polemik.

Charles Victor **Hugo** (1826–71) u. François Victor **Hugo** (1828–70), die beiden Söhne des Dichters, seit 1851 beim „Evénement“ betheiligt, gründeten im Mai 1869 mit Auguste **Vacquerie** (geb. um 1818) u. Paul **Meurice** (geb. 1820) den „Rappel“.

Andre Justin **Lavertujon** (geb. 1827), red. seit 1855 die „Gironde“ u. gründete 1868 mit **Pelletan** u. **Glais-Bizoin** die „Tribune“.

Paul Amand **Challemel-Lacour** (geb. 1827), wurde, nachdem er Mitarbeiter u. bez. Mitredakteur des „Temps“, der „Revue nat.“, „Revue des cours publ.“, „Revue mod.“ u. „Revue des deux Mondes“ gewesen, 1868 Dir. der „Revue polit.“ u. gründete im Nov. 1871 mit Arthur **Ranc** (geb. 1831) u. Franç. Henri René **Allain-Targé** (geb. 1832) als Organ Gambetta's die „République franç.“

Jean Jacques **Weiß** (geb. 1827), war seit 1860 in der Red. des „Journal des Déb.“ beschäftigt u. gründete 1867 mit Edouard **Hervé** (geb. 1835) das liberale „Journ. de Paris“, welches 1871 das Organ der Prinzen von Orleans wurde u. zu dem 1872 auch Saint-Marc-Girardin (s. d.) vom „Journal des Déb.“ überging.

Francisque **Sarcey** (geb. 1828), war Mitarbeiter des „Figaro“, der „Opinion nat.“ u. des „Temps“ u. wurde 1868 Mitred. des „Gaulois“.

Edmond François Valentin **About** (geb. 1828), war für verschiedene Journale thätig, insbes. für den „Constitutionnel“ u. seit 1868 für den „Gaulois“, war 1870 bis zur Schlacht bei Wörth Kriegsberichterstatter für den „Soir“ u. hat später das „XIX. Siècle“ gegründet.

Grégory **Ganesco** (geb. um 1830), red. seit 1860 den „Courrier du dimanche“, eines der Hauptorgane der Opposition unter dem zweiten Kaiserreich, ward ausgewiesen u. gab dann bis 1866 die internationale „Europe“ in Frankfurt a. M. heraus. Nachher zurückgekehrt, wurde er Mitarbeiter verschiedener Pariser Zeitungen.

Henri **Rochefort** (geb. 1830), wurde 1851 Mitred. des „Charivari“, gründete 1858 mit Jules **Vallès** (geb. 1833) die „Chronique Parisienne“, wurde 1863 Mitarbeiter Aurélien **Scholl's** (geb. 1833) am „Nain jaune“, schrieb für den „Figaro“, den „Soleil“ u. das „Evénement“, gab seit 1. Juni 1868 die „Lanterne“ heraus, die er bald in Brüssel erscheinen lassen mußte, u. gründete 1869 die „Marseillaise“, für welche unter anderen Sozialdemokraten insbesondere Arthur **Arnould** (geb. 1833), Gustave **Flourens** (geb. 1838), Jean Baptiste **Millière** (geb. 1817, erschossen im Commune-Aufstand 1871) u. Victoir **Noir** (geb. 1848, erschossen vom Prinzen Peter Bonaparte 1870) schrieben u. deren Red. nach dem 4. Sept. 1870 Paschal **Grousset** (geb. um 1845) übernahm. Vom 1. Febr. 1871 bis zu seiner Verhaftung nach der Communerevolution gab Rochefort das „Mot d'Ordre“ heraus u. seitdem er 1874 aus Neu-Kaledonien entflohen, läßt er in Brüssel wieder die „Lanterne“ erscheinen. Hier mögen auch noch folgende Pariser sozial-demokratische Journalisten derselben Zeit aufgeführt werden: Louis Charles **Delescluze** (geb. 1809, gefallen im Straßenkampf 1871), redigirte seit 1841 den „Impartial du Nord“, gründete 1848 die „Revolution democrat. et soc.“, die 1849 unter-

drückt wurde, u. gab seit 1868 den „Réveil“ heraus; Benoist **Malon** (geb. 1841), 1870 Mitred. der „Marseillaise“, flüchtete sich nach dem Communeaufstand nach der Schweiz, wo er mit seinen Schicksalsgenossen Emile Franç. Désiré **Eudes** (geb. 1844), einem ehemaligen Mitarbeiter **Blanqui's** an dessen „Patrie en danger“, Gust. **Lefrancais** (geb. 1826) u. Eugène **Razoua** bis Febr. 1872 die „Revanche“ herausgab; Gustave **Maroteau** (geb. um 1849), ließ u. A. während des Communeaufstandes das „Salut public“ erscheinen; Achille Henri **Beauban de Secondigné** (geb. um 1839), gab nach dem 4. Sept. 1870 den „Citoyen“, den „Mont Aventin“, das „Bonnet rouge“ u. die „Estafette“ heraus; Edme Marie Gustave **Tridon** (geb. 1841), war Mitherausgeber des „Patrie en danger“; Eugène **Vermesch** od. **Vermersch** (geb. um 1840), betheiligte sich seit Sept. 1870 an Vallès' „Cri du peuple“ u. gründete 7. März 1871 den „Père Duchêne“, der bis 23. Mai erschien.

Hector Louis François **Pessard** (geb. 1836), begann seine journalistische Laufbahn im „Figaro“ u. in der „Gironde“, war später nach einander Mitred. des „Temps“, der „Liberté“, der „Epoque“ u. des „Gaulois“ u. wurde hierauf Chefred. des Merton'schen „Soir“, als welcher er bis 1874 die Politik Thiers' u. des linken Centrums vertrat. Die Gründung eines neuen Blattes „Le Jour“ ist ihm bis jetzt nicht gestattet worden.

Alfred **Sirven** (geb. 1838), gründete 1858 die „Petite Presse“, war eine Zeit lang Chefred. des „Gaulois“, sowie seit 1867 des „Pamphlet“, u. ist Mitarbeiter des „Siècle“.

Pierre Paul Eugène **Ténot** (geb. 1839), seit 1865 ein Hauptmitarbeiter des „Siècle“.

Robert **Mitchell** (geb. 1839), seit 1860 Mit- u. seit 1869 Hauptred. des „Constitutionnel“, gründete Ende 1871 mit Hubert **Debrousse** u. Marius **Topin** (geb. 1838) den „Courrier de France“.

Auguste Jean Marie **Vermorel** (1841—71), seit 1862 nach einander Mit- u. bez. Hauptred. bei der „Semaine univers.“, dem „Progrès de Lyon“, der „Presse“, dem „Courrier franç.“ u. der „Réforme“, ließ unter der Commune als Gegner Pyat's den „Ami du peuple“ erscheinen.

III. Englische.

Nathaniel **Butter**, begründete mit den „Weekly News“ die erste Zeitung in England.

Marchamont **Needham** (1620—78), eine Koryphäe der Presse s. Z., von Disraeli der „Patriarch der Presse“ genannt, Gründer des „Mercurius Britann.“, des „Merc. pragmat.“ u. des „Merc. polit.“

Daniel **Defoe** (1661—1731), der Verf. des „Robinson Crusoe“, der in **Harris'** „London Post“ zum ersten Mal veröffentlicht wurde, ein eifriger u. furchtloser Politiker, gründete 1704 eine „Revue über die Staatsangelegenheiten.“

Jos. **Addison** (1672—1719) u. Sir Rich. **Steele** (1671—1729), machten durch ihre Publikationen („The Tatler“, „The Spectator“, „The Guardian“, „The Englishman“, „The Plebeian“ u. „The Freeholder“) Epoche. Ihnen hatte sich auch Jon. **Swift** (1667—1745) zugesellt, derselbe trennte sich aber bald von ihnen, um mit Lord **Bolingbroke** den „Examiner“ zu redigiren; später schrieb er für den „Intelligencer“ seine berühmten Briefe Drapier's.

Nicholas **Amhurst** (1706—42), gründete 1726 den liberalen u. erfolgreichen „Craftsman“.

Henry **Fielding** (1707—54), gründete 1746 das „Covent Garden Journal“, worin zum 1. Mal Berichte über Gerichtsverhandl. erschienen.

John **Wilkes** (1727—97) u. John **Horne-Took** (1736—1812), die später als politische Schriftsteller eine große Berühmtheit erlangten, debutirten in dem oppositionellen „Middlesex Journal“; Ersterer stand längere Zeit an der Spitze des angesehenen „North Briton“, für den u. A. auch Charles **Churchill** (1731—64) schrieb. Das genannte Blatt wirkte dem „Briton“ entgegen, welchen Tobias George **Smollett** (1721—71), der Herausg. der seit 1756 bestehenden „Critical Review“, 1762 gegründet hatte.

Edmund **Burke** (1730—1797), verdiente durch hauptsächlich satirische Artikel seine ersten Sporen im „Englishman“.

John **Almon** (1738—1805), berichtete als Herausgeber der „London Evening Post“ zuerst über die Parlamentsverhandlungen.

William **Woodfall** (1745—1803), der Bruder Henry W.'s, des Herausgebers des „Public Advertiser“, in welchem Blatte 1767—72 die dem Sir Philip **Francis** (1740—78) zugeschriebenen berühmten Junius-Briefe erschienen, gründete 1769 den bis 1862 bestandenen „Morning Chronicle“, zu dessen Mitarbeitern Männer wie Thomas **Campbell**, William **Hazlitt** u. Charles **Dickens** (Letzterer auch als Parlaments-Reporter) gehörten. 1789 kaufte James **Perry** (1756 bis 1821) das Blatt u. eröffnete eine neue Aera in der Berichterstattung durch Einführung der Arbeitstheilung. Die letzten Red. waren John **Black** (1783—1855) u. seit 1843 Will. Henry **Wills** (geb. 1810).

Richard Brinsley **Sheridan** (1751—1816) unternahm 1782 die Herausgabe der Wochenschrift „The Jesuit“, um die Ultra-Tory Verwaltung des Lord Shelburne zu verspotten u. zu bekämpfen.

Alexander **Chalmers** (1759—1834), war der erste u. bedeutendste Red. des von dem Geistlichen Henry Bate 1780 gegründeten „Morning Herald“, der 1869 sein Erscheinen einstellen mußte.

Murdo **Young**, verhalf dem 1792 auf William Pitt's Anregung gegründeten „Sun“ (bestand bis 1871) zu großem Aufschwung.

Daniel **Stuart** (1766—1846), brachte seit 1795 durch seine Geschäftskenntniß u. seine journalistische Taktik die 1781 gegründete „Morning Post“ zu großem Aufschwung u. machte später den „Courrier“ zum gelesensten Abendblatt. Dasselbe leitete u. A. nam. Samuel Taylor **Coleridge** (1772—1834); die Leitartikel schrieb 1808—14 Sir James **Mackintosh** (1765—1832); auch William **Wordsworth** (1770—1850) lieferte regelmäßige Beiträge.

William **Gifford** (1757—1826), der Bruder des Historikers John **Gifford** (1758—1818), der die „Anti-Jacobin-Review“ herausgab, redigirte seit 1809 die von John Murray gegründete ultrakonservative „Quarterly Review“. Sein Nachfolger war John Gibson **Lockhart** (1794—1854).

Lord Francis **Jeffrey** (1773—1850), gründete 1842 die liberale „Edinburgh Review“, die nach seinem Tode sein Schwiegersohn **Empson** (gest. 1851), dann Lord **Monteagle** leitete, nach welchem 1853 Sir George Cornewall **Lewis** (1806—63) an die Spitze trat.

John **Walter** (1784—1847), leitete seit 1803 die 1788 von seinem Vater John W. (1739—1812) gegründete u. jetzt in den Händen seines Sohnes John **W.** (geb. 1818) befindliche „Times“, erhob dieselbe zur mächtigsten aller engl. Zeitungen u. machte 1814 auch zuerst den Dampf der Presse dienstbar. Zu ihren Redakteuren gehörten u. A. der gegen Napoleon I. haßerfüllte nachmalige Gouverneur von Malta Sir John **Stoddart** (1773—1856) u. Thomas **Barnes** (1786 bis 1841); zu ihren Leitartikelschreibern Benjamin **Disraeli** (geb. 1805) unter dem Pseud. Runnymede, das Parlamentsmitglied Vernon **Harcourt,** seit vielen Jahren einer der besten Mitarbeiter der „Saturday Review“, u. der Dichter John **Sterling** (1806—41), den man den „Donnerer“ der „Times“ nannte; zu ihren Berichterstattern William Howard **Russell** (geb. 1816), **O'Reilly** u. **Hardman** (seit 1874 in Paris).

Stanley Lees **Giffard** (geb. 1790), redigirt seit 1827 den „Evening Standard“ sowie den „Morning Herald“. Neben ihm wirkten u. A. Alaric **Watts** (1797—1864) u. William **Magina** (1793—1842).

Sir Jon **Bowring** (1792—1872), redigirte eine Zeit lang die radikale „Westminster-Review“, an deren Spitze später John Stuart **Mill** (1806—73) stand.

Gibbons **Merle,** der später als Red. von Galignani's „Messenger“ in Paris baronisirt wurde, **Moran,** Robert **Torrens** (1780—1864) u. Francis **Mahoney,** bekannt unter dem Beinamen „Vater Prout“ (1805—65), waren Redakteure u. Mitarbeiter des „Globe“.

John **Foster,** der Biograph seines Vorgängers Charles Dickens, Evans **Crowe,** früher Pariser Korrespondent des „Morning Chronicle“, Knight **Hunt** (1814—54) u. Thomas **Walker,** jetzt Herausg. der „London Gazette“, waren Redakteure der 1846 gegründeten „Daily News“ für welche unter Anderen geschrieben haben: der Musikkritiker George **Hogarth** (1806—70), Miß Harriet **Martineau** (geb. 1802) u. William Forens **Mac Cullagh** (geb. 1813).

Laman **Blanchard** (1803—45), war s. Z. die bedeutendste Kraft in der politischen Journalistik.

James **Grant** (geb. 1806), seit 1855 Herausg. des „Morning Chronicle“, dem er vorher als Berichterstatter gedient hatte. Derselbe hebt in seiner „Geschichte der engl. Presse“ folgende Parlamentsreporter hervor: William **Radcliffe,** Allan **Cunningham,** Horace **Twiß,** Samuel Carter **Hall,** William **Jerdan** (nachmaliger Begründer u. langjähriger Herausgeber der „Literary Gazette“), John Payne **Collier,** Sidney **Taylor** u. Forbes **Winslow.**

Marc **Lemon** (1809—70), gründete 1841 mit Henry **Mayhew** (geb. 1812) das Witzblatt „Punch“ u. übernahm nach Mayhew's Tode die Oberleitung desselben. Zwei Brüder Mayhew's, Horace u. Augustus, sind eifrige Mitarbeiter gewesen. Ein dritter Bruder, Thomas **Mayhew** (geb. um 1810), hat sich durch seine Anstrengungen verdient gemacht, auch Zeitungen für die ärmeren Volksklassen zu schaffen; insbes. gründete er den „Poor man's Guardian“. Herausgeber des Witzblattes „Jun“ war Thomas **Hood** (gest. 1874).

Thornton **Hunt** (1810—73), war ein namhafter Mitarbeiter an verschiedenen großen Londoner Blättern.

Frederick **Ledger** (1816–74), war Eigenthümer u. Gründer des Lond. Theaterblattes „The Era".

David Morier **Evans** (1819–74), zuletzt Eigenthümer u. Red. des „Hour", vorher Mitarbeiter der „Times", des „Herald" u. des „Standard".

IV. Von Journalisten anderer Nationen mögen nur genannt werden: **Balbo, Cavour, Franchi** u. **Santa-Rosa,** gründeten 1847 u. redigirten das Turiner „Risorgimento".

Giacomo **Durando,** gründete in Turin die „Opinione", welche unter der Red. **Bianchi-Giovini's** zu großer Popularität gelangte.

Salvagnoli, Lambruschini u. **Masari,** gründeten 1847 zu Florenz die „Patria". Ebendas. erschien die „Rivista" unter Leitung **Cempini's.**

Giuseppe **Mazzini** (1808–72), gründete 1842 den „Apostolato popolare" in London, machte 1848 die „Italia del Popolo" in Mailand zum Organ seiner Partei u. gab seit Febr. 1871 „La Roma del Popolo" in Rom heraus.

Alexander **Herzen** (1812–70), gründete 1856 in London die russ. Zeitschrift „Die Glocke", die er später (bis 1868) in Genf erscheinen ließ. Auf die freiere Entwicklung der staatl. Zustände in Rußland war dieselbe von großer Wirkung.

Michail Nikiphorowitsch **Katkow** (geb. 1820), seit 1861 Red. der stockruss. „Moskauer Zeitung".

Rostislaw Andrejewitsch **Fadejew** (geb. 1826), der durch seine Schriften (nam. über die Orientpolitik Rußland's) bekannte russ. General, leitet die deutschfeindliche „Russ. Welt".

Benjamin **Franklin** (1706–90), lieferte nicht blos schon in den von seinem Bruder 1721 gegründeten „New England Courant" die besten Artikel, sondern wirkte auch später in einer von ihm selbst zu Philadelphia herausgeg. Zeitung auf das Segensreichste.

Horace **Greeley** (1811–72), ein echter Typus des amerik. Lebens, ein „selbstgemachter Mann", der 1833 die New-Yorker „Morning Post", 1834 den „Weekly New-Yorker" u. dann die „Log Cabin" gründete, aus welch letzterem Blatte er 10. April 1841 die „New-York Tribune" hervorgehen ließ, eine der verbreitetsten Zeitungen der Ver. Staaten, deren Chefred. er bis an seinen Tod blieb.

James Gordon **Bennet** (1801–72), gründete 1834 den „New-York Herald"; damals wurde dieses Blatt in einem dumpfen Kellerloche einer New-Yorker Seitenstraße geschrieben, gesetzt u. gedruckt, heute ist es die größte u. unternehmendste Zeitung der Welt. Der Sohn ihres Gründers verlegte 1874 die Redaktion für die europ. Angelegenheiten nach London u. übt dadurch sogar eine Art Protektorat über einen Theil der engl. Presse aus.

Jouvenet (spr. Schuweneh), Jean, franz. Maler der religiösen Historie, geb. 1644 zu Rouen. Sein Vater, selbst Maler, ließ ihn von 1661 an in Paris in den Ateliers von Poussin u. Lebrun ausbilden. Letzterer verwendete ihn auch bei seinen Arbeiten in Versailles u. bewirkte später seine Aufnahme in die Akademie. J.'s erstes Hauptbild war die „Heilung des Gichtbrüchigen", dem dann bei seiner Aufnahme in die Akademie „Esther u. Ahasverus" u. später noch eine große Zahl religiöser Bilder folgte, aus denen als die bedeutendsten die vier Gemälde für das Kloster St. Martin des Champs (jetzt im Louvre), ein Altarbild für die Abtei St. Riquier bei Abbeville, die Arbeiten im Hôtel der Invaliden u. in der Kapelle zu Versailles zu nennen sind. Nachdem J. 1713 durch einen Schlagfluß die rechte Hand gelähmt war, malte er mit der linken noch mehrere bedeutende Bilder, z. B. die „Heimsuchung" (das Magnifikat) im Chor der Notre-Dame in Paris. Seine Werke haben meistens einen großartig ernsten Charakter, sind aber von etwas manierirter Zeichnung u. in der Färbung unangenehm durch das vorherrschende Gelb. J. starb zu Paris 5. April 1717.

Jouy (spr. Schuy), Victor Joseph Etienne, franz. Dramatiker u. Novellist, wurde geb. 1764 zu Jouy bei Versailles. Nachdem er fast noch in den Knabenjahren als Offizier in die franz. Armee eingetreten war, unternahm er Reisen nach Amerika, kämpfte später in Ostindien unter Tippoo-Saib, dessen Gunst er sich in hohem Grade erwarb, focht dann wiederholt in den franz. Revolutionskriegen, wurde mehrere Male als angeblicher Royalist verhaftet u. nur durch glückliche Zufälle vom Tode gerettet. Sein späteres Leben dagegen verbrachte er, nachdem er 1797 den Kriegsdienst aufgegeben, in ruhiger literarischer Thätigkeit, welche ihm 1815 die Ernennung zum Akademiemitglied einbrachte; nach der Restauration vertrat J. mit Entschiedenheit die liberale Partei, wurde 1830 als Bibliothekar am Louvre angestellt u. starb 4. Sept. 1846 zu St. Germain-en-Laye. Seine Produktivität war von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit, er versuchte sich auf den verschiedensten Literaturgebieten. Der innere Gehalt seiner Schöpfungen freilich steht in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Massenhaftigkeit; jetzt sind sie mit Recht fast vergessen, mit Ausnahme des Textes der Opern Spontini's „Die Vestalin" u. „Ferdinand Cortez". — Vollständige Ausgaben seiner Werke Paris 1823 bis 1828. 27 Bde.

jovial, v. lat. jovialis, dem Jupiter (Jovi) gehörig, dessen Stern nach den Sterndeutern frohsinnig macht; demnach heiter, fröhlich.

Jovellanos (eigentlich Jove-Llanos), Don Gaspar Melchior de, berühmter span. Staatsmann u. Dichter, geb. zu Gijon in Asturien 5. Jan. 1744, war Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, studirte aber statt dessen die Rechte u. stieg schnell von einem hohen Richterposten zum andern. Als Mitglied des Raths des Calatravaordens schrieb er (1780) seinen berühmten Aufsatz „Informe en el expediente de la ley agraria" (deutsch, Berl. 1810), der, an die oberste Junta von Castilien gerichtet, seiner Freisinnigkeit wegen großes Aufsehen erregte. 1790 fiel er mit seinem politischen Freunde Cabarrus in Ungnade, allein der berüchtigte Godoy, der seiner bedurfte, machte ihn 1794 zum Mitgliede des Rathes von Castilien u. 1797 zum Minister der Gnaden u. Justiz. Allein da er sich von diesem nicht zu seinen Ungerechtigkeiten brauchen lassen wollte, exilirte ihn derselbe 1801 nach Majorca u. ließ ihn 1802 sogar in das Staatsgefängniß Bellver bringen, wo er seine zwei berühmten Abhandlungen „Sobre la vida retirada" u. „Sobre los vanos deseos y estudios de los hombres" schrieb. Die Revolution von Aranjuez (1808) gab ihm seine Freiheit wieder; Joseph Bonaparte that Alles, um ihn für sich zu gewinnen, allein J. widerstand als guter Patriot allen Lockungen u. ward eines der thätigsten Häupter der Centraljunta, u. als diese sich 1810 auflöste, wurde durch seinen Einfluß eine Regentschaft eingesetzt u. die Cortes einberufen. Er hatte dabei sein geringes Vermögen zugesetzt u. war trotzdem, daß durch seine Hände alle aus Amerika nach Spanien fließenden Reichthümer gegangen waren, so arm, daß er sich von seinen Dienern Geld borgen mußte, um leben zu können. Als die Franzosen Asturien verließen, kehrte J. nach Gijon (1811) zurück, starb aber schon 11. Nov. 1811. Seine staatsökonomisch-politischen Schriften, „Memorias" betitelt, wurden in Spanien verboten, sind aber in franz. Uebersetzung in die „Collection complémentaire des mémoires relatifs à la révolution française" (Par. 1825, in 8.) übergegangen. Als Dichter hat er sich unter dem Namen Jovino durch lyrische u. satirische Dichtungen („Ocios juveniles"), ein Lustspiel „El delincuente honorado" (franz., von Gunar übersetzt, Marseille 1777), worin er die Härte der span. Gesetze gegen den Zweikampf an den Pranger stellt, u. ein im Geschmack der franz. Klassiker geschriebenes Trauerspiel „Pelayo" (1790 dargestellt) berühmt gemacht. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Madrid 1832 in 8 Bdn. in 8.

Jovianus, Flavius Claudius, röm. Kaiser (363–364 n. Chr.) zu Singidunum in Mösien geb., Sohn des Comes Varronianus, nahm unter Julian an dessen Kriegszuge gegen das Neupersische Reich Theil u. wurde, als Julian auf dem Rückmarsch aus Assyrien den Tod gefunden hatte, von dem Heere zum Kaiser ausgerufen (Sommer 363 n. Chr.). Alsbald schloß er mit dem Perserkönig Sapores einen schimpflichen Frieden u. zog dann nach Antiochien, wo er längere Zeit blieb, u. von da weiter nach Kleinasien; aber noch vor seiner Ankunft in Konstantinopel ereilte ihn unterwegs zu Dadastana in Bithynien im 8. Monat seiner Regierung (Febr. 364) ein plötzlicher Tod. Als Christ hob J. Julian's Verordnungen gegen das Christenthum auf u. erkannte dasselbe wieder als Staatsreligion an, ohne jedoch dabei zugleich mit einem Verbote gegen das Heidenthum vorzugehen.

Joyeuse entrée (franz., spr. Schoajöhs angtreh, d. h. „fröhlicher Einzug"), vläm. Blijde Incomste, nannte man die Charte, welche seit 1355 die Herzöge von Brabant u. Limburg vor ihrem Einzuge in die Residenz in Gegenwart der Stände beschwören mußten. Sie bestand Anfangs aus 59 Artikeln, allein Philipp der Gute u. Karl V. fügten noch einige hinzu. Der wichtigste Punkt darin war die Bestimmung, daß, sobald der Herzog in irgend einem Punkte dem Wortlaute derselben zuwider handeln würde, Niemand im Lande mehr gehalten sein sollte, ihm Gehorsam zu leisten. Diese Charte ward noch im Rastatter Vertrag

von 1714 feierlich anerkannt. Der letzte Beherrscher Brabants, der sie beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792). In Frankreich verstand man unter „J. e." od. „Joyeux avénement" eine Art Steuer, welche die Könige bei ihrer Thronbesteigung von ihren Unterthanen erhoben. So zahlten die Stände 1484 an König Karl VIII. bei seiner Thronbesteigung die Summe von 300,000 Livres, welche der Klerus, Adel u. dritte Stand aufbrachten. Ludwig XVI. verzichtete für sich 1774 auf diese Abgabe, behielt sich aber für seine Nachkommen das Recht vor, dieselbe einfordern zu können.

Juanez (spr. Chuanes) od. Joanez, Vicente, span. Historienmaler, der, geb. 1523, gest. 1579, sich in Italien ausbildete, aber wenigstens im Anfange seiner Thätigkeit noch viel von dem damals in Spanien herrschenden Einfluß der flandrischen Schule zeigte. Seine Landsleute haben ihn in übertriebener Weise mit Rafael verglichen, an den er allerdings manchmal in der Schönheit der Motive erinnert, welchem er aber durch ein trockenes u. unruhiges Kolorit bei weitem nachsteht. Unter seinen Bildern im Museum zu Madrid stellen die bekanntesten Scenen aus dem Leben des heil. Stephanus dar.

Juan Fernandez, eine aus zwei größeren u. mehreren kleineren Eilanden bestehende Inselgruppe im Großen Ozean, an der Westküste Chile's gelegen u. zu dieser Republik gehörig, hatte 1865 auf einem Gesammtareal von 1,8 □M. eine Bevölkerung von nur 15 Seelen. Die beiden Hauptinseln Mas a Tierra u. Mas a Fuera sind durchaus gebirgig, der höchste Gipfel El Yunque (der Amboß) erhebt sich zu 916 m. Das Klima ist gesund, der Boden aber wenig fruchtbar u. wasserarm. Auf den spärlich bewaldeten Bergen hausen bes. viele verwilderte Ziegen. Die Bewohner treiben vorzugsweise Fischfang. J. F. ist 1563 von Schiffern entdeckt worden, welche von Chile nach Panama fuhren, später wurden die Inseln Zufluchtsorte der Flibustier; am bekanntesten sind sie aber durch den Aufenthalt des schott. Seemanns Alexander Selkirk geworden, der sich 1704 hier aussetzen ließ u. auf einer der Inseln bis 1709 allein lebte. Seine 1729 zu Edinburgh erschienene Lebensgeschichte hat Defoe Anregung zum „Robinson" (s. d.) gegeben.

Juarez (spr. Chuares), Benito, Präsident der Mexikan. Republik, s. Z. der bedeutendste Staatsmann seines Vaterlandes, war ein Halbindianer u. wurde 1808 im Dorfe Ixtlan bei Oaxaca (Südmexiko) geb. Durch eisernen Fleiß arbeitete er sich vom armen Dorfjungen zum Doktor der Rechte u. Advokaten hinauf, als welcher er rasch großen Ruf erlangte. Mit der Zeit ward er zum Mitglied der Staatslegislatur von Oaxaca, zum Sekretär u. zum stellvertretenden Richter des obersten Justiztribunals u. 1846 auch in den Kongreß gewählt, wo er eifrig für die Säkularisirung der Kirchengüter eintrat, um die Kosten des Krieges mit den Vereinigten Staaten zu bestreiten. Die Einziehung kam zwar nur theilweise zur Ausführung, dafür ward aber, vornehmlich auf J.' Betreiben, das Gesetz der todten Hand in Kraft gesetzt, welches der Geistlichkeit eine Zwangsanleihe auferlegte. In den J. 1847—52 war J. als Gouverneur des Staates von Oaxaca reformirend thätig. Als Santa-Anna aber 1853 seine zweite Diktatur antrat, wurde J. verbannt. Schon nach 2 Jahren indessen machte ein Aufstand der „lebenslänglichen Präsidentschaft" Santa-Anna's ein Ende, J. kehrte zurück u. ward unter Alvarez' provisorischer Präsidentschaft Justizminister, dann unter Comonfort's Regierung Minister des Innern u. Vorsitzender des obersten Gerichtshofes, als welcher er nach dem Sturze Comonfort's (im Jan. 1858) das verfassungsmäßige Recht auf die Präsidentenwürde hatte, welche ihm der Sieger Zuloaga streitig machte. Neben Zuloaga schaltete Miramon als Führer der klerikalen Reaktion in der Hauptstadt Mexiko, während sich J. als Vertreter der konstitutionellen od. liberalen Partei in Vera-Cruz behauptete. Die Schlachten von Siloa u. San Miguel Calpulalpan (22. Dez. 1860) brachten die Entscheidung: Miramon floh u. J. zog 11. Jan. 1861 siegreich in der Hauptstadt ein, wo er alsbald den Kongreß berief u. aus dessen Händen die Bestätigung seiner Präsidentschaft entgegennahm. Zu seinen ersten Maßregeln gehörte nun die Aufhebung der religiösen Orden, die völlige Einziehung der Kirchengüter u. die Ausweisung einer Anzahl staatsfeindlicher Prälaten. Die Einführung der Civilehe hatte er schon von Vera Cruz aus dekretirt. Gefährlicher wurde ihm der Bruch mit mehreren europ. Staaten, den er dadurch herbeiführte, daß er die Zahlungen an alle Staatsgläubiger auf 2 Jahre suspendirte. England, Frankreich u. Spanien schlossen 31. Okt. 1861 den Londoner Vertrag, um die Republik Mexiko mit Gewalt zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen die Unterthanen genannter Mächte zu zwingen. Es gelang aber dem Ministerpräsidenten Doblado, als Bevollmächtigtem J.', nachdem schon die Expeditionstruppen gelandet waren, mit den Spaniern u. Engländern 29. Jan. 1862 die Uebereinkunft von La Soledad zu schließen, infolge deren die span. u. engl. Truppen sich wieder aus Mexiko zurückzogen. Napoleon's Hauptzweck war nicht die Befriedigung der franz. Gläubiger: er wollte Mexiko unter franz. Botmäßigkeit bringen. Als die Aussichten darauf sich verringerten, bewog er den Erzherzog Maximilian (s. d.), das trügerische Geschenk eines mexikan. Kaiserthrones anzunehmen. Während aber Kaiser Maximilian selbst das Erbe aller mexikan. Herrscher, die Parteikämpfe, antrat u. Napoleon seine Truppen aus dem gefährlichen Lande abberief, rückte J., der im Angesicht der Verhältnisse die Präsidentur über den verfassungsmäßigen Termin (30. Nov. 1865) beibehalten hatte, siegend wieder vor, ergriff von der Hauptstadt Besitz u. gab seine Zustimmung zur Erschießung des gefangenen Kaisers in Queretaro (19. Juni 1867). Zwar machte sich bei der Präsidentenwahl im Dez. 1867 eine starke Opposition geltend, doch siegte J. u. unterdrückte sofort mit blutiger Strenge verschiedene Aufstandsversuche. Auch die Präsidentenwahl von 1871, bei der sich eben so wenig für ihn wie für seinen Gegenkandidaten, den General Porfirio Diaz, eine absolute Stimmenmehrheit ergab, ließ ihn, kraft der Entscheidung durch den Kongreß, in seinem Amte, u. schon konnte er sich als Sieger über die neuen revolutionären Bewegungen betrachten, als er plötzlich 18. Juli 1872 zu Mexiko einem Schlagflusse erlag. Bei seinem großartigen Leichenbegängniß war nur die Geistlichkeit nicht vertreten. Der Gemeinderath der Hauptstadt beschloß sogleich, zum Andenken an den „Retter der Republik" dem bisherigen San-Domingo-Platz den Namen J.' beizulegen u. auch auf demselben ein Denkmal zu errichten. J.' Nachfolger wurde der Obertribunalspräsident Lerdo de Tejada (vgl. d. Art. „Mexiko").

Juba I., König von Numidien, Sohn von Hiempsal II., unterstützte in dem Bürgerkriege zwischen Cäsar u. Pompejus die Anhänger des Letzteren zunächst durch Hülfstruppen. Nachdem Curio, Cäsar's Legat, bedeutende Vortheile über die Pompejaner unter Varus davongetragen u. denselben in Utica eingeschlossen hatte, gelang es J., dem Feinde eine völlige Niederlage beizubringen, bei der Curio selbst seinen Tod fand (49 v. Chr.). Aber schon Ende 47 kam Cäsar selbst nach Afrika, um gegen die inzwischen in großer Zahl hier zusammengeströmten Pompejaner einen entscheidenden Schlag zu führen, u. J., der einen Theil seiner Streitkräfte gegen den von Mauretanien her siegreich in Numidien eingefallenen P. Sittius zu verwenden genöthigt war, wurde jetzt zusammen mit Metellus Scipio bei Thapsus gänzlich geschlagen (46). Als dann auch sein Feldherr Sabura von Sittius besiegt u. getödtet worden war, machte J. in der Verzweiflung seinem Leben freiwillig ein Ende. Sein Sohn **J. II.** kam in jugendlichem Alter nach des Vaters Niederlage u. Tode als Gefangener nach Rom u. ward dort von Cäsar im Triumphe mit aufgeführt, erfreute sich dann aber einer milden Behandlung u. erwarb sich eine gründliche Bildung. Von Augustus erhielt er Kleopatra, des M. Antonius u. der Kleopatra Tochter, zur Gemahlin, sowie die Herrschaft über einen Theil seines väterlichen Reiches u. über Mauretanien. Seine zahlreichen, in griech. Sprache verfaßten Schriften, meist geschichtlichen u. geographischen Inhalts — darunter Werke über die Geographie Arabiens u. Libyens sowie eine röm. Geschichte von der Gründung der Stadt bis zur Zeit Sulla's — werden von anderen Schriftstellern des Alterthums vielfach erwähnt u. benutzt, es sind uns davon aber nur Fragmente erhalten.

Jubeljahr wird in doppelter Beziehung gebraucht: einmal als Bezeichnung des sog. Erlaß- od. Halljahres (s. d.) im Alten Testament, dann aber bezeichnet es in der katholischen Kirche ein vom Papste bestimmtes Jahr, in welchem den Besuchern der Kirchen zu Rom, bes. der Peterskirche, vollkommener Ablaß zu Theil wird. Insofern hängen diese Jubeljahre mit den Erlaßjahren des Alten Testamentes zusammen. Der Ursprung des Jubelablasses fällt in das J. 1300. Auf das Gerücht von solchem Ablaß hatte sich damals am Neujahrstage in St. Peter eine ungeheure Menschenmenge eingefunden. Zufolge der Behauptung eines 107 Jahre alten Greises, daß man schon vor 100 Jahren dort einen 100jähr. Ablaß habe gewinnen können, schrieb Papst Bonifacius VIII.

auf dieses u. jedes folgende 100ste Jahr einen vollkommenen Ablaß allerdings unter der Bedingung wahrer Reue u. Buße — aus. Der ungeheure Gewinn von diesem J., der nicht nur der Stadt, sondern auch der päpstlichen Kasse zufloß, bewog aber die Päpste, die Termine für das J. immer mehr zu verkürzen. Clemens VI. erklärte 1343 jedes 50. Jahr für ein J. mit Rücksicht auf die ähnliche Einrichtung der Hebräer u. die Kürze des menschlichen Lebens. Urban VI. ermäßigte 1389 die 50 Jahre auf 33 mit Rücksicht auf die Lebensjahre Jesu; Bonifacius IX. erfand sogar Nachjubeljahre, feierte das J. 1400, obschon erst 1390 ein J. gewesen war, u. gestattete auch auswärts solche abzuhalten. Uebrigens genügte für Diejenigen, welche behindert waren, nach Rom zu kommen, schon die Einzahlung des Reisegeldes an die päpstlichen Ablaßverkäufer. Paul II. setzte endlich 1470 die Feier des J.es auf jedes 25. Jahr fest. Doch haben im 19. Jahrh. sowol 1825 (unter Leo XII.) als 1833 (unter Gregor XVI.) J.e stattgefunden. Für das ausgefallene J. 1850 hat Pius IX. 24. Dez. 1874 durch besondere Encyklika das J. 1875 zu einem feierlichen J. bestimmt, um den Schatz der Leiden Christi, der Jungfrau Maria u. der Heiligen den Gläubigen mit vollen Händen zu spenden. Die Feier des J.es beginnt am Christabend mit der Prozession des Papstes zu der sog. heiligen Pforte Petri, die auf drei Schläge mit einem goldenen Hammer für den Einzug des Papstes geöffnet wird, um am folgenden Tage wieder vermauert zu werden. Aehnliche Ceremonien vollziehen die Kardinäle an den übrigen Hauptkirchen.

Jubilate (d. i. lat. „jubelt!"), heißt der 3. Sonntag nach Ostern, benannt nach dem Anfang des 66. Psalms in der lat. Bibel: „Jauchzet Gott, alle Lande!"

Jubiläum (a. d. Lat.), die Jubelfeier einer abgelaufenen Zeit von 25, 50, 100 od. mehreren 100 Jahren.

Juchart, auch Juchert, Jauchert, Jochacker, ein in mehreren süddeutschen Staaten u. in der Schweiz gebräuchliches Feldmaß, eigentlich so viel Ackerland, als mit einem Joch (s. d.) Ochsen in einem Tage gepflügt werden kann; enthält in Bayern, wo es auch Tagwerk heißt, 34,073 Aren, in der Schweiz dagegen 36 Aren.

Juchten od. Juften, eine besondere Art lohgaren Leders, welches sowol wegen des hübschen Aussehens als auch wegen seiner Dauerhaftigkeit selbst in der Nässe u. zum Theil auch wegen seines eigenthümlichen Geruches sehr geschätzt wird; dieser Geruch hat übrigens den Nutzen, das Leder vor Insektenfraß zu schützen. Das J. wird aus starken Kalbfellen hergestellt, die zuerst in schwache Aschenlauge eingelegt werden, um die Haare zu lockern, worauf es nach dem Abhaaren gespült, gewalkt u. geschwellt wird. Zu diesem Zwecke wird eine Beize aus Roggenmehl, Hefe u. so viel Wasser bereitet, daß die Felle davon bedeckt werden. Diese Beize läßt man sauer werden u. legt die Felle dann 48 Stunden lang hinein, worauf man sie herausnimmt u. in kleine Bottiche packt, worin sie 14 Tage bleiben, worauf man sie schließlich in fließendem Wasser spült. Zum Gerben des J. dient Weidenrinde (von salix cinerea od. caprea). Die Felle werden in die noch möglichst heiße Abkochung der Rinde eingelegt u. darin eine halbe Stunde lang bearbeitet. Diese Bearbeitung wird in derselben Brühe eine Woche lang zweimal täglich wiederholt, alsdann frische Brühe bereitet u. darin das Bearbeiten wiederum eine Woche lang in gleicher Weise fortgesetzt. Das so weit fertige Leder wird an der Luft getrocknet u. unmittelbar od. nach vorhergegangenem Färben auf der Fleischseite mit Birkentheer getränkt, woher der eigenthümliche Geruch kommt.

Jucken (pruritus) ist eine eigenthümliche Empfindung der Haut, die uns zum Kratzen auffordert. Die Ursache des J.s ist entweder Folge eines äußeren Reizes, der mancherlei Veranlassungen haben kann, häufig aber auch ist sie eine innere, im Gehirn od. Rückenmark sitzende. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei Manchen schon die Vorstellung eines J. erregenden Gegenstandes das J. selbst hervorruft. Das J. ist sehr unangenehm, u. in hartnäckigen Fällen können durch das dagegen angewandte wiederholte u. erfolglose Kratzen schließlich schwere Folgekrankheiten hervorgerufen werden. Ja, das J. selbst kann sich dermaßen steigern, daß es zum Wahnsinn u. Selbstmord treibt. Man ist oft gezwungen, allein in Rücksicht auf das J. betäubende Mittel zu reichen. Wo das J. eine nachweisbare Ursache hat, ist die Beseitigung nicht schwierig; schwerer ist es zu behandeln, wo eine cerebrale Ursache dasselbe hervorruft. Hier müssen kalte Waschungen, Abreibungen mit Seife, Douchen od. Einreibungen versucht werden. Die Annahme, daß das J. ein Zeichen der beginnenden Heilung einer Wunde sei, hat mehr den Glauben des Publikums als die Erfahrung der Aerzte für sich.

jucundi acti labores, lat. Sprüchwort, dem deutschen „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen" entsprechend.

J. U. D., Abkürzung für das lat. „juris utriusque doctor", d. i. Doktor beider Rechte (s. „Jus").

Juda (hebr. Jehuda, der Gepriesene), ward als 4. Sohn des Patriarchen Jakob u. der Lea in Mesopotamien geb. Die nachmalige Bedeutung des Namens J. prägt sich bereits in den Erzählungen von dem Ahnherrn aus. Sein Vorschlag rettet Joseph das Leben, wenn auch nicht die Freiheit; er bürgt mit seinen Söhnen für Benjamin u. wird von Jakob nach Gosen vorausgeschickt, um die Niederlassung vorzubereiten. — Die Bedeutung des Stammes J. geht hervor theils aus der Zahl seiner streitbaren Männer, welche die aller andern Stämme übertrifft, theils aus der Vorderstellung des Stammes während des Wüstenzuges. Bei der Vertheilung Kanaans durch Josua ward deshalb gerade dieser Stamm zuerst bedacht. Die Grenze seines Gebietes lief südl. von Jerusalem zwischen dem Mittelmeere u. dem Todten Meere u. endigte im S. in der Wüste. Unter David ward von den Judäern Jerusalem erobert, später ihr Gebiet, wenn auch vorübergehend, über die Philister ausgedehnt u. mit dem des Stammes Simeon vereinigt. Nach Josua's Tode übernahm J. überhaupt den Vorkampf gegen die Kanaaniter. So war der erste Richter, Othniel, ein Judäer, u. auch in dem Rachekriege gegen den Stamm Benjamin, der in den Anfang der Richterzeit fällt, zog J. voran. Im weiteren Verlauf der Richterzeit tritt indeß der Stamm mehr zurück; doch mochte er sich nur ungern einem König aus anderem Stamme, dem Benjaminiten Saul, gefügt haben. Nach dessen Tode rief J. seinen Stammesgenossen David zum König aus, der aber erst nach 7½ Jahren auch von den übrigen Stämmen anerkannt wurde. Nachdem diese aber unter Jerobeam ganz von dem Stamme J. abgefallen waren, bildete letzterer Stamm mit einem Theil Benjamin's ein eignes Reich unter der Dynastie David's. (S. die Tabelle Bd. II, S. 897—908, sowie den Art. „Juden".) Eine besondere Bedeutung hatte J. in der ganzen vorchristlichen Zeit noch dadurch, daß aus ihm der Messias, der zweite David, hervorgehen sollte; daher das Gewicht, welches im Neuen Testamente auf die Erfüllung dieser Weissagung durch die Geburt Jesu aus dem Geschlechte David's gelegt wird.

Judäa, s. „Palästina".

Judas ist der Name zweier Jünger Jesu. 1. **J. Jakobi,** d. i. entweder der Sohn od. der Bruder des Jakobus, ist identisch mit demjenigen Jünger, welcher (Matth. 10, 3) Lebbäus od. (Mark. 3, 18) Thaddäus genannt wird. Ueber sein Leben ist nichts bekannt, obschon die spätere Sage viel von ihm zu erzählen weiß, z. B. daß er in Persien, Syrien u. s. w. gepredigt u. in Edessa den Märtyrertod erlitten habe. Schwerlich ist er der Verfasser des neutestamentlichen „Briefes Judä"; eher könnte dieser von dem jüngeren Bruder Jesu stammen, der sich deshalb der Bruder des Jakobus nennt (s. „Jakobus der Aeltere"). 2. **J. Ischarioth** (eig. isch kerioth, d. h. Mann von Kerioth, einer Stadt im Stamme Juda), der Verräther Jesu, war der Sohn eines gewissen Simon. Bezüglich des Verraths erzählt Matthäus, daß sich J. für den Preis von 30 Seckeln (Luther: „Silberlinge"), d. i. ungefähr 75 Mk., den Hohenpriestern selbst zum Verräther angeboten habe, daß ihn Jesus beim Abendmahl ausdrücklich als den Verräther bezeichnete, daß aber J. nach der Verdammung Jesu, von Reue ergriffen, das Geld zurückgebracht habe, wofür dann der Blutacker gekauft worden sei. Markus berichtet nur, daß die Hohenpriester dem Verräther Geld versprochen hätten, u. daß Jesus ohne nähere Bezeichnung vor dem Abendmahle von dem bevorstehenden Verrathe sprach. Ebenso Lukas, der außerdem den Bericht von dem Selbstmorde des J. ausführlicher behandelt. Nach dem Evangelium Johannis endlich wußte Jesus von Anfang an um den Verrath des J., kennzeichnete ihn beim Abendmahl ausdrücklich als den Verräther durch Ueberreichung eines Bissens u. forderte ihn selbst auf, sein Vorhaben auszuführen. Der Verrath selbst bestand darin, daß J. den Feinden Jesu Gelegenheit gab, denselben unbemerkt u. sicher vor seinen Anhängern in der Nachtzeit zu ergreifen. Diese Schandthat tritt dabei in den drei ersten Evangelien um so greller hervor, als J. Jesum durch einen Kuß, sonst das Zeichen liebevoller Begrüßung, kenntlich macht (daher der Ausdruck „Judaskuß"). Mit Recht weist daher Dante in seiner „Hölle" J. den Platz im untersten Höllentrichter an, wo er sammt den Erzverräthern Brutus u. Cassius, den Mördern Cäsar's, unaufhörlich im Rachen des Satans zermalmt wird. — Die andere schwierige Frage ist die, wie Jesus einen Mann,

der einer solchen That fähig war, habe unter seine Jünger aufnehmen können. Denn aus bloßer Habsucht, von der sich auch in der Erzählung Joh. 12, 4—8 die Spuren finden, erklärt sich der Verrath eines Jüngers Jesu noch nicht, u. die Meinung, daß es ihm mit seinem Verrath nicht Ernst gewesen sei, er vielmehr auf ein Wunder Jesu zum Zweck seiner Befreiung gehofft habe, läßt sich aus seiner Reue (Matth. 27, 4) nicht begründen. Die einzige Lösung des Räthsels besteht in der Annahme, daß J. Jesu Anfangs noch nicht in so schlechtem Lichte erschien u. Hoffnung auf allmähliche Veredelung seines Charakters gab, daß er aber um so tiefer sank, je weniger das Auftreten Jesu seinen Erwartungen vom Messias entsprach, bis endlich die Habsucht den Ausschlag gab, daß er den vermeintlich falschen Messias verrieth.

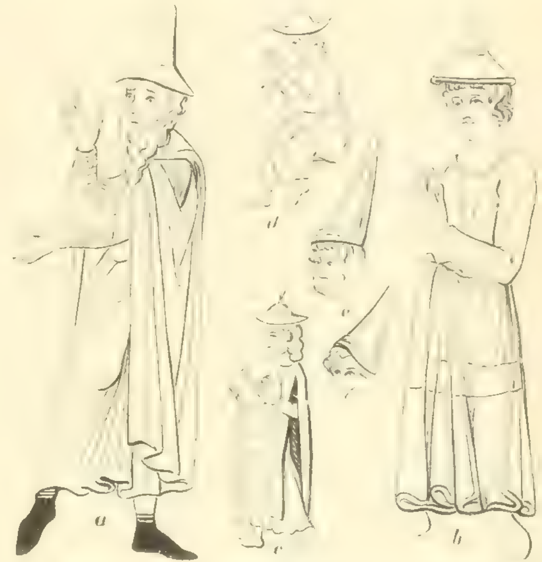
Judasbaum, s. „Cercis".

Juden heißen ursprünglich nur die Angehörigen des Stammes Juda, bes. seit dem babylonischen Exil, nach welchem (seit 538 v. Chr.) fast alle Bürger des neuen jüd. Staates diesem Stamme angehörten. (Vgl. über die Geschichte des Stammes Juda seit der Theilung [975] bis zur Zerstörung des Reichs [588] u. sodann der jüd. Kolonie während ihrer Unterwerfung unter die Perser, Makedonier, Aegypter, Syrer u. schließlich unter die Römer, Band II, S. 897—908.) Seit Alexander d. Gr. führte auch das Land der J. den Namen Judäa u. behauptete denselben, allerdings in sehr verschiedener Ausdehnung, bis zum gänzlichen Untergang des jüd. Volksthums (135 n. Chr.). In der Hauptsache hieß Judäa nur der kleinere nordöstliche Theil des ehemaligen Stammgebietes, während der südliche Theil zu Idumäa gerechnet wurde, der westliche dagegen zu Phönikien od. Syrien gehörte u. den besonderen Namen Palästina (d. i. eigentlich Philistäa) führte. — Der Name „das Judenthum" bezeichnet nicht blos die Gesammtheit der Israeliten, sondern vor Allem eine eigenthümliche Richtung in der Religion u. dem bürgerlichen Leben dieses Volkes, welche man als die dritte Stufe seiner Geschichte nach den beiden Vorstufen des Hebräerthums u. der israelitischen Periode bezeichnen kann (s. die Artikel „Hebräer" u. „Israeliten"). Während das Hebräerthum unter der Herrschaft der einfachen patriarchalischen Religion, das Israelitenthum unter dem Einfluß des mosaischen Gesetzes u. der Propheten stand, besteht das eigenthümliche Wesen des Judenthums in einer starren Gesetzlichkeit, welche allerdings auch das Gesetz Mosis zu ihrer Grundlage hat, aber weniger nach seinem Geiste als nach seiner buchstäblich gefaßten Außenseite. In dem Bestreben, das Gesetz Mosis zur Grundlage aller religiösen u. bürgerlichen Verhältnisse zu machen, sah man sich genöthigt, die Vorschriften desselben bis ins kleinste Detail zu bestimmen. Vor Allem das Eherecht, das Kriminalrecht u. die Vorschriften über die Feste. Diese gesammte Richtung auf die buchstäbliche Einzelanwendung des mosaischen Gesetzes bezeichnet man mit dem Namen des Rabbinismus, indem die Rabbi's (d. h. Meister, Lehrer) die Träger der Ueberlieferung waren, denen die Entscheidung der streitigen Fälle oblag. Die Wurzeln dieses sog. Rabbinismus sind nicht etwa erst im Talmud zu suchen, jenem großen Sammelwerk des Gewohnheitsrechts, sie reichen vielmehr hinauf bis zu der Zeit der neuen jüd. Kolonie nach dem Exil (s. 538 v. Chr.). In dem Nationalunglück der Zerstörung des salomonischen Tempels u. des Exils erblickten die Ueberlebenden vor Allem eine Strafe ihrer mangelhaften Gesetzeserfüllung, u. die peinlich-buchstäbliche Auffassung desselben nahm nun seinen Anfang. Hauptvertreter dieser Richtung wurde allmählich die Partei der Pharisäer, die man ebensowol als die wahren Patrioten wie als die Orthodoxen (Rechtgläubigen) innerhalb des Judenthums bezeichnen kann. In ihrem Kreise bildete sich die Lehre aus, daß die Zuthaten zu dem Gesetze Mosis auf mündlicher Ueberlieferung von Moses an beruhten, der sie dem Josua u. durch ihn weiter den 70 Aeltesten anvertraut habe — also ähnlich der sog. „Tradition" in der kathol. Kirche. Ihnen gegenüber bildeten die Sadducäer die Partei der Vornehmen, die es politisch mit den Ausländern hielt u. in religiöser Hinsicht nicht nur die mündliche Ueberlieferung, sondern auch gewisse Lehren des Alten Testaments verwarf. Neben ihnen nennt man als dritte Partei die Essäer (s. d.). Den größten Einfluß auf die Masse des Volks hatten die Pharisäer, die oft zugleich „Schriftgelehrte", d. h. Gesetzeslehrer waren. Als wahrhaftes Oberhaupt galt ihnen im Ganzen der Hoheprieſter u. der hohe Rath der 71 unter dem Vorsitze desselben (das sog. Synedrium). Mit der Zerstörung Jerusalems (70 n. Chr.) hatte nicht nur das Priesterthum, sondern auch der Zwiespalt der oben genannten Parteien aufgehört. Das Synedrium wurde neu begründet u. zwar zu Jamnia, dem alten Jabne (westlich von Jerusalem, nahe der Küste), das so der Sitz rabbinischer Gelehrsamkeit u. Gesetzesauslegung wurde, zu welchem von allen Seiten Schüler herbeiströmten. Die auswärtigen J., die sog. Diaspora od. Zerstreuung, wurden so durch ein festeres Band verknüpft, als es vor der Zerstörung Jerusalems vorhanden gewesen war. Während sich in Palästina wieder zahlreiche J. angesiedelt hatten u. als fleißige Arbeiter Duldung genossen, erhoben sich die auswärtigen J. schon unter Trajan, durch die harten Maßregeln dieses Kaisers gereizt, mehrmals in blutigen Empörungen. Die Folge war, daß es auch in Palästina wieder zu gähren begann, u. als 131 n. Chr. ein gewisser Simon unter dem Namen Bar Kochba, der Sternensohn (vergl. 4. Mos. 24, 17), gestützt auf die Anerkennung des großen Rabbi Ben Akiba, als Messias auftrat, gelang den Römern erst nach dem entsetzlichsten Blutvergießen 135 n. Chr. mit der Einnahme der Festung Bethar die Niederwerfung dieses letzten Aufstandes. Die Rache Hadrian's entsprach den Opfern des Kampfes. Ben Akiba starb nach grausamen Martern u. die J. Palästina's geriethen unter schweren Druck. Jerusalem wurde zwar unter dem Namen „Aelia Capitolina" wieder aufgebaut, die heiligen Stätten aber durch heidnische Bildsäulen entweiht u. den J. der Zutritt bei Todesstrafe verboten. Dennoch fanden sie einen neuen geistigen Mittelpunkt in Tiberias, wohin der Sitz des neuorganisirten Synedriums verlegt wurde. Ueber ein Jahrhundert stand diese neue Schule in höchstem Ansehen, bes. durch den Einfluß Rabbi Juda's des Heiligen, des Redaktors der Mischnah (s. „Talmud"). Allmählich aber verdunkelten die jüd. Akademien am Euphrat die zu Tiberias, u. nach dem Tode Gamaliel's IV. (429), des fünften Nassi (geistigen Oberhauptes der Schule) nach Juda dem Heiligen, erlosch diese Würde in Palästina. — Außerhalb der Grenzen ihres Heimatlandes hatten die J. seit der Zerstörung Jerusalems im Röm. Reiche trotz der herrschenden Verachtung u. mancherlei Bedrückungen eine keineswegs rechtlose Stellung. Schon lange vor Christi Geburt über die Länder des Mittelmeeres verbreitet, bes. zahlreich auch in Rom selbst ansässig, waren sie durch die ihnen eigene Betriebsamkeit zu Reichthum u. Bedeutung gelangt, u. wie das Beispiel des Apostel Paulus beweist, stand ihnen sogar die Erlangung des röm. Bürgerrechts offen. Diesen Rechtsschutz genossen sie noch unter den ersten christlichen Kaisern. In den Ländern am Euphrat waren von den Verpflanzungen unter Nebukadnezar her (im 6. Jahrh. v. Chr.) zahlreiche J. zurückgeblieben, wie überall zu namhaftem Besitz gelangt u. für die Beherrscher des großen Parthischen Reiches zu schätzbaren Bundesgenossen gegen die Römer geworden. Dafür wurde ihnen in dem Rosch haggelutha, d. i. Haupt der Exulantenschaft, ein politisches Oberhaupt mit einem besonderen Gerichtshof gewährt. Nach dem Tode des großen Nassi Juda des Heiligen in Tiberias übten die Vorsteher der Akademien zu Sura, Nahardea u. Pumbeditha am Euphrat mehr u. mehr auch die geistliche Gerichtsbarkeit aus, bis sie nach der Aufhebung des Patriarchats von Tiberias Ende des 5. Jahrh. in den alleinigen Besitz derselben gelangten (s. „Jüd. Literatur"). Einen gewaltigen Umschwung erlitten diese Verhältnisse im Orient natürlicherweise durch die Siege des Islam seit der Mitte des 7. Jahrh. Allerdings erkennt der Mohammedanismus in J. u. Christen noch immer die Verehrer eines Gottes u. zugleich die Inhaber von Offenbarungsschriften an — trotzdem sind die J. als Ungläubige in den mohammedanischen Staaten nur geduldet gegen Erlegung eines Kopfgeldes. Schon das sog. Testament des Khalifen Omar enthält die Bestimmungen, denen sich J. u. Christen in den Ländern des Islam unterwerfen mußten. Unter diesen war das Verbot, Gotteshäuser zu bauen od. selbst baulich zu erhalten, ein Amt zu bekleiden, sich in der Tracht den Gläubigen gleichzustellen u. s. w., Alles Dinge, die den moralischen Tod der feindlichen Religionen bezweckten. Die Abneigung des Islam bes. auch gegen das Judenthum erklärt sich gerade daraus, daß Mohammed sehr Vieles aus demselben entlehnt hatte, also der Vorwurf entkräftet werden mußte, als sei der Islam nur eine Art Judenthum. War doch das letztere vor Mohammed in Arabien so zahlreich u. mächtig, daß in dem himjaritischen Jemen (Südwestarabien) sogar eine Zeit lang ein jüd. Königthum bestanden hatte, dessen letzter Herrscher, Dhu Nowas, erst um die Mitte des 6. Jahrh. von den Abessiniern gestürzt worden war. — Beginnen wir unsern Ueberblick über die Schicksale der J. unter dem Mohammedanismus mit der Ostgrenze ihrer damaligen Verbreitung, so tritt uns zuerst wieder das große Neupersische Reich der sog. Sassaniden entgegen. Als der arabische Khalif Omar um 640 Persien eroberte, hatten sich die J. kaum von der 73jährigen Verfolgung erholt, die unter dem Sassaniden Jezdegerd II. begonnen u. die Blüte der Schulen am Euphrat geknickt hatte. Aber ihre Zahl u. ihr Reichthum war so groß, daß die Khalifen nicht daran denken konnten, sie auszurotten. Eine planmäßige Unterdrückung begann erst 768 mit der Verlegung des abbasidischen Khalifats nach Bagdad, u. sie erreichte ihren Höhepunkt um die Mitte des 9. Jahrh. Aber auch jetzt hielten die J. unter der Führung der geistlichen Oberhäupter, der sog. Gaonim, treu zusammen, bis mit dem Siege der Seldschukensultane (um 1050) auch dieser äußere Verband aufhören mußte. Eine große Zahl wanderte in dieser Zeit nach Osten, bes. nach China aus. Auch unter den Seldschuken dauerte mit wenig Ausnahmen die Bedrückung fort. Jede solche Ausnahme hatte wieder

eine rasche Sammlung unter einem geistlichen Oberhaupt u. eine Wiederaufnahme der gelehrten Studien zur Folge. Ja, unter den ersten Mongolenherrschern (s. 1220), welche alle Religionen einander gleichstellten, schienen sich die glücklichen Zeiten vor dem Islam zu erneuern; aber seit der Bekehrung der Mongolensultane zum Mohammedanismus ist die Stellung der J. im Morgenlande eine gedrückte geblieben. Nur unter der türkischen Herrschaft ist ihnen im Ganzen mehr Schutz u. Duldung zu Theil geworden, u. vorübergehend haben unter den großen Sultanen des 15. u. 16. Jahrh. sogar J. nicht selten als Staatsmänner, Aerzte u. dgl. großen Einfluß gehabt, wobei das Türkische Reich zugleich den auswärts vertriebenen zu einem Zufluchtsorte wurde. Während in den Ländern Nordafrika's, bes. in Aegypten, die arabischen Eroberer nach einer kurzen Zeit der Duldung die schlimmste Bedrückung über die J. verhängten, die aber auch hier ihre alten Tugenden, muthiges Dulden, unerschütterliches Zusammenhalten u. zähen Eifer in dem Trachten nach Wohlstand bewährten, befand sich das jüd. Volk seit 711 unter mohammedanischer Herrschaft in Spanien in weit günstigeren Verhältnissen. Auch hier hatten sie sich infolge der schmachvollen Behandlung durch die westgothischen Könige den ommajjadischen Khalifen als Befreiern in die Arme geworfen, u. diese wußten sich den J. als ihren treusten Bundesgenossen dankbar zu erweisen. Spanien wurde der Hauptsitz jüd. Wissenschaft, auf welche die arabische Literatur befruchtend einwirkte, u. der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des abendländischen Judenthums. Dem geistigen Aufschwunge entsprach die äußere Stellung. Vielfach waren die obersten Staats- u. Lehrämter in den Händen von J. Dieser glückliche Zustand währte fast 300 Jahre bis zum Sturz der Omajjaden (1009). In der darauf folgenden Zersplitterung der maurischen Herrschaft aber sank rasch auch die Bedeutung der J. Neue Verfolgung erhob sich gegen Ende des 11. Jahrh. unter der Herrschaft der fanatischen Almoraviden u. noch ärger unter der der Almohaden (1146—1212). Mit Grausamkeit wurde jetzt der Uebertritt der J. zum Islam erzwungen, obschon der Erfolg nur ein scheinbarer war. Die schlimmsten Leiden wurden jedoch über sie nach der gänzlichen Vertreibung der Mauren (1492) von den „christlichen" Herrschern verhängt. Als das Christenthum im Röm. Reiche unter Constantin d. Gr. (323) zum Siege gelangt war, blieben die J. trotz heftiger Streitigkeiten mit den Christen Anfangs in ihren alten Rechten ungekränkt; ein Umschwung aber trat im Oström. Reiche ein mit der völligen Unterdrückung der arianischen Ketzerei, zu welcher die J. allerwärts eine freundliche Stellung einnahmen. Im J. 439 verordnete daher der Kaiser Theodosius II., daß fortan die J. streng von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein sollten, sie waren seitdem im Byzant. Reiche gleichsam geächtet. Mochten immer einzelne Kaiser sich duldsamer erweisen, den J. die ungestörte Abhaltung ihrer Gottesdienste gewähren u. vor Allem den Zwangsbekehrungen entgegentreten, immer wieder fand sich ein Vorwand zu neuen Beschränkungen u. selbst zu blutigen Ausbrüchen der Volkswuth. Weit günstiger war ihre Stellung in den Staaten der Germanen, d. h. bes. der Ostgothen u. Westgothen, so lange dieselben dem arianischen Bekenntniß zugethan waren. Selbst in den kathol. Theilen Italiens hatte die Jahrhunderte lange enge Vermischung zwischen den sehr zahlreichen J. u. der übrigen Bevölkerung noch lange freundliche Duldung zur Folge. Bes. zeigte sich noch Gregor d. Gr. (gest. 604) dadurch als ein wahrhaft großer Papst, daß er allen Zwang gegen die J. streng verpönte. Aber die Unduldsamkeit wuchs mit dem Siege des orthodoxen Katholizismus, bes. unter den kathol. Herrschern des Frankenreichs, den Merovingern. Bald folgten hier auf das Verbot der gemischten Ehen immer häufiger Zwangsmaßregeln u. selbst (z. B. 576 zu Clermont) von den Geistlichen angestiftete Metzeleien. Ja, der Merovinger Dagobert sann um 629 auf gänzliche Ausrottung des Judenthums in Frankreich, indem alle J., die sich bis zu einer bestimmten Frist nicht taufen ließen, dem Tode verfallen sollten. Die größte Anzahl aber, die dem schrecklichen Blutbade durch eine Scheinbekehrung entgangen war, warf bei erster Gelegenheit die Maske wieder ab od. verließ das Land. Erst die Herrschaft der sog. Majordomus führte zu besseren Zuständen. Unter den arianischen Westgothen genossen die J. vollkommene Religionsfreiheit. Als aber König Reccared (589) mit seinem Volke zum Katholizismus übertrat, begann auch hier die Verfolgung. Ein Glück war es für die J., daß sie wenigstens bei dem großen Adel, der den Uebertritt des Königs mißbilligte, Schutz fanden. Ueberaus hart verfuhr gegen sie König Sisebut 612. Zahlreiche J. entgingen damals der Zwangstaufe durch Auswanderung nach Afrika u. Frankreich, bis durch König Swintila 621 die Verfolgung wieder aufgehoben wurde; 680 jedoch versuchte das 12. Konzil von Toledo doch wieder, die allgemeine Bekehrung der J. durch die grausamsten Drohungen zu erzwingen. Die Widerstrebenden sollten ihres Vermögens beraubt, gegeißelt u. mit abgeschundener Kopf- u. Stirnhaut aus dem Lande gejagt werden. In ihrer Verzweiflung knüpften die J. Verbindungen mit den Arabern an. Die Entdeckung derselben (694) steigerte die Wuth der Verfolgung. Alle J. wurden zu Sklaven gemacht, ihre Kinder vom 7. Jahre an ihnen entrissen, um christlich erzogen zu werden. Endlich brach mit dem Siege der Araber bei Xeres (711) für die J. eine lange Periode der Befreiung u. des Glanzes an. In Frankreich gestaltete sich ihre Lage unter den Karolingern freundlicher. Namentlich war es Karl d. Gr., der sie durch Begünstigung ihres Handels u. ihrer gelehrten Studien in jeder Weise zu heben suchte. Unter ihm wurde durch den gelehrten Rabbi Machir, den sich der Kaiser von dem Khalifen Harun ar-Raschid erbeten hatte, die nachmals so blühende Judenschule zu Narbonne gegründet. Auch als Vorkämpfer der Kultur machten sich die J. in den Grenzländern nach Osten gegenüber der slavischen Bevölkerung nützlich; vom 9. Jahrh. an breiteten sie sich über Magdeburg u. Merseburg weiter nach Böhmen u. Polen hin aus. — Unter Ludwig dem Frommen (814—40) artete die bisherige Begünstigung der J. geradezu in parteiische Bevorzugung aus. Sie waren die erklärten Günstlinge der Kaiserin Judith u. einer starken Hofpartei, die an der Predigt u. an dem Umgang gelehrter Rabbiner mehr Geschmack fanden, als an dem entarteten Christenthum ihrer Zeit. Vergebens eiferte dagegen die kathol. Geistlichkeit, bes. der Bischof Agobard von Lyon; schon damals wurde das Märchen ausgesprengt, welches später die Volkswuth oft gegen die J. entfesselte, daß sie mit Vorliebe Christenkinder stöhlen, um sie zu schlachten od. als Sklaven zu verkaufen. Noch mehr wurde aber der Volksunwille gegen sie erregt, als Ludwig d. Fr. sie zu Steuerpächtern machte u. dadurch thatsächlich zu habsüchtiger Ausbeutung des Volkes anreizte. Unter den späteren Karolingern siegte endlich der Einfluß der kathol. Geistlichkeit. Die früheren Gerechtsame wurden ihnen entzogen, ja der Bekehrungseifer griff allmählich wieder zu Mißhandlungen. Nur die Kaiser selbst u. die großen Vasallen derselben gewährten ihnen Schutz, u. es bildete sich die Anschauung aus, die dann unter den deutschen Kaisern des Mittelalters Rechtsgrundsatz wurde, daß die J. als Eigenthum des Reichs, genauer: der kaiserlichen Kammer, zu betrachten seien. In Frankreich hatte der unsinnige Steuerdruck u. die offene Beraubung von Seiten der Könige u. Mächtigen, wie nicht minder die Quälereien der Geistlichen u. des aufgehetzten Pöbels, ein schnelles Sinken des Judenthums zur Folge. Die Blüte der gelehrten Studien schwand u. an die Stelle ihres vordem so einflußreichen Handels trat der Wucher. Trotz aller Verfolgung u. Aussaugung blieben die J. aber wegen ihres Reichthums den ewig geldbedürftigen weltlichen u. kirchlichen Fürsten unentbehrlich. Zu einer grausamen Verfolgung kam es unter König Philipp August 1182. Zu ihrem Glück fanden sie damals noch in verschiedenen Gegenden Frankreichs Aufnahme, während die Hauptstadt ganz von ihnen geräumt wurde. Philipp August rief sie zwar wieder zurück u. ließ ihnen theilweise ihre Verluste ersetzen, beschränkte aber durch verschiedene Maßregeln ihre Geschäfte, hauptsächlich um sich selbst an ihnen zu bereichern. Der hohe Zinsfuß, zu welchem die J. an die Christen Geld verliehen, war um so mehr berechtigt, weil erstere beständig darauf gefaßt sein mußten, daß die Könige aus reiner Willkür die Schulden an J. für nichtig erklärten, nur um einen Theil derselben in die eigene Kasse abliefern zu lassen. Noch niederträchtiger verfuhr Philipp der Schöne im Anfang des 14. Jahrh., indem er die Bezahlung aller Judenschulden an seine Kasse gebot, die J. selbst aber vertrieb. Ludwig X. gestattete ihnen zwar gegen Erlegung einer bedeutenden Summe die Rückkehr u. gewährte ihnen zum Theil Entschädigung, aber nur 13 Jahre sollte die Duldung währen, wenn sie sich nicht bis dahin bekehrt haben würden. Sehr viele machten von dieser Erlaubniß zur Flucht Gebrauch, aber meist zu ihrem Verderben; denn alles Unglück im Lande, bes. auch den Aussatz, sollten nun die J. verursacht haben. Das oft auch in anderen Ländern ausgestreute Gerücht, daß die J. die Brunnen vergiftet hätten, entflammte die Volkswuth aufs Neue zu Metzeleien u. Judenverbrennungen. Nur das päpstliche Gebiet von Avignon machte neben wenig anderen eine Ausnahme. Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß die Verdächtigung der J. als Urheber großer Seuchen oft dadurch Nahrung erhielt, daß sie auffälliger Weise fast ganz davon verschont blieben. Es hatte dies aber seinen Grund theils in ihrer größeren Mäßigkeit u. Abgeschlossenheit, theils in der Rassenanlage, nach welcher sie eine weit zähere Natur besitzen, als größtentheils die indogermanischen Völker. Die obenerwähnte 13jährige Frist hatte Frankreich fast ganz von J. entblößt, aber bald zeigte sich ihre Unentbehrlichkeit. Gegen eine ziemlich hohe Kopfsteuer wurden sie wieder zugelassen u. verschiedene Maßregeln zu ihrem Schutze getroffen (1361), bis Karl VIII. 1498 abermals ihre Ausweisung verhängte. Doch wurde dieser Befehl nicht im ganzen Lande ausgeführt, bes. das päpstliche Avignon gewährte ihnen auch jetzt wieder Zuflucht. Von hier u. a. a. O. her verbreiteten sie sich im 16. Jahrh. wieder über Frankreich u. genossen eine menschlichere Behandlung. In dieser ganzen Periode hatten die J. auch in dem christlich gebliebenen Spanien ein weit erträglicheres Loos gehabt als früher unter den Westgothen.

Einerseits fürchtete man, sie durch etwaige Bedrückung u. Verfolgung zum Anschluß an die Mauren zu treiben, andererseits waren sie durch ihren Handel u. als Geldmänner von zu großem Nutzen. Vor Rechtsverletzung schützte sie sogar das Privilegium eigener Gerichte. In dem Maße aber, in welchem die Macht des Katholizismus auf der Halbinsel zunahm, verschlimmerte sich auch wieder ihre Lage. Gegen Ende des 14. Jahrh. entzog man ihnen mehr u. mehr ihre Privilegien, u. 1391 gab der Erzbischof von Sevilla das Signal zu einer Verfolgung, die sich bald über das ganze christliche Spanien verbreitete. Nur die kleinere Hälfte der J. nahm zum Schein die Taufe an, die meisten flüchteten sich bei. nach Nordafrika) od. wurden erschlagen. So fanden in Sevilla allein über 3000 Familien den Tod, viele Tausende in anderen Städten. So entsetzlich war der Fanatismus dieser „Christen", daß er sich selbst gegen die zum Christenthum übergetretenen J., die sog. „Neuchristen", kehrte. Bes. die Türkei u. der Orient bevölkerten sich damals mit solchen span. Flüchtlingen, u. noch heute haben sich viele Nachkommen derselben in Konstantinopel, Jerusalem u. anderwärts die span. Sprache bewahrt. Aber noch war das Maß ihrer Leiden in Spanien nicht voll. Es blieb der fluchbeladenen „christlichen" Inquisition, die 1480 von Ferdinand dem Katholischen zu Sevilla eingesetzt wurde, vorbehalten, das blutige Werk zu vollenden. Sie begann mit der Verhaftung aller irgend verdächtigen Neuchristen u. schritt im Jahre darauf (1481) auch zu massenhaften Hinrichtungen: Ueber 2000 J. wurden in u. um Sevilla lebendig verbrannt, viele Tausende gefoltert u. sonst gemißhandelt. Zu schnellerer Erledigung ihrer Arbeit ließen die Inquisitoren gleich ganze Scharen in einem ummauerten Platz durch das ringsum lodernde Feuer langsam ersticken. Aus dem konfiszirten Eigenthum der J. flossen der Kirche unermeßliche Schätze zu, aber dem Wohlstande des Landes waren auch tiefe Wunden geschlagen, denn die J. u. Neuchristen hatten den thätigsten u. zum Theil auch gebildetsten Kern der Bevölkerung ausgemacht. Trotz dieser Massenhinrichtungen war die Katholisirung des Landes nicht völlig gelungen, nur die gänzliche Entfernung aller noch verbliebenen J. schien diesen Zweck zu erreichen. Diesen Schritt that Ferdinand nach der endlichen Eroberung Granada's, 1492, indem er 300,000 aus seinem Reiche vertrieb. Auch die portugiesischen J. sogar wurden auf Andringen Spaniens 1495 nach viermonatlicher Frist vertrieben. Erst Philipp IV. (1621—65) gewährte den J. in seinem Reiche wieder Schonung. Zahllose J. hatten sich damals in die span. u. portug. Kolonien in Amerika u. Ostindien geflüchtet; aber selbst dahin dehnten die Portugiesen ihre Verfolgung aus, ohne daß ihnen auch hier die Ausrottung gelungen wäre. Vielmehr gelangten die ostindischen Judenkolonien, die treu an den Ueberlieferungen von Spanien her festhielten, unter der englischen Herrschaft nachmals zu Reichthum u. Einfluß.

In England breiteten sich die J. bes. seit der Eroberung durch die Normannen (1066) aus u. galten wie in Frankreich u. Spanien als Kroneigenthum. Reichthum u. Wucher machte sie auch hier den Königen ebenso unentbehrlich, wie dem Volke verhaßt. Nachdem bei der Krönung des Königs Richard Löwenherz (1189) sich schlimme Greuelscenen in York ereignet hatten, verlieh der König nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft den J. Schutz u. Privilegien, noch größere Johann ohne Land (1199—1216), aber nur, um sie schnell reich werden zu lassen u. dann durch Kerker u. Folter auszupressen. Wie in Spanien endeten auch hier ihre Leiden erst mit der gänzlichen Austreibung von ca. 15,000 J. durch Eduard I. (1290), wenn auch unter weniger grausamen Formen. Die deutschen J. galten im Mittelalter ebenfalls als Kroneigenthum der kaiserlichen Kammer, d. h. der Reichsregierung. Wenn auch der Kaiser Fürsten u. Städte mit dem Besitz von J. belehnte, so blieb er doch ihr oberster Schutzherr, natürlich gegen Erlegung eines Kopfgeldes; ihr oberstes Gericht war das Reichshofgericht. Sie hatten eine vorgeschriebene Tracht zu tragen, welcher die spitzen Hüte, Judenhüte, charakteristisch waren (Nr. 3566). Dabei genossen sie umfängliche Privilegien der Selbstverwaltung u. hatten in großen Städten besondere Stadttheile inne. Diese „Judenviertel" haben sich vielfach bis heute oft unter dem Namen „Ghetto" erhalten. Die allgemeine Gährung zur Zeit der Kreuzzüge machte sich zuerst in den rhein. Städten in blutigen Verfolgungen der J. Luft (1096). Aber Kaiser Heinrich IV. bestrafte den Erzbischof von Mainz, der zu den Greuelthaten mit geholfen hatte, u. erklärte die erzwungenen Taufen für ungiltig. Die Volkswuth ließ sich jedoch dadurch nicht bändigen; befleckten doch die Eroberer Jerusalems 1099 ihren Sieg mit der Verbrennung der J. in einer Synagoge. Da sich solche Vorkommnisse auch bei den folgenden Kreuzzügen wiederholten, so wanderten die J. damals massenhaft in die slav. Länder im O. aus, nach Schlesien u. Polen 2c. Die Verfolgungen nahmen wieder einen weiteren Maßstab an zur Zeit des sog. „schwarzen Todes" (seit 1346). Wieder sollten die J. durch Brunnenvergiftung u. Zauberei an dieser Pest die Schuld tragen. In Basel warf man sie in einem angezündeten Faß in den Rhein; in Straßburg wurden gegen 2000 auf dem Markte verbrannt, in Erfurt bei 3000 erschlagen. An anderen Orten verbrannten sich die J. lieber selbst mit ihrer gesammten Habe: so in Mainz, Speier u. Worms. Der entsetzliche Ingrimm, der sich infolge solcher Behandlung in der Judenschaft Deutschlands ausbildete, trieb dieselbe leider oft auch zu Thaten heimtückischer Rache, u. die Kunde davon gab dann dem christlichen Pöbel wieder erwünschten Vorwand zu neuen Schandthaten. Nie aber kam es doch zu einer allgemeinen Verfolgung od. gar einer Aufhebung der oben geschilderten Rechtsgrundsätze, so oft auch die Mönche u. Geistlichen eine Aenderung derselben herbeizuführen strebten. Ein Umschwung trat bes. Anfang des 16. Jahrh. mit dem Aufblühen des Humanismus ein. Denn der große Kampf der Humanisten, bes. Johann Reuchlin's u. Hutten's, mit den Dominikanern hatte sich über die Frage entsponnen, ob die Bücher der J. — obenan der Talmud — nicht als gotteslästerlich verbrannt werden sollten. So forderten es 1509 die Mönche auf Anstiften eines getauften Kölner J., Namens Pfefferkorn. Aber das Urtheil Reuchlin's siegte nach langem Streit über diesen Anschlag. Mit Nachdruck machte auch Luther tolerante Grundsätze gegen die J. geltend, aber nur ganz allmählich kam diesen der freiere Geist des Protestantismus zu statten. Während des ganzen 16. u. 17. Jahrh. bietet die Behandlung der J. in Deutschland nach wie vor das Bild der Willkür, des Pöbelhasses u. der fürstlichen Erpressungen.



Nr. 3566. Vorgeschriebene Tracht der Juden im Mittelalter.

Die Fernhaltung der J. von dem staatlichen Leben u. ehrenvollen bürgerlichen Geschäften mußte sie nothwendig zu Schacher u. Wucher treiben; die Nöthigung, ein Abzeichen an den Kleidern u. eine bes. Kopfbedeckung (meist den spitzen Hut) zu tragen, gab sie leicht dem Uebermuth des Pöbels preis. So veranlaßten Volksaufläufe 1572 die Vertreibung der J. aus der Mark Brandenburg; 1614 wurde das Judenviertel in Frankfurt a. M. geplündert u. noch 1670 wurden sie bei Anlaß des Burgbrandes in Wien von hier u. überhaupt aus Oesterreich fast gänzlich verjagt, freilich nur, um sich bald aufs Neue anzusiedeln.

Einen wahrhaften Umschwung bewirkte erst das berühmte Toleranzedikt des Kaisers Josef II. vom J. 1782. Schon vor diesem hatte der Aufschwung der deutschen Literatur u. Philosophie eine andere Anschauung über die Stellung der J. angebahnt. Insbesondere war Lessing, der Freund des edlen jüd. Philosophen Mendelssohn, eifrig in dieser Richtung thätig gewesen u. sein „Nathan" galt allen Aufgeklärten als das Evangelium der Toleranz. Erwies sich nun auch die edle Absicht Josef's II. bald als verfrüht, so bahnte sie doch einer allmählichen völligen Gleichstellung der Konfessionen den Weg u. regte nam. die außeröfterr. Länder mächtig an. Vor allen ging Preußen jetzt mit gutem Beispiel voran. Friedrich Wilhelm II. beseitigte das Kopfgeld u. den Ausschluß vom Bürgerrecht u. förderte kräftig den jüd. Schulunterricht; die preuß. Erhebung im Freiheitskriege von 1812 u. 1813 verhalf den J. endlich zum vollen Bürgerrechte (Edikt Friedrich Wilhelm's III. vom März 1812), wobei nur die Uebernahme von Civilämtern ihnen noch versagt blieb. Dieser großherzige Schritt des Königs wurde aber in der Reaktionszeit (1822) zum Theil wieder zurückgenommen, indem die J. aufs Neue von Lehrämtern an Schulen u. Universitäten ausgeschlossen wurden. Zwar war schon 1803 auch im Reiche der Leibzoll der J. abgeschafft worden, aber dies hinderte die Einzelstaaten nicht an willkürlichen Maßregeln.

Während die J. schon 1808 in Westfalen Bürgerrechte erhielten, gleichzeitig od. wenig später auch in Hessen, Baden, Württemberg, den sächs. Herzogthümern, Bayern u. a., während selbst die Wiener Kongreßakte von 1815, die den Deutschen Bund begründete, freieren Grundsätzen bezüglich der J. huldigte, zeigte sich ihnen doch die Reaktion nach den Freiheitskriegen mehr od. minder ungünstig. Aus Lübeck (1818) u. andern Orten wurden sie vertrieben, in Hamburg u. selbst Frankfurt ihrer Privilegien ganz od. theilweise beraubt, anderwärts ihre Niederlassung auf bestimmte Städte beschränkt (wie z. B. in Sachsen auf Dresden u. Leipzig). Dagegen gereicht es Württemberg zur Ehre, daß es schon 1828 die J. fast ganz „emanzipirte". Diesem Vorgang folgte 1833 Kurhessen, während anderwärts die Gleichstellung der J. nur schrittweise vor sich ging, wo nicht Rückschritte machte, wie z. B. in Bayern. Nach 1848 war trotz der darauf folgenden Reaktionsperiode die unbedingte u. volle Emanzipation der J. nur noch eine Frage der Zeit u. diese kam mit den großen Erschütterungen der J. 1866 u. 1870. Wie schon der Norddeutsche Bund 1866, so erhob auch das 1871 neu begründete Deutsche Reich die unbedingte Gleichstellung aller Staatsbürger zum Grundgesetz, u. mit der Annahme der obligatorischen Civilehe ist gegenwärtig (Anfang 1875) auch der letzte Rest einer Ausnahmestellung der J. in Wegfall gekommen. Ja, man kann noch mehr sagen: das Judenthum ist unterdeß in Deutschland wieder eine bedeutende Macht geworden. Es beherrscht in Berlin u. Wien den größten Theil der Presse u. nicht minder den Geldmarkt; zahlreiche J. haben sich in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der schönen Literatur hervorgethan (über ihren Antheil an der gelehrten Literatur s. „Jüd. Literatur"); nicht wenige nehmen Sitze in den verschiedenen Parlamenten u. Richterkollegien ein od. bekleiden einflußreiche Lehrämter. Auffällig ist endlich die überaus große Zahl jüd. Aerzte in den Großstädten von Deutschland u. Oesterreich, Alles Beweise für die noch immer andauernde Zähigkeit u. Rührigkeit des lange gemißhandelten, aber nie gebeugten Volkes. Ein wesentlicher Hebel für die steigende Bedeutung des Judenthums in der Neuzeit ist übrigens der theilweise Bruch desselben mit den engeren jüd. Ueberlieferungen geworden, wie er in dem sog. „Reformjudenthum" zu Tage tritt. Dasselbe ging in Deutschland wesentlich aus dem Anschluß an die Ideen eines Moses Mendelssohn u. Lessing hervor. Die von der orthodoxen Ueberlieferung geforderte Beobachtung zahlloser religiöser Vorschriften wird von den Reformjuden mehr od. minder für nebensächlich erklärt od. doch nur als religiöse Ceremonie beibehalten. Als Kern des Judenthums gilt ihnen die Lehre von der Einheit Gottes u. das Gebot der allgemeinen Menschenliebe; die Erwartung eines Messias in der alten Form dieses Glaubens ist aufgegeben. Es ist begreiflich, daß die edleren Vertreter dieser Richtung von den christlichen Reformparteien (wie neuerdings dem Protestantenverein) als Bundesgenossen begrüßt worden sind; ebenso begreiflich ist es aber auch, daß dieser jüd. Reformpartei unter den J. selbst, bes. in Polen u. im Orient, eine altgläubige Partei schroff gegenüber steht, die in solchen Bestrebungen eine Verleugnung des väterlichen Glaubens u. die Auflösung des Judenthums erblickt.

In Portugal wurden die J. erst 1773 den Christen völlig gleichgestellt; aber erst seit 1820 ist ihnen die Ansiedelung unter Beschränkungen wieder gestattet. Spanien hatte die J. fast ganz ausgerottet; erst in neuerer Zeit haben sich wenige wieder dort angesiedelt. In Frankreich hatte sich neben der ursprünglichen Judenschaft eine große Zahl span. u. portug. Flüchtlinge niedergelassen. Bereits 1784 hob Ludwig XVI. den Leibzoll derselben auf; die Franz. Revolution brachte ihnen (1791) das volle Bürgerrecht. Napoleon I. ließ 1806 einen „Sanhedrin" (großen Rath) der J. von 71 Mitgliedern aufstellen u. von 9 Mitgliedern desselben in Gemeinschaft mit Regierungskommissarien eine Verfassung ausarbeiten, die bereits 1807 in Kraft trat. Nach derselben stehen je 2000 J. unter einem Konsistorium, die Konsistorien aber unter dem Centralkonsistorium zu Paris. Diese Verfassung, welche seit 1831 die Rabbiner selbst in Bezug auf die Besoldung den übrigen Geistlichen gleichstellt, hat sich bis heute in Frankreich vortrefflich bewährt. — In England, wo die J. 1290 gänzlich vertrieben worden waren, fanden sie 1654 durch Cromwell wieder Zulassung, aber erst 1723 erhielten sie durch Erlassung der christlichen Eidesformel die Möglichkeit, engl. Unterthanen zu werden u. Grundeigenthum zu erwerben. Erst seit den sechziger Jahren dieses Jahrh. sind auch die letzten Schranken, welche der vollen Emanzipation der J. in England entgegenstanden, beseitigt u. ihnen auch die Wahlfähigkeit für das Parlament zuerkannt worden. Diese Verzögerung war um so auffälliger, als Georg II. schon 1739 den J. in den engl. Kolonien nach 7jähr. Aufenthalt volles Bürgerrecht zugestanden hatte. Ueberhaupt gestaltete sich deren Lage in den überseeischen Kolonien auch anderer Länder früher günstig als in Europa. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erhoben sogleich nach ihrer Abtrennung von England (1778) die völlige Gleichstellung aller Religionen zum Grundsatz u. derselbe ist allmählich auch praktisch in der Union durchgedrungen. — In Holland hatten die J. schon zur Zeit der span. Verfolgung Zuflucht gefunden u. noch mehr war dies der Fall nach der Losreißung der Niederlande von Spanien (1581). Das Bürgerrecht erlangten sie von Seiten der Batav. Republik 1796, eine der franz. ähnliche Verfassung unter einem Konsistorium 1809, seitdem sind sie vollständig emanzipirt geblieben. Nicht minder machte sich der franz. Einfluß auch in Belgien geltend. — Sehr verschieden war ihre Behandlung seit der Reformation in Italien. Während sie von einigen Päpsten u. Fürsten geschützt wurden, wurden sie von andern verfolgt u. vertrieben (so 1540 aus Neapel u. Sizilien, 1569 aus dem Kirchenstaat). Erst die Erkenntniß, daß solche Maßregeln nur den ital. Republiken u. der Türkei fleißige u. vermögende Unterthanen zuführten, nöthigte zu größerer Schonung. Aber es währte lange, ehe der herrschende Katholizismus auch nur an den Anfang einer Emanzipation dachte. Die Einflüsse der franz. Herrschaft wurden 1814 wieder rückgängig gemacht; selbst Sardinien verbot bis 1848 den J. die Erwerbung von Grundeigenthum. Erst die Begründung des Königreichs Italien (1860) hat die volle Emanzipation der J. herbeigeführt. Nicht minder leistete auch die Schweiz seit der Beseitigung des Napoleon'schen Einflusses der Judenemanzipation fortdauernden Widerstand, u. streng genommen sind erst mit der Revision der Bundesverfassung von 1874 die letzten Reste einer Ausnahmestellung verschwunden. Noch nicht gänzlich vollzogen ist die Emanzipation in Dänemark, obschon die J. dort seit 1814 Bürgerrecht besitzen, u. in Schweden, wo sie sich seit Ende des vorigen Jahrh. niederließen u. seit 1855 erweiterte Rechte genießen; dagegen besitzen sie in Norwegen keinerlei rechtliche Stellung. Sehr mannichfaltig waren die Schicksale der J. in Rußland. Durch Peter d. Großen zugelassen, hatten sie sich im Anfang des 18. Jahrh. durch Zuzug aus den verfolgten westl. Gemeinden immer mehr verstärkt, da die halbbarbarische Bevölkerung ihrer Rührigkeit u. geistigen Ueberlegenheit günstige Aussichten eröffnete. Da erfolgte 1745 durch die Kaiserin Elisabeth ihre Austreibung, u. nur allmählich wanderten sie, stillschweigend geduldet, wieder ein. Alexander I. that seit 1805 wieder Vieles für ihre geistige u. materielle Hebung; Nikolaus I. hingegen (1825) vertrieb sie aufs Neue aus Petersburg u. beschränkte sie auf bestimmte Provinzen. Andererseits aber war auch er für die geistige Hebung bes. der verkommenen poln. J. thätig. Seit Alexander II. (1855) geht in Rußland die allmähliche Emanzipation der J. Hand in Hand mit der der Leibeignen, dürfte aber bei der Eigenartigkeit der poln. u. russ. J., die noch streng an der Beobachtung der talmudischen Vorschriften u. an mannichfachem Aberglauben hängen, noch viele Jahre in Anspruch nehmen. — Was endlich die Türkei anbelangt, so wurde schon oben erwähnt, daß dieses Reich von Anfang an den J. eine willkommene Zufluchtsstätte gewährte. Schon Sultan Soliman I. äußerte bei der Vertreibung der span. J. 1492, man nenne Den klug, der sein Land entvölkere, um andere zu bereichern! Obschon oft der Willkür u. Erpressung preisgegeben, haben sich doch die J. des Türk. Reiches bis zur Gegenwart immer einer gewissen Selbständigkeit zu erfreuen gehabt, dennoch hat selbst das Toleranzedikt vom J. 1856 die gegen die J. gerichteten Ausbrüche der Volkswuth nicht vollständig zu verhindern vermocht; die Judenverfolgungen in Rumänien haben noch in der jüngsten Vergangenheit gezeigt, wie weit die christl. Bevölkerung der Balkanhalbinsel hinter der mohammedan. in Betreff der religiösen Duldung steht.

Ein höchst wichtiger Schritt zur Einigung aller Israeliten u. zur Wahrung aller ihrer Interessen war die 1860 erfolgte Begründung der „Allgemeinen israelit. Allianz" („Alliance israélite universelle"), die ihren Sitz in Paris hat u. deren hebräische Protokolle von einer sehr umfassenden u. erfolgreichen Thätigkeit Zeugniß ablegen. Sie beschützt verfolgte u. bedrückte Gemeinden, unterstützt die verarmten u. bildet den Mittelpunkt für zahlreiche wissenschaftliche Bestrebungen im Schoße des Judenthums.

Statistik. Die J. werden, abgesehen von längst bestehenden Gemeinden ferner Länder, nach ihren hauptsächlichsten Verbreitungsherden in Sephardim, d. h. span., u. in Aschkenasim, d. h. deutsche, eingetheilt. Beide unterscheiden sich bes. auch nach dem synagogalen Ritus. Wir bezeichnen die ersteren in der Uebersicht mit S., die letzteren mit D. Hinsichtlich der Länder, in denen keine Zählungen stattfinden, können die Zahlen natürlich nur als runde genommen werden.

A. Europa	4,942,990
1. Spanien u. Portugal	?
2. Frankreich, meist D.	50,000
3. Großbritannien, desgl.	46,000
4. Niederlande (D.)	68,000
5. Belgien (halb S.)	3000
6. Schweiz (D.)	7000

7. Italien (2/3 S., 1/3 D.) ca.		30,000
8. Deutsches Reich (lauter D.)		512,160
a. Preußen (1871)	325,565	
b. Reichslande	40,928	
c. Bayern	50,662	
d. Baden	25,703	
e. Sachsen	3357	
f. Uebrige Staaten	65,945	
9. Dänemark u. dänische Kolonien (D.)		4290
10. Schweden u. Norwegen ca.		2000
11. Oesterreich (D.)		822,220
12. Ungarn (D.)		553,641
13. Rumänien (D.)		150,000
14. Griechenland (S.)		2500
15. Rußland (europäisches)		1,829,100
16. Polen		783,079
17. Europäische Türkei ca.		80,000

Die Gesammtzahl der J. in Europa beträgt also nach obigen Zahlen 4,942,990 Köpfe, es dürften aber gegenwärtig 5 Millionen nicht zu hoch gegriffen sein.

B. Asien	
1. Asiatisches Rußland ca.	50,000
2. Asiatische Türkei (D. u. S.) ca.	80,000
C. Nordafrika (S.) ca.	600,000
D. Nordamerika (D.) ca.	160,000

Als Gesammtzahl der jüd. Bevölkerung der Erde ergeben sich demnach 5,832,990 Köpfe. Erwägt man nun, daß hierbei die außereurop. Welttheile offenbar zu niedrig angeschlagen sind, u. daß über die große Zahl der J. in Arabien, Mittel- u. Ostasien sowie in dem übrigen Afrika u. Amerika statistische Angaben fast ganz fehlen, so dürfte die Annahme von mindestens 8 Mill. annähernd das Richtige treffen. Von Quellen über die (bes. spätere) jüd. Geschichte sind als die umfassendsten hervorzuheben Jost, „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage" (10 Bde., 1828—47) u. von demselben jüd. Verfasser „Geschichte des Judenthums u. seiner Sekten" (3 Bde., 1857—59); Grätz, „Geschichte der Juden vom Untergang des jüd. Staats bis zum Abschluß des Talmud" (Bd. 3—11, 1861—70, noch nicht vollendet); Geiger, „Das Judenthum u. seine Geschichte" (3 Thle., 1864—71, mehr populäre Vorlesungen, bes. mit Rücksicht auf die geistige Entwickelung); Selig-Cassel, Art. „Juden" in Ersch' u. Gruber's „Encyklopädie", Sektion II. Bd. 27 (1850). Eine treffliche Zusammenstellung bietet Pressel's Art. „Volk Gottes" in Herzog's „Protestantischer Realencyklopädie", Bd. XVII, Seite 245 ff.

Judenchristen hießen in der ersten Zeit der christlichen Kirche im Gegensatze zu den Heidenchristen die zur Lehre Christi übergetretenen Juden. Zugleich aber war diese Bezeichnung, welche im Neuen Testament noch nicht vorkommt, in der frühesten Zeit ein Parteinahme. Die J. betrachteten nämlich das Christenthum nur als eine Fortsetzung u. Ergänzung des Judenthums, beobachteten das mosaische Gesetz u. forderten auch von den getauften Heiden die Annahme der Beschneidung u. die Verpflichtung auf das Gesetz. Die meisten eigentlichen Jünger Jesu, wie Petrus u. Jakobus d. Aeltere, scheinen das Christenthum so aufgefaßt zu haben. Auch als es dem Apostel Paulus auf dem sog. Apostelkonvent zu Jerusalem gelungen war, freiere Grundsätze für die Heidenchristen zu erringen, blieben doch viele J. bei ihrem schroffen Gegensatze gegen die Heidenchristen stehen u. die Briefe des Paulus, bes. der an die Galater, sind voll von Klagen über solche „falsche Brüder", die sich überall in seine Gemeinden eindrängten u. ihn verdächtigten. Nach der Zerstörung Jerusalems bildeten die strengen J. eine Sekte im Christenthum, die sog. Nazarener, mit welchem Namen nach Apostelgeschichte 24, 5 ursprünglich alle Christen bezeichnet worden waren. Als heilige Urkunde galt ihnen bes. das sog. Hebräerevangelium, das dem Matthäus am nächsten verwandt war. Während diese Sekte frühzeitig ausstarb, nahm das Judenchristenthum in den „Ebioniten" (s. d.) einen entschieden ketzerischen u. feindseligen Charakter an.

Judendeutsch, ein Gemisch germanisirter hebräischer, chaldäischer u. rabbinischer Wörter, mit deutschen Wörtern, Formen u. Entlehnungen aus andern Sprachen, das den deutschen Juden in den deutschen u. außerdeutschen Ländern Europa's zum Theil noch heute eigenthümlich ist. Das deutsche Element ist freilich darin in Aussprache, Betonung, Wortbedeutung u. Grammatik durch fremde Einflüsse dermaßen getrübt, daß das J. eine ganz neue Sprache geworden ist, die wieder in verschiedene Dialekte, den elsasser, süddeutschen, norddeutschen, polnischen, westeuropäischen u. osteuropäischen, zerfällt. Vom Althochdeutschen u. Plattdeutschen finden sich keine Spuren mehr vor, doch lassen sich noch mittelhochdeutsche Elemente nachweisen; in der Konstruktion ist französischer Einfluß sichtbar. Benutzt wird das J. vorzugsweise zur Gaunersprache (s. d.). Die Schrift ist weder die alte Quadrat- noch die Rabbinenschrift, sondern eine Kurrentschrift, in welcher die Buchstaben an einander hängen u. viele Abbreviaturen stattfinden. Die Verbreitung dieser Sprache unter den Juden Europa's erklärt sich daraus, daß diese meist aus den allemannischen Provinzen Frankreichs u. dem südlichen Deutschland sich überall hin verbreiteten. Diese Sprache hat auch eine Literatur, die allerdings fast nur aus Uebersetzungen u. Erläuterungen biblischer Bücher, rabbinischer Moralschriften, sog. Verfolgungsschriften, deutscher Volksbücher u. hebräischer Gelegenheitsgedichte besteht, mit dem 17. Jahrh. beginnt u. zu Ende des 18. aufhört. Hülfsbücher zum Erlernen dieses Idioms sind: Wagenseil's „Belehrung der jüdisch-deutschen Rede u. Schreibart" (Königsb. 1699, Frankf. 1715) u. Gottfried Selig's „Lehrbuch zur gründlichen Erlernung der jüdisch-deutschen Sprache, mit einem vollständigen Wörterbuch" (Lpz. 1792), allein eine erschöpfende Grammatik desselben giebt es nicht.

Judendorn (Zizyphus vulgaris), auch Brustbeerenbaum; ein dorniger Strauch der Rhamneen in Südeuropa u. Syrien, welcher die rothen Brustbeeren od. Jujuben liefert, pflaumengroße Früchte mit einem weichen, wohlschmeckenden, zuckerhaltigen Fleische, die bei katarrhalischen Krankheiten im Rufe standen. Der Strauch wird etwa 6 m. hoch, entwickelt aber viele gekrümmte Aeste, die an jedem Knoten zwei große Dornen tragen; die Blätter stehen abwechselnd, nehmen eine länglich-eiförmige Gestalt an u. besitzen eine lederartige Textur. Im Frühsommer treiben aus den Blattwinkeln kleine blaßgelbe Blumen einzeln hervor, worauf die hängenden, scharlachrothen, etwa zolllangen Steinfrüchte mit länglichem, hartem Kerne erscheinen.

Judengold, s. v. a. Musivgold.



Fig. 3567. Die gemeine Judenkirsche (Physalis Alkekengi). a zwei Stücke der zerschnittenen blühenden Pflanze (1/3 nat. Gr.), b Staubbeutel (nat. Gr.), c Narbe (3mal vergr.), d Durchschnitt einer Frucht (nat. Gr.), e Frucht im Kelch, f dieselbe offen (1/3 nat. Gr.), g Same (4mal vergr.).

Judenkirsche (Physalis Alkekengi), auch Teufels-, Erd-, Puppen-, Mönchs-, Blasen- u. Steinkirsche, Schlütte, großer rother Steinbrech, Blasenpuppen, Judendeckel, Judenhütchen, rother Nachtschatten. Eine nahe, aber unschädliche Verwandte der Tollkirsche, mit 1/3 bis 2/3 m. hohem Stengel, gestielten eirunden Blättern, kartoffelartigen weißen Blumen in den Blattwinkeln u. rothen Beeren, welche von dem netzartig gewebten, sich blasenförmig erweiternden Kelche umschlossen werden. Die Beere selbst hat mit der Kartoffelfrucht, von ihrer Farbe abgesehen, große Aehnlichkeit, ist aber eßbar u. wurde früher vielfach gegen Krankheiten, namentlich gegen Gicht u. Rheumatismus, Gelbsucht u. s. w. angewendet. Das in ihnen enthaltene Physalin soll auch gegen Wechselfieber helfen. Es giebt übrigens noch eine Menge ähnlicher Arten, sowol in der Alten wie in der Neuen Welt, mit ähnlichen Eigenschaften.

Judenpech, s. v. w. Asphalt.

Judenzopf, s. v. w. Weichselzopf.

Judex (lat.), Richter. Judices in partibus, röm. Bischöfe, die im Namen des Papstes richten u. entscheiden dürfen. J. Curiae wird in Ungarn der Oberlandesrichter genannt.

Judica (a. d. Lat., d. i. „richte"), heißt der 5. Sonntag in den Fasten, der 2. vor Ostern, nach den Anfangsworten von Psalm 43 in der alt. Bibel: „Richte mich, Gott!"

Jüdische Literatur. Unter den Begriff der j. L. fallen keineswegs alle schriftstellerischen Erzeugnisse, die von den Juden aller Zeiten u. Völker irgend einmal ausgegangen sind, sondern nur diejenigen, welche entweder ausdrücklich die Zwecke des Judenthums zu fördern bestimmt waren od. doch den Stempel jüd. Gelehrsamkeit u. Weltanschauung an sich tragen. Dagegen giebt es andere, die, obschon von Juden verfaßt, der Weltliteratur, od. doch der eines bestimmten Volkes, angehören, wie dies z. B. mit der Philosophie des Spinoza u. zahlreichen Werken moderner Juden der Fall ist. Die j. L. beginnt naturgemäß mit dem Entstehen des eigentlichen Judenthums, d. h. mit dem Zeitalter Esra's um 450 v. Chr., denn die frühere hebr. Literatur der Juden bildet nur die mit Recht als klassisch angesehene Grundlage zu der j. L. im engeren Sinne u. wurde ebenso Gegenstand des Glaubens u. Studiums für die christl. Kirche.

I. Periode. Von Esra bis zum Abschluß der Mischnah (450 v. Chr. bis 200 n. Chr.). Der Charakter dieser Periode ist der der allmählichen Ausbildung des mündlich überlieferten Gewohnheitsrechtes u. andererseits der gelehrten Bemühungen um die Sammlung u. den Text der heiligen hebr. Literatur. In der Sage von der „großen Synagoge", die Esra begründet haben soll, liegt sicher der historische Kern, daß mit Esra die genannten wissenschaftlichen Bestrebungen begannen. Mit der Redaktion des Pentateuchs (5 Bücher Moses) wurde eine Grundlage für das gelehrte Schriftstudium geschaffen, das nun in den zahlreichen Schulen u. Synagogen eifrig gepflegt wurde. Die Schriftgelehrten dieser Zeit führten den Namen Soferim, d. i. eigentlich Schreiber, dann überhaupt Schriftkundige. Schon damals begann der Unterschied der halachischen u. haggadischen Schriftbetrachtung, von denen die erstere der wirklichen Gesetzesauslegung u. der Festsetzung religiöser Pflichten dient, während die Haggadah (d. i. Verkündigung) mehr der erbaulichen Ausführung u. Nutzanwendung gewidmet, also nicht gerade ein Gegenstand spezifischen Glaubens ist. In die Bibel wurden von Erzeugnissen dieser Periode noch aufgenommen: der Prediger Salomo, Esther, Daniel, Chronika — Schriften, die schon ganz der eigenthümlich jüd. Literatur angehören. Andere, die nicht minder zu dieser Gattung zählen, wurden unter die sog. Apokryphen verwiesen, weil sie entweder gleich griech. geschrieben od. nur in griech. Uebersetzung vorhanden waren. Außerdem citirt schon die Chronik eine ziemliche Anzahl von geschichtlichen Schriften, die nicht lange vor ihr (4. Jahrh. v. Chr.) entstanden sein müssen. Unter diesen werden bereits sog. „Midraschim" erwähnt, die dann überhaupt in dieser Periode u. in der folgenden eine wichtige Rolle spielen. Midrasch bezeichnet im Hebr. eigentlich „Forschung, Studium" u. ist der Name einer merkwürdigen, fast durchaus anonym überlieferten Literaturgattung, die sich die Sammlung, Ueberarbeitung u. Auslegung der gelehrten u. volksthümlichen Meinungen über bestimmte Bücher u. Erzählungen der Bibel zur Aufgabe macht. Altes u. Neues, wirklich Ueberliefertes u. phantasievoll Erdichtetes steht da in bunter, oft widersprechender Mischung, so daß es sehr schwer ist, die verschiedenen Bestandtheile dieser Werke, das Zeitalter ihrer Entstehung u. oft auch die wahre Meinung ihrer Urheber zu ergründen. Die endgiltige Redaktion der Midraschim fällt erst in die folgende Periode, wie denn auch die Resultate der strengen Gesetzesauslegung, der sog. Halacha, in diesem Zeitraum nur mündlich überliefert wurden; dagegen bildeten sich bereits feste Regeln über die Auslegung schwieriger Stellen u. ganzer Bücher, u. nicht minder wurde der Grund gelegt zu den sog. Targumen, d. h. Uebersetzungen od. richtiger Umschreibungen des hebr. Bibeltextes in der aramäischen Landessprache. Als ein ganz besonderer Zweig ist im Anhang an diese erste Periode noch die griech.-jüd., sog. „alexandrinische Literatur" zu erwähnen, die vom 3. Jahrh. v. Chr. bis Ende des 1. Jahrh. n. Chr. reicht. Dieselbe besteht einerseits in griech. Uebersetzungen der hebr. Bibel (so bes. der der sog. Septuaginta od. 70 Dolmetscher, die um 260 mit den 5 Büchern Moses begann u. allmählich vollendet wurde; ferner aus Uebersetzungen apokryphischer Bücher, wie des Jesus Sirach durch den Enkel desselben um 130 v. Chr.), andererseits in selbständigen Werken, bes. Aristobul's (um 175 v. Chr.) u. Philo's († 38 n. Chr.). Der Charakter dieser alexandrinischen Literatur ist die Verbindung des Mosaismus mit griech., vor Allem platonischer Philosophie, welche letztere freilich oft zu einer willkürlichen Umdeutung (Allegorisirung) des Bibelinhalts führte. Auch der wichtige Schriftsteller Josephus (s. d.) kann hierher gezogen werden, da er, obgleich palästinensischer Jude von Geburt u. ursprünglich hebr. schreibend, doch gleichfalls mit griech. Literatur vertraut war u. seine Werke vor Allem auf die Heiden berechnete. Die streng jüd. Wissenschaft hatte unterdeß in dem 143 v. Chr. begründeten Synedrium einen Mittelpunkt bekommen. Bes. aber trug zu ihrer Ausbildung um die Zeit von Chr. Geb. der Streit der Schulen bei, d. h. der Pharisäer u. Sadducäer auf der einen Seite (s. „Juden") u. sodann der der orthodoxen Richtungen selbst, deren eine durch den milden Rabbi Hillel, die andere durch Rabbi Schammai vertreten war. Die erstere behielt allmählich die Oberhand. Die Art des Unterrichtes in den damals blühenden Schulen war die der freien Verhandlung zwischen Lehrern u. Schülern; den Stoff bildete die Verfolgung der Gesetzesvorschriften bis ins kleinste Detail, vor Allem aber die Ueberlieferung der Vorschriften selbst in möglichst klar u. scharf gefaßten Formeln. Die Lehrer führten schon damals den Namen Rab, d. h. Großer, Meister, od. Rabbi, d. h. eigentlich „mein Meister".

II. Periode. Von der Redaktion der Mischnah bis zum Abschluß des babylonischen Talmud (ca. 200—550 n. Chr.). Als Haupturheber der ersten schriftlichen Festsetzung des Ueberlieferungsstoffes gilt Rabbi Juda der Heilige, das geistliche Oberhaupt der Juden, Nasi (d. h. Fürst), u. der bedeutendste unter den Lehrern der berühmten Schule von Tiberias (gest circa 192 n. Chr.). Unter ihm u. den anderen Lehrern wurde die Redaktion der Mischnah (d. i. Wiederholung des Gesetzes, vielleicht aber auch einfach „Lehre") zwar begonnen, aber höchst wahrscheinlich erst nach ihm vollendet. Mit diesem Fundament des Talmud war nun gleichsam ein zweites heiliges Gesetzbuch geschaffen, dessen Erklärung u. Erweiterung fast ausschließlich die Thätigkeit dieser 2. Periode ausmacht. Die Erklärer der Mischnah führen den Namen Amoraim, d. i. Sprecher, Lehrer; als einer der bedeutendsten unter ihnen steht Abba Aricha († 243 n. Chr.) da, durch welchen das Mischnahstudium in die babylonischen Schulen verpflanzt wurde. Die Thätigkeit dieser Periode bestand außer der Erklärung der Mischnah auch in der Sammlung solcher Ueberlieferungen, die in die Mischnah übergegangen waren. Es ist dies die sog. „äußere Mischnah" (Boraita) u. die weiteren „Zusätze" (Tosaphta), die wahrscheinlich noch aus dem 3. Jahrh. stammen. Endlich sammelte man auch die ältere midraschische Ueberlieferung in den Büchern Mechilta (zum 2. Buch Mos.), Siphra (3. Buch Mos.) u. Siphre (4. u. 5. Buch Mos.). Desgleichen wurden die Targume od. Uebersetzungen zu den meisten Büchern der Bibel in dieser Periode genauer schriftlich festgestellt. Aber der erklärende u. vermehrende Fleiß begnügte sich mit dem Allen noch nicht. Das ungeheuere Anschwellen des Stoffes nöthigte zur Anlegung neuer Sammlungen u. das Resultat dieser Anstrengungen war endlich der Talmud (d. i. wiederum „Lehre"). Derselbe entstand in doppelter Gestalt: der palästinensische (fälschlich „jerusalemische") Talmud entstand um die Mitte des 4. Jahrh. zu Tiberias, der babylon. (kurzweg „Babli" genannt) um u. nach 500 in den Schulen von Sura, Nahardea, Pumbeditha u. a. am Euphrat. Beide Talmude beruhen auf der Verbindung der Mischnah, die zu Grunde gelegt ist, mit der Gemara, d. i. der Ergänzung derselben. In letztere ist außer vielem Neuen auch der Stoff der obenerwähnten Werke Mechilta u. s. w. sowie der Midraschim großentheils mit aufgenommen. (Näheres s. in dem Art. „Talmud"). Die Redaktion der babylon. Gemara, dieses Riesenwerkes ohne Gleichen, wird hauptsächlich dem R. Asche zu Sura († 467) u. R. Jose († um 475) ebd. zugeschrieben. In Wahrheit aber ist der endgiltige Abschluß kaum vor Mitte des 6. Jahrh. anzusetzen.

III. Periode. Vom Abschluß des babylon. Talmud bis zum Beginn des eigentlichen grammatischen Studiums (550 bis ca. 800). An die Talmudlehrer (Saboraim) schlossen sich seit Ende des 6. Jahrh. die Geonim (d. i. eigentlich Erhabenen), welchen Namen die Vorsteher der nach längerem Verfall wieder aufblühenden babylon. Schulen führen. Von den Leistungen dieser Zeit in weltlichen Wissenschaften (bes. Medizin u. Astronomie) haben sich nur wenige Spuren erhalten. Dafür schwoll die religiöse Literatur, bes. die Erklärungen u. Vorträge über Bibeltexte u. liturgische Sammlungen, immer mehr an. Ein außerordentliches Verdienst aber erwarb sich diese Periode durch die Ausbildung der sog. Masora, d. i. einer peinlich genauen kritischen Herstellung des hebr. Bibeltextes, indem derselbe nicht nur sorgfältig mit Vokalen u. Accenten versehen, sondern auch mit einer Unmasse von Vorschriften für die Lesung u. das Verständniß u. s. w. umgeben wurde. Ja, man zählte selbst die einzelnen Buchstaben, stellte besondere sprachliche Erscheinungen zusammen u. sorgte so für einen gänzlich unwandelbaren Schrifttext. Auch diese Masora wurde doppelt ausgearbeitet. Die östl. od. babylon., die vielfach andere Zeichen hat, ist erst neuerdings näher bekannt geworden; die westl., hauptsächlich zu Tiberias entstanden, kam im Abendlande u. so auch bei den christl. Gelehrten bis heute in Gebrauch.

IV. Periode. Vom Beginn des grammatischen Studiums bis zum Ausgang des Mittelalters (ca. 800–1500). Die geistige Hochblüte der jüd. Wissenschaft, die sich in dieser Periode auf alle möglichen Wissensgebiete erstreckte, war eine Frucht der Bekanntschaft mit der arab. Wissenschaft. Die Araber ihrerseits waren bei den Persern u. Syrern in die Schule gegangen; da nun die Letzteren hauptsächlich aus den Griechen geschöpft hatten, so wurden jetzt den Juden durch die Araber mehrere große Kulturgebiete gleichzeitig erschlossen. Mit der Ausdehnung der arab. Eroberungen über ganz Vorderasien, Nordafrika u. Spanien verbreitete sich auch arab. Sprache u. Wissenschaft, u. bes. die erstere schuf auch für die Juden ein Mittel des Austausches in so weit getrennten Ländern. Daneben war allerdings als Gelehrtensprache noch immer das Aramäisch-Hebr., aber auch das mit zahlreichen griech., syr. u. pers. Wörtern versetzte Idiom des Talmud in Gebrauch; die span. Juden begannen sogar wieder möglichst reines Hebräisch zu schreiben, wie es zum Theil die Mischnah bot, u. übersetzten auch arab. geschriebene Werke eifrig ins Hebräische. Eine wichtige Thatsache für die Entwickelung der jüd. Wissenschaft ward der Gegensatz der Karaiten od. Karäer gegen die Rabbaniten. Erstere, um 750 durch Anan in Babylon begründete Sekte nahm den Standpunkt der alten Sadducäer wieder auf, d. h. sie verwarf alle über die Bibel selbst hinausgehenden Vorschriften u. Ueberlieferungen, also auch den Talmud u. die ganze mit ihm zusammenhängende Literatur. Die Verfechter des Talmud, die Rabbaniten (d. h. die den Rabbanim od. Rabbinen Anhängenden), wurden durch den Streit mit den Karäern zu gründlicherer Prüfung u. Vertheidigung der Ueberlieferung gedrängt, trugen aber schließlich in der geistigen Entwickelung den Sieg davon. Das Karäerthum erhielt sich eben nur als Sekte in Vorderasien, Aegypten u. dem südl. Rußland, nicht ohne einige bedeutendere Werke zur Bibelerklärung u. a. hervorzubringen. Die rabbanitische Literatur dieser Periode knüpft sich theils noch (bis ca. 1040) an die Schulen am Euphrat, theils an Italien u. Spanien, dann auch an Frankreich. Ein anderer geistiger Strom ging von Palästina direkt nach Mittel- u. Westeuropa aus. Die Gesetzeskunde richtete jetzt ihr Augenmerk auf bequemere Auszüge u. Zusammenstellungen aus dem Chaos des Talmud. Durch solche machte sich verdient R. Saadja († 942 als Gaon von Sura), überhaupt einer der ersten Gelehrten seiner Zeit; ferner R. Hai († 1038 als Gaon von Pumbeditha), der letzte der Geonim, die allgemeines Ansehen genossen; Jakob Alfasi (d. h. der Fezzaner, im 11. Jahrh.), Verfasser eines geschätzten Auszugs aus dem Talmud. Um dieselbe Zeit verfaßte Nissim ben Jakob in Kairvan einen „Schlüssel" zum Talmud, Samuel ben Joseph Hallevi aus Cordova (gewöhnlich hannagid, d. i. der Fürst, genannt) eine „Einleitung in den Talmud", der hochangesehene R. Gerson in Frankreich Kommentare zu demselben. R. Simeon Haddarschan in Frankreich war der Verfasser des „Jalkut", eines großartigen Sammelwerks über den „Midrasch"; R. Salomo Jsaaki (gewöhnlich Raschi od. unrichtig Jarchi genannt) in Troyes Verfasser talmudischer Kommentare. An letzter Stelle, aber als den Bedeutendsten der ganzen Reihe, nennen wir den Gesetzessammler u. Erklärer der Mischnah R. Moses ben Maimon (gewöhnlich Maimonides genannt, 1135–1204). Diese Art Literatur nahm um so mehr an Ausdehnung zu, als alle nur irgend hervorragenden Werke wieder zahlreiche Ausleger u. Glossatoren fanden. Mit dieser kritischen u. exegetischen Richtung rabbinischer Wissenschaft hängen eng zusammen die Bemühungen dieses Zeitalters für Grammatik u. Lexikographie. Auch für die grammatischen Studien wurden die Araber den Juden Vorbild u. liehen den jüd. Grammatikern Anfangs auch die wissenschaftliche Kunstsprache. An der Spitze der Grammatiker steht wieder R. Saadja in Babylonien. Als der eigentliche Begründer der hebr. Grammatik kann aber Juda Chajjug aus Fez gelten, der um dieselbe Zeit in Spanien lehrte. Die von David Kimchi verfaßte Grammatik, der sog. „Michlol" (um 1200), steht bei den Juden noch heute mit Recht in hohem Ansehen, wie denn auch sein großes Lexikon noch jetzt mit Nutzen zu gebrauchen ist. Als der bedeutendste Kenner dürfte aber der erst 1549 verstorbene deutsche Jude Elias Levita anzusehen sein, durch dessen christl. Schüler (Sebastian Münster in Basel u. Paul Fagius) die Kenntniß des Hebr. den Christen vermittelt wurde. Als der erste hervorragende Lexikograph ist Menachem ben Saruk zu nennen, wahrscheinlich in Cordova (um die Mitte des 10. Jahrh.) lebend. Ein großartiges, noch jetzt unersetztes Wörterbuch zum Talmud schrieb Nathan ben Jechiel († 1106 in Rom) unter dem Namen Aruch. Um die biblische Textkritik machte sich bei der Palästinenser Ben Ascher verdient (um 1034). Von Werken zur Schriftauslegung, die zum Theil noch heute auch von christl. Auslegern studirt werden, nennen wir Saadja's arab. Uebersetzung der 5 Bücher Mos., ferner die Kommentare über die ganze Bibel von R. Salomo Jsaaki, Aben Esra († 1167), David Kimchi, R. Tanchum (13. Jahrh.), der jedoch auffälliger Weise die 5 Bücher Mos. nicht enthält. Größere Theile der Bibel behandelten Levi ben Gerson († 1370) u. Jsaak Abarbanel († 1508). Die Genannten wurden später ganz od. theilweise am Rande der sog. rabbin. Bibeln abgedruckt. Außer Talmud u. Bibel fand auch die religiöse Poesie (die sog. Pijutim) in dieser Periode reiche Pflege u. Ausbildung. Schon im Anfang des 9. Jahrh. kam der Reim in Anwendung, woran sich später der Gebrauch eines wirklichen Metrums u. zahlreicher Kunstformen der Poesie anschloß, die indeß häufig mehr künstlich als wahrhaft poetisch waren. Als der eigentliche Begründer der liturgischen (gottesdienstlichen) Poesie gilt Eleasar Kalir, der im 10. Jahrh. wahrscheinlich in Italien lebte, als einer der bedeutendsten Dichter auf außerreligiösem Gebiete der oben genannte Aben Esra, der überhaupt neben Maimonides den größten Gelehrten u. Denkern des Judenthums beizuzählen ist. Auch wissenschaftliche u. sonstige Gegenstände (wie z. B. das Schachspiel) wurden in Verse gebracht; neben der hebr. bedienten sich viele dieser Dichter auch der arab. Sprache. Wie die Poesie selbst, fand auch die Theorie derselben, sowie die Rhetorik u. Stilistik, ihre Bearbeiter. Bekannt ist, daß die Juden neben den Arabern im Mittelalter fast die einzigen Vertreter auch der Mathematik, Astronomie (bes. des Kalenderwesens) u. der Heilkunde waren — theils selbständig, theils als Uebersetzer u. Erklärer arab. Schriften. Daß neben der Astronomie auch Astrologie u. mancherlei andere Geheimlehren eine große Rolle spielten, lag im Charakter des Zeitalters begründet. Was die eigentliche Theologie anbelangt, so begegnen wir auf diesem Gebiete meist den oben genannten Namen wieder; als den größten Philosophen des Judenthums, soweit der Charakter desselben als einer Offenbarungs- u. Gesetzesreligion eine Philosophie im modernen Sinne zuläßt, haben wir gleichfalls bereits oben Maimonides genannt. Hervorzuheben ist nur noch, daß in dem vielfachen Streit der theologischen Parteien in dieser Periode vor Allem auch die sog. Kabbala (s. d.) od. Geheimlehre hineinspielt.

V. Periode. Vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart (16.—19. Jahrh.). Mit der Vertreibung der Juden aus Spanien u. dem Verkümmern derselben in Nordafrika u. dem Orient ändert sich im Anfang des 16. Jahrh. der Schauplatz der j. L. fast gänzlich. An die Spitze treten jetzt Italien u. Deutschland, hinsichtlich des Talmudstudiums später vor Allem Polen. Die geistige Schöpferkraft zeigte sich aber erlahmt, u. die Hauptthätigkeit konzentrirt sich bes. im 16. Jahrh. darauf, die ererbten Schätze der Gelehrsamkeit durch den Druck zu sichern u. zu verbreiten. In dieser Hinsicht haben sich die jüd. Druckereien bes. in Italien, wie die Daniel Bomberg's zu Venedig, unter Leitung von Gelehrten, wie Ben Chajjim, Asaria de Rossi zu Mantua († 1577) u. A. außerordentliche Verdienste erworben. Leider wurde nicht selten der mühevolle Fleiß, der auf die Herstellung guter Ausgaben verwendet wurde u. der wenigstens hinsichtlich der Bibel auch christlichen Gelehrten zugute kam, durch die Barbarei des christlichen Pöbels u. christlicher Mönche vernichtet, indem bei den sog. Talmudverbrennungen auch andere Schätze mit in Flammen aufgingen. In Bezug auf Grammatik u. Exegese wurden die Juden in der ersten Hälfte dieses Zeitraums bald von den Christen, ihren Schülern, überflügelt. Andere große Gebiete der j. L. blieben dagegen den Christen fast gänzlich unbekannt, u. die Juden wiederum nahmen fast keine Notiz von der eigentlich christlichen Wissenschaft. Dies Alles zum Nachtheil beider, aber bei dem herrschenden gegenseitigen Haß nur zu begreiflich. Allerdings sind auf jüd. Seite die Ausnahmen nicht selten von Gelehrten, die sich in der Zeit des Humanismus mit der klassischen Literatur vertraut machten u. entweder lat. od. in den modernen Kultursprachen schrieben: trotzdem aber war von einer gemeinsamen, sich gegenseitig befruchtenden Thätigkeit keine Rede. Zu den hervorragendsten jüd. Gelehrten aus dem Anfang dieser Periode gehören Joseph Karo u. Menachem de Lonsano im 16. Jahrh.; Jomtob Heller (Talmudist), Salomo Norzi (Textkritiker), Manasse ben Jsrael u. David Conforte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Der zweiten Hälfte desselben, aber zugleich der Geschichte der deutschen Philosophie überhaupt, gehört Baruch Spinoza (s. d.) an, einer der größten Weisen aller Zeiten. Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. sind zu nennen der Talmudist Elias Kohen, Pereyra, der Dichter Moses Chajjim Luzzatto u. der bedeutende Bibliograph David Oppenheimer. Eine neue Zeit eröffnete für die j. L. gleichzeitig mit dem Aufblühen der neuen deutschen Literatur der edle Moses Mendelssohn zu Berlin (gest. 1786, s. d.). Durch Lessing angeregt, dem er das Vorbild für seinen „Nathan" geliefert haben soll, u. selbst als Philosoph u. Schriftsteller geschätzt, spornte er auch Andere an, in die Reihen der Vorkämpfer für allgemeine Wissenschaft, die keinen Unterschied des Glaubens, sondern nur das eine Ziel der Wahrheit kennt, einzutreten. Was seitdem von Juden auf dem Gebiete der Heilkunde u. Mathematik, der schönen Literatur u. Musik, bes. in Deutschland u. Frankreich, geleistet worden ist, gehört nicht mehr der engeren j. L., sondern der modernen Gelehrten- u. Literaturgeschichte an, indem es auf denselben Bildungsgrundlagen

beruht u. sich den christlichen Leistungen ebenbürtig zur Seite stellt. Als eigentliche jüd. Wissenschaft sind einerseits die fortgehenden talmudischen Studien anzusehen, die in Polen u. Rußland noch im alten orthodoxen Geiste betrieben werden, in Deutschland u. Frankreich sich auf kritische u. sprachliche Durchdringung des Materials erstrecken, andererseits die Bemühungen um geschmackvollere Uebersetzungen u. Erklärungen der Bibel u. a. zur Hebung der Erziehung u. des Unterrichts. In die letztere Gattung gehören auch die Werke, die theils auf eine wissenschaftliche Darstellung der jüd. Geschichte (Jost, Grätz, Geiger u. A.), theils auf kritische Herstellung älterer Leistungen abzielen. So haben die Namen der Orientalisten, Geschichtforscher u. Bibliographen, wie Rapoport, Munk, Zunz, Luzzatto, Heydenheim, Saalschütz, Abr. Geiger, Steinschneider, Levy, Benfey, Derenburg, Frankel u. vieler Anderer gegenwärtig unter den christlichen Gelehrten einen guten Klang. Zum Schluß ist noch zu erwähnen, daß in neuerer Zeit auch der berechtigte Wunsch der Juden nach höheren wissenschaftlichen Mittelpunkten Erfüllung gefunden hat, theils durch das jüd. theologische Seminar zu Breslau unter Leitung des trefflichen Z. Frankel, theils durch die Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums zu Berlin. Zahlreiche gelehrte u. populäre jüd. Zeitschriften geben von rührigem Eifer auf verschiedenen Gebieten Zeugniß; leider hindert nur immer noch der Gebrauch der hebr. Sprache in vielen derselben (wie auch in wissenschaftlichen Werken) eine weitere Verbreitung u. Benutzung auch in christlichen Kreisen, obschon diese Gewohnheit andererseits dem Austausch unter den Juden der verschiedenen Länder zugute kommt.

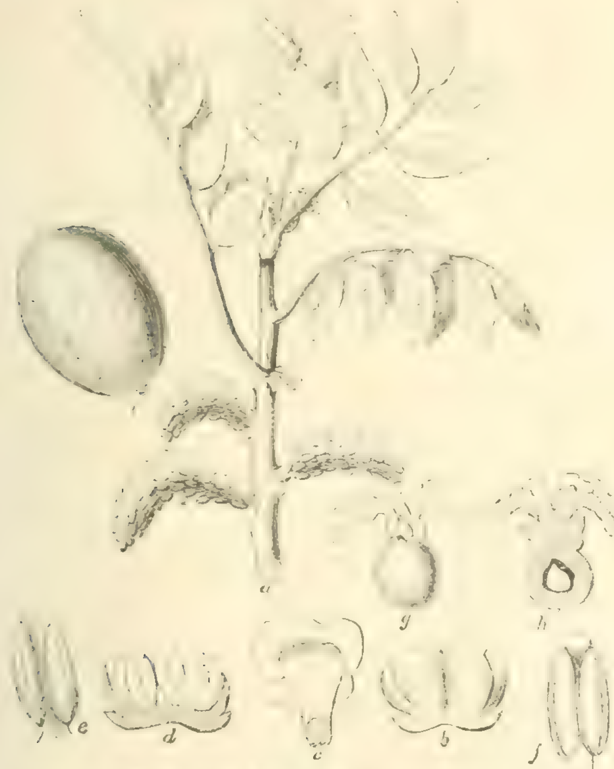
Judith, eigentlich Jehudith (d. h. hebr. „Jüdin“), ist die Heldin des Buches J., welches in Luther's Uebersetzung an der Spitze der sog. Apokryphen steht. Der Inhalt dieses ursprünglich hebräisch geschriebenen, aber nur in griech. Sprache erhaltenen Buches ist in Kürze folgender: Der „assyrische“ König Nebukadnezar in Ninive sendet im 18. Jahre seiner Regierung den Feldherrn Holofernes aus, um an den Völkern Vorderasiens blutige Rache zu nehmen, weil sie ihm gegen den medischen König Arphaxad nicht beigestanden hatten. Holofernes zwingt die Syrer u. andere zur Unterwerfung u. Anbetung Nebukadnezar's; nur die Juden rüsten sich zum Widerstand. Nach 34tägiger Belagerung ihrer Festung Bethulia tritt Wassermangel ein. Mit Mühe erlangt Osias, der Befehlshaber der Festung, von dem Volke noch eine Frist von fünf Tagen, ehe er sich den Assyrern ergebe. Während dieser Zeit begiebt sich die Wittwe J. in das Lager des Holofernes, gewinnt diesen durch trügerische Vorspiegelungen u. schlägt am 3. Tage dem Berauschten mit seinem eignen Schwerte das Haupt ab. Mit diesem nach Bethulia zurückgekehrt, erregt sie ungeheuren Jubel. Auf die Kunde von dem Geschehenen fliehen die Assyrer. Die Juden verfolgen sie bis Damaskus, richten ein großes Blutbad an u. kehren mit unermeßlicher Beute zurück. Ein reicher Antheil davon u. große Ehren werden J. zu Theil. Sie aber weiht Alles ihrem Gott u. stirbt in Zurückgezogenheit 105 Jahre alt. — Jeder Versuch, diese Erzählung, die übrigens formell fast künstlerisch angelegt ist, geschichtlich zu nehmen, mußte an den Widersprüchen scheitern, von denen sie wimmelt. Nicht einmal ein sagenhafter Kern kann angenommen werden. Weder gab es einen „assyrischen“ König Nebukadnezar, noch weiß die Geschichte von einem derartigen Feldzug, noch reimen sich endlich die vorausgesetzten Umstände mit dem Zustande der jüd. Kolonie nach dem Exil. Selbst in Betreff der Abfassungszeit schwankt man zwischen den letzten Jahrhunderten vor u. dem ersten n. Chr. So bleibt als das Wahrscheinlichste nur die Annahme, daß das Buch eine freie, religiös-patriotische Dichtung ist, u. diesen Zweck erreichte es in der That als ein Lieblingslesebuch unter den Juden.

Juel od. Jul (altnord. jól, goth. jiuleis, engl. yule) ist ein altes germanisches Wort, das wahrscheinlich einfach Fest bedeutet u. in ähnlicher Form auch im Keltischen vorkommt. Das J. od. Julfest wurde von den Skandinaviern dem Freyr als Sonnengott um die Zeit der Wintersonnenwende in den Nächten des 21.—23. Dez. gefeiert. Der König brachte am Julabend das große Herdopfer dar; der heilige Eber des Freyr wurde in den Saal gebracht, die Lehnsmänner legten die Hände auf die Rückenborsten desselben u. erneuten ihren Eid der Treue. Nach Einführung des Christenthums gab man diesem großen heidnischen Nachtfeste eine christliche Deutung, aber mancher heidnische Brauch blieb noch bestehen, unter anderen auch der des gegenseitigen Beschenkens. Unter **Julklapp** versteht man die Sitte, die Weihnachtsgeschenke mit lautem Schall plötzlich in die Stube zu werfen, das alte J. wurde nämlich lärmend gefeiert, u. es ist möglich, daß das noch jetzt an manchen Orten übliche Neujahrsklatschen der Knechte am Sylvesterabend mit den alten Julgebräuchen im Zusammenhang steht. Eine andere uralte Sitte war bei diesem Feste das Anzünden vieler Lichter, Fackeln od. hoch auflodernder Feuer, gleichsam um das Dunkel der längsten Nacht zu bekämpfen. Auch stellten die Skandinavier grüne Tannenbäume vor ihre Häuser u. nannten jenen Höhepunkt der winterlichen Nächte, den sie als die Geburtszeit neuen Lebens ansahen, die „Wynächte“. Ein Abglanz dieser zu Ehren der Sonne angezündeten Feuerbrände ist der Lichterschmuck unseres Weihnachtsbaumes, der jetzt freilich christl. Bedeutung hat.

Justen, s. v. w. Juchten.

Jugendschriften heißen alle die literarischen Erzeugnisse, welche für eine belehrende Unterhaltung der Jugend bestimmt sind. Die Geschichte dieser Literaturgattung reicht bis in die graue Vorzeit zurück. Schon die Chinesen (Liederbuch von Confucius), Indier (Hitopadesa, Sammlung von 43 Fabeln), Griechen (Aesop's Fabeln, Cyropädie) u. Römer hatten in den ältesten Zeiten Schriften, welche zwar nicht direkt für die Jugend geschrieben waren, aber doch derselben zur Bildung des Geistes u. Gemüthes geboten wurden. Das christliche Mittelalter, dem der Begriff des erziehenden Unterrichtes vollständig fern lag, konnte wol Werke hervorbringen, die, wie verschiedene Fabelsammlungen, „Reinecke Fuchs“ u. a., das Interesse der Jugend fesselten, aber keine eigentlichen J., die, von bestimmten pädagogischen Prinzipien ausgehend, den verschiedenen Bedürfnissen u. Lebensstufen der Jugend angepaßt waren. Diese deutsch moderne Jugendliteratur hat ihren Ursprung in der Rousseau-Basedow'schen Schule. Zu den Werken, welche so recht im philanthropischen Geiste verfaßt wurden, gehörten: Rochow's „Kinderfreund“ (das erste deutsche Schullesebuch 1776), Weiße's „Kinderfreund“, welcher eine großartige Aufnahme fand; Campe's „Robinson“ (1780), der eine Menge Nachahmungen hervorrief; desselben Verfassers „Entdeckung von Amerika“ (1781); Salzmann's moralische J., z. B. „Joseph Schwarzmantel“; die Erzählungen des Jakob Glatz ꝛc. Neben diesen trefflichen Schriften treten freilich auch viele seichte, oberflächliche auf; aber nach den Freiheitskriegen schwang sich die deutsche Jugendliteratur aufs Neue empor, Namen wie Jakobs („Alwin u. Theodor“), Gebrüder Grimm („Kinder- u. Hausmärchen“), Christoph v. Schmid („Ostereier“), Gustav Nieritz, Franz Hofmann, Ottilie Wildermuth u. A. wurden der Jugend lieb u. theuer; ihre Werke fanden eine ungemeine Verbreitung. Für das zarte Kindesalter suchte Hey den rechten Ton zu treffen (Speckter's „Fabeln“); in seiner Weise schrieben nach ihm Fröhlich, Güll, Pocci, Stöber, Reinick, Diefenbach, Curtmann, Krummacher. Für das reifere Kindesalter treten volksthümliche J. auf, die durch Jeremias Gotthelf, O. v. Horn, Glaubrecht ꝛc. den Eingang in das deutsche Haus fanden. Die Volkspoesie u. Volkssage wurde der Kinderwelt zugänglich gemacht durch die Gebrüder Grimm, durch Hauff, Kletke, Bechstein, Andersen, Simrock ꝛc. Neben diesen unterhaltenden u. anregenden Schriften erschienen auch eine Menge belehrender Bücher, die theils Bilder aus dem Menschenleben, theils aus der Natur, der Geschichte, der Erdkunde boten (so haben z. B. Grube's „Biographien aus der Naturkunde“, Masius' „Naturstudien“ eine weite Verbreitung erhalten) u. den Schulunterricht zu ergänzen suchten. Eine wahre Flut von Kinderbüchern hat sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt, u. leider läßt sich eine theilweise Verwahrlosung u. Verirrung in der Jugendliteratur unsrer Zeit nicht leugnen. Unter den Bilderbüchern u. den illustrirten Werken überhaupt finden wir solche, die noch immer Fratzenhaftes liefern (die „Struwelpeter“, die „Suppenkasperl“ ꝛc. sind nicht überwunden); die Erzählungen für die Jugend sind oft nichtssagend, überschwenglich süß, od. gar so unnatürlich, daß sie mehr Schaden als Nutzen stiften; die Bücher über Länder u. Reisen berichten oft das Ungeheuerlichste u. trüben die richtige Anschauung. Soll eine Jugendschrift ihren Zweck erfüllen, so muß sie in äußerlicher Hinsicht einfach, sauber, ästhetisch sich gestalten, darf nicht zu engen u. zu kleinen Druck haben. Ihrer inneren Beschaffenheit nach darf sie nur Werthvolles bieten; ihr Stoff muß edel, sittlich, wahr u. erhebend sein; sie soll ferner in reiner, verständlicher Sprache abgefaßt sein, die Phantasie des Kindes nicht zu sehr erhitzen, alles unfruchtbaren Reflektirens sich enthalten u. nicht läppisch u. kindisch werden, wol aber durch lebenskräftige Darstellungen das junge Gemüth fesseln u. begeistern. Kommen die J. diesen Forderungen nach, dann können sie zu einem reichen Quell des Segens für das Kind werden. Ueberblicken wir nun noch das Feld der gegenwärtigen Jugendliteratur, so finden wir zum Glück eine große Anzahl Bücher, welche den obigen Forderungen zu genügen suchen. Für das zarte Alter (für Kinder unter 9 Jahren) eignen sich die Schriften von Isabelle Braun („Dorfgeschichten“, „Die guten Kinder“), von Oskar Pletsch („Was willst du werden?“ „Wie's im Hause geht.“ ꝛc.), Ferdinand Schmidt („Epheuranken“), Franz Wiedemann („Goldbronnen“), A. Stein („Perlen, kleine Erzählungen für Kinder von 5–8 Jahren“), Dr. Carl Pilz („Das Kinderleben“, „Die kleinen Thierfreunde“), Löwenstein

„Kindergarten", die Schreiber'schen Bilder zum Anschauungsunterricht ꝛc. Für das Alter von 9–12 Jahren liefern eine große Anzahl von Schriftstellern Vortreffliches. Wir nennen folgende: Ebeling, Thekla v. Gumbert, Franz Hofmann, Rof. Koch, Gustav Nieritz (dessen treffliche Erzählungen sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreuen), Mary Osten, Ferdinand Schmidt (seine Erzählungen sind durchweht von einem frischen u. sittlichen Geist), Luise Thalheim, Ottilie Wildermuth, Luise Pichler, Lausch u. Andere. Auch für die reifere Jugend bieten treffliche Werke viele der schon genannten Autoren; wir fügen zu ihnen noch hinzu: Aurelie („Bunte Blätter" ꝛc.), Gerstäcker („Der Walfischfänger" u. A.), Hermann Masius („Der Jugend Lust u. Lehre"), Hermann Wagner (naturgeschichtliche Werke), Dielitz („Zeichnungsb. Bilder"), Franz Otto, Dr. E. Große (Geschichtwerke), Werner Hahn, O. v. Horn, Klette, Dr. Oppel, Dr. Wagner, Katharina Dietz, Becker, Stoll u. viele Andere. Die Werke dieser Schriftsteller zeichnen sich durch ein edles, anmuthiges Gewand, durch interessanten Stoff u. durch Geist u. Leben aus. Wir können aber unsre kurze Betrachtung der J. nicht abschließen, ohne einige der bekanntesten u. berühmtesten Verleger derselben zu nennen. Wir erinnern an die Firmen: Schmidt u. Spring in Stuttgart, Winkelmann u. Söhne in Berlin, Otto Spamer in Leipzig, Ed. Trewendt in Breslau, Niedner in Wiesbaden, H. Kastner in Berlin, Flemming in Glogau, Gebr. Scheitlin in Stuttgart, M. Böttcher in Berlin, Thienemann in Stuttgart, Schreiber in Eßlingen, Pichler's Wittwe u. Sohn in Wien, Meinhold u. Söhne in Dresden u. Oehmigke in Neu-Ruppin, A. Dürr in Leipzig u. Andere.



Nr. [illegible]. Die gemeine Walnuß [illegible]
[illegible]

Juglans, Walnuß, Genus einer eigenen kleinen Familie, der Juglandeen, welche sich den Terpenthingewächsen innig anschließen u. äußerst nützl. Bäume in sich bergen. Der bekannteste bei uns ist der gemeine Walnußbaum (J. regia) aus Persien u. von den Südabhängen des Kaukasus. Schon die Alten verehrten ihn, bei den Römern hieß die Frucht Jovisnuß. Daher mag es auch kommen, daß man noch heute da, wo einst die Griechen wandelten, z. B. auf der Krim um Balaklava, riesige Bäume antrifft, welche oft mehreren tatarischen Familien gehören. Der Stamm liefert ein vorzügliches Holz, das vor der Einführung des Mahagoni überall dessen Stelle vertrat u. noch heute in der Kunsttischlerei sehr geschätzt wird (s. „Nußbaumholz"). Die Krone mit ihrem stattlichen Laubwerk entfaltet einen weiten Umkreis, die Blätter sind aus ansehnlichen Fiedern zusammengesetzt u. wehren durch ihr Arom jedes Insekt ab. Die Blüten treten in getrennten Geschlechtern auf einem u. demselben Stamme, indem die männlichen lange Kätzchen bilden, die weiblichen einzeln od. bis zu dreien ohne Hülle an den Zweigenden stehen; die Frucht ist eine Nuß, welche schon im unreifen Zustande, mit Zucker eingemacht, ein wohlschmeckendes Kompot giebt, im Alter aber eine Fülle von Oel entwickelt, das ihren faltig gewundenen Kern anfüllt. Um die Nuß befindet sich eine olivenfarbige Schale (Leifeln am Rhein) mit einem intensiv braunen Farbstoffe, den man zum Färben der Wolle, des Holzes u. s. w. verwendet. Er findet sich auch in der Rinde u. in den Blättern. Der Baum gedeiht selbst in kalten Lagen, auf den mannichfaltigsten Bodenarten, sogar auf Sand, wenn er nur mit Lehm verbunden ist; im höheren Gebirge, schon bei 500 m. Erhebung, trägt er jedoch keine Früchte mehr, nur im Alpengelände in warmen Lagen geht er fruchtbar höher. Man unterscheidet in Bezug auf seine Früchte: eine gemeine runde od. längliche Nuß mit schmackhaftem Kerne, eine Pferde- od. Riesennuß mit dicker Hornschale u. kleinem Kerne, eine große u. kleine Steinnuß mit harter Schale, aber vollem Kerne, u. eine dünnschalige od. Maisennuß mit leicht zerbrechlicher Schale u. großem, schmackhaftem Kerne; letztere ist die beste Sorte. In Nordamerika kennt man verschiedene andere Arten, z. Th. von derselben großen Bedeutung (s. „Carya"). Auch sonst kommen deren noch vor: z. B. auf den Westindischen Inseln, am Amur u. s. w. Von den amerikanischen Arten hat man ein paar auch bei uns eingeführt, nämlich J. nigra u. alba.

Jugum, bei den Römern das Schmachjoch, s. „Joch".

Jugurtha, Sohn des Manastabal u. Enkel des numidischen Königs Masinissa, wurde zwar wegen seiner Abstammung aus einer nicht legitimen Ehe durch Masinissa von der Thronfolge ausgeschlossen, aber von seinem Oheim Micipsa, der infolge des Todes seiner beiden Brüder Manastabal u. Gulussa dem Masinissa als alleiniger Erbe auf dem Throne folgte, an den Hof aufgenommen u. dort mit dessen eigenen Kindern auferzogen. Als er herangewachsen war u. wegen seiner Beliebtheit beim Volke ein gefährlicher Nebenbuhler für Micipsa's Söhne zu werden drohte, suchte dieser sich seiner dadurch zu entledigen, daß er ihm den Befehl über die den Römern gegen Numantia zu Hülfe gesandten numidischen Truppen übertrug. Allein J. erwarb sich in jenem Kriege solchen Ruhm, daß Micipsa bei seiner Rückkehr erst recht nicht wagen konnte, ihn von der Herrschaft auszuschließen, u. es vielmehr für das Beste hielt, J. zu adoptiren. Gleich nach Micipsa's Tode entstanden Mißhelligkeiten zwischen J. u. jenes Söhnen Adherbal u. Hiempsal; zwei Jahre später (116 v. Chr.) ließ J. den Hiempsal ermorden, worauf es alsbald zum offenen Kriege zwischen J. u. Adherbal kam. Letzterer ward geschlagen u. ging nach Rom, um dort Beistand zu suchen, aber J. wußte es durch Bestechung dahin zu bringen, daß das Land zwischen den beiden Vettern getheilt wurde, wobei J. die bessere westliche Hälfte zufiel. Nicht lange nachher unternahm J. Einfälle in Adherbal's Gebiet, schlug denselben u. schloß ihn in Cirta ein. Wieder wandte sich Adherbal an Rom um Hülfe u. wieder verstand es J., die zur Intervention bestellte römische Gesandtschaft unverrichteter Sache heim zu schicken; Adherbal, der sich gegen Zusicherung der Schonung seines Lebens ergeben mußte, ward ohne Rücksicht auf jenes Versprechen getödtet (112). Der Unwille, den dieser Ausgang in Rom hervorrief, veranlaßte jetzt den Senat, J. den Krieg zu erklären. J. begegnete der Gefahr, indem er den (111) mit einem Heere gegen ihn gesandten Konsul L. Calpurnius Bestia bestach, so daß es sehr bald zum Waffenstillstand u. dann zu einem förmlichen Friedensvertrag mit dem Konsul kam. Allein die Volkspartei in Rom setzte den Antrag durch, es solle, anstatt jenen Vertrag zu bestätigen, vielmehr J. zur Untersuchung vorgeladen werden. J. erschien, aber der von ihm bestochene Volkstribun Bäbius verbot ihm in der Volksversammlung, auf die an ihn gerichteten Fragen zu antworten, so daß die Versammlung resultatlos verlief; nachdem J. noch in Rom durch Vermittelung seines Günstlings Bomilkar seinen Vetter Massiva, Gulussa's Sohn, der bei dem röm. Senate Ansprüche auf Numidien erhob, hatte ermorden lassen, kehrte er in sein Reich zurück. Weder der i. J. 110 mit der Führung des Kriegs beauftragte Konsul Sp. Postumius Albinus, noch später sein Bruder, A. Postumius, richteten gegen J. Etwas aus. Postumius wurde im Jan. 109 sogar derart geschlagen, daß das Heer durch das Joch gehen u. sich aus Numidien ganz zurückziehen mußte. Indessen gelang es dem neuen Konsul Q. Cäcilius Metellus, am Flusse Muthul einen Sieg über J. zu erringen, u. wenngleich sein späterer Versuch, Zama zu nehmen,

nicht glückte, so ließ sich doch im folgenden Winter J. bereits zu Unterhandlungen herbei, hauptsächlich auf Betreiben des von Metellus gewonnenen Bomilkar. Schon hatte er seine Elefanten u. Ueberläufer ausgeliefert, als er die Verhandlungen wieder abbrach, um nochmals das Waffenglück zu versuchen. Aber während es ihm bei der nun von Bomilkar angestifteten Verschwörung durch die rechtzeitige Entdeckung derselben u. Bomilkar's Bestrafung mit dem Tode gelang, des inneren Feindes Herr zu werden, war ihm den Römern gegenüber das Glück nicht mehr günstig, denn er erlitt 108 eine völlige Niederlage, infolge deren er zu den Gätulern floh. Mit den Streitkräften, die er bei diesen zusammenbrachte, zog er Anfangs 107 zusammen mit seinem Schwiegervater, König Bocchus von Mauritanien, der ihm mit einem Heer zu Hülfe kam, von Neuem gegen die Römer. Inzwischen war in Rom C. Marius von der Volkspartei für das Jahr 107 zum Konsul gewählt u. ihm die Kriegführung gegen J. übertragen worden, obwol bereits ein Senatsbeschluß dieselbe auch für 107 dem Metellus zuertheilt hatte. Diese schwere Kränkung veranlaßte Metellus, sich bis zur Ankunft seines glücklichen Nebenbuhlers ganz unthätig zu verhalten. Marius aber eröffnete dann sofort die Feindseligkeiten, nahm einige feste Plätze ein (darunter Capsa) u. brachte, durch Zuzug frischer Truppen unter dem Quästor L. Sulla verstärkt, den beiden Königen zweimal eine schwere Niederlage bei, worauf Bocchus sich durch Sulla bestimmen ließ, ihm J. auszuliefern (Anfang 106). Nachdem Marius die Organisation des Landes beendet hatte, mit dessen westlichstem Theil Bocchus belohnt ward, während der östlichste zur röm. Provinz Afrika kam u. das Uebrige zwischen Adherbal's Sohne Hiempsal II. u. Gauda's Sohne Harbas getheilt ward, hielt der siegreiche Feldherr am 1. Jan. 104 in Rom seinen Triumphzug, in welchem er J. mit seinen zwei Söhnen als Gefangenen mit aufführte. J. ward dann in dem Tullianum eingekerkert u. hier erdrosselt.

Julep, diesen jetzt nur noch wenig mehr gebrauchten Namen führten früher in Apotheken gewisse Mischungen verschiedener süßer u. sirupdicker Flüssigkeiten, die weniger als Arzneimittel, sondern mehr als Erquickungsmittel für Kranke verordnet wurden u. daher meist einen angenehmen Geschmack u. Geruch besaßen.

Juli od. Heumonat ist der 7. Monat unseres Kalenders, war bei den Römern vor Numa Pompilius der fünfte Monat u. hieß deshalb anfänglich Quintilis, bis er zu Ehren von Julius Cäsar, der in diesem Monat geboren war, Julius genannt wurde. Er hat 31 Tage u. ist der heißeste Monat, da die Mitteltemperatur für Berlin 18,7° C. beträgt.

Julia. 1) Tochter des Diktators Cajus Julius Cäsar, der sie dem Pompejus zur Gemahlin gab, um diesen sich fester zu verbinden; sie starb schon wenige Jahre nach der Verheirathung, 54 v. Chr. 2) Einzige Tochter von Augustus u. seiner ersten Gemahlin Scribonia, berüchtigt wegen ihrer Sittenlosigkeit. Von Augustus zuerst (25 v. Chr.) mit M. Claudius Marcellus verheirathet, dem jugendlichen Sohne seiner Schwester Octavia, wurde sie nach dessen Tode (23 v. Chr.) die Gemahlin des M. Vipsanius Agrippa. Beider Kinder waren Cajus Cäsar, Lucius Cäsar, Agrippa Postumus u. die zwei Töchter Julia u. Agrippina, die nachmalige Gemahlin des Germanicus. Als auch Agrippa gestorben war, wählte Augustus seinen Stiefsohn Tiberius für J. zum Gemahl. Obwol dieser so gezwungen wurde, deshalb seine Gattin Agrippina zu verstoßen, war seine Ehe mit J. Anfangs nicht unglücklich, aber bald trat eine Entfremdung ein, so daß er sich ganz von J. zurückzog. Sie ward dann (2 v. Chr.) wegen ihres beispiellos schlechten Lebenswandels von Augustus nach der Insel Pandataria verbannt, bis ihr einige Jahre später der Aufenthalt in Rhegium gestattet wurde. Sie starb 14 n. Chr. 3) J., der eben genannten J. u. des Agrippa Tochter, ward ebenfalls wegen ihrer ausschweifenden Lebensweise von ihrem Großvater Augustus nach der Insel Trimerus an der apulischen Küste verbannt, wo sie 28 n. Chr. starb. 4) J. Livilla, Tochter von Germanicus u. Agrippina, wurde von ihrem Bruder Caligula nach der Insel Pontia verbannt, von Claudius zurückgerufen, aber dann auf Messalina's Betreiben wieder verbannt u. 43 n. Chr. auf Claudius' Befehl getödtet. 5) J. Domna, zweite Gemahlin des Septimius Severus u. Mutter von Caracalla u. Geta, war die Tochter des Bassianus, Priesters des Sonnengottes zu Emesa in Syrien, u. Schwester der Mäsa, der Großmutter der beiden Kaiser Heliogabal u. Alexander Severus. Als ihr Gemahl röm. Kaiser geworden war, übte sie einen großen Einfluß auf die Regierung aus, gab aber durch ihren unsittlichen Lebenswandel den Unterthanen ein verderbliches Beispiel. Auch unter Caracalla betheiligte sie sich viel an den Staatsangelegenheiten; als sie nach seinem Sturze durch Macrinus in das Privatleben zurücktreten mußte, starb sie eines freiwilligen Hungertodes.

Julia, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, am 5. Aug. 1866 von Stephan in Marseille entdeckter, das Zeichen 89 führender Asteroid.

Julia Augusta, s. „Livia".

Julianehaab, dän. Kolonie im südwestlichen Grönland, auf einer Halbinsel zwischen den Fjorden Igallito u. Tunugdliarfit gelegen, mit 200 E., die zum größten Theil aus seßhaften Eskimos bestehen.

Julianische Periode u. **Julianischer Kalender,** s. „Kalender".

Julianus (Flavius Claudius J.), mit dem Beinamen Apóstata („der Abtrünnige"), Sohn von Constantin's d. Gr. Stiefbruder Julius Constantius, war 331 n. Chr. geb. Schon früh (337) verlor er seinen Vater, indem nach Constantin's Tode ein Truppenaufstand ausbrach, bei welchem mit Ausnahme von J. u. seinem älteren Stiefbruder Gallus die Seitenverwandten Constantin's ermordet wurden, um dessen Söhnen die Alleinherrschaft zu sichern (337). Nachdem er einen Theil seiner Knabenzeit in Bithynien verlebt hatte, von seinem 14. Jahre an aber zusammen mit Gallus in dem Schlosse Macella in Kappadokien in strenger Abgeschlossenheit von der Welt gehalten worden war, wurde ihm 351 vom Kaiser Constantius der Aufenthalt in Konstantinopel gestattet, wo er sich rhetorischen und grammatischen Studien ergab. Von da wandte er sich nach Nikomedien u. anderen Städten Kleinasiens u. trat hier in regen Verkehr mit heidnischen Sophisten u. Philosophen; ihr Einfluß, bes. der des Neuplatonikers Maximus, gewann den zum Heidenthum hinneigenden J. bald ganz für dasselbe, wenngleich er noch nicht offen vom Christenthum abfiel. Als Gallus 354 auf Constantius' Befehl getödtet worden war, wurde J., des Einverständnisses mit seinem Bruder verdächtigt, monatelang seiner Freiheit beraubt, erhielt aber dann die Erlaubniß, sich in Athen zum Zweck seiner Studien aufzuhalten. Schon Ende 355 sah sich Constantius trotz seines Mißtrauens gegen J. durch die Nothwendigkeit, im Westen des Reichs einen Vertreter zu haben, dazu veranlaßt, J. zum Cäsar zu ernennen, indem er ihm zugleich seine Schwester Helena zur Gemahlin gab u. ihm den Schutz Galliens gegen die Germanen anzuvertrauen. Die großen Erfolge, welche J. gegen die Alemannen u. Franken errang, riefen in Constantius wieder das Mißtrauen gegen denselben wach, so daß er den besten Theil von J.' Truppen aus Gallien wegzog, um sie bei seinem persischen Feldzuge zu verwenden. Diese jedoch, damit unzufrieden, riefen in Paris ihren Führer zum Augustus aus, u. J. nahm, wenn auch zögernd u. mit Widerstreben, die ihm so angebotene Würde an. Da seine gütlichen Unterhandlungen mit dem Kaiser erfolglos blieben, zog er 361 gegen den bereits auf dem Marsche gegen Persien befindlichen Constantius. Der Kampf blieb ihm aber erspart, denn noch in Dacien traf ihn die Nachricht, daß den Kaiser, der auf die Kunde von J.' Anrücken in Edessa umgekehrt war, unterwegs in Mopsukrene der Tod ereilt hatte. Gleich nach seinem Regierungsantritt (Ende 361) bekannte sich J. nun offen zum Heidenthum, u. wenn er auch den Christen Religionsfreiheit bewilligte, so stellte er doch andrerseits den heidnischen Kult in den früher geschlossenen Tempeln wieder her; zugleich verbot er den Christen, rhetorischen u. grammatischen Unterricht zu geben od. an solchem Theil



Nr. 559. Julianus Apostata (geb. 331, gest. 26. Juni 363).

zu nehmen, u. schloß dieselben von den Stellen der Provinzpräfekten aus, während er den heidnischen Philosophen, deren er nicht Wenige in seine Umgebung zog, vielfach seine Gunst zuwandte. Diese Maßregeln riefen natürlich bei den Christen eine große Abneigung gegen J. hervor, welche sich auch in den einseitigen u. ungünstigen Urtheilen über ihn ausspricht, die sich bei den christlichen Schriftstellern jener Zeit finden, u. denen gegenüber anerkannt werden muß, daß J. sich durch nicht wenige Vorzüge vortheilhaft auszeichnete, durch einfache Lebensweise u. Sittenreinheit, Gerechtigkeitssinn, rastlose Thätigkeit, Sorge für das Wohl der Armen, Tüchtigkeit in der Verwaltung wie in der Heerführung. Nachdem J. den Winter 362–63 in Antiochien in Syrien verbracht hatte, trat er im Frühjahr 363 seinen seit längerer Zeit vorbereiteten Zug gegen Persien an. Aber bald fing das durch fortwährende Angriffe der Perser beunruhigte Heer an, großen Mangel zu leiden, so daß sich J. genöthigt sah umzukehren. Als er am Tigris entlang den Rückzug fortsetzte, ward er in einem Gefechte so schwer verwundet, daß er kurz danach starb (26. Juni 363), worauf von dem Heer Jovianus (s. d.) zu seinem Nachfolger erwählt wurde. — Trotz seiner angestrengten Feldherrn- u. Regententhätigkeit hat sich J. auch vielfach literarisch beschäftigt. Durch ein eifriges Studium der klassischen griech. Literatur gebildet, zeigt er sich in seinen Schriften, die uns zum größten Theil erhalten sind u. meist der rhetorischen Gattung angehören, als ein geistvoller u. dabei durch Eleganz der Darstellung ausgezeichneter Autor, so daß er unter den griech. Prosaikern des 4. Jahrh. eine der ersten Stellen einnimmt; freilich ist auch er von der Vorliebe seiner Zeit für sophistischen Prunk u. Künstelei nicht frei geblieben. Wir besitzen von ihm acht Reden, darunter „Lobrede auf Kaiser Constantius“ (herausgeg. von Schäfer, Lpz. 1802) u. „Ueber die Thaten des Kaisers“ (Constantius, bes. gegen die Perser), ferner zahlreiche Briefe, unter ihnen einige von größerem Umfang, wie der an Themistios (über die Schwierigkeit des Regierens) u. der an Senat u. Volk der Athener (zur Rechtfertigung seiner Annahme des Augustustitels), sowie zwei satirische Schriften „Die Kaiser od. das Gastmahl“ (herausgeg. von Harleß, Erlang. 1785, übersetzt von Osiander, Stuttg. 1856) u. „Misopogon (d. h. Barthasser) od. die Antiochische Rede“ (übersetzt von Reichardt, Stuttg. 1856), gegen die Antiochener gerichtet, die J. wegen seiner Philosophentracht verspottet hatten. Aus seiner Schrift gegen das Christenthum sind viele Stellen in der Gegenschrift des Cyrillus erhalten. Eine Gesammtausgabe der Werke J.' erscheint neuerdings von Hertlein (Bd. 1, Lpz. 1875), nachdem eine solche zuletzt von Spanheim (Lpz. 1696) veranstaltet worden war.

Julianus, Didius (Marcus D. Salvius J.), Enkel des Juristen Salvius J. (s. d.), wurde, nachdem er nach Bekleidung der Prätur eine Legion in Germanien befehligt hatte u. dann Präfekt von Belgica gewesen war, von Marc Aurel zusammen mit Pertinax zum Konsul für 179 n. Chr. ernannt. Unter Commodus, der ihn eine Zeit lang nach Mailand verbannte, verwaltete er späterhin als Präfekt die Provinz Afrika u. dann Bithynien. Nach des Kaisers Pertinax Ermordung durch die Prätorianer (193) erkaufte sich J. von diesen den Kaiserthron für eine hohe Summe (25,000 Sestert. für jeden Mann). Der Senat sah sich genöthigt, in die Wahl zu willigen, allein J.' Versuche, sich auch die Gunst des Volkes in Rom zu gewinnen, blieben ohne rechten Erfolg; u. als Septimius Severus, der in Pannonien von seinem Heere zum Kaiser ausgerufen worden war, auf Rom losrückte, wurde J., von den Prätorianern verlassen, durch den Senat abgesetzt u. in Palatium von einem Soldaten ermordet, nachdem er nur 66 Tage regiert hatte.

Julianus, Salvius, einer der bedeutendsten römischen Juristen des 2. Jahrh. n. Chr., Anhänger der Rechtsschule der Sabinianer; war zu Hadrumetum in Afrika geboren, ward 131 n. Chr. Prätor u. später zweimal Konsul sowie praefectus urbi. Als Prätor gab er im Auftrage Hadrian's das Edictum perpetuum heraus, eine Sammlung der früheren Prätorenedikte, welche nachmals die Hauptgrundlage für Justinian's Digesten u. Codex ward, von der aber nur noch Bruchstücke vorhanden sind. Außerdem verfaßte er mehrere, ebenfalls bis auf Bruchstücke verloren gegangene selbständige Werke, darunter „Digesta“ (in 90 Büchern), von denen sich 376 Fragmente in Justinian's Digesten erhalten haben. J. war mütterlicherseits Großvater des Kaisers Didius Julianus (s. d.). Sein Todesjahr ist unbekannt.

Jülich, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Aachen (Rheinprovinz) mit 5808 E. (1871) ohne das Militär; liegt am rechten Ufer der Roer, hat ein Progymnasium, welches 1665 als Jesuitenschule gegründet worden ist, u. ein Kreisamt, u. ist Geburtsort des Landschaftsmalers Schirmer (1807–63). Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Papier u. Leder. — Der Kreis J. umfaßt 5,8 □M. mit 42,105 fast ausschließlich katholischen E. — J. war einst die befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, welches ein Areal von etwa 75 □M. umfaßte. Dasselbe entstand aus einer zwischen dem Rhein u. der Maas gelegenen Grafschaft. Unter den Grafen von J. zeichneten sich bes. aus: Wilhelm VII. (1328–61), der 1336 von Kaiser Ludwig IV. zum Markgrafen u. 1357 von Karl IV. zum Herzog erhoben wurde, Gerhard I., der die Erbfolge in Berg u. Ravensberg erhielt, u. Wilhelm II. (1392–1402), welcher J. mit Geldern vereinigte. Letzteres kam später an Egmont, J. aber an Adolf I. von Berg. Mit Wilhelm II. starb 1511 die männliche Linie der Herzoge von J. aus u. die Länder fielen an Johann von Kleve, welcher Maria, die Erbtochter Wilhelm's, geheirathet hatte, trotz des Widerspruches der sächs. Albertiner, die darauf Belehnungsrechte in Anspruch nahmen. Als mit Johann Wilhelm (1609) das Fürstenhaus Kleve ausstarb, erhob Kursachsen neben Kurbrandenburg Erbansprüche u. erlangte 1610 vom Kaiser auch die Belehnung mit den streitigen Ländern. Dieser Jülich'sche Erbfolgestreit endete 1666 durch einen Vergleich mit Brandenburg, der an diesen Staat Kleve, Mark u. Ravensburg, das Herzogthum J. mit Berg an Pfalz-Neuburg übergab. Sachsens Fürsten haben aber von diesen Ländern bis zur Gegenwart den Titel u. das Wappen beibehalten. Mit dem Erlöschen der Linie Pfalz-Neuburg 1742 kam J. an Bayern, das dieses Land 1801 an Frankreich abtreten mußte. 1815 fiel dasselbe an Preußen u. wurde an die Regierungsbezirke Düsseldorf, Köln u. Aachen vertheilt.

Julien (spr. Schüliäng), Stanislas Aignan, franz. Orientalist, bes. auf dem Gebiete der chinesischen Sprache, am 21. Sept. 1799 in Orleans geb., wurde 1821 an das Collége de France berufen u. machte sich in dieser Stellung durch die Herausgabe des „Raubes der Helena“ von Koluthos (Paris 1824), sowie durch eine Uebersetzung der Gedichte des Kalvos von Zante bekannt. Im J. 1832 erfolgte seine Ernennung zum Professor der chines. Sprache an dem erwähnten Institut, 1839 die zum Adjunkt u. Konservator der Manuskripte an der Nationalbibliothek u. 1854 zum Verwalter des Collége Impérial de France. Eine lateinische Uebersetzung des Philosophen Meng-tse (2 Bde. 1824—26) war die erste Frucht seiner literarischen Thätigkeit auf dem Gebiete des Chinesischen, der Uebersetzungen von Romanen u. Novellen, Dramen u. Fabeln, philosophischen u. religiösen Schriften folgten. Unter diesen sind hervorzuheben: „Hoei-lan-ki“ („Der Kreidekreis“, Paris 1832); der Roman „Blanche et bleue“ (ebd. 1834); „Livre des récompenses et des peines“ (chines. u. franz., ebd. 1835), welches die Lehren des Tao-tse kennen lehrt, u. eines der ältesten Denkmäler chines. Philosophie: „Livre de la voie et de la vertu“ (ebd. 1841); „Contes chinois“, ebd. 1862, 3 Bde.). Die „Histoire de la vie de Hiouen Tsang et de ses voyages“ (Paris 1856—58) ist für die Geschichte u. Geographie Indiens von Bedeutung, ebenso „Mémoires sur les contrées occidentales“ (1857 bis 1858, 2 Bde.). Den erwähnten Büchern schließen sich zahlreiche lexikalische u. grammatische Arbeiten, sowie Uebersetzungen chines. Werke über Seidenzucht u. Porzellanfabrikation an. — J. starb 14. Febr. 1873 in Paris.

Julier, ein 2283 m. hoher Alpenpaß der südöstlichen Schweiz (Kanton Graubünden), welcher von Silvaplana im Oberengadin über den westlichen Theil der Albula-Gruppe nach Bivio im Oberhalbstein führt, die Thäler des Inn u. des Rheines (Albula) verbindet u. schon den Römern bekannt gewesen ist; von diesen rühren wahrscheinlich auch die beiden uralten Granitsäulen her, welche sich auf der Paßhöhe befinden.

Julirevolution, s. „Frankreich“. **Julische Alpen,** s. „Alpen“.

Julius ist der Name dreier röm. Päpste. **J. I.**, röm. Bischof 337–352, ist dadurch von Bedeutung, daß er als der erste röm. Bischof von dem Konzil zu Sardica (343) die Befugniß erhielt, die Appellationen bedrängter Bischöfe aus dem ganzen Röm. Reiche entgegen zu nehmen. Doch wurde dieser Beschluß nur von der Minderheit, den Athanasianern, auf deren Seite er stand, gefaßt u. galt nur seiner Person. Die späteren röm. Bischöfe haben sich indeß immer auf diese

Anerkennung ihrer Oberhoheit über die Kirche berufen. — **J. II.**, röm. Papst 1503—1513, hieß eigentlich della Rovere u. stammte aus einem Flecken bei Savona im Genuesischen, wo er 1443 geb. war. In seiner Jugend soll er ein Schiffer gewesen sein, stieg aber durch seinen Oheim, Papst Sixtus IV., schnell von Würde zu Würde, wurde Bischof von Carpentras u. 1471 Kardinal von St. Peter sowie Legat zu Avignon. Nach dem Tode Alexander's VI., mit dem er in Feindschaft gelebt hatte, wußte er doch 1503 mit Hülfe von Bestechungen u. Versprechungen seine einstimmige Erwählung durchzusetzen u. ging nun sogleich daran, Italien von der Fremdherrschaft mit Waffengewalt zu befreien. J. II. war einer der kriegerischsten Päpste aller Jahrhunderte. Er vertrieb die Venetianer aus dem Kirchenstaat, wendete sich 1510 auch gegen die Franzosen u. ihre Verbündeten, nahm ihnen Neapel zu Gunsten Ferdinand's des Katholischen u. trieb sie 1512 über die Alpen zurück. In demselben Jahre berief er ein allgemeines Konzil nach Rom, im Gegensatz zu dem 1511 von den Franzosen in Pisa abgehaltenen, welches vergeblich die Absetzung des Papstes ausgesprochen hatte. Aber schon 21. Febr. 1513 starb J. II. mitten in großartigen Plänen, die hauptsächlich auf den Rückkauf der deutschen Besitzungen in Italien u. die Vertreibung der Fremden mit Hülfe eines Schweizerheeres hinausliefen. — **J. III.**, 1550—55, eigentlich Johann Maria Ciocci, 1487 zu Rom geb., wurde 1536 von Paul III. zum Kardinal erhoben. Seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl verdankte er seiner Wirksamkeit als päpstlicher Legat auf dem Konzil zu Trient. Als Papst mußte er zwar das 1549 in Bologna vertagte Konzil 1551 zu Trient wieder eröffnen, bekümmerte sich aber mehr um die Förderung der Jesuiten u. seine prachtvolle Villa, als um die Geschäfte. Er starb an den Folgen seines üppigen Lebens 23. März 1555.

Julius, Name eines röm. Geschlechts (gens Julia), das aus Alba Longa stammte u. von dort durch Tullus Hostilius nach Rom verpflanzt worden sein soll, aber durch die Sage von J. Proculus, dem Freunde des Romulus, auch mit den ersten Anfängen Roms in Verbindung gebracht wird. Für sein Ansehen spricht der Umstand, daß von der ersten Zeit der Republik an zahlreiche Mitglieder desselben hohe Aemter bekleideten; es rühmte sich sogar göttlicher Abkunft, indem sein Ahnherr Julus mit des Aeneas Sohne Ascanius identifizirt ward. Aus der zu diesem Geschlecht gehörigen Familie der Cäsares, die zuerst mit dem 208 v. Chr. als Prätor im 2. Punischen Kriege thätigen Sextus J. Cäsar in der Geschichte auftreten, ist zu nennen Lucius J. Cäsar, der 90 v. Chr. als Konsul im Marsischen Kriege mit wechselndem Glücke kämpfte u. das Gesetz beantragte, das den Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zugestand (lex Julia de civitate sociorum), im J. 87 aber mit seinem von Cicero als Redner gerühmten Bruder Cajus J. Cäsar Strabo von Fimbria ermordet ward, ferner sein Sohn Lucius J. Cäsar, in dem röm. Bürgerkriege Gegner des M. Antonius (seines Neffen) sowie des letztgenannten Cäsar gleichnamiger Sohn, der als Anhänger des Pompejus Proquästor bei Cato in Utica war, vor Allem aber der Diktator Cajus J. Cäsar (s. „Cäsar").

Julius Cäsar, s. „Cäsar".

Jumpers (engl., spr. Dschömpers), eigentl. Springer, eine Sekte der Methodisten in Südwallis, Cornwallis u. Amerika, auch heißen J. jene Diebe, die ihre Diebstähle mittels Einsteigens durch die Fenster ausführen.

Juncus, s. „Binse".

Jung, Joachim, s. unter „Botaniker".

Jung, Johann Heinrich, gen. Stilling (daher gewöhnlich „Jung-Stilling"), trefflicher religiöser Schriftsteller, wurde 12. Sept. 1740 zu Grund im damaligen Fürstenthum Nassau-Siegen geboren. Obschon er nur in der Dorfschule unterrichtet worden, erhielt er doch schon 15 Jahre alt eine Schulmeisterstelle in Zellberg bei Grund, mußte aber daneben das Handwerk seines Vaters, eines Schneiders, forttreiben. Dennoch erwarb er sich durch Selbststudium genügende Kenntnisse, um die Stelle eines Hauslehrers u. Oekonoms bei einem Kaufmann in Rade auszufüllen. Seine Ersparnisse gewährten ihm dann die Mittel, seit 1770 in Straßburg Medizin zu studiren, wo er auch zuerst mit Goethe u. Herder in Verkehr trat. Nachdem J. 1771 als Doktor der Medizin promovirt hatte, ließ er sich als Arzt in Elberfeld nieder. Obgleich er sich als geschickter Operateur des Staars bekannt machte, so gerieth er doch in drückende Nahrungssorgen. Aus diesen befreite ihn zum Theil die von Goethe angeregte Herausgabe seiner Selbstbiographie unter dem Titel „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre u. Wanderschaft" (Berl. 1777/78 u. öfter), vielleicht das beste von allen seinen Werken, eben so ausgezeichnet durch tiefe Innigkeit wie durch die formelle Vollendung. Aber schon damals ging das religiöse Gefühl J.'s nicht selten in Schwärmerei u. krankhafte Empfindlichkeit über, die ihm zeitlebens viele Feinde schuf, so sehr er andererseits durch sein geniales, urkräftiges Wesen zu bezaubern wußte. Im J. 1778 folgte er einem Rufe als Professor der Kameralwissenschaften an die Akademie zu Kaiserslautern. Nach der Aufhebung dieser Anstalt wurde er als Professor der Landwirthschaft nach Heidelberg versetzt, ging 1787 in ähnlicher Stellung nach Marburg



Nr. 3570. Joh. Heinr. Jung, gen. Stilling, geb. 12. Sept. 1740, gest. 2. April 1817.

u. nahm 1805 das Anerbieten des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden an, ihn unter dem Titel eines bad. Geheimraths in Heidelberg zu besolden, damit er fortan nur seinen Kuren u. literarischen Arbeiten leben könne. Der Wunsch des Fürsten bewog ihn, 1806 mit seiner Familie nach Karlsruhe überzusiedeln. Neben seinen Staarkuren, deren er im Ganzen weit über 2000 ausgeführt hat, u. einer unglaublich umfassenden Korrespondenz beschäftigten ihn in den letzten Jahren seines Lebens vor Allem religiöse Angelegenheiten. Mehr u. mehr hatte er sich einer sog. apokalyptischen Richtung ergeben, in der es ihm vor Allem um Enthüllungen über die Endzeit der Kirche u. das 1000jährige Reich sowie über das Geisterreich zu thun war. Obschon vielfach deshalb verspottet u. angefeindet, übte er doch andrerseits durch persönliche Würde u. Innigkeit u. nam. durch seine Schriften einen großartigen Einfluß auf Tausende aus, bis er 2. April 1817 kurz nach seiner dritten Gattin starb. Seine „Sämmtlichen Schriften" wurden öfter herausgegeben, zuletzt Stuttg. 1843 ff. in 12 Bdn. Außer seiner oben genannten Jugendgeschichte, der 1789 sein „Häusliches Leben", 1817 sein „Alter" folgte, haben bes. seine meisterhaften Erzählungen: „Geschichte des Herrn von Morgenthau" (1770); „Geschichte Florentin's von Fahlendorf" (1781); „Theobald od. die Schwärmer" (1797); ferner die Volksschrift „Der graue Mann" (1795 ff.), endlich seine „Erzählungen" (1814—15) u. a. eine allgemeine Verbreitung gefunden. Großes Aufsehen, aber auch heftigen Widerspruch, erregten seine mystischen Schriften, bes. die „Siegesgeschichte" (1798), eine Erklärung der Offenbarung Johannis, u. die „Theorie der Geisterkunde" (1808), in der er sich hauptsächlich an Swedenborg anschließt.

Jungbunzlau, Hauptstadt des Bunzlauer Kreises im Königreich Böhmen, mit 8695 E. (1869), liegt am linken Ufer der Iser, hat 6 Kirchen, ein Piaristenkloster, ein Gymnasium, eine Realschule u. ein gegenwärtig in eine Kaserne umgewandeltes Schloß. Nicht unbedeutend ist die

Industrie in Weberei, Gerberei u. Kattundruckerei. Den Namen hat die Stadt nach dem Wiederaufbau des im Dreißigjährigen Kriege fast vollständig zerstörten Altbunzlau erhalten.

Jünger, Johann Friedrich, deutscher Lustspieldichter, als Sohn eines Kaufmanns zu Leipzig 15. Febr. 1759 geb., studirte die Rechte, beschäftigte sich aber bald nur mit Literatur u. Poesie. Seine dichterischen Erzeugnisse machten Aufsehen; einzelne Lieder von ihm, z. B. „Genießt den Reiz des Lebens" ꝛc., wurden sogar volksthümlich. Im J. 1787 begab er sich nach Wien, wo ihn Josef II. zum Dramaturgen u. Hofdichter am Burgtheater machte; allein nach einigen Jahren verlor er diese Stelle wieder u. mußte sich nun kümmerlich von dem Ertrage seiner literarischen Arbeiten ernähren. Dieser Kampf ums Dasein erzeugte eine solche Melancholie bei ihm, daß er zuletzt beinahe als wahnsinnig zu betrachten war. Merkwürdiger Weise fallen aber seine besten Leistungen gerade in diese Periode. Er starb 25. Febr. 1797 im Elend. Seine „Gedichte" gab Eck heraus (Lpz. 1821); seine Dramen wurden in drei Sammlungen veröffentlicht, als: „Lustspiele" (ebd. 1785—90, 5 Bde.); „Komisches Theater" (ebd. 1792—95, 3 Bde.) u. „Theatralischer Nachlaß" (Regensb. 1803—4, 2 Bde.). Obgleich dieselben sich durch einen lebendigen u. witzigen Dialog auszeichnen, so verdankt J. eigentlich seinen Namen den humoristischen Romanen, die allerdings jetzt vergessen sind, ihrer Zeit aber großen Beifall fanden. Die Titel der besten sind: „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld" (3 Bde., Lpz. 1781—87); „Vetter Jakob's Launen" (6 Bde., ebd. 1786—92); „Der Melancholische" (3 Bde., Berl. 1795—96); „Wilhelmine" (ebd. 1795—96); „Fritz" (4 Bde., Lpz. 1796—97); „Prinz Amaranth mit der großen Nase" (ebd. 1799 in 8.).

Jungermanniaceen, gleichbedeutend mit den „beblätterten Lebermoosen" od. Hepaticae foliosae, die man früher fast nur unter dem Namen Jungermannien kannte. Der Name J. wurde ihnen von Linné zu Ehren des Pflanzenforschers Ludwig Jungermann aus Leipzig (Botaniker) beigelegt. Im Uebrigen s. d. Art. „Lebermoose".

Junges Deutschland, bezeichnet hauptsächlich jene literarische Richtung, welche in den jüngeren, noch von der Kampfeslust des studentischen Lebens erfüllten Köpfen Deutschlands durch die sprühenden Funken der franz. Revolution von 1830 entfesselt wurde. Die Anhänger dieser, die augenfälligsten Merkmale einer Uebergangserscheinung an sich tragenden Richtung kann man als die Romantiker der Revolution charakterisiren, die sich durch den Versuch, das ideale mit dem realen Leben zu verknüpfen, durch das stete Hinweisen auf die zuständlichen Vorurtheilen u. Erbärmlichkeiten, wie auf die Nothwendigkeit einer Erhebung im politischen Leben, bei. verdient gemacht haben. Als ihre Stimmführer gelten Heine, Laube, Gutzkow, Mundt, Wienbarg u. Kühne (s. d.), u. auf diese ward auch, nachdem sie Wolfg. Menzel (s. d.) durch das ihnen angedichtete Programm des Franzosenthums, der Fleischesemanzipation, des Atheismus u. s. w. denunzirt hatte, vom Deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. der Kollektivname „J. D." 1834 speziell u. offiziell angewandt. Insofern dabei an eine Verbindung od. gar Verschwörung, ja überhaupt nur an eine Verabredung der genannten Schriftsteller gedacht werden muß, paßte die Bezeichnung keineswegs auf sie; mit der Zeit hat sich aber auch ihre vollständige Verschiedenheit herausgestellt: Jeder derselben ist eines anderen literarischen Ursprungs u., wenigstens später, seinen eigenen Lebensweg gegangen u. hat sich von Dem, was damals seine Signatur sein sollte, so gut wie nichts erhalten; sie waren in jener Zeit nur durch ihre subjektive Tendenz u. ihre formelle Erscheinung verwandt.

Junges Europa war der Name einer auf Betrieb des ital. Agitators Mazzini (s. d.) 1834 in der Schweiz gestifteten revolutionären Verbindung, welcher politische Flüchtlinge u. Abenteurer verschiedener Herkunft angehörten. Dieselben sollten als Junges Italien, Junges Deutschland u. Junges Polen unter je einem Nationalausschusse die in ihrer Heimat zu ergreifenden Maßregeln selbständig beschließen u. möglichst viele Gleichgesinnte an sich ziehen, dabei aber im Zusammenhange mit den franz. Republikanern unter einem Centralausschuß den Allen gemeinsamen Zweck einer unablässigen Bekämpfung des alten Staats, der Aristokratie, des Königs u. Papstthums verfolgen u. den Ideen der Revolution von 1793 zum endlichen Siege verhelfen. „Freiheit, Gleichheit u. Humanität" war der Wahlspruch der in deutscher, ital. u. poln. Sprache abgefaßten Verbrüderungsakte. Die Aufforderung, auch eine Junge Schweiz zu bilden, scheint keinen besonderen Erfolg gehabt zu haben. Als Organ der Verbindung galt eine Zeit lang das von dem franz. Flüchtling Garnier herausgegebene Journal „Le Proscrit"; Eintrittsgelder u. monatliche Beiträge der Mitglieder wurden zur Bildung einer Bundeskasse verwendet. Um polizeiliche Nachforschungen möglichst erfolglos zu machen, sollten Klubs von mindestens 5 Personen gebildet werden, deren Präsidenten durch die ihnen allein bekannten leitenden Persönlichkeiten mit dem Ausschuß schriftlich verkehrten. Außerdem hielt noch die Verbindung Gericht über Vergehen ihrer Mitglieder, u. Verrath sollte Todesstrafe nach sich ziehen. Es fehlte auch nicht an Beispielen der Vollstreckung solcher Bluturtheile, u. wiewol sich Mazzini stets dagegen verwahrt hat, daß die 1832 zu Rhodez in Südfrankreich erfolgte Tödtung der Italiener Emiliani u. Scuriatti dem Jungen Italien zur Last falle, so hat man doch den 4. Nov. 1834 bei Zürich an dem Studenten Lessing verübten Mord als Folge einer Verfemung anzusehen. Besondere Rührigkeit entwickelte das Junge Italien. Mazzini's in Genf herauskommende Zeitschrift „La giovine Italia" gelangte über Marseille an die Ortsausschüsse zu Genua, Alessandria, Chambéry, Turin u. in den lombardischen Städten, u. obschon die Regierung des damaligen Königreichs Sardinien den republikanischen Umtrieben mit Strenge entgegengetreten u. der kecke Freischareneinfall in Savoyen verunglückt war, kam man doch in Mailand, Modena u. Piemont immer neuen Verschwörungen auf die Spur. Mazzini ward deshalb 1837 aus Frankreich u. der Schweiz verwiesen u. nahm erst 1842 von London aus seine Agitation wieder auf, durch welche er allerdings zur endlichen Herstellung der ital. Einheit, wenn auch nicht auf dem von ihm gewünschten Wege, beigetragen hat. In Deutschland, wo keine verhaßte Fremdherrschaft zu bekämpfen war, hatten die republikanischen Umtriebe viel geringeren Erfolg, u. der deutsche Zweig des J. E. warf sich deshalb mehr auf die Bearbeitung seiner in Frankreich u. der Schweiz beschäftigten Landsleute aus dem Handwerkerstande. Ein Theil der beziehungslos dastehenden jungen Leute fand Behagen an den vorgetragenen Lehren, allein die Ermordung Lessing's u. eine Versammlung in dem Steinhölzchen bei Bern, wo starke Reden gehalten, die deutschen Farben aufgepflanzt u. die Farben deutscher Herrscherfamilien mit Füßen getreten wurden, gab den Schweizer Behörden alsbald Anlaß zu zahlreichen Ausweisungen. Auch das Junge Polen wurde davon betroffen, u. hiermit zerfiel das J. E., insofern es einen Revolutionsbund der 4 Nationen vorstellen sollte. Die nachgehends in Frankreich u. der Schweiz wieder ins Leben gerufenen deutschen Arbeitervereine, auf welche die Kommunisten Einfluß zu gewinnen suchten, standen eben so wenig in geordneter Beziehung zu nichtdeutschen Verbänden, wie die Flüchtlings- u. Handwerkervereine, die 1848 u. 1849 mit der deutschen Bewegungspartei von der Schweiz aus Verbindungen einleiteten u. die Erhebung in Baden durch Zuzüge unterstützten. In der jüngsten Zeit hat die Internationale (s. d.) eine neue Bundesbildung in der Weise des J. E. unternommen.

Jungfer, od. Jungfrau, das in das Alter der Mannbarkeit getretene, jedoch noch unberührte Mädchen. — Im Mittelalter hieß so eine Hinrichtungsmaschine, welche den in sie gestellten Verbrecher durch Zusammenschlagen einzelner Theile mit stechenden u. schneidenden Klingen durchbohrte. Diese Todesstrafe nannte man: „die J. küssen".

Jungferuglas, s. „Marienglas". **Jungfernhonig**, s. „Honig".

Jungferninseln (Virginische Inseln), die, bilden eine zu den Kleinen Antillen gehörige Gruppe von 7 größeren u. vielen kleineren Inseln u. Klippen, welche im O. von Portorico liegen u. in deren Besitz sich Briten, Spanier u. Dänen theilen. Die größten dieser Eilande sind Vieques (2,6 □M., span.), St. Thomas (1 □M., dän.), St. Jan (1 □M., dän.), Tortola (1,5 □M., brit.), Culebra (0,5 □M., span.), Anegada (0,7 □M., brit.), Virgin-Gorda (0,5 □M., brit.). Das Innere ist wellenförmig u. steigt bis zu Bergen von 400 m. Höhe an. Das Klima ist heiß u. an den Küsten ungesund, wo die Ueberschwemmungen des Meeres infolge der häufigen Wirbelstürme die Bildung von Sümpfen begünstigen. Die Bevölkerung, etwa 20,000 Seelen, besteht zu ⅔ aus Negern, die weiße Bevölkerung setzt sich aus Beamten u. Kaufleuten zusammen. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Ackerbau, Viehzucht, Fischerei u. Bergen von Wracks; das umliegende Meer ist wegen der Menge von Korallenklippen der Schiffahrt sehr gefährlich. Obgleich der Boden an Mais, Reis, Kaffee u. Zucker reichen Ertrag liefern könnte, so genügen doch die landwirthschaftlichen Produkte nur dem einheimischen Bedarf; die Plantagenwirthschaft, welche ehedem auch für den Export viel produzirte, ist eingegangen. Der wichtigste Handelsplatz, nicht nur für die J., sondern auch für Portorico, ist St. Thomas (s. d.). Die engl. J. gehören seit 1872 zu der Bundeskolonie Leeward Islands.

Jungfrau, ein 4167 m. hoher Schneeberg im Berner Oberlande, im S. von Interlaken; bietet, von N. gesehen, den schönsten Anblick dar, von S. aus starrt sie als dunkle Felswand empor; sie besteht aus Gneis, während die nahen Silberhorn u. Schneehorn schon der Kalksteinkette angehören. Die erste Ersteigung geschah 3. Aug. 1811 durch Rudolf u. Heinrich Meyer von Aarau.

Jungfrau ist in der Astronomie 1. der Name für ein sehr sternenreiches Sternbild in der Ekliptik (s. d.) in der Nähe des Herbstnachtgleichenpunktes. Der wichtigste Stern desselben ist erster Größe u. heißt auch „Spika“ od. „die Kornähre“. Von den übrigen sind 3 dritter Größe, die andern noch kleiner. — 2. bezeichnet man damit auch eines der Zeichen des Thierkreises. Ursprünglich zur Zeit, als der Name gegeben wurde, stand das Sternbild der J. auch im Zeichen der J. Jetzt steht infolge des Vorrückens der Nachtgleichen das Sternbild der Wage im Zeichen der J.

Jungfrauen, die 11,000, s. „Ursula“.

Jungfrau von Orleans, s. „Arc“.

Junghegelianer, s. „Hegel“.



Nr. 3571. Franz Wilhelm Junghuhn (geb. 29. Okt. 1812, gest. 20. April 1864).

Junghuhn, Franz Wilhelm, verdienter Naturforscher u. Reisender, der insbes. ein neues, langersehntes Licht über die geognostische Beschaffenheit Java's verbreitet hat; wurde als der Sohn eines Wundarztes zu Mansfeld 29. Okt. 1812 (nach Andern 1809) geb. u. ging, um sich zum Chirurgen auszubilden, nach Halle, widmete sich aber dort, wie auch später in Berlin, hauptsächlich dem Studium der Botanik u. Geologie. Wegen eines Pistolenduells, in dem er seinen Gegner tödlich verwundet hatte, zu 20jähr. Festungshaft verurtheilt, fingirte er als Gefangener eine Geisteskrankheit, ward infolge dessen von Ehrenbreitstein nach Koblenz ins Hospital gebracht u. entfloh von hier nach Paris, wo er sich so lange als Zimmermaler seinen Unterhalt verdienen mußte, bis seine naturwissenschaftlichen Aufsätze über die Umgebungen von Paris den Professor Brongniart auf ihn aufmerksam machten, der ihm endlich eine Stelle als Arzt in der Fremdenlegion in Algier vermittelte. Als man ihm hier jedoch nach längerer Dienstzeit nicht einmal vergönnte, mit dem deutschen Gelehrten Schimper eine Urlaubsreise ins Innere des Landes zu unternehmen, ihn vielmehr nach Bona kommandirte, benutzte J. eine Verwundung, um den Abschied zu nehmen u. nach Deutschland zurückzukehren, wo inzwischen sein Vater seine Begnadigung erwirkt hatte. Doch schon im Juli 1835 verließ er sein Vaterland wieder, um als Arzt III. Klasse bei der holländ. Armee in Batavia einzutreten. Dort gewann ihm sein naturwissenschaftlicher Eifer die Freundschaft des als Chef des Sanitätswesens fungirenden Dr. A. Fritz aus Nassau, der ihn für eine Inspektionsreise durch ganz Java zu seinem Adjutanten ernannte, ihm auch unterwegs Mittel u. Gelegenheit gewährte, seinen Fachstudien ungehindert nachzugeben. Als Früchte dieser zweijähr. Reise veröffentlichte J. mehrere Abhandlungen, die auch in Deutschland gerechtes Aufsehen erregten. Im J. 1840 als Arzt II. Klasse nach Padang versetzt, fand er auf der Fahrt dahin in dem Gouvernementskommissär Merkus, nachmaligem Generalgouverneur von Niederl. Indien, einen neuen Gönner. Dieser betraute ihn im Aug. dess. J. mit der naturwissenschaftlich-ethnographischen u. statistischen Erforschung der noch gänzlich unbekannten Länder der Battas, deren Ergebnisse J. später in dem Werke „Die Battaländer in Sumatra“ (Berl. 1847, 2 Bde., holl., Leyden 1847) niederlegte. Im Juni 1842 von seinen beschwerlichen u. gefährlichen Wanderungen nach Batavia zurückgekehrt, beschäftigte er sich im Auftrag der Regierung bis Aug. 1844 mit der Untersuchung u. topographischen Aufnahme des westl. Hochlands, dann mit der des östl. Theiles der Insel, wo er die Gipfel von zehn 2800—3800 m. hohen Vulkanen erstieg u. hypsometrisch genau bestimmte. Hierauf erforschte er bis Dez. 1845 Mitteljava, mit besonderer Bezugnahme auf das Vorkommen von Steinkohlen. Im Mai 1845 erfolgte seine Ernennung zum Mitglied der Naturkundigen Kommission. Gleichfalls im Auftrag der Regierung nahm er vom Febr. 1846 bis Juni 1848 die vollständige geologische Untersuchung Java's vor, schädigte dabei aber seine Gesundheit so sehr, daß er Urlaub nach Europa nehmen mußte. Anfangs 1849 traf er in Holland ein, u. hier gab er mit Hülfe anderer namhafter Gelehrten zunächst sein Hauptwerk: „Java, seine Gestalt, Pflanzendecke u. Bauart“ (aus dem Holländ. von Haßkarl, 3 Bde., Lpz. 1852) heraus, dem er außer zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften u. Sammelwerke seine „Rückkehr von Java nach Europa“ (deutsch von Haßkarl, 1851) u. seine „Licht- u. Schattenbilder aus Java“ (4. Aufl., Amst. 1866) folgen ließ; letzteres Schriftchen ward wegen der scheinbar darin enthaltenen Schmähungen des Christenthums fast in ganz Deutschland verboten. Auch gründete J. die Zeitschrift „De Dageraad“. Im J. 1855 kehrte er als holländ. Staatsbürger nach Java zurück, wo er fortan eine seinen vielfachen Verdiensten entsprechende Stellung einnahm, was am deutlichsten aus dem großartigen Empfange hervorgeht, den er der österr. Novarra-Expedition zu bereiten wußte. Die bereits 1855 von der Regierung begonnene Kultur des Chinabaumes (s. „Haßkarl“) auf Java ward im Juni 1858 seiner Leitung anvertraut. J. starb 20. April 1864 auf seinem Landsitze zu Lembang bei Bandong.

Jungmann, Joseph Jakob, böhm. Sprachforscher u. Literarhistoriker, der als der Begründer der neueren böhm. Sprache u. Literatur anzusehen ist, geb. zu Hudlitz bei Beraun 16. Juli 1773; studirte in Prag, ward 1799 Lehrer am Gymnasium in Leitmeritz u. 1815 Prof. am Gymnasium in der Prager Altstadt, erhielt 1834 das Amt eines Präfekten an demselben, wirkte auch an der Universität das. u. bekleidete 1840 deren Rektorat. Er starb zu Prag 14. Nov. 1847. Sein Hauptwerk ist ein meisterhaftes böhm.-deutsches Wörterbuch: „Slownik Cesko-Nemecky“ (5 Bde., Prag 1835—39). Auch seine „Geschichte der böhm. Sprache u. Literatur“ (ebd. 1825, 2. Aufl. 1845) hat für den Forscher noch heute großen Werth. Außerdem gab er heraus eine Chrestomathie der neuböhm. Literatur: „Slowesnost“ (ebd. 1820, 2. Aufl. 1845), eine Sammlung seiner poetischen u. prosaischen Arbeiten (Prag 1841 u. ff.) u. die Uebersetzungen von Chateaubriand's „Atala“ (ebd. 1805) u. von Milton's „Verlorenes Paradies“ (ebd. 1811, 2. Aufl. 1842).

Juni, (od. wie ihn Karl d. Gr. nannte) Brachmonat, ist der 6. Monat unsers Kalenders u. hat 30 Tage. Seinen Namen hat er entweder von der röm. Göttin Juno, der Gemahlin des Jupiter, od. von Lucius Junius Brutus, dem ersten röm. Konsul nach der Vertreibung der Könige. In den J. fällt der Anfang des Sommers; die Mitteltemperatur für Berlin beträgt, aus einer Reihe von 24 Beobachtungsjahren berechnet, 17,1° C.

Jüngster Tag, s. „Weltgericht“.

Junikäfer (Brachkäfer, Rhizotrogus [Melolontha] solstitialis), ein im Juni sehr häufig erscheinender blätterhörniger Käfer der Familie der Melolonthiden od. Laubkäfer, ist langbehaart, von schmutzig hellgelber Färbung, mit schwärzlichem Halsschild u. Bauch u. mit 4 weißlichen Längsleistchen auf den Flügeldecken. Pappeln u. jungen Kiefern ist er schädlich u. in seinen Larven, die vielfach auf Brachfeldern zu finden sind, woher sein Name, wird er es auch den Wiesen u. Feldern. Er schwirrt vorzüglich des Abends lebhaft umher.

Junior (lat.), der Jüngere.

Juniperus, Wachholder; Pflanzengattung der Nadelhölzer mit vielen Arten, von denen wir bei uns nur den Zwergwachholder (J. nana) des Hochlandes, den Sadebaum (J. Sabina) u. den gemeinen Wachholder (J. communis) kennen. Schon die vielen Namen, welche diese Pflanze aufzuweisen hat, bezeugen, daß sie dem Volke überall höchst merkwürdig war. Ursprünglich hieß der Wachholder wahrscheinlich Quecolder, wegen

seiner immer grünen od. immer lebendigen (quick) Zweige; davon noch heute Quackel- od. Queckelbusch. Der Name ändert sich dann in vierfacher Weise u. geht durch Macholler in Machandel u. s. w. über; in den deutschen Alpen tritt dafür Karwendel ein. Im Plattdeutschen heißt er Fenbeeren Struk, von welchem Namen abermals viele Wandlungen vorkommen. Das ital. „Ginepro“, woraus auch das holländ. „Genever“ entsprang, hängt offenbar mit J. selbst zusammen, u. dieses Wort soll von juniora (jüngere) u. pario (ich gebäre) stammen, weil junge u. alte Früchte zusammen vorkommen. In der baltischen Ebene nennt man den Wachholder Knister u. Knirk; wahrscheinlich weil man den Wachholder zum Räuchern u. Bestreuen der Zimmer statt des Sandes im Norden vielfach verwendet. Damit hängt wol auch der Name Feuerbusch zusammen. Ein anderer Name, Kranewitt, ebenfalls mit vielen Wandlungen, kommt in den deutschen Alpen vor, während der Stamm Kaddig aus dem Slavischen stammt u. ein Räuchermittel bedeutet. Außerdem aber kehren hier u. da noch manche andere Namen wieder. Der J. vertritt eine ganz eigene, die cypressenartige Form der Nadelhölzer; er zählt zu den Cupressineen, die ihre Nadeln nur klein u. schuppenförmig einzeln entwickeln. Der Stamm zeichnet sich durch eine in Fetzen sich lösende Rinde aus, sein wohlriechendes Holz ist äußerst fest u. dauerhaft u. wird deshalb vielfach zu Schreiner- u. Drechslerarbeiten, bes. jedoch zu Schuhnägeln verwerthet. Als Strauch wächst der Wachholder im Ganzen pyramidenförmig, weil seine Zweige sich eng an den Stamm anlegen; später bildet er einen stattlichen Baum mit knorrig ausgestrecktem Astwerk von 10 bis 12 m. Höhe, am häufigsten jedoch einen Strauch mit an den Boden hingestreckten Aesten. So wohnt er einzeln auf dem dürrsten Kalk- od. Sandboden, in den östl. mitteleuropäischen Ländern auch in Kiefernwäldern, mit dem Adlerfarrn verbündet, od. selbst auf Bruchland, bes. in Erlengebüschen, u. je nach diesen Standorten nimmt er einen höchst verschiedenen Wuchs an. Immer aber stehen seine Nadeln zu dreien sparrig neben einander u. entwickeln sehr scharfe Spitzen. Die Blüten sind getrennten Geschlechts, d. h. es giebt männliche u. weibliche Stämme. Auf dem ersteren bilden sich die Blumen in Kätzchen, an denen sie nackt hervorbrechen u. 5 schildförmig ausgebreitete Staubfäden mit 4—7 Staubbeutelfächern bilden; auf den letztern stehen sie in der Achsel von Deckschuppen, welche, 3 nackte Eierchen umschließend, später fleischig werden u. nun eine falsche Beere erzeugen, in welcher jene Eierchen als 3 Kerne in einer Anfangs grünen, dann blau bereiften schwarzen Frucht zum Vorschein kommen. Die Blumen erscheinen im Frühling, während die Frucht erst im Herbst des nächsten Jahres reift. In diesem Zustande birgt sie ein höchst aromatisches Oel, um deswillen man sie sowol als Räuchermittel, wie zu Likören (daher auch Genever- od. Wachholderbranntwein), ja selbst in Krankheiten aller Art, bes. bei Unterleibsleiden, Gicht, Lähmungen, Harnleiden u. s. w., gebraucht. Viele Vögel, wie die Wachholderdrossel (Krammetsvogel), stellen ihnen eifrig nach; im Haushalte dienen sie als Gewürz u. sogar zu einem Wachholdermus, indem sie mit Zucker zu einem schwarzbraunen Breie eingekocht werden. Das Gebiet des Wachholders reicht bis Mittelasien. Der Zwergwachholder gehört nur dem Alpengelände an, ersteigt dort bedeutende Höhen, indem er, je nach der Erhebung, einen größeren od. kleineren, mehr od. weniger in sich verschränkten Strauch bildet, der von dem vorigen durch breitere u. weißbereifte Nadeln verschieden ist u. diese Eigenschaften auch in den Thälern beibehält. — Auch der Sadebaum gehört den Alpen an, nam. den südlicher gelegenen, wo er, gleich dem Knieholz, sein Gestrüpp an steilen Lehnen überaus wohlthätig zu deren Befestigung ausbreitet, indem er sein Zweigwerk über die Abgründe hängt u. damit den Lawinen eine freie Rutschbahn verschafft. Von da kam er in unsere Anlagen u. ist allgemeiner bekannt geworden, theils unter dem obigen Namen, theils als Seven-, Saven-, Sagen-, Siebe- u. Sichelbaum od. als Safe. Durch seine dachziegelartig in Reihen stehenden Nadeln nähert sich der Baum noch mehr den Cypressen, an manchen Aesten gehen dieselben aber in lanzettförmige Nadeln mit stechender Spitze über. Die blauen Beeren hängen herab. In seinen zarteren Organen birgt der Strauch, der unter Umständen sich in der Niederung auch zum Baume entwickeln kann, ein flüchtiges aromatisches Oel, welches beim Zerreiben der Nadeln zum Vorschein kommt u. höchst widrig riecht. Infolge dessen gebrauchte man dasselbe schon früh bei Geschlechtsleiden der Frauen, selbst als Abortiv, um welcher Eigenschaft willen der Strauch noch heute in besonderem Ansehen steht, obgleich die neueren Aerzte der Schädlichkeit wegen davon nichts wissen wollen. Von den ausländischen Arten, welche schon in Südeuropa beginnen, hat man bereits viele in Gärten u. Parkanlagen eingeführt; am meisten J. Virginiana, dessen Holz man zu Bleistiften verwendet, J. Canadensis, Oxycedrus u. a.



Nr. 3572. Zweig des Wachholders (Juniperus communis).

Junius, Name eines patrizischen u. eines plebejischen Geschlechts in Rom. Aus dem patrizischen kennen wir nur Marcus **J.**, Gemahl der Tarquinia, der Schwester des Tarquinius Superbus, sowie seine beiden Söhne, von denen der ältere, Marcus **J.**, zusammen mit seinem Vater durch Tarquinius Superbus ermordet wurde, der jüngere aber, Lucius J. Brutus, nachdem er sich der Sage nach 25 Jahre lang blödsinnig gestellt, um seinem Oheim ungefährlich zu erscheinen, nach der Gewaltthat des Sextus Tarquinius gegen Lucretia das Volk zur Verjagung der Königsfamilie veranlaßte, dann mit L. Tarquinius Collatinus zum Konsul für 509 gewählt wurde, u. als solcher im Zweikampfe mit Aruns Tarquinius fiel, als die Vertriebenen mit Hülfe von Veji u. Tarquinii die Rückkehr zu erzwingen suchten. Mit ihm erlosch das patrizische Geschlecht dieses Namens. In dem plebejischen entstand dadurch eine Familie der Bruti, daß Lucius **J.**, der zur Zeit des Auszuges auf den heiligen Berg (494 v. Chr.) einer der Hauptführer der Plebejer war u. auch als einer der ersten Volkstribunen genannt wird, den Beinamen Brutus annahm u. dieser sich später forterbte. Unter den Bruti sind ferner zu nennen: Decimus J. Brutus Scava, besiegte als der erste Konsul aus den plebej. Juniern 325 v. Chr. in dem zweiten Kriege gegen die Samniter die mit diesen verbündeten Vestiner; Cajus J. Bubulcus Brutus, der 311, als er zum dritten Mal Konsul war, u. ebenso 309 als Magister equitum rühmlich gegen die Samniter kämpfte, 306 Censor war u. 302 als Diktator die Aequer besiegte; Decimus J. Brutus Gallaecus, so genannt wegen seines Sieges über die Gallaeker (135 v. Chr.), Freund des Dichters Attius u. wegen seiner Bildung gerühmt. Decimus J. Brutus Albinus, s. „Brutus“. Marcus J. Brutus kämpfte im Bürgerkrieg auf Seite der Marianer gegen Sulla, wurde von Pompejus in Mutina eingeschlossen u. zum Abzug genöthigt, später sogar in Regium von einem Vertrauten des Pompejus ermordet. Seine Gemahlin Servilia, Stiefschwester des jüngeren Cato, heirathete später den Decimus J. Silanus u. trat zu Cäsar in ein nahes Verhältniß. Marcus J. Brutus, des Vorigen u. der Servilia Sohn (s. „Brutus“). — Von einem anderen Zweige der Junier, den Silani, sind zu erwähnen: Marcus J. Silanus, schlug im zweiten Punischen Kriege (208) Mago u. Hanno in Keltiberien; Marcus J. Silanus, als Konsul 109 v. Chr. von den Cimbern in Gallien besiegt u. deshalb später angeklagt, aber vom Volke freigesprochen. — Andere Junier: Lucius J. Pullus, ward im ersten Punischen Kriege als Konsul 249 zur Unterstützung der Lilybäum belagernden Truppen mit einer Flotte nach Sizilien geschickt, verlor dieselbe aber durch einen Sturm; J. Gracchanus, so genannt wegen seiner Freundschaft mit C. Gracchus, röm. Historiker, Verfasser einer verloren gegangenen Schrift „De potestatibus“; Lucius J. Arulenus Rusticus, röm. Staatsmann u. Anhänger der stoischen Philosophie, von Domitian wegen seiner Lobschriften auf Pätus Thrasea u. Helvidius Priscus hingerichtet.

Junius-Briefe, eine Folge von Briefen, welche unter dem Namen „Junius“ im Londoner „Public Advertiser“ vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 erschienen u. Mitglieder des Ministeriums, andere hohe Staatsbeamte, die Gerichtshöfe, das Parlament u. das Treiben der großen politischen Parteien mit ätzender Schärfe beurtheilten u. sogar den König nicht schonten. Ihre Pfeile richteten sich hauptsächlich gegen den Herzog von Grafton u. die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington, Chatam u. Cambden, aber auch gegen Führer der Opposition, wie Wilkes, Horne, Tooke u. A. Mit Ausnahme Delolme's wird kein Zeitgenosse u. kein Nationalengländer gelobt; nur Fox, Lord Holland u. wenige Andere kommen ohne Tadel weg. Die dabei entwickelte genaue Bekanntschaft mit den Rechts- u. politischen Zuständen, mit der Thätigkeit u. den Lebensverhältnissen der

damals hervorragenden Staatsmänner läßt auf eine den leitenden Kreisen nahe Stellung des Verfassers, seine Feindseligkeit auf eine aus getäuschten Erwartungen hervorgegangene Verbitterung schließen. Obwol der Briefsteller die zu jener Zeit in England großen Anstoß gebenden republikanischen Ideen verwerthet, steht er doch eigentlich auf dem Boden der monarchischen Verfassung Großbritanniens u. verräth nicht selten parteiische Voreingenommenheit, ja selbst Mangel an Freisinn. Durch gedrängte, zuweilen epigrammatische, den rhetorischen Schmuck meist verschmähende Schreibart, die stets den zukömmlichsten Ausdruck findet, erhebt sich dabei Junius zu dem Range eines der ersten engl. Prosaisten. Die Regierung strengte zunächst 1770 gegen den Herausgeber des „Advertiser", Woodfall, einen Prozeß an, dessen baldige Niederschlagung den Grundsatz in das engl. Recht einführte, daß über Libelle nur die Jury zu urtheilen habe. Woodfall hatte dem Verfasser, dessen Person er selbst nicht gekannt zu haben scheint, 3 Exemplare der Briefe, davon eins schon gebunden, als alleiniges Honorar zu liefern. Gesammelt erschienen die Briefe zuerst zu London 1772, sodann, vermehrt mit einer Anzahl ähnlicher, unter verschiedenen Namen im „Advertiser" u. in anderen Blättern 1767—73 veröffentlichter Briefe, ebd. 1812, zuletzt in einer von Wade 1850 besorgten Ausgabe; der Uebersetzung ins Deutsche unterzog sich Ruge (2. Aufl. 1850). Die J.-B. erregten bei ihrem Erscheinen sofort das größte Aufsehen. Das Publikum erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des kühnen Verfassers u. man rieth auf den General Lee, den Herzog von Portland, den Lord Temple, den Dichter Glover, Edmund Burke, den Genfer Delolme u. A. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die spätere Annahme für sich, daß die Briefe den 1818 im 78. Lebensjahre verstorbenen Sir Philipp Francis, einen heftigen, galligen Mann, der ehemals Beamter im Kriegsministerium, nachher Mitglied des Regierungsconseils in Bengalen war u. in einem Zweikampfe mit dem Generalgouverneur Warren Hastings eine Wunde davontrug, zum Urheber haben. Seine Reden u. unzweifelhaft ihm angehörende Zuschriften erinnern wenigstens so stark an die Sprach- u. Auffassungsweise des pseudonymen Junius, daß Macaulay 1841 in der „Edinburgh Review" das Vorhandensein hinreichender Anzeichen zur Begründung einer Civil- od. Kriminalklage gegen Francis festgestellt sieht. Neue Beweise für diese Annahme lieferte Dwarris in „Some new Facts as to the authorship of the Lettres of Junius" (Lond. 1850). Da es indessen nicht an Gegenanzeichen fehlt, so suchte John Jacques in einer „History of Junius and his works" (Lond. 1842) die schon von Coventry aufgestellte Vermuthung zu bekräftigen, daß der aus dem Siebenjähr. Kriege bekannte Lord George Sackville der Briefsteller sei. Brewster hielt den Iro-Scoten Laughlin Maclean, welcher 1768 für Arundel im Parlamente saß, 1773 Generalkriegskommissar wurde u. 1777 auf der Rückkehr von Westindien verunglückte, für den wahren Junius; Cramp („Junius and his works", Lond. 1851) schreibt die Briefe dem bekannten Lord Chesterfield zu, obgleich dieser 1769 schon im 75. Lebensjahre stand; die „Quarterly Review" schloß sogar neuerdings auf den wüsten Lord Lyttleton, der 1779 durch Selbstmord endete, u. J. Symons wollte 1859 den Verfasser in William Burke, dem Bruder des gewaltigen Parlamentsredners, erkennen. Andere halten den Philologen Horne Tooke für den Urheber, weil in dessen Nachlasse das Original der Briefe von seiner Hand u. die geforderten Freiexemplare vorgefunden wurden. Die Briefe sind übrigens jetzt selbst Engländern ohne Kommentar nicht mehr ganz verständlich.

Junker ist die Sonderbenennung für Männer, nam. jüngere, die sich in einer erhöhteren, wenn auch nicht einflußreichen Stellung befinden. So spricht man (bez. sprach man früher) von Fahnenjunkern, J.n als Offiziersaspiranten, Salzjunkern als Mitgliedern von Pfännergesellschaften, denen die Verwerthung von Soolquellen zusteht, Kammer- u. Jagdjunkern an Höfen, u. bezeichnet mit dem Namen J. auch Landedelleute, die, wenn sie bei beschränkter Bildung eine hohe Meinung von sich hegen, spottweise Krautjunker heißen. Unter Junkerthum versteht man jetzt die mißliebige Richtung, innerhalb welcher der Kleinadel schon wegen seiner Herkunft weitgehende Vorrechte in Anspruch nimmt u. die neueren, dieser Ueberhebung ungünstigen Staats- u. Gesellschaftsverhältnisse anfeindet.

Juno, s. „Hera".

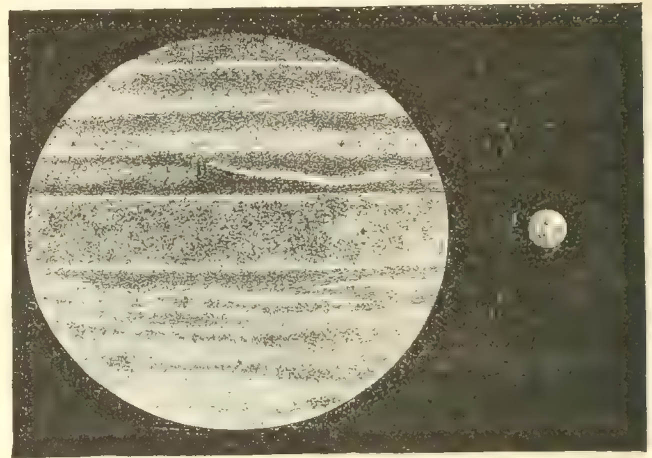
Juno, einer jener kleinen, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisenden Planeten. Am 1. Sept. 1804 von Harding zu Lilienthal entdeckt, führt er das Zeichen (⚴).

Junot, Herzog von Abrantes, s. „Abrantes".

Junta, eine span.-portug. Benennung für gewählte od. selbständig zusammengetretene Ausschüsse zur Erledigung von gemeinsamen, insbes. politischen Aufgaben. In Portugal vertrat so seit 1643 eine J. de tres Estados die 3 Stände (Klerus, Adel, Volk); in Spanien bildeten unter Karl I. (in Deutschland Karl V.) die wichtigsten Städte 1519 eine J. zur Aufrechthaltung der bürgerlichen Freiheiten; Napoleon ließ durch eine 1808 nach Bayonne berufene J. die Verfassung für Spanien unter seinem Bruder Joseph als König feststellen, u. der nationale Widerstand gegen Joseph's Herrschaft ward durch Provinzialjuntas geleitet, die in eine Centraljunta ausgingen. In dem aufständischen Barcelona hielt noch 1843 eine Provinzialjunta die Sache der Progressisten aufrecht.

Jupiter, s. „Zeus".

Jupiter (♃) ist der Name eines schon den Alten bekannten Planeten. Er ist der größte unseres Planetensystems, denn er ist an körperlichem Inhalte 1300 Mal größer als die Erde u. sein mittlerer Durchmesser hat eine Länge von 19,380 Meilen, während der der Erde nur 1720 M. lang ist. Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 104,200,000 M., also $5^{1}/_{5}$ Mal größer als die der Erde, u. da die Excentrizität seiner elliptischen Bahn um die Sonne nahe $^{1}/_{20}$ seiner mittleren Entfernung beträgt, so ist sein Abstand von der Sonne in der Sonnennähe nur 99,200,000, in der Sonnenferne dagegen 109,200,000 M. Die tropische Umlaufszeit des J., d. h. diejenige Zeit, welche er gebraucht, um in seiner Bahn um die Sonne wieder zu demselben Nachtgleichenpunkte zu gelangen, ist 11 Jahre 312 Tage 20 Stunden 14 Minuten, die synodische dagegen, d. i. diejenige, welche er braucht, um wieder dieselbe Stellung zur Erde u. Sonne einzunehmen (also etwa von einer Opposition od. Konjunktion zur andern), ist nur 1 Jahr 33 Tage 15 Stunden.



Nr. 3573. Der Jupiter in seinem Größenverhältniß zur Erde.

Nach Bessel's Bestimmungen ist die Masse des J. nahe $^{1}/_{1000}$ der der Sonne. Daraus berechnet sich bei Berücksichtigung seiner Größe, daß er aus einer weit leichteren Masse besteht als die Erde, daß nämlich im Durchschnitte 1 Liter Jupitermasse nur $1^{1}/_{4}$ Kg. wiegt, während 1 Liter Erdmasse reichlich $5^{1}/_{2}$ Kg. wiegt. Aus den Massenverhältnissen des J. folgt auch, daß die Schwere auf ihm weit stärker wirkt als bei uns, u. daß die Geschwindigkeit eines infolge der Schwerewirkung herabfallenden Körpers dort weit größer ist als auf der Erde. 1 Kg. von hier auf den J. versetzt, würde dort so stark drücken, wie hier 2,6 Kg., u. während bei uns ein Körper in der ersten Sekunde seines Falles durch 4,9 m. fällt, wird er dort in derselben Zeit durch 12,7 m. fallen.

Was die atmosphärischen Verhältnisse des J. betrifft, so müssen dieselben ganz eigenthümliche u. von den unsrigen ganz abweichende sein. Daß der J. eine Atmosphäre hat, erhellt schon aus den bei der Betrachtung der Jupiteroberfläche durch das Fernrohr, bes. in der Nähe des Aequators erscheinenden Streifen u. Flecken, die sich, Wolkengebilden ähnlich, bald langsamer, bald schneller verändern, u. aus deren Beobachtung man übrigens gefunden, daß der J., nicht wie unsere Erde in 24 Stunden, sondern schon in 9 Stunden 55 Minuten sich einmal um seine Achse dreht, sowie daß sein Aequator eine Neigung von $3^{1}/_{10}$ Grad gegen seine Bahn hat. Die Dichtigkeit dieser Atmosphäre muß aber eine ganz ungeheure, unsere Begriffe übersteigende sein. Nimmt man an, daß die atmosphärische Luft den ganzen Weltraum in (wenn auch) unsäglicher) Verdünnung erfüllt u. daß die einzelnen Himmelskörper je nach dem Verhältnisse der durch ihre Massen ausgeübten Anziehung eine dichtere Hülle dieser Luft um sich als eine Atmosphäre ansammeln, so ergiebt die Rechnung, daß, selbst wenn der J. an der Oberfläche noch eine sehr hohe Temperatur hätte, doch seine Atmosphäre so dicht wäre, daß sie in ihren untersten Schichten eine Rinde um den J. bilden müßte, welche unendlich viel fester als unsere festesten, härtesten Stoffe wäre. Sollte auch bei dieser Berechnung, durch Außerachtlassen irgend welcher Einflüsse, die Dichtigkeit der Jupiteratmosphäre um etwas zu hoch sich ergeben, so ergiebt sich doch unzweifelhaft daraus, daß die dortigen

atmosphärischen Verhältnisse mit den unsrigen schwer einen Vergleich aushalten. Untersucht man das vom J. ausgestrahlte Licht spektralanalytisch durch das Spektroskop (s. d., sowie „Farbenspektrum“ u. „Fraunhofer'sche Linien“), so ergiebt sich nach den Untersuchungen von L. Vogel, daß die meisten Linien des Jupiterspektrums mit denen des Sonnenspektrums zusammenfallen, während die übrigen sich durch die Absorption des Lichtes in der Erd- u. der Jupiteratmosphäre erklären lassen, ein Resultat, welches vorauszusehen war, da der J. eben nur von der Sonne reflektirtes Licht aussendet.

Schon bald nach Erfindung der Fernrohre entdeckte Galilei 1610, daß der J. von 4 Monden (Satelliten od. Trabanten) umkreist wird, deren Verhältnisse in folgender Tabelle zusammengestellt sind:

Mond.	Umlaufszeit	Entfernung vom Jupiter	Durchmesser.
I	1 Tag 18 St.	56,500 Meilen	510 Meilen
II	3 „ 13 „	89,800 „	460 „
III	7 „ 4 „	143,300 „	750 „
IV	16 „ 17 „	252,100 „	640 „

Der erste erscheint vom J. aus ungefähr so groß wie unser Mond, der 2. u. 3. etwa halb so groß, der 4. ein Viertel so groß. Diese Monde werden bei jedem Umlaufe einmal selbst verfinstert (nur der vierte geht zuweilen neben dem Schatten vorbei) u. verursachen auch ihrerseits bei jedem Umgange Sonnenfinsternisse auf dem J. Ihre Verfinsterungen führten den Astronomen Olaf Römer 1675 zur Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichtes (s. d.).

Jura heißt jener Mittelgebirgszug, welcher geognostisch zu der nach ihm benannten Juraformation (s. d.) gehört u. sich in nordöstl. Richtung von der Rhone bis zum Fichtelgebirge erstreckt. Den ausgeprägtesten Gebirgscharakter besitzt der franz.-schweizerische J., auch nur J. od. Leberberg genannt. Derselbe beginnt im SW. von Genf bei dem Rhonedurchbruch (La Perte du Rhône) zwischen Fort l'Ecluse u. Landaise u. erstreckt sich in flachem, nach O. geöffnetem Bogen bis zur Mündung der Aar in den Rhein, etwa 40 M. lang u. 3–7 M. breit. Im O. lagert sich die schweiz. Hochebene vor, im W. u. NW. steht er durch wellenförmige Hochflächen mit den Bergen von Lyonnais u. den Vogesen in Verbindung. Kein zweites Gebirge Europa's zeigt eine so scharfe Gliederung in Parallelketten, wie der J. Von den an seinem Ostfuße sich ausdehnenden großen Wasserbecken des Genfer-, Neuenburger- u. Bielersees steigt er schroff zur höchsten dieser Ketten an; nach W. zu schließt sich nun, von einander durch Hochebenen getrennt, eine große Zahl anderer gleichlaufender Gebirgszüge an, welche sämmtlich in nordöstl. Richtung streichen u. jenseit des oberen Doubs-Thales endlich zum Hügellande sich abdachen. Den 1000–1300 m. hohen Kamm überragen sanft ansteigende, domartige Bergkuppen von geringen malerischen Formen, die aber zum Theil herrliche Fernsichten auf die westl. Hochflächen, Seen, Mittelgebirge u. Alpen der Schweiz bieten. Im W. von Genf erheben sich noch auf franz. Gebiete die höchsten Gipfel dieses Gebirges, der Crête de la Neige zu 1723 m., der Mont Colomby zu 1691 m.; nach NO. nehmen dann die Gipfel an Höhe ab, es folgt im W. des Neuenburger Sees der Mont Chasseron mit 1611 m., der Creux du Vent mit 1464 m., im W. des Bielersees der Spitzberg mit 1437 m. u. der Chasseral mit 1608, im NW. der Stadt Solothurn der Weißenstein mit 1283 m. u. im N. der Stadt Aarau die Gyslifluh mit 774 m. Einzelne der Parallelketten führen besondere Namen, so der Noir Mont u. die Haute Jour im mittleren u. der Mont Terrible im nordl. J. Die Thalbildung dieses Gebirges ist eine sehr unvollkommene, die breiten Längenthäler, welche die einzelnen Parallelketten trennen u. deren bedeutendstes das des oberen Doubs ist, gleichen mehr muldenförmigen Plateaux, die entweder auf allen Seiten geschlossen od. nur durch tief eingeschnittene, für den Verkehr wenig geeignete Querthäler mit einander verbunden sind. Der wasserarme Kalkboden u. die beträchtliche absolute Höhe gestatten der dünnen Bevölkerung nur einen wenig einträglichen Ackerbau; während die Abhänge am Genfersee trefflichen Wein hervorbringen, gedeiht in einzelnen jener Hochthäler selbst die Kartoffel nicht mehr, u. auch die Viehzucht, welcher die zahlreichen Wölfe nicht unbedeutenden Schaden zufügen, wird im Innern des J. in geringer Ausdehnung betrieben. Doch ist die Industrie beträchtlich, nam. in den Orten Locle u. La Chaux de Fonds; außerdem giebt es einzelne Eisenbergwerke. Mit anderen Gebirgen gleicher Formation hat der J. zahlreiche Höhlen gemein, welche in sich Massen thierischer u. vegetabilischer Versteinerungen bergen; viele Flüsse, die im S. u. W. zum Gebiet der Rhone, im N. u. O. zu dem des Rheines gehören, verschwinden auf kürzere Strecken ihres oberen Laufes in den unterirdischen Klüften; an Seen sind die Hochthäler im Vergleich zu der centralen Schweiz arm. Die wenig entwickelten Querthäler erschweren im südl. u. mittleren J. den Verkehr zwischen Frankreich u. der Schweiz, doch zeichnen sich die Kantone Neuenburg, Solothurn, Baselland u. der nördl. Theil des Kantons Bern durch kühne Anlage von Straßen u. Eisenbahnen (Hauensteintunnel) aus. — Die Fortsetzung des schweiz. J. bildet der deutsche J., welcher sich 60 M. lang von dem Rhein bis zum Main hinzieht u. das schwäbisch-fränkische Terrassenland von der schwäbisch-bayerischen Hochebene scheidet. Obgleich er von N. aus als ein steiler Gebirgswall mit scharfen, grotesken Formen erscheint, so trägt er doch keinen eigentlichen Gebirgscharakter, sondern bildet auf seiner Höhe nur ausgedehnte, wellenförmige Hochebenen, über welche sich einzelne kegel- od. kuppelförmige Berge erheben u. die von tiefen Flußthälern durchschnitten sind. Zwischen dem Rhein u. dem Nördlinger Ries führt er den Namen des Schwäbischen J. Derselbe beginnt auf der rechten Seite des Rheines, im Kanton Schaffhausen mit dem Randen, welcher bei Laufen an den Strom selbst stößt (Rheinfall von Schaffhausen); im alten Hegau wird seine Ostseite durch eine Anzahl vulkanischer Kegelberge (Hohentwiel 692 m., Hohenstoffeln 846 m., Neuhöwen 870 m. u. a.) durchbrochen, deren Gipfel malerische Schlösser u. Burgruinen krönen. Von der Donau bis zum Querthal Brenz-Kocher erstreckt sich die Alp, in ihrem südl. Theile durch Flußthäler, die in das Donauthal münden, mannichfach gegliedert u. im N. in steilen, oft bis 300 m. hohen Felswänden abstürzend. Die weiten Hochflächen tragen nur eine kümmerliche Ackerkrume, dagegen aber auch umfangreiche Buchenwälder. Auf den wasserarmen Plateaux ist die Bevölkerung dünn, u. von der Unwirthlichkeit des Klimas zeugt der Name der Rauhen Alp, die reich an Höhlen (Nebelhöhle) ist. Die höchsten Gipfel sind der Oberhohenberg (1012 m.), der Wandbühl (1010 m.) u. der Plattenberg (1001 m.). Nicht wenige von den Bergen tragen Burgen, so der Hohenneufen, Hohenrechberg u. Hohenstaufen (s. d.). Als das letzte Glied des Schwäbischen J. erscheint das Härdtfeld, das mit dem Huhnerberg (543 m.) zu dem fruchtbaren Becken des Nördlinger Ries abfällt. Der Fränkische J. od. der Fränkische Landrücken, von der Altmühl bis zum Main, nimmt zuletzt eine nördl. Richtung an; sein Charakter gleicht dem des Schwäbischen J.: eine im Durchschnitt 530 m. hohe Platte mit steilen Rändern, tiefen u. schmalen Flußthälern, kuppelartigen Bergen u. bes. in der sog. Fränkischen Schweiz zahlreichen Höhlen (Gailenreuth, Muggendorf). Die höchsten Berge sind der Kesselberg (714 m.) bei Wassertrüdingen, der Friedelberg (677 m.) bei Lauterhofen u. der Zantberg (663 m.) bei Sulzbach. Im N. schließt der J. mit dem Staffelberg (564 m.) bei Staffelstein ab.

Jura, franz. Departement mit 287,634 E. (1872) auf 90,12 □M. Genannt nach dem gleichnamigen Gebirge, welches es im O. von der Schweiz trennt, gehört es zum größten Theile dem Gebirgslande an, das nach N. zum Doubs u. Oignon in fruchtbareres Hügelland übergeht. Die Gegenden im Juragebirge (s. d.) sind rauh u. wenig ertragsfähig; fast ¼ des ganzen Departements ist mit Wald bedeckt u. 6 Monate dauert in jenen Landschaften der Winter. Eine größere Bedeutung als der Ackerbau hat dort die Viehzucht u. bes. die Industrie, welche durch den Reichthum des Gebirges an Torf, Eisen, Salz u. Holz begünstigt wird. Färberei, Lederfabrikation, Eisengießerei, Drechslerei u. Salzsiederei sind die wichtigsten Zweige der Gewerbthätigkeit. Außer den Produkten der Industrie gelangen zur Ausfuhr nam. noch Holz, Vieh u. Wein, der bes. bei Dôle, Poligny u. Arbois gebaut wird, Kalk, Marmor, Gips, Salz u. künstliche Steine. Ein Theil der Bevölkerung durchzieht Frankreich u. die Schweiz als Hausirer, ein anderer wandert alljährlich als Arbeiter in die benachbarten Departements. Das J., früher ein Theil der Franche-Comté, zerfällt in die Arrondissements Lons-le-Saunier, Dôle, Poligny u. St. Claude; Hauptstadt ist Lons-le-Saunier; Bischofssitz St. Claude.

Jura, eine der südl. Hebrideninseln, 7½ □M. groß, mit etwa 1000 E.; zur gegenüberliegenden schott. Grafschaft Argyle gehörig u. von dieser durch den Jurasund getrennt.

Juraformation, mit diesem Namen belegt man eine Reihe von Gebirgsschichten, die ihrem Alter nach zwischen die Trias- u. die Liasformation einerseits u. die Wealden- u. Kreideformation andrerseits zu liegen kommen. Man theilt die Schichten der J. selbst wieder in zwei Abtheilungen od. Etagen, von denen die untere brauner Jura od. Doggerformation, die obere weißer Jura genannt wird. Mit dem Namen schwarzer Jura belegt man in Deutschland häufig die Liasformation. Alle drei, brauner, weißer u. schwarzer Jura, sowie auch die Wealdenformation, werden gewöhnlich zu einer großen Formationsgruppe vereinigt u. mit dem Namen jurassische Formationsgruppe (terrains jurassiques nach d'Orbigny), weil sie im Juragebirge (s. d.) ganz vorzüglich ausgebildet ist, belegt. Alle Schichten der J. haben sich aus dem Wasser abgesetzt u. zeigen einen, im Vergleich mit älteren Schichten, erstaunlichen Reichthum von organischen Ueberresten; über 4000 Pflanzen- u. Thierspezies, deren Individuen oft

millionenweise in den Schichten niedergelegt sind, wurden bereits in dieser Formation entdeckt. Der braune Jura besteht vorherrschend aus braunen u. grauen Thonen, Mergeln, Kalksteinen u. Sandsteinen; letztere sind zuweilen sehr eisenhaltig u. gehen dann in den technisch wichtigen Eisenrogenstein oolithisches Eisenerz über; vereinzelt finden sich auch noch Steinkohlen in dieser Formation. Während im braunen Jura die Thone u. Sandsteine vorwaltend sind, spielen in dem jüngeren, weißen Jura hellfarbige Kalksteine u. Kalkmergel die Hauptrolle; auch Dolomit, der oft von Höhlenräumen durchzogen ist, findet sich hier. Außer im Juragebirge ist die J. bes. in England sehr mächtig ausgebildet; in Deutschland verbreitet sich dieselbe über die ganze Rauhe u. Schwäb. Alp bis in die Gegend von Regensburg u. Koburg, ferner findet sie sich in Oberschlesien, im Teutoburger Wald u. dem flachhügeligen Gebiete nördl. vom Harz. Die bekannten lithographischen Kalksteine von Solnhofen in Bayern gehören den oberen Schichten des weißen Jura an. Die auffallendsten u. häufigsten Versteinerungen der J. sind Ammoniten (sog. Ammonshörner), Belemniten, Echiniten, sowie Muscheln, Schnecken, Korallen, Fische u. Saurier.

Eine annähernde Vorstellung von der Vegetation der Jurazeit kann man sich durch die ideale Abbildung Nr. 3574 machen, auf welcher rechts eine Gruppe Cykadeen, links Pandaneen zu finden sind; desgleichen rechts das Skelet eines Sauriers.

juridisch, s. v. w. juristisch (s. „Jus").

Jurisconsultus, auch Jureconsultus (lat.), Rechtsgelehrter, Rechtskundiger, Rechtslehrer.

Jurisdiktion (a. d. Lat., jurisdictio, Gerichtsbarkeit), die obrigkeitliche Befugniß u. Verpflichtung, die zur endgiltigen Erledigung von Rechtsstreitigkeiten erforderlichen Anstalten zu treffen u. das im einzelnen Falle erkannte Recht nöthigenfalls durch Zwang zu verwirklichen, sowie die Befugniß u. Verpflichtung zur Feststellung Dessen, was im einzelnen Falle Rechtens u. eben deshalb erforderlichen Falls erzwingbar sei. Die vom Staatsoberhaupte als ihrer Quelle ausgehende, im Namen desselben auszuübende richterliche Gewalt erstreckt sich innerhalb der ihr angewiesenen räumlichen Grenzen entweder auf alle Arten von Privatrechtsstreitigkeiten (j. ordinaria), od. beschränkt sich auf einzelne Kategorien derselben. Im ersten Falle wird das damit bekleidete Gericht ein ordentliches, im andern Falle ein Exceptionsgericht genannt. Die J. zerfällt in die streitige (contentiosa), die in der endgiltigen Feststellung Dessen besteht, was in einem gegebenen Falle nach den bestehenden Gesetzen u. den darunter zu subsumirenden Thatsachen Rechtens sei u. worauf sich das Richteramt seinem Wesen nach beschränkt, u. in die freiwillige (j. voluntaria), die sich auf die Legalisirung gewisser Rechtsgeschäfte u. auf die Vorbeugung von Privatrechtsverletzungen



Nr. 3574. Ideale Landschaft aus der Juraformation.

Jürgens, Karl Heinrich, deutscher Publizist u. Geschichtschreiber, geb. zu Braunschweig 3. Mai 1801, studirte in Göttingen Theologie, ward 1824 Pfarrer in Amelunrborn u. 1834 in Stadtoldendorf; durch seine freisinnige Richtung zog er sich eine Untersuchung zu, welche jedoch infolge der 48er Ereignisse nicht weitergeführt wurde, u. war dann Mitglied des Frankfurter Parlaments, in dem er erst zur Gagern'schen, später zur großdeutschen Partei gehörte. Im Sommer 1849 kehrte er zwar wieder in sein Amt zurück, legte es aber 1851 nieder u. siedelte nach Hannover über, wo er 1852 die „Hannoversche Zeitung" redigirte. Nachher lebte er abwechselnd in der Schweiz, in Frankfurt a. M. u. in Wiesbaden, an welch letzterem Orte er 2. Dez. 1860 starb. Er schrieb u. A.: „Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreit" (3 Bde. Lp. 1846 f.); „Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes" (2 Bde., Braunschw. 1850 f.); „Studien zur deutschen Geschichte u. Politik" (Bremen 1856); „Deutschland im Franz.-sardin. Kriege, vom Pariser Kongreß bis zum Frieden von Villafranca" (Basel 1860).

erstreckt u. durch gesetzliche Bestimmung mit dem Richteramt verbunden werden kann. Die vom Staate unter einem öffentlichen Titel (als Amt) übertragene Gerichtsbarkeit heißt j. officialis, die unter einem Privatrechtstitel übertragene Patrimonialgerichtsbarkeit j. patrimonialis; die letztere ist od. wird doch fast überall abgeschafft. Wo sie noch besteht, kann u. muß in der Regel der Patrimonialgerichtsherr die Gerichtsbarkeit durch eine qualifizirte Person (Justitiar) ausüben lassen (j. mandata).

Jurisprudenz (a. d. Lat.), Rechtsgelehrsamkeit, Rechtswissenschaft; auch bezeichnet man damit das Juristenrecht im Allgemeinen (s. d.), nam. aber die sog. Praxis, die gerichtliche Rechtsbildung als Bethätigung des Gewohnheitrechts, die Präjudikate.

Jurist (a. d. Lat.), Rechtskundiger, Rechtsbeflissener, welcher sich das Studium u. die weitere Ausbildung der Rechtswissenschaft zur besonderen Aufgabe macht u. das allgemeine, das nationale Rechtsbewußtsein zum Ausdruck u. zur Geltung bringt. Dies geschieht durch das Juristenrecht, d. h. das durch den Juristenstand als Repräsentanten des nationalen Rechtsbewußtseins sich kundgebende Gewohnheitsrecht, welches sich in wissenschaftlichen Erzeugnissen (sog. Doktrin, Theorie, Juristenrecht im engern Sinne, jurisprudentium auctoritas) bekundet,

od. als die konkreten Rechtsverhältnisse bestimmend sich bethätigt (sog. Praxis), u. zwar entweder als Grund der Entscheidungen gegebener Rechtsfälle (Rechtssprüche der Gerichte) od. als Norm des gerichtlichen Verfahrens (Gerichtsgebrauch, mos judiciorum).

juristische Person (auch fingirte u. moralische Person), die zum Zwecke der Erhaltung u. Durchführung von Rechtsverhältnissen einem Vermögensobjekte vom Staate verliehene Persönlichkeit, Rechtsfähigkeit, so daß unter dem Wechsel der berechtigten Menschen Vermögensrechte in ihrem Bestande verharren u. der jeweilige Vertreter des als Person geltenden Rechtsobjekts die als diesem zustehend behandelten rechtlichen Befugnisse u. Verpflichtungen ausübt. Die j. P. ist also Träger eines Rechtswillens ohne menschliche Individualität, also auch nur eines vermögensrechtlichen Willens. Besteht sie aus einer Anzahl von Individuen, so heißt sie eine Korporation; besteht sie aus einem zu einem dauernden Zwecke bestimmten u. verwalteten Vermögen, so heißt sie eine Stiftung. Sie ist eine Einheit für sich, völlig getrennt u. verschieden von den einzelnen, dazu konkurrirenden Individuen, so daß diese mit ihr wie mit einem Dritten in Rechtsverhältnissen stehen können.

Juris utriusque doctor, s. „Jus".

Jurte, die Wohnung der Tungusen, vorzüglich der nomadisch lebenden, sog. Renthiertungusen, sowie auch der Jakuten u. einiger anderer sibir. Völker. Zu keinem längeren Aufenthalte bestimmt, wird die J. auch nur flüchtig hergestellt, ist unten kreisförmig u. läuft oben in einen Kegel aus. Auf den den Kreis bildenden Pfahlstäben ruhen Querstäbe, an welche man lange Stangen bindet, die, mit ihren Spitzen gegen einander gelegt, einen zuckerhutförmigen Kegel bilden, oben mit einer Oeffnung zum Abzug des Rauches. Dieses Stangengerüst wird nun von den Tungusen mit Renthierfellen, von den Jakuten mit Birkenrinde bedeckt u. hat zwei mit Renthierfellen verschlossene Ein- u. Ausgänge.

Jury, der aus dem Engl. herrührende Ausdruck für „Geschworenenbank". Die J. besteht für eine Sitzung regelmäßig aus 12 Personen, die unter sich einen Obmann wählen, der die Berathungen leitet, für die Geschworenen unterzeichnet u. in deren Namen spricht. Die J. ist unabänderlich, der Hinzutritt neuer Geschworenen ausgeschlossen, sofern nicht die betreffenden Personen als Ergänzungsgeschworene der ganzen Verhandlung beigewohnt haben. Zu den Beschlüssen der J. gehört bald Einstimmigkeit, bald eine die Hälfte der Mitglieder übersteigende Stimmenzahl (vgl. „Geschworenengericht").

Jury (engl. spr. Dschuri, franz. spr. Schürih), der engl. u. franz. Name für das Geschworenengericht (s. d.), Schwurgericht. Der Gebrauch, durch Männer aus dem Volke, von denen keine Rechtskenntniß verlangt wird, Thatsachen in rechtliche Gewißheit stellen zu lassen, kann für England bis in die Zeiten Heinrich's II. (1154—89) hinauf verfolgt werden. Am frühesten zeigt sich die Entscheidung streitiger Civilansprüche durch Gemeindezeugniß in Fällen, wo die Nachbarn über den Sachverhalt aus langer Erfahrung am besten unterrichtet sein mußten, z. B. bei Streitigkeiten über Grundeigenthum, Grenzen. Hierauf entwickelte sich das Anklageschwurgericht, indem die herumreisenden königlichen Richter bei den großen Versammlungen (assisae), die sie in den Grafschaften abhielten, nicht blos frei vorgebrachte Anklagen entgegennahmen, sondern auch eine gewisse Zahl von Gemeindegenossen über die ihnen bekannt gewordenen Verbrechen auf deren Eid befragten u. dann wider die Beschuldigten einschritten. Davon, daß nunmehr auch Angeklagte, statt sich einem Gottesurtheil (s. d.) zu unterwerfen, Berufung auf vereidete Nachbarn einlegten, finden sich schon unter König Johann (1199—1216) hinlängliche Spuren. Seit der Verwerfung der Feuer- u. Wasserprobe durch Heinrich II. (1219) kamen allmählich die anderen abergläubischen Unschuldsproben, bes. der gerichtliche Zweikampf, in Wegfall, u. die Berufung auf eine J. blieb das einzige Mittel zur Prüfung, im glücklichen Falle zur Widerlegung von schweren Anklagen. Doch galten die Geschworenen (Jurymen) noch geraume Zeit als bloße Zeugen, die wegen eines mißfälligen Wahrspruchs (Veredictum, Verdikt) mit der Strafe des falschen Zeugnisses belegt werden konnten, u. erst nach langen Schwankungen ward die J. als Bestandtheil der Gerichtshöfe anerkannt u. mit den noch heute in Kraft stehenden Bürgschaften für ihre Unabhängigkeit umgeben. England besitzt die große u. die kleine J. (grand u. petty J.). Die große od. Anklagsjury, zu welcher eigentlich 23 Personen gehören, die aber auch durch 12 einstimmig urtheilende Geschworene (die absolute Mehrheit von 23 Mitgliedern) vertreten sein kann, befindet über die Frage, ob gegen einen Verdächtigen genügender Grund zur Erhebung einer Anklage (true Bille) vorliege od. nicht (no Bille). Die kleine od. Urtheilsjury besteht aus 12 Geschwornen u. entscheidet, ob ein wirklich Angeklagter schuldig sei. Auch in wichtigen Civilprozessen gründen die Gerichte ihr Urtheil auf den Wahrspruch einer J. In dem Kriege, welchen die Franz. Revolution allen Einrichtungen des alten Staats erklärte, ward auch das Schwurgericht über Strafsachen aus England entlehnt. Die vorschnelle Hoffnung, daß damit alle Justizwillkür ein Ende erreicht habe, schwand jedoch nur zu bald Angesichts der Greuel, welche die als Revolutionstribunale thätigen Schwurgerichte über Frankreich verbreiteten, u. nach der Wiederbefestigung des Staats erhoben sich gewichtige Stimmen gegen die J. Napoleon I. entschied sich jedoch wenigstens für die Beibehaltung der Urtheilsjury, u. seine Gesetzgebung behielt dafür der Regierung einen ausgedehnten Einfluß auf die Besetzung der Geschworenengerichte vor. In dieser veränderten Gestalt hat die J. in Belgien u. Holland, seit 1848 auch in Deutschland, dann in Italien u. gegenwärtig selbst in Rußland Eingang gefunden, während die Staaten der Nordamerik. Union das engl. Muster treuer bewahrt haben. Nach engl. Vorgange heißen J. auch die Ausschüsse von Sachverständigen, welche bei öffentlichen Ausstellungen von Erzeugnissen der Kunst u. Industrie od. bei sonstigen Wettbewerbungen das Amt von Preisrichtern verwalten.



Nr. 3575. Eine Jurte.

Jus (lat.), das Recht, sowol im objektiven (das Rechtsgesetz) als auch im subjektiven Sinne, das subjektive Recht (d. h. die dem Rechtsgesetz entsprechenden Befugnisse u. Verpflichtungen); im röm. Recht auch s. v. w. Hausunterthänigkeit u. s. v. w. juristische Literaturwerke. Jura (Plural von jus), die Rechte, insbes. das röm. u. kanonische Recht. Studiosus juris, ein Rechtsbeflissener, die Rechtswissenschaft Studirender. Utriusque juris doctor, Doktor beider Rechte (des röm. u. kanonischen).

Jussieu (spr. Schüssjöh), franz. Familie, der nam. mehrere berühmte Botaniker entstammen. Antoine **de J.**, geb. zu Lyon 6. Juli 1686, gest. zu Paris 22. April 1758; kam sehr jung nach Paris, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Fagon, dessen Aufmerksamkeit er erregt hatte, bewirkte 1709 seine Ernennung zum Professor der Botanik. Er wurde der Amtsnachfolger des Professor Tournefort am Jardin des Plantes (Pflanzengarten) in Paris, gab u. A. eine neue Auflage von dessen „Institutiones botan." (Par. 1719) heraus u. schrieb einen „Traité des vertus des plantes" (Nancy 1771). Bernard **de J.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Lyon

17. Aug. 1699. Im Alter von 17. Jahren kam er nach Paris, wo sein Bruder Antoine von Fagon den Auftrag erhalten hatte, in botanischen Interessen Spanien u. Portugal zu bereisen. Bernard de J. begleitete ihn. Nach seiner Rückkehr begab er sich, um die medizinischen Studien zu absolviren, nach Montpellier u. promovirte daselbst, da er aber dem ärztlichen Berufe keinen Geschmack abgewinnen konnte, ging er 1722 wieder nach Paris, um sich ausschließlich der Botanik zu widmen. Er wurde als Unterlehrer am Pflanzengarten angestellt, 1725 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt u. erhielt 1758 die Oberaufsicht über den Garten von Trianon. Er starb zu Paris 6. Nov. 1776. Dieser scharfsinnige Forscher hat zwar nur wenig geschrieben, fast nichts außer den Abhandlungen für die Akademie, u. doch hat er sich, gleich seinem Zeitgenossen Linné (s. d.), unsterblich gemacht, denn er war der Vater des nach ihm od. auch „System von Trianon“ genannten, auf natürliche Verwandtschaft begründeten Pflanzensystems.



Nr. 3576. Antoine Laurent de Jussieu (geb. 12. April 1748, gest. 17. Sept. 1836).

Als Geburtsjahr dieses Systems, welchem sein Neffe Antoine Laurent de J. (s. d.) volle Anerkennung verschaffte, sehen daher die Franzosen das J. 1774 an. — Ein dritter Bruder, Joseph **de J.**, geb. zu Lyon 3. Sept. 1704, gest. zu Paris 11. April 1779, studirte gleichfalls zuerst Medizin, nahm 1735 an der Maurepas'schen Gradmessungsexpedition nach Quito Theil u. blieb 1747 allein in Peru zurück, um im Interesse der Botanik die Cordilleren zu bereisen. Als er sich 1750 in Lima nach Europa einschiffen wollte, wurde er von den Spaniern daran verhindert u. zu Ingenieurdiensten beim Brückenbau gezwungen, worüber er in eine Geisteskrankheit verfiel, von der er auch nach seiner Rückkehr in die Heimat nicht geheilt werden konnte. Seine Sammlungen erhielt sein Neffe, Antoine Laurent **de J.**, geb. zu Lyon 12. April 1748, gest. zu Paris 17. Sept. 1836. Schon 1765 nach Paris gekommen, um seine medizinischen u. botanischen Studien unter seinem Onkel Bernard de J. abzuschließen, wurde er von diesem 1770 zum stellvertretenden Professor der Botanik am Pariser Pflanzengarten vorgeschlagen u. seit 1773 Mitglied der Akademie, sowie seit 1777 auch Direktor des genannten Gartens. Nicht nur, daß er das von seinem Oheim Bernard de J. aufgestellte „natürliche Pflanzensystem“ zuerst bekannt machte, er bildete es auch immer weiter aus. Ein epochemachendes Werk wurden in dieser Beziehung seine „Genera plantarum secundum ordinem naturalem disposita“ (Par. 1789, deutsch von Voigt, Lpz. 1806). Bereits 1774 hatte er seine Untersuchung über die Ranunkelgewächse drucken lassen, in welcher er schon die Prinzipien einer natürlichen Klassifikation auseinander setzte; doch gelang es ihm erst nach jahrelangen Arbeiten 1789, die gesammte bis dahin bekannte Pflanzenwelt nach diesen Prinzipien geordnet in dem genannten epochemachenden Werke unter Dach u. Fach zu bringen, so daß man vielfach das Jahr 1789 eigentlich erst als dasjenige bezeichnet, in welchem das natürliche System seine Approbation erhalten habe. Als Mensch wie als Gelehrter gleich mild u. wohlwollend, überlebte er die Stürme der Revolution glücklich. Nach der Umwandlung des königl. Pflanzengartens in ein Museum der Naturgeschichte erhielt er 1793 die wirkliche Professur der landwirthschaftlichen Botanik u. später den Rang eines Direktors u. Schatzmeisters des Museums. Noch im 84. Jahre seines Lebens veranstaltete er eine neue Auflage der Einleitung zu seinem großen Werke von 1789. — Adrien **de J.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 23. Dez. 1797, gest. das. 29. Juni 1853, war seit 1826 ebenfalls Professor der Botanik am dortigen Pflanzengarten, sowie seit 1831 Mitglied der Akademie, u. hat sich nam. durch zahlreiche Monographien über einzelne Pflanzengattungen, wie z. B. über die Rutaceen (Par. 1825), Meliaceen (ebd. 1830), Malpighiaceen (ebd. 1844) u. a. verdient gemacht; auch sein „Cours de botanique“ hat viele neue Auflagen erlebt (Par. 1842, 9. Aufl. 1863, deutsch von Schmidt-Göbel u. Pfund, Prag 1844, sowie von Kißling, Stuttg. 1845). — Laurent Pierre **de J.**, Neffe des Antoine Laurent de J. (s. d.), geb. zu Villeurbanne (Isère) 7. Febr. 1792, wurde nach der Julirevolution Generalsekretär des Seine-Dep., saß 1839 bis 1842 in der Deputirtenkammer, zog sich nach der Februarrevolution ins Privatleben zurück u. siedelte später nach Florenz über. Er hat sich hauptsächlich als Schriftsteller auf dem Gebiete der Erziehung u. des Unterrichts einen Namen gemacht. Zu erwähnen sind von ihm „Simon de Nantua“ (Par. 1818, öfter aufgelegt u. in verschiedene Sprachen übersetzt), „Antoine et Maurice“ (ebd. 1821), „Petits livres du père Lami“ (6 Bde., ebd. 1830—42), u. „Fables et contes en vers“ (Colas 1844, n. A. 1853). — Alexis **de J.**, Bruder des Vorigen, geb. 17. Aug. 1802, war Advokat, wurde nach der Julirevolution Präfekt des Ain-Dep., verwaltete seit 1837 eine Zeit lang das Polizeidirektorium im Ministerium des Innern u. starb 1866. Derselbe war auch publizistisch thätig. — Vgl. Vingtrinier, „Documents sur la famille des J.“ (Par. 1860).

Jussuf Bei, ein franz. General, der nach den Einen aus dem südl. Frankreich, nach den Anderen von der Insel Elba od. aus Livorno stammte. Geb. 1805 od. 1807 od. 1812, sollte er als ungefähr 15jähr. Knabe nach Florenz in eine Erziehungsanstalt gebracht werden; das Schiff wurde jedoch von tunes. Seeräubern aufgebracht u. J. wegen seiner Schönheit vom Bei von Tunis als Sklave gekauft. Dieser ließ ihm eine verhältnißmäßig gute Erziehung geben. Später wurde J. unter die Mameluken des Bei aufgenommen u. zeichnete sich in mehreren Kämpfen gegen den Bei von Constantine aus. Wegen eines Liebesverhältnisses mit Cabura, der Tochter des Bei, u. der damit zusammenhängenden Ermordung eines Eunuchen mußte er die Flucht ergreifen, fand auf einem franz. Kriegsschiffe Aufnahme u. trat in die franz. Armee ein. Bald zum Kapitän der Spahis ernannt, trug er wesentlich zur Organisation dieses Corps Eingeborener bei u. galt als der verwegenste Reiterführer, den die franz. Armee seit Murat gehabt. Dem Stabe Clauzel's beigegeben, brachte J. 1832 Bona zur Uebergabe; 1838 übernahm er den Oberbefehl über die Spahis, mit denen er unter Bugeaud (s. d.) die meisten Feldzüge mitmachte. Erst 1845, bei einer Reise nach Paris, trat er wieder zum Christenthum über u. vermählte sich mit der Nichte des Generals Guilleminot; zugleich ward er zum Maréchal de camp ernannt. Er kehrte jedoch 1845 wieder nach Algier zurück, wurde 1851 zum General befördert u. im Mai 1854 mit der Organisation der Baschi-Bozuks im Orient betraut, begab sich indeß im Nov. dieses Jahres abermals nach Algier zurück u. wurde 1855 Brigadegeneral u. Kommandeur der Division von Algier, sowie Großkreuz der Ehrenlegion. Am 16. März 1866 starb er zu Cannes (im Var-Dep.). Als Militärschriftsteller ist J. bekannt durch sein Werk „Sur la guerre en Afrique“ (Algier 1830).

Juste (spr. Schüst), Théodore, belg. Geschichtschreiber, geb. zu Brüssel 13. Febr. 1818; ist Sekretär der Centralkommission für das Unterrichtswesen u. Konservator am Königl. Museum der Artillerie;

auch gehört er zu den Mitgliedern der Brüsseler Akademie der Wissenschaften. Von seinen zahlreichen Geschichtwerken, die sich auf sorgfältige archivarische Forschungen gründen, sind zu nennen: „Histoire de la Belgique“ (Brüss. 1838, 3. Aufl. 1853); „Histoire de la révolution belge de 1790“ (3 Bde., ebd. 1846); „Précis de l'histoire du moyen-âge“ (5 Bde., ebd. 1848); „Histoire du congrès national ou de la fondation de la monarchie belge“ (2 Bde., ebd. 1850, deutsch, ebd. 1850); „Charles-Quint et Marguerite d'Autriche“ (ebd. 1858); „Les Pays-Bas au 16 siècle“ (2 Bde., ebd. 1858—63); „Histoire du soulèvement des Pays-Bas contre la domination espagnole“ (2 Bde., ebd. 1862 f.); „Histoire des États généraux des Pays-Bas (2 Bde., ebd. 1864); „Les fondateurs de la monarchie belge“ (ebd. 1865 ff.); „Léopold I, roi des Belges“ (ebd. 1868, deutsch von Palmer-Rinck, Gotha 1869) u. „Napoléon III et la Belgique“ (ebd. 1870).

Juste-Milieu (franz., spr. Schüst Miliöh), die rechte Mitte. Unter Ludwig Philipp bediente sich die franz. Regierung dieses Schlagwortes bei der beständigen Versicherung, daß sie die Vermittlung zwischen den entgegengesetzten Ansprüchen der Parteien als ihre Hauptaufgabe betrachte. Da sie jedoch jedwede gründliche Reform zurückhielt, so erschien ihr J.-M. nur als Vorwand zur Fortsetzung des alten Repressivsystems, u. der Unwille des Landes über die Unfruchtbarkeit ihrer Verwaltung kam endlich in der Februarrevolution von 1848 zum Ausbruch.

Justi, Karl Wilhelm, deutscher Theolog, geb. zu Marburg 14. Jan. 1767, studirte daselbst u. in Jena, war dann Hauslehrer in Wetzlar, von wo er 1790 als Prediger an der protest. Pfarrkirche nach seiner Vaterstadt zurückkehrte; seit 1793 zugleich Professor der Philosophie an der dortigen Universität, wurde er 1801 Archidiatonus, bald nachher Superintendent u. Konsistorialrath, 1814 Oberpfarrer u. 1822 ord. Prof. der Theologie, als welcher er 7. Aug. 1846 zu Marburg starb. Vielseitig literarisch thätig, gab er u. A. Bearbeitungen mehrerer Propheten des Alten Testamentes, „Nationalgesänge der Hebräer“ (3 Bde., Lpz. 1803—18), eine vermehrte Auflage von Herder's „Geist der hebr. Poesie“ (2 Bde., Baden 1829) u. „Zionitische Harfenklänge“ (ebd. 1829) heraus. Auch veröffentlichte er einige Gedichtsammlungen, lieferte verschiedene Beiträge zur Geschichte Hessens im Mittelalter u. setzte Strieder's „Hessische Gelehrten- u. Schriftstellergeschichte“ (Marb. 1831) fort. — Karl **J.**, Enkel des Vorigen, geb. zu Marburg 2. Aug. 1832, studirte daselbst Theologie u. Philosophie u. habilitirte sich 1860, wurde 1867 Professor u. folgte dann einem Rufe als Lehrer der Archäologie u. Kunstgeschichte an die Universität Kiel. Derselbe hat sich vornehmlich durch seine meisterhafte Biographie Winckelmann's (Lpz. 1866 ff.) einen Namen gemacht. Außerdem schrieb er: „Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie“ (Marb. 1860); „Dante u. die Göttliche Komödie“ (Stuttg. 1862) u. „Die Verklärung Christi von Raphael“ (Lpz. 1870). — Ferdinand **J.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Marburg 2. Juni 1837, widmete sich hier u. in Göttingen dem Studium der Sprachwissenschaft, wurde 1861 an der Hochschule seiner Vaterstadt Privatdozent u. erhielt daselbst 1865 den Lehrstuhl für vergleichende Grammatik u. german. Philologie. Er ist hauptsächlich bekannt durch sein „Handbuch der Zendsprache“ (Lpz. 1864).

Justicia, Pflanzengattung der Acanthaceen, benannt zu Ehren von James Justice, einem schott. Gärtner. Sie zeichnet sich durch schöne Zierpflanzen aus, von denen einige als Warmhauspflanzen gezogen werden. So die *J. coccinea* aus Surinam mit scharlachrothen u. *J. carnea* aus Brasilien mit fleischfarbigen Lippenblumen. In neuerer Zeit hat man jedoch die Gattung sehr zertheilt u. zu andern Geschlechtern erhoben.

Justinian II., gelangte im Alter von 16 Jahren durch den Tod seines Vaters Konstantin IV. 685 auf den byzantinischen Kaiserthron. Nachdem er trotz des mit den Arabern bestehenden Friedensvertrages dieselben durch seinen Feldherrn Leontius hatte angreifen lassen u. es diesem gelungen war, den Khalifen Abdal Malik zum Abschluß eines für die Byzantiner günstigeren Friedens zu zwingen, zog J. selbst 688 ebenfalls unter Bruch des von seinem Vater geschlossenen Vertrages gegen die Bulgaren, ward aber durch eine schwere Niederlage zum Rückzug genöthigt. Glücklicher war er dann gegen die das byzantinische Gebiet in Nordafrika angreifenden Araber; ein neuer Krieg mit Abdal Malik dagegen, veranlaßt durch dessen Weigerung, den Tribut nur in byzantinischem Golde zu zahlen, führte zu dem Verlust des früher Gewonnenen, da J. in Kilikien infolge des Abfalls der slavischen Hülfstruppen 692 eine völlige Niederlage erlitt. Auch nach innen war seine Regierung, durch Grausamkeit u. Härte gekennzeichnet, wenig rühmlich. Infolge einer dadurch herbeigeführten Empörung ward Leontius zum Kaiser ausgerufen u. J., nachdem ihm die Nase abgeschnitten worden (daher sein Beiname Rhinotmetos), nach Cherson verbannt (695). Als 698 Leontius von Tiberius III. gestürzt war, flüchtete J. von Cherson, wo er sich höchst verhaßt gemacht hatte, zu den Chazaren, u. da er hier vor Tiberius' Nachstellungen nicht sicher war, später zu den Bulgaren, mit deren Hülfe er 705 Konstantinopel eroberte, wo er nun an Tiberius u. dem in ein Kloster gesteckten Leontius blutige Rache nahm. Doch schon nach 6 Jahren endete die wiedergewonnene Herrschaft, denn als J. 711 Cherson durch eine dorthin gesandte Flotte schwer gestraft hatte, riefen dessen Einwohner den von J. eingesetzten Statthalter Bardanes als Philippicus zum Kaiser aus; dieser segelte mit einer zweiten gegen Cherson geschickten, aber zu ihm übergegangenen Flotte nach Konstantinopel u. ward dort bereitwillig aufgenommen, J. aber bei Sinope von seinen Truppen verlassen u. getödtet.

Justinianus I., oström. Kaiser (527—565), war 482 n. Chr. in dem illyrischen Flecken Tauresium (später Justiniana prima) von armen Eltern geboren, erhielt durch seinen mütterlichen Oheim, Kaiser Justinus I., eine gute Erziehung u. ward von diesem 520 zum Konsul, 527 zum Mitregenten ernannt, gelangte aber noch in demselben Jahre durch Justin's Tod zur Alleinherrschaft. Ehrgeizig u. maßlos eitel, wol pfiffig, aber trotz seiner vielseitigen Bildung geistig unbedeutend, dabei unzuverlässig, überaus habsüchtig u. bei seinem Mangel an persönlichem Muth zum Feldherrn untauglich, ließ J. wenig Gutes hoffen, zumal da er von seiner Gemahlin, der ebenso gefürchteten wie verachteten Theodora, ganz beherrscht ward. Trotzdem wurde seine Regierung zu einer höchst glanzvollen Periode des oström. Reichs, durch das Glück, das ihn begünstigte, u. die Tüchtigkeit einiger Männer, die unter ihm thätig waren. Von den drei großen Kriegen, die er während seiner Regierung führte, d. h. durch seine Feldherren führen ließ, brachte ihm der gegen die Perser, deren Feindschaft er als eine böse Erbschaft von Justinus I. überkam, allerdings wenig Ruhm. 528 errangen die Perser einen großen Sieg; zwar brachte 530 Belisar ihnen bei Dara eine Niederlage bei, aber 531 fielen sie, wieder von den Sarazenen unterstützt, in Kommagene ein u. schlugen Belisar; mit Kosroes I. schloß dann J., um für den beabsichtigten Zug gegen die Vandalen freie Hand zu bekommen, 533 einen schimpflichen Frieden. Beunruhigt aber durch J.' große Erfolge in Afrika u. dann in Italien, brach Kosroes 540 den Frieden durch einen Einfall in Syrien. J. sandte nun 541 den siegreich aus Italien zurückgekehrten Belisar gegen die Perser, aber mit seinen ungenügenden Streitkräften konnte derselbe etwas Entscheidendes nicht ausrichten u. ward abberufen. Nachdem 544 Kosroes nochmals in das oström. Grenzgebiet eingebrochen war, erkaufte J. 545 einen fünfjährigen Waffenstillstand, der 562, nachdem auch der Krieg in Lacien (Kolchis) zu Gunsten der Byzantiner beendet war, in einen 50jährigen verwandelt wurde. — Glücklicher u. ruhmreicher war der Krieg gegen die Vandalen in Nordafrika, zu dem J. dadurch veranlaßt ward, daß der ihm befreundete u. gegen die orthodoxen Christen duldsame König Hilderich von Gelimer gestürzt worden war (530). Denn J.' tapferer Feldherr Belisar, der im Herbst 533 in Afrika landete, machte in wenig Monaten dem Reich der Vandalen ein Ende, nachdem es fast 100 Jahre bestanden hatte (s. „Vandalen“). Freilich wurden in der wiedergewonnenen Provinz noch weitere Kämpfe nöthig. Schon 535 griffen die Mauren Belisar's Nachfolger Salomo an, wurden aber zurückgeschlagen, u. 536 brach eine gefährliche Meuterei der oström. Besatzungstruppen selbst unter Führung des Stotzas aus, zu deren Unterdrückung sogar Belisar von Sizilien (s. u.) herbeigerufen werden mußte. 543 begannen dann die Mauren einen neuen Krieg, in welchem Salomo fiel; die Empörung des kaiserlichen Befehlshabers Gontharis dagegen (546) fand durch dessen Ermordung ein schnelles Ende, u. ebenso war der letzte Kampf mit den Mauren (563) nur von kurzer Dauer. — Bald nach dem glücklichen Kriege gegen Gelimer bot sich J. die erwünschte Gelegenheit, den Ostgothen den Besitz Italiens

streitig zu machen, indem Theoderich's d. Gr. Tochter Amalasunta auf Veranlassung des Theodat ermordet wurde (534), kurz nachdem sie diesen zum Mitregenten ernannt hatte. J. ließ alsbald ein Heer in Dalmatien einrücken (535), während gleichzeitig Belisar auf Sizilien landete u. schnell die Insel unterwarf. Von 536 bis Anfang 540 eroberte dann Belisar fast die ganze Halbinsel (s. „Belisar"), ward aber dann von dem mißtrauischen J. abberufen. Unter Ildibald's, des Nachfolgers von Vitiges, der in byzantinische Gefangenschaft gerathen war, tapferem Neffen Totilas, der 541 König wurde, wandte sich aber das Glück. 542 schlug derselbe bei Faventia die Oströmer, zog dann schnell nach Süden u. nahm 543 Neapel ein. Auf die Kunde von den Erfolgen des Totilas sandte J., der gleichzeitig auch im Osten von den Persern u. in Afrika von den Mauren bedrängt wurde, den trotz aller Verdienste in Ungnade gefallenen Belisar 544 wieder nach Italien. Aber dauernd ohne Unterstützung gelassen, kehrte derselbe nach einer fünfjährigen, wenig energischen u. fast erfolglosen Kriegführung nach Konstantinopel zurück. Totilas nahm das schon einmal von ihm eroberte, aber dann von Belisar besetzte Rom von Neuem, ferner Tarent, Ariminum, Rhegium u. unterwarf Sizilien (549), späterhin auch Sardinien u. Korsika, u. die Lage änderte sich erst, als Narses von J. nach Italien geschickt wurde. Dieser, 552 mit einem sehr starken Heere in Oberitalien angelangt, gewann bei dem Flecken Tagina in der Nähe von Urbinum einen vollständigen Sieg über Totilas, der selbst im Kampfe fiel, eroberte darauf Rom u. brachte 553 auch Totilas' Nachfolger, Tejas, bei Nuceria eine Niederlage bei, die den Krieg entschied, da in der mehrtägigen Schlacht der größte Theil des gothischen Heeres mit Tejas den Tod fand. Zwar unternahm der geringe, nach dem Lande nördlich des Po abgezogene Rest der Gothen von dort aus 554 zusammen mit zahlreichen Scharen von Franken u. Alemannen unter den Herzögen Leutharis u. Buccelinus noch einen Zug nach Süden, auf dem sie plündernd bis Calabrien u. Apulien vordrangen, aber auf dem Rückwege ward das Heer des Leutharis durch Krankheit aufgerieben, das des Buccelinus in Campanien durch Narses vernichtet. — Zu dem durch den Vandalen- u. Ostgothenkrieg erworbenen Ruhm eines großen Eroberers — der freilich sein eigenes Land gegen die öfteren Einfälle der Slaven nicht zu schützen vermochte u. sich 559 sogar in seiner Hauptstadt von denselben bedroht sah, bis sie durch einen Sieg des greisen Belisar u. durch Geldzahlung zum Rückmarsch über die Donau bewogen wurden — gewann J. noch den eines ausgezeichneten Gesetzgebers, durch welchen die römische Jurisprudenz für die Nachwelt erhalten worden ist; doch verdankt er diesen Ruhm hauptsächlich den Leistungen des tüchtigen Rechtsgelehrten Tribonian, wenngleich J. an seiner Gesetzgebung immerhin etwas mehr eigener Antheil zugeschrieben werden mag, als an seinen kriegerischen Erfolgen. Schon 528 setzte er eine juristische Kommission ein, die unter Ausscheidung des Veralteten u. Herstellung einer besseren Anordnung eine neue Sammlung von den Konstitutionen der röm. Kaiser veranstaltete u. diesen sog. alten Codex bereits 529 vollendete; zugleich wurden durch eine Anzahl neuer Gesetze (Decisionen) viele Kontroversen der alten Juristen entschieden u. veraltete Rechtsinstitute gesetzlich beseitigt. Von einer neuen Kommission unter Leitung des Tribonian, der auch bei der ersten thätig gewesen war, ward dann 530–33 aus den Schriften von 39 alten Juristen alles Brauchbare excerpirt u. diese Excerpte, bei denen der ursprüngliche Wortlaut so viel als möglich beibehalten war, materienweise u. der Hauptsache nach in der Ordnung des prätorischen Edikts in 50 Büchern zusammengestellt, welches umfangreiche, über 9000 Gesetze enthaltende Werk den Namen „Pandekten" od. „Digesten" führt. Fast gleichzeitig wurde auch das für die Einleitung in das Rechtsstudium bestimmte neue Compendium, die „Institutionen", vollendet, mit dessen Ausarbeitung die beiden Rechtsgelehrten Theophilus u. Dorotheus beauftragt worden waren u. das nun an die Stelle der dabei zu Grunde gelegten alten Institutionen des Gajus trat. Durch die Abfassung der Pandekten war aber der Codex von 529 bereits veraltet u. mußte daher einer Revision unterzogen werden; dieselbe ward von Tribonian unter Beistand von Dorotheus u. A. 534 ausgeführt, so daß noch vor Ende des Jahres der alte Codex aufgehoben u. durch den neuen Codex ersetzt werden konnte, der über 4600 Konstitutionen, darunter auch die Decisionen nebst den übrigen neuen Gesetzen J.', in 12 Büchern u. ungefähr nach der Ordnung der Pandekten enthält. Die nach dieser Zeit von J. gegebenen Gesetze, die sog. Novellen, sind nicht mehr von ihm selbst gesammelt worden. An der Rechtspflege betheiligte sich übrigens J. in ausgedehnter Weise, doch ist er nicht von dem Vorwurfe der Bestechlichkeit u. Parteilichkeit frei. Diese letztere Eigenschaft tritt auch in seinem Verhalten zu den Parteien der Rennbahn wenig vortheilhaft hervor, indem er die Blauen ganz offen begünstigte, so daß diese sich die größten Gewaltthätigkeiten erlauben konnten. Die hierüber aufgebrachten Grünen erregten 532 in Konstantinopel einen Aufstand, den sog. Nika-Aufstand (von der dabei gebrauchten Losung „νίκα", d. h. siege), bei dem auch die Blauen alsbald mit ihnen gemeinsame Sache machten, u. der dem in dieser Gefahr die größte Feigheit offenbarenden Kaiser sogar den Thron gekostet hätte, wenn es nicht schließlich der Energie Anderer, besonders des Belisar, gelungen wäre, die Empörung zu unterdrücken, freilich nachdem schon ein großer Theil der Stadt in Flammen aufgegangen war. Auch sonst war J.' Verwaltung in mancher Hinsicht keineswegs musterhaft, nam. im Finanzwesen. Denn obwol die Kriege sowie die Tributzahlungen, mit denen er nur zu oft den Frieden od. auch die Freundschaft barbarischer Völker erkaufte, schon große Summen erheischten, verschwendete er noch durch seine zahllosen Bauten (darunter die nach dem Nika-Aufstand mit übermäßiger Pracht neuerbaute Sophienkirche) unglaublich viel Geld, u. es lastete daher nicht nur ein schwerer Steuerdruck auf dem Lande, sondern J. suchte auch, durch unrechtlich verhängte Vermögenseinziehungen od. durch Erpressung von Geldern unter dem Namen von Anleihen, die Einkünfte zu vermehren, ließ aber trotz Alledem bei seinem Tode einen leeren Staatsschatz zurück. In seinem Verhältniß zur Kirche zeigte sich der für die Ausbreitung des Christenthums sehr thätige J. als eifriger Anhänger der Orthodoxie u. trat gegen die Häretiker mit großer Strenge auf, wie er auch gegen den dem Christenthum gefährlichen Neuplatonismus durch Schließung der Philosophenschulen in Athen (529) einschritt. Freilich verfuhr J., der sich selbst eifrig mit theologischen Studien beschäftigte, in den letzten Jahren seiner Regierung dann auch gegen die orthodoxen Bischöfe in ähnlicher Weise, indem er sie durch Gewalt zur Annahme seiner Ansichten zwingen wollte, u. starb daher selbst als ein von der Kirche verdammter Häretiker 14. Nov. 565.

Justinus I., oström. Kaiser 518—527. Als Sohn armer Landleute in Bederiana auf der Grenze von Illyrien u. Thrakien 450 geb., war er im Alter von 20 Jahren nach Konstantinopel gewandert, hatte sich dort anwerben lassen u. wurde in die Leibwache Leo's I. aufgenommen. Durch seine Tapferkeit vom einfachen Soldaten bis zum Befehlshaber der Leibwache aufgestiegen, benützte, als ihm nach Anastasius' Tode (518) der unter jenem allmächtige Eunuch Amantius große Geldsummen übergab, um dieselben zur Wahl des mit Amantius verwandten Theokrit zu verwenden, J. schlau das Geld zu Gunsten seiner eigenen Wahl u. gelangte so auf den Thron, obgleich er schon 68 Jahre alt war u. nicht die geringste Bildung besaß, sogar nicht einmal lesen u. schreiben konnte, so daß er die eigentliche Verwaltung dem tüchtigen u. treuen Quästor Proklus überlassen mußte. J. erklärte sich für den orthodoxen Glauben, berief Vitalianus zurück u. zeichnete denselben durch die Uebertragung hoher Würden aus; als er jedoch erkannte, daß er in Vitalianus einen gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten hatte, ließ er ihn, wie schon vorher Amantius u. Theokrit, durch Meuchelmord beseitigen. Jahre lang herrschten unter J. in vielen Städten des Reichs Zustände völliger Anarchie, indem von den Parteien der Rennbahn die blaue, gestützt auf ihre Begünstigung durch des Kaisers Schwestersohn Justinian, unter Mißachtung von Recht u. Gesetz sich die schlimmsten Gewaltthätigkeiten erlaubte, bis endlich J. sich genöthigt sah, dem Unwesen mit Strenge entgegen zu treten. Die gefahrdrohende Spannung mit Persien führte zum Kriege, als Iberien von Persien abfiel u. sich unter griech. Schutz stellte; in diesem Kriege, der sich lange hinzog, aber für den Kaiser günstig endete, wird zuerst der Name Belisar's erwähnt. J. starb 527, nachdem er einige Monate zuvor seinen von dem kinderlosen J. adoptirten Neffen Justinian zum Mitregenten ernannt hatte.

Justinus II., Sohn von Justinian's I. Schwester Vigilantia, ward der Bestimmung seines Oheims gemäß nach dessen Tode 565 sein Nachfolger auf dem oström. Kaiserthron. Der Anfang seiner Regierung ließ Gutes hoffen: er ertheilte eine Amnestie, stellte den in den letzten Zeiten Justinian's durch dessen Abfall vom orthodoxen Glauben gestörten kirchlichen Frieden wieder her, verfiel auch nicht in den Fehler, eine der Rennbahnparteien zu begünstigen. Doch die auf J. gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht, vielmehr offenbarte er sich mehr u. mehr als ein charakterloser Herrscher, dessen Hochmuth eben so groß war wie seine Feigheit, u. der, zu Ausschweifungen geneigt, sich außerdem noch habsüchtig u. jähzornig zeigte. Nachdem er 566 durch die Ermordung des von ihm als Nebenbuhler gefürchteten Justinus, eines Sohnes von Justinian's I. Neffen Germanus, sich u. das Reich eines tüchtigen u. verdienten Feldherrn beraubt hatte, ließ er sich durch seine Gemahlin Sophia dazu bestimmen, 567 Narses aus dem durch dessen Tapferkeit wiedergewonnenen Italien auf demüthigende Weise abzuberufen, u. gab so die Veranlassung dazu, daß fast ganz Italien wieder für das oström. Reich verloren ging; denn Narses rächte sich dadurch, daß er die Langobarden aus Pannonien nach Italien rief, die unter ihrem König Alboin 568 dort einfielen u. sich ein Reich gründeten, das bis auf Karl's d. Gr. Zeit Bestand hatte. So im W. in erfolglosem Kampfe begriffen, war J. unklug genug, auch im O. sich in einen Krieg einzulassen. Zwar errang Anfangs der gegen die Perser gesandte Marcianus einige Vortheile, aber nach dessen Abberufung wendete sich das Kriegsglück, u. J. sah sich genöthigt, 574 durch eine hohe Geldsumme einen einjähr. Waffenstillstand zu erkaufen. Auf Sophia's Betreiben ernannte J., der infolge dieser Unglücksfälle fast den Verstand verloren hatte, noch in demselben Jahre den Tiberius zum Cäsar u. ließ denselben von nun an in seinem Namen regieren. Tiberius wandte sich unter Aufbietung aller Kräfte gegen Persien, allein der Kampf dauerte mit wechselndem Glück noch Jahre lang fort. J.'s Scheinregierung endete 578 noch kurz vor seinem Tode, indem er freiwillig abdankte u. Tiberius zum Kaiser ernannte.

Justinus, der Märtyrer, bedeutender Kirchenlehrer des 2. Jahrh. n. Chr. u. einer der ersten Apologeten (Vertheidiger des Christenthums), wurde um 100 n. Chr. zu Neapolis (Sichem) in Samarien von griech. Eltern geb. Nachdem er vergebens in verschiedenen Philosophenschulen Befriedigung seines Wahrheitsdurstes gesucht hatte, wurde er schließlich laut seiner eignen Erzählung zufällig am Meeresstrande durch einen Greis bekehrt (wahrscheinlich bei Ephesus) u. trat nun als der „Evangelist im Philosophenmantel" allenthalben feurig für das Christenthum auf gegen Juden, Heiden u. Gnostiker. In Rom gründete er eine Schule, erlitt aber daselbst um 166 in der Verfolgung unter Marc Aurel den Märtyrertod. Sein Gedächtnißtag fällt auf den 13. April. — Obschon kein schöpferischer Geist, hat doch J. durch seine zahlreichen Schriften einen bedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter geübt. Durch die Verknüpfung christlicher Lehren mit den Formen der griech. Philosophie legte er den Grund zu einer christl. Theologie; durch die Betonung der guten Werke arbeitete er der bald nach ihm eintretenden kath. Auffassung des Christenthums vor. Erhalten sind von seinen Schriften leider nur die beiden Apologien od. Schutzschriften für das Christenthum (die größere um 138 an Kaiser Antoninus Pius gerichtet, die kleinere um 150 an den röm. Senat) u. der „Dialog" mit dem ephesinischen Juden Tryphon über das Verhältniß des Christenthums zum Judenthum. Verschiedene andere Schriften, die man ihm beilegte, sind untergeschoben. Eine Sammlung seiner Schriften gab Prudentius Märanus, Paris 1742, 2 Bde. Fol., u. Otto 1842, 3 Bde. (in 2 Ausg. 1847—49 als Bd. I–V des „Corpus der christl. Apologeten des 2. Jahrh.", Jena 1847 ff.) heraus.

Justinus (bald Marcus Junianus J., bald J. Frontinus genannt), ein wahrscheinlich dem Zeitalter der Antonine angehörender röm. Historiker; verfaßte einen Auszug aus den später bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangenen „Historiae Philippicae" des Trogus Pompejus, einer Universalgeschichte, welche von Ninus bis auf die Zeit des Verfassers (Ende 1. Jahrh. v. Chr.) reichte u. die makedonische Geschichte bes. berücksichtigte. J.'s Auszug, der im Mittelalter sehr viel gelesen ward, ist auch häufig herausgegeben worden, zuletzt von Jeep (Lpz. 1859, kleine Ausg. 1862), Hartwig (Braunschw. 1852), Domke u. Eitner (Bresl. 1865). Uebers. u. A. von Schwarz, 6 Bdchn., Stuttg. 1834—37).

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, die Themis od. Dike der Griechen. Man findet sie auf röm. Münzen abgebildet als Jungfrau mit einer Stirnbinde od. einem Diadem, mit einem Schwert in der rechten Hand u. einer Wage in der linken; zuweilen auch mit der Schale in der einen u. dem Scepter in der andern Hand.

Justitiarius (a. d. Lat.), Gerichtshalter, eine zur Rechtsprechung qualifizirte Person, durch welche der Patrimonialgerichtsherr die ihm zustehende Gerichtsbarkeit ausüben läßt; auch eine juristisch gebildete, bei einer Behörde, Gesellschaft 2c. angestellte u. mit der Besorgung von deren Rechtsangelegenheiten betraute Person.

Justitium (lat.), Stillstand der Rechtspflege, der Zeitraum, während dessen die Gerichte wegen bes. Ereignisse (Krieg, ansteckende Krankheiten u. dgl.) zur Einstellung ihrer Thätigkeit genöthigt sind. So lange das J. dauert, ruht die Verjährung u. laufen die Fristen nicht.

Justiz, s. v. w. Rechtspflege.

Justizmord, eine in Ausführung eines unter Beobachtung der gerichtlichen Formen erlassenen Urtheils vollzogene Hinrichtung eines Unschuldigen.

Justizverweigerung, ungerechtfertigte Versagung der Rechtshülfe einer Partei gegenüber seitens einer zum Rechtsprechen verpflichteten u. darum angegangenen Behörde. Das angebliche Schweigen, die Dunkelheit u. die Unzulänglichkeit der Gesetze kann niemals ein genügender Grund zur J. sein. Der benachtheiligten Partei steht das Recht der Beschwerde bei den Obergerichten zu.

Jute (spr. Dschut), gleich dem Hanf u. Flachs eine Bastfaser von zwei sehr nahe verwandten Pflanzen aus der Familie der Tiliaceen, nämlich von Corchorus capsularis u. von C. olitorius. Obwol in naturhistorischer Beziehung mit der Linde (Tilia) nahe verwandt, sind doch beide Pflanzen in ihrem Habitus von diesem Baume sehr verschieden, indem beide einjährige Kräuter sind, die aber öfters eine Höhe von nahezu 4 m. erreichen. Die Heimat der beiden Pflanzen ist das südliche Asien, woselbst sie seit uralter Zeit angebaut werden. In der Regel baut man Corchorus capsularis der Fasern wegen, C. olitorius aber zum Verbrauch als Gemüse. Die J. ist als Gespinnstfaser seit etwa 1840 in Europa zur Verwendung gekommen. Schon 1849 wurden davon in Liverpool 175,980 Centner (à 50 Kg.) u. das Jahr darauf 248,240 Centner eingeführt. Seitdem hat sich der Verbrauch in der Spinnerei sehr gesteigert, denn 1872 wurden in England allein über 3 Millionen Centner davon verarbeitet. Wie Hanf u. Flachs muß auch die J. eine Röste durchmachen. Die Abscheidung der Faser ist höchst einfach. Ein Arbeiter steigt in den Bach, in welchem die Corchorusbündel liegen, löst von jedem Stengel einen schmalen Baststreifen ab u. zieht dann mit einiger Geschicklichkeit den ganzen Faserubalg ohne den Stengel zu knicken herunter. Zur Beseitigung des anhaftenden Schlammes u. der zerstörten Pflanzengewebe führt er die Fasern dann nochmals rasch durch das Wasser u. schwingt sie wiederholt in der Luft. Die so gewonnenen Fasern werden an das Ufer geworfen, wo sie rasch trocknen, u. sind dann marktfähige Waare. Sie sind sehr rein u. lang u. in dieser Hinsicht viel besser als jede Hanffaser. Die Faserlänge entspricht durchschnittlich der Länge des abgeschnittenen Stengels, den man von 2,5 bis 3 m. Länge erzielen kann. Am ähnlichsten noch dem Hanfe u. Flachse, unterscheidet sie sich von denselben durch ihren seidenartigen Glanz; sie ist feinfasriger als Manilahanf. Die sicherste Erkennung gewährt die Prüfung mit stark angesäuertem, schwefelsaurem Anilin, wodurch die Jutefaser intensiv goldgelb, die Hanffaser aber nur schwach gelb u. die Flachsfaser so gut wie gar nicht gefärbt wird. Die J. dient in ihrem Heimatlande zu Stricken, Seilen u. Geweben. Die besseren Sorten der letzteren heißen in Bengalen Megila; die geringeren, die nur als Packtuch verwendbar sind, werden Tat od. Choli genannt, von welchem letztern Worte man das Wort J. herleiten will, denn J. bedeutet in der bengalischen Sprache ursprünglich Zeug. Ein großer Theil der in Indien gewonnenen J. wird dort zu Säcken verarbeitet, welche als Gummisäcke allgemein bekannt sind. Ein großer Theil derselben geht nach Amerika u. dient dort zum Verpacken der Baumwolle. Die in die europäischen Spinnereien gebrachte J. wird beinahe gänzlich in ungebleichtem Zustande verarbeitet, u. zwar zu groben Zeugen, die als Fruchtsäcke, ferner zur Versendung von Holzkohle, Wolle, Hopfen u. s. w. dienen. Minder grobe Zeuge führen nach der Bezeichnung der großen schottischen Fabriken den Namen Hessian; die groben Gewebe werden als Sackings u. Baggings bezeichnet. Die J. läßt sich jedoch ganz weiß bleichen u. wie Hanf u. Leinen zu feinen Geweben verarbeiten. In neuerer Zeit wird sie vielfach

zu dekorativen Zwecken als Tapete u. dgl. bemalt od. mit Oelfarben bedruckt. Zwei schlechte Eigenschaften, übler Geruch u. geringer Widerstand gegen Feuchtigkeit, haben der J. den Eingang bei uns sehr erschwert. Mit dem Geruch ist es jedoch kaum schlimmer als beim Hanf, wol aber ist die zweite Eigenschaft zum Nachtheil ihrer Verwendung ziemlich merklich. Trotz dieser Untugend ist aber die Verarbeitung der J. in Europa in den letzten Jahren enorm gestiegen, wozu allerdings äußere Umstände, insbesondere der Krimkrieg, der den russischen Flachs vom europäischen Markte entfernt hielt, wesentlich mit beitrugen. Der Hauptausfuhrplatz für J. ist Kalkutta, das in der Saison 1871—72 allein 1,891,912 Ballen exportirte; der größte Theil des in England eingeführten Rohproduktes wird in Dundee verarbeitet; die erste deutsche Fabrik für J. wurde 1861 in Vechelde bei Braunschweig begründet; ihr sind bald mehrere Etablissements am Rhein, in Hannover, Oldenburg, Bremen u. Sachsen gefolgt.

Jüterbogk, Kreis- u. Garnisonstadt des preuß. Regierungsbezirkes Potsdam (Prov. Brandenburg) mit 6673 E. (1871), liegt an der Nuthe, 8½ M. im SW. von Berlin, treibt Tuchfabrikation, Streichgarnspinnerei, Wollweberei u. sogar etwas Weinbau; bedeutend sind die Vieh- u. Flachsmärkte. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Nikolaikirche. J. wird schon 1007 erwähnt, 1579 ward hier ein Konvent wegen des Krypto-Calvinismus abgehalten u. 23. Nov. 1644 bei J. das kaiserl. Heer unter Gallas von dem schwed. unter Torstenson geschlagen; ½ M. südwestlich liegt das Dorf Dennewitz, wo 6. Sept. 1813 Bülow über Ney siegte. Der Kreis J.-Luckenwalde umfaßt 24 □M. mit 60,419 E. (1871) u. enthält die Städte J., Luckenwalde (s. d.), Dahme, Baruth u. Zinna; er ist für Tuchfabrikation einer der wichtigsten Distrikte Mitteldeutschlands.

Jutigalpa (span., spr. Chutikalpa), die jetzige Hauptstadt des centralamerikanischen Freistaates Honduras im Departement Aancho, in einer reichen Goldregion mit etwa 4000 E.

Jütland (dän. Jylland), dän. Provinz mit 458,45 □M. u. 788,119 E. (1870), umfaßt den kontinentalen Theil von Dänemark u. die größere Hälfte der Jütischen Halbinsel von der Konge Aa, durch welche J. an Schleswig grenzt, bis zum Skagen Horn (57° 44'). Im W. wird es von der Nordsee, im N. vom Skagerrack, im O. vom Kattegat bespült; der Kleine Belt trennt J. von der Insel Fünen. Die östliche Küste ist weit reicher als die westliche entwickelt. Aehnlich wie in Schleswig dringen dort für Handel u. Fischerei sehr wichtige Fjorde tief in das Land ein, benannt nach den an ihrem Ende gelegenen Städten Kolding, Veile, Horsens, Randers u. Mariager. Der nördlichste u. größte derselben, der Liim-Fjord (s. d.), durchschneidet nach dem westlichen Durchbruch bei Agger-Minde (1825) die ganze Halbinsel, trennt von derselben den nördlichen Theil als Insel u. umschließt an seiner breitesten Stelle die Insel Mors. Die Westküste bietet nur wenig günstige Ankerplätze dar; an ihr liegen der Ringkjöbing- u. der Nissum-Fjord, große salzige Strandseen, welche nur durch schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind. Im W. u. N. ziehen sich längs der Küste Dünenreihen mit breiten Flugsandstrichen hin, fruchtbare Marschen finden sich nur im O., die Mitte wird durch das niedrige Plateau der Ahlheide erfüllt, einer Fortsetzung des baltischen Landrückens. Ueber diese kahlen, waldlosen Heideebenen, in denen Sand mit Lehm u. Mergel auf einer Sandsteingrundlage sich mischt u. die häufig von Mooren unterbrochen werden, erheben sich einzelne Hügel meist zu einer Höhe von 80—100 m., unter diesen steigt der malerisch zwischen Seen gelegene Himmelsberg zu 172 m. an. Von den Flüssen ist die Guden Aa der bedeutendste, von den Seen der unweit der Westküste liegende Tiil-See der größte. Den Mangel an Holz ersetzt der häufig auftretende Torf. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme weniger versprengter deutschen Kolonisten dänischer Nationalität, die aber, wie die Sprache zeigt, viel sächsische Elemente enthält. Die Jüten, an Bildung u. Wohlstand weit hinter den Inseldänen zurückbleibend, beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt u. Fischerei; für den Export sind nur die an der Ostküste gelegenen Orte von einiger Bedeutung, der Binnenhandel leidet unter dem Mangel an Verkehrswegen. J. zerfällt in die Aemter: Aarhuus, Veile, Randers, Thistedt, Hjörring, Aalborg, Viborg, Ribe u. Ringkjöbing. Die volkreichsten Städte sind nach der Zählung von 1870: Aarhuus (15,025 E.), Aalborg (11,721 E.), Randers (11,354 E.), Horsens (10,501 E.), Fridericia (7186 E.), Viborg (6422 E.) u. Veile (6092 E.).

Juvavum, alter Name für Salzburg.

Juvenal (Decimus Junius Juvenalis) war unter Claudius in Aquinum geboren. Nachdem er sich lange Zeit der Rhetorik gewidmet hatte, wandte er sich erst im reifen Mannesalter der Dichtkunst zu, indem er nach dem Ende von Domitian's Regierung seine Satiren zu veröffentlichen begann, die ihm den ersten Platz unter den Dichtern der Trajanischen Zeit u. unter den Satirikern der Kaiserzeit überhaupt sichern. Er ward, wie es heißt, wegen einer beleidigenden Anspielung auf einen einflußreichen Pantomimen, von Trajan od. Hadrian, unter der Form der Uebertragung eines militärischen Kommandos, verbannt, wahrscheinlich nach Britannien (nach anderer weniger glaubhafter Angabe nach Aegypten). Sein Todesjahr ist unbekannt, jedenfalls aber starb er erst unter Hadrian. Wir besitzen von J. 16 in 5 Bücher abgetheilte Satiren, in denen er mit Bitterkeit u. mit nur zu großer Naturtreue die arge Sittenverderbniß seiner Zeit auch nach ihren widerwärtigsten Seiten hin schildert, ohne das überreichlich vorhandene Dunkel dieser Sittengemälde, deren Wirkung auch durch das Rhetorische der Darstellung beeinträchtigt wird, durch die Hervorhebung eines sittlichen Ideals zu mildern; die 15. u. die von Manchen sogar für unecht gehaltene 16. Satire sind wegen ihrer großen Verschiedenheit von den übrigen wol in seine letzten Lebensjahre zu setzen. Neuere Ausgaben: von Weber (Weim. 1825), Heinrich (2 Bde., Bonn 1839), Jahn (Berl. 1851), Weidner (Lpz. 1873), außerdem die bloßen Textausgaben von Häckermann (Lpz. 1851), K. F. Hermann (Lpz. 1854), Ribbeck (Lpz. 1859), Jahn (Berl. 1868); Uebersetzungen u. A. von Weber (Halle 1838), Berg (3 Bdchn., Stuttg. 1862 f.), Hertzberg u. Teuffel (3 Bdchn., Stuttg. 1864—67).

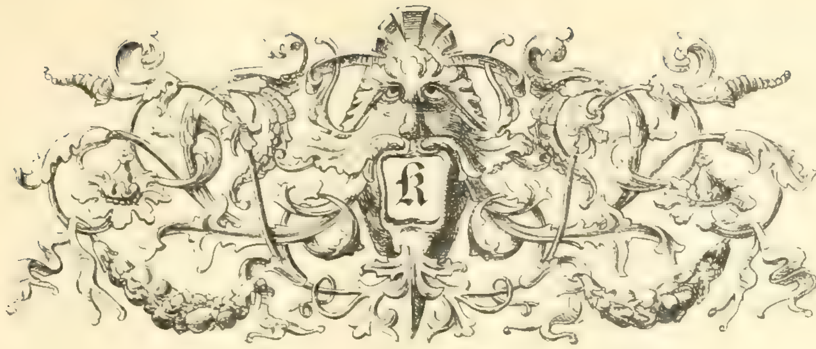
Juvenalia, von Nero 59 n. Chr. bei seinem Eintritt ins männliche Alter gestiftete scenische Spiele, die mehr einen privaten Charakter hatten u. nicht im Circus stattfanden; Nero selbst ist in ihnen als Sänger aufgetreten. Späterhin hießen so die von den Kaisern zum Jahresanfang im Palatium gegebenen Spiele mit Wagenrennen od. Thierkämpfen.

Juvencus (Cajus Vettius Aquilinus J.), span. Presbyter aus edler Familie, verfaßte zur Zeit Constantin's d. Gr. eine „Historia evangelica", eine hauptsächlich dem Matthäusevangelium folgende Darstellung der neutestamentlichen Geschichte in lat. Hexametern, die wol als das älteste derartige Gedicht angesehen werden kann u. vielfache Anerkennung gefunden hat, da J. mit Geschick die Sprache der klassischen röm. Epiker, bes. des Vergil, nachahmt u. sich dabei von der geschmacklosen Schwülstigkeit der Dichter seiner Zeit frei hält. Sie ist zuletzt herausgegeben von Reusch (Frankf. 1710) u. Arevalo (Rom 1792, neuerdings wiederholt in Migne, „Patrologiae Cursus T. XIX.). Ob die früher dem Tertullian od. Cyprian zugeschriebene hexametrische Genesis (gedruckt in der Ausgabe des J. von Arevalo) sowie die erst 1852 u. auch nur theilweise durch Pitra (im Spicileg. Solesm. I) bekannt gemachte ähnliche Bearbeitung der übrigen Bücher Mose u. des Buches Josua ebenfalls dem J. angehören, ist noch nicht sicher nachgewiesen.

Juventa, Göttin der Jugend bei den Römern.

Juxtaposition heißt Nebeneinanderstellung u. wird bes. in der Krystallkunde gebraucht, wo man bei den Zwillingskrystallen solche unterscheidet, die blos durch J. (Kontaktzwillinge), u. solche, die durch Penetration (Durchwachsungszwillinge) entstanden sind.

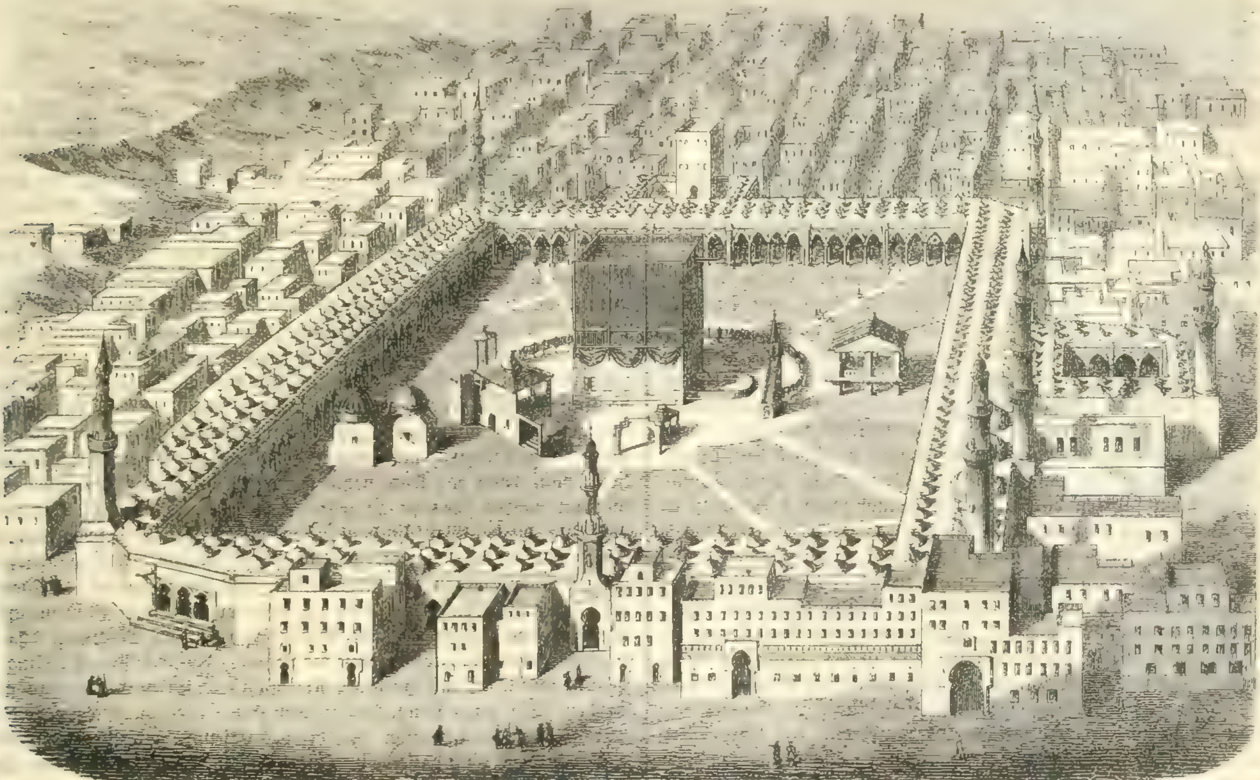
Ende des Buchstaben J (Jod).



Artikel, welche man unter K vermissen sollte, suche man unter C.

K, k, K, k, im deutschen Alphabet, sowie auch in den meisten andern, der 11. Buchstab, ein Konsonant u. harter Gaumenlaut. Im Deutschen wie auch im Englischen wird die Verdoppelung desselben durch ck ausgedrückt; nur in fremden Eigennamen u. in zusammengesetzten Worten folgen zwei k auf einander. Im röm. Alphabet ist K durch C ersetzt, das wahrscheinlich auch vor e u. i wie k ausgesprochen wurde.

Kaaba ist für die mohammedanische Welt das Allerheiligste, nach dem sich jeder Gläubige im Gebete wendet. Mekka, die Mutter der Städte, hat in seiner Mitte einen freien Platz, auf welchem die Moschee El-Haram liegt. In der Mitte ihres Vorhofes steht die K., ein nahezu würfelförmiger Bau mit einem schwarzseidenen Ueberzug (Burkau) überdeckt, auf welchem in Goldschrift Sprüche aus dem Koran gestickt sind.



Nr. 3578. Kaaba in Mekka.

Im Franz. findet sich k nur in wenigen Worten; die übrigen roman. Sprachen bedienen sich des k nur bei fremden Eigennamen. Als Zahlzeichen bedeutet im Griechischen κ' 20, ͵κ 20,000, im Lateinischen k 250, K 250,000, in der Rubricirung K 10, im Buchhandel K 30 Rmk., k 1 Rmk. Auf franz. Münzen bezeichnet K die Münzstätte Bordeaux u. auf den zu Kremnitz geprägten österr. Münzen ist K das Zeichen der Erzgruben von Kermecz. In der Chemie ist es das Zeichen für Kalium, als Abkürzung in röm. Handschriften, Inschriften ꝛc. für Kaeso (Vorname) u. Kalenkas. Im Deutschen bedeutet K. od. k. königlich, k. k. kaiserlich-königlich.

Der Sage nach ward die K. von Abraham errichtet, dessen Fußtrittspur noch zu sehen ist; ihm hatte der Engel Gabriel vom Himmel einen Rubinstein gebracht, der aber seitdem von den Sünden der Menschen schwarz geworden ist. Dieser heilige Stein, Hadschar el Aswad, liegt, mit Silber eingefaßt, als das Allerheiligste an der Nordostecke der im Innern mit Teppichen reich geschmückten Halle. Den ersten geschichtlich nachweisbaren Bau veranstaltete aber Kaßa, vom Stamme der Koreischiten, u. den jetzt noch stehenden Sultan Mahmud IV. 1630. Um den Besitz dieses Heiligthums wurden früher zwischen verschiedenen arabischen Stämmen blutige Kriege geführt. Es war von Mohammed den über

die Heilighaltung des Eides wachenden Göttern geweiht; 365 Götzen (Götter der Tage des Jahres) standen um dasselbe. Mohammed zerstörte aber diese Götzen u. erklärte die K. statt Jerusalems zur Kiblah od. heiligen Gegend. Sie wird seitdem nur an den heiligen drei Monaten geöffnet, in welchen aus der ganzen mohammedanischen Welt die Pilger hier zusammenströmen, feierliche Umgänge um die K. machen, den schwarzen Stein (vielleicht ein Meteorstein) berühren u. aus dem geweihten Brunnen Zemzem trinken.

Kaab, im Mittelalter gleichbedeutend mit Pranger u. Schandpfahl; im Holl. bezeichnet es einen kurzen, aber heftigen Windstoß.

Kaab bin Zoheir, arab. Dichter aus dem Stamm Mozeinah. Sein Vater war einer der größten vormohammedanischen Sänger, er selbst ein Zeitgenosse des Propheten u. Anfangs sein Gegner. Im J. 630 aber bekehrte er sich u. gewann durch ein glänzendes Lobgedicht auf Mohammed dessen Verzeihung. Mohammed war von seinem Vortrag so entzückt, daß er ihm seinen eigenen Mantel zum Geschenk machte. K. bewahrte dieses Kleidungsstück als eine Reliquie u. seine Söhne verkauften es für eine große Summe an den Khalifen Moawijat. Seitdem blieb es im Besitz der Krone u. es wird angeblich noch als Khirka i scherif (d. h. heiliger Rock) unter den türk. Reichskleinodien aufbewahrt. — Das Lobgedicht K.'s ist nicht minder gefeiert. Es wird gewöhnlich nach seinen Anfangsworten „Banat Soad" genannt. Es ist u. A. von G. W. Freytag herausgegeben worden, arab. u. lat. unter dem Titel „Caabi Ben-Soheir carmen" (Halle 1824); Rückert hat es deutsch übersetzt in seiner „Hamasa" (als 2. Zugabe zu Nr. 149). Neuerdings wurde es mit dem gelehrten arab. Kommentar des Ibn Hischam herausgegeben von Ignazio Guidi (Lpz. 1874).

Kaarta, der nordöstl. Theil des senegambischen Berglandes, nördl. vom Senegal, eine zumeist fruchtbare u. gut kultivirte Landschaft mit einer größtentheils aus Mandingos bestehenden Bevölkerung von etwa 300,000 Seelen, bildete früher ein selbständiges Reich, jetzt dagegen mit dem Bambaralande Segu einen den Fulbe unterworfenen Staat. Die Bevölkerung treibt lebhaften Handel mit Gold u. Elfenbein. Die Hauptstadt Nioro ist zumeist von Bambara bewohnt.

Kabalangsinseln, s. v. w. Fuchsinseln, s. „Aleuten".

Kabale, s. „Cabal".

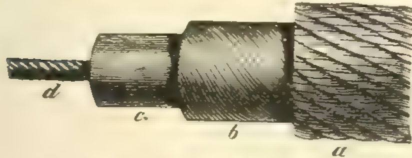
Kabara, eine auf 400 Häuser mit 2000 Bewohnern geschätzte Stadt im Sudan, am linken Ufer des Niger, in geringer Entfernung von Timbuktu, dessen Hafenplatz sie bildet.

Kabbala (hebr., d. i. Ueberlieferung), bezeichnet die mündlich fortgepflanzte Geheimlehre der Juden, welche vom 9. bis zum 12. Jahrh. in einer eigenen, sich an die orientalische Emanationslehre, an Philo, den Talmud, die Midraschim 2c. anlehnenden Literatur niedergelegt wurde. Sie enthält tiefsinnige Betrachtungen über die Welt u. ihre Schöpfung, über die Eigenschaften, Namen u. Offenbarungen Gottes, über dessen himmlischen Sternenthron u. die ihn umgebenden Engel u. Dämonen, ferner astrologische u. chiromantische Hirngespinnste, sympathetische Medizin, überhaupt Erörterungen über den verborgenen Grund u. Zweck der Dinge, bes. auch der Gesetze in der physischen u. der Geisterwelt. Diese Causalitätsuntersuchungen führten bald zum Mißbrauch gewisser Formeln u. Bibelworte zu magischen Zwecken u. zu der angeblichen Kunst, durch Zahlenvergleichung u. Rechnung (die z. B. an den Zahlwerth der Buchstaben geknüpft wurde) die Zukunft enthüllen od. sich mit der überirdischen Welt in Beziehung setzen zu können. Die eigentliche Entwickelung der K. u. ihre systematische, jüd.-theosophische Ausbildung zu einer Art mystischer Religionsphilosophie fand in der Provence u. in Italien statt. Im 14. u. 15. Jahrh. verbreitete sich die K. weiter nach N. u. O. u. drängte sich, indem sie zugleich in Magie u. Buchstabenklauberei ausartete, in alle Lebens- u. Literaturkreise ein. Sie spielt z. B. eine Rolle in der Faustsage u. in den Schwärmereien der Sabbathianer u. der Chassidim in Polen. Seit Reuchlin machten auch christliche Gelehrte kabbalistische Studien, die aber in der neusten Zeit eigentlich nur noch ein historisches Interesse beanspruchen können. K. heißt auch die dem jüd. Schlächter (Schocheth) nach abgelegter Prüfung u. praktischer Probe von einem Rabbiner ertheilte Befugniß zu schlachten. Dabei wird das Blut möglichst entfernt, weshalb auch die Judenschlächter gegen die Anwendung der modernen Bouterole od. Schlachtmaske protestiren.

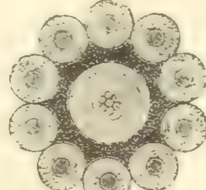
Kabebe, große innerafrik. Stadt im Gebiete des Congoflusses, ist nach den Berichten der Eingeborenen die Hauptstadt von Molua od. Lunda u. die Residenz des Muata-Jamwo od. Muropue, des mächtigsten Fürsten im Innern von Südafrika. Die Stadt soll in einer welligen Ebene liegen, sich mit den angrenzenden Ortschaften über 3 geogr. □M. ausbreiten u. 50,000 Bewohner haben. K. bildet das Ziel der Expedition, welche die deutsch-afrik. Gesellschaft im Dez. 1874 unter Leitung des Hauptmann v. Homeyer ausgesandt hat.

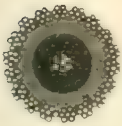
Kabel, allgemeine Bezeichnung für dicke Taue, insbes. für solche aus Eisen u. Stahldraht, wie sie zu Hängebrücken, zu Transmissionen, nam. aber zu unterseeischen Telegraphenleitungen benutzt werden. Für letzteren Zweck wurde die Herstellung von geeigneten Leitungsdrähten, die allseitig von gut isolirenden Schichten umgeben sein müssen, sofort eine Aufgabe von höchster Bedeutung. Aber wenn wir die ersten Versuche, die in den vierziger Jahren gemacht wurden, um die elektrische Leitung unter Wasser auf große Entfernungen fortzuführen, ihres geringen Erfolges wegen übergehen, so haben wir als das erste elektrische K. dasjenige zu bezeichnen, welches 1856 in einer Länge von 6 deutschen M. zwischen Dover u. Calais gelegt wurde, nachdem ein vorher gelegter einfacher, mit Guttapercha umhüllter Kupferdraht von $2\frac{1}{2}$ mm. Dicke nach wenigen Tagen zerrissen war. Dieser Unfall hatte die Nothwendigkeit bewiesen, derartige Leitungen mit einer starken Umhüllung von Eisendraht zu versehen, um sie gegen den Wellenschlag, gegen die Reibung an Klippen, gegen die Beschädigung durch Schiffsanker u. selbst gegen die Angriffe der Seethiere widerstandsfähiger zu machen, u. fernerhin den Leitungskörper nicht aus einem einzigen Draht bestehen zu lassen, dessen Bruch die ganze Leitung auf einmal unterbricht, sondern mehrere Einzeldrähte zu einem Tau zu vereinigen, von denen nur ein einziger unversehrt zu bleiben braucht, um die Leitung diensttauglich zu erhalten. Jenes erste unterseeische Telegraphenkabel bestand aus vier dünnen, mit einer starken Guttaperchahülle umgebenen Kupferdrähten, welche den Kern, die eigentliche elektrische Leitung, bildeten, während außerhalb um sie herum 10 galvanisirte, 7 mm. dicke Eisendrähte dicht neben einander liegend spiralartig gewunden waren. Das K. verrichtete seine Dienste etwa 8 Jahre hindurch, denn 1859 mußte es einer allseitigen Reparatur unterworfen werden. Von jener Zeit an sind viele elektrische K. gefertigt u. in das Meer versenkt worden, viele davon freilich auch entweder schon beim Legen verunglückt od. bald durch irgend welche Beschädigung untauglich gemacht worden. Schon die geringste Bloßlegung des Leitungsstranges für die Berührung mit dem Wasser genügt, um die elektrische Wirkungsfähigkeit zu vernichten. Von 50 unterseeischen K.n in einer Gesammtlänge von 2500 deutschen M., die zwischen den J. 1851 u. 1860 gelegt worden sind, waren im letztgenannten Jahre nur noch 20 von zusammen 500—600 M. Länge dienstfähig. Seit 1860 haben auch diese ihre Wirksamkeit eingestellt. Vom J. 1860 ab hat man aber viele neue K. von verbesserter Konstruktion u. mit Benutzung der bei den früheren derartigen Unternehmungen gesammelten Erfahrungen versenkt, von denen die größere Zahl sich besser bewährt hat. Es bedurfte einer großen Reihe von Erfahrungen u. des lange fortgesetzten Zusammenwirkens der Physiker u. Techniker, ehe man den kühnen Gedanken fassen konnte, das Atlantische Meer telegraphisch zu durchschreiten u. Europa mit Amerika durch ein K. zu verbinden. Bekanntlich wurde der erste Versuch im Sommer 1857 gemacht, ein Atlantisches K. mittels der Schiffe „Niagara" u. „Agamemnon" zwischen Valencia an der Westküste von Irland u. Neufundland zu legen; er mißglückte, u. wenn er auch das Jahr darauf gelang, so blieb das K. selbst kaum einen Monat in tauglichem Zustande. Nach langen, mühevollen Versuchen gewidmeten Jahren wiederholte man 1865 das Unternehmen, um es durch das Zerreißen des K.s diesmal wieder scheitern zu sehen; erst 1866 gelang es. Das zwischen Valencia auf der Westküste von Irland u. St. James auf Neufundland in einer Entfernung von ca. 400 deutschen M. od. 1558 nautischen M. gelegte K. hat wegen der Meerestiefen eine Länge von ca. 440 deutschen od. 1744 nautischen M. u. liegt bis zu einer Tiefe von 4300 m. auf dem Meeresboden. Sein Gewicht beträgt pro deutsche M. Länge 124 Ctnr. u. seine Herstellung kostet (ohne die Legung) 700,000 Pfd. Sterling. Die Legung konnte nur mit Hülfe des Riesenschiffes „Great Eastern" ausgeführt werden. Die ganze Länge des zu dem Kabel verbrauchten Kupferdrahtes beträgt über 5400 deutsche M., die des Eisendrahtes über 7600 Meilen. Abb. Nr. 3580 zeigt dasselbe im Querdurchschnitt, Nr. 3579 in der Seitenansicht in wirklicher Größe. Es besteht aus einem mittleren Leitungsstrange, der aus sieben Kupferdrähten gebildet ist, die dicht mit einer isolirenden Hülle von Guttapercha umgeben sind. Die äußere Umhüllung besteht aus neun mit Manillahanf umsponnenen, spiralförmig an einander liegenden Eisendrähten. In dieser Weise ist die große mittlere Länge, das sog. Tiefseekabel, gebildet; seine Enden sind bis auf etwa zwei M. Länge noch bedeutend stärker mit Eisendraht umpanzert u. bilden die sog. Küstenkabel (3583), welche noch mehr als das Tiefseekabel allerlei Angriffen, bes. auch denen der Schiffsanker, ausgesetzt sind. Dieses atlantische K., das im Dienste der Amalgamed Anglo-American Cable Company steht, hat vom 27. Juli 1866 bis zum 13. Mai 1874 ausgehalten, wo es reparirt werden mußte. Außer diesem K. von 1866

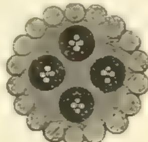
sind jetzt noch als atlant. K. das franz. von 1869 u. das von 1873 in vollständig dienstfähigem Zustande. Im J. 1874 wurden gleichzeitig zwei neue atlant. K. in Angriff genommen, welche zwischen Valencia über Neuschottland u. New-Hampshire in den Vereinigten Staaten die telegraphische Verbindung herstellen sollen. Diese letztgenannten sind die stärksten der bis jetzt angefertigten. Der mittlere Theil, d. h. der Leitungsstrang, besteht aus 11 Kupferdrähten. Das Tiefseekabel hat 29 mm. Durchmesser, während die Küstenkabel 75 mm. im Durchmesser halten. Das Gewicht des Hauptkabels zwischen Valencia u. Neuschottland beträgt ca. 150,000 Centner u. die Kabellänge zwischen Neuschottland u. New-Hampshire wiegt ca. 42,000 Centner. Die zerstörenden Einflüsse, denen die submarinen K. ausgesetzt sind, machen weitere Verbesserungen in deren Herstellung sehr wünschenswerth. Bes. gefährlich zeigt sich ein Meerinsekt, der sog. Toredo; dieser Wurm bohrt sich in die kleinsten Zwischenräume zwischen den Umhüllungsdrähten hindurch u. zernagt den isolirenden Guttapercha-Ueberzug bis hinein zum Kern, wodurch die Isolirung u. damit die Leitungsfähigkeit aufgehoben wird.

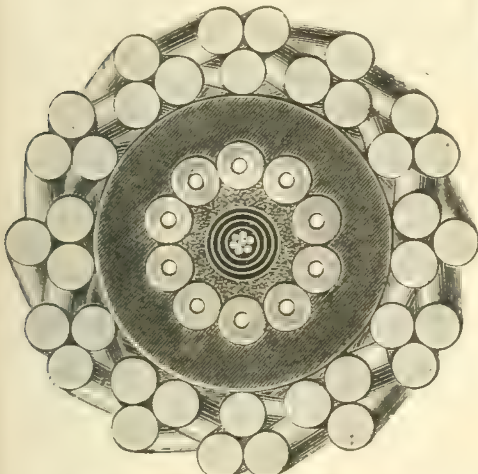


Nr. 3579. Atlantisches Kabel von 1857.
a Schale aus Eisendrähten b Hanflage c Guttaperchahülle, d Leitungsstrang.


Nr. 3582. Querschnitt des Tiefseekabels von 1867.


Nr. 3580. Durchschnitt des Atlant. Kabels von 1857.

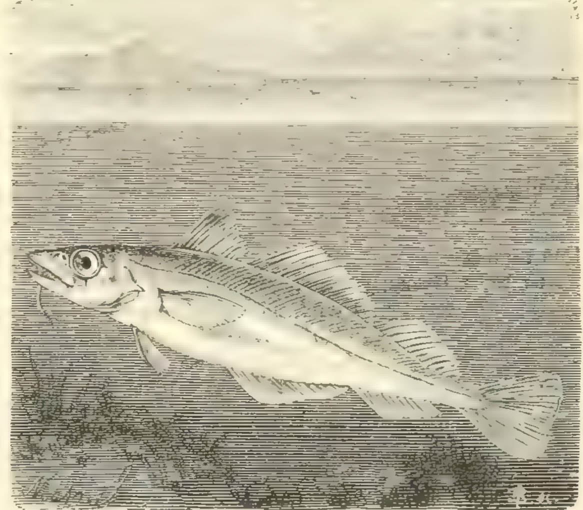

Nr. 3581. Kabel zwischen Sardinien u. Afrika.


Nr. 3583. Atlantisches Küstenkabel von 1867.


Nr. 3584. Atlant. Tiefseekabel von 1867.

Bes. in einigen Meeren haben infolge dessen die K. eine nur kurze Dauer. Was die Kabelindustrie betrifft, so beschränkt dieselbe sich in der Hauptsache auf England, u. auch da nur auf wenige große Etablissements, unter denen Glaß u. Elliot hervorragen. Diese Fabriken liegen meist im SO. von London, nebeneinander dicht am Ufer der Themse, da es für die Verladung wichtig ist, daß die Kabelschiffe unmittelbar an den Fabriken anlegen können. Im vollen Betriebe beschäftigen sie zusammen 11—12,000 Arbeiter, größtentheils Knaben od. doch sehr junge Männer; indessen sind sie nicht ausschließlich auf die Herstellung von K.n angewiesen, sie liefern vielmehr auch andere elektrische Leitungen u. Apparate. In einigen Werken wird nur der Kern (Core), in anderen nur die Schutzhülle der K. angefertigt.

Kabeljau (Gadus morrhua, Morrhua vulgaris, Morue, Cod), ein etwa meterlanger Fisch aus der Familie der Schellfische (Gadida), der in den nordischen Meeren, bes. zahlreich an den Lofoten, um Island u. an der Neufundlandsbank lebt. Er ist kenntlich durch 3 Rücken- u. 2 Afterflossen, einen fadenförmigen äußern Strahl der kehlständigen Bauchflossen u. sieht oben grüngelb aus, nach unten marmorirt u. silberweiß. Nächst dem Hering hat kein andrer Fisch eine so große volkswirthschaftliche Bedeutung wie der K., indem sein Fang im großartigsten Maßstabe betrieben wird (an der Neufundlandsküste z. B. mit ca. 6000 Schiffen). Der theils (im Sommer) mit 170—200 m. langen Grundangeln, theils während der Laichzeit (im Febr.) mehr auf der Oberfläche in Zugnetzen gefangene Fisch wird verschieden zubereitet. Eingesalzen heißt er **Laberdan** (od. Labberdan, holländ. Abberdaan, engl. Aberdeen fish, nach dem schott. Städtenamen), gesalzen u. an der Sonne getrocknet **Klippfisch**, ungesalzen an der Sonne auf Stangen getrocknet **Stockfisch**. Das flüssige Leberfett ist der theils medizinisch, theils wie anderer Fischthran technisch in Norwegen z. B. zur Lederbereitung verwandte **Leberthran** (s. d.), der indeß auch von anderen Arten der Schellfischfamilie stammt, wie auch neben dem K. mehrere dieser Fischarten als „Stockfisch" in den Handel kommen. Die Schwimmblase liefert eine falsche Hausenblase u. die Abfälle werden zur Feuerung, neuerlich auch als Guano, theilweise selbst als Viehfutter verwerthet. So giebt man in Norwegen die Köpfe mit Seetang vermischt den Kühen, auch die ganzen, getrockneten Fische den Pferden, auf Island die knochigen Theile dem Hornvieh, in Kamtschatka den Hunden. Da vom **Rogen** an der franz. Küste jährlich ganze Schiffsladungen voll als Sardinenköder verschwendet werden, so hat die Häufigkeit des K. trotz seiner enormen Fruchtbarkeit (ein Weibchen hat 4—5 Mill. Eier) bedeutend abgenommen. Immerhin wird er noch gegenwärtig in ansehnlichen Mengen gefangen, um Fünen oft so massenhaft, daß er dort als Dünger, die Wagenladung für drei Mark, verkauft wird. Nordamerika liefert an zubereitetem K. gegen 75 Mill., England 10 Mill., brit. Amerika 50 Mill., Frankreich an den Küsten von Neufundland u. Island 70 Mill., Norwegen 20 Mill. Kg., u. beträgt die Ausfuhr des Leberthrans in Norwegen allein an 40,000 Faß à 28—31 Francs. — Andere Fische der Schellfischfamilie sind: Dorsch, Schellfisch (Haddock), Merlan (Wittling od. Weißling) u. als Vertreter im Süßwasser die Aalraupe od. Quappe.


Nr. 3585. Der Kabeljau (Morrhua vulgaris).

Kabeljau, als polit. Parteiname, s. „Hoeks".

Kabinet (franz. cabinet, von dem verderbt lat. cavinettum, was einen kleinen Hohlraum bedeutet) ist ein Nebengemach, nam. ein solches, das für besondere Zwecke benutzt werden soll, z. B. als Lese-, Rauch-, Schlafkabinet. Höhergestellte begeben sich aus den zur Repräsentation bestimmten Sälen u. Zimmern in ihr K., wo sie der Ruhe pflegen, Toilette machen u. vertraute Personen empfangen. Darauf, daß regierende Fürsten über wichtige Staatsangelegenheiten im K. mit ihren Geheimen Räthen u. Ministern Rath pflegen u. beschließen, gründet sich die Benennung K., **geheimes K.** für oberste Landeskollegien, denen in Abwesenheit des Regenten der erste Minister (Staatskanzler, Großsiegelbewahrer, Geheimrathspräsident) vorsitzt. **Kabinetsordre** ist ein höchster Erlaß, der durch die Unterschrift des Staatsoberhaupts gesetzliche Kraft erlangt; in konstitutionellen Staaten bedarf es dazu der Mitunterschrift eines verantwortlichen Ministers. Hiernach versteht man unter K. die oberste Regierung u. benennt dieselbe wol auch nach der Hauptstadt des Reichs od. Landes od. nach dem Residenzschlosse des Staatsoberhaupts, z. B. das K. von Berlin, von St. Petersburg, des Wiener K., das K. von St. James, das K. der Tuilerien. Sitz u. Stimme im K. haben unter dem Ministerpräsidenten od. Premierminister alle Minister, die einem bestimmten Departement vorstehen, möglicherweise

auch Minister ohne Portefeuille als Kabinetsminister im engeren Sinne. Konferenzminister war der Titel solcher Rathgeber, die nur auf jedesmaliges besonderes Verlangen im K. Zutritt hatten. Das Protokoll über die Verhandlungen u. Beschlüsse des K.s führen Kabinetssekretäre, Kabinetsräthe, u. Erlasse in gewöhnlichen Kabinetssachen ergehen unter dem Kabinetssiegel, während bes. wichtige Urkunden u. Verträge mit dem großen Staatssiegel versehen werden. In den Geschäftskreis des K.s gehört die Entscheidung über Beschwerden in Verwaltungssachen, wenn die höchste Stelle deshalb als Kabinetsinstanz angegangen ist, u. die Handhabung der Hoheitsrechte des Staats. Auf die Gerechtigkeitspflege darf jedoch das K. nicht in der Art einwirken, daß es für das Verfahren u. die Entscheidung in einzelnen Rechtsfällen Vorschriften ertheilt: Kabinetsjustiz. Die den Gerichten zur Bewahrung überwiesenen Rechte u. Zustände sind nämlich für die Einzelnen u. die Gesammtheit so nothwendige Vorbedingungen des Bestehens, daß ihr gleichmäßiger Schutz gegen jeden Einfluß des persönlichen Beliebens od. des politischen Meinungswechsels gesichert u. unabhängigen, lediglich zur Anwendung des Gesetzes verpflichteten Organen übertragen sein muß. Die Justizgewalt des Staats ist daher auf die Erlassung allgemeiner Reglements, die Ernennung u. Beaufsichtigung der richterlichen Beamten, die Untersuchung von Beschwerden wegen verweigerter od. ordnungswidriger Rechtspflege beschränkt. In einzelnen Strafsachen kann jedoch das Staatsoberhaupt von dem Bestehen der zuerkannten Strafe mittels Begnadigung dispensiren. — Den Namen K. führen auch öffentliche Sammlungen, z. B. Naturalien-, Münz- u. Kupferstichkabinete, bes. aber auch Sammlungen der vorzüglichsten u. werthvollsten, aus größeren Galerien, Antikensälen u. s. w. ausgeschiedenen Stücke. So heißen denn durch Schönheit u. Seltenheit hervorragende Erzeugnisse der Natur u. Kunst, z. B. Mineralien, Medaillen, Kabinetsstücke, u. im engsten Sinne bezeichnet man mit diesem Namen kleinere Gemälde von sorgfältigster Ausführung u. hohem Kunstwerthe.

Kabiren sind geheimnißvolle Götterwesen, denen, wie es scheint, an den verschiedenen Orten u. zu den verschiedenen Zeiten ihres Kultus eine etwas modifizirte Bedeutung beigelegt wurde. Ursprünglich hießen so jedenfalls die alten segenspendenden Naturgottheiten der Pelasger. Erst auf Lemnos scheint sich der Dienst der K. mit dem des Hephästos, als des unterirdischen, schöpferisch wirkenden Feuers, verbunden zu haben. Nachdem aber Hephästos aus einer Naturgottheit zu einem so zu sagen metallurgischen Gott geworden war, faßte man die K. als dessen dämonische Gehülfen auf. Auch in Aegypten scheint sich nach Herodot die Verehrung der K. an den Ptah- (od. Hephästos-) Kult angeschlossen zu haben. Vielleicht bildeten sie bei den Aegyptern zusammen mit ihrem Vater Ptah die 8 Götter der 1. Ordnung, aus denen nach 17,000 Jahren die 12 Götter der 2. Ordnung hervorgingen. Auf Samothrake werden 3 K., Axieros, Axiokersa u. Axiokersos genannt, zu denen als Diener Kadmilos (der Ordner?) tritt. Nach Anderen war Kadmilos ein Sohn des Hephästos u. der Kabira, der Tochter des Proteus. Man stellte die K. als Zwerge mit großen Bäuchen u. Zeugungstheilen, in der einen Hand einen Hammer, in der andern eine Zange, einen Schlüssel, Amboß 2c. haltend, dar. Bei ihrem Dienste soll man sich einer ausländischen Sprache bedient haben. Die Alten scheinen über den Kabirenkultus auch noch in späterer Zeit wol absichtlich ein gewisses Dunkel verbreitet zu haben. So erklären sich denn auch mancherlei Verwechselungen der K., z. B. mit den Dioskuren, mit den Korybanten, den phrygischen Priestern der Kybele u. s. w. Dionysios von Halikarnaß u. Cassius Hemina halten die K. für dieselben Götter wie die Penaten der Römer u. lassen ihre Verehrung von Aeneas aus Phrygien nach Italien gebracht werden. In der röm. Kaiserzeit wurden Personen des kaiserlichen Hauses auf Münzen bisweilen als K. dargestellt, wahrscheinlich um ihnen zu schmeicheln. Kabeira, später Diospolis od. Sebaste, eine der Hauptstädte des Mithridates in Pontos, bei der Lucullus den König schlug, steht zu den K. in gar keiner Beziehung.

Kabriolet, ein nur mit einem Pferde bespannter, meist unverdeckter Wagen mit 2 Rädern. Auch das vordere Coupé der großen Personenpostwagen wird K. genannt.

Kabul, Hauptstadt von Afghanistan mit 60,000 E., liegt am linken Ufer des gleichnamigen Flusses (auch Jni-Schir genannt), welcher im Hindukusch auf der Unnakette entspringt u. bei Attock auf brit. Gebiete als der bedeutendste Nebenfluß des Indus auf der rechten Seite in diesen mündet. Die dürftigen Häuser der ausgedehnten Stadt, deren größere von Gärten umgeben sind, liegen in dem engen Thale u. an dem Abhange der ziemlich steil emporsteigenden Berge ungefähr 2000 m. über dem Meere. Auf einem vorspringenden Felsen erhebt sich das Fort Bala-Hissar u. in der Nähe desselben, die Stadt überragend u. eine herrliche Aussicht auf das Thal u. die zum Theil mit Schnee bedeckten Berge gewährend, der befestigte Palast des Sultans, welcher nach der Zerstörung durch die Engländer 1843 glänzend restaurirt worden ist. K. ist einer der wichtigsten Handelsplätze von Centralasien durch seine großartigen Bazare für asiatische u. europäische Waaren; reich belebte Karawanenstraßen von Indien, Turkestan u. Persien laufen hier zusammen, meist benutzt von den Lohani's, welche zugleich Kaufleute u. Hirten sind u. auf den Bergweiden in der Nähe K.s die ausdauernden kabul. Rosse züchten. Früher lieferten die Briten fast ausschließlich die europ. Waaren nach K., jetzt machen ihnen aber die Russen auf den dortigen Bazaren sehr fühlbare Konkurrenz. In der Stadt wohnen viele Armenier u. Juden als Handelsleute; auf einem nahen Hügel liegt Sultan Baber's Grab. — Die Landschaft Kabulistan umfaßt den nordöstl. Theil von Afghanistan. Umgrenzt von dem Hindukusch, dem Solimangebirge u. ihren Ausläufern bildet es ein 2000—2500 m. über dem Meere gelegenes Hochland, ausgezeichnet durch Fruchtbarkeit, reiche Bewässerung u. gesundes Klima. Während im N. die Gebirge mit Eis u. Schnee bedeckt sind, dacht sich das Land nach S. zu Steppenplateaux ab, welche sich im W. der Solimankette ausdehnen. Wein, Weizen, Reis u. Baumwolle gedeihen vortrefflich in den Flußthälern, deren wichtigstes von dem K. durchströmt wird u. in dem Kheiberpaß die bedeutendste Handelsstraße zwischen Afghanistan u. Vorderindien (Peschawar) eröffnet.



Nr. 3586. Typus eines Kabylen.

Wegen der wichtigen strategischen Bedeutung dieses Passes legen die Engländer, in Voraussicht kriegerischer Verwickelungen mit den Russen, in Betreff des Besitzes der turkestanisch-afghan. Grenzländer, auf die wohlwollende Neutralität des Emirs von K. einen großen Werth, um diesen Weg, den schon Alexander d. Gr. u. Tamerlan für ihre Einfälle in Indien benutzt haben, den Russen zu verlegen. Die Einwohnerzahl des Landes wird auf 900,000 Seelen geschätzt. Neben der Hauptstadt sind die bedeutendsten Orte das durch die große Zahl von Gräbern mohammedanischer Heiligen berühmte Ghasna u. Dschellalabad, in dessen Nähe sich bes. häufig die uralten, für religiöse Zwecke errichteten Bauwerke der Topes befinden.

Kabuschan, Stadt u. Festung in Kotschan (s. d.).

Kabylen od. Kabilen, arab. Kobail, oft Kbail gesprochen, hat ursprünglich keine nationale Bedeutung, sondern heißt lediglich „Stämme", worunter man die freien, mehr od. weniger nach Beduinenart lebenden Stämme zu verstehen hat. In Nord- u. Centralarabien ist K. gleich bedeutend mit Beduinen, da alle dortigen freien Stämme Nomaden sind. In specie bezeichnet aber dieser Name die von den Berbern abstammende Bevölkerung von Algerien, welche in den schwer zugänglichen Gebirgslandschaften ihre Unabhängigkeit mit Erfolg gegen Karthager, Römer, Byzantiner, Araber u. Türken vertheidigt hat, in neuester Zeit aber nach harten Kämpfen zum größten Theil von den Franzosen bezwungen worden ist u. den Kern der Turkoregimenter bildet. Sie bewohnen auf einem Gebiete von 170 □M. 2800 Dörfer, werden auf 450,000 bis 800,000 Köpfe geschätzt u. nennen sich selbst Suaua. Von Statur mittelgroß u. hager, haben sie braune Gesichtsfarbe, schlichtes, braunes Haar, meist gerade, selten gebogene Nasen u. wilden Gesichtsausdruck, der ihre kriegerische Gesinnung sowie ihren mächtigen Freiheitsstolz verräth. Spuren von german. Typus sind wol auf eine Vermischung mit Vandalen zurückzuführen. Ihre Sprache weicht von allen bekannten

Idiomen ab u. ist vielleicht vom Numidischen herzuleiten. Von den Arabern haben sie mit dem Islam auch die Schriftzeichen angenommen. Als Kleidung dient ihnen ein kurzärmeliges Hemd, der Hait, ein langes Stück weißen Wolltuches u. die Filzkappe, bei rauher Witterung dazu der Burnus. Die unabhängigen K. bilden eine Art von demokratischer Republik; die unterworfnen kommen jährlich aus dem Gebirge der Dscherdschera Großkabylien herab in die Ebene zur Acker u. Erntearbeit od. sie treiben Viehzucht (im Gebirge u. technische Industrie (in den Seestädten), in welcher sie sich sehr geschickt zeigen u. bes. Teppiche, Haiks, Lederwaaren, Ackerbauwerkzeuge, treffliche Waffen u. gutes Schießpulver liefern. Das Gebiet von Großkabylien ist von ihnen förmlich zu einem Gartenlande mit üppigen Getreidefeldern u. Oelbaumpflanzungen gemacht worden.

Kacheln heißen seit dem Mittelalter die insbes. früher napfartig gebrannten Thonplatten, welche zur Bekleidung der Oefen dienten. Sie unterscheiden sich von den Fliesen, die als bloße viereckige Platten hergestellt werden, durch einen an ihrer Rückseite angebrachten Rand, der einen Hohlraum zum Anbringen des Lehmes für die Befestigung bildet;



Nr. 3587 Typus einer Kabylin.

auch ist dieser Rand zuweilen mit Löchern versehen, um die gegenseitige Verbindung der K. durch Draht zu bewirken. Die Außenseite der K. wurde früher, d. h. schon im 13. Jahrh., mit plastischem Schmucke versehen u. farbig glasirt. Bezüglich der praktischen Seite in der Verwendung der K. ist zu berücksichtigen, daß rauhe Oberflächen die Wärme besser ausstrahlen als ganz glatte, auch sollen dunkelglasirte K. leichter die Wärme abgeben als hellglasirte. Zu den Berliner Kachelöfen soll eine ganz besondere Art Thon, der bei Velten gefunden wird, verwendet werden. Die Glasur der K. ist eine Art Email od. Glas, das durch Metalloxyde gefärbt wird.

Kachetí, Landschaft des Gouvernement Tiflis in Transkaukasien, liegt am Südabfall des Kaukasus im Flußgebiet der Weißen Aragwa u. des Alasani u. reicht nach SO. bis ins Steppenland. Die 169,000 Bewohner sind meist Georgier, nebst ca. 12,000 Armeniern u. einigen Tausend Tataren. Das Hauptprodukt der Landschaft ist der berühmte kachetische Wein, von dem jährlich für etwa 1,800,000 Mk. erzeugt wird. K. ist seit 1837 Rußland ganz unterworfen u. zerfällt in die beiden Kreise Signach (93,9 □M. u. 83,714 E.) u. Telaw (115,5 □M. u. 85,288 E.).

Kachexie (a. d. Griech.), Verdorbenheit der Säfte, Siechthum, vgl. „Blut".

Kadenz (ital. Cadenza, franz. Cadence, spr. Kadangß'), in der Musik Tonschluß, Tonfall, Schlußfall. Man bezeichnet mit diesem Worte denjenigen Schritt in einem harmonisch-melodischen Satze, mit welchem dieser entweder zu einer kurzen Ruhe od. zum vollkommenen Schluß gebracht, od. überhaupt im weitern Sinne denjenigen Schritt, welcher einen Einschnitts- od. Absatzpunkt in dem melodisch-harmonischen Gewebe eines Tonsatzes bezeichnet. Man unterscheidet drei Hauptarten der K.en: 1. Die ganze (vollkommene K., Hauptkadenz, Ganzschluß), welche durch den Schritt von der Dominantharmonie zur tonischen Harmonie geschieht. Eine andere Art der vollkommenen K. ist der sog. plagalische Schluß, der, meist in Kirchensachen vorkommend, durch den Schritt von der Unterdominant zur tonischen Harmonie geschieht. 2. Die halbe K. (Halbkadenz, Halbschluß, unvollkommene K.), welche eine halbvollendete Tonreihe, nicht die ganze, abschließt u. dem Kolon od. Semikolon gleich ist. Sie kehrt die Hauptkadenz um u. fällt aus der Tonika in die Dominante. 3. Die Trugkadenz (Trugschluß, betrügerische K. 2c.), bei der die Vorbereitung zum ordentlichen Schluß gemacht wird, allein statt des regelrecht u. gewöhnlich folgenden Schlußakkords ein fremder, unerwarteter Akkord eintritt, u. die so das Gehör gleichsam täuscht od. betrügt. Die im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts (od. etwas früher) zum Vortheil der Virtuosen in großen Arien- u. Konzertsätzen erfundene Bravourkadenz nimmt ihren Ausgang von einem Vorbereitungsakkord der Schlußkadenz u. endet gemeiniglich auf einen Triller der zum Schluß leitenden Dominantharmonie. Zwischen ihrem Ausgang u. Ende nun liegen verschiedene Hauptmomente aus dem vorhergegangenen Stücke selber, welche mit glänzenden Figuren- u. Passagenzuthaten versehen u. frei modulatorisch (fantasieartig) durchgeführt werden. Früher wurde diese K. von den Virtuosen improvisirt, jetzt aber (u. seit geraumer Zeit schon) wird sie vom Komponisten selber vorgezeichnet u. ausgeschrieben.

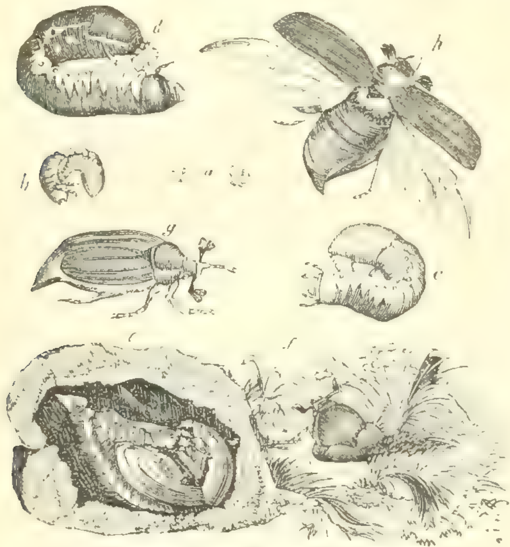
Kadetten-Corps (v. d. franz. cadet, der Jüngste, nam. der jüngere Sohn aus adligem Geschlecht) heißt die militärisch organisirte Gesammtheit von Knaben u. Jünglingen, welche in besonderen Erziehungsanstalten, Kadettenhäusern, für den Militärberuf, speziell für den Offizierstand, vorbereitet werden. Die innere Einrichtung solcher Erziehungsanstalten ist ganz militärisch, der Unterricht in den niederen Klassen erstreckt sich im Wesentlichen auf dieselben Gegenstände, wie derjenige in einem Realgymnasium. Das königl. preuß. K.-C. besteht gegenwärtig aus den Kadettenhäusern zu Berlin, Potsdam, Culm, Wahlstatt, Bensberg bei Köln, Schloß Plön in Holstein, Oranienstein in Nassau. Das ganze Corps untersteht einem Generalmajor, die einzelnen Kadettenhäuser werden von je einem Stabsoffizier kommandirt. Berlin hat gegenwärtig 8 Compagnien in der Stärke von je 1 Hauptmann, 1 Leutnant u. etwa 100 Kadetten, die übrigen Kadettenhäuser haben je 2 Compagnien von etwa je 100 Kadetten. Der Unterricht in den Provinzialkadettenhäusern, den sog. Voranstalten, umfaßt die Klassen Sexta bis einschließlich Tertia, derjenige in der Centralanstalt Berlin die Klassen Secunda u. Prima eines Realgymnasiums. Daran schließt sich in dem Kadettenhause zu Berlin eine Oberprima u. eine Selecta. Diese beiden Klassen haben den Lehrplan der Kriegsschulen, lehren also militärische Fachwissenschaften. Der Eintritt in das K.-C. kann zwischen dem 10. u. 15. Lebensjahre erfolgen. Die Primaner legen vor der Obermilitärexaminations-Kommission ihre Fähnrichsprüfung ab u. kommen dann in die Armee als charakterisirte Port'épéefähnriche. Diejenigen, welche noch nicht hinreichend körperlich entwickelt sind, kommen nach Oberprima u. scheiden von da demnächst als wirkliche Port'épéefähnriche aus. Diejenigen, welche bei hinreichender körperlicher Entwickelung das Fähnrichsexamen gut bestanden u. sich auch sonst durch gute Führung ausgezeichnet haben, werden Selektaner u. treten demnächst als Offiziere aus dem K.-C. aus. Das königl. preuß. K.-C., an welchem mit Ausnahme von Bayern u. Sachsen, welche eigene Kadettenanstalten haben, auch alle übrigen deutschen Staaten Theil nehmen, entstand aus der im J. 1653 zu Kolberg gegründeten u. 1703 wesentlich vermehrten Kadettenschule. Mit ihr wurde die vom Großen Kurfürsten in Magdeburg errichtete Anstalt 1725 zu dem adeligen Kadettenhause in Berlin vereinigt. Nach anderen Angaben wurde das K.-C. 1. Sept. 1717 gestiftet. Friedrich d. Gr. nam. schenkte dem K.-C. seine besondere Aufmerksamkeit; es zählte 1778 350 Zöglinge u. hat deren gegenwärtig etwa 2000. Ein Beweis für die richtigen Erziehungsgrundsätze, welche in den Kadettenhäusern Anwendung finden, ist der, daß der Prozentsatz an ehemaligen Kadetten in den höheren Stellen der Armee fast doppelt so groß ist wie in den niederen. Der ganze Ersatz an Offizieren für die Armee kann indessen von dem K.-C. nicht geleistet werden. Es lieferte bis 1866 etwa 42% des ganzen Offiziersersatzes. Die große Vermehrung der Armee nach den Ereignissen des genannten Jahres, die Aufnahme ganz neuer Offiziercorps macht eine Prozentberechnung für die gegenwärtige Zeit unthunlich. Die Beiträge, welche die Zöglinge zu leisten haben, sind je nach Verhältnissen u. der Dienststellung der Eltern verschieden, aber selbst in ihrem vollen Betrage sehr mäßig. Söhne von Offizieren u. Unteroffizieren, welche vor dem Feinde geblieben sind, haben Anwartschaft auf Stellen zu derart ermäßigten Preisen, daß dieselben fast als Freistellen gelten können. — Binnen wenigen Jahren wird in Lichterfelde bei Berlin ein großes, nach den neuesten Grundsätzen auf Reichskosten erbautes Gebäude fertig gestellt werden, in welches sodann das Berliner Kadettenhaus verlegt werden soll.

Kadi (ein arab. Partizip von kadaj, beschließen, entscheiden, richten) ist ein Richter, nam. ein Unter- od. Friedensrichter bei den Mohammedanern. Sowie die Mollahs od. Oberrichter gehören sie zugleich zur

Geistlichkeit u. schöpfen ihre über das Eigenthum u. selbst über Leben u. Tod entscheidenden Erkenntnisse aus dem Koran. K. el Asker od. Kadileskier heißen die beiden, für die europ. u. die asiat. Türkei entscheidenden höchsten Oberrichter nächst dem Großvezier u. Mufti, welche Sitz u. Stimme im Divan zu Konstantinopel haben u. von denen im Kriege der Eine die Armee begleitet. Der Bezirk eines K. heißt Kadiliß.

Kadmos gilt in der griech. Sage für den Sohn des tyrischen Königs Agenor u. den Bruder der von Zeus in Gestalt eines Stieres entführten Europa. Ausgesandt, um diese zu suchen, kam er über Thrakien nach Delphi u. von da auf Geheiß des Orakels unter Führung einer Kuh nach Böotien. Dort gründete er die Burg Kadmea (Theben). Als er aber den die Quelle des Ares hütenden Drachen erschlagen hatte, mußte er dem Gotte ein großes Jahr dienen, nach dessen Verlauf er Harmonia, die Tochter des Kriegsgottes u. der Aphrodite, zur Gattin bekam. Seine Kinder, Autonoë, Semele, Agave, Ino, Polydoros, sind meist durch tragische Schicksale berühmt. Er selbst soll später Böotien verlassen haben u. Herrscher von Illyrien geworden sein. Ueber die Bedeutung des K. sind die Meinungen getheilt. Die Meisten denken bei seinem Namen (im Semitischen „der Morgenländer") u. Fahrten an phönitische Kolonien u. religiöse Einflüsse in Griechenland; Andere wollen in ihm überhaupt einen Ordner u. Gesetzgeber des beginnenden Menschengeschlechts nach Anschauung der alten Pelasger erkennen.

Kadscharen, der seit 1794 in Persien herrschende türk. Stamm, nur mit 3800 Familien, welche aber den größten Theil der einträglichen Aemter inne haben u. durch ihren Druck auf die übrige Bevölkerung sich bei dieser sehr unbeliebt machten. Die K. sind Schähr Nidschin (Städtebewohner) u. ihre Hauptorte Asterabad u. Teheran.



Nr. 3588. Metamorphose des Maikäfers.
a Larve im ersten, b im zweiten, c im dritten, d im vierten Jahr. e Puppe, f auskriechendes Insekt, g kriechender, h fliegender Maikäfer.

Käfer (Coleoptera, von κολεόπτερος – d. h. mit Flügelscheiden versehen – wie bei Aristoteles die Käfer heißen), eine Insektenordnung mit hornigen, zu Flügeldecken od. Elytren (vom griech. ἔλυτρον, Hülle, Scheide; daher die K. auch Deckflügler, Scheidenflügler heißen) umgewandelten Vorderflügeln, ferner mit kauenden Mundwerkzeugen u. vollkommener Verwandlung (vgl. „Insekten"). Ihre Körperform schwankt zwischen der langgestreckten u. kugeligen, gewölbten u. plattgedrückten, ihre Größe zwischen 150 mm. u. fast mikroskopischer Kleinheit; viele, zumal exotische Arten prangen in dem glänzendsten Metallschimmer (Prachtkäfer, Rohrkäfer ꝛc.), andere wieder zeichnen sich durch ihr Selbstleuchten aus (Johanniskäfer, die großen tropischen Leuchtkäfer). An dem meist im Thorax eingesenkten, nur selten frei an demselben beweglichen Kopfe sitzen zwei große, zusammengesetzte Augen, die nur einigen blinden Höhlenbewohnern fehlen, u. nur in seltenen Fällen Nebenaugen, dann aber verschieden gebaute, 4- bis 30-, gewöhnlich 11gliedrige Fühler, nach denen verschiedene Familien benannt sind, hornige Oberkiefer u. oft lederartig weich die Unterkiefer mit viergliedrigen Kiefertastern u. dreigliedrigen Lippentastern. Der erste Thoraxring ist freibeweglich u. groß, der zweite, oben meist mit einer dreieckigen Platte (dem Schildchen od. Scutellum) versehene, schwach entwickelte Thoraxring trägt die Flügeldecken, die verschiedene Form u. Größe haben (bei den Brachelytren od. Kurzflüglern z. B. verkürzt sind u. kaum die Hälfte des Hinterleibs decken), auch (wie bei den ungeflügelten Laufkäfern) verwachsen sein können; sie dienen nicht zum Fluge, sondern nur zum Schutze des weichen Hinterleibs u. der, am dritten, stark entwickelten Thoraxringe sitzenden, im Ruhezustand unter ihnen längs u. quer gefaltet liegenden eigentlichen (hintern) Flügel. Die drei Beinpaare sind, entsprechend der Lebensweise, Gang- u. Lauf-, seltener Sprungbeine (Erdflöhe) od. Schwimmbeine (Wasserkäfer). Die Gliederzahl der Tarsen (3—5), deren letztes Glied zwei Krallen trägt, gab Latreille einen Eintheilungsgrund der Käferklasse in 4 Ordnungen, die man bis in die neueste Zeit aus praktischen Gründen mit nur wenig Abänderungen beibehielt, obschon zahlreiche Ausnahmen diese Eintheilungsart zur unnatürlichen machen. Diese Ordnungen sind: 1) Pentamera od. Fünfzehige, mit je fünf Tarsengliedern an jedem Beine. Hierher die Laufkäfer, Blatthörner, Schwimmkäfer, Kurzflügler. 2) Heteromera od. Ungleichzehige, mit je fünf Tarsengliedern an den beiden vordern, nur je 4 am hinteren Beinpaar. Diese Ordnung, zu der z. B. die Melanosomen zählen, umfaßt sehr heterogene Arten, auch kann zu den 4 Tarsengliedern des hinteren Beinpaares ein kleines fünftes kommen. 3) Tetramera, Vierzehige, zu denen die Rüsselkäfer, Bockkäfer, Blattkäfer zählen, haben je 4, eigentlich, aber versteckt, je 5 Glieder u. heißen richtiger Kryptopentamera. Aus demselben Grunde hat man neuerlich die 4. Ordnung der Trimera od. Dreizehigen (z. B. die Coccinellinen) Kryptotetramera getauft. Die meist nackten Larven der K. haben gewöhnlich 6 Beine u. heißen dann Engerlinge, od. sie sind fußlos wie Maden (so die der Prachtkäfer, der Rüsselkäfer); die meisten sind blind u. farblos u. leben an versteckten Orten (z. B. im Holze, in Früchten ꝛc.), nur wenige frei auf Blättern ꝛc. Sie nähren sich, sowie die zum Theil sehr gefräßigen K. selbst, von lebenden wie todten od. faulenden pflanzlichen u. thierischen Stoffen, u. zwar meist von den nämlichen wie das entwickelte Insekt, obschon es auch Fälle giebt, wo der K. von Blüten lebt, während die Larve carnivor ist (Malachius, Clerus). Die Puppe hat dem Leibe dicht anliegende — nicht wie bei der Schmetterlingspuppe in die allgemeine Hülle eingeschlossene — Glieder; Gespinnste machen nur einige Wasserkäfer. Bei den Gattungen Meloë (Maiwurm) u. Sitaris folgen zwei Larvenstadien auf einander (Hypermetamorphose). Die Larven von Meloë, Lytta, Rhipidius, Metoecus sind Parasiten, andre K. wieder leben als geduldete Freunde in den Behausungen andrer Insekten, z. B. der Ameisen (Myrmekophilen). — Die Mehrzahl der über die ganze Erde verbreiteten K. sind Landthiere, unter den Wasserlebigen kommt nur einer im Meere vor (Gyrinus). — Viele K. werden dem Menschen durch ihre Gefräßigkeit schädlich. Eßwaaren u. Getreidevorräthen schaden die Mehlkäfer (Tenebrio molitor, ihre Larven heißen Mehlwürmer), die Brotkäfer (Anobium paniceum), gewisse Rüsselkäfer wie der Kornwurm (Calandra granaria) u. der Reiskäfer (Calandra oryzae), endlich die Speckkäfer (Dermestes lardarius). An Pelzen, Polstern, wollenen Stoffen, Droguen u. Naturaliensammlungen richten die Pelzkäfer (Attagenus pellio), die schon erwähnten Speckkäfer (Dermesten) u. die Bohrkäfer (Ptinus fur) ihr Zerstörungswerk an; in trockenem Holze leben als Bohrkäfer Anobien u. Ptilinen, in Holz u. Rinde lebender Bäume (bes. der Nadelhölzer) arbeiten verheerend die Holzfresser (Borkenkäfer ꝛc.). Blätter, Knospen u. junge Triebe von Bäumen u. Kräutern in Wald, Feld u. Garten verzehren die Maikäfer, Junikäfer, Julikäfer, Erdflöhe (Haltica), während zahlreiche Rüsselkäfer Obstblüten u. Früchte zerstören (z. B. der Obststecher, Apion, der Blütennager Anthonomus, der Nußbohrer Balaninus, die Erbsenkäfer u. andere Bruchusarten) u. der Rebenstecher (Rhynchites) den Weinreben schädlich wird. Als dem Menschen nützliche Käfer sind dagegen anzuführen: der Pflasterkäfer od. die spanische Fliege (Lytta vesicatoria), das in derselben Weise wie diese zu Pflastern verwendbare Sonnenkälbchen (Coccinella), gegen Hundswuth gilt der Oelkäfer od. Maiwurm (Meloë) als ein Mittel, der Schönkäfer (Calosoma) vertilgt die den Nadelwaldungen so überaus schädlichen Kienraupen, u. in Südamerika wird die 4 cm. lange Larve des Palmbohrers, eines großen Rüsselkäfers (Calandra palmarum), gegessen.

Die Käferkunde (Coleopterologia) ist schon wegen der bequemen Art des Konservirens der K. im Vergleich zu anderen Insekten der bevorzugte u. vorwiegend bearbeitete Theil der Insektenkunde. Man kennt bereits mindestens 80,000 Käferarten, von denen 10,000 auf Europa, 6000 auf Deutschland (im älteren Wortssinne) kommen, u. wird fernere Forschung, namentlich in noch wenig durchsuchten Gegenden, jedenfalls noch eine bedeutende Menge neue auffinden lassen. Von fossilen K. kennt man gegen 1000 Arten, meist aus dem Tertiärgebirge u. Bernstein, obschon K. auch schon im Steinkohlengebirge vorkommen. Bezüglich der Literatur sind folgende Autoren anzuführen. Fabricius, J. C. („Systema Eleutheratorum", 2 Thle. Kiel 1801 — er nennt die K. Eleutherata vom griech. ἐλεύθερος, weil sie freie, nicht verwachsene Kinnladen haben); Herbst, Paykull, Gyllenhall, Schönherr,

Erichson, W. F. „Naturgeschichte der Insekten Deutschlands", 1. Abtheilung Coleoptera; Berlin 1846 ff., fortgesetzt von H. Schaum, G. Kraatz u. H. v. Kiesenwetter; Redtenbacher, L. („Fauna austriaca", die K. 3. Aufl. Wien 1871, für Anfänger ein vortreffliches Buch; Lacordaire, Th. „Genera des Coleoptères", 8 Th. Paris 1854–69. Hauptwerk!) Von Anatomen sind bes. Leon Dufour u. F. Stein anzuführen.

Käfernburg, die, auf einem steilen Bergvorsprunge etwa ½ Stunde südöstlich von Arnstadt gelegen (356 m. über dem Meeresspiegel), war der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes, welches mehrere Jahrhunderte hindurch eine hervorragende Wichtigkeit in der thüringischen Geschichte besaß. Seine beglaubigte Geschichte beginnt um die Mitte des 12. Jahrh. Bald darauf theilte es sich in die zwei Linien K. u. Schwarzburg, von welchen die erstere, deren Begräbnißstätte das 1143 gestiftete Kloster Georgenthal war, 1385 ausstarb, worauf ihre Besitzungen an die Grafen von Schwarzburg fielen. Die Burg selbst gerieth in Verfall, u. gegenwärtig sind kaum nennenswerthe Spuren derselben mehr zu erblicken. Sie gehört jetzt zum Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen.

Käferschnecke, s. „Chiton". **Kaff,** s. v. w. Spreu.

Kaffa, s. „Feodosia".

Kaffee (franz. Café, engl. Coffee) werden die Samen des Kaffeebaums (Coffea arabica, s. „Coffea") genannt, dessen ursprüngliche Heimat das äthiopische Hochland ist; von hier kam er gegen Ende des 15. Jahrh. nach Arabien, wo er vorzüglich in der Nähe von Mokha u. Aden mit großem Erfolge angepflanzt wurde. Die Araber nannten ihn Kahwe. Gegen Ende des 17. Jahrh. brachten die Holländer den Baum von Arabien nach Batavia auf Java, u. 1720 wurde er durch den Reisenden Declieux nach den Antillen verpflanzt. Jetzt ist der Kaffeebaum fast über alle Länder der Tropen u. nam. der subtropischen Zone verbreitet. Die jedenfalls zuerst in Arabien allgemein gebräuchlich gewordene Sitte des Kaffeetrinkens verbreitete sich von da in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. nach Aleppo u. Damaskus; in Konstantinopel errichteten 1554 zwei Privatleute eine Kaffeebude. In London wurde 1652 die erste Kaffeeschenke eröffnet, u. 1669 zeigte der türkische Gesandte, Soliman Aga, den Parisern den Gebrauch des K.s, aber erst 1672 wurde in Paris u. 1671 in Marseille die erste Kaffeebude aufgethan, ein eigentliches Kaffeehaus jedoch erst 1721 in Paris. Der Kaffeebaum hat Blüten, welche aus den Blattachseln entspringen; sie sind fünfblättrig, weiß, wohlriechend u. fallen schon 18 bis 24 Stunden nach ihrer Entwickelung ab. Der Baum ist immergrün, blüht zweimal im Jahre u. hat fast immer Blüten u. Früchte, reife u. unreife zugleich. Diese sind den Kirschen ähnlich, nur mehr länglich, Anfangs grün, dann hellroth, zuletzt braunroth, u. haben unter einem schleimigen, widerlich süßen, aber aromatischen Fleische zwei harte, auf der inneren Seite zusammenstoßende, flache u. mit einer Furche bezeichnete, auf der Außenseite rundgewölbte Samenkörner, die mit einer trockenen, pergamentartigen Schale umgeben sind; es sind die sog. Kaffeebohnen. Der Baum trägt im dritten Jahre schon ½–1 Kg. Bohnen, welche bei seinem zunehmenden Alter immer besser werden; er erreicht ein Alter von 25 bis 30 Jahren; in manchen Gegenden wird er nur 12—15 Jahre alt, schlägt aber, wenn er abgehauen wird, am Stocke wieder aus, wo die Schößlinge schon im dritten Jahre wieder Früchte bringen. Außerdem wird er auch durch ganz reife Samen u. durch Einleger fortgepflanzt. In den Kaffeeplantagen werden die Bäume entweder in geraden, sich rechtwinklig schneidenden Reihen od. im Quincunx gepflanzt, u. zwar so, daß sie durch einzelne höhere Bäume etwas beschattet werden können. Zur Erntezeit werden die reifen Früchte entweder gepflückt od. auch, wie in Arabien, geschüttelt; die Güte des K. hängt wesentlich von der vollkommenen Reife der Frucht ab, sowie von der Sorgfalt, die beim Einsammeln, Trocknen u. Reinigen angewendet wird. Die reifen Früchte werden entweder an die Sonne gelegt, bis der fleischige Theil sich infolge einer eintretenden Gährung von den Samen abgelöst hat, od. das Fleisch wird sogleich durch besondere Maschinen von den Kernen getrennt; letztere fallen in ein großes Wasserbassin. In diesem bleiben die Bohnen oft 2 bis 3 Wochen, wobei man für Wasserzu- u. Abfluß sorgt; dann schaufelt man sie heraus, breitet sie auf einem großen, ganz ebenen, der Sonne ausgesetzten Hofraume dünn aus u. läßt sie hier bis zur vollständigen Trockne, etwa 14 bis 20 Tage, liegen, wobei man sie jeden Abend zu kegelförmigen Haufen aufschüttet, über Nacht mit einem großen Tuche bedeckt u. erst früh wieder ausbreitet. Je mehr die Bohnen austrocknen, desto heller grünlich erscheint der K., nachdem die pergamentartige Hülle entfernt ist. Die Ablösung dieser Schale von den getrockneten Kernen, um die einzelnen Samen zu gewinnen, geschieht durch das sog. Trilliren, Dreschen od. Rollen in einer Tonne, in welcher die Kerne auf eine Kreisbahn ausgeschüttet u. von einer darüber hinwegrollenden schweren hölzernen Rolle so zerquetscht werden, daß die Hülsen abspringen. In einem Ventilator, der einer Getreidereinigungsmaschine ähnlich eingerichtet ist, werden die trillirten Kerne von den zerkleinerten Schalen getrennt. Endlich folgt das Sortiren der Bohnen in gute u. schlechte, wobei zuweilen auch die runden Bohnen (solche, wo nur ein Same zur Entwickelung gekommen ist) bes. ausgelesen u. als Eierkaffee in den Handel gebracht werden. Der nun für den Handel fertige K. wird in Säcke, Ballen od. Fässer verpackt u. so versendet. Bei der Aufbewahrung hat man darauf zu achten, daß der K. an trockenen, nicht dumpfigen, aber vor Licht u. Luftzug geschützten Orten lagert; ferner darf derselbe nicht in unmittelbarer Nähe starkriechender Stoffe (wie z. B. Gewürze, Arzneikräuter, Heringe) aufbewahrt werden, weil er solche Gerüche anzieht u. selbst nach dem Rösten u. der Zubereitung stark darnach riecht.



Nr. 3589. Zweig des Kaffeestrauchs (Coffea arabica).

Die Kennzeichen der Güte einer Kaffeesorte aus ihren äußeren Eigenschaften festzustellen dürfte ziemlich schwierig sein, da Farbe, Form u. Größe der Bohnen hierbei gar nicht maßgebend sind; während z. B. bei Javakaffee die gelben u. die braungelben Sorten für die besseren gehalten werden, zieht man bei dem K. anderer Produktionsländer die grünen Sorten vor. Als Zeichen der Güte werden mit Recht geltend gemacht: möglichste Gleichmäßigkeit in der Farbe, Größe u. Gestalt der einzelnen Bohnen, ferner Abwesenheit von halben od. zerbrochenen, verdorbenen Bohnen, von Staub, Steinchen u. sonstigen fremden Körpern. Das beste Mittel, ein Urtheil über eine Kaffeesorte zu erhalten, ist jedenfalls das, eine kleine Menge davon sorgfältig zu rösten u. aus dieser einen Aufguß zu bereiten. Geschmack u. Aroma desselben werden hier am besten entscheiden. Die Haupthandelssorten des K.s sind: 1) Der arabische, Mokka od. Mokhakaffee; er übertrifft alle übrigen Sorten an Aroma u. Wohlgeschmack; besteht aus kleinen, rundlichen, blaßgelben od. auch grünlichen Bohnen, kommt jedoch jetzt nur noch selten echt nach Europa. 2) Bourbonkaffee, gilt in den besseren Sorten für den besten nach dem Mokka, in den geringeren aber rangirt er nur mit den westindischen Sorten. Er ist eine Hauptsorte des im französischen Handel vorkommenden K. 3) Ostindischer (südasiatischer) K. Hierher gehören a) Javakaffee, eine der beliebtesten Sorten, von der Insel Java über Amsterdam u. Rotterdam in den Handel kommend, wo jetzt 9 große Auktionen jährlich veranstaltet werden; man unterscheidet gelben, braunen u. grünen Java. Am besten ist der von Jacatra, dann folgt der Cheribon u. als am geringsten der Samarang. b) Sumatrakaffee, gehört zu den schlechteren Sorten u. wird im Detailhandel häufig gleich im gerösteten Zustande verkauft. c) Ceylonkaffee, von der Insel gleichen Namens, besteht aus großen Bohnen von gutem Geschmack, jedoch nicht sehr schönem Aussehen; der Hauptmarkt für diese Sorte ist London. d) Manilakaffee, gleicht dem Java, ist aber im Handel nicht häufig, besteht aus mittelgroßen grünlich-grauen Bohnen. e) Menadokaffee, kommt von dem nördlichen Theile der Insel Celebes neuerdings viel in den Handel, dort finden sich 5,000,000 Kaffeebäume; die von dem südlichen Theile der Insel kommenden Sorten sind sehr ungleich. Borneo liefert auch seit einigen Jahren K.; ebenso verbreitet sich die Kaffeekultur in Penang, Mabar, Padang, Singapore u. den Sandwichinseln immer mehr. Auch in der zu Australien gehörigen französischen Kolonie Neukaledonien hat man mit dem Kaffeebau begonnen, 1866 zählte die Insel schon 150,000 Bäume, die hier sehr schnell wachsen. 4) Westindischer K. a) Martinique, ist die beste westindische, jedoch selten im Handel vorkommende Sorte. Die Bohnen sind mittelgroß, bläulichgrün, mit einem silberglänzenden Häutchen bedeckt. b) Cubakaffee, kommt von den westindischen Sorten am häufigsten in den Handel; die Bohnen sind mittelgroß, doch etwas ungleich, bläulichgrün, mit tiefem Einschnitt,

Geruch u. Geschmack meist angenehm. Man unterscheidet Havaña u. St. Jago. c) Domingokaffee, eine wohlschmeckende, gesuchte Sorte, ebenso Portorico, der dem Cuba vielfach noch vorgezogen wird. Die Bohnen besitzen meist einen röthlichen Streifen. Auch von anderen westindischen Inseln kommt K. in den Handel. 5) Amerikanischer K. (von Südamerika) a) Brasilkaffee, kommt von allen Kaffeesorten in größter Menge, zum Theil von sehr guter Beschaffenheit, doch auch in ordinären Qualitäten, in den Handel; man hat dort viele Sorten, von denen der fein gewaschene (lavado) bläuliche Riokaffee den besseren Sorten anderer Länder gleichkommt, während die übrigen Sorten nur von geringer Beschaffenheit sind. b) Caracas, im Handel auch unter dem Namen Laguayra vorkommend, da er von diesem Hafen ausgeführt wird, besteht aus mittelgroßen bläulichen Bohnen, die aber leicht bleich werden. c) Porto Cabello, nach dem Ausfuhrhafen so genannt, hat viel Aehnlichkeit mit dem Portorico, zeigt aber mehr röthliche Streifen, wird auch größtentheils unter letzterem Namen verkauft. d) Costa Rica- u. e) Surinamkaffee, gehören zu den besten Sorten; doch ist der Kaffeebaum in letzterer Kolonie bedeutend im Rückgang begriffen. f) Berbice, ist sehr kleinbohnig, bläulichgrün, kommt nur selten in den Handel, ebenso g) Demerarakaffee. h) Cayennekaffee ist eine gute Mittelsorte mit großen Bohnen, kommt nicht nach Deutschland.



Nr. 3790. Achtjähriger Kaffeebaum (Brasilien) mit reifen Früchten.

Was die Größe der Produktion von K. anlangt, so ist zunächst zu bemerken, daß die Kaffeekultur in Westindien u. Holländisch-Ostindien in der Abnahme begriffen ist, in Ceylon u. dem ostindischen Festlande dagegen zunimmt. Im Jahre 1868 sollen produzirt haben:

Brasilien	3,500,000	Centner,
Java u. Sumatra	920,000	„
Domingo	340,000	„
Ceylon	940,000	„
Vorderindien	400,000	„
Laguayra u. Maracaibo	350,000	„
Costa Rica u. Guatemala	200,000	„
Andere Länder	200,000	„
Zusammen	6,850,000	Centner.

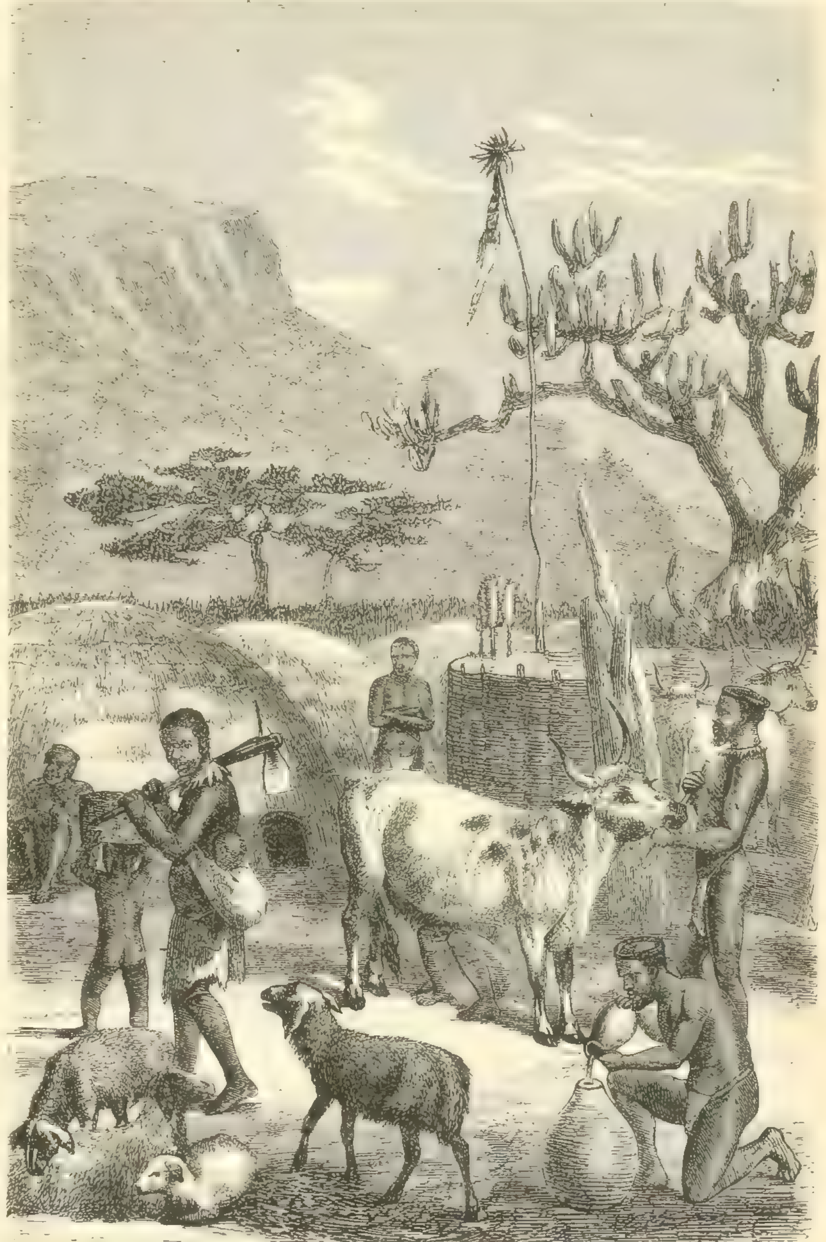
Ueber den Verbrauch des K.s in einigen Ländern sind folgende Zahlen bekannt geworden: in England beläuft sich der jährliche Verbrauch an K. pro Kopf auf 0,66 Kg., in Frankreich auf 1,25 Kg., in Deutschland auf 2,0 Kg., in Dänemark auf 2,75 Kg., in der Schweiz auf 3 Kg., in Belgien auf 4,25 Kg., in Holland auf 5—6 Kg.

Bestandtheile des K.: Die Kaffeebohnen enthalten außer den in allen Pflanzen vorkommenden Substanzen, wie z. B. Cellulose, Fett, Zucker, Farbstoff u. s. w., zwei charakteristische Säuren, die Kaffeegerbsäure u. die Chinasäure, sowie eine stickstoffhaltige Base, das Caffeïn (s. d.). Die Kaffeegerbsäure ist in reinem Zustande ein gelblichweißes Pulver von schwach sauerem, etwas zusammenziehendem Geschmack, löst sich leicht in Wasser u. in Weingeist, nicht in Aether; ihre Lösungen färben sich mit Eisenchlorid dunkelgrün; sie besteht aus Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff u. ihre Zusammensetzung läßt sich durch die Formel $C_{30}H_{18}O_{16}$ ausdrücken. Die Kaffeegerbsäure findet sich zu 7 bis 8 Prozent im Kaffee; das Caffeïn, $C_{16}H_{10}N_4O_4$, zu 0,5 bis 1 Proz. In den Blättern des Kaffeebaumes sind sogar nach Stenhouse 1,15 bis 1,25 Proz. Caffeïn enthalten. Beim Rösten des K.s geht nur ein Theil des Caffeïns verloren, der größere Theil bleibt unzersetzt.

Rösten od. Brennen des K.s. — Um aus den Kaffeebohnen ein wohlschmeckendes, aromatisches Getränk bereiten zu können, müssen dieselben erst geröstet, d. h. so lange allmählich erhitzt werden, bis sie eine mäßig dunkelbraune Farbe angenommen haben. Auf den richtigen Grad des Brennens kommt Alles an, da ein zu schwach gebrannter K. eben so wenig ein schmackhaftes Getränk liefert, wie ein zu stark, zu dunkel gebrannter. Schwarz od. schwarzbraun darf der geröstete K. niemals aussehen. Im Kleinen mit $^1/_2$ bis 1 Kg. gelingt das Rösten weit besser, als im Großen mit 10 Kg. u. mehr; es ist dann viel schwieriger, ein gleichmäßiges Produkt zu erhalten. Eine Hauptbedingung ist, daß man vor dem Brennen alle Unreinigkeiten, Blättchen, Steinchen u. s. w., sowie die schwarzen u. fehlerhaften Bohnen ausliest; sehr zu empfehlen ist ferner das vorherige Waschen der Bohnen. Dasselbe geschieht nicht allein aus Gründen der Reinlichkeit, sondern auch, um allen Bohnen einen gleichmäßigen, geringen Grad von Feuchtigkeit zu geben, wodurch ein gleichmäßigeres Röstprodukt erzielt wird als beim Brennen des ungewaschenen K.s. Das Waschen wird daher immer unmittelbar vor dem Brennen vorgenommen, der K. zuvor aber wieder mit einem Tuche abgetrocknet. Das Brennen selbst geschieht in den allbekannten Kaffeetrommeln, das Zerkleinern der gebrannten Bohnen in den Kaffeemühlen. Beim Brennen findet eine Gewichtsabnahme von durchschnittlich 18 Prozent, dagegen eine Volumenzunahme von ca. 30 Prozent statt; letztere kann sich bei manchen Sorten, z. B. beim Javakaffee, bis auf 58 Prozent steigern. Auch in chemischer Hinsicht erleiden die meisten Bestandtheile der Kaffeebohnen beim Rösten eine Veränderung, doch sind die hierbei entstehenden Produkte noch nicht genügend untersucht; es bilden sich brenzliche, sog. empyreumatische Oele, ferner sog. Röstbitter od. Assamar u. verschiedene andere Stoffe. Bezüglich der Zubereitung des K.s als Getränk ist zu bemerken, daß auf die möglichst fein gemahlenen od. gestoßenen Bohnen kochendes Wasser nur aufgegossen werden soll, nicht aber ein fortgesetztes Kochen stattfinden darf, weil die flüchtigen aromatischen Bestandtheile dadurch zum Theil verloren gehen. Die Wirkung dieses Getränkes auf den Organismus ist eine doppelte: einestheils wirkt der K. angenehm aufregend u. erwärmend, anderntheils verlangsamt er den Stoffwechsel u. bringt infolge dessen ein Gefühl der Sättigung hervor. Als ganzer od. theilweiser Ersatz für K. werden namentlich von ärmeren Leuten verschiedene geröstete Pflanzentheile verwendet, die unter dem Namen Kaffeesurrogate bekannt sind. Die Zahl derselben ist sehr groß u. sie werden in erstaunlich großen Mengen fabrizirt u. verwendet; keines derselben ist aber im Stande, den K. wirklich zu ersetzen; sie haben mit demselben nur das gemein, daß sie Röstprodukte sind u. einen dunkel gefärbten Aufguß liefern, aber sowol Geruch u. Geschmack als auch die Bestandtheile sind verschieden. Am häufigsten verwendet man als solche Ersatzmittel Roggen, Gerste, Cichorienwurzel (s. „Cichorium"), Zuckerrüben, Erdmandeln (Wurzelknollen von Cyperus esculentus), Eicheln, Kastanien, Bucheckern, Lupinen, Samen von Astragalus baëticus (Stragelkaffee), Samen von Spargel, Besenginster, Johannisbrot, Wasserlilien, Löwenzahnwurzeln u. s. w., die man ebenfalls brennt u. durch Mahlen zerkleinert. — Wenn man den K. gebrannt u. gemahlen kauft, so dürfte man wol häufig einen mit Surrogaten verfälschten K. erhalten; es ist daher stets vorzuziehen, sich den K. selbst zu rösten u. zu mahlen. Ueber die Zusammensetzung, Bereitung u. Wirkung des K.s vgl. v. Bibra, „Der K. u. seine Surrogate" (München 1858).

Kaffern, auch A-Bantuvölker genannt, haben ihren Namen, wie man meint, von dem arab. Wort Kafir, d. h. „Ungläubiger", erhalten. Man versteht unter K. einen besonderen Völkerkomplex, welcher alle an der Ostküste Afrika's vom Kap bis zum Aequator u. bis zum Gebiet der Galla wohnenden Stämme umfaßt u. in die Ama-Xosa, Ama-Zulu, Be-Chuana od. Betschuana (mit den Basutos) u. Ova-Herero zerfällt. Die K. scheinen aus dem NO. Afrika's ursprünglich, dem Drängen der hamitischen Stämme nachgebend, in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert zu sein, indem sie hier auf den Widerstand der Hottentotten (Koikoin)

stießen; den Hottentotten u. Buschmännern gegenüber können sie als die dunkler gefärbte Rasse bezeichnet werden. Die Männer der Xosa u. Zulu haben eine mittlere Größe von 171 cm., die Betschuanen sind etwas kleiner. Sie zeigen eine steil abfallende Brust, wenig vortretende Hüften, starke Neigung des Beckens, schwache Unterarme u. Waden u. nach hinten stark vorragende Fersen. Die platte Nase, der breite Mund u. die aufgeworfenen Lippen geben dem Gesicht nam. in der Vorderansicht viel Charakteristisches. Der schlanke, doch feste u. elastische, dabei mit scharf markirten Leisten versehene Knochenbau des K. verhält sich (nach Fritsch) zu dem des Europäers etwa wie der eines wilden Thieres zum gezähmten derselben Gattung. Die Schädelform charakterisirt sich durch Schmalheit bei gleichzeitig ziemlich beträchtlicher Höhe; der Gesichtsschädel ist stark entwickelt mit massivem Unterkiefer. Alle Kaffernstämme sind Nomadenvölker u. zeigen Vorliebe für Viehzucht; der Landbau gilt als minder ehrenvolle Beschäftigung u. wird meist den Weibern überlassen. Von den Negerstaaten unterscheiden sich die Kafferstaaten unter Anderem durch Abwesenheit der Sklaverei u. durch das freiere Verhältniß, in dem der gemeine Mann zum Häuptling steht. Ausgezeichnet sind die K. durch Tapferkeit, die freilich oft in Blutdurst ausartet; durch Energie u. ihre Mäßigkeit sowie durch ein reges Rechtsgefühl stehen sie weit über dem Neger. In den jüngeren Jahren geht der K. ganz unbekleidet einher, später trägt der Jüngling einen kurzen Schurz von etwa 20 cm. Länge aus dem Fell irgend eines Thieres, während das Mädchen mit einem Stück gefärbter u. bemalter Haut, welche bis an das Knie hinabreicht, seine Lenden umhüllt. Bei einigen Stämmen werden Mäntel aus weich gegerbter Ochsenhaut getragen. Um den Körper vor Sonnenstrahlen zu schützen, reiben sich die K. reichlich mit Fett ein. Bei einigen Stämmen, nam. bei den Betschuanen, wird die Beschneidung zur Zeit der Pubertät an Knaben, oft auch an Mädchen vorgenommen. Beim Eintritt der Verheirathung werden den jungen Leuten die Haare geschoren, nur läßt man bei den Männern einen kranzähnlichen Ring von Haaren stehen, die man zusammenflicht u. mit Kohlenpulver schwärzt während man den jungen Mädchen einen Haarbüschel läßt, der geflochten u. mit Fett u. rother Erde eingerieben wird. Die K. schmücken sich gern mit metallnen Ringen u. Armspangen, sowie mit Halsketten, die aus aneinander gereihten Muscheln bestehen; auch behängen sie sich mit Amuleten von Wurzeln, Zähnen 2c.; am Knie tragen sie gern die Haare des Ochsenschwanzes; das Haar wird mit Vogelfedern verziert; bei manchen Stämmen versieht man Arme, Rücken u. Brust mit Einschnitten, die Ohren werden durchbohrt u. durch die Ohrläppchen Holzstückchen gesteckt. Sobald die Ohrlöcher sich hinlänglich erweitert haben, steckt man in die Oeffnung verschiedenen Zierrath, die Männer aber bewahren hier ihre Schnupftabaksdosen (ausgehöhlte Rohrstücke) auf. Die K. befördern den Schnupftabak mit elfenbeinernen Löffelchen in die Nase, ein über viele Völker Afrika's ursprünglich von den Ama-Xosa aus verbreiteter Gebrauch. Auch sind die K. leidenschaftliche Tabakraucher. Ihre Wohnungen bestehen aus einem Komplex von mehreren bienenkorbähnlichen, im Kreise stehenden Hütten mit einer Umzäunung; sie sind halbkugelförmig aus Flechtwerk aufgerichtet, haben 2–4 Stützen in der Mitte u. sind mit Gras bedeckt; in der Mitte des Huttenkomplexes befinden sich zur Aufbewahrung des Getreides bestimmte Erdlöcher. Am Rande der Hütte werden die Utensilien, wie Töpfe, Kalebassen, Steine zum Mahlen des Korns u. s. w., aufgestellt; in der Nähe der Ansiedelung befindet sich der Boden zum Anbau von Getreide u. die Viehweide. Als Feldfrüchte werden bes. das Korn (Sorghum saccharatum) u. der Mais angebaut, außerdem Kürbisse, Rüben u. verschiedene Knollengewächse. Süße u. saure Milch bilden das Lieblingsgetränk; die Speisen werden in Töpfen aus gebranntem Lehm gekocht; beim Mahle fehlt nie ein riesiges Trinkgefäß voll Bier aus Kafferkorn. Fleisch wird selten, fast nur bei festlichen Gelegenheiten genossen, das Fleisch zahmer Schweine aber verabscheut. Unter den Waffen der K. stehen obenan die Lanze, der Wurfspieß, die Keule u. die Hacke; Bogen u. Pfeil werden in der Regel nicht benutzt. Im ehelichen Leben herrscht Polygamie; der K. nimmt so viel Frauen, als er zu kaufen im Stande ist; zur Verheirathung bedarf der junge Mann die Erlaubniß des Häuptlings. Die K. können nicht schwimmen, doch sie reiten u. fechten gut; auch verstehen sie Eisen u. Kupfer zu verarbeiten. Der Häuptling ist innerhalb seines Stammes unumschränkter Herr, doch muß er sich stets mit den bestehenden Satzungen u. Gewohnheiten möglichst gut abzufinden suchen; er wacht über die Sicherheit des Stammes, entscheidet in schwierigen Rechtsfällen u. vertheilt auch die Kriegsbeute. Bei begangenen Verbrechen ist meist die ganze Familie für die Unthat verantwortlich. Im Umgange ist der K. leutselig, gesprächig u. schmeichelnd; bei Streitigkeiten giebt es leicht blutige Köpfe; ein gewisses Selbstbewußtsein läßt den K. für den morgenden Tag wenig besorgt sein. In Betreff des religiösen Glaubens ist es sehr zweifelhaft, ob dem K. die Idee eines ewigen, freien u. allmächtigen Wesens überhaupt bekannt ist. Es ist der Glaube verbreitet, daß die Seele der Bösen fortdauere, die dann umherspukt u. die Lebenden zu tödten sucht. Gegen die Anfechtung dieser bösen Geister bedient man sich der Amulete, z. B. der



Nr. 3591. Kaffernkraal.

Klauen u. Hörner von wilden Thieren, doch giebt es auch Wunderdoktoren, Izi-nyanga genannt, die als Zauberer u. Regenmacher in großem Ansehen stehen. Kranke legt man bei einigen Stämmen außerhalb der Umzäunung nieder, damit das Haus bei ihrem Tode nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Mensch, wie der K. glaubt, zu einem Geiste, der in der Unterwelt dieselben Dinge, Häuser, Kühe 2c., findet wie hier, doch viel kleiner, denn auch der Mensch ist dann eine Art Zwerg; nach andrer Ansicht verwandelt sich der Mensch nach seinem Tode in ein Thier, am liebsten in eine Schlange, der tapfere Häuptling wird zum Löwen od. Elefanten. Die Sprachen der Kafferrasse bilden einen Sprachstamm, den man mit dem gemeinsamen Namen der „Bantusprachen" bezeichnet; derselbe verbreitet sich über ganz Südafrika mit Ausschluß

der Hottentotten- u. Buschmannsprachen vom Kap der guten Hoffnung bis zum 5. od. 6.° n. Br. Die Wortbildung findet statt nach dem Prinzip der Präfigirung; die Beugung der Wörter geht dem Wortstamme voran, z. B. in komo = Kuh, izin-komo = Kühe. In einzelnen Dialekten finden sich eigenthümliche Laute, welche den Schnalzlauten der Hottentottensprache gleichen.

Literatur. Lichtenstein, „R. im südl. Afrika" (Berl. 1811); Alberti, „Descript. phys. et histor. des Cafres" (Amsterdam 1811); W. Burchell, „Travels in the interior of South-Africa" (Lond. 1822); Kay, „Travels and researches in Kaffraria" (New-York 1834); Döhne, „Das Kaffernland u. seine Bewohner" (Berl. 1843); Fleming, „Kaffraria and its inhabitans" (Lond. 1853); Andersson, „Reisen in Südafrika" (deutsch von Lotze, Lpz. 1858); „Livingstone, „Missionsreisen u. Forschungen in Südafrika" (deutsch von Lotze, Lpz. 1858); Grout, „Zululand ꝛc." (Lond. 1865); Waitz, „Anthropologie der Naturvölker" II. XVII.; Fritsch, „Drei Jahre in Südafrika" (Bresl. 1868); Derselbe, „Die Eingeborenen Südafrika's ꝛc." (Bresl. 1872); Bleek, „Comparative Grammar of South African Languages" (Lond. 1869).

Kaffraria (Kaffernland), ein 3714 □M. großes Gebiet an der Südostküste von Afrika, zerfällt in Britisch-K. u. das eigentliche Kaffernland; dieses, 2960 □M. groß, wird im NO. von Natal, im SO. vom Meere begrenzt, während es im SW. der Keifluß von Britisch-K., nach NW. die Kathlamba- od. Drachenberge von Basuto scheiden, u. ist von tiefen Flußthälern durchschnitten. Der etwa 8 M. breite Küstenstrich ist sehr uneben; auf ihn folgen landeinwärts niedrigere, dem Hauptgebirge parallel nach NO. laufende Gebirgszüge; an die Drachenberge selbst lehnen sich weite, gut bewässerte, aber waldlose, im Winter rauhe, unbewohnte Hochflächen an. Das Küstenland eignet sich für Anbau von Baumwolle u. Zuckerrohr u. hat weite Flächen schönen Ackerlandes, die niedrigeren Bergzüge tragen ausgedehnte Wälder werthvollen Holzes. Das Klima ist, ausgenommen an wenigen Küstenplätzen, gesund. Die freien Bewohner, an Zahl etwa 1,000,000, sind nomadisirende Kaffern (s. d.), den Stämmen der Tambukis od. Amatebu, Amagaleka, Amampondo, Amabaxa u. Zulus angehörig.

Kafir (arab.), ist bei den Mohammedanern der Name für Ungläubige.

Kafiristan, eine centralasiat. Landschaft, im N. von Kabul gelegen u. im SW. an brit. Gebiet stoßend, erstreckt sich vom mittleren Indus, da, wo derselbe die Ketten des Himalaja durchbricht, bis zum Hindukusch u. bildet ein ausgedehntes Hochland, das schneebedeckte Gipfel bis 5000 m. Höhe trägt. Zahlreiche wilde Bergströme, die zum Gebiet des Kabul gehören u. unter denen der Kama u. der Alingar die bedeutendsten sind, bewässern die fruchtbaren Thäler. Die Bevölkerung besteht aus Sijah-Posch, d. h. Schwarzbeine, so genannt wegen ihrer Tracht aus schwarzen Ziegenfellen; sie wohnen in Dörfern u. Städten, treiben Viehzucht u. haben mit Tapferkeit von jeher Freiheit u. heidn. Glauben vor den umwohnenden Mohammedanern zu vertheidigen gewußt, weshalb sie von diesen als Kafirs Ungläubige bezeichnet werden. Ihre Religion scheint in einer Art Ahnenkultus bedeutender Vorfahren zu bestehen. Das Land ist noch von keinem Europäer betreten worden.

Kaftan, das lange, weite, bei den Türken u. andern oriental. Völkern gebräuchliche Oberkleid von baumwollenem od. seidenem Zeuge, welches häufig mit kostbarem Pelzwerk gefüttert wird. Die Gesandten auswärtiger Mächte am türk. Hofe durften früher, wenn es ihnen nicht ausdrücklich erlaubt war, in ihrer Landestracht aufzutreten, ebenfalls nur im K. bei Hofe erscheinen; sie erhielten jedoch denselben vom Großsultan, der ihn als Ehrengeschenk zu verleihen pflegt, vorher zum Geschenk.

Kahira, s. v. w. Kairo.

Kahlbäuche (Apoda), eine Ordnung langgestreckter, schlangenförmiger Fische, theils des Meeres, theils im Süßwasser, denen die Bauchflossen fehlen, oft auch die anderen Flossen, die dann nur durch schwache Hautsäume ersetzt sind. Ihre meist kleinen Schuppen sind oft in der weichen, dicken Haut verborgen. Die bekannteste Gattung ist der Aal.

Kahlenberg, richtiger Kalenberg, ist der nordöstlichste Ausläufer des Wienerwaldes in Niederösterreich u. fällt steil zwischen Wien u. Klosterneuburg zur Donau ab. Von ihm u. dem benachbarten Leopoldsberge (433 m.), welche zusammen auch als Kahlenberge bezeichnet werden, genießt man eine herrliche Aussicht auf das Donauthal u. die Kaiserstadt; eine Drahtseilbahn führt seit 1873 von der Donau bis nahe unter den Gipfel. Am Fuße liegt das Dorf K., welches Weinbau u. Zuckersiederei betreibt u. bedeutende Steinbrüche besitzt. Hier soll im 14. Jahrh. Weigand von Dewin (Dewen bei Wien) gelebt haben, dessen Schwänke von einem sonst unbekannten Philipp Frankfurter gesammelt wurden. Doch sind diese, vielfach an Eulenspiegel erinnernden Anekdoten nachweisbar zu Wien gedichtet u. in Ausgaben erst seit dem Ende des 15. Jahrh. unter dem Titel „Der Pfaff von K." vorhanden. Wieder abgedruckt sind sie in Hagen's „Narrenbuch" (Berl. 1811). Eine zweite ähnliche Schwanksammlung, dessen Held der „andere Kalenberger" Peter Leu ist, stammt von Achilles Widman aus Hall in Schwaben, der um die Mitte des 15. Jahrh. lebte.

Kahlköpfigkeit (Alopekie) nennt man den Schwund der Haare, der die Kopfhaut glänzend u. weiß erscheinen läßt. Sie kann vorübergehend od. dauernd sein u. tritt ebensowol infolge von allgemeinen Krankheiten als infolge von Entzündungen der Kopfhaut, wie endlich infolge anderer unbekannter Ursachen ein. Wenn die Haare oberhalb ihrer Wurzeln abbrechen, was durch Pilzkrankheiten, durch unzweckmäßiges Frisiren od. andere Gründe verursacht werden kann, so wachsen sie nach, u. die K. ist nur vorübergehend. Ebenso kann ein Haar, welches infolge schlechter Blutmischung des Haargrundes längere Zeit im Wachsthum nachgelassen, wenn die Ursache vorübergegangen, wieder üppig zu wuchern anfangen. Ein Haar jedoch, dessen Boden längere Zeit einer schädlichen Ursache ausgesetzt gewesen ist, so daß bereits eine Verdickung der Kopfhaut, Schwund u. Verödung der Haarbälge eingetreten ist, ist unwiederbringlich verloren u. wird durch kein noch so gepriesenes Mittel wieder erzeugt werden. Dagegen ist es eine bekannte Thatsache, daß nach längeren Krankheiten, als Typhus, Syphilis ꝛc., in der Rekonvaleszenz das Haar massenhaft ausfällt; die Ursache hiervon liegt in dem lebhaften Stoffwechsel, welcher diesen Krankheiten folgt, u. welcher die Haut (als deren Anhänge die Haare zu betrachten sind) mit ergreift. Hier kann eine sorgsame Pflege der Haare leicht einen günstigen Verlauf bedingen. Schlimmer aber ist die Aussicht auf Wiederersatz bei Entzündungen der Kopfhaut, wie z. B. bei der Kopfrose u. dgl. Dieselben veröden die Haarwurzeln so, daß sie vollständig funktionsunfähig werden. Sehr häufig fallen die Haare aus, ohne daß man eine unmittelbare Ursache davon zu erkennen vermag; in solchen Fällen ist man vielfach, jedoch mit zweifelhaftem Rechte, geneigt, den Ausfall entweder einer sehr anstrengenden geistigen Beschäftigung, od. ausschweifendem Leben, od. erschütternden Gemüthsleiden zuzuschreiben. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die K. bei Leuten vorkommt, welche unter die bezeichneten Kategorien gestellt werden können: allein keineswegs kann sie als ein ausschließliches Kennzeichen, als eine nothwendige Folge jener Lebensumstände angesehen werden. Als die häufigste Gelegenheitsursache des Haarschwundes ist gewiß das Flechten zu fester Zöpfe, das Kämmen mit zu scharfen Bürsten, mangelhafte Reinlichkeit der Kopfhaut, in manchen Fällen das Lockenwickeln, auch das zu seltene Schneiden des Haares zu betrachten. Am wirksamsten läßt sich in den Fällen einschreiten, wo eine fortdauernde, schädlich wirkende Ursache entdeckt u. entfernt werden kann. Weit mehr als zur Wiedererlangung des verloren gegangenen Haupthaares vermag man zur Verhütung des Verlustes desselben zu thun. Dazu ist vor allen Dingen zu empfehlen: häufiges Waschen des Haarbodens mit reizlosen Seifen, wobei man aber eine sorgfältige Abtrocknung hinterher nie vergessen darf; Schlichten des Haares mit weichen Bürsten, ungezwungene Frisur (das Brennen u. Papillotenwickeln sollte ganz unterbleiben), ferner tägliches Auskämmen, selbst in schweren Krankheiten, u. endlich ein Schützen des Kopfes vor Erkältungen. Die Mittel gegen Haarschwund sind eben so mannichfaltig wie mangelhaft, in der größten Zahl der Fälle nichts weiter als betrügerische Angriffe auf den Geldbeutel der Nebenmenschen. Wirksame Geheimmittel giebt es nicht.

Kahn od. Kahm ist eine Krankheit des Weines u. mancher Essigsorten; sie äußert sich dadurch, daß auf der Oberfläche der genannten Flüssigkeiten ein dünnes weißes Häutchen entsteht, welches nach u. nach dicker wird u. zuletzt den Boden für eine Schimmelpilzvegetation abgiebt. Mit der Entstehung des K.s nimmt auch die Zersetzung des Weines od. Essigs ihren Anfang u. schreitet, wenn nicht Abhülfe geschafft wird, unaufhaltsam weiter bis zum vollständigen Verdorbensein. Der K. besteht aus einer mikroskopischen Pilzvegetation u. entsteht beim Wein leicht, wenn man verabsäumt, den durch Verdunsten durch die Poren des Fasses entstandenen lufthaltigen Raum durch Auffüllen von neuem Wein zu entfernen. Von den Essigarten werden nur diejenigen kahnig, welche eine größere Menge stickstoffhaltige Substanzen u. schleimige Bestandtheile enthalten, wie z. B. Malzessig, Bieressig, Obstessig. Reiner Spiritusessig wird nicht kahnig. Man kann das Kahnigwerden leicht durch Zusatz etwas starker reiner Essigsäure verhüten.

Kahnis, Karl Friedrich August, namhafter evang.-luth. Theologe, wurde 22. Dez. 1814 zu Greiz im Voigtlande geb., erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium das. u. dem des Waisenhauses zu Halle, bis er in letzterer Stadt 1835 die Universität bezog. Anfangs stark von Hegel beeinflußt, wurde K. durch die Anregung Tholuck's u. Leo's mehr u. mehr dem positiven Kirchenglauben zugeführt u. nahm in dem Streit der sog. Hegel'schen Rechten u. Linken entschieden gegen die letztere (die Junghegelianer) Partei.

1842 trat K. als Privatdozent in Berlin auf, folgte 1844 einem Rufe als außerord. Prof. der Theologie nach Breslau u. 1850 einem solchen als ord. Prof. der Kirchengeschichte nach Leipzig. Seine Berufung hing mit dem Systemwechsel in Sachsen zusammen, der eine Erneuerung des konfessionellen Lutherthums in der Landeskirche anstrebte. In der That galt K. seitdem als eine der Säulen des orthodoxen Lutherthums u. bewies dies sowol in seiner „Lehre vom Abendmahl" (Lpz. 1851), als bes. in dem Sendschreiben an Prof. Nitzsch: „Die Sache der lutherischen Kirche gegenüber der Union" (Lpz. 1854). K. vertheidigte darin das gute Recht der sog. Altlutheraner, die in der preuß. Union eine Vergewaltigung erblickten, u. denen er sich selbst in Breslau angeschlossen hatte. In gleichem Jahre erschien die treffliche Schrift „Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts", gleichfalls in streng lutherischem Geiste. Aber schon die zweite Auflage dieses Buches (1860. 3. Ausg. in 2 Thln. 1874) verrieth eine Milderung dieses strengen Standpunktes, u. seine zunehmende Milde u. Weitherzigkeit in Fragen der Bibelkritik, selbst im Punkte der Abendmahlslehre, wurde seinen Parteigenossen zu ihrem Schrecken erst offenbar aus dem ersten Bande seiner lange vorbereiteten Dogmatik („Die lutherische Dogmatik", Lpz. 1861. 2. Bd. 1864, der 3. 1868, der 1. 1875 in 2. Aufl.). Dieselbe rief bei den strengen Lutheranern einen Sturm der Entrüstung hervor, welcher Hengstenberg in der Neujahrsbetrachtung der „Evangelischen Kirchenzeitung" von 1862 gehässigen Ausdruck gab. K. antwortete mannhaft in dem „Zeugniß von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Dr. Hengstenberg" (Lpz. 1862), mußte aber noch manche persönliche Angriffe von Diedhoff, Münkel u. A. ertragen. Diese waren um so ungerechtfertigter, als über die lautere Persönlichkeit des Angegriffenen, sein unbeirrtes Streben nach Wahrheit unter Allen, die ihn kennen, nur eine Stimme ist. So ist K. auch trotz aller Verdächtigungen bei dem konfessionellen Lutherthum verblieben u. wirkt noch jetzt insbes. durch die Klarheit u. Wärme seiner Vorträge über Kirchengeschichte u. Dogmatik auf eine zahlreiche Zuhörerschaft; 1867 rückte er nach Tuch's Tode in die Stellung eines ersten Professors der Theologie ein, nachdem er schon vorher den Rang eines Domherrn des Hochstiftes Meißen bekleidet hatte.

Kai, das hölzerne, meist aber steinerne Bollwerk der Ufer eines Flusses od. des Meeres, welches gegen die Wellen schützt u. den Fahrzeugen die Annäherung erleichtert. In Häfen werden am K. die einzuladenden od. ausgeladenen Waaren gegen ein Kaigeld aufgestapelt. Ist der K. im Innern einer Stadt, so wird die anliegende Straße mit ihrer Häuserreihe ebenfalls K. genannt.

Kaïk, ein langes, schmales Fahrzeug von Holz, mit Thierhäuten bezogen, dessen sich die Türken bes. im Schwarzen Meere u. bei Konstantinopel bedienen u. dessen Ruderer Kaikschi genannt werden.

Kaimakam (arab.) heißt bei den Türken der Stellvertreter od. Geheimschreiber des Großveziers, während bei den Tataren, z. B. in der Krim, sonst der Vizeregent des Khans diesen Namen führte. Der K. Beg entspricht in der türk. Armee ungefähr unserm Oberstleutnant.

Kaiman (Caiman Spix), eine zur Familie der Alligatoren (s. d.) zählende Krokodilgattung des tropischen Amerika. Der Brauenkaiman (Caiman palpebrosus), von dem nach den verschieden gebildeten Nackenschildern mehrere Spielarten unterschieden werden, kennzeichnet sich durch den hohen Kopf mit den winklig abfallenden Seiten der Schnauze, das Fehlen der Nasenscheidewand, den Besitz von Bauchschildern, sowie durch den Umstand, daß diese wie auch die Rückenschilder gelenkig mit einander verbunden sind, endlich durch die Zahl der Zähne. Doch wird der Name „K.", der durch afrik. Negersklaven in Amerika eingeführt wurde, auf die amerik. Krokodile (Familie der Alligatoren) überhaupt angewendet. So heißt das Krokodil mit der Hechtschnauze (der Alligator Nordamerika's, Alligator lucius) „K." od. „Hechtkaiman"; ebenso heißen die Jacares Südamerika's „K.", die mit dem Alligator den platten Kopf, mit dem K. das Verhalten der Schilder gemein haben, im Schädelbau aber abweichen. Umgekehrt werden aber auch alle diese amerik. Krokodile „Alligatoren" genannt (vom portug. Logarto, Legatar, Allegatar, aus „Lacerta" abgeleitet). Bezüglich der Lebensweise s. den Art. „Krokodil".

Kain, d. h. wahrscheinlich Sproß, erscheint als der erstgeborne Sohn Adam's u. der Eva, u. zugleich als der erste Ackerbauer. Von Neid getrieben, begeht er den Brudermord an Abel, muß infolge dessen fliehen u. begiebt sich in das Land Nod (d. h. „Flucht") ostwärts vom Paradies. Hier erbaut er eine Stadt u. nennt sie nach dem Namen seines Sohnes Hanoch. Die Absicht dieser Erzählung ist einmal, zu zeigen, wie der Sündenfall bald auch neue Verbrechen nach sich gezogen habe; andererseits, wie die Entstehung der hochkultivirten Staaten in Mittel- u. Ostasien zu erklären sei. Die Bibel erblickt vom Standpunkt des semitischen Nomaden aus in der Kultur u. in den Künsten dieser Völker eine Wirkung des Fluchs über Kain. Daher wird den Gliedern der sog. kainitischen Linie die Erfindung der Musik- u. Eiseninstrumente beigelegt. Zu erwähnen ist noch, daß das sog. **Kainszeichen** (1. Mos. 4, 15) nicht mit der falschen Uebersetzung Luther's an K. zu suchen ist; nach dem hebr. Text ist es vielmehr ein unbekanntes Wahrzeichen, welches dem K. von Gott gegeben wird.

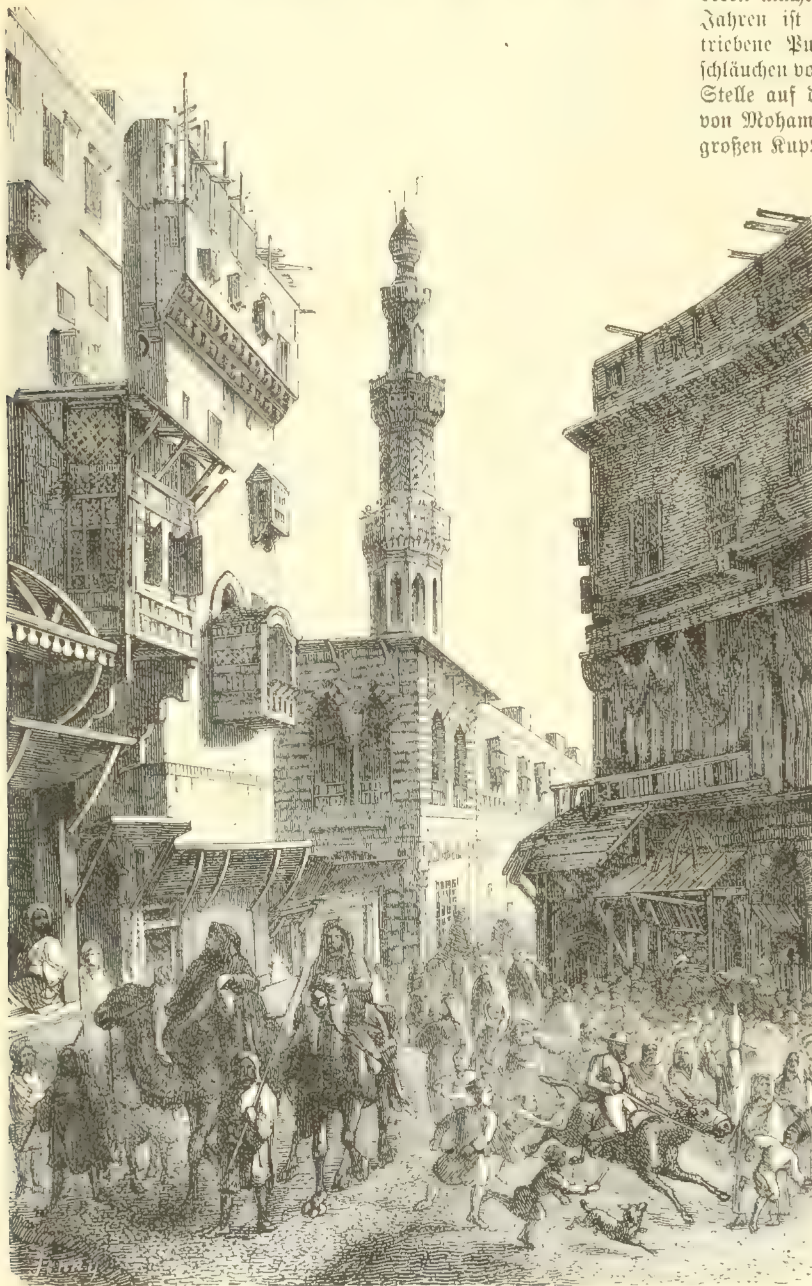
Kainit, ein aus Schwefelsäure, Magnesia, Kalium, Chlor u. Wasser zusammengesetztes, in monoklinischen Krystallen, bei Staßfurt unter den Abraumsalzen, ebenso bei Kalusz in Galizien stellenweise in 20–25 m. mächtigen Lagern von gelblicher od. lichtgrauer Farbe vorkommendes Salz, welches an trockner Luft nicht feucht wird, über Schwefelsäure verwittert u. sich in Wasser leicht auflöst.

Kainkawurzel, s. „Chiococca".

Kaiphas, richtiger nach dem Neuen Testament Kaiaphas, war der Beiname des Hohenpriesters Joseph, der uns durchweg in den Evangelien u. noch Apostelgeschichte 4, 6 als Feind Christi u. der Apostel entgegentritt. Von dem Landpfleger Valerius Gratus um 18 n. Chr. eingesetzt, bekleidete er das Hohepriesterthum 18 Jahre bis 36 n. Chr. Nach Matth. 26, 57 hielt K. das erste Verhör mit Jesu ab u. verurtheilte ihn wegen Gotteslästerung; nach Joh. 18, 13 ff. führte man Jesum zuerst zu Hannas, dem Schwiegervater des K., u. dieser sendet ihn nach einem Verhör zu K. In einigen Stellen des Neuen Testamentes wird Hannas (od. Ananos) statt des K. od. neben diesem als Hoherpriester genannt. Dies rührt daher, daß den Juden das Familienhaupt der Hohenpriester, d. i. eben der im J. 15 n. Chr. abgesetzte Hohepriester Hannas, nach wie vor als der eigentliche u. wahre Hohepriester galt, zumal er mit großem Herrschertalent die schwachen Hohenpriester nach ihm, bes. auch K., zu leiten wußte.

Kairo (arab. Masr-el-Kahira, d. i. „die siegreiche Stadt", od. nur Masr, „Stadt"), die Hauptstadt Aegyptens, Residenz des Khedive u. größte Stadt Afrika's; liegt eine reichliche Viertelstunde östl. vom Nil, 5 Stunden oberhalb der Theilung desselben, zwischen dem Flusse u. dem Mokattamgebirge. Auf einer Stufe des Gebirges liegt der östl. Theil der Stadt, die Citadelle, von der aus man einen herrlichen Blick über die Stadt, das fruchtbare Nilthal u. die zu beiden Seiten desselben sich ausdehnende Wüste mit den Pyramiden von Gizeh u. Sakarrha genießt. Im S., N. u. W. der Stadt befinden sich zahlreiche Gärten mit anmuthigen Gruppen von Dattelpalmen, riesigen Lebach-Akazien u. Sykomoren. Eine mächtige Mauer mit zum Theil hochinteressanten Thoren umgiebt einen großen Theil von K.; im Innern ist die Stadt nur zum Theil noch rein orientalisch, bildet aber da unstreitig die charakteristischeste arab. Stadt der Erde, mit engen, staubigen, zum Theil mit Matten überspannten Straßen, unregelmäßigen, flachdachigen Häusern, von denen viele noch seit der Vertilgung der Mameluken in Ruinen liegen, mit unsymmetrisch angebrachten, häufig balkonartig vortretenden u. mit zierlichem Holzwerk übergitterten, meist glaslosen Fenstern. Die runden Bogen der Portale sind oft mit Koransprüchen, bisweilen auch durch ein aufgehangenes Krokodil geschmückt u. dadurch das Haus gegen Zauberei, gegen „bösen Blick" ꝛc. geschützt. Die Moscheen, deren Wände zumeist mit breiten, horizontalen Streifen in rother u. weißer Farbe bemalt sind, zeigen in den Thür- u. Fensterbögen zierliche, tropfsteinartige Ornamentik, schön geformte, mit regelmäßig u. doch unentwirrbar scheinenden Arabeskenlinien bedeckte Kuppeln u. schlanke, reichverzierte Minarets. Die Verkaufsläden bestehen in nicht sehr tiefen, nach der Gasse zu völlig offenen Wandnischen mit erhöhtem Boden u. an die Seitenwände angebrachten Stellagen. Die Bazars zeigen ganze Straßen solcher Verkaufsnischen u. sind stets gassenweise mit Händlern u. Handwerkern nur einer u. derselben Branche besetzt. Durch diese Straßen wogt ein buntes Gewimmel von Menschen der verschiedensten Nationen in den mannichfachsten Trachten, durchzogen u. durchbrochen von langen Zügen schwerbeladener Kameele, von Reitern zu Pferd u. zu Esel, von Wagen, von Büffeln u. von Ziegenherden, die von Haus zu Haus getrieben werden, um den Leuten die tägliche Milch zu liefern. Prunkhaft gekleidete Paschas auf edlen Rossen neben elenden Betteldervischen, kohlschwarze Neger mit weißen Gewändern, Europäer nach allen Modejournalen u. den tollen Eingebungen der Touristenlaune kostümirt, Beduinen der Wüste, geckenhaft geputzte Eunuchen, zerlumpte Fellahs, schwarzgekleidete Kopten, einheimische Soldaten u. Arnauten, kathol.

Mönche, griech. Popen, bis zur Unförmlichkeit verhüllte, schwerfällig hinwandelnde vornehme Frauen u. blau bemalte Fellahweiber mit Orangenkörben auf dem Kopfe od. ein Kind auf der Schulter, Schlangenbändiger, Wasserträger, Geldwechsler u. Blinde in großer Zahl erfüllen fast unablässig die großen Verkehrsadern der Stadt. Leichenzüge mit schrill heulenden Klageweibern, Hochzeits- u. Beschneidungsprozessionen mit mißtönender Musik, Karossen mit schlanken, weißgekleideten, bronzefarbigen Berbern als Vorläufern u. zahllose Eselreiter, gefolgt von



Nr. 3592. Straßenleben in Kairo.

den unablässig schreienden Treibern, erhöhen die bunte Mannichfaltigkeit des Bildes. Es sind die Wunder von „Tausend u. eine Nacht", die dem Europäer vor Augen treten. Doch nur die arab., jüd. u. kopt. Viertel von K. haben noch den oriental. Charakter bewahrt; das nordwestl., an den Esbekiehplatz sich anschließende Frankenviertel trägt dagegen das Ansehen einer südeurop. Stadt, u. der Khedive sucht die Stadt mehr u. mehr zu europäisiren, indem er mehrere breite Straßen von der Esbekieh aus nach der Citadelle durch das arab. Viertel hindurchgebrochen hat. Breite, gepflasterte, an den Seiten zum Theil mit überbauten Kolonnaden eingefaßte Straßen, mit ital. gebauten Häusern u. mächtigen Wasserbassins, des Abends von Gas erhellt, kennzeichnen das Frankenviertel, in dem sich, an der Südseite der Esbekieh, allen mohammedanischen Vorurtheilen zum Trotz, die Reiterstatue Ibrahim-Pascha's erhebt. Die Citadelle im 12. Jahrh. vom Sultan Jussuf Salah-Eddin angelegt, umfaßt jetzt 3 große, mit Mauern umschlossene Theile. Interessant ist der aus altägypt. Zeit stammende, von Salah-Eddin gereinigte Brunnen, Josef-(Jussuf-)Brunnen genannt, welcher 85 m. in Kalkfels getrieben ist; eine Wendelgalerie führt bis auf den Grund des oberen, 14 m. breiten Schachtes, wo ein durch Büffel getriebenes großes Rad das Wasser zu einem Bassin hebt, aus dem es an einer Kette durch Eimer zu Tage befördert wird. Außerdem wurde durch Salah-Eddin Nilwasser zur Citadelle durch eine Wasserleitung geführt, deren mächtige Bogenreihe zum Theil heute noch steht, u. in den letzten Jahren ist die Burg wie die Stadt durch 2 von Dampfmaschinen getriebene Pumpwerke mit Wasser versorgt, das bisher in Ziegenfellschläuchen vom Nil bis zur Stadt getragen werden mußte. Die vorderste Stelle auf dem Plateau der Citadelle nimmt die höchst imponirende, von Mohammed Ali begonnene Moschee mit mächtigen Minarets, einer großen Kuppel, 2 Halbkuppeln u. 4 achteckigen Domen ein, deren Innen- u. Außenwände mit Platten von rauchgelbem oriental. Alabaster (Aragonit) belegt sind, aus welchem Material auch die Säulen u. der herrliche Brunnen im Vorhofe bestehen. In dem vertieften Zugange zur Citadelle ließ Mohammed Ali im J. 1811 die 440 Vornehmsten der revoltirenden Mameluken durch Arnauten niederschießen. Von den 300–400 Moscheen sind die beachtenswerthesten die 879 von Achmed Ibn Tulun erbaute, die „glänzende" Azhermoschee vom J. 970, welche die bedeutendste mohammedanische Theologenschule in sich schließt, die durch großartigen Kuppelbau u. schöne Mauern imponirende Hassanmoschee u. die Moschee Hakem's, des Stifters der Drusensekte. Auffallende Bauwerke bilden die an den Ecken der Straßen errichteten, durch milde Stiftungen entstandenen, mit reichem Metallgitterwerk verzierten öffentlichen (Saug-) Brunnen, mit denen meist eine Freischule verbunden ist. Unter den mehr als 30 christlichen Kirchen sind zu nennen: die neue schöne Patriarchatskirche der Kopten, die Markuskathedrale der Griechen, die ansehnlichen Kirchen der Armenier u. der Katholiken, denen sich die der Maroniten, Syrer u. unirten Griechen angeschlossen haben, u. eine in den letzten Jahren erbaute deutsch-protest. Kirche. Die Bewohner wurden in neuerer Zeit auf 350,000 geschätzt, von denen etwa 331,000 Einheimische u. 19,120 Fremde waren; die Mehrzahl der Letzteren besteht aus Griechen, Italienern u. Franzosen. Neuerdings sind unter Leitung von Europäern stehende Gouvernementsschulen eröffnet worden, darunter sogar solche für Mädchen. An höheren Bildungsanstalten hat K. bes. eine mit großen Krankenhäusern u. einem botanischen Garten verbundene medizinische Akademie aufzuweisen. Auf der Citadelle befinden sich die Münze, die Kanonengießerei, eine Waffen- u. eine Maschinenfabrik. Die wichtigsten der überaus interessanten Volksfeste, bei denen sich das religiös erregte Volksleben unverhüllt zeigt, sind der jährliche Auszug der Mekkapilger, die Durchstechung des Chalisch (des Dammes, der den großen, durch K. gehenden Kanal vom Nil abschließt) u. die Feste der Derwische. Der bedeutende Handel der Stadt ist durch Eisenbahnen nach den Hauptorten des Delta wie nach Oberägypten begünstigt. In der unmittelbaren Umgebung von K. liegen das mit K. durch eine herrliche Sykomoren- u. Akazienallee verbundene Lustschloß **Schubrah** mit einem prunkvollen Kiosk u. schönem Garten, dann **Bulak**, die lebhafte Hafenstadt von K., ein alter, malerischer Ort von etwa 12,000 E. mit großen vizeköniglichen Palästen u. Baumwollenfabriken, interessanten Moscheen, u. dem provisorisch da aufgestellten, hochinteressanten altägyptischen Museum, das unter der Leitung von Mariette-Bey steht, dann die Nilinseln **Rodah** mit schönen Gärten u. dem uralten Nilmesser, u. **Gesireh** mit großartigen u. prunkvollen Palastanlagen des Khedive, endlich **Altkairo** od. **Fostat** („Zelt"), so genannt, weil dort der Eroberer Aegyptens, Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, 640 n. Chr. sein Zelt aufschlug u. damit Veranlassung gab, daselbst die Hauptstadt anzulegen, die es bis 969 blieb. Fostat hat jetzt etwa 3000 fast nur christliche Einwohner, ist von einer Mauer umgeben, zeigt im Innern äußerst enge, staubige Gäßchen u. schließt das festungsartig gebaute Markuskloster der Griechen u. 12 zum Theil große u. schöne Kirchen ein, darunter die hochinteressante, wol aus dem 6. Jahrh. stammende kopt. Marienkirche, deren Krypta der Maria in Aegypten zum Aufenthalte gedient haben soll. Unweit Fostat liegt die um 640 gegründete Amrumoschee, ein kolossales

Viereck, das in der Mitte den Brunnen zu den religiösen Waschungen einschließt u. ringsum von einer mehrreihigen Kolonnade eingeschlossen ist, deren 360 Säulen zerstörten christlichen Kirchen entnommen worden sind; in dieser Säulenhalle erhebt sich das Minaret. Wenige Stunden stromaufwärts von K. liegen die ausgedehnten unterirdischen altägypt. Steinbrüche von Turra (Turrah) u. auf dem jenseitigen Ufer die Ruinenstätte des alten Memphis u. das Pyramidenfeld von Sakarrah, nur 2 Stunden in südwestl. Richtung das von Gizeh (Abb. s. auch unter Aegypten, Bd. I. S. 146).

Kaisarich, das südöstl. Liwa (Bezirk) des Ejalet Bozuk (Statthalterschaft) in Kleinasien, umfaßt das alte Kappadokien u. den östl. Theil von Lykaonien, wird im S. von den Ausläufern des Anti-Taurus u. dem Erdschisch (Argäus, 3378 m.) durchzogen u. ist vom Ober- u. Mittellauf des Kyzyl Irmak (Halys) u. dem Oberlauf des Sechun nebst deren zahlreichen Nebenflüssen bewässert. Im westl. Theile breitet sich der Tuz Göl (Salzsee) aus. — K., der Hauptort, das alte Cäsarea, liegt in 1000 m. Höhe am Nordabhang des Erdschisch in einer gut angebauten Ebene u. hat ca. 40,000 E., davon die Hälfte Türken, 1/4 Armenier u. 1/4 Griechen, welche bes. viele Farbestoffe bereiten. In der Nähe der Stadt befinden sich Salpeterwerke. — K. heißt auch die unbewohnte Trümmerstätte der ehemals prachtvollen Hafenstadt Cäsarea palästina od. maritima, 3 M. südl. vom Kap Karmel.

in welchem er 802 von Aachen aus die Annahme der Krone kundgiebt, stellt ihn weniger als Beherrscher der kriegsmächtigsten Völker des Abendlandes denn als Träger einer von der Gottheit verliehenen Gewalt dar, kraft welcher er die Kirche zu schirmen, Bedrängte zu schützen u. allenthalben christliche Gesittung zu verbreiten habe. Die noch lebendigen Ueberlieferungen von Roms Macht u. Größe u. das Schutzbedürfniß des Heiligen Stuhls verschafften diesen Ansprüchen auf eine außergewöhnliche Machtvollkommenheit willige Anerkennung, u. wenn auch in den wechselvollen Zeiten, welche nach dem Aussterben des karolingischen Herrscherstammes über die deutschen u. roman. Länder hereinbrachen, die Erblichkeit der deutschen Königswürde nicht aufrecht erhalten blieb, so verlieh doch die mehrheitliche Wahl dem Reichsoberhaupte infolge der gelungenen Einigung ein gewaltiges, von den sächs., den zweiten fränk. u. den schwäb. K.n dergestalt verwerthetes Uebergewicht, daß Deutschland als Schwerpunkt des damaligen schwankenden Staatssystems sich fortbehauptete. Das Mittelalter gelangte hiernach zu der Annahme einer von Gott gesetzten geschichtlichen Weltordnung, deren Handhabung dem Papste, als dem Oberhaupte der Kirche, u. dem rechtmäßig gewählten deutschen Könige u. röm. K., als dem Inhaber einer Universalmonarchie, des Reichs, befohlen sei. Die Christenheit ward dabei als eine große Gemeinschaft aufgefaßt, für deren ewiges u. zeitliches Wohl der Papst mit der geistlichen, der K. mit der weltlichen Gewalt eintreten sollten. Daß dem K. außer der Königswürde



Nr. 3593. Der Esbekiehplatz in Kairo.

Kaiser, der Titel für die höchste politische Würde, ist aus dem Beinamen „Cäsar" hervorgegangen, den ein Zweig der altrömischen Familie der Julier u. besonders deren hervorragendstes Mitglied, Julius Cäsar (s. d.), führte. Sein Adoptivsohn, Octavianus, welcher gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung als Imperator das röm. Kaiserthum gründete u. den Würdenamen Augustus sich beilegte, hieß Cäsar nur als Mitglied des Julischen Geschlechts, u. denselben Namen erhielten weiterhin auch bloße Mitregenten, wie Constantius Chlorus u. Galerius unter Diocletian, od. Nachkommen des Imperators. Als das röm. Weltreich 395 in ein ost- u. weström. Kaiserreich zerfiel, gab es einen abendländischen od. römischen u. einen morgenländischen od. griechischen Imperator Augustus, welche Würde die griech. K. seit dem Niedergang der weström. Monarchie (476) allein fortsetzten. Gleich die erste Stiftung des röm. Kaiserreichs erfolgte in dem Sinne, daß damit kein Königthum wie in einem begrenzten Volksstaate gegründet werden, sondern ein zusammengesetzter Weltstaat seinen Abschluß erhalten sollte. Von der gleichen Auffassung ging der Frankenkönig Karl d. Gr. aus, wie er sich im J. 800 durch Papst Leo III. zum röm. K. hatte krönen lassen. Das Manifest,

im Deutschen Reiche u. der Schirmvogtei über die katholische Kirche auch die Oberherrlichkeit über sämmtliche christl. Staaten, der Vorrang vor allen Fürsten, die Befugniß, den königlichen Titel, Adel u. Ritterschaft zu verleihen, sowie das Recht zustehe, allgemein verbindliche Gesetze u. oberrichterliche Entscheidungen ausgehen zu lassen, ward selbst in Frankreich u. Italien der Theorie nach nicht in Zweifel gezogen. Von einer regelmäßigen Verwirklichung dieser Rechte konnte freilich nicht die Rede sein. Italien, wo ein neues Volksthum erwuchs, u. der Heilige Stuhl, welcher in der allgemeinen Verwirrung seine weltliche Macht ausdehnte, bereiteten dem Kaiserthum einen beharrlichen, zuletzt doch siegreichen Widerstand, u. in Deutschland, wo das Wahlrecht der Fürsten den geistlichen Ränken willkommene Anknüpfungspunkte bot, fand das Reichsoberhaupt nach dem Erblichwerden der Kronlehen u. dem Emporkommen der Landeshoheit nur unsichere Stützen. Zur Königswahl waren nach dem Aussterben der Karolinger Anfangs alle Fürsten, weiterhin nur die mächtigeren, seit 1308 die Erzbischöfe von Mainz, Trier u. Köln sowie die Herzöge von Sachsen, Bayern (Pfalz) u. Brandenburg, allein berechtigt (s. „Kurfürsten"). Den Kaisertitel erhielt der Gewählte eigentlich

erst, wenn er das Nebenland Italien mittels Römerzugs in Besitz genommen u. in Rom die Krönung durch den Papst erlangt hatte. Die letzte Krönung vollzog Clemens VII. an Karl V. 1530 zu Bologna; Karl's Vorgänger Maximilian I. hatte sich jedoch bereits, ohne vom Papste mit den Zeichen der höchsten Würde geschmückt worden zu sein, den Titel „erwählter römischer K." beigelegt. In Deutschland ward das gewählte Oberhaupt zu Aachen, weiterhin zu Regensburg, Augsburg, am häufigsten aber zu Frankfurt a. M. mit den Reichskleinodien unter großen Ceremonien bekleidet. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. verminderten sich mit der fortschreitenden Verwandlung des Deutschen Reichs in einen lockeren Bund eigenwilliger Souveräne die Befugnisse u. Einkünfte des K.s immer mehr, u. der Glanz, mit welchem die Geschichte seine Stellung umgeben hatte, konnte weiterhin nur aus den eigenen Mitteln des Throninhabers unterhalten werden. Deshalb fiel die Kaiserwahl seit 1437, abgesehen von der kurzen Unterbrechung bei Karl VII. 1742—45, nur noch in das Haus Oesterreich, das indessen an die Riesenaufgabe einer Wiederherstellung der alten Herrlichkeit gar nicht herantrat. Nach 1000jährigem Bestehen erlag endlich die römisch-deutsche Kaiserwürde den Stürmen der französischen Revolutionskriege. K. Franz II. entsagte dieser Würde am 6. Aug. 1806, nachdem er bereits 1804 den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen hatte. Auf Napoleon I. übte die Reichsidee einen viel bewältigenderen Einfluß. Sie bestimmte die Politik, welche ihn 1804 seine Wahl zum K. der Franzosen betreiben ließ; bei verschiedenen Gelegenheiten erklärte er sich als „Nachfolger von Charlemagne", u. der erfindungsreiche Heerführer u. Staatsmann verlosch zuletzt eben doch aus dem Grunde, weil die Welt im 19. Jahrh. noch weniger Geschmack an einer Universalmonarchie fand als im 13. Jahrh. Nichtsdestoweniger konnte Napoleon III. (s. d.) 1852 den Gedanken einer Neubelebung der Oberherrlichkeit Frankreichs benutzen, um das zweite Kaiserreich in Scene zu setzen, das freilich 1870 an seiner innern Unzulänglichkeit zu Grunde ging. Den Deutschen war dazwischen das Abhandenkommen ihrer wenn auch noch so schwachen Centralgewalt immer als ein nationales Unglück erschienen. Der 1815 ins Leben gerufene Deutsche Bund gestaltete sich in Kurzem zu einer gehässigen Polizeianstalt u. verstärkte durch seine Unfruchtbarkeit die Sehnsucht nach einem kraftvollen u. deshalb erblichen Kaiserthum. Friedrich Wilhelm IV. wies zwar 1849 die von der Frankfurter Nationalversammlung ihm angetragene Krone als demokratisch verdächtige Gabe zurück. Allein der Gedanke, das „Reich", wie man in Wien das außeröstrr. Deutschland nannte, zu einer aktiven Großmacht unter preuß. Führung zu erheben, drang 1866 dennoch siegreich durch, u. die Waffenerfolge, welche der Norddeutsche Bund im Verein mit den süddeutschen Staaten 1870 gegen den franz. Uebermuth errang, bestimmten unter Bayerns Vorgang die deutschen Fürsten zur Uebertragung der vererblichen Kaiserkrone an König Wilhelm von Preußen. Mit dem alten Röm.-deutschen Reich hat das neue Deutsche Kaiserthum nur den Gedanken einer einheitlichen Zusammenfassung der Volkskraft u. einer Beschränkung des vielfältigen souveränen Beliebens gemein. Zu einer Dienstbarkeit gegen die röm.-katholische Kirche ist es aber eben so wenig berufen als zu der Verwirklichung universalmonarchischer Träume. Das griech. Kaiserreich zerfiel 1204 vor dem Andrange des Kreuzfahrerheers in ein lat. der Franken zu Konstantinopel u. in ein griech. Reich zu Nicäa. Nach einer Wiedervereinigung im J. 1263 trennte sich 1328 das Kaiserthum Trapezunt von dem eigentlich griech. in Konstantinopel. Dieses ward 1453, jenes 1461 von den Türken erobert. Daß Peter d. Gr. 1721 den Titel Czar (von Cäsar abgeleitet) in dem Sinne einer Wiederherstellung des oström. Reichs annahm, wird durch die Politik, welche Rußland bis auf diesen Tag im Orient befolgt hat, hinreichend bestätigt. — Ohne Beziehung auf die antiken Weltstaatspläne u. unter bloßer Betonung des erhöhten Ranges nennen sich seit 1822 K. die Erbmonarchen von Brasilien. Wegen des Versuchs, die Republik Mexiko in ein Kaiserthum zu verwandeln, verloren dagegen 1824 Iturbide u. 1867 der edle Maximilian das Leben. Gewöhnlich belegt man noch die Herrscher von China, Japan u. Marokko, zuweilen auch den Schah von Persien, mit dem Kaisertitel.

Kaiser, Friedrich, holländischer Astronom deutscher Abkunft, geb. zu Amsterdam 8. Juni 1808, ward nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von dessen Bruder erzogen u. auf das Studium der Mathematik u. Astronomie hingeleitet, bei dem er aber, da er in seinem 15. Jahre auch den Oheim verlor, ganz u. gar allein auf sich selbst angewiesen war. Schon 1826 ward er Observator an der Leydener Sternwarte. Die von ihm ausgeführte Vorausberechnung der Wiederkehr des Halley'schen Kometen (1835) lenkte die Aufmerksamkeit auf K.; 1837 erhielt er die Direktion der Sternwarte; außerdem ward er 1840 außerord. u. 1845 ord. Professor; er starb zu Leyden 18. Juli 1872. Sein Hauptaugenmerk widmete K. der Verfeinerung der Beobachtungskunst u. der Elimination aller Fehlerquellen, zu deren Auffindung er meistens verschiedene Methoden anwandte. Seine Messungen von Doppelsternen, wie der Durchmesser der großen Planeten, gehören zu den besten Leistungen in der Astronomie unserer Zeit. Ueberhaupt erwarb sich die Leydener Sternwarte, nachdem ein Neubau derselben ausgeführt, ihre Instrumente vermehrt u. die Gelder zur Herausgabe von Annalen bewilligt worden waren, unter seiner Leitung den Ruf eines Instituts ersten Ranges. Außer seinen streng wissenschaftlichen Schriften verfaßte K. auch viele populäre Abhandlungen. Zu nennen sind „Der Sternenhimmel" (Leyd., 3. Aufl., 1860, 2 Bde.), ins Deutsche, Französische, Dänische u. Englische übersetzt, sowie die „Geschichte der Planetenentdeckungen" (ebd. 1851).

Kaiserchronik ist der Name eines um 1147 von einem fränkischen Geistlichen verfaßten deutschen Gedichtes, welches halb gelehrt halb volksthümlich die Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis zu den Vorbereitungen zum Kreuzzuge Konrad's III. schildert u. von Späteren bis zum Tode Friedrich's II. fortgesetzt worden ist. Es beruht theils auf lat. Quellen, theils auf älteren deutschen Gedichten, von denen es einige fast vollständig aufnahm, z. B. die schöne Erzählung von Crescentia; zeichnet sich durch lebendige Schilderungen bes. der Schlachtscenen aus u. wurde im 15. Jahrh. in Prosa umgewandelt. Herausgeg. von Maßman: „Der keiser u. der kunige buoch od. die sog. Kaiserchronik" (Quedlinb. u. Lpz. 1849—54, 3 Bde.).

Kaiserfeld, Moriz, Edler v., österr. Politiker, geb. zu Pettau in Steiermark 24. Jan. 1811; studirte in Graz die Rechte u. nahm dann seine Güter in eigne Verwaltung. Sein politisches Wirken begann er 1848 als Mitglied des provisorischen Landtags von Steiermark. Im Jan. 1849 wählte ihn die Stadt Graz in das Frankfurter Parlament, doch betheiligte er sich hier niemals an der Debatte. Nach der Zurückberufung der österr. Abgeordneten lebte er wieder auf seinen Gütern u. suchte nur durch die Presse der Reaktion entgegen zu arbeiten. Er war es später auch, der während der Verfassungssistirung durch das Ministerium Belcredi dessen Politik im steierschen Landtag zuerst bekämpfte. 1867 in den ersten verfassungsmäßigen Reichsrath gewählt, ward er hier Mitglied der Ausführungsdeputation u. desjenigen Subcomités im Verfassungsausschusse, welches die verschiedenen Staatsgrundgesetze entwarf. Als 30. Dez. 1867 das erste parlamentarische Ministerium ernannt worden war, wurde K. der erste gewählte Präsident des Abgeordnetenhauses sowie Vizepräsident der cisleith. Delegation. In der Session von 1869—70 abermals Präsident des Abgeordnetenhauses, lehnte er nach dem Rücktritte Giskra's u. Genossen ein Ministerportefeuille ab; dagegen nahm er nach der Auflösung des verfassungstreuen steierschen Landtags unter den Ministerien Potocki u. Hohenwart 1870 u. 71 den Posten eines Landeshauptmanns an; 1874 trat er in den ersten direkt gewählten Reichsrath ein u. wurde auch hier wiederum zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses gewählt. K. ist nicht blos ein vortrefflicher Redner, sondern zeichnet sich auch durch seine Gesinnungstüchtigkeit u. Charakterfestigkeit aus.

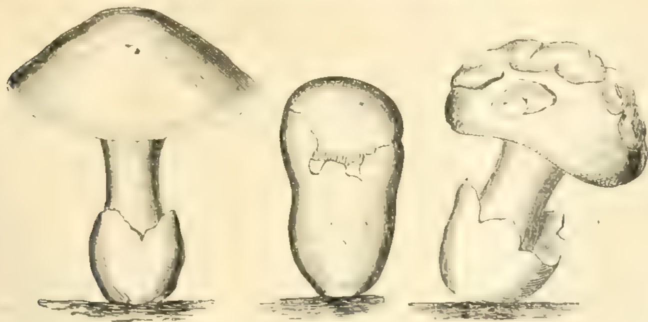
Kaisergulden, nach dem 20Guldenfuße geprägte Silbermünzen = ½ Speziesthaler = 3 Zwanzigkreuzerstücke = 2,1 Mark.

Kaiserkanal, chines. Yun-ho od. Tscha-ho, der große, 250 m. lange, 80—320 m. breite Kanal von Hang-tschen-fu nach Peking in China. Er vereinigt sich mit dem Hoang-ho u. trennt sich wieder von ihm, um sich bei Kuatschen mit dem Jang-tse-Kiang zu verbinden. Von der Dynastie Yuen in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten des Terrains, mittels mächtiger Erd- u. Steindämme über Moräste u. Thäler geführt, dient der K. bes. dazu, dem Norden des Reiches die Produkte des Südens u. der Hauptstadt Getreide zuzuführen. — Den gleichen Namen führt in Spanien ein von Karl V. 1528 begonnener u. von späteren span. Königen fortgeführter, 12½ M. langer, 3 m. tiefer u. 24 m. breiter Kanal von Tudela nach Saragossa.

Kaiserkrone, s. „Fritillaria".

Kaiserling (Agaricus caesareus), einer der gesuchtesten Leckerbissen unter den Pilzen u. zugleich einer der stattlichsten. Er kommt wie ein weißes Ei aus dem Boden hervor u. entwickelt einen glänzend goldgelben od. pomeranzengelben gewölbten Hut, welcher 10—25 cm. im Durchmesser hält (während der Strunk 12—15 cm. hoch wird), mit weißen Warzen u. einem gestreiften Rande geziert ist. Der Strunk verdickt sich an seinem Grunde nicht knollenartig, trägt aber nach Art seiner Gattung

einen breiten weißen Ring. Auch die Blätter (Lamellen) auf der Unterseite des Hutes nehmen eine ähnliche gelbe Farbe an, das Fleisch ist ebenfalls gelb od. weiß. Der Pilz wächst in Fichtenwäldern auch bei uns, mehr aber im Süden von Europa, wo ihn schon die Römer hochschätzten. Er ist auch als Kaiser , Herren- od. Eierpilz bekannt.



Nr. 3594. Der Kaiserling (Agaricus caesareus)

Kaisermantel (Argynnis Paphia), ein schöner europäischer Tagfalter, dessen rothgelbe Flügel schwarz gefleckt sind, die Hinterflügel auf der Unterseite mattgrün mit silbernen Querstreifen (daher auch „Silberstrich" genannt). Seine durch zwei gelbe Rückenlinien gezeichnete braune Dornenraupe lebt im Mai u. Juni auf Brombeersträuchern, Veilchen u. Brennesseln, während der Falter vom Juni bis August getroffen wird.

Kaisermünzen, die unter den röm. Kaisern geprägten u. mit deren Brustbildern verzierten Münzen, von denen die unter Cäsar geprägten die ersten sind. Auch die Münzen der Kaiserinnen u. der byzantinischen Kaiser werden von den Numismatikern zu den K. gerechnet.

Kaiserrecht (kleines), ein Rechtsbuch des Mittelalters, ähnlich dem Sachsen- u. Schwabenspiegel, jedoch von bedeutend geringerem Werthe. Diese Rechtsbücher waren Privataufzeichnungen u. Bearbeitungen des damaligen Rechts, hatten aber meist gesetzliches Ansehen. Das kleine K., dessen Quellen nicht bekannt sind, besteht aus 4 Büchern u. ist wahrscheinlich Ende des 13. od. Anfang des 14. Jahrh. ursprünglich in hochdeutscher Mundart verfaßt, mit der Tendenz, ein allgemeines Reichsrecht zu sein, zeigt aber starke Hinneigung zum Fränkischen Recht (daher auch Frankenspiegel genannt). Wegen der theoretisch-generalisirenden Richtung, die es verfolgt, ist es mehr ein Kompendium des Deutschen Rechts als ein Rechtsbuch. Ein neuere Ausgabe besorgte 1846 Endemann.

Kaiserschnitt nennt man diejenige geburtshülfliche Operation, bei welcher man infolge von Geburtshinderniß in den normalen Geburtswegen das Kind durch eine künstliche Oeffnung in den Bauchdecken herausbefördert. Bei dieser Operation wird meist ein Schnitt in der weißen Linie (linea alba), d. h. in der Mitte der Längsachse des Bauches, durch sämmtliche Bauchdecken geführt. Nachdem hierauf die Eingeweide zurückgeschoben worden, spaltet man die sich präsentirende Gebärmutter ebenfalls in der Richtung von oben nach unten so weit, daß die Oeffnung groß genug ist, um dem Kinde den Ausweg zu gestatten. Hierauf wird Kind u. Nachgeburt entfernt. Die Gebärmutter pflegt sich sodann von selbst zusammen zu ziehen; dennoch thut man gut, wenn man den Schnitt durch sog. Gebärmutternähte vereinigt, u. endlich werden auch die Bauchdecken wieder durch tiefe Nähte verbunden. Die Gefahr der Operation ist eine vielfache u. sehr große. Dennoch hat die Technik gerade des K.s in letzter Zeit Fortschritte gemacht, so daß die Zahl der unglücklichen Ausgänge in neuester Zeit verhältnißmäßig geringer geworden ist. Der K. wird nur in den Fällen angewendet, wenn ohne diese Operation die Mutter noch mehr gefährdet ist als durch dieselbe. Niemals darf die Rücksicht auf das Kind leitend sein. Manche Gesetzgebung berücksichtigt genau die Umstände, unter denen die Operation geboten, unter welchen sie zulässig ist. Uebrigens läßt sich die gefährliche Operation fast immer vermeiden, wenn die Mutter bei Zeiten vor der beginnenden Niederkunft ärztliche Hülfe in Anspruch nimmt.

Kaiserslautern, Stadt des bayerischen Regierungsbezirkes Pfalz, mit 17,896 zum größten Theil protestantischen E. (1871), liegt am westlichen Abhange des Hardtgebirges u. an der Lauter. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die aus dem 13. Jahrh. stammende gothische Pfarrkirche von bes. Bedeutung; an höheren Bildungsanstalten besitzt K. eine lat. Schule, ein Lehrerseminar, eine Kreisgewerbschule u. eine technische Fortbildungsanstalt, ist Sitz eines Bezirksamtes, welches 11,75 □M. mit 59,219 E. umfaßt, einer Handelskammer u. eines Bezirks- u. Landgerichtes. In Industrie u. Gewerbebetrieb steht K. über allen anderen Städten der Pfalz; in bes. großem Umfange wird die Streichgarn- u. Kammgarnspinnerei, die Baumwollspinnerei u. Weberei betrieben; außerdem giebt es Fabriken für Kattun, Ultramarin, Senf, Stärke, Steingutwaaren, Papier, Cigarren u. a., Maschinenbauanstalten, Gerbereien, große Brauereien u. wichtige Steinbrüche. Für die bedeutenden Fruchtmärkte ist 1846 nach Voit's Entwürfen eine großartige Fruchthalle erbaut worden. Die Stadt, welche schon unter den Karolingern bestanden hat, verdankt ihr Aufblühen dem Kaiser Friedrich Barbarossa, welcher hier 1152 einen Palast erbauen ließ u. dem Orte ausgedehnte Waldungen schenkte (Kaiserwald im Westen, Stadtwald im Osten). Die Gemäuer dieses 1703 zerstörten Bauwerkes, an welche sich noch ähnliche Sagen wie an den Kyffhäuser knüpfen, sind theilweise beim Bau des Landeszuchthauses verwendet worden; 1357 kam K. an die Pfalz u. litt mit diesem Lande namentlich im Dreißigjähr. Kriege. In den Revolutionskriegen siegten hier 30. Nov. 1793, 23. Mai u. 20. Sept. 1794 die Preußen über die Franzosen. Im Mai 1849 ward K. Mittelpunkt der pfälzischen Insurrektion. In der Nähe liegt der sagenreiche Kaiserberg; die Kaiserstraße, welche K. mit Mainz verbindet, wurde schon von Karl d. Gr. angelegt u. von Napoleon I. erneuert.

Kaiserstuhl, ein in der oberrheinischen Tiefebene, ½ M. vom Rheine, im NW. von Freiburg gelegenes isolirtes Gebirge von 2 M. in der Länge u. 1 M. in der Breite, das durch das breite Dreisamthal vom Schwarzwalde geschieden ist. Diese vulkanische Gebirgsinsel, deren höchste Punkte der eigentliche K. od. Todtenkopf (560 m.) u. der Katharinaberg (493 m.) sind, besteht aus Dolerit, Basalt u. Trachyt, die verwittert einen zum Obst- u. Weinbau sich vortrefflich eignenden Boden liefern. Den Namen hat der K. von den Hoflagern u. Gerichtstagen erhalten, die Kaiser Rudolf von Habsburg auf dem kleinen Plateau des Gipfels abgehalten hat.

Kaiserswerth, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf (Rheinprovinz) mit 2223 zum größten Theil kathol. E. (1871), liegt am rechten Ufer des Rheines, mit einem kleinen Hafen an demselben, treibt Seidenweberei u. Schiffahrt u. besitzt eine Diakonissenanstalt (1836 begründet) mit einem Lehrerinnenseminar u. vielen Zweighäusern, selbst in fremden Erdtheilen. In der Stiftskirche befindet sich das Grabmal von Suitbert, einem Genossen des Angelsachsen Willibrord, der hier schon 710 predigte; von Pipin von Heristal wurde ein Kloster, ein Schloß u. eine Pfalz auf jener Rheininsel erbaut, von welcher 1062 der Kölner Erzbischof Anno den jugendlichen König Heinrich IV. entführte; die Pfalz selbst, von der noch Ueberreste vorhanden sind, ward von Friedrich Barbarossa erweitert. Im Mittelalter war K. eine wichtige Festung.

Kajüte, das am Hintertheil eines Schiffes befindliche, mit Fenstern versehene, zum Aufenthalt des Kapitäns, der Offiziere u. einiger vornehmen Passagiere bestimmte Zimmer. Bei Schiffen neuerer Bauart sind gewöhnlich mehrere K.n vorhanden.



Nr. 3595. Australischer Kakadu (Cacatus Leadbeateri)

Kakadu (Cacatus), eine nach ihrem Geschrei von den Malayen benannte Papageigattung, die bes. in Australien verbreitet ist. Sie sind gedrungen gebaut, haben einen kurzen Schwanz, mittellange Flügel u. einen kurzen, breiten Schnabel. Was sie aber bes. kennzeichnet, das ist eine Federholle auf dem Kopfe, die sie beliebig aufrichten od. senken können. Das Gefieder der meisten ist weiß od. röthlich angeflogen, die Haube weiß (Cacatus cristatus, der weiße K.), gelb (Cacatus galerita, der auch an Schwanz u. Flügeln gelb gezeichnete gelbschopfige K.), od. fleischroth (Cacatus moluccensis). So schön der Anblick, den die schwaren-

weise in den Wäldern lebenden u. über die Fluren dahinfliegenden Vögel dem Reisenden gewähren, auch sein mag, so schädlich werden dieselben für die Pflanzungen der Landbauer. Man stellt ihnen deshalb auch eifrig nach, zumal ihr Fleisch ganz wohlschmeckend ist. Bei uns werden die K.s vielfach als Stubenvögel gehalten; sie zeichnen sich als solche durch ihre Gelehrigkeit aus u. erreichen ein hohes Alter. (Vgl. „Papageien".)

Kakao (Theobroma Cacao), eine zu den malvenverwandten Büttneriaceen gehörige Pflanze des tropischen Amerika, wo sie bes. die feuchten u. heißen niedersten Regionen bis zu 400 m. Höhe als Kulturpflanze bewohnt, obgleich sie wild nur an den Ufern der Flüsse auftritt.



Nr. 3506. Kakaostrauch (Theobroma Cacao).

Sie bildet einen Baum von 4—6 m. Höhe u. stattlichem Wuchse, dessen Stamm eine braune glatte Rinde, dessen Zweige große Blätter von 20 bis 30 cm. Länge u. 5 cm. Breite, bei einer eiförmig-länglichen u. zugespitzten ganzrandigen Form, tragen. Dieselben erscheinen bei ihrer Entwicklung rosenroth, gehen aber in eine dunkelgrüne Farbe über u. durch diese Farbenverschiedenheit üben die auf langen Stielen sitzenden u. mit ihrem schönen Rippennetze versehenen Blätter eine prächtige Wirkung aus. Dagegen bleiben die Blumen sehr klein u. brechen aus dem alten Holze mehr od. weniger gehäuft als einzeln stehende Gebilde das ganze Jahr über hervor. Auf kurzen Stielchen entwickeln sie rosenrothe Kelche u. gelbe Blumenblätter, die mit den rosenrothen Staubfäden einen angenehmen Eindruck machen. Umgekehrt erreicht die kürbisartige, mit 10 erhabenen u. breiten Längsleisten durchfurchte Frucht eine Größe von 10—12 cm. Länge u. 5—6 cm. Breite. Sie besteht zunächst aus einer dicken, glatten, citronengelben od. scharlachrothen Fruchthaut von holzig lederartigem Gefüge, unter welcher sich ein weißliches u. süßliches Mark befindet, das sich vor der Reife fünffächerig anordnet. In demselben liegen wagrecht, in fünf Längsreihen an einander gedrängt, die Samen der **Kakaobohnen**, deren Zahl in der Regel 20—30, seltener bis zu 60 beträgt. Sie haben eine mandelartige Gestalt u. sind von einer holzartigen Samenhaut umgeben; im Innern schließt sich an die letztere eine sehr dünne Haut, welche in den ölreichen lappigen Kern faltig eindringt. — Zur Kultur dieser merkwürdigen Schattenpflanze, die man gegenwärtig sowol in Westindien als auch auf dem amerikanischen Festlande als eine äußerst ergiebige Kulturpflanze hegt u. pflegt, um ihre Samen zu gewinnen, gehört ein fruchtbarer Boden u. eine Temperatur, welche im Mittel zwischen 30 bis 33° C. stehen muß; frisch gerodeter Waldboden ist der beste Standort. Hier gedeiht aber auch die Pflanze schon binnen 30 Monaten zu einem fruchtbaren Bäumchen, das freilich erst im vierten Jahre die erste Ernte giebt, u. diese gebraucht von der Blüte bis zur Reife etwa 4 Monate. Dann zerschneidet od. zerbricht man die Frucht, nimmt die Samen heraus, häuft sie unter einem Schirmdache an, so daß dieselben in eine gewisse Gährung gerathen, wobei sie sich erhitzen u. Kohlensäure u. Weingeist entwickeln. Hierdurch nimmt die Bohne die bekannte braune Farbe an; endlich trocknet man sie auf Hürden an der Sonne. Das ist der **gerottete K.**, welcher durch die Gährung den größten Theil seines herben u. bittern Geschmackes verliert. Oft vergräbt man auch die frischen Samen, behufs der Gährung, u. solcher K. kommt dann gewöhnlich noch mit einem erdigen Ueberzuge bedeckt in den Handel. Der mexikanische od. Sokonuzko-K., der Esmeralda-K. aus Ecuador, der Guatemala-, der Caracas-, der Guyaquil-, der Berbice-, der Surinam- u. Essequibo-K. sind gerotteter K. Der **ungerottete K.** wird sogleich ohne vorherige Gährung an der Sonne getrocknet, wodurch er bräunlich-roth erscheint; ungerotteter K. ist der brasilianische (Pará, Bahia, Marañon), der Cayenne-, der Insel- od. Antillenkakao u. s. w. Jedenfalls hat die Zubereitung einen großen Einfluß auf seine Güte. Im heißen Amerika genießt man ihn als erfrischende Limonade, während er bei uns zu **Kakaomasse**, Kakaobutter u. als Chokolade verwerthet wird. Die letztere ist eigentlich u. ursprünglich jener kalt bereitete Aufguß, den die alten Mexikaner Chocolatl nannten; erst die Spanier führten, wahrscheinlich bereits vor 1572, das Kochen ein. Um die Kakaobohnen zu den genannten Genußmitteln verwendbar zu machen, müssen sie zunächst, ähnlich wie die Kaffeebohnen, jedoch nicht so stark, geröstet werden. Das Rösten unterbricht man, sowie die Schale sich mit den Fingern leicht loslösen läßt. Alsdann werden die nun sehr spröde gewordenen Bohnen mittels eines Brechapparates in grobe Stücke zerkleinert u. die Schalenstückchen durch Schwingen od. durch eine Windfege entfernt. Das Ueberführen dieser so grob zerkleinerten Bohnen in eine feine, gleichmäßige Masse geschieht im Kleinbetrieb durch Stoßen in großen, erwärmten eisernen Mörsern, im Großbetrieb durch Reiben zwischen Granitwalzen. Die so erhaltene dunkelröthlichbraune Masse (Kakaomasse) schmilzt wegen ihres großen Fettgehaltes leicht beim Erwärmen u. erstarrt dann wieder beim Erkalten; aus ihr macht man durch Zusatz von Zucker u. Gewürzen die Chokolade (s. d.). — Die Kakaobohnen liefern durchschnittlich 80 bis 87 Prozent Kernsubstanz u. 12 bis 20 Prozent Schalen. Letztere bestehen fast nur aus Cellulose, etwas Farbstoff u. anderen unwesentlichen Stoffen; dennoch benutzt man diese Schalen der gerösteten Bohnen nicht selten, um daraus eine Art Thee, **Kakaothee**, zu bereiten, der jedoch vollständig werthlos u. gehaltlos ist. Die Kernsubstanz der Kakaobohnen enthält außer Zellsubstanz hauptsächlich Fett (Kakaobutter, s. d.), u. zwar, je nach der Sorte, 40 bis 59 Prozent, ferner etwas Stärkemehl, Eiweiß, Farbstoff, Schleim, Aschenbestandtheile u. einen eigenthümlichen, bisher nur in dem K. gefundenen Stoff, der auffallend reich an Stickstoff ist u. **Theobromin** genannt wird (s. d.). Der von seinem Fettgehalte zum größten Theile befreite K. wird **entölter K.** od. **Gesundheitschokolade** genannt. Uebrigens giebt es noch verschiedene Theobromaarten, die sämmtlich wahrscheinlich auch kultivirt werden; sie gehören alle der Neuen Welt an. So vermischt man den echten K. in Mexiko

mit dem von Theobroma angustifolium u. ovatifolium, den von Caracas mit dem von Th. bicolor u. den von Cayenne mit dem von Th. Guyanensis, während in Brasilien auch die Samen von Th. speciosum, subincanum u. silvestre gesammelt werden. Hier ist auch ein Baum zu nennen, welcher, der Kakaogattung der Familie nach innig verwandt, in seinen Früchten eine ähnliche Nahrung liefert; der merkwürdige Cacao del Monte Venezuela's, welchen Hermann Karsten sehr bezeichnend Brotobroma nannte. An sich ein seltener kleiner Baum, erinnert er durch sein fingerförmiges Laub eher an unsre Roßkastanie u. nur durch seine kleinen Früchte etwa an den K.

Kakaobutter, Kakaoöl (Butyrum Cacao), heißt das in den Kakaobohnen enthaltene Fett; man kann es auf verschiedene Weise gewinnen, entweder durch Auspressen der schwach gerösteten Bohnen zwischen erwärmten Eisenplatten od. dadurch, daß man die fein zerriebenen Bohnen in ein leinenes Tuch fest einbindet u. anhaltend mit Wasser auskocht (das Fett dringt hierbei durch die Poren des Tuches, sammelt sich auf der Oberfläche des Wassers an u. kann nach dem Erkalten abgenommen werden), od. endlich indem man das Fett mit heißen Wasserdämpfen auszieht. Auch durch Behandeln der Kakaomasse mit Benzin läßt sich das Fett leicht ausziehen u. durch Abdestilliren des Benzin gewinnen. Die K. ist gewöhnlich gelblichweiß u. besitzt einen angenehmen, gewürzhaften Geruch; in vollkommen reinem Zustande ist sie jedoch weiß u. geruchlos u. hält sich, wenn sie sorgfältig bereitet wurde, lange Zeit, ohne ranzig zu werden. Die K. hat ein spez. Gewicht von 0,89 bis 0,91, schmilzt bei 29 bis 30° C., wird von kochendem Weingeist gelöst, scheidet sich aber beim Erkalten desselben fast vollständig wieder ab. Benutzt wird die K. in der Parfümerie, in der Konditorei ꝛc.

Kakerlak, s. „Albino“.

Kako- (vom griech. κακός, schlecht, fehlerhaft) bildet den ersten Theil vieler zusammengesetzten Fremdwörter, von denen wir nur folgende anführen: Kakocholie, schlechte Beschaffenheit der Galle; Kakochröa, krankhafte Hautfarbe; Kakochylie, krankhafte Beschaffenheit des Milch- od. Nahrungssaftes; Kakochymie, desgl. des Speisebreies, Verdauungsschwäche; Kakodämon, böser Geist, in der Astrologie feindliches Haus, bes. das 12. der himmlischen Häuser, aus dem Unglück, feindliche Unternehmungen ꝛc. gedeutet werden; Kakodämonie, Unglückseligkeit, Besessensein von einem bösen Dämon; Kakodoxie, verkehrte Glaubensansicht, übler Ruf; Kakoethes, bösartiges, unheilbares Uebel od. Geschwür, unbezwingliche Sucht (z. B. zu schreiben); Kakoethie, böse Gewohnheit; Kakogamie, gesetzwidrige, unglückliche Heirath; Kakoglossie, böse Zunge, Schmähsucht; Kakographie, schlechtes, fehlerhaftes Schreiben; Kakokratie, schlechte Regierung; Kakologie, fehlerhafter Ausdruck; Kakomorphie od. Kakomorphose, Mißbildung (bes. organischer Theile); Kakopathie, üble Laune, Schwermuth; Kakophaton od. Kakemphaton, schlechter Ausdruck (bes. mit unanständiger Zweideutigkeit); Kakophil, Freund des Bösen; Kakophonie, auch Kakophrasie, Kakostomie, Uebellaut, Mißklang, fehlerhafte Aussprache; Kakosyntheton, fehlerhaft zusammengesetzter Ausdruck; Kakothymie, Unmuth, Niedergeschlagenheit, Wahnsinn mit versteckter Bosheit; Kakotrichie, schlechte Beschaffenheit der Haare, Dünnhaarigkeit; Kakotrophie, schlechte Ernährung; Kakozelie, blinder, thörichter Eifer, bes. in der Nachahmung schlechter Muster od. Eigenschaften.

Kakodyl ist eine Verbindung des Arsens mit dem aus Kohle u. Wasserstoff bestehenden organischen Radikal Methyl (C_2H_3) in einem solchen Verhältniß, daß ein Aequivalent Arsen auf zwei Aequivalente Methyl kommt; diese Verbindung wird daher auch Arsendimethyl od. Dimethylarsen genannt u. mit der Formel $As(C_2H_3)_2$ belegt. Das K. entsteht, wenn man trockne, essigsaure Alkalien mit arseniger Säure erhitzt; hierbei bildet sich flüchtige, an der Luft rauchende Flüssigkeit, welche Alkarsin od. Cadet's rauchende Flüssigkeit genannt wird u. eine Mischung verschiedener Stoffe ist, nam. aber K. u. Kakodyloxyd enthält. Das reine K. ist eine wasserhelle, höchst ekelhaft riechende Flüssigkeit, welche bei —5° C. krystallinisch erstarrt u. bei 170° C. siedet; an der Luft raucht sie u. entzündet sich von selbst unter Verbreitung dicker weißer Dämpfe. Das K. ist höchst giftig; es kann sich wieder mit verschiednen anderen Körpern verbinden, z. B. mit Sauerstoff, Chlor, Jod u. Schwefel.

Kakongo, ein Land in Westafrika, an der linken Seite des unteren Congo (s. d.), wird durch den Staat Kabinda im S. vom Meere geschieden u. nach O., wo es zu den Plateaux des Innern ansteigt, von Mayumba begrenzt, während die nördl. Grenze der wasserreiche Fluß Tschiluango bildet. Das fieberreiche Land, welches zum größten Theil aus dem Alluvium der Ströme besteht, wird von zwei Rassen bewohnt; die herrschende gehört zu den Negroiden, zeigt eine hohe, schlanke Gestalt u. eine hellere Hautfarbe als die große Masse des Volkes, das mit seinem untersetzten Körperbau, den aufgeworfenen Lippen u. eingedrückten Nasen den vollständigen Negertypus trägt. Der König von K., aus dessen Familie sich der König von Loango seine Frau zu holen hat, regiert unumschränkt zu Kay, der Hauptstadt des Landes; sein Harem soll 300 Weiber umschließen u. bei seinem Tode werden zahlreiche Menschenopfer gebracht. Die Religion des Volkes ist der roheste Fetischdienst. Unter den Produkten K.'s steht das Palmöl obenan.

Kakteen, auch Fackeldisteln, eine der merkwürdigsten u. originellsten Pflanzenfamilien, die man recht wohl als ein eigentliches Kennzeichen der Neuen Welt betrachten kann. Denn außer einigen wenigen Arten, welche in Indien u. im Kapland vorkommen, gehören sämmtliche ihrer Mitglieder dem amerik. Gebiete an. Hier beginnen sie schon weit im N. des Kontinents unter 63—62° n. Br., mit der zwergigen Opuntia, um unter dem 38.° n. Br. ihr eigentliches Vegetationsgebiet in Beschlag zu nehmen u. in Chile bei 37¼° südl. Br. allmählich zu verschwinden. Ihr Centralpunkt fällt daher auf Mexiko, denn auch östl. gehen die K. kaum über den Missouri u. Arkansas hinaus. Erst in Neumexiko treten sie auf dessen imposantem Berglande massenhafter für den W. auf, um sich von da ab nach Kalifornien allmählich zu verlieren. Soweit sie aber auch sich verbreiten, u. einige erreichen sogar die Schneegrenze od. gehen über sie hinaus, so weit auch bleibt sich ihr äußeres Bild überall gleich. Durchgängig bilden sie einen fleischigen Körper, dessen Aeste dem Stamm meist ähneln, während Blätter in dem Sinne anderer Pflanzen nicht vorhanden sind u. folglich dem gewöhnlichen Beobachter nicht in die Augen fallen. Dagegen besitzen sie häufig eine Fülle von Stacheln od. Haaren, die nicht selten den ganzen Körper vollständig einhüllen. Ungeahnt bricht aus diesen die Blume in um so überraschenderer Schönheit hervor: eine Art Distelblume von oft wunderbarer Färbung, aus deren Fruchtknoten bei einigen Arten sich saftige, wohlschmeckende Früchte entwickeln, die dem Apfel gleichen, wissenschaftlich betrachtet aber eine Beere darstellen, deren saftiger Fruchtbrei eine Menge Samen umschließt. Kugelige, säulenartige, blattförmige od. gegliederte Stengel geben vorzugsweise Veranlassung, die bisher bekannten, etwa 400 Arten betragenden K. in verschiedene Gruppen zu theilen: Melokakteen, Echinokakteen, Cereestreen, Phyllokakteen, Rhipsalideen, Opuntieen und Pereskieen. Diese Gruppen gliedern sich wieder nach dem Blumenbau in etwa 20 verschiedene Gattungen. Ursprünglich bilden sie bei Linné die große Gattung Cactus, die gegenwärtig im wissenschaftlichen Sinne nicht mehr existirt, obgleich man im gewöhnlichen Leben fast immer den Ausdruck Cactus gebraucht, wenn von einer Kaktee die Rede ist. Alle sind meist überaus saftige Pflanzen, was um so mehr überrascht, als sie am liebsten die dürrsten Gegenden bewohnen, wo manche Arten, nam. Melokakteen, für die Maulthiere die alleinigen Feuchtigkeitsreservoirs bilden, aus denen jene ihren Durst löschen, indem sie sehr geschickt mit den Hufen die Stachelhülle hinwegschlagen, die den saftigen Kern sonst so unnahbar macht. Auch durch ihre Größe werden die K. in den betreffenden Wüsten u. Steppen ein wunderbarer Gegensatz zu der Oede u. Unfruchtbarkeit der Landschaft. So erreicht z. B. der Foconoztel der Mexikaner od. der Baumkaktus (Opuntia arborescens *Engelm.*) in Neumexiko eine Höhe von 2—3 m., der Echinocactus Wislicenii *Engelm.* in der Todtenwüste (Fornada del Muerto) an der Grenze von Chihuahua eine Höhe von über 1 m. bei 2 m. Umfang, während der Cereus giganteus od. die Pitahaya in Südostkalifornien Säulen von 20 m. Höhe u. 2 m. im Umfang, manche Opuntien Bäume von 6—10 m. Höhe bilden. Von dieser außerordentlichen Ausbreitung sinken andere K. bis zu unbedeutenden Warzen herab, so daß sie durch die Mannichfaltigkeit ihrer Größe u. Gestalt nicht minder sich auszeichnen als durch die merkwürdigen, wunderbar glänzenden Blumen. Aus der großen Familie sind für das Landschaftsbild am bedeutsamsten die Cereen; der Mexikaner nennt sie ihrer säulenartigen Gestalt wegen auch Orgelpfeifen („Organos“). Ebenso charakterisiren die aus keulenförmigen Gliedern aufgebauten Opuntien die Landschaft; je kleiner sie werden, um so mehr nähern sie sich der Wirkung der Disteln, so daß sie der Mexikaner auch Cardones nennt, während ihm eine Landschaft ein „Cardonal“ ist, deren Boden mit Opuntien übersäet ist. Man spricht deshalb auch bei uns schon lange von Fackeldisteln für Kaktus überhaupt, von Zitzendisteln für die warzenartigen Mammilarien, von Igeldisteln für die gerippten Kugelgestalten der Echinokakteen, von Melonendisteln für die verwandten Formen der Melokakteen; die Phyllokakteen könnte man die Orchideendisteln nennen, da sie schmarotzend die Bäume bewohnen, wie die Rhipsalideen. Im Ganzen machen die K. keinen Anspruch darauf, mehr als originelle Landschaftszierden zu sein, u. in dieser Eigenschaft haben sie sich längst bei uns in die Gärten eingeschmeichelt, wo viele Liebhaber mit immer neuem Interesse die merkwürdigen, in ihrer Einfachheit doch so vielgestaltigen, genügsamen Pflanzen kultiviren. Nur einige Arten greifen tiefer in den Haushalt des Menschen ein. Nach dem Gesagten klingt es wunderbar, daß K. ein brauchbares Holz bilden sollen, u. doch ist dem so. In Chile's Wüsten

liefern ein paar Cereusarten nicht allein das einzige Brennmaterial, sondern auch das Bauholz zu Thüren, Rudern u. dgl.; letzteres um so mehr, da selbiges fast unverweslich ist. In den franz. Kolonien, z. B. auf Martinique, bereitet man aus dem netzförmigen Bastgewebe eines säulenartigen mehrkantigen Cereus, nachdem man das Fleisch dazwischen verfaulen ließ, niedliche Körbchen, die bekannten Dentelles du Sahara. Manche Arten, nam. Opuntien, bilden in einigen Gegenden, bes. im Mittelmeergebiet, undurchdringliche Hecken, in denen Kanonenkugeln stecken bleiben würden. Dieselbe Gattung ist auch nicht ohne Bezug die ind. Feige genannt worden: die apfelartigen Beeren, die mehrere Arten (Opuntia Ficus Indica, Tuna u. a.) liefern, gehören zu den wohlschmeckendsten Früchten. Selbst die schlingpflanzenartigen Pereskia-Arten erzeugen eßbare, angenehme Früchte; bekannt sind in dieser Beziehung die „amerik. Stachelbeeren" von Pereskia aculeata *Mill.* Sogar die säulenartigen Cereusarten reihen sich hier an, z. B. Cereus giganteus, den wir oben erwähnten; seine Früchte sind in Neumexiko eine Lieblingsspeise der Indianer, welche auch einen Sirup daraus zu gewinnen verstehen.



Nr. 3597. Kakteen in Meriko.

Der C. triangularis *Haw.* in Westindien erzeugt Früchte von der Größe eines Gänseeies, die schmackhaften „Erdbeerbirnen". Viele andere K. werden als Arzneimittel in den verschiedensten Krankheiten gebraucht. Obenan aber dürften an Wichtigkeit die Opuntia Tuna u. O. coccinellifera stehen, auf welchen die Cochenille (s. d.) lebt.

Kalahari (Kalihari), eine ausgedehnte, 1000 m. über dem Meere liegende Wüstenfläche in Südafrika, zwischen dem Betschuanenlande im O., dem Damara- u. Großnamaqualande im W., vom Südufer des Ngamisees im N. bis zum Garib im S., ist ein bes. im S. regenarmes Gebiet, hat deshalb nur einzelne völlig wüste, sandige Partien, während der größte Theil mit dünner Busch- u. Waldvegetation od. mit Gras u. dickwurzeligen Kriechpflanzen bedeckt ist. Die Oberfläche des Bodens wird durch feinen, weißen Sand gebildet, der auf Schichtengestein ruht, dessen Bänke sich nach den Rändern des Plateaus heben, deshalb fehlt es an Quellen u. zu Tage liegenden Flußläufen ganz, wogegen zahlreiche unterirdische Wasseradern auf den Schichtenflächen hinlaufen u. den tiefgehenden Wurzeln der Vegetation die nöthige Feuchtigkeit bieten. Die nützlichste Pflanze ist die Kongwe od. wilde Wassermelone, welche Menschen u. Thieren, selbst den Raubthieren, zur erfrischenden Nahrung dient u. es allein möglich macht, gewisse Theile der K. zu durchschreiten. Während der feuchten Periode bevölkern Giraffen, Quaggas, Gnus, Springböcke u. zahlreiche andere Antilopenarten in großen Herden, dazu Strauße u. von den sumpfigen Rändern des Sugaflusses aus selbst Elefanten, nebst zahlreichen Löwen, Hyänen u. Schakals, die K.; während der regenlosen Zeit wandern die Thierscharen nach dem östl. Rande der K. u. den an Wasser reicheren Terrassen der Randgebirge. Eine an Zahl schwache Bevölkerung von schwarzen Bakalahari, einem verkümmerten Zweige des Betschuanenvolkes, durchschweift das Gebiet, treibt Viehzucht mit Ziegen u. etwas Ackerbau, lebt aber hauptsächlich von der Jagd, die ihr durch die kräftigeren Griqua im S. u. die Betschuanen im O. häufig beeinträchtigt wird. Sie haben besonderes Geschick in Auffindung der Quellen u. unterirdischen Wasserläufe, verbergen aber die gefundenen sorgfältig vor dem Blicke Anderer.

Kalander, wahrscheinlich aus dem Worte Cylinder (griech. κύλινδρος) gebildet, bezeichnet eine im Wesentlichen aus zwei od. mehreren cylindrischen, ganz glatten Walzen gebildete Maschine, welche zum Appretiren gewebter Stoffe, vorzüglich der baumwollenen Zeuge, benutzt wird. Die Walzen des K. werden mittels Schrauben od. Gewichten dicht gegen einander gepreßt, so daß sie bei ihrer durch Maschinenbetrieb bewirkten Umdrehung dem zwischen ihnen durchgehenden Stoffe ein glattes u. selbst glänzendes Aussehen geben. Die eine von zwei gegen einander arbeitenden Kalanderwalzen muß stets von Metall, u. zwar hohl sein, weil sie zu erhitzen ist, was durch eingesteckte glühende Eisen od. durch Dampf geschieht; die andere Walze muß dagegen aus einem elastischen Materiale bestehen, damit beide Walzen sich in ihrer ganzen Länge scharf gegen einander pressen, was mit zwei, wenn auch noch so glatt u. genau abgedrehten Metallwalzen nicht zu erreichen ist. Früher verwendete man zu den elastischen Walzen Holz, gegenwärtig stellt man dieselben aber nur aus stark zusammengepreßtem Papiere her mit einer eisernen Welle als Kern.

Kalandsbrüder bildeten im Mittelalter eine über viele deutsche Städte verbreitete religiöse Brüderschaft, in welcher der Ursprung der Sterbekassenvereine zu erblicken ist; dieselbe wurde im 13. Jahrh. gegründet, um für das Begräbniß u. durch Stiftung von Messen auch für das Seelenheil ihrer verstorbenen Mitglieder zu sorgen, u. erhielt ihren Namen daher, weil ihre Versammlungen am 1. jeden Monats (calendis) stattfanden. Da diese Zusammenkünfte häufig in Völlerei ausarteten, wurde an vielen Orten noch im Mittelalter diese Genossenschaft aufgelöst, in anderen schwand sie mit der Reformationszeit; doch hat sich ihr Name noch hie u. da in Straßennamen erhalten, z. B. in Weißenfels (jetzt Kalengasse).

Kalauer wurden zuerst in Berlin manche witzelnde Redensarten u. Wortspiele genannt, die auf der Bühne u. im Alltagsleben der Großstadt plötzlich auftauchen, gleichsam Späne, die in der geistigen Werkstatt der Berliner nebenbei mit abfallen, Erzeugnisse jenes oft pikanten, gern spöttelnden, auch wol frivolen Volkswitzes, der zuerst durch Glasbrenner, Beckmann &c. eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Vorzugsweise wendet man diese Bezeichnung auf jene Klasse komisch wirkender Wortwitze an, die man harmlos auch „schlechte" Witze nennt. Möglich, daß man die Bewohner der kleinen, in der Provinz Brandenburg gelegenen Kreisstadt Kalau damit necken wollte, daß man ihnen die Erfindung solcher „schlechten" Witze zuschrieb; wahrscheinlich aber ist der Ausdruck vom franz. Calembour abzuleiten, den man in echter Kalauerart damit lokalisirte.

Kalb, Charlotte v., geb. **Marschalk v. Ostheim**, geistvolle u. vielseitig gebildete Frau, bekannt insbes. als Freundin Schiller's u. Goethe's, wie dann auch Jean Paul's, geb. zu Waltershausen bei Gotha 25. Juli 1761; machte zuerst im Sommer 1784 zu Mannheim die Bekanntschaft Schiller's, auf dessen gesammte innere Entwickelung sie mannichfachen Einfluß üben sollte, lebte seit 1787 in Weimar, von wo sie später nach Berlin übersiedelte, erblindete 1820 u. starb zu Berlin 12. Mai 1843. Sie selbst war schriftstellerisch thätig u. schrieb: „Charlotte. Wahrheit u. Dichtung", den Roman „Cornelia" u. a. m. Auch gewährt ihr reichhaltiger Briefwechsel aus den J. 1784—1805 (4 Thle., Berl. 1847) einen vollständigen Einblick in das Freundschaftsverhältniß zwischen Schiller u. Körner. Vgl. Köpke, „Charlotte von K. u. ihre Beziehungen zu Schiller u. Goethe" (Berl. 1852). Ihre Tochter, Edda **v. K.**, geb. 1790, war Hofdame der verstorbenen Prinzessin Wilhelmine von Preußen u. starb zu Berlin Anfang Febr. 1874.

Kalbe an der Saale, so genannt zum Unterschied von der Stadt K. an der Milde, ist eine Kreisstadt des Reg.-Bez. Magdeburg (preuß. Provinz Sachsen) mit 11,100 E. (1871), an dem linken Ufer der Saale 2 M. von ihrer Mündung in einer wellenförmigen Gegend gelegen. In industrieller Beziehung ist K. wichtig durch seine Streichgarnspinnerei, Zucker-, Papier- u. Tuchfabriken. In der Umgebung werden viel Zuckerrüben angebaut u. Braunkohlen gewonnen. Die Stadt rühmt sich, daß ihr Name von dem des röm. Kaisers Galba abzuleiten sei.

Kalchas, Sohn des Thestor, in Mykene od. Megara geb., war der erfahrenste u. angesehenste Zeichendeuter im Heere der Griechen vor

Troja, welcher sich zu Tode grämte, weil Mopsos eine größere prophetische Gabe besaß.

Kalckreuth, Friedrich Adolf Graf v., preuß. Feldmarschall, geb. zu Sottershausen bei Sangerhausen 22. Febr. 1737, trat 1752 in das preuß. Heer ein u. zeichnete sich 1762 in der Schlacht bei Freiberg als Adjutant des Prinzen Heinrich so sehr aus, daß ihn Friedrich d. Gr. zum Major ernannte. Am 15. Okt. 1786 in den Grafenstand erhoben u. 1790 bis zum Generalleutnant aufgerückt, erzwang K. im Kriege gegen Frankreich 1793 die Kapitulation der Festung Mainz, vertrieb 1794 den Feind aus Zweibrücken u. drang bis Saarlouis vor. Seit Ende 1795 Oberbefehlshaber in Pommern, ward er im Mai 1806 Gouverneur von Thorn u. Danzig sowie Generalinspekteur der Kavallerie. Nach der Schlacht bei Jena hatte er als Kommandeur des Reservecorps den Rückzug zu bewerkstelligen. Im J. 1807 an Manstein's Stelle mit der Vertheidigung Danzigs betraut, mußte er zwar wegen Munitionsmangel 24. Mai die Festung übergeben, doch waren die ihm zugestandenen Bedingungen ehrenvoll. Nachdem er dann 25. Juni 1807 den Tilsiter Waffenstillstand u., nebst Goltz, 9. Juli mit Talleyrand den Frieden zwischen Preußen u. Frankreich abgeschlossen hatte, erhielt er den Rang eines Generalfeldmarschalls. Im Jan. 1810 wurde er Gouverneur von Berlin u. 1813 von Breslau, kehrte aber schon 1814 auf seinen Posten nach Berlin zurück, wo er 10. Juni 1818 starb. Er war ebenso hervorragend durch seine rein menschlichen wie durch seine militärischen Eigenschaften. Die „Paroles du Feldmaréchal K." (Par. 1844) gab sein jüngerer Sohn, der preuß. Rittmeister a. D. Graf Friedrich **v. K.** (geb. zu Pasewalk 15. März 1790) heraus. Sein älterer Sohn, Graf Wilhelm **v. K.** (geb. 24. Juni 1782, gest. 3. Juli 1857), hat sich als Bühnendichter („Dramatische Dichtungen", 2 Bde., Lpz. 1824 f. literarisch bekannt gemacht u. ist der Vater des Malers Stanislaus Grafen v. **K.** Letztgenannter, Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 25. Dez. 1820 zu Kozmin (Prov. Posen), war Anfangs Gardeoffizier in preuß. Diensten, folgte aber dann seiner Neigung zur Malerei, ging 1846 nach Düsseldorf, wo er sich unter Schirmer ausbildete u. so rasche Fortschritte machte, daß er nach einigen Studienreisen in den Alpengegenden schon sehr verdienstvolle Bilder ausstellen konnte. Sie behandelten die malerischsten Gegenden der Schweiz, Tirols, Oberitaliens u. der Pyrenäen, frei von absichtlichem Streben nach Effekt, oft in sehr poetischer Weise u. in jenem bläulichen Tone, der die reine Luft der Hochgebirge charakterisirt. Zu den bedeutendsten gehören der „Obersee bei Berchtesgaden", der „Ramsauer Hintersee", das „Kloster Las Gaias in den Pyrenäen", das „Rheinthal bei Ragatz", „Pau im südl. Frankreich", der „Montblanc, der „Vierwaldstätter See" u. a. Nachdem er bis 1860 in Düsseldorf gelebt hatte, wurde er Professor u. bald nachher Direktor der Kunstschule zu Weimar.

Kaledonien (Caledonia) hieß bei den Römern der nördl. von der Mauer des Hadrian gelegene Theil der Insel Britannia, also das heutige Schottland; seit dem 4. Jahrh. werden die Bewohner dieses Landes, die Kaledonier, als Picten u. Scoten bezeichnet. Schon ihr Name, unzweifelhaft gleichen Stammes wie Kelten u. Gadhelen, deutet auf ihre Verwandtschaft mit den Galliern; sie waren ein Urvolk Britanniens u. neben den Briten das mächtigste der Insel, ausgezeichnet durch Körpergröße u. Tapferkeit; ihr Gebiet hat seine Unabhängigkeit von den Römern kräftig behauptet, welche gegen sie unter Hadrian den 16 M. langen Pictenwall von Meer zu Meer quer durch die Insel führten u. ähnliche Befestigungen unter Antoninus Pius u. Septimius Severus errichteten. Von den Briten unterschieden sich die Kaledonier durch die Vielweiberei u. die Sitte, ihren Körper mit Thierfiguren zu tätowiren.

Kaledonischer Kanal ist der wichtigste Wasserweg Schottlands. Er beginnt bei der Stadt Inverneß am Moray Firth im O., benutzt die tiefe Senke im N. der Grampiangebirge, verbindet die Seen Loch Neß, Loch Oich u. Loch Lochy u. mündet im Loch Linnhe im SW. in das Meer. Sein auf Staatskosten ausgeführter Bau, welcher mit Einschluß der Seen eine Länge von 13 M. hat, wurde 1822 vollendet.

Kaledonisches Meer, liegt zwischen Westschottland u. den Hebriden.

Kaleidoskop (Schönbilderguckеr) ist ein von Brewster 1817 konstruirter optischer Apparat, der wesentlich nur zur Unterhaltung dient, aber auch zur Erfindung von allerhand bunten, sternförmigen Mustern zum Zwecke des Zeugdruckes u. s. w. benutzt werden kann. Das K. besteht gewöhnlich aus 2, zuweilen auch 3 ebenen Spiegelglasstreifen, welche so in ein Papprohr von 15–20 cm. Länge geschoben werden, daß sie Winkel von 60° einschließen u. zwischen sich einen hohlen dreikantigen Raum frei lassen. Das eine Ende des Rohres schließt man mit einem doppelten Glasboden, zwischen welchem sich allerhand kleine Stückchen von buntem Glas, Zeug, Perlen u. s. w. befinden. Blickt man dann am anderen Ende in das Rohr, so erscheinen die vor der dreieckigen Oeffnung der anderen Seite zufällig angehäuften Glasstückchen u. s. w. durch die 2 bez. 3 Spiegel in regelmäßigen sternförmigen Figuren gespiegelt.



Nr. 3598. Spiegelbilder im Kaleidoskop.

Es geschieht dies nach dem Gesetze, welches für die Spiegelung in Winkelspiegeln gilt. Abb. Nr. 3598 zeigt uns eine der unzähligen verschiedenen Kombinationen farbiger Fleckchen, wie sie vorkommen können. Durch Drehen od. Schütteln des Rohres erhalten die in der mittleren Durchsicht liegenden Theilchen eine immer neue, wechselnde Lagerung u. die sternförmigen Spiegelbilder ändern dadurch jedesmal total ihr Aussehen, so daß man, wie lange man auch ein K. vor den Augen drehen mag, doch nie ein schon dagewesenes genau wieder erhalten wird. Obgleich schon von Porta im 16. u. Pater Kircher im 17. Jahrh. ähnliche Vorrichtungen beschrieben wurden, so erhielt das K. doch erst durch die ihm von Brewster gegebene Einrichtung eine ganz ungemeine Verbreitung, so daß z. B. in Paris eine Zeit lang 60,000 Stück täglich gefertigt wurden.

Kalenberg, ein Fürstenthum in der preuß. Landdrostei Hannover mit 50 □M., liegt zum größten Theil auf dem rechten Ufer der Weser u. auf dem linken der Leine. Im S. erheben sich die Bergzüge der Weserkette, bes. der Deister, nördl. von diesen dehnt sich Tiefebene aus mit Sand- u. Moorlandschaften. Unter den Bodenprodukten sind Kalk, Gips, Sandstein u. Kohlen nennenswerth. Die Bewohner beschäftigen sich nam. mit Viehzucht, doch giebt es auch große Töpfereien u. Glashütten. K., dessen Besitz zwischen den verschiedenen welfischen Linien mehrfach geschwankt hat, wurde 1705 mit Hannover vereinigt.

Kalende, eine nur in wenigen Gegenden noch gebräuchliche, im Herbste jedes Jahres an die Geistlichen u. die Organisten zu leistende Abgabe von Früchten.

Kalender ist ein aus dem Griechischen *καλάνδαι* stammendes Wort u. bedeutet ursprünglich „Ausrufetag". Wir bezeichnen damit ein Verzeichniß der auf eine bestimmte Zeitperiode, gewöhnlich ein Jahr, sich beziehenden Zeitangaben u. wichtigsten astronomischen Ereignisse. Der K. setzt zunächst die Eintheilung der Zeit in möglichst gleichgroße Perioden voraus, die sich auch dem der Astronomie Unkundigen in der Abwechselung von Tag u. Nacht, der Mondphasen u. der Jahreszeiten unmittelbar aufdrängen. Außer der Eintheilung der Tage kommt schon sehr früh die einem Mondviertel entsprechende Woche u. der einem synodischen Umlauf des Mondes (vom Neumond bis wieder zu demselben in der Zeit von 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Sekunden) entsprechende Monat vor. Die meisten Kulturvölker brachten diese Perioden wegen gewisser, mit den Jahreszeiten zusammenhängender Feste mehr od. weniger genau mit dem tropischen Jahre (von durchschnittlich 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden) in Verbindung.

Die alten Aegypter hatten ein Jahr von 12 Monaten à 30 Tage u. außerdem 5 Ergänzungstage. Sie unterschieden 3 Hauptperioden: Ueberschwemmung (Juli bis Oktober), Fruchtbarkeit (Oktober bis Februar), trockene Hitze (Februar bis Juni). Da ihr Jahr stets 365 Tage hatte also kleiner als das tropische Jahr war, so durchlief der Anfang des

Jahres alle Jahreszeiten u. fiel erst nach je 1461 Jahren wieder auf dieselbe Jahreszeit. Diese Periode nannte man Sothis- od. Hundssternperiode, den 3. Theil derselben Phönixperiode.

Die Griechen zählten in den ältesten Zeiten nach Monaten, deren Anfang mit dem Neumonde, od. vielmehr mit dem Sichtbarwerden der Mondsichel nach dem Neumonde zusammenfiel. $12\frac{1}{2}$ dieser Monate faßte man in ein Jahr zusammen. Um den Anfang der Monate bestimmter zu fixiren, soll Solon, gestützt auf die Beobachtung, daß 2 synodische Mondumläufe annähernd 59 Tage umfassen, den Monaten abwechselnd 29 u. 30 Tage gegeben haben. Die hierdurch entstehende Abweichung vom tropischen Sonnenjahre zu beseitigen, führte Kleostrates von Tenedos die Oktaëteride, eine Periode von 8 Jahren ein, bei welcher das 3., 5. u. 8. Jahr 13 Monate, einen Monat von 30 Tagen mehr als die übrigen Jahre hatten. Diese Periode umfaßte mithin 99 Monate mit 2922 Tagen, u. das Jahr erhielt demnach eine Länge von $365\frac{1}{4}$ Tagen. Hierdurch entstand aber nach Ablauf von je 8 Jahren zwischen dem Eintritt des Neumondes u. dem Anfang des Monats eine Differenz von durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Tag. Um auch diese zu beseitigen, ordneten Meton u. Euktemon 433 v. Chr. die Enneadetaëteride, eine 19jährige Periode mit 235 Monaten an. In der That sind auch 235 synodische Mondumläufe nur um einen kleineren Theil eines Tages von 19 tropischen Sonnenjahren verschieden, so daß man den Metonischen Cyklus auch zur annähernden Berechnung der Mondphasen benutzen kann. Den noch immer vorhandenen kleinen Fehler suchte Kalippus durch Zusammenfassen von 4 solchen Perioden mit Auslassen eines Tages zu entfernen (Kalippische Periode). Eine siebentägige Woche kannten übrigens die Griechen nicht, ihre Dekade umfaßte vielmehr 10 Tage.

Die Römer hatten Anfangs durch Romulus ein Mondjahr von 10 Monaten mit 304 Tagen erhalten. Die große Abweichung vom Sonnenjahre veranlaßte den Nachfolger Numa (etwa 717 v. Chr.), noch 2 Monate mit 50 Tagen (Januar u. Februar) hinzuzufügen, u. weil auch dies noch nicht genügte, sollte alle 2 Jahre nach dem 23. Febr. ein Monat eingeschaltet werden, der abwechselnd aus 22 u. 23 Tagen bestand. Diese Einschaltungen wurden jedoch später vernachlässigt, so daß die mit gewissen Jahreszeiten in Verbindung stehenden Feste in ganz unpassende Zeiten fielen u. der Unterschied nach u. nach auf 67 Tage anwuchs. Im J. 708 nach Erbauung Roms (46 v. Chr.) entschloß sich daher der damalige Pontifex Julius Cäsar zu einer Verbesserung des römischen K.s unter Beihülfe des Astronomen Sosigenes aus Alexandrien u. des Flavius zu Rom. Zunächst erhielt das ohnehin schon durch Schalttage verlängerte Jahr 708 noch 2 Schaltmonate von 67 Tagen, so daß es 445 Tage zählte, damit der Anfang des Jahres (1. Jan.) mit der Zeit der kürzesten Tage u. zugleich mit einem Neumond zusammenfalle. In der Folge sollte jedes von 3 auf einander folgenden Jahren 365, das vierte aber 366 Tage erhalten. In letzterem Falle wurde dem Februar, der sonst nur 23 Tage hatte, ein Tag (der 24. Febr. als Schalttag) hinzugefügt. Diese Anordnung war anfänglich falsch verstanden worden u. man hatte 2 Jahre von 365 Tagen mit einem von 366 abwechseln lassen. Der Irrthum wurde jedoch bald bemerkt u. nach den beabsichtigten Regeln 4 auf einander folgenden Jahren eine Länge von 1461 Tagen gegeben, so daß das „Julianische Jahr" $365\frac{1}{4}$ Tage erhielt. Den 1. Tag jedes Monats nannten die Römer Calendae, den 7. Tag der Monate März, Mai, Juli u. Oktober Nonae, den 15. Tag dieser Monate Idus, in den übrigen Monaten aber schon den 5. Nonae u. den 13. Idus. Von diesen Tagen an zählte man rückwärts. Daher der 31. Januar = pridie Calendas Februarii, 30. Januar = III (ante) Calendas Febr., 29. Jan. = IV Cal. Febr., der 10. Juni = IV Idus Junias, der 3. März = V Nonas Martias. Mit Einführung des Christenthums erhielt der Julianische K. die jetzige Einrichtung, bei der das Osterfest die wichtigste Rolle spielt. Das Konzil zu Nicäa (325 n. Chr.) ordnete hinsichtlich dieses Festes an, daß es stets auf Sonntag nach dem zunächst nach Frühlingsanfang eintretenden, cyklisch berechneten Vollmonde zu setzen sei, wobei vorausgesetzt wurde, daß Frühlingsanfang stets auf den 21. März falle. Dieser alexandrinischen Berechnungsweise zufolge war die Ostergrenze (terminus paschalis), d. i. der früheste u. späteste Tag des Ostervollmondes, der 21. März u. 18. April u. Ostern konnte daher nicht früher als den 22. März u. nicht später als den 25. April fallen. Bei der römischen Berechnungsweise war die Ostergrenze der 18. März u. 15. April, daher im Abendlande Ostern frühestens den 19. März u. spätestens den 22. April fiel. Dieser Unterschied bewirkte, daß 387 n. Chr. zum ersten Male die beiden Osterfeste auf verschiedene Tage fielen, u. zwar bei den Alexandrinern auf den 25. April, bei den Römern auf den 21. März. Durch Dionysius Exiguus wurde die alexandr. Berechnungsweise 525 n. Chr. auch für die römische Kirche angenommen u. blieb nun für die gesammte Christenheit die allein giltige. Man glaubte übrigens, daß das Nicäische Konzil durch dieselbe das Zusammenfallen des christlichen u. jüdischen Osterfestes hatte verhindern wollen, was jedoch keineswegs der Fall ist, denn 1805 am 14. April, 1825 am 3. April, 1828 am 30. März, 1832 am 15. April fielen z. B. beide Osterfeste zusammen, u. 1903 am 12. April, 1923 am 1. April, 1927 am 17. April wird es wieder der Fall sein. Auf den frühesten Termin (22. März) fiel das christliche Osterfest in den Jahren 1598, 1693, 1761, 1818, auf den spätesten (25. April) 1666, 1734, 1886, 1943.

Der Umstand, daß das Julianische Jahr (von 365 Tagen 6 Stunden) um $11\frac{4}{5}$ Min. größer als das tropische Jahr war, u. diese Differenz in 100 Jahren schon auf $18\frac{2}{3}$ Stunden, in 400 Jahren also auf etwa 3 Tage anwuchs, mußte bewirken, daß sich der Frühlingsanfang seit dem Nicäischen Konzil immer mehr vom 21. März entfernte u. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. schon auf den 11. März fiel. Zur Beseitigung dieses Uebelstandes gewann Papst Gregor XIII. im J. 1582 den Arzt Aloys Lili zu Verona. Nach den Vorschlägen desselben ordnete Gregor XIII. in einer Bulle vom 24. Febr. 1582 an, daß der Oktober dieses Jahres 10 Tage weniger haben u. auf den 4. Oktober sofort der 15. folgen, auch fernerhin jedes 4. Jahr, dessen Zahl sich ohne Rest durch 4 theilen läßt (z. B. 1584, 1588), wie bisher ein Schaltjahr, jedes Jahr aber, dessen Zahl durch 100 ohne Rest theilbar sei (1700, 1800, 1900), ein gemeines Jahr, u. jedes Jahr, dessen Zahl durch 400 ohne Rest theilbar sei (1600, 2000) ein Schaltjahr sein solle. Dieser Gregorianische, jetzt in den meisten christlichen Staaten eingeführte K. entspricht trotz der komplizirten Regeln dem genauen tropischen Jahre noch nicht, vielmehr wird schon nach je 4000 Jahren wieder ein Tag weggelassen werden müssen. Eine verhältnißmäßig größere Genauigkeit u. Einfachheit bietet der alte persische K., der einen Cyklus von 33 Jahren mit 8 Schaltjahren hatte, so daß das Jahr eine Länge von 365 Tagen 5 Stunden $49\frac{1}{11}$ Minuten enthielt. Eine absolute Genauigkeit würde sich übrigens nicht erreichen lassen, da das tropische Jahr gewissen Schwankungen unterworfen ist. Eingeführt wurde der Gregorianische K. gleichzeitig in Italien, Spanien u. Portugal, 2 Monate später in Frankreich, 1583 in den katholischen Theilen Deutschlands, der Schweiz u. der Niederlande, 1586 in Polen, 1587 in Ungarn. Im J. 1699 entschlossen sich auch die evangelischen Stände des Deutschen Reiches, diesen K. anzunehmen, u. verordneten, daß nach dem 18. Febr. 1700 sogleich der 1. März 1700 zu schreiben sei, das Osterfest aber nicht wie beim Gregor. K. nach den cyklischen Rechnungen der alexandrinischen Berechnungsweise berechnet werden solle, bei welchen angenommen wird, daß die Mondviertel nach je 19 Jahren genau auf denselben Tag fallen u. der Frühlingsanfang stets den 21. März eintritt, sondern nach dem astronomisch genau berechneten Vollmond u. Frühlingsanfang. Infolge dieser Abweichung feierten die Protestanten 1724 u. 1744 das Osterfest 8 Tage später als die Katholiken, u. 1778 würde es wieder der Fall gewesen sein, wenn die evangelischen Stände nicht am 13. Juni 1777 ihren „verbesserten" K. aufgegeben hätten u. der Gregor. K. als „allgemeiner Reichskalender" eingeführt worden wäre. Dänemark u. die vereinigten Niederlande nahmen den Gregor. K. gleichfalls im J. 1700, die evangelische Schweiz 1701, England 1752, Schweden 1753 an. Rußland allein hat noch jetzt den Julianischen K. — den K. „alten Stils". Die Abweichung desselben vom Gregor. K. od. K. „neuen Stils" ist jetzt auf 12 Tage gestiegen u. wird vom 1. März 1900 an 13 Tage betragen. Der 1. Juli 1875 neuen Stils ist daher der 19. Juni 1875 alten Stils, abgekürzt: $\frac{19.\ \text{Juni}}{1.\ \text{Juli}}$ 1875.

Der 1792 eingeführte französisch-republikanische K., bei welchem das Jahr 1 mit Herbstanfang dess. Jahres begann, wurde von Napoleon durch ein Dekret vom 9. Sept. 1805 wieder aufgehoben u. mit dem 1. Jan. 1806 durch den Gregorianischen ersetzt. Das Jahr desselben hatte 12 Monate zu 3 Wochen (Dekaden) à 10 Tage. Durch die nach den 12 Monaten hinzugefügten, zu allgemeinen Volksfesttagen bestimmten 5 od. 6 Schalttage sollte das Jahr die Länge eines tropischen erhalten.

Der höchst verwickelte jüdische K. ist auf den Umlauf des Mondes, zugleich aber auch wegen einiger mit den Jahreszeiten eng verknüpfter Feste auf das Sonnenjahr gegründet. Der Monat hat 29 od. 30 Tage u. beginnt stets zur Zeit des Neumondes. Das Jahr, welches nicht mit Sonntag, Mittwoch u. Freitag anfangen darf, hat 12 od. 13 Monate. Der Schaltkreis umfaßt 19 Jahre, von denen 7 (das 3., 6., 8., 11., 14., 17., 19.) aus 13 Monaten bestehen. Die Länge eines gemeinen Jahres beträgt 353, 354 od. 355, die eines Schaltjahres 383, 384 od. 385 Tage. Das jüdische Neujahr fällt stets in die Zeit vom 4. Sept. bis 5. Okt., u. die demselben zugehörige Jahreszahl ist um 3761 größer als die der christlichen Zeitrechnung. Das Passahfest (Osterfest) fällt gewöhnlich in die christliche Charwoche, nie aber vor dem 26. März u. nach dem 25. April. Die Monate heißen: Tischri (1. Neujahr, 10. Versöhnungsfest, 15. Laubhüttenfest, 23. Gesetzfreude), Marscheschwan, Kislev, Tebeth,

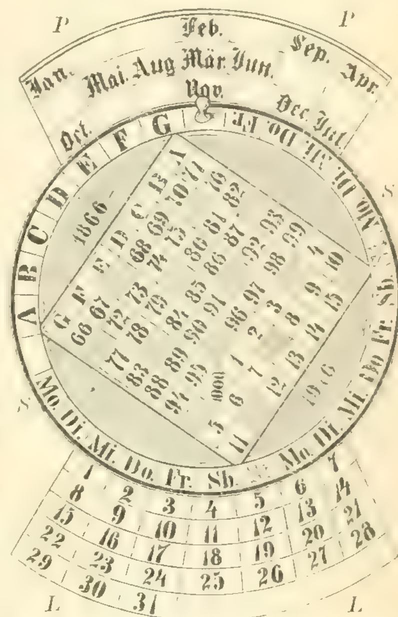
Schebat, Adar, Weadar (Schaltmonat), Nisan (15. Passah), Ijar, Sivan (6. Wochenfest), Thamuz, Ab (9. Tempelverbrennung), Elul. Der Ruhetag (Sabbat) beginnt stets Freitags mit Sonnenuntergang u. endigt Sonnabends zu derselben Zeit.

Die Mohammedaner haben ein reines Mondjahr von 12 Monaten, von denen die ungeradzahligen (der 1., 3., 5. u. s. w.) 30, die geradzahligen 29 Tage haben u. bald nach Eintritt des Neumondes beginnen. Die Länge der Jahre richtet sich nach einem Cyklus von 30 Jahren, von welchen 11 (das 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26., 29.) Schaltjahre zu 355, die übrigen gemeine Jahre zu 354 Tagen sind. Da das Jahr 10 bis 12 Tage kürzer als das Sonnenjahr ist, so durchläuft der Anfang des Jahres alle Jahreszeiten. Das Jahr 1292 beginnt am 7. Febr. 1875 der christlichen Zeitrechnung, das Jahr 1293 am 28. Jan. 1876. Die Monate heißen: Moharrem, Safar, Rebi el awwel, Rebi el acher, Dschemâdi el awwel, Dschemâdi el acher, Redscheb (5. Empfängniß Mohammed's), Schaban (5. Nacht des Propheten), Ramadan, Schewwal (1. bis 3. das große Beiramfest), Dsu'l kade, Dsu'l hedsche (10. das kleine Beiramfest). Der Ruhetag (Dschuma) fällt auf den Freitag.

Die Lehre von der Anfertigung des K.s heißt Kalendariographie. Man pflegt im christlichen K. zunächst die cyklischen Zahlen (chronologischen Kennzeichen) anzugeben, durch welche die Zeitmomente desselben genau bestimmt sind. Dieselben sind: 1) Die goldene Zahl, welche anzeigt, das wievielte Jahr das vorliegende in dem 19jährigen Meton'schen Cyklus ist (s. oben). 2) Die Epakte od. Alter des Mondes, welche anzeigt, wie viel Tage seit dem letzten durch den Cyklus, also nicht astronomisch genau berechneten Neumonde im alten Jahre bis zum Neujahrstage verflossen sind. 3) Der Sonntagsbuchstabe, welcher die Sonntage im Jahre bestimmt, vorausgesetzt, daß die Tage wiederholt mit dem Buchstaben A bis G bezeichnet sind (der 1. Jan. mit A, der 2. mit B u. s. w.). Das Schaltjahr erhält 2 Buchstaben, den zweiten für die Sonntage nach dem 29. Februar. 4) Der Sonnencirkel, ein Zeitraum von 28 Jahren, nach welchem sich die Sonntagsbuchstaben wiederholen. 5) Der Römer Zinszahl od. Indiktion, welche anzeigt, das wievielte Jahr das vorliegende in einer Periode von 15 Jahren ist, die an die bekanntlich in ein Schätzungsjahr fallende Geburt Christi erinnern sollte. 6) Die stets auf Mittwoch fallenden Quatember, vierteljährliche Termine, die früher eine gerichtliche u. finanzielle Bedeutung hatten. Hierauf bestimmt man das Osterfest sowie die demselben vorausgehenden u. nachfolgenden Sonntage u. Feste, alsdann die wenigen mit Neujahr u. Weihnachtsfest zusammenhängenden Tage. Der vollständige K. verlangt außerdem noch die Angabe der hauptsächlichsten auf das vorliegende Jahr sich beziehenden, astronomischen, politischen u. kommerziellen Ereignisse. Gewisse astronomische Ereignisse werden hierbei sehr oft durch die sog. Kalenderzeichen (s. „astronomische Zeichen") abgekürzt.

Bis in das 18. Jahrh. war der K. mit der Astrologie fast unzertrennlich u. enthielt daher auch durch besondere charakteristische Zeichen ausgezeichnete Tage, an welchen man „gut purgiren, gut aderlassen, gut Nägel u. Haare abschneiden, gut säen, gut Holz hauen u. s. w." könne, ferner die Witterung u. die politischen Ereignisse nicht nur für das betreffende Jahr, sondern oft auf viele Jahre voraus. Noch jetzt darf im sog. Bauernkalender das angeblich dem **100jährigen K.** entnommene Wetter nicht fehlen, wiewol ein 100jähriger K. nur in der Einbildung existirt u. das Wetter bekanntlich selbst von den ersten Autoritäten der Meteorologie nicht auf wenige Tage vorausbestimmt werden kann, der Kalenderverfertiger daher auch das Wetter vollkommen willkürlich, ohne alle Vorlagen u. Regeln, anfertigt. Einem solchen K. fügt man ferner als „Auszug aus dem 100jährigen K." den Planeten (hierbei Sonne u. Mond als Planet!) hinzu, der das betreffende Jahr regiert.

Der sog. **immerwährende K.** enthält für eine größere Reihe von Jahren (z. B. 1700 bis 2000) die Neujahrs- u. Osterfeste, aus denen mittels der hinzugefügten Tabellen alle übrigen Angaben des gegebenen Jahres bestimmt werden können. Damit verbunden sind häufig die sog. Datumfinder, Apparate, welche durch einfache Einstellung gestatten, für jeden Wochentag das betreffende Datum, od. umgekehrt für ein bestimmtes Datum den darauf entfallenden Wochentag, sofort abzulesen; sie sind in ebenfalls verschiedener Art konstruirt worden. In unserer Abbildung Nr. 3599 geben wir die Ansicht einer bes. zweckmäßigen Einrichtung, die von Dr. J. Goldstein erfunden ist. Sie besteht aus einer kreisförmigen, mittels eines am obern Rande sitzenden Knöpfchens innerhalb der beiden Segmente P u. L drehbaren Scheibe SS, deren innerer Raum von einem Quadratfelde ausgefüllt ist, auf welchem die Jahreszahlen, für die der K. zunächst brauchbar ist, in gewisser Reihenfolge verzeichnet sind. In unserm Falle sind dies die fünfzig Jahre von 1866 bis 1915. Der Rand der Scheibe trägt die Buchstaben A B C D E F G, welche gleichzeitig auch in entgegengesetzter Reihenfolge über den 7 Kolumnen des Quadrates stehen u. zum Einstellen des K.s dienen. Das Einstellen geschieht nämlich dadurch, daß man denjenigen der Buchstaben, welcher mit dem im Vierecke über der betreffenden Jahreszahl stehenden Buchstaben korrespondirt (für das Jahr 1873 also das E, für 1875 das C u. s. w.), beim Beginn eines jeden neuen Monats durch genau unter den betreffenden, oberhalb der Scheibe angegebenen Monat rückt. In unsrer Abbildung steht das für 1873 geltende E unter Januar; dadurch hat sich der untere Rand der Scheibe, welcher die Wochentage aufgeführt enthält, so eingestellt, daß Mittwoch über 1, Donnerstag über 2 u. s. w. zu stehen kommt, über die Zahlen also, welche in der That die betreffenden Monatstage bezeichnen; am letzten Januar hat man nur nöthig, das E um 3 Stellen weiter nach rechts unter die Kolumne zu drehen, in welcher Februar verzeichnet ist, um für diesen ganzen Monat wieder den Datumzeiger richtig eingestellt zu haben. Für 1875 ist aus dem innern Quadrat der Buchstabe C zu entnehmen; dreht man die Scheibe, bis derselbe unter den Monatsnamen Mai zu stehen kommt, so stellt sich über der 1 im unteren Segmente der Wochentag Sonnabend, über 2 Sonntag u. s. w. ein.



Nr. 3599. Datumfinder zum immerwährenden Kalender.

Um aber für jedes Jahr (z. B. 1987) eines weit größeren Zeitraumes (beispielsweise 1582—2499) mittels einfacher Rechnungen einen vollständigen Gregorianischen K. anfertigen zu können, beachte man Folgendes.

Zunächst bestimme man das Datum des Osterfestes in nachstehender Weise: a) Dividire die Jahreszahl durch 19 u. behalte den Rest allein (1987 : 19 = 104, Rest 11). b) Dividire die Jahreszahl durch 4 u. behalte den Rest allein (1987 : 4 = 496, Rest 3). c) Dividire die Jahreszahl durch 7 u. behalte den Rest allein (1987 : 7 = 283, Rest 6). d) Multiplizire den in a gefundenen Rest mit 19, addire die der betreffenden Jahreszahl zugehörige Zahl nachstehender Tabelle, dividire die Summe durch 30 u. behalte den Rest allein (11. 19 + 24 = 209 + 24 = 233; 233 : 30 = 7, Rest 23).

1582—1699 22	1900—2199 24	2300—2399 26
1700—1899 23	2200—2299 25	2400—2499 25

e) Multiplizire den in b gefundenen Rest mit 2 (3. 2 = 6), den in c gefundenen Rest mit 4 (6. 4 = 24), den in d gefundenen Rest mit 6 (23. 6 = 138). Addire diese 3 Produkte u. die der betreffenden Jahreszahl zugehörige Zahl nachstehender Tabelle, dividire die Summe durch 7 u. behalte nur den Rest (6 + 24 + 138 + 5 = 173; 173 : 7 = 24, Rest 5).

1582—1699 2	1800—1899 4	2100—2199 6	2400—2799 1
1700—1799 3	1900—2099 5	2200—2299 0	

f) Addire die in d u. e gefundenen Reste (23 + 5 = 28). g) Die in f erhaltene Zahl um 22 vermehrt, giebt den Märztag, od. um 9 vermindert, den Apriltag des Osterfestes (für 1987 ist also der 28—9., d. i. 19. April, der Ostersonntag). Sollte hierbei der 26. April als Ostertag gefunden werden, so ist dafür stets der 19. April zu nehmen. Ferner ist statt des 25. April der 18. April zu nehmen, wenn der Rest aus a größer als 10 ist. (Die Berechnung des Julianischen Osterfestes ist auf gleiche Weise auszuführen, nur ist in d stets 15, in e stets 6 statt der veränderlichen Zahlen der dortigen Tabellen zu nehmen.)

Nach dem Osterfeste bestimmt man die Sonn- u. Festtage sowie die Quatember, die Jahrmärkte u. Messen.

Freitag	vor	Ostern	= Charfreitag,
Donnerstag	„	„	= Gründonnerstag,
1. Sonntag	„	„	= Palmarum,
2. „	„	„	= Judica,
3. „	„	„	= Lätare,
4. „	„	„	= Oculi,
5. Freitag	„	„	= Bußtag in Sachsen,
5. Sonntag	„	„	= Reminiscere,
6. Mittwoch	„	„	= Quatember,
6. Sonntag	„	„	= Invocavit,
7. Dienstag	„	„	= Fastnacht,
7. Sonntag	„	„	= Estomihi,

8. Sonntag vor Ostern = Sexagesimä,
9. „ „ „ = Septuagesimä.

Durch fortgesetztes Zurückschreiten ergiebt sich nun auch der Wochentag des Neujahr.

1. Sonntag nach Ostern — Quasimodogeniti,
2. „ „ „ — Misericordias Domini,
3. „ „ „ = Jubilate,
4. Mittwoch „ „ — Bußtag in Preußen,
4. Sonntag „ „ — Cantate,
5. „ „ „ = Rogate,
6. Donnerstag „ „ = Himmelfahrtsfest,
6. Sonntag „ „ — Exaudi,
7. „ „ „ — Pfingstfest,
8. Mittwoch „ „ — Quatember,
8. Sonntag „ „ = Trinitatisfest,
9. „ „ „ — 1. Sonntag nach Trinitatis,
10. „ „ „ = 2. „ „ „ u. s. w.

24. Juni = Johannisfest,
Mittwoch zwischen 15. u. 21. Sept. = Quatember,
31. Oktober = Reformationsfest,
6. Januar = Fest der Erscheinung Christi,
1. Sonntag nach dem 6. Jan. = 1. Sonntag nach Epiphanias,
2. „ „ „ „ „ „ = 2. „ „ „
(fortzusetzen bis Septuagesimä)

25. Dezember — Weihnachtsfest,
Sonntag vor 25. Dezember = 4. Advent,
Mittwoch vor 4. Advent — Quatember,
2. Sonntag vor 25. Dezember = 3. Advent,
3. „ „ „ „ = 2. „
4. „ „ „ „ — 1. „
5. „ „ „ „ = letzter Sonntag nach Trinitatis u. Todtenfest,

Freitag vor dem Todtenfest = Bußtag in Sachsen.

Die Leipziger Messen sind in folgender Weise hinzuzufügen: 1) Neujahrsmesse: 2. bis 15. Jan. 2) Ostermesse: Anfang am Montag nach Quasimod. (en gros), Ende am Sonnabend nach Cantate. 3) Michaelismesse: Anfang am Montag zwischen 17. u. 23. Sept. (en gros), Ende am Sonnabend zwischen 13. u. 19. Okt.

Um auch die Mondviertel einzureihen, hat man den oben in d gefundenen Rest um 21 zu vermehren, um den Märztag, od. um 10 zu vermindern, um den Apriltag zu erhalten, auf welchen (nahe genug) ein Vollmond fällt. (Für 1987 ist also der 23. — 10., d. i. 13. April, ein Vollmondstag.) Subtrahirt u. addirt man fortwährend $29\frac{1}{2}$ Tage, so erhält man die übrigen Vollmonde des Jahres (z. B. für Juni 1987: 13. April + 2. $29\frac{1}{2}$ Tage = 11. Juni ein Vollmond). Theilt man die Zeit von einem Vollmond bis zum nächsten in 4 gleiche Theile, so erhält man 3 Zwischentermine, auf welche annähernd letztes Viertel, Neumond, u. erstes Viertel fallen.

Will man nicht den vollständigen K., sondern nur den Wochentag eines Datum bestimmen, so sucht man durch die nachstehenden einfacheren Rechnungen zunächst den Wochentag des **Neujahrs** (beispielsweise für 1987: A. Zu der Jahreszahl addire 1 (1987 + 1 = 1988). B. Dividire die um 1 verminderte Jahreszahl durch 4 u. behalte die ganze Zahl des Quotienten allein (1987 — 1 = 1986; 1986 : 4 = 496). C. Dividire die um 1 verminderte Jahreszahl durch 400 u. behalte nur die ganze Zahl des Quotienten (1986 : 400 = 4). D. Dividire die um 1 verminderte Jahreszahl durch 100 u. behalte die ganze Zahl des Quotienten allein (1986 : 100 = 19). E. Addire die in A, B, C gefundenen Zahlen, ziehe von der Summe die durch D bestimmte Zahl ab u. dividire den Rest durch 7. Der erhaltene Rest zeigt den ebensovielten Wochentag u. zwar 1 = Sonntag, 2 = Montag, ... 6 = Freitag, 0 (= 7) = Sonnabend. (1988 + 496 + 4 — 19 = 2469; 2469 : 7 = 352, Rest 5. Das Neujahr 1987 fällt also auf den 5. Wochentag od. Donnerstag.)

Nachstehende Tabelle giebt hierauf die gleichen Wochentage der übrigen Monate.

	Jan	Febr	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug	Sept	Okt.	Nov	Dez.
Gemeines Jahr	1	5	5	2	7	4	2	6	3	1	5	3
Schaltjahr	1	5	4	1	6	3	1	5	2	7	4	2

Auf den 1. Jan., 5. Febr., 5. März, 2. April 1987 u. s. w. fällt also ein Donnerstag, mithin auch z. B. auf den 9., 16., 23., 30. April.

Das beigefügte (Dezember 1875 u. Januar 1876 enthaltende) Schema wird genügen, um ein klares Bild der Einrichtung eines vollständigen K.s zu erhalten. Zur Erläuterung diene hierbei, daß U. Uhr, M. Minuten, v. die Vor-, n. die Nachmittagsstunden bedeuten. Die astronomischen Ereignisse gelten hierbei für Berlin u. die Spalte „mittlere Zeit“ giebt die Zeit an, welche unsere Räderuhren zeigen müssen, wenn die Sonne genau in der Mittagslinie sich befindet (die Sonnenuhr also 12 Uhr (wahre Zeit) zeigt).

Kalenderliteratur. Die K., wie sie jetzt sind, reichen in die Periode der Buchdruckerkunst zurück; bestanden haben geschriebene natürlich schon früher, u. zwar waren ihre ersten Verfertiger Geistliche; denn da es hauptsächlich darauf ankam, die Tage nach den angeordneten kirchlichen Festen u. nach Heiligen zu unterscheiden, so werden auch in Urkunden oft nur Tage auf diese Art bezeichnet. Anfangs wurden sie gewöhnlich auf mehrere Jahre im Voraus eingerichtet u. so in die Breviarien der Klostergeistlichen eingeschrieben, wie wir dies noch aus vielen (handschriftlich erhaltenen) sog. Horae (od. Heures), Breviaria od. sogar Missalia sehen können. Man kennt indeß schon einen alten, dem 11. Jahrh. angehörigen, halb engl., halb lat. abgefaßten angelsächs. K. mit 12 Monatsbildern, der die Verrichtungen eines jeden Monats in der Landwirthschaft anzeigt (bei J. Strutt, „Horda Angelcynnan“, Lond. 1725, Bd. 1, Taf. 10—12). Einer der ältesten gedruckten K. ist nun jener im franz. Dialekt der Niederbretagne abgefaßte, auf Pergament mit Holztafeln gedruckte, in der Bibliothek des Lord Spencer befindliche K. vom J. 1458, aus 18 Blättern bestehend. Späteren Ursprungs sind die auch auf Holztafeln mit unbeweglichen Lettern gedruckten, im Britannischen Museum aufbewahrten zwei deutschen K. von 8 u. 10 Blättern, von denen ersterer als Druckort die Stadt Mentz, letzterer als Drucker Konrad Kachelouen (zu Leipzig) nennt. Jenes Calendarium des Johann von Gmünden (gest. 1442), welches 1422 od. 1439 beendigt ward u. auf einer Holztafel so eingeschnitten war, daß auf jeder Seite sechs Monate (bei den Tagen die Namen der Heiligen) standen u. über jedem Monat ein auf die in demselben vorzunehmenden Geschäfte bezügliches Bild befindlich war, bleibt in dieser Einrichtung immerhin das erste bekannte Muster dieser alten K., obgleich dasselbe eigentlich kein selbständiger K., sondern nur ein integrirender Theil (26 Bl.) einer xylographischen Folge von Bildern der 7 Planeten mit lat. Text u. deutschen Versen ist. Der Zeit nach folgt dann der deutsche K. des Johannes Müller od. Regiomontanus, welcher zu Nürnberg 1473 auf zwei Seiten von Holztafeln gedruckt ward u. in einem Jahre zwei Auflagen erlebte. Derselbe Gelehrte ließ dann 1473 seinen auf 30 Jahre eingerichteten K. folgen, dem er den von ihm selbst berechneten Lauf der Sonne, des Mondes u. der Planeten beifügte; in Venedig ward dieser K. (1476 u. 78) in lat., deutscher u. ital. Sprache nachgedruckt. Der Erste, der in Italien eine sog. Kalenderpraktika herausgab, d. h. bestimmte, an welchen Tagen man mit Erfolg baden, purgiren, Ader lassen, Medizin nehmen solle, war der Arzt Hieronymus Manfredi zu Bologna (gest. 1483), der mehrere solcher K., die er Pronosticatio nannte (z. B. 1479), verfaßte. In Deutschland war ihm jedoch Jakob Pflaum hierin zuvorgekommen, der in seinem zu Ulm bei Günther Zainer gedruckten K. nam. auch weitläufig über die Zeit des Aderlassens handelt. Von nun an werden die K. mit astrologisch-medizinischen Bestimmungen, die eigentlichen Kalenderpraktiken, immer häufiger, so die zwei von Johann Blaubirer 1481 u. 1483, von Johann Bämler 1483 zu Augsburg, von Heinrich Knoblochtzer zu Straßburg 1483 gedruckten K., ebenso die von Johann Stöfler u. Jakob Pflaum 1499 zu Ulm mit beigefügter medizinischer Astrologie herausgegebenen. Einjährige K. druckte zu Nürnberg schon 1513, 1514 u. 1515 Friedrich Peypus, dann Stephan Arndes zu Lübeck 1519, u. zu Rostock Ludwig Diez 1523, dann kam zu Hamburg ein solcher 1546 unter dem Titel „Almanach u. Praktika Doktoris Johannis Wolmar“ in Sedez heraus. Für mehrere Städte zugleich druckte man K. zu Breslau 1561, zu Erfurt 1565, zu Görlitz 1573 u. zu Leipzig 1575. In dem in München gedruckten K. ist bereits die eine Seite stets zum Schreibkalender bestimmt. Bis hierher blieb nun auch die Sitte, daß die Aerzte wegen des vermeinten Einflusses der Astrologie auf ihre Kunst sich des Kalendermachens fast allein annahmen; später übernahmen die Geistlichen dieses Geschäft; so gab 1593 zu Altorf Mag. J. Prätorius den ersten von astrologischem Unsinn gesäuberten K. heraus; Mag. Georg Cäsius fügte seinem K. von 1594 eine Historie der Monate sowie der wichtigsten Geburten u. Todesfälle bei, ließ aber ebenso wie Johann Krabbe zu Erfurt (1593 u. 1598) die Praktika u. Monatsgeschichte weg, wofür dieser Letztere aber schon ein Verzeichniß der Jahrmärkte lieferte! Allein das Volk ließ sich doch seinen alten Aberglauben u. seine Wetterprophezeiungen nicht gern nehmen. Rüdiger's Versuch, den alten hundertjähr. K. durch etwas Besseres u. Gemeinnützigeres mit Beibehaltung des Titels zu ersetzen (Chph. v. Hellwig, „Hundertjähr. K.“, Lpz. 1786), scheiterte. Mit mehr Glück versuchte dasselbe C. G. Steinbeck mit seinem oft gedruckten „Aufrichtigen Kalendermann“ (Gera u. Lpz. 1792—1804, 3 Thle.). Der Erste, der seinen Zweck, Unterricht, Belehrung u. Unterhaltung in populärer Weise in seinem K. zu vereinigen, erreichte, war C. K. André mit seinem „Nationalkalender“ (Brünn 1811), der dann alljährlich als „K. für die deutschen Bundesstaaten“ erschien.

(Fortsetzung Sp. 451.)

1875 Dezember. Datum	Tag	Feste u. Namen. Protestanten	Katholiken	Russischer Kalender. 1875. November	Juden. 5636. Kislev	Türken. 1292. Dsu'l kade	Sonne. Aufg U M	Sonne. Utg U M	Mittlere Zeit im wahren Mittage. U M	Mond. Aufg. U M	Mond. Utg U M	Astronomische Ereignisse.
1	M.	Longinus	Eligius	19 Obadja	3	3	7.51	3.48	11.49	11.28 v.	5.50 n.	Saturn, im Sternbild des
2	D.	Aurelie	Bibiana	20 Gregor	4	4 7 Schläfer	7.51	3.47	11.50	11.56	7.12	Steinbocks, geht 9½ Uhr
3	F.	Fr. Xaver	**Franz Xaver**	21 Mar. Opf.	5	5 **Dschuma**	7.53	3.47	11.50	12.17 n.	8.30	Abends unter. ♄ u. ♂ nahe
4	S.	Barbara	**Barbara**	22 Philem.	6 **Sabbat**	6 Abrah.b.K.	7.54	3.46	11.50	12.32	9.49	beim ☾.
49. Woche		Luc. 21, 25—36.										
5	S.	**2. Advent**	**2. Advent**	23 **25. n. Pf.**	7	7 Mos.d.Nil.	7.55	3.46	11.51	12.44	11. 8	Merkur ist unsichtbar.
6	M.	Nikolaus	Nikolaus	24 Katharina	8	8	7.57	3.45	11.51	12.54		☽ **2 U. 50 M. früh.**
7	D.	Marquard	Ambrosius	25 Clemens	9	9	7.58	3.45	11.52	1. 4	12.28 v.	♃, in der Waage, geht
8	M.	Mar. Empf.	**Mar. Empf.**	26 Georg	10	10	7.59	3.44	11.52	1.15	1.50	5½ Uhr früh auf. ♀ im
9	D.	Agrippina	Leokadia	27 Jak.v.Pers.	11	11	8. 0	3.44	11.52	1.27	3.17	niederst. Knoten. Mars,
10	F.	Judith	Judith	28 Stephan	12	12 **Dschuma**	8. 2	3.44	11.53	1.14	4.19	im Wassermann, geht nach
11	S.	Damasus	Donnasus	29 Paramon	13 **Sabbat**	13 **Gl. Tag**	8. 3	3.44	11.53	2. 9	6.26	10 U. Ab. unter
50. Woche		Matth. 11, 2—10.										
12	S.	**3. Advent**	**3. Advent**	30 **1. Advent** **Dezember**	14	14 Glückl. Tage	8. 4	3.44	11.54	2.48	8. 2	☾ **8 U. 39 M. Abends.**
13	M.	Lucia	Lucia	1 Nahum	15	15	8. 5	3.44	11.54	3.18	9.24	Den 12. ☾ Erdnähe. Stern-
14	D.	Isidor	Spiridion	2 Habakuk	16	16	8. 6	3.44	11.55	5. 8	10.24	schnuppenfall. ♀ geht bald
15	M.	**Quatember**	**Quatember**	3 Zephanja	17	17	8. 7	3.44	11.55	6.41	11. 2	nach 5 U. Abends unter.
16	D.	Ananias	Olympia	4 Barbara	18	18	8. 8	3.44	11.56	8.13	11.27	Uranus nahe beim ☾.
17	F.	Isaak	Lazarus	5 Sawas H.	19	19 **Dschuma**	8. 8	3.44	11.56	9.40	11.43	Saturn im Löwen, geht
18	S.	Wunibald	Wunibald	6 **Nikolaus**	20 **Sabbat**	20	8. 9	3.44	11.57	11. 1	11.55	8½ Uhr Abends auf.
51. Woche		Joh. 1, 19—28.										
19	S.	**4. Advent**	**4. Advent**	7 **2. Advent**	21	21	8.10	3.45	11.57		12.50 n.	☾ **3 U. 49 M. Nachm.**
20	M.	Ammon	Ammon	8 Patapius	22	22	8.10	3.45	11.58	12.19 v.	12.15	Neptun, im Widder,
21	D.	Thomas	Thomas	9 **M. Empf.**	23	23	8.11	3.45	11.58	1.34	12.21	geht gegen 3 U. früh unter.
22	M.	Beata	Demetrius	10 Menas	24 [**weihfest**	24	8.12	3.46	11.59	2.49	12.31	**Wintersanfang.** ☉ tritt in
23	D.	Dagobert	Dagobert	11 Daniel	25 **Tempel-**	25	8.12	3.47	11.59	4. 4	12.47	das Zeichen des Steinbocks.
24	F.	Adam, Eva	Adam, Eva	12 Spiridion	26	26 **Dschuma**	8.12	3.47	12. 0	5.19	1. 4	Jupiter nahe beim ☾. Der
25	S.	**H. Christtag**	**Christtag**	13 Eustrat.	27 **Sabbat**	27	8.13	3.48	12. 0	6.31	1.27	Mond in Erdferne.
52. Woche		Luc. 2, 15—20.										
26	S.	**S. n. Weihn.**	**S. n. Weihn.**	14 **3. Advent**	28	28	8.13	3.48	12. 1	7.13	2. 1	♀ in oberer ☉.
27	M.	Joh. Ev.	**Joh. Evang.**	15 Eleuther.	29	29	8.13	3.49	12. 1	8.42	2.48	☾ **7 U. 58 M. Abends.**
28	D.	Unsch. Kind.	**Unsch. Kind.**	16 Aggäus	30	30 [sche	8.13	3.50	12. 2	9.28	3.50	Den 27. ♃ nahe beim ☾.
29	M.	Jonathan	Jonathan	17 **Quatemb.**	1 **Tebeth**	1 **Dsu'l hed-**	8.13	3.51	12. 2	10. 0	5. 2	Venus in der Nähe des
30	D.	David	David	18 Sebastian	2 **Ende Tem-**	2	8.13	3.52	12. 3	10.23	6.19	**Mondes. Den 31. Saturn**
31	F.	Sylvester	Sylvester	19 Bonifac.	3 [**pelweihf.**	3 **Dschuma**	8.14	3.53	12. 3	10.39	7.38	in der Nähe des ☾.
1876 Januar.				1875. Dezember	Tebeth.	Dsu'l hedsche						
1	S.	**Neujahr**	**Neujahr**	20 Ignaz	4	4	8.15	3.54	12. 4	10.51 v.	8.56 n.	Am 2. wird Mars vom
1. Woche		Matth. 2, 13—23.										
2	S.	**S. n. Neujahr**	**S. n. Neujahr**	21 **4. Advent**	5	5	8.13	3.55	12. 4	11. 2	10.14	Monde bedeckt. Den 3.
3	M.	Kaspar	Kaspar	22 Anastasia	6	6	8.13	3.56	12. 5	11.11	11.44	☉ in Erdnähe.
4	D.	Balthasar	Balthasar	23 10 Märt.	7	7	8.13	3.57	12. 5	11.21	—	☽ **4 U. 17 M. Nachm.**
5	M.	Simeon	Simeon	24 Fast. Ende	8	8 Off. d. Pr.	8.13	3.59	12. 5	11.32	12.35 v.	♂ tritt in die Fische
6	D.	**Ersch. Chr.**	**Heil. 3 Kön.**	25 **Geb. Chr.**	9	9 **Gr. Festt.**	8.12	4. 0	12. 6	11.46	2.29	u. geht 10½ U. Ab. unter
7	F.	Juliana	Nicetas	26 **Mutt. G.**	10 **Bel. Jerus.**	10 **Dsch. Kl.**	8.12	4. 1	12. 6	12. 6 n.	3.52	♀ geht 6 U. Ab. unter.
8	S.	Erhard	Erhard	27 **Stephan.**	11 **Sabbat**	11 **Beir.**	8.11	4. 3	12. 7	12.37	5.26	Neptun, im Widder, geht
2. Woche		Luc. 2, 41—52.										
9	S.	**1. n. Epiph.**	**1. n. Epiph.**	28 **S. n. Whn.**	12	12	8.11	4.4	12. 7	1.23	6.55	2 U. früh unter.
10	M.	Zacharias	Paul Eins.	29 14,000 Un-	13	13 Glückl. Tage	8.10	4.5	12. 8	2.33	8. 6	☾ in Erdnähe.
11	D.	Aloysia	Hyginius	30 Anysia [sch.	14	14	8.10	4.7	12. 8	4. 2	8.55	☾ **7 U. 17 M. früh.**
12	M.	Reinhold	Reinhold	31 Melania **1876. Januar**	15	15	8. 9	4.8	12. 8	5.28	9.26	♃, in der Waage, geht 4 Uhr früh auf.
13	D.	Hilarius	D. H. 3 Kön.	1 **Neujahr**	16	16	8. 8	4.10	12. 9	7.13	9.46	♄, im Steinbock, geht 7 U.
14	F.	Felix	Malachias	2 Sylvester	17	17 **Dschuma**	8. 7	4.11	12. 9	8.39	10. 0	Abends unter.
15	S.	Traugott	Maurus	3 Malachia	18 **Sabbat**	18 F. d. Teich.	8. 7	4.13	12.10	9.59	10.11	♄, im Löwen, geht 6¼ U.
3. Woche		Joh. 2, 1—11.										
16	S.	**2. n. Epiph.**	**Nam. Jesu**	4 **S. n. Neuj.**	19 Tekupha	19	8. 6	4.15	12.10	11.17	10.21	Abends auf. ☾ im Aequ.
17	M.	Anton	**Antonius**	5 Theop.	20	20	8. 5	4.16	12.10	—	10.30	♀ nahe bei ♄.
18	D.	Felicitas	Helvetius	6 **Ersch. Ch.**	21	21	8. 4	4.18	12.11	12.34 v.	10.40	☾ **9 U. 43 M. Vorm.**
19	M.	Prisca	Bassianus	7 **Joh. Tfr.**	22	22 Friedensf.	8. 3	4.19	12.11	1.50	10.52	♄ tritt in den Wasser-
20	D.	Fab. Sebast.	**Fab. Sebast.**	8 Georg Ch.	23	23	8. 2	4.21	12.11	3. 6	11. 8	mann ☉ in ♒. ♃ ☾
21	F.	Agnes	Agnes	9 Polyeukt.	24	24 **Dschuma**	8. 1	4.23	12.11	4.21	11.29	Antares vom ☾ bedeckt.
22	S.	Vincenz	Vincentius	10 Gregor N.	25 **Sabbat**	25 Ali's Ring	7.59	4.25	12.12	5.33	11.59	☾ in Erdferne.
4. Woche		Matth. 8, 1—13.										
23	S.	**3. n. Epiph.**	**3. n. Epiph.**	11 **1. n. Ep.**	26	26	7.58	4.26	12.12	6.37	12.42 n.	☾ in südlichster Abweichung.
24	M.	Timotheus	Timotheus	12 **Tatiana**	27	27	7.57	4.28	12.12	7.26	1.40	♀ als Abendstern sicht-
25	D.	Pauli Bekehr.	**Pauli Bekehr.**	13 **Hermylus**	28	28	7.56	4.30	12.13	8. 2	2.19	bar.
26	M.	Polykarp	Polykarp	14 Zachäus	29	29	7.54	4.32	12.13	8.28	4. 6	☾ **2 U. 35 M. Nachm.**
27	D.	Joh. Chrysost.	Joh. Chrysost.	15 Paul Theb.	1 **Schebat**	30 rem 1293 **Mohar-**	7.53	4.31	12.13	8.46	5.26	Den 28. ♀ u. ♄ ☾. ☿ in größt. östl. Ausw.
28	F.	Karl	Karl d. Gr.	16 Petr. Kett.	2	1 **Neujahr**	7.51	4.36	12.13	8.59	6.45	♀ nahe bei ♄.
29	S.	Sabina	Sabina	17 Antonius	3 **Sabbat**	2	7.50	4.37	12.13	9.10	8. 4	Venus vom ☾ bedeckt
5. Woche		Matth. 8, 23—27.										
30	S.	**4. n. Epiph.**	**4. n. Epiph.**	18 **2. n. Ep.**	4	3	7.48	4.39	12.14	9.20	9.22	☾ im Aequator
31	M.	Virgil	Virgilius	19 Makarius	5	4	7.47	4.41	12.14	9.31	10.12	Mars vom ☾ bedeckt.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts werden nun aber in den meisten deutschen Städten Volks- u. Hauskalender gedruckt, welche die nöthigsten Notizen über Messen, Jahrmärkte, Himmelserscheinungen, Postberichte, genealogische Nachrichten mit angehängten Anekdoten u. kleinen Erzählungen beibringen. Wenige kommen jedoch über den engen Kreis ihres Druckortes u. seiner Umgebung hinaus, nur der bekannte Schweizer Distelikalender, der hinkende Laarer (ein Köllner existirte auch 1816) Bote, der Ameisenkalender u. s. w. können sich einer größern Verbreitung in Deutschland rühmen. Eine besondere Gattung der K. bilden die Hof- u. Staatskalender, deren erster der „Status particularis regiminis Ferdinandi II.“

			Janer	Sunne		Monde			
			KL	Stampock		S	G	S	G
1	A	KL	New Jar	20	3	0	13	0	13
2	b	4 nō	der achtet S. Steffans	21	4	0	26	0	26
3	c	3 nō	Der achtet S. Johanns	22	6	1	10	1	9
4	d	2 nō	Der achtet der kindlein	23	7	1	23	1	22
5	e	Non	der abent	24	8	2	6	2	4
6	f	8 id9	Obrest	25	9	2	19	2	18
7	g	7 id9		26	11	3	2	3	1
8	A	6 id9	S Erhart bischove	27	12	3	15	3	14
9	b	5 id9	S Julian vnd sein gesellē	28	13	3	29	3	28
10	c	4 id9	S paul ainsidel	29	14	4	12	4	11
11	d	3 id9	wasserman	0	16	4	24	4	24
12	e	2 id9		1	17	4	8	4	7
13	f	Idus	Der achtet des obristen	2	18	4	21	4	20
14	g	19 kal	ffebru · S felix	3	19	6	4	6	3
15	A	18 kal		4	20	6	18	6	16
16	b	17 kal	S Marcell pabst	5	21	7	1	6	29
17	c	16 kal	S Antoni peichtiger	6	22	7	14	7	12
18	d	15 kal	S prisca iunckfraw	7	23	7	27	7	14
19	e	14 kal		8	24	8	10	8	8
20	f	13 kal	S Fabian vnd sebastian	9	24	8	24	8	21
21	g	12 kal	S Agnes iunckfraw	10	26	9	7	9	4
22	A	11 kal	S Vincenz martrer	11	27	9	20	9	17
23	b	10 kal		12	28	10	3	10	0
24	c	9 kal	S Timotheus gwelispot	13	29	10	16	10	14
25	d	8 kal	S pauls bekerung	14	30	10	29	10	27
26	e	7 kal		15	31	11	13	11	10
27	f	6 kal		16	31	11	26	11	23
28	g	5 kal		17	32	0	9	0	6
29	A	4 kal		18	33	0	22	0	19
30	b	3 kal		19	33	1	14	1	2
31	c	2 kal		20	34	1	18	1	14

Nr. 3600. Kalender des Magister Johann v. Kunsperk (Johannes Regiomontanus).

(Wien 1637) war. Ein solcher erschien dann auch zu Berlin 1700, zu Hamburg 1726 (jährlich seit 1760), zu Dresden 1728 u. 1763 der erste Jahrgang des jetzt noch bestehenden „Gothaischen Genealogischen Hofkalenders“; ein eigentlicher Adreßkalender aber zu Augsburg 1727.

Der erste gedruckte russ. K. datirt vom J. 1728 (zu Petersburg), der erste schwed. Hof- u. Staatskalender kam schwed. u. deutsch zu Lübeck (das Anfangs 1729 florirende „Schweden“) heraus, der erste türk. gedruckte Almanach erschien zu Konstantinopel im Sept. des J. 1806.

In England hatte man im 16. Jahrh. bereits frühzeitig gedruckte K. Im Kensingtoner Museum befindet sich ein langer Pergamentstreifen, der die Figuren der Monate mit ihren Emblemen u. am Schlusse eine Zeittabelle enthält; er ist vom J. 1512. Diese ältesten K. sind wie die deutschen Praktiken rein astrologisch-medizinisch-ökonomisch u. führen den Titel „Prognostication“; der erste eigentliche K. in unserem Sinne ward aber zu Oxford durch den Kanonikus Maurice Wheeler abgefaßt u. zuerst in fast 30,000 Exemplaren in Folio abgezogen. Derselbe ist bis auf den heutigen Tag unter dem Namen „Oxford Almanac“ wiederholt worden. Dagegen führte der erste für Schottland zu Aberdeen von einem gewissen Forbes bearbeitete K. wieder den Titel „Prognostication calculated for North Britain“ (er erschien zum letzten Male 1700). Der erste Hofkalender, „Royal Calendar“ betitelt, datirt vom Jahre 1730. Ein sehr alter franz. K. ist schon angeführt worden, wir haben es daher hier nur mit dem berühmten „Compost et Calendrier des bergers“ zu thun, dessen älteste Ausgabe zu Paris 1488 im Druck erschien. Er ist mit Holzschnitten versehen, enthält darunter den Aderlaßmann, den Planeten- u. Zodiakalmann u. ist überhaupt nach Art der deutschen Prattikas eingerichtet: ein alter Schäfer trägt die astrologisch-medizinischen Grillen theils in Versen, theils in Prosa vor. Dieser K., der unendlich oft als Volksbuch wieder aufgelegt, auch ins Englische u. Niederländische überging, hat nun trotz des Verbotes, welches Heinrich III. von Frankreich 1579 gegen alle dergleichen Prophetenkalender ergehen ließ, einer Unzahl von ähnlichen Machwerken als Muster gedient, unter denen der berüchtigte „Almanach Liégeois“ des Kanonikus zu St. Barthélemy in Lüttich Matthieu Laensberg, der angeblich zuerst 1636 („Almanach pour l'année bissextile de N. S. 1636, supputé p. M. L.“) der beliebteste war u. sich bis auf unsere Zeit erhalten hat; in zweiter Reihe steht neben diesem ein anderer prophetischer K. eines gewissen Jos. Moult u. die mancherlei „Messagers boiteux“, z. B. de Berne, de Bâle, de Strasbourg, des cinq parties du monde, de France u. de l'Algérie, welche wol als Nachahmungen des ähnlichen „Laarer hinkenden Boten“ gelten mögen. Der erste eigentliche wissenschaftliche K. Frankreichs war der 1832 zuerst erschienene „Almanach de France“, denn der im J. 1679 zum ersten Male gedruckte „Almanach royal“, der bis auf die neue Zeit fortgeführt ward, ist ein Hof- u. Staatskalender.

Wann in den Niederlanden der älteste K. gedruckt worden ist, weiß man nicht, doch kennt man außer einer alten Uebersetzung des „Calendrier des bergers“ aus dem Anfange des 16. Jahrh. einen solchen 1491 zu Middelburg von Jakob Crombeen gedruckten: er hat Holzschnitte, enthält ein Planetenbuch, Wetterprophezeiungen u. astrologische Gesundheitsregeln, der Text ist zum Theil in Versen. Unter den K.n des 16. Jahrh. führen mehrere den Titel „Practica“ od. „Prognosticatie“ od. „Almanack“.

Kalenderstein, s. „Amerikanische Alterthümer“ u. Abb. Nr. 421.

Kalenderzeichen, s. „Astronomische Zeichen“.

Kalergis, Demetrius, griech. General, geb. 1806 auf der Insel Kandia, hat sich hauptsächlich dadurch in der neueren Geschichte Griechenlands bekannt gemacht, daß er verschiedene Male (1832, 1834 u. im Sept. 1843) im russ. Interesse Aufstände gegen den König Otto (s. d.) veranlaßte u. leitete. Durch den letzten (1843) ward die Austreibung der Deutschen u. eine Verfassung ertrotzt; K. selbst aber, dem derselbe die Ernennung zum Oberbefehlshaber von Athen u. dann auch die zum Adjutanten des Königs eingebracht hatte, mußte schon 1844 dem Volkshasse weichen u. Griechenland verlassen, wo er erst 1848 wieder erschien, um neue, jedoch vergebliche Versuche zur Revolutionirung des Königreichs zu machen. Später ließ er sich

von Frankreich u. England als Werkzeug für ihre Pläne in Griechenland gebrauchen u. wurde im Mai 1854 dem König Otto als Kriegsminister aufgezwungen. Indeß konnte er sich doch nicht länger als bis Okt. 1855 halten; 1859–61 war er Gesandter in Paris. Gegen die ihm zur Last gelegte Urheberschaft am kretischen Aufstand 1866 vertheidigte er sich durch Veröffentlichung einiger Schriftstücke. Um diese Zeit ernannte ihn König Georg zu seinem Oberstallmeister. K. starb zu Athen 24. April 1867.

Kale-Sultanieh, auch Tschanak-Kalessi, das Dardanellenschloß an der Küste von Kleinasien.

Kalewala, der Name des uralten finnischen Nationalepos, in welchem die beiden Volkshelden Wäinämöinen u. Lemintäinen gefeiert werden, das aus den Runen (bald längeren, bald kürzeren Liedern) besteht. Gesammelt wurde die K. 1835 von Dr. Lönnrot; in das Schwedische übersetzt von Castrén (1844), in das Deutsche von Schiefner (1852). Vgl. „Finnische Sprache u. Literatur".

Kalfatern, das, d. i. Verstopfen der Fugen eines Schiffes mittels Werg, das in Theer getaucht worden ist u. das mit hölzernen Keilen fest in die Fugen eingetrieben wird, worauf ein Anstreichen der Oberfläche mit Theer u. Pech erfolgt. Man versteht unter K. außerdem im Allgemeinen auch noch jeden Theeranstrich auf Holz u. das Abdichten von Holzwänden gegen Wasser, so z. B. bei Schleußen, Wassergefäßen u. s. w. Soll Holz kalfatert werden, so muß es ganz trocken sein, weil es sonst verstockt u. fault, indem die Feuchtigkeit durch den Theeranstrich am Entweichen gehindert wird. Am besten ist es, das Holz vor dem Anstrich in der Wärme zu trocknen u. auf das noch warme Holz den heißen Anstrich aufzutragen, welcher so am besten eindringt.

Kali (abgekürzt für Kaliumoxyd) ist ein spröder, grauweißer Körper von muschligem Bruche, etwas über der Rothgluhhitze schmelzend, sehr schwer zu verflüchtigen. Es besitzt eine sehr große Anziehungskraft zu Wasser u. verbindet sich damit unter Feuererscheinung zu Kaliumoxydhydrat. Daher ist es auch nur sehr schwer rein, d. h. wasserfrei, zu gewinnen, am leichtesten gelingt dies noch, wenn man Kaliumoxydhydrat mit metallischem Kalium zu gleichen Aequivalenten zusammen schmilzt. Dabei zersetzt sich das Hydratwasser, indem der Sauerstoff desselben sich mit dem Kalium zu K. vereinigt. Das K. ist nächst dem seltenen Cäsion u. Rubidion die stärkste bekannte Basis u. sättigt daher alle Säuren, indem es mit diesen die **Kalisalze** bildet. Unverbunden findet sich nirgends K. in der Natur, dagegen sind Kalisalze sehr verbreitet; eine große Zahl von Mineralien enthalten K., so in Verbindung mit Kieselsäure u. anderen Basen die Kalifeldspathe u. Kaliglimmer, der Leucit, Nephelin, Turmalin u. a., mit Schwefelsäure der Polyhalit, der natürliche Alaun, Alunit, Glaserit u. s. w. Am häufigsten sind die erstgenannten Kalifeldspathe u. Kaliglimmer, u. aus diesen gelangt durch Verwitterung das K. in Form von kohlensaurem K. in den Ackerboden u. die Wässer, wird aber in diesen durch stets vorhandene schwefelsaure Salze bald in schwefelsaures Kali umgewandelt. Diese Kalisalze werden von den Pflanzen aufgenommen u. sind zu ihrer Entwickelung unbedingt nothwendig; in den Pflanzen werden sie zum größten Theile in organischsaueres K. umgewandelt, u. von der Pflanze gelangen sie in den thierischen Organismus, wo sie als wesentlicher Bestandtheil der Fleischflüssigkeit auftreten. Verbrennt man die Pflanzen, so enthält die hierbei zurückbleibende Asche meistens eine große Menge von K., welches in Form von kohlensaurem K. (Pottasche) gewonnen werden kann. Durch Behandlung der wässrigen Lösung des kohlensauren K. mit gebranntem Kalk erhält man das **Kalihydrat** od. Aetzkali, Kaliumoxydhydrat; der Kalk entzieht hierbei dem kohlensauren K. die Kohlensäure u. bildet in Wasser unlöslichen kohlensauren Kalk, während das K. als Kalihydrat im Wasser gelöst bleibt. Das K. besteht aus 39,2 Theilen Kalium u. 8 Theilen Sauerstoff u. bekommt daher die chemische Formel KaO od. KO; das Kalihydrat enthält noch ein Aequivalent Wasser, d. h. es besteht aus 47,2 (39,2 Ka + 8 O) Theilen K. u. 9 Theilen Wasser u. erhält die Formel KaO, HO. Reines Kalihydrat ist eine harte, weiße undurchsichtige Masse, welche mit großer Begierde aus der Luft Feuchtigkeit u. Kohlensäure anzieht u. daher an der Luft zerfließt. Noch unter der Rothglühhitze schmilzt das Kalihydrat zu einer farblosen, durchsichtigen, ölähnlichen Flüssigkeit, die beim Erkalten wieder erstarrt. Solches geschmolzene Aetzkali gießt man in eiserne Formen, so daß es die Gestalt dünner runder Stäbchen erhält, welche in der Chirurgie zum Aetzen angewendet werden u. die Namen Kali causticum fusum in baculis od. Lapis causticus führen. Die Lösung des Kalihydrates in Wasser, **Kalilauge** od. Aetzkalilauge (Liquor Kali caustici), ist eine farblose, sich schlüpfrig anfühlende, sehr scharfe u. ätzende Flüssigkeit, sie färbt geröthetes Lackmuspapier blau u. gelbes Curcumapapier rothbraun. Die Kalilauge wird in der Seifensiederei verwendet, daher auch der Name Seifensiederlauge; ferner zum Entfetten der zu bleichenden baumwollenen Stoffe, zur Bereitung verschiedener chemischer Präparate u. s. w.; innerlich genossen wirkt sie giftig, da sie schnell die Schleimhäute zerstört u. die Magenwände durchlöchert. — Auch in Spiritus löst sich das Kalihydrat auf, doch wird die Lösung allmählich zersetzt u. gelb gefärbt. — Die wichtigsten Kalisalze sind folgende: chlorsaures K., chromsaures K., essigsaures K., kohlensaures K., kieselsaures K., schwefelsaures K., übermangansaures K., salpetersaures K. (Salpeter), saueres oxalsaures K. (Kleesalz) u. saueres weinsaures K. (Weinstein); sie sind meistens in Wasser leicht löslich u. unterscheiden sich von den ähnlichen Natronsalzen dadurch, daß sie die Flamme schwach violettroth färben, während die letzteren eine intensiv gelbe Färbung hervorbringen.

Kaliber, s. „Geschoß".

Kaliblau ist eine nicht gut gewählte Bezeichnung für eine auf Wolle u. Seide mittels rothen Blutlaugensalzes, Schwefelsäure u. Zinnsalzes hervorgebrachte blaue Farbe. Der Name K. ist dadurch entstanden, daß man das rothe Blutlaugensalz (Kaliumeisencyanid) im gewöhnlichen Leben häufig rothes blausaures Kali nennt; das Kali ist aber in dieser Farbe nicht das färbende Prinzip, sondern das Cyaneisen.

Kâlidâsa, berühmter ind. Dichter, der im 1. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Vikramâditja gelebt haben soll, aber auch bis in das 2. Jahrh. n. Chr. u. noch weiter hinab gerückt wird. Von seinen sonstigen Lebensumständen wissen wir nichts. Unter seinen Dichtungen, von denen jedoch mehrere ihm wol nur fälschlich zugeschrieben werden, ist die vorzüglichste das Schauspiel „Sakuntala", das uns zuerst durch die englische Uebersetzung von Jones (Kalkutta 1789; auch in „Jones' Works", vol. 6) bekannt wurde, welche dann Forster ins Deutsche übertrug (Mainz u. Lpz. 1791; 2. Ausg. besorgt von Herder, Frankf. 1803); im Sanskrittext ward es zuerst von Chezy herausgegeben (Paris 1830, mit franz. Uebers.), Williams (Hertford 1853), Burkhard (2 Thle., Breslau 1872), nach dem Originale ins Deutsche übersetzt von Hirzel (Zürich 1833, 2. Aufl. 1849), Meier (Stuttg. 1852) u. Lobedanz (5. Aufl., Lpz. 1874). Von den beiden anderen dem K. zugeschriebenen Dramen, „Vikrama u. Urvasi" (herausgeg. mit lat. Uebers. von Lenz, Berl. 1833, mit deutsch. Uebers. von Bollensen, Petersb. 1846, ferner von Williams, Hertford 1849; ins Englische übers. von Wilson, Kalkutta 1826, ins Deutsche von Höfer, Berl. 1837, von Hirzel, Frauenfeld 1838, u. von Lobedanz, 2. Aufl., Lpz. 1873) u. „Malavikâ u. Agnimitra" (herausgeg. von Tullberg, Bonn 1840; deutsch von Weber, Berlin 1856), gehört das letztere, das an Werth tief unter „Sakuntala" steht, wol einer viel späteren Zeit an. Außerdem besitzen wir unter K.'s Namen noch zwei epische Dichtungen, „Raghuvansa" u. „Kumarasambhava" (beide mit lat. Uebers. von Stenzler herausgeg., jenes Lond. 1832, dieses ebd. 1838), ferner eine Bearbeitung der Sage von Nalas u. Damajanti „Nalôdaja" (mit lat. Uebers. herausgeg. von Benary, Berlin 1830, mit englischer von Yates, Kalkutta 1844), u. auf dem Gebiet der Lyrik die vortreffliche Elegie „Meghaduta" (herausgeg. von Wilson, mit engl. Uebers., Kalkutta 1813, 3. Aufl. von Johnson, Lond. 1867, sowie von Gildemeister, Bonn 1841, u. Stenzler, Breslau 1874; deutsch übersetzt von Hirzel, Zürich 1846 [zusammen mit Krishnamisra's Prabodhatshandrodaja], von Müller, Königsb. 1847, von Schütz, Bielefeld 1859), die erotische Spruchsammlung „Springâratilaka" (in Gildemeister's Ausgabe von K.'s „Meghaduta") u. „Ritusanhâra" (mit lat. u. deutsch. Uebersetzung herausgeg. von P. v. Bohlen, Lpz. 1840).

Kalifornien (California) hieß bis 1848 das an der Westküste Nordamerika's gelegene, zu Mexiko gehörige Gebiet vom Kap San Lucas bis zum 42.° n. Br. — **Niederkalifornien** (engl. Lower C., span. Baja C.) umfaßt die noch jetzt ein mexikanisches Territorium bildende Halbinsel zwischen dem Golf von K. u. dem Großen Ozean (22° 52'–32° 40' n. Br.), die größte im W. Amerika's. Im S. läuft es in das Kap San Lucas aus, im N. wird es begrenzt von dem Unionsstaate K. u. von dem Rio Colorado. Der Golf von K., auch Purpurmeer (Mar Bermejo) genannt, trennt es von den mexikan. Staaten Sonora u. Cinaloa, eignet sich aber wenig für die Schiffahrt wegen der zahlreichen Klippen u. Inseln, unter denen die I. de l'Angel de la Guardia die größte ist. Die Küsten sind stark gegliedert u. reich an Ankerplätzen, so im O. an den Baien von La Paz, San Carlos u. Moleje, im W. an den Busen von Magdalena, San Bartolomeo u. El Rosario. Die Halbinsel ist durchaus gebirgig; im S. des 29.° n. Br. zieht sich an der Ostseite eine Cordillere hin,

welche sich bis 2000 m. erhebt, nach dem Golf steil abfällt u. nach dem Innern sich sanfter abdacht, indem sie an dem Großen Ozean in eine breite Küstenebene übergeht. Während die inneren Hochflächen weite, steppenartige, wasserarme Prairien sind u. in der Mitte der Halbinsel selbst in Wüsteneien übergehen, zeigen die Thäler, bes. der Granitberge im S., die vollen Reize einer tropischen Natur, mit Palmenwäldern u. einer Fülle von Nutzpflanzen. Im N. des 29.° n. Br. begleitet das Gebirge die westl. Küste, gabelt sich dann u. steht mit den südl. Gebirgen von Oberkalifornien in Verbindung. Die Wasserarmuth des Landes u. die geringe Breite der Halbinsel gestattet den wenig zahlreichen Flüssen nur eine geringe Entwickelung; kein einziger ist schiffbar u. fast alle zeigen in der Zeit der Trockenheit nichts als mit Geröll erfüllte Betten. Das Klima ist im Ganzen gesund, wenn auch sehr heiß u. trocken. Dieses Territorium besitzt auf einem Areal von 2776,75 □M. nur eine Bevölkerung von 21,645 Seelen (1868) u. ist der am dünnsten bevölkerte Theil des mexikan. Staatenbundes. Der größte Theil der Einwohner, welche sich aus Indianern, Mischlingen u. nur wenigen Weißen zusammensetzen, bewohnt den südl. Theil der Halbinsel; die unvermischten Indianer stehen auf einer sehr tiefen Stufe der Gesittung; die meisten von ihnen führen ein unstetes Nomadenleben, schlafen im Sommer unter Bäumen, im Winter in Erdhöhlen u. verfertigen sich ihre wenigen Kleidungsstücke aus Aloefasern. Ihre Farbe geht aus dem Kupferbraun bis in das Schwarz über; ihrem Charakter nach werden sie als gutmüthig u. friedfertig geschildert. Das Christenthum, welches im vorigen Jahrh. bes. von den Missionsstationen der Jesuiten aus bedeutende Fortschritte gemacht hatte, ist gegenwärtig unter ihnen durch den uralten Mondkultus fast vollständig verdrängt worden. Die Weißen sind nam. durch den Mineralreichthum, zu dessen Ausbeute 1866 von den Nordamerikanern die Lower-California-Compagnie begründet worden, in das Land gezogen worden. Gold findet sich an vielen Stellen, Silber bes. in der südl. Granitregion bei der Stadt San Antonio u. in den berühmten Triunfo Minen; das größte Quecksilberbergwerk ist dasjenige von Merques. Wichtig ist außerdem die Perlenfischerei im Golf von K. u. der Walfischfang an der Westküste. Die wilden Ziegen der Gebirge liefern eine geschätzte Wolle. Ackerbau u. Viehzucht wird dagegen nur in geringem Umfange betrieben. Die Halbinsel K. wurde in den J. 1533 bis 1540 von span. Seefahrern entdeckt u. näher erforscht. Hauptstadt ist La Paz (10,000 E.) an der Bai von Santa-Cruz. — **Oberkalifornien**, offiziell u. gewöhnlich nur K. genannt, nach Texas der zweitgrößte Staat der Nordamerikan. Union, mit 8888,7 □M., etwa eben so viel Flächenraum umfassend wie das Deutsche Reich ohne Elsaß-Lothringen, Baden u. Württemberg, liegt am Großen Ozean zwischen 32° 51′ u. 42° n. Br. u. grenzt im S. an die Halbinsel K., im O. an Arizona u. Nevada, im N. an Oregon. Die Küste, welche in der San-Francisco-Bai den trefflichsten Hafen an der ganzen Westseite Nordamerika's darbietet, wird von einem in seinen höchsten Gipfeln bis 3100 m. ansteigenden Gebirge, Coast Range (Küstengebirge), begleitet. Dasselbe bildet in dem südlichsten Theile (San Bernardino Range) die Fortsetzung der Bergketten Niederkaliforniens u. besteht aus mehreren Parallelketten, zwischen denen breite, fruchtbare Längenthäler liegen. Unter dem 35.° n. Br. u. an der Grenze von Oregon vereinigt sich dieses Gebirge mit der Sierra Nevada, den kalifornischen Alpen, die in ihrer höchsten Erhebung auf einem Flächenraume von 14 □M. nicht weniger als 100 die Schneegrenze überragender Gipfel tragen u. mit ihren großartigen Wäldern, tosenden Wasserfällen, fruchtbaren Thälern u. klaren Seen, bes. im vielgepriesenen Yosemitethal, eine wunderbare Fülle landschaftlicher Reize entfalten. Der höchste Berg des ganzen Landes ist der Mount Whitney (4562 m.); unweit der nördl. Grenze erhebt sich der gewaltigste der erloschenen Vulkane K.s, der Mount Shasta (4400 m.), während der im SO. des letzteren gelegene Mount Lassen (3225 m.), um welchen sich ein Lavagebiet von 470 □M. ausbreitet, noch Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigt. Zwischen der Sierra Nevada u. dem Küstengebirge dehnt sich ein 10—15 M. weites Thal aus, welches von dem Sacramento u. dem San Joaquin durchströmt wird. Ersterer entspringt im O. des Mount Shasta in dem an der Grenze von Oregon u. Nevada gelegenen Goosesee, wird bei der gleichnamigen Stadt für größere Fahrzeuge schiffbar u. ergießt sich nach einem südl. Lauf von 76 M. in die Suisoonbai des Golfs von San Francisco; der San Joaquin, mit einem Lauf von 130 M. der längste Strom des Staates, entspringt im S. der Sierra Nevada, wird bei dem Fort Miller schiffbar u. strömt ebenfalls, doch in nördl. Richtung, der Suisoonbai zu, bei seiner Mündung mit dem Sacramento durch mehrere Arme verbunden. Beide Flüsse machen nicht nur durch ihre zahlreichen Nebenflüsse dieses innere Längenthal zur Kornkammer K.s, sondern vermitteln auch in der günstigsten Weise den Verkehr zum Ozean. Der größte der vielen Seen K.s ist der versumpfte Tularesee im S., mit welchem in der Regenzeit der Oberlauf des San Joaquin in Verbindung steht; aus dem in der Sierra Nevada gelegenen Tahoe-Lake will man eine Wasserleitung nach dem 40 M. entfernten San Francisco führen. Abgesehen von den Hochgebirgslandschaften, in denen die Winter mit besonderer Härte, großen Schneefällen u. Stürmen auftreten, kann man K. in drei klimatische Regionen eintheilen. Das Küstenland hat ein ausgesprochenes Seeklima, dessen Temperatur durch den nach S. flutenden kalten Meeresstrom beträchtlich erniedrigt wird; weit wärmer sind die Landschaften im Innern, welche die Gebirge vor den See- u. Ostwinden schützen. Der Südosten des Staates ähnelt dagegen dem benachbarten Arizona mit seiner Trockenheit u. großen Hitze. Dort herrscht auch durchaus der Charakter der Steppe vor, welche in dem berüchtigten Colorado Desert in vollständige Wüste übergeht u. nur an sehr wenigen Stellen den Ackerbau erfolgreich betreiben läßt. — K. gehört durch den Reichthum seiner Produkte zu den von der Natur am meisten begünstigten Staaten der Union. Das Land bietet Gold u. Silber, Quecksilber, Zinn u. Kupfer, Kohlen, Schwefel u. Borax in außerordentlichen Mengen, der fruchtbare Boden läßt den Anbau aller europ. Nutzpflanzen zu u. gestattet im Süden sogar die Kultur des Theestrauches, der Bananen u. Orangen. Kein anderer Unionsstaat, mit alleiniger Ausnahme Oregons, besitzt einen solchen Waldreichthum wie dieses Land. An dem westl. Abhange der Sierra Nevada treten etwa zwischen 36°—38° 15′ n. Br. die riesigsten Wellingtonien u. Rothholzbäume in Hainen auf, welche in ähnlicher Weise noch auf keinem anderen Theile der Erde gefunden worden sind. Am bekanntesten u. von Touristen am häufigsten besucht sind die wunderbaren Waldbestände des Calaverashaines im O. von Stockton mit etwa 100 Stämmen, die zwischen 50 u. 105 m. hoch sind, u. der Mariposahain im SO. von jener Stadt, der als Nationaleigenthum vor Verwüstung durch Menschenhand geschützt ist. Weit ärmer an Wald ist die Küstenkette, u. in den südl. Prairien finden sich nur Agaven, Yuccas u. Kakteen.



Nr. 3601. Das Goldne Thor an der Bai von San Francisco (Kalifornien).

Die **Bevölkerung** K.s ist außergewöhnlich schnell gewachsen; als dies Land 1850 als Staat in die Union aufgenommen wurde, war es von 92,597 Seelen bewohnt, ungerechnet die nicht seßhaften Indianer; die Zahl der Einwohner stieg bis 1860 auf 379,994, bis 1870 auf 582,031, worunter sich 21,784 in Stämmen nomadisirende Indianer befanden,

so daß also in letzterem Jahre 65 Menschen auf 1 □M. wohnten. Den Rassen nach zerfiel diese Bevölkerung in 499,424 Weiße, 4272 Farbige, 49,310 Chinesen u. 28,025 Indianer. Letztere, zum größten Theil noch von der Jagd lebend, sind auf bestimmte Reservationen angewiesen u. verkehren mit den Weißen meist friedlich; sie haben eine dunkelbraune Hautfarbe, die bei einzelnen Stämmen selbst in das Schwärzliche übergeht, stehen auf einer sehr tiefen Kulturstufe u. leben in den südl. Wüsteneien in großem Elende; nur ein sehr geringer Theil ist dem Christenthum gewonnen worden. Daß K. in der ersten Zeit nach der Entdeckung der Goldlager einen gewaltigen Strom von Auswanderern an sich gezogen hat, beweist noch die große Zahl der Fremden, welche sich 1870 auf 209,831 belief; von denselben waren 29,701 in Deutschland, 54,421 in Irland geboren. Fast die Hälfte der Deutschen lebt in San Francisco u. dessen Umgebung. Ein charakteristisches Bevölkerungselement K.s bilden die Chinesen, von denen gegenwärtig nach Kirchhoff schon 121,000 im ganzen Staate, 25,000 allein in San Francisco leben sollen. Arbeitern eine starke Konkurrenz, welche schon häufig zu Ausbrüchen der Volkswuth Veranlassung gegeben hat. — Die Hauptbeschäftigung der Bewohner K.s u. das Fundament des Volkswohlstandes bildet nicht wie vor 10 Jahren noch der Minenbetrieb, sondern die Landwirthschaft, deren Produkte in der Ausfuhr einen weit höheren Werth repräsentiren als die Edelmetalle. Die fruchtbarsten Regionen sind die Landschaften an der Küste u. am mittleren u. unteren Laufe des Sacramento u. San Joquin. Von dort stammt jener herrliche Weizen, dessen Export nach Europa u. Südamerika in den letzten Jahren so bedeutend gestiegen ist. An Gerste produzirt K. mehr als irgend ein anderer Staat der Union, der Obstbau wird in großer Ausdehnung betrieben u. im Weinbau nimmt K. den ersten Platz unter den Vereinigten Staaten ein. Um denselben, der im vorigen Jahrh. von span. Missionären bei Los Angeles begonnen wurde u. 1871 von 2½ Mill. Rebstöcken einen Ertrag von etwa 70 Mill. Gall. Wein ergab, abgesehen von dem Brandy, haben sich die Deutschen durch Einführung rhein. u. franz. Reben sehr verdient gemacht.



Nr. 3662. Indianer von Kalifornien auf der Wanderung.



Nr. 3663. Aufbruch der Goldgräber nach den Placers.



Nr. 3664. In der Hütte eines kalifornischen Goldgräbers.



Nr. 3665. Verkauf von Goldstaub in Kalifornien.

Diese Söhne des Reiches der Mitte erschienen sofort an der Westküste Nordamerika's, als sich die Kunde von dem Goldreichthume des Landes verbreitete, u. von Jahr zu Jahr nahm diese mongolische Einwanderung zu, die jetzt in systematischer Weise von 6 großen Gesellschaften befördert wird. Die Chinesen kommen entweder als freie Arbeiter od. als Kulis, die fast wie Leibeigene unter sehr drückenden Verhältnissen arbeiten müssen. Dem Einflusse amerikan. Kultur entziehen sie sich vollständig; sie wohnen in besonderen Stadtvierteln mit möglichster Einschränkung zusammen, lassen sich Kleidung u. Nahrungsmittel aus der Heimat bringen, u. wenn es irgend die Mittel erlauben, die Leichen ihrer Landsleute wieder dorthin überführen. Der eine Theil arbeitet in den Minen, der andere verwendet seine außerordentliche Anstelligkeit u. Geschicklichkeit in Hausdiensten u. gewerblicher Beschäftigung u. bietet bei sehr niedrigen Löhnen u. guten Leistungen den amerikan.

Die Trauben bilden einen wichtigen Artikel des Exportes nach den östl. Staaten der Union. Bedeutende Fortschritte macht die Seidenzucht, u. mit Erfolg ist im Süden die Kultur des Zuckerrohres u. der Baumwolle versucht worden. Nicht in gleicher Weise wie der Ackerbau hat sich die Viehzucht entwickelt, in welcher nur die Schafzucht von hervorragender Bedeutung ist. In der Wollenproduktion (1870: 5,695,871½ Kg.) wird K. nur von Ohio übertroffen.

Die Geschichte des kaliforn. Minenbetriebes beginnt mit 19. Jan. 1848, wo James Marshall beim Bau einer Sägemühle auf dem Gute des Kapitäns Sutter am Südarme des American-River die ersten Goldkörner fand. Bald wurde von den zahlreich herbeiströmenden Goldgräbern an verschiedenen Stellen der Westabhänge der Sierra Nevada das edle Metall in nicht minder reichen Lagern gefunden. Obgleich dasselbe in den ersten Jahren nur in Wäschereien gewonnen wurde, so

kamen doch 1848—50 ungefähr für 100 Mill. Doll. Gold zur Ausfuhr, trotzdem daß seit 1851 eine rationellere Methode der Produktion angewendet wurde u. man jetzt das Gold weniger aus dem Schwemmlande, wo nur noch die Chinesen das schon zweimal ausgewaschene Geröll zum dritten Mal auswaschen, sondern aus dem Muttergestein gewinnt, so hat doch der Ertrag in den letzten Jahren beträchtlich abgenommen; bis 1871, wo für 20 Mill. Doll. gewonnen ward, belief sich die Ausbeute auf 950 Mill. Doll. Die reichsten Minen liegen an den Quellflüssen des Yuba bei Graß Valley u. am Tualumne, einem Nebenflusse des San Joaquin. — Silber wird in größeren Mengen nur im O. der Sierra Nevada unweit der Grenze Nevada's gewonnen. Die Quecksilbergruben von New-Almaden, New Idria u. die Remington-Mine liefern mehr als die Hälfte von allem in den Handel kommenden Quecksilber; 1871 wurden davon 31,885 Flaschen je zu 37½ Kg. ausgeführt. Die reichen Zinnlager im S. des Staates harren noch der Erschließung, dagegen werden bedeutende Mengen von Kupfer bei Copperopolis gewonnen. Mehrere Seen, bes. einer in der Nähe von San Francisco, bedecken mächtige Lager von Borax; die vulkanischen Gebiete sind reich an Schwefel u. am unteren Sacramento werden Kohlenflötze bearbeitet, während der SO. des Staates an Kochsalz reich ist. Von der Industrie, deren Gesammtproduktion 1870 einen Werth von 66,594,556 Doll. hatte, sind die wichtigsten Zweige die Mehlfabrikation, Holzschneiderei u. der Maschinenbau. Der Handel hat durch die Pacificbahn (s. d.), welche auf dem Truckeepaß die Sierra Nevada überschreitet u. bei Oakland den Golf von San Francisco erreicht, einen außerordentlichen Aufschwung genommen; San Francisco selbst ist dadurch eine wichtige Stellung im Verkehr zwischen Ostasien u. Europa zu Theil geworden. Die Schienenwege K.s hatten 1871 eine Gesammtlänge von 223 M. Die Volksbildung hat in den beiden letzten Jahrzehnten beträchtliche Fortschritte gemacht u. mit derselben hat sich auch die öffentliche Moral außerordentlich gehoben; es war ein Glück für das Land, daß der Ertrag der Goldwäschen immer geringer ward, denn dadurch wurde es von jenem abenteuernden, zu jeder Gewaltthat fähigen Gesindel befreit, welches 1848—51 massenweise nach K. kam u. das Land bald in Verruf brachte. Der größte Theil der ehemaligen Miner, soweit dieselben im Lande geblieben sind, hat sich der Landwirthschaft zugewendet. Die Zahl der Schulen ist 1860—70 von 598 auf 1548 gestiegen, darunter waren 2 Universitäten. Von den verschiedenen Sekten haben die Methodisten, Katholiken u. Presbyterianer die größte Anzahl von Kirchen. Unter den 201 Zeitungen des Landes (1870) erscheinen 7 in deutscher Sprache. — K. wurde 1769 zuerst besiedelt, 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten u. 1850 als Staat in die Union aufgenommen. Im Kongreß zu Washington ist es durch 2 Senatoren u. 1 Repräsentanten vertreten; der Senat des Staates zählt 40, das Repräsentantenhaus 80 Mitglieder. Das Land ist eingetheilt in 50 Counties u. hatte 1873 eine Staatsschuld von 3,462,000 Doll. — Hauptstadt ist Sacramento mit 16,283 E. (1870), die größte Stadt des Landes San Francisco mit 149,473 E. Demnächst sind noch wichtig Oakland mit 10,500 E., Stockton mit 10,066 u. Graß Valley mit 7063 E. Vgl. R. von Schlagintweit, „K., Land u. Leute“ (Köln 1872).

Kalisalze, s. „Kali u. Kaliumchlorid“.

Kalisch (Kaliß), das westlichste Gouvernement von Russ.-Polen, 197 □ M. mit 601,029 E. (1871), wird von der Warthe durchströmt u. durch die Prosna von Posen getrennt. Im W. der Warthe erhebt sich das Land zu Höhen von 150—180 m., während die Landschaften im O. eine wellenförmige, von Mooren stellenweise unterbrochene Ebene bilden. Landwirthschaft ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung; die Industrie, bes. Gerberei, Leinweberei u. Tuchmanufaktur, beschränkt sich auf die Städte, in denen das deutsche Element stark vertreten ist. Zur Ausfuhr gelangen nam. Schweine u. Getreide. Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements K. mit 13,602 E. (1871) liegt an der Prosna unweit der preuß. Grenze in einem fruchtbaren Thale u. ist eine der schönsten Städte Polens. Von den 7 Kirchen gehören 5 den Katholiken u. je eine den Griechen u. Protestanten. K. besitzt 2 Gymnasien u. bedeutende Fabriken, bes. in Tuch. Auf dem Hauptplatz befindet sich ein Denkmal des Kaisers Nikolaus I.; in der St. Paulskirche liegt der poln. König Miecislaw III. (gest. 1202) begraben. Die Stadt ist sehr alt, vielleicht lag an ihrer Stelle das von Ptolemäus erwähnte Calisia; 29. Okt. 1706 wurden hier die Schweden von dem vereinigten russ.-poln. Heere geschlagen, 13. Febr. 1813 siegten hier die Russen über die Franzosen u. Sachsen, worauf am 28. Febr. in K. das Bündniß zwischen Preußen u. Rußland abgeschlossen wurde, das den Beginn des Deutschen Befreiungskrieges bezeichnet. In der poln. Revolution (1831) fanden in der Umgegend von K. im Sept. mehrmals Treffen zwischen den Russen u. den Insurgenten statt.

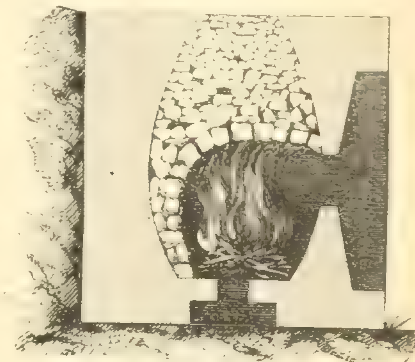
Kalisch, David, ein origineller Schriftsteller von großer Bedeutung, insbes. einer der Hauptvertreter des spezifisch Berliner Witzes u. der Vater der norddeutschen Posse, ward von jüd. Eltern 23. Febr. 1820 zu Breslau geb., widmete sich dem Kaufmannsstande u. erhielt die Leitung der Kommandite eines großen Breslauer Geschäfts in Ratibor. Schon damals erregte er in Privatkreisen durch kleine scherzhafte Poesien Aufsehen. Bald aber vertauschte er die kleine Stadt mit Paris, u. sein Aufenthalt daselbst ward denn auch von größtem Vortheil für seine geistige Entwicklung. Indessen zwangen ihn äußere Verhältnisse, nach Deutschland zurückzukehren u. vorläufig wieder seinen früheren Beruf zu ergreifen. Er trat in ein großes Berliner Speditionsgeschäft ein, benutzte aber seine Mußestunden zu literarischer Thätigkeit. Der Erfolg des kleinen Schwankes „Ein Billet von Jenny Lind“ öffnete ihm die Pforten des alten Königsstädter Theaters, u. bald machte er hier mit seiner ersten größeren Posse, „Hunderttausend Thaler“, im wahren Sinne Epoche; der originelle Witz, die lebenswahren, volksthümlichen Charaktere, von denen der bekannte „Zwickauer“ eine unvergängliche Popularität erlangen sollte, vor Allem aber die ganz neue Benutzung der Couplets zur Geißelung politischer u. sozialer Uebelstände, verriethen ein großes u. ursprüngliches Talent. Mit einem Schlage war K. ein berühmter Schriftsteller, ein gesuchter Theaterdichter geworden. Mit Ernst Dohm (s. d.) u. Rudolf Löwenstein (s. d.) faßte er sodann die Idee zu dem Witzblatt „Kladderadatsch“ (s. v. a. allgemeine Auflösung u. Bankerott bedeutend), welches er im Mai 1848 gründete u. dessen eigentliche Seele er bis zuletzt blieb. Aus seiner Feder flossen nam. die meisten prosaischen Artikel im Berliner Dialekt. Außerdem war K. der Herausgeber des „Kladderadatschkalenders“ u. der ersten Bände von „Schulze u. Müller's Reisen“. Seine dramatische Thätigkeit setzte er daneben unausgesetzt u. mit steigendem Erfolge fort. Jede neue Posse von K. war ein Ereigniß für Berlin; bekannt sind: „Berlin bei Nacht“, „Peschke“, „Der gebildete Hausknecht“, „Der Aktienbudiker“, „Berlin wie es weint u. lacht“, „Der Goldonkel“ u. a. An eigentlicher dramatischer Erfindungsgabe fehlte es ihm; daher benutzte er meist fremde Stoffe od. arbeitete, nach Art der Franzosen, mit anderen namhaften Schriftstellern, wie den Wienern Lang u. Berg od. den Berlinern Pohl, Weirauch u. A. Dabei verhielt sich K. zu seinen Mitarbeitern gewissermaßen wie der Komponist zum Verfasser des Libretto, indem er gleichsam die Melodie zu dem gegebenen Texte lieferte, denn das Lied, das Couplet, das Quodlibet, war seine Stärke. Hierin schuf er eine Gattung kritischer Opposition, welche oft wirkungsvoller gewesen ist, als die Leitartikel mancher großen Zeitung. Nie stieg K. in die Region des Zweideutigen herab; sein Humor, mit dem er stets haushälterisch umzugehen verstanden, hielt sich frei vom Rohen u. Gemeinen. Auch voll Bescheidenheit gegen sich, voll Anerkennung für das wahre Verdienst Anderer, war der „Aristophanes Berlins“ auch im bürgerlichen Leben ein makelloser Charakter, im Privatleben ein liebenswürdiger Mensch. Er starb zu Berlin 21. Aug. 1872.

Kalium, ein metallisches Element von silberweißem Glanze, der jedoch bei Luftzutritt augenblicklich verschwindet, indem sich das K. oxydirt. In der Kälte ist es spröde, bei gewöhnlicher Temperatur weich; es läßt sich mit dem Messer schneiden, schmilzt bei 62,5 ° C. u. verflüchtigt sich in der Rothglühhitze, bei abgehaltener Luft, in grünen Dämpfen. An der Luft erhitzt entzündet sich das K. schnell u. verbrennt mit violettem Licht zu Kaliumoxyd; es ist leichter als Wasser, hat ein spezifisches Gewicht von 0,865; sein Aequivalent u. auch sein Atomgewicht ist 39,2, sein chemisches Zeichen Ka. od. K. Wirft man ein Stückchen K. auf Wasser, so schwimmt es darauf u. entzündet sich augenblicklich, wobei es mit violettem Lichte verbrennend hin- u. hergetrieben wird. Diese Erscheinung beruht darauf, daß sich das K. mit dem Sauerstoff des Wassers unter sehr starker Erhitzung zu Kaliumoxyd vereinigt, welches sich in dem Wasser zu Kaliumoxydhydrat auflöst; der zugleich aus dem Wasser frei werdende Wasserstoff entzündet sich infolge der hohen Temperatur u. verbrennt mit einer Flamme, die durch das gleichzeitig verdampfende u. verbrennende K. eine violette Färbung erhält. — In der Natur findet sich das K. nirgends im freien, unverbundenen Zustande, sondern immer nur in Verbindung mit Sauerstoff als Kali (s. d.), od. mit Chlor, Brom od. Jod. Das Kali hielt man früher für einen einfachen Körper, bis H. Davy im J. 1807 zuerst nachwies, daß es aus einem metallischen Element, dem K. u. Sauerstoff, bestehe; er bewirkte diese Zerlegung mittels des galvanischen Stromes. Gewöhnlich erhält man jedoch das K. jetzt durch Destillation eines innigen Gemisches von kohlensaurem

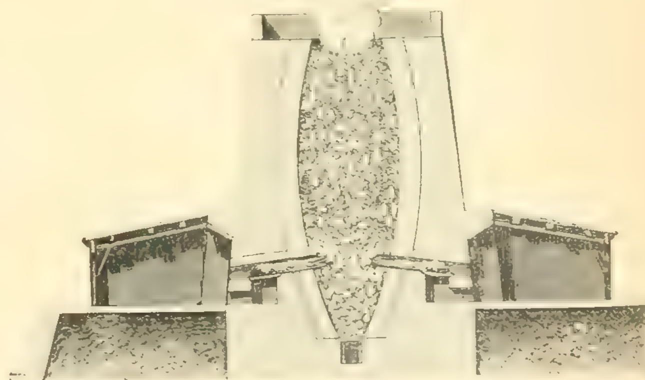
Kali mit Kohle in der Weißglühhitze, die Kaliumdämpfe entweichen u. werden durch Abkühlung verdichtet. Man bewahrt das K. in mit Steinöl (Petroleum) gefüllten Flaschen auf, um es vor Oxydation zu schützen.

Kaliumchlorid od. Chlorkalium ist eine chemische Verbindung von 39,2 Theilen Kalium mit 35,5 Theilen Chlor, hat die chemische Formel KCl. u. entspricht in vielen Beziehungen dem Kochsalz od. Chlornatrium. Man erhält es gewöhnlich in kleinen, farblosen, würfelförmigen Krystallen von salzigem Geschmack, leicht löslich in Wasser u. in der Glühhitze schmelzend. Es wurde früher viel in Apotheken benutzt u. Digestivsalz od. Sal digestivum Sylvii genannt. Das K. findet sich auch schon in der Natur rein in großen, würfelförmigen Krystallen in den Steinsalzlagern bei Staßfurt; man nennt dieses natürliche K. Sylvin. In den Schichten der Staßfurter Abraumsalze finden sich noch zwei andere chlorkaliumhaltige Salze, der aus Chlorkalium, Wasser u. Chlormagnesium bestehende Carnallit u. der aus Chlorkalium, Wasser u. schwefelsaurer Magnesia bestehende Kainit. Dieselben werden gewöhnlich mit dem Namen Staßfurter **Kalisalze** belegt, u. aus ihnen scheidet man das K. fabrikmäßig ab, um es theils als Düngesalz theils zur Umwandlung des Chilisalpeters in Kalisalpeter (s. „Salpeter") zu benutzen.

Kalk nennt man im gewöhnlichen Leben die natürlich vorkommende kohlensaure Kalkerde, welche durch das Brennen ihren Kohlensäuregehalt verliert u. im gebrannten K. also die Kalkerde, das Calciumoxyd, die wichtigste u. verbreitetste der alkalischen Erden, in mehr od. weniger reiner Gestalt giebt. Als kohlensaurer K. kommt die Kalkerde in der Natur in vielfach verschiedener Form vor: Calcit (s. d.) od. Kalkspath, Marmor, Arragonit, Muschelkalk, Urkalk, Bergkalk, Kalktuff, Topfstein, Kreide u. Mergel sind solche Formen, welche in fast allen Gebirgsformationen in mächtigen Bänken u. Stöcken auftreten. Am massenhaftesten erscheinen die Kalksteinbildungen in den sedimentären Formationen als Kreide u. als Mergel (s. d.), sowie in dem räthselhaften Dolomit (s. d.), einer Verbindung von kohlensaurem K. mit kohlensaurer Magnesia. Etwas beschränkter ist das Auftreten der schwefelsauren Kalkerde, wie sie im Gips u. Anhydrit vorkommt, doch ist auch hiervon ein genügender Vorrath auf der Erde. Das Meerwasser enthält Gips u. alle Salzvorkommnisse sind von Gips begleitet. In großen Mengen ist der K. ferner als Bestandtheil vieler kieselsäurereicher Gesteine vorhanden. Auch eine Verbindung Fluorcalcium od. Flußspath (s. d.), endlich der phosphorsaure K. (Apatit, Phosphorit) verdient unsere Aufmerksamkeit. Letzterer ist für die Pflanzenernährung von äußerster Wichtigkeit, aus den Pflanzen geht er in den Thierkörper über, wo er die Knochen bilden hilft. Die Verwendungen des Kalksteins als Bild- u. Baumaterial, zu lithographischen Steinen, als Farbstoff (Kreide), zur Sättigung von Säuren, als Zusatz zur Sodaschmelze, seien nur andeutungsweise berührt. Der gebrannte Kalk od. die Kalkerde (das wasserfreie Oxyd des Calciums od. Aetzkalk) stellt im reinen Zustande eine weiße Masse dar, welche an der Luft Wasser anzieht u. daher zu Pulver zerfällt (Kalkhydrat); zu gleicher Zeit nimmt sie auch Kohlensäure wieder auf. Beim Uebergießen mit Wasser findet die gegenseitige Verbindung mit großer Energie u. unter beträchtlicher Erhitzung statt (Löschen des K.s). Das Kalkhydrat läßt sich in Wasser fein zertheilen (Kalkmilch) u. löst sich auch in geringer Menge vollständig darin auf (Kalkwasser). In diesen verschiedenen Formen findet auch der gebrannte K. vielfache Verwendung, nam. wird er zur Reinigung des Leuchtgases gebraucht, in der Gerberei als Enthaarungsmittel, in der Seifensiederei zur Herstellung von Aetzkali u. Aetznatron, in der Stearinkerzenfabrikation, in der Zuckersiederei zum Raffiniren, endlich zur Absorption des Chlorgases (Chlorkalk, s. unter „Chlor") u. zu anderen Zwecken angewandt. In sehr großen Mengen z. B. dient der K. noch bei der Darstellung des Glases u. als schlackenbildender Zuschlag bei der Erzeugung des Roheisens, ganz bes. zur Herstellung des Mörtels für Bauzwecke. Zum Kalkbrennen benutzt man manchmal einfache Meiler, die, wie die Feldziegelöfen, aus abwechselnden Schichten von Brennmaterial (kleinen Steinkohlen) u. Kalkstein bestehen u. mit einer Lehmdecke umgeben sind. Der Zug u. die Verbrennung wird durch Einstoßen von Raumlöchern in diese Decke regulirt. Wo man noch Holz zum Brennen des K.s benutzt, findet man niedrige Oefen mit kreisrundem Schacht, der sich nach oben verengt u. unten von der Seite aus zugänglich ist (Abb. Nr. 3606). Auf einem Absatz der Wandung wird mit größeren lagerhaften Kalkstücken eine Art Gewölbe erbaut, auf welchem der übrige Kalkstein ruht. Durch Einstecken von Holzstangen kann man beim Besetzen für die Bildung passenden Zuges Sorge tragen. Nachdem der Ofen so besetzt ist, wird in dem durch das Gewölbe gebildeten Feuerraume mit Scheitholz so lange gefeuert, bis auch die oberste Schicht zum Glühen gekommen ist, abkühlen gelassen u. dann der K. gezogen. Diese intermittirenden Oefen verschwenden unnütz Brennmaterial, so daß man oft 1 Kg. Holz zu 1 Kg. gebranntem K. verbraucht, während damit, wie die Wärmeberechnung nachweist, leicht 7–8 Kg. gebrannt werden könnten. Man zieht daher jetzt die kontinuirlich betriebenen Oefen vor, wie sie zuerst zu Rüdersdorf bei Berlin angewendet wurden (Abb. Nr. 3607). Es sind dies hohe, nahezu cylindrische Oefen, seitlich durch Pfeiler gestützt u. durch eine starke Umfassungsmauer vor Abkühlung geschützt, bei denen entweder das Brennmaterial, wie Holz, Torf, Braunkohle, auf seitlich in etwa 1/3 der Höhe gelegenen Rosten verbrannt, nur seine Flamme in den Ofen sendet od. das angewendete Steinkohlenklein in abwechselnden Schichten mit dem Kalkstein eingesetzt wird. Im untern Drittel des Ofens findet in beiden Fällen die Abkühlung des gebrannten K.s statt, der von Zeit zu Zeit durch 3 angebrachte Ziehlöcher gezogen wird. Das eigentliche Brennen findet im mittleren u. das Vorwärmen im oberen Drittel statt. Solche Oefen, bei denen fast keine Wärme unbenutzt entweicht, können mit sehr geringem Brennstoffaufwande betrieben werden. Durch Unterbrechung des Luftzutrittes lassen sie sich auch auf einige Zeit dämpfen, falls durch zeitweiligen Absatzmangel der Betrieb eingeschränkt werden soll. Uebrigens trennt sich der K. in verschlossenem Raume nur schwierig; dagegen entweicht die Kohlensäure bes. leicht, wenn sie durch einen Luft- od. Dampfstrom rasch abgeführt wird. Häufig wird der K. zum Mörtel gleich mit den Ziegeln, die er verbinden soll, gebrannt. Das Brennen des Gipses, d. h. das Entwässern desselben, findet bei viel geringerer Wärme in kleinen, backofenartigen Oefen od. in Kesseln statt.



Nr. 3606. Gewöhnlicher Kalkofen mit Holzfeuerung.



Nr. 3607. Kontinuirlich brennender Kalkofen.

Kalkbrenner, Friedrich, berühmter Klavierspieler u. Komponist für sein Instrument, geb. zu Berlin im J. 1788 als der Sohn des damaligen Kapellmeisters der Königin von Preußen, Christian K. Von diesem seinem Vater erhielt Friedrich frühzeitig den ersten musikalischen Unterricht, u. weitere Ausbildung gewährte ihm das Konservatorium in Paris, in welches er 1798 (nach der Anstellung seines Vaters als Oberdirektor bei der Großen Oper) eingetreten war u. wo selbst im Klavierspielen Adam u. in der Harmonielehre Catel seine Hauptlehrer waren. 1803, nachdem er das Konservatorium absolvirt u. bereits seine ersten Kompositionen publizirt hatte, war er in Wien, um von Clementi zu lernen, kehrte dann nach Paris zurück u. ging 1814 nach London, wo er als Lehrer u. Virtuos bald unter den Ersten seinen Platz einnahm. Ende 1823 machte K. eine große Kunstreise durch Deutschland, die ihm zahllose Triumphe einbrachte, trat aber das Jahr darauf in Paris als Gesellschafter in die Pleyel'sche Klavierfabrik ein, die er durch seinen Rath u. Einfluß beträchtlich in die Höhe brachte. 1833 besuchte er nochmals Deutschland mit nicht minderem Erfolg, als zehn Jahre früher, u. 1836 konzertirte er in den Niederlanden. Seitdem hat er keine weiteren Kunstreisen unternommen, sondern lebte mit der Ausbildung zahlreicher Schüler

beschäftigt zumeist in Paris, bis ihn 10. Juni 1849 zu Enghien bei Paris die Cholera hinwegraffte. K.'s Klaviertechnik war nach allen Seiten hin von denkbarster Vollendung, sein Vortrag höchst elegant, wenn auch ohne eigentliche Tiefe u. Genialität. Letzteres gilt auch von seinen Kompositionen ꝛc. Ein verdienstvolles Werk ist auch seine Klavierschule nebst den dazu gehörigen Etuden.

Kalkpflanzen nennt man alle diejenigen Gewächse, welche nur auf solchem Boden gedeihen, der entweder ganz aus Kalk besteht od. von demselben doch so viel besitzt, um den Pflanzen, welche zu ihrer Skeletbildung auf diesen Stoff angewiesen sind, davon genügend abgeben zu können. Die Reihe solcher Pflanzen ist so groß, daß wir beispielsweise nur einige nennen dürfen: Eberwurz (Carlina acaulis), Alpenveilchen (Cyclamen europaeum), Berg- u. Traubengamandar (Teucrium montanum u. Botrys), Mauergipskraut (Gypsophila muralis) u. a. Wo diese Pflanzen vorkommen, zeigen sie unter allen Umständen, wenn nicht einen wirklichen Metallboden, so doch einen sehr kalkhaltigen an; denn selbst wenn das Gipskraut z. B. auf steilem Sande vorzukommen scheint, so wird doch allemal da, wo es auftritt, ein Mergel darin verborgen liegen. Dieser Umstand macht die K. zu echten Leitpflanzen, welche für den kenntnißreichen Landwirth von großer Wichtigkeit werden können.


Nr. 3638. Kalkutta.

Kalksinter u. **Kalktuff** sind nichtkrystallisirte (sog. aggregirte) Abarten des Kalkspathes, jener stengelig u. faserig, dieser kornig u. dicht, jener meist stalaktitisch in Gruben u. Höhlenräumen, dieser in zelligen, löcherigen, mit Blättern, Moos u. thierischen, versteinerten Ueberresten durchflochtenen Gesteinsmassen auftretend, welche zu Aufführung von Gewölben, zum Ausmauern der Wände, zu Grottenbauten u. Einfassungen in Gärten ꝛc. verwendet werden. Die Bildung solcher Sinter u. Tuffe können wir heute noch vor unsern Augen beobachten; es sind. mit and. Worten Kalksteine, welche durch Niederschlag aus einer durch Kohlensäure vermittelten Auflösung in Wasser entstehen.

Kalkspath, s. „Calcit".

Kalkutta, die Hauptstadt Bengalens u. von ganz Brit.-Indien, der Sitz des Generalgouverneurs, liegt am linken Ufer des Hugly, eines Mündungsarmes des Ganges, 22 M. vom Meere, in einer Höhe von nur 6 m. K. (eigentlich Kali Kata, Heiligthum der Göttin Kali) wurde zu Anfang des 18. Jahrh. gegründet u. zählte 1871: 892,429 E., unter denen das mohammedan. Element sehr stark vertreten ist u. in buntem Wechsel sich alle Rassen Asiens mischen; die Hindu's machen etwa die Hälfte der Bevölkerung aus; nicht unbedeutend hat in der letzten Zeit die Zahl der Chinesen zugenommen. K. ist durch das 1698 erbaute Fort William, welches 15,000 Mann aufnehmen kann, geschützt u. wird im nördl. Theile, in der sog. „schwarzen" Stadt, bes. von Eingeborenen im südl. Theile von Europäern bewohnt. Letzterer zeigt einen vollständig europ. Charakter in dem Baustil der Gebäude, bes. an der Esplanade u. dem Hauptlandungsplatz, dem Tschandpal-Ghat, während die ind. Stadtviertel mit ihren engen u. unreinlichen Straßen einen originellen, aber wenig schönen Anblick gewähren. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehören der Gouvernementspalast (1804 erbaut), die Stadthalle, die Münze, das Zollhaus, die St. Paulskathedrale. Von wissenschaftlichen Anstalten ist das Erziehungsinstitut Martinière, die 1784 gegründete asiat. Gesellschaft u. der botanische Garten von Bedeutung. Außerdem besitzt K. mehrere Missionsanstalten u. zahlreiche gottesdienstliche Gebäude der verschiedensten Religionen. Bis 1870 war der Gesundheitszustand K.'s ein außerordentlich schlechter, noch 1866 betrug die Zahl der Choleratodesfälle 6823; seitdem hat die Regierung aber mit dem Bau von Abzugsschleußen begonnen u. nach der 1870 vollendeten Wasserleitung, welche die Stadt mit dem gereinigten Wasser des Hugly versorgt, braucht die Bevölkerung nicht mehr das Wasser der Cisternen u. des Flusses zu genießen; infolge dessen hat denn auch die Zahl der Choleraopfer beträchtlich abgenommen u. ist schon 1870 auf 1563 gesunken. — Neben Bombay ist K. die wichtigste Handelsstadt von Brit.-Indien; die Seeschiffe können unmittelbar an der Stadt landen, nur die größten müssen wegen einer Barre im Flusse weiter unterhalb vor Anker gehen. Unter den Ausfuhrartikeln stehen obenan Reis, Opium (nach China), Indigo, Baumwolle, Häute, Felle, Härze, Seide, Jute u. Thee; die Eingeborenen betheiligen sich aber hier bei weitem weniger am Großhandel als in Bombay, wie denn auch die sehr bedeutenden Bankgeschäfte vorzugsweise in den Händen von Engländern liegen. Unter den außereurop. Absatzgebieten K.'s ist in erster Linie China zu nennen. Der Schiffsverkehr hat sich seit der Eröffnung des Suezkanals außerordentlich gehoben.

Kalligraphie, s. v. w. Schönschreibekunst.

Kallikrates, Name eines wenig bekannten griech. Lustspieldichters, eines zu Demosthenes' Zeit bekannten Redners, endlich des Baumeisters, welcher mit Iktinus zusammen am Parthenon auf der Burg zu Athen baute u. allein den Bau der langen Mauern leitete.

Kallimachos, einer der ersten Gelehrten, Kritiker u. Dichter des alexandrinischen Zeitalters, um 250 v. Chr., stammte aus Kyrene, wurde von Ptolemäos Philadelphos in das Museum zu Alexandria berufen u. später Vorsteher der berühmten dortigen Bibliothek. Von den im Alterthume ihm beigelegten 800 Schriften sind Namen u. Bruchstücke von 40 auf uns gekommen, während gerade die besten Leistungen von ihm, der fast alle Gebiete des menschlichen Wissens umfaßte, untergegangen sind. Von seinen Hymnen haben sich 6 erhalten, Gedichte ohne poetische Begeisterung, aber von gelehrten Kenntnissen strotzend. In der Elegie galt er den röm. Dichtern Catull, Ovid u. Properz als Muster; doch besitzen wir nur wenige Fragmente von seinen Elegien. Dagegen haben wir noch von ihm 73 Epigramme, die zu dem Vorzüglichsten zählen, das auf diesem Gebiete von den Griechen geleistet worden ist. Außerdem werden von ihm mythische Stoffe in epischer Bearbeitung genannt, ja sogar dramatische Werke. Von seinen prosaischen Werken ist zunächst ein literaturgeschichtliches Werk in 120 Büchern sehr zu beklagen. Ferner hat er über Völkernamen, die Wettkämpfe, die Wunder der Erde, die Gründung aller Städte u. Inseln u. s. w. geschrieben. Die neueste Ausgabe der Hymnen u. Fragmente ist unter dem Titel „Callimachea ed. Otto Schneider" (Lpz. 1870—73) erschienen.

Kallinos aus Ephesus, um 730 v. Chr., dichtete Volksgesänge in elegischem Versmaße, die mit Flötenbegleitung vorgetragen wurden u., wie die Kriegslieder des Tyrtäus, zum heldenmüthigen Kampfe für das Vaterland begeistern sollten. Wir besitzen von diesem Schöpfer der politischen Elegie nur noch ein Bruchstück, in welchem er seine Landsleute zum Kampfe gegen die Magnesier ermuthigt hat.

Kalliope, die Muse der epischen Dichtung, trägt einen Epheukranz u. drückt eine Schriftrolle mit beiden Händen an die Brust. Weil man von ihr rühmte, sie verkehre mit Königen, wurde ihr eine Art Vorrang vor ihren Schwestern eingeräumt.

Kalliope, ein zwischen Mars u. Jupiter in der mittleren Entfernung von 60,173,000 M. um die Sonne kreisender, von Hind in London 6. Nov. 1852 entdeckter, das Zeichen (22) führender Planetoid, dessen Umlaufszeit 4 Jahre 351 Tage 18 Stunden beträgt.

Kallipische Periode, s. „Kalender".

Kallipygos, Venus K., berühmte Marmorstatue im Museum zu Neapel, die in den Kaiserpalästen zu Rom gefunden u. wahrscheinlich ein Werk der jüngeren attischen Schule des 4. Jahrh. v. Chr. ist. Die Göttin (deren Kopf modern ist), in ihren Formen von großer Vollendung u. ausgesuchtem Reize, stellt in eigner Bewunderung den schönen, unbekleideten Rücken zur Schau (daher der Name). Es ist wahrscheinlich die Statue, welche die Syrakusaner, nach dem glücklich beendeten Wettstreit zweier Mädchen um die schönere Rückseite ihres Körpers, in einem Tempel aufstellten.

Kallisthenes, ein Neffe des Aristoteles, war um 356 v. Chr. zu Olynth geb. u. wurde mit Alexander von Makedonien zusammen von seinem Oheim unterrichtet. Er bildete sich dann in Athen weiter aus u. schloß dort innige Freundschaft mit Theophrast. Auf des Aristoteles Betrieb nahm er an dem Heerzuge des Königs nach Persien Theil, um die Geschichte desselben der Nachwelt zu überliefern. Im Anfange erwarb er sich durch seine glänzenden Schilderungen den Beifall u. die Gunst Alexander's u. des Hofes. Als aber zugleich mit dem Selbstgefühl des Philosophen die Ansprüche des Königs auf abgöttische Verehrung von Seiten seiner Umgebung stiegen, gefiel sich jener darin, den Sittenrichter zu spielen, die Gesinnung des freien Republikaners herauszukehren u. bes. die Kniebeugung dem Monarchen zu verweigern. Die Verdächtigungen seiner Gegner gewannen seitdem bei Alexander Boden, u. als er endlich von jenen der Mitwisserschaft an der gefährlichen Verschwörung des Hermolaos angeklagt wurde, ließ ihn der König in Ketten werfen u. führte ihn als Gefangenen mit nach Indien, wo er einer Krankheit erlag. Die Geschichte des Alexanderzuges schrieb er in 10 Büchern. Außerdem soll er ein Werk über die phokischen Kriege verfaßt u. in Verbindung mit Anarchos u. Alexander eine neue Rezension der Ilias verfertigt haben.

Kallisto, die schöne Tochter des Arkadiers Lykaon, gesellte sich aus Abneigung gegen die Ehe dem jungfräulichen Chore der Jagdgöttin Artemis bei. Aber Zeus selbst wendete ihr seine Liebe zu u. verwandelte sie aus Furcht vor Hera in eine Bärin. Doch seine eifersüchtige Gemahlin kam der Sache auf die Spur u. reizte Artemis, das Thier mit ihren Pfeilen zu erlegen, worauf Zeus die Geliebte unter die Sternbilder versetzte. Nach Ovid verwandelte Hera selbst die von Artemis verstoßene K. in eine Bärin, die dann in Gefahr kommt, von ihrem eigenen Sohne Arkas, dem Stammheros u. Kulturbringer seines Volkes, erlegt zu werden.

Kallistratos, ein berühmter alexandrinischer Grammatiker, lebte um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. u. schrieb Erklärungsschriften zu Homer, Pindar, den Tragikern, Aristophanes u. anderen Dichtern.

Kalliwoda, Johann Wenzel, verdienter Komponist u. Violinspieler, geb. zu Prag 21. März 1800, besuchte von seinem 10. bis in sein 16. Lebensjahr das Konservatorium der genannten Stadt, hierauf wurde er im Prager Theaterorchester als Violinist angestellt, blieb in dieser Stellung bis in sein 22. Jahr u. unternahm 1822 seine erste Kunstreise nach München, wo er das Interesse des kunstsinnigen Fürsten von Fürstenberg erregte, der ihn als seinen Kapellmeister mit nach Donaueschingen nahm. In dieser Stellung ist er, trotz mehrfacher ehrenvoller Berufungen nach anderwärts u. mit Abrechnung verschiedener Kunstreisen, bis ins J. 1853 geblieben, trat dann in Pension u. lebte fortan still u. zurückgezogen in Karlsruhe; hier starb er 3. Dez. 1866. Seit 1825 hat K. eine Menge von Kompositionen aller Art veröffentlicht, unter denen die Orchestersachen — 6 Sinfonien u. einige Ouverturen — am höchsten stehen u. eine Zeit lang sich großer Beachtung erfreuten. Zwei Opern von ihm, „Christine" u. „Bianca", sind zu weiterer Verbreitung nicht gelangt. — Sein Sohn **Wilhelm K.,** geb. zu Donaueschingen 19. Juli 1827, war in den Jahren 1844—47 Zögling des Leipziger Konservatoriums u. wurde nachgehends in Karlsruhe zuerst als Musikdirektor an der kathol. Kirche u. dann als zweiter Hofkapellmeister angestellt. Letztere Stellung bekleidet er gegenwärtig noch. Er ist ein tüchtiger Klavierspieler u. hat sich durch verschiedene Kompositionen — Orchestersachen, Klavierstücke, Lieder 2c. — nicht unvortheilhaft bekannt gemacht.

Kalmank, Kalamank, ein auch unter der Bezeichnung Lastings im Handel vorkommendes geköpertes Wollenzeug, welches theils atlasartig, glatt, weiß u. in allen Modefarben, theils mehrfarbig, gestreift, geblümt u. façonnirt angefertigt wird. Man unterscheidet zwei Hauptarten: 1) den **geköperten K.,** der entweder nur glatt u. einfarbig od. gestreift in verschiedenen Farben vorkommt, u. 2) den **geblumten K.,** welcher eigentlich ein wollener Damast ist, mit einem starken Köper als Grund, worauf Figuren od. Muster atlasartig glatt eingewebt sind.

Kalmen od. **Region der Kalmen** nennt man auf dem Meere eine in der Nähe des Aequators zwischen der Region des Nordost- u. der des Südostpassates liegenden windstillen Streifen von mehreren Graden Breite. Auf dem Atlantischen Ozean liegt er etwas nördlich vom Aequator. Im Winter u. Frühling reicht er im Durchschnitt von 2° n. Br. bis 6° n. Br., im Sommer u. Herbst dagegen von etwa 3° n. Br. bis 11° n. Br. Im Stillen Ozean scheint dieser Kalmengurtel ziemlich gleichmäßig zu beiden Seiten des Aequators zu liegen. Der Grund der in dieser Gegend herrschenden Windstillen ist in dem durch die starke Erwärmung der Sonne erzeugten aufsteigenden Luftstrome zu suchen (s. „Passate"). Uebrigens werden diese Windstillen allerdings sehr durch von heftigen Stürmen begleitete Gewitter unterbrochen, doch sind dann diese Luftbewegungen nur lokal, indem in dem unter der dichten Gewitterwolke liegenden abgekühlten Raume die Luft von allen Seiten hereinstürzt.

Kalmuck, ein dicker, rauher, tuchartiger Wollenstoff.

Kalmüken (auch Chalcha, Scharagoil, Buräten u. Oelät genannt), ein in den Steppen Hochasiens nomadisirendes Volk mongolischer Rasse, ein Zweig der westlichen Tataren. Die am unteren Don, an der unteren Wolga u. am Ural schwärmenden Kalmükenstämme werden als „**russische K.**" bezeichnet, die nördlicheren Zweige der Oelät od. Oelöt als **Dsungaren** (in der Dsungarei), die im Süden des Ili hausenden Völker als **Torgot.** Die K. zeigen in ihren Körperformen völlig den Typus der **Mongolen** (s. d.); sie haben einen festen, untersetzten Körper mit auffallend großem Kopfe, an welchem die Stirn schmal, das Auge braun u. tiefliegend, das Ohr etwas nach vorn gebogen, die Nase klein, mit der Stirn fast in gleicher Linie liegend, das Auge braun u. tiefliegend ist.

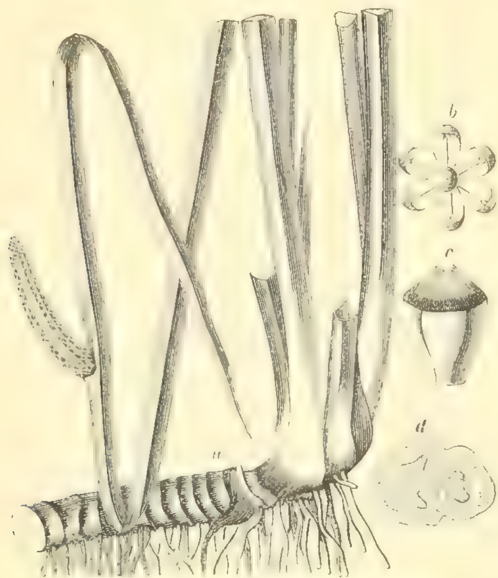


Nr. 3609. Kalmüken.

Während die Backenknochen stark entwickelt sind, erscheint das Kinn breit u. kurz. Der Bart ist schwach u. wird sorgfältig ausgerauft; der Hals kurz, die Schultern breit, der Arm stark; die Beine sind wie bei allen Mongolen etwas gekrümmt, die Hautfarbe gelblichweiß. Die K. tragen die mongolische Kleidung, sie ist bei beiden Geschlechtern ganz gleich u. unterscheidet sich nur durch die Länge u. durch größeren Zierrath bei Frauen; das Hauptstück derselben ist ein schlafrockähnliches Obergewand, genannt Labtschik, unter dem eine Art Rock, der bis zu den Knieen reicht, genannt Bäschmät, u. Hosen (Schalbur) angezogen werden. Im Winter werden Pelze aus Schaffellen, während der Regenzeit zottige Filzmäntel getragen; als Kopfbedeckung dienen kleine, meist gelbe Mützen, die man im Winter mit Pelz verbrämt. Die Füße stecken in weiten Stiefeln mit hohen Absätzen. Der echte K. badet sich nie. Die Wohnungen sind die runden Jurten (Kibitken) der Mongolen, bestehend aus einem hölzernen Gittergerüst, das von außen mit Filzdecken behängt ist u. oben eine Oeffnung als Rauchfang od. Fenster hat; der Boden ist mit Filzteppich belegt. Diese Jurten wimmeln im Winter von kleinen Hausthieren u. sind sehr unrein; ihre Einrichtung (einige Kessel, lederne Schläuche, Schüsseln, Tröge u. andere Utensilien) ist höchst primitiv; nur in den Jurten Reicher findet man einige heilige Bücher u. Götterbilder sowie Waffen u. Sättel zur Schau ausgestellt. Die Hauptnahrung des gemeinen Mannes bildet dünner Mehlbrei mit geschrotenem Weizenmehl; außerdem wird sog. Ziegelthee mit Kameelmilch, auch die gesäuerte Milch des Pferdes (Kumyß), Rindes u. Schafes genossen; von Fleisch ißt man meist nur Schaf-, Pferde- u. Rindfleisch.

Das Kameel ist das eigentliche Lastthier der K. bei ihren Reisen durch die unendlichen Steppen, doch wird auch das Rind zum Tragen u. Reiten abgerichtet. Die Hauptbeschäftigung der Männer besteht in der Zucht von Pferden, Rindern u. Schafen; das Schaf der K. ist sehr groß u. zeichnet sich durch seinen Fettschwanz aus. Neben der Viehzucht wird theilweise auch Jagd getrieben. Die Todten werden in der Regel in Filzdecken gewickelt u. mit einigen Steinen od. Baumzweigen bedeckt den Raubthieren u. Hunden als Beute überlassen. Die Verfassung der K. ist eine rein patriarchalische, indem mehrere Familien sich zu einem Khoton, u. einige dieser letzteren zu einem Aimak verbunden zusammenhalten; mehrere Aimaks bilden einen Uluß, mehrere Ulusse eine Taischa u. sämmtliche Stämme bilden ein Volk mit dem Khan an der Spitze. Die Gesellschaft zerfällt in drei Kasten: Adel, Geistlichkeit u. Krieger. Die Religion ist der Buddhismus; als allgemeines Oberhaupt gilt ein Lama, der seit 1800 von der russischen Regierung eingesetzt wird. Der krasseste Aberglaube spielt in der Vorstellung des Volkes bei allen Gelegenheiten eine große Rolle. (Vgl. Pallas, „Sammlung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften", St. Petersburg 1776—1801. Bergmann, „Nomadische Streifereien unter den K.", Riga 1804. Bitschurin, „Denkwürdigkeiten über die Mongolei", aus dem Russischen von v. d. Berg, Berl. 1832.)

Kalmükische Steppe, s. v. w. Kirgisensteppe.



Nr. 3610. Der gemeine Kalmus (Acorus Calamus). a Pflanze ($^1/_3$ nat. Gr.), b ausgespreizte Blüte, c Fruchtknoten an der Seite, d Querdurchschnitt durch denselben (5mal vergr.)

Kalmus (Acorus Calamus), auch Ackermann, Ackerwurz, Zehr- u. Magenwurz, Chalmis in der Nordschweiz; eine zu den Arongewächsen od. Aroideen gehörige Pflanze mit schilfartigen Blättern, einem kolbenartigen Blumenzapfen auf langem, grünem, kantigem Stengel u. wurzelartigem, tief im Schlamme begrabenem unterirdischen Stamme. Dieser mehr als daumdicke, wagrecht liegende u. geringelte Stamm ist das, was man im gewöhnlichen Leben K. nennt u. für eine aromatische Wurzel hält. Getrocknet ist derselbe höchst gewürzig, durch ein eigenthümliches ätherisches Oel, das aus einem schwer u. einem leicht flüchtigen Oele besteht. Die Pflanze wächst nur im Wasser, an Flußufern, Gräben, Teichen u. s. w. Man schält entweder den Stock, was aber unzweckmäßig ist, da die Rinde selbst höchst reich an ätherischem Oele ist u. außerdem den Zutritt des Sauerstoffes zu den inneren Theilen verhindert, od. trocknet ihn auch ungeschält, u. gebraucht ihn sowol frisch als Magenmittel in Scheiben geschnitten u. kandirt od. als ganze Wurzel geschält in Zucker gekocht u. wie „gekochten Ingwer" eingemacht. Seines angenehm ätherischen, etwas bitteren u. brennenden Geschmackes wegen benutzt man ihn auch gern zu Likören, sein Pulver zu Zahnpulver u. s. w. Schon die Alten kannten u. schätzten den K. unter dem Namen akoron, u. gewiß ist, daß er ein Kind des Orients ist, da die Pflanze erst seit 1620 als Gartenflüchtling in unseren heimischen Florenverband kam.

Kalocsa, Stadt im Pester Komitat (Ungarn) mit 16,302 E. (1869), liegt im S. von Pest, auf der linken Seite der Donau, an einem Nebenarm dieses Stromes in flacher Pußtenlandschaft, die aber viel Getreide produzirt, besitzt eine schöne Kathedrale, ein Seminar, Gymnasium, Piaristenkollegium mit bedeutender Bibliothek u. ist Sitz eines Erzbischofs.

Kalomel, s. „Quecksilber".

Kalospinthechromokrene (eigentlich Schönfunkenfarbenquelle) ist ein ganz modernes, aus griechischen Wörtern sehr künstlich zusammengesetztes Fremdwort für einen ebenso künstlichen Apparat, der auf der Bühne, bei Gartenilluminationen, Feuerwerken ꝛc. großen Effekt macht. Der Strahl u. namentlich die fallenden Tropfen einer Fontaine werden dabei durch Linsen od. Spiegelvorrichtungen mit sehr blendendem (elektrischem od. Gas-) Licht in verschiedenen, gewöhnlich durch farbige Gläser bewirkten Farbentönen so ausschließlich beleuchtet, daß sie wie buntsprühende Funken erscheinen.

Kalpak, eine türk. od. ungar. Pelzmütze. K. od. Kolpak heißt auch der gewöhnlich farbige Sack an der Pelzmütze der Husaren in mehreren Armeen.

Kälte ist die Empfindung, welche in uns erregt wird, wenn wir Körper berühren, welche uns weniger Wärme mittheilen als sie von uns erhalten. Das diese Empfindung Verursachende, was dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäß auch oft Kälte genannt wird, ist also nichts wirklich positiv Vorhandenes, kein besonderer Kältestoff, wie man wol früher annahm, sondern nur ein geringerer Wärmegrad. Da man nun die Wärme nach den neueren Ergebnissen der physikalischen Forschung auch nicht als einen besonderen Wärmestoff auffassen darf, sondern nur als eine mehr od. weniger lebhafte, schwingende, zitternde Bewegung der kleinsten Stofftheilchen, der Atome u. Molecule, so könnte man allerdings den wol nirgends im ganzen Weltraume stattfindenden od. auch nur möglichen Zustand, bei welchem diese Atome sich in absoluter Ruhe befänden, als den Zustand der absoluten K. bezeichnen. Der Temperaturgrad, bis zu welchem dann ein dazu geeignetes Thermometer herabsinken müßte, läßt sich aus den Ausdehnungsverhältnissen der Luft berechnen. Er würde bei 273° C. unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegen u. wird der absolute Nullpunkt genannt (s. „Klima", „Temperatur", „Wärme"). Auf der Erde ist die niedrigste Temperatur, also die größte K., zu Jakutsk 31. Januar 1838 zu — 60° C. beobachtet worden.

Kältemischungen. Feste Körper, indem sie schmelzen, flüssige, indem sie verdampfen, binden Wärme, die umgekehrt beim Verflüssigen u. Erstarren wieder frei wird. Wenn leichtlösliche Salze also, die ihr chemisch gebundenes Wasser schon aufgenommen haben, sich in Wasser lösen, so wird die dazu nöthige Schmelzwärme zunächst von dem Wasser selbst geliefert u. die Mischung entsprechend abgekühlt werden müssen. Solche Salzmischungen nennt man K. Noch niedrigere Temperaturgrade erzielt man, wenn man statt Wasser Schnee od. gepulvertes Eis anwendet, indem dann auch die Wärme gebunden wird, welche der Schnee zu dem durch die Verwandtschaft des Salzes zum Wasser erzwungenen Schmelzen braucht. Nicht alle Salze liefern dieselbe Temperaturerniedrigung, theils weil durch nebenher gehende chemische Verbindung noch Wärme erzeugt wird, theils wegen der verschiedenen spez. Wärme der Salzlösungen. Es genügt, aus den zahlreichen Vorschriften einige der wirksamsten u. billigsten hervorzuheben: 1 Theil salpetersaures Ammoniak, 1 Theil Wasser Abkühlung von +10° C. bis —15,5° C.; dasselbe Resultat erreicht man, indem man 5 Theile Salmiak, 5 Theile Salpeter, 8 Theile Glaubersalz u. 16 Theile Wasser anwendet. Diese Mischungen haben den Vortheil, daß sie Metallgefäße nicht od. nur wenig angreifen u. daher ohne Anstand in der Hauswirthschaft angewendet werden können. Das salpetersaure Ammoniak kann jederzeit durch Abdampfen der Lösung wieder zum Gebrauch hergerichtet werden. Von K. aus Salzen u. Säuren, die nur in den Laboratorien üblich sind, ist die aus 8 Theilen Glaubersalz u. 5 Theilen roher Salzsäure zu nennen; sie ergiebt mit Schnee eine Abkühlung um 27° C., durch Vermischen mit Weingeist von 70% läßt sich eine Temperatur von —20° C. erreichen, durch Anwendung von wasserhaltigem Chlorcalciumpulver sogar eine Temperatur, wobei Quecksilber gefriert, erhalten. Am häufigsten wenden die Konditoren ein Gemisch von 1 Theil Eis u. 1 Theil Kochsalz an.

Kaltwasserkur. Darunter versteht man die Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken. Das Wasser wird hierzu als Getränk benutzt u. äußerlich applizirt. In ersterem Falle muß es rein sein u. darf nur wenig aufgelöste anorganische u. keinerlei organische Substanzen enthalten, ferner darf es nicht höher als auf +8° R. temperirt sein, aber auch nicht tiefer als 6 Grad, weil sonst der Genuß großer Quantitäten Unzuträglichkeiten im Gefolge hat. Abgesehen von den Wirkungen der in jedem Quellwasser enthaltenen Salze wirkt das Wasser an sich auch lösend auf die im Blut enthaltenen organ. Bestandtheile, u. indem es eine kräftige Nierensekretion anregt, befördert es eine Fortleitung der ausgeschiedenen Stoffe. Neben seiner verdünnenden u. lösenden Eigenschaft besitzt das kalte Wasser infolge seiner Kälte auch diejenige eines vorzüglichen Reizmittels auf der einen u. eines nicht minder kräftigen Abstumpfungsmittels auf der anderen Seite. Chronische Magenkatarrhe, Appetitlosigkeit können unter Umständen dadurch beseitigt werden. Ebenso kann eine übergroße Reizbarkeit des Magens, die sich in heftigem Erbrechen äußert, unter Umständen

nur durch geringe Mengen eiskalten Wassers überwunden werden. Da das kalte Wasser auch die Temperatur herabsetzt, so wird dessen innerer Gebrauch bei Krankheiten, die mit großer Hitze verlaufen, als Unterstützungsmittel zur Temperaturverminderung zweckmäßig angewandt. Der äußere Gebrauch des kalten Wassers ist ein ebenso mannichfaltiger, sowol ebenfalls als Lösungs- u. Reinigungsmittel (wenn auch nicht in dem Sinne wie beim inneren Gebrauche) als auch als Temperatur herabsetzendes u. endlich als Reizmittel. Das äußerlich in Gestalt von Bädern, Einhüllungen ꝛc. angewandte Wasser wirkt direkt stets nur auf die äußere Haut, keineswegs geht es durch diese hindurch ins Blut; wohl aber kann der Reiz, den es auf die Haut ausübt, leicht chemische Prozesse in inneren Organen anregen, u. es wird häufig auch eine solche reflektorische Erregung im Innern des Körpers durch äußere Reize, zu denen die verschiedenen Applikationen des kalten Wassers mit gehören, beabsichtigt. Obenan ist die Kältewirkung des Wassers zu Heilzwecken nützlich. Bei chronischen u. akuten Entzündungen ist eine fortdauernde Anwendung der Kälte auf die entzündete Stelle das beste lokale, entzündungswidrige u. schmerzstillende Mittel. In anderen Fällen bewirkt man mittels kalten Wassers, das man als Kompressen auflegt u. bis zur Erwärmung derselben liegen läßt, einen starken Hautreiz durch Temperaturwechsel, der ebenso wie Senfteig u. spanische Fliege ableitend wirkt. Endlich wird das kalte Wasser als schweißtreibendes Mittel angewandt, indem es als kalte nasse Umschläge, Kompressen, aufgelegt wird, die man mit wasserdichtem Zeuge u. Watte umwickelt, so daß eine Wärmeabgabe möglichst vermieden wird. Der Begriff Kaltwasser ist übrigens sehr relativ, wenn auch nicht physikalisch, so doch nach der physiologischen Wirksamkeit. Kalt erscheint jedes Wasser, wenn seine Temperatur niedriger als die des Körpers ist, man bezeichnet aber die Temperaturstufe von 22° (bis 35° als lauwarm, die von 15 bis 22° (als kühl, die von 4 bis 15° als kalt u. die darunter als eiskalt. Die Formen, in denen die K. angewendet wird, sind sehr verschieden. Am verbreitetsten sind die Bäder, welche als Vollbad od. als Theilbad (Fußbad, Sitzbad ꝛc.) gebraucht werden (vgl. den Art. „Bad" Bd. II). Zu den Bädern wird das kalte Wasser nicht od. nur ausnahmsweise in den ganz niedrigen Temperaturgraden angewendet. Diese kommen eher vor bei Waschungen u. Abreibungen (Frottiren) mit Tüchern u. Schwämmen, die in eiskaltes Wasser getaucht sind; ferner bei Douchen, d. h. mehr od. weniger starken, herunterfallenden od. seitwärts auftreffenden Strahlen intensiv kalten Wassers. Sie sind wie die Brausen, bei denen das Wasser in feinen Tropfen aufgespritzt wird, ein vorzügliches Reizmittel u. werden häufig nach vorangegangenen Schwitz- od. Dampfbädern verordnet. Weiterhin bedient sich die K. der Bähungen od. Umschläge von in kaltes Wasser getauchten u. hierauf ausgerungenen Tüchern, sowie der Einwickelungen einzelner Theile od. des ganzen Körpers in solche eiskalte Tücher, worüber sodann wollene Decken od. wasserdichte Zeuge gedeckt werden. In diesen verschiedenen Formen wird das kalte Wasser systematisch in bes. darauf eingerichteten Anstalten als Heilmittel angewandt. Diese Kaltwasserheilanstalten ziehen aber neben dem kalten Wasser auch andere Heilmittel u. Kurmethoden, wie das Turnen, Bewegung in freier Luft, reizlose, aber kräftige, unter Umständen auch entziehende Diät, Elektrizität ꝛc. in den Bereich ihrer Anwendung, u. diese scheinbaren Nebenmittel dürfen in vielen Fällen wol einen Hauptantheil an dem Erfolge der Kur beanspruchen. Selbstverständlich hat jede größere Kaltwasserheilanstalt auch andere Badevorrichtungen für laue u. warme Dampf-, sowie für Wellen- u. mineralische Bäder, da eine Kombination dieser mit der K. häufig von Nutzen ist. Die Anwendung des kalten Wassers zu therapeutischen Zwecken ist übrigens eine sehr alte u. mehr od. weniger werden sich alle Völker in allen Kulturepochen desselben als Heilmittels bedient haben. Dennoch gebührt dem Bauer Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg der Ruhm, das Mittel zuerst methodisch angewendet u. damit die eigentliche K. begründet zu haben. Die von ihm gegründete Anstalt ging in ärztliche Hände über u. existirt noch. Aehnliche Anstalten existiren in Schweizermühle im Bielagrunde, zu Ilmenau in Thüringen, Dietenmühle bei Wiesbaden, Elgersburg bei Gotha u. Kreischa bei Dresden ꝛc. Die K. hat ebenso viele fanatische Anhänger wie erbitterte Feinde, wenn es sich um ihre schroffsten Formen handelt. Jedenfalls ist sie ein Verfahren, das nicht von Pfuschern gehandhabt werden sollte, u. nur in Händen tüchtiger Aerzte heilbringend wirken kann. Von der großen Reihe von Krankheiten, die angeblich durch die K. geheilt werden, dürfen vor allen Dingen die chronisch-rheumatischen erwähnt werden. Dann hat sie sich auch gegen katarrhalische Anlagen, in Fällen von Syphilis, Skorbut u. s. w. wirksam erwiesen, ohne daß damit der von vielen Seiten übertriebenen Lobpreisung das Wort geredet werden soll.

Kaluga, Gouvernement in Großrußland mit 561 □M. u. 984,255 E. (1871), liegt im SW. vom Gouvernement Moskau u. bildet ein niedriges, 200–270 m. hohes Plateau, welches von der Ugra u. Oka in tiefen Thälern durchflossen wird. Der gut kultivirte, fruchtbare Boden liefert große Mengen von Getreide u. Hanf, die Oka ist reich an Fischen u. die Viehzucht, bes. die Pferdezucht, hat Bedeutung. In industrieller Hinsicht ist K. wichtig durch seine Steinkohlenlager u. Fabriken von Segeltuch, baumwollenen Waaren, Tuch, Matten, Papier u. Glas, durch Eisengießereien u. Branntweinbrennereien. Die in den ausgedehnten Waldungen dieses Gouvernements gefangenen Nachtigallen werden sehr geschätzt u. in großer Zahl ausgeführt. — Die Hauptstadt K. mit 36,080 E. (1871) liegt am linken Ufer der Oka, die hier die Jatschenka aufnimmt, 24 M. südwestlich von Moskau, ist Sitz des Civilgouverneurs u. des Bischofs von K. u. Borowßt, hat eine Menge von Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium u. eine landwirthschaftliche Gesellschaft u. produzirt bes. viel Leder u. Segeltuch. In K. wurde 1610 der falsche Demetrius ermordet; später u. noch in der neuesten Zeit diente die Stadt als Internirungsort gefangener Fürsten, z. B. auch Schamyl's.

Kalydonischer Eber, ein riesiges Unthier, das von Artemis zur Strafe in die Fluren Kalydons, der alten Hauptstadt Aetoliens, gesendet wurde, weil der König Oeneus die Jagdgöttin beim Ernteopfer vergessen hatte. Dessen Sohn, Meleager, sammelte darauf die besten Helden Griechenlands zur Jagd auf den Eber. Die Arkadierin Atalante (s. d.) verwundete diesen zuerst u. Meleager selbst erlegte ihn. Als er aber die Haut der schönen Jägerin als Ehrenpreis gab, ergriff Neid u. Unwillen seine beiden Oheime u. sie nahmen jener das Beutestück wieder ab. Darüber ergrimmte der Held so sehr, daß er die Brüder seiner Mutter erschlug. Diese aber, Althäa, warf im ersten Schmerz ein Holzscheit, an dessen Erhaltung die Schicksalsgöttinnen das Leben ihres Sohnes geknüpft hatten, ins Feuer u. Meleager verschied plötzlich unter qualvollen Schmerzen.

Kalypso, bei Homer eine Nymphe, die den schiffbrüchigen Helden Odysseus auf ihrer Insel Ogygia aufnahm u. ihn 7 Jahre bei sich behielt, ihn durch das Versprechen der Unsterblichkeit u. ewiger Jugend ganz an sich zu fesseln begehrend, bis sie ihn auf der Götter Gebot entließ.

Kalypso, ein zwischen Mars u. Jupiter in der mittleren Entfernung von 54 Millionen Meilen um die Sonne kreisender, von Luther zu Bilk bei Düsseldorf am 4. April 1858 entdeckter, das Zeichen (53) führender Planetoid. Seine Umlaufszeit beträgt 4 Jahre 79 Tage 8 Stunden.

Kama, der größte Nebenfluß der Wolga mit einer Lauflänge von 228 M. u. einem Stromgebiet von 8880 □M., entspringt im ostrussischen Gouvernement Wjatka auf einer niedrigen Hügelkette, fließt erst nach N., kurz vor ihrem Eintritt in das Gouvernement Perm nach O. u. dann etwa unter 60° n. Br., nachdem sie die vom Ural ihr zuströmende Wischera aufgenommen, parallel mit diesem Gebirge nach S. Oberhalb Perm mündet die Tschussowaja mit der Sylwa auf der linken Seite; unterhalb dieser Stadt wird der Lauf südwestlich, um unter 56° n. Br. vollständig nach W. umzubiegen. Auf ihrem Unterlaufe nimmt die K. noch rechts die Wjatka, links die Bjeleja u. den Ik auf u. mündet zwischen Kasan u. Simbirsk in die Wolga, die sie an Wasserfülle u. Handelsbedeutung übertrifft. Ohne Stromschnellen stellt die K. mit ihren Nebenflüssen ein weitverzweigtes System der günstigsten Wasserstraßen dar, die einen großen Theil des russisch-sibirischen Handelsverkehrs vermitteln u. durch Kanäle das Weiße Meer mit dem Kaspischen in direkte Verbindung setzen.

Kamaldulenser, s. „geistliche Orden."

Kamaschen, s. „Gamaschen."

Kambaja (Khandpara), unter britischer Oberhoheit stehender Schutzstaat in der Präsidentschaft Kalkutta in Vorderindien, am Kambaja-Busen gelegen, ist 24 □M. groß, mit 57,180 E. (1871), meist Hindu. Der Nawab, ein Mohammedaner, bezieht 30,000 Pfd. Sterl. Einkünfte u. zahlt an die engl. Regierung ein Schutzgeld von 6000 Pfd. Sterl. Die Hauptstadt gleichen Namens, früher bedeutend, ist jetzt ganz verkommen.

Kambodja (Kambodscha), von den Eingeborenen Srok-Khmer genannt, ist ein Königreich in Hinterindien zwischen Siam, der franz. Kolonie Cochinchina u. Anam, mit 1523 □M. u. nach franz. Schätzung 1,000,000 E. Das Land ist bes. in seinem nördlichen Theile sehr gebirgig, doch würden diese meist von N. nach S. streichenden Ketten nicht einen regen Handelsverkehr nach Siam u. Anam verhindern, wenn die inneren Verhältnisse des Reiches denselben beförderten. Der Hauptstrom, der Mekhong (s. d.), der zum Theil die Grenze nach Osten bildet, fließt hier noch in einem breiten Thale, u. wenn auch sein Lauf häufig von Inseln unterbrochen wird, so bestehen doch diese meist aus fruchtbarem Schwemmlande u. lassen eine rege Schiffahrt bis zu 13° n. Br. zu, wo Katarakte den Flußverkehr auf Flöße beschränken. Der Mekhong nimmt bei Panompeng den Kambodjastrom auf der linken Seite auf, den Abfluß des großen Sees Tale-Sab, welcher etwa 100 □M. bedeckt, mit seinen nordwestl. Theilen aber zu Siam gehört. Fluß u. See können leicht auch von größeren Schiffen befahren werden. Das Klima ist in

den alljährlich großen Ueberschwemmungen ausgesetzten Flußthälern weniger gesund als in den Gebirgen u. auf den Plateaux, die Vegetation trägt einen durchaus tropischen Charakter u. entwickelt sich an den Strömen u. auf deren Inseln in einer wunderbaren Ueppigkeit. Die Bevölkerung gehört jener Mischrasse an, welche jetzt gewöhnlich als Malayochinesen bezeichnet wird; es ist ein gutmüthiges, fleißiges u. intelligentes Völkchen, trotz seiner schiefen Augen u. gelblich weißen Hautfarbe meist von hübschem Gesicht, bes. bei dem weiblichen Geschlecht, aber ohne bedeutende physische u. moralische Kraft. Ueber die Bedrückungen des Herrschers setzen sie sich mit der ihnen eigenen Leichtlebigkeit hinweg u. trösten sich mit den Lehren des Buddhismus, die sie von Java erhalten haben.



Nr. 3611 Königin von Kambodja u. Familie.

In den Städten halten sich zahlreiche Chinesen, Anamiten u. im Süden auch eine Menge Malayen, vorzüglich des Handels wegen, auf u. hier u. da findet man Ueberreste der dunkelfarbigen Urbevölkerung des Landes, welche aus den nördlicheren Gebirgen nach Bürgerkriegen in die südl. Gegenden verpflanzt worden sind. Während der Handel u. ein großer Theil der Gewerbthätigkeit in den Händen der Chinesen liegt, beschäftigt sich die Bevölkerung fast ausschließlich mit der Landwirthschaft, baut die verschiedenen Arten des Reis an den Flußniederungen u. hoch hinauf an den Bergabhängen, Baumwolle, Cardamomen, Arekanüsse u. Anis u. pflegt auch die Seidenkultur. Im Bau der Häuser, in den Kunstgewerben, bes. in der Holzschnitzerei, u. auch im häuslichen Leben zeigt sich überall chines. Einfluß. Für den Handel, dem die Ströme des Landes treffliche Straßen gewähren, ist das franz. Saigon der wichtigste Platz für Aus- u. Einfuhr, außerdem sind aber auch die kleineren Küstenstädte am Busen von Siam von Bedeutung. Ein werthvoller Exportartikel ist das Teakholz, das in den Wäldern häufig vorkommt. Die geistige Kultur des Volkes steht unter dem Einflusse der buddhistischen Priester (Bonzen), welche bei den Tempeln zugleich auch Schulen unterhalten, doch ist Lesen u. Schreiben, u. zwar mit chines. Schriftzeichen, weit verbreitet. Hauptstadt von K. ist Udong am Kambodjastrom, die größte Binnenhandelsstadt Panompeng, wo im 14. Jahrh. die Könige des Landes residirten. Der König ist unumschränkter Gebieter u. mit einigen Großen auch Besitzer des bedeutendsten Theiles des Landes, das sich unter der jetzigen Herrschaft trotz der wunderbaren Fruchtbarkeit des Bodens nicht aus seiner Armuth emporzuarbeiten vermag, da ewige Geldverlegenheiten die Regierung gezwungen haben, überaus drückende Steuern auszuschreiben u. eine Menge von Monopolen u. Zöllen an Chinesen zu verpachten. — Die Blüte seiner Kultur erreichte das Land wahrscheinlich im 13. Jahrh.; noch jetzt legen die großartigen Ruinen von Straßen, Palästen u. Tempeln, bes. die von Angkar Wat am Nordende des Tale-Sab, Zeugniß ab von einer Kunstentwickelung, die in ganz Hinterindien nicht ihres Gleichen findet. Später fiel der W. u. N. des Landes in die Gewalt der Siamesen, von O. u. SO. drängten sich die Anamiten in das Gebiet K.'s ein, Bürgerkriege verwüsteten das Land u. legten den Handel lahm u. 1862—67 wurde der Süden mit der Mündung des Mekhong franz. Kolonie (s. „Saigon" u. „Cochinchina"). Seitdem steht K. als Tributstaat unter der Oberherrschaft Frankreichs, das von hier aus seinen Einfluß über den östlichen Theil Hinterindiens zu erweitern um so mehr bestrebt ist, als es die Absicht hat, die alten Handelsstraßen, welche von K. am Mekhong aufwärts über Yünnan in das Thal des Jangtse-Kiang führen, wieder zu erschließen u. auszunutzen. Nachdem der Franzose Mouhot u. der deutsche Reisende A. Bastian (s. d.) das Land eingehend nach seinen physischen u. ethnographischen Verhältnissen durchforscht hatten, wurde 1806 von der französischen Regierung eine große Expedition unter de Lagrée ausgerüstet, um zuerst von Saigon aus nordwärts nach China vorzudringen; dieselbe löste ihre Aufgabe in glänzendster Weise u. hat wesentlich auch zur Kenntniß K.s beigetragen.

Kamburg, Stadt mit 1964 E. (1871) in einer von preuß. u. weimar. Gebiete umschlossenen meining. Enklave, an der Saale zwischen Jena u. Naumburg gelegen, mit Landgericht, bedeutender Gerberei u. Holzhandel, war Mittelpunkt einer 2 □M. großen Grafschaft u. gehört seit 1826 zu Sachsen-Meiningen.

Kambyses, Sohn des Cyrus u. der Kassandane, bestieg nach seines Vaters Tode 530 v. Chr. den persischen Thron. Er rüstete sich gleich im Anfange seiner Regierung zu einem Eroberungszuge gegen Aegypten. Durch die Schlacht bei Pelusium u. die Verrätherei das Phanes kam er in Besitz des Nillandes u. auch die Griechen von Cyrene unterwarfen sich ihm. Der beabsichtigte Zug gegen Karthago mußte aber unterbleiben, da die tyrische Flotte sich weigerte, ihre Stammverwandten zu bekriegen. Eine gegen den Tempelstaat des Jupiter Ammon ausgesendete Expedition verunglückte in der Sandwüste u. auch der König, welcher nach Aethiopien aufgebrochen war, um für eine ihm vom dortigen Könige angethane Beschimpfung Rache zu nehmen, sah sich durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr gezwungen. Als er mit dem stark geschwächten Heere nach Memphis zurückkam, feierte die Bevölkerung gerade die Auffindung eines neuen Apisstieres. Schadenfreude über das Mißlingen seiner Unternehmung argwöhnend, ließ K. die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln u. tödtete das heilige Thier mit eigener Hand. Die Aegypter leiteten von dieser Frevelthat die sich seitdem bis zur Wuth steigernde Grausamkeit des Königs ab, die ihn verleitete, seinen Bruder Smerdis, seine Gattin u. Schwester u. viele ihm nahestehende Perser zu morden. Endlich brach in Persien eine von den Magiern angezettelte Verschwörung gegen ihn aus u. als er eilig nach der Heimat zurückkehrte, verwundete er sich in Syrien beim Besteigen des Pferdes an der Hüfte u. starb infolge dessen 523 zu Ekbatana.

Kameel (Camelus), eine Wiederkäuergattung, die mit den Kameelschafen die Familie der Kameliden od. der Schwielenfüßer (Tylopoda) bildet, charakterisirt durch das Fehlen von Hörnern u. Afterklauen, durch eine tief eingeschnittene behaarte Oberlippe, den Besitz von Eckzähnen, bei oben 2, unten 6 Schneidezähnen, u. jederseits oben 6, unten 5 Back-

zähnen, ferner durch einen langen Hals u. durch schwielige Sohlen, welche die mit allen drei Gliedern auftretenden beiden Zehen bedecken. Man unterscheidet zwei Arten K.: das bis 2 m. hohe u. bis 2½ m. lange einhöckerige K. od. **Dromedar** (Camelus Dromedarius) Nordafrika's u. Westasiens u. das größere, aber mehr kurzbeinige zweihöckerige K. od. **Trampelthier** (Camelus Bactrianus) des südöstlichen Europa u. Hochasiens. Beide Arten gehen in mehrere Rassen auseinander, die nicht weniger als die Pferderassen in Gestalt u. Leistungsfähigkeit unter einander verschieden sind; beide Arten sollen sich auch fruchtbar unter einander vermischen u. deren Junge bald einen, bald zwei Rückenhöcker haben, aber stets wieder fruchtbar sein. Das weiche, wollige Haar der K. ist an Kopf, Hals u. Schultern wie auf dem Höcker verlängert; beim Trampelthier ist die Behaarung dichter, wodurch es auch für kältere Gegenden tauglich wird, obschon man es in Sibirien, bei den Kirgisen, auch noch durch Einhüllen in Decken schützt. Die Färbung des Trampelthiers ist ein tiefes Braun, im Sommer sieht es röthlich aus. Die Dromedare sind am häufigsten hellsandfarbig, doch giebt es auch graue, braune, schwarze, auch solche mit hellen Beinen, doch keine Schecken. Dunkle Dromedare sind deshalb seltner zu sehen, weil sie der Araber für werthloser hält u. deshalb jung abschlachtet. Der (einfache od. doppelte) Rückenhöcker ist als Fettmagazin anzusehen, seine Größe wechselt mit der Jahreszeit u. der Menge der Nahrungszufuhr. Bei reichlicher Nahrung, die übrigens nicht sehr gewählt zu sein braucht, denn das K. begnügt sich mit Gräsern, Baumblättern, Disteln u. im Nothfall mit Dornengebüsch, kann der Höcker des Dromedars bis 15 Kg. wiegen, während sein Gewicht zur Zeit der Hungermonate auf 2½—3 Kg. herabsinkt. Die gestreckte, aufgetriebene Schnauze mit der überhängenden Oberlippe, das große blöde Auge, das kleine, weit nach hinten gerückte Ohr, der lange Hals, der Kuhschwanz, endlich der einfache od. doppelte Höcker machen die großen, plumpen Thiere zu den häßlichsten aller Wiederkäuer u. sie stehen auch geistig tief, sind boshaft u. stöckisch, jedoch befähigt sie ihre Organisation zu ausdauerndem Gehen im Wüstensande wie zum Tragen bedeutender Lasten. Dabei sind sie außerordentlich genügsam u. können bei saftiger Pflanzennahrung das Trinkwasser wochenlang, bei karger Kost auch mehrere Tage entbehren, obwol die sog. Wasserzellen ihres Pansen (vgl. den Artikel „Wiederkäuer") nur mit Magensekret gefüllte, zellenartige Räume sind u. nicht zur unveränderten Aufbewahrung des Wassers taugen, wie vielfach gefabelt worden ist. Obschon die schwerfälligen Thiere in bergigen Gegenden nicht brauchbar sind, so sind sie doch für die Bewohner von Steppen u. Wüsten die nützlichsten Last- u. Reitthiere, u. werden deshalb schon seit uralter Zeit heerdenweise als Hausthiere gehalten, die ihren Besitzern ebenso werthvoll u. unentbehrlich sind, wie den Lappen das Renthier. Die Kameelstute (arab. Nâdje) trägt 11 bis 13 Monate u. wirft 1 Junges. Bei Wüstenreisen wird das K. mit 3 bis 4 Centnern beladen, doch ist es auch größere Lasten zu tragen im Stande; dabei wetteifert es an Schnelligkeit mit dem Pferde; schon schwer beladen legt es bei gewöhnlichem Schritte in fünf Stunden Zeit drei deutsche Meilen zurück, u. geht so 14 Stunden lang ohne Unterbrechung weiter, gute Reitkameele aber (arabisch Hedjihn, der Reiter Hedjahn) durchlaufen den dreifachen Raum, so unbeholfen ihr Paßgang aussieht. Beim Trampelthier sitzt der Reiter zwischen den beiden Höckern, beim Dromedar auf dem Höcker. Die Sättel, die dem Reit-Dromedar auf den Höcker gesetzt werden, sind in der Mitte hohl u. haben an den Bogen ein rundes, wagerechtes Holz zum Anfassen u. an den Seiten Beutel mit Mundvorrath für den Reiter u. sein Thier u. Wasserschläuche. Man hat das K. nicht blos „**Wüstenschiff**" genannt, Ritter bezeichnet es auch als „**Wüstenerhalter**", da sein Schritt den kultivirten Boden nicht nur vermeidet, sondern weil es auch neue Ansiedelungen auf den Zwischenstationen minder nothwendig macht u. dadurch erschwert. In der Krim wird das K. auch als Zugthier benutzt, bei den Persern sogar zum Kriegsdienst, indem ihm Geschütze aufgebürdet werden. Die wenn auch dicke u. fette Milch u. das Fleisch (bes. jüngerer Thiere) liefert eine gesunde Nahrung, das Haar Kleidung u. Decke (daher „Kamelot", während das „Kameelgarn" od. „Kämelgarn" zum größten Theile von der Angora- od. Kämelziege stammt), die Haut wird zu Schuhwerk u. Riemenzeug verarbeitet, der getrocknete Mist dient in jenen holzarmen Gegenden zur Feuerung, auch zur Salmiakbereitung. Der Preis eines gewöhnlichen Lastkameels beträgt etwa 30 Thaler, der eines guten Reitthieres 80 bis 120 Thaler, fast in allen Gegenden steht er dem eines Esels gleich.

Der **Verbreitungsbezirk** des asiatischen K.s od. Trampelthieres beginnt südlich schon in Centralindien, in Marwar, wo der Elefant das Ende seiner Verbreitung erreicht hat; seine eigentliche Heimat ist Turkestan (Bactriana der Alten, daher der Name), Tibet, die Tatarei u. Persien; für die Mongolen ist Zucht, Anschaffung u. Austausch der K. einer der wichtigsten Erwerbszweige, da Karawanen wie Kriegsheere ihrer in Menge bedürfen u. Tausende im Dienste des Staats od. der Post od. des Handels durch die Hochebenen Asiens gehen, wie das Dromedar Westasien u. Afrika durchzieht. In den Steppen um den Bogdo-Oola soll es noch jetzt wilde K. geben, ebenso in der Schamo, um Turfan 2c. Das Dromedar aber findet sich jetzt nur noch in Gefangenschaft, es ist viel weiter verbreitet als das Trampelthier, u. zwar über ganz Nordafrika, von Aegypten bis nach Mauritanien, am Senegal u. in Abessinien, Kordofan u. Darfur, außerdem aber auch in Arabien u. Indien, selbst in Persien u. in der südlichen Tatarei. Im nördlichen Afrika ist es wahrscheinlich erst ums 3. od. 4. Jahrh. n. Chr. eingeführt, obgleich es in Aegypten bereits zu Mose's Zeiten gut bekannt war (Gamal der Bibel). Bei Pisa existirt seit ein paar Jahrhunderten eine kleine Kameelzüchterei; auch auf Java,



Nr. 3612. Das Trampelthier (Camelus Bactrianus).



Nr. 3613. Das Dromedar (Camelus Dromedarius).

in Australien u. Amerika versuchte man sie einzuführen. Die **Kameelschafe** od. **Schafkameele** (Gattung Auchenia, vom griech. auchén [αὐχήν] Hals) Amerika's sind kleiner als die K., haben keinen Höcker, längere Ohren u. zwar auch schwielensöhlige, aber unverbundene Zehen. Auch sie erweisen sich sehr nützlich: das **Lama** (s. d.), Auch. Llama, des alten Inkareiches als Lastthier, das **Alpaca** (s. d.), Auchenia paca, u. die **Vicunna** (Auch. vicunna) durch ihre Wolle.

Kameel heißt auch die Maschine, die man an schwerbeladenen u. tiefgehenden Schiffen anbringt, um sie in seichtem Fahrwasser zu heben u. über Untiefen hinwegzubringen. Sie besteht aus einem mit Wasser gefüllten Kasten, aus dem, nachdem er unter das Schiff geschoben worden ist, das Wasser ausgepumpt wird, wonach der Kasten sich selbst u. zugleich das Schiff hebt.

Kamehameha I., seit dem J. 1781 zunächst nur alleiniger Herrscher der zu Hawaii-nëi gehörigen Inseln Hawaii u. Maui; ist der Gründer einer Dynastie, welche sich um jene Inselgruppe große Verdienste erworben hat. Dem Entdeckungsreisenden Vancouver ist es zu danken, daß K., auf die Segnungen europ. Kultur aufmerksam gemacht, es sich angelegen sein ließ, der Einführung derselben allen Vorschub zu leisten. Ihm würdig zur Seite stand außer einigen einsichtsvollen Europäern sein erster Rathgeber Karemeku, welchen treuen u. befähigten Minister die Engländer den „Pitt der Südsee" nannten. Nicht minder gefördert ward K. in seinem Streben durch die Königin Kaahumanu, nach welcher noch heute die ersten Rathgeber der Krone Hawaii's sich nennen. Am 8. Mai 1819 starb K. im 67. Lebensjahre, einen Namen hinterlassend, wie kein Polynesier vor u. nach ihm. Noch jetzt sind die Kanaken stolz auf ihn, u. nicht mit Unrecht vergleicht man K.

mit Peter d. Gr. Ihm folgte sein Sohn Liholiho unter dem Namen **K. II.**, ein gutmütiger, genußsüchtiger Mensch, der seines Vaters geistige Fähigkeiten nicht besaß. Doch gebührt ihm das Verdienst, zuerst zum christlichen Glauben übergegangen zu sein u. das Mögliche zur Einführung des Christenthums auf dem Archipel beigetragen zu haben. Auf einer Reise, die er mit seiner Gemahlin nach Europa unternahm, starben beide 8. u. 14. Juli 1824 zu London an den Masern. An Stelle seines minderjähr. Sohnes, der unter dem Namen **K. III.** erst im J. 1833 die Zügel der Regierung ergriff, ward das Land zunächst unter eine Regentschaft gestellt, während welcher die allzueifrigen Missionäre in ihrer puritanischen Strenge zu weit gingen u. die Insulaner dem Christenthum auf lange Zeit abgeneigt machten. Wie seine Vorgänger, zog auch K. III. zuverlässige u. einsichtsvolle Europäer in den Staatsdienst, welche durch weise Gesetze das Land regierten u. den Wohlstand hoben. Nach u. nach waren durch Eroberungen u. Unterhandlungen sämmtliche Inseln der Gruppe unter dem einen Scepter vereinigt, u. am 6. Dez. 1852 die sehr freisinnige Verfassung eines „Königreichs der Hawaiischen Inseln" (Hawaii-nëi, d. i. Ganz Hawaii) veröffentlicht u. von den europ. Mächten anerkannt. K. III. starb 12. Dez. 1854. — Ihm folgte sein Sohn Prinz Kauikeouli Kaleiopapa Kuakamanolani Mahinalani Kalaninuiwaiakua Keaweawealaokalani Liholiho (geboren 9. Febr. 1834) unter dem Namen **K. IV.** in der Regierung. Die Verdienste dieses Fürsten um das Königreich sind nicht minder beachtenswerth als die seiner Vorgänger. Am 19. Juni 1856 vermählte er sich mit Emma, mütterlicherseits einer Enkelin John Young's, der rechten Hand K.'s I. — Nach dem Tode K.'s IV. bestieg sein Bruder Lot (geb. 11. Dez. 1830) als **K. V.** den Thron. Das Reich hatte sich inzwischen durch die nordwestl. von der Hawaiigruppe gelegenen Guanoinseln Laysan u. Lisiansky sowie durch die Inseln Cornwallis u. Kalama erweitert u. behauptet jetzt unstreitig den ersten Rang vor allen Eilandgruppen der Südsee, während seine Bewohner binnen wenigen Jahrzehnten, Dank sei es der einsichtsvollen Regierung der Familie der K., sich von einer niedrigen Stufe der Bildung u. Gesittung zu einem arbeitsamen, nüchternen u. für ihre Verhältnisse gebildeten Volke emporgeschwungen haben. K. V. starb im Dez. 1872. — Ihm folgte zunächst Lunalilo I. (geb. 31. Jan. 1835, gest. 3. Febr. 1874). Seit 12. Febr. 1874 ist Kalakaua I. (geb. 16. Nov. 1836) König in Hawaii.

Kamcke, Georg Arnold Karl v., preuß. General u. Kriegsminister, geb. als Sohn des 1837 verstorbenen Kavalleriegenerals v. K. zu Pasewalk 14. Juni 1817, begann seine militärische Laufbahn 1. Jan. 1834 bei der 2. Pionnierabtheilung, besuchte als Sekondeleutnant 1837—41 die Artillerie- u. Ingenieurschule, wurde 1841 zum Fortifikationsdienst nach Posen kommandirt u. 1844—46 beim Festungsbau in Königsberg verwendet, kam dann zur 2. u. später als erster Adjutant u. Premierleutnant zur 1. Ingenieurinspektion u. ward 1850 in den Großen Generalstab versetzt. Als Major 1856 der preuß. Gesandtschaft in Wien beigegeben, erhielt er 1858 unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberstleutnant die Leitung der Abtheilung für das Ingenieurwesen im Kriegsministerium. Seit 1861 Oberst u. Kommandeur des 11. Infanterieregiments, trat er 1863 als Chef des Generalstabes zum 8. Armeecorps über u. wurde zwei Jahre darauf Generalmajor u. Generalstabschef beim 2. Armeecorps, in welcher Stellung er den Feldzug von 1866 mitmachte u. für seine Leistungen bei Gitschin u. Königgrätz mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet wurde. Schon 1867 erfolgte indeß seine erneute Verwendung auf dem Gebiete des Ingenieurwesens, indem er unter Versetzung in das Ingenieurcorps in demselben Jahre noch zum Instrukteur der 2. Ingenieurinspektion, dann zum Präses der Prüfungskommission für Hauptleute u. Premierleutnants des Ingenieurcorps ernannt u. schließlich mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Generalinspektion des Ingenieurwesens u. der Festungen beauftragt wurde, woran sich im nächsten Jahre die Ertheilung des Generalleutnantscharakters anschloß. Entsprechend dieser so mannichfach verschiedenen Wirksamkeit war auch die Verwendung K.'s in der Folgezeit. Bei Eröffnung des Deutsch-französ. Krieges befehligte er die 14. Division, welche beim Ueberschreiten der franz. Grenze die Spitze der 2. deutschen Armee bildete. Hierbei stieß er auf den die Höhen von Spichern besetzt haltenden Feind, griff ihn sofort an (6. Aug.) u. bereitete durch seinen unerschütterlichen Widerstand Angesichts einer fünffachen Uebermacht den schließlich erstrittenen u. in seinen Folgen so wichtigen Sieg aufs Glücklichste vor. Die gleiche eiserne Standhaftigkeit bewies K. an den blutigen Tagen von Gravelotte (18. Aug.), u. in der großen Ausfallsschlacht der Garnison von Metz bei Noisseville wurde der endliche glückliche Ausschlag des Kampfes wesentlich mit durch einen Flankenangriff der seiner Division angehörigen 28. Infanteriebrigade herbeigeführt. Nach dem Fall von Metz zeichnete er sich als Kommandeur des Belagerungscorps von Diedenhofen aus, welche Festung sich ihm nach nur eintägigem Bombardement ergeben mußte, worauf von ihm auch noch die Belagerungen von Mézières u. Longwy vorbereitet wurden. Mit dem Eintritt in die eigentliche Belagerung von Paris (im Dez. 1870) ward K. zur Leitung der Belagerungsarbeiten von dieser ersten Festung der Welt berufen u. im Febr. 1871 zum Generalinspekteur der Festungen u. zum Chef des Ingenieurcorps u. der Pionniere ernannt; unter seinem Oberbefehl zogen die für Paris bestimmten Besatzungstruppen 1. März in die Hauptstadt ein.



Nr. 3611. Georg Arnold Karl v. Kamcke (geb. 14. Juni 1817).

Der rasche Wechsel seiner Thätigkeit während dieses Krieges bezeugt gleicherweise das unbedingte Vertrauen, welches sich K. für die verschiedensten Gebiete des militärischen Wissens u. Könnens zu erwerben gewußt, wie die energische u. glückliche Durchführung der ihm gestellten Aufgaben eine erneute Gewähr für seine vielseitige Tüchtigkeit bot. Infolge dessen ward er nicht blos nach dem Frieden mit der Vertretung Preußens im Bundesrathe des Deutschen Reichs als Vorsitzender des Ausschusses für das Landheer u. die Festungen betraut, sondern wurde auch nach dem Rücktritte des Grafen Roon (s. d.) im Nov. 1873 dessen Nachfolger als preuß. Kriegsminister. In dieser Stellung hatte er unter A. die Entwürfe des deutschen Militär- u. des Landsturmgesetzes vor dem Reichstage zu vertreten.

Kämelgarn, Kamelgarn, die versponnenen Haare der Angoraziegen u. anderer Ziegenarten, od. auch wirkliches Haar (vom Halse, Rücken u. Bauche) des Kameels.

Kamelot, Kamlott, ein leinwandartig gewebter glatter Wollenstoff aus hart gesponnenem (fest gedrehtem) Kammwollgarn (ursprünglich wol aus Kameelhaar, woher der Name) od. auch aus einem Gemisch von Wolle u. Seide; das Gewebe ist in der Kette zweifädig gezwirnt, im Schusse einfach. Nach der Zusammensetzung des Stoffes u. nach seiner inneren Güte kommt das Gewebe unter verschiedener Benennung im Handel vor.

Kamenez-Podolski, Hauptstadt des südwestruss. Gouvernements Podolien mit 21,490 E. (1871), liegt unweit der Mündung der Smotritsch in den Dnjestr an der Grenze Galiziens auf einem schroff zum Flusse abfallenden Kalkplateau u. in dem Thale selbst mit malerischer Umgebung.

Die untere Stadt enthält theilweise ziemlich freundliche Straßen, während die oberen Stadtviertel unregelmäßig gebaut, eng u. hier u. da unreinlich sind. Unter der bunt gemischten Bevölkerung, welche viele Rumänier zählt, nehmen die Juden die hervorragendste Stelle ein; in ihren Händen ruht vorzugsweise der Handel. Das schönste Gebäude in K. ist die große gothische Kathedrale; die Stadt ist Sitz eines griech. kathol. Erzbischofs u. eines röm.-kathol. Bischofs, des Militärgouverneurs der Provinz, hat ein Seminar, ein Gymnasium u. mehrere geistliche Schulen u. ist bedeutend durch Getreidehandel u. Gewerbthätigkeit. K. wurde schon im Anfang des 13. Jahrh. erbaut u. 1375 zum Bischofssitz erhoben; 1653 wurde hier zwischen Polen u. der Türkei Frieden geschlossen; ersterer Staat nahm von der damals wichtigen Festung 1699 Besitz; 1793 kam die Stadt an Rußland, das die Festungswerke 1813 schleifen ließ.

Kamenz, eine der sog. Vierstädte der sächs. Oberlausitz (s. d.), Kreisdirektionsbezirk Bautzen, mit 6406 E. (1871), liegt am Fuße des Hutberges u. an der Schwarzen Elster u. ist seit dem großen Brande vom J. 1842 sehr freundlich aufgebaut worden. Unter der Bevölkerung, welche Landwirthschaft, Tuchfabrikation u. Töpferei treibt, sind auch die Wenden, wenn auch in geringer Zahl, vertreten; ihnen ist eine eigene Kirche eingeräumt. Bes. hervorragende Gebäude sind die Jodokuskirche u. das Rathhaus. K. ist Geburtsort von Lessing (geb. 22. Jan. 1729), dessen Vater Oberpfarrer an der Hauptkirche war. Ihm ist ein Denkmal auf dem Schulplatze errichtet u. nach ihm ein großartiges Krankenhaus, in dem Bedürftige ohne Unterschied der Nationalität u. Konfession Aufnahme finden, Lessingsstift genannt worden. In der Nähe von K. finden sich bedeutende Granitbrüche; 1 M. nach SO. liegt das eine der beiden sächs. Cisterzienser-Nonnenklöster Marienstern mit einem Erziehungsinstitut u. ausgedehnten Besitzungen. Das Dorf K. im schles. Kreise Frankenstein (Reg.-Bez. Breslau), in sehr romantischer Gegend an der Pause u. unweit der Neiße gelegen, mit 780 E. (1871), ist bekannt durch das schöne Schloß der Prinzessin Marianne der Niederlande, welches, nachdem das alte 1817 durch Brand zerstört worden war, nach einem Plane Schinkel's aufgeführt worden ist. An der Stelle desselben stand eine Cisterzienserabtei, welche, 1209 begründet u. 1811 aufgelöst, eines der reichsten Klöster Schlesiens gewesen ist.

Kameralwissenschaft ist im Sinne der Zeit, wo diese Benennung entstand, der Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse, welche zu einer möglichst hohen Ausnutzung u. Steigerung des landesherrlichen Patrimonial- u. Domanialvermögens (s. „Kammer") verhelfen. Als bei dem stetigen Wachsen der Hof- u. Staatsbedürfnisse die Erträge der Landgüter, Forsten, Bergwerke, Salinen, der althergebrachten Zölle u. des Geleites zur Bestreitung des öffentlichen Dienstes nicht mehr hinreichten u. erst außerordentliche Beihülfen der Landschaft von Zeit zu Zeit nachgesucht (Beden), dann ständige Grund-, Kopf- u. Verbrauchssteuern erlangt wurden, kam immer mehr die Einsicht, daß nur juristisch geschulte Beamte od. gar bloße Schreiber u. Rechnungsführer dem verwickelteren Finanzwesen nicht mehr allein gewachsen wären. Land-, Wald- u. Bergbau sollten gehoben, die Zahl u. die Steuerkraft der Bevölkerung vergrößert werden, u. zur Durchführung so weit aussehender wirthschaftlicher Pläne bedurfte es besonderer Fachmänner, die wieder durch lehrhafte Mittheilung ihrer Einsichten u. Erfahrungen deren wissenschaftliche Bearbeitung vorbereiteten. Die „Kameralien", denn auch diesen Namen führen die betreffenden Wissensfächer, umfaßten so in einem ökonomischen Theile die Lehre von der Land- u. Forstwirthschaft, dem Bergbau, dem Münzwesen u. den Gewerben, in einem politischen Theile die Polizei- u. Finanzwissenschaft. Friedrich Wilhelm I. gründete dafür zuerst Lehrstühle an den preuß. Universitäten. Bestimmend wirkte hierbei noch der Gesichtspunkt, daß durch solche Anleitungen zur Pflege der allgemeinen Wohlfahrt, durch „die Plusmacherei", wie man sich ausdrückte, der Hauptsache nach das fiskalische Interesse zu fördern sei. Erst als in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. vertieftere politisch-ökonomische Theorien zur Geltung gelangten, brach die Erkenntniß durch, daß die Volkswirthschaftslehre u. Volkswirthschaftspolitik noch zu anderen Aufgaben des Staats in Beziehung stehe. Selbst heutzutage verlangt jedoch die Verwaltung von der Kameralwissenschaft mehr die Angabe der Grundsätze, nach welchen die Finanzmittel vervielfältigt, der Staatsaufwand am leichtesten u. ohne Bedrückung der Staatsangehörigen gedeckt werden könne, u. zeigt sich den Theorien nicht immer günstig, welche vom Standpunkte einer anspruchsvolleren Kulturpolitik die Forderungen an den Staat erhöhen u. zugleich durch die Bemühungen nur ein gerechteres, möglichst einfaches Auflagensystem schwieriger Uebergangsarbeiten ansinnen od. selbst Schwankungen in den öffentlichen Bezügen herbeiführen möchten.

Kamille (Matricaria Chamomilla), auch echte od. Feld- u. Akerkamille, od. Chamille, Mutterkraut, Hermelzen, Hermunzel, Kammer- u. Romirenblume, Riemerei, in der Nordschweiz Gramillia, Garnilla u. Oepfelblüameli. Eine seit den ältesten Zeiten bei Volk u. Aerzten hochangesehene Feldblume aus der Familie der Kompositen, die wahrscheinlich mit dem Getreide einwanderte, ohne daß wir ihre Urheimat zu bestimmen vermöchten. Sie überzieht mit ihren weißen Strahlenblumen oft große Strecken als lästiges Unkraut u. zeichnet sich durch die fein geschnitzten Blätter wie durch ihre stark duftenden Blumen aus, die auch ein blaues, schillerndes, stark riechendes u. darum fast widerwärtiges aromatisches Oel durch Destillation gewinnen lassen; ihr stehen die sog. Hundskamille (Anthemis arvensis) u. die stinkende K. (A. Cotula) zum Verwechseln nahe, um so mehr, da beide, wie die echte K., einen kegelförmigen Blumenboden haben. Doch ist derselbe bei der echten K. hohl u. glatt, d. h. ohne Spreublätter, während er bei jenen mit Spreublättern besetzt, also haarig u. mit einem zelligen Gewebe erfüllt ist. Ebenso hat die Hundskamille kaum einen Geruch, die stinkende einen üblen. Die medizinische Anwendung der echten od. röm. K. ist eine so allgemeine für die verschiedensten Krankheiten, daß sich schwerlich irgend eine andere einheimische Pflanze als Arzneimittel mit der K. messen kann. Sie verdankt dies nam. ihrem ätherischen Oele, welches eine schweißtreibende Kraft besitzt. Uebrigens hat auch das Kapland eine K. (M. africana), welche noch kräftiger als die unsrige sein soll.



Nr. 3615. Die Ackerkamille. Nr. 3616. Echte Kamille. Nr. 3617. Hundskamille.

Kamin heißt der offene Feuerherd, der zum Heizen der Wohnräume dient u. gewöhnlich in einer Wandnische mit Abführungszug ins Freie angebracht ist. In den nördlicheren Ländern jetzt durch den Ofen zum größten Theil verdrängt u. mehr als Schmuck der Wohnung denn als eigentlicher Heizapparat bei uns in Gebrauch, ist der K. in Ländern mit gemäßigterer Wintertemperatur, England, Frankreich, Italien u. s. w., noch allgemein in Anwendung u. im vollen Sinne des Wortes ein Mittelpunkt für den abendlichen Familienzirkel, indem das wechselnde Spiel der freilodernden Flamme in angenehmer Weise Auge u. Phantasie zu beschäftigen vermag.

Kamisol, eine bis an die Hüften reichende Jacke mit Aermeln, von den Männern unter dem Oberrocke, von den Frauen als Jacke getragen.

Kamm heißt im Allgemeinen eine Erhöhung mit einzelnen Hervorragungen, wie Gebirgskamm, entsprechend auch der vordere, höhere Theil des Rückens mancher Thiere (Wildschwein), beim Pferde der obere Theil des Halses, welcher das leicht schmelzbare Kammfett enthält, bei manchen Vögelfamilien der fleischige Auswuchs auf dem Kopfe, im Maschinenbau die Holzzähne der Triebräder, in der Sägemüllerei der Theil am Ende der Blöcke, der nicht mit durchgeschnitten wird, für gewöhnlich aber ein Geräth, das, aus einer Anzahl kürzerer od. längerer Zähne bestehend, die an einem gemeinsamen Rücken sitzen, zum Glattstreichen od. zum Festhalten fadenartiger Körper, nam. der Haare dient, u. aus dem verschiedenartigsten Materiale hergestellt wird. Als Hauptmaterial für die Haarkämme dient dem Kammmacher Horn, ferner Schildpatt, Holz, in neuerer Zeit vielfach Hartgummi. Das Material wird zunächst in dünne Tafeln geschnitten. Horn u. Schildpatt müssen vorher durch

Eintauchen in kochendes Wasser erweicht u. alsdann mittels einer Presse zwischen zwei Platten in die gewünschte Form gebogen werden. Diese Platten werden mit der Säge, mit Raspeln u. Feilen weiter ausgearbeitet, die Einschnitte der Zähne mit einer Säge ausgeführt. Bei der Herstellung bes. feinzackiger Kamme benutzt man dazu doppelte Sägen, die zwei in der Dicke eines Zahnes neben einander eingespannte Sägeblätter aus Uhrfedern haben. Viel zweckmäßiger als die Langsägen sind die zu einem System parallel neben einander auf einer Welle befestigten Kreissägen, welche eine ganze Reihe von Zähnen od. Zinken auf einmal herstellen lassen. Eine andere Methode zur Herstellung der Kammzähne ist zu Anfang der vierziger Jahre von Lyne in England erfunden worden, indem derselbe eine Maschine konstruirte, welche nach Art der Durchstoßmaschinen wirkt. Bei einem Gebirge heißt K. der gemeinsame Stamm des Gebirges, welcher dessen einzelne Glieder zu einem Ganzen verbindet u. von den Gipfeln des Gebirges überragt wird. Ist der K. breit, so wird er Gebirgsrücken, bei geringer Breite u. schroffem Abfall Grat genannt. Als Kammhohe wird nach Humboldt die Durchschnittshöhe der Pässe genannt. Unter den deutschen Gebirgen ist der K. am charakteristischsten entwickelt im Thüringer Walde, auf dem er durch den Rennsteig bezeichnet wird.

Kammer (lat. camera), ein kleines abgesondertes Gemach, nannte man schon in der fränk. Zeit zunächst die Räume, die den Schatz des Königs u. seine Einkünfte aufnahmen, sodann das Hofamt, welches, mit einem Kämmerer (camerarius) an der Spitze, das fürstliche Vermögen bewahrte u. verwaltete. Name u. Einrichtung erhielten sich auch sowol in dem röm.-deutschen Reich als in den deutschen Territorien, wo der K. der private Grundbesitz des Fürsten sowie die Reichslehen od. Domänen untergeben u. die Erträge der mit dem Fürstenamte verbundenen Regalien u. Zölle zugewiesen waren. An unterer Stelle erhoben u. verrechneten Amtsleute, Schösser u. Zöllner die Einnahmen. Aus den Beständen der K. bestritt der Fürst, Anfangs unbeschränkt, den Unterhalt seines Hofs u. die Kosten der öffentlichen Verwaltung, insoweit für letztere die Landesangehörigen nicht zu unmittelbaren Leistungen, wie z. B. bei Straßenbauten od. zum Schutz gegen Gefährdungen der allgemeinen Sicherheit, verpflichtet waren. Als jedoch nachmals die Fürsten bald infolge schlechter Wirthschaft, bald wegen der höheren Ansprüche des sich weiter entwickelnden Staatswesens mit ihren Prälaten, Rittern u. Städten wegen Bewilligung von Steuern verhandeln mußten, knüpfte die Landschaft ihre Beihülfe gewöhnlich an die Bedingung einer ständischen Aufsicht u. Mitwirkung bei der Verwaltung des Kammervermögens, das nunmehr von dem Privatgut des Landesherrn schärfer geschieden ward. Die K. war seitdem eine Regierungsstelle (Finanzkollegium) mit einem Präsidenten od. Kammerdirektor, mehreren Kammer- od. Finanzräthen u. dem nöthigen Kanzleipersonal an Sekretären, Archivaren, Kammerzahlmeistern, Kammerrevisoren, Schreibern u. Boten, gewöhnlich auch mit einem rechtskundigen Kammerprokurator, Kammerfiskal, der rechtliche Gutachten abzugeben u. die Prozesse zu führen hatte. Bei Umbildung der Landesverfassungen nach dem Repräsentativsysteme ward gewöhnlich das Kammervermögen mit dem eigentlichen Staatsvermögen vereinigt u. den Landesherren anstatt der schwankenden Bezüge aus der K. eine feste Civilliste (s. d.) aus den allgemeinen Staatseinkünften zuerkannt. Den Namen K. od. Kämmerei führen zum Theil jetzt noch die Einnahme- u. Kassenverwaltungen, ingleichen die Aufbewahrungsstellen für Militärrequisiten, z. B. Bekleidungsgegenstände. — Kammergericht heißt das bekannte Obergericht in Berlin deshalb, weil es früher das höchste Gericht für den preuß. Staat bildete, vor dem der Fiskus allein Recht zu leiden hatte. — Ueber K.n im Sinne von vertretenden Körperschaften s. „Repräsentativsystem".

Kammerbote (nuncius camerae) war schon im 9. Jahrh. der Titel des Verwalters der königl. Kammergüter (Domainen) u. wurde später in allgemeinerem Sinne zur Bezeichnung eines aus der fürstl. Kammer od. von einer Behörde entsendeten Boten gebraucht.

Kammergüter od. Domänen sind große Landgrundstücke, deren Ertrag in die landesherrliche Kammer (s. d.) fließen sollte. In den älteren, geldarmen Zeiten waren bedeutende Reichsgüter zu dem Unterhalt der obersten Reichsbeamten u. zu den Kosten der Verwaltung ihrer Bezirke bestimmt. Jene Würdenträger, welche aus der Klasse der angesehensten Grundeigenthümer hervorgingen, verwendeten meistens auch ihren Privatbesitz zur Errichtung von Lehen für näher verbundene Anhänger u. zu sonstigen Steigerungen ihrer Gewalt, mit denen sie ihr Hausinteresse u. zugleich den öffentlichen Dienst förderten. Als endlich die Reichsämter in erbliche Fürstenthümer verwandelt waren, ließ sich nicht mehr nachweisen, welche Güter der landesherrlichen Kammer vom Deutschen Reiche herrührten od. Privateigenthum der regierenden Familie gewesen waren. Die Einkünfte aus dem gesammten Grundbesitz, der bisher den Hof- u. Staatsbedürfnissen gedient hatte, gelangten sonach an die Landeskasse, die vielfach unter ständische Mitaufsicht kam u. nur ihre Ueberschüsse an den Landesherrn abführte. Erst an den Grundstücken, welche der Landesherr nachgehends für sich erwarb (Chatoullen- u. Tafelgüter), wurde das Sondereigenthum des Fürsten entschieden festgehalten. Doch fehlt es auch neuerdings, selbst seit dem Eintritt der konstitutionellen Periode, nicht an Beispielen, wo die Wiedereinordnung der K. in das fürstliche Hausvermögen versucht wurde. Herzog Wilhelm von Nassau stellte bereits 1817 die Behauptung auf, daß das ganze Domanialvermögen Eigenthum des regierenden Hauses sei, u. brachte dadurch eine Irrung mit den Landständen zuwege, die erst 1835 durch Vergleich ihr Ende erreichte. In Kurhessen erklärte Wilhelm I. nach seiner Rückkehr in gleicher Auffassung die bis 1813 von der königlich westfäl. Regierung vollzogenen Domänenverkäufe für nichtig, u. den daraus hervorgehenden Entschädigungsansprüchen der Käufer wurde bei der 1831 erfolgenden Auseinandersetzung des Staats- u. kurfürstlichen Hausvermögens keineswegs Rechnung getragen. Während des Rückschlags, der seit 1850 die Pläne einer Neubildung Deutschlands vertagte, wußten außer dem Könige von Hannover auch einige andere deutsche Fürsten die Selbstverwaltung der K. an sich zu ziehen, was in den betreffenden kleineren Staaten seit dem Steigen der Militärleistungen schweren Steuerdruck zur Folge hat. Hinsichtlich der Bewirthschaftung der K. wird jetzt wol durchgängig die Verpachtung der Bewirthschaftung durch eigne Beamte vorgezogen, aber auch unter dem Hinweise, daß selbst die Verpachtung wegen der hohen Kosten für Erhaltung der Gebäude nicht einträglich genug sei, die Veräußerung im Ganzen od., wo es sich zugleich um Erhöhung der Bevölkerungsziffer u. um Verstärkung eines unabhängigen Bauernstandes handelt, die Parzellirung empfohlen.

Kammerherr. Zu den vier großen Hof- od. Kronämtern gehört das des Oberkämmerers (Camerarius), der für die innere Verwaltung des fürstl. Hauses zu sorgen hat. Unter diesen stehen die K.en u. ihre Assistenten, die Kammerjunker. Erstere verrichten als dienstthuende Hofchargen gewisse Ehrendienste bei dem regierenden Fürsten od. dessen Gemahlin, sie beziehen aber an den meisten Höfen keine Besoldung. Bei großen Hoffesten steht der dienstthuende K. bei der Galatafel hinter dem Stuhl des Fürsten u. reicht ihm die Speisen, die er vom Pagen u. dieser wieder von den Lakaien erhält. Im Range stehen die K. wenigstens dem Generalmajor gleich, an manchen Höfen noch höher. Das äußere Zeichen ihrer Stellung ist bei großer Gala ein goldner (eigentlich vom span. Hofe herstammender) Schlüssel, der Kammerherrnschlüssel, od. eine solchen vorstellende Zierrath an der rechten Seite der Taille des Rockschoßes. Außer Dienst od. am gewöhnlichen Hofanzug tragen sie an derselben Stelle nur zwei goldene Knöpfchen.

Kammerjäger, Leute, deren Gewerbe es ist, Mäuse, Ratten u. dgl. Ungeziefer zu vertilgen.

Kammerknechte wurden früher die kaiserlichen Leibeigenen, nam. aber im Deutschen Reich ehemals die Juden (s. d.) genannt, weil sie dem Kaiser als ihrem Schutz- u. Schirmherrn einen Schutzzins entrichten mußten. Dieses kaiserliche Vorrecht ging durch Privilegien u. durch die Reichsgesetzgebung im 16. Jahrh. auf alle die Reichsfürsten über, welche Regalien hatten, u. der Schutzzins verwandelte sich in einen meist recht hohen Leibzoll.

Kammermusik, gegenwärtig eine Instrumentalmusik für ein od. mehrere Soloinstrumente. Dem ursprünglichen Wortsinne nach eine an Höfen u. Palästen der Großen, u. zwar in Sälen u. Zimmern (Kammern) veranstaltete Privatmusik, zu welcher ohne besondere Erlaubniß Niemand Zutritt hatte. Im weiteren Sinne auch die größeren Hofkonzerte, die zwar eigentlich ebenfalls nur für den Hof bestimmt sind, woran aber auch andere Personen, doch im Konzertsaal von Hofe getrennt, theilnehmen können. Häufig waren solche Musiken nur mit Saloninstrumenten, jede Stimme nur durch ein einzelnes Instrument besetzt; bei der großen Anzahl kleiner Kapellen u. Musikkollegien der Fürsten, Großen u. reichen Städte war das Solomusiziren bei weitem mehr an der Tagesordnung als heute. In diesen älteren K.en wurden, wie heute ebenfalls, nur weltliche Tonwerke aufgeführt, weshalb denn auch der Kammerstil, von seiner ersten Entstehung (gegen 1600) an, vom Kirchenstil ebenso wie vom theatralischen Stil unterschieden wurde. Gegenwärtig pflegt man in Kammermusikaufführungen nur Instrumentalstücke vorzutragen, früher auch Vokalsachen, als Madrigale, Cantate da Camera, Duetti da Camera, Singkonzerte, überhaupt Alles, was nicht in die Kirche gehörte u. auch nicht an eine Handlung, mithin auch nicht an die Bühne gebunden war. Außerdem ziehen wir heute den Kreis der K. noch enger, indem wir dazu nur Solostücke für ein od. mehrere Soloinstrumente rechnen, als: Solosonate u. ihre mehrstimmigen Gattungen, Duo, Trio, Quartett, Quintett ꝛc. für verschiedene Instrumente; ferner alle anderen Arten Solostücke für Klavier, ein Streich- od. Blasinstrument, als: Klaviersuite, Präludium, Toccate, die Fantasien; die älteren u. neueren tanzartigen Stücke;

Variationen, Konzertstücke, Klavieretuden, Lieder ohne Worte u. was sonst zum Solospiel gehört. Die Symphonie, das große Konzert, die Ouverture, überhaupt alle Werke für vollbesetztes Orchester, sind mithin davon ausgeschlossen. In älterer Zeit hingegen gehörten neben den Solostücken auch die vollbesetzten Orchesterwerke in die Kammer, als: Orchestersuite, Symphonie, Ouverture, die Anfangs zwar nur für Soloinstrumente, später aber auch für Orchester gesetzte Kassation u. Serenade, das Concerto da Camera (unser heutiges Konzert) ꝛc. Es ist sehr erklärlich, daß das obenerwähnte Solomusiziren, welches in den Kapellen früherer Zeit so allgemein war u. in unserer K. ausschließlich herrscht, sowie auch die Bestimmung der letztern für einen engern Zuhörerkreis im engeren Raume des Saales im Verhältniß zum Theater, einen eignen Musikstil hervorrufen mußte. Vom kirchlichen ist der Kammerstil von vornherein als weltlicher verschieden; vom dramatischen, der seinem Wesen nach die Leidenschaften mit großen, kräftigen Strichen zeichnet u. überdies dem größeren Publikum gegenüber eine gewisse Einfachheit u. leichtere Anschaulichkeit der Darstellung sich bewahren muß, unterscheidet er sich durch eine bei weitem mehr ins Einzelne gehende kunstvolle Ausgestaltung u. Durchführung der Gedanken, denn in der K. (wie auch in der Orchestermusik) konzentrirt sich die Aufmerksamkeit durchaus auf das Tonwerk selbst u. seinen Kunstgehalt, wird weder durch äußere Darstellung, wie in der dramatischen, noch durch kirchliche Handlungen u. religiöse Betrachtungen u. Gefühle, wie in der Kirchenmusik, mit in Anspruch genommen. Ebenso deutliche Unterschiede sind zwischen Konzert u. K. bemerkbar; jene stellt ihren Inhalt mittels vieler Klangorgane von verschiedenen Gattungen, großer Schallmassen u. dynamischer Wirkungen, vielfacher Farbenschattirungen ꝛc. dar; die K. besitzt diese reichen Mittel nicht, muß also durch Aufbietung kunstvollster Ausgestaltung zu ersetzen suchen, was ihr von vornherein abgeht. Da ihre Stimmen sämmtlich Hauptstimmen u. nur durch Soloinstrumente besetzt sind, werden, mit der freieren Durchführung einer jeden derselben, außerdem auch zugleich größere Ansprüche an die Technik erhoben.

Kammerton, der gegenwärtig sowol in der Kirche als in der Konzert- u. Theatermusik ausschließlich herrschende Stimm-, Gabel- od. Normalton, nach welchem die Tonhöhen aller Instrumente zum Zwecke genauen Uebereinkommens bei Musikaufführungen regulirt werden. Die in älterer Zeit neben dem K. herrschenden anderen Stimmtöne, Chor- u. Cornetton, sind außer Gebrauch gekommen, auch die Orgeln stimmt man seit neuerer Zeit in den K. Allgemein als K. angenommen ist das eingestrichene a, von Scheibler auf 440 Schwingungen in der Sekunde fixirt. Da aber früher manche Schwierigkeiten in Betreff genauer akustischer Bestimmungen nicht gehoben werden konnten, so ist es bisher noch nicht gelungen, den Normalton a an allen Musikorten auf eine u. dieselbe absolut übereinstimmende Tonhöhe zu bringen. Ebenso wie die älteren Stimmtöne ist auch der moderne K. im Laufe der Zeit kontinuirlich in die Höhe gegangen (innerhalb der letzten hundert Jahre fast anderthalb Töne). Vgl. d. Art. „Diapason“.

Kammertuch, s. „Cambrics“.

Kammfett, das aus dem oberen Theile des Pferdehalses (dem Kamme) ausgeschmolzene, von den Thierärzten zur Bereitung von mancherlei Salben, ferner zum Einschmieren des Lederzeugs u. zur Bereitung von Haarölen dienende Fett.

Kammgarn, s. „Kammwolle“.

Kammgras (Cynosurus cristatus), eines der besten Futtergräser, nam. für Schafe, ausgezeichnet durch die kammartige Stellung der Blume, die kein anderes einheimisches Gras besitzt. Der Halm erlangt die Höhe von [illegible] m., die Aehre eine Länge von 5 cm. Das schöne Gras besiedelt bes. fruchtbare Niederungen, wo es selbst auf viel betretenen Wegen auftritt.

Kammin, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Stettin (Prov. Pommern), mit 5261 E. (1871), liegt am östl. Ufer des Kamminer Bodden, dem im O. der Insel Wollin gelegenen Theile des Stettiner Haffs, aus welchem die Dievenow in die Ostsee führt. K. besitzt einen schönen, 1124 gegründeten Dom mit großer Orgel, ein Domstift, ein adeliges Fräuleinstift u. ein Schullehrerseminar, steht mit Stettin in direkter Dampfschiffverbindung u. treibt nicht unbedeutenden Seehandel. Die sehr alte, aus einer slavischen Ansiedelung hervorgegangene Stadt wurde nach der Zerstörung von Julin (Wollin) seit 1140 Residenz der Bischöfe; das Bisthum selbst fiel 1536 an Pommern u. 1648 an Brandenburg. Der Kreis K., wenig fruchtbar, reich an Waldungen u. an vielen Stellen sumpfig, umfaßt auch die Insel Wollin (s. d.), 23 □M. mit 43,825 E. (1871). Im Kamminer Bodden liegt die Insel Gristow mit Kalksteinlager u. Cementfabrik.

Kammmuschel (Pecten), eine einmuskelige Seemuschelgattung mit rundlichen, meist gerippten Klappen, die in der Richtung des Schloßrandes eigenthümliche Fortsätze (Ohren) tragen. Manche Arten sitzen in der Jugend durch Byssusfäden fest (Pecten varius) u. bilden in Tiefen von 60—80 m. ganze Bänke. Einige sind eßbar, die hübschen Schalen verarbeitet man zu Täschchen, Schmucksachen ꝛc., benutzt sie auch als Gefäße für Delikatessen u. dgl. Von den ca. 500 Arten, unter denen die Pilger- od. Jakobsmuschel eine der bekanntesten ist (Capa santa der Italiener, P. jacobaeus), sind etwa 400 fossile. Abb. s. Taf. XLVIII, Nr. 13.

Kammwolle heißt diejenige Wolle, welche, aus langen, wenig gekräuselten, gewöhnlich auch stärkeren Haaren bestehend, sich bes. zur Herstellung glatter Wollenzeuge eignet, bei denen die Fäden offen u. völlig sichtbar auf der Oberfläche liegen; im Gegensatz zur Streichwolle, welche aus stark gekräuselten, in der Regel feineren u. kürzeren Haaren besteht u. dieser ihrer Eigenschaften wegen sich mehr für filzartige u. für Walkstoffe eignet. Die aus diesen Wollen erzeugten Gespinnste heißen **Kammgarn**, bez. Streichgarn, u. schreibt sich der erstere Name von einer Vorbereitungsarbeit, welche mit der Wolle vorgenommen werden muß, dem sog. Kämmen, u. welche den Zweck hat, die einzelnen Wollfasern einander parallel zu legen u. ein ganz gleichmäßiges, verspinnbares Band, den sog. Zug, herzustellen, der auf besonderen Spinnmaschinen versponnen wird. Die Abgänge beim Kämmen, allzu kurze od. zu stark gekräuselte Wollfasern, heißen Kämmlinge. Die Herstellung des Zuges, die Wollkämmerei, wird in Frankreich in großartiger Weise fabrikmäßig betrieben u. die deutsche Kammgarnspinnerei war wesentlich auf franz. Zug mit angewiesen; in neuester Zeit jedoch hatte man bei uns angefangen, sich von Frankreich unabhängig zu machen; beispielsweise ist in den letzten Jahren bei Leipzig eine großartige Wollkämmerei entstanden.

Kamp (vom lat. campus, das Feld) heißt in der Forstwissenschaft eine mit Holz bepflanzte Fläche, in der Bergwissenschaft der zwischen 2 Schächten befindliche Theil u. in der Landwirthschaft die größeren eingefriedigten Ackerbreiten u. Weideflächen.

Kampen, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, mit 15,653 E. (1869), liegt 1 M. vom Ausfluß der Yssel in den Zuidersee, an der linken Seite des Flusses, der hier sein Delta beginnt, hat in der St. Nikolauskirche u. dem Rathhause architektonisch hervorragende Bauwerke, ein Gymnasium u. eine Gewerbeschule. Die durch außerordentliche Reinlichkeit ausgezeichnete Stadt treibt bedeutenden Handel, ist wichtig durch ihre Cigarren-, Papier- u. Strumpffabrikation u. soll Geburtsort des Thomas a Kempis (s. d.) sein. Im Mittelalter gehörte K. zur Hansa.

Kämpfer, Engelbert, berühmter Naturforscher u. Reisender, ward 16. Sept. 1651 zu Lemgo geb., besuchte bis zu seinem 16. Jahre die lat. Schule seiner Vaterstadt, dann die in Hameln u. Lüneburg u. vollendete seine Gymnasialstudien in Lübeck. Im J. 1672 bezog er die Universität Danzig, wo er disputirte, um 1674 nach Krakau, wo er die Magisterwürde erhielt, u. zwei Jahre später nach Königsberg überzusiedeln. Hier beschäftigte er sich 4 Jahre lang, außer mit Chirurgie u. Medizin, vorzugsweise mit dem Studium der damals arg vernachlässigten Naturwissenschaften. Reiselust u. Wissensdrang führten ihn 1680 nach Upsala, wo es ihm gelang, sich an dem Ethnographen Olaus Rudbeck (s. d.), dem Kanzler Esaias v. Pufendorf (s. d.) u. dessen Bruder, dem Historiker Sam. v. Pufendorf (s. d.), einflußreiche Freunde zu erwerben. Durch den Zweitgenannten erhielt er die Stelle eines Legationssekretärs bei einer Gesandtschaft, welche Schweden in Handelsangelegenheiten an den russ. u. pers. Hof schickte. Am 22. März 1684 langte dieselbe in Ispahan an; als der schwed. Gesandte seine Rückreise antrat, blieb K. hier zurück. Er unternahm dann zunächst eine Reise nach Farsistan, dem eigentlichen Altpersien, u. zeichnete u. beschrieb 100 J. früher, ehe Niebuhr, Ker-Porter u. Morier (s. d.) sie sahen, die Ruinen von Persepolis u. Pasargadä. Später trat er als Schiffschirurg in die Dienste der Niederl.-ostind. Compagnie u. kam in solcher Eigenschaft im Sept. 1689 nach Batavia, wo er insbes. die javan. Thier- u. Pflanzenwelt studirte. Am 7. Mai 1690 reiste K. mit einer holländ. Gesandtschaft zunächst nach Siam, u. von da nach Japan, wo das Schiff der Gesandtschaft 18. Sept. im Hafen von Nangasaki einlief. Unterwegs hatte K. bei einem heftigen Sturme einen Theil seines Reisegepäcks verloren, darunter ein unersetzliches Manuskript über Persien u. die Tatarei. Zwei Jahre blieb K. in Japan u. während dieser Zeit gelang es ihm, über dieses Land genauere Nachrichten einzuziehen, als vor ihm selbst die portug. Jesuiten vermocht, sodaß seine Mittheilungen bis auf die neuere Zeit fast die einzige Quelle unserer Kenntniß Japans bildeten. Er verließ Japan 1692, kehrte über Batavia 1694 nach Europa zurück u. nahm, vom Grafen Friedrich Adolf v. Lippe zu dessen Leibarzt ernannt, auf

dem von seinem Vater ererbten Steinhofe in Lieme bei Lemgo seinen dauernden Aufenthalt. Dort starb er auch 2. Nov. 1716. Die Schriften dieses mit einem fast universellen Wissen ausgestatteten, geistvollen u. unermüdlichen Forschers sind leider bisher nur in sehr beschränktem Maße der Welt durch den Druck zugänglich gemacht worden. Bei seinen Lebzeiten erschienen von K. nur: „Amoenitatum exoticarum politico-physico-medicarum fasci uli V.“ (Lemgo 1712). Seine Erben verkauften seine übrigen Manuskripte an den Engländer John Sloane, der K.'s „Geschichte Japans“ durch Joh. Kasp. Schleuchzer ins Englische übersetzen u. als „History of Japan and Siam“ (Lond. 1727, 2 Bde., Fol.) erscheinen ließ. Davon erschien 1750 auch eine deutsche Uebersetzung (Rostock in 4.). Nach Sloane's Tode (1753) bildeten dessen Sammlungen den Grundstock zum Brit. Museum u. K.'s Manuskripte gingen in dessen Besitz über. Indessen fand sich 1773 beim Tode der Nichte u. letzten Erbin K.'s in deren Hinterlassenschaft noch die Originalhandschrift seiner Geschichte Japans vor, die vom Staatsrath Dohm in Berlin herausgegeben wurde (2 Bde., Lemgo 1777—78). Endlich gab Jos. Banks (s. d.) „Icones sel. plantarum, quae in Japonia collegit et delineavit E. K.“ (Lond. 1791, Fol.) heraus. K.'s Hauptwerk aber, die Beschreibung seiner Reisen, wartet noch immer der Veröffentlichung.



Nr. 3618. Zweig vom Kampherbaum (Dryobalanops)

Kampher, od. Camphor, besteht aus einer weißen, durchscheinenden, körnigkrystallinischen, zähen Masse von eigenartigem, starkem, durchdringendem Geruch u. brennendem Geschmack. Der K. ist in Wasser nur sehr wenig löslich, schwimmt auf demselben u. zeigt eine rasche, rotirende Bewegung, wenn man ihn in kleinen Splittern auf die Oberfläche des Wassers bringt; leicht lost sich dagegen der K. in Aether, Chloroform u. Alkohol; die Lösung in Alkohol wird unter dem Namen Kampherspiritus in Apotheken verwendet. Beim Erhitzen auf 174° C. schmilzt der K., siedet bei 204° C. u. verflüchtigt sich dann unzersetzt; doch verdunstet er auch schon bei gewöhnlicher Temperatur ziemlich schnell, weshalb man ihn in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahren muß. Bei langsamem u. vorsichtigem Erhitzen sublimirt der K. in kleinen, deutlich ausgebildeten Krystallen des hexagonalen Systemes. Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht er aus Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff u. läßt sich durch die Formel $C_{20}H_{16}O_2$ bezeichnen; in der Sprache der Chemiker heißt der K. auch Camphol, zum Unterschied von dem Dryobalanopskampher, den man chemisch Borneol nennt; dieser hat die Formel $C_{20}H_{18}O_2$. Der K. giebt Veranlassung zur Bildung einer Menge Zersetzungsprodukte, die jedoch nur ein rein wissenschaftliches Interesse haben; unter diesen ist das bekannteste die durch Behandlung des K. mit Salpetersäure zu gewinnende Kamphersäure. Seine Anwendung ist eine verschiedenartige. In der Medizin dient er als ein bes. auf das Nervensystem in kleinen Gaben beruhigend, in größeren aufregend, selbst giftig wirkendes Mittel; seines starken Geruches wegen gebraucht man ihn als Schutzmittel gegen schädliche Insekten, Motten u. dgl.; auch seine fäulnißwidrige Kraft wird benutzt, wie z. B. in seinem Ursprungslande zum Einbalsamiren der fürstlichen Leichen.

Kampherbaum. Man unterscheidet zwei verschiedene Bäume, welche den K. liefern: den Kampherbaum von Sumatra (Dryobalanops Camphora) u. den Kampherlorber (Laurus Camphora od. Camphora officinarum). Der erste, auch auf Borneo einheimisch, gehört der Familie der Dipterocarpeen an u. erlangt eine beträchtliche Größe, bis zu 30 m. u. mehr, während der Umfang des Stammes auf 2—3 m. anwächst. Der Stamm ist kerzengerade, mit einer bräunlichen Rinde bedeckt u. mit einer pyramidalen Krone versehen, deren Aeste sich nach der Spitze zu verkleinern u. mit Blättern bedecken. In ihrer länglich zugespitzten Form, ihrer blaßgrünen Färbung an der Unterfläche u. ihrer lederartigen Beschaffenheit stehen die letzteren zu der Größe des Baumes kaum im Verhältniß. Auch die Blumen sind klein. Sie stellen sich in einer unbedeutenden Rispe an das Ende der Zweige, wo sie aus einer kleinen kegelförmigen Knospe als fünfblätterige Gebilde dem kleinen Kelche entsteigen. Erst beim Reifen der Frucht, welche eine eichelartige Gestalt annimmt u. eine Nuß bildet, erlangt der Kelch ein so bedeutendes Wachsthum, daß sich seine fünf Zipfel zu eben so vielen breiten u. zungenförmigen Flügeln ausdehnen, welche in ihrer trockenhäutigen Beschaffenheit die Eichel weit überragen. In allen Theilen des Baumes findet sich K., am meisten im Stamme, bes. da, wo derselbe Höhlungen in sich besitzt, welche die aromatische u. flüchtige Substanz auskleidet. Man sammelte sie Anfangs am meisten in der Nähe des Dorfes Baros auf Sumatra, weshalb auch diese Kampherart Baroskampher genannt wird; indessen kommt derselbe fast gar nicht nach Europa. Der nach Europa gebrachte K. stammt von dem Kampherlorber (Laurus Camphora) in Japan, China u. Cochinchina. Derselbe hat das Ansehen u. die Größe einer mittelmäßigen Linde mit glatten, gelben Zweigen u. immergrünen Blättern, die auf $2\frac{1}{2}$—5 cm. langen Stielen eine eiförmig-längliche u. zugespitzte Form annehmen. Unscheinbar sind die Blüten, welche vereinzelt in 5—7 cm. langen Trauben auftreten, wogegen die Frucht sich als eine erbsengroße, runde Beere von schwarzrother Färbung entwickelt. Auch in diesem Baume bildet sich der K. im Stamme, dessen klein gespaltenes Holz man in Japan auskocht, so daß sich der flüchtige K. in einem Aufsatze von Stroh u. Reißig als „Rohkampher“ absetzt. Dieser wird erst in Europa durch abermalige Sublimation in einem Sandbade gereinigt, worauf er aus einer blaßröthlichen Färbung in eine weiße übergeht. Man unterscheidet den japan. u. chines. Rohkampher; ersterer kommt in Cylindern u. Strohgeflechten, letzterer in viereckigen, mit Blei ausgelegten Kisten zu uns.

Kamphin od. Camphin ist ein gereinigtes Terpentinöl, welches man erhält, wenn das rohe Terpentinöl mit gebranntem Kalk u. Wasser einer Destillation unterworfen wird. Bevor die Petroleumquellen Amerika's entdeckt wurden, benutzte man das K. eine Zeit lang als Beleuchtungsmaterial zum Brennen in gut ziehenden Lampen, es wurde aber bald durch das Photogen u. später mit diesem durch das bessere u. billigere Petroleum verdrängt. Jetzt wird es wol nur noch zum Verfälschen von ätherischen Oelen benutzt.

Kampschulte, Franz Wilhelm, deutscher Historiker, geb. 12. Nov. 1831 zu Wickede (Westfalen), besuchte die Gymnasien in Brilon, Paderborn u. Münster, studirte seit 1851 in Münster u. Paderborn kathol. Theologie u. seit Michaelis 1854 in Berlin u. Bonn Geschichte, habilitirte sich 1856 an letztgenannter Universität, wurde 1858 außerord. u. 1861 ord. Prof., sowie Direktor des Historischen Seminars daselbst, wo er auch 3. Dez. 1872 starb. Sein Hauptwerk, „Joh. Calvin, seine Kirche u. sein Staat in Genf“ (I. Bd., Lpz. 1869), blieb leider unvollendet. Außerdem schrieb er: „De Georgio Wicelio“ (Bonn 1856); „Die Universität Erfurt in ihrem Verhältniß zur Reformation“ (2 Bde., Trier 1858—60) u. „De Ioanno Croto Rubiano“ (Bonn 1862). — Ein Bruder des Vorigen, der Pfarrdechant **K.** in Hörter a. d. W., geb. zu Wickede 28. März 1823, hat sich gleichfalls durch einige historische Schriften „Geschichte der Einführung der Reformation in Westfalen“ (1866) u. a. m. u. als lyrisch-religiöser Dichter bekannt gemacht; seit 14. Dez. 1870 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, gehört hier derselbe zur Centrumsfraktion.

Kamptulikon wird erhalten, indem man in erweichte Kautschukmasse möglichst viel pulverisirte Korkabfälle einknetet u. die erhaltene Masse dann zu etwa liniendicken Platten auswalzt. Dieselben können

mit eingepreßter Musterung versehen sowie mit Oelfirnißfarben bedruckt werden u. liefern ein vorzüglich haltbares, trockenes, leicht rein zu haltendes u. staubfreies Material für Fußbodenbedeckungen, welches sich nam. auch dadurch auszeichnet, daß es den Schall der Schritte fast absolut dämpft. Es wird daher mit Vorliebe in Bibliotheken u. Lesezimmern u. seiner Elastizität wegen zur Bekleidung von Reitbahnwänden u. der Zellen für Tobsüchtige verwendet.

Kamptz, Karl Albert Christoph Heinrich v., preuß. Staatsmann, geb. zu Schwerin 16. Sept. 1769, studirte in Göttingen die Rechte, amtirte seit 1790 in meckl. streliz. Justizdiensten, ward 1804 Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar u. nach der Auflösung des Deutschen Reiches Vizepräsident des Justizkollegiums in Stuttgart, trat 1810 als Mitglied des Oberappellationssenats des Kammergerichts in preuß. Dienste, wurde 1812 vortragender Rath im Departement der höheren Polizei, 1817 Wirklicher Geheimer Oberregierungsrath u. Direktor des Polizeiministeriums, sowie auch Mitglied des Staatsrathes, u. 1824 zugleich erster Direktor der Unterrichtsabtheilung im Kultusministerium. Letzteren Posten behielt er auch, als im folgenden Jahre seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath u. Direktor im Justizministerium erfolgte. Seit 1830 selbst Justizminister u. mit der Fortführung der Gesetzrevision, sowie mit der obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen betraut, ward er zwar 1842 dieser Stellung enthoben, blieb aber Mitglied des Staatsrathes. Auch war er lange Zeit hindurch Präsident der Akademie der Wissenschaften in Erfurt u. der Leopoldakademie in Breslau. Er starb zu Berlin 3. Nov. 1849. Nicht ohne große Verdienste um die preuß. Gesetzgebung, hatte sich dieser gewandte u. nam. durch einen eisernen Fleiß ausgezeichnete Staatsmann seiner Zeit als Verfasser des „Codex der Gendarmerie" (Berl. 1815) verhaßt u. durch seine Mitwirkung bei der sog. Demagogenhetze gefürchtet gemacht. Während jenes Buch beim Wartburgsfeste mitverbrannt wurde, lebt sein Name noch in vielen Studentenliedern fort. Von seinen zahlreichen Schriften sind weiter zu nennen: „Beiträge zum mecklenburg. Staats- u. Privatrechte" (6 Bde., Schwerin 1795—1805); „Mecklenburg. Rechtssprüche" (2 Bde., Rost. 1800—4); „Literatur des märk. Privatrechts" (Berl. 1819); „Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung &c." (54 Bde., ebd. 1814—40); „Annalen der preuß. innern Staatsverwaltung" (18 Bde., ebd. 1821—34); „Die Provinzial- u. statutarischen Rechte in der preuß. Monarchie" (3 Bde., ebd. 1826—28) u. a. m.

Kamtschatka, Halbinsel des nordöstl. Asiens, zwischen dem 51. u. 64.° n. Br. u. dem 155. u. 164.° östl. Br von Greenwich, gehört seit 1856 als Bezirk zum sog. Küstengebiet Ostsibiriens, während es früher einen besonderen Distrikt bildete, ist 9200 □M. groß u. hat ca. 6000 E. Die Halbinsel, nahe an 200 M. lang, erstreckt sich von NNO. nach SSW. u. wird von zwei Bergketten durchzogen, welche im Kap Lopatka unter 51° n. Br. ihren Abschluß finden u. aus älteren od. neueren vulkanischen Gesteinen bestehen. K. gehört zu den Ländern, in denen die meisten noch thätigen Vulkane auf einem kleinen Raum zusammengedrängt vorkommen. Von den 38 Vulkanen der Halbinsel besitzt die östl. Bergkette 33, darunter 12 noch thätige, deren höchster der Kljutschewskaja (4800 m.) ist, dessen letzter Ausbruch im Febr. 1854 erfolgte. Zahlreiche heiße Quellen zeugen außerdem noch von der Thätigkeit des Erdinnern. Die westl. Bergkette trägt keinen thätigen Vulkan, ist niedriger u. verflacht sich zu der sumpfigen, wasserreichen Westküste. Die Ostküste ist steiler u. durch vorgelagerte Riffe für die Schiffahrt gefährlich. Der bedeutendste Fluß K.'s ist die Kamschatka, welche die Mitte der Halbinsel durchfließt, ins Kamtschatkische Meer mündet u. bis 30 M. aufwärts von der Mündung schiffbar ist. Zahlreiche Landseen finden sich im Innern. Das Klima K.'s ist außerordentlich streng. In Petropaulowsk beträgt die mittlere Temperatur des Jahres —2,2°, des Sommers +13°, des Winters —7,2° C. Das Hauptprodukt des Landes für den Handel sind die Felle der Seeottern, Füchse, Hermeline, u. Bären u. mit der Abnahme dieser Thiere ist auch die Zahl der Bevölkerung zurückgegangen. Nur an der Küste wird etwas Ackerbau getrieben. Am fruchtbarsten ist das untere Thal der K., wo Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln u. Gemüse gedeihen. Im südl. Theile K.'s tragen die Berge ausgedehnte Wälder von Birken, Lärchen, Fichten, Zirbelkiefern, zwischen denen weite Grasfluren liegen; im nördl. Theil der Halbinsel hingegen gedeihen nur Moos u. Flechten. Flüsse u. Seen sind außerordentlich fischreich, nam. an Lachsen, u. in den benachbarten Meeren leben Robben, Walfische, Kabeljau u. Heringe noch in großer Menge. — Die Kamtschadalen od. Itelmen, wie sie sich selbst nennen, der eingeborene Volksstamm, etwa 4300, bewohnen die Mitte u. Westseite der Halbinsel; in ihrer Körperbildung zeigen sie entschiedene Aehnlichkeit mit den Mongolen, ihrer Sprache nach gehören sie zu den Beringsvölkern u. sind den Eskimo verwandt. Sie sind klein, breitschultrig, mit glattem Gesicht u. auffallend kleiner Nase. Soweit sie nicht, wenigstens äußerlich, zum Christenthum bekehrt sind, blieben sie dem Schamanismus zugethan. Ihre Hauptbeschäftigung ist Jagd, Fischfang u. das Einsammeln von Beeren. Als Zugthiere werden große Hunde gehalten, von denen man 4—8 vor einen Schlitten spannt. Von ihrer musikalischen Begabung zeugen mehrstimmige Volksmelodien; Sanftmuth, Rechtlichkeit, Genügsamkeit u. aufopfernde Gastfreundschaft wird ihnen von allen Reisenden, die K. besucht haben, nachgerühmt.

Kamyschin, Stadt im ostruss. Gouvernement Saratow mit 13,644 E. (1871) an dem rechten Ufer der Wolga, im S. von Saratow gelegen, ist in den letzten Jahren außerordentlich gewachsen u. ein für den Flußverkehr, Handel u. Gewerbefleiß wichtiger Platz geworden. Wesentlich haben zum Aufblühen dieser Stadt die in derselben u. ihrer Umgebung zahlreich angesiedelten Deutschen beigetragen.

Kana, Flecken in Galiläa, der Schauplatz des Wunders der Weinverwandlung u. Heimat des Jüngers Jesu Nathanael. K. ist wahrscheinlich, wie der Reisende Robinson nachgewiesen, auf der Stelle des heutigen K. el-Dschelil, ein Ruinenhügel 3 Stunden fast genau nördl. von Nazareth, zu suchen.

Kanaan, genauer Kenáan, d. h. Niederung, war ursprünglich die geographische Bezeichnung der schmalen Tiefebene, die sich im NW. Palästina's an der Küste des Mittelmeers entlang zieht, parallel dem Libanongebirge u. dann weiter südwärts bis zum Karmel. Schwerlich hat sich der Name auch auf die südl. vom Karmel liegende philistäische Tiefebene erstreckt. In der Hauptsache ist K. demnach ursprünglich gleichbedeutend mit dem Namen Phönikien od. Phönike. Als sich aber das Volk der Phöniker od. eigentlichen Kanaaniter auch über das Gebirgsland von Palästina ausbreitete, wurde der Name auf das ganze, von Kanaanitern bewohnte Land zwischen Jordan u. Mittelmeer übertragen u. in diesem Sinne finden wir das „Land K." an vielen Stellen des Alten Testaments genannt, indem es dem gleichfalls von Israeliten bewohnten Ostjordanland (dem Land Gilead) gegenübergesetzt wird. Eine andere mögliche Ansicht ist übrigens, daß die Phöniker od. eigentlichen Kanaaniter nicht als die Stammväter, sondern nur als das Hauptvolk unter den verschiedenen palästinensischen Völkerschaften zu betrachten seien u. daß nur deshalb Land u. Bewohner unter dem gemeinsamen Namen K. u. Kanaaniter mißbräuchlich zusammengefaßt worden seien. Die Streitfrage betreffs der hamitischen od. semitischen Herkunft der gesammten Kanaaniter ist zur Zeit noch ungelöst. Bei der Einwanderung der Israeliten in K. standen sie offenbar auf einer viel höheren Kulturstufe, als die Israeliten selbst, setzten mit Hülfe ihrer festen Städte, ihrer eisernen Kriegswagen u. besseren Bewaffnung dem Vordringen der Israeliten anhaltenden Widerstand entgegen u. erlangten sogar in den Zeiten der Richter noch oftmals die Oberhand. Andererseits aber führte die Ueppigkeit, welche durch den überreichen Ertrag des äußerst sorgfältig angebauten Bodens genährt wurde, u. insbes. auch der Hang zu unnatürlichen Lastern ihren Verfall herbei. Die von dem Gesetz Mosis wegen ihrer Greuel gebotene Ausrottung ist freilich in den Jahrhunderten nach Moses nicht gelungen; erst von König Salomo wird berichtet, daß er die noch immer vorhandenen Reste der Kanaaniter zum Frohndienste nöthigte (1. Kön. 9, 20). Die eigentlichen Kanaaniter, d. h. die Phöniker, waren dabei natürlich ausgeschlossen.

Kanagawa, aufblühende japan. Handelsstadt an dem Busen von Jedo, Yokohama benachbart, mit 60,000 E.; ist seit 1864 dem europ. Handel eröffnet u. jetzt schon Sitz mehrer bedeutender engl. u. deutscher Handelshäuser. Wenn auch im Verkehr Yokohama nachstehend, so ist es doch ein nicht unwichtiger Platz für die Ausfuhr von Seide u. Thee.

Kanaka, in der Sprache der Bewohner von Hawaii (s. d.) Mensch (Plural Kanaken), heißen zunächst nur die Eingeborenen dieser Gruppe; man pflegt aber auch die Eingeborenen der Inseln der Südsee überhaupt, nam. die Polynesier, mit diesem Namen zu belegen.

Kanal (franz. La Manche, d. h. Aermel, engl. British od. English Channel) heißt der Theil des Atlantischen Ozeans, welcher England von Frankreich u. dem westl. Belgien scheidet u. etwa eine Meeresfläche von 1400 □M. bedeckt. Er beginnt im W. zwischen den Halbinseln von Cornwall u. der Bretagne in einer Breite von 27 M. u. verengt sich in der Straße von Calais od. Dover (franz. Pas de Calais, engl. Strait of Dover, lat. Fretum Gallicum od. Britannicum) bis zu 5 M., nach O. sich dann wieder verbreiternd; seine ganze Länge wird zu 75 M. angenommen. Die größten Busen, welche der K. auf franz. Seite bildet, sind der Normannische Busen zwischen der Normandie u. der Bretagne

mit den Normannischen od. Kanalinseln u. der Seinebusen; die kontinentale Küste zeigt auf der Bretagne bis zu ihrer Nordspitze steile Abfälle der sie begleitenden Gebirge, darauf folgen bis zur Normannischen Halbinsel weite Strecken angeschwemmten Landes mit Sanddünen u. Marschen. Die Küste der Normandie fällt ebenfalls in Steilwänden ab, u. wird im O. von den Calvadosfelsen, für die Schiffahrt gefährlichen Klippen, begleitet, während östl. von Dieppe Kreidefelsen an das Meer treten. Ueberhaupt bietet die französ. Seite des K.s wegen der Mengen von Untiefen, deren Schlamm u. Sand die nach Osten gerichtete Meeresströmung angeschwemmt hat, bei weitem weniger gute Hafenplätze dar als die gegenüberliegende Küste Englands, welche zwar auch an den meisten Stellen sich steil zu Gebirgen od. Plateaux erhebt, aber doch eine beträchtliche Anzahl sicherer Baien aufzuweisen hat. Die Tiefe des K.s nimmt von W. bis zur Straße von Calais ab, von dieser nach O. wieder, wenn auch weniger stark, zu. Am westl. Eingang beträgt sie in der Mitte 50 engl. Faden u. erreicht sogar im N. der Normannischen Inseln 73 Faden; die Straße von Calais hat nur 20 Faden Wasser, an der engl. Küste weiter nach NO. ist aber die sog. „tiefe Rinne" bis 30 Faden tief. Die hohen Flutwellen u. die starken Stürme sind der Schifffahrt im K. nicht wenig hinderlich, trotzdem findet entsprechend der Kulturbedeutung der von ihm bespülten Länder ein überaus lebhafter Verkehr nach allen Richtungen auf demselben Statt; ist er doch die Pforte, welche aus der Nordsee in den Atlantischen Ozean führt, u. zugleich das Verbindungsglied zwischen Frankreich u. Belgien auf der einen u. England auf der anderen Seite. Cherbourg, Havre, Dieppe, Boulogne, Calais u. Ostende stehen in dem lebhaftesten Verkehr mit den engl. Plätzen Plymouth, Portsmouth, Southampton, Brighton u. Dover u. den Handelsstädten an der Themse, insbes. London. Kein Wunder, daß diese von Jahr zu Jahr sich in größerem Maßstabe entwickelnden Wechselbeziehungen zwischen diesen Ländern gerade in der Gegenwart das engl. Projekt, unter den Gewässern des K.s Dover mit Calais durch einen Tunnel zu verbinden, der Verwirklichung nahe geführt haben; doch scheint deshalb der franz. Plan einer Ueberbrückung des K. noch nicht aufgegeben zu sein.

Kanal ist eine künstlich gebaute (nicht von der Natur hergestellte) Wasserstraße, bei der jedoch sehr häufig natürliche kleinere od. größere Wasserläufe, wie Bäche, Flüsse od. auch stehende Gewässer (Landseen) mit benutzt worden sind od. mindestens die Richtung angegeben haben. Unter allen Kommunikationsmitteln bleibt die Wasserstraße das billigste, zugleich auch, weil die Menge der darauf transportirbaren Güter fast unbegrenzt ist, die leistungsfähigste. Sie gestattet ferner im Gegensatz zu der beschränkten Anzahl der Haltepunkte bei den Eisenbahnen, nahezu an jedem beliebigen Orte, den sie berührt, Güter ein- u. auszuladen. Dagegen besitzt sie den allerdings zeitweise recht empfindlichen Nachtheil, daß in unseren höheren Breitegraden durch Eisbildung zur Winterszeit Wochen, nach Befinden auch Monate lang der Verkehr gänzlich unterbrochen wird. — In industriereichen Ländern ist man schon seit uralten Zeiten bemüht gewesen, die Zahl der Wasserstraßen durch künstliche Herstellung von K.n zu vermehren u. Gegenden, die bei dem Mangel an Landstraßen so gut wie abgeschlossen waren, dadurch dem Verkehr zuzuführen. Am frühesten hat man dies in China erkannt, das seit undenkbaren Zeiten ein sehr ausgedehntes Kanalsystem besitzt u. wo heute noch der lebhafte Binnenhandel für den fehlenden Exporthandel schadlos hält u. auch die mangelnden Eisenbahnen noch nicht vermißt werden sollen. Es wird erzählt, daß auf dem Kaiserkanal, der viele schiffbare Flüsse miteinander verbindet, allein bis zu 1000 Fahrzeuge für Rechnung der chines. Regierung fahren. Schon mehr als 1300 Jahre vor unserer Zeitrechnung bestand ein K. zwischen dem Nil u. dem Rothen Meere. Der heutige Suezkanal, erwähnenswerth sowol als bedeutendes Bauwerk wie als eine der seltenen, künstlichen Wasserstraßen für Seeschiffe, hat auf längere Strecken die Trace des alten verschütteten K.s eingeschlagen. In Großbritannien betrachtet man mit Recht ein wohldurchdachtes Kanalsystem als eine Stütze für den Wohlstand des Landes. Bis 1834 kosteten die engl. K.e über 20 Mill. Pfd. Sterl., bis 1870 bei 860 M. Länge, davon 590 M. allein in England, mehr als 30 Mill. Pfd. Sterl. — Frankreich besitzt bei 318 M. Küstenentwicklung 1285 M. schiffbare Wasserstraßen, davon fast 900 M. K., deren Baukosten bis 1870 über 950 Mill. Frcs. betrugen. In Belgien finden sich neben 170 M. natürlicher gegen 270 M. künstliche Wasserstraßen. Bekannt ist ferner, daß in Holland der Binnenverkehr zu mehr als 80% per Wasser vermittelt wird. Ein Landstraßenverkehr in deutschem Sinne ist dort nur ausnahmsweise vorhanden, da fast überall die billigere Wasserfracht benutzt wird u. selbst die Eisenbahnen für den lokalen Verkehr nur wenig Aenderungen haben eintreten lassen. Selbst Rußland besitzt bei 4000 M. natürlichen Wasserstraßen mehrere größere Kanalanlagen, unter anderen die sehr wichtige Verbindung der Ostsee mit dem Schwarzen u. Kaspischen Meere. In Nordamerika hat man erst seit 1817 angefangen, K.e zu bauen, doch waren bis 1835 bereits 2800 engl. M. angelegt. 1851 betrug die Gesammtlänge etwa 4000 M., die Kosten 90 Mill. Doll. Im J. 1875 ist die Länge der K. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu mindestens 11,000 engl. M. angenommen. — Was die übrigen Staaten betrifft, so steht in der gewerblich hoch entwickelten Schweiz die Ungunst des Terrains dem Kanalbau entgegen. Italien, Spanien, Schweden u. Norwegen besitzen, bei mäßig entwickelter Industrie, nur wenig künstliche Wasserstraßen, Oesterreich gleichfalls, trotzdem daß gerade in Ungarn nicht blos ein sehr günstiges Terrain vorhanden ist, sondern auch die Abfuhr der reichen Bodenerzeugnisse in billigster Weise bewirkt werden könnte. — Wenn endlich Deutschland in der Anlage von K.en erheblich hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist, so liegt wol der Hauptgrund in der Kleinstaaterei, welche früher die Ausführung von künstlichen Wasserstraßen durch mehrere Landesgebiete hindurch gehindert hat. Welche Mühe hat es allein gekostet, den schon von Karl d. Gr. projektirten Rhein-Donaukanal (Ludwigskanal) endlich 1845 vollendet zu sehen, u. doch kann diese Anlage, sowol was die Wahl der Route als auch die Ausführung nach Breite u. Tiefe betrifft, als eine glückliche nicht bezeichnet werden. Nur in Preußen, das in seinen östl. Provinzen einen größeren zusammenhängenden Landkomplex besaß, ist man im Kanalbau einigermaßen thätig gewesen u. sind durch die Verbindungen der Elbe mit der Oder u. Weichsel, durch die K.e in u. um Berlin, in Brandenburg, Posen, Niederschlesien u. s. w. mannichfache Verkehrserleichterungen geschaffen worden. Erst in neuester Zeit hat man in Deutschland dem Kanalbau erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, obgleich man leider bis heute (1875) über das Stadium der Projekte eines Rhein-Weser-Elbkanals, des Elb-Spreekanals zwischen Berlin u. Dresden, eines Berlin-Rostocker Kanals, einer Kanalverbindung zwischen Oder u. Donau, der Kanalanlagen u. Entwässerungen der Torfmoore im W. u. SW. von Hannover u. s. w. noch nicht hinausgekommen ist. Die Verbindung der Nord- u. Ostsee durch den Schleswig-Holsteinkanal, für den sich seiner Zeit sogar das deutsche Marineministerium interessirte, scheint dagegen (ob blos vorläufig od. für immer?) ad acta gelegt worden zu sein. K.e werden nur selten von Einzelnen gebaut werden, sobald es sich um größere Strecken handelt; gewöhnlich ist dies die Aufgabe einer Aktiengesellschaft (England, Nordamerika) od. des Staates. In Bezug auf das Terrain sind Niveauunterschiede für den Bau von K.en weit größere Hemmnisse, als bei der Anlage von Eisenbahnen u. Straßen. Durch Einschnitte, Tunnels, Viadukte u. s. w. können zwar manche Hindernisse beseitigt, durch die Anlage von Schleusen u. Schleusentreppen selbst kleinere Wasserscheiden überstiegen werden: sollen indessen die Anlagekosten nicht gar zu hoch steigen, so wird die Anlage von K.en in gebirgigem od. schon stark coupirtem Terrain von vorn herein auszuschließen sein. Wichtig ist ferner für die Speisung des K.s das Vorhandensein ausreichender fließender Gewässer in nicht zu weiter Entfernung. Auch muß darauf Bedacht genommen werden, den K. mindestens so weit u. so tief anzulegen, daß derselbe von den größeren Stromfahrzeugen mit benutzt werden kann.

Kanalisation u. Abfuhr, zwei Systeme zur Entfernung der Abfallstoffe, insbesondere aber des Inhaltes der Aborte in großen Städten. Die Kanalisation besteht in der Anlage unterirdischer Kanäle (Schwemmsiele), in denen durch Wasserzuführung die Auswurfstoffe nach einem Flusse od. nach einem Orte, wo man sie zu Dünger verarbeitet, transportirt werden. Nach den bisherigen Erfahrungen erscheint ein gut angelegtes Kanalsystem zu dem angedeuteten Zwecke für größere Städte unentbehrlich, obwol gerade mit der Größe der Stadt die Schwierigkeit wächst, die Kanalwässer ohne Nachtheil für die Umgebung der Stadt fortzuschaffen, resp. sie zu reinigen u. ihren Düngergehalt nutzbar zu machen. Bedenkt man, daß 1000 Menschen jährlich in Auswurfsstoffen über 22,000 Kg. Fäulniß gebende Substanzen ablegen, so ist klar, daß es sich mit Bezug auf die Reinigung der großen Städte um die Fortschaffung von großen Massen schädlicher Substanzen handelt u. daß hierzu großartige Anlagen nöthig sind. Die Kanäle müssen so angelegt sein, daß sie möglichst wenig Feuchtigkeit durchlassen, welche das Erdreich mit den Brunnen vergiftet. Völlig dichte Kanäle sind leider selbst nicht mit dem besten Cementbau herzustellen, deswegen müssen sie möglichst tief angelegt werden, u. ihre Sohle darf nicht flach sein; auch muß genügendes Wasser zur Spülung zugeführt werden, damit kein Schlamm sitzen bleibt. Die Rieselfelder, welche in letzter Zeit für Zwecke des Gartenbaues u. der Landwirthschaft auf sonst unfruchtbaren Landstrecken u. dgl. nam. engl. Gesellschaften hie u. da angelegt haben, würden wirthschaftlich den einzig richtigen Ausweg zeigen, allein an ihre Anlage kann nur bei ganz besonderer Beschaffenheit der Umgebung gedacht werden; für die meisten Städte wird die Frage die alte bleiben. Bei der K. sind in der Regel die Auswurfsstoffe für die Landwirthschaft verloren; dieser unausgesetzte, am Mark unsrer Felder zehrende Verlust aber gerade ist es, der die

unbestreitbaren Vortheile, welche das Verfahren trotz mancher anderen Mängel hat, verdunkelt u. immer wieder neue Verfahren ergreifen läßt, bei denen die festen, werthvolleren Ausleerungsstoffe dem Pflanzenwachsthum erhalten bleiben. Betrachten wir die Kanalisation für sich, so ist ihre Durchführung, so einfach sie in der Idee erscheint, in der Praxis doch auch nicht ohne große Schwierigkeit. Die großartigsten Kanalisationsanlagen haben die Weltstädte London u. Paris; für die erstgenannte Stadt bestehen in Woolwich die großen Sewage Works, welche den Zweck haben, die durch unterirdische, an beiden Seiten der Themse entlang laufende Kanäle zugeführten Kloakenwasser zur Zeit der Flut, wo der Ablauf in den Fluß nicht stattfinden kann, in hochgelegene Bassins zu pumpen, um dieselben sodann bei eintretender Ebbe mittels Schleusen in die Themse abzulassen. Den Pumpwerken dienen vier Dampfmaschinen von je 125 Pferdekräften. Das über 3 m. hoch gelegene Bassin hat eine Oberfläche von ca. 3 Hektaren. So gut nun auch vielleicht in diesem besonderen Falle, wo Ebbe u. Flut den hydraulischen Prozeß der Wasserbewegung begünstigen, der Zweck der Reinigung einer Riesenstadt von ihren Auswurfsstoffen erfüllt wird, so ist doch in England sowol wie auf dem Kontinente noch keine bestimmte Entscheidung darüber gefällt, ob im Ganzen das durch die K. bewirkte Schwemmsystem den Vorzug vor dem sog. Abfuhrsystem verdient. Es sind bei dem Streite zu viel verschiedenartige Gesichtspunkte gegen einander abzuwägen. Was die Abfuhr anbelangt so kann dieselbe nach zwei Systemen in Anwendung gebracht werden: 1. nach dem Senkgrubensystem u. 2. nach dem Tonnenabfuhrsystem. Bei dem Senkgrubensystem werden die Auswurfstoffe in gemauerten Abortsgruben gesammelt u. diese von Zeit zu Zeit entleert, was neuerdings in sehr zweckmäßiger Weise durch Pumpwerke geschieht. Im Allgemeinen sind die Senkgruben als eine gesundheitsschädliche Einrichtung zu bezeichnen, da sie nie ganz dicht herzustellen sind u. nicht nur mephitische Dünste aushauchen, sondern auch das faule Wasser durchsickern lassen, sodaß das umgebende Erdreich allmählich damit durchtränkt wird. Am besten sind noch die in Cement gemauerten Gruben, in denen eine Scheidung der festen u. flüssigen Bestandtheile durch Abführung der letzteren in Kanälen stattfindet. Bei dem Tonnenabfuhrsystem mündet das Fallrohr des Abortes in ein Gefäß, das luftdicht verschlossen u. in einer ebenfalls möglichst luftdicht verschlossenen Kammer aufgestellt ist. Dieses Aufnahmegefäß wird, sobald es gefüllt ist, entweder durch ein neues ersetzt u. fortgeschafft, od. es wird nicht gewechselt, sondern sein Inhalt mittels Schläuche u. Pumpen in ein transportables Gefäß übergeführt. Sehr zweckmäßig ist eine Desinfektion dieser Gefäße. Bei täglicher Abfuhr erscheint dieses System theoretisch als das vollkommenste, jedoch ist dessen Ausführung in großen Städten praktisch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Neuerdings hat man als bes. zweckmäßig ein gemischtes System empfohlen, wobei die flüssigen Bestandtheile der Auswurfsstoffe durch Fortfließen in Kanälen, die festen aber durch A. entfernt werden. Hierbei findet sich alsdann — im Vergleich zu dem bloßen Abfuhrsystem — Gelegenheit, das Wirthschafts-, Regen- u. Schneewasser mit abzuführen. Jedes dieser Systeme hat seine Vorzüge, jedes seine schwerwiegenden Nachtheile. Es ist der ausschließlichen K. entgegen zu halten, daß die Anlage der Kanäle sehr kostspielig, ihr Spülen u. ihre Ventilation oft schwierig u. häufig fast unmöglich in völlig hinreichendem Maße durchzuführen ist; daß eine Vergiftung des Bodens infolge des Durchsickerns fauliger Stoffe leicht stattfinden kann, daß durch das Einleiten des Kanalinhaltes massenhaft werthvolle Düngstoffe für die Landwirthschaft verloren gehen, während die Flüsse selbst im höchsten Grade verunreinigt werden. Die dem anderen Verfahren anhaftenden Uebelstände sind nicht minder erheblicher Art. Wir können uns nicht dabei aufhalten, alle Vorschläge zu erwähnen, die gemacht worden sind, um die für das Wohlbefinden der Gemeinden so wichtige Frage zur Erledigung zu bringen, nur eines Verfahrens wollen wir noch gedenken, es ist dies das Lieraur'sche System, welches neuerdings viel Beifall gefunden hat. Bei demselben wird auch eine Art K., jedoch ohne Schwemmsystem, angewendet u. damit die A. in Verbindung gebracht. Die Kanäle bestehen hier aus glasirten Thon- od. Eisenröhren von verhältnißmäßig engem Querschnitt, sodaß deren Anlage viel weniger kostspielig ist als die der weiten gemauerten Kanäle. Das Fortschaffen der teigartigen Massen wird durch Luftdruck bewirkt. Unter dem Pflaster an den Kreuzungspunkten von Straßen wird ein luftdichtes eisernes Reservoir angelegt; Hauptröhren, die in der Mitte der Straßen liegen, münden in dieses Reservoir ein, u. von den Hauptröhren zweigen sich Seitenröhren rechts u. links nach den Häusern ab, wo sie mit den Aborten in Verbindung stehen. In jedem Hauptrohre, dicht bei dem Reservoir, befindet sich ein luftdicht schließender Hahn. Einmal binnen 24 Stunden wird in dem Reservoir mittels einer durch Dampf getriebenen Pumpe ein Vacuum hergestellt. Nachdem alsdann der Hahn geöffnet ist, werden alle Fäcalstoffe aus den verschiedenen, mit dem Hauptrohre kommunizirenden Aborten durch den äußeren Luftdruck in das Reservoir getrieben. Durch diese Einrichtung ist es möglich, die Aborte eines von 12,000—18,000 Menschen bewohnten Häuserkomplexes in 6—8 Minuten in dem Reservoir zu sammeln. Sobald das letztere gefüllt ist, wird ein fahrbarer luftdichter Behälter, der zuvor ebenfalls luftleer gemacht worden ist, mit dem Reservoir in Verbindung gesetzt u. dessen Inhalt wiederum durch den äußeren Luftdruck in den fahrbaren Behälter gehoben, worauf der Transport ohne Weiteres stattfinden kann.

Kanarienharz, s. „Balsambäume" u. „Canarium".

Kanariensamen, Glanzsamen, der Same des kanar. Glanzgrases (*Phalaris canariensis L.*), welches ursprünglich von den Kanar. Inseln stammt, jedoch auch bei uns leicht gebaut werden kann. In Frankreich geschieht dies; man verwendet dort den K. zum Steifen der Seidenzeuge, außerdem ist er ein beliebtes Vogelfutter, nam. für die Kanarienvögel. Das Gras selbst hat eine zierliche, dichtschuppige Aehre von ovaler Form, weshalb die Pflanze sogar als Ziergras verwerthet werden kann.

Kanariensekt, ein auf den Kanar. Inseln wachsender, dem Madeira sehr ähnlicher, feuriger Wein, eigentlich der auf Teneriffa gebaute Vidoniawein, der jedoch vom kanar. Malvasier wohl zu unterscheiden ist.

Kanarienvogel, *Fringilla (Crithagra od. Dryospiza) canaria*, ein als Stubenvogel allgemein beliebter Sänger von den Kanar. Inseln, wo ihn Bolle von der Küste bis zu 2000 m. Höhe traf, heißt dort Kanario u. sieht nicht wie der zahme Vogel rein gelb, sondern grünlichgelb aus. In seiner Heimat baut er sein Nest im März auf Birn- u. Granatbäume, legt (bis 5) meergrüne, meist röthlichbraun gefleckte Eier u. brütet (wie auch der zahme) 13 Tage. Bei der Fütterung der Nestvögel betheiligt sich bes. das Männchen. Es werden den Sommer über 3—4 Bruten gemacht, Ende Juli beginnt die Mauser. Die Nahrung des K. besteht in Sämereien, zarten Blättern u. weichen, saftigen Früchten, bes. Feigen, die seinem zarten Schnabel zugänglich sind. Man fängt ihn leicht in Schlagbauern durch Lockvögel, als welche auch Hänflinge od. Stieglitze verwendet werden, u. kostet in Santa Cruz ein junger Vogel 25 Pfennige, ein frisch gefangenes altes Männchen etwa 1 Mark. Doch sind sie weichliche Thiere u. sterben beim Transport massenhaft, bes. an Krämpfen. Bei uns werden K. schon seit langen Zeiten in manchen Gegenden massenhaft gezüchtet u. bilden einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig u. Handelsartikel. Imst in Tirol war vordem bekannt, jetzt sind die K. von Andreasberg am Harze ein lebhafter Handelsartikel. Auch Belgien züchtet viele K., doch sind diese sog. „holländischen", die bes. nach England u. Amerika gehen, zwar groß u. schön, aber als Sänger von geringem Werth. Bezüglich des Gesanges nun ist zu bemerken, daß der K. in der Wildniß eben so schön singt wie der zahme, der „Schlag" also kein Kunsterzeugniß ist, daß aber in der Wildniß, wie im gezähmten Zustande, nicht alle gleichgute Schläger sind, die bei uns mit 10 Mark u. mehr bezahlt werden. Um einen solchen zu erhalten, hat man darauf zu sehen, daß er nur ganz vorzügliche alte Schläger hört (womöglich länger als 1 Jahr), denn der K. ist ein sehr gelehriger (also auch die Fehler leicht lernender) Vogel, was er auch darin bekundet, daß er Buchstaben u. Zahlen zusammensetzen, sich auf Kommando todtstellen u. dgl. lernt. Je nach seinem Lehrmeister modelt er seinen Schlag, wie die unter den Händlern üblichen Namen David-, Wogakschläger u. s. w. beweisen. Man füttert den K. am besten mit Sommerrübsamen u. nebenbei etwas in Wasser eingeweichter Semmel, u. läßt grüne Blätter wie Salat u. s. w. lieber weg, ebenso Obst; man schützt seinen Bauer vor greller Sonnenhitze, Zugwind u. Kälte, u. versorgt ihn fleißig mit frischem Wasser. So kann der Vogel 20 Jahre alt werden. Beim Anlegen einer Kanarienhecke ist das Futter des Paares genau zu reguliren, da zu fettes kranke od. zu viele Eier liefert.

Kanaris, Konstantin, griech. See- u. Staatsmann, einer der berühmtesten Helden aus dem Unabhängigkeitskampfe des neuen Griechenlandes, geb. um 1790 auf der Insel Ipsara, hatte sich als Kapitän eines kleinen Kauffahrteischiffes genügende Erfahrung u. Unerschrockenheit erworben, um bei Beginn des griech. Aufstandes die Führung der Brander zu übernehmen, u. wußte sich den Türken sehr bald furchtbar zu machen. In der Nacht vom 18.—19. Juni 1822 sprengte K. im Kanal von Chios das türk. Admiralschiff in die Luft; ein Gleiches that er 22. Nov. im Hafen von Tenedos, u. 17. Aug. 1824 verbrannte er bei Samos eine große feindliche Fregatte nebst vielen Transportschiffen. Dagegen mißlang ihm der Versuch, dies Schicksal auch der ägypt. Flotte im Hafen von Alexandrien zu bereiten (4. Aug. 1825). 1826 war K. Kapitän der Fregatte „Hellas" u. im folgenden Jahre vertrat er Ipsara in der Nationalversammlung. Als treuer Anhänger des Präsidenten Kapodistria (s. d.) im Juni 1828 zum Befehlshaber von Monembasia ernannt u.

dann über ein Geschwader von Kriegsschiffen gestellt, zog er sich nach dessen Ermordung auf längere Zeit nach der Insel Syra zurück. Seit 1848 war er wiederholt Marineminister sowie Minister präsident. Als er Ende Jan. 1862 an die Spitze eines neuen Kabinets treten sollte, stellte er Bedingungen, auf welche König Otto nicht eingehen zu können glaubte, obgleich er durch K. die öffentliche Meinung wieder für sich hatte gewinnen wollen; K. lehnte daher ab, u. bald darauf brach die Militärrevolte in Nauplia aus. Unter König Georg hatte K. vom 18. März bis 28. April 1864 u. wieder vom 6. Aug. 1864 bis März 1865 den Vorsitz im Ministerrathe (s. den Art. „Griechenland"). Jetzt ist K. Generalinspektor der Flotte mit dem Rang eines Vizeadmirals.

Kanarische Inseln (Canarias), ein als 49. Provinz zu Spanien gehöriger Archipel; sie liegen 14 M. von der Nordwestküste Afrika's entfernt im Atlantischen Ozean, unter 27° 49′ u. 29° n. Br. u. 17° 40′—23° 40′ westl. von Greenwich. Sie bestehen aus 6 kleinen u. 7 großen Inseln, die sich steil aus dem Meere emporheben u. mit der üppigen Vegetation, welche nur den östl. mangelt, den waldbedeckten Bergabhängen, über welche kahle, im W. sogar schneebedeckte Gipfel ansteigen, den weißen Häusern auf den wohlkultivirten Terrassen u. dem wunderbaren Wechsel zwischen Anmuth u. Wildheit in der Landschaft Bilder der größten malerischen Schönheit darbieten. Das Gesammtareal der K. J. umfaßt 132 □M., hiervon kommen auf Teneriffa (Tenerife) 39,8, Gomera 6,9, Gran Canaria 26,9, Fuertaventura 30, Lanzarote 14,3, Palma 12,2 u. Hiero 5 □M. Sämmtliche Inseln sind vulkanischen Ursprungs u. ruhen auf basaltischen u. trachytischen Fundamenten, deren verwittertes Gestein wesentlich zu der Fruchtbarkeit dieser Eilande beiträgt. Die zahlreichen Aschenkegel mit den weiten Kraeröffnungen u. die langgestreckten Lavaströme beweisen, daß in früheren Jahrhunderten die vulkanische Thätigkeit eine bei weitem mächtigere gewesen als in der Gegenwart, wo der seit 1798 ruhende Pik von Teneriffa, mit seinem 3713 m. hohen Gipfel die bedeutendste Erhebung des Archipels, nur noch schwache Dämpfe aushaucht u. blos die Montaña del Fuego auf Lanzarote noch in Thätigkeit ist. Eine Menge Flüsse gehen radienförmig von den das Innere der Inseln erfüllenden Massengebirgen zum Meere u. beleben eben so sehr durch ihre häufigen Wasserfälle, in denen sie über die dunklen Basaltwände stürzen, das Landschaftsbild, wie sie durch ihr Gewässer, das in ausgedehnten Kanälen über die Terrassen verbreitet wird, den Boden befruchten. Zu diesen Reizen der Natur kommt nun noch ein wunderbar schönes Klima, welches die K. J. wie Madeira als Aufenthaltsort für Brustkranke empfielt. Das Thermometer sinkt am Meere nie unter 14° R. u. nur über 1600 m. fällt bisweilen Schnee. Der Sommer ist heiß u. regenarm, ihm folgt die Regenzeit, welche vom November bis in den März währt, u. dann ein Frühling von paradiesischem Zauber. Die östl. Inseln, die von den Saharawinden getroffen werden, leiden dagegen sehr unter der Dürre. Die Bevölkerung, 283,859 Seelen (1870) zählend, besteht aus einem Gemisch von Spaniern u. Guanchen, den jetzt verschwundenen Ureinwohnern der Insel, wozu noch german. u. maur. Elemente im Laufe der Jahrhunderte gekommen sind. Sie sprechen span., haben sich aber eine kleidsame Nationaltracht bewahrt u. zeichnen sich durch Mäßigkeit, Rechtschaffenheit u. Gastfreundschaft aus. Am stärksten ist Teneriffa bevölkert, die wichtigste Insel der ganzen Gruppe, deren größte Stadt Santa Cruz die Hauptstadt u. der bedeutendste Handelsplatz der Provinz ist. Der Weinbau der K. J. hat infolge der Traubenkrankheit außerordentlich schnell abgenommen u. beschränkt sich nur noch auf eng begrenzte Regionen der größeren Eilande; dagegen hat die Cochenillekultur, welche 1827 begonnen wurde, erhebliche Fortschritte gemacht u. gegenwärtig wird von den K. J. ungefähr die Hälfte des Gesammtverbrauchs der Erde gedeckt. Außerdem führt man, aber in bei weitem geringeren Quantitäten, Orseille, Sumach u. Branntwein aus. Als Last- u. Reitthier dienen Esel u. Maulthiere. Bienen- u. Seidenzucht wird eifrig betrieben. Von den jagdbaren Thieren sind die wilden Ziegen am wichtigsten u. unter den zahlreichen Vögelarten der Kanarienvogel am bekanntesten, der die Wälder der Inseln in großen Scharen belebt.

Kanaster, in der bekanntesten Bedeutung ein feiner, größtentheils auf Portorico gebauter, nach seiner Verpackung benannter Rauchtabak, der in Rollen u. geschnitten in den Handel kommt; K. bedeutet nämlich ursprünglich eine Kiste von zusammengenähten Rindshäuten, dasselbe was eine Serone ist.

Kandahar, Landschaft im östl. Afghanistan, zwischen 30 u. 33° n. Br. u. 62 u. 67° östl. von Greenwich, umfaßt die große Ebene im W. des Amrangebirges u. besteht meist aus Steppen u. Wüsten. Der Hauptort K., am östl. Ende der Ebene gelegen, vielleicht Gandhara zu Alexander's d. Gr. Zeiten, in beherrschender Lage an der südl. Straße zwischen Persien u. Indien, war im 7. Jahrh. ein Hauptwallfahrtsort der Buddhisten, wurde dann öfters zerstört u. zuletzt 1753 von Ahmed Schah an seiner jetzigen Stelle wieder erbaut. K. ist der Haupthandelsplatz von Afghanistan, infolge der immerwährenden Wirren u. Kriege dieses Staates aber sehr zurückgegangen, u. hat jetzt kaum noch 20,000 E., meist Barakzai u. Durani. Handel u. Gewerbe sind fast ganz in den Händen der hier ansässigen Tadschik u. Hindu.

Kandelaber vom lat. candela, die Kerze), ein großer, gewöhnlich reich verzierter Leuchter, aus Holz, Metall od. Stein, mit meistens dreieckigem, selten viereckigem, aus Thierklauen bestehendem Fuße. Ueber demselben erhebt sich ein säulenartiger, oft mit Acanthusblättern od. anderen Ornamenten verzierter Schaft, der oben gewöhnlich in mehrere Arme sich theilt, zum Tragen der Kerzen od. der Gasflammen. Die Römer nannten jeden zum Tragen der Kerzen bestimmten Leuchter candelabrum; er bestand ursprünglich aus Holz od. gebrannter Erde, bei größerer Kunstübung aus Bronze od. aus Marmor, u. hatte über dem Schaft oft einen Knauf in Form einer flachen Schale, die dann für Räucherwerk benutzt wurde. Dergleichen K. aus dem Alterthum finden sich noch ziemlich zahlreich in den archäologischen Museen. Auch das Mittelalter stellte die K. od. Standleuchter häufig neben dem Altar in in den Kirchen auf; sie bestanden aus Metall, entweder oben mit einer Spitze endigend, zum Aufstecken für eine Kerze, wovon das älteste Beispiel die sog. Irmensäule im Dom zu Hildesheim ist, od. in Form eines Gestells zur Aufnahme von mehreren Kerzen u. zugleich zur Aufstellung von Heiligenbildern, Reliquienbehältern u. dgl., od. in Form des am Triumphbogen des Titus nachgebildeten siebenarmigen Leuchters im Tempel zu Jerusalem. Dergleichen oft kunstvoll aus Bronze gearbeitete K. haben sich sowol aus der romanischen wie aus der goth. Zeit noch vielfach erhalten, z. B. im Münster zu Essen, im Dom zu Braunschweig, in der Bustorfkirche zu Paderborn u. der kunstvoll gegossene im Dom zu Mailand.

Kandia, der heutige Name für Kreta (s. d.).

Kandidat (vom lat. candidatus, d. h. weißgekleidet), in neuester Zeit ein Theolog, der nach überstandener Prüfung die Anwartschaft auf ein geistliches Amt erworben hat. Außerdem giebt es noch K. an anderen Fakultäten, nämlich solche Studirte, deren Staatsprüfungen od. Promotionen noch bevorstehen. Ursprünglich hieß bei den alten Römern Derjenige candidatus, welcher ohne Tunica, blos mit einer weißen Toga bekleidet, bei den Bürgern um ein öffentliches Amt sich bewarb. Auch in den ersten Jahren des Christenthums führte ein Neugetaufter den Namen K., da er nach der Taufe noch eine Woche lang ein weißes Gewand tragen mußte.

Kandiren, das, das Ueberziehen gewisser Gegenstände mit einer Kruste von Zucker, also Verzuckern od. Ueberzuckern. Das K. geschieht theils, um den Gegenständen ein schöneres Aussehen zu geben, theils um dieselben haltbarer, schmackhafter u. trockener zu machen. Nam. werden Gewürze, Likörbonbons, Früchte (z. B. Citronat) u. dgl. kandirt.

Kandis od. Kandiszucker ist großkrystallisirte Saccharose, d. h. ein Rohr- od. Rübenzucker, der aus einer wässerigen Lösung durch langsame Krystallisation sich ausgeschieden hat, dessen Krystalle deshalb sehr groß u. regelmäßig sich ausgebildet haben. Je nach dem Grade der Reinheit der hierzu verwendeten Zuckerlösung unterscheidet man weißen, gelben u. braunen K. im Handel. Seit einigen Jahren stellt man einen K. dar, dessen Krystalle weiß, alle von gleicher Größe (ungefähr so groß wie eine kleine Erbse) u. nicht zusammenhängend sind; man nennt ihn Krystallzucker u. er wird nam. gern von Apothekern u. Likörfabrikanten benutzt.

Kane (spr. Kehn), Elisha Kent, nordamerik. Weltreisender, bekannt insbes. als Nordpolfahrer, geb. zu Philadelphia 3. Febr. 1822, erhielt 1843 bei der ersten Gesandtschaft, welche Nordamerika nach China schickte, die Stelle eines Arztes u. besuchte auf seiner Reise nach China Brasilien, Ostindien, Ceylon u. die Philippinen, wo er auf Luzon Ende April 1844 zum ersten Mal den Vulkan Tael näher erforschte. Als die Gesandtschaft China wieder verließ, blieb K. in Kanton zurück, erkrankte aber nach einem halben Jahre lebensgefährlich u. ging dann, kaum halb genesen, wieder nach Indien, von wo aus er auch Borneo u. Sumatra besuchte. Ueber Persien u. Syrien reiste er dann nach Aegypten u. kehrte 1846 über Griechenland, Italien, Frankreich u. England nach Amerika zurück. Alsbald mit einer Gesandtschaft nach der afrik. Westküste geschickt, lernte er insbes. Dahomeh kennen, dessen König er besuchte, ward aber durch das Küstenfieber zu schleuniger Heimkehr gezwungen. Obwol noch an den Folgen desselben leidend, ließ er sich vom Präsident Polk mit Depeschen für den

General Scott nach Mexiko senden, wo er bei einem Ueberfall durch Guerillas verwundet wurde, trotzdem aber u. noch während des Krieges Forschungen anstellte u. u. A. den Vulkan Popotatepetl vermaß.



Nr. 3619. Elisha Kent Kane (geb. 3. Febr. 1822, gest. 16. Febr. 1857).

1850–52 nahm K. als Oberchirurg u. Naturforscher an der von Grinnell (gest. 1874) ausgerüsteten Expedition zur Aufsuchung Franklin's Theil, rüstete dann selbst eine Nordpolexpedition aus, mit der er 31. Mai 1853 von New York aufbrach u. 1854 unter 82° 30' den nördlichsten Punkt erreichte, u. kehrte nach nothgedrungenem Verlassen des Schiffes „Advance" u. nach dem Ueberstehen unendlicher Gefahren u. Mühseligkeiten 11. Okt. 1855 zurück. Seinen Plan zu einer 3. Polarreise konnte er nicht ausführen. Die Zerrüttung seines Körpers durch Krankheiten u. Strapazen veranlaßte ihn, Ende 1856 nach Havaña zu reisen, wo der muthige Forscher 16. Febr. 1857 starb. Er schrieb: „The United States Grinnell-expedition" (1854); „Second expedition" (1860) u. „Arctic explorations" (2 Bde., Philad. 1856, 2. Aufl. 1868; deutsch, Lpz. 1857, 2. Aufl. 1869). Vgl. Elder, „E. K. Kane" (Philad. 1857, Lond. 1858); „Kane, der Nordpolfahrer" (Lpz., 5. Aufl. 1874) u. Kutzner, „Ein Weltfahrer, od. Erlebnisse in 4 Erdtheilen" (ebd., 2. Aufl. 1875).

Känguruh, eine Abtheilung pflanzen-, bes. grasfressender Beutelthiere (s. d.) mit kleinem Kopf, schwachen, kurzen, zum Gehen bei den Meisten nur wenig tauglichen Vorderbeinen, stark entwickeltem Hinterkörper mit starken, verlängerten, zu gewaltigen Sprüngen fähigen Hinterbeinen (sie heißen deshalb auch Springbeutler od. Makropoden, d. h. Großfüßer) u. langem, kräftigem Schwanze, der ihnen gleichsam als fünftes Bein dient, in dem sie sich beim Sitzen wie beim Ausholen zum Sprunge auf denselben stützen u. im Springen mit ihm das Gleichgewicht halten. In etwa 50 der Größe nach verschiedenen Arten bewohnen sie Australien u. Vandiemensland, einige ausschließlich Neuguinea. Sie halten sich truppweise zusammen u. die größeren werden ihres trefflichen Fleisches wegen eifrig gejagt. Doch hat diese Jagd, zu welcher Hunde eigens abgerichtet werden, ihre besonderen Schwierigkeiten, wegen der großen Behendigkeit des Wildes (das mannshohe Riesenkänguruh macht 8 m. weite Sprünge) u. wegen der Heftigkeit, mit der es sich theils durch Schläge des muskulösen Schwanzes, theils durch Kratzen mit der Kralle der 4. Hinterzehe zu vertheidigen weiß. K.s sind in zoologischen Gärten u. Menagerien leicht zu halten; sie pflanzen sich sogar in der Gefangenschaft fort. — Von Arten sind zu erwähnen: das von Cook 1779 in Neusüdwales entdeckte Riesenkänguruh od. der Boomer (Macropus giganteus) der grasigen Triften u. offenen Buschwälder dieses u. Vandiemenslands, mit 1,8 m. langem Körper u. 1,3 m. langem Schwanze; dieselbe Größe erreicht der nordaustralische Halmaturus antilopinus. Kleine Arten heißen Känguruhratten, so Hypsiprymnus (od. Potozous) murinus, das bes. um Port Jackson häufige, in Baumlöchern



Nr. 3620. Die Känguruhratte (Hypsiprymnus murinus).

wohnende Hackenthier, das nicht blos durch Größe u. Körperform rattenähnlich erscheint, sondern auch durch vorwiegende Länge der mittleren oberen Vorderzähne den Schein eines Nagers erlangt. In den Ebenen Südaustraliens leben die Hasenkänguruhs (Lagorchestes leporoïdes), in den bergigen Gegenden von Neusüdwales das



Nr. 3621. Das Riesenkänguruh (Macropus giganteus).

Felsenkänguruh (Petrogale penicillata) mit buschigem Schwanze u. gewandt im Klettern an felsigen Abhängen, während der ihm an Größe etwa gleichende Känguruhbär (Dendrolagus ursinus) Neuguinea's mit der Sicherheit eines Eichhorns auf den Zweigen herumklettert, wozu ihn seine längeren Vorderarme befähigen.

Kanin, eine 150 □M. große Halbinsel im nordostruss. Gouvernement Archangelsk, erstreckt sich zwischen dem Golf von Mesen u. dem Tschestajabusen in das nördl. Eismeer u. endet in dem Kap Kanin-Noß. Das Innere wird von einer waldlosen Tundra erfüllt, nur im N. zeigt

sich eine unbedeutende Bodenschwellung, von der einige kleine Flüsse abströmen. Sehr selten durchstreifen einige Samojeden dieses unwirthliche Gebiet, das jeder dauernden Ansiedelung von Menschen entbehrt.

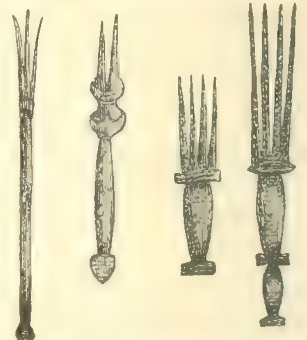
Kaninchen (Lepus cuniculus), ein bekanntes Nagethier, das von dem in dieselbe Gattung gehörenden Hasen (s. d.) durch die kürzeren Ohren unterschieden wird. Ursprünglich in Südeuropa zu Hause, ist es seit uralter Zeit domestizirt worden, u. wird in zahlreichen Rassen, die sich fruchtbar mit einander kreuzen lassen, seiner Nützlichkeit wegen gezogen. Die verschieden gefärbten u. gestalteten K. kehren verwildernd leicht zur grauen Urfarbe zurück, pflanzen aber in der Gefangenschaft ihre Charaktere mehr od. weniger rein fort, so z. B. die hängeohrigen engl. K., die 5, ja bis 9 Kg. wiegen (während ein wildes nur $1^1/_2$ Kg. wiegt). Unter den Kaninchenrassen ist bes. zu erwähnen der Seidenhase od. das Angorakaninchen (Lepus cuniculus angorensis), der seit etwa 60 Jahren in England u. Deutschland gezüchtet wird u. durch sein langes, feines Haar („Seidenhaar" des Handels), das man ihm monatlich abzukämmen pflegt, sich auszeichnet. Während die K. in der Wildniß Höhlen graben u. dadurch, zumal bei ihrer starken Vermehrung (ihre Fruchtbarkeit ist sprüchwörtlich; das Weibchen trägt 30 Tage u. wirft jährlich viermal, in der Gefangenschaft achtmal, je 4–8 Junge, sodaß 1 Paar binnen 4 Jahren sich auf 1,200,000 Stück vermehren kann) schädlich werden, nützen sie andererseits dem Menschen theils durch ihr schmackhaftes Fleisch, theils durch ihr Fell. Die schwarzen Kaninchenhaare verarbeitet der Hutmacher, die weißen Felle der Kürschner, der daraus falschen Hermelin macht. Die Kaninchenzucht hat deshalb in manchen Gegenden eine bedeutende Ausdehnung erlangt u. wird neuerdings ganz bes. empfohlen. Aus der Gegend von Gent werden jährlich gegen $2^1/_2$ Mill. K. gehäutet nach England versandt, u. in London nähren sich Tausende von Kaninchenfleisch. Die Felle werden bes. nach Amerika, Rußland u. Frankreich ausgeführt u. beschäftigt das Zubereiten u. Färben derselben in Gent 2000 Arbeiter. Zwischen Hase u. K. werden in Frankreich fruchtbare Bastarde (Kaninchenhase od. Hasenkaninchen, lièvre-lapin, s. „Hase") erzielt, die als Fleischthiere bes. werthvoll sind. In kalten Ländern, z. B. Schweden, halten die K. nicht aus, während sie in warmen u. gemäßigten leicht verwildern. Das K. ist außerdem theils wegen der Wohlfeilheit, theils weil es sich nicht wehrt (!), neben dem Frosch eines der wichtigsten Versuchsthiere für Physiologen. Abb. s. Nr. 829.

Kanizsa, auch Nagy-K., Stadt im westungar. Komitat Zala mit 11,128 E. (1869), liegt im SW. des Plattensee's an dem gleichnamigen Flusse, welcher sich in die Mur ergießt, in fruchtbarer Gegend, hat ein Piaristenkollegium u. ein Gymnasium, vielbesuchte Viehmärkte u. starken Handel. In den Türkenkriegen spielte K. eine wichtige Rolle als Festung; nachdem es aber in die Hände Oesterreichs gefallen war, wurden die Werke 1702 geschleift.

Kanne, Johann Arnold, gelehrter Sonderling, geb. zu Detmold im Mai 1773, studirte in Göttingen Theologie u. Philologie, schriftstellerte dann u. führte ein abenteuerliches Leben, das ihn auch im preuß. u. im österr. Kriegsdienste sah, wurde 1809 Professor der Geschichte am Realinstitute in Nürnberg u. 1818 Professor der oriental. Literatur in Erlangen, als welcher er daselbst 17. Dez. 1824 starb. Seine zahlreichen Schriften betreffen die verschiedensten Gebiete; zuletzt wurden Naturphilosophie, Mythologie u. mystische Theologie der Hauptgegenstand seiner Studien, als deren Ergebnisse er u. A. veröffentlichte: „Erste Urkunden der Geschichte" (2 Bde., Bayr. 1808); „System der ind. Mythe" (Lpz. 1813); „Erweckliche Geschichten aus dem Reiche Christi" (2 Bde., Nürnb. 1816 f.); „Leben erweckter Christen" (2 Bde., Bamb. 1816, 2. Aufl. Lpz. 1842).

Kannegießer, Karl Friedrich Ludwig, Philolog, Dichter u. ausgezeichneter Uebersetzer, geb. als Predigerssohn 9. Mai 1781 zu Wendemark bei Werben (Altmark), studirte in Halle Theologie u. Philologie, wurde 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhause in Berlin, ging 1811 als Prorektor des Gymnasiums nach Prenzlau, in dessen Rektorat er 1814 einrückte, war 1822–43 Direktor des Friedrichsgymnasiums in Breslau, wo er seit 1823 zugleich auch als Dozent für die neuere Literatur an der Universität thätig war. Nachher lebte er privatisirend in Berlin u. starb daselbst 14. Sept. 1861. Die große Reihe seiner Uebersetzungen begann er mit Beaumont's u. Fletcher's „Dramatischen Werken" (2 Bde., Berl. 1808), denen er folgen ließ: Dante's „Göttliche Komödie" (3 Bde., Amsterd. u. Lpz. 1809–21; 4. Aufl., Lpz. 1843); „Lyrische Gedichte" (mit K. Witte u. W. v. Lüdemann, 2 Bde., ebd. 1827; 2. Aufl. 1842) u. „Prosaische Schriften" (ebd. 1845); die Oden des Horaz (Prenzl. 1821), wie des Anakreon u. der Sappho (ebd. 1827); Verschiedenes aus dem Engl., Franz., Ital., Poln., Schwed., Dän. 2c.; aus dem Altsächs. den „Heliand" (Berl. 1817) u. aus dem Provençal. „Gedichte der Troubadours" (Tüb. 1852). Von selbständigen Werken gab er heraus: „Vorträge über eine Anzahl von Goethe's lyrischen Gedichten" (Bresl. 1835); eine „Ital. Grammatik" (Lpz., 2. Aufl. 1844); „Schauspiele für die Jugend" (12 Bdch., Berl. 1844—49); lyrische Gedichte u. mehrere größere Dramen, wie „Mirza", „Dorothea", „Der arme Heinrich" u. a.

Kannibale (span. Canibal), zunächst Bewohner der Karaibischen Inseln, welche ihre Feinde zu fressen pflegten, daher Menschenfresser, wilde grausame Menschen, u. **Kannibalismus**, d. h. Unmenschlichkeit, Menschenfresserei. K.n od. Anthropophagen (s. d.) hat es schon in vorgeschichtlicher Zeit gegeben, wie zuerst von Prof. A. Spring durch die Funde in den Höhlen von Chauvaux bei Namur u. s. w. nachgewiesen ward, auch die Schriftsteller des Alterthums erwähnen an zahlreichen Stellen das Vorhandensein derselben. Man möchte den Kannibalismus als eine Kinderkrankheit des Menschengeschlechts bezeichnen, die sich einst auch weit über Europa verbreitete, gegenwärtig aber nur noch wesentlich in den Tropengegenden zu Hause ist. Die Beweggründe zum Kannibalismus sind verschieden. Darwin weist nach, daß die Feuerländer, Hearne, daß die Rothhäute des Hudsonsbaigebiets, v. Tschudi, daß die Botokuden aus Hunger Menschenfleisch gefressen. Aber nur in den seltensten Fällen mag Hunger die Ursache sein: viele Völker fröhnen diesem Laster aus Aberglauben. So verzehrt der Aschanti das Herz seines erschlagenen Feindes, um nicht von dessen Geiste gequält zu werden; die Yamas am Amazonenstrom glauben, daß die Seelen der Todten in ihren Körper übergehen, wenn sie das Mark aus deren Knochen genießen. Die Dajakknaben bekommen, nach Müller, die Stirnhaut u. das Herz der getödteten Feinde zur Speise, damit sie dadurch Muth u. Tapferkeit erlangen. In Südaustralien erhält, wie uns Stanbridge erzählt, der ältere Bruder die Kraft des jüngern, wenn er ihn auffrißt; nach Angas verzehrt in Queensland die Mutter ihr Kind, um neue Kräfte zu gewinnen. Oberländer berichtet, daß ehedem in der Kolonie Victoria Kinder, nam. Mädchen, getödtet wurden, u. das Fett als Haarpomade benutzt ward. Der Genuß der Nieren erschlagener Feinde galt für bes. kräftigend. Die Mayahas am Amazonenstrom tödten u. fressen, nach Marcoy, ihre Feinde aus Rachsucht, obgleich sie solchen Widerwillen gegen Menschenfleisch haben, daß sie es wieder von sich geben. Auch die Karaiben werden nach dem Genusse von Menschenfleisch krank u. essen es trotzdem.


Nr. 3622. Menschenfleisch-Gabeln der Fidschi-Insulaner.

Schon nach Staden ist bei den Karaiben u. dem Stamme der Tupi Rachsucht einzige Veranlassung zum Kannibalismus. Der Tupi nimmt sogar den Namen des Gefressenen an, um dadurch auch dessen geistiges Fortleben zu vernichten. Am scheußlichsten erscheint der Kannibalismus da, wo er als Leckerei auftritt. Die Fan u. Obotschi graben Leichen aus, um sie zu verzehren, am Altkalabar wird Menschenfleisch als Waare feilgeboten, die Tupi räuchern dasselbe, die Neukaledonier, die Niam-Niam u. A. verzehren ihre Kinder aus bloßem Vergnügen am Mahle. Stellenweise ist der Kannibalismus das Vorrecht gewisser Klassen; so ist es auf den Inseln der Südsee im Allgemeinen ein Vorrecht der Helden u. der Häuptlinge. In Dahomeh taucht der König den Finger in das Blut der feierlich Geopferten u. leckt es ab. Die Schmäuse der K.n werden gewöhnlich vor Unbefugten geheim gehalten u. Weiber u. Kinder davon ausgeschlossen. Im Allgemeinen ist das Fleisch der Weißen weniger begehrt als das der Farbigen, da es meist allzu sehr nach Tabak schmecken soll. Abb. „Menschenschlächtereien der Tupinamba" [nach Hans v. Staden's „Wahrhaftiger Historia"] s. Bd. II, Nr. 1750.)

Nur annähernd läßt sich die Zahl der heute noch lebenden K.n abschätzen. Man kann annehmen, daß gegenwärtig noch mindestens $5^1/_2$ Millionen Menschen diesem scheußlichen Laster ergeben sind. Davon entfallen in Afrika auf die Batta's 200,000, auf die Fans 80,000; am untern Niger giebt es deren 200,000; Schweinfurth giebt die Zahl der Niam-Niams auf 2,000,000 an, u. Livingstone die der Monbuttu u. Manguema auf je 1 Million.

In Amerika beziffert sich die Zahl der K.n nach Marcoy bei den Mirantas u. Mesayas auf 2000, bei den Araras u. Parentintins auf 10,000. Tschudi zählt bei den Botokuden u. den Feuerländern je 3000. In Australien leben zur Zeit noch an 50,000 K.n, u. auf den Inseln der

Südsee über 2,000,000. Erfreulicherweise ist der Kannibalismus in stetiger Abnahme begriffen. Dies ist nicht allein dem Vordringen der Weißen zuzuschreiben, denn auf vielen Inseln der Südsee war er bereits im Verschwinden, als Weiße dorthin kamen. Je mehr die Menschen aus dem Zustande der Kindheit heraustreten, um so mehr lernen sie von selbst dieses entsetzliche Laster verabscheuen. An Vertheidigern des Kannibalismus hat es nie gefehlt: Zeno, Diogenes, Chrysippus u. Montaigne entschuldigen ihn aus moralischen Gründen (Winwood Reade, „Savage Afrika" S. 158) u. auch Georg Forster legt für ihn ein beschönigendes Wort ein (Sämmtliche Schriften, Lpz. 1843 I, 407). In den Berichten der Reisenden in Afrika, Südamerika, Australien u. der Südsee finden wir zahlreiche Nachweise über die gegenwärtige Verbreitung des Kannibalismus, eine interessante Zusammenstellung hierüber aber in R. Andree „Die Verbreitung der Anthropophagen" (Mittheilungen des Vereins von Freunden der Erdkunde in Leipzig 1873).

Kannstadt (Cannstatt), schön gelegene Stadt im württemb. Neckarkreis, mit 11,804 fast nur protest. E. (1871), 4 Km im NO. von Stuttgart u. mit diesem durch Promenaden verbunden; liegt zu beiden Seiten des hier schiffbar werdenden Neckar in sehr anmuthiger u. fruchtbarer Gegend u. ist ein Hauptvergnügungsort der hauptstädtischen Bevölkerung. Das Innere der Stadt ist wenig ansehnlich, die Vorstädte zeigen aber eine Menge schön gebauter, von Gärten umgebener Häuser; bes. hervorragend ist das 1824—30 erbaute königl. Schloß Rosenstein u. das königl. Landhaus Wilhelma mit ihren herrlichen Parkanlagen. Unter den Kirchen ist die evangelische Stadtkirche von 1471 nennenswerth. In u. außer der Stadt entspringen zahlreiche Mineralquellen, lauwarme salinische Säuerlinge, von denen 6 zum Trinken u. Baden benutzt werden, nam. das Wilhelmsbad, das Frößner'sche u. die Brunnenanstalt am Sulzenrain mit dem schönen Kursaal. Die Bäder, welche jährlich von mehreren tausend Kurgästen benutzt werden, sind schon den Römern bekannt gewesen, wie sich aus einer Menge röm. Alterthümer, die sich in K. u. seiner Umgebung gefunden haben, ergiebt. Besonders stark ist der Fremdenzufluß am 28. Sept., an welchem Tage jedes Jahr ein großes Volksfest hier abgehalten wird. In industrieller Hinsicht ist K. wichtig durch Mühlwerke, Maschinenbau, Baumwollenweberei, Strumpfwirkerei u. Metallguß. Die Umgegend produzirt viel Obst u. guten Wein. Der Handel wird begünstigt durch eine Anzahl hier zusammenlaufender Straßen u. durch den schiffbaren Fluß. K. ist Mittelpunkt eines Oberamtsbezirkes, welcher 1,5 □M. mit 33,407 E. (1871) umfaßt. Stadtrecht erhielt es 1330 durch Ludwig d. Bayern; bis in die Mitte des 14. Jahrh. befand sich hier das Landgericht für die Grafschaft Württemberg.

Kano, fruchtbare u. bevölkerte Provinz des zu den mittleren Sudanstaaten gehörenden Reiches Sókoto (s. d.), im Gebiete der ehemaligen Haussastaaten, zählt auf 500 □M. etwa 300,000 E., von denen die Hälfte Sklaven sind. Die gleichnamige Hauptstadt, einer der bedeutendsten Handelsplätze Innerafrika's, hat theils flachdachige, viereckige Lehmhäuser, theils runde Hütten mit kegelförmigen Dächern, von ausgedehnten Gärten umgeben. Die mohammedanischen Bewohner, an Zahl 30,000, beschäftigen sich hauptsächlich mit der Herstellung blauer Baumwollenzeuge, von denen jährlich an 1500 Kameelladungen nach Timbuktu, Tuat, Mursuk u. Ghat ausgeführt werden, ferner von geschmackvollen, zum Theil gestickten Lederwaaren u. Waffen. Auf dem Markte, zu dem von Januar bis April Karawanen aus allen Theilen des Sudan strömen, werden außerdem bes. Sklaven, Goldstaub, Salz, Natron, Elfenbein, Baumwolle u. Indigo verhandelt.

Kanoe, ein in der Regel aus Rinde od. einem ausgehöhlten Baumstamme gefertigter Kahn der nordamerikan. Indianer, der bes. für den Verkehr auf Flüssen dient.

Kanon u. kanonisch (vom griech. κανών, d. i. Maßstab, Richtschnur), heißt im theologischen Sinne zunächst die Sammlung der für inspirirt (von Gott eingegeben) geltenden Bücher des Alten u. Neuen Testamentes. (Vgl. das Nähere in dem Art. „Bibelkanon", Bd. II, S. 890.) Weiter heißt K. (Mehrzahl „Kanones") in der katholischen Kirche jeder zum Gesetz erhobene Beschluß eines allgemeinen Konzils. Diese Beschlüsse bilden neben den Dekretalien od. päpstlichen Erlassen die Grundlage des kanonischen od. Kirchenrechts, wie dasselbe in dem sog. „Corpus juris canonici" niedergelegt ist. Kanonisch heißt ferner Alles, was den Vorschriften des kanonischen Rechtes entspricht; so ist z. B. das kanonische Alter dasjenige, welches zur Uebernahme bestimmter geistlicher Aemter vorgeschrieben ist, kanonisches Leben ein den kirchlichen Vorschriften entsprechendes u. s. w. Endlich heißt K. auch das Verzeichniß der von der katholischen Kirche anerkannten Heiligen. Daher bedeutet **kanonisiren** s. v. w. „heilig sprechen" (eigentl. in den „Kanon" aufnehmen) u. **Kanonisation** ist der Akt der Heiligsprechung selbst. — In der Musik heißt K. ein kontrapunktischer Satz, in welchem mehrere bald nach einander eintretende Stimmen denselben Gesang seiner ganzen Ausdehnung nach ununterbrochen nachahmen. Der K. kann für zwei, drei, vier, auch mehr Stimmen gesetzt werden u. heißt alsdann dem entsprechend zwei-, drei-, vier- u. mehrstimmiger K. Entweder sind alle in dem Satze vorhandenen Stimmen an der Führung des K. betheiligt, od. nur einige u. die anderen sind Begleit- od. Füllstimmen. Und eben wie bei der periodischen Imitation kann auch im K. die Nachahmung in verschiedenen Intervallen vor sich gehen; je nachdem die nachfolgende Stimme (Risposta) die vorangehende (Proposta) im Einklang, od. in der Oktave, Sekunde, Terz ꝛc. beantwortet, wird der Satz ein K. **im Einklang, in der Oktave, Sekunde** ꝛc. genannt. Am gebräuchlichsten sind der K. im Einklang u. in der Oktave u. auch nur diese allein können streng nachahmen, d. h. die Folge der ganzen u. halben Töne, wie sie in der Proposta enthalten ist, auch in den beantwortenden Stimmen wiedergeben. Der K. kann ferner aus nur einer fortfließenden Melodie bestehen, welche durch alle daran betheiligte Stimmen geht; od. aber die Melodie gliedert sich in mehrere Sätze; od. es werden mehrere, zwei od. drei Melodien zugleich von zwei od. drei Stimmpaaren nachgeahmt, so daß also ein zwei- od. dreifacher K. (Doppel- u. Tripelkanon) entsteht. Ferner kann der K. endlich od. unendlich sein u., die Notirungsart anlangend, geschlossen od. offen notirt werden u. s. w. Die Lehrbücher der Komposition (Kirnberger, Marpurg, Albrechtsberger, André, Lobe, Dehn, Richter, Bellermann) enthalten detaillirte Anweisungen über diese künstliche musikalische Form.

Kanone, vgl. „Artillerie", „Feuerwaffen", „Geschosse".

Kanonenboot ist der Name der kleinsten Gattung von Kriegsschiffen. Die K.e sind gegenwärtig sämmtlich Schraubendampfschiffe, welche bei einer Maschine von 60—80 Pferdekräften 2—3 Geschütze schweren Kalibers, manche auch nur 1 Geschütz schwersten Kalibers führen. Sie sind vollständig seetüchtig, haben bei bedeutender Geschwindigkeit eine solche Manövrirfähigkeit, daß sie größeren Schiffen gefährlich werden können, während ihre verhältnißmäßige Kleinheit jenen nur ein geringes, schwer zu treffendes Ziel darbietet. Wir erinnern nur an das siegreiche Gefecht des deutschen K.s „Meteor" gegen den franz. Aviso „Bouvet" am 9. Nov. 1870 in den Gewässern von Havañah.



Nr. 3625. Das deutsche Kanonenboot „Albatros".

Kanonenschlag, ein Feuerwerkskörper, der dazu dient, durch starken Knall Effekt zu machen. Man fertigt denselben, indem man ein würfelförmiges Pappkästchen an den Kanten mit Leinwand umklebt, sodann seine sechs Flächen kreuzweise mit Bindfaden umwickelt u. das Kästchen in heiße Leimlösung taucht; nachdem es hart u. trocken geworden, bohrt man an einer Ecke ein kleines Loch hinein u. füllt das Kästchen mit Kornpulver. In die Oeffnung leimt man ein etwa 5 cm. langes Röhrchen, welches mit Schwärmersatz geladen ist, an beiden Seiten offen bleibt u. als Zünder dient.

Kanoniker (canonici) hießen schon in der alten Kirche diejenigen Geistlichen, welche, ohne in einen Mönchsverband zu treten, doch nach einer gemeinsamen Regel (Kanon) zusammenlebten. Seit dem 8. Jahrh.

wurde dieses sog. „kanonische Leben" unter der Aufsicht des Bischofs zum Gesetz erhoben durch die allgemeine Annahme der „Regel" des Bischofs Chrodegang von Metz um 760. Insbes. nannte man in der Folge K. (od. Stiftsherren, Kapitulare) die Geistlichen der Domkirchen. (Ueber das Nähere vgl. man den Art. „Domkapitel", Bd. III, S. 1129.) Wie die Domkanoniker, so suchten sich auch die übrigen (die sog. Kollegiatkanoniker) in der Folge mehr u. mehr dem Zwange des kanonischen Lebens zu entziehen. Der Versuch, der im 12. Jahrh. gemacht wurde, sie einer wirklichen Mönchsregel unterzuordnen, führte zu der Unterscheidung von canonici regulares, d. h. einer Regel unterworfenen, u. saeculares od. weltlichen K. Denselben Unterschied finden wir auch bei den Kanonissen, d. i. den Mitgliedern geistlicher Vereinigungen von Frauen zu kanonischem Leben ohne ein eigentlich bindendes Gelübde.

Kanonisation, s. v. w. Heiligsprechung, s. „Kanon".

Kanonisches Recht (jus canonicum) hießen ursprünglich alle von der Kirche ausgehenden Bestimmungen, mochten sie sich auf innere kirchliche od. auf rein weltliche Verhältnisse erstrecken. Zunächst war es nur eine Norm für die geistlichen Behörden im Bereiche der kirchlichen Verwaltung, doch stieg seine Bedeutung bald durch die Ausbildung der geistlichen Gerichtsbarkeit. Das Landrecht blieb aber zunächst unberührt davon u. die vielfachen Sammlungen des K. R.s hatten für den weltlichen Richter keinen Werth. Sehr wichtig auch für das K. R. wurde die Rechtsschule von Bologna, indem seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. eine daselbst von dem Mönche Gratian angefertigte reichhaltige Sammlung der kanonischen Rechtsquellen zum Gegenstande von Vorlesungen gemacht wurde. Dadurch entstand, neben den Doktoren des Röm. Rechts (den Legisten) u. von diesen getrennt, eine nicht minder besuchte Schule der Doktoren des K. R.s, der Kanonisten od. Dekretisten, die bald zu hohem Ansehen gelangte. Die fortschreitende Wissenschaftlichkeit u. der steigende durchdringende Einfluß des K. R.s nöthigte auch die Lehrer des Römischen Rechts, bei den einschlagenden Lehren auf die Modifikationen durch das K. R. Rücksicht zu nehmen, u. so wurde den rezipirten Sammlungen des K. R.s auch in den weltlichen Gerichten die Autorität einer Rechtsquelle zu Theil. Dadurch hat die kirchliche Gesetzgebung auf viele Materien des öffentlichen u. Privatrechts einen wesentlichen u. dauernden Einfluß ausgeübt, u. wenn auch in neuerer Zeit die Sammlungen des K. R.s in vielen Ländern nicht mehr als Quelle des bürgerlichen Rechts gelten, so ist doch das K. R. im engeren u. heutzutage gewöhnlichen Sinne, nämlich das im „Corpus juris canonici" enthaltene Recht, eine Hauptquelle für das gemeine deutsche Recht u. als solche für die Wissenschaft unentbehrlich.

Kanopus, ein schöner Stern erster Größe in dem am südlichen Himmel befindlichen Sternbilde Argo. Er hat eine südliche Deklination von 51°, kommt also in Europa nur in den südlichsten Theilen von Spanien, Italien u. Griechenland ein wenig über den Horizont.

Kanori, der herrschende Negerstamm im Sudanreiche Bornu (s. d.); sind von hohem, schlankem Wuchse u. haben nicht sehr dicke Lippen u. wenig platte Nasen, doch stehen sie geistig dem Haussavolke nach. Barth schätzt die Zahl der reinen K. auf 3 bis 4 Millionen. Sie bilden im Kriege vornehmlich die schwere Reiterei, welche dick wattirte Panzerhemden u. Kettenpanzer, darüber mehrere Gewänder von verschiedener Farbe u. Helme mit mächtigen Federbüschen trägt; die Streitrosse sind ebenfalls in dicke Decken aus gestreiftem Zeuge gehüllt u. vorn am Kopfe durch eine Metallplatte geschützt. Ende des 16. Jahrh. standen die K. auf dem Gipfel ihrer Macht u. beherrschten die Länder weithin um den Tsadsee; seitdem verfiel ihre Macht, bis sie 1808 den Fellata unterlagen, deren Joch sie jedoch bald wieder abwarfen.

Kansas, einer der westl. Staaten der nordamerikanischen Union, einen Flächenraum von 3824,8 □M. umfassend, grenzt im N. an Nebraska, im O. an den Fluß u. Staat Missouri, im S. an das Indianerterritorium u. im W. an Colorado u. bildet eine sanft ansteigende, von Hügeln u. tiefeingeschnittenen Flußthälern unterbrochene Ebene, welche sich bis 300 m. erhebt. Nur die Regionen an den Flüssen sind bewaldet; unter diesen ist der Missouri der wichtigste u. zugleich einzig schiffbare; derselbe nimmt bei Kansas City den Kansas auf, in welchen auf der rechten Seite der Smoky Hill-River mit dem Salomons Fork, auf der linken der Blue River fließen. Den S. des Staates durchströmt in weitem Bogen der Arkansas. Das Klima zeigt schnelle u. schroffe Uebergänge. Der Sommer ist lang, trocken u. sehr heiß; im Winter steht das Thermometer selten unter 0°. Die Regenmenge hat nach der vermehrten Baumanpflanzung nicht unbeträchtlich zugenommen. Im Allgemeinen ist das Klima gesund, nur im Frühjahr treten bisweilen Fieber endemisch auf. Die Bevölkerung zählte 1870: 373,299 Seelen, 10 Jahre früher nur 107,206; unter jener Zahl waren 17,108 Farbige u. gegen 50,000 Deutsche, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Politik des Staates ausüben, eine Menge öffentl. Aemter bekleiden u. 6 Zeitungen unterhalten. Die Indianer, gegen 8900 an Zahl, setzen sich zusammen aus Osage, Sac u. Fox, Pottawattamie, Kansas u. Otoe. Nur zum geringeren Theile haben sie sich dem Ackerbau zugewendet. Die Mehrzahl schweift noch als Jäger in den Prairien umher, oft die Grenzen der ihnen angewiesenen Reservationen mißachtend u. die Farmen der Weißen räuberisch überfallend; nur die Delawaren im N. des Kansas stehen mit letzteren in freundschaftlicherem Verkehr u. versorgen deren Märkte mit den Erzeugnissen ihres Ackerbaues. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet der Ackerbau, die Viehzucht u. der Obstbau; unter den landwirthschaftlichen Produkten stehen Mais, Kartoffeln, Hafer u. Weizen obenan; sehr beträchtlich ist auch die Tabakskultur. Nur etwa 4% des gesammten Areals sind kultivirt; doch schreitet auch in diesem Staate die Civilisation rasch nach Westen fort, trotz des wilden Rassenkrieges mit den Indianern, der nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen wird. Tausende fleißiger Einwanderer aus Illinois, Ohio, Indiana u. Kentucky haben schon aus einem großen Theil der westlichen Prairien den Indianer u. den Büffel verdrängt u. in der Steppe blühende Oasen geschaffen. Die Obstzucht liefert bes. treffliche Birnen u. Aepfel für den Export, Südfrüchte gedeihen jedoch nicht. In großem Umfange wird, begünstigt durch das treffliche Buffalogras der Prairien, die Zucht von Rindern u. Schweinen betrieben u. Butter u. Fleisch in großen Quantitäten ausgeführt. An nutzbaren Mineralien bietet K. Steinkohlen, bes. in den mittleren u. östlichen Counties; im Süden des Arkansas dehnt sich ein großes Lager von Steinsalz aus; außerdem sind Gips, Marmor u. Sandstein vorhanden, Erze aber nur in sehr geringen Quantitäten gefunden worden. Die Industrie ist noch wenig entwickelt u. beschränkt sich bes. auf Wollweberei, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, die Herstellung von Wagen u. Ackergeräthen u. Mehl- u. Schneidemühlen. Einen großen Umfang hat der Handel mit texanischen Rindern, die in K. aufgefüttert werden. An höheren Bildungsanstalten besitzt K. eine Staatsuniversität zu Lawrence, mehrere von Sekten gegründete Hochschulen, eine landwirthschaftliche Lehranstalt u. zwei Lehrerseminare. Unter den Sekten sind die Methodisten, Baptisten u. Episkopalen am stärksten vertreten. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 387 M. K. ist in 72 Counties getheilt. Die Hauptstadt ist Topeka mit etwa 5790 E. (1873). Die größte Stadt ist Kansas City (s. d.). Die Volksvertretung von K., das im Bürgerkriege zur Union hielt, zählt 30 Senatoren u. 90 Mitglieder des Repräsentantenhauses; im Unionskongreß ist es vertreten durch 2 Senatoren u. 3 Repräsentanten. Die Staatsschuld betrug 1873: 6,442,280 Doll. K. wurde 1854 als bes. Territorium von Nebraska getrennt u. 1861 zum Staate erhoben.

Kansas City, größte Stadt des nordamerikanischen Unionsstaates Kansas mit 32,260 E. (1870), liegt an der Mündung des Kansas River in den Missouri, theilweise im Staate Missouri, theilweise in Kansas zu beiden Seiten des Missouri; eine prächtige Brücke u. Dampffähren vermitteln die Verbindung zwischen beiden Stadttheilen. Der Handel mit New-Orleans ist bedeutend; im Fleischexport, bes. in der Ausfuhr von Schweinefleisch, rivalisirt K. C. mit Chicago, St. Louis u. Cincinnati. Die Deutschen, welche hier 5 Kirchen u. 2 Zeitungen besitzen, bilden einen wichtigen Theil der Bevölkerung. Die Industrie hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen.

Kant, Immanuel, der eigentliche Bahnbrecher der modernen deutschen Philosophie u. überhaupt einer der tiefsten Denker aller Zeiten, wurde 22. April 1724 zu Königsberg als der Sohn eines Sattlermeisters geb. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Königsberg, bezog er 1740 auch die Universität daselbst, um sich dem Studium der Theologie, in der Hauptsache aber dem der Mathematik u. Philosophie zu widmen. Nachdem er längere Zeit Hauslehrer in der Nähe gewesen war, habilitirte er sich 1755 als Privatdozent an der Universität seiner Vaterstadt, wo er über Mathematik u. Physik, daneben aber auch über Logik, Metaphysik u. Moralphilosophie Vorlesungen hielt. Erst nach 15 Jahren (1770) erhielt K. die ord. Professur der Logik u. Metaphysik daselbst. Trotz mehrfacher Berufungen blieb er auch auf der Höhe seines Ruhmes Königsberg treu; kaum daß er während seines langen Lebens einige Meilen über das Weichbild der Stadt hinauskam. Dafür aber scheuten Andere die größten Entfernungen nicht, um in Königsberg zu seinen Füßen zu sitzen. Als unverheiratheter Mann führte K. ein so äußerst mäßiges u. regelmäßiges Leben, daß er, obschon von zarter Konstitution, nichts von Krankheit wußte, bis er im hohen Alter geistesschwach wurde, in welchem Zustande er sich u. A. für eine Gans hielt. Er starb 12. Febr. 1804 in dem kleinen Hause, welches mit dem anstoßenden Garten sein Eigenthum u. fast der einzige Aufenthalt seines Alters gewesen war.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann K. bereits 1747 mit den „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte". Daran schlossen sich eine Reihe naturwissenschaftlicher u. philosophischer Schriften, die bei aller Selbständigkeit des Denkens im Wesentlichen noch auf dem Boden der Wolff'schen Philosophie standen. Die „Allgemeine Naturgeschichte u. Theorie des Himmels" (Königsb. 1755) ist darunter eins der hervorragendsten Werke, indem es die Grundwahrheiten bereits ausspricht, auf welche die neuere physische Astronomie sich stützt. Ebenso sind viele seiner in der „Physischen Geographie" (4 Bde., Hamb. u. Mainz 1801) niedergelegten Ansichten folge richtig geworden. Das Erdbeben zu Lissabon gab K. Veranlassung zu einer eingehenden Schilderung dieses Ereignisses, außerdem dürfen wir an dieser Stelle noch seiner Schriften über die Theorie der Winde u. über die Natur der Vulkane im Monde Erwähnung thun. Alle diese Werke würden jedoch nicht hingereicht haben, K. diejenige Stellung unter den Philosophen anzuweisen, die er thatsächlich einnimmt. Erst die lat. Abhandlung, mit der er 1770 seine Professur antrat („von der Form u. den Grundlagen der Sinnen- u. der Verstandeswelt"), kündigte den Reformator der bisherigen Philosophie an. Doch erst 1781 erschien sein großes Hauptwerk, die „Kritik der reinen Vernunft", welcher außer anderen hervorragenden Werken 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft", 1790 die „Kritik der Urtheilskraft", 1793 die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", endlich 1798 die „Anthropologie" folgten. Gesammtausgaben seiner Werke veranstalteten Hartenstein (10 Bde., Lpz. 1838 bis 39), sowie Rosenkranz u. Schubert (12 Bde., Lpz. 1840—42). Der 11. Band der letztgenannten Sammlung enthält auch eine von Schubert verfaßte Biographie K.'s. Das philosophische System K.'s, das wir hier natürlich nur in seinen Hauptzügen darlegen können, wird von ihm selbst als ein „kritisches" bezeichnet, d. h. ein auf die Beurtheilung des menschlichen Erkenntnißvermögens gerichtetes. Die ihm vorangehende sog. „dogmatische" Philosophie, bes. Wolff's, setzte die Richtigkeit u. allgemeine Giltigkeit der logischen Begriffe einfach voraus u. suchte mit ihrer Hülfe richtige Erkenntnisse von den Dingen zu erzielen, die den Gegenstand des philosophischen Denkens ausmachen. K. hingegen legte den Hauptnachdruck darauf, erst die Mittel des Erkennens selbst einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen u. so nach Reinigung der Begriffe zu einer klareren u. richtigeren Auffassung der Dinge zu gelangen. Da nun alle Thätigkeit der Seele nach K. auf die drei Grundvermögen des Erkennens, Wollens u. Fühlens zurückzuführen ist, so hat es die Philosophie vor Allem mit der Untersuchung u. Näherbestimmung dieser zu thun. Die Gesetze des Erkennens selbst gehören in das Gebiet der theoretischen od. reinen Vernunft, die Gesetze des Wollens u. Handelns in das der praktischen Vernunft die Gesetze des Gefühls endlich — als einer Unterscheidung zwischen den Gegensätzen der Lust u. Unlust — ins Gebiet der Urtheilskraft. Auf dieser Eintheilung beruhen die oben genannten drei Hauptwerke K.'s, die Kritik der reinen u. der praktischen Vernunft sowie die der Urtheilskraft. — In der Kritik der reinen Vernunft will K. erforschen, welches die von vornherein vorhandenen (apriorischen) Grundlagen sowol des sinnlichen als auch des rein verstandesmäßigen Erkennens seien, auf deren Verbindung überhaupt erst die Möglichkeit des Erkennens beruht. Das Resultat seiner Untersuchung ist: als apriorische Grundlagen des sinnlichen Erkennens, als die nothwendigen Formen der Anschauung, über die wir nicht hinaus können, stellen sich uns Raum u. Zeit dar. Was wir von den Dingen erkennen, ist für uns durch das Mittelglied von Raum u. Zeit hindurchgegangen, sodaß wir also aus unserer sinnlichen Anschauung nie eine Bürgschaft haben, ob wir die Dinge „an sich" richtig erkennen. Andererseits ergeben sich ihm als „apriorischer" Inhalt des verstandesmäßigen Erkennens die vier sogenannten Kategorien der Quantität, Qualität, Relation u. Modalität. Aber auch diese sind an sich nichts als Formen des Denkens, die erst durch die sinnliche Anschauung mit einem bestimmten Inhalt erfüllt werden. Da aber nach dem Obigen die sinnliche Anschauung uns nie die Dinge an sich, sondern nur die räumlichen u. zeitlichen Erscheinungsformen derselben zu bieten vermag, so kann auch unsere begriffliche Erkenntniß nie über das Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren hinausgehen, u. das Gesammtresultat ist demnach: es giebt keine Möglichkeit für uns, vom Standpunkt der reinen Vernunft aus wahrheitsgemäße Erkenntnisse zu erzielen; mit anderen Worten: es ist ebenso unmöglich, das Wesen der Seele u. der Welt wie das Dasein Gottes philosophisch zu erörtern u. zu beweisen. Was jedoch K. vom Standpunkte der reinen Vernunft aus als unmöglich aufgiebt, das erobert er dem menschlichen Denken wieder zurück auf dem Boden der praktischen Vernunft. Sie lehrt uns nämlich, daß als die letzten Bestimmungsgründe des menschlichen Wollens u. Handelns drei Grundüberzeugungen anzusehen sind: die Freiheit des Willens, die Unsterblichkeit der Seele u. das Dasein Gottes. Obschon nicht logisch zu beweisen, sind doch diese drei Ideen Postulate, d. h. Forderungen der praktischen Vernunft, ohne welche eine sittliche Willensbestimmung des Menschen undenkbar u. unmöglich wäre.

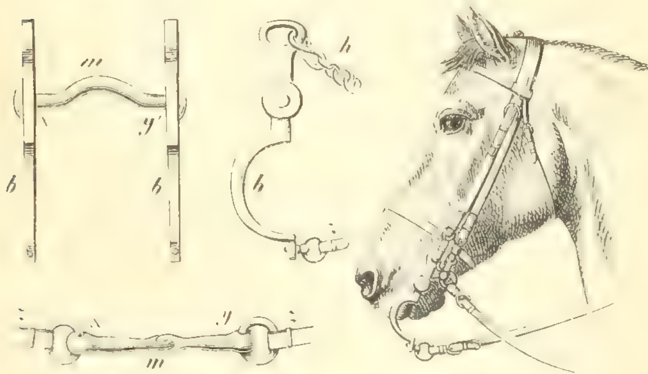


Fig. 3621. Immanuel Kant (geb. 22. April 1724, gest. 12. Febr. 1804).

Die Freiheit des Willens wird gefordert durch das Sittengesetz selbst. Denn dieses tritt auf als kategorischer Imperativ, d. h. als unbedingter, unter allen Umständen geltender u. durch keine Rücksichten aufzuhebender Befehl an den vernünftigen Willen, sich sittlich zu entscheiden. Dieser Befehl aber würde ein Unding sein, wenn nicht zugleich völlige Freiheit des Willens vorausgesetzt würde, ihm Folge zu leisten („du kannst, denn du sollst"). Die Idee der Unsterblichkeit ferner wird gefordert durch den Begriff der Tugend. Vollendete Tugend od. Heiligkeit ist das Ziel des Sittengesetzes. Da nun solche von einem sinnlichen Wesen nicht zu erlangen ist, so kann jener nothwendige Zweck nur erreicht werden in unendlicher Vervollkommnung, d. h. einer solchen, die sich auch in eine jenseitige, übersinnliche Welt hinein fortsetzt. Nicht minder wird die Unsterblichkeit der Seele gefordert durch die Idee eines moralischen Ausgleichs zwischen Tugend u. Lohn auf der einen, Sünde u. Strafe auf der anderen Seite. Da dieser erfahrungsgemäß auf Erden nicht stattfindet, so werden wir abermals zu dem Postulat eines jenseitigen Ausgleichs gedrängt. Auf der letzteren Grundlage ruht wesentlich auch das Postulat des Daseins Gottes als eines obersten sittlichen Wesens, das über die Verwirklichung der Zwecke des Sittengesetzes (Heiligung u. höchste Glückseligkeit) wacht u. obigen Ausgleich herbeiführt. Die Urtheilskraft endlich, deren Kritik oben an dritter Stelle aufgeführt wurde u. welche es mit dem Gefühle der Lust u. Unlust zu thun hat, zerfällt nach K. in eine ästhetische u. teleologische. Die erstere „empfindet" die Zweckmäßigkeit der Dinge, indem sich ihr die Einheit zwischen der Form der Dinge u. der Anschauung von ihnen aufdrängt — theils in der Gestalt des Schönen, theils in der des Erhabenen. Die teleologische Urtheilskraft hingegen „begreift" das Verhältniß der Zweckmäßigkeit, in welchem die Naturgegenstände nicht blos zur menschlichen Erkenntniß,

sondern auch unter sich stehen. Die Anregungen, die von dem soeben — wenn auch nur in sehr allgemeinen Zügen — geschilderten System K.'s ausgingen, wirkten durchaus umgestaltend, nicht blos auf das engere Gebiet der Fachphilosophie, sondern vor Allem auch auf das der Theologie. Der sog. theologische Rationalismus, der Ende des 18. Jahrh. aus der alten Orthodoxie u. dem Pietismus herauswuchs, um bald beide zu verdrängen, lehnte sich mit seinen drei Grunddogmen Gott, Tugend u. Unsterblichkeit an die oben dargelegten Postulate der praktischen Vernunft in K.'s Philosophie an. Während diese theologische Verwerthung des K.'schen Systems seit Schleiermacher überwunden ist, behauptet dasselbe auf dem Boden der Philosophie selbst noch immer seine epochemachende Geltung. Denn die großen Systeme der Folgezeit, vor Allem die Fichte's u. Hegel's, beruhen durchaus auf einer Fortführung, Ergänzung od. Berichtigung der Gedankenarbeit K.'s u. können ohne das Verständniß dieser nicht begriffen u. gewürdigt werden.

Kantakuzenos, Name einer berühmten griech. Familie von sehr hohem Alter, der jener als Feldherr, Staatsmann u. Gelehrter ausgezeichnete Johannes **K.** angehörte, welcher, geb. um 1295 zu Konstantinopel, seit 1341 das byzant. Kaiserreich für den unmündigen Johannes Paläologos I. verwaltete u. 1347—55 als Johann V. selbst den Kaiserthron inne hatte. Nachher wurde er Mönch u. schrieb u. A. die Geschichte seiner Zeit (1320—57), welche im „Corpus scriptorum historiae Byzantinae" (Bonn 1828, 3 Bde.) abgedruckt ist. Als sein Todesjahr wird 1380 angegeben. Unter der türk. Oberherrschaft zählten die K. zu den vornehmsten Fanariotenfamilien in Konstantinopel u. gaben als solche der Moldau u. Walachei mehrere Hospodare. Später siedelten sie größtentheils nach Rußland über. Zu nennen sind noch: die Brüder Alexander u. Georg **K.**, welche bei Beginn des griech. Befreiungskrieges im russischen Heere dienten; beide schlossen sich dem Fürsten Alex. Ypsilanti an u. betheiligten sich 1821, der Erstere im Peloponnes, der Letztere in der Moldau, am Kampfe gegen die Türken. Vgl. die von Alex. K. verfaßten „Briefe eines Augenzeugen der griech. Revolution vom J. 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg K. über die Begebenheiten in der Moldau u. Walachei in den J. 1820 u. 1821" (Halle 1824). — Konstantin **K.**, geb. um 1800, trat in walach. Staatsdienst u. hielt es 1848 mit den Türken, die ihn im September zum Kaimakan der Walachei machten. Stirbey löste ihn 1849 ab, doch als dieser im Aug. 1854 mit den Russen die Walachei verließ, ward K. wieder von dem türk. Kommissar als Präsident des Verwaltungsrathes bez. als Civilgouverneur des Landes eingesetzt, was er aber blos bis Sept. dess. J. blieb. Seitdem lebt er als Privatmann. Sein Sohn Johann **K.**, geb. 1820, war 1854 u. 1866 Justizminister u. seit Dez. 1873 eine Zeit lang Minister des Ackerbaues, des Handels u. der öffentlichen Arbeiten. Ein anderer Sohn ist Präsident des Appellhofes in Bukarest. In Rumänien haben übrigens die K. ihren Namen in Cantacuzène französirt.



Nr. 3625. Die Kantharenzäumung

Kanthare, Kantare, Kandare nennt man das eiserne od. stählerne Gebiß, welches zur vollständigen Zäumung der Reit- u. Zugpferde der Armee sowie der Reit- u. Wagenpferde überhaupt gehört. Die K. unterscheidet sich von der Trense wesentlich dadurch, daß bei letzterer die Zügel z unmittelbar in Ringe des eigentlichen Mundstückes m eingeschnallt werden, während das Mundstück m der K. zwischen zwei eisernen, mehr od. weniger langen Stangen, den Bäumen b, befestigt ist, welch letztere zur Aufnahme der Zügel z dienen. Außerdem gehört zur Wirkung der K. noch die Kinnkette h. Die K., auch Stange genannt, ist demnach eine schärfere Zäumung als die Trense, u. man reitet deshalb junge Pferde erst längere Zeit auf Trense, ehe man sie „auf K. setzt", d. h. mit der K. zäumt. Die asiatischen Reitervölker, auch die Kosaken u. Tscherkessen reiten ihre Pferde fast ausschließlich auf Trense, während die Beduinen, Araber u. Türken ihre Pferde lediglich auf K., u. zwar auf sehr scharfer K., reiten. Ueber die Wirkung der K. vgl. die Schrift des k. preuß. Generals v. d. Marwitz „Die Zäumung mit der Kandare", 8. Berl. 1852, u. diejenige des k. k. österr. Oberstleutnants v. Oeynhausen, „Sichere Methode für jedes Pferd, die passende Zäumung zu finden", 8. Wien 1863. — „Aufkantharen", „Aufstangen" ist der technische Ausdruck für das Zäumen des Pferdes mit der K.; „abkantharen", „abstangen" heißt, dem Pferde die K. abnehmen. — Zu der vollständigen Zäumung eines Pferdes gehört in der Regel noch eine Unterlegtrense als Hülfszaum bei der K.

Kanton bezeichnet einen in staatsrechtlicher Beziehung abgetrennten Theil eines größeren Staates, wie z. B. die Kantone der Schweiz, welche als einzelne Gliederstaaten in ihrer Gesammtheit den ganzen Staat bilden. Jeder einzelne dieser K.e hat zwar seine eigene Munizipalverwaltung, muß sich jedoch jederzeit den am Vorort (Bern) von den Deputirten der K.e gefaßten Beschlüssen unterwerfen. Die K.e in Frankreich sind dagegen keine selbständigen Gliederstaaten, sondern nur aus mehr od. weniger Gemeinden bestehende Unterabtheilungen der Arrondissements der Departementsbezirke.

Kanton, in militärischer Bedeutung derjenige Landesbezirk, aus welchem ein Truppentheil seine Ergänzung an Mannschaften erhält.

Kanton (chines. Kuang-tschau-fu, d. h. breite Stadt), Hauptstadt der chines. Provinz Kuang-tung, hat mit seinen ausgedehnten Vorstädten eine Bevölkerung von etwa 1 Mill. Seelen u. einen Umfang von mehr als 2 M. An dem linken Ufer des Tschu-kiang od. Kantonstromes gelegen, eines Mündungsarmes des breiten Si-Kiang-Delta's, wird die von einer 12 m. hohen u. 7 m. breiten Mauer umgebene Stadt im N. von Bergen überragt, welche bis 350 m. ansteigen; sie zeigt in ihrem Plane die Figur eines unregelmäßigen Vierecks u. ist durch eine Mauer in die Mandschu- u. die Chinesenstadt geschieden. Jene ist weniger gut gebaut, während letztere prächtige Promenaden u. Paläste aufweist, darunter auch denjenigen des Gouverneurs der Provinz, u. eine große Anzahl Gebäude von Unterrichtsanstalten. Mehrere Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, sind reich belebt von Booten, auf denen bes. Lebensmittel K. stromabwärts zugeführt werden, u. auf dem Flusse selbst liegenden Tausenden von kleinen Häusern auf verankerten Flößen, die fast dem 3. Theil der ganzen Bevölkerung zum dauernden Aufenthaltsort dienen. Von den 120 Tempeln, welche sich theilweise zu einer Höhe von 50—60 m. über die niedrigen Backsteinhäuser erheben, gehören $^{9}/_{10}$ den Buddhisten. Wie die Provinz Kuang-tung der größte Industriedistrikt China's ist, so hat K. den Ruhm, die gewerbfleißigste Stadt des ganzen Reiches zu sein; unter den verschiedenen Industriezweigen, die hier in großer Ausdehnung u. Vollkommenheit betrieben werden, steht obenan die Seidenweberei, welche als Hausgewerbe in der Stadt selbst gegen 5000 Arbeiter beschäftigt u. jährlich für mehr als 3 Mill. Doll. Waaren zur Ausfuhr liefert; außerdem ist noch bedeutend die Seidenstickerei, Schnurenfabrikation, Färberei u. Appretur, Glasbläserei, Stein- u. Glasschleiferei u. die Fabrikation von Lackwaaren, Papier u. Möbeln; zur Zeit der Zuckerernte sind gegen 100,000 Menschen in der Umgegend in den Zuckermühlen beschäftigt. — Der auswärtige Handel K.s hat infolge des Aufblühens Hongkongs (s. d.) beträchtlich abgenommen, da größere Schiffe bei Whampoo (d. h. gelber Ankerplatz) etwa 3 M. stromabwärts anlegen müssen u. nur Dampfer u. chines. Dschunken bis zur Stadt selbst gelangen können. Dort haben denn auch die Engländer ein Trockendock angelegt, während die europ. Faktoreien auf der Flußinsel Honam sich befinden. Den Import vermittelt Hongkong; von hier werden die Waaren, welche 1872 einen Werth von 12,176,000 Taëls (à 6,65 Mark) hatten, theils auf regelmäßig verkehrenden Dampfern theils auf einheimischen Booten, zum größten Theil von chines. Kaufleuten nach K. gebracht u. müssen hier, wenn unter fremder Flagge eingeführt, verzollt werden. Die wichtigsten Artikel des Importes sind ind. Baumwolle, engl. Baumwoll- u. Wollwaaren, Opium u. Metalle. Eine außerordentliche Menge von Waaren wird eingeschmuggelt. Der Export hatte 1872 einen Werth von 31,444,000 Taëls; der größte Theil der auszuführenden Waaren, nam. Seide, Seidenwaaren, Thee, Cassiaholz, Matten u. a., geht schon in K. selbst in die Hände der Europäer über u. wird von hier entweder direkt od. über Hongkong nach Amerika u. Europa verschifft. Die Flaggen Großbritanniens, Deutschlands u. der nordamerik. Union wehen von den meisten der in den Hafen K.'s einlaufenden Schiffe, deren Zahl sich 1869

auf 740 belief. Als Markt für den Binnenhandel hat K. die größte Bedeutung unter allen Städten des südl. China; bis 1842 war es der einzige dem fremden Handel geöffnete Platz.

Kantonnirung ist die Bezeichnung für eine besondere Art der Einquartierung von Truppen bei den Landeseinwohnern. Im Gegensatz zu den Marschquartieren, welche bei den Reise- u. Kriegsmärschen nur auf 1 bis 2 Tage bezogen werden, sollen die Truppen in den K.- od. Kantonnementsquartieren längere Zeit verweilen. Sie kommen neben den Biwaks im Kriege u. bei den großen militärischen Friedensübungen am meisten vor. Je nachdem der zur K. verwendete Raum groß od. klein ist u. je nachdem von den Truppen höhere od. geringere Schlagfertigkeit verlangt wird, unterscheidet man enge u. weitläufige Kantonnements.

Kantschu (russ.), in Rußland eine von ledernen Riemen geflochtene Peitsche mit kurzem Stiele, meist bei den Kosaken als Reitpeitsche im Gebrauch.

Kanzel, der Standort für den Prediger in den christlichen Kirchen, daher auch Predigerstuhl genannt. Der Name rührt her von dem lat. cancelli, d. h. Gitter, Schranken. In der ältesten Zeit trat nämlich der Bischof, dem die Predigt oblag, bisweilen an das Gitter vor, das den Chor von dem Schiff der Kirche trennte, während er für gewöhnlich von seinem Stuhle aus sprach. Dieses (e cancellis, vom Gitter aus) Sprechen gab den Ursprung für den Namen K., als man wirkliche Rednerbühnen hinter dem Gitter aufstellte. Die Verlegung u. Erhöhung der K.n an einen Pfeiler der Kirche geschah erst seit dem 13. Jahrh. durch den Einfluß der Bettelmönche; eine Folge derselben war auch die Anbringung von sog. Schalldeckeln in oft höchst künstlerischer Ausführung.

Die K. hat den Namen geliefert für einen besonderen Zweig der Beredsamkeit, die **Kanzelberedsamkeit.** Von der Theorie derselben war bereits in dem Artikel „Homiletik" die Rede. Wir geben eine kurze **Uebersicht über die bedeutendsten Kanzelredner.** Unter den griechischen Kirchenvätern werden Athanasius, Basilius der Große, Gregor von Nyssa u. Gregor von Nazianz als Redner gepriesen; alle aber verdunkelte der Ruhm des Joh. Chrysostomus (d. h. Goldmund, † 407). Von den lateinischen Kirchenvätern zeichneten sich aus: Ambrosius von Mailand, Augustin u. die Päpste Leo der Große u. Gregor der Große. Mit dem Absterben der klassischen Wissenschaft, die die Wurzel der geistlichen Beredsamkeit gewesen war, erlosch auch diese selbst. Fast das ganze Mittelalter begnügte sich mit der Vorlesung aus älteren Predigtsammlungen, den sog. Postillen. Einen Aufschwung hinderte schon der Brauch, lateinisch zu predigen. Dennoch brach sich die religiöse Innigkeit des Mittelalters in einigen gewaltigen Persönlichkeiten Bahn zu volksthümlicher Predigt, so in dem Abt Bernhard von Clairvaux († 1153) u. anderen Kreuzpredigern während der Kreuzzüge. Einen gewaltigen Umschwung erfuhr die Kanzelberedsamkeit durch die Stiftung der Bettelorden; unter den Dominikanern steht hier an erster Stelle der berühmte Scholastiker Thomas von Aquino († 1274), unter den Franziskanern der treffliche Volksprediger Berthold von Regensburg († 1272), der seiner Zeit ungeheuren Zulauf hatte. Im Ausgang des Mittelalters treten die sog. Mystiker in den Vordergrund, voran Joh. Tauler in Straßburg († 1361), einer der gewaltigsten Prediger aller Zeiten; ferner Meister Eckhart († um 1328) u. Heinrich Suso in Ulm (gest. 1365). Eine flammende, zugleich geistliche u. politische Beredsamkeit entwickelte Girolamo Savonarola zu Florenz († 1498). Wenig früher war in Italien die sog. burleske Redeweise auf den Kanzeln eingedrungen, bes. durch Gabriel Barletta († 1480). In Frankreich huldigten dieser Manier, die oft in Possenreißerei ausartete, die Franziskaner Olivier Maillard († 1502) u. Michael Menot (1518), maßvoller u. tiefsinniger der große Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg († 1510).

Unter den evangel.-luther. Theologen steht weitaus Luther mit seiner gewaltigen, ebenso tiefen wie derb volksthümlichen Predigt voran; neben ihm sind Justus Jonas, Bugenhagen, Spalatin, Brenz, Mathesius u. A. zu nennen. An der Spitze der reformirten Kanzelredner dieses Zeitalters steht Zwingli, wenigstens was die Volksthümlichkeit anlangt; neben ihm Oekolampadius, Calvin u. A. In der nachreformatorischen Zeit erlosch die großartige Originalität der Luther'schen Predigtweise bald wieder. Man griff wieder zur Nachahmung od. der bloßen Wiedergabe der Postillen von Luther u. A. u. entehrte zugleich die Kanzel durch maßloses Schelten auf Ketzer u. Sünder. Zugleich stieg die Geschmacklosigkeit in der Einflechtung fremder Sprachen u. gelehrter Spitzfindigkeiten ins Unglaubliche. Wieder war es eine Art lutherischer Mystik, die dem einen Damm setzte, so bes. in den Predigten des edlen Joh. Arndt († 1621), Valerius Herberger († 1627) u. a. Im Gegensatz dazu pflegte die katholische Kirche im 17. Jahrh. eher die populäre Predigt, ein Bestreben, das in dem burlesken u. doch christlichernsten Wiener Hofprediger Ulrich Megerle, gewöhnlich Abraham a Santa Clara genannt (1709), seine äußerste Spitze erreichte. Im 18. Jahrh. behauptete die feine, kunstgemäße u. doch hinreißende Predigt der französischen Kanzelredner den Vorrang. Unter den Katholiken glänzten hier der Bischof Bossuet († 1704), Flechier († 1710), Bourdaloue († 1710), Fenelon († 1715) u. Massillon († 1742); unter den Reformirten insbes. Jacob Saurin († 1730). In England wirkte fast gleichzeitig der große Kanzelredner Tillotson († 1694). Diesen nahm zum Vorbild der deutsche Gelehrte Mosheim († 1755), der Vater der modernen Predigtkunst. Denn der Ende des 17. Jahrh. in Deutschland erstandene Pietismus hatte vor allzugroßer Weichlichkeit u. Innigkeit einen Umschwung nicht zu erzeugen vermocht. An Mosheim lehnten sich Ende des 18. Jahrh. die Meister der sog. Moralpredigt an (Jerusalem, die beiden Sack, Spalding, Zollikofer u. A.). Diese Manier artete schließlich in die allerflachste Lehr- u. Nützlichkeitspredigt aus, die sich sogar auf Landwirthschaft u. Gesundheitslehre erstreckte. Eine Erneuerung ging wieder aus von dem Dresdener Oberhofprediger Reinhard († 1812), dem gefeiertsten Prediger seiner Zeit, obschon auch bei ihm den Mittelpunkt die Moral bildet. Ganz eigenthümlich sind die geistvollen Predigten Schleiermacher's († 1834), des Begründers der modernen Theologie. In die populäre Predigtweise lenkte wiederum ein Claus Harms in Kiel († 1855), indem er zugleich in der Predigt das erneuerte strenge Lutherthum vertrat. Derselben Richtung gehörten u. gehören in neuerer Zeit an Menken, Harleß, Hofacker, Krummacher, Ahlfeld, Gerock, Büchsel, Müllensiefen, Harms in Hermannsburg u. zahlreiche Andere; dem Standpunkt der Union u. Vermittelungstheologie sind unter den berühmteren Kanzelrednern zuzuzählen: Nitzsch, Tholuk, Steinmeyer, Palmer, Rothe, Beyschlag, Brückner u. A. Die sog. freie Theologie vertreten insbes. Sydow in Berlin, Schwarz in Gotha, Lang in Zürich. Mehrere bedeutende Kanzelredner sind auch aus der franz. reformirten Kirche hervorgegangen, so Ad. Monod († 1856), Al. Vinet in Lausanne († 1847), auf freierem Standpunkt die Franzosen Colani u. die beiden Coquerel. Unter den Engländern stehen Prescott u. der merkwürdige Baptistenprediger Spurgeon obenan; in Nordamerika erregt noch immer Lyman Beecher, der Führer der sog. neuengl. Theologie, Aufsehen. Auch den Methodisten hat es seit ihren Gründern Wesley u. Whitfield nicht an ausgezeichneten, oft nur allzu originalen Predigern gefehlt. Von gefeierten katholischen Kanzelrednern der neuesten Zeit sind neben Zacharias Werner in Wien († 1823) bes. die Franzosen Lacordaire († 1861) u. Hyacinthe (s. d. Art.) sowie die Italiener Ventura u. Gavazzi zu nennen.

Kanzellation (a. d. Lat. von cancelli, das Gitter), die Ungiltigmachung einer Schrift durch gitterartige Durchstreichung, wie dies von Gerichtswegen zuweilen geschieht. — Kanzellirte Figuren nennt man in der Heraldik solche, von denen ein Theil gitterartig überzogen ist, zum Zeichen, daß sie nicht mehr ins Wappen gehören.

Kanzlei (lat. cancellaria), ein mit Schranken versehener Ort, wo öffentliche Urkunden aller Art ausgefertigt werden; sodann auch das dabei angestellte Personal, die Kanzleibeamten, das Subalternpersonal höherer Behörden, welchem die Führung der Protokolle u. schriftliche Abfassung der Erlasse u. Beschlüsse der Behörden, die ordnungsmäßige Ausfertigung sowie die Ordnung u. Aufbewahrung der Akten obliegt. Die Kanzlisten besorgen vorzugsweise das Mundiren, d. h. das Schreiben ins Reine. Der Vorsteher dieses Personals heißt gewöhnlich Kanzleidirektor. Der Kanzleistil, d. h. die den Kanzleien eigenthümliche Schreibart, die sich allmählich im Verkehr mit den Behörden u. dem Publikum ausgebildet hatte, ist durch den gewöhnlichen Briefstil fast vollständig verdrängt.

Kanzler (Cancellarius), war im Mittelalter unter den obersten Hofbeamten derjenige, welcher die Erlasse der höchsten Stelle, nach vorgängiger Berathung mit dem Regenten, ausfertigte u. mit dem Insiegel versah. Vordem bekleidete diesen Posten meistens ein höher stehendes Mitglied der Hofgeistlichkeit, u. im Römisch-deutschen Reiche gebührte das Amt eines Erzkanzlers (Archicancellarius) bis zuletzt dem Erzbischof von Mainz, den jedoch, insoweit er nicht bei den Reichstagsarbeiten u. Kaiserwahlen einzugreifen u. bei Erledigung des Throns die Reichsverweserschaft zu führen hatte, ein von ihm ernannter Vizekanzler am Hofe des Kaisers in den laufenden Reichsgeschäften vertrat. Vor der Revolution hieß K. von Frankreich der unabsetzbare erste Staats- u. Justizbeamte, der Justizminister. Hieran knüpfte wol Friedrich II. von Preußen, als er 1746 mit dem Auftrage durchgreifender Justizreformen die Würde eines Großkanzlers schuf, welche zuerst Cocceji, nach demselben unter Anderen v. Fürst u. v. Carmer bekleideten. In England giebt es einen Lordkanzler (Lord High Chancellor) u. einen K. der Schatzkammer (Chancellor of Exchequer). Jener sitzt als Sprecher dem Oberhause vor, beglaubigt als Großsiegelbewahrer die öffentlichen Urkunden des Königs u. steht an der Spitze der Reichskanzlei sowie des damit verbundenen höchsten Gerichts (Court of Chancery).

Der K. der Schatzkammer leitet unter dem Großschatzmeister, dem eigentlichen Minister der Finanzen, des Handels u. der Gewerbe, das Schatzkammeramt. Die Bedeutung von Premierminister u. Regierungspräsidenten hatte den Titel Staatskanzler, den Hardenberg 1810 von Friedrich Wilhelm III., u. Hof- u. Staatskanzler, den Fürst Metternich 1821 erhielt. Ebenso ist die verantwortliche Oberleitung der Geschäfte durch die Würdenamen Bundeskanzler u. Reichskanzler ausgedrückt. Jenen führte Bismarck zur Zeit des Norddeutschen Bundes, u. der letztere Titel bezeichnet gegenwärtig seine hohe Stellung im Deutschen Reiche. Sonst bezeichnet der Name K. auch das Amt eines Gerichts- u. Regierungspräsidenten, wie denn Bayern einen Geheimraths-, Hof- u. Lehnskanzler hatte, od. einen weltlichen Geschäftsführer bei Stiften, ingleichen auf einigen Universitäten die Mitglieder der Fakultäten, welche bei Ertheilung akademischer Würden mitwirken.

Kaolin od. Porzellanerde, das zur Herstellung des Porzellans zumeist verwendete Material, es ist das Verwitterungsprodukt verschiedener Feldspatharten u. daraus durch Auswaschung des kieselsauren Kali's entstanden. Nach Fortführung des letzteren bleibt kieselsaure Thonerde mit freier Kieselsäure vermischt u. gebundenes Wasser zurück u. diese Bestandtheile finden sich in jedem K. Außerdem aber ist der K. mit unzersetzten Feldspaththeilchen, mit Quarz, Hornblende, auch Glimmer, den gewöhnlichen Bestandtheilen des Muttergesteines, vermischt. Da der Feldspath einen Hauptbestandtheil einer großen Zahl von Gesteinen ausmacht, wie Granit, Gneiß, Porphyr u. s. w., so können Kaolinlager einen sehr verschiedenartigen Ursprung haben. Reiner K. enthält im Durchschnitt 40% Kieselerde, 44,5 % Thonerde u. 15,5 % Wasser. Der K. wird an verschiedenen Punkten der Erde, zu Aue, Sedlitz bei Meißen, Morl u. Salzmünden bei Halle, zu Passau, zu Limoges u. St. Yrieux in Frankreich, zu Cornwallis in England u. s. w. gegraben. Seine Verwendung in der Keramik ist bekannt, außerdem wird er als Zusatz zur Papiermasse gebraucht, um das Papier weißer u. schwerer zu machen (vgl. die Artikel „Porzellan" u. „Thon").

Kap (franz. cap od. pointe, engl. cape, head u. point, ital. capo, span. punta, arab. ras) heißt ein scharf markirter, in das Meer hinaustretender Vorsprung des Landes; bildet er den Ausläufer eines Gebirges od. Plateaus mit steil abfallenden Wänden, so wird er auch „Vorgebirge" genannt. Wie die K.s auf der einen Seite den Schiffern als Landmarke dienen, so sind sie auf der anderen häufig gefährlich durch ihre Brandung u. die ihnen vorgelagerten Klippen od. Sandbänke; deshalb erheben sich auf vielen von ihnen Leuchtthürme.

Die wichtigsten Kaps der Erde:

Carnsore Point, südöstlichstes K. von Irland.
Dunmore Head, westlichstes K. von Irland.
Dunnet Head, nördlichstes von Schottland.
K. Agulhas (Nadelkap), südlichstes von Afrika
K. Almina, Nordafrika (Marokko, gegenüber Gibraltar).
K. Arkona, nördlichstes von Rügen.
K. Baba, westlichstes von Kleinasien.
K. Barrow, nördlichstes von Nordamerika.
K. Bismarck, Ostgrönland.
K. Blanco, nördlichstes von Afrika (Tunis).
K. „ Westafrika (Sahara).
K. Bojador, „ „
K. Byron, östlichstes von Australien (Neu Süd Wales).
K. Cartoche, östlichstes von Mexiko.
K. Comorin, südlichstes von Vorderindien.
K. Corso, nördlichstes von Korsika.
K. Cuvier, westlichstes von Australien.
K. da Roca, westlichstes von Portugal.
K. de Creuz, östlichstes von Spanien.
K. de Gata, an der Südküste von Spanien.
K. de la Hogue, nordlichstes der Normandie (Frankreich).
K. de la Nâo, an der Südostküste von Spanien.
K. de S. Vincente, südwestlichstes von Portugal.
K. der guten Hoffnung, Südafrika (Kapland).
K. Farewell, südlichstes von Grönland.
K. Finisterre, nordwestlichstes von Spanien.
K. Gallinas, nördlichstes von Südamerika (Columbia).
K. Gibraltar, Südspanien.
K. Guardafui (Ras Asser), östlichstes von Afrika.
K. Horn, südlichstes von Südamerika.
K. Indsche, nördlichstes von Kleinasien.
K. Kolonnäs, südlichstes von Attika (Griechenland).
K. Landsend, südwestlichstes von England.
K. Lindesnaes, südlichstes von Norwegen.
K. Lizard, südwestlichstes von England.
K. Lopotka, südlichstes von Kamtschatka.
K. Matapan, südlichstes von Griechenland.
K. Miseno, Süditalien (Golf von Neapel).
K. Nassau, Nowaja-Semlja.
K. Nord, nördlichstes von Island.
K. Nun, Nordwestafrika (südl. von Marokko).
K. Ortegal, nördlichstes von Spanien.
K. Palmas, Westafrika (Pfefferküste).
K. Portio di Palo, südlichstes von Sizilien.
K. Prince of Wales, westlichstes von Nordamerika (Beringsstraße).
K. Romania, südlichstes von Hinterindien u. Asien.
K. Sable, südlichstes von Florida (Nordamerika).
K. Sta. Maria di Leuca, südöstlichstes der Apennin. Halbinsel.
K. S. Roque, östlichstes von Brasilien.
K. Saritsch, südlichstes der Krim.
K. Spartivento, südlichstes der Apennin. Halbinsel.
K. Tarifa, südlichstes von Spanien u. Europa.
K. Tscheljuskin, nördlichstes von Sibirien u. Asien.
K. Trafalgar, an der Südwestküste von Spanien.
K. Verde, westlichstes von Afrika.
K. Wien, Franz-Josefs Land (Arktischer Archipel).
K. Wilson, südlichstes von Australien (Victoria).
K. York, nördlichstes von Australien (Queensland).
Malin Head, nördlichstes von Irland.
Mizen Head, südlichstes von Irland.
Nordkap, nördlichstes von Norwegen u. Europa.
Ostkap, östlichstes von Sibirien u. Asien.
Pointe de St. Matthieu, westlichstes der Bretagne (Frankreich).
Punta Pariña, westlichstes von Peru u. Südamerika.
Ras Arar, südlichstes von Arabien.
Ras el Had, südöstlichstes von Arabien.
Ras Mohammed, südlichstes der Sinai-Halbinsel.
Ras Mussendom, Ostarabien (Straße von Ormus).
Skagenhorn, nördlichstes von Jütland.

Kapaun, kastrirtes männliches Haushuhn, bes. geschätzt wegen der infolge der Kastrirung erlangten Zartheit u. Feistigkeit des Fleisches.

Kapelle (mittellat. capella), stammt wahrscheinlich als Diminutiv von capa, cappa, „Chormantel", u. hat seine Bedeutung davon, daß in Frankreich die cappa des heil. Martin von Tours in einem besonderen Heiligthum verehrt wurde. Man versteht darunter ein gottesdienstliches Gebäude, das nur zum Gebet, zur Privatandacht od. zur speziellen Verehrung einer Reliquie bestimmt ist u. dessen Geistlicher (Kapellan, Kaplan) nicht die vollen Rechte eines Pfarrers hat. Die K.n sind entweder selbständige Gebäude, z. B. in einer Burg (Burgkapelle), Schloß (Schloßkapelle), wo sie aus dem Mittelalter in Deutschland häufig als zweigeschossig vorkommen (Doppelkapelle), so daß das obere Geschoß für den Gottesdienst, das untere zu Grabstätten bestimmt war; ebenso die gewöhnlich runden od. achteckigen Tauf-, Todten- u. Grabkapellen; od. sie bilden nur Theile eines Kirchengebäudes u. befinden sich dann in den Glockenthürmen od. in anderen Theilen der Kirche, od. sind derselben angebaut. — K. heißt auch eine Art kleiner, mit einem kuppelförmigen Deckel versehener Schmelztigel, der insbes. bei der Silberprobe, aber auch noch zu anderen chemischen Zwecken, wo es sich um vorsichtige Erhitzung kleiner Mengen von Substanzen handelt, zur Anwendung kommt.

Kapellmeister (ital. Maestro di Capella, franz. Maître de Chapelle [spr. Mährt' de Schapell']), der oberste Anführer u. Leiter einer Kapelle, in früherer Zeit bes. des Kirchenchores u. der Theaterkapelle; der die Kammermusiken leitende Tonkünstler hieß dann Konzertmeister, auch Direktor der Instrumentalmusik. An größeren Theatern leitet der K. nur die Gesammtproben u. Aufführungen großer Opern, desgleichen die Soloproben bei neu einzustudirenden Werken; das Einüben der Chöre u. die Abhaltung der Chorproben ist die Funktion des dem K. untergeordneten Musikdirektors od. Chordirektors. Dieser hat auch die Musiken in Liederspielen u. Balleten zu leiten. Die erste Stelle im Orchester bekleidet der Konzertmeister, Anführer der Instrumentalmusik, der die Ausführung der einzelnen Instrumentalstimmen zu überwachen hat, während der K. mit der Leitung des Ganzen beschäftigt ist. Behufs derselben hat letzterer die Partitur des Werkes vor sich, um danach sowol den Inhalt einer jeden Stimme übersehen u. alle Stimmen zusammenhalten, als auch insbes. den Sängern u. Instrumentisten nach vorangegangenen Pausen nöthigenfalls Winke zum Wiedereinsetzen geben zu können. In der Hand führt er den Dirigenten- od. Taktstab, mittels dessen er Takt u. Tempo bestimmt.

Kaper, d. s. Schiffe, die in Kriegszeiten besonders ausgerüstet werden, um Schiffe feindlicher Staaten od. solche, welche Unterthanen feindlicher Staaten angehören, wegzunehmen (capere, daher obiger Name).

K. sind von den eigentlichen Kriegsschiffen wohl zu unterscheiden; sie sind meist schnellsegelnde, leichtbewaffnete Schiffe, die Kämpfe mit eigentlichen Kriegsschiffen vermeiden, dagegen Fracht- u. Transportschiffen nachstellen. Gelingt es, die „Prise" zu nehmen, so wird dieselbe als gute Beute verkauft u. der Erlös ganz od. theilweise an die Bemannung des K.s vertheilt. Wenn Privatpersonen dergleichen Schiffe ausrüsten u. bemannen, so müssen sie, um nicht als Seeräuber angesehen zu werden, sich von dem Staate, dessen Flagge sie führen u. dem sie bei der Kriegsführung Beistand leisten, eine Urkunde darüber ausstellen lassen, daß sie zur Kriegführung u. Wegnahme feindlicher Schiffe von Staatswegen ermächtigt worden sind. Diese Urkunde ist der sog. **Kaperbrief.** Darüber, ob die **Kaperei** völkerrechtlich erlaubt sei, herrscht keine Uebereinstimmung. Zur Rechtfertigung dieses Instituts führt man an, daß zwischen den Kriegs- u. Kaperschiffen ein eigentlicher Unterschied nicht bestehe, durch die K. aber auch ein wirksames Mittel gegeben sei, Vergeltung für Verletzungen des Völkerrechts zu üben u. den Gegner durch derartige, seine Unterthanen schwer schädigende Repressalien zum Friedensschlusse zu nöthigen. Immerhin aber enthält die Kaperei von Privatschiffen, die nicht zur Kriegsführung benützt werden, einen überaus weitgehenden Eingriff in das Privateigenthum. Im Zweifel erstrecken sich die Seeversicherungsverträge nicht mit auf das durch K. ꝛc. zugefügte Seeunglück od. den durch Embargo, d. i. das wegen vorhandener K. erzwungene Verweilen im Hafen, entstandenen Schaden.

Kapern, s. „Capparis".

Kapernaum, d. h. Dorf Nahum's, hieß ein Flecken in Galiläa am See Genezareth, in welchen Jesus nach Matth. 4, 13 von Nazareth aus übersiedelte, um hier seine Predigt zu beginnen u. die ersten Jünger, Petrus u. Andreas, zu berufen. Das Städtchen hatte nach der evangel. Erzählung eigne Zollstätte, eine röm. Garnison u. eine Synagoge. Die Lage des Ortes war schon im frühen Mittelalter verschollen. Neuere Geographen haben es wahrscheinlich gemacht, daß man die Ruinen von Tell Hum eine Stunde nordöstl. von Khan Minyeh für die Reste von K. zu halten habe (Hum wahrscheinlich Abkürzung von Nahum).

Kapital ist die Summe von vorhandenen geistigen u. körperlichen Gütern, von denen Besitz ergriffen worden ist, um die Erzeugung irgend eines anderen Vermögenswerthes zu vermitteln. Als K.ien in diesem (volkswirthschaftlichen) Sinne sind zu betrachten: 1. alle solche Stoffe, welche zur Produktion dienen od. selbst verarbeitet werden, z. B. Grund u. Boden, Bodenverbesserungen, die Produkte des Bodens an Mineralien, Pflanzen u. Thieren, endlich sogar die Naturkräfte, wie Wind, Wasser, Wärme u. Kälte, so bald u. insoweit sie für die Gütererzeugung nutzbar gemacht werden; 2. alle Werkzeuge, Maschinen, Geräthe, Arbeitsthiere, die überhaupt zur Erzeugung, Anwendung u. Vertheilung von Gütern erforderlich sind; 3. Unterhaltungsmittel u. Vorräthe, welche während der Dauer der Produktion als Existenzmittel für die Produzirenden gebraucht werden, z. B. Lebensmittel, Kleidungsstücke, Wohn- u. Vorrathshäuser; 4. gemünzte Edelmetalle (Geld) als Tauschmittel u. bequeme Werthmesser; 5. die immateriellen Güter, welche aus einer Produktion hervorgegangen sind od. zu einer Produktion benutzt werden, z. B. das Renommé einer Firma, der wissenschaftliche od. künstlerische Ruf eines Gelehrten, Malers, das Talent eines Künstlers, die besondere Befähigung eines Arbeiters u. s. w. Nach landläufiger Anschauung versteht man unter K. entweder eine Summe Geldes od. wol auch noch solche Artikel, die leicht in Geld umgesetzt werden können. Man verbindet damit den Begriff leichter Verfügbarkeit, so ziemlich das, was der Gewerbtreibende unter Betriebskapital versteht. In diesem Sinne nennt man Jemanden, der sich im Besitz größerer Geldsummen od. leicht in Geld umzusetzender Gegenstände befindet, einen **Kapitalisten,** während ein vielleicht viel reicherer Grundbesitzer, Kaufmann od. Fabrikant, der aber größere Kapitalbeträge, als für sein Gewerbe nöthig sind, nicht besitzt, in der Regel zu den vielfach beneideten Kapitalisten nicht gerechnet wird. Der Sprachgebrauch bringt eben hier ganz wunderliche Gegensätze zur Geltung. So gehören streng genommen (d. h. in volkswirthschaftlichem Sinne) Werthpapiere, die in der Volksmeinung unbestritten zum K. gezählt werden, gar nicht dazu, da sie nur K. repräsentiren, das entweder bereits aufgewendet, irgendwo noch vorhanden ist od. erst gewonnen werden soll. Eine Kohlenwerksaktie repräsentirt z. B. einen schon verbauten K.-Antheil, eine Banknote den in den Kellern der Bank liegenden Goldbarren, ein Staatsschuldschein ein meist bei dessen Ausloosung in gemünztem Gelde zu zahlendes K.

Für sich allein vermag das K. neue Werthe nicht zu erzeugen, vielmehr bedarf es dazu der Arbeit des Menschen, sei es daß dieselbe blos im Zugreifen besteht (der gepflückte Apfel wird erst K., wenn er in den Besitz des Menschen gelangt), sei es daß die Arbeit von dem Besitzer od. von Anderen gegen Entschädigung ausgeführt wird. Ebenso ist wiederum die Arbeit ohne den zu verarbeitenden Stoff, d. h. ohne das K., völlig wirkungslos, ja geradezu undenkbar. Arbeit u. K. werden daher als Quellen od. Faktoren der Produktion bezeichnet.

K.ien entstehen also dadurch, daß der Mensch die vorhandenen Stoffe u. Kräfte in Besitz nimmt, sie verändert, umbildet, veredelt, od. als Hülfsmittel für eine ganz andere Produktion (z. B. die Nahrung u. Kleidung des Arbeitenden) verbraucht. Wollte aber Jeder, was er erwirbt u. produzirt, sofort wieder aufbrauchen, so würde doch kein K. vorhanden sein. Erst indem der Produzirende auf den augenblicklichen Genuß seiner Produkte verzichtet, dieselben vielmehr als Grundlage einer dauernden Nutzung aufspart, werden K.ien angesammelt. Weitere Verarbeitung u. Umbildung dieser Stoffe, ebenso der Umtausch (Handel) erhöhen dann den Werth. Doch nicht blos auf diese Weise, d. h. durch Arbeiten u. Sparen, werden neue K.ien gewonnen, es können sich auch ohne persönliches Zuthun des Einzelnen K.ien neu bilden. So kann die Mode den Werth eines Waarenlagers, eine neue Eisenbahnanlage den eines Grundstückes ohne jede Mitwirkung des Besitzers erhöhen. Neue Erfindungen, technische Verbesserungen, erleichterte Absatzwege, überhaupt die fortschreitende Kultur lassen die K.ien höher steigen, häufig ohne daß es einer andern Arbeit als des Zugreifens des Einzelnen bedarf.

Man unterscheidet **Anlage-** u. **Betriebskapital** u. bezeichnet diese Begriffe auch wol als **stehendes** u. **umlaufendes, immobiles** u. **mobiles** K. Hiervon kann stehendes od. Anlagekapital von dem Besitzer mehrmals, umlaufendes od. Betriebskapital (jedesmal) nur einmal zur Produktion verwendet werden. In einer Papierfabrik würden demnach die Gebäude, Maschinen ꝛc., die zu erneuter Erzeugung von Papier gebraucht werden, dem stehenden, die Rohstoffe an Hadern, Chemikalien, Kohlen ꝛc., ebenso die Arbeitslöhne, weil sie in u. bei der Fabrikation aufgehen, dem umlaufenden K. zuzuzählen sein. — **Todtes** od. **schlafendes** K. nennt man solche Güter od. Naturkräfte, die zur Zeit unbenutzt vorhanden sind. Ein als vorhanden bekanntes, aber noch nicht aufgeschlossenes Erz- od. Kohlenlager, unbenutzte Wasserkräfte, unangebaute Ländereien, Urwälder, die nicht ausgebeutet werden, sind hierzu zu rechnen. Ebenso spricht man von **körperlichem** (sachlichem) u. **unkörperlichem** K. Unter dem ersteren versteht man alle greifbaren Gegenstände u. Stoffe, die für die Produktion verwendbar sind, unter dem unkörperlichen K. dagegen die oben unter Nr. 5 angeführten immateriellen Güter, sodann die geistige Bildung, die Geschicklichkeit des Produzenten, die staatlichen Einrichtungen (ohne Rechtssicherheit würde z. B. die Produktion fortwährende Störungen erleiden) ꝛc. Auch die Leistungen der Kunst, z. B. die eines Sängers od. Schauspielers, sind, obgleich die Wirkung kaum eine nachhaltige, vielmehr nach wenig Stunden verrauscht sein wird, den K.ien insofern zugezählt worden, als der Zuhörer während der Ruhepause von seiner Arbeit der Erholung u. geistigen Erfrischung bedarf. Seine großen Aufgaben kann das K. nur dann erfüllen, wenn die Erzeugung, Vertheilung u. Anwendung von Gütern durch die Gesetzgebung nicht mehr beengt ist, als dies für den Kulturgrad eines bestimmten Volkes absolut nothwendig ist. Die Vorschrift eines bestimmten Zinsfußes für die Verleihung von K., beengende Gesetzgebung im Bankwesen für den Handel mit K., die Erschwerung des Güterumtausches durch hohe Zölle, hindernde Bestimmungen im Bereich des Aktien- u. Versicherungswesens u. A. m. stehen der Forderung für möglichste **Freiheit des K.s,** ohne welche in hochkultivirten Staaten die Kapitalansammlung bei sonst befriedigenden Zuständen nur langsam vor sich geht, entgegen.

Kapitäl, auch **Kapitell,** der Knauf od. Kopf der Säule, welcher als vermittelndes Glied zwischen der tragenden Säule u. dem von ihr getragenen Bautheile dient, sich also je nach der Beschaffenheit beider verschieden gestaltet. So zunächst in den Säulenordnungen der griech. Baukunst, wo das K. der **dorischen** Ordnung (Abb. s. Bd. II, Taf. XXVIII Nr. 7) aus dem Halse mit den Einschnitten als Absonderung vom Säulenschaft, aus dem Echinus mit den darunter befindlichen Riemchen u. aus dem Abakus besteht; das der **ionischen** Ordnung (Abb. s. Bd. II, Taf. XXVIII Nr. 8) im Wesentlichen aus dem Kanal mit den an 2 Vorderseiten sich daran schließenden Schnecken, an den beiden andern Seiten aus den Polstern mit ihren Gurten, zwischen den Schnecken aus dem Eierstab u. über dem Polster aus dem niedrigen Abakus; das der **korinthischen** Ordnung (Abb. s. Bd. II, Taf. XXVIII Nr. 10) aus dem Kelch, dessen Ornamente sich in drei Streifen erheben, nämlich als 8 Akanthusblätter, als Akanthusblätter mit Stengeln dazwischen u. als 4 Schnecken nebst 4 Schnörkeln, darüber der aus mehreren Theilen zusammengesetzte Abakus. Dazu kommt das K. der **römischen** od. kompositen Säulenordnung, als eine Verbindung des ionischen mit dem korinthischen K. (Abb. s. Bd. II, Taf. XXIX Nr. 2). Der altchristliche, byzantinische u. der älteste romanische Baustil bedienten sich gewöhnlich eines dem korinthischen nachgebildeten K.s (Bd. II, Taf. XXX Nr. 6). In der Blütezeit des roman. Stils ist das Würfelkapitäl das herrschende, gegen das Ende

des Romanismus das Glocken od. Kelchkapitäl. Es geht in die Anfangszeit der Gothik über, od. es wird cylinderförmig mit einem doppelten Kranze von Blättern umgeben (ibid. Taf. XXXIII, Nr. 6, 7 u. 8). Die K.e der Renaissancezeit sind fast nur willkürliche Nachbildungen u. Modificationen der K.e der antiken Säulenordnungen.

Kapitän (mittellat. capitaneus, von caput, Haupt) ist die Bezeichnung für den Kommandeur einer Compagnie. Im Laufe unseres Jahrhunderts ist diese aus Frankreich stammende u. dort noch bestehende Benennung durch das deutsche Wort Hauptmann ersetzt worden. Als K. wird auch im Seewesen der Kommandirende eines Schiffes bezeichnet. Die Kriegsmarine verbindet selbstverständlich mit diesem Titel, welcher in verschiedenen Zusammensetzungen, wie Korvettenkapitän, Fregattenkapitän, Linienschiffskapitän ꝛc. vorkommt, einen bestimmten Dienstrang. In der deutschen Marine unterscheidet man K. zur See, Korvettenkapitän u. Kapitänleutnant.

Kapitel (lat. capitulum) hieß ursprünglich jede Vereinigung von Geistlichen, die nach einer bestimmten Regel (Kanon — daher Kanoniker) stattfand. Der Name war von den einzelnen Abschnitten (capitula) der Regel zuerst auf den Saal übertragen worden, in welchem die Regel vorgelesen wurde, dann auf die Personen, die sich in diesem Saal versammelten. Vgl. „Kanoniker“ u. „Domkapitel“.

Kapitularien (a. d. Mittellat.) hießen ursprünglich in Abschnitte getheilte Schriftstücke, speziell aber die von den fränkischen Herrschern, bes. den Königen u. Kaisern aus dem karolingischen Hause, erlassenen u. in lat. Sprache abgefaßten Reichsgesetze u. Verordnungen. Im J. 827 veranstaltete der Abt Ansegisus eine Sammlung von K. Karl's d. Gr. u. Ludwig's des Frommen in 4 Büchern, u. einige Jahre später eine zweite, etwas veränderte Ausgabe davon; die im J. 845 von dem Mainzer Diakon Benedictus (Levita) in drei Büchern zusammengestellte Sammlung enthält viele fremdartige Bestandtheile. Von neueren Ausgaben sind diejenigen von Et. Baluze (Baluzius; 2 Bde., Par. 1677) u. vor Allem die von G. H. Pertz in den zwei ersten Bänden der zweiten Abtheilung („Leges“) der „Monumenta Germaniae historica“ (Hannov. 1835—37) zu nennen.

Kapitulation (a. d. Lat.) bezeichnet Verhandlungen, welche zur Uebergabe einer Festung, eines ganzen Kriegsheeres zwischen dem Sieger u. dem Ueberwundenen abgeschlossen werden. Auch versteht man unter K. die schriftliche Verhandlung, durch welche ein Unteroffizier od. Soldat nach erfüllter Dienstpflicht sich zum Weiterdienen auf bestimmte Zeit verbindlich macht. Solche Soldaten heißen Kapitulanten. Für K. in ersterem Sinne hat der Krieg 1870—71 die großartigsten Beispiele geliefert, welche die Weltgeschichte kennt.

Kaplan (lat. capellanus) hießen schon im Mittelalter die an einer Kapelle amtirenden Geistlichen im Gegensatz zu denen der Hauptkirchen. Man unterschied: Hofkapläne, die den Privatgottesdienst der Fürsten versorgten, Feldkapläne, die das Kriegsheer begleiteten, Burgkapläne auf den Schlössern der Ritter, bischöfliche K.e zur persönlichen Unterstützung des Bischofs, endlich die gewöhnlichen Pfarrkapläne, welche in größeren Sprengeln den Pfarrer zu unterstützen haben, bes. indem sie in Filialkirchen u. -kapellen die vorgeschriebenen Messen lesen. In der evangelischen Kirche ist der Name K. hie u. da noch in Gebrauch geblieben für die Hülfsgeistlichen der Pfarrer, ohne daß ihnen die frühere Beschränkung auf Sakramentsverwaltung u. Seelsorge (mit Ausschluß der Predigt, die nur dem Pfarrer zukam) auferlegt wird.

Kapland (Kapkolonie, holl. Kaap de goede hoop, engl. Cap of good hope), brit. Kolonie, bildet den südlichsten Theil Afrika's u. ist im W., S. u. SO. auf einer Länge von 27 M. vom Meere bespült, im O. von dem Großen u. dem Schwarzen Keiflusse u. im N. von dem Vaal- u. dem Oranjeflusse begrenzt u. umfaßt einen Flächenraum von 10,490 □M. Der nördl. Theil, etwa 1100 m. über dem Meere liegend, gehört noch der centralen Hochfläche von Afrika an; das südlichere Gebiet der Karroo (s. d.) liegt auf der nach dem Meere liegenden niedrigeren Terrassenstufe u. ist von der Hochebene u. dem Küstensaume durch Gebirgszüge getrennt. Die Küste ist vom Kap der guten Hoffnung bis nach Port Natal von einer Untiefe, der Nadelbank, umsäumt u. bietet nur wenige gute Häfen, wie die kleine Mosselbai u. die Simonsbai (der innere Theil der Falsebai); letztere ist deshalb die Hauptstation der Schiffe. An das Meeresufer schließt sich ein 60—300 m. über dem Meere liegender, im W. 2—15 M., im S. 3—4 M. breiter, doch oft durch Felszüge, welche bis 1000 m. hohe Vorgebirge bilden, unterbrochener Küstenstreif, der nur im W. thonig u. fruchtbar, zumeist dagegen sandig, wasserlos u. öde ist. Unter den das Küstengebiet durchbrechenden Bergzügen ist bes. der öde u. rauhe zu erwähnen, der die kleine Kap-Halbinsel durchzieht u. im Kap der guten Hoffnung endet. Zu ihm gehört der 1091 m. hohe, nach seiner Form benannte Tafelberg bei der Kapstadt. Von dieser ersten Terrassenstufe steigt das Land mit mauerförmig bis zu 1000 m. aufsteigenden Felswänden zu einer zweiten Stufe, dem Plateau der Großen Karroo (s. d.), das am Südrande durch die Parallelzüge der südlicheren Langen-, Kruga- u. großen Winterhoekberge (2384 m.), der nördlichen 1500 m. hohen Kleinen u. Groten Zwarteberge, der Kleinen Winterhoek- u. Zuurberge — am Westrande durch die ebenfalls parallel laufenden Züge der westlicheren Olifantberge u. die östlicheren Cedarberge (mit dem 2100 m. hohen Schneeberge) u. die Tulbaghberge (mit dem gegen 2000 m. hohen Winterhoek) von dem Steilabfalle zur ersten Stufe abgetrennt ist. Der östl. Theil des Plateaus ist ein vielgestaltiges Bergland, das Quellengebiet des Großen Kai u. des Großen Fischflusses, wo sich außer den schon erwähnten Winterbergen die Katzenberge, der Lukari- od. Gaikakopf u. das wilde Amatolagebirge erheben. Alle jene Randgebirge sind nur in schluchtenartigen Querthälern, Kloofs (Klüfte) genannt, übersteigbar. Im N. der zweiten Terrassenstufe steigt, mit mauerartigen Wänden u. aufgethürmten Randgebirgen, die dritte Terrasse, die Garipstufe empor, etwa 1600 m. über dem Meere. Sie ist im S. von den Roggeveld-, Nieuweveld- u. Schneebergen (mit dem 3120 m. hohen Kompaßberge, dem höchsten Punkte des K.es) begrenzt, auf welche mit einer Biegung nach Norden die Zuur- u. Stormberge folgen, u. verläuft nach Norden wol in das ungeheure afrikan. Binnenplateau. Weite Ebenen mit einzelnen Bergreihen u. isolirten Bergen bedecken diesen Theil des K.es; wenige, immer wasserärmer werdende Flüsse, die jetzt schon größtentheils des Jahres trocken liegen, können nur auf vereinzelte Strecken Savannenvegetation hervorrufen.

Stalaktitenhöhlen von riesiger Ausdehnung u. unübertrefflicher Schönheit sind bei Cango in den Großen Zwartebergen aufgefunden worden. Von Mineralprodukten sind die Kupfererze im Namaqualande von Bedeutung, von denen jährlich etwa für 120,000 Lire in die Kupferhütten zu Swansea in Wales ausgeführt werden, sowie die Diamanten u. das Gold des neu annektirten West-Griqua-Landes.

Im Allgemeinen gehört das K. zu den wasserarmen Theilen Afrika's; nur der östl. Distrikt hat zahlreichere Quellen u. größere Flüsse, die jedoch in der Dürre des subtropischen Sommers auch versiegen, während sie zur Regenzeit enorm anschwellen. Der Hauptstrom u. der einzige perennirende Fluß des K.es ist der Garib (hottentot. Wasser) od. Oranje-Rivier (s. d.). Ihm folgt an Bedeutung u. Länge der Große Fischfluß des östl. K.es, der oft zu einer Kette isolirter Wasserlachen austrocknet u. dann wiederum in 24 Stunden zu einem 10 m. tiefen u. an 100 m. breiten Strome anschwillt. Die meisten der Flüsse durchfließen die große Karroo u. durchbrechen die südl. Randgebirge derselben in sehr gewundenem Laufe. Während der Regenzeit bilden sich in den Vertiefungen der Terrassenflächen ausgedehnte flache Pfuhle, Vleis genannt, die zum Theil selbst während der regenlosen Periode nicht ganz schwinden. Einzelne Quellen weisen selbst die ödesten Gebiete auf, doch sind dieselben meist salzhaltig. Mineralhaltige Thermen sind nicht häufig, doch einzelne bekannt, zum Theil mit einer Wärme von 50° R.

Das Klima ist infolge des Feuchtigkeitsmangels gesund, weshalb das K. von zahlreichen Briten aufgesucht wird, deren Gesundheit in Ostindien gelitten hat. Während des Sommers, der im September beginnt, sind die Morgen heiß u. schwül, dann aber erhebt sich der Südostwind, der seines reinigenden Einflusses wegen „der Doktor“ genannt wird, u. kühlt die Luft ab. Im Winter herrscht dagegen Nordwestwind vor u. bringt viel Nebel; dann bedeckt auch Schnee die hohen Gebirge. Starke, oft tagelang anhaltende Gewitter sind nicht selten, doch treten im Allgemeinen die Regengüsse so unregelmäßig auf, daß dadurch ein geregelter Landbau unmöglich wird. Manche Gebiete an den nördl. Randgebirgen der Karroo bleiben oft Jahre lang ohne Regen; auch scheint für das ganze K. die Regenmenge abzunehmen. Von sehr schlimmem Einflusse ist ein trockenheißer Nordwind, der die Vegetation vernichtet u. selbst das Holzwerk der Häuser zum Platzen bringt. Der westl. Theil ist im Ganzen bedeutend wärmer als der höher liegende u. bewaldete östl., die westl. Küstenstrecken sind von schwachen Fiebern heimgesucht, deshalb für Europäer nur für wenige Monate ohne Nachtheil bewohnbar.

Die weiten wüstenartigen Flächen u. die Gebirge sind vielfach mit Buschwerk von niedrigen, harten, stachligen Sträuchern u. von Heiden bewachsen, erhalten aber dazu bei dem freilich unregelmäßigen Eintritt von Regengüssen eine leider nur kurze Zeit anhaltende blütenreiche Flora von überraschender Schönheit, die sehr wenig mit der Pflanzenwelt des übrigen Afrika übereinstimmt. Von bis 5 m. hoch wachsenden Erica-Arten kennt man aus dem K. 440, von Proteaceen 200, von Mesembryanthemum (der „Eispflanze“ Nordafrika's) 300, von Lauch 133 Arten. Der bei weitem größte Theil des K.es ist waldlos; im W. sind nur am Cedragebirge (von der Cedernart Widdringtonia juniperoides) u. im Gebiete des Olifanteflusses Walddistrikte, im S. an einigen Stellen der südl. Abfälle der Karroo zur ersten Terrassenstufe; im O. dagegen sind

die Gebirge wie die Flußthäler dicht bewaldet. In den Flußthälern des Küstengebietes wie der Hochflächen wird auf künstlich bewässerten Flächen Ackerbau getrieben, der von Getreide Weizen, Roggen, Mais, Kafirhirse (Sirch), Hafer u. wenig Reis, außerdem Kartoffeln, Melonen, Gurken, Erbsen, Bohnen ꝛc. liefert. Als Ausfuhrartikel ist unter den Bodenprodukten nur der Wein (s. „Kapwein“) von Bedeutung. Die akklimatisirten europ. Früchte gedeihen vortrefflich, in Natal dazu auch tropische, wie Bananen, Ananas, Zuckerrohr u. Kaffee. Die Blätter der Leonitis leonurus werden von den Eingeborenen gekaut, die des wilden Hanfes (Datscha) als Berauschungsmittel geraucht. Von Medizinalprodukten sind zu nennen: Aloë, Castoröl, Strammonium, Euphorbium, Gummi, Wachsbeeren u. s. w.

Die größeren Säugethiere waren im vorigen Jahrhundert im K.e in außerordentlicher Fülle vorhanden, jetzt sind sie mit Ausnahme von Leoparden, Hyänen, kleinen Antilopen u. wenigen Straußen fast ganz verdrängt. Der Löwe zeigt sich nur selten noch im Buschmannlande, wenn er wandernden Springbockherden folgt; der Elefant lebt vielleicht noch in den wildesten Theilen des östl. Gebirgslandes; das Rhinozeros (Rhinoster der Kolonisten), nach dem ein Theil des centralen Gebirgslandes benannt ist, ist seit 1853 ganz verschwunden; dagegen findet sich das Flußpferd noch häufig im Kaiskamma u. im untern Oranje. Kapbüffel, Giraffe, Quagga u. Zebra sind südl. vom Garib nicht mehr anzutreffen; von den zahlreichen Antilopenarten treten nur einzelne noch in Herden über denselben in das Buschmannland, wenn in der Kalahari die Weide ausgeht. Strauße, noch 1858 in Trupps von 20 bis 30 Stück in der Nähe der Kapstadt nicht selten, sind jetzt nur noch vereinzelt in dem Innern der Kolonie zu finden. Gefährliche Schlangen, wie die Puffadder, Cobra capello, Baumschlange ꝛc., sind häufig; auch giftige Insekten sind zahlreich vertreten. Die Käferfauna ist sehr originell nach Form u. Färbung. — Das Meer ist fischreich u. führt häufig Walfische bis in die Buchten des K.es.

Von Hausthieren ist das Schaf das wichtigste. Das Kapschaf, mit einem 2 Spannen langen, $3^1/_2$—5 Kg. schweren Fettschwanze, ist mit den besten Rassen Europa's gekreuzt u. giebt vortreffliche Wolle, den Hauptstapelartikel des Landes. Die „Tretkaboers“ ziehen mit großen Ochsenwagen, die all ihr Eigenthum enthalten, u. den Herden nomadisirend auf den großen Weideflächen umher. Pferde- u. Rinderzucht ist beträchtlich.

Die ursprüngliche Bevölkerung besteht aus Hottentotten (s. d.). Im O., bes. in British-Kaffraria, haben Kafir- (s. d.) Stämme ihre Wohnsitze. In dem Westtheile der Kolonie finden sich die Nachkommen von Malayensklaven u. aus aufgefangenen Sklavenschiffen befreite Neger von Mosambique u. Madagascar in großer Zahl. Die Abkömmlinge der Europäer sind Holländer, welche 1652 die Kolonie gegründet haben u. den größten Theil der Bevölkerung bilden; Engländer, die sich seit 1745 angesiedelt haben; Deutsche, deren eine ziemliche Anzahl in den german. Legionen dahin gekommen sind; Abkömmlinge der franz. Flüchtlinge, die 1684 nach Aufhebung des Edikts von Nantes sich da niederließen, u. einige halbblütige Portugiesen an der Ostküste. Die Mehrzahl der kaukasischen Bevölkerung gehört der holländisch-reformirten, eine Anzahl den engl. Kirchen u. dem röm. Katholizismus an. Die engl. Kirche zählt 3 Bischöfe in der Kapstadt, Grahamstown u. Natal. Die Malayen sind Mohammedaner u. besitzen Moscheen in der Kapstadt u. Port Elisabeth; die eingeborenen Völker sind Heiden, doch die Bastardrassen der Hottentotten im Christenthume unterwiesen.

Die Gesammtzahl der Bevölkerung wurde 1872 auf 682,600 geschätzt, worunter etwa die Hälfte Farbige. Die Produktion lieferte 1871 zur Ausfuhr 23,304,826 Kg. Wolle im Werthe von 2,210,748 Pfd. Sterl., Wein (61,689 Gallons = 10,742 Pfd. Sterl.), Kupfererz 7351 Tons = 160,956 Pfd. Sterl., getrocknete Fische ($1^1/_2$ Mill. Kg.), Aloë, Korn u. Mehl, trockene Früchte, Häute, Ziegen- u. Schaffelle, Straußenfedern (9000 Kg.) ꝛc., u. betrug 1871: 3,585,996 Pfd. Sterl. Die Einfuhr brachte Modeartikel, verarbeitetes Eisen u. Kupfer, Eisenblech, Ackermaschinen, Kleidungsstücke, Woll- u. Baumwollstoffe, Möbel, musikalische Instrumente, Lichte, Papier, Steinkohlen, Woll- u. Kornsäcke, doppelläufige Gewehre ꝛc. im Gesammtwerthe (1871) von 3,107,838 Pfd. Sterl. Jährlich laufen über 1000 Schiffe mit etwa 342,000 Tons ein. Die Hauptländer für Einfuhr sind England, Schweden, Nordamerika u. Brasilien, für die Ausfuhr England, Nordamerika u. Holland. Außer engl. Münzen cirkuliren noch span., holländ. u. franz. Gold- u. Silbermünzen. Flüssigkeitsmaß ist die alte engl. Gallon zu 4 Quarts à 2 Pints à 4 Gills (=3785 Litres). Die Industrie ist äußerst gering, da jeder Landbewohner sich die nothwendigsten Gegenstände selbst herstellt u. nichts für den Handel liefert.

Die von den Holländern 1652 gegründete u. in blutigen Kämpfen gegen die Hottentotten behauptete kleine Kapkolonie wurde 1795 von den Engländern erobert, 1803 von ihnen wieder aufgegeben u. 1806 von Neuem besetzt. In oft erneuten blutigen Kämpfen mit den Kafirn wurde der Umfang des brit. Besitzes gewaltig vergrößert u. zugleich mehr u. mehr brit. Ansiedler eingeführt, während die holländ. Boers, über die Emanzipation der Hottentotten u. Negersklaven grollend, 1837—39 in großer Zahl das Gebiet verließen. Ein 1849 von der engl. Regierung gemachter Versuch, die Kapstadt zur Verbrecherstation zu machen, scheiterte an dem energischen Widerstande der Bevölkerung. Furchtbar verheerende Raubzüge der Hottentotten u. Kaffern in den J. 1850—53, denen die Kolonisten, unzufrieden mit der engl. Regierung, wenig steuerten, führten zur Verleihung einer Konstitution u. zur Einführung des jetzigen Regierungssystemes, wie zur Ansiedelung der im oriental. Kriege geschaffenen german. Legion an den bedrohten Grenzen des Landes.

Die Regierung besteht in einem Stellvertreter der Königin von England, dem ein gesetzgebender Rath von 15 Mitgliedern u. ein „Haus der Versammlung“ mit 46 Mitgliedern, sämmtlich gewählt, zur Seite stehen. Alle größern Städte haben Munizipaleinrichtungen. Das Schulwesen ist vom Staate organisirt. Seit 1829 besteht ein südafrikan. Collége, seit 1858 ein Examinationshof. Für Verbesserung der Wege, bes. der von Kapstadt u. Port Elisabeth nach dem Innern gehenden, werden große Summen verwendet. Die öffentliche Schuld betrug 1872: 1,205,000, die Einnahme 1,162,000, die Ausgabe 923,000 Pfd. Sterl.

Die Kapkolonie ist in folgende 22 Provinzen (od. gegen 50 Wahlbezirke) getheilt:

Clanwilliam, seit 1857 zerfallend in Cl., Kleinnamaqualand u. Calvinia, meist wüste Hochebene mit wenigen unbedeutenden Orten, darunter Springbokfontain im Kupferdistrikt u. die Missionsstationen Ezelsbank, Ebenezer u. Wupperthal. Malmesbury, mit Piketberg, Patrysberg, Riebeckskastell u. Honingberg, der Saldanha- u. St. Helenabai. Der Hauptort Malmesbury liegt 10 M. von der Kapstadt. Die dortige Küste führt jährlich 300,000 Tons Kupfererz (100,000 Pfd. Sterl.) aus. Die Herrnhuterkolonie Mamre ist eine der blühendsten Missionsstationen. Kap (Hauptstadt Simonsstadt), mit den Tiger- u. Kuhbergen, den sandigen Flats (Kapflächen) u. der Kape'schen Halbinsel. Kapstadt (s. d.) bildet einen besonderen Distrikt. Kalkbai ist besuchtes Seebad. Paarl, Stellenbosch, durch den Simonsberg geschieden, sind die am dichtesten bevölkerten Theile des K.es, reich an Früchten u. die größten Weindistrikte, deshalb mit der Kapstadt in lebhaftestem Verkehre. Die Stadt Stellenbosch mit gegen 4000 E. liegt schattig, wasserreich u. gesund; Somerset-West an der Falsebai hat allein in Afrika Kampherbäume; in der Nähe des im Schatten hundertjähriger Eichen liegenden Paarl (3800 E.), dem Markte der Landesprodukte, befindet sich eine heiße Schwefelquelle. Worcester u. Tulbagh, fast so groß wie Bayern, ist zu $^3/_4$ unfruchtbare Karroo, das Uebrige hat Gebirge u. üppig fruchtbare Thäler. Der Hauptort Worcester hat 2072 E., Goudine treffliche Trauben u. berühmte heiße Bäder. Caledon, an der Südküste, mit ausgedehnten Weiden der besten Wollschafe, mit dem Hauptorte Caledon, der durch heiße Quellen u. als Wollstapelplatz (jährlich 2000 Ballen zu je 150 Kg.) bekannt ist, sowie den Herrnhuterkolonien Genadendal u. Elim u. dem mit einem Leuchtthurme besetzten Kap Agulhas. Zwellendam, zwischen dem Breede u. Gauritz, besteht theils aus Ruggens (welligem Graslande), theils aus der kleinen Karroo, erzeugt auf jenen viel Korn u. Wolle, Pferde u. Maulthiere. Hauptstadt ist Zwellendam (2276 E.), eine große Missionsstation Zuurbrak, wichtiger Handelsort Port Beaufort. George, seit 1858 in Oudtshoorn, Süd-Aliwal, George u. Knysna getheilt, besteht aus einer Reihe schmaler Thäler zwischen der Küste u. dem großen Zwarteberge u. enthält im S. die landschaftlich schönsten Gebiete der Kolonie. Stadt George hat 1934 E. Süd-Aliwal, der Hafen der Mosselbai, heißt jetzt wie diese. Beaufort, 3000 □M., zwischen dem Zwarteberge u. dem Oranje, zum Theil Ackerland, zum Theil Karroo, liefert Wolle u. Straußenfedern. Colesburg, im N. vom Oranje begrenzt, ist durch Andämmen der Nebenflüsse desselben für Schafzucht benutzbar gemacht u. enthält die Orte Colesburg u. Hopetown. Graaf-Reinet, am Zonday, ist durch Trefflichkeit seiner Schafweiden berühmt u. hat an Städten: Graaf-Reinet mit fast 5000 E., die durch Handel mit Wolle, Häuten, Hörnern, Straußenfedern ꝛc. blühende, schön gelegene Hauptstadt der Mitte, Aberdeen, Murraysburg in hoher Gebirgslage u. Richmond im Winterveld. Uitenhage (Uitenhage, Alexandria u. Humansdorp), vom Zonday durchflossen, zum Theil mit mächtigen Gebirgen durchzogenes Küstenland, zum Theil trockene Hochfläche. In dem dichten Addabusche sollen noch Elefanten u. Büffel hausen. Außer der Hauptstadt Uitenhage sind 5 Missionsstationen zu erwähnen. Port-Elisabeth, ein unfruchtbarer sandiger Küstenstrich um die Stadt Port-Elisabeth (s. d.). Albert, mit Nord-Aliwal, von den Strombergen nördl. bis zum Oranje, ein hochgelegner, kalter, nur zu Viehzucht geeigneter Distrikt mit den Hauptorten Burghersdorf u. Nord-Aliwal. Cradock, ein etwa 1000 m. hoch gelegenes, von mächtigen Gebirgsrändern

eingefaßtes Becken südl. von den Zuurbergen, mit großen Weidestrichen, welche Herden von Gnus, Springböcken ꝛc. besuchen, u. Salzsümpfen. Der Hauptort Cradock liegt am Großen Fischflusse. Somerset, vom Fischflusse durchströmt, ist vornehmlich Weideland, hat aber in den Thalflächen auch sehr fruchtbares Ackerland u. die schön gelegenen Hauptorte Somerset am Kleinen Fischflusse u. Bedford. Fort Beaufort, kleiner, gebirgiger u. gut bewaldeter, zum Theil sehr fruchtbarer Distrikt mit dem gleichnamigen Hauptorte am Kat-Rivier. Albany, zwischen dem Großen Fischflusse u. dem Koonap, hat ausgedehnte Grasfluren, die zu Heugewinnung verwerthet werden. Gute Landstraßen durchschneiden den mit freundlichen Landgütern besetzten Distrikt. Hauptstadt ist Grahamstown mit 12,000 E., der wichtigste Platz des Ostens, 120 M. von der Kapstadt u. 5 M. von der Küste, deshalb auch Bischofssitz. Die Sitzungen des Kolonialparlamentes finden abwechselnd in der Kapstadt u. hier statt. Victoria, zerfällt in Nord- u. Südvictoria, welche durch die hohe Gebirgskette des Katbergs, Gaikaskopfes u. Amatolagebirges völlig getrennt sind. Nordvictoria (Queenstown) bildet das fruchtbare, dicht besiedelte Becken des oberen Kai mit dem Hauptorte Queenstown am Indwe. Südvictoria ist eine Hochterrasse, von tiefen Kloofs umgeben. Hauptort Alice am Kaistamma. Britisch-Kafraria (1866 zur Provinz gemacht), zwischen Kaiskamma u. Großem Kai, war früher der Wohnsitz der Kafirstämme, die bes. die Kolonie durch räuberische Einfälle schädigten. Die militärisch wichtigen Punkte sind durch 8 Forts besetzt. Hauptort ist King-Williamstown mit 2760 E. links am Buffalo-Rivier, an dessen Ausmündung die Hafenstadt East-London mit etwa 2600 E. befindlich. Die Bewohner der Städte sind Engländer u. Deutsche, unter welchen seit 1858 2119 deutsche militärische Kolonisten in verschiedenen Standquartieren, die Bevölkerung Kafirn der Stämme Amaxosa u. Gaika. West-Griqua-Land, zwischen den beiden Quellflüssen des Oranje, infolge der Entdeckung großer u. reicher Diamant- u. Goldfelder am untern Vaalflusse, 1871 dem K.e einverleibt, zerfällt in die Distrikte Pniel, Griqua-Town u. Klipdrift mit den gleichnamigen Städten.

Kapnist, Wassili Wassiljewitsch, hervorragender russ. Dichter, geb. 1756, stand lange Zeit im Staatsdienste, wurde auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg u. starb 28. Okt. 1823 auf seinem Landgute Obuchowka in Kleinrußland. Von seinen trefflichen lyrischen Gedichten erschien 1806 in Petersburg eine Sammlung. Außerdem verfaßte er die Komödie „Jabeda" („Die Chikane", 1799), worin er die Mißbräuche in der russ. Staatsverwaltung mit großem Freimuth geißelte, u. die Tragödie „Antigone" (1815).

Kapodaster od. Kapotaster, korrumpirt aus dem ital. Worte Capotasto, der starke Metallstock, welcher im Diskant des Pianoforte über dem Stege liegt u. den klingenden Theil der Saiten vom vordern Ende abzugrenzen bestimmt ist. — Bei der Guitarre die auf einen der Bünde gesetzte, die klingenden Theile aller Saiten zugleich verkürzende Klammer, vermöge deren die Stimmung erhöht wird.

Kapodistrias, Johann Anton Graf, griech. Staatsmann aus einem alten, angesehenen dalmat. Geschlecht, welches seinen Namen von der Stadt Capo d'Istria bei Triest hat, geb. zu Korfu 1776, eignete sich in Italien eine vorzügliche Bildung an, wurde 1800 Mitglied der Regierung für die Republik der Sieben vereinigten Inseln u. leitete 1802—7 das Ministerium des Innern. Im J. 1809 trat er in russ. Staatsdienst, war in diesem seit 1811 auf dem diplomatischen Gebiete thätig, unterzeichnete insbes. 1815 den Pariser Frieden u. ward 1816 Minister des Auswärtigen. Nach Ausbruch des griech. Befreiungskrieges verließ er Rußland u. wendete sich nach Genf, von wo aus er für die griech. Sache, nam. für die moralische u. geistige Wiedergeburt Griechenlands, aufs Eifrigste wirkte. Seit Jan. 1827 in Paris weilend, erhielt er dort die Nachricht von seiner Wahl zum Präsidenten des griech. Staates. Nachdem er sich die Unterstützung der Großmächte gesichert hatte, begab sich K. nach Athen u. trat 24. Jan. 1828 die Regierung an. Zwar sorgte er mit Umsicht für die Organisation des Staatswesens, doch war er weder energisch noch liberal genug. Am 9. Okt. 1831 ward er beim Eintritt in die Kirche des heil. Spyridon zu Nauplia von den Brüdern Georg u. Konstantin Mauromichalis ermordet. Seine Leiche wurde im April 1832 nach Korfu gebracht. — Viario **K.**, der älteste Bruder des Vorigen, war seit 1828 Mitglied des Panhellenions im Depart. des Krieges u. der Marine u. behielt auch nach Auflösung des Panhellenions die Leitung des Kriegsministeriums, hatte sich aber durch seine despotische Willkür so sehr verhaßt gemacht, daß er 1831 von den Staatsgeschäften entfernt werden mußte. Hierauf kehrte er nach Korfu zurück, wo er 1842 starb. — Augustin **K.**, ein jüngerer Bruder, u., wie der Vorige, ohne alle Fähigkeit für die Verwaltung eines höheren Staatsamtes, wurde trotzdem 1829 bevollmächtigter Stellvertreter des Präsidenten in Ost- u. Westgriechenland u. nach der Ermordung seines Bruders Präsident der Provisorischen Regierung, sah sich aber von den Rumelioten nicht anerkannt, vielmehr als Usurpator der höchsten Staatsgewalt in Anklagestand versetzt u. nahm daher 10. April 1832 seine Entlassung. Er starb zu Korfu im Mai 1857.

Kaponnière, s. „Caponnière".

Kapp, Friedrich, deutscher Historiker u. Politiker, geb. zu Hamm a. d. Lippe (Westfalen) 13. April 1824, studirte 1842—45 in Heidelberg u. Berlin die Rechte, praktizirte dann am Appellationsgericht seiner Vaterstadt, verließ im April 1848 den preuß. Justizdienst u. ging nach Frankfurt a. M., das er aber infolge seiner Betheiligung am dortigen Aufstande 18. Sept. 1848 wieder verlassen mußte. Er hielt sich nun zunächst in Brüssel, dann in Paris u. Genf auf, bis er im März 1850 nach Amerika auswanderte, wo er sich als Advokat in New-York niederließ. Durch größere u. häufige Reisen machte er sich mit den Vereinigten Staaten gründlich bekannt; auch war er mit Wort u. Schrift für die republikanische Partei thätig u. wirkte seit 1866 als Einwanderungskommissar des Staates, als welcher er insbes. das Interesse seiner einwandernden Landsleute zur Geltung gebracht hat. Am 30. April 1870 kehrte K. nach Deutschland zurück, lebte erst im Rheingau u. wandte sich dann nach Berlin, wo er als Privatmann noch jetzt wohnt. Vom Wahlkreis Salzwedel-Gardelegen ward er 29. Febr. 1872 in den Reichstag gewählt, in dem er sich der nationalliberalen Partei anschloß. In seinen historischen u. biographischen Schriften war es ihm hauptsächlich darum zu thun, den Antheil einzelner Deutschen an der Geschichte Nordamerika's u. ihren Einfluß auf die Entwickelung u. Politik der Vereinigten Staaten nachzuweisen u. zu schildern. Seine größeren Werke sind: „Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten" (Gött. 1854); „Leben des amerikan. Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben" (Berl. 1858; engl., New-York 1859); „Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten" (Hamb. 1860); „Leben des amerikan. Generals Joh. Kalb" (Stuttg. 1862; engl., New-York 1870); „Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" (Berl. 1864); „Geschichte der deutschen Einwanderung in die Vereinigten Staaten" (1. Bd., Lpz. 1867); „Friedrich d. Gr. u. die Vereinigten Staaten" (ebd. 1871) u. „On Emigration" (New-York 1870).

Kappadokien hieß im Alterthum zur Zeit des Perserreiches der ganze zwischen dem Pontus Euxinus (vom Halys an östl.) u. Kilikien gelegene östlichste Theil Kleinasiens; nachdem aber aus den beiden Theilen, in welche diese Provinz zerfiel, dem K. am Pontos u. dem K. am Tauros, unter den Nachfolgern Alexander's d. Gr. zwei selbständige Reiche entstanden waren, wurde der Name K. auf den südl. Theil (mit dem Landstrich Melitene am Euphrat u. mit Kataonien) beschränkt, während der nördl. nun Pontos hieß. Von den Römern wurde unter Tiberius aus Pontos u. K., das auch nach der Unterwerfung des ersteren noch eine Zeit lang unter der Herrschaft eigener Könige geblieben war, unter Hinzufügung von Kleinarmenien die röm. Provinz Cappadocia gebildet, eine der größten des Röm. Reichs (etwa 3000 □M.). Im Ganzen ein rauhes Gebirgsland, hatte K. doch einzelne sehr fruchtbare Gegenden, wie nam. Melitene. Unter den Flüssen sind zu nennen der Halys (jetzt Kisil Irmak), der als der Hauptstrom K. von O. nach W. durchzieht, u. die beiden in Kilikien sich in das Meer ergießenden Flüsse Saros (jetzt Saran, Seihun, Seihan) u. Pyramos (jetzt Dschihan). Von den Ortschaften sind die wichtigsten Mazaka, die am Fuße des Argäos einige Meilen südl. vom Halys gelegene Hauptstadt, später Cäsarea genannt (jetzt Kaisarieh), Tyana (jetzt Kiz od. Kilisse-Hissar), Vaterstadt des berühmten Wundermannes Apollonios von Tyana, Archelais; in Kataonien Komana, in der Landschaft Melitene, die gleichnamige Stadt (jetzt Malatia) in der Nähe des Euphrat; in Kleinarmenien Satala. Die Einwohner K.s gehörten zu dem Volksstamme der Syrer u. wurden von den Persern zum Unterschiede von den eigentlichen Syrern als Weiße Syrer bezeichnet.

Kapstadt (engl. Capetown), Hauptstadt des Kaplandes (s. d.), bildet einen selbständigen Distrikt desselben, ist 1652 gegründet u. liegt etwa 3 Stunden nördl. vom Vorgebirge der guten Hoffnung an der Tafelbai (s. d.) am Nordfuße des 1119 m. hohen Tafelberges (s. d.), in einer von diesem u. dem merkwürdig geformten Löwen- u. dem zackigen Teufels-

berge umschlossenen Ebene, in herrlicher Lage. Die zum Theil amphitheatralisch ansteigende Stadt hat weißgetünchte Häuser u. gerade, rechtwinklig sich schneidende macadamisirte Straßen mit dem reichen Schmuck tropischer Gewächse. Ein starkes, doch verfallenes Kastell u. zahlreiche Bastionen schützen sie. In unmittelbarem Anschluß an K. dehnen sich herrliche Gärten mit eleganten Landhäusern bis an den Fuß der Gebirge. Der ansehnlichste Platz ist der unweit des Meeresufers gelegene Paradeplatz, mit dem Gouvernementspalaste u. den Kaufhallen, in denen die Erzeugnisse aller Erdtheile verhandelt werden. Von hervorragenden Gebäuden sind zu erwähnen: 15 Kirchen, 4 Synagogen u. mehrere Moscheen der Malayen, ein schönes Rathhaus u. weitlaufige Kasernen; an gemeinnützigen Instituten eine vortreffliche Bibliothek, ein College, ein astronomisches u. magnetisches Observatorium, ein Museum, ein ausgezeichneter botanischer Garten, gelehrte Gesellschaften, 5 Banken 2c.



Nr. 3626. Kapstadt.

Die Bewohnerzahl ist 28,500, darunter ca. 10,000 Farbige verschiedener Rassen. Eine Wasserleitung in eisernen Röhren führt das beste Wasser des Tafelberges in Ueberfluß herbei, außerdem existirt Gasleitung. Die eigene Industrie ist sehr gering, da es an den nöthigen Arbeitskräften fehlt; der Handel dagegen ist sehr bedeutend, die Artikel sind die des Kaplandes (s. d.); der Werth der Ein- u. Ausfuhr betrug 1871 36 Mill. Mark. Mehr als 300 Seeschiffe u. 200 Küstenfahrer laufen jährlich ein. Die regelmäßigen Dampfer brauchen von Southampton 30—40 Tage. Die von der K. ausgehenden Eisenbahnen haben eine Gesammtlänge von 50 deutschen M. u. berühren einestheils die reizend gelegenen, durch ihre Weingärten berühmten Landgüter Hoch-, Groß- u. Kleinconstantia, anderntheils den ebenfalls durch Weinproduktion wichtigen Distrikt Paarl. Die an letzterer Bahn gelegenen Ortschaften Rondebosch, Claremont u. Newlands bilden die schönsten Plätze Südafrika's u. die Wohnsitze reicher Holländer u. Indier. Die Temperatur der K. schwankt zwischen 6,5 ° u. 25,5 ° R., erreicht jedoch bisweilen ein Maximum von 29,5 ° wie ein Minimum von 3,5 ° R.

Kapudan-Pascha, türk. Admiral, s. „Admiral".

Kapuziner. Dieser kathol. Mönchsorden war eigentlich eine Abzweigung der Franziskaner, u. zwar der sog. Observanten. Ein Mönch des Klosters Montefalconi, Namens Matthäus von Bassi, erfuhr, daß der heil. Franciscus eine viel längere u. spitzere Kapuze getragen habe, als die Franziskaner zu thun pflegten. Er verschaffte sich daher 1526 von Papst Clemens VII. die Erlaubniß, die ursprüngliche Kapuze u. einen langen Bart zu tragen, als Einsiedler leben u. überall predigen zu dürfen. Zugleich aber beschloß er, den heil. Franciscus auch im Uebrigen nachzuahmen, vor Allem in Betreff der gänzlichen Armuth. Bald schloß sich ihm ein anderer Observant, Ludwig von Fossombrone, an, u. trotz mehrfacher Verfolgung von Seiten ihrer bisherigen Ordensbrüder erlangten sie 1528 vom Papste die Erlaubniß, eine besondere Kongregation zu bilden, jedoch nur unter einem Generalvikar, der dem General der Conventualen (od. freieren Franziskaner) untergeordnet war. Den Spottnamen Capucino, d. i. Kapuzenmann, erhoben sie selbst zum Ehrennamen des Ordens. Das Einsiedlerleben gaben sie indeß bald wieder auf, bauten Klöster u. stellten bereits 1529 eine Ordensregel für das klösterliche Zusammenleben auf, die an Strenge fast alle bisherigen übertraf u. möglichste Aermlichkeit der Lebensweise anstrebte. Gewaltigen Aufschwung nahm der Orden seit 1538 durch den großen Generalvikar Bernhardin Occhino. Der Uebertritt desselben zur Reformirten Kirche (1542) zog jedoch dem Orden, den man dafür verantwortlich machte, schwere Verfolgung zu. Erst 1545 wurde ihnen das Predigen wieder gestattet, u. sie zeichneten sich seitdem durch ihren Eifer für volksthümlich derbe, freilich oft auch rohe u. auf krasser Unwissenheit beruhende Predigtweise aus, so daß der Name „Kapuzinerpredigt" sprüchwörtlich geworden ist. Schiller hat in „Wallensteins Lager" eine solche in drastischer Weise dichterisch verwerthet. Seit 1573 wurden den K.n Niederlassungen auch außerhalb Italiens gestattet. Ihre weite Verbreitung in Deutschland (seit 1592), Spanien (seit 1606) u. in den überseeischen Kolonien hat indeß durch die Klosteraufhebungen der neueren u. neuesten Zeit starke Einbuße erlitten. 1619 wurden sie übrigens ganz von den Konventualen losgelöst u. wählten seitdem eigene Generale. Auch Kapuzinerinnen giebt es seit 1538, wo die K. die Aufsicht über ein Kloster von Franziskanernonnen zu Jerusalem übernahmen.

Kapuzineraffe (Kaï od. Saï, Cebus capucinus), ein Rollschwanzaffe aus Guiana, den man häufig in Menagerien u. zoologischen Gärten hält; ist braun gefärbt, mit dunklem Scheitel, Stirnstreif u. Händen u. mit weißlicher Schulter. Den Namen gab ihm die schwarze Kopfplatte alter Männchen. Der Sajou (C. fatuellus) mit greisbehaartem Gesicht ist vielleicht nur eine Spielart von ihm.

Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus), bekannte u. beliebte Zierpflanze aus Peru, woher auch der Name Indianerkresse, während der erstgenannte Name seinen Ursprung von der helmförmigen Blume herleitet, welche Aehnlichkeit mit einer Kapuzinerkapuze hat. Diese eigenthümliche Blumenform bedingt nebst den Früchten eine besondere Familie der Tropäolaceen, von denen wir schon eine große Anzahl von Arten kennen. Besagte Art hat eine große hochrothgelbe od. auch braungelbe Blume, deren gelblicher Kelch in einen langen Sporn ausläuft während die 5 Blumenblätter ungleich sind. Die Blätter stellen eine

Art Schildchen dar, der krautartige Stengel klettert u. wuchert über weite Strecken. In den grünen Theilen entwickelt sich eine scharfe Substanz, welche an die Kresse erinnert. Die Samen benutzt man häufig als Kappern, indem man sie unreif mit Essig einmacht, ebenso die Blumenknospen. Die vorwaltenden Bestandtheile darin sind ein ätherisches Oel u. Tropäolsäure, von denen das erstere das Senföl noch an Schärfe übertrifft. Eine zweite Art Tr. minus stammt ebenfalls aus Peru u. hat gleiche Eigenschaften. Sie wurde aber erst später bei uns eingeführt als die erste, welche schon 1686 nach England kam. Die übrigen Arten haben bei uns nur eine blumistische Bedeutung, aber eine hohe, indem sie nicht nur durch ihre Blumenform, sondern auch durch deren außerordentlich verschiedene Farbung höchst brillante Zierpflanzen sind; sie besitzen meist Wurzelknollen, durch welche man sie züchtet. Die Knollenpflanzen entwickeln in der Regel zusammengesetzte Blätter, während die übrigen schildförmige tragen. Aus diesem Grunde hat man auch die verschiedenen Arten in 4 Gattungen gestellt: Tropaeolum, Chymocarpus, Rixea, Magallana. Alle bewohnen das Gebirge der Anden u. Cordilleren. Geschätzt sind: Tr. aduncum, azureum, brachyceros, Fintelmanni, Lobbianum, Moritzianum, pentaphyllum, tricolor u. a., welche in goldgelben, scharlachrothen, braunrothen, veilchenblauen u. a. Farben erscheinen.

Kapweine stammen aus dem Kaplande (s. d.), wo schon 1660 mit Rebenpflanzungen Versuche gemacht wurden u. von wo 1665 die ersten Weinproben nach Holland kamen. Doch gewann der Weinbau auf der Kapkolonie erst eine größere Bedeutung, als franz. Emigranten am Ende des 17. Jahrh. dorthin südfranz. Reben einführten; den bedeutendsten Aufschwung nahm der Export 1859, nachher ist derselbe theils infolge der Traubenkrankheit, welche weite Rebendistrikte verwüstet hat, theils wegen des Abschlusses des engl.-franz. Handelsvertrages, durch welchen den K.n die Konkurrenz mit franz. Weinen auf dem Londoner Markte sehr erschwert worden ist, endlich auch weil die Weinbauer im Kaplande wenig Aufmerksamkeit auf die Pflege des Weines verwenden, beträchtlich zurückgegangen. Die Kolonie erzeugt 13 Sorten, meist im eigentlichen Kapdistrikte, nam. in den Provinzen Paarl, Stellenbosch, Worcester, Zwellendam u. Georges. Die Trauben reifen im April u. werden im Mai geerntet. Die meisten K. werden nach dem im S. der Kapstadt gelegenen Weingut Constantia benannt, obgleich nur ein sehr geringer Theil dort erbaut wird; die besten Sorten, größtentheils Rothweine, kommen unter den Namen Pontac u. Frontignac in den Handel, während der im Geschmack dem Madeira ähnelnde Weißwein als Cape Sherry bekannt ist. Die herben K. besitzen einen starken Erdgeschmack, die süßen einen sehr bedeutenden Zuckergehalt u. dienen als Dessertweine od. werden auch in England vielfach zum Verschneiden benutzt. Außerdem führt das Kapland auch noch beträchtliche Quantitäten von Traubenrosinen aus. Der Export von K. belief sich 1871 auf 61,689 Gallonen im Werthe von 10,742 Pfd. Sterl.

Kapverdische Inseln, s. „Inseln des Grünen Vorgebirges".

Karabiner nennt man das verkürzte Feuergewehr, welches die Kavallerie führt. Meistens haben nur die leichten Kavallerieregimenter K., während die schweren nur Pistolen führen. In neuester Zeit legt man indessen mehr Werth darauf, den Kavalleristen durch Ausrüstung mit einer guten Feuerwaffe selbständiger zu machen, nam. für die Aufgabe des sog. kleinen Krieges (Streifereien, Kundschafts- u. Sicherheitsdienst). Für den Angriff in der Schlacht bleibt die blanke Waffe stets die Hauptwaffe des Reiters. Merkwürdigerweise ist K. nicht mit carabine ins Franz. zu übersetzen. Unter „la carabine" versteht der Franzose ein gezogenes Gewehr, speziell eine Büchse, während der Kavallerie-K. mousqueton de cavalerie bezeichnet wird.

Karäer, auch Karaiten od. Karaimen genannt, ist der Name einer bedeutenden jüd. Sekte, die im Gegensatz zu dem herrschenden rabbinischen Judenthum (den Rabbaniten) steht u. deshalb gründlich von demselben gehaßt wird. Der Name K., hebr. Koreim, bedeutet eigentlich „Lesende" od. Leser der heil. Schrift (mikra), allein mit Ausschluß der mündlichen rabbinischen Ueberlieferung, wie dieselbe im Talmud niedergelegt ist u. angeblich seit Mose als das „ungeschriebene Gesetz vom Sinai" fortgepflanzt worden sein soll. Wir haben also hier denselben Gegensatz, wie er zwischen der alleinigen Anerkennung der Schrift durch die Protestanten u. der kathol. Berufung auf die Tradition selbst besteht. Im Uebrigen enthält das Glaubensbekenntniß der K. alle die Stücke, die das Wesen des Judenthums überhaupt ausmachen (Monotheïsmus, Vollkommenheit des mosaischen Gesetzes, Auferweckung der Todten am Gerichtstag, Erwartung des Messias u. s. w.). Wenn die rabbinischen Juden behaupten, die K. seien nur eine Fortsetzung der Sekte der Sadducäer, von deren Gegensatze gegen die traditionsgläubigen Pharisäer im Neuen Testament öfter die Rede ist, so darf dabei wenigstens nicht an eine ausdrückliche Fortpflanzung des Sadducäismus als einer geschlossenen Sekte gedacht werden. Dagegen ist nicht zu bezweifeln, daß der sadducäische Widerspruch gegen die immer gewaltiger anschwellende Tradition nie ganz geschwiegen hat, bis sich im 8. Jahrh. n. Chr. ein gewisser Anan — angeblich weil er bei der Wahl eines neuen resch galutha, d. h. Oberhauptes der babylonischen Exulanten, übergangen worden war — mit seinen Anhängern gänzlich von den Rabbaniten trennte. Der genaue Hergang u. überhaupt die ältere Geschichte der K. ist wegen des Parteihasses der rabbinischen Quellen schwer festzustellen. Unter den Christen wurde die Sekte zuerst näher bekannt durch die Arbeit eines gelehrten K., Mordechai ben Nissan, in welcher derselbe gründliche Antwort ertheilt auf vier von dem Leydener Professor Trigland den poln. K. vorgelegte Fragen. Diese Arbeit wurde 1714 von Wolf in lat. Uebersetzung herausgegeben. Neuerdings stellten Untersuchungen an die jüd. Gelehrten Jost (in seiner großen „Geschichte der Israeliten", sowie in der „Geschichte des Judenthums u. seiner Sekten" 1857—59), Pinsker in den „likkute kadmoniot" (Wien 1860) u. Fürst („Geschichte des Karäerthums bis 1865"; 3 Bde., 1862—69). Darnach kann die Bedeutung der K. für gelehrte Schriftforschung, der sie sich naturgemäß fast allein zuwandten, nicht unterschätzt werden. Als ihre bedeutendsten Gelehrten sind zu nennen: Juda ben Elia Hadassi (um 1150), der Grammatiker Aaron ben Joseph (um 1300), die Exegeten Aaron ben Elia (um 1350) u. Elia Beschizi (1480), sowie dessen Urenkel Mose Beschizi (um 1570). Insbes. haben sich die K. um die Erhaltung des hebr. Bibeltextes in guten u. alten Handschriften verdient gemacht, wie dies u. A. die neuerdings von der Petersburger Bibliothek angekaufte höchst werthvolle Sammlung des K.s Abraham Firkowitsch beweist. Außer in Aegypten, wo längere Zeit, u. zwar in Kairo, ihr nasi od. Oberhaupt ansässig war, in Persien u. Kleinasien haben die K. eine sehr kleine Gemeinde in Jerusalem, eine solche in Konstantinopel (ca 50 Familien) u. mehrere ebenfalls sehr kleine Gemeinden in Westrußland u. Galizien. Nur auf der Halbinsel Krim sind sie zahlreicher (gegen 4000). Die Gesammtzahl dürfte gegenwärtig 6—7000 Seelen nicht überschreiten. Ueberall aber sind sie wegen ihres brüderlichen Zusammenhaltens, ihres Fleißes u. ihrer Friedfertigkeit, wie nicht minder wegen ihrer Wahrheitsliebe, gut angesehen u. genossen deshalb in Rußland größere Vorrechte als die Rabbaniten, während sie in den türk. Ländern denselben nachstehen.

Karaiben (Kariben), eine weitverzweigte Nation der Indianer im N. von Südamerika, im W. u. N.W. der Mündung des Amazonenstromes seßhaft, haben eine zwischen Gelbbraun u. Dunkelbraun wechselnde Hautfarbe, hervortretende Backenknochen, schlichtes, grobes Haar, eine lange Nase, spärlichen Bart, kurzes Kinn, großen Mund mit vorstehendem Unterkiefer u. fast vertikalen Zähnen u. geringe Augenbrauen. Einzelne von ihren Stämmen, bes. die im Innern, zeichnen sich durch ihre helle Farbe aus, welche wenig von derjenigen der Spanier verschieden ist, u. nicht selten finden sich unter ihnen Frauen von beinahe tadellos schöner Gesichtsbildung. Die meisten Männer erscheinen fast vollständig unbekleidet u. auch die Weiber, welche die Baumwolle vortrefflich zu verweben wissen, betrachten die Kleidung mehr als festlichen Schmuck, den sie bei der Arbeit ablegen. Die Frauen leben in absoluter Abhängigkeit u. werden von den Männern oft mit außerordentlicher Roheit behandelt; ihnen liegen die Hausgeschäfte u. die Bewirthschaftung des Feldes ob, das sie mit sehr primitiven Werkzeugen, wie einem spitzen Stock, bearbeiten u. bes. mit Mais u. Melonen bestellen. In der Kultur vorgeschrittener als die meisten Völkerstämme im Gebiet des Amazonenstromes, bauen die K. große Häuser aus Holz u. vereinigen dieselben zu Dörfern, welche sie häufig mit Gräben u. Pallisaden befestigen; sie verstehen Gold zu schmelzen u. zu zierlichen Schmucksachen, selbst zu Filigran, zu verarbeiten, kennen den Gebrauch des Blasebalges u. gehören unter den Indianern zu den kühnsten Seefahrern. Schon vor Columbus' Ankunft durchkreuzten ihre Schiffe, die 50 Mann fassen konnten u. gewaltige baumwollene Segel trugen, das Karaib. Meer u. erlitten selten Schiffbruch, obgleich sie des Kompasses entbehrten, u. gegenwärtig noch machen die Bewohner von Cumana in offenen Booten mit 120 bis 150 Mann Fahrten bis Guadeloupe. Nicht blos der Seeraub, sondern auch der Handel war der Zweck dieser kühnen Unternehmungen; ihre Märkte waren stark besucht u. mit Waaren reich versehen u. der Goldreichthum ihres Landes trug wesentlich zur Hebung des Verkehrs bei. Während den K. auf der einen Seite Familienliebe u. im Umgang mit Fremden Freundlichkeit nachgerühmt wird, die Kinder in Missionen schnelle Fortschritte im Lesen u. Schreiben machen u. die Bilderschriften, welche sich am Orinoco u. Cassequiari in den Felsen eingeritzt finden, wie die Schmucksachen der alten Grabstätten, Zeugniß von einer weit vorgeschrittenen Kultur ablegen, die sie schon vor der Berührung mit den Weißen entwickelt hatten, so haben sie doch noch den Charakter eines kühnen, kriegerischen Räubervolkes beibehalten, den ihnen schon Columbus beilegt, u. vielleicht noch nicht ganz dem Kannibalismus entsagt, durch den sie sich

ehedem bei den Nachbarvölkern so gefürchtet machten. Nicht lange vor Ankunft der Spanier hatten die K. sich die kleinen Antillen unterworfen, selbst auf Haiti u. Portorico sich festgesetzt u. die Eingeborenen theils verdrängt, theils unterjocht. Erst seit den Kolonisationsversuchen der Franzosen 1625—39 war ihre Existenz auf den Kleinen Antillen bedroht; nach verschiedenen Kämpfen kam es 1654 zu einem allgemeinen Kriege gegen die Weißen, der um so gefährlicher wurde, als bes. auf Martinique auch entlaufene Negersklaven sich ihnen anschlossen; doch endete dieser Kampf damit, daß die K. 1660 auf Dominica u. St. Vincent beschränkt wurden. Auf ersterer Insel verhinderten sie bis 1730 jeden Ansiedelungsversuch der Franzosen u. Briten. Nach dem Siege der Engländer (1796) über die Franzosen u. K. wurden letztere von St. Vincent zum größten Theil nach der bis dahin unbewohnten Insel Roattan deportirt, von wo sie mit Hülfe der Spanier an die Ostküste von Honduras (s. d.) übersiedelten; der Rest von 5000 Seelen folgte ihnen 1863 dorthin. Auf den anderen Inseln war die karaib. Urbevölkerung schon um die Mitte des 18. Jahrh. verschwunden, mit Ausnahme von Trinidad, das erst 1831 von den letzten K. verlassen werden mußte. Das Hauptgebiet dieses Volkes bildet gegenwärtig Guiana u. der N. Venezuela's u. NO. Columbia's.

Karaibisches Meer heißt der Theil des Atlantischen Ozeans, welcher zwischen den Großen u. Kleinen Antillen, Yucatan, Centralamerika u. den südamerik. Staaten Columbia u. Venezuela liegt. Es steht mit dem Golf von Mexiko im N. durch den Kanal von Yucatan, mit dem offenen Meere vorzugsweise durch den Windwartskanal zwischen Cuba u. Haiti u. der Monapassage zwischen letzterer Insel u. Portorico in Verbindung u. bildet an der westl. Küste den Golf von Honduras u. an der südl. die Busen von Darien u. Maracaibo. So zahlreich die Inseln sind, welche das K. M. im N. u. O. abschließen, so gering ist die Anzahl u. Größe jener, welche im K. M. selbst liegen; die bedeutendste unter ihnen ist Jamaica; parallel mit der Küste Venezuela's zieht sich die Reihe der „Inseln unter dem Winde" hin u. an der Küste von Honduras u. Nicaragua liegen Koralleneilande.

Karaiskakis, Georg, einer der hervorragendsten griech. Freiheitskämpfer, war von Geburt ein Armatole (s. den betreffenden Artikel), zeichnete sich seit 1823 bei der Vertheidigung Missolonghi's aus, trat 1826 in Nauplia der engl. Partei entgegen u. brachte es durch seine eindringlichen Vorstellungen dahin, daß an die Spitze der Regierung ein Grieche, Graf Joh. Kapodistrias (s. d.), gestellt wurde. Im Aug. desselben Jahres unternahm er, zum Oberkommandanten von Rumelien ernannt, einen erfolglosen Zug nach Attika, um Athen zu retten u. die von den Türken belagerte Akropolis zu entsetzen. Er selbst fiel Anfang Mai 1827 in einem Gefechte zwischen Athen u. dem Piräus. Dort ward ihm auch 4. Mai 1835 ein Grabdenkmal gesetzt, das seine Asche birgt. K. war ein glühender Patriot, voll edlen Ehrgeizes u. unabhängigen Geistes. Der Dichter Panagos Sutsos hat ihn zum Helden eines Trauerspiels gemacht.

Karajan, Theodor Georg, Ritter v., bedeutender Geschichts- u. Sprachforscher, insbes. Germanist, geb. als Sohn eines griech. Kaufmanns zu Wien 22. Jan. 1810, studirte an der dortigen Hochschule Philosophie u. vorzugsweise Geschichte u. trat dann als Hofkriegsraths- u. Archivbeamter des österr. Finanzministeriums in den Staatsdienst; 1841 erhielt er eine Anstellung in der Hofbibliothek. Im J. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er seinen Sitz im rechten Centrum. Nach seiner Rückkehr, Jan. 1850, übernahm er an der Wiener Universität die Professur für deutsche Sprache u. Literatur. Schon Anfang Sept. 1851 jedoch legte K. dieselbe wieder nieder, um den leidigen Verhältnissen zu entgehen, in die ihn Angesichts des in Vorbereitung stehenden Konkordats sein griech.-nichtunirtes Glaubensbekenntniß gebracht hatte. Seitdem versah er das Amt eines Vizepräsidenten bei der Akademie der Wissenschaften, bis er 25. Okt. 1854 mit dem Titel u. Charakter eines Regierungsrathes zum ersten Scriptor der Hofbibliothek ernannt u. 27. Juli 1857 zum wirklichen Custos befördert wurde. Er starb zu Wien 28. April 1873. Ein unermüdlich thätiger Gelehrter, hat K. eine außerordentlich große Menge von Schriften verfaßt. Seine volle Bedeutung zeigt sich nam. in dem von ihm herausgegebenen Michael Behaim'schen „Buch von den Wienern" (Wien 1843) u. in seiner Schrift „Ueber Heinrich den Teichner" (ebd. 1855). Außer denselben gab er heraus: „Die Siebenschläfer" (Heidelb. 1839); „Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur" (Wien 1839; 2. Aufl. unter dem Titel: „Der Schatzgräber", Lpz. 1842); Behaim's „Zehn Gedichte zur Geschichte Oesterreichs u. Ungarns" (Wien 1849); „Seifried Helbling" (Lpz. 1844); „Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrh." (Wien 1846); „Wolfgang Schmälzl's Lobspruch der Stadt Wien" (ebd. 1849); „Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg" (ebd. 1852) u. a. Er selbst verfaßte u. A.: eine „Mittelhochdeutsche Grammatik" (Wien 1850); „Ueber das Konzil von Lyon" (ebd. 1850); „Maria Theresia u. Graf Sylva Tarouca" (ebd. 1859); „J. Haydn in London 1791 u. 1792" (ebd. 1861); „Abraham a Sta. Clara" (ebd. 1867); „Leopold I. u. P. Lambeck" (ebd. 1868). Sein ältester Sohn, Max Theodor Ritter **v. K.**, geb. zu Wien 1. Juli 1833, ist seit 1857 Universitätsprofessor der Philologie in Graz u. hat u. A. geschrieben: „Ueber die Handschriften der Scholien zur Odyssee" (Wien 1857).

Karakorum (Karakoram), die zweithöchste Gebirgskette der Erde in Tibet, auch Mustag genannt, liegt zwischen 34° u. 36° 30′ n. Br. u. wird durch das obere Thal des Jarkand von Kuen-Luen u. durch das Industhal vom Himalaja geschieden; im O. verzweigt sich der K. in eine Menge von Einzelketten, die sich über 4000—5000 m. hohe Plateaux erheben, im W. hängt er mit dem Pamirplateau zusammen. Die Schneegrenze steigt bis 4800 m. empor. Außer dem höchsten Gipfel des Dapsang (8618 m.) erheben sich noch in diesem Gebirge viele mit Schnee u. Eis bedeckte Berge über 7500 m. Nur der östl. Theil ist von zahlreichen, 5000—6000 m. hohen Pässen durchschnitten. — Den Namen K. führte auch die ehemalige Residenz des Dschingiskhan in der Mongolei, am Orchon, südwestl. von Urga. Die Stadt ist jetzt verlassen u. Ruine.



Nr. 3627. Nikolai Michailowitsch Karamsin, geb. 13. Dez. 1766, gest. 3. Juni 1826.

Karamanien, Ejalet (Statthalterschaft) im südlichsten Theile Kleinasiens, stößt im S. an das Mittelmeer u. umfaßt mit einem Flächenraum von 17—1800 □M. das östl. Lykien, Pamphylien, das westl. Kilikien, Pisidien, Isaurien u. das südl. Lykaonien. Der nördl. Theil des Ejalets bildet eine Hochebene mit zahlreichen Salzseen; der mittlere u. südl. Theil wird vom Taurus durchzogen, dessen Ausläufer oft sehr steil unmittelbar an das Meer grenzen. Die Thäler der Hauptflüsse: Ak Su, Köprü-Su od. Eurymedon, Gök Su od. Kalykadnos, sind außerordentlich fruchtbar u. liefern reiche Ernten an Reis, Baumwolle, Wein, Tabak, Opium. Die Gebirge sind noch reich an Wäldern. Von den zahlreichen blühenden Städten, welche im Alterthume hier standen: Tyana, Seleukia, Sidera, Salagassos, Perge, Aspendos, Selge u. viele andere, sind nur Trümmer übrig. Das Ejalet K. erhielt seinen Namen von der Stadt **Karaman**, dem früheren Sitz des Paschas, nordöstl. von dem jetzigen Hauptort Konijah. K. steht an Stelle des alten Laranda u. hat ca. 8000 E.

Karamsin, Nikolai Michailowitsch, der berühmteste Geschichtschreiber Rußlands, geb. zu Bogoroeldza (Gouv. Simbirsk) 13. Dez. 1766, war 1776—80 ein Schüler des deutschen Professors Schaden in Moskau, trat dann in die militärische Carrière ein,

verließ diese aber nach dem baldigen Tode seines Vaters wieder u. kehrte nach Simbirsk zurück, um sich der literarischen Wirksamkeit zu widmen. Nach einer Reise durch Deutschland, die Schweiz u. Frankreich gab er 1791—92 in Moskau „Das Mosk. Journal“ heraus u. veröffentlichte mehrere Sammlungen erzählender Schriften in Prosa u. Versen, sowie seine epochemachenden „Briefe eines reisenden Russen“ (6 Bde., Mosk. 1797—1801; deutsch von Richter, 6 Bde., Lpz. 1802). Durch letztere zum anerkanntesten Schriftsteller geworden, vermochte K. mit seiner deutschen Bildung auf die Geistesrichtung der Russen, näml. in Bezug auf Sprache u. Literatur, den wesentlichsten Einfluß zu üben. Im Okt. 1803 zum Reichshistoriographen ernannt, erhielt K. die Erlaubniß, alle Staatsarchive für das von ihm längst geplante Nationalwerk, eine „Geschichte des Russ. Reichs“, zu benutzen. Auch wurden ihm zum Druck desselben 60,000 Rubel von Kaiser Alexander I. bewilligt. Das Werk reicht bis 1618 u. erschien 1816—1829 zu Petersburg in 12 Bden., deren letzter von Bludoff vollendet werden mußte, da K., dem kurz vorher Kaiser Nikolaus einen hohen Ehrengehalt ausgesetzt hatte, 3. Juni 1826 starb. 1840—43 erschien eine 5. Aufl.; übersetzt wurde das Werk ins Deutsche von Hauenschild, Oldekop, Oertel u. Goldhammer (Riga 1820—26, Bd. 1—8; Lpz. 1826—33, Bd. 9—11); ins Franz. von St. Thomas u. Jouffret (8 Bde., Par. 1819—20). In Simbirsk steht ein Denkmal K.'s.

Kara Mustapha, türk. Großvezier unter Mohammed IV., geb. 1634 als Sohn eines Spahianführers, ward durch die Gunst des Großveziers Mohammed Köprili, der ihn mit seinem Sohne Achmet erziehen ließ, rasch emporgehoben. Im J. 1676 folgte er dem Letzteren in der Würde eines Großveziers nach, ohne freilich auch nur entfernt an die Tüchtigkeit des Köprili hinanzureichen. Vielmehr that er sich durch Hochmuth, Grausamkeit u. ungemessene Prunksucht hervor. Nachdem gleich im Beginn seiner Staatsverwaltung ein Krieg mit Polen, zwar vortheilhaft für die Türkei, dagegen ein anderer, sich unmittelbar daran schließender gegen Rußland 1681 unter nachtheiligen Bedingungen abgeschlossen worden war, trieb K. M., trotz des 1665 abgeschlossenen 20jähr. Waffenstillstandes mit dem Kaiser, eifrig zur Unterstützung der, unter der Führung des Emmerich Tököly, gegen Leopold I. empörten Ungarn. Im J. 1683 führte er persönlich in voller Siegeszuversicht das große türk. Heer vor Wien; vermochte indeß die von Stahremberg tapfer vertheidigte Stadt trotz zweimonatlicher harter Belagerung nicht einzunehmen u. ward 12. Sept. von dem deutsch-poln. Entsatzheer unter Karl v. Lothringen u. Johann Sobieski entscheidend geschlagen. Nachdem er vergebens unter Hinrichtung mehrerer Unteranführer die Schuld von sich abzuwälzen gesucht u. auf dem Rückzuge in Ungarn neue Verluste erlitten hatte, befahl der Sultan seine Hinrichtung, welche unmittelbar nach dem Eintreffen des Befehls in der Nacht zum 26. Dez. 1683 in Belgrad ausgeführt ward.

Karat, eigentlich Kuara, der Schotenkern des Johannisbrots (Ceratonia siliqua) im trocknen Zustande, mit welchem man ehemals in Afrika das Gold u. in Ostindien die Diamanten zu wiegen pflegte. Das Gewicht dieses Kernes wurde dann auch bei uns für das Karatgewicht angenommen u. ist erst in neuerer Zeit aufgegeben worden. Es betrug den 24. Theil einer Mark ($^1/_4$ Kg.), wurde wieder in 12 Grän getheilt, u. bestimmte auch den Feinheitsgrad des Goldes, indem eine 18-karätige Goldlegirung $^{18}/_{24}$ Gold u. $^6/_{24}$ anderes Metall, meist Kupfer, enthielt. Im Münzwesen ist von den meisten deutschen Staaten im Münzvertrage vom 24. Jan. 1857, von Preußen seit dem 1. Juli 1858, die Karatrechnung aufgegeben worden, indem jetzt die Feinheitsgrade des Goldes nach Tausendtheilen berechnet werden. Als Juwelen u. Perlengewicht besteht jedoch das K. noch. Dasselbe wird hier in $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ u. s. w. bis auf $^1/_{64}$ getheilt u. ist in Holland = 20,589, in Frankreich = 20,587, in England = 20,530, in Berlin = 20,554 u. in Wien = 20,609 Centigramm. Vgl. „Gold“ u. „Diamant“.

Karatirung, s. „Gold“.

Karausche (Carassius vulgaris, Bauernkarpfe, Burretschel, Rothkarpfe, Rothbuckel, Rothscheberl), ein wohlschmeckender Karpfenfisch (Familie Cyprinoiden) Mitteleuropa's, der sich durch das Fehlen der Bartfäden u. die fast abgestutzte (d. h. nicht gegabelte) Schwanzflosse vom Karpfen unterscheidet, in der Größe zwischen 5—13 cm., wie in der Form, je nach seinem Aufenthalt in Seen u. todten Flußarmen od. in Teichen u. Lachen, schwankt, u. hienach zwei Hauptvarietäten: die Seekarausche (mit hohem Rücken) u. die Teich- od. Steinkarausche (mit gestrecktem Rücken) unterscheiden läßt. Letztere wurde auch als besondere Art unterschieden u. Giebel (Cyprinus gibelio) genannt. Fast allen K.n ist ein schwarzes Dreieck an den Seiten des Schwanzes eigen. Eine fast ganz goldgelbe Varietät ist als Goldkarausche bekannt.

Karawane (vom arab. Kairawân), ist im Orient eine Gesellschaft von Kaufleuten od. Pilgrimen, welche in der Absicht zusammentritt, um sicher durch Wüsten od. von Räubern gefährdete Gegenden reisen zu können. Der Karawanbaschi führt die K. u. befehligt nam. die sie gewöhnlich zur Bedeckung begleitenden Soldaten. Karawanserais, Häuser od. Herbergen für solche Reisezüge, sind öffentliche Gebäude. Ein viereckiger Hof mit Brunnen ist von zwei Reihen leerer Kammern umgeben, wo die Reisenden u. ihre Thiere ein Obdach, aber keine Beköstigung finden. Von Damaskus, Kairo &c. ziehen jährlich große Pilgerkarawanen nach Mekka u. durch das Innere von Afrika wird der gesammte Handelsverkehr durch K. vermittelt, deren Wege durch die Wüste sich an die Oasenstationen anschließen.

Karbonate sind kohlensaure Salze, d. h. Verbindungen der Kohlensäure mit irgend einer Basis. Je nach der Menge Kohlensäure, die sie enthalten, unterscheidet man: neutrale, basische u. saure K. — In den neutralen K.n kommt auf jedes Sauerstoffäquivalent der Basis ein Aequivalent Kohlensäure, so z. B. NaO, CO_2 (=kohlensaures Natron), CaO, CO_2 (= kohlensaurer Kalk) u. s. w.; in den basischen K.n ist weniger Kohlensäure als in den neutralen enthalten, so daß z. B. in basisch-kohlensaurem Wismuthoxyd erst auf 3 Aequivalente Sauerstoff der Basis 1 Aequivalent Kohlensäure kommt (BiO_3, CO_2). In den sauren K.n sind mehr als 1 Aequivalent Kohlensäure auf 1 Aequivalent Sauerstoff der Base enthalten; diejenigen mit $1^1/_2$ Aequivalent werden Sesquikarbonate, die mit 2 Aequivalent Bikarbonate genannt, so z. B. Ammoniaksesquikarbonat (H_4N, HO, $1^1/_2CO_2$) u. Natronbikarbonat od. doppeltkohlensaures Natron (NaO, HO, $2CO_2$). — K. heißt auch eine schwarze undurchsichtige Varietät des Diamant (s. d.).

Karbunkel, s. „Furunculus“.

Karcer, ein lat. Wort, das im Deutschen auch die Form Kerker angenommen hat, ist gegenwärtig der gebräuchliche Name für ein Schul- od. Universitätsgefängniß.

Karden, Weberdisteln, s. „Dipsacus“.

Kardinal (von dem lat. cardo, d. i. eigentlich Thürangel, dann „Hauptsache“, daher auch Kardinalpunkte, die Punkte des Horizontes, in welchen derselbe von dem Meridian geschnitten wird, S. u. N., sowie um 90° davon O. u. W.; ferner die bei einer Angelegenheit in Frage kommenden Hauptpunkte; Kardinalzahlen die bestimmten Zahlen 1, 2, 3, 4 u. s. w.) ist der Titel der höchsten Würdenträger der katholischen Kirche, durch welche u. aus deren Mitte der Papst gewählt wird. An sich Bezeichnung jedes fest angestellten Geistlichen, wurde der Name gewöhnlich auf die Hauptgeistlichen der Laterankirche (als der eigentlichen päpstlichen) beschränkt, bis er durch Verleihung des Titels auch an Auswärtige zu einer Rangbezeichnung wurde. Die Zahl der Kardinäle war immer eine schwankende, bis Sixtus V. 1586 endgiltig festsetzte, daß nie mehr als 70 (6 Bischöfe, 50 Kardinalpresbyter u. 14 Kardinaldiakonen) vorhanden sein sollten. Doch ist diese höchste Zahl selten ganz erreicht u. auch neuerdings durch die Ernennungen Pius' IX. (März 1875) nicht vollständig geworden. Das Abzeichen der K.e bildet der rothe Hut mit herabhängenden Quasten (seit 1245), der Purpurmantel (1464) u. der Kardinalsring. Seit 1630 führen sie den fürstlichen Titel „Eminenz“. Die in Rom anwesenden K.e bilden unter dem Vorsitz des ältesten Kardinalbischofs das Kardinalkollegium als den obersten Rath des Papstes u. sind Inhaber der obersten Regierungsämter in der päpstlichen Kurie (so der K.-Staatssekretär als Minister des Auswärtigen, der K.-Kämmerling als Finanzminister u. s. w. Seit der Einverleibung des Kirchenstaats in das Königreich Italien ist allerdings die Bedeutung dieser Würden nur noch auf die eigentlich kirchlichen Angelegenheiten beschränkt. Ueber die Befugnisse der Kardinäle bei der Papstwahl s. den Artikel „Conclave“.

Kardinal (Fringilla Cardinalis, od. Cardinalis virginianus), heißt auch ein in ganz Nordamerika, bes. in dessen südlichen Staaten verbreiteter, nur bei strengen Wintern wandernder Singvogel von zinnoberrothem Gefieder, mit schwarzem Gesicht u. schwarzer Kehle, einem aufrichtbaren Schopf (daher auch Haubenkernbeißer genannt), kurzem, spitzem, an der Wurzel breitem, auf der Firste gekrümmtem, korallenrothem Schnabel u. langem ausgeschweiften Schwanz. Als genügsamen, leicht zu haltenden Körnerfresser sieht man ihn bei uns häufig in der Gefangenschaft, obschon er zänkisch ist u. sein Gesang nur von Amerikanern dem der Nachtigall gleichgestellt wird (daher virginische Nachtigall). Ferner nennt man

K. ein kaltes Getränk von weißem Wein, Zucker u. irgend einer Südfrucht, wie Orangen, Apfelsinen, Ananas, Pfirsichen u. dergleichen.

Karelien heißt der südlichste Theil von Finnland, welcher im N. u. W. des Ladogasees liegt u. 1721 u. 1743 dem Russischen Reiche einverleibt worden ist. Der größte Theil der Bevölkerung, Karelen genannt, ist finnischer Nationalität, vermischt mit einzelnen Deutschen, Schweden u. Russen.

Karfunkel, s. v. w. Granat.

Karien hieß im Alterthum der südwestlichste Theil Kleinasiens. Es wurde im N. durch die Gebirge Mesogis (j. Ak Dagh od. Kestane-Dagh) u. Mykale nach Anderen durch den Fluß Mäandros von Lydien, im NO. durch das Kadmosgebirge (jetzt Baba-Dagh) von Phrygien u. im O. durch das Salbatosgebirge (jetzt Boz-Dagh) von Lykien geschieden; sein Flächeninhalt betrug ungefähr 500 □M. Die ältesten Bewohner des Landes, die von den Griechen für Leleger gehaltenen Karer, wurden früh von dem größten Theile der Küste durch griech. Kolonisten verdrängt, indem im nördl. Küstengebiet Jonier, im südl. Dorer sich ansiedelten, u. auch im Innern vermischten sich allmählich fast überall Griechen mit Karern. Mit dem Reiche des Krösos, der K. sich unterwarf, kam das Land an Persien, unter dessen Herrschaft einzelne Städte wie Miletos u. Halikarnassos von eigenen Tyrannen regiert wurden. Als der von den Römern besiegte Antiochos von Syrien 189 v. Chr. das kleinasiatische Gebiet diesseit des Taurus abtreten mußte u. die Römer ihren Bundesgenossen, Eumenes von Pergamos u. den Rhodiern, dasselbe übergaben, erhielt ersterer von K. den kleineren Theil nördl. vom Mäandros, die letzteren das übrige K.; doch wurde es ihnen dann von den Römern wieder abgenommen u. dem Namen nach für frei erklärt, bis dieselben es zusammen mit dem früher pergamenischen Theile 130 v. Chr. der Provinz Asia einverleibten, wobei aber der südöstlichste Küstenstrich an Lykien kam. An Gebirgen sind in K. außer den oben angeführten Grenzgebirgen, deren Abdachungen sich zum Theil weit in das Innere erstrecken, noch in dem westl. Theile das Latmosgebirge (der Schauplatz der Sage von Endymion), das diesem parallele Griongebirge bei Miletos, sowie das Lidegebirge zu nennen, das südl. von beiden sich von O. nach W. hinzieht; unter den Vorgebirgen ist das wichtigste das Triopion (j. Kap Crio) bei Knidos, der südwestlichste Punkt Kleinasiens, bekannt durch die hier zu Ehren des Triopischen Apollon gefeierten Kampfspiele. Die Küste ist reich gegliedert: bei der Mündung des Mäandros trat der Latmische Meerbusen (jetzt ein Landsee) in das Land hinein, nach S. folgt dann der Jasische od. Bargylische (jetzt Meerbusen von Assyn Kalesi) u. der südl. vom Lidegebirge tief eindringende Keramische (jetzt Golf von Stanco), auf der Südseite der langgestreckten Dorischen Halbinsel der jetzt Golf von Syme genannte Meerbusen. Der Hauptfluß ist der Mäandros (jetzt Menderes) mit den südl. Nebenflüssen Marsyas (jetzt Tschinar-Tschai) u. Harpasos (jetzt Harpa Su od. Jenidere Tschai). Das an Ebenen reiche Land war sehr fruchtbar u. brachte bes. viel Getreide, Wein, Feigen u. Oel hervor. Die Bewohner, die bei ihrem kriegerischen Sinne häufig als Söldner dienten, aber auch Seeräuberei trieben, waren in späterer Zeit wegen ihrer Treulosigkeit u. sklavischen Gesinnung verrufen. Von den wichtigeren Städten lagen an der Westküste, von Norden an gerechnet, Priene, Vaterstadt des Bias, Mius, Miletos, alle drei zu den 12 Städten des Jonischen Bundes gehörig, die letzte derselben bekannt als die Vaterstadt der Philosophen Thales u. Anaximandros u. der Logographen Kadmos u. Hekatäos, ferner Jasos od. Jassos (jetzt Asyn Kalessi), Bargylia od. Andanos, Karyanda, sowie die dorischen Städte Myndos (jetzt Mendes od. Mendesche), Halikarnassos (jetzt Budrun), die größte Stadt K.s, Geburtsort der Geschichtschreiber Herodotos u. Dionysios von H., Keramos, Knidos, Vaterstadt des Ktesias, des Eudoxos, Theopompos u. Agatharchides u. bekannt durch Konon's Seesieg über die Spartaner (394 v. Chr.); an der Südküste Kaunos, Vaterstadt des Malers Protogenes, am Kalbis, dem Ausflusse eines Landsees gelegen, sowie endlich Kalynda am Indos. Im Inneren lagen Magnesia (jetzt Inek Bazar?), Tralles u. Alabanda, Stratonikea (jetzt Eski Hissar), Mylasa od. Mylassa (jetzt Mellassa), Antiochīa, zum Unterschied von anderen gleichnamigen Städten A. am Mäandros genannt, u. das auch schon zu Phrygien gerechnete Aphrodisias (jetzt Geira).

Karikal, franz. Besitzung an der Küste Koromandel (Vorderindien), umfaßt ein Gebiet von 2,5 □M. mit 92,516 Bewohnern an der Mündung des Cauvery. Der gleichnamige Hauptort der Besitzung, an einem Mündungsarm dieses Flusses, hat ein Fort, in der Nähe Salinen u. 15,000 E. Die Stadt ist nur zur Regenzeit für kleine Küstenfahrer zugänglich, da die Flußmündung zur trockenen Jahreszeit ganz durch eine Barre gesperrt ist. Vertragsmäßig dürfen in K. nur so viel Bewaffnete stationirt werden, als zur Erhaltung öffentlicher Sicherheit nothwendig sind.

Karikatur (vom ital. caricare, franz. charger, überladen, übertreiben, allzu stark auftragen) heißt diejenige Darstellung od. Nachbildung eines Gegenstandes, in welcher dessen am meisten hervortretende charakteristische Eigenthümlichkeiten u. Merkmale in einer Weise übertrieben sind, daß sie zwar das Original deutlich erkennen lassen, aber durch diese Uebertreibung der Wirklichkeit, also durch diese Unwahrheit, eine komische, lächerliche Wirkung hervorbringen. Man hat deshalb die K. nicht mit Unrecht ein umgekehrtes Ideal genannt. Sie darf aber nicht eine bereits vorhandene körperliche Mißbildung od. Häßlichkeit karikiren, ebenso wenig sich blos an die übertriebene Darstellung der äußeren Erscheinung halten, sondern sie muß damit einen geistigen Inhalt, einen moralischen Zweck verbinden. Dieser geistige od. moralische Zweck pflegt entweder wesentlich politischen Inhalts zu sein u. darauf auszugehen, die vermeintlichen od. wirklichen Verkehrtheiten u. Schwächen der Leiter des Staates u. der politischen Parteien durch derartige Uebertreibungen lächerlich zu machen, od. er ist moralischen Inhalts u. geht darauf aus, sittliche Gebrechen einzelner Personen als solcher, od. als Vertreter allgemeiner Charaktere zu verspotten. K. gab es schon in der klassischen Kunst, z. B. in den Masken der Komödie, wie sie uns die Pompejanischen Wandgemälde zeigen, die auch die Thaten des Hercules karikiren; ebenso findet sie sich in der romanischen, noch mehr in der gothischen Zeit des Mittelalters, die nicht nur die heidnischen Götter karikirt, sondern auch die Nichtchristen (Juden u. Türken). Das spätere Mittelalter karikirte auch sehr häufig den Lebenswandel der Geistlichkeit, die Ungläubigen u. die Ketzer, sowol in gemalten Bildern als in Schnitzwerken, namentlich an den Chorstühlen. Unter den Werken bedeutender Künstler sind hier einzelne Bilder von Leonardo da Vinci, Michelangelo u. Annibale Carracci zu nennen. Ebenso bot das Zeitalter der Reformation u. nachher das Hofleben in Frankreich unter Ludwig XIV. u. XV. der K. einen überaus reichen Stoff dar. Noch mehr aber als Frankreich, dessen Hauptkünstler auf diesem Gebiete einst Callot u. neuerdings Grandville waren, hat sich England hierin hervorgethan, das in Hogarth, dem Begründer seiner Malerei, zugleich einen der bedeutendsten Meister dieses Faches hervorgebracht hat u. das Vaterland der karikirenden Witzblätter („Punch") geworden ist, die sich in Deutschland nam. durch die seit der Revolution des Jahres 1848 herrschenden politischen Richtungen u. religiösen Bewegungen eingebürgert haben (vgl. auch „Kladderadatsch"). Unter den außereuropäischen Nationen haben die K. am geistreichsten die Japaner behandelt.

Karisches Meer heißt der zwischen Nowaja-Semlja, der Waigatsch-Insel u. dem nordwestlichsten Sibirien gelegene Theil des nördlichen Eismeeres; nach W. führt aus demselben der die beiden Inseln Nowaja-Semlja's scheidende Kanal des Matotschkin Schar, nach SW. die Karische Straße zwischen Nowaja-Semlja u. der Waigatsch-Insel u. zwischen letzterer u. dem Festlande die Jugorische Straße, im S. bildet das K. M. die großen Busen der Karischen Bai u. der Obmündung. Bis in die letzten Jahre hat dieses fast rings von Land eingeschlossene Becken für den großen nordwestsibirischen „Eiskeller" gegolten, der die gewaltigen Treibeismassen, welche der Ob abwärts führe, zurückhalte. Da stellten norwegische Schiffer, bes. Johannesen, der das K. M. zuerst nach allen Richtungen durchkreuzte, 1869—70 fest, daß dasselbe in den Sommermonaten der Schiffahrt fast gar keine Hindernisse bereite u. daß sowol die warmen Gewässer des Ob wie die Sommerwärme des sibirischen Festlandes hinreichen, die Treibeismassen fast vollständig zu schmelzen.

Karl, genannt Martell, d. h. Hammer, fränkischer Majordomus, war als Sohn Pippin's von Heristal u. der Alpaide um 690 geb. Sein Vater hatte, einer merowingischen Sitte folgend, längere Zeit zwei rechtmäßige Frauen, Plektrudis u. Alpaide; nach dem Tode Pippin's wollte nun erstere, ein energisches u. ehrgeiziges Weib, die Herrschaft allein behalten u. setzte K., den einzigen noch lebenden Sohn ihres einstigen Gemahls, in Aachen gefangen. Dieser entkam aber, wußte sich als Nachfolger Pippin's in Austrasien Anerkennung zu verschaffen u. Plektrudis 715 bei Compiegne zu schlagen. Da heirathete seine Stiefmutter ihren erbittertsten Feind, den mächtigen Ragenfried, der sich selbst in Neustrien zum Majordomus aufgeschwungen hatte, u. verband sich mit dem Friesenfürsten Ratbod. Der vereinigten Heeresmacht unterlag K. zwar Anfangs, schlug aber Plektrudis 716 bei Stable, 717 bei Cambrai u. 719 bei Soissons u. brachte auch Ragenfried zur Unterwerfung. Im nächsten Jahre sah sich K. im wiedervereinten Frankenreiche mit Ausnahme Aquitaniens als Majordomus anerkannt; er war wirklicher Herrscher, während der Merowinger Theoderich IV. formell als König über ihm stand. Nach glücklichen Kriegen gegen Alemannen, Bayern u. Sachsen wandte sich K. gegen die Araber, welche von Spanien aus über die Pyrenäen nach

Aquitanien vorgedrungen waren, dessen Herzog Eudo 721 bei Toulouse geschlagen u. 732 Bordeaux mit Sturm genommen hatten. Das Reich u. das Christenthum der Franken stand auf dem Spiele, als Herzog Eudo bei K. Hülfe suchte. Zwischen Tours u. Poitiers kam es im Okt. 732 zur Entscheidungsschlacht, welche durch das überlegene Feldherrntalent K.'s gewonnen wurde; der arab. Heerführer Abderrahman fiel selbst u. die Araber zogen sich in regelloser Flucht über die Pyrenäen zurück. K. aber erhielt von diesem Tage bei Poitiers den Beinamen des „Hammers", u. Herzog Eudo von Aquitanien mußte seinen Retter als Oberherrn anerkennen. Kaum war jedoch das Land von den Sarazenen befreit, da erhoben sich die Neustrier, Friesen u. Sachsen gegen die Franken (733—34), freilich ohne gegen K. Erfolge zu erringen; darauf mußte sich der Hammer abermals gegen die Araber wenden, welche, von den Söhnen Eudo's herbeigerufen, einen großen Theil Burgunds u. der Dauphiné besetzt u. sich selbst des festen Lyons (735—36) bemächtigt hatten. Erst mit Hülfe des Langobardenkönigs Liutprand gelang es K. 739, den Arabern die wichtigen Städte zu entreißen, sie zur Räumung der Provence zu zwingen u. die rebellischen Großen Aquitaniens zu züchtigen. Seit dem Tode Theoderich's 737 regierte K., ohne einen König neben sich zu haben, freilich unter vielfachen Streitigkeiten mit dem hohen Klerus seines Reiches, welcher zum größten Theil auf der Seite der Plektrudis gestanden hatte. Einzelne von den Bischöfen, z. B. die von Rheims u. Orleans, wagten sogar K. den Zutritt in ihre Städte zu verweigern u. mit den Feinden des Reiches verrätherische Verbindungen anzuknüpfen. K. half sich in entschiedener u. durchschlagender Weise; er entsetzte die widerspenstigen Bischöfe ihrer Stellen, schickte sie in die Verbannung, ließ die verwaisten Bisthümer unbesetzt u. verlieh ihre bedeutenden Besitzungen u. Einkünfte zum Theil an ihm treu ergebene weltliche Große. Trotzdem unterstützte er lebhaft Bonifacius (s. d.) in seiner Missionsthätigkeit unter den Deutschen, obgleich er wußte, daß sich dieser zu unbedingtem Gehorsam dem Papst gegenüber verpflichtet hatte; wollte er doch, daß dieser eine Reform des verderbten fränkischen Klerus wirksam durchführte. K. starb 22. Okt. 741 zu Quiercy an der Oise, das Reich seinen beiden Söhnen Karlmann u. Pippin dem Kleinen hinterlassend.

Karl der Große, König der Franken seit 768, röm. Kaiser 800 bis 814, ward 2. April 742 wahrscheinlich in der Provinz Lüttich geb., als Enkel Karl Martell's u. Sohn Pippin's des Kleinen u. Bertha's, der Tochter des Grafen Charibert von Laon. Nach dem Tode seines Vaters (768) theilte er sich mit seinem jüngeren Bruder Karlmann (s. d.) in das fränkische Reich, unterdrückte kräftig einen vom Herzog Lupus von Aquitanien erregten Aufstand u. vereinigte das Reich wieder unter seiner Herrschaft (771), als Karlmann plötzlich starb u. nur zwei unmündige Söhne hinterließ. In demselben Jahre verheirathete sich K. mit der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, auf Wunsch seiner Mutter, welche diese Familienalliance für sehr wünschenswerth zur Kräftigung des Frankenreiches hielt; das für Frauenschönheit sehr empfängliche Gemüth K.'s faßte aber trotzdem bald eine tiefe Zuneigung zu der Tochter des Schwabenherzogs, Hildegardis, u. er verstieß nach wenigen Monaten seine langobardische Gattin, um jene zu seiner Gemahlin zu machen. Desiderius empfand diese Behandlung seiner Tochter als eine schwere Beschimpfung seines Hauses; er nahm bereitwillig die Wittwe Karlmann's mit ihren Kindern, welche vor K. nach Pavia geflohen waren, auf u. verlangte von Papst Hadrian I., daß dieser die beiden Knaben, als rechtmäßige Erben des fränkischen Reiches, zu Königen weihen sollte. Als derselbe sich weigerte, brach Desiderius an der Spitze eines gewaltigen Heeres zur Eroberung Roms auf u. besetzte den größten Theil des Kirchenstaates. Jetzt rief der Papst (773) K. um Hülfe an. Dieser erschien in Italien; eine starke Partei unter den langobardischen Großen, die sich von den Priestern hatten beeinflussen lassen, ging zu ihm über u. nach monatelanger Vertheidigung fielen (774), durch Hunger bezwungen, Verona u. Pavia, die beiden Hauptfestungen des Landes, u. mit letzterer auch Desiderius in die Hände des Frankenkönigs, der seinen Gegner als Mönch in das Kloster Corbie steckte u. sich in Pavia mit der eisernen Krone zum Könige der Langobarden krönen ließ. Obgleich er dieses Land mit dem Frankenreiche vereinigte, so ließ er ihm doch mit wenigen Abänderungen die Gesetze u. die Verfassung u. betrachtete seine Herrschaft nur als Fortsetzung derjenigen der einheimischen Könige. Wie K., dem ja schon als Patricius der Schutz des päpstlichen Stuhles oblag u. der Hadrian I. die Schenkungen Pippin's bestätigte, durch den Langobardenkrieg das fränkische Uebergewicht in Italien befestigt hatte, so fand er in den inneren Wirren Spaniens Gelegenheit, die Grenzen seines Reiches auch nach Westen zu erweitern. Jenseit der Pyrenäen hatte noch ein kleiner Rest der christlichen Bevölkerung sich gegen den Islam zu behaupten vermocht; zugleich hatte sich aber auch eine Anzahl arabischer Fürsten gegen den Khalifen von Cordova, Abderrahman, erhoben, u. eine Gesandtschaft nach Deutschland geschickt, um von K. Unterstützung zu erbitten. Der Frankenkönig überschritt im April 778 die Pyrenäen, nahm das Land bis zum Ebro (span. Mark) als Lehnsherr in Besitz, mußte aber wegen der Kriege mit den Sachsen bald wieder zurückkehren. Im Baskenlande erlitt sein Heer in den rauhen, unwegsamen Gebirgen im Thale von Roncesvalles jene denkwürdige Niederlage, die dem in Liedern vielbesungenen Helden Roland (s. d.) den Tod brachte.

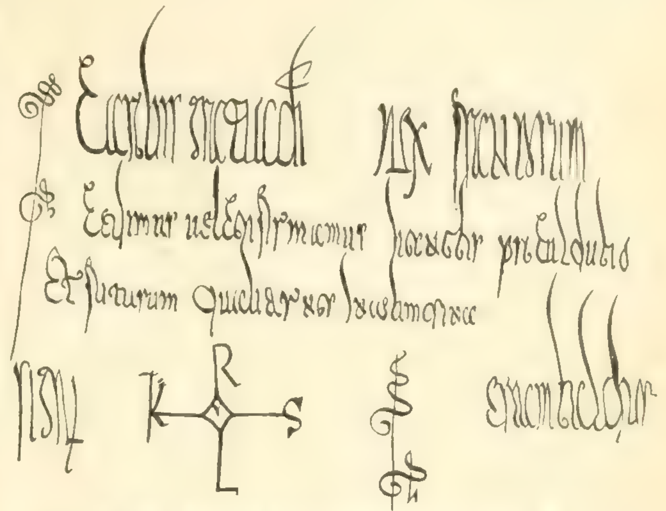


Nr. 3628. Karl der Große (geb. 2. April 742, gest. 28. Jan. 814). (Nach einem Originale im Vatikan.)

Den Erfolg der Expedition konnte der Sieg der Basken nicht beeinträchtigen; die span. Mark ward mit Aquitanien vereinigt u. dadurch dem Christenthum auf der Iberischen Halbinsel eine neue Stütze gewährt. Noch mehr als diese span. Kämpfe trugen die Sachsenkriege dazu bei, K. d. Gr. mit der Glorie des Glaubenshelden zu umgeben. Dieses Volk hatte fast jeden der Bürgerkriege im Frankenreiche zu räuberischen Einfällen benutzt u. mit Zähigkeit am Heidenthume wie an seinen demokratischen Instituten festgehalten; nur an der Grenze hatten die Bemühungen des heil. Bonifacius einigen Erfolg gehabt. Auf einer Reichsversammlung zu Worms wurde 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen, in demselben Jahre die Eresburg genommen, die Irmensäule zerstört u. das Sachsenvolk gezwungen, um Frieden zu bitten u. die Einführung des Christenthums zu gestatten. Die Abwesenheit K.'s während des Zuges gegen die Langobarden führte 773 zu einer neuen Erhebung; die Sachsen verjagten die Missionäre, bemächtigten sich wieder der Eresburg u. drangen verwüstend bis Fritzlar vor. Obgleich K.'s persönliches Einschreiten den Sieg sofort wieder an die fränkischen Fahnen heftete, so erkannte er doch, daß die Unterwerfung der Sachsen nur so lange dauern würde, als seine u. seines

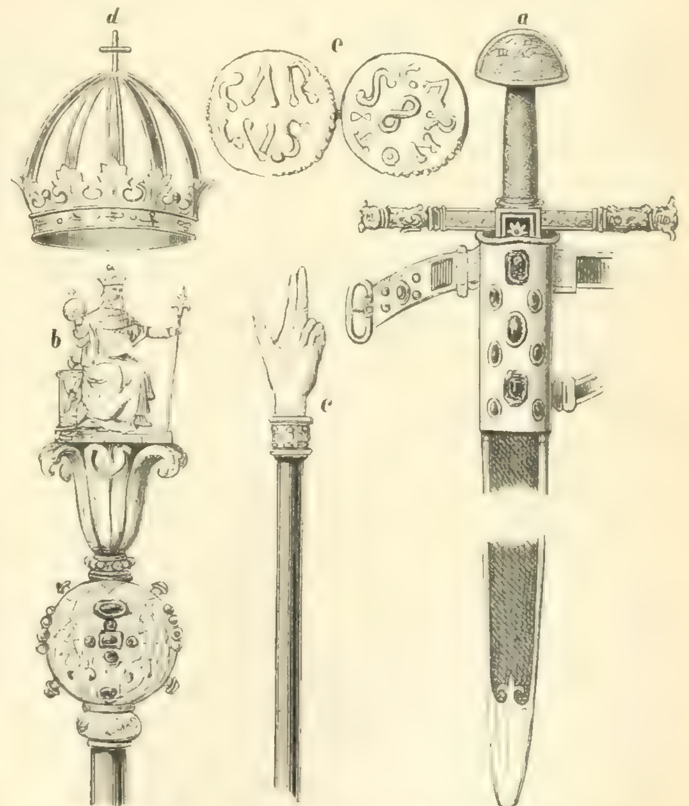
Heeres Anwesenheit in ihrem Lande; er versuchte deshalb auf dem Reichstage zu Paderborn (777) die Gemüther der vornehmsten Sachsen zu versöhnen, u. es gelang ihm auch, sie zum Gelöbniß des Gehorsams u. theilweise sogar zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Unter den zu Paderborn versammelten Großen fehlte aber der Sachsenherzog Wittekind, die Seele des Kampfes, der zu den Dänen geflohen war, aber in sein Land zurückkehrte u. den Aufstand aufs Neue organisirte, als K. über die Pyrenäen gezogen war. Schnell war dieser aber wieder im Sachsenlande u. unterwarf sich in zwei Feldzügen (778—80), die ihn selbst in das Gebiet der Nordalbinger führten, das Land bis zur Ocker, sicherte wenigstens für die nächsten Jahre den christlichen Missionären Ruhe u. führte auf einem Reichstage zu Lippspringe (782) unter den Sachsen die fränkische Heeres- u. Gerichtsverfassung ein. Theils diese Verletzung der sächsischen Freiheit, theils die gewaltsamen Bekehrungsversuche ließen aber den Kampf unter Wittekind's Leitung bald wieder auflodern, bis dessen Heer in der blutigen Schlacht am Süntelberge (782) fast vollständig aufgerieben u. er selbst abermals zur Flucht nach dem Dänenlande gezwungen wurde. An einem Tage ließ K. 4500 Sachsen zu Verden enthaupten, um durch Schrecken sich Gehorsam zu erzwingen. Die Folge dieser grausamen Maßregel war aber der allgemeine Volkskrieg, zu dem sich alle Stämme der Sachsen vereinigten. Die erste Schlacht bei Detmold blieb unentschieden, an der Haase aber siegten die Franken so vollständig, daß Wittekind selbst (785) sich unterwarf u. taufen ließ. In derselben Zeit wurden auch die Friesen zwischen Ems u. Weser unterworfen. Rücksichtslos führte nun K. im Sachsenlande fränkisches Recht u. Christenthum ein u. bürdete den Ueberwundenen zu Gunsten der Geistlichkeit die Last des Zehnten auf, der tief in die Eigenthumsverhältnisse des ganzen Volkes einschnitt. Die Unzufriedenheit über die Habgier des Klerus führte 792, als K. auf einem Kriegszuge nach der Donau begriffen war, zuerst zu einem Aufstande der Rustringer (im heutigen Oldenburg), dem sich bald auch die übrigen Stämme der Sachsen anschlossen. Noch weitere 10 Jahre dauerte der Kampf, dann entsagten die Sachsen (804) fernerem Widerstande, vorzugsweise erschöpft durch massenhaftes Wegschleppen der Ueberwundenen in entlegene Provinzen; gegen die Zusicherung des Gehorsams u. der Annahme des Christenthums hatten sie wenigstens das heimische Privatrecht u. die Freiheit von Tribut u. Abgaben mit Ausnahme des Zehnten erlangt. Von den durch K. unter den Sachsen begründeten Bisthümern Bremen, Verden, Münster, Paderborn, Osnabrück u. Minden ist noch in den letzten Jahren der Regierung K.'s das Christenthum fast über alle Theile des Landes verbreitet worden, allerdings in einer Form, die in vielen Stücken nur eine Verkleidung des ursprünglichen Heidenthums war. Die Grenzen des durch die Einverleibung des Sachsenlandes weit nach Osten ausgedehnten fränkischen Reiches sicherte K. durch erfolgreiche Kriege gegen die Slaven, in welchen er bereitwillige Bundesgenossen an den Obotriten fand; er unterwarf (789—805) die Sorben u. Wilzen u. entsandte auch mehrere gewaltige Heere nach Böhmen (805—6), ohne von den Tschechen aber die wirkliche Anerkennung karolingischer Oberherrlichkeit zu erzwingen. Nach S. erweiterte er sein Reich durch die Annexion Bayerns, dessen Herzog Thassilo, der Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius, 787 zwar Unterwerfung gelobte, aber schon 788 auf Betrieb seiner Gemahlin Liutberga verrätherische Verbindungen mit den heidnischen Avaren (s. d.) anknüpfte, um sich mit deren Hülfe von der fränkischen Herrschaft zu befreien. Die Bayern selbst erhoben auf dem Reichstage zu Ingelheim gegen ihren Herzog die Anklage auf Landesverrath; K. aber hob das über diesen verhängte Todesurtheil auf, ließ ihn zum Mönche scheren u. steckte ihn u. seine Familie in das Kloster. Bayern ward als Provinz dem Frankenreiche einverleibt. Gegen die Avaren erfocht K.'s Sohn Pippin 791 u. K. selbst entscheidende Siege in Pannonien; jener drang 796 bis an die Theiß vor, u. die Errichtung der Ostmark (s. „Oesterreich, Geschichte") schützte nun auch im SO. das Reich gegen die Einfälle dieses räuberischen Reitervolkes. Von einem Heere, welches die in Friaul eingefallenen Avaren besiegte, wurde Istrien 788 dem griech. Kaiserreiche entrissen, Dalmatien in mehreren Feldzügen (797—99) unterworfen, der südl. Theil dieses Landes aber nebst den meisten Inseln an den Hof von Konstantinopel (812) wieder

abgetreten, als dieser zu einem Seekriege energische Vorbereitungen traf. Durch den langobardischen Krieg zum mächtigsten Fürsten Italiens geworden, trachtete K. nach der Erneuerung des röm. Kaiserthums, für welches ihm sein röm. Patriziat eine Vorstufe zu sein schien.



Nr. 3629. Handschrift Karl's des Großen aus dem Jahre 783.
„Carolus gratia Dei rex Francorum . . . Cedimus vel confirmamus hoc nobis proveni dubio . . . et futurum qualiter nos in elemosina . . . Signum Karolus — Ercambaldus".

Papst Hadrian I. widerstrebte aus eigenen Souveränetätsgelüsten diesem Plane; willfähriger war dessen Nachfolger Leo III. (seit 795), welcher K. selbst Treue u. Gehorsam gelobte u. in öffentlichen Akten nach des Königs Regierungsjahren zählte; mußte er doch nach einem Aufstande in Rom bei diesem selbst Zuflucht suchen.



Nr. 3630. a Schwert, b Scepter, c Gerichtsstab, d Krone Karl's des Großen, e Münzen aus der Zeit Karl's des Großen.

Am 25. Dez. 800 ward K. von dem nach Rom zurückgeführten Papste in der Peterskirche feierlichst zum röm. Kaiser gesalbt u. gekrönt u. hiermit jene Verbindung zwischen Rom u. Deutschland angeknüpft, welche

auf die ganze mittelalterliche Geschichte unseres Vaterlandes so bestimmend eingewirkt hat. Nachdem K. in einem glücklichen Kriege gegen die jütischen Könige Göttrik u. Hemming, welche die ihm verbündeten Obotriten (809—811) bedrängten, die Grenzen seines Reiches auch nach Norden beträchtlich erweitert hatte, sodaß sie jetzt von der Eider bis zum Tiber, von der Raab bis zum Ebro reichten, starb er 28. Jan. 814 zu Aachen u. wurde im dortigen Dome begraben. Schon 806 hatte er diese Länder unter seine Söhne vertheilt, von diesen starb aber Pippin 810 u. Karl, der älteste, 811, so daß das Reich ungetheilt dem am mindesten begabten, Ludwig von Aquitanien, dem späteren Ludwig d. Frommen anheimfiel, welcher noch 813 zum Könige in Aachen gekrönt wurde. K. war eine imponirende Erscheinung; sein Körper entsprach seinem gewaltigen Geiste. Er maß 7 volle Fuß u. blieb trotz aller Anstrengungen bis zum Ende des Lebens von jeder Krankheit verschont. Seine stolz gewölbte Stirn, unter welcher große, feurige Augen erglänzten, war von wallenden Locken umrahmt, seine Nase gebogen u. stark, der kurze Nacken gebückt, die Brust hochgewölbt u. breit u. der Unterleib etwas vorragend, seine Stimme fein, aber klangvoll, u. seine Sprache schnell u. voll Würde. Seine Kleidung, welche aus einheimischen, zum Theil von den Frauen des Hofes selbst gefertigten Stoffen bestand, unterschied sich wenig von der eines gewöhnlichen Franken, kostbare Gewänder verachtete er. Seine Lieblingsspeise war am Spieß gebratenes Wildpret; Getränken sprach er überaus mäßig zu; Jagden, Fechtübungen u. Bäder waren seine gewöhnlichen Erholungen. Die zahlreichen Kinder von seinen verschiedenen Frauen u. Konkubinen ließ K. in gleicher Weise auf das Sorgfältigste von dem gelehrten Alcuin (s. d.) unterrichten, ohne aber hindern zu können, daß die meisten seiner Töchter sich einem nichts weniger als sittsamen Lebenswandel ergaben. Die Größe K.'s liegt nicht allein in seiner Feldherrntüchtigkeit u. seinem großen politischen Scharfsinn, sondern weit mehr noch in der inneren Verwaltung jenes ungeheuren Reiches, das er aus den verschiedensten Ländermassen zu einem einheitlichen Staate zu gestalten vermochte. Er war es, der die zersplitterten deutschen Stämme zu einem nationalen Staatswesen vereinigte, der die staatliche Gewalt über die Kirche setzte, das Recht der Bischofswahl nicht aus seiner Hand gab u. das Vermögen der Kirche wie Staatseigenthum verwaltete. Die Größe des Frankenreiches u. die Beseitigung der alten deutschen Stammesherzöge bedingte zugleich auch bedeutsame Reformen in dem Beamtenstande. Zur Kontrole der Verwaltung erneuerte K. das alte Institut der Sendboten (Missi), welche über den Gaugrafen standen u. selbst die Geistlichkeit zu beaufsichtigen hatten. Viermal im Jahre wurden Provinzialversammlungen gehalten, im Frühjahr u. Herbst Reichstage, auf denen die Gesetze festgestellt wurden. Die Grenzvertheidigung erhielt eine bestimmte Ordnung unter den Markgrafen u. in einem reformirten Heerwesen. Nicht blos ein Mehrer des Reiches war K. d. Gr., sondern auch ein Bildner seines Volkes, ein Pfleger der geistigen u. materiellen Güter desselben. Architektur u. Dichtkunst, Schulwesen u. Handel nahmen unter seiner Regierung einen ungeahnten Aufschwung, die Abteien wurden Mittelpunkte eines durch die Berührung mit der ital. Kultur neuerwachten Geisteslebens, an dem K. persönlich selbst den regsten Antheil nahm, u. die Wiedererweckung antiker Wissenschaft verlieh der Regierung K.'s einen um so helleren Glanz, als demselben ein siebenhundertjähriges Dunkel folgte. (Vgl. Bd. III, S. 905, „Deutsche Kultur; die Zeit K.'s d. Gr." Abb. Bd. III, S. 873 Nr. 2291.)

Karl IV., Deutscher Kaiser, 1346—78, aus dem Hause Luxemburg, ward als Sohn König Johann's von Böhmen (s. d.) u. dessen Gemahlin Elisabeth, der Tochter König Wenzel's II., 14. Mai 1316 zu Prag geb. u. schon 1322 an den nahe verwandten franz. Königshof gebracht, wo der geistig geweckte Knabe unter der Leitung des späteren Papstes Clemens VI. eine gelehrte Erziehung genoß, sich bes. für damalige Zeiten ungewöhnliche Sprachkenntnisse aneignete u. kaum 7 Jahre alt mit der franz. Königstochter Blanca verlobt wurde. Als sein Vater 1331 Italien verließ, blieb K. dort, mit der Verwaltung der neugewonnenen Gebiete betraut; in der Schlacht bei S. Felice (1332) schlug er das Heer der nationalen Liga u. verdiente sich durch seine persönliche Tapferkeit die Rittersporen. Im folgenden Jahre ward er zum Markgrafen von Mähren ernannt, in welcher Stellung er durch Energie u. glückliche Finanzverwaltung die verkommene Provinz bald zu Ordnung u. Wohlstand brachte u. sich mit Erfolg an den Kriegen seines Vaters betheiligte. Schon bei Lebzeiten Ludwig's IV. betrieb Papst Clemens VI., der jenen als hartnäckigen Ketzer mehrmals gebannt hatte, die Wahl K.'s zum Gegenkaiser, welche auch 11. Juli 1346 zu Rense durch 5 Kurfürsten erfolgte; zuvor hatte sich K. aber zu den schmachvollsten Zugeständnissen an den Papst verpflichten müssen, u. a. dazu, Letzterem alle zwischen dem deutschen u. dem franz. Reiche bisher bestandenen u. künftig entstehenden Streitigkeiten zur Entscheidung zu überlassen. Diese Willfährigkeit gegen den Papst brachte K. nicht allein bei der antirömischen Partei in Deutschland den Beinamen des „Pfaffenkönigs" ein, sondern beschränkte das Kaiserthum K.'s, so lange Ludwig IV. lebte, nur auf den Titel. Während er in Frankreich für seinen Vater kämpfte u. hierbei in der Schlacht bei Crecy auch schwer verwundet wurde, erklärte (1346) der nach Speyer berufene Städtetag einstimmig die Ungiltigkeit seiner Wahl u. in den Rheingegenden bildeten sich förmliche Bündnisse gegen ihn. Nach dem Tode Ludwig's ward von der Wittelsbacher Partei der engl. König Eduard III. u. als dieser, durch Versprechungen K.'s bewogen, ablehnte, der Markgraf Friedrich II., der Ernsthafte, von Meißen als Gegenkaiser gewählt; aber auch Letzterer ward durch Geld gewonnen, bis endlich Günther von Schwarzburg (1349) den Kampf gegen K. aufzunehmen Willens war. Um die Partei der Wittelsbacher zu schwächen, unterstützte nun K. (1348) den falschen Markgrafen Waldemar von Brandenburg (s. „Brandenb., Geschichte", Bd. II, Sp. 1303) im Kampfe gegen Kaiser Ludwig's Sohn, den Markgrafen Ludwig, wofür die Niederlausitz an die Krone Böhmen abgetreten wurde, u. brachte auch einen großen Theil der Reichsstädte u. selbst Kurpfalz auf seine Seite, indem er sich mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf II., vermählte. Ehe es zum Kampfe mit Günther gekommen war, entsagte dieser (1349) gegen eine Geldentschädigung seinen Ansprüchen auf die Krone zu Gunsten K.'s u. starb wenige Wochen später. K., der durch kluge Politik die schwankenden Reichsfürsten gewonnen hatte, wurde nun einstimmig zum deutschen König erwählt u. in Aachen gekrönt; charakteristisch für seine Regierungspläne war es, daß er, entgegen seinem ausdrücklichen Versprechen, die Reichsinsignien nach Böhmen bringen ließ. Da sich Markgraf Ludwig gegen Waldemar behauptete, ließ K. jetzt auch diesen fallen (1350) u. verzichtete wieder auf die Niederlausitz; doch war er nach anderen Seiten hin auf Erweiterung seiner Hausmacht bedacht; das Erbfolgerecht in der Pfalz war ihm bei seiner Verheirathung mit Anna zugesichert worden; nach deren Tode erhielt er mit der Hand der Tochter des Herzogs Heinrich von Jauer auch das Heimfallsrecht der Fürstenthümer Schweidnitz u. Jauer. Auf seinem ersten Römerzuge (1354) bestätigte K. dem Fürst-Erzbischof von Mailand, Johann Visconti, seine Eroberungen u. wurde in Mailand zum Könige von Italien u. in Rom zum röm. Kaiser gekrönt. Bereichert durch große Summen, welche er sich hatte von den verschiedenen Parteien für seine Gunst zahlen lassen, kehrte K. darauf sofort nach Deutschland zurück, nicht ohne in Pisa einen bewaffneten Ueberfall der gegen ihn erbitterten Italiener abwehren zu müssen. Auf den Reichstagen zu Nürnberg u. Metz (1356) wurde die sog. „Goldene Bulle" (s. d.) verfaßt, das Staatsgrundgesetz des Deutschen Reiches, welches bis zur Auflösung desselben in Kraft geblieben ist; durch diese Urkunde wurden nicht blos wohlthätige Bestimmungen über den Landfrieden, Zoll- u. Münzwesen u. bes. die Wahl des Reichsoberhauptes getroffen, sondern auch die Einmischung des Papstes in die Wahlangelegenheiten abgeschnitten; trotzdem fügte sich K., als der Papst sich entschieden gegen diese Beschränkung seines Einflusses erklärte, u. suchte ihn dadurch zufrieden zu stellen, daß er der Geistlichkeit die Unabhängigkeit von der weltlichen Macht bestätigte. Das Bestreben K.'s, durch die Goldene Bulle die inneren Verhältnisse des Deutschen Reiches zu befestigen, hatte nur einen geringen Erfolg, da es ihm selbst an Kraft fehlte, den Landfrieden energisch aufrecht zu erhalten. Zwar besiegte ein Reichsheer (1360) den fehdelustigen Herzog Eberhard den Greiner (Rauschebart) von Württemberg, doch duldete K. die Vereinigungen der schwäbischen Ritterschaft zu Bündnissen, welche gegen die Städte gerichtet waren, u.

ließ auch die Hansa in ihrem Kampfe gegen Dänemark ohne Unterstützung. Das Streben, seine eigene Hausmacht zu vermehren, war der Grund seines schlaffen Reichsregimentes. Die Erwerbung Tirols (s. d.) scheiterte zwar an der Politik der Margaretha Maultasch u. dem Willen der Stände, doch war K. in Brandenburg glücklicher, indem er den Streit der beiden Markgrafen Ludwig u. Otto mit ihrem Bruder Stephan benutzte, um die ganze Lausitz an sein Haus zu bringen u. mit jenen Markgrafen (1363) eine Erbverbrüderung abzuschließen. Nachdem K. Schlesien schon 1368 durch Kauf erworben hatte, erfolgte 1373 die Vereinigung Brandenburgs mit Böhmen. Bedrängt durch die Mietblingshorden Bernabo's u. Galeazzo's Visconti, schloß Papst Urban V. 1365 mit dem nach Avignon gekommenen Kaiser ein Bündniß, in welchem jener sich zur Uebersiedelung nach Rom verpflichtete; als dies 1367 erfolgt war, zog K. abermals über die Alpen, um Italien von jenen Freibeuterhorden zu befreien; er schloß aber nach einem schmählich geführten Kriege mit Mailand Frieden, dem auch der Papst beitrat, belegte zwar Bernabo Visconti (1370) mit der Reichsacht, weil dieser wieder den Kampf gegen den Papst wegen Bologna aufnahm, unterstützte den Letzteren aber so wenig, daß Urban V. nach Avignon zurückkehren mußte; erst 1377 ward die päpstliche Residenz wieder nach Rom verlegt. Trotz der entgegenstehenden Bestimmungen der Goldenen Bulle erkaufte sich doch K. durch die Zusage eines bedeutenden Geschenkes die Einwilligung des Papstes zur Wahl seines Sohnes Wenzel, als seines Nachfolgers. Derselbe ward auch 1376 zu Aachen zum röm. Könige gekrönt, nachdem die Kurfürsten durch ungeheuere Summen u. weitgehende Versprechungen gewonnen worden waren. Die Reichsstädte fürchteten aber nicht ohne Grund, daß sie die Schulden des Kaisers mit ihren Freiheiten würden bezahlen müssen; die oberschwäbischen Städte schlossen deshalb 1376 ein gegenseitiges Schutz- u. Trutzbündniß zur Wahrung ihrer Rechte u. ergriffen die Waffen, als K. die Auflösung dieses Bundes forderte. Durch den glänzenden Sieg bei Reutlingen (1377) erzwangen sie sich in dem bald darauf abgeschlossenen Frieden das Recht, jede Beeinträchtigung ihrer Freiheiten durch Waffengewalt zurückweisen zu dürfen. Während die Reichsangelegenheiten unter der schwankenden Politik, welche K. den Landesfürsten wie dem Papste gegenüber befolgte, litten, entwickelte sich die materielle u. geistige Kultur Böhmens unter diesem Fürsten in erfreulichster Weise, die Städte blühten empor u. gewannen an Freiheiten u. Wohlstand, bes. Prag, dessen Ruf durch die 1348 dort begründete erste deutsche Universität u. durch die Errichtung eines Erzbisthums bedeutend stieg. Handel, Gewerbe u. Bergbau wurden durch die Begünstigung des Deutschthums, die Regulirung der Moldau u. eine Menge freisinniger Verordnungen gefördert. Von K.'s Sinn für die Baukunst legen die unter seiner Regierung aufgeführten Moldaubrücken in Prag, die Burg Karlstein (s. d.) u. der Hradschin ebenso rühmliches Zeugniß ab, wie seine Beziehungen zu Petrarca sein reges literarisches Interesse beweisen. Trotz dieser hervorragenden Eigenschaften fehlte K. Festigkeit des Willens, Wahrheit der Gesinnung u. jeder große Gedanke in der Reichspolitik. Nach seinem Tode, der zu Prag 29. Nov. 1378 erfolgte, fielen Böhmen, Schlesien u. die Kaiserkrone an seinen ältesten Sohn Wenzel (s. d.), Brandenburg an Sigismund u. die Lausitz an Johann. (Abb. s. Bd. III, Sp. 886 Nr. 2320.)

Karl V., Deutscher Kaiser (1519—56), König von Spanien (Karl I., 1516—55), ward 24. Febr. 1500 zu Gent als Enkel Kaiser Maximilian's I. u. Sohn Philipp's des Schönen, Erzherzogs von Oesterreich u. Johanna's (s. d.), der Tochter Ferdinand's des Katholischen u. Isabella's von Spanien, geboren. Die erste Erziehung des schwächlichen Kindes lag in den Händen seiner Tante, der Erzherzogin Margaretha, welche einen um so größeren Einfluß auf K. gewann, als bei seiner Mutter schon 1503 Zeichen des kommenden Wahnsinns zu Tage traten u. sein Vater 1506 plötzlich verstarb; unter ihrer Regentschaft wurde denn auch K. in letzterem Jahre dem Namen nach Souverän der Niederlande. Seine wissenschaftliche Ausbildung leitete der gelehrte Professor zu Löwen, Adrian von Utrecht, ein Geistlicher von zelotischer Strenge, der schon in dem jugendlichen Gemüthe jenen Eifer für den Katholizismus zu erwecken verstand, welcher sein Leben u. seine Regierung bestimmen sollte. Durch den Tod Ferdinand's fiel K. 1516 die span. Krone zu; aufgewachsen in den Niederlanden u. an seinem Hofe von den bedeutendsten Staatsmännern dieses Landes umgeben, gestattete er diesen auch in Spanien, wohin er sich 1517 begab, einen Einfluß, welcher dort das nationale Bewußtsein vielfach verletzen mußte. Diese Mißstimmung gegen das Regiment der Ausländer wurde noch vermehrt durch eine überaus willkürliche Verleihung von Aemtern, Würden u. Einkünften, durch Mißachtung der span. Verfassung u. drückende Steuern. Als Regent ward der zum Kardinal erhobene Adrian in Spanien zurückgelassen, als K. im Mai 1520 nach Deutschland abreiste, um hier die Herrschaft seines Großvaters anzutreten. Der Tod Kaiser Maximilian's (1519) hatte ein großartiges Intriguenspiel veranlaßt; die Habsburgische Partei rang mit der franz. um die höchste Gewalt im Deutschen Reiche; der König von Frankreich, Franz I., stand gegen den Spanier Karl I. Jener hatte kein Geld gespart, für sich die Stimmen der deutschen Fürsten bei der Kaiserwahl zu gewinnen, u. nach dem schimpflichsten Feilschen von beiden Seiten den größten Theil der westdeutschen Fürsten auf seine Seite gebracht; selbst der Kurfürst von Brandenburg zeigte sich, da ihm Hoffnung auf die Statthalterschaft im Reiche gemacht worden war, bereit, für die Wahl des franz. Königs einzutreten; nur der Kurfürst von Sachsen blieb unzugänglich, er wies alle Versprechungen u. Geschenke von sich. Die Gesandten K.'s waren unterdeß ebenfalls nicht unthätig geblieben, u. endlich trug die span. Diplomatie über die franz., unterstützt durch reichere Geldmittel, den Sieg davon; K., den Maximilian zu seinem Nachfolger bestimmt hatte u. von dem das deutsche Volk eine kirchliche u. politische Reformation erhoffte, wurde 28. Juni 1519 einstimmig von den deutschen Kurfürsten zum Deutschen König erwählt u. 22. Okt. 1520 zu Aachen gekrönt; der Papst ertheilte ihm den Titel eines Röm. Kaisers. Gegenüber der revolutionären Bewegung, welche auf kirchlichem, sozialem u. politischem Gebiete zu gewaltsamem Ausbruch zu kommen drohte, suchte jetzt K. Zeit zu gewinnen; trat doch selbst sein Beichtvater Glapion durch Mittelspersonen in Verbindung mit Luther, Sickingen u. Hutten, um dieser Bewegung die gegen die Kirche gerichtete Spitze abzubrechen. Als dieser Versuch resultatlos blieb, erfolgte auf dem Reichstage zu Worms (1521) die Achterklärung gegen den schon mit dem Banne belegten Augustinermönch von Wittenberg. Dann kehrte K., nachdem er die Regierung der österr. Lande, zu denen bald Ungarn u. Böhmen hinzukamen, seinem Bruder Ferdinand übergeben hatte, 1522 über die Niederlande u. England nach Spanien zurück. Hier hatte die Unzufriedenheit mit den Regierungsmaßregeln zum Aufstande geführt, der in Toledo begann, sich bald über das ganze Castilien verbreitete u. bes. von den Städten unterhalten wurde. Mit Hülfe des Adels wurden die Communeros in der Schlacht bei Villalar fast vollständig aufgerieben u. der Absolutismus der Krone durch Vernichtung der letzten ständischen Rechte der Städte vollendet. Nach diesem Siege in dem span. Bürgerkriege wurden K.'s eiserner Willenskraft noch bei weitem schwierigere Aufgaben gestellt. Die Türken waren unter Soliman in Ungarn eingefallen u. hatten Belgrad genommen, u. der Gegensatz zwischen Habsburg u. Frankreich sollte jetzt auf den Gefilden Oberitaliens ausgekämpft werden. Franz I. hatte die aufständischen Kommunen in Castilien unterstützt u. Navarra u. die Niederlande angegriffen; zugleich bedrohte er Neapel u. suchte in Oberitalien das Uebergewicht gegen die habsburgische Politik zu behaupten, nachdem ihm Mailand durch die Schlacht bei Marignano (1515) in die Hände gefallen war. K. betrachtete sich als Erbnachfolger K.'s des Kühnen (s. d.) u. schloß ein Bündniß mit dem Papste Leo X., welchem er Hoffnung auf den Besitz von Parma u. Piacenza machte u. zu dessen Gunsten er auf dem Reichstage zu Worms kräftig gegen die Reformation in Deutschland aufgetreten war. Vergeblich war der Friedenskongreß zu Calais (1521); er verhinderte nicht den Krieg, brachte aber Heinrich VIII. von England auf die Seite des Kaisers. Der Kampf begann 1521 an den franz.-niederl. Grenzen, verlief aber dort, ohne daß sich eine Partei namhafter Erfolge rühmen konnte. Glücklicher waren in Italien die päpstlich-kaiserlichen Truppen, deren Oberbefehl Prospero Colonna anvertraut war u. mit denen sich zahlreiche Mannschaften aus der Schweiz vereinigten. Die Franzosen mußten Parma u. Piacenza räumen u. 19. Nov. rückte das Heer K.'s

nach kurzer Belagerung in die festlich erleuchteten Straßen Mailands ein, welches 22. April 1522 seinen Herzog Franz Sforza wieder empfangen konnte. Frische deutsche Truppen, die der Feldhauptmann Georg Frundsberg nach der Lombardei führte, räumten durch den definitiven Sieg von Bicocca nun das ganze mailänd. Gebiet von den Franzosen u. zwangen sie, auch Genua aufzugeben. Diese alten Reichskammerländer waren dem Reiche wieder gewonnen; jetzt dachte K. auch daran, die seinem Hause entfremdeten Besitzungen in Südfrankreich wieder zu erobern; erklärte doch auch Heinrich VIII. 1522 an Frankreich den Krieg u. trat K. von Bourbon auf die Seite des Kaisers. Der Angriff auf Frankreich, den Letzterer 1524 leitete, scheiterte aber an dem festen Marseille, u. die Franzosen folgten dem abziehenden kaiserlichen Heere über die Alpen, um jenseits derselben Pavia zu belagern. Unter den Mauern dieser Festung kam es 24. Febr. 1525 zur Schlacht, in welcher das franz. Heer vernichtet u. sein König gefangen wurde. K. ließ seinen Gegner nach Madrid bringen u. erst nach der Unterzeichnung des Madrider Vertrages 14. Jan. 1526 wieder in Freiheit setzen. Franz I. versprach, die Rechte des Kaisers auf Burgund u. das südl. Frankreich anzuerkennen u. auf die mailänd. u. neapolitan. Ansprüche, auf Flandern u. Artois zu verzichten. Unterdessen waren auch die revolutionären Regungen des Adels (s. „Sickingen" u. „Hutten") u. des Bauernstandes (s. „Bauernkrieg") unterdrückt worden; K.'s Wille schien das Schicksal Europa's bestimmen zu können. Da trat Papst Clemens VII. (s. d.), welcher sich durch den Kaiser in seinen Hoffnungen auf Gebietserwerb getäuscht sah, in der Ligue zu Cognac (22 Mai 1526) auf die Seite Franz' I., indem er offen dessen Bruch der beschworenen Verträge billigte. Heinrich VIII. ermunterte seinen ehemaligen Gegner in seinen Rüstungen gegen den übermächtigen Habsburger u. Mailand empörte sich gegen den Kaiser; dazu kam bald eine Meuterei der span. u. deutschen Söldnerscharen in Oberitalien, denen die Löhnung nicht hatte gezahlt werden können. Die Schätze Roms sollten die Truppen befriedigen. K. von Bourbon führte das Heer gegen die Ewige Stadt, welche 6. Mai 1527 erobert ward; einer der Ersten auf der Sturmleiter, wurde er von einer Kugel durchbohrt. Clemens VII. blieb Gefangener, bis er sich zu einem demüthigenden Frieden verstand, er ergriff aber die erste Gelegenheit zur Flucht. Unterdessen hatten die Franzosen einen großen Theil von Oberitalien besetzt u. waren selbst in Neapel eingerückt. Als aber der Doge Andreas Doria (s. d.) von ihnen abgefallen u. die Pest ihr Heer geschwächt hatte, kam unter der Vermittelung von Franz' Mutter u. K.'s Tante der sog. Damenfriede von Cambray (1529) zu Stande, in welchem Frankreich den Ansprüchen auf Mailand entsagte, aber im Besitz von Burgund blieb. Mit dem Papst schloß K. 1530 zu Bologna Frieden u. empfing aus seiner Hand die lombard. u. röm. Krone. K. zog nun über die Alpen nach Deutschland, dem er 8 Jahre fern geblieben war; hier wollte er den Kirchenstreit beilegen, welcher durch die Protestation der evang. Stände auf dem Reichstage zu Speyer (1529) einen eminent politischen Charakter angenommen hatte; er brauchte zugleich die Gelder des Reiches zur Fortführung des Krieges gegen die Türken, welche 1529 durch Ungarn bis Wien vorgedrungen waren. Da auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) (s. „Reformation") eine Vereinigung der beiden kirchlichen Parteien unmöglich war u. im Reichstagsabschiede den Protestanten die weitere Verbreitung ihrer Lehre untersagt, ja die Acht angedroht wurde, so weigerten die evangel. Stände die Türkensteuer u. schlossen sich zu Schmalkalden zu einem politischen Bunde zusammen, indem sie gleichzeitig mit Frankreich u. England in Beziehung traten. Um der Türkengefahr zu begegnen, sah sich K. 1532 genöthigt, mit den Protestanten den Nürnberger Religionsfrieden abzuschließen, in welchem beide Theile versprachen, bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Konzil, das K. eifrig anstrebte, sich jeder Feindseligkeit zu enthalten. Kurze Zeit vorher hatte der Kaiser eine neue Strafprozeßordnung („Carolina") erscheinen lassen. Jetzt zeigten sich auch die Protestanten für die Unterstützung des Reiches gegen die Türken geneigt, vor allen die süddeutschen Städte, unter denen Nürnberg u. Ulm allen anderen vorangingen. Gegen 80,000 Mann sammelten sich auf dem Tulner Felde bei Wien, während die genuesische Flotte das türk. Geschwader aus dem Jonischen Meere verjagte. Soliman II., welcher schon bei Günz einen heldenmüthigen Widerstand gefunden hatte, gab seine Eroberungspläne auf u. trat den Rückzug an, ohne eine entscheidende Schlacht abzuwarten. Einen glänzenden Zug gegen die Mohammedaner unternahm K. 1535. Der Korsarenhäuptling Chaireddin, genannt Barbarossa, hatte von Algier aus schon seit mehreren Jahren das Mittelländische Meer unsicher gemacht, die Küsten Italiens verwüstet u. endlich sich auch in Tunis festgesetzt; jetzt landete K. mit einem aus Deutschen u. Spaniern zusammengesetzten Heere bei Tunis, nahm die Stadt ein u. befreite Tausende von Christensklaven, welche dort gefangen gehalten wurden. Die Kämpfe gegen die Osmanen fortzusetzen verhinderte aber wieder die drohende Haltung Frankreichs. Franz I. hatte auch wieder seine Hände im Spiel gehabt, indem er nach der Auflösung des Schwäb. Bundes (1533) die deutschen Fürsten, bes. Philipp von Hessen, bei der Wiedereinsetzung Ulrich's von Württemberg in sein Herzogthum unterstützte; außerdem erneuerte er im Bunde mit Soliman II. im Namen seiner Kinder die alten ital. Ansprüche, als Franz Sforza von Mailand gestorben war. Während die Türken wieder in Ungarn einfielen, nahm Franz I. in einem schnellen Feldzuge 1536 Besitz von den Gebieten des mit dem Kaiser verbündeten Herzogs von Savoyen u. Piemont. K. vergalt dies durch eine erneute Besetzung der Provence; die Verwüstung des Landes u. der Widerstand Marseille's vereitelten aber diesen Feldzug, der endlich infolge der Vermittelung des Papstes Paul III. durch den 10jähr. Waffenstillstand von Nizza 1538 abgeschlossen wurde. Eine persönliche Zusammenkunft des Kaisers mit dem ritterlichen König von Frankreich an der Rhonemündung u. ein Aufenthalt K.'s in Paris schienen die endgiltige Beilegung des langen Streites zwischen beiden Reichen besiegeln zu sollen; doch brach der Krieg bald von Neuem aus. Der verunglückte Zug des Kaisers gegen das Korsarennest Algier (1541), bei welchem K. mit bewundernswürdiger Ausdauer alle Mühsale seines Heeres theilte, die Unzufriedenheit in den Niederlanden, welche 1539 sich in einem Aufstande zu Gent äußerte, u. das Bündniß Frankreichs mit dem Sultan u. dem Herzog von Kleve ließen Franz I. 1542 das Schlachtenglück aufs Neue versuchen. K., dem England zur Seite stand, drang aber mit seinem deutschen Heere entschlossen in die Champagne ein; als er nur noch 2 Tagemärsche von Paris entfernt war, bot Franz I. die Hand zum Frieden, der 1544 zu Crespy abgeschlossen wurde, unter der Bedingung des Verzichtes auf alle Eroberungen. Nach W. u. S. frei, konnte K. jetzt seine ganze Macht den deutschen Verhältnissen zuwenden; hier hatte die Reformation immer weitere Fortschritte gemacht, alle Vereinigungsversuche waren gescheitert; das allgemeine Konzil zu Trient wurde von den protestantischen Fürsten als ein unfreies verworfen u. eine Kirchenversammlung deutscher Nation gefordert. K. glaubte die Zwietracht u. Lauheit, die im Schmalkald. Bunde herrschte, zu einem entscheidenden Kampfe ausnützen zu müssen. Im Bunde mit dem Papste, dem röm. Könige Ferdinand u. dem Herzog Moritz von Sachsen (s. d.) sprach er über die Häupter des Bundes, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen (s. d.) u. den Landgrafen Philipp von Hessen (s. d.), die Acht aus, unterwarf ohne Schwertstreich Süddeutschland u. schlug das protestantische Heer bei Mühlberg (24. April 1547), wo zugleich Johann Friedrich in Gefangenschaft kam; bald folgte ihm in dieselbe auch Philipp von Hessen. K. faßte nun den Entschluß, die deutsche Kirche selbst nach seinem Sinne zu reformiren, u. erließ auf dem Augsburger Reichstage das sog. „Interim" (s. d.), nach welchem sich die Protestanten u. Katholiken bis zum Ausgang des Konzils zu richten hätten. Da dieses Ansinnen aber von vielen Städten zurückgewiesen wurde, so übertrug K. Moritz, dem die Kurwürde von Sachsen zuerkannt worden war, die Vollstreckung der Reichsacht gegen das vor allen widerspenstige Magdeburg. Da verband sich Moritz von Sachsen aber, der sich seit längerer Zeit schon vergebens für die Freilassung seines Schwiegervaters Philipp von Hessen verwendet hatte, mit den Feinden des Kaisers, bes. mit Heinrich II. von Frankreich, u. sicherte diesem den Besitz der Städte Metz, Toul, Verdun u. Cambray zu, allerdings mit Vorbehalt der Rechte des Reiches. K. befand sich ohne Truppen in Innsbruck, um hier dem Konzile zu Trient nahe zu sein. Moritz rückte 1552 schnell mit Heeresmassen nach Süddeutschland, erstürmte die Ehrenberger Klause u. nöthigte K., der nach Kärnthen

floh, den Kurfürsten Johann Friedrich frei zu lassen. K. schloß bald darauf den Passauer Vertrag, dem 3 Jahre später auch der Augsburger Religionsfriede (1555) folgte (s. „Reformation"). Die Protestanten hatten sich volle Religionsfreiheit errungen. Von K. war das Glück gewichen, auch der Krieg gegen Frankreich schlug zu Ungunsten des Reiches aus; vergeblich belagerte er die alte Reichsstadt Metz (1552), welche von dem Herzog von Guise mit großer Umsicht vertheidigt ward; in Italien hatte er ebenfalls nur Mißerfolge u. in Ungarn mußte er dulden, daß die Osmanen den Halbmond bis an die mittleren Karpathen trugen. Der große Plan seines Lebens, die kathol. Kirche von oben herab zu reformiren u. dem Deutschen Reiche eine gebieterische Weltstellung zu geben, war gescheitert; er sehnte sich nach Ruhe. Seinem Sohne Philipp überließ K. 1555 die Regierung der Niederlande, 1556 die von Spanien u. Neapel, dann begab er sich von den Niederlanden nach Spanien, wo er im Hieronymitenkloster San Yuste (bei Plasencia) sein Leben beschließen wollte. Ein neben dem Kloster errichtetes, von Kastanien umschattetes Haus nahm den lebensmüden Kaiser auf. Das herrliche Klima in dem hoch gelegenen Bergthale stärkte bald seine Gesundheit; wurde er einmal krank, so war dies die Folge übermäßiger gastronomischer Genüsse. Messe u. Predigten besuchte er sehr regelmäßig, ohne sich aber mönchischer Ascetik hinzugeben; daneben beschäftigte er sich viel mit mechanischen Arbeiten. Mit der Regierung in Spanien u. den Niederlanden stand er in einem lebhaften politischen Briefwechsel, u. auf sein Geheiß wurden 1558 die Scheiterhaufen entzündet, welche den span. Protestantismus vernichten sollten. Mitte August überfiel ihn wieder sein altes Uebel, die Gicht, an der er seit seiner Kindheit gelitten, u. 21. Sept. 1558 verschied er. Seine Leiche wurde später in dem Grabgewölbe des Escorial beigesetzt. – K. war nicht schön von Gesicht, das blaß u. hager unter dem röthlichen Haar hervorschaute; sein Kinn trat stark hervor, die Augen waren stechend, die Gestalt gebeugt. Leicht erregten Gemüthes, wußte er doch mit festem Willen unter einem ruhigen Aeußern seine tiefe Leidenschaftlichkeit zu verbergen; wenn sie aber hervorbrach, dann war sie gewaltsam u. schonungslos. Im gesellschaftlichem Verkehr zeigte er Feinheit der Sitte u. Geist, auf üppigen Gelagen u. auf der Jagd gestattete er dem von angestrengtester Arbeit ermüdeten Geist Erholung u. des Lebens Freuden genoß er in vollsten Zügen. Dem Wunsche der Spanier nachgebend, hatte K. sich mit Isabella, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, vermählt; sie gebar ihm einen Sohn, Philipp, u. zwei Töchter u. stand mit ihm in dem herzlichsten Verhältnisse bis zu ihrem Tode 1539; als Wittwer knüpfte K. auf seinen Reisen u. Feldzügen häufig Liebesverhältnisse an (s. „Johann von Oesterreich"), doch hatten dieselben nur einen vorübergehenden Charakter u. gewannen nie Einfluß auf den Gang der Politik. K. liebte diese selbständig zu leiten; oft entschied er nur mit dem Wörtchen „Ja" od. „Nein" die wichtigsten Fragen auf Grund der Referate seiner Minister u. selten ließ er einen einmal gefaßten Plan fallen. Die Zähigkeit seiner Politik verlieh derselben den Charakter der Großartigkeit. K. war kein großer Strateg, aber ein Freund der Waffen, selbst in der Krankheit legte er dann u. wann den Harnisch an; er wußte sich aber im Heere lebhafte Sympathien zu erwerben u. war glücklich in der Wahl seiner Heerführer.

Aus der überaus reichen Literatur über K. sei hier nam. hervorgehoben: J. P. de Sandoval, „Historia del emperador Carlos V. rey de España" (2 Bde., Valladolid 1604–6); K. Guntram, „Kaiser K. V." (Wien 1865); W. Maurenbrecher, „K. V. u. die deutschen Protestanten 1545—55" (Düsseld. 1865); Henne, „Histoire du regne de Charles-Quint en Belgique" (10 Bde., Brüssel 1858 ff.); Th. Juste, „Les Pays-bas sous Charles V." (s. d. Art. „Juste"); „Aufzeichnungen des Kaisers K. V." (herausgeg. von K. v. Lettenhorn, übersetzt von L. A. Warnkönig, Lpz. 1862); K. Lanz, „Korrespondenz K.'s V." (aus dem königl. Archiv zu Brüssel, 3 Bde., Lpz. 1844–46); Gachard, „Correspondence de Charles V." (Brüss. 1859); Stirling, „Das Klosterleben Kaiser K.'s V." (aus dem Engl. von Lindau, 2. Aufl., Dresd. 1858); Mignet, „Charles V., son abdication, son sejour et sa mort" (Par. 1854); Gachard, „Retraite et mort de Charles V. au monastère de Yuste" (2 Bde., Brüssel 1854—55). Von den Reformationsgeschichten, die sich ausführlicher über K.'s Regierung verbreiten, ist bes. hervorzuheben: L. v. Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde., 4. Aufl., Lpz. 1867—68; Abb. s. Bd. III, S. 890 Nr. 2328).

Karl VI., Deutscher Kaiser (1711—40), ward als Sohn Kaiser Leopold's I. (s. d.) 1. Okt. 1685 geboren. Als mit K. II. (s. d.) in Spanien das habsburg. Königshaus erlosch, war er der zunächst Erbberechtigte für diese Krone, doch schon zu Lebzeiten K.'s II. hatte die franz. Politik ein Testament des span. Königs erzwungen, nach welchem Herzog Philipp von Anjou, ein Enkel Ludwig's XIV., als zukünftiger Regent Spaniens anerkannt wurde. Unterstützt von England, Holland, dem Deutschen Reiche, Portugal u. Savoyen, welche sich verbunden hatten, um die immer drohender werdende franz. Macht einzuschränken, ließ sich K. 1703 in Wien als K. III. zum König von Spanien ausrufen u. begab sich 1704 mit einem engl.-holländ. Heere von 12,000 Mann nach Spanien. Barcelona u. Valencia fielen ihm zu, während die Engländer Gibraltar eroberten u. die Portugiesen Madrid besetzten, so daß K. 26. Juni 1706 in der Hauptstadt zum König proklamirt werden konnte. Die fremden Heere vermochten sich aber nicht die Sympathien der Spanier zu erwerben, u. die Uneinigkeit der Verbündeten bewirkte, daß die franz. Waffen die Oberhand behielten u. die Herrschaft K.'s auf einen Theil Cataloniens beschränkten; der König selbst residirte in Barcelona, das aber auch 1714 nach tapferer Vertheidigung erstürmt wurde. Schon 1711 hatte sich K. nach Deutschland begeben, um die Erbschaft seines Bruders, des Kaisers Josef I. (s. d.), anzutreten u. war im Dez. desselben Jahres in Frankfurt zum Deutschen Kaiser, 1712 in Presburg zum König von Ungarn gekrönt worden. Diese Machtstellung K.'s, welche die Verbündeten nicht noch durch die span. Krone verstärken wollten, bewirkte in der engl. Politik einen Umschwung zu Gunsten Frankreichs. Beide Mächte schlossen 11. April 1713 den Utrechter Frieden, dem auch bald Holland, Preußen, Savoyen u. Portugal beitraten. K. setzte aber mit einem Theile des Deutschen Reiches den Span. Erbfolgekrieg fort, bes. unterstützt durch das Feldherrntalent des Prinzen Eugen (s. d.). Als aber die Franzosen sowol in den Niederlanden als am Rheine bedeutende Erfolge errungen hatten u. die Saumseligkeit der Reichstruppen die Kriegführung lähmte, gab K. die Einwilligung zum Rastatter Frieden (7. März 1714), während das Reich mit Frankreich zu Baden (7. Sept. 1714) Frieden schloß. K. verzichtete auf Spanien, erhielt aber die span. Niederlande, Neapel u. Mailand u. vertauschte später Sardinien gegen Sizilien; Landau blieb dagegen in franz. Besitz. Zu gleicher Zeit hatte aber die Pforte den 1699 abgeschlossenen Carlowitzer Frieden gebrochen u. den Venetianern Morea entrissen. K. sah sich deshalb gezwungen, mit letzteren das Bündniß gegen die Türken zu erneuern u. Eugen nach Ungarn zu entsenden. Die ruhmreichen Siege der Oesterreicher bei Peterwardein (1716) u. Belgrad (1717) zwangen die Türkei zum Friedensschluß von Passarowitz (21. Juli 1718), in welchem sie zwar im Besitze von Morea blieb, aber dafür an K. Temesvar, die Walachei bis zur Aluta, Belgrad u. Theile von Serbien u. Bosnien abtreten mußte. Der Plan des span. Ministers Alberoni, Oesterreich seine Besitzungen in Italien zu entreißen, ward durch die Quadrupelallianz von England, Holland u. Frankreich mit dem Kaiser vereitelt, die Spanier aus Sizilien vertrieben u. Alberoni gestürzt. Der Tod seines einzigen Sohnes veranlaßte K., durch die sog. Pragmatische Sanktion seiner Tochter Maria Theresia (s. d.) das Erbfolgerecht in seinen Staaten zu sichern. Während die Stände u. die Töchter seines Bruders Josef diesem Hausgesetze zustimmten, protestirten dagegen bes. Frankreich u. die Kurfürsten von Bayern u. Sachsen; letztere deshalb, weil ihre Söhne ebenfalls mit Töchtern des verstorbenen Kaisers Josef I. verheirathet waren. Spanien erkannte 1725, Preußen u. Rußland 1726 die Pragmatische Sanktion an, dem Proteste Frankreichs traten aber 1726—27 England, Dänemark, Holland, Schweden, Hessen-Kassel u. Braunschweig-Wolfenbüttel bei, u. schon drohte der Krieg, als 1731 ein Vertrag zu Wien auch England u. Holland auf Oesterreichs Seite brachte. Frankreich erklärte dagegen im Poln. Erbfolgekriege (1733) an Oesterreich den Krieg, da dieses sich mit Rußland für Friedrich August III. von Sachsen als poln. Thronerben erklärt u. dadurch dessen Beitritt zur

Pragmatischen Sanktion erlangt hatte. Doch Prinz Eugen war alt geworden u. der Beistand des Reiches u. Rußlands war zu schwach, um die franz. Heere in Italien u. am Rheine aufzuhalten. Nachdem die Franzosen die ganze Lombardei u. Lothringen, die Spanier Neapel u. Sizilien besetzt hatten, mußte sich K. zum Frieden von Wien (3. Okt. 1735) bequemen; in demselben erkannte Frankreich die Pragmatische Sanktion u. August III. als König von Polen an; Lothringen u. Bar kamen dagegen an Stanislaus Leszinski, den von Frankreich begünstigten Thronkandidaten, u. nach dessen Tode an Ludwig XV. selbst; Neapel u. Sizilien wurden als Königreich dem span. Prinzen Don Carlos überlassen, während Franz Stephan, Herzog von Lothringen, das durch das Erlöschen des Mediceischen Hauses erledigte Toscana erhielt. Bald darauf wurde K. (1736) als Bundesgenosse Rußlands abermals mit den Türken in einen Krieg verwickelt, der aber für Oesterreich sehr unglücklich verlief; im Frieden von Belgrad (10. Sept. 1739), welchen Graf Neipperg vorzüglich auf Betrieb Maria Theresia's abschloß, erhielt die Türkei Alles zurück, was sie im Passarowitzer Frieden an Oesterreich hatte abtreten müssen. K. starb 20. Okt. 1740; er war ein gutmüthiger, aber geistig unbedeutender Fürst, welcher weder die Verwaltung seines eigenen Staates noch die Politik des Deutschen Reiches kräftig zu leiten verstand. Abhängig von Geistlichkeit u. Adel u. fremden Einflüssen leicht zugänglich, war er in seiner Regierung nur so lange glücklich, als er in derselben von bedeutenden Männern, wie dem Prinzen Eugen, unterstützt wurde; seiner Tochter hinterließ er Oesterreich, erschöpft in Heerwesen u. Finanzen. (Abb. s. Bd. III, Nr. 2337.)

Karl VII. (K. Albrecht), Deutscher Kaiser (1742—45), ward als Sohn des Kurfürsten von Bayern Maximilian Emanuel, des damaligen Statthalters der Niederlande, 1697 zu Brüssel geb. u. in Klagenfurt u. Görz erzogen, wohin er nach der Achterklärung über seinen Vater als Gefangener Kaiser Josef's I. gebracht worden war. Der Friede von Rastatt (1714) verschaffte ihm die Freiheit; im Türkenkriege (1716—18) stand er im kaiserlichen Heere an der Spitze der bayer. Truppen; 1722 vermählte sich K. mit Maria Amalia, der Tochter Josef's I., u. 1726 trat er nach dem Tode seines Vaters die Regierung in Bayern an. Sowol auf Grund seiner Verwandtschaft mit dem österr. Fürstenhause wie infolge einer angeblichen Testamentsbestimmung Ferdinand's I. protestirte K. gegen die vom Regensburger Reichstage anerkannte Pragmatische Sanktion (siehe „K. VI.") u. erhob nach K.'s VI. Tode Erbansprüche an die österr. Länder. Einen Rückhalt fand er in Frankreich, Spanien u. Preußen; mit jenen Staaten wurde 18. Mai 1741 ein Bündniß in Nymphenburg abgeschlossen, in welchem die Zerstückelung Oesterreichs geplant wurde u. sich K. verpflichtete, als Deutscher Kaiser die franz. Eroberungen in den Niederlanden u. am Rheine nicht zurückzufordern u. den Spaniern in Italien freie Hand zu lassen. Friedrich II. von Preußen begünstigte aber Bayerns Politik, um selbst seine Erbansprüche auf die schles. Fürstenthümer Brieg, Liegnitz, Jägerndorf u. Wohlau geltend zu machen. Während die Preußen Schlesien besetzten, vereinigte sich 1741 ein franz. Heer mit den Bayern, die nach Oberösterreich vordrangen u. sich dann, nachdem K. in Linz die Huldigung der Stände als Erzherzog entgegengenommen hatte, nach Böhmen wendeten. Prag ward 27. Nov. 1741 erobert u. K. 19. Dez. von den Ständen als König von Böhmen anerkannt. Unterdessen waren auch, zum Theil durch den Druck Frankreichs, die Stimmen der Kurfürsten für seine Wahl als Deutscher Kaiser gewonnen worden, die 1742 in Frankfurt einstimmig erfolgte. Zu gleicher Zeit, als K. in Frankfurt feierlich durch seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, gekrönt wurde, wandte sich das Kriegsglück. Maria Theresia's Aufruf hatte in Ungarn die größte Begeisterung hervorgerufen; unter Khevenhüller's u. Bärenklau's Führung rückten die leichten Truppen dieses Volkes in Oesterreich ein, vertrieben daraus die Franzosen u. Bayern, besetzten München (24. Jan. 1742) u. ließen ihre Reiterscharen bis an den Lech streifen. K. mußte fliehen u. lebte in größter Dürftigkeit von franz. Gnadengeldern. Erst 19. April 1743 konnte er wieder in München einziehen, nachdem der bayer. General Seckendorf die feindlichen Truppen zum Rückzuge aus Bayern gezwungen hatte; doch bald mußte er abermals vor den Oesterreichern sein Land verlassen, die auch die Franzosen, durch die Schlacht von Dettingen bei Aschaffenburg (27. Juli 1743), über den Rhein trieben. Da fand K. Hülfe bei Friedrich II. Dieser rückte als Bundesgenosse des Kaisers in Böhmen ein u. besetzte, verstärkt durch ein Heer kaiserlicher Truppen, dieses Land bis Budweis. K. konnte wieder nach seiner Residenzstadt kommen, wo er bald darauf (20. Jan. 1745) starb. Sein Sohn u. Nachfolger als Kurfürst, Maximilian Joseph, schloß im April 1745 zu Füssen Frieden mit Oesterreich. K. selbst war ein Fürst ohne alle höhere Bildung, der sein Land in der größten finanziellen Zerrüttung hinterließ u. den Jesuiten einen höchst verderblichen Einfluß auf die Regierung u. Volksbildung gestattete. Jagden u. Kirchenfeste wurden von ihm mit gleicher Vorliebe gepflegt u. auf das Glänzendste ausgestattet. Sein Nachfolger in der Kaiserwürde war Franz I. (Abb. s. Bd. III, Sp. 894 Nr. 2338.)

Karl (I.) der Kahle, König von Frankreich (843—877), jüngster Sohn Kaiser Ludwig's des Frommen aus seiner zweiten Ehe mit Judith, der Tochter des Grafen Welf, geb. 823, ward dadurch, daß sein Vater, entgegen seinen früheren Verfügungen über das Reich zu Gunsten seiner drei älteren Söhne, auch ihm einen Theil desselben zuwenden wollte, die Ursache zu den wiederholten Auflehnungen jener gegen ihren Vater, erlangte nach dem Tode des Letzteren (840) im Bunde mit Ludwig dem Deutschen gegen Lothar durch den Vertrag von Verdun 843 den westl. der Schelde, Maas, Saone u. Rhone gelegenen Theil des Reichs (Westfranken, das spätere Frankreich), mußte aber in Aquitanien noch längere Zeit den Sohn seines früher (838) verstorbenen Bruders Pippin bekämpfen. Ein schwacher u. charakterloser Regent, wie er war, konnte er weder die großen Reichsvasallen dauernd bändigen noch die verwüstenden Einfälle der Normannen erfolgreich abwehren, noch die Hoheit über die Bretagne u. die span. Mark behaupten. Nach dem Tode seines Neffen Lothar II. (869) rückte er, ohne Rücksicht auf die Ansprüche Kaiser Ludwig's II., des Bruders von Lothar, in Lothringen ein u. theilte dasselbe mit Ludwig dem Deutschen durch den Vertrag von Mersen 870, sodaß er den westl. u. südl. Theil bekam. Nach Ludwig's II. Tode (875) bemächtigte er sich Italiens u. ließ sich von Papst Johann VIII. zum Kaiser krönen, machte dann 876 nach Ludwig's des Deutschen Tode den durch seine Niederlage bei Andernach vereitelten Versuch, dessen Söhnen den östl. Theil Lothringens zu entreißen, verlor darauf auch Italien an Karlmann, den ältesten der Letzteren, u. starb 877 auf dem Rückzuge von dort über den Mont Cenis. Ihm folgte sein Sohn Ludwig II., der Stammler.

Karl der Dicke, König von Frankreich u. Deutscher Kaiser (881—887), geb. 822, wurde von den Westfranken nach dem Tode Karlmann's, des zweiten Sohnes Ludwig's des Stammlers, in Frankreich 884 zum König erwählt, als welcher er nochmals die Länder Karl's d. Gr. vereinigte; doch ward er im Nov. 887 von den Deutschen unter der Führung seines Neffen Arnulf entthront, weil er den Frieden mit den Normannen durch einen schimpflichen Tribut erkaufte. Er starb im Jan. 888, worauf die Franzosen den Grafen Odo von Paris zum König wählten. (Abb. Bd. III Nr. 2294.)

Karl III., der Einfältige (König von Frankreich 893—929), dritter Sohn Ludwig's II., des Stammlers, geb. 879. Nach dem Tode seines älteren Bruders Karlmann 884, sowie auch nach der Absetzung Karl's des Dicken, wegen seiner Jugend bei der Königswahl übergangen, ward er 893 von einer Partei gegen Odo von Paris zum König erhoben, erlangte jedoch allgemeine Anerkennung erst nach dessen Tode 898 u. hatte auch dann mit häufigen Auflehnungen der Vasallen zu kämpfen. Um den Einfällen der Normannen ein Ende zu machen, ward 911 dem mächtigsten Anführer derselben, Rolf od. Rollo (seit seiner Taufe Robert), gegen Annahme des Christenthums das Herzogthum Normandie mit der Lehnshoheit über die Bretagne zu Lehen gegeben. In demselben Jahre schloß sich nach dem Aussterben der deutschen Karolinger Lothringen an Frankreich an, ward jedoch 925 durch Heinrich I. für Deutschland zurückerobert. Inzwischen hatte sich bereits 922 Herzog Robert v. Francien als Gegenkönig aufgeworfen. Derselbe fiel zwar bald darauf im Kampfe gegen Karl 923 bei Soissons, aber sein Schwiegersohn, Herzog Rudolf von Burgund, trat sofort mit besserem Erfolg an seine Stelle u. bekam K. in seine

Gewalt, der auch als sein Gefangener 929 zu Peronne starb. K.'s Sohn Ludwig (IV.), nach England geflüchtet, erlangte den Thron erst nach Rudolf's Tode 936.

Karl IV., der Schöne, König von Frankreich u. Navarra (1322—28), geb. 1294 als dritter u. jüngster Sohn Philipp's IV., des Schönen, folgte seinem Bruder Philipp V. auf beiden Thronen. In dem deutschen Thronstreite zwischen Ludwig dem Bayern u. Friedrich dem Schönen von Oesterreich, nach der Gefangennahme des Letzteren bei Mühldorf, bekam er von dessen Bruder Leopold den Antrag, sich auf den deutschen Thron erheben zu lassen. Doch scheiterte der Versuch, trotz der Unterstützung des zu Avignon residirenden, von Frankreich gänzlich abhängigen Papstes Johann XXII., in der Ausführung. Darauf suchte K. Streit mit den Engländern u. nahm ihnen einen Theil von Guienne weg; begünstigt ward dies durch die verwirrten Verhältnisse von England unter Eduard II., welcher bald darauf sogar durch seine Gemahlin Isabella, die Schwester K.'s IV., gestürzt ward. Da K. nur eine Tochter hinterließ, so starb mit ihm die ältere Linie des Hauses Capet im Mannsstamm aus, u. die Krone von Frankreich kam, nach Anerkennung des sog. salischen Erbfolgerechts für Frankreich durch die Reichsstände, an seinen Vetter Philipp VI. von Valois, während Navarra an die mit dem Grafen Philipp v. Evreux vermählte Johanna, die Tochter seines ältesten Bruders Ludwig X. (gest. 1316), der diese Krone eigentlich schon seit dem Tode ihres Vaters gebührte, überging.

Karl V., der Weise, König von Frankreich (1364—80), geb. 31. Jan. 1337 zu Vincennes, seit 1355 Herzog von der Normandie, ward durch die Gefangennahme seines Vaters, König Johann's des Guten, 19. Sept. 1356 bei Maupertuis (Poitiers) durch die Engländer unter den schwierigsten Verhältnissen Statthalter des Königreichs, bis der Friede von Bretigny 1360 jenen befreite. Die Jugend u. Unerfahrenheit des Regenten hatte die Reichsstände, gegenüber den zahlreichen Mißbräuchen der bisherigen Regierung u. bei der allgemeinen Erschöpfung des Landes, zu immer weiter gehenden Forderungen ermuthigt, die sie auch vorübergehend durchsetzten; nur mit Mühe ward, im Bunde mit dem Adel, der schließlich zur Sache des Königthums zurücktrat, der Aufstand von Paris 1358 unterdrückt, die gleichzeitige große Bauernerhebung (Jacquerie) überwältigt u. das ehrgeizige Streben König K.'s des Bösen von Navarra nach der franz. Krone vereitelt. Seitdem er selbst den Thron bestiegen, strebte der inzwischen an Erfahrung gereifte Fürst, obwol körperlich schwächlich u. ohne alle kriegerische Eigenschaften, durch Energie, Sparsamkeit u. eine schlau berechnete Politik nach der Wiederherstellung einer starken Königsgewalt. Er schuf ein geordnetes Finanzwesen, trat dem wieder eingerissenen Fehdewesen kräftig entgegen u. förderte den Handel u. die öffentliche Sicherheit; das Letztere nam. dadurch, daß die von dem engl. Kriege her zusammengebliebenen, Frankreich aussaugenden Söldnerbanden zur Unterstützung des verbündeten Heinrich von Trastamara gegen Peter den Grausamen, den Bundesgenossen der Engländer, nach Castilien abgeleitet wurden. Im J. 1369 begann K. im Bunde mit Heinrich von Castilien den Krieg gegen die Engländer wieder. Die Krankheit des gefürchteten schwarzen Prinzen, die zunehmende Schwäche u. sonstige Verlegenheiten des alternden Eduard III. machten diesen Krieg für die Engländer außerordentlich verlustreich, trotzdem sich ihnen zuletzt auch K. von Navarra anschloß. Für Richard II., den Nachfolger Eduard's III., wurden Calais u. wenige Plätze in Guienne behauptet, als K. 16. Sept. 1380 auf dem Schlosse Beauté an der Marne starb. Ihm folgte sein Sohn Karl VI.

Karl VI., König von Frankreich (1380—1422), geb. 3. Dez. 1368 zu Paris. Um die Vormundschaft über denselben stritten sich Anfangs seine Oheime, von denen zuletzt Herzog Philipp der Kühne von Burgund den leitenden Einfluß behauptete. Dieser gewährte sofort dem Grafen von Flandern erfolgreiche Unterstützung gegen seine empörten Unterthanen (Schlacht b. Rosbeke 1382), worauf auch die über die harten Bedrückungen mißvergnügten Städte Nordfrankreichs gedemüthigt werden konnten. Damals ward als Zwingburg für Paris die von K. V. begonnene Bastille vollendet. Ein ohne rechten Erfolg geführter Krieg gegen die Engländer ward seit 1392 auf längere Zeit durch immer erneute Waffenstillstände unterbrochen. Daneben rief die seit 1378 ausgebrochene Kirchenspaltung viele Schwierigkeiten hervor. Nachdem der schwache u. Ausschweifungen ergebene König, seit 1385 vermählt mit der herrschsüchtigen Isabella (Isabeau) von Bayern, 1388 dem Namen nach selbst die Regierung übernommen hatte, brach 1392 auf einem Kriegszuge nach der Bretagne der Wahnsinn bei ihm aus, sodaß die Gewalt von Neuem an den Herzog von Burgund kam, jedoch nicht ohne lebhafte Gegenbestrebungen des Bruders des Königs, Ludwig's von Orléans. Nach Philipp's des Kühnen Tode (1404) ließ dessen Sohn, Johann der Unerschrockene, 1407 den Herzog von Orléans ermorden, was zu neuen blutigen Bürgerkriegen führte, in welchen die Partei der Orléans od. Armagnacs erst von dem Sohne des Ermordeten, später von dessen Schwiegervater, dem Grafen von Armagnac, geführt ward. Während nun allmählich diese Partei gegen die burgundische die Oberhand zu bekommen begann, landete 1415 König Heinrich V. von England, der die franz. Krone für sich beanspruchte, in der Normandie. Zwar ging er nach seinem großen Siege bei Azincourt zunächst wieder nach England zurück, kam aber 1418 mit verstärkter Macht wieder. Inzwischen war Johann der Unerschrockene wieder mit besserem Erfolg gegen die Armagnacs aufgetreten, war in Paris eingezogen u. hatte die Person des Königs in seine Gewalt gebracht, während der den Armagnacs ergebene, dem Namen nach die Regentschaft führende Dauphin K. entkam. Als dieser nun den Herzog Johann zur gemeinschaftlichen Bekämpfung der Engländer zu gewinnen suchte, seine Begleiter aber 1419 bei einer Zusammenkunft auf der Brücke zu Montereau, wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen des Dauphin, denselben ermordeten, schloß sich dessen Erbe Philipp der Gute aus Rache offen den Engländern an. Dasselbe that Isabeau, welche durch die Armagnacs sogar gefangen gehalten worden war. Beide erkannten durch den Vertrag von Troyes 1420 Heinrich V., der sich zugleich mit K.'s VI. Tochter Katharina vermählte, als rechtmäßigen Regenten u. künftigen Erben von Frankreich an. Heinrich bekam Paris mit der Person K.'s, sowie den größten Theil des nördl. Frankreich, in seine Gewalt. Als er 31. Aug. 1422 starb, wurden seine Ansprüche im Namen seines 9 Monate alten Sohnes Heinrich VI. zunächst siegreich weiter behauptet. In dieser Lage starb K. 21. Okt. 1422 zu Paris. Ihm folgte sein Sohn Karl VII.

Karl VII., König von Frankreich (1422—61), geb. 22. Febr. 1403 zu Paris, erst Herzog von Touraine, seit 1417 nach dem Tode zweier älterer Brüder Thronfolger. Während ihm kriegerische Eigenschaften gänzlich abgingen, ließ er sich bis in späte Jahre von wechselnden Günstlingen beherrschen, unter denen wenigstens seine Geliebte, Agnes Sorelle († 1450), einen etwas günstigeren Einfluß auf ihn ausübte. Er liebte Genuß u. Vergnügen u. hielt so in den Zeiten der Noth, meist persönlich unthätig, in Chinon a. d. Loire Hof. Beim Tode seines Vaters beherrschten im Namen Heinrich's VI. die Engländer u. die mit ihnen verbündeten Burgunder fast den ganzen N. u. NO. des Landes u. machten noch andauernd Fortschritte, bis mit dem Auftreten der Jungfrau von Orléans, Jeanne d'Arc (s. „Arc"), 1429 sich das franz. Nationalgefühl wieder aufraffte u. jener große Umschwung begann, welcher auch die Gefangennahme u. den Tod der Letzteren (1430 u. 31) überdauerte. Im J. 1435 trat durch den Vertrag zu Arras der Herzog von Burgund von der engl. auf die franz. Seite, allerdings nur gegen sehr bedeutende Zugeständnisse; er blieb auch in Zukunft nur ein mißtrauischer u. zweideutiger Bundesgenoß; Schon 1436 ward Paris wiedergewonnen. Der Waffenstillstand 1444 ließ nur noch Weniges in den Händen der Engländer, u. auch dies verloren sie mit Ausnahme von Calais nach dem Wiederausbruch des Krieges 1448, der 1453 mit der Schlacht bei Châtillon a. d. Dordogne († Talbot) ohne Friedensschluß ein thatsächliches Ende nahm. Schon früher hatte der König begonnen, seine durch die lange innere Zerrüttung geschwächte Gewalt wiederherzustellen, mit der Errichtung von fünfzehn Ordonnanzcompagnien aus den bessern Elementen der Söldnerbanden ward die erste Grundlage der stehenden Heere gebildet. Das Steuer- u. Finanzwesen wurde zu Gunsten der Krone neu geregelt, ebenso das Justizwesen. Das Parlament zu Paris ward reformirt, ein neues zu Toulouse gegründet. Im J. 1438 wurden auf einem Nationalkonzil zu Bourges die vom Baseler Konzil beschlossenen

Verbesserungen der Kirche u. Beschränkungen der päpstlichen Gewalt für Frankreich angenommen u. damit die Freiheit der Gallicanischen Kirche begründet. Die letzte Zeit seines Lebens verbitterte dem König der Zwist mit seinem Sohne Ludwig (XI.), welcher 1447 den Hof verließ u. sich in die Dauphiné begab, 1456 aber vor einem auf ihn gerichteten Angriffe zum Herzog von Burgund floh, unter dessen Schutz er auch bis zum Tode seines Vaters († 22. Juli 1461 zu Mehun am Yèvre) blieb.

Karl VIII., König von Frankreich (1483–98), geb. zu Amboise 30. Juni 1470, erbte die Herrschaft als Unmündiger von seinem despotischen u. mißtrauischen Vater Ludwig XI., der den schwächlichen Knaben in der Erziehung vernachlässigt hatte. Die Leitung der Regierung führte in den ersten Jahren hauptsächlich seine jüngere Schwester Anna v. Beaujeu (später Bourbon) u. vertheidigte ihre Stellung mit Glück gegen die Ansprüche des nächsten Prinzen von Geblüt, des Herzogs Ludwig von Orléans, der seit 1486 im Bunde mit dem Herzog der Bretagne u. anderen großen Vasallen die Waffen erhob, aber 1488 bei St. Aubin du Cormier geschlagen u. gefangen ward. Doch bekam derselbe 1491 die Freiheit wieder u. erwarb nunmehr einen hervorragenden Einfluß auf den König. Gleichzeitig nöthigte K. die Herzogin Anna von Bretagne, sich mit ihm zu vermählen, trotzdem daß sie, seit ihres Vaters Tode (1488) vom König hart bedrängt, sich bereits durch Prokuration mit Maximilian, dem späteren Kaiser, vermählt hatte, dessen Tochter Margarethe mit K. verlobt war. Während nun für diesen ein früherer Krieg mit Maximilian (1486–89) um die von Ludwig XI. nach K.'s des Kühnen Tode eingezogenen burgund. Länder mit der Behauptung derselben geendet hatte, verlor er in dem nunmehr entstehenden, obwol er den mit Maximilian verbündeten Heinrich VII. von England 1492 durch Geldzahlungen bald zur Rückkehr nach England bewog (Friede von Étaples), durch den Frieden von Senlis 1493 Artois u. die Franche Comté. Ebenso überließ er Roussillon u. Cerdagne Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, vor Allem, um den Rücken für den Zug gegen Neapel frei zu bekommen, welchen er als Rechtsnachfolger u. Erbe der früheren Herzöge von Anjou jetzt vorbereitete. Im Bunde mit Lodovico Moro, dem Herzog von Mailand, brach er im Aug. 1494 auf u. vertrieb 1495 den König Ferdinand II. leicht aus Neapel. Aber nachdem er hier in Unthätigkeit u. Vergnügungen mehrere Monate verbracht, nöthigte ihn eine Allianz zwischen dem Papste, Lodovico Moro, den Venetianern, dem Kaiser u. Ferdinand dem Katholischen zum Rückzug nach Frankreich. Ferdinand II. kehrte nach Neapel zurück u. überwältigte rasch die dort zurückgelassenen franz. Besatzungen. Noch vor Abschluß der Vorbereitungen zu einem neuen Zuge starb K. 7. April 1498 zu Amboise am Schlagfluß. Da von drei Söhnen ihn keiner überlebte, so starb mit ihm die älteste Linie des Hauses Valois aus u. es folgte ihm Ludwig (XII.) von Orléans, dessen Großvater der Bruder von K.'s VIII. Urgroßvater (K. VI.) gewesen war.

Karl IX., König von Frankreich (1560–74), zweiter Sohn König Heinrich's II. u. der Katharina von Medici, geb. 27. Juni 1550 zu St. Germain en Laye, folgte seinem Bruder Franz II. 5. Dez. 1560, zunächst unter der Regentschaft seiner Mutter. Nachdem die aufs Aeußerste angespannten religiösen Gegensätze erst auf wiederholten Versammlungen der Reichsstände, dann mit den Waffen 1562 bis 1563 zum offenen Zusammenstoß u. durch das Edikt von Amboise nur zu einem äußerlichen Ausgleich gekommen waren, ward K. 1563 für mündig erklärt. Der König wuchs unter Verhältnissen u. Einflüssen auf, welche seinem keineswegs unbefähigten Geiste eine entschiedene Richtung auf das Böse gaben, zumal da ihm auch eine große Leidenschaftlichkeit u. Gabe der Verstellung innewohnte. Eine gewisse Blutgier bezeugte das Vergnügen, welches er an dem Tödten u. Ausweiden von Thieren empfand. Dabei besaß er eine starke Eifersucht auf seine königliche Gewalt, welche ihn zeitweilig den Einfluß seiner Mutter u. seines jüngeren Bruders Heinrich von Anjou nur mit Widerwillen ertragen ließ. Vertragsverletzungen von Seiten der Regierung u. das sehr berechtigte Mißtrauen der Hugenotten führten 1567 zum 2. u. nach dessen Beendigung durch den Frieden von Longjumeau noch im Jahre 1568 zum 3. Hugenottenkriege. Den 1570 zu St. Germain abgeschlossenen Frieden schien K. aufrichtig halten u. zugleich, was bes. Coligny eifrig befürwortete, zur Unterstützung der aufständischen Niederländer einen Krieg gegen Spanien beginnen zu wollen. Dadurch, sowie durch die vom König lebhaft betriebene Vermählung seiner Schwester Margarethe mit Heinrich von Navarra, wurden die Hugenotten völlig sicher gemacht u. versammelten sich zur letzteren im Sommer 1572 zahlreich zu Paris, um hier, nachdem bereits 22. Aug. ein Attentat auf Coligny gemacht worden war, dem furchtbaren Gemetzel der Bartholomäusnacht (23. bis 24. Aug.) zu verfallen, an welchem Karl IX. sich durch Schüsse von einem Fenster des Louvre aus persönlich betheiligt haben soll, u. welches noch in den Provinzen an vielen Orten ein blutiges Nachspiel fand. Streitig ist, ob u. bis zu welchem Grade K. für die Urheberschaft des Planes verantwortlich zu machen ist, u. ob dieser Plan von langer Hand her vorbereitet od. mehr nur im Drange des Augenblicks gefaßt war. Seine eigenen Erklärungen über seine Stellung dazu widersprechen einander völlig. Der verzweifelte Widerstand der Reste der Hugenotten, bes. in La Rochelle, u. sonstige politische Verhältnisse, nam. die Bewerbung Heinrich's von Anjou um den poln. Thron, ließen jene noch 1573 einen verhältnißmäßig günstigen Frieden erlangen. Gequält von Gewissensbissen, starb K. 30. Mai 1574 zu Vincennes. Da seine Ehe (seit 1570) mit Elisabeth, der Tochter Kaiser Maximilian's II., kinderlos blieb, folgte ihm sein Bruder Heinrich (III.), unter Aufgebung der poln. Krone.

Karl X., König von Frankreich u. Navarra (Haus Bourbon) [1824–30], Enkel Ludwig's XV., dritter u. jüngster Sohn des Dauphin Ludwig, Bruder der Könige Ludwig XVI. u. XVIII., geb. 9. Okt. 1757 zu Versailles, als Prinz mit dem Titel eines Grafen von Artois bekleidet, zeigte sich von früh an als starrer u. anspruchsvoller Verfechter der vor der Revolution bestandenen Zustände, während er zugleich den leichtfertigen Hoffitten jener Zeit huldigte, viel Geld vergeudete u. gern dem Einfluß der Königin Marie Antoinette entgegenarbeitete. Gleich nach der Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) verließ er Frankreich, um die auswärtigen Höfe zur bewaffneten Unterstützung des bedrohten franz. Königthums anzurufen, wobei er Anfangs meist zu Turin am Hofe seines Schwiegervaters, des Königs von Sardinien, dann in Koblenz verweilte, zuletzt u. am längsten in England Zuflucht fand. Nach der Einnahme von Paris durch die Verbündeten 1814 kehrte er dorthin zurück, übernahm zunächst auf kurze Zeit die Regentschaft bis zur Ankunft Ludwig's XVIII., suchte 1815 vergeblich dem von Elba zurückgekehrten Napoleon in Lyon entgegenzutreten u. floh mit nach Gent. Von dort zurückgekehrt, blieb er während der gemäßigten Regierung seines kinderlosen Bruders der Mittelpunkt u. die Hoffnung der reaktionären u. strengkatholischen Partei. Zum vollsten Ausdruck kam dies, als er 16. Sept. 1824 den Thron bestiegen hatte, worauf er sich nach alter Weise 29. Mai 1825 in Rheims krönen ließ. Der Widerwille der größern Mehrzahl des Volkes stieg zum höchsten Grade, als er 1829 den Fürsten Polignac an die Spitze des Ministeriums stellte. Als die oppositionelle Mehrheit der im Mai 1830 bald nach ihrem Zusammentritt aufgelösten Kammer wiedergewählt ward, erließ er 25. Juli von St. Cloud aus die berüchtigten Ordonnanzen, durch welche er aus königlicher Machtvollkommenheit die neue Kammer vor ihrem Zusammentritt auflöste, auch das Wahlrecht u. die Preßfreiheit beschränkte. Kurz zuvor hatte die im Frühjahr unter Bourmont ausgesandte Expedition Algier eingenommen; doch hatte die Nachricht davon nicht die erwartete Wirkung auf die Gemüther. Vom 27. Juli an brach in Paris die Revolution aus, die bald im Lande Nachahmung fand u. nach wenigen Tagen mit der Besiegung der königl. Truppen (unter Marmont) u. der Einsetzung einer neuen Regierung mit dem Herzog Ludwig Philipp von Orléans als Reichsverweser schloß. K., dem eine verspätete Zurücknahme seiner Maßregeln nichts nützte, suchte seinem Hause die Krone dadurch zu retten, daß er 2. Aug. mit seinem ältesten Sohne darauf verzichtete u. sie seinem Enkel Heinrich (V.), dem Sohne des 1820 von Louvel ermordeten Herzogs von Berry, übertrug. Doch sprachen die Kammern 7. Aug. die Absetzung aus u. ernannten Ludwig Philipp zum König; Karl ward nach Cherbourg eskortirt u. nach England eingeschifft. Dort lebte er als Verbannter in Holyrood bei Edinburgh, siedelte 1832

nach Prag über, flüchtete sich von dort 1835 vor der Cholera, starb aber an dieser Krankheit 6. Nov. 1836 in Görz.

Karl I., König von Großbritannien u. Irland (1625—49), 2. Sohn Jakob's I. (s. d.), geb. zu Dumferline in Schottland 19. Nov. 1600, wurde nach dem Tode seines Bruders Heinrich 1612 Prinz von Wales u. bestieg 27. März 1625 den Thron. Er war nicht ohne Eigenschaften, welche eines Königs würdig sind; er besaß Grazie u. edles Benehmen, war voll persönlichen Muthes u. in ritterlichen Künsten wohlgeübt; seine Hofhaltung ward bald die eleganteste in Europa. Doch das Vertrauen, das man ihm bei seinem Regierungsantritt entgegengebracht, erkaltete früh. In 3 Akten entwickelte sich das Trauerspiel seiner Regierung; sie wurden ausgefüllt durch seinen Konflikt mit den ersten 3 Parlamenten (1625—29), seine unumschränkte Regierung (1629—40) u. seinen Kampf mit dem langen Parlamente, der zu seinem Untergange führte (1640—49). In seinem Familienleben war K. glücklich, aber die Wahl der katholischen Prinzessin Marie Henriette von Frankreich, Ludwig's XIII. Schwester, mit der er sich 1. Mai 1625 vermählte, entfremdete ihn seinem Volke. Dazu kam, daß er ein böses Erbstück seines Vaters, den zum Halbfranzosen entarteten, ebenso gehaßten wie verachteten Herzog von Buckingham (s. d.) als ersten Minister, Rathgeber u. Freund beibehielt; je mehr das Parlament Beschwerden gegen denselben erhob, desto mehr hielt es der König für eine Ehrensache, ihn nicht fallen zu lassen. Als das Parlament für die Verwaltung u. Kriegführung keine Subsidien mehr bewilligen wollte, suchte sie K. durch Erpressungen, gezwungene Anleihen u. eine Schatzung der Seestädte zu ersetzen, u. rächte sich an den freimüthigen Parlamentsmitgliedern durch deren Einkerkerung. Deshalb stellte das Parlament die „Petition of right" (s. d.). K. versprach zwar, diese zu beachten, erfüllte aber, auch nach dem Buckingham gewaltsam aus dem Wege geräumt worden war, sein Versprechen nicht. Unter Drohungen löste er 10. März 1629 das dritte Parlament auf. Aber der große Kampf um die Rechte des Volkes sollte sich hier schließlich nicht günstig für Letzteren gestalten. Mit den Ministern Strafford u. Laud (s. d.) suchte K. fortan ohne Parlament zu regieren. Um erst daheim Herr zu werden u. vor Allem zu Geld zu kommen, verzichtete er daher auf Erfolge in der auswärtigen Politik. Diesem Zwecke mußten fortgesetzte Rechtsverletzungen u. neue Willkürakte dienen, wobei sich die Sternkammer (s. d.) zum Hauptwerkzeug machte. Der dumpfe Zorn aber, der infolge dessen das Volk erfüllte, mußte bei dem damaligen Konfessionshasse durch die katholisirende Richtung des Königs sich zur tiefsten Erbitterung steigern. Die Puritaner verfolgte er, um der Episkopalkirche zum Siege zu verhelfen, mit solcher Härte, daß Viele auswanderten (die sog. Pilgerväter, die den Grund zu den 7 Neu-England Staaten gelegt), u. oktroyirte den schott. Presbyterianern eine Liturgie, die noch katholischer als die in England von ihm eingeführte war. Zur Vertheidigung ihrer Gewissensfreiheit erneuerten Letztere den Covenant (s. „Convenanters") u. schickten ein Heer an Englands Grenzen. Nun mußte K. doch wieder ein Parlament berufen (im April 1640), aber da es bei aller Mäßigung ihm nicht willfährig genug war, schickte er es ebenfalls bald wieder heim. Hierauf brachte er durch ungesetzliche Mittel ein Heer zusammen, doch ward dasselbe 28. Aug. geschlagen, u. schließlich sah sich der König genöthigt, abermals ein Parlament zu versammeln (3. Nov. 1640). Aber in diesem, welches das lange genannt wird, erhob sich jetzt für das Königthum ein gefährlicherer Feind als die Schotten, mit denen K. Frieden machte. Es verlangte den Tod Strafford's als eines Hochverräthers, u. K. warf den ihm treuergebenen Mann über Bord, um das Schiff zu retten. Ja, so groß war auf einmal seine Schwäche, daß er auch alles Andere bewilligte, was das Parlament verlangte: Einberufung des Parlaments aller 3 Jahre, Abschaffung der außerordentlichen Gerichtshöfe (Sternkammer u. Hohe Kommission), Unabsetzbarkeit der Richter, Ausschließung der Bischöfe aus dem Oberhause, Ernennung der hohen Beamten unter Billigung des Parlaments. Da schürte ein tragisches Ereigniß von Neuem den Haß gegen den König: die Erhebung der irischen Katholiken gegen die engl. Protestanten an der Küste (Ende Okt. 1641), hervorgerufen durch die Bedrückungen ihres Glaubens u. die Einziehung der katholischen Kirchengüter. K. wollte den Protestanten Hülfe senden, aber das Parlament kam ihm zuvor u. warb selbst ein Heer zur Besiegung der irischen Rebellion. Zugleich entwarf es die große Remonstranz: eine Analyse u. Verurtheilung des ganzen Systems König K.'s mit der Aufforderung, es zu ändern. Da wähnte der unbesonnene Monarch plötzlich wieder durch ein kühnes Auftreten imponiren zu können; er kam mit 300 Bewaffneten ins Parlament, um die inzwischen flüchtig gewordenen Führer der Opposition, deren Auslieferung er vergeblich verlangt hatte, selbst zu verhaften. Diese Gesetzesverletzung vollendete den Bruch. Die Unruhe in der Hauptstadt wuchs, K. verließ London u. es brach 1642 der erste Bürgerkrieg aus. Auf beiden Seiten fehlte es in diesem an einem Heerführer ersten Ranges, bis Oliver Cromwell (s. d.) mit seiner Reiterei auftrat u. den Krieg durch die Schlacht bei Naseby 14. Juni 1645 zu Gunsten der parlamentarischen Partei entschied. Der König flüchtete sich zu den Schotten, die ihn aber nach langen Verhandlungen an das engl. Parlament auslieferten. Dieses ließ ihn in Holmby noch mit königl. Ehren umgeben. Cromwell jedoch, das Haupt der Independentenpartei, welche in kirchlicher u. politischer Beziehung die äußerste Linke repräsentirte, verhinderte eine Versöhnung, indem er den König ins Lager des zu dieser Partei haltenden Heeres entführen ließ.



Nr. 3631. Karl I. von Großbritannien u. Irland (geb. 19. Nov. 1600, gest. 30. Jan. 1649). Nach einem Gemälde von Vandyck.

Ein Fluchtversuch K.'s scheiterte, denn Hammond, der Gouverneur der Insel Wight, lieferte ihn wieder in die Gewalt Cromwell's, der nun verlangte, den König als einen Staatsverbrecher vor das Gericht zu stellen. Die Presbyterianer u. Schotten waren dem entgegen. Letztere schickten sogar im Juli 1648 ein Heer nach England, das aber von Cromwell wiederholt besiegt wurde. Erstere wurden mit Gewalt aus dem Parlament getrieben (die sog. Reinigung des Parlaments). Hierauf ernannte dasselbe ein großes Geschwornengericht, welches den König als einen Tyrannen, Verräther, Mörder u. Feind des Volkes 27. Jan. 1649 verurtheilte. Infolge dessen wurde er 30. Jan. vor dem Palaste Whitehall in London öffentlich hingerichtet. Seine Gemahlin u. seine Söhne Karl u. Jakob hatten schon früher England verlassen. K. war nicht der schlimmste König, den England gehabt hat, aber der unglücklichste. Sein Leben fiel in eine Zeit des Kampfes u. der Gerichte, der er nach seiner Erziehung u. seinen Anlagen nicht gewachsen war. Namentlich ward die ihm anerzogene Verstellungskunst sein Fluch. In diesem Punkte war sein Gewissen ganz unempfindlich; in vielen andern Beziehungen darf K. sogar ein tugendhafter Mensch genannt werden. Auch läuterte ihn die Schule des Unglücks: er starb mit Fassung u. Würde. Man ist bestrebt gewesen, dem Prozesse u. dem Ende K.'s einen romantischen Anstrich zu geben. So soll Lady Fairfax dem Präsidenten in öffentlicher Sitzung, als er den König im Namen des englischen Volkes anklagte, laut zugerufen haben: „Nicht des hundertsten Theiles von ihm!" Dies mag vielleicht wahr sein, aber völlig unerwiesen ist es, daß auf diesen Ruf ein Wachposten auf Lady Fairfax geschossen habe. Eben so wenig begründet ist es, daß K. in seinem Zimmer das Geräusch der Errichtung seines Schaffots habe hören können, da er, wenige Stunden nur vor der Hinrichtung u. nach Errichtung des Schaffots, von St. James nach Whitehall gebracht ward. Die letzten Tage K.'s hat Sir Thomas Herbert in seinen Memoiren geschildert. Vgl. im Uebrigen: Brodie, „Hist. of the Brit. empire from the accession of Charles I. to the restoration" (4 Bde., 2. Aufl.,

Edinb. 1824); Fellowes, „Histor. sketches of Charles I. etc." (Lond. 1828) u. „Trials of Charles I. etc." (ebd. 1832); D'Israeli, „Commentaries on the life and reign of king Charles I." (2 Bde., 4. Aufl., Lond. 1851); Abbott, „Hist. of Charles I." (ebd. 1849); Poujoulat, „Charles I. et le parlament" (Par. 1855); Todière, „Charles I. et O. Cromwell" (Tours 1861); Dahlmann, „Geschichte der engl. Revolution" (Lpz. 1844; 6. Aufl. 1864); Cattermole, „The great civil war of Charles I." (2 Bde., Lond. 1844 bis 1845); Chasles, „Révol. d'Angleterre" (Par. 1844; deutsch von Bölsche, Mainz 1845); Guizot, „Hist. de la revol. d'Angleterre" (3 Bde., Par. 1826—28; 4. Aufl., 1850, 2 Bde., deutsch, 2 Bde., Jena 1849), in welch letzterem Werke bes. die Schilderung des Prozesses ein Meisterstück ist.

Karl II., König von Großbritannien u. Irland (1660—85), Sohn des Vorigen, ward 29. Mai 1630 geb. u. während der engl. Revolution theils in Frankreich, theils im Haag erzogen. Als er nach dem Tode seines Vaters den Königstitel angenommen hatte, boten ihm auch die Schotten die Krone an; doch wurde er erst als König anerkannt, nachdem er den Covenant unterzeichnet hatte u. der Presbyterianischen Kirche beigetreten war, u. 1651 zu Scone gekrönt. Unterdessen war das Heer der engl. Republik unter Cromwell nach der Schlacht bei Dunbar (1650) in Schottland vorgedrungen u. hatte auch Edinburgh erobert. K. faßte jetzt den gewagten Entschluß, in England einzufallen, dort die Royalisten zum Aufstande aufzurufen u. Cromwell so den Rückzug abzuschneiden; die Schlacht bei Worcester (3. Sept. 1651) vereitelte aber dieses Unternehmen. Unter vielen Gefahren entkam K. verkleidet nach Frankreich, während der engl. Heerführer Monk die Unterwerfung Schottlands vollendete. Dort lebte K. mit seiner Familie in großer Dürftigkeit, bis er nach dem zwischen Frankreich u. England abgeschlossenen Frieden nach Köln übersiedelte, von wo er sich später nach den Niederlanden, zu seinem Neffen, dem Prinzen von Oranien, begab. Die Stimmung in England hatte unter dem schwachen Protektorate Richard Cromwell's unterdessen eine bedeutsame Umwandlung zu Gunsten der Stuart's erfahren, zumal da Monk sich von der republikan. Partei vollständig abwandte u. die Restauration der Monarchie mit großem Geschick vorbereitete. Die nach der Auflösung des langen Parlamentes neu gewählten Volksvertreter riefen K. zurück, u. 29. Mai 1660 konnte dieser unter dem Jubel des Volkes in London als König einziehen. Amnestie u. Gewissensfreiheit waren die einzigen Bedingungen, denen er sich vorher unterworfen hatte — wahrscheinlich gleich mit der Absicht, sie nicht zu halten, denn sofort begann die neue Regierung mit der schonungslosen Verfolgung der „Königsmörder" u. der Unterdrückung der Presbyterianischen Kirche. Während die Hauptstadt durch Pest u. Feuersbrünste schwer heimgesucht wurde, hielt der leichtsinnige, den Freuden des Lebens übermäßig ergebene König mit seinen Maitressen, die er auch nach seiner Verheirathung mit der portug. Prinzessin Katharina (1662) beibehielt, die üppigsten Hoffeste ab u. stürzte sich u. das Land in Schulden; selbst die 5 Mill. Livres, für welche er das von Cromwell erworbene Dünkirchen wieder an Frankreich verkaufte, wurden größtentheils in Festlichkeiten verschwendet. Ohne Glück ward der Krieg mit den Niederlanden geführt, zu dem Streitigkeiten zwischen engl. u. holländ. Kolonisten in Guinea u. Amerika Veranlassung gegeben hatten; trotz der anfänglichen Erfolge, welche K.'s Bruder, der Herzog von York, u. Monk auf der See errangen, siegten doch die Holländer unter den bedeutenden Admiralen de Ruyter u. Tromp, welcher in die Themse eindrang u. die engl. Flotte vernichtete. Der Friede zu Breda (21. Juli 1667) beendete diesen Seekrieg, den England mit dem Verluste von Surinam bezahlte. Ein Jahr später fiel K.'s Minister Clarendon nach achtjähriger Amtsführung in Ungnade u. machte dem nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) sog. Cabalministerium Platz, das K. lebhaft in seinem Kampfe um ein unbeschränktes Königthum unterstützte. Von diesem geleitet wandte sich der König jetzt vollständig der franz. Politik zu, obgleich das Volk einer Bundesgenossenschaft mit Frankreich durchaus abgeneigt war u. K. noch 1668 durch eine Tripelallianz mit Schweden u. den Generalstaaten Ludwig XIV. zum Abschluß des Aachener Friedens genöthigt hatte. Die Umstimmung des Königs war um so schneller erfolgt, als Ludwig XIV. ihm eine Leibrente von jährlich 3 Millionen Livres zusicherte, falls er ihm im Kriege gegen Holland Beistand leiste, u. als Unterhändlerinnen K.'s Schwester u. seine Schwägerin Henriette von Orleans u. eine schöne Hofdame benutzte, welche später als Herzogin von Portsmouth am engl. Hofe zu sehr bedeutendem Einflusse gelangte. Der Krieg gegen Holland dauerte nur 1672—74, dann zwang das Parlament K., Frieden zu schließen; doch ließ Letzterer, der für seine Jahrgelder besorgt war, seinen natürlichen Sohn Monmouth mit einigen Tausend Engländern auch nachher noch in franz. Diensten, bis das Parlament (1675) stürmisch die Rückkehr dieser Truppen forderte. Die Bundesgenossenschaft Ludwig's XIV. war dagegen nicht ohne Einfluß auf K.'s religiöse Anschauungen geblieben; seine tiefsten Sympathien gehörten dem Katholizismus, zu dem ja auch sein Bruder, der Herzog von York, u. seine Schwester Henriette übertraten, u. schon 1670 war in dem mit Ludwig XIV. abgeschlossenen Vertrage ein geheimer Paragraph aufgenommen worden, nach welchem sich K. gegen Zahlung von Jahrgeldern zur Einführung des Katholizismus in England verpflichtete. Einen formellen Uebertritt verhinderte K.'s Sorge um die Krone u. die ewigen Geldverlegenheiten, aus denen das Parlament helfen mußte; dieses vermochte sogar den König zum Erlaß der Testakte zu zwingen, nach welcher nur Glieder der Anglikanischen Kirche zu einem öffentlichen Amte berechtigt sein sollten; dieses Gesetz erhielt eine noch strengere Fassung, als sich Gerüchte von einem papistischen Komplot gegen das Leben des Königs verbreiteten. Infolge ganz unmotivirter Beschuldigungen wurden gegen 2000 Menschen, darunter angesehene Lords, eingekerkert u. viele hingerichtet, unter ihnen auch Coleman, der Sekretär des Herzogs von York, u. Lord Stafford. Zwar löste K. 1679 das gegen seine katholisirenden Neigungen eifernde Parlament auf, fand aber kein entgegenkommenderes in dem neuen u. mußte durch das Ministerium Shaftesbury (Ashley) in der Habeas-Corpus-Akte den Engländern die persönliche Freiheit gewährleisten. Als aber nach dem Sturze dieses Ministers u. unter dem Herzog von York die katholische Partei am Hofe das Uebergewicht bekam (1681), schieden sich die Engländer in die großen Parteien der Whigs u. Tories. Erstere, deren Haupt Shaftesbury wurde, richteten ihre Angriffe bes. auf den Herzog von York, den sie als katholisch von der Thronfolge ausschließen wollten, u. dachten daran, Monmouth die Krone anzubieten. Als aber eine darauf bezügliche Verschwörung entdeckt (1683), Shaftesbury u. Monmouth geflohen u. die schott. Presbyterianer ihrer Rechte beraubt worden waren, war K.'s Regierung stärker als vorher; eine Menge Mitschuldige wurden hingerichtet u. der Herzog von York blieb in allen seinen Aemtern. K. starb 6. Febr. 1685, nachdem er die katholischen Sterbesakramente genommen hatte.

Karl I., König von Neapel (u. Sizilien) [1266—85 (1282)], geb. 1220, Sohn Ludwig's VIII., Bruder Ludwig's IX. von Frankreich, erhielt früh als franz. Lehen Anjou u. Maine, erwarb 1246 durch Heirath die Provence, nahm dann an dem ersten Kreuzzuge Ludwig's IX. Theil u. hatte mit diesem 1249—50 das Schicksal der Gefangenschaft in Aegypten. Vom Papst, unter Verleihung der Krone von Neapel u. Sizilien, gegen die Hohenstaufen herbeigerufen, besiegte er den König Manfred, der im Kampfe fiel, 1266 bei Benevent u. errichtete eine harte u. grausame Herrschaft in dem eroberten Lande. Diese vertheidigte er 1268 glücklich gegen Konradin, der gefangen u. hingerichtet ward, veranlaßte dann hauptsächlich Ludwig IX., seinen zweiten Kreuzzug (1270) zunächst gegen Tunis zu richten, welches er auch, nachdem er selbst erst kurz vor Ludwig's Tode dort angekommen war, wenigstens zur Zahlung eines Tributs brachte. Sein Alles beherrschender Einfluß als Hauptführer der Guelfen auch in Mittel- u. Oberitalien machte schließlich selbst die Päpste mißtrauisch gegen ihn. Die Ausführung weitaussehender Pläne auf eine Eroberung des Byzantinischen Reichs ward zuletzt verhindert durch die Sizilianische Vesper (1282). Im fortdauernden Kampfe mit Peter III. von Aragonien um die verlorene Herrschaft über jene Insel starb er 1285 zu Foggia. — **K. II.**, König von Neapel (1285—1309), geb. 1248 als Sohn des Vorigen, war beim Tode seines Vaters in

aragonesischer Gefangenschaft, aus welcher er erst 1288 durch Vermittelung des Papstes u. Englands befreit ward. Sizilien konnte auch er nicht wieder erobern. Sein ältester Sohn K. Martell starb 1301 im Kampfe um die ungar. Krone, auf welche er durch seine Mutter, eine ungar. Prinzessin, Ansprüche hatte, u. welche sein Haus doch schließlich erhielt; in Neapel folgte ihm († 6. Mai 1309) sein zweiter Sohn Robert. — **K. III.**, der Kleine, König von Neapel (1381 bis 1386), geb. 1345, Enkel eines jüngeren Sohnes des Vorigen, des Johann von Durazzo, am ungar. Hofe aufgewachsen, anfänglich von der kinderlosen Johanna I., der Enkelin Robert's, zum Nachfolger bestimmt, eroberte, als sie 1380 ihre Zusage zu Gunsten des franz. Prinzen Ludwig von Anjou zurückgenommen hatte, im Bunde mit dem röm. Papst Urban VI. Neapel 1381 u. ließ die gefangene Johanna 1382 ermorden. Nach mehrjährigem Kampfe mit Ludwig von Anjou, zuletzt sogar mit dem Papste, ging er nach Ungarn, wohin ihn nach Ludwig's d. Gr. Tode gegen dessen Wittwe u. Tochter eine Partei rief, ward 1385 gekrönt, starb jedoch schon 8. Febr. 1386 zu Ofen an den drei Tage zuvor auf Anstiften seiner Gegnerin durch Mörderhand ihm beigebrachten Wunden. In Neapel folgte ihm sein Sohn Ladislaus. — Weitere Könige dieses Namens von Neapel u. Sizilien: 1. aus dem Hause Habsburg: K. I. (1516—56) = Kaiser K. V.; K. II. (1665—1700) = K. II., König von Spanien; K. III. (1713 [bez. 1720] bis 1735) = Kaiser Karl VI. 2. Aus dem Hause Bourbon: K. (III.) [1735—59] = K. III., König von Spanien.

Karl I., König von Spanien (1516—56) = Kaiser Karl V. (s. d.).

Karl II., König von Spanien, der letzte aus dem Hause Habsburg (1665—1700), Sohn u. Nachfolger Philipp's IV., geb. zu Madrid 6. Nov. 1661, war von Jugend auf an Körper u. Geist schwach, fremder Leitung ebenso bedürftig als zugänglich u. für seine Person eigentlich nur wichtig wegen der Ereignisse u. Berechnungen, die sich an seinen Tod knüpften. Die span. Monarchie sank auf den äußersten Grad von Schwäche u. Zerrüttung u. bot nam. einem Ludwig XIV. das erwünschteste Objekt zur Befriedigung seiner Ländergier. Nachdem diese im Devolutionskriege (1667—68) genöthigt worden war, sich mit einem Theil der span. Niederlande zu begnügen, wurde Spanien seit 1673 auch in den sog. holländ. Krieg hineingezogen u. verlor 1678 im Frieden von Nymwegen die Franche-Comté u. wieder mehrere niederländ. Plätze, sowie es auch im dritten Raubkriege Ludwig's XIV. (1688—97) noch weitere Verluste erlitt. Im Innern stritten sich zunächst die von dem Jesuiten Neidhard geleitete Mutter des Königs, Maria Anna von Oesterreich, u. der Stiefbruder Philipp's IV., Don Juan d'Austria, um den obersten Einfluß, doch kam der Letztere nur kurze Zeit, nach K.'s formeller Mündigkeitserklärung (1675), wirklich dazu u. starb bereits 1679. Unwillig über die für den Fall seines Todes von den Seemächten u. Frankreich vereinbarten Theilungsverträge, vermachte K. durch sein erstes Testament seine Monarchie ungetheilt dem jungen Kurprinzen Joseph Ferdinand von Bayern, u. als dieser plötzlich starb (1699), dem aus dem österr. Hause aufgestellten Bewerber Erzherzog K. (später Kaiser K. VI.). Als aber Kaiser Leopold I. diese Lage nicht energisch auszunutzen verstand, gelang es der franz. Diplomatie, die in Madrid durch den Grafen von Harcourt vertreten war, unterstützt durch Kardinal Portocarrero u. Papst Innocenz XII., den König zur Zurücknahme jenes Testaments u. zur Errichtung eines dritten zu bewegen, in welchem er Philipp von Anjou (später Philipp V., König von Spanien), den jüngern Enkel Ludwig's XIV., zu seinem Erben erklärte. Unmittelbar darauf starb K., zweimal vermählt, doch kinderlos, 1. Nov. 1700 zu Madrid; über seine Hinterlassenschaft brach der Spanische Erbfolgekrieg aus.

Karl III., König von Spanien (1759—88), König von Neapel (1735—59), war geb. 20. Jan. 1716 als erster Sohn zweiter Ehe Philipp's V., des ersten Königs von Spanien aus dem Hause Bourbon, mit Elisabeth (Farnese) von Parma. Seine Ausstattung mit einer Krone ward, da das Vorhandensein von zwei älteren Brüdern erster Ehe anscheinend jede Hoffnung auf die span. abschnitt, der Gegenstand der eifrigsten Fürsorge seiner ehrgeizigen Mutter. Nachdem bereits im wesentlichen Zusammenhang damit Alberoni 1717—19 seine großartigen, aber mißlungenen Umgestaltungspläne unternommen hatte, eröffnete sich wenigstens die Aussicht auf die Nachfolge in Parma u. Toscana, u. K. erlangte die erstere wirklich 1731 nach dem Tode seines Großvaters, mit welchem das Haus Farnese ausstarb. Der poln. Thronfolgekrieg (1733—35) bot neue günstige Gelegenheit zu Erwerbungen, u. K. tauschte nach Eroberung von Neapel u. Sizilien diese Länder gegen Parma u. die Anwartschaft auf Toscana von Kaiser K. VI. ein, was der Definitivfriede zu Wien 1738 bestätigte. Im österr. Erbfolgekriege (1742—48) Anfangs durch England zur Neutralität gezwungen, trat K. doch zuletzt der Allianz gegen Maria Theresia bei u. half seinem jüngeren Bruder Philipp Parma erobern. Nachdem er in Neapel eine aufgeklärte u. ruhige Regierung geführt hatte, rief ihn 1759 der Tod Ferdinand's VI. auf den span. Thron. Obwol nach dem Aachener Frieden ihm in Neapel u. Sizilien eigentlich sein Bruder Philipp hätte folgen müssen, so bestimmte er diese Länder doch als Sekundogenitur für seinen eigenen dritten Sohn Ferdinand (der älteste, Philipp, war regierungsunfähig, so daß der zweite, Karl, in Spanien nachfolgen mußte). Auch in die gänzlich verrottete Regierung von Spanien brachte er neues Leben, suchte ebenso Ackerbau, Handel u. Industrie wie Heer u. Flotte zu heben, u. bediente sich dazu aufgeklärter Männer, wie Squilace, der aber 1766 dem Widerwillen des beschränkten Volks weichen mußte, Aranda (bis 1773), Campomanes, Grimaldi (bis 1778) u. zuletzt Florida Blanca. Eifrig ging er auf den von dem franz. Minister Choiseul angeregten bourbonischen Familienpakt (1761) ein, ward dadurch 1761 gleichfalls in Krieg mit England u. auch mit Portugal verwickelt, bei dessen Abschluß 1763 Florida an England verloren, doch Louisiana dagegen von Frankreich eingetauscht ward, schloß sich auch den Maßregeln gegen die Jesuiten an, die 1767 aus dem Reiche vertrieben wurden. Ungünstig verlief 1775 ein Unternehmen gegen Algier, glücklicher ein neuer Krieg mit Portugal 1776—78, durch den S. Sacramento wiedererworben ward; endlich im nordamerikan. Befreiungskriege, an dem Spanien als Bundesgenosse Frankreichs seit 1779 (bis 1783) Theil nahm, ward Florida u. Minorca den Engländern wieder entrissen. K. starb 13. Dez. 1788.

Karl IV., König von Spanien (Sohn des Vorigen) 1788 bis 1808, geb. 12. Nov. 1748 zu Neapel, regierte Anfangs im Geiste seines Vaters unter Beihülfe von Männern, wie Florida Blanca u. Aranda, bis er 1792 völlig unter den Einfluß des zum Herzog von Alcudia, 1795 zum „Friedensfürsten" (Principe de la Paz) ernannten Manuel Godoy kam, welcher denselben allerdings nicht sowol seiner Bildung u. Tüchtigkeit als seiner Günstlingsstellung bei der Königin Marie Louise (v. Parma) verdankte. Von 1793 an am ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich betheiligt, schloß Spanien 1795 den Frieden zu Basel unter Abtretung seines Theils von S. Domingo u. trat sogar 1796 durch den Vertrag von S. Ildefonso als aktiver Bundesgenosse gegen England an die Seite Frankreichs. So bekriegte er 1801 auf Napoleon's Auftrag Portugal, gab Louisiana an Frankreich, welches die span. Sekundogenitur Parma gegen das Königreich Etrurien eintauschte, u. verlor 1802 im Frieden von Amiens Trinidad an die Engländer. Der seit 1804 wieder ausgebrochene Krieg mit den Letzteren brachte 1805 die Vernichtung der span. Seemacht bei Trafalgar. Eine Regung der Selbständigkeit, die Godoy 1806 in voreiliger Berechnung der Ereignisse von sich gab, erweckte — trotz aller bisherigen Dienste — Napoleon's höchsten Zorn. Doch fesselte dieser noch einmal 1807 durch den Vertrag zur Eroberung Portugals den König u. Godoy völlig u. schickte, während er Etrurien einzog, zahlreiche franz. Truppen ins Land. Zugleich brachte ein (vereitelter) Versuch des Thronfolgers Ferdinand zum Sturz Godoy's, einen offenen Zwiespalt des Königspaars u. seines Sohnes zum Ausbruch. Als inzwischen die Zahl der einrückenden französischen Truppen immer mehr wuchs u. diese sich Madrid näherten, kam auch dem span. Hofe eine Ahnung von den Plänen Napoleon's u. er wollte, nach dem Beispiel des portugiesischen, sich von Aranjuez aus in die überseeischen Provinzen flüchten. Doch ein Volksaufstand (18. März 1808) hinderte dies, stürzte Godoy u. nöthigte 19. d. M. den König zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand (VII.). K. nahm jedoch seine Entsagung als eine erzwungene alsbald zurück u. rief Napoleon's Hülfe an, welcher daraus den Anlaß zu der Zusammenkunft

in Bayonne nahm, wo erst der eingeschüchterte Ferdinand seine angefochtenen Rechte in die Hände seines Vaters u. dieser 8. Mai 1808 die seinigen in die Hände Napoleon's niederlegte. K. lebte nun mit seiner Gemahlin († 1818) u. Godoy († 1851) erst in Compiègne, welches ihm nebst einer Rente eingeräumt war, später in Rom, u. starb in Neapel bei einem Besuch am dortigen Hofe 19. Jan. 1819.

Karl I.–VI., Könige von Schweden, haben in Wahrheit nie regiert, sondern gehören nur einem fabelhaften Regentenverzeichniß für die älteren Zeiten an. — **K. VII.**, folgt seinem Vater Swerter 1155 in der Herrschaft über die Ostgothen, erwirbt 1161 auch diejenige über die Schweden, fällt 1167 im Kampfe gegen den früher von ihm vertriebenen Knut Erichssohn, welchem 1195 K.'s Sohn Swerker folgt; 1163 ward das Erzbisthum Upsala gegründet. — **K. VIII.**, Knutssohn, aus dem mächtigen Adelsgeschlecht der Bonde, geb. 1409, Führer der Schweden im Kampf gegen den Fortbestand der Kalmarischen Union, 1435 Reichsmarschall, dann Reichsverweser, erkennt 1440 den Unionskönig Christoph von Bayern an, wird nach dessen Tode 1449 zum König von Schweden u. Norwegen erwählt, kann sich aber in Norwegen nur ein Jahr gegen Christian I. von Oldenburg halten, wird auch 1457—63 u. 1464—67 durch eine Gegenpartei aus Schweden vertrieben u. stirbt 15. Mai 1470 zu Stockholm, indem er seinem Neffen Sten Sture als Reichsverweser die Regierung übergiebt. — **K. IX.**, König von Schweden (1604 bis 1611), jüngster Sohn Gustav's I. (Wasa), geb. 4. Okt. 1550, durch Vermächtniß seines Vaters Herzog von Södermannland, in seinen Vorrechten jedoch eingeschränkt u. eifersüchtig überwacht durch seinen ältesten Bruder Erich XIV., bei dessen Entthronung 1568 er seinen andern, älteren Bruder Johann wesentlich unterstützte. Mit dem Letzteren als König entzweite ihn längere Zeit nam. dessen Neigung zum Katholizismus, doch gewann er bes. in den letzten Jahren Johann's einen bedeutenden Einfluß, übernahm bei dessen Tode 1592 die Regentschaft für dessen Sohn Sigismund, der katholisch geworden u. seit 1587 König von Polen war, benutzte diese Stellung bes. zur strengen Durchführung des Protestantismus u. trat nach Sigismund's erster Anwesenheit in Schweden 1593—94 schon fast völlig wie ein König auf; Sigismund's mißlungener Angriff auf ihn 1598 brachte diesen auch wirklich um die Krone, u. K. erhielt die Regierungsgewalt Anfangs unter dem Titel eines Erbfürsten, seit 22. März 1604 unter dem eines Königs, von den Reichsständen übertragen. Als solcher suchte er vor Allem den Adel niederzuhalten (daher sein Name „der Bauernkönig") u. regierte zuletzt nahezu unumschränkt. Der seit Johann's Zeit um den Besitz von Estland geführte, mehrmals durch Waffenstillstände unterbrochene Krieg mit Rußland brach 1609 in Verbindung mit den inneren russischen Wirren (die falschen Demetrius) von Neuem aus, doch erwies sich schließlich die Wahl des jüngeren Sohnes Karl's IX., Karl Philipp, zum Zaren durch eine Partei nicht als haltbar. Als K. 30. Okt. 1611 starb, hinterließ er seinem Sohne Gustav (II.) Adolf zu dem Kriege mit Polen u. in Rußland auch einen solchen, der jüngst noch gegen Dänemark ausgebrochen war. — **K. X. Gustav**, König von Schweden (1654—60), geb. 8. Nov. 1622 zu Upsala als ältester Sohn des Johann Kasimir, Pfalzgrafen von Zweibrücken, u. der Katharina, der ältesten Tochter Karl's IX. von Schweden, diente im Dreißigjähr. Kriege unter Torstenson in Deutschland u. war zuletzt Generalissimus der schwedischen Truppen daselbst. Durch die Abdankung der Königin Christine 1654 auf den schwed. Thron berufen, begann er sofort den Krieg gegen Johann II. Kasimir von Polen (s. d.), der diesen gleichfalls beanspruchte, vertrieb diesen 1655 aus Polen, indem sich zugleich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm als Herzog in Preußen unter seine Lehnshoheit stellen mußte. Die letztere gab er als Preis der weiteren Bundesgenossenschaft Friedrich Wilhelm's durch den Vertrag von Labiau 1657 auf, als er trotz des großen Sieges bei Warschau (1656) sich nur mit Mühe noch gegen Joh. Kasimir behaupten konnte, zog dann mit der Hauptmacht gegen die mit diesem verbündeten Dänen, ging im Januar 1658 über die gefrornen Belte u. zwang jene durch Bedrohung von Kopenhagen zur Abtretung von Schonen, Halland, Blekingen, Bahus, Drontheim u. Bornholm, sowie zur Befreiung Schwedens vom Sundzoll (Friede zu Roeskild 1658). Um noch mehr zu erzwingen, brach er den Frieden noch in demselben Jahre u. belagerte Kopenhagen; doch ward dieses tapfer vertheidigt, u. K. starb darüber 23. Febr. 1660 zu Gothenburg. — **K. XI.**, König von Schweden (1660—97), Sohn des Vorigen, geb. 24. Nov. 1655, stand bis 1672 unter der Vormundschaft eines von seiner Mutter Hedwig Eleonore (von Holstein-Gottorp) geleiteten Regentschaftsraths. Dieser schloß alsbald mit Dänemark, Polen u. dessen Bundesgenossen, dem Kaiser, Preußen u. Rußland, die Friedensschlüsse von Kopenhagen, Kloster Oliva u. Kardis, in welchen alle bisherigen Besitzungen Schwedens außer Drontheim u. Bornholm behauptet u. die Ansprüche Johann Kasimir's auf den schwed. Thron beseitigt wurden. Nachdem derselbe noch 1668 in der sog. Tripelallianz mit den Niederlanden u. England Ludwig XIV. zur Beendigung des sog. Devolutionskriegs genöthigt hatte (Friede von Aachen), trat K. selbst bald völlig auf die Seite Frankreichs. Als Bundesgenosse Ludwig's XIV. griff er 1674 Preußen an, u. trotz der schimpflichen schwed. Kriegführung (Fehrbellin 1675 ꝛc.) nöthigte jener 1679 Preußen u. das mit diesem verbündete Dänemark u. Hannover durch die Friedensschlüsse von St. Germain, Fontainebleau u. Lund zur Herausgabe der von ihnen eroberten schwed. Besitzungen in Deutschland. Darauf widmete sich K. vor Allem u. mit Erfolg der Wiederherstellung der zerrütteten Finanzen u. begründete sich durch Demüthigung des seit Gustav Adolf's Tode wieder emporgekommenen Adels eine fast unumschränkte Macht. Er starb 15. April 1697 zu Stockholm. — **K. XII.**, König von Schweden (1697—1718), geb. 27. Juni 1682. Die Vormundschaft eines von seiner Großmutter, der Wittwe K.'s X., geleiteten Regentschaftsraths warf er sehr bald ab, bes. mit Unterstützung des Grafen Piper, welcher bis zu seiner Gefangennehmung bei Pultawa die auswärtige Politik des Königs hauptsächlich leitete. K. war, namentlich in den historischen u. geographischen Wissenschaften, gut unterrichtet, sprach deutsch u. lateinisch, kannte das Französische, obwol er sich seiner aus Abneigung nie bediente, war bei trefflichen Geistesgaben entschlossen, kühn, tapfer, aber auch in hohem Grade starrsinnig. In seinem äußern Auftreten liebte er die größte Einfachheit, war nüchtern u. enthaltsam u. legte sich selbst ohne Noth die härtesten Entbehrungen auf. Seine Jugend u. eine Unterschätzung seiner Fähigkeiten, welche er durch seine Neigung zu tollkühnen Abenteuern u. Jugendstreichen zum Theil selbst verstärkte, veranlaßten Peter d. Gr. u. die Könige Friedrich IV. von Dänemark u. August II. von Polen (Friedrich August der Starke, Kurfürst von Sachsen) zu einem Angriffsbündniß gegen Schweden, um diesem seine Nebenländer zu entreißen. Indeß kaum war im Frühjahr 1700 der Angriff von Dänemark eröffnet u. damit der „Nordische Krieg" begonnen, als K. im Mai auf Seeland landete, Kopenhagen berannte u. binnen wenigen Wochen Dänemark zum Frieden von Travendal (17. Aug.) zwang, in welchem es jenem Bündniß entsagte u. K.'s Schwager, den Herzog Friedrich von Holstein, in seine ihm entrissenen Besitzungen wieder einsetzte. Darauf wandte er sich gegen die Russen, schlug 30. Nov. mit 8000 Mann ihre weit überlegene Macht vor Narwa, das sie belagerten, wandte sich dann gegen die Sachsen, die Riga belagerten, schlug sie an der Düna, rückte durch Lithauen, allen Friedensanerbietungen August's unzugänglich, gegen Polen u. faßte den Plan, die Gunst der Umstände zur Entthronung August's, den er tödlich haßte, zu benutzen. Er rückte in Warschau ein, schlug 1702 die Sachsen u. Polen bei Klissow u. erstere dann noch 1703 bei Pultusk, sowie 1704 bei Punitz, u. betrieb dabei die Absetzung August's durch den Reichstag u. die Wahl des Stanislaus Lesczinski 1704, während Peter der Große ungestört Zeit hatte, sein Heer zu reorganisiren, den größten Theil der schwed. Ostseeprovinzen (Livland, Estland, Ingermannland, Karelien) in Besitz zu nehmen u. Petersburg (1703) u. Kronstadt zu begründen. 1706 trieb K. die gegen Polen vordringenden Russen durch Lithauen nach Volhynien zurück, während Rhenskiöld die Sachsen bei Fraustadt besiegte, kehrte dann aber um, um erst durch einen Vormarsch nach Sachsen selbst August völlig zu bezwingen, was auch im Frieden von Altranstädt (bei Leipzig) im Sept. 1706 geschah. Nach längerer Rast in Sachsen brach er im Sommer 1707 wieder nach Polen auf, wo er zu Kasimir den von August d. Starken ihm ausgelieferten Patkul unter Martern hinrichten ließ. Darauf drängte er 1708 die wieder vorgedrungenen Russen bis zum Dniepr zurück, ließ sich jedoch durch die

Anerbietungen des von Peter abgefallenen Kosatenhetmans Mazeppa zu einer Abschwenkung nach der Ukraine verleiten, um diesen dort geächtet u. besiegt vorzufinden. Nachdem bei der Belagerung von Pultawa neue, schwere Verluste erlitten worden waren u. K. selbst eine schlimme Wunde empfangen hatte, erschien unter Peter's d. Gr. Anführung das russische Entsatzheer u. vernichtete in der Schlacht bei Pultawa 8. Juli 1709 die Schweden fast völlig. Mehrere Tage lang hart verfolgt, entkam K. mit wenigen Begleitern auf das türkische Gebiet u. fand gastfreie Aufnahme bei dem Pascha von Bender. Im Lager zu Warnitza bei Bender fanden sich mit der Zeit etwa 1800 theils Getreue, theils Abenteurer zusammen, die insgesammt auf Anweisung des Sultans Achmet III. reichlichen Unterhalt bekamen.



Nr. 3632. Karl XII., König von Schweden (geb. 27. Juni 1682, gest. 11. Dez. 1718).

K. suchte nun vor Allem den Letzteren zum Kriege gegen Rußland anzureizen. Zwar gelang dies 1711 u. Peter d. Gr. ward am Pruth von den Türken eingeschlossen, indeß der ihm gewährte Friede entsprach durchaus nicht K.'s Wünschen u. Hoffnungen. Um so eifriger strebte er einen neuen Krieg anzuschüren, was aber hauptsächlich durch das Einschreiten der Seemächte vereitelt ward, u. um so weniger wollte er die Türkei verlassen, obwol jetzt die Aufforderung dazu an ihn erging u. der schlimme Stand seiner Angelegenheiten im Norden ihn dazu hätte treiben sollen. August von Sachsen hatte noch 1709 sich wieder zum Könige von Polen erklärt u. Stanislaus Lesczinski mit den Schweden war von dort vertrieben worden. Da K. trotzig dem vom Kaiser u. den Seemächten vorgeschlagenen sog. Haager Konzert 1710 nicht beitrat, durch welches die deutschen Besitzungen Schwedens u. Dänemarks neutralisirt werden sollten, so eroberten die Gegner Pommern außer Stralsund u. Rügen, sowie die Herzogthümer Bremen u. Verden, u. nahmen den Rest des schwed. Heeres in Tönningen 1713 gefangen. 1715 schloß sich ihnen England u. Hannover, gegen Ueberlassung von Bremen u. Verden, u. wegen Pommerns auch Preußen an. Inzwischen war K., allen Aufforderungen zum Verlassen der Türkei zum Trotz, in Warnitza geblieben, bis 13. Febr. 1713 sein Lager durch ein weit überlegenes türkisches Heer erstürmt u. er selbst nach tollkühner Vertheidigung gefangen ward. Selbst in der nunmehrigen strengen Haft u. äußerlich kümmerlichen Lage zu Demotika gab er aber die alten Hoffnungen noch nicht sofort auf, bis sich endlich doch alle weiteren Versuche als verfehlt herausstellten u. von den bedrängten Schweden drohende Vorstellungen an ihn gelangten. Da fügte er sich, brach im Okt. 1714 auf u. machte mit zwei, bald nur noch mit einem Genossen unter angenommenem Namen („Peter Frisch") in 14 Tagen den berühmten Ritt über Ofen, Wien, Regensburg, Bamberg, Hanau, Kassel u. Braunschweig nach Stralsund, wo er den 11./22. Nov. ankam. Im nächsten Jahre leitete er persönlich die Vertheidigung dieser Stadt u. schiffte sich erst unmittelbar vor ihrer Uebergabe im Dez. 1715 nach Schweden ein. Hier beschloß der König eine völlig neue Politik einzuschlagen, wobei er hauptsächlich dem Rathe des in seine Dienste getretenen, früher holsteinischen Ministers Baron von Görz folgte. Auch die innere Politik ward mit weitgehender Vollmacht dessen Leitung übergeben, vor Allem um aus dem völlig erschöpften Lande die Mittel zur weiteren Fortführung des Krieges zu beschaffen, wozu es sehr harter u. zum Theil geradezu verzweifelter Maßregeln bedurfte. Der Gedanke ging dahin, Peter d. Gr., den gefährlichsten Gegner, durch Abtretung der baltischen Provinzen (außer Finnland) zu befriedigen, u. dann im Bunde mit ihm als Ersatz dafür Norwegen zu erobern, die deutschen Besitzungen wieder zu gewinnen u. in Polen Stanislaus Lesczinski wieder auf den Thron zu erheben. Görz fand mit seinem Anerbieten bei Peter ein geneigtes Ohr, u. während K. den 1716 mißlungenen Versuch zur Eroberung Norwegens im Herbst 1718 erneuerte, waren die mit Jenem eingeleiteten Unterhandlungen schon dem Abschluß nahe, als K.'s plötzlicher Tod 11. Dez. 1718 die Sachlage von Grund aus veränderte. Bei der Belagerung von Friedrichshall ward K. auf einem Inspektionsgange am späten Abend in den Laufgräben, als er sich über die Brustwehr gelehnt hatte, um den Arbeitern zuzusehen, u. wenige Augenblicke nachdem seine Begleiter Siquier u. Megret von ihm zurückgetreten waren, mit einer Wunde am Kopfe todt vorgefunden. Die Frage, ob die tödliche Kugel aus der Festung gekommen od. von einem Meuchelmörder aus dem eignen Lager abgeschossen worden sei, ist nie völlig aufgeklärt worden; doch gilt die letztgenannte Möglichkeit als die wahrscheinlichere. Die Urheber der That würden dann in den Reihen der Partei zu suchen sein, welche sich jetzt in Schweden des Ruders bemächtigte u. nach der nahezu unumschränkten Herrschaft K.'s eine völlige Umgestaltung der Staatsform hervorrief. K. war nie vermählt gewesen. Ihm folgte seine jüngere Schwester Ulrike Eleonore u. deren Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel. — **K. XIII.**, König von Schweden (1809—1818) u. Norwegen (1814—1818), der letzte aus dem Hause Holstein-Gottorp, geb. 7. Okt. 1748 als Sohn des Königs Adolf Friedrich, nahm 1772 hervorragenden Antheil an der durch seinen älteren Bruder Gustav III. bewirkten gewaltsamen Aenderung der Verfassung, ward von diesem zum Herzog von Südermannland ernannt u. zeichnete sich wiederholt als Oberbefehlshaber der Flotte im Kriege gegen Rußland 1788—90 aus. Nach der Ermordung Gustav's III. 1792 führte er für dessen unmündigen Sohn Gustav IV. die Regentschaft bis 1796, zog sich aber dann vom politischen Leben zurück u. lebte vorwiegend wissenschaftlichen Beschäftigungen, bis er 13. März 1809 nach der Gefangennahme Gustav's IV. von den Urhebern der Revolution zum Reichsverweser berufen u. 6. Juni d. J. durch die Reichsstände, nach vorhergegangener Entthronung Gustav's u. seiner Erben, zum König erwählt ward. Er schloß alsbald den Frieden zu Friedrichsham (Sept. 1809) mit Rußland, welcher für Schweden den Verlust von Finnland besiegelte, bald auch mit Dänemark den Frieden zu Jönköping u. trat dem Kontinentalsystem Napoleon's bei, wofür dieser das von ihm besetzte schwed. Pommern herausgab. Da K.'s Ehe kinderlos war, ward im Juli 1809, im Einvernehmen mit dem Reichstage, Prinz Christian (nunmehr Karl) August von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg zum Thronfolger berufen, u., als dieser 28. Mai 1810 plötzlich starb, der franz. Marschall Bernadotte (nunmehr Karl Johann). Der 1810 an England erklärte, doch nicht ernstlich geführte Krieg ward 1812 durch den Frieden von Oerebro beendigt, nachdem Schweden die Aufforderung Napoleon's zur Bundesgenossenschaft gegen Rußland abgewiesen u. sich um den Preis der Gewinnung Norwegens an das letztere angeschlossen hatte. Diese erfolgte 1814 durch den Dänemark abgenöthigten Frieden von Kiel (14. Jan.) nach Bewältigung des Widerstandes der Norweger u. unter Anerkennung ihrer Verfassung. K. starb 5. Febr. 1818, nachdem in den letzten Jahren der Kronprinz fast ausschließlich die Leitung der Geschäfte gehabt hatte. Bernadotte (s. d.) folgte ihm als K. XIV. — **K. XV.**, Ludwig Eugen, König von Schweden u. Norwegen (1859 bis 1872), Enkel Bernadotte's u. ältester Sohn König Oskar's I., geb. 3. Mai 1826, führte als Kronprinz den Titel eines Herzogs von Schonen u. Vizekönigs von Norwegen; 11. Sept. 1857 übernahm er

an Stelle des schwer erkrankten Vaters die Regentschaft des Reichs u. folgte demselben 8. Juli 1859 auf dem Throne. Seine Krönung erfolgte zu Stockholm 3. Mai, zu Drontheim 5. Aug. 1860. Als eine „neue Aera" war seine Regentschaftszeit begrüßt worden, zunächst aber kam es zu einem langwierigen innern Konflikt, denn K.'s XV. moderne liberale Tendenzen riefen die zähe Widerstandskraft der konservativen u. feudalen Elemente gegen ihn wach; an ihr scheiterte auch sein Bestreben, die Beziehungen Schwedens zu Norwegen fester zu gestalten; dagegen gelang ihm 1866 die Umwandlung der schwed. Verfassung in eine moderne Repräsentativverfassung, welches „eigenstes Werk" K.'s als seine bedeutendste That anzusehen ist. In militärischer Hinsicht waren seine Reformbestrebungen wiederum vergeblich, obgleich er auch durch von ihm selbst verfaßte Zeitungsartikel u. Broschüren das Volk von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Wehrkraft des Landes zu überzeugen bemüht war. Ebenso trat er als politischer Polemiker in den schwed. Blättern auf, um für die skandinavische Einheitsidee zu wirken u. seiner feindseligen Gesinnung gegen das immer mächtiger werdende Deutschland Ausdruck zu geben. Seit der Eroberung u. Lostrennung Schleswig-Holsteins von Dänemark war er der entschiedenste Gegner Preußens, u. wäre es nach seiner Neigung gegangen, so würde es 1870 zu einer Bundesgenossenschaft mit Frankreich gekommen sein. Dem in der Bernadotte'schen Königsfamilie herrschenden künstlerischen Geiste huldigte K. noch mehr als sein Vater. Er schrieb u. veröffentlichte mehrere poetische Arbeiten u. erhob sich auch als Landschaftsmaler über den Dilettantismus. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist bes. eine topographische Karte Schwedens zu nennen. Durch ein gerades u. leutseliges Wesen machte er sich beim Volke beliebt. Schon gegen Weihnachten 1870 nahm ein chronisches Leiden des Königs einen bösartigen Charakter an. Hierzu kam 30. März 1871 der Tod der Königin Luise (geb. 5. Aug. 1828), einer geb. Prinzessin von Oranien, mit der er seit 19. Juni 1850 vermählt war. Ein Gebrauch der Bäder in Aachen brachte nur vorübergehende Besserung; noch unterwegs auf der Heimreise, in Malmö, starb er 18. Sept. 1872. Da er nur eine Tochter hinterließ, die seit 28. Juli 1869 mit dem dän. Kronprinzen Friedrich vermählte Prinzessin Luise (geb. 31. Okt. 1851), so erbte sein Bruder Oskar (II.) den Thron. Vgl. G. Morin, „König, Dichter u. Maler" (Lpz. 1875).

Karl der Kühne, Herzog von Burgund (1467—77), der letzte aus dieser Nebenlinie des franz. Königshauses Valois, geb. 1435, thatkräftig u. ungestüm, doch ohne rechte staatsmännische Umsicht, einer der letzten hervorragenden Träger romantischer Ritterherrlichkeit; nahm schon bei Lebzeiten seines Vaters Philipp des Guten als Graf von Charolois thätigen Antheil an dem gegen Ludwig XI. von Frankreich gerichteten „Bündniß für das Gemeinwohl" (Ligue du salut public) u. blieb auch weiterhin der gefährlichste Gegner des Letzteren. Im Begriff, von Neuem loszuschlagen, nahm er 1468 bei einer Zusammenkunft zu Péronne auf die Nachricht von dem durch Ludwig angestifteten Abfall von Lüttich diesen gefangen u. gab ihm die Freiheit nur gegen sehr bedeutende Zugeständnisse wieder, unter welchen sich die Gewährung der Souveränetät für seine franz. Lehen auf Lebenszeit befand. Dem unsichern Frieden folgten 1471—72 unentschiedene Kriege, worauf sich K. mehr den deutschen Beziehungen zuwandte, um die Neuerrichtung eines burgund. Königreichs zu erreichen. Als die deswegen mit Kaiser Friedrich III. zu Trier 1473 eingeleiteten Unterhandlungen sich zerschlugen, mischte sich K. in den Streit um den erzbischöflichen Stuhl von Köln, ward aber durch den Widerstand des kleinen Neuß 1474—75 aufgehalten, bis ein Reichsheer erschien u. er sich zum vorläufigen Abstehen von weiteren Unternehmungen in dieser Richtung genöthigt sah. Gleichzeitig räumte auch sein Bundesgenosse u. Verwandter, Eduard IV. von England, Nordfrankreich wieder, wo er einen Einfall gemacht hatte. Mit um so größerem Eifer wandte sich nun K. gegen die mit dem Kaiser u. Frankreich verbündeten Schweizer, die er als Bauern u. Republikaner doppelt haßte, u. gegen den Herzog Renatus von Lothringen, dessen Land er zur Verbindung seiner südl. (burgund.) u. nördl. (niederländ.-belg.) Provinzen zu erobern wünschte. Indeß sein zweimaliger Angriff auf die Schweiz 1476 mißlang durch die Siege der Schweizer bei Granson u. Murten, u. als er, moralisch gebrochen durch die Niederlagen, Lothringen wieder erobern wollte, ward er bei der Belagerung von Nancy 5. Jan. 1477 von Herzog Renatus u. den Schweizern besiegt u. auf der Flucht erschlagen. Seine Länder fielen an seine einzige Tochter Marie, welche noch 1477 sich mit Maximilian von Oesterreich (später Deutscher Kaiser) vermählte.

Karl V. (nach andrer Zählung IV.) Leopold, Herzog von Lothringen (1675—90), Sohn des Prinzen Nikolaus Franz von Lothringen, geb. 3. April 1643 zu Wien, focht in kaiserl. Diensten gegen die Türken (St. Gotthardt 1664) u. Franzosen (am Rhein 1672 u. 1676), bewarb sich mit Unterstützung des Kaisers 1669 u. 1674 um die poln. Krone, jedoch vergeblich, u. heirathete 1678 Eleonore, die Wittwe des poln. Königs Michael Wisnowiecki u. Schwester Leopold's I. Sein Oheim K. IV., den die Franzosen seit 1670 aus seinem Lande vertrieben hatten, setzte ihn bei seinem Tode 1675 zum Erben ein; K. jedoch verschmähte es, Lothringen unter den drückenden, im Frieden von Nymwegen 1678 ihm auferlegten Bedingungen in Besitz zu nehmen, u. blieb für seinen Theil im Kriegszustande gegen Ludwig XIV., der dafür das Land bis auf Weiteres besetzt hielt.



Nr. 3633. Karl V. Leopold, Herzog v. Lothringen, geb. 3. April 1643, gest. 18. April 1690.

Von 1683—88 führte K. L. den Oberbefehl über das kaiserl. Heer im Krieg gegen die Türken, siegte 1683 (mit Johann Sobieski) bei Wien, 1685 bei Gran, 1687 bei Mohacz u. eroberte den größten Theil von Ungarn. Darauf kommandirte er 1689 in dem neu ausgebrochenen Kriege gegen Ludwig XIV. am Rhein u. starb 18. April 1690 auf einer Reise nach Wien zu Wels in Oberösterreich. Sein ältester Sohn Leopold kam erst durch den Frieden von Ryswyk 1697 in den Besitz von Lothringen; der jüngere, Karl Leopold, trat in den geistlichen Stand u. ward Erzbischof u. Kurfürst von Trier.

Karl, Erzherzog v. Oesterreich, in einer an großen Feldherren so reichen Zeit einer der größten, geb. 5. Sept. 1771 als dritter Sohn des damaligen Großherzogs von Toscana, späteren Kaisers Leopold II.; diente seit 1792, nachdem er in früher Jugend bei großer Kränklichkeit nur wenig kriegerische Neigungen u. Fähigkeiten gezeigt hatte, in den Niederlanden gegen die Franzosen unter Albert von Sachsen-Teschen, Josias von Sachsen-Koburg u. Clerfayt, von welchen bes. der Letztere einen bedeutsamen Einfluß auf seine Entwickelung bekam. Den selbstständigen Oberbefehl führte er zuerst 1796 in Süddeutschland. Die vom Niederrhein her unter Jourdan bis nahe der böhm. Grenze vorgedrungenen Franzosen trieb er durch die Siege bei Amberg u. Würzburg zurück u. nöthigte auch den in Schwaben eingebrochenen Moreau zum Rückzuge; darauf nahm er noch im Winter Kehl, vermochte jedoch im Frühjahr 1797 nicht, den von Italien über Steiermark gegen Wien vordringenden Napoleon Bonaparte aufzuhalten, sondern mußte mit ihm die Friedenspräliminarien von Leoben schließen.

Auch im nächsten Kriege 1799 befehligte er zunächst wieder in Süddeutschland; hier warf er Jourdan, den er bei Ostrach u. Stockach schlug, über den Rhein zurück, dann wandte er sich nach der Schweiz gegen Masséna, den er bei Zürich schlug u. hinter der Limmat festhielt, bis Korsakow hier in seine Stelle einrückte u. er sich wieder nach dem mittleren Rhein zog, ohne doch zu einer wirksamen Offensive übergehen zu können. Bald ward dies durch die Niederlagen Korsakow's u. Suwarow's, mit welchen übrigens K. es nie zu wahrem Einvernehmen hatte bringen können, in der Schweiz überhaupt unmöglich gemacht u. K. hielt sich defensiv in Süddeutschland, bis er im Frühjahr 1800 aus Gesundheitsrücksichten den Oberbefehl abgab u. das Generalgouvernement von Böhmen übernahm. Nach der Schlacht bei Hohenlinden im Dez. d. J. wieder zum Oberbefehlshaber gegen den in Oesterreich eindringenden Moreau berufen, konnte er doch das Gesammtresultat des Feldzugs nicht mehr ändern u. mußte nach wenigen Tagen den Waffenstillstand von Steyer abschließen. Als Präsident des Hofkriegsraths bekam er Auftrag, das Heer nach den gewonnenen Erfahrungen zu reorganisiren, wobei er bes. das Prinzip der allgemeinen Volksbewaffnung betonte; er war u. blieb das Haupt der Kriegspartei gegen Frankreich. Im J. 1805 drängte er als Oberbefehlshaber der für Italien bestimmten Armee Anfangs Masséna siegreich bis zur Etsch zurück, mußte jedoch auf die Nachricht von Mack's Gefangennahme in Ulm u. Napoleon's Vordringen gegen Wien den Rückzug zum Schutze der österr. Provinzen selbst antreten. Nach dem Friedensschluß zu Preßburg suchte er als Generalissimus der österr. Armee u. Kriegsminister vor Allem die ausreichenden Mittel zu einem neuen Kriege bereit zu stellen. Als dieser 1809 herbeigeführt war, brach er im Frühjahr in Bayern ein, mußte sich jedoch nach fünftägigen Gefechten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl u. Regensburg über die Donau nach Böhmen zurückziehen, ohne Napoleon's Vordringen bis nach Wien weiter hindern zu können. Als dieser hierauf über die Insel Lobau auf das linke Donauufer überging, ward er 21. u. 22. Mai vom Erzherzog K., der dabei die höchste Tapferkeit u. Entschlossenheit entwickelte u. im kritischen Augenblick, eine Fahne in der Hand, seine Soldaten zum Sturme führte, bei Aspern u. Eßling geschlagen u. hier zuerst des Rufs der Unüberwindlichkeit entkleidet. Doch endete die zweite, fast auf derselben Stelle geschlagene Schlacht bei Wagram 5. u. 6. Juli trotz ihres Vortheils auf dem einen Flügel mit dem Rückzug der Oesterreicher. Das Heer hatte sich fechtend in vollster Ordnung bis Znaim zurückgezogen, wo soeben wieder ein Treffen im Gange war, als der Kaiser 11. Juli Waffenstillstand schloß, worauf K. seine Würde niederlegte u. sich völlig von jeder öffentlichen Wirksamkeit zurückzog, tief verstimmt durch allerlei Anfeindungen u. Kundgebungen des Uebelwollens, die ihn betroffen hatten. Nur 1815 war er kurze Zeit Gouverneur von Mainz. Mehrfach lebte er in Teschen, welches ihm als Herzogthum verliehen worden war. Er starb zu Wien 30. April 1847. Sein ältester Sohn ist der noch lebende Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza. Auch schriftstellerisch hat sich Erzherzog K., bes. durch historisch-kritische Darstellungen seiner Feldzüge von 1796 u. 1799, hervorgethan. Ein von Fernkorn entworfenes Reiterstandbild von ihm steht seit 1860 zu Wien vor der Burg, gegenüber dem des Prinzen Eugen von Savoyen.

Karl II., eigentlich Ludwig Ferdinand Karl von Bourbon, Infant von Spanien, früher Fürst von Lucca, dann Herzog von Parma, geb. zu Madrid 22. Dez. 1799, war der Sohn König Ludwig's von Etrurien (s. d.) u. der Infantin Marie Luise, der Tochter Karl's IV. von Spanien, folgte 27. Mai 1803 seinem Vater in Etrurien unter Vormundschaft seiner Mutter, kam hier aber nie selbst zur Regierung, da Etrurien schon 10. Dez. 1807 an Frankreich abgetreten werden mußte. Zur Entschädigung ward ihm auf dem Wiener Kongreß das Fürstenthum Lucca mit der Bestimmung zugetheilt, daß er dasselbe nach dem Tode der Herzogin Marie Luise von Parma mit diesem Lande vertauschen solle. Noch unter Vormundschaft seiner Mutter ergriff K. 1817 von Lucca Besitz u. übernahm dann, als die Mutter 13. März 1824 gest. war, selbst die Regierung, cedirte aber noch vor dem vertragsmäßigen Zeitpunkte, 5. Okt. 1847, das Fürstenthum an Toscana, worauf er als ein Graf von Pontremoli in Mantua u. Genua lebte. Nach dem Ableben der Herzogin Marie Luise, der Wittwe Napoleon's I. (17. Dez. 1847), folgte er als K. II.



Nr. 3334 Karl, Erzherzog von Oesterreich (geb. 5. Sept. 1771, gest. 30. April 1847) Reiterstandbild in Wien

in Parma, Piacenza u. Guastalla. Letzteres trat er 5. Jan. 1848 an Modena ab. In Parma selbst veranlaßten ihn Unruhen, 20. März 1848 eine Regentschaft einzusetzen u., nachdem 9. April an deren Stelle eine provisorische Regierung getreten war, 19. April das Land zu verlassen. Er wandte sich nach Sachsen u. legte in einem aus Weistropp unter dem 14. März 1849 datirten Manifeste die Regierung zu Gunsten seines Sohnes (s. den Folgenden) nieder. Später hat er seinen Wohnsitz entweder auf seinen Gütern in Toscana od. bei Viareggio od. in Nizza genommen. Vermählt ist er seit 15. Aug. bez. 5. Sept. 1820 mit der Prinzessin Therese (geb. 19. Sept. 1803), einer Tochter König Victor Emanuel's I. von Sardinien. — Sein Sohn **K. III.**, eigentlich Ferdinand Karl von Bourbon, Infant von Spanien, Herzog von Parma, geb. 14. Jan. 1823, verkündigte 24. März 1849 von London aus, wo er sich damals befand, die Uebernahme der Regierung in Parma u. trat diese nach seiner Rückkehr, 27. Aug. dess. J., persönlich an. Er führte ein schmachvolles Regiment u. endete 27. März 1854 durch Meuchelmord. Seine Gemahlin, Luise Marie Therese von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter

des 1820 ermordeten Herzogs von Berry, übernahm nun für ihren Sohn **Robert** Karl Ludwig Maria von Bourbon, Infant von Spanien (geb. 9. Juli 1848), die Regierung, mußte aber nach der Schlacht bei Magenta 9. Juni 1859 Parma verlassen, welches 18. März 1860 mit den Staaten des Königs von Sardinien vereinigt wurde. Sie starb zu Venedig 1. Febr. 1864. Ihr Sohn Robert, seit 5. April 1869 mit der Prinzessin Maria Pia, einer Tochter des verstorbenen Königs Ferdinand II. von Sizilien vermählt, hält sich theils zu Rom, theils zu Wartegg in der Schweiz auf.

Karl, Friedrich August Wilhelm, entthronter Herzog von Braunschweig, Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels (s. d.), wurde 30. Okt. 1804 geb. u. zeigte schon als Prinz alle jene Sonderbarkeiten im Keime, durch die er sich später so berüchtigt machen sollte. Die ihm von seinem Oheim, König Georg IV. von England, gegebenen Erzieher tragen zum Theil Schuld daran. Zum Ueberfluß nahm ihn, als er 1822 nach Wien gekommen, Metternich in seine Schule u. hetzte ihn gegen seinen Vormund u. dessen „Werkzeuge“ auf, welche dann K. öffentlich anklagte, daß sie ihn physisch u. moralisch zu Grunde gerichtet hätten, um ihn zum selbstständigen Regieren untauglich u. Braunschweig zu einer hannöv. Provinz zu machen. Als nun Georg IV. von der braunschweigischen Regentschaft zu Gunsten K.'s 30. Okt. 1823 zurückgetreten war, beseitigte dieser alsbald die vom Grafen Münster, der das Herzogthum verwaltet hatte, geschaffenen Einrichtungen, entfernte die bisherigen Beamten u. berief Günstlinge, meist unfähige, charakterlose Menschen, in die Verwaltung u. in seine Nähe. Die dadurch geweckte Unzufriedenheit veranlaßte den Herzog zu einem planmäßigen, bis zur rücksichtslosesten Härte gesteigerten Verfolgungssystem. Seinem Starrsinn, seiner Rachsucht u. seiner Geldgier mußte selbst die Unabhängigkeit der Rechtspflege zum Opfer fallen; die Staatsdomänen verkaufte er zum Vortheil seiner Privatkasse, u. da ihm der Aufenthalt in Braunschweig wegen der stetig steigenden Gährung nicht behagte, lebte er meist in Paris. Am 31. Mai 1829 traten endlich während seiner Abwesenheit die Landstände aus eigener Machtvollkommenheit zusammen, um eine Beschwerde an den Deutschen Bundestag zu berathen. Indeß wußte des Herzogs Günstling Bitter die Verhandlungen in die Länge zu ziehen. Da kehrte der Herzog, aus Paris durch die Julirevolution vertrieben, heimlich nach Braunschweig zurück, u. kaum war seine Ankunft bekannt geworden, so brach ein offener Aufruhr los: das Volk stürmte das Residenzschloß u. steckte es in Brand, K. entfloh (7. Sept. 1830). Selbst der Bundestag erklärte 2. Dez. 1830 den Herzog für regierungsunfähig u. erkannte seinen Bruder Wilhelm als Bundesfürsten an. Seitdem begann das komische Epos, dessen Held der „Diamantenherzog“ war. Mit seinen „ersparten“ bez. geraubten Reichthümern lebte K. zuerst in London, wo er in Louis Napoleon eine gleichgestimmte Seele fand. Dann begab er sich Ende der 30er Jahre wieder nach Paris. Skandalöse Prozesse des Exherzogs verhinderten nicht seine Aufnahme am Tuilerienhofe, wo man vielleicht hoffte, ihn einmal gegen Deutschland ausspielen zu können. Der Tag von Sedan vereitelte jedoch auch diesen Plan. Der „tolle“ K. wählte nun Genf zu seinem Aufenthaltsort, wo er 18. Aug. 1873 starb. Auch hatte er in seinem vom 5. März 1871 datirten Testamente Genf zur Universalerbin seiner Millionen eingesetzt. Sein Mausoleum daselbst wird zugleich ein Denkmal für seinen Großvater u. Vater werden. Vgl. „Le duc de Brunswick, sa vie et ses moeurs“ (Par. 1874).

Karl, Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise (s. d.) von Preußen u. Stiefbruder des Großherzogs Georg (s. d.) von Mecklenburg-Strelitz, geb. zu Hannover 30. Nov. 1785, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, als hannöv. Feldmarschall u. Generalgouverneur lebte, trat 1799 in die preuß. Armee ein u. wohnte als Gardemajor der Schlacht bei Auerstädt bei. 1813 kämpfte er als Oberst im Blücher'schen Corps bei Lützen u. Bautzen mit. Nachher stand er als Generalmajor ruhmvoll an der Spitze der 1. Brigade im York'schen Armeecorps, der Avantgarde des Blücher'schen Heeres, führte 1815 die preuß. Garde als bes. Corps nach Frankreich u. blieb seitdem deren Chef bis zu seinem Tode. Seit 1825 General der Infanterie, wurde er 1827 Präsident des preuß. Staatsraths, dem er schon seit 1817 angehörte, u. starb unvermählt 21. Sept. 1837 auf seinem Schlosse Monbijou. Seinen großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten Preußens übte er im Sinne des Absolutismus aus. Im Uebrigen war er ein Mann von Geist u. reichen Kenntnissen, insbes. ein großer Freund der schönen Literatur. Er selbst schrieb unter den Namen J. E. Mand (Jemand) u. Weißhaupt mehrere Lustspiele („Die Isolirten“ u. a.) u. das Trauerspiel „Der ewige Jude“ (Iserl. 1821). Eine Sammlung seiner dramatischen Arbeiten erschien 1833 in Berlin.

Karl Albert, König von Sardinien, geb. 2. Okt. 1798, war der Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan aus dessen Ehe mit der Prinzessin Marie Christine von Sachsen-Kurland, folgte 16. Aug. 1800 unter Vormundschaft der Letzteren als ein Prinz von Carignan seinem Vater in dessen piemont. u. franz. Besitzungen, ward nebst seiner Schwester Marie Elisabeth, der nachmaligen Gemahlin des Erzherzogs Rainer von Oesterreich, in Dresden erzogen, vermählte sich 30. Sept. 1817 mit Marie Therese, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana, u. lebte dann in scheinbarer Abgeschlossenheit auf seinen Gütern in Piemont. In Wahrheit machten ihn seine ehrgeizigen Pläne zur Seele der Verschwörung, welche 1821 den Aufstand in Piemont hervorrief. Sobald dieser durch den Abfall des Heeres sich gekräftigt hatte, übernahm K. A. offen die Leitung, ließ sich, nachdem der schwache König Viktor Emanuel I. von Sardinien (s. d.) 13. März 1821 abgedankt, von diesem zum Regenten, bez. Stellvertreter, des Thronfolgers Karl Felix ernennen, proklamirte u. beschwor sofort die span. Konstitution von 1812 u. regierte in Gemeinschaft mit einer provisorischen Junta ganz im revolutionären Stil. Doch kühlte sich sein Eifer schnell ab, als Karl Felix alles seit Viktor Emanuel's, seines Bruders, Thronentsagung Geschehene für ungiltig erklärte u. ein österr. Heer gegen Piemont anrückte. Am 21. März verschwand K. A. plötzlich aus Turin, ohne die Junta zu benachrichtigen, begab sich nach Novara, von wo aus er auf die Regentschaft verzichtete, u. dann in das österr. Hauptquartier. Seine Flucht war der Todesstreich für den Aufstand; während aber damals sein Name von allen ital. Patrioten nur mit Verwünschungen genannt wurde, wollten auch die Höfe nichts mehr von ihm wissen, u. erst nachdem er 1823 durch seine Theilnahme an der franz. Expedition gegen das konstitutionelle Spanien einen Beweis für seine Gesinnungstreue gegeben, durfte er nach Turin zurückkehren, um dann als Statthalter nach der Insel Sardinien geschickt zu werden. Der Tod des kinderlosen Karl Felix berief 27. April 1831 den ehemaligen Karbonarihäuptling auf den Thron. K. A. regierte ganz im Sinne der Reaktion u. ließ selbst diejenigen Liberalen im Kerker, die 1821 durch ihn zum Aufruhr verleitet worden waren; die von ihm nach 1834 gemachten Reformen betrafen hauptsächlich das Heer u. den materiellen Zustand des Landes. Erst als er sich mit dem J. 1848 vor die Alternative gestellt sah, entweder mit dem früheren Regierungssystem zu brechen od. abzudanken, entschied er sich für das Erstere. Er gab im Februar eine Verfassung u. erklärte gleichzeitig mit dem Aufstande der Lombarden u. Venetianer 23. März an Oesterreich den Krieg. In diesem anfänglich so glücklich, daß man ihn das „Schwert Italiens“ nannte, ward er durch den Sieg der Oesterreicher bei Custozza (25. Juli) zum Waffenstillstand genöthigt, u. als er nach dem Wiederausbruch des Krieges im Frühjahr 1849 bei Novara abermals geschlagen wurde, legte er 25. März noch auf dem Schlachtfelde die Regierung nieder, verließ sogleich das Land u. begab sich nach Spanien, später nach Portugal, wo er schon 28. Juli 1849 zu Oporto starb. Auf dem Throne folgte ihm sein älterer Sohn als Viktor Emanuel II.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar (1758 [1775] bis 1828), geb. 3. Sept. 1757 als Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin u. der mit diesem seit 1756 vermählten Prinzessin Amalia von Braunschweig, verlor schon 28. Mai 1758 seinen Vater durch den Tod u. stand seitdem unter Vormundschaft seiner Mutter Amalia (s. d.), welche für eine ausgezeichnete Erziehung bedacht war. Sein Gouverneur wurde der nachmalige preuß. Minister Graf von Görtz; zu seinen Lehrern gehörte seit 1772 Wieland, sowie Knebel, mit welch letzterem K. A. im Dezember 1774 eine Reise nach Paris u. der Schweiz machte.

Auf diese Weise lernte er Goethe kennen u. knüpfte sich zwischen Beiden jener Bund fürs ganze Leben, der von so großer Bedeutung werden sollte. An seinem Geburtstage im J. 1775 übernahm K. A. selbst die Regierung seines inzwischen von der Mutter trefflich verwalteten Landes u. 3. Okt. dess. J. vermählte er sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt (geb. 30. Jan. 1757, gest. 14. Febr. 1830). Seit 1786 in preuß. Kriegsdiensten, machte er 1792 u. 1793 den Feldzug am Rheine mit, wurde 1797 Generalleutnant, nahm aber nach der Schlacht bei Jena, um sich sein Land zu erhalten, seine Entlassung u. trat im Dez. 1806 dem Rheinbunde bei. Nachdem er sich im Nov. 1813 den gegen Napoleon Verbündeten angeschlossen, führte er 1814 ein aus Sachsen, Hessen u. Russen bestehendes Heer nach



Nr. 3635. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar (geb. 3. Sept. 1757, gest. 14. Juni 1828).

den Niederlanden u. nahm auch am Feldzuge von 1815 Theil, in welchem Jahre sein Land durch den Wiener Kongreß vergrößert u. zum Großherzogthume erhoben ward. Die nach dem Frieden erhaltene Entschädigungssumme von etwa 2,400,000 Mk. verwendete er zur Heilung der seinem Volke durch den Krieg geschlagenen Wunden, wie er denn auch die 1815 den deutschen Landen zugesagte landständische Verfassung 5. Mai 1816 zuerst bei sich einführte. Welche Liebe er sich überhaupt als Fürst u. als Mensch erworben, zeigte sich am besten bei der Feier seines Regierungsjubiläums im J. 1825. Auf der Rückreise von Berlin nach Weimar begriffen, starb der „alte Herr" unterwegs 14. Juni 1828 zu Graditz bei Torgau. In der weltberühmten Fürstengruft zu Weimar, das er zum Mittelpunkt der deutschen Dichtkunst gemacht hatte, ward seine Leiche, einer testamentarischen Bestimmung gemäß, neben derjenigen Schiller's beigesetzt; seit 26. März 1832 ruht auch Goethe neben ihm. Vgl. Schröter „K. A." (Lpz. 1829); Wegele, „K. A." (ebd. 1850); Weyland, „Lebens- u. Regentengeschichte des hochseligen Großherzogs K. A." (Weim. 1857); Schöll, „Das K. A. Büchlein" (ebd. 1857); „Briefwechsel des Großherzogs K. A. mit Goethe in den J. 1775–1828" (Wien, n. A., 1873); Boehtlingk, „Die holländische Revolution 1787 u. der deutsche Fürstenbund mit besonderem Bezug auf K. A." (Bonn 1871); Freiherr von Beaulieu-Marconnay, „Anna Amalia, K. A. u. der Minister v. Fritsch" (Weim. 1875).

Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1828–53), geb. zu Weimar 2. Febr. 1783, älterer Sohn des Großherzogs Karl August (s. d.), der ihm eine treffliche Erziehung angedeihen ließ, vermählte sich 3. Aug. 1804 mit der Großfürstin Maria Paulowna (geb. 16. Febr. 1786, gest. 23. Juni 1859), einer Tochter des Kaisers Paul von Rußland, u. folgte 14. Juni 1828 seinem Vater in der Regierung, welche er in gemäßigt liberalem Sinne u. in engem Anschluß an Preußen führte. Mit seiner Sorge für die Hebung der Volkswirthschaft verband er ein warmes Interesse für Kunst u. Wissenschaft; der Unwandelbarkeit seines Privatcharakters entsprach seine Treue im Festhalten an Recht u. Verfassung; es wird dem edlen Fürsten nachgerühmt, niemals ein Versprechen unerfüllt gelassen zu haben. Sein Wohlwollen u. seine Staatsklugheit dämmten auch die politische Bewegung des J. 1848 in seinem Lande ein. Sein Lieblingsaufenthalt war das Lustschloß Tieffurt, wo auch schon die Herzogin Amalia am liebsten geweilt hatte. Er starb zu Weimar 8. Juli 1853 u. hinterließ 3 Kinder: Marie Luise Alexandrine (geb. 3. Febr. 1808, vermählt 26. Mai 1827 mit dem Prinzen Friedrich Karl Alexander von Preußen, dem Bruder des Deutschen Kaisers Wilhelm), Marie Luise Augusta Katharine, die jetzige Kaiserin von Deutschland (geb. 30. Sept. 1811), u. Karl Alexander.

Karl Alexander August Johann, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach seit 1853, geb. zu Weimar 24. Juni 1818 als Sohn des Vorigen, studirte auf den Universitäten Jena u. Leipzig, trat dann auf einige Zeit bei einem Kürassierregiment in Breslau ein, machte behufs seiner weiteren Ausbildung verschiedene Reisen u. vermählte sich 8. Okt. 1842 mit der Prinzessin Wilhelmine Marie Sophie Luise (geb. 8. April 1824), einer Tochter des Königs Wilhelm II. der Niederlande u. seiner Tante Anna Paulowna. Seit dem Tode des Vaters Großherzog, hat er bisher als ein würdiger Nachfolger desselben regiert. Auch er vertritt einen gemäßigten Fortschritt u. hat ein Zusammengehen mit Preußen von jeher durch das Interesse seines Landes u. der deutschen Nation für geboten gehalten. Er schloß sich daher 1866 dem Mobilisirungsbeschluß des Deutschen Bundes vom 14. Juni nicht an, trat 5. Juli aus demselben aus u. 18. Aug. in den Norddeutschen Bund. Im Uebrigen ist er gleichfalls ein Freund u. Beschützer von Kunst u. Wissenschaft u. hat sich in dieser Beziehung u. A. namentlich durch die Wiederherstellung der Wartburg verdient gemacht. Auch aus seiner Ehe stammen 3 Kinder: ein Sohn, der Erbgroßherzog **Karl August** Wilhelm Nikolaus Alexander Michael Bernhard Heinrich Friedrich Stephan (geb. 31. Juli 1844), preuß. Kavalleriemajor u. russ. Stabsrittmeister, vermählt seit 26. Aug. 1873 mit der Prinzessin Pauline (geb. zu Stuttgart 25. Juli 1852), einer Tochter des Prinzen Hermann von Sachsen, u. zwei Töchter, die Prinzessinnen Marie (geb. 20. Jan. 1849) u. Elisabeth (geb. 28. Febr. 1854).

Karl Alexander Viktor Emanuel, Herzog von Lothringen, Bruder Kaiser Franz' I. (s. d.), geb. 12. Dez. 1712 zu Luneville, erhielt, nachdem Lothringen von Frankreich wieder in Besitz genommen worden, eine Apanage von 43,000 Frcs. u. bald darauf das Großpriorat von Pisa, machte die Feldzüge gegen die Türken mit, ward 1740 österr. Feldzeugmeister u. kurz nachher Feldmarschall, sowie Statthalter in den Niederlanden. Als Befehlshaber der österr. Armee in Böhmen während des 1. Schles. Kriegs vermochte er 1741 die Einnahme Prags durch die Sachsen nicht zu verhindern u. verlor 1742 die Schlacht bei Chotusitz gegen die Preußen. Erfolgreicher war er dann gegen die Franzosen, u. schon war er siegreich über den Rhein in das Elsaß vorgedrungen, als ihn die zweite Kriegserklärung Friedrich's d. Gr. nöthigte, nach Böhmen zurückzukehren. Da wendete sich sein Kriegsglück wieder, indem er 1745 bei Friedberg u. dann bei Soor von Friedrich geschlagen ward. Nach dem Dresdener Frieden erhielt er den Oberbefehl über die Verbündeten in den Niederlanden, doch erfuhr er auch hier im Sept. 1746 eine Niederlage durch die Franzosen, infolge deren er zurücktrat. Im Siebenjähr. Kriege siegte er zwar 1757 über den General Keith, doch verlor er die Schlacht bei Leuthen. Nun ging er wieder nach den Niederlanden, um fortan ganz für seine Statthalterschaft zu leben. Durch seine rationelle Verwaltung machte er sich so beliebt, daß ihm die Stände schon 1772 ein Denkmal setzten.

Auch wurde er 4. Mai 1761 Hochmeister des Deutschen Ordens. Er starb im Schlosse zu Ter Büren bei Brüssel 4. Juli 1780. Seine Gemahlin u. Mitstatthalterin war seit 7. Jan. 1744 die Erzherzogin Maria Anna, die jüngere Tochter Kaiser Karl's VI., die aber schon 16. Dez. 1744 starb.

Karl Anton Friedrich Mainrad Fidelis, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. 20. Febr. 1785 als Sohn des Fürsten Anton Aloys aus dessen Ehe mit der Prinzessin von Salm-Kyrburg, folgte 17. Okt. 1831 seinem Vater in der Regierung u. ließ den Ständen eine Verfassung vorlegen, welche 1832 von diesen mit Modifikationen angenommen u. 14. Juli 1833 publizirt wurde. Auch sonst bethätigte er seine Sorge für das Landeswohl, insbes. verbesserte er durch eine weise Sparsamkeit die Finanzen, gründete wohlthätige Anstalten, hob das Volksschulwesen u. ließ sich die Bildung der kathol. Geistlichen im Fürstenthume angelegen sein. Doch auch für dieses führte das J. 1848 eine so stürmische Zeit herauf, daß Fürst K. 27. Aug. 1848 die Regierung zu Gunsten des Erbprinzen (s. den Folgenden) niederlegte. Er war seit 1808 mit Marie Antoinette Murat (geb. 5. Jan. 1793), einer vorher von Napoleon I. zur Prinzessin erhobenen Bruderstochter des ehemaligen Königs von Neapel, vermählt, die ihm außer seinem Nachfolger 3 Töchter gebar. Nach dem Tode dieser ersten Gemahlin (19. Jan. 1847) ging der Fürst 14. März 1848 eine zweite Ehe ein mit der Prinzessin Katharine von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (geb. 19. Jan. 1817), die seit 1845 Wittwe des Grafen Franz Erwin von Ingelheim war. Er starb zu Bologna 11. März 1853.

Karl Anton Joachim Zephyrin Friedrich Mainrad, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 7. Sept. 1811, vermochte dem Andringen des revolutionären Geistes eben so wenig wie sein Vater zu widerstehen u. verließ 27. Sept. 1848 mit sämmtlichen Regierungsbehörden das Land. Zwar kehrte er 10. Okt. zurück, doch entsagte er mittels Staatsvertrags vom 7. Dez. 1849 der Regierung u. trat Hohenzollern-Sigmaringen an die Krone Preußen ab. Durch kgl. preuß. Ordre vom 20. März 1850 erhielt er das Prädikat „Hoheit" mit den Prärogativen eines nachgeborenen Prinzen des preuß. Königshauses u. durch kgl. Ordre vom 18. Okt. 1861 das Prädikat „Kgl. Hoheit". Der Fürst bekleidet den Rang eines Generals der Infanterie, stand 2. Dez. 1858 bis März 1862 als Ministerpräsident an der Spitze des preuß. Kabinets, residirte dann als Militärgouverneur der Rheinprovinz u. Westfalens in Düsseldorf u. ist jetzt stellvertretender Präses der Landesvertheidigungskommission. Seit 21. Okt. 1834 ist Fürst K. A. vermählt mit der Prinzessin Josephine Friederike Luise (geb. 21. Okt. 1813), einer Tochter des Großherzogs Karl von Baden u. dessen Gemahlin Stephanie de Beauharnais. Außer einer Tochter, der seit 1867 mit dem belg. Prinzen Philipp, Grafen von Flandern, vermählten Prinzessin Marie (geb. 17. Nov. 1845), stammen aus dieser Ehe 3 Söhne: der Erbprinz Leopold (s. d.), Prinz Karl, jetzt Fürst von Rumänien (s. d.), u. Prinz Friedrich, geb. 25. Juni 1843, preuß. Major u. Schwadronschef im 1. Gardedragonerregiment.

Karl I. Eitel Friedrich Zephyrin, Fürst von Rumänien, 2. Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen (s. d.), geb. 20. April 1839, erhielt seine Bildung in dem damals noch mit dem Vitzthum'schen Gymnasium vereinigten Blochmann'schen Institut zu Dresden, trat 1857 in das preuß. Heer ein u. nahm 1864 am schleswig-holsteinischen Feldzug Theil. Nach der Vertreibung des Fürsten Cusa von Rumänien u. nach Ablehnung seitens des Grafen von Flandern trug die Provisorische Regierung März 1866 ihm den rumänischen Fürstenthron an. K. nahm die Wahl an, u. nachdem er 20. April als Fürst K. I. ausgerufen u. 10. Mai von der neuen Kammer bestätigt worden war, reiste er nach seinem Lande ab. Glücklich kam er in einer Verkleidung durch Oesterreich, dessen Regierung unter den obwaltenden politischen Verhältnissen die Berufung eines Hohenzollern mit sehr mißtrauischen Augen betrachtete, zog 22. Mai in Bukarest ein, leistete den Throneid u. beschwor 12. Juli die Verfassung. Groß waren die Schwierigkeiten, welche von außen u. innen seiner Regierung in den Weg traten. Insbes. protestirte die Hohe Pforte 25. Mai bei der Donaufürstenthümerkonferenz in Paris gegen seine Thronbesteigung, doch führte sein persönliches Erscheinen in Konstantinopel 24. Okt. zu seiner Anerkennung. In Rumänien selbst war namentlich die Zerfahrenheit der Parteien, beziehungsweise die Passivität der Konservativen hinderlich; stete Kämpfe in der Kammer u. ein häufiger Ministerwechsel waren die Folge, u. erst nachdem Fürst K. 1871 mit seiner freiwilligen Abdankung gedroht, nahmen die Verhältnisse auch in dieser Beziehung eine Wendung zum Besseren. Auf das Ernsteste u. Gewissenhafteste widmet sich der Fürst den Regierungsgeschäften; vor Allem hat er sich die Hebung des Schulwesens, die Vermehrung der Kommunikationsmittel u. die Reform der Armee angelegen sein lassen. Vermählt seit 15. Nov. 1869 mit der Prinzessin Elisabeth zu Wied (geb. 29. Dez. 1843), übt er durch sein musterhaftes Privatleben den segensreichsten Einfluß auf die noch sehr im Argen liegenden sozialen Zustände Rumäniens aus (s. den Artikel „Rumänien, Geschichte").

Karl Emanuel I. od. der Große, Herzog von Savoyen, geb. 12. Jan. 1562 auf dem Schlosse Rivoli, folgte 30. Aug. 1580 seinem Vater Emanuel Philibert in der Regierung u. vermählte sich 11. März 1585 mit Katharina (gest. 1597), der Tochter Philipp's II. von Spanien. Während er sich anfänglich auch in den Kämpfen seiner Zeit zu Spanien hielt, trat er später bald auf des Kaisers, bald auf Frankreichs Seite, je nachdem das eine od. andere Bündniß vortheilhafter schien. Durch den Streit mit Heinrich IV. von Frankreich um die Markgrafschaft Saluzzo ward er 1589 auch mit Genf u. Bern in einen Krieg verwickelt, der es aber beim Alten ließ. Erst durch den Frieden von Lyon, der 1601 den Krieg mit Frankreich beendigte, erhielt K. E. Saluzzo gegen bedeutende Gebietsabtretungen. Als er nach dem Erlöschen der herzoglichen Linie von Mantua Anspruch auf Montferrat machte, kam es darüber zu einem neuen Kriege mit den Franzosen, in welchem diese schließlich ganz Savoyen eroberten. Der ebenso ehrgeizige wie unternehmungskühne u. heldenmüthige Fürst starb 26. Juli 1630. Siehe: Erdmannsdörffer, „Herzog K. E. I. von Savoyen u. die deutsche Kaiserwahl von 1619" (Lpz. 1862).

Karl Eugen, Herzog von Württemberg, geb. 11. Febr. 1728 zu Brüssel, folgte 12. März 1737 seinem Vater Karl Alexander unter Vormundschaft der Herzöge Karl Rudolf u. Karl Friedrich, ward aber schon in seinem 16. Lebensjahre für mündig erklärt. Geistig hoch begabt, aber allen möglichen Sinnengenüssen ergeben, verschwendete er auch auf die Haltung einer zahlreichen Armee unverhältnißmäßig große Summen; führte er doch im Siebenjährigen Kriege den Oesterreichern 14,000 Mann zu. Die daher bald geleerten Kassen suchte er durch Erpressung u. einen schändlichen Diensthandel zu füllen; Männer aber, die, wie J. J. Moser u. Chr. Friedrich Dan. Schubart, ihrem Unwillen darüber Ausdruck gaben, mußten es durch lange Gefangenschaft büßen. Erst 1770 that der Herzog, nachdem von mehreren Höfen, nam. vom preuß., auf ihn eingewirkt worden war, seinem Treiben Einhalt u. wurde auf das Wohl des Landes bedacht; bes. aber seitdem er sich 1776 in zweiter Ehe morganatisch mit der zur Reichsgräfin v. Hohenheim erhobenen Franziska Theresia v. Bernardin (geb. 1748, gest. 1811) vermählt hatte, führte er eine musterhafte Regierung, beförderte die materiellen Interessen seines Volkes u. begünstigte Kunst u. Wissenschaft. In letzter Beziehung ist hervorzuheben, daß er die Lustschlösser Solitude u. Hohenheim erbaute, Ludwigsburg u. Stuttgart verschönerte u. die Karlsschule (s. d.) gründete. Er starb er allgemein u. aufrichtig betrauert zu Hohenheim 24. Okt. 1793.

Karl II., Markgraf von Baden-Durlach, 3. Sohn des Markgrafen Ernst, geb. 24. Juli 1529, starb 23. März 1577. Er war in erster Ehe mit Kunigunde von Brandenburg-Kulmbach, in zweiter mit der Pfalzgräfin Anna von Veldenz vermählt (s. „Baden" Bd. II. Sp. 73). — **K. III.,** Wilhelm, geb. 17. Juni 1679, Sohn des Markgrafen Friedrich Magnus, studirte in Utrecht die Rechte, bereiste England, Italien u. Schweden, nahm am Span. Erbfolgekriege (s. d.) Theil, ward für seine Tapferkeit zum kaiserl. Generalfeldmarschall u. nach der Schlacht bei Hochstädt, die er mit entscheiden half, zum Reichsgeneralfeldzeugmeister ernannt; übernahm 25. Juni 1709 die Regierung, gründete 1715 Karlsruhe u. starb daselbst 12. Mai 1738. Vermählt war er seit 1697 mit der Prinzessin Magdalene

Wilhelmine von Württemberg. – **K. Friedrich,** Markgraf von Baden-Durlach u. 1. Großherzog von Baden, Enkel K.'s III., Sohn des Erbprinzen Friedrich (geb. 7. Okt. 1703, gest. 26. März 1732) u. der mit diesem seit 1727 vermählten Prinzessin Anna Charlotte Amalie von Nassau-Oranien, geb. zu Karlsruhe 22. Nov. 1728, folgte als Markgraf seinem Großvater 12. Mai 1738 unter der Vormundschaft seines Oheims Christoph u. seiner Großmutter u. trat 22. Nov. 1746 die Regierung selbständig an. Unterstützt von dem Rathe zweier vortrefflicher Minister (A. J. v. Hahn u. Wilh. v. Edelsheim), ward er ein eifriger Förderer der Land- u. Forstwirthschaft, wie der Gewerbe u. des Handels, ermäßigte den Land- u. Wasserzoll, vermehrte die Kunststraßen u. stellte durch strenge Polizei die Sicherheit des Landes her. Auch als Gesetzgeber leistete er Bedeutendes u. Nachhaltiges; seine schönsten Thaten waren die Abschaffung der Tortur (1767) u. die Aufhebung der Leibeigenschaft (1808). Ebenso that er viel für die Hebung des Unterrichtswesens. Ihm persönlich war der Umgang mit den besten Geistern der Nation ein Bedürfniß. Mit Karl August von Weimar verband ihn innige Freundschaft; Lavater, Klopstock, Goethe waren gern gesehene Gäste an seinem Hofe. 1771 erbte er vom Markgrafen August Georg von Baden-Baden diese seit vielen Generationen von der Durlacher Markgrafschaft getrennte Hälfte u. durch den Reichsdeputationshauptabschluß vom 25. Juli 1803 ward er für den Verlust seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer durch den Luneviller Frieden so reich entschädigt, daß sich nun sein Land, dessen Marken 1738 nur wenige □M. umfaßt hatte, langhingestreckt an der Westgrenze Deutschlands, von den Ufern des Bodensees bis an den Main ausdehnte. Gleichzeitig (1. Mai 1803) erhielt er die Kurwürde. Auch als er im Okt. 1805 zum Bunde mit Napoleon gezwungen worden war, fielen ihm durch den Preßburger Frieden der Breisgau u. die Stadt Konstanz zu, u. einen abermaligen erheblichen Länderzuwachs erhielt er 1806 nach seinem Beitritt zum Rheinbunde. Zu jener Zeit (12. Juli 1806) nahm er den Titel „Großherzog" an. Er starb zu Karlsruhe 10. Juni 1811. Dort ward auch diesem Repräsentanten des alten patriarchalischen, persönlichen Regiments 1844 ein Denkmal errichtet. Seine erste Gemahlin war seit 28. Jan. 1751 die Prinzessin Karoline Luise von Hessen-Darmstadt (gest. 8. April 1783), die es trefflich verstand, seine Bestrebungen zu unterstützen u. ihn auf den Gebieten ihrer speziellen Neigung, d. i. Kunst u. Naturwissenschaft, zu ergänzen. Gemahlin zweiter Ehe war seit 24. Nov. 1787 die im Mai 1796 zur Reichsgräfin v. Hochberg erhobene ehemalige Hofdame, Freiin Luise Karoline Geyer v. Geyersberg (gest. 23. Juli 1820), die ihm 3 Söhne u. 1 Tochter gebar; von jenen bestieg der älteste, Leopold (s. d.), 1830 den Thron. Vgl. Drais, „Geschichte der Regierung u. Bildung von Baden unter K. F." (2 Bde., Karlsr. 1816 bis 1819); Pfister, „Die Regierung K. F.'s von 1806–11" (Heidelb. 1829); Vierordt, „K. F." (Karlsr. 1844); Nebenius, „K. F. von Baden" (ebd. 1868).

Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, 2. Sohn des Kurfürsten Friedrich V. aus dessen Ehe mit Elisabeth, der Schwester König Karl's I. von England, geb. 22. Dez. 1617, theilte als Kind das Schicksal seines Vaters, der 12 Jahre entthront u. verbannt war, u. konnte auch nach dessen Tode (29. Nov. 1632) nicht zum Besitze seines Landes kommen. Um es wiederzugewinnen, warb er 1638 mit seinem Bruder Ruprecht Truppen, wurde aber bei Lemgo geschlagen. Erst durch den Westfäl. Frieden (1648) u. nach Abtretung der Oberpfalz an Bayern erhielt er sein Erbe u. die achte Kurwürde. Er starb zu Edingen bei Heidelberg 28. Aug. 1680. Seine erste Gemahlin war seit 1650 die Prinzessin Charlotte von Hessen-Kassel. Nachdem er sich von dieser hatte scheiden lassen, lebte er in morganat. Ehe mit deren Hoffräulein Maria Susanna Loysa v. Degenfeld (s. d.), die er zur Raugräfin von der Pfalz erhob.

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbayern (1742 [bez. 1777] bis 1799), geb. 10. Dez. 1724 zu Drogenbosch bei Brüssel, erbte 1733 nach dem Tode seines Vaters, des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, die sulzbach'schen Lande, sowie 31. Dez. 1742 durch den Tod seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp, der die Vormundschaft über ihn geführt hatte, das Kurfürstenthum Pfalz selbst. Als 30. Dez. 1777 mit dem Ableben Maximilian's III. Joseph die bayer. Linie des Hauses Wittelsbach erlosch, fiel ihm auch Bayern zu u. er verlegte seine Residenz nach München, von wo er jedoch später wieder nach Mannheim zurückkehrte. Da sein einziger legitimer Sohn früh gestorben war, ging er um so leichter auf die Bestrebungen Kaiser Joseph's II. zur Erwerbung Bayerns, gegen Eintauschung des westl. Theils der österr. Niederlande u. den burgund. Königstitel, ein. Doch wurde dies durch den von Friedrich d. Gr. unterstützten Widerspruch des nächsten Erben, Karl von Pfalz-Zweibrücken, vereitelt; der erste Versuch, diesen Plan zu verwirklichen, führte zum Bayer. Erbfolgekriege (1778—79) zwischen Oesterreich u. Preußen, mit welchem Sachsen verbündet war; im Frieden von Teschen jedoch erwarb Joseph II. wenigstens das Innviertel von Bayern; beim zweiten Versuch 1785 stiftete Friedrich d. Gr. den deutschen Fürstenbund. Die Anfangs milde u. umsichtige Regierung K. Th.'s nahm mit der Zeit einen immer drückenderen u. despotischen Charakter an u. auch in seinem Privatleben setzte er sich vielen begründeten Vorwürfen aus. Er starb, nachdem er bereits 1796 einmal durch die Heere des republikanischen Frankreich aus seinem Lande verscheucht gewesen war, 16. Febr. 1799 zu München. Ihm folgte der Bruder des oben genannten Karl von Pfalz-Zweibrücken, Maximilian Joseph, vom 1. Jan. 1806 an als „König" von Bayern.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, als ältester Sohn des Herzogs Karl u. der Prinzessin Charlotte, einer Schwester Friedrich's d. Gr., geb. zu Wolfenbüttel 9. Okt. 1735; ward vom Abt Jerusalem erzogen u. auf dem Karolinum gebildet, zeigte sich schon in der unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck (1757) an der Spitze der Braunschweiger als ein Held u. wußte sich überhaupt die Bewunderung des Preußenkönigs derart zu erwerben, daß dieser eine „Ode" auf ihn dichtete. Seit 1764 mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, einer Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, vermählt, waren es hauptsächlich die Künste u. Wissenschaften, denen er sein Interesse zuwandte. Am 26. März 1780 folgte er seinem Vater in der Regierung, für deren Aufgaben er zwar Einsicht, besten Willen u. Thatkraft genug besaß, die ihn aber doch nicht immer das Erstrebte erreichen ließ. Schon 1773 von Friedrich II. zum General der Infanterie ernannt, führte er 1787 ein preuß. Heer in die Niederlande, wo er den Erbstatthalter wieder in seine Rechte einsetzte, u. erhielt 1792 den Oberbefehl über das österr.-preuß. Heer gegen Frankreich. Nachdem er 15. Juli von Koblenz aus jenes von einem Franzosen ungeschickt abgefaßte Manifest erlassen hatte, welches in Frankreich so viel Erbitterung hervorrief, drang er bis in die Champagne vor, sah sich aber Ende September zum Rückzug gezwungen, eroberte 22. Juli 1793 die inzwischen von den Franzosen genommene Festung Mainz wieder, schlug 14. Sept. den General Moreau bei Pirmasens, nahm mit Wurmser 13. Okt. die Weißenburger Linien, brachte auch der franz. Moselarmee unter Hoche im November eine Niederlage bei Kaiserslautern bei, ward jedoch Ende Dez. in das Mißgeschick der Oesterreicher mit verwickelt u. legte Anfang 1794 den Oberbefehl nieder, um sich nun von Neuem ganz dem Wohle seines Landes zu widmen. Nochmals trat er (1806) trotz seines hohen Alters an die Spitze des preuß. Heeres u. hatte in der Schlacht bei Auerstädt das Unglück, durch einen Schuß beide Augen zu verlieren. Nach Ottensen bei Altona gebracht, starb er hier 10. Nov. 1806.

Karl (mit vollem Namen Friedrich Karl Alexander), Prinz von Preußen, 3. Sohn König Friedrich Wilhelm's III. u. Bruder des Deutschen Kaisers Wilhelm I., geb. 29. Juni 1801; ist seit 1853 Herrenmeister des Johanniterordens (s. d.) u. seit 1854 Generalfeldzeugmeister u. Chef der Artillerie, sowie seit 1874 russ. Generalfeldmarschall. Vermählt ist er seit 26. Mai 1827 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar (geb. 3. Febr. 1808), aus welcher Ehe Prinz Friedrich Karl (s. d.) u. die Prinzessinnen Luise (die geschiedene Gemahlin des Landgrafen Alexis von Hessen-Philippsthal-Barchfeld) u. Anna (Gemahlin des Prinzen Friedr. v. Hessen) stammen.

Karl, Theodor Maximilian August, Prinz von Bayern, Bruder des verstorbenen Königs Ludwig I., geb. als Sohn 1. Ehe des Königs Maximilian I. zu München 7. Juli 1795, machte 1814 als Brigadier unter Wrede den Feldzug in Frankreich mit, befehligte

1815 die 1. leichte Kavalleriedivision u. übernahm dann das Generalkommando in München, das er aber 1822 niederlegte. Seit 1841 Feldmarschall u. Generalinspektor des bayer. Heeres, wurde er 1860 Oberbefehlshaber des 7. deutschen Bundesarmeecorps u. erhielt im Kriege des J. 1866 die Führung der westdeutschen Bundesarmee am Main. Nach dem Ende dieses Krieges trat er zurück. Der Prinz ist Großprior des Malteserordens (s. d.). Er war 2 Mal morganatisch vermählt: in 1. Ehe (1823—38) mit Sophie Maria Anna Petin, in 2. (1859—66) mit Henriette Scheller.

Karl Theodor, Herzog in Bayern, Sohn des Herzogs Maximilian Joseph u. Bruder der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, geb. 9. Aug. 1839 zu Possenhofen, ist Oberst im 3. Chevaurlegerregiment, hat sich aber mit solchem Eifer vorzugsweise den medizinischen Studien, insbes. der Augenheilkunde, gewidmet, daß er nicht blos den medizinischen Doktortitel sich erwerben, sondern auch Anfang März 1875 in der Rothmund'schen Heilanstalt zu München mit günstigstem Erfolge eine schwierige Augenoperation ausführen konnte. Nach Verlust seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Sophie von Sachsen (gest. 9. März 1867), ist er seit 29. April 1874 mit einer Tochter des verstorbenen Infanten Miguel von Portugal, der Prinzessin Maria Josepha, Herzogin von Braganza (geb. 19. März 1857), vermählt.

Karlisten heißen seit 1824 die Anhänger des Don Karlos (s. d.) u. seiner Linie, denen der Absolutismus des Königs von Spanien, Ferdinand VII., noch zu zahm erschien. Sie stifteten Verschwörungen u. Aufstände an, um jenen Bruder Ferdinand's auf den Thron zu bringen, verweigerten Isabellen, der minderjährigen Tochter des 1833 verstorbenen Königs, die Huldigung, unterhielten zu Gunsten des Don Karlos einen fast siebenjährigen Successionskrieg u. stehen jetzt wieder für den Enkel des Letzteren, nachdem sie erst die republikanische Regierung bekämpft, gegen Alphons XII., den Sohn Isabellen's, unter den Waffen.

Karlmann ist der Name von 4 Karolingern aus dem 8. u. 9. Jahrh. 1. K., ältester Sohn des Karl Martell, erhielt, als dieser vor seinem Tode 741 das von ihm als Majordomus verwaltete Frankenreich unter seine Söhne theilte, die Herrschaft über Austrasien, Alemannien u. Thüringen; er überwältigte im Bunde mit seinem Bruder Pippin den jüngeren Stiefbruder Grifo, der gleichfalls Ansprüche erhob, u. setzte auch 743 den letzten merovingischen Schattenkönig Childerich III. ein. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse zu. Er besiegte in wiederholten Feldzügen die aufständischen Alemannen, deren Herzogthum 746 aufgehoben ward, später auch die Bayern u. Sachsen. Ende 747 entsagte er der Herrschaft u. starb, nachdem er längere Zeit als Mönch in dem Kloster Monte Cassino gelebt hatte, 17. Aug. 755 zu Vienne. 2. K., Sohn Pippin's des Kurzen, jüngerer Bruder Karl's d. Gr., geb. 751, erhielt beim Tode des Vaters 768 (24. Sept.) nach dessen Vermächtniß Burgund, Provence, Gothien, die östl. Hälfte von Aquitanien, das Elsaß u. Alemannien, während Austrasien u. Neustrien den Brüdern anscheinend zu gemeinschaftlicher Regierung blieben, das Uebrige aber Karl für sich bekam. Zwischen Beiden bestand von Anfang an u. nur kurze Zeit unterbrochen ein außerordentlich gespanntes Verhältniß, welches in einen Krieg auszubrechen drohte, als K. 4. Dez. 771 zu Samoucy bei Laon starb. Seines Reichs bemächtigte sich Karl d. Gr.; seine Wittwe Gerberga floh mit ihren zwei Söhnen zum Langobardenkönig Desiderius nach Italien, woraus weiterhin Karl's Angriff auf diesen (773—74) u. die Zerstörung des Langobardenreichs hervorging. Gerberga u. ihre Söhne verschwinden aus der Geschichte, nachdem sie sich 774 in Verona an Karl d. Gr. ergeben hatten. — 3. K., ältester Sohn Ludwig's des Deutschen, erhielt nach dessen Tode 876 bei der Theilung des Reichs mit seinen Brüdern Karl (d. Dicken) u. Ludwig (d. Jüngeren od. d. Sachsen) Bayern u. die südöstl. Marken, deren Verwaltung er schon bei Lebzeiten seines Vaters gehabt, jedoch auch zu wiederholter Auflehnung gegen diesen benutzt hatte, bekämpfte mit Erfolg seinen Oheim, den westfränkischen König Karl den Kahlen, der 875 nach Kaiser Ludwig's II. Tode die Kaiserwürde u. Italien an sich gerissen hatte, u. nöthigte ihn zum Rückzuge (877); starb jedoch schon, zuletzt durch einen Schlagfluß gelähmt, 880 zu Oettingen. Aus seinem Erbe bekam sein natürlicher Sohn, der spätere Kaiser Arnulf, das Herzogthum Kärnthen; das Uebrige fiel seinem Bruder Ludwig anheim. — 4. K., zweiter Sohn Ludwig's II., des Stammlers, Königs der Westfranken, geb. 866, ward bei dessen Tode 879 in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder, Ludwig III., zum König erhoben u. erhielt bei der Theilung den südl. Theil des Reiches, Burgund u. Aquitanien. Doch warf sich in Niederburgund noch 879 der Graf Boso von Vienne zum selbständigen König auf. K. beerbte seinen Bruder 882; den Einfällen der Normannen vermochte er nicht mit besserem Erfolge entgegenzutreten als dieser. Als er selbst 884 ohne Erben starb, erhoben die Großen des Reichs zunächst nicht seinen jüngsten, noch unmündigen Bruder Karl (d. Einfältigen) zu ihrem König, sondern Kaiser Karl den Dicken, den Beherrscher des ostfränkischen Reichs.

Karlos (eigentl. Carlos), Don, Infant von Spanien, ein Sohn Philipp's II. aus dessen erster Ehe mit Maria von Portugal, war ursprünglich zur Thronfolge für die gesammte span. Monarchie bestimmt, gerieth aber in immer schärferen Gegensatz zu seinem Vater, der ihm frühzeitig ein tragisches Ende bereitete. Geb. 8. Juli 1545 zu Valladolid, legte der Prinz, der von schwächlicher Konstitution war, schon als Knabe ein fieberhaft erregtes, launisches u. trotziges Wesen an den Tag. Die Geringschätzung, mit der er sich über die ihm lästige Hofetikette hinwegsetzte, die stolze Unabhängigkeit u. Offenheit, mit der er den schleichenden Höflingen gegenübertrat, erregte natürlich vielfach Anstoß. Gerade diese Kühnheit aber, die sich eben so sehr mit Thatendrang als mit Leutseligkeit u. Güte paarte, gewann ihm Aller Herzen. Nur der König selbst verfolgte die Entwicklung seines Sohnes mit Mißtrauen. Aus Furcht, daß dieser einen von dem seinen ganz abweichenden Weg einschlagen u. sein mit so vieler Mühe aufgebautes absolutistisches System erschüttern werde, hielt er ihn eifersüchtig von der Regierung fern. Dazu kam, daß Philipp sich 1560 in dritter Ehe mit Isabella (Elisabeth), der Tochter König Heinrich's II. von Frankreich, vermählte, einer schönen jugendlichen Prinzessin, die vorher für K. selbst als Braut ausersehen war. Dies steigerte K.' Unwillen gegen seinen Vater u. trieb ihn zu innigem Anschluß an Isabella, die sich ebenfalls von Philipp abgestoßen fühlte u. ihrem gleichalterigen Stiefsohn tiefes Mitgefühl entgegenbrachte. Zu einem sträflichen Verkehr ist dies Verhältniß nie ausgeartet; der König aber argwöhnte od. befürchtete es, u. sandte K., um ihn zu entfernen, auf die Hochschule nach Alcala, wo er in Gesellschaft seiner Freunde Don Johann von Oesterreich u. Alexander Farnese einige Zeit zubrachte. Eine Verletzung am Kopfe, die er sich infolge eines Sturzes zuzog, wurde zwar wieder geheilt, doch zeigte er sich nach seiner Rückkehr nach Madrid leidenschaftlicher u. reizbarer als je zuvor, u. ließ sich zu Ueberspanntheiten hinreißen, die seine Feinde benutzten, um ihn zu verderben. Besonders verhaßt war er dem Herzog von Alba, dem Minister Ruy Gomez (Fürst von Eboli) u. dem Kardinalgroßinquisitor Espinosa, die sich der vollen Gunst des Königs erfreuten u. ihres Einflusses verlustig zu gehen fürchteten, wenn K. je in die öffentlichen Geschäfte eingreifen würde. Der Ausbruch des Aufstandes in den Niederlanden gab Anlaß zu einem vollständigen Bruch zwischen Vater u. Sohn. K. bat den König, ihn mit der Dämpfung des Aufstandes zu betrauen. Philipp, den man überredet hatte, daß der Infant mit den Häuptern der Erhebung in Verbindung stehe, schlug ihm die Bitte barsch ab u. beauftragte Alba mit der Bezwingung der Niederländer. K. ging in seinem Zorne so weit, den Dolch gegen Alba zu erheben u. selbst gegen den König Drohungen auszusprechen. Um sich den Verfolgungen der Hofpartei zu entziehen, entschloß er sich endlich zur Flucht, wurde jedoch von seinem Freunde Don Johann von Oesterreich, den er ins Vertrauen gezogen, im Stiche gelassen u. vom Generalpostdirektor Taris, bei dem er für die Nacht des 17. Jan. 1568 Pferde bestellt hatte, verrathen. Am folgenden Tage wurde der Prinz in Gegenwart seines Vaters verhaftet. Die Ergebnisse der Untersuchung wurden geheim gehalten, doch ward er für regierungsunfähig erklärt u. in den Kerker geworfen, in welchem er bereits 24. Juli 1568 starb. Der von glaubwürdigen Zeugen ausgesprochene Verdacht, daß sowol er als Isabella, die 3 Monate später (3. Okt.) starb, auf Anstiften des Königs vergiftet worden seien, hat viel Wahrscheinlichkeit. Sowol in Spanien als im Auslande bemächtigte sich die Dichtung dieser tragischen Gestalt, die nam. vielfach auf die Bühne gebracht wurde (von Montalvan, Schiller, Alfieri u. Russel). Man vgl. Prescott,

„History of the reign of Philipp the Second" (Bd. 2); Gachard, „Don C. et Philippe II." (2 Bde.); Mouy, „Don C. et Philippe II." u. die Aufsätze von Helfferich (Raumer's „historisches Taschenbuch", 1859) u. Maurenbrecher (Sybel's „Historische Zeitschrift", 1864). Letzterer gab auch eine kurz u. volksthümlich gefaßte Skizze, „Don C." als 90. Heft der Virchow-Holtzendorff'schen „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge" heraus. Vgl. auch Ad. Schmidt, „Epochen u. Katastrophen" (Berl. 1874).

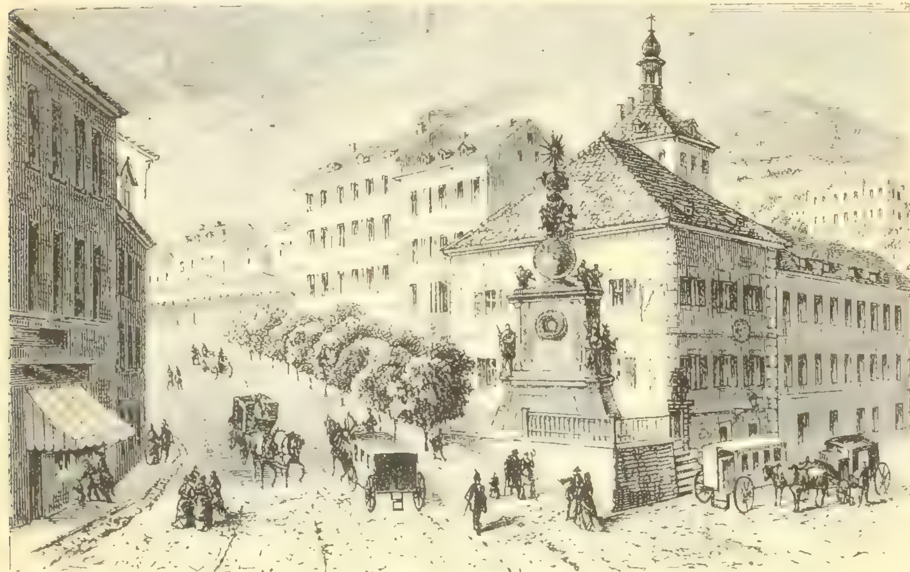
Karlos (Don), Maria Joseph Isidor v. Bourbon, geb. 29. März 1788, der Großvater des gleichnamigen Prinzen, welcher gegenwärtig den Kampf um die span. Krone unterhält, war der zweite Sohn König Karl's IV. von Spanien u. Bruder Ferdinand's VII. Mit diesem u. seinen Eltern 1808 zu Napoleon nach Bayonne entboten, mußte er sich der erzwungenen Verzichtleistung Ferdinand's auf die Thronfolge anschließen u. dessen Gefangenschaft zu Valençay bis in den März 1814 theilen. Nach der Wiederherstellung der bourbonischen Dynastie in Spanien vermählte sich Don K. 1816 mit der Schwägerin König Ferdinand's VII., der Infantin Maria Francisca d'Assis von Portugal. Aus dieser 1834 durch den Tod der Infantin getrennten Ehe stammen die Prinzen Don K., Don Juan u. Don Fernando. Bei dem Widerstande gegen die Landesfreiheiten, mit welchem Ferdinand VII. die beharrlichen Kämpfe seines Volkes für den angestammten Herrscher vergalt, befand sich Don K. durchweg auf der Seite des Königs, aber als Letzterer 1824 den Gemäßigten wieder mehr Einfluß vergönnte, scharten sich die Häupter der kirchlich-politischen Gegenrevolution um den Prinzen, dessen Anrechte auf die Krone, da auch die dritte Ehe des Königs kinderlos blieb, immer mehr in den Vordergrund traten. Daß Don K. um die Pläne u. Aufstände seines Anhangs gewußt, die ihm noch bei Lebzeiten Ferdinand's zur Regierung verhelfen sollten, ist zwar nicht erwiesen. Um so entschiedner kam es aber zum Bruche zwischen den Brüdern, als der König sich zum vierten Male am 10. Dez. 1829 mit Marie Christine (s. d.) von Neapel vermählte, das die weibliche Nachkommenschaft ausschließende Salische Gesetz, welches schon Karl IV. 1789 für unvereinbar mit dem span. Rechte hatte erklären lassen, mittels der Pragmatischen Sanktion vom 17. Mai 1830 nochmals außer Wirksamkeit setzte u. seine am 10. Okt. 1830 geborene Tochter Isabella zur Prinzessin von Asturien u. Thronerbin erklärte. Vergebens boten die Karlisten alle Mittel auf, um die Zurücknahme der Pragmatischen Sanktion zu bewirken; Marie Christinens Einfluß war mächtiger. Don K. wurde 1833 genöthigt, seinen Aufenthalt in Portugal zu nehmen, u. erhielt, als er von hier aus sich weigerte, der Prinzessin von Asturien mit zu huldigen, den Befehl, nach dem Kirchenstaate zu gehen. Der Nothwendigkeit, diese Reise anzutreten, ward jedoch der Prinz durch den am 29. Sept. 1833 erfolgten Tod Ferdinand's VII. überhoben. Don K. betrachtete sich nunmehr als rechtmäßigen König von Spanien, ward als solcher von seiner Partei u. dem portugiesischen Usurpator Dom Miguel anerkannt, wich zwar vor der von England u. Frankreich geplanten Quadrupelallianz mit Spanien u. Portugal u. ließ sich den 1. Juni 1834 auf dem britischen Kriegsschiff „Donegal" nach England bringen, leistete aber keinen Verzicht auf seine Ansprüche, sondern entkam den 1. Juli aus Plymouth u. gelangte verkleidet u. unerkannt über Dieppe, Paris u. Bayonne nach Spanien, wo seine Anhänger in Biscaya bereits seit dem Okt. 1833 den Aufstand unterhielten u. nunmehr auch in die benachbarten Provinzen jenen blutigen Bürgerkrieg übertrugen, während dessen sich der Prätendent als König Karl V. krönen ließ. Zu den Grausamkeiten u. Verwüstungen, mit denen die hinter ihm stehenden Klerikalen, selbstsüchtigen Absolutisten, baskischen Partikularisten u. militärischen Abenteurer das Land heimsuchten, gab der ganz unfähige, alsbald von der Regierung Marie Christinens u. 1836 von den konstituirenden Cortes als Aufrührer geächtete Schattenkönig nur den Namen her. Die Befehle, welche er erließ, waren von einer ränkesüchtigen Camarilla diktirt, u. als einzige selbständige Handlung des Thronbewerbers läßt sich aus jener Zeit eigentlich nur seine am 20. Okt. 1838 vollzogene Vermählung mit Maria Theresia, Infantin von Portugal (Prinzessin von Beira), der Wittwe des Infanten Peter von Spanien u. Mutter des Infanten Sebastian, bezeichnen. Der Krieg wurde im Wesentlichen durch die Siege der christinischen Armee u. durch Verrath im karlistischen Lager beendigt u. Don K. 15. Sept. 1839 zur Flucht nach Frankreich genöthigt. Die französische Regierung wies dem Exkönig mit seiner Familie Bourges als Aufenthalt an u. ließ ihn daselbst, da er noch immer sein Recht behauptete, genau überwachen. Erst 18. Mai 1845 verzichtete Don K. zu Gunsten seines ältesten Sohnes auf den spanischen Thron, nahm den Titel eines Grafen von Molina an u. begab sich, nachdem er im Herbst desselben Jahres die Freiheit erlangt, nach Oesterreich, wo er 10. März 1855 in Triest starb.

Karlos (Don), Luis Fernando de Bourbon, Prinz von Asturien, ältester Sohn des Vorigen, nach dessen Abdankung er den Incognitonamen eines Grafen von Montemolin annahm, geb. 31. Jan. 1818 zu Madrid; wurde nach der Abreise seines Vaters noch in Bourges festgehalten. Er wußte sich jedoch am 14. Sept. 1846 der Ueberwachung zu entziehen, flüchtete nach England u. veröffentlichte dort Erklärungen, in denen er sein Recht auf den spanischen Thron verwahrte. Den Plan seiner Anhänger, der Montemolinisten, durch Vermählung des Prätendenten mit der jungen Königin Isabella den Streit um die Krone beizulegen, durchkreuzte die schleichende Hauspolitik, welche König Ludwig Philipp hinsichtlich der viel besprochenen spanischen Heirathen verfolgte. Bei einem im April 1849 unternommenen Versuche, durch Frankreich nach Spanien zu gelangen, ward der Prinz in Perpignan verhaftet u. nach England zurück befördert. Er stellte jedoch die Thätigkeit für seine Zwecke keineswegs ein, u. im Frühjahr 1860 fand er an dem Gouverneur der Balearischen Inseln, Ortega, einen Parteigänger, der für ihn das Leben wagte. Am 30. April landete Ortega mit dem Prinzen u. 3000 Mann Truppen in Tortosa u. rief den Grafen von Montemolin als König Karl VI. von Spanien aus. Die Schilderhebung mißlang aber völlig; Don K. gerieth sammt seinem jüngsten Bruder Don Fernando Maria José in Gefangenschaft, entsagte würdelos allen Ansprüchen u. erhielt dafür nach wenigen Tagen die Freiheit. Er lebte seitdem in Triest, wo er in der Nacht vom 13. zum 14. Jan. 1861 einem Nervenfieber erlag. Sein Bruder war 11 Tage vorher zu Brunsee in Oesterreich gestorben.

Karlos (Don), Maria de los Dolores Johann Isidor Joseph Franz Quirinus Anton Miguel Gabriel Rafael, Herzog von Madrid, ältester Sohn von Don Juan Karlos Maria Isidoro, dem überlebenden mittleren Bruder der beiden vorgenannten Prinzen, u. Maria Beatrix von Oesterreich-Este, des verstorbenen Herzogs Franz IV. von Modena Tochter, ist 30. März 1848 geb. Sein Vater nahm die Ansprüche des älteren Bruders auf, entsagte aber denselben am 3. Okt. 1868 zu Gunsten dieses Sohnes, der sich alsbald, aber vergeblich, um österreichische u. preußische Unterstützung bemühte. Dafür belebten sich die Hoffnungen der karlistischen Partei in Spanien während der Unordnungen nach Vertreibung der Königin Isabella. Die seit dem Sommer 1869 von einzelnen Bandenführern in Biscaya begonnenen Aufstände griffen, da sie nicht genügend bekämpft wurden, immer weiter, obschon Don K., als die Erhebung des italienischen Prinzen Amadeo zum Könige eine straffere Haltung der Regierung gewärtigen ließ, sich noch nicht in das Land seiner Väter getraute u. 8. Dez. 1870 nur einen Protest gegen den Kronenraub veröffentlichte. Erst nach der Abdankung Amadeo's glaubte Don K. die Zeit gekommen, wo er innerhalb der eingerissenen Gesetzlosigkeit für seine Pläne in Spanien persönlich eintreten könne. Begünstigt von der in Frankreich wieder erstarkten legitimistischen Partei, überschritt er 15. Juli 1873 die Grenze, beschwor unter der Eiche von Guernica die baskischen Volksfreiheiten, wußte einen großen Theil der monarchistisch Gesinnten unter seine Fahnen zu versammeln u. führt seitdem, nach Erschöpfung der ihm ergebenen Landestheile, mit dem Gelde u. den Waffen, welche die katholisch-legitimistischen Kreise Oesterreichs, Italiens, Frankreichs u. selbst Englands für ihn aufbringen, einen verheerenden Krieg um die Krone u. die Regierungsgrundsätze seines Großvaters. Ueber das Nähere s. „Spanien, Geschichte."

Karlsbad, einer der berühmtesten Kurorte Europa's, liegt im Egerer Kreise im nordwestl. Böhmen in einem engen, von der Tepl durchflossenen Thale, überragt von schönen, waldbedeckten Bergen. Die freundlichen Häuser der Stadt, welche 7276 E. (1869) hat, ziehen sich lang an beiden

Ufern des Flusses hin, der unweit davon in die Eger mündet. Während der Badesaison, in welcher K. 1874 von 20,235 Kurgästen besucht ward, entwickelt sich in dem Orte ein überaus buntes Leben, dessen Mittelpunkt das geschmackvolle Kurhaus bildet; doch fehlen die rauschenden Lustbarkeiten größerer Luxusbäder hier schon deshalb, weil nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Kurgästen K. des Vergnügens wegen aufsucht. Seine alte Berühmtheit verdankt dieses Bad seinen heißen Quellen, welche mit einer Temperatur von 24–58° R. aus dem granitischen Gestein hervorbrechen. Unter diesen ist die mächtigste der mitten in der Stadt entspringende Sprudel, dessen bis 58° R. warmes Wasser in Mannesstärke sich 1–2 m hoch über die Oberfläche des Beckens erhebt. Die Sage erzählt, daß Kaiser Karl IV. auf einer Jagd, als sein Hund bei der Verfolgung eines Hirsches in dies heiße Wasser des Sprudels gestürzt sei, diese Quelle entdeckt habe; sicher ist aber, daß die warmen Quellen schon früher bekannt gewesen, daß Karl IV. sie nur durch seinen eigenen Gebrauch bedeutend in Aufnahme gebracht, hier ein Schloß errichtet u. den nach ihm benannten Ort 1370 mit wichtigen Freiheiten ausgestattet habe.



Nr. 3630. Marktplatz u. Marktbrunnen in Karlsbad.

Aus dem Wasser des Sprudels setzt sich Kalk ab, der als Sprudelstein vielfach zu Schmucksachen u. Kurzwaaren verarbeitet wird. Unter der ganzen Stadt breitet sich weithin eine Schicht solches abgesetzten Sprudelsteines aus u. die in das Wasser gelegten Gegenstände überziehen sich bald mit einer Kalkkruste. Die wichtigsten Quellen K.s nächst dem Sprudel sind die Hygieaquelle (der neue Sprudel), der Neu-, Mühl-, Theresien-, Bernhards- u. Schloßbrunnen. Sie gehören sämmtlich zu den kräftigsten alkalischen Glaubersalzquellen, die man kennt, u. sind einander ihrer chemischen Zusammensetzung nach gleich (über diese s. Tabelle zu „Bad" Bd. II. S. 56). Außerhalb der Stadt befindet sich eine 1853 entdeckte Eisenquelle, welche häufig zur Nachkur benutzt wird. Bes. heilsam haben sich diese Wässer, welche auch in großen Mengen zum Versandt kommen, bei Krankheiten des Magens, der Leber u. der Harnwerkzeuge (z. B. Zuckerharnruhr) gezeigt; die kräftige Wirkung derselben erfordert aber nicht nur während der eigentlichen Kurzeit eine sorgfältige Diät, sondern auch in vielen Fällen noch eine Nachkur, für welche Teplitz, Franzensbad, Elster, Ischl u. Gastein nam. empfohlen werden. Das Karlsbader Wasser wird theils getrunken, theils zu Bädern benutzt u. zu Dampfbädern, Douchen, Umschlägen u. Einspritzungen verwendet. Die Bewohner der Stadt nähren sich vorzugsweise durch die Verpflegung der Badegäste, außerdem produziren sie Metallwaaren, bes. in Stahl, Messing, Zinn u. Kurzwaaren, zum Verkauf an die Fremden; guten Ruf haben die Karlsbader Steck- u. Nähnadeln u. die in der Nähe fabrizirten Siderolithwaaren. Die Umgegend K.s bietet eine Menge der anmuthigsten Landschaftsbilder dar, deren Genuß durch die Anlage guter Straßen u. Promenadenwege wesentlich erleichtert wird. Prächtige Aussichten gewährt der nahe gelegene Hirschensprung, der Dreikreuzberg, die König-Otto's-Höhe u. der Aberg, während die Ortschaften am südl. Abhange des Erzgebirges (Schlackenwerth, Joachimsthal) u. im Egerthale (Elbogen) weitere Ziele lohnender Ausflüge sind.

Karlsbader Beschlüsse. Napoleon's I. Siege, welche den Zerfall des alten Röm.-deutschen Reichs zur Folge hatten, konnten binnen der nächsten sieben schweren Jahre die Erinnerung an den tausendjährigen, wenn auch noch so lockern Zusammenhang der deutschen Stämme u. Territorien nicht auslöschen, u. es ward daher am 8. Juni 1815 eine neue Einigung durch Errichtung des Deutschen Bundes (s. d.) vollzogen. Das ausdrückliche Anerkenntniß, daß die Bundesakte einer spätern Vervollständigung bedürfe, die im Artikel 13 dieses Grundgesetzes enthaltene Verheißung von landständischen Verfassungen für alle Bundesstaaten u. die Verleihung wichtiger Grundrechte an die Nation mochten sich jedoch des Beifalls der deutschen Großmächte auf die Dauer nicht erfreuen, u. als die zahlreichen, wenn auch zusammenhanglosen Liberalen auf durchgehende Einlösung jener Zusagen drangen, faßte auf Oesterreichs Anregung ein 1819 zu Karlsbad abgehaltener Ministerkongreß am 20. September eine Reihe von Beschlüssen, welche zunächst blos zeitweilige Ueberstürzungen zu verhindern bestimmt waren, allein in ihrer Weiterentwickelung durch die Wiener Schlußakte vom 15. März 1820 u. durch die Entscheidungen des Deutschen Bundestags in eine unabsehbar verlängerte Hemmung des politischen Fortschritts verwandelt wurden. Es sollte nach den K. B.n eine Exekutionsordnung die Vollstreckung aller vom Bundestage beliebten Maßregeln zur Erhaltung der inneren Sicherheit, der öffentlichen Ordnung u. des Besitzstandes gewährleisten, sodann eine strenge Ueberwachung der Universitäten, eine peinliche Censur der periodischen Presse sowie der Schriften bis zu 20 Druckbogen, u. eine außerordentliche Centraluntersuchungskommission der Verbreitung staats- u. bundesfeindlicher Lehren u. sonstigen demagogischen Umtrieben entgegenwirken, insbes. aber das Einverständniß der Regierungen, die Versuche zur Erlangung von Repräsentativverfassungen nach ausländischem Muster darniederhalten. Mit den K. B.n gelangte jene unfruchtbare Politik zur Geltung, welche in der Bewahrung alles Bestehenden die höchste Staatsweisheit, in jedem Streben nach Neugestaltungen ein revolutionäres Unterfangen erblickte u. gerade durch ihr beschwerendes Mißtrauen die Leidenschaften steigerte. So war es denn zu erklären, daß der Bundestag mit dem am 2. April 1848 vollzogenen Widerrufe der K. B. die hereinbrechende Bewegung nicht aufzuhalten vermochte.

Karlsbader Salz nennt man den Rückstand, der beim Verdampfen des Wassers der Karlsbader Mineralquelle zurückbleibt. Das Abdampfen geschieht in einer Art Destillirblase unter fortdauernder Zuleitung von Kohlensäuregas; infolge davon enthält das K. neben schwefelsaurem Natron u. Chlornatrium auch doppelkohlensaures Natron u. doppelkohlensauren Kalk. Diese Art der Bereitung bedingt u. rechtfertigt auch den verhältnißmäßig hohen Preis, zu welchem das echte Salz verkauft wird. Dasselbe wird jedoch vielfach durch Vermischen der betreffenden Stoffe künstlich nachgemacht.

Karlsburg (ungar. Gyula-Fehervar), königl. Freistadt im ungar.-siebenbürg. Komitate Unterweißenburg mit 7955 E. (1869), liegt in dem romantischen Thale der Maros, über welches sich der an seinen Abhängen mit Weingärten bedeckte Festungsberg im W. erhebt; ist Sitz des lat.-katholischen Bischofs von Siebenbürgen u. hat eine schöne Domkirche, ein bischöfliches Lyceum für Theologie, ein Gymnasium, eine Sternwarte, eine Münze u. ein Zeughaus. An der Stelle der altröm. Kolonie Apulum, auf welche noch zahlreiche Alterthümer hinweisen, erhob sich im Mittelalter der Ort Weißenburg (Fehervar), vorzugsweise von Deutschen bewohnt, bis er 1241 von den Tataren vollständig zerstört ward. Den jetzigen deutschen Namen hat K. von der durch Karl VI. angelegten Festung erhalten, welche 1849 von Bem 5 Monate lang vertheidigt wurde. Die Deutschen bilden jetzt nur noch die Minderzahl der Bevölkerung, die Majorität besteht aus Rumänen.

Karlskrona od. Blekinge, der kleinste der schwed. Läne (Provinzen), mit 54,75 □M. u. 129,521 E. (1873), bildet die südl. Terrasse des Hochlandes von Småland u. wird im S. u. O. von der Ostsee bespült, deren Küste zahlreiche kleine Inseln begleiten. Das wellenförmige, wohlbewässerte u. fruchtbare Innere des Landes ist gut kultivirt u. verdient den Beinamen „Schwedens Garten". Die geistig regsamen, fleißigen u. durch ihre Körperschönheit berühmten Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Schiffahrt, Fischfang u. Waldwirthschaft, doch sind die ehedem sehr ausgedehnten Buchenwälder im N. stark gelichtet. Die Hauptstadt K. mit 16,586 E. (1873) liegt zum größten Theil auf der Felseninsel Troßö u. auf mehreren anderen kleinen Eilanden u. ist mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden; 1680 als Hauptstation der

schwed. Kriegsflotte wegen ihres trefflichen Hafens angelegt, ist sie jetzt noch die wichtigste Festung in Südschweden, welche von der Seeseite bei. durch die Forts Trottningskär u. Kungsholm vertheidigt wird. Das Innere der Stadt ist regelmäßig u. freundlich, da sie nach dem großen Brande von 1790 durchaus neu aufgebaut worden ist. Eine Wasserleitung führt ihr vom Festlande über eine Meile weit Trinkwasser zu. Sehr bedeutend sind die Docks u. Werften; in industrieller Beziehung ist K. wichtig durch seine Fabriken von Segeltuch, Leinwand u. Leder. In der Ausfuhr nehmen die Waldprodukte die erste Stelle ein.

Karlsruhe, Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogthums Baden mit 36,582 zur größeren Hälfte protest. E. (1871), liegt in der oberrhein. Tiefebene, etwa 1 M. vom Rhein u. den westl. Vorbergen des Schwarzwaldes entfernt, von dem schönen Hardtwalde umgeben. Als die jüngste von allen deutschen Hauptstädten verdankt K. seine Gründung dem Markgrafen Karl Wilhelm III. von Baden-Durlach (s. d.), der 1715 wegen Streitigkeiten mit den Bürgern von Durlach, seiner Residenz, diese Stadt neben einem Jagdschlosse anlegte. Der Plan K.s zeigt eine sehr regelmäßige, fächerförmige Anordnung der Straßen, die breit, schnurgerade u. häufig mit Bäumen bepflanzt sind, radial nach dem Mittelpunkte des Schlosses, dem sog. „Bleithurm", zu laufen u. dem monarchischen Prinzip jener Zeit entsprechend nach N. zu perspektivisch mit der Residenz abschließen. Um diesen Mittelpunkt sollten nun auch ursprünglich die Verbindungsstraßen bogenförmig angelegt werden, doch zeigt nur die Häuserumfassung des Schloßplatzes u. der sog. „Zirkel" diese Anordnung, während die beiden Vorstädte sich diesem einheitlichen Plane nicht gefügt haben. Die wichtigste Verkehrsader der Stadt ist die von W. nach O. verlaufende u. am Zeughause endende „Lange Straße"; eine hervorragende monumentale Bedeutung hat die Karl-Wilhelmstraße, in welcher eine Pyramide zu Ehren des Gründers der Stadt u. mehrere andere Standbilder errichtet sind, der Marktplatz mit dem Standbilde des Großherzogs Ludwig (gest. 1830), dem Rathhause mit seinem pompejanischen Vestibule u. der in griech. Stile erbauten evangelischen Stadtkirche, u. der von Prachtbauten umgebene Friedrichsplatz; an letzterem liegen der Friedrichsbau, ein nach einheitlichem Plane aufgeführter Komplex großartiger Privatbauten, das Ministerium des Auswärtigen, der Palast der Staatsbahndirektion u. das Gebäude der Vereinigten Sammlungen. Das Schloß selbst ward in der Mitte des vorigen Jahrh. in franz. Stile erbaut; im N. desselben dehnt sich der prächtige Schloßgarten, in dem Hebel ein Denkmal errichtet ist, mit seinen großen Gewächshäusern, dem Botanischen Garten u. der Fasanerie bis zum Hardtwalde aus; im S. liegt der Schloßplatz mit dem von Schwanthaler modellirten Erzdenkmale Karl Friedrich's; im W. von dessen Anlagen erhebt sich das in röm. Stile erbaute Hoftheater u. die Kunsthalle. Obgleich K. als Sitz der Regierung vorzugsweise den Charakter einer Beamten- u. Garnisonstadt trägt, so ist doch seine Bedeutung für Wissenschaft u. Kunst nicht gering. Seine polytechnische Schule gehört unter die angesehensten Lehranstalten dieser Art in Deutschland; außerdem besitzt K. noch eine mit jener verbundene Forstakademie, Lehranstalten für Thierarzneikunde, Oekonomie u. Handelswissenschaften, ein Gymnasium, eine Realschule u. eine Landesgewerbehalle; die Kunst-, Alterthums- u. naturwissenschaftlichen Sammlungen zeichnen sich durch große Reichhaltigkeit aus; die großherzogliche Bibliothek umfaßt gegen 100,000 Bände. Unter den Kirchen sind außer der evangelischen Stadtkirche, deren Thurm 75 m. mißt, bes. nennenswerth die katholische Stadtkirche St. Stephan u. die Synagoge, erstere von dem in K. geborenen Architekten Weinbrenner (1766 bis 1826), letztere in maurischem Stile vom Prof. Durm erbaut. Nach diesen haben sich in K. durch ihre Bauten die Architekten Heinrich Hübsch u. Berkmüller ausgezeichnet. Die Industrie hat K. in den letzten Jahren sehr bedeutend entwickelt; bes. hervorragend ist die Galvanoplastik, der Maschinen- u. Lokomotivenbau u. die Fabrikation von Wagen, Silberwaaren, Thonarbeiten, Porzellan, Möbel, Nähmaschinen, Chemikalien, Tapeten u. Tabak u. die Bierbrauerei. — Der Kreis K., 27,8 □M. mit 240,039 E. (1871), zerfällt in 6 Amtsbezirke u. ist, mit Ausnahme weniger versumpfter Landstriche in der Ebene, sehr fruchtbar an Getreide u. Obst; in großer Ausdehnung wird in demselben die Zucht von Pferden u. Rindern betrieben.

Karlssage. Die romantisch epische Literatur des Mittelalters zerfällt in mehrere große Sagenkreise, unter denen derjenige, welcher sich mit der früheren Geschichte des Karolingischen Hauses beschäftigt, außer dem Sagenkreise vom Heiligen Gral u. von Arthur's Tafelrunde, der bedeutendste ist. Er besteht aus einer Reihe von Sagen, welche theilweise auf entfernter geschichtlicher Grundlage beruhen, u. stützt sich auf die freilich untergeschobene Chronik des einstigen angeblichen Begleiters Karl's d. Gr. auf seinem Zuge gegen die Sarazenen, des Bischofs von Rheims, Johannes Turpinus (800), eine Arbeit, die von einem uns dem Namen nach nicht mehr bekannten Franzosen um 1154 n. Chr. nach Volkstraditionen u. einigen historischen Dokumenten verfaßt wurde. Indeß sind schwerlich alle jene Ritterromane u. Epopöen (chansons de geste) der franz. Dichter des Mittelalters aus dieser Chronik geflossen, vielmehr mag vielen derselben die nämliche Quelle zu Gebote gestanden haben wie jener Chronik. Man hat jedenfalls irrthümlich die Keime dieser Traditionen bald in Britannien, bald in der Provence, bald in Deutschland finden wollen, wahrscheinlich aber sind sie rein fränkisch od. französisch. Uebrigens zerfallen alle Romane u. Gedichte, welche sich mit der K. befassen, in drei Klassen, nämlich in solche, welche nur in die Geschichte Karl's d. Gr. einleiten, also die Sagen seiner Vorfahren behandeln &c., in solche, welche sich mit seinen eigenen Thaten beschäftigen, u. in solche, welche die Geschichte seiner Nachkommen bis auf Hugo Capet herab u. die Thaten seiner Pairs u. Kampfgenossen feiern. Die hervorragendsten Helden derselben sind außer Karl d. Gr. selbst Garin le Loherain, Roland, die Haimonskinder, Maugis, Doolin von Mainz, Ogier le Danois, Wilhelm v. Orange, Fierabres &c. u. die Zahl der franz., ital., deutschen u. sogar niederländ. Dichter, welche ihre Stoffe diesem Cyklus entlehnten, ist sehr groß. Eine vollständige Uebersicht aller hierher gehörigen Dichtungen u. eine erschöpfende Darstellung ihres Zusammenhangs u. ihrer Genealogie giebt Gräße: „Ueber die großen Sagenkreise des Mittelalters", Dresd. 1842.

Karlsschule hieß jene württemb. Lehranstalt, auf welcher u. A. auch Schiller seine akademische Bildung erhielt. Sie verdankt ihren Ursprung dem Herzog Karl Eugen (s. d.), welcher 1770 für seine großartigen Bauten u. Gartenanlagen eine Garten- u. Stukkatorknabenschule auf der Solitude begründete, dieselbe aber sehr bald in eine Erziehungsanstalt für verwaiste Soldatenknaben unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus" zu Stuttgart u. Ludwigsburg erweiterte u. diese später (11. Febr. 1771) „Militärpflanzschule" genannte Anstalt nicht blos zur Bildung von Professionisten, sondern vorzüglich von Architekten, Artillerie- u. Ingenieuroffizieren, Musikern u. Balletänzern bestimmte. Der Unterricht in den gewöhnlichen Volksschulfächern ward von Unteroffizieren ertheilt, wogegen für die schönen Künste Lehrer der 1766 von Stuttgart nach Ludwigsburg verlegten „Académie des arts", für Musik, Sprachen &c. besondere Privatlehrer verwendet wurden. Am 26. April ward der Grundstein zu dem Erziehungshause auf der Solitude gelegt. Zu Anfang des J. 1773 erhielt die Anstalt den Titel „Militärakademie" u. zugleich ward damit eine Ritterakademie verbunden; nunmehr aber zerfielen ihre Zöglinge in stiftsmäßige Cavaliers, Grafen- u. Offizierssöhne (diese zwei Klassen waren nur für den Militärdienst u. zum Studiren bestimmt), Honoratiorensöhne u. Artisten. Die letzte od. untere Abtheilung bestand aus Architekten, Bildhauern, Malern, Kupferstechern, Stukkatoren, Gärtnern, Musikern, Tänzern, Jägern u. etlichen Professionisten. Am 18. Nov. 1775 ward indeß die Militärakademie von der Solitude nach Stuttgart verpflanzt u. 1776 unter dem berühmten Gotthard v. Müller eine Kupferstecherschule u. Kupferdruckerei mit ihr vereinigt. Im J. 1773 wurden die Lehrfächer auf Jurisprudenz, 1776 auf Medizin u. 1779 auf Handelswissenschaften ausgedehnt, u. im nächsten Jahre trat Joh. Christoph Friedrich Schiller, Hauptmannssohn aus Marbach, der 17. Jan. 1773 aufgenommen worden war u. Medizin studirt hatte, aus (14. Dez. 1780), um als Regimentsarzt (Reg. Augé) zu dienen. Hier hatte er übrigens auf dem Krankenzimmer (1778) bereits die ersten Scenen seiner „Räuber" verfaßt u. sie nun bei einem Spaziergange im Bopserwäldchen seinen Freunden Schlotterbeck, von Hoven, Kapf, Heideloff u. Dannecker vorgelesen. Im J. 1781 ward die Anstalt durch ein kaiserliches Diplom zur „Hohen Karlsschule" erhoben; allein die Zulassung von Stadtstudirenden zum Studium der Rechte u. Medizin erregte den Neid der Universität Tübingen (1782), u. die gehässigen Angriffe derselben sowie die bedeutenden Kosten der Unterhaltung veranlaßten den Herzog Karl Ludwig 1794, die K. aufzuheben, u. nachdem die besser situirten Zöglinge zu ihren Familien entlassen worden waren, für 27 übrig bleibende hülfsbedürftige Akademisten durch Anstellung od. Stipendien weiter zu sorgen. Im Ganzen hat die Hohe K. 1496 Zöglinge u. 715 Stadtstudirende in ihren Räumen unterrichtet. Ein Verzeichniß derselben mit kurzen biographischen Notizen, das sich auch auf die an ihr wirkenden Lehrer erstreckt, lieferte H. Wagner in der „Geschichte der Hohen K." (2 Bde., Würzb. 1856).

Karlsstadt (Karolyvaros), königl. Freistadt u. Festung im kroat. Komitate Agram mit 5175 E. (1869), liegt an der Mündung der Dobra u. Karona in die von hier schiffbare Kulpa im SW. von Agram, ist Sitz eines griech.-oriental. Bischofs u. hat ein Gymnasium. Der Handel mit Fiume auf der einen, mit Kroatien u. Südungarn auf der andern Seite ist nicht unbedeutend; von eigenen Produkten werden bes. Wein u. Tabak ausgeführt.

Karlstadt, Län (Provinz) Schwedens mit 306,67 □M. u. 265,027 E. (1873), heißt auch Wermland u. liegt im N. des Wenersees, an dessen

Ufern das Land niedrig, eben u. fruchtbar ist. Der größte Theil der Provinz ist aber gebirgig, zwar durch Naturschönheiten, bes. im Thale der Clara Elv, u. durch Waldreichthum ausgezeichnet, aber dem Ackerbau unzugänglich. Doch gewähren der Bergbau u. Hüttenbetrieb der fleißigen Bevölkerung genügenden Ersatz, u. Seen, Flüsse u. Kanäle befördern den Handel. Die Hauptstadt K. mit 5500 E. liegt auf der Insel Thingvalla unweit der Mündung der Clara Elv in den Wenersee, ist durch 2 Brücken mit dem Festlande verbunden, hat einen guten Hafen u. ein Gymnasium u. ist Sitz eines Bischofs. Ein Brand äscherte 1865 den größten Theil der Stadt ein. Bedeutung haben die Jahrmärkte des Ortes.

Karlstadt, eigentlich Andreas Rudolf Bodenstein, einer der ersten Förderer der Reformation Luther's, obschon später heftiger Gegner desselben, wurde um 1480 zu Karlstadt in Franken (daher obiger Name) geboren. Nachdem er bes. in Rom Theologie u. Kirchenrecht studirt hatte, kam er 1504 nach Wittenberg, wurde hier 1510 Doktor der Theologie u. 1513 Professor derselben, sowie Archidiakonus der Stiftskirche. Als Vertreter der alten Scholastik trat er Anfangs Luther, der seit 1512 das Studium der Bibel u. Augustin's in Wittenberg pflegte, feindlich gegenüber, schlug sich aber, noch bevor derselbe seine Thesen veröffentlichte (Okt. 1517), ganz auf dessen Seite, vielleicht nicht ohne äußere, selbstsüchtige Zwecke. Durch seine Schriften für Luther wurde K. auch 1519 in die sog. Leipziger Disputation mit Eck verwickelt u. suchte gegen Letzteren die unbedingte Unfreiheit des menschlichen Willens zu vertheidigen, ohne gerade, durch die mächtigere Persönlichkeit Luther's verdunkelt, einen sehr glänzenden Sieg zu erringen. Schon damals begannen die Reibungen zwischen Beiden, welche später in erbitterte Feindschaft ausarteten. Doch begründete K. nicht nur 1520 in einer Schrift über den Kanon den reformatorischen Grundsatz von der alleinigen Geltung der heil. Schrift, sondern zeigte sich auch nach dem Erscheinen der päpstl. Bannbulle (1520) als mannhafter Vorkämpfer der Reformation, wie seine gleichzeitige Schrift gegen die päpstl. Heiligkeit beweist. 1521 folgte er einer Einladung des dän. Königs nach Kopenhagen, um dort die Reformation einzuleiten, kehrte aber bald nach Wittenberg zurück u. rief hier durch seinen stürmischen Eifer u. durch seine aufreizenden Predigten eine heftige Gährung hervor (den sog. Wittenberger Bildersturm), bis Luther plötzlich 6. März 1522 in Wittenberg erschien u. die Ruhe wieder herstellte. K. fühlte sich schwer zurückgesetzt, weilte von da ab meist auf seinem Bauerngute außerhalb Wittenberg u. nahm endlich Ende 1523 die Pfarre zu Orlamünde an, die eigentlich mit seinem Archidiakonat in Wittenberg verbunden war. Das Beispiel u. die Verbindung mit dem berüchtigten Thomas Münzer hatte zur Folge, daß jetzt die Schwarmgeisterei ungezügelt in K. ausbrach u. sich in Bilderstürmerei u. Angriffen auf Luther, bes. wegen der Lehre desselben von Beichte u. Abendmahl, Luft machte. Infolge dessen wurde er 1524, bes. auf Luther's Betrieb, aus den sächs. Landen vertrieben u. begann nun ein unstetes Wanderleben. Luther's Schrift „Wider die himmlischen Propheten" (1525) hatte ihn moralisch vernichtet. Der mißglückte Versuch, im Bauernkriege eine Rolle zu spielen, bewog ihn endlich, Luther um seine Verwendung behufs der Rückkehr nach Sachsen anzugehen. Auf seinen Widerruf in der Abendmahlsfrage (in welcher er die Gegenwart des Leibes u. Blutes Christi geleugnet hatte) u. gegen das Versprechen, nichts mehr zu schreiben, durfte er zurückkehren u. führte 1526 in dem Städtchen Kemberg ein höchst kümmerliches Leben. Aber 1527 brach der Streit über das Abendmahl von Neuem aus; K. nahm 1528 seinen Widerruf zurück u. ging heimlich nach Holstein. Immer wieder vertrieben (1530 auch aus Ostfriesland), fand er endlich 1530 bei Zwingli eine Zuflucht u. wurde sogar 1534 als Professor der Theologie u. Pfarrer der Peterskirche nach Basel berufen. Hier starb er am 25. Dez. 1541 an der Pest, nicht ohne zuvor in neuen Streitigkeiten, bes. mit Myconius, seinen Charakter in ein zweideutiges Licht gestellt zu haben.

Karlstein, berühmtes Schloß in Böhmen, 3 M. im SW. von Prag an der linken Seite des engen Berannthales gelegen, wurde 1348 von Karl IV. (s. d.) gegründet, speziell zur Aufbewahrung der böhm. Reichskleinodien, von denen die Krone auf dem Hauptaltare der Kirche zum heiligen Kreuz hinter einem vergoldeten Gitter lag. Die Wände dieses Heiligthums selbst sind durch Einlagen von Halbedelsteinen u. Bildnissen von Heiligen geschmückt; umschlossen wird die „Kronkapelle" von dem Riesenthurm, der sich 40 m. hoch erhebt u. dessen untere Mauern 4 m. stark sind. Die meisten Theile des K.s sind noch wohlerhalten; sein Burggraf galt ehemals als der erste Kronbeamte Böhmens.

Karmarsch, Karl, ausgezeichneter Technolog, geb. zu Wien 17. Okt. 1803, bekleidete nach Vollendung seiner Studien auf dem dortigen Polytechnischen Institute 1819—23 die Stelle eines Assistenten im Lehrfache der mechanischen Technologie an demselben u. folgte 1830 einem Rufe zur Errichtung u. Direktion einer Polytechnischen Schule in Hannover, welche im folgenden Jahre eröffnet wurde. Zugleich übernahm K. die Vorträge über Technologie u. lehrte auch bis 1840 theoretische Chemie. 1834 ward er Mitglied des Direktoriums des Gewerbevereins in Hannover u. redigirte die von diesem herausgegebenen „Mittheilungen". Seit 1851 als Vertreter der Lehrerkollegien höherer Schulanstalten längere Zeit Mitglied der Ersten Kammer, gehörte K., der übrigens 1839 zum Protestantismus übergetreten war, der oppositionellen Mehrheit an. Von seinen Werken sind hervorzuheben: der „Grundriß der mechanischen Technologie" (2 Bde., Hann. 1837—39; 4. Aufl., 1866, 2 Bde.); das in Gemeinschaft mit Heeren verfaßte „Technologische Wörterbuch" (3 Bde., Prag 2. Aufl. 1854—57; 3. Aufl., ergänzt u. bearbeitet von Kick u. Gintl, ebd. 1874 ff.); das Supplement zu Prechtl's „Technologischer Encyklopädie" (5 Bde., Wien 1857—69) u. das „Gewerbliche Fragenbuch" (1867 f.). Außerdem hat er mit Volz „Polytechnische Mittheilungen" (3 Bde., Tüb. 1844—46) herausgegeben u. viele Beiträge in verschiedenen Fachzeitschriften, wie z. B. in Dingler's „Polytechnischem Journal", geliefert.



Nr. 3637. Karl Karmarsch (geb. 17. Okt. 1803).

Karmel (d. i. hebr. „Fruchtland") heißt der 5 Stunden lange Gebirgszug, welcher sich südl. von der Kisonebene in Palästina in der Richtung von SO. nach NW. hinzieht u. zuletzt als Vorgebirge die Bucht von Acco im S. begrenzt. Dieses Kalkgebirge war schon im Alterthum wegen seines Wasserreichthums u. wegen seiner großartigen Vegetation, die noch heute den Botanikern reiche Ausbeute gewährt, berühmt; im Alten Testament ist der K. (neben dem Hermon u. den Fluren von Basan) sprüchwörtliche Bezeichnung großartigen Natursegens. Dazu war er vielfach durch Erinnerungen geheiligt: bei den Juden an Elias u. seinen Sieg über die Baalspfaffen (vergl. 1. Kön. 18), bei den Griechen an Pythagoras, der hier nach seiner Rückkehr aus Aegypten längere Zeit in Zurückgezogenheit lebte. In christlicher Zeit boten die zahllosen Schluchten u. Höhlen des K. zahlreichen Einsiedlern einen Zufluchtsort. Die heil. Helena erbaute im 4. Jahrh. auf dem K. eine Kirche. Das Eliaskloster der Karmeliter (s. d.), zu welchem die berühmte Grotte des Elias gehört, wurde zuerst 1180 in den Felsen gehauen. Das um 1700 am Nordende des Vorgebirges erbaute Kloster wurde 1799 von den Franzosen zum Pestspital gemacht u. deshalb nachher von den Türken zerstört. Der einzige Mönch, der übrig blieb, Giovanni Battista, brachte mit großartiger Energie durch persönliche

Sammlungen in allen Ländern 1826–33 den stattlichen Neubau des jetzigen Klosters zu Stande.

Karmeliter. Der Stifter dieses kathol. Mönchsordens war ein gewisser Berthold aus Calabrien, der, von den Kreuzfahrern od. als Pilger in Palästina zurückgeblieben, um 1150 eine Einsiedlergemeinschaft auf dem Karmel gründete. Dieselbe erhielt nach dem Tode Berthold's 1209 eine Regel durch den Patriarchen von Jerusalem u. wurde 1224 von Honorius III. als Orden bestätigt. Nach dem Mißlingen des 5. Kreuzzuges 1228 ff. siedelten die K. 1238 nach Cypern u. Italien, bald auch nach Frankreich u. England über. 1245 wählten sie in England Simon Stock zu ihrem ersten General, welcher unter Genehmigung Innocenz IV. dem Orden eine neue Einrichtung nach dem Muster der Bettelmönche gab. Das Ansehen des Ordens bei dem Volke hob sich bes. durch ihr Vorgeben, daß das 1287 unter ihnen aufgekommene Skapulier (zwei Streifen grauen Tuchs über Brust u. Rücken) Jeden der es trage od. wenigstens darin sterbe, sicher in den Himmel befördere; die heilige Jungfrau, die dasselbe persönlich den K.n herabgebracht habe, hole jeden Samstag derartige Seelen aus dem Fegefeuer ab. Darauf gründete sich der Ursprung der großen Skapulierbrüderschaft, die sich ohne weitere Regel dem Orden äußerlich anschloß. Später verleugnete der Orden seinen Stifter Berthold u. behauptete hartnäckig, direkt von dem Propheten Elias abzustammen. Der Verfall der Mönchsorden gegen Ende des Mittelalters hatte auch bei den K.n zahlreiche Reformationen u. Abzweigungen zur Folge. Von diesen verdienen Erwähnung die Stiftung des Karmeliternonnenordens durch den General Zereth 1452 u. die des äußerst strengen Ordens der „unbeschuhten K." durch die span. Büßerin Theresia von Jesu u. dem Mystiker Johann de Yepes (Johann vom Kreuze) seit 1568. Besondere Berühmtheit erlangte das Nonnenkloster dieses Ordens zu Paris, welches der Zufluchtsort der vornehmsten Frauen Frankreichs wurde.

Karmin od. Carmin wird ein aus der Koschenille bereiteter, schön scharlachrother Farbstoff genannt; derselbe besteht zum größten Theil aus der in der Koschenille enthaltenen Karminsäure, nebst kleinen Mengen von Eiweiß, Gallerte u. anderen thierischen Produkten u. aus etwas von der Bereitung herrührender Thonerde od. auch Zinnoxyd. Diese letzteren Beimengungen sind jedoch immer nur in sehr geringer Menge vorhanden, u. nur in den ordinären Karminsorten des Handels machen sie dem Gewichte nach die Hauptsache aus; diese Sorten werden auch zum Unterschiede von dem eigentlichen K. mit dem Namen Karminlack belegt. Der eigentliche K. ist ein feurigrothes Pulver, welches sich in Wasser nicht auflöst, wohl aber in Salmiakgeist löslich ist; die Karminlacke dagegen hinterlassen bei der Behandlung mit Ammoniak einen weißen, aus Thonerde u. anderen Verunreinigungen bestehenden Rückstand. Der K. ist eine unschädliche, d. h. nicht giftige Farbe, kann daher auch zum Färben von Konditoreiwaaren, Likören u. anderen zum Genusse dienenden Stoffen benutzt werden; für die Oelmalerei eignet er sich nicht, dagegen für die Aquarellmalerei sehr gut. Die Karminsäure wird jedoch in reinem Zustande nicht verwendet, da sie nicht so feurigroth aussieht, wie der thonerdehaltige, aus karminsaurer Thonerde, od. der zinnoxydhaltige, aus karminsaurem Zinnoxyd bestehende K. Die chemische Zusammensetzung der Karminsäure läßt sich durch die Formel $C_{28}H_{14}O_{16}$ ausdrücken.

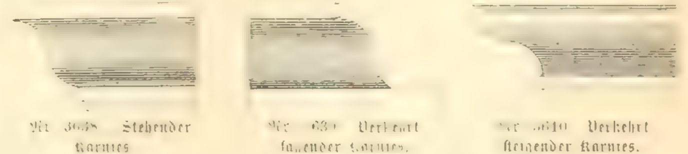
Karmoisin (franz., spr. Karmoasin) od. Karmesin, eine aus den Kermes- od. Scharlachbeeren bereitete hochrothe Farbe.

Karnak, kleines ägypt. Dorf, etwa $^{3}/_{4}$ Stunden nördl. von Luksor, im Gebiete des alten Theben, berühmt durch die nahen Ruinen des altägypt. „Tempels von K.", des mächtigsten Bauwerkes der Welt, der dem Ammon-Ra geweiht war u. im Laufe von 2400 Jahren erbaut wurde. Alleen von riesigen Widdersphinxen, in geringen Resten noch heut erhalten, führten von allen Seiten von den benachbarten Tempeln stundenweit zu dem Ammontempel. Die Fronte des Haupttempels liegt nach NW. u. wird durch 44 m. hohe, 113 m. breite u. 15 m. dicke Pylonen, die riesigsten Aegyptens, von Ramses II. (Sesostris) erbaut, gebildet, durch welche eine 19 m. hohe Pforte in einen kolossalen Vorhof mit einer Doppelkirche von 12 freien, 21 m. hohen Säulen führt, von denen nur noch eine aufrecht steht. Ein zweites, sehr verwüstetes Pylonenpaar führt in eine Säulenhalle von 105 m. Breite u. 52 m. Tiefe, in der 134 mächtige, reichverzierte Säulen stehen, deren 12 mittelste, größere 21 m. Höhe u. 11 m. Umfang haben u. einen mittlen Hauptgang bilden. Die Außenwände dieses Tempeltheiles, der von Seti I. gegründet wurde, enthalten bildliche Darstellungen von höchstem geschichtlichen Interesse. Durch ein drittes, großes, doch ganz verfallenes Pylonenpaar kommt man in einen Vorhof, in dem 2 riesige Obelisken standen, deren einer noch aufrecht steht, u. durch ein viertes Pylonenpaar in den zweiten großen Haupttheil des Tempelkomplexes, der von einer Mauer umschlossen ist u. zunächst den ältesten Tempel des ganzen Baues, aus der Zeit Thotmes' I., mit 2 Obelisken u. einem zur Zeit Philippus Aridäus' restaurirten Allerheiligsten, eine Cella von rothem Granit, deren umliegende Korridors lehrreiche Inschriften, z. B. eine Geschichte der Kriegszüge Thotmes' III., tragen, dahinter mehrere Säulen aus der Zeit Usertasen's I., die ältesten Werkstücke von K. (um 2800 v. Chr.?). Durch einen großen Hofraum davon getrennt folgt am Ostende der Palast Thotmes' III., der der Außenwände beraubt ist u. aus 32 Pfeilern u. 20 Säulen mit meist noch erhaltner Steindecke besteht; ein Heiligthum mit gut erhaltenen, farbigen Standbildern schließt sich ihm an. Die Gesammtlänge des Tempelkomplexes beträgt 354 m., die Breite etwa 100 m., der Umfang, den eine fortlaufende Mauer bezeichnet, 950 m. Eine Anzahl weiterer, sehr zerstörter Tempelreste aus verschiedenen Perioden der altägypt. Zeit umgiebt den Haupttempel, auch finden sich nahe demselben 2 Teiche, welche wol bei der Prozession der heil. Barke benutzt worden sind. Die Rundsicht von den großen Pylonen über das Fruchtland der vom breiten Nil durchströmten Thalebene bis zu den mit zahlreichen riesigen Tempelbauten (z. B. denen von Luksor, Medinet-Habu, Gurna, dem Memnonium 2c) besetzten Wüstenrändern ist prachtvoll.

Karnatik heißt das Tiefland der Koromandelküste in Vorderindien, zwischen 8° 4' u. 16° n. Br.; es umfaßt Theile der Distrikte Tandschur, Madura, Tritschinopoli u. Tinnewelli. Die Küste des K. ist sandig, verläuft allmählich unter der Meeresoberfläche, hat starke Brandung u. keine sicheren Häfen. Die Mündungen der Flüsse (z. B. Caveri), meist versandet, sind nicht für größere Schiffe fahrbar. Die Bevölkerung, darunter viele Tamulen, baut Reis, Hirse, Tabak u. Baumwolle.

Karneol, auch Sarder genannt, gehört zu den versteckt krystallinischen Abänderungen des Quarzes (s. d.). Seine blutrothe Farbe, die oft ins Bräunliche u. Gelbliche übergeht, stammt von seinem Gehalte an Eisenoxyd her; er ist meist halb durchsichtig od. durchscheinend, bisweilen mit zarten weißen Streifen, u. heißt dann Sardonyx. Die schönsten K.e werden als Geschiebe im Nil, überhaupt im Orient gefunden, der größte Theil der im Handel vorkommenden aber wird aus grauem u. bläulichgrauem Chalcedon durch Brennen erzeugt, wobei das Eisenoxyd (ähnlich wie bei gebrannten Ziegelsteinen) das färbende Mittel abgiebt.

Karneval, roman. Name des Faschings od. der Fastnacht, meist abgeleitet vom gemischt lat. u. ital. „carne vale", d. h. Fleisch lebe wohl, weil nach seinem Ende die Fastenzeit beginnt, nach Simrock aber von car naval, d. h. Schiffswagen, weil die Festlichkeit aus heidnischer Zeit herstammen soll, wo zu Ehren der Isis od. der german. Nerthus ein Schiff auf Rädern durch das Land gezogen wurde. Die Zeit des K. dauert im weitesten Sinne vom Dreikönigstage (6. Jan.) bis zum Aschermittwoch, im engern Sinne aber beschränkt sie sich in ihrem eigentlichen charakteristischen Treiben auf den Donnerstag (schmuzigen, d. h. fetten Donnerstag) u. Sonntag bis Dienstag vor dem Aschermittwoch, mit welchem die Fasten den Anfang nehmen. Die mit dem K. verbundenen öffentlichen u. außerkirchlichen Festlichkeiten stammen aus heidnischer Zeit, vorzüglich von den Bacchanalien der Römer u. a. her; nam. haben die festlichen Umzüge ihr Vorbild in einer Menge religiöser Gebräuche asiatischer Völker, der Aegypter, der Griechen u. der Germanen. Gefeiert wird der K. zumeist mit großen Eß- u. Trinkgelagen, mit Tanz, mit theatralischen Vorstellungen, bes. aber mit kostümirten Umzügen, in welchen theils im Ernst religiöse u. historische Gegenstände dargestellt, theils im Scherz Thorheiten der Menschen verspottet werden. Die Verkleidungen, Maskenbälle u. das tolle Treiben haben sich für diese Tage bis in unsere Zeit ihr historisches Recht gewahrt, die sog. Karnevalsfreiheit. Am originellsten ist der K. in Italien, bes. in Rom u. Venedig, dann auch in Frankreich, nam. in Paris. In Deutschland ist vorzüglich das Rheinland eine Heimat des K.s, u. in neuester Zeit haben auch protestantische Städte, in welchen seit der Reformation der K. ganz außer Gebrauch gekommen, ja verpönt war, denselben wieder zu kultiviren begonnen, so nam. Leipzig seit 1867. Mit dem K. sind Versammlungen, Narrenvereine u. Narrenfeste in Aufnahme gekommen, welche die Gegenwart satirisch u. humoristisch behandeln. In Basel war der K. trotz der Reformation beibehalten worden; Luzern ist charakteristisch durch seinen Fritschizug am Donnerstag in der Fastnacht. Aehnliche Aufzüge, zum Theil von sehr altem Herkommen, finden auch an vielen andern Orten statt.



Nr. 3638. Stehender Karnies. — Nr. 3639. Verkehrt fallender Karnies. — Nr. 3640. Verkehrt steigender Karnies.

Karnies, ein entweder bekrönendes (deckendes), tragendes od. stützendes architektonisches Glied, zusammengesetzt aus einem konkaven u. einem konvexen Kreisbogen. Der bekrönende K. hat die untere Hälfte

konvex, die obere konkav u. heißt stehender K. (Nr. 3638) od. Rinnleiste; der tragende K. hat die untere Hälfte konkav, die obere konvex, u. heißt verkehrt steigender K., Kehlstoß od. Kehlleiste (Nr. 3640); der stützende K. od. K. als Fußglied heißt fallend, wenn die untere, weiter vorspringende Hälfte konkav, die obere konvex ist; er heißt verkehrt fallender K. od. Glockenleiste, wenn die untere Hälfte konvex, die obere konkav ist (Nr. 3639).

Karnische Alpen, s. „Alpen".

Kärnten od. Kärnthen, österr. Kronland u. Herzogthum, 188,39 □M. mit 337,694 E. (1869) umfassend, grenzt an Tirol im W., an Salzburg im N., an Italien, Görz u. Gradiska u. Krain im S. u. wird von Steiermark im NO., O. u. SO. umschlossen. Das ganze Land gehört zum Alpengebiete, in der nordwestl. Ecke, wo die Grenzen von K., Tirol u. Salzburg zusammenstoßen, erhebt sich der eisumlagerte Großglockner (3796,5 m.), u. von hier an läuft nun die Nordgrenze auf dem Kamm der Hohen Tauern, über den Hohenaar (3259 m.) bis zum Ankogl (3253 m.), von dessen gletscherbedeckter Kuppe sich die Tauern nach NO. wenden, während die südöstl. sich hinziehende, die Thäler der Mur u. Gurk scheidende Alpenkette sich nur im Königsstuhl (2489 m.) nahe an die Schneegrenze erhebt, um dann weiter nach O. zu Höhen von 2000 bis 1800 m. abzufallen. Im O. des paradiesischen Lavantthales steigt auf der Grenze zwischen K. u. Steiermark die aussichtsreiche Koralp zu 2136 m. an. Diese nördl. aus Urschiefer gebildeten Gebirge K.s werden von den südl., die zur Triasformation gehören, durch das breite Thal der Drau (s. d.) getrennt; 22 M. lang durchfließt dieser Alpenstrom in östl. Richtung das Land, vor der Thalenge von Oberdrauburg Tirol verlassend u. bei dem zweiten Durchbruch bei Unterdrauburg auf steier. Gebiet übertretend. Obgleich sie erst weiter im O. schiffbar wird, eröffnet die Drau doch mit ihren Nebenflüssen wichtige Verkehrsadern für das Land.



Nr. 3641. Landleute aus Kärnten.

Die meisten u. größten Zuflüsse strömen ihr von N. zu, so die Möll, deren Quellen in den Gletschern des Großglockners liegen, der Lieserbach, welcher den Abfluß des Millstädter Sees aufnimmt, der Treffenbach, in welchen der Ossiacher See seine Gewässer sendet, die vielgewundene Gurk, mit ihrem 14 M. langen Lauf nach der Drau, K.s längster Fluß, in welchen die Glan aus dem Wörther See fließt, u. die Lavant, deren Thal zu den fruchtbarsten u. schönsten Gegenden des Landes gehört. Auf dem rechten Ufer mündet unterhalb Villach die Gail (s. d.); zwischen ihrem breiten Thale u. dem der Drau ziehen sich die Gailthaler Alpen hin (Kreuzkofel 2737 m.) u. enden im O. in der Villacher Alp od. dem Dobracz (2154 m.), einem der herrlichsten Aussichtspunkte der Ostalpen. Den südlichsten Theil des Landes erfüllen aber die Karnischen Alpen u. die Karawanken; erstere überragen noch in der Antola (2672 m.) die Firngrenze, letztere aber, deren kahle Kalkfelsen steil zum grünen Drauthale abstürzen, haben nur eine Höhe von 1700—2200 m. Unter den wenig zahlreichen Seen im S. der Drau ist der Weißensee der größte. — Das Klima ist rauh u. gestattet nur im Lavantthale den Anbau feinerer Obstsorten, hier geht auch der Ackerbau bis 1264 m. hinauf, während er sich in den übrigen Theilen des Herzogthums auf weit tiefere Regionen beschränkt. Unter dem Pfluge befinden sich überhaupt nur 13 % der Bodenoberfläche, 20 % sind vollständig unproduktiv; dagegen sind 40 % mit Wald bedeckt, der Rest fällt auf Wiese, Weide u. Wasser. Die Bevölkerung besteht zu $\frac{2}{3}$ aus Deutschen, zu $\frac{1}{3}$ aus Slovenen; zwischen ihnen bildet im S. des Wörther Sees die Drau ungefähr die Nationalitätsgrenze, doch spricht auch der größte Theil der Slaven deutsch. Letztere sind streng kirchlich gesinnt, mäßig u. anspruchslos, doch fehlt ihnen Reinlichkeit u. Fleiß; gegenüber den Deutschen kommen Ausbrüche des nationalen Hasses nicht selten vor. Die Deutschen kleiden sich ähnlich den Steierern, die Weiber zeichnen sich aber durch eigenthümlichen Kopfputz, bes. durch ihre Hauben (Pinteln) aus. Neben dem Ackerbau u. der Viehzucht, welche außer Rindern bes. auch geschätzte Pferde liefert, beschäftigen sich die Einwohner nam. noch mit der Gewinnung u. Verarbeitung von Erzen. K. ist das bleireichste von allen österr. Kronländern, vorzüglich durch seine Bergwerke bei Bleiberg, westl. von Villach, wo gegenwärtig neben 400 verfallenen Gruben 50 bearbeitet werden u. 22 Schmelzöfen in Thätigkeit sind; 1872 produzirte K. 52,000 Ctnr. Blei, 78 % der Gesammtproduktion Oesterreichs. Sehr wichtig ist außerdem die Eisengewinnung, bes. im Lavantthale, bei Friesach, Hüttenberg u. Gmünd; bedeutende Eisenhütten befinden sich noch in Wolfsberg, Lippitzbach, Buchscheiden, Prevali, Lölling, Malborghet; endlich wird noch bei Kappel Quecksilber (etwa 50 Ctnr. jährlich), bei Bleiberg Zink gewonnen u. Graphit, Braunkohlen u. Torf abgebaut. Die Weinkultur ist nicht ausgedehnt u. liefert ein nur mittelmäßiges Produkt. Die Industrie beschäftigt einen großen Theil der Bevölkerung, vorzüglich die Fabrikation von Eisenwaaren, Mennige, Bleiweiß, Schrot, Tuch u. Gewehren. In kirchlicher Beziehung scheiden sich die Bewohner K.s in 320,171 Katholiken, 16,982 Lutheraner u. 395 Reformirte; von allen Ländern Oesterreichs hat K. die schwächste jüd. Bevölkerung (nur 30 Seelen). Die Katholiken stehen unter den Bischöfen von Lavant u. Gurk; für eine höhere geistige Kultur sorgen 2 Gymnasien, eine Oberrealschule, ein Lehrerseminar u. eine theologische Lehranstalt. Handel u. Verkehr haben durch gute Kunststraßen, u. bes. in den letzten Jahren durch die Anlage von Eisenbahnen, welche das Drauthal aufwärts nach Tirol führen, die Thäler der Gurk u. Mur u. der Gail u. Sau (in Krain) verbinden u. bis an die ital. Grenze bei Pontafel fortgesetzt sind, bedeutend gewonnen, obgleich durch die Schwierigkeit der Tauernübergänge der Verkehr zwischen dem westl. Theile des Landes u. Salzburg sehr gehemmt ist. K. zerfällt in das Gebiet der Hauptstadt Klagenfurt u. in 7 Bezirke: Klagenfurtland, Hermagor, Spittal, St. Veit, Villach, Völkermarkt u. Wolfsberg. Die größten Orte sind nach der letzten Zählung von 1869: Klagenfurt (15,285 E.), Obervellach (5723 E.), Feldkirchen (5316 E.), Villach (4528 E.), Bleiberg (4061 E.) u. Friesach (3663 E.). Der Name K., welcher slavonisch Goratan (Bergland) lautet, stammt von dem Volke der Karni, die kelt. Ursprunges waren u. mit Noricum unter die Herrschaft der Römer kamen. Diese Ureinwohner, welche das Land nur dünn bevölkerten, verschwanden während der Völkerwanderung, u. nach derselben siedelten sich hier Slaven an, die aber in der 2. Hälfte des 6. Jahrh. unter die Herrschaft der Avaren kamen. Dieses drückende Joch warfen sie unter Samo (627) ab, der in seiner 35jähr. Regierung ein fast alle deutsch-österr. Kronländer umfassendes Slavenreich gründete u. nach dem Hauptorte Carantania nannte. Nach dem Tode Samo's zerfiel dieses Reich in viele Theile, K. aber blieb unter Fürsten aus dem Stamme jenes großen Königs. Als aber die Avaren von O. das Land wieder bedrängten, wandte sich der Herzog Boruth an die Bayern, u. diese gewährten Hülfe (um 745) unter der Bedingung, daß die Karantanen das Christenthum annehmen sollten. Doch wurde die Christianisirung K.s erst vollendet, als Karl d. Gr. (s. d.) das Land mit Bayern seinem Reiche einverleibt hatte u. über dasselbe einen Markgrafen zum Schutze gegen die Avaren setzte. Durch den Vertrag von Verdun (843) kam K. an Ludwig den Deutschen u. 876 an Karlmann, dessen natürlicher Sohn Arnulf Herzog von K. u. später deutscher König wurde. Nachdem es unter diesem u. seinem Sohne Ludwig dem Kinde einen Bestandtheil Bayerns gebildet hatte, wurde es durch Otto II. 967 als selbständiges, durch Istrien u. Friaul vergrößertes Herzogthum an Heinrich I., den Neffen Arnulf's, Herzogs von Bayern, verliehen. Nach dessen Tode folgten im Besitze K.s mit einigen Unterbrechungen das herzogliche Geschlecht von Rheinfranken, die Zähringer, die Häuser von Eppenstein, Istrien u. Lavant, bis Ottokar II. von Böhmen 1269 das Land durch Erbschaft an sich brachte. Durch die Niederlage Ottokar's auf dem Marchfelde (1278) fiel K. an Rudolf von Habsburg u. kam mit Krain unter die Herrschaft von dessen Söhnen Albrecht u. Rudolf. Von 1286—1335 war es mit Tirol vereinigt, u. nach dem Aussterben des Mannsstammes der Grafen von Tirol ward es durch Ludwig den Bayern an die Herzöge von Oesterreich gegeben. Seit dieser Zeit ist das Land bei den Habsburgern verblieben, nur 1809—13 bildete Oberkärnten einen Theil der franz.-illyr. Provinzen; seit 1849 ist es ein bes. Kronland, dessen Verfassung auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861 beruht. Nach derselben setzt sich der zu Klagenfurt tagende Landtag aus 37 Mitgliedern zusammen u. entsendet 5 Abgeordnete in den Reichstag; in Betreff des Militärwesens steht K. unter dem Generalkommando von Gratz. Vgl. Ankershofen,

„Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten" (2 Bde., Klagenf. 1857 bis 1859); Rauschenfels, „Bilder mit Staffage aus dem Kärntner Oberlande" (Klagenf. 1871); Petritsch, „Heimatskunde von Kärnten" (Klagenf. 1871); v. Jabornegg-Gamsenegg, „Kärnten u. Klagenfurt. Ein kurzer Führer durch das Land u. seine Hauptstadt" (Klagenf. 1872).

Karnul, Distrikt der Präsidentschaft Madras in Vorderindien, im Gebiet des Kistna gelegen, 150 □M. groß mit 273,000 E., ist seit 1838 unmittelbarer brit. Besitz. Die fette Dammerde hat eine mächtige Dschungelvegetation hervorgerufen. Der gleichnamige Hauptort, rechts am Tumbudra, mit 20,000 E., ist stark befestigt.

Karola od., wie sie offiziell genannt wird, Karoline Friederike Franziska Stephanie Amalie Cäcilie, Königin von Sachsen, einzige Tochter des Prinzen Gustav von Wasa (s. d.), geb. 5. Aug. 1833, lebte, nachdem die Ehe des Vaters mit der Prinzessin Luise von Baden (gest. 1854) 1844 wieder getrennt worden, mit ihrer Mutter zumeist bei der in Mannheim residirenden Großherzogin Stephanie, ihrer Großmutter. Im Nov. 1852 trat die Prinzessin zu Moravetz in Mähren, einem Gute ihres Vaters, zum kathol. Glaubensbekenntniß über u. vermählte sich 18. Juni 1853 mit dem Prinzen Albert von Sachsen (s. d.), der 1854 Kronprinz wurde u. 29. Okt. 1873 seinem Vater, dem König Johann (s. d.), auf dem Throne folgte. Durch die menschenfreundliche, aufopfernde Thätigkeit, welche die jetzige Königin von Sachsen sich zur schönsten Lebensaufgabe gemacht hat, hat sie in den Kriegen von 1866 u. 70 ihren Namen zu einem Trost für alle Leidenden gemacht. Den Verwundeten u. Kranken des sächs. Heeres widmete sie während des Aufenthaltes bei Wien einen großen Theil ihrer Zeit, u. nach ihrer Rückkehr machte sie die in jener schweren Zeit gesammelten Erfahrungen auf das Segensreichste durch die 1867 erfolgte Gründung des „Albertvereins" nutzbar, welcher den Zweck hat, für den Dienst im Felde freiwillige Krankenpflegerinnen auszubilden u. überhaupt dem gesammten Frauenthum des Landes zu gemeinsamen Wirken in Zeiten eines allgemeinen Nothstandes Gelegenheit zu geben. Außerdem aber wurden auf Anregung der edlen Fürstin auch andere wohlthätige Vereine, so z. B. ein Nähmaschinen-Erwerbverein" (1872), ein „Daheim für Arbeiterinnen" (1874) u. s. w., gegründet, welche unter ihrer besonderen Protektion stehen.

Karolath-Beuthen, ein Mediatfürstenthum im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz, 4½ □M. mit 10,000 E. umfassend, gehörte zuerst dem Reichsfreiherrn Fabian v. Schönaich (gest. 1591), wurde 1610 Majorat u. 1698 freie Standesherrschaft. Nachdem schon ihr damaliger Besitzer, Hans Georg v. Schönaich, 5. Febr. 1700 unter die Reichsgrafen aufgenommen worden, wurde dessen Urenkel Hans Karl 7. Nov. 1741 von Friedrich d. Gr. zum Fürsten **v. K.-B.** ernannt u. die Standesherrschaft zum Fürstenthum erhoben. Anfänglich bezog sich die fürstliche Würde nur auf den Nachfolger, am 18. Jan. 1753 ward sie aber auf alle Nachkommen ausgedehnt; auch führt das jedesmalige Familienhaupt seit 22. Okt. 1861 den Titel „Durchlaucht". Hervorzuheben sind: Fürst Heinrich Karl Wilhelm zu **K.-B.**, geb. 29. Nov. 1783, gest. zu Teplitz 14. Juli 1864, war preuß. Generallieutenant, Chef des Hofjagdamtes, Mitglied des Staatsraths sowie des Herrenhauses u. schles. Landtagsmarschall. Fürst Karl Ludwig Erdmann Ferdinand zu **K.-B.**, Großneffe des Vorigen, geb. 14. Febr. 1845, gleichfalls erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses u. seit 1871 auch Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er sich zur Reichspartei hält. Vermählt ist derselbe seit 23. April 1866 mit der kathol. Prinzessin Elisabeth v. Hatzfeldt (geb. 1839). — Prinz Ludwig zu **K.-Schönaich** od. **Schönaich-K.**, geb. 17. Jan. 1785, gest. auf Schloß Amtitz 22. Jan. 1862, bereiste Asien, Afrika u. Amerika u. machte sich unter dem Pseudonym Ludwig Weiß auch als Dichter u. Schriftsteller bekannt. Als erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses folgte ihm sein jüngerer Sohn, Prinz Heinrich, geb. 24. April 1852. Prinz Ferdinand zu **K.-Schönaich**, Besitzer des Familienmajorats Möllendorf, geb. 26. Juli 1818, ist seit 1843 mit der Prinzessin Johanna von Reuß-Schleiz-Köstritz vermählt.

Karolin, eine früher in Baden, Württemberg, Bayern u. dem ehemaligen Kurhessen geprägte, jetzt nicht mehr kursirende Goldmünze im Werthe von 21 Reichsmark 17 Pfennige.

Karolina Augusta (eigentlich Charlotte Augusta), Kaiserin von Oesterreich, Tochter König Max Joseph's I. von Bayern, geb. zu Mannheim 8. Febr. 1792, ward 8. Juni 1808 mit dem damaligen Kronprinzen Wilhelm von Württemberg vermählt, doch schon nach 2 Jahren erklärte dieser beharrlich, mit seiner Gemahlin nicht länger leben zu wollen, u. flüchtete sich, da er sich dadurch die Ungnade des harten Vaters (s. „Friedrich I. von Württemberg") zugezogen, zum Gemahl seiner Schwester Katharina, dem König Hieronymus Bonaparte (s. d.), nach Kassel. Endlich gab der Vater nach, u. im Aug. 1814 wurde die Ehe für „nichtig" erklärt. Zur selben Stunde, als Wilhelm I. (s. d.) sich in Stuttgart die Königskrone aufs Haupt setzte, 29. Okt. 1816, ward die Prinzessin in München dem Kaiser von Oesterreich als vierte Gemahlin durch Prokuration u. 10. Nov. in Wien persönlich angetraut. Erst 9 Jahre später erfolgte in Preßburg ihre Krönung als Königin von Ungarn, ein Akt, der die Einleitung zu dem für die verfassungsmäßige Entwicklung Ungarns so bedeutsam gewordenen Reichstage von 1825 bildete. Als Stiefmutter u. Stiefgroßmutter von den Kindern u. Enkeln des alternden Kaisers hochverehrt, wie in ungetrübtem Verhältniß zu ihrer Stiefschwester u. Schwiegertochter Sophie, welche sich 4. Nov. 1824 mit Erzherzog Franz Karl vermählt hatte, lebte K. A. friedliche Tage an des Kaisers Seite. Seinem Wunsche nach einer eng begrenzten, ungestörten Häuslichkeit willig sich fügend u. dem politischen Staatsleben fremd bleibend, erwarb sie doch durch ihre einfache u. herablassende Art im öffentlichen Auftreten sich selbst u. dem Hofe jene volksthümliche Beliebtheit, welche in den Tagen des Kaisers Franz nicht zum mindesten dazu diente, dem herrschenden Systeme des patriarchalischen Absolutismus zur Stütze zu dienen. Seit 2. März 1835 verwittwet, trat K. A. aus ihrer Zurückgezogenheit kaum mehr hervor, sondern lebte nur dem Andenken ihres Gemahls, ihrem Hause u. dem Wohlthun. In den letzten Jahren ihres Lebens waren es vor Allen die Klerikalen, die ihre stets bereite Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen. Sie starb zu Wien 9. Febr. 1873.

Karoline Amalie Elisabeth, Königin von Großbritannien u. Hannover, Gemahlin Georg's IV. (s. d.), 2. Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (s. d.), geb. zu Braunschweig 17. Mai 1768, ward 8. April 1795 an den damaligen Prinzen von Wales verheirathet. Einem zügellosen Leben ergeben, trennte sich dieser aber schon nach einem Jahre von der ihm aufgedrungenen Gattin u. lebte seitdem auf einem Landhause zu Blackheath, bis sie 1814 nach Braunschweig zurückkehren u. von da eine größere Reise machen durfte. In Begleitung ihres Günstlings, des Italieners Bergami, bereiste sie Deutschland, Italien, Griechenland u. Syrien, dann lebte sie meist am Comer-See. Bei der Thronbesteigung Georg's IV. (29. Jan. 1820) sollte sie gegen ein Jahrgeld von 50,000 Pfd. Sterl. auf Namen u. Rechte der Königin verzichten, sie verweigerte dies aber u. hielt 6. Juni ihren Einzug in London. Alsbald vom Minister Liverpool vor dem Parlament des Ehebruchs angeklagt, hatte sie die öffentliche Meinung so sehr für sich, daß man trotz Allem die schon im Oberhause angenommene Strafbill wieder fallen lassen mußte; die Krönung aber ward ihr 1821 verweigert, ja sie mußte sich sogar, als sich Georg IV. krönen ließ, von der Thür der Westminsterabtei zurückweisen lassen. Bald darauf, 7. Aug. 1821, starb sie zu London. Ein Kind aus ihrer unglücklichen Ehe war Charlotte Auguste, die 1817 verstorbene erste Gemahlin des Königs der Belgier, Leopold's I.

Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, geb. als Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales zu London 22. Juli 1751, vermählte sich 8. Nov. 1766 mit dem noch nicht ganz 18jähr. König Christian VII. von Dänemark. Das Glück des jungen Paares, das durch die Geburt eines Kronprinzen, des nachmal. Königs Friedrich VI., noch erhöht wurde, erregte die Mißgunst der herrschsüchtigen Stiefmutter Christian's, u. ihrem Einfluß war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der König ohne seine Gemahlin eine Reise nach Paris u. London unternahm. Diese Reise wurde verhängnißvoll: sie erschütterte die Liebe der beiden Gatten u. führte Struensee (s. d.) ins Land, den der an Körper u. Geist geschwächte König von Altona aus als Leibarzt mitnahm. Die Bemühungen Struensee's, ein besseres Verhältniß zwischen dem königlichen Ehepaar wieder herzustellen, ließen ihn in

dessen Gunst immer höher steigen. Je größer aber der Einfluß des Emportömmlings wurde, desto mächtiger ward auch die von der Stiefmutter des Königs geleitete Gegenpartei, u. dasselbe Schicksal, das Struensee schließlich erleiden mußte, sollte auch die Königin theilen, die seinen kühnen Reformplänen am eifrigsten beigestimmt hatte. Am 17. Jan. 1772 wurde sie durch den Grafen Ranzau verhaftet u. mit ihrer jüngsten Tochter Luise Auguste, der nachmaligen Herzogin von Augustenburg, nach der Festung Kronberg gebracht. Nur die Drohung ihres Bruders, Georg's III. von England, Kopenhagen blockiren zu lassen, verhinderte weitere Gewaltmaßregeln, doch sprach eine eigens dazu ernannte Kommission die Scheidung von ihrem Gemahl aus. Hierauf begab sich K. M. unter dem Schutze engl. Kriegsschiffe nach Deutschland, wo sie Celle zum Wohnort angewiesen erhalten. Dort starb sie, wegen ihres leutseligen Wesens u. ihrer Mildthätigkeit allgemein verehrt, bereits 10. Mai 1775. Ihr Seelsorger, der Pastor Lehzen, trat in der Schrift „Die letzten Stunden der Königin K. M." (Kopenh. 1775) für ihre Unschuld auf u. bekräftigte seine Aussage eidlich. Ein Denkmal im Schloßgarten zu Celle, welches die lüneburg. Landstände setzen ließen, erzählt noch von dem Exil der unglücklichen Fürstin. Vgl. Heimbürger, „Karoline Mathilde nach ihrem Leben u. Leiden" (Celle 1851).

Karolinger (nicht selten auch Pippiniden genannt) ist nach seinem hervorragendsten Repräsentanten, Karl d. Gr., der übliche Name des Geschlechts, welches sich im fränk. Reiche Anfangs unter den merowingischen Königen zur Würde der Hausmeier (major domus) aufschwang u. zuletzt der Krone selbst bemächtigte. Es war echt fränk. Ursprungs. Seine ersten, historisch erkennbaren Stammväter sind Arnulf, Bischof von Metz (611—627, gest. als Einsiedler 641), u. Pippin der Aeltere od. von Landen (s. d.), welche 613 zur Wiedervereinigung des Frankenreichs unter Chlotar II. wesentlich beitrugen u. als dieser 622 Austrasien seinem Sohn Dagobert gab, dem Letzteren als vornehmste Rathgeber, bez. Majordomus, beigegeben wurden. Die Stammgüter des Hauses lagen zwischen Maas u. Mosel, Rhein, Roer u. Amblève. Nachdem Pippin nach der Vereinigung Neustriens mit Austrasien unter Dagobert (628) einige Zeit in den Hintergrund getreten u. nach der erneuten Trennung (Austrasien unter K. Sigbert 632) sein Tochtermann Ansegisel, Arnulf's Sohn, mehrere Jahre seine frühere Stellung eingenommen hatte (der Pippin's Tochter gewöhnlich beigelegte Name Begga ist sehr unsicher), gelangte Jener schließlich selbst wieder in dieselbe u. führte sie bis zu seinem Tode 639. Nach ihm behauptete sie sein Sohn Grimoald, der 656 sogar bereits den Tod des merow. Königs Siegbert zu benutzen versuchte, um seinen eignen Sohn Childebert auf den Thron zu erheben, jedoch mit diesem gefangen u. hingerichtet ward. Diese Niederlage bewirkte, daß es dem nächsten Vertreter des Geschlechts, Ansegisel's Sohn Pippin (v. Heristal, s. d.), erst 687 wieder gelang, durch den Sieg bei Testri (Tertry von Omignon) sich die Würde eines alleinigen Majordomus im ganzen Frankenreiche zu erringen. Bei seinem Tode (714) bestimmte er seine Würde unter der Vormundschaft seiner Gemahlin Plectrude seinem jungen Enkel Theudoald, dem Sohne Grimoald's, dem sie jedoch durch Pippin's natürlichen Sohn, den gewaltigen Karl Martell (s. d.), entrissen ward. Seine Söhne Karlmann (s. d.) u. Pippin der Kurze (s. d.), die das Reich unter sich theilten, setzten noch einmal einen Merowinger (Childerich III.) auf den Thron; indeß nachdem Pippin sich auch des Reichs seines Bruders versichert hatte, ergriff dieser die Königskrone selbst (752, od. wahrscheinlicher noch im Spätherbst 751). Die von ihm bei seinem Tode (768) veranstaltete Theilung des Reichs unter seine Söhne Karl (d. Gr., s. d.) u. Karlmann währte nur bis 771, wo der Letztere starb u. Karl unter Beiseiteschiebung der Söhne desselben die Alleinherrschaft erwarb. Zu dieser kam als ein wichtiges neues Element im J. 800 die wiedererneuerte weström. Kaiserwürde. Doch geht mit Karl's d. Gr. Tode das Geschlecht der K. einem raschen Verfall entgegen. Sein ältester Sohn Karl war schon 811 gestorben; Bernhard, der Sohn seines zweiten Sohnes Pippin (gest. 810), erhielt Italien, ward jedoch schon 817 von Ludwig dem Frommen, dem jüngsten Sohne u. Nachfolger Karl's in der Kaiserwürde u. der Hauptmasse des Reichs, entthront. Die Regierung Ludwig's des Frommen (814—840, s. d.) war zum großen Theil erfüllt von Kämpfen mit seinen Söhnen Lothar, Pippin u. Ludwig (dem Deutschen, s. d.), seitdem er die im J. 817 festgestellte Erbfolgeordnung zu Gunsten seines jüngsten Sohnes aus zweiter Ehe, Karl (des Kahlen, geb. 823), umzustoßen trachtete. Nach seinem Tode (840) bekämpften sich Lothar, Ludwig u. Karl, bis sie im Vertrag von Verdun 843 das Reich unter sich theilten, unter Ausschließung der Erben des bereits 838 verstorbenen Pippin, dessen gleichnamiger Sohn sich allerdings noch einige Zeit gegen Karl den Kahlen in Aquitanien behauptete. Lothar erhielt mit der Kaiserwürde Italien u. das Land zwischen Alpen u. Rhein einerseits, u. Rhone, Saone, Maas u. Schelde andrerseits, nebst dem rechtsrheinischen Friesland; Ludwig bekam das östlich davon liegende Land, einschließlich der drei linksrhein. Gaue von Mainz, Worms u. Speier (ostfränk. Reich, die Grundlage des späteren Deutschen Reichs); Karl der Kahle das westl. gelegene (westfränk. Reich, Frankreich). — Als Lothar 855 ins Kloster ging u. bald darauf starb, theilten sich seine drei Söhne so in sein Reich, daß Ludwig (II.) Italien u. die Kaiserwürde, Lothar (II.) den nördl. Theil des diesseit der Alpen gelegenen Landes (Lotharingien), Karl den südl. (Provence) erhielt. Beim kinderlosen Tode des Letzteren (863) theilten seine Brüder sein Erbe; als aber auch Lothar II. 869 ohne Nachkommen starb, theilten Ludwig der Deutsche u. Karl der Kahle sein Land im Vertrag von Mersen 870 unter sich. Als 875 auch Ludwig II. seinen Brüdern folgte, ohne einen Erben zu hinterlassen, bemächtigte sich Karl der Kahle, entgegen den näheren Ansprüchen Ludwig's des Deutschen u. seiner Söhne, Italiens u. der Kaiserwürde u. starb im Kampfe mit Letzteren 877 als Besiegter. Nachdem von diesen, den deutschen K.n, zuletzt Karl der Dicke Italien u. auch die Kaiserwürde besessen hatte, führte nach seiner Absetzung (887) nur vorübergehend noch einmal Arnulf die Kaiserkrone (896—899) u. die Lehnshoheit über Italien. — In das ostfränk. Reich theilten sich nach Ludwig's des Deutschen Tode 876 seine drei Söhne Karlmann, Ludwig (der Jüngere od. der Sachse) u. Karl (der Dicke) so, daß der Erstere Bayern u. die südöstl. Marken mit der Hoheit über die Slavenreiche in Böhmen u. Mähren, der Zweite Franken, Sachsen u. Lothringen, der Dritte Alemannien erhielt. Karlmann, der 880 starb, ward von Ludwig beerbt, doch so, daß sein natürlicher Sohn Arnulf unter diesem das Herzogthum Kärnthen bekam; nach Ludwig's kinderlosem Tode (882) vereinigte Karl nahezu das ganze Reich Karl's d. Gr. wieder. Doch starb er entthront 13. Jan. 888 u. mit ihm erlosch die echte Linie der deutschen K. An seine Stelle trat als König bei den Ostfranken Arnulf (s. d.). Diesem folgte 899 sein Sohn Ludwig das Kind (s. d.), mit dessen Ableben 24. Sept. 911 auch dieser unechte Zweig der deutschen K. erlosch. Arnulf's natürlicher Sohn Zwentibold od. Swatopluk war bereits 900 im Kampfe gegen aufständische Vasallen umgekommen. — Im westfränk. Reiche folgte 877 auf Karl den Kahlen sein Sohn Ludwig II. (der Stammler), diesem 879 seine beiden älteren Söhne Ludwig III. u. Karlmann. Nachdem aber Ludwig III. 882 u. Karlmann 884 ohne Erben gestorben waren, ward nicht ihr jüngster, damals fünfjähriger Bruder Karl (der Einfältige) von den Westfranken auf den Thron berufen, sondern Kaiser Karl der Dicke. Doch schlossen sich die Westfranken bald der Erhebung der Deutschen gegen ihn an u. wählten 888 den Grafen Odo von Paris zu ihrem König. Erst 893 ward Karl der Einfältige durch eine Partei gegen Odo als König aufgestellt, verlor aber seine Herrschaft an den Herzog Rudolf von Burgund u. starb 929 in der Gefangenschaft. Mit dem Tode Rudolf's (936) kam in Karl's Sohne Ludwig IV. (d'Outremer) wieder ein K. auf den franz. Thron; aber wenn er auch, gleich seinem Sohn u. Nachfolger Lothar (954—86), wieder von tüchtigerer Natur war, so scheiterten doch alle seine Bestrebungen an dem Mangel jeder angemessenen Hausmacht gegenüber den großen Reichsvasallen. Als Lothar's Sohn, Ludwig V. (der Faule, Fainéant), 21. Mai 987 starb, schwang sich Hugo (Capet), Herzog von Francien, auf den Thron, welcher von da an seinem Hause verblieb. Lothar's Bruder Karl, der seit 977 das Herzogthum Niederlothringen als deutsches Reichslehen innehatte, machte ihm denselben zwar streitig, ward mit seinem Sohne Ludwig aber 991 gefangen u. Beide starben im Gefängniß (994?). Sein Sohn Otto starb 1005 kinderlos als Herzog von Niederlothringen. — Außerordentlich weit verzweigt war die Verwandtschaft des karolingischen Hauses von weiblicher Seite.

Stammtafel der Karolinger.

Pippin v. Landen † 639. — Arnulf, B. v. Metz † 641.

Grimoald. † 656. — Begga †. — Ansegisel

Childebert. † 656. — Pippin v. Heristal. † 714.

Drogo. † 708. — Grimoald † 714. — Karl Martell. † 741.

Theudoald. — Karlmann dankt ab 747, † 755. — Pippin d. Kurze. † 768.

Karl d. Große † 814. — Karlmann. † 771.

Karl. † 811. — Pippin. † 810. — Ludwig d. Fromme. † 840.

Bernhard. † 817. — Lothar I. † 855. — Pippin. † 838. — Ludwig d. Deutsche. † 876. — Karl d. Kahle † 877.

Ludwig II. † 875. — Lothar II. † 869. — Karl. † 863. — Pippin † 864. — Karlmann. † 880. — Ludwig d. Jüngere od. der Sachse. † 882. — Karl d. Dicke. † 888. — Ludwig II., der Stammler † 879.

Arnulf. † 899. — Ludwig III. † 882. — Karlmann. † 884. — Karl d. Einfältige. † 929.

Zwentibold. † 900. — Ludwig d. Kind. † 911. — Ludwig IV. † 954.

Lothar † 986. — Karl. † 991.

Ludwig V. † 987. — Otto. † 1005.

Die besten, neueren Hülfsmittel für die Geschichte des Hauses sind, soweit vollendet, die entsprechenden Abtheilungen der „Jahrbücher der deutschen Geschichte“, herausgeg. durch die histor. Kommission bei der k. Akademie der Wissenschaften zu München: H. E. Bonnell, „Die Anfänge des karoling. Hauses“ (Berl. 1866), Th. Breysig, „Jahrbücher des fränk. Reichs 714—741“ (Lpz. 1869), H. Hahn, „Jahrbücher des fränk. Reichs 741—752“ (Berl. 1863), L. Oelsner „Jahrbuch des fränk. Reichs unter König Pippin“ (Lpz. 1871), S. Abel, „Jahrbücher des fränk. Reichs unter Karl d. Gr.“ (Bd. 1, Berl. 1866), B. Simson „Jahrbücher des fränk. Reichs unter Ludwig dem Frommen“ (Bd. 1, Lpz. 1874), E. Dümmler, „Geschichte des ostfränk. Reichs“ (2 Bde., Berl. 1862—65). Außerdem ist zu nennen: Gfrörer, „Geschichte der ost- u. westfränk. Karolinger“ (2 Bde., Freiburg 1848), Warnkönig u. Gérard „Hist. des Carolingiens“ (2 Bde., Brüssel u. Paris 1862).

Karos, völlige Erschöpfung bei Kranken; **Karosis,** die Betäubung, **Karotika,** betäubende Mittel.

Karotis heißt jede der beiden Pulsadern, die, aus der Aorta entspringend, das Blut nach dem Kopfe leiten, s. „Gefäßsystem“.

Karpaten heißt jenes Gebirgssystem, welches, zwischen 44° 30′ u. 50° n. Br. u. zwischen 17° u. 39° 20′ östl. v. Gr. gelegen, bei Presburg an der Donau beginnt, Ungarn u. Siebenbürgen in gewaltigem Bogen umgiebt u. zwischen Bazias u. Neuorsowa wieder an der Donau endet. Während dieser riesige Wall durch das Marchthal von den mährisch-böhmischen Grenzgebirgen, durch das obere Oderthal von den Sudeten u. durch die Donau von den östl. Ausläufern der Alpen u. den Gebirgen der Balkanhalbinsel geschieden wird, fällt er nach S. u. SW. zu den ungar. Tiefebenen ab u. verläuft nach N. u. O. u. SO. in die Niederungen Galiziens u. Bessarabiens, ein Areal von 3500 □M. bedeckend, mit einer Länge von 160 M. Nach den Alpen das höchste Gebirge Mitteleuropa's, unterscheiden sich die K. von jenen doch wesentlich; wol ragen einzelne Gipfel zur Schneegrenze empor, an keiner Stelle aber finden sich ausgedehnte Firnfelder od. Gletscher; saftige Bergweiden lassen auch hier eine alpine Viehwirthschaft sich entwickeln, doch bildet dieselbe nicht so ausschließlich die Beschäftigung der Hochgebirgsbewohner, wie in den Alpenländern; die „Meeraugen“ der Tatra, kleine, zwischen steil abstürzende, meist kahle Felsen eingeklemmte Wasserbecken, können nicht mit den wunderbaren Seespiegeln der Schweiz verglichen werden u. trotz des Wasserreichthums ihrer Thäler sind die K. doch arm an großartigen Wasserfällen. Trotzdem mangelt es diesem Gebirge nicht an großen landschaftlichen Reizen; fruchtbare, von einer betriebsamen Bevölkerung bewohnte Thäler wechseln ab mit wilden Steinwüsteneien, welche nur manchmal belebt werden von Gemsen u. Bären; zinnenreiche Burgen alter Adelsgeschlechter überragen malerische Städte, deren gothische Kirchen von ihrem deutschen Ursprung zeugen; prachtvolle Wälder bedecken die Abhänge, die Schätze der Erde haben einen regen Gewerbfleiß entwickelt, u. das wunderbare Völkergemisch, das in diesem Hochlande sich festgesetzt hat, zeigt die seltsamsten Gegensätze in Sprache u. Bildung, Tracht u. Sitte. Slovaken, unter denen deutsche u. magyarische Sprachinseln verstreut sind, bewohnen die Thäler der westl. K., Ruthenen die Gebirge Galiziens, dagegen bevölkern Rumänen, Deutsche u. Magyaren das siebenbürgische Hochland, u. außerdem scheinen Reste von Hunnen, Gothen, Alanen, Jazygen u. Petschenegern in den abgeschlossenen Thälern, durch Völkerwanderungen u. Kriege zurückgedrängt, sitzen geblieben zu sein. Kultur haben aber nur die Deutschen in diese Hochgebirge getragen. Schon in der Mitte des 12. Jahrh. wurden unter König Geysa II. Sachsen nach Siebenbürgen gezogen, u. unter den folgenden Fürsten strömten bis in das 15. Jahrh. Scharen von Deutschen in die karpatischen Waldgebirge, gelockt durch die Schätze der Erde, Gold, Eisen u. Salz; aber die ihnen vom König gewährleisteten Freiheiten, die Gegenreformation, zum Theil die Türkenkriege, u. bes. die nationalen Kämpfe der Ungarn, haben das Deutschthum in diesen Theilen Ungarns, Galiziens u. Siebenbürgens schwer geschädigt; jene losgesprengten Glieder unserer Nation vergaßen nur allzu oft ihrer Sprache u. Geschichte, sie wurden zu Slaven u. Magyaren u. nur wenige jener deutschen Kolonien, welche ihren Missionsberuf glänzend erfüllt haben, sind bis jetzt bei ihrem Volksthum geblieben, freilich ohne dasselbe auf die Dauer bewahren zu können. — Die K. gehören fast ganz der österr.-ungar. Monarchie an; sie bestehen aus einer großen Anzahl kettenartiger, theilweise parallel laufender, durch Querriegel verbundener u. sich vielfach verzweigender Glieder, den eigentlichen K. u. dem von Randgebirgen eingefaßten Hochlande von Siebenbürgen.

Die eigentlichen K. beginnen im Westen mit den Kleinen K., welche sich bei Presburg aus dem Donauthale erheben u. mit ihren Urgebirgsmassen die Fortsetzung des zum Alpensysteme gehörigen Leithagebirges bilden. Ihre meist dicht bewaldeten, sanft gerundeten Höhen nehmen in den Ausläufern nach Mähren zu kahle, zackige Formen an, erreichen im Bradlo (815 m.) ihre größte Höhe u. senden ihre Gewässer nach W. zur March, nach O. zur Waag. Nach NO. schließt sich daran das Mijawagebirge; es erstreckt sich vom Mijawathale bis nahe an den Jablunkapaß; sein steiler, 600 m. hoher Rücken trägt im Norden Gipfel, welche bis 1000 m. ansteigen. Dem Hochgebirgscharakter nähern sich schon mehr die Beskiden, die der Jablunkapaß, die große Heerstraße zwischen Schlesien u. Ungarn, durchschneidet u. welche die Wasserscheide zwischen Oder, Weichsel u. Waag bilden; in ihnen liegt an den Quellen der Weißen Weichsel die 1153 m. hohe Magurka u. im SW. von Teschen, auf mährischem Gebiete, der imposante Smok (1339 m.) u. die kahle Spitze der Lissa-Hora (1320 m.). Während die Hauptmasse dieser u. der vorigen Gruppe aus Grauwacke u. ihre Gipfel meist aus Uebergangskalk bestehen, bildet letzterer die Formation der an der Grenze von Ungarn u. Galizien sich großartig aufbauenden Baba Gura (1722 m.), welche nach S. steil in das Arvathal abfällt.

Im SO. dieser Westkarpaten erfüllen die Hochkarpaten den N. Ungarns; ihre höchsten Erhebungen liegen an der galizischen Grenze in der Tatra, welche sich nach der Baba Gura im Norden sanft abdacht, nach Süden steil abstürzt u. von den 500—600 m. hohen Ebenen der Arvaer, Liptauer, Zipser u. Neumarker Hochflächen ihre Granit- u. Gneismassen bis an die Schneegrenze erhebt. Während in ihrem westl. Theile der Rohac schon eine Höhe von 2225 m. erreicht, sind im O. die nur wenige Monate schneefreien Gipfel des Krywan 2488 m., die Gerlsdorfer Spitze, die höchste Erhebung in den K., 2647 m., die Eisthaler Spitze 2628 m. u. die Lomnitzer Spitze 2646 m. hoch. Die beträchtliche Kammhöhe (durchschnittlich 2000 m.), die engen Felsenkessel mit senkrecht aufsteigenden Mauern, die Schneefelder, welche auf der Nordseite der höchsten Gipfel den Sommer überdauern, tosende Wasserfälle, unter denen derjenige der Velka eine Höhe von 100 m. hat, schwarzgrüne, melancholisch zwischen die Felsen gelagerte Seen (Meeraugen), die meist in der ödesten

Umgebung in einer Höhe von 1400–2200 m. liegen, ausgedehnte Bergweiden u. endlich noch die Flora u. Fauna verleihen der Tatra einen durchaus alpinen Charakter; trotzdem ist bei der tiefen Einsenkung der Thäler die Kommunikation nicht schwierig. In der Neuzeit zieht diese herrliche Alpeninsel Ungarns die Aufmerksamkeit der Touristen immer mehr u. mehr an u. in der That birgt dieser Hauptknoten des mächtigen langen Karpatenzuges eine Fülle von Natursceneriem, welche an Großartigkeit u. wildromantischer Schönheit der Formen mit denen jedes anderen Gebirges wetteifern. Man kann den ganzen Bergzug hinsichtlich seiner Vegetation, Steilheit u. verschiedenen Höhencharakters in drei Abstufungen theilen. Die Hochthäler der Tatra hinterlassen durch ihren wilden Charakter u. ihre grauenerregende Oede jedem Besucher einen tiefen u. mächtigen Eindruck; die Zerstörung u. Verwüstung in fürchterlichem Massengerölle, zerklüfteten u. zersägten steilen Felswänden, die sehr oft überzuhängen scheinen, die Todtenstille, die sich hauptsächlich in den glatten, stillen Flächen der Meeraugenseen wiederspiegelt, stimmen selbst den Sanguiniker zur Melancholie. Häufig trifft man in der Nähe dieser Seen schon ewigen Schnee u. Eis an; an der ungarischen Seite, noch mehr aber an der Nordseite, schwimmen auf der Oberfläche der Seen Eismassen, od. sie sind den ganzen Sommer über zugefroren. Eines der interessantesten Kesselthäler ist jenes der sog. Fünfseen bei der Lomnitzer Spitze, von welcher wir, mit der Sicht nach Norden, dem Hauptkamme zu mit dem dritten See eine Ansicht bringen, welche getreu den Charakter dieser wilden Einöde wiedergiebt.



Nr. 3642. Der Spiegelkarpfen (Cyprinus specularis).

Von allen Theilen der K. bildet gerade die Tatra die am meisten charakteristische Wetterscheide, welche von bedeutendem Einflusse auf die Witterung Centraleuropa's ist; weit hinauf in ihre südl. Thäler streichen die warmen Winde, welche über die Hämushalbinsel u. das Mittelmeer kommen, während die nördliche Seite den Uebergang zu dem kontinentalen Klima der sarmatischen Tiefebene bildet. Mit der Tatra parallel, von dieser durch das Waagthal getrennt, läuft weiter südl. das Liptauer Gebirge (Djumbir 2043 m.) von W. nach O. u. fällt nach S. zu dem milden, fruchtbaren Granthale ab; seine östl. Fortsetzung, die sich bis zum Thale der Hernad erstreckt, ist bes. reich an Eisenerzen, während die Fatra, die sich im W. der Tatra von der Arvamündung nach SW. zieht (Große Fatra 1776 m.) u. durch den Gebirgsknoten von Kremnitz mit dem Liptauer Gebirge zusammenhängt, in ihrem Trachytgestein ergiebige Lager von Gold birgt. Noch reicher an edlen Metallen sind die ebenfalls zum größten Theil aus vulkanischen Gesteinen bestehenden Gebirgsgruppen im S. des Granthales (Kremnitz), welche noch eine Höhe von 1445 m. erreichen, im Norden der Komitate Honth u. Neograd aber in ein Plateau sich verflachen u. eine große Anzahl von Trachyt- u. Basaltkegeln bei Waitzen bis an die Donau vorschieben. Im SO. der Hochkarpaten erheben sich die ebenfalls vulkanische Matra (Dasko 910 m.), eins der schönsten Gebirge Ungarns, u. die weinberühmten Hügel der Hegyallya (Tokaier Berg 508 m.) als die äußersten Vorgebirge unmittelbar aus der Tiefebene der Theiß.

Von der Tatra im W. bis zum Hochland von Siebenbürgen zieht sich auf der Grenze zwischen Ungarn u. Galizien in weitem Bogen 45 M. lang u. 10–15 M. breit das karpatische Waldgebirge hin, eine breite Kette von Sandstein, welche sich nach O. u. W. vielfach verzweigt, von einer großen Zahl Querthäler durchschnitten wird u. auch den Namen der Ost-Beskiden führt. Der Kamm ist durchschnittlich 1100 m. hoch, über denselben erheben sich einzelne Gipfel bis zu 1600–2000 m., so nam. die Czernahora (2007 m.) u. der Pop Iwan (1925 m.). Der wichtigste Paß ist der Magyarenweg (948 m.) bei Körösmezö. Die dichte Bewaldung, häufige Moore u. die Rauhheit des Klimas erschweren die Kultur des Landes, obgleich gerade die nordöstl. Vorberge reich an Salz, Petroleum, Kohlen u. Torf u. a. Mineralien sind. Der westl. Abhang entsendet seine Gewässer zur Theiß, der nördl. zur Weichsel, der östl. zum Dnjester, Pruth u. Sereth.

Im S. der Theißquellen erweitern sich die K. zu dem siebenbürgischen Hochlande, dessen viereckige Gestalt auf allen Seiten von hohen Randgebirgen umgeben ist u. ein Areal von 1200 □M. umfaßt; im Westen ist demselben die 130 m. hohe ungarische Tiefebene, im Süden das nur 60 m. hohe Tiefland der Walachei vorgelagert, nach O. entsendet es einzelne Ketten in die Niederung der Moldau. Das Plateau des Innern liegt durchschnittlich etwa 450 m. über dem Meere, dacht sich nach W. ab u. besteht aus einer Menge muldenförmiger Thäler, die durch 100–300 m. höhere Gebirgszüge von einander geschieden werden. Das südl. Randgebirge, die Transsylvanischen Alpen, geben der Tatra an absoluter Höhe wenig nach, übertreffen dieselbe aber an relativer, da sie sich steil 2400 m. hoch aus der Tiefebene der unteren Donau erheben. Die tiefe Senke des Rothen Thurm-Passes, durch welche die Alt (Aluta) nach Süden der Donau zuströmt, trennt eine westl. u. östl. Hälfte. Von jener zweigte sich das Banater Gebirge (Boldovea 1790 m.) bis zur Donau ab. An dieses schließt sich nach NO. das Vulkangebirge mit seinen waldigen Kuppen, saftigen Alpenwiesen u. dem unermeßlichen Steinkohlenreichthum des Schylthales, der aber bei der Unwegsamkeit der Joche — selbst der Vulkanpaß, das Durchbruchthal der Schyl, ist für Wagen nicht praktikabel — bis jetzt nur von einzelnen Zigeunerschmieden benutzt worden ist. Nördl. von der Schyl erhebt sich das Hatzeger Gebirge in der abgestutzten Spitze des Retyezat zu 2496 m.; eine dritte, nördlicher gelegene Parallelkette, das Schebescheller Gebirge (Surian 1645 m.), steht mit dem Vulkangebirge in Verbindung u. bietet auf seinen frischen Alpenmatten vielen Tausenden walachischer Schafe Nahrung. Etwas niedriger sind die drei Parallelketten, welche sich östl. bis zum Rothen-Thurm-Paß hinziehen; jenseit desselben steigt aber im Süden des Sachsenlandes das Fogarascher Bergland im Negoi zu 2543 m. an, ein wegen seiner zahlreichen Gemsen u. Bären vielbesuchtes Jagdrevier, u. das Burzenländer Gebirge im Osten des Törzburger Passes mit dem 2519 m. hohen Bucsecs (spr. Butschesch). Die östlichste Ecke der Transsylvanischen Alpen bildet das aus Juramassen bestehende Vodzaer Gebirge (Cukas 1944 m.) zwischen dem Altschanzpasse u. dem Flusse Nagy-Pusta. Trotz seiner weit geringeren Höhe ist die westl. Umwallung des siebenbürgischen Hochlandes, das siebenbürgische Erzgebirge, nicht arm an wilden Bergscenerien, die sehr malerisch kontrastiren mit den Mais-, Wein- u. Obstanlagen in den Abhängen der waldreichen Höhen, deren Goldlager schon den Römern bekannt gewesen. Außerdem birgt das Innere der Erde noch beträchtliche Schätze an Silber, Blei, Eisen u. Salz. Zwischen den meist von W. nach O. streichenden, durch Querriegel verbundenen Ketten, welche nach N. zu an Höhe beträchtlich abnehmen u. ihre größte Erhebung im S. der Maros haben (Vurvu Piatra 2192 m.), eröffnen zahlreiche Pässe (bes. der Eiserne-Thor-Paß, u. breite Flußthäler (Maros, Körös, Szamos) sehr bequeme Verkehrswege nach Ungarn, welche durch die Anlage von Eisenbahnen für die Ausfuhr des gesegneten Landes von der größten Bedeutung geworden sind. Das nordl. Randgebirge zeigt noch an einzelnen Gipfeln (Pietroß 2287 m.) Alpennatur, niedriger sind die beiden durch das obere Alutathal geschiedenen östl. Parallelketten des siebenbürg. Plateaus, die sich im Pietroßul auf moldauischem Gebiete zu 2107 m. erheben.

Karpfen (Karpf, Cyprinus carpio), ein theils in Flüssen, theils in Seen (Flußkarpf, Seekarpf) heimischer, bis 20 Kg. schwerer europ. Süßwasserfisch, der seit Jahrhunderten als Teichkarpf in Karpfenteichen gezüchtet wird, der Hauptvertreter der Familie der Karpfenfische (Weißfische, Cyprinoiden), zu denen z. B. auch Barbe, Schleihe u. Karausche gehören. Bei diesen wird der Rand der Oberkinnlade allein von den Zwischenkieferknochen gebildet, hinter welchen die beiden ausgebildeten Oberkieferknochen liegen. Alle Knochen des Maules sind zahnlos, blos die unteren Schlundknochen sind mit ansehnlichen, zur Laichzeit jährlich gewechselten Zähnen bewaffnet, deren Form, Anordnung u. Zahl den Eintheilungsgrund der Familie in Gruppen u. Gattungen bietet (beim

gemeinen K. stehen 5 Schlundzähne in 3 Reihen. Die Kiemenöffnungen sind bis zur Kehle gespalten, die Schwimmblase durch eine quere Einschnürung getheilt. Die Männchen der meisten Arten erhalten zur Brunstzeit einen eigenthümlichen Hautausschlag, der ihnen besondere Volksnamen verschaffte. Zum Laichen werden seichte Stellen aufgesucht, wo die Rogener, von den Milchenern umgeben, den Laich an Steine od. Wasserpflanzen u. Gesträuch festkleben. Der gemeine K. (C. carpio) ist durch den dicklippigen Mund mit 4 starken, langen Bartfäden, das bereits erwähnte Gebiß, die tiefhalbmondförmig ausgeschnittene Schwanzflosse u. durch den rückwärts gezähnten Knochenstrahl charakterisirt; er tritt in mehreren Varietäten auf, die nach Farbe, Zeichnung, Beschuppung u. Körperumriß unterschieden werden. Die Farbe wechselt beispielsweise



Nr. 5[illegible]. Aus der hohen Tatra. Das dritte Meerauge der Fünfseengruppe an der Nordseite der Lomnitzer Spitze. Originalzeichnung von F. [illegible]

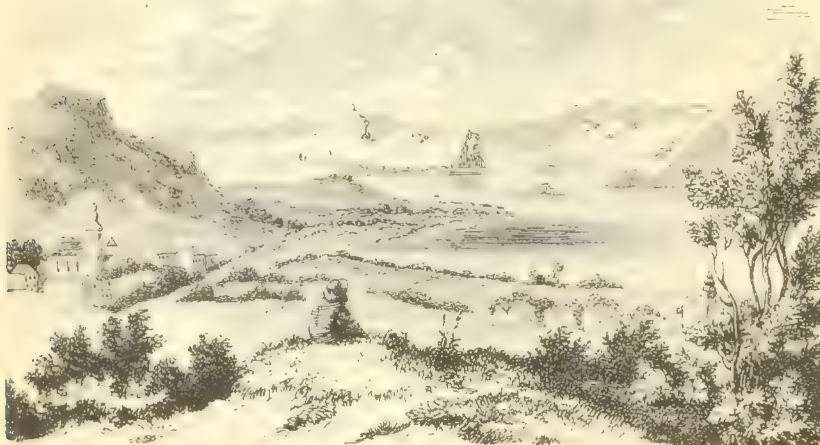
vom Goldgelb bis ins Blaugrüne ab, während Lippen u. Bauch meist gelblich, Rücken u. Flossen blaugrau, die Schuppen oft schwärzlich angelaufen sind. Durch nur wenige, aber unverhältnißmäßig große Schuppen ist der Spiegelkarpf od. Karpfenkönig (Cyprinus specularis = C. rex cyprinorum), durch gänzlichen Schuppenmangel der Lederkarpf ausgezeichnet (beide galten früher als besondere Arten). Die ursprünglich längliche u. etwas seitlich zusammengedrückte Körperform des K. streckt sich unter Umständen u. rundet sich auf dem niedrig gewordenen Rücken ab (so beim K. des Neusiedler- u. Plattensees, u. beim Seekarpf od. Seepinkl des Wiener Fischmarkts), od. der Fisch wird kurzleibig u. hochrückig, wie dergleichen u. a. auch die ungar. Seen bewohnen. Der K. nährt sich von Schlamm u. zersetzten Pflanzenstoffen, er laicht im Mai u. Juni u. vermehrt sich außerordentlich stark, indem ein Rogener 600,000 Eier haben kann. Sterile K., mit bleibend unentwickelten Geschlechtswerkzeugen, heißen in Süddeutschland Laimer, in Norddeutschland gelte od. güste K., in Frankreich carpeau od. carpe brehaigne; sie sind wegen ihrer Schmackhaftigkeit bes. beliebt, schon Aristoteles kannte sie als Epitragien. Ein Bastardfisch ist die Karpfkarausche od. Karpfgareisl (Cyprinus Kollarii, franz. carreau, carpe [od. carouche] blanche). Die in Teichen gezüchteten K. können ein ziemlich hohes Alter erreichen; sie vergraben sich im Winter im Schlamme. Abgesehen davon, daß der K. wegen seines trefflichen Fleisches ein wichtiger Zuchtfisch ist, wird auch seine Galle in der Wollfärberei u. zur Bereitung des Saftgrüns benutzt, sowie auch die Schwimmblase, vorzüglich am Kaspisee, zu Fischleim.

Karpfenschwanz (Taubenschwanz, Macroglossa stellatarum), ein 2½ cm. langer u. ziemlich 5 cm. breiter, zur Mittagszeit fliegender europ. Schwärmer mit graubraunen, schwarzgezeichneten Vorderflügeln, rostgelben, braunrandigen Hinterflügeln, breitgedrücktem, schwarz u. weiß gesäumtem Hinterleib. Seine gelblichgrüne od. rothbraune, durch weiße Punkte u. zwei gelbliche Seitenlinien gezeichnete Schwanzhornraupe lebt auf Waldmeister (Asperula) u. Labkraut (Galium).

Karpholog (vom griech. κάρφος, d. i. Stroh, Spreu, Flocken), eigentl. ein Flockenleser, ein Splitterrichter, ein Krittler.

Karroo (spr. Karruh, d. i. in der Hottentottensprache „hart") ist der Name der Hochebene, welche die zweite Terrassenstufe des Kaplandes bildet, zwischen den Roggeveld-, Nieuweveld- u. Schneebergen im N., den Kalten Bokkeveld-, Witt- u. Zwartebergen im S. u. den Cedar- u. Tulbagh-

bergen im W. Sie hat eine durchschnittliche Erhebung von 1000 m., im W. 1600 m., heißt im S. „Große K.", im W. „Roggeveldkarroo" u. „Bokkeveldkarroo", längs des Bokkeveldgebirges „Kalt Bokkeveld" u. hat bei 80 geogr. M. Länge von W. nach O. u. 16 geogr. M. Breite etwa 1000 geogr. □M. Flächeninhalt. Der ackerfarbige Boden besteht aus eisenhaltigem Sand u. Thon u. erhält während der subtropischen Sommerdürre die Festigkeit der Ziegel; deshalb fehlt während des Sommers jede Vegetation, mit Ausnahme einiger Mimosen am Rande der 9 Monate lang trocknen Flußbetten. Während der Regenzeit aber überkleidet sich die Fläche wunderbar schnell mit einer üppigen Decke von saftigen Pflanzen, unter denen neben Salz- u. Alkalipflanzen bes. die Eispflanze Mesembryanthemum u. zahllose Zwiebelgewächse sich finden. Dann dient die K. den anwohnenden Gebirgsvölkern als Weideland. Feste Ansiedelungen fehlen in der K. selbstverständlich, da nur in einzelnen am Rande der K. liegenden Oasen mit dauernden Quellen Bodenkultur möglich ist.



Nr. 3641. Der Zirknitzer See.

Kars, wichtige Festung im türkisch-armenischen Ejalet Erzerum, liegt in gerader Linie etwa 5 M. von der russ. Grenze in einem vom Kars-Tschai durchflossenen, baumlosen, aber wohlbewässerten, breiten Hochthale, 1848 m. über dem Meere, überragt von gewaltigen Gebirgen, die im W. noch 900 m. ansteigen. Die von starken Mauern umgebene Stadt hat enge, winklige u. schmutzige Straßen, deren hohe Häuser größtentheils aus Basaltquadern ausgeführt sind; außer der Citadelle befinden sich bes. auf den östl. Bergen gewaltige Festungswerke, die meist erst seit 1855 errichtet worden sind. Die Bevölkerung hat infolge der türk.-russ. Kriege beträchtlich abgenommen u. zählt gegenwärtig nur etwa 10,000 Seelen; doch bildet sie ein buntes Gemisch von Armeniern, Persern, Türken, Kurden u. Georgiern, die sich vorzugsweise mit dem ausgedehnten Durchgangshandel, dem Weben von wollenen Zeugen u. der Fabrikation von Filz beschäftigen. Die Armenier stehen unter einem hier residirenden Bischof, während die Mohammedaner K. als Begräbnißstätte mehrerer Heiligen verehren. Die alte Stadt war schon im 9. Jahrh. Residenz einer armen. Dynastie u. ist wegen ihrer wichtigen Lage vielfach belagert u. mehrfach zerstört worden, so bes. 1387 von Timur u. später oft in den Kriegen zwischen Rußland u. Persien. Nachdem 1828 die Citadelle in die Gewalt der Russen gekommen war, behielten diese K. bis zum J. 1851 in Besitz, eroberten die Feste 1855 wieder, mußten sie aber 1856 an die Türken zurückgeben.

Karschin (eigentl. Karsch), Anna Luise, deutsche Dichterin, ward auf dem sog. Hammer, einer Meierei an der Grenze Niederschlesiens bei Züllichau, 1. Dez. 1722 geb., mußte zwar als Kind das Vieh hüten u. dann als Magd dienen, zeichnete sich aber damals schon durch außerordentliche Wißbegierde u. große Gedächtnißgabe aus. Kaum 16 Jahre alt, ward sie an einen Wollspinner verheirathet, der ihren Werth in keiner Weise zu schätzen wußte. Aus dieser unglücklichen Ehe durch den Tod ihres Mannes (1747) erlöst, ließ sie sich verleiten, ein zweites Ehebündniß mit dem Schneider Karsch in Fraustadt einzugehen, der sie noch schlechter behandelte u. sie endlich ganz verließ. Da lernte sie zufällig ein Freiherr von Kottwitz kennen, der sie nach Berlin brachte, um sie weiter auszubilden. Hier erregte ihr frisches dichterisches Talent allgemeine Bewunderung; Sulzer versuchte dasselbe weiter zu bilden, Gleim veranstaltete 1764 eine Sammlung ihrer Gedichte, die 2000 Thlr. Reinertrag abwarf. Friedrich d. Gr. schickte ihr auf ein Unterstützungsgesuch freilich nur 2 Thaler, allein dafür ehrte sie sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II., der ihr als Zufluchtsstätte ein kleines Haus in Berlin schenkte, wo sie 12. Okt. 1791 starb. Unter ihren Gedichten zeichnen sich ihre Gelegenheitsgedichte (z. B. „Die gedemüthigten Russen", 1758, auch der „Sieg bei Torgau", 1760 ꝛc.), Oden u. lyrische Poesien durch Frische u. Naivetät aus, wenngleich die Form häufig mangelhaft ist u. der ihr gespendete Beifall sie zu flüchtiger Produktion verleitete. Sie sind gesammelt u. d. Tit.: „Auserlesene Gedichte" (Berl. 1764), „Poetische Einfälle" (ebd. 1764), „Neue Gedichte" (Mietau 1772) u. „Gedichte" (nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauf herausgeg. von ihrer Tochter C. L. v. Klenke, geb. K., Berl. 1792).

Karst, ein zur Bearbeitung des Gartenbodens u. der Weinberge dienendes Geräthe, in der Form dem Misthaken ähnlich.

Karst (ital. Carso) heißt im weiteren Sinne der in breite Plateaux übergehende südöstlichste Theil der Kalkalpen im S. der Terglougruppe zwischen dem Thale der oberen Sau, dem Quarnerischen Golf u. dem Busen von Triest, welcher den SW. u. S. Krains u. den N. der istrischen Halbinsel erfüllt u. nach SO. in die Kalkgebirge Kroatiens übergeht; im engeren Sinne versteht man darunter die öden, nördl. von Triest gelegenen Hochflächen, die steil zum Adriatischen Meere abfallen. Dieser ausgedehnte Hochrücken zeigt eine wellenförmige, höchst unregelmäßige Oberfläche, welche theils durch breite Thalmulden, theils durch Gebirgszüge unterbrochen wird. Die nach SO. streichenden Höhen des Tarnovaner u. Birnbaumer Waldes u. der Pinka Planina trennen das Krainer Karstplateau von dem Triestiner K.; jenes hat eine Durchschnittshöhe von 700 m. u. nähert sich nur im Krainer Schneeberg (1796 m.) dem Hochgebirgscharakter; dieser ist im Allgemeinen etwa 200 m. tiefer, trägt aber auch einzelne Berggipfel bis 1200 m. Höhe (Sia 1271 m.) u. setzt sich im Tschitscherboden (Monte maggiore 1394 m.) bis zum Golf von Quarnero fort. Unter allen Theilen des Alpengebietes ist der 240 □M. bedeckende K. der trostloseste u. unfruchtbarste. Nur das Tarnovaner Gebirge trägt schöne Waldungen, sonst zeigen in wasserarmen Hochflächen nur einzelne Vertiefungen Gruppen von Eichen u. Hagebutten u. zwischen den wild übereinander gehäuften Kalksteinbrocken verkrüppelte Wachholdergebüsche. An den Abhängen am Meere gedeiht zwar der Wein, die Orange u. der Oelbaum, auf den von Stürmen überwehten Hochflächen findet aber das Schaf nur eine dürftige Weide u. die spärliche u. arme slavische Bevölkerung pflanzt nur in den Thalfurchen Hafer u. Weizen. Der Mangel an Wasser ist eine Folge der zahlreichen Klüfte u. Höhlen, welche den Kalkfelsen durchziehen u. häufig Flüsse aufnehmen, um sie in meilenweiter Entfernung wieder zu Tage treten zu lassen; der Zirknitzer See ist das klassische Beispiel der intermittirenden Wasserbecken des K.s u. die Adelsberger Grotte die bekannteste, die Grotte von Corneal die schönste von seinen Tropfsteinhöhlen. Häufige trichterförmige Einsenkungen, welche Kratern gleichen u. durch Einbrüche der Decken solcher Höhlungen entstanden sind, die brennende Sonnenglut des Sommers u. die kalten Stürme des Winters, das zerbröckelnde Gestein, der feine Kalkstaub u. der Mangel an guten Verkehrswegen erschweren die Wanderung auf diesen lebensarmen Hochflächen.

Karsten, Karl Johann Bernhard, verdienter Hüttenmann, geb. zu Bützow (Mecklenb. Schwerin) 26. Nov. 1782 als Sohn des Geh. Hofraths u. Prof. der Oekonomie u. Kameralwissenschaften Franz Christian Lorenz **K.** in Rostock (geb. 3. April 1751, gest. 28. Febr. 1829), studirte zuerst die Rechte u. dann Medizin, wandte sich aber 1801 der Metallurgie u. Bergbaukunde zu. In diesen Studien förderte ihn sein Vetter, der Geh. Oberbergrath Dietrich Ludwig Gustav **K.** (geb. 1768, gest. zu Berlin 1810), der Sohn des Mathematikers Wenzesl. Joh. Gust. **K.** (geb. 1732, gest. zu Halle 1787). Nachdem er auch schon 1801—3 Scherer's „Allgemeines Journal für Chemie" redigirt hatte, wurde K. 1804 Referendar u. bald darauf Assessor beim Oberbergamte in Breslau. Während der Belagerung dieser Stadt durch die Franzosen ging er 1806 nach Oberschlesien, wo er den Bergbau leitete, die Zinkhütte Lidognia, in der zuerst aus Galmei Zink dargestellt wurde, errichtete u. die Festungen mit Munition versah. Seit 1810 Bergrath u. seit 1811 Oberhüttenrath u. Oberhüttenverwalter für Schlesien, als

welcher er auch eine Zeit lang in Breslau Vorlesungen hielt, ward er 1819 als Geh. Oberbergrath ins Ministerium des Innern berufen u. starb zu Berlin 22. Aug. 1853. Die Hauptwerke dieses ausgezeichneten Praktikers u. Theoretikers sind: „Handbuch der Eisenhüttenkunde" (Halle 1816, 2 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1841, 5 Bde.); „System der Metallurgie" (5 Bde., ebd. 1831—32) u. „Lehrbuch der Salinenkunde" (2 Bde., ebd. 1846). Auch gab er ein „Archiv für Bergbau u. Hüttenwesen" (20 Bde., Berl. 1818—31) u. als Fortsetzung dessen ein „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau u. Hüttenkunde" (25 Bde., ebd. 1829—52), vom 11. Bde. an mit H. von Dechen, heraus. — Hermann **K.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Breslau 3. Sept. 1803, studirte in Bonn u. Berlin Mathematik u. Naturwissenschaften, arbeitete 1829—30 auf der Königsberger Sternwarte, habilitirte sich 1830 an der Rostocker Hochschule u. wurde an derselben 1832 Prof. der Astronomie, Mathematik u. Physik, sowie Direktor der Navigationsschule. Er schrieb: „Kleiner astronom. Almanach für Seeleute" (Rost. 1840—51); „Beiträge zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln" (ebd. 1845); „Lehrbuch der Krystallographie" (Lpz. 1861, als 2. Bd. der „Allgemeinen Encyklopädie der Physik"). — Gustav **K.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Berlin 24. Nov. 1820, studirte das. u. in Bonn gleichfalls Mathematik u. Naturwissenschaften, bereiste Deutschland, Ungarn, Italien, Frankreich, England u. Dänemark, habilitirte sich 1845 in Berlin u. wirkt seit 1847 als Prof. der Physik u. Mineralogie in Kiel, wo er 1859 auch zum Direktor des Aichungswesens für die Elbherzogthümer ernannt wurde; als solcher gehörte er später der Normalaichungskommission für den Norddeutschen Bund an. Im preuß. Abgeordnetenhause vertritt er Kiel u. einen Theil des Kreises Plön. Er veröffentlichte bisher: einen „Lehrgang der mechanischen Naturlehre" (3 Bde., Kiel 1849—53); „Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser" (Berl. 1846); eine „Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal" (Kiel 1865); „Beiträge zur Landeskunde der Herzogthümer Schleswig u. Holstein" (ebd. 1869) u. mit Harms u. Weyer eine „Einleitung in die Physik" (Lpz. 1870). Auch giebt er seit 1861 mit einem Verein deutscher Gelehrten die „Allgemeine Encyklopädie der Physik" heraus.

Karsten, Hermann Gustav Wilhelm Karl, geb. 6. Nov. 1817 zu Stralsund, berühmt als Botaniker, der sich aber auch mit Glück auf dem geologischen Gebiete sowie in der Zoologie u. s. w. versuchte, war anfänglich Pharmazeut, studirte aber zu Rostock u. Berlin Naturwissenschaften, nam. Botanik. Im J. 1844 ging er nach Porto Cabello in Venezuela, um von da aus 12 Jahre lang das Andengebirge Columbiens bis nach Ecuador geologisch u. botanisch zu untersuchen. Er ist der Erste, welcher baumartige Farrnkräuter lebend nach Europa lieferte. Die Frucht dieser mühseligen Reisen war bes. eine „Flora Columbiae", die er mit Unterstützung der preuß. Regierung in 2 Bdn. (gr. Fol.) mit mustergiltigen Abbildungen herausgab. Eben so werthvoll waren seine Untersuchungen über die Fieberrindenbäume (Cinchonen), sowie seine pflanzenphysiologischen Arbeiten über die Wachsthumsverhältnisse der Bäume, wozu ihm die tropische Natur das schönste Material in Palmen, Baumfarrn u. s. w. lieferte. Nach seiner Zurückkunft 1856 ließ sich K. in Berlin nieder, wo er sich schon früher als Privatdozent der Botanik habilitirt hatte, wurde später außerord. Prof. u. begründete hier 1865 das erste physiologische Laboratorium. Einem Rufe als ord. Prof. der Botanik nach Wien an Franz Unger's Stelle folgte er 1868, trat aber 1872 infolge mancher Mißhelligkeiten von seinem Amte zurück u. lebt seitdem in Schaffhausen. Unter dem Titel „Gesammelte Beiträge zur Anatomie u. Physiologie der Pflanzen" hat K. 1865 einen Theil seiner zahlreichen Abhandlungen vereinigt herausgegeben.

Kartätsche, eine scharfe Bürste zum Reinigen der Pferde u. des Rindviehs. Zur nachdrücklicheren u. bequemeren Handhabung derselben ist ihr Rücken mit einem breiten Riemen überspannt, welcher die Hand an die K. festdrückt. Ueber K. als Geschoß s. d. Art. „Geschoß".

Kartell, die Kampfregel, welche bei den Turnieren des Mittelalters festgestellt u. beobachtet wurde, daher noch jetzt **Kartellträger**, der Ueberbringer einer schriftlichen Herausforderung zum Zweikampf; dann bedeutet K. den zwischen zwei kriegführenden Mächten in Bezug auf die Auswechslung der Gefangenen abgeschlossenen Vertrag, ferner den Vertrag zwischen den Mächten im Frieden über die gegenseitige Auslieferung der Deserteure, Verbrecher u. s. w.; unter Studenten die auf Gegenseitigkeit gegründeten freundschaftlichen Beziehungen zweier Verbindungen.

Kartenspiel, zerfällt in Hazardspiele (Pharao ꝛc.), in welchen die Berechnung vollständig ausgeschlossen bleibt u. nur der Zufall über Gewinn od. Verlust entscheidet, u. in sog. Kammerspiele (Whist, Tarot, Skat), bei denen entweder die Zahl der Einheiten in den Kartenwerthen (Points) od. die der Stiche bei der Gewinnberechnung maßgebend ist. Das K. stammt aus Indien u. ist weiter nichts als eine Nachahmung des Schachspiels, denn die dort vorkommenden Figuren des Königs, Reiters u. Fußknechts nebst den gemeinen Zahlenblättern sollen unzweifelhaft den König, Springer od. Reiter u. Bauer od. Fußknecht wiedergeben, nur mit dem Unterschiede, daß statt zwei mit einander kriegenden Parteien in der Karte vier auftreten, die natürlich auch durch die vier Farben unterschieden werden mußten. Feliciano Bussi führt in seiner Geschichte von Viterbo eine Stelle aus einer ungedruckten Chronik seiner Vaterstadt von Nicolo de Covelluzzo an, worin dieser sagt, 1379 sei das K. aus dem Lande der Sarazenen nach Viterbo gekommen, dort heiße es naib. Da nun die Spielkarten noch heute in Spanien naipes genannt werden, so wäre es wol möglich, daß die Spanier die Kenntniß derselben den Mauren verdanken u. sie nach Italien verpflanzten. Nun bedeutet aber das Hindostanwort naib od. na-eeb s. v. w. Vizekönig, u. da bekannt ist, daß in Indien häufig eine Art Schach gespielt wird, welches Chaturanja, d. h. die vier Könige heißt, u. von vier Personen agirt wird, die ebenso viele Fürsten vorstellen, von denen immer zwei ihre Armeen vereinigt haben, die sich durch vier Farben, Roth, Grün, Gelb u. Schwarz, unterscheiden lassen, so ergiebt sich gleichzeitig auch der Beweis für die Entstehung des K.s in Indien, denn dort heißt es Chajar-Jaj, d. h. die vier Kronen (od. Könige). Allerdings sind die heutigen ind. Spielkarten insoweit von dieser frühern Gattung verschieden, als ein vollständiges Spiel bald aus 8 Farben, bald aus 10 Farben, von denen jede wieder 12 Blätter hat, besteht. Die Bilder sollen die 10 Inkarnationen des Wischnu versinnlichen u. die Zeichen des achtfarbigen Spieles Parallelogramm, Schwert, Vase u. Blume sind als Carreau, Pique, Coeur u. Trefle in die franz. Karte übergegangen. Aus Indien entlehnten die Chinesen ihre Spielkarten, Che-pae (Papierzettel), schon 1120, veränderten aber ihre Gestalt (die ind. sind zirkelrund, die chines. viereckig), ihre Typen u. Bilder u. ihre Zahl (bald 30, bald 32, bald 48), natürlich erdachten sie auch ganz neue Spiele. — Wann die Kenntniß der Spielkarten nach Europa kam, ist nicht ganz sicher; so viel steht wenigstens fest, daß sie schon das 14. Jahrh. in Deutschland in vielfachem Gebrauche sah. Wolfram von Grumbach, Bischof von Würzburg, soll in den Beschlüssen einer 1329 abgehaltenen Synode den Mönchen u. Nonnen seines Sprengels ausdrücklich die Spiele mit Würfeln, Karten, Schachsteinen, Ringen u. Kugeln untersagt haben; auch ein Erlaß eines bayrischen Herzogs von 1378 verbietet „alle Spil mit würfeln, mit chugeln, mit charten, mit piniperlen", u. ein Nürnberger Gesetzbuch von 1380—84 setzt die Karten schon unter die Zahl der erlaubten Spiele. Auch in Flandern müssen schon frühzeitig Karten u. Kartenmacher existirt haben, denn ein gewisser Van der Noot zu Brüssel lieferte 14. Mai 1379 der Herzogin Johanna ein sog. „quartspel", u. zu Tournay existirten 1427 bereits zwei Kartenfabrikanten. Ein Maler Jacquemin Gringonneur fertigte für den an Tiefsinn leidenden König Karl VI. von Frankreich drei Spiele vergoldeter u. gemalter Karten, von welchen noch jetzt 17 Stück auf der Pariser Bibliothek vorhanden sind. Nach England können die ersten Karten nicht erst, wie man geglaubt hat, unter Heinrich III. od. der Königin Maria gekommen sein, denn eine Parlamentsakte verbot schon 1463 die Einführung ausländischer Spielkarten. Aus jenen ältesten, noch vorhandenen Spielkarten sehen wir aber auch, welches das älteste K. war. Es war dieses das ital. Trappolaspiel, bestehend aus vier Farben, den Spadi (Degen), Cupi (Bechern), Denari (Pfennigen) u. Bastoni (Stäben) u. im Ganzen aus 32 Blättern zusammengesetzt. Aus diesem stellte dann Francesco Fibbio, Prinz von Pisa († 1419) das bekannte Tarokspiel, welches Anfangs mit der Trappolikarte gespielt ward, zusammen, welches dann im Laufe der Zeit eine größere Anzahl Blätter erhielt. In Deutschland war ebenfalls jenes Trappolaspiel das erste hier bekannte K. u. das berüchtigte Karnöffelspiel (franz. cornifle, Hornblatt, ceratophyllum), welches in seiner ganzen Einrichtung politisch-satirische Bedeutung u. seinen Namen von dem Hauptblatte, dem Karnöffel, hatte, das alle andern Blätter stach, u. bald den Kardinal, bald den Landsknecht darstellen soll (ital. coglione, franz. coyon, Cujon), ist sicher aus dem Tarok entstanden. Unser deutsches Schafkopfspiel, aus dem wieder der Skat geworden ist, stammt noch von demselben her. Dagegen war ein zweites altes deutsches Spiel, Landsknecht genannt, weil es vorzugsweise Landsknechte spielten, nur ein Glücksspiel ohne tiefern Sinn. Ob aber in Deutschland die ersten Karten in Holz geschnitten

worden sind, od. ob der Holländer Koster dergleichen vorher schon 1420 anfertigte, ist nicht sicher, jedenfalls fallen die noch zu Paris vorhandenen zehn Blätter eines in Holz geschnittenen K s in das J. 1425, u. könnten in einer franz. Offizin geschnitten worden sein. Karten zum Wahrsagen zu benutzen ist bereits zu Ende des 15. Jahrh. Sitte gewesen, wenn auch das dem Johann von Eyck zugeschriebene Gemälde, welches Philipp den Guten von Burgund darstellt, wie er sich die Karte legen läßt († 1467), unecht ist; denn 1540 konnte der ital. Buchhändler Fr. Marcolini schon eine Anweisung dazu publiziren („Le sorti“, die Loose). Allein in Deutschland kannte man diesen Aberglauben im 16. u. 17. Jahrh. noch nicht, denn hier hießen Spielhalter zwar Kartenleger, allein nur im Sinne von Hazardspielern.

Karthago ist der röm. Name jener merkwürdigen Stadt an der Nordküste Afrika's, die als das Haupt eines eben so merkwürdigen Staates seit dem 6. Jahrh. v. Chr. fast alle Inseln u. Küsten des westl. Mittelmeeres beherrschte u. nach mehr als hundertjähr. Kampfe mit Rom einen tragischen Untergang fand. K. war eine Gründung des uralten meerbeherrschenden Volkes der Phönikier, die nach der gewöhnlichen Annahme zu der semitischen, nach der Bibel (1. Mos. 10) zu der hamitischen (den Aegyptern verwandten) Rasse gehörten.



Nr. 3645. Ruinen von Karthago.

Die Karthager werden deshalb von den Römern Puni od. Poeni (d. i. Phönikier) genannt; sie selbst aber nannten sich, wie die Phönikier, Kenaani od. Kanaaniter. Augustin († 430 n. Chr.) bezeugt, daß sich die Bauern Nordafrika's noch zu seiner Zeit als Kanani bezeichnet haben. Die phönik. Ansiedelungen an der Küste des heutigen Tunis reichen in sehr frühe Zeiten zurück. Schon im 13. u. 12. Jahrh., wahrscheinlich infolge der Eroberungen Josua's u. der Israeliten, gaben die Phönikier den Ueberschuß ihrer auf die Küste Palästina's zusammengedrängten Bevölkerung an Nordafrika ab. Diese Kolonisten mischten sich mit den einheimischen Libyern, die selbst schon eine Mischung hamit. u. japhet. Völker bildeten, u. ohne Zweifel ist es dieser Rassenmischung zuzuschreiben, daß der karthag. Staat später über die mannichfaltigsten Kräfte u. Anlagen in seiner Bevölkerung verfügte. Man nennt diese letztere nach ihrer Zusammensetzung liby-phönikische. Unter den alten Pflanzstätten der oben beschriebenen Art behauptete bes. Ityke (Utica) ein hohes Ansehen (seit ca. 1100 v. Chr.). Die Gründung K.'s war die Folge eines politischen Umschwungs in der phönik. Hauptstadt Tyrus. Um 860 v. Chr. war dort Mutton, ein König aus dem Hause Ethbaal's, gestorben unter der Verfügung, daß sein neunjähriger Sohn Pimelin (griech. Pigmalion) mit seiner wenig älteren Schwester Elissar od. Elissa gemeinschaftlich herrschen solle. Letztere war dem Sicharbaal, dem Bruder ihres Vaters u. Oberpriester des Melkart (Hercules), vermählt. Beide standen an der Spitze einer aristokratischen Partei, welche die Herrschaft ganz an sich zu reißen trachtete. Pimelin jedoch, der in den Händen der Volkspartei war, ließ nach sieben Jahren den Sicharbaal ermorden u. nöthigte so die Elissa mit einer Schar von Vornehmen zur Flucht. Nach längerer Fahrt landete sie (um 850, nach gewöhnlicher Angabe 888) in der Nähe des heutigen Tunis, erkaufte von dem Libyerkönig Japon ein Stück Land u. gründete Kart chadaschot, d. i. Neustadt, welches dann zu Karchedon (griech.) u. K. verstümmelt wurde. Näheres über die bekannten Sagen, die damit zusammenhängen, siehe in dem Art. „Dido“. Wir bemerken zu demselben noch, daß letzterer Name (eig. Nedido, die Umherschweifende) der Elissa erst gegeben worden ist, als sie göttliche Verehrung genoß u. mit der „schweifenden“ Mondgöttin in Verbindung gebracht wurde. Die Sage von der zerschnittenen Kuhhaut, mit deren Streifen Dido ein großes Stück Land umspannte, hat jedenfalls den historischen Kern, daß die Kolonisten Anfangs einen Zins an Rindern für das abgetretene Land entrichten mußten.

Die Lage der „neuen Stadt“ war überaus günstig gewählt. Im S. einer Landzunge, die nach W. in das Meer hineinragte, während im S. eine andere schmale Landzunge (Tänia) das Becken schloß, erhob sich als Mittelpunkt die Byrsa (Burg) u. der alte Stadttheil, später mit einer dreifachen Mauer umgeben u. zugleich die beiden Häfen einschließend, den innern (Kothon genannt) für mehr als 200 Kriegsschiffe, den äußern für die Handelsflotte. Beide waren durch eine schmale Durchfahrt verbunden u. nur durch eine solche vom Meere aus zugänglich. Doppelt so groß, wie die alte Stadt, schloß sich an diese später eine doppelt ummauerte Neustadt (Magara, d. i. eigentlich Erdhütten). Fraglich ist, ob K. in der frühesten Zeit zu Utica, der älteren Kolonie, im Verhältniß der Abhängigkeit stand. Thatsache ist nur, daß Utica noch in der Zeit der punischen Kriege, als längst alle übrigen Kolonien aus Verbündeten zu Unterthanen K.'s geworden waren, als gleichberechtigt mit K. galt. Alle Verträge u. s. w. finden wir von „K. u. Utica“ gemeinsam geschlossen. Uebrigens blieb K. auch zu der Mutterstadt Tyrus in freundlichster Beziehung. Alljährlich wurden zu dem Hauptfest des Melkart von Tyrus Geschenke aus K. gesandt, vielleicht der Ueberrest früherer Tributzahlung. Eine Kolonie von der Macht u. dem Reichthum K.'s mußte nothwendig auf die Unterwerfung des Hinterlandes bedacht sein, wenn sie ihrer großen Volksmenge Brot, ihrem Handel u. Reichthum Sicherheit verschaffen wollte. So finden wir K. bald in Kämpfe mit den benachbarten Libyern u. Numidern verwickelt, die mit der gänzlichen Unterjochung der Ersteren, mit der Zurückdrängung der Letzteren endigten. Ende des 7. Jahrh. v. Chr. beherrschte K. bereits die ganze Küste der kleinen Syrte u. das Hinterland bis an den Tritonsee. Während die unterworfenen Völker äußerst hart gehalten u. rücksichtlos ausgebeutet wurden, verhütete man das Anwachsen einer unzufriedenen Volksmenge durch die Aussendung immer neuer Kolonien, zunächst nach den Küsten Numidiens u. den Inseln des Mittelmeeres. Schon zum Schutze derselben war die Gründung einer großartigen Kriegsflotte nöthig; übrigens aber zeigte sich schon damals den Kolonien gegenüber jener kleinliche Krämergeist, der K. trotz seiner unermeßlichen Hülfsquellen schließlich zu Fall brachte: der Hauptgesichtspunkt blieb immer — von den Kolonisten wie von den Unterthanen — nur möglichst hohe Zinsen zu erpressen, die Sorge für das innere Gedeihen aber den Kolonien selbst zu überlassen. Dabei war jedoch die Stadt eifrig darauf bedacht, das zunächst gelegene Land durch jede denkbare Förderung des Verkehrs, des Anbaues u. der Bewässerung in einen großen Garten zu verwandeln. Was sonst selten vereinigt zu sein pflegt: die Karthager waren ebenso Meister des Landbaues wie der Schiffahrt; mehrere ihrer größten Männer haben sich in beiden gleich ausgezeichnet. Anfang des 6. Jahrh. begannen die langwierigen Kriege mit den Griechen von Kyrene (s. d.), die zuletzt mit der Festsetzung einer Grenze wenig westl. vom südlichsten Einschnitt der großen Syrte (bei den sog. Philänenaltären) endigten. Dadurch wurde K. abermals ein höchst wichtiges Handelsgebiet, das heutige Fezzan, erschlossen; der Handel mit Negersklaven, Elfenbein, Goldstaub u. Edelsteinen kam so fast ausschließlich in seine Hände. Ein gewaltiger Umschwung der Dinge trat für K. ein, als Tyrus durch die 13jähr. Belagerung Nebukadnezar's (ca. 585—572 v. Chr.) von seiner einstigen Höhe herabgestürzt war. Ihres Schutzes beraubt, mußten die westl. Kolonien der Tyrier von selbst ihre Augen auf K. lenken, u. dieses säumte nicht, die Erbschaft von Tyrus an den Küsten von Sizilien, Sardinien u. bes. Spanien anzutreten. Zahlreiche befestigte Städte wurden neu gegründet u. von ihnen aus das Hinterland unterworfen. Ein Bündniß mit den Numidern sicherte die Grenzen K.'s selbst u. verschaffte außerdem den Karthagern die Erlaubniß, nach Belieben Söldner unter dem stets kriegslustigen, halbwilden Reitervolke anzuwerben. Denn im Gegensatz zu den röm. Bürgerheeren verfolgten die Karthager allezeit den Grundsatz, ihre Kriege mit Soldtruppen zu führen.

Unterdeß aber hatten auch die Griechen auf die lockenden Kolonien im westl. Mittelmeer ein Auge geworfen, u. es entspann sich ein Jahrhunderte langer Kampf um die Oberherrschaft. Um die Mitte des 6. Jahrh. landete der karthag. Feldherr Malkus (d. i. König) mit einem großen Söldnerheere auf Sizilien u. eroberte die Westhälfte der Insel. Gleichzeitig entbrannte auch der Kampf gegen die blühenden Niederlassungen der griech. Phokäer in Spanien, bes. am Bätis (Quadalquivir). Es wurden nicht allein die Phokäer aus Spanien verdrängt, sondern auch die Küsten in der Nähe ihrer wichtigsten Kolonie Massilia (Marseille) bedroht.

Im O. dieser Stadt erhob sich ein karthag. Tempel, u. die Phokäer mußten, auf Massilia beschränkt, zusehen, wie der Handel mit dem Rhonethal in die Hände der Karthager überging. Noch beherrichten aber die Phokäer von dem wichtigen Alalia an der Ostküste Korsika's aus das Tyrrhenische Meer. Zur Eroberung Alalia's verbanden sich die Karthager mit der damals bedeutenden Seemacht der Etrurier, die schon längst auf die Macht der Phokäer eifersüchtig waren. In einer Seeschlacht wurden die Letzteren gründlich geschlagen u. Alalia verblieb nun gleichfalls den Karthagern. Aber das Glück des Malkus scheiterte an dem Mißlingen der Eroberung Sardiniens. Der Senat von K., schon damals gewohnt, jeden Mißerfolg seiner Generale streng zu ahnden, verbannte ihn deshalb mit seinem Heere. Malkus aber erschien seinerseits vor K., nahm die Stadt ein u. ließ 10 der vornehmsten Senatoren hinrichten. Nachdem jedoch die Ruhe wieder hergestellt war, wurde er selbst des Verraths angeklagt u. mit dem Tode bestraft. Eine schwere Gefahr bedrohte K., als der Perserkönig Kambyses nach der Eroberung Aegyptens auch das westl. Nordafrika zu unterwerfen beschloß. Nur durch die Weigerung der phönik. Flotte, gegen Stammesgenossen zu kämpfen, wurde K. gerettet (um 524). Um diese Zeit führte der große Feldherr Mago (ca. 550—500), dessen Familie während eines langen Zeitraums an der Spitze des Staates stand, den Oberbefehl über die Heere u. Flotten K.'s. Ihm gelang nicht nur die völlige Unterwerfung der benachbarten afrik. Völker, sondern auch die Eroberung des größten Theils von Sardinien u. die der Balearischen Inseln, welche seitdem den Karthagern die berühmten Schleuderer lieferten. Noch jetzt erinnert der Ort Mahon auf Minorca an den Namen des Mago. Die hohe Blüte des gesammten Staates spornte jetzt den Entdeckungsgeist zu den äußersten Anstrengungen an. Gegen Anfang des 5. Jahrh. wurden zugleich Hanno u. Himilkos ausgesandt, der Erstere, um die Westküste von Afrika zu erforschen u. zugleich neue Kolonien zu gründen, Himilkos dagegen, um den Seeweg nach Britannien u. den Handel mit demselben aufs Neue zu erschließen. Hanno verfaßte über seine Fahrt, die mit 60 Schiffen u. 30,000 Menschen unternommen ward, eine Schilderung, nach welcher er etwa bis zur heutigen Pfefferküste vorgedrungen sein muß. Während die Karthager bis dahin mit den Etruriern u. Römern in leidlichem Einvernehmen standen (mit Beiden waren bereits verschiedene Verträge geschlossen worden, mit den Römern der erste 509), hatte der Kampf mit den Griechen nur vorübergehend geruht. Mit Freuden leisteten die Karthager Folge, als zur Zeit der Perserkriege (seit 490) die Aufforderung an sie erging, die Griechen auch im W. des Mittelmeeres anzugreifen. Eine Gelegenheit zur Einmischung bot ihnen der Hülferuf des vertriebenen Tyrannen von Himera (an der Nordküste Siziliens), Namens Terillos. Unter Hamilkar, einem Sohn Magos', ging ein gewaltiges Heer nach Himera ab, wurde aber durch Gelon von Syrakus im J. 480 aufs Haupt geschlagen.

Mit diesem Jahre beginnt die zweite große Periode der karthagischen Geschichte (480—264), die fast durchaus mit den Kämpfen um den Besitz Siziliens ausgefüllt ist. Erst gegen Ende des Jahrhunderts gelang es dem älteren Hannibal, einem Enkel jenes Hamilkar, durch die Eroberung von Selinus u. Himera (409) wieder festen Fuß auf der Insel zu fassen u. 405 den Tyrannen des damals überaus mächtigen Syrakus, Dionysios den Aelteren, zur Anerkennung der karthagischen Eroberungen zu zwingen. Aber schon 397 brach der Krieg mit Syrakus von Neuem aus, u. diese Stadt würde 395 dem Heere des Himilkon erlegen sein, wenn derselbe nicht durch eine Pest zum Abzug gezwungen worden wäre. Wie gewöhnlich hatte dieser Mißerfolg einen Aufstand der Libyer zur Folge, die nur widerstrebend das Joch K.'s ertrugen; zum Glück für dieses wurden jedoch die bereits erfochtenen Siege der Libyer durch ihre eigene Zwietracht erfolglos. Dagegen gelang es den Karthagern trotz wiederholter Kriege nicht, ihren gefährlichsten Feind, Dionysios, zu schwächen. Nach dem Tode desselben (368) machten sie zwar aufs Neue Eroberungen in Sizilien, wurden aber durch den Sieg des Timoleon von Korinth am Flusse Krimisos (342) auf das Gebiet westl. vom Flusse Halykos beschränkt. Im J. 311 griffen jedoch die Karthager aufs Neue zu den Waffen; ihr Feldherr Hamilkar schlug am Flusse Himera den Agathokles, Tyrannen von Syrakus, u. brachte ihn in solche Bedrängniß, daß er durch den tollkühnen Versuch einer Landung in Afrika die Karthager zur Räumung Siziliens zu zwingen beschloß. Der Versuch gelang. Unter großen Erfolgen behauptete sich Agathokles 310—8 vor K. Obschon nach seiner Rückkehr die errungenen Vortheile durch seinen Sohn, dem er den Oberbefehl übergeben hatte, meist wieder verloren gingen, so kam es doch schließlich zu einem Friedensschluß, der den Stand der Dinge wie vor Beginn des Krieges zurückführte u. den Karthagern die Zahlung der Kriegskosten auferlegte. Aber nach dem Tode des Agathokles (289) dehnten sie ihre Eroberungen in Sizilien nochmals aus, u. auch Pyrrhos von Epiros, der nach seinem verunglückten Zuge gegen Italien (278—75) mit ihnen kriegte, vermochte sie nicht auf die Dauer zurückzudrängen. Dafür nahte nun aber der Augenblick, wo sie mit den Römern zusammenstoßen mußten, nachdem diese (bis 266) die Unterwerfung Italiens vollendet hatten u. der Natur der Sache nach nunmehr ihre Augen auf Sizilien richteten. Die Kämpfe mit den Römern (die sog. drei Pun. Kriege von 264—146 v. Chr.) füllen die dritte u. denkwürdigste Periode der karthag. Geschichte; es ist die Zeit ihres Kampfes um die Weltherrschaft. Wir benutzen diesen Einschnitt, um hier das Wichtigste über die inneren Verhältnisse des karthag. Staates, seine Verfassung, Religion, Literatur u. s. w. einzuschalten, soweit uns die leider sehr dürftigen Nachrichten aus dem Alterthum solches gestatten.

Nr. 3516. Plan des phönikischen Karthago. Nach Beulé.
a Byrsa (Tempel des Esmun), b Tempel der Astarte, c die ältesten Cisternen, d Bardin Tschedid, e Seethor, f Forum (Schutthügel), g Schutthügel, h Amphitheater, i Cirkus.

Was zuerst die **Staatsverfassung** betrifft, so wich die monarchische Regierungsform, wie sie in der Erzählung von Elissa vorausgesetzt wird, frühzeitig einer aristokratischen, nur daß die Zugehörigkeit zu den leitenden Familien nicht auf Geburtsadel, sondern auf einem bestimmten Grad des Reichthums beruhte. Diese für einen Handelsstaat bezeichnende Einrichtung war schon dadurch bedingt, daß alle Staatsämter unbesoldet waren. Als höchste Exekutivbehörde standen an der Spitze des Staates die beiden Sufeten (von sophet, d. i. Richter), welche vom Senat, wahrscheinlich auf Lebenszeit, gewählt u. vom Volke bestätigt wurden. Wie in Rom die Konsuln, so erscheinen wol auch die Sufeten an der Spitze der Kriegsheere; in der Regel aber führten den Oberbefehl besondere, vom Senat gewählte u. vom Volke bestätigte Generale. Die eigentliche Regierung nebst der Gesetzgebung lag in den Händen des Senats, der aus 300 Mitgliedern bestand u. in zahlreiche Ausschüsse für die einzelnen Zweige der Verwaltung zerfiel. Der wichtigste u. vornehmste dieser Ausschüsse war der Rath der Zehn, welchem die Kontrole über das Thun u. Lassen der Sufeten oblag. Aus Besorgniß vor der Uebermacht der Familie Mago's wurde später ein Rath von 100 Mitgliedern als oberster Gerichtshof eingesetzt, der auch die Generale zu strenger Rechenschaft ziehen konnte u. sich schließlich in ein willkürliches u. tyrannisches Regiment verwandelte. Nach Alledem war der Einfluß des Volkes trotz der äußerlich republikanischen Staatsform ein geringer. Die Bestätigung der Wahlen scheint mehr bloße Form gewesen zu sein, u. überdies war das Stimmrecht in den Volksversammlungen gleichfalls von einem

gewissen Vermögen abhängig. Nur im Fall eines Zwiespalts zwischen den Sufeten u. dem Senat stand dem Volke die Entscheidung durch einfache Bejahung od. Verwerfung der streitigen Beschlüsse zu. Die Religion der Karthager war im Wesentlichen die der Phöniker, d. h. sie beruhte auf der Anbetung eines männlichen u. weiblichen Prinzips der Gottheit. Als solche werden auf den Inschriften in der Regel der Baal Hammon (Gott der Sonne u. des Feuers) u. die Mondgöttin Tanith genannt. Daneben weihte man auch dem Melkart (d. i. eigentlich Stadtkönig), dem tyrischen Hercules, Tempel; ebenso anderen einheimischen od. von den Griechen überkommenen Göttern. Zu den letzteren gehörte bes. Apollon u. Persephone. Das Priesterthum, das nicht an eine besondere Kaste gebunden war, wurde meist von den Söhnen der Sufeten u. der vornehmsten Familien ausgeübt. Eine besondere Eigenthümlichkeit des karthag. Götzendienstes, welche Griechen u. Römern vor Allem greulich erschien, war die Sitte der Kinderopfer (durch Verbrennung). Verwandt mit dem oriental. Molochdienst, war diese Sitte so tief eingewurzelt, daß es den Römern trotz allen Anstrengungen nicht gelang, sie in den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. auszurotten. In Bezug auf den Handel der Karthager, der übrigens bis gegen das 4. Jahrh. v. Chr. lediglich Tauschhandel war, ist hier noch nachzuholen, daß die Mutterstadt K. den Kolonien gegenüber eifersüchtig über dem Grundsatze des Monopols (Alleinverkaufsrecht) wachte. Nicht nur daß die Kolonien ihre Waaren allein den Karthagern verkaufen durften, waren sie auch mit ihrem Bedarf allein auf diese beschränkt u. bekamen nicht selten das Waarenquantum, das sie zu entnehmen hatten, vorgeschrieben. — Von dem Eifer der Karthager auf dem Gebiete der Landwirthschaft war schon oben die Rede. Dagegen fanden die Künste begreiflicher Weise fast gar keine Pflege; vielmehr sind alle Erzeugnisse dieser Art an Bauten, Skulpturen u. Luxusgegenständen von griech. Meistern ausgegangen. Höchstens wurde die Richtung der Kunst, die noch am ehesten dem Nutzen u. den Zwecken des Handels dient, näm. das Kunsthandwerk, in den zahlreichen Fabriken K.'s vervollkommnet. Aehnliches gilt auch von der (leider fast ganz verlorenen) Literatur der Karthager. Auch hier war nur der Nutzen maßgebend. Obenan wird von den Griechen u. Römern ein Werk Mago's (wahrscheinlich des oben genannten großen Feldherrn) über den Ackerbau gepriesen. Es umfaßte 28 Bücher u. wurde sowol ins Griechische als in das Lateinische übersetzt. Von geographischen Schriften, deren es im Interesse der Schifffahrt gewiß mehrere gab, ist uns nur der oben erwähnte Bericht des Hanno über seine afrik. Entdeckungen (der sog. *περίπλους*, d. i. Umschiffung) in griech. Uebersetzung erhalten. Verschiedene historische Schriften, deren die klassischen Schriftsteller gedenken, sind verloren gegangen, so die Memoiren des Hannibal, welche Polybios benutzte, u. ein Werk über die Ursprünge der afrik. Völker (vom Numiderkönig Hiempsal?), welches Sallust erwähnt. — Was endlich die Sprache der Karthager anbelangt, so unterscheidet sie sich in Schrift u. Formen fast gar nicht von der der Phöniker, soweit uns dieselbe aus Steinschriften u. Münzen bekannt ist, u. hat somit die größte Aehnlichkeit mit der althebräischen. Eine merkwürdige Probe des karthag. od. pun. Dialekts ist uns im „Pönulus", einem Lustspiel des lat. Dichters Plautus († 184 v. Chr.), in lat. Umschreibung aufbewahrt. Sie findet sich dort in den drei ersten Scenen des fünften Aktes u. ist am gründlichsten von Schröder in seiner „Grammatik der phönik. Sprache" (Halle 1869) erklärt worden. Sonst besitzen wir nur Steininschriften u. Münzen; unter den ersteren sind die Opfertafeln von Marseille (1845 beim Bau eines Hauses gefunden) u. von K. (1861) die wichtigsten. Einen vielfach verderbten Dialekt bieten die sog. neupun. Inschriften, von denen man zur Zeit etwa 120 besitzt; ohne Zweifel stammen sie sämmtlich aus der Zeit nach dem Fall K.'s u. daraus erklärt sich auch die schnell eingetretene Entartung in Schrift u. Sprache. Das Hauptwerk über die phönik. Sprache ist neben dem angeführten Buche von Schröder noch immer Gesenius, „Monumente der Schrift u. Sprache Phönikiens" (Lpz. 1837); um die Entzifferung der Inschriften haben sich nam. Blau u. Levy, um die Aufsuchung u. Veröffentlichung der neupun. die Franzosen Judas, Bourgade u. Delamare verdient gemacht.

Der erste Pun. Krieg (264—41) brach aus, als die ehemaligen Söldner des Agathokles, die Mamertiner, sich Messina's bemächtigten u., von Hiero von Syrakus angegriffen, einestheils die Römer, anderntheils die Karthager zu Hülfe riefen. Letztere wurden jedoch von den Römern vertrieben, 262 des wichtigen Agrigent nach siebenmonatlicher Belagerung beraubt u. 260 von C. Duilius mit Hülfe der Enterhaken bei Mylä sogar zur See besiegt. 256 siegt Regulus am Berge Ecnomus u. landet nach Niederwerfung der feindlichen Flotte in Afrika selbst. Schon hat er einige Städte erobert, da wird er 255 von den Karthagern unter Anführung des Spartaners Xanthippos geschlagen u. gefangen. Nur ein Rest seines Heeres entkam aus Afrika u. auch dieser wird auf der Heimfahrt durch Stürme fast vernichtet. Erst der Sieg des L. Metellus bei Panormus (250) giebt den Römern in Sizilien wieder die Oberhand. Die Karthager versuchen durch Absendung des gefangenen Regulus nach Rom den Frieden zu erhalten; Regulus aber kehrt nach vergeblichen Bemühungen freiwillig nach K. zurück. Noch einmal (247) neigt sich das Glück infolge der Anstrengungen des großen Feldherrn Hamilkar Barkas auf Seiten der Karthager. Er behauptet sich auf dem Berge Eryx (bei Palermo) zwischen zwei röm. Heeren, wird aber 242 durch den Seesieg des Lutatius Catulus bei den Aegatischen Inseln zum Abschluß des Friedens gezwungen. In demselben müssen die Karthager Sizilien abtreten, die Gefangenen ohne Lösegeld freigeben u. 2200 Talente (ca. 8 Mill. Mk.) an Kriegskosten bezahlen. 238 mußte K. auch Sardinien u. Korsika abtreten, da die Römer in den Rüstungen der Karthager eine Kriegsdrohung erblickt hatten. Diese Rüstungen galten jedoch den eigenen Soldtruppen der Karthager, welche sich wegen Mangels an Löhnung empört hatten u. auch die afrik. Unterthanen K.'s aufreizten. 237 ging Hamilkar Barkas mit dem neunjähr. Hannibal nach Spanien, um dort das Verlorene wieder zu gewinnen. Sein Schwiegersohn u. Nachfolger Hasdrubal gründet 228 als Hauptwaffenplatz Neukarthago od. Karthagena an der Ostküste. Ihm folgt im Oberbefehl Hannibal. (Ueber den durch die Eroberung Sagunts 219 veranlaßten zweiten Pun. Krieg in den J. 218—201 vgl. den Art. „Hannibal".) Mit dem Siege des Scipio bei Zama (202) war K.'s Macht gebrochen. Es war nun auf Afrika beschränkt, mußte alle seine Kriegsschiffe bis auf 10 ausliefern u. 10,000 Talente bezahlen, außerdem sogar geloben, daß es ohne Roms Erlaubniß keinen Krieg anfangen wolle. Trotz Alledem aber gelang es Hannibal, in staatsmännischer Thätigkeit den gesunkenen Muth seiner Mitbürger zu heben u. die Wunden des Krieges zu heilen. So blieb K. auch nach Hannibal's Vertreibung u. Tod ein gefährlicher Gegner für die Römer, u. diese suchten begierig nach einer Veranlassung, um den Wunsch des älteren Cato zu erfüllen, der jede Rede mit den Worten schloß: „Uebrigens halte ich dafür, daß K. zerstört werden müsse." Die Veranlassung kam. Von dem Numiderkönig Masinissa angegriffen, setzten sich die Karthager zur Wehr; die Römer erklärten dies für Vertragsbruch, forderten die Auslieferung der Waffen u. die Stellung von 300 Geiseln. Als aber der röm. Konsul Censorinus auch die Räumung der Stadt verlangte, da war die Geduld der Karthager erschöpft. Von 149—146 (3. Pun. Krieg) vertheidigten sie mit unglaublichem Heldenmuth die Stadt ihrer Väter; nur schrittweise vermochte der jüngere Scipio vorzudringen u. die Eroberung der Byrsa, die am längsten gehalten wurde, kostete ihn beträchtliche Opfer. Dafür war dann aber auch die Zerstörung eine gänzliche; 17 Tage lang soll K. in einem Flammenmeer gestanden haben u. brachte selbst den Sieger durch die ruhmvolle Art seines Unterganges zu tiefer Rührung.

Noch war aber die Geschichte K.'s nicht zu Ende. 29 v. Chr. von Kaiser Augustus wieder aus den Trümmern erhoben, schwang sich K. im Anfang des 1. Jahrh. n. Chr. bald zu einer der reichsten Städte des röm. Reichs empor u. nahm im 3. Jahrh. neben Alexandria den ersten Rang nach Rom ein. Schon um 200 Sitz einer christlichen Gemeinde, wurde es bald der Ausgangspunkt blühenden kirchlichen Lebens; sein Bischof galt als das geistliche Oberhaupt der gesammten nordafrik. Kirche. 394—424 fanden allein in K. 20 Kirchenversammlungen statt. 439 wurde K. von dem Vandalenkönig Geiserich, 533 von Belisar für die Oströmer erobert, fiel dann 694 in die Hände des arab. Feldherrn Hasan, wurde von diesem ausgeplündert u. endlich 698 von Musa verbrannt. Ein neuer Anbau (seit ca. 900), der um 1500 in 500 elenden Hütten bestand, wurde unter Karl V. von den Spaniern zerstört. Heute bezeichnen nur Ruinen noch die Stätte des alten K.; auch seine Sprache ist untergegangen.

Karthamin od. Carthamin, heißt der in dem Safflor (s. d.) enthaltene rothe Farbstoff, welcher zwar von auffallender Schönheit, aber nur von geringer Beständigkeit ist. Um das K. zu gewinnen, wird zunächst durch Ausziehen des Safflors mit kaltem Wasser ein gelber Farbstoff entfernt, alsdann legt man den so gewaschenen Safflor in eine verdünnte Sodalösung, welche den rothen Farbstoff auszieht. Die alkalische Lösung wird mit Essigsäure beinahe neutralisirt u. in diese Lösung gut gereinigte Baumwolle gelegt, auf welche sich das K. rein niederschlägt. Nachdem die Baumwolle mit kaltem Wasser gewaschen, wird das K. von derselben durch eine verdünnte Sodalösung wieder entfernt, durch Essigsäure gefällt u. getrocknet. Das frischgefällte K. erscheint als eine schön karmoisinrothe, gallertartige Substanz, getrocknet nimmt es einen goldiggrünen Metallglanz an; es löst sich nicht in Wasser, wohl aber in Alkohol. Man benutzt das K. als Schminke, ferner als Farbe bei der Fabrikation künstlicher Blumen u. zum Färben von Seide u. Baumwolle u. nennt es im Handel Safflorroth od. Safflorkarmin, auch Rouge végétale. Da es den Basen gegenüber die Rolle einer schwachen Säure spielt, wird es auch Karthaminsäure genannt ($C_{28}H_{16}O_4$).

Karthaune ist der Name einer Geschützgattung aus dem 16. u. 17. Jahrh. Es gab Halbe, Viertels-, Achtels- u. Sechzehntelskarthaunen, entsprechend unseren glatten 24-, 12-, 6- u. 3pfündigen Kanonen. Die span. Artillerie zu Ende des 16. Jahrh. hatte 4 Kaliber für ihre K.n, nämlich 40-, 24-, 10- u. 6-Pfünder.

Karthäuser, kathol. Mönchsorden, der im 11. Jahrh. in dem Bestreben gestiftet wurde, zu dem ursprünglichen Ideal des Mönchthums, dem Einsiedlerleben, zurückzukehren (im Gegensatz zu den damaligen großen Genossenschaften der Benediktiner). Der Stifter der K., Bruno von Köln, war als Kanzler des Domstifts zu Rheims im Streit mit dem sittenlosen Erzbischof Manasse an der Heiligkeit der Kirche irre geworden. Aus Angst um sein Seelenheil ging er zuerst unter die Einsiedler in Burgund, dann 1086 mit 6 Genossen zu dem Bischof Hugo von Grenoble, der ihnen eine wilde Schlucht in der Nähe, la Chartreuse (die Karthause genannt, zum Aufenthalt anwies. Bruno ließ ein Bethaus u. für je Zwei eine Zelle bauen, schrieb weiße Kleidung, beständiges Stillschweigen u. strengste Enthaltsamkeit vor, wurde aber 1092 von Papst Urban II. nach Rom berufen u. dort auch zurückgehalten, als seine Gefährten wieder in die Karthause heimkehren durften. Bruno starb 1101 in einer Einöde Calabriens. Erst 1170 wurden die K. von Alexander III. als besonderer Orden bestätigt. Als solcher überdauerten sie nicht nur die große Kirchenspaltung, die auch unter ihnen eine Spaltung verursacht hatte (1378—1409), sondern verdienen auch fast allein den Ruhm, die alte Sittenstrenge treu bewahrt zu haben. Im J. 1508 verordnete Julius II., daß der jedesmalige Prior der Stamm- od. „großen Karthause" bei Grenoble Ordensgeneral sein solle. Die 170 Karthausen, die der Orden Anfangs des 18. Jahrh. zählte (wovon fast die Hälfte in Frankreich), sind zwar seit der Franz. Revolution stark zusammengeschmolzen, aber noch immer bewahrt der Orden seine Zähigkeit in der strengen Abgeschlossenheit von aller Berührung mit der Welt.

Karthäusernelke (Dianthus Carthusianorum), eine bei uns wild wachsende Nelke, auf Hügeln, an Waldrändern u. andern sonnigen Orten erscheinend, eine Zierde unserer Landschaften, die man auch als Feld- od. Steinnelke kennt. Ihre Blüten kommen zu vier u. darüber in einem Köpfchen vor u. brilliren durch ihre blendendrothe Farbe, die freilich gegen den Herbst zu von ihrem Glanze abnimmt (s. „Dianthus").

Kartoffel (Solanum tuberosum), Tartuffel, Tuffel, Tüffel, Pantuffel, Grund-, Krumm-, Erdbirne, Erdapfel, Potake, in der Nordschweiz: Boda-, Grond-, Erdbera, Erd-, Herdöpfel, Hörpfel, die Früchte: Rolla od. Chluggara. Ursprünglich den Cordilleren von Chile, Peru u. Neugranada angehörig, war diese so überaus wichtig für die Menschheit gewordene Pflanze daselbst schon in Kultur, als die Spanier dahin kamen. Man kann sie bis 1553 zurück verfolgen. Von da kam die K. nach dem Süden von Nordamerika, wo sie Walter Raleigh in Virginien bereits 1584 vorfand. Dieser führte sie nach Irland, von wo sie sich allmählich ganz Europa eroberte. In Deutschland wird sie schon 1587 erwähnt, denn in diesem Jahre soll sie der Arzt Lorenz Scholz in seinem Garten zu Breslau gezogen haben. Im nächsten Jahre befand sie sich in dem Garten des berühmten Botanikers Camerarius zu Nürnberg; ebenso hatte sie in demselben Jahre der noch weit berühmtere Botaniker Clusius in Wien erhalten, u. zwar durch den Gouverneur der Stadt Mons in Belgien, Philipp v. Sivry, unter dem Namen „Taratoufli". Doch währte es noch lange, bevor die K. von einer Zierpflanze zu einer Kulturpflanze sich erhob. Das früheste Datum in dieser Beziehung reicht bis auf 1648 zurück. In diesem Jahre empfing der Pfarrer von Bieberau im Darmstädtischen bereits den Zehnten von den K.n; 1651 erschienen diese im Lustgarten des Großen Kurfürsten; 1701 begann ihre Einführung in Württemberg. Letzteres geschah durch den piemontesischen vertriebenen Waldenser u. Kaufmann Antoine Seignoret, welcher am 22. April 200 Stück K.n nach Schönenberg bei Durmenz zu Henri Arnaud, Pfarrer u. General der Waldenser, brachte, wodurch noch in demselben Jahre 2000 Stück geerntet wurden. Diese wanderten theilweise zu den übrigen Waldenser-Gemeinden in Deutschland. So kam es, daß die K. schon 1705 als Steuerobjekt für Delikatessen in Schlesien, 1708 als Frucht in Mecklenburg, 1716 in Baden, 1717 in Sachsen, 1728 um Berlin, 1734 in Pleß in Oberschlesien, 1740 in Pommern gebaut wurde. Mit Ausnahme Sachsens war indeß der Anbau überall ein unbedeutender; erst die Verheerungen des Siebenjähr. Krieges u. bes. die Hungerjahre 1770—72 brachen das Vorurtheil, welches man noch immer gegen die K. hegte. Bekannt ist, daß Friedrich d. Gr. den Anbau in Pommern durch die Gensdarmen erzwang. Aber erst durch Albrecht Thaer erlangte der Kartoffelbau im Anfange dieses Jahrhunderts behufs der Viehfütterung u. der Spiritusbereitung seine großartige Ausdehnung. Gegenwärtig bildet die K. für den größten Theil Europa's, mit Ausnahme des kastaniengesegneten Südens, die Hauptbrotpflanze. Im Norden reicht ihr Bezirk an der schwed. Küste bis 70° n. Br., wogegen ihre Kultur in Island (u. Grönland) nur noch Versuch ist. In den Alpenländern der Schweiz steigt sie um Realp noch bis 4800 Par. Fuß, erreicht aber nur noch die Größe von Nüssen. In Graubündten trifft man sie bei 6000 Par. Fuß in den Hausgärtchen noch als Zierpflanze, welche gar keine Knollen od. doch keine nennenswerthen mehr treibt. Als ursprüngliche Gebirgspflanze liebt die K. die leichteren Bodenarten; der leichte Lehm- u. Sandboden ist daher der naturgemäße Standort, auf welchem sie die stärkemehlreichsten u. wohlschmeckendsten Knollen entwickelt. Diese Knollen sind übrigens nicht die Wurzel, sondern Knospenlager, in denen die sog. Augen eben die Knospen darstellen, aus denen wieder Stengel auftreiben können (Ranken). Ihr Inhalt besteht aus Zellgewebe u. 15% Stärkemehl, wodurch sie zwar eine ärmliche Nahrung, immerhin aber doch Nahrung, in Verbindung mit stickstoffreicheren Nahrungsmitteln sogar ein vortrefflicher Ballast für den Magen wird. Beim Kochen bildet das Stärkemehl in den polyëdrischen Zellen einen Kleisterballen, welcher die Zellen bei seiner Ausdehnung sprengt, wodurch die K. zerplatzt, während die Zellen rund geworden sind. Was wir Schale nennen, ist eine Art Korkschicht, in deren Grübchen die Augen liegen. Die Knollen selbst treten an dem unterirdischen Stamme od. Wurzelstocke (Rhizom) auf, von welchem erst die zarten Wurzeln ausgehen. Der Stengel sowie die zusammengesetzten Blätter u. die grünen Beerenfrüchte sind narkotisch u. enthalten einen eigenthümlichen Stoff, das Solanin, welches dem Opium ähnlich wirkt u. sehr vielen Kartoffelgewächsen eigenthümlich ist. Somit gehört die K. eigentlich zu den Giftpflanzen; um so mehr, da ihre nächsten Verwandten höchst giftig sind, z. B. Stechapfel u. Tollkirsche.



Nr. 3647. Die Kartoffel (Solanum tuberosum).

Je jünger die Kartoffelknolle ist, um so ungesunder ist sie, zumal die Knolle im unreifen Zustande bei einem zu großen Wassergehalte schliffig bleibt. Die bläulichen od. weißen Blumen, welche sich vor dem Aufblühen u. beim Verblühen spiralig zusammenwickeln, sowie die Form der Frucht kehren bei den meisten Verwandten ähnlich wieder u. bilden darum eine größere, natürliche Familie der Solaneen, die über den ganzen Erdkreis geht. Einheimisch bei uns sind z. B. Nachtschatten (S. nigrum u. A.) u. Bittersüß (S. Dulcamara). An u. für sich giebt es aber auch für die K. selbst sehr viele verschiedene Arten, deren man bereits in die Hunderte zählt, ohne die sog. Abarten unserer Kulturkartoffel einzurechnen. Letztere sind ebenfalls höchst zahlreich u. häufen sich im Laufe der Zeit mehr u. mehr, während ältere Spielarten wieder vergehen. Höchst vortheilhaft sind die Frühkartoffeln geworden, die man schon im Mistbeete treibt, wie die engl. Nieren- u. die Sechswochenkartoffeln. Verhängnißvoll können die Feinde den K.n werden. Unter diesen stehen gewisse Pilze obenan.

zunächst der Kartoffelpilz (Peronospora infestans), welcher seit 1843 die sog. Kartoffelkrankheit hervorruft, dann ein paar ähnliche Schimmelpilze (Fusidium Solani u. Spicaria Solani), von denen der erstere die sog. nasse Fäule, der letztere die trockene Fäule der K. erzeugt od. begleitet.

Kartoffelkrankheit, die, ist seit dem J. 1843 zuerst in England u. Belgien, u. seit 1845 in Deutschland u. allen anderen Ländern, in welchen die K. angebaut wird, beobachtet worden. Anfänglich glaubte man, daß der bei den kranken Pflanzen auf den Blättern sich zeigende Pilz eine Folge der Krankheit, welche man als eine Art Degeneration ansah, sei. Neuere Untersuchungen, bes. von de Bary, haben jedoch festgestellt, daß jener Pilz (Peronospora infestans) die Ursache der Krankheit ist, u. daß das Abfallen u. Schwarzwerden der Blätter, sowie die Fäulniß der Knollen, nur verschiedene Erscheinungen derselben Krankheit sind.



Nr. 3648. Der Kartoffelpilz (Peronospora infestans). a Querdurchschnitt eines Blattes, p Zellengewebe (Parenchym), s Spaltöffnungen, o Oberhaut des Blattes, u Unterhaut, i Intercellulargänge, m Mycelium der Peronospora, b entwickelter Pilz mit Samensporen, c eine einzelne Samenspore.

Ueber die Entstehung des Pilzes ist nichts bekannt; er tritt mehr od. minder heftig auf, je nachdem der Sommer ein nasser od. ein trockener ist. Der Verlauf der K. ist folgender: Um die Mitte des Sommers treten an einzelnen Blättern der Pflanze kleine braune Flecke auf; je nasser der Boden, desto schneller nehmen dieselben an Umfang zu u. zeigen sich immer häufiger an andern Stauden, auch die Stengel werden nach u. nach schwarzbraun, sie welken u. trocknen ab, bei feuchter Lage einen widerlichen Geruch verbreitend. Durch das Absterben des Krautes sind der Pflanze ihre Ernährungsorgane, wenigstens indirekt wirkende, verloren gegangen, u. deswegen findet wenigstens ein sehr bedeutender Minderertrag an Knollen statt, wenn diese auch gesund bleiben.



Nr. 3649. Coloradokäfer (Doryphora decemlineata).

Gewöhnlich verbleibt es aber hierbei nicht, auch die Knolle wird in der Erde von der Krankheit mit ergriffen. Es zeigen sich an dieser braune Flecke, welche sich vergrößern, das Innere wird ebenfalls ergriffen u. entweder vollständig faul (naßfaul) od. nur trockenfaul, u. auch hiervon ist der obengenannte Pilz die Ursache. Der Kartoffelpilz (früher Peronospora devastatrix, jetzt nach de Bary P. infestans genannt) gehört zur Klasse der Parasiten od. Schmarotzerpflanzen. Er pflanzt sich, wie alle Schimmelpflanzen, durch Samen, sog. Sporen, fort, u. zwar in der Weise, daß die mit unbewaffnetem Auge fast unsichtbaren Samen in die Spaltöffnungen der Blätter gelangen, hier sehr schnell keimen, in 3–5 Stunden schon, u. durch die Spaltöffnungen in den Intercellularräumen ihre Würzelchen, das sog. Mycelium, verbreiten, endlich auch in das Parenchym des Blattes (die Zelle) gelangen u. aus deren Inhalte sich ernähren. Hiernach treiben Fruchtzweige aus den Spaltöffnungen hervor — bes. auf der Unterseite des Blattes, wo diese zahlreicher sind — welche sich wieder in mehrere Zweige theilen u. an deren oberen Enden sich die Samen tragenden Knöpfchen entwickeln. Das Eindringen der Sporen wird dadurch wesentlich erleichtert, daß sie sog. Schwärmsporen (Zoosporen) sind, d. h. solche, welche in einer Flüssigkeit eine selbstthätige Bewegung besitzen. Außerdem theilt sich jede Spore während ihrer Keimung in mehrere, 6—16 einzelne Sporen, welche jede für sich einen einzelnen Fadenpilz zu entwickeln vermag. Bei der kurzen Zeit, in welcher sich dieselben ausbilden (4—5 Tage), wird ihre ungeheuere Vermehrung u. Verbreitung binnen kurzer Frist erklärlich erscheinen. Die Abb. Nr. 3648 dient dazu, diese Vorgänge zu erläutern. Zu den Knollen gelangen die Pilzsporen durch das Regenwasser, welches sie in den Boden spült. Sind die Umstände nicht günstig genug, damit die Myceliumfäden austreiben können, so überwintern sie wol in der Knolle, wachsen beim Keimen derselben im Frühjahre mit den Keimen in die Höhe u. gelangen so wieder in die oberirdischen Organe, dieselben bald von Neuem zerstörend. Die Fruchtbarkeit des Pilzes ist eine außerordentliche; de Bary berechnet, daß die Blattfläche eines Kartoffelblattes auf einer Quadratlinie wenigstens 1090 Spaltöffnungen hat. Wenn aus jeder dieser nur ein Fruchtast hervortritt u. 3 Sporangien trägt, von denen wieder jede mindestens 6 Schwärmsporen erzeugt, so sind dies von einer Quadratlinie über 19,600 Samenkörnchen, welche, durch die Luft verbreitet, binnen wenigen Tagen sich ungemessen vervielfältigen können. — Gelangen die Sporangien übrigens nur in den Boden, ohne auf Kartoffelknollen zu treffen, so verlieren sie bald ihre Lebensfähigkeit; ein Infiziren des Bodens durch dieselben findet mithin nicht statt. Hierauf basirt auch die Gülich'sche Kartoffelkulturmethode, deren Tendenz ist, indem der Kartoffelanbau auf kleinen, einzeln gebildeten Hügeln stattfindet, die darauf gefallenen Sporangien durch das Regenwasser zwischen die Vertiefungen der Hügel zu führen u. so unschädlich zu machen. Das Verfahren ist jedoch, wie alle andern Vorbeugungsmittel, nur ein theilweise erfolgreiches. Ein Mittel gegen die Krankheit ist noch, soviel als möglich den schweren u. feuchten Boden vom Kartoffelbau auszuschließen, öfters mit der Aussaat zu wechseln u. nur notorisch gesunde Kartoffeln zur Saat zu verwenden. Auch das Abschneiden des kranken Krautes u. sofortiges Verbrennen desselben wird empfohlen. — Das sog. Schorfigwerden od. Pockigwerden der Kartoffeln ist eine bei weitem gefahrlosere Krankheit; es entsteht auch leicht auf schwerem Boden, bei stark mit Pferde- od. Schafdünger gedüngtem Boden u. auf frisch gemergeltem Boden. Schriften über die K. sind: Dr. A. de Bary, „Die gegenwärtig herrschende K., ihre Ursache u. Verhütung"; ferner Prof. Dr. J. Kühn, „Die Krankheit der Kulturgewächse, ihre Ursachen u. Verhütung" (Berl. 1859). In neuester Zeit droht aus Amerika eine thierische Kartoffelplage eingeführt zu werden in dem sog. Coloradokäfer (Doryphora decemlineata), welche bereits eine Verordnung des Deutschen Reichskanzleramtes gegen die Einfuhr amerikan. Kartoffeln hervorrief. Der Coloradokäfer ist ein kleiner hübscher Blattkäfer, zu der in Südamerika durch zahlreiche, schön gefärbte Arten vertretenen Gattung gehörig, welche unsere Chrysomelen ersetzt. Der Name Doryphora od. Spießträger kommt von dem langen, nach vorn gerichteten Dorn her, in welchem sich Mittel- u. Hinterbrustbein vereinigen; außerdem sind charakteristische Merkmale die nach der Spitze hin etwas breit gedrückten Fühler u. der große, von vorspringenden Ecken des Halsschildes eingeschlossene Kopf. Der durch erstaunliche Fortpflanzungsfähigkeit gefährliche Coloradokäfer sucht die kartoffelbauenden Gegenden der Vereinigten Staaten schon seit einer Reihe von Jahren in verheerender Weise heim; an den Küsten des Atlantischen Ozeans ist er bereits angelangt, daher die Besorgniß, daß er auch den Weg zu uns finde. Larve sowol wie Käfer leben vom Kartoffelkraut u. vernichten dadurch die Pflanze, wenngleich die Knolle nicht von ihnen berührt wird.

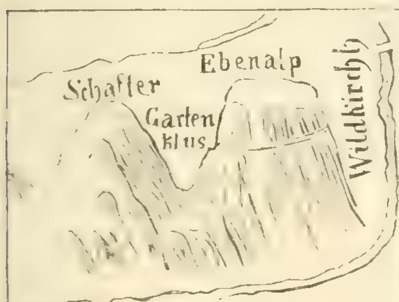
Kartographie ist die Kunst der Kartenzeichnung, speziell der Landkartenzeichnung. Wenn man den Raum, den die Grundfläche eines Körpers bedeckt, in seinen Umrissen wiedergibt, so entsteht ein Grundriß. Selten kann derselbe in natürlicher Größe gegeben werden: es tritt eine Verkleinerung od. Reduktion ein, deren Maß vermittels eines Zahlenverhältnisses (1 : 2, 1 : 10 u. s. w.) od. eines Maßstabes angegeben wird. Bei weiterer Verkleinerung läßt sich zwar eine größere Grundfläche bildlich darstellen, aber es ist dann nicht mehr möglich, alle die kleinen Einzelheiten wiederzugeben: für den Grundriß erhält man den Plan, der in verjüngtem Maßstabe (vielleicht 1 : 1000 bis 1 : 10,000) ein der Grundfläche

ähnliches Bild giebt. Geht man in der Verjüngung noch weiter, etwa bis 1 : 25,000 u. darüber hinaus, bis zu 1 : 150,000, so erhält man eine Karte, u. zwar eine topographische od. ortbeschreibende, welche namentlich gestattet, alle Sammelwohnplätze od. Ortschaften im Allgemeinen ihrem Grundrisse nach zu verzeichnen u. nichts Wesentliches von dem wegzulassen, was sich auf die Ansiedelungsverhältnisse des Menschen bezieht. Größere Reduktionen, etwa bis 1 : 500,000, geben noch immer Spezialkarten. Freilich hört nun schon die mathematisch richtige Reduktion der Räumlichkeiten auf: Straßen, Eisenbahnen, Flüsse werden viel breiter gezeichnet, als sie in Natur sind, die Ortschaften werden durch bestimmte Zeichen dargestellt ꝛc. In den Grenzen der Reduktion von 1 : 500,000 bis 1 : 1,000,000 liegt die Klasse der **General- od. Uebersichtskarten**: die meisten Darstellungen arten in gewisse Zeichen aus, gleichzeitig tritt die Nothwendigkeit ein, einen immer größeren Theil des Stoffes von der Verbildlichung auszuscheiden. Bei noch weiteren Reduktionen, welche bei kleinen Schulkarten bis 1 : 100,000,000 der natürlichen Größe gesteigert werden konnen, kann man die Karte nur noch für eine bildlich redende u. räumlich geordnete Zeichensprache erklären; hat man aber die Grundsätze richtig aufgefaßt, nach welchen die unmittelbar ähnlichen geometrischen Bilder allmählich in bloße Zeichen übergegangen sind, so genügen diese zum Verständniß der räumlichen Anordnungen u. zur richtigen Vorstellung von den natürlichen Vorbildern. Die Karte ist demnach ein unentbehrliches Hülfsmittel bei geographischen Studien.

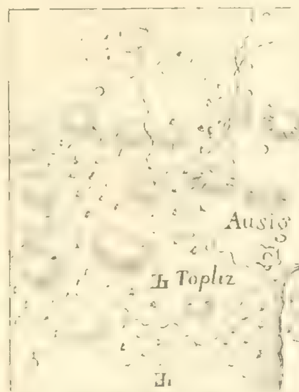


Nr. 3650. Aus Ptolemäos' Geographie Bologneser Ausgabe von 1462

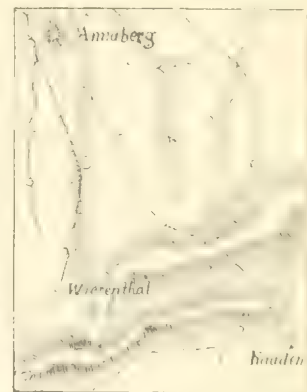
Zweck der Karte ist die Darstellung der ganzen Erdoberfläche od. einzelner Theile derselben. Deswegen müssen zunächst die Terrainverhältnisse auf ihr zum Ausdruck kommen: 1. Die Formen des festen Landes in ihrer horizontalen Ausdehnung, namentlich in ihren Begrenzungen gegen das Wasser. Letztere werden gewöhnlich dadurch hervorgehoben, daß das Wasser mit horizontalen Strichen schraffirt od. durch Linien, die der Küste parallel laufen, bezeichnet, od. daß es blau gefärbt wird; bei den Flüssen giebt es auch wol besondere Zeichen für Wasserfälle, Schiffbarkeit, Kanäle ꝛc. 2) Die Formen des Landes in ihrer vertikalen Ausdehnung: **Gebirge**. Die Darstellung der Höhenverhältnisse unterliegt manchen Schwierigkeiten u. hat eine Reihe unzweckmäßiger Methoden durchlaufen, ehe man zu den jetzigen klaren Darstellungsweisen gelangte. Die ältesten Ausgaben von Ptolemäos enthalten Karten, auf welchen ein rohes Zeichen, etwa einer Säge od. einer zugeschnittenen Holzplatte ähnlich, die Lage von Hauptgebirgen andeutet (vgl. „Geographie"); wahrscheinlich hat Agathodämon, der im 2. Jahrh. n. Chr. nach des Ptolemäos Angaben Landkarten zeichnete, diese Methode angewendet, die durch Kopien auf uns gekommen ist. In Sebastian Münster's Kosmographie finden wir eine rohe seitliche Zeichnung der Berge u. Bergzüge (Nr. 3650). Nach u. nach nahm die Bergzeichnung zierlichere Formen an, ja in den Karten des 17. u. 18. Jahrh. wurde sie bisweilen zu förmlichen Seitenansichten einzelner Berge (Nr. 3651). Dies Hineintragen perspektivischer Seitenansichten in die Karte, die ihrem Wesen nach ein Grundriß ist, ist etwas durchaus Fremdartiges u. führt den Uebelstand mit sich, daß die Seitenansichten ein Stück der Grundfläche in ungehöriger Weise verdecken. Mag dem Laien eine Karte „aus der Vogelschau" — wie deren seit dem Krimkriege viele zur Orientirung auf den Kriegsschauplätzen gedruckt u. gezeichnet worden sind — schön u. bestechend erscheinen, mag für einzelne Zwecke (wie die Delkeskamp'sche Ansicht des Rheinlaufs aus der Vogelschau) die Perspektivzeichnung auf Grund der Landkarte zweckmäßig sein: im Allgemeinen muß dennoch jene Methode als verwerflich gelten. Der Franzose Buache u. andere französische u. bald auch deutsche Kartenzeichner wendeten seit Mitte des 18. Jahrh. **Schraffen** an, d. h. Striche von ungleicher Stärke, die in gewisser Ordnung neben einander angebracht wurden u. entweder einzelne Berge (Nr. 3652), od. lange Bergzüge u. die Einsenkungen der Thäler (Nr. 3653) zum Ausdrucke brachten. Doch hat auch der v. Schlieben'sche Atlas von Europa um 1830 meist noch die alte seitliche Bergzeichnung. Die Methode der Schraffen (Schraffirung) wurde vervollkommnet. Die Franzosen wendeten die einseitige od. schiefe Beleuchtung an, die Deutschen modifizirten die Schraffen nach dem Charakter des Bodenanstiegs u. verfuhren nach dem Grundsatze: je steiler, desto greller; bei sanftem Terrain wendeten sie weiter abstehende dünne u. lange Striche an, bei steilem eng an einander liegende dicke u. kurze, auch wol gekreuzte Striche. (Nr. 3654, aus C. C. von Kleist's Situationskarte der Gegend zwischen Dresden u. Freiberg 1758.) Eine feste Skala gab es in dieser Uebergangsperiode nicht; in Deutschland waren die Zeichner in den Plankammern möglichst streng isolirt, die Landesvermessungskarten wurden möglichst geheim gehalten, nur bei wenigen Plankammern gab es sog. Schulen für topographische Zeichner.



Nr. 3651. Aus Walser's Karte von Appenzell Homann's Erben 1768



Nr. 3652. Aus einer Karte vom Erzgebirge 1778.



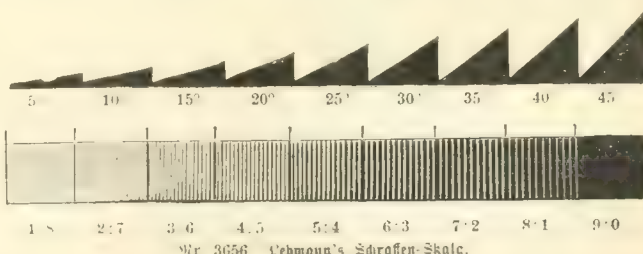
Nr. 3653. Aus einer Karte des erzgebirgischen Kreises 1823.



Nr. 3654. Aus C. C. v. Kleist's Situationskarte der Gegend zwischen Dresden u. Freiberg 1758.


Nr. 3655. Aus Ziegler's Karte des Kantons Glarus. 2. Aufl. 1868.

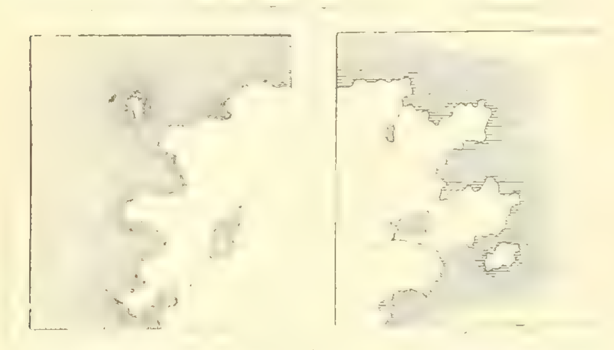
Mit Lehmann, der zuerst als Unteroffizier, später als Major in Sachsen arbeitete, trat seit 1799 eine systematische Behandlung der Bergzeichnung ein: die **Methode der senkrechten Beleuchtung**. Fällt das Licht senkrecht von oben ein, so werden alle horizontalen Flächen vollständig erleuchtet, senkrechte Abhänge gar nicht, alle Böschungen mehr od. weniger, u. zwar nach dem bestimmten Grade des Neigungswinkels.



Nr. 3656. Lehmann's Schraffen-Skala.

Lehmann läßt nun in seinem System alle Böschungen von 45° Neigungswinkel u. darüber schwarz, für die übrigen Neigungswinkel nimmt er eine Skala von 5 zu 5 Grad u. verwendet mit zunehmender Steilheit stärkere Striche: Weiß u. Schwarz sind nach bestimmtem Grundsatze vertheilt, wie beifolgende Skala (Nr. 3656) zeigt. Für Darstellungen von Hochgebirgen eignete sich freilich diese Manier nicht, geringe Neigungswinkel kamen ganz in Wegfall, aber die Karte gab ein klares, der Wirklichkeit entsprechendes u. nam. für militär. Benutzung zuverlässiges Bild.

Neben dem Lehmann'schen System der senkrechten Beleuchtung entwickelte sich in Frankreich u. Italien das System der schiefen Beleuchtung: man denkt sich die Lichtstrahlen schräg, u. zwar sämmtlich parallel einfallend. Die nach diesem Grundsatze ausgeführte Bergzeichnung giebt ein plastisches, auf den ersten Anblick leichter verständliches Bild: es ist etwas Wesentliches aus der Perspektivzeichnung in die topographische Planzeichnung herübergenommen — allein es tritt ein andrer Fehler ein: die Abhänge, auf welche die Lichtstrahlen senkrecht fallen, erscheinen am hellsten beleuchtet, die entgegengesetzten am dunkelsten, u. so kommt es, daß gleiche Böschungen ganz verschieden dargestellt werden u. daß auch bei sorgfältiger u. verständiger Benutzung der Karte Täuschungen unvermeidlich sind. Die Generalstabskarten neuerer Zeit haben, um die Fehler beider Darstellungen zu vermeiden, ein modifizirtes Lehmann'sches System angewendet, d. h. die Skala weiter eingetheilt u. auch Abhänge, die steiler als 45° sind, schraffirt. Die Karten erhalten dadurch einen milderen, zarteren Ausdruck, ohne an Richtigkeit zu verlieren, die Brauchbarkeit wird vielmehr erhöht. So die große franz. Generalstabskarte u. nam. die Dufour'sche Karte der Schweiz, in welcher hohe Meisterschaft der Zeichner u. Stecher sich vereinigten, während als Muster Lehmann'scher Zeichnung die Oberreit'sche Karte von Sachsen zu nennen ist.



Nr. 3657. Wasserschraffirung mit Parallellinien. Nr. 3658. Wasserschraffirung mit Horizontallinien.

In genialer Weise hat J. M. Ziegler in Winterthur, ein Meister in der Darstellung von Hochgebirgen, die strenge Theorie verlassen u. die Schraffen nach einer von verschiedenen Seiten einfallenden Beleuchtung gezeichnet u. dabei ein plastisch schönes u. zugleich vollkommen deutliches Terrainbild hervorgebracht. Zugleich verwendet er dabei ein anderes Element, welches früher unbekannt war, die absolute Höhe.



Nr. 3659. Ausschnitt aus der Spezialkarte der Gegend von Eisenach.

Schon im J. 1791 war in Paris die absolute Höhe als wichtiger Faktor der Bodenform neben den Ausdehnungen in Länge, Breite u. Höhe erkannt worden. Lehmann hatte Isohypsen entworfen, d. h. Linien, welche die sämmtlichen Punkte gleicher Meereshöhe mit einander verbinden, um nach denselben seine Schraffen theoretisch streng zu regeln; die französische, die badische u. viele andere Generalstabskarten tragen mit Ziffern zahlreiche Meereshöhen ein. Aber während Lehmann die mit Bleistift angedeuteten Isohypsen nach der Ausführung der Schraffenstriche wieder weglöschte, hat man jetzt angefangen, entweder die Zwischenräume der Isohypsen in Lehmann'scher Manier zu schraffiren, od. was einfacher ist ohne feste Theorie durch stärkere od. schwächere Striche die Zwischenräume auszufüllen (Nr. 3655) od. auch mit Weglassung aller Schraffen sich auf die Isohypsen zu beschränken, die nun, namentlich für militärische Zwecke, ein vollkommen lesbares Bild von der Oberfläche u. ihren Böschungen geben. In dieser letzten Weise wird die neue geologische Karte des Königreichs Sachsen (im Maßstabe von 1 : 25,000) ausgeführt.

Weitere Versuche von Darstellungen der Terrainbilder haben sich diesen systematischen Behandlungen angeschlossen. Statt der Schraffen nahm man Tuschtöne, dunkler od. heller, wie die Böschungen es verlangten. Oberst Chauvin in Berlin schlug vor (1852 u. 1854), einen Einfallswinkel der parallelen Strahlen des Lichts mit 30 Grad anzunehmen, die senkrecht vom Licht getroffenen Stellen weiß zu lassen, die anderen heller od. dunkler zu färben u. dabei auf Grund der Isohypsen zu arbeiten. Die Forderung strengster Genauigkeit wird dabei nicht ausgeschlossen, bedingt aber ebenso tüchtige Zeichner als Lehmann's Schraffirungsmethode. Karten dieser Art sind, freilich ohne gründliche Durcharbeitung, in neuerer Zeit häufig hergestellt worden, nam. hat man diese Methode zur Herstellung von Generalkarten benutzt. Es werden dadurch Kartenbilder erzeugt, welche — wie z. B. an Kraaz' Wandkarten von Deutschland, von Afrika 2c. leicht nachzuweisen ist — durch schöne u. gefällige Darstellung das Auge auf den ersten Blick bestechen, aber bei gründlicherer Untersuchung sich größtentheils als Phantasiebilder herausstellen.

Eine andere Art der Darstellung, die sich auf die absolute Meereshöhe beschränkt, geben die **Höhenschichtenkarten**, d. h. Karten, bei denen die zwischen den Isohypsen befindlichen Räume nach gewissen Gesetzen kolorirt werden. Man kann, wenn die Stufen nicht zu zahlreich sind, mit Abstufungen einer u. derselben Farbe arbeiten u. hat dazu nam. das Braun geeignet gefunden (so in Zeichnungen des Feldmarschallleutn. von Hauslab, in den Höhenschichten, Wandkarten auf Wachstuch von Vogel u. Delitsch, auf vielen Karten der Petermann'schen „Mittheilungen" 2c.), od. man wechselt mit den buntesten Farben, nam. wo es gilt, die zahlreichen sehr schmalen Zwischenräume zu unterscheiden (wie auf der leider unvollendet gebliebenen von Papen'schen Höhenschichtenkarte von Mitteleuropa), od. man schlägt einen Mittelweg ein, wie auf der Höhenschichtenkarte von Chile in Petermann's „Mittheilungen" von 1875 (vgl. „Berg").

Außer der Beschaffenheit des Terrains kommen auf topographischen Karten vorzugsweise zum Ausdruck: 1) Die **Hydrographie** od. Zeichnung der Wasserverhältnisse, das gesammte Flußnetz, wol auch mit besonderen Zeichen für Kanäle, Wasserfälle, Ueberschwemmungsterrain, Schiffbarkeit; 2) die **Bedeckung der Oberfläche** mit Wald (Nadel- od. Laubwald 2c.), Weideplätzen, Wiesen, Feldern, Gärten, Sümpfen, Steinen, Sand (Wüste, Steppe), Schnee 2c.; 3) die **menschlichen Wohnplätze** mit planartiger Darstellung ihres Umfangs od. mit besonderen Zeichen, die die Art (Stadt, Flecken, Dorf, Schloß, Kloster, Bad 2c.) u. die Größe od. verschiedene Einwohnerzahl ausdrücken; 4) die **politischen Grenzen**; 5) die **Verkehrswege** mit besonderen Zeichen für Fußwege, Fahrwege, Chausseen, Eisenbahnen. Die Anwendung verschiedener Zeichen u. verschiedener Farben (letztere oft in Flächendruck u. in verschiedenen Schattirungen) hat in unserem Jahrhundert das Kartenzeichnen außerordentlich gefördert, u. es sind, wie nam. die allgemeinen Ausstellungen in Paris 1867 u. Wien 1873 u. die Ausstellungen geographischer Kongresse (Antwerpen 1871, Paris 1875) dargethan haben, Kartenwerke in größter Mannichfaltigkeit hergestellt worden. Der Astronom stellt den gestirnten Himmel dar, der Meteorolog die Verbreitung der Wärme, des Regens, die Erscheinungen des Magnetismus u. a. allgemeine Verhältnisse, der Geolog die verschiedenen Formationen in der festen Erdrinde, der Bergmann die Lagerung u. den Umfang seiner Schichten u. Adern (Kohlengebiete), der Forstmann, der Landwirth, der Weinbauer seine Kultur- u. Ertragsverhältnisse, der Kaufmann die Verbreitung seines Handels (z. B. Bewegung des Steinkohlenhandels in Deutschland), der Statistiker die Verbreitung von Menschen nach Anzahl, Dichtigkeit, Abstammung, Sprache, Beschäftigung, Religion 2c., od. die Anzahl der Hausthiere 2c. In dem schönen „Kulturatlas von Niederösterreich" (Wien 1873) finden wir besondere Karten über die landwirthschaftlichen Unterrichtsanstalten u. das landwirthschaftliche Vereinswesen; Aerzte stellen kartographisch die Verbreitung von Krankheiten, die Verhältnisse der Sterblichkeit 2c. dar; der Zoolog u. Botaniker zeichnet Karten für die Verbreitung von Pflanzen u. Thieren. Für den Krieg werden topographische Karten zum Einzeichnen der Feldzugspläne u. der ausgeführten Bewegungen, der Befestigungs- u. Belagerungswerke verwendet. Von den Landkarten weichen wesentlich die **Seekarten** ab, welche das Land unberücksichtigt lassen u. es nur mit den Küstenlinien, Tiefenverhältnissen, Strömungen, Schifffahrtszeichen 2c. zu thun haben.

Geschichtliches. Die ersten Spuren des Kartenzeichnens finden wir bei den Aegyptern (nach Herodot) u. Israeliten: Josua ließ um 1450 v. Chr. das Land auf einen „Brief", d. h. eine Karte schreiben — eine Kunst, die er sicher in Aegypten gelernt hatte. Bei den alten Griechen finden wir den Nachweis, daß um 500 v. Chr. Aristagoras von Milet den Spartanern eine Karte schickte u. daß Sokrates den hochmüthigen Alkibiades aufforderte, ihm seine Besitzungen auf der Landkarte zu zeigen. Die Römer entwarfen Itinerarien u. Karten. Ptolemäos bestimmte nach 100 n. Chr. die Lage der Orte nach geographischer Länge u. Breite u. schuf dadurch eine richtige Grundlage für das Kartenzeichnen. Im Mittelalter ging die Kunst des Kartenzeichnens wieder verloren, es

mußte von vorn angefangen werden. Von wesentlichen Fortschritten ist zu bemerken, daß König Heinrich II. von Frankreich u. bald darauf Kurfürst August von Sachsen durch Zusammenstellung von Wegentfernungen Karten herstellten u. zu genauerer Messung einen eigenen Mechanismus an den Rädern ihrer Kutschwagen angebracht hatten; daß zu gleicher Zeit Horace Fernel, Heinrich's II. Leibarzt, eine trigonometrische Gradmessung vornehmen ließ, um die Größe der Erde zu ermitteln, ein gut gelungener Versuch, welchen der holländische Mathematiker Snell 1615, Riccioli bei Modena 1654, Picard bei Amiens 1669, Cassini von 1680—1718 durch ganz Frankreich wiederholten; — daß um das J. 1700 der sächsische Pfarrer Zürner größere Kartenaufnahmen mit dem Meßtisch unternahm, ein Verfahren, welches sofort überall Nachahmung fand; — daß von 1744—83 die erste französ. Generalstabskarte mit Zugrundelegung eines trigonometrischen Netzes entstand; daß 1780 in Deutschland zuerst Sachsen mit Herstellung einer solchen Karte begann u. daß seitdem die Entwerfung u. Vervollkommnung der Landkarten rastlos u. mit Aufwendung höchst bedeutender Kräfte betrieben worden ist.

Karwändelgebirge heißt der Theil der nördl. Kalkalpen, welcher sich an der bayer. tirol. Grenze zwischen dem oberen Isarthale u. dem Achensee erhebt; im W. führt der Paß von Mittenwald Scharnitz, im O. die Straße Achenthal-Jenbach durch tiefe Thalsenken in das Thal des Inn, von welchem das K. im S. durch die gewaltige Gruppe des Solstein getrennt ist. Nur in wenigen Gipfeln, wie der Grubenkarspitz (2668 m.), über die Firngrenze emporragend u. weder ausgedehnte Schneefelder noch Gletscher tragend, gehört doch diese Gebirgsgruppe zu den wildesten Theilen der Kalkalpen wegen ihrer furchtbar steilen Abstürze, ihrer riesigen Geröllhalden, des Mangels an Matten u. der Zerrissenheit ihrer Gipfel. Seinen Namen hat das K. nach der dialektischen Bezeichnung des Wachholderstrauches erhalten.

Karyatiden (a. d. Griech.), weibliche Statuen in vollem Putze des Panathenäenfestes, die zuweilen in der griech. Baukunst statt der Säulen als Trägerinnen des Gebälkes erscheinen, z. B. um die Halle an der südwestl. Ecke des Erechtheions in Athen (Abb. Bd. II, Tafel XXVIII, Fig. 11) u. auch in der Baukunst des Mittelalters angewendet wurden.



Nr. [illegible] Kasan.

Karton, dickes Papier, nam. Zeichenpapier, daher auch die auf solchem Papier ausgeführten Vorzeichnungen zu einer Wand- od. einer Glasmalerei, einer Stickerei u. dgl., u. zwar in der Größe des auszuführenden Werkes. Die Umrisse dieser nach einer bereits vorliegenden Skizze mit Bleistift, Kreide od. Kohle, auch mit Pinsel u. Tusche gemachten Vorzeichnung werden durch eingestochene kleine Löcher mit Kohlenstaub od. vermittels einer Durchzeichnung auf durchsichtigem Papier auf den Malgrund übertragen. Es leuchtet ein, daß solche K.s von der Hand berühmter Meister der Vorzeit von hoher Wichtigkeit sind, mögen nun die danach ausgeführten Gemälde noch vorhanden sein od. nicht, ja selbst dann, wenn die Malereien als solche gar nicht zur Ausführung kamen. Am berühmtesten sind die jetzt im Kensingtonmuseum (ehemals in Hamptoncourt) noch vorhandenen, in Wasserfarben kolorirten K.s von Rafael zu seinen für die Sixtinische Kapelle bestimmten Tapeten, die leicht kolorirten, in schwarzer Kreide ausgeführten von Lionardo da Vinci von einzelnen Köpfen der Figuren im Abendmahl, sowie die leider nicht zur Ausführung gekommenen K.s von Cornelius zu den Fresken für den Campo Santo zu Berlin.

Kartuschen heißen die Patronen für die Geschütze der Artillerie. Ihr Gebrauch wurde im 17. Jahrh. allgemein u. verdrängte (für die Kanonen) die Art des Ladens mit losem Pulver mittels einer Ladeschaufel.

Karuben od. Karoben, s. v. w. Johannisbrot, s. „Ceratonia".

Karve, s. v. w. Kümmel.

Sie sollen nach Vitruv ihren Namen haben von den Frauen der Stadt Karya im Peloponnes. Männliche unbekleidete Figuren, die zu diesem Zwecke dienen, heißen Atlanten od. Telamonen.

Kasán, ostruss. Gouvernement von 1116 □M. u. 1,670,337 E. (1872), liegt auf beiden Seiten der mittleren Wolga, welche hier die Kama (s. d.) aufnimmt, u. zeigt im O. dieses Stromes wellenförmige Ebenen, deren schwarzer Boden außerordentlich fruchtbar ist u. prächtige Waldungen von Laub- u. Nadelholz trägt; im W. erhebt sich das Land steil aus dem Wolgathale zu Höhen von 150—200 m., deren groteske Formen diesem Hügellande die Bezeichnung der „Kasan'schen Schweiz" eingetragen haben. Das Klima trägt durchaus kontinentalen Charakter u. läßt sehr strenge Winter auf heiße Sommer folgen; dennoch bietet die Landwirthschaft bes. in den reicher bewässerten Flußthälern guten Ertrag an Getreide. Die Bevölkerung ist ein seltsames Gemisch der verschiedensten Nationalitäten, gegen 400,000 E. sind tatar. Mohammedaner, etwa 10,000 heidnische Mongolen. — Die Hauptstadt K. mit 78,601 E. (1872) liegt an der Kasanka, welche unweit davon in die Wolga mündet, u. hat ihren tatar. Namen (d. h. Kessel) daher, weil ihre Häusermassen sich theils auf der im Frühjahr häufig überschwemmten Thalsohle, theils auf den Abhängen der Uferränder ausdehnen. Auf dem höchsten der 7 Hügel, auf welchen die Stadt erbaut ist, erhebt sich der Kreml, die Festung, am nördl. Ende; er bildet ein längliches, von Mauern umgebenes Viereck u. wird von Thürmen überragt, die zu den Befestigungen od. den innerhalb derselben gelegenen Kirchen gehören. Unter letzteren

ist die 1552 bald nach der Eroberung K.s durch die Russen gegründete Kathedrale am berühmtesten, weil sich in derselben ein höchst wunderthätiges Bild der „Mutter Gottes von K." befindet. Auf dem Plateau hinter der Festung dehnen sich die Ruinen der alten, 1552 zerstörten Tatarenstadt aus; jetzt wohnt die tatar. Bevölkerung in dem unteren Stadttheil, nam. am Kabansee, dessen längliches Becken am Fuße des Festungshügels liegt. Die buntbemalten Häuser, die schlanken Minarets, die oriental. Trachten dieser Tataren geben dieser Unterstadt ein ganz asiat. Aussehen. Obgleich auch jetzt noch die Abneigung zwischen Christen u. Mohammedanern in K. nicht selten zu Konflikten führt, so werden doch die Tataren wegen ihrer Nüchternheit, Ehrlichkeit u. ihres Fleißes geschätzt; aus ihnen nehmen sich viele russ. Familien ihre Diener, u. unter den reichen Kaufleuten K.s wie unter den gesuchtesten Handwerkern finden sich viele tatar. Namen; außerdem ist die allgemeine Bildung dieses Theils der Bevölkerung eine bei weitem höhere als die der Russen. K. ist Sitz eines Militär- u. Civilgouverneurs u. eines Erzbischofs. Die 1814 eröffnete Universität besitzt eine an oriental. Handschriften bes. reiche Bibliothek u. Lehrstühle für verschiedene oriental. Sprachen; außerdem befinden sich in K. noch zwei Gymnasien, ein Seminar, mehrere gelehrte Gesellschaften, ein Theater, ein großes Irren- u. ein Waisenhaus u. andere gemeinnützige Anstalten. Handel u. Industrie sind von großer Bedeutung, letztere nam. in Seifensiederei, Gerberei, Seilerei, Weberei u. Fabrikation von Eisenwaaren. An der Wolga liegen große Werften. Der Schiffahrtsverkehr zwischen K. u. Astrachan ist sehr lebhaft. Die Dampfer nehmen Fahrgäste auf, schleppen aber gleichzeitig drei bis vier große Schiffe u. deshalb kommen sie nur langsam vorwärts. Sie heizen fast alle mit leichtem Holz u. müssen deshalb sehr oft anlegen, um neuen Vorrath einzunehmen. In der Nähe K.s erhebt sich auch auf einem Hügel das malerisch gelegene Ssilantkloster mit 4 Kirchen u. an dem Schematichasee das Kisitschkloster mit 9 Kirchen. — K. ist eine tatar. Ansiedelung u. gilt jetzt noch diesem Volke als der westlichste Grenzpunkt ihrer Nationalität u. ihres Glaubens; die Stadt bestand schon im 13. Jahrh., wurde aber 1399 von den Russen verwüstet u. gewann erst im 15. Jahrh. wieder Bedeutung, als hierher der Khan Ulu Mohammed seine Residenz verlegt hatte u. den Handel begünstigte. Nachdem dies Khanat schon 1469 den Russen tributpflichtig geworden war, wurde K. selbst 1552 von Zar Iwan dem Schrecklichen erobert u. das Land mit dem Russ. Reiche vereinigt. Das Khanat K. umfaßte 11,534 □M. u. bestand aus jenen Landestheilen, welche jetzt von den Gouvernements K., Pensa, Perm, Ssimbirsk u. Wjatka gebildet werden u. eine Bevölkerung von 8,581,537 Seelen (1872) besitzen.

Kasan od. Kaschan, der Vorsänger in der Synagoge der Juden. Kaschan Baschi, der höchste Vorgesetzte sämmtlicher im Türk. Reiche wohnenden Juden in geistlichen Dingen.

Kasanlik, s. „Kisanlik".

Kasbek, einer der höchsten Gipfel des Kaukasus, welcher sich in der Mitte dieses Gebirges, auf einem nach NO. ausbiegenden Aste des Hauptkammes, südl. von Wladikawkas zu 5043 m. erhebt. Die an seinem Ostabhange gelegene tiefe Einsenkung wird zur Anlage der Eisenbahn zwischen Wladikawkas u. Tiflis benutzt. Die von riesigen Eis- u. Schneemassen umlagerte Spitze ward zum ersten Mal von den Engländern Freshfield, Moore u. Tucker mit dem Montblancführer Decoussond aus Chamouni 1. Juli 1868 bestiegen; frühere Besteigungsversuche waren nur bis zur Firngrenze (3600 m.) gelangt.

Kaschan, Stadt in der pers. Provinz Irak Adschemi, 800 m. über dem Meere gelegen, mit 30,000 E., welche alle Arten Baumwollen- u. Seidenzeuge sowie Metallwaaren u. Waffen verfertigen, ist die sauberste u. freundlichste Stadt Persiens u. heißt deshalb „die Braut der pers. Städte". K. wurde durch Zobeida, die Lieblingsgemahlin Harun ar Raschid's, erbaut u. ist durch einen Erdwall geschützt; 1 M. von der Stadt entfernt liegt ein königl. Palast mit Teichen u. Kanälen, um das Wasser zur Kühlung durch die Hallen zu leiten. Die Umgegend zeichnet sich durch Obstbau u. Seidenzucht aus.

Kaschau (ungar. Kassa), Hauptstadt des oberungar. Komitates Abaujvar u. königl. Freistadt mit 21,742 E. (1869), liegt in dem reizenden Thale der Hernad, umgeben von Weinbergen u. überragt von den Gipfeln der Karpaten. Die Stadt selbst, welche 1241 zu einer solchen erhoben worden ist, zeigt noch in ihrem Innern den deutschen Ursprung, bes. in ihren geraden, regelmäßigen u. reinlichen Straßen u. nam. in der Elisabethkirche, dem schönsten gothischen Bauwerke Ungarns. Jetzt bildet die deutsche Bevölkerung K.s die Minorität u. wird an Zahl beträchtlich von den slav. u. magyar. Elementen übertroffen. K. ist Sitz einer Rechtsakademie u. eines Bischofs; hier befindet sich außerdem ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt u. ein Priesterseminar. Industrie u. Handel sind sehr beträchtlich; K. producirt Schießpulver, Oel, Papier, Tabak, Mehl, Leder u. führt viel Wein u. Getreide aus. Im ungar. Revolutionskriege wurde hier 4. Jan. 1849 der ungar. Kriegsminister Meszaros von dem österr. General Schlick geschlagen.

Kaschelot, s. v. w. Potfisch (s. d.) u. Wal.

Kaschgar, auch Ostturkestan od. Tschity Schehr (Sieben Städte) genannt, umfaßt das Gebiet der ehemaligen chines. Provinz Thian-Schan-Nan-Lu u. hat eine Größe von 20,317 □M., wovon aber nur ca. 3600 □M. von 580,000 Menschen bewohnt sind. Die Bewohner, aus Usbeken (dem herrschenden türk. Stamm), Uiguren, ferner mongol. u. arischen Stämmen zusammengesetzt, sind zum größten Theil Mohammedaner, zum geringeren Buddhisten u. Anhänger des Schamanenthums; sie empörten sich 1863 gegen die Chinesen, vertrieben dieselben u. bilden seitdem unter Yakub-Bey (s. d.), welcher den Titel Atalik-Ghazi annahm, ein Reich. Dies wird im N. vom Thian-Schan (mit Pässen von 4000 m. Höhe), im W. vom Pamir (Dach der Welt, auch Bolor-Dagh) u. im S. vom Karakorum (dessen Pässe über 5000 m. hoch sind) abgeschlossen, während es nach O. durch die Wüste Gobi von den chines. Kulturländern getrennt wird. Es stellt ein großes Gebirgsthal dar, dessen Sohle 1300 bis 1500 m. über dem Meere liegt u. sich nach O. abdacht, dem Laufe des Tarymflusses folgend, welcher in den Lopsee mündet. K. hat vollständiges Kontinentalklima, doch erlaubt der warme Sommer trotz der hohen Lage den Anbau von Weizen, Gerste, Reis, Melonen, Wein u. Obstbäumen der gemäßigten Klimate. Der Maulbeerbaum gedeiht u. es wird viel Seide gezogen. Die zahlreichen Bergströme, welche die riesigen Grenzwälle dieses Landes entsenden, werden in eine Menge Kanäle getheilt u. machen die Gegenden an dem Fuße der Gebirge fruchtbar, während die Steppen des Innern vielfach in Salzwüste übergehen u. nur an den Ufern des Tarym getreidereiche Landschaften aufweisen. Der Bergbau liefert Eisen, Kupfer u. Jnstein (verschieden gefärbten Nephrit, der bes. in China gesucht ist). Die Thierwelt ist in K. bes. durch Yak, wilde Esel, Moschusthiere u. zahlreiche Raubthiere in den unbewohnten Landestheilen vertreten; selbst der Tiger kommt noch in den Dschungeln am Tarym vor u. erreicht in K. die nordwestlichste Grenze seiner Verbreitung. Die Bewohner halten große Herden von Schafen u. Ziegen, aus deren Haar man Shawls fertigt. Zum Transport der Waaren dienen Esel u. das zweihöckrige Kameel. Die Menge von Fischen, welche die Flüsse bergen, bilden das wichtigste Nahrungsmittel der Anwohner. Die Ausfuhrartikel, deren Werth 1869 an 2,583,162 Mark betrug, sind vorzüglich feine Ziegenwolle u. Rohseide. Rußland sowol als England, welche beide mit K. Handelsverträge abgeschlossen haben, versuchen dies Land als Markt für ihre Waaren zu gewinnen. Die alten Handelsstraßen, welche den Verkehr zwischen China u. Indien u. dem Abendlande vermittelten, sind noch heute in lebhaftem Betriebe. Die bedeutendsten Städte des Landes sind Yarkand (120,000 E.), Khotan (70,000 E.), Aksu (50,000 E.) u. die gleichnamige Hauptstadt K. (60—70,000 E.); diese liegt am Strome gleichen Namens, einem Quellflusse des Tarym, welcher die eigentliche Stadt von der ¾ M. entfernten Citadelle trennt, u. wird von einer Lehmmauer umgeben. Um dieselbe ziehen sich schöne Gärten, in denen Wein, Obst, Flachs, Hanf u. auch Baumwolle gebaut wird. Die Häuser sind niedrig u. mit flachen Dächern versehen, die Straßen eng u. unreinlich, nur die breitesten haben Raum für einen zweirädrigen Karren. Die Festung hat eine 12 m. hohe Umwallung, vor welcher ein niedriger Wall u. ein breiter Graben liegt; die Mauern bestehen sämmtlich aus Lehm, sind aber ziemlich widerstandsfähig. Die Residenz wird gebildet aus einem ebenfalls von einer Mauer umschlossenen Gebäudekomplex mit 3 Höfen, in deren innerstem der Palast od. Urdu des Königs steht. Beträchtlich ist die Industrie K.s, bes. die Fabrikation von Gold- u. Silberwaaren u. die Weberei baumwollener u. wollener Zeuge u. Teppiche; bedeutender aber der Handel, an dem seit einigen Jahren die Russen einen sehr regen Antheil nehmen. Die großen Bazars sind an die verschiedenen Nationen vertheilt, welche hier zusammenströmen. K. fiel nach einer heldenmüthigen Vertheidigung der chinesischen Besatzung 1865 in die Hände Yakub's.

Kaschmir (Cachemir), das Reich Gholab Singh's, umfaßt das eigentliche K., Baltistan u. Ladakh, etwa 2800 □M. mit 3 Mill. E. Das eigentliche K. ist ein eirundes Hochthal von 33 M. Länge, 240 □M. groß, von über 5000 m. hohen Schneegebirgen umschlossen u. durch eine Anzahl Pässe mit Indien u. Hochasien in Verbindung stehend. Das Thal ist ehemaliger Seeboden, der Dallsee ein Ueberrest der Gewässer, denen der Dschellam (Nebenfluß des Indus) Abfluß verschaffte. Das Klima ist im Winter sehr rauh, doch wird von den meisten Reisenden das Land als ein wahres Paradies geschildert, u. mit Entzücken sprechen diese von den herrlichen Wäldern, den tosenden Wasserfällen u. dem Blumenschmuck der Thäler. K. ist reich an Eisen, Kupfer u. Graphit. Die Pflanzenwelt ähnelt ganz der des übrigen Himalaja; wichtig ist die Wasserkastanie, deren Wurzeln den Umwohnern der Seen K.s zur

Nahrung dienen. Auch die Thierwelt unterscheidet sich sehr von der des nahen Indiens. Nur Panther u. Pfauen erinnern an dessen Nähe. Die Bevölkerung K.s besteht zum größten Theil aus sunnitischen Mohammedanern, einem herrlichen Menschenschlag; die Männer sind von sehr kräftigem Körperbau u. die Weiber frisch u. schön, so daß sie für die ind. Harems sehr gesucht sind (Abb. s. Bd. I Sp. 1103 Nr. 883); ihre Hautfarbe ist heller als bei den Bewohnern Hindustans u. bei den wohlhabenderen Klassen nicht dunkler als bei den Südeuropäern. Trotz ihres lebhaften u. scharfsinnigen Geistes sind die Kaschmirer doch abergläubisch, vergnügungssüchtig u. lügnerisch, aber geschickt in den Gewerben, bes. in der Weberei (s. „Kaschmirshawls“), u. verschlagen im Handel. Die Hauptstadt des Landes ist Srinaggar, die Sonnenstadt (Surya nagara), am Jhelum, mit etwa 70,000 E. In gewisser Beziehung erinnert Srinaggar an Venedig; wie dieses ist es eine Stadt der Brücken, welche über die zahlreichen, die Stadt durchschneidenden Kanäle u. Flußarme führen.

Kaschmirshawls werden die feinen, von Indien, bes. Kalkutta, ausgeführten Shawls genannt, welche ehemals fast ausschließlich in Kaschmir selbst, jetzt aber auch im Pendschab u. zwar häufig auf Bestellung europ. Handelshäuser, nach vorgeschriebenen Mustern gewebt werden. Die feine Ziegenwolle Paschmina stammt aus Ostturkestan od. Tibet, wird nach Kaschmir gebracht u. sorgfältig sortirt, so daß nur etwa $^1/_3$ des Gewichts zur Shawlweberei zur Verwendung kommt. Darauf wird sie gesponnen u. gefärbt. In der Färberei gerade leisten die Bewohner Kaschmirs Außerordentliches, u. es ist neben dem feinen Gewebe gerade die Schönheit u. Harmonie der durchaus dauerhaften Farben, was den K. einen so hohen Werth verleiht. Die Weber, welche auf sehr primitiven Stühlen arbeiten, bilden eine Gilde u. stehen unter Meistern, Ustads, die mit dem Export sich befassen u. gewöhnlich $^1/_5$ des Erlöses für sich beanspruchen, wofür sie aber auch die Geräthe zu liefern u. im Stande zu halten haben. Der Shawl wird nicht im Ganzen hergestellt, sondern in Streifen gewebt, die dann sehr geschickt zusammengenäht werden. Die Arbeitszeit für ein werthvolles Stück dauert 16—20 Wochen, von jedem Shawl ist an den Landesherrn eine Steuer von 26 % des Werthes zu zahlen. Um freier arbeiten zu können, ist eine beträchtliche Anzahl von Shawlwebern aus Kaschmir ausgewandert u. hat zu Ludianah auf brit. Gebiete Aufnahme gefunden. Im J. 1870 wurden von Kalkutta 18,981 Stück ausgeführt, von denen 7392 nach England u. 8096 nach Frankreich gingen.

Käse nennt man ein aus den geronnenen Bestandtheilen der Milch, dem sog. Quark, dargestelltes Produkt, welches neben Käsestoff (s. d.) auch noch größere od. geringere Mengen Butter enthält, außer Salz u. bisweilen auch Gewürzstoffen, welche bes. zugesetzt werden. Der K. ist ein wichtiges Nahrungsmittel u. seine Bereitung gestattet eine rationelle Ausnutzung selbst sehr hoch gelegener Weideplätze, ist deshalb von großer wirthschaftlicher Bedeutung. Die Bereitung von K. beruht auf der eigenthümlichen Eigenschaft des Caseïns, nach einiger Zeit u. bei einer gewissen Temperatur zu gerinnen. Man unterscheidet saure od. magere u. süße od. fette K. Erstere sind in der Regel aus saurer, abgerahmter Milch hergestellt; die süßen werden aus süßer, wenig od. gar nicht abgerahmter Milch, unter Umständen sogar unter Zusatz von Rahm, bereitet. Bei der Bereitung halbfetter K. wird gewöhnlich ein Theil des sich bildenden Rahms zur Butterfabrikation verwendet, bei dem süßen u. fetten K. dagegen die ganze Milch frisch verkäst. Die in Norddeutschland vorkommenden kleinen K., Handkäse, Kuhkäse, Harzkäse 2c., sind daher magere K., der Holländische, Schweizer-, Chesterkäse sind süße u. fette K.; zu den halbfetten K. zählt der Limburger. — Die Bereitung des mageren K. ist kurz folgende. Nachdem der Rahm behufs der Verbutterung von der 36—72 Stunden alten sauren Milch entfernt ist, wird dieselbe in einen Kessel geschüttet u. unter langsamem Feuer auf 30—38° C. erhitzt, darauf in ein beutelförmig zusammengelegtes Tuch geschlagen, hierin durch aufgelegte Breter, Steine 2c. beschwert u. einem mäßigen Drucke ausgesetzt, damit die Flüssigkeit (Molken, Waddik) ablaufen kann. Sodann wird der noch weiche K. — auch Quark genannt — mit der Hand in faustgroße Brote geformt, nachdem vorher eine entsprechende Menge Salz u. Kümmel eingeknetet worden, u. in einem luftigen, 15—18° C. warmen Zimmer auf mit Stroh belegten Horden getrocknet. Hierauf werden die K. nach Entfernung des Schimmels in ein Faß od. in einen Steintopf gethan, oben mit Häcksel bedeckt u. im Keller der Gährung überlassen. In den ersten 14 Tagen nimmt man sie einige Male aus dem Gefäße heraus u. wäscht sie mit einer salzhaltigen Bierflüssigkeit, wobei man sie von etwa daran befindlichen Käsemilben reinigt. Nach 8—12 Wochen sind sie durchgebrannt, d. h. zum Essen reif u. im Innern speckig geworden, sodaß sie keine harten weißen Stellen mehr besitzen. — Von der sauren Milch geben 100 Kg. 6—7 Kg. alte (Hand-) K. Etwas schwieriger ist die Bereitung des Süßmilchkäses, welche als Haupterforderniß einen Keller verlangt, dessen Temperatur im Sommer 15° C. nicht übersteigt. Die zur Verkäsung bestimmte Menge Milch wird frisch, entweder gar nicht od. zum Theil abgerahmt, in einen Kessel geschüttet, bis auf 35° C. erwärmt u. darauf die Labflüssigkeit zugesetzt. Letztere wird aus dem sog. Labmagen junger Kälber bereitet u. besitzt die Eigenschaft, den Käsestoff der Milch gerinnen zu machen. Der Kessel bleibt zugedeckt 30—40 Minuten ruhig stehen, in welcher Zeit die Milch gerinnt; darauf wird die Masse mit den Händen zerkleinert, durch Zusatz kochenden Wassers auf etwa 45° C. gebracht u. wieder 30 Minuten zugedeckt. Nach Abschöpfung der Molke u. abermaligem Zerkleinern wird die zu einem Käse erforderliche Menge in ein starkes leinenes Tuch gebracht u. in einen eisernen od. hölzernen kreisrunden Reifen gelegt u. so der Wirkung einer starken Presse ausgesetzt, in welcher die K. nach mehrfach wiederholtem Umwenden ca. 12 bis 20 Stunden verbleiben. Nach dieser Zeit ist der K. genügend fest geworden, um in eine stark gesättigte Kochsalzlösung gelegt zu werden, in welcher er dreimal 24 Stunden verbleibt. Sodann wird er herausgenommen u. auf einen Tisch gelegt, täglich einmal umgewendet u. mit Salz eingerieben. Nach ca. 1 Woche gelangen die K. in den Käsekeller, wo das tägliche Umwenden noch ca. 6 Wochen fortgesetzt u. der sich bildende Schimmel sorgfältig entfernt wird. Zum Verkauf sind die K. also erst nach 2—3 Monaten reif. Aus 9 L. Milch gewinnt man ca. 1 Kg. K. Fette Süßmilchkäse enthalten ca. 36 Theile Wasser, 29 Theile Caseïn, 30,5 Theile Fett; magere Sauermilchkäse ca. 44 Theile Wasser, 45 Theile Caseïn u. 6 Theile Fett. Der Geschmack der K. beruht größtentheils auf der verschiedenartigen Zubereitung; jedoch hat auch das Futter, resp. die Beschaffenheit der Milch, einigen Einfluß auf die Güte derselben. Der beste K. wird aus der Milch von Weidevieh gewonnen, daher wird er auch meistens in Gegenden bereitet, die reiche natürliche Weide besitzen, wie in der Schweiz, in Holland, England 2c. Deutschland produzirt wenig K., desto mehr Holland u. die Schweiz. Hier haben der Edamer u. der Texter K. (letzterer aus Schafmilch) besonderen Ruf, dort der Emmenthaler, der Grieser, der Baschrein, Urner, Glarner, der Schabzieger; in England gelten als die besten K. der Chester- u. Cheddarkäse, ferner der Glocester- u. der Stiltonkäse. In Frankreich sind die K. von Roquefort, von Brie, der Languedockäse, der Auvergner, der K. aus der Dauphiné u. der Camembert berühmt; Italien produzirt als vortreffliche K. den Parmesankäse (in der Umgegend von Lodi, Pavia u. Cremona) u. den Strachino- od. Schachtelkäse. Deutschland produzirt einen eigenthümlichen Süßmilchkäse nicht; am meisten wird etwa noch der nachgeahmte halbfette Limburger K. bereitet, dieser u. anderer auch viel in der wiesenreichen Umgegend von Berlin. In neuerer Zeit ist man bemüht, nach dem Vorbilde der Schweizer Genossenschaftskäsereien, auch solche in Deutschland einzuführen, so namentlich in der Provinz Preußen,



Nr. 3661. Dorf in Kaschmir.

Rhein-Hessen, Hannover u. a. O. Vorzügliche Ziegenkäse liefert Tirol, Ungarn (Liptauer) u. Altenburg. Die jährliche Produktion beträgt in der **Schweiz** ca. 600,000 Ctr., von denen gegen 100,000 Ctr. ausgeführt werden; **Holland** führt jährl. etwa 20 Mill. Kg. in den Handel, **Ostfriesland** führt 2 Mill. Kg., **Italien** gegen 100,000 Ctr. aus, wovon der größte Theil auf die Lombardei kommt; **Frankreich** hat verhältnißmäßig unbedeutende Ausfuhr, da es seine eigene Konsumtion nicht deckt; **England** fabrizirt ungeheure Massen K., in der Grafschaft Chester allein 11½ Mill. Kg., aber es konsumirt selbst so viel, daß die Ausfuhr durch Einfuhr aus andern Ländern wieder ausgeglichen wird. Deutschland führt jährlich gegen 67,000 Ctr. aus, ca. 30,000 Ctr. mehr als seine Einfuhr beträgt, u. ebenso beträgt die Ausfuhr aus Oesterreich über 10,000 Ctr. mehr als seine Einfuhr (19,000 Ctr.). Aus den Nordamerikanischen Freistaaten, welche behaupten, infolge ihrer Käsegenossenschaften der Käsefabrikation aller übrigen Länder voran zu stehen u. diese wenigstens durch Massenproduktion, wenn auch nicht durch Güte des Fabrikates, zu übertreffen, wurden 1867 nach Europa 26,176,063 Kg. für fast 9 Mill. Dollars exportirt.

Käsemade, die Larve der **Käsefliege** (Piophila casei), einer schwarzen, an Fühlern u. Beinen rothgelben Diptere, ist eine springende Made, die im Käse lebt, denselben durchhöhlend, sich aber außerhalb, an Stroh od. an Wänden, verpuppt. Ein andrer Bewohner des Käses ist die **Käsemilbe** (Acarus siro od. domesticus), die denselben förmlich pulvert; sie ist durch Salzwasser zu beseitigen, während (nach Germar) die K. ganz allein vom Salze leben kann.

Kasematte, s. „Befestigung."

Kaserne ist ein Haus, in welchem die Soldaten unter möglichster Einhaltung der Truppenverbände wohnen. In früheren Zeiten war der Soldat ständig bei dem Bürger einquartiert. Mit Anfang unseres Jahrh. wurde die Kasernirung allgemein. Zweck derselben ist, dem Soldaten, dessen Dienstzeit bei der Fahne erfahrungsgemäß bis jetzt immer mehr abgenommen hat, in der kurzen Zeit von 2 bis 3 Jahren den Geist der Ordnung u. Disziplin einzuprägen, ohne welchen die Leitung eines Heerwesens, wie es alle großen Staaten jetzt besitzen, unmöglich wird. Dabei wird der Mann besser u. billiger verpflegt, als bei beständiger Benutzung von Bürgerquartieren, u. die ganze Dauer der Dienstzeit kann zur Einübung vollständiger ausgenutzt werden. Die Neuzeit wendet alle Sorgfalt auf eine der Gesundheit des Soldaten förderliche Einrichtung der K. Am glänzendsten sind die engl. K.n ausgestattet. **Defensivkasernen** sind K.n in Festungen, welche zugleich zur Vertheidigung eingerichtet sind od. werden können. Die K.n, welche Napoleon III. in Paris neu erbauen ließ, erfüllten zugleich den Zweck, ganze Straßen u. Plätze aus ihnen unter Feuer nehmen zu können.

Käsestoff od. **Caseïn**, ein charakteristischer Bestandtheil der Milch aller Säugethiere, ist in zwei verschiedenen Modifikationen bekannt, als **löslicher** u. **unlöslicher K.** — Das lösliche Caseïn ist im gereinigten u. getrockneten Zustande eine gelbliche, geruchlose Masse von fadem, schleimigem Geschmack, die sich im Wasser zu einer schleimigen Flüssigkeit löst, welche jedoch rasch in Fäulniß übergeht. Die wässerige Lösung gerinnt beim Kochen nicht (Unterschied vom Eiweiß), bildet aber beim Abdampfen in offenen Gefäßen weiße Häute (Milchhaut), die weggezogen sich immer wieder erneuern u. aus der anderen unlöslichen Modifikation bestehen. Diese letztere, auch **Quark** genannt, erscheint in frisch gefälltem Zustande als eine weiße, flockige Masse, die in getrocknetem Zustande hart, hornartig, gelblich u. pulverisirbar wird. Es erweicht in Wasser, quillt darin auf, löst sich aber nicht, sowie auch nicht in Alkohol, während die lösliche Modifikation auch in Alkohol etwas löslich ist. Der K. verbindet sich sowol mit Basen als auch mit Säuren; die Verbindungen mit den letzteren werden jedoch durch wiederholtes Kochen mit Wasser zersetzt. In den Lösungen von Borax, kohlensaurem u. auch phosphorsaurem Natron löst sich der K. leicht auf. Ozonisirte Luft verwandelt den K. in eine dem Albumin (Eiweiß) ähnliche Substanz. Ein merkwürdiges Verhalten zeigen die Lösungen des K. gegen die Schleimhaut des vierten Kälbermagens, **Lab** genannt; es genügt schon eine sehr kleine Menge davon, um den K. schnell zum Gerinnen zu bringen, d. h. die lösliche Modifikation des K.s in die unlösliche zu verwandeln. Am schnellsten geschieht dies bei etwa 50° C. — In welcher Weise hierbei der Labmagen wirkt, ist noch nicht bekannt. In feuchtem Zustande geht der K. sehr bald in andere Substanzen über, daher der verschiedene Geschmack der Käsesorten, deren Hauptbestandtheil theils unveränderter, theils veränderter K. ist. Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht der K. aus Kohle, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff u. sehr wenig Schwefel.

Kasimir ist der Name von 4 poln. Königen, von denen 3 aus dem Geschlechte der Piasten, der letzte aus dem der Jagellonen stammte. K. I., König von Polen (1034—58), erbte die Herrschaft 1034 als Unmündiger von seinem Vater Mieczislaw II. u. stand Anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Richenza, einer Tochter des Pfalzgrafen am Rhein u. Nichte Kaiser Otto's III. Dieser, die bald vom Adel vertrieben ward, mußte auch er nach kurzer Zeit in die Verbannung folgen, kehrte jedoch 1039 mit Hülfe Kaiser Heinrich's III. unter Anerkennung der Lehnshoheit desselben in das Land zurück, welches inzwischen durch innere Zerwürfnisse wie von den Russen u. Böhmen verwüstet worden u. zum Theil wieder ins Heidenthum zurückgefallen war, u. führte, unter Wiederherstellung des Christenthums, eine nicht unrühmliche Regierung bis zu seinem Tode 1058. Ihm folgte sein Sohn Boleslaw II. — **K. II.**, der Gerechte, Großfürst von Polen 1177—94, fünfter Sohn Boleslaw's III., welcher bei seinem Tode 1139 Polen unter seine vier älteren Söhne theilte u. als Seniorat die großfürstliche Würde stiftete, den jüngsten aber als Unmündigen ohne Antheil ließ, ward 1157 von seinem Bruder Boleslaw IV. bei der Lehnshuldigung als Geisel an Kaiser Friedrich den Rothbart ausgeliefert, erbte 1163 das Fürstenthum Sendomir, stürzte 1177 seinen inzwischen zum Großfürstenthum gelangten Bruder Mieczislaw auf Anrufung der eignen Unterthanen desselben u. regierte gerecht u. kraftvoll, unter formeller Anerkennung der Abhängigkeit vom Deutschen Reich, doch thatsächlich unabhängig, bis zu seinem Tode, 4. Mai 1194. — **K. III.**, der Große, König von Polen (der letzte aus dem Hause der Piasten), 1333—1370, geb. 1309, Sohn Wladislaw's Lokietek, verdankt seinen Beinamen nicht sowol kriegerischen Erfolgen, obwol er eine Oberhoheit über Halicz erwarb u. Volhynien eroberte, wiederholt mit den Lithauern u. Böhmen in Krieg gerieth u. mit dem Deutschen Orden nam. wegen Pommerns in langen Streitigkeiten lag, sondern vielmehr seinen Bestrebungen zur Herstellung einer geordneten Regierung. Seine Zugänglichkeit u. Gerechtigkeit auch gegenüber den Klagen des untersten Standes verschaffte ihm beim Adel den Spottnamen des „Bauernkönigs". Er zog zahlreiche deutsche Ansiedler ins Land u. gründete neue Städte, auch 1364 eine Universität zu Kasimir bei Krakau. Da er keine Söhne besaß, so folgte ihm, als er 5. Nov. 1370 zu Krakau starb, sein Schwiegersohn Ludwig d. Gr. von Ungarn. — **K. IV.**, König von Polen u. Großfürst von Lithauen 1444—92, geb. 1427, Sohn Wladislaw's II. Jagello, Nachfolger seines Bruders Wladislaw III. (s. „Jagellonen").

Kasimir auch **Kasemir**, ein wollenes Zeug, welches sich vom Tuche hauptsächlich durch den Köper u. dadurch, daß feineres Gespinnst dazu verwendet wird, unterscheidet. Größtentheils wird dazu zweierlei Gespinnst verwendet, nämlich Kammgarn zur Kette u. Streichgarn zum Einschlag; derartiges Gewebe heißt einfacher K. zum Unterschiede von dem ganz aus Streichgarn hergestellten, welches doppelter K. genannt wird u. fester u. dichter als erstere ist.

Kaskade, s. v. w. Wasserfall.

Kaspar, Melchior u. **Balthasar,** nach kathol. Tradition die Namen der sog. heiligen drei Könige, d. h. der Weisen aus Morgenland im Neuen Testament. Sie spielen mit ihrem Stern in grotesken Verkleidungen eine Rolle bei den Festlichkeiten unter dem Volke in kathol. Gegenden Deutschlands am Dreikönigstage (6. Jan.).

Kaspar von der Rhön, Verfasser des Heldenbuches (s. d.).

Kasperle, die speziell österreichische Variation des deutschen Hanswurst (s. d.). Auf dem Leopoldstädter Theater zu Wien war der K. lange eine stehende komische Figur, die auch in anderen Gegenden Deutschlands oft nachgeahmt wurde, bisweilen unter verändertem Namen, z. B. in Bayern Lippert. Gegenwärtig heißt K. beinahe allgemein im Gebiete der deutschen Zunge die als Hanswurst gekleidete komische Figur der Puppentheater auf den Messen, Jahrmärkten u. Volksfesten.

Kaspischer See (K. Meer), der größte Binnensee der Erde, 8400 □M. groß, füllt die tiefste Stelle des weiten Depressionsgebietes aus, welches fast bis zum 50.° n. Br. reicht u. als Uralisch-Kaspisches Tiefland bezeichnet wird. Sein Spiegel liegt 26 m. unter dem des Mittelmeeres. Der K. S. erhält eine Zahl großer Flüsse, im N. Wolga, Ural u. Emba, im W. Kuma, Terek u. Kur, im SO. Atrek; aber trotzdem vermindert sich sein Umfang langsam, obgleich die starke Verdunstung dem K. S. nur [illegible] des ihm durch jene Flüsse u. den Regen zugeführten Wassers entzieht. Es ist wol anzunehmen, daß die Wassermenge durch unterirdischen Abfluß vermindert wird. Die Tiefe des K. S.s ist nur an wenigen Stellen beträchtlich u. beträgt bei Baku ca. 500 m., in der Mitte 15—20 m., an der Südküste 28—44 m. Die Küsten sind meist flach, bes. im N., u. bieten deshalb wenige gute Häfen dar. Von der Westküste springt

die Halbinsel Baku, bekannt wegen ihres Reichthums an Erdöl, vor u. bildet den Golf von Salian. Steilküsten finden sich nur im S., in den pers. Provinzen Ghilan u. Masenderan, in denen das Elbursgebirge steil zum See abfällt, u. im mittleren Theile der Westküste, wo die Ausläufer des östl. Kaukasus die Ufer bilden. Sehr zerrissen ist die Ostküste, von der sich die große Halbinsel Manghischlak mit dem Vorgebirge Tuk Karagan ablöst u. in welche der seichte Karaboghas (d. h. Schwarzer Schlund) tief einschneidet. Dieser 12 M. lange u. 37 M. breite, 400 □M. große Busen steht nur durch einen 150 m. breiten Eingang mit dem K. S. in Verbindung; infolge der Erhitzung des umliegenden Steppenbodens ist die Verdunstung des Wassers in diesem Kessel so stark, daß in der Soole kein Leben sich entwickeln kann u. eine sehr dicke Salzschicht den Boden bedeckt. Nach v. Bär's Schätzung beträgt die tägliche Salzausscheidung des Karaboghas 350,000 Tonnen. Das Seewasser ist weniger salzhaltig als das Meerwasser u. enthält in 1000 Theilen nur 15 Theile fester Bestandtheile, darunter 25 % schwefelsaure Magnesia u. 60 % Kochsalz. Mit Ausnahme des Südrandes, welcher persisch ist, gehört der ganze K. S. den Russen, welche auch am Ostufer einige Militärstationen gegründet haben u. den See mit Dampfern befahren. Der größte Theil des Handels wird durch Astrachan (s. d.) vermittelt; wichtige Hafenplätze sind außerdem noch Derbent u. Baku. Der Fischfang ist von großer Bedeutung.

Kassander, des makedonischen Reichsverwesers Antipater Sohn, wurde 323 v. Chr. Führer der Edelschar u. trat bald darauf in die Dienste des Antigonos. Als sein Vater 319 die Würde des Reichsverwesers nicht ihm, sondern dem Polysperchon vermachte, begann er, von Antigonos unterstützt, den Krieg gegen denselben. Er setzte sich in Griechenland fest, ließ sich von Eurydike im Namen ihres Gemahls Aridäos zum Reichsverweser ernennen, u. als die eben Genannten von Polysperchon u. der auf dessen Seite stehenden Königin Mutter Olympias besiegt u. aus dem Wege geräumt worden waren, eilte er nach Makedonien, belagerte Olympias in Pydna u. bekam sie nebst dem jungen König Alexander, dessen Mutter Roxane u. eine Tochter Philipp's, Thessalonike, in seine Gewalt. Olympias wurde hingerichtet, Roxane u. ihr Sohn nach Amphipolis in Gewahrsam gegeben u. Thessalonike mußte dem Sieger ihre Hand reichen. Polysperchon u. sein Sohn Alexander hielten sich noch in Griechenland, als K. dem Bunde des Ptolemäos, Seleukos u. Lysimachos gegen Antigonos beitrat. Er verlor aber bei diesem Kampfe den Peloponnes u. Epiros u. sollte nach der Bestimmung des Friedens von 311 nur bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander Regent von Makedonien u. Thessalien bleiben. Zwar ließ er Roxane u. ihren Sohn heimlich ermorden; aber Polysperchon stellte Herakles, den Sohn Alexander's d. Gr., von Barsine, als Thronerben auf, verbündete sich mit den Aetoliern u. zog gegen Makedonien heran. Auch diese Gefahr wendete K. ab, indem er den Polysperchon durch Geld u. Versprechungen dahin brachte, den letzten männlichen Nachkommen des großen Königs zu vergiften. Die nächste Zeit verwendete K. darauf, Griechenland wieder zu unterwerfen, u. schon war endlich 303 Athen dem Falle nahe, als Demetrios (Poliorketes), der Sohn des Antigonos, nach Aufhebung der Belagerung von Rhodos in Griechenland ankam u. binnen kurzer Zeit sich aller festen Plätze bemächtigte, während K. sich zum Rückzuge durch die Thermopylen gezwungen sah. Demetrios folgte ihm im nächsten Frühjahr nach Thessalien u. K. bat den Antigonos um Frieden. Da dieser jedoch unbedingte Unterwerfung forderte, so trat er wieder in Bündniß mit Lysimachos, Ptolemäos u. Seleukos, worauf Demetrios von seinem Vater zurückgerufen ward. K. eroberte darauf die thessalischen Städte zurück u. entsendete ein Kontingent den Verbündeten zu Hülfe, das aber unterwegs aufgerieben wurde. Bei der Theilung nach der entscheidenden Schlacht bei Ipsos erhielt sein Bruder das Fürstenthum Cilicien. Später kam K. durch einen Angriff auf die Insel Corcyra in Krieg mit Agathokles von Syrakus u. verlor in demselben seine Flotte. Seine erneuten Versuche, Griechenland zu unterwerfen, blieben ebenfalls erfolglos. Er starb 297 v. Chr. u. hinterließ drei Söhne, Philipp, Antipater u. Alexander.

Kassandra od. Alexandra, eine Tochter des Priamos u. der Hekabe, erhielt von Apollon die Gabe der Weissagung. Da sie aber seine Liebe nicht erwiederte, legte der Gott den Fluch auf sie, daß sie nur Unheil prophezeien sollte, ohne daß Jemand ihren Worten Glauben schenkte. So sah sie denn alles ihrer Vaterstadt Ilion bevorstehende Elend, ohne es abwenden zu können. Nach Troja's Falle wurde K. Agamemnon als Beute zugetheilt u. sammt diesem von Klytämnestra ermordet. Bei der Einnahme selbst hatte sie der Lokrer Aias vom Altare der Athene fortgerissen u. geraubt, wodurch er schweren Zorn der beleidigten Göttin auf sich lud.

Kassation (a. d. Lat.), Vernichtung, Nichtigkeitserklärung eines richterlichen Erkenntnisses. Der Kassationsrekurs (Kassationsgesuch, Nichtigkeitsbeschwerde) ist ein außerordentliches Rechtsmittel, welches nur auf den Vorwurf absoluter Inkompetenz des Gerichts od. einer Machtüberschreitung desselben auf die Verletzung wesentlicher Förmlichkeiten bei Erlaß od. Verkündung des Urtheils od. auf die Behauptung gegründet werden kann, daß die richterliche Entscheidung gegen eine positive gesetzliche Vorschrift verstoße. Der nächste Zweck dieses Rechtsmittels ist die Vernichtung des anzugreifenden Urtheils. Der Gerichtshof, welcher über derartige Beschwerden entscheidet, ist der Kassationshof (K.s Tribunal, Gericht). Durch Dekret vom 27. Nov. 1790 wurde zum Schutze des Ansehens der Gesetze gegen etwaige Verletzungen derselben durch die Gerichtsbehörden der erste K.s Hof zu Paris eingesetzt. Mit der ganzen franz. Gerichtsverfassung ward auch diese Institution in die aus den eroberten Landen des linken Rheinufers gebildeten vier Departements eingeführt u. nachdem diese Lande an die Krone Preußens abgetreten waren, durch Immediatinstruktion vom 11. Nov. 1818 u. A. die Errichtung eines K.s- u. Revisionshofes angeordnet. Durch das Gesetz vom 17. März 1852 ist der rheinische K.s- u. Revisionshof mit dem königl. Obertribunal zu einem Gerichtshofe für die ganze preuß. Monarchie vereinigt worden.

Kassel, Hauptstadt des preuß. Reg. Bez. gleichen Namens (Provinz Hessen-Nassau), ehemalige Haupt- u. Residenzstadt des Kurfürstenthums Hessen mit 46,378 E. (1871), die zu 7/8 evangelisch sind, liegt in dem weiten Thale der hier schiffbaren Fulda, das im W. vom Habichtswalde, im N. vom Reinhardswalde u. im SO. von der Söhre begrenzt wird. Außer der Unteren Neustadt mit dem Kastell liegt die Stadt auf dem hügeligen rechten Flußufer u. besteht dort aus der Altstadt mit der Freiheit u. der Oberen Neustadt. Nur der an der Fulda gelegene Theil der Altstadt ist unregelmäßig gebaut, sonst sind die Straßen breit, gerade u. freundlich, die Häuser zum Theil sehr luxuriös u. bes. die gartenreichen Vorstädte durch Prachtbauten ausgezeichnet. Den schönsten Theil der inneren Stadt bildet die Obere od. Franz. Neustadt, welche von franz. Emigranten angelegt worden ist; hier liegt der Friedrichsplatz (310 m. lang u. 140 m. breit), auf dem sich die Marmorstatue des Landgrafen Friedrich II. erhebt u. der im NO. durch das 1769–1821 erbaute kurfürstl. Residenzschloß u. das Museum abgeschlossen wird; an ihm steht auch die katholische Kirche. Andere nennenswerthe Plätze sind der runde Königsplatz, der Karlsplatz mit dem Marmorstandbilde des Landgrafen Karl, der Wilhelmsplatz u. der Garde-du-Corpsplatz, der Parade- od. Schloßplatz u. der Kasernenplatz. Auf dem Paradeplatz erhebt sich die Ruine der im Bau (seit 1820) unvollendet gelassenen Kattenburg, welche an der Stelle der 1811 theilweise abgebrannten u. 1817 abgetragenen alten hessischen Stammburg steht. Von den Straßen sind hervorzuheben die 56 m. breite, mit vierfachen Lindenreihen bepflanzte Friedrich-Wilhelmsstraße, an welcher das Ständehaus liegt, u. die 28 m. breite Bellevuestraße mit dem ehemaligen Residenzschloß des Königs Hieronymus von Westfalen, in dem sich eine treffliche, nam. an niederländ. Meisterwerken reiche Gemäldesammlung befindet. K. zählt 12 gottesdienstliche Gebäude, darunter die im 14. u. 15. Jahrh. erbaute u. 1842 restaurirte goth. Martinskirche, in der sich das prachtvolle Grabmal des Landgrafen Philipp des Großmüthigen befindet, die 1262 vollendete Altstädter Kirche mit vorzüglicher Orgel, der Kuppelbau der Ober-Neustädter Kirche, die kathol. Kirche mit dem Grabmal des Landgrafen Friedrich II. u. die schöne Synagoge. Andere hervorragende öffentliche Gebäude sind außer den genannten das Zeughaus, das sog. Fürstenhaus, die Sternwarte, die Artillerieschule, das Ständehaus u. der ehemalige Staatsministerialpalast; sehenswerth ist im Auepark die große Orangerie, in der von König Hieronymus die prachtvollsten Hoffeste veranstaltet wurden, mit dem Marmorbade, einer Fasanerie u. schönen Wasserbassins. K. ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz, eines Appellationsgerichtes, eines Kreis- u. zweier Amtsgerichte, einer Oberpostdirektion, einer Forstinspektion u. einer Handelskammer; von höheren Lehranstalten hat die Stadt aufzuweisen ein Gymnasium, eine Realschule, eine höhere Gewerbeschule u. eine Kriegsschule, von Kunstanstalten ein Hoftheater u. eine Akademie der bildenden Künste. Nach der Einverleibung in Preußen haben Handel u. Gewerbfleiß beträchtlich zugenommen; bedeutend ist K. durch die Industrie in Gold- u. Silberwaaren, chirurgischen u. physikalischen Instrumenten, Maschinen, Eisenbahnwagen, Chemikalien, Porzellan, Papier, Bier u. Essig. Die fruchtbare Umgegend produzirt viel Obst u. Gemüse. Den Verkehr befördern 2 sog. Messen u. 4 stark besuchte Jahrmärkte. Der Glanzpunkt der reizenden Umgebung ist das 4 Km. im

W von K. gelegene Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d.), die berühmte Sommerresidenz der ehemaligen hess. Kurfürsten. — K. wird schon 913 urkundlich als Chassala erwähnt, Residenz wurde die Stadt unter Heinrich dem Kinde u. Festung unter Philipp dem Großmüthigen, doch wurden die Festungswerke, nachdem K. im Siebenjährigen Kriege nach langer Belagerung den Franzosen entrissen worden war (1762), geschleift. Von 1807—13 residirte hier Hieronymus, der König von Westfalen; 18. Juni 1866 besetzten die Stadt preuß. Truppen u. 1867 ward K. die Hauptstadt der neugebildeten preuß. Provinz Hessen-Nassau. — Der Reg.-Bez. K. umfaßt 189,50 □M. mit 767,362 E. (1871), darunter 620,588 Evangelische, 127,158 Katholiken u. 18,030 Israeliten; das Gebiet wird fast vollständig von dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen gebildet u. zerfällt in die Kreise Eschwege, Witzenhausen, Melsungen, K. Stadt, K. Land, Hofgeismar, Wolfhagen, Fritzlar, Homberg, Ziegenhain, Kirchhain, Marburg, Frankenberg, Rotenburg, Hersfeld, Fulda, Gersfeld, Schlüchtern, Gelnhausen, Hanau, Schmalkalden u. Rinteln.



Nr. 1002. Kassel.

Kasseler Blau wird auch zuweilen das Mineralblau od. Bremerblau genannt (s. Band II, Sp. 1043). — **Kasseler Braun,** auch Kölnerbraun, Kesselbraun, köln. Umbra genannt, ist eine feinerdige, geschlämmte Braunkohle, welche sowol zwischen Köln u. Bonn als auch in der Nähe von Kassel gewonnen wird u. größtentheils aus Humuskörpern u. harzartigen Substanzen besteht.

Kassienrinde, s. „Cinnamomum".

Kassuben (Kaschuben) heißen die Ueberreste der slav. Bevölkerung des nordöstl. Pommern u. des nordwestl. Westpreußen; sie bewohnen in einer Stärke von etwa 90,000 Seelen das Plateau von Pommerellen im W. der unteren Weichsel bis zur Ostsee, doch vielfach vermischt mit Deutschen, welche in den Städten dieses Gebietes den größten Theil der Bevölkerung bilden. Im engeren Sinne versteht man unter K. die protestant. Slaven, welche etwa 5000 an Zahl im Gebiet der Leba u. von diesem Flusse nach dem Meere zu sitzen, während die weiter im S. wohnenden kathol. K. dann zu den Polen gerechnet werden. Die K. sind den Polen stammverwandt, sprechen aber einen den Letzteren schwer verständlichen Dialekt; gerade der nördl. Theil dieses Völkchens hat in Sprache u. Sitte noch viel Alterthümliches bewahrt. Sie nähren sich von Ackerbau u. Fischfang; die Handwerke liegen aber meist in den Händen von Deutschen; ihr gutmüthiger Sinn wird gerühmt, doch sind sie dabei wenig zugänglich u. in den ärmlichen Verhältnissen verkommen. Der protestant. K. ist mit großer Anhänglichkeit seinem Glauben u. dem preuß. Herrscherhause zugethan. Die pommer. Herzöge nannten sich schon im 13. Jahrh. Herzöge der K. u. Wenden, ein Titel, der von den Kurfürsten von Brandenburg u. den Königen von Preußen beibehalten wurde.

Kastagnetten (span. Castañuelas), Klapperinstrumente, die wahrscheinlich den Griechen schon bekannt waren u. jetzt vorzüglich noch im Orient gebräuchlich sind. Sie bestehen aus zwei ganz kleinen, von sehr hartem Holze hohl gearbeiteten Becken, die so genau auf einander passen wie die Hälften einer Walnußschale. Diese beiden kleinen Becken werden mit einem Bande an dem Daumen befestigt u. mit den übrigen daran abgleitenden Fingern schnell aneinander geschlagen, so daß eine Art Triller od. Tremolo entsteht, durch den der Rhythmus des Gesanges od. Tanzes, wozu sie gebraucht werden, accentuirt wird u. einen munteren Charakter erhält. Innerhalb Europa's sind die K. vorzüglich in Spanien gebräuchlich, woselbst man ihrer zu den mit Gesang verbundenen Nationaltänzen sich bedient. Im Orient sind sie ein ganz gewöhnliches Fraueninstrument.

Kastália hieß eine dem Apollon u. den Musen heilige Quelle am Parnassos, die in der Nähe des Apollonheiligthums in Delphi aus einem großen, in den Felsen gehauenen Bassin hervorsprudelt u. deren Wasser den Besuchern der heiligen Stätte zu den Libationen diente.

Kastanien od. Maronen, die eßbaren Früchte des Kastanienbaumes. Die wilden K. od. Roßkastanien stammen von dem Roßkastanienbaum (Aesculus).

Kastell (a. d. Lat.) hießen bei den Römern ursprünglich befestigte Lager od. Garnisonplätze für eine größere Truppenzahl; jetzt begreift man unter diesem Namen befestigte Punkte, eine kleine Festung, Burg, Schloß. — Davon **Kastellan,** im Mittelalter ein von einem Fürsten mit der Vertheidigung eines Schlosses od. einer Burg Beauftragter, der auch meist die Gerichtsbarkeit über die zum Schlosse gehörigen Bezirke ausübte; jetzt ist K. der Titel Desjenigen, dem die Aufsicht über ein Schloß od. ein öffentliches Gebäude übertragen ist, in vielen Fällen soviel als Verwalter, Beschließer.

Kasten (vom span. u. portug. Costa, Geschlecht, Art, Gattung) nennt man die in Indien, im alten Aegypten u. in anderen Ländern üblichen Abtheilungen der Bevölkerung. Sie haben ihren Ursprung in der Unterwerfung eines Volkes durch ein anderes, von denen dann letzteres den Vorrang einnimmt u. höhere Rechte genießt. In Indien wurden die Ureinwohner, von denen die heutigen Drávidas stammen, von den einwandernden Ariern unterworfen, worauf sie zur untersten Rangordnung, K., herabsanken, daher auch der Sanskritname Varna (Farbe) für K., welcher in der Verschiedenheit der Hautfarbe das Charakteristikum von Hoch u. Niedrig, von Eroberer u. Unterdrückten annimmt. Die Arier aber theilten sich wieder selbst in drei K., die Priesterschaft, den Adel u. das Volk. So entstanden in Indien vier K. Die oberste bildeten die Priester, Brahmanen, welche beinahe göttlich verehrt wurden, die zweite die Kschatriyas, die Krieger od. der Adel, aus denen die Könige hervorgingen, die dritte die Vaiçyas, die Ackerbau- u. Gewerbtreibenden. Das unterworfene Urvolk, soweit es die brahmanische Religion annahm, bildete die vierte u. unterste K., die Çudras, Handwerker, eigentlich aber die dienende Klasse. Der heidnische Theil der Urbevölkerung stand außerhalb der K., wie auch Diejenigen, welche aus den absolut verbotenen Verbindungen, nam. aus solchen zwischen Brahmanen u. Çudras, hervorgingen, Tschandalas genannt. Jetzt nennt man diese Verworfenen Parias. Eigentlich waren alle Verbindungen zwischen verschiedenen K. verpönt; dennoch kamen solche häufig vor, u. dies führte schon seit den ältesten Zeiten zur Entstehung von Neben- u. Zwischenkasten, deren Zahl stets zunahm. Noch heute bestehen die K. in Indien, von den alten aber nur noch die Brahmanen; die übrigen haben sich in den zahlreichen Zwischenkasten verloren. Jeder K. kommt ein bestimmter Berufszweig zu, u. früher durfte kein ihr Angehöriger einen anderen wählen. Auch sind den K. bes. Kleidungsstoffe, Abzeichen, Regeln für die Lebensführung u. A. vorgeschrieben. Wahrscheinlich wurde der Rang der K. unter sich nicht ohne harte Kämpfe bestimmt. Schon sehr alte Sagen wissen von gegenseitigem Vernichtungskampfe zwischen Priesterschaft u. Kriegern. Erstere siegte u. erfand dann die Mythe, Brahma habe die Brahmanen aus seinem Kopfe, die Krieger aus seinen Armen, die Vaiçias aus seinen Lenden u. die Çudras aus seinen Füßen erschaffen. Der Reformator Buddha im 6. Jahrh. v. Chr. versuchte die K. aufzuheben, indem er die Gleichheit der Menschen lehrte; allein seine Anhänger wurden nach mehrhundertjährigen Kämpfen unterdrückt u. theils ausgerottet, theils aus Indien vertrieben. Aber auch gegenwärtig giebt es noch Sekten in Indien, welche das Kastenwesen verwerfen, freilich aber dadurch auch wieder gezwungen sind, eine eigene K. für sich zu bilden u. sich von anderen abzusondern. Aus den gleichen Gründen, wie in Indien, entstand auch im alten Aegypten ein Kastenwesen. Zunächst zerfiel die dortige Bevölkerung in einen herrschenden hellfarbigen, u. in einen unterworfenen, dunkelfarbigen Stamm, od. Eingewanderte u. Urbewohner.

Erstere theilten sich in zwei streng geschiedene K., die Priester u. die Krieger. Auch die Unterworfenen wurden in K. unterschieden, deren Trennung aber nicht so streng war u. deren Zahl u. Benennung daher auch schwankend ist. Wahrscheinlich waren es ihrer sechs: Künstler, Handwerker, Kaufleute, Schiffer, Ackerbauer u. Hirten, die dann wieder in Unterabtheilungen zerfielen, z. B. Rinderhirten, Schweinehirten (welche die verachtetsten Leute in Aegypten waren). Heirathen zwischen den K. waren ebenso verboten, wie das Aufgeben des Berufes der K., in der man geboren war. Unter sich hatten die K. der Unterworfenen keinen bestimmten Rang. Grundbesitz u. Staatsämter durfte nur die herrschende K. der Priester u. Krieger inne haben u. s. w. Das Kastenwesen sollte wol ursprünglich den Zweck haben, theils das Volk im Gehorsam zu erhalten, theils die Vervollkommnung der einzelnen Berufsarten zu befördern, indem sie stets vom Vater auf den Sohn erbten. Mehr od. minder Anklänge an solche absondernde Einrichtungen kommen übrigens auch bei anderen Völkern als bei den Indern u. Aegyptern vor, aber nirgends in dieser Schroffheit u. Ausschließlichkeit, am ähnlichsten bei den alten Persern, dann auch in Japan, wo sie bis auf die neueste Zeit hinein sich erhalten haben. — In der Umgangssprache nennen wir **Kastengeist** die schroffe Ausschließlichkeit zwischen verschiedenen Ständen, z. B. des Adels, der Geistlichkeit, des Militärs, der Beamten.

Kästner, Abraham Gotthelf, Mathematiker u. Dichter, insbes. bekannt als überaus witziger Epigrammatist, geb. zu Leipzig 27. Sept. 1719; zeigte, allein von seinem Vater, einem Verwandten u. von einzelnen Studenten unterrichtet, eine solche Frühreife des Geistes, daß er schon von seinem 10. Jahre an juristische Vorlesungen hörte, im 12. als Leipziger Student immatrikulirt wurde u. die verschiedenartigsten Kollegien besuchte. Bes. legte er sich aber auf die mathematischen, physikalischen u. philosophischen Wissenschaften. In der Poesie u. Beredsamkeit übte er sich unter Gottsched's Anleitung, mit dem er auch bis zu dessen Tode, wiewol nicht ununterbrochen, in gutem Vernehmen u. in literarischer Verbindung blieb, u. dessen Andenken er durch eine parteilose Würdigung ehrte („Betrachtungen über Gottsched's Charakter"). Bereits seit 1733 Notar u. seit 1737 Magister, ward er 1739 Dozent an der Leipziger Universität, 1746 außerord. Prof. der Mathematik an derselben u. ging 1756 als ord. Prof. der Mathematik u. Physik nach Göttingen, wo er 20. Juni 1800 starb. Von seinen mathematischen Werken sind die „Anfangsgründe der Mathematik" (4 Bde., Gött. 1758—69, 6. Aufl. 1800) das vorzüglichste; außerdem ist seine „Geschichte der Mathematik" (4 Bde., ebd. 1796—1800) zu nennen. Seine „Sinngedichte", die reich an persönlichen Beziehungen sind, erschienen zuerst ohne seine Genehmigung (Gießen 1781; neue Aufl. von Justi, 2 Bde., Frankf. 1800), dann theilweise in seinen „Vermischten Schriften" (2 Bde., Altenb. 1783). Eine Sammlung seiner poetischen u. prosaischen schönwissenschaftlichen Werke wurde 1841 zu Berlin in 4 Theilen herausgegeben. Seine Biographie schrieb Heyne (Gött. 1804).

Kastor u. Pollux (griech. Polydeukes), Söhne der spart. Königin Leda u. zwar K. von ihrem Gemahle Tyndareus, P. von Zeus, der ihr in Gestalt eines Schwans genaht war. Letzterer zeichnete sich als Faustkämpfer, jener als Rosselenker aus. Als in einem Kampfe K. gefallen u. P., durch einen Steinwurf zu Boden geworfen, von Zeus zum Olymp emporgehoben wurde, nahm dieser die Unsterblichkeit nur unter der Bedingung an, daß er sie mit seinem Bruder theilen dürfe, sodaß sie nun jeder einen Tag um den anderen im Olymp u. im Todtenreiche lebten. Beide Söhne des Tyndareus, auch Dioskuren d. h. Zeussöhne genannt, wurden als hülfreiche Götter verehrt u. galten als Beschützer der Schiffer, der Gastfreundschaft u. der Kampfspiele. Dargestellt wurden sie als Säuglinge zu Roß, mit eiförmigen Helmen, über denen Sterne schweben.

Kastor u. Pollux heißen in der Astronomie die beiden hellglänzenden Sterne 1. u. 2. Größe in dem aus 85 Sternen bestehenden Sternbild „die Zwillinge", dem 4. im Thierkreise. Kastor, zuweilen auch Aphellan genannt, ist ein Doppelstern. Die alten Griechen nannten auch so jene elektrische Erscheinung, die wir mit dem Namen St. Elmsfeuer (s. d.) bezeichnen.

Kastrat (lat. castratus, eunuchus, spado; ital. castrato), ein durch künstliche Entfernung der Hoden (**Kastration, Entmannung**) der Zeugungsfähigkeit Beraubter. Der Name kommt von Castor, der Biber, der sich, wie man früher glaubte, auf der Flucht die Hoden abbeißen solle, als den Theil, um deswillen er vom Menschen verfolgt werde. Kastration wird theils beim Menschen, theils bei Thieren ausgeführt, u. hat außer der Zeugungsunfähigkeit u. dem Wegfall aller geschlechtlichen Erregung auch den Verlust der sekundären Geschlechtscharaktere im Gefolge. Was zunächst die menschlichen K.en betrifft, so bleibt bei ihnen der Kehlkopf auf der kindlichen weiblichen Entwicklungsstufe stehen, womit das Beibehalten der hohen Stimme verbunden ist, der Bartwuchs unterbleibt, sowie das ganze Ansehen etwas Weibisches behält u. dem Charakter Muth u. Entschlossenheit fehlen. Schon im Alterthum wurde kastrirt; in Asien hauptsächlich, um eine ungefährliche Bedienung u. Wächterschaft für die Weiber zu erhalten, sog. **Eunuchen**, d. h. Betthüter (vom griech. εὐνή, Bett, u. ὀχος, von ἔχω, halte), wie sie noch jetzt als Serailwächter dienen. Nach Griechenland kam diese Sitte erst von Asien aus, das Mosaische Gesetz verbot sie, in Rom war sie unter Cäsar, Domitian, Nerva u. Konstantin bei Todesstrafe ebenfalls verboten, nahm aber unter Justinian wieder überhand, u. im Mittelalter wurde sie, bes. im Kirchenstaat, trotz mehrfachen Verbots durch päpstliche Bullen, zur Erzielung guter Diskantstimmen (**Kastratenstimme**) für den katholischen Kirchengesang u. für die Oper ausgeübt. Noch im 18. Jahrh. sind in Italien mehr als 4000 Knaben jährlich kastrirt worden! Die (an Knaben von 7—10 Jahren vollzogene) Operation ist zwar einfach, aber dennoch sehr gefährlich, so daß schon die Hälfte an der Operation stirbt; bei den Serailwächtern werden nicht blos die Hoden, sondern sämmtliche äußere Geschlechtstheile weggeschnitten. Heutzutage wird Kastration in civilisirten Ländern nur zu Heilzwecken (z. B. bei Hodengeschwülsten, Krebs rc.) ausgeführt. Auch Beispiele von Selbstentmannung liefert die Geschichte; so mußten sich die Priester der Cybele selber kastriren, Origenes that es im religiösen Wahnsinn, u. die in Rußland weitverzweigte Sekte der Skoptschen huldigt der Selbstentmannung, um ihre Güter nicht unter zahlreiche Nachkommenschaft zu zersplittern. Bei Thieren wird Kastration ausgeführt, theils um dieselben durch Vernichtung des Geschlechtstriebes lenksamer, zu Zug- u. Reitthieren geeigneter zu machen (Pferde, Rindvieh), theils um beim Schlachtvieh besseres Fleisch zu erzielen. Ausgeführt wird die Zerstörung der Hoden durch Korrosivmittel, od. Brennen, od. Abbinden, od. Klopfen (daher „Klopfhengst") od. Abdrehen; der kastrirte Hengst heißt **Wallach**, der Stier **Ochse**, der Schafbock **Hammel** od. **Schöps**, der Ziegenbock **Heilbock** u. das kastrirte Schwein **Borche**. Auch Kühe u. Sauen werden kastrirt, indem man ihnen die Eierstöcke herausschneidet (Ovariotomie); beim Menschen wird weibliche Kastration nur zu Heilzwecken ausgeführt u. gehört zu den gefährlichsten, obschon nicht nothwendig mit dem Tode endenden Operationen; schon alte Schriftsteller wie Athenäos, Hesychios, Suidas, Galen gedenken ihrer. Vom Federvieh wird (zu Mastzwecken) nur das Haushuhn u. der Puter kastrirt, der Hahn (6—8 Wochen alt) zum **Kapaun**, die Henne zur **Poularde** gemacht. Der Verlust der sekundären Geschlechtscharaktere, den die Kastration zur Folge hat, macht sich hier sehr auffällig, der Kapaun kräht nicht mehr, Kamm, Lappen u. Sporen wachsen ihm nicht bis zur vollen Größe heran, er erlangt sogar weibliche Charaktere, indem er Eier bebrütet. — Auch Bücher werden seit Franz Sylvius 1514 (der den Martial herausgab) kastrirt, d. h. mit Weglassung beliebiger Stellen, ohne Mitwirkung u. Willen des Verfassers, um vermeintliche Verstöße gegen die guten Sitten, den Staat u. die Kirche zu beseitigen, herausgegeben. Es gehören hierher die „in usum Delphini" herausgegebenen Bücher.

Kastro, Hauptstadt von Chios, s. „Chios".

Kasuar (Casuarius), vom malayischen Kassuwaris, ein dreizehiger Laufvogel (Struthionide) mit nacktem Kopf u. Hals, helmartigem, von horniger Haut bekleidetem Knochenaufsatz auf dem Scheitel u. doppeltschäftigen, borstig zerschlitzten schwarzen Federn. Er erreicht eine Höhe von 1,7 m. u. lebt paarweise in Ostindien u. auf den ind. Inseln, besonders häufig in den Wäldern Ceylons; er ist sehr gefräßig, dumm u. wild, läuft schnell u. wehrt sich durch Ausschlagen mit den Füßen, sowie durch Schlagen mit den Flügelstummeln, die mit fünf steifen, fahnenlosen Kielen ausgerüstet sind. Das Weibchen legt 3—4 Eier in den Sand u. brütet etwa 4 Wochen. Nach Europa wurde der erste K. 1597 durch die Holländer gebracht.

Kasuistik (von dem lat. casus, der Fall) ist zunächst die Beurtheilung des einzelnen Falles, in welchem ein Mensch handelnd auftritt. Im engeren Sinne aber versteht man unter K. (als einem Anfang zur allgemeinen Sittenlehre) die Lehre von den Gewissensfällen, d. h. solchen, wo das Gewissen des Handelnden mit sich selbst über den rechten Ausweg uneins ist. Der Ursprung der K. lag in dem peinlich ausgebildeten Bußsystem der mittelalterlichen katholischen Kirche; die unendliche Mannichfaltigkeit der Kirchenstrafen forderte für den beichtehörenden Priester spitzfindige Auseinanderhaltung der einzelnen Vergehungen. Als der Erste, der eine alphabetisch geordnete Anweisung zur K. bei der Beichte herausgab, gilt Raimund von Pennaforti (im 13. Jahrh.); die betreffende Literatur u. zugleich die Willkür der K. schwoll aber dermaßen an, daß

die Kasuisten od. Moralisten auf den Universitäten einen eigenen Lehrstuhl inne hatten. Die Reformatoren verwarfen mit Recht diese Veräußerlichung der Sittenlehre; um so eifriger aber bildete dann der Jesuitenorden die K. aus, bes. um in jedem einzelnen Falle dem Gewissen alle möglichen Hinterthüren zu öffnen u. so die Gemüther schrankenlos zu beherrschen. Daher sind alle Moralschriftsteller der Jesuiten, voran Mariana, Sanchez, Molina, Escobar, neuerdings Gury, abgefeimte Kasuisten u. haben dadurch den Namen bei allen auf wirkliche Sittlichkeit dringenden Theologen in den schlimmsten Verruf gebracht. Außerhalb der christlichen Theologie kann man bes. bei den jüd. Talmudisten von K. reden, denn der Talmud ist gleichfalls in der Hauptsache der Entscheidung der möglichen Einzelfälle in der Beobachtung des mosaischen Gesetzes gewidmet, indeß ohne der Laxheit der Jesuitenmoral zu verfallen.



Nr. 3663. Der Kasuar [illegible]

Kaswin, Stadt im westl. Theile der pers. Provinz Irak Adschemi, auf der Sprachgrenze zwischen Türkischem u. Persischem, liegt auf einer von Höhen umgebenen u. gut angebauten Ebene. K. ist umfangreicher als Teheran, aber zwischen den bewohnten Häusern finden sich so große Trümmermassen, daß die Zahl ihrer Bewohner kaum 10,000 Seelen übersteigen dürfte. Die Stadt ist der Geburtsort vieler pers. Gelehrten u. Dichter. In großer Menge verfertigt man Webstoffe von Sammet, grobe Baumwollenzeuge, auch Eisenarbeiten. In der weidereichen Umgebung züchtet man viele Kameele, bes. aber ausgezeichnete Pferde. Die nahen Höhen waren im 11. Jahrh. der Hauptsitz der Assassinen.

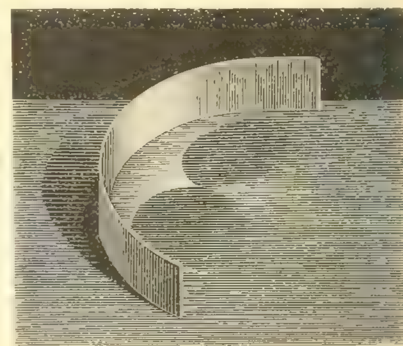
Kat, ein Genußmittel, welches aus den Blättern von Catha edulis besteht u. ähnlich dem chines. Thee wirkt. Die Pflanze selbst, in Arabien einheimisch u. in Abessinien gebaut, gehört zu den Spindelbaumartigen od. Celastrineen, zu denen unser Pfaffenhütchen Evonymus zählt. Man trocknet ihre Blätter u. bereitet daraus das K. od. Khât, welches man entweder schlechtweg kaut od. auch mit Milch od. Wasser kocht, u. dem man eine pestwidrige Kraft zuschreibt. Man kennt den Strauch bes. an der Südwestküste Arabiens, wo man die jungen Blattknospen zu jenem Behufe sammelt.

Katafalk (a. d. Ital., franz. chapelle ardente), das über dem Sarge od. Sarkophage einer vornehmen Person errichtete, schwarz behängte, mit Kerzen od. Kandelabern umgebene Trauergerüst, zu dem sich dann gewöhnlich noch eine weitere entsprechende Ausschmückung des betreffenden Raumes mit den auf den Verstorbenen bezüglichen Wappen, Insignien, Emblemen, Ordenszeichen u. s. w. gesellt. Der höchste Beamte des Verstorbenen pflegt links neben dem Kopfe des Sarges zu stehen u. denselben mit der rechten Hand zu berühren.

Katagogien hießen bei den alten Griechen 1) die öffentlichen Herbergen, 2) Feste, mit denen man die Rückkehr solcher Gottheiten feierte, die, wie man glaubte, zu gewissen Zeiten immer an dem einen Sitze ihres Kults, zu anderen Zeiten an einem andern verweilten, wie z. B. der Delische Apollon die Wintermonate in Patara in Lykien u. die Artemis vom Berge Eryx in Sizilien eine bestimmte Zeit in Libyen zubringen sollte. Vgl. „Anagogien".

katakaustische Linie nennt man in der Optik die herzförmig gekrümmte Linie, welche den hellen Fleck einschließt, der sich bildet, wenn man das Licht schräg in einen innen polirten Ring (etwa einen goldenen Fingerring) scheinen läßt. Auch bei jedem kugelförmig gekrümmten Hohlspiegel läßt sich diese Erscheinung zeigen. Mathematisch betrachtet, gehört diese krumme Linie unter die Epicykloiden.

Katakomben (a. d. Griech.) od. Koimeterien, d. h. Schlafstätten, Ruhestätten, heißen die merkwürdigen unterirdischen Gänge u. Hallen, bes. in der Nähe Roms, aber auch bei Neapel u. anderswo, welche den ersten Christen als Begräbnißstätten dienten. Dieser Name, der zuerst von Gregor d. Gr. (um 600) von den unterirdischen Grabstätten bei S. Sebastiano angewendet worden ist, ging erst in den letzten Jahrhunderten auf alle Koimeterien über. Zum großen Theil mögen die K. allerdings absichtlich in den ersten Zeiten des Christenthums angelegt, zum Theil aber wol auch vorhandene uralte Steinbrüche, wie sie unter vielen großen Städten, u. a. in ungeheurer Ausdehnung auch unter Paris sich hinziehen, zu heimlichen Kultusstätten eingerichtet worden sein. Theils regelmäßige, theils in dem Gestein ausgearbeitete schmale Gänge haben die K. in der Regel eine Höhe von ungefähr 2,5 m., oft dehnen sie sich in mehreren, durch Treppen verbundenen Stockwerken über einander aus; die Wände sind senkrecht u. an ihnen befinden sich die einzelnen Gräber, welche von gleicher Größe mit horizontaler od. gewölbter Decke (Arcosolien) in die Wände über einander als Vertiefungen eingehauen sind. In dieselben wurden die Leichname eingeschoben u. mit einer steinernen Platte abgeschlossen, auf welcher der Name des Verstorbenen mit einem passenden Spruche od. einem symbolischen Zeichen seinen Platz fand. Hin u. wieder erweiterten sich die Gänge zu größeren quadratischen Räumen (lat. cubiculum), die als Familiengrabstätten od. als Gräber für bes. verehrte Gemeindeglieder od. Heilige dienten. Licht u. Luft fiel von oben durch senkrechte Oeffnungen herein.



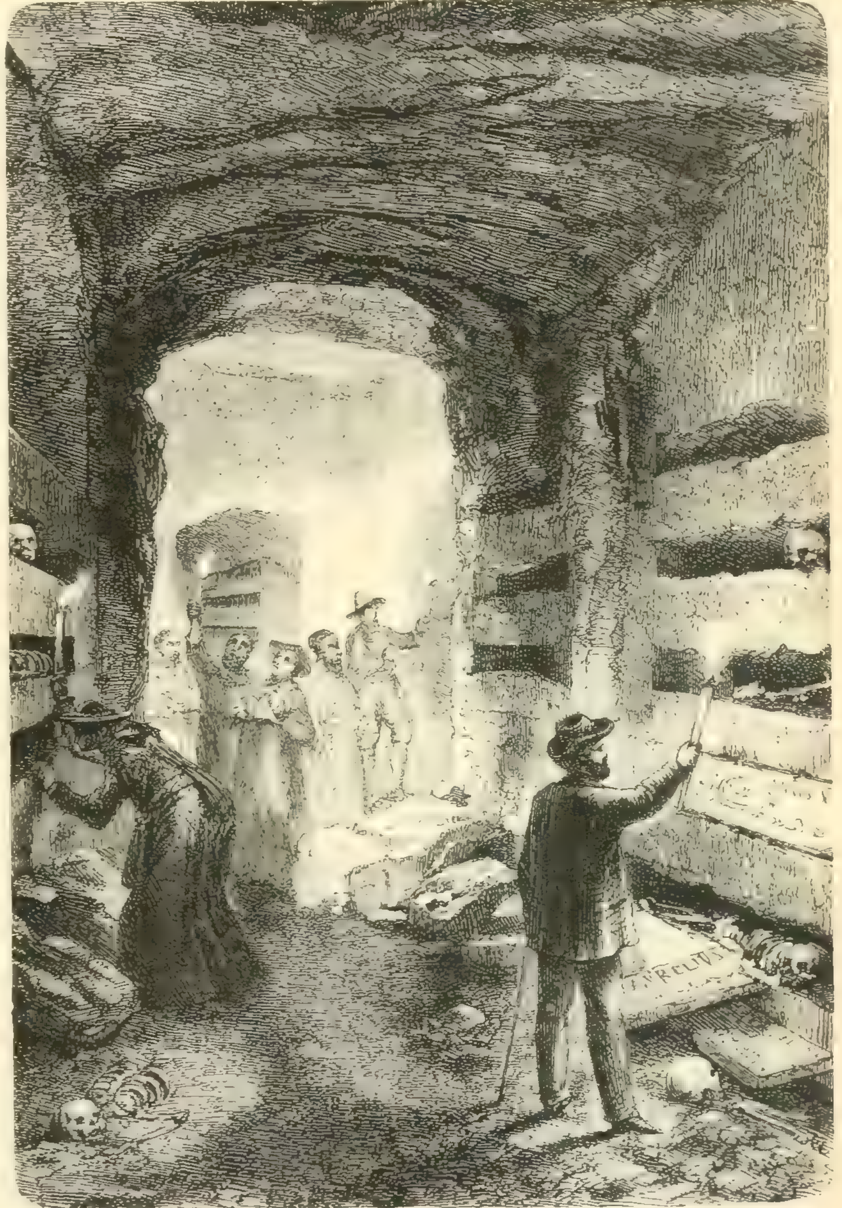
Nr. 3664. Katakaustische Linien.

In anderer Beziehung wurden die K. wichtig in den Zeiten der Christenverfolgungen, insofern sie eine vorübergehende Zufluchtsstätte u. einen Ort für die gottesdienstlichen Versammlungen boten. Nachdem aber durch Constantin d. Gr. die christliche Religion anerkannt war, hörten die K. Roms allmählich auf, Grabstätten zu sein. Sie dienten noch eine Zeit lang zur Feier der Gedächtnißtage der Märtyrer, verfielen aber endlich u. wurden von den Langobarden 756 verwüstet, die Gebeine der Märtyrer wurden herausgeholt u. massenweise in die Kirchen der Stadt geschafft. Erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. (1578) wurden sie wieder untersucht u. zum Theil zugänglich gemacht. Die Wiederauffindung aber u. Erforschung der wichtigsten u. an Denkwürdigkeiten reichsten, der des heil. Calixtus von Porta S. Sebastiano an der Via Appia, verdankt man erst der Neuzeit, u. zwar dem gelehrten G. B. Rossi. Die Alterthümer der K. bilden eine wichtige Quelle der ältesten christlichen Kunst des Abendlandes. Die zahlreichen Freskomalereien an den Wänden u. Decken (vom Ende des 1. bis in den Anfang des 3. Jahrh.), aus einfachen symbolischen Zeichen u. symbolischen Gestalten bis zu figurenreichen Darstellungen bestehend, an die sich außerdem noch Erinnerungen an die Gründung der Kirche reihen, sind fast lauter Hinweisungen der Gläubigen auf das ewige Leben u. auf die christlichen Tugenden. So auf den Grabplatten u. in Verbindung mit ausgedehnten Malereien die Palme als der Siegespreis der Seligen, mit od. ohne den Phönix, das Sinnbild der Verjüngung u. Wiedergeburt, der Weinstock u. der Oelzweig, aus dem Thierreich vor Allem der Fisch (s. „Ichthys") u. die sonstigen Monogramme Christi, z. B. der Löwe aus dem Stamme Juda u. A. m. (s. Bd. III, Taf. XLIV, Nr. 1). Künstlerisch interessanter sind natürlich die figürlichen Darstellungen, Scenen aus dem Alten u. Neuen Testament, od. Erinnerungen aus dem heidnischen Alterthum, od. Beziehungen auf kirchliche Gebräuche. Die biblischen Darstellungen sind stets allegorisch zu deuten, so bezeichnet das Bild Adam's u. Eva's die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes, die Darstellung der Geschichte des Propheten Jonas den Tod u. die Auferstehung Christi, die Auferweckung des Lazarus die Erlösung durch Christum. Unter den Gestalten aus der griech.-röm. Mythologie tritt nam. Orpheus, der durch die Töne der Lyra die wildesten Thiere bändigt, öfter hervor, sicher ebenfalls ein Sinnbild der erweckenden u. veredelnden Wirkungen der Heilswahrheiten. In mancher Beziehung weiter gehen die plastischen Darstellungen auf den zahlreichen, aus den K. stammenden u. in röm. Museen zerstreuten Sarkophagen.

Die Zahl der K. in der Umgegend Roms soll sich früher, der Zahl der Pfarreien entsprechend, auf 26 belaufen haben, doch sind wol nur 12 od. 13 zugänglich, u. unter diesen die besuchtesten die oben genannten des

heil. Calixtus an der Via Appia, jedenfalls die interessantesten u. ausgedehntesten. Auch in Neapel finden sich sehenswerthe K. unter der Kirche S. Gennaro dei Poveri, mit viel weiteren u. hoheren Gängen als die röm. u. mit sehr interessanten Malereien; andere, unbedeutendere, in anderen Theilen Italiens u. auf der Insel Malta. Die in Paris an der Westseite der Barrière d'Enfer vorhandenen sog. K. waren ursprünglich Steinbrüche, in die man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei Aufhebung mehrerer Friedhöfe eine Menge ausgegrabener Gebeine warf, sodaß sie der Bedeutung der übrigen K. fern liegen. — **Literatur:** Bosko, „Roma sotterranea" (1632); Arringhi, „Roma subterranea" (1659); Bottari, „Sculture e pitture sagre estratte dagli cimiteri di Roma" (1737); Bunsen, „Beschreibung Roms"; Marchi, „Monumenti delle arti primitive nella metropoli del Cristianesimo" (1844—47); L. Perret, „Les Catacombes de Rome" (Par. 1852—56); de Rossi, „Roma sotterranea cristiana" (Rom 1864 u. 67); de Richemont, „Die neuesten Studien über die röm. K." (Mainz 1872).

Katalóg (vom griech. κατάλογος = Liste, im Besonderen die Stammrolle für den Kriegsdienst in Athen) bedeutet überhaupt Verzeichniß, bes. aber nennt man so ein Verzeichniß von den einzelnen Gegenständen wissenschaftlicher u. Kunstsammlungen, nam. jedoch von Büchern. Die ersten gedruckten Bücherkataloge — abgesehen von den schon früher erschienenen Verlagskatalogen einzelner Buchdrucker sowie von dem „Catalogue des livres examinés par la faculté de théol. de l'univ. de Paris" (Antw. 1545), Paris 1551, den „Indices librorum prohibitorum" (seit 1540) u. der als eine Art von Vorläufer zu betrachtenden „Bibliotheca universalis" von Conr. Gesner (zuerst Zürich 1545) — sind die von dem Augsburger Buchhändler Willer von 1564 an eine lange Reihe von Jahren veröffentlichten Bücherverzeichnisse für die Frankfurter Messe, neben welchen bald auch von andern Buchhändlern Meßkataloge ausgegeben wurden; die bis 1592 erschienenen vereinigte der Frankfurter Buchhändler Bassäus in einem einzigen K.e (mit Suppl. für 1593—1600 von H. Große), worauf Cleß einen das ganze Jahrhundert von 1500 bis 1602 umfassenden K. herausgab (Frankf. 1602), dem wenig später der vollständigere u. methodischere von Draud folgte (Frankf. 1611, neue bis 1624 fortgeführte Ausg. Frankf. 1625). Wie aus diesen mangelhaften Anfängen, welche fast gleichzeitig in England, dann auch in andern Ländern (zunächst Frankreich u. Holland) Nachahmung fanden, sich die Bibliographie in ihren verschiedenen Zweigen mehr u. mehr entwickelte, s. „Bibliographie." Ueber die Einrichtung der K.e für Bibliotheken ist das Nähere in dem Art. „Bibliothekwissenschaft" angegeben. Bei den größeren öffentlichen Bibliotheken ist der K. meist nur handschriftlich vorhanden, indem man sich darauf beschränkt hat, einen K. für die Handschriften- od. die Incunabelnschätze zu veröffentlichen, der aber auch vielen Bibliotheken noch fehlt; doch wurde schon im vorigen Jahrhundert für einige Bibliotheken ein K. auch der gedruckten Bücher herausgegeben, z. B. für die Bibliothek zu Frankfurt a. M. (von Lucius, Frankf. 1728), die Bodlejana in Oxford (Oxf. 1738, 2 Bde.), die königl. Bibliothek in Paris (Par. 1739 bis 50, 6 Bde., unvollendet), die Casanatische in Rom (1761—88, 4 Bde., musterhafter K. von Audiffredi, aber unvollendet), die der Universität Greifswald (Greifsw. 1775—76, 3 Bde., von Dähnert). Erst in neuester Zeit ist dafür mehr geschehen, nam. in Nordamerika u. in Frankreich, wo jetzt wol schon über 30 öffentliche Bibliotheken solche K.e besitzen u. auch für die große Pariser Bibliothek seit 1855 ein neuer erscheint (zunächst für die im alten noch nicht enthaltenen Fächer: bis jetzt 9 Bde. für franz. Geschichte, 2 Bde. für Medizin); in Deutschland dagegen sind zu den früheren nur wenig neue hinzugekommen, darunter der der Commerzbibliothek in Hamburg (1841, mit mehreren Fortsetzungen), der Mecklenburg. Ritter- u. Landschaft (Rostock 1858—59, Abth. 1. 2, 1—3), der Tübinger Universitätsbibliothek (Tüb. 1853 ff.). Anders als mit den öffentlichen verhält es sich mit den Privatbibliotheken, denn von diesen sind gedruckte K.e in großer Zahl vorhanden; nicht wenige von ihnen, darunter auch solche, die nur behufs des Verkaufs gedruckt worden sind (Auktionskataloge), haben nicht geringen Werth, theils wegen des dabei angewandten bibliographischen Systems od. sonstiger bibliographischer Vorzüge, theils wegen der Reichhaltigkeit der betreffenden Bibliothek im Allgemeinen od. für ein besonderes Fach. In erster Hinsicht sind z. B. hervorzuheben: die K.e der Bibliotheken von de Thou (Par. 1679, von Bouilleaud), Feltrier (Par. 1709, von Marchand), der neben dem oben erwähnten K. von Audiffredi als Muster geltende, aber leider auch unvollendete K. der v. Bünau'schen Bibliothek (Lpz. 1750—56, 7 Bde., von Francke), der von Crevenna (Amst. 1775—76, 6 Bde.), de la Vallière (Par. 1783—88, 9 Bde., von Debure), Gaignat (Par. 1769, 2 Bde., von Debure), Pinelli (Vened. 1787, 6 Bde., von Morelli), Demidoff (Moskau 1806), Spencer (Lond. 1814—23, 7 Bde., von Dibdin), Silvestre de Sacy (Par. 1842—47, 3 Bde., von Merlin), de Walckenaer (Par. 1853), Salvá (Valencia 1872, 2 Bde.). In zweiter Hinsicht sind werthvoll z. B. die K.e der Bibliotheken von de la Vallière (s. oben), Firmian (Mailand 1783, 8 Bde.), Thott (Kopenh. 1789—95, 12 Bde.), Heber (Lond. 1834—36, 9 Bde.), Hulthem (Gent 1836—37, 6 Bde.) wegen der großen Reichhaltigkeit derselben; die der Bibliotheken von Harley (Lond. 1743—45, 5 Bde.), Spencer (s. oben), Mac Carthy Reagh



Nr. 3665. Die römischen Katakomben.

(Par. 1815, 2 Bde.), Libri (Lond. 1859) wegen des Reichthums an seltenen Werken; für die Philologie wichtig sind u. a. die K.e der Bibliotheken von Graf Rewiczky (2. Ausg., Berl. 1794), Jacobs (Berl. 1849), G. Hermann (Lpz. 1850), Boissonade (Par. 1859), Jahn (Bonn 1870), für deutsche Sprache u. Literatur die von Blenz (Berl. 1844), von Meusebach (Berl. 1855. 56), Heyse (Berl. 1856. 57), v. d. Hagen (Berl. 1857), der Goethebibliothek von Hirzel (Lpz. 1874), für Geschichte, deutsche Sprache u. Literatur der von Karajan (Thl. 1, Lpz. 1875), für ital. Literatur die von Capponi (Rom 1747) u. Ferri (Padua 1842), für

franz. die von Audenet (Par. 1839) u. Soleinne (Par. 1843—45, 6 Bde.), für nordische der von Finn Magnussen (Kopenh. 1857), für ungar. Literatur u. Geschichte der des Grafen Szechenyi (Oedenb. 1799—1807, 6 Bde.), für oriental. Literatur die von Silvestre de Sacy (s. oben), v. Hammer-Purgstall (Wien 1857), Sprenger (Gießen 1857), für Geschichte die von van Voorst (Amsterd. 1859), Oelsner (Lpz. 1859, 2 Bde.), de Jonghe (Brüssel 1860. 61, 3 Bde.), für Medizin der von Kühn (Lpz. 1840) u. s. w. Auch die K.e größerer antiquarischer Buchhandlungen, wie z. B. Quaritch in London, Baer in Frankfurt, Weigel, Brockhaus u. A. in Leipzig, sind von bibliographischem Werthe.

Katalyse nennt man in der Chemie seit Berzelius die eigenthümliche Wirkung mancher Stoffe, durch ihre bloße Anwesenheit die chemische Verbindung zweier anderen Stoffe zu veranlassen, ohne daß sie dabei selbst in die Verbindung eingingen od. eine Veränderung erführen. Bringt man z. B. in ein Gemenge von Sauerstoff u. Wasserstoffgas Platin, bes. in pulverförmigem Zustande, so verbinden sich die beiden Gase plötzlich unter Explosion zu Wasserdampf, ohne daß das Platin sich verändert. Die dabei als thätig angenommene Kraft nannte Berzelius katalytische Kraft. Mitscherlich nennt solche Substanzen Kontaktsubstanzen u. ihre Wirkung Kontaktwirkung.

Kataplasma od. Brotumschlag nennt man eine breiig weiche Masse, die durch feuchte Wärme zertheilend, erweichend, schmerzstillend wirken soll. K. werden aus verschiedenem Material hergestellt, meist aus Leinmehl, Hafergrütze, Brot u. Milch 2c. Man wendet jedoch auch sog. trockne K. an, zu denen meist aromatische Kräuter, z. B. Kamillen, in zerkleinertem Zustande dienen (Kräuterkissen); sie sind hauptsächlich bei Zahnschmerzen, Gesichtsrheuma u. s. w. in Gebrauch. Feuchte K. sind beliebte Mittel bei Furunkeln, Oedemen, Abscessen 2c.

Katapulte, eine Maschine, eigentlich eine große Armbrust zum Fortschießen großer Pfeile zur Zeit vor Erfindung des Schießpulvers.

Katarakt (a. d. Griech.), Wasserfall, Stromschnelle (s. d.), bes. bei größeren Flüssen. Schon im Alterthum wurden so die Stromschnellen des Nil (s. d.) in Nubien bezeichnet, ein Ausdruck, der bis jetzt beibehalten worden ist. — K. ist auch der Name für den Grauen Staar.

Katarrh (a. d. Griech. von *καταῤῥεῖν*, herabfließen) nennt man eine Erkrankung der Schleimhaut, bei welcher deren Gefäße gefüllt u. strotzend, u. sie selbst infolge dessen geschwellt u. gelockert ist (trockener K.). Dieses Anfangsstadium verliert sich aber schnell, um in den flüssigen K. überzugehen, bei welchem die Schleimdrüsen, die schon für gewöhnlich Schleimflüssigkeit absondern, dies in erhöhtem Maße thun. Der Schleim wird massenweise erzeugt u. fließt Anfangs weiß, glasig, dünnflüssig, dann gallertartig, gelb, mit Eiterkörperchen durchsetzt, ab. Hat dies Stadium längere Zeit angedauert, so schwillt die Schleimhaut meist wieder ab, die reichliche Absonderung hört auf u. die Rückkehr zur normalen Funktion tritt ein. Je nach dem Sitze der Schleimhaut wird bald von Nasen-, bald von Rachen-, Luftröhren-, Darm- oder Magenkatarrh gesprochen. Der K. ist im Allgemeinen eine akute, lokale Erkrankung, d. h. er tritt nach Erkältungen an einer bestimmten Schleimhaut auf, die er nach einigen Tagen wieder verläßt. Bei manchen Individuen jedoch tritt zum lokalen Prozesse auch Fieber hinzu u. die Krankheit wird eine allgemeine Krankheit (katarrhalisches Fieber). Unter gewissen epidemischen Einflüssen wird der Nasen- u. Rachenkatarrh jedesmal fieberhaft, man nennt ihn dann Grippe (Influenza, s. d.). Ein oft wiederkehrender K. od. ein vernachlässigter K. kann chronisch werden, d. h. die Schleimhaut kann die Neigung, übermäßig viel Schleim abzusondern, behalten. Gewisse K. sind ansteckend (virulente), so z. B. K. der Geschlechtstheile (Tripper, weißer Fluß), der K. der Augen (Conjunctivitis neonatorum, ägyptische Augenkrankheit, s. d.) u. a. Und Aerzte nehmen sogar an, daß jeder K. auf einer gewissen Höhe der Erkrankung ansteckend ist. Die Behandlung der K. ist je nach der Oertlichkeit verschieden. Man wirkt direkt auf die kranke Schleimhaut mittels adstringirender Mittel, wie Tannin, metallische Salze 2c. Daneben zeigen sich Schwitzkuren im Allgemeinen als sehr nützlich.

Katarrhinen, s. „Affen".

Kataster (mittellat. catastrum, Flurbuch, Salbuch) ist ein amtliches Verzeichniß aller Grundstücke eines bestimmten Bezirks nach ihrer Lage, Größe, Art, den Besitzverhältnissen u. s. w., sowie mit Angabe ihres amtlich ermittelten Werthes u. Reinertrages. Aendern sich die Besitz- od. Werthverhältnisse einer Liegenschaft, so werden diese Veränderungen im K. nachgetragen od., wie der technische Ausdruck lautet, fortgeschrieben. Das K. dient wesentlich zur Bemessung der Steuern (Grund- u. Gebäudesteuern), daher auch Grundsteuer- od. Steuerkataster.

Katastrophe (a. d. Griech.), bedeutet eigentlich Umwendung, dann nam. die entscheidende, plötzliche Wendung in der Entwicklung menschlicher Schicksale, gesellschaftlicher Zustände, geschichtlicher Ereignisse 2c. Auch wird der Tod, bes. ein unerwarteter od. gewaltsamer, so genannt. In der dramaturgischen Aesthetik versteht man unter K. die Auflösung des Knotens im Drama, welche, obwol vom Zuschauer nicht vorausgesehen, ihm doch als aus der früheren Verkettung der Begebenheiten natürlich hervorgegangen erscheinen muß, wenn seine gespannte Erwartung durch diese schließliche Wendung befriedigt werden soll.

Katechese (v. d. griech. *κατηχεῖν*, d. i. „antönen") hieß von Anfang an in der christl. Kirche diejenige Thätigkeit der Geistlichen, welche die Unterweisung in der christlichen Heilswahrheit zum Gegenstand hat. Dieselbe wird entweder Ungetauften zu Theil (Missionskatechese), od. getauften, aber noch unmündigen Christen (Kinderlehre). In jedem Falle ist das Ziel der Unterweisung, ein klares Verständniß des jeweiligen kirchlichen Bekenntnisses zu erwecken; das Bekenntniß selbst wird dann von den Nichtchristen bei Gelegenheit ihrer Taufe, von den unmündigen Christen bei Gelegenheit der Konfirmation abgelegt. In der alten Kirche war die K. bei dem Mangel an Schulen eine rein kirchliche Thätigkeit u. auch die fortlaufenden Lehrvorträge der Kirchenlehrer hießen K.n. Eine berühmte Rede dieser Art besitzen wir von Gregor von Nyssa († um 395) u. 23 K.n von dem Bischof Cyrill von Jerusalem († 386). Eine Anweisung zur K. schrieb bereits der lat. Kirchenvater Augustin. Im Mittelalter beschränkte sich die K. fast ausschließlich auf das Abhören des mechanisch auswendig gelernten Apostolischen Symbols, des Vaterunsers u. der 10 Gebote. Erst die Reformation legte wieder großen Nachdruck auf die katechetische Unterweisung, schuf als Grundlage derselben Katechismen (s. d.) u. machte die Kunst der K. od. Katechetik zu einem Haupttheil der sog. praktischen Theologie. Als nothwendige Voraussetzung galt jetzt die Einkleidung der K. in Frage u. Antwort; daher versteht man in der protestant. Kirche noch jetzt unter Katechetik die Kunst od. Methode des kirchlichen Lehrgesprächs. Die Entwicklung dieser Kunst seit der Reformation bildet einen wichtigen Bestandtheil der Geschichte der Pädagogik. (Das Wort Katechet, das im Allgemeinen jeden mit dem religiösen Unterricht betrauten Geistlichen od. Lehrer bezeichnet, wird jetzt im engern Sinne bes. von denjenigen Heidenchristen gebraucht, die von den Missionären zum religiösen Elementarunterricht angelernt worden sind [sog. „eingeborne Katecheten"].) — Als die besten Lehrbücher der Katechetik sind zu nennen: Palmer, „Evangelische Katechetik" (5 Aufl. 1864) u. das große Werk von Zezschwitz, „System der christlich-kirchlichen Katechetik" (2 Bde., Lpz. 1863—71; eine 2. Aufl. erscheint seit 1872).

Katechismus, Mehrzahl Katechismen (über die Ableitung dieses Wortes s. „Katechese"), heißt im Allgemeinen jede kurzgefaßte u. leichtfaßliche Darstellung eines Wissensstoffes. So giebt es z. B. Katechismen der Baukunst, der Forstwissenschaft u. s. w. Im engern Sinne aber versteht man darunter volksthümliche, kurze Darstellungen der Glaubenslehren einer bestimmten Kirche, u. zwar in Frage u. Antwort. Die Sache ist älter als der Name K. Schon den St. Galler Mönchen Kero (um 760) u. Notker Labeo (um 1000 n. Chr.), sowie dem Weißenburger Mönch Otfrid (um 850) werden Katechismen zugeschrieben; solche besaßen auch die Waldenser u. Böhmischen Brüder, sowie die Wiclefiten durch Wiclef selbst (über das Apostolische Glaubensbekenntniß, Vaterunser u. die 10 Gebote). Sicher aber hat erst Luther 1525 den Namen K. gebraucht u. durch seine 1529 erschienenen Katechismen zu allgemeinem Ansehen gebracht. Der größere in Quart, der zuerst erschien, war zunächst eine Anleitung für die Geistlichen. Der kleine K. in Sedezformat führte den Namen „Enchiridion od. Handbüchlein". Die älteste bekannte Ausgabe desselben (Wittenb. 1529), wahrscheinlich die zweite, enthält bereits außer den 5 Hauptstücken (Gebote, Glaube, Vaterunser, Taufe, Abendmahl) noch kurze Gebete, die sog. Haustafel, das Trau- u. Taufbüchlein u. einiges Andere. Dagegen ist der Ursprung des sog. 6. Hauptstücks „vom Amt der Schlüssel", das sich schon wenige Jahre nach dem Erscheinen des kleinen K. in einigen Ausgaben findet, ungewiß. Beide Katechismen erlangten in der Lutherischen Kirche symbolisches Ansehen, d. h. die Geltung von öffentlichen Bekenntnißschriften, u. der kleine K. ist bis heute die Grundlage des Jugendunterrichts geblieben. Die berühmtesten sonstigen Katechismen sind 1. in der Röm.-katholischen Kirche: der vom Konzil zu Trident angeordnete u. zuerst 1566 von Paulus Manutius herausgegebene „Catechismus Romanus", der öfter auch ins Deutsche übersetzt wurde. Andere Katechismen, wie bes. der große (1554) u. der kleine (1566) des Jesuiten Peter Canisius, genossen zwar großes Ansehen, sind aber nicht päpstlich bestätigt. 2. In der Reformirten Kirche: der Heidelberger od. Pfälzer K., 1563 von Zacharias Ursinus u. Kaspar Olevianus herausgegeben u. gleichfalls zu symbolischem Ansehen gelangt; ferner der Genfer K. von Calvin, zuerst franz. 1541, dann lat. 1545; der Züricher K., aus denen des Leo Judä u. H. Bullinger 1609 zusammengesetzt. Die bischöfliche Kirche Englands bedient sich des 1553 engl. u. lat. erschienenen, 1572 durch Nowel revidirten „Church Catechism" (Kirchenkatechismus).

Katechu od. Catechu, Cutch ist ein in Ostindien bereitetes Extrakt verschiedener gerbstoffreicher Pflanzen; bevor man seine Bereitungsweise

kannte, mag man es wol für eine Erde gehalten haben, daher der bei den Droguisten auch jetzt noch gebräuchliche, aber ganz unpassende Name Terra japonica od. Terra Catechu, japanische Erde. Man unterscheidet folgende Hauptsorten: 1) Mimosenkatechu, bengalisches od. Bombaykatechu, aus großen, harten, dunkelbraunen Stücken bestehend, die oft mit anhängenden Blattresten u. Stengeltheilen bedeckt sind, ist geruchlos, besitzt einen zusammenziehenden, bitteren Geschmack u. löst sich zum großen Theile in Wasser u. Alkohol auf. Man gewinnt es in Ostindien durch Auskochen des Stammholzes von Mimosa Catechu *Willd.*, einer Akazienart, mit Wasser u. Eintrocknen dieser Abkochung bis zur festen Konsistenz. 2) Palmenkatechu, Cassu, Coury, kommt nur sehr selten in den Handel, ist dunkler als vorige Sorte, fast schwarz, erscheint in kleinen, flachrundlichen Kuchen u. wird in Ostindien durch Auskochen der Betelnüsse, der Früchte der Arecapalme (Areca Catechu *L.*) gewonnen. 3) Gambirkatechu, Gutta Gambir, wird durch Auskochen der jungen Zweige u. Blätter der Uncaria Gambir *Roxb.*, einem Strauche aus der Familie der Rubiaceen, gewonnen. Man erhält es in kleinen, 1 cm. dicken u. 3–4 cm. langen, vierkantigen Stücken von hell gelblich-brauner Farbe, innen noch heller als auf der Oberfläche; andere Sorten erhält man auch in Form bräunlicher Würfel, die auf dem Wasser schwimmen. Diese Sorten kommen aus Sumatra, Java, Penang u. s. w. Sämmtliche Katechusorten enthalten der Hauptsache nach zwei charakteristische organische Säuren (bis zu 54 Prozent), die Katechusäure u. die Katechugerbsäure; erstere, zuweilen auch Catechin od. Tanningensäure genannt, ist in kaltem Wasser sehr schwer, in heißem sehr leicht löslich u. scheidet sich beim Erkalten der heißen Lösung in weißen, seidenglänzenden Krystallen aus. Die wässerige Lösung wird durch längere Einwirkung der Luft gelb, durch Kochen roth, durch Einwirkung von Kalilauge schwarz, wobei sich Japonsäure bildet. Die andere im K. enthaltene Säure, die Katechugerbsäure, erscheint als eine rothgelbe, gummiartige Masse, die nicht zum Krystallisiren gebracht werden kann. Das K. wird hauptsächlich in der Färberei für braune u. schwarze Farben verwendet, zuweilen auch in der Gerberei u. Pharmazie.

Katechumenen, d. i. in der Unterweisung Begriffene, hießen in der ältesten Kirche Solche, welche sich zur Aufnahme in die Kirche gemeldet hatten, von der Meldung an bis zur Taufe. Sie hatten während dieser Zeit ein 2–3jähriges Katechumenat zu durchlaufen, während dessen sie ein enthaltsames Leben zu führen u. dem kirchlichen Unterricht beizuwohnen hatten. In der protest. Kirche nennt man K. theils Alle, die an Kinder- od. Missionsgottesdiensten Theil nehmen, theils bes. die sog. Konfirmanden, die von den Geistlichen noch bes. für die Handlung der Konfirmation vorbereitet werden.

Kategorie (griech. eigentlich „Anklage", dann Aussage, Eigenschaftsbestimmung) heißt im philosophischen Sprachgebrauch jeder Grundbegriff, auf den sich eine Reihe verwandter Begriffe zurückführen läßt. Schon den pythagoräischen Philosophen werden Versuche zugeschrieben, die Reihe der letzten od. Grundbegriffe festzustellen, bis Aristoteles im 4. Jahrh. v. Chr. folgende 10 ermittelte: Wesen, Quantität, Qualität, gegenseitige Beziehung (Verhältniß), Thun, Leiden, Ortsbegriff, Zeitbegriff, Lage, Befinden. Diese blieben, obschon von späteren Philosophen noch näher bestimmt u. vermehrt, während des Mittelalters herrschend. Erst Kant gab der Frage nach den K.n eine andere Wendung, indem er sie nicht als Eigenschaften der Dinge an sich, sondern als Aussagen unseres Erkenntnißvermögens faßte u. auf die 4 K.n der Urtheilsformen zurückführte, welchen entweder die Quantität zu Grunde liegt (allgemeine, besondere u. einzelne Urtheile) od. die Qualität (bejahende, verneinende u. unendliche) od. die Relation (unbedingte, bedingte u. gemischte) od. endlich die Modalität, die es mit Möglichkeit u. Unmöglichkeit, Dasein u. Nichtsein, Nothwendigkeit u. Zufälligkeit zu thun hat. Aus diesen 12 K.n leitete dann Kant eben so viel Stammbegriffe ab, die nach ihm von vornherein Besitz des Verstandes sind u. daher allgemeine u. nothwendige Geltung haben. Auch die nachkantische Philosophie hat der Frage nach den K.n fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit zugewendet. In freierer Anwendung braucht der gebildete Stil das Wort K. für Klasse, Art.

kategorischer Imperativ, d. h. unbedingtes Gebot, heißt in der Philosophie Kant's das Sittengesetz als ein unbedingt gebietendes, ohne jede Rücksicht auf den Erfolg. So wird z. B. durch den k. J. die Nothlüge schlechthin als unsittlich verworfen. Uebrigens vergl. d. Art. „Kant".

kat'exochēn griech. *κατ' ἐξοχήν*, vorzugsweise, besonders.

Katharer (vom griech. *καθαροί*, d. h. die Reinen), weitverzweigte religiöse Sekte des Mittelalters von gnostischer Färbung, welche ohne Zweifel in Verbindung mit den sog. Bogomilen steht, die um die Mitte des 10. Jahrh. in der slav. Kirche auftauchten u. sich weit in der Griech. Kirche verbreiteten, bis 1119 ihr Haupt Basilius verbrannt wurde. Trotzdem dauerte ihre Geheimlehre fort. Ende des 12. Jahrh. blühte der Katharismus in Bulgarien (daher auch der Name „Bulgaren") u. hielt sich dort bis zur türk. Eroberung im 15. Jahrh. Schon im 11. Jahrh. begann er sich auch in Italien auszubreiten, stiftete Kirchen u. sogar Bisthümer u. hielt sich trotz aller Verfolgungen bis ins 14. Jahrh. unter dem Namen Patarener. Die reichste Geschichte aber hatten die K. im südl. Frankreich seit Anfang des 11. Jahrh. Unter fürstlichem Schutz boten sie der Verfolgung der Kath. Kirche Trotz, besaßen in Toulouse u. anderwärts Bischofssitze u. hielten sogar 1167 bei Toulouse eine allgemeine Kirchenversammlung. Papst Innocenz III. versuchte sie in dem ebenso blutigen als langwierigen Albigenserkreuzzug (1209–29), so genannt nach dem Städtchen Albi, dem Hauptherd der Katharer, vollständig auszurotten. Aber erst 1244 wurde das letzte Bollwerk der K., das Schloß Montsegur, erobert u. die Vertheidiger, wie schon zahllose K. vor ihnen, verbrannt. Den Resten der Sekte, die sich unterdeß auch in Spanien u. Deutschland ausgebreitet hatte, bereitete schließlich die Inquisition der Dominikaner ein blutiges Ende. Die Hauptpunkte der katharischen Lehre sind: Annahme eines schlechthin bösen Wesens (Satanael) neben dem guten Gott, ersteres Urheber des Uebels u. der Sünde. Aus der Macht des bösen Gottes befreit man sich nur durch Eintritt in die Kirche der Katharer; Viele gelangen dazu erst nach längerer Seelenwanderung, auch durch Thierleiber. Christus, der Sohn des guten Gottes, kam in einem Scheinleibe auf die Erde, um die Wahrheit im Neuen Testament zu verkünden; dagegen stammt das Alte Testament vom bösen Gott. Die Anhänger der Sekte zerfielen in einfache Gläubige u. Vollkommene od. eigentliche K. Letzteres wurde man durch das sehr umständliche Sakrament der Handauflegung u. hatte sich dann von irdischem Besitz, der Ehe, der Tödtung eines Thieres, dem Fleischgenuß u. A. streng zu enthalten. Die K. lebten stets paarweise u. streng nach den Vorschriften der Bergpredigt. Ihr Gottesdienst beschränkte sich auf Vorlesen u. Erklären von Bibelstellen u. die öftere Ertheilung des Segens. Auch das Abendmahl war nur durch das Brechen u. Segnen des Brotes vertreten. Daß sie in ihrer Blütezeit eine Art Papst in der Bulgarei gehabt hätten, ist jedenfalls nur Sage. Wohl aber hatten sie zahlreiche Diakonen u. Bischöfe; den letzteren war jedesmal ein „älterer u. jüngerer Sohn" als Gehülfe u. Stellvertreter beigegeben.

Katharina. Unter den zahlreichen heiligen Frauen dieses Namens sind die bedeutendsten: 1. Die griechische **K.**, die Heilige des 25. Nov., soll unter Kaiser Maximin 307 den Märtyrertod erlitten haben. Ihre Geschichte ist auf einem der alten Wandgemälde im Kreuzgang des Paulinums zu Leipzig dargestellt. Reliquien dieser K. befinden sich auf dem Sinai u. in Rouen. – 2. Die berühmteste unter allen: **K.** von Siena, der Stolz des Dominikanerordens. 1347 zu Siena von armen Eltern geb. u. von Jugend auf zu religiöser Innigkeit u. Weltverachtung gestimmt, widersetzte sie sich eifrig ihrer Vermählung u. begann in ihrem 15. Jahre Bußübungen, die bald allgemeines Aufsehen erregten. Schon in ihrer Kindheit soll Jesus sein Herz mit dem ihrigen vertauscht haben. 1365 trat sie in ein den Dominikanern sich anschließendes Nonnenkloster u. gelangte nach dreijährigem Stillschweigen u. eben so langer Selbstpeinigung zu dem angestrebten völligen Frieden. Durch ihre demüthige Ruhe u. grenzenlose Selbstverleugnung gegen Arme u. Kranke (so in der Pest 1374) gewann sie schon damals den Ruf einer Heiligen. Ihr gelang es 1377, Gregor XI. zur Rückkehr von Avignon nach Rom zu bewegen. Beim Ausbruch der Kirchenspaltung nahm sie entschieden für Urban VI. Partei, allerdings nicht, ohne ihm rückhaltslos die Wahrheit zu sagen. Aber auch dieser Papst fügte sich ihr u. ließ sie nach Rom kommen, wo sie 29. April 1380 starb. 1461 sprach sie Pius II. heilig; die Feier ihres Gedächtnisses wurde später auf den 30. April festgesetzt. Eine höchst ansprechende (u. zugleich kritisch gehaltene) Biographie gab K. Hase in „Caterina von Siena, ein Heiligenbild" (Lpz. 1864).

Katharina I. Alexejewna, Kaiserin von Rußland (1725 bis 1727), war wahrscheinlich als uneheliche Tochter einer estnischen Leibeigenen von unbekanntem Vater zu Ringen im Dorpat'schen Kreise 1684 geb. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter kam sie in das Haus des Propstes Glück zu Marienburg in Livland. Hier wuchs sie in dienender Stellung mit dessen Kindern auf u. hatte sich soeben erst mit einem schwed. Dragonerunteroffizier der dortigen Garnison verheirathet, als dieser ins Feld rücken mußte u. die Stadt 3. Sept. 1702 von den Russen unter dem Feldmarschall Scheremetew eingenommen ward. Der Letztere nahm sie mit sich, jedoch bald entriß sie diesem Fürst Menschikow, der sie aber eben so bald an Peter d. Gr. abtreten mußte. Auf diesen bekam sie durch ihr gewecktes Wesen u. durch die

Geschmeidigkeit, mit welcher sie sich seinen Neigungen anzupassen verstand, einen nicht geringen Einfluß, trat 1703 unter Aenderung ihres ursprünglichen Namens Martha in K. A. zur Griech. Kirche über u. fand sich überhaupt rasch in ihre neue Stellung u. deren Ansprüche, obwol sie z. B. das Lesen u. Schreiben nie lernte. Peter vermählte sich 1707 heimlich mit ihr u. erklärte sie 1711 öffentlich für seine Gemahlin, worauf sie ihn in den Türkenkrieg begleitete u. durch ihre Entschlossenheit nicht wenig zur Rettung aus der bedrängten Lage am Pruth beitrug. 1712 erklärte sie Peter zur Zarin u. ließ sie 7. Febr. 1724 zu Moskau krönen. Nach seinem Tode ward sie hauptsächlich durch Menschikow u. Bassewitz zur Herrscherin erhoben. Den Anfangs bes. durch den Schwiegersohn der Kaiserin, den Herzog Karl Friedrich von Holstein, ihm streitig gemachten Einfluß gewann bald Menschikow ausschließlich. Aber während die von Peter d. Gr. dem Staate gegebene Form äußerlich bestehen blieb, fehlte doch sein Geist u. sein Thätigkeitstrieb, u. Willkür u. Unsicherheit rissen ein, zumal da K. selbst sich ihrer Neigung zu einem ausschweifenden Leben, bes. zum Trunke, fast völlig hingab. Als sie 17. Mai 1727 starb, hinterließ sie die Herrschaft ihrem Stiefenkel Peter II.



Nr. 3666. Katharina I. (geb. 1684, gest. 17. Mai 1727).

Katharina II. Alexejewna, Kaiserin von Rußland (1762 bis 1796), eigentlich Sophie Auguste Friederike, als Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst 2. Mai 1729 zu Stettin geb., ward 1745 auf Friedrich's d. Gr. Vermittelung mit dem von der russ. Kaiserin Elisabeth zu ihrem Nachfolger bestimmten Neffen derselben, Peter (III.) Ulrich von Holstein-Gottorp, vermählt, wobei sie zur griech. Kirche übertrat u. ihren Namen änderte. Indem ihr an Geist u. Bildung von ihr durchaus verschiedener Gemahl sie mit der Zeit von sich zurückstieß u. anderen Verhältnissen nachging, that auch sie, zugleich getrieben von einer ungewöhnlich stark entwickelten Sinnlichkeit, bald das Gleiche. So war erst Sergei Soltikow, dann der als poln. Gesandter in Petersburg aufhältliche Stanislaus August Poniatowski ihr erklärter Günstling, u. in dessen Stelle war eben der Gardeoffizier Greg. Orlow eingetreten, als mit Elisabeth's Tode, 5. Jan. 1762, Peter III. zur Regierung kam. Orlow ward denn nun das Hauptwerkzeug der Kaiserin, als sie, um ihre u. ihres Sohnes Paul (geb. 1754) Stellung u. Zukunft zu sichern, den Sturz ihres verhaßten Gemahls beschloß. Mit dieser Hülfe unternahm sie die Revolution vom 9. Juli 1762, die mit Peter's Gefangennehmung u. ihrer Ausrufung als Herrscherin endete. Der Grad ihrer Mitschuld an der 17. Juli erfolgten Ermordung Peter's III. ist nicht festzustellen. Bedroht ward ihre neue Stellung noch wiederholt, u. zwar, nachdem schon 1764 durch das geheimnißvolle Ende des unglücklichen gefangenen Iwan VI. zu Schlüsselburg ein gefährlicher Rival beseitigt war, noch einmal auf das Gefährlichste, als 1773 der Kosak Pugatschew unter der Maske des ermordeten Peter III. einen nur mit vieler Mühe unterdrückten Aufstand hervorrief. — Einmal im Besitze der Gewalt, nahm K. zuerst wieder entschieden die von Peter d. Gr. erstrebten Ziele auf. Sie suchte die Reichsverwaltung zu verbessern, schuf die neue Eintheilung in Gouvernements, gewährte den Städtern u. Kronbauern Erleichterungen, hob Ackerbau, Handel (Odessa gegr. 1793) u. Industrie, errichtete Lehranstalten u. trieb sogar selbst Schriftstellerei, um die Bildung des Volks fördern zu helfen. Freilich war ein großer Theil dieser Maßregeln mehr auf den äußeren Schein berechnet, u. der öffentlichen Sittlichkeit gab ihr eignes Auftreten u. ihr Hof mit seiner Günstlingswirthschaft den lockeren Sitten u. einer ungemessenen Verschwendung ein nicht eben nachahmenswerthes Beispiel. Unter den Günstlingen K.'s ist nach Gregor Orlow bes. noch Gregor Potemkin zu nennen, der länger als anderthalb Jahrzehnte der „nordischen Semiramis" mit fast unumschränkter Gewalt zur Seite stand. — Nach außenhin suchte K. nicht blos ihr Reich zu erweitern, sondern auch Rußlands Großmachtstellung in Europa dauernd zur Anerkennung zu bringen. Sie erzwang 1763



Nr. 3667. Katharina II. (geb. 2. Mai 1729, gest. 17. Nov. 1796).

gegen den Willen August's III. die Wiedereinsetzung Biron's als Herzog in Kurland, sowie nach August's Tode (1763) im Bunde mit Preußen die Wahl des Stanislaus Aug. Poniatowski zum König von Polen (1764), später auch die Gleichberechtigung der Dissidenten in Polen mit allen Mitteln der List u. Gewalt, während sie jede Aenderung der poln. Verfassung verhinderte. Die Erhebung der Konföderation von Bar dagegen (1768) veranlaßte das Einrücken russ. Heere in Polen u. im Zusammenhang damit den Ausbruch des ersten Türkenkriegs (1768—74, Seeschlacht bei Tschesme 1770), vor dessen Ende noch die erste Theilung Polens stattfand. Doch mußte der Sultan im Frieden von Kutschuk Kainardsche (1794) Kertsch u. Jenikale abtreten, den Russen freie Schiffahrt auf allen türk. Meeren zugestehen u. das Tatarenkhanat in der Krim aus seiner Lehnshoheit entlassen, worauf dasselbe 1783 Rußland einverleibt ward. Inzwischen war die günstige Gelegenheit des nordamerik. Unabhängigkeitskriegs benutzt worden, um durch die bewaffnete nordische Seeneutralität (1780) der Macht Englands einen höchst empfindlichen Schlag zu versetzen, u. während das Verhältniß zu Preußen erkaltete, schloß sich Joseph II. den gegen die Türkei gerichteten Eroberungsplänen um so eifriger an. Im J. 1787 reiste K. nach dem Süden des Reichs, wobei Potemkin („der Taurier"), dessen Verwaltung diese Länder unterstellt waren, jene merkwürdigen Täuschungen über deren Wohlstand in Scene setzte, u. bald nach der Zusammenkunft mit Joseph II.

zu Cherson erfolgte der Angriff auf die Türkei (1788 Erstürmung von Oczakow, Siege bei Fokschani u. am Rimnik; 1789 Einnahme von Bender; 1790 Erstürmung von Ismail, Sieg bei Matschin). Zugleich ward 1788—90 mit Gustav III. von Schweden ein schwieriger, doch unfruchtbarer Krieg geführt. Schließlich entsprach aber das Resultat des Friedens von Jassy (die Erwerbung von Oczakow u. des Landes zwischen Dnjepr u. Dnjestr) keineswegs den weitaussehenden Hoffnungen, mit welchen man den Krieg unternommen hatte. Der mittlerweile ausgebrochnen Franz. Revolution stellte sich K. durchaus feindlich gegenüber, unterstützte die Emigranten u. trieb die deutschen Mächte u. Schweden zum bewaffneten Einschreiten an, betheiligte sich aber selbst thatsächlich um so weniger daran, je günstigere Gelegenheit sich ihr dadurch zur ungestörten Ausbreitung ihrer Macht in Polen zu bieten schien. Den Anlaß zu neuen Eingriffen gab hier die seit 1790 von der poln. Patriotenpartei ins Werk gesetzte Reformbewegung, gegen welche sich 1792 unter K.'s Schutz die Konföderation von Targowicz erhob, worauf 1793 durch Rußland u. Preußen die zweite Theilung Polens erfolgte u. der Rest des Poln. Reichs in die drückendste Abhängigkeit von Rußland versetzt ward. Die 1794 gegen diesen Zustand ausgebrochene Revolution veranlaßte 1795, in Gemeinschaft mit Preußen u. Oesterreich, die dritte Theilung, d. h. die völlige Aufhebung Polens, woran sich für Rußland auch noch die Erwerbung Kurlands schloß. Bald darauf starb K., 17. Nov. 1796, zu Petersburg, u. hinterließ die Herrschaft ihrem Sohne Paul I.

Katharina von Medici, Königin von Frankreich, die Mutter der drei letzten Könige aus dem Hause Valois (Angoulême), geb. 1519 zu Florenz, Tochter des Lorenzo de' Medici (s. d.); ward nach dem frühen Tode ihres Vaters 1533 mit Heinrich (II.), dem damaligen zweiten Sohne, bald aber Thronerben Franz' I. von Frankreich, vermählt. Sie war ebenso herrschsüchtig u. sittenlos, als geistig begabt u. hochgebildet nach der Weise der italienischen Renaissance, was auch in literarischer wie künstlerischer Beziehung nicht ohne Rückwirkung auf die franz. Verhältnisse blieb. Einige Aussicht auf Erlangung des eifrig erstrebten politischen Einflusses eröffnete sich ihr erst mit dem Tode ihres Gemahls (1559), der sie gegen die Diana von Poitiers zurücksetzte; doch war derselbe auch noch unter der Regierung ihres ältesten, ganz von der guisischen Partei beherrschten Sohnes Franz' II. (s. d.) nur unbedeutend. Erst nach dessen Tode (1560) gelang es ihr, in den Vordergrund zu treten u. die Regentschaft für ihren unmündigen zweiten Sohn Karl IX. an sich zu ziehen. Vor Allem strebte sie ihre Stellung dadurch zu befestigen, daß sie die Parteien unter gleichmäßiger Heranziehung aller Elemente sich aufreiben lassen wollte. Dies blieb auch fernerhin ihr erstes Bestreben, als nach dem Erlasse des Edikts von St. Germain (1562) die religiöse Spannung im ersten Hugenottenkriege zum gewaltsamen Ausbruch gekommen u. sie selbst im Augenblick, wo sie Condé um Unterstützung anrief, in die Gewalt der Guisen gefallen war. Auch nach Karl's Mündigkeitserklärung behielt sie im Wesentlichen den maßgebenden Einfluß. An dem Attentat auf Coligny u. bes. an den Greueln der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572) gebührt ihr unbestritten ein Hauptheil der Schuld. Noch während des sich daran schließenden (vierten) Hugenottenkriegs gelang es K., für ihren Lieblingssohn Heinrich von Anjou die polnische Krone zu erwerben. Als aber Karl IX. 1574 kinderlos starb, ergriff sie für Jenen, bis er aus Polen anlangte, die Regentschaft, wobei jedoch der allgemeine Widerwille gegen ihre Person u. ihre Grundsätze sehr ernstliche Schwierigkeiten hervorrief. Nachdem sie auch noch ihren jüngsten Sohn Franz hatte sterben u. die gegen Heinrich III., der sich zuletzt ihrer Leitung immer mehr zu entziehen suchte, aufsteigenden Gefahren, bes. durch die neuerstandene Macht der Guisen u. die Heilige Ligue, zur bedenklichsten Höhe hatte emporwachsen sehen, starb sie 5. Jan. 1589 zu Blois.

Katharina (von Aragonien), Königin von England, erste Gemahlin Heinrich's VIII., geb. 15. Dez. 1485, Tochter Ferdinand's des Katholischen von Aragonien u. Isabella's von Castilien, ward 1501 mit Arthur, dem ältesten Sohne Heinrich's VII. von England, vermählt. Als dieser schon 1502 starb, heirathete sie 24. Juni 1509 nach erlangter päpstlicher Dispensation ihren Schwager, den allerdings 6 Jahre jüngeren König Heinrich VIII. Von fünf Kindern aus dieser Ehe blieb nur die 1515 geborene spätere Königin Maria (die Blutige) am Leben. Indem nun Heinrich in diesen Todesfällen eine göttliche Strafe für seine Ehe sah u. über den Verwandtschaftsgrad mit seiner Gemahlin Gewissensbedenken empfand, mehr noch aber anstatt der alternden Gemahlin die ihm inzwischen bekannt gewordene Anna Boleyn zu besitzen wünschte, setzte er den bekannten Scheidungsprozeß in Scene, welcher, in seinem Fortgang zugleich stark durch politische Rücksichten, sowol des Königs als des Papstes, bes. auf K.'s Neffen, Kaiser Karl V., bedingt, den völligen Zerfall Heinrich's VIII. mit der Röm. Kirche herbeiführte. K., welcher dabei im Uebrigen Heinrich selbst das beste Zeugniß geben mußte, weigerte sich standhaft, auf das Verfahren einzugehen od. überhaupt ihren Rechten das Geringste zu vergeben, nam. auch, wie verlangt ward, in ihre Heimat zurückzukehren. Sie ward 1531 vom Hofe verwiesen; im Mai 1533 ließ der König, nachdem er sich bereits insgeheim mit Anna Boleyn vermählt hatte, einseitig die Scheidung aussprechen. K. starb, als eifrige Anhängerin des Katholizismus, in welchem sie auch ihre Tochter erzog, zu Kimbolton 8. Jan. 1536.

Katharina (Howard), Königin von England, Tochter des Lord Edmund Howard, fünfte Gemahlin Heinrich's VIII., geb. um 1520, ward 1540 dem König bekannt, der über seine jüngst erfolgte Vermählung mit Anna von Cleve höchst unzufrieden war u. diese Ehe alsbald trennte. Die neue Vermählung fand 8. Aug. 1540 statt. Zugleich bekam K.'s Oheim, der Herzog von Norfolk, einen hervorragenden Einfluß auf den König. Als aber 1542 die Königin eines unkeuschen Lebenswandels in ihren früheren Jahren u. des Ehebruchs beschuldigt u. auch in der Hauptsache überführt ward, ließ er sie 13. Febr. 1542 im Tower zu London hinrichten, an derselben Stelle, wo 1536 seine zweite Gemahlin Anna Boleyn enthauptet worden war. Zahlreiche Mitschuldige erlitten dasselbe Schicksal; der Herzog von Norfolk u. andere Verwandte der K. wurden eingekerkert. Kinder aus dieser Ehe waren nicht vorhanden.



Nr. 3668. Katharina Howard (geb. ca. 1520, gest. 13. Febr. 1542).

Katharina (Parr), Königin von England, Tochter des Sir Thomas Parr von Kirkby, geb. 1509, ward, nachdem sie vorher bereits zweimal (mit Sir Ed. Borough u. mit Joh. Neville, Lord Latimer) vermählt gewesen war, 12. Juli 1543 die sechste Gemahlin Heinrich's VIII. Von entschieden protestantischer Gesinnung, kam sie 1546 gelegentlich eines theologischen Gesprächs mit ihrem mißtrauischen u. reizbaren Gemahl in dringende Gefahr, verhaftet zu werden u. sich den Prozeß gemacht zu sehen, aus welcher sie sich jedoch mit zeitgemäßer Schlauheit zu retten wußte. Nach Heinrich's Tode (28. Jan. 1547) vermählte sie sich in auffälliger Hast mit dem Admiral Seymour, zu welchem sie schon früher eine Neigung gehabt hatte, starb jedoch kurz vor dem Sturz u. der Hinrichtung des Letzteren nach wenig glücklicher Ehe schon 5. Sept. 1548.

Kathedersozialisten, s. „Sozialismus".

Kathedrale (a. d. Griech. von καθέδρα, der Lehrstuhl, insbes. Bischofsstuhl), bezeichnet eigentlich die Kirche eines Bischofs od. Erzbischofs, später auch jede mit einem Kuppelgewölbe bedeckte Kirche, in Deutschland gewöhnlich Dom genannt.

Katheten (d. h. Senkrechte) heißen in einem rechtwinkligen Dreiecke die beiden, den rechten Winkel einschließenden Seiten (s. „Hypotenuse").

Katheter heißt ein chirurgisches Instrument, welches aus einer cylinderförmigen, an einem Ende offenen, am anderen geschlossenen dünnen Röhre besteht, welche an dem blinden Ende mit zwei seitlichen

Ausschnitten versehen ist, u. die den Zweck hat, in Körperhohlen eingeführt zu werden, um deren Inhalt nach außen zu leiten, resp. eine Flüssigkeit von außen in diese Hohlen hinein zu bringen. Das Einführen des K.s wird Katheterismus od. das Katheterisiren Kathetern genannt. Meist wird die Harnblase u. die Eustachische Röhre kathetert; erstere in allen Fallen, wo ein normaler Abfluß des Urins, infolge von Verengerungen, vorliegenden Steinen, Inkrustationen u. dgl., nicht möglich ist, od. um Medikamente, welche auf die Blasenschleimhaut wirken sollen, einzuführen, od. etwaige Blasensteine aufzulösen. Je nach ihrer Verwendung für Nase, Ohren, Gebärmutter können die K. verschiedene Form u. Dimension annehmen, sie werden in der Regel aus Silber, Neusilber, Hartgummi, Kautschuk 2c. hergestellt.

katholische Briefe ist der gemeinsame Name von 7 Briefen des Neuen Testaments, nämlich den 3 Briefen des Johannes, den beiden des Petrus, u. denen des Jakobus u. Judas. Der Name kam schon Ende des 2. Jahrh. n. Chr. auf u. bezeichnet diese Briefe im Gegensatz zu den bestimmt adressirten des Paulus als solche, die für einen größeren od. „allgemeinen" Leserkreis bestimmt waren.

Katholische Kirche. Von einer K. K. im engeren Sinne ist erst seit der arianischen Spaltung, näher seit dem Konzil von Nicäa, wo die rechtgläubige Lehre gegenüber dem Arianismus festgesetzt wurde, die Rede. Sieht man indeß auf die äußere Verfassung u. Machtstellung der Kirche, so rechnet man die Existenz einer eigentlich K. K. am besten vom J. 323 an, wo Konstantin d. Gr. nach der Besiegung des Licinius Alleinherrscher u. das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde; denn die vorhergehenden Perioden waren theils der Grundlegung der Kirche (so das apostolische Zeitalter, 30 bis ca. 100 n. Chr.), theils der Vertheidigung derselben gegen heidnische Verfolgung u. geistige Angriffe, sowie der ersten wissenschaftl. Begründung des Christenthums (100—323) gewidmet gewesen u. die Einheit der Kirche war bis dahin nur durch die Einheit des Bischofthums dargestellt, indem jeder Bischof als Nachfolger der Apostel dastand u. nur ihre Gesammtheit die Vertretung der Kirche bildete.

I. Periode. Von dem Uebertritt Konstantin's d. Gr. bis zum 7. allgemeinen Konzil von Konstantinopel (323—692). Merkmale dieser Periode sind der rasche Sieg über das Heidenthum, das gegen Ende dieses Zeitraums fast ganz ausgerottet ist; hinsichtlich der Verfassung die Begründung des staatsrechtlichen Verhältnisses, nach welchem der Kaiser als oberster Bischof in allen äußeren Angelegenheiten gilt, dafür aber die Kirche zu schützen, ihre rechtmäßig gefaßten Beschlüsse zu vollziehen u. die Kosten der allgemeinen Synoden zu tragen hat. Zugleich übt der Kaiser zwar Einfluß auf die Bischofswahlen, erkennt aber die geistliche Gerichtsbarkeit u. das Asylrecht der Kirche an, ebenso das Recht der Bischöfe, für weltlich Verurtheilte einzuschreiten. Die oberste Entscheidung in innerkirchlichen Angelegenheiten steht zwar bei den allgemeinen Kirchenversammlungen, aber schon mit der 2. derselben (381) beginnt auch der Kampf um die Vorherrschaft in der Kirche zwischen den Patriarchen von Konstantinopel u. den röm. Bischöfen, die sich ungefähr seit dem J. 400 Päpste nennen. Neben diesen treten noch zahlreiche Metropoliten, d. i. eigentlich Bischöfe der Provinzialhauptstädte, als Bischöfe höheren Ranges hervor, bes. die von Antiochien, Jerusalem u. Alexandrien. Aber schon im 5. Jahrh. ist der Vorrang (Primat) der Päpste in der Anschauung der Kirche so gut wie entschieden u. das Papstthum beginnt nun, die sichtbare Einheit der K. K. zu Rom als ihren Mittelpunkt darzustellen. Zugleich tritt auch der Klerus als bevorzugter Stand immer ausschließlicher dem Volke (griech. λαός, d. h. Laien) gegenüber. Eine Mittelstufe zwischen beiden bildet das rasch (seit Mitte des 4. Jahrh.) emporblühende, aber auch ebenso schnell entartete Mönchthum. Hinsichtlich der Lehrentwickelung endlich ist diese Periode das Zeitalter der Dogmenbildung durch die theologische Arbeit der sog. Kirchenväter. Die Resultate der Dogmenbildung werden in den drei allgemeinen Symbolen, dem apostolischen, nicänischen (325) u. athanasianischen (im 6. Jahrh.), niedergelegt. Veranlassung boten jedesmal die in der Kirche ausgebrochenen Streitigkeiten, voran der arianische Streit (318—381) über die Gottheit Christi, der nestorianische, monophysitische u. monotheletische Streit (428—680) über das Verhältniß der beiden Naturen in Christo, u. endlich der Streit über die Gnade u. Freiheit bei der Erlösung (pelagianische Streitigkeiten, 412—529). Alle in diesen Kämpfen verdammten Lehren wurden seitdem als ketzerisch von der K. K. ausgeschieden.

II. Periode. Vom 7. allgemeinen Konzil bis auf Gregor VII. (692—1073). Die Griech.-k. K. (s. d.) geht seitdem ihre eigenen Wege. Die Röm.-k. K., die sich bis dahin gleichfalls noch in den Formen der sog. klassischen Bildung bewegt hat, verlegt ihren Schwerpunkt jetzt in die jugendlichen german. Völker u. wird dadurch verjüngt u. mit großen Zielen bereichert. Im Vordergrunde dieser Periode steht daher vor Allem die Missionsthätigkeit der Röm. Kirche unter den Germanen, theils als Ueberwindung des Arianismus, theils als Bekehrung der noch heidnischen Germanen u. Slaven, bes. durch die großen Apostel Bonifacius († 755), Ansgar († 865), Cyrillus, Methodius († 885) u. A. Insbes. aber leisteten der Ausbreitung des röm. Christenthums die zahlreichen Kriege Karl's d. Gr. u. der sächs. Kaiser Vorschub. Hinsichtlich der geistigen Entwickelung u. der Sittenzucht ist jedoch diese Periode fast durchweg eine solche des traurigsten Verfalls. Die Päpste gelangten zwar durch die sog. Schenkungen Pippin's u. Karl's d. Gr., als der Schutzherren der Kirche, in den Besitz einer ansehnlichen weltlichen Macht, verfielen aber in solche Abhängigkeit von dem Volk u. Adel zu Rom u. zugleich in solche Sittenlosigkeit, daß insbes. das 10. Jahrh. den Namen des „dunkeln Zeitalters" bekommen hat. Dennoch war die Ueberlieferung mächtig genug, daß es den Päpsten im 9. Jahrh. gelang, den Versuch einer fränk. Nationalkirche unter einem einheimischen Metropoliten (Hinkmar von Rheims), allerdings mit Hülfe der erdichteten Isidorischen Dekretalen, zu überwinden. Der vornehmste Bundesgenosse des Papstthums ist seit Ende des 10. Jahrh. die Cluniacenser-Kongregation innerhalb des Ordens der Benediktiner. Der Kampf der Päpste mit dem deutschen Kaiserthum beginnt schon mit Gregor V. (996), unter den folgenden Päpsten bereits beeinflußt durch den nachmaligen Gregor VII.

III. Periode. Von Gregor VII. bis zur Uebersiedelung der Päpste nach Avignon (1073—1309). Das Papstthum steht auf der Höhe seiner Macht u. mit ihm die K. K. als die Beherrscherin der christl. Völker. Von der Gewalt des religiösen Gedankens in diesem Zeitalter legt vor Allem die merkwürdige Erscheinung der Kreuzzüge Zeugniß ab. Angebahnt wurde die Herrschaft der Kirche durch die drei berühmten Maßregeln Gregor's VII. (Verbot des Aemterkaufs, der Priesterehe u. der Einsetzung von Bischöfen durch weltliche Hand). Zwar rächte Heinrich IV. die Demüthigung zu Canossa (1077) durch Absetzung des Papstes, aber in dem Glauben der Völker stand doch das Recht der Kirche als einer obersten Lehensherrin über alle weltliche Gewalten fest u. der langwierige Investiturstreit endigte 1123 mit einem Siege der Kirche auf ihrem Gebiet. Der Hauptkampf aber, der zwischen der hohenstaufischen (ghibellinischen) u. päpstlichen (guelfischen) Partei entstand, hatte 1268 den Untergang des hohenstaufischen Kaiserthums zur Folge. Insbes. trug zu diesem Resultate die gewaltige Persönlichkeit Innocenz' III., des größten aller Päpste (1198—1216), u. die durch ihn vollzogene Befestigung der Hierarchie bei. Mit Bonifacius VIII. beginnt das Sinken der päpstl. Macht, u. mit der Uebersiedelung nach Avignon gerathen die Päpste in schmähliche Abhängigkeit von Frankreich u. in ärgsten Verfall der Sitten. Betreffs der inneren Entwickelung ist dieser Periode die außerordentliche Ausdehnung des Ordenswesens (nam. der Bettelorden, der wichtigsten Bundesgenossen des Papstthums, u. der geistlichen Ritterorden) eigenthümlich. Die Sorge für die Ausrottung der Ketzer übernimmt die 1232 gegründete Inquisition (s. d.) der Dominikaner. Die Wissenschaft findet ihre Pflege in der großartigen Erscheinung der Scholastik (s. d.), d. h. der begrifflichen Durcharbeitung u. Rechtfertigung des Kirchenglaubens. Hervorgegangen aus den Dom- u. Klosterschulen hat sie ihren Sitz an den neu entstandenen Universitäten, bes. zu Paris, später zu Löwen u. Köln, u. erreicht ihren Höhepunkt im 13. Jahrh. Der eigentlichen Scholastik od. Dialektik steht bald kämpfend (11. Jahrh.), bald ergänzend (12. Jahrh.) die Mystik gegenüber.

IV. Periode. Von der Uebersiedelung der Päpste nach Avignon bis zum Beginn der Reformation (1309—1517). Die geistige u. weltliche Macht des Papstthums sinkt immer mehr, zuerst während des sog. Babylon. Exils in Avignon (1309—77) unter franz. Einfluß, dann während des großen Schismas (d. i. Spaltung) des Papstthums (1378—1417), welches der Welt das Schauspiel bot, daß sich immer zwei od. sogar drei Päpste gegenseitig verfluchten. Die Ueberzeugung, daß eine Reformation der Kirche „an Haupt u. Gliedern" dringend nothwendig sei, wurde immer allgemeiner. Aber der wichtige Grundsatz der großen „reformatorischen" Konzilien zu Pisa (1409), Konstanz (1414 bis 1418) u. Basel (1431—43), daß das Konzil über dem Papste stehe, wurde durch die Anstrengungen der Päpste immer wieder vereitelt u. die sonstigen Reformationsbestrebungen eines Wiclef in England (s. d.), eines Hus (s. d.) u. Savonarola (s. d.) riefen zwar eine große Bewegung hervor, erwiesen sich aber eben durch ihren Ausgang als verfrüht. Das Ende dieser Periode bildet der Kampf der K. K. gegen den mächtigsten Vorkämpfer der Reformation, den Humanismus (s. d.).

V. Periode. Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1517—1648). Die ungeheuren Anstrengungen der K. K., die Reformation nochmals zu dämpfen, blieben diesmal erfolglos. Mit dem Augsburgischen Religionsfrieden 1555 war die Spaltung für immer besiegelt. Trotzdem aber hat die Reformation auch für die K. K. eine durchgreifende Umwälzung zur Folge gehabt; die moderne K. K. hat ihren Ausgangspunkt in dem Konzil von Trident (1545—63), das

ursprünglich ein allgemeines sein sollte, in Wahrheit aber mit der endgiltigen Feststellung der echt kathol. Grundsätze gegenüber dem Protestantismus endigte. In den Vordergrund der kathol. Kirchengeschichte treten seitdem die Jesuiten (s. d.) als Verfechter des mittelalterlichen Anspruchs der Päpste auf die Weltherrschaft. Die innere Erneuerung u. Kräftigung des Katholizismus zeigt sich zuerst in der sog. Gegenreformation, d. h. der gründlichen Ausrottung des Protestantismus in allen den Ländern, wo die Protestanten in der Minderzahl waren. So bes. in Böhmen u. überhaupt in Oesterreich, dann aber auch in den roman. Ländern, Italien, Spanien u. Frankreich (s. „Hugenotten"). Anfangs des 17. Jahrh. fühlte sich die K. K. stark genug, um den Vernichtungskampf gegen den Protestantismus überhaupt aufzunehmen; aber der Dreißigjährige Krieg endete 1648 nach entsetzlichem Blutvergießen nur mit einer abermaligen staatsrechtlichen Ordnung des Verhältnisses zwischen Katholiken u. Protestanten in Deutschland, welche Ordnung übrigens von den Päpsten niemals anerkannt worden ist. Die kathol. Wissenschaft tritt schon in dieser Periode sichtlich immer mehr hinter der protest. zurück; nur auf dem Gebiete der Heidenmission errangen die kathol. Orden (bes. die Jesuiten) namhafte Erfolge.

VI. Periode. Vom Westfäl. Frieden bis zur Franz. Revolution (1648–1800). Trotz mehrfacher Siege in der Gegenreformation ist der Charakter dieses Zeitraums der steigender Ohnmacht u. Verlegenheit der Kirche. Der Jansenismus (s. d.) in Frankreich hatte die Meinung aller besseren Elemente für sich, der Widerwille der sonst gut kath. Höfe gegen die Jesuiten nöthigte 1773 Clemens XIV. sogar zur Aufhebung desselben, u. Pius VI. mußte es erleben, daß 1786 die vornehmsten deutschen Kirchenfürsten in der Emser Punktation die Grundzüge einer unabhängigen deutschen Nationalkirche entwarfen. In Oesterreich hatte unterdeß Josef II. 1781 das Toleranzedikt erlassen u. war auch durch den Besuch Pius' VI. (1782) nicht zu bewegen, von rücksichtslosen Reformen, wie zahlreichen Klosteraufhebungen, abzustehen. Derselbe Papst mußte endlich noch Zeuge sein von der tiefsten Demuthigung der Kirche durch die Franz. Revolution. Im J. 1790 wurden in Frankreich alle Klöster aufgehoben u. die Kirchengüter verkauft; die Geistlichen sollten vom Volke gewählt u. vom Staate besoldet werden. Auf seine Weigerung, alles Dies zu bestätigen, wurde Pius VI. 1798 als Gefangener nach Frankreich geschleppt u. starb unter Mißhandlungen 1799. Aber in dieser Demuthigung bewies doch die K. K. ihre alte Macht u. Zähigkeit u. gerade die Stürme der Revolution wurden für sie der Anfang eines neuen Aufschwungs.

VII. Periode. Von der Franz. Revolution bis zur Gegenwart (1800–75). Hatte schon Napoleon I. in dem Konkordat von 1801 der K. K. den größten Theil ihres Besitzes u. ihrer Rechte zurückgeben müssen, so wurde sie vollends durch den Sieg der Verbündeten über Napoleon 1813 u. 14 fast völlig wieder in die alte Machtstellung eingesetzt. Bes. trug dazu bei die gebietende Stellung Oesterreichs auf dem Wiener Kongreß (1815). Denn dieser Staat erblickte jetzt unter Metternich's Führung in der Kräftigung des Katholizismus den besten Damm gegen neue Revolutionen. Auch die in Frankreich wiedereingesetzten Bourbonen huldigten diesem Grundsatze. Die protestantischen Staaten glaubten sich durch die Verträge hinlänglich gegen Uebergriffe geschützt. In der That bietet die erste Hälfte des Jahrh. mit wenig Ausnahmen im Ganzen das Bild tiefsten Friedens. Die kathol. Theologie nahm in Frankreich u. Deutschland einen wahrhaft wissenschaftlichen Aufschwung; edle Bischöfe, wie Dalberg, Wessenberg, Sailer, genossen die Verehrung auch der Protestanten; die Kirche entfaltete eine reiche Thätigkeit in der äußeren u. inneren Mission u. fast allen Päpsten dieses Jahrhunderts muß das Zeugniß gegeben werden, daß sie sittenstrenge u. persönlich ehrenwerthe Männer waren. Aber tiefer blickenden Beobachtern entging es seit der Wiederherstellung des Jesuitenordens (1814) nicht, daß von einer starken Partei der K. K. aufs Neue ein Kampf mit der Staatsgewalt vorbereitet wurde, der allen früheren an Konsequenz u. Kraftentfaltung nicht nachstehen sollte. Man faßt diese moderne Bestrebung unter dem Namen des Ultramontanismus zusammen, d. h. der Richtung, welche ultra montes, jenseit der Berge (der Alpen), ihre Befehle holt u. dem Papstthum aufs Neue die Weltherrschaft zu verschaffen strebt. Nichts vermochte die Jesuiten in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten, weder die Stürme der Revolutionen von 1830 u. 48, noch die Begründung des ihnen feindlichen Königreichs Italien (1860), noch selbst die endliche Einnahme Roms durch die Italiener (1870) u. die Beschränkung des Papstes auf den Vatikan als eines blos geistlichen Fürsten. Denn dieser Orden hatte jetzt in Pius IX. das gefügige Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne gefunden, in demselben Papst, der bei seiner Stuhlbesteigung 1846 als Reformator u. Retter Italiens gepriesen worden war. Der erste Schritt war die Verkündigung der unbefleckten Empfängniß Mariä (8. Dez. 1854); in der Encyklika vom 8. Dez. 1864 u. dem gleichzeitigen Syllabus, der in 84 Sätzen alle Irrthümer, richtiger alle Kultur u. Gewissensfreiheit verdammte, stellte der Papst gleichsam das jesuitisch-ultramontane Programm auf. Das vatikanische Konzil von 1869 sollte das Gebäude krönen. Mit der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papstes (18. Juli 1870) ist die K. K. in ein ganz neues Stadium getreten; die alte Bischofskirche mit den allgemeinen Kirchenversammlungen als höchster Autorität ist eine persönlich päpstliche geworden. Die nächste Frucht war seit Sept. 1871 die Spaltung der K. K. in eine altkathol. (die das Unfehlbarkeitsdogma verwirft) u. in eine neukathol. (ultramontane). Jetzt erst erkannten die Regierungen, die dies Alles als eine innerkirchliche Angelegenheit betrachtet hatten, daß es sich um eine Wiederholung des mittelalterlichen Kampfes zwischen Papst u. Kaiser handle. Zugleich wurde bes. in Preußen offenbar, welche ultramontane Agitation man seit 1840 durch übertriebene Nachsicht großgezogen hatte, u. welche schlimmen Feinde des neuen Deutschen Reiches (seit 1871) man an den Ultramontanen habe. Das schroffe Auftreten der Letzteren als festgeschlossene Partei (das sog. Centrum) von ca. 90 Mitgliedern auf dem Deutschen Reichstage belehrte über die gefährliche Stärke der aufgereizten Volksmassen, die hinter ihnen steht. Mit dem J. 1872 wurde durch die Ernennung des neuen preuß. Kultusministers Dr. Falk der Kampf aufgenommen. Im Mai dieses Jahres wurde zuerst der widerspenstige Feldprobst Namszanowski suspendirt, im Oktober dem Bischof Cremenz von Ermeland der Gehalt entzogen; bereits im Dez. 1871 war durch den sog. Kanzelparagraphen die Regierung ermächtigt worden, gegen den Mißbrauch der Kanzel mit Festungshaft vorzugehen, u. 4. Juli 1872 war dem Ultramontanismus durch das Jesuitenaustreibungsgesetz ein tödlicher Schlag versetzt worden. Aber dies Alles waren erst Vorboten der entscheidenden Schritte. Diese bestanden in den 4 sog. Kirchengesetzen (Mai 1873), welche die Vorbildung der kathol. Geistlichen sowie deren Anstellung unter strenge staatliche Aufsicht stellten. Zugleich wurde ein Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten als oberste Instanz eingesetzt. Der hartnäckige Widerstand der Ultramontanen gegen diese Gesetze führte 1874 zu zahlreichen Verhaftungen preuß. Bischöfe. Schon im Febr. 1874 wurden Ergänzungen zu den oben genannten „Maigesetzen" (obligatorische Civilehe u. s. w.) eingebracht u. im März 1875 auch vom Deutschen Reichstag angenommen. Die neuesten preuß. Gesetze, durch welche die K. K. zur Unterwerfung unter die Staatsgewalt gezwungen werden soll, betreffen die Beaufsichtigung der Verwaltung des kathol. Kirchenvermögens, die Entziehung des Staatsbeitrags an die K. K. Preußens, so lange nicht schriftliche Verpflichtung der Bischöfe u. Geistlichen zum Gehorsam gegen den Staat vorliegt, u. die Aufhebung der Klöster u. Kongregationen (Mai 1875) mit Ausnahme derer, welche sich dem Unterrichte u. der Krankenpflege widmen. So ist der Kampf gegenwärtig in einem Stadium der Erbitterung, der ein Ende nicht absehen läßt. So zweifellos es scheint, daß die Staatsgewalt in Deutschland u. der Schweiz (wo der Kirchenkampf zur Ausweisung des Bischofs Mermillod von Genf u. der Absetzung des Bischofs Lachat, sowie zur Aufhebung mehrerer Klöster führte) den Sieg davontragen werde, so ist doch nicht zu vergessen, daß der Ultramontanismus gleichzeitig in Belgien u. Frankreich, seit der Beseitigung der Republik Anfang 1875 auch in Spanien wieder, eine Macht besitzt, wie nie zuvor, u. daß der Papst selbst, wie noch durch die Encyklika vom 5. Febr. 1875, zu offenem Widerstand gegen die Staatsgewalt auffordert. Nach alledem dürfte die mit 1870 beginnende neueste Periode der K. K. erst noch in ihren Anfängen begriffen sein. — Eine statistische Uebersicht über die Zahl der Katholiken nach den neuesten Angaben ergiebt für:

Deutsches Reich	14,867,600	Italien	ca. 26,700,000
Oesterreich-Ungarn ca.	28,000,000	Spanien	ca. 16,000,000
Belgien	5,100,000	Portugal	4,367,900
Frankreich	35,387,700	Türkei	ca. 300,000
Großbritannien	5,531,000	Rumänien	ca. 50,000
Dänemark	1900	Rußland	7,300,000
Niederlande	1,313,000	Brasilien	ca. 10,000,000
Luxemburg	197,000	Mexiko	ca 9,000,000
Schweiz	1,100,000	Uebriges Amerika	ca 15,000,000

Summa ca. 180,216,100.

Katholizismus. Dieser Name stammt von dem griech. Eigenschaftswort *καϑολικός*, d. h. „allgemein, allenthalben verbreitet". Als Eigenschaft der christlichen Kirche bedeutet der Ausdruck K., daß es nur eine wahre u. allgemeine Kirche gebe unter Christus als dem alleinigen Haupte. In der That sollte dies die christliche Kirche nach der Absicht ihres Stifters sein, u. noch jetzt schreiben auch die protest. Theologen der wahren (unsichtbaren) Kirche als der Gemeinschaft der Heiligen die Eigenschaft der Katholizität zu. Aber schon seit dem ersten Auftreten von Spaltungen nahm die jedesmal siegende Partei den Namen des K. für sich in Anspruch in dem engeren Sinne, daß sie die wahre Ueberlieferung, die reine Lehre u. richtige Verfassung den Ketzern gegenüber zu vertreten behauptete.

In diesem Sinne wurde der Name bereits seit den arianischen Streitigkeiten im 4. Jahrh. als Bezeichnung der rechtgläubigen Lehre üblich. Die berühmte Erklärung von „katholisch" durch Vincentius Lirinensis stammt jedoch erst aus dem Anfang des 5. Jahrh. u. besagt: katholisch sei, was „immer, überall u. von Allen" geglaubt worden sei. In Wahrheit gilt dies nun zwar von keinem einzigen Glaubenssatz, aber zum Wesen der Kathol. Kirche gehört nothwendig die Behauptung, daß sie allezeit den Schatz des Glaubens irrthumslos gehütet habe. Nach der schließlichen Trennung der Röm.-kathol. u. Griech.-kathol. Kirche nahmen beide die Eigenschaft der Katholizität in Anspruch, obschon eben die Spaltung diese Eigenschaft im alten Sinne des Worts ausschließt. Man hatte sich aber damals längst gewöhnt, K. in dem Sinne zu nehmen, der noch jetzt der herrschende ist, nämlich als die Gesammtanschauung von der christlichen Kirche als einer äußeren, hierarchisch gegliederten Anstalt, welche für die Gläubigen unbedingte Autorität hat u. weniger auf das Neue Testament, als vielmehr auf die mündliche Ueberlieferung begründet ist. Dieser Begriff des K. ist jedoch nur in der Römisch-kathol. Kirche konsequent ausgebildet worden, u. so steht er noch jetzt mit dem unfehlbaren Papste als seiner nothwendigen Spitze, seinem Heiligen- u. Werkdienst, seinem Anspruch, die „alleinseligmachende" Kirche zu sein, schroff dem Protestantismus gegenüber als dem Grundsatz der Gewissensfreiheit u. der Verwerfung jeder Autorität außer der heiligen Schrift (vgl. „Kathol. Kirche").

Katoptrik nennt man denjenigen Theil der Optik, welcher von den Gesetzen der Spiegelung des Lichtes handelt (s. „Optik").



Nr. 3669 Wilde Katze.

Katsch, Landschaft in Vorderindien von 317 □M. Größe im O. von Sinde, seit 1816 unter brit. Schutz, hat ungefähr 500,000 E., darunter 10—12,000 Radschputen, welche den herrschenden Stamm bilden. Das Land wird von zwei Höhenzügen durchschnitten, hat viel von Erdbeben zu leiden u. ist größtentheils sandig u. wasserarm. In den Thälern baut man Baumwolle, auch gewinnt man Kohlen, Eisen u. Alaun. Die Hauptstadt Bhudsch mit 20,000 E. hat große Moscheen u. Pagoden; liefert berühmte Gold- u. Silberarbeiten u. ist Residenz des Rao (Fürsten).

Kattak-Mehalr, auch Cuttack-Mehals, Gesammtname für 18 kleine Schutzstaaten im vorderind. Distrikte Kattak der Präsidentschaft Kalkutta, von zusammen 787½ □M. u. 761,000 E.; das jährlich zu entrichtende Schutzgeld beträgt 4185 Pfd. Sterl.

Katte, Hans Hermann v., bekannt durch sein Schicksal, das ihm als Jugendfreund u. Vertrauter Friedrich's d. Gr. widerfuhr, ward 1708 geb. als der Sohn des preuß. Feldmarschalls Hans Heinrich v. K. (geb. 1681, gest. 1741). Da er um den Plan des Kronprinzen Friedrich, nach England zu fliehen, gewußt u. zu dessen Ausführung beigetragen hatte, wurde er als Deserteur (er war Leutnant) 6. Nov. 1730 in Küstrin vor dem Gefängnisse Friedrich's hingerichtet. Lewald benutzte den Stoff zu dem historischen Roman „Aus dem Leben Friedrich's d. Gr." (2 Thle., Stuttg. 1840).

Kattegat heißt die Meerstraße zwischen Jütland im W. u. Schweden im O., welche im S. durch den Großen u. Kleinen Belt u. den Sund mit der Ostsee in Verbindung steht, nördl. vom Skagenhorn in das Skagerrak übergeht u. einen Flächenraum von 559 □M. bedeckt. Im S. wird es durch die dän. Inseln Seeland u. Fünen abgeschlossen, in ihm selbst liegen die ebenfalls dän. Eilande Anholt u. Laesoe, während sich eine beträchtliche Zahl kleiner Inseln u. Klippen der schwed. Küste vorlagert. Letztere ist felsig, die Gestade Jütlands u. der Inseln aber flach. Die Tiefe nimmt nach O. zu u. steigt von 7 54 engl. Faden. Die starken Strömungen machen die Schiffahrt auf dem K. gefährlich.

Katten (Chatten), ein deutsches Volk, die Stammväter der Hessen, zu dem suevischen Stamme gehörig, saßen im unteren Mainthale, im Taunus u. im Gebiet der Fulda; den südwestlichsten Theil dieses Volkes bildeten die Mattiaken im jetzigen Nassau, deren Hauptort Mattiacum (jetzt Wiesbaden) wegen seiner Heilquellen schon in vorröm. Zeit bekannt gewesen; verwandt mit den K. waren auch die Bataver an den Mündungen des Rheines. Frühzeitig trat dieses Volk mit den Römern in Handelsbeziehungen; katt. Seife u. Pomade waren bei den röm. Frauen gesuchte Toilettenartikel. Aus Abneigung gegen die Cherusker, deren Land im N. der K. lag, ließen sich letztere 11 v. Chr. verleiten, Bundesgenossen der Römer zu werden, mußten aber dafür durch einen Rachezug jenes Volkes schwer büßen u. unter den in ihrem Lande angelegten Zwingburgen der Eroberer sehr leiden. Einen Aufstand der K. schlug Drusus 9 v. Chr. nieder, doch nahmen sie wieder an dem Befreiungskampfe der Cherusker unter Armin Theil. Ein plötzlicher Ueberfall des Germanicus (15 n. Chr.) brachte sie theilweise wieder unter röm. Herrschaft, verwüstete das Land u. legte ihre Hauptstadt Mattium (wahrscheinlich das Dorf Maden bei Gudensberg in Niederhessen) in Asche. Als die Macht der Cherusker nach Armin's Tode sank, rissen sie einen Theil von deren Lande an sich, kämpften aber 59 n. Chr.) unglücklich mit den Hermunduren um die an ihren Grenzen gelegenen Salzquellen. Ohne Erfolg war der Heerzug des Kaisers Domitian (84 n. Chr.) gegen die K.; um 240 traten sie dem Frankenbunde bei u. nahmen endlich den Namen dieses Volkes an.

Kattun, s. „Baumwolle".

Katzbach, ein Nebenfluß der Oder in der preuß. Provinz Schlesien, entspringt auf dem Bleiberge bei Kupferberg am Bober, tritt bei Liegnitz in die Ebene u. mündet nach einem 13 M. langen reißenden Laufe bei Leubus auf der linken Seite in die Oder, nachdem sie die Wüthende Neiße u. die Schnelle Deichsel aufgenommen. Historisch berühmt ist die K. durch die Schlacht vom 26. Aug. 1813 geworden, welche dem Sieger später den Namen Fürst Blücher von Wahlstatt eingebracht hat. Blücher hatte nach Ablauf des Waffenstillstandes (17. Aug.) die Franzosen über den Bober geworfen, sich aber vor Napoleon bis Jauer zurückziehen müssen. Der Vormarsch der Verbündeten zwang jedoch den franz. Kaiser, sich wieder nach Dresden zu wenden u. in Schlesien ein Heer von etwa 100,000 Mann (3., 5. u. 11. Armeecorps, 2 Kavalleriecorps) unter Macdonald zurückzulassen. Dieser setzte über die K. u. auf dem von der Wüthenden Neiße durchschnittenen Plateau, auf dem rechten Ufer des Flusses, kam es zur Schlacht unter starkem Nebel u. Regenwetter, welches die Aussicht hemmte u. die Wege fast grundlos machte. Während Langeron an den Rückzug dachte, gingen York u. Sacken mit ihren Truppen vor u. warfen die Feinde vom Plateau, doch stellte die franz. Reiterei die Ordnung wieder her u. trieb die preuß. zurück. Die persönliche Tapferkeit Blücher's, sein Kommandoruf „Vorwärts!" u. das Eingreifen der Russen sowie eine bewundernswerthe Tapferkeit der deutschen Truppen entschied aber den Sieg. Die Franzosen wurden den steilen Rand zur hochangeschwollenen K. hinuntergeworfen u. erlitten entsetzliche Verluste. Das preuß. Heer verlor ungefähr 2400 Mann, Blücher selbst gab in einem Berichte an den König die Trophäen auf 36 Kanonen, 110 Munitionswagen u. 12—14,000 Gefangene an, in Wirklichkeit war aber die Kriegsbeute viel größer. Schlesien war von den Franzosen befreit.

Katze (Gattung Felis, Familie Feliden), eine Raubthiergattung mit rundlichem Kopf, kurzer Schnauze, rauher Zunge, schneidend scharfem Gebiß, das jederseits oben 4, unten 8 Backzähne zählt, u. mit zurückziehbaren Krallen. Die K.n sind ungesellige, blutgierige, meist nächtliche Thiere u. haschen ihre Beute im Sprunge; viele von ihnen klettern auf Bäume. Man unterscheidet, hauptsächlich nach der Beschaffenheit des Felles, große ungefleckte Arten (Löwen), gestreifte (Tiger), gefleckte (Panther 2c.), hochbeinige mit Ohrpinsel u. kurzem Schwanze (Luchse), endlich kleine, meist ungefleckte, zuweilen gestreifte Arten (Hinze).

Zu den letzteren gehört die zahme **Hauskatze** (Felis catus domestica od. Felis domestica) mit ihren zahlreichen Rassen, die indeß nicht so bedeutend von einander abweichen wie die Hunderassen, u. meist nur durch Farbe, Länge u. Feinheit des Haares unterschieden werden. Anzuführen ist bes. die **Cyperkatze**, von aschgrauer od. brauner Färbung, mit schwarzer Streifung des Rückens, Schwanzes, der Seiten u. der Schenkel, die schwarz-, weiß- u. gelbgefleckte **span. K.** mit fleischfarbenen Lippen u. Sohlen, die bläulich aschgraue bis bläulichschwarze **Karthäuserkatze** mit langem, weichem Haar u. schwarzen Lippen u. Sohlen, u. die **Angorakatze** mit langem, silberweißem Haar. Man nimmt an, daß die Hauskatzen theils von der **nubischen K.** (Felis maniculata), die wol zuerst von den Aegyptern gezähmt worden ist, theils von der in nordischen Wäldern lebenden **Wild-** od. **Steinkatze** (Felis catus ferox) abstammen. Letztere ist von bedeutenderer Größe u. Stärke, auch stärkerer Behaarung als diese u. hat eine rostgelbe, das Weibchen eine mehr aschgraue Grundfärbung des Pelzes, mit weißlicher Kehle, dunkeln Flecken u. Binden, u. dunkelgeringeltem, schwarzgespitztem Schwanze, der die halbe Körperlänge erreicht. Sie ist die einzige, in Europa ursprünglich einheimische Katzenart, man findet sie im mittleren u. südlichen Europa, nach Osten nicht weit über den Ural hinaus, doch kommt sie jetzt bei uns nur vereinzelt in waldreichen Gegenden vor. In Nordasien wird sie durch die **Steppenkatze** (Felis Manul) vertreten, die sich durch stumpf abgerundete Ohren von ihr u. allen Katzen unterscheidet. Die wilde K. hält sich am liebsten in ausgedehnten Gebirgswäldern, bes. in vorherrschenden Nadelwäldern auf; im Harz u. in den Alpen, mehr noch in den unbewohnten Gebirgswaldungen der Centralkarpaten, ist sie ziemlich häufig; sie streicht aber auch meilenweit außerhalb der Wälder umher. Sie klettert sehr geschickt, ist sehr scheu u. verbirgt sich in hohlen Bäumen, Felsspalten, ja in Sümpfen; den Menschen greift sie nur verwundet u. zur Nothwehr an, dagegen würgt sie Federvieh, Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Mäuse, überfällt sogar Hirsch- u. Rehkälber u. Gemsen, u. ist so der Jagd schädlicher als der Fuchs. Im April u. Mai wirft sie 4–6 blinde Junge; ihre ganze Lebensweise ähnelt der der Hauskatze u. des Luchses. Bei den Aegyptern waren die K.n heilig gehalten u. ihre Leichen wurden einbalsamirt, bei den Muselmännern stehen sie noch jetzt in hohen Ehren. Die K. begleitet den Menschen fast überall hin als Hausthier, ausgenommen in kalte Länder; den Römern u. Griechen war sie als Hausthier nicht bekannt, u. noch im 12. Jahrh. war sie in Europa selten; nach Amerika ist sie durch die Spanier gebracht worden. Sie ist zwar empfänglich für Liebkosungen u. krümmt sich schmeichelnd („Katzenbuckel"), erweist sich aber nur gegen das Haus, weniger gegen ihren Ernährer, anhänglich („Katzengedächtniß") u. steht wol um dessen willen im Geruche der Falschheit. Sie ist überaus reinlich, liebt Baldrian u. Marum, flieht Raute, „schnurrt" od. „spinnt" im behaglichen Halbschlaf, indem im Kehlkopf ausgespannte Häute durch die Athemluft in Schwingung versetzt werden, „bolzt" im Februar u. März u. im Sommer, wobei das nächtliche „Miauen" der **Kater** u. der **Kietzen** in gräßlicher Weise ausartet („Katzenmusik"); nach 8½ Wochen wirft die Kietze 3–6 blinde Junge, deren sie sich sehr sorgsam annimmt. Der Hauptwerth der K.n besteht darin, daß sie gute Mäuse- u. Rattenjäger sind, weswegen sie auch auf Seeschiffen gehalten werden; ihre Felle geben ein brauchbares Pelzwerk, bes. die schwarzen („Genotte", „Janote", „Genette") u. die braunen („Babinen"). Außer der Hauskatze wird nur noch **ein** Glied der Katzenfamilie gezähmt gehalten, der zum Jagdthier abgerichtete Guepard od. Jagdleopard Afrika's u. Südasiens.

Katze, die neunschwänzige, eine in 9 Riemen auslaufende Peitsche, die bei Bestrafung der engl. Soldaten u. Matrosen zur Anwendung kommt.

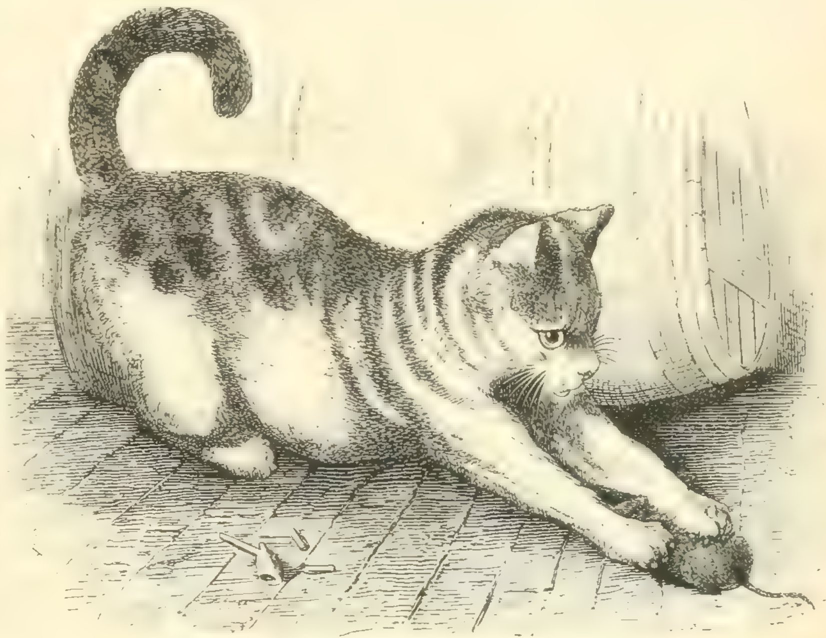
Katzenauge, ein meist hellgrünlichweißer, auch grünlichgrauer, selten rothbrauner, mit parallel abgelagerten Amiantfasern durchwachsener Quarz, welcher in Ceylon, Ostindien, bei Hof im Fichtelgebirge, Treseburg am Harz, bei Quedlinburg u. s. w. gefunden u. zu Schmucksteinen, Uhrgehängen, Stockknöpfen 2c. verschliffen wird. Das K. heißt auch **Schillerquarz**, weil bei konvexem Schliff infolge der gedachten Fasern ein schillernder Lichtschein erzeugt wird.

Katzenellenbogen, ein Flecken im Unterlahnkreis des Reg.-Bez. Wiesbaden (preuß. Provinz Hessen-Nassau) mit 1100 E. (1871), liegt am Dörsbach, hat ein Hüttenwerk u. Kalkbrennereien u. wird überragt von den Ruinen der Stammburg der ehemaligen Grafen von K. Die Grafschaft K. war in eine obere (an der Bergstraße u. am Odenwald) u. in eine niedere (in der Wetterau) getheilt; diese kam 1479 mit dem Aussterben des Grafenhauses an Hessen, wurde aber 1815 an Nassau abgetreten, mit dem schon 1803 die obere Grafschaft vereinigt worden war. Deshalb führten auch die Kurfürsten von Hessen u. die Herzöge von Nassau den Titel eines Grafen von K. Goarshausen gegenüber, am Rhein, liegen die Ruinen des Bergschlosses **Neukatzenellenbogen**, gewöhnlich die „Katz" genannt, welches 1803 von einem Grafen von K. erbaut u. 1806 auf Befehl Napoleon's gesprengt worden war.

Katzengold u. **Katzensilber**, s. „Glimmer".

Katzenjammer bezeichnet einen abgespannten Zustand des Körpers, der die gewöhnliche Folge eines überstandenen Rausches ist. Benommener Kopf, Appetitlosigkeit, Aufstoßen, Diarrhöe u. öfteres Erbrechen sind die Hauptsymptome. Dieser ungefährliche Zustand schwindet meist schon am nächsten Tage, wenn der Patient gehörig ausgeschlafen hat. Bei manchen empfindlichen Leuten ist er die Einleitung zu einem Magenkatarrh. Das Volksmittel gegen K. ist ein saurer Häring. Zweckmäßiger ist gewiß statt dessen eine Dosis Natron od. Magnesia od. Selterswasser. Unter moralischem K. versteht man die Vorwürfe, die man sich wegen einer begangenen od. Unterlassungssünde macht, ein Zustand der Unbehaglichkeit der Seele, welcher an den vorhin geschilderten Körperzustand lebhaft erinnert.

Katzenmusik nennt man ein Spottständchen, welches im Gegensatz zur Serenade mit allerhand lärmenden u. übelklingenden Apparaten (Kuchenbleche, Gießkannen, kleine Kessel, Trichter, Knarren u. s. w.) vor dem Hause einer mißliebigen Person aufgeführt wird, welche die Menge verhöhnen will. Unter dem Namen Charivari wurde dieses akustische Lynchverfahren in Frankreich schon im Mittelalter gegen Personen angewendet, die sich zum zweiten od. dritten Male od. in sehr ungleichem Alter verheiratheten. Spottlieder u. obscöne Gesänge wurden in den Pausen des tollen Lärmens vorgetragen u. das verspottete Ehepaar mußte sich durch ein Lösegeld loskaufen. In Spanien hieß ein solches Spottständchen Concerrada, in England machte man bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Markknochen u. Hackemessern klappernd, die sog. rough music (rauhe Musik). Vergleichen läßt sich auch damit die Scampanata der Italiener, mit welcher zänkische Eheleute geärgert werden, u. der deutsche Polterabend sowie das allerdings bösartigere Haberfeldtreiben im bayer. Hochlande. In neuerer Zeit hat die K. nam. in Frankreich eine gewisse politische Bedeutung erhalten. Es diente dort nam. als Demonstration gegen unpopuläre Deputirte, in Deutschland wird sie noch am meisten in studentischen Kreisen betrieben. Vgl. Philipps, „Ueber den Ursprung der K.n" (Freiburg 1859).



Nr. 3670. Die Hauskatze (Felis domestica).

Katzenpfötchen, s. „Gnaphalium".

Katzenrafael, s. „Mind". **Kauderwälsch**, s. „Chur".

Kauer, Ferdinand, österr. Komponist, geb. zu Klein-Thaya in Mähren 8. Jan. 1751, versah schon im Knabenalter den Organistendienst bei den Jesuiten in Znaym u. zu Tyrnau. In der Folge wandte er sich nach Wien, lebte vom Klavierunterricht, studirte bei Heydenreich den Kontrapunkt, war abwechselnd an verschiedenen Theatern

als Kapellmeister u. Kompositeur angestellt u. starb am 13. April 1831, nachdem er noch am Leopoldstädter Theater als Bratschist das Gnadenbrot genossen hatte. Bei einem rastlosen Fleiße hatte er sein ganzes Leben in beschränkten Verhältnissen zugebracht. Noch ein Jahr vor seinem Tode verlor er bei einer Donauüberschwemmung seine ganze Habe, so daß er durch milde Gaben edelmüthiger Menschenfreunde seine letzten Lebenstage zu fristen gezwungen war. — Die Anzahl seiner vielen Werke dürfte wol kaum zu ermitteln sein; er schrieb gegen 200 Opern u. Singspiele, darunter das einst so weit verbreitete „Donauweibchen", mit dem die Theaterdirektionen Tausende verdienten; ferner viele Sinfonien, Kammermusiken, Konzerte, an die zwanzig Messen, einige Requiem's u. viele kleinere Kirchenstücke, Gelegenheitskantaten, Tänze, Märsche, Generalbaßschulen, Lehrbücher für Streichinstrumente, Gesangübungen 2c.

Kauf u. **Kaufvertrag** (lat. emtio, venditio). Der Kaufvertrag besteht darin, daß der Eine (venditor) sich verbindlich macht, dem Andern einen gewissen Vermögensgegenstand zu gewähren, dieser (emtor) dafür einen Geldpreis als Gegenleistung verspricht. Wesentlich ist also einerseits ein in Geld bestimmter Preis, dessen Festsetzung jedoch auch von einem noch ungewissen Umstande abhängig gemacht, insbes. auch in das Ermessen eines Dritten gestellt sein kann, u. andrerseits ein Kaufgegenstand, welcher jedes veräußerliche Vermögensobjekt sein kann, als ein einzelnes od. eine Gesammtheit, auch ein künftiges unter Voraussetzung, daß die Sache in den Besitz des Verkäufers komme. Einer besonderen Form bedarf es zur Abschließung des Kaufes regelmäßig nicht; ist schriftliche Abfassung verabredet, so ist der Regel nach die Vollendung des Vertrags von der Vollendung der betreffenden Urkunde abhängig. Rechtsverbindlich, perfekt ist der Kaufvertrag, sobald die Kontrahenten über Gegenstand u. Preis einig geworden, falls nicht der Vertrag noch von einer Bedingung abhängig gemacht ist, wie z. B. der Kauf, welcher unter Vorbehalt einer Prüfung u. Billigung der Waare durch den Käufer geschlossen wird: Kauf od. Handel „nach Belieben", „nach Gefallen", „auf Gefallen", „auf Besicht" od. „auf Probe", in welcher Bezeichnung nach einer Bestimmung des Deutschen Handelsgesetzbuches nicht eine auflösende, sondern eine aufschiebende Bedingung zu erkennen sein soll. Durchaus verschieden davon ist der Kauf nach Probe, wobei eine gewisse Qualität der zu liefernden Waare mit Beziehung auf vorgelegte Musterstücke verheißen wird. Der Verkäufer ist zunächst verpflichtet, dem Käufer die verkaufte Sache zu überliefern, mit der Wirkung, daß ihm Besitz u. Genuß derselben gesichert bleibe; bis zur Ueberlieferung der Sache, welche er mit allem Zubehör u. mit dem seit Abschluß des Kaufes hinzugekommenen Zuwachs erstatten muß, haftet er für allen Schaden, den er in Beziehung auf das Geschäft dem Käufer absichtlich od. fahrlässigerweise verursacht. Der Käufer ist zur Zahlung des Kaufpreises sowie zum Ersatz der seit Abschluß des Kaufes vom Verkäufer auf die Sache gemachten nothwendigen u. nützlichen Verwendungen verpflichtet, u. zwar auch dann, wenn nach Abschluß des Kaufes der Käufer ohne sein Verschulden nicht im Stande ist, die Sache zu überliefern; der Käufer trägt die Gefahr der Sache, bei bedingtem Kaufe jedoch, so lange die Bedingung schwebt, nur die Gefahr der Verschlechterung, nicht auch die des Unterganges der Sache. Der Verkäufer haftet dafür, daß der Käufer die überlieferte Sache kraft des Kaufes behalten könne, u. muß ihm daher Ersatz leisten, wenn sie ihm zufolge Berechtigung eines Dritten entzogen (entwährt, evincirt) wird. Außer für Eviktion haftet der Verkäufer dem Käufer auch wegen verschwiegener Fehler der Sache, wegen welcher der Käufer entweder mit der sog. Wandelungsklage den Kauf rückgängig machen od. mit der Minderungsklage verhältnißmäßige Minderung des Kaufpreises verlangen kann. Ueber die Gewährleistung wegen verborgener Mängel bei dem Verkaufe u. Tausche von Hausthieren bestehen meist bes. gesetzliche Bestimmungen. Ein besonderer Aufhebungsgrund des geschlossenen Kaufvertrages ist die sog. laesio enormis od. ultra dimidium, d. h. der Verkäufer kann schon deswegen, weil der Kaufpreis nicht einmal die Hälfte des wahren Werthes der Sache erreicht, Aufhebung des Vertrages verlangen, falls nicht der Käufer bereit ist, den Kaufpreis bis zum wahren Werthe zu erhöhen. Der Code Napoléon giebt dieses Recht nur dem Verkäufer eines Immöbels binnen zwei Jahren, während das Preuß. Landrecht es dem Verkäufer abspricht u. nur zu Gunsten des Käufers, bei Verletzung über die Hälfte durch zu hohen Kaufpreis, die rechtliche Vermuthung eines den Vertrag entkräftenden Irrthums aufstellt u. die fragliche Bestimmung bei Handelsgeschäften ganz beseitigt ist durch Art. 286 des „Deutschen Handelsgesetzbuches".

Kaufbeuren, Stadt im bayer. Reg.-Bez. Schwaben u. Neuburg mit 5191 E. (1871), darunter 3392 Katholiken, liegt in fruchtbarer Gegend auf dem linken Ufer der Wertach u. ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Landgerichtes, einer Lateinschule, einer Landwirthschafts- u. Gewerbeschule. Die Stadt selbst hat noch zum Theil ihren mittelalterlichen Charakter bewahrt; ist noch größtentheils mit Mauern umgeben u. besitzt in der Martinskirche von 1444 u. der St. Blasikirche hervorragende Bauwerke goth. Stiles. Die der heil. Crescentia geweihte Kirche des Franziskanernonnenklosters ist das Ziel häufiger Wallfahrten. Die Fabrikthätigkeit K.s ist bedeutend, bes. ausgedehnt die Baumwollenspinnerei u. Weberei, außerdem treibt die Stadt Färberei, Bleicherei, Leinwand-, Käse-, Oel- u. Maschinenfabrikation. K. wird urkundlich zuerst 1126 erwähnt, war 1288—1803 freie Reichsstadt u. kam 1805 an die Krone Bayern. — In dem 6 Km. nordwestl. von K. gelegenen Flecken Irrsee (920 E.) befindet sich in den Räumen eines ehemaligen reichsunmittelbaren Benediktinerklosters seit 1849 die Kreisirrenanstalt.

Kauffahrer, eigentlich Kauffahrteischiffe, zur Vermittelung des merkantilischen Verkehrs u. zum Transport der Handelsgüter bestimmte Schiffe von verschiedener Bauart, deren Größe u. Tragfähigkeit in Deutschland nach Lasten (1 Last = 2000 Kg.), in England u. Frankreich nach Tonnen (1 Tonne = 1000 Kg.) berechnet wird. Mit Ausnahme der mit etwas Geschütz u. starker Bemannung versehenen, gut segelnden Fregatten sind sie alle, sowol die am Galion als am Spiegel verzierten, gering bewaffneten u. bemannten Heckboote, Pinken u. die gar nicht bewaffneten, schwach bemannten Barken, Sloops u. Katen, sowie die platten Fahrzeuge, Huker, Galeeren, Kuffen u. Schmacken, sehr mittelmäßige Segler.



Nr. 3671. Maria Angelika Kauffmann (geb. 30. Okt. 1741, gest. 5. Nov. 1807).

Kauffmann, Maria Angelika, die bedeutendste deutsche Malerin des 18. Jahrh. Geb. 30. Okt. 1741 zu Chur in Graubünden als Tochter eines Portraitmalers, wandte sie sich mit entschiedenen Anlagen dem Berufe des Vaters zu, obwol ihre wunderbar klangvolle Stimme sie eine Zeit lang schwanken ließ, ob sie sich nicht lieber der Musik widmen solle. Nachdem sie seit 1763 in Rom, Bologna u. Venedig die Antike u. die großen Meister der Renaissance studirt hatte, begab sie sich, 25 Jahre alt, nach London, wo sie durch ihre Portraits die größte Anerkennung fand, aber das Unglück hatte, durch einen bereits verheiratheten Abenteurer zu einer Ehe veranlaßt zu werden, die zwar bald wieder gelöst wurde, aber doch einen drückenden Einfluß auf ihr künstlerisches Gemüth hinterließ. Ihr Geist erholte sich erst, als sie sich 1781 mit dem damals in London lebenden ital. Maler Antonio Zucchi vermählte u. mit diesem wieder nach Italien übersiedelte. Hier lebte sie bald in Rom, bald in Neapel u. starb in jener Stadt 5. Nov. 1807. Von der Portraitmalerei ausgegangen, wandte sie sich später vorzugsweise der Historie zu u. gelangte in beiden Fächern zu so großem Rufe, daß ihr eine Fülle von Aufträgen u. die Freundschaft ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, z. B. Winckelmann's, Goethe's, Friederike Brun's, zu Theil wurde. Im Portrait, u. nam. dem der Frauen, ist sie für ihre Zeit unübertroffen, da sie mit geistvoller Auffassung ein tiefinnerliches Gefühl verbindet.

Für größere historische Darstellungen vermag ihre Sentimentalität nicht den Mangel an tiefem Gefühl zu ersetzen. Unter ihren Bildnissen ist ihr Selbstportrait (Pinakothek in München) das bekannteste; unter ihren übrigen Bildern besitzen die besten die Museen in Petersburg u. Dresden, das Belvedere in Wien u. vor Allem die Galerie des Marquis von Exeter in Burleighhouse. Sie radirte auch eine Reihe von 31 Blättern. Vgl. Rossi, „Leben der Angelika K.", übersetzt von Weinhart (Bregenz 1814).

Kaufmann, Konstantin v., russ. General, bekannt insbes. als Besieger der Khiwesen, geb. 1818 zu Maideni bei Iwangorod, war Kanzleidirektor im Kriegsministerium, als er 1865 an Stelle Murawieff's zum Gouverneur der westl. Provinzen ernannt wurde. Hier führte er das seit der Unterdrückung der letzten poln. Revolution befolgte System behufs einer „festen Assimilirung mit den anderen, spezifisch russ. Gouvernements" mit strenger Konsequenz fort. Indeß erfolgte schon im Okt. 1866 seine Abberufung, u. als 1867 alle an China u. Centralasien grenzenden russ. Provinzen, einschließlich die neu eroberten Gebietstheile (Taschkend 2c.), in das Generalgouvernement Turkestan vereinigt wurden, ward 26. Juli dessen Organisation u. Verwaltung in die Hände K.'s gelegt. Im Oktober desselben Jahres trat er seinen neuen Posten an. Doch schon bald darauf begann der Emir von Bochara neue Feindseligkeiten, die im Mai 1868 wieder


Nr. 3672 Konstantin v. Kaufmann geb 1818

zum Kriege führten. Der Heldenmuth der Russen u. die geschickte u. energische Führung derselben durch K. selbst brachten aber den Feldzug, trotz der numerischen Uebermacht des Feindes, zu einem schnellen u. siegreichen Ende. Schon am 20. Juni wurde die Stadt Samarkand genommen u. dadurch der Emir bewogen, einen Frieden zu schließen, in dem er u. A. einen großen Theil seines Khanats mit Samarkand u. Kattykurgan abtreten u. den Russen das Recht einräumen mußte, in Kermina, Tschehardschuj u. Karschi Kantonnirungen zu errichten. Auch gestaltete sich in der Folgezeit das Verhältniß der Russen zu den Bocharen immer freundlicher. Dagegen wurde die Ruhe in Turkestan von anderer Seite oft aufs Neue gestört. Insbes. waren es die Khiwesen, welche 1869 eine Erhebung der nördl. Kaizaken hervorriefen u. fortfuhren, russ. Karawanen zu berauben u. in die Kirgisensteppe einzufallen. Durch dies u. Anderes zum Kriege genöthigt, begann K. denselben im März 1873. Er selbst befand sich beim Hauptcorps der turkestan. Truppen. 2 Monate (vom 23. März bis 23. Mai) brauchten dieselben zu ihrem, an furchtbaren Beschwerden überreichen Wüstenmarsche nach dem Amu-Darja, den sie in den Tagen des 30. Mai bis 3. Juni überschritten, um 11. Juni vor den Mauern Khiwa's zu erscheinen, vor denen bereits die Abtheilung des Generals Werewkin u. Oberst Lomakin eingetroffen waren. Rasch erfolgte die Einnahme der Stadt, worauf sich der Khan den Russen unterwarf. Durch den von K. mit ihm sodann abgeschlossenen Friedensvertrag wurden sämmtliche Gebietstheile Khiwa's am rechten Ufer des Amu-Darja u. das ganze Amu-Delta dem Russ. Reiche einverleibt. Auch erlangte K. vom Khan die Freilassung aller Sklaven in seinem Territorium. Im Uebrigen hat seine Verwaltung Turkestans manchen Tadel hervorgerufen, nam. ist ihm sein glänzender Hofstaat zum Vorwurf gemacht worden, ebenso die lange Abwesenheit von seinem Posten, denn schon seit Okt. 1873 weilt K. auf Urlaub in Petersburg.

Kaufmann, berühmte Akustikerfamilie in Dresden. Johann Gottfried K., der Gründer der dortigen Fabrik selbstspielender Musikwerke, ward in sehr ärmlichen Verhältnissen 1752 zu Siegmar bei Chemnitz geb., kam gegen 1770 nach Dresden, brachte es durch Talent, Mühe u. Fleiß vom Strumpfwirker zum Verfertiger von schon damals berühmten Flöten- u. Harfenuhren u. starb 1818, mit seinem Sohne auf einer Kunstreise begriffen, zu Frankfurt a. M. — Der Letztere, Friedrich K., geb. zu Dresden 5. Febr. 1785, hatte die Uhrmacherkunst erlernt, kehrte 1806 nach längeren Reisen ins elterliche Haus zurück u. erfand nun, theils im Verein mit seinem Vater, theils allein, einen großen Theil jener Instrumente, die noch heute das Interesse des Publikums in hohem Grade erregen (das „Belloneon", den „Trompeterautomat", das „Harmonichord" u. das „Symphonion"). Mit seinem Sohne, Friedrich Theodor K., geb. zu Dresden 9. April 1823, unternahm er 1842 eine neue Kunstreise durch Oesterreich, Bayern, Rußland u. Dänemark. Auf der Rückkehr erlitten Beide Schiffbruch, wurden zwar selbst gerettet, verloren aber sämmtliche Instrumente. So beschäftigten sie sich denn 1844—51 mit dem Neubau derselben unter Anwendung neuer Ideen u. Erfahrungen; dabei entstand auch das „Orchestrion". Nach einer letzten Reise durch England, Irland u. Schottland in den Jahren 1851 u. 1852 lebten die Künstler ausschließlich der Vervollkommnung ihrer Werke in Dresden. Das „Akust. Kabinet von F. K. u. Sohn" u. die Fabrik sind jetzt im Besitz der Wittwe u. der Kinder des Friedrich Theodor K., welcher seinem 1. Dez. 1866 verstorbenen Vater 5. Febr. 1872 in den Tod nachfolgte.

Kaufungen, Kunz v., ein meißnischer Ritter, dessen Stammort in der Nähe von Penig im Königreich Sachsen liegt; hatte seinem Lehnsherrn, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen, im Kriege mit seinem Bruder Wilhelm von Thüringen (dem sog. Sächs. Bruderkriege, 1446—51) Dienste geleistet. Da sich der verwegene u. gewaltthätige Mann aber vom Kurfürsten nicht hinlänglich belohnt glaubte, bes. auch ein Gut nicht wieder herausgeben wollte, welches ihm während des Krieges als Entschädigung für eine in Thüringen gelegene u. damals von den Gegnern eingenommene Besitzung einstweilen eingeräumt worden war, obendrein für einen früher an thüring. Kaufleuten in der Nähe von Leipzig verübten Raub Ersatz leisten sollte, so beschloß er, sich an dem Kurfürsten zu rächen u. Unterpfänder für die Gewährung seiner Forderungen in seine Hände zu bringen. Zu diesem Zweck erstieg er unter Beihülfe des kurfürstl. Küchenjungen Hans Schwalbe in Begleitung der Ritter Wilhelm v. Mosen u. Wilhelm v. Schönfeld in der Nacht vom 7.—8. Juli 1455 das Schloß zu Altenburg, von wo gerade der Kurfürst mit dem größten Theil der Hofleute abwesend war, u. raubte dessen Söhne Ernst u. Albrecht, um sie nach Böhmen zu entführen. Aber schon am nächsten Tage ward K. bei Grünhain im Erzgebirge, nahe der böhm. Grenze, durch die Dazwischenkunft des Köhlers H. Schmidt (Triller), dem sich der von K. geführte Prinz Albrecht entdecken konnte, gefangen genommen u. 14. Juli nach kurzem Prozeß in Freiberg enthauptet. Seine Genossen, welche mit dem Prinzen Ernst einen andern Weg eingeschlagen hatten, ergaben sich in der Nähe von Hartenstein im Erzgebirge u. lieferten, unter der Bedingung freien Abzugs für sich, ihren Gefangenen an die Behörden aus. — Vgl. J. Gersdorf, „Einige Aktenstücke zur Geschichte des sächs. Prinzenraubes" (Altenb. 1855).

Kaukasien, eine russ. Statthalterschaft, das Land zwischen dem Asow'schen, Schwarzen u. Kaspischen Meere, heißt bei den Russen Kaffkaski Krai u. reicht im N. bis zu den Flüssen Jeja, Jegorlik u. Manytsch, während im S. der Aras auf einer langen Strecke die Grenze bildet. K. liegt zwischen 39° u. 46° 10′ n. Br. u. 36° 20′ u. 50° östl. L. Seiner ganzen Länge nach wird es vom Kaukasus (s. d.) durchzogen, dem im N. eine ausgedehnte, wellenförmige Ebene, die sich wenig über das Niveau

des Meeres erhebt, vorgelagert ist; der Süden K.s gehört zum Armenischen Hochlande, welches durch die Thäler des Rion u. Kur vom Kaukasus getrennt ist u. sich an der Südgrenze im Großen Ararat zu 5171 m. erhebt. Ins Schwarze Meer ragt die Halbinsel Taman vor, reich an Schlammvulkanen u. Naphthaquellen, während vom Ostende des Kaukasus sich die Halbinsel Apscheron ins Kaspische Meer erstreckt, ebenfalls bekannt durch ihren Reichthum an Naphthaquellen. Das Land ist stark bewässert. Der Nordabhang des Kaukasus sendet den Kuban zum Schwarzen, Terek, Sulak u. Samur zum Kaspischen Meere; diesem fließt vom südl. Theil K.s der Aras mit dem Kur zu, während der Rion zum Schwarzen Meere geht. Seen finden sich in der nördl. Niederung in der vom Manytsch durchzogenen Rinne. Nördl. vom Unterlauf des Kuban u. Terek liegen zahlreiche kleine Salzseen. Auf dem südl. Hochlande bedeckt in einer Höhe von 1925 m. der Sewanga- od. Goktschasee eine Fläche von $18^{1}/_{4}$ □M.

Das **Klima** ist natürlich bei so bedeutendem Niveauunterschiede in den einzelnen Theilen K.s sehr verschieden. Die südl. Thäler sind bedeutend wärmer als die nördl. Niederung, deren klimatische Verhältnisse einen extrem kontinentalen Charakter zeigen. In Tiflis hat der Januar $0{,}3°$, der Juli $19{,}5°$ R. Durchschnittstemperatur.



Nr. 3673 Kaukasier.

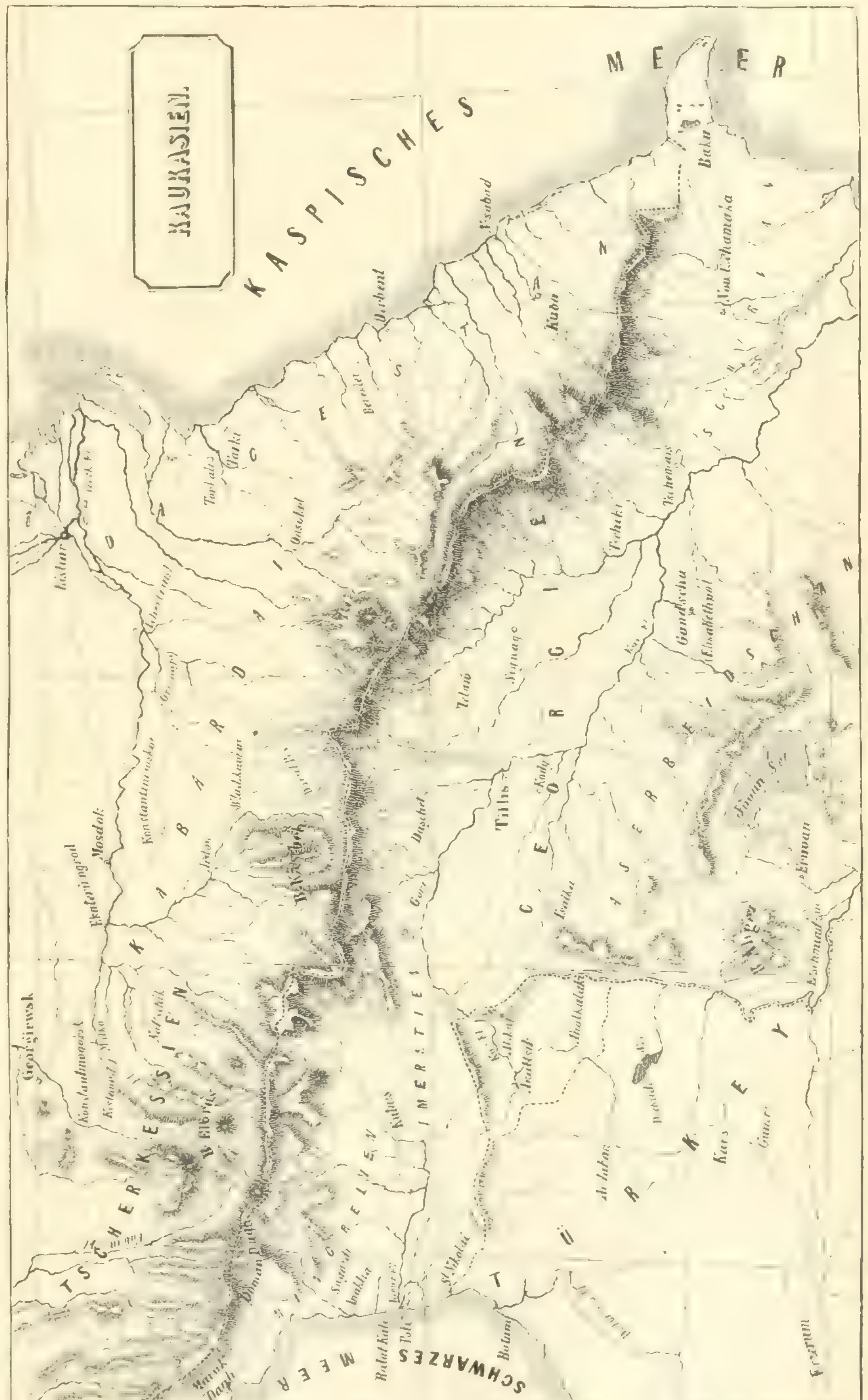
An **Produkten** aller Art ist große Fülle vorhanden. K. liefert Salz, Salpeter, Steinkohle, Naphtha, von der 1870 an 1,706,555 Pud (je zu $16{,}38$ Kg.) gewonnen wurden, Silber, Kupfer u. Blei. Zahlreiche Thermen finden sich am Nord- u. Südfuß des Kaukasus. In den Thälern des Kur u. Rion gedeiht Baumwolle u. Reis. Berühmt ist der Wein; die Wälder liefern eine große Menge des besten Nutzholzes. In den nördl. Steppen hält man große Pferde-, Rinder- u. Schafherden. Die ganze Provinz umfaßt 7986 □M. mit 4,893,332 E. (1871) u. zerfällt in die Gouvernements Stawropol, Tiflis, Kutais, Elisabethopol, Baku u. Eriwan, in den Kuban'schen, Ter'schen u. Dagestan'schen Landstrich u. in die Bezirke Sakatal, Suchum u. Tschernomor. Die Bevölkerung besteht mit Ausschluß der kaukasischen Bergvölker etwa zu 30% aus Russen, 20% aus Georgiern, 10% aus Armeniern u. 22% aus Tataren, welche vorzugsweise in dem nördl. Steppengebiete nomadisch hausen u. Mohammedaner sind. Außerdem leben in den südl. Städten auch viele Perser. Die Mohammedaner zählen 1,970,000 Seelen. Der Generalstatthalter der ganzen Provinz hat seinen Sitz in Tiflis (s. d.), welches mit Poti durch die erste, für den Handel sehr wichtige Eisenbahn der Provinz verbunden ist; an einer zweiten Eisenbahnlinie, die von Rostow am Don über Georgijewsk u. Wladikawkes, den Kaukasus durchschneidend, nach Tiflis führen soll, wird gegenwärtig noch gebaut. Die bedeutendsten Städte waren 1872: Tiflis (69,937 E.), Schemacha (26,609 E.), Nucha (23,371 E.), Stawropol (20,927 E.), Schuschtscha (19,341 E.), Alexandropol (17,096 E.), Achalzych (15,977 E.), Lenkoran (15,933 E.) u. Derbent (15,739 E.).

Kaukasische Völker. Der Kaukasus ist in ethnographischer Beziehung außerordentlich interessant. Die Abgeschlossenheit der Thäler u. Gaue ermöglichte es, daß eine große Menge Völkerschaften Jahrhunderte lang sich hier neben einander erhielten u. Sprache u. Sitte treu bewahrten. Diese zahlreichen Sprachen aber stehen zum größten Theil außerhalb jedes Zusammenhanges mit dem indogermanischen od. semitischen Sprachstamme u. scheinen zu beweisen, daß die K.n V. der Ueberrest einer größeren Völkerfamilie sind, die vor den Semiten, Ariern u. Mongolen, welche sie umgeben, hier ihren Ursitz gehabt hat. Im S. des Kaukasus wohnen die Georgier, die von den Russen Grusi genannt werden, sich selbst aber als Karthuseli bezeichnen u. etwa 300,000 Seelen umfassen. Mit ihnen stammverwandt sind die Mingrelier, die Suanen am Elbrus u. die Lasen, die Nachkommen der alten Kolchier, die vorzugsweise an den Küsten des Schwarzen Meeres sitzen. Unter ihnen hat sich das Christenthum erhalten u. sie allein haben es zu einem geordneten Gemeinwesen u. zu eigenthümlicher Kultur gebracht. Die Stämme im W. am Küstensaum u. an den beiden Abhängen des Kaukasus bezeichnete man allgemein als Tscherkessen. Dies ist aber nur der Name eines kleinen Theils; die volkreichsten Stämme sind die Abchasen (125,000 Köpfe) u. Adighe (365,000 Köpfe). Sie haben nie einen geordneten Staat gebildet, sondern stets einer großen Zahl Fürsten gehorcht; der Druck der Adelsklassen lastete schwer auf dem niedern Volke. Diese Stämme waren es, welche früher einen schwunghaften Mädchenhandel nach der Türkei betrieben. Ausgezeichnet durch Körperschönheit, gelten sie als höchste Entwicklung des kaukasischen Typus. Sie sind Mohammedaner u. zum größten Theil nach der europ. u. asiat. Türkei ausgewandert, da ihr unbeugsamer Stolz die Herrschaft der Russen nicht ertragen will. Diesen sind am längsten unterworfen die Osseten, welche am Kasbek ihre Wohnsitze haben u. meist Christen sind. Dagegen haben die Völker, welche man als Mindschegen (z. B. Inguschen, Tschetschenzen, Kisten 2c., zusammen 140,000 Köpfe) u. Lesghier (40,000 Köpfe) bezeichnet, den Russen den hartnäckigsten Widerstand geleistet u. unter dem Tschetschenzen-Emir Schamyl sich durch bewundernswerthe Tapferkeit ausgezeichnet. Die Mindschegen sind die östl. Nachbarn der Osseten u. die Lesghier haben den O. des Gebirges, bes. Daghestan, inne. Wie alle Bergvölker, so sind auch die Bewohner Kaukasiens von unbändiger Freiheitsliebe beseelt. Die Stammeszersplitterung führte blutige Fehden u. Blutrache herbei. Schöne Charakterzüge des Kaukasiers sind dagegen Ehrfurcht vor dem Alter, bes. gegen den Vater, u. die Heilighaltung des Gastrechts. Die Dörfer (Aul) sind an Stellen gebaut, die zur Vertheidigung sich eignen; mit Vorliebe haben sie diese Völker an steile Bergvorsprünge angebracht u. gerade durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnplätze den russ. Heeren außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Ihr Hauptreichthum sind Viehherden u. er entfaltet sich in Pracht der Waffen u. Pferde. Die Religion der K.n V., theils die christliche theils die mohammedanische, ist noch mit vielen heidnischen Gebräuchen, Opfern 2c. vermischt (s. „Kaukasien").

Kaukasus, das Hochgebirge auf dem zwischen Schwarzem u. Kaspischem Meere gelegenen Isthmus, zieht in 150 M. langer, 10—30 M. breiter Kette von der Halbinsel Apscheron nach NW. zur Halbinsel Taman, die außerordentlich reich an Schlammvulkanen ist u. deren Vorland durch die Anschwemmung des Kuban fortwährend vergrößert wird. Im N. begrenzen die Steppen des Kuban u. Terek, im S. die fruchtbaren Ebenen u. trockenen Hügelreihen am Rion u. Kur den K., der hier durch das Persathigebirge, welches die Wasserscheide zwischen den beiden Flüssen bildet, mit dem Hochlande von Armenien in Verbindung steht. Der K. besteht aus einer Centralkette u. dieser sind niedrigere Bergzüge vorgelagert, welche Längenthäler einschließen. Der Mangel an Querthälern hindert den Verkehr über den K. sehr. Die Centralkette besteht meist aus Thonschiefern u. Sandsteinen mit abbauwürdigen Kohlenflötzen. Nur im höchsten Theil, am Kasbek u. Elbrus, tritt krystallinisches Gestein auf. Die Vorberge werden vorherrschend von sekundären Kalken gebildet. In den jüngeren Schichten lagert Steinsalz. Die höchsten Erhebungen des K. liegen im mittleren Theile des Gebirges: der Kasbek 5036 m., der Kaschtantau 5219 m. u. der Elbrus 5660 m. Der Elbrus selbst liegt auf einem nach N. vorgeschobenen Seitenast des Gebirges, der Hauptkamm weist nur in der Nähe dieses höchsten Gipfels noch einige, die Höhe von 4000 m. überragende Schneeberge auf, während nach NW. der K. bald zu 1800 m. herabsinkt u. seine an der Küste des Schwarzen Meeres sich hinziehenden äußersten Ausläufer im W. nur durchschnittlich 800 m. hoch sind. Die mittlere Kammhöhe beträgt zwischen Elbrus u. Kasbek 3500 m.; im SO. von letzterem sind die Gipfel, welche 3000 m. übersteigen, zahlreich, u. der Dibrar, in welchem der K. sich am meisten dem Kaspischen See nähert, hat noch eine Höhe von 2810 m. Zwischen dessen Vorbergen u. dem See bleibt noch

ein schmaler Raum für die wichtige Heerstraße, die von Derbent nach S. führt. Von den Pässen, welche den centralen Theil des K. durchsetzen, hat die größte Bedeutung derjenige von Gudaur (2391 m), welcher hart am Ostfuße des Kasbek vorbeiführt u. gegenwärtig zur Anlage der von Georgiewsk nach Tiflis zu führenden Eisenbahn benutzt wird. In den Hochthälern finden sich mächtige Gletscher; der Kamm ist zerklüftet u. setzt dem Straßenbau außerordentliche Hindernisse entgegen. Trotz der südl. Lage des K. (40–44° n. Br.) kann die diesem Klimagürtel entsprechende Vegetation der niederen Regionen nicht zur rechten Entwicklung kommen, da die Wintertemperatur eine zu niedrige ist. Der Wald entlaubt sich zur Winterszeit u. nur immergrünes Unterholz (Buchsbaum, Stechpalme) tritt auf. Bes. zahlreich sind Obstbäume; der Wein hat hier seine eigentliche Heimat. Am Südabhang steigt die Eiche bis 800 m. empor, der Laubwald bis zu 1500 m. u. Getreide wird bis zu einer Höhe von 2500 m. gebaut. Eine zusammenhängende Nadelholzregion fehlt, bis 2400 m. dringen Rhododendron u. Daphne vor, die Schneegrenze beginnt in einer Höhe von 3500 m. Auch die Thierwelt ist in zahlreichen Formen vertreten. In den Wäldern des Nordabhanges kommt noch der Wisent (Bos urus), im Hochgebirge der kaukas. Steinbock (Capra caucasica) u. die Gemse vor. Die Wälder des Südabhanges sind die Heimat des gemeinen Fasanes (Phasianus colchicus), u. bis zur Schneegrenze findet sich das große Tetraogallus caucasicus, mit dem Auerhahn verwandt. Hausthiere bilden den Hauptreichthum der Gebirgsbewohner, u. auf den saftigen Alpenweiden grasen im Sommer große Herden von Pferden, Rindern u. Schafen. Unter den nutzbaren Mineralien des K. steht die Naphtha oben an. Dieselbe liegt in den mittleren Tertiärschichten u. findet sich bes. in 4 ausgedehnten Distrikten; im N. des Hauptkammes auf der Halbinsel Taman südl. vom Kuban, u. im S. des mittleren Terek; im O. auf der Halbinsel Apscheron bis zur Mündung des Kur u. im S. östl. von Tiflis im Gebiete der Jora, eines Nebenflusses des Kur; das Gesammtareal der kaukas. Naphtharegion umfaßt 612 □M. Außerdem sind auch die zahlreichen Mineralquellen wichtig, welche im N. zu Tage treten, bes. an dem isolirten Trachytgebirge des Betschau bei Pjätigorsk u. unweit des Terek bei Petropawlowsk; es sind dies heiße, gasreiche Quellen, deren wichtigste Bestandtheile schwefelsaures u. kohlensaures Natron u. Kochsalz bilden.

Kaulbach, Wilhelm von, einer der begabtesten u. eigenthümlichsten Historienmaler der Neuzeit, ward 15. Okt. 1805 in dem waldeck'schen Städtchen Arolsen geboren; da sein Vater Uhrmacher war u. sich daneben auch mit der Kupferstecherkunst beschäftigte, mußte er Anfangs diese letztere ebenfalls betreiben, während ihn sein Vater, der des Knaben Talent wohl erkannte, im Zeichnen unterrichtete. Seine Jugendzeit hindurch hatte er mit Noth u. Entbehrungen zu kämpfen. Seine ersten gründlichen Studien machte K. in Düsseldorf unter Cornelius, dessen gewaltige Werke auf seine fernere Laufbahn großen Einfluß übten. Er war es, der ihn 1826 nach München berief, wo K. zunächst ein Deckengemälde im Odeon u. die Bilderreihe zu Klopstock's Gedichten im neuen Königsbau ausführte — Arbeiten, die bereits sein großes Talent bekundeten, aber seinem damaligen Gedankenkreise fern lagen.



Nr. 3071. Karte von Kaukasien.

Durch manche traurige Familienereignisse verbittert, richtete K. seine Gedanken auf die sittlichen Gebrechen der Gesellschaft u. zeichnete seine zwei ergreifenden Blätter zu Schiller's „Verbrecher aus verlorner Ehre" u. etwas später, als er zufällig einen Besuch in einem Irrenhause gemacht hatte, sein berühmt gewordenes „Narrenhaus", das die verschiedenen Aeußerungen der Geisteskrankheit in ergreifender Weise darstellt. Nach Vollendung anderer Bilder im Königsbau, die seinem Genius eben so wenig entsprachen wie die früheren, hörte K. einst vom Architekten Leo v. Klenze die Sage von der Geisterschlacht der Hunnen; mit Begierde ergriff er diesen Stoff, um ihn in seinem Meisterwerk „Die Hunnenschlacht" zur Darstellung zu bringen, die

freilich von den älteren Münchener Künstlern nicht ohne Mißtrauen u. Neid, um so beifälliger aber von König Ludwig aufgenommen wurde. Bald nachher führte ihn das Studium der röm. Geschichte auch auf die Schilderungen des Josephus vom Untergange des jüd. Staates; so entstand seine berühmte „Zerstörung Jerusalems", die er nach einem Aufenthalte in Rom 1845 als Oelbild (neue Pinakothek in München) ausführte. Dies Gemälde war es, welches König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bestimmte, K. die stereochromische Ausmalung des Treppenhauses im neuen Berliner Museum zu übertragen u. ihn deshalb in seine Hauptstadt zu ziehen. K. folgte dem Rufe u. begann, unterstützt von seinen Schülern Muhr u. Echter, den großen Bildercyklus, der, wenn auch gegen die Wahl der Stoffe in den 6 Hauptbildern u. gegen die Komposition der einzelnen Gestalten, ja sogar gegen die ganze symbolische Auffassung der Geschichte manche Einwendungen zu machen sind, doch als die größte monumentale Malerei der Neuzeit u. als das Hauptwerk des Künstlers anzusehen ist. Der geistreichste, dem Genius des Meisters am meisten entsprechende Theil desselben ist der über der Bilderreihe sich hinziehende 1 m. hohe Fries, in welchem die Weltgeschichte als Lustspiel von einer in Arabesken sich bewegenden Kinderwelt aufgeführt wird.



Fig. 267. Wilhelm v. Kaulbach, geb. 15. Okt. 1805, gest. 7. April 1874.

Ein noch größeres Meisterstück des satirischen Humors sind die bald nach Beginn der großen, ernsten Berliner Arbeiten entstandenen heiteren Illustrationen zu Goethe's „Reinecke Fuchs"; entschieden unglücklicher dagegen war er in den bald nach dem Bilde der „Zerstörung Jerusalems" ihm aufgetragenen Fresken an der Außenseite der neuen Pinakothek, der „Geschichte der neueren deutschen Kunst u. der Kunstschöpfungen König Ludwig's", deren beißender Humor, abgesehen von seiner unpassenden Stelle, den Bruch zwischen ihm u. dem eigentlichen Helden dieser Geschichte vollends herbeiführte. Vor u. in die Zeit der Berliner Wandgemälde fallen einestheils eine Menge Portraits bedeutender Persönlichkeiten, anderntheils Illustrationen zu Goethe (Frauengestalten), Shakespeare u. Schiller, zu Letzterem freilich von K. nur die Scenen aus der „Jungfrau von Orleans" u. „Maria Stuart", u. drittens eine auch noch in den letzten Jahren angewachsene Menge von frei erfundenen Zeichnungen u. Kartons, die, wenn auch nicht alle von gleichem Werthe, doch theilweise seinen künstlerischen Ruhm noch erhöhten. Zu diesen gehört „Der Besuch Otto's III. am Grabe Karl's d. Gr." (Freskobild im Germanischen Museum in Nürnberg), die sehr verschieden beurtheilte „Schlacht bei Salamis", „Der Tod Cäsar's", „Der Todtentanz", die in der katholischen Welt großes Aergerniß erregende „Heiligsprechung des Inquisiters Don Arbues" (s. d.) u. der leider durch den Tod des Meisters unterbrochene Karton der „Sintflut", von dem uns einzelne Theile geblieben sind. Bei dieser Arbeit wurde er 7. April 1874 von der Cholera hinweggerafft. K. war seit 1833 glücklich verheirathet, wurde 1837 zum bayr. Hofmaler ernannt, in den Adelsstand erhoben u. 1848 Direktor der Kunstakademie in München. Es ist begreiflich, daß ein solcher Künstler, auf dessen ganze Richtung die oben erwähnten Jugendschicksale einen so tiefgehenden Einfluß geübt haben, daß, wie er selbst sagte, „der Zweifel an einer die einzelnen Geschicke der Menschen leitenden Vorsehung in einer bestimmten Stunde in seine jugendliche Seele kam", der deshalb so manche Gegenstände seiner Kompositionen im verneinenden Geiste durchführte, keine Schüler haben konnte u. viele Gegner haben mußte. Aber selbst diese müssen anerkennen, daß sein Name in der Kunstgeschichte stets zu den bedeutendsten gezählt werden wird. Ob irgend eine Seite seines Geistes, u. welche, auf seinen Sohn **Hermann K.** übergegangen ist, der sich erst durch wenige historische u. Genrebilder hervorgethan hat („Ludwig XI. u. sein Barbier le Daim", „Hensel u. Gretel bei der Hexe" nach Grimm's Märchen, „Kinderbeichte"), muß die Zukunft ans Licht stellen. In der Zeichnung gleicht er manchmal dem Vater, aber in der Farbe ist er Schüler Karl Piloty's. Durch längere künstlerische Thätigkeit bekannter ist K.'s Neffe **Friedrich K.** in Hannover, ausgezeichnet in Portraits, nam. aus den Kreisen der fürstlichen Familien, weniger bedeutend dagegen in den bis jetzt von ihm geschaffenen Historienbildern.

Kaulbarsch (Kugelbarsch, Pfaffenlaus, Schroll, gremille, *Acerina cernua*), ein Barsch (Percoide) von gedrungenem Bau, mit stumpfer Schnauze, der, von Farbe olivengrün u. mit schwarzbraunen Punkten, sich vom gemeinen Barsch (s. d.) durch die nicht doppelte Rückenflosse unterscheidet. Er findet sich häufig in europ. Flüssen u. Seen, in Norddeutschland häufiger als in Süddeutschland; eine Spielart mit goldglänzendem Kiemendeckel ist als **Goldbarsch** bekannt.

Kaulkopf (Kaulquappe, Koppen, Kopffisch, Groppen, chabot de riviere, *Cottus gobio*), ein etwa 10—12 cm. langer Süßwasserfisch aus der Familie der Panzerwangen (Trigloiden) mit breitem, flachem Kopfe, großen Wangenknochen u. breiter, bis unter die Augen reichender Mundspalte. Er hat eine nackte, schleimige Haut, sehr breite, lange Brustflossen, schmale, brustständige Bauchflossen u. zwei dicht an einander stoßende Rückenflossen. In der Färbung ändert er sehr ab; schwärzliche Punkte auf grauem od. bräunlichem Grunde verschmelzen oft zu Flecken od. Bändern. Er bewohnt fast alle Seen, Flüsse u. Bäche Mitteleuropa's, hält sich gern unter Steinen auf u. ist bes. merkwürdig durch seine Brutpflege, von der schon Linné wußte. Das Männchen scharrt auf dem Grunde des Wassers ein Loch, in welches das Weibchen seinen Laich absetzt, der hierauf, wie die auskommende Brut, vom Männchen bewacht wird. So klein der K. bleibt, ist er doch ein gefräßiger Raubfisch; benutzt wird er bes. als Köderfisch; in Rußland hängt man einen getrockneten K. als Wetterpropheten an die Zimmerdecke, auch soll er gegen Wechselfieber helfen.

Kaulquappe, s. „Frosch".

Kaunitz, Wenzel Anton, Fürst von, berühmter Staatsmann, österr. Hof- u. Staatskanzler, geb. zu Wien 2. Febr. 1711 als jüngster Sohn des in Mähren reich begüterten Grafen Maximilian Ulrich v. K.; war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, trat jedoch nach dem Tode seiner älteren Brüder in den weltlichen zurück u. bildete sich auf den Universitäten Wien, Leipzig u. Leyden für die diplomatische Laufbahn aus. Nach mehrjährigen Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich u. England ward er 1735 Mitglied des Reichshofraths u. dann zweiter kaiserl. Kommissar am Reichstage zu Regensburg. Mit Karl's VI. Tode (1740) trat er zwar von dieser Stellung zurück, ward jedoch bald von Maria Theresia wieder in ihren Dienst berufen u. zeichnete sich während des Oesterr. Erbfolgekriegs als Gesandter in Rom, Florenz u. Turin, dann als Minister in den österr. Niederlanden, zuletzt in hervorragendster Weise als Bevollmächtigter auf dem Friedenskongreß zu Aachen 1748 aus. Bald darauf mit der Würde eines k. k. Konferenz- u. Staatsministers bekleidet, faßte er als Gesandter am franz. Hofe 1750—52 den Plan zu der großen Veränderung der auswärtigen Politik Oesterreichs, welche 1756 durch den Abschluß der Allianz mit Frankreich zum Ausdruck kam. Seit 1753 leitete K. als Hof- u. Staatskanzler, getragen von dem unbeschränkten Vertrauen Maria Theresia's, die gesammte Regierung ihres Reichs, dessen Interessen er

übrigens denen des Deutschen Reichs durchaus voranstellte, mit der unbedingtesten Rechtlichkeit u. Hingebung als das Muster eines feinen u. geriebenen Diplomaten, zugleich als Nebenbuhler u. eifriger Gegner Friedrich's d. Gr. Auch unter Josef II. (1780–90), an dessen Reformbestrebungen er eifrigen Antheil nahm, blieb er im Wesentlichen im Besitz des maßgebenden Einflusses, verlor jedoch einen großen Theil desselben unter Leopold II. (1790–92) u. zog sich mit dem Regierungsantritte Franz' II. (I. als Kaiser in Oesterreich) von den Geschäften zurück. K. galt für einen Förderer u. Schützer der Künste u. Wissenschaften, liebte u. begünstigte übrigens vor Allem die franz. Sprache u. Literatur. Neben seinen sehr ausgesuchten u. künstlichen Lebensgewohnheiten ist bes. noch seine große Furcht vor dem Tode u. sein Abscheu gegen jede Erwähnung desselben bekannt. Er starb zu Wien 27. Juni 1794. In den Fürstenstand hatte ihn 1764 Kaiser Franz I. erhoben.



Nr. 3676. Wenzel Anton Fürst v. Kaunitz (geb. 2. Febr. 1711, gest. 27. Juni 1794).

Kaup, Johann Jakob, ausgezeichneter Zoolog bez. Paläontolog, geb. zu Darmstadt 10. April 1803, besuchte gleichzeitig mit Liebig u. Gervinus das dortige Pädagogium, aber nur bis zur Konfirmation, suchte sich dann selbst zum Naturforscher auszubilden u. betrieb bes. eifrig das Studium der Säugethiere u. Vögel. Im Herbst 1822 ging er nach Göttingen u. Ostern 1823 nach Heidelberg, ward noch in demselben Jahre am Museum in Leyden angestellt, sah sich aber als Fremder seine Stellung bald derart verleidet, daß er 1826 nach Darmstadt zurückkehrte. Hier begnügte sich der bescheidene Mann mit dem ihm später übertragenen Amte eines Inspektors am Naturalienkabinet u. starb, nachdem er alle eben so ehrenvollen als vortheilhaften Berufungen nach außen abgelehnt, 4. Juli 1873. Er ließ erscheinen: eine „Skizzirte Entwickelungsgeschichte der europ. Thierwelt" (Darmst. 1829), in der er, also lange vor Darwin, dessen Theorie aufstellte, um später selbst zu deren entschiedensten Gegnern zu gehören, u. „Beiträge zur näheren Kenntniß der urweltlichen Säugethiere mit 34 Lithographien" (ebd. 1862).

Kauri, s. „Cyprea moneta". **Kaurifichte,** s. „Cawreegum".

kauscher od. koscher (hebr. s. v. w. rein) nennen die Israeliten alle die Speisen u. Getränke, deren Genuß ihnen durch ihre Religionsgesetze nicht verboten ist.

Kausler, Franz v., namhafter Kriegsschriftsteller, geb. zu Stuttgart 28. Febr. 1794, machte als württemb. Artillerieleutnant die Feldzüge von 1812–15 mit, wurde trotz seines ausgezeichneten Verhaltens erst 1817 Hauptmann, nahm 1842 als Oberst seinen Abschied u. starb 10. Dez. 1848 in seiner Vaterstadt. Seine bedeutendsten Werke sind: „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker u. Zeiten" (5 Bde., Ulm 1826–32); „Historisches Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen u. Treffen aller Völker u. Zeiten" (4 Bde., ebd. 1826 bis 1830); „Synchronistische Uebersicht der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst u. der gleichzeitigen Quellen" (ebd. 1826 bis 1830); „Napoleon's Grundsätze, Ansichten u. Aeußerungen über Kriegskunst ꝛc." (Lpz. 1828); „Das Leben des Prinzen Eugen v. Savoyen" (ebd. 1838); „Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen u. Belagerungen" (ebd. 1831—37, 14. Liefg.). Auch gab er mit Wörl „Die Kriege von 1792—1815 in Europa u. Aegypten" (Karlsr. u. Freib. 1840—42, 28. Lief.) u. zuerst mit dem württemb. Oberstleutnant v. Breithaupt, später allein, die „Zeitschrift für Kriegswissenschaft" (1819 ff.) heraus.

Kausler, Heinrich Eduard v., ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete mittelalterlicher Literatur u. Geschichte, geb. zu Winnenden (Württemb.) 20. Aug. 1801, studirte in Tübingen, Berlin u. Göttingen die Rechte, ward aber zugleich durch den Berliner Professor Valentin Schmidt in das Studium des deutschen u. roman. Mittelalters eingeführt u. übernahm daher nach seiner Referendarzeit 1826 das Amt eines Assistenten am königl. geh. Haus- u. Staatsarchiv in Stuttgart. Seit 1831 Archivar, seit 1836 Archivrath u. seit 1859 Vizedirektor, wirkte er an demselben bis zu seinem Tode 27. Aug. 1873. Sein archivalisches Hauptwerk ist das bis zum J. 1240 reichende „Württemb. Urkundenbuch" (3 Bde., Stuttg. 1849 bis 1871), eine der besten derartigen Veröffentlichungen. Von seiner Ausgabe des umfangreichen altfranz. Rechtsbuches, der „Assises de Jérusalem", erschien zwar nur der 1. Bd. (Stuttg. 1839), doch rief das deutsche Unternehmen den Wetteifer franz. Gelehrter hervor, so daß Graf Beugnot 1841—43 das ganze Werk auf Kosten der Regierung erscheinen ließ. In mehrfachem Zusammenhang damit steht die von K. mit seinem Bruder, dem Pfarrer Rudolf K. in Kleineislingen bei Göppingen, herausgeg. „Geschichte der Kreuzzüge u. des Königreichs Jerusalem, aus dem Lat. des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus" (Stuttg. 1840). Ferner hat sich K. durch seine „Denkmäler altniederländ. Sprache u. Literatur" (3 Bde., Tüb. 1840—66) u. die für den Literarischen Verein in Stuttgart besorgte kritische Ausgabe des „Cancioneiro geral", eines altportug. Liederbuches (3 Bde., Stuttg. 1846—52) verdient gemacht. Als Komthur des württemb. Friedrichsordens besaß K. seit 1854 den persönlichen Adel.

kaustisch, ätzend, brennend.

Kautschuk (Caoutschuk, Caoutchouc, gummi elasticum, Federharz), ein eingetrockneter Milchsaft, der sich in Wasser nicht, wohl aber in Aether, Benzin, Terpentinöl u. Schwefelkohlenstoff ganz od. theilweise auflösen läßt. Dieser Milchsaft kommt in einer ganzen Reihe von Gewächsen der verschiedensten Familien vor, von denen wir die vornehmsten übersichtlich u. tabellarisch nennen:

Urticaceen.	**Apocyneen.**
Artocarpus integrifolia *L.*	Pacouria Guyanensis *Aubl.*
Bagassa Guyanensis *Aubl.*	Urceola elastica *Roxb.*
Brosimum Alicastrum *Sw.*	Vahea gummifera *Poir.*
Cecropia peltata *L.*	Faterna elastica *Sieb.*
Castilloa elastica *Cerv.*	Cameraria latifolia *Jacq.*
Urostigma Tjela *Miq.*	„ lucida *Jacq.*
„ religiosum *Miq.*	Apocynum cannabinum *L.*
„ elasticum *Miq.* u. A.	Callophora utilis *Mart.* u. A.
Ficus nymphaeaefolia *L.*	**Euphorbiaceen.**
„ populnea *L.*	Euphorbia maculata *L.*
„ religiosa *L.*	„ punicea *Sw.*
„ toxicaria *L.*	„ picta *Jacq.*
„ Radula *W.*	Excoecaria Agallocha *L.*
„ elliptica *ABk.*	Hura crepitans *L.*
„ prinoides *ABk.*	Hippomane Mancinella *L.*
„ sylvestris *St. Hd.*	Sapium aucuparium *Jacq.*
„ racemosa *L.* u. A.	Omphalia triandra *Aubl.*
Monimiaceen.	Mabea Piriri *Aubl.*
Ambora quadrifida *Poir.*	„ Taquari *Aubl.*
Lobeliaceen.	Plukenetia volubilis *L.*
Siphocampylus Caoutschouc *Don.*	„ verrucosa *Sm.*
Apocyneen.	Siphonia elastica *Pers.*
Hancornia speciosa *Gom.*	„ Brasiliensis *Willd.*
Pacouria edulis *Kostel.*	u. A.

Die gesperrt gedruckten 4 Pflanzenarten sind es vorzüglich, welche das K. des Handels liefern; also: die beiden Siphonien aus Südamerika, von denen der amerikan. K. herstammt, dann Urostigma elasticum (Ficus elastica *L.*) u. Urceola elastica aus Ostindien, welche das ostind. K. hervorbringen. Man erhält das K. als flüssiges od. als Flaschenkautschuk u. als Speckgummi; jenes in kupfernen od. in Gummielasticumflaschen, das zweite flaschen- od. beutelförmig gestaltet, das dritte in Tafelform. Um den Saft zu gewinnen, macht man in

Südamerika Einschnitte in die Rinde des betreffenden Baumes, fängt den scharfen Milchsaft in Kurbisschalen od. thönernen Gefäßen auf u. überstreicht, wenn die zweite Form dargestellt werden soll, Formen von ungebranntem Thone schichtenweise damit, läßt den Aufstrich über rauchen dem Flammenfeuer trocknen u. wiederholt das so oft, bis die gewünschte Dicke erreicht ist, worauf die Thonform zerschlagen od. durch Wasser erweicht u. derart beseitigt wird. Durch den Rauch färbt sich der graue od. schmuzig weiße Milchsaft braun bis schwarz. In Ostindien trocknet man die Kautschuklagen nicht über Feuer u. gewinnt dadurch ein K. von röthlicher od. gelblich brauner Färbung. In Südamerika ist vorzugsweise das umfangreiche Niederland des Amazonenstromes die Heimat der Kautschukbäume, welche von da bis nach dem ähnlichen Guyana reichen. Die Siphonia elastica, welche als die Hauptlieferantin des nützlichen Stoffes angesehen werden muß, wird etwa 20 m. hoch u. 1 m. dick, hat eine dünne, glatte, graubraune Rinde, weißes Holz u. bildet an dem weit ausgebreiteten Zweigwerke langgestielte, dreizählige Blätter, unbedeutende Blumen in sparrigen Trauben u. große, knochenharte, dreiknöpfige Kapseln mit eiförmigen, graulich gelben, braungefleckten Samen.

Nr 3677. Kautschukpflanze Siphonia elastica.

Das ostind. K. reicht nicht an die Güte des amerikanischen heran. Darum hat der Baum auch für die betreffenden Gegenden, nam. für Brasilien, eine große Bedeutung erlangt, indem sich daselbst etwa gegen 12,000 Menschen alljährlich mit der Kautschukgewinnung beschäftigen, das meist von Para aus in den Handel kommt. Der Baum ergießt übrigens auch von selbst in nicht unbedeutender Menge seinen Milchsaft durch die Wurzeln in den Boden, nam. wenn dieser sumpfig ist. Ein solches K. gewinnt man durch Graben u. nennt es deshalb **gegrabenes K.**, Tapicho od. Japis, eine Erscheinung, welche ehemals zu dem Glauben veranlaßte, daß es auch fossiles K. gebe. Nach Humboldt benutzten das K. schon seit uralter Zeit die Indianerstämme der Otomaken u. Omagua's am Amazonenstrome, so daß sein Gebrauch von diesen auf die civilisirten Völker überging. Weit schwieriger wird es auf den Sundainseln von Urostigma elasticum, dem Karotbaume, gewonnen; denn hier besteigt man den Baum mit hohen, freistehenden Leitern, um das K. dadurch zu erhalten, daß man in gewissen Abständen Bambusstöcke in die Rinde schlägt, durch deren Rinnen das K. aus den Wunden herausfließt. Trotz des hohen Alters seiner Benutzung kennt man bei uns das K. doch erst seit 1745, wo der berühmte franz. Reisende Condamine zuerst Nachricht über die Zubereitung des damals noch sehr seltenen Stoffes gab. Im J. 1758 lehrte Aublet auch den Mutterbaum kennen u. nannte ihn Hevea guyanensis, woraus später Linné's Sohn Jatropha elastica machte, bis er durch Persoon seinen heutigen Namen erhielt. Den ostind. Kautschukbaum kennt man seit 1798, wo Howison die Mutterpflanze in einem merkwürdigen Kletterstrauche (Urceola elastica) kennen lehrte, den Sprengel damals Tabernaemontana elastica nannte. Erst später tauchten die übrigen K. liefernden Bäume auf; doch sind die meisten von ihnen ohne große Bedeutung geblieben.

Eigenschaften u. Zusammensetzung des K.s. Das rohe K., äußerlich braun od. schwarz, im Inneren gelblich, bisweilen auch weiß, ist bei gewöhnlicher Temperatur weich u. dehnbar u. auf frischen Schnittflächen klebend, unter 0° dagegen hart u. viel weniger elastisch. Sein spezifisches Gewicht ist 0,933—0,962. Es besitzt einen nur schwachen Geruch u. keinen Geschmack; es leitet Elektrizität u. Wärme schlecht, ist in Wasser völlig unlöslich, quillt jedoch darin auf. Beim Erwärmen wird das K. weicher u. dehnbarer, schmilzt bei ca. 125° u. bleibt dann nach dem Erkalten theerartig; bei stärkerem Erhitzen wird es zersetzt, es entweichen flüchtige Kohlenwasserstoffe von verschiedenen Siedepunkten, welche sich zu dem sog. **Kautschuköl** verdichten lassen. Dieses ist zugleich das beste Lösungsmittel für K., außerdem wird das K. noch von Benzol, Chloroform, Schwefelkohlenstoff, Terpentinöl u. anderen ätherischen Oelen, wenn auch nicht vollständig, so doch zum größten Theile gelöst. Wenn man die Lösung des rohen K.s in Chloroform od. besser in mit etwas absolutem Alkohol versetztem Schwefelkohlenstoff in das Doppelte ihres Volumens an Weingeist eingießt, so scheidet sich **gereinigtes K.** ab, das nach mehrmaligem Wiederholen dieser Behandlung im feuchten Zustande weiß u. undurchsichtig, nach anhaltendem Trocknen aber farblos u. durchsichtig erscheint u. die Elastizität des rohen K.s besitzt. Dieses gereinigte K. ist in der Hauptsache ein Gemenge von Kohlenwasserstoffen, deren Durchschnittszusammensetzung nach Faraday, Payen u. Pelletier der ungefähren Formel C_8H_7 entspricht.

Verarbeitung des K. Das rohe K. muß, bevor es verarbeitet werden kann, erst einem **Reinigungsprozeß** unterworfen werden, da es gewöhnlich mehr od. weniger Unreinigkeiten enthält, die theils zufällig hineingekommen, theils absichtlich zugesetzt worden sind, wie Sand, Thon, Rindentheilchen, Harze u. s. w. — Diese Reinigung wird im Großen verschieden ausgeführt; gewöhnlich zerschneidet man das K. mit Maschinen zu kleinen Stückchen, die in kochendem Wasser aufgeweicht, gewaschen u. durch besondere Maschinen mehrere Stunden lang durchgeknetet werden; hierdurch erhält man eine zähe, gleichmäßige Masse, die noch heiß zwischen kalten Eisenplatten einem starken u. anhaltenden Drucke ausgesetzt wird. Andere wenden auch eine Reinigung mit Aetznatronlauge od. mit Soda an. Aus diesem gereinigten K. werden verhältnißmäßig nur wenig Gegenstände verfertigt, da die Eigenschaft, auch schon bei schwacher Erwärmung klebrig zu werden, ein Hinderniß für seine allseitige Verwendung ist. Es wird daher das K. noch einer weiteren Behandlung, dem **Vulkanisiren**, unterworfen, durch welche es seine Klebrigkeit verliert, aber nichts an seiner Elastizität einbüßt. Diese Operation soll früher so ausgeführt worden sein, daß man Schwefel in Halbchlorschwefel löste u. das K. mit dieser Flüssigkeit durchknetete; jetzt hat man eine einfachere u. billigere Methode; man imprägnirt das K. sehr innig mit pulverförmigem Schwefel u. erhitzt dann die Masse auf 145°—150° C.; da der Schwefel schon bei 111° C. schmilzt, so ist eine Durchdringung des K.s durch denselben auch ohne Anwendung eines Lösungsmittels möglich. Das gut gereinigte K. wird zu diesem Behufe mit 10—20 %, zuweilen sogar bis 50%, Schwefelblumen in der Wärme zusammengearbeitet, entweder durch anhaltendes Kneten od. durch wiederholtes Durchführen zwischen erhitzten rotirenden Metallwalzen, wobei die eine Walze schneller umläuft als die andere; die so erhaltene, noch plastische Masse wird in einzelnen Portionen, entsprechend der Größe der daraus zu fertigenden Gegenstände, zwischen Blätter von dünnem Zinnblech gelegt u., so lange sie noch weich ist, mit Hülfe von Messing- od. Eisenformen zu den gewünschten Gegenständen ausgepreßt. Die Preßformen werden alsdann mit der noch darin befindlichen Masse fest zugeschraubt u. 4—7 Stunden lang, bei dicken Gegenständen auch noch länger, einer Temperatur von 145—150° C. ausgesetzt, was man durch erhitzte Luft od. gespannte Wasserdämpfe erreicht. Nach dem Erkalten nimmt man die nun vulkanisirten Gegenstände aus der Form heraus. Bei dieser Verarbeitung setzt man außer dem Schwefel sehr häufig auch noch andere pulverförmige Körper zu, theils um dem K. eine gewisse Farbe zu geben, theils auch um seine Masse zu vermehren u. so den Preis zu erniedrigen; es sind dies nam. Zinkoxyd, Kreide, Pfeifenthon, Talkpulver, sowie verschiedene Farben; alle diese Stoffe bleiben in der Masse nur mechanisch eingemengt u. verschlechtern, in zu großer Menge zugesetzt, jene um so mehr, je reichlicher sie vorhanden sind. — Es ist aber nicht nöthig, daß die Masse sofort nach dem Einkneten des Schwefels geformt u. durch Erhitzen gehärtet wird; es kann dies auch später erst geschehen, u. in den Fabriken werden daher stets solche Mischkuchen aus roher Masse vorräthig gehalten, die dann nur wieder durch Erwärmen weich gemacht zu werden brauchen, wenn man Gegenstände daraus formen will. — Es ist kaum möglich, alle die verschiedenen Verwendungen des K.s u. die vielen daraus gefertigten Gegenstände hier aufzuzählen; es mögen nur einige wichtigere Erwähnung finden; man benutzt das K. zu Schuhen (sog. Gummischuhe), chirurgischen Gegenständen (Sonden, Bandagen, Kautschukringen 2c.), zu Dichtungen für Dampfrohre, Pumpen, Stopfbüchsen 2c., zu Eisenbahnpuffern, Röhren, verschiedenen Arten von wasserdichten Zeugen, Pferde- u. Wagendecken, Regenmänteln u. s. w. Die **Kautschukzeuge** sind verschiedenartige Fabrikate, dieselben sind durch ihre Elastizität u. ihre Undurchdringlichkeit für Wasser ausgezeichnet. Die eigentlichen elastischen Gewebe werden aus **Kautschukfäden** angefertigt, die man durch Zerschneiden von Kautschukblättern mittels besonderer mechanischer Vorrichtungen u. nachherigen Streckens erhält; es sind dies vierkantige Fäden, doch kann man auch solche mit rundem Querschnitt

herstellen, indem man K. durch etwas Schwefelkohlenstoff erweicht, zu einem Breie knetet u. diesen dann durch einen mit Löchern versehenen Cylinder preßt. Die herausgepreßten Fäden werden von einem Tuche ohne Ende in Empfang genommen u. an der Luft getrocknet. Man hat auch vulkanisirte Kautschukfäden, bei deren Herstellung man den Kautschukbrei mit Schwefel mischt u. die daraus gefertigten Fäden auf die erforderliche Temperatur erhitzt. Die Kautschukfäden werden theils roh, theils mit Seide od. Baumwolle umsponnen in großen Mengen zu elastischen Geweben verarbeitet, die zu Hosenträgern, Gurten, Arm- u. Strumpfbändern, Binden u. dgl. verwendet werden. Die wasserdichten Gewebe zu Regenmänteln u. s. w. werden meistens durch Ueberziehen od. Tränken eines Gewebes mit einer Kautschuklösung hergestellt. Eine ganz besondere Art von aus K. erzeugten Gegenständen sind die Ebonitwaaren. Mit dem Namen Ebonit, hornisirtes od. gehärtetes K., bezeichnet man eine harte, doch immer noch etwas elastische, schwarze, glatte u. glänzende Masse, welche in der Hitze wieder erweicht u. sich dann zu allerlei nützlichen Gebrauchsgegenständen formen läßt, von denen nam. Kämme, Federhalter, Scheiben für Elektrisirmaschinen, physikalische u. chirurgische Apparate, Uhrketten u. verschiedene Schmucksachen hervorgehoben werden mögen. Die Grundmasse ist ein mit sehr viel Schwefel bei hoher Temperatur vulkanisirtes K., dem man je nach Bedürfniß verschiedene feste Stoffe beigemengt hat, nam. zur Erzielung der schwarzen Farbe Asphalt, Steinkohlentheerpech, Ruß od. fein zertheilte Kohle. Der Name Ebonit ist wol infolge der Aehnlichkeit dieser Masse mit dem Ebenholze entstanden.

Käuzchen, s. „Eule“.

Kavanagh (spr. Kämwännä), Julia, eine der besten engl. Schriftstellerinnen unserer Zeit, geb. zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary 7. Jan. 1824, ist die Tochter des Historikers u. Linguisten Morgan K. Sie ward in Paris erzogen, kehrte 1844 nach London zurück u. erwarb sich durch ihre Beiträge in mehreren Zeitschriften wie durch ihre größeren Schriften bald einen geschätzten Namen. Zu nennen sind unter ihren Werken die historisch-biographischen Schriften: „Women in France during the 18th century“ (2 Bde., Lond. 1850); „Women of christianity“ (ebd. 1852) u. „French women of letters“ (2 Bde., ebd. 1861), sowie die Romane: „Nathalie“ (3 Bde., ebd. 1851; deutsch von Zoller, Stuttg. 1851, u. von Diezmann, Berl. 1851); „Daisy Burns“ (3 Bde., ebd. 1853); „Grace Lee“ (3 Bde., ebd. 1854); „Rachel Gray“ (ebd. 1855); „Seven years“ (3 Bde., ebd. 1859); „Queen Bell“ (3 Bde., ebd. 1863); „Beatrice“ (ebd. 1865) u. a.

Kaviar (engl. caviar, franz. boutargue, ital. botargo, russ. ikra), der eingesalzene Rogen mancher Fischarten, eine schon seit den Zeiten des Alterthums beliebte, indeß erst seit Anfang unsers Jahrhunderts allgemeiner bekannte Delikatesse, für Italien u. Rußland eine gesuchte Fastenspeise, für viele Küsten- u. Uferbevölkerungen sogar ein nothwendiges Nahrungsmittel. Der K. wird bereitet, indem man den Rogen durch vorsichtiges Schlagen mit Ruthen u. dadurch, daß man ihn durch enge Netze od. Siebe drückt, von seinen Häuten u. Gefäßen befreit, worauf er eingesalzen wird. An den Westküsten des Mittelmeeres verwendet man den Rogen vom „Seeraben“ (Sciaena nigra, „corbeau“, „corvo di fortiera“), von der Meeräsche (Mugil cephalus), dem Sander (Lucioperca sandra), der Makrele (Scomber scombrus) u. dem Thunfisch (Thynnus vulgaris), am östlichsten Theile des Mittelmeeres, am Kaspisee, u. bes. an der Wolga den des Störs (Acipenser sturio) u. verwandter Arten (des Esther, Acip. Güldenstadtii, des Hausen od. bjeluga, Ac. huso, des Sterlet, Ac. ruthenus, u. des Scherg od. sewerjura, A. stellatus). Man unterscheidet folgende Sorten von K.: 1) den nur mäßig gesalzenen, in seiner Lake schwimmenden „grünen, frischen od. fließenden, der einestheils als „Astrachaner“ od. „großkörniger“, anderntheils als „Hamburger“ od. „kleinkörniger“ bekannt ist; 2) den stärker gesalzenen, durch Pressen von seiner Lake befreiten „Preßkaviar“, der minder geschätzt ist, u. endlich 3) den „rothen“ K., welcher aus Hecht- u. Karpfenrogen bereitet u. bes. von Juden verspeist wird. Die Anwohner des Noothasundes bereiten sich einen K. aus Heringsrogen, den sie auf Tannenreiser od. auf langes schmales Seegras streichen u. trocknen lassen. Rußland allein führt jährlich etwa 400,000 Kg. K. aus. Ein einziger Stör kann 100 Kg. liefern.

Kawaß (türk.), die türk. Gensdarmen u. Polizeisoldaten, welche von der Regierung durch freiwillige Werbung in Dienst genommen werden.

Kawi ist eine alte, ihre Wortwurzeln meist aus dem Sanskrit entlehnende Literatursprache der Javanen, welche nie zur gewöhnlichen Volkssprache geworden ist, eigentlich auch nicht im Munde der gebildeten Welt lebte, sondern nur dazu diente, die Religionsbücher, die Mythen u. überhaupt die epischen Gedichte der Hindus den Javanen zugänglich zu machen. Die Kawiliteratur, welche jetzt nur noch von Priestern auf Bali verstanden wird, zeigt das Bestreben, dem wahrhaft dichterischen Schwunge der ältesten ind. Schriftwerke u. der ganzen reichen Phantasie der ind. Mythologie gleich zu bleiben. Man verfaßte im K. namentlich Gesetzbücher u. Legendensammlungen. Viele Inschriften in Kawicharakteren auf Java u. Bali sind für diese Sprache von großer Wichtigkeit u. geben zugleich auch Aufschluß über die Religionsbegriffe u. die Moral der Javanen. Vgl. Wilh. von Humboldt „Ueber die Kawisprache auf der Insel Java“ (Berl. 1836–40, 3 Bde.).

Kaziken, ursprünglich die Häuptlinge der Indianerstämme in Mittel- u. Südamerika, jetzt die Gemeindevorstände in den nur von Indianern bewohnten Orten.

Kazinczy, Franz, ungar. Schriftsteller, geb. zu Erbemlyén (Biharer Komitat) 27. Okt. 1759, wurde Sachwalter in Kaschau, dann in Eperies u. Pest, von wo er 1784 als Komitatsnotar nach Abaujvar ging. Von Kaiser Josef II. erhielt er 1786 das Amt eines Aufsehers bei der Nationalschule für den Kaschauer Distrikt, mußte aber dasselbe 1791 als Protestant niederlegen u. widmete sich seitdem ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit. Wegen seiner angeblichen Betheiligung an der Verschwörung des Abtes Martinovics 1793 zum Tode verurtheilt, wurde er zwar vom Kaiser begnadigt, bekam aber erst 1801 seine Freiheit wieder. Als einer der vornehmsten Mitbegründer der neueren ungar. Literatur seit 1830 Mitglied der neubegründeten ungar. Akademie der Wissenschaften, starb K. 22. Aug. 1831. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: „Tövisek és virágok“ (Széphalom 1811), „Poetai Berke“ (Pest 1813) u. seine „Reise“ (ebd. 1813). Außerdem gab er die „Ungar. Alterthümer u. Seltenheiten“ (ebd. 1808), die sämmtlichen Werke Zrinyi's (ebd. 1817) u. Bávóczy's (ebd. 1812) wie die Gedichte von Dajka (ebd. 1813) u. Kis (ebd. 1817) heraus, lieferte viele Uebersetzungen aus dem Deutschen u. Französischen u. war ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften. Sein Sohn, Gabriel K., geb. 1819, gest. zu Bansalva 18. April 1864, machte sich als Redner u. Schriftsteller (insbes. auf historischem Gebiete) gleichfalls einen Namen; auch übersetzte ders. die Werke Molière's ins Ungarische.

Kean (spr. Kihn), Edmund, einer der berühmtesten Schauspieler Englands, geb. zu London 4. Nov. 1787 als ein Sohn des Schneiders Aaron K. u. der Tochter des als Dichter bekannten George Carey. K. hielt sich selbst für den Sproß einer morganat. Ehe des Herzogs von Norfolk (gest. 1815). Nach einer abenteuervollen Kindheit, die er theils als Figurant in Pantomimen, theils als Schiffsjunge u. dann als Mitglied einer Schauspielergesellschaft in Yorkshire verlebt, ward er 1801 von einem Gönner auf die Schule in Eton gebracht, doch hielt er hier nur 3 Jahre aus; dann ging er wieder zum Theater u. trat im Jan. 1814 als Shylock auf einer Londoner Bühne auf. Bald ward er der gefeiertste Tragöde seiner Zeit. Seine ersten u. letzten Triumphe erntete er auf dem Drurylanetheater; dazwischen gehörte er eine Zeit lang dem Coventgardentheater an; auch gastirte er zweimal in Nordamerika u. 1828 in Paris, wo er mit Ehren überhäuft wurde. Dem Trunke ergeben, starb er schon 15. Mai 1833 zu Richmond in Surreyshire. — Sein Sohn Charles John K., geb. zu Waterford 18. Jan. 1811, ward ebenfalls ein bedeutender Bühnenkünstler; nam. waren seine Gastreisen nach Amerika von großem Erfolg begleitet. Die zweite unternahm er mit der Schauspielerin Ellen Tree (geb. 1805, gest. 1866), mit der er seit 27. Jan. 1842 verheirathet war. Längere Zeit am Haymarkettheater engagirt, leitete er 1850—60 das Londoner Princeßtheater, machte 1863—66 eine Kunstreise nach Australien u. Kalifornien, trat nach seiner Rückkehr wieder in London u. auf verschiedenen Provinzialbühnen auf u. starb zu Liverpool 23. Jan. 1868.

Keblah od. Kiblah, die bei den Mohammedanern beim Gebet übliche Richtung des Gesichts nach Mekka.

Kecskemét, königliche Freistadt im ungar. Komitat Pest mit 41,195 E. (1869), liegt 10 M. südöstlich von der Hauptstadt, hat einen Landbesitz von 10 □M., zwei Gymnasien, darunter ein reformirtes u. ein Piaristenkollegium, u. treibt bedeutende Seifensiederei, Gerberei, Pferde-, Schaf- u. Schweinezucht, Weinbau u. einen sehr ausgedehnten Viehhandel. Die Kecskeméter Heide ist eine 50 □M. große sandige, mit dürftigem Grase bedeckte Steppe zwischen Donau u. Theiß.

Keelingsinseln od. Kokosinseln, eine Gruppe von kleinen Koralleninseln, im Süden von Sumatra zwischen 11 u. 13° südl. Br. gelegen u. ein Areal von [illegible] □M. umfassend, mit 400 malayischen u. engl. Einwohnern, wurden durch den holländischen Seefahrer Wilhelm Keeling 1607 entdeckt u. nach ihm benannt, 1823 von Engländern besiedelt u. 1857 für die brit. Krone in Besitz genommen. Diese niedrigen Eilande, deren wichtigste Produkte Fische, Schildkröten u. Kokosnüsse sind, bilden eine Schiffsstation zwischen der Kapstadt u. Australien.

Kef od. el Kef, das alte Cirtha nova, Stadt im Innern von Tunis, an der Straße von Tunis nach Constantine, liegt über einer an Bauholz reichen Ebene am Abhange eines felsigen Hügels, den eine starke Citadelle krönt, u. zählt 5—6000 E.

Keferstein, Christian, Geolog, geb. zu Halle 20. Jan. 1784, studirte 1803—6 daselbst die Rechte, ward 1809 Tribunalprokurator u. 1815 Justizkommissär, entsagte aber bald darauf dem juristischen Berufe, um sich ausschließlich seiner Neigung, den geologischen Studien, zu widmen. Er bereiste im Interesse derselben Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Italien u. Ungarn. Seinen ständigen Aufenthalt hatte er in seiner Geburtsstadt, wo er 25. Aug. 1866 der Cholera erlag. In seiner Wissenschaft war K. einer der vornehmsten Anhänger des Plutonismus. Seine nennenswerthesten Schriften sind: „Beiträge zur Geschichte u. Kenntniß des Basaltes“ (Halle 1819), „Tabellen über vergleichende Geognosie“ (ebd. 1825), „Naturgeschichte des Erdkörpers“ (ebd. 1834), „Geschichte u. Literatur der Geognosie“ (ebd. 1840), „Mineralogia polyglotta“ (ebd. 1849) u. „Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten“ (ebd. 1855). Auch gab er die Zeitschrift „Deutschland geogn.-geol. dargestellt“ (Weim. 1821—31, 7 Bde.) u. eine „Allgemeine geogn. Karte von ganz Deutschland“ (1821) heraus. Außerdem schrieb er über „Die Halloren“ (Halle 1843) u. veröffentlichte seine „Ansichten über die kelt. Alterthümer, die Kelten überhaupt, bes. in Deutschland, sowie den kelt. Ursprung der Stadt Halle“ (1846—51, 3 Bde.).

Kegel (Conus) nennt man in der Geometrie eine Körperform, welche eine kreisrunde Grundfläche hat u. deren Seitenwand überall in gerader Linie (AC u. BC in Nr. 3678) nach einer über der Grundfläche liegenden Spitze zuläuft. Liegt die Spitze C senkrecht über der Mitte der Grundfläche (wie in Nr. 3678), so heißt der K. ein „gerader“. Im Allgemeinen kann übrigens auch jede andre krummlinige ebene Figur als Grundfläche eines K.s gedacht werden, doch meint man in der Regel mit K. schlechthin den „geraden“. Man kann die Kegelgestalt sich erzeugt denken, indem man ein rechtwinkliges Dreieck um eine seiner Katheten im Geiste herumdreht. Die Hypotenuse beschreibt dann die „Kegelfläche“ u. die andere Kathete die Grundfläche des K.s; CD heißt die Axe od. Höhe des K.s.

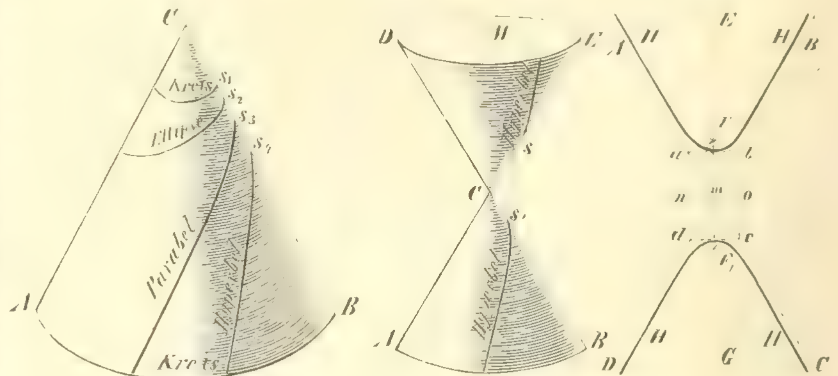
Nr. 3678. Gerader Kegel.

Nr. 3679. Abgestumpfter Kegel.

Denkt man sich eine Kegelfläche von der Grundfläche bis zur Spitze geradlinig aufgeschnitten u. in einer Ebene ausgebreitet, so bildet dieselbe einen Kreisausschnitt, der einen um so größeren Theil des ganzen Kreises darstellt, je kleiner die Höhe des K.s im Verhältniß zum Durchmesser der Grundfläche ist. Der Hohlraum des K.s (sein körperlicher od. Kubikinhalt) ist, wie schon Archimedes gezeigt hat, gleich dem dritten Theile des Körperinhaltes eines Cylinders (s. d.) von gleicher Grundfläche u. Höhe. Will man den Rauminhalt eines K.s einfach ermitteln, so braucht man (wie auch bei allen anderen Hohlräumen) nur das Gewicht des Wassers zu ermitteln, welches er faßt. So viel Gramm dieses beträgt, eben so viel Kubikcentimeter (Würfelcentimeter) faßt der Kegelraum. Schneidet man von einem K. durch einen mit der Grundfläche AB (Nr. 3679) parallelen Schnitt A'B' die Spitze ab, so heißt der übrig bleibende Körper ein Kegelstumpf od. abgestumpfter K.

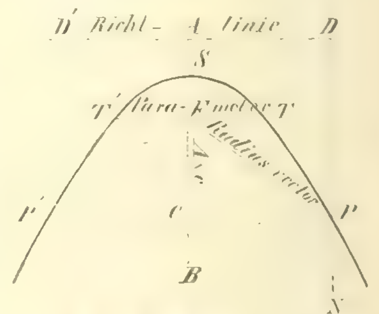
Kegelschnecken (Coniden, Gattung Conus) heißt eine Familie von Seeschnecken, welche nam. die tropischen, vorzüglich asiatischen Meere bewohnt, aber auch im Mittelmeer u. am Kap vorkommt. Sie leben in Felsspalten u. Tümpeln der Korallenriffe, bis 80 m. tief, vom Raube, haben einen schmalen Fuß, einen langen Rüssel u. eine lange Athemröhre. Ihr Gehäuse zeichnet sich aus durch die Höhe der letzten Windung, während die übrigen Windungen klein sind, u. durch eine sehr lange schmale Mündung. Es giebt ein paar hundert zum Theil sehr schön gezeichnete Arten, deren manche, wie z. B. der seltene Conus cedo nulli, aus dem Antillenmeere bei den Conchyliensammlern in hohem Ansehn stehen.

Kegelschnitte. Wenn man einen geraden K., wie ABC in Nr. 3680, mit einer Ebene durchschneidet, so werden, je nach der Richtung des



Nr. 3680. Kegelschnitte. Nr. 3681 u. Nr. 3682. Hyperbel.

Schnittes, auf der Kegelfläche verschieden gestaltete Schnittränder entstehen. Diese Schnittränder heißen K., u. es giebt deren vier verschiedene, nämlich: Kreis, Ellipse, Parabel u. Hyperbel. Schneidet man z. B., wie von s_1 aus, senkrecht gegen die Axe des Kegels, so wird der Schnittrand stets ein Kreis sein; schneidet man dagegen, wie von s_2 aus, schräg gegen die Axe, doch so, daß der Schnitt noch auf der gegenüber liegenden Seite heraustritt, so wird die Gestalt des Schnittrandes auch noch eine geschlossene, aber länglichrunde krumme Linie, eine sog. Ellipse (s. d.) sein; je nach der Schräge des Schnittes wird die Ellipse kreisähnlicher od. länglicher. Sie entsteht übrigens auch allemal beim schrägen Durchschnitt eines kreisförmigen Cylinders. Schneidet man im dritten Falle den Kegel noch schräger, wie von s_3 aus, u. zwar so, daß die schneidende Ebene immer parallel bleibt mit der anderen Seite AC des Kegels, so entsteht ein „Parabel“ genannter Kegelschnitt, dessen beide Arme, wie in Nr. 3683 ersichtlich, sich niemals schließen, sondern von dem Scheitel S nach beiden Seiten über P u. P' hinaus immer weiter aus einander laufen, wie groß auch der Kegel sein möge. Die Parabel ist eine wichtige krumme Linie, sowol in mechanischer (s. „Kometen“ u. „Wurf“) als in optischer (Spiegel) od. akustischer (Sprachrohr) Hinsicht. Sie hat folgende geometrische Eigenschaften. Ihre beiden Zweige (PSP' Nr. 3683) liegen symmetrisch zu beiden Seiten der durch den Scheitel S gehenden Axe AB. Der Punkt F der Axe, welcher so liegt, daß die Punkte T u. T' von ihm doppelt so weit abstehen als der Scheitel S, heißt der Focus od. Brennpunkt. Die Linie TT' ist der Parameter der Parabel. Macht man AS = FS, so heißt die durch A gezogene Linie DD' die Directrix od. Richtlinie. Der senkrechte Abstand PC irgend eines Punktes P der Parabel von der Axe heißt die Ordinate von P, das Stück CS der Axe heißt die Abscisse von P u. der Abstand PF vom Brennpunkte F ist der Leitstrahl od. Radius vector des Punktes P.



Nr. 3683. Parabel.

Für jeden Punkt der Parabel, z. B. P, ist der Radius vector PF gleich seiner senkrechten Entfernung von der Richtlinie (PF = PD), durch welche Eigenschaft die Parabel leicht gezeichnet werden kann. Ferner ist charakteristisch für diese Linie, daß, wenn ein elastischer Gegenstand, etwa eine Billardkugel, in der Richtung FP an eine parabolisch gekrümmte Wand antrifft, derselbe stets in der Richtung parallel mit der Axe AB zurückgeworfen wird. Umgekehrt, wenn er von N aus in P aufträfe, würde er nach dem

Brennpunkte F reflektirt werden; alle parallel mit der Axe auf eine parabolische Spiegelfläche auffallenden Schall-, Licht- od. Wärmestrahlen vereinigen sich also in dem Punkte F, ein Umstand, welchem dieser den Namen „Brennpunkt“ verdankt. Die vierte Art der K., die Hyperbel, entsteht, wenn der Schnitt etwa von s_4 aus durch den Kegel ABC (Nr. 3680) so geführt wird, daß die schneidende Ebene nicht parallel mit der Seite AC des Kegels bleibt, wie bei der Parabel, sondern sich nach unten immer mehr von AC entfernt. Das Ganze läßt sich besser in Nr. 3681 übersehen. Zu jedem Kegel ABC gehört nämlich, geometrisch genau betrachtet, ein sog. Scheitelkegel DEC, dessen Seiten DC u. EC die geraden Verlängerungen der Seiten AC u. BC sind. Wird nun der Schnitt in der oben angegebenen Weise durch den Kegel geführt, so trifft die schneidende Ebene zugleich auch mit seinen Scheitelkegel, u. die Schnittränder auf beiden Kegeln bilden die zusammengehörigen Zweige einer Hyperbel, deren beide sich zunächst liegenden Punkte s u. s_1 die Scheitel heißen. In Nr. 3682 sind die beiden Zweige einer Hyperbel in wahrer Gestalt dargestellt. Sie liegen symmetrisch sowol zur Linie EG als auch zur Linie no; s u. s_1 sind die Scheitel, m der Mittelpunkt. Durch diesen kann man zwei gerade Linien AC u. BD ziehen, denen sich die Hyperbeläste, wie weit man sie auch ziehen mag, immer mehr nähern, ohne mit ihnen zusammenzufallen. Sie heißen die Asymptoten. Konstruirt man in diese durch s u. s_1 das Rechteck abcd u. macht mF u. mF_1 gleich ma, so sind F u. F_1 die Brennpunkte der Hyperbel, u. es ist stets der Unterschied der Abstände irgend eines Hyperbelpunktes H von F u. F_1 gleich der Linie ss_1. Diese letztere heißt auch die reelle Axe, die Linie no dagegen die imaginäre Axe der Hyperbel. Schneiden sich die Asymptoten einer Hyperbel unter rechten Winkeln, so heißt die Hyperbel eine gleichseitige. Das Rechteck abcd ist dann ein Quadrat. Die Hyperbel ist bes. in astronomischer Hinsicht von Wichtigkeit (s. „Komet“).

Die Lehre von den K.n war schon im Alterthum sehr entwickelt. Die hauptsächlichste Veranlassung zu ihrer Behandlung gab das geometrische Problem der Verdoppelung der Würfel (s. „Delisches Problem“), welches mit Hülfe von K.n leicht gelöst werden kann. Bes. beschäftigten sich mit diesem interessanten Theile der Geometrie die alten griech. Mathematiker Menächmos, Aristäos u. Apollonios von Perga. Die Schriften des Letzteren über die K. sind noch größtentheils erhalten.

Denkt man sich einen K. um eine Linie, am einfachsten um eine seiner Axen, im Geiste umgedreht, so entstehen dadurch als Raumgebilde sog. Umdrehungs- od. Rotationskörper verschiedener Gestalt. So entsteht bei einer Ellipse durch Umdrehung ein Ellipsoid, bei einer Parabel ein Paraboloid u. bei einer Hyperbel ein Hyperboloid.

Kegelspiel, wahrscheinlich deutschen Ursprungs, war schon in der alten Heidenzeit gebräuchlich u. ein Anhang der hohen Feste. Die dazu gebrauchten Kegel, deren Namen (althochdeutsch chegil) nicht nur in allen germanischen Sprachen, sondern sogar auch im Russischen u. Lithauischen wiederkehrt, wurden, wie es scheint, Anfangs aus den Schenkelknochen des dem Wotan geopferten Pferdes od. den Beinknochen der den Göttern geopferten Kriegsgefangenen gefertigt. Eine ziemlich genaue Schilderung des Spieles giebt uns der Dichter des „Renners“, Hugo von Trimberg (V. 11,364 ff.), u. so stellen es auch Bilderhandschriften dar. Aus Deutschland, wo es zu Anfang des 16. Jahrh. schon so allgemein war, daß Murner ein allegorisches Gedicht unter diesem Namen („Kögelspil gebracttiziert ausz dem yeczigen zwytracht des glaubens“, 1522) verfassen konnte, kam es nach den Niederlanden u. England. Die Zahl der Kegel ist jedoch nicht immer Neun, sondern der „Renner“ weiß nur von Drei, was allerdings eine ebenso heilige Zahl war wie Neun. Auf engl. Bilderhandschriften sieht man bald sechs, bald acht, bald neun Kegel, allein nach diesen wird nicht mit einer Kugel geschoben, sondern mit einem Stocke geworfen (club-kayles), u. daraus ergiebt sich das Entstehen des K.s aus dem alten Steinstoßen u. Steinwerfen, einem Wettspiel, an den alten heidnischen Götterfesttagen, welches in Halberstadt noch im 16. Jahrh. geübt ward, indem man nach einem Götzenbild, das einen Kegel darstellte, warf. In Frankreich, wohin die Franken das Spiel gebracht haben mögen, ward es unter König Karl V. (um 1370) verboten. Später unterschied man dort von der älteren Form, die wieder von der allerältesten, dem jeu de quilles à baston abwich, eine bes. Art, jeu de Siam, gerade zu der Zeit erfunden, wo die Gesandten des Königs von Siam Ludwig XIV. vorgestellt wurden. Die Namen Kegelbahn (od. Bosselbahn) od. Kegelschub sind ziemlich alt. Figürlich wird das Wort „Kegel“ in der sprüchwörtlichen Redensart mit „Kind u. Kegel“ angewendet, allein hier denkt man nicht an den Kegel im Spiel, sondern an die Aehnlichkeit desselben mit dem Phallus, u. bezeichnet damit ursprünglich eheliche u. uneheliche Kinder, d. h. die ganze Familie.

Kehdingen od. Kehdinger Land heißen die im NW. von Stade an der unteren Elbe zwischen den Flüssen Schwinge u. Oste gelegenen Marschlandschaften, welche im W. in ausgedehnte Moore übergehen. Die östl. Theile sind sehr fruchtbar, u. Landwirthschaft, Viehzucht u. Schiffahrt die Hauptnahrungszweige der zum niedersächsischen Stamme gehörenden Bewohner. K. gehörte einst zum Herzogthume Bremen, gegenwärtig zu Landdrostei u. Marschkreis Stade (preuß. Provinz Hannover); Hauptort des Ländchens ist der Marktflecken Freiburg, 3½ M. nordwestl. von Stade, mit 1027 E. (1871).

Kehl, Stadt im Amtsbezirk Kork (Kreis Offenburg), im Großherzogthum Baden, mit 1791 zur größeren Hälfte kathol. E. (1871), liegt an der Mündung der Kinzig in den Rhein, über welche eine 309 m. lange feste Brücke führt, 6 Km. von Straßburg entfernt, hat eine evang. u. eine kath. Kirche u. ein Denkmal des 1800 bei Marengo gefallenen franz. Generals Desaix, treibt Tapeten- u. Teppichfabrikation u. Handel. Die strategisch wichtige Lage des Ortes ließ die Franzosen schon im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrh. hier starke Befestigungen anlegen, nachdem aber K. 1697 wieder an Deutschland zurückgefallen war, wurden die Werke in der Mitte des 18. Jahrh. abgetragen, erst in den Revolutionskriegen von Frankreich wieder hergestellt u. 1815 aufs Neue geschleift. Die Stadt selbst litt durch die franz. Kriege, in denen sie mehrfach die Herrschaft wechselte, außerordentlich, hob sich aber schnell, nachdem sie 1814 definitiv mit Baden vereinigt worden war. Bei Beginn des Deutsch-franz. Krieges 1870 wurde die auf deutscher Seite durch einen Brückenkopf vertheidigte Rheinbrücke gesprengt, nach dem Frieden aber wieder hergestellt, K. selbst am 19. u. 24. Aug. 1870 von Straßburg aus beschossen u. theilweise in Trümmer gelegt. Im Anschluß an die Außenforts Straßburgs wird auch K. wieder durch Festungswerke gedeckt werden. — Zwischen Rhein u. Kinzig, an die Stadt stoßend u. zu dieser häufig gezählt, liegt das Pfarrdorf K. mit 2799 E. (1871), die bes. Landwirthschaft u. Schiffahrt treiben.

Kehle, der vordere Theil des Halses vom Kinne bis zu der zwischen den Schlüsselbeinen liegenden Grube; dann der Anfangstheil der Speiseröhre od. der Schlund (daher „durstige Kehle“) sowol wie der vor ihr liegenden Luftröhre, den man auch als „falsche“ od. „unrechte“ K. bezeichnet. Ein Durchschneiden der Luftröhre macht dem Leben ein Ende, daher die Redensarten „Jemandem die K. abschneiden“, „das Messer an die K. setzen“, u. da der Anfangstheil der Luftröhre, der Kehlkopf, das Stimmorgan ist, bedeutet K. auch soviel wie Stimme („eine gute K. haben“ 2c.). Endlich wird der Ausdruck K. auch uneigentlich in der Baukunst zur Bezeichnung des oberen Theils von Säulen, Decken, Gesimsen 2c. angewandt, welche eine einspringende Contour zeigen, wie äußerlich die K. hinter dem Kinn zurücktritt (Hohlkehle, Kehlleiste 2c.).

Der in der Mitte des vordern Theils des Halses, von dessen Haut nur theilweise durch die Schilddrüse geschieden, unterhalb der Zunge u. des Zungenbeines u. vor dem Eingang in die Speiseröhre gelegene Kehlkopf (Larynx) ist ein aus mehrern, durch Bänder u. durch zahlreiche kleine Muskeln beweglich mit einander verbundenen Knorpeln zusammengesetzter, ungleich vierseitiger hohler Körper, welchen als den Anfangstheil der Luftröhre u. Eingang zur Lunge alle in diese hinein u. alle aus ihr herausströmende Luft durchstreichen muß. Seine Vorderwand bildet der aus zwei schräg nach außen u. rückwärts gerichteten, in der Mittellinie des Halses im Winkel (dem bes. beim Manne stark vorragenden „Kröbs“ od. „Adamsapfel“) zusammenstoßenden Seitenflächen gebildete Schildknorpel, an welchen sich nach unten der Ringknorpel fügt, ein siegelringartig gestalteter Knorpelring, dessen breitflächiger Theil der Hinterwand des Kehlkopfes gehört u. an welchen sich nach unten die Luftröhre ansetzt. Auf dem oberen Rande des Ringknorpels sitzen die kleinen Gießkannen- od. „Stellknorpel“ u. auf diesen die kleinen Santorin'schen Knorpel. In der von einer Fortsetzung der Nasen- u. Mundschleimhaut ausgekleideten Kehlkopfshöhle sind (zwischen den Gießkannenknorpeln u. dem Schildknorpel) zwei elastische, wagerecht von hinten nach vorn ziehende Bänder, die „unteren“ (od. eigentlichen) Stimmbänder, ein rechtes u. ein linkes, ausgespannt, durch deren Schwingungen die Stimme erzeugt wird, indem die Luft von der Lunge u. Luftröhre her durch die zwischen diesen Bändern gelegene dreieckige Spalte, die Stimmritze (Glottis), getrieben wird. (Vgl. „Stimmorgan“.) Damit aber die zu verschluckenden Speisen u. Getränke, welche nach der Lage des Kehlkopfes nur über dessen Eingangsöffnung hinweg in den Schlund gelangen können, nicht durch die Stimmritze in die Luftwege („unrechte K.“) gerathen, ist jene durch eine birnförmige, dicht oberhalb des vordern Endes der Stimmritze u. unterhalb der Zungenwurzel angeheftete Knorpelplatte, den Kehldeckel (Epiglottis), mit Hülfe besonderer Muskeln fallthürartig verschließbar, beim Athemholen, Sprechen, Lachen 2c. aber geöffnet. Oberhalb der eigentlichen Stimmbänder u. in der nämlichen Richtung sind die „oberen Stimmbänder“ od. Taschenbänder, ein paar bei der Stimmbildung nicht betheiligte Schleimhautfalten, angebracht, zwischen denen u. den unteren Stimmbändern die schleimführenden Kehlkopftaschen ausgebuchtet sind. Bekleidet ist der Kehlkopf von

der Kehlkopfschleimhaut, welche außerordentlich empfindlich ist u. eingedrungene fremde Körper alsbald durch krampfhaften Husten zu entfernen sucht. Um Affektionen u. Krankheiten der Kehlkopfschleimhaut erkennen u. zweckmäßig behandeln zu lernen, bedient man sich in neuerer Zeit des Kehlkopfspiegels (Laryngoskop), für dessen Verbreitung sich Czermak besondere Verdienste erworben hat. Das Instrument ist analog dem Augenspiegel u. ähnlichen für innere Besichtigungen erfundenen Apparaten nach dem Prinzipe konstruirt, durch von außen reflektirtes Licht die inneren Theile zu beleuchten, um ein deutliches Bild der betreffenden Theile in dem eingeführten Spiegel betrachten zu können.

Alle mit Lungen athmenden Wirbelthiere haben einen Kehlkopf; bei den Säugethieren ist derselbe dem menschlichen sehr ähnlich gebaut, den Walen fehlen die Stimmbänder, bei ihnen u. gewissen Affen stehen Luftsäcke mit dem Kehlkopf in Verbindung. Die Vögel haben einen doppelten Kehlkopf, einen obern, den Anfangstheil der Luftröhre bildenden, in seinen Theilen dem Kehlkopfe des Menschen entsprechenden, der aber keine Stimmbänder besitzt u. deshalb auch nicht Stimmorgan ist, u. dessen Stimmritze von den Gießbeckenknorpeln selbst hergestellt wird; u. einen im unteren Theil der Luftröhre, gewöhnlich an deren Theilungsstelle in die beiden Luftröhrenäste, in seltenen Fällen auch paarig in diesen beiden Aesten gelegenen unteren Kehlkopf. Dieser letztere ist das Stimmorgan der Vögel; man unterscheidet an ihm die durch Verbindung od. Verschmelzung der letzten Luftröhrenringe hervorgehende, durch einen knöchernen „Steg“ gewöhnlich in 2 Seitenhälften getheilte Trommel, mit welcher bei den Männchen vieler Taucher u. Enten noch unsymmetrische Knochenblasen (Pauken, Labyrinthe), die als Resonanzapparate wirken, in Verbindung stehen. Auch bei den Reptilien u. selbst bei den Amphibien kann man den oberen Theil der Luftröhre als Kehlkopf unterscheiden, dessen Knorpel ein durch senkrechte Leisten zusammenhängendes Gerüste bilden; Stimmbänder finden sich bei Krokodilen, Chamäleons, Geckos u. den meisten Froschartigen, fehlen aber den Schlangen.

Keil, Ernst, deutscher Buchhändler, geb. 6. Dez. 1817 zu Langensalza, wurde in Weimar in den Buchhandel eingeführt u. durch dort lebende bedeutende Männer zu literarischen Arbeiten angeregt. K. ging 1837 nach Leipzig, wo er in dem angedeuteten Sinne thätig war u. nacheinander verschiedene Zeitschriften leitete, von deren einer, dem „Leuchtthurm“, Varnhagen von Ense sagte, sie sei „eine imponirende Geschichtsquelle der Bewegungszeit“. Unausgesetzte Verfolgungen von Seiten preuß. u. sächs. Behörden zwangen ihn zu häufigem Wechsel des Verlagsortes, bis endlich 1851 der „Leuchtthurm“ einstürzte. Nun gab er den von F. Stolle geleiteten „Illustr. Dorfbarbier“ heraus u. gründete nach Abbüßung einer wegen Preßvergehen verschuldeten 9monatlichen Gefängnißhaft die „Gartenlaube“, deren Herausgeber u. Redakteur er noch heute ist. Vielfach verfolgt u. unterdrückt, hat dieses Blatt die frühere schroffe Haltung aufgegeben, sich mit den Zeitverhältnissen versöhnt u. eine Verbreitung erlangt, wie sie wenige Zeitschriften aufweisen können (382,000 Exemplare). Trotz einer tendenziösen Färbung, die sich in sehnsüchtigen Rückblicken auf die Vierziger Jahre gefällt u. für die Frauenemanzipation in die Schranken tritt, hat K.'s „Gartenlaube“ das unbestreitbare Verdienst, zur Verbreitung von Volksbildung, zur Klärung politischer Fragen u. zur Weckung des nationalen Selbstgefühls beigetragen zu haben.

Keil, Johann Georg, Linguist u. Uebersetzer, insbes. ein ausgezeichneter Kenner der span. Sprache, geb. zu Gotha 20. März 1781, studirte in Jena Philologie, war dann Bibliothekar an der großherzoglichen Bibliothek in Weimar, wendete sich 1814 nach Leipzig, wurde 1828 Kapitular u. 1831 Dechant des Kollegiatstiftes zu Wurzen u. starb zu Leipzig 1. Juli 1857. Er gab heraus: mehrere span. u. ital. Klassiker, wie nam. den „Calderon“ (Lpz. 1827—30, 4 Bde.) u. die „Vita nuova“ u. die „Rime“ Dante's (Chemn. 1810); eine „Ital. Sprachlehre“ (Erf. 1812; 3. Aufl. 1831); eine „Span. Sprache“ (Gotha 1814; 2. Aufl., Lpz. 1837) u. ein „Elementarbuch der span. Sprache“ (Gotha 1814); eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Lyra u. Harfe“ (Lpz. 1834); „Märchen u. Geschichtchen eines Großvaters“ (ebd. 1847); „Neue Märchen für meine Enkel“ (ebd. 1849). Die Madrider Akademie der Wissenschaften hatte ihn 1831 zu ihrem Mitgliede ernannt. Auch war K. ein tüchtiger Kunstkenner u. besaß selbst eine werthvolle Gemälde- u. Kupferstichsammlung. In den Besitz derselben war er durch seine Frau gekommen, die eine Tochter des Bankiers Löhr in Leipzig u. eine Enkelin des berühmten Kupferstechers Bause war.

Keil wird in der Mechanik eine der sog. „einfachen Maschinen“ genannt, deren Grundprinzip mit dem der schiefen Ebene (s. d.) zusammenfällt. Einen solchen K. bildet jedes in eine Schneide zulaufende, auf der entgegengesetzten Seite zu einem „Rücken“ sich verdickende Stück Holz od. Metall. Die Entfernung von der Schneide bis zum Rande des Rückens heißt die „Seite“ des K.s. Man benutzt denselben in der bekannten Weise zur Hebung von Lasten u. zur Trennung fest zusammenhängender Massen. Treibt man einen K. durch Schläge auf den Rücken unter eine auf dem Boden liegende Last, so zwingt man eigentlich die Last, auf eine schiefe Ebene (die schrägliegende Seite des K.s) hinaufzusteigen. Daher ist beim K. das Verhältniß von Kraft u. Last ganz ähnlich wie bei dieser. Es ist nämlich die Kraft, welche man zum Eintreiben des K.s nöthig hat, so vielmal kleiner als die Last, welche senkrecht auf die beiden Seiten des K.s drückt, als die Breite des Rückens kleiner ist, wie die Länge der beiden Seiten des K.s zusammengenommen. Das Eintreiben eines K.s erfordert also um so geringere Kraft, je dünner verhältnißmäßig sein Rücken ist. Freilich wird dann aber auch die Last nur um die geringe Dicke des Rückens gehoben. Nothwendig für die Wirkung des K.s ist die Reibung. Ohne Reibung würde derselbe nach jedem Schlage wieder herausschnappen. Nach den Gesetzen des K.s wirkt jedes Messer, jede Axt, überhaupt jedes schneidende u. stechende Instrument, sowie auch die Schneidezähne u. Klauen der Thiere.

Keiler, das männliche wilde Schwein.

Keilhau, Balthasar Matthias, norweg. Geognost, geb. zu Birid bei Christiania 2. Nov. 1797, ward 1826 Lektor an der dortigen Universität, unternahm in den beiden folgenden Jahren geologische Exkursionen nach Finnmarken, Spitzbergen 2c., deren Ergebnisse er dann veröffentlichte, erhielt 1834 die Professur für Mineralogie an der genannten Hochschule u. wurde 1837 zugleich Mitglied der Berggesetzgebungskommission, trat 1856 in Ruhestand u. starb zu Christiania 1. Jan. 1858. Er gab seit 1838 die geognostische Zeitschrift „Gaea Norvegica“ heraus, in der 1844 u. 1849 auch seine „Geognostische Karte von Norwegen“ erschien.

Keilschrift, auch Pfeilschrift od. Nageltopfschrift, nennt man eine eigenthümliche westasiatische Schriftgattung, in welcher sich zahlreiche geschichtliche Denkmäler aus vorchristlicher Zeit erhalten haben. Das Vorhandensein dieser Schrift war schon seit vielen Jahrhunderten bekannt durch den berühmten Inschriftenfelsen von Bisutun (s. dies. Art. nebst der Abb. Nr. 1628 in Bd. II); außerdem hatte man sie häufig in ganz Vorderasien gefunden, so bes. in den Ruinen von Persepolis u. Babylon, u. zwar nicht nur in Stein, sondern auch in gebrannten Backsteinen, auf Thontäfelchen u. Gewichtstücken. Doch erkannte erst der große Reisende C. Niebuhr 1778, daß auf jener Inschrift von Bisutun zwar immer dieselben Formen der Keile wiederkehrten, nämlich entweder der senkrechte (|), der wagerechte (—), der diagonale (╲) od. der sog. Winkelteil (<), daß aber die Zusammensetzung dieser Keile zu Gruppen sehr verschieden sei. Mit Recht vermuthete Niebuhr, daß er eine dreisprachige Inschrift vor sich habe; ja es gelang ihm bereits, in der einfachsten dieser drei Arten 42 Zeichen zu unterscheiden. Zwanzig Jahre später fand der Rostocker Gelehrte O. Tychsen, daß unter jenen 42 Zeichen der Querteil (╲) die Bedeutung des Wortabtheilers habe, u. 1802 machte der Däne Münter die wichtige Entdeckung, daß die Schrift nach der Richtung der Keilspitzen hin zu lesen sei. In demselben Jahre erwarb sich Georg Friedrich Grotefend in Göttingen das unsterbliche Verdienst, die Lesung mehrerer Namen in den Inschriften von Persepolis u. s. w. festzustellen. Es waren u. a. nachstehende pers. Königsnamen, welche gewöhnlich in den griech. Formen Darius u. Xerxes vorkommen.

Darius.

d ā ra ja va h u s

Xerxes:

kh sa j a r s a

Hierzu kamen bald andere Namen, wie Kurus (Cyrus), Artakhsatra (Artaxerxes) u. s. w. Obige Beispiele zeigen zugleich, daß man es mit einem Alphabet in reiner Lautsprache zu thun habe, in der auch die drei Vokale (a i u) geschrieben waren. Nachdem so die Lesung gelungen war, handelte es sich nur noch darum, auch die Sprache zu entziffern, u. dies gelang 1836 fast gleichzeitig dem Franzosen Burnouf, dem Engländer Rawlinson u. dem Norweger Lassen (in Bonn).

Das Material hatte sich unterdeß durch weitere Entdeckungen in den Palastruinen des Xerxes u. Darius zu Persepolis gemehrt; als die zu Grunde liegende Sprache ergab sich das Altpersische, dessen Grammatik u. Wortbedeutungen bes. aus den verwandten ind. Sprachen erschlossen werden konnten. Man bezeichnet diese Art der K. seitdem als die „altpersischen od. als Achämenideninschriften erster Gattung“ (Achämeniden ist der Name für die Perserkönige seit Cyrus). Das Hauptwerk darüber ist: Spiegel, „Die altpers. Keilinschriften. Uebersetzung, Grammatik u. Glossar“ (Lpz. 1862). Die glücklichen Erfolge der Entzifferung auf diesem Gebiete spornten zu neuen Versuchen auch gegenüber den beiden anderen Gattungen an. In den sog. medischen od. medoskythischen K.en (Achämenideninschriften zweiter Gattung) ergaben sich ca. 100 verschiedene Zeichen, von denen jetzt etwa 60 sicher bestimmt sind. Die Schrift ist nicht Lautschrift, wie die pers., sondern Silbenschrift, d. h. sie hat Zeichen für ka, ku, ta, ti, bar u. s. w., doch noch mit verhältnißmäßig einfacher Gruppirung der Keile, z. B.

ka ku ta ti bar

Große Schwierigkeit bot hier freilich die Sprache, die sich als eine sog. turanische, also von der altpersischen durchaus verschiedene erwies. Trotz der großen Verdienste ausgezeichneter Forscher, wie des Engländers Norris, des Dänen Westergaard, der Deutschen Holtzmann, Haug u. Mordtmann sind auf diesem Gebiete bis jetzt noch viele Räthsel geblieben, deren Lösung vielleicht noch lange anstehen wird.

Fast unüberwindlich erschienen endlich die Schwierigkeiten, die sich der Entzifferung der sog. assyrisch-babylonischen K. od. Achämenideninschriften dritter Gattung entgegenstellten. Zwar gelang es auch hier, gegen 400 verschiedener, zum Theil äußerst verwickelter Zeichen auszuscheiden, aber zum Unglück fehlte es lange Zeit an ausreichendem Material, da auf der mehrerwähnten dreisprachigen Inschrift von Bisutun gerade dieser Theil des Textes zur Hälfte verwischt u. arg beschädigt war. Ermöglicht wurde die Entzifferung erst durch die Auffindung der K.en, welche die ungeheuren Ruinenhügel des alten Ninive u. Babylon bedeckt hatten (s. „Assyrien“ u. „Babylon“). Im J. 1849 legte der Engländer Hincks den ersten Grund zur Entzifferung durch die Entdeckung, daß auch diese K. Silbenschrift sei. Daneben aber fand man eine große Zahl von Keilgruppen, die in der gewöhnlichen Weise gelesen keinen Sinn gaben od. auch an verschiedenen Stellen Verschiedenes bedeuten mußten, „polyphone“ (viellautige) Charaktere. Das Räthsel löste sich aber durch eine Entdeckung, die 1853 gemacht wurde. Man fand nämlich unter den Trümmern des Palastes eines der letzten assyrischen Könige, Asurbanipal, der um die Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. herrschte, eine Reihe von Thontäfelchen, auf denen in neben einander stehenden Kolumnen jene vieldeutigen Keilgruppen (die sog. „Ideogramme“ od. Keilbilder) durch eine od. mehrere andere Gruppen in gewöhnlicher Laut- od. vielmehr Silbenschrift erklärt waren. Ohne diese Schlüssel wäre eine Dechiffrirung dieser Art von K. wol kaum möglich gewesen, obgleich man einzelne dieser Zeichengruppen mit Hülfe der mehrsprachigen Inschriften, deren man jetzt 78 besitzt, aufgelöst hat. Die Anfertigung jener Täfelchen, zu denen auch solche mit förmlichen Tabellen der Zeitwörter, Fürwörter etc. kommen, lehrt aber auch zugleich, welche Schwierigkeiten die Assyrer selbst an ihrer Schrift zu überwinden hatten; denn jene Tafeln sind Dokumente, welche durch genaue Aufzeichnung die Bedeutung der zahllosen Schriftzeichen feststellen u. so der Willkür u. dem leicht möglichen Irrthum vorbeugen sollten. Man nennt die betreffenden Thontäfelchen „Syllabare“, d. h. nach Obigem: Schrifterklärer in gewöhnlicher Silbenschrift (im Ganzen werden darin über 800 Zeichen erklärt) u. hat auf die Herausgabe u. Erklärung derselben mit Recht die größte Sorgfalt verwendet. Die Forschung auf dem Gebiete der K., an der sich außer den obengenannten Gelehrten bes. noch die Engländer Hincks, Rawlinson, Norris u. Talbot, die Franzosen de Saulcy, Botta u. Menant, sowie die Deutschen Oppert (in Paris) u. Schrader (jetzt in Jena) betheiligt haben, hat zu folgenden Ergebnissen geführt: Die K., von der die zuletzt behandelte Gattung als die älteste anzusehen ist, war ursprünglich großentheils eine wirkliche Bilderschrift. So findet sich z. B. das Zeichen für „Hand“ in einer älteren Form ⋯, offenbar ein Bild der fünf Finger. Das Zeichen für „Gott“ (⋯) ist erst abgekürzt aus ✳, d. i. dem achtstrahligen Stern, dessen Verwendung als Hieroglyphe (Schriftbild) für den Begriff „Gott“ sich einfach aus dem Sterndienst der Schrifterfinder erklärt. Diese Schrift wurde in immer größerer Vereinfachung zuerst für die Sprache verwendet, welche das erfindende Volk sprach. Die Näherbestimmung dieser Sprache, die man jetzt gewöhnlich die akkadische nennt, ist zur Zeit noch nicht gelungen, nach den Einen ist es eine turanische, nach Anderen eine kuschitische u. s. w. Schon auf dieser Stufe der Schrift bekamen viele Zeichen reinen Laut- od. vielmehr Silbenwerth, während andere Zeichen gleich bestimmte Begriffe im Ganzen darstellten. So war es denn nun möglich, dieselbe Schrift auf eine ganz anders geartete Sprache überzutragen, nämlich auf die semitische Sprache, welche von den alten Babyloniern u. Assyrern gesprochen wurde. Hieraus erklärt sich, wie die assyrisch-babylonische K. so verschiedenen Charakter zeigen kann: Theils enthalten die Inschriften eine Mischung von Zeichenschrift (Ideogramme) u. gewöhnlicher Silbenschrift, theils nur die letztere. Die erstgenannte Art ist die sog. hieratische Schrift, wie sie sich bes. auf babylonischen Denkmälern (Backsteinen, Thontäfelchen u. s. w.) findet; die andere Art nennt man assyrische Kursiv- od. phonetische K. Als Probe der hieratischen Schrift sei hier der Name des Königs Nebukadnezar, wie er sich nach der Lesung Schrader's auf einem Backsteine in Zürich findet, wiedergegeben.

Nabu - ku - dur - ri ussur

(Der voranstehende Stern ist ein Zeichen, daß ein Gottesname folgt, hier der des Nebo.) Die Bedeutung ist: Nebo, schütze (ussur) die Krone (kudurri). In gewöhnlicher (phonetischer) Schrift, die jedoch auch wieder die Anwendung verschiedener Zeichen zuläßt, würde der Name lauten:

na bu ku du ur ri u su ur

Diese Probe mag zugleich zeigen, von welcher unglaublichen Schwierigkeit die Lesung der K. ist, indem es auch in dieser einfachen Form 52 Keile zur Darstellung des Namens bedarf.

Die Hauptresultate der Entzifferung der K.en sind theils sprachliche, theils geschichtliche. In ersterer Hinsicht ist die Kenntniß der sog. semitischen Sprachen (Hebräisch, Arabisch u. s. w.) mächtig erweitert worden, indem der so entdeckte uralte Dialekt, den man jetzt den ostsemitischen nennt, viele sprachliche Erscheinungen u. Bedeutungen erklärte, die bisher im Dunkeln waren. Bes. merkwürdig ist die vielfache Uebereinstimmung des lexikalischen Theils mit dem Hebräischen, während die Konjugation der Zeitwörter mit den sog. aramäischen Dialekten, die Deklination der Hauptwörter hingegen mit dem Arabischen Verwandtschaft hat. Noch großartiger aber ist der Gewinn für die Geschichtsforschung. Mit Hülfe der K.en ist nicht nur eine lange Reihe von assyrischen u. babylonischen Königen festgestellt, sondern auch die Zeitrechnung der vorderasiatischen Geschichte, bes. auf Grund astronomischer Angaben, zweifellos geordnet worden. Zum Schluß nennen wir als die wichtigsten Werke über die Keilinschriften: das große engl. Inschriftenwerk von H. Rawlinson u. Edw. Norris, „Die Keilinschriften von Westasien“ (Bd. I—III., Lond. 1861—70); ferner Botta u. Flandin, „Die Monumente von Niniveh“ (5 Bde., Par. 1849 u. 50); J. Menant, „Die Annalen der Könige von Assyrien“ (wie das vorige franz., Par. 1874). Ein Wörterbuch gab E. Norris („Assyrian dictionary“) seit 1868 in London heraus; eine kleinere Grammatik zuerst Oppert, „Elemente der assyr. Grammatik“ (Par. 1860, 2. Ausg. 1869), dann umfassender Menant (Par. 1868). Die bedeutendste deutsche Arbeit ist die von Schrader, „Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften“ (Lpz. 1872, auch in Bd. 26 der „Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellschaft“). Die beste Zusammenstellung der Ergebnisse für die biblische Geschichte ist: Schrader, „Die Keilinschriften u. das Alte Testament“ (Gießen 1872). Von demselben wurde sogar bereits ein größeres Gedicht in K. („Die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylonisches Epos. Nebst Proben assyrischer Lyrik“, Gießen 1874) herausgegeben.

Keim, Karl Theodor, hervorragender protestantischer Theologe, wurde 17. Dez. 1825 zu Stuttgart geb., das. vorgebildet, u. studirte von 1843 an in Tübingen Theologie. Durch C. F. Baur (s. d.) erhielt er hier die Richtung auf neutestamentliche Kritik u. alte Kirchengeschichte, ohne übrigens zu den blinden Anhängern der Tübinger Schule zu gehören. Nach vorübergehender Thätigkeit als Hauslehrer in Ulm studirte K. 1850 noch zu Bonn, wurde 1851 Repetent in Tübingen, 1857 Diakonus in Eßlingen, 1860 ord. Prof. der Theologie zu Zürich. Im Herbst 1873 folgte er einem Rufe an die Universität Gießen. Die Schriften K.'s waren außer mehreren Beiträgen zur schwäbischen Reformationsgeschichte u. einer Sammlung von Predigten fast gänzlich der Darstellung des Lebens Jesu gewidmet. Auf die akademische Antrittsrede über „Die menschliche Entwickelung Jesu Christi“ (Zürich 1860) folgte „Die geschichtliche Würde Jesu“ (Zürich 1874) u. „Der geschichtliche Christus, drei Reden“ (Zürich 1865). Diese bildeten die Grundlage zu dem umfassenden Hauptwerk K.'s:

„Geschichte Jesu von Nazara" (3 Bde., Zürich 1867—72). In demselben sucht K. im Gegensatz zu Strauß u. Renan unbefangene Kritik der Quellen mit dem Nachweis der Einzigartigkeit der Person Jesu zu verbinden. Zu dem großen Erfolg dieses Werkes trug vor Allem auch die künstlerische Vollendung u. der Glanz der Darstellung bei. Einen Auszug daraus bietet die „Geschichte Jesu, nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft übersichtlich erzählt" (erschien als 3. Bearbeitung 1873, in 2. Aufl. 1875 mit kritischem Schlußwort). Endlich gab K. „Celsus' wahres Wort", die älteste Streitschrift gegen das Christenthum, heraus.

Keim der Pflanzen (Embryo), der jüngste Zustand der Pflanze, so lange sich dieselbe noch mit ihrem Samen in Verbindung befindet, d. h. ganz von dessen Häuten umschlossen ist, wogegen die schon gekeimte Pflanze eben die Keimpflanze heißt. Im ersten Falle giebt es sehr verschiedene Keimarten. Bei sämmtlichen Kryptogamen ist gar kein K. vorhanden, sondern er bildet sich erst innerhalb od. außerhalb des Samens beim Keimen. Bei den Phanerogamen allein tritt er regelmäßig schon im Samen angelegt auf, u. zwar in verschiedener Art. Einmal aufrecht, wobei er entweder auf dem Kopfe steht od. mit den Würzelchen nach unten gerichtet ist; das andere Mal in gekrümmter Form. In der Regel ist er mit einer Umhüllung von Pflanzeneiweiß versehen, das ihn bei seiner Entwickelung zunächst ernährt, wie der Dotter das Hühnchen im Ei. Natürlich sind an ihm die Vegetationsorgane nur angelegt: Würzelchen, Stämmchen u. Blättchen. Letztere liegen bei den Dikotylen als sog. Federchen (plumula) zwischen zwei Samenlappen, die eben das Eiweiß enthalten, od. es entwickelt sich bei den Monokotylen nur ein Samenblatt, während bei einigen andern Pflanzen (z. B. Orchideen) gar keine Scheidung der Organe vorkommt, sondern der K. nichts als ein kugelrunder Zellenkörper bleibt, der sich erst bei der Keimung weiter entwickelt. An u. für sich aber durchläuft der K. bei den verschiedenen Pflanzen eine so große Formenreihe, daß man schon an ihm die großen Unterschiede jener deutlich gewahrt.



Fig. 384. Samen mit Eiweiß im Längsdurchschnitt, unten das Keimpflänzchen freigelegt. a Päonien, b Berberitzen, c Kartoffel, d Amaranthsamen.

Keith, George Elphinstone, Viscount, brit. Seemann, geb. zu Elphinstone 12. Jan. 1746, wurde 1775 Kapitän, als welcher er im amerikan. Kriege 1780—83 mehrere franz. Schiffe vernichtete, nahm 1790 als Befehlshaber eines Linienschiffes an der Eroberung Toulons Theil u. rückte 1794 zum Contreadmiral auf. Nachdem er im folgenden Jahre das Kapland erobert, segelte er nach Indien u. nahm Ceylon, bemächtigte sich 1798 in der Bai von Saldanha eines holländ. Geschwaders, leitete 1800 die Blockade von Genua u. deckte 1801 die Landung des Generals Abercromby in Aegypten. Seit 1805 Admiral, leitete er als Oberbefehlshaber der Kanalflotte die Einschiffung Napoleon's nach St. Helena. Früher vertrat er auch nach einander die schott. Grafschaften Dumbarton u. Stirling im Unterhause; 1814 wurde K. Viscount u. starb in Tullcalanhouse 10. März 1823.

Keith, George, schott. Feldherr, vorzugsweise bekannt als der „Lord Marschall", weil er als Haupt seiner Familie die in derselben erbliche Marschallswürde von Schottland mit dem Titel eines Lords von Kincardine u. Altree besaß, geb. 1685 zu Kincardine, diente bereits 1712 als Brigadier unter Marlborough, ward nach der Schlacht bei Preston als Anhänger Jakob's III. vom Parlament geächtet u. zum Tode verurtheilt, entkam aber glücklich nach dem Kontinente u. trat in span. Dienste. Später wandte er sich, wie sein Bruder (s. den Folg.), an den Hof Friedrich's d. Gr., der ihn zum Gouverneur von Neufchatel u. nachher zum Gesandten in Madrid ernannte. Bald darauf zog er sich jedoch aus dem öffentlichen Leben zurück. Durch die Vermittelung des Königs von der engl. Regierung in alle seine Güter u. Würden wieder eingesetzt, starb er auf seinem Landhause bei Potsdam 25. Mai 1778. Vgl. d'Alembert, „Éloge de Milord Maréchal" (Berl. 1779). — Jakob K., Bruder des Vorigen, russ. u. preuß. Feldmarschall, geb. auf dem Schlosse Freteressa in der schott. Grafschaft Kincardine 11. Juni 1696, mußte, gleich seinem Bruder, als Jakobit flüchten u. nahm seinen Aufenthalt zunächst in Paris, wo er mit solchem Eifer Mathematik studirte, daß er Mitglied der Akademie der Wissenschaften werden konnte. Aus Anhänglichkeit für den Prätendenten ging auch er 1717 nach Spanien u. ward Oberst in einem irländ. Regiment, um an dem in Jakob's III. Interesse beabsichtigten Unternehmen Theil zu nehmen. Nach dem Fehlschlagen desselben irrte K. lange unstet umher, bis er 1728 als Generalmajor russ. Dienste nahm. Seine Tüchtigkeit in den verschiedensten Stellungen, seine persönliche Tapferkeit u. nam. seine Erfolge im Kriege gegen die Schweden (1741—44) brachten ihm die Erhebung zum Feldmarschall ein, doch verleideten ihm die Intriguen seiner Neider ein längeres Verbleiben in Rußland. Er ließ sich verabschieden u. wandte sich nach Preußen, wo ihn Friedrich d. Gr. freudig aufnahm u. 1749 zum Gouverneur von Berlin mit dem Feldmarschallsrange ernannte. Auch im Siebenjähr. Kriege bewährte sich K. als ausgezeichneter Feldherr, u. als er 14. Okt. 1758 bei Hochkirch den Heldentod gestorben war, zeigte sein Begräbniß, in welch hoher Achtung er auch beim Feinde gestanden. Friedrich II. ließ ihm auf dem Wilhelmsplatze in Berlin eine Marmorstatue errichten; auch steht ein Denkmal K.'s in der Kirche zu Hochkirch. Vgl. Varnhagen v. Ense, „Leben des Feldmarschalls J. K." (Berl. 1844).

Kelch (lat. calix), ein Trinkgefäß, u. insbes. das zur Konsekration u. Austheilung des Weines dienende Abendmahlsgefäß, das schon vor der Zeit Konstantin's d. Gr. oft, nach dem 9. Jahrh. aber vorschriftsmäßig, aus edlem Metalle bestand u. bereits in frühchristlicher Zeit künstlerisch geschmückt war. In der Regel besteht der K. aus einem runden, od. in Form mehrerer Halbkreise ausgeschnittenen Fuße, der allmählich in einen Schaft übergeht, welcher mit einem als Handhabe dienenden Knauf versehen ist; über dem Schaft erhebt sich die Kuppe od. der halbkugel-, kegel- od. glockenförmige Becher. Alle drei Theile waren in den verschiedenen Kunstperioden in den Einzelformen u. Ornamenten verschieden gebildet. So lange auch den Laien das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gespendet wurde, was im Allgemeinen nach dem 13. Jahrh. nicht mehr geschah, gab es zwei Arten von K.en, die kleineren Altarkelche, in denen der Priester den Wein konsekrirte, u. die größeren, zur Austheilung des Weins bestimmten Speisekelche, letztere gewöhnlich mit 2 Henkeln. Unter den noch in großer Zahl aus fast allen Jahrhunderten des Mittelalters vorhandenen K.en ist einer der ältesten u. kunstgeschichtlich interessantesten der Tassilokelch, welchen der Bayernherzog Tassilo Ende des 8. Jahrh. dem Kloster zu Kremsmünster gestiftet hat.

Kelheim, Stadt im Reg.-Bez. Niederbayern mit 2820 E. (1871), liegt in einem lieblichen Thalkessel auf einer Halbinsel zwischen der Donau u. Altmühl, durch welche der Ludwigskanal mündet, ist Sitz eines Bezirksamtes, Landgerichtes u. einer Lat. Schule, hat 5 Kirchen u. ein Schloß u. treibt Schiffahrt, Handel mit Holz, Steinen (Kelheimer Platten) u. Getreide. Auf dem Marktplatze stehen die Standbilder der Könige Ludwig I. u. Maximilian II. K. steht auf den Trümmern einer röm. Ansiedelung, ward unter Otto I. von Wittelsbach gegründet u. 1335 zur Stadt erhoben. Im W. von K. erhebt sich auf dem 452 m. hohen Michelsberge die „Befreiungshalle", ein prächtiger Bau in antikem Stile, welcher nach Gärtner's u. Klenze's Entwürfen 1842 begonnen u. 18. Okt. 1863 eingeweiht worden ist. Die achtzehneckige Rotunde, ein innen mit Marmor verkleideter Backsteinbau, trägt an der Außenseite 18 german. Jungfrauen, das Innere enthält 34 Viktorien aus carrarischem Marmor mit Inschriften. Unter dem Portale befindet sich die Inschrift: „Den deutschen Befreiungskämpfern Ludwig I., König von Bayern, 1863."

Keller, Heinrich Adalbert v., einer der gründlichsten Kenner der german. u. roman. Literaturen im Mittelalter, geb. zu Pleidelsheim bei Marbach (Württemb.) 5. Juli 1812, studirte 1830—34 in Tübingen Theologie u. 1834—35 in Paris Philologie, wurde 1835 Privatdozent der german. u. roman. Literatur in Tübingen u. 1844 ord. Prof. für deutsche Sprache u. Literatur das. Seit demselben Jahre auch Oberbibliothekar der Universität, bekleidete er dieses Amt bis 1850. Er hat viele Literaturwerke, zum Theil auf Grund neu aufgefundener Handschriften, herausgegeben; außer mehreren roman. z. B. „Altdeutsche Gedichte" (Tüb. 1846); „Lieder Heinrich's von Württemberg" (ebd. 1849); „Ital. Novellenschatz" (6 Bde., Lpz. 1851 f.); „Fastnachtspiele" (Stuttg. 1853), „Hans

Sachs" (Bd. 1—7, Stuttg. 1871 ff.) u. a. m. Auch übersetzte er mit Kapp 37 Stücke Shakespeare's (ebd. 1843 bis 46) u. gab mit Notter sämmtliche Romane des Cervantes heraus (12 Bde., Stuttg. 1838—42).

Keller, Gottfried, deutscher Dichter, war geb. 19. Juli 1815 zu Glattfelden bei Zürich u. widmete sich Anfangs der Landschaftsmalerei, ging auch, um sich weiter auszubilden, nach Wien (1840), wo er bis 1842 eifrig studirte; in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde er dort Staatsschreiber, wandte sich darauf aber lediglich der Poesie zu, für die er von Kindheit an großes Talent gezeigt hatte, u. es gelang ihm auch durch einzelne Aufsätze in Journalen u. nam. durch seine „Gedichte" (Heidelb. 1846), Aufsehen bei seinen Mitbürgern zu erregen, so daß ihm der Züricher Senat ein größeres Reisestipendium verlieh. Er ging zuerst nach Heidelberg (1848), dann aber nach Berlin, wo er Philosophie u. Dramaturgie studirte, kehrte aber im Herbst 1855 wieder nach Zürich zurück, wo er noch, seit 1861 als erster Staatsschreiber u. Mitglied des Großen Rathes, lebt. Seine „Neueren Gedichte" (Braunschw. 1851) befriedigten weniger als sein Roman „Der grüne Heinrich" (4 Bde., ebd. 1854) u. seine Erzählungen „Die Leute von Seldwyla" (Stuttg. 1856; 2. verm. Aufl., 4 Bde., 1873—74), u. seine „Sieben Legenden" (Stuttg. 1872).

Keller, Joseph v., einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher der Neuzeit, weniger hervorragend durch die Zahl als durch die Größe u. Meisterschaft seiner Arbeiten. Geb. zu Linz am Rhein 31. März 1811, wo sein Vater Gewürzkrämer war, offenbarte er schon früh ein bedeutendes Talent zum Zeichnen u. trat in die Schulgen-Bettendorf'sche Kunstanstalt in Bonn, um sich der Kupferstecherkunst zu widmen. Seine Erstlingsarbeiten, die Stiche nach den Fresken der Theologie u. Philosophie in der Aula der dortigen Universität, wurden beifällig aufgenommen; da ihm aber für seine Fortbildung Bonn wenig gewähren konnte, ließ sich K. 1834 in Düsseldorf nieder, wo Julius Hübner das Talent des jungen Mannes zu fördern verstand. Durch den Stich von Hübner's Bild „Roland, der die Prinzessin Isabella aus der Räuberhöhle befreit" legte K. die Grundlage zu seinem späteren Ruhme. Zum Lehrer der Kupferstecherkunst an der Akademie ernannt, erhielt er nach Vollendung anderer trefflicher Arbeiten 1841 vom Kunstverein für Rheinland u. Westfalen den ehrenvollen Auftrag, Rafael's „Disputa" in einer Größe zu stechen, die alle bereits vorhandenen Stiche übertreffen sollte (Bildfläche 107 cm. breit, 76 cm. hoch). Nach einem kürzeren Aufenthalte in Paris verwendete K. in Rom 2 Jahre auf die Zeichnung des Bildes u. begann nach seiner Rückkehr den Stich der Platte, der 12 Jahre in Anspruch nahm, nach seiner Vollendung von der ganzen Kunstwelt als das größte Meisterwerk des heutigen Kupferstichs anerkannt wurde u. ihm Ehrenbezeigungen aller Art zu Theil werden ließ. Als Vorarbeit führte K. nach Rafael's Freskobild der Dreieinigkeit in S. Severo zu Perugia einen Stich aus, der die Eigenthümlichkeiten seiner Behandlungsweise klarer machte als alle früheren Arbeiten. Daneben entstanden noch andere Blätter nach Deger („Die Himmelskönigin"), nach Ary Scheffer („Der Heiland im Grabe"), nach Overbeck u. A. Kaum war die „Disputa", deren Platte 20. März 1872 beim Brande der Düsseldorfer Akademie zerstört wurde, vollendet, als er sich einer fast eben so bedeutenden Aufgabe, dem Stiche der Sixtinischen Madonna, zuwandte, die er nach einer Zeichnung von Schurig 1872 vollendete. Mit dem Plane beschäftigt, auch noch die jetzt im Kensington-Museum befindlichen Rafael'schen Kartons zu den Tapeten zu stechen, ereilte ihn der Tod 31. Mai 1873.

Keller v. Steinbock, Friedrich Ludwig, ausgezeichneter Rechtsgelehrter, geb. zu Zürich 17. Okt. 1799, studirte in Berlin u. Göttingen, ward 1825 in seiner Vaterstadt Prof. des Civilrechts an dem sog. Polytechnischen Institut, 1826 Amtsrichter u. 1831 Präsident des Obergerichts u. Mitglied des Erziehungsraths. Schon seit 1830 dem Großen Rathe angehörig, nahm K. hervorragenden Antheil an den Arbeiten für die Bundesreform (1833) u. für das Militärstraf- u. Prozeßgesetzbuch (1837), infolge dessen er zum Oberst u. Chef des eidgenössischen Justizstabes ernannt wurde. Die Revolution von 1839 bestimmte ihn, sich fortan nur noch seiner Lehrthätigkeit an der Züricher Universität zu widmen. Auch diese verließ er aber 1843, um einem Rufe als Prof. der Rechte nach Halle zu folgen, von wo er 1847 in gleicher Eigenschaft nach Berlin ging. Den Gegenstand seiner Vorlesungen bildeten hauptsächlich die Pandekten, das Partikular- u. das Wechselrecht. Seiner politischen Stellung nach ging K. in Preußen aus dem liberalen in das konservative Lager über, wie sein Verhalten 1849 in der Kammer u. 1850 im Erfurter Unionsparlamente beweist; seit demselben Jahre gehörte er, nachdem er geadelt worden war, dem Herrenhause an. K. starb zu Berlin 12. Sept. 1860. Von seinen Schriften sind bes. anzuführen: „Ueber Litiskontestation u. Urtheil" (Zürich 1827); „Semestria ad M. Tullium Ciceronem" (2 Bde., ebd. 1842—50); „Der röm. Civilprozeß u. die Aktionen" (Lpz. 1852; 4. Aufl. 1871); „Grundriß zu Vorlesungen über Institutionen u. Antiquitäten des Römischen Rechts" (Berl. 1854—58); „Institutionen" (Lpz. 1861). Seine Vorlesungen über die Pandekten gab Friedberg (ebd. 1861) u. Lewis (1867) heraus.

Kellerassel, s. „Asseln".

Kellerhals, s. v. w. Daphne (s. d.).



Nr. 3685. Fr. Etienne Kellermann, Herzog v. Valmy (geb. 1770, gest. 2. Juni 1835).

Kellermann, Herzog v. Valmy, Franz Christoph, Marschall u. Pair von Frankreich, geb. zu Wolfsbuchweiler bei Rothenburg an der Tauber 28. Mai 1735, entstammte einer sächs. Familie. Nachdem er 1750 in die franz. Armee eingetreten, rückte er noch vor Ausbruch der Revolution, die ganz nach seinem Sinne war, zum Maréchal de Camp auf, ward 1792 Divisionsgeneral u. bald darauf Oberbefehlshaber der Moselarmee, als welcher er 20. Sept. 1792 die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig durch die berühmte Kanonade von Valmy zum Rückzug aus der Champagne nöthigte. Nachher mit dem Oberbefehl über die Alpenarmee betraut, ward er des Verraths beschuldigt u. mußte bis nach Robespierre's Sturz im Gefängniß zubringen. Im J. 1797 organisirte er die Gensdarmerie, worauf er im Kriegsministerium arbeitete. Napoleon verlieh ihm nach Errichtung des Kaiserreichs den Marschallsrang, den Herzogstitel u. die Senatorei Kolmar, übertrug ihm aber dann die Organisation der Nationalgarden in den Rheindepartements u. 1806 den Befehl über die Reservearmee am Rhein. Nach dem Feldzuge schenkte er ihm die Herrschaft Johannisberg (s. d.), welche K. jedoch später wieder abtreten mußte. Nach dem Sturze des Kaisers erklärte sich K. für die Bourbons u. wurde Pair. Als solcher stimmte er nach der zweiten Restauration für Mäßigung u. Gesetzlichkeit u. fiel deshalb in Ungnade. Er starb zu Paris 12. Sept. 1820. Sein Herz wurde unter dem ihm auf dem Schlachtfelde von Valmy errichteten Denkmale begraben. — François Etienne K., Sohn des Vorigen u. Erbe seines Herzogstitels, geb. zu Metz 1770, wurde nach der Schlacht bei

Marengo, die er durch einen Kavallerieangriff entschied, Divisionsgeneral, focht mit Auszeichnung 1805 bei Austerlitz, 1807 in Portugal, 1809 in Spanien u. 1813 bei Lützen u. Bautzen mit, erhielt während der Hundert Tage von Napoleon die Pairswürde u. blieb dabei nach der zweiten Restauration ohne Anstellung. Er starb zu Paris 2. Juni 1835. – **François Christophe Edouard K.**, Herzog v. Valmy, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 16. April 1802, studirte in Heidelberg die Rechte, betrat dann die diplomatische Laufbahn u. war 1828–30 Geschäftsträger in Athen. Seit 1833 Privatmann, ward er 1838 von Toulouse in die Kammer gewählt, wo er zur legitimistischen Opposition gehörte. Im J. 1848 zog er sich wieder aus dem öffentlichen Leben zurück u. starb 2. Okt. 1868 zu Passy bei Paris. Er schrieb u. A.: „De la force du droit et du droit de la force" (Par. 1850); „Hist. de la campagne de 1810" (ebd. 1854); „La Turquie et l'Europe en 1867" (ebd. 1867) u. „Le génie des peuples dans les arts" (ebd. 1867).

Kellner, eine Nürnberger Glasmalerfamilie, deren Haupt **Johann Jakob K.**, geb. das. 19. Dez. 1788, gest. 20. Dez. 1873, Anfangs mehrere Zweige der bildenden Künste erlernte, dann in eine Porzellanmanufaktur kam u. sich 1820 in Nürnberg niederließ, wo er seine Thätigkeit als Glasmaler nach Holzschnitten Albrecht Dürer's u. nach Zeichnungen Heideloff's begann, mehrere Fenster der dortigen Kirchen theils restaurirte, theils neu malte u. bald mit zahlreichen Aufträgen für andere deutsche u. außerdeutsche Kirchen bedacht wurde. Er hielt sich dabei meistens an die einfache, bedeutsame Zeichnung der älteren Meister, od. an die in diesem Sinne gezeichneten Kartons der neueren, u. an eine reine, nicht auf sinnliche Täuschung berechnete Farbenwirkung. Bei seinen zahlreichen Arbeiten wurde er schon seit 1830 unterstützt durch seine drei ältesten Söhne, **Georg Konrad K.**, geb. 15. Mai 1811, **Johann Stephan K.**, geb. 25. Okt. 1812, gest. 26. Juli 1867, u. **Joh. Gustav Hermann K.**, geb. 9. April 1814, denen sich später der vierte Sohn **Joh. Georg Michael K.**, geb. 24. April 1825, zugesellte, der aber schon 13. Okt. 1859 starb. Vom Ende der vierziger Jahre an war jeder der drei älteren Söhne selbständig als Glasmaler für viele Kirchen thätig. Joh. Gust. Hermann K. siedelte 1868 nach Ulm über zur Restauration der Fenster des dortigen Münsters. Auch von den beiden Söhnen Johann Stephan's hat sich der ältere, **Samuel K.**, geb. 5. Okt. 1848, durch verschiedene Glasmalereien einen Namen gemacht, bei einigen derselben unterstützt von seinem jüngeren Bruder **Hermann K.**, geb. 27. Sept. 1849, der sich jedoch seit Kurzem von der Kunst zurückgezogen hat.

Kelp nennt man in Großbritannien u. Irland die durch Verbrennen von Seepflanzen (Tangen, Seealgen, Fucoideen) erhaltene Asche; dieselbe wurde früher zur Gewinnung von Soda benutzt, jetzt ist die Soda Nebensache u. das ebenfalls im K. enthaltene **Jod** (s. d.) die Hauptsache. Man gewinnt den K. in Schottland, Irland u. den Hebridischen Inseln, ferner im nördl. Frankreich, wo man diese Asche **Varec**, u. in Spanien, wo man sie **Barilla** nennt. Auch die in Spanien aus dieser Asche bereitete Soda führt dort den Namen Barilla.

Kelten, die, erscheinen in der ältesten historischen Zeit als ein Hauptvolk Europa's, dessen Name in der alten Sprache Galliens „erhaben, aufrecht, stolz" bedeutet haben mag. Sie sind als erster Ast der Arier, der sich von dem Hauptstamme loslöste, in vorhistorischer Zeit vermuthlich über Kleinasien u. den Hellespont nach Europa gekommen u. haben sich in Mitteleuropa bis an den Balkan, den Apennin u. die Pyrenäen weithin verbreitet; jedenfalls hat sie dann aber der Andrang der folgenden Einwanderungen, bes. der german., später auch der slav. u. lithauischen, immer mehr nach W. gedrängt u. zugleich vielfache Mischungen einzelner kelt. Stämme mit andern in Sprache u. Charakter verschiedenen Völkerschaften veranlaßt. Ueberhaupt gelang es den K. nie, sich zu einer mächtigen Nation zu einigen u. auf die Dauer ein großes, selbständiges Reich mit einer eigentlichen Nationalsprache zu begründen. Groß u. stark gebaut, mit weißer Haut, blondem od. röthlichem langen Haar, bläulichen Augen mit lebhaften u. trotzigen Blicken, waren die K. aufbrausend, übermüthig u. zum Kriege außerordentlich geneigt. Ihr Scharfsinn u. Muth wird gerühmt, doch fehlte ihnen die Ausdauer. Ihre Kleidung war prahlerisch, buntfarbig; am Arme trugen sie goldene Bänder, an den Fingern Ringe, um den Hals goldene Ketten. Ihre Kriegsrüstung bestand aus langen, schmalen Schilden mit bunten Auszeichnungen, ehernen Helmen mit großen Aufsätzen (Hörnern, Thiergestalten 2c.), eisernen od. von Draht geflochtenen Panzern, sehr langen, starken Degen, Lanzen mit eiserner, handbreiter u. fußlanger Spitze 2c. Sie kämpften am liebsten zu Pferde u. pflegten an den Hälsen der Rosse die Köpfe der erschlagenen Feinde aufzuhängen. Häufig dienten sie als Söldner, trieben Ackerbau, Viehzucht, Handel, in Gebirgsgegenden auch Bergbau, u. zeigten sich für fremde Bildung empfänglich. Die röm. Kultur eigneten sich z. B. die Gallier leicht an, ohne jedoch ihren kriegerischen Geist zu verlieren. Von den Griechen (in Massilien) erhielten die **Druiden** (s. d.), eine bei den K., nam. in Britannien u. Gallien, mächtige u. einflußreiche Priesterkaste, die Buchstabenschrift, neben der aber noch eine Geheimschrift in Runen fortbestand. Im Auslande nahmen sie gern den Kultus der Eingeborenen an. Neben der mächtigen Hierarchie der Druiden findet man bei den meisten Stämmen eine aristokratische Regierungsform. Der gemeine Mann lebte fast in Sklaverei. Im 6. Jahrh. v. Chr. hatten kelt. Stämme jedenfalls das östl. u. nördl. Gallien, Belgien, die brit. Inseln, einen Theil Hispaniens, ferner das obere Donaugebiet u. die Nordküsten des Adriatischen Meeres inne. Zur Zeit des Tarquinius Priscus soll der kelt. König Ambigatus, um Gallien der damals übergroßen Volksmenge zu entledigen, zwei Söhne seiner Schwestern, Bellovesus u. Sigovesus, mit zahlreichem Volke nach Italien u. nach Deutschland ausgesandt haben, um neue Wohnsitze einzunehmen. Letztere zogen **ostwärts** in die hercynischen Bergwälder, welche sich nördl. von den Donauquellen bis zu den Karpaten erstreckten. In Spanien entstand das mächtige Volk der **Keltiberer** aus der Vermischung von K., welche die Pyrenäen überstiegen hatten, mit Iberern, den Ureinwohnern des Landes, die, wie es scheint, zuerst um den Fluß Iberus (Ebro) wohnten. Sie schieden sich in 5 Stämme u. zeichneten sich vor den Iberern durch ihre Sprache, durch viel rauhere Lebensart u. große Tapferkeit aus. Der Anprall ihres Schlachtkeils durchbrach oft die Reihen selbst röm. Legionen. Die K. Galliens (s. d.) waren zu Cäsar's Zeit auf die Landschaften zwischen der Garonne, Marne, Seine, dem Oberrhein u. der Schweiz beschränkt, besaßen aber früher auch das Land der Belger, bis diese nachrückende deutsche Völker mit sich verschmolzen. In den Küstenlandschaften des südl. Galliens saßen neben den K. auch Griechen u. Iberer. Die alte Bevölkerung Britanniens war ebenfalls keltisch; der Orden der Druiden soll dort entstanden sein, u. deshalb gehört die Einwanderung wahrscheinlich einer sehr frühen Zeit (600 v. Chr.) an. Nur der Osten Englands wurde vielleicht schon vor der angelsächs. Eroberung von einzelnen german. Elementen berührt. Unter den K. in Oberitalien (Gallia cisalpina) glichen die Veneter in Tracht u. Sitten den Galliern, sprachen aber einen andern Dialekt. Die Cenomanen besetzten die Gegend von Brixen u. Verona, am Ticinus saßen die Salluvier, die Bojer u. Lingonen drangen über den Po bis zum Apennin u. bis Umbrien vor. Die Senonen, welche zuletzt anlangten, besetzten das Land zwischen dem Apennin u. dem Adriatischen Meere bis Ancona. Rom selbst nahm ein Häuptling (brennin, d. h. Häuptling, lat. Brennus) der Senonen (389 v. Chr.) ein. Seitdem hatten die Römer Jahre lang mit den ital. K. zu kämpfen. Von Oberitalien gingen auch die illyr. u. pannon. K. aus. Schon zu Cäsar's Zeit waren die Helvetier von beiden Seiten des Schwarzwaldes durch german. Stämme nach der Schweiz zurückgedrängt u. wahrscheinlich in derselben Zeit auch die Bojer aus ihren alten Wohnsitzen in Böhmen u. Mähren vertrieben worden. Auch die alten Vindelicier, Noriker, Khater, Taurisker (in Steiermark) u. Carner waren, wie es scheint, mit kelt. Elementen stark vermischte Volkesstämme, die aber bald den vordringenden Germanen weichen mußten. Am Scordusgebirge (Schardag) tauchen gegen 400 v. Chr. die kelt. Scordisker auf. Einzelne Theile dieses sehr kriegerischen Volkes saßen noch weiter nach O. u. S. unter Illyriern, Triballern u. Thrakiern. Sie entsendeten im 3. Jahrh. verheerende Raubzüge über die Balkanhalbinsel; ein Brennus derselben eroberte 280 v. Chr. Delphi. Ungefähr um dieselbe Zeit ging eine Schar derselben nach Kleinasien u. unterwarf sich ein bedeutendes Gebiet, das aber 240 v. Chr. durch die Siege Attalus' I. von Pergamum auf die Grenzen der Landschaft **Galatien** begrenzt wurde, welche nach ihnen benannt ist. Die K. bewahrten hier, trotz des mächtigen Einflusses der griech. Bildung, u. auch unter röm. Herrschaft bis in das 3. Jahrh. n. Chr. ihre Sprache u. Sitte. Aber in den ersten Jahrh. des oström. Reiches gingen die asiat. wie die illyr. u. makedon. K. gänzlich unter. Die Alpen- u. Donaukelten mußten während der Völkerwanderung ihr Gebiet größtentheils den Germanen räumen, die italischen, iberischen u. der größte Theil der gallischen wurden romanisirt. In Britannien hatten die Römer wol auch Einfluß geübt, aber die kelt. Nationalität wurde erst durch die Angelsachsen von der Mitte des 5. Jahrh. an schnell u. meist gewaltsam vernichtet. Die Behauptung, daß im nördl. Deutschland K. gesessen hätten, erscheint unbegründet. In Süddeutschland lassen sich aber ihre Spuren nam. auch an den Städtenamen (bes. in denen in der lat. Form auf dunum endenden) nachweisen.

Keltische Sprachen gehören neben dem Italischen, Illyrischen, Hellenischen, Slavischen u. Germanischen zur nördl. Abtheilung der arischen Sprachfamilie. Von den älteren, früher weit verbreiteten kelt. Sprachen sind nur einzelne Wörter u. Namen durch die griech. u. lat. Schriftsteller auf uns gekommen, doch lassen die ältesten Wortformen sehr deutlich den indogerman. Charakter dieser Sprache erkennen, z. B. habam, ich habe u. wir haben, habaid, er hat, habad, ihr habt, habat, sie haben; dau, zwei, tri, drei, secht, sieben; tu, du, me, mich; mathair, Mutter, brathair, Bruder. Die kelt. Sprachen haben sich nur in den äußersten Winkeln des weiten Gebiets zu behaupten gewußt, über das sie einst verbreitet waren, u. nur wenige Elemente sind noch im Französischen u. Spanischen erhalten. Sowol an diesen dialektischen Ueberbleibseln als an den von den alten Schriftstellern aus dem Altkeltischen uns erhaltenen Sprachresten erkennt man deutlich, daß sich im Keltischen mehrere Sprachgruppen unterscheiden lassen, nam. eine brit. gallische od. kymrische u. eine hibernisch kaledonische od. gadhelische. Zwischen beiden steht ein gemischter, auf die Insel Man beschränkter Dialekt, das Manks. Die gadhelische Gruppe ist durch das Gaelische od. Hochschottische u. das Irische, die kymrische durch das Wallisische od. Welsche (engl. Welsh, franz. Gallois) mit dem im vorigen Jahrhundert ausgestorbenen Cornischen u. Bretonischen od. Armorikanischen (franz. Bas-Breton) vertreten. Die ältesten kelt. Literaturdenkmale sind irischen Ursprungs (s. „Irische Sprache u. Literatur"). Das schott. Gaelisch, der zweite Hauptdialekt der gadhelischen Abtheilung, reicht in einer Anzahl Liedern bis in das 16. Jahrh. zurück, die Dichtungen Ossian's beruhen wahrscheinlich nur zu einem sehr kleinen Theile auf alten gaelischen Ueberlieferungen. In der kymrischen Hauptabtheilung bilden die wallisischen Glossen die ältesten Sprachüberreste von bestimmbarem Datum. Seit Jahrh. haben die wallisischen Barden in wehmüthigen u. pathetischen Weisen die ruhmreichen Thaten u. traurigen Schicksale ihres Volkes besungen, u. es wird behauptet, daß einige von ihren Gesängen seit mehr als 1200 Jahren, von der angelsächs. Invasion an, von Generation zu Generation in ununterbrochener u. sorgfältiger Ueberlieferung vererbt worden seien. Diese Behauptung scheint auch nicht unbegründet, aber mit der Ueberlieferung dieser alten Gesänge ist wahrscheinlich eine fortschreitende Modernisirung ihrer Sprache Hand in Hand gegangen, so daß sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt den wallisischen Dialekt in einer nur wenig alterthümlicheren Form repräsentiren, als die ältesten Manuskripte aus dem 12.—15. Jahrh. Die neuere wallisische Literatur ist wie die irische sehr umfassend, ebenso die cornische; das älteste Sprachdenkmal, ein lat.-cornisches Vokabular, mag dem 12. Jahrh. angehören. Die Sprache der Bretagne, das Armorikanische, ist ebenfalls schon früh durch einige Schriften vertreten, welche vielleicht gegen Ende des 14. Jahrh. verfaßt sind. Sie erscheinen keineswegs als Repräsentanten der altgall. Dialekte, welche viel früher untergegangen waren, u. geben uns vielmehr Reste der Sprachen von Einwanderern aus Britannien, die als Kolonisten u. Vertriebene nach der Bretagne kamen.

Kelter, die Presse, welche zum Auspressen des Saftes behufs der Darstellung von Wein od. Cyder aus Trauben od. zerquetschtem Obste benutzt wird; sie ist entweder eine Baum- od. eine Schraubenpresse; daher Keltern das Auspressen selbst.

Keltiberier, s. „Kelten".

Kemble (spr. Kembl) ist der Name einer berühmten engl. Schauspielerfamilie. 1. John Philipp **K.**, geb. 1757 zu Preston in Lancashire, wurde von seinem Vater, dem Schauspieler Roger K., zum geistlichen Stande bestimmt, ging aber 1776 zum Theater nach Wolverhampton; 1781 trat er zum erstenmal in Dublin auf; 1783 kam er zum Drurylanetheater nach London, dessen Regie er 1793 bis 1801 führte, u. bereiste 1802 u. 1803 Frankreich u. Spanien. Später erwarb er sich einen Antheil am Coventgardentheater in London u. wirkte dort, von Talma angeregt, nam. auch für die Verbesserung des Kostüms. Im J. 1817 zog er sich vom Theater zurück u. lebte in der Schweiz, wo er 1823 in Lausanne starb. K. besaß alle Mittel, das Publikum zu erschüttern u. hinzureißen, sein Wesen eignete sich bes. für ernste Charakterrollen, vor Allem wurde seine geniale Darstellung des „Hamlet" bewundert. — 2. Charles **K.**, Bruder des Vorigen, geb. 25. Nov. 1775 zu Brecknock in Wales, war Anfangs Postbeamter in London, ging aber schon 1792 gleichfalls zum Theater u. entwickelte bald ein in sehr mannichfachen Rollen hervortretendes Talent. Er bereiste 1825 Deutschland u. Frankreich, übersetzte viele deutsche u. franz. Stücke für die engl. Bühne u. erwarb sich als Leiter des Coventgardentheaters auch um die Pflege der deutschen Musik in London viele Verdienste. Nach 1836 bekleidete er noch das Amt eines Theatercensors u. starb 1854 in London. Seine Gattin Maria Theresia K., geb. de Camp, erntete ebenfalls Lorbeern auf der Bühne, auch fanden ihre Lustspiele „Der erste Fehler" u. „Der Tag nach der Hochzeit" viel Beifall. — 3. Miß Betty Alix **K.**, Schwester der beiden Vorigen, 1755 zu Brecknock geb., wurde speziell für die Bühne erzogen. Nachdem sie gegen den Willen ihrer Eltern einen Schauspieler Siddons geheirathet hatte, verließ sie das Theater, kehrte aber, um ihren Unterhalt zu erwerben, wieder dahin zurück, obwol sie auch als Malerin u. Bildhauerin ausgezeichnetes Talent entwickelte. Ihr imposantes Aeußere, ein volles, wohlklingendes Organ, Grazie der Bewegungen u. dabei eine feine, vollendete Bildung machten sie zu einer der größten engl. Bühnenkünstlerinnen. Heroische Charaktere entsprachen ihrer Individualität am besten; ihre „Lady Macbeth" u. Katharina in „Heinrich VIII." waren unübertrefflich. Im J. 1812 zog sie sich, durch Verleumdung verletzt, vom Theater zurück; sie starb 1831. 20 Jahre später wurde ihr im Poetenwinkel der Westminsterabtei, nahe am Monumente Shakespeare's, ein Denkmal gesetzt. — 4. Frances Anne **K.**, Tochter des Charles K., geb. 1808, wurde von ihrem Vater u. ihrer Tante Siddons sorgfältig für die Bühne ausgebildet u. erntete bei ihrem großen Talente bald große Erfolge. Im J. 1832 reiste sie nach Amerika u. vermählte sich 1833 mit Butler. Sie schrieb ein Trauerspiel „Franz I." u. ein Tagebuch über ihren Aufenthalt in den Vereinigten Staaten (Lond. 1834).

Kemble, John Mitchell, ein auf dem Gebiete der altengl. Sprache verdienter Gelehrter, wurde 1807 in London als Sohn des Schauspielers Charles K. (s. d.) geb., studirte in Cambridge u. Göttingen u. redigirte seit 1835 das „British and Foreign Review". Ein Hauptverdienst dieses sorgfältigen Gelehrten liegt aber in seinen angelsächs. Forschungen. Im J. 1833 veröffentlichte er eine Ausgabe des „Beowulf" nebst Uebersetzung, stellte genealogische Tabellen der Westsachsen zusammen u. schrieb eine „Geschichte der altengl. Sprache". Außerdem haben sozial-politische Schriften, bes. aber die Untersuchungen über die Archäologie der nordeurop. Völker, K., der zugleich ein vortrefflicher Zeichner war, der gelehrten Welt bekannt gemacht. Er ist 1857 in Dublin gestorben.

Kemenate od. Kemnate, das Frauengemach, od. der für die Wohnung der Frauen eigens bestimmte Gebäudetheil in den alten Burgen.

Kemi, s. „Aegypten".

Kempelen, Wolfgang v., berühmter Mechaniker, geb. zu Preßburg 23. Jan. 1734, ward Beamter in der k. k. Hofkanzlei u. starb als Hofrath u. Direktor der ungar. Salinen 26. März 1804 zu Wien. In seiner Mußezeit beschäftigte er sich mit der Mechanik, für die er ein ungewöhnliches Talent besaß. Unter den verschiedenen von ihm erfundenen Maschinen, von denen einige auch prakt. Werth, nam. für die Landwirthschaft hatten, erregten eine Schach- u. eine Sprachmaschine das meiste Aufsehen. Erstere war ein schachspielender Automat, der fast jedes Spiel, auch mit dem geschicktesten Gegner, gewann; selbstverständlich wurden die Bewegungen der schachspielenden Figur von K., der ein ausgezeichneter Schachspieler u. deshalb bei der Kaiserin Maria Theresia sehr beliebt war, regulirt, ohne aber daß über das Wie dabei der Zuschauer ins Klare kommen konnte. Die von ihm 1778 erfundene Sprachmaschine konnte bei Bewegung eines Blasebalges alle Silben deutlich aussprechen u. ahmte die Stimme eines 3—4jähr. Kindes nach. In der Schrift „Mechanismus der menschlichen Sprache" (Wien 1791) hat er selbst eine Beschreibung davon gegeben. Die Erfindung des erhabenen Druckes zum Gebrauch für Blinde wird ihm gleichfalls zugeschrieben.

Kempen, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz) mit 4911 E. (1871), welche Fabrikation von Seiden- u. Sammetwaaren, Wachsbleicherei, Acker- u. Flachsbau treiben, liegt in einer weiten Ebene 1½ M. nördl. von Krefeld, hat 3 Kirchen, 1 Kloster, 1 Taubstummenanstalt, 1 Gymnasium u. 1 kathol. Schullehrerseminar; ist geschichtlich bekannt durch die Schlacht vom 17. Jan. 1642, in welcher ein kaiserliches Heer unter Lamboy von dem franz.-deutschen unter Guébriant besiegt wurde. Nach Einigen ist K. auch der Geburtsort des Thomas a Kempis, des Verfassers der „Nachfolge Christi" († 1390 in Zwoll), nach Anderen ist dieser Theolog in Kampen in den Niederlanden geb. — Der Kreis K. umfaßt 7,19 □M. mit 83,515 E. (1871), fast ausschließlich Katholiken.

Kempten, Industriestadt im bayer. Reg.-Bez. Schwaben-Neuburg, mit 11,223 zu ¾ kathol. E. (1871), liegt am linken Ufer der hier flößbaren Iller, an den nördlichen Vorbergen der Allgauer Alpen, ist

wohlgebaut u. besteht aus der im Thale gelegenen Altstadt u. der Neu= u. Stiftsstadt auf einem Berge, auf dem sich das Schloß u. das stattliche Stift mit schöner Kuppelkirche erhebt. K. ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Handelsgerichts, eines Hauptzollamtes, eines Gymnasiums u. einer Landwirthschafts u. Gewerbeschule, treibt ausgedehnte Industrie, bes. Baumwollspinnerei, außerdem aber auch Weberei, Papierfabrikation u. Maschinenbau, u. ist der Stapelplatz für die Handelsprodukte des Allgau's, nam. für Leinwand, Wolle u. Käse. K. ist hervorgegangen aus der röm. Kolonie Campodunum; das ehemalige Benediktinerkloster ward von Karl's d. Gr. Gemahlin Hildegard gestiftet, sein Abt erhielt 1360 die Würde eines Reichsfürsten, während die Altstadt schon 1289 reichsunmittelbar geworden war. Stift u. Stadt standen in fortwährenden Streitigkeiten, bis beide 1803 an Bayern fielen.

Kendal od. Kirkby K., gewerbfleißige Stadt in der nordengl. Grafschaft Westmoreland mit 13,442 E. (1871), liegt in den südöstl. Vorbergen der Cumbrian Mountains am Kent, wird von dem Lawhügel überragt, auf dem sich ein altes Schloß u. ein zum Andenken an die Revolution von 1688 errichteter Obelisk erhebt, u. besitzt 11 Kirchen, eine Lat. Schule u. ein naturwissenschaftliches Museum. Sehr bedeutend ist die Tuchmanufaktur der Stadt, außerdem werden hier Teppiche, halbwollene Waaren, Decken, grobe Leinwand, Eisen= u. Messingwaaren u. A. m. fabrizirt.

Kenia od. Kndur Kenia, ein von dem deutschen Missionar Krapff 1849 entdeckter, mächtiger Hochgebirgsstock, der sich aus der etwa 600 m. hoch gelegenen afrik. Plateaulandschaft Ukambani nahe am Aequator u. im N. des Kilimandscharo bis in die Schneeregion erhebt. Aus einem See an seinem Ostfuße fließt der Danafluß zum Ind. Ozean, während die vom K. nach W. abfließenden Gewässer wol dem Seengebiet des oberen Nil, nam. dem Baringosee, zuströmen.

Kenilworth, Marktflecken in der mittelengl. Grafschaft Warwick, 1 M. nördl. von deren Hauptstadt unfern des Avon gelegen, mit 3335 E. (1871), treibt bes. Fabrikation von Chemikalien u. besitzt eine malerische Schloßruine, die durch Walter Scott's gleichnamigen Roman berühmt geworden ist.

Kennedy, John Pendleton, nordamerik. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. zu Baltimore 25. Okt. 1795, ward Advokat daselbst, trat 1838 in das Repräsentantenhaus u. 1846 in das Delegirtenhaus von Maryland, wo er zum Sprecher gewählt wurde u. lebhaft für die Maßregeln eintrat, welche die Abbezahlung der Staatsschuld u. Wiederherstellung des öffentlichen Kredits bezweckten, bekleidete seit 1849 auch das Rektoramt an der Universität von Maryland u. war 1852—53 Marinesekretär der Vereinigten Staaten. Außer verschiedenen politischen u. nationalökonomischen Schriften, in denen er bes. das Schutzzollsystem vertheidigt, hat K. mehrere Romane verfaßt, die viel Beifall gefunden, z. B. „Swallow Barn" (New York, 2. Aufl. 1852), „Horse shoe Robinson" (ebd., neue Aufl. 1852) u. a. m. Auch hat er die „Memoirs of the life of Will. Wirt" (2 Bde., ebd. 1847, neue Aufl. 1850) herausgegeben.

Kennedy, William, engl. Nordpolfahrer, trat als Kapitän in die Dienste der Hudsonsbaigesellschaft, machte sich während eines achtmaligen Ueberwinterns auf Labrador mit der Nordpolregion bekannt, deren dortigen nördlichsten Punkt er zuerst erforschte, u. unternahm 1851 im Auftrage u. auf Kosten der Lady Franklin eine Fahrt auf dem „Prince Albert", um J. Franklin aufzufinden. Zwar fand er keine Spuren von diesem, doch erforschte er die Insel Nordsomerset u. die Ostküste des Prince Waleslandes. Siehe darüber K.'s „Short narrative of the second voyage of the Prince Albert in search of Sir John Franklin" (Lond. 1853).

Kenneh (das alte Känopolis), oberägypt. Stadt, ½ M. vom rechten Ufer des Nil gelegen u. von Dattelhainen umgeben, hat 13,200 E. (1872), welche über Kosseir Handel nach Arabien treiben u. aus Thon u. der Asche des Halfahgrases auf Drehscheiben zahllose Mengen der zum Wasserkühlen benutzten porösen Flaschen (Gulla) verfertigen. Ein ganzes Stadtviertel ist besetzt von zigeunerartigen Ghawasi, öffentlichen Tänzerinnen, welche Mohammed Ali wegen ihres lockeren Lebenswandels aus Kairo u. Alexandrien nach Oberägypten verbannte. K. gegenüber, 1 Stunde vom linken Ufer des Nil, liegen die Ruinen von Denderah (s. d.).

Kenotaphium (vom griech. κενός, leer, u. τάφος, Grabmal) ist der Name von leeren sargähnlichen Grabmalen, welche sich bisweilen die Kirchenfürsten im Mittelalter schon bei Lebzeiten setzen ließen; andererseits wurden aber auch oft berühmten Personen erst mehrere Jahrhunderte nach ihrem Tode solche Kenotaphien errichtet.

Kensington (spr. Kensingt'n), ehemaliger Marktflecken, bildet jetzt eine westl. Vorstadt Londons im W. des Hydeparks mit 283,088 E. (1871), einem einfachen, aus Backsteinen aufgeführten königl. Lustschlosse (Kensington House), das ursprünglich dem Kanzler Finch, späterem Herzog von Nottingham, gehört hat, einem großen, prächtigen Parke, der sich an den Hydepark anschließt u. unter der Königin Karoline, der Gemahlin Georg's II., bes. unter der Leitung William Kent's (s. d.) angelegt worden ist, u. mit einem 1857 in South=K. errichteten Museum für Kunst u. Kunstgewerbe (South=Kensingtonmuseum), in welchem sich auch u. A. die früher zu Hamptoncourt befindlichen Tapetencartons von Raphael befinden u. bisweilen Vorlesungen gehalten werden.

Kent, Eduard August, Herzog v., 4. Sohn König Georg's III. von Großbritannien, Vater der Königin Viktoria, geb. 2. Nov. 1767, ward in Deutschland zum Soldaten erzogen, diente dann in Canada u. in Gibraltar u. erhielt den Feldmarschallsrang. Im J. 1816 nahm er seinen Wohnsitz in Brüssel, vermählte sich 29. Mai bez. 11. Juli 1818 mit der Tochter des Herzogs Franz von Sachsen Koburg Saalfeld (s. d. Folg.), lebte dann in Amorbach am Odenwalde, hierauf zu Sidmouth in Devonshire, u. starb daselbst plötzlich 23. Jan. 1820. Als Parlamentsmitglied war er ein bedeutender Redner u. stimmte, gleich seinem Bruder, dem Herzog v. Sussex, stets mit der Opposition. Vgl. Erskine Neale, „Life of His Roy. Highn. Edward, duke of K." (Lond. 1850).

Viktoria Maria Luise, Herzogin **v. K.,** Tochter des Herzogs Franz von Sachsen=Koburg=Saalfeld, geb. zu Koburg 17. Aug. 1786, vermählte sich 21. Dez. 1803 mit dem Erbprinzen Emich Karl von Leiningen Amorbach, der 4. Juli 1814 starb, u. lebte dann zu Amorbach od. zu Koburg bei ihrem Bruder, dem Herzog Ernst. Ihrem zweiten Gatten, dem Herzog von Kent (s. d. Vorigen), gebar sie 24. Mai. 1819 in Kensingtonhouse die jetzige Königin Viktoria von England, u. ward für den Fall, daß diese noch als Unmündige auf den Thron berufen werden sollte (was jedoch nicht eintrat), als verwittwete Herzogin v. K., 1825 vom Parlament zur Regentin erklärt. Sie starb zu Frogmore bei Windsor 16. März 1861.

Kent, südöstlichste Grafschaft Englands mit 847,507 E. (1871) auf 76,89 □M., wird im N. durch die untere Themse von London an begrenzt u. von der Nordsee bespült; liegt im O. an der Straße von Calais u. grenzt im W. an die Grafschaft Surrey, im S. u. SW. an Sussex. Das fruchtbare Hügelland erhebt sich im nördl. Theile dieser Landschaft zu einem bis 210 m. ansteigenden Kreideplateau, welches sich nach Surrey fortsetzt, in K. den Namen der North Downs führt u. bei Dover steil zum Kanal abfällt, während es sich zur reichgegliederten Nordseeküste sanft abdacht. Die Küste, welcher die Inseln Sheppey u. u. Grain vorgelagert sind, bildet einen trefflichen Busen bei Gravesend u. schiebt nach O. die Kaps North= u. South=Foreland, nach S. das Kap Dungeneß vor. Im O. von ersteren liegen in K. die gefährlichen Sandbänke Goodwin Sands. Die wichtigste Wasserstraße des Landes ist die Themse, die von K. den Darent empfängt u. an deren Mündung der fischreiche, 10 M. stromaufwärts schiffbare Medway durch die Bai von Gravesend der Nordsee zufließt. An der Ostküste mündet der Stour, dessen Mündungsarme die Insel Thanet umschließen. Das Klima ist mild u. gesund, nur in den niedrigen Marschen sind Fieber nicht selten. Die Niederungen eignen sich vortrefflich zum Anbau von Getreide, bes. von Weizen, Hülsenfrüchten, Hopfen u. Obst; in der Nähe Londons ist die Gemüsekultur sehr beträchtlich. Die in den Marschlandschaften stark betriebene Viehzucht liefert nam. vortreffliche Wolle; in der Industrie ist nur der Schiffsbau wichtig; an der Grenze von Sussex werden Eisenerze gewonnen. Die Haupterwerbszweige der Einwohner sind Landwirthschaft, Fisch= u. Austernfang (bei Whitstable), Schiffahrt, Brennerei, Brauerei u. Schiffsbau. Die Hauptstadt der Grafschaft ist Maidstone (s. d.). K., dessen Bevölkerung sich von jeher durch Tapferkeit auszeichnete, war das erste von den Römern betretene brit. Land u. führte bei Cäsar den Namen Cantium; hier landeten auch 449 die Angelsachsen u. gründeten das erste angelsächs. Königreich K. Noch jetzt haben einzelne Distrikte des Landes sich bes. Freiheiten bewahrt.

Kentauren, ursprünglich ein wildes Gebirgsvolk Thessaliens, das später in der Sage die Doppelgestalt von Mensch u. Roß annahm u. als ein vom König Ixion abstammendes Geschlecht bezeichnet wurde. Berühmt ist der Kampf der unbändigen Roßmenschen mit den Lapithen auf der Hochzeit des Peirithoos (s. d.). Von dem Charakter seines Volkes sehr verschieden war der weise Cheiron, der Lehrer u. Erzieher vieler Heroen. Für die darstellenden Künste der Malerei u. Skulptur waren die K. dankbare u. vielbenutzte Vorwürfe.

Kentern, das, bedeutet in der Schiffersprache s. v. a. Umfallen, Umkippen der Schiffe.

Kentucky, einer der Binnenstaaten der nordamerik. Union, umfaßt ein Areal von 1772 □M. u. grenzt im N. durch den Ohio an Illinois, Indiana u. Ohio, im O. durch den Big Sandy u. die Cumberlandberge an Westvirginien, im S. an Tennessee u. im W. durch den Mississippi an Missouri. Den W. bildet eine wellenförmige Ebene, die „rollende Prairie", im SW. dehnen sich zwischen den Flüssen Green u. Cumberland öde, baumlose Flächen aus, nach O. erhebt sich das Land zu den Alleghanies, welche eine Höhe von fast 1000 m auf dem Gebiete von K. erreichen. Die Nebenflüsse des Ohio, unter denen Big Sandy, Licking, K. u. Green River K. vollständig, Cumberland nur nach seinem Quell- u. Mündungsgebiet u. Tennessee nur nach letzterem angehören, gewähren eine leichte Wasserverbindung durch alle Theile des Staates. Das Klima ist gesund u. für den Ackerbau sehr günstig, nur sind die Sommer manchmal zu trocken; im S. überwintert das Vieh häufig im Freien. Die Bevölkerung zählte 1870 an 1,321,011 Seelen, darunter waren 222,210 Farbige, deren Zahl seit 1860 etwa um 40,000 abgenommen hatte; 30,319 waren in Deutschland geboren. K. ist einer der wichtigsten Agrikulturstaaten der Union; an Mais wird jährlich für mehr als 30 Mill. Doll. produzirt, an Tabak wurden 1870 53,360,474 Kg. geerntet, bes. im Ohiothale u. in den angrenzenden Landschaften. Nächstdem sind Weizen, Gerste u. Hanf sehr beträchtliche Ausfuhrartikel. Am Ohio u. Mississippi bringt die Baumwollenkultur noch guten Ertrag. Die Sklavenemanzipation hat die Landwirthschaft K.'s bei weitem weniger geschädigt als die der südlicheren Staaten, weil dort das schwarze Element einen viel größeren Theil der Bevölkerung bildet. Die guten Weiden begünstigen die Viehzucht; Maulthiere und Schweine werden in großer Zahl ausgeführt; dagegen ist die Industrie noch wenig entwickelt, obgleich K. ebenso reich ist an Steinkohlen, deren Lager mit denen Indiana's u. Illinois zusammenhängen, wie an Eisenerzen. Die Gesammtproduktion der Industrie belief sich 1870 auf 54,625,809 Doll. und beschäftigte 30,636 Menschen. Den größten Antheil hatte daran die Eisenindustrie, außerdem sind noch wichtig Mehl- u. Schneidemühlen, Tabaksfabriken, Gerbereien, Bierbrauereien u. Salpetersiedereien. Handel u. Industrie haben ihren Mittelpunkt in Louisville (s. d.) mit 100,753 E. (1870), der größten Stadt des Staates. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 226 M. Der Volksunterricht liegt noch sehr darnieder; an höheren Lehranstalten giebt es 2 Universitäten, 12 Kollegien u. mehrere Schulen für Theologie, Medizin u. Rechtswissenschaft. Die stärksten Sekten sind die der Baptisten, Methodisten, Christians u. Presbyterianer; die Katholiken gehören unter das Bisthum von Louisville. Die ersten Ansiedelungen von Weißen in K. erfolgten gerade vor einem Jahrh. in der Nähe von Lexington; 1789 wurde das Land als bes. Territorium von Virginien getrennt u. 1792 zum Staat erhoben. Der Landeskongreß besteht aus einem Senate mit 38 u. einem Repräsentantenhaus mit 100 Mitgliedern; im Unionskongreß ist K. durch 2 Senatoren u. 10 Repräsentanten vertreten. Die Staatsschuld belief sich 1873 auf 18,953,434 Doll. K. zerfällt in 15 Counties, seine politische Hauptstadt ist Frankfort mit 5396 E. (1870).



Der [illegible] Kentaur im Vatican

Keokuk, Stadt im SW. des nordamerik. Unionsstaates Iowa mit 12,766 E. (1870), liegt an der Mündung des Des Moines in den Mississippi, zeichnet sich durch Gewerbfleiß aus u. bildet für den Schiffsverkehr u. Handel einen der wichtigsten Plätze des Staates; die Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Mehl u. Wolle.

Kephalonia (Kephallenia), die größte der Ion. Inseln (s. d.), mit 77,382 E. (1870) auf 13,05 □M., liegt vor dem Eingange zum Golf von Patras zwischen Zante (Zakyntho) u. St. Maura (Leukada), nur durch eine schmale Meerenge von Ithaka (Thiaki) getrennt. Die Küste ist von allen Ion. Inseln auf dieser am meisten gegliedert, im W. dringt der Busen von Argostoli tief ein zwischen der Hauptmasse der Insel u. der Halbinsel Paliki, die Ostküste besitzt einen schönen Golf bei Samo, nach N. geht K. in eine schmale Halbinsel über, die im Kap Daphnudi endet. Das Innere wird von drei parallelen Gebirgsketten durchzogen, deren mittelste die höchste ist u. in dem 1600 m. hohen Elatoberge die bedeutendste Erhebung der Ion. Inseln besitzt. Das Klima ist warm, doch gesund, der höchste Thermometerstand zeigt 35° C., Gewitter treten manchmal mit einer fast tropischen Heftigkeit auf u. der Sirocco sucht häufig die Insel heim. Die Flüsse haben einen nur kurzen Lauf u. wenig Wasser. Die Schwefel- u. Salzquellen K.s werden nur wenig benutzt. Die Hauptprodukte sind Korinthen, Oliven, Südfrüchte, Getreide u. Wein, außerdem wird noch Seide u. Wachs gewonnen u. etwas Baumwolle angebaut. Die Industrie ist unbedeutend. Die Bevölkerung, welche an den Küstenplätzen auch der ital. Sprache größtentheils mächtig ist, stellt tüchtige Seeleute. Der Hauptort der Insel ist Argostoli (Argostolion) mit 8106 E. (1870), einem sicheren Hafen u. lebhaftem Seehandel; hier ist auch der Sitz des griech. Bischofs. — K. bildet eine Monarchie mit Thiaki u. den kleinen Nachbarinseln. Der Name der Insel, welche zum Reiche des Odysseus gehörte, kommt schon bei Homer vor; im Peloponn. Kriege stand sie auf Seite Athens; so lag schon zu Strabo's Zeit ihre Hauptstadt Same in Trümmern, der noch vorhandene Ort Kephallenia, welchen C. Antonius, als er hier in der Verbannung lebte, gründete, wurde unter röm. Herrschaft die bedeutendste Stadt der Insel.

Kephalopoden, s. v. w. Kopffüßer.

Kepler, auch Keppler geschrieben, Johannes, einer der größten Astronomen, die je gelebt, ein Mann überhaupt, der nicht blos als Forscher u. Denker, sondern auch als sittlicher Charakter in einer Zeit der schlimmsten Verwilderung aus der ihn umgebenden Finsterniß hoch emporragt. Er hat den Ruhm, die Astronomie aus der Astrologie u. Sterndeuterei zur begründeten exakten Wissenschaft erhoben zu haben, denn vor ihm war die Auffassung des Kopernikus (s. d.) vom Planetensystem noch weit entfernt, die herrschende zu sein. Zwar hatten Rhäticus, Reinhold u. einzelne andere Schüler des Letzteren sie vertheidigt, aber der einflußreichste Astronom der nächsten Generation, Tycho de Brahe, ließ sie wieder fallen u. suchte, um sich mit der Ueberlieferung nicht in Widerspruch zu setzen, eine neue Hypothese zur Geltung zu bringen, die vom Ptolemäischen u. Kopernikanischen System das Richtige vereinigen sollte. Sein System fand allerdings wenig Anhänger, da die Mehrzahl noch durchaus am Ptolemäischen Systeme festhielt, das auch an den Hochschulen noch gelehrt wurde. Erst in Galilei u. in K. erstanden für Kopernikus zwei Vertheidiger, welche seinem Systeme durch die Gewalt des Beweises zum Siege verhalfen. K., der stets mit größter Ehrfurcht von seinem großen Vorgänger Kopernikus spricht, auch wo er Irrthümer desselben nachweist, gelang es, nachdem er von der spekulativen griech. Methode ausgegangen, durch die gerade entgegengesetzte experimentale Methode zu einem umfassenden Verständniß der Planetenbewegungen durchzudringen, u. die wissenschaftliche Astronomie fußt ganz u. gar auf dem Fundamente, welches dieser eminente Geist der Naturwissenschaft unterbreitet hat. Um die Ehre, sein Geburtsort zu sein, stritten sich drei schwäb. Orte, u. noch heute ist die Frage unentschieden, ob K. in der ehemaligen Freien Reichsstadt Weil, der Stadt, od. im benachbarten Dorfe Magstadt 27. Dez. 1571 geb. wurde. Seine Kinderzeit gewährt ein trübes Bild aus trüber Zeit. Der Vater, Heinrich K., ein Schankwirth, verließ bald nach Johannes' Geburt sein Haus u. trat, obgleich Protestant, als Soldat in die Dienste Alba's; die Mutter, eine herbe u. unverträgliche Frau, gab das damals einzige Kind seinen Großeltern zur Pflege u. folgte ihrem Manne. Seit 1575 zurückgekehrt, unterhielten die K.'schen Eheleute eine Wirthschaft im Badenschen, doch erfaßte den Mann wieder der unruhige Soldatengeist; er ging 1589 von dannen u. fand im Türkenkriege seinen Tod. Die Brüder Johann's erbten den unsteten Sinn des Vaters u. verloren die kindliche Liebe zur Mutter, die jenen u. seine Schwester Margarethe auszeichnen. Wegen körperlicher Schwächlichkeit mit der schweren

Feldarbeit verschont, ward K. in die protest. gewordenen Klosterschulen Adelberg u. Maulbronn geschickt. In letzterer weilte er 1586–89 u. gab schon vielfache Beweise seines klaren Verstandes. Nachdem er die zur Aufnahme in das Theologische Stift zu Tübingen erforderliche Prüfung mit großer Auszeichnung bestanden hatte, bezog K. die Hochschule, u. der kraftvolle Charakter, der K. als reifen Mann zu einer so sympathischen Erscheinung macht, zeigt sich schon beim Jüngling auf der Hochschule. „Ich ehre“, sagte er u. A. in einem Aufsatze, indem er die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl leugnete, „in allen drei christlichen Religionen das, was ich mit dem Worte Gottes übereinstimmend finde, protestire aber ebensowol gegen neue Lehren als gegen alte Ketzereien.“ Allein damit hatte er das Wohlwollen seiner orthodoxen Lehrer verscherzt; obwol er ein glänzendes Examen bestand u. seine Führung tadelfrei war, wollte man ihm nirgends eine Stelle als Seelsorger anvertrauen; glücklicherweise war K. nicht blos Theolog.



Nr. 3087. Johannes Kepler, geb. 27. Dez. 1571, gest. 15. Nov. 1630.

Unter der Leitung des berühmten Michael Maestlin hatte er auch Mathematik u. Astronomie studirt u. in beiden Wissenschaften es zu ziemlicher Vollkommenheit gebracht. Er übernahm daher 1593 die ihm angetragene Stelle eines Lehrers der Mathematik u. Moral an der Universität in Graz. Das Erste, wodurch er sich hier bemerklich machte, war die Verbesserung des von der Universität herausgegebenen Kalenders, in dem er statt der Julianischen die Gregorianische Zeitrechnung einführte, die Vorhersagung des Wetters auf Erfahrung gründete, auf die sonst üblichen Prophezeiungen aber bittere Satiren machte. Die protest. Geistlichkeit freilich war nicht so unparteiisch, um gleichfalls das Gute auch beim Gegner anzuerkennen: sie wies den von einem Papst erfundenen Kalender hartnäckig zurück, ja beschuldigte K. des heimlichen Katholizismus. Dies gerade nährte wiederum den Widerwillen K.'s gegen die herrschende Theologie, der er sich immer mehr entfremdete, um ausschließlich seinem eigentlichen Lebenselemente, der Mathematik, sich zu ergeben. Schon in wenig Jahren waren seine Studien soweit gediehen, daß er 1596 das „Mysterium cosmographicum“ (Tüb. 1596) veröffentlichen konnte, worin er bereits das Streben seines ganzen Lebens, alle Erscheinungen der Natur auf allgemeine, einfache, zusammenstimmende Gesetze zurückzuführen, vollkommen klar aussprach: „Es muß in der ganzen Natur Einheit in der Mannichfaltigkeit herrschen. Mit der Astronomie muß die Physik verbunden, die eine muß aus der anderen erklärt werden.“ Dieses Werk lenkte plötzlich die Aufmerksamkeit aller Denkenden auf K. u. brachte ihn in eine folgenreiche Verbindung mit Tycho de Brahe, der K.'s große Begabung erkannte u. ihn nach Uranienburg zu kommen einlud. K. schlug dies aus, denn er fühlte sich glücklich in Graz, wo sich mit der Befriedigung, die ihm die Fortschritte seiner Forschungen gewährten, eine angesehene u. angenehme bürgerliche Stellung verband. Hier fand er auch in der zwar schon zweimal verheirathet gewesenen, aber erst 24jähr. u. begüterten Barbara Müller v. Mühleck, mit der er sich 27. April 1597 verehelichte, eine treue Gattin. So schien seine Zukunft gesichert, als ihn plötzlich der durch eine Wallfahrt nach Rom zur lodernden Flamme entfachte Fanatismus des eben zur Regierung gekommenen Herzogs Ferdinand von Steiermark, späteren Kaisers Ferdinand II., aus dem wohlgefügten Leben ins Elend brachte. Im J. 1598 mußten sämmtliche protest. Lehrer in Graz binnen 14 Tagen des Herzogs Lande verlassen. Für K. zwar hatten die Jesuiten, da sie seinen Geist u. seine Kenntnisse für ihr Interesse benutzen zu können hofften, die Erlaubniß ausgewirkt, aus Ungarn, wohin er sich gewandt, nach Graz zurückkehren zu dürfen. Als sie aber sich in ihm getäuscht fanden u. alle ihre Zumuthungen an seinem Charakter scheitern sahen, erklärten sie die vom Herzog an sein Bleiben geknüpfte Bedingung der „gebührlichen Bescheidenheit u. des unverweislichen Verhaltens“ für verletzt u. bewirkten es, daß K. angewiesen ward, Graz wieder zu verlassen. Er verpachtete denn die Güter seiner Frau für einen Spottpreis u. zog aus (1600). Da erreichte ihn aufs Neue der Ruf des nach Prag übergesiedelten Tycho de Brahe, u. in solcher Bedrängniß war ihm derselbe willkommen. K. ließ sich mit seiner Familie in Prag nieder, wurde Tycho's Gehülfe bei der Bearbeitung der sog. „Rudolf'schen astronomischen Tabellenwerke“ u. übernahm, als der dän. Astronom, dessen Charakter übrigens zu manchen Zerwürfnissen Veranlassung gegeben zu haben scheint, im Okt. 1601 starb, seine Stelle als kaiserl. Hofastronom. Von jetzt ab beginnt die Zeit der großen Entdeckungen, die ihn unsterblich gemacht haben. Von den Werken u. Abhandlungen, in denen K. neue fruchtbare Ideen u. Beobachtungen veröffentlicht hat, entstanden in den nächsten Jahren „Paralipomena ad Vitellionem“ (Frankf. 1604), worin er schon über die Zerlegung des gewöhnlichen Sonnenlichtes in Farben spricht; die Abhandlung über die Kometen (1607), in der er u. A. bereits die Hypothese aufstellte, daß dieselben nicht dem Sonnensystem, sondern dem Weltenraume angehören, u. die Krone seiner Werke: „Astronomia nova, seu physica coelestis, tradita commentariis de motibus stellae Martis“ (Prag 1609), welche die beiden ersten der nach ihm als ihrem Entdecker benannten K.'schen Gesetze enthält: 1. „die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht“, u. 2. „in gleichen Zeiträumen beschreibt der Radius vector eines Planeten (die aus der Sonne nach einem Planeten gezogen gedachte gerade Linie) gleiche Flächenräume.“ Diesen beiden reihte sich später das 3. K.'sche Gesetz: „daß die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten sich wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne verhalten“, an. In Prag waren die häuslichen Verhältnisse K.'s indessen keine sehr günstigen. 1611 starb seine Gattin, die inzwischen um ihre Güter gekommen war, auch verlor K. 3 Kinder durch die Pocken u. überdies ließ ihn die schlecht bestellte kaiserliche Kasse bittere Noth leiden. Erst 1613, nachdem K. eine Professur am Gymnasium in Linz angenommen u. eine zweite Ehe mit Susanne Rettinger aus Effertingen in Oesterreich eingegangen war, die ihm 7 Kinder gebar, gestaltete sich sein Leben wieder freundlicher. In Linz veröffentlichte er auch während seines ersten dortigen Aufenthaltes eine Vertheidigung des Kopernikanischen Systems unter dem Titel: „Epitome astronomiae copernicanae“ (1618) u. das berühmte Werk „Harmonia mundi“ (1619), mit dem oben bereits angeführten 3. Gesetze. Obwol nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges unter Kaiser Ferdinand die Stellung der Protestanten in Oesterreich eine höchst unsichere war, lehnte K. doch sowol die Einladung Jakob's I. nach England als auch einen Ruf als Professor nach Bologna ab. Um diese Zeit wurde seine zu Leonberg in der Nähe von Weil lebende Mutter der „Zauberei“ verdächtigt u. als „Hexe“ angeklagt. Auf Grund der gegen sie erhobenen Anschuldigungen ließ der Untersuchungsbeamte 1620 die alte Frau gefangen setzen u. beantragte, da sie nichts gestehen konnte, beim Stuttgarter Obergericht die Tortur. Als K. davon erfuhr, reiste er sofort selbst nach Württemberg, um persönlich für ihre Rettung zu wirken. Seinen Anstrengungen gelang es endlich zu beweisen, daß der Angeklagten die Indizien zu einer Hexe fehlten, u. dem Prozeß eine günstige Wendung zu geben. Die Angeklagte ward mit der Tortur unter Vorzeigung der Folterwerkzeuge nur geschreckt u., da sie dennoch auf ihrer Unschuld bestand, im Nov. 1621 freigegeben. Wenige Monate darauf starb sie, fast 75 Jahre alt. Während seines Aufenthaltes in Württemberg

ließ K. ein Schriftchen über die Sonnen- u. Mondfinsternisse der J. 1620 u. 21 (Ulm) erscheinen, u. nach seiner Rückkehr nach Linz wurden die Berechnungen zur Herausgabe der Rudolfinischen Tafeln wieder seine Hauptarbeit. Es muß gesagt werden, daß um ihretwillen allein der Kaiser den gewaltigsten Denker seiner Zeit noch in seinen Ländern duldete; als das Werk endlich 1627 in Druck erschienen war, mußte K. wieder ausziehen, u. da rings umher die Kriegsnoth wüthete, schien sich für ihn kein ruhiger Zufluchtsort aufzuthun. In dieser Zeit trat Wallenstein mit K. in Verhandlung, um ihn als Astronom an seinen Hof zu Sagan zu ziehen; K. ging darauf ein. Wallenstein übernahm die rückständige Besoldung, allein da der strenge Forscher den astrologischen Gelüsten des gewaltigen, aber abergläubischen Kriegsmannes nicht nachgab, so konnte das Verhältniß nicht von Dauer sein. Zwar hatte K. Wallenstein auf seinen Wunsch schon 1608 u. 1625 das Horoskop gestellt (s. Bd. I., Sp. 1155), jedoch sich schon damals im Begleitschreiben ausdrücklich gegen den Glauben an die Astrologie ausgesprochen. Ein Anerbieten des Herzogs, nach Rostock zu kommen, knüpfte K. an die Bedingung der Auszahlung seiner Schuld. Darüber fand die Trennung statt. K. eilte nach Regensburg, um beim Reichstage sein Recht zu suchen, doch erlag er den Anstrengungen der Reise schon 6 Tage nach seiner Ankunft in Regensburg (15. Nov. 1630). — Die Sage hat den vielgeprüften Forscher den Hungertod sterben lassen — das ist irrig, aber immerhin bleibt die Erzählung ein Zeugniß für das nichts weniger als mühelose Leben K.'s, u. die beiden großen Religionsparteien haben sich förmlich den Rang streitig zu machen gesucht, ihm das größte Herzeleid zuzufügen. Um die praktische Astronomie hat K. sich durch Erfindung des nach ihm benannten Fernrohrs (s. d.) unsterbliches Verdienst erworben. Er vermuthete bereits in dem auffallend großen Zwischenraum zwischen Mars u. Jupiter das Vorhandensein eines Planeten u. stellte die Hypothese auf: die Fixsterne sind Sonnen, welche wahrscheinlich, wie die unsrige, von Planeten umgeben sind, u. unsere Sonne befindet sich in der Nähe der Milchstraße. — Von seinen Kindern erreichte nur ein Sohn ein reiferes Alter, Ludwig **K.**, geb. 21. Dez. 1607 zu Prag, der in Tübingen 1626 bis 1629 Medizin studirte u. sich später in Königsberg (Ostpreußen) niederließ, wo er als angesehener Arzt 9. Sept. 1663 starb. — K.'s Werke „Opera omnia" hat Chr. Frisch herausgegeben (Stuttg. 1858—72). In Weil, der Stadt, ward 24. Juni 1870 K.'s Denkmal enthüllt. Vgl. insbes.: Stäublin, „Narratio de J. K. theologia et religione" (Gött. 1793); Breitschwert, „K.'s Leben u. Wirken" (Stuttg. 1831); Reuschle, „K. u. die Astronomie" (Frankf. 1871); v. Hasner, „Tycho Brahe u. J. K. in Prag" (Prag 1872).

Keramik (griech.), so viel als Töpferkunst, umfaßt die Herstellung aller Arten von geformten Gegenständen aus thonigen Erdarten (Irdenwaare), die entweder blos getrocknet od. nach dem Trocknen gebrannt, wol auch glasirt, bemalt, emaillirt u. sonstwie verziert werden. Die Erzeugnisse der Ziegelfabrikation gehören demnach eben so wol der K. an als das Steingut, die Terracotta, die Majolika u. die feinen Porzellane von Meißen u. Sèvres.

Keratin hat man diejenige chemische Substanz genannt, welche die Grundlage der Horngewebe, des Horns, der Epidermis, des Epitheliums u. s. w. bildet.

Kératry, Auguste Hilarion de, franz. Schriftsteller u. Politiker, geb. zu Rennes (Ille et Vilaine) 28. Okt. 1769, studirte daselbst die Rechte u. nahm dann als Vertreter des Adels den von seinem Vater ererbten Sitz im Provinzialparlement der Bretagne ein. Die Revolution fand so wenig einen Widersacher in ihm, daß er sich freiwillig aller seiner Vorrechte u. Titel begab; dennoch brachte die Schreckenszeit auch ihm Verfolgung u. Verhaftung. Unter dem Kaiserreich lebte er zurückgezogen u. widmete sich der literarischen Thätigkeit u. philos.-religiösen Studien. Seit 1818 Mitglied der Kammer, betheiligte er sich eifrig an der Opposition gegen die reaktionären Tendenzen der Regierung, die er auch in der Presse heftig bekämpfte. 1830 war er Mitunterzeichner der gegen das Ministerium Polignac gerichteten Adresse der Kammermehrheit u. gehörte auch zu den 40 Deputirten, welche sich 30. Juli für die Ernennung des Herzogs von Orleans zum Statthalter des Reichs erklärten. Ludwig Philipp hatte einen warmen Vertheidiger in ihm; auch nach seiner Ernennung zum Pair von Frankreich (1837) stimmte K. stets für das Julikönigthum. Die Februarrevolution verdrängte ihn nur kurze Zeit vom polit. Schauplatz, denn schon 1849 wählte ihn sein altes Departement (Finisterre) wieder in die Gesetzgebende Versammlung, die er als Alterspräsident mit einer von der Linken höchst ungünstig aufgenommenen Rede eröffnete. Beim Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 mit verhaftet, jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt, zog er sich dann ins Privatleben zurück u. starb zu Paris 7. Nov. 1859. Von seinen vielen Schriften sind zu nennen: „Contes et idylles" (Par. 1791); „De l'existence de Dieu et de l'immortalité de l'âme" (ebd. 1815); „Inductions morales et philosophiques" (ebd. 1817 u. öfter); „De l'organisation municip. en France" (ebd. 1821); „Du beau dans les arts d'imitation" (ebd. 1822, 3 Bde.); „Examen philos. des Considérations sur le sentiment du sublime et du beau, dans le rapport des caractères, des tempéraments, des sexes, des climats et des religions, d'Emanuel Kant" (ebd. 1823); „Les derniers des Beaumanoir, ou la tour d'Helvin" (ebd. 1824 u. öfter, 4 Bde.); „Du culte en général et de son état particulièrement en France" (ebd. 1825 u. öfter); „Frédéric Styndall" (ebd. 1827, 5 Bde.); „Saphira ou Paris et Rome sous l'empire" (ebd., 3 Bde.); „La baronne de Kerleya" (ebd. 1836, 3 Bde.); „Une fin de siècle, ou huit ans" (ebd. 1840, 2 Bde.); „Clarisse" (ebd. 1854) u. a. m.

Kératry, Emile, Graf de, franz. Politiker u. Publizist, geb. als Sohn des Vorigen 20. März 1832 zu Paris, machte seine Studien in den Lyceen St. Louis u. Louis le Grand, nahm als Freiwilliger im 1. afrikan. Jägerregiment am Krimkriege Theil, diente dann bei den Spahis u. den Kürassieren, wurde im Okt. 1859 Offizier bei den Lanziers, worauf er die von seinem Vater aufgegebene Grafenwürde seiner Familie wieder annahm, ließ sich 1861 abermals zu den afrikan. Jägern versetzen, um den Feldzug in Mexiko mitzumachen, u. that sich dort als Escadronchef bei den Contreguerrillas so sehr hervor, daß ihn Bazaine (s. d.) zu seinem Ordonnanzoffizier ernannte. Ende Jan. 1865 nahm jedoch K. seinen Abschied u. kehrte nach Frankreich zurück, wo er alsbald in der „Revue contemporaine" u. in der „Revue des deux Mondes" Aufsehen erregende Berichte über die Wirthschaft in Mexiko nebst Enthüllungen über die berüchtigte Jecker'sche Schuldforderung veröffentlichte, welche der Opposition eine mächtige Waffe gegen die Regierung u. den Marschall Bazaine boten; dieselben erschienen später als Buch unter dem Titel „L'empereur Maximilien, son élévation et sa chute" (Par. 1867; deutsch Lpz. 1867) u. „La créance Jecker, les indemnités franç. et les emprunts mexic." (Par. 1868). Von Brest 1869 in die Kammer gewählt, wo er ein eifriges Mitglied des sog. neuen liberalen dritten Standes wurde, gehörte er zu Denen, welche „Rache für Sadowa" forderten. Nach dem 4. Sept. 1870 stand K. bis 12. Okt. an der Spitze der Pariser Präfektur, verließ hierauf per Luftballon die belagerte Hauptstadt u. ward von der für die Verwaltung der Provinzen delegirten Regierungsabtheilung in Tours insgeheim nach Madrid gesandt, um mit Castelar, Martos u. s. w. zu konferiren. Mittlerweile von Gambetta (s. d.) zum Oberkommandanten der mobilisirten Streitkräfte der 5 bretagn. Departements ernannt, bildete K. nach seiner Rückkehr das Lager von Conlie, legte aber aus Unmuth über die Gambetta'sche Diktatur 27. Nov. seinen Posten nieder, um dann jene aufs Schärfste u. Rückhaltsloseste anzugreifen; insbes. klagte er zuerst Gambetta offen an, daß er die Jugend zur Schlachtbank treibe. Im März 1871 von der Thiers'schen Regierung zum Präfekten des Depart. Haute-Garonne ernannt, unterdrückte er mit Energie die aufständische Bewegung in Toulouse. Als er jedoch seinen Amtsvorgänger fordern ließ, weil dieser ihn in der „Emancipation" kritisirt hatte, ward K. als Präfekt der Rhonemündungen nach Marseille versetzt. Auch hier fand indeß sein Vorgehen gegen die Radikalen u. den ihm opponirenden Generalrath des Departements nicht die Billigung der Regierung, weshalb er im Aug. 1872 zurücktrat. Seitdem ist er wieder journalistisch thätig. Außer den oben genannten Schriften rühren von K. auch mehrere Dramen her: die Lustspiele „A bon chat bon rat" (1856), „La toile de Pénélope" (1856) u. „La guerre des blasons" u. das Schauspiel „La vie de club" (1862).

Kerbel, s. „Anthriscus".

Kerbelrübe (*Chaerophyllum bulbosum*), eine dem Kerbel nahe verwandte Doldenpflanze des mittleren u. südlichen Europa, mit knolliger, rübenartiger Wurzel, die einige Aehnlichkeit mit der Teltower Rübe hat, aber kürzer u. runder ist. Ihr mehlreiches Fleisch macht sie zu einer angenehmen Speise, die man bes. im Süden als Salat od. gekocht u. gebraten wie die Kartoffel genießt u. deren Geschmack im letzteren Falle sehr an die Maronen erinnert. Man baut sie aber auch in neuerer Zeit mehr bei uns, u. zwar auf fruchtbarem, nicht zu trocknem u. lehmigem Sandboden, am besten als zweite Frucht nach einer vollen Düngung mit Rindermist. Man säet sie von August bis Dezember; die Pflanzen gehen im Frühjahr auf, sterben aber Ende Juni schon wieder ab. Doch nimmt die Wurzel ihren mehlreichen Charakter erst nach Michaeli an. Zur Speise verwendet man die größeren Rüben gleich der Teltower Rübe, die kleineren an Suppen od. Ragouts statt der Maronen. Man kocht sie wie die Kartoffeln u. drückt den Kern wie Mandeln aus der Schale; doch darf man sie nicht zu lange kochen, weil sie leicht breiig werden. Ihr Wohlgeschmack fällt in die Zeit von Dezember bis März. Eine Abart mit größeren Rüben ist *Ch. Prescotti DC.* Die Pflanze ist auch als Knollenkörbel od. knolliger Kälberkropf bekannt u. reicht als Speisepflanze durch die Donaufürstenthümer bis Nord- u. Mittelasien.

Kerberos, der vielköpfige (gewöhnlich mit 3, nach Anderen mit 50 Köpfen versehene) Hund der Unterwelt, welcher die Stelle des Thürhüters versieht. Herakles brachte ihn auf des Eurystheus Geheiß auf die Oberwelt.

Kerbthiere od. Kerfe, s. v. w. Insekten.

Keren, d. s. in der griech. Mythologie Töchter der Nacht u. Göttinnen des gewaltsamen Todes, die dem Einzelnen gleich bei der Geburt zugetheilt werden u. von den Schlachtfeldern die Verwundeten nach dem Hades schleppen.

Nr. 3688. Die Gruppe der Kerguelen-inseln.

Kerguelen (spr. Kerklang), die, auch Kerguelensland u. von den Engländern Desolations-Island genannt, ist eine unbewohnte, wahrhaft trostlose Inselgruppe im Indischen Ozean, zwischen 48½° u. 50½° südl. Br. u. 68½ u. 70½° östl. von Gr. liegend; die Hauptinsel ist von N. nach S. 90 Seemeilen lang, 45 Seemeilen von O. nach W. breit u. 125 □M. groß. Im Gürtel der westl. Winde befindlich, zeigen die K. fast keinen Unterschied des Sommer- u. Winterklimas: heftige Stürme, Regen u. Schnee od. Nebel bei rauher Temperatur sind für die dortigen Witterungsverhältnisse charakteristisch. Nur der Dezember zeigt einen klaren Himmel, weshalb auch die für die betreffenden geometrischen Bedingungen vortheilhaft gelegene Insel 1874 zu einer deutschen Station für die Beobachtung des Venusdurchgangs gewählt werden konnte. Die nördl. Küste, welche allein genauer vermessen ist, zeigt eine Menge von Fjorden u. Halbinseln, ist aber wegen der bedeutenden Brandung schwer anzulaufen. Ein in seinen Erhebungen über 300 m. mit Schnee bedeckter Gebirgszug durchzieht das Eiland, sendet an mehreren Stellen Gletscher unmittelbar in das Meer u. erhebt sich im Mount Roß bis zu 1865 m. An der Westküste befinden sich dagegen ein Vulkan u. einige heiße Quellen. Die geolog. Formation ist vorherrschend basaltisch u. trappartig. Mit Ausnahme des eßbaren Kerguelenkohls existirt auf der Insel kaum eine einzige nützliche Pflanze; der Charakter ihrer Flora ist schon entschieden antarktisch. Von Thieren werden Enten, Albatrosse, Meerelefanten u. vereinzelte Seehunde angetroffen. Zahllose Vögelschwärme von Pinguinen, Möven u. Schneehühnern bevölkern die felsigen Küsten, u. verwilderte Ziegen, die von Schiffen ausgesetzt worden sind, kommen im Innern vor. Entdeckt ward die Insel von dem franz. Kap. Kerguelen-Tremarec (s. d.); erforscht haben sie nam. Cook, Rhodes, Roß, Nares (Führer der „Challenger“, Expedition i. J. 1874) u. von Reibnitz (Kapitän des deutschen Schiffes „Arkona“).

Kerguelen-Tremarec (spr. Kerklang Tremäreck), Yves Joseph de, franz. Seemann, geb. 1745 zu Quimper in der Bretagne, wurde 1767 Schiffsleutnant u. 1771 mit der Führung der Kriegsschiffe „Fortune“ u. „Gros-Ventre“ behufs einer Expedition nach Isle de France betraut, um den von Grenier vorgeschlagenen kürzern Weg nach Indien zu prüfen u. das südliche, von Gonneville entdeckte Land zu untersuchen. Hierbei entdeckte er 13. Jan. 1772 die 1776 von Cook auf seiner dritten großen Seereise gleichfalls aufgefundene, von ihm aber nach ihrem ersten Entdecker benannte Kergueleninsel (s. d.). Als K. dieselbe auf einer zweiten Entdeckungsreise wieder besuchen wollte, sah er sich durch Sturm u. Mangel zur Umkehr genöthigt. Infolge von Verleumdungen vor ein Kriegsgericht gestellt, wurde K. bald darauf seines Grades für verlustig erklärt u. zu längerer Haft verurtheilt. Später wieder angestellt, machte er mit seinen Söhnen noch mehrere Reisen. Während der Schreckenszeit verhaftet u. abermals verabschiedet, starb er 1797. Er schrieb: „Relation d'un voyage dans la mer du nord“ (Par. 1771); „Relation de deux voyages dans les mers australes et des Indes“ (ebd. 1782); „Relation des combats et des événements de la guerre marit. de 1778 entre la France et l'Angleterre“ (ebd. 1796).

Kerkuk, Stadt mit 25,000 E., hauptsächlich Türken, dann Kurden, Juden u. einigen Chaldäern; liegt am Kisseh-Pu im Ejalet Bagdad u. ist der Hauptmarkt für die Bewohner des südl. Kurdistan, welche hier Galläpfel, Gummi, Honig u. Schafe gegen Reis, Lederwaaren u. Zeuge umtauschen. Auf dem Hügel, an dem K. erbaut ist, wird in einer Moschee das Grab Daniel's gezeigt, welches zur Pfingstzeit von vielen Juden besucht wird. Die Umgebung ist reich an Wein.

Kerman od. Kirman, im Alterthum Karamanien genannt, ist die südöstlichste Provinz Persiens u. grenzt im N. an Kuhistan, im W. an Farsistan, im O. an Belutschistan u. im S. an den Pers. Meerbusen. Sein Flächeninhalt beträgt 3562 □M., doch hat es nur 300,000 Bewohner, da fast die Hälfte der Provinz, u. zwar bes. im N., zu der großen Salzwüste gehört. Das von hohen Gebirgen erfüllte Innere ist ganz unbekannt. Der westlichste Theil der Küste wird Mogistan, d. i. Dattelland, genannt, wegen seines Reichthums an Dattelpalmen. Die Hauptstadt der Provinz, K. od. Sirdschan mit 30,000 E., liegt am Westende einer gut angebauten u. fruchtbaren Ebene u. besitzt viele Seiden- u. Wollwebereien. Die Shawls von K. sind denen von Kaschmir an Güte gleich.

Kermanschahan, die Hauptstadt der pers. Provinz Ardilan (des pers. Antheils an Kurdistan), in reizender Lage am rechten Ufer des Karasu, der in den Kercha fließt, gebaut, ist durch dicke Backsteinmauern befestigt u. besitzt ein Schloß. Unter den 20—25,000 Bewohnern giebt es viele Teppichweber u. Schwertfeger. Die Umgebung liefert reiche Ernten an Weizen, Gerste, Wein, Sesam u. Baumwolle u. weist in der nächsten Umgebung der Stadt viele Gärten mit zierlichen Kiosken u. Sommerwohnungen auf. Der Verkehr ist in K. sehr lebhaft, denn durch die Stadt führt die Hauptstraße zwischen Iran u. den Euphratländern. Im NO. von K. liegt der steile Felsen Tak-i-Bostan (Gartengewölbe) mit zwei künstlichen Felshallen, die durch Bildhauerarbeiten u. Inschriften geschmückt sind u. von denen sich bes. die größere (6 m. tief, 7 m. breit u. 15 m. hoch) durch Pfeiler am Eingange, glatt gemeißelte Wände u. ein kolossales Hauptbild an der Hinterwand auszeichnet.

Kermesbeeren, auch Scharlachbeeren (*Phytolacca decandra*), die Beerenfrüchte von einer Pflanzenart der Phytolaccaceen, welche einen hohen, krautartigen Busch mit abwechselnden u. eiförmigen großen Blättern, mit röthlichen, in eine Traube gestellten Blumen u. violetten Beeren bildet. Die letzteren enthalten einen scharlachrothen Farbstoff u. werden bes. in Südfrankreich zum Röthen des Weines benutzt. Die stattliche, ausdauernde Pflanze stammt aus Nordamerika, ist aber durch Kultur u. Vögel über den ganzen Süden von Frankreich u. seiner Nebenländer, ja bis zum Kaukasus verbreitet worden, kommt jedoch in Deutschland eben so gut fort u. wird hier nam. als Zierpflanze verwerthet. Alle Theile sind scharf u. Brechen erregend od. heftig purgirend, so daß selbst das

Fleisch solcher Tauben, welche die Beeren gefressen haben, laxirend wirkt. Trotzdem verwenden amerikan. Aerzte ihre Wurzel (poke root) in vielfachen Krankheiten, ebenso die Blätter u. unreifen Früchte. Um so auffallender ist, daß man die jungen Triebe als Spargel, die Blätter als Gemüse genießt. In Mexiko kennt man zwei andere Arten (Ph. octandra, mexicana), in Südamerika eine anderweitige (Ph. dioica), welche auf den schattenlosen Pampas als fast einziger Baum die größte Bedeutung hat, in Ostindien ebenfalls einige Arten (Ph. icosandra, acinosa) mit ähnlichen Eigenschaften. Eine letzte Art (Ph. esculenta) baut man bei uns selbst als Gemüsepflanze, indem man ihre Blätter als Spinat gebraucht.

Kermeskörner, Alkermes od. auch blos Kermes, sind die durch Essigdämpfe getödteten u. an der Sonne getrockneten Weibchen der Kermesschildlaus (Coccus Ilicis *Fabr.*), welche auf den Blättern u. Zweigen der in Griechenland, Südfrankreich u. Spanien heimischen Kermeseiche (Quercus coccifera *L.*), lebt. Diese Thierchen haben in getrocknetem Zustande das Ansehen von erbsengroßen Beeren, sie enthalten denselben rothen Farbstoff wie die Cochenille, jedoch in geringerer Menge, u. man benutzt sie zu ähnlichen Zwecken, wie diese.

Kermes minerale, Mineralkermes, ist dreifach Schwefelantimon.

Kern, Jakob Konrad, Gesandter der schweiz. Eidgenossenschaft in Paris, geb. 1808 im Dorfe Berlingen (Kanton Thurgau), studirte zuerst in Zürich Theologie, dann aber in Basel, Berlin, Heidelberg u. Paris Jurisprudenz u. Geschichte, kehrte 1831 in die Heimat zurück, um die Advokatur zu betreiben, wurde schon 1832 in den Großen Rath des Kantons Thurgau u. 1833 zum Deputirten bei der eidgenössischen Tagsatzung gewählt, was er bis 1848 blieb. Außerdem ward er Präsident des Obergerichts sowie des Erziehungsraths u. der Justizkommission in Thurgau. In all diesen Stellungen erwarb er sich große Verdienste, bes. übte er einen segensreichen Einfluß auf die Entwickelung des Erziehungswesens. K. war es übrigens auch, der auf der Tagsatzung des J. 1838 durch eine auch im Auslande Aufsehen erregende Rede die von Frankreich verlangte Ausweisung des Prinzen Louis Napoleon, nachmal. Kaisers, verhinderte. Ebenso waren seine Reden, die er 1847 gegen die Sonderbündler u. die Jesuiten hielt, Meisterstücke parlamentarischer Beredsamkeit. 1848 ging er als provisorischer Gesandter auf kurze Zeit nach Wien. In den nächsten Jahren machte sich seine Thätigkeit in fruchtbarster Weise auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung bemerkbar. In der Neuenburger Streitfrage als zweiter Unterhändler nach Paris geschickt, gelang es ihm, Napoleon für die Schweiz umzustimmen, u. als sich durch dessen Vermittelung Preußen herbeiließ, den Handel durch eine in Paris abzuhaltende Konferenz der Wiener Vertragsmächte schiedsrichterlich entscheiden zu lassen, nahm K. an dieser Konferenz als Vertreter der Eidgenossenschaft mit gleichem Stimmrecht wie die Vertreter der Großmächte Theil. In Anerkennung seiner Verdienste um die glückliche Lösung der Neuenburger Frage 1857 zum bevollmächtigten Minister der Schweiz in Paris ernannt, hat er auch in dieser Stellung, die er noch heute inne hat, seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste geleistet. Sein Werk ist insbes. die Revision aller zwischen Frankreich u. der Schweiz bisher bestandenen u. die Abschließung neuer Verträge. Während der Belagerung von Paris blieb K. ruhig auf seinem Posten. Ueberdies hatten Bayern u. Baden während des Krieges ihre in Frankreich weilenden Unterthanen unter seinen Schutz gestellt; K. war es auch, der als Doyen des diplomat. Corps während der Belagerung der Hauptstadt die beiden Noten an Bismarck redigirte, welche die Gestattung freier Durchpassirung für die Kuriere der Gesandten der neutralen Mächte u. das „Bombardement sans avertissement" betrafen.

Kernbeißer (Coccothraustes vulgaris) od. Kirschfink, ein dickköpfiger, schreiender Vogel aus der Familie der Fringilliden, mit großem, dickem, kreiselförmigem Schnabel, braunem Gefieder, einer weißen Flügelbinde, das Männchen mit einer sammetschwarzen Kehle u. einem rosenrothen Bauch; nährt sich von Buchnüssen, Kirschkernen ꝛc. u. ist von Schweden bis Südeuropa verbreitet. Von über 30 Arten der Gattung kommt diese als einzige in Deutschland als Strich- od. Zugvogel vor.

Kerner, Justinus Andreas Christian, deutscher Dichter u. mediz. Schriftsteller, ward 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg in Württemberg als Sohn des dortigen Oberamtmanns geb., Anfangs zu Knittlingen, dann aber zu Ludwigsburg erzogen; ward anfänglich zum Tuchmacherhandwerk bestimmt, später aber gelang es ihm durch die Vermittelung des Prof. Conz nach vorher überstandener Schulprüfung, zu Tübingen in dem sog. Neubau, einer Art Versorgung für unbemittelte Studenten (1804), Aufnahme zu finden. Hier lernte er seinen Vetter Uhland näher kennen u. stiftete mit ihm u. einigen anderen begabten Jünglingen, worunter G. Schwab, eine poetische Genossenschaft. Nach Erlangung der mediz. Doktorwürde (1808) etablirte er sich in dem im Schwarzwald gelegenen Wildbad, das er durch eine kleine Schrift (Tüb. 1813) bekannter machte. Hier vollendete er auch seine köstlichen „Reiseschatten von dem Schauspieler Luchs" (Heidelb. 1811), worin er seine früheren Erlebnisse mit dem herrlichsten Humor mittheilt, aber bereits seinen Hang zum Spiritismus durchblicken läßt. Im J. 1817 gab er mit seinen Freunden Fouqué, Schwab, Uhland, Varnhagen ꝛc. einen „Poetischen Almanach" (Heidelb. 1812) heraus, in welchem sein unsterbliches Wanderlied zum ersten Mal gedruckt erschien. Im nächsten Jahre folgte ein „Deutscher Dichterwald" (Tüb. 1813), in welchem auch eine große Anzahl seiner besten lyrischen Gedichte enthalten war. 1819 kam K. als Oberarzt nach Weinsberg, wo er sich das später durch die Gastfreundschaft seines Besitzers so berühmt gewordene Kleine Haus u. das sog. Schweizerhaus erbaute. Einen eigenthümlichen Ruf erlangte das Kernerhaus 1828—29, wo die „Seherin von Prevorst" daselbst wohnte u. K. seine berühmten Eröffnungen über das innere Leben



Nr. 3680. Justinus Kerner, geb. 18. Sept. 1786, gest. 21./22. Febr. 1862.

des Menschen u. über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere (Stuttg. 1829) unter diesem Namen publizirte. Von jetzt an wandte sich seine schriftstellerische Thätigkeit immer entschiedener der Nachtseite der Natur zu u. brachte ihn mit den schlimmsten Finsterlingen u. Schwärmern in Verbindung, obgleich er selbst eigentlich nur im besten Glauben war u. die angeblichen Thatsachen ohne Konsequenzen zu ziehen veröffentlichte („Blätter aus Prevorst", Karlsr. 1831—39, XII. Samml., u. „Magikon; Archiv für Beobachtung auf dem Gebiete der Geisterkunde", Stuttg. 1840—53, 5 Bde.). Leider hat auch seine Gespensterseherei einen übeln Einfluß auf die Wahl der Stoffe seiner Romanzen u. Balladen ausgeübt; seine Lieder haben zwar auch noch den Grundcharakter des Trüben u. Traurigen, alle Freudigkeit derselben hat einen melancholischen Anstrich u. eine krankhafte Lebendigkeit, allein dafür haben sie Etwas, was wir außer bei Heine selten finden, sie haben Melodie, sie singen u. klingen auch da, wo sie nur seufzen. So ist es gekommen, daß der Einfluß seiner Lyrik ein sehr großer in der gleichzeitigen Literatur war. Bis an sein spätes Greisenalter, das durch fast völlige Erblindung u. durch den Tod seiner geliebten Gattin (1854) getrübt war, versiegte sein Liederquell nicht, obwol er seine amtliche Thätigkeit als Oberamtsarzt schon 1851 nicht

mehr fortführen konnte. Er starb am 21./22. Febr. 1862. Seine lyrischen Gedichte sind oft gesammelt (Stuttg. 1854, 5. Aufl.), einzelne ungedruckte u. ein Theil seiner Briefe in K. Mayer's „L. Uhland, seine Freunde u. Zeitgenossen" (1867). S. u. A. Reinhard, „J. K. u. das Kernerhaus zu Weinsberg" (Tüb. 1862).

Kernobst nennt man diejenigen Obstfrüchte, deren Fruchtfleisch fünf Fächer mit ihren Samen umschließt, zum Unterschiede von Stein-, Schalen- u. Beerenobst. Man rechnet dazu Aepfel, Birnen, Mispeln, Quitten u. uneigentlich auch Hagebutten.

Kernschuß nannten die früheren Artilleristen jeden Schuß, bei welchem die Kugel das Ziel erreichte, ehe sie merklich unter der Linie, welche durch die Mitte des Geschützes geht u. Seelenaxe genannt wird, sich gesenkt hat. Dieser Bezeichnung lag die Annahme zu Grunde, die Bahn der Kugel sei Anfangs eine ganz gerade Linie. Da dies indessen bei der Kugel so wenig wie bei jedem anderen geworfenen Körper der Fall ist, so wird die Bezeichnung K. heutzutage nicht mehr gebraucht. Kommt die Benennung noch irgendwo vor, so ist damit der Schuß gemeint, bei welchem das Geschützrohr horizontal gerichtet ist.

Kerry, die südwestlichste Grafschaft Irlands in der Provinz Munster, 85,2 □M. mit 196,014 E. (1871) umfassend; wird im W. vom Atlant. Ozean bespült, der die fjordähnlich in das Land eindringenden Busen der Tralee-, Dingle- u. Ballingskelligbai u. des Kenmare River bildet, im N. von der seeartig erweiterten Mündung des Shannon, im O. von Limerick u. im S. von Cork begrenzt. Den zwei schroff zum Meere abfallenden Halbinseln ist eine Anzahl felsiger Eilande vorgelagert, unter denen die Insel Valentia die größte u. als Endpunkt der von Großbritannien nach Nordamerika gelegten transatlantischen Kabel die bekannteste ist. K. weist die höchsten Bodenerhebungen von Irland auf u. führt nicht mit Unrecht den Beinamen der „irischen Schweiz"; prächtige, inselreiche Seen, bes. die von Killarney (s. d.), Wasserfälle, reich bewaldete Thäler u. steil abfallende, auf ihren Gipfeln kahle Berge, welche im Carrantuohill eine Höhe von 976 m. erreichen u. meist die herrlichsten Blicke auf das Meer gestatten, verleihen dem Lande große u. überaus wechselvolle landschaftliche Reize. Die fast durchaus irische Bevölkerung, deren Zahl infolge der Auswanderung in beständiger Abnahme begriffen ist, treibt im nördl. u. mittleren Theile der Grafschaft, wo der sanft gewölbte Boden sich zur Weizenkultur vorzüglich eignet, Ackerbau, in den Gebirgsgegenden bes. Viehzucht, an den Küsten sehr beträchtlichen Fischfang u. gewinnt Kupfer-, Blei- u. Eisenerze; auf der Insel Valentia befinden sich große Schieferbrüche. Industrie u. Handel sind unbedeutend, weil die Küsten nur wenige gute Hafenplätze darbieten u. die Flüsse des Landes nicht schiffbar sind. — Die Hauptstadt Tralee mit etwa 10,000 E. liegt an der gleichnamigen Bai, welche hier den Lee aufnimmt, u. hat den besten Hafen in K.

Kertsch, Stadt im östlichsten Theile der Krim, mit dem hart daran stoßenden Jenikale zusammen 19,616 E. (1872) zählend, liegt auf der gleichnamigen Halbinsel, die zwischen den Baien von Kaffa u. Arabat mit der Hauptmasse der Krim zusammenhängt u. sich nach O., das Schwarze von dem Asow'schen Meere trennend, bis zur Straße von K. (dem Kimmerischen Bosporus) erstreckt. Die Lage an dieser Meerenge macht K. zu einem strategisch u. kommerziell wichtigen Platze; der Hafen ist geräumig u. wird durch Forts u. Batterien geschützt; die meist von Handel, Fischerei u. Schiffahrt lebende Bevölkerung bildet ein buntes Gemisch von Russen, Griechen, Armeniern, Deutschen u. Tataren. Von den heimischen Produkten ist Salz das wichtigste; in der vollständig flachen Umgebung wird viel Schaf- u. Ziegenzucht getrieben. K. steht auf der Stelle der griech. Kolonie Panticapäum od. Bosporus, welche unter Mithridates Hauptstadt des Bosporanischen, unter Pharnaces Hauptstadt des Pontischen Reiches war. Der Boden um K. hat eine Menge der werthvollsten griech. Alterthümer geliefert, bes. der „Goldene Hügel", welcher für das Grab des Mithridates gilt. Im Mittelalter erlangte K. eine neue Handelsblüte unter genues. Herrschaft; in der neuesten Zeit wurde es aber in der traurigsten Weise im Krimkrieg 11.—14. Juni 1855 durch die Engländer u. Franzosen verwüstet, die es bis 24. Juni besetzt hielten; seitdem hat sich die Stadt noch nicht vollständig wieder aus ihren Trümmern erheben können.

Kerzen u. Kerzenfabrikation. Die zur Kerzenfabrikation verwendeten Beleuchtungsmaterialien sind entweder Talg, Wachs, Walrath, Paraffin u. verwandte Substanzen, z. B. Ozokerit, endlich Stearin, d. h. feste fette Säuren, wie sie aus Talg, Palmöl, Kokosnußöl ꝛc. durch Versetzen mit Kalk, Wasser, Schwefelsäure ꝛc. gewonnen werden. Obwol man gegenüber dem Oel das Anschaffen u. in Ordnunghalten der Lampen spart, kommt die Kerzenbeleuchtung wegen höherer Material- u. besonderer Façonkosten theurer zu stehen. Das Verhältniß ist ein ähnliches wie zwischen Tabakspfeife u. Cigarre; mit letzterer theilt die Kerze die leichte Transportfähigkeit. Jede Kerze besteht aus zwei Haupttheilen, dem eigentlichen Leuchtstoff u. dem Docht, welcher für jenen den Verbrennungsherd bildet. Beide müssen in passendem, von der Schmelzbarkeit des Materials abhängigem Mengenverhältnisse zu einander stehen. Durch seine strahlende Wärme schmilzt das verbrennende Fett des Dochtes einen Theil des Kerzenkörpers, es bildet sich ein kleines Becken, aus dem der Docht durch Haarröhrchen leicht das geschmolzene Fett ansaugt u. verdampft. Das erzeugte Gas liefert dann die leuchtende Flamme. Ist der Docht zu dick, so schmilzt der Beckenrand ab, die Kerze läuft. Ist er zu dünn, so bleibt der Rand zu lange stehen u. das geschmolzene Fett ertränkt den Docht, so daß nur eine kleine Flamme mit ungenügender Lichtentwickelung entstehen kann. Bei leicht schmelzbarem Material mag das Verhältniß zwischen Docht u. Lichtdurchmesser z. B. 1 : 10 sein, bei der schwerer schmelzbaren Stearinsäure darf es größer werden u. kann bis 1 : 8 gehen. Der Docht wird bei den geringeren Kerzensorten einfach aus nebeneinander gelegten lockeren Baumwollenfäden (selten aus anderem Material, z. B. Binsen) gebildet; bei den besseren Sorten wendet man dreisträhnig geflochtene Dochte an, die auf einer einfachen Maschine hergestellt u. des leichteren Verbrennens wegen mit sehr verdünnter Schwefelsäure, auch mit schwacher Borsäurelösung, getränkt werden. Die geflochtenen Dochte krümmen sich beim Verkohlen nach außen, so daß die Spitze in die äußere sauerstoffreiche Flammenschicht hineinragt u. infolge dessen vollständiger verbrennt. Der Zusatz von Borsäure schmilzt die Asche des Dochtes sowie den Gehalt der Kerze an mineralischen Stoffen zu einem leicht schmelzbaren Glase zusammen, dessen kleine Perlen von der Dochtspitze abfallen, ohne das Licht zu beschmuzen.



Nr. 3690. Alte Methode des Lichterziehens.

Die Anfertigung der Kerzen erfolgt auf verschiedene Weise, entweder durch Ziehen od. durch Gießen, od. auch durch Zusammenrollen. — Das Ziehen findet nur noch bei den geringsten Talgkerzen Anwendung, alle bessere Kerzensorten werden durch Gießen hergestellt u. nur die großen Wachskerzen (Kirchenlichter) durch Zusammenrollen einzelner Wachsstränge od. Platten. Beim Ziehen der Lichte werden zuerst die Dochte durch Umwickeln um ein Maßbret u. Aufschneiden längs der einen Seite zu Stücken von etwas mehr als doppelter Kerzenlänge vorgerichtet, welche in der Mitte zusammenhängen u. eine Schlinge bilden, mit der sie mittels Drahthäkchen an horizontalen Stäben aufgehängt werden. Am losen Ende vereinigt man die Fasern durch Eintauchen in Talg. Die geschmolzene Kerzenmasse (der Talg) muß gut gerührt u. so weit abgekühlt sein, daß ein herausgenommener Tropfen rasch erstarrt. In einem zweiten kleineren Kessel ist etwas stärker erhitzter Talg vorräthig, in welchem die Dochte zuerst rasch mit Talg durchtränkt werden, die man

zu einem ganzen Rahmen vereinigt hat. Werden sie alsdann in den gußrechten Talg getaucht, so setzt sich eine Schicht desselben daran an, die sich nach erfolgtem Abkühlen durch erneutes Eintauchen nach Belieben verstärken läßt. Da der untere Theil des Dochtes zuerst eintaucht u. zuletzt herausgezogen wird, so nehmen die Kerzen eine Kegelform an, die indessen durch nochmaliges Eintauchen (bis zur Hälfte) in den erhitzten Talg zur normalen cylindrischen Form sich umgestaltet. Wachskerzen werden ebenfalls durch Eintauchen od. auch durch Angießen erhalten, indem man mittels eines Löffels geschmolzenes Wachs über den zwischen den Fingern gedrehten Docht herabfließen läßt. Die Plasticität des warmen Wachses erlaubt es dann, durch Rollen zwischen naßgehaltenen Bretern, die richtige Cylinderform herzustellen. Beim sog. Wachsstock wird der durch das schmelzende Wachs geführte Docht schließlich durch Ziehlöcher gezogen u. dadurch egalisirt. Wichtiger durch ihre Ausdehnung ist die Fabrikation von gegossenen Kerzen. Man benutzt dazu nahezu cylindrische Formen von Glas, besser in einer Legirung von Blei u. Zinn, die über einen polirten Stahlkern gegossen u. dadurch im Innern spiegelblank geworden sind. Das untere Ende der Kerzenform bildet ein niedriger Konus, in dessen Spitze das eine Dochtende eingeklemmt wird, während das andere durch den Steg des Eingußtrichters in der Mitte der Form od. durch einen kleinen federnden Messingring festgehalten wird. Das Einziehen der Dochte, das darauf folgende Festklemmen &c. macht viele Arbeit. Man findet daher jetzt vielfältig Gießmaschinen, bei welchen das Herausziehen od. das Herausschieben des ersten gegossenen Lichtes gleich für den nächsten Guß Docht von einer Spule nachzieht. Manchmal geschieht dieses Hinausschieben sehr zweckmäßig durch den Druck gepreßter Luft. Natürlich liegen bei diesen Gießmaschinen ganze Reihen von Formen neben einander, die gleichzeitig aus einer gemeinsamen Gußrinne gefüllt werden. Vor Allem werden die Stearinkerzen durch Guß hergestellt. Um die Kerzen vollkommen dicht, ohne Höhlungen u. mit nicht zu sehr entwickelter Krystallisation zu gießen, muß man die Masse zur rahmartigen Konsistenz unter Umrühren abkühlen, dafür aber in schwach erwärmte Formen gießen. Die rasche Abkühlung der gefüllten Formen erfolgt dann durch Wasser od. einen kalten Luftstrom. Nach dem Herausnehmen u. Abschneiden des Gießkopfes (mit einer kleinen Cirkularsäge) werden die Kerzen noch mit einer Maschine zwischen Polirtüchern geglättet, auch noch mit Spiritus abgerieben, endlich gestempelt u. verpackt. Paraffinkerzen werden ebenso gegossen. Häufig findet man aus Stearin u. weichem Paraffin zusammengesetzte sog. Helioskerzen.

Kesmarck (Käsmark), königl. Freistadt im ungar. Komitate Zips mit 3938 slavischen u. deutschen E. (1869); liegt im breiten Karpatenthale der Poprad, welches im W. von der Gerlsdorfer u. Lomnitzer Spitze überragt wird; der alterthümliche Ort, dessen große kathol. Pfarrkirche ein schönes Denkmal gothischen Stiles in Oberungarn ist, wurde von sächs. Einwanderern begründet u. war früher stark befestigt; K. hat ein Obergymnasium u. treibt Tuchweberei, Ackerbau u. einen umfangreichen Handel.

Kessel, Jan van, holländ. Landschaftsmaler, geb. 1648, war ein geschickter Nachahmer Ruysdael's, dessen Schüler er gewesen sein soll, u. starb 1698; seine Bilder sind selten. Nicht zu verwechseln ist er mit Johannes van **K.** dem Aelteren, geb. 1626 zu Antwerpen, der Blumen, Pflanzen, Vögel u. dgl. malte, u. mit einem Sohne, Ferdinand van **K.** (geb. 1660), sowie einem Neffen, Johannes van **K.** dem Jüngeren, die sich in demselben Fache der Malerei hervorthaten. Jener malte aber auch gute Landschaften u. Figurenbilder.

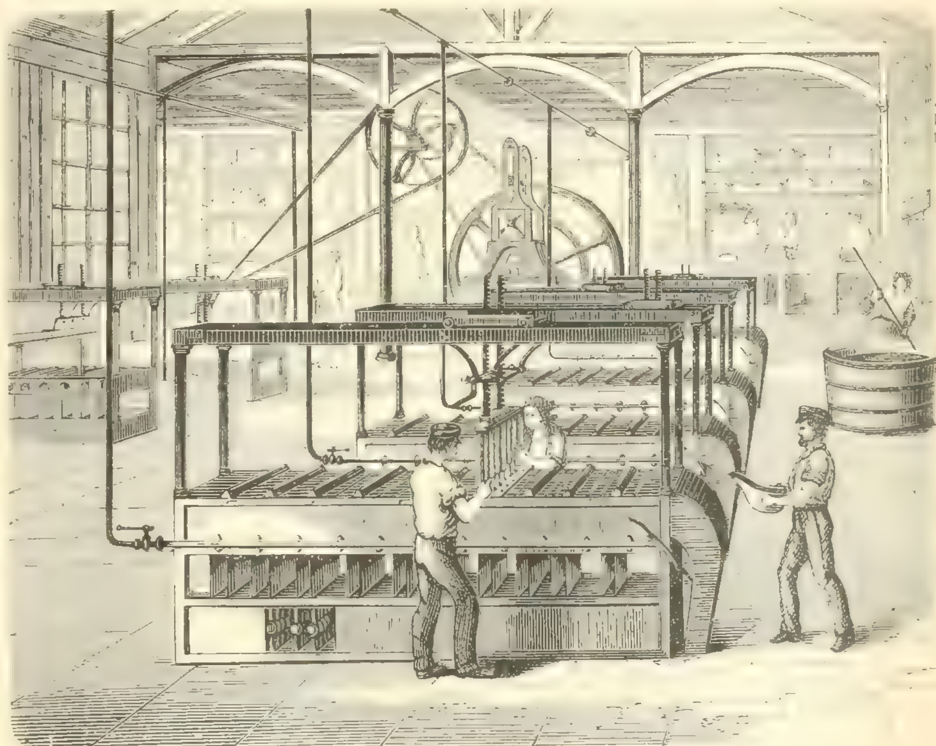
Kesselsdorf, Dorf, 1 M. im W. von Dresden gelegen, war 15. Dez. 1745 der Schauplatz einer Schlacht, in welcher die Sachsen unter dem Feldmarschall Rudowski von den Preußen unter Leopold von Dessau geschlagen wurden. Die Sachsen stützten sich auf K., das sie mit 8 Bataillonen Grenadiere besetzt hatten, schlugen auch die preuß. Angriffe auf das Dorf zurück, mußten dasselbe aber aufgeben, als die zu weit vorgedrungenen Grenadiere von den Preußen geworfen, die Kavallerie umgangen u. das Centrum durchbrochen war. Zu Dresden, das zwei Tage später von den Preußen besetzt wurde, fand 25. Dez. 1745 der Friedensschluß statt, der den zweiten Schlesischen Krieg beendete.

Kesselstein. In den Wasserkochgefäßen der Küchen bildet sich beim längern Kochen ein Absatz, der mit dem Trivialnamen „Salpeter" bezeichnet wird. In viel großartigerem Maßstabe setzt er sich in den Dampfkesseln als K. ab, wo er oft ziemlich dicke, steinartige Krusten bildet



Nr. 3691. Gießen der Kerzen.

Diese vermögen enge Cirkulationsräume nach u. nach vollständig auszufüllen, das Durchdringen der Wärme zu verhindern u. so zur geringeren Dampfentwickelung, zum Glühendwerden der Kesselwände, zum Schwächen u. Verbrennen derselben, endlich zu zerstörenden Explosionen Veranlassung zu geben. Der K. besteht vorwiegend aus Kalksalzen; seltener sind Magnesia, Eisenoxyd, Thon &c. beigemengt.



Nr. 3692. Kerzengießmaschine von Morgan.

Bei Kesseln, die aus Mangel an Süßwasser mit Meerwasser gespeist werden, kann sich selbst festes Kochsalz beimischen. Ein bes. nachtheiliger Absatz entsteht, wenn das Speisewasser direkt durch Dampf aus den mit Fett geschmierten Cylindern vorgewärmt u. dadurch fetthaltig wird. Es setzt sich dann auf den Blechen ein feines weißes Pulver von fettsaurem Kalk ab, das vom Wasser nicht benetzt wird u. selbst in dünner Schicht die direkte Berührung des Wassers mit dem Blech aufhebt. Infolge davon verbrennen die von der Stichflamme getroffenen Theile fast unvermeidlich.

Die Ursache des K.s ist begreiflicherweise in den animalischen Bestandtheilen des Speisewassers zu suchen. Kohlensaurer Kalk, Magnesia, Eisenoxydul (an u. für sich unlöslich) werden es durch gleichzeitig vorhandene freie Kohlensäure. Sobald diese durch Kochhitze ausgetrieben wird, fallen jene mineralischen Bestandtheile in krystallinischem Zustande nieder (die Magnesia auch als Hydrat, das Eisenoxydul, indem es sich durch Oxydation in Eisenoxyd verwandelt). Gips, der in 400 Theilen kalten, in 600 Theilen kochenden Wassers löslich ist, wird nur in seltenen Fällen durch bloßes Erhitzen, dafür aber beim Verdampfen (in Form von Anhydrit) ebenfalls sehr krystallinisch ausgeschieden. Die Vorschläge zur Beseitigung des K.s sind sehr mannichfaltig. Man beseitigt ihn von Zeit zu Zeit durch Ausmeißeln u. Ausklopfen, wodurch aber der Kessel selbst sehr leidet; außerdem aber sucht man durch allerlei Kesselsteinmittel, durch vorhergehendes Aufkochen des Speisewassers für sich od. mit Zusätzen von Kalkmilch, von Soda, Aetznatron, Gerbstoffen, Salmiak, Holzessig ꝛc. seine Bildung od. wenigstens sein festes Ansetzen zu verhindern. Der Gips, welcher den K. ganz bes. fest u. gefährlich macht, wird zweckmäßig durch Soda als pulverförmiger kohlensaurer Kalk gefällt, od. man führt ihn durch Zusatz von Chlorbaryum in lösliches Chlorcalcium u. in feinpulverigen schwefelsauren Baryt über. De Haens' Methode, das Speisewasser von kohlensaurem u. schwefelsaurem Kalk durch gleichzeitigen Zusatz von Kalkwasser u. Chlorbaryum, Aufkochen u. Absetzenlassen außerhalb des Kessels zu reinigen, bietet unter Umständen ebenfalls große Vortheile. Als Ursache der Dampfkessel-Explosionen wirkt der K., indem er die Berührung der Kesselwände durch das Wasser abhält, durch seine schlechte Wärmeleitung jene glühend werden läßt, so daß, wenn in der zusammenhängenden Kesselsteindecke durch irgend einen Zufall ein Riß entsteht u. das Wasser auf das glühende Eisenblech dringt, plötzlich eine gewaltige Dampfentwickelung stattfindet, deren Spannung die Festigkeit des Kessels keinen hinreichenden Widerstand entgegenzusetzen vermag.

Keßler, Johann Jakob (lat. Ahenarius), schweiz. Reformator, wurde 1502 in St. Gallen geb. u. studirte in Basel Theologie, ging Anfang 1522 nach Wittenberg, traf aber bereits unterwegs im Gasthof zum Bären zu Jena mit Luther zusammen, den er in seiner Reitertracht (Luther kam eben verkleidet von der Wartburg) für Hutten hielt; 1523 kehrte K., für die Reformation gewonnen, nach St. Gallen zurück, widmete sich dem Handwerk eines Sattlers u. hielt seit 1524 Vorlesungen über die evangel. Lehre auf der Zunftstube u. seit Anfang 1525 in der Lorenzkirche Bibellektionen, welche die Reformation in seiner Vaterstadt beschleunigten. Nach der Einführung derselben (1528) wirkte K. dann 1535 als evangel. Prediger zu St. Margarethen im Rheinthal u. wurde 1537 Lehrer, 1542 Pfarrer an der Lorenzkirche in St. Gallen, wo er 15. März 1574 starb. Er hinterließ unter dem Namen „Sabbatha" eine interessante Chronik der St. Gallischen Reformation. Sein Leben beschrieb Bernet (St. Gallen 1826).

Kette u. Schuß sind unterscheidende Bezeichnungen der sich durchkreuzenden Fäden der Gewebe. Es werden nämlich die nach der Länge des Gewebes laufenden Fäden Kette (auch Aufzug, Schweif, Anschweif, Zettel od. Werft) genannt, während die nach der Breite hin- u. herlaufenden Fäden als Schuß (auch Einschuß, Einschlag, Eintrag) bezeichnet werden. Die Verbindung zwischen K. u. Sch., also der Zusammenhang des Gewebes, geht dadurch hervor, daß die Schußfäden bei ihrer Durchkreuzung mit der Kette in regelmäßigen Abwechselungen bald auf od. vor, bald unter od. hinter den Kettenfäden hingehen. Durch die Regel, wonach diese Lage der Schußfäden bezüglich zur Kette geordnet ist, entstehen die mannichfaltigen Arten der Gewebe, wenn man von allen blos durch das Material, die Feinheit, Farbe u. sonstige Beschaffenheit der Fäden bewirkten Verschiedenheiten, sowie von der größeren od. geringeren Dichtigkeit der Gewebe u. von deren nachfolgender Zurichtung od. Appretur absieht.

Ketteler, Wilhelm Emanuel Freiherr von, Bischof von Mainz, der hervorragendste Vertreter des sog. Ultramontanismus im Deutschen Reiche, wurde 25. Dez. 1811 in Münster geb., studirte Jura u. war bereits (1837) preuß. Referendar, als er sich dem geistlichen Stande zu widmen beschloß. Im J. 1846 wurde er Pfarrer zu Hopster in Westfalen, wohnte 1848 als Abgeordneter der deutschen Nationalversammlung bei u. wurde 1849 zum Probst an die Hedwigskirche in Berlin berufen. Nach dem Tode des Bischofs Kaiser zu Mainz verwarf der Papst die Wahl des Gießener Professors Leopold Schmid u. setzte die K.'s durch. Im Juli 1850 bestieg er den Mainzer Bischofsstuhl u. begann seine Thätigkeit mit einem heftigen Hirtenbriefe gegen Johannes Ronge u. der Ueberführung der katholischen Studenten aus Gießen in das bischöfliche Seminar zu Mainz. Im Februar 1851 erließ er mit den vier anderen Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz die bekannte „Denkschrift", welche alle mittelalterlichen Befugnisse für die Kathol. Kirche aufs Neue beanspruchte. Dem folgte 1853 die Erklärung derselben Bischöfe, daß sie sich nur an das Kanonische Recht binden würden. Den hessischen Minister Dalwigk beherrschte K. in solchem Grade, daß er ihn 1854 zu der heimlich abgeschlossenen „vorläufigen Uebereinkunft" brachte, welche der Kathol. Kirche fast unumschränkte Rechte verlieh. Das Bekanntwerden dieses Vertrags rief einen wahren Sturm der Entrüstung hervor (seit 1860), aber erst 1866 willigte die hessische Regierung in seine Aufhebung. Dennoch blieb K. bis zum Sturze Dalwigk's (1871) die einflußreichste Persönlichkeit in Hessen. Auf dem Vatikanischen Konzil 1869—70 befand sich K. Anfangs unter den Hauptgegnern der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, beeilte sich aber nach der Verkündigung dieses Dogmas am meisten mit der Anerkennung.



Nr. 3693. Wilhelm Emanuel Frhr. v. Ketteler (geb. 25. Dez. 1811.

In dem Kampfe zwischen Staat u. Kirche nahm er seitdem die erste Stelle ein u. entfaltete eine großartige u. energische Thätigkeit theils durch die Presse, deren Mithülfe er meisterhaft zu nutzen versteht, theils durch die Agitation in den niederen Volksklassen durch alle möglichen Vereine. Große Wirkungen hat er u. A. durch den im Sept. 1871 gestifteten „Mainzer Katholikenverein" erzielt, der durch seine Wanderversammlungen die Aufregung des kathol. Volkes immer wach erhält. Dennoch hat K. bis jetzt jeden Konflikt mit der Staatsgewalt zu vermeiden gewußt. — Von seinen zahllosen Schriften, mit denen er jedes Stadium des kirchlichen Kampfes begleitet, u. die in großen Massen oft für wenig Pfennige unter das Volk geworfen werden, sind die bedeutendsten: „Deutschland nach dem Kriege von 1866" (1867 in 6 Aufl.); „Das allgemeine Konzil u. seine Bedeutung für unsere Zeit" (1869 in 6 Aufl.); „Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vatikan. Konzils" (1871 in 4 Aufl.); „Die Katholiken im Deutschen Reich. Entwurf zu einem politischen Progamm" (1873 in 5 Aufl.) — sämmtlich zu Mainz erschienen.

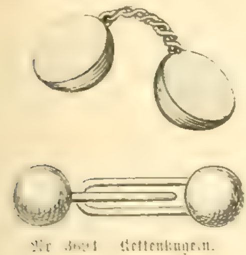
Kettenbrüche nennt man in der Arithmetik Brüche, deren Nenner nicht wie bei gemeinen Brüchen aus einer ganzen, sondern aus einer gemischten Zahl (einer ganzen u. einem Bruche) besteht, deren angehängter Bruch wiederum ebenso beschaffen sein kann u. s. f. Geht diese Verkettung ohne Ende fort, so hat man einen unendlichen, wo nicht, einen endlichen K. Man kann jeden Bruch in einen K. verwandeln, indem man mit dem Zähler sowol Zähler als Nenner dividirt u. mit dem im Nenner bleibenden Bruche immer wieder so verfährt. S. z. B. wie nebenstehend.

$$\frac{23}{29} = \cfrac{1}{1 + \cfrac{1}{3 + \cfrac{1}{1 + \cfrac{1}{5}}}}$$

Die Nenner 1, 3, 1, 5 heißen die Partialnenner des K.es. Umgekehrt läßt sich auch wieder ein K. in einen gemeinen verwandeln, indem man allmählich die Nenner zu unechten Brüchen macht.

Die K. können dazu gebraucht werden, um einen großen Bruch angenähert durch einen einfacheren auszudrücken. So erhält man z. B. als Näherungswerthe für $\frac{23}{29}$, wenn man nur die ersten beiden Theilnenner berücksichtigt, also: $\frac{1}{1 + \frac{1}{3}} = \frac{3}{4}$. Noch genauer geben die ersten Theilnenner den Werth $\frac{1}{1 + \frac{1}{3 + \frac{1}{1}}} = \frac{1}{1 + \frac{1}{4}} = \frac{4}{5}$, u. so kann man sich dem wahren Werthe um so mehr nähern, je mehr man Glieder berücksichtigt. Die K. werden in der Algebra vielfach zur Auflösung unbestimmter Gleichungen ersten Grades, zur Berechnung von Quadratwurzeln u. s. w. gebraucht.

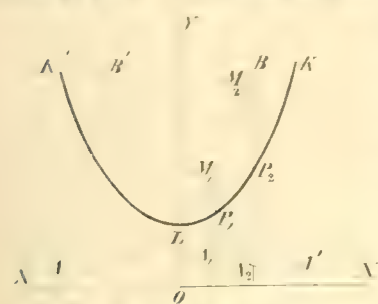
Kettenbrücke, s. „Brücke“.



Nr. 3694. Kettenkugeln.

Kettenkugeln waren durchschnittene Vollkugeln, deren Hälften mittels einer kurzen Kette vereinigt wurden. Auch verband man zwei Vollkugeln durch ein Kettenglied mit einander. Aus dem Geschütz geschossen, sollten dieselben die Reihen des Feindes niedermähen. Selbstverständlich konnte ein solches Geschoß nur eine höchst unregelmäßige Bahn beschreiben u. keine große Tragweite erreichen. Sie verschwinden schon Anfangs des 17. Jahrh.

Kettenlinie nennt man in der höheren Geometrie eine krumme Linie (Kurve), welche dadurch konstruirt wird, daß man wie in Nr. 3695 eine logarithmische Linie AB (s. „log. Linie u. Kurve“) so um die Axe OY dreht, daß sie in die Lage A'B' kommt u. dann die Unterschiede M_1N_1, M_2N_2 u. s. w. der Abstände (Ordinaten) dieser Linien von der Axe XX halbirt. Dann sind die Halbirungspunkte P_1, P_2 u. s. w. Punkte einer K. KLK'. Diese Linie hat ihren Namen davon, daß alle an zwei Punkten aufgehängten Ketten od. Seile (letztere als vollkommen biegsam u. unelastisch vorausgesetzt) stets unter dem Einfluß der Schwere in Gestalt einer solchen Linie herabhangen. Dieselbe ist deshalb wichtig in der Mechanik u. Architektur bei der Konstruktion von Kettenbrücken u. s. w., u. sie würde auch in umgestürzter Lage die besten Bogen für Gewölbe liefern, weil ein solches Gewölbe den geringsten Seitenschub auf die dasselbe tragenden Theile ausübt; ihre Gestalt ist aber dazu, besonders bei geringen Spannungen, etwas zu ungefällig u. unschön.



Nr. 3695. Kettenlinie.

Kettenregel ist eine Rechnungsweise zur Lösung arithmetischer Aufgaben, wenn die unbekannte Größe mit den gegebenen nicht durch Verhältnisse, sondern durch Gleichungen verknüpft ist. Wäre z. B. die Aufgabe gestellt, zu berechnen, wie viel Mark 9 m. eines Stoffes kosten, wenn bisher 21 Ellen davon mit 16 Thlrn. bezahlt wurden, so ist die erste Gleichung die: x Mark = 9 m. Um nun auf das Ebenmaß überzugehen, folgt die zweite Gleichung: 4 m. = 7 Ellen. Für das Ellenmaß ist aber der Preis bekannt, darum wäre die dritte Gleichung: 21 Ellen = 16 Thlr., u. als Uebergang auf die neue Münze: 1 Thlr. = 3 Mark. Man schreibt nun diese Gleichungen unter einander:

x Mark = 9 m.
4 m. = 7 Ellen
21 Ellen = 16 Thlr.
1 Thlr. = 3 Mark.

so daß immer jede Gleichung mit derselben Benennung beginnt, mit der die vorhergehende schloß, u. die letzte mit der Benennung schließt, mit welcher man die erste begonnen hat. Nun muß auch das Produkt aller linken Seiten dieser Gleichungen gleich dem aller rechten sein, also:

$$x \cdot 4 \cdot 21 \cdot 1 = 9 \cdot 7 \cdot 16 \cdot 3 \text{ od. } x = \frac{9 \cdot 7 \cdot 16 \cdot 3}{4 \cdot 21 \cdot 1}$$

was nach Kürzung zwischen Zähler u. Nenner die Lösung x Meter = 36 Mark ergiebt.

Kettenschiffahrt, Seilschiffahrt, Schleppschiffahrt, Touage, ein nicht ganz neues Mittel, durch eigenthümliche Verwendung der Zugkräfte bei Schiffen auf Flüssen, Kanälen u. Binnenseen größere Schnelligkeit u. Sicherheit im Betriebe zu erreichen. Die ersten Versuche der Schleppschiffahrt datiren aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo 1732 der Marschall von Sachsen in Frankreich sich mehrfach damit beschäftigte; doch wurden diese Versuche erst 1818 von Tourasse u. Courteaud wieder aufgenommen u. führten 1820 zu der ersten definitiven Anwendung im Großen auf der Saône bei Lyon. Man benutzte dort noch ein Hanfseil von etwa $5\frac{1}{2}$ cm. Dicke u. setzte die Seiltrommeln durch 6 Pferde in Bewegung; das Seil selbst bestand aus zwei Längen von je 1 Km. u. wurde durch 2 kleinere Kähne vorausgelegt, indem der eine derselben mit seinem Seilende die betreffende Strecke vorausfuhr, dasselbe auslegte, am Ende befestigte u. dann an den Anfang zurückkehrte, während der zweite Kahn den Schlepper (Toueur) begleitete u. das ablaufende Seil einnahm, um am Ende der Strecke mit dem ersten Kahne zu wechseln. Aehnlich war ein auf der Rhone eingerichteter Betrieb, während 1822 bereits von Vinchon auf der Seine Dampfkraft zur Bewegung der Seiltrommeln u. bald eine eiserne Kette angewendet wurde. Diese Kette od. das Seil dient dazu, der Bewegungskraft einen festen Angriff zu geben, welchen das leichtbewegliche Wasser nicht bietet. Bei dem letzteren ist vielmehr der Widerstand, den es den Rudern, den Schaufeln der Räder od. der Schraube entgegensetzt, ein so geringer, daß auch nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Bruchtheil der Kraft zu nutzbarer Wirkung gelangt. Der an u. für sich geringe Nutzeffekt vermindert sich nämlich bei jenen Bewegungsapparaten noch durch den Aufstau des Wassers vor dem Schiffe u. die Verminderung der Wassermasse hinter demselben, andererseits aber üben die erwähnten Propeller durch den erregten Wellenschlag einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Ufer der Flüsse u. Kanäle aus.



Nr. 3696. Prinzip der Kettenschiffahrt.

An der für gewöhnlich auf dem Boden des Flußbettes liegenden Kette, die von dem Schleppschiffe nur auf eine kurze Strecke immer emporgehoben wird, findet jedoch das letztere soviel Halt, um fast alle Kraft, die überhaupt verwendbar wird, soweit dieselbe nicht zur Hebung der Kette u. zur Ueberwindung der Reibung aufgebraucht wird, für die Bewegung der Last auszunutzen. Verfolgen wir die Entwickelung der K. weiter, so ist zu bemerken, daß seit 1850, von wo an die Apparate immer mehr vervollkommnet wurden, die bezüglichen Unternehmungen immer zahlreicher u. in größerem Maßstabe ausgeführt wurden. Die bekanntesten sind darunter die K. auf der oberen Seine zwischen Paris u. Montereau, auf der unteren Seine, ursprünglich (1853) von Paris bis Conflans eingerichtet, später (1856) über Rouen bis Havre fortgesetzt, auf der Loire zwischen Angers, Nantes u. Saint-Nazaire, auf der Oise u. dem Kanal du Nord zwischen Condé u. Conflans, sowie auf verschiedenen anderen franz. Kanälen; außerdem fahren in Belgien Kettendampfer auf dem Kanal de Millebroeck zwischen Brüssel u. Löwen, verschiedene auf holländ. Kanälen u. auf der Wolga. Auch auf dem Suezkanal wurden Versuche damit angestellt. In Deutschland wurde die erste Strecke 1866 durch die Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtsgesellschaft bei Magdeburg zwischen Neustadt u. Buckau mit dem besten Erfolge eingerichtet, u. seit 1870 ist die Strecke zwischen Riesa u. Schandau auf der Elbe in Betrieb gesetzt worden. Seit 1868 hat man die Kette durch das vortheilhafte Drahtseil ersetzt, u. zwar wurde dieses System zuerst auf der Maas zwischen Lüttich u. Namur in Anwendung gebracht. Infolge seines geringeren Gewichtes kann dasselbe durch Schleußen hindurchgelegt werden, wobei es beim Schließen derselben einfach durch die Thore wieder in seine richtige Lage geschoben wird. Außerdem kann man auf Kanälen mit starkem Verkehr zwei Seile neben einander legen, was mit Ketten nicht geschehen kann, indem diese sich sehr bald mit einander verklemmen würden. Die seitdem ausgeführten Anlagen von Seilschiffahrtsstrecken sind sehr zahlreich u. zum Theil von großer Ausdehnung, so z. B. auf dem Eriekanal (Nordamerika) in einer Länge von 560 Km. Das Prinzip, auf welchem die K. beruht, ist aus dem Schema Nr. 3696 ersichtlich. In der Mitte des Schiffes sind drei große Seilscheiben a, b, b angebracht, welche durch ein Zahnräderwerk von der Schiffsdampfmaschine in Umdrehung versetzt werden. Sie drehen sich in der Richtung der Pfeile, wenn die Bewegung des Schiffes nach links erfolgt, u. wickeln das Seil beim Ein- u. Austritt über zwei Leitrollen c, c über sich hinweg, od. vielmehr sie laufen theils auf, theils unter demselben hin, wie die Räder eines Wagens auf dem Wege. Die vermehrte Reibung giebt der bewegenden Kraft einen wirksameren Angriff als das leichtbewegliche Wasser u. gestattet eine zweckmäßigere Ausnutzung der Betriebskraft. Anstatt der drei Rollen a, b, b hat man auch blos zwei od. nur eine einzige angewendet, über welche sich dann das Seil vollständig herumschlingt.

Ketzer (griech. *αἱρετικός*), ein schon im 12. Jahrh. aus Catharus (Kathaxer, s. d.) verstümmeltes Wort; es bezeichnet die von dem öffentlich anerkannten Glauben einer bestimmten Kirche abgefallenen Menschen. Doch gehört zum Begriff der Ketzerei (Häresie) noch, daß sich der K. seiner Abweichung von der Kirchenlehre bewußt ist u. daß er die entgegengesetzte Lehre zu verbreiten trachtet. Solche, die nie in der Kirche waren (z. B. Juden, Mohammedaner), können natürlich nicht als K. gelten. Dagegen betrachtet die Römisch-kathol. Kirche alle anderen christlichen Kirchen als ketzerisch, da sie alle auf dem Abfall von der „allein wahren" Kirche beruhen. Schon das Neue Testament gebietet (Tit. 3, 10), die K. nach zweimaliger Verwarnung zu meiden. Im 2. Jahrh. schritt die Kirche zur Ausstoßung der K. aus der Kirche u. ließ gegen diese seit ihrer Anerkennung als Staatskirche auch weltliche Bestrafung, seit dem Ende des 4. Jahrh. sogar Todesstrafe eintreten. Das ganze Mittelalter hindurch ist theils durch die bischoflichen Ketzergerichte, theils durch die hierzu eingesetzte Inquisition (s. d.) unendlich viel Ketzerblut geflossen, indem der Staat zum Vollzug der Strafe (meist der Verbrennung) den Arm lieh. An der Spitze der Inquisition standen in den einzelnen Ländern besondere Ketzermeister aus dem Orden der Dominikaner. Auch die protestantischen Kirchen haben sich von Ketzerverfolgungen nicht freigehalten, wie die Verbrennung Servet's durch Calvin beweist (1553). In der Römisch-kathol. Kirche entscheidet noch jetzt ein besonderes Kollegium darüber, welche Schriften u. Lehren als ketzerisch zu betrachten seien; in der protestantischen Kirche hat dieselbe Frage, die mit der nach den Grenzen der Lehrfreiheit zusammenfällt, wiederholt zu hitzigem Streit geführt, obschon das moderne Staatsrecht jede bürgerliche Ahndung der Ketzerei durchaus verwirft.

Keuchhusten, Stickhusten (*Tussis convulsiva, pertussis*), eine Krankheit, welche vorzüglich im Herbst u. Winter, seltener im Frühjahr u. Sommer, kleine Kinder bis zu 12 Jahren befällt. In späteren Jahren tritt der K. seltener auf u. pflegt dann weniger heftig u. langwierig zu sein. Die Krankheit besteht in einem ganz eigenthümlichen Husten, der auf einen zufälligen Reiz, welcher auf den Kehlkopf od. die Luftröhre, vielleicht auch auf die Nasenschleimhaut wirkt, eintritt. Auf einen solchen Reiz folgen heftige, kurze, pfeifende Hustenstöße, die mit eben so heftigen, zischenden Einathmungen abwechseln, ein höchst quälender Zustand, der mitunter rasch vorübergeht, mitunter länger anhält, u. bei welchem sich infolge der Anstrengung das Gesicht lebhaft röthet, ja in höheren Stadien blauroth wird. Die Gefäße des Kopfes, bes. die Blutadern, schwellen an u. platzen zuweilen, so daß es in der Bindehaut des Auges u. den Schleimhäuten des Rachens zu Blutungen kommt. Dabei tritt, wenn der Paroxysmus nach dem Essen erfolgt, öfters Erbrechen ein. Der K. verläuft gewöhnlich in 6–8 Wochen, doch dauert er auch bis zu einem halben Jahre. Er endet, wenn keine Komplikationen dazu treten, dadurch, daß die Paroxysmen seltener u. kürzer werden, bis sie endlich ganz schwinden. Da der K. eine durchaus ansteckende Krankheit ist, so muß man daran erkrankte Kinder von dem Verkehre mit gesunden absondern. Gleichmäßig warme, reine, nicht trockene, nam. auch staubfreie Luft, gleichmäßige Temperatur sind erste Bedingungen für das Krankenzimmer, da die geringsten Veränderungen darin den Paroxysmus hervorrufen können, u. da jeder Anfall wiederum die Reizbarkeit steigert. Durch Zuspruch, Darreichen von kaltem Wasser ꝛc. kann man versuchen, den Anfall abzukürzen. Die Krankheit besteht in einer großen Reizbarkeit der Schleimhäute der Respirationswege, deshalb muß die Therapie darauf gerichtet werden, jene Empfindlichkeit abzustumpfen. Dies geschieht neben der vorhin angedeuteten Lebensweise durch Darreichung von narkotischen Medikamenten, unter denen die Belladonna sich sehr wirksam erwiesen hat. Der K. ist zwar an u. für sich keine lebensgefährliche Krankheit, doch kann er durch Komplikationen zu tödlichen Lungenentzündungen führen, ebenso kann er durch langes Bestehen ein Emphysem der Lunge bedingen. Selbst der Gefahr, zu verhungern, können die an K. leidenden Kinder ausgesetzt sein, da oft jede Nahrungsaufnahme von Hustenanfällen begleitet ist, denen sich sofortiges Wiederausbrechen des Genossenen anschließt. In solchen Fällen muß sofort nach vorübergegangenem Anfalle neue Nahrung, u. zwar so wenig wie möglich reizende, gereicht werden. — Oft kehrt der K. nach wochenlanger Unterbrechung wieder; Wohnungswechsel u. bei schönem Wetter Aufenthalt an geschützten Stellen im Freien, womöglich im Walde, können für schließliche Heilung viel beitragen. Daß der K. keine Lungenkrankheit ist, beweist eine Untersuchung dieses Organs, welches trotz lebhafter Paroxysmen nur geringe u. unbedeutende Veränderungen zeigt.

Keudell, Felix Max Leopold Robert v., deutscher Diplomat, geb. zu Königsberg i. Pr. 27. Febr. 1824, studirte 1841–45 in seiner Vaterstadt sowie in Heidelberg u. Berlin die Rechte, wurde 1850 Gerichts- u. 1851 Regierungsassessor in Potsdam, war 1858 bis 1863 Oberpräsidialrath in Breslau u. trat dann als Hülfsarbeiter ins Ministerium des Auswärtigen ein, in welchem er 1864 zum vortragenden Rath aufrückte. Seit seiner Anstellung im Ministerium war er der stete Begleiter des nachmaligen deutschen Reichskanzlers Fürsten Bismarck auf dessen politischen Reisen. Im Nov. 1869 wohnte er als Kommissar des Norddeutschen Bundes der Eröffnung des Suezkanals bei, u. 1870 ward er mit dem Range eines Geh. Legationsrathes bekleidet. Im J. 1871 vom 3. Frankfurter Wahlkreis in den Deutschen Reichstag gewählt, schloß er sich der deutschen Reichspartei an. Als sich im Sept. 1872 Graf Heinrich v. Keyserlingk (gest. zu Baden-Baden 14. Mai 1874) von seinem Gesandtschaftsposten in Konstantinopel aus Gesundheitsrücksichten entheben ließ, wurde K. sein Nachfolger, doch erhielt er schon nach Kurzem einen noch wichtigeren Posten, indem ihm die durch den Tod des Grafen Brassier de St. Simon-Vallade seit 22. Okt. 1872 erledigte Gesandtschaft am ital. Königshofe übertragen ward. K., einer bedeutenden staatsmännischen Kapazität, durch gesellschaftliche Formen u. insbes. musikalische Talente auf das Günstigste unterstützt, schreibt man wol mit Recht einen nicht geringen Antheil an den Erfolgen der Bismarck'schen Politik zu. Vermählt ist K. seit 1. Febr. 1870 mit einer Tochter des früheren preuß. Finanzministers Frhrn. v. Patow. — Rudolf **v. K.**, ältester Bruder des Vorigen, geb. 1801, gest. 1871, war zuerst Offizier, dann Landwirth, machte 1849 als Rittmeister im Schleswig-holsteinschen Heere den Krieg gegen Dänemark mit u. hat sich auch als belletristischer Schriftsteller bekannt gemacht. Er schrieb u. A.: „Außerhalb der Gesellschaft" (4 Bde., Lpz. 1847); „Bergan, eine Novellensammlung" (2 Bde., ebd. 1848); „Die Politiker, eine Tendenznovelle" (ebd. 1849) u. den Roman „Das Glückskind" (ebd. 1859). — Ein dritter Bruder, Otto **v. K.**, war Mitglied des Frankfurter Parlaments.

Keuper od. Keuperformation ist die oberste Etage der Triasformation (Buntsandstein, Muschelkalk u. K.). Der Name K. ist dieser Formation zuerst von Leopold v. Buch gegeben worden, weil man in der Gegend von Koburg die zu dieser Formation gehörigen bunten Mergel K. nennt; die franz. Geologen brauchen hierfür den Formationsnamen *marnes irisées*. Die Keuperformation als Ganzes läßt sich selbst wieder in drei gut unterscheidbare Formationsglieder eintheilen, indem die unterste Etage vorwaltend als eine Sandsteinbildung, die mittlere als eine Kalksteinbildung u. die oberste hauptsächlich als Mergelgebilde erscheint; aber nicht überall treten alle drei Glieder auf. Die Keupersandsteine der unteren Etage sind meist feinkörnig, grau od. braun u. reich an Pflanzenresten; sie werden zuweilen auch unter dem Namen Lettenkohlensandstein aufgeführt, weil sich in ihnen häufig die sog. Lettenkohle findet, eine sehr unreine, thonige u. kiesige Kohle, die jedoch nur selten als wirkliches Brennmaterial benutzt wird. In manchen Gegenden finden sich in dieser untersten Etage der Keuperformation Lager von Steinsalz, Gips u. Dolomit. Die mittlere Etage der Keuperformation ist gewöhnlich die mächtigste, sie besteht vorwaltend aus Kalksteinen, Dolomitbänken u. Mergeln. In der oberen Etage findet man wieder Sandsteine u. Mergel, letztere sind meist buntfarbige, rothe od. grüne Thonmergel, auch zuweilen dolomitische Steinmergel. Der K. findet sich nam. in Thüringen, Franken, Württemberg, Lothringen; in den Alpen tritt er nur untergeordnet auf u. zeigt auch hier ein weniger kenntliches Aeußere; während z. B. der K. in Deutschland fast nur Reste von Landpflanzen enthält, vertreten ihn hier (z. B. bei Hallstadt, Aussee, St. Cassien), wie es scheint, ganz marine Schichten mit sehr vielen, an anderen Orten nicht vorkommenden Versteinerungen. Auch in England, Nordamerika u. Asien finden sich dem K. entsprechende Schichten.

Keuschbaum od. Keuschlamm- u. Abrahamsstrauch, auch Mülle (*Vitex Agnus castus*), ein den Verbenaceen angehöriger, 2—4 m. hoher, schöner Strauch mit aufrecht strebenden Stengeln, weißlich behaarten Zweigen, gegenüberstehenden, gestielten, fingerförmigen Blättern, deren Oberfläche behaart, deren Unterfläche graugrün ist, mit schönen Blumenrispen an den Zweigenden u. wohlriechenden Blumen, die in ihrer bläulichen, violetten, röthlichen od. weißlichen Färbung an den quirlförmig gestellten Zweigen ährenförmig sich anordnen u. deren Staubfäden malerisch über die Blumenkrone heraussstehen. Die Früchte sind kuglig, von der Größe eines Hanfkornes, vierfächerig u. viersamig; sie enthalten ein ätherisches Oel, so daß sie wie Pfeffer (daher Mönchspfeffer) an die Speisen gethan, aber auch gegen Liebeskrankheiten im Alterthum häufig gebraucht wurden, sowie auch die Blätter. Damals stand überhaupt der Strauch in hohem Ansehen.

Der Strauch gehört ganz Südeuropa an, kommt aber auch in unseren Anlagen vor, obgleich er selbst in sonnigen Lagen leicht zurückfriert.

Kevelaer, Flecken im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz), ehemals zum Herzogthum, jetzt zum Kreis Geldern gehörig, 1½ M. im NW. von der gleichnamigen Stadt, unweit der Niers gelegen, ist ein weitberühmter Wallfahrtsort wegen des in der schönen Pfarrkirche befindlichen wunderthätigen Muttergottesbildes.

Kew (spr. Kjuh), Dorf in der engl. Grafschaft Surrey, 1½ M. westlich von London an der Themse gelegen, hat außer einem königl. Schlosse den bedeutendsten botanischen Garten der Welt, welcher, 1730 gegründet, seine Berühmtheit vor Allem der Verwaltung des großen Botanikers William Hooker (s. d.) zu verdanken hat. Die weiten Anlagen dieses musterhaft geleiteten Etablissements, welches nicht blos für die Wissenschaft durch die überaus reichhaltigen Sammlungen lebender Pflanzen (bes. in den großartigen Treibhäusern) u. Herbarien, sondern auch für die Agrikultur durch die Akklimatisationsversuche mit ausländischen Gewächsen von der größten Wichtigkeit ist; wird jährlich von mehr als 500,000 Menschen, selbst aus weitester Ferne, besucht; am reichsten sind die südasiatischen Länder vertreten. Die Kosten dieses Gartens bestreitet größtentheils der Staat.

Keyser, Nicaise de, mit Gustav Wappers der Hauptbegründer der jetzigen belg. Malerschule, ward zu Sandvliet bei Antwerpen 26. Aug. 1813 als eines Bauern Sohn geb., hütete in seiner Jugend das Vieh (daher der Schäfer von Sandvliet genannt), besuchte, als sein Zeichnertalent offenbar wurde, die Akademie in Antwerpen u. bereiste dann Italien, Deutschland u. Frankreich. Nach einigen vielverheißenden Versuchen in der religiösen Malerei wandte er sich vorzugsweise zur heimischen Geschichte u. bewies in seinen historischen Bildern eine glückliche Wahl der Stoffe, ein großes Kompositionstalent u. eine glänzende Farbengebung. Die „Schlacht von Woringen“ (am Rhein 1288), noch mehr aber die berühmte „Sporenschlacht bei Courtray“ (11. Juli 1302) u. die „Schlacht bei Nieuport“ (1600) erhoben nach einander seinen Ruf. Der Verkehr mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft, in welche ihn seine eminente Kunst als Portraitmaler eingeführt hatte, blieb jedoch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf seine späteren Geschichtsbilder, welche eine gewisse Vorliebe für ein elegantes, kunstvolles Arrangement u. blendendes Kolorit verrathen. Dahin gehören das „Atelier des Rubens“, der „Besuch Kaiser Maximilian's bei Hans Memling“, die „Albanerin“ u. a. Aber auch seine anderen Bilder, die ihm zur Entwickelung solcher Aeußerlichkeiten weniger Gelegenheit boten, z. B. „Karl V.“, „Columbus u. sein Sohn Diego“, der „Tod der Maria von Medici“, „Die heil. Elisabeth Almosen austheilend“, „Dante im Atelier Giotto's“, „Dante im Exil“, eine „Scene aus dem bethlehemitischen Kindermord“ u. a. zeugen von seiner tieferen Auffassung des Gegenstandes u. seiner geistvollen Charakteristik. Von 1862—72 führte K. eine Reihe von Scenen aus der Kunstgeschichte Antwerpens als Oelbilder für die Vorhalle des dortigen Museums aus. Seit 1855 ist er Direktor der dortigen Kunstakademie.

Khalif, eigentlich Chalifah, d. i. Nachfolger, Stellvertreter, heißt der Oberherrscher aller Mohammedaner, wofern der Ursprung u. die Rechtstitel seiner Würde in der Nachfolge u. Stellvertretung des Propheten liegen. Als wirkliche K.en gelten streng genommen nur die vier ersten, Abu Bekr (632—34), Omar (634—44), Othman (644—56) u. Ali (656—61), welche, als die ältesten u. würdigsten unter Mohammed's Verwandten, der Reihe nach durch Wahl zur Herrschaft berufen wurden. Den Titel K. führte wiederum nur Abu Bekr; die drei Uebrigen, deren Nachfolge nicht mehr unmittelbar war, nannten sich gewöhnlich Emir-el-muminin, d. i. Fürst der Gläubigen. Nach ihnen gab es nur noch ein unvollkommnes Khalifat, repräsentirt durch zwei vorwiegend weltliche u. tyrannische Dynastien: 1. die dem Mohammed gleichfalls verwandten Omajjaden, welche mit Moawijah, dem glücklichen Gegner Ali's, den Thron bestiegen u. in Damaskus residirten (660—750); 2. die Abbasiden, die Nachkommen von Mohammed's väterlichem Oheim Abbas, welche jene stürzten u. ihre Residenz in Bagdad aufschlugen. Sie regierten ununterbrochen bis 1258, wo Hulagu, der Enkel Dschingiskhan's, mit seinen Mongolen Bagdad zerstörte und dem Khalifat in Asien ein Ende machte. Dasselbe wurde jedoch 1261 in der Person eines geflüchteten Abbassiden in Aegypten erneuert, der aber von den dortigen Mamelukensultanen abhängig war. Im J. 1517 eroberte der osmanische Sultan Selim I. Aegypten, u. damit ging der Khalifentitel auf seine Dynastie über, welche ihn noch heute behauptet.

Khan bedeutet im Türkischen wie im Mongolischen Fürst u. ist der Titel, welchen alle größeren Souveräne des nördl. Asiens führen. Das Wort folgt stets dem Eigennamen. Dschingis, der große mongolische Eroberer, nahm diesen Titel an, u. in dieser Verbindung ist sein Name gewöhnlich bekannt (Dschingis-Khan). Ebenso führten diesen Titel alle Fürsten aus seinem Stamme, ferner die osmanischen Sultane u. s. w. Dann aber wird K. auch im weiteren Sinne auf kleinere Häuptlinge od. hohe Würdenträger bes. in nichttürkischen Ländern angewendet. So heißen in Persien (u. hießen früher in Indien) alle Minister, Hofbeamten, Gouverneure 2c. K. Die Afghanen in Indien führen sogar sämmtlich diesen Beinamen als Zeichen ihrer Abstammung.

Khedive (pers., s. v. a. kleiner König) ist der Titel, den die Hohe Pforte dem dermaligen Beherrscher Aegyptens, Ismaïl Pascha, bewilligte. Ismaïl Pascha hatte für seine, bei Niederwerfung des kandiotischen Aufstands geleistete Hülfe u. wegen des Zugeständnisses höherer Tributzahlungen den Titel Aziz-ul-Misr (d. i. König von Aegypten) verlangt. Obgleich aber sein Unterhändler, Nubar Pascha, in Konstantinopel das Gold mit vollen Händen ausstreute, war dieses Zugeständniß, das die Anerkennung der vollen Unabhängigkeit des mächtigen Vasallen einzuschließen schien, doch nicht bei dem Großherrn zu erreichen u. es blieb bei dem K., der übrigens nur der offiziell gebräuchliche Titel ist, während die Unterthanen des Vizekönigs ihn „Effendina“ (d. h. der Herr) nennen.

Khevenhüller, ein altes Adelsgeschlecht, das seinen Namen von dem Stammschloß Khevenhüll zwischen Berching u. Dietfurt in Franken ableitet, sich gegen Ende des 11. Jahrh. nach Kärnten wandte u. heute noch in einer reichsfürstlichen u. reichsgräflichen Linie blüht. Letztere, die ältere, führt den Beinamen Frankenburg nach der gleichnamigen Herrschaft in Oesterreich ob der Enns, welche Frhr. Johann v. K. 1581 von Kaiser Rudolf II. käuflich erwarb. Derselbe erhielt auch 1588 die erbliche Oberst-Erblandstallmeister-Würde des Herzogthums Kärnten u. wurde 19. Juli 1593 in den Reichsgrafenstand erhoben. Hauptsächlich erwähnenswerth aus dieser Linie sind: Graf Franz Christoph I. v. **K.-Frankenburg**, geb. 21. Febr. 1588, war Gesandter in Madrid, Florenz, Turin, Mantua, Paris u. Brüssel, später Gouverneur von Kroatien, u. starb als Konferenz- u. Staatsminister zu Wien 13. Juni 1650. Er ist der Verfasser der „Annales Ferdinandei“ (9 Bde., Fol., Regensb. 1640; 12 Bde., Fol., Lpz. 1716—26). — Graf Ludwig Andreas v. **K.-Frankenburg**, Enkel des Vorigen, geb. zu Linz 30. Nov. 1683, erwarb sich im Spanischen Erbfolgekriege unter Prinz Eugen, dann gegen die Türken u. zuletzt im Oesterreichischen Erbfolgekriege einen ruhmvollen Namen, war seit 1737 Feldmarschall u. starb als Hofkriegsraths-Vizepräsident 26. Jan. 1744. — Jetziger Chef der nämlichen Linie ist Graf Hugo v. **K.-Frankenburg**, geb. 5. Juni 1817, Magnat von Ungarn u. Landstand in Ober- u. Unterösterreich, Böhmen, Mähren, Schlesien u. Kärnten. — Die fürstliche Linie führt den Beinamen Metsch, den ihr Stammvater, Fürst Johann Joseph v. **K.-Metsch**, geb. 3. Juli 1706, gest. zu Wien 18. April 1776, nach seiner Vermählung mit der Erbgräfin Karoline v. Metsch, 1728 annahm. Für seine Verdienste als Diplomat ward derselbe 30. Dez. 1763 in den Reichsfürstenstand erhoben; außerdem erhielt er, nachdem er 1770 erster Obersthofmeister u. zugleich Staats- u. Konferenzminister geworden, 1775 das erledigte Obersterblandhofmeister-Amt des Erzherzogthums Oesterreich unter der Enns. — Zu derselben Linie gehörte Graf Franz Sales Anton v. **K.-Metsch**, geb. 3. Okt. 1783, gest. zu Prag 15. Nov. 1867, welcher als Feldzeugmeister eine Zeit lang Präsident des obersten Militärgerichtshofes in Wien u. zuletzt Großprior des Malteserordens war. Gegenwärtiges Haupt der fürstlichen Linie ist Fürst Richard v. **K.-Metsch**, geb. 23. Mai 1813, Grand von Spanien 1. Klasse, Magnat von Ungarn, k. k. Kämmerer u. erblicher Reichsrath sowie Ritter des Ordens vom Goldenen Vließe. — Vgl. Czerwenka, „Die K.; Geschichte des Geschlechts mit besonderer Berücksichtigung des 17. Jahrh.“ (Wien 1867).

Khing-tscheu od. Hu-tscheu, die befestigte Hauptstadt u. der bedeutendste Handelsplatz der chines. Insel Hainan mit 200,000 E., liegt an der Nordküste dieser Insel. Der Hafen ist seit dem Frieden von Tientsin auch europ. Schiffen geöffnet, welche von dort Reis, Baumwolle, Indigo, Wachs, bes. aber auch Sandel- u. Ebenholz ausführen. Der kaiserliche Statthalter wohnt einige Stunden von der Stadt entfernt auf einer kleinen, befestigten Halbinsel.

Khiwa od. Kharesm, ein Khanat in Turkestan, 1050 □M. groß, wird gegenwärtig durch den Amu-Darja im O. vom russ. Gebiete geschieden, umfaßt das Delta dieses Stromes westl. von dem Mündungsarme Taldyk u. wird im NW. von dem russ. Ust-Urt durch den südl. Abhang dieses Plateaus getrennt, wo das alte, jetzt trockene Bett des Amu die Grenze abgiebt; im S. fällt diese gegen das Gebiet der freien Turkmenen etwa mit 40° 20′ n. Br. zusammen. Das fruchtbare Land K.'s, das nur etwa ein Areal von 120 □M. umfaßt, ist ähnlich wie in Aegypten nur eine lang gestreckte Oase, die sich längs des Stromes hinzieht, von diesem durch jährliche Ueberschwemmungen u. künstliche Kanäle bewässert wird u. nach W. zu in die Wüste übergeht. Niedere Höhenzüge laufen dem Amu parallel, durchsetzen denselben aber unterhalb der Stadt Neu-Urgendsch im Scheich Dscheli u. veranlassen eine Stromschnelle, welche die Dampfschiffahrt weiter stromaufwärts verhindert. – Die Bevölkerung wird auf 675,000 Seelen geschätzt. Sie zerfällt in 250,000 seßhafte Bewohner (Usbeken, Sarten od. Tadschiks u. Iranier), 125,000 Karakalpaken, ein schönes Nomadenvolk, das in den Niederungen des Amu u. am Aralsee mit seinen großen Schafherden herumzieht, in 200,000 ebenfalls nomadisirende Turkmenen, bes. im S. u. SW. des Staates, die durch ihre Räubereien berüchtigt sind, u. in 100,000 Kirgisen (s. d.), welche vorzüglich am Amudelta ihre Herden weiden. Die Zahl der Bewohner hat stetig abgenommen, eine Folge der vielfachen inneren Unruhen u. der Kämpfe mit den Turkmenen, welche häufig aus der Wüste in die kultivirten Landschaften vordrangen u. den Usbeken durch Abdämmung der Kanäle das Wasser für den Landbau entzogen. Meilenweit sind ehemals fruchtreiche Gegenden auf diese Weise durch den Flugsand wieder in Wüste verwandelt worden. Sämmtliche Khiwesen, mit Ausschluß der in den Städten angesiedelten Juden, sind fanatische sunnitische Mohammedaner u. erbitterte Feinde der schiitischen Perser, in deren Grenzgebiete früher die Turkmenen häufig auf Sklavenraub einbrachen. Im Ganzen ist die Bevölkerung ein verkommenes Geschlecht, gegen ihre Vorfahren in früheren Jahrhunderten tief heruntergekommen, kränklich, entnervt, träge u. willensschwach, mißtrauisch, verlogen, heimtückisch u. betrügerisch; doch besitzt sie eine in Asien seltene Tugend, die der Reinlichkeit. Am besten geartet sind die Usbeken, der herrschende Stamm. Ihre Tracht ist einfach u. besteht in der Hauptsache aus einem langen, schlafrockähnlichen, braungestreiften, entweder baumwollenen od. halbseidenen Gewande (Chalat), das bis auf die Knöchel reicht u. durch einen Gürtel zusammengehalten wird, einer hohen, oben abgerundeten Mütze aus Schaffell u. nach oben gebogenen kalbledernen Stiefeln. Die Frauen werfen beim Ausgehen über den Chalat noch ein anderes kürzeres Obergewand mit engeren Aermeln u. tragen eine niedrigere Kopfbedeckung. Die scharf vorstehenden Backenknochen, die breite Nase, der große Mund, die aufgeworfenen Lippen u. der meist dünne Bart der Usbeken paaren sich häufig, wie auch in der Familie des Khans, mit großen, regelmäßig geschnittenen Augen, welche die Mischung mit pers. Blut bekunden.

Die Hauptbeschäftigung der seßhaften Bewohner ist der Land- u. Gartenbau, in welchem die Khiwesen unter allen Völkern Turkestans die erste Stelle einnehmen; es werden bes. Weizen, Dshugara, ein ausgezeichnetes Pferdefutter, Melonen, die Lieblingsfrucht des Volkes, Reis, Klee, im Delta auch Mais, als Nahrungspflanzen gebaut; außerdem ist die Kultur von Baumwolle, Flachs, Hanf, Sesam, Färberröthe, Saflor u. Tabak von großer Ausdehnung. Die Gärten, nam. durch Perser gepflegt u. von Maulbeerbäumen eingefaßt, bringen treffliche Aprikosen, Pfirsichen, Granaten, Feigen, Pflaumen u. Quitten hervor. Von den Weintrauben unterscheidet man 10 Sorten. Getrocknetes Obst wird selbst nach Rußland ausgeführt. Die Viehzucht wird vorzugsweise von den Nomaden betrieben, welche vor Allem Schafe u. ausdauernde prächtige Pferde auf den Markt bringen. Die Industrie ist nicht von Belang; man bereitet Sesamöl, webt Atlas, Sammt, andere seidene Zeuge u. Baumwollenwaaren u. gerbt sehr gutes Leder, das auch in Rußland Absatz findet. Der Handel, welcher ausschließlich durch Karawanen besorgt wird, hat seine bedeutendsten Depots in der Hauptstadt u. in Neu-Urgendsch; die Kaufleute des letzteren Ortes sind die eigentlichen Großhändler des Khanates. Vor der russ. Expedition brachten die turkmenischen Räuberbanden dem Verkehre großen Schaden, nach derselben sind aber wenigstens die russ. Kaufleute in K. gesichert. Der auswärtige Handel ist unbedeutend; die Einfuhr aus Rußland, das hierbei zunächst in Betracht kommt, belief sich 1872 nur auf 4286 Rbl., die Ausfuhr nach diesem Lande auf 16,555 Rbl. Ueber Bochara wird bes. Thee importirt.

Die Städte K.'s liegen wegen der Ueberschwemmungen nicht unmittelbar am Amu-Darja, doch noch im Gebiete der Kanäle. Die Hauptstadt K., vom Strome 11 M. entfernt, mit 6000 E., am Kanal Palwan ata gelegen u. von Gärten umgeben, wird von einer 3 m. hohen Lehmmauer umschlossen. Die Straßen sind krumm, schmutzig u. sehr eng; die Häuser, aus Lehm u. Fachwerk aufgeführt, haben schornsteinlose, flache Dächer, zwischen ihnen liegen im westl. Theil Felder u. Gärten. Die einzigen mehrstöckigen Gebäude sind die 17 Moscheen u. 22 geistlichen Schulen (Medresses), unter denen die Medresse Mad-Emin allein 300 Pensionären Aufnahme gewährt. Das schönste Bauwerk der Stadt ist die dem Schutzheiligen K.'s, Polwan, geweihte Moschee, zu der ein Blindeninstitut gehört. Der Großhandel hat seine Stätte in den neben dem Karawanserai gelegenen Bazars. Die Citadelle erhebt sich auf einer Anhöhe u. ist ebenfalls mit einer Lehmmauer umgeben, die bei der Belagerung der Russen mit 20 Kanonen armirt war; innerhalb derselben liegen die bedeutendsten Moscheen, Schulen, der überaus einfache Palast des Khans u. die Wohnungen der obersten Staatsbeamten. Nach der Hauptstadt sind die bevölkertsten Orte des Khanates Neu-Urgendsch u. Kungrad, beide mit Festungsmauern umgeben u. im Innern jener durchaus ähnlich.

Der Khan, welcher gegenwärtig Seid Mohammed Ratkin heißt u. etwa 28 Jahre alt ist, führt eine formell unumschränkte Gewalt, wird aber in Wirklichkeit bei seiner Willensschwäche nur von seinen Ministern u. Günstlingen geleitet. Seine Beamten verwalten die Städte höchst willkürlich, zumal in Betreff der Rechtspflege, u. trotz der hohen Steuern sind die Finanzen des Staates so zerrüttet, daß die Hofhaltung sich in der ärmlichsten Weise einschränken muß u. die Staatskasse gewöhnlich leer ist. Die reguläre Truppenmacht besteht aus 500 Mann Infanterie u. 1000 Mann Kavallerie, welche uniformirt u. mit Perkussionsgewehren bewaffnet sind. Die Artillerie wird meist von Hindus u. Afghanen gebildet. Dazu kann noch eine irreguläre, zum größten Theil turkmenische Reiterei von 2000 Pferden hinzukommen.

In der Geschichte wird das Volk K.'s schon von Herodot als Chorasmier erwähnt; ihr Schach Pharasmanes bot Alexander seine Dienste an; wahrscheinlich waren sie arischen Stammes. Das Christenthum fand schon im 5. Jahrh. in diesem Lande Eingang, ging aber durch die Eroberungen der mohammedanischen Araber unter. Diesen folgten im 12. Jahrh. die seldschukischen Türken, im 14. die Mongolen in der Herrschaft; im 18. Jahrh. eroberten das Land die Perser u. von 1740—92 regierten hier kirgisische Khane, gegen welche sich mit Erfolg der usbekische Häuptling Mehemmed Emin Inag erhob u. die noch jetzt regierende Dynastie begründete. Handelsverbindungen zwischen Rußland u. K. bestanden schon im 17. Jahrh.; die unter Peter d. Gr. 1717 durch Fürst Bekowitsch versuchte Annexion des Khanates mißglückte aber u. bewirkte nur eine gesteigerte Feindschaft zwischen beiden Reichen, zumal da die Russen sich an der Ostküste des Kaspischen Meeres festzusetzen suchten. Die Ausraubung russ. Karawanen u. die Unterstützung der Kirgisenaufstände von Seiten K.'s drängte Rußland zu neuen kriegerischen Unternehmungen. Doch scheiterte die von Perowski (1839—40) geleitete Expedition in der Wüste, u. Rußland sah sich genöthigt, seine Eroberungsgelüste im O. des Aralsees zu befriedigen u. die Kirgisen am rechten Syrufer zu unterwerfen. Der Eroberung Khokands (1865) folgte der Krieg mit Bochara (1868), welcher Samarkands Bewohner zu russ. Unterthanen machte, u. nun konnte gegen K. vorgegangen werden, um diese neuen centralasiatischen Erwerbungen zu sichern. Der Khan K.'s hatte 1869 den aufständischen Kirgisen Beistand gewährt, russ. Rekognoscirungstruppen angreifen lassen u. die Gefangenen zu Sklaven gemacht. Als deren Auslieferung verweigert wurde, beschloß Rußland den Krieg. Im März u. April 1873 setzten sich 3 russ. Armeeabtheilungen gegen K. in Bewegung, die eine von der Ostküste des Kaspischen Sees, die zweite vom unteren Syr-Darja u. die dritte von Taschkend; das Oberkommando führte der General Kaufmann. Die eigentliche Operationsarmee war die von O. anrückende, welche nach der Vereinigung der verschiedenen Corps am 11. Mai den Amu erreichte. Die Westarmee sollte zuerst den Ust-Urt gegen die Einfälle der Khiwesen u. die Aufstände der Kirgisen schützen; vom 30. Mai bis 3. Juni wurde von den Truppen Kaufmann's der Amu unter Scharmützeln mit dem Feinde übersetzt u. die Hauptstadt 11. Juni erreicht, während die Westarmee schon 15. Mai an den Strom gekommen war, 22. Mai den Feind bei Gurlin vollständig geschlagen u. 9. Juni K. selbst erreicht hatte. Unter den Mauern der Hauptstadt fand die Vereinigung dieser beiden Armeen u. darauf das Bombardement der Citadelle statt; am nächsten Tage erfolgte der Sturm u. die Uebergabe. Der Khan war geflohen, kehrte aber nach einigen Tagen zurück; der definitive Abschluß des Friedens erfolgte 25. Aug. 1873. Der Khan erklärte sich „für den gehorsamen Diener des Kaisers aller Russen" u. verzichtete auf das Recht, ohne den Willen desselben Verträge mit anderen Mächten abzuschließen, trat an Rußland die Ländereien im O. des Amu ab, die nun ein eigenes turkestanisches Gouvernement bilden, gestattete die freie Schiffahrt auf dem Amu, die Zollfreiheit russ. Kaufleute in seinem Reiche u. zugleich die Ansiedelung von Russen auf dem linken Amu-Ufer. Die Sklaverei hatte der Khan schon 25. Juli aufgehoben; außerdem verpflichtete er sich, an Rußland noch eine Kriegsentschädigung

von 2,200,000 Rbl. innerhalb 20 Jahren zu zahlen. Die Turkmenen fügten sich aber diesem Vertrage nicht; 15. Juli überfielen sie, 10,000 Mann stark, die abziehenden Russen, wurden jedoch mit großem Verluste zurückgeschlagen; eben so wenig wollen sie sich zur Zahlung der Kriegsentschädigung verstehen. Der Khan selbst ist nicht im Stande, diese Reitervölker zu zügeln, u. gerade aus ihrem Verhalten kann am leichtesten den Russen eine Veranlassung erwachsen, K. vollständig zu annektiren. Die Freilassung von etwa 30,000 Sklaven, meist pers. Abkunft, denen die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet wurde, hat außerdem der materiellen Kultur des Landes einen außerordentlich schweren Schlag zugefügt, da gerade auf dieser Klasse des Volkes der größte Theil der Landwirthschaft beruhte; vielleicht hebt sich der Wohlstand aber auf der andern Seite durch einen regeren Handel, für welchen die russ. Grenzfestungen den nöthigen Schutz gewähren werden. Vgl. H. Vambery, „Centralasien u. die engl.-russ. Grenzfrage" (Lpz. 1873); Fr. v. Hellwald, „Centralasien. Landschaften u. Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir u. Tibet" (Lpz. 1875); P. Lerch, „K. od. Kharezm. Seine historischen u. geographischen Verhältnisse" (Petersb. 1873); E. Schmidt, „Die Expedition gegen K. im J. 1873" (Petersb. 1874).

nach Wien zurückkehrte, wo er, in seine Güter u. Würden wieder eingesetzt, 18. Sept. 1630 starb. Vgl. Hammer-Purgstall, „Kardinal K.'s Leben" (4 Bde., Wien 1847—51), u. Kerschbaumer, „Kardinal K., Ministerpräsident unter Kaiser Matthias" (Wien 1865).

Khodschent, Kreisstadt in der Provinz Syr-Darja im russ. Turkestan mit 20,000 E., liegt am linken Ufer des Syr-Darja, der sie im N. u. W. umfließt, ist von schönen Gärten u. einer Doppelmauer umgeben u. treibt Wein- u. Gemüsebau, Baumwollenkultur, Weberei u. Färberei. Die russ. Citadelle liegt mitten in der Stadt, nahe dem nördlichen Rande. Die intelligenten u. betriebsamen Bewohner gelten für fanatische Mohammedaner. In der Nähe befinden sich Steinkohlengruben.

Khokand, das Land Ferghana der Alten, ein Khanat in Turkestan, am Oberlauf des Syr-Darja, grenzt im W., N. u. O. an die russ. Provinz Syr-Darja, im S. an Kafiristan, Alai u. Kaschgharien u. ist 1330 □M. groß. Von diesem Gebiete sind aber nur etwa 110 □M. fruchtbares Land: die Landschaften zu beiden Seiten des Syr. Der übrige Theil des Landes ist sehr gebirgig, im N. von den Ausläufern des Ala-Tau, im S. u. W. von dem westl. Theile des Thian Schan erfüllt.



Nr. 3697. Khiwa.

Khlesl od. Klesel, Melchior, Kardinal u. österr. Minister, geb. zu Wien 1553, war der Sohn eines protest. Bäckers u. wurde durch den Jesuiten Scherer der kathol. Kirche zugeführt. Gewandt u. talentvoll schwang er sich rasch zu hohen Würden empor: er erhielt schon 1576 ein Kanonikat in Breslau, wurde 1577 Domprobst von St. Stephan u. Kanzler der Universität zu Wien, 1582 Hofprediger, 1588 Administrator des Bisthums Neustadt, 1598 zugleich Bischof von Wien u. 1590 Generalreformator in Oesterreich. Hier gab er durch ein Mandat von 1593 zu dem noch heute gefeierten Feste des heil. Leopold als des Landespatrons von Oesterreich Veranlassung; auch ließ er 1599 in Graz 10,000 luther. u. calv. Bücher verbrennen. Nachdem es ihm gelungen war, den Kaiser Rudolf II., der ihm mißtraute, zu stürzen, ward er unter Kaiser Matthias 1611 Direktor des Geheimen Raths u. 1616 Kardinal. Seine Klugheit machte ihm eine mildere Politik empfehlenswerth, als sie der nachmalige Kaiser Ferdinand II. u. dessen jesuitische Rathgeber verlangten. Da er infolge dessen Ferdinand im Wege stand, ließ ihn dieser 20. Juli 1618 in Wien festnehmen u. nach dem Schlosse Ambras, dann nach dem Kloster St. Georgenberg in Tirol bringen. Erst 1623 erhielt K. seine Freiheit wieder; seitdem lebte er in Rom, bis er im Jan. 1627

Die Uferlandschaften am Syr werden durch zahlreiche Kanäle bewässert, u. nebst Obst u. Getreide baut man hier bes. Baumwolle u. Tabak; Wälder von Maulbeerbäumen umgeben die Ortschaften, denn die Seidenzucht u. der Handel mit seidenen Waaren ist nicht unbeträchtlich. Außerdem sind die Khokanzen noch geübte Messerschmiede. Die Bewohner, 7—800,000, theils Tadschik, theils Kaizaken (der Hauptbestandtheil der Bevölkerung), theils Usbeken (der herrschende Stamm). Südl. vom Syr wohnen die kriegerischen u. fanatischen Bergsarten; der gegenwärtig herrschende Khan ist wenig mehr als ein von Rußland abhängiger Statthalter. Die Hauptstadt K., in einem lieblichen Thale eines Nebenflusses des Syr, des Soch, gelegen, hat 60,000 Bewohner u. einen Umfang von 3 M., die Häuser sind aus Lehm gebaut u. die Straßen sehr eng. In der Mitte der Stadt steht der kuppelreiche Palast des Khan. K. ist nur schwach befestigt, besitzt 100 Moscheen, 6 große Karawanserais, eine Gewehrfabrik u. eine Kanonengießerei.

Khond (auch Khund, Kand u. Ku genannt), sind Eingeborene Indiens, die zu den Drawidastämmen gehören; sie wohnen in Ranapur u. Tschandra-Dandpat zwischen Gumsir, Daspalla u. Boad, im W Gandschams u. des Tschillasees, nordwestl. bis 100° 40′ östl. Länge, südwestl. bis 19° 40′ südl. Breite. Das Khondland, ein waldreiches Hügelland, ist unter etwa 30 kleine Radscha's vertheilt, die der engl. Regierung tributpflichtig sind. Die K. werden als selbstsüchtig u.

dem Trunke ergeben geschildert; sie sind triegerisch u. gastfreundlich. Die Kleidung besteht bei den Männern u. Weibern aus einem einfachen Lendentuche; die Männer binden ihr langes Haar zu einem Knoten zusammen. Reis, Tabak, Senf, Pfeffer u. andere Gewürze werden gebaut, als Hausthiere Büffel, Rinder, Schweine u. Ziegen gehalten. Die Verfassung ist streng patriarchalisch; an der Spitze jeder Familie steht ein Aeltester (Abbaya), mehrere Dörfer bilden einen Distrikt (Mutha). Mehrere der letzteren stehen unter einem Radscha. Bei Mord u. Verwundung gilt das Vergeltungsrecht. Die Frauen haben eine ziemlich unabhängige Stellung; bei einzelnen Festen, bes. zur Erntezeit, werden noch Menschenopfer dargebracht.

Khorasan (Sonnenland), das Baktrien der Alten, ist die nordöstl. Provinz Persiens u. wird im N. vom Lande der freien Turkmenen, im O. von Herat, im S. von der großen Salzwüste, im W. von Mazederan u. Taberistan begrenzt. Von den 4950 □M. der Provinz werden 900 □M. von der Wüste bedeckt. Der Boden ist theils Berg- u. Stufenland, theils gehört er dem Plateau von Iran an. Das Klima ist in den höheren Theilen im Winter sehr rauh. Die 855,000 Bewohner, theils Perser, theils Kurden, hatten bis jetzt außerordentlich unter den Einfällen der Turkmenen zu leiden, durch welche Tausende nach Khiwa in die Sklaverei geführt wurden. Mit der weiteren Ausbreitung der russ. Macht in Turkestan u. der endlichen Aufhebung der Sklaverei in Khiwa wird diesen Raubzügen nach u. nach ein Ende gemacht werden. Die bedeutendsten Städte sind Meschhed (70,000 E.), das Mekka der schiitischen Perser, mit vielen schönen Moscheen u. einer berühmten Hochschule, mit bedeutender Industrie, bes. in Schwertklingen u. Goldarbeiten, u. dem ausgedehntesten Handel im nördl. Persien. Tus, alte Hauptstadt K.s, mit dem Grabe des Dichters Firdusi, u. Nischapur mit großen Türkisminen.

Khorsabad, türk. Dorf bei Mossul am Ephrat, liegt auf einem Hügel an Stelle des alten Niniveh (s. d.). Botta untersuchte den Boden der Umgebung u. fand bei K. selbst wohlerhaltene Reste eines großen Palastes unter dem Schutt. Zahlreiche Alterthümer sind von hier in die Londoner u. Pariser Museen übergegangen.

Khotan, Stadt in Ostturkestan, in einer Höhe von ca. 2000 m. am Nordfuße des Karakorum gelegen, war früher ein Hauptsitz der Buddhisten in der Tatarei. Die Stadt, auch Eltschi od. Iltschi genannt, besitzt gerade Straßen, die sich rechtwinklig schneiden, u. hat ca. 25,000 E., meist Usbeken u. Oeloed. Die Umgebung, von dem gleichnamigen Flusse bewässert, ist gut angebaut u. produzirt viel Seide, welche in der Stadt verwebt wird. Von bes. Bedeutung ist K., weil es die Straße nach Kaschmir u. Ladakh beherrscht.

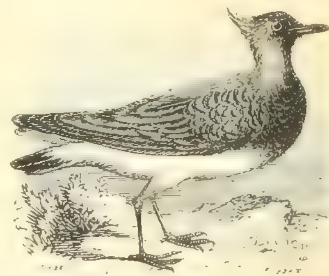
Khullum od. Tasch-Kurghan, Stadt im Khanat Khunduz in Turkestan, an einem Flusse in der Nähe steiler, bis 300 m. hoher Felsen, der letzten Ausläufer des Bolor-Dagh, gelegen u. durch zwei Erdfestungen geschützt, soll 20,000 meist aus Lehm u. Backstein erbaute Häuser haben. Die Bewohner, Tadschik u. Afghanen, sind sehr handelsthätig. Bes. stark wird bei K. der Melonenbau betrieben. Die Ruinen der alten Stadt K. sind von der jetzigen 1 M. entfernt.

Khusistan, die südwestlichste Provinz Persiens, 1843 □M. groß, ist das alte Susiana u. liegt zwischen Kurdistan u. Irak Adschemi im N., Farsistan im SO., dem Pers. Meerbusen im S. u. der asiat. Türkei im W., gehört theils der Niederung des Tigris u. Schat el Arab, theils dem pers. Randgebirge an u. ist wenig bekannt. Das Tiefland ist fruchtbar, wo Wasser sich findet, sonst sandige Wüste. Von den Flüssen gehen Zab, Kuran u. Kercha dem Schat el Arab zu, u. nur der Dscherahi ist ein größerer selbständiger Fluß, welcher in den Pers. Busen mündet. Das Klima ist gesund; die Regenmonate Dezember bis März haben milde Temperatur. Ausreichende Feuchtigkeit ermöglicht zwei Ernten im Jahre. Für die Ausfuhr baut man bes. Indigo u. Mohn, welcher ausgezeichnetes Opium liefert. Die etwa 500,000 E. gehören meist zu den Lur u. Bachthijari. Die Hauptstadt der Provinz ist Dizful mit 15,000 E., die größte Stadt Schuster mit 25,000 E.

Kiachta (d. h. Schilf), wichtige Grenzstadt in der transbaikalischen Provinz Sibiriens, liegt dicht an der chines. Grenze, der chines. Handelsstadt Maimatschin gegenüber, u. zählt 4300 E. Im oberen Theile des Ortes stehen die ansehnlichsten Gebäude: Kirche, der Palast des Statthalters u. ein großes Gasthaus. Im unteren Theil umgeben die kleinen Häuser einen Platz, dessen eine Seite das neutrale Gebiet zwischen Rußland u. China begrenzt. K. entstand 1727 u. vermittelt gegenwärtig noch fast den gesammten Theehandel zwischen China u. Rußland. Der Thee, zu ¼ sog. Ziegelthee, geht dorthin von Schanghai u. Hankau über Tientsin auf Karawanenwegen, wird in K. vorzugsweise gegen andere Waaren vertauscht u. dann über Irkutsk weiter geführt, um auf die Messen von Irbit (s. d.) u. Nischnei-Nowgorod (s. d.) gebracht zu werden. Im J. 1869 wurden über K. 6,869,221 Kg. Thee eingeführt; der Import sank aber schon 1870 um 1,754,000 Kg. u. hat sich auch in den folgenden Jahren nicht wieder gehoben, weil nach der Eröffnung des Suezkanals u. der Pacificbahn dieser Artikel die neuen Verkehrslinien gesucht hat.

Kibitke, ein vierräderiges russ. Fuhrwerk mit Verdeck von Holz.

Kibitz (Vanellus cristatus), ein Regenpfeifer mit kurzem, geradem, starkem Schnabel u. einem schmalen, aufsteigenden schwarzen Schopfe am Hinterkopf, erreicht eine Länge von 30 cm. u. eine Breite von 60 cm. Sein oben dunkelgrünes, purpurschillerndes Gefieder verschaffte ihm den Namen „Feldpfau“; an der Brust sieht er schwarz aus. Er ist von Schweden bis Nordafrika u. im nördl. Asien bis Japan verbreitet; bei uns stellt er sich im März als Zugvogel ein u. geht im September wieder fort. Sein Nest besteht in einer Grube, die er in den Boden sumpfiger Wiesen scharrt u. mit Grashalmen belegt; die schwarzgefleckten grünen Eier sind eine gesuchte Delikatesse. Kibitzei heißt eine Blasenschnecke des Ind. Ozeans wegen der braunen Sprenkelung ihres gelben, eiförmigen Gehäuses.


Fig. 3698. Der Kibitz (Vanellus cristatus).

Kicher, s. „Cicer“.

Kidderminster, Stadt in der mittelengl. Grafschaft Worcester, mit 19,463 E. (1871), liegt 3 M. im N. von Worcester an beiden Ufern des Stour, der in der Nähe in den Severn mündet; ist gut gebaut, von hübschen Promenaden umgeben u. besitzt eine Lateinschule, eine schöne goth. Kathedrale u. ein sehenswerthes Rathhaus. Schon im Ausgange des Mittelalters durch seine Tuchmanufaktur berühmt, hat sich K. seit dem vorigen Jahrh. einen bedeutenden Namen in der Teppichfabrikation erworben u. bis heute behauptet.

Kidron ist der Name des Thales, das wenig nordwestl. von Jerusalem seinen Anfang nimmt, die Stadt Anfangs nördl., dann östl. (zwischen Oelberg u. Tempelberg) umzieht u. sich nach seiner Vereinigung mit dem Hinnomthal südl. von Jerusalem nach SO. wendet. Während bis zu dieser Stelle der K. eigentlich nur ein wasserleeres Bachbette ist, bildet er weiter südöstl. eine in der Regenzeit oft sehr wasserreiche u. theilweise 200 m. tief eingeschnittene Schlucht. Dieselbe erweitert sich unterhalb des Klosters Mar Saba noch einmal zu einer grünen Ebene, bis der Bach in mehreren Armen seinen Weg zum Todten Meer hinab nimmt. Auf eine Länge von kaum 5 M. hat der K. einen Fall von ca. 1300 m. Der berühmteste Theil des K. ist das gräberreiche Thal „Josaphat“ (s. d.) östl. von Jerusalem.

Kiefer (Kinnladen, Kinnbacken) heißen mehrere Gesichtsknochen, welche mittels ihrer gelenkigen Verbindung wie ihrer Bewaffnung (bezüglich Bezahnung) das Oeffnen u. Schließen des Mundes u. das Zerkleinern der Speisen vermitteln. Man unterscheidet den Oberkiefer (Maxilla), bestehend aus den beiden Oberkieferbeinen, einem rechten u. einem linken, die den vorderen mittleren Theil des Gesichts unterhalb der Augenhöhlen einnehmen u. unter der Nase am Gaumen an einander stoßen. Ihr „Körper“ ist im Innern hohl (Oberkieferhöhle, Highmorshöhle, die mit der Nasenhöhle in Verbindung steht), ihr vorderer unterer Rand (oberer Zahn- od. Alveolarrand) trägt die obere Zahnreihe. Zwischen den beiden Oberkieferbeinen befinden sich eingeschobene Zwischenkiefer (Intermaxillarknochen), welche außer dem Menschen nur wenigen Säugethieren fehlen, u. in deren Vorderrande die oberen Vorder- od. Schneidezähne stehen, die bei uns im Oberkieferknochen selbst sitzen. Der Unterkiefer (Mandibula), ein den untern Theil des Gesichts einnehmender hufeisenförmiger Knochen, dessen mittler, horizontaler Theil („Körper“) auf seinem oberen Rande die untere Zahnreihe trägt, während sein unterster Theil das Kinn bildet, ist durch den „Gelenkfortsatz“ seines Seitentheils (Kieferast) in der Gelenkgrube des Schläfenbeins frei eingelenkt (Kiefergelenk), so daß er sich gegen den Oberkiefer auf u. ab bewegen läßt u. hierdurch das Oeffnen u. Schließen des Mundes, das Kauen ꝛc. ermöglicht. In den verschiedenen Wirbelthierklassen weicht das Verhalten der K.n vom menschlichen dahin ab, daß zunächst schon bei den Säugethieren das Vorspringen des Unterkiefers als Kinn wegfällt, daß die den Kieferbeinen des Menschen entsprechenden Knochen — zumal bei den niederen Wirbelthieren, wie den Fischen — in eine geringere od. größere Zahl einzelner Stücke zerfallen, daß die Einlenkung des Unterkiefers nur bei den Säugethieren — bis auf gewisse Nebenunterschiede — dieselbe ist wie beim Menschen, schon bei den Vögeln

aber durch Vermittelung des Quadratbeins erfolgt; daß die Kieferränder bei Vögeln u. Schildkröten zahnlos sind, u. nur bei Säugethieren u. Krokodilen mit besonderen Löchern (Alveolen) für die darin wurzelnden Zähne versehen sind, daß endlich die Unterkieferäste der Schlangen nicht mit einander verwachsen, sondern durch ein Band verbunden sind, welches einer großen seitlichen Ausdehnung fähig ist. — Nach ihrer hauptsächlichsten Funktion, die Zerkleinerung der Speisen zu vermitteln, wird der Ausdruck „K.n" auch auf Kauwerkzeuge niederer Thiere übertragen. Man unterscheidet zunächst bei den Gliederthieren (Insekten ꝛc.) Oberkiefer (Mandibeln) u. Unterkiefer (Maxillen), die aber nicht senkrecht auf einander wirken, sondern die Hälften jedes Paares horizontal gegen einander, u. nennt die kieferartig entwickelten Fühler der Spinnen ꝛc. Kieferfühler, sie nach ihrer Ausbildung als Scheren od. Klauenkiefer unterscheidend, während man bezüglich geformte Fußpaare bei Krebsen als Kieferfüße bezeichnet. Auch bei Würmern werden hornige Stücke, die zum Schlagen der Wunde, zum Kauen ꝛc. dienen, z. B. beim Blutegel, bei Räderthieren ꝛc., als K.n bezeichnet, ebenso dergleichen im Schlunde der Schnecken u. die papageischnabelähnlichen hornigen Gebilde der Kopffüßer.

Kiefer (Pinus silvestris), s. „Föhre".

Kieferneule (Föhreneule, Waldverderber, Trachea piniperda), ein bis in den hohen Norden verbreiteter Nachtfalter, von 2,5 cm. Spannenweite, mit bräunlich rothen, weißgezeichneten Vorderflügeln u. dunkelbraunen Hinterflügeln, findet sich oft in zahlreicher Menge in Kiefernwäldern, bes. in Stangenhölzern, denen die grünen, der Länge nach weißgestreiften Raupen viel Schaden zufügen.

Kiefernspanner (Fidonia piniaria), ein bläulichgrauer, 2,5 cm. spannender Schmetterling mit 3 schwarzbraunen Querbinden, deren äußere nach innen gelbroth ist. Seine grüne, an den Seiten weiß- u. gelbgestreifte Raupe findet sich vom Juli bis in den Oktober häufig auf Kiefern.

Kiefernspinner (Fichtenglucke, Fichtenspinner, Lasiocampa od. Gastropacha pini), ein in ganz Europa verbreiteter rothbrauner Nachtschmetterling mit einer rostbraunen, schwarzgerandeten, zackigen Querbinde u. einem weißen Halbmondfleck auf den graubestäubten Vorderflügeln, spannt gegen 8 cm., ist also der größte der forstschädlichen Schmetterlinge, zugleich aber auch der schädlichste, indem seine aschgraue, braungefleckte, durch zwei stahlblaue Nackenflecke gezeichnete, gegen 8 cm. lange Raupe (Kienraupe) ganze Kiefernwälder kahl frißt. Sie frißt bis zum Eintreten des Frostes, überwintert u. frißt im nächsten Frühjahr weiter, um sich erst Ende Juni in einem pflaumenförmigen, an beiden Enden mit steifen Borsten besetzten, watteartigen Cocon an den Stämmen u. an den Zweigspitzen zu verpuppen. Ende Juli ist die Flug- u. Paarungszeit des Falters.



Nr. 3699. Der Kiefernspinner (Gastropacha pini).

Obschon man die Puppen im Sommer, die Raupen im Frühjahr, ehe sie wieder auf die Bäume kriechen (bäumen), mit Nutzen ablesen kann, erweisen sich doch alle menschlichen Anstrengungen oft beim Ueberhandnehmen dieses Waldverwüsters erfolglos, so z. B. 1859 u. 60, wo er die Wälder am Hardt zerstörte. Kukuk, Staar, Finke, Meisen, ferner der die Raupen fressende Schönkäfer (Calosoma sycophanta) u. verschiedene Schlupfwespen (nam. Ophion circumflexus) sorgen am sichersten für die Vertilgung.

Kiel heißt der viereckige Balken aus Rothbuchen- od. Eichenholz, welcher auf einer seiner schmalen Seiten, od. wie man zu sagen pflegt, auf der hohen Kante stehend, die Grundlage des ganzen Schiffes, gewissermaßen den Rückgrat bildet, an welchem sich die seitlichen Krummhölzer (Spanten) wie Rippen ansetzen. Der K. bestimmt die Länge des Schiffes u. seine Stärke richtet sich nach der beabsichtigten Tragfähigkeit desselben.

Kiel, Hauptstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein mit 31,747 E. (1871), liegt am Ende, u. zwar am westl. Ufer des **Kieler Busens**, einer der schönsten u. für die Schiffahrt wichtigsten Buchten der Ostsee, welcher 24 Km. lang, an seiner Mündung 9, im Innern 2—4 Km. breit ist u. bei K. selbst noch eine Tiefe von 10 m. besitzt, so daß er dort noch die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann. Die Altstadt liegt auf einer Halbinsel u. ist durch Brücken mit den Vorstädten verbunden, mit denen auch die ehemaligen Dörfer Brunswiek u. Düsternbrook



Nr. 3700. Kiel.

in neuester Zeit vereinigt worden sind; im Innern zeigt K. enge u. unregelmäßige Straßen; in der Mitte befindet sich der Marktplatz mit dem alten Rathhaus u. der 1240 erbauten Nikolaikirche in der Nähe; am nördl. Ende liegt das in seinen ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh. stammende, seit dem Brande von 1838 aber umgebaute u. erweiterte Schloß mit großem Park. Die schönsten Stadttheile umgeben den **Kleinen K.**, ein im W. der Altstadt gelegenes Wasserbecken; zahlreiche Landhäuser ziehen sich an dem ansteigenden Westufer der Bucht hin, bes. in Düsternbrook, das durch seinen prachtvollen Buchenwald u. sein Seebad berühmt ist. K. ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz, eines Appellations-, Kreis- u. Amtsgerichts, eines Konsistoriums u. der Generalsuperintendentur für Holstein, einer Handelskammer u. Oberpostdirektion. Die Stadt hat 3 evangel., 1 kathol. Kirche u. 1 Synagoge, 1 i. J. 1665 begründete Universität, welche 1870: 59 Lehrende u. 167 Studirende zählte, u. eine im Schlosse untergebrachte Bibliothek von 150,000 Bänden u. bedeutende Sammlungen besitzt, 1 Gymnasium, 1 Realschule, 1 Marineschule u. 1 Handelslehranstalt; unter den Wohlthätigkeitsanstalten, für welche zahlreiche milde Stiftungen bestehen, sind 2 große Krankenhäuser u. 1 Idiotenananstalt nennenswerth; in der Nähe von K. befindet sich die Privatirrenanstalt Hornheim. Mehrere gelehrte Vereine, bes. für Geschichte u. Naturwissenschaften, sorgen noch für das wissenschaftliche Leben der Bewohner. — Die Industrie ist nur in Eisengießerei, Maschinenfabrikation u. Schiffbau bedeutend; wichtig ist der Fischfang (Häringe, Kieler Sprotten), der als „Kieler Umschlag" bezeichnete Jahrmarkt im Januar u. der Handel, für welchen K. eine hervorragende Vermittelungsrolle zwischen Hamburg einerseits u. Dänemark, Schweden u. Rußland andrerseits zufällt. In den Hafen liefen 1872 ein ca. 4000 Seeschiffe zu 156,352 Last; der eigene Schiffsbestand der Stadt belief sich Anfang 1873 auf 80 Schiffe von 8582 Tonnen. K. ist der Hauptkriegshafen der deutschen Flotte an der Ostsee; der eigentliche Hafen wird K. gegenüber an der östl. Seite der Bucht beim Dorfe Ellerbeck angelegt u. sein Eingang geschützt durch die Festungswerke von Friedrichsort u. die Werke von Möltenort u. Labö. — K., früher tom Kyle (zum K.) genannt, wird urkundlich schon im 11. Jahrh. erwähnt, erhielt Lübisches Recht 1242 u. ward 1363 Hansastadt. Von 1720—73 war K. die Hauptstadt des gottorpischen Antheils von Holstein, 14. Jan. 1814 ward hier der **Kieler Frieden** abgeschlossen, in dem Dänemark Norwegen an Schweden abtrat; 1848—50 war hier der Sitz der Provisor. Regierung für Schleswig-Holstein, u. 1865—66 der des österr. Statthalters von Gablenz. —

Der neu organisirte Kreisgerichtsbezirk K. umfaßt die Kreise K., Segeberg, Plön u. Oldenburg, der Kreis K. hingegen die Amtsbezirke K., Bordesholm u. Neumünster.

Kiel, Friedrich, einer der tüchtigsten deutschen Tonsetzer der Gegenwart, geb. in Puderbach (Fürstenthum Wittgenstein in Westfalen) 7. Okt. 1821. Von seinem Vater, einem Schullehrer, erhielt er frühzeitig Klavierunterricht u. machte als Knabe bereits Kompositionsversuche, welche die Aufmerksamkeit des Prinzen Karl von Sayn-Wittgenstein-Berleburg auf ihn lenkten. Dieser ertheilte ihm nun in eigner Person Violinunterricht u. übergab ihn nach einigen Jahren dem Kammermusikus Kummer in Koburg, worauf er als Konzertmeister in der fürstl. Sayn-Wittgenstein'schen Kapelle zu Berleburg angestellt wurde. Um tiefere Kompositionsstudien zu machen, ging K. 1842 nach Berlin zu Dehn, arbeitete unter dessen Leitung während dreier Jahre u. hat seitdem die genannte Stadt zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte gemacht, daselbst als Lehrer wirkend u. seit einigen Jahren mit dem Titel eines Professors der musikalischen Sektion der königl. Akademie der Künste als Mitglied angehörend. Von seinen durch künstlerischen Ernst u. gediegene Faktur sich auszeichnenden Kompositionen sind u. a. im Druck erschienen: das Oratorium „Christus", ein Requiem, ein Stabat mater für Frauenchor, Canons, Fugen, mehrere Klaviertrio's, Sonaten für Klavier u. Violine, Streichquartetten, Charakterstücke für Klavier, im Ganzen in die 50 Werke.

Kielholen, das, eigentlich Kielhaalen, eine jetzt allgemein abgeschaffte Bestrafungsart der Marinsoldaten, bei welcher der Verbrecher, mit schweren Gewichten an den Füßen u. mit einem bleiernen Brustharnisch bekleidet, an einem Tau unter dem Kiele des Schiffes hindurch einige Male hin- u. hergezogen wurde, wobei ihm in die rechte Hand ein mit Oel getränkter Schwamm (um ihn vor die Nase zu halten) u. in die linke eine mit Luft gefüllte Blase an einem Federkiel (um damit zu athmen) gegeben wurde. Sollte die Strafe als Todesstrafe gelten, so wurde der Delinquent so dicht unter dem Kiele hindurchgezogen, daß ihm dadurch Kopf u. Glieder zerschmettert wurden. Das Gleiche erfolgte, wenn die Exekution in zu geringer Tiefe stattfand, auch wenn die Todesstrafe nicht beabsichtigt war. K. nannte man es früher ebenfalls, wenn einer Ausbesserung wegen ein Schiff mittels eines Krahnes od. eines Bullen so auf die Seite gelegt wurde, daß der untere Theil sich außer Wasser befand, welchen Zweck man jetzt im Trockendock leichter erreicht.

Kielmansegge, ein altadeliges Geschlecht, welches jetzt in einer freiherrlichen u. einer gräflichen Linie blüht. Die erstere, die sich Kielmannsegge schreibt, gehört seit 1652 dem Reichsfreiherrenstande an; die letztere, welche sich auch Kielmansegg schreibt, wurde 1723 in den Reichsgrafenstand erhoben. Aus dieser sind bemerkenswerth: Graf Ferdinand **v. K.,** geb. zu Hannover 14. Febr. 1777, gest. daselbst 19. Aug. 1856, ward 1836 hann. Generalleutnant u. war später eine Zeit lang Kriegsminister. Mit ihm war in 2. Ehe Auguste Charlotte v. Schönberg (geb. zu Dresden 18. Mai 1777, gest. im Dorfe Plauen bei Dresden 26. April 1863) seit 1802 vermählt; doch wurde diese Ehe 1812 wieder getrennt, u. zwar angeblich wegen einer Treulosigkeit, welche sich die Gräfin mit dem Kaiser Napoleon hatte zu Schulden kommen lassen. Vgl. Oettinger, „Die Gräfin K. u. ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I." (Dresden 1863). — Graf Adolf **v. K.,** geb. 28. Juni 1796, war seit 1841 Gesandter Hannovers in London, als welcher er daselbst 9. Juni 1866 starb. — Graf Ludwig **v. K.,** jetziger Chef des Hauses, geb. 27. Juli 1798, erbte von seinem Großvater, dem preuß. Staatsminister Karl v. Stein, als Fideikommiß die Herrschaften Cappenberg u. Scheda in Westfalen sowie sämmtliche Stein'sche Lehens- u. Allodialgüter im Reg.-Bez. Wiesbaden. Vormals Präsident der Regierung u. des Konsistoriums für das Herzogthum Lauenburg, ist derselbe preuß. Geheimer Rath u. lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.

Kiemen (Branchien) sind verschiedengestaltete, zarte, mit dünner Haut bedeckte, der Wasserathmung dienende Organe, die durch ast-, blättchen- od. fadenartige Ausstülpungen u. Verzweigungen auf kleinem Raume eine große Oberfläche bieten, so daß sie eine bedeutende Blutmenge aufnehmen können, und die entweder an der Oberfläche des Körpers frei in das umgebende Wasser vorragen (äußere K.) od. in eine dem Wasser zugängliche Höhle (die Kiemenhöhle) eingeschlossen sind (innere K.). Unter den Wirbelthieren besitzen die Fische K., u. zwar innere. Das luft- u. also sauerstoffhaltige Wasser wird durch den Mund eingezogen u. tritt nach geschlossenem Munde an die beiderseits hinter dem Schlunde in einer Kiemenhöhle eingeschlossenen, u. entweder von einem hinterwärts aufklappenden Kiemendeckel bedeckten, od. an der Innenseite der äußern Haut angewachsenen K., umspült diese, wobei es durch seinen Sauerstoffgehalt die Auffrischung des aus dem Herzen in die K. getriebenen Blutes vermittelt, u. tritt, in dem einen Fall durch Oeffnen des Kiemendeckels (so bei den „Freikiemern" = Eleutherobranchiern), im andern (bei den „Haftkiemern" = Plectobranchiern) durch besondere, die Körperwand durchbohrende Oeffnungen, die Kiemenspalten, wieder heraus. Der im Wasser enthaltene Sauerstoff scheint indeß vielen Fischen zur Oxydation ihres Blutes noch nicht zu genügen, weshalb sie von Zeit zu Zeit an die Oberfläche des Wassers kommen, um Luft zu schnappen. Der Fisch vermag nur so lange mittels der K. zu athmen, als diese vom Wasser umspült sind, da die trocken werdenden Kiemenblättchen an einander kleben u. das Blut in ihnen nicht mehr cirkuliren kann. Fische, wie z. B. der Aal, dessen kleiner Kiemendeckel nur eine enge Spalte läßt, durch welche das Wasser nur langsam aus der Kiemenhöhle austritt, u. solche, wie die Labyrinthfische, mit besonderen zelligen Räumen in den über der Kiemenhöhle gelegenen Schlundknochen, welche das eingeschluckte Wasser tropfenweise auf die Kiemen fallen lassen u. so längere Zeit feucht erhalten, können deshalb längere od. kürzere Zeit außerhalb des Wassers leben. Viele Fische haben sog. Nebenkiemen, kiemenähnliche Organe nämlich, die aber nur als Wundernetzbildungen anzusehen sind u. deren Funktion keine respiratorische ist. Bei den Lurchfischen (Lepidosiren u. s. w.) endlich besteht neben der Kiemen- noch Lungenathmung (daher Dipnoer). Ferner haben die Amphibien (Frösche, Kröten, Molche) vor ihrer Verwandlung K., u. zwar äußere, die als verästelte Organe an beiden Seiten hervorstehen; einzelne von ihnen (z. B. der Olm) behalten sie zeitlebens. Von den wirbellosen Thieren athmen sehr viele mittels K., nam. von den Mollusken, die vorwiegend Wasserthiere sind. Doch hängen hier diese Athmungsorgane nicht wie bei den Fischen mit der Mundhöhle zusammen, sie sind vielmehr oft in besondere Höhlen (Athemhöhle, Kiemenhöhle) eingeschlossen. Die verschiedene Beschaffenheit, Vertheilung ꝛc. der K. giebt der Klassifikation sehr passende Unterscheidungsmerkmale. So unterscheidet man unter den Kiemenschnecken (Kammkiemer = Pectinibranchier) je nach der Lage der K. zum Herzen Vorderkiemer (Prosobranchier) u. Hinterkiemer (Opisthobranchier), bezeichnet die Muscheln als Blätterkiemer (Lamellibranchier) u. die Armfüßer od. Brachiopoden als Spiralkiemer (Spirobranchier). Unter den Arthropoden sind K. entwickelt bei Krebsen u. unter den Insekten bei gewissen Neuropteren im Larvenzustande, bei einzelnen auch zeitlebens. Auch gewisse Würmer endlich haben (äußere) K. (Kiemenwürmer).

Kienöl, s. „Terpentinöl".

Kiepert, Heinrich, berühmter Geograph u. Kartograph, geb. als Sohn eines Kaufmanns zu Berlin 31. Juli 1818, studirte 1836 bis 1840 in Berlin u. begründete seinen wissenschaftlichen Ruf durch den unter Mitwirkung seines Lehrers u. Freundes Ritter bearbeiteten „Atlas von Hellas u. den hellenischen Kolonien" (Berl. 1840—46, 24 Blatt; 2. Aufl. 1851; neue Ausg. in 15 Bl., 1871). Hierauf lieferte er 5 Karten zu Robinson's u. Smith's „Palästina" (Halle 1843, 3 Bde.) u. einen „Bibel-Atlas" (Berl. 1846, 8 Blatt mit Text; 3. Aufl. 1854). Durch diese Arbeiten erhielten seine Studien die spez. Richtung auf die oriental. Gebiete altklassischer Kultur u. hier wieder auf Kleinasien, dessen nordwestlichen Theil er selbst 1841—42 behufs der Forschung bereiste. Seine „Karte von Kleinasien" (Berl. 1843—45, 6 Blatt) u. „Karte des Türk. Reichs in Asien" (ebd. 1844, 2 Bl.) fanden denn auch allseitig die größte Anerkennung u. wurden die Hauptgrundlage für die Geographie von Kleinasien. Michaelis 1845 bis Ende 1852 leitete K. das Geographische Institut in Weimar; dann kehrte er nach Berlin zurück, wo er 1865 am Statistischen Bureau angestellt wurde. Von seinen Kartenwerken, in denen sich nam. auch seine ausgebreiteten linguistischen u. ethnograph. Kenntnisse spiegeln, sind weiter zu nennen: „Hist.-geogr. Atlas der alten Welt" (Weim. 1848; 11. Aufl. 1856 u. öfter, 16 Blatt mit erläuterndem Text); „Schulatlas der ganzen Erde" (ebd. 1850, öfter neu aufgelegt); „Kompendiöser allgemeiner Atlas der Erde u. des Himmels" (15. Aufl., ebd. 1874); „Atlas antiquus" (12 Karten zur alten Geschichte, Berl., 5. Aufl. 1869; auch in einer amerik., engl., franz., holl., ital. u. russ. Ausgabe erschienen); „Neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 45 Karten" (ebd. 1855 ff.; 2. Aufl. 1867—71); außerdem eine große Anzahl einzelner Spezialkarten zum Handgebrauch u. auch für die Wand. Auch hat K. in Fachzeitschriften eine Reihe trefflicher Beiträge geliefert.

Kiese heißen in der Mineralogie u. Hüttenkunde gewisse metallische Schwefelverbindungen des Mineralreichs (vgl. „Sulphide"). Es sind dies hauptsächlich folgende:

Arsenikkies od. Arsenopyrit, aus Schwefeleisen-Schwefelarsen bestehend ($FeS_2,FeAs$);

Arsenikkobaltkies, Tesseralkies od. Skutterudit, aus eisenhaltigem Arsenkobalt (Co_2As_3) bestehend;

Buntkupferkies, Buntkupfererz od. Bornit, Schwefelkupferschwefeleisen, nach der Formel $3Cu_2S,Fe_2S_3$;

Eisenkies, Schwefelkies od. Pyrit, ist zweifach Schwefeleisen (FeS_2);

Eisennickelkies, aus Schwefeleisen u. Schwefelnickel bestehend ($2FeS,NiS$);

Kammkies ist eine besondere Form des Wasserkies;

Kobaltkies od. Linneit, ist Schwefelkobalt nach der Formel CoS,Co_2S_3, in welchem ein Theil des Kobalts gewöhnlich durch Nickel vertreten ist;

Kupferkies od. Chalkopyrit, aus Schwefelkupfer-Schweifeleisen bestehend (Cu_2S,Fe_2S_3);

Leberkies, eine besondere Form des Wasserkies;

Magnetkies od. Pyrrhotin, eine Verbindung von Eisenmonosulphid u. Eisenbisulphid ($6FeS+FeS_2$);

Nickelantimonkies od. Ullmannit, auch Antimonnickelglanz, aus Antimonnickel u. Schwefelnickel bestehend ($NiSb+NiS_2$);

Nickelarsenkies od. Gersdorffit, kommt in verschiedenen Varietäten vor, die theils aus Nickel, Arsen u. Schwefel bestehen, theils außer diesen noch Kobalt u. Eisen enthalten;

Nickelkies, Haarkies od. Millerit, ist Schwefelnickel, NiS;

Rothnickelkies, Nickelin od. Kupfernickel, ist Arsennickel, Ni_2As;

Schwefelkies, s. „Eisenkies";

Speerkies ist eine besondere Form des Wasserkies;

Wasserkies, Strahlkies od. Markasit, hat dieselbe Zusammensetzung wie der Eisenkies, aber andere Krystallform;

Weißnickelkies od. Chloanthit ist Arsennickel nach der Formel $NiAs$;

Wismuthkobaltkies ist ein wismuthhaltiger Speiskobalt.

Wismuthnickelkies od. Saynit, aus Nickel, Wismuth, Kobalt, Kupfer, Eisen, Blei u. Schwefel bestehend;

Zinnkies od. Stannin, aus Kupfer, Zinn, Zink, Eisen u. Schwefel bestehend.

Kiselak (richtiger Kyselak), Joseph, ein bekannter Sonderling, um 1795 zu Wien geb., ward im Piaristengymnasium daselbst erzogen u. erlangte eine Stellung bei der Hofkammer als Registratur-Accessist. Er hat sich weniger durch seine lebendig geschriebenen Skizzen einer Fußreise durch Oesterreich, unternommen im J. 1825 (Wien 1829, 2 Bde.), als durch seine Manie bekannt gemacht, seinen Namen meist an unzugänglichen Felsen in süd- u. mitteldeutschen Gebirgen (z. B. auf der Bastei in der Sächs. Schweiz) mit weithin leserlichen großen Buchstaben in schwarzer Farbe zu verewigen. Er starb im Okt. 1831 zu Wien; sein Name ist aber bis heute von Touristen zu Felseninschriften benutzt u. ihm angedichtete Abenteuer zu Possen verwerthet worden.

Kieselguhr ist ein Sediment od. Infusoriengestein, welches, wie der Polirschiefer, aus den Kieselschalen unendlich kleiner Thierchen (od. auch Pflanzen), also aus Schalen besteht, welche offenbar durch den Organismus der Thierchen gebildet u. erst nach deren Tode zur Ablagerung gelangt sind. Der K. ist deshalb ein fossiles Gebilde u. findet sich im Torfmoore, z. B. bei Franzensbad in Böhmen. Da die K. sich schon in kochender Kalilauge auflöst, so giebt sie ein sehr bequemes Material für die Wasserglasfabrikation ab.

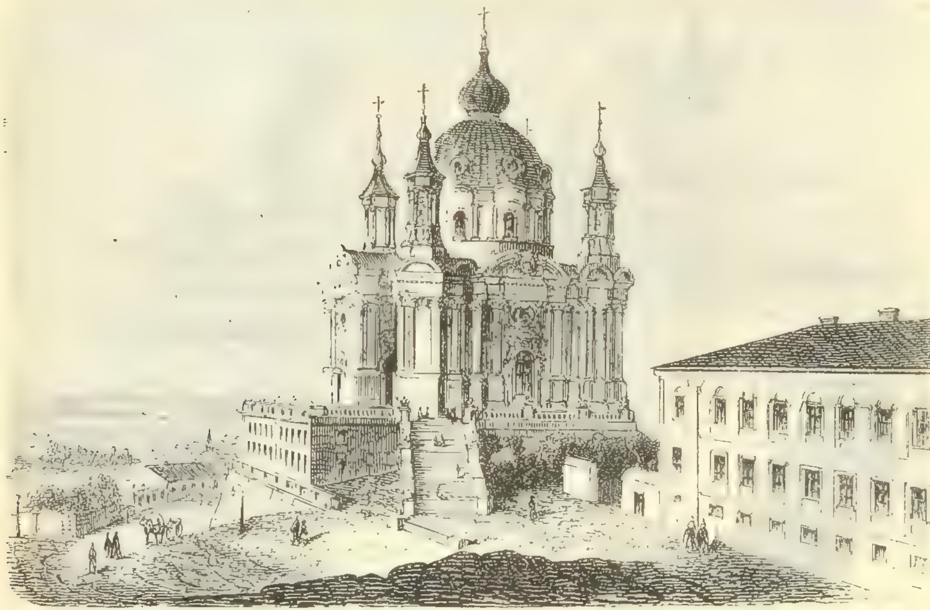
Kieselsäure (Siliciumbioxyd) ist einer der verbreitetsten Stoffe auf unserer Erde u. kommt theils frei in verschiedenen Formen, theils mit Basen verbunden in den zahlreichen kieselsauren Salzen (Silikaten) des Mineralreichs vor. Die K. besteht aus Silicium (s. d.) u. Sauerstoff u. enthält auf 14 Gewichtstheile des erstern 16 des letzteren, bekommt daher die chemische Formel SiO_2; reine K., sowie sie aus den kieselsäurehaltigen Mineralien abgeschieden werden kann, ist ein weißes, geruchloses, geschmackloses, in Wasser nicht auflösliches Pulver, welches sich an der Luft nicht verändert u. auch in der Glühhitze unveränderlich ist; nur von dem Knallgasgebläse läßt sich die K. schmelzen. Mit kohlensaurem Kali od. Natron gemengt schmilzt sie jedoch schon bei viel niedrigerer Temperatur mit diesen Körpern zusammen, wobei die Kohlensäure entweicht u. sich eine durchsichtige glasartige Masse, das sog. Wasserglas, bildet. Durch Zusatz einer Säure zu einer Lösung von Wasserglas scheidet sich der größte Theil der K. wieder ab, u. zwar in Form einer durchsichtigen, gallertartigen Masse, aus einer Verbindung von K. mit Wasser (Kieselsäurehydrat) bestehend. Auch schon die Kohlensäure der Luft bewirkt nach u. nach diese Ausscheidung. Auf ähnliche Weise mögen wol auch mehrere in der Natur vorkommende Arten von K. u. Kieselsäurehydrat entstanden sein, so namentlich Menilit, Opal, Feuerstein, Chalcedon, Achat u. s. w. In deutlich erkennbarem, krystallisirtem Zustande findet sich die K. als Quarz u. Bergkrystall, letzterer die reinste K. darstellend, weniger rein als Rauchtopas, Amethyst u. s. w. In einigen Gegenden kommt K. in Form eines sehr feinen Staubes vor, den man Kieselguhr (s. d.) nennt. In der Asche der meisten Pflanzen findet sich K., ferner in kleiner Menge auch in den Brunnen- u. Mineralwässern. Sehr viele Gebirgsarten enthalten freie K. in Form von Quarz, z. B. Gneis, Granit, Granulit, Syenit, manche Porphyre; die Sandsteine bestehen im Wesentlichen aus Quarzkörnchen. Noch zahlreicher sind die Gesteine, die mit Basen verbundene K. enthalten, denn außer den genannten sind es fast sämmtliche übrigen Gebirgsarten, Kalksteine u. Dolomite abgerechnet.

Kieselsinter, eine amorphe, opalartige Mineralmasse, die meist in nierenförmigen u. stalaktitischen Gestalten, auch als Ueberzug von Moosen u. anderen Vegatabilien, bald gelblichgrau, bald röthlichweiß, dabei gewöhnlich kantendurchscheinend u. wenig glänzend od. matt, in Island u. Neuseeland vorkommt u. ähnlich den Achaten verschliffen wird.

Kieser, Dietrich Georg v., ausgezeichneter Arzt u. Botaniker, geb. zu Harburg 24. Aug. 1779, studirte in Göttingen u. Würzburg, praktizirte seit 1804 in Winsen a. d. Lübe u. seit 1806 in Northeim bei Göttingen; er ging 1812 als außerord. Prof. der Medizin nach Jena. 1814 nahm er an dem Feldzug in Frankreich Theil u. ward 1815 Oberarzt im preuß. Heere, als welcher er nach der Schlacht bei Waterloo die Spitäler in Lüttich u. Versailles dirigirte. Noch in demselben J. kehrte er nach Jena zurück, um seine Vorlesungen wieder aufzunehmen. Seit 1824 ord. Prof., ward er 1828 sächs.-weim. Geh. Hofrath u. 1838 Univers.-Physikus. Auch vertrat er 1831 bis 1848 die Hochschule auf dem weim. Landtage, war 1844—48 dessen Vizepräsident u. wurde 1848 in das Frankfurter Vorparlament gewählt. Er wirkte als Abgeordneter in liberalem Sinne. Außerdem leitete er 1831—47 eine med.-chirurg. u. ophthalmiatrische Privatklinik, die er nach seiner Ernennung zum Direktor der Irren-Heil- u. Pflegeanstalt in Jena 1847 mit einer psychiatr. Klinik vertauschte, u. fügte jener Staatsanstalt eine Privatheilanstalt für Geisteskranke (Sophronisterium) hinzu. 1836 Präsident der 14. Versammlung deutscher Naturforscher u. Aerzte u. schon seit 1847 Direktor Ephemeridum der Kais. Leopoldino-Carolinischen Akademie der Naturforscher, ward er von dieser 24. Mai 1858 zum Nachfolger des verstorbenen Präs. Nees v. Esenbeck (s. d.) gewählt. Er starb zu Jena 11. Okt. 1862. Von seinen äußerst zahlreichen größeren u. kleineren Werken sind u. a. zu nennen: „Beiträge zur vergleich. Anatomie, Zoologie u. Physiologie" (mit Oken herausgeg., Bamb. u. Würzb. 1806—7); „Ueber die Natur, Ursachen 2c. des schwarzen Staars" (Gött. 1811); „Mémoire sur l'organisation des plantes" (Haarlem 1814); „System der Medizin" (Halle 1817—19, 2 Bde.); „Das Wartburgfest" (Jena 1818); „System des Tellurismus od. thier. Magnetismus" (Lpz. 1822, 2 Bde.); „Klinische Beiträge" (ebd. 1834) u. „Elemente der Psychiatrik" (Bresl. u. Bonn 1855). Seine bes. im „Archiv für thier. Magnetismus" (Lpz. 1818—24, 12 Bde.), sowie in der „Sphinx; Neues Archiv für den thier. Magnetismus u. s. w." (ebd. 1825) niedergelegten Anschauungen über diese zur Tagesfrage erhobene Materie vermögen die großen Verdienste K.'s nicht zu schmälern, trotz ihrer verfehlten Methode u. Schlußfolgerung, die mehr der ganzen naturphilosoph. Richtung, mit Schelling u. Oken an der Spitze, als dem Einzelnen zum Vorwurf gereichen.

Kiesewetter, Raphael Georg, k. k. österreichischer Hofrath u. Kanzleidirektor im Hofkriegsrath, ein ausgezeichneter Musikschriftsteller u. vornehmlich Forscher im Gebiete mittelalterlicher Tonkunst, wurde 29. Aug. 1773 zu Holleschau in Mähren geb., wo sein Vater als praktischer Arzt ansässig war, u. erhielt früh schon Unterricht im Singen u. Klavierspielen. Von 1794—1801 bei der Reichsarmee unter Erzherzog Karl als Beamter angestellt, kultivirte K. während dieses Zeitraums vorzugsweise die Flöte, auf der er eine große Fertigkeit erlangte. Nach Wien zurückgekehrt, zog ihn seine Neigung immer mehr zu dem wissenschaftl. Theile der Kunst, sodaß er noch 1803 bei Albrechtsberger Generalbaß u. später bei Hartmann den Kontrapunkt studirte, ohne zum eigentlichen Tonsetzer Beruf od. Talent zu fühlen.

Durch eine seit 1816 zusammengebrachte Partituren-Sammlung alter Musik in allen Stilen u. aus allen Schulen wurde K. zum biographischen Studium, sowie allmählich zu dem umfassenderen der Musikgeschichte u. Musikliteratur überhaupt geführt. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in vortrefflichen Abhandlungen, zumeist in der „Leipz. allg. musik. Zeitung" niedergelegt, sowie in folgenden größeren Werken: „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst" (1828, eine von der Holländ. Akademie gekrönte Preisschrift); „Geschichte der europäisch abendländischen Musik" (1834, 2. Aufl. 1846); „Ueber die Musik der neueren Griechen" (1838); „Schicksale u. Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Stils (1841); „Die Musik der Araber" (1842); „Guido von Arezzo, sein Leben u. Wirken" (1840); „Der neuen Aristorener zerstreute Aufsätze" (1846). Auch als Herausgeber der Kandler'schen Bearbeitung des Baini'schen Werkes über Palestrina ist K. noch zu nennen. Er starb zu Baden bei Wien 1. Jan. 1850.



Nr. 3701 Die St Andreaskirche in Kiew

Kiesenwetter, Ernst August Hellmuth v., ausgezeichneter Entomolog, geb. als Sohn eines königl. sächs. Hauptmanns 5. Nov. 1820 zu Dresden, ist seit 1871 Geh. Regierungsrath im Ministerium des Innern daselbst. Außer einer Fortsetzung der „Naturgeschichte der Insekten Deutschlands" von Erichson (Berl. 1856 ff.) hat er zahlreiche Beiträge in wiss. Fachjournale, nam. in die Berl. „Entomolog. Zeitschrift", geliefert. Eine Zusammenstellung derselben findet sich in Hagen's „Bibliotheca entomologica". K.'s neuestes entomologisches Werk ist „Der Insektensammler" (Lpz. 1876).

Kiew od. Kijew, kleinruss. Gouvernement mit 926 □M. u. 2,144,276 E. (1871), wurde 1796 aus der poln. Ukraine ausgeschieden u. wird im W. von Podolien, im S. von Cherson, im O. durch den Dnjepr von Tschernigow u. Poltawa, im N. von Minsk u. Wolhynien begrenzt. Der S. des Landes gehört zum pontischen Steppengebiet, erhebt sich an einzelnen Stellen bis 260 m. u. nimmt am steil abfallenden Dnjeprthale fast den Charakter eines Gebirgslandes an. Im N. reichen die Sümpfe von Minsk u. Wolhynien bis in dieses Gouvernement hinein u. begleiten den Pripet u. Teterew, die beiden größten Flüsse, welche der Dnjepr in K. aufnimmt. Das Land ist im Ganzen gut bewässert u. fruchtbar an Getreide, bes. an Weizen, Flachs, Hanf, Tabak u. Obst; von Bedeutung ist Vieh- u. Bienenzucht; ein eigenthümliches Insekt ist die hier häufig vorkommende poln. Koschenille. Unter den Industriezweigen, deren Gesammtproduktion jährlich etwa einen Werth von 10 Mill. Rubel hat, sind vorzüglich hervorzuheben die Gerberei, Talg- u. Seifensiederei, Tabakfabrikation, Spinnerei u. Weberei wollener u. leinener Waaren. Die Bevölkerung ist kleinruss. Nationalität; in den Städten sind Großrussen, Deutsche, Armenier u. nam. Juden (250,000 Seelen) stark vertreten.

Die Hauptstadt K. mit 73,591 E. (1871) liegt an dem linken Ufer des Dnjepr, welcher etwas weiter oben links die Desna aufnimmt u. über den eine großartige Kettenbrücke führt. In der schmalen Flußniederung dehnen sich die dichtgedrängten Häusermassen des Stadttheils Podol aus, deren zahlreiche Kirchen u. Klöster mit ihren vergoldeten Kuppeln einen reizenden Anblick gewähren; an einem Arm des Stromes, der hier mit Kähnen, Barken u. Flößen bedeckt ist, liegt die von Katharina II. begründete Stadt des heil. Wladimir od. Neu-K., während an dem steilen Uferhange sich Alt-K. u. Petschersk aufbauen, getrennt durch das tiefe „Taufthal", in welchem der heil. Wladimir die ersten Russen getauft haben soll. Breite Straßen, an denen sich pruntvolle Paläste neben ärmlichen Hütten erheben, wechseln hier ab mit großen öden Plätzen u. unbebauten Strecken. Alles überragen aber die beiden größten Nationalheiligthümer der Russen: auf der Höhe von Alt-K. die Kirche der heil. Sophia mit ihren 11 strahlenden Kuppeln u. zahlreichen Gräbern von Großfürsten, in ihren ältesten Theilen aus der Mitte des 11. Jahrh. stammend, das bedeutendste Denkmal byzantinischen Stiles in Rußland, u. das Höhlenkloster in der 1716 von Peter d. Gr. angelegten Citadelle von Petschersk mit seinen Katakomben u. der ebenfalls von byzantinischen Baumeistern errichteten Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä. Unter den 52 Kirchen, welche die „Heilige Stadt" aufzuweisen hat, ist außerdem noch nennenswerth die Kirche des heil. Andreas, welche, 1744 gegründet, den höchsten Hügel der Stadt krönt. K. ist Sitz eines der 3 Metropoliten des Reiches u. eines Militärgouverneurs u. hat an höheren Bildungsanstalten eine 1833 gegründete Universität, welche 1872 von 1009 Studenten besucht ward, u. eine geistliche Akademie. Die Fabrikthätigkeit der Stadt ist bedeutend u. der Handel wird bes. durch den in der letzten Hälfte des Jan. hier abgehaltenen sog. Kretschen'schen Markt sehr gehoben. — K. ward 996 von Wladimir d. Gr. erbaut u. 1037 zur Hauptstadt des Reiches erhoben; damals soll es fast ½ Mill. E. gehabt haben u. an Glanz Konstantinopel gleichgekommen sein; die Blüte schwand bald infolge häufiger Eroberungen; 1227 ward es von den Tataren, 1320 von den Lithauern, 1482 von den Krim'schen Tataren, 1650 von den Polen verwüstet u. 1686 an Rußland abgetreten. Außer der Hauptstadt sind die bedeutendsten Städte des Gouvernements nach der Bevölkerungszahl von 1871: Berditschew (53,787 E.), Wassilkow (16,076 E.), Uman (14,791 E.) u. Tscherkassy (14,133 E.).

Kilch (Kirchling, Kirchfisch, Kröpfling, Kropffelchen, Kropfmaräne, Coregonus hiemalis), ein erst in neuerer Zeit bekannt gewordener Fisch der Lachsfamilie, der in den tiefsten Stellen des Bodensees u. anderer Schweizerseen lebt (gravenche des Genfersees). Er erreicht eine Länge bis zu 30 cm., der kurze Leib bildet vor der Rückenflosse einen stark gewölbten Bogen bis gegen die kurze, dicke, schräg nach unten u. hinten abgestutzte Schnauze, deren Unterkiefer die Oberkinnlade überragt; über den ganzen Fisch erstreckt sich eine eigenthümliche blasse Färbung, u. sind auf dem bräunlichgelben Rücken nur ganz spärliche schwarze Pigmentpunkte zu erkennen; von den Flossen sind nur die Ränder u. Spitzen etwas angeschwärzt. Er nährt sich von kleinen Muscheln, Schnecken u. Schlammtheilen des Seegrundes u. ist, da er sich stets in Tiefen von 60 bis 80 m. hält, nur mit ganz besonderen Werkzeugen zu fangen, wird aber stets „trommelsüchtig" u. todt aus der Tiefe heraufgezogen, indem die Veränderung des Druckes die Schwimmblase so ausdehnt, daß sie platzt u. dadurch der ganze Leib bedeutend aufgeschwellt wird.

Kildare (spr. Kildähr), irische Grafschaft in der Provinz Leinster im W. von Dublin, 30,75 □M. mit 84,198 E. (1871), deren Zahl seit 1841 etwa um 30% sich verringert hat; wird im O. von den westl. Ausläufern des Berglandes von Wicklow, im W. von den Red Hills durchzogen u. ist in der Mitte u. im N. eine weite Ebene, die bes. im Innern reich ist an trefflichen Weiden u. Getreide, im NW. aber große Moore (Bog of Allen) trägt. Die Bevölkerung, welche die irische Sprache fast vollständig verloren hat, beschäftigt sich vorzugsweise mit Landwirthschaft u. der Fabrikation von Tuch u. Leinwand. Der Handel wird gefördert durch die schiffbaren Flüsse Liffey u. Barrow u. den Königs- u. Großen Kanal. Die Hauptstadt Athy am Barrow mit 4000 E. treibt bedeutenden Getreidehandel; der Flecken K. war einst der Sitz eines Erzbischofs

u. ist wegen der Ruinen seiner Kathedrale bekannt; in Maynooth am Königskanal befindet sich das großartige Maynooth College, das bedeutendste kathol. Priesterseminar Irlands.

Kilian, eig. Kyllena, ein deutscher Missionar irischer Abkunft, kam 686 als Sendbote des Christenthums mit 12 Begleitern nach Würzburg, bekehrte hier, nachdem er sich persönlich in Rom Vollmacht geholt hatte, den thüringischen Herzog Gozbert, wurde aber in des Herzogs Abwesenheit auf Befehl seiner Gemahlin Gailana enthauptet, weil er wegen verbotener Verwandtschaft auf ihre Entlassung gedrungen hatte. Nach anderen Berichten hätte der Herzog selbst K. hinrichten lassen. Die Gebeine des Märtyrers wurden angeblich von Bonifacius nach Würzburg gebracht. Als kath. Heiliger wird K. 8. Juli verehrt.

Kilima-Ndscharo, der höchste bekannte Berg Afrikas, der südlichste von einer Reihe von Bergriesen, die sich aus den Plateauländern von Dschaga (s. d.) u. Ukambani im Osten des Kontinentes erheben; ist von Krapf u. Rebmann zuerst gesehen, von Baron von der Decken 1861 u. dann 1862 u. 1864 nochmals, doch nur bis 4500 m., erstiegen worden, womit die Schneegrenze noch nicht erreicht war. Die Gruppe des K. besteht aus zwei durch ein Thal getrennten Bergen, deren westlicher mit 2 mächtig vereisten Gipfeln bis zu 6500 m. aufsteigt.

Kilkenny, irische Grafschaft in der Provinz Leinster mit 37,28 □M. u. 109,302 E. (1871), liegt im SO. der Insel u. ist ein fruchtbares, reich angebautes Hügelland, welches sich im Mount Brandon zu 483 m. erhebt. Der Barrow bildet den größten Theil der Ostgrenze, gehört der Grafschaft an bis zur Vereinigung mit dem Suir, der im SW. K. begrenzt, u. nimmt den Nore auf, welcher K. in der Richtung nach SO. fast ganz durchströmt. Alle diese Flüsse sind schiffbar, bieten den landwirthschaftlichen Produkten, den Steinen u. Eisenerzen des Landes bequeme Ausfuhrwege u. bieten eine ergiebige Fischerei. Trotz des milden Klimas u. des gesegneten Bodens hat K. gegenwärtig nur noch die Hälfte der Bevölkerung wie vor 35 Jahren, über 100,000 Menschen haben sich in dieser Zeit dem Drucke der heimischen Agrarverhältnisse (s. „Irland“) durch die Auswanderung entzogen. Die Industrie ist nur in Weberei, Brennerei u. Brauerei von einiger Wichtigkeit; die in K. abgebauten Kohlen haben wenig Werth. — Die Hauptstadt K. mit 12,664 E. (1871) liegt am rechten Ufer des Nore u. wird durch 2 Brücken mit einer auf der anderen Flußseite gelegenen Vorstadt verbunden u. von einem Bergschloß der Grafen von Ormond überragt; die Stadt ist Bischofssitz, hat 11 Kirchen, darunter eine große Kathedrale, ein College, in dem u. A. Swift erzogen worden ist, u. 2 Lateinschulen, fabrizirt wollene Decken, Branntwein u. Bier. Ehemals war sie häufig Sitz des irischen Parlaments.

Killarney (spr. Killarnih), Stadt in der südwestirischen Grafschaft Kerry (s. d.) mit 5000 E., zwei Kirchen u. einem Nonnenkloster, liegt in einer waldreichen Ebene unweit der durch ihre Naturschönheit berühmten, häufig besuchten u. in Dichtungen (Walter Scott) viel gefeierten Seen von K. Der größte derselben ist der im SW. von K. gelegene, $^{1}/_{3}$ □M. bedeckende Lough Lane; zahlreiche, mit Wald, Anlagen u. Ruinen geschmückte Eilande sind über seine breite Fläche verstreut, Wald, Wiesen u. Fruchtfelder umschließen ihn auf drei Seiten u. im SO. erheben sich schroff über ihn die kahlen Gipfel des Shehy Mount (521 m.) u. des Purple Mt. (781 m.), von dem sich ein Bach in der 23 m. hohen O'Sullivans Cascade direkt in den See stürzt. Im S. des Lough Lane, von diesem durch eine schmale, waldige Landenge geschieden, auf der sich die Ruinen einer Abtei befinden, liegt der weit kleinere Muckroß (od. Tork) Lake am Fuße des 494 m. hohen Tork Mt., u. im SW. davon, am Südfuße des Purple Mt., der Obere See (Upper Lake), rings von schroffen, zackigen Felsen eingeschlossen. Letzterer steht mit dem Lough Lane durch den Colman's Eye in Verbindung, u. aus diesem fließt der Laune in die Dinglebai.

Kilmarnock (spr. Kilmarnöck), Stadt in der südwestschott. Grafschaft Ayr mit 23,709 E. (1871), liegt in einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des schiffbaren Irvine u. in der Nähe von Kohlengruben, hat 18 Kirchen u. bedeutende Industrie, bes. Baumwollen- u. Wollenweberei, Shawl- u. Teppichfabrikation.

Kilo (a. d. Griech. χίλιοι = 1000), eine Vorsatzsilbe, die man, um das Tausendfache anzuzeigen, den Bezeichnungen der Maßeinheiten vorstellt; danach ist 1 Kilogramm (Kg.) = 1000 Gramm, 1 Kilometer (Km.) = 1000 Meter (vgl. Metermaßsystem).

Kilt, od. Kiltgang, d. h. ursprünglich Kirchgang, nennt man in der deutschen Schweiz nächtliche Besuche junger Männer bei ihren Geliebten.

Kimbern (lat. Cimbri) waren ein deutscher, zu den Ingaevonen gehörender Volksstamm, der auf der jütischen Halbinsel seine Heimat hatte. Wahrscheinlich durch furchtbare Sturmfluten in ihrem Landbesitz geschädigt, wandte sich ein Theil dieses Volkes im 2. Jahrh. v. Chr. nach S. u. hielt sich längere Zeit ohne feste Wohnsitze zu beiden Seiten der mittleren Donau auf. Es waren schlanke Gestalten mit blondem Haar, tapfer u. ausdauernd auf der Wanderung, wie im Kampf; Weiber u. Kinder führten sie auf Wagen mit sich, die sie gegen den Angriff zu einer festen Wagenburg zu vereinigen wußten. Durch keltisches Gebiet nach S. vordringend, erschienen die K. 113 v. Chr. in Kärnten, wo sie den Konsul Gnäus Papirius Carbo bei Noreia schlugen; anstatt nach Italien vorzudringen, wandten sie sich darauf nach W., überschritten den Rhein u. Jura u. bedrohten auch dort das röm. Gebiet. Das Heer des Konsuls Marcus Junius Silanus erlitt 109 im südl. Gallien durch sie wieder eine Niederlage; aber auch diesen Sieg benutzten die Deutschen nicht, sondern suchten sich auf keltischem Gebiete das Land zu erobern, das ihnen der röm. Senat zuzuertheilen noch immer sich weigerte. Drei starke Heere sollten Italien vor den K. schützen; nachdem aber Marcus Aurelius Scaurus 105 auf dem linken Rhoneufer von dem kimbrischen König Boiorix geschlagen worden war, vereinigte sich die ganze röm.



Nr. 3762. Der Kilima-Ndscharo.

Streitmacht auf dem rechten Ufer bei Arausio (Orange), ohne aber bei der Zwietracht der Anführer einen gemeinsamen Plan zu verfolgen. Die vom Prokonsul Cäpio kommandirte Abtheilung wagte allein den Angriff u. wurde geschlagen, u. diese Niederlage zog auch das Heer des Konsuls Gnäus Mallius Maximus ins Verderben. Nur 10 Mann sollen von dem ungeheuren röm. Heere dem Blutbade entronnen sein. Die Alpenpässe, welche nach Italien führten, lagen unvertheidigt vor den nordischen Barbaren; anstatt nach O. zogen diese aber über die Pyrenäen, u. schlugen sich dort mit den Keltiberiern herum. Der neue Konsul Cajus Marius gewann Zeit, das Heer zu reorganisiren u. die Treue der zum Abfall bereiten Bundesgenossen in den Alpenländern wieder zu befestigen. Unterdeß kehrten die K. nach Gallien zurück, unterwarfen sich die westl. Landschaften bis zur Seine u. verstärkten sich durch keltische Scharen u. das stammverwandte Volk der Teutonen, das von der Ostsee in das Innere Galliens verschlagen war. Der Widerstand der Belgier zwang aber dieses gewaltige Heer bald wieder zur Trennung. Die K. mit den Tigurinern zogen durch Germanien den Ostalpen zu, während die Teutonen mit anderen Heerhaufen über die Westalpen nach den oberitalischen Ebenen vorzudringen beschlossen. Letztere wurden von Marius in der Schlacht von Aquä Sextiä (Aix in der Provence) 102 vollständig aufgerieben, die K. aber zogen über den Brennerpaß, zwangen den Konsul Catulus, der den Paß an dem Eintritt der Etsch in die Tiefebene (jetzt Veroneser Klause genannt) vertheidigen sollte, sich über den Po zurückzuziehen, wurden aber 30. Juli 101 von Marius auf den Raudischen Feldern bei Vercelli (im Piemontesischen) geschlagen u. vollständig aufgerieben; unter den Tausenden, deren Leichen das Schlachtfeld bedeckten, war auch der König Boiorix. Die Ueberlebenden wurden zu Sklaven gemacht.

Kimchi ist der Name für eine berühmte jüd. Gelehrtenfamilie, die im 12. u. 13. Jahrh. zu Narbonne in Südfrankreich blühte. Zu unterscheiden sind: Joseph K., der Vater, welcher aus Spanien stammte. Von seinen Schriften wurde bes. eine hebr. Grammatik geschätzt, die jedoch nur handschriftlich existirt. Er starb um 1200 u. war der Lehrer seiner beiden Söhne. — Mose K., der ältere, der gegen 1200 n. Chr. starb, hinterließ neben Anderem gleichfalls eine hebr. Grammatik, die häufig (zuerst 1508) gedruckt worden ist. Berühmter war sein jüngerer Bruder David K., der, um 1190 geb., nach 1232 starb. Sein Hauptwerk „Der Michlol“, enthält eine Grammatik u. ein Lexikon. Letzteres wurde schon vor 1480 in Italien gedruckt (beste Ausgabe von Lebrecht u. Biesenthal, Berl. 1847). Die Grammatik erschien zuerst Konstant. 1532—34, dann sehr oft mit Anmerkungen (beste Ausgaben Vened. 1545 u. Fürth 1793; neueste von Rittenberg, Lpz. 1842). Sie war die Grundlage für die ersten Arbeiten christlicher Gelehrter (Reuchlin's u. s. w.) auf dem Gebiete des hebr. Sprachstudiums. Außerdem schrieb K. Erklärungen zu fast allen Büchern des Alten Testamentes, von denen jedoch nicht alle erhalten od. gedruckt sind; in denselben beweist er ein nüchternes, verständiges Streben nach wörtlicher Auslegung. Den Christen gegenüber zeigt er sich minder fanatisch als andere jüdische Ausleger.

Kimmerier heißt bei Homer ein sagenhaftes Volk, das an der äußersten Grenze der Erde am Okeanos wohnen sollte, in einem von der Sonne nie beschienenen Lande. Von ihnen zu unterscheiden sind die historischen K., ein vielleicht den Thrakern verwandtes Volk, das zuerst an der Nordküste des Schwarzen Meeres erscheint, sich aber dann nach der Nordküste Kleinasiens wandte u. durch seine Raubzüge bes. den Lydern gefährlich wurde. Nach Herodot's Darstellung fällt ihre Einwanderung nach Kleinasien in die Zeit des Königs Ardys von Lydien, unter dessen Regierung sie die lydische Hauptstadt Sardes eroberten u. die ionischen Städte an der Küste Lydiens angriffen; andere Nachrichten machen es aber wahrscheinlicher, daß sie schon im 8. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien übersiedelten u. noch vor dem Ende desselben auf einem Zuge nach W. bis Sardes u. zu den ionischen Küstenstädten vordrangen, später den König Gyges von Lydien (698—51) schwer bedrängten, Sardes zum zweiten Mal einnahmen u. Magnesia am Mäandros zerstörten. Erst dem Könige Alyattes gelang es, Lydien gegen die Angriffe der K. sicher zu stellen; doch hat er die K. wol nicht, wie Herodot angiebt, aus Kleinasien vertrieben, sondern sie wahrscheinlich vielmehr in Abhängigkeit von Lydien gebracht.

Kimmung nennt man am Meere die zuweilen durch atmosphärische Strahlenbrechung stattfindende Erhebung für gewöhnlich nicht sichtbarer ferner Küsten od. Schiffe über den Horizont. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Fata Morgana (s. d.) od. Luftspiegelung, denn diese entsteht auf ganz anderem Wege, nämlich durch totale Reflexion od. Spiegelung des Lichtes an der Trennungsfläche einer unteren erhitzten u. darüber gelagerten kälteren Luftschicht, während die K. durch Brechung des Lichtes beim Durchgange durch verschieden dichte Luftschichten, ähnlich wie beim Durchgange durch ein Prisma, zu Stande kommt.

Kincardine, auch the Mearns genannt, Grafschaft im nordöstl. Schottland, 18,25 □M. mit 34,630 E. (1871), grenzt im O. an die Nordsee, deren Küste im S. eben ist, in der Mitte u. im N. in steilen Felsen abfällt u. nur wenig geschützte Ankerplätze darbietet. Die schmale, aber fruchtbare Küstenebene wird nach W. von einem bis 200 m. ansteigenden Hügellande begrenzt, das in die östl. Ausläufer der Grampian Mountains übergeht. Letztere durchziehen in zwei parallelen Ketten den nordwestl. Theil von K. u. erheben ihre mit Moor u. Heide bedeckten Höhen im Mount Battock zu 730 m. Der wichtigste Fluß ist der Dee, welcher die nördl. Grenze bildet, ein fruchtbares Thal durchströmt, aber wegen seines starken Gefälles nur an der Mündung schiffbar ist. K. liefert gute Bausteine u. Porzellanerde; die Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Viehzucht u. Fischfang; die Industrie ist unbedeutend. Die Hauptstadt ist Stonehaven mit 3396 E. (1871) u. dem besten Hafen der Grafschaft, welcher von der Mündung des Carronbaches gebildet wird. In der Nähe liegt auf einem steilen Porphyrfelsen am Meere die malerische Ruine des Schlosses Dunnotar.

Kinchinjunga, richtiger Kantschindschinga, bei den Eingeborenen Kumbh Karan Langur genannt, ist der zweithöchste der gemessenen Gipfel des Himalaja (s. d.). An der nördl. Grenze des Landes Sikkim u. der südl. der tibetanischen Provinz Tschang erhebt sich der K. unter 88° 10′ östl. von Gr. u. 27° 40′ n. Br. als ein gewaltiger Gebirgsknoten mit zwei Gipfeln, von denen der höchste nach den neuesten Messungen (1874) 8566 m., der niedrigere 8478 m. mißt, u. entsendet 4 Aeste mit zahlreichen, die Höhe von 7000 m. übersteigenden Gipfeln. Das tief eingeschnittene Thal des zum Gangesgebiete gehörenden Arunstromes, zu dem die riesigen Eis- u. Schneefelder des K. nach N. u. W. ihre Abflüsse senden, scheidet ihn von dem Gebirgsstock des Gaurisankar, während die Gletscherströme der Südseite dem Thissa u. durch diesen dem Bramaputra zufließen. Von den zahlreichen Alpenseen, die im N. u. O. des K. liegen, ist der größte der Tschanto Dong, 4480 m. über dem Meere gelegen.

Kind, Johann Friedrich, Dichter u. Schriftsteller, geb. 4. März 1768 zu Leipzig als Sohn des durch seine Uebersetzung von Plutarch's „Lebensbeschreibungen“ (10 Bde., 1746—54) bekannten dortigen Stadtrichters Johann Christoph K. (geb. 1718, gest. 1793), studirte das. die Rechte, wurde 1790 Amtsaccessist in Delitzsch, wandte sich 1793 als Advokat nach Dresden, gab aber 1814 die jurist. Praxis auf, um fortan unbehindert seiner literar. Thätigkeit zu leben, wurde 1818 zum sachs.-koburg. Hofrath ernannt u. starb in fast gänzlicher Zurückgezogenheit 25. Juni 1843 zu Dresden. K. war ein Vielschreiber u. hat, da er überdies weder viel ursprünglichen Geist noch ein ungewöhnliches Talent besaß, außer dem trefflichen Texte zu Weber's Oper „Der Freischütz“, kaum Etwas von bleibendem Werthe geschaffen.

Kind u. Kindesalter. Als eigentliches Kindesalter gilt die Lebensperiode vom 1.—7. Jahre, indem man häufig das Säuglingsalter, welches das 1. Lebensjahr umfaßt, trennt; im weitesten Sinne reicht das Kindesalter von der Geburt an bis zum 14. Jahre. Die charakteristischen Erscheinungen der körperlichen u. geistigen Entwickelung sind vor Allem maßgebend für die Lebensgeschichte des K.es; die Hauptmomente der fortschreitenden Reife werden benutzt zur Eintheilung des Kindesalters in einzelne Abschnitte, z. B. die Periode des Neugebornen, des Säuglings, der ersten Zahnentwicklung (von der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres an bis zum Ende des zweiten Jahres), des Zahnwechsels (im 6.—7. Jahre), des Schulkindes, des Eintritts der Pubertät (s. d.). Durch den ersten Athemzug wird der Kreislauf des K.es ein selbständiger; es treten sofort Athmung, Herzbewegung, Blutumlauf, Verdauung, Absonderung u. Abscheidung in Thätigkeit. Die Bewegungs- u. Empfindungs- sowie die Sinnesnerven funktioniren noch höchst unvollkommen u. die Eindrücke kommen noch nicht als deutliche Wahrnehmungen zum Bewußtsein. Durch die Ernährung gewinnt der Körper rasch an Größe u. Gewicht; zwar kommt erst nach den ersten drei Lebenstagen das Kind zu einer Gewichtszunahme, allein schon binnen des ersten Jahres wird das Körpergewicht nahezu verdreifacht; bis es sich von da aus verdoppelt, vergehen 6 Jahre, bis es sich nochmals verdoppelt, 7 Jahre; Mädchen haben geringeres Durchschnittsgewicht als Knaben. Das Kind hat schnelleren Puls als Erwachsene, im ersten Jahre 120—140 Schläge in der Minute, im zweiten 110, bis zum fünften 100, bis zum achten 90 Schläge. Die Zahl der Athemzüge sinkt von den ersten Tagen nach der Geburt an von 44 in der Minute bis zum dritten Jahre auf 35—40, u. bis zum fünften Jahre auf 26. Indem der Körper an Größe u. Stärke wächst, nehmen auch seine Funktionen an Mannichfaltigkeit zu: die Hände greifen u. suchen das Erfaßte zum Munde zu führen, meist schon während des ersten Monats; nach 6—8 Wochen suchen manche Kinder bereits den Kopf aufrecht zu halten, mit 5—6 Monaten sitzen kräftige Kinder mit dem Oberkörper aufrecht. Das erste Lächeln beobachtet man bisweilen schon um die vierte Woche. Doch die einzige Art, seine Bedürfnisse kund zu thun, besteht während dieser frühesten Altersperiode im Schreien. Die Krankheitsdispositionen in diesem zarten Alter sind mannichfach: die Katarrhe der Luftröhre u. Lunge, die Hautentzündungen u. Ausschläge, Entzündungen der Augen, Krämpfe infolge von Hirnaffektion, bes. aber Unterleibsleiden (z. B. Brechdurchfall) u. Abzehrung infolge falscher od. mangelhafter Ernährung, treten am häufigsten auf. Vorzüglich bedingt das Entwöhnen von der Mutterbrust, dann die Einwirkung kalter Luft (bei Ost- u. Nordwind) u. die Erkältung der Haut (beim Trockenlegen des K.es in kühler Temperatur) leicht tödtende Lungen- u. Darmkrankheiten. Auch sind schon beim Neugebornen mitunter angeerbte Krankheiten bemerkbar. Die durchschnittliche Sterblichkeit während des ersten Lebensjahres ist ganz bedeutend, doch ist eine zweckmäßige Pflege im Stande, die Zahl der Sterbefälle sehr zu vermindern. Von 100 Kindern sterben während des ersten Lebensjahres durchschnittlich in England 15, in Belgien 15, in Preußen 18, in Sachsen 26, in Bayern 30. Im ersten bis siebenten Lebensjahre fällt die rasche Ausbildung der Hirnfunktion u. gleichzeitig das zunehmende u. kräftigere Wachsthum auf. Obgleich noch immer die Mortalität nicht gering ist, macht sich doch eine größere Widerstandskraft bemerkbar, nam. bei den nunmehr häufiger auftretenden eigentlichen Kinderkrankheiten (s. d.). Zu Ende des ersten od. im Anfange des zweiten Lebensjahres lernt das K. stehen u. gehen;

die sich mehr u. mehr entwickelnden Zähne weisen dasselbe nun auf eine konsistentere Nahrung hin. Allein die Periode des Zahnens ist auch von der Geneigtheit zu Kongestion nach dem Kopfe begleitet, sie hemmt bisweilen die Gesammtentwickelung u. erheischt besondere Pflege u. Aufmerksamkeit. Mit Beginn des zweiten Jahres treten auch die ersten Sprechversuche zum Vorschein, u. von da an bilden sich unter bedeutender Größen- u. Gewichtszunahme des Körpers von Monat zu Monat die geistigen Fähigkeiten weiter aus. Um das fünfte bis siebente Jahr fällt der Zahnwechsel (s. „Zähne"); hierbei geht eine bedeutende Veränderung mit dem K.e vor: es wird weniger Fett unter der Haut abgelagert, die Rundung der Kinderformen geht verloren, das Wachsen bedingt nun leicht eintretende Ermüdung. Die nunmehr eintretende Periode der Schuljahre (od. das Knabenalter) zeichnet sich im Allgemeinen durch einen verhältnißmäßig günstigen Gesundheitszustand aus. Zwar werden in diese bis zum 14. od. 15. Jahre dauernde Zeit aus dem früheren Lebensalter nicht selten langwierige Krankheiten, wie Skrophulosis u. Rhachitis, mit hinübergeschleppt, auch sind dem K.e jetzt einzelne üble Fehler z. B. Onanie, s. d. höchst gefährlich, allein im Ganzen drohen doch nunmehr vorzugsweise solche Leiden, die durch eine unzweckmäßige Schuldiätetik herbeigeführt werden können, z. B. durch übermäßige Kopfanstrengung Blutandrang nach dem Gehirn, vor Allem durch unzweckmäßige Einrichtung der Schulbänke (Subsellien), Augenschwäche u. Rückgratsverkrümmung. Die Grenze des Kindes- u. Jünglings- resp. (Jungfrauen-)Alters bildet die Entwicklung der Pubertät (s. d.), wo sich die der Fortpflanzung dienenden Organe entfalten, u. mit dem männlichen u. weiblichen Körper auch schon äußerlich eine Revolution in der Entwickelung vor sich geht.

Die Seelenthätigkeit des K.es zeigt sich zu allererst durch Aeußerungen des Unbehagens bei gewissen Wahrnehmungen, z. B. der Kälte, des Druckes u. s. w., dann durch Aufsuchen des Lichtes mit den Augen, durch Blicken auf glänzende Gegenstände, durch steigende Aufmerksamkeit auf die umgebende Welt. Die Zeichen der Freude, der Trauer, der Zuneigung u. des heftigen Begehrens geben sich allmählich deutlicher kund. Ein K. kann schon im ersten Jahre das Gefühl des Mitleids, der Scham, der Vernachlässigung kennen lernen; eine geistige, kombinirte Thätigkeit giebt sich im Wiedererkennen u. Anlächeln einer Person, im Hinstreben zu derselben kund; noch komplizirter sind die geistigen Vorgänge beim Sprechenlernen. Die Phantasie des K.es ist sehr rege u. übt einen besonderen Einfluß auf seine Beschäftigung mit Spielen aus. Dann beginnt das Lernen, das aktive Zunehmen an Wissen u. Können, wobei sich die individuellen Fähigkeiten entwickeln. Die Erziehung in Haus u. Schule hat mit allen diesen geistigen Anlagen zu rechnen u. schrittweise dem Werden u. Zunehmen zu folgen.

Die körperliche Pflege des K.es erheischt die größte Aufmerksamkeit; die leitenden Grundsätze sind hier Einfachheit u. Regelmäßigkeit. Die Kinderstube sei nie zu warm, die Kleidung nie zu eng; dem K.e muß man so häufig als möglich Bewegung in freier Luft machen u. ihm durch warme, später kalte Waschungen u. Bäder eine Gewöhnung zur Reinlichkeit u. einen gewissen Grad von Abhärtung verleihen. In der Ernährung des K.es befolge man eine bestimmte Speiseordnung. Die Kost des ersten Lebensjahres s. u. „Säugling". Im zweiten Jahre erhält das K. Morgens 1—2 Tassen lauwarmer Milch mit Weißbrot, erst im dritten u. vierten Jahre mit Kaffee- od. Theezusatz; im Laufe des Vormittags etwas Brot mit Obst od. Semmelsuppe; Mittags Fleischbrühsuppe mit Reis, Nudeln, Gries od. Grütze, auch eine mit Ei abgezogene Wassersuppe, dazu leicht verdauliches Gemüse mit Ochsen-, Kalb- od. Hammel-, auch Hühner- od. Taubenfleisch; zum Vesperbrot Semmel mit Obst, zum Nachtessen Milch mit Brot od. dünne Suppe. Kuchen u. Süßigkeiten soll man den K.ern nur in kleinen Portionen od. besser gar nicht gewähren. Schließlich sei bemerkt, daß bei Schulkindern die durch das langdauernde Sitzen auf den Schulbänken drohende Gefahr zu erkranken (s. oben) nur durch regelmäßiges Turnen ausgeglichen werden kann.

Vgl. Donné, „Ueber die physische Erziehung der Kinder"; deutsch von Friedleben (Frankf. a/M. 1843); O. Heyfelder, „Die Kindheit des Menschen" (2. Aufl., Erlang. 1858); L. Besser, „Werden u. Wachsen der Kinder" (Frankf. 1858); H. Meier, „Das Kind in seinen ersten Lebensjahren" (Lpz. 1859); J. M. Götz, „Die Pflege u. Behandlung des gesunden u. kranken Kindes" (3. Aufl. von Liharzik, Wien 1867); M. F. Kübler (Frau Scherr), „Das Buch der Mütter" (Zürich 1868); F. A. v. Ammon, „Die ersten Mutterpflichten u. die erste Kindespflege"; D. G. M. Schreber, „Kallipädie od. Erziehung zur Schönheit" (Lpz. 1858).

Kindbett (Wochenbett) ist die bei der Frau sich an die Geburt unmittelbar anschließende Periode, während der sich im weiblichen Körper eine Reihe von Rückbildungsvorgängen vollziehen, d. h. in welcher die durch Schwangerschaft u. Geburt herbeigeführten Veränderungen des Organismus allmählich verschwinden u. der frühere Zustand wiederum herbeigeführt wird, während die Thätigkeit der Brustdrüse sich entwickelt. Die Natur braucht zur Durchführung dieses Prozesses etwa sechs Wochen; so lange derselbe dauert, bezeichnet man die Frau als „Wöchnerin" od. „Kindbetterin". Als erste Erscheinungen nach der Geburt treten das Bedürfniß nach Ruhe, eine behagliche Wärme, allgemeiner Schweiß u. ein erquickender Schlaf auf; dabei ist der Puls verlangsamt, die Urinsekretion vermehrt, der Stuhlgang träge. Unmittelbar nach Abgang der Nachgeburt beginnt auch die Gebärmutter sich zurückzubilden in allen ihren Theilen u. Geweben, ebenso die andern Genitalorgane. Im Zusammenhange mit dieser Rückbildung steht der sog. „Wochenfluß" (Lochien) od. die „Wochenreinigung", ein Abgang, der ein od. mehrere Tage lang blutig, alsdann schleimig-wässerig u. grau gefärbt ist; er enthält Blutkörperchen, Schleimhautfetzen u. Schleimkörperchen. Infolge dauernder Zusammenziehungen der sich verkleinernden Gebärmutter entstehen im Unterleibe Schmerzen, die man „Nachwehen" nennt. Die Brüste schwellen am 2.—3. Tage ziemlich stark an; sie füllen sich Anfangs nur mit einer dicklichen, gelbgefärbten Flüssigkeit, die man Colostrum nennt; vom dritten Tage an aber sondern sie die eigentliche Milch ab. Je nach dem körperlichen Zustande, der Nahrung 2c. der Säugenden beträgt die Menge der abgesonderten Milch innerhalb der ersten Woche etwa $1\frac{1}{2}$—2 Kg. für den Tag. Bei Nichtstillenden werden vom 5.—8. Tage die Brüste allmählich weicher u. welker, bis die Absonderung der Milch endlich ganz aufhört. Das K. bedarf einer ganz besonderen Pflege u. Abwartung, denn der Wochenbettszustand prädisponirt zu verschiedenen gefährlichen Erkrankungen. So können die bei der Geburt zerrissenen Blutgefäße der Gebärmutter zu Blutungen Veranlassung geben, wenn sie durch unrichtiges u. unruhiges Verhalten der Wöchnerin gehindert werden, sich gehörig zu schließen; auch führen die Prozesse, welchen die Geschlechtsorgane im K. unterworfen sind, leicht zu Entzündungen u. Lageveränderungen (Gebärmuttervorfällen u. s. w.). Um solche Gefahren zu vermeiden, ist vor Allem Ruhe u. horizontale Lage im Bette nöthig, das die Wöchnerin in den nächsten 8—14 Tagen nicht verlassen darf; geistige Aufregung (selbst Unterhaltung mit besuchenden Freundinnen) muß verhindert werden. Dabei sorge man für Lüftung des Zimmers. Unmittelbar nach der Entbindung hat die Hebamme sich zu überzeugen, ob etwaige Verletzungen der Genitalien vorhanden sind, u. erst nach gehöriger Reinigung u., wenn nöthig, wundärztlicher Behandlung kann der Schlaf der Wöchnerin gestattet werden. Fernerhin hat die Hebamme die Genitalien täglich zwei Mal mit lauem Wasser zu reinigen. Bis zum dritten Tage erfolgt in der Regel keine Stuhlausleerung; tritt sie dann nicht von selbst ein, so wird sie durch ein Klystier od. 1—2 Eßlöffel Ricinusöl befördert. Der Gebrauch einer Bettschüssel ist wenigstens in den ersten 4—5 Tagen nöthig. Die Kost der Wöchnerin sei in den ersten Tagen leicht u. nicht erregend. Während 3—4 Tagen erhält sie: Fleischbrüh- u. schleimige Suppen, Weißbrot u. zum Getränk nicht zu kaltes Wasser od. verdünnte Milch. Eine Stillende kann nach dem 4. Tage kräftigere Nahrung zu sich nehmen: Fleisch- u. Mehlspeisen, weiche Eier, nicht blähendes Gemüse, leichten Milchkaffee u. leichtes, gut ausgegohrenes Bier. Mit der dritten Woche können gesunde Wöchnerinnen zur früheren Lebensordnung zurückkehren. Ungefähr 12 Stunden nach der Geburt wird das Kind an die Brust gelegt u. dann aller 2—3 Stunden gesäugt. Am 3.—4. Tage tritt ein sog. „Milchfieber" ein mit Frostschauer u. etwas Hitze, doch hat dies bei normalem Verlauf des K.es wenig zu bedeuten. Dagegen können andere Störungen, z. B. Erkältungen, geistige Aufregungen, zu frühe körperliche Anstrengung, Diätfehler, Infektion u. s. w., mannichfache Wochenbettskrankheiten herbeiführen: außer den schon genannten Blutungen sind es bes. Entzündung der Genitalorgane, Senkungen derselben, Krämpfe (Eklampsie), Geistesstörung (Manie) u. Kindbettfieber (s. d.). Das Stillen des Kindes ist nur dann zu unterlassen, wenn die Beschaffenheit der Brüste od. Brustwarzen dasselbe unmöglich macht, od. wenn die Mutter durch besondere Krankheit behindert wird. — Bei manchen Völkerschaften herrschen während des K.es merkwürdige Gebräuche. Scheinbar ganz sinnlos ist die Sitte des Männerkindbettes (Couvade), d. h. daß der Mann, wenn ihm ein Kind geboren wird, sich auf das Lager streckt u. wie eine Wöchnerin geberdet. Schon bei alten Völkern Europa's, in Korsika u. unter den span. Basken wurde diese Sitte wahrgenommen; sie ist ferner heimisch in Südamerika östl. von den Cordilleren, bei den Mundrucus- u. Manaosindianern am Amazonenstrom, bei den Cariben u. anderen Stämmen Guyana's; bei den Negern in Cassange, den Dayaken auf Borneo u. nach Marco Polo bei einer asiatischen, westl. vom chines. Yünnan wohnenden Völkerschaft. Meist fastet der Vater od. meidet wenigstens das Fleisch gewisser Thiere, er muß sich vor Erkältung u. Anstrengung hüten, u. es liegt dem sonderbaren Verfahren die abergläubische Vorstellung zu Grunde, daß Fehler od. selbst diätetische Versehen des

Erzeugers auch noch nach der Geburt eines Kindes auf letzteres übergehen könnten; man giebt beim Erkranken des Säuglings dem Vater die Schuld, u. dieser fügt sich, um jenes Sprößlings Wohl wahrzunehmen, in die ihm von dem allgemeinen Vorurtheil auferlegten Bräuche.

Kindbettfieber (Wochenbetts- od. Puerperalfieber). Bis vor einiger Zeit glaubte man, daß die mit diesem Namen bezeichnete, bei Wöchnerinnen nicht selten, bisweilen sogar epidemisch vorkommende Krankheit eine spezifische Krankheitsform sei. Jetzt wissen dagegen die Aerzte, daß das als besonderer Krankheitsprozeß aufgefaßte Puerperalfieber nur eine Infektionskrankheit ist, welche dadurch hervorgerufen ist, daß Eiter od. in Zersetzung begriffene Stoffe durch die Blut- u. Lymphgefäße in das Blut aufgenommen werden. Insbes. sind es die durch eine solche Ursache hervorgerufenen entzündlichen u. diphtheritischen Prozesse, die heutigen Tages als K. aufgefaßt werden. Der Ort der Infektion ist fast immer in den Genitalien zu suchen, indem daselbst theils an der Stelle, wo die Nachgeburt saß, theils auch dort, wo etwa bei der Entbindung kleine Einrisse entstanden, sich Wunden befinden, von welchen aus die Lymphgefäße, seltener die Venen, infizirende Stoffe, d. h. Eiter od. faulige Substanzen, durch alle Organe des Körpers führen können. Die infizirenden Stoffe sind entweder im mütterlichen Organismus entstanden (Selbstinfektion), od. von außen eingeführt (Infektion von außen), u. es kann eine die Wöchnerin behandelnde Person, welche mit fauligen Stoffen verunreinigte Finger, Wäsche, Geräthschaften 2c. in Berührung mit der Wöchnerin bringt, die Entwickelung des K.s veranlassen; Leichen, brandige Wunden, Geschwüre u. s. w. dürfen demnach von Personen, welche die Wöchnerin zu pflegen haben, nie angegriffen werden. — So hat man es beim K. stets entweder 1. mit einer Eitervergiftung des Blutes (Pyämie, s. „Blut"), od. 2. mit einer Vergiftung durch faulige Stoffe (Septicämie, incl. Diphtheritis der Genitalien) zu thun. Hiernach unterscheidet man zwei Formen des K.s. Die durch Aufnahme fauliger Stoffe bedingte septische Form des K.s macht sich, wenn die Infektion während der Geburt erfolgte, erst nach dem 2. od. 3. Tage durch Erscheinungen bemerklich: bedeutende fieberhafte Temperatur- u. Pulssteigerung, Brandigwerden der etwa vorhandenen Schleimhautverletzungen, schlechter Abgang, Geschwürbildung mit diphtheritischem Beleg, Schüttelfröste, der Leib treibt sich auf u. ist schmerzhaft, die Milchsekretion erlischt, es entwickeln sich rasch entzündliche Affektionen innerer Organe, das Bewußtsein ist in schweren Fällen benommen u. die Kranke delirirt. Genesung ist nur selten zu hoffen u. es erfolgt der Tod in der Regel am 7.—9. Tage. Wesentlich andere Erscheinungen zeigen die Fälle, welchen eine eitrige Infektion zu Grunde liegt. Hier treten zuerst Entzündungen der Gebärmutter u. der Nachbarorgane derselben (Metritis u. Parametritis) sowie Bauchfellentzündung auf. Breitet sich die Entzündung auf das Unterhautzellgewebe aus, so kommt es zu einer eigenthümlichen Anschwellung der unteren Extremitäten (Phlegmasia alba dolens); eben so kann die Umgebung verschiedener Gelenke durch Entzündung schmerzhaft anschwellen. In vielen Fällen führt dann die Krankheit zur Abscesßbildung u. zu ausgebreiteten Eiterinfiltrationen. Auch diese Form ist mit heftigen Fieberanfällen verbunden. Sie führt ebenfalls häufig zum Tode, der nam. dann rasch erfolgt, wenn sich die Blutgefäße durch Blutgerinnsel verstopfen, wenn ferner die Athmungsorgane, das Bauchfell u. die Gelenke im Verlaufe der Krankheit sich entzünden u. Sitz von Eiterherden werden; doch kommt auch selbst dann, wenn sich im Unterhautzellgewebe u. in den Muskeln Abscesse bilden, trotz lange dauernder Eiterung Genesung zu Stande, sobald die Kräfte der Kranken sich allmählich unter Abnahme der Fiebererscheinungen heben. Aus dem Allen geht hervor, daß nur durch die größte Reinlichkeit die Entstehung des K.s verhütet werden kann, indem man die Wöchnerin vor jeder Berührung mit fauligen Substanzen schützt u. durch schnelle Beseitigung aller Abgangsstoffe eine Aufnahme derselben in das Blut verhindert. Die Pflegerinnen, Hebammen u. Aerzte müssen, bevor sie einer Wöchnerin Hülfe leisten, ihre Hände u. Instrumente nicht blos mit Wasser u. Seife, sondern mit Desinfektionsmitteln (Chlorwasser, Carbolsäure, Salicylsäure) behandeln, sobald sie irgendwie mit unreinen Stoffen, nam. bei einer an K. erkrankten Wöchnerin, zu thun hatten. Injektionen mit dergleichen Mitteln sind zur Verhütung der Selbstinfektion anzuwenden. Nach Ausbruch der Krankheit kommen alle fiebermäßigenden Mittel in Anwendung, insbes. die wärmeentziehenden kalten Bäder od. Einwickelungen des Körpers in naßkalte Laken, ferner die auf den Puls wirkende Digitalis. Einige Aerzte rathen zu energischem Gebrauche von Abführmitteln. Spezifische Mittel gegen die Krankheit giebt es nicht. Hinsichtlich der Diät bewährte sich eine nährende Kost mit verdünnter Milch, Fleischbrühe, Warmbier u. s. w.; beim Sinken der Kräfte reicht man Wein. Die örtlichen Affektionen, z. B. diphtheritische Geschwüre, werden mit Lösungen von karbolsaurem Natron od. Salicylsäure behandelt.

Kinderarbeit. Man versteht darunter die Beschäftigung der Kinder zu gewerblichen Zwecken. Eine frühzeitige Gewöhnung derselben zu nutzbringender Thätigkeit, sobald eine solche nur den Kräften der jugendlichen Arbeiter angemessen ist u. ausreichende Zeit für die geistige Ausbildung übrig läßt, auch in Bezug auf die Arbeitszeit den öfteren Eintritt der für die rein körperliche Erholung nöthigen Ruhepausen bietet, kann nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Die mäßige wirthschaftliche Benutzung der Arbeitskraft der Kinder, welche fast den dritten Theil der Bevölkerung eines Landes ausmachen, trägt nicht nur zur Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes bei, sondern erhöht auch die Einnahmen der Familien u. gestattet schließlich, der materiellen Pflege u. der geistigen Ausbildung der kleinen Arbeiter erhöhte Sorgfalt u. vermehrte Ausgaben zuzuwenden. Die naturgemäße u. richtigste gewerbliche Beschäftigung eines Kindes ist auf alle Fälle die im Hause u. unter Aufsicht der Eltern. Von dem Verständniß u. der Einsicht des Vaters, von der Liebe der Mutter ist zu erwarten, daß das Kind nicht zu sehr angestrengt wird, daß die übertragene Beschäftigung angemessen ist, daß Abwechselungen zwischen Arbeit, Erholung, Spiel u. Schule, Bewegung u. eventuellem Stillsitzen stattfinden. Die rationellste Beschäftigung bietet hierin die Landwirthschaft mit ihrem Aufenthalt in freier Luft. Weniger günstig ist schon die Hülfsarbeit der Kinder in der Industrie, deren meist einförmige Arbeitsleistung leicht ermüdet u. häufig auch nur wenig Bewegung im Freien gestattet. Am meisten angestrengt werden die Kinder im elterlichen Hause gewöhnlich bei der Hausindustrie, wo sie beim Spitzenklöppeln, Strohflechten, der Fabrikation von Spielwaaren, künstlichen Blumen, Posamentirarbeiten, Cigarren u. s. w. sich schon recht nützlich machen können. — Wesentlich anders ist die K. außer dem Hause u. ohne elterliche Aufsicht in geschlossenen Etablissements aufzufassen, in denen sich die Kinder von den erwachsenen Fabrikarbeitern fast nur dadurch unterscheiden, daß sie leichtere Arbeiten auszuführen haben, kürzere Zeit hindurch beschäftigt sind u. weit geringeren Lohn erhalten. Ob bei dem heutigen Zustande der Industrie das Fabrikwesen ohne K. überhaupt nicht bestehen kann, mag dahingestellt bleiben; man wird aber zugeben müssen, daß gewisse Arbeiten fast nur von Kindern ausgeführt werden können. So sind gerade die jugendlichen Arbeiter vorzugsweise geeignet, in Spinnereien mit ihren zarten Fingern die gerissenen Fäden wieder zu befestigen u. sich unter den (kaum gefährlichen) Spinnmaschinen mit Leichtigkeit zu bewegen. Mancher Erwerbszweig würde sofort aus gewissen Gegenden verdrängt werden, wenn die Arbeitgeber nur Erwachsene für den 3—4fachen Lohn beschäftigen sollten, u. die Folge würde sein, daß nicht blos die Kinder, sondern auch die Erwachsenen ihrer unentbehrlichen Verdienstesquelle verlustig gingen. So sehr es daher zu empfehlen wäre, daß in den Fabriken Kinder unter 14 Jahren gar nicht, Arbeiter von 14—18 Jahren nur mit beschränkter Arbeitszeit beschäftigt würden, so verlangt doch das praktische Leben ein gewisses Anbequemen an die nun einmal vorhandenen Verhältnisse, die sich nirgends von heute zu morgen umgestalten lassen. Man hat daher in den besseren Gewerbegesetzgebungen nur für Kinder unter 11—12 Jahren die Arbeit in geschlossenen Etablissements ganz untersagt, dagegen für die jugendlichen Arbeiter im Alter von 12—14, od. von 12—15 od. 16 Jahren die Arbeitszeit auf ein Maximum von 6, 8, 10 Stunden beschränkt, innerhalb deren längere Ruhepausen einzutreten haben. Nachtarbeit ist hierbei ganz untersagt. Außerdem sind die Fabrikinspektoren beauftragt, bes. darauf zu sehen, daß die Fabrikräume möglichst gut ventilirt werden, daß die Beschäftigungen der Kinder für die noch schwachen Kräfte passen u. der körperlichen Entwickelung nicht nachtheilig werden, daß der Schulbesuch nicht leidet, mindestens durch eine besondere Fabrikschule Ersatz geboten werde; endlich, daß bei dem Zusammenarbeiten mit Erwachsenen der kindliche Sinn in sittlicher Beziehung nicht vorzeitig getrübt werde. In allen civilisirten Ländern geht übrigens der Zug der Zeit darauf hinaus, die Arbeit der noch schulpflichtigen Kinder in geschlossenen Etablissements ganz zu untersagen, was im Allgemeinen zu billigen sein wird. Mit einem Schlage wird dies freilich ohne große anderweite Störungen nirgends zu erreichen sein.

Kinderbewahranstalt, s. „Kleinkinderbewahranstalt".

Kindergarten. Diese Schöpfung des begeisterten, genialen u. menschenfreundlichen Pädagogen Friedrich Fröbel ist eine Erziehungsanstalt, welche die Kinder im vorschulpflichtigen Alter (vom 3.—7. Jahre) aufnimmt u. durch geeignete naturgemäße Spiele u. Beschäftigungen ihren Körper u. Geist kräftigt, ihre Sinne übt, sie sinnig mit Natur- u. Menschenwelt bekannt macht u. auf ihr Herz u. Gemüth wohlthätig einwirkt. Sie soll eine Art Vermittlungsglied zwischen Haus u. Schule sein, darf aber nicht verwechselt werden mit der gewöhnlichen u. zwar ältern Kleinkinderschule, od. Bewahranstalt, od. Spielschule, weil diese Anstalten mehr od. minder das Kind einseitig behandeln (die Aufsicht u. Körperpflege, bei welcher aber die religiöse Anregung nicht fehlt, ist dort

Hauptsache u. nam. nur für die Kinder der Aermeren berechnet sind, der K. aber auch für die Kinder aus wohlhabenden Familien bestimmt ist u. die Jugend nach allen Seiten hin harmonisch auszubilden sucht. Jeder zweckmäßig eingerichtete K. verlangt einen Spielsaal, ein Beschäftigungs- od. Arbeitszimmer u. einen Garten, in welchem Gras- u. Sandplätze sowie Blumen u. Bäume vorhanden sind, u. ebenso dürfen die Fröbel'schen Spielmittel Ball, Walze, Würfel &c. sowie die Geräthe zum Turnen u. Bauen nicht fehlen. So ausgestattet u. von einer tüchtigen Kindergärtnerin geleitet, soll der K. nach der Idee seines Gründers alle Triebe des Kindes (den Thätigkeitstrieb, den plastischen Trieb od. Trieb zum Gestalten, Kunst- u. Wissenstrieb, Geselligkeitstrieb u. religiösen Trieb) gleichmäßig u. gesund entwickeln u. fördern. Die weiterhin dazu führenden Mittel sind hauptsächlich Bewegungsspiele, welche Nachahmungen des wirklichen Lebens bieten u. die Organe des Körpers in naturgemäßer Uebung erhalten sollen (z. B. Marsch-, Geh-, Hüpf- u. Laufspiele, Kreisspiele, Arm-, Hand- u. Fingerspiele), sodann die mit Ball, Kugel, Walze, Würfel, Legetäfelchen u. s. w. vorzunehmenden Spiele, ferner produzirende Beschäftigungen, wie Stäbchenlegen, Ringlegen, Schiefertafel- u. Netzzeichnen, Ausstechen, Ausnähen, Ausschneiden, Flechten, Verschränken, das Schnüren, Falten, Pappen, Erbsenarbeiten, Modelliren in Wachs, Thon u. s. w. Vermittels dieser Erziehungsmittel werden Erkenntniß-, Lebens- u. Schönheitsformen hervorgebracht, d. h. solche, welche sich auf Zahlen- u. Größenverhältnisse beziehen, Gegenstände aus der Wirklichkeit darstellen, od. regelmäßige Figuren bilden, welche künstlerischen Gebilden gleichen. Als erheiternde Beigabe wirkt die Musik, der Gesang, welcher in jedem K. besonders gepflegt werden muß. Zu dem Allen treten auch noch kleine Gartenarbeiten, die in Graben, Harken, Pflanzen u. Säen bestehen u. zur Erfrischung u. Kräftigung des Körpers dienen. — Der Ursprung der K. datirt schon aus den dreißiger Jahren. Nachdem Fröbel seine Stellung als Waisenhausdirektor in Burgdorf aufgegeben u. sich mit der Idee, eine vernünftige u. naturgemäße Erziehung der Kinder vom vorschulpflichtigen Alter durch produzirende Thätigkeit — zunächst in der Form von Spielen — anzustreben, immer vertrauter gemacht hatte, ging er im J. 1837 in Blankenburg an die Gründung einer Bildungsanstalt für Kinder von 3—7 Jahren, der er den Namen K. gab, weil nach seinen eigenen Worten die Kinder sich darin wie Pflanzen in einem Garten entwickeln sollen. Neben diesem ersten K. gründete er sofort auch eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen u. bemühte sich, durch Schrift u. Vorträge seinen Ideen Eingang zu verschaffen. In der Baronin Bertha von Marenholtz-Bülow (durch deren Vermittelung Fröbel im J. 1850 vom Herzog von Meiningen das Jagdschloß Marienthal zu einer Anstalt für Kindergärtnerinnen eingeräumt bekam, welche auch noch jetzt die Kindergartenmission eifrig fördert), fand Fröbel eine begeisterte Förderin seiner Pläne. Indessen, nachdem seine Idee angefangen Wurzeln zu schlagen u. ihr von allen Seiten Beweise der Anerkennung zukamen, traf seine Schöpfung ein Blitzschlag, der ihn selbst mit niederschmetterte. Die Kindergärten wurden 1851 infolge trauriger Vorurtheile in Preußen als staatsgefährliche, irreligiöse Institute verboten, u. erst im J. 1861 wurde das Verbot wieder aufgehoben. Doch hatte der Schlag nicht vermocht, die Kindergartensache zu unterdrücken. Und als Fröbel im J. 1852 von dieser Erde schied, da machte es sich seine Freundin, die Frau v. Marenholtz-Bülow, zur Lebensaufgabe, die Ausbreitung der K. mit allen Mitteln zu betreiben. Ihr u. andern Freunden Fröbel's war es zu verdanken, daß sehr bald eine Menge solcher Erziehungsstätten in Nord- u. Süddeutschland, in Rußland, Frankreich, Belgien, Schweiz, Italien, England u. Nordamerika entstanden. In Deutschland giebt es deren jetzt weit über 500, Berlin allein hat nicht weniger als 32 Fröbel'sche K., u. wie sehr das Vorurtheil gegen dieselben in höheren Kreisen geschwunden ist, mag daraus hervorgehen, daß selbst die kronprinzlichen Kinder in den Fröbel'schen Spielen unterrichtet wurden. In Oesterreich sind sämmtliche Gemeinden zur Bildung von K. aufgefordert worden; in Ungarn hat sich ein Landes-Fröbel-Verein gegründet; in der Schweiz bestehen K. in St. Gallen, Frauenfeld, Genf, Lausanne u. andern Orten. Auf der Wiener Weltausstellung waren auch die Beschäftigungs- u. Bildungsmittel für K. vertreten, u. zwar aus allen Kulturländern der Erde, selbst vom fernen Japan her. Nachdem auch durch Erziehungsvereine die Sache Fröbel's gefördert worden war u. Seminare für Kindergärtnerinnen da u. dort sich aufgethan hatten, trat 1861 auch der erste Volkskindergarten in Berlin ins Leben, welchem sehr bald andere nachfolgten, so daß jetzt 9 derartige Institute in der Reichshauptstadt blühen. Auch an andern Orten (z. B. in Leipzig, Dresden &c.) eröffnete man den ärmeren Klassen diese segensreichen Erziehungsanstalten. Die neuesten Bestrebungen gehen dahin, die K. organisch mit der Schule zu verbinden; allein diese Idee dürfte ihrer Ausführung doch noch einige Zeit harren müssen, zumal da die Meinungen über die K. immer noch getheilt sind u. es auch nicht an Männern fehlt, welche gewisse Schattenseiten der K.-Erziehung (Entfremdung der Kinder von den Eltern, Dressur u. Gängelei, unnatürliches Wesen u. Tändelei, Sentimentalität, Verfrühungen u. Verirrungen in der Disziplin) betonen, an denen Fröbel aber zum größten Theil unschuldig ist. Zu den Männern u. Frauen, die sich bedeutende Verdienste um die K. erworben haben, gehören außer der bereits genannten Frau v. Marenholtz noch folgende: Thekla Naveau (Nordhausen), Johanna Goldschmidt (Hamburg), Henriette Goldschmidt (Leipzig), Lina Morgenstern (Berlin), Auguste Herz (Dresden), Dr. Diesterweg, J. H. Fichte, Dr. W. Lange, Direktor Köhler, Friedrich Seidel, Franz Schmidt, R. Benfey, Stangenberger, Dr. C. Schmidt u. A. Von der reichen Kindergarten- u. Fröbelliteratur führen wir nur an: „Fröbel's Schriften“ (Berl., Enslin), „Die Arbeit u. die neue Erziehung“ von B. v. Marenholtz-Bülow (2. Aufl., Kassel), „Das Kind u. sein Wesen“ von B. v. Marenholtz-Bülow (Kassel), „Der Kindergarten, des Kindes erste Werkstatt“ (Dresd. 1873), „Erinnerungen an Friedrich Fröbel“ (Kassel), beides von B. v. Marenholtz-Bülow, „Die Erziehung der Gegenwart“, Zeitschrift des allgemeinen Erziehungsvereins“ (Dresd.), „Das Paradies der Kindheit“ von Lina Morgenstern, „Der K.“ Handbuch von H. Goldammer, „Die Praxis des K.s“ von Direktor Köhler (Weimar, Böhlau), „Friedrich Fröbel“, ausführlichste Biographie von A. B. Hanschmann (Eisenach), „Katechismus der Kindergärtnerei“ von Fr. Seidel, „Arbeitsschule“ von Fr. Seidel u. Fr. Schmidt, „K. u. Elementarklasse“, Zeitschrift (Weimar), „Segen u. Gefahren für die Kinder in Kleinkinderschulen, K. &c.“ von Dr. Pilz (Lpz.), „Der K. in seiner Bedeutung für die Erziehung des weiblichen Geschlechts“ von Henriette Goldschmidt, „Bilder aus dem K.“ von Direktor Dr. Barth.

Kinderkrankheiten im engsten Sinne sind nur diejenigen Krankheitsformen, welche Organe u. Funktionen betreffen, die lediglich in der Kindheit vorhanden sind. Hierzu würde man demnach die krankhaften Affektionen der noch in früher Kindheit verschwindenden Thymusdrüse, der wachsenden Knochen, z. B. Rhachitis, u. einige andere Leiden rechnen. Im weiteren Sinne jedoch dehnt man die K. auf alle Krankheiten aus, die bei Kindern bes. häufig zur Beobachtung kommen; dahin gehören diejenigen ansteckenden Krankheiten, die sie nur einmal im Leben befallen; ebenso angeborene Krankheiten, die bald zum Tode führen; endlich solche Krankheiten, die bei Kindern Besonderheiten des Verlaufes darbieten. — Die K., insbes. die fieberhaften, bieten der Natur des kindlichen Körpers gemäß manche charakteristischen Erscheinungen dar: von besonderer Bedeutung ist die durch das Thermometer zu messende Erhöhung der Körperwärme, die Kennzeichen, die man durch die Kontrole der Ausleerungen erhält, die bei chronischen Krankheiten wahrnehmbare Abnahme des Körpergewichts u. vieles Andere. Bei Fieberanfällen der Kinder ist seltener als bei Erwachsenen ein Frost die erste Erscheinung, vielmehr nur an Stelle desselben ein auffallendes Erblassen der Haut u. Schläfrigkeit zu beobachten. Häufiger als in späteren Jahren gesellt sich zu hitzigen Krankheiten ein Krampfanfall mit Bewußtlosigkeit (Eklampsie), der den Frost vertritt; auch bringt die höhere Fieberhitze leichter Störungen der Gehirnfunktionen hervor, nam. Schlafsucht, Sinnestäuschungen u. Delirien. — Mehr noch als bei den Krankheiten der Erwachsenen handelt es sich bei den K. um eine frühzeitige Bekämpfung der Ursachen, z. B. um Vermeidung der Ansteckung bei herrschenden Epidemien, welche durch den Schulbesuch bes. verbreitet werden. Bei der Pflege der Patienten selbst ist das Augenmerk zu richten auf gute Athmungsluft, Reinlichkeit, zweckmäßige Ernährung &c. In der ärztlichen Behandlung der K. wurden während der letzten 10 Jahre durch Aufnahme örtlich wirkender Kurmethoden in die Therapie die wesentlichsten Fortschritte gemacht; auch die Verminderung der Fieberhitze durch Anwendung örtlicher od. allgemeiner kalter Umschläge od. wärmeentziehender kühler Bäder spielt jetzt in der Kinderheilkunde eine große Rolle; ebenso die Inhalationen. Als häufigste K. sind folgende hitzige, durch Ansteckung übertragbare kontagiöse Hautausschläge zu bezeichnen, denen besondere Artikel gewidmet sind: Masern, Scharlach, Rötheln, Pocken; von epidemischen Schleimhauterkrankungen kommen hauptsächlich vor: die Diphtheritis, jene als „Bräune“ bezeichnete u. seit Anfang der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts von Norddeutschland her epidemisch verbreitete schlimme Erkrankung des Rachens u. des Kehlkopfs; ferner der Keuchhusten, die Ohrspeicheldrüsen-Entzündung (Ziegenpeter, Mumps, Parotitis), die Ruhr u. die nam. den entwöhnten u. künstlich aufgefütterten Kindern gefährliche Sommercholerine. Als allgemeine Ernährungsstörungen treten auf: die Rhachitis, die Skrophulose u. die Tuberkulose. Unter den Krankheiten der Athmungsorgane sind Luftröhren- u. Kehlkopfskatarrhe, Croup, Stimmritzenkrampf u. die meist aus der frühesten Lebensperiode herrührende, durch unvollkommenes Eintreten der Athmungsfunktion bedingte Lungenatelektasis bei Kindern sehr häufig.

Im Munde der Kinder kommen Soor u. Schwämmchen (Aphthen), Wasserkrebs, ferner mangelhafte Zahnbildung vor; im Magen die Dyspepsie u. der Katarrh, im Darm einestheils Diarrhoe, anderntheils Verstopfung. Gehirn u. Nerven der Kinder werden von Hirn- u. Hirnhautentzündung, Gehirnwassersucht, Rückenmarksentzündung, Kinnbackenkrampf, Eklampsie, Veitstanz, Lähmungen u. s. w. befallen. Von langwierigen Ausschlagsformen der Kinder nennen wir Kopfgrind, Ansprung, Blasenausschlag, Rothlauf, Milchschorf, Flechten, Salzfluß u. s. w. Bei dem Wachsthum der Knochen u. Gelenke stellen sich bisweilen Verkrümmungen, Gelenkentzündungen u. freiwilliges Hinken ein.

Die Erkennung der Kinderkrankheiten ist in vieler Beziehung schwierig, indem im jugendlichen Alter manche Krankheitsformen andere Symptome zeigen als bei Erwachsenen u. indem sich der Arzt bei Kindern mehr noch als in jedem anderen Lebensalter auf die sog. physikalischen Merkmale bei seiner Diagnose stützen muß. Die Kinderheilkunde (Paediatrik) ist demnach ein besonderer Zweig des Studiums für die Ausbildung in der praktischen Medizin; daher hat man auch bei Universitäten besondere Kliniken u. Polikliniken der K. zum Unterricht gegründet. Da ferner die Affektionen des Kindes eine ganz besondere Pflege erfordern, welche nam. bei der ärmeren Bevölkerungsklasse in der elterlichen Wohnung schwer od. gar nicht zu beschaffen ist, so wurden in den größeren Städten fast aller civilisirten Staaten Europa's Kinderspitäler errichtet, in welchen tüchtige Kinderärzte wirken. Als die vorzüglichsten Anstalten dieser Art in Deutschland u. Oesterreich nennen wir: In Berlin das Elisabethkinderhospital u. die Luisenkinderheilanstalt; in Wien Dr. Politzer's Erstes Kinderspital u. das von Professor Widerhofer geleitete St. Annen Kinderspital; in Prag das Krankenhaus zum heiligen Lazarus unter Dr. Steiner's Leitung; in München Dr. Hauner's Kinderspital; in Frankfurt a. M. Christ's Kinderspital, von Dr. Stiebel geleitet; in Leipzig Professor Hennig's Kinderklinik; in Dresden die Kinderheilanstalt des Dr. Förster; in Hamburg das Kinderspital zu St. Georg; in Stettin des Dr. Steffen Kinderkrankenhaus; in Regensburg das Mathildenkinderspital, unter Dr. Popp; in Nürnberg Dr. Cnopf's Privatkinderheilanstalt.

Lehrbücher über K. für Mediziner schrieben u. A.: F. L. Meißner, Bednar, Hensch, Hennig, Vogel, Gerhard, Steffen; u. von den Franzosen: Rilliet u. Barthez, Bouchut, Mignot &c. Als populäre Belehrung für gebildete Eltern ist empfehlenswerth: Dr. Hermann Klencke, „Das kranke Kind" (Lpz., Ed. Kummer, 1872).

Kindesmord. Das Verbrechen der absichtlichen Tödtung eines Kindes galt von jeher bei den einigermaßen gesitteten Völkern als eines der strafwürdigsten; der K. im engeren Sinne aber, d. h. die absichtliche Tödtung eines außerehelich gezeugten neugeborenen Kindes durch die eigene Mutter, hat durch die neuere Gesetzgebung eine viel mildere Beurtheilung erfahren, indem bes. Gewicht auf die physische u. psychische Aufregung gelegt wird, welche den Gebärakt zu begleiten pflegt u. die Zurechnungsfähigkeit mindert. Das Deutsche Strafgesetzbuch bestimmt in §. 217: „Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in od. gleich nach der Geburt vorsätzlich tödtet, wird mit Zuchthaus nicht unter 3 Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter 2 Jahren ein." Manche Gesetzgebungen fordern, daß, um das Verbrechen des K.s annehmen zu können, die Lebensfähigkeit des Kindes nachgewiesen werden muß. Durch Begutachtung eines Sachverständigen (Arztes) muß jedesmal festgestellt werden, ob das Neugeborene gelebt hat od. nicht. Während die mosaische Gesetzgebung den Mord unehelicher Kinder ganz außer Beachtung gelassen hat, begünstigen die Gesetze der Hellenen ihn mehr, als sie ihn verhüteten. In Rom hatte das Jus vitae et necis dem Vater über Leben u. Tod seiner Kinder ein weitgehendes Verfügungsrecht eingeräumt; überhaupt scheint K. u. Kindesaussetzung bei den Römern recht häufig gewesen zu sein, denn schon um 200–300 n. Chr. bestanden Verbote des K.s (infanticidium). Bei den alten Deutschen scheint man K. nicht für ein besonderes Verbrechen gehalten zu haben, denn das fries. Rechtsbuch rechnete ausdrücklich unter die Menschen, die ohne Wehrgeld getödtet werden konnten, das neugeborene, von seiner Mutter getödtete Kind. Allein der westgoth. König Chindaswind († 652) trat mit voller Entschiedenheit dem K. entgegen. Allmählich kam dann in fast allen deutschen Landen sogar der furchtbare Gebrauch auf, Kindesmörderinnen zu pfählen od. lebendig zu begraben. Die „Constitutio crim. Carolina" bestrafte den K. durch Ersäufen der Mutter, forderte jedoch über den Thatbestand ein Gutachten von Sachverständigen; u. noch 1734 wurde in Sachsen das Ertränken der in den Sack eingebundenen Kindesmörderin vollzogen. Es ist eigenthümlich, daß in Frankreich einfacher Mord nicht mit Todesstrafe bedroht, der K. jedoch mit Todesstrafe belegt ist; doch werden beim Urtheil über K. fast regelmäßig mildernde Umstände von den Geschworenen angenommen. — Das österr. Gesetz bestimmt: „Gegen eine Mutter, die ihr Kind bei der Geburt tödtet od. durch absichtliche Unterlassung des bei der Geburt nöthigen Beistandes umkommen läßt, ist, wenn der Mord an einem ehelichen Kinde geschehen, lebenslanger schwerer Kerker zu verhängen. War das Kind unehelich, so findet im Falle der Tödtung 10–20jähr., wenn aber das Kind durch Unterlassung des nöthigen Beistandes umkam, 5–10jähr. Kerkerstrafe statt." Bei außerordentlich vielen Völkern entledigen sich die Eltern in entsetzlich leichtsinniger Weise ihrer neugeborenen Kinder; bei einigen derselben ist K. förmlich Sitte u. Gewohnheit. Die Khalifen der alten Perser gestatteten K. u. schrieben ihn sogar kultusgemäß vor. In Arabien war in ältesten Zeiten bes. weiblicher K. gestattet; im Koran wird diese Unsitte hart getadelt. In Aegypten wurde der K. erst später, zur Zeit der Römer, bestraft. Die Phönikier u. alle Völker, die den Molochdienst angenommen hatten, brachten Kinderopfer dar. Den Juden war nach mosaischem Gesetz der Mord, den Eltern am eigenen Kinde vollbrachten, ein todeswürdiges Verbrechen. Die Kelten legten die Kinder auf einem Schilde in das Wasser, die Sarmaten u. Slaven tödteren mißgestaltete Kinder; die alten Skandinavier, bes. die Normannen, pflegten vorzugsweise Töchter durch Sklaven ins Wasser werfen zu lassen. Bei zahlreichen Urvölkern herrscht der K. in so hohem Grade, daß hierdurch unter Anderem ihr allmähliches Aussterben erklärlich wird. Als Folge des Nahrungsmangels kommt der K. bei den Indianern sowol Nordamerika's (Kutschin, Alaska, Kalifornien, Pimaseli) als auch in Südamerika (Patagonier, Guana's, Mbaya's, Moxos) häufig vor. In Afrika tödten sowol die Wacarams als auch die Sotho ihre Kinder, wenn sie mit Zähnen od. einem Gebrechen geboren werden; in Old-Calabar giebt man einer verstorbenen Mutter das lebende Kind mit ins Grab. Nam. die Australier gehen durch K. einem raschen Untergange entgegen (zu dem auch Seuchen beitragen); dasselbe gilt von den Eingeborenen fast aller Polynesischen Inseln. Unter den Hindu's war das Aussetzen u. Tödten der Kinder, die sie nicht ernähren können, nam. das Ermorden der Töchter, noch in der neuesten Zeit erlaubt, u. in China werden nam. viel Mädchen von ihren Eltern ausgesetzt od. ertränkt. Auch in der Türkei scheint der K. gar nicht selten zu sein; bis noch vor 1860 wurden die Kinder von kaiserl. Prinzessinnen um der Ruhe des Reiches willen sofort getödtet. Das Tödten der Zwillingskinder findet ganz regelmäßig bei vielen Negervölkern, den Bedschuanen (in Südafrika), den Moxosindianern u. Guyanastämmen in Südamerika, auf den Kurilen u. in Kamtschatka statt; man meint, daß das seltene Ereigniß der Zwillingsgeburt ein Werk böser Geister sei. — Vgl. Dr. H. v. Fabrice, „Die Lehre von der Kindesabtreibung u. vom K. Gerichtsärztliche Studien" (Erl. 1868); Prof. Dr. J. Becker, „Die Behandlung verlassener Kinder im Alterthum" (Frankf. a. M. 1871).

Kindspech, lat. meconium, ist der von Neugeborenen ausgeleerte Stuhlgang, eine zähe, schwärzlichgrüne, breiige Masse, die aus Darmschleim, Galle, Wollhaaren u. Epidermiszellen besteht.

Kingsbench (jetzt Queensbench), Königsbank, der höchste Gerichtshof für Strafsachen in London, dessen Vorsitz der Lord Oberrichter (Lord Chief Justice) führt. Aus dem alten königl. Hofgericht (aula regis) sind seit Eduard I. nach u. nach außer der Court of Kingsbench noch hervorgegangen die Court of common pleas u. die Court of exchequer, jene für Civil-, diese für Finanzsachen. Die Mitglieder der beiden andern Höfe können aber immer noch mit denen der K. zu einem einzigen Kollegium zusammentreten, um über wichtige Rechtspunkte zu entscheiden, wenn solche wegen Stimmengleichheit in dem eigentlich dafür zuständigen Gerichte od. wegen ihrer sonstigen Wichtigkeit an diese höchste Stelle zu ziehen sind. — K. od. Queensprison ist auch der Name für ein großes Gefängniß in London, weil dasselbe ursprünglich die vom Oberhofgericht Verurtheilten aufnehmen sollte.

Kings-County (spr. Kings-Kaunti, d. h. Königsgrafschaft), Grafschaft in der irischen Provinz Leinster, $36{,}23$ □M. mit 75,781 E. (1871) umfassend, liegt im W. von Dublin u. bildet eine weite, wellenförmige Ebene, die im NO. von einzelnen isolirten Hügeln (Croughan 217 m.) unterbrochen, im O. theilweise von Torfmooren (Bog of Allen) bedeckt u. im SW. von den Slieve Bloom Mountains (Ard Erin 495 m.) begrenzt wird. Die ausgedehnten Weiden machen die Viehzucht zur Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, deren Zahl seit 40 Jahren auf die Hälfte herabgesunken ist. Ackerbau wird bes. in den fruchtbaren Uferlandschaften der Flüsse getrieben; unter diesen ist der wichtigste der Shannon, welcher die westl. Grenze bildet, die Große u. Kleine Bosna empfängt u. durch den die ganze Landschaft durchschneidenden Großen Kanal mit dem Liffey verbunden ist. Die Industrie des Landes beschränkt sich auf Leinweberei, Gerberei, Brennerei, Brauerei u. Fabrikation von Seife u. Lichten. Die Hauptstadt von K.-C. ist Tullamore, ein reinliches Städchen mit 5000 E., in fruchtbarer Gegend im Bog of Allen u. am Großen Kanal gelegen.

Kingsley (spr. Kingslih), Charles, ein engl. Geistlicher u. Universitätslehrer, der sich bes. als einflußreicher Volksschriftsteller über soziale Tagesfragen einen Namen gemacht hat, geb. bei Dartmoor in Devonshire 12. Juni 1819, studirte im Kingscollege zu London u. in Cambridge, wurde Pfarrer in Eversley (Hampshire) u. Kanonikus von Middleham u. war 1859—69 Professor der Geschichte in Cambridge. Wegen seiner arbeiterfreundlichen Ansichten der „Chartistenprediger“, wegen seiner Streitbarkeit der „Soldatenpriester“ genannt, starb er im Jan. 1875 zu Eversley. Die meisten seiner Schriften haben den Zweck, zur Verbesserung der Lage der ärmeren Volksklassen beizutragen, so nam. die beiden Romane: „Alton Locke, tailor and poet“ (2 Bde., Lond. 1850); „Yeast, a problem“ (ebd. 1851) u. „Hypatia“ (ebd. 1851; deutsch von Sophie v. Gilsa, 2 Bde., Lpz. 1858). Von seinen anderen Werken sind zu nennen. „The Saint's tragedy“ (ebd. 1848); „Application of associative principles to agriculture“ (Lond. 1851); „Two years ago“ (ebd. 1854); „Hereward the Wake, last of the English“ (1866). Auch gab er das Gedicht „Andromeda“ (3. Aufl. 1863) heraus.

Kingston (spr. Kingst'n) ist ein häufig vorkommender engl. Name von Städten; die bedeutendsten unter diesen sind: 1. K. upon Hull (s. „Hull“); 2. K. upon Thames, am rechten Ufer der hier überbrückten Themse, 2¾ M. südwestl. von London gelegen, hat 15,263 E. (1871) u. treibt Gemüsebau u. beträchtlichen Getreidehandel; wahrscheinlich aus einer röm. Militärstation hervorgegangen, war K. mehrmals Krönungsstadt für angelsächs. Könige; der Prinz Ruprecht siegte hier 1643 über den Grafen von Essex. — 3. K., Stadt in der canad. Provinz Ontario mit 12,407 E. (1871), liegt am nordöstl. Ufer des Ontariosees an einem schönen, durch Forts geschützten Hafen, ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne kathol. Kathedrale u. treffliche Lehranstalten u. treibt ausgedehnte Industrie, bes. Schiffbau, Maschinen-, Seifen-, Licht- u. Lederfabrikation u. Eisengießerei. Der Schiffsverkehr u. die Rhederei ist sehr beträchtlich, zumal da K. mit Ottawa durch den Rideaukanal verbunden ist. Die Hauptausfuhrartikel sind Holz u. landwirthschaftliche Produkte; wichtig ist die Fischerei. K. war früher die Hauptstadt von Obercanada. — 4. K., die **größte u. wichtigste Handelsstadt u. seit 1871 Hauptstadt der westind.** Insel Jamaika mit 34,314 E. (1871), liegt auf der Südküste an der geräumigen Bai von Port Royal, der Hafen hat zwar einen nicht un**gefährlichen Eingang, faßt aber gegen 1000 Schiffe u. wird durch die** Forts Augusta, Henderson u. das Rockfort geschützt. Die regelmäßigen Straßen steigen amphitheatralisch empor u. sind von Plantagen umgeben. **Ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung besteht aus Negern; seit 1845** ist K. mit Spanish Town durch eine Eisenbahn verbunden. Die wichtigsten Exportartikel sind Zucker, Rum, Kaffee, Piment, Ingwer, Zimmet u. edle Hölzer. Das Klima ist ungesund, denn das gelbe Fieber tritt nicht selten auf.

Kingston (spr. Kingst'n), Elisabeth, Herzogin v., bekannt durch ihr abenteuerliches Leben, geb. 1720 zu London, war eine Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, verheirathete sich 1744 als Hofdame der Prinzessin von Wales mit Aug. Hervey, dem Sohne u. Erben des Grafen Bristol, verließ aber denselben schon an dem der Hochzeit folgenden Tage u. führte seitdem ein höchst ungebundenes Leben. 1765 von Hervey förmlich geschieden, ward sie 8. März 1769 die Gemahlin des Herzogs v. K., der 26. Sept. 1773 starb. Sein Neffe aber klagte sie, um das Testament des Herzogs anzufechten, der Bigamie an, weil die Scheidung von ihrem ersten Gemahl nicht rechtsgiltig gewesen wäre. Auch sprach das Oberhaus sie schuldig, doch entzing sie der Strafe der Brandmarkung. Fortan lebte sie in Frankreich, wo sie 28. Aug. 1788 zu Paris starb. Vgl. „Life and memoirs of E. Chudleigh etc.“ (Lond. 1789, deutsch von Timäus, Hamb. 1789); „Histoire de la vie et des aventures de la duchesse de K.“ (Lond. 1789); Faverolles, „La duchesse de K.“ (4 Bde., Paris 1813).

Kingstown, Seestadt in der irischen Grafschaft Dublin mit 11,000 E., bildet den Außenhafen von Dublin u. ist ein stark besuchtes Seebad. Bis 1821 Dunleary genannt, erhielt die Stadt ihren jetzigen Namen zu Ehren König Georg's IV., der hier landete.

King-Williams-Land heißt eine Insel im arktischen Archipel Nordamerika's, im NW. von der Mündung des Großen Fischflusses gelegen u. durch die Simpsonstraße von der zum Festlande gehörigen Adelaidehalbinsel im S., durch die Viktoriastraße von Viktorialand im W., durch die Jamesstraße von Boothia Felix im N. u. O. geschieden. Die vielfach zerrissenen Küsten, welche nach SW. im Kap Herschel, nach N. im Kap Felix enden, fallen steil zum Meere ab; das Innere ist vergletschert u. vollständig unbewohnt.

Kinkel, Johann Gottfried, hervorragender deutscher Dichter, geb. als Sohn eines protest. Geistlichen zu Oberkassel 8. Aug. 1815, studirte in Bonn u. Berlin Theologie, ward an erstgenannter Universität 1836 Privatdozent, verbrachte den Winter 1837—38 in Italien u. kehrte dann nach Bonn zurück, wo er nun, mehr u. mehr der Orthodoxie entsagend, die christl. Kunstgeschichte vortrug. Großen Einfluß gewann auf ihn die geistvolle u. phantasiereiche Johanna Mockel (s. die Folg.), die als geschiedene Frau des Kölner Buchhändlers Mathieux in Bonn lebte. Während sich aber die von ihm herausgegebenen „Predigten über ausgewählte Gleichnisse u. Bibelreden Christi“ (Köln 1842) ungetheilten Beifall erwarben, wurde er von der orthodoxen Geistlichkeit häufig denunzirt u. als Gatte einer geschiedenen Frau für beförderungsunfähig erklärt. Daraufhin ging K. zur philosophischen Fakultät über, in der er 1846 außerord. Professor der Kunst- u. Literaturgeschichte ward. Die Ereignisse des J. 1848 sahen auch ihn auf dem politischen Schauplatz als Herausgeber des Volksblattes „Spartacus“, als Redakteur der „Neuen Bonner Zeitung“ u. als Abgeordneten in der II. Kammer zu Berlin. Zur Vertheidigung der deutschen Verfassung ergriff K. selbst die Waffen.



Nr. 3703. Johann Gottfried Kinkel, geb. 8. Aug. 1815.

Er betheiligte sich an der Erstürmung des Zeughauses in Siegburg u. hierauf an dem pfälz.-bad. Aufstande, ward jedoch 21. Juni 1849 bei einer Rekognoszirung zwischen Rothenfels u. Muggensturm verwundet u. gefangen genommen. Am 4. Aug. 1849 zum Tode verurtheilt, vom König von Preußen aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt, fand er sich Anfang Oktober im Zuchthause zu Naugardt. Im April 1850 wurde er aufs Neue vor die Assisen in Köln gestellt, um wegen Aufreizung zur Bewaffnung bei den Aufständen in Düsseldorf u. Elberfeld abgeurtheilt zu werden; er vertheidigte sich bei dieser Gelegenheit selbst u. erlangte dadurch 4. Mai seine Freisprechung. Nun brachte man ihn nach Spandau, doch glückte ihm hier in der Nacht vom 4./5. Nov. 1850 die von seiner Gattin unter Mitwirkung von Karl Schurz (s. d.) geplante Flucht. K. wandte sich über Rostock nach England, wo er sich in London als Lehrer niederließ. Bald hatte er großen Ruf, weckte auch durch seine Vorträge vor Handwerker- od. kaufmännischen Kreisen die ersten Keime deutschen Selbstgefühls bei seinen Landsleuten. Das von ihm 1859 gegründete Wochenblatt „Hermann“ redigirte er nur ein halbes Jahr. In seiner Häuslichkeit der Glücklichste, bis ihm 1858 ein tragischer Tod seine Gattin entriß, wußte er den Schmerz darüber durch ausdauernde Arbeit zu bewältigen. Zum zweiten Male verheirathet, folgte K. 1866 einem Rufe als Professor der Kunstgeschichte an das Polytechnikum in Zürich, wo er sich jetzt noch befindet u. neben seiner Stellung am Polytechnikum auch an der dortigen Universität altgriech. Geschichte vorträgt.

Auf dem poetischen Gebiete versuchte sich K. schon früh, doch blieben seine „Gedichte" (Stuttg. 1843; 7. Aufl. 1872; 2. Sammlung 1868) bei ihrem ersten Erscheinen ziemlich unbemerkt; erst infolge seiner politischen Thätigkeit begann man auch seinen poetischen Werken die wohlverdiente Aufmerksamkeit zu schenken. Von denselben sind insbes. zu nennen: „Otto der Schütz" (Stuttg. 1846, 23. Aufl. 1859) u. das Trauerspiel „Nimrod" (Hann. 1857). Auch gab er das „Jahrbuch rhein. Dichter" (1847) heraus. Auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete hat er veröffentlicht: „Die altchristl. Kunst" (Bonn 1845); „Die Brüsseler Rathhausbilder des Rogier van der Werden ꝛc." (1867) u. A. Seine Biographie schrieb Strodtmann (2 Bde., Hamb. 1850). — Johanna **K.**, geb. Mockel, die Gattin des Vorigen, geb. als Tochter eines Gymnasiallehrers zu Bonn 8. Juli 1810 (nach Anderen 1807), vermählte sich, 22 Jahre alt, mit dem Buchhändler Mathieur in Köln, trennte sich aber schon nach einem Jahre wieder von ihm, lebte seitdem der Ausbildung ihres großen musikalischen Talentes u. ging nach Berlin, um sich im Generalbaß unterrichten zu lassen. Nach Bonn zurückgekehrt, lernte sie K. kennen; nach ihrem Uebertritt zum Protestantismus ward sie 22. Mai 1843 mit ihm getraut. Nach seiner Befreiung aus Spandau ging sie mit ihm nach London, wo sie Gesang- u. Klavierunterricht ertheilte. Aber das dortige Klima sagte ihr nicht zu, u. als sie einmal, von einer der bei ihr häufigen Herzbeklemmungen geängstigt, ans Fenster eilte, bekam sie das Uebergewicht u. stürzte hinab, 15. Nov. 1858. Mit ihrem Manne hatte sie „Erzählungen" (Stuttg. 1849) herausgegeben. Außerdem schrieb sie „Acht Briefe über Klavierunterricht" (Stuttg. 1852) u. den Roman „Hans Ibeles in London" (2 Bde., Stuttg. 1860).

Kinn, der mittle, unterste Theil des Gesichts, von der Unterlippe durch eine Querfurche, die Kinnlippenfurche, geschieden, in seiner Mitte bisweilen durch ein Grübchen gezeichnet, ist bald spitz, bald rund, bald fleischig, bald knochig, springt mehr od. weniger vor, od. weicht zurück. Es wird gebildet durch die Gestalt des Unterkieferkörpers, ist dem menschlichen Gesichte eigenthümlich u. ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal desselben vom thierischen, indem es schon beim Affen nur noch schwach entwickelt ist, den übrigen Thiertypen aber fehlt. Bei sehr fleischigen od. fettreichen Personen zieht sich unterhalb des K.es ein querer Hautwulst, das Doppelkinn. — Kinnbacken, Kinnlade, so viel wie Kiefer (s. d.).

Kinnbackenkrampf (Trismus), nennt man eine besondere Art des Starrkrampfes, der die Kaumuskeln befällt. Hierbei ist der Unterkiefer auf den Oberkiefer fest geklemmt, der untere Zahnfortsatz etwas nach vorn geschoben u. die Kiefer können nur mit großer Gewalt von einander getrennt werden. Der K. tritt selten für sich allein auf, er ist entweder ein Mitereigniß des allgemeinen Starrkrampfes (Tetanus, s. d.), od. andre Krämpfe schließen sich an ihn an. Der K. kommt selten bei Erwachsenen vor, oft aus unbekannten Ursachen, zuweilen tritt er jedoch nach Verletzungen (Quetschwunden nam. der Finger u. Zehen bei beginnender Vernarbung) ein. Durchschneidung der frischen Narbe vermag bisweilen den höchst gefahrvollen Zustand zu beenden. Bei Säuglingen ist der K. eine der gefährlichsten Krankheiten. In den ersten Lebenstagen hängt er häufig mit den Nabelwunden zusammen; in späteren Monaten mit durchbrechenden Zähnen, wo dann eine Freilegung des Zahnes durch einen Kreuzschnitt zuweilen Hülfe bringt. Bei Säuglingen trotzt der K. in der Regel jeder Behandlung. Bisweilen tritt K. unter Kindern auch epidemisch auf. Die Ursache davon ist ebenfalls durchaus unerforscht.

Kino od. Kinogummi, wird aus der Rinde eines zur Familie der Papilionaceen gehörenden Baumes, *Pterocarpus Marsupium, Mart.*, sowie auch von *Eucalyptus resinifera* gewonnen, theils durch gemachte Einschnitte, theils indem der freiwillig ausfließende Saft gesammelt wird. Das K. erscheint in kleinen, eckig rundlichen Körnchen von fast schwarzer Farbe, in dünnen Splittern rubinroth durchscheinend; es besitzt einen schwachen, eigenthümlichen Geruch u. einen süßlich zusammenziehenden Geschmack; seine Hauptbestandtheile sind Gerbsäure, Catechin, Gallussäure u. Farbstoff. Man erhält das K. aus Ostindien, wo der dasselbe liefernde Baum am Fuße des Himalaja u. in den Wäldern der Provinz Oudh vorkommt. Man benutzt es als adstringirendes Mittel, als Zusatz zu Zahnpulvern, Mundwassern u. s. w.

Kinrosz, die kleinste der schott. Grafschaften mit 3,66 □M. u. 7198 E. (1871), liegt im mittleren Theile des Königreiches, nördl. von Edinburgh. Das gebirgige Ländchen wird im N. von den 800 m. hohen Ochill-Hills begrenzt u. ist dort am wenigsten fruchtbar. Die niedrigeren Gegenden bringen bes. Hafer, Kartoffeln u. Flachs hervor. Die Gewässer von K. sammelt der schöne, ¼ □M. große See (Loch) Leven, welcher den gleichnamigen Fluß in den Firth of Forth entsendet. Unweit seines westl. Ufers liegt die Hauptstadt K. mit 2000 E., welche Gerberei, Wollenweberei u. Müllerei treiben. Ueber den See selbst erhebt sich malerisch das Schloß K., der Familie Bruce gehörig, u. auf einer Insel liegen die Ruinen des Schlosses Loch-Leven, in dem Maria Stuart 1568 gefangen gehalten wurde, auf einer andern die Ruinen einer Abtei.

Kinsky, ein altes böhm., bez. österr. Adelsgeschlecht, das seine Abstammung von Wilhelm I. Tettauer v. Tettowa (gest. 1375) ableitet, der zugleich der Urahn der Freiherren v. Tettau ist. Ein Sohn desselben, Henniko (Hinko), nahm von seinem Gute den Namen Wchinitz an, u. dessen Enkel, Georg, Wenzel u. Johann, wurden 1459 zu Freiherren v. K.-Wchinitz erhoben. Nur zwei Linien pflanzten sich fort u. auch von diesen starb die eine schon mit dem Enkel jenes 1630 gegraften kais. Obersten Wilhelm v. **K.** aus, der 25. Febr. 1634 mit Wallenstein zu Eger ermordet wurde. In der anderen Linie ward der Wirkl. Geh. Rath u. Oberhofkanzler Johann Oktavian v. **K.**, geb. 1604, gest. 1645, am 2. Juli 1628 in den böhm., u. dessen Sohn, der Wirkl. Geh. Rath, Oberstkanzler u. Oberst Erblandhofmeister von Böhmen, Wenzel Norbert Oktavian v. **K.**, geb. 1642, gest. zu Wien 3. Jan. 1719, in den Reichsgrafenstand erhoben. Von Letzterem stammen die noch heute blühenden Häuser ab. Das eine derselben ist durch den Wirkl. Geh. Rath u. Oberstlandmarschall von Böhmen Stephan Wilhelm v. **K.**, gest. 12. März 1749, seit 3. Febr. 1747 reichsfürstlich. Dem Sohne dieses ersten Reichsfürsten folgte 1752 sein Vetter, der Wirkl. Geh. Rath u. Generalfeldmarschall Franz de Paula Ulrich v. **K.**, geb. 23. Juli 1726, gest. 20. Dez. 1792; dessen direkter Nachkomme, Fürst Ferdinand Bonaventura v. **K.-Wchinitz** u. **Tettau**, geb. 22. Okt. 1834, Geh. Rath u. erblicher Reichsrath, ist jetziger Chef seines Hauses. Gegenwärtiges Haupt des gräfl. Hauses ist der Enkel des Generalfeldwachmeisters Grafen Franz Ferdinand (gest. 1806), der Oberst-Erblandhofmeister in Böhmen u. erblicher Reichsrath Graf Oktavian Joseph v. **K.-Wchinitz** u. **Tettau**, geb. 13. März 1813.

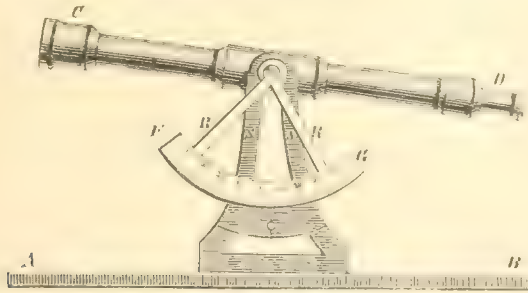
Kinzig heißen zwei zum Gebiet des Rheines gehörende deutsche Flüsse. Die eine, der Hauptfluß des Schwarzwaldes, entspringt in Württemberg im S. von Freudenstadt, tritt westl. von Alpirsbach auf badisches Gebiet, fließt bis Schiltach nach S., bis Haslach nach W., u. bildet auf dieser Strecke eins der schönsten Schwarzwaldthäler, das eben so ausgezeichnet ist durch die Betriebsamkeit seiner Bewohner (Eisenindustrie, Uhrenfabrikation), wie durch seine landschaftlichen Reize (Wasserfälle der Gutach, eines Nebenflusses, bei Tryberg). Bei Haslach wendet sich die K. nach NW., erweitert bei Gengenbach ihr Thal u. verläßt bei Ortenberg das Gebirge, um nach einem Laufe von 15 M. bei Auenheim, nördl. von Kehl, auf der rechten Seite des Rheines zu münden. Der starkströmende Fluß wird sehr viel zur Holzflößerei benutzt. — Die andere K. ist ein Nebenfluß des Maines, welcher auf der zwischen Vogelsberg u. Rhön gelegenen Wasserscheide entspringt, nach SW. läuft, die Vorberge des Spessarts von denen des Vogelsberges trennt u. nach 11 M. langem Laufe bei Hanau mündet.

Kiosk (a. d. Türk.), in den türk. Gärten ein leichtes, auf Säulen aufgeführtes, zeltartiges Gebäude von runder od. viereckiger Form, zuweilen auch an einen Palast od. ein größeres Gebäude angebaut, nach vorn offen od. mit Gitterwerk verschlossen. In manchen andern europäischen Gärten, vorzüglich in den Gärten Englands, haben diese türk. K.e gleichfalls Eingang gefunden.

Kipper u. **Wipper** (von kippen, so viel als Geld beschneiden, u. wippen, wägen, also Wechsler, welche Münzen beschnitten u. sie nachher wieder als voll ausgaben). In u. seit dem Dreißigjährigen Kriege nannte man so Münzherren, welche gute Münzen einschmolzen u. daraus solche von schlechtem Gehalt prägten, dieselben wol auch mit einem falschen Gepräge versahen. Mitunter war das Recht, Münzen zu prägen, an Wucherer verpachtet, welche dasselbe für ihr eigenes Interesse sehr wohl auszunutzen verstanden. Die Zeit der K. u. W. dauerte bis zum J. 1667, wo sich die meisten deutschen Fürsten vereinigten, um das Münzwesen wieder zu heben. Mit Brandenburg, dessen Münzen ganz bes. schlecht waren, schloß Sachsen den Pirnaischen Vertrag, nach welchem die f. Mark Silber zu 10½ Reichsthaler ausgeprägt werden sollte.

Kippregel nennt man in der praktischen Geometrie ein Instrument, welches sowol zum Absehen horizontaler Richtungen (Nivelliren), als auch zum Messen kleiner Neigungswinkel gegen den Horizont dienen kann. Dasselbe besteht in einem mit Fadenkreuz versehenen Fernrohr CD (Nr. 3704), das mit einer Axe auf den Trägern SS ruht, die ihrerseits auf dem Messinglineal AB aufgeschraubt sind. Ein in Grade eingetheilter

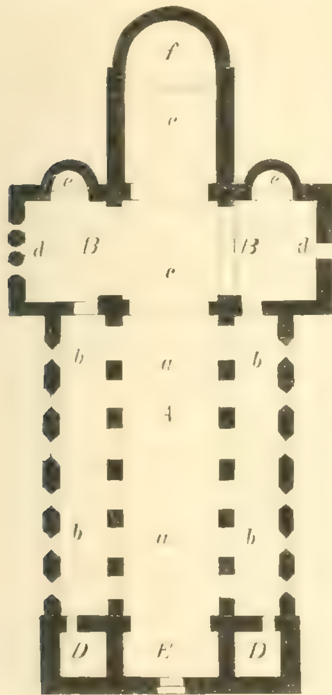
Bogen FG ist durch die Arme KK an der Axe des Fernrohrs befestigt u. daher mit dem Fernrohre zugleich drehbar. Steht das Ganze auf einer horizontalen Meßtischplatte u. ist das Fernrohr so gestellt, daß der Nullpunkt des Bogens FG mit der darunter am Gestell befindlichen Nullmarke zusammenfällt, so liegt auch der durch das Fernrohr einvisirte ferne Punkt in derselben horizontalen Linie mit dem Auge. Liegt der einvisirte Punkt dagegen höher od. tiefer, so zeigt die Stellung des Gradbogens FG den Neigungswinkel an.



Nr. 3704. Kippregel.

Kirche, als ein zum öffentlichen Gottesdienst bestimmtes Gebäude der Christen, leitet ihren deutschen Namen am wahrscheinlichsten vom griech. κυριακή, οἰκία κυριακή, Halle des Herrn, ab. Diese Gebäude sind der altchristlichen Sitte gemäß, sich beim Beten nach Osten zu wenden, von W. nach O. gerichtet. Im O. pflegte daher mit dem Altarende fast das ganze christliche Mittelalter den Bau zu beginnen u. von da allmählich nach W. vorzuschreiten; jedoch wurde der Altar, statt wie später regelmäßig im O., auch häufig am Westende der Kirche angelegt, wie mehrere alte Kirchen in Rom noch jetzt beweisen, wobei aber der amtirende Priester nicht vor dem Altartische stand, sondern hinter demselben, so daß er dennoch nach O. schaute. Die hohe Lage der meisten Kathedralen u. anderer Kirchen hat ihren Grund theils in der ursprünglichen Vorliebe der Christen für einen erhabenen Platz des Gotteshauses, theils aber auch bei den ältesten Gebäuden in der Rücksicht auf möglichst große Sicherheit gegen feindliche Ueberfälle.

Die überwiegende Mehrzahl der Kirchengebäude hat die Grundform des länglichen Vierecks (Nr. 3705), das in einem vollständigen Grundplan aus drei Haupttheilen besteht, dem Langhause A, dem Querschiff B od. Querhause u. dem Altarhause od. Chor C. Dazu kommen westlich vor dem Langhause die Glockenthürme D u. das von ihnen eingeschlossene Zwischenhaus E. Das Langhaus besteht gewöhnlich aus einem hohen Mittelschiffe (a) u. zwei niedrigeren, meist nur halb so breiten Seitenschiffen (b), die von jenem durch eine Reihe von Säulen od. Pfeilern getrennt werden, welche durch Bogen mit einander verbunden sind. Das Querhaus enthält einen quadratischen Mittelraum (c), die Vierung, u. die beiden gewöhnlich nach N. u. S. vorspringenden Kreuzarme (d), welche westl. durch Bogen mit den Seitenschiffen in Verbindung stehen u. östl. häufig mit kleinen Altarnischen (e) endigen. Das meist um einige Stufen erhöhte Altarhaus, zu welchem häufig auch die Vierung, ja sogar bisweilen das ganze Querschiff hinzugezogen ist, besteht aus dem Chor u. der Altarnische (f) (Apsis), die jedoch in den Kirchen gothischen Stils kein gesonderter Bautheil mehr ist, sondern nur der vieleckige Schluß der Seitenmauern des Chors. Zwischen Chor u. Langhaus errichtete man seit dem 13. Jahrh. oft quer durch die Kirche einen sog. Lettner aus Stein od. Holz, der, von offenen Bogen getragen u. durch eine schmale Wendeltreppe zugänglich, seinen Namen (lat. lectorium) von dem Vorlesen des Evangeliums hat. Dazu kommt in einer großen Zahl romanischer (aber nicht gothischer) K.n die Krypta, die, unter dem Chor liegend, aus der Sitte der alten K. entstanden ist, das Abendmahl über dem Grabe der Märtyrer zu feiern. Sie enthält daher gewöhnlich das Grab eines Märtyrers od. des Kirchenheiligen. Ihren Zugang hat sie gewöhnlich durch Treppen neben dem Chor. Sie ist stets gewölbt, meistens in 3 Schiffe getheilt. Zu den größten der noch vorhandenen gehören die des Domes in Speier u. der Kathedrale in Canterbury u. die durch die Menge ihrer Säulen merkwürdigste, näml. die des Domes zu Gurk. K.n mit doppeltem Chor (im O. u. im W.), die sich vorzugsweise in Deutschland, aber nur aus dem 9.–12. Jahrh. finden, hatten 2 Titelheilige; sie haben daher häufig auch 2 Krypten. — Das Querschiff, dessen normale Größe drei Quadrate beträgt, besteht bisweilen (s. „Kölner Dom") aus drei Schiffen, od. auch aus zweien; mitunter, u. nam. in den romanischen Kirchen des Rheinlandes, schließt es nördl. u. südl., dem Chorschluß entsprechend, mit einem Halbkreise od. mit einem halben Vieleck ab. Es ist aber überhaupt kein nothwendiger Bestandtheil, denn es fehlt sowol bei größeren romanischen K.n Süddeutschlands als auch überhaupt bei kleineren einschiffigen K.n, ist dagegen in vielen engl. K.n goth. Stils, bes. bei sehr langgestrecktem Langhause, in doppelter Zahl vorhanden, eines im O., das andere im W. — Das Langhaus od. Schiff, dessen normale Länge drei Quadrate des Mittelschiffs beträgt, ist mit seinen Seitenschiffen der Raum für die Gemeinde, die sich in den älteren K.n nach Geschlechtern sonderte, so daß die Männer die Süd-, die Frauen die Nordseite einnahmen. Im goth. Stile haben größere K.n, ähnlich den altchristlichen Basiliken, zuweilen 5 Schiffe, sei es nach ursprünglicher Anlage od. durch späteren Anbau, während umgekehrt aus Sparsamkeitsrücksichten die Klosterkirchen od. kleineren Stadtkirchen oft nur ein Seitenschiff haben. Neben diesem Mangel an Symmetrie in der Anlage giebt es aber auch symmetrische K.n von zwei gleich breiten u. gleich hohen Schiffen. Wenn die Seitenschiffe nicht ihre normale Höhe (½ der Höhe des Mittelschiffes) haben, sondern mit dem Mittelschiffe gleich od. fast gleich hoch sind (was fast nur in Deutschland der Fall ist), so heißen sie Hallenkirchen.



Nr. 3705. Grundriß einer Kirche.

Die ursprünglich an den K.n nicht vorhandenen, vielmehr erst mit dem Gebrauch der Glocken, d. h. nach der Mitte des 9. Jahrh., aufgekommenen Thürme sind entweder mit der Westseite der K. verbunden, u. zwar bei größeren K.n paarweise, od. sie stehen isolirt neben der K. Letzteres ist in Italien fast immer der Fall, in anderen Ländern nur provinziell. Kleinere K.n haben meistens nur einen in der Mitte der Westseite mit der K. verbundenen Thurm, doch sind auch die größeren Dome zu Freiburg i. B. u. Ulm nur einthürmig. Dagegen haben im roman. Stile viele K.n mehr als 2 Thürme, nämlich außer den beiden westl. noch zwei in der Ecke vom Querschiff u. Chor, bisweilen auch, bes. am Rhein, noch einen Thurm (in Italien fast immer eine Kuppel) über der Vierung. Als die höchsten Kirchthürme Deutschlands sind anzusehen die noch unvollendeten des Domes zu Köln (s. „Kölner Dom"), der des Münsters zu Straßburg, projektirt auf 142 m., der Martinskirche zu Landshut (141 m.), des Stephansdomes zu Wien (138 m.) u. der moderne Michaelisthurm in Hamburg (131 m.). Die Kuppel der Peterskirche ist 139 m. hoch.

Das Hauptportal der K. liegt in der Mitte der Westseite; wenn zwei Thürme vorhanden sind, nam. in den franz. Kathedralen, gewöhnlich zu beiden Seiten ein Nebenportal; andere Nebenthüren sind gewöhnlich in der Façade der Kreuzarme od. in der Mitte der Mauern des Langhauses. Die Hauptportale sind in ihren nach innen verengten Seitenwänden in roman. Zeit reich gegliedert u. abgestuft; in goth. Zeit wird die Abschrägung durch feine vorspringende Stäbe, mit tiefen Hohlkehlen abwechselnd, gebildet, stets aber in den Ecken od. in den Hohlkehlen mit Statuen u. oben über der Thür im Bogenfelde mit Reliefs geschmückt. Unter solchen roman. Prachtportalen ist keines schöner als das zu Freiberg in Sachsen (die goldene Pforte); aus goth. Zeit aber hat insbes. Frankreich an seinen größeren Kathedralen eine Menge aufzuweisen, z. B. in Chartres, Rheims, Paris u. Amiens; aber auch Deutschland an den Münstern zu Straßburg u. Freiburg sowie an der Lorenzkirche in Nürnberg.

Die Fenster haben nach innen u. außen abgeschrägte Seitenwände, sind in allen K.n mit niedrigen Seitenschiffen im Langhause an jeder Seite in zwei Reihen angeordnet, eine in jedem Seitenschiffe u. eine andere (die Oberlichter) oben im Mittelschiff, die sich an den Kreuzarmen u. am Chor fortsetzt. Ihre Zahl entspricht im Langhause der Zahl der Arkaden. Im roman. Stil sind sie schmal u. niedrig u. waren ursprünglich selten mit Glas geschlossen, sondern mit Tüchern od. Teppichen, od. in Italien mit dünnen, durchsichtigen Steinplatten. Im goth. Stile werden sie immer größer, durch senkrechte Pfosten eingetheilt u. mit Glasmalereien ausgefüllt. Die Dächer der K.n bestanden Anfangs blos aus Holzschindeln, später aus Metall od. Stein. Das Langhaus zeigte in den ältesten K.n den offenen Dachstuhl, später bis an das Ende des roman. Stils eine flache, getäfelte Holzdecke, Steinwölbungen nur in den Chornischen, in den Krypten u. bisweilen auch in den Seitenschiffen; in der Zeit der Gothik dagegen ist das ganze Langhaus von Rippengewölben

bedeckt (s. „Gewölbe“). Der jetzt so häufig mit Grabsteinen bedeckte Fußboden bestand in älterer Zeit aus musivischem Buntpflaster, das gewöhnlich ein Teppichmuster darstellte, später aus Platten von gebranntem Thon mit eingelegten Mustern. Eine hierher gehörende eigenthümliche Verzierung der Fußboden ist der sog. Jerusalemsweg (od. Labyrinth), dessen mühsames Durchwandeln sinnbildlich für eine Wallfahrt nach Jerusalem genommen wurde. Emporen od. Logen in den K.n sind zunächst am Westende des Mittelschiffs über der Vorhalle (s. oben), die dann gewöhnlich als Nonnenchor diente, aber auch, z. B. in vielen K.n der Rheinlande, über dem ganzen Raum der Seitenschiffe, dienend für einen Theil der Gemeinde.

Die Kloster u. Stiftskirchen hatten gewöhnlich an der Südseite einen Kreuzgang, der, ein Quadrat bildend, den Klosterhof od. Klostergarten einschloß, zu Grabstätten od. zum Spazierengehen der Mönche diente u. in einem oberen Geschosse die Wohnungen der Mönche hatte. (Vgl. auch die Artikel „Baukunst“, „Basilika“, „Baptisterium“, „Kapelle“.)

Diese Grundzüge der Anlage u. des Aufbaues der K.n des Mittelalters werden begreiflicher Weise in den jetzigen Neubauten der Römisch katholischen K. noch möglichst genau befolgt; eine andere, sehr verschieden beantwortete Frage ist dagegen die nach der Zweckmäßigkeit der Anlage der protestantischen K.n. Einige Archäologen u. Architekten wollen in dieser Beziehung so viel wie möglich auf die ursprüngliche Einrichtung der alten Basiliken zurückgehen, die indessen für das Hören der Predigt wesentliche Nachtheile bietet, jedenfalls aber mit offenem Dachstuhl od. flacher Holzdecke für die Akustik geeigneter ist, als mit Kreuzgewölben od. gar mit Tonnengewölben überspannt. Nach der Meinung Anderer erweist sich der sich dem Kreise nähernde Centralbau noch geeigneter.

Zur innern Ausstattung der K. tragen die Kirchengeräthe, Kirchenmöbel bei; sie sind in der Katholischen Kirche begreiflicher Weise in größerer Anzahl, meistens auch künstlerischer ausgestattet u. geschmückt als in der Protestantischen. Unter den wenigen, beiden Konfessionen gemeinsamen Gegenständen nimmt der Altar (s. d.) die wichtigste Stelle ein. Als Bedachung hatte er in alter Zeit einen auf 4 Säulen ruhenden Baldachin (Altarciborium od. Tabernaculum), aus dessen Mitte das oft in Gestalt einer Taube, als Symbol des heil. Geistes, gebildete Gefäß (vorzugsweise Ciborium genannt) mit dem geweihten Brote herabhing. Statt dieser baldachinartigen Bedachung errichtete man später zur Aufstellung von Reliquien über dem Altartische eine erhöhte Rückwand, aus der sich dann allmählich in goth. Zeit die großen holzgeschnitzten Aufsätze od. Altarschreine entwickelten. Der liturgisch nothwendigste Gegenstand auf dem Altartische war ein Kreuz od. auch ein Kruzifix, gewöhnlich aus edlem Metall bestehend, Anfangs auf dem Altarciborium od. auf der Rückwand des Altars, später u. noch bis auf den heutigen Tag auf dem Tische selbst stehend. Zu beiden Seiten desselben ein Leuchter od. großer Kandalaber, neben welchem früher über dem Altar noch eine runde Lichtkrone od. ein Kronenleuchter hing, die das himmlische Jerusalem, das droben ist, versinnbildlichen sollte. Dergleichen besitzen z. B. noch der Dom zu Hildesheim aus dem 11. Jahrh. u. das Münster in Aachen aus der 2. Hälfte des 12. Jahrh. Sehr oft ahmte man in jenen Leuchtern den siebenarmigen nach, der, aus dem Tempel zu Jerusalem von den Römern erbeutet, am Triumphbogen des Titus dargestellt ist. Ein sehr häufiger Schmuck der Altäre war schon im frühen Mittelalter ein mit Bildern (Miniaturen) mehr od. weniger verziertes Evangelienbuch in kostbarem Einbande u. ein Missale. Außerdem pflegte man bei festlichen Gelegenheiten Ueberbleibsel der Heiligen u. Märtyrer in kunstreichen Behältern (Reliquiarien, Reliquienschreinen) aufzustellen, welche mit Bildwerken, kostbaren Metallen u. Edelsteinen reich verziert waren.

Eine zweite große Klasse von Kirchengeräthen, alle beweglicher Art, sind die in der Katholischen Kirche bei der Liturgie gebräuchlichen heiligen Gefäße, von denen die Protestantische Kirche nur die beim Abendmahl üblichen, die Brotschüssel, die Weinkanne u. den Kelch, beibehalten hat. Sämmtlich Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, sind sie mehr od. weniger mit Bildwerken u. sonstigem Schmuck versehen. Das wichtigste dieser Geräthe ist der Kelch (s. d.), zu welchem, als derselbe noch den Laien gespendet wurde, eine Saugröhre (lat. fistula) gehörte, durch welche, um die Verschüttung zu vermeiden, die Laien den Wein einsogen. Sodann die flache Schüssel für das Brot u. eine ähnliche als Decke für den Kelch (beide Patenen genannt); ferner die verschiedenartig gestalteten Gefäße für die Hostie, welche bald in Form einer Büchse, einer Taube, eines Thürmchens, eines Ciboriums, od. als die seit der Einführung des Frohnleichnamsfestes übliche Monstranz (s. d.) erscheinen. Zur Aufbewahrung der letzteren dient das sog. Sakramentshäuschen (auch Tabernakel genannt), das als Wandschrank od. als thurmartiges Bauwerk, theils freistehend, theils mit der Wand verbunden, vorkommt. Die schönsten u. größten Beispiele davon finden sich im Münster zu Ulm u. in der St. Lorenzkirche zu Nürnberg. Minder wichtig als die für die Austheilung des Abendmahls bestimmten Gefäße sind die zum Auftragen des Brotes u. Weines dienenden: die Hostienschachteln, Weinkannen, Löffel, Gießgefäße zum Waschen der Hände des Priesters, die Meßglöckchen, Gefäße für die heiligen Oele, Weihwasserkessel, Weihwedel u. der zur Aufstellung der Gefäße des Meßdienstes erforderliche Kredenztisch.

Die dritte Klasse der Kirchenutensilien bilden die größtentheils auch in den Protestantischen Gotteshäusern vorhandenen verschiedenen Gestühle, die Kanzel, der Taufstein, die Orgel, die Glocken, Grabdenkmäler u. andere sich hin u. wieder in den K.n findenden Gegenstände. Die Stühle sind entweder Chorstühle, bes. im 15. Jahrh. u. in der Renaissancezeit mit reichen Schnitzereien (oft humoristischen Inhalts) versehen, od. Bischofsstühle od. Beichtstühle (s. d.). — Die Kanzel trennte sich erst allmählich von dem Lettner, dessen Lesepult Anfangs als solche diente; in Italien war sie schon im 13. Jahrh. in Gebrauch, gewöhnlich angebracht an einem Pfeiler des Mittelschiffs, in Deutschland erst seit dem 14. Jahrh. allgemein, daher die meisten der mittelalterlichen Kanzeln goth. Stiles sind. Wo eine solche an der Außenseite der Kirche angebracht ist, diente sie zur Ausstellung von Reliquien. — Die seit dem 9. Jahrh. üblichen Taufgeräthe (früher Taufbrunnen), gewöhnlich am Westende der K. aufgestellt, sind entweder runde od. vieleckige Taufsteine od. metallene Taufkessel, häufig mit Darstellungen der Taufe Christi im Jordan od. mit den Figuren der Evangelisten od. der Apostel geschmückt. — Die Orgel (s. d.), seit dem 10. Jahrh. allmählich in Gebrauch gekommen, war später in den größeren Kirchen doppelt vorhanden: eine größere auf der Empore der Westseite (wie gewöhnlich noch jetzt), eine kleinere auf dem Lettner. — Während die Glocken (s. d.) seit dem 9. Jahrh. in den Kirchthürmen bekanntlich beständig im Gebrauch blieben, hat sich der Gebrauch der Grabdenkmäler (s. d.) in den verschiedenen Formen nach der Renaissancezeit in den K.n nicht überall erhalten. Die meisten derselben (als Kenotaphien) pflegt man noch jetzt in den englischen K.n zu errichten. — Als sonstige, bisweilen in den K.n noch vorhandene bewegliche od. unbewegliche Utensilien nennen wir noch die Brunnen zum Schöpfen des für die kirchlichen Handlungen erforderlichen Wassers, die bisweilen am Aeußeren der K.n angebrachten Kalvarienberge od. plastischen Darstellungen des mit den Schächern Gekreuzigten nebst Maria u. Johannes, ebenso die Oelberge, die in od. an den Kirchen befindlichen heiligen Gräber od. Darstellungen der Grablegung Christi; ferner die Christusstatuen u. Kruzifixe, die Opfer- od. Almosenstöcke, die Weihwasserbecken an den Kirchthüren, die Passionssäulen, Vortragekreuze, Fahnen, Teppiche u. die Uhren, sei es als Sonnenuhr an den K.n angebracht, od. als mechanische Uhr od. als künstliche astronomische Uhr, z. B. in der Marienkirche in Lübeck, im Münster in Straßburg, in der Frauenkirche zu Nürnberg (das Männleinlaufen) u. in der Kathedrale zu Wells in England.

Kirche in übertragenem Sinne bezeichnet die engere Gemeinschaft Derer, die dasselbe Glaubensbekenntniß u. dieselbe Verfassung haben (Sonderkirche), endlich die Gesammtheit aller Derjenigen, welche wahrhafte Anhänger Jesu Christi sind (allgemeine christl. K.). An dieser Stelle haben wir es nur mit der Entstehung u. Entwickelung der beiden letztgenannten Begriffe zu thun. Von Christus selbst ist nirgends ausgesprochen, daß er eine K. stiften wolle. Doch finden sich bereits einige Stellen (z. B. Gal. 1, 13), wo mit „K. Gottes“ od. „K. des Herrn“ die Gesammtheit der Bekenner Christi, also die Kirche in umfassendem Sinne, bezeichnet ist. Diese Ausdehnung des Begriffs wurde bes. begünstigt durch die Lehre, daß sich die einzelnen Gläubigen zu Christo verhielten wie die Glieder zum Haupte. Nach diesem altkatholischen Begriff ist die K. nur eine, allgemeine u. heilige; eine, weil das Haupt nur einen Leib haben kann; allgemein, weil sie sich über die ganze Erde verbreiten soll; heilig, weil nur wahrhaft Gläubige ihre Glieder sein können. Daher lautet die älteste Erklärung im Apostolischen Symbol: „Ich glaube an eine heilige christliche K., die Gemeinschaft der Heiligen.“ Nun liegt es zwar im Begriff der Gemeinschaft, daß die so gefaßte K. sich auch äußerlich als ein Organismus darstellt, daß sie ein gemeinsames Bekenntniß u. eine Verfassung aufstellt, daß sie Gottesdienste feiert u. bes. die Sakramente verwaltet, mit einem Worte, daß sie als äußere „Heilanstalt“ auftritt — aber ihrem tiefsten Wesen nach ist doch die eine, allgemeine K. eine unsichtbare K., da zu ihr auch Glieder gehören können, welche keinem äußeren Verbande angehören, u. umgekehrt, weil nicht alle Glieder des äußeren Verbandes wirkliche Glieder am Leibe Christi sind. Hier widerfuhr nun schon der ältesten K. (seit dem 3. Jahrh.) ein Irrthum, der in seinen Folgen noch jetzt fortwirkt, daß man nämlich die unsichtbare K. völlig aufgehen ließ in der sichtbaren K., der äußeren Heilsanstalt; mit anderen Worten, daß man die Zugehörigkeit zu Christo abhängig machte von der Zugehörigkeit zur sichtbaren K. Dies ist der Sinn der uralten Sätze: „Außerhalb der K. giebt es kein Heil“ od. „Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die K. zur

Mutter hat." An die Stelle der einen Katholischen Kirche trat die bestimmte Katholische K., die sich rühmte, von Christus selbst gestiftet zu sein, in ihren Bischöfen die Nachfolger der Apostel, in ihrer Ueberlieferung allein die wahre Lehre zu besitzen (s. „Katholizismus"). Alle davon Abweichenden wurden als Ketzer verdammt u. nach der Trennung der Katholischen u. Griech. K. machten fortan beide Anspruch, die wahre K. zu sein, u. haben diesen Anspruch bis heute festgehalten. Anders gestaltete sich natürlich der Begriff der K. bei den Reformatoren. Zwar stellte das Augsburgische Glaubensbekenntniß auch die Erklärung auf, „die K. sei die Gemeinschaft der Heiligen, in der das Evangelium richtig gelehrt u. die Sakramente richtig verwaltet werden", aber die Protest. K. erhob nicht den Anspruch, die allein seligmachende K. zu sein, sondern nur den, die Wahrheit in der reinsten Form zu besitzen, also dem Begriff der einen, unsichtbaren K. am besten zu entsprechen. Die neuere protest. Theologie ist, einige blinde Eiferer abgerechnet, längst zu der Einsicht gekommen, daß keine der verschiedenen Sonderkirchen die volle Wahrheit besitze, sondern daß sie alle als Strahlenbrechungen einer Sonne zu betrachten seien, daß einer jeden sichtbaren K. todte u. unwürdige Glieder beigemischt seien, daß sich aber in allen wahrhafte Glieder Christi befinden, die dann zusammen die unsichtbare K. nach der alten Bedeutung des Wortes bilden. Zum Schluß erwähnen wir noch der alten Unterscheidung einer streitenden u. triumphirenden K. Erstere ist die auf Erden befindliche, die im Kampf mit der feindlichen Welt begriffen u. selbst dem Irrthum u. der Befleckung ausgesetzt ist; letztere die Gemeinschaft der Seligen u. als solche frei von Irrthum u. Befleckung. Betreffs der einzelnen K.n vergleiche die Art. „Griechische K.", „Katholische K." u. s. w., betreffs des Verhältnisses von K. u. Staat den Art. „Kirchenverfassung".

Kirchenbücher heißen im weiteren Sinne alle Bücher, die beim Gottesdienst gebraucht werden (z. B. die sog. Agenden); im engeren Sinne sind es die von den Geistlichen geführten Register über kirchliche Handlungen, also Verzeichnisse der Getauften, Konfirmirten, Getrauten, Begrabenen, sowie auch der Theilnehmer an der kirchlichen Abendmahlsfeier. Sie erscheinen zuerst Ende des 15. Jahrh. als Taufregister, zu denen im 16. Jahrh. auch Todtenregister kamen. Die Führung von K.n wurde in der Kathol. Kirche erst durch das Tridentinische Konzil (1545 ff.) zur allgemeinen Pflicht gemacht, in der Protest. schon vorher durch einzelne Kirchenordnungen geboten. Da die K. die einzigen Ausweise über den Personenstand waren, so kam ihnen der Werth öffentlicher Urkunden zu. Mit der Einführung der Civilehe ist aber die Führung dieser Register an weltliche „Civilstandsbeamte" übergegangen. Wo dies geschehen ist (im Deutschen Reich durch das Gesetz von 1875), haben die K. fortan nur noch die Bedeutung kirchlicher (nicht staatlicher) Ausweise.

Kirchenbuße (lat. poenitentia) hieß in der alten christl. Kirche die Reihenfolge von Strafen u. Leistungen, welche den aus der Kirchengemeinschaft Ausgestoßenen behufs ihrer Wiederaufnahme auferlegt wurden. In der Decianischen Verfolgung 249 51 n. Chr. ward zuerst von der Kirche ein geregeltes Bußverfahren festgestellt, um den zahllosen Abtrünnigen die Aufnahme zu erschweren. Darnach hatten die Büßer zuerst in Trauerkleidern an den Kirchthüren die Eintretenden um Vergebung anzuflehen, durften dann abgesondert der Bibelvorlesung u. der Predigt zuhören, später knieend auch dem Kirchengebet beiwohnen, endlich auch stehend der Kommunion zusehen. Erst nach öffentlich abgelegtem Sündenbekenntniß erhielten sie schließlich die Absolution u. den Bruderkuß zum Zeichen der Wiederaufnahme. Jede dieser Stufen dauerte in der Regel mehrere Jahre u. nur in Todesgefahr wurde dies Verfahren beschleunigt. Seit dem 5. Jahrh. wurde zwar diese Form der K. durch andere Strafen ersetzt, doch erhielten sich Reste des alten Verfahrens im Gebrauch des Büßerhemdes, in welchem der Büßende vor der Kirchthüre zu stehen hatte. Mußte sich doch selbst Kaiser Heinrich IV. zu Canossa 1677 dieser Form der K. unterwerfen, um vom Banne loszu kommen. Die evangel. Kirchen versuchten zur Hebung der gesunkenen Kirchenzucht die alte K. wenigstens zum Theil wieder einzuführen, u. bes. die Reformirte K. ging darin streng zu Werke, bald aber beschränkte sich die K. lediglich auf die Ausschließung vom Abendmahl u. von den kirchlichen Ehrenämtern, bis im 18. Jahrh. fast überall die letzten Reste der K. abhanden kamen (s. „Kirchenstrafen" u. „Kirchenzucht").

Kirchengemeinschaft heißt theils der Verband aller zu derselben kirchlichen Gemeinde gehörigen Personen, theils die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einem bestimmten kirchlichen Verbande, so daß er also durch den Ausschluß aus der K. das Anrecht an die kirchlichen Vorrechte, insbes. den Sakramentsgenuß, verliert, theils endlich das Verhältniß gegenseitiger Anerkennung zwischen verschiedenen Gemeinden u. Kirchen. Wichtig wurde die Frage der K. im 19. Jahrh. seit der sog. Union zwischen der Lutherischen u. Reformirten Kirche, denn die Union wollte in der Hauptsache nur die Einführung der K. zwischen beiden sein. Während aber die Reform. Kirche fast aller Orten bereitwillig die K. anerkannt hat, widersetzten sich die strengeren Lutheraner derselben aufs Hartnäckigste. In der sogen. „Evangelischen Allianz" (s. d.) ist neuerdings ein Versuch gemacht worden, unter allen evangelischen Kirchen u. selbst Sekten die K. herzustellen.

Kirchengesang. Die Verwendung des Gesangs zum Zwecke kirchlicher Erbauung wurde in die älteste christl. Kirche schon aus dem Judenthum mit herübergenommen in der Gestalt des Psalmengesangs, u. Hieronymus bezeugt die außerordentliche Verbreitung des K.s unter dem Volke, wenigstens für das Morgenland. Doch haben sich über die Art desselben bis Ende des 4. Jahrh. nur dürftige Nachrichten erhalten. Der Gesang, das sog. Psalliren, an dem sich die Gemeinde wiederholend betheiligte, war mehr ein singendes Sprechen als wirkliches Singen. Schon sehr früh wird das Amt eines bes. Vorsängers (Kantors) erwähnt. Dagegen wurde Musikbegleitung (z. B. von Flöten) als zu weltlich verworfen. In der Griech.-kathol. Kirche trat schließlich der Gemeindegesang hinter den Chorgesang zurück. Noch heute wird dieser, zwei- u. mehrstimmig, allein in der Russ.-griech. Kirche gepflegt. In der Röm. Kirche gilt der Bischof Ambrosius († 397) als Urheber einer bestimmteren Gesangsweise, theils durch Anwendung der vier griech. Tonarten (der dorischen, phrygischen, lydischen u. mixolydischen), theils durch Einführung des Wechselgesangs u. des melodisch-rhythmischen Singens im Gegensatz zu dem bloßen Psalliren. Darf man sich nun auch den ambrosianischen Gesang nicht als einen völlig taktmäßigen denken, so legte er doch die Gefahr der Verweltlichung nahe, u. diese trat wirklich ein, als man auch weltliche Melodien in den K. einführte. Dies Alles wurde beseitigt durch Papst Gregor d. Gr. († 604). Der gregorianische Gesang, der noch heute in der Röm. kathol. Meßordnung das Herrschende ist, kehrte zu der rezitirenden Weise zurück, fordert langsam feierliches Singen ohne Takt u. in fast lauter gleichlangen Noten u. kennt nur das Unisono des Sängerchors mit Ausschluß der Gemeinde, daher der Name „Choralgesang". Die vier alten griech. Tonarten wurden außerdem von Gregor auf acht vermehrt. Eine erneute Betheiligung des Volkes am K. wurde im 9. u. 10. Jahrh. durch die sog. Sequenzen herbeigeführt. Die Gesangslust des Volkes machte sich nämlich in der Messe dadurch Luft, daß man auf die Schlußsilbe des Hallelujah (ah) lange Tonreihen sang, sog. Jubilos, die sich sogar zu bestimmten Melodien gestalteten. Diesen legte der St. Gallische Mönch Notker Balbulus († 912) Texte unter, u. so entstanden die sog. Prosen (weil Anfangs nur in Prosa verfaßt) od. Sequenzen (weil sie auf die Messe „folgten"). Eine andere Art des geistlichen Volksgesanges sind die sog. „Leise" od. „Kyr-leise", indem das Volk auf Wallfahrten das Kyrie eleison (Herr, erbarme dich!) nicht nur unzählig oft wiederholte, sondern auch ganze Strophen vor demselben einlegte. So ist z. B. das herrliche „Nun bitten wir den heiligen Geist" eine alte Pfingstleise. Der strenge K. war unterdeß durch die Einführung des Kontrapunkts in ein neues Stadium getreten. Als Erfinder desselben gilt der Mönch Hucbald in Flandern († 930). Man ließ nun zwar den strengen gregorianischen Gesang als festen Mittelpunkt (cantus firmus) fortbestehen, umgab ihn aber mit einem vielverflochtenen Gewebe mehrstimmigen Gesangs. Von eigentlichem K. als Gemeindegesang kann erst in der Lutherischen Kirche die Rede sein. Luther selbst erkannte die ungeheuere Bedeutung des K.s für die Förderung der Reformation. Wie als Liederdichter steht er auch als Tonsetzer durch die Melodie zu „Eine feste Burg ist unser Gott" in jener Zeit obenan. Durch die Benutzung von Volksmelodien drang aufs Neue der rhythmische Gesang ein, die alten Sequenzen wurden dem angepaßt u. der mehrstimmige Gesang daneben vom Chore gehandhabt. Aber auch herrliche neue Choräle wurden bis Mitte des 17. Jahrh. von Meistern, wie Scheidemann u. Prätorius, Schop u. Crüger komponirt. Seit dem 17. Jahrh. überwog dann allmählich die Arie, bis im 18. Jahrh. durch den Einfluß des Pietismus der K. ganz verweltlicht wurde. Auch die Melodien aus der Zeit der Aufklärung sind mit wenig Ausnahmen viel zu künstlich, gespreizt u. bei alledem doch zu nüchtern, um volksthümlich zu sein. So erklärt sich, daß jetzt allenthalben das Bestreben darauf gerichtet ist, im K. zu den Mustern der Reformationszeit zurückzukehren. Auch die Reform. Kirche schließt sich hierin mehr u. mehr der Lutherischen an, während sie Anfangs nur Psalmen zulassen wollte, die sie allerdings durch Meister, wie Goudimel u. A., in trefflichem Tonsatz besaß.

Kirchengeschichte ist die Darstellung der Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden, das nur in dem Rahmen religiöser Genossenschaften (der „sichtbaren" Kirche) zur Erscheinung kommen kann. Als theologische Fachwissenschaft wird die K. gewöhnlich als „historische Theologie" der exegetischen, systematischen u. praktischen Theologie gegenüber gestellt. Jedenfalls hat eine wissenschaftliche K. alle die Anforderungen zu erfüllen, welche an die wissenschaftliche Darstellung der Weltgeschichte gemacht werden. Herleitung des Stoffs aus den ältesten Quellen, kritische

Sichtung u. Prüfung der Glaubwürdigkeit des überlieferten Stoffes, künstlerische Anordnung der Darstellung nach bestimmten Gruppen, endlich Nachweis des inneren Zusammenhangs der Ereignisse, unbestechliche Wahrheitsliebe u. Unparteilichkeit des Verfassers. Der ungeheuere Stoff dieser Disziplin hat frühzeitig zur Abtrennung verschiedener Zweige der K. als besonderer Wissenschaften geführt. Entweder wendet sich die K. hauptsächlich der Darstellung des äußeren Entwickelungsganges zu u. ist dann Missionsgeschichte u. Verfassungsgeschichte, od. sie ist wesentlich Darstellung der inneren Entwickelung. In letzterem Falle behandelt sie als Dogmengeschichte die Ausbildung der kirchlichen Lehre, als Symbolik die Entstehung der kirchlichen Bekenntnisse; hierzu kommt dann noch die Geschichte des Kultus u. die des christlichen Lebens. Noch speziellere Zweige sind die Patristik od. Patrologie (Literaturgeschichte der Kirchenväter), die Papst- u. Mönchsgeschichte, die Heiligen- u. Konziliengeschichte. Vieles, was sich auf das Aeußerliche der K. bezieht, hat man unter dem Namen der kirchl. Archäologie oft sehr bunt zusammengestellt.

Die Anfänge der K. reichen bis ins apostolische Zeitalter zurück, indem die sog. Apostelgeschichte des Lukas wenigstens einen Theil der ältesten Geschichte der Kirche behandelt (bis ca. 62 n. Chr.). Eine Sammlung von Aufzeichnungen über die älteste K., welche Hegesippus in Kleinasien um 160 n. Chr. machte, ist nur aus den Anführungen des Eusebius von Cäsarea († 338) bekannt. Der Letztere wird mit Recht als der eigentliche Vater der K. betrachtet. Seine K. in 10 Büchern, die bis 324 reicht, wurde im 5. Jahrh. fortgesetzt von Sokrates, Sozomenos u. Theodoret. Doch sind diese nur im Auszuge des Theodorus (6. Jahrh.) erhalten. Ende des 4. Jahrh. aber wurde Eusebius von Rufinus ins Lat. übersetzt u. bis 395 fortgeführt. Diese Arbeit, verbunden mit einem Auszug aus den oben genannten Fortsetzern, ist als sog. „Dreigetheilte K." fast das alleinige Lehrbuch bis zur Reformation geblieben. Urheber dieser Zusammenstellung war der röm. Staatsmann Cassiodor im 6. Jahrh. Was seitdem noch geleistet wurde, beschränkte sich fast ganz auf die Chroniken. Unter diesen befinden sich allerdings einige sehr wichtige, wie die des Gregor von Tours (fränk. K.) bis 591, des Beda Venerabilis (engl. K.) bis 731, des Bischofs Adam von Bremen (nord. K.) bis 1076 u. a. In dem Bestreben, den Zusammenhang der Reformation mit der alten Kirche nachzuweisen, schuf der Lutheraner Matthias Flacius in Verbindung mit Anderen das großartige Werk der Magdeburger „Centurien" (s. d., 13 Bde., 1559–74), die je ein Jahrhundert behandeln. Diese Arbeit wurde durch die Annalen des röm. Kardinals Cäsar Baronius (1588–1607, 12 Bde., die bis 1198 reichen) nicht überboten, so werthvollen Stoff auch die Annalen aus den röm. Archiven beibrachten. Während des 17. Jahrh. blühte die K. bes. im kathol. Frankreich durch Noel, de Tillemont, Fleury u. Bossuet. In der Reformirten Kirche zeichneten sich aus Th. Beza († 1605), Hottinger, Spanheim, Jakob u. Samuel Basnage. Im 18. Jahrh. trat die Luther. Kirche, die im 17. Jahrh. fast nur durch G. Calixt u. die „Unparteiische Kirchen- u. Ketzerhistorie" Arnold's (1699) vertreten war, wieder in den Vordergrund. Neben Schriftstellern, wie Weismann in Tübingen, G. Walch in Jena, Baumgarten in Halle, gilt vor Allem der Göttinger Kanzler Lorenz v. Mosheim († 1755) als der Vater der neueren K. Auf erneuter Quellenforschung beruhen die Arbeiten Semler's in Halle († 1791). Den gesammten Stoff bearbeitete Schröckh in Wittenberg in 45 Bänden, 1768—1812 (die beiden letzten Bände fügte Tzschirner hinzu). Außerdem sind im 18. Jahrh. zu nennen von Lutheranern: Spittler (1782), Henke u. Planck; von Reformirten: Clericus, Turretin, Venema; von Katholiken: Royko u. Dannenmayer. Im 19. Jahrh. wurde im Gegensatz zu dem übertriebenen Pragmatismus (s. o.), wie ihn bes. Planck vertreten hatte, die Forderung unbedingter Unparteilichkeit erhoben. In diesem [illegible] schrieb Schmidt in Gießen ein „Handbuch der K." (Fortsetzung von [illegible]berg, 7 Bde., 1813–34). Höchst werthvoll durch Auszüge aus den Quellen ist die K. von Gieseler (in 5 Bden., 1824 bis 1857, vervollständigt aus Gieseler's Nachlaß von Redepenning). Unvollendet blieb auch die K. von Gfrörer (4 Bde., 1841—46) u. das große Werk von Neander (11 Thle., 1825–52), welches von Schneider ergänzt u. öfter herausgegeben wurde (4. Aufl., 9 Bde., 1864—65). Erwähnung verdienen noch die Handbücher von Guericke (1833; 9. Aufl., 3 Bde., 1866—67), Engelhardt (4 Bde., 1832—34), Kurtz (1853—56, bis jetzt 4 Abtheilungen) u. Baur (5 Bde., 1863 u. 64) u. die Lehrbücher von Münscher (1804 u. öfter), K. Hase (1833; 9. Aufl. 1867), dessen Werk durch vollendete künstlerische Darstellung u. geistvolle Auffassung alle anderen übertrifft, Niedner (1846 u. 66), Kurtz (1849; 7. Aufl. 1874), Fricke (1850), Jacobi (1850), Schmid (1851) u. A. Ein vortreffliches Lesebuch für Gebildete ist die K. von Hagenbach (7 Bde., 1869—72). Von Werken kathol. Verfasser aus dem 19. Jahrh. sind hervorzuheben: Stolberg (15 Bde., bis 430 n. Chr., 1806–18), fortgesetzt von Kerz (Bd. 16–38, bis 1300, 1824–51), endlich von Brischar seit 1851 (bis jetzt 8 Bde.), ferner Katerkamp (5 Bde., 1823—34), Ritter (3 Bde., 1826—35, 6. Aufl. 1862 in 2 Bden.), Locherer (9 Bde., 1824 ff.), Alzog (1843, 9. Aufl. 1872), Huber (1850) u. Möhler (3 Bde., herausgeg. von Gams 1867–68). Hierzu kommt noch eine Unzahl von Monographien. Als Mittelpunkt für die betreffenden Studien dient bes. die 1832 von Illgen begründete „Zeitschrift für historische Theologie", welche seit 1845 von Niedner, seit 1867 von Kahnis redigirt wurde.

Kirchengewalt heißt das Recht, die zur stetigen Besorgung der kirchlichen Aufgaben erforderlichen allgemeinen Anordnungen zu erlassen u. mittels der Kirchenregierung (Kirchenregiment, Jurisdiktion) zu handhaben. Wo die Religion sich auf Kultushandlungen beschränkt, welche mit wechselvollen Sagen u. willkürlichem Aberglauben zusammenhängen u. nur bestimmt sind, die verschiedenen Aeußerungen des öffentlichen Lebens mit einem gewissen Ceremoniel zu umgeben, kann von einem Gegensatze zwischen Staat u. Kirche nicht die Rede sein. Im griechischen u. römischen Alterthume waren so die Obrigkeiten, welche den heiligen Gebräuchen vorstanden, die Priesterkollegien u. andere, an bestimmte Sacra sich anlehnende Körperschaften überwiegend politische Persönlichkeiten, u. neue Kulte konnten nur mit Genehmigung des Staats sich aufthun. Erst mit dem Christenthum vollzog sich hierin eine Wandelung. Es verfiel der Glaube an die Möglichkeit, den Rathschluß der Gottheit durch Zeichendeuterei zu erforschen, den Willen der Unsterblichen durch Opfer, Spiele u. Zaubersprüche umzustimmen u. den göttlichen Zorn auf ebenso abergläubische Weise zu versöhnen; dafür trat aber an die Menschen das Gebot heran, durch Aufnahme der Heilswahrheiten ihre sittliche Befreiung zu vollziehen u. hiermit für das Jenseits sich vorzubereiten. Diese Verlegung der Religion in das Innere setzt indessen die kirchlichen Gemeinschaften keineswegs aus allen Beziehungen zu der weltlichen Gewalt. Durch die Annahme eines bestimmten Glaubensbekenntnisses wirkt an sich zwar Niemand auf die allgemeine Rechtsordnung ein, sowie aber daraus Zwangspflichten gegen einzelne Glaubensgenossen u. ein besondres Verhalten gegen Andersdenkende od. im Verhältniß zu gesammten politischen Gemeinwesen hervorgehen sollen, wird der Staat in seiner Eigenschaft als sittlich-souveräne Macht u. als Bürge für den äußeren Rechtszustand hiervon Kenntniß zu nehmen u., nach Befinden, ein von der öffentlichen Moral od. vom Standpunkte der Volksrechte angezeigtes Verbot zu erlassen od. Schutz u. Anerkennung zu gewähren haben. Was die Natur der Sache mit sich bringt, gelangt jedoch nicht immer zu unmittelbarer Geltung, u. bis in die Gegenwart herab bestehen Grenzstreitigkeiten zwischen dem Staat u. der christlichen Kirche. Es hängt dies mit der geschichtlichen Entwicklung beider Freiheitsanstalten zusammen. In den Zeiten, wo der noch unfertige Staat seine Berechtigung erst festzustellen u. die zu deren Durchführung erforderliche Macht zu bilden suchte, verfügte die Kirche, welche über ihre Zwecke längst im Klaren war, bereits über ein förmliches Heer von gut geschulten Gehülfen. Wohl hatten die einzelnen Gemeinden von vornherein ihre Aeltesten u. Bischöfe frei gewählt. Allein das Uebergewicht, welches diesen Vorständen durch die Leitung des Gottesdienstes, die Spendung der Gnadenmittel u. die Auslegung der heiligen Schriften von selbst zufiel, ließ bereits im 2. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Bischöfe als Stellvertreter der Apostel erscheinen, womit der Grund zu ihrer höheren, von der Gemeinde unabhängigen Gewalt gelegt war. Die erst nachgehends bekehrten Völker des Abendlandes wurden von allem Anfang an nur mit der durch die Bischöfe beherrschten Kirche bekannt, u. in den Jahrhunderten maßloser Verwirrung, welche mit der Gründung u. dem Sturz germanischer Staaten auf dem Boden des weström. Kaiserthums, dem Emporkommen der Frankenherrschaft, der Aufrichtung u. nachgehenden Wiederunterwühlung des Röm. Reichs deutscher Nation ausgefüllt waren, konnte sich der Primat des Bischofs von Rom u. eine Hierarchie entwickeln, die während des 12. u. 13. Jahrh. den Vorrang der geistlichen Macht vor der weltlichen zur vergeblich bekämpften Geltung brachte. Seitdem hat die Katholische Kirche, in Verwerthung des geschichtlich Zufälligen u. Thatsächlichen, die Vollgewalt der Hierarchie, das Recht der Einwirkung auf die Verfassungsverhältnisse der Staaten von Seiten des päpstlichen Stuhls u. die Selbstbestimmung der kirchlichen Zuständigkeit bis in die Gegenwart herab als nothwendigen Mitinhalt des alleinseligmachenden Glaubens dargestellt. Dadurch, daß die Kirche ihr Ziel weit über die gegebenen Mittel u. Zwecke hinaus verlegte, zwang sie förmlich den Staat zur Abwehr u. Selbstvertheidigung. Bereits zu Ende des 13. Jahrh. verwahrte der König von Frankreich, Philipp IV., seine Thronrechte mit Erfolg gegen die Ueberhebungen Bonifaz' VIII. Die Mehrheit der Deutschen stand während der Streitigkeiten Ludwig's des Bayern mit Johann XXII. u. Benedict XII. auf Seiten des Reichsoberhaupts u. die 1338 zu Rense vereinigten Kurfürsten erklärten, daß die kaiserliche Würde nicht vom Papste, sondern von Gott herrühre; das Aergerniß, welches von 1378–1415 durch

zwiespältige Papstwahlen gegeben war, verlieh dem Kaiser u. den Bischöfen auf den Konzilien zu Kostnitz u. Basel wieder das Uebergewicht; 100 Jahre später ward von den deutschen Reformatoren das Recht des Staats an allen weltlichen Dingen, wenn sie auch die Kirche beträfen, offen anerkannt, u. nachdem Ludwig XIV. 1682 durch den franz. Klerus die Befreiung der Gallikanischen Kirche von der päpstlichen Allgewalt hatte feststellen lassen, wies das folgende Jahrhundert der Aufklärung auch einen Theil des deutschen Episkopats auf denselben, nur mit Unterstützung des Staats einzuhaltenden Weg. Vor der geschichtlichen Kritik konnte die Oberherrlichkeit einer Kirche, deren Stifter selbst den Blutbann des röm. Kaisers über sich ergehen ließ, noch weniger bestehen; sie wies nach, daß die byzantinischen Kaiser ihre Gewalt über die Morgenländische Kirche selbst bei Feststellung der Glaubenssätze ausgeübt, ingleichen während der langen, über Rom behaupteten Schutzherrschaft die Wahl u. Weihe des Bischofs der Weltstadt von ihrer Zustimmung abhängig gemacht hätten. Erst Benedict II. erwirkte 684 von Konstantin IV. die Erlaubniß, daß jeder neugewählte röm. Bischof noch vor dem Eintreffen der kaiserlichen Bestätigung geweiht werden konnte. Auch an Beispielen von Strafen, welche die Kaiser verhingen, fehlte es nicht. Martin I. ging 655 auf Befehl des Kaisers Constans in die Verbannung, u. 604 mußte Sergius I. dem Zorne Justinian's IV. weichen, weil er die Beschlüsse des Trullanischen Konzils nicht anerkennen wollte. Nachdem die Schirmherrlichkeit über den röm. Stuhl auf die Hausmaier u. nachherigen Könige der Franken übergegangen war, huldigte Leo III. im J. 800 dem neugekrönten Kaiser Karl fußfällig. Stephan IV. entschuldigte sich bei Ludwig dem Frommen, weil er sich vor dem Eingehen der kaiserlichen Bestätigung hatte weihen lassen, u. als Sergius II. 844 ohne Vorwissen des Kaisers gewählt worden war, schickte Lothar seinen Sohn Ludwig mit einem Heere nach Italien, worauf Sergius den Eid der Treue leistete u. Bestätigung erhielt.

Obschon nun seit dem 16. Jahrh. der Einfluß des Papstthums stetig geschwunden, desgleichen die Stellung der Katholischen Kirche durch frühere u. spätere Konkordate, ja selbst durch einseitige Territorialgesetze, welche die päpstliche Kurie nicht verhindern konnte, fast von Land zu Land verschieden bestimmt ist, gehen kathol. Rechtslehrer doch immer noch von der Voraussetzung einer Verfassung aus, welche von der Röm. Kirche allein bestimmt u. in jedem Staate ohne Unterschied anerkannt werden müsse. Nur in der Richtung weichen die Meinungen aus einander, daß die Einen diese K. der Kirche im Ganzen u. deren Vertretern, den Bischöfen, beilegen, unter letzteren aber dem Papste nur einen Vorrang zuerkennen (Episkopalsystem), während die Anderen dem Papste außer dem obersten Kirchenregimente auch die unmittelbare K. in allen Sprengeln, unter willkürlicher Ausschließung od. Ersetzung der ordentlichen bischöflichen Gerichtsbarkeit, zusprechen. Dieses gegenwärtig vom Heiligen Stuhle wieder hervorgesuchte Papalsystem verpflichtet die Bischöfe zu einer willenlosen Unterwerfung u. geht dem Staate gegenüber von der Idee aus, daß die Kirche, statt Rechte von dem letzteren zu empfangen, alle ihr beliebigen Rechte in den Staat mitbringe u. von demselben dafür Schutz bis zur Wiederherstellung der Glaubenseinheit durch selbst gewaltsame Bekehrung der Ketzer u. Ungläubigen zu fordern habe. Der nämlichen Schroffheit machen sich auf der anderen Seite die äußersten Vorkämpfer des sog. Territorialsystems schuldig, wenn sie für das Staatsoberhaupt auch die Gewalt in Glaubenssachen, also über die Gewissen der Unterthanen, fordern (wer das Land beherrscht, verfügt auch über den Glauben). Begriffsmäßig müssen aber den Kirchengemeinden u. ihren Oberen (s. „Kirchenverfassung") die Behandlung u. Entscheidung in rein geistlichen Angelegenheiten sowie die zur Geltendmachung u. Uebung ihrer Glaubenssätze erforderlichen Befugnisse vorbehalten bleiben, während jeder Einfluß, den eine Kirchengemeinschaft durch ihr Vorhandensein u. ihre Wirksamkeit auf den äußeren Rechtszustand haben kann, den nach staatsrechtlichen Rücksichten getroffenen Anordnungen der obersten weltlichen Gewalt als Inhaberin eines Kirchenhoheitsrechts unterliegt. Diese Auseinandersetzung zwischen Staat u. Kirche mit Schonung des, auch in der Evangelischen Kirche sich kundgebenden, klerikalen Standesgeistes auf ein Kollegialsystem zurück zu führen fällt bedenklich, weil dasselbe die Kirchengemeinschaften immer noch einen besonderen Staat im Staate bilden u. das im Wesen der Staatsgewalt enthaltene Kirchenhoheitsrecht auf eine ausdrückliche od. stillschweigende Uebertragung von Seiten der (etwa auch widerrufsberechtigten?) Kirche sich gründen läßt.

Kirchenjahr, s. „Feste".

Kirchenlied nennt man ein von der Gemeinde bei gottesdienstlichen Handlungen, gewöhnlich also in der Kirche, gesungenes lyrisches Gedicht, während das geistliche Lied ganz im Allgemeinen zur Erbauung bestimmt ist. Die lat. Hymnen (s. d. unter „Kirchengesang") der alten christl. Kirche, unter deren Verfassern sich bes. Ambrosius (4. Jahrh.), Coelius

Sedulius (5. Jahrh.), Venantius Fortunatus u. Gregorius I. (6. Jahrh.) auszeichneten, wurden sehr bald den Laien wegen der Sprache unverständlich, u. es mußte sich die große Masse des Volkes begnügen, nur in den Ruf „Kyrie eleison!" einzustimmen u. textlose Jubeltöne auf das Alleluja der Messe folgen zu lassen. Da begann schon im 9. Jahrh. von den süddeutschen Klöstern aus, bes. von St. Gallen u. Reichenau, eine literarische Bewegung, dem Volke deutsche Uebersetzungen dieser lat. Hymnen zu geben; sicher haben die Laien bei geistlichen Festen, Wallfahrten u. anderen Gelegenheiten von diesen Liedern Gebrauch gemacht; zu eigentlichen K.ern wurden diese u. ähnliche Volksgesänge nachweislich erst im 12. Jahrh., wo die Gemeinde vorzüglich an dem Weihnachts- u. Osterfeste in seiner Sprache Lieder ertönen ließ. Das uralte „Christ ist erstanden" gehört schon der Mitte des 12. Jahrh. an; sein kirchlicher Gebrauch wird von mittelalterlichen Chronisten mehrfach erwähnt, wie denn auch das Lied „Nun bitten wir den heiligen Geist" schon im 13. Jahrh. beim Gottesdienst am Pfingstfeste gesungen worden ist u. deutsche Wallfahrtslieder damals sehr üblich gewesen sind. Einen stärkeren Einfluß auf die Entwickelung des deutschen K.es hatte noch die volksthümlich religiöse Bewegung im 14. u. 15. Jahrh. Die Mystiker brachten ihre Lehren auch in poetischer Form unter das Volk; Mönche u. Nonnen übersetzten lat. Hymnen u. Hus selbst u. seine Anhänger dichteten K.er in der Volkssprache, welche sich in den Gesangbüchern der Böhm.-mähr. Brüder erhalten haben. Schon im Anfang des 15. Jahrh. entstanden deutsche K.er mit eigenen Melodien, während die früheren älteren Weisen angepaßt worden waren. Der offizielle Kirchengesang hatte aber ungefähr bis 1480 durchaus lat. Text; erst von da an wird das schon längst eingebürgerte „Christ ist erstanden" in einzelne Agenden aufgenommen. Die Uebersetzungen lat. Hymnen werden jetzt außerordentlich häufig u. das Volk begleitete deren lat. Chorgesang mit dem deutschen Texte. Auf diesem Grunde baute nun Luther weiter; er verlegte den Schwerpunkt des kirchlichen Gesanges vom Chor in das Schiff u. begründete mit anderen Reformatoren den evangelischen Gemeindegesang, für welchen er sein erstes Gesangbuch 1524 erscheinen ließ. Hierbei verfuhr er durchaus konservativ; er übersetzte lat. Hymnen, änderte ältere deutsche Lieder um, gab weltlichen Volksliedern ein geistliches Gewand u. entnahm den Stoff zu seinen eigenen Dichtungen der Bibel, bes. den Psalmen. In gleicher Weise verfuhren auch die Mitreformatoren Luther's, so Paul Speratus, Nikolaus Decius, Nikolaus Selnecer, Philipp Nicolai, Nikol. Hermann, Johann Mathesius; die Dialektdichtung trieb in dem K. der Reformationszeit wieder schöne Blüten, doch glich kein Dichter Luther an Volksthümlichkeit, Innigkeit, Kraft u. Sprachgewandtheit; vielen war das K. nichts als gereimte Dogmatik. Einsichtsvolle Katholiken entzogen sich nicht der Erkenntniß des Werthes des deutschen K.es für das religiöse Leben des Volkes; der Bautzener Domdechant Johann Leisentritt u. A. gaben Sammlungen alter u. neuer kathol. K.er heraus; ihre Einführung in den Gottesdienst scheiterte aber an dem Willen des Papstes, u. aus den kathol. Kirchen Deutschlands verschwanden im 16. Jahrh. auch die deutschen Lieder, welche in früheren Zeiten in denselben geduldet worden waren. Je stärker der dogmatische Gehalt des K.es wurde, desto mehr trat das Volksthümliche zurück; die Pastoren dichteten als Gelehrte, u. auch bei den Reformirten, welche in Ambrosius Blaurer weit mehr als in Ulrich Zwingli einen hervorragenden Vertreter dieser Dichtungsart besaßen, stockte diese Gabe des Gesanges bald. Ebenso sind die K. der Böhm.-mähr. Brüder nur von sehr untergeordneter poetischer Bedeutung. Die Noth des Dreißigjährigen Krieges hob das religiöse Gefühl des Volkes u. die metrischen Neuerungen, welche Mart. Opitz (s. d.) einführte, äußerten auch auf die Form des K.es einen günstigen Einfluß. Neben vielen kunstmäßigen, aber gedankenarmen u. gefühllosen Reimern zeigt diese u. die folgende Zeit doch in Paul Fleming, Paul Gerhard, Christ. Keimann, Joh. Heermann, Georg Neumark, Andr. Gryphius wirkliche Dichter von K.ern, die sich bis heute in Gesangbüchern erhalten haben. Während aber der orthodoxe Protestantismus bald wieder den dogmatischen Inhalt als das Wesentliche im K. erblickte u. dem Gefühl wie der Poesie Rechnung zu tragen verschmähte, machte sich durch den Pietismus die Reaktion der Herzensfrömmigkeit auch im geistlichen Liede geltend. Phil. Jak. Spener, Benjamin Schmolke, Erdm. Neumeister, Joh. Tersteegen dichteten zuerst für ihre Geistesgenossen, wirkten aber auch günstig auf das allgemeine protest. K. ein; der Verfall machte sich jedoch bald bemerklich in einer süßlichen Sentimentalität, der Fülle geschmackloser Bilder, Wortspielereien u. der Sucht nach Allegorien; so bes. in den Liedern von Joh. Anast. Freylinghausen u. vor allen anderen in denen des Grafen Zinzendorf, des Stifters der Herrnhutischen Brüdergemeinde. Der excentrische Geist des Letzteren beherrschte noch Jahrzehnte nach seinem Tode die geistliche Dichtung der Herrnhuter, welche unter seiner Leitung die Pflege des K.es fast nach Art der alten Meistersingerschulen betrieben hatten. Der Wechsel der herrschenden kirchlichen

Anschauungen wie der ästhetischen Grundsätze bedingte schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts wiederholte Umdichtungen der alten protest. K.er; am radikalsten verfuhr in dieser Hinsicht die sog. Aufklärungsperiode, welche auch in den geistlichen Dichtungen den gesunden Menschenverstand zur Herrschaft zu bringen strebte, dabei aber nur allzuhäufig alle Poesie verlor u. in ihren gereimten moralischen Betrachtungen nicht minder langweilig wurde, wie die Orthodoxie mit ihrer in Reime gebrachten Dogmatik. Selbst bei Gellert (s. d.) schlägt das warm religiöse Gefühl oft einen sehr nüchternen Lehrton an, während Klopstock (s. d.) in seinen Liedern unter dem Einflusse des Geistes u. der Sprache der Bibel blieb u. Herder (s. d.) in feinsinniger Weise ein tiefreligiöses Gefühl in kunstgerechte Formen zu gießen verstand. Die Romantiker in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrh., bes. Arndt (s. d.), Schenkendorf (s. d.), Novalis (s. d. u. Eichendorff (s. d.), schrieben geistliche Lieder mehr für die Hausandacht als für die Kirche; ihre religiöse Begeisterung blieb aber nicht ohne wohlthuende Nachwirkung auf die ihnen folgenden Dichter, wie Julius Hammer, Karl Gerok, Julius Sturm, K. J. Ph. Spitta, A. Knapp. Die neueste Zeit ist einer kräftigen Produktion auf dem Gebiete des K.es wenig günstig; der vermittelnden Richtung, welcher zumeist jene letztgenannten Dichter angehören u. die mehr Gewicht legt auf die Erweckung zur Andacht als auf den Ausdruck der „reinen luther. Lehre", steht jene andere Partei gegenüber, welche, von den Liedern der Reformationszeit ausgehend, vom K. vor Allem eine feste Uebereinstimmung mit der schriftgemäßen Lehre des Lutherthums fordert u. bei der Auswahl der K.er für die Gesangbücher auf „unverfälschten" Text dringt. Trotzdem daß die meisten der K.er aus der Reformationszeit unverändert schon aus sprachlichen Gründen der Gemeinde theilweise unverständlich bleiben müssen u. ihr Ersatz durch Lieder moderner Dichter nur wohlthätige Folgen für das religiöse Gefühl des Volkes haben müßte, haben die meisten neueren Gesangbücher fast prinzipiell letztere ausgeschlossen, u. wenn in denselben die älteren Lieder geändert sind, oft nur die ursprüngliche Geschmacklosigkeit durch eine zweite verdrängt.

Kirchenmusik, diejenige Gattung der Musik, welche die Bestimmung hat, als integrirender Theil des öffentlichen Gottesdienstes die Feier desselben erhöhen u. die in der Gemeinde lebendigen religiösen Gefühle steigern zu helfen. Allgemeiner Inhalt derselben sind das Verhältniß zwischen Menschheit u. Gottheit u. die Gefühle, welche in jener erweckt werden, durch das gläubige Bewußtsein einer, der Verschiedenheiten ihrer zeitlichen Erscheinung ungeachtet nicht aufzuhebenden untrennbaren Einheit mit dieser. Diesem entspricht der Stil der K., ernst, feierlich, erhaben, alle Leidenschaftlichkeit ausschließend; dem Wesen der religiösen Lehrsätze gemäß, streng, kunstvoll, in tiefsinniger Symbolik die auch dem ernstesten Denken verhüllt bleibenden Mysterien der Gottheit dem ahnungsvollen Gefühle erschließend.

Kirchenpatron hieß in der alten Katholischen Kirche derjenige Heilige od. Märtyrer, dem eine Kirche geweiht u. dessen Namen meist noch in die protestantische Zeit hinein der Kirche geblieben ist. — Andererseits hießen K.e schon im Mittelalter Diejenigen, welche durch Stiftung od. Ausstattung von Kirchen das Recht erlangt hatten, die Geistlichen derselben zu ernennen, vorbehaltlich der Bestätigung durch die kirchlichen u. staatlichen Behörden. Dieses Recht, das fast stets erblich od. an den Besitz des Lehensrechtes in dem betreffenden Bezirke geknüpft war, war in der Regel auch mit Pflichten, wie der der Erhaltung der Kirche, der Verwaltung ihres Vermögens u. s. w., verbunden. Die näheren, sehr zahlreichen u. verwickelten Bestimmungen über die **Patronatsrechte** u. **-Pflichten** bilden einen Theil des Kirchenrechts. In die evangelischen Kirchen, bes. die Lutherische, wurden die alten Patronatsrechte fast alle mit herübergenommen. In neuester Zeit hat sich jedoch an vielen Orten gegen jedes andere Patronatsrecht, als das der Gemeinde, starker Widerspruch erhoben, u. infolge dessen hat man entweder durchweg die Gemeinde zum K. gemacht, wie z. B. in Baden, od. wenigstens der Gemeinde aus mehreren (in der Regel drei) Vorgeschlagenen die Wahl gelassen. Dagegen verwirft die Katholische Kirche — von ihrem Standpunkte aus allerdings ganz folgerichtig — jede derartige Neuerung.

Kirchenrath heißt entweder eine einzelne Person, die dann diesen Namen als Ehrentitel (wie z. B. oft Professoren der Theologie) od. als geistlicher Beisitzer weltlicher Behörden führt, od. eine Behörde, welche zur Besorgung kirchlicher Angelegenheiten eingesetzt ist. In der Regel bestehen die K.e aus geistlichen u. weltlichen Beisitzern nach bestimmter Mischung u. stehen entweder an der Spitze ganzer Landeskirchen, wie z. B. der Oberkirchenrath in Preußen, od. ganzer Provinzen, od. endlich blos einzelner Gemeinden. In letzterem Falle ist dann K. gleichbedeutend mit Kirchenvorstand (s. d.). Die Befugnisse des K.s hängen ganz von der herrschenden Kirchenverfassung ab. Sie sind sehr ausgedehnte, wo die sog. Presbyterialverfassung herrscht, die die Verwaltung der Kirche hauptsächlich in die Hände der Gemeinde legt — od. umgekehrt da, wo der K. eine rein staatliche Behörde in Vertretung des Landesherrn als Oberbischofs ist; dagegen oft sehr beschränkte u. nur auf Aeußerlichkeiten (Aufsicht über das Vermögen der Kirche u. s. w.) sich erstreckende, wo die Kirche durch Bischöfe od. Konsistorien regiert wird.

Kirchenraub (**Kirchendiebstahl**, sacrilegium), ursprünglich nur die Entwendung einer zum Gottesdienst bestimmten Sache aus einem zum Gottesdienst bestimmten Orte. Das Kanonische Recht faßte aber sacrilegium in weiterem Sinne als jedes Verbrechen gegen die Heiligkeit der Religion auf u. bezeichnete als K. auch Diebstahl geweihter Sachen aus einem profanen Orte, sowie Diebstahl profaner Sachen aus einem geweihten Orte. Nach §. 243 des Deutschen Strafgesetzbuches ist bei K. auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren zu erkennen.

Kirchenrecht (jus ecclesiasticum, sacrum, pontificium, canonicum) ist der Inbegriff derjenigen Normen, durch welche die Rechtsverhältnisse der Kirche u. ihrer Mitglieder festgestellt werden. Es wird eingetheilt: nach dem Umfange in **allgemeines** od. **partikuläres**, je nachdem es für die ganze Kirche, beziehentlich für alle christlichen Kirchen, od. nur für einzelne Theile, beziehentlich für einzelne Kirchen, giltig ist; nach dem Gegenstande in ein **äußeres** u. **inneres**, je nachdem es die Rechtsverhältnisse der Kirche nach außen hin, dem Staate u. den außer ihr stehenden Konfessionen gegenüber, od. auf ihrem eigenen Gebiete feststellt; der Quelle nach in **geschriebenes** u. **ungeschriebenes**, in **natürliches** (jus naturale vel divinum) u. **positives** (jus positivum vel ecclesiasticum). Die Quellen des K.es in der Katholischen Kirche sind die Heil. Schrift u. die Tradition, das Kanonische Rechtsbuch (Corpus juris canonici), die Beschlüsse der allgemeinen Konzilien — nam. des Konzils von Trient (1445–63) —, die päpstlichen Verordnungen, die Konkordate, Staatsgesetze u. Partikulargesetzgebungen (Synodalstatuten rc.). Die Quellen des protestantischen K.s sind die Heil. Schrift, das Corpus juris canonici, welches von Luther zwar 1520 verbrannt u. von der Synode zu Homberg 1526 für abgeschafft erklärt, bald aber bes. durch die Einwirkung der Wissenschaft wieder rezipirt wurde, soweit es mit den Grundprinzipien der Protestantischen Kirche vereinbar sei; ferner die verschiedenen Bekenntnißschriften, die Conclusa corporis Evangelicorum, die aber meist nur ein historisches Interesse haben, die aus der Autonomie der einzelnen Gemeinden hervorgegangenen Statuten, vor Allem aber die landesherrliche Gesetzgebung. Die neueren Lehrbücher über das K. sind von Eichhorn, Meier, Walter, Phillips, Permaneder (letzte Auflage von Silbernagel), Schulte u. Richter.

Kirchensprache heißt in der Röm.-kathol. Kirche die Form der lat. Sprache, wie sie durch die lat. Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten n. Chr. ausgebildet worden ist. Wie die Kathol. Kirche nur die lat. Bibelübersetzung (die sog. Vulgata) als rechtsgiltig anerkennt, so hat sie auch in ihrem Gottesdienst (bes. der Messe) am Gebrauch des Latein als K. festgehalten u. ebenso müssen alle amtlichen Erlasse der Päpste in dieser Sprache verfaßt sein.

Kirchenstaat hieß bis 1870 das Gebiet in Mittelitalien, welches unter der weltlichen Herrschaft des Papstes stand. Die Entstehung des K.es wird von der Kathol. Kirche auf Konstantin d. Gr. zurückgeführt, welcher dem Papste Sylvester u. dem röm. Stuhle die Stadt Rom u. das umliegende Gebiet geschenkt habe. Diese Schenkung ist aber eine Fabel u. die Urkunde derselben in den Pseudo-Isidorischen Dekretalen (im 9. Jahrh.) gefälscht. Dagegen ist es Thatsache, daß Konstantin d. Gr. der röm. Kirche 321 Vermächtnisse anzunehmen gestattete u. daß infolge dessen der Grundbesitz des päpstlichen Stuhls bald ein sehr ausgedehnter war. Doch übten bis ins 8. Jahrh. noch die Kaiser die Oberhoheit über das weltliche Gebiet der Bischöfe von Rom. Die Stadt Sutri, eine Schenkung des Langobardenkönigs Liutprand, war der erste souveräne Besitz des päpstlichen Stuhls; zu diesem kam 755 durch den Frankenkönig Pippin das von diesem den Langobarden abgenommene Exarchat nebst fünf anderen Städten. Dafür erkannte Papst Stephan II. den fränk. König als Schutzherrn (patricius) von Rom an. Es brachte aber erst Karl d. Gr. 774 die Schenkung durch Zerstörung des Langobardenreichs zu wirklicher Ausführung u. soll sie sogar noch vermehrt haben. Im 9. u. 10. Jahrh. waren die Päpste vielfach ein Spielball des röm. Adels, wurden aber bei der Aufrichtung des Röm. Kaiserthums deutscher Nation von Otto d. Gr. 962 wieder in ihrem Besitz bestätigt. Die thatsächliche Unabhängigkeit des Papstes als weltlichen Souveräns rührt jedoch erst von der völligen Freigebung der Wahl (1059) u. der Anerkennung seines Erbrechts auf die Güter der Markgräfin Mathilde von Toscana († 1115) her. Diese Anerkennung erfolgte nach langem Streit 1201 durch Otto IV. Die wichtigste Erweiterung des K.es in den folgenden Jahrh. war der Ankauf von Avignon (1348). Ihren Höhepunkt erreichte die weltliche Macht des Papstes unter dem kriegerischen Julius II. († 1512); sie dehnte sich damals vom mittleren Po bis etwa 15 M. südl. von Rom aus. Bis 1783 stand selbst Neapel unter röm. Lehensrecht.

Seit 1792 aber riß die Franz. Republik mehrere Stücke vom K. los u. rief 1798 in Rom selbst die Republik aus, indem zugleich die weltliche Herrschaft des Papstes für aufgehoben erklärt wurde. Durch den Wiener Kongreß 1815 wurde Pius VII. nur ein Theil des ehemaligen Besitzes, nicht aber Avignon, Ferrara u. s. w., zurückgegeben. Daher haben die Päpste bis heute gegen die betreffenden Beschlüsse protestirt. Von 1815—60 blieb der Umfang des K.es unverändert (ungefähr 750 □M. mit 3 Mill. E.); aber die päpstliche Mißregierung ließ die innere Gährung u. die Revolutionen nie aufhören. Nur durch die Hülfe der Oesterreicher u. Franzosen (letzterer seit 1849) behauptete sich der Papst nothdürftig, bis endlich infolge des Deutsch-franz. Krieges die ital. Truppen 20. Sept. 1870 in Rom einzogen u. mit dem schon 1860 arg beschnittenen K. der letzte Rest Italiens unter die Herrschaft Viktor Emanuel's kam (s. „Italien, Geschichte“). Durch das sog. Garantiegesetz vom 2. März 1871 wurden dem Papste die Rechte eines Souveräns über den Vatican, Lateran u. den Sommerpalast Castel Gandolfo nebst 3¼ Mill. Franken jährlich zugesichert. Aber der Papst zog vor, den „Gefangenen des Vatican“ zu spielen u. die genannte Dotation jedes Jahr zurückzuweisen.

Kirchenstrafen heißen die von der Kirche in Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit (s. d.) verhängten Strafertenntnisse. Ihre Ausdehnung hängt von dem Grade geistlicher Gerichtsbarkeit ab, welcher der Kirche vom Staate eingeräumt wurde. Fast alle Zeit galt nun zwar der Grundsatz, daß die Kirche an den ihr Unterstellten nur Disziplinarstrafen selbst vollzieht, zur Vollziehung schwererer Strafen (Verbrennung, Geißelung, Brandmarkung u. s. w.) dagegen den „weltlichen Arm“ anruft; aber bis in neuere Zeit hat doch wenigstens die Katholische Kirche selbst das Recht zu lebenslänglicher od. zeitweiliger Einsperrung von Klerikern u. Mönchen in Klöstern behauptet. In den protestant. Kirchen konnte bei ihrer fast gänzlichen Abhängigkeit vom Staate von K. nur in sehr beschränktem Umfange die Rede sein; die wenigen Reste derselben gehören in das Gebiet der Kirchenzucht. Betreffs der Kathol. Kirche aber hat das neue Deutsche Staatsrecht (seit 1873) festgesetzt: 1. daß die über Laien verhängten K. (wie z. B. Exkommunikation, Interdikt u. s. w.) nur in der betreffenden Kirche verkündigt werden u. keinerlei bürgerliche Schädigung der Betroffenen nach sich ziehen dürfen; 2. daß die über Kleriker, Mönche u. s. w. verhängten Strafen blos dann Gültigkeit haben, wenn sich der Betroffene freiwillig fügt. Andernfalls steht ihm Anrufung des weltlichen Gerichts zu. In anderen Ländern dringen allmählich ähnliche Grundsätze durch, wenn schon in sehr verschiedener Ausdehnung.

Kirchentag, s. „Evangelischer Kirchentag“.

Kirchentöne, Kirchentonarten, die dem alten Choralgesange zu Grunde liegenden, in der kirchlichen Musik des ganzen Mittelalters u. der neueren Zeit bis um die Mitte des 17. Jahrh., im Choral noch bis ins 18. Jahrh. hinein in Gebrauch gewesenen acht diatonischen Oktavgattungen. Ursprünglich sind sie griech. Oktavgattungen; Ambrosius, Bischof zu Mailand, soll bei Einrichtung seines Kirchengesanges um 375 aus den sieben Oktavgattungen des griech. Systems vier ausgewählt u. für den Gebrauch im kirchlichen Gesange bestimmt haben. Nämlich, nach griech. Benennung, die phrygische D-d, dorische E-e, hypolydische F-f u. hypophrygische (ionische) G-g. Statt der griech. Provinznamen bediente man sich zur Benennung der Töne nur der einfachen Zahlnamen: Protus (primus, der Erste), Deuterus (secundus, der Zweite), Tritus (tertius, der Dritte) u. Tetrardus (quartus, der Vierte) Tonus. Sämmtliche vier Oktavgattungen enthalten keine anderen Intervalle, als die der diatonischen C-dur- od. A-moll-Tonleiter angehörigen. Jeder der vier Ambrosianischen Oktavgattungen soll Gregor der Große einen Nebenton auf der Unterquarte hinzugefügt haben; jene alten vier Ambrosianischen Haupttöne nannte man authentische, die neuen von ihnen abgeleiteten Nebentöne plagalische Oktaven od. Modi.

Kirchenväter (lat. patres ecclesiae) heißen im theol. Sprachgebrauch die kirchlichen Schriftsteller der ersten 6 Jahrhunderte. Die Kathol. Kirche führt ihre Reihe zwar bis ins 13. Jahrh. fort, aber minder richtig, da die „Erzeugung“ des Lehrstoffs mit den ersten 6 Jahrhunderten erschöpft war u. den folgenden Lehrern (den sog. „Scholastikern“) mehr die begriffliche Durcharbeitung des Stoffs zufiel. An der Spitze stehen die 7 sog. Apostolischen Väter, d. h. angebliche Schüler der Apostel selbst, u. zwar Clemens von Rom, Hermas u. Barnabas als Schüler des Paulus, Ignatius von Antiochien († um 116), Polykarp von Smyrna (167 verbrannt) u. Papias von Hierapolis als Schüler des Johannes. Hierzu kommt noch als siebenter der unbekannte Verfasser des Briefs an Diognet. Fast alle den Apostolischen Vätern beigelegten Schriften sind von zweifelhafter Echtheit. Hinsichtlich der weiteren K. unterscheidet die Katholische Kirche zwischen wirklichen K. von anerkannter Orthodoxie u. bloßen Kirchenschriftstellern; allerdings sah sie sich dadurch genöthigt, gerade sehr bedeutende Lehrer, wie Origenes u. Tertullian, von den K. auszuschließen, u. der Sprachgebrauch hatte deshalb immer etwas Schwankendes. Wir fassen hier alle zusammen u. unterscheiden nur zwischen griech. u. lat. K. 2. Jahrh.: Justin der Märtyrer († um 166), Melito von Sardes († um 170), Irenäus von Lyon († 202), sämmtlich Griechen. 2. u. 3. Jahrh.: a. Griechen (die sog. Alexandrinische Schule): Pantänus († 202), Clemens von Alexandrien († 220), Origenes († 254) u. Dionysius Alexandrinus († 265); b. Lateiner (die sog. nordafrikan. Schule): Tertullian († 220), Cyprian († 258), Lactantius, der christliche Cicero († 330). In der Mitte steht als Schüler des Irenäus Hippolyt von Rom († 235). 4. u. 5. Jahrh.: a. Griechen (Antiochenische Schule): Diodor von Tarsus († 394), Theodor von Mopsuestia († 429), Johannes Chrysostomus († 407), Theodoret von Kyros († 457); 2. Fortsetzung der Alexandrinischen Schule: Eusebius von Cäsarea († 338) u. A.; 3. Neualexandrinische Schule: Athanasius († 373), Basilius d. Gr. († 379), Gregor von Nyssa (des Vorigen Bruder) u. Gregor v. Nazianz († 390), Didymus der Blinde († um 395), Epiphanius von Salamis († 403) u. Kyrill von Alexandria († 444). Als Morgenländer gehören hierher noch die großen syrischen K.: Jakob von Nisibis († um 350), Ephräm Syrus († um 375) u. Ibas von Edessa († um 470). b. Lateiner: Ambrosius v. Mailand († 395), Augustin († 430), Leo d. Gr. († 461), Hieronymus († 420), Rufinus († 410) u. Gregor d. Gr. († 604). Diese Letzteren, außer Leo u. Rufinus, zählt die Katholische Kirche unter die „großen“ K. (doctores ecclesiae). Die Wissenschaft von den K.n heißt Patristik od. Patrologie (Väterkunde). Beide Namen werden oft so unterschieden, daß man den ersteren mehr auf den Inhalt der Schriften, den zweiten mehr auf das Literaturgeschichtliche bezieht. Um die Herausgabe der K. haben sich insbes. die gelehrten Mauriner, ein Zweig der Benediktiner, in Frankreich (seit 1618) verdient gemacht. Gesammtausgaben der K. sind oft versucht worden, aber bei der ungeheueren Masse des Stoffs immer unvollendet geblieben. Die bekanntesten sind: „Magna bibliotheca veterum patrum“ von de la Bigne (Par. 1575, u. vollständiger 1654 ff., 17 Bde. Fol.); „Maxima bibl. vet. patrum“ (Lyd. 1677 ff. in 27 Folianten; enthält die Griechen nur in lat. Uebersetzung), die „Bibliotheca veterum patrum“ des Gallandius (in 14 Folianten, Vened. 1765—81); der „Patrologiae cursus completus“ von Migne (Par. seit 1844, enthält nur lat. K. u. wird noch jetzt fortgesetzt). Hierzu kommt noch eine große Zahl von Sammlungen in Auswahl; unter diesen enthalten die von Rösler (10 Bde., Lpz. 1776—86) u. Oehler (4 Bde. 1859) auch deutsche Uebersetzung.

Kirchenverfassung. Zur gleichmäßigen Durchführung der Zwecke einer für alle Zeiten gegründeten Gemeinschaft bedarf es einer festen Ordnung, die über die Art, wie der Wille der Gemeinschaft ermittelt werden soll, u. über die Organe Bestimmung trifft, welche diesen Willen auszuführen haben. Für kirchliche Genossenschaften ist der Zweck mit dem Glauben, der Lehre u. dem Kultus gegeben, u. bereits in den ersten Christengemeinden finden sich Aelteste (presbyteri) als Vorstände, welche mit ihren beigegebenen Kirchendienern (diaconi) die gottesdienstlichen Versammlungen leiteten, die Gnadenmittel spendeten, die Kirchenzucht handhabten u. Gemeindebeschlüsse ausführten. An der Spitze des Aeltesten-Kollegiums treten bald Aufseher (episcopi, Bischöfe), denen die Oberleitung zufällt. Die Verbindung zwischen den zerstreuten Gemeinden ward auf dem Grunde der Glaubensgemeinschaft anfangs durch Briefe u. Sendboten, bald auch durch Versammlungen von Abgeordneten unterhalten, welche Zweifel beseitigen u. Abweichungen von der wahren Lehre verhindern sollten. Bei diesem Verkehr erlangten bereits die hauptstädtischen od. Mutter- (Metropolitan-) Kirchen, von denen die Gründung von Tochterkirchen ausgegangen war, über die letzteren ein Uebergewicht. Als das 4. Jahrh. den Sieg des Christenthums entschied, nahmen die byzantinischen Kaiser die Herstellung einer Universalkirche unter Verwerthung der für die politische Centralleitung bestehenden Ordnung in ihre Hand. Das Reich ward zu diesem Behuf in Kirchenprovinzen getheilt, deren Bischöfe periodisch in der Hauptstadt der Provinz unter dem Vorsitz des dortigen Bischofs als Metropoliten zusammenkamen, um Irrungen beizulegen u. über Beschwerden gegen einzelne Bischöfe zu entscheiden. Nach dem Beispiele der Einrichtung, daß mehrere politische Statthalter wieder einem Oberstatthalter untergeben u. ihre Provinzen zu einer dioecesis vereinigt waren, erlangten die Bischöfe der hervorragendsten Städte, wie Rom, Alexandria, Antiochia, den Rang von Oberbischöfen (archiepiscopi, exarchi) an der Spitze von mehreren Provinzen. Durch diese Vertreter konnten die Kaiser deren Gemeinden in Abhängigkeit erhalten, wie sie denn auch mittels außerordentlich berufener allgemeiner Kirchenversammlungen auf die Feststellung des Glaubensbekenntnisses Einfluß übten.

In der weström. Reichshälfte, die seit dem letzten Viertel des 5. Jahrh. dem Andrange der Germanen unterlag, wußte dagegen der hauptstädtische Bischof die „Ehre des Primats“, welche ihm die zweite Kirchenversammlung zu Konstantinopel 381 beigelegt hatte, ganz anders geltend zu machen, als sein in gleicher Weise ausgezeichneter Amtsbruder am Bosporus.

Das von Rom aus geleitete Werk der Bekehrung ganzer Völkerschaften, die dadurch begründete Abhängigkeit zahlreicher Tochterkirchen u. die Benutzung endloser politischer Wirren verhalfen hier dem Bischof der Weltstadt zu einer unabhängigen Macht, die noch jetzt trotz mancher Einbußen den Anspruch auf Beherrschung der gesammten Christenheit erheben läßt. An der Spitze der „alleinseligmachenden" Kirche, von welcher nach den Anschauungen des Heiligen Stuhls die Ketzer sich nicht haben trennen können, steht der Papst als Statthalter Christi u. Universalmonarch, dem das jüngste vaticanische Konzil in der Unfehlbarkeit das Recht zuerkennt, mit seinen Aussprüchen u. Geboten alle Gewissen zu binden. Bei der Kirchenregierung berathen u. unterstützen den Papst die Kardinäle, ein Kollegium von höchstens 70 durch ihn ernannten Würdenträgern, welche seit 1181, wenn der Heilige Stuhl erledigt ist, den Nachfolger aus ihrer Mitte wählen. Die gesammte Kirche zerfällt in erzbischöfliche Provinzen, von denen jede mehre Bisthümer umfaßt. Jeder Bischof handhabt wieder in seiner Diöces, d. h. einem mit mehren Pfarreien (Parochien) versehenen Bezirk, die Kirchenregierung u. Gerichtsbarkeit u. wird dabei, wie der Papst durch das Kardinalkollegium, von einem Domkapitel, d. h. eigentlich der Geistlichkeit an den verschiedenen Pfarrkirchen der Bischofsstadt, welchem auch die Bischofswahl ordnungsmäßig zukommt, sowie durch geistliche Räthe u. Stellvertreter od. Vikare (Weihbischöfe, Erzpriester, Landbischöfe, Koadjutoren) unterstützt. Während das Episkopalsystem (s. „Kirchengewalt") den Bischöfen in ihrer Gesammtheit die Vertretung der Kirche, ihren Beschlüssen auf einem allgemeinen Konzilium die Eigenschaft eines obersten, auch den Papst verbindenden Gesetzes beilegt, macht sich jetzt das Papalsystem geltend, das den Papst zum Herrscher über die Bischöfe erhebt u. letzteren keine selbständigen Befugnisse, sondern nur widerruflich übertragene, nach Befinden durch päpstliche Delegaten zu handhabende Gerechtsame beilegt. In den einzelnen Parochien üben die Pfarrer mit Kooperatoren u. Kaplänen in der Seelsorge eine untergeordnete Gerichtsbarkeit. Wie das Laienelement an der Regierung der Katholischen Kirche keinen Theil hat, so verhält es sich auch bei dem Gottesdienste nur empfangend u. nimmt die Lehre u. das Sakrament von dem bevorzugten Klerus entgegen. In Bezug auf das Recht, sämmtliche Sakramente zu spenden, sind sämmtliche Bischöfe dem Papste gleichgestellt. Nächst den Bischöfen kann der Priester (Presbyter) taufen, das Meßopfer darbringen, weihen u. Beichte hören, u. unter den Priestern nehmen die Diakonen u. Subdiakonen eine Vorbereitungsstufe für das Priesteramt ein. Neben diesen höheren Graden giebt es auch niedere, deren Inhaber — die Meßner (Akolythen), Lektoren, Exorcisten u. Thürsteher (ostiarii) — untergeordnete Verrichtungen auf sich haben.

Infolge des Zwiespalts, welchen das Papalsystem bei seiner völligen Durchführung zwischen Staat u. Kirche hervorrufen muß, sind die Ansprüche der Katholischen Kirche fast nirgends zur vollständigen Anerkennung gelangt. Selbst überwiegend katholische Staaten haben Beschränkungen der päpstlichen u. bischöflichen Gewalt eintreten lassen u. der weltlichen Macht nam. bei Besetzung der höheren Kirchenämter eine weitgehende Mitwirkung gesichert. Desgleichen ist durch die Zweifel an der Rechtmäßigkeit des letzten vatikanischen Konzils eine nicht unbedeutende Anzahl von deutschen u. schweizerischen Katholiken zur Gründung einer altkatholischen Kirchengemeinschaft bestimmt worden, welche die päpstliche Unfehlbarkeit verwirft u. die Gemeinde an der Kirchenregierung wieder betheiligen will. Die Griechische od. Morgenländische Kirche hat sich niemals dem Einflusse der weltlichen Gewalt völlig zu entziehen vermocht, u. der Patriarch von Konstantinopel sowol als die russische Heilige Synode stehen jener unter dem Padischah, diese unter dem Kaiser aller Reußen.

Die Einheit der Evangelischen Kirche wird lediglich durch das Bewußtsein der Glaubensgemeinschaft u. des gleichen Berufs zur Erforschung der höchsten Wahrheiten vermittelt. An der Spitze der einzelnen Landeskirchen stehen höhere Kollegien, die den Namen Oberkonsistorium, geistliches Rathskollegium, Kirchenrath u. s. f. führen u. auf die Verwaltung kirchlicher Mittelbehörden (Konsistorien) einwirken. Unterbehörden sind die geistlichen Inspektoren od. Superintendenten, Ephori. Die Pfarrgemeinden werden durch Kirchväter, Kirchenvorstände od. Presbyterien, theilweise auch durch Abgeordnete auf Landessynoden bei der Kirchenverwaltung vertreten.

Kirchenvermögen heißt der Besitz, den eine einzelne Kirche als „juristische Person" inne hat, u. welcher demgemäß nur für ihre Zwecke verwaltet u. verwendet werden darf. Das Recht, Schenkungen u. Vermächtnisse anzunehmen, wurde schon von Konstantin d. Gr. zunächst einzelnen Kirchen ertheilt u. war im Mittelalter allgemeine Voraussetzung. Als „Eigenthum der todten Hand" unantastbar u. meist von allen Steuern u. Lasten befreit, schwoll das K. einzelner Kirchen zu großartiger Höhe an. In der Reformation wurde das K. nicht selten säkularisirt, d. h. für Staatseigenthum erklärt, jedoch unter dem Versprechen einer Verwendung im Interesse der Kirche. Das gebliebene K. wurde zwar überall von den Gemeinden verwaltet, aber unter strenger Aufsicht des Staats. Auch für das Vermögen der Katholischen Kirchen, das bis jetzt lediglich von der Kirche verwaltet wurde, hat Preußen ganz neuerdings (April 1875) Gemeindeverwaltung, od. doch Antheil derselben unter staatlicher Aufsicht beansprucht.

Kirchenvisitation ist die von besonderen Abgeordneten od. Gliedern der kirchlichen Oberbehörden angestellte Untersuchung über den kirchlichen Zustand der einzelnen Gemeinden. In der Katholischen Kirche durch die Bischöfe ausgeübt, wurde die K. in den Evangelischen Kirchen Sache der Landesherren od. der von ihnen eingesetzten Konsistorien. Das Beispiel dazu gab die gründliche K., welche auf Anrathen Luther's 1527—29 in Kursachsen stattfand u. sowol die äußeren Verhältnisse (Vermögen u. s. w.) der einzelnen Kirchen, als bes. die Fähigkeit der Pfarrer u. Schulmeister ins Auge faßte. Seitdem die Schule mehr unter direkte Leitung des Staats u. eigne Visitatoren gestellt worden ist, die Vermögensverwaltung aber ohnedies genauer Kontrole unterliegt, bleibt als wesentlicher Zweck der K.en, die noch jetzt, sei es nach Bedürfniß od. in bestimmten, z. B. dreijähr. Fristen, stattfinden, ein Urtheil über die gesammte Wirksamkeit der Pfarrer zu gewinnen.

Kirchenvorstand heißen in den Protestantischen Kirchen die Gemeindeausschüsse, welche an der Regelung u. Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten des betreffenden Ortes Antheil haben. Als „Presbyterien", die aus Geistlichen u. Laien gemischt sind, bilden sie die Wahlkörper u. somit die Grundlage für die Synode. Außerdem erstreckt sich freilich die Thätigkeit der K.e auf die Ordnung der äußeren Angelegenheiten (Bewilligung der Kosten für kirchliche Zwecke u. s. w.), während der gewünschte Einfluß auf die Hebung kirchlichen Lebens u. kirchlicher Zucht meist ein frommer Wunsch geblieben ist.

Kirchenzucht heißt die Gesammtheit der Maßregeln, welche die Kirche od. die einzelnen Kirchen zur Hebung christlichen Sinnes u. christlichen Lebens ergreifen. Die K. stand von Alters her in der Katholischen Kirche in engem Zusammenhang mit der Beichte, bes. der sog. Ohrenbeichte, u. erstreckte sich naturgemäß vor Allem auf die Sünden, die durch diese zur Kenntniß der Kirche kamen. Zu diesem Behufe setzte man im 4. Jahrh. bes. Bußpriester ein, die sich mit geheimem Sündenbekenntniß begnügten, dafür aber den Beichtenden zur Sühne bestimmte Leistungen auferlegten. Ende des 6. Jahrh. gab es bereits „Bußbücher", die für alle möglichen Vergehungen eine bestimmte Taxe enthielten. Unter Karl d. Gr. wurde die K. durch die sog. bischöflichen Sendgerichte gehandhabt, die alljährlich die sittlichen Zustände der Gemeinden untersuchten. Die Anwendung so rein äußerlicher Zuchtmittel, wie Geldstrafen, Fasten, Psalmenbeten u. dgl., wirkte zwar verflachend, aber doch minder verderblich als der Grundsatz, daß sich der Schuldige auch durch bezahltes Fasten Anderer freimachen konnte. Die Unterlassung wenigstens einer jährlichen Beichte wurde mit strenger Rüge geahndet. Im 10. bis 13. Jahrh. ging die K. vollends in der Forderung äußerer Leistungen, wie Fasten, Wallfahrten u. Almosen auf; die Ausbildung der Lehre vom Ablaß ließ den Hauptzweck der K., die Hebung der christlichen Gesinnung u. Frömmigkeit, völlig in den Hintergrund treten. Die Reformatoren richteten auf eine scharfe Handhabung der K. (unter Beihülfe des Staates) ganz bes. ihr Augenmerk, freilich ohne mit den angewendeten Mitteln überall durchdringen zu können. Die Ausführung derselben kam im Verlaufe der Zeit immer mehr ins Stocken od. ganz in Wegfall. Die letzten Reste derselben, wie Geldbußen für gewisse Unterlassungen (Aufschub der Taufe u. s. w.), Versagung der Ehrenprädikate u. Ehrenzeichen bei der Verheirathung Gefallener u. Aehnliches, sind durch die moderne Gesetzgebung entweder aufgehoben od. wirkungslos geworden, die K. somit wesentlich auf seelsorgerliche Ermahnung, allenfalls noch auf Ausschließung vom Abendmahl u. anderen kirchlichen Rechten beschränkt. Auf die Katholische Kirche übte ebenfalls die Erneuerung der K. durch die Reformation eine sehr förderliche Rückwirkung aus; doch ist auch dort die Handhabung der K. wenigstens in den protestant. Ländern vielfach durch die Gesetzgebung eingeschränkt worden. Eine thatsächliche Erneuerung der K. wäre überhaupt nur in freien Kirchen durch freiwillige Unterwerfung aller ihrer Glieder ausführbar.

Kircher, Athanasius, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit u. fruchtbarsten Schriftsteller aus der Gesellschaft Jesu, nam. auf dem Gebiete der Mathematik, Physik, Kunst, Sprach- u. Alterthumskunde, geb. 2. Mai 1602 zu Geisa im Fuldaischen, wurde 1618 Jesuit u. Lehrer der Philosophie u. orientalischen Sprachen in Würzburg, ging 1635 nach Avignon, von wo aus er den Kardinal Friedrich von Sachsen nach Malta begleitete. Später folgte er einem Rufe des Papstes als Lehrer der Mathematik ans Collegium Romanum in Rom, ward nach 8 Jahren aller Lehrthätigkeit enthoben u. starb zu

Rom 28. Nov. 1680. Die Hauptwerke K.'s sind: „Ars magna lucis et umbrae" (2 Bde., Rom 1646; neue Aufl., Amst. 1671); „Musurgia universalis" (2 Bde., Rom 1850; Amst. 1662); „Mundus subterraneus" (2 Bde., Amst. 1664—68; 3. Aufl. 1678); „Oedipus aegyptiacus" (ein freilich abenteuerlicher Versuch, Hieroglyphen zu erklären, 3 Bde., ebd. 1652—55); „China illustrata" (Amst. 1667). Sein reichhaltiges Kabinet von mathematischen u. physikalischen Instrumenten, Modellen, Naturalien u. Antiquitäten beschrieb u. A. Ph. Buonanni als „Museum Kircherianum" (Rom 1709). Zu den von ihm erfundenen physikalischen Apparaten gehört **K.'s Brennspiegel,** auch Maltes. Spiegel genannt, weil er damit den ersten Versuch auf Malta machte.

Kirchheimbolanden, Stadt in einer fruchtbaren Gegend der bayer. Pfalz mit 3198 zu $^2/_3$ protest. E. (1871), liegt 2 M. südwestl. von Alzey, hat ein Bezirksamt, ein Landgericht, eine Handelskammer, eine Lat. Schule u. ein Schloß u. war ehemals Hauptort der Nassau Weilburgischen Herrschaft gleichen Namens. Landwirthschaft u. Obstbau bilden die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. In der Nähe befinden sich beim Dorfe Mörsfeld Quecksilbergruben.



Nr. 3706. Gustav Robert Kirchhoff geb 12 März 1824

Kirchhoff, Gustav Robert, berühmter Physiker, insbes. bekannt durch die mit Robert Wilhelm Bunsen (s. d.) gemachte Erfindung der Spektralanalyse, ist der Sohn des Landrichters K. zu Königsberg in Preußen, wo er 12. März 1824 geboren wurde. Auf der dortigen Universität begann er auch 1842 seine mathematischen u. physikalischen Studien, die er dann, nachdem er schon 1845 eine Abhandlung über den Durchgang des elektrischen Stromes durch eine Ebene veröffentlicht hatte, in Berlin fortsetzte. Hier habilitirte er sich 1848, um Vorträge über mathematische Physik zu halten, doch folgte er 1850 einem Rufe als außerord. Prof. für Experimentalphysik nach Breslau. Während seines Wirkens an der Breslauer Hochschule trat er zu Bunsen in jene näheren Beziehungen, denen die Wissenschaft einen der schönsten Erfolge verdankt. Bunsen ging 1852 nach Heidelberg; zwei Jahre darauf, 1854, wurde auch K. als ord. Prof. der Physik u. Direktor des Physikalischen Instituts dahin berufen. Früher schon begonnene Arbeiten fanden in dem Zusammenwirken der beiden Gelehrten jetzt ihren Abschluß, u. nam. die „Untersuchungen über das Sonnenspektrum u. die Spektren der chemischen Elemente" (Berl. 1861; 3. Aufl. 1866) gehören zu den klassischen Arbeiten der neueren Naturforschung. K. hat an denselben den wesentlichsten Antheil. Seit Ostern 1875 gehört er mit dem Range eines Geheimen Rathes in gleicher Eigenschaft der Berliner Universität an, wo er zunächst die Dioptrik u. Katoptrik sowie die Mechanik zum Gegenstande seiner Vorlesungen gewählt hat. Im Uebrigen hat sich seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise auf Untersuchungen über Elektrizität, Schwingungen tönender Körper, Dampfspannung, Elastizität u. andere physikalische Eigenschaften der Körper, sowie auf die mechanische Wärmetheorie erstreckt. Ergebnisse seiner Arbeiten hat er theils in Poggendorff's „Annalen", theils in Crelle's „Journal für Mathematik" veröffentlicht. Auch sind seine Vorlesungen über mathematische Physik im Druck erschienen (Lpz. 1874).

Kirchhoff, Joh. Wilhelm Adolf, geb. 6. Jan. 1826 zu Berlin, studirte, nachdem er das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium besucht hatte, von Ostern 1842 an Philologie, promovirte 1846 mit der Dissertation „Quaestionum Homericarum particula" u. trat als Adjunkt am Berliner Joachimsthal'schen Gymnasium ein. Er wirkte an demselben fast 20 Jahre lang als Lehrer (seit 1855 als Professor), bis er 1865 eine ordentliche Professur an der Berliner Universität erhielt, nachdem er wegen seiner bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Philologie schon 1860 zum Mitglied der dortigen Akademie ernannt worden war. Von ihm sind außer den zusammen mit Aufrecht herausgegebenen „Umbrischen Sprachdenkmälern" (2 Bde., Berl. 1849—51) folgende Schriften erschienen: „Das goth. Runenalphabet" (Berl. 1851, 2. Aufl. 1854); „Das Stadtrecht von Bantia" (Berl. 1853); „Die Homerische Odyssee u. ihre Entstehung" (Berl. 1859); zwei Ausgaben des Euripides (2 Bde., Berl. 1855; 3 Bde., ebd. 1867—68); ferner zahlreiche Beiträge zu den Abhandlungen der Berliner Akademie, unter denen die „Studien zur Geschichte des griech. Alphabets" (Abhandlungen des J. 1863) in 2. Aufl. als besonderes Buch gedruckt sind (Berl. 1867); außerdem ist von ihm der 1. Band des „Corpus inscriptionum Atticarum" (Inscriptiones Atticae Euclidis anno vetustiores, Berl. 1873) herausgegeben. Von seinen Aufsätzen in philologischen Zeitschriften ist ein Theil unter dem Titel „Die Komposition der Odyssee" (Berl. 1860) gesammelt erschienen.

Kirchmann, Julius Hermann v., Jurist, Philosoph u. Politiker, geb. zu Schafstädt bei Querfurt (preuß. Reg.-Bez. Merseburg) 5. Nov. 1802, studirte seit 1820 in Leipzig u. Halle die Rechte, wurde 1823 Auskultator beim Stadtgericht in Magdeburg, 1828 Oberlandgerichtsassessor in Naumburg, 1834 Kriminalrichter u. Kreisjustizrath in Halle, 1835 Gerichtsdirektor in Querfurt u. 1840 in Torgau u. 1846 erster Staatsanwalt beim Kriminalgericht in Berlin, wo man ihn 1848 in die preuß. Nationalversammlung wählte. Seine Milde gegen Preßvergehen u. sein Auftreten in der Nationalversammlung hatten aber schon Ende 1848 seine Versetzung als Vizepräsident des Oberlandesgerichts nach Ratibor zur Folge. Bald darauf vom Tilsiter Kreise wieder in die Nationalversammlung gewählt, machte er sich, nam. als Berichterstatter über die Steuerverweigerung, nach oben hin immer mißliebiger. Er ward Anfang 1850 von seinem Amte suspendirt, kehrte zwar nach 3 Monaten in dasselbe zurück, erhielt aber bald darauf einen längeren Urlaub, während dessen er eine Orientreise machte u. sich dann längere Zeit in Dresden aufhielt. Im J. 1861 trat K. als Vertreter der Stadt Breslau ins preuß. Abgeordnetenhaus ein, wo er sich, wie später im Norddeutschen u. dann auch im Deutschen Reichstage, dem er noch jetzt angehört, wieder der Fortschrittspartei anschloß. Als Redner wirkt K. zwar nicht hinreißend, doch weiß er durch Schärfe seiner Gedanken seine Hörer zu fesseln. Erst 1863 übernahm er sein Amt in Ratibor wieder, wurde aber auf Grund eines 1866 im Berliner Arbeiterverein gehaltenen Vortrages über den Kommunismus in der Natur (Berl., 2. Aufl. 1870) vom Berliner Obertribunal 1867 seines Amtes als Appellationsgerichtsvizepräsident ohne Pension entsetzt. Seitdem lebt K. in Berlin u. ist hauptsächlich literarisch thätig. Er schrieb u. A.: „Der preuß. Civilprozeß" (Berl. 1846; Erläuterungen dazu, ebd. 1847); „Ueber die Werthlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft" (ebd. 1848 u. öfter); „Reise nach Konstantinopel u. Brussa" (ebd. 1854); „Die Philosophie des Wissens" (ebd. 1864, ist in den Lyceen Italiens eingeführt); „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" (ebd. 1865); „Aesthetik auf realistischer Grundlage" (2 Bde., ebendas. 1868);

„Kommentar zum Norddeutschen Strafgesetzbuch" (Elberf. 1870); „Nachtrag zu dem Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich" (ebd. 1871). Auch giebt er eine „Philosophische Bibliothek od. Sammlung der Hauptwerke der Philosophie" (Berl. 1868 ff.) heraus.

Kirchspiel (Parochie), die Gesammtheit der zu einer Pfarrkirche gehörigen Einwohner eines od. mehrerer Orte.

Kirchthurmrennen (engl. steeple-chase, von church steeple, der Kirchthurm), besteht in einem Wettreiten, bei welchem irgend ein weithin sichtbarer Punkt, ein Kirchthurm, als Ziel bezeichnet ist. Alle zwischen diesem Ziele u. dem Orte des Abreitens der Theilnehmer liegenden Hindernisse, welcher Art sie auch seien, müssen überwunden werden. Heutzutage ist der engl. Ausdruck Steeple-Chase überall eingebürgert u. bezeichnet überhaupt ein Rennen mit Hindernissen verschiedener Art.

Kirchweihe, Kirmes, Kirmse, süddeutsch Kilbe, ein Fest in kathol. Gegenden zur Erinnerung an die Einweihung der Kirche, meist am Kalendertage ihres Schutzheiligen. Nach dem Vorbilde der jüd. Tempelweihe wird die K. seit dem 4. christl. Jahrh. gefeiert.

Kirgisen, s. „Kirgisenland".

Kirgisenland. Die Kirgisensteppe liegt zwischen dem 51. u. 84.° östl. Länge u. dem 42. u. 55.° n. Br. u. umfaßt ein größtentheils ebenes Gebiet von über 40,000 □M. Im W. ist es eine wellige, baumlose Fläche, welche sich in der Aralo-kaspischen Niederung bis unter den Meeresspiegel senkt u. mit zahlreichen kleinen, salzigen Gewässern, die oft im Sommer austrocknen u. eine weiße Salzkruste zurücklassen, bedeckt ist.



Nr. 3707 Kirgisen.

Nur in der Nähe der wenigen süßen Gewässer gedeiht ein kräftiger Pflanzenwuchs u. lohnt sich der Anbau von Feldfrüchten. Der östl. Theil wird durch einen Seengürtel (Balchasch-Ala-See 2c.) in einen nördl. u. südl. Abschnitt zerlegt. Ersterer wird durch die einander fast parallelen Bergzüge Kalba, Arkat, Tarbagatai u. Tschingistau durchschnitten, hat aber auch, bes. am Balchaschsee, ausgedehnte Sandauflagerungen. Südl. von den Seen erheben sich gewaltige Gebirge, der songarische Ala-Tau (3400 m. hoch) u. der transilensische Ala-Tau, steil aus der Steppe, während dem Mus-Dagh (Thian-Schan, 6000 m. hoch) eine niedere Bergkette vorgelagert ist. Die Alpenwiesen dieser Hochgebirge dienen einem großen Theil der Kirgisen als Sommerweide für das Vieh. Die Hauptflüsse des K.es sind Irtysch mit Ischim, Sir Darja u. Ili, letztere beiden echte Steppenflüsse. Unter den stehenden Gewässern sind der Kaspische- u. Aralsee, der Balchaschsee u. Issyk-Kul die bedeutendsten. Das K. hat vollständiges Kontinentalklima mit glühend heißem Sommer u. strengem Winter. Regen ist selten, im Winter richten die Schneewirbelstürme (Burane) oft große Verheerungen an, während im Sommer die vom Sturme aufgetriebenen Sandmassen nicht minder gefährlich sind. Das K. ist in faunistischer u. floristischer Beziehung ein selbständiges Gebiet. Springmäuse, Antilopen u. Steppenhühner bewohnen die weiten Flächen, auf denen Salzpflanzen, gesellige Lilien u. Gräser vorherrschen. In den östl. Hochlanden leben wilde Pferde, Esel u. s. w., die Sumpfniederungen sind reich an Wasservögeln u. Schlangen. Die Bewohner halten große Herden von Kameelen, Pferden, Rindern u. Schafen. Von der Gesammtzahl der Kirgisenbevölkerung, 2½ Mill., lebt die eine Hälfte auf chines. u. khokand'schem Gebiet, die übrigen im Russ. Reiche, u. davon wieder 82,000 westl. vom Uralfluß auf europ. Boden. Die Rußland unterworfenen Kirgisen werden in vier Horden u. einen Stamm eingetheilt: die innere Horde, westl. vom Ural; die kleine Horde, zwischen Uralfluß u. Aralsee (650,000 Köpfe); die mittlere Horde, im Flußgebiet des Ischim (350,000 Köpfe); die große Horde, südl. vom Balchaschsee (100,000 Köpfe), u. die Buruten um den Issik-Kul (280,000 Köpfe). Die K. sind ein Mischvolk aus arischen u. mongolischen Stämmen, sprechen türk. u. sind das zahlreichste Nomadenvolk der Erde. Sie sind von mittlerer Körpergröße, die Backenknochen stehen weit hervor; infolge des vielen Reitens sind die Beine gekrümmt. Die Kleidung besteht in langen Kaftanen, weiten Beinkleidern, geschnäbelten Schuhen u. hohen, spitzen Pelzmützen. Sehr ausgeprägt ist bei ihnen die Habgier u. Lust zu Räubereien. Beliebt ist ein gegohrenes Getränk aus Pferdemilch, Kumis. Alle häusliche Arbeit lastet auf den Frauen. Der Mann beschäftigt sich nur mit der Herde, die seinen Reichthum ausmacht. Wohlhabende besitzen bis 20,000 Schafe u. 10,000 Kameele. Ihre Weideplätze, die auf russ. Gebiet streng abgegrenzt sind, wechseln sie Sommer u. Winter. Ihre Wohnzelte, Kibitken od. Jurten genannt, bestehen aus einem Holzgerüst mit darüber befestigten Filzstücken u. sind leicht transportabel. Nur wenige Kirgisen beschäftigen sich mit Ackerbau, in den Gebirgsgegenden wird dagegen viel Jagd, bes. auf Pelzthiere, getrieben. Unter ihnen herrscht der Islam, aber nur die Wohlhabenderen sind mit den Religionssatzungen bekannt. Die geistige Bildung steht bei dem Mangel an Schulen auf sehr niedriger Stufe.

Kirkcudbright (spr. Kerkkuhbreit), auch East Galloway genannt, Grafschaft im südl. Schottland mit 44,86 □M. u. 41,859 E. (1871), liegt im N. des Solwaybusens u. ist größtentheils Gebirgsland. Die waldlosen, mit Heide bedeckten Berge fallen im SO. im 1448 m. hohen Criffel steil zum Meere ab u. erheben sich im W. im Merrick Mount zu 791 m. u. im N. im Cairns Muir of Deugh zu 743 m. An letzterem liegen die Quellen des fischreichen Dee, welcher mit allen seinen Nebenflüssen K. angehört, in der Mitte seines Laufes den Loch Kee durchströmt u. in der schönen Bucht von K. mündet. Die östl. Grenze gegen Dumfries bildet theilweise der Nith, die westl. gegen Wigtown der Cree. Die Küste ist meist steil u. bietet nur an den Flußmündungen günstige Ankerplätze; Fischfang u. Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung, deren Seelenzahl in Abnahme begriffen ist. Das Mastvieh, bes. Rinder, Schafe u. Schweine, ist ein wichtiger Ausfuhrartikel der Grafschaft; dagegen ist die Industrie nicht von Bedeutung. — Die Hauptstadt K. mit 2470 E. (1871) liegt am Dee u. hat einen guten Hafen.

Kirke, die zauberkundige Tochter des Helios u. Schwester des kolchischen Königs Aeetes; bewohnte die fabelhafte Insel Aeäa u. bewirthete den Odysseus ein Jahr lang bei sich, nachdem sie Anfangs dessen Gefährten in Schweine verwandelt hatte. Sie befahl ihm, seiner Heimfahrt wegen die Unterwelt aufzusuchen, u. belehrte ihn nach seiner Rückkehr von dort über die ihm noch ferner bevorstehenden Gefahren.

Kirnberger, Johann Philipp, berühmter musikalischer Theoretiker u. Kontrapunktist, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld in Thüringen. Die Anfangsgründe der Musik lernte er bei einem Organisten seiner Vaterstadt, dann kam er zu dem Organisten Kellner in Gräfenroda, unter dessen Leitung er bis zu seinem 17. Jahre blieb, wo er nach Sondershausen ging. Die daselbst bestehende fürstliche Kapelle besaß mehrere ausgezeichnete Virtuosen, z. B. den Violinisten u. Konzertmeister Friedrich Meil u. den Hoforganisten Gerber. Bei Beiden hatte K. Unterricht; Gerber, ein Schüler Joh. Seb. Bach's, machte ihn mit den Kompositionen dieses großen Meisters bekannt u. bewirkte es, daß K. 1739 nach Leipzig ging, wo ihn Bach zum Schüler annahm. Zwei Jahre lang genoß er den Unterricht desselben in der Komposition sowol als auch im Orgelspielen. Im J. 1741 bot sich K. Gelegenheit, nach Polen zu gehen, wo damals die reichen Edelleute häufig eigene Kapellen unterhielten u. fremde Virtuosen in ihre Dienste nahmen.

Zehn Jahre blieb K. daselbst als Cembalist bei verschiedenen Herren, bis er zuletzt eine Stelle als Musikdirektor im Bernhardinernonnenkloster zu Reuß-Lemberg fand; aber schon 1754 ging er wieder nach Deutschland zurück, u. zwar nach Dresden, woselbst er sich unter der Leitung des Konzertmeisters Fickler auf der Violine noch weiter ausbildete. Er fand sehr bald in Berlin in der Kapelle Friedrich's des Großen eine Anstellung u. wurde auf Empfehlung Graun's Kapellmeister bei der Prinzessin Amalie, der Schwester Friedrich's des Großen. In dieser Stellung, die ihm bei einem reichlichen Einkommen viel Muße ließ, blieb er bis zu seinem Tode, der 1783 in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli nach langwieriger u. schmerzhafter Krankheit erfolgte. In seinen Kompositionen — Fugen für Klavier u. Orgel, Kantaten, Motetten, Psalmen, Liedern u. Gesängen, Trio's, Flötensolos, die sich meist handschriftlich in Berlin befinden — zeigt K. sich als gelehrt u. korrekt, aber häufig dabei steif u. gemüthlos. Seinen eigentlichen Ruhm verdankt er seinen theoretischen Schriften, die er in den letzten 25 Jahren seines Lebens verfaßte, u. von denen hauptsächlich zu nennen sind: „Die Kunst des reinen Satzes in der Musik ꝛc." (2 Thle., Berl. 1774—76); „Grundsätze des Generalbasses als erste Linien zur Komposition" (1781); „Die Konstruktion der gleichschwebenden Temperatur" (1760). (Das Buch „Die wahren Grundsätze beim Gebrauche der Harmonie", welches 1773 unter K.'s Namen herauskam, ist nicht von ihm, sondern von seinem Schüler Schulz.) Außerdem lieferte er viele Beiträge zu Sulzer's „Theorie der schönen Künste" u. zu Marpurg's „Kritischen Briefen über die Tonkunst".

Kirsche (Cerasus); Pflanzengattung der Amygdaleen od. des Steinobstes. Davon ist einheimisch in unsren Wäldern die Vogelkirsche (C. avium), die Ostheimer K. (C. chamaecerasus); die Sauerkirsche (C. acida) stammt aus Kleinasien, von woher Lucull einen ganzen Baum mit reifen Früchten auf seinem Triumphzuge nach Rom, u. zwar von dem gegenwärtigen Cerasunt, ehemals Kerasos, brachte. Die meisten Botaniker trennen die Gattung nicht von Prunus (s. d.), welche K.n, Pflaumen, Aprikosen, Faulbaum u. Weichsel umspannt. Erst durch lange Kultur erhielten wir die verschiedenen Kirschenarten. Man unterscheidet Süß- u. Sauerkirschen. Die ersteren zerfallen in K. mit färbendem Safte u. dunkler, einfarbiger Haut (z. B. große frühe Maikirsche, süße Maiherzkirsche, Ochsenherzkirsche u. a.) u. mit nichtfärbendem Safte u. bunter Haut (z. B. Blutherzkirsche, Amarantkirsche, Perlkirsche, Speckkirsche ꝛc.). Die Sauerkirschen zerfallen in K.n mit färbendem Safte u. einfarbiger schwarzer od. dunkler Haut (z. B. Herzogenkirsche, Doktorkirsche, frühe Maikirsche, Prager u. schwarze Muskatellerkirsche, Ostheimer K., Jerusalemskirsche, Lothkirsche u. a.) u. mit nichtfärbendem Safte u. rother, fast durchsichtiger Haut (z. B. Glaskirschen u. Amarellen).

Kirschlorber (Prunus laurocerasus), ein schöner, zu den Amygdaleen gehöriger Baum od. Baumstrauch aus Kleinasien, mit großen, schönen u. lederartigen, glänzenden, eiförmig zugespitzten Blättern, welche ein blausäurehaltiges ätherisches Oel entwickeln u. darum in der Medizin mit Wasser zu einem gern verwendeten, Nerven beruhigenden Arzneimittel destillirt werden (Kirschlorberwasser). An sich selbst ist das ätherische Oel ein schnell tödtendes Gift. Man zieht den K. als Baum u. als Strauch auch bei uns in Gärten, er muß aber im Winter geschützt werden. An einigen Schweizer Seen, z. B. am Thuner See, sowie auf Helgoland u. überhaupt an der Nordsee dauert er auch im Freien aus. Im S. von Europa ist er längst verwildert, trägt aber nur unter heißem Klima Blüten u. süße Früchte von kirschartiger Form, welche ohne Nachtheil gegessen werden sollen u. ein geistiges Getränk (Ratafia) liefern.

Kirschlorberwasser (Aqua laurocerasi), wird aus den frischen Blättern des Kirschlorberbaums (Prunus laurocerasus) durch Destillation mit Wasser erhalten. Es besitzt einen dem Bittermandelwasser ähnlichen Geruch u. verdankt diesen einer kleinen Menge **Kirschlorberol** u. einem Gehalte von Blausäure; es wirkt daher auch, in größeren Mengen genossen, giftig. Man verwendet das K. in Apotheken als Arzneimittel. Auch das dem Bittermandelöl sehr ähnliche Kirschlorberöl bildet einen Handelsartikel der ätherischen Oelfabriken u. Droguisten; es kommt aus Italien u. Südtirol.

Kirschwasser, Kirschgeist od. Kirschbranntwein, ist eine wasserhelle, farblose, schwach nach Bittermandelöl riechende, alkoholische Flüssigkeit, welche anstatt Branntwein in der Schweiz u. in Württemberg vielfach als Getränk benutzt wird. Man bereitet das K. aus der kleinen schwarzen Waldkirsche od. Vogelkirsche (Prunus avium *L.*), indem man die zerquetschten Kirschen, gemengt mit etwa 1/6 der Kerne in zerstoßenem Zustande, in Fässern ohne Zusatz von Wasser der freiwilligen Gährung überläßt u. diese Masse dann nach Beendigung der Gährung, welche 2—3 Wochen in Anspruch nimmt, in einer kupfernen Blase einer Destillation unterwirft; durch Lagern auf Flaschen wird der Geschmack u. Geruch des K.s noch feiner. Da das K. eine aus dem Amygdalingehalte der Kerne stammende kleine Menge Blausäure enthält, so ist ein nur sehr mäßiger Genuß desselben anzuempfehlen.

Kischinew, Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien mit 103 998 E. (1871), liegt am Byk, einem Nebenflusse des Dnjestr, 25 M. nordwestl. von Odessa, u. ist der Größe nach die 4. Stadt des Russ. Reiches. Die von Gärten umgebene Stadt liegt in einem malerischen Hügellande u. ist Sitz eines Erzbischofs u. des Gouverneurs der Provinz. Die bunt zusammengewürfelte, aus Russen, Deutschen, Italienern, Griechen, Bulgaren, Rumäniern, Armeniern u. Juden bestehende Bevölkerung ist außerordentlich betriebsam u. gewerbfleißig u. treibt einen ausgedehnten Handel, bes. mit Odessa, in Getreide, Leinsamen, Talg u. anderen Artikeln. In der Nähe von K. befinden sich Schwefelquellen.



Nr. 3708. Der Kirschlorber (Prunus laurocerasus).
a Zweig (1/3 nat. Gr.), b Frucht, c dieselbe im Langsdurchschnitt (nat. Gr.).

Kisfaludy, zwei berühmte ungar. Dichter. Alexander **K.**, der ältere, geb. 22. Sept. 1772 zu Sümegh in der Zalaer Gespanschaft, entsagte dem in Preßburg begonnenen Studium der Rechte, ward 1793 Kadett in einem Husarenregiment u. kam 1797 als Offizier zur ungar. Leibgarde in Wien. Zu einem Infanterieregiment versetzt, das in Italien stand, gerieth er dort auf kurze Zeit in franz. Gefangenschaft u. kämpfte später in der Schweiz u. am Rhein mit, doch nahm er 1800 seinen Abschied. Nach der Rückkehr verheirathete er sich, ließ sich zuerst in Kam u. dann in Sümegh nieder, wo er seine Zeit in landwirthschaftliche u. literarische Arbeiten theilte. Auf seinem Gute daselbst starb er auch 28. Okt. 1844. Schon als Student hatte er mehrere dramatische Dichtungen geschaffen u. in Wien den Tasso aus dem Ital. ins Ungar. übersetzt. Das Bedeutendste von ihm sind „Himfy's Liebeslieder" („Himfy szerelmei", 2 Thle., Ofen 1807), mit deren erstem Theil er sofort ungeheures Aufsehen machte, u. die „Sagen aus der ungar. Vorzeit" („Regék a magyar elöidöből", Ofen 1807; deutsch von Gaal, Wien 1820). Seine gesammelten Werke („Minden munkái"), welche auch seine erzählenden Dichtungen u. seine Dramen enthalten, erschienen noch bei Lebzeiten K.'s (8 Bde., Pest 1833—38; neue, von F. Toldy veranstaltete Ausgabe, 6 Bde., ebd. 1847). Die unter seiner Mitwirkung errichtete Ungar. Akademie hatte ihn 1830 zum Mitglied der linguistischen Abtheilung ernannt. Im Nationalmuseum ward sein Monument aufgestellt. — Karl **K.**, des Vorigen jüngster Bruder u. gleichfalls Dichter, insbes. gewandter Bühnendichter, ja der eigentliche Schöpfer eines ungar. Theaterrepertoirs, geb. zu Tét 6. Febr. 1788, wurde 1804 Soldat, machte die Feldzüge von 1805 u. 1809 mit, verließ 1810 als Leutnant den Kriegsdienst u. lebte nachher in Wien, wo er, wegen einer unglücklichen Herzensneigung mit dem Vater vollständig entzweit, als Maler seinen Lebensunterhalt zu verdienen suchte u. sich zugleich für den Schriftstellerberuf vorbereitete. Diesem widmete er sich seit seiner Uebersiedelung nach

Pest 1817 ausschließlich. Schon seine ersten Stücke, „Die Tataren in Ungarn" („A Tátárok magyarországon", Trauerspiel in 5 Akten, Pest 1819) u. „Ata" (Drama in 4 Akten, Ofen 1819) machten ihn beim Publikum sehr beliebt, u. tief betrauert starb er zu Pest 21. Nov. 1830, kurz nachdem die Akademie auch ihn zum Mitglied ernannt hatte. Seit 1821 hatte er den von ihm begründeten ungar. Almanach „Aurora" herausgegeben, dessen 9 Jahrgänge zahlreiche Beiträge der verschiedensten Art von ihm selbst enthalten. Für seine Lustspiele, von denen z. B. „Student Matthias" („Mátyás Deák") lange Zeit ein großes Zugstück gewesen, waren Kotzebue u. Iffland seine Vorbilder. Eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete Franz Toldy (10 Bde., Pest 1831). Sein Leben beschrieb Franz Schedel (Pest 1832). Uebersetzungen mehrerer seiner dramatischen Arbeiten ins Deutsche finden sich in Gaal's „Theater der Magyaren" (Brünn 1821). Nach K.'s Tode setzten mehrere seiner Freunde ihm ein Denkmal u. brachten durch Schenkungen einen Fond zusammen, dessen Zinsen die 1837 gegründete **Kisfaludygesellschaft** alljährlich als Preise für ästhetische Abhandlungen u. schöngeistige Werke vertheilt. Die Kisfaludygesellschaft übt durch ihr „Jahrbuch" u. ihr kritisches Journal „Szepirodalmi szemle", wie durch die Herausgabe älterer u. neuerer Meisterwerke der ungar. Literatur, eine einflußreiche Wirksamkeit.

Kisil-Irmak (rother Fluß), der größte Fluß Kleinasiens, ca. 128 M. lang, mit einem Stromgebiet von 1380 □M., entspringt nur einen Breitengrad südl. vom Schwarzen Meer, am Gemi-Beli-Dagh, beschreibt einen großen Bogen gegen S. u. ist wegen geringer Wasserfülle u. reißenden Laufes nicht schiffbar. Er mündet in einem Delta, dem im O. ein Haff vorgelagert ist. Die Alten nannten ihn Halys, weil er durch salzreiche Gegenden fließt u. sein Wasser stellenweise Salzgeschmack hat.

Kislar-Aga (d. h. Aufseher der Mädchen od. jungen Frauen) ist beim türk. Kaiser ein Hofbedienter ersten Ranges, Vorsteher der schwarzen Verschnittenen u. Oberaufseher des Harems, zu dessen Gemächern er die Schlüssel hat. Er hat zugleich die Oberaufsicht über die gottesdienstlichen Gebäude u. milden Stiftungen u. vermittelt die Audienzen beim Sultan.

Kisselew (spr. Kisseljoff), Paul Dimitriewitsch, Graf, russ. General u. Diplomat, geb. zu Moskau 1788, diente seit 1806, wurde schon 1814 Flügeladjutant Kaiser Alexander's I. u. bald darauf Generalmajor, 1817 Chef des Generalstabes der II. Armee u. 1828 im russ.-türk. Kriege Generalleutnant. Seit Sept. 1829 russ. Gouverneur der Moldau u. Walachei, stellte er eine geordnete Verwaltung der beiden Fürstenthümer her. Als General der Infanterie 1834 nach Petersburg berufen, erhielt er den Vorsitz in dem zur Reorganisation der Krondomänen niedergesetzten Comité u. ward 1838 wirklicher Domänenminister. Für seine Verdienste im März 1839 in den Grafenstand erhoben, ging er im Nov. 1856 als Botschafter nach Paris, wo er auch, nachdem er 1862 in Ruhestand getreten war, 26. Nov. 1872 starb. — Graf Nikolai Dimitriewitsch **K.**, Bruder des Vorigen, geb. um 1800, betrat die diplomatische Laufbahn, wurde 1838 Botschaftsrath in London u. 1839 in Paris, blieb nach der Abberufung des Grafen Pahlen 1841 als Geschäftsträger daselbst zurück u. legte in dieser Stellung eine solche diplomatische Geschicklichkeit an den Tag, daß ihn Kaiser Nikolaus auch bei der Franz. Republik die gesandtschaftlichen Funktionen versehen ließ u. ihn 1851 mit dem Geheimrathstitel zum Chef der Pariser Gesandtschaft ernannte. K. soll der einzige der fremden Diplomaten gewesen sein, der vom Napoleon'schen Staatsstreich des 2. Dezember voraus unterrichtet war. Infolge des Bruches zwischen Rußland u. Frankreich verließ er 6. Febr. 1854 Paris u. begab sich nach Brüssel, von wo er im Juni 1855 als Gesandter beim päpstl. Stuhl nach Rom ging. Theils durch die Poln. Revolution in eine schwierige Lage versetzt, theis infolge seiner Vermählung mit der verwittweten Fürstin Franziska Torlonia, geb. Ruspoli, welche beim Vatikan großes Aergerniß erregte, vertauschte K. seinen Posten im Aug. 1864 mit dem eines Gesandten beim ital. Königshofe. Er starb zu Florenz 8. Dez. 1869.

Kissingen, Stadt u. vielbesuchter Badeort im bayer. Reg.-Bez. Unterfranken mit 3120 zu ¾ kathol. E. (1871), liegt 3 M. im NW. von Schweinfurt in einer angenehmen Gegend am linken Ufer der Fränk. Saale, über welche eine steinerne Brücke führt, u. ist Sitz eines Bezirksamtes. Die Altstadt ist eng u. wenig freundlich, dagegen hat die Neustadt eine Menge prächtiger Bauten aufzuweisen. K.s Ruf als Badeort geht nicht weit in das vorige Jahrh. zurück, jetzt aber werden die Quellen jährlich von mehr als 10,000 Kurgästen besucht. Von den fünf Mineralquellen ist der Ratoczy- od. Kurbrunnen 1737 entdeckt, hat eine Temperatur von 9° R. u. ist ein eisenhaltiger Säuerling, der Pandurquell jenem in der Zusammensetzung ähnlich, aber mit mehr freier Kohlensäure; der Maxbrunnen (8° R.) u. die Theresienquelle (8—9° R.) sind kochsalzhaltige Säuerlinge, u. der weiter von der Stadt entfernte vorzugsweise zu Bädern benutzte Soolensprudel (15° R.) eine Soolquelle, dessen Wasser, vereinigt mit dem des 1832 erbohrten Schönbornsbrunnen bei dem Dorfe Hausen, ehemals versotten wurden. Das Wasser der Theresienquelle erhebt sich u. sinkt binnen 24 Stunden 6—9mal. Sämmtliche Quellen werden sowol zum Baden als zum Trinken benutzt; außer den Mineralwasserbädern sind aber auch Moor-, Gas- u. Dampfbäder u. eine Molkentrinkanstalt eingerichtet. Die großartigen Kurgebäude, der Kurgarten u. die prachtvolle eiserne Trinkhalle, welche 1842 König Ludwig über der Rakoczy- u. Pandurquelle hat aufführen lassen, befinden sich in der Neustadt. Die Umgebung K.s ist sehr anmuthig; in der Nähe befinden sich die häufig zur Nachkur benutzten Badeorte Bocklet u. Brückenau. Sehr bedeutend ist der Versandt von Rakoczywasser.

Kisten, eine zu dem Stamme der Tschetschenzen gehörige kriegerische Völkerschaft des Kaukasus, seit 1771 dem Scepter Rußlands unterworfen, wild u. grausam, etwa 20,000 Köpfe stark. Die K. wohnen in den engen Thälern des Makaldon-, sowie in den Thalschluchten des Argunflusses u. sprechen eine Mundart der tschetschenischen Sprache.

Kistna, auch Krischna (der Dunkelblaue) genannt, ist der Hauptfluß im Dekan in Vorderindien. Seine Quellen liegen in den Westghattas bei Mahabulischwar in einer Höhe von 1280 m. Der K. fließt im Allgemeinen nach SO. zwischen steilen Ufern, welche die Anlage von Bewässerungskanälen sehr erschweren, u. ist ein echter Hochlandsfluß mit kurzem Ober- u. Unterlauf. Aus der quarzigen Konglomeratschicht, welche dem Sandstein der Küstenlandschaften vorgelagert ist, bringt er Gold u. Diamanten in die Ebene von Golkonda. Der größte linke Nebenfluß ist der 110 M. lange Bima, der bedeutendste von rechts der Tumbudra, 90 M. lang. In der Küstenebene theilt sich der K. in zwei Arme, die ein Delta einschließen, u. mündet nach 160 M. langem Laufe in den Bengalischen Meerbusen. Der K. steigt u. fällt jährlich zweimal. Sein reißender Lauf u. die Klippen im Flußbett verhindern eine ordentliche Schiffahrt.



Nr. 3709. August Kiß (geb. 11. Okt. 1802, gest. 23. März 1865).

Kiß, August, deutscher Bildhauer, einer der besten Schüler Rauch's, geb. 11. Okt. 1802 auf einem Hüttenwerke bei Pleß in Oberschlesien, arbeitete 1817—22 in der Modellwerkstatt der königl. Eisengießerei zu Gleiwitz u. kam dann zu seiner weiteren Ausbildung auf die Akademie in Berlin u. in Rauch's Atelier. Nachdem Schinkel ihn vielfach mit kleinen Arbeiten beschäftigt hatte, erwarb er sich durch seine erste bedeutendere Leistung, ein Hautrelief für das Giebelfeld des Packhofgebäudes, eine Reihe von großen Aufträgen, z. B. für die Börse in Hamburg, für das Museum in Berlin u. a. Von 1836 an

folgte ein monumentales Werk nach dem anderen; bes. aber war es die Gruppe einer gegen einen Tiger zu Roß kämpfenden Amazone (von dem Berliner Museum, Abb. s. Bd. I, Nr. 346), die ihm einen großen Namen machte. Für Breslau modellirte er die Reiterstatue Friedrich's d. Gr., für Königsberg sein umfassendstes, am meisten in Rauch's Geiste gearbeitetes Werk, die Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III., u. für Dessau ein Standbild Herzogs Leopold Franz. Im J. 1855 folgte die große Erzgruppe des heil. Georg im Kampf mit dem Drachen, die, auf des Meisters eigene Kosten ausgeführt, nach seinem Tode der Stadt Berlin geschenkt wurde. Bei der Arbeit an der für sein eigenes Grab bestimmten Marmorgruppe „Glaube, Liebe, Hoffnung" ereilte ihn der Tod 23. März 1865.

Kitai, chines. Seiden- od. Baumwollenzeug, bei uns ein ungebleichter feiner Kattun.

Kithara (ital. Chitara), Cither. a. Bei den Griechen ein der Lyra sehr ähnliches, fast nur durch einen hohlen, zugleich als Resonanzkörper dienenden Fuß, auf dem es stehen konnte, von ihr abweichendes Saiteninstrument. Die Anzahl der Saiten schwankte von 4 bis 10 u. darüber; am oberen Stege waren sie um Stimmnägel gewunden, woran sie mittels eines Schlüssels gestimmt werden konnten; b. in späterer Zeit ein sehr verbreitetes, gegenwärtig aber verschollenes, oder doch nur noch in vervollkommneter Gestalt (als Guitarre) fortbestehendes Saiteninstrument mit flachem Resonanzkörper, dessen Zargen am vorderen Halsende etwas höher waren als am hinteren.

Kitte, Cement, Mastik, bezeichnen Substanzen, die in plastischem Zustande auf Bruchflächen aufgetragen, in Fugen eingestampft, od. sonst wie zwischen zu verbindende Körper gebracht, mit der Zeit durch Austrocknen, Anziehen von Kohlensäure u. Sauerstoff aus der Luft u. s. w. erhärten u. dadurch eine mehr od. weniger feste Verbindung herstellen. Die Zahl der in dieser Art wirkenden Mischungen ist eine ungemein große, u. man würde selbst die Löthmittel (s. „Loth") darunter rechnen können. Wir erwähnen von unorganischen K.n den Eisenkitt, Thonkitt, Kalkkitt, Gipskitt, Wasserglaskitt, sowie den Chlorzink- u. Chlormagnesiumkitt; von organischen K.n den Stärke- u. Gummi-, Leim- u. Caseïnkitt, den Oel-, Harz- u. Theerkitt. Die unorganischen K. sollen theils höhere Temperatur aushalten, theils werden sie bei massenhafter Verwendung ihrer Billigkeit halber gewählt. Häufig werden unorganische u. organische Substanzen mit einander gemengt, z. B. bei dem Käsekalkkitt. Im Allgemeinen kann man bei jedem K. eine eigentlich plastische Bindesubstanz u. eine nichtplastische Füllsubstanz unterscheiden. Der vielfach im Maschinenbau verwendete Eisenkitt besteht aus Eisenspänen, die mit Schwefelblumen gemischt, mit Salmiaklösung, auch Harn u. Essig angefeuchtet u. als plastische Masse in die Fugen eingestampft werden. Das rasch sich bildende Eisenoxyd dient dann als Verbindungsmittel. Thonkitt (Lehmmörtel ꝛc.) bindet durch Austrocknen u. Brennen; eine Sand- od. Chamottebeimischung, als Füllmittel, verhindert das Aufreißen durch die Schwindung. Der Luftmörtel, aus Kalkbrei als plastisches, aus Sand als Füllmaterial bestehend, erhärtet durch die Bildung krystallinischen kohlensauren Kalkes, der sich an die Sandkörner ansetzt. Hydraulischer Mörtel od. eigentlicher Cement wird infolge der Bildung von wasserhaltiger kieselsaurer Kalkthonerde, die in Wasser unlöslich ist, ungemein fest. Gips, in gebranntem Zustande mit Wasser eingemacht, erhärtet durch Bindung von 2 Aequivalenten Krystallwasser. Durch Zusatz von Gummi, Leimwasser, Eibischabkochung u. andere schleimige Substanzen verzögert man zwar das Erhärten, erhält aber, indem die Gipskrystalle durch die eintrocknenden organischen Lösungen unter sich verbunden werden, besonders feste K. Theils durch Eintrocknen, theils durch chemische Umsetzung mit dem beigemischten Füllmaterial erhärtet der Wasserglaskitt, der auch höheren Temperaturen widersteht. Ein Gemisch von Wasserglas u. Sand, in Formen gepreßt u. dann in eine Chlorcalciumlösung getaucht, giebt die sog. Ransomasteine, welche fast so fest wie guter Sandstein werden. Durch Brennen einer Mischung von Wasserglas u. Smirgelpulver erhält man ebenfalls sehr feste Schleifsteine. Chlorzinklösung, mit Zinkoxyd, sowie Chlormagnesiumlösung, mit gebrannter Magnesia gemischt, geben dickbreiige Massen, die durch Bildung basischer Salze ungemein fest werden. Die Zahnärzte benutzen sie zu Zahnkitten, wozu auch einige plastische u. rasch erhärtende Amalgame Verwendung finden. Zu den Stärkekitten sind die verschiedenen Mehl- u. Stärkekleister, ebenso die Gummilösungen zu rechnen, die man zur Verbindung von Papieren verwendet. Sie erhärten durch Austrocknung, widerstehen aber nicht der Feuchtigkeit. Fester erfolgt die Bindung durch Leim, Hausenblase, durch ein Gemisch von Käsestoff mit Kalk, mit Borax, Phosphorsalz ꝛc. Der Käsekalkkitt zeichnet sich dadurch aus, daß er nach dem Binden nicht leicht in Wasser aufweicht, wahrscheinlich durch die Bildung von kohlensaurem Kalk. Leimkitt kann man durch Behandlung mit Gerbstoff, noch besser aber durch Zusatz von etwas saurem chromsauren Kali u. Einwirkung des Lichtes gegen nachträgliche Aufweichung schützen. Zu diesen K.n kann man vielleicht auch die aus Leinsamenmehl rechnen, obwol bei denselben stickstofffreie Substanzen mit einwirken. Die Basis der vielfach verwendeten Oelkitte ist Leinöl od. besser Leinölfirniß. Als Füllmittel dienen sehr verschiedene Substanzen: kohlensaurer Kalk u. Thon (Glaserkitt), Mennige (Maschinenkitt), Braunstein, Bleiglätte u. s. w. Die Bindung erfolgt durch das Austrocknen, die Oxydation des Leinöls, die durch Anwesenheit von Bleioxyd u. s. w. sehr befördert wird. Der Vortheil dieser K. ist, daß sie später weder durch Wasser u. Dampf, noch durch verdünnte Säuren ꝛc. angegriffen werden u. eine ziemlich hohe Temperatur aushalten. Harzkitte werden durch Erwärmen flüssig u. binden durch Erkalten. Sie sind daher sehr leicht anzuwenden, widerstehen dem Wasser, nicht aber dem Alkohol, Aether u. vor Allem nicht höheren Wärmegraden. Als Hauptrepräsentanten können wir den Siegellack erwähnen. Ein guter Harzkitt muß durch Beimischung von pulverigem Füllmaterial u. durch Zusatz einer zähen, harzigen od. öligen Substanz, wie Terpentin, vor allzugroßer Sprödigkeit geschützt werden. Die Guttapercha- sowie die Kautschukkitte gehören auch hierher. Ein Gemisch von trockenem Thon u. dickem Steinkohlentheer wird vielfältig in chemischen Fabriken als Kittungsmittel benutzt, das auch dem Chlor, der Salzsäure u. schwefligen Säuren widersteht.

Kitzel nennt man eine eigenthümliche Empfindung, die dadurch geweckt wird, daß man gewisse Hautpartien leise berührt. Wird die Berührung wiederholt, so tritt ein Krampf der Gesichtsmuskeln u. des Zwerchfells (das Lachen) ein, der sich auch auf die übrigen Körpermuskeln erstrecken u. so heftig werden kann, daß er den Tod zur Folge hat. Die Empfindlichkeit für K. ist an verschiedenen Körpertheilen, bes. an den Fußsohlen, unter der Achsel, auf dem Handteller, in den Weichen, größer, an anderen geringer; übrigens sind manche Individuen empfindlicher (kitzliger), als andere; ja bei Einzelnen steigert sich die Empfindlichkeit so weit, daß die leiseste Berührung, ja schon die bloße Vorstellung einer solchen, den heftigsten Lachkrampf weckt. Man kitzelt durch leise Berührung mittels eines Federbartes od. eines Pinsels die Schleimhäute, um Reflexbewegungen hervorzurufen; so die Nasenschleimhaut, um Niesen zu bewirken; die Schleimhaut des weichen Gaumens, um Würgbewegung u. Erbrechen anzuregen; die Luftröhren- u. Kehlkopfschleimhaut, um Hustenreiz hervorzurufen, nam. wenn es sich um Wiederbelebungsversuche bei Scheintodten handelt.

Kiwi, s. „Apteryx".

Kjelce (Kjelzy), südlichstes Gouvernement im Königreich Polen, 170,4 □M. mit 518,370 E. (1871), wird durch die Weichsel im S. von Galizien geschieden u. grenzt im W. an das Gouvernement Piotrkow u. an Radom im N. u. O. Das Land wird erfüllt von den nördl. Vorbergen der Karpaten u. ist reich an landschaftlichen Schönheiten, so daß der nordöstl. Theil, welcher sich in der Lysa Gora bis 600 m. erhebt, den Namen der poln. Schweiz erhalten hat. Bes. fruchtbar an Getreide, Obst u. Gemüse ist der O., Eisen- u. Zinkerze sind in großen Lagern vorhanden u. werden nam. von Deutschen abgebaut. Die Industrie liefert Roh- u. Gußeisen, Zink, Zucker, Tuch, Papier u. Glas; die Juden, welche 10% der Gesammtbevölkerung bilden, sind bes. in den Städten, mit Ausnahme der Hauptstadt, zahlreich. Das Gouvernement wurde 1867 von Radom abgetheilt u. hat zur Hauptstadt K., eine hübsch gebaute Stadt von 7500 E., am westl. Fuße der Lysa Gora gelegen, mit einem Kriminalgericht u. einem Gymnasium.

Kjöbenhavn, dän. Namensform für Kopenhagen.

Kjökkenmöddings (spr. Kökk—), d. h. Küchenmoder, Küchenreste. Auf den dän. Inseln u. auf der jütischen Küste fand man an mehreren Orten Muschelhaufen, welche die Dänen als K. bezeichneten, weil sie offenbar aus einer Aufhäufung von Schalen, Knochen ꝛc. bestanden, die sich als Abgänge nach Mahlzeiten angesammelt hatten. Man hatte sie früher für gehobene Strandlinien gehalten, allein Professor Steenstrup wies nach, daß die in den Haufen vorkommenden Muscheln vorzugsweise aus den Schalen der Auster, die heute nicht mehr in jenen Gegenden lebt, u. den Schalen von drei anderen eßbaren Muscheln (Cardium edule, Herzmuschel, Mytilus edulis, Miesmuschel, Litorina litorea, Uferschnecke) bestehen. Nachdem die K. nun von Steenstrup in Gemeinschaft mit dem Alterthumsforscher Worsaae u. dem Geologen Forchhammer seit 1847 genauer untersucht worden sind, wurde ihr Inhalt auf das Bestimmteste für Speisereste erklärt, die ein unbekanntes Volk der Steinzeit zurückgelassen hat. Die Hügel, welche diese Ansammlungen von Küchenabfällen bilden, sind durchschnittlich 3 m. hoch, 6 m. breit u. 30 bis selbst 500 m. lang; sie liegen theils unmittelbar am Meere, theils auch bis 2 M. davon entfernt; in letzterem Falle kann man annehmen, daß der Strand Land angesetzt hat,

indem die Muschelesser, die gewiß in elenden Wohnungen hausten, dort ihre dem Meere entnommene Nahrung verzehrt hatten. Außer den genannten vier Muscheln, die weit überwiegen, kommen als Speisereste aus vorgeschichtlicher Zeit noch eine Art Krullschnecke (Buccinum) u. eine Art Venusmuschel vor, ferner die Reste von Krabben u. ungemein viele Fischgräten von Häring, Dorsch, Scholle, Aal, die Knochen verschiedener Wasser- u. Sumpfvogel (wilde Enten, Gänse, Schwäne); auch entdeckte man Knochen des großen Tauchers (Alca impennis), der längst aus jenen Gegenden, wahrscheinlich sogar von der ganzen Erde, verschwunden ist; ebenso Knochen des Auerhahns, der in Dänemark jetzt nicht mehr vorkommt. Von Säugethieren sind vertreten Hirsch, Reh, Wildschwein, nebst Seehund, Urochs (Bos urus) u. Biber, die ebenfalls heute nicht dort vorhanden; seltener sind die Knochen von Wolf, Fuchs, Luchs u. wilder Katze; vom Hasen findet man keine Spur. Sämmtliche Knochen sind gespalten, weil man offenbar ihr Mark verzehrte. Von Hausthieren hielt man nur eine Hundeart, ungefähr unserem Wachtelhund gleichend. Inmitten dieser Küchenabfälle findet man den von faustgroßen Kieselsteinen gebildeten Herd, Scherben grober Töpferwaaren u. eine große Menge höchst primitiver Geräthe u. Waffen aus Feuerstein, d. h. kunstlose Aexte, Späne, Feuersteinspitzen u. harpunenähnliche Geschosse. Aus Hirschgeweih bestanden die Pfriemen, Ahlen u. Meißel der Urbewohner. Der Mangel jedes anderen Instruments als der aus Feuerstein u. Bein bereiteten Messer (Späne) u. Spitzen läßt über das Alter dieser Stämme keinen Zweifel; auch zeigen die Formen der hier gefundenen Geräthe einen Typus, der in einigen Beziehungen von dem abweicht, den die in Pfahlbauten, Hünengräbern 2c. gefundenen Werkzeuge zeigen. Es entstand nun zunächst die Frage: Fällt die Zeit der Entstehung der K. in das Alter der Hünengräber od. Dolmen, in die sog. megalithische Periode, wo unter roh aufgerichteten gewaltigen Felsblöcken die Leichen bestattet wurden, od. sind sie älter als diese? Steenstrup vertritt die erste Ansicht, Worsaae die zweite. Die Sache ist noch nicht entschieden. Nicht blos in Dänemark, u. zwar hier nam. in Jütland u. auf Seeland (berühmte Stationen sind beispielsweise Meilgaard, Fannerup, Havelse u. s. w.), sondern auch an vielen anderen Gestaden in u. außerhalb Europa's kommen dergleichen Küchenüberreste vor: in der Nähe von Kullnberg in Schonen, an der Küste von Devonshire in England u. Haddingtonshire in Schottland, an der Mündung der Somme, am Kanal u. am Ausfluß der Rhone in Frankreich. Weitere Ablagerungen dieser Art entdeckte man auf den Küsten von Nordamerika, Brasilien, des Feuerlandes, auf der malaiischen Halbinsel u. den Andamanen. Die Muschelhügel in Oregon u. Kalifornien bezeichnen offenbar alte Lagerplätze von Indianern, jedoch ist weder bei ihnen noch bei den von J. M. Jones an der Ostküste Nordamerika's in der Margaretheninsel 5 M. von Halifax entfernt aufgefundenen analogen Trümmerhaufen anzunehmen, daß sie zu gleicher Zeit mit den K. Dänemarks entstanden sind.

Literatur: Steenstrup, „Sur les Kjökkenmöddings de l'age de pierre et sur la Faune et la Flore prehistorique du Danemark" (Kopenhagen 1872); Derselbe, „Comparaisons entre les Ossements des Cavernes de la Belgique et les Ossements des Kjökkenmöddings du Danemark, du Grönland et de la Laponie" (Brüssel 1873).

Kjölen, s. „Norwegen".

Klabautermännchen, Klautermännchen, ein Rest alter Meergottheiten, sind nach der Sage der Küstengegenden an der Nordsee kleine schwärzliche Männchen, kaum ½ m. hoch, von außerordentlicher Gelenkigkeit, welche geräuschlos, gleich Kobolden (s. d.), auf den Schiffen ihr Wesen treiben. Sie halten Tau- u. Segelwerk in Ordnung, flicken die Segel, binden Stricke zusammen, zimmern Nachts die losgerissenen Bretter wieder zusammen, verstopfen Fugen u. s. w. Machen sie dabei Lärm, so ist dies ein schlimmes Zeichen. Vor dem Untergange eines Schiffes erscheint das K. dem Kapitän, nimmt Abschied von ihm u. fliegt vor seinen Augen davon. In Dänemark heißen sie Schiffsheinzelmännchen, welche auch die Anker lichten, die Segel hissen, das Verdeck waschen u. gleich den Kobolden namenlosen Spuk u. Unfug verüben.

Kladde (holländ., eig. Schmutz), merkantile Benennung des Buches, in welchem alles das Tagesgeschäft Betreffende sofort vermerkt wird.

Klafter, Längenmaß, bes. für Brennholz, gleich der Länge von der Fingerspitze eines horizontal ausgestreckten Mannesarmes bis zur Fingerspitze des andern ausgestreckten Armes u. von der Höhe eines Mannes, demnach meist 3 m. lang, jedoch wegen der verschiedenen Länge der Scheite in manchen Gegenden in Bezug auf den kubischen Inhalt verschieden. Die preuß. K., nach welcher auch Steine, Torf, Erde 2c. gemessen werden, enthält 108 preuß. Kubikfuß = 3,3389 Kubikmeter od. Steren; die österr. K. enthält bei 36zölliger Scheitlänge 3,4115 Kubikmeter; die bayer. bei 1,3 m. Scheitlänge 3,1315 Kubikmeter; die sächs. 2,1525 Kubikmeter; die hann., 1 m. 57 cm. hoch u. breit, 3,1152 Kubikmeter; die württembergische bei 1 m. 25½ cm. Scheitlänge 3,3880 Kubikmeter. Im Seewesen ist K. gleichbedeutend mit Faden.

Klage, Die, mittelalterliche Dichtung, s. „Nibelungenlied".

Klage (lat. actio) ist zunächst die Handlung einer Partei, wodurch die richterliche Hülfe zur Geltendmachung eines — wirklichen od. angeblichen — Rechts gegen einen bestimmten Gegner in Anspruch genommen wird (K. im prozessualischen Sinne), sodann die mit einem Recht verbundene Möglichkeit, dasselbe auf diesem Wege geltend zu machen (Klagrecht, K. im civilrechtlichen Sinne). In letzterem Sinne stellt sich die K. als der gegen einen bestimmten Gegner gerichtete, zur selbständigen gerichtlichen Verfolgung geeignete Rechtsanspruch dar, während die prozessualische K. die Verwirklichung dieses Rechtsanspruchs durch Anrufung richterlicher Hülfe bezweckt. Nach Verschiedenheit des Rechts, welches der K. zu Grunde liegt, ist sie entweder eine persönliche, durch welche Jemand auf eine Leistung von Seiten eines bestimmten Anderen Anspruch macht, od. aber eine dingliche, der ein Recht zu Grunde liegt, das erst durch Verletzung seitens einer bestimmten Person gegen diese im Wege der K. geltend gemacht werden kann. Hierzu gehört auch die sog. Präjudizialklage, die zunächst nur zum Ziele hat, ein gewisses Verhältniß (z. B. ein Familienverhältniß) als wirklich bestehend gegen Bestreitung von Seiten eines Andern gerichtlich zur Anerkennung zu bringen, ohne daß sich unmittelbar eine vermögensrechtliche Leistung daran anschließt. Die vermögensrechtlichen Klagen zerfallen nach ihrem Zwecke in Ersatzklagen, durch welche dem Kläger das gewährt od. ersetzt werden soll, was ihm widerrechtlich von seinem Vermögen vorenthalten wird, u. in Strafklagen, welche zur Bestrafung für die begangene Rechtsverletzung auf eine Leistung des Beklagten gerichtet sind, welche dem Kläger eine Bereicherung über den früheren Bestand seines Vermögens gewährt. Die meisten Strafklagen sind im heutigen Recht unpraktisch geworden. In der Regel ist die K. schlechthin einseitig: der Eine (Kläger) will Anerkennung eines Rechts od. Verurtheilung des Andern (Verklagten), während dieser Abweisung der K. verlangt. Nur ausnahmsweise nehmen beide Parteien wesentlich dieselbe Stellung ein, so daß die eine wie die andere verurtheilt werden kann u. die Rolle des Klägers sich nur formell von der des Beklagten unterscheidet. In derartigen Fällen heißt die K. doppelseitige K. — Klaglibell (libellus actionis) heißt der schriftliche Aufsatz, welcher die vor Gericht angebrachte K. enthält, u. durch dessen Eingabe der Prozeß eröffnet wird. — Die K. muß enthalten: 1. ein historisches Klagfundament, d. h. eine möglichst klare Auseinandersetzung derjenigen faktischen Verhältnisse, durch welche das Haupt- wie Nebengesuch gerechtfertigt wird; 2. einen Rechtsgrund (juristischen Klagegrund), d. h. eine Rechtsnorm, mit welcher der Kläger mittels Subsumtion der thatsächlichen Angaben unter derselben seine K. begründet. Einer speziellen Bezeichnung der Rechtsnorm selbst bedarf es, soweit diese als bekannt vorausgesetzt werden darf, nicht; 3. ein bestimmtes Gesuch (Klagepetitum) als Schluß aus der Subsumtion des Thatsächlichen unter die Rechtsnorm. Das Gesuch muß genau formulirt u. auf etwas Bestimmtes gerichtet sein, falls nicht das Objekt der K. überhaupt erst durch das Verfahren festgestellt wird. — Klagenhäufung ist die Anstellung mehrerer K.n in einer Klagschrift. Die objektive Klagenhäufung entsteht durch die Anstellung mehrerer K.n seitens eines Klägers gegen einen Beklagten u. ist meist gestattet, während die subjektive Klagenhäufung, bei welcher verschiedene K.n eines od. mehrerer Kläger gegen einen od. mehrere Beklagte gehäuft werden, in der Regel unzulässig ist. Eine Verbesserung u. Erläuterung der K. (emendatio libelli) ist in jedem Stadium des Prozesses gestattet, nicht aber eine wesentliche Aenderung der K. (mutatio libelli).

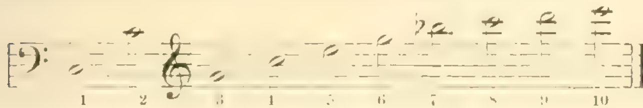
Klagenfurt (slav. Celowec), Hauptstadt des österr. Kronlandes u. Herzogthums Kärnthen mit 15,285 E. (1869), liegt in einer weiten, fruchtbaren Ebene, am Rande des sog. Sol- u. Saalfeldes an der Glan u. Glanfurt u. in der Nähe des schönen Wörthersees, von dem ein Kanal nach der Stadt führt. Die alte Stadt bildet ein fast regelmäßiges Viereck, hat 4 Vorstädte, 7 Kirchen, unter denen die Aegidienkirche hervorragt, 3 Klöster u. breite, aber wenig belebte Straßen, u. ist Sitz des Fürstbischofs von Gurk, der Landesregierung, eines Landgerichts u. einer Handelskammer, eines Ober u. Untergymnasiums, einer Realschule, eines Priesterseminars u. einer Taubstummen- u. Irrenanstalt. Das Landhaus stammt aus dem 14. Jahrh. Auf dem Neuen Platz befindet sich ein Standbild der Maria Theresia u. eine Reiterstatue Kaiser Leopold's. In industrieller Beziehung ist K. wichtig durch seine Fabrikation von Bleiweiß, Tuch, Tabak u. Lederwaaren. Die ehemaligen Festungswerke haben Promenaden Platz machen müssen. Die Umgebung ist reich an Burgruinen u. Schlössern (Schloß Ebental) u. schönen Aussichtspunkten.

Klaj, s. „Clajus, Johann".

Klamm, in den österr. Alpen s. v. w. Schlucht od. Engpaß.

Klammeraffe, s. „Affe".

Klangfarbe. Der physikalische Ton ist nicht, wie man früher stillschweigend angenommen hat, identisch mit dem Tone, wie er in der Wirklichkeit zu Gehör kommt u. wie ihn die praktische Musik verarbeitet. Wird jener in seiner Eigenschaft (Höhe) bedingt durch die Zahl von einfachen, unter sich gleichen u. regelmäßig einander in derselben Zeit folgenden Schwingungen der Luft, wie man sie sich durch eine schwingende, mathematische Saite hervorgerufen denken kann, so ist bei diesem die Zahl der Schwingungen nicht allein das Maßgebende, sondern auch ihre Art, welche je nach der Natur des schwingenden materiellen Körpers verschieden ist. Diese Abweichungen von der einfachsten mathematischen Form bewirken im Ohre, indem sie ebenfalls in regelmäßigen Intervallen sich folgen u. gewissermaßen selbständige Wellenreihen bilden, ebenso Tonempfindungen wie die Hauptwellen, nur schwächer u. um so weniger bemerklich, je weniger man Verdacht auf sie hat u. je mehr man immer geneigt ist, den musikalischen Ton als einen physikalisch einfachen Ton anzusehen (Obertöne, Kombinationstöne). Tardini hat auf diese Nebentöne zuerst aufmerksam gemacht, Helmholtz aber erst genaue Methoden für ihre Untersuchung angegeben u. ihren Einfluß auf die Entstehung der Vokale u. auf die K. der Instrumente gezeigt. Was wir nämlich K. nennen, den charakteristischen Unterschied im Tone der verschiedenen, nach Material, Bauart u. Behandlungsweise von einander abweichenden musikalischen Instrumente, das eben ist nichts Anderes als die Verschiedenheit der Nebentöne nach Zahl, Stärke u. Höhe, welche zugleich mit dem Hauptton zum Erklingen gebracht werden. Aus der in beistehendem Notenbeispiel angegebenen Reihe der Obertöne



wirken bei den Saiteninstrumenten, welche gestrichen werden, alle in nach der Höhe abnehmender Stärke mit; bei den Saiteninstrumenten, welche gerissen werden, dagegen nur die ungeradzahligen. Der Ton der Rohrflöte hat nur ungeradzahlige Obertöne in sich, von denen der dritte sehr schwach, der fünfte aber dagegen sehr hell auftritt 2c. In derselben Weise beruht die Verschiedenheit der Vokale auf dem gleichzeitigen Erklingen von Nebentönen; bei gleicher Höhe unterscheiden sich die Vokale durch die K.

Klangfiguren, s. „Chladnische Klangfiguren".

Klapka, Georg, ungar. Revolutionsgeneral, geb. zu Temesvár 7. April 1820, kam 1835 in die Wiener Artillerieschule, aus der er 1838 in die Armee eintrat; diente 1842—47 als Leutnant in der ungar. Leibgarde, wurde dann Oberleutnant im 12. Grenadierregiment, nahm aber bald seinen Abschied u. war auf einer Orientreise begriffen, als ihn die Ungar. Revolution zurückrief. Zuerst Hauptmann in einem Honvédbataillon, ward er bald bei den Befestigungsarbeiten in Komorn verwendet. Im Herbste 1848 stand er als Generalstabschef bei der von Vetter gegen die Serben geführten Südarmee; nach Beendigung dieser Episode wurde K. Chef der Generalstabs-Abtheilung im ungar. Kriegsministerium. Bald darauf zum Obersten ernannt u. an Mészáros' Stelle gesetzt, befehligte er in der Schlacht bei Kapolna (26. u. 27. Febr. 1849) den rechten Flügel, erhielt dann das Kommando des 1. ungar. Corps u. fungirte gleichzeitig als Generalstabschef Görgey's. Ende April wurde K. mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut, er trat jedoch schon Anfang Juni von seinem Ministerposten zurück u. übernahm das Kommando in der Festung Komorn, sowie das des 2. u. 8. Corps. Zwar gelangen ihm mehrere Unternehmungen, wie insbes. der Ausfall am 3. Aug. u. die Verfolgung der kaiserl. Truppen bis Raab, seine glänzendste Waffenthat, doch sah er nach der Waffenstreckung Görgey's bei Világos das Nutzlose eines längeren Widerstandes ein u. übergab die Festung 27. Sept. gegen den freien Abzug der Kapitulanten u. die Zusicherung vollster Amnestie. K. wandte sich nun nach London, 1851 nach Genf, wo er 1853 das Bürgerrecht erhielt u. 1856 auch in den Staatsrath gewählt wurde. 1859, im Kriege Sardiniens gegen Oesterreich, organisirte K., von Cavour dazu aufgefordert, eine ungar. Legion, die jedoch durch den Frieden von Villafranca überflüssig wurde. Er ging nun wieder nach Genf, wo er auch jetzt noch lebt. Als politischer Parteigänger machte er 1866 noch einmal von sich reden. Sein Programm — Errichtung eines Großungarn — hat er in der Flugschrift „Der Krieg im Orient in den J. 1853 u. 1854" (Genf 1855) rückhaltlos ausgesprochen. Außerdem schrieb er: „Memoiren aus dem ungar. Kriege" (Lpz. 1850); „Der Nationalkrieg in Ungarn u. Siebenbürgen" (2 Bde., ebd. 1851).

Klapperschlange (Crotalus), eine Giftschlangengattung aus der Familie der Grubenottern (Crotalinen), die durch eine tiefe, von kleinen Schuppen eingefaßte Grube zwischen Augen u. Nasenlöchern charakterisirt sind. Sie trägt am Schwanzende eine aus in einander gesteckten Hornringen zusammengesetzte „Klapper", die sie willkürlich in schwirrende Bewegung setzt; hierdurch verräth sie ihre Nähe. Sie beißt nur selten ungereizt, doch ist ihr Biß, zumal in heißer Jahreszeit, äußerst gefährlich. Manche Behauptungen früherer Reisender über Zauberkraft dieser Thiere 2c. sind durch Beobachter, wie Audubon u. s. w., als Fabeln widerlegt. Die fast 2 m. lang werdende K. des wärmeren Nordamerika's (Crotalus durissus *Daud.*) unterscheidet sich von der in Südamerika verbreiteten, noch etwas größer werdenden „Cascavela" (Crotalus horridus *Daud.*) durch die Schnauzenschilder, indem dieselben bei ihr in zwei, bei der letzteren in drei Reihen stehen, u. durch die schwarzen, weißumrandeten Rückenflecke, die bei der nordamerik. K. unregelmäßige Querbinden sind, bei der brasilian. dagegen Rautenflecke. Eine dritte Art, die Hirsenklapperschlange (Crotalus miliarius), von nur 2/3 m. Länge, mit eiförmigen, weißgerandeten Rückenflecken, ist in Florida heimisch u. wird trotz ihrer geringen Größe sehr gefürchtet.



Nr. 3710. Die Klapperschlange (Crotalus)

Klaproth, Martin Heinrich, ausgezeichneter Chemiker u. Naturforscher, geb. zu Wernigerode (pr. Reg.-Bez. Magdeburg) 1. Dez. 1743, wurde Apotheker in Berlin, 1787 Chemiker bei der Akademie der Wissensch., dann Professor beim Feldartilleriecorps, u. starb als Obermedizinal- u. Sanitätsrath sowie als Univ.-Professor zu Berlin 1. Jan. 1817. Ihm ist die Entdeckung der Zirkonerde, des Tellurs, Titans u. Urans zu verdanken. Als sein Hauptwerk sind seine „Beiträge zur chem. Kenntniß der Mineralkörper" (6 Bde., Berl. 1795—1815) zu nennen. Sein Sohn Heinrich Julius **K.**, Orientalist u. Reisender, geb. zu Berlin 11. Okt. 1783, beschäftigte sich schon frühzeitig mit dem Studium der asiat. Sprachen, insbes. des Chinesischen, u. zwar mit solchem Erfolg, daß er bereits 1802—3 ein „Asiat. Magazin" (Weim.) herausgeben konnte. Er ward Adjunkt an der Akademie für asiat. Sprachen in Petersburg, begleitete 1805 den Grafen Golowkin, der als Gesandter nach China gehen sollte, an der Grenze jedoch wieder umkehren mußte, u. setzte dann im Auftrage der Petersburger Akademie seine Forschungen über die Stammvölker Asiens in den kaukasischen Ländern fort. Nachdem er 1812 den russ. Staatsdienst wieder verlassen u. 1814 Italien besucht hatte, ließ er sich 1815 in Paris nieder, wurde daselbst 1816 Professor der asiat. Sprachen u. starb 20. Aug. 1835. Der Eindruck seiner zahlreichen Schriften, die von großer Gelehrsamkeit zeugen, wird durch die Gehässigkeit in der Beurtheilung der Leistungen anderer Forscher getrübt.

Hervorzuheben sind: „Reise in den Kaukasus u. nach Georgien in den J. 1807 u. 1808“ (2 Bde., Halle 1812–14; franz. Par. 1823); „Archiv für die asiat. Literatur, Geschichte u. Sprachkunde“ (Bd. 1, Petersb. 1810); „Asia polyglotta“ (nebst einem Sprachatlas, ebd. 1823); „Tableaux hist. de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours“ (mit Atlas, 4 Bde., ebd. 1823); „Collections d'antiquités égyptiennes“ (ebd. 1829); „Aperçu général de trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois“ (ebd. 1833).

klar, in der Seemannssprache s. v. w. rein; frei, ist das Avisowort vor jedem Kommando. Klariren, ein Schiff bereinigen, frei, bereit zum Absegeln machen, auch verzollen, für welches letztere der Schiffer in den Seestädten vom Zollamt den Klarirungsschein empfängt, aus welchem hervorgeht, daß Schiff u. Ladung in Ordnung u. die Zollgebühren erlegt sind.

klären, schönen od. läutern. Die Ursache der Trübung ist bei den einzelnen Flüssigkeiten, welche wie Wein, Essig, Oele u. s. w. ein helles Ansehen haben sollen, verschieden; gewöhnlich sind es schleimige od. eiweißartige Theile, zuweilen auch Hefe, die in der Flüssigkeit so fein vertheilt sind, daß sie sich nicht od. nur schwierig u. nach längerer Zeit zu Boden setzen. Durch die Entfernung dieser Stoffe, das K., werden die Flüssigkeiten zugleich haltbarer gemacht, indem jene schleimigen Substanzen leicht in die saure Gährung übergehen u. die stickstoffreichen, eiweißartigen Körper leicht Fäulniß veranlassen. Das K. kann in einer bloßen Filtration durch Papier, Flanell, Filz u. dgl. bestehen, ferner darin, daß man die Flüssigkeiten mit solchen Substanzen versetzt, welche die trübenden Bestandtheile einhüllen od. infolge der Adhäsionskraft mechanisch mit niederreißen; z. B. mit Wasser zu einem Brei geschlagenes reines Filterpapier od. gebrannter Gips. Solche Körper nennt man Klärmittel; ihre Zahl ist sehr groß; chemisch wirkende sind z. B. Gerbsäure, Alaun, Gelatine u. Hausenblase; sie vereinigen sich mit den trübenden Bestandtheilen zu unlöslichen Verbindungen, welche in Form von Flocken schnell zu Boden fallen u. so von der darüber stehenden, klar gewordenen Flüssigkeit durch Abgießen getrennt werden können. Treffliche Klärmittel sind ferner Holzkohle u. Thierkohle (Fleisch-, Blut-, Knochenkohle); auch frisches Eiweiß verwendet man vielfach zum K., nam. von Sirupen u. Fruchtsäften. Werden dieselben nämlich mit Eiweiß gekocht, so gerinnt das letztere zu einer unlöslichen Masse, welche die trübenden Theilchen einhüllt, auf die Oberfläche der siedenden Flüssigkeit steigt u. hier mit dem Schaumlöffel abgenommen werden kann.

Klariden, s. „Alpen“.

Klarinette (Clarinette, ital. Clarinetto), ein sowol zum Solovortrag sehr dienliches, als auch nam. dem modernen Orchester unentbehrliches Holzblasinstrument, an äußerer Gestalt der Oboe ziemlich ähnlich, doch an Intonation, Tonumfang u. Klangcharakter durchaus von ihr verschieden. — a. Die gewöhnliche K. ist eine ca. ½ m. lange gerade Röhre aus Buchsbaumholz, unten mit einem Schallbecher versehen u. aus fünf Theilen, dem Mundstück od. Schnabel, dem Ansatzstück od. der Birne, dann aus zwei Mittelstücken, in welchen die 20 Tonlöcher, darunter 12 mit Klappen versehen, sich befinden. Die Bohrung des Rohres ist nicht überall gleich weit, sondern beträgt am Mundstück etwa 1 cm., gegen Ende des zweiten Mittelstücks verjüngt sie sich etwas u. geht von da ab cylindrisch fort bis an den Ansatz des Schallbechers. Die Tonreihe der Grundtöne geht von d bis gis, die weiteren Töne werden durch Ueberblasen hervorgerufen, u. zwar erfolgen die Ueberblasungen der Grundtonreihe nicht wie bei anderen Blasinstrumenten, in denen die Luft gleich in offenen Röhren schwingt, in die Oktave, sondern sogleich in die Duodezime, mithin der Schwingungsart der Luftsäule in gedeckten Röhren ähnlich. Der tiefste Ton der B.-K. ist d, mit demselben Griffe entsteht auch a, die Applikatur umfaßt also eine Duodezime. Ob die Grundtonreihe od. die Ueberblasungen zum Vorschein kommen sollen, hängt vom Spieler ab. — Ungeachtet man auf der K., wie auf der Flöte, der Oboe od. dem Fagott, alle Töne der diatonisch-chromatischen Skala haben kann, pflegt man doch nicht, der unbequemen Applikatur wegen, auf einem u. demselben Instrumente aus allen Tonarten zu blasen, sondern für verschiedene Tonarten auch mehrerer Instrumente von verschiedenen Dimensionen u. Stimmungen sich zu bedienen. Nach dem Grundton des Instrumentes richtet sich auch die an den Schlüssel gesetzte Vorzeichnung; die Applikatur ist für alle Stimmungen dieselbe wie für das Normalinstrument in C, sämmtliche Stimmungen werden daher auch in C notirt. Der Grundton od. Stimmungston der K. ist nicht zugleich ihr tiefster Ton. Die C.-K. reicht abwärts bis zum kleinen e, die B- u. A-K. reichen bis d u. cis; in der Höhe ist e_3 im Allgemeinen die Grenze, welche man im Orchester nicht gut überschreiten darf, wenn auch Solospieler noch darüber hinausgehen. Der Klangcharakter dieses Instrumentes überhaupt, u. am ausgeprägtesten der der B-K., ist leidenschaftlich u. edel, von ungemeiner Fülle des Gesanges, im Forte von durchdringender Kraft u. dabei der allerfeinsten dynamischen Abstufungen bis zum leisesten Hauche fähig. Erfunden wurde die K. um das Jahr 1700 von dem Nürnberger Flötenmacher Joh. Christoph Denner (s. d.), kam aber erst weit später ins Orchester. Mit Beginn des 19. Jahrh. widerfuhren ihr durch Iwan Müller erhebliche Verbesserungen; durch Theodor Böhm wurde ihr Bau (bes. die Bohrung) nach wissenschaftlichen Prinzipien umgeändert. b. Nebenarten der K. sind: 1. die Altklarinette, eine Quinte tiefer als die gewöhnliche C- u. B-K.; 2. die Baßklarinette, um eine Oktave tiefer klingend u. mit einem Oberstück, welchem eine im rechten Winkel gebogene Metallröhre eingefügt ist, die am Ende das Mundstück trägt. Eine tiefe K., Klarinettenbaß genannt, welche bis ins große H. ging u. einen schönen, starken Klang gehabt haben soll, erfand der Dresdner Instrumentenmacher Heinrich Greiner 1793. — Eine vierte Nebenart der K. ist auch das Bassethorn.

Klassifikation (vom lat. classis, d. i. Ordnung, Abtheilung, u. facere, d. i. machen), Eintheilung nach Klassen u. Fächern.

Klassiker, klassisch. Nachdem bei den alten Römern durch die Verfassung des Servius Tullius eine auf den Besitzstand begründete Klasseneintheilung der Bürger eingeführt war, hießen bei ihnen classici die der ersten Klasse angehörigen Bürger, also die Höchstbesteuerten u. infolge ihres Besitzes Angesehensten. Im neueren Latein ist es aber gewöhnlich geworden, das Wort in übertragener Bedeutung zu gebrauchen, in welcher der Ausdruck dann in die neueren Sprachen übergegangen ist. Und zwar gebraucht man ihn in zweifachem Sinne. Einerseits wendet man ihn, weil die Griechen u. Römer in den Werken der Literatur wie der Kunst so vieles Vorzügliche u. Musterhafte bieten, auf das Griechenthum u. Römerthum an, indem man in diesem engeren Sinne die griech. u. röm. Sprache als die beiden klassischen Sprachen bezeichnet, unter klassischer Literatur die Literatur dieser beiden Völker, unter K. die Vertreter dieser Literaturen versteht, von dem griech. u. röm. Alterthum als dem klassischen Alterthum spricht u. s. w. Andererseits wird, im weiteren Sinne, zunächst in der Literatur klassisch überhaupt Dasjenige genannt, was nach Art der von den Alten, bes. den Griechen, gegebenen Muster Schönheit der Form mit Tiefe des Inhalts vereinigt, u. so bezeichnet man bei den einzelnen Völkern die Zeit, welche solche Werke hervorgebracht hat, als ihre klassische Literaturperiode (wie bei den Italienern das 14. u. 15. Jahrh., bei den Franzosen das 17. Jahrh.), die Musterschriftsteller selbst als ihre K.; es wird dieser Ausdruck dann aber auch auf andere Gebiete, z. B. die Tonkunst, angewandt u. hier ganz allgemein das in seiner Art Vortreffliche u. Mustergiltige als klassisch bezeichnet.

Klatschrose (Papaver Rhoeas), eine Mohnart, die oft mit ihren feuerrothen Blumen weite Strecken der Saatfelder als Unkraut überzieht.

Klaue wird die hornige Bekleidung der Endabschnitte der Zehen genannt; die K. wird von Plattnägeln, Krallen, Hufen bes. unterschieden bei den Wiederkäuern (=Spalthufern), bei welchen die nicht immer vorhandenen zwei mittleren Zehen, die nicht auf den Boden auftreten, die sog. Afterzehen, auch Afterklauen heißen. Auch die Hornbekleidung der Zehen der Vögel wird K. genannt.

Klauenfett, Rindsfußfett, ist ein Markfett, welches aus dem Marke der Röhrenknochen von Rindern u. Pferden auf die Weise gewonnen wird, daß man die Knochen durch Zerspalten öffnet, das Mark herausnimmt, in eine Schüssel legt u. entweder in der Sonne od. bei ganz gelinder Wärme einige Tage hinstellt. Es sammelt sich dann ein hellgelbes flüssiges Oel, welches man klar abgießt; dasselbe wird zum Schmieren feiner Maschinen, zu Pomaden, Einreibungen u. s. w. benutzt. Setzt man das K. einer starken Kälte aus u. gießt den flüssig gebliebenen Theil von dem erstarrten ab, so erhält man das Uhröl.

Klauenseuche ist eine Krankheit, welche alle Thiere mit gespaltenen Hufen, bes. Rinder u. Schafe befällt. Sie tritt meistens in Verbindung mit der Maulseuche auf, wirkt im höchsten Grade ansteckend u. verbreitet sich selbst durch die Luft. Falls nicht grobe Vernachlässigungen eintreten, nehmen jedoch beide Krankheiten selten einen bösartigen Charakter an. Bei der K. bilden sich an der Haut zwischen den Klauen kleine, bläschenartige Geschwüre, welche platzen u. den darin befindlichen Eiter ausfließen lassen. Dabei ist der Klauenspalt u. die Krone der Klauen angeschwollen u. heiß, die Thiere treten unsicher auf od. hinken bedeutend, zugleich zeigen sich allgemeine Symptome des Fiebers. Gefährlich wird die Seuche nur, wenn die Klaue selbst angegriffen wird u. der Eiter in den Hornschuh gelangt; dies kann ein Abfallen desselben u. damit eine lebenslängliche Unbrauchbarkeit des Thieres zur Folge haben. Um letzteres zu verhüten, wäscht man die Wunden mit einer Auflösung von Alaun u. blauem Vitriol in Wasser od. Chlorkalk. Die K. zeigt sich am meisten bei den Ochsen u. bei Schafen, welche Schlämpefutter erhalten. Ruhe u. ein weiches, trocknes Lager tragen viel zur Heilung bei.

Klause, s. „Alpen".

Klausel (lat. clausula), ein einer Willenserklärung zugefügter Satz, um diese dem Willen des Erklärenden entsprechend wirksam zu machen; sie kann sowol eine Haupt- wie eine Nebenbestimmung enthalten od. betreffen, u. werden unter dem allgemeinen Namen K. n überhaupt die verschiedenartigsten, den Inhalt einer Willenserklärung näher bestimmenden, erklärenden, beschränkenden Zusätze zu derselben verstanden.

Klausenburg (ungar. Kolozsvár), Hauptstadt des gleichnamigen Komitates 89,3 □M. mit 190,326 E. im J. 1869 u. des Landes der Ungarn in Siebenbürgen mit 26,382 E. (1869), liegt an der Kleinen Szamos u. ist zum größten Theil noch mit Mauern umgeben; der Charakter der inneren Stadt, bes. die im goth. Stile erbaute, aus dem 16. Jahrh. stammende Kathedrale zum heil. Michael, deutet auf den deutschen Ursprung K.s. Jetzt ist die Bevölkerung vorzugsweise magyarisch u. die Stadt selbst ein Lieblingsaufenthalt ungar. Edelleute. K. ist Sitz der obersten kirchlichen Behörden für die Reformirten u. Unitarier des Landes u. hat an höheren Schulen 2 Gymnasien, ein unitarisches Kollegium, eine Rechtsakademie, eine chirurgische Lehranstalt u. eine Hebammenschule aufzuweisen. Bedeutend ist der Handel mit Ungarn u. die Porzellanmanufaktur; in der Nähe befinden sich Salzbergwerke. K. wurde um 1275 durch siebenb. Sachsen angelegt, aber schon im 16. Jahrh. magyarisirt u. bildete in der ungar. Revolution nach der Einnahme durch Bem 25. Dez. 1848 einen Hauptstützpunkt der Bewegung. Die auf dem andern Flußufer unter Karl VI. 1721 angelegte Festung wird nicht mehr unterhalten.

Klausthal, Bergstadt im Kreise Zellerfeld der preuß. Landdrostei Hildesheim (Provinz Hannover) mit 9138 protestant. E. (1871), liegt im nordwestl. Theile des Oberharzes auf einem rauhen Plateau, 603 m. über dem Meere, u. wird durch den Zellerbach von der Nachbarstadt Zellerfeld getrennt. Die Bevölkerung lebt vom Bergbau auf Eisenerze u. silberhaltige Blei- u. Kupfererze, deren reiche Gänge 1553 entdeckt wurden; 1554 erfolgte darauf die Gründung von K. durch Herzog Ernst, nachdem aus Obersachsen Bergleute in diese Gegend gezogen worden waren. Die Kuxe kaufte Hannover bis 1806 auf u. seitdem sind diese Bergwerke Staatseigenthum. Die Gruben, von denen Dorothee (ehemals die reichste, 320 m. tief), Karoline am Hirschler Teich, Bergmannstrost, Silbersegen, Herzog Georg Wilhelm u. Königin Charlotte die wichtigsten sind, haben eine sehr bedeutende Tiefe, sodaß infolge der sich ansammelnden Grundwässer der Betrieb mehrfach hat eingestellt werden müssen; zur Abführung derselben ist 1851—64 der 3 M. lange Ernst-August-Stollen angelegt worden, dessen Mundloch bei Gittelde am westlichsten Rande des Harzes liegt. Zum Betriebe sind außerdem noch ausgedehnte Wasserleitungen u. Teiche angelegt. Im W. der Stadt befinden sich die großartigen Pochwerke u. die Frankenscharner Silberhütte. K. ist Sitz eines Oberbergamtes, einer Bergakademie u. eines Gymnasiums, u. hat einige Fabriken in Zündhölzern, Cigarren, Nägeln u. a. m. In der Nähe von K. liegen mehrere königl. Eisenhüttenwerke.

Klausur (v. lat. claudo, schließen) bedeutet eig. „Einschließung, Absperrung", in der Kirchensprache bes. die Absperrung der Mönche, Klosterschüler rc. in besonderen Gebäuden, die sie ohne Erlaubniß nicht verlassen dürfen. Auch die Papstwahl wird von den Kardinälen „in K." vollzogen.

Klavier, s. „Pianoforte".

Kleber, Gluten, der stickstoffhaltige Bestandtheil der Getreidekörner, dem dieselben einen großen Theil ihrer Nahrhaftigkeit verdanken. Am leichtesten u. reinsten läßt sich derselbe aus dem Weizenmehl bes. von hartem Weizen gewinnen, indem man das Mehl mit kaltem Wasser zu einem steifen Teige knetet, den man, damit die Mehltheilchen vollkommen durchtränkt werden, 2—4 Stunden stehen läßt, sodann in ein leinenes Tuch eingeschlagen unter einem Wasserstrome durchgeknetet, bis alle weißen Stärkemehlkörnchen weggespült sind u. das Wasser klar abläuft. Der Teig nimmt dabei eine dunklere, bräunliche Farbe an u. wird immer zäher, lederartiger. Das erhaltene Produkt ist keinesfalls vollkommen rein. Abgesehen von der freilich in geringer Menge vorhandenen Zellsubstanz besteht es mindestens aus zwei stickstoffhaltigen Substanzen, von denen die eine beim Auskochen mit verdünntem Alkohol sich auflösende, der sog. Pflanzenleim, mit dem thierischen Leime in Zusammensetzung u. Eigenschaften nahezu übereinstimmt, die andere unlösliche, welche als Pflanzenfibrin bezeichnet wird, dagegen dem Blut- u. Muskelfibrin der Thiere im Wesentlichen nahekommt. Es fehlt nicht an Versuchen, den bei der Fabrikation der Weizenstärke auf dem angegebenen Wege im Großen erhaltenen K. als Nahrungsstoff zu verwerthen, indem man ihn z. B. mit Mehl, auch mit Kartoffelbrei zusammenknetet u. zu Nudeln, Maccaroni u. Klebergries für Suppen benutzt. Am einfachsten erscheint es, feines Weizenschrot nach dem Auswaschen der Stärke mit dem sich aus den ersten Antheilen absondernden Wasser aufzukochen, die Brühe mit Häckerling zu mischen u. als Viehfutter zu verwenden. Bei angehender Gährung wird der K. flüssig, in gelinder Wärme eingetrocknet giebt er den bekannten Schusterpapp.

Kleber, Jean Baptiste, berühmter General der ersten franz. Republik, geb. als der Sohn eines aus dem Dorfe Schwarzenberg im Bregenzer Walde gebürtigen Gartenarbeiters zu Straßburg (nach Anderen zu Besançon) 6. März 1753, ging 1769 nach Paris, um sich zum Architekten auszubilden, ließ sich nach seiner Rückkehr von zwei jungen Bayern, denen er in einem Streite mit Franzosen beigestanden, zum Eintritt in die Münchener Kriegsschule bereden, ward aber 1777 von dem österr. General Grafen Kaunitz bewogen, sich bei dessen Regiment als Kadett assentiren zu lassen. Im Sept. 1785 verließ jedoch K. den österr. Kriegsdienst wieder, worauf er königl. Bauinspektor in Belfort wurde. Die Revolution rief ihn von Neuem unter die Waffen: als Freiwilliger trat er beim franz. Heere ein u. war schon 1793 General, als welcher er in der Vendée eben so viel Muth als Menschlichkeit an den Tag legte. In den J. 1795 u. 1796 führte er den linken Flügel der unter Jourdan (s. d.) stehenden Armee, bis er durch die Intriguen seiner zahlreichen Feinde vom Heere plötzlich entfernt wurde. Erst Bonaparte entzog ihn seinem abgeschiedenen Leben, das er seitdem in Chaillot bei Paris geführt, u. bestimmte ihn, als Divisionsgeneral an der Expedition nach Aegypten Theil zu nehmen.



Nr. 3711. Jean Baptiste Kleber, geb. 6. März 1753, gest. 11. Juni 1800.

Dort leitete er den Sturm auf Alexandria, wobei er eine schwere Kopfwunde erhielt, folgte dann Bonaparte nach Syrien, nahm mit seiner Division Jaffa u. Gaza u. siegte am Berge Tabor. Nach der Abreise Bonaparte's mit dem Oberbefehl betraut, schloß er mit dem engl. Commodore Sidney Smith einen Vertrag ab, laut welchem die franz. Truppen freie Ueberfahrt mit Waffen u. Gepäck erhalten sollten; doch Admiral Keith (s. d.) ratifizirte diesen Vertrag nicht. Infolge dessen sah sich K., zumal inzwischen die Franzosen die genommenen Plätze den Türken wieder ausgeliefert hatten, in der schwierigsten Lage. Da faßte er den kühnen Entschluß, das Land auf's Neue zu unterwerfen. Am 20. März 1800 schlug er bei Heliopolis das ganze türk. Heer u. machte sich binnen Kurzem wiederum zum Herrn Aegyptens, doch endete er schon 14. Juni 1800 durch die Mörderhand eines fanatischen Türken. Seine Leiche wurde zuerst nach Marseille u. 1818 nach Straßburg gebracht, wo ihm 1840 ein ehernes Standbild errichtet ward. K. war ein großer Charakter, kaltblütig u. entschlossen, unerschrocken in Wort u. That, ein treuer Anhänger der republikan. Verfassung, den Bonaparte zuletzt weit mehr fürchtete als liebte, u. dessen Tod dem ehrgeizigen Korsen nur erwünscht kam. Die Biographie K.'s schrieb Ernouf (1867).

Klee. Unter diesem Namen versteht man botanisch nur die Arten der Gattung Trifolium (s. d.); in der Landwirthschaft weicht man insofern davon ab, als man alle kleeartigen Kulturgewächse darunter versteht.

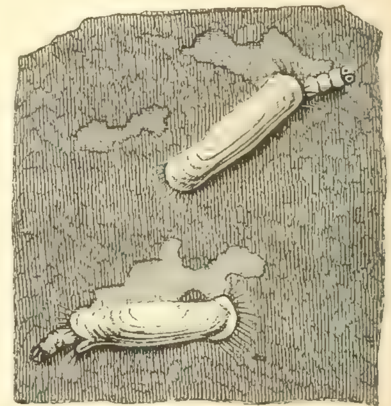
Von den echten Kleearten unterscheidet man dabei: 1. den Wiesenklee (T. pratense), auch rothen Kopf-, spanischen od. brabanter K., 2. den grünen Kopf- od. steierischen K. (T. sativum), eine Abart des vorigen, 3. den kriechenden od. weißen u. Weideklee (T. repens), 4. den Bastardklee (T. hybridum), 5. den Erdbeerklee (T. fragiferum), 6. den Sternklee (T. stellatum), 7. den schmalblätterigen K. (T. angustifolium), 8. den rothen K. (T. rubens), 9. den ockergelben K. (T. ochroleucum), 10. den Bergklee (T. montanum), 11. den Inkarnatklee (T. incarnatum), od. den rosenrothen u. Roussillonklee, 12. den Hopfenklee (T. agrarium) u. a., welche weniger bei der Viehzucht in Betracht kommen. Dagegen gehören der gelbe K. (Mudicago lupulina), die schwed. Luzerne (M. falcata), der Steinklee (Melilotus officinalis), der Riesenklee (M. leucantha), der Schotenklee (Lotus corniculatus), der Wiesenschotenklee (Tetrágonólobus siliquosus), der Geisklee (Galega officinalis), die Luzerne (Medicago sativa), die gelbe Luzerne (M. intermedia) u. Esparsette (Hedysarum Onobrychis) nur als verwandt zu der großen Familie der Kleearten, den Schotenfrüchtlern od. Leguminosen an. Von all den angeführten Arten des eigentlichen K. steht Trifolium pratense obenan, weil es nicht nur allen Thieren behagt, sondern auch in jeden Fruchtwechsel paßt u. überdies durch seine dichte Beschattung den Boden fruchtbarer erhält — eine Eigenschaft, die ihn bes. auf trockneren Feldern u. Anhöhen äußerst werthvoll macht. Darum auch ist er die eigentliche Grundlage unsrer ganzen Viehzucht. An u. für sich verlangt er freilich als echte Wiesenpflanze einen fruchtbaren Boden, am liebsten solchen, welcher phosphorsauren Kalk u. kohlensaure Kalkerde enthält, die mit einem tiefgründigen Lehmboden verbunden sind. Entweder baut man ihn für sich allein od. mit Gräsern, z. B. mit Wiesenfuchsschwanz, Timotheusgras, franz., engl. u. ital. Raigras, Schwingel, Trespe, Knäulgras u. Ruchgras, ja selbst mit Schafgarbe u. Kümmel. Mitunter mischt man ihn auch mit weißem Steinklee, gelbem Hopfenklee u. s. w. Für sich allein gebaut hält man ihn nur ein Jahr auf dem Boden u. bringt dann Wintergetreide hinein, weil er im zweiten Jahre leicht auswintert. Die Abart T. sativum hat den Vorzug, höher u. reichlicher zu wachsen, welche Eigenschaft sie nam. erst im zweiten Schnitte zeigt. Mit dem vorigen auf eigenem Acker allein gebaut, giebt dieser K. 3—4 Wochen später als jener Grünfutter. Nr. 3 macht sich bes. als Brach- u. Weidepflanze bemerklich, wie er auch auf Wiesen der vorzüglichste Bestandtheil des Futters ist. Ihm ähnelt Nr. 4 im Aussehen ungemein; doch entwickelt er aufrechte Stengel, welche für feuchte Niederungen ein unschätzbares Viehfutter sind. Nr. 5 verbündet sich ihm hier gern als eben so zartes Futter. Nr. 6 dagegen eignet sich für trocknen Boden u. gehört eigentlich dem Süden Europa's an. Nr. 7 gedeiht sogar auf sandigem Boden u. stammt ebenfalls aus dem Süden. Nr. 8 ist ein guter Inländer auf bergigen Höhen, bietet aber wegen seiner Stattlichkeit u. Zartheit ein vorzügliches Futterkraut, ebenso Nr. 9 u. 10, die sich ihm häufig im Freien verbünden. Nr. 11 stammt wiederum aus dem Süden, gedeiht aber auch bei uns u. giebt, zeitig ausgesäet, noch im Herbste einen Ertrag, der sich im folgenden Frühjahr ebenso gewinnen läßt, wenn man ihn umgekehrt als Stoppelfrucht aussäete. Seiner schönen rothen Blumen wegen ist er wol die herrlichste aller Kleearten, die in Südfrankreich die brennend rothen Kleefelder bildet. Nr. 12 endlich empfiehlt sich als inländische Art bes. zur Weidepflanze, wo Nr. 3 nicht mehr gedeihen will. Außer diesen giebt es auch noch eine große Menge anderer, selbst inländischer Arten, die sämmtlich mehr od. weniger Futterwerth haben, aber aus andern Gründen sich nicht zum Anbau empfehlen. Erst seitdem man erkannte, daß die Kleekultur, welche durch Nr. 1 hervorgerufen wurde, das beste Nährmittel für unsere Hausthiere bilde, ist es möglich geworden, die Landwirthschaft auf ihre heutige Stufe zu bringen, indem man mit der Einführung der „Grünfütterung" die Viehzucht auf den Stall beschränken, hierdurch mehr Dünger erzeugen u. so die Brache mit ihrer Dreifelderwirthschaft zu besseren Wirthschaftsmethoden umbilden lernte. Der Ruhm dieser Erkenntniß gehört bes. dem Sachsen Schubert an, welchen deshalb Josef II. zum Edlen von Kleefeld erhob. Es sind genau 100 Jahre darüber verflossen; denn Jenes' Verdienst schreibt sich aus dem J. 1776 her.

Kleefeld, Edler v., s. „Schubart".

Kleesäure, s. v. w. Oralsäure. **Kleesalz**, s. „Oralsäure".

Kleidermotte (Tenea sarcitella), eine Schabe od. Motte von 13 mm. Spannweite, mit Flügeln, welche silbergrau gefärbt sind u. an den Wurzeln zu beiden Seiten des Rückens einen weißen Punkt haben. Sie legt ihre Eier im Mai u. Juni u. lebt als Raupe von den Wollfasern der Kleider, Tapeten, Möbelüberzüge, Teppiche, Betten, Pelze, Polster ɾc., umgeben von einem Futteral, das sie sich aus deren Stoffen fertigt. Die Raupe frißt drei Monate lang, überwintert als Raupe, verpuppt sich im nächsten Frühjahr (März, April) in einem braungrauen Gewebe u. fliegt nach Verlauf von etwa 4 Wochen (Mai) aus. Lüften u. Klopfen sind die besten Mittel gegen diesen Feind. Aehnlich schaden auch verwandte Arten, wie die Pelzmotte (Tinea pellionella), mit 1—2 dunkelbraunen Punkten auf der Mitte der Vorderflügel, u. die Tapetenmotte (Tinea tapeziella), mit weißem Kopf u. weißen Flügelspitzen.

Kleiderordnung nannte man ehedem in Deutschland die obrigkeitliche Bestimmung der erlaubten Kleider u. Zierrathen für die verschiedenen Stände, die bis ins 17. Jahrh. noch so gewöhnlich war, daß man sprüchwörtlich von etwas Außergewöhnlichem sagte, es sei über alle K. Der Ursprung dieser Gesetze reicht in das graue Alterthum zurück, denn die Israeliten hatten schon Verordnungen, welche die Kleidung betrafen (III. Mos. 19, 19; V. Mos. 22, 5), u. der Hohepriester u. die Leviten hatten ihre besondere Kleidung, die kein Anderer tragen durfte. In Griechenland hatte Zaleukos den Lokrern u. Lykurgos den Lakedämoniern Gesetze über ihre Kleidung gegeben u. Aufseher bestellt, welche über die Beobachtung derselben zu wachen hatten. Eben solche Verordnungen hatten die Athener. Bei den Römern unterschieden sich die Senatoren u. Ritter durch ihre Kleidung; Purpurfarbe zu tragen war nicht Jedermann gestattet. Im Punischen Kriege hatte der Volkstribun ein allerdings später wieder abgeschafftes Gesetz gegeben, welches den Frauen das Tragen bunter Kleider u. das Führen von mehr als eine Unze wiegenden Schmucksachen verbot (Liv. XXIV. 1). Karl d. Gr. verbot in seinen Kapitularien das Tragen der allzutheuren fremden Tücher u. Kleider, u. nam. in Frankreich gaben die Könige Ludwig der Heilige, sein Nachfolger Philipp der Schöne (1294) u. Karl VII. sehr strenge Gesetze gegen den Kleiderluxus. Selbst der prachtliebende Franz I. u. sein Nachfolger Heinrich II. beschränkten den Aufwand, den man mit kostbaren Stoffen zu Kleidern, mit Stickereien u. Pferdegeschirr trieb; ja Karl IX. gab vollständige K.en (1560 u. 1563) heraus. Heinrich IV. gab 1604 ein Edikt, worin alle auswärtigen Luxusprodukte, als Spitzen, Perlen, Diamanten ɾc., verboten wurden, u. ließ darin nur den Huren, Dieben u. Leuten ähnlichen Gelichters nach, sich nach Gefallen zu kleiden. In Italien erschien 1299 zu Florenz die erste K., die mehrmals erneuert ward. In der Züricher Polizeisatzung vom J. 1371 ward den Frauen verboten, an seidnes od. graues Tuch Enden zu setzen, u. Kappen von Gold, Silber, Seide ɾc. zu tragen, welches nur den Unverheiratheten erlaubt war, denen es auch gestattet war, Gold, Silber u. Edelsteine auf ihre Obergewänder zu setzen, was die verheiratheten Frauen gleichfalls nicht durften; ja es war Letzteren sogar untersagt, dieselben auf den Achseln mehr als zwei Finger breit auszuschneiden od. zu knüpfen. Während in England u. Holland keine Obrigkeit an dergleichen Verbote dachte, schränkte in Deutschland bereits Kaiser Maximilian I. in dem Reichsabschied zu Augsburg vom J. 1500 nach dem Vorgange der Reichstage von Lindau (1497) u. Freiburg (1498) die übermäßige Kleiderpracht ein. Auf dem Reichsdeputationstage zu Frankfurt von 1577 ward eine Kleider- u. Polizeiordnung genehmigt, bald darauf im J. 1582 eine solche zu Augsburg, wo schon 1441 eine dgl. erlassen worden war, gedruckt, nachdem die Stadt Nürnberg bereits 1343 u. später, z. B. 1560, mit K.en vorausgegangen war, die hier öftere Wiederholungen u. Ergänzungen fanden, bis die letzte im J. 1691 erschien. Auch der Rath zu Speier erließ im J. 1356 ein sehr strenges, komplizirtes Gesetz gegen den Kleiderluxus, ebenso der zu Straßburg (1374), ferner der von Ulm (1406) u. von München (1405). In Sachsen erließen Kurfürst Ernst u. Herzog Albrecht 1482 eine Verordnung, worin verboten ward, daß eine Rittersfrau od. ein Rittersfräulein ein Kleid tragen solle, welches über zwei Ellen auf der Erde nachgehe, u. in der von der fränkischen Ritterschaft im J. 1479 vor dem großen Turnier zu Würzburg erlassenen Ordnung war gar ein Unterschied zwischen der Kleidung des Ritters u. gewöhnlichen Edelmanns gemacht. Im 17. Jahrh. gab Kurfürst Georg von Sachsen (1612) eine K., anknüpfend an eine Reichstagsordnung vom J. 1548. Andere K.en, die sich übrigens hauptsächlich gegen die leichten Luxuswaaren richteten, kennen wir von Braunschweig (1618 u. 1662), Hildesheim (1640, 1659, 1663), aus Holstein (1636) ɾc. Im 18. Jahrh. erließ Kurfürst Maximilian Joseph v. Bayern (1749) wieder ein sehr strenges Luxusmandat u. ließ es am Neujahrstage 1750 thätlich ausführen, denn als die Münchner Bürgers-



Nr. 3712. Futterale der Kleidermotte.

frauen, wenig um dasselbe bekümmert, zur Kirche gehen wollten, rissen ihnen Polizeidiener alle Gegenstände, welche in jenem verboten waren u. die sie dennoch trugen, buchstäblich vom Leibe. In Straßburg war durch eine obrigkeitliche Verordnung vom J. 1685 befohlen worden, die deutsche Tracht abzulegen; man hatte sich derselben gefügt, allein später hatten sich doch wieder deutsche Moden eingebürgert; da proklamirten die Konventsmitglieder Lebas u. St. Just: „Die Bürgerinnen Straßburgs sind eingeladen, die deutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind", u. dies ist eigentlich die letzte Spur von K.en, denn das 19. Jahrh. (die über die Tracht der Juden in Rußland erlassenen ausgenommen) kennt solche Beschränkungen nicht mehr.

Kleie od. Kleien heißen die bei der Mehlfabrikation sich ergebenden Rückstände, welche behufs Verfütterung an die landwirthschaftlichen Hausthiere einen hohen Werth haben. Die K. bestehen aus der das Korn umgebenden Samenschale, welche durch den Mahlprozeß zerrissen wird. An derselben bleiben indeß mehr od. weniger Theile des Inhalts vom Korn sitzen, u. zwar hauptsächlich die unter der Samenschale befindlichen, Kleber (eine stickstoffhaltige Substanz) führenden Schichten. Hieraus erklärt sich der große Nährgehalt der K. Am meisten kommen vor Roggenkleie, Weizenkleie, Dinkelkleie in Süddeutschland u. Reiskleie. Die Roggenkleie enthält nach Professor E. Wolff: 11,3 % verdauliches Eiweiß, 40,1 % verdauliche Kohlenhydrate, 3,0 % verdauliches Fett; die Weizenkleie dagegen 10,9 % verdauliches Eiweiß, 37,6 % verdauliche Kohlenhydrate, 3,1 % verdauliches Fett; erstere hat daher einen höheren Futterwerth.

Kleienbrot od. Schwarzbrot ist dasjenige Brot, welches, aus Roggenmehl bereitet u. weniger fein ausgemahlen u. ausgebeutelt, noch viele Kleientheile enthält. Aus demselben Grunde ist aber auch noch mehr Kleber, der Hauptnahrungsstoff des Brotes, sowie ein größerer Theil an Mineralsalzen, bes. Phosphorsäure, darin enthalten. Es ist daher das K. od. Schwarzbrot zwar etwas schwerer verdaulich, aber nahrhafter als das aus feinem, stark ausgebeuteltem Mehl bereitete Weißbrot. Zu diesen nahrhaften Brotsorten gehört nam. das in ganz Norddeutschland u. Schweden auf dem Lande genossene Schwarzbrot, bes. der in Westfalen u. am Niederrhein u. Holland heimische „Pumpernickel", ebenso das sog. „Kommißbrot". Justus v. Liebig hat sich auf Grund dieser wichtigen Thatsachen bemüht, die Bereitung des Brotes nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu verbessern u. verschiedene Anweisungen zur Bereitung eines kräftigen Brotes zu geben, freilich mit wenig Erfolg, da Gewohnheit u. Vorurtheil auch in diesem Falle sich mächtiger erwiesen haben als alle Vernunftgründe.

Klein, Bernhard, verdienter deutscher Tonsetzer, geb. zu Köln 6. März 1793, erhielt bei frühzeitig sich kundgebendem Talente den ersten Musikunterricht von einem Geistlichen, war aber bald vorwiegend auf das Selbststudium angewiesen, bis er 1812 Gelegenheit fand, nach Paris zu gehen, wo er der Unterweisung Cherubini's theilhaftig wurde. Nach Köln zurückgekehrt, übernahm er hier die Leitung der musikalischen Aufführungen im Dom sowie des ganzen damit verbundenen musikalischen Instituts, u. nachdem die Aufführung seiner ersten Messe im J. 1816 u. die einer Cantate auf Schiller's „Worte des Glaubens" (1817) sein Talent u. sein Können entscheidend bewährt hatten, wurde er 1819 auf Kosten der preuß. Regierung nach Berlin geschickt, um die dortigen Musikanstalten kennen zu lernen u. dann als Kapellmeister u. ordinirter Musiklehrer am Dom nach Köln zurückzukehren. K. beschloß jedoch in der preuß. Hauptstadt zu bleiben u. bewarb sich um eine Anstellung bei der damals begründeten Organistenschule, wo ihm denn auch der Lehrvortrag über Generalbaß u. Kontrapunkt anvertraut u. gleichzeitig das Amt eines Musikdirektors u. Gesanglehrers an der Universität übertragen wurde. Von seinen größeren Kompositionsarbeiten aus der ersten Zeit seines Berliner Aufenthaltes sind bes. das Oratorium „Hiob" (1820) u. die Oper „Dido" (1823) zu nennen. Letztere, in der Manier Gluck's gehalten, fand gelegentlich ihrer Aufführung bei den Kammern Beifall, hatte aber beim Publikum keinen Erfolg. Nach seiner Verheirathung 1823 machte K. eine größere Reise nach Italien. Im J. 1828 brachte er auf dem Kölner Musikfest sein Oratorium „Jephtha" zur Aufführung, u. 1830 schrieb er für das Musikfest in Halle ein zweites Oratorium „David". Beide Werke machten K.'s Ruf als Kirchenkomponist fest. Mitten in der Blüte seines Schaffens raffte ihn jedoch 9. Sept. 1832 der Tod hinweg. Außer den oben angeführten Oratorien hat K. durch den Druck veröffentlicht: eine Messe (in D), ein achtstimmiges Pater noster, ein großes sechsstimmiges Magnificat u. eine ziemliche Anzahl Kirchenmusikstücke, außerdem geistliche u. weltliche Lieder, Klaviersonaten, Variationen &c.

Klein, Johann Adam, Maler u. Radirer, bes. in dieser letzteren Kunst ausgezeichnet, ist geb. 24. Nov. 1792 in Nürnberg u. kam infolge seines früh sich geltend machenden Talentes in die dortige Zeichenschule, wo er sich vorzugsweise durch die Pferdebilder Ridinger's (s. d.) angezogen fühlte. Von 1805 an erlernte er bei Ambrosius Gabler die Kunst des Radirens. Die Kriegsjahre blieben nicht ohne Einfluß, indem sie ihm Gelegenheit boten, alle möglichen Truppengattungen kennen zu lernen u. diese künstlerisch zu verwerthen. Im J. 1811 wanderte K. nach Wien, trat dort als Zögling der Akademie ein u. erweiterte durch größere Ausflüge in die Umgegend seine Anschauungen auch in ethnographischer Beziehung. Während eines zweiten Aufenthaltes daselbst fing er mit großem Eifer auch die Oelmalerei an. Endlich trat er 1819 die ersehnte Reise durch die Schweiz nach Italien an, wo er in Rom u. Neapel mit den bedeutendsten Künstlern in Verkehr trat u. sich der besonderen Huld des nachmaligen Königs Ludwig von Bayern erfreute. Nach einem Aufenthalte von mehr als 2 Jahren kehrte er nach Deutschland zurück, ließ sich zunächst in Nürnberg u. 1839 in München nieder u. entwickelte von da ab eine unausgesetzte Thätigkeit sowol im Malen als im Radiren. Seine Oelbilder, fast sämmtliche Landschaften aus Süddeutschland od. Italien, in denen die Thierstaffage die Hauptsache bildet, tragen mehr den Charakter kolorirter Zeichnungen als den wirklicher Oelbilder; in seinen zahlreichen Radirungen dagegen steht er den besten Arbeiten der Niederländer gleich. K. starb 21. Mai 1875 in München.

Kleinasien, die westlichste Halbinsel Asiens, erstreckt sich von Armenien aus bis nahe zur Küste der Balkanhalbinsel, liegt zwischen dem 26. u. 40.° östl. L., dem 36. u. 42.° n. Br. u. hat eine Größe von 9154 □M. mit 6,800,000 Bewohnern. An drei Seiten vom Meere bespült, im N. vom Schwarzen u. Marmara-Meere, im W. vom Aegäischen u. im S. vom Mittelländischen Meere, besitzt es eine Küstenlänge von 440 M. Am reichsten gegliedert ist die Westküste, auf der deshalb seit den ältesten Zeiten der Schwerpunkt des Landes liegt. Die Südküste hat im Golf von Adalia u. Iskanderun zwei bedeutende Meereseinschnitte. Der Kern der Halbinsel besteht ganz aus Hochland, theils aus Hochebenen von 1000–1500 m. Höhe, theils aus Bergzügen, welche im cilicischen Taurus eine Höhe von 3500 m. erreichen. Isolirt erhebt sich nördl. von letzterem Gebirge der erloschene Vulkan Erdschisch (Argäos) 3841 m. Am zugänglichsten sind die Hochebenen des Innern von W., wohin Längsthäler streichen, zum Theil von 2000 m. hohen Gebirgszügen eingefaßt, deren weit vortretende Enden die reiche Gliederung der Westküste hervorbring u. Tiefland tritt nur hier u. da als schmaler Saum der Küste auf. K. besitzt zwar einige reich entwickelte Flußsysteme, aber der Wassermangel, welcher im größten Theil des Jahres infolge der Entwaldung herrscht, sowie Stromschnellen u. versandete Mündungen verhindern die Schiffahrt völlig. Von den Flüssen des westl. K.s fließt der Kisil Irmak (s. d.) u. Sakaria ins Schwarze Meer, der Susurlu in das Marmara-Meer, während Gedis-Tschai (Hermos) u. Menderes (Mäander) dem Aegäischen Meere zugehen. In das Mittelländische Meer münden der Gök Su (Kalykadnos), dessen Thal das malerischste u. fruchtbarste Gebiet der Halbinsel ist, der Seihun (Saros) u. Dschihun (Pyramos). Das Innere der Halbinsel, bes. die Steppe von Konia, ist reich an Salzseen, die im Sommer theilweise vertrocknen. Der größte von diesen, der Tus-Tschöllü, bedeckt eine Fläche von 30 □M. In dem Hochthale, welches das Westende des cilicischen Taurus u. der Sultan-Dagh einschließen, liegen der Soghla Göl (mit süßem Wasser) u. die Salzseen Beischehr Göl u. Egerdir Göl. Längs des Marmara-Meeres reihen sich von W. nach O. aneinander die Süßwasserseen: Manias-, Abullonia-, Isnik- u. Sabandscha-Göl. In Bezug auf das Klima unterscheiden sich die Hochebenen des Innern mit der Nordküste wesentlich von den gegen das Aegäische Meer sich öffnenden Thälern u. dem Küstengebiet südl. vom Taurus. Während dort ausgeprägtes Kontinentalklima auftritt, mildern hier die Seewinde sowol die Sommerhitze als die Kälte des Winters, u. das Klima ermöglicht das Gedeihen einer subtropischen Vegetation. Die Bodenschätze K.s werden durchaus ungenügend ausgebeutet. Die Silber-, Kupfer- u. Bleigruben sind in elendem Zustande. Besonders wichtig ist der Reichthum an Steinsalz im Gebiet des Kisil-Irmak u. am Meerschaumlager bei Kutahja. Der gänzliche Mangel fahrbarer Straßen setzt dem Verkehr große Hindernisse entgegen. Besonders leiden die Hochebenen des Innern darunter: eine Mißernte hat Hungersnoth zur Folge, wie das Jahr 1874–75 zeigte, u. doch liegen dort fruchtbare, ertragsreiche Provinzen.

K. führt bes. Olivenöl, Baumwolle, Tabak (der beste von Samsun), Opium u. von den Küstengegenden auch Reis u. Korn aus. Die Gebirge an der Nord- u. Südküste sind noch gut bewaldet u. nam. reich an Eichen. Außerdem ist K. die Heimat vieler unserer Obstsorten (Kirsche). Die Thierwelt K.s ist reich an Wild. Berühmt ist die Angora-Ziege, die nur westl. vom Unterlaufe des Kisil Irmak gedeiht, deren Zahl aber durch Futtermangel u. Kälte im Winter 1874/75 beträchtlich reduzirt wurde. Brussa u. Amasia sind Hauptorte für Gewinnung der Seide. Der Haupttheil der Bevölkerung sind ottomanische Türken; ca. 300,000 Griechen leben meist in den größern Städten u. haben mit Armeniern u. Juden fast den ganzen Handel an sich gerissen. Im Sommer weiden Kurdenstämme ihre zahlreichen Herden von Schafen, Ziegen u. Pferden auf den Hochebenen u. den Alpentriften der Gebirge. Als Grenze zwischen Morgen- u. Abendland hat K. in alter Zeit eine hohe Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit gehabt. Ruinen prachtvoller Städte zeugen von der Blüte, deren sich ehemals das Land erfreute. Unter den byzantinischen Kaisern begann der Verfall. Perser, sarazenische u. mongolische Horden überschwemmten K., u. endlich vernichteten die Osmanen, seit dem 11. Jahrh. vordringend, alle Civilisation. Das Land sank so tief, wie wenig andere: Die Bevölkerung vermindert sich fortwährend. Zwar hat man mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen, die jetzt Smyrna mit Aidin-Güssel-Hissar u. mit Manissa verbinden, aber dies sind kurze Strecken, u. das ganze Uebrige hat nicht eine fahrbare Straße. Trotzdem ist der Handel beträchtlich. Smyrna, der Haupthandelsplatz der Levante, weist eine Handelsbewegung von 120 Mill. Mk. auf. In Trapezunt betrug der Gesammtumsatz 1873: 48 Mill. Mk. Amassia lieferte 1872: 50,000 Kg. nasse Cocons, Brussa im gleichen Jahre 330,000 Kg.

Kleinkinderbewahranstalten. Den ersten Grund zu diesen Schöpfungen der christlichen Humanität, welche die Kinder der Armuth im zarten Alter vor der Verwahrlosung behüten will, legte 1788 der durch seine menschenfreundliche Wirksamkeit berühmte Pfarrer Oberlin in Steinthal im Elsaß, welcher eine Menge Kinder, die sich selbst überlassen waren u. leicht dem Laster in die Arme fallen konnten, in geräumigen Zimmern unterrichten u. erziehen ließ. Die erste vollständig organisirte K. gründete die Fürstin Pauline zu Lippe-Detmold im J. 1802. Sie nahm Kinder auf, die nicht über 4 Jahre waren, u. beaufsichtigte sie während der Tageszeit, in welcher die Eltern außer dem Hause ihrer Arbeit nachgehen mußten. Reinlichkeit, Nahrung, Aufenthalt, Pflege, Umgang mit den Kindern wurde durch Wärterinnen besorgt. Zwölf angesehene Frauen führten abwechselnd die Aufsicht u. berichteten der Vorsteherin über den Stand der Anstalt. Trotzdem aber, daß der Segen dieser Anstalt auf der Hand lag, fand sie doch nur vereinzelte Nachahmungen in Deutschland. So machte 1805 der Pädagog Wolke den Vorschlag zu einer Bewahr- u. Vorbereitungsanstalt, in welcher Kinder 3–4 Jahre vor dem Eintritt in die Schule unterrichtet u. erzogen werden sollten, u. 1819 wurde in Berlin mit dem Alexandrinenstift eine Anstalt verbunden, welche für Kinder von $^3/_4$—5 Jahren sorgen sollte. Rüstiger griffen die Engländer die Sache an; die 1819 in Westminster gegründete, fernerhin die etwas später von Robert Owen in Schottland gestiftete Anstalt gaben das Signal zur allgemeinen Verbreitung dieser Kleinkinderschulen (infant-schools) u. wurden zugleich auch Muster für die neugegründeten Anstalten, deren England nach u. nach weit über 400 besaß, u. die zum großen Theil von Vereinen u. Gesellschaften ins Leben gerufen wurden. Auch in den Vereinigten Staaten Nordamerika's wurden K. errichtet. In Frankreich fanden sie unter dem Namen „Salles d'asyle“ 1827 Eingang. Im J. 1830 hatte Paris 10 Kleinkinderschulen, welche sich aber bald außerordentlich vermehrten, da die Regierung fördernd einschritt, so daß Frankreich jetzt gegen 4000 solcher Anstalten besitzt. Deutschland, wo die Idee zunächst mit Wurzel gefaßt hatte, regte sich in den zwanziger Jahren lebhafter dafür, u. in manchen Staaten wurde die Einführung von K. von der Regierung geboten. So erhielt Dresden 1828 die erste Anstalt dieser Art, 1830 zwei weitere; 1836 hatte Berlin schon 16 K.; München besaß 1837 vier; in Wien wurde die erste K. 1830 gegründet. Seit dieser Zeit hat das Kleinkinderschulwesen einen mächtigen Aufschwung in allen Ländern (Preußen zählt jetzt 500, Württemberg 180 K. rc.), nam. auch in der Schweiz genommen. In Frankreich verbinden sich mit diesen humanitären Anstalten die Krippen (s. d.), während in Deutschland die K. bes. durch die Entwickelung der Kindergärten mit gefördert worden sind. Was die Einrichtung der K. anbelangt, so besitzen diese Anstalten in der Regel ein zwar einfaches, aber geräumiges u. zweckmäßiges Haus mit Spiel- u. Speisezimmer, mit Hof u. Garten, mit Beschäftigungsmitteln der verschiedensten Art, mit Gartengeräth u. s. w. Die Leiterin der K. ist od. soll sein eine gebildete Frau, die mit der Liebe zur kleinen Welt auch die Fähigkeit verbindet, dieselbe anzuregen durch Erzählungen u. Unterhaltungen, durch Spiel u. Gesang. Wenn diese Bewahranstalten im rechten Geiste geleitet werden, wenn man die zu arge Einschnürung u. Gängelei der Kinder vermeidet, wenn der Unterricht nicht verfrüht u. wenn die Disziplin in gesunder u. vernünftiger Weise gehandhabt wird, so kann der Segen, den die K. stiften, ein überaus großer sein. Die Kinder, deren Eltern auf Erwerb ausgehen u. ihre Kleinen sich selbst überlassen müssen, werden in diesen Anstalten vor allen Dingen vor körperlichen Schäden bewahrt, sie genießen die Wohlthat eines bildenden Umgangs; zur Entwickelung ihrer Fähigkeiten angeregt, werden sie vor dumpfem Hinbrüten, dem sie sonst verfallen würden, bewahrt; sie gewöhnen sich an eine geregelte, ihnen Vergnügen gewährende Thätigkeit, an Ordnung u. Reinlichkeit; sie lernen Fehler ablegen, die ihnen das Haus od. die Straße anerzog. Die K. kann eine Schule des Gehorsams, des Wohlwollens, des Gemeingeistes in des Wortes schönster Bedeutung sein. Und wenn Heiterkeit — wie das Sprüchwort sagt — die Mutter der Tugend ist, so werden die Kleinen, die aus einer bittern u. trüben Region gerissen u. zum Frohsinn u. zur kindlichen Lust geführt werden, dadurch gewiß mehr in den natürlichen guten Richtungen befestigt, als es sonst bei ihnen der Fall sein würde. In der Sache der K. haben bes. einflußreich gewirkt: Lord Brougham, Fölsing, Gesell, Gieszkowski, Pfarrer Steinacker u. A. — Vgl. Steinacker, „Bilder, Studien u. Klänge aus dem Bereiche des Elternhauses u. Kindergartens, der Bewahranstalt rc.“; ferner Gieszkowski, „Antrag zu Gunsten der K. als Grundlage der Volkserziehung“; Wilderspin, „Ueber Kleinkinderschulwesen“; Bögehold, „Die christliche Kleinkinderschule. Zeitschrift für christliche Kleinkinderpflege rc.“; Freiherr v. Bissing-Beerberg, „Was noth thut, od. die Kleinkinderschule“; Fölsing, „Ueber Kleinkinderschulen“. Es bestehen übrigens auch nam. in Süddeutschland besondere Bildungsanstalten für Kinderpflegerinnen, unter welchen die der Fr. Dr. Gottberg zu Nonnenweiher in Baden die bedeutendste ist.

Kleinmeister od. kleine Meister; so nennt man die im Kupferstich aus der Schule Albrecht Dürer's hervorgegangenen Meister, welche ihre Stiche meistens in kleinem Maßstabe, aber mit großem Fleiße ausführten. Dahin gehören Jakob Bink (1490?–1568), Heinr. Aldegrever (s. d.), Ludw. Krug (gest. 1532), Bartel Beham u. sein Neffe Hans Sebald Beham (s. d.) u. der nach Dürer's Schule gebildete Virgilius Jolis (1514–62). Auch nennt man so die vom Ende des 15. bis in das 18. Jahrh. hinein thätigen Kunstgewerke, welche sich vornehmlich die Herstellung von künstlerisch ausgeführten Gegenständen in kleinem u. kleinstem Maßstabe angelegen sein ließen. Sie blühten vorzüglich in Nürnberg, Augsburg, Dresden u. s. w., u. man rechnet zu ihnen ebensowol Goldschmiede, wie die Gebrüder Jamnitzer, Maslinger, Dinglinger, Pier di Nino zu Florenz, wie Eisenkünstler, z. B. Lochner zu Nürnberg, Siries zu Augsburg; auch Elfenbeinschneider, z. B. den Kärnthner Pronner u. A. Häufig arteten ihre Darstellungen in bloße Kuriositäten aus; so brachte der Calabreser Geistliche Faba das gesammte Leiden Christi plastisch auf einer Nußschale an u. stellte Wagen mit Gespann u. Personen darin her, welche mit Allem nicht größer als ein Gerstenkorn waren; Flötener zu Nürnberg schnitzte auf einen Kirschkern 113 Gesichter; Aehnliches leistete die Felicitas Neuberger daselbst, Kleinert u. A. Eine Geschichte der Kleinkunst gab Franz Trautmann.

Kleinrußland ist der Gesammtname für die südruss. Gouvernements Kijew, Poltawa, Charkow u. Tschernigow, ein Areal von 3771 □M. mit 7,388,258 E. (1871) umfassend. Das Land liegt größtentheils jenseit der nördl. Steppengrenze u. ist im Ganzen wohlbewässert, sehr fruchtbar u. reich an Vieh; nur im Tschernigow'schen finden sich ausgedehnte Sümpfe. Dnjepr u. Donez sind die größten Ströme. K., das auch „Ukraine“ im weiteren Sinne genannt wird, war im 9. Jahrh. der Haupttheil des Russ. Reiches u. Kijew (s. d.) 882—1228 seine Hauptstadt, dann kam das Land unter tatarische, 1320 unter lithauische u. 1386 unter poln. Herrschaft. Die Russen nahmen von den im O. des Dnjepr. gelegenen Landschaften 1667 u. 1686, von den westl. bei der zweiten Theilung Polens 1793 Besitz. Die Kleinrussen, welche neben den Groß- u. Weißrussen den dritten Hauptstamm der Bevölkerung des Kaiserstaates bilden, dehnen sich noch über die Gouvernements Wolhynien u. Podolien u. über Theile von Woronesch, Cherson, Taurien u. Bessarabien aus, reichen in das poln. Gouvernement Lublin hinein, halten als Ruthenen (s. d.) den größten Theil von Galizien im SO. der San besetzt u. wohnen auf ungar. Gebiete im W. des galiz. Waldgebirges fast bis an die obere Theiß; ihre Sprache wird auch von den thernomorischen Kosaken gebraucht. In den westl. Theilen ihres Gebietes wohnen Rumänen in zusammenhängenden Massen bes. in Bessarabien u. zahlreiche Deutsche auf verstreuten kleinen Sprachinseln. Die starke Beimischung mongolischer Elemente zeigt schon der Gesichtstypus der Bevölkerung von K., die spitze Nase, der dünne Bart, die niedrige Stirn u. die kleinen Augen; auch ist der Körper des Kleinrussen weit schlanker u. die Muskulatur weniger entwickelt als beim Großrussen. Die Frauen sind oft von überraschender Schönheit.

Der Kleinrusse ist meist gutmüthigen Temperaments, nicht selten melancholisch u. ein Freund der Musik. Ackerbau u. Viehzucht sind seine Hauptbeschäftigungen, für mechanische Arbeiten u. zu Handel hat er wenig Talent; dagegen zeichnet er sich im Allgemeinen durch Reinlichkeit vor den andern Stämmen des Russ. Reiches aus.

Kleist, Christian Ewald von, ward 3. März des J. 1715 zu Zeblin in Hinterpommern geb., erhielt seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Danzig, bezog dann die Universität Königsberg (1731), um die Rechte u. Mathematik zu studiren. Auf den Rath seiner Verwandten sprang er jedoch von seiner wissenschaftlichen Carrière ab u. trat als Offizier in dänische Dienste (1736), verließ dieselben aber nach dem Regierungsantritt Friedrich's d. Gr. wieder, um in dessen Armee zu dienen, ward Leutnant (1740), stieg nach u. nach bis zum Hauptmann (1749) u. Oberstwachtmeister (1756) u. zeichnete sich in den Feldzügen seines Kriegsherrn durch Tapferkeit bes. aus. Seine Berufspflichten hinderten ihn indeß durchaus nicht, seine wissenschaftlichen Studien eifrig fortzusetzen u. nam. seiner Neigung zur Poesie möglichst nachzuhängen. Er knüpfte mit Gleim u. Nicolai nähere Bekanntschaft an, u. diese Männer waren es, die ihn hauptsächlich aufmunterten, sein schönes lyrisches Talent fleißig zu üben.



Nr 3713. Christian Ewald v. Kleist. geb. 3. März 1715, gest. 24. Aug. 1759.

Die Frucht seiner Thätigkeit waren Hymnen, Oden, Elegien u. Idyllen; allein sein „Frühling" mit seinen vortrefflichen Naturschilderungen u. tiefem Gefühle setzte seinem Dichterruhme die Krone auf (Berl. 1749). Weniger gelungen ist sein Trauerspiel „Seneca" (in seinen Gedichten ebd. 1756). Allerdings spricht sich in allen seinen Dichtungen ein Hang zur Schwermuth, den man aus einer unglücklichen Jugendliebe zu erklären gesucht hat, u. eine auffallende Sehnsucht nach stiller Zurückgezogenheit (daher sein Lobpreisen des Landlebens) aus, allein im Gegensatz zu Gleim u. seinen Poesien doch voller Ursprünglichkeit u. weit von jener Trivialität entfernt, die wir bei diesem leider so häufig zu beklagen haben. In der Schlacht bei Kunnersdorf (12. Aug. 1759) ward er tödlich verwundet, von Marodeurs nackt ausgezogen, blieb die Nacht unbekleidet auf dem Schlachtfelde liegen, erhielt zwar von einigen mitleidigen russ. Husaren einen Mantel, Hut u. etwas Geld, mußte aber doch bis zum nächsten Tage unter freiem Himmel ausharren. Man schaffte ihn nach Frankfurt a. d. O., wo er 24. Aug. seinen Wunden erlag. Seine Werke wurden zuerst von Ramler (2 Bde., Berl. 1760), dann von W. Körte (nebst seiner aus seinen Briefen an Gleim u. a. Nachrichten zusammengestellten Lebensbeschreibung: 2 Bde., Berl. 1803, 1827, 1830, 1840, 1853) herausgegeben.

Kleist, Heinrich von, ward 10. Okt. 1776 zu Frankfurt a. d. O. geb., erhielt eine ziemlich mangelhafte Schulbildung, trat dann in ein preuß. Infanterieregiment u. machte als Junker den Feldzug am Rhein im J. 1793 mit. Nach einigen Jahren verließ er die militärische Laufbahn u. studirte in Frankfurt a. d. O. Cameralia, bereitete sich (1799—1800) in Berlin für den Staatsdienst vor u. erhielt auch eine Anstellung im Ministerium Struensee, gab dieselbe aber wieder auf, um nach Paris zu reisen (1801) u. dort Naturwissenschaften zu studiren. Sehr bald aber verließ er dasselbe wieder u. begab sich in die Schweiz, wo er mit Wieland u. Zschokke bekannt ward u. wo dadurch, daß er sich mit ihnen in einen poetischen Wettstreit einließ, sein dramatisches Talent die erste Anregung erhielt. Die Frucht desselben war „Die Familie Schroffenstein" (Zür. 1803), ein Trauerspiel nach einem Stoffe, den Zschokke novellistisch behandelte. Sein unruhiger Charakter trieb ihn wieder nach Deutschland, zuerst nach Weimar, dann nach Dresden, wo es ihn auch nicht litt. Nachdem er nochmals nach Paris (1803) gegangen war, fand er, nach Berlin zurückgekehrt, eine Anstellung im Finanzministerium, die er nach der Schlacht bei Jena wieder verlor. Er ging nun zuerst nach Königsberg, dann wieder nach Berlin, allein auf einer Fußreise ward er von den Franzosen als verdächtig aufgegriffen, gefangen genommen, nach Frankreich gebracht u. dort ein halbes Jahr in Chalons eingesperrt.



Nr 3714. Heinrich v. Kleist. geb. 10. Okt. 1776, gest. 20. Nov. 1811.

Nach seiner Freilassung begab er sich nach Dresden, wo er mit Adam Müller die ästhetische Zeitschrift „Phöbus" (12 Hfte., 1808) herausgab. Nach Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich u. Frankreich (1809) beschloß er nach Wien zu gehen u. gegen den Usurpator zu fechten, allein die Vereitelung seiner Hoffnungen durch den schnellen Friedensschluß vermehrte seine durch das stete Mißlingen seiner Lebenspläne überhand genommene Schwermuth. Er ging nach Berlin, wo er die Zeitschrift „Abendblätter" (1811) herausgab, welche große Theilnahme fand. Hier ward er mit der musikalisch sehr begabten Frau Henriette Vogel bekannt, die an einem unheilbaren Uebel litt u. trotzdem, daß er nie in ein Liebesverhältniß mit ihr getreten war, doch auf seinen schwärmerischen Charakter eine solche Anziehungskraft äußerte, daß er ihrer Aufforderung, sich mit ihr das Leben zu nehmen, bereitwillig Gehör schenkte. So fuhren sie denn 20. Nov. nach Potsdam, kehrten zusammen in einem Hause unweit der Stadt ein, verbrachten die Nacht mit Briefschreiben u. begaben sich dann in einen nahegelegenen Föhrenwald, wo K. erst die Frau, dann sich erschoß. K. hat uns mehrere Dramen hinterlassen, die von ungewöhnlichem Talente zeugen. In kräftiger Gestaltung, sicherer Zeichnung u. lebensvoller Ausführung seiner Helden u. Heldinnen, im Schwung der Phantasie, in der Eigenthümlichkeit der Erfindung u. in tiefem Gefühl kommen ihm wenige Dramatiker gleich, allein auch sein Grollen mit dem Schicksal, sein innerer Zwiespalt treten aus mehreren seiner Stücke hervor.

Seine „Penthesilea" (Tüb. 1808) soll ganz besonders eine merkwürdige Mischung von Liebe u. Haß in einer Menschenbrust vergegenwärtigen; allein eben dieses Widernatürliche stößt uns ab. Sein „Käthchen von Heilbronn" (Berl. 1810), welches Holbein für die Bühne bearbeitete, wird dagegen trotz des gezwungenen Schlusses für immer durch die meisterhafte Schilderung hingebender, durch nichts zu erschütternder Liebe sich eben so auf dem Repertoir der deutschen Bühne halten, als sein „Prinz von Homburg" (in seinen hinterlassenen Schriften, Berl. 1821), wo das Problem, Liebe zum Leben über todesverachtenden Heldenmuth in einer jugendlichen Brust siegen zu lassen, mit großem Geschick gelöst ist. Auch als Lustspieldichter hat er sich mit Glück versucht („Der zerbrochene Krug") u. als Novellist nam. in seinem „Kohlhaas" Vorzügliches geleistet. Seine gesammelten Schriften sind von L. Tieck herausgegeben worden (3 Bde., Berl. 1826; 3 Bde., ebd. 1859), seine politischen Schriften, bestehend aus Satiren, Erzählungen u. Gedichten, von R. Köpke (ebd. 1862), sein Leben u. seine Briefe von Ed. v. Bülow (ebd. 1848).



Nr. 3715. Emil Friedrich Graf Kleist v. Nollendorf (geb. 9. April 1762, gest. 17. Febr. 1823)

Kleist v. Nollendorf, Emil Friedrich Graf, preuß. Feldmarschall, geb. zu Berlin 9. April 1762, nahm 1788 schon am Bayer. Erbfolgekriege Theil, zeichnete sich dann als Generalstabsoffizier in den Rheinfeldzügen aus, war 1803—7 vortragender Generaladjutant des Königs u. später Nachfolger Chazot's in der Kommandantur von Berlin; 1812 befehligte er die gesammte Infanterie des preuß. Hülfscorps u. 1813 wurde er als Generalleutnant an die Spitze eines preuß.-russ. Corps gestellt, mit dem er sich bei verschiedenen Gelegenheiten ruhmvoll hervorthat, so insbes. durch die Vertheidigung des Spreeüberganges bei Bautzen 20. Mai. Nach Ablauf des durch ihn als preuß. Bevollmächtigten abgeschlossenen Waffenstillstandes von Poischwitz führte er die zweite Kolonne des gegen Dresden vorrückenden Heeres. Durch die Niederlage bei Dresden mit der übrigen Armee zum Rückzug gezwungen, wandte sich K. nach Süden, um den bei Kulm stehenden General Vandamme anzugreifen. Bei Nollendorf traf er auf den Feind, dem er 30. Aug. in den Rücken fiel u. dadurch dessen Vernichtung u. die glückliche Entscheidung der Schlacht bei Kulm herbeiführte; Böhmen u. ein großer Theil des verbündeten Heeres wurden dadurch gerettet. Eben so glücklich kämpfte K. bei Leipzig. Dann blockirte er Erfurt, folgte dem Heere nach Frankreich, wo er durch seinen mit dem General York unternommenen Ueberfall 9. März die Schlacht bei Laon entschied, u. wurde, nachdem die Wiedereinsetzung der Bourbons beschlossen worden war, im Namen der verbündeten Monarchen an Ludwig XVIII. nach England gesendet. Für seine Verdienste ernannte ihn der König nicht blos zum General der Infanterie u. Chef des 6. preuß. Infanterieregiments, sondern erhob ihn auch 3. Juni 1814 zum Grafen K. v. N., indem er ihm zugleich die Domäne Stötterlingenburg bei Halberstadt anwies. Nach dem 2. Pariser Frieden Generalkommandant in der Provinz Sachsen, nahm K. im Juni 1821 als Feldmarschall seinen Abschied u. starb zu Berlin 17. Febr. 1823. Er war gleich groß als Held wie als Mensch. Sein Enkel, der preuß. Regierungsassessor Graf Hermann **K. v. N.**, geb. 17. Aug. 1831, ist jetzt der einzige männliche Sproß seines Hauses.

Klemm, Friedrich Gustav, verdienter Kulturhistoriker, geb. zu Chemnitz (Sachsen) 12. Nov. 1802, studirte seit 1821 in Leipzig Philosophie u. Geschichte u. privatisirte seit 1825 in Dresden, bis er sich (1830) nach Nürnberg wendete, wo er die Redaktion des „Friedens- u. Kriegskuriers" übernahm. Im Nov. 1831 folgte er einem Rufe als zweiter Sekretär an die königl. Bibliothek nach Dresden, wurde im Aug. 1833 auch Direktor der königl. Porzellan- u. Gefäßsammlung das., rückte 1834 zum königl. Bibliothekar u. 1852 unter Ernennung zum Hofrath u. Enthebung von der Verwaltung jener Sammlung zum Oberbibliothekar auf; er trat 1863 in Ruhestand u. starb zu Dresden in der Nacht vom 25. zum 26. Aug. 1867. Seine Hauptwerke sind: „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" (10 Bde., Lpz. 1843—53); „Allgemeine Kulturwissenschaft" (3 Bde., ebd. 1854—57) u. „Geschichte der Frauen" (6 Bde., ebd. 1854—59). Außerdem schrieb er u. A. „Geschichte von Bayern" (3 Bde., Dresd. 1828); „Die königl. Porzellan- u. Gefäßsammlung" (ebd. 1833; 2. Aufl. 1841); „Handbuch der german. Alterthumskunde" (ebd. 1835); „Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft u. Kunst in Deutschland" (Zerbst 1837; 2. Aufl. 1838); „Italica" (Dresd. 1839); „Vor 50 Jahren" (kulturhistorische Briefe, 2 Bde., Stuttg. 1865). Auch gab er Engelhardt's „Vaterlandskunde" (Lpz. 1835 u. 1841) heraus. Seine reichhaltige u. planmäßig angelegte kulturhistorische Sammlung wurde 1870 durch ein Comité angekauft u. kam 1871 nach Leipzig, wo sie den Grundstock zu dem neuerrichteten „Museum für Völkerkunde" bildet.

Klengel, Joh. Christ., Maler u. Kupferradirer, geb. zu Kesselsdorf (bei Dresden) 5. Mai 1751, gest. in Dresden 19. Dez. 1824, kam in seiner Jugend auf die Akademie der Künste in Dresden, wo er Dietrich's Schüler wurde u. Landschaften im Charakter der dortigen Gebirgsgegenden mit antiker Staffage od. idyllische Kompositionen malte. Weniger bedeutend ist er in seinen Radirungen, deren wir nur ca. 300 Blätter besitzen.

Klenze, Leo v., einer der bedeutendsten Architekten unseres Jahrhunderts, geb. 29. Febr. 1784 in Bockenem bei Hildesheim. Da sein Vater Justizbeamter war, so sollte er sich ebenfalls der Jurisprudenz widmen, wandte sich aber dann in Berlin nicht ohne Widerstreben seiner Angehörigen der Baukunst zu, u. zwar mit Entschiedenheit der klassischen Richtung, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Schon 1803 unternahm er eine Studienreise nach England, Frankreich u. Italien, wurde dann unter König Jerome 1808 Hofbaumeister u. 1810 Hofbaudirektor in Kassel u. kam später nach München, wo der nachmalige König Ludwig ihn kennen lernte u. ihn 1814 an die bayer. Hauptstadt fesselte, um durch ihn die beabsichtigten großen Neubauten aufführen zu lassen. So wurde ihm zuerst der Auftrag zum Bau der Glyptothek, welche, die Reihe dieser Schöpfungen eröffnend, mit ihrer Vorhalle ionischen Stils in eigenthümlicher Anlage sich den griech. Vorbildern anschließt. Im J. 1830 vollendet, begründete sie seinen Ruf u. seinen nachmaligen großen Einfluß auf die Kunst Münchens. Währenddessen baute er aber auch im Renaissancestil den dortigen Palast des Herzogs von Leuchtenberg. Eine noch glänzendere Epoche seiner Bauthätigkeit begann mit der Thronbesteigung König Ludwig's, der ihm fast zu gleicher Zeit 4 großartige Bauten: die (alte) Pinakothek, den Königsbau, die Allerheiligenkapelle u. das Gegenstück jenes Leuchtenbergischen Palastes, das Odeon, übertrug. Während K. in der Pinakothek den röm. Palaststil u. zum ersten Male das Prinzip mehrfarbiger Bausteine in Anwendung brachte, stellte er im Königsbau eine offenbare, wenn auch weniger ernste Nachahmung des Palastes

Pitti in Florenz hin, u. schloß sich in der Allerheiligenkapelle dem italien.-roman. Stil des 11. u. 12. Jahrh. an. Seine reinsten, edelsten Schöpfungen sind jedoch die im dorischen Stil durchgeführte Walhalla (s. d.) bei Regensburg u. die in ihren Verhältnissen so überaus harmonische Ruhmeshalle auf der Theresienwiese bei München. Bald nach dem Beginn der ersteren wurde auch der Saalbau mit dem prachtvollen Portalbau im Stil Palladio's in Angriff genommen. Nach einigen größeren Reisen in Griechenland (1834), wo er für Athen mehrere Neubauten projektirte, die aber nicht zur Ausführung kamen, u. nach Petersburg, wohin er zur Errichtung des Schloßbaues u. der Isaakskirche berufen ward, folgte als der letzte ihm ganz angehörende Bau das 1846 begonnene Stadtthor der Propyläen in München, welches ein Denkmal des neuen Hellas u. der (damaligen) Verbindung desselben mit Bayern werden sollte; die Befreiungshalle bei Kelheim (s. d.) rührt in ihrer ursprünglichen Idee von Gärtner her, wurde aber nach dessen Tode von K. wesentlich verändert. In allen diesen Bauten, etwa mit Ausnahme der Allerheiligenkapelle, zeigt sich K. als entschiedener Hellenist. Die griech. Baukunst war sein Ideal, das er in möglichst reiner Durchbildung verwirklichte, während er in der Konzeption des Ganzen u. in der Anordnung des Einzelnen den Ideen u. Bedürfnissen der Gegenwart Rechnung trug. Schönheit der Verhältnisse u. Lebendigkeit der Profilirung herrschen bei ihm überall. — Auch als Maler, nam. in Architekturbildern, machte er sich durch scharf charakteristische Zeichnung u. frisches, klares Kolorit bekannt. Er starb 27. Jan. 1864.

Kleobis u. **Biton**, die Söhne der argivischen Herapriesterin Kydippe, spannten sich einst an Stelle der ausgebliebenen Stiere an den Wagen ihrer Mutter u. fuhren dieselbe bis zu dem zwischen Argos u. Mykenä liegenden Heratempel. Als darauf Kydippe die Göttin anflehte, ihren Kindern zu schenken, was ihnen das Beste wäre, fielen sie im Tempel in einen sanften Schlaf, um nicht wieder zu erwachen.

Kleomenes. 1. **K. I.**, König von Sparta, aus dem Hause der Eurystheniden, ungefähr 520 v. Chr. zur Regierung gelangt, unternahm einen siegreichen, aber von wenig Erfolg begleiteten Zug gegen Argos, mischte sich in die athenischen Wirren u. vertrieb auf Seite der Alkmäoniden 510 den Tyrannen Hippias. Als aber das Haupt jener Familie, Kleisthenes, die Solonische Verfassung in demokratischem Sinne vervollständigt hatte, folgte K. der Einladung des Führers der Junkerpartei Aristagoras u. vertrieb Kleisthenes, erregte aber durch seine Gewaltmaßregeln einen allgemeinen Aufstand in Attika u. mußte Stadt u. Land räumen. Auch zwei fernere Versuche zum Sturze der Demokratie in Athen scheiterten am Widerspruch der Korinther u. an der zwischen ihm u. seinem Mitkönig Demaratos herrschenden Uneinigkeit. Demarat wußte den auf der Insel Aegina beschäftigten K. durch Verleumdung um den Erfolg seines Unternehmens zu bringen, worauf K. mit Hülfe des bestochenen Orakels zu Delphi die Absetzung des Demaratos bewerkstelligte. Als man jedoch seinen Betrug entdeckte, entwich K. u. versuchte die Arkadier gegen Sparta aufzuwiegeln. Seine Landsleute riefen ihn hierauf aus Furcht zurück; aber bald nach seiner Rückkunft nahm er sich in einem Anfalle von Wahnsinn selbst das Leben. — 2. **K. II.**, regierte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh., ohne sich bes. hervorzuthun. — 3. **K. III.**, Sohn des Königs Leonidas II., überkam die Regierung 236 v. Chr. Seine hochgesinnte Mutter, Kratesikleia, u. seine edle Gattin, die Wittwe des unglücklichen Agis IV., Agiatis, bestimmten durch ihren günstigen Einfluß den Jüngling, die Reformpläne des Agis wieder aufzunehmen. Um das durch die Ephoren geschmälerte Ansehen der königlichen Würde wieder herzustellen, unternahm er mehrere glänzende Feldzüge gegen den Achäischen Bund, u. wagte endlich 226 den lange vorbereiteten Staatsstreich, indem er an der Spitze einer Söldnerschar nach Sparta eilte, die Ephoren niederstoßen ließ u. 80 Aristokraten verbannte. Hierauf wurde das Ackerland wieder zu gleichen Loosen vertheilt, die Schuldenlast aufgehoben u. die Zahl der Bürger durch Aufnahme von Fremden u. Schutzgenossen bis auf 4000 Schwerbewaffnete vermehrt. Auch die altspartanische Jugenderziehung wurde hergestellt. Sodann unternahm K., der seinen Bruder Eukleidas als Mitregenten annahm, von neuem den Kampf gegen die Achäer, um seinem Staate die frühere Vorherrschaft über den Peloponnes zu erringen. Schon war der Feind nahe daran, auf die Forderungen des K. einzugehen, als dessen Erkrankung u. die schwankende Haltung des achäischen Bundesfeldherrn Aratos die Vereinigung vereitelte. Die Fortschritte der Spartaner in dem neu ausbrechenden Kampfe verleiteten endlich die Achäer, sich unter den Schutz des makedonischen Königs Antigonos Doson zu stellen. Gegen diesen vertheidigte K. mit Glück den verschanzten Isthmos von Korinth, bis ihn ein von Aratos angestifteter Aufstand in Argos zur Rückkehr nöthigte. Zwei Jahre zog sich der Krieg noch in Arkadien hin. Endlich kam es im J. 222 zu Sellasia in Lakonien zur Entscheidungsschlacht, in der die Spartaner geschlagen wurden; K. entkam mit wenigen Reitern nach Sparta u. begab sich von da nach Aegypten, dessen König Ptolemäos Euergetes schon früher Hülfe verheißen, aber nicht geleistet hatte. Doch gelang es K., den Ptolemäos zu dem Entschluß zu bewegen, ihn mit bewaffneter Hand in sein Vaterland zurückzuführen. Der Tod des Ptolemäos hinderte die Ausführung seines Planes, u. sein Nachfolger Ptolemäos IV. Philopator schenkte den Mahnungen des Fremdlings kein Gehör, ja sein Günstling Sosibios ließ den Spartanerkönig nebst seinen Gefährten in einen großen Palast einschließen u. überwachen. Ein Befreiungsversuch der Gefangenen mißlang, u. diese gaben sich selbst unter einander den Tod. Ptolemäos ließ hierauf des K. Mutter u. Kinder hinrichten u. den Leichnam des Königs aufhängen. Die Spartaner, die noch immer auf seine Heimkehr gehofft hatten, vergaben erst nach seinem Tode (220) die königliche Würde.

Kleon, ein Zeitgenosse u. Gegner des Perikles. Mit großer Beredsamkeit begabt, glaubte sich K., der von seinem Vater eine Gerberei geerbt hatte, zum Volksführer berufen, u. nach Perikles' Tode gelang es ihm auch, mit Hülfe der ärmeren Bürger an das Ruder des Staates zu gelangen. Er widersetzte sich den von den Spartanern 425 angebahnten Friedensverhandlungen; ja, er machte sich damals anheischig, die auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen Spartaner binnen 20 Tagen gefangen zu nehmen. Als dies durch die klugen Maßregeln seines Mitfeldherrn Demosthenes wirklich gelang, maßte er sich die Ehre des Siegs allein an u. stieg im Vertrauen des Volkes so hoch, daß er 422 mit einem bedeutenden Heere nach Thrakien entsendet wurde, um den Fortschritten des spartanischen Feldherrn Brasidas Einhalt zu thun; indessen fiel er in einem Treffen bei Amphipolis.

Kleopatra, Tochter des ägypt. Königs Ptolemäos Auletes, sollte nach dem im J. 52 v. Chr. erfolgten Tode desselben mit ihrem Bruder Ptolemäos zusammen regieren. Die Stellvertreter desselben, eines 13jähr. Knaben, beschuldigten sie aber, ihrem Bruder nach der Krone zu streben, u. vertrieben sie aus dem Reiche. Sie sammelte ein Heer in Syrien, u. als Pompejus nach der Schlacht bei Pharsalus in Aegypten Schutz suchte, standen die beiden Geschwister an der ägypt. Grenze einander gegenüber. Cäsar, der bald nach der Ermordung seines Gegners eintraf, befahl den Streitenden, ihre Heere zu entlassen u. ihm selbst ihre Sache zur Entscheidung vorzulegen. Von Mitleid mit der Lage K.'s gerührt, aber auch von ihrer Schönheit bezaubert, suchte er dann eine Versöhnung mit ihrem Bruder herbeizuführen. Die Rathgeber des Letzteren fügten sich aber keineswegs seinen Wünschen, sondern begannen den Krieg gegen den röm. Gewalthaber, welcher dadurch in große Gefahr gerieth u. erst nach neun Monaten die Oberhand gewann. K. sollte nun mit einem jüngeren Bruder — der ältere war während der Schlacht im Nil ertrunken — die Regierung theilen. Sie besuchte nach Beendigung des Bürgerkrieges Rom u. wurde von Cäsar mit Ehrenbezeigungen u. Geschenken überhäuft. Nach Cäsar's Tode unterstützte sie die Cäsarianer u. die Triumvirn. Als Antonius im J. 41 nach Cilicien kam, beschied er K. vor sich, weil ihr cyprischer Statthalter den Cassius unterstützt hätte. Sie erschien in dem Aufzuge der Göttin Aphrodite; der sinnliche Antonius ließ sich schnell von ihren Reizen bestricken u. brachte sogleich den nächsten Winter in Alexandria zu. K. benutzte ihre Herrschaft über ihn dazu, ihre Schwester Arsinoë aus dem Wege zu räumen. Die Aussöhnung des Antonius mit Octavian u. seine Verheirathung mit der tugendhaften Octavia unterbrach seine Beziehungen zur ägypt. Königin; aber fünf Jahre später (35) auf seinem Rückzuge aus Parthien erneuerte er dieselben, u. K. übte von nun an eine solche Gewalt über ihn, daß er

mit seiner Gattin brach u. in seinem Testamente der K. u. deren Kindern röm. Provinzländer zudachte, ein Umstand, der nicht wenig zum Ausbruch des letzten Bürgerkriegs beitrug. Ebenso war sie der böse Engel des Antonius in der Schlacht bei Actium. Denn als sie mit ihren 60 Schiffen floh, ließ er Heer u. Flotte im Stiche u. eilte ihr nach. Nach seinem Tode versuchte sie als Gefangene des Octavianus vergeblich denselben für sich zu gewinnen, u. da sie sah, daß sie zur Verherrlichung seines Triumphes dienen sollte, tödtete sie sich durch Gift, nach der gewöhnlichen Annahme durch den Biß giftiger Nattern. Ihren u. Cäsar's Sohn Cäsarion ließ der Sieger hinrichten.

Kleopatraschlange (Reischer, Aspis, Naja Haje), eine Art der Gattung Schildviper, die wie die Brillenschlange (od. Hutschlange, N. tripudians) ihren Hals durch Zurücklegen der langen Halsrippen nach vorn schildförmig ausdehnen kann; es fehlt ihr aber die Brillenzeichnung jener, außerdem hat sie nicht eiförmige, sondern eckige Schuppen. Sie wird 2 m. lang, ist oben grünlich, braungefleckt, unten gelblich, u. ist sehr giftig. Nach Galen benutzte man sie zum Vergiften von Verbrechern, wie auch die Königin Kleopatra u. der Redner Demetrius Phalerus sich durch sie umgebracht haben sollen. Gaukler benutzen sie wie die Brillenschlange zu ihren Künsten. Den alten Aegyptern aber galt sie als Sinnbild der Macht; ihre Könige trugen ihr Bild auf Kopfbinde u. Brust, wie alte Denkmäler zeigen.

Klephten, s. „Armatolen".

Klerus u. **Kleriker.** K. (von dem griech. κλῆρος, d. i. eigentlich Loos, dann Rang od. Rangstufe) bezeichnet die Gesammtheit der Geistlichen einer Kirche, sofern sie einen besonderen Stand bilden, gegenüber den Laien (von λαός, Volk). Streng genommen kann man daher nur in der Kathol. Kirche von einem K. u. Klerikern sprechen, denn die Evangel. Kirche erkennt die Aussonderung der Geistlichen zu einem besonderen Stande nicht an. Auch die Apostol. Kirche mit ihrer Lehre vom allgemeinen Priesterthum hatte noch keinen K. (vergl. den Art. „Geistliche"). Bischöfe od. Presbyter (beide Namen ursprünglich gleichbedeutend) bildeten den von der Gemeinde gewählten Vorstand der Kirche; die Diakone u. Diakonissen nahmen vollends nur eine dienende Stellung ein. Die Weihe (Ordination) durch Handauflegung war nichts Besonderes, weil allen Christen beim Uebertritt ertheilt. Aber schon im 2. Jahrh. finden wir den K. in voller Entwickelung begriffen; der Bischof tritt an die Spitze der Presbyter, als Nachfolger der Apostel mit höherer Würde bekleidet; an die Spitze der gewöhnlichen Bischöfe treten die der Provinzialhauptstädte als Metropoliten. Dieser „hierarchischen" Gliederung im Großen (vergl. den Art. „Hierarchie") entsprach eine solche im Kleinen. Der K. zerfiel in die „höheren Ordnungen" (ordines majores), d. h. Bischof, Presbyter, Diakonen, u. in die „niederen Ordnungen" (ordines minores), d. h. Unterdiakonen, Lektoren od. Schriftvorleser, Kantoren od. Vorsänger, Akoluthen od. dienende Begleiter des Bischofs, Exorcisten od. Teufelsaustreiber u. Thürhüter. Von allen diesen wurden nur die Unterdiakonen noch durch Handauflegung geweiht; mit dem Amt des Vorlesers wurde in der Regel die klerikale Laufbahn begonnen. Ausgeschlossen von derselben waren alle Neugetauften (doch nicht ohne Ausnahme), früher Exkommunizirte u. körperlich Verstümmelte (über letzteren Punkt hat das spätere kanonische Recht genaue Bestimmungen aufgestellt). Endlich gab es in größeren Gemeinden noch besondere Katecheten für den Unterricht der Täuflinge u. in Gemeinden mit anderer Muttersprache als Griech. u. Lat. auch Hermeneuten od. Dolmetscher. Als „kanonisches Alter" wurde für das Diakonat das 25., für den Presbyter das 30. Lebensjahr gefordert. Seinen Unterhalt bestritt der K. aus einem Viertel der Gemeindeeinkünfte; der Bischof bezog ein Viertel derselben allein. Seit dem 4. Jahrh. zielen alle Maßregeln der Kirche dahin ab, dem K. als dem geistigen Element einen immer höheren Vorrang über die Laien zu verschaffen. Man fordert höhere Ausbildung; mit Augustin begann auch das abgeschiedene Zusammenwohnen der Kleriker. Die Feierlichkeit der Ordination wird durch vorhergehende Salbung erhöht, später durch umständliche Bekleidung (Investitur) mit den Zeichen des Amtes. Durch Beibehaltung der sonst verdrängten Volkstracht u. durch Annahme der Tonsur (Scherung des Haupthaares) bilden sich auch äußere Merkmale klerikalen Standes. Das wirksamste Mittel zur Absonderung des K., nämlich die Ehelosigkeit, wurde zwar immer wieder durchzuführen versucht, kam aber bekanntlich erst durch Gregor VII. in der Röm. Kirche zur allgemeinen Geltung. Zu außerordentlicher Bedeutung gelangte der K. in den german. Ländern nach der Völkerwanderung. Im Besitz höherer Bildung gegenüber einem halbbarbarischen Adel u. Volke u. getragen durch das Ansehen der Kirche, waren die Bischöfe die natürlichen Berather u. Geschäftsträger der Fürsten, als Reichsstände von Amtswegen Mitglieder der Reichstage u. nicht selten zugleich Inhaber großer Lehensbezirke. Die immer weitere Ausdehnung der geistlichen Gerichtsbarkeit hob auch das Ansehen des niederen K. mächtig. Der letztere schwoll durch die Vortheile des geistlichen Standes zu einer ungeheuren Kopfzahl an, verfiel aber gleichzeitig solcher Barbarei, daß seit dem 8. Jahrh. öfter (obschon vergeblich) strenge Maßregeln zur Einführung besserer Zucht ergriffen werden mußten. (Ueber die Gliederung des K. in dieser Zeit vergl. bes. die Art. „Domkapitel", „kanonisches Leben", „Kaplan".) Ihren Höhepunkt erreichte die politische Macht des K. bes. in Deutschland im 11. u. 12. Jahrh., während der Zeit der päpstlichen Allgewalt. Die Durchführung der Ehelosigkeit u. das Verbot des Aemterverkaufs durch Gregor VII. hatte den K. zu einer gänzlich unabhängigen, festgeschlossenen Macht im Staate gemacht; die reichsständischen Bischöfe u. Aebte (die sog. Prälaten) waren den Kaisern schon um der Heeresfolge willen unentbehrlich. Was dem niederen K. an politischem Einfluß abging, das gewann er durch gewisse Lehren in den Augen des Volkes. Obenan steht die Lehre von dem Meßopfer, nach welcher der Priester die Macht hat, Brot u. Wein in einen Gott zu verwandeln. Die Entziehung des Kelches im Abendmahle, den nur der Priester allein genoß, hob gleichfalls das Ansehen desselben. Die Priesterweihe wurde zu einem der sieben Sakramente erhoben u. verlieh eine durch nichts zu verlierende Würde (charakter indelebilis). Alle diese Ansprüche hat die Kathol. Kirche auch nach der Reformation noch festgehalten, indem sie freilich zugleich auf bessere Zucht u. Bildung unter dem K. bedacht war. (Ueber die Gliederung u. Befugnisse der höchsten klerikalen Rangstufen vergl. die Art. „Bischof", „Erzbischof" u. „Kardinal".) In den Evangel. Kirchen ist, wie bemerkt, durch die Lehre vom allgemeinen Priesterthum der Begriff des K. eigentlich aufgehoben; nur in der engl. Hochkirche u. von einigen der strengsten Lutheraner ist der Versuch gemacht worden, eine Art von kathol. „Amtsbegriff" einzuführen. Zum Schluß fügen wir noch eine statistische Uebersicht des höheren kathol. K. Anfang 1875 bei: Heiliges Kollegium (der Kardinäle) 52, (seitdem durch neue Ernennungen vermehrt), Patriarchalsitze 12, Erzbischöfe 156, Bischöfe 641. Hierzu kommen noch 237 Erzbischöfe u. Bischöfe in partibus infidelium, d. h. Inhaber zur Zeit für die Kirche verlorener Sitze; die Gesammtzahl der höheren Kleriker (einschließlich der Aebte u. s. w.) beträgt 1247.

Kletke, Gustav Hermann, Journalist u. Dichter, geb. zu Breslau 14. März 1813 als Sohn eines Rechtsanwaltes, gebildet auf dem Gymnasium u. der Universität seiner Vaterstadt, wandte sich 1837 nach Berlin, um sich der Schriftstellerei zu widmen, u. trat 1. Aug. 1849 in die Redaktion der „Vossischen Zeitung" ein, deren oberste Leitung er im Aug. 1867 übernahm. Mit großer Gewandtheit u. Besonnenheit, aber zugleich im Geiste des entschiedensten Fortschritts, hat er das Blatt zu einem der bedeutendsten Organe Deutschlands gemacht. Als Mitglied des deutschen Journalistentages hat er nam. für die Freiheit der Presse gegenüber polizeilicher Beschränkung gewirkt. Große Beliebtheit hat sich K. auch als Schriftsteller u. Dichter erworben. Er gab heraus u. schrieb: „Christliche Blumenlese aus deutschen Dichtern" (Berl. 1839); „Märchensaal aller Völker" (4 Bde., ebd. 1844 f., mehrmals aufgelegt); mehrere gleichfalls öfter aufgelegte Erzählungen für die Jugend; eigene „Gedichte" (ebd. 1836; mit späteren zusammen 1873); „Märchen am Kamin" (ebd. 1873); „Kunst u. Leben", aus F. Förster's Nachlaß (ebd. 1875).

Klette, Pflanzengattung der Compositen, Gruppe der Carduineen, mit mehreren einheimischen Arten, deren Blütenköpfe wegen der Widerhaken der Hüllblättchen sie zu einem treffenden Bilde für das Anhängliche gemacht haben. Linné faßt die hierher gehörigen Arten in der Gattung Arctium zusammen; gegenwärtig zählt man sie in der Gattung Lappa auf u. unterscheidet bes. die große K. (L. major), die kleine K. (L. minor) u. die filzige K. (L. tomentosa). Alle sind zweijährige Gewächse, die insofern von den nahe verwandten Disteln abweichen, als sie keine stacheligen Blätter erzeugen, wenn sie auch, wie jene, zu den unangenehmsten Unkräutern gehören. Glücklicherweise nehmen sie mit den wüstesten Plätzen, mit Schutthaufen u. dgl. vorlieb. Ihre bitteren Samen wurden früher gegen Steinbeschwerden gebraucht; länger erhielt sich die medizinische Benutzung der Wurzel, die man von allen drei Arten als radix Bardanae gegen Hautkrankheiten, Syphilis u. s. w. bisweilen noch heute verschreibt.

Klettenberg, Susanna Katharina (Seiffart) von, ward als älteste Tochter des Arztes u. Rathsverwandten Remigius v. K. zu Frankfurt a. M. 19. Dez. 1723 geb. u. von ihrem Vater fast wie ein Knabe erzogen, während ihre Mutter ihren Kopf mit frommen Grillen u. die Schwester ihres Vaters ihre Phantasie mit Märchen füllte; frühzeitig mit einem Herrn Olenschlager verlobt, den sie selbst uns nur

als „Narziß" bezeichnet, u. als Schriftstellerin mit einigen Aufsätzen aufgetreten, löste sie selbst die Verbindung mit ihrem Bräutigam u. hing nun ihrer Neigung zur Zurückgezogenheit, Religiosität, Malerei u. Lektüre nach, ward Stiftsdame im St. Katharinen- od. Weißfrauenkloster u. trat nun in engen Verkehr mit verschiedenen Pietistinnen, nam. auch mit dem derselben Richtung angehörigen Darmstädter Regierungspräsidenten Friedr. K. v. Moser (geb. 1723 u. gest. 1798), von ihr Philo genannt, u. dem Frankfurter Arzt Dr. Gottfried Wilhelm Müller (gest. 1799), welch Letzterer sie u. die Mutter Goethe's, ihre vertraute Freundin, sowie den jungen Goethe selbst, der sie oft bei seiner Mutter sah u. lieb gewann, zum Studium alchemistischer Werke verleitete. Durch Goethe, der bis an ihren, den 16. Dez. 1774 erfolgten Tod mit ihr in Verbindung blieb, ward sie mit Lavater bekannt, dem sie auch ihre frommen Lieder (abgedruckt von J. M. Lappenberg in den „Reliquien des Fräulein Susanna Katharina v. K.", Hamb. 1849) zur Veröffentlichung übergab. Sie wird in der deutschen Literatur unter dem Namen der „schönen Seele" für immer einen Platz beanspruchen, weil Goethe die im VI. Buche des „Wilhelm Meister" enthaltenen „Bekenntnisse einer schönen Seele" aus den Unterhaltungen u. Briefen derselben (1785) zusammenstellte u. dieselben, wie er selbst im VIII. Buche der „Erinnerungen aus seinem Leben" sagt, für eine in ihrer Seele verfaßte Schilderung erklären durfte.

Klettenwurzelöl ist weiter nichts als ein durch Alkannawurzel rothgefärbtes u. parfümirtes Provenceröl, welches als Haaröl benutzt wird. Der Name K. ist diesem Oel von der Spekulation gegeben worden, weil im Volke vielfach der irrige Glaube verbreitet ist, die Wurzel der Klette (s. d.) befördere den Haarwuchs. Von der Klettenwurzel ist nichts in diesem Haaröle enthalten.

Kletterfisch (Baumkletterer, Panneieri, Anabas scandens), ein 26 cm. langer Süßwasserfisch aus der Familie der Chersobaten, d. h. Landkriecher od. Labyrinthfische, bewohnt die Bäche u. Seen Borneo's, Java's u. des ganzen Indischen Archipels, u. ist merkwürdig durch seine Fähigkeit, sich Stunden, ja Tage lang auf dem Lande aufhalten zu können, wo er mit Hülfe der Stacheln des Kiemendeckels u. der Flossenstrahlen kriecht, indeß nicht, wie Daldorf behauptet, Bäume erklettert. Blätterförmige, vielkammerige, unter einander verbundene Höhlen in den oberen Schlundknochen, die das eingeschluckte Wasser zurückhalten u. ganz allmählich an die darunterliegenden Kiemen abgeben, ermöglichen die zeitweilige Athmung auf dem Trockenen.

Klettern ist in der Turnkunst die Bezeichnung für eine besondere Art der sog. Gerüstübungen. Hängende Taue mit u. ohne Knoten, dünne, glatte Stangen, Mastbäume u. s. w. dienen vornehmlich zur Ausführung dieser Bewegung. Das in seiner jetzigen Vollkommenheit zuerst von Spieß (insbes. für Schulzwecke) berechnete Kletter- od. Stangengerüst fehlt heute auf keinem Turnplatze. Dasselbe besteht aus senkrechten u. schrägen Kletterstangen, Strick- u. Klimmleitern, Knoten-, Sprossen- u. glattem Tau, Streckschaukel, Mastbäumen &c. u. gestattet eine Fülle einfacher u. kombinirter Bewegungen.

Klettervögel (Scansores), eine freilich nicht recht natürlich begrenzte Ordnung der Vögel, kenntlich hauptsächlich an den Füßen (Kletterfüße), von deren langen 4 Zehen zwei nach vorn, zwei nach hinten gerichtet sind, u. mit denen sie sich an Baumstämmen u. Aesten kletternd fortbewegen können. Sie haben einen sehr kräftigen Schnabel, dem aber (mit Ausnahme der Papageien) die Wachshaut fehlt; er ist bald lang, gerade, kantig (Spechte), bald kurz, hakig herabgekrümmt (Papagei), mitunter kolossal groß u. am Rande gezahnt (Tukan). Die Flügel der K. sind verhältnißmäßig kurz, auch ist ihr Flug nicht sehr ausdauernd. Der Schwanz ist oft sehr lang, den Spechten dient er als Stütze beim Klettern. Sie wohnen auf Bäumen, in deren Höhlen sie nisten, u. sind Nesthocker; ihre Nahrung besteht aus Insekten u. Gewürm (Spechte, Kukuke), aus Früchten u. anderen Pflanzentheilen (Papageien, Tukans).

Kleve (Cleve), Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz), mit 9638 zu [illegible] katholischen E. (1871), liegt 1 M. von der niederländ. Grenze u. eben so weit vom Rheine entfernt in außerordentlich anmuthiger Gegend am schiffbaren Spoygraben u. am Fuße eines reichbewaldeten Höhenzugs; hat 5 Kirchen, ein Gymnasium, eine Ackerbauschule, ein Zuchthaus, Fabriken in Tabak, landwirthschaftlichen Geräthen u. bedeutende Flachsmärkte. In Mitten der Stadt erhebt sich auf einem Hügel die Schwanenburg, das ehemalige herzogliche Residenzschloß; auf dem Marktplatz ist dem Kurfürsten Johann Sigismund ein Denkmal (von Bayerle) errichtet. Unter den schönen Parkanlagen, welche im S. u. W. die Stadt umgeben, verdankt der Alte Park seine Entstehung dem Prinzen Johann Moritz von Nassau-Siegen, der 1650–79 Statthalter in K. war u. dessen Grabdenkmal sich im Parke selbst befindet. K. steht an der Stelle der röm. Kolonie Arenacum, an welche noch die Funde zahlreicher Alterthümer erinnern, wurde um 1000 Sitz der Grafen von K. u. 1242 zur Stadt erhoben. — Der Kreis K. umfaßt 9,22 □M. mit 47,498 E. (1871) u. bildet einen Theil des ehemaligen Herzogthums K., welches aus der gleichnamigen Grafschaft entstanden war. Nachdem mit Graf Johann II. 1368 der Mannsstamm dieses Geschlechtes erloschen war, ward K. 1392 mit der Mark vereinigt u. an Graf Adolf VI. 1417 auf dem Konzil zu Konstanz die Herzogswürde verliehen; unter Johann III. (1521–39) fielen an K. durch Erbschaft Jülich (s. d.), Berg u. Ravensberg. Johann Wilhelm (1592–1609) war der Letzte seines Stammes; darauf kam es nach dem Jülich-Kleve'schen Erbstreite 1614 zu einem Vertrage zu Xanten, in welchem K. zwischen Brandenburg u. Pfalz-Neuburg getheilt ward; 1666 erhielt ersteres K. mit der Mark u. Ravensberg vollständig.

Kliefoth, Theodor Friedrich, hervorragender Führer der streng konfessionellen Lutheraner, geb. 18. Jan. 1810 zu Körchow in Mecklenburg, studirte in Berlin u. Rostock Theologie, wirkte seit 1833 als Erzieher am mecklenburg. Hofe, seit 1837 als solcher des Erbgroßherzogs Friedrich Franz, u. erhielt 1840 die Pfarre zu Ludwigslust. Im J. 1844 siedelte K. als Superintendent u. Domprediger nach Schwerin über, trat 1848 in das Kirchenregiment ein u. hat demselben (seit 1850 als Oberkirchenrath) bis heute angehört. Seinem Einfluß verdankte die mecklenburg. Landeskirche hauptsächlich das schroffe Festhalten an der altlutherischen Orthodoxie, die er mit großer Schärfe vertritt. Als Parteiorgan diente ihm 1854–59 die mit O. Mejer in Rostock herausgeg. „Kirchliche Zeitschrift", nachdem er sich schon 1846 an dem „Mecklenburgischen Kirchenblatt" betheiligt hatte, welches er 1858 wieder aufnahm u. 1860 mit Dieckhoff zu einer theologischen Zeitschrift erweiterte. Von sonstigen Schriften K.'s sind außer einer großen Zahl von Predigten zu nennen: die „Einleitung in die Dogmengeschichte" (Parchim 1839), die „Theorie des Kultus der Evangelischen Kirche" (1844), „Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses" (Rostock 1847); ferner die „Acht Bücher von der Kirche" (1. Bd. 1854) u. die „Liturgischen Abhandlungen" (1854–62, Bd. 1 in 2. Aufl. 1869), Alles Schriften, die eine Rückkehr zu den Formen des lutherischen Gottesdienstes u. Kirchenregiments bezwecken. Der Bibelauslegung, aber gleichfalls in streng konfessionellem Sinne, dient „Der Prophet Sacharja" (1862), „Das Buch Ezechiel" (2 Thle. 1864 u. 65) u. „Das Buch Daniel's" (1868).

Klientel (lat. clientela), ein altröm. Rechtsverhältniß, in welchem der Nichtrömer zu dem röm. Vollbürger, dem Patrizier, stand, u. welches die Geltung des Nichtrömers dem röm. Staate gegenüber vermittelte. Derjenige, der sich in den Schutz eines Römers begab, hieß Klient, der Herr Patron. Jeder Patrizier hatte Klienten in größerer od. geringerer Zahl, die ihm zur Treue u. Beihülfe mit Gut u. Blut verbunden waren, während er ihnen Schutz u. Hülfe mit Rath u. That schuldete. Seit der republikanischen Zeit verschwand dieses Verhältniß gänzlich. Heutzutage versteht man unter K. vorzugsweise das Verhältniß einer Partei (Klient) zu ihrem Rechtsbeistande, sowie auch Jeder, dem ein Anderer seinen Schutz u. seine Hülfe angedeihen läßt, dessen Klient genannt wird.

Klima (a. d. Griech., zu deutsch „Neigung") bezeichnet in seiner jetzigen, allgemeinsten Bedeutung, nach einer sehr zutreffenden Erklärung, welche A. v. Humboldt (in seinen „Fragmens de Climatologie") davon gegeben, den Inbegriff aller der Zustände der Atmosphäre, von denen unsere Organe auf eine merkliche Weise berührt werden, als da sind: die Temperatur, die Feuchtigkeit, die Veränderungen des Luftdruckes, die Ruhe der Luft od. ihre Bewegung durch verschiedenartige Winde, die Spannung der atmosphärischen Elektrizität, die Reinheit der atmosphärischen Luft od. ihre Mengung mit mehr od. weniger schädlichen, gasigen Aushauchungen, endlich der Grad ihrer gewöhnlichen Durchsichtigkeit, jene Heiterkeit des Himmels, die einen so wichtigen Einfluß ausübt, nicht nur auf die Wärmeausstrahlung des Erdbodens, auf die Entwickelung des organischen Gewebes der Pflanzen u. auf das Reifen der Früchte, sondern auch sich sogar geltend macht durch die Richtung, welche sie der gesammten moralischen Entwickelung des Menschen in den verschiedenen Zonen giebt. Diese Humboldt'sche Definition entspricht jedoch nicht demjenigen Begriffe, welchen die alten Geographen mit dem Ausdruck K. verbanden. Diese (z. B. Ptolemäus) bezeichneten mit K.ten eine Reihe von Zonen der Erdoberfläche, welche mit dem Aequator parallel liefen, zwischen diesem u. dem Polarkreise lagen u. so breit waren, daß beim Beginn jeder folgenden Zone die Dauer des längsten Tages um ½ Stunde zugenommen hatte, so daß es, da der längste Tag am Aequator 12 Stunden,

am Polarkreis 24 Stunden währt, im Ganzen 24 solcher K.te gab. Später theilte man auch noch den Raum zwischen dem Polarkreise u. dem Pole in 6 K.te nach der dortigen Dauer des längsten Tages zwischen 1 u. 6 Monaten. Wenn nun auch von dem bei dieser Eintheilung maßgebenden Stande der Sonne u. ihrer „Neigung" (griech. κλίμα) im Allgemeinen die Verhältnisse der Temperatur ꝛc. abhängen, so sind doch für diese letzteren noch so viele andere mächtige Einflüsse ausschlaggebend, daß man von diesem K. der alten Geographen, dem mathematischen od. solaren, das K., wie wir es jetzt verstehen, als sog. reales unterscheiden muß, u. das letztere haben auch die Neueren nur noch im Auge.

Den gewiß größten Einfluß auf die Gestaltung des K.s hat die Vertheilung von Wasser u. Festland. Es brauchen nämlich die Gesteinsarten, aus denen das Festland besteht, im Durchschnitt nur halb so viel Sonnenwärme einzusaugen wie das Wasser, um eben so weit erhitzt zu werden; auch wird beim Wasser ein großer Theil der aufgenommenen Wärme nicht zur Temperaturerhöhung, sondern zur Bildung von Wasserdampf benutzt. Wenn daher auch das Festland zum Theil mit Feuchtigkeit getränkt u. mit Vegetation bedeckt ist, so wird doch schon aus dem angegebenen Grunde das K. mitten in einem großen Kontinente ein ganz anderes sein müssen, als unter gleichem Breitengrade auf dem Meere, od. doch in der Nähe der Meeresküste. Es begründet dies den Unterschied zwischen Kontinentalklima u. Seeklima. Jede ausgedehnte Wasserfläche übt aus denselben Gründen einen ausgleichenden Einfluß auf die Temperatur der Atmosphäre aus, noch weit über ihre Grenzen hinaus. Sie wirkt abstumpfend auf die Winterkälte u. auf die Sommerhitze. Sehr entschieden zeigt diesen Einfluß der Meeresnähe das Seeklima auf den Faröern. Unter dem 62.° n. Br. (weit nördlicher als Archangel) bedecken sich hier im Winter selbst Wasserpfützen nicht mit Eis, während im Sommer dagegen freilich oft Schnee in den Ebenen fällt. Auch im nordöstl. Irland gefriert es kaum; in gleicher Breite mit Königsberg überwintert dort die Myrthe im Freien. Mitten in einem großen Kontinente, fern von der Meeresküste, tritt die Wirkung der Sonnenstrahlung ganz als Temperaturerhöhung u. die der Bodenausstrahlung als Temperaturerniedrigung hervor. Die täglichen u. jährlichen Temperaturschwankungen gehen beim Kontinentalklima viel weiter auseinander. Sommerwärme sowol wie Winterkälte steigern sich. Ein solches K. nennt man nach Buffon auch ein excessives od. unmäßiges, während das Seeklima ein gleichmäßiges ist. Der Uebergang aus dem gleichmäßigen K. Europa's in das unmäßige Asien's ist schon in Konstantinopel angekündigt. An den Ufern des Kaspischen Meeres ist dasselbe schon völlig ausgebildet. In Astrachan reifen die Trauben schöner als in Italien, während das Thermometer im Winter bis auf 30° Kälte fällt. Peking hat einen Winter wie das Nordkap u. einen Sommer wie Sizilien am Fuße des Aetna. In Khiwa erfuhren die Truppen der russ. Expedition im August 1839 eine Hitze von 46° C. im Schatten, während im Dezember das Quecksilber in den Thermometerkugeln mehrere Tage lang gefroren blieb. Einen bes. leichten Ueberblick über das K. eines Ortes gewähren die Karten der Isotheren u. Isochimenen (s. eine solche unter „Isobaren") sowie die von Dove eingeführten Monatsisothermen.

Außer diesen durch die Vertheilung von Meer u. Festland bedingten Gestaltungen des K.s sind noch als wesentliche Lokalbedingungen desselben zu erwähnen: 1. die herrschende Windrichtung; 2. die Richtung u. Höhe der Gebirgszüge, indem dadurch das Fortschreiten der Winde gehemmt wird; 3 die größere od. geringere Klarheit des Himmels; 4. die Nähe großer, lange mit Eis bedeckter Landseen u. 5. die Nähe warmer od. kalter Meeresströmungen. In früheren geologischen Perioden, als die feste, erstarrte Kruste um die Erde noch weit dünner war, mochte wol auch die Eigenwärme der Erde ein wesentlicher Faktor für das K. sein, aber wahrscheinlich war dieser Einfluß schon zu Anfang der jetzigen geologischen Periode verschwindend klein, u. sowol Fourier's u. Laplace's mathematische Erwägungen als auch Erfahrungsthatsachen sprechen dafür, daß eine Abnahme der mittleren Temperatur an der Erdoberfläche während der letzten 2000 Jahre auch durch unsere empfindlichsten Thermometer nicht bemerkt worden sein würde. Nicht unwesentliche Aenderungen des K.s kann die menschliche Thätigkeit in Bezug auf die Menge der wässrigen Niederschläge hervorbringen, nämlich durch Abschlagen u. Verwüstung der Waldungen, od. umgekehrt durch ausgedehnte Anpflanzung derselben. Die geologisch festgestellte Thatsache, daß in früheren Perioden, in der sog. „Eiszeit", Europa unter Eis u. Gletschern starrte, erklärt sich daraus, daß einerseits die nördl. Meere mit ihrem abkühlenden Einflusse viel weiter nach Deutschland ꝛc. hereinragten, während ihnen zugleich der Zufluß warmer Meeresströmungen, wie sie der jetzige Golfstrom liefert, abgesperrt war, andererseits die Sahara, welche jetzt mit den von ihr aufsteigenden glühenden Luftströmen für uns ein wärmender Ofen ist, ebenfalls ein großes Meeresbecken bildet.

Klimatische Kurorte. Schon seit langer Zeit hat man beobachtet, daß gewisse Krankheiten heilen, wenn man den betreffenden Patienten unter günstige klimatische Verhältnisse versetzt. Die Faktoren des Klimas sind Wärme, Winde, Luftdruck, Feuchtigkeit, Niederschläge; sie üben in ihrer Gemeinschaft einen ganz besondern, nicht selten ungemein günstigen Einfluß auf den menschlichen Organismus aus. Zumeist sind es Brustkranke, insbes. Schwindsüchtige (Phthisiker), welche die Wirkung der in unserem sog. „gemäßigten" Klima herrschenden Witterung, nam. die rauhen Winter Deutschlands, nicht vertragen, u. die man daher während dieser Jahreszeit mit gutem Erfolge in südl., wärmere Gegenden versetzt. Allein auch gegen andere Leiden kann eine Uebersiedelung in einen k. K. von großem Nutzen sein. Während man bei den hier genannten chronischen, auf mangelhafter Ernährung des Körpers u. geringer Entwickelung der Athmungsorgane beruhenden Störungen statt der Stubenluft hochgelegene Sommerkurorte (wie Davos, Engelberg, Rigi) u. wärmere Winterkurorte (wie die Riviera di Ponente) empfiehlt, schickt man an akuten Krankheiten der Lunge u. Luftröhre Leidende sofort nach einem möglichst warm gelegenen klimatischen Winterkurorte (Aegypten, Algier, Madeira), od. an einen Platz der südl. Schweiz u. Oberitaliens, der möglichst gegen die Ost- u. Nordwinde geschützt ist. Auch bessern sich manche mit Unterleibsstörungen in Verbindung stehende fehlerhafte Blutmischungen, z. B. Gicht u. Rheumatismus, Hypochondrie u. Hysterie, chronische Nervenübel ꝛc., infolge eines zweckmäßig gewählten Orts- u. Klimawechsels. Gichtische u. Rheumatische finden gleichzeitig klimatische Vortheile u. wirksame Mineralquellen bei einer Sommerkur in Neuenahr, Cannstatt, Teplitz, Luhatschowitz, Baden-Baden, Wiesbaden, Bath in England ꝛc.; Herzkranke in solchen Kurorten, welche ihnen neben günstigem Klima Trauben, Molken ꝛc. bieten (Meran, Gleisweiler, Dürkheim, Baden-Baden, Montreux, für den Winter Venedig, Pisa od. Pau); Kranke mit Magen- u. Darmkatarrh gehören im Sommer nach Vichy, Bilin, Neuenahr, Baden-Baden u. Schwalbach od. an die Nordsee, im Winter an Stationen des Mittelmeeres; Hysterischen u. Blutarmen ist der Aufenthalt an der Seeküste (im Sommer Nordsee, im Winter Mittelmeer), Gelähmten u. an allgemeiner Nervenschwäche Leidenden die Alpenluft (Ragatz, Gastein) anzurathen.

Früher theilte man die Heilklimate ein in: 1. stärkende, 2. beruhigende; jetzt unterscheidet man: 1. alpine (d. h. trockenkühle), 2. subalpine (d. h. feuchtkühle), 3. binnenländische (d. h. trockenwarme), 4. Seeklimate (d. h. feuchtwarme). Auch die für Brustkranke vorzugsweise wichtigen südlichen k. K. theilt man wieder ein in 1. Uebergangskurorte (Montreux, Meran, Gries, Arco, Görz, Lugano, Cadenabbia, Arcachon), u. 2. in eigentliche südl. Plätze (Catania, Palermo, Pisa, Venedig, Pau, Hyères, Cannes, Nizza, Mentone, San Remo, Nervi, Spezzia, Ajaccio, Malaga, Algier, Kairo u. Madeira). Für Diejenigen, welche an beginnender Phthisis leiden, ist es gerathen, nicht etwa blos einen, sondern zwei Winter an solchen Orten zuzubringen. Die Uebergangskurorte passen mehr für Herbst u. Frühjahr, die südl. Orte für den Winter. Die alpinen Kurorte Tirols u. der Schweiz (Alpenkurorte) theilt man je nach ihrer Höhenlage ein in: 1. Thal, 2. Berglehne, 3. Gipfel. Man hat nun vielfach die Höhenkurorte der Schweiz (z. B. Davos, Sils-Maria, Beatenberg bei Interlaken, Monte Generoso) als bes. geeignet zur Heilung u. Linderung der auszehrenden Lungenübel (Schwindsucht) befunden, indem diese Plätze (Hochthäler) trotz ihrer niederen Temperatur vermöge der durch stärkere Sonnenstrahlung erzeugten Wärme, sowie wegen der schwächeren Winde, reineren Atmosphäre u. strengen Handhabung der ärztlichen Disziplin sich auch im Winter zu einer Luftkur eignen. Doch passen Kranke mit hochgradigem Fieber u. gesunkenen Kräften sowie am Kehlkopf Leidende nicht nach so hochgelegenen Gegenden. Auch müssen Diejenigen, die dort den Winter zubringen, schon mit Beginn des März diese Orte verlassen, um sich nach einem südlicher u. tiefer gelegenen Platz (an den Ufern des Vierwaldstädter Sees od. der oberitalien. Seen) zu begeben, weil sich im März auf den Alpenhochebenen stets das Wetter verschlechtert. — Die in unseren großen Städten herrschende Verunreinigung der Straßen- u. Stubenluft, die sitzende Lebensweise u. der Mangel an Ozon in der städtischen Atmosphäre nöthigen, wenigstens im Sommer, einen Ort aufzusuchen, welcher als „Sommerfrische" durch sein gutes Klima einen günstigen Einfluß auf die Blutbildung u. den Stoffumsatz ausübt. In Deutschland u. der Schweiz giebt es zahlreiche schöngelegene Sommerkurorte (s. unten). Das Seeklima zeichnet sich aus durch kühle, reine, ozonreiche, dabei bewegte, den Körper abkühlende Luft, die das Nahrungsbedürfniß anregt, die Blutbildung u. das Nervenleben kräftigt.

I. **Südliche k. K.** a. Italien: Die Riviera di Ponente mit den Orten San Remo, Bordighera u. San Maurizio. — Die Riviera di Levante mit den Orten La Spezia u. Nervi. — Die oberitalien. Seen mit den Orten Pallanza, Baveno, Arco-Riva, Cadenabbia, Bellaggio,

Lugano u. Bellinzona. Venedig, Pisa, Perugia, Rom, Palermo, La Cava di Terreni (oberhalb Castellamare bei Neapel), Catania. b. Frankreich: Die Riviera di Ponente mit den Orten Nizza, Mentone, Villafranca. Ajaccio auf Korsika. — Die Mittelmeerküste mit Cannes, Hyères, Arcachon, Biarritz u. Pau. — Die Pyrenäenkurorte Amélie u. Vernet. c. Spanien: Elche, Murcia, Malaga. d. Afrika: Algier. Kairo mit dem Klimakurort Heluan. Madeira. Die Azoren, bes. Terceira. e. Asien: Madras, die Kurorte am Himalaja. f. Amerika. Ost-Tennessee, Mittel-Jowa, Illinois, Florida u. Louisiana.

II. **Kurorte der gemäßigten Zone** (Uebergangskurorte). a. Schweiz: Der Genfer See mit Bex, Ollon, Montreux, Ventaux, Vevay, Clarens, Chailly, Glion, Vernex, Charnex. Der Vierwaldstätter See mit Axenstein, Engelberg, Sonnenberg, Seelisberg, Brunnen, Luzern. Pension Bellevue bei Weggis, Pension Gottlieben bei Meggen, Schöneck, Rotzloch, Breitenberg, Rigi-Scheideck, Rigi Klösterli, Rigi-Kaltbad, Gersau. Die Graubündtner Alpenkurorte Davos, St. Wolfgang, Klosters. Wallenstadt u. Wesen am Wallensee. Schönfels im Kanton Zug. Beatenberg bei Interlaken. Fridau im Kanton Solothurn. — Zimmerwald bei Bern. Langenbrück im Jura. — Churwalden (unweit Chur). Am Züricher See Albisbrunnen u. der Uetliberg. — Am Bodensee Rorschach, Horn, Romanshorn, Kreuzlingen u. Lindau. St. Moritz u. Sils im Engadin. — Heiden, Weißbad u. Gais (Kanton Appenzell). b. Oesterreich: Meran, Botzen, Gratsch, Obermais, Gries, Arco, Riva (im Norden des Gardasees), sämmtlich in Tirol, als Herbst- u. Winterkurorte geschätzt; Brennerbad, Brixen, Pallaus, Niederndorf, Brunneken, Sillian, St. Wolfgangs- od. Fuscherbad auch als Sommerfrischen benutzt. — Im Salzkammergut Aussee, Ischl, Gmünden, Attersee, Weißenbach, Unterbach. — In Steiermark Mürzzuschlag, Reichenau. — Im Pinzgau Gastein.

III. **Sommerfrischen in Deutschland.** 1. Das bayr. Alpenland: am Ammersee, am Starnberger See, am Kochelsee; Partenkirchen mit dem Kainzenbad, Hohenschwangau im Allgau. Ferner der Tegernsee, Kreuth, der Chiemsee, Reichenhall u. Berchtesgaden. 2. Der Schwarzwald: Renchthalbäder (Petersthal, Griesbach, Freiersbach); Baden-Baden, Liebenzell, Wildbad, Badenweiler. 3. Die Rheinpfalz mit den Herbststationen u. den Traubenkurorten Dürkheim u. Gleisweiler. 4. Die Abhänge des Odenwaldes: Miltenberg, Amorbach; die Bergstraße mit Jugenheim u. Weinheim. 5. Die Abhänge der Sudeten mit den schles. Bädern Flinsberg, Warmbrunn, Johannisbad, Salzbrunn, Cudowa, Reinerz; ferner Charlottenbrunn u. nam. das hochgelegene Gorbersdorf. 6. Der Rhein: Neuenahr, Wiesbaden, Homburg, Ems, Godesberg, Boppard; für Frühling u. Herbst Honnef bei Königswinter. 7. Das sächs. Erzgebirge: Reiboldsgrün, Ottenstein, Hartenstein, Wildbad Wolkenstein, Frauenstein, Tharand, Schandau, Bodenbach-Tetschen. — Im Muldethal: Bad Mildenstein bei Leißnig. 8. Oberfranken: Wirsberg, Berneck, Alexandersbad, Wiesau, Streitberg, Muggendorf. 9. Thüringen: Eisenach, Thal, Ruhla, Tabarz, Friedrichsroda, Georgenthal, Arnstadt, Elgersburg, Ilmenau, Berka, Blankenhain, Blankenburg, Schwarzburg, Rudolstadt, Kösen, Sulza, Köstritz, Liebenstein, Brotterode 2c. 10. Harz: Wernigerode, Ilsenburg, Harzburg, Clausthal, Grund, Altenau, Andreasberg, Lauterberg, Hohengeiß, Thale, Suderode, Alexisbad. 11. Das hessische Bergland: Wilhelmshöhe bei Kassel.

IV. **Seeküsten- u. Inselklima-Kurorte.** 1. Nordseeküste: Helgoland, Sylt, Nordernen 2c., Ostende, Scheveningen. 2. Ostseeküste: Misdroy, Heringsdorf, Saßnitz, Doberan, Putbus, Swinemünde, Kiel 2c. 3. Küste am Mittelländischen Meer: Marseille, Castellamare, Ischia, Venedig, Triest. 4. Küste Frankreichs: Boulogne, Calais, Dieppe, Havre, Trouville, Biarritz. 5. Südküste Englands: Teignmouth, Brighton, Hastings, Dover u. die Insel Wight (mit ausgezeichnetem Klima am Undercliff bei Ventnor, Shanklin 2c.). — Literatur: Feierabend, „Die k. K. der Schweiz" (Wien 1865); Meyer-Ahrens, „Die Heilquellen der Kurorte der Schweiz" (2. Aufl., Zür. 1867); Reimer, „Klimatische Winterkurorte" (2. Aufl., Berl. 1873); A. Donne, „Change of air and scene" (2. Aufl., Lond. 1873); Biermann, „Klim. Kurorte u. ihre Indikationen" (Lpz. 1872). Lindemann, „Klim. Kurorte" (Erlang. 1874); Sigmund, Ritter von Ilanor, „Südliche klim. Kurorte" (3. Aufl., Wien 1875); J. H. Bennett, „On the Treatment of pulmonary Consumption by Hygieine, Climate and Medicine" (2. Aufl., Lond. 1871).

Klimax (griech. = Treppe, Leiter), od. mit einem lat. Ausdrucke Gradatio, heißt die syntaktische (genauer genommen rhetorische) Figur der Steigerung, bei welcher man von Geringerem zu Bedeutenderem fortschreitet, z. B. „Der Tod entriß ihn seinen Freunden, unserer Stadt, den Wissenschaften, der Menschheit." Im engeren Sinne versteht man darunter eine derartige Steigerung mit Wiederaufnahme eines vorhergehenden Wortes, z. B. „So entsteht Schwelgerei, aus der Schwelgerei geht Habgier hervor, aus der Habgier entspringt Verwegenheit, die Verwegenheit erzeugt alle Frevel u. Verbrechen." Im Gegensatz zur K. spricht man auch von einer Antiklimax, wenn umgekehrt vom Größeren zum Geringeren fortgeschritten wird.

Klingemann, Ernst August Friedrich, Dramatiker, geb. zu Braunschweig 31. Aug. 1777, besuchte daselbst das Carolinum u. hierauf die Universität Jena, wo er bei. Fichte's, Schelling's u. A. W. Schlegel's Vorlesungen besuchte, obwol er sich dem Studium der Rechte gewidmet hatte. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt erhielt er eine Registratorstelle, gab dieselbe aber bald wieder auf, um seit dem J. 1813 in Verbindung mit der Schauspieldirektorin Sophie Walter die Leitung des Theaters zu übernehmen, welches sich durch ihn zu dem Range einer der ersten Bühnen Deutschlands emporschwang. Im J. 1818 übernahm er die Direktion allein u. machte mit seiner zweiten Frau, einer ausgezeichneten Schauspielerin, mehrere Kunstreisen durch Deutschland, über die er in seinem Werke „Kunst u. Natur" (2 Bde., Braunschw. 1819) berichtet. Im J. 1830 ward er Generaldirektor des Hoftheaters u. starb als solcher 24. Jan. 1831. Er versuchte sich hauptsächlich im Trauerspiel u. historischen Schauspiel, ordnete jedoch die poetische Kunst zu sehr dem Theatereffekt unter. Auch die Sprache in seinen Stücken, von denen sein „Luther", „Columbus", „Heinrich der Finkler" die besten sind, während sein „Faust" ein Zerrbild genannt zu werden verdient, ist übertrieben derb, fast roh. Seine Dichtungen sind gesammelt in seinem „Theater" (3 Bde., Tüb. 1808—20), in „Dramatische Werke" (2 Bde., Braunschw. 1817), „Beiträge zur Schaubühne" (Braunschw. 1824), „Melpomene" (ebd. 1830).



Nr. 3716. Friedrich Maximilian v. Klinger (geb. Febr. 1752, gest. 25. Febr. 1831).

Klinger, Friedrich Maximilian von, deutscher Dichter, geb. zu Frankfurt a. M. im Febr. 1752 als Sohn eines Stadtartilleristen; war nach dem frühen Tode seines Vaters genöthigt, durch Ertheilen von Unterricht sich sein Brot zu verdienen. Durch angestrengte Arbeit gelang es ihm, so viel zu erwerben, daß er 1772 die Universität Gießen beziehen u. sich dort als Student der Rechte bis 1776 erhalten konnte. Hier schon schrieb er sein Trauerspiel „Die Zwillinge" (Wien 1776) u. gewann damit den von Charlotte Ackermann u. F. L. Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis für das beste Trauerspiel. K. ward dadurch auch mit Goethe bekannt, den er in Weimar aufsuchte. Die Seyler'sche Schauspielertruppe engagirte K. als Dichter für Trauer- u. Mordspiele. Im Bayerischen Erbfolgekriege trat er in österr. Militärdienste (1778), die er aber nach dem Frieden zu Teschen wieder aufgab, worauf er einige Zeit in der Schweiz lebte. Im J. 1780 begab er sich nach Petersburg, wo es ihm gelang, eine Leutnantsstelle im Marinebataillon zu bekommen; dann kam er als dienstthuender Offizier zum Großfürsten Paul, den er als Vorleser auf seiner Reise nach Frankreich u. Italien begleitete.

Im J. 1785 ward er Direktor des adel. Kadettencorps zu Petersburg, verheirathete sich mit einer natürlichen Tochter der Kaiserin Katharina u. wußte sich nach der Thronbesteigung Paul's u. Alexander's in gleicher Gunst zu erhalten. Im J. 1796 ward er Generalmajor, nach u. nach Direktor des Pagencorps u. Kurator der Universität Dorpat. Im J. 1811 ward er Generallieutnant, suchte zwar 1820 um Enthebung von allen seinen Aemtern nach, zog sich aber erst 1830 ganz zurück u. starb 25. Febr. 1831 zu Dorpat. Seine große Welt- u. Menschenkenntniß offenbart sich vorzüglich in seinen Romanen: „Faust's Leben, Thaten u. Höllenfahrt" (St. Petersb. 1791), „Geschichte Giafar's des Barmeciden" (ebd. 1792), „Geschichte Raphael's de Aquilas" (ebd. 1793), „Reisen vor der Sündfluth" (1795), „Der Faust der Morgenländer" (ebd. 1797); doch berühren dieselben durch ihre wilde Phantasie, ihre fast an Rohheit grenzende Ungebundenheit u. ihren Cynismus unangenehm. Seine Satire „Plimplamplasko, der hohe Geist" (Genf 1780), im Verein mit Pfeffel, Lavater u. Sarasin geschrieben, eine Art Selbstironie, ist vortrefflich u. seine dramatischen Arbeiten haben das große Verdienst, durch ihre jugendliche Frische u. Derbheit dem damaligen weichlichen Wesen der Dichtung entgegengearbeitet zu haben. Dahin gehören die Schauspiele: „Eine neue Arria" (Berl. 1776), „Simson u. Grisaldo" (1776), „Elfriede" (1782), „Der Günstling" (1787), vorzüglich aber „Sturm u. Drang" (1776), das einer ganzen Periode den Namen gab. Gesammelt sind seine Stücke im „Theater" (4 Bde., Riga 1780—81) u. „Neuen Theater" (2 Bde., Lpz. 1790). Seine Werke erschienen in 12 Bdn. (Königsb. 1809, Lpz. 1832 u. Stuttg. 1841).

Klingsohr, auch Clingezor, Clingesser, Clingsor geschrieben, der angebliche Schiedsrichter im Wartburgkriege, ist von Vielen, z. B. von Görres, J. Grimm ꝛc., für eine mythische Person gehalten worden, weil sein Name offenbar symbolisch zu verstehen sei. Allein abgesehen davon, daß heute noch eine Dresdner Familie denselben Namen trägt, sichert ihm seine Erwähnung in der Lebensbeschreibung der heil. Elisabeth durch Dietrich von Apolda vom J. 1289, sowie auch die Ueberschrift seiner (?) Dichtung in dem sog. Wartburgkriege in der Manessischen Handschrift „K. von Ungarland" seine historische Existenz, wozu noch kommt, daß der Minnesinger Hermann Damen ausdrücklich seinen Tod beklagt u. er auch sonst noch in der alten Chronik der Freiherren von Zimbern erwähnt wird. Indessen muß man einen älteren u. einen jüngeren K., vielleicht sogar drei Personen dieses Namens unterscheiden. Der jüngere K. des Wartburgkrieges erzählt im „Lohengrin", er stamme von jenem mächtigen Zauberer K., Herrn von Capua, den König Ibert von Sizilien bei seiner Gattin Iblis ertappte u. entmannte, u. der nun aus Rache allerlei Zaubereien gegen Frauen verübte; der Schreiber desselben wäre der Ahnherr seines Großvaters gewesen, der von Rom nach Ungarland gesendet wurde u. denselben Namen K. führte. Der Zauberer u. Dichter Virgilius war der Oheim des älteren K., u. der jüngere K. gelangte in den Besitz eines Zauberbuches, welches wahrscheinlich der ältere von Virgilius erhalten hatte, studirte es zu Babylon u. scheint dann, nachdem er zu Paris noch weiter Zauberei getrieben hatte, an den Hof des Königs Andreas II. von Ungarn gekommen zu sein. Von Ungarn aus verbreitete sich der Ruf seiner Gelehrsamkeit u. Sangeskunst nach Deutschland, u. beim sog. Wartburgkriege (s. d.) ward K. auf Veranlassung Heinrich's von Ofterdingen zum Schiedsrichter ernannt u. kam 1207 auf der Wartburg an. Er entschied hier den Streit zu Ofterdingen's Gunsten. Hierauf kehrte er nach Ungarn zurück u. lebte am dortigen Hofe bis zur Ermordung seiner Beschützerin, der Königin Gertrud (1214), dann soll er nach Deutschland gezogen u. hochbejahrt am hess. Hofe um die Mitte des 13. Jahrh. gestorben sein. Nach ihm ward eine Sangweise der Meistersinger „K.'s schwarzer Ton" genannt. Die Hauptnotizen über K. findet man bei Hagen, „Minnesinger" (Bd. IV.) u. H. v. Plötz (d. h. Dr. Gräße), „Ueber den Sängerkrieg auf der Wartburg" (Weim. 1851).

Klingstein, s. v. w. Phonolith.

Klinik ist die dem Griechischen entlehnte Bezeichnung des Unterrichts in der praktischen Heilkunde am Krankenbette; ferner wird auch so die Anstalt genannt, in welcher dieser Unterricht ertheilt wird. Fast alle K.en sind Lehrmittel der Universitäten; das klinische Studium beginnt bei den Studirenden der Medizin, nachdem sie in sämmtlichen anderen Disziplinen der Heilkunde genügend bewandert sind. Kliniker heißen Diejenigen, welche den Unterricht in der K. empfangen. Je nach den Krankheitsformen, mit welchen es die K. zu thun hat, giebt es eine innere (interne) u. eine äußere (externe); jene befaßt sich mit dem Unterricht der inneren, diese mit dem der chirurgischen Krankheiten. Hiervon haben sich auf größeren Universitäten selbständig abgezweigt die Spezialkliniken für Augen-, Ohren-, Haut-, Syphilis- u. physische Kranke, sowie die Gebärklinik u. die K. für Frauenkrankheiten (gynäkologische K.). Eine andere Eintheilung richtet sich nach Form u. Organisation des Instituts; es giebt 1) eine stehende od. stationäre K., in welcher der Unterricht in einem klinischen Hospital stattfindet; 2) eine städtische od. Poliklinik, in der man den Studirenden den Unterricht durch Krankenbesuche in Privatwohnungen ertheilt; 3) eine ambulatorische K., d. i. eine Anstalt, wo nicht bettlägerige Kranke sich ärztlichen Rath erholen können.

Klinker, Ziegelsteine, die bis zur Verglasung gebrannt sind; sie müssen daher aus kalkhaltigem, schmelzbarem, mit gutem Quarzsande vermischtem Thone bestehen. In Holland u. Ungarn werden sie häufig zur Pflasterung der Straßen verwendet.

Klinkerfues, Friedrich Wilhelm, ausgezeichneter Astronom, geb. zu Hofgeismar in Niederhessen 29. März 1827, besuchte die Polytechnische Schule in Kassel, um sich dem Vermessungsfache zu widmen, u. ward 1846 dann beim Bau der Main-Weser-Eisenbahn angestellt. In Marburg wandte er sich dem Studium der Astronomie zu. Er wurde 1851 Assistent an der Sternwarte in Göttingen, 1855 Observator an derselben u. ist jetzt deren Direktor. Zugleich wirkt er als außerord. Professor der Astronomie an der dortigen Universität. Vorzugsweise hat sich K. durch die Entdeckung vieler Kometen u. durch seine Bahnbestimmungen von Planeten u. Kometen bekannt gemacht. Auch erfand er Anfang 1872 die sog. hydrostatischen Selbstzünder, mittels welcher die Gasflammen einer Stadt zu gleicher Zeit, mit einem Schlage entzündet werden können.

Klinometer nennt man Vorrichtungen, um die Neigung einer Richtung gegen die horizontale Richtung zu messen. Einer der gewöhnlichsten K. ist die Kippregel (s. d.). Auch die Setzwage (s. d.) kann zum K. eingerichtet werden, wenn man sie mit einem Gradbogen versieht. Eines der bequemsten u. dabei doch sehr genaues u. fast überall anwendbares K. ist der sog. Meßknecht (s. d.), erfunden vom Hofrath Preßler in Tharandt.

klinorhombolisch, s. „Krystallsysteme".

Klio, die Muse der Geschichte, wird meist sitzend abgebildet u. eine entfaltete Papierrolle in der Linken haltend.

Klio, ein zwischen Mars u. Jupiter kreisender, 25. Aug. 1865 von Luther in Bilk entdeckter, das Zeichen (84) führender Planetoid.

Klippdachs (Klippschliefer, Hyrax), ein harmloses, kaninchengroßes Säugethier mit gespaltener Oberlippe, kurzen Ohren, niederen Beinen, die vorderen mit 4, die hinteren mit 3 verwachsenen Zehen, mit gewölbten, abgestutzten Nägeln, dichtem, mit Borsten untermengtem Haar u. verkümmertem Schwanze. Sein Gebiß, dem die Eckzähne fehlen, während oben 2, unten 4 Vorderzähne stehen (u. jederseits je 7 Backzähne), wie seine Körpergestalt war Grund, daß man ihn zu den Nagethieren stellte, während sorgfältigere Prüfung, bes. des Skelets, zu der Ueberzeugung führen mußte, daß der K. zu den Nashörnern gehört, mit denen er bei seiner Kleinheit durch fossile Formen verbunden ist, od. daß er als eine besondere Dickhäuterfamilie, die der Platthufer (Lamnunguia), anzusehen ist. Er lebt in gebirgigen Gegenden des tropischen Afrika u. Arabiens truppweise auf Felsen, sich scheu in Klüften versteckend, die eine Art (Hyrax silvestris) in hohlen Bäumen Guinea's. Am häufigsten kommt die Spezialart H. syriacus, der „Saphan" der Bibel (in Luther's Uebersetzung „Kaninchen") vor, dessen Fleisch Moses verbot, obwol es ganz wohlschmeckend ist, sodaß es noch heutzutage von Christen u. Mohammedanern in Abyssinien verschmäht wird. Diese Art, der „Wabbr" der Araber, der „Aschkoko" der Abyssinier, sieht gelbbraun aus u. hat einen rostgelben Rückenfleck, während der Cap'sche K. (Hyrax capensis) od. „Daman" auf dem Rücken schwarzgefleckt ist. Das Hyraceum, eine schwarzbraune, mattglänzende, bittre Substanz, die nach Bibergeil riecht u. auch seit 1847 wie dieses arzneilich angewandt wurde (bei hysterischen Frauen), ist der mit Pflanzenresten u. Haaren untermischte, an Gallenbestandtheilen reiche Unrath dieser Thiere, den man an ihren Lagerstätten, in Höhlen ꝛc. findet.

Klippe. Mit diesem Namen bezeichnet man viereckige (seltener dreieckige) goldene od. silberne Münzen, welche gewöhnlich mit der Schere aus einer Silberplatte geschnitten, abgewogen u., ohne eigentlich

geprägt zu sein, mit verschiedenen kleinen Stempeln in der Mitte u. an den Ecken bezeichnet sind. Es sind bald Schaumünzen, bald Denkmünzen auf Schießfesten (daher Schießklippen), bald, wiewol sehr selten, wirkliche Geldmünzen (z. B. die zweilöthigen Thaler der Herzöge von Liegnitz in dieser Form seit 1619), bald Nothmünzen, wo sie dann von unedlem Metall waren (daher Feldklippen, Nothklippen). Ihr Name kommt aus dem Dänischen u. Schwedischen, wo klippe u. klippa „schneiden“ bedeutet, u. man unter Klipping eine Nothmünze verstand. Uebrigens sind alle diese Münzen sehr selten u. von den Numismatikern gesucht.

Klipper ist ein schlankes, sehr schnell segelndes Schiff, für den Laien durch seine wohlproportionirte elegante Gestalt u. stark nach hinten geneigte Bemastung erkennbar.

Klippfisch (Borstenzahn, Chaetodon), eine Seefischgattung aus der Familie der Schuppenflosser (Squamipennes) mit hochrückigem, stark zusammengedrücktem Körper, großen Schuppen, die auch die Rücken- u. Schwanzflosse zum Theil überkleiden, u. langen, biegsamen, mehrreihigen hechel- od. bürstenförmigen Zähnen. Von den schöngebänderten u. gefleckten Arten ist Ch. vittatus im Rothen Meere häufig u. wird gern gegessen. — **K.** heißt auch der gesalzen getrocknete Kabliau (s. d.).

Kloake, Sammelgrube für unreine flüssige Substanzen. Damit diese nicht in das umliegende Erdreich eindringen u. etwa Brunnen verderben, sollen diese Gruben wasserdicht mit Cement ausgemauert sein.



Nr. 3717. Der Klippdachs (Hyrax).

Klöber, August von, Historienmaler, geb. zu Breslau 2. Juli 1793, wurde in Berlin Gottfr. Schadow's Schüler u. kam dann als freiwilliger Jäger auch nach Paris, dessen Kunstschätze einen solchen Eindruck auf ihn machten, daß er, der bisher sich dem Baufach hatte widmen wollen, sich nun der Malerei zuwandte. Zu diesem Zweck begab er sich nach Wien, trat in die dortige Akademie ein u. erfreute sich des Verkehrs mit Beethoven. Im J. 1818 wurde er durch Schinkel nach Berlin berufen, um für das Schauspielhaus Wandgemälde aus dem Mythus des Apollo auszuführen. Drei Jahre später finden wir ihn in Italien. Dort schuf er auch sein erstes bedeutendes Werk, „Die Toilette der Venus“, der bald darauf „Perseus u. Andromeda“ folgte. Als er 1828 nach Berlin zurückkehrte, verwerthete er sein Talent, indem er Kompositionen für die königl. Porzellanmanufaktur u. für Goldschmiedearbeiten entwarf. Erst in den 30er Jahren gelangte er zur Staffeleimalerei u. war vorzugsweise in antiken u. mythologischen Stoffen bis etwa 1855 thätig. Weit ungezwungener als hierin ließ er seinen Genius bei den größeren Wandgemälden walten, die er im Opernhause, im Marmorpalais bei Potsdam, in der Schloßkapelle, im Weißen Saale des Schlosses, in der Gedenkhalle des kronprinzlichen Palais, im Viktoriatheater u. in den Sälen mehrerer Privathäuser ausführte. Seine letzte bedeutende Arbeit waren die beiden 1863 vollendeten großen Wandgemälde in der neuen Börse zu Berlin. Ein rein historisches Werk ist sein Gemälde „Die Bekehrung des Wendenfürsten Jazko“. K. starb zu Berlin 31. Dez. 1864.

Klöden, Karl Friedrich von, ein Autodidakt, der sich nam. als Historiker u. als Schöpfer u. Direktor der ersten Gewerbeschule im preuß. Staate einen Namen gemacht, entstammte einer altadeligen Familie der Mark Brandenburg; seinen Vater hatten unglückliche Verhältnisse dazu getrieben, als gemeiner Soldat in die preuß. Armee einzutreten. Geb. zu Berlin 21. Mai 1786, wuchs K. in der trübseligen Umgebung auf, wie sie damals eine Kaserne bot. Im Juli 1801 kam K., dessen Vater inzwischen untergeordnete Aemter in Preußisch-Friedland u. dann in Märkisch-Friedland bekleidet hatte, zu seinem Oheim, einem Goldschmied, nach Berlin, wo er die niedrigsten Dienste verrichten mußte. Später erlernte er das Graviren u. das Stechen geographischer Karten. Auch vervollkommnete er sich durch geographische, topographische u. historische Studien als Kartenzeichner, so daß er Lehrer der Formenlehre, Geometrie u. Mineralogie in einer Privatschule werden konnte. Neben seiner Thätigkeit als Lehrer u. Kartenzeichner hörte er aber auch philosophische, naturwissenschaftliche u. selbst theologische Vorlesungen an der Universität. Die Folge seines außergewöhnlichen Strebens war die Berufung als erster Lehrer an das Schullehrerseminar in Potsdam, dessen Direktor er bald wurde. Doch als der Lehrplan infolge retrograder Tendenzen im Kultusministerium einen hochkirchlichen Charakter annehmen mußte, war K. nicht mehr an seinem Platze. Da faßte er mit dem Bürgermeister v. Bärensprung den Plan, eine Gewerbeschule in Berlin zu gründen, u. nach Verwirklichung desselben übernahm K. 1824 deren Direktion, um sich erst nach 31jähr. Wirksamkeit zurückzuziehen. Er starb zu Berlin 5. Jan. 1856. Die von Max Jähns herausgegebenen u. durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigten „Jugenderinnerungen“ dieses Emporkömmlings (Lpz. 1874) sind von hohem Interesse. Von K.'s Schriften sind zu nennen: „Landeskunde von Palästina“ (Berl. 1817); „Alterthümer des jüd. Volkes“ (ebd. 1823); „Die Quitzows u. ihre Zeit“ (ebd. 1834, 3 Bde.); „Ueber Marienverehrung in der Mark“ (ebd. 1830) u. a. m. — Gustav Adolf **v. K.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin 24. Juni 1814, studirte Naturwissenschaften u. wurde 1839 Lehrer an der von seinem Vater gegründeten Friedrichs-Werder'schen Gewerbeschule in Berlin, an der er auch jetzt noch wirkt. Er schrieb: „Lehrbuch der Geographie“ (4. Aufl., Berl. 1867); „Das Stromsystem des oberen Nil“ (ebd. 1856); „Handbuch der Erdkunde“ (ebd. 1857 bis 1862, 3 Bde.; 3. Aufl., 1873—75); „Leitfaden beim geograph. Unterricht“ (5. Aufl., 1872); „Afrikan. Inseln“ (ebd. 1871—72).

Klodt, Peter Karlowitsch, Baron von Jürgensburg, einer der wenigen bedeutenden russischen Bildhauer, geb. 1805 in Petersburg, diente bis 1828 im Militär u. ergab sich dann der Bildhauerei, u. zwar mit besonderer Vorliebe dem Studium der Pferde. Seine ersten holzgeschnitzten Pferde erregten die Aufmerksamkeit des Kaisers Nikolaus, der ihn vielfach beschäftigte u. ihm 1832 für das Narvaer Thor in Petersburg ein Gruppe von 6 kolossalen Pferden vor einem Triumphwagen auftrug, eine Arbeit, die er erst 1838 selber in Bronze goß, worauf im nächsten Jahre die beiden kolossalen Gruppen von Pferdebändigern für die Anitschkobrücke folgten, welche auf Befehl des Kaisers noch einmal gegossen wurden u. nach Berlin (Platz vor dem Museum) kamen; ein dritter Guß kam nach Neapel. Im J. 1846 schuf er die Reliefs der Kreuzigung u. der Grablegung Christi für das nördliche Portal der Isaakskathedrale in Petersburg, u. für den Marstall des Großfürsten Konstantin ein 51 m. langes Relief in Gips, das die Behandlung u. den Gebrauch des Pferdes darstellt. Unter seinen kolossalen bronzenen Portraitstatuen nennen wir nur die des Fürsten Wladimir, des russischen Fabeldichters Krillow, die Reiterstatue des Kaisers Nikolaus, die Statue Luther's für den Grafen von Meyendorf u. — seine letzte Arbeit — die großen Modelle für die Erlöserkirche in Moskau. Seit 1862 gelähmt, starb er 1867.

Klopffechter, ein gegen Belohnung zu jeder Zeit zum Schlagen bereiter Streiter; in übertragener Bedeutung ein stets zum Streit bereiter Schriftsteller.

Klopfkäfer, s. „Bohrkäfer“.

Klopp, Onno, Geschichtschreiber, bekannt durch seine Parteinahme für das Welfenthum, geb. zu Leer (Ostfriesland) 9. Okt. 1822, studirte seit 1841 in Bonn, Berlin u. Göttingen, ward 1845 Gymnasiallehrer in Osnabrück, gab aber im Interesse seiner historischen Studien 1858 sein Amt auf u. privatisirte dann in Hannover. 1865 zum Referenten über die Landesarchive im königl. Hausministerium bestellt, begleitete er 16. Juni 1866 den König Georg V., dem er inzwischen näher getreten war, in das Hauptquartier nach Göttingen u. wurde hier von demselben mit Missionen an den Deutschen Bundestag, ins bayer. Hauptquartier u. an den Kaiser von Oesterreich betraut. Auch nach der Depossedirung des Königs von Hannover gehörte K. zu dessen Gefolge; noch jetzt lebt er in Penzing bei Wien. Der Werth seiner geschichtlichen Werke, die auf fleißigen archivar. Forschungen beruhen, wird durch seine einseitige Auffassung beeinträchtigt. Es sind hauptsächlich: „Geschichte Ostfrieslands" (Hann. 1854—58, 3 Bde.); „König Friedrich II. von Preußen u. die deutsche Nation" (Schaffh. 1860; 2. Aufl. 1867) u. „Tilly im Dreißigjähr. Kriege" (Stuttg. 1861, 2 Bde.); in letzterem Buche hat K. eine Ehrenrettung des Zerstörers Magdeburgs versucht. Außerdem schrieb er: „Admiral de Ruiter" (Hann. 1852); „Kleindeutsche Geschichtsbaumeister" (Freib. i. Br. 1863) u. „Leibniz' Vorschlag einer franz. Expedition nach Aegypten" (Hann. 1864). Auch unternahm er 1862, unterstützt durch die Munifizenz des Königs von Hannover, die Herausgabe der Werke von Leibniz, von denen 1864 bis 1866 in Hannover 5 Bde. erschienen sind.

Klöppeln, das, eine kunstreiche Handarbeit, welche durch eigenthümliche Verknüpfung von Faden aus Zwirn, Seide, Wolle, zum Theil auch aus Gold- u. Silberfäden, Spitzen u. Borden, od. auch andere Verzierungen zum Aufputz von Kleidern, od. als selbständige kleinere Bekleidungsgegenstände, wie Kragen, Manschetten u. s. w., hervorbringt. Die Ausführung besteht hierbei, wie schon erwähnt, in einer Art Flecht- u. Schlingarbeit, wozu runde Holzstäbchen (die Klöppel), um welche die Fäden im Vorrath herumgewickelt sind, benutzt werden. Das Muster ist auf Papier vorgezeichnet u. wird mit Nadeln nach seinen Contouren auf dem Klöppelkissen besteckt, worauf die Faden mit Hülfe der Klöppel in geeigneter Weise um die Nadeln herumgeschlungen u. mit einander theilweise verknotet werden. Das Spitzenklöppeln wurde ums Jahr 1561 von Barbara Uttmann, dem Abkömmling einer Nürnberger Patrizierfamilie Namens Elterlein, zu Annaberg erfunden, od., wie die Sage will, von ihr einer Brabanterin abgesehen, welche, als Protestantin durch Alba's Tyrannei vertrieben, bei Barbara Uttmann eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Die Klöppelarbeit erfordert zur Herstellung größerer u. in komplizirten Mustern ausgeführter Stücke große Geschicklichkeit. Für handbreite Spitzen sind oft an hundert Klöppel nöthig, welche in bestimmter Ordnung gebraucht werden müssen. Die echten, durch K. hergestellten Spitzen können in Bezug auf ihr charakteristisches Merkmal, ihre feine künstlerische Ausführung, sowie in Bezug auf Dauerhaftigkeit, nicht von Maschinenarbeit nachgeahmt werden. Ein Hauptsitz der Spitzenklöppelei ist in Deutschland noch immer das sächsische Erzgebirge, jedoch werden auch anderwärts, z. B. in Frankreich (Bayeux), in Brabant u. a. a. O., Spitzen von vorzüglicher Güte durch K. hergestellt.

Klopps, eine aus mürbe geklopftem od. gehacktem Fleisch, Hering od. Sardellen, Zwiebeln u. geriebener Semmel, in Butter geschmorte Speise.

Klopstock, Friedrich Gottlieb, einer der bedeutendsten deutschen Dichter, geb. 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, verlebte seine Knabenzeit auf dem von seinem Vater, einem quedlinburgischen Kommissionsrath, gepachteten Amt Friedeberg im Mannsfeldischen u. besuchte 1736—39 das Gymnasium seiner Vaterstadt, 1739—45 die Fürstenschule zu Pforta. Hier trieb er eifrig die alten Sprachen, beschäftigte sich aber auch mit der neueren Literatur, bes. der Italiener, Engländer u. Franzosen, versuchte sich selbst in lyrischen Gedichten u. entwarf schon in Pforta den Plan zum „Messias". Die ersten drei Gesänge wurden 1745 in Jena ausgearbeitet, wo K. Theologie studirte; doch schon im nächsten Jahre begab er sich nach Leipzig. Hier lernte er Schlegel, Cramer, Rabener u. Zachariä kennen u. verfiel darauf, sein Gedicht in Hexametern zu schreiben, obgleich vor ihm nur ungelenke Versuche in der Nachahmung antiker Metra gemacht worden waren; die ersten 3 Gesänge erschienen anonym 1748 in den „Bremer Beiträgen", begeistert aufgenommen von der Schule Bodmer's (s. d.), verhöhnt u. verspottet von den Anhängern Gottsched's (s. d.). K.'s Aufenthalt in Langensalza als Hauslehrer bei einem Verwandten (1748—50) war für ihn eine Zeit trüber Täuschungen; seine schwärmerische Liebe zu Sophie Schmidt, einer Nichte seiner Mutter, die er unter dem Namen „Fanny" besungen, blieb unerwiedert, u. die schwermüthige Stimmung seines Geistes hob sich erst während seines halbjährigen Aufenthaltes in Zürich, wohin er sich im Sommer 1750 auf Bodmer's Einladung begeben hatte. Einer Aufforderung des dän. Königs Friedrich V., der ihm bis zur Vollendung des „Messias" einen Jahresgehalt von 400 Thlrn. aussetzte, folgend, begab er sich 1751 nach Kopenhagen; auf seiner Durchreise durch Hamburg lernte er die von ihm später als Cidli besungene Margaretha (Meta) Moller kennen, heirathete dieselbe 1754, verlor sie aber schon 1758 durch den Tod. Im J. 1763 wurde er dän. Legationsrath, verließ jedoch Kopenhagen 1771, als sein Gönner Bernstorf aus dem Ministerium schied, u. nahm Hamburg zum Wohnort, ohne seinen Jahrgehalt zu verlieren. Unterdessen hatte er am „Messias" fortgearbeitet u. Theile dieses Epos veröffentlicht, für den von Cramer herausgeg. „Nordischen Aufseher" (Kopenh. 1758—61) Oden u. Lieder geschrieben, sich auch in den biblischen Schauspielen „Der Tod Adam's" (1757) u. „Salomo" (1764) versucht u. das erste seiner Bardiete, die „Hermannsschlacht" (1769), wie auch eine Sammlung seiner „geistlichen Lieder" (1758) erscheinen lassen. Der „Messias" ward in Hamburg (1773) vollendet; hier entstand auch das biblische Drama „David" (1772) u. die Schrift über „Die deutsche Gelehrtenrepublik" (1774). Gegen Ende 1774 ward K. vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden nach Karlsruhe berufen; 1775 kehrte er jedoch mit einer Pension u. dem Hofrathstitel nach Hamburg zurück, wo er sich 1792 mit einer Verwandten, der verwittweten Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel, vermählte u. 14. März 1803 starb. Sein Grab fand er neben Meta im nahen Dorfe Ottensen.


Nr. 3718. Friedrich Gottlieb Klopstock: geb. 2. Juli 1724 gest. 14. März 1803).

K.'s hervorragende Bedeutung für die deutsche Literatur liegt darin, daß er für Form u. Inhalt der Poesie neue Bahnen eröffnete u. hierdurch weniger selbst ein Klassiker als vielmehr ein Vorläufer Goethe's u. Schiller's wurde. Die Sprache der Dichtkunst hatte sich seit dem Dreißigjähr. Kriege nicht wesentlich von derjenigen der Prosadarstellung unterschieden; K. gab ihr einen höheren Stil, einen erhabenen Schwung u. wirkte dadurch, trotz aller Künstelei, selbst auf die Prosaisten seiner Zeit überaus befruchtend ein. In Betreff der metrischen Formen stellte K. den immer noch herrschenden franz. Versmaßen die antiken entgegen u. lehrte durch eigenes Beispiel, daß unsere Sprache sich nicht nur für den Hexameter, sondern auch für die nam. von Horaz überlieferten lyrischen Strophenformen eigne, freilich ohne letzteren das volle Bürgerrecht in unserer Literatur verschaffen zu können; das Eine aber bewies er damit schlagend, daß der Reim kein wesentliches Merkmal der Poesie sei. Nicht minder bedeutend war K.'s Einfluß auf den Inhalt der Dichtkunst. Er war der erste Dichter, auf welchen Bodmer u. Breitinger in ihrem Kampfe gegen die ästhetischen Theorien Gottsched's sich berufen konnten, der das für Deutschland zu werden versprach, was Milton für England war, mit größter Stärke u. Innigkeit seiner Begeisterung für Religion u. Liebe, Freundschaft, Natur u. Vaterland Worte verlieh u. dem nationalen Elemente in

der deutschen Literatur wieder Geltung erwarb. Seine vaterländische Begeisterung brach überall in seinen Oden durch u. das zu einer Zeit, in der die deutsche Geschichte an nationalen Ideen überaus arm war. Trotz alledem sind K.'s Dichtungen weder zu seiner Zeit volksthümlich gewesen, noch in der Gegenwart Gemeingut der gebildeten Welt. Die antiken Formen, an sich schon dem Volke wenig zusagend, erschwerten den Fluß der Sprache u. machten, bes. in den späteren Oden, die Sätze häufig schwülstig, den Ausdruck unklar; die ersten Oden des Dichters sind zum Theil vollendete Leistungen, die späteren gefielen sich darin, mit Gestalten der altklassischen u. der germanischen Mythologie zu prunken; sie wurden phrasenhaft u. phantastisch u. lassen den Eindruck der Unwahrheit zurück. Auf die Entwickelung der deutschen Bardenpoesie waren seine Oden wie seine Bardieten von unleugbarem Einflusse, dem Volke aber blieb diese verschwommene Begeisterung für das deutsche Alterthum unverständlich, wie denn auch K. mit seinen biblischen Schauspielen, durch welche er auf neuem Grunde ein volksthümliches Drama aufbauen wollte, nur wenig Anklang fand. K.'s Gemüth ward nicht durch den Verstand gezügelt; der Sinn für die Thatsachen, die poetische Gestaltungskraft, ging ihm vollständig ab. Er teutonisirte ohne Verständniß für die alte Geschichte; sein „Hermann der Cherusker" ist eine ebenso nebelhafte Gestalt, wie Jesus in seinem „Messias"; selbst die Bilder entnimmt er in diesem religiösen Epos nicht der sinnlichen Körperwelt, sondern nur dem Seelenleben; wo er episch u. dramatisch sein will, bleibt er lyrisch. Trotz alledem war K. ein großer Dichter, vor Allem was seine Gesinnung anbelangt. Gewaltiger als jeder andere seiner Zeitgenossen, behandelte er das politische Gedicht; der amerikanische Freiheitskrieg, die große franz. Revolution regten mächtig seinen Geist auf, u. wenn er auch in Friedrich II. nur einen despotischen Eroberer sah, so jauchzte er doch begeistert Joseph's II. Reformen zu, freilich auch, um mit Zorn von ihm sich zu wenden, als es sich zeigte, daß selbst dieser Fürst nicht vermöge, dem Vaterlande die Freiheit zu geben. Noch größer war die Enttäuschung, welche die franz. Revolution ihm bereitete; hatte er doch bedauert, daß es nicht Deutschland gewesen, welches der Freiheit Gipfel erstieg, bis die Greuelthaten des Pariser Pöbels ihn von dieser Begeisterung schnell zurückbrachten. Goethe u. Schiller haben das Ziel erreicht, zu welchem K. den Weg gezeigt; ihnen gelang die Verschmelzung des antiken u. deutschen Geistes, die jener nicht zu vereinigen vermochte. Vgl. K. F. Cramer, „K., er u. über ihn" (Lpz. 1782—93, 5 Bde.), Döring, „K.'s Leben" (Weim. 1825), Mörikofer, „K. in Zürich" (Zür. 1851) u. in „Die schweiz. Literatur des 18. Jahrh." (Lpz. 1861), D. Strauß, „K.'s Jugendleben" in den „Kleinen Schriften" (Lpz. 1866), J. M. Lappenberg, „Briefe an u. von K." (Braunschw. 1867), H. Düntzer, „Oden von K." (Lpz. 1868).

Klöster. Ueber Entstehung u. Verbreitung des Klosterwesens vgl. den Art. „geistl. Orden". Wir reden hier nur von den „Klöstern" im engeren Sinne, d. h. den Klostergebäuden od. „Abteien". Das Wort „Kloster" kommt her von dem lat. claustra, Mehrzahl von claustrum, „Verschluß". Noch bis heute gilt die Absperrung des Klosterbezirkes durch Mauern 2c. nach außen als selbstverständlich; die K. des Morgenlands z. B. das Sinaikloster, das berühmte Mar Saba im Kidronthal u. a. gleichen nicht selten kleinen Festungen. Die Herstellung größerer Klostergebäude an Stelle der ursprünglichen Zellen beginnt nicht vor dem 6. Jahrh. Obschon an Ausstattung u. Pracht natürlich sehr verschieden, enthalten doch fast alle K. wenigstens folgende Räume: das Sprechzimmer (oft durch ein Gitter getheilt, bes. in Nonnenklöstern), das Refektorium (Speisesaal) u. Versammlungszimmer im Erdgeschoß, die Mönchszellen, Bibliothekszimmer u. Fremdenzimmer im oberen Stockwerk. Mit den anstoßenden Wirthschaftsgebäuden bedeckten die K. nicht selten einen großen Flächenraum. Während den griech. K. der in der Mitte liegende Brunnen eigenthümlich ist, zierte die abendländischen K. der sog. Kreuzgang, d. i. ursprünglich der rings um den Friedhof laufende, nach demselben offene Gang, der den Mönchen zur Erholung, aber auch zu Prozessionen (daher der Name) diente. Häufig bildete er auch die Verbindung zwischen Kirche u. Klostergebäude od. füllt den unteren Raum des letzteren selbst aus. Nicht wenige Kreuzgänge, wie der des Klosters Maulbronn, die der Münster zu Bonn, Aachen, Basel 2c., gehören zu den interessantesten Bauwerken des Mittelalters.

Klostermeyer, s. „Bayerischer Hiesel."

Klosterneuburg, Stadt in Niederösterreich mit 5330 E. (1869), liegt 1 M. oberhalb Wien am rechten Donauufer u. am Fuße des Kahlenberges, hat eine Realschule, eine Pionier-Kadettenschule, große Militärmagazine, Kasernen u. Pontonwerften. Auf einem Bergvorsprunge am Strome erheben sich die großartigen Gebäude des gleichnamigen, 1106 gegründeten Chorherrenstiftes, eines der reichsten Klöster der österr. Monarchie. Das palastähnliche Klostergebäude wurde 1730 unter Karl VI. zu bauen begonnen, während die Stiftskirche aus dem 11. Jahrh. stammt. Die an Handschriften u. Inkunabeln reiche Bibliothek zählt 51,000 Bände u. die ausgedehnten Kellerräume umschließen 50,000 Eimer der vorzüglichsten Weine der Umgebung. Das Stift ist außerdem noch reich an mittelalterlichen Kunstwerken vom höchsten Werthe; unter diesen ist bes. nennenswerth der Verduner Altar in der Kapelle des h. Leopold, dessen 51 mit biblischen Gegenständen verzierte Metalltafeln 1181 von Nikolaus von Verdun gefertigt sind, u. der das bedeutendste Denkmal der Emailkunst des Mittelalters ist. In der Umgegend von K. wird einer der besten österr. Weine gebaut.

Klosterschulen. Erziehung u. Lehrthätigkeit sind von jeher in den Klöstern zu Hause gewesen, nur mit dem Unterschied, daß dieselbe Anfangs den jeweiligen od. künftigen Insassen der Klöster allein zu Gute kam. Bis ins 8. Jahrh. sind fast alle bedeutenden Kirchenlehrer aus den K. hervorgegangen; insbes. war dem Orden der Benediktiner durch seinen Stifter ein Trieb zu wissenschaftlicher Thätigkeit eingepflanzt worden. Obenan standen seit dem 5. Jahrh. die Klöster Irlands (bes. Bangor) u. Schottlands (bes. Jona auf einer Hebrideninsel); daneben Wearmouth in England, Altcorbin u. St. Denys in Frankreich, Bobbio in Norditalien, Vivarium im südl. Italien. Der Ruhm, die K. auch für Laien (hauptsächlich den Adel) zugänglich gemacht zu haben, gebührt Karl d. Gr. Zur Vermeidung von Mißständen trennte man Anfangs des 9. Jahrh. die K. in äußere (für Laien) u. innere. In den ersteren war damals allein noch Wissenschaft u. Bildung zu finden, u. zwar ohne nachtheilig wirkenden mönchischen Geist. Unberechenbar ist der Segen, der in den finstersten Zeiten des Mittelalters von den K. zu St. Gallen, Lorsch, Reichenau u. Hirschau, von Fritzlar, Hersfeld u. ganz bes. von Fulda (seit dem berühmten ersten Abte Sturm) ausgegangen ist. Selbst den Mädchen war in den Nonnenklöstern einiger (bes. religiöser) Unterricht geboten. In den Knabenschulen erstreckte sich derselbe auf das sog. Trivium (Grammatik, Rhetorik u. Dialektik) u. das Quadrivium (Musik, Arithmetik, Geometrie u. Astronomie), welche zusammen die 7 freien Künste bildeten. Die K. waren zugleich die Pflanzstätten der sog. Scholastik; die Ausbildung derselben, die dann vornehmlich durch die Universitäten stattfand, wirkte auch auf die K. zurück. Die ehemals freie Lehrart unterlag einem Wust von Spitzfindigkeiten; die dogmatische Klopffechterei trat in den Vordergrund u. führte in Verbindung mit dem Verfall des Mönchthums seit dem 11. u. 12. Jahrh. auch den Verfall der K. herbei. Der auf ganz anderen Zielen u. Methoden beruhende Humanismus gab dann seit dem Ende des 15. Jahrh. den K. den Todesstoß u. in streng katholischen Ländern sank ihr Ansehen vor den mächtig aufblühenden Jesuitenschulen im 16. Jahrh. Eine große Zahl protestantischer Gymnasien sind jedoch aus ehemaligen K. hervorgegangen (z. B. die Thomasschule in Leipzig, die berühmte Pforta bei Naumburg, die Klosterschule Roßleben u. die vier noch jetzt „Klöster" genannten württembergischen Internate zur Bildung künftiger Theologen). Von katholischen K. entfalten noch jetzt einige in Frankreich ihre Thätigkeit; dagegen ist in Italien der klösterliche Unterricht seit 1866 möglichst beschränkt, im Deutschen Reiche seit 1873 ganz beseitigt worden.

Kloß, Johann Georg Burkhard Franz, Geschichtschreiber der Freimaurerei, wurde zu Frankfurt a. M. 31. Juli 1787 geb., studirte in Heidelberg u. Göttingen Medizin, ließ sich 1810 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder u. starb daselbst 10. Febr. 1854. Schon seit Sept. 1805 Freimaurer, trat er später an die Spitze des sog. Eklektischen Freimaurerbundes u. machte sich nicht blos um die Veredelung der Freimaurerei verdient, sondern erwarb sich auch durch seine Forschungen auf dem Gebiete ihrer Geschichte einen Namen. Von seinen diesbezüglichen Schriften sind insbes. zu nennen: „Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten u. echten Urkunden nachgewiesen" (Frankf. 1846); „Geschichte der Freimaurerei in England, Irland u. Schottland" (ebd. 1848) u. „Geschichte der Freimaurerei in Frankreich" (ebd. 1851—53, 2 Bde.). Seine werthvolle Sammlung von freimaurer. Büchern, mit deren Hülfe er eine „Bibliographie der Freimaurerei" (ebd. 1844) verfaßte, befindet sich seit seinem Tode im Haag.

Klotho, eine der Parzen (s. d.).

Klotho, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, 17. Febr. 1868 von Tempel in Marseille entdeckter, das Zeichen (97) führender Planetoid.

Klotz, Christian Adolf, deutscher Philologe, geb. zu Bischofswerda in Sachsen 13. Nov. 1738, besuchte die gelehrten Schulen zu Görlitz u. Meißen u. später die Universitäten Leipzig u. Jena u. ward schon 1762 Professor der Philosophie zu Göttingen, das er schon nach drei Jahren verließ, um in Halle die Professur der Eloquenz anzutreten. Als er bald darauf einen Ruf nach Warschau erhielt, gewährte ihm Friedrich d. Gr., der ihn sehr hoch schätzte, eine bedeutende Zulage u. den Titel eines Geheimen Rathes. Seinen schriftstellerischen Ruhm verdankt er hauptsächlich seinen lateinischen Gedichten „Opuscula poetica“ (Altenb. 1761), „Elegiae“ (Jen. 1763), „Carmina omnia“ (Altenb. 1766), seinen numismatischen Arbeiten „Opuscula nummaria“ (Halle 1771), „Hist. nummor. obsidional.“ (Altenb. 1765), „Hist. numm. contumeliosor. et satyr.“ (ebd. 1765) u. seinem Werke „Ueber den Nutzen u. Gebrauch der alten geschnittenen Steine“ (Altenb. 1768). Als Mitarbeiter an der „Allg. Deutschen Bibliothek“ (1767 f.) u. als Herausgeber der „Hall. Gel. Zeitung“ (1767 f.) u. der „Acta litteraria“ (Altenb. 1764—73) machte er sich durch seine bodenlose Anmaßung u. die Schärfe u. Grobheit seiner Kritiken allgemein verhaßt, gerieth auch nam. in Streitigkeiten mit Burmann, Herder u. Lessing, wobei er aber den Kürzeren zog, u. nam. vernichtete Letzterer durch die gegen ihn gerichteten „Archäologischen Briefe“ seinen literarischen Kredit völlig. K. starb 31. Dez. 1771 zu Halle. Seine „Opuscula philol. et oratoria“ (Halle 1772) u. „Op. varii argumenti“ (Altenb. 1765) gelten noch heute als lat. Stilmuster.

Klotz, Reinhold, geb. den 13. März 1807 zu Stolberg im Erzgebirge, studirte, nachdem er das Lyceum in Schneeberg u. dann die Nikolaischule in Leipzig besucht hatte, in letzterer Stadt seit 1826 Philologie als Schüler Gottfr. Hermann's, habilitirte sich 1831 daselbst als Dozent u. ward schon im folgenden Jahre außerord. Professor. 1849 ward er zum ord. Professor befördert u. zugleich Mitdirektor des Philolog. Seminars, an dem er bereits lange Zeit als Adjunkt des Direktors thätig gewesen war. Nach fast 40jähriger Wirksamkeit an der Leipziger Universität starb er am 10. Aug. 1870 in Kleinzschocher bei Leipzig. Abgesehen von kleineren Abhandlungen, sowie von Aufsätzen in dem Archiv für Philologie u. den von 1832 an von ihm mit herausgegebenen „Neuen Jahrbüchern für Philologie“ besitzen wir von ihm: „Quaestiones Tullianae“ (lib. I., Lpz. 1830); „Quaestiones crit.“ (lib. I, Lpz. 1831); „Handbuch der lat. Literaturgeschichte“ (Th. 1, Lpz. 1846), „Handwörterbuch der lat. Sprache“ (2 Bde., Bd. 2 unter Mitwirkung von Lübker u. Hudemann, Braunschweig 1847—57; 5. Abdr. 1873—74), „Handbuch der lat. Stilistik“ (herausgeg. von R. Klotz, Lpz. 1874), außerdem Ausgaben von Lucian's „Gallus“ (Lpz. 1831), der Werke von Clemens Alexandrinus (Lpz. 1831—34, 4 Bde.; in der „Bibliotheca patrum ecclesiae Graecorum) mehrere Tragödien des Euripides („Phönissen“ 1842, „Orestes“ 1859, „Iphigenia auf Tauris“ 1860, „Iphigenia in Aulis“ 1860; in der Bibliotheca graeca von Jakobs u. Rost, für welche er auch neue Auflagen von anderen Tragödien des Euripides besorgte), ferner des Cornelius Nepos (Hann. 1846), Terenz (Lpz. 1838—40, 2 Bde.) u. neben der Gesammtausgabe von Cicero's Werken (Lpz. 1850—57, 11 Bde.; 2. Aufl. 1862—72), sowie der Reden Cicero's (Lpz. 1835—39, 3 Bde.; ausgewählte Reden, Lpz. 1869, 2 Bde., 2. Aufl. 1871) noch Einzelausgaben von desselben „Cato major“ (Lpz. 1831), „Lälius“ (Lpz. 1833) u. Tusculanen (Lpz. 1835; Nachträge u. Berichtigungen, 1843). Auch gab er u. a. „Devarii lib. de graecae linguae particulis“ von Neuem heraus (Lpz. 1835—42, 2 Bde.).

Klüber, Johann Ludwig, publizistischer Schriftsteller, geb. zu Thann bei Fulda 10. Nov. 1762, ward 1786 Professor der Rechte in Erlangen, ging 1807 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg, 1808 aber als Staats- u. Kabinetsrath nach Karlsruhe, hielt sich während des Wiener Kongresses in Wien auf, trat 1817 als Geheimer Legationsrath in das preuß. Ministerium des Auswärtigen, nahm 1823 seine Entlassung u. starb in Frankfurt a. M. 16. Febr. 1837. Von seinen zahlreichen Schriften sind als bes. werthvoll zu nennen: „Lehrbegriff der Referirkunst“ (Erl. 1808); „Lehrbuch der Kryptographik“ (ebd. 1809); „Akten des Wiener Kongresses“ (8 Bde., ebd. 1815—19); „Oeffentliches Recht des Deutschen Bundes“ (Frankf. 1818; 4. Aufl., verm. von Morstadt, 1840); „Droit des gens moderne de l'Europe“ (2 Bde., Stuttg. 1819, deutsch als „Europ. Völkerrecht“, 2 Bde., ebd. 1821); „Abhandlungen u. Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- u. Rechtswissenschaft“ (2 Bde., Frankf. 1830—34); „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands“ (ebd. 1835); „Protokolle u. Aktenstücke in Betreff der Karlsbader Beschlüsse“ (herausgeg. von Welcker, 1844) 2c.

Klügel, Georg Simon, Mathematiker, geb. zu Hamburg 19. Aug. 1739, studirte in Göttingen, redigirte dann 2 Jahre hindurch das „Hann. Magazin“ in Hannover, wurde 1766 Professor in Helmstedt, folgte 1788 einem Rufe an die Universität in Halle u. starb daselbst 4. Aug. 1812. Er gab u. A. heraus: „Encyklopädie“ (6 Bde., Berl. 1782 ff.; Bd. 7 von Stein, ebd. 1816); „Anfangsgründe der Astronomie“ (ebd. 1793; 5. Aufl., 1819); „Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse“ (Lpz. 1789; 2. Aufl. 1791); „Mathematisches Wörterbuch“ (3 Bde., ebd. 1803—8; Bd. 4 von Mollweide, ebd. 1823; Bd. 5 von Grunert, ebd. 1831; Supplemente dazu von Grunert, 2 Bde., ebd. 1833—36).

Klumpfuß ist eine Verunstaltung der unteren Extremität, bei welcher der Fuß gegen den Unterschenkel so gestellt ist, daß der äußere Fußrand nach unten, der innere nach oben, der Fußrücken nach außen, die Sohle nach innen gerichtet ist. Beim Auftreten berührt nicht die Sohle, sondern der äußere Fußrand den Boden. Entsprechend dieser Stellung sind die Muskeln am äußeren Rande erschlafft, während die am inneren verkürzt sind. Die Gelenke sind der falschen Stellung entsprechend in späteren Stadien der Krankheit abgeschliffen, es bilden sich abnorme Gelenksflächen. Bei Kindern ist der K. zuweilen heilbar, durch Durchschneidung der verkürzten Muskeln, richtige Stellung u. zweckmäßige Fußbekleidung. Da, wo die Ursache jedoch in einer Lähmung der am äußern Fußrande verlaufenden Muskeln besteht, hat bisweilen Elektrisiren der letzteren gute Wirkung gezeigt. Meist ist der K. angeboren u. sehr oft beiderseitig, in welchem Falle dann das Gehen fast unmöglich ist; schon der einseitige K. macht dasselbe im höchsten Grade schmerzhaft u. beschwerlich.

Klüsen, Klüsgatten, sind runde, die Vorderwand eines Schiffes schräg abwärts durchbrechende u. mit Eisen od. Blei ausgeschlagene Löcher, in welchen sich die Ankertaue od. Ankerketten bewegen. Aehnliche K. sind auch am Hintertheil u. an den Seiten angebracht, um das Schiff im Hafen festlegen zu können. Bei hochgehender See sind die K. verschlossen, um kein Wasser eindringen zu lassen; bei ausgeworfenem Anker werden die Klüsensäcke neben Tau od. Kette gestopft.

Klüver heißt das vorderste dreieckige Segel eines Seeschiffes, welches zwischen Vorstange u. dem verlängerten Bugspriet (Klüverbaum) befestigt ist. Es wird mittels der Klüverfalle, des Klüverniederholers, der Klüverleiter u. der Klüverschoten bewegt. Je nach der Größe des Schiffes unterscheidet man verschiedene Arten dieses wichtigen Segels.

Klystier (gr. κλύσμα, ἔνεμα; frz. lavement) nennt man eine Injektion in den Mastdarm, wozu entweder kaltes od. warmes Wasser mit Substanzen, die sich leicht in demselben lösen od. zertheilen, verwendet wird. Je nach dem Zwecke, den man durch ein K. erreichen will, wird die zu injizirende Flüssigkeit nach Quantität u. Qualität, Zusammensetzung u. Temperatur verschieden sein. Man giebt erweichende K.e, um Massen, die im Mastdarm lagernd hart geworden sind, zu erweichen. Hierzu nimmt man warmes Wasser mit Oel, Seife u. etwas Kochsalz. Reizende K.e, um Kothmassen, die oberhalb des Mastdarmes liegen, herauszubefördern, dazu dient kaltes Wasser, rein od. mit Zucker, Abkochungen von Tabak u. dergleichen Stoffen; der Darm soll durch dieselben zu heftigeren Bewegungen angeregt werden. Einhüllende K., zum Zweck, die Schleimhaut des Darmes mit einer schützenden Decke zu überziehen (Stärkemehlabkochung, Haferschleim, Gummi 2c.). Adstringirende K.e, um katarrhalische Zustände des Darmes zu heilen (Rothwein, Tannin 2c.). Medikamentöse K.e haben den Zweck, Medikamente durch den Darm dem Blute zuzuführen. Ernährende K.e (Bouillon, Wein, Milch, Fleischemulsionen 2c.) werden bei Krankheiten des Magens od. der Speiseröhre, wo eine Einführung durch den Mund unmöglich ist, gegeben. Zu den K.en bedient man sich einer einfachen Spritze (Klystierspritze), durch welche sich eine gewisse Menge Flüssigkeit schnell in den Darm befördern läßt, od. eines sog. Klystopomps, eines Apparates, der kraft einer gespannten u. plötzlich losgelassenen Feder das K. vermittels eines Kautschukrohres dem Darme zuführt. Die Einrichtung dieser Apparate,

deren einfachste Form ein birnförmiger Gummisack ist, der durch einen raschen Druck mit der Hand seinen flüssigen Inhalt durch den Kautschukschlauch treibt, ist sehr vielfach variirt worden. Man kann statt Wasser in manchen Fällen auch Luftklystiere mit Erfolg anwenden, doch bedarf es hierzu eigens dazu konstruirter Schläuche.

Klytämnestra, Tochter des spartanischen Königs Tyndareus u. Schwester der Helena, war Gattin des Agamemnon (s. d.). Schon durch die vor der Abfahrt der griech. Flotte von Aulis beabsichtigte Opferung ihrer Tochter Iphigenie ihrem Gemahl entfremdet, gab sie während der Abwesenheit desselben dem Verführer Aegisthos Gehör u. betheiligte sich bei der Rückkehr Agamemnon's an dessen Ermordung. Später wurde sie deshalb von ihrem eigenen Sohne Orestes erschlagen.

Knaack, Wilhelm, ausgezeichneter Komiker, geb. als Sohn eines Schiffskapitäns zu Rostock 13. Febr. 1830, trat daselbst 3. Mai 1846 zum ersten Mal in Kotzebue's „Reisendem Genie" auf, blieb bis zum Herbst 1849 bei der Rostocker Theatergesellschaft, spielte dann ein halbes Jahr in Lübeck, von wo er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, ging Michaelis 1850 mit der Gesellschaft des Direktor Sulzer nach Ludwigslust u. Ostern 1851 zu Genée nach Danzig, gehörte vom Okt. 1851 bis April 1856 dem Friedrich-Wilhelmstädter Theater in Berlin an, folgte hierauf einem Engagement nach Prag u. ward im April 1857 durch Joh. Nestroy Mitglied des Karltheaters in Wien. Hier machte er sich schnell zum Liebling des Publikums. Als am 1. Mai 1875 Franz Jauner (s. d.) die Direktion der Wiener Hofoper übernahm, ohne von seinem Pachtkontrakt beim Karltheater entbunden worden zu sein, trat K. als Theilnehmer in die Direktion dieses Theaters ein.

Knabenkräuter, s. „Orchideen".

Knabl, Joseph, namhafter Bildhauer, geb. 17. Juli 1819 im Dorfe Fließ im Oberinnthal als Sohn einfacher Bauersleute, wurde als 15jähr. Knabe zu einem Holzschneider in Imst in die Lehre geschickt; als ihm dessen Unterricht nicht mehr genügte, wanderte K. 1837 nach München, wo er bei Entres u. Sickinger Beschäftigung fand. Nachdem er sich eine selbständige Stellung errungen, schuf er 1852 sein erstes größeres Werk, „Die Taufe des Herrn", für die Kirche zu Mergentheim in Württemberg, dem dann im nächsten Jahre andere Schnitzwerke religiösen Inhalts, 1856 seine erste Arbeit in Marmor, eine Madonna, folgte. Seine vorzügliche „Krönung der Maria" für den Bischof von Passau fand solchen Beifall, daß man ihm bei der Restauration der Frauenkirche in München für den Hochaltar eine noch viel bedeutendere Krönung der Maria, sein Meisterwerk, übertrug. Auch in den folgenden Jahren lieferte er Manches ähnlichen Inhalts von tief religiösem Sinne u. meisterhafter Ausführung.

Knallgas (Hydrooxygengas) nennt man eine Mischung von Wasserstoff- u. Sauerstoffgas, welche bei Berührung mit einem glühenden Körper od. einer Flamme mit großer Gewalt u. starkem Knall explodirt, wobei die beiden Gase sich zu Wasserdampf verdichten. Am stärksten ist der Knall, wenn die Gase genau in demselben Verhältniß gemischt sind, in welchem sie im Wasser enthalten sind, also wenn die Mischung auf 2 Raumtheile Wasserstoff 1 Raumtheil Sauerstoff enthält. Aus diesen 3 Raumtheilen entstehen 2 Raumtheile Wasserdampf (auf gleichen Druck u. gleiche Temperatur berechnet, wie sie die Gase vor der Verbrennung hatten); es findet demnach in der That eine Verdichtung bei der chemischen Vereinigung dieser beiden Gase statt. Uebrigens giebt auch gewöhnliche atmosphärische Luft schon mit Wasserstoffgas ein heftig explosives Gasgemisch, u. selbst wenn anstatt Wasserstoffgas ein Kohlenwasserstoff, wie Leuchtgas, sich mit ihr mischt, daher die Gasexplosionen. Die Flamme des K. entwickelt eine außerordentliche Hitze, leuchtet dagegen fast gar nicht; feste, nicht schmelzbare Körper kommen in derselben in lebhaftes Glühen u. die Flamme leuchtet dann infolge davon mit einem bei. starken Glanze. Hierauf beruht das Drummond'sche Kalklicht (s. d.), welches zur Erzeugung starker Lichteffekte, zur Beleuchtung des sog. Hydrooxygengasmikroskops (über dieses s. „Mikroskop") u. s. w. benutzt wird, u. zu dessen Erzeugung die Flamme des K. auf einen kleinen Kalkcylinder geleitet wird. Um das Rückschlagen der Flamme zu verhüten u. Explosionen zu vermeiden, werden in den Fällen, wo mit K. gearbeitet wird, die beiden Gase getrennt in Gasometern von Kupfer od. in Kautschuksäcken aufbewahrt u. erst kurz vor ihrem Austritte aus dem Brenner gemischt; letzterer enthält auch zu demselben Zwecke ein Netz aus zusammengedrehtem feinen Platindraht. Man nennt diese ganzen Vorrichtungen Knallgasgebläse. Durch dasselbe lassen sich manche Substanzen schmelzen, welche durch gewöhnliche Flammen nicht geschmolzen werden können.

Knallgasmaschine, Gasexplosionsmaschine, Gaskraftmaschine, Gasmotor, eine ursprünglich der Dampfmaschine ähnlich konstruirte Maschine, deren Kolben durch den Druck od. die Spannung bewegt wird, welche ein im Cylinderraum plötzlich entzündetes Knallgas (s. d.) erzeugt. Anstatt Wasserstoffgas u. Sauerstoff stellt man dies Knallgas aus Leuchtgas (Kohlenwasserstoff) u. atmosphärischer Luft dar, die man in entsprechenden Mengenverhältnissen mit einander sich mischen läßt. Bei der Verbrennung dieses Gemisches im geschlossenen Raume erhitzt die frei werdende Wärme die Verbrennungsprodukte; dieselben haben infolge dessen das Bestreben, sich auszudehnen, u. erzeugen, wenn sie an dieser Ausdehnung gehindert werden, einen dem Erhitzungsgrade entsprechenden Druck auf die umschließenden Wandungen. Diese Spannung ist so lange vorhanden, als die Verbrennungsprodukte nichts von ihrer Wärme verloren haben. Erfolgt aber Abkühlung, so ziehen sich jene Gase unter dem atmosphärischen Drucke wieder zusammen. Die Konstruktion einer Maschine, bei welcher die bei solchen Explosionen entstehende Spannung direkt als motorische Kraft benutzt werden soll, hat zu berücksichtigen, daß zwischen der Erwärmung u. Abkühlung, zwischen Ausdehnung u. Zusammenziehung der verbrannten Gase ein sehr geringer Zeitunterschied stattfindet. Man verliert, wenn man die erhitzten Gase nach der Verbrennung nicht möglichst rasch sich ausdehnen läßt, einen bedeutenden Theil der erzeugten Wärme durch die Cylinderwände der Maschine; mit diesem Wärmeverluste geht natürlich auch ein entsprechender Theil der bewegenden Kraft verloren. Denkt man sich eine solche K. in der Anordnung einer gewöhnlichen Dampfmaschine konstruirt, also den Kolben durch Bleuelstange u. Kurbel mit der Schwungradachse starr verbunden, so müßte dieselbe mit enormer Kolbengeschwindigkeit arbeiten, u. trotzdem würde die Wirkungsweise immer noch eine stoßende bleiben, u. weil die zu bewegenden Massen der Maschine niemals eine der Intensität der Explosion entsprechende Beschleunigung annehmen können, so muß die nicht als nutzbare Kraft zur Geltung kommende Wärmemenge die Wandungen rings um den Explosionsraum beträchtlich erhitzen. Diese Erfahrungen wurden in der That bei den ersten Gasmaschinen, wie sie Hugon u. Lenoir in Paris (Patente von 1858 u. 1860) konstruirten, gemacht. Bei diesen Maschinen traten die Gase durch einen eigenthümlichen Schieberkasten, in welchem sie sich innig mit einander mischten, abwechselnd unter u. über den Kolben; die Entzündung erfolgte durch einen im Innern zwischen zwei Drähten überspringenden Funken u. wurde durch die Kolbenbewegung regulirt. Der ganze Cylinder war mit einem Mantel umgeben u. wurde durch dazwischen geleitetes kaltes Wasser abgekühlt. Diese Maschinen arbeiteten mit starken Stößen u. nutzten sich daher in ihren beweglichen Theilen schnell ab, weshalb sie auch, trotz des Bedürfnisses im Kleinbetrieb nach einem geeigneten Motor u. trotz der eigenthümlichen Bequemlichkeit, welche diese Maschinen in ihrer Aufstellung u. in ihrem Betriebe in Verbindung mit einer städtischen Gasleitung haben, nicht in allgemeinen Gebrauch kamen. Sie wurden vielfach umgeändert, aber im Ganzen mit wenig wirklichem Erfolg. Im J. 1866 dagegen traten die deutschen Erfinder Otto u. Langen mit einem neuen System auf, indem sie eine sog. atmosphärische Gasmaschine ausführten, mit deren Einrichtung sie gewissermaßen auf die Newcomen'sche Idee der Dampfmaschinenkonstruktion vom J. 1711 zurückgriffen, nur daß bei der Otto-Langen'schen Ausführung anstatt des Wasserdampfes das explodirende Gasgemisch zur Anwendung kam. Außerdem besaß noch die Maschine einige konstruktive Eigenthümlichkeiten, zu dem Zwecke, den Kolben durch die Explosion frei, d. h. ohne Einwirkung auf die übrigen arbeitenden Theile der Maschine empor zu schleudern u. dann, nachdem das sich schnell verdichtende Gemisch der Verbrennungsprodukte unter dem Kolben einen luftverdünnten Raum zurückgelassen hat, den unter dem Drucke der äußeren Luft sanft zurückgehenden Kolben sofort mit der Kurbelwelle in geeignete Verbindung zu setzen, so daß dieser ein Anstoß zur Umdrehung ertheilt wird. Der Kolben geht in einem vertikalen Cylinder auf u. nieder u. ist mit einer oben hervorragenden Zahnstange verbunden. Diese Zahnstange greift in ein Getriebe ein, welches hier die Stelle der Kurbel vertritt, u. welches durch ein Schaltwerk so mit der Welle verbunden ist, daß es beim Aufwärtssteigen der Zahnstange sich frei um die Welle herumdreht, so daß diese in ihrer durch das Schwungrad bewirkten Weiterdrehung nicht gehindert wird, während beim Heruntergange der Zahnstange das Getriebe in feste Verbindung mit der Welle tritt u. so letztere einen neuen Anstoß zu ihrer fortdauernd gleichmäßigen Umdrehung erhält. Die Entzündung des Gases erfolgt durch einen eigenthümlich eingerichteten Schieber mittels einer beständig brennenden kleinen Gasflamme. Trotz dieser Vorzüge hat die Maschine, welche für Leistungen von $\frac{1}{2}$—2 Pferdestärken gebaut wird, die gehegten Erwartungen so wenig wie die Calorische erfüllt.

Knallgold, Aurum fulminans, Goldoxydammoniak, ist ein grünes bis gelblichgrünes Pulver, welches im trockenen Zustande beim Reiben, Stoßen od. Erhitzen mit scharfem Knall u. gewaltiger Kraftäußerung explodirt u. dabei in Stickstoffgas, Ammoniak, Wasser u. metallisches Gold zerfällt. Das K. bildet sich durch Einwirkung von Ammoniak u. Ammoniaksalzen auf Goldoxyd. Seine Herstellung war schon den Alchemisten bekannt, da es bereits von Basilius Valentinus beschrieben wurde; später wurde es von Bergman, Scheele, Berzelius u. Dumas genauer untersucht; trotzdem ist man über seine Konstitution noch nicht im Klaren.

Knallquecksilber, Howard's Pulver, entsteht beim Zusammenbringen von Spiritus (Alkohol) mit einer Lösung von Quecksilber in überschüssiger Salpetersäure; es scheidet sich aus dieser Mischung nach einiger Zeit als weißes krystallinisches Pulver aus, welches in kaltem Wasser schwer, in heißem leicht löslich ist u. beim Erkalten deutliche Krystalle bildet. Das K. gehört zu den gefährlichsten Körpern, es darf immer nur in kleiner Menge bereitet u. muß bei gewöhnlicher Temperatur auf Papier getrocknet werden, da es schon durch leisen Druck od. Schlag, sowie durch Erhitzen auf 170—180° C. mit äußerster Heftigkeit explodirt, selbst unter Wasser darf es mit keinem harten Körper berührt werden. Man hebt es, vor dem Lichte geschützt, in Glasgefäßen, die mit einem leichten Pappdeckel überdeckt sind, auf; in Stöpselflaschen darf man es nicht füllen, da das kleinste Körnchen, welches zwischen Glas u. Stöpsel gelangt, die Explosion der ganzen Masse veranlassen kann. Das K. wird hauptsächlich zum Füllen von Zündhütchen u. auch zur Bereitung von Knallbonbons benutzt, obwol es zu den heftigsten Giften gehört. Ueber die chemische Konstitution des K. sind die Ansichten getheilt; Einige halten es für eine Verbindung von Cyanquecksilber mit oxycyansaurem Quecksilberoxydul ($Hg_2Cy + Hg_2O, CyO_3$), Andere für die Verbindung des Quecksilberoxyduls mit **Knallsäure** (s. d.) (= $2Hg_2O, Cy_2O_2$); die neueren Chemiker geben ihm wieder andere Formeln.

Knallsäure, Dicyansäure, eine der Cyansäure isomere, d. h. gleiche prozentische Zusammensetzung besitzende, hypothetische zweibasische Säure, die man als einen Bestandtheil der **Knallpräparate** od. knallsauren Salze ansieht u. der man gewöhnlich nach Liebig die Formel $(C_2N)_2O_2$ od. Cy_2O_2 giebt. Von neueren Chemikern jedoch, wie Laurent, Gerhardt, Kekulé u. A., sind verschiedentlich andere Ansichten über die Konstitution der K. u. ihre Verbindungen aufgestellt worden.

Knallsilber (Fulminate d'argent), stimmt hinsichtlich seiner Bereitung, Eigenschaften u. Zusammensetzung mit dem Knallquecksilber überein, nur daß man eben anstatt des Quecksilbers das Silber anwendet. Hinsichtlich der Explosionsfähigkeit übertrifft es jedoch noch das Knallquecksilber. Man kennt auch Knallkupfer u. Knallzink, welche jedoch erst mittelbar aus dem K. bereitet werden.

Knapp, Albert, Dichter u. Biograph, geb. als Sohn eines Hofgerichtsadvokaten zu Tübingen 25. Juli 1798, ward in Alpirsbach, Rottweil u. Tübingen erzogen, 1814 in das Seminar zu Maulbronn u. 1816 in das Theologische Stift in seiner Vaterstadt aufgenommen u. wurde im Nov. 1820 Pfarrvikar im Dorfe Feuerbach bei Stuttgart. Hier erweckte ihn der ehemalige Burschenschafter Ludwig Hofacker zum orthodoxen Glauben, an dem dann K. auch bis zum Tode festhielt. Im J. 1821 als Vikar nach dem Dorfe Gaisburg versetzt, erhielt er 1825 das Diakonat in Sulz, wurde 1831 auf Wunsch der Herzogin Henriette von Württemberg Diakonus in deren Residenz Kirchheim unter Teck, 1836 an der Hospitalkirche in Stuttgart, 1838 Archidiakonus an der Stiftskirche daselbst u. 1845 als Nachfolger Gustav Schwab's (s. d.) Stadtpfarrer an St. Leonhard. Er starb zu Stuttgart 18. Juni 1864. Als Dichter hat K. nicht Geringes geleistet; insbes. ist er in seinen „Christlichen Gedichten" (4 Bde., Stuttg. 1829—34; 3. Aufl. Bas. 1843) dem echten Tone des Kirchenlieds wie selten ein Dichter der Neuzeit nahe gekommen. Daneben war er als Uebersetzer wie Herausgeber geistlicher Lieder sehr thätig; zu nennen sind nam. die theilweisen Uebersetzungen des Odendichters Balde u. die des von Koenen verfaßten Gedichtes „Der christl. Heidenbote" aus dem Holl.; ferner sein Taschenbuch „Christoterpe" (Tüb. 1833—53); die „Oesterr. Exulantenlieder" aus dem Dreißigjährigen Kriege u. endlich der „Evangelische Liederschatz" (Stuttg. u. Tüb. 1837; 3. Aufl. 1865). Außerdem erschienen von ihm auch Poesien nicht religiösen Inhalts: „Hohenstaufen" (ein Cyklus von Liedern u. Gedichten 1839); „Gedichte" (letzte Auflage, Stuttg. 1854); „Herbstblüten" (ebd. 1859) u. „Bilder der Vorwelt" (ebd. 1862). Ueberdies schrieb er die Lebensbeschreibungen Hedinger's (1836), Ph. Friedr. Hiller's (1842), Balde's (1850) u. Ludwig Hofacker's (1852; 3. Aufl. 1859).

Knapp, Friedrich Ludwig, Chemiker u. Technolog, geb. zu Michelstadt im Odenwald 22. Febr. 1814, ging 1832 zu einem Apotheker in die Lehre u. studirte seit 1835 Chemie, zuerst in Gießen u. dann in Paris, wo er auch die Probirkunst erlernte. Nachdem er noch England bereist hatte, habilitirte er sich als Privatdozent der Chemie in Gießen. Seit 1848 Professor, folgte er 1853 einem Rufe nach München, wo er 1856 zugleich Inspektor der königl. Porzellanmanufaktur wurde. Im J. 1863 übernahm K. die Professur der technischen Chemie an der Polytechnischen Schule in Braunschweig. Auch ist es vorzugsweise die technische Chemie, welche seine wissenschaftlichen Untersuchungen betreffen; insbes. sind ihm werthvolle Aufschlüsse über die Vorgänge bei der Gerberei zu verdanken. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der chemischen Technologie" (2 Bde., Braunschw. 1847; 3. Aufl., 1865 ff.). Auch gab er Percy's „Metallurgie" in deutscher Bearbeitung heraus (ebd. 1862 ff.).

Knappe (Schildknappe, Knecht, Wapener) hieß im Mittelalter der junge Edelmann, welcher sich im Hause eines Ritters als Page für den Kriegs- u. Ritterdienst vorbereitet u. im 14. Lebensjahre von geweihter Hand an heiliger Stätte das Schwert empfangen hatte. In frühester Zeit brauchte der K. kein Edelmann, sondern nur ein Freigeborener zu sein. Der Dienst des K.n war ein ausgedehnter u. sehr mannichfaltiger; im Frieden lag ihm die Sorge um Waffen u. Pferde u. die Unterweisung der jüngeren Pagen in den ritterlichen Künsten ob, hohe Gäste wurden von ihm empfangen u. bedient, die Dame seines Ritters vertraute sich auf Reisen seinem Schutze an. K.n führten beim Gang zum Turnier das Pferd u. die Waffen ihres Herrn (Schildknappe), im Gefechte hielten sie sich in seiner Nähe auf, waren beim Tausch der Waffen od. des Pferdes behülflich, bewachten die Gefangenen u. nahmen sich des verwundeten Ritters an. Der K. durfte nur im Augenblick der Gefahr thätlich in das Gefecht eingreifen, aber auch dann nie mit der ritterlichen Lanze, sondern mit Schwert u. Streitaxt. — K. nannte u. nennt man hier u. da noch die Gesellen od. Knechte einzelner Gewerbe, wie der Müllerei, des Bergwesens u. s. w. Die **Knappschaften** der Bergleute, welche aus der Vereinigung der Berg- u. Hüttenarbeiter eines Bergreviers bestehen, haben besondere gesetzlich geregelte Verfassungen, Kassen u. Verwaltungsbeamte.

Knaur, Immanuel August Hermann, ein tüchtiger Bildhauer, wurde 1811 in Leipzig geb. u. durch Rietschel zuerst in Dresden, dann von 1844—46 in Rom ausgebildet. Seine ersten bedeutenden Werke waren eine Gruppe „Kain u. Abel" u. ein Fries mit der Geschichte der ital. Malerei für das Dresdener Museum. Auch in monumentalen Portraitstatuen lieferte er bedeutende Arbeiten, z. B. seine Gellertstatue in Leipzig, die Büste Zöllner's im Rosenthal daselbst u. a. Er starb in Leipzig 1. April 1872.

Knaus, Ludwig, der bedeutendste der heutigen deutschen Genremaler, geb. 5. Okt. 1829 in Wiesbaden, wo sein Vater ein optisches Geschäft betrieb, offenbarte schon in der Schule seiner Vaterstadt so große Neigung für die Malerei, daß er als Knabe nur mit Mühe zu bewegen war, Stift u. Pinsel aus der Hand zu legen. Obwol er auch Unterricht im Zeichnen u. Malen bei dem nassauischen Hofmaler Jakoby genoß, so bildete ihn doch vorzugsweise das Leben u. seine Empfänglichkeit für alle Lebenserscheinungen. Als er 1846 nach Düsseldorf kam, erregte er dort überall Aufmerksamkeit durch seine seltene Begabung für Kolorit u. lebensvolle Charakteristik, sodaß man in ihm einen Beruf zur Historienmalerei erkennen wollte; indessen fühlte er sich mehr nach anderer Richtung gezogen. Gleich seine ersten Bilder bewiesen ein entschiedenes Talent zum Genre, nam. das 1851 ausgestellte Bild „die Spieler" (in der Galerie zu Düsseldorf u. im Museum zu Leipzig), u. als dann 1852 das „Leichenbegängniß im Walde" folgte, erkannte man in ihm einen künstlerischen Stern erster Größe. Nachdem er Belgien u. Holland, die Schweiz, Tirol u. Italien durchwandert hatte, ließ er sich 1852 eine Zeit lang in Paris nieder u. wußte auch dort seinen Ruf zu verbreiten. In Paris stellte er sein Bild „Morgen nach der Kirmeßnacht" aus. Gern hätte man ihn für Frankreich gewonnen, aber sein deutsches Gemüth zog ihn ins Vaterland zurück. Und als nun hier 1859 u. 1860 „Die goldene Hochzeit" u. „Die Taufe" erschienen, wurden diese Bilder mit größtem Beifall begrüßt u. erkannte man in ihm einen echt deutschen Volksmaler. Beide sind durch unzählige Nachbildungen, bes. durch die

Goupil'schen Stiche bekannt. 1861 zog er wieder in seine Vaterstadt; wählte sich dann aber Berlin zum Aufenthaltsort. Hier entstanden in kurzen Zwischenräumen „Die Taschenspieler", „Der Auszug zu einem ländlichen Feste", „Die Puffspieler", „Die Kleinstädter in der Schenke", „Die Passeyer Raufer" u. a. Bes. beliebt wurde seiner Tendenz wegen „Seine Hoheit auf Reisen". In neuerer Zeit ist er wieder nach Düsseldorf gezogen; dort entstanden neben vielen anderen auch seine „Politisirenden Bauern". Ueberall zeigt er eine wunderbare Beobachtungsgabe, feine, scharfe Charakteristik, geistvolle Gruppirung u. hohe Meisterschaft des Kolorits — Eigenschaften, die nur in seiner „Zigeunerbande" weniger hervortreten.



Nr. 3719. Ludwig Knaus (geb. 5. Okt. 1829).

Knebel, Karl Ludwig v., ward zu Wallerstein in Franken 30. Nov. 1744 geb., erhielt aber zu Anspach, wohin sein Vater als Minister versetzt worden war, seine erste Bildung durch den Generalsuperintendenten Junkheim u. den bekannten Dichter Uz. Er studirte kurze Zeit zu Halle die Rechte, ging aber bald zum Militär über u. erhielt durch seinen Bruder, der Leibpage bei Friedrich d. Gr. war, eine Offiziersstelle im Regimente des damaligen Prinzen von Preußen. Seine ausgezeichnete klassische Bildung brachte ihn in näheren Umgang mit den damaligen Koryphäen der Wissenschaft in Berlin, nam. mit Ramler, Gleim, M. Mendelssohn, allein da er in der militärischen Laufbahn nicht seinen eigentlichen Beruf zu erkennen vermochte, so nahm er die ihm von der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar angebotene Erzieherstelle bei ihrem zweiten Sohne Konstantin an. Er unternahm mit diesem 1774 eine Reise nach Straßburg u. Paris, allein als der Prinz bald darauf starb, zog er sich mit dem Charakter eines Majors u. einer lebenslänglichen Pension ins Privatleben zurück u. lebte zuerst in Weimar, dann in Ilmenau u. endlich in Jena, wo er im J. 1834 starb, lediglich den Wissenschaften u. dem Umgange mit den Heroen des Weimarischen Parnasses, mit Herder, Wieland, Goethe u. Schiller. Seine Berühmtheit als Dichter verdankt er weniger seiner Uebersetzung des Properz (Lpz. 1798), als seiner klassischen Uebertragung des Lucrez (2 Thle., Lpz. 1821), welche als eine Art Originalwerk zu betrachten ist. Weniger bedeutend sind eine Sammlung seiner kleinen Gedichte (Lpz. 1815) u. sein Trauerspiel „Saul" nach Alfieri (Ilmenau 1829). Sein literarischer Nachlaß u. Briefwechsel ward herausgegeben von Varnhagen v. Ense u. Th. Mundt (3 Bde., Lpz. 1835. 1840).

Kneller, Gottfried, ein in Lübeck 1648 geborener, aber vorzugsweise in England berühmt gewordener Portraitmaler, der in den Niederlanden ein Schüler von Ferdinand Bol u. Rembrandt wurde, von 1672 an in Venedig Tizian u. Paul Veronese studirte u. sich dadurch zum tüchtigen Portraitmaler heranbildete. Bereits in hohem Ansehen stehend, kam er 1676 nach London u. wurde dort, da es ihm gelang, am Hofe seinen Nebenbuhler Lely zu verdunkeln, der gefeiertste u. meistbeschäftigte Künstler, von dem sich Fürstlichkeiten Europa's u. Celebritäten Englands malen ließen, was ihn leider zu Oberflächlichkeit u. fabrikmäßiger Ausführung seiner Bilder verleitete. Er war der erste Künstler, der eine Malerakademie gründete; die Königin Anna ernannte ihn 1697 zum Präsidenten derselben. Er starb 1723.

Kneschke, Ernst Heinrich, Professor Dr. med., geb. 1792, verdienstvoller Mediziner u. Heraldiker, Herausgeber des „Adels-Lexikon", das leider nicht vollendet ist. K. promovirte 1828, war 1830 Sekundärarzt an der Heilanstalt für Augenkranke u. starb als einer der ältesten Dozenten der Universität zu Leipzig 2. Dez. 1869.

Knesebeck, Karl Friedrich Ludwig von dem, preuß. Generalfeldmarschall, stammte aus einem alten, seit dem 13. Jahrh. in der Altmark blühenden Geschlecht, das dem brandenb.-preuß. Staate eine Anzahl tüchtiger Staatsmänner u. Generäle gegeben hat. Geb. 5. Mai 1768 zu Carwe bei Neu-Ruppin, trat er schon 1782 in das Heer ein u. wurde bald Offizier, als welcher er sich auch mit klassischen Studien beschäftigte. Nachdem er mit Auszeichnung an den Feldzügen von 1792—94 Theil genommen, rückte er rasch auf u. war Major, als er 1803 mit der Ausarbeitung eines Memoires behufs der Errichtung einer Landmiliz betraut ward. Bald darauf dem Generalstab zugetheilt, kam er 1805 durch eine diplomatisch-militärische Sendung nach Kassel mit Scharnhorst (s. d.) in Verbindung u. veranlaßte dessen Berufung in das preuß. Heer. In der Schlacht bei Auerstädt wußte er die Gefangenschaft des Königs zu verhüten. Nachher dem russ. Hauptquartier beigegeben, entwarf K. die Disposition für die Schlacht von Pultusk (26. Dez. 1806). Der Friede von Tilsit veranlaßte ihn, seinen Abschied zu nehmen u. sich auf sein Gut Carwe zurückzuziehen, doch folgte er während des Oesterr.-franz. Krieges dem Rufe seines Königs. Inzwischen wurden durch Scharnhorst viele der von K. früher ausgesprochenen Ideen in Betreff der Heeresreorganisation verwirklicht. In K.'s Geiste stieg aber auch zuerst der Gedanke auf, die franz. Armee in die Eisfelder Rußlands zu locken u. sie dort dem Untergange preiszugeben. Er ging 1811 auf Befehl des Königs nach Petersburg u. wußte den Kaiser Alexander zu dem Versprechen zu bewegen, „nicht Friede zu machen, selbst wenn er bis Kasan zurückgehen müßte". Im J. 1813 ward er Generalleutnant u. erster Generaladjutant des Königs. Das in der neueren Kriegsgeschichte als bedeutende taktische Leistung gepriesene rechtzeitige Abbrechen der Bautzener Schlacht war sein Werk, wie auch seine taktischen Kombinationen wesentlich zum günstigen Ausgang der Leipziger Schlacht beigetragen haben. Seit 1825 General der Infanterie, erhielt er 1831 den Befehl über das gegen Polen aufgestellte Beobachtungsheer. Im J. 1847 mit dem Range eines Generalfeldmarschalls entlassen, starb K. 12. Jan. 1848. Auch das Gebiet der Dichtkunst hatte er betreten, u. sein Lied „Lob des Kriegs" war 1805 von zündender Wirkung auf das Publikum gewesen. Vgl. v. Gorczkowsky, „K. F. v. d. K." (Berlin 1854) u. v. d. K., „Die Männer vom Schlosse Tylsen" (ebd. 1875).

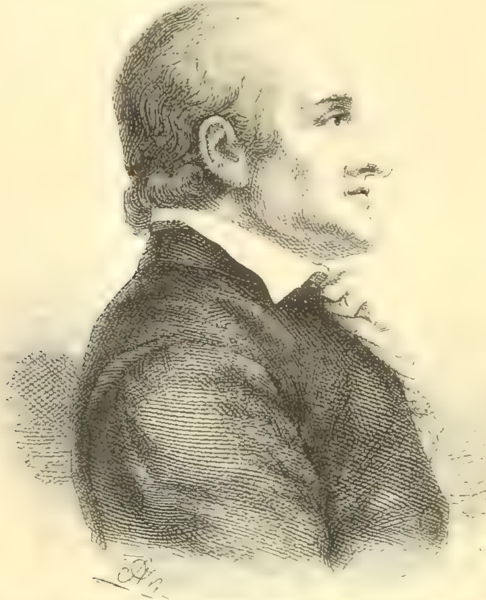
Knetmaschinen, Teigknetmaschinen, mechanische Vorrichtungen, durch welche die immerhin unappetitliche gewöhnliche Bearbeitung des Teiges in den Bäckereien, d. h. die Bearbeitung mit den Händen, durch Maschinenarbeit ersetzt werden soll. Die ältesten Nachrichten von K. reichen bis in das Jahr 1787 zurück, wo in Wien u. Holland Versuche damit angestellt wurden. Die erste brauchbare K. aber soll von Lambert in Paris 1810 erfunden worden sein; dieselbe wurde von Anderen noch wesentlich verbessert, so daß sie 1839 durch Fontaine in Paris mit gutem Erfolge in die Bäckereipraxis eingeführt werden konnte. Viele andere Konstruktionen folgten bis in die neueste Zeit nach, ein Beweis, daß die bisherigen Maschinen immer noch nicht allen Anforderungen der Praxis genügten, daß man aber auch andererseits großen Werth auf eine wirklich zweckmäßige K. legt. Die Einrichtung der neueren K. ist so getroffen, daß in einem schüsselförmigen Troge eigenthümlich geformte Flügel od. Schaufeln, die um eine Welle angebracht sind, in Umdrehung gesetzt werden u. dabei die Teigmasse in gehöriger Weise durcharbeiten.

Knidos, eine Kolonie der Lakedämonier an der Küste von Karien sowie eine der zum Dorischen Bunde gehörenden sechs Städte. Berühmt war die dort befindliche Statue der Aphrodite von Praxiteles.

Knie, s. „Bein".

Kniebeugung, Niederknieen zur Bezeugung religiöser Verehrung in der Katholischen Kirche insbes. beim Erheben od. Vorübertragen der Monstranz (des sog. sanctissimum). In Bayern rief 1838 eine Ordre des Kriegsministers, welche auch den protestantischen Soldaten (sogar einschließlich der bürgerlichen Landwehr) die K. vor dem Sakrament anbefahl, den hitzigen Kniebeugungsstreit hervor. Derselbe wurde erst nach energischem Auftreten der protestantischen Abgeordneten in der Kammer beigelegt, indem der König 1848 die frühere rein militärische Ehrenbezeigung wiederherstellte.

Kniebis, ein Gipfel des Schwarzwaldes, 934 m. hoch, auf der Grenze zwischen Baden u. Württemberg, an welchem ein strategisch bedeutender Paß die Thäler der Rench u. Murg verbindet.



Nr. 3720. Adolf Franz Friedrich v. Knigge, geb. 16. Okt. 1752, gest. 6. Mai 1796.

Knieholz (Pinus Mughus u. Pumilio), auch Spurt- u. Legföhre, Krummholz, Dosen-, Ar- u. Zunderbaum u. s. w.; eine fast nur strauchartig u. niederliegend wachsende Kiefer des Hochgebirges, wo sie in der Regel mit 1660 m. Erhebung ihre Region beginnt, obwol man sie auch manchmal, mit Alpenrosen vereinigt, schon bei 1000 m. antrifft. Ihres Wuchses halber gehört sie zu den bedeutungsvollsten Holzpflanzen der Alpenwelt; da sie gern an den steilsten Böschungen der Gebirge wächst u. hier die Gehänge gegen einen Zusammensturz durch Wind u. Wetter schützt, durch den dichten Wuchs ihres Gesträuches, welches an steilen Höhen niederzuliegen pflegt (darum Krummholz), während es sich auf ebnerem Boden aufrichtet. Die als eigne Art (Pinus uliginosa) unterschiedenen kleinen Kiefernbäumchen sind nichts Anderes als solch gerade gewachsenes K. Beide Formen grenzen übrigens so dicht an die gemeine Kiefer (P. silvestris) an, daß Viele die Legföhre nur als eine Form derselben betrachten; um so mehr, da sie sämmtlich nur zwei Nadeln in einem Büschel tragen. Uebrigens kommt die Legföhre auch auf niedrigen Gebirgen, z. B. im Schwarzwald u. Riesengebirge vor, während sie dem Harze, dem Thüringer Walde u. anderen Mittelgebirgen fehlt. Auf dem Thüringer Walde bekrönt sie zwar die Spitze des Inselsberges, ist hier aber angepflanzt u. läßt sich auf niedrigeren Höhen nicht mehr ziehen. In der Schweiz u. in Ungarn bereitet man aus den jungen Trieben das bekannte Krummholzöl (Oleum templinum). Das feine dichte Holz dient zu Drechslerarbeiten, die nam. aus dem Riesengebirge in großer Menge in den Handel kommen.

Knieschwamm (Genu album), ist eine Krankheit des Kniegelenkes, die sich bei Leuten, welche gezwungen sind, knieend ihre Arbeit zu verrichten, od. nach Verletzungen des Kniees öfters einstellt. Der anatomische Vorgang besteht in einer vermehrten Sekretion der Kniegelenksflüssigkeit, Auflockerung u. Entzündung des Schleimbeutels u. des Bandenapparates, wobei nicht mehr die normale Stellung des Unterschenkels festgehalten werden kann, das Knie vielmehr eine gebogene Stellung einnimmt, welche sich bisweilen nicht wieder verliert. Für den Patienten ist die Krankheit mit großen Schmerzen u. auch mit großer Gefahr verbunden.

Knigge, Adolf Franz Friedrich Freiherr von, geb. 16. Okt. 1752 zu Bredenbeck bei Hannover, studirte zu Göttingen (1769) die Rechte u. ward, kaum von der Universität abgegangen, von dem Landgrafen von Hessen (1772) zum Hofjunker u. Assessor der Kriegs- u. Domänenkammer zu Kassel ernannt. Im J. 1777 trat er als Kammerherr in weimar. Dienste, 1780 ward er Mitglied des Illuminatenordens (s. d.), über den er selber nach der Aufhebung des Ordens unter dem Namen „Philo" merkwürdige Enthüllungen herausgab. Inzwischen führte er mit seiner Familie ein ziemlich unruhiges Leben in Hanau, Frankfurt, Heidelberg u. Hannover u. starb 6. Mai 1796 als Oberhauptmann u. Scholarch zu Bremen. Kotzebue mißbrauchte bekanntlich seinen Namen auf dem Titel seiner berüchtigten Schmähschrift: „Bahrdt mit der eisernen Stirne" (1790), allein er lehnte stets jeden Antheil daran auf das Entschiedenste ab. Seine Romane: „Der Roman meines Lebens" (4 Bde., Riga 1781—87), „Geschichte Peter Clausens" (3 Bde., ebd. 1783), „Die Verirrungen des Philosophen &c." (Frankf. 1787, 2 Bde.), „Geschichte des armen H. v. Mildenburg" (3 Bde., Hann. 1789), „Das Zauberschloß" (ebd. 1791), „Des sel. Hrn. Etatsraths Konrad v. Schaafkopf hinterlassene Papiere" (Bresl. 1792) &c. zeichnen sich durch ihre populär gehaltene Lebensphilosophie u. gefälligen Humor aus, seine „Reisen nach Braunschweig" (Hannov. 1792) u. „Fritzlar" (1793) aber sind beißende Parodien der ähnlichen Schriften Lavater's. In seiner klassischen Schrift „Ueber den Umgang mit Menschen" (2 Bde., Hannov. 1788 u. oft; neue Ausg. von Goedecke; Hannov. 1844, 1851) jedoch hat er sich als ausgezeichneter Menschenkenner, feiner Aesthetiker u. tiefer Denker dokumentirt.

Kniphausen, ehemals reichsunmittelbare Herrschaft im Großherzogthum Oldenburg, war mit der Herrschaft Varel ein gräflich Aldenburg. Familienfideikommiß, bis es 1733 an die engl. Linie des Hauses Bentinck gelangte; 1806 kam K. an Holland, wurde 1810 mit diesem französisch. Nach langem Streite zwischen Oldenburg u. dem Grafen von Bentinck über die Souveränetät erhielt 1825 Oldenburg die Hoheitsrechte, dem Grafen aber blieb das Recht besonderer Münze u. Flagge, bis 1854 die standesherrlichen Rechte abgelöst wurden. Die Herrschaft K. hatte 0,8 □M. mit etwa 3000 E. Residenz der Grafen war das 1 M. im W. von Wilhelmshaven gelegene Schloß K. mit schönem Parke.

Knipperdolling, Bernhard, ein reicher Tuchhändler aus angesehener Familie in Münster (Geburtsjahr unbekannt); schon früher als Volksführer an Auflehnungsversuchen gegen den Bischof betheiligt u. deswegen von diesem eine Zeit lang gefangen gehalten, ward er ein eifriger Anhänger der seit 1531 in seiner Vaterstadt von Bernh. Rothmann gepredigten reformatorischen Lehren, bald noch viel weiter gehender Grundsätze im Sinne der Wiedertäufer, mit denen er zuerst 1524 auf einer seiner Reisen in Stockholm durch Melchior Hoffmann bekannt geworden war. Nachdem er als solcher bereits starken Antheil an den nun folgenden Unruhen u. Widersetzlichkeiten gegen den neuen Bischof Franz von Waldeck gehabt, nahm er im Jan. 1534 die aus den Niederlanden kommenden wiedertäuferischen Apostel J. Matthiesen u. Joh. Bockelsohn (s. „Johann v. Leyden") in seinem Hause auf u. ward im Febr. d. J., als seine Partei sich des Stadtregiments bemächtigte, zum Bürgermeister erhoben, welches Amt er mit vieler Gewaltthätigkeit führte, bis ihn bei der nächsten Umwandlung der Verfassung nach biblischem Vorbilde, im Mai d. J., der Prophet Joh. v. Leyden zu seinem Schwertträger u. Scharfrichter ernannte. Er vertauschte diese Stellung, in welcher er zahlreiche Bluturtheile ausführte, mit derjenigen eines Statthalters, als Joh. v. Leyden im Sept. d. J. sich zum König machte. Gemeinschaftlich mit diesem ward er auch nach dem Sturz des merkwürdigen Wiedertäuferreichs (Juni 1535) am 22. Jan. 1536 unter Martern hingerichtet u. sein Leichnam in einem eisernen Käfig am Lambertsthurme aufgehängt.

Knittelverse (od. richtiger Knüttelverse) nannte Adelung die vor Opitz üblichen kurzzeiligen, paarweise gereimten, meist aus platter, holperiger Prosa bestehenden, vorzüglich zu Gelegenheitsgedichten angewendeten Verse. Sie sind ohne bestimmte Messung, meist ruht der Rhythmus der Verszeile auf vier Hebungen, die Senkungen aber bildet man wechselnd aus einer, zwei od. drei od. mehr Silben (so bei dem Satiriker Lauremberg). Sie sind die Fortbildung der kurzen Reimpaare, welche im Mittelhochdeutschen die herrschende Form für die erzählende Dichtung waren. Ihr Name ist keine Verdeutschung der

griech.-lat. versus rhopalici (ῥόπαλον — Keule, Knittel), u. es ist wahrscheinlicher, daß er aus der Vergleichung derselben mit einem holprigen Knüppeldamm hergenommen ist, als daß er von Wernicke's Worten: „er habe zuletzt aus Ungeduld nach dem Knittel gegriffen", womit er die Wahl dieser Art Verse für ein Epigramm entschuldigt, herrührt. Ihre Anwendung in der deutschen Literatur datirt von den Dichtern des 16. Jahrh., von den Meistersingern, Hans Sachs ꝛc., u. selbst schon vom Verfasser des „Theuerdanks"; B. Waldis' „Fabeln", Rollenhagen's „Froschmäuseler" u. „Reinecke Fuchs" bestehen blos aus Knüttelreimen. Nach Opitz verschwanden sie so ziemlich, obwol sie in der neuern burlesken Poesie seit dem Ende des 17. Jahrh. wieder vorkommen, denn Canitz schrieb eine poetische Epistel „Knittelhard" (so nannte man 1727 noch die gereimten lat. Hexameter des Mittelalters, die „versus leonini", auch versus Knittelhardi) an Herrn Licentiat Lobesann 1677, u. Wernicke machte selbst solche deutsche K. Gottsched („Kritische Dichtkunst" S. 585) erkennt sie als eine förmliche Kunstform an, doch brachten sie schlechte Dichter in Mißkredit. Seit aber Zachariä („Fabeln in B. Waldis' Manier"), Wieland („Titanomachie"), Schiller (in „Wallenstein's Lager") u. Goethe im Fragment vom „Faust") sich selbst unter gewissen Umständen dieselben erlaubten, hat man diese Form für burleske Dichtungen für zulässig gehalten u. angewendet.

Knjäs, fälschlich Knees, ist in Rußland eine dem deutschen „Fürst" entsprechende Bezeichnung für denjenigen hohen Adel, der seine Abstammung bis zu vormals regierenden Familien zurückführen kann.

Knobelsdorf, Hans Georg Wenzel, Frhr. von, ein Baumeister, der in der Blütezeit des Zopfes das Glück hatte, die baulichen Projekte Friedrich's d. Gr. zur Ausführung zu bringen. Geb. 17. Febr. 1697, widmete er sich dem Militärstande, nahm aber, um sich der Kunst zuzuwenden, 1730 seinen Abschied u. bereiste zunächst Italien u. Frankreich. Nach seiner Rückkehr erfreute er sich der Gunst jenes großen Königs, der ihn zum Oberaufseher über seine Gebäude machte. Nach des Königs Ideen baute er das barocke Schloß Sanssouci, während die angrenzenden geschmackvollen Gartenanlagen das eigne Werk K.'s sind. Daß er aber auch der Mode seiner Zeit bisweilen entgegenarbeitete, beweist das von ihm erbaute Opernhaus in Berlin. Er starb zu Berlin 16. Sept. 1753.

Knobelsdorf, Alexander Friedrich von, preuß. Generalfeldmarschall, geb. zu Cunow bei Bobersberg im Kreise Krossen 18. Mai 1723, erwarb sich seine militärische Bildung in den Schles. Kriegen, nahm als General an den Feldzügen von 1793 u. 94 Theil, ward 1795 Feldmarschall u. Gouverneur von Küstrin u. starb zu Stendal 10. Dez. 1799.

Knoblauch, s. „Allium".

Knochen (Beine) sind gelblichweiße, undurchsichtige, harte u. feste, nur wenig elastische, im gesunden Zustande unempfindliche Körper, die in ihrer Gesammtheit das Knochensystem darstellen u. theils unmittelbar, theils mit Hülfe anderer Gebilde (Knorpel, Bänder, Gelenkkapseln) zu einem zusammenhängenden Ganzen, dem Knochengerüste (Skelet, Gerippe) verbunden, dem Körper der Wirbelthiere eine feste Grundlage für die weichen Theile geben, schützende Höhlen für die wichtigeren Organe (das Nervensystem, die Athmungs-, Kreislaufs-, Zeugungsorgane) bilden u. endlich, durch Bänder beweglich mit einander verbunden, einen aus Hebeln u. Stützen bestehenden Mechanismus zusammensetzen, der den Muskeln Ansatz bietet u. so die Bewegung der einzelnen Körpertheile wie die Ortsbewegung des ganzen Körpers ermöglicht.

Der Gestalt nach unterscheidet man die K. 1. als lange od. Röhrenknochen (die der Gliedmaßen). Das Mittelstück derselben (Diaphyse) enthält die mit Knochenmark erfüllte Markhöhle, während die fast ganz aus schwammiger Substanz bestehenden, mehr od. weniger angeschwollenen Enden od. Apophysen von dünner Knorpelplatte überzogen sind u. die Gelenkflächen bilden. Im Jugendzustande sind die Apophysen mit dem Mittelstücke noch nicht verschmolzen, sondern blos durch Knorpel verbunden, dessen Längenzunahme das Wachsthum der K. bewirkt. 2. Verschieden gestaltete platte K. dienen theils, wie die Kopfknochen, zur Bildung von Höhlen, theils, wie z. B. das Schulterblatt, zum Ansatz breiter Muskelmassen. Man unterscheidet an denselben zwei feste Platten (Glasplatten), zwischen denen eine dünne Schicht lockerer Substanz (Diploë) liegt. Eine dritte Kategorie sind dicke od. kurze, fast nur aus schwammiger Substanz bestehende K. von unregelmäßiger, mehr od. weniger würfelförmiger od. rundlicher Gestalt, deren Hauptstück man gewöhnlich als Körper von verschiedenen Fortsätzen ꝛc. unterscheidet (z. B. die Handwurzelknochen). Uebrigens besitzen die K. theils zur Gelenkbildung, theils zum Muskel- u. Bandansatz mannichfach gestaltete Erhabenheiten: Höcker, Protuberanzen, Stacheln, Fortsätze, Leisten ꝛc., sowie Vertiefungen u. Aushöhlungen, welche als Höhlen, Gruben (Gelenkgruben), Eindrucke, Rinnen, Furchen ꝛc., als Einschnitte (Incisuren) am Rande u. Spalten (Fissuren) auftreten. Bezüglich der Verbindung der K. unter einander s. „Gelenke". Der Theil der Anatomie, der von den K. u. speziell von ihren gestaltlichen Verhältnissen handelt, heißt Knochenlehre (Osteologie).

Aeußerlich wird der K. von einer gefäßreichen Haut, der Knochenhaut (Beinhaut, dem Periost), umkleidet, welche die für die Ernährung des K.s erforderlichen Blutgefäße enthält, u. bei deren Verletzungen der K. erkranken, bezüglich absterben kann, wie andererseits ein Wiederersatz verloren gegangener Knochenstücke von ihr aus erfolgt. Je nach seinem dichten od. lockeren Gefüge unterscheidet man bei der eigentlichen Masse des K.s, dem Knochengewebe, eine dichte od. Rindensubstanz, die z. B. an den Schädelknochen eine so harte Schicht bildet, daß man dieselbe als Glasplatte bezeichnet, u. dann die nach innen liegende schwammige, spongiöse od. Marksubstanz. Bei den Wirbeln, den Hand- u. Fußknochen wiegt die schwammige Substanz vor, bei den Diaphysen der Röhrenknochen dagegen die dichte. Um die K. mikroskopisch zu untersuchen, sägt man feine Längs- u. Querschnitte, denen durch Abschleifen (Knochenschliffe) die erforderliche Durchscheinigkeit gegeben wird. Die dichte, meist undeutlich geschichtete u. von Kanälen, Gefäßkanälen (Havers'schen od. Markkanälen) durchzogene Grundsubstanz der K. zeigt dann zahlreiche, mikroskopisch kleine, längliche Hohlräume, die Knochenhöhlen (Knochenkörperchen od. Kalkkörperchen), in denen bei frischen K. die sie ganz erfüllende Knochenzelle liegt, u. die durch feine, strahlige Ausläufer, die Knochenkanälchen, sowol mit einander als auch mit den Gefäßkanälen, od. mit Markräumen od. Markzellen in Verbindung stehen. Die bedeutende Widerstandsfähigkeit der K. resultirt hauptsächlich aus ihrer Mischung aus elastischen u. festen Theilen. Die Knochensubstanz besitzt das spez. Gewicht von 1,8 bis 2,3, sie enthält unter allen organischen Substanzen die geringste Menge Wasser u. besteht aus zwei Hauptbestandtheilen, zu $^{1}/_{3}$ aus einem organischen (d. i. die mit Fett durchzogene leimgebende Substanz, der Knochenknorpel) u. zu $^{2}/_{3}$ aus einem anorganischen, der Knochenerde; beide Bestandtheile sind sowol mechanisch als chemisch mit einander verbunden u. durchdringen sich gegenseitig in der Weise, daß nach künstlicher Entfernung des einen von ihnen doch die Form des K.s vollständig erhalten bleibt. Wird durch Behandeln des K.s mit Salzsäure die Knochenerde gelöst, so bleibt die Knorpelsubstanz als biegsamer Körper zurück, der die Gestalt des früheren K.s besitzt; durch starkes Glühen des K.s od. durch Einlegen in Kalilauge kann man die organische Substanz zerstören u. man behält dann die Knochenerde als brüchigen weißen Körper zurück. Im gesunden Organismus ist die Mischung von organischer u. anorganischer Knochensubstanz eine ganz bestimmte, verschieden jedoch nach den Skelettheilen, dem Lebensalter, der Art der Nahrung u. nach den Thierklassen. Beim Kinde z. B. bestehen die K. zur Hälfte, beim Erwachsenen zu $^{4}/$[illegible], beim Greise zu $^{7}/$[illegible] ihres Gewichtes aus Knochenerde, u. da das Ueberwiegen des Knorpelgehaltes den K. weich u. biegsam macht, so kommen im Kindesalter, nam. bei der Knochenerweichung od. engl. Krankheit (Rhachitis), Verkrümmungen der K. leicht vor, im Greisenalter dagegen, wo durch Ueberwiegen der Knochenerde die K. mürbe werden, häufig Knochenbrüche. Die dichte Substanz der Kopfknochen enthält mehr erdige Bestandtheile als die schwammige Knochensubstanz u. die Röhrenknochen, während letztere an Erden-reicher sind als die K.n des Rumpfes. Bei den Raubvögeln, die vorzugsweise auf kräftigen u. schnellen Flug angewiesen sind, überwiegt der Gehalt an Knochenerde im Oberarmbein bedeutend den im Oberschenkel, während bei den mehr auf den Gebrauch der Beine angewiesenen Scharrvögeln der Oberarm gleichen od. gar geringern Erdgehalt zeigt als der Oberschenkel. Beim Menschen u. den Säugethieren besteht die Knochenerde (die beim Glühen des K.s als sog. Knochenasche zurückbleibt) etwa zu 57 Theilen aus phosphorsaurem Kalk, zu 8 Theilen aus kohlensaurem Kalk, 1 Theil phosphorsaurer Talkerde u. 1 Theil Fluorcalcium, doch kommen auch hier Verschiedenheiten vor; die K. der pflanzenfressenden Säugethiere z. B. sind reicher an kohlensaurem Kalk als die der Fleischfresser, die Vogelknochen im Verhältniß zu ihrem Erdgehalte reicher an Fett als die K. der Säugethiere; die K. der körnerfressenden Vögel enthalten stets etwas Kieselsäure ꝛc.

Das zur Ausfüllung der Hohlräume im Knochengewebe wie zum Schutze seiner Gefäße u. Nerven dienende Knochenmark besteht aus Fettzellen, freiem Fett, einer gelblichen Flüssigkeit, kleinen Zellen (sog. Markzellen) u. aus Bindegewebe, welches auch die Markhaut od. das innere Periost bildet. Das Knochenmark ist zum Theil halbweiches gelbes Mark, bes. in den langen Knochen, wo es (beim Rinde) 96% Fett enthält, theils rothes, das bes. in den Apophysen der Röhrenknochen, in platten u. in kurzen K. auftritt u. nur Spuren von Fett, dagegen 75% Wasser enthält. Durch Auskochen von K., Knorpel, Sehnen, Lederhaut, Hirschhorn ꝛc. erhält man Knochenleim (Glutin, Colla),

der in heißem Wasser löslich ist u. beim Erkalten gerinnt. Durch trockene Destillation entfetteter K. erhält man die schwarze **Knochenkohle**. Dieselbe enthält nur etwa 10 % wirkliche Kohle, außerdem etwas Stickstoff, 78 % phosphorsauren Kalk u. verschiedene andere Mineralstoffe, läßt sich leicht pulverisiren u. zieht aus wässrigen Flüssigkeiten Farbstoffe u. Extraktivstoffe an; hierauf beruht ihre Benutzung in der Zuckersiederei zum Entfärben des Zuckersaftes. Pulverisirt wird sie als schwarze Farbe, „Beinschwarz", od. als gebranntes Elfenbein benutzt.

Knochenkrankheiten. Knochenentzündung, Knochenfraß. Die K. bilden eins der reichsten Gebiete der Pathologie, welches nicht nur das Kapitel der Erkrankung der starren Skelettheile, sondern auch die Pathologie des Knochenknorpels, der Knochenhaut u. des Knochenmarkes umfaßt. Zwei der häufigsten chronischen Krankheitsformen, die Knochenbrüchigkeit u. die Knochenerweichung, hängen von der chemischen Zusammensetzung der Knochen ab. Wie das physiologische Experiment lehrt, läßt sich Knochenerweichung durch fortgesetzte Fütterung mit kalkarmer Nahrung künstlich hervorrufen; damit ist jedoch nicht gesagt, daß nicht noch andere Ursachen dieselbe Folge haben könnten. In allen Fällen ist der Knochen, welcher biegsam u. brüchig ist, an Kalksalzen arm. Ein solcher Knochen entsteht beim Erwachsenen durch Aufsaugung, Vernichtung, Schwund von kalkhaltiger Knochensubstanz u. ungenügendem Nachwuchs, was die Folge sein kann von Brüchen, Neubildungen im Knochen, allgemeinen Krankheiten, kalksalzarmer Nahrung 2c. Die Krankheit selbst, die Osteomalacie der Erwachsenen, entspricht der Rhachitis bei Kindern, deren Grund darin zu suchen ist, daß der noch nicht fertige Knochen aus schlechtem, d. i. kalksalzarmem Material, aufgebaut wird.

Die Osteomalacie beginnt mit heftigen Schmerzen, die meist als Rheumatismus gedeutet werden; dazu treten Anschwellungen an den Knochenenden u. schließlich rasch vorschreitende Verkrümmungen der Knochen. Die Wirbelsäule wird nach hinten gewölbt, so daß der Patient kleiner wird, die Füße werden nach innen gekrümmt. Das Becken verengt sich. Die platten Knochen, insonderheit Kopf u. Unterkiefer, werden von der Krankheit verschont u. kann demnach schon bei hohem Grade von Osteomalacie noch Ernährung fortbestehen. Im letzten Stadium endlich geht der Patient durch Funktionsstörungen zu Grunde, die das verkrümmte Skelet durch Druck auf wichtige Theile bedingt. — Die Ursachen der Osteomalacie sind langwierige Krankheiten, schwere Wochenbetten 2c. Eine Behandlung kann nur durch kalkhaltige Nahrungszufuhr u. Aufrechterhaltung der Kräfte versucht werden, obwol die Versuche bisher von wenig Erfolg gekrönt worden sind. Ferner muß man durch Apparate, Schienen, Bandagen einer beginnenden Verkrümmung der Knochen entgegenwirken.

Die Rhachitis od. englische Krankheit, so genannt, weil sie in England im J. 1620 zuerst beobachtet worden ist, gehört zu den verbreitetsten Kinderkrankheiten. Obwol sie bei schlecht wohnenden u. schlecht genährten Kindern vorzugsweise auftritt, trifft man sie auch häufig genug bei Kindern, deren Ernährung eine ganz gute war. Sie befällt entweder alle Knochen od. nur einzelne (Rhachitis der Wirbelsäule, des Schädels, der Beine 2c.) u. tritt gewöhnlich während der ersten u. während der zweiten Zahnung auf, doch werden auch Kinder mit Rhachitis schon geboren. Neben der eigenthümlichen Verkrümmung der Beine (Säbelbeine), der Wirbelsäule (Buckel), neben hervortretender Rippenknorpelauftreibung (Rosenkranz) treten auffallende Größe des Kopfes, Weichheit der Schädeldecken, aufgetriebener Bauch (Froschleib) u. eine Anzahl anderer charakteristischer Zeichen bei rhachitischen Kindern auf. Oft erlischt die Krankheit von selbst, bisweilen aber führen Begleitungskrankheiten, Verdauungsstörungen, Diarrhöen, Blutarmuth 2c. zu schlimmem Ausgange. Die Kinder werden träg, wollen nicht laufen u. welken ab. Die Heilung der Rhachitis muß eine diätetische sein. Gute Nahrung, d. h. Fleisch, Milch, Wein, wenig Kartoffeln u. Mehlspeisen (in manchen Fällen Leberthran), gute Luft, Reinlichkeit, Salz- od. Mutterlaugenbäder, daneben tonische Medikamente (als Eisen u. Chinin) sind die gebräuchlichsten Mittel. Einer Verkrümmung muß durch Apparate u. zweckmäßiges Turnen entgegengewirkt werden. Der Umstand, daß die Rhachitis oft neben Skrophulose vorkommt, hat zu der unberechtigten Annahme geführt, die Rhachitis sei mit dieser identisch, sie sei Knochenskrophulose.

Die Knochenentzündung (Caries, Knochengeschwür) ist eine aus lokalen od. allgemeinen Gründen auftretende Knocheneiterung, die oft zum Knochenbrand (Nekrose) führt, bei welcher Krankheit der Knochen abstirbt. Selten geschieht dies aber im Ganzen, in der Regel nur in einzelnen Theilen, u. zwar so, daß, während ein Theilchen abstirbt, sich rings herum um dasselbe neuer Knochen bildet u. so das todte Stückchen umringt ist von lauter neuem Knochengewebe. Da die Heilung durch das eingeschlossene abgestorbene Stück sehr gehindert wird, so muß oft mit Meißel u. Hammer die Lade aufgemacht werden, um den abgestorbenen Einschluß zu entfernen. Die Caries u. Nekrose, zusammen der Knochenfraß genannt, haben oft allgemeine Ursache, als chronische Krankheiten, angeborene u. erworbene Syphilis, dann aber auch lokale Gründe, so z. B. örtliche Verletzungen u. Neubildungen, welche im Knochen die Ernährung hindern. Zu den K. gehören auch die Knochenwunden u. Knochenbrüche. Beide werden durch äußere Gewalten, Druck, Stoß u. s. w., hervorgerufen. Je nach dem Knochen sind die Brüche ganz verschieden in ihrem Heilungsgange u. dem Nachtheile, den sie bei ungeeignetem Heilungsverlaufe bedingen. So ist, trotz der physiologischen Uebereinstimmung des Heilungsvorganges, derselbe in seinem Gesammteffekte ein anderer, ob er einen Röhrenknochen, einen Plattknochen, eine Rippe, ein Schlüsselbein od. einen Oberschenkelknochen betrifft. Knochenwunden u. Knochenbrüche heilen in derselben Art. Bei beiden kommt die Heilung dadurch zu Stande, daß sich vorerst eine Vereinigung der getrennten Theile durch eine weiche Masse, den weichen od. beweglichen Callus (s. d.), bildet, der allmählich wächst, sodann aber sich verkleinert u. starrer wird, um schließlich in den definitiven od. knöchernen Callus überzugehen. In Ausnahmefällen kommt statt eines Callus eine bindegewebige Vereinigung zu Stande, das sog. falsche Gelenk (Pseudarthrose), welches unter Umständen sehr störend ist u. operativ beseitigt werden muß. Bei der Behandlung von Wunden ist es nothwendig, für die betroffenen Knochen absolute Ruhe zu schaffen, damit die einzelnen Bruchstücke (Knochenfragmente) sich gegen einander nicht verrücken. Hierzu bedient man sich der sog. festen Verbände (Gips-, Papp-, Kleister-, Holzschienenwerk u. s. w.). Man unterscheidet einfache Brüche von komplizirten. Erstere sind einfache Kontinuitätsstörung der Knochenmasse, letztere sind entweder mit Verletzungen der darüber gelagerten Weichtheile od. der Nachbargelenke verbunden, od. bestehen in Zersplitterungen u. Zertrümmerungen des Knochens.

Die Erkrankung des Knochenmarkes, die Osteomyelitis, ist eine nur sehr unvollkommen erforschte Krankheit, deren schmerzhafter u., wenn sie das gesammte Knochensystem befällt, tödlicher Verlauf sie zu einer der gefürchtetsten macht. In Fällen, wo nur einzelne Knochen davon befallen werden, ist die Krankheit nicht nothwendig tödlich, allein immer von fürchterlichem Fieber u. großen Schmerzen begleitet. Da sie glücklicherweise selten auftritt u. ihre Symptome überdies nicht prägnant sich zeigen, so wird die Diagnose, die während des Lebens des Patienten gewöhnlich auf Rheumatismus lautete, erst nach dem Tode korrigirt. — Schließlich rechnet man zu den K. die Neubildungen homogener u. heterogener Art, welche im ersteren Falle in Auswüchsen u. Auflagerungen von Knochensubstanz (Osteome, Exostosen 2c.) bestehen, im letzteren Falle dagegen Gewebbildungen sind, die mit dem Knochen selbst nichts Gemeinsames haben, die aber auf Kosten des Knochens entstehen. (Hierzu gehört der Krebs 2c.)

Knochenmehl nennt man die in ein gröberes od. feineres Pulver verwandelten Knochen verschiedener Säugethiere, nam. der Rinder, Pferde, Schafe u. Schweine. Die Zerkleinerung wird jetzt fast allgemein dadurch erzielt, daß man die Knochen vorher ausdämpft, d. h. nachdem sie in gröbere Stücke gebrochen wurden, in einem Holzbottiche mit Wasser übergießt u. dieses durch Einleiten von Wasserdampf zum Kochen erhitzt. Hierbei lösen sich die fettigen Theile ab, schwimmen auf dem Wasser u. werden von diesem abgeschöpft; zugleich wird ein Theil des in den Knochen enthaltenen leimgebenden Gewebes in Leim verwandelt u. löslich gemacht. Die Knochen selbst werden weich u. biegsam, nach dem Erkalten u. Trocknen aber härter u. spröder als vorher, so daß sie sich dann leicht in ein feines, staubartiges Pulver verwandeln lassen. Das auf die beschriebene Weise erhaltene K. heißt gedämpftes K. Die Hauptverwendung des K.s ist die zum Düngen in der Landwirthschaft u. Gärtnerei; zuweilen werden auch dem Viehfutter kleine Mengen K. zugesetzt, namentlich bei Knochenbrüchigkeit der Thiere. Der Werth des K.s als Düngemittel liegt in seinem Gehalte an Stickstoff u. an Phosphorsäure, letztere ist hauptsächlich an Kalk gebunden, u. da der phosphorsaure Kalk in Wasser unlöslich ist, so wirkt ein solches K. im Boden nur sehr langsam. Um die Wirksamkeit zu beschleunigen, behandelt man das K. mit Schwefelsäure; hierdurch wird der basisch-phosphorsaure Kalk der Knochen in leicht löslichen sauer-phosphorsauren Kalk verwandelt. Auf diese Weise präparirtes K. kommt im Handel unter dem Namen aufgeschlossenes K. od. Knochenmehlsuperphosphat vor. Der Werth des letzteren wird bestimmt nach der Menge der im Wasser löslichen Phosphorsäure, welche 12—13 % betragen muß, während der Gesammtphosphorsäuregehalt sich auf 15—16 % beläuft u. der Stickstoff auf $2\frac{1}{2}$—3 %. In dem gedämpften, aber nicht aufgeschlossenen K. ist der Phosphorsäuregehalt weit höher u. kommt auf 26—28 %, der Stickstoffgehalt auf 4—$4\frac{1}{2}$ %. Der Grund der Erniedrigung des Phosphorsäure- u. Stickstoffgehaltes bei dem Knochensuperphosphat liegt eben in der beigemengten Schwefelsäure, welche die Menge der übrigen Stoffe vermehrt.

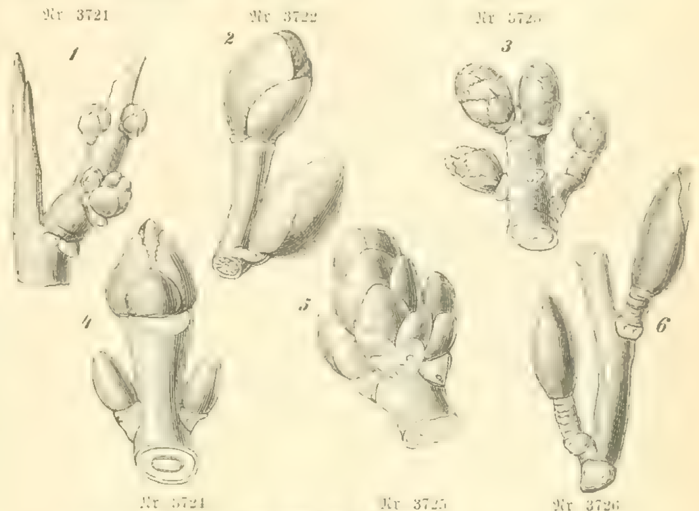
Knoller, Martin, Historienmaler, geb. 1728 zu Steinach in Tirol, hat sich durch die Handfertigkeit u. Gewandtheit, aber auch durch die Manierirtheit seiner vielen Freskomalereien einen Namen gemacht. Er begann seine Studien in Wien, ging dann 1753 nach Rom, wo er sich mit Rafael Mengs befreundete, dann nach Neapel u. Mailand. In letzterer Stadt wurde er Hofmaler u. Professor an der Akademie u. malte mehrere Plafonds im Schlosse u. viele Oelbilder. Später übte er seine Kunst vorzugsweise in München u. Tirol aus, wo er 1769—1790 in den Klöstern Ettal u. Gries u. anderswo große Fresken u. Oelbilder ausführte, die von Leichtigkeit, aber besonderer Vorliebe für Gewaltsamkeit der Bewegungen u. für starke Kontraste zeugen. Auch im Portraitfache lieferte er Bilder von lebendiger Auffassung. Er starb 1804 in Mailand.

Knoodt, Peter, Theolog u. Philosoph, geb. zu Boppard am Rhein 6. Nov. 1811, studirte 1829—33 in Bonn u. Tübingen, ward 1835 Kaplan an der Liebfrauenkirche in Trier u. 1837 Religionslehrer am Gymnasium daselbst, wandte sich aber 1841 den philosophischen Studien zu, denen er bis 1844 bei Anton Günther (s. d.) in Wien oblag, beschäftigte sich dann auch noch ein Jahr lang in Breslau mit dem Studium der Naturwissenschaft u. folgte im Herbste 1845 einem Rufe als Professor der Philosophie nach Bonn, an welcher Universität er noch jetzt als Lehrer thätig ist. 1848—49 war K. auch Mitglied des Frankfurter Parlaments. 1854 weilte er mehrere Monate in Rom, um die Günther'sche Philosophie zu vertheidigen. Im März 1872 wurde er infolge „beharrlicher Verweigerung der den dogmatischen Dekreten des Vatikan. allg. Konzils schuldigen Unterwerfung u. Glaubenszustimmung" vom Erzbischof Melchers (s. d.) „wegen notorischer Häresie" exkommunizirt. Schon vorher hatte er die altkathol. Gemeinde in Bonn mitbegründet, u. auf dem Altkatholikenkongreß in Köln hielt er 21. Sept. 1872 eine glänzende Rede über „die Vernichtung der röm. Kirche durch das Infallibilitätsdogma", die dann auch im Druck erschien (Lpz. 1873).

Knoppern, s. „Gallen."

Knorpel sind harte, feste, trockne, glatte, zusammendruckbare, aber nicht dehnbare, sehr elastische u. biegsame Körper, je nach ihrer Zusammensetzung von bläulicher, gelblicher od. röthlichweißer Färbung u. bedeutender Widerstandsfähigkeit. Ihr spez. Gewicht beträgt 1,15. Die meisten K. sind mit einer sehnigen Haut, der Knorpelhaut (dem Perichondrium), überkleidet, aus welcher jedoch weit weniger Blutgefäße in den K. eintreten als aus dem Periost in den Knochen. Wegen dieser Blutarmuth wie wegen seines Nervenmangels ist der K. unempfindlich u. ohne bedeutende Lebensfähigkeit. Seine physikalische Beschaffenheit macht ihn geeignet, solchen Theilen des thierischen Körpers zur Grundlage zu dienen, die eine bestimmte Form behaupten, nie ganz zusammenfallen, zugleich aber auch biegsam u. nachgiebig sein sollen, wie die Ohren, die Nase, der Kehlkopf, die Luftröhre, der Gehörgang, der vordere Theil der Rippen. K. sind ferner geeignet, durch Auf- od. Zwischenlagerung Druck od. Reibung zu mildern, wie da z. B., wo die Enden zweier Knochen miteinander in Verbindung stehen; endlich dienen sie als (knorpelige) Grundlage für die Knochen. Das Knorpelgewebe gehört wie das Knochengewebe zu den Geweben der Bindesubstanz u. besteht aus einfachen Zellen (den Knorpelzellen od. Knorpelkörperchen), die in einer in konzentrischen Schalen abgelagerten leimgebenden Zwischenzellsubstanz (Grundsubstanz) eingebettet sind.

Der Wassergehalt frischer K. schwankt zwischen 54 u. 70 %. An Mineralbestandtheilen hat man in K.n (Rippenknorpeln) 3—6 % gefunden, u. zwar phosphorsauren Kalk u. Talkerde, kohlensaures Alkali u. viel Chlornatrium u. Sulphate. Beim Kochen mit Wasser geht der K. in eine Substanz über, die beim Erkalten zu Gelatine erstarrt, d. i. Knorpelleim od. Chondrin, der sich vom Knochenleim (Glutin) hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß er mit Alaunauflösung einen dicken weißen Niederschlag giebt, während jener (eigentliche) Leim nicht gefällt wird. Man unterscheidet bleibenden (permanenten od. persistirenden) K., der während seines ganzen Lebens seine Biegsamkeit u. Elastizität beibehält, u. verschwindenden (verknöchernden, ossifizirenden) K., der sich später in Knochen umwandelt. Zu den bleibenden K.n gehören zunächst die Gerüst- od. Organenknorpel, selbständige K., die mit Häuten u. Weichgebilden in unmittelbarer Verbindung stehen, ohne Bezug auf das Skelet zu haben. Die Weichtheile, denen sie eine bestimmte Form geben, bekommen durch sie eine gewisse Steifigkeit, Biegsamkeit u. Elastizität; sie sind meist dünne Scheiben od. Platten, von feiner Haut (Knorpelhaut, Perichondrium) überzogen, liegen unter der Haut od. an der äußeren Fläche der Schleimhaut od. zwischen beiden; es gehören hierher die K. des Ohres, der Nase, der Zunge, des Kehlkopfs, der Luftröhre u. ihrer Zweige. Weiter gehören zu den bleibenden K.n die Verbindungsknorpel an den Grenzen zweier Knochen, entweder einen Theil dieser ausmachend od. als selbständige Körper zwischen ihnen lagernd. Hierher zählen die Gelenkknorpel u. die Rippenknorpel. Unter den bleibenden K.n giebt es auch Faserknorpel (Band- od. Sehnenknorpel, Bindegewebsknorpel), sie bilden Platten, Scheiden od. Rollen u. Ringe für die Sehnen, um deren leichteres Hin- u. Hergleiten zu ermöglichen; auch kommt Faserknorpel zwischen zwei festverbundenen Knochenflächen vor, die man als Knorpelfuge (Symphyse, Synchondrose) bezeichnet. Der verschwindende (od. verknöchernde) K. wird von bestimmten Stellen, den Ossifikations- od. Verknöcherungspunkten, aus durch Verkaltung in Knochen verwandelt, indem sich körnige Niederschläge von Kalksalzen in seine Grundsubstanz u. die Knorpelkapseln ablagern, während die Zellen anfänglich noch unverändert bleiben (vgl. „Knochen"). Der Theil der Anatomie, der von den K.n handelt, heißt Knorpellehre (Chondrologie, vom griech. χόνδρος = Knorpel).



Nr. 3721—26. Knospen.
3721 Knospen der Schlehe (Prunus spinosa), 3722 der Linde (Tilia), 3723 der Kirsche (Prunus avium), 3724 der Esche (Fraxinus), 3725 der Roßkastanie (Aesculus), 3726 der Erle (Alnus).

Knospen (gemmae) sind ruhende Jugendzustände sowol der beblätterten Pflanzenaxe (Zweig-, Blatt-, Laubknospe) wie blütentragender Sprosse (Tragknospe, Fruchtauge) od. einzelner Blüten (Blütenknospe). Abgesehen von ihrer bei den verschiedenen Pflanzen verschiedenen, aber gesetzmäßigen Stellung läßt sich die Tragknospe (Kirsche 3) wie die Blütenknospe schon äußerlich durch ihre mehr od. weniger kuglig gewölbte Form von der mehr schmächtigen, zugespitzteren Blattknospe unterscheiden. Ihrer Stellung nach ist die Knospe End- (Gipfel-, Terminal-)knospe am Ende des Triebes, od. Seitenknospe (Achselknospe) in der Blattachsel, dem Winkel, den das Blatt mit der Achse bildet, sitzend (vgl. z. B. Esche 4, Roßkastanie 5), wobei nach dem Abfallen des Blattes der Ort, wo dasselbe gesessen, als Blattnarbe mit den Stellen, wo die Gefäßbündel ins Blatt traten, kenntlich bleibt (vgl. z. B. 1, 4, 5). Die „bedeckte" Knospe steckt unter der Basis des Blattstiels verborgen u. wird erst sichtbar, nachdem das Blatt abgefallen ist (z. B. Platane). Durch Absterben des Sproßendes, wie das bei vielen unserer Bäume normal geschieht, kann eine Achselknospe zur scheinbaren Endknospe werden (z. B. Linde 2). K., die an anderen als den genannten Stellen hervorbrechen, heißen Neben- od. Adventivknospen. Dergleichen finden sich zahlreich in der Rinde der Bäume (z. B. der Pappel), sie verbleiben da manchmal jahrelang in ruhendem Zustande, wobei sie sich jährlich verdicken (Schlafaugen od. Säumaugen). Ebenso häufig sind Adventivknospen an den Wurzeln der Bäume, deren Stockausschlag (Wurzelausschlag) sie veranlassen; sie kommen aber auch bei denen von Kräutern vor, endlich auf Blättern (des Wiesenschaumkrauts [Cardamine], besonders aber von Bryophyllum, einer beliebten Stubenpflanze) u. vermitteln, abgelöst, die Vermehrung dieser Pflanzen (Brutknospen). Die Stellung der Blatt- wie der Trag- u. Blütenknospen ist bei den verschiedenen Pflanzen verschieden, aber gesetzmäßig, bei den Achselknospen durch die Blattstellung bedingt u. ihrerseits die Verzweigung u. somit die ganze Tracht (den Habitus) der Pflanze bedingend. — Man unterscheidet an der Knospe, welcher Art

sie auch sei, die Knospenachse mit den äußerst verkürzten, sich später streckenden Stengelgliedern u. dem Vegetationspunkt an ihrer Spitze, u. die die Achse umhüllenden, in manchen Fällen (nackte K.) fehlenden Knospenschuppen (Knospendecken, Knospenhüllen), die häutig, lederartig, behaart, beharzt ꝛc. sein können, u. die noch ganz zarten, oft in Haare eingebetteten eigentlichen Blatt-, bez. Blütenanlagen. Alle die blattartigen Gebilde zeigen eigenthümliche Lagerungsverhältnisse, theils an sich (Knospenlage, vernatio), je nachdem sie flach liegen, verschiedentlich gefaltet, geknittert od. gerollt sind, theils zu einander (Knospendeckung, foliatio), je nachdem ihre Ränder sich nicht berühren, aneinander stoßen od. verschiedentlich übereinander greifen. Schnitte längs u. quer durch die Knospe u. vorzeitiges Ablösen der äußeren Schuppen ꝛc. giebt hierüber Aufschluß. Die (bei unsern Bäumen bereits im Sommer) ausgebildeten K. ruhen den Winter über u. treiben (schwellen) im Frühjahr, indem sich die Knospenachse u. ihre Blattanlagen strecken, die Schuppen fallen u. der junge Trieb (Blütenstand), die Blüte, hervortritt. In manchen Fällen geschieht dies schon vor abgehaltener Winterruhe, theils normal (z. B. Augusttrieb der Eichen ꝛc.), theils durch Witterungsverhältnisse (abermaliges Blühen der Bäume ꝛc.), durch Raupenfraß od. künstliches Entlauben (Stutzen) herbeigeführt. Man nennt dies Vorgreifen der Entwickelung Prolepsis. Bei der Erle (Fig. 6) streckt sich blos das unterste Stengelglied der Knospenachse u. die Knospe verbleibt dann als „gestielte Knospe" in Ruhe. Wo Frucht- u. Samenbildung unterbleibt, erfolgt die Fortpflanzung lediglich durch K. Viele Wiesenkräuter erhalten sich, da ihre Samenbildung jährlich durch die Heuernte unterbleibt, nur durch die an ihren unterirdischen Stämmen sich bildenden Adventivknospen. Auf der Uebertragbarkeit künstlich abgelöster, ruhender K. (Augen) auf andere Pflanzenindividuen derselben od. doch einer verwandten Art beruht das Veredeln der Obstbäume, Rosen ꝛc. (Okuliren). Achselknospen mit wenigen fleischigen Schuppen heißen Zwiebelknospen (Bulbillen), z. B. bei Laucharten, bei der Feuerlilie, an der unterirdischen Achse des gemeinen Steinbrechs (Saxifraga granulata), sie lösen sich ab (Brutknospen) u. vermitteln so ebenfalls die Vermehrung. Die eigentliche Zwiebel ist eben so wenig eine Knospe wie die Knolle. — Samenknospe (gemmula) endlich wurde, ohne eine Knospe zu sein, das Pflanzen-Eichen (ovulum) genannt, das als wesentlicher Theil des Fruchtknotens sich nach der Befruchtung zum Samen umbildet, u. wurden seine Theile als Knospenträger, Knospengrund, Knospenmund, Knospenkern, Knospenhülle unterschieden. — Auch bei (niederen) Thieren spricht man von einer (vegetativen) Vermehrung durch K., als Wucherungen an ihrer Oberfläche, aus denen sich ein neues Individuum hervorbildet. So bei den Korallenpolypen, den Medusen, bei Würmern, Bryozoen u. Infusorien.

Knoten od. Knotenpunkt nennt man in der Geometrie einen Punkt, wo sich zwei verschiedene Züge einer krummen (förmigen) Linie durchschneiden; so z. B. bei der Lemniskate od. Schleifenlinie, dem in der Mitte liegenden Durchkreuzungspunkt. In der Astronomie nennt man K. die Durchkreuzungspunkte zweier größten Kreise der Himmelskugel, z. B. des Aequators u. der Ekliptik (s. d. unter „Astronomie"); ferner auch die beiden Punkte, in welchen die Bahnlinie eines Planeten od. Nebenplaneten (Mondes) die Bahnebene eines anderen Planeten durchschneidet. In Bezug auf den Durchschnitt mit der Erdbahn nennt man den Punkt den „aufsteigenden K." (bezeichnet mit ☊), von wo aus der betreffende Planet, z. B. der Mond, sich nördl. von der Ekliptik bewegt, den andern aber den „absteigenden". In der Sprache der älteren Astronomen u. Astrologen hieß der erstere auch der „Drachenkopf", der letztere der „Drachenschwanz". — In der Nautik nennt man K. die als Maß für die Schiffsgeschwindigkeit dienenden, durch wirklich eingeknüpfte K. bezeichneten Abtheilungen der Logleine (s. „Log"). In der Physik nennt man K. die an schwingenden, elastischen Platten, Stäben od. Saiten sowie in schwingenden Luftmassen in Ruhe bleibenden Stellen. Dieselben bilden dann die Grenze u. den Uebergang zwischen den benachbarten Stellen von entgegengesetzter Schwingungsrichtung. Bei Saiten u. Stäben bilden sich Knotenpunkte, bei Platten Knotenlinien (s. „Chladnische Klangfiguren").

Knöterich (Polygonum), eine Pflanzengattung, welche den Typus für eine ganze Familie der Polygonaceen bildet. Bei uns sind sie nur Kräuter, aber sehr artenreiche Unkräuter, die auf Wiesen (P. Bistorta), auf Feldern (P. Persicaria, lapathifolium, Convolvulus, aviculare u. a.), selbst in Gewässern (P. amphibium) u. s. w. häufig genug weite Strecken überziehen. Sie zeichnen sich sämmtlich durch meist knotenartig verdickte Stengel (daher der Name), lanzettliche Blätter u. in lockere Aehren gestellte röthliche Blumen aus, die meist 8 Staubgefäße einschließen. Es giebt aber auch recht stattliche Zierpflanzen unter ihnen, z. B. P. orientale aus Ostindien. Manche der einheimischen Arten sind ein gutes Viehfutter, z. B. P. Bistorta; andere werden zum Gelbfärben gebraucht, z. B. P. Persicaria. Unter den ausländischen Arten geben einige sogar eine Art Indigo, z. B. P. Chinense u. cymosum aus Indien; eine einheimische Art, der gemeine Vogelknöterich (P. aviculare), schließt sich ihnen mit seiner Wurzel an. Ganz nahe verwandt, u. früher auch zu ihnen gezählt, ist der Buchweizen (Fagopyrum esculentum).

Knownothings (engl., spr. Nonössings, d. h. die Nichtwisser) ist der Name einer Partei, od. richtiger einer geheimen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche die Einwanderung aus Europa zu hemmen, die Naturalisirung zu erschweren u. die Eingewanderten von Staats- u. Gemeindeämtern auszuschließen sucht. Der Name ist hergenommen von ihrem Eide, in welchem sie geloben: von nichts wissen zu wollen (to know nothing), was sich mit ihren Pflichten gegen das Land, wie sie solche auffassen, nicht verträgt. Die Organisation dieser geheimen Gesellschaft, die aus der 1835 gegründeten „Native American Association" hervorgegangen ist, datirt aus dem Anfang des J. 1854 u. ist hauptsächlich gegen die Irländer u. Deutschen gerichtet. Anfänglich schienen die K., deren Sitz bes. die westl. Staaten sind, einen bedeutenden Einfluß auf die Wahlen gewinnen zu wollen; da aber ihre Partei, nachdem sie erst mit den Demokraten gestimmt hatte, sich schon bei der Präsidentenwahl vom J. 1856 spaltete, so verlor sie den größten Theil ihres Einflusses wieder.

Knox, John, der Reformator Schottlands, wurde im J. 1505 angeblich zu Haddington in Schottland geb. Ueber seinen früheren Bildungsgang ist nur das sicher bekannt, daß er in St. Andrews (katholische) Theologie studirte. Unter welchen Einflüssen u. wann er sich für die Reformation entschieden, ist gleichfalls unsicher; aber 1545 erscheint er unter den erklärten Anhängern der neuen Lehre.



Nr 3727 John Knox (geb. 1505, gest. 21 Nov 1572)

Er wirkte um diese Zeit als Lehrer u. Prediger in adligen Häusern Südschottlands. 1546 trat er als Prediger der Gemeinde von St. Andrews auf, forderte in schroffer Weise Lossagung von dem kathol. „Götzendienst" u. erklärte auf Grund des Wortes Gottes als alleiniger Richtschnur selbst blutige Gewalt zur Durchführung der Reformation für berechtigt. Dieser Eifer zog ihm Gefangenschaft u. Galeerenstrafe zu. Nach seiner Befreiung (1549) wirkte er als evangel. Prediger zu Berwick in England, wurde 1554 wieder vertrieben u. ging nun nach Genf, wo er durch den engen Verkehr mit Calvin die bestimmte Richtung auf die calvinisch-reformirte Auffassung der Kirchenerneuerung bekam. 1555 erschien er wieder in Edinburgh, wo sich unterdeß die Umstände günstiger gestaltet hatten, in reformatorischem Sinne wirkend, kehrte aber 1556 noch einmal nach Genf zurück, da ihm die Zeit zur gewaltsamen Durchführung der Reformation in Schottland noch nicht gekommen schien. Als aber Ende 1557 der Bürgerkrieg mit den Anhängern der kathol. Regentin Maria unvermeidlich wurde, da erschien auch K. wieder, entflammte durch seine Predigten zum Bilder- u. Klostersturm u. bewirkte schließlich selbst die Absetzung der Regentin u. die unfreiwillige Zustimmung der Maria Stuart zur Ordnung der Kirche durch das Parlament. Dieses nahm 1560 ein von K. u. A. verfaßtes Glaubensbekenntniß an, ließ durch eine Kirchenversammlung die Presbyterialverfassung einführen u. verbot geradezu den Katholizismus. K. selbst wirkte fortan

als einer der Hauptpfarrer zu Edinburgh. Der Königin, die zu allen Neuerungen ihre gesetzliche Zustimmung versagte, trat K. auch persönlich mit rücksichtsloser Härte u. Schroffheit entgegen, tadelte ihre Wiedervermählung mit Darnley (1565), sowol persönlich gegen sie als von der Kanzel aus; ja er billigte u. forderte nachher sogar ihre Hinrichtung wegen Ehebruchs u. Gattenmords. Die Regentschaft Murray's brachte der schott. Kirche zwar die gesetzliche Anerkennung, aber nach der Ermordung desselben (1570) u. dem erneuten Siege der kathol. Partei mußte auch K. Edinburgh verlassen u. sich nach St. Andrews zurückziehen. Im Aug. 1572 konnte er zwar zurückkehren, aber schon 24. Nov. starb er. Ist auch K. von der bedenklichen Anwendung ungeistlicher Mittel bei seinem Werke nicht freizusprechen, so durfte er doch sterbend mit Recht schwören, daß er nur dem Evangelium gedient u. nie die Personen, sondern nur ihre Sünden gehaßt u. verdammt habe. Von Schriften K.'s ist bes. seine „Geschichte der Reformation in Schottland" zu nennen, die zuerst 1586 in London, vollständiger durch Gavin 1831 in Glasgow erschien.

Knurrhahn (Seehahn, Trigla), eine Gattung wohlschmeckender Seefische aus der Familie der Panzerwangen (Kataphratten oder Trigloiden) mit vierseitigem, würfelförmigem Kopfe mit rauhem Knochenpanzer u. mit drei freien Strahlen vor den großen Brustflossen (daher der Name, vom griech. τρίς, drei); giebt beim Anfassen einen knurrenden Ton von sich, indem er die Luft aus der Schwimmblase preßt. Bei der Seeschwalbe (Meerschwalbe, Trigla hirundo) der europ. Küsten erreichen die schwarzblauen Brustflossen den vierten Theil der Körperlänge; mit ihrer Hülfe vermag sich der Fisch über's Wasser zu erheben.

Knut (Kanut) der Große, ältester Sohn des Königs Swen von Dänemark, ward nach dem Tode seines Vaters (gest. 2. Febr. 1014 zu Gainsborough am Trent), der soeben England erobert hatte, von dem siegreichen Heere im Alter von etwa 13 Jahren zum König ausgerufen, mußte jedoch zunächst wieder vor dem aus der Normandie zurückgekehrten angelsächs. König Ethelred nach Dänemark entweichen. Hier nahm er das Christenthum an u. ward ein eifriger Förderer desselben. Während sein jüngerer Bruder Harald die dän. Krone übernahm, kehrte er 1015 mit neuen Streitkräften nach England zurück, bedrängte Ethelred bis an dessen Tod (23. April 1016) hart u. nöthigte Ethelred's Sohn Edmund Ironside, ihm den größern, nördl. Theil des Reichs abzutreten. Als auch Edmund schon 30. Nov. 1016 durch Meuchelmord umkam, bemächtigte sich K. auch des südl. Theiles u. suchte seine Herrschaft durch die Vermählung mit Ethelred's Wittwe Emma (1017) noch mehr zu befestigen. Nach dem Tode seines Bruders (1018?) erbte er auch Dänemark. 1026—27 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Rom, wo er der Kaiserkrönung Konrad's II. beiwohnte u. von diesem die Mark Schleswig überlassen bekam. Seine Tochter ward mit dem Erben Konrad's, dem späteren Kaiser Heinrich III., vermählt. Nachdem er 1028 durch die Vertreibung Olaf's des Heiligen auch Norwegen erobert hatte, war er eine Zeit lang einer der mächtigsten Könige der Christenheit, verlor aber Norwegen wieder an Olaf's Sohn Magnus. Er starb zu Shaftesbury 11. Nov. 1035. In England folgte ihm, anscheinend gegen seine eignen Dispositionen, sein Sohn Harald, während Hardiknut Dänemark bekam.

Koadjutor (a. d. Lat.), ein Amtsgehülfe, Amtsverweser, bes. ein im Voraus bestimmter Nachfolger eines geistlichen Fürsten, sowie auch der einem Bischof beigeordnete Prälat, der für den Ersteren gewisse Funktionen zu verrichten hat.

koaguliren, Koagulation, nennt man denjenigen Vorgang, bei welchem ein dünnflüssiger Körper plötzlich in einen dickflüssigen od. auch starren, gallertartigen Zustand übergeht, sei dies von selbst ohne äußeres Zuthun od. durch Erwärmung od. Hinzufügung besonderer Substanzen. Im Deutschen bezeichnet man diesen Vorgang zuweilen mit dem Namen gerinnen, so z. B. wenn Milch durch Sauerwerden od. durch Zusatz von Laab od. durch Erwärmen koagulirt.

Koaks, s. „Kohlen".

Kobalt od. Cobalt ist ein metallischer Grundstoff, der das chemische Zeichen Co besitzt. Die Entstehung des Namens K. wird von Einigen aus dem böhm. Worte „Kow" (d. i. Erz) od. „Kowalty" (erzhaltig) abgeleitet, nach Anderen von „Kobold", Berggeist; möglich, daß auch das Wort Kobold aus dem böhm. Worte erst entstanden ist. In der bergmännischen u. mineralogischen Sprache ist der Name schon gegen das Ende des 15. Jahrh. gebräuchlich gewesen; man pflegte nämlich ein jedes Erz, welches beim Ausschmelzen kein Metall lieferte u. hierbei einen Arsen- od. Schwefelgeruch zeigte, als ein Erzeugniß des neckenden bösen Berggeistes, des „Kobold", anzusehen. Lange Zeit wurden daher diese Kobalterze als unbrauchbar auf die Bergwerkshalden geworfen, bis man endlich fand, daß diese Erze beim Zusammenschmelzen mit Glas eine schöne blaue Farbe gaben, welche zu Malerzwecken bald fabrikmäßig in den Blaufarbenwerken hergestellt wurde. Die alten Bergwerkshalden wurden jetzt nach den früher verschmähten Erzen eifrig durchsucht. Uebrigens scheint das Verhalten dieser Erze, blaue Schmelzfarben zu geben, schon lange vor Errichtung der Blaufarbenwerke einzelnen Chemikern bekannt gewesen zu sein, so Basilius Valentinus, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, Paracelsus (1493—1541) u. Agricola (1494—1555). Die ersten Blaufarbenwerke wurden zwischen 1540 u. 1560 im sächs. Erzgebirge durch einen böhmischen Glasmacher Namens Schürer errichtet, doch wird die Erfindung der Smaltebereitung einem Franken, Peter Weidenhammer (zu Anfang des 16. Jahrh.), zugeschrieben. Das in den Kobalterzen enthaltene Metall wurde erst 1733 von dem schwed. Chemiker Brandt als ein eigenthümliches Element erkannt, er vermochte es jedoch nur im unreinen Zustande zu erhalten; erst Thénardt, Tassaert, Proust, Laugier, Berzelius, Winkelblech, Beetz u. A. haben dasselbe rein dargestellt u. genauer studirt. Es behielt den Namen K., den bisher das Erz führte. Es ist in geschmolzenem u. in gegossenem Zustande nach dem Erkalten ein kompaktes, stahlgraues, glänzendes Metall, läßt sich auf der Drehbank abdrehen wie Eisen, ist aber härter als dieses; das weniger reine Metall ist sprode. Reines K. nimmt eine sehr schöne Politur an u. ist zähe, es schmilzt zwischen 1050 u. 1200° C., hat ein spezifisches Gewicht von 8,5 u. ist eben so stark magnetisch, wie Eisen. An trockener Luft behält es seinen Glanz, an feuchter aber überzieht es sich allmählich mit einer Schicht von Kobaltoxyd; ebenso oxydirt es sich beim Erhitzen an der Luft, u. zwar unter Feuererscheinung. Von Salzsäure sowie auch von verdünnter Schwefelsäure wird das K. unter Wasserstoffgasentwickelung gelöst; von Salpetersäure wird, mit schöner rother Farbe aufgelöst, salpetersaures Kobaltmonoxyd. Bis jetzt hat das metallische K. noch keine Verwendung in der Industrie u. Technik gefunden, weshalb man es auch nur selten im Handel antrifft u. sein Preis ein verhältnißmäßig sehr hoher ist. Gediegenes K. findet sich nirgends auf der Erde, zuweilen hat man nur in den Meteorsteinen kleine Mengen davon gefunden. Kobalterze sind dagegen nicht selten, aber nicht so allgemein verbreitet wie die Eisenerze; gewöhnlich kommen sie mit Nickelerzen gemeinschaftlich vor u. sind meistens Verbindungen von K. mit Arsen od. Schwefel. Hauptfundorte sind das sächs. Erzgebirge (bei Annaberg, Schneeberg, Johanngeorgenstadt), bei Joachimsthal in Böhmen, bei Saalfeld in Thüringen, bei Riechelsdorf in Hessen, in der Provinz Nassau, in Schweden, Norwegen, Spanien, England u. Nordamerika. Die wichtigsten Kobalterze sind: 1. Glanzkobalt od. Kobaltglanz, aus Arsenkobalt-Schwefelkobalt bestehend $= CoAs + CoS_2$, 33—44 % Metall enthaltend; 2. Speiskobalt od. Arsenkobalt, enthält nur Kobalt u. Arsen, von ersterem 20—28 %, hat die chemische Formel CoAs, doch kommen auch andere Verhältnisse vor; 3. Kobaltkies, aus Kobalt u. Schwefel bestehend, nach der Formel: $CoS+Co_2S_3$, mit 58 % K.; 4. schwarzer Erdkobalt, enthält außer K., Mangan, Sauerstoff u. Wasser zuweilen auch etwas Kupfer, u. wird durch die Formel CoO, MnO_2, HO ausgedrückt; 5. Kobaltblüte ist wasserhaltiges arsensaures Kobaltmonoxyd nach der Formel $3CoO, AsO_5+8HO$ u. enthält 36—40 % Kobaltmetall. Die Kobaltblüte ist durch die pfirsichblütrothe Farbe ihrer Krystalle ausgezeichnet. Die hauptsächlichste Verwendung haben die Kobalterze zur Darstellung von Kobaltoxyd für die Porzellanmalerei u. von Smalte erlangt; es geschieht dies in den bereits erwähnten Blaufarbenwerken, von denen die ältesten u. berühmtesten im sächs. Erzgebirge sich finden. Hinsichtlich der speziellen Beschreibung der Darstellung dieser Farben müssen wir, weil zu wenig allgemeines Interesse darbietend, auf die Lehrbücher der Chemie u. Technologie verweisen, u. lassen nur einiges Allgemeine hier folgen. Das K. bildet mit dem Sauerstoff drei genau bekannte Verbindungen, es sind dies: 1. das Kobaltmonoxyd od. Kobaltoxydul, von Einigen auch Kobaltoxyd genannt, = CoO; 2. das Kobaltsesquioxyd, Kobaltoxyd od. Kobalthyperoxyd, Co_2O_3; 3. das Kobaltoxyduloxyd, Co[illegible]O, Co[illegible]O od. Co[illegible]O[illegible], eine Verbindung des Monoxyds u. Sesquioxyds. Nur das Kobaltoxydul bildet mit den Säuren deutlich ausgeprägte Salze, die Kobaltoxydulsalze, von denen das salpetersaure u. schwefelsaure Kobaltoxydul in Wasser leicht löslich sind u. schöne rothe Krystalle bilden können. Die wasserfreien sowie auch die unlöslichen Kobaltoxydulsalze sind meistentheils blau gefärbt. Das Kobaltsesquioxyd ist ein braunschwarzes, in Wasser unlösliches Pulver, welches ebenso wie das schwarze Kobaltoxyduloxyd in der Porzellanmalerei zur Erzeugung blauer Farben benutzt wird. Die blaue Farbe tritt erst nach dem Brennen des Porzellans auf u. wird durch kieselsaures Kobaltoxyd bewirkt, welches sich in

der Glühhitze bildet u. beim Schmelzen der Glasur sich mit dieser verbindet. Ebenso kann man gewöhnliches Glas durch Zusatz von Kobaltverbindungen in der Schmelzhitze färben, u. die in den Blaufarbenwerken bereitete Smalte od. Schmalte (wol von dem Worte „schmelzen" abgeleitet) ist nichts weiter als ein durch Kobaltoxydul blaugefärbtes u. nachher fein gemahlenes Glas. Bei der Fabrikation dieser Smalte benutzt man jedoch nicht das reine Kobaltoxydul, sondern nur das rohe, von seinem Arsen- u. Schwefelgehalt durch Rösten befreite Kobalterz. Dieses, mit gepochtem u. geschlämmten Quarz vermischt, wird Zaffer, zuweilen auch Safflor genannt u. aus diesem durch Zusammenschmelzen mit Pottasche das blaue Glas gewonnen. Es geschieht dies in Glashäfen von feuerfestem Thon, welche in einem gewöhnlichen Glasofen stehen. Nach ungefähr achtstündigem Schmelzen bildet der Hafeninhalt drei Schichten; die unterste, schwerste ist die sog. **Kobaltspeise,** welche hauptsächlich Nickel, Wismuth, Kupfer, Eisen u. s. w. enthält; darüber liegt das reine geschmolzene blaue Kobaltglas, u. die oberste Schicht bildet die sog. Glasgalle, die aus den Verunreinigungen der Pottasche besteht, häufig auch etwas arsensaures Kali enthält. Durch ein am Boden des Glashafens angebrachtes, während des Schmelzens verschlossenes Loch läßt man die Kobaltspeise ausfließen, welche nach dem Erkalten als Rohmaterial zur Nickelbereitung verkauft wird; dann schöpft man die Glasgalle mit eisernen Löffeln ab u. zuletzt das flüssige blaue Glas, welches sofort in kaltes Wasser geworfen wird, damit es spröde u. leicht pulverisirbar wird. Unter stetem Zufluß von Wasser wird dann das gepochte blaue Glas durch Mühlsteine von Granit auf das Feinste gemahlen u. das Produkt durch Schlämmen in verschiedene Sorten, je nach dem Grade der Feinheit, gebracht. — Ferner erzeugt man in den Blaufarbenwerken das **Kobaltblau** od. Kobaltultramarin (Thénard's Blau); dasselbe entsteht, wenn man phosphorsaures od. arsensaures Kobaltoxydul mit Thonerde gemengt einer lebhaften Glühhitze aussetzt. In neuerer Zeit wird auch **Kobaltgrün** od. Rinnmann's Grün, Zinkgrün, dargestellt, indem man Kobaltoxydul mit Zinkoxyd (Zinkweiß) glüht. Die blauen Kobaltfarben haben die unangenehme Eigenschaft, daß sie Abends bei künstlichem Lichte grau erscheinen; deshalb sind sie in neuerer Zeit durch das überdies billigere Thonerde-Ultramarin vielfach verdrängt worden; für gewisse Zwecke, z. B. zum Färben von Glas u. Porzellan, bleiben sie jedoch unentbehrlich.

Kobell, eine Familie, die sich in der Malerei u. Kupferstecherkunst einen Namen gemacht hat. Ferdinand **K.**, geb. zu Mannheim 7. Juni 1740, studirte Anfangs in Heidelberg Staatswissenschaften, widmete sich aber dann mit Unterstützung des Kurfürsten Karl Theodor der Kunst unter Peter Verschaffelt, bildete sich in Paris weiter aus u. wurde in Mannheim Hofmaler. Von 1793 an, wo er sich in München niederließ u. zum Galeriedirektor ernannt wurde, scheint er mit mehr Glück die Radirnadel als den Pinsel geführt zu haben. Seine vielen radirten Blätter — 178 Platten erschienen 1841 in Stuttgart — sind liebliche Landschaften mit Menschen- u. Thierstaffage. Er starb 1. Febr. 1799. — Sein jüngerer Bruder Franz **K.**, geb. 1749, gest. zu München 1822, war mehr Landschafts- u. Architekturzeichner. Nachdem er sich von 1776—85 in Italien ausgebildet hatte, ließ er sich ebenfalls in München nieder u. lieferte eine große Menge von Federzeichnungen. — Bekannter als diese Beiden wurde der Sohn u. Schüler jenes Ferdinand, Namens Wilhelm **v. K.,** der, geb. zu Mannheim 6. April 1766, sich in Düsseldorf ausbildete, 1808 Professor an der Akademie u. später geadelt wurde. Er lieferte zwar außer Radirungen auch große Schlachtenbilder (Saalbau u. neue Pinakothek in München), aber seinem Talente entsprechender sind seine Landschaften u. Thierstücke, in denen Einfachheit u. Naivetät der Auffassung herrscht. Er starb 15. Juli 1855 zu München.

Kobell, Franz v., verdienter Mineralog u. ausgezeichneter Dialekt-Dichter, geb. zu München 19. Juli 1803, studirte in Landshut die Naturwissenschaften, wurde 1823 Adjunkt beim Generalkonservatorium der mineralogischen Sammlungen in München, 1826 außerord. u. 1834 ord. Prof. der Mineralogie an der dortigen Universität u. ist seit 1842 wirkliches Mitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften. Seit 1834 machte er mehrere Forschungsreisen nach Griechenland, Italien, Frankreich, Holland u. durch alle deutschen Staaten, wo er auch mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere Berührung kam. Als tüchtiger Jäger u. guter Gesellschafter begleitete er überdies häufig den König Maximilian II. Seine trefflichen Arbeiten auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, insbes. auf dem der Mineralogie, haben ihm vielfache Anerkennung erworben. Zu nennen sind hauptsächlich: „Charakteristik der Mineralien" (2 Thle., Nürnb. 1830 f.); „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien" (Münch., 4. Aufl. 1846); „Grundzüge der Mineralogie" (Nürnb. 1838); „Die Mineralogie" (ebd. 1847); „Skizzen aus dem Steinreiche" (Münch. 1849); für die von der historischen Kommission der königl. Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Geschichte der Wissenschaften" bearbeitete K. die „Geschichte der Mineralogie" (ebd. 1864). K. ist auch der Erfinder der Galvanographie, über welche er eine Schrift veröffentlichte (ebd. 2. Aufl. 1846). Ferner schrieb er Skizzen aus dem Gebiete der Jagd u. ihrer Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Bayern unter dem Titel „Wildanger" (Stuttg. 1874) u. „Ueber Pflanzensagen u. Pflanzensymbolik" (Münch. 1875). Am bekanntesten aber hat er sich durch seine „Gedichte in oberbayer. Mundart" (Münch. 1839, 7. Aufl. 1875) u. „Gedichte in pfälz. Mundart" (ebd., 5. Aufl. 1862) wie durch seine „Schnadahüpfl'n u. Sprüchel'n" (ebd. 1846) gemacht. Die musterhafte Behandlung der Sprache u. die treffliche Auffassung des Volkslebens in diesen von köstlichem Humor erfüllten Dichtungen erscheint geradezu bewunderungswürdig. Außerdem hat K. u. A. „Hochdeutsche Gedichte" (Münch. 1852) u. das didaktische Gedicht „Die Urzeit der Erde" (ebd. 1856) verfaßt.

Koberstein, Karl August, verdienter Germanist u. Literarhistoriker, geb. zu Rügenwalde in Pommern 10. Jan. 1797, besuchte 1812—16 das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, widmete sich auf dortiger Universität philologischen u. archäologischen Studien u. beschäftigte sich dann hauptsächlich mit deutscher Sprache u. Literatur. Seit 1823 Adjunkt an der Landesschule zu Pforta, ward er 1824 Professor an derselben, als welcher er 8. März 1870 zu Kösen starb. Sein Hauptwerk ist der „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Lpz. 1827; 5. Aufl. von Karl Bartsch, 5. Bde., 1872—73). Ursprünglich blos zu einem Schulbuch bestimmt, ist dieser Grundriß zu einem in seiner Art einzig dastehenden Meisterwerke deutscher Literaturgeschichtschreibung geworden. Außerdem sind von K.'s Arbeiten zu nennen: „Quaestiones Suchenwirtianae" (4 Abth., Naumb. 1823—52); „Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte u. Aesthetik" (Lpz. 1851) u. die „Laut- u. Flexionslehre der mittelhochdeutschen u. der neuhochdeutschen Sprache" (Halle 1862; 3. Aufl. 1873). Auch gab er Heinrich v. Kleist's „Briefe an seine Schwester Ulrike" (Berl. 1860) u. den 3. Bd. von Loebell's „Entwickelung der deutschen Poesie" (Braunschw. 1865) heraus. — Karl Jakob Wilhelm Ferdinand **K.**, Sohn des Vorigen, Schauspieler u. Dramendichter, geb. zu Schulpforta 15. Febr. 1836, betrat gleich nach bestandenem Abiturientenexamen 21. Sept. 1856 zum ersten Mal die Bühne, spielte von da bis Mai 1860 auf dem Stettiner Stadttheater, folgte dann einem Rufe Eduard Devrient's an das Hoftheater in Karlsruhe u. ist seit 2. Juni 1862 Mitglied des Dresdner Hoftheaters. Sein Fach bilden jugendliche Intriguants u. Charakterrollen. Außer mehreren kunstgeschichtlichen Aufsätzen für wissenschaftliche Journale schrieb er die Trauerspiele „Florian Geyer" (ein Buchdrama, Dresd. 1863) u. „König Erich XIV." (ebd. 1869), sowie das historische Lustspiel „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden" (ebd. 1872). Letztere beiden Stücke sind fast auf allen größeren Bühnen Deutschlands aufgeführt worden.

Koblenz, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreises der preuß. Rheinprovinz, mit 33,363 zu ⁴⁄₅ kathol. E. (1871) einschließlich Ehrenbreitsteins, ist schön gelegen am Einfluß der Mosel in den Rhein; über ersteren Fluß führt eine vom Kurfürsten Balduin von Trier 1344 erbaute, 298 m. lange steinerne Brücke mit 17 Bogen u. eine 323 m. lange Eisenbahnbrücke, über den Rhein eine Schiffbrücke u. eine 334 m. lange Eisenbahnbrücke auf 3 Bogen. Die an der Mosel gelegene Altstadt ist eng gebaut. Die schönsten Straßen enthält die Neustadt, in der sich auch das Schloß befindet, 1778—86 vom letzten Kurfürsten Clemens Wenzeslaus erbaut; in den Räumen des alten kurfürstl. Schlosses an der Moselbrücke befindet sich gegenwärtig eine große Fabrik. Die schönsten Plätze der Stadt sind der mit Lindenreihen bepflanzte u. mit einer 20 m. hohen Pyramide geschmückte Clemens- od. Schloßplatz, der Paradeplatz u. der Kastorplatz am Rheine u. an der Moselmündung. Längs des Rheines ziehen sich fast bis zur Kaltwasserheilanstalt Laubach prächtige Anlagen, in denen dem Dichter Max von Schenkendorf ein Denkmal errichtet ist. K. besitzt zwei evangel. u. vier kathol. Kirchen, unter letzteren die 1208 vollendete, aber schon 836 begründete Kastorkirche, eine Synagoge u. sieben Klöster,

ein Gymnasium im ehemaligen Jesuitenkolleg, eine Provinzialgewerbeschule u. ein Zuchthaus, ist Sitz des Oberpräsidiums, eines Land- u. Friedensgerichtes, einer Oberpostdirektion, eines Provinzialarchivs u. einer Handelskammer. Auch das Generalkommando des 8. Armeecorps hat in K. seinen Sitz. Industrie u. Handel sind bedeutend, erstere bes. in Blechwaaren, Messern, Stöcken, Schaumwein, Eisenguß u. Mehl, letzterer vorzüglich in Wein, der in der Umgegend in guter Sorte (Assenberg) gebaut wird, Gemüse u. Obst; die Wollmärkte sind stark besucht. K. ist eine der stärksten Festungen Deutschlands. Die Stadt selbst hat zwei befestigte Landthore im S. u. SW., auf dem 161 m. hohen Karthäuserberg erheben sich im SW. an der Stelle eines alten Klosters die Forts Alexander u. Konstantin, auf dem Petersberge im N. das Fort Franz mit den Grabmälern der franz. Generale Hoche u. Marceau. Auf dem jenseitigen Rheinufer überragt die Stadt malerisch die Felsenfeste Ehrenbreitstein (s. d.). Im S. von K. liegt eine Stunde entfernt das schöne Schloß Stolzenfels auf einem Felsen am Rhein, im 13. Jahrh. ursprünglich erbaut, 1688 von den Franzosen zerstört u. 1836–45 von Friedrich Wilhelm IV. wieder hergestellt. — K. ist an der Stelle eines von Drusus gegründeten Kastells, Confluentes, erstanden u. unter den Karolingern mehrmals vorübergehend königl. Residenz gewesen; 1018 kam es durch Heinrich II. an den Erzbischof Poppo von Trier, 1280 ward hier durch Kurfürst Heinrich von Vinstingen eine Burg errichtet, u. bald hob sich die Stadt, die eines der Häupter des rhein. Städtebundes war. Die Belagerung durch die Franzosen 1688 führte zwar zur Zerstörung des größten Theiles von K., aber nicht zu seiner Einnahme; 1786 residirten hier die Kurfürsten von Trier, u. K. wurde ein Hauptherd für die Agitation der franz. Emigranten, die hier gastliche Aufnahme fanden; 1794 wurde die Stadt von den Franzosen genommen u. 1798 zur Hauptstadt des Departements Rhein-Mosel erhoben; 1815 kam sie an Preußen. — Der Reg.-Bez. K. umfaßt 555,194 E. (1871) auf 112,5 □M. u. zerfällt in 13 Kreise, der Kreis K. 4,97 □M. mit 74,780 E.



Nr. 3728. Koblenz.

Kobolde, auch Klopf- od. Poltergeister, Wichtelmännchen, Heinzelmännchen, Heimchen, Poppelchen, Mummel ꝛc., sind nach der deutschen u. nordischen Volkssage zwerghafte Dämonen, welche sich von den eigentlichen Zwergen od. Alfen (s. „Elfen") dadurch unterscheiden, daß sie sich in den Häusern u. Bergwerken aufhalten u. den Menschen Dienste leisten. Sie sind bald sichtbar, bald unsichtbar, stets aber neckisch u. boshaft, ärgern die Menschen durch tückische Streiche, tanzen u. lachen gern, arbeiten aber rastlos u. sind für die Häuser, in denen sie dienen, von unschätzbarem Werthe. Sie wohnen gewöhnlich in Keller, Küche, Stall od. Scheune des Hauses, dem sie dienen, od. in nahen Bäumen, welche dann unverletzlich sind. Ihrem Aussehen nach sind sie klein u. mißgestaltet, der Kopf ist dick, Haare u. Bart sind roth, der Mund ist breit bis zu den Ohren. Meist sind sie bekleidet, selten nackt; will man sie aber für ihre Dienste mit Kleidern od. andern Dingen belohnen, so verlassen sie das Haus betrübt. Dasselbe thun sie auch, wenn man die Natur ihrer Füße ergründen will, welche sie stets verbergen, u. welche dann als Gänse- od. Ziegenfüße od. als Kinderfüße mit einer Zehe zu wenig erscheinen. Manchmal aber nehmen sie ausnahmsweise Lohn an od. bedingen sich gar solchen aus. Los werden kann man sie nicht, man mag ihrer Neckereien noch so sehr überdrüßig sein. Einige K. sind in den Sagen mit Namen genannt u. über ihre Neckereien ganze Bücher geschrieben worden, z. B. das Hüddele von Hildesheim, der Hinzelmann von Lüneburg, der Poppele von Hohenkrähen u. s. w. Nach den Bergwerksgeistern Kobalt u. Nickel sind bekanntlich zwei metallische Elemente benannt worden (s. „Kobalt").

Koburg, Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-K. (s. unter „Sachsen-K.-Gotha") u. mit Gotha abwechselnd Residenz des Herzogs von Sachsen-K.-Gotha, hat 12,819 fast ausschließlich protest. E. (1871), liegt in dem reizenden Thale der Itz am südl. Abhange des Frankenwaldes u. ist Sitz der Landesbehörden, eines Landrathsamtes, eines Kreisgerichtes u. zweier Justizämter. Unter den 5 Kirchen ist nennenswerth die Moritzkirche mit dem Epitaphium Herzogs Johann Friedrich des Mittleren u. die schöne Hofkirche. Das Residenzschloß Ehrenburg war bis 1549 ein Barfüßerkloster u. wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrh. unter Herzog Ernst († 1844), an den vor demselben eine von Schwanthaler modellirte Erzstatue erinnert, wieder hergestellt; im Hofgarten befindet sich das Mausoleum des Herzogs Franz u. seiner Gemahlin Augusta, auf dem Marktplatz seit 1865 ein Standbild des Prinzen Albert. An höheren Lehranstalten besitzt K. ein Gymnasium, eine Realschule, ein Schullehrerseminar u. eine Baugewerkenschule, außerdem eine Taubstummenanstalt. Die Industrie ist beträchtlich, für den Export liefert K. bes. Bier, u. treibt Baumwollen- u. Leinweberei, Wollspinnerei, Korbflechterei u. A. m. In der Umgegend wird viel Obst u. Gemüse gebaut (Zwiebelmarkt). Im O. der Stadt erhebt sich sehr malerisch auf einem kegelförmigen, 459 m. hohen Berge die Feste K., mit ihrer dreifachen Ringmauer, den zahlreichen Bastionen u. Thürmen eine der großartigsten Burgen Deutschlands, von der man eine entzückende Aussicht genießt. Urkundlich wird sie zuerst 1057 erwähnt; bis 1348 war sie Residenz der Grafen von Henneberg, bis 1547 die der sächs. Herzöge, 1782 ward sie in ein

Zuchthaus umgewandelt u. 1838–54 ebenso gründlich als geschmackvoll restaurirt. Luther weilte hier oben 16. April bis 6. Okt. 1530, während des Augsburger Reichstages. Gegenwärtig befinden sich in der Feste sehenswerthe Sammlungen, bes. von Waffen, Münzen u. Kupferstichen. In der Nähe K.'s liegen das Dorf Neuses (540 E.) an der Sulz mit der Grabstätte des Schriftstellers v. Thümmel († 1817), ehemals Aufenthaltsort des Dichters Rückert († 31. Juni 1866), sowie die herzogl. Lustschlösser Kallenberg u. Rosenau bei Oeslau, dem Geburtsort des Prinzen Albert (1819–61).

Koburg-Gotha, s. „Sachsen-Koburg-Gotha".



Nr. 3729. Koburg.

Koch, Joseph Anton, als Nachfolger von Asmus Carstens (s. d.) einer der eifrigsten Vorkämpfer der neuen deutschen Kunst. Als eines Bauern Sohn geb. 27. Juli 1768 zu Obergiebeln am Bach, im Lechthal in Tirol, mußte er im Knabenalter die Viehherden hüten. Dabei war seine Lektüre die Bibel, unter deren Büchern ihn bes. die Offenbarung Johannis so fesselte, daß er sie auswendig lernte. Seine bedeutenden Anlagen zeigten sich bald; er wurde auf das Gymnasium in Dillingen gegeben, hier aber trat nach wenig Jahren sein Kunsttalent so mächtig hervor, daß ihm der Bischof von Augsburg eine Unterstützung gewährte, so daß er in der Karlsschule zu Stuttgart Aufnahme fand. Er besuchte dieselbe von 1787—92. Die Geschmacksrichtung u. Zucht dieser Schule, jeder freien, selbständigen Entwickelung abhold, gehörte jedoch einer damals bereits absterbenden Zeit an, u. es konnte nicht fehlen, daß das Kraftgefühl K.'s sich gegen diese Richtung in satirischen Zeichnungen erging, die ihm den Unwillen der Lehrer zuzogen. Die pedantische Disziplin verleidete ihm zuletzt den Aufenthalt in Stuttgart; er entfloh nach Straßburg, das er aber, als er das Treiben der damaligen Revolution in der Nähe betrachtet hatte, bald wieder verließ. Nachdem er ein Jahr in Basel zugebracht hatte, zog er in die südliche Schweiz u. von da im Winter 1795 nach Florenz, dann nach Neapel u. im Frühling 1796 nach Rom, wo er in lebhaften, freundschaftlichen Verkehr mit Carstens (der freilich schon zwei Jahre nachher starb), mit Wächter u. Thorwaldsen trat. Am meisten zogen ihn die künstlerischen Ideen u. Schöpfungen von Carstens an, von dem er daher Vieles kopirte, u. außerdem das Studium von Dante's „Göttlicher Komödie", deren großartigste, bizarrste Scenen er in Federzeichnungen ausführte u. theilweise selbst radirte. In diese große Dichtung vertiefte er sich so, daß er später (in den zwanziger Jahren) mit Freuden die Gelegenheit ergriff, an Stelle seines Freundes Philipp Veit in der Villa Massimo die Wände des dem Dante gewidmeten Zimmers mit vier Bildern aus der Göttlichen Komödie zu schmücken, unter denen das zweite (aus der Hölle) unseren Künstler am besten charakterisirt. Daneben waren es aber auch die antike Mythologie u. das Alte Testament, das ihn zu Darstellungen reizte. Auch zu Ossian zeichnete er 27 Blätter, die er selber in Gemeinschaft mit Thorwaldsen radirte. Aber mehr noch als in dieser Thätigkeit liegt der Schwerpunkt seiner künstlerischen Bedeutung in der Landschaft, die er als Zeichnungen, Radirungen u. Oelbilder ausführte; denn nach seiner eigenthümlichen, aber freilich irrigen Ansicht „lassen sich Historie u. Landschaft so wenig durch die Kunst getrennt darstellen, wie sie Gott in der Geschichte getrennt hat". So schuf er eine Reihenfolge von Radirungen aus Rom u. der Umgegend, in denen stets eine charakteristische Auffassung u. ein klar ausgesprochenes Grundmotiv herrscht. Die Staffage bilden häufig nach der Weise Poussin's Scenen aus der Mythologie od. der Geschichte der Griechen. Ebenso seine Oelbilder aus der Schweiz, aus Tirol u. Italien, unter denen wir als die schönsten nur die Partien aus Olevano u. aus Rubiaco u. mehrere im Museum zu Leipzig (dort auch das mehrmals vorkommende Opfer Noah's) nennen. Viele seiner besten Handzeichnungen befinden sich im Ferdinandeum zu Innsbruck. Politische Unruhen vertrieben K. für einige Jahre aus Rom, 1808 aber kehrte er dahin zurück u. blieb auch daselbst bis zu seinem Tode (18. Jan. 1839).

Kochbücher. Das älteste Kochbuch, welches wir besitzen, ist der einem gewissen Cölius Apicius zugeschriebene „Liber de obsoniis et condimentis" (herausgeg. mit Noten von Bernhold. Ansbach 1787, 1800), wahrscheinlich im 3. Jahrh. von einem sonst unbekannten Afrikaner in lateinischer Sprache verfaßt, für uns aber fast ganz unverständlich. Aus dem Mittelalter liegt eigentlich ebenfalls nur ein einziges Werk dieser Art vor, nämlich das des ital. Historikers Bartholomäus de Secchi, genannt Platina (1421—81) „Liber de honesta voluptate et vale udine seu de arte coquinaria et cibariis" Lib. X (Venedig 1875 u. öft.). Erst zu Ende des 15. u. Anfang des 16. Jahrh. wird mit dem Steigen des Luxus auch dieser Zweig der Literatur mehr gepflegt. Deutschland besaß schon eine aus dem 14. Jahrh. herrührende „Guot Lere von guoter spise" (Stuttg. 1844), an welches sich dann des bekannten Barbiers Hans Folz „Liber collationum" (Nürnb. 1485) in deutscher Sprache u. mehrere sog. „Küchenmeistereien", das Mainzische, schon von Fischart im Gargantua S. 174b hochgepriesene K. des kurfürstl. Mainzischen Hofmundkochs Max Rumpolt (Frankf. a. M. 1584) u. ein gleich betiteltes Buch des Arztes Walther Ryff (ebd. 1564) anschlossen. Das älteste niederländische K. war das „Boecxken van Cokeryen" (Brüssel 1508), das älteste französische schrieb der Koch Taillevent unter dem Titel „Viandier" (Paris um 1500), das älteste italienische ein gewisser Giov. Roselli in „Epulario" (Venedig 1518). Die engl. Literatur kann sich rühmen, schon ein K. aus dem J. 1390 zu besitzen, betitelt „The form of cury" (herausgeg. von Pegge, Lond. 1780), ein zweites „Boke of cokery" ward 1500 zu London gedruckt. Im 17. Jahrh. waren es vorzüglich wieder die Franzosen, welche, wie in den Kleidermoden, so auch für die Tafel den Gesetzgeber spielten, nam. außer dem anonym gedruckten „Cuisinier royal et bourgeois" (Paris 1608), an welchen sich ein „Patissier français" (1653) anschloß, durch den „Vrai cuisinier français" des Herrn Fr. P. de la Varnu (Paris 1654). In Deutschland beherrschten das Nürnberger (1691) u. Braunschweiger Kochbuch (1697) die deutsche Küche, während der bekannte Dichter Harsdörfer es nicht unter seiner Würde fand, ein sog. Trinkerbuch (Nürnb. 1057), worin alle möglichen Fragen über Schauessen, Tischdecken 2c. abgehandelt wurden, abzufassen. J. Murrell's K. war für England (Lond. 1617) ebenso maßgebend wie das von P. Iverssön Kolding für Dänemark („Fuldkommen Kaagebog", Kopenh. o. J.) u. die Küchenanweisungen der Italiener Martin Gingher (Padua 1639) u. Vitt. Lancellotti (Rom 1627) für Italien. Im 18. Jahrh. schossen die K. wie Pilze aus der Erde, nam. waren es einzelne deutsche Städte, die einen gewissen Namen für dieses Fach hatten, so sonderbarer Weise die bayerischen K.: das Augsburgische (Augsb. 1788. 1826, 17. Aufl. von Frau S. J. Weiler), das Bambergische (Bamb. 1817 von Klintsch u. Siebel, 2. Aufl.), das Nürnberger (Nürnb. 1820, 2. Aufl.), das Münchener (Münch. 1813) u. das Allgemeine bayerische Kochbuch (von N. K. Siegel, 9. Aufl., Münch. 1818), obwol die bayersche Küche nicht etwa als die beste gilt. Derselbe Fall ist es mit den sächsischen (Lpz. 1789), dem Dresdner von Werner (Zwickau 1805) u. A. E. Lehmann (Dresd. 1819 u. öft.), dem Leipziger von Wolf (Lpz. 1817), dem preußischen (Berl. 1814), Berliner (Berl. 1796—98), Stettiner (Berl. 1817, 6. Aufl.), Magdeburger (Magdeb. 1823), Thüringer (Erfurt 1839), Fuldaischen (Fulda 1824), Gothaischen (Gotha 1824, 2. Aufl.), rheinischen (Karlsr. 1816 von J. Stolz), Hamburger (Hamb. 1798, Lüneb. 1839, 9. Aufl.), niedersächsischen (Lpz. 1819 von

Looſſt, 19. Aufl.), Kölner (Köln 1837, 9. Aufl., fränkiſchen (Ansbach 1813), oberrheiniſchen (Mühlh. 1832, 5. Aufl.), ſchwäbiſchen (Stuttg. 1799), ſchleſiſchen (Breslau 1819, 2. Aufl.), hannöverſchen (Hann. 1813, von Knapp, 4. Aufl.) ꝛc. Am beſten ſind die öſterreichiſchen K., wenn nur nicht die zahlloſen, in ihnen vorkommenden Provinzialismen ihren praktiſchen Nutzen für Nichtöſterreicher in Frage ſtellten, ſo das von Verſchiedenen verbeſſerte Wiener Kochbuch von J. J. Gantler (Wien 1798, 36. Aufl., 1839), das Grazer (Wien 1817, 11. Aufl.), das Linzer von Frau M. E. Meixner (Linz 1822, 5. Aufl. u. öft.). In neueſter Zeit fingen die illuſtrirten K. in Deutſchland an Mode zu werden, ſo das von L. Kurth (Lpz. 1866, 7. Aufl.), u. jetzt gilt das von J. Rottenhöfer (München 1858, 3. Aufl. 1872) für das beſte. Frankreich, wo die Kochkunſt als eine wahre Kunſt gilt, hat ſehr viel auf dieſem Felde geleiſtet, wir nennen als die bedeutendſten Arbeiten der neuern Zeit das berühmte, auch ins Deutſche überſetzte (Lpz. 1872) „Livre de cuisine“ von J. Gouffé (Paris 1870) u. „La bonne cuisine française“ von Em. Dumont (Paris 1873), nicht zu vergeſſen des berühmten Alexander Duma's „Grand dictionnaire de cuisine“ (Paris 1872), welches in ſeinem Vaterlande für den Augenblick ſeinen Verfaſſer mehr unſterblich macht als ſeine vielgeleſenen Romane. Von neuern engliſchen K. laſſen ſich nam. Berton's „Every-day and Household-Cook“ (Lond. 1872) u. Dubois' „Household Cookery“ (Lond. 1872) u. „Cosmopolitan Cookery“ (ebd. 1872) anführen. Als Kurioſität mag noch eines in perſiſcher Sprache geſchriebenen indiſchen K.s a. d. J. 1813, welches Arnot im 1. Bande der „Miscellaneous translations from oriental lang.“ (Lond. 1831) ins Engliſche überſetzt hat, gedacht werden. Hierher gezogen müſſen nun aber werden, außer den frühern Tonangebern der Gaſtronomie, M. Ant. Carème „Le maitre d'hôtel français etc.“ (Paris 1842) u. „Le cuisinier Parisien etc.“ (ebd. 1828.), A. Soyer „The gastronomic regenerator etc.“ (8. Aufl., Lond. 1852), vorzüglich der berühmte „Almanac des Gourmands“ (Paris 1810 ff.), der franzöſiſche Dichter Berchoux mit ſeinem Lehrgedichte „La gastronomie“ u. ſein Landsmann Brillat-Savarin mit ſeiner geiſtreichen „Physiologie du gout etc.“ (Beides zuſ. Paris 1840 u. öft.), der ſchwediſche Akademiker Bengt Bergius mit ſeinem auch ins Deutſche überſetzten Buche „Von den Leckereien“ (Halle 1792) u. die Deutſchen v. Rumohr, „Geiſt der Kochkunſt“ (Stuttg. 1832), A. Anthus, „Vorleſungen über Eßkunſt“ (Lpz. 1838) u. Baron Vaerſt, „Gaſtroſophie od. die Lehre von den Freuden der Tafel“ (Lpz. 1851). Die erſte Geſchichte der Kochkunſt gab Soyer im „Pantotropheon“ (Lond. 1853).

Kochelfall, ein 15 m. hoher Waſſerfall im ſchleſ. Rieſengebirge in der Nähe des Dorfes Schreiberhau, wird von der Kochel, einem Zufluß des Zacken (Nebenfluß des Bober), gebildet.

Kochelſee, liegt maleriſch in den bayer. Voralpen, im S. des Würmſees, in einem großen, zum Theil trocken gelegten, zum Theil verſumpften Seebecken, welches die Loiſach durchfließt; er bedeckt eine Fläche von 1/6 □M. u. mißt an ſeiner tiefſten Stelle 80 m. Im SO. wird er von der ſteilen Benediktenwand, im SO. von dem Heimgarten u. dem ausſichtsreichen, leicht zu beſteigenden Herzogenſtand, dem „bayer. Rigi“ (1740 m.) überragt. Das nordweſtl. Ufer iſt Rohrſumpf, am nordöſtl. liegt das Dorf Kochel mit Bad.

Kochemer-Sprache, ſ. v. w. Gaunerſprache.

Kochenille (Coccus Cacti) heißt eine 2–3 Linien lange Schildlaus, welche in Mexiko u. Mittelamerika heimiſch iſt u. auf einigen Kaktusarten (Cactus Opuntia u. a.) lebt. Getödtet u. getrocknet bilden dieſe Thiere eine Handelswaare in Geſtalt kleiner rundlicher u. gerunzelter Körner, die nach Umſtänden braun, ſchwärzlich od. ſilbergrau ausſehen. Sie enthalten bekanntlich einen ſchön rothen, ſehr haltbaren Farbſtoff, der mit Zinnſalz gefärbt ein prachtvolles Scharlachroth giebt. Man hielt anfänglich dieſe von den Spaniern eingeführte u. monopoliſirte Farbwaare für ein pflanzliches Erzeugniß, obſchon man etwas ganz Analoges ſchon in Händen hatte in der europäiſchen Kermesſchildlaus, die auf einer beſonderen Art Eiche (Quercus coccifera) um das Mittelmeer u. ſonſt im Süden lebt u. ſchon ſeit den Zeiten des Alterthums das Mittel zum Rothfärben abgab. Die Spanier fanden bereits bei ihrer Ankunft die K. als Zuchtthier bei den Eingeborenen vor; ſie entwickelt ſich bei geeigneter Nahrung u. Pflege viel beſſer u. wird doppelt ſo reich an Farbſtoff als die wild lebenden Thiere. Die Kochenillezucht hat natürlich mit einer Pflanzung von Kaktus zu beginnen, welche, nachdem ſie ein paar Jahre alt geworden, mit trächtigen Weibchen der Schildlaus beſetzt werden. Die ausgeſetzten Mutterthiere bohren ſich auf dem gewählten Platze mit dem Saugrüſſel für immer feſt u. werden ſchließlich durch das Anwachſen zahlreicher Brut ganz kugelrund u. erbſengroß. Die Männchen ſind weit kleiner u. in ſehr geringer Anzahl vorhanden. Sie bekommen vor der Begattung Flügel u. ſterben nachher. Die Weibchen ſind am reichſten an rothem Saft, wenn die Brut zum Abſetzen reif iſt; man ſammelt ſie dann ein, indem man ſie auf untergelegte Tücher od. in Schüſſeln abſtreift u. dabei auf jeder Pflanze etliche Exemplare ungeſtört läßt, welche dieſelbe bald wieder bevölkern, denn die ganze Periode vom Auskommen des jungen Thieres bis zum Mutterwerden u. Abſterben dauert nur 6 Wochen. Es werden indeß in den günſtigſten Gegenden u. Lagen doch nur drei Ernten im Jahre gemacht, anderwärts auch nur zwei od. eine. Die Kochenillezucht hat ſich nämlich ſchon frühzeitig nach einer größeren Anzahl von Ländern verbreitet, trotz aller ſpaniſchen Gegenmaßregeln. Sie wird od. wurde betrieben auf den Weſtindiſchen Inſeln, in Peru u. Braſilien, auf den Kanariſchen Inſeln, beſ. auf Teneriffa, auf Java u. den Philippinen, im ſüdl. Spanien, auf Sizilien u. im geringen Maßſtabe wol auch in Algier, wo man 1831 Verſuche mit ihrer Einführung machte. Die Kochenilleplantagen (Nopalerien) haben durch die zeitweilige Aufnahme der Anilinfarben einige Einſchränkung erlitten u. ſie ſind nicht überall mehr lohnend; hauptſächlich ſind es Honduras, Mexiko u. Teneriffa, die durch ihre ſtarke Produktion den Markt beherrſchen. Die Waare wird faſt ſämmtlich durch Auktionen in London in den Handel gebracht. Man unterſcheidet ſchwarze u. graue.



Nr. 3730. Kochenille auf Cactus opuntia.

Erſtere entſteht, wenn die Thiere auf naßheißem Wege (Brühen od. Dämpfen) getödtet u. dann in der Wärme getrocknet werden; bei der anderen iſt nur trockene Röſtung in Pfannen od. Ausſetzung an die heiße Sonne angewendt worden, wobei die Thiere ihre natürliche weiße Rückenbeſtäubung behalten u. demnach ſilbergrau erſcheinen. Die erſte Ernte im Jahre giebt immer die beſte Waare, die als Zakkadille die erſte Sorte bildet. Unter den geringern Sorten findet ſich auch die wilde od. Waldkochenille (grana silvestre od. Granilla), die im Freien geſammelt wird, in Form viel kleiner u. an Farbſtoff viel ärmer iſt. Sie gehört zu den grauen Sorten, da ſie die filzige Rückenbedeckung noch hat, die der kultivirten abhanden gekommen iſt. Der Saft der K. beſteht ähnlich dem Blute aus winzigen rothen Körperchen, die in einer farbloſen Flüſſigkeit ſchwimmen u. den eigentlichen Farbſtoff bilden. Aus einer wäſſerigen Abkochung der Körner ſehr langſam niedergeſchlagen u. getrocknet, ſtellt er ein feurig rothes, ſehr zartes Pulver dar, den für Waſſer- u. Oelmalereien hochgeſchätzten Karmin (ſ. d.).

Kocher, ein 24 M. langer Zufluß des Neckar, entſteht bei Aalen im öſtl. Württemberg am nordweſtl. Abhange des Schwäb. Jura aus dem Schwarzen u. Weißen K., durchfließt ein meiſt enges u. vielgewundenes Thal zuerſt nach NW., dann nach N., auf welcher Strecke er die Stadt

Hall berührt, u. von Künzelsau nach W., u. mündet bei Kochendorf auf der rechten Seite des Neckar. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind links die Lein, rechts die Bühler.

Köchlin, eine berühmte Fabrikantenfamilie im Elsaß, der dasselbe seinen industriellen Aufschwung verdankt. Samuel **K.**, geb. zu Mühlhausen 1719, gest. daselbst 1771, errichtete 1746 in seiner Vaterstadt, trotz aller einschränkenden Bestimmungen, durch welche sich die kleine Republik auch auf wirthschaftlichem Gebiete abzuschließen suchte, mit Schmalzer u. J. H. Dollfuß die erste Kattundruckfabrik. Schon 15 Jahre später brachte Mühlhausen jährlich 30,000 Stück Kattun à 16 Ellen in den Handel, u. gegen Ende des 18. Jahrh. gab es daselbst 15 Fabriken von „Indienne". Dieser Aufschwung ließ sehr bald auch daran denken, die zur Fabrikation erforderlichen Gewebe im Lande selbst herzustellen, sowie auch Spinnereien anzulegen, um selbst zu produziren, was früher fast ausnahmslos aus der Schweiz kam. So ward Johann **K.**, ein Sohn des Vorigen, geb. 1746, gest. 1836, mit seinen Brüdern Josua u. Hartmann der Gründer einer Baumwollengewebefabrik. Später errichtete derselbe eine höhere Lehranstalt für Kaufleute in Mühlhausen. Sein ältester Sohn, Nikolaus **K.**, geb. 1781, legte 1802 jenes großartige Baumwollengeschäft an, das noch heute unter der Firma **„K. Frères"** blüht. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, bot derselbe Napoleon seine Dienste an u. folgte dem Generalstabe des Marschalls Lefebvre; auch versuchte er 1815 sogar einen Parteigängerkrieg in den Vogesen. 1826—41 Mitglied der Deputirtenkammer, saß er hier auf der äußersten Linken u. trat nach der eifrig von ihm unterstützten Julirevolution entschieden für die Handelsfreiheit auf. Seit 1841 galt seine Thätigkeit hauptsächlich der durch ihn begründeten Straßburg-Baseler Eisenbahn. 1848 von der Provisorischen Regierung zum Kommissar des Oberrhein-Departements ernannt, suchte er mit Erfolg durch Milde u. Versöhnlichkeit die aufgeregte Bevölkerung zu beschwichtigen. Er starb zu Mühlhausen 15. Juli 1852. Sein jüngerer Bruder Daniel **K.**, geb. zu Mühlhausen 6. Nov. 1785, gest. daselbst 18. April 1871, studirte Chemie, trat 1802 mit in das Geschäft ein u. übernahm dasselbe 1836 ganz, um es mit seinen Söhnen fortzuführen. Die Färberei u. Druckerei verdanken ihm verschiedene Verbesserungen. — Jakob **K.**, ein Bruder des Johann u. gleichfalls Geschäftstheilhaber des Nikolaus, geb. zu Mühlhausen 1764, war längere Zeit Maire seiner Vaterstadt u. vertrat seit 1820 dieselbe in der Abgeordnetenkammer, wo er 1822 die Umtriebe der Ultraroyalisten aufdeckte, ohne jedoch die Kammer zur Untersuchung ihrer Verschwörungen bewegen zu können; eine deshalb von ihm veröffentlichte Schrift zog ihm sogar eine Geldstrafe von 5000 Frcs. u. sechs Monate Gefängniß zu. Seit 1826 vom öffentlichen Leben zurückgezogen, starb er in seinem Geburtsort 16. Nov. 1834. Das dortige Waisenhaus, wo ihm später ein Denkmal gesetzt wurde, ist seine Stiftung. — Andreas **K.**, ein Vetter des Vorigen, geb. 1789, gründete in Mühlhausen eine große, jetzt weltberühmte Gießerei u. mechanische Werkstatte, wurde 1830 Maire daselbst, als welcher er sich bes. um den öffentlichen Unterricht sehr verdient machte, u. war 1832—34 u. 1841—48 Mitglied der Deputirtenkammer. Nachher zog er sich ins Privatleben zurück. Er starb zu Mühlhausen 24. April 1875. — Joseph **K.-Schlumberger** (so genannt nach seiner Frau), Bruder des Vorigen, geb. zu Mühlhausen 1796, erhielt zu Yverdun in der Schweiz, bei Pestalozzi, seine Erziehung; die Lücken des daselbst genossenen Unterrichts hat er später selbst ausgefüllt. Von 1818—22 leitete er eine Baumwollenspinnerei in Sulzmatt, gründete dann in Mühlhausen eine eigene große Kattundruckerei, welche bald zu einer der blühendsten im ganzen Elsaß wurde, u. rief die berühmte „Société industrielle" ins Leben, die sich nicht blos um alle Zweige der elsässischen Industrie, sondern auch um die Verbesserung des Arbeiterlooses die außerordentlichsten Verdienste erworben hat. K.-Schlumberger selbst war einer der Ersten, welche die sog. Indiennestoffe fabrizirten, der die „Chalys" u. leichten Seidenstoffe bedruckte u. die halb- u. ganzwollenen Stoffe herstellte, welche allmählich die bedruckten Kattune fast ganz verdrängt haben. Auch verdankt man ihm wichtige Erfindungen im Maschinenwesen. Seine Hauptliebhaberei war aber die Geologie, u. hier sind nam. zwei Leistungen von ihm bemerkenswerth: seine Beschreibung des Uebergangsgebirges der Vogesen u. seine geologische Karte vom Departement des Oberrheins (herausgegeben von Delboc, 1866 f., mit 2 Bdn. Text). Ueberdies nahmen die öffentlichen Angelegenheiten seine Kraft sehr in Anspruch. Lange Jahre hindurch war er Maire von Mühlhausen u. Mitglied des Generalraths, als welcher er immer neue Beweise seiner Uneigennützigkeit u. Sorge für das öffentliche Wohl gab. Unter seiner Verwaltung sind in Mühlhausen die Kinderbewahranstalten verdoppelt, die Volksschulen vergrößert, eine Gewerbeschule errichtet, eine höhere Schule für exakte Wissenschaften geschaffen, eine Spinn- u. Webeschule ins Leben gerufen worden. Der hochherzige, durch sein gemeinnütziges Wirken ungemein verdiente Mann erlag einer im Dienste der Wissenschaft geholten Krankheit 25. Okt. 1863 zu Mühlhausen.

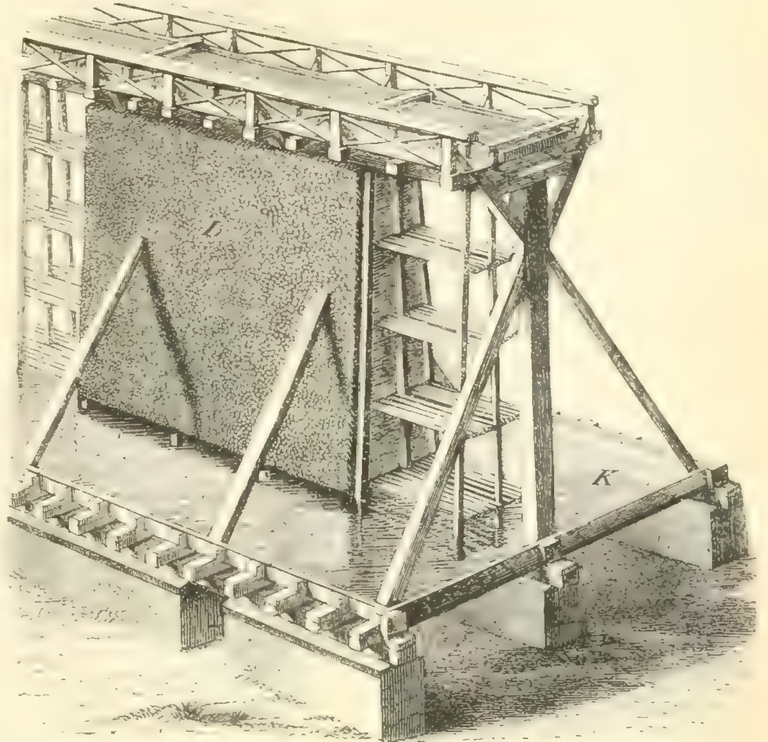
Köchly, Hermann August Theodor, namhafter Philolog, geb. 5. Aug. 1815 zu Leipzig, besuchte die Schule zu Grimma u. studirte darauf seit 1832 in Leipzig Philologie. 1837 wurde er als Lehrer am Progymnasium in Saalfeld angestellt u. 1840 an die Kreuzschule in Dresden berufen; infolge seiner Theilnahme an der revolutionären Bewegung des Jahres 1848, die er auch literarisch durch seine Schrift „Deutsches Reich — Deutscher Bund — Deutsches Parlament" (Lpz. 1848) bethätigte, wurde er indessen genöthigt, seine Heimat zu verlassen, u. ging zunächst nach Brüssel, 1851 als Professor der klassischen Philologie nach Zürich u. 1864 in gleicher Stellung nach Heidelberg, wo er noch wirkt. Von seinen zahlreichen Schriften philologischen, pädagogischen u. biographischen Inhalts sind bes. nennenswerth: „Ueber das Prinzip des Gymnasialunterrichts der Gegenwart" (Dresd. u. Lpz. 1845); „Zur Gymnasialreform. Theoretisches u. Praktisches" (Dresd. u. Lpz. 1846) u. „Vermischte Blätter zur Gymnasialreform. Eigenes u. Fremdes" (Lpz. u. Dresd. 1847); „Opuscula academica" (2 Bde., Lpz. 1853—56) u. „Akademische Vorträge u. Reden" (Bd. 1, Zür. 1859); kritische Ausgaben von „Quinti Smyrnaei Posthomerica" (Lpz. 1850; kleine Ausgabe im 10. Bde. von „Corpus poetarum epicorum graecorum", Lpz. 1853); „Manethonis Apotelesmatica" (in „Poetae bucolici et didactici", Par. 1851) u. wiederholt mit den astrolog. Fragmenten des Dorotheus u. Annubio (Bd. 7 des „Corpus poetarum epic. graec.", Lpz. 1858), sowie „Nonni Dionysiaca" (2 Bde., Lpz. 1857—58); endlich seine Biographie Gottfried Hermann's (Heidelb. 1874). Im Verein mit Rüstow (s. d.) gab er heraus: „Geschichte des griech. Kriegswesens" (Aarau 1852); „Einleitung zu Cäsar's Kommentarien über den gallischen Krieg" (Gotha 1857) u. „Griechische Kriegsschriftsteller" (2 Bde., Lpz. 1853—55).

Kochsalz (Chlornatrium), ist eine auf der Erde ungemein verbreitete Verbindung. Trotz der relativ geringen Menge (ca. 25 %), in welcher es im Meerwasser enthalten ist, beträgt seine Gesammtmasse im Weltmeer nach einer mäßigen Annahme ca. 3051 Kubikmeilen. (Zum Vergleich mag dienen, daß unsere sämmtlichen fossilen Kohlenschätze nur auf 10 Kubikmeilen taxirt werden). Wieviel außerdem noch auf der Erde in der Form von mehr od. weniger reinem Steinsalz, in den Salzseen, Salzsümpfen u. in sonstiger Form vorhanden ist, entzieht sich jeder Berechnung. Daß das Quantum ebenfalls ein enormes, lehrt uns z. B. die Mächtigkeit des Lagers zu Staßfurth, wo man mit 310 m., des Lagers zu Spremberg, wo man mit 1250 m. das ungeheure Lager von Steinsalz noch nicht durchbohrt hatte.

Analog mächtige Lager finden sich zu Segeberg in Holstein, zu Inowraclaw im Posen'schen, zu Erfurt, zu Stetten im Hohenzollern'schen u. s. w. In England ist Cheshire mit Steinsalzlagern gesegnet, in Spanien existirt ein ganzer Salzberg bei Cardona. Seiner chemischen Natur nach ist das K. eine Verbindung von Natrium u. Chlor, auf $39{,}32$ Natrium enthält es $60{,}68$ Chlor. Es krystallisirt in Würfeln, die in den natürlichen Steinsalzlagern oft von sehr beträchtlichen Dimensionen gefunden werden, ist im reinen Zustande farblos u. durchsichtig u. löst sich fast ebenso leicht in kaltem als in warmen Wasser. Das K. nimmt an der Zusammensetzung unsrer Körperorgane einen wesentlichen Antheil, u. da es mit den verbrauchten Stoffen zum Theil auch dem Körper wieder entführt wird, so muß für einen entsprechenden Ersatz durch salzhaltige Nahrung gesorgt werden. Das K. ist deshalb nicht blos Würze, es ist ein nothwendiges Bedürfniß. Im Magen ist die Gegenwart der freien Salzsäure eine Hauptbedingung der Verdauung von Fleischnahrung. Die Salzsäure kann aber nur aus dem K. entnommen werden, dessen andrer Bestandtheil, das Natron, sich in der Galle als eine Art Seife

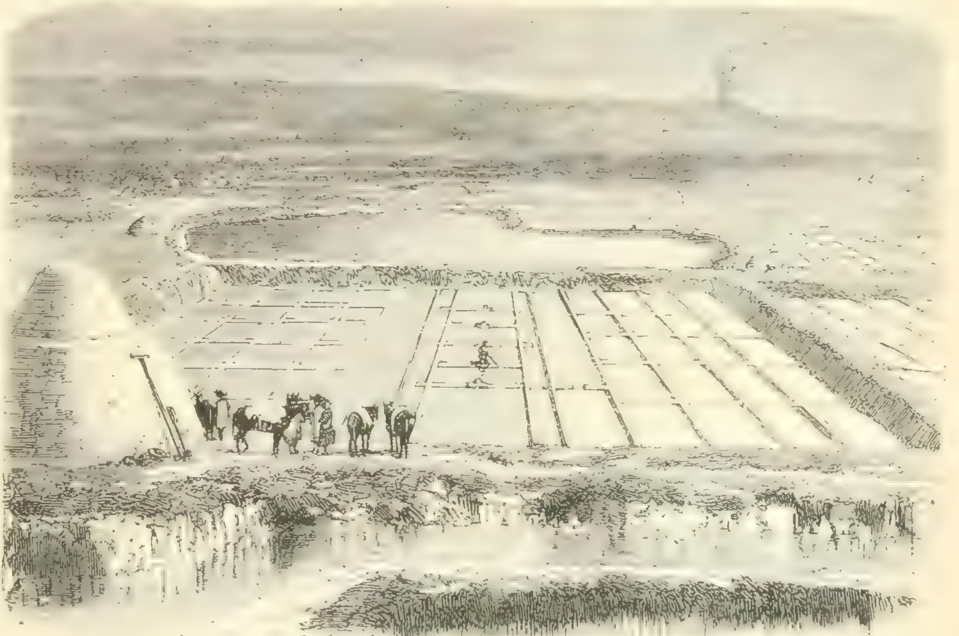
wiederfindet, welche die Verdauung der Fettsubstanzen vermittelt. Ebenso bedürfen die Thiere einer salzhaltigen Nahrung, u. die Hausthiere können nur durch reichliche Gaben von K. ihr Futter vollkommen ausnützen. Selbst die Jagdthiere sind für den Salzgenuß leidenschaftlich eingenommen. Weiterhin findet das K. ausgedehnte Anwendung zur Konservirung von Speisen, zum Einsalzen od. Pökeln von Fleisch, Fischen u. Häuten, ebenso auch von diversen Gemüsen. Seine Wirkung hierbei beruht wesentlich auf seiner Eigenschaft, das Wasser an sich zu ziehen u. durch ein künstliches Trocknen die sonst leicht zersetzbaren Substanzen widerstandskräftiger zu machen. Für die chemische Industrie endlich ist das K. von der allergrößten Wichtigkeit. Mit Schwefelsäure zersetzt liefert es Glaubersalz u. Salzsäure. Ersteres dient direkt zum Glasschmelzen u. ist das Material für die Sodafabrikation, welche ihrer eminenten Ausdehnung wegen zum Angelpunkte fast der gesammten chemischen Großtechnik geworden ist. Die Salzsäure wird für sich verwendet, theils als starke Säure, theils dient sie zur Chlorentwickelung, zur Darstellung von Chlorkalk, chlorsaurem Kali u. s. w. Kaum läßt sich überhaupt irgend ein Zweig der wirthschaftlichen Thätigkeit ohne den Gebrauch des Salzes denken, u. daß es in manchen Gegenden Centralafrika's geradezu als Münze gilt, beweist, daß auch sonst unkultivirte Völker seine Bedeutung wohl erkennen. Der größte Theil des zum Verbrauch kommenden K.s wird aus den natürlichen Steinsalzlagern gewonnen. Die dazu angewandten bergmännischen Verfahren sind sehr einfacher Art. Nachdem die oben aufliegenden wasserdichten Thonschichten, resp. Gips- u. Anhydritlager, durchbrochen sind, wird das Steinsalz durch horizontales u. senkrechtes Schlitzen u. Sprengen in großen Blöcken herausgearbeitet, welche dann mittels Stampfen od. Mühlen zerkleinert werden. Unreine Salzstöcke werden blos durch Bohrlöcher od. Stollen zugänglich gemacht, dann wird süßes Wasser hineingeleitet, welches, nachdem es sich durch die Berührung mit dem Steinsalz vollkommen gesättigt hat, wieder zu Tage gehoben u. versotten wird. Ein solcher Vorgang findet z. B. im ganzen Salzkammergute statt. Bei den natürlichen Soolquellen, die sich in ganz analoger Art bilden mögen, ist häufig durch Zutritt süßen Wassers in den oberen Schichten eine übermäßige Verdünnung eingetreten. Schwache Soolquellen, welche durch Zutritt von süßem Wasser in den oberen Schichten ihre Sättigung eingebüßt haben, verwendet man in neuerer Zeit, wo man viel leichter Steinsalz als Brennmaterial gewinnen kann, lieber zu medizinischen Zwecken. Quellen von mittlerem Gehalte werden, ehe man sie versiedet, durch das sog. Gradiren konzentrirt. Man hebt die Soole zu diesem Ende auf hohe u. ausgedehnte Gerüste, die senkrecht auf die vorherrschende Windrichtung erbaut u. mit Bündeln von Reisig (L), bes. von Schwarzdorn, ausgefüllt sind. Indem die Soole langsam darüber hinabtropft, wird sie sehr fein vertheilt u. giebt einen großen Theil ihres Wassers an die durchstreichende Luft ab; die Kohlensäure entweicht u. damit scheiden Eisenoxyd, kohlensaurer Kalk u. späterhin auch der Gips ab, mit dem die meisten Soolen gesättigt sind. Indem diese mineralischen Ausscheidungen sich an der Oberfläche der Dornen absetzen, bilden sie den sog. Dornenstein, der von Zeit zu Zeit den Umbau der Dornenwände nöthig macht; er wird durch Abklopfen entfernt u. als Dünger verwendet. Die Soole wird durch einmaliges Herabfallen in den flachen Sammelbehälter (K) kaum genügend konzentrirt, es wird also das Gradiren 2- bis 4mal wiederholt. Schließlich, wenn der nicht zu vermeidende Verlust an konzentrirter Soole durch das Verspritzen u. Verwehen der Ersparung an Brennmaterial das Gleichgewicht hält, schreitet man zum Abdampfen. Dies geschieht großentheils in großen flachen Blechpfannen, welche durch direktes Feuer geheizt werden; bisweilen benutzt man den entweichenden Dampf, um die frische Soole vorzuwärmen, od. um das fertige Kochsalz zu trocknen. Beim Einkochen unterscheidet man zwei Perioden, nämlich das Stören, wodurch die Soole bis zum Sättigungspunkt gelangt, u. das Soggen, wobei das K. bei weiterer Verdampfung in Krystallen sich abscheidet.

Beim Stören wird die Soole nicht blos konzentrirt, sondern auch durch Ausscheidung von Gips, schwefelsaurem Natron, Erdharz &c. gereinigt. Das feinkörnige K., wie es z. B. die thüringischen Salinen liefern, wird durch Eindampfen bei lebhaftem Sieden erhalten. Das grobkörnige Salz der westfälischen Salinen, das sich bei einer Temperatur von nur 60—70° bildet, schmeckt wegen der eingeschlossenen



Nr. 3731. Gradirhaus.

Mutterlauge (chlormagnesiumhaltig) schärfer, salziger. Es ist bes. zum Einpökeln beliebt u. gleicht dem Meersalz, das in südl. Ländern an flachen Küstenstellen durch die Wärme der Sonne allein gewonnen wird. Eine seichte Einbuchtung, womöglich mit thonigem Grunde, wird durch



Nr. 3732. Seesaline am Mittelmeer.

einen Damm vom Meere abgeschlossen. Zur Flutzeit füllt sich das erhaltene Bassin durch Oeffnen von Schleußen u. ebenso kann die letzte Mutterlauge zur Ebbezeit entfernt werden. Nachdem sich das Wasser in einer besonderen Abtheilung geklärt, leitet man es durch flache Kanäle in kleinere Bassins, in welchen sich zuerst der Gips in hohen, kammähnlichen Gestalten absetzt u. beseitigt wird, worauf endlich das K., oft

schmutziggrau gefärbt, sich niederschlägt. Man krückt es von Zeit zu Zeit heraus u. setzt es in Haufen auf, aus denen allmählich die Mutterlauge abläuft (Krudsalz). In ähnlicher Art setzt sich in den Steppenseen, die meist von einem sehr salzhaltigen Boden umgeben sind, das Salz, welches die Steppenbäche zur Regenzeit hineinführen, während der trocknen Jahreszeit in Krusten am Boden ab. Wahrscheinlich verdanken viele natürliche Salzlager analogen Verhältnissen ihren Ursprung. Das Soolsalz wird nach dem Ablassen mit geheizten Platten getrocknet u. meist in Säcken versendet. Bequemen Transport gewähren die in Oesterreich üblichen Salzstöckel, die man erhält, indem man das noch heiße u. leichte Salz in faßartige Holzform ohne Boden einstampft; durch scharfes Trocknen, wobei das noch gelöste Salz als Bindemittel wirkt, werden die Stöckel fest u. klingend. Freilich müssen sie beim Gebrauch durch Reiben od. Stoßen zerkleinert werden. Die übrigbleibende Mutterlauge, welche Chlorkalium, Chlormagnesium, schwefelsaures Natron u. häufig Brom enthält, wurde früher in besonderen Fabriken verarbeitet, die indessen seit Entdeckung der Staßfurther Abraumsalze meist eingegangen sind.

Kock, Charles Paul de, einer der gelesensten, aber auch frivolsten Romanschriftsteller Frankreichs, wurde geb. zu Passy bei Paris zu Anfang 1794 als Sohn eines holländ. Bankiers, der dem Beile der Revolution noch vor der Geburt desselben zum Opfer gefallen war. Sehr unvollkommen erzogen, trat er als 15jähr. Jüngling in eine Pariser Großhandlung, hielt es aber in derselben nicht lange aus, sondern wandte sich der Schriftstellerei zu u. publizirte schon 1812 seinen ersten Roman: „L'enfant de ma mère", für den sich kein Verleger gefunden hatte, auf eigene Kosten. Da er jedoch keinen Beifall fand, so warf er sich auf die dramatische Literatur u. schrieb zuerst (1814—16) fünf Melodramen für das Ambigu-Comique, u. als er auch darin kein Glück hatte, ging er zum Vaudeville u. zur komischen Oper über, wo dann seine Libretti Anfangs zwar ziemlichen Beifall ernteten, zuletzt aber mißfielen. Dies veranlaßte ihn, sich wieder dem Roman zuzuwenden, u. von jetzt an datirt seine Berühmtheit, die schließlich zum Weltruf ward. In seinen Romanen, deren er eine sehr große Zahl verfaßte, lassen sich 2 Perioden unterscheiden. Diejenigen, welche in die erste Zeit seiner Thätigkeit von 1820—34 fallen, z. B. „Georgette" (1820), „Frère Jacques" (1822), „M. Dupont" (1824), „La femme, le mari et l'amant" (1829) u. „Le cocu" (1831), welcher letztere trotz seines bedenklichen Titels seine beste Leistung ist, stehen künstlerisch höher als seine spätern Romane, die, wiewol sehr interessant zu lesen (z. B. „Moeurs parisiennes", 1837; „Les demoiselles de magasin", 1863; „Moustache", 1838; „Sans cravate", 1844 ꝛc.), doch offenbar auf Kosten der Natürlichkeit u. Wahrheit lediglich nach Effekt haschen. Fast alle seine Romane sind in fremde Sprachen übergegangen u. haben nam. in Deutschland sehr viel zur Verderbniß des guten Geschmacks beigetragen. Seine zahlreichen, meist in Verbindung mit Anderen geschriebenen Vaudevilles haben wenig Erfolg gehabt, u. eben so wenig Glück hatte er mit seinen „Contes en vers" (1824) u. seinen Liedersammlungen („La bulle de savon", 1829, u. „Flon, flon, flon, larira dondaine", 1864). Eine ziemlich vollständige Sammlung seiner Romane erschien 1844 in 56 Bdn. Er war übrigens einer der besten Dominospieler seiner Zeit, u. noch wenig Stunden vor seinem Tode, der zu Paris 27. Aug. 1871 erfolgte, gewann er seine letzte Partie.

Kockelskörner, die Früchte einer Menispermacee (Anamirta Cocculus od. Menispermum Cocculus *L.*) aus Ostindien, eines Schlingstrauches mit korkartiger Rinde, großen, eiförmigen, am Grunde abgestutzten od. herzförmigen Blättern von lederartiger Beschaffenheit u. achselständigen, zusammengesetzten weißen Blumentrauben, welche einen starken Geruch aushauchen. Die Früchte treten als beerenartige Steinfrüchte zu 2—300 an einer Traube auf. Etwa von Erbsengröße, haben sie eine kugelige, am Rande etwas eingedrückte Form, eine aschgraue, runzlige Schale, unter welcher ein halbmondförmiger öliger Kern von ekelhaft bitterem Geschmacke liegt. Diese Bitterkeit ist bedingt durch einen eigenthümlichen Stoff, das Picrotoxin, von höchst giftiger, betäubender Wirkung. Man bedient sich der Früchte deshalb auch zum Fangen der Fische, welche betäubt auf der Oberfläche schwimmen. Noch viel leichtsinniger u. gewissenloser verwendet man sie selbst als Rauschmittel u. als Bitterstoff bei der Bierfabrikation.

Kodifikation nennt man die durch die gesetzgebende Gewalt erfolgende Sammlung der bisher in einem Lande geltenden Einzelgesetze; sie bezweckt, die Uebersicht über die geltenden Rechtsgrundsätze zu ermöglichen. In Deutschland begannen diese K.en seit Mitte des 18. Jahrh.

Kodizill (lat. codicillus) bedeutet eigentlich ein „Büchelchen". Bei den Römern hieß anfänglich K. eine letztwillige Verfügung (insbes. Anordnung von Vermächtnissen), die lediglich schriftlich, sonach ohne Zuziehung von Zeugen u. ohne Beobachtung anderer Formalitäten, getroffen worden war. Nachdem lange über ihre Giltigkeit gestritten worden war, erkannte Kaiser Augustus dieselbe an; spätere Kaiser verlangten jedoch, daß Zeugen bei Errichtung eines K.s zugezogen würden. Nach Justinian's Vorschrift, wie nach den meisten deutschen Gesetzen u. Partikularrechten, kann das K. sowol mündlich in Gegenwart von 5 Zeugen errichtet od. schriftlich abgefaßt u. sodann, verschlossen od. unverschlossen, 5 Zeugen vorgelegt u. von diesen unterschrieben werden. Vom Testament unterscheidet sich das K. nam. dadurch, daß in ihm ein Erbe nicht eingesetzt u. Niemand enterbt werden kann. Das K. ist die Haupterrichtungsart der Vermächtnisse (s. d.). Es setzt nicht nothwendig ein Testament zu seiner Giltigkeit voraus, vielmehr kommt es auch bei der Intestaterbfolge (s. d.) vor; darnach unterscheidet man testamentarische u. Intestatkodizille. Unter ersteren versteht man auch noch diejenigen K., die im Testamente Erwähnung gefunden haben. Der Errichter eines Testamentes kann sich in demselben das Recht vorbehalten, später noch K.e zu errichten. Durch die Kodizillarklausel kann ein an sich ungiltiges Testament, dem sie am Schlusse mit der Bemerkung beigefügt worden ist, das Testament solle nöthigenfalls, zwar nicht als eigentliches Testament, doch als K. bei Kräften erhalten bleiben.

Kodros, zweiter König von Attika aus dem von Messenien her eingewanderten Hause der Neliden, opferte sich bei dem um 1068 v. Chr. erfolgten Einfalle der Dorier in Attika für sein Vaterland. Denn da das delphische Orakel den Sieg derjenigen Seite verheißen hatte, auf welcher der König fallen würde, so schlich er sich verkleidet in das feindliche Lager, fing dort Streit an u. wurde erschlagen. Die Dorier ließen darauf von Athen ab; die Athener aber erklärten, daß nach einem solchen Heldenkönig Niemand mehr würdig wäre, die Krone zu tragen, u. schafften die Königswürde ab. K.'s Sohn Medon wurde erster lebenslänglicher Archon.

Koeffizient nennt man in der Mathematik eine Zahl, mit welcher eine sog. unbekannte Größe (gewöhnlich durch x, y u. s. w. bezeichnet) multiplizirt ist, sei es daß diese Zahl wirklich in ihrem numerischen Werthe gegeben, od. einstweilen, bis zur Einführung eines solchen Werthes, durch ein allgemeines Symbol (a, b, c, m, n u. s. w.) bezeichnet ist. So sind z. B. in den Ausdrücken $2x$, $3y^2$, ax^3, $m\sqrt{y}$ u. s. w. die Faktoren 2, 3, a, m K.en der betreffenden Unbekannten x, y^2, x^3, $\sqrt{y}$.

Koekkoek (spr. Kukkuk), eine holländ. Malerfamilie, deren Gründer der 17. Aug. 1778 zu Vere geborene, 12. Jan. 1851 gestorbene Marinemaler Johann Hermann K. ist. Von seinen Söhnen ist der älteste, Barend Cornelis, durch seine Landschaften berühmt. Geb. 11. Okt. 1803 zu Middelburg in Zeeland, wurde er seines Vaters Schüler, besuchte dann die Akademie in Amsterdam u. gründete später eine Zeichenakademie in Kleve. Seine sehr beliebten, meist in Privatgalerien zerstreuten Bilder, die, gewöhnlich in kleinen Dimensionen, fast nur die ebenen, waldigen u. hügeligen Gegenden seines Vaterlandes, bisweilen auch im Winterkleide, darstellen, sind wahre Meisterstücke an Naturwahrheit u. charakteristischer Staffage. Er starb 5. April 1862. Auch sein jüngerer Bruder Marinus Adrian (geb. 25. Sept. 1807) ist ein tüchtiger Landschaftsmaler; der dritte, Hermann, geb. 13. März 1815, war Marinemaler u. hinterließ zwei Söhne, die in ihres Vaters Fußstapfen traten.

Koexistenz od. Zusammensein (zusammengesetzt aus dem lat. con, „mit", u. existentia, „das Dasein", bezeichnet das gleichzeitige Vorhandensein mehrerer Gegenstände od. Personen unter analogen Verhältnissen.

Koffi Kalali, König der Aschanti (s. d.), bekannt durch seinen Krieg mit den Engländern 1873—74. Dieser Krieg ward hauptsächlich durch den holländ.-engl. Vertrag vom 25. Febr. 1871 veranlaßt, in dem die Holländer ihren Grundbesitz an der Küste von Guinea an England abgetreten hatten. Hierin erblickten die Aschanti eine starke Schädigung ihrer Interessen. Zu Anfang des J. 1873 brach ein ansehnliches Heer von der Aschantihauptstadt Kumassi auf, überschritt den Prah, somit die Grenze des engl. Protektorats, u. trieb die machtlosen Stämme vor sich her. Zuerst zeigte sich das engl. Gouvernement über diese Invasion wenig beunruhigt; erst als die wiederholt geschlagenen Fanti sich unter den Schutz der engl. Forts flüchteten u. der Feind sich ganz in der Nähe von Cape Coast Castle u. Elmina festsetzte, ja 13. Juni sogar einen Angriff auf letztgenannte

Stadt unternahm, ergriff die Regierung energischere Maßregeln, ernannte Sir G. Wolseley (s. d.) zum Gouverneur u. Befehlshaber der Goldküste u. ordnete die Absendung europ. Regimenter an. Zur Zeit der Ankunft Wolseley's (2. Okt. 1873) hatten die Aschanti die Seeküste vollständig inne. Die Hoffnung der Engländer, die Eingeborenen in dem Kriege nutzbar verwenden zu können, zeigte sich infolge der Feigheit jener als eine sehr trügerische. So mußten die Engländer allein gegen einen starken, tapferen u. gut organisirten Feind kämpfen, der ein giftiges Klima u. undurchdringliche Wälder zu Bundesgenossen hatte. Indeß gelang es, den Feldzug verhältnißmäßig schnell zur Entscheidung zu bringen. Schon vor der Schlacht bei Amoaful, wo die Aschanti ihr verschanztes Lager tapfer vertheidigten (31. Jan. 1874), wollte sich K. wenigstens nominell den Engländern unterwerfen, widersetzte sich aber dem Einzuge der Engländer in seine Hauptstadt, u. erst nach 5tägigem schweren Kampfe konnte Wolseley 4. Febr. Kumassi einnehmen. Mit der Zerstörung u. Plünderung der Hauptstadt endete der Feldzug, freilich ohne einen wesentlichen praktischen Erfolg zu haben; denn die Engländer traten sofort wieder den Rückzug an u. Wolseley schiffte sich mit den Trümmern seiner Armee ein, ohne den Abschluß seines dem König K. zugeschickten Friedensvertrages abzuwarten.

Kognation ist gleichbedeutend mit Verwandtschaft, insbes. Blutsverwandtschaft. Sie bildet den Gegensatz zur Schwägerschaft (s. d.), u. andrerseits zur Agnation, d. h. der lediglich durch Männer vermittelten Verwandtschaft, die heutzutage nur noch in der Thronfolgeordnung u. im Lehnrecht von Bedeutung ist. Im engeren Sinne versteht man unter Kognaten diejenigen Personen, die durch Frauen mit einander verwandt sind, z. B. Sohn u. Mutter, Neffe u. Tante, wenn Letztere der Mutter Schwester ist ꝛc. Wichtig ist die K. nam. im Erbrecht (s. d.). In der Logik spricht man von K. der Begriffe bei Dingen, die wesentliche Merkmale in gleicher Weise besitzen.

Kognition bedeutet die Berechtigung, über eine im Civil- od. Kriminalprozesse von einem der Betheiligten angeregte Frage zu entscheiden. Man sagt, es gehöre zur K. eines Beamten oder einer Behörde.

Kohärenz, s. v. w. Kohäsion (s. d.).

Koháry, ein altes ungar. Magnatengeschlecht, das diesen Namen schon um das J. 1111 von seinem Stammsitze Kohár in der Szalader Gespanschaft annahm, 1616 in den Freiherren- u. 1700 in den Grafenstand erhoben wurde. Die bemerkenswerthesten Mitglieder der Familie sind: Der Feldherr, Staatsmann u. Dichter Graf Stephan II. K., geb. auf dem Schlosse Csábrag 11. März 1649, gest. 29. März 1731. Als Kommandant der Festung Fülek fiel derselbe 1680 nach heldenmüthigster Vertheidigung durch Verrath in die Gefangenschaft des mit den Türken verbündeten Rebellen Tököly, aus der er erst nach mehr als 3 Jahren befreit wurde. Später bei seinem Versuche, Erlau den Türken zu entreißen, durch eine schwere Verwundung kampfunfähig gemacht, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, bis ihn die von Rakoczy erregten Unruhen veranlaßten, dem Kaiser wieder seine Dienste anzubieten. Seit 1707 Feldmarschallleutnant u. seit 1710 Erbobergespan des Honter Komitats, ward er 1714 Geh. Rath u. Oberlandesrichter von Ungarn. Er war ein ernster philosophischer Geist, dem die Leiden seiner Gefangenschaft, wie seine späteren Lebenserfahrungen, Stoff zu zahlreichen Betrachtungen u. Dichtungen boten. — Franz Joseph, erster u. letzter Fürst von K., geb. 7. Sept. 1766, gest. 27. Juni 1826, war seit 1811 ungar. Hofvizekanzler u. zeichnete sich durch seine patriotische Opferfreudigkeit aus. Seine Verdienste wurden durch die Erhebung in den Fürstenstand 15. Nov. 1815 belohnt. Mit ihm erlosch der Mannsstamm seines Geschlechts. Seine einzige Tochter, Maria Antonia Gabriele (geb. 2. Juli 1797, gest. zu Wien 25. Sept. 1862), aus seiner Ehe mit einer Gräfin v. Waldstein-Wartenberg, vermählte sich 2. Jan. 1816 mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg (geb. 28. März 1785, gest. 27. Aug. 1851), trat dadurch mit mehreren Fürstenhöfen in verwandtschaftliche Verbindung u. wurde durch ihren Sohn Ferdinand August (geb. 29. Okt. 1816), welcher in 1. Ehe seit 1836 mit der Königin Maria II. von Portugal vermählt war, die Stammmutter des portug. Königshauses. Ein jüngerer Sohn, Prinz August Ludwig Viktor von Sachsen-Koburg (geb. 13. Juni 1818), österr. Generalmajor u. königl. sächs. Generalleutnant, lebt in Wien u. ist seit 1843 mit einer Tochter des Königs der Franzosen Ludwig Philipp, der Prinzessin Klementine von Bourbon-Orleans (geb. 3. Juni 1817) vermählt. Irrigerweise wird diesem Prinzen vielfach der Name K. („Sachs. Kob. K.") beigelegt. Zwar gingen auf seinen Vater, theils durch Schenkung seitens des Kaisers Franz, theils durch Erbschaft, die Herrschaften u. Güter des Fürsten Franz Joseph v. K. über, doch gelangte er damit nicht auch in den Besitz des Namens K.

Kohäsion (auch Kohärenz od. Zusammenhang) nennt man in der Physik die Thatsache des Zusammenhanges der Theilchen eines festen Körpers, zugleich aber auch die uns freilich völlig unbekannte Ursache dieses Zusammenhaltes, welche die Theilchen der Körper zwingt, daß sie in ihrer starren Lage gegenseitig verharren, u. daß sie nicht beliebig sich neben einander verschieben lassen, od. daß, mit anderen Worten, der Körper sich nicht verflüssigt u. schließlich gar zu einer Dampf- od. Gasart verflüchtigt. Bei flüssigen Körpern besteht zwar auch die K. zwischen den Theilchen, sie ist aber ziemlich, wenn auch nicht ganz, gleich Null, denn die Flüssigkeiten zeigen, trotz der leichten Verschiebbarkeit ihrer Theilchen, ein schwaches Zusammenhalten der letzteren, wie die Tropfenbildung beweist. Bei Luftarten dagegen herrscht zwischen den kleinsten Theilchen kein Zusammenhaften, sondern vielmehr ein Bestreben, sich gegenseitig immer weiter zu entfernen, eine Abstoßung od. Repulsion. Nicht zu verwechseln ist die K. mit dem Anhaften der Theilchen fremdartiger Körper aneinander, od. der Adhäsion (s. d.). Die K., als Ursache betrachtet, ist offenbar eine Anziehungs- od. Attraktionskraft (s. d.). Doch ist wohl zu merken, daß durch Zurückführung einer Erscheinung auf die Kohäsions- od. Anziehungskraft diese Erscheinung gewissermaßen nur rubrizirt u. unter einen allgemeineren Gesichtspunkt gebracht, nicht aber eigentlich erklärt ist, denn die Thatsache, daß Massentheilchen sich auf einander zu bewegen od. aneinander anhaften, ist uns eben nur aus den vielfachsten Beobachtungen bekannt, wie z. B. der Fall der Körper nach der Erde zu so zu sagen selbstverständlich ist, ohne daß wir doch die geringste Ahnung hätten, worin der eigentliche Grund dieser Erscheinungen zu suchen sei (vgl. „Kraft").

Koheleth, d. i. wahrscheinlich Prediger (hebr.), nennt sich der Verfasser des biblischen Buches, das darnach den Namen „Prediger Salomo's" bekommen hat. Daß der Verfasser nicht Salomo sein kann, vielmehr das Buch nicht vor dem 4. Jahrh. v. Chr. entstanden ist, ist jetzt allgemein zugestanden, bes. da der Verfasser 12, 9 ff. selbst die Maske fallen läßt. Der Inhalt des Buches ist ein schweres Räthsel. Der Verfasser predigt die Eitelkeit aller Dinge, nicht etwa blos der irdischen im Gegensatz zu den himmlischen, sondern auch des Strebens nach Weisheit. Es ist der Geist des Zweifels (Skeptizismus), wie er in jener Periode des Uebergangs aus dem naiven alten Mosaismus in einen philosophisch begründeten Vergeltungs- u. Unsterblichkeitsglauben unvermeidlich war. Doch hält der Verfasser daran fest, daß die Haltung des göttlichen Gesetzes Pflicht des Menschen sei. Die besten Erklärungen sind die von Knobel (1836), Ewald (1837, 2. Aufl. 1867), Hitzig (1847) u. Delitzsch (1875).

Kohinoor, s. „Diamant".

Kohistan, der nordwestl. Theil des Gebietes Mekran in Beludschistan, ist ein ödes Land, im N. zwischen 29 u. 30° n. Breite von bedeutenden Höhen (Sarhad, d. h. kaltes Gebirge) erfüllt, in denen Eisen u. Kupfer gegraben werden u. wo man Naphthaquellen, Asphalt ꝛc. findet. Dieser nördl., gebirgige Theil heißt Kohaki. Im S. (Maidani) geht das Land in weite Ebene über. Eigentliche Flüsse giebt es nicht. Die Bewohner, kurdische Stämme, sind meist Nomaden.

Kohl (Brassica), eine Pflanzengattung der Cruciferen, welche im Laufe der Kultur eine erstaunliche Menge von Formen erzeugte, die ihrerseits für den Haushalt des Menschen von größter Bedeutung wurden. Es kommen hier vorzugsweise drei Arten in Betracht. Die erste derselben ist der Gartenkohl (B. oleracea), schon seit Jahrtausenden kultivirt. Von ihm stammen unsere sämmtlichen Kohlarten, ohne daß man mit Sicherheit zu sagen wüßte, wo die Stammpflanze wuchs, die man als eine Strandpflanze betrachtet. Die hauptsächlichsten Spielarten sind folgende: 1. Winter- od. Blattkohl, der ebenso in Grün- od. Braunkohl übergeht; 2. Rosenkohl; 3. Welschkohl, auch Wirsing od. Savoyer K.; 4. Kopfkohl, der sich wieder in Weiß- u. Rothkraut gliedert; 5. Kohlrabi, eigentlich nur eine Krankheit des Stengels, die sich in der Kultur erhält u. zum Unterschiede von der Kohlrübe, deren Anschwellung unter der Erde stattfindet, auch Obererdkohlrabi od. kurzweg Oberkohlrabi genannt wird; 6. Blumen- od. Käsekohl. Die zweite Art ist der Rübenkohl, schlechtweg Rübsen (B. Rapa). Wie dieser in Sommer- u. Winterrübsen zerfällt, ebenso liefert er für den Tisch auch die weiße Rübe. — Die dritte Art ist der Kohlraps, schlechtweg Raps (B. Napus). Auch dieser liefert einen Sommer- u. Winterraps, die beide als Oelpflanze

gebaut werden, u. eine eßbare Wurzel, die Kohl- od. Steckrübe od. Erdkohlrabi. Von allen drei Arten können nur Raps u. Rübsen mit einander verwechselt werden. Ersterer hat Blätter, welche den Stengel nur halb umfassen, eine lockere Blumentraube, die sich schon während des Aufblühens verlängert, während letzterer stengelumfassende Blätter u. eine während des Aufblühens flache Blumentraube besitzt.

Kohl, Johann Georg, vielseitiger, fruchtbarer Schriftsteller, insbes. auf dem Gebiete der Geographie u. der Reisen. Geb. 28. April 1808 zu Bremen, studirte er in Göttingen u. Heidelberg die Rechte, ging aber schon vor Vollendung seiner akademischen Studien als Erzieher nach Kurland, wo er 6 Jahre zubrachte, in denen er auch nach Petersburg, Moskau u. dem südl. Rußland Reisen machte, deren Früchte er in den Büchern „Petersburg in Bildern u. Skizzen", „Reisen im Innern von Rußland u. Polen", „Reisen in Südrußland" u. „Die deutsch-russ. Ostseeprovinzen" niederlegte. Da sie großen Beifall fanden u. ihm einen ehrenvollen Namen erwarben, so setzte er von Dresden aus, wo er sich 1838 niedergelassen hatte, seine Reisen fort u. besuchte Oesterreich u. Ungarn sowie die Britischen Inseln u. gab auch darüber seine Berichte u. Schilderungen heraus, in denen er sich nam. als freier Beobachter von vielseitiger wissenschaftlicher Bildung bewies. Dann folgten ähnliche Werke über Dänemark u. die Herzogthümer Schleswig-Holstein (1846), über die Marschen u. Inseln dieser Herzogthümer u. über die Verhältnisse der deutschen u. dän. Nationalität des Herzogthums Schleswig (1847), sowie in den J. 1850—52 über die Niederlande, die Alpen, Istrien, Dalmatien u. s. w. Allgemeine geographische Beobachtungen u. Erfahrungen legte er in dem Buche „Der Verkehr des Menschen in seiner Abhängigkeit von der Erdoberfläche" (1841) nieder. Nachdem er nun noch den „Rhein" u. die „Donau" herausgegeben, wandte er sich 1854 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er in Bibliotheken gründliche Forschungen anstellte u. im Auftrage des Coast survey office (Bureau für Küstenvermessung) die erst 1869 erschienene „History of the discovery of the east coast of North-America" u. eine Geschichte des Golfstroms (1868) verfaßte. Ueber seine dortigen Reisen geben die Bücher „Reisen in Canada" (1856) u. im NW. der Vereinigten Staaten (1857) näheren Aufschluß. Da er sich 1858 in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, wo er Vorträge hielt, aus denen z. B. seine Geschichte der Entdeckung Amerika's (1861), die Fahrten im nordwestl. Deutschland u. andere Bücher hervorgingen, so wurde er 1863 zum dortigen Stadtbibliothekar ernannt u. dadurch auch zu Forschungen über Bremens Geschichte geführt, deren Ergebnisse die Bücher „Episoden aus der Kultur- u. Kunstgeschichte Bremens" u. „Bremens alte u. neue Zeit" (1871) sind. Daß er dabei auch ein scharfsinniger Beobachter der menschlichen Seelenzustände u. des menschlichen Verkehrs ist, beweisen seine Bücher „Am Wege" (1867) u. dessen neue Folge (1874), sowie „Am Markt u. aus der Zelle" (1868). Zu seinen bedeutenderen Werken gehören endlich noch „Die Völker Europa's" (1868) u. „Die geographische Lage der Hauptstädte Europa's" (1874). Neuerdings gab K. eine Uebersetzung von Mitford's „Geschichten aus Alt-Japan" (2 Bde., Lpz. 1875) heraus.

Kohl v. Kohlenegg, Leopold Karl Dittmar, Edler, bekannter unter dem Pseudonym Poly **Henrion,** Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Wien 13. Dez. 1834, betrat zuerst die militärische Laufbahn, wurde dann Schauspieler, verließ aber auch diesen Beruf, um sich ausschließlich literarisch zu beschäftigen. Im J. 1872 redigirte er kurze Zeit die „Dresdner Presse". Dann lebte er in Gotha. Er starb zu Saalfeld 1. Mai 1875. Von seinen meist der feuilletonistischen Unterhaltung dienenden Schriften sind insbes. die Romane „Eine verpfuschte Saison" u. „Moderne Sirenen" (1871) zu nennen; auch schrieb er das fünfaktige Drama „König Mammon" u. übersetzte mehrere franz. Theaterstücke.

Kohle, Kohlenstoff (Carbo Carboneum). Beide Namen bezeichnen in chemischer Hinsicht eine u. dieselbe Substanz, nämlich einen Grundstoff od. ein chemisch einfaches Element, welches zu den verbreitetsten u. wichtigsten auf der ganzen Erde gehört. Da man aber im gewöhnlichen Leben mit dem Namen K. sehr häufig solche Körper belegt, die zwar schwarz aussehen, aber noch nicht chemisch reine K. sind, sondern noch andere Beimengungen haben, so empfiehlt es sich, für den chemisch reinen, wirklich elementaren Stoff den Namen Kohlenstoff zu gebrauchen. Derselbe findet sich zuweilen rein od. nur wenig verunreinigt, gewöhnlich aber in chemischer Verbindung, mit anderen Elementen, u. ist nam. als Hauptbestandtheil sämmtlicher Pflanzen u. Thiere von hoher Bedeutung. Er findet sich ferner in den aus Pflanzen entstandenen Brennmaterialien (Steinkohle, Braunkohle, Torf), in zahlreichen Mineralien (Karbonaten) in Form von Kohlensäure, welche auch als Gemengtheil der Luft u. des Wassers überall anzutreffen ist. Der Kohlenstoff kann in drei physikalisch vollständig verschiedenen Zuständen (allotropischen Modifikationen) erscheinen: 1) sehr dicht u. hart, tesseral krystallisirend, meist farblos u. durchsichtig, als Diamant (s. d.), 2) sehr weich u. weniger dicht, metallglänzend, hexagonal krystallisirend, als Graphit (s. d.) u. 3) schwarz, undurchsichtig, vollständig amorph in Form von Ruß. Alle drei Modifikationen sind chemisch identisch, wie die Verbindungen beweisen, welche dieselben eingehen. Sowie z. B. zwischen der Kohlensäure u. ihren Salzen, die man einerseits durch Verbrennung von Diamant, u. in der, die man andererseits durch Verbrennung von Ruß erhalten kann, sich auch nur kleine Verschiedenheiten zeigen würden, so würde man berechtigt sein, den Diamant für ein besonderes Element zu erklären u. der aus ihm darstellbaren Säure einen anderen Namen als Kohlensäure zu geben. Ein solcher Unterschied hat sich aber bisher durchaus nicht finden lassen. Das chemische Zeichen des Kohlenstoffes ist = C, das Aequivalent = 6, das Atomgewicht = 12.

Aller Kohlenstoff ist vollständig geruchlos u. geschmacklos, bei keiner Temperatur schmelzbar od. verdampfbar, demnach bei Abschluß der Luft vollkommen feuerbeständig u. in allen gewöhnlichen Lösungsmitteln ganz unauflöslich; nur schmelzendes Eisen löst den K. auf u. scheidet ihn beim Erkalten, aber nur zum Theil (in Form vom Graphit) wieder aus. Erhitzt man Kohlenstoff bei Luftzutritt stark, so verbrennt er zu Kohlenoxydgas u. Kohlensäure, bei lebhaftem Luftzutritt entsteht nur die letztere. Die Temperatur, bei der diese Verbrennung stattfindet, ist sehr verschieden u. liegt bei den dichteren Arten des Kohlenstoffs höher, als bei den weniger dichten; am höchsten bei Graphit u. Diamant. Der amorphe Kohlenstoff, welcher aus organischen Verbindungen durch Glühen bei Abschluß der Luft abgeschieden werden kann, od. welcher sich durch Abkühlung aus der Flamme kohlenstoffhaltiger Gase absetzt, ist in seiner äußeren Erscheinung sehr verschieden u. enthält in der Regel auch noch geringe Beimengungen anderer Stoffe (Aschenbestandtheile, Spuren von Wasserstoff, Stickstoff u. s. w.), von denen er erst befreit werden muß, um als chemisch rein gelten zu können. Die bekanntesten hierher gehörigen Arten von K. sind: Holzkohle, Steinkohlenkoks, Braunkohlenkoks, Theerkoks, Blutkohle, Fleischkohle, Knochenkohle, Kienruß, Oel- od. Lampenruß.

Stein-, Braun-, Holz-, Torfkohle u. Koks. Knochenkohle. Die Erzeugung künstlicher Wärme, welche wir zu den verschiedensten auf Umänderung der Form gerichteten mechanischen, als zu den auf Stoffänderung zielenden chemischen Zwecken, endlich auch zu denjenigen physikalischen Prozessen bedürfen, welche die Umwandlung der Naturkräfte, nam. die praktisch eminent wichtige Umwandlung der Wärme in mechanische Arbeitsleistung bezwecken, alle diese Prozesse beruhen auf der Verbrennung von Stoffen (Brennstoffen), welche theils der Vegetation der Jetztwelt, d. h. dem Holze u. dem Torfe, theils der untergegangenen Vegetation vorweltlicher Zeiten, der Stein- u. Braunkohle, entnommen werden. In diesen Rohstoffen ist der Kohlenstoff, die K., der eigentliche Wärmelieferant, u. um diesen in konzentrirterer Form darzustellen, theils auch um gewisse Nebenprodukte zu gewinnen, werden jene der trocknen Destillation unterworfen, aus welcher die Kokse hervorgehen.

Die wichtigsten aller K. sind die Steinkohlen, sie kommen in der nach ihnen benannten geologischen Formation in einem ziemlich tiefen geologischen Horizonte über dem Uebergangsgebirge od. der Grauwacke vor. Das unterste Glied der Kohlenformation (s. d.) bildet den flötzleeren Kohlenkalk, darüber liegt die eigentliche Kohlenformation, die aus mehrfach sich wiederholenden wechselnden Lagen von Sandstein, Schieferthon u. eigentlicher Steinkohle zusammengesetzt ist. Wenn auch in den darüber liegenden Formationen noch einige gewinnbare Kohlenflötze sich vorfinden, so sind dieselben (die Wealdenkohle, die Quaderkohle) doch von abweichender Zusammensetzung u. geringerer Bedeutung. Wie die eingeschlossenen, oft noch sehr wohl erhaltenen Pflanzenreste u. Abdrücke beweisen, haben das Hauptmaterial für die Steinkohlen riesige urweltliche Farrnkräuter, schachtelhalmartige Pflanzen u. andere Kryptogamen geliefert, die zunächst wahrscheinlich eine Torfbildung durchgemacht haben. Die Steinkohlen sind zum Vortheil der Industrie über einen großen Theil der civilisirten Erde verbreitet. Die ausgedehntesten Kohlenfelder besitzt Nordamerika (ca. 6000 □M.), dann folgen die englischen Besitzungen in Nordamerika, ferner England, wo seit alter Zeit die K. ausgebeutet wurde, Deutschland, Frankreich u. Belgien, endlich Spanien. Oesterreich hat echte Steinkohlen nur in geringer Menge, dafür aber sehr vortreffliche Braunkohlen. Auch Rußland ist arm an Steinkohlen.

Große Steinkohlenfelder sollen in China vorhanden sein. Man rechnet, daß jetzt ca. 4000 Millionen Centner Steinkohle jährlich gewonnen werden, davon in England allein 2500 Ctr. Den Steinkohlenverbrauch kann man sicher als einen Maßstab industriellen Gedeihens u. die rasche Steigerung der Kohlenausbeute als ein Zeichen der Hebung eines Staates betrachten. Es ist erfreulich, bemerken zu können, daß kein Staat der Welt in diesem Jahrhundert eine so rapide Zunahme zu verzeichnen hat als Preußen, resp. Deutschland. Die Steinkohle erscheint bräunlich tiefschwarz, matt od. glänzend, meist mit muschligem Bruch, seltener splitterig u. grobkörnig od. ganz derb. Sie brennt meistens in langer rauchender Flamme u. hinterläßt beim Erhitzen einen schwer verbrennlichen Koks. Man kann unter den zahllosen Kohlenvarietäten etwa folgende Hauptklassen unterscheiden: 1) Trockene K., mit langer Flamme, starker Gasentwickelung, liefert wenig u. schlecht zusammenhängende Kokse. 2) Fette K., mit langer Flamme, giebt nur schwach gesinterte Kokse, ist zur Gaserzeugung u. Heizung gleichgut geeignet. 3) Die eigentliche Schmiedekohle, mit stark backendem Koks. gleichzeitig aber an Thonerde, charakterisirt ist. Sie kann nur geologisch zur Steinkohle gerechnet werden. Die Kannel- (eigentlich Candle-) kohle kommt der eben erwähnten in Bezug auf Gasproduktion am nächsten, sie ist der eigentliche Repräsentant der trocknen Kohlensorten. Cherry coal ist so benannt nach den rundlichen, kirschenartigen Brocken, die sie beim Zerbrechen bildet. Parrot- (Papagei-) kohle hat ihren Namen von den bunten Anlauffarben, die sie zeigt. Rußkohlen sind schwarze, matte Absonderungen, die zwischen schwarzglänzenden Schichten eingelagert sind. Durch diese schichtenweisen Absonderungen, an denen sich oft schwache Thonlagen betheiligen, entstehen fernerhin Grobschieferpapierkohlen, welche dadurch charakteristisch sind, daß sie leicht zertrümmern. Die beim Transport der Steinkohlen je nach deren Festigkeit in größerer od. geringerer Menge entfallenden Kleinkohlen, Kohlengrus, Klarkohle bis Staubkohle, lassen sich auf gewöhnlichen Flachrosten schlecht verbrennen. Solches Klein von brockender K. ist aber noch zu Koks zu verarbeiten u. wird dann oft sogar einem besonderen Mahlprozesse unterworfen, um dann durch Schlämmen etwa beigemischte Schiefer- od. Schwefelkiese zu entfernen.



Nr. 3733. Ideale Landschaft aus der Steinkohlenperiode.

4) Fette K. mit kurzer Flamme, für Dampfkesselheizung bes. geeignet. 5) Die magere K. od. der Anthracit, mit schwacher Flamme u. der größten Menge freilich sandigen Koks. Die fetten od. backenden K.n gerathen bei der Erhitzung förmlich in einen Zustand beginnender Schmelzung, sie werden an der Oberfläche teigig, aus platzenden Blasen entwickeln sich die brennbaren Gase u. bei der Erhitzung in Retorten, wo eine vollständige Verbrennung nicht stattfindet, bleibt der Koks als eine schaumige, glänzende Masse zurück. Wie alle fossilen K.n enthalten auch die Steinkohlen außer Kohlenstoff die andern organischen Elemente, bes. Wasserstoff u. Sauerstoff, in mehr od. minder großer Menge. Die obengenannten Kohlensorten unterscheiden sich einmal durch den von 1—5 abnehmenden Sauerstoff- u. Wasserstoffgehalt, dann durch die entsprechend abnehmende Gas- u. Flammenentwickelung, sowie endlich durch die allmählich von 55–90 % steigende Koksausbeute. England, welches in seinen verschiedenen Kohlenflötzen die sämmtlichen Repräsentanten dieser Kohlensorten besitzt, ist dadurch bes. begünstigt, weil es die zu jedem Zwecke passenden auszusuchen vermag. In der Praxis unterscheidet man: Die sog. Bogheadkohle, welche zur Darstellung von Gas u. Beleuchtungsölen bes. geeignet ist; sie stellt sich als eine braungefärbte Masse mit splitterigem Bruche dar, welche durch ihren großen Reichthum an Wasserstoff, Dadurch gelingt es oft, Kokse mit sehr geringem Asche- u. Schwefelgehalt zu erhalten, die eben so gut wie Holzkohle zur Erzeugung der reinsten Eisensorten verwendet werden können. Weniger brockendes Kohlenklein wird, ebenfalls nach dem Waschen, durch Beimischung von Gastheer od. Pech u. Stoßen in sog. Briquettes od. Kohlenziegel verwandelt, die wegen ihrer regelmäßigen Form bes. für Lokomotiven u. Dampfschiffe Verwendung finden. Die geförderte gemischte Grubenkohle wird durch Herabrollen über geneigte Gitter u. Siebe in Steinkohlen-Würfel, Grus u. Klein, auch Staub geschieden, von denen die ersteren Sorten im Preise am höchsten stehen.

Die Braunkohle gehört einer weit jüngeren, der tertiären Formation an u. verbreitet sich in dieser fast noch auf weitere Strecken als die Steinkohle. Da sie als jüngere Formation auch in geringeren Tiefen unter der Erdoberfläche auftritt, so ist ihre Gewinnung meist einfacher u. vielfach eine bloße Aufdeckarbeit, bei welcher man die aufliegenden Erdschichten entfernt u. dann die ganze Kohlenmächtigkeit abfährt. Die Braunkohle bildet meist sehr mächtige Schichten, welche aber selten in mehr als ein od. höchstens zwei gesonderte Flötze zerfallen, während bei den Steinkohlen bis 300 Flötze über einander vorkommen. Während die Steinkohle aus einer vorweltlichen Torfbildung entstanden ist, stammt

die Braunkohle von einer Waldvegetation von Cupressineen u. Taxusarten ab, wie sie sich jetzt etwa in subtropischen Ländern entwickelt. Auch ist es sehr möglich, daß in manchen Fällen ein Zusammenschwemmen von Treibholz zur Bildung von Braunkohlenlagern Veranlassung gegeben hat. Die Holzstruktur ist oft so gut konservirt, daß man den sog. Lignit sogar zu Fournieren verwendet hat. Neben dieser holzigen Braunkohle findet sich noch die sog. Knorpelkohle mit mehr od. weniger feinerdiger K. gemischt. Eine besondere werthvolle Varietät der letzteren bildet die sog. Schweel- od. Schmierkohle, die in vollkommen trocknem Zustande hell chamoisfarben erscheint, sehr wasserstoffreich ist u. am Lichte gleich Pech schmilzt. Sie wird bes. als Material zur Braunkohlentheererzeugung verwendet u. läßt sich mit der Bogheadkohle in Parallele stellen. Endlich ist die Pechbraunkohle zu erwähnen, die im äußeren Ansehen, in der Dichtheit u. der Farbe der Steinkohle sich nähert, sich davon aber leicht durch den braunen Strich, sowie durch den größeren Wasser- u. Sauerstoffgehalt unterscheidet. Das Verhalten beim Erhitzen, wo die Koks der Braunkohle leicht verglimmen, bietet die sicherste Unterscheidung. An Heizkraft rechnet man, daß 3 Ctr. gute Steinkohle etwa 7–9 Ctrn. der verschiedenen Braunkohlenvarietäten gleich kommen (vgl. „Braunkohle").



Fig. 3734. Ofen zum Koksbrennen.

Holzkohle u. die entsprechenden Verkohlungsprodukte des Torfes, der Braunkohle u. Steinkohle (die **Kokse**) bilden konzentrirte Brennmaterialien, die bes. zur Erzeugung hoher Temperaturen geeignet sind. Die Holzkohle wird in Haufen u. in Meilern, selten in Oefen u. Retorten dargestellt. Der Meiler ist ein halbkugelförmig um den sog. Quandelschacht od. Quandelpfahl aufgebauter Holzstoß, der gewöhnlich aus stehenden, seltener aus liegenden Scheiten zusammengesetzt u. mit einer Rasendecke, über welcher eine Erdschicht festgeschlagen wird, bedeckt ist. Anfänglich wird der Fuß des Meilers davon freigehalten u. auch die obere Wölbung, die Haube, nur lose bedeckt, damit, wenn der Meiler entzündet ist u. das leicht brennbare Material um den Quandel in der ganzen Höhenausdehnung Feuer gefangen hat, das im Holze enthaltene Wasser durch den freigelassenen Fuß u. die Haube austreten kann (der Meiler schwitzt). Damit nicht zu viel K. verbrennt, wird aber sodann der Luftzug durch Verdichten der ganzen Decke vermindert (der Meiler treibt).

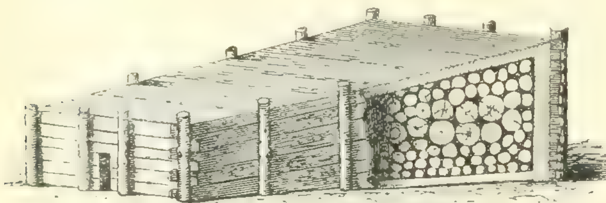


Fig. 3735. Kohlenmeiler, sog. liegendes Werk.

Schließlich muß man durch Anbringen von Zuglöchern, immer je zwei Reihen übereinander rings um den Meiler, die Verkohlung bis auf den Boden herabziehen (der Meiler wird zugebrannt), u. endlich werden nach gehöriger Abkühlung die K.n portionsweise herausgenommen u. abgelöscht (der Meiler wird gezogen). Die zur Austreibung der flüchtigen Theile nöthige Wärme wird wesentlich durch die Verbrennung dieser selbst geliefert. Wo es sich um Bewältigung großer Holzmassen bei geringer Zahl von wenig kundigen Köhlern handelt, errichtet man auch sog. liegende Werke. Dieselben sind gegen 12 m. lang u. bis 6 m. breit, an den Seiten u. oben erhalten sie eine förmliche Erdwand, außen durch eine Holzwand gehalten. Nur ein geringer Theil der erzeugten K. wird dem Abbrand geopfert. Die Leichtigkeit des Meilerbetriebes an jedem beliebigen Punkte des Waldes hat diese Methode seit Jahrtausenden bis auf unsere Zeit erhalten. Nur sehr untergeordnet sind die Mengen Holzkohle, die z. B. bei der Darstellung des Holztheeres u. des Holzessigs in Retorten gewonnen werden. Die Holzkohle ist schwarz, matt; sie zeigt noch die fast unveränderte Holzstruktur, da die Holzfaser durch die Verkohlung nicht schmilzt. Sie wird dadurch feinporig u. absorbirt deshalb auf ihrer sehr ausgedehnten Oberfläche Gase u. Dämpfe mit großer Begier. Fein gepulverte Holzkohle kann sich infolge der raschen Sauerstoffaufnahme von selbst entzünden. Beim Lagern zieht die Holzkohle auch rasch Feuchtigkeit an. Ammoniakgas wird dann in solcher Menge absorbirt, daß es in den Poren als Flüssigkeit vorhanden sein muß. Fäulnißprodukte werden durch die gleichzeitige Aufnahme von Sauerstoff mittels Holzkohle vollkommen oxydirt. Thierleichen, mit einer dünnen Schicht Holzkohlenpulver überschüttet, verwesen nach kurzer Zeit ohne allen Geruch 2c. Diese absorbirende Eigenschaft der Holzkohle findet eine sehr wichtige industrielle Anwendung auch bei dem Entfuseln des Spiritus. — Torf- u. Braunkohlenkoks sind wegen ihrer geringen Festigkeit ohne industriellen Werth. Desto wichtiger sind die Steinkohlenkoks. Man stellt sie, wie die Holzkohle, in Meilern u. Haufen, meistens aber in Oefen dar. Da die Steinkohlen allezeit an demselben Schachtpunkte gefördert werden, so lohnt es sich, ausgedehntere Anlagen zur Verkokung zu machen. Die Zahl der verschiedenen Koksöfenkonstruktionen ist eine sehr große. Von dem alten backofenförmigen Koksofen, in welchem man die Verbrennungsluft durch die Zuglöcher der Thür eintreten, die Flamme aber direkt durch eine Oeffnung im Gewölbe entweichen ließ, ist man allmählich zu Oefen in Gestalt einer Retorte mit ⌒förmigem Querschnitt übergegangen, die ein leichteres mechanisches Herausschieben der Kokse gestatten. Die Flamme der sich bei der Verkokung entwickelnden Gase hat man zur Heizung von Dampfkesseln benützt, dann hat man mit der abziehenden Flamme die Wandungen u. die Sohle des Ofens auch von außen erhitzt, endlich den Luftzutritt zu dem Innern des Ofens ganz unterdrückt u. so die Verkokung, wie in einer Retorte, durch die entwickelten Gase bewirkt. Die Knochenkohle, deren absorbirende Wirkung noch kräftiger ist als die der Holzkohle, wird in Thon- od. gußeisernen Töpfen aus Knochen gebrannt; auch wird wol grobes Knochenpulver durch eiserne Röhren hindurchgeführt, die von außen geheizt werden; schließlich wird auch die Destillation in Gasretorten vorgenommen, wobei man außerdem Ammoniak u. Theer gewinnt (vgl. „Knochen").

Kohlehydrate, mit diesem Namen bezeichnet man eine Anzahl organischer Verbindungen, die sich im Thier- u. Pflanzenkörper vorfinden u. sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß sie neben 12 Aequivalenten (= 6 Atomen) Kohlenstoff (= C) eine gleiche Anzahl von Aequivalenten, nämlich 10, 11 od. 12 Wasserstoff (= H) u. Sauerstoff (= O) enthalten, ein Mengenverhältniß dieser beiden Gase, wie es der Zusammensetzung des Wassers entspricht. Sie sind durch große Aehnlichkeit hinsichtlich ihres chemischen Verhaltens charakterisirt. Der Name ist aber nicht gut gewählt, einmal weil man zu den K.n einige Stoffe zu rechnen pflegt, die den oben angeführten Bedingungen nicht ganz entsprechen (wie z. B. Mannit, Dulcit, Erythrit), anderntheils weil der Uneingeweihte leicht zu der Vorstellung kommen kann, als seien diese Körper wirklich Hydrate des Kohlenstoffs, d. h. Verbindungen von Kohlenstoff mit Wasser, was indessen durchaus nicht der Fall ist; vielmehr ist über ihre innere Konstitution bis jetzt noch gar nichts Sicheres bekannt. Die wichtigsten K. sind: Cellulose (sowie die verschiedenen Abarten derselben), Stärkemehl, Dextrin, Gummi, Traubenzucker, Milchzucker, Rohr- (od. Rüben-)zucker u. die übrigen bekannten Zuckerarten.

Kohlenblende ist der veraltete bergmännische Name für jene schwarzen, glänzenden Kohlen, die man in neuerer Zeit mit dem Namen Anthracit belegt hat; s. Bd. I. 712.

Kohlendampf, Kohlengas, Kohlendunst nennt man diejenige Mischung von Gasen, welche durch unvollkommene Verbrennung von Kohlen od. anderen Brennmaterialien sich bilden u. schon oft durch unvorsichtiges Einathmen Veranlassung zu Erstickungsfällen gegeben haben. Der in unseren Brennmaterialien enthaltene Kohlenstoff bildet nämlich bei der Verbrennung, die nur bei Luftzutritt stattfinden kann, mit dem Sauerstoff der Luft zwei verschiedene gasartige Verbindungen, die Kohlensäure u. das Kohlenoxydgas; erstere entsteht hierbei in um so größerer Menge, je lebhafter die Verbrennung ist, je mehr Sauerstoff der Flamme in einer bestimmten Zeit zugeführt wird; letzteres dagegen bildet sich um so mehr, je unvollständiger die Verbrennung ist, wenn also der Luftzutritt nur in geringem Grade stattfindet. Beide Gase können für sich nicht eingeathmet werden; während aber die Kohlensäure, wenn sie mit sehr großen Mengen reiner Luft verdünnt ist, ohne Beschwerde geathmet werden kann, ist das Kohlenoxydgas auch im verdünnten Zustande ein sehr giftiges Gas. Der K. wird also um so schädlicher sein, je mehr er Kohlenoxydgas enthält. Außer diesen beiden Gasen finden sich aber in dem K. zuweilen auch noch andere, von der unvollkommenen Verbrennung der Brennmaterialien herrührende Gase u. Dämpfe, die zur Verschlechterung der Luft ebenfalls mit beitragen; die Gegenwart derselben verräth sich leicht durch die unangenehmen, zuweilen stechenden Gerüche, die sie besitzen, wie z. B. beim Verbrennen von Holz, Braunkohlen u. Steinkohlen. Um so gefährlicher ist der K., welcher sich aus nur glimmenden, aber vorher gut ausgebrannten Holzkohlen od. Koks entwickelt, denn dieser ist,

weil er nur aus Kohlensäure u. Kohlenoxydgas besteht, vollkommen geruchlos; gefährlich nam. deshalb, weil man seine Gegenwart eben durch den Geruch nicht erkennen kann u. weil das Kohlenoxydgas, eingeathmet, Schläfrigkeit hervorruft. Dringt also in ein Zimmer dieser K., ohne daß es durch den Geruch bemerkt wird, so kann für die darin Befindlichen, wenn dieselben der Schläfrigkeit nachgeben, sehr große Gefahr entstehen. Durch das Zudrehen der im Ofenrohre sich häufig vorfindenden Klappen, nam. aber durch Benutzung offener Kohlenbecken in geschlossenen Zimmern, sind sehr häufig schon Vergiftungsfälle, u. sehr oft mit tödlichem Ausgange, vorgekommen. Man entferne daher besser die Klappen aus den Rohren, denn es könnte doch vorkommen, daß eine solche Klappe durch Zufall sich von selbst schließt od. durch Unberufene ohne Vorwissen des Betreffenden zu zeitig geschlossen wird. Die Symptome der Kohlendampfvergiftung sind in Kürze folgende: Schwere des Kopfes, Schwindel, Schläfrigkeit, dann Athmungsbeschwerden, Herzklopfen, Klingen u. Brausen vor den Ohren, Zittern, Hervortreten u. Verdrehen der Augen, Erweiterung der Pupillen, Ohnmacht u. der Tod. Dieser erfolgt zuletzt durch Erstickung infolge theils mangelnder Oxydation des Blutes in den Lungen, theils durch direkte giftige Einwirkung des Kohlenoxydgases. Die Herbeirufung eines Arztes bei Auffindung eines Verunglückten ist unerläßlich; bis zur Ankunft desselben müssen Wiederbelebungsversuche gemacht werden, die darin bestehen, daß man den Kranken zunächst in ganz reine u. frische Luft bringt, von allen Kleidungsstücken bis zum Hemde befreit (die Kleider müssen, um Erschütterungen zu vermeiden, nöthigenfalls aufgeschnitten werden), die Lage so wählt, daß der Kopf etwas erhöht ist, dann Füße, Brust, Hände, Hals u. Kopf mit kaltem Wasser wäscht, dem man ein wenig Essig zusetzen kann. Ferner blase man mittels eines kleinen Blasebalges vorsichtig Luft durch den Mund ein. Alle nicht zu dem Rettungswerke unbedingt nöthigen Personen entferne man, da sie nur den freien Luftzutritt schmälern u. durch ihre eigene Ausathmung die umgebende Luft, die den Kranken beleben soll, verschlechtern. Will das Leben nicht wiederkehren, so gebe man indeß die Rettungsversuche nicht zu zeitig auf; zuweilen haben stundenlange Bemühungen doch noch ihr Ziel erreicht.

Kohlenoxydgas, ein farbloses, geruchloses, indifferentes Gas von $0{,}_{9674}$ spez. Gew. (Luft = 1); besteht in 100 Theilen aus $42{,}_{86}$ Theilen Kohlenstoff u. $57{,}_{14}$ Theilen Sauerstoff, bekommt demnach die chemische Formel = CO u. das Aequivalent 14. — Das K. bildet sich da, wo Kohle od. kohlehaltige Brennmaterialien bei ungenügendem Luftzutritt verbrennen, u. ist daher der Hauptbestandtheil des sog. Kohlendampfes (s. d.); es entsteht ferner, wenn Kohlensäure mit glühenden Kohlen in Berührung kommt, indem hierbei die Kohlensäure die Hälfte ihres Sauerstoffs wieder an Kohle abgiebt. Auch bei der Zersetzung der Oxalsäure durch Schwefelsäure entsteht neben Kohlensäure K. — Das K. ist sehr giftig, läßt sich leicht entzünden u. verbrennt mit blaßblauer Flamme zu Kohlensäure; es ist ferner ein indifferentes Gas, welches sich weder mit Säuren noch mit Basen vereinigt. Leitet man K. in eine Lösung von Palladiumchlorür, so wird dieselbe schnell schwarz u. es scheidet sich metallisches Palladium in fein vertheiltem Zustande aus. Mittels Leinwandstreifen, die man mit der Lösung des Palladiumchlorürs befeuchtet, kann man daher die Gegenwart von K. nachweisen, weil schon sehr geringe Mengen davon in der Luft jene Streifen schwärzen.

Kohlensäure (Kohlenstoffbioxyd, fixe Luft), ist bei gewöhnlicher Temperatur u. unter gewöhnlichen Druckverhältnissen ein farbloses u. geruchloses Gas von schwach säuerlichem Geschmack u. $1{,}_{529}$ spez. Gew. (Luft = 1), also ungefähr $1^1/_2$mal so schwer als die atmosphärische Luft. 1000 Kubikcentimeter Kohlensäuregas wiegen $1{,}_{967}$ gr. bei 0° u. normalem Luftdruck (= $0{,}_{760}$ m.). Die K. gehört zu den nicht brennbaren Gasen u. unterhält auch das Verbrennen anderer Körper nicht; brennende Körper verlöschen deshalb in diesem Gase u. Menschen u. Thiere müssen darin ersticken. — Durch starken Druck (bei 37 Atmosph.) u. Abkühlung läßt sich die K. in eine farblose, durchsichtige Flüssigkeit verwandeln, welche mit Wasser nicht mischbar ist u. bei —10,8° = $0{,}_{9989}$ spez. Gew. (Wasser = 1) hat. Läßt man flüssige K. schnell verdunsten, so wird soviel Wärme gebunden, daß die Temperatur bis auf —79° C. sinkt, also weit unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers; während hierbei ein Theil der flüssigen K. verdampft, erstarrt der andere noch zurückgebliebene Theil derselben infolge jener raschen Wärmeentziehung zu einer festen, weißen, schneeähnlichen Masse, starre od. feste K. Diese verdampft, ohne erst flüssig zu werden. Wenn man sie nicht fest zusammendrückt, kann man die feste K. eine Weile in der Hand halten, weil durch das fortwährende Verdampfen sich um die feste Masse eine Gasschicht bildet, welche die unmittelbare Berührung der kalten Masse mit der Haut hindert. Drückt man sie aber fest zwischen den Fingern, so empfindet man einen Schmerz, als wenn man ein glühendes Eisen berührt hätte, u. es bildet sich eine Brandblase. — Die K. kann sonach, ähnlich wie das Wasser, alle drei Aggregatzustände annehmen. Vom Wasser wird die gasförmige K. leicht u. in großer Menge verschluckt; bei 15° C. absorbirt ein Raumtheil Wasser etwas über die gleiche Raummenge (Volumen), nämlich $1{,}_{002}$ Vol. K. Bei stärkerem Drucke verhalten sich die absorbirten Gewichtsmengen der K. dem Drucke einfach proportional; die Volumenmengen bleiben aber dieselben. Ein Liter Wasser nimmt also bei 15° C. immer $1{,}_{002}$ Liter K. unter dem Drucke von 1, 2, 3 u. s. w. Atmosphären auf; da aber die Dichtigkeit des Gases in diesem Falle sich wie 1, 2, 3 u. s. w. verhält, so stehen die Gewichte der aufgelösten K. in dem nämlichen Verhältnisse von 1, 2, 3 u. s. w. — Hieraus erklärt sich auch, warum kohlensäurehaltige Mineralwässer, welche aus großer Tiefe kommen u. unter starkem Druck zu Tage treten, mehr K. enthalten, als den Absorptionsverhältnissen entspricht. Solche mit K. übersättigte Wässer lassen nach aufgehobenem höheren Drucke den Ueberschuß ihrer K. unter Aufschäumen u. Perlen wieder entweichen.

Solches mit K. übersättigtes Wasser wird jetzt überall in großen Mengen fabrikmäßig bereitet u. mit dem Namen **kohlensaures Wasser** (Aqua carbonata) belegt; es besitzt einen säuerlichen, prickelnden, erfrischenden Geschmack, der jedoch gewöhnlich durch Zusatz von etwas Soda schwach alkalisch gemacht wird. Erhält das kohlensaure Wasser einen größeren Zusatz von Soda u. etwas Kochsalz, so wird es Sodawasser genannt. Das kohlensaure Wasser wird in besonderen Apparaten unter einem Drucke von gewöhnlich 4 Atmosphären bereitet, u. man wendet zur Entwickelung der K. in der Regel Magnesit (natürliche kohlensaure Magnesia) u. verdünnte Schwefelsäure an, wobei man als Nebenprodukt schwefelsaure Magnesia (Bittersalz) erhält. Die K. ist eine schwache Säure, die mit den Basen die kohlensauren Salze (Karbonate) bildet, welche sämmtlich daran zu erkennen sind, daß sie mit Säuren übergossen aufbrausen u. K. entwickeln (vgl. „Karbonate").

Die K. besteht in 100 Theilen aus $27{,}_{68}$ Kohlenstoff u. $72{,}_{32}$ Sauerstoff; sie enthält auf 1 Aequivalent Kohle (= C), 2 Aequivalente Sauerstoff (= O) u. bekommt deshalb die chemische Formel CO_2. Sie bildet sich bei der vollkommnen Verbrennung von Kohle u. kohlehaltigen Substanzen, bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten, bei der Fäulniß von Thier- u. Pflanzenstoffen, bei der Zersetzung des Blutes in den Lungen durch den Sauerstoff der Luft u. s. w. Daher findet sich die K. stets in großer Menge in der von Thieren u. Menschen ausgeathmeten Luft, u. es müßte sich die durch diese verschiedenen Vorgänge in die Atmosphäre gelangende K. im Laufe der Zeiten in so kolossalen Massen anhäufen, daß weder Menschen noch Thiere mehr leben könnten, wenn in der Natur nicht dafür gesorgt wäre, daß diese in der Luft befindliche K. immer wieder fortgeschafft wird. Dieses Geschäft besorgen die Pflanzen, welche mittels der auf ihren grünen Blättern befindlichen Spaltöffnungen die Luft aufnehmen, aus welcher sie die K. zurückbehalten, um daraus neues Bildungsmaterial zum Weiterbau ihres Körpers zu erlangen. Bei Nacht geben die Pflanzen allerdings auch K. aus, aber nicht so viel, als sie bei Tage aufgenommen haben. Die Luft im Freien enthält nur ca. $^4/_{10000}$ K., in bewohnten Räumen dagegen weit mehr. Auch das Fluß- u. Brunnenwasser hält immer kleine Mengen von K. verschluckt, die erst beim Erhitzen des Wassers zum Kochen vollständig ausgetrieben werden. Manche Quellen sind bes. reich an K. u. enthalten dann in der Regel auch viel kohlensaure Salze aufgelöst; man nennt solche an K. reiche Mineralwässer **Säuerlinge.** Im Innern der Erde müssen überhaupt bedeutende Mengen von K. enthalten sein, denn es tritt dieses Gas an zahlreichen Orten u. nam. aus den Kratern der Vulkane, aus Spalten u. Ritzen der Erde, aus Höhlen u. s. w. zu Tage. Daß es die Ursache des Schäumens der moussirenden Getränke ist, geht schon aus der bereits erwähnten Bildungsweise bei der geistigen Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten hervor. In chemisch gebundenem Zustande, in Form von Karbonaten, kommt die K. außerordentlich häufig in der Natur vor, u. sind es hauptsächlich kohlensaurer Kalk u. kohlensaure Magnesia, die in Form von Kalkstein, Marmor, Dolomit u. s. w. einen wesentlichen Antheil an der Zusammensetzung der festen Erdkruste haben.

Kohlenwasserstoffe, Hydrocarbüre, sind chemische Verbindungen des Wasserstoffs mit dem Kohlenstoffe. Diese beiden Körper lassen sich zwar nicht direkt mit einander vereinigen, wohl aber auf Umwegen, u. die Zahl der so darstellbaren sowie der in der Natur bereits fertig gebildet vorkommenden K. ist sehr groß. Dieselben unterscheiden sich durch ihre Eigenschaften von einander u. dadurch, daß sie den Kohlenstoff u. den Wasserstoff in verschiedenen Mengenverhältnissen enthalten. Es giebt jedoch auch K., die bei vollständig gleicher prozentischer Zusammensetzung ganz verschiedenartige Eigenschaften besitzen. Es giebt K., die bei gewöhnlicher Temperatur luftförmig, u. solche, die flüssig od. starr sind. Die meisten besitzen einen mehr od. weniger intensiven Geruch; doch giebt es auch solche, die vollkommen geruchlos sind, wie z. B. das Sumpfgas. Sehr viele K. sind chemische Radikale, d. h. sie bilden die Grundlage

einer zahlreichen Reihe organischer Verbindungen, wie z. B. Methyl, Aethyl u. s. w. Die wichtigsten, allgemeineres Interesse darbietenden K. sind in diesem Werke entweder unter ihren speziellen Namen, wie z. B. Anthracen, Naphtalin, Paraffin u. s. w. abgehandelt, od. sie sind, wie z. B. die K. des Petroleums u. der ätherischen Oele, unter diesen Namen besprochen worden. Einige der wichtigeren K. mögen hier, der Uebersicht halber, nebst ihrer chemischen Formel aufgeführt werden: Sumpfgas (leichtes Kohlenwasserstoffgas) = C_2H_4, Methylengas = C_2H_2, Methyl = C_2H_3, Aethylen (schweres Kohlenwasserstoffgas) = C_4H_4, Aethyl = C_4H_5, Propylen = C_6H_6, Propyl = C_6H_7, Butylen = C_8H_8, Butyl = C_8H_9 u. Butylwasserstoff = C_8H_{10}, Amylen = $C_{10}H_{10}$, Amyl = $C_{10}H_{11}$, Amylwasserstoff = $C_{10}H_{12}$, Hexylen = $C_{12}H_{12}$, Hexylwasserstoff = $C_{12}H_{14}$, Capronyl = $C_{12}H_{13}$, Heptylen = $C_{14}H_{14}$, Heptylwasserstoff = $C_{14}H_{16}$, Heptyl = $C_{14}H_{15}$, Caprylen = $C_{16}H_{16}$, Octylwasserstoff = $C_{16}H_{18}$, Octyl = $C_{16}H_{17}$ u. s. w. bis C = 60; ferner Phenyl = $C_{12}H_5$, Cresyl = $C_{14}H_7$, Benzyl = $C_{14}H_7$ u. Benzol = $C_{12}H_6$, Toluol = $C_{14}H_8$, Xylol = $C_{16}H_{10}$, Cumol = $C_{18}H_{12}$, Cymol = $C_{20}H_{14}$, Acetylen = C_4H_2, Allylen = C_6H_4 u. Allyl = C_6H_5, Naphtalin = $C_{20}H_8$ u. Camphen (Tereben) = $C_{20}H_{16}$, Anthracen = $C_{28}H_{10}$, Chrysen = $C_{36}H_{12}$, Reten = $C_{36}H_{18}$. Hiermit ist jedoch die Aufzählung noch keineswegs erschöpft, denn es giebt z. B. noch mehrere K., die alle nach der Formel C_nH_n zusammengesetzt sind, aber verschiedene Eigenschaften besitzen; ferner giebt es zahlreiche gepaarte K., wie z. B. Aethylamyl, Methylamyl u. s. w.

Köhler, Louis, Klavierpädagog, Komponist u. musikalischer Schriftsteller, geb. zu Braunschweig 5. Sept. 1820, erhielt seine erste musikalische Erziehung in seiner Vaterstadt, seine höhere Ausbildung jedoch in Wien, wo er von 1839—43 Studien machte. Von seinen vielen Kompositionen fallen in diese Zeit eine Oper „Prinz u. Maler", die Musik zur „Helena" des Euripides u. eine Ouverture zu Terenz' „Phormio". Nach Braunschweig zurückgekehrt, ließ er seine zweite Oper „Maria Dolores" dort aufführen, fungirte dann bei einigen Theatern als Musikdirektor u. lebt seit 1847 in gleicher Stellung in Königsberg i. Pr., als Lehrer, Komponist u. Schriftsteller eine große Thätigkeit entfaltend. Von seinen im Druck erschienenen zahlreichen Klaviersachen sind nam. die Studienwerke verbreitet; von seinen didaktischen Schriften sind u. a. anzuführen: „Systematische Lehrmethode für Klavierspiel u. Musik" (Lpz., 2 Bde., 1857—58); „Der Klavierunterricht ꝛc." (Lpz. 1860); „Der Klavierfingersatz" (Lpz. 1862); „Leichtfaßliche Harmonie- u. Generalbaßlehre" (Königsb. 1861); „Führer durch den Klavierunterricht ꝛc." (Lpz. 1860). Seine ästhetischen Grundsätze sind vorwiegend die der modernen, durch Liszt u. Wagner vertretenen Kunstrichtung.

Köhlerglaube wird der unbedingte Glaube (bes. beim gemeinen Manne) genannt. Als Grund dieses sprüchwörtlichen Ausdrucks erzählt Luther in seiner Warnungsschrift an Die zu Frankfurt a. M. ꝛc. (s. dessen Werke, Bd. VI, S. 107) folgende Geschichte: „Ein doktor hat einen köler zu Prage auf der brücken aus mitleiden als über einen armen leien gefragt: lieber man, was glaubst Du? der köler antwortet: das die kirche glaubt! der doktor: was glaubt denn die kirche? der köler: das ich glaube. Darnach da der doktor hat sollen sterben, ist er vom teufel so hart angefochten im glauben, das er nirgends hat können bleiben noch ruge haben, bis das er sprach: ich glaube was der köler glaubt!" — Uebrigens wird dieser Ausdruck vom blinden Kirchenglauben im Allgemeinen auf blindes Nachfolgen im Glauben jeder Art übertragen.

Kohleule (Polia brassicae), ein überall gemeiner Nachtfalter von $3^1/_2$ cm. Spannweite, mit schwarzbraunen, rothbraun genebelten, durch weißliche Zickzacklinien u. zwei weiß umgrenzte Mittelflecke gezeichneten Vorderflügeln u. hellgrauen, nach außen schwärzlichen Hinterflügeln. Ihre grünliche, den Rücken entlang dunkel gestreifte u. roth punktirte Raupe lebt im Sommer auf Gemüsepflanzen, bes. auf Kohl u. Salat, denen sie durch Ausfressen der Endknospen od. „Herzen" schädlich wird (daher „Herzwurm"). „Kohlmade" heißt eine in Kohlstrünken lebende Fliegenlarve (Anthomyia brassicae).

Kohlhaas (od. Kohlhase), Hans (nicht Michael), eine jener Persönlichkeiten, über die bis in die neueste Zeit so viele irrige Meinungen verbreitet waren u. deren Schicksale Stoff zu Dramen (z. B. dem Dichter v. Maltitz) u. Romanen (z. B. H. v. Kleist) lieferten, mag zu Anfang des 16. Jahrh. geb. sein. Er war um 1530 ein ziemlich begüterter Kaufmann, nicht Pferdehändler, zu Cölln an der Spree. Auf einer Reise zur Messe nach Leipzig gerieth er am 1. Okt. 1532 im Gasthofe des Dorfes Wellaune an der Wittenberg-Leipziger Straße mit den Leuten des Gutsbesitzers Günther v. Zeschwitz (irrig früher v. Tronka genannt) in Streit, die ihm seine Pferde abpfändeten, u. als er bei seiner Rückkehr dieselben nicht wieder erhielt, sondern erst nach Jahresfrist sie im schlechtesten Zustande infolge einer Rechtsverhandlung zurück bekam, auch trotz aller Bemühungen keine Entschädigung erlangen konnte, beschloß er sich selbst zu helfen u. schrieb von Wittenberg aus seinen berüchtigten Fehdebrief an den Junker v. Zeschwitz u. das ganze Sachsenland, sammelte eine Rotte verwegener Gesellen, mit denen er Wittenberg (1534) an mehreren Stellen in Brand steckte, u. ward zum gemeinen Straßenräuber. Da ihm aber die churfürstlichen Reisigen scharf zu Leibe gingen, begab er sich heimlich nach Wittenberg zu Luther (1539), der ihn schon früher in einem Buche zur Besserung ermahnt hatte (1534), um ihn um seine Verwendung beim Kurfürsten von Sachsen anzugehen, allein vergeblich; vielmehr drang Luther aufs Ernsteste in den Kurfürsten von Brandenburg, gegen den Landfriedensbrecher u. seinen zahlreichen Anhang, unter dem sich viele Adlige befanden, vorzugehen. Er ward in Berlin ergriffen, zum Tode verurtheilt u. am 22. März 1540 daselbst gerädert. — Vergl. Burkhart, „Der historische H. Kohlhase u. H. v. Kleist's Michael Kohlhaas" (Lpz. 1864).

Kohlpalme (Cocos oleracea), eine Palmenart Brasiliens, welche delikaten Palmenkohl liefert. Doch kann man denselben auch von vielen anderen Palmen gewinnen, wenn man deren junge Sprossen, wie das häufig in allen Tropenländern geschieht, zubereitet.

Kohlrausch, Heinrich Friedrich Theodor, hochverdienter Pädagog u. Schriftsteller, geb. als Sohn eines Landpredigers zu Landolfshausen bei Göttingen 15. Nov. 1780, erlebte die Befreiungskriege theils in Barmen als Vorsteher einer Privatschule, theils als Lycealprofessor in Düsseldorf, kam so mit dem Rückfall des Bergischen an Preußen in preuß. Dienst u. wurde 1818 Schulrath im Konsistorium u. in der Regierung zu Münster. Im Juni 1830 folgte er einem Rufe nach Hannover, um dem arg zerrütteten hann. Schulwesen aufzuhelfen, u. löste diese Aufgabe vortrefflich. Er starb zu Hannover 30. Jan. 1867. Seine fromme, aber nicht frömmelnde Weise erhellt am meisten aus seiner oft aufgelegten „Biblischen Geschichte" (Halle 1811). Am weitesten bekannt aber hat K.'s Namen seine treffliche „Deutsche Geschichte für Schulen" (3 Bde., Elberf. 1816—18; 15. Aufl., 1866) gemacht. Von seinen übrigen Schriften sind hervorzuheben: „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte" (ebd. 1814, 15. Aufl., 1861); „Kurze Darstellung der deutschen Geschichte für Volksschulen" (ebd. 1822, 10. Aufl., Gütersloh 1867); „Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover" (Hann. 1855) u. „Erinnerungen aus meinem Leben" (ebd. 1863).

Kohlrübe, s. „Kohl".



Nr. 3736. Kohlweißling (Pieris brassicae).

Kohlweißling (Pieris brassicae), ein in ganz Europa überall in Gärten u. auf Gemüseäckern gemeiner, auch in Ostindien einheimischer, $7^3/_4$ cm. spannender, mehlweißer Tagfalter mit schwarzer Spitze der Vorderflügel u. einem schwarzen Fleck auf dem Vorderrande der Hinterflügel, deren Unterseite gelblich ist (deshalb heißt er auch „Buttervogel"). Das Weibchen trägt außerdem noch zwei runde schwarze Flecken jenseit der Mitte u. einen schwarzen Wisch am Innenrande der Vorderflügel. Der K. fliegt von Mitte April bis in den September hinein, am häufigsten im Juli u. August. Seine gelbgrüne, schwarz punktirte u. fein behaarte Raupe (Kohlraupe) entwickelt sich nach 14 Tagen aus den gelben, länglichen, häufchenweise auf die Unterseite der Kohlblätter gelegten Eiern, erreicht eine Länge von 3 cm. u. verpuppt sich nach 4—6 Wochen an Hecken, Zäunen, Mauern ꝛc. Durch ihre Gefräßigkeit u. Menge wird sie den Küchengewächsen, bes. dem Kohle, überaus

schädlich, zumal in demselben Sommer eine zweite, von den nach vierzehntägigem Puppenleben im Juni ausschlüpfenden Schmetterlingen stammende Generation auftritt, die ihrerseits gewöhnlich als Puppe überwintert, je nach Witterungsverhältnissen aber mitunter sogar noch eine dritte folgen läßt. Man trifft Schmetterlinge, Raupen u. Eier zu gleicher Zeit an. Wie der Baumweißling u. der Fuchs geben die ersteren bei massenhaftem Auskriechen bisweilen Anlaß zur Erscheinung des Blutregens. Eine kleine Schlupfwespe (Microgaster glomeratus), deren gelbliche, eiförmige Puppen auch fälschlich für „Kohlraupeneier“ gehalten werden, sowie die insektenfressenden Vögel sorgen am wirksamsten für die Vertilgung der Kohlraupen. — „Kleiner K.“ (Rübenweißling, Pieris rapae) heißt ein ebenfalls in ganz Europa verbreiteter, etwas kleinerer Weißling, dessen grüne, gelb punktirte u. gestreifte, sammthaarige Raupe ebenfalls den Küchengewächsen schadet, aber auch gern Reseda u. andre Gartengewächse angeht (vgl. „Weißling“).

Kojen heißen auf Handels- u. Auswandererschiffen kleine, meist in zwei Reihen übereinander gezimmerte Bretterverschläge, welche den Matrosen u. Passagieren als Schlafstelle dienen. Auf Kriegsschiffen ruhen die Seeleute u. Soldaten in Hängematten.

Kokand, s. „Khokand“.

Kokarde, eine an der Kopfbedeckung zu tragende farbige Schleife od. Rosette, die ehedem in Frankreich zuerst als Erkennungszeichen politischer Parteien, dann als Nationalabzeichen betrachtet wurde. In Deutschland tritt die aus den betreffenden Landesfarben zusammengesetzte Nationalkokarde erst 1813 auf, wird anfänglich allgemein, dann von Militärs u. uniformirten Beamten, jetzt nur von ersteren getragen. Der Verlust der K. ist eine harte Ehrenstrafe, die an jedem Soldaten vollzogen wird, der von Rechtswegen zur zweiten Klasse des Soldatenstandes versetzt wurde. Je nach der mit Preußen abgeschlossenen Konvention tragen die Soldaten der verschiedenen deutschen Staaten entweder nur ihre vaterländische od. die preuß. K.; bisweilen auch beide. Die K. wird an der Mütze in der Mitte der Vorderseite, beim Helm hingegen an der Seite befestigt.

kokett, ein, wie behauptet wird, im 16. Jahrh. unter Katharina von Medici in Paris aufgekommenes Wort, ist von coq (d. h. Hahn) herzuleiten u. heißt eigentlich: wie ein Hahn einherstolzirend, wird aber vorzugsweise auf gefallsüchtiges Wesen bezogen. Auch einen Anzug, eine Mode 2c. nennt man k., insofern als sie allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen sucht. Kokettiren, allerlei Reize, in Anzug u. Benehmen, nam. in der Mimik anwenden. Koketterie, s. v. w. Gefallsucht.

Kokosinseln, s. v. w. Keelingsinseln.

Kokytos, mythischer Fluß in der Unterwelt, der sich vom Styx aus mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt.

Kola heißt die zum russ. Gouvernement Archangel gehörige, 180 □M. große Halbinsel, welche sich von dem nördl. Theile der Skandinavischen Halbinsel nach SO. in das Nördl. Eismeer erstreckt, im S. von dem Weißen Meer mit dem Golf von Kandalakscha begrenzt wird u. nach W. zu sich bis zu der durch den Jmandrasee u. den Fluß K. bezeichneten Senke ausdehnt. Die nördl. Küste heißt die Murmansküste, die östl. die Terskische, die südl. die Kandalakschische. Das Innere besteht aus einem granitischen Plateau, der Fortsetzung der finnischen Seenplatte, u. ist wie diese bedeckt mit zahlreichen krystallklaren Seen u. weiten Torfmooren. Im W. erheben sich 1300 m. hohe Gebirge über die Schneegrenze. Hie u. da erscheinen verstreute Waldgruppen von Erlen u. Birken. Die dünne Bevölkerung wird von Lappen (s. d.) gebildet, die meist als Renthiernomaden leben. Der Hauptort ist K. an dem gleichnamigen goldführenden Flusse mit 5—600 E. in 110 Häusern u. einer Polizei- u. Steuerverwaltung.

Kolb, Georg Friedrich, deutscher Politiker, Kulturhistoriker u. Statistiker, geb. zu Speier 14. Sept. 1808, redigirte seit 1830 die liberale „Speier. Zeitung“, saß 1848—49 im Frankfurter Parlament u. ging auch mit dem Reste desselben nach Stuttgart, wurde hierauf Mitglied des bayer. Landtags, verließ aber 1853 seine Heimat u. nahm seinen Aufenthalt in Zürich, von wo er sich 1860 nach Frankfurt a. M. wandte. Hier redigirte er seit 1863 eine Zeit lang die demokratische u. großdeutsche „Neue Frankfurter Zeitung“. Ende 1863 trat K. wieder in die bayer. Zweite Kammer ein, der er auch jetzt noch angehört, in allen Fragen, die das Verhältniß Bayerns zum Deutschen Reiche angehen, mehr od. minder auf Seite der sog. Patrioten stehend. Im Uebrigen ist er ein thätiges Mitglied des Finanzausschusses. 1868 war K. auch Mitglied des Deutschen Zollparlaments. Er schrieb: „Geschichte der Menschheit u. Kultur“ (2 Bde., Pforzheim 1843); „Handbuch der vergleichenden Statistik“ (Zür. 1856; 5. Aufl., Lpz. 1868); „Die Schweiz in ihren bürgerlichen u. politischen Zuständen“ (Zür. 1857); „Die wichtigsten älteren Staatsprozesse in England“ (2 Bde., Lpz. 1861); „Die Nachtheile des stehenden Heeres“ (ebd. 1862); „Grundriß der Statistik“ (ebd. 1862; 3. Aufl., 1868); „Kulturgeschichte der Menschheit“ (2 Bde., ebd. 1868—70; 2. Aufl., 1873).

Kolbe, Karl Wilhelm, der Aeltere, Zeichner, Kupferstecher u. Schriftsteller, geb. 20. Nov. 1757 in Berlin, widmete sich erst in ziemlich späten Jahren der Kunst auf der Akademie seiner Vaterstadt. Von dort aus erhielt er eine Anstellung in Dessau, gab Zeichenunterricht u. begann seine Thätigkeit als Kupferradirer theils nach Aquarellen Salomon Geßner's, theils nach eignen Entwürfen, u. zwar vorzugsweise Landschaften. Er starb zu Dessau 13. Jan. 1835. Als Schriftsteller arbeitete er vorzüglich auf dem sprachlichen Gebiete u. gab z. B. eine Schrift über den Wortreichthum der deutschen u. franz. Sprache u. ihre Anlage zur Poesie (2. Aufl., 1818—20), über Sprachreinheit u. s. w. heraus. S. seine „Selbstbiographie“ (Berl. 1825). — Sein Neffe war Karl Wilhelm **K.**, der Jüngere, Historienmaler, geb. zu Berlin 1781. Auch er erhielt seine künstlerische Ausbildung auf der dortigen Akademie u. nahm sich meistens die alten Niederländer zum Vorbilde. Von der romantischen Richtung ausgehend, nahm er seine Stoffe Anfangs aus der Ritter- u. Märchenwelt, später aber auch häufig aus der Geschichte. Als bes. hervorragende gelten unter seinen Werken das Bild: „Tod des Herzogs Wratislaw von Pommern im Kloster Colbatz“, u. die Cartons für die Glasgemälde im Schlosse Marienburg, worin er die Geschichte des Ordens der deutschen Ritter darstellte. Er starb in Berlin 8. April 1853.

Kolbe, Adolf Wilhelm Hermann, ausgezeichneter Chemiker, geb. 27. Sept. 1818 zu Elliehausen bei Göttingen, studirte daselbst seit 1838 unter Wöhler's Leitung, ward 1842 Assistent im Laboratorium Bunsen's zu Marburg, ging 1845 als Assistent Playfair's in dessen Laboratorium des Museum of Economic Geology nach London, kehrte indeß bald nach Deutschland zurück u. nahm 1847 als Redakteur des von Liebig u. Wöhler herausgegebenen „Handwörterbuchs der Chemie“ seinen Aufenthalt in Braunschweig. 1851 wurde er als ord. Professor der Chemie nach Marburg berufen u. Michaelis 1865 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Leipzig über, wo ihm auch das von ihm geleitete neue Chemische Laboratorium seine Entstehung u. Vollkommenheit verdankt. K. gehört in seiner Wissenschaft der konservativen Richtung an; die von Berzelius ursprünglich aufgestellte, später modifizirte Radikaltheorie hat er aufrecht erhalten u. seiner Zeit wieder zur Geltung gebracht. Seine u. seiner zahlreichen Schüler wissenschaftliche Arbeiten verfolgen durchweg das Ziel: für seine Ansichten über die chemische Konstitution der organischen Verbindungen experimentelle Beweise zu gewinnen. Einen großen Theil derselben hat K. in dem Werke „Das Chemische Laboratorium der Universität Marburg“ (Braunschw. 1865) niedergelegt. Auch über „Das neue Chemische Laboratorium der Universität Leipzig“ hat er eine interessante Schrift (Lpz. 1868) veröffentlicht. Sein Hauptwerk aber ist das „Ausführliche Lehrbuch der organischen Chemie“ (Braunschw. 1854—68). In jüngster Zeit haben ihn seine erfolgreichen Versuche behufs Klarlegung der werthvollen Eigenschaften der Salicylsäure (s. d.) auch dem großen Publikum bekannt gemacht.

Kolberg, Festung u. Kreisstadt im Reg.-Bez. Köslin der preuß. Provinz Pommern, mit 13,130 fast ausschließlich protestant. E. (1871), liegt an der schiffbaren Persante, 3 Km. von ihrer Mündung in die Ostsee entfernt u. ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichts u. eines Hauptzollamtes. Von den fünf protest. Kirchen ist die schönste die 1316 vollendete Marienkirche. Außerdem ist auch das Rathhaus ein architektonisch hervorragendes Gebäude. K. besitzt ein Gymnasium u. ein adliges Fräuleinstift; auf dem Markte erhebt sich ein von Drake modellirtes Standbild Friedrich Wilhelm's IV. Die Einwohner treiben lebhaften Handel, Fischerei u. Rhederei (1872: 19 eigene Seeschiffe u. 11 Küstenfahrer); vielbesucht ist das Soolbad der Stadt neben den Seebädern bei Kolbergermünde, dem Hafen der Stadt an der Persantemündung, welche durch das Münderfort im O. u. die Kleist- u. Heydenschanze im W. geschützt wird. Die Stadt selbst wird noch von einer Anzahl detachirter Forts u. Schanzen umgeben, welche noch eine größere Ausdehnung u. Verstärkung erhalten sollen. — K., die alte Hauptstadt des Herzogthums Kassuben, bestand schon im 10. Jahrh. u. widerstand 1102 mit Erfolg der Belagerung durch Herzog Boleslaw von Polen; deutsches Stadtrecht

erhielt es 1255, 1277 kam die Stadt an das Stift Kammin, später trat K. auch der Hansa bei. Die Schweden eroberten es 1631; 1758 u. 1760 wurde es vergeblich von den Russen belagert, erlag aber diesen 1761; 1807 wurde es mit ungewöhnlicher Energie u. Tapferkeit u. zugleich von Gneisenau, Schill u. Nettelbeck erfolgreich gegen die Franzosen vertheidigt, welche die Stadt unablässig 28. April bis 2. Juli bombardiren ließen, der Friede von Tilsit befreite K. von seinen Bedrängern.

Kolchis, ein durch die Argonautenfahrt bekanntes Land an der Ostküste des Schwarzen Meeres, zwischen Kaukasus, Iberien u. Armenien, bewässert von den Flüssen Phasis (heute Rion) u. Akamphis (heute Tschoruk); die bedeutenderen Städte des Landes waren Phasis (heute Poti) unweit der Mündung des gleichnamigen Flusses mit einem Tempel der Kybele, u. Dioturias (heute Isturia) nordl. davon. Die Bewohner (Kolcher) zerfielen in mehrere Stämme (Koraxer u. Moscher); sie wurden von einheimischen Fürsten regiert, bis sie von dem pontischen König Mithridates Eupator unterworfen wurden. Nach der Besiegung desselben durch die Römer kam K. an Rom. Das Land war fruchtbar an Wein u. Obst u. lieferte Schiffsbauholz u. Flachs.

Koldewey, Karl, deutscher Seemann, bekannt insbes. als Nordpolfahrer, geb. zu Bücken bei Hoya (Hann.) 26. Okt. 1837, kam 1849 auf das Gymnasium in Klausthal, ging 1853 als Schiffsjunge zur See, besuchte 1859—61 die Steuermannsschule in Bremen u. machte seit 1862 verschiedene Seereisen als Obersteuermann mit. Hierauf trat er 1866 in die Polytechnische Schule zu Hannover ein u. studirte dann auch noch auf der Universität in Göttingen Mathematik, Astronomie u. Physik. 1868 u. 1869—70 führte K. als Kommandant der „Germania" die durch August Petermann (s. d.) angeregte u. zur Ausführung gebrachte erste u. zweite deutsche Nordpolexpedition. Zurückgekehrt, wandte er sich nach Hamburg, wo er im April 1871 Assistent an der Seewarte wurde. In deren Auftrag bearbeitete er während des Winters 1871/72 in Berlin unter Dove's Anleitung die meteorologischen u. hydrographischen Resultate der Nordpolexpeditionen. Vgl. „Die 1. deutsche Nordpolexpedition 1868" (als Ergänzungsheft Nr. 28 zu Petermann's „Mittheilungen", Gotha 1871) u. „Die 2. deutsche Nordpolfahrt in den J. 1869 u. 70 unter Führung des Kapitän K. Herausgegeben von dem Verein für deutsche Nordpolfahrt in Bremen" (2 Bde., Lpz. 1873—74).

Kolding, dän. Stadt im jüt. Amt Veile (Stift Ribe) mit 5400 E. (1871), liegt an der Mündung der Koldingsaa in den Koldingerfjord, welcher sich vom Kleinen Belt 1½ M. tief in das Land erstreckt, hat eine Lateinschule u. treibt Fischerei u. etwas Schiffahrt u. Handel. Das seit dem Brande von 1808 in Trümmern liegende Schloß Koldinghuus war im Mittelalter häufig Residenz dän. Könige. In der Kriegsgeschichte ist K. bekannt durch den 1313 von den Aufständischen unter Niels Olufson über die königl. Truppen davongetragenen Sieg, durch die Niederlage der Dänen 1643 durch den schwed. Feldherrn Torstenson u. durch den Sieg der schleswig-holstein. Armee unter General Bonin 23. April 1849 über die Dänen unter Bülow.

Kolettis, Joannis, griech. Staatsmann, geb. 1788 zu Syrakos bei Janina, studirte in Italien Medizin u. wurde Leibarzt bei Muktar-Bey, dem Sohne Ali-Pascha's von Janina. Nach der Unterdrückung des von ihm 1821 erregten Aufstandes in seiner Vaterstadt ging er nach dem Peloponnes, um hier für die Befreiung Griechenlands aus den Händen der Türken thätig zu sein. Auf sein Betreiben kam die Nationalversammlung von Trözene zu Stande, die den J. Kapodistrias (s. d.) zum Präsidenten von Griechenland wählte. Nach dessen Ermordung mit Kolokotronis u. A. Kapodistrias Mitglied der provisorischen Regierungskommission, schloß sich dann K. der rumeliot. Oppositionspartei an u. bewirkte durch diese im April 1832 den Sturz des A. Kapodistrias. Hierauf auch wieder in die Kommission gewählt, welche Griechenland bis zur Ankunft der bayrischen Regentschaft regierte, erkannte er den König Otto bedingungslos an. Dieser ernannte ihn zum Minister des Innern u. zum Präsidenten des Kabinets. In den J. 1835—44 war K. Gesandter in Paris, dann trat er als Minister des Auswärtigen an die Spitze des Ministerraths u. erhielt sich auf diesem Posten bis zu seinem Tode im Sept. 1847.

Kolgujew (Kalgujew), eine zum russ. Gouvernement Archangel gehörige Insel des nördl. Eismeeres, im NO. von der Halbinsel Kanin gelegen, hat eine eirunde Gestalt u. ungefähr 50 M. im Umfange. Die Küsten sind flach u. der Schiffahrt bes. im O. wegen der Untiefen gefährlich; das noch unbekannte Innere wird wahrscheinlich von ausgedehnten Tundren bedeckt, aus denen zahlreiche Flüsse nach N. u. O. abströmen.

K. ist unbewohnt, doch locken die an Walthieren reichen Gewässer um die Inseln, wie die großen Scharen von Wasservögeln, welche nam. im Juni hier zusammenfliegen, u. die trefflichen Fische der Flüsse alljährlich im Sommer russ. Jäger u. Fischer herbei; Eiderdunen, eingesalzenes Gänsefleisch u. Schwanenbälge werden in großen Massen hier gewonnen. Die mit Moos bedeckten Sümpfe dienen Renthieren, Eisbären u. Polarfüchsen zum Aufenthalt.

Kolibri od. Fliegenvogel bezeichnet eine artenreiche Gruppe kleiner, durch Farbenpracht u. metallischen Glanz ihres Gefieders u. einen sehr langen, dünnen Schnabel ausgezeichneter Vögel (Familie der Trochiliden) aus der Ordnung der Singvögel (u. zwar der Dünnschnäbler, Tenuirostres), die indeß keinen Singmuskelapparat besitzen.



Nr 3737. Kolibris.

Der Oberschnabel umfaßt den Unterschnabel mit seinen Rändern in der Weise, daß hierdurch eine Röhre gebildet wird, in welcher die bis zur Wurzel gespaltene Zunge liegt, deren Beweglichkeit in dem Maße erhöht ist, daß sie weit vorgeschnellt werden kann. Die K. haben, begünstigt durch lange, schmale Flügel u. sehr kurze Beine, einen ungemein schnellen Flug u. wissen sich schwebend vor den Blüten zu erhalten, aus deren Grunde sie nicht Honig (wie man ehedem meinte, daher „Honigsauger"), sondern Insekten hervorholen. Einige Arten haben besonderen Federschmuck, wie Kopfhauben, Halskragen, verlängerte Schwanzfedern u. s. w. Gould hat nicht weniger als 416 Arten K. beschrieben; sie sind über den ganzen amerikan. Kontinent verbreitet u. kommen in den Cordilleren bis an die Schneegrenze vor. Alle Beobachter wetteifern in der Bewunderung ihrer Schönheit, die Mexikaner fertigen aus ihrem Gefieder kostbare Federmäntel, auch bei uns werden die ganzen Thiere als Kopfschmuck verwendet. Eine der größten Arten ist der Eremit od. Topaskolibri (Trochilus od. Topaza pella) aus Guiana; er ist braunroth gefärbt, goldglänzend, der Scheitel sammtschwarz, die Kehle topasgelb, die mittleren Schwanzfedern grün. Er erreicht eine Länge von 21 cm. mit Einschluß der beiden verlängerten Schwanzfedern. Dagegen wird der kleine goldgrüne, unten graue Trochilus (Melisuga) minimus von San Domingo nur 5 cm. lang u. 2 gr. schwer; seine zwei kaum erbsengroßen Eierchen legt er in ein walnußgroßes Nest aus Pflanzenwolle.

Kolik heißt im Allgemeinen jeder Unterleibsschmerz, welcher periodisch u. ruckweise auftritt, am häufigsten in den Därmen seinen Sitz hat u. sich bisweilen mit anderen Symptomen noch, als Erbrechen, Fieber, Ohnmacht u. s. w., vergesellschaftet. Die K. selbst ist ein Hauptsymptom vieler schwerer Krankheiten, so der Cholera u. der Cholerine. Ferner ist die K. eine häufige Begleiterscheinung akuter u. chronischer Vergiftungen, so bei Arsenik-, Kohlendampf- ꝛc. Vergiftungen, ebenso bei Bleivergiftungen (Bleikolik). Die Darmkolik kann verschiedene Ursachen haben, sie hängt in den meisten Fällen von einer abnormen Expansion des Grimmdarmes ab, welche Folge von Gasansammlung, versetzten Blähungen

od. von angehäuften Kothmassen sein kann u. sofort schwindet, sobald die Gase abgeleitet od. der Stuhl entleert worden ist. Doch können auch Darmverschlingungen Kolikschmerzen bedingen. Außer Darmkolik giebt es Gallensteinkolik, Nierensteinkolik, Gebärmutterkolik. In allen diesen Fällen handelt es sich um sehr schmerzhafte Affektionen, die darin ihren Grund haben, daß sich in den Gallengängen, beziehentlich in den Nierenkanälen od. in der Gebärmutter, Steine resp. Blutansammlungen befinden, die das betreffende Organ durch krampfhafte Zusammenziehungen auszustoßen bemüht ist. Die Heilmittel sind für jeden einzelnen Fall andere; im Allgemeinen jedoch erleichtern warme Umschläge auf den Unterleib nebst subkutaner u. innerer Darreichung von narkotischen Mitteln fast immer die Schmerzen bedeutend.

koliren, s. v. w. filtriren.

Kollár, Johann, slavischer Dichter u. Alterthumsforscher, geb. zu Mossocz in der Thurotzer Gespanschaft 29. Juli 1793, studirte seit 1817 in Jena Theologie u. wurde 1819 slovak. Prediger bei der neubegründeten Gemeinde in Pest, als welcher er durch seine Kanzelberedsamkeit bald zu hohem Ruf kam. Seine „Kazne" (Predigten, Pest 1831) wurden auch in fremde Sprachen übersetzt. Als Dichter lenkte er zuerst durch sein lyrisches Epos „Slawy deera" (die „Tochter des Ruhms", Ofen 1824; 2 Bde., 3. Aufl., Pest 1832), in welchem er seinen Schmerz über das Verdrängen seines Stammes durch die deutsche Kultur aussprach, die Aufmerksamkeit auf sich. Alsbald bemächtigte sich die panslavist. Partei seines Dichterruhmes, u. als die ungar. Sprachenkämpfe ihren Anfang nahmen, gruppirte sich die ganze slovak. Jugend um ihn. Zwar protestirte er gegen das Unterlegen einer panslavist. Tendenz, doch findet sich eine solche ganz unverkennbar in seinen Werken „Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen u. Mundarten der slav. Nation" (Pest 1831) u. „Reise durch Oberitalien, Tirol u. Bayern" (ebd. 1839). In der letzten Zeit seines Lebens wandte er sich ganz den Alterthumswissenschaften zu, als deren Professor er 1849 nach Wien ging. Hier starb er 24. Jan. 1852. Nach seinem Tode erschien „Staroitalia slavjanská" (das slav. Altitalien, Wien 1853). Auf dem poetischen Gebiete ist noch seine verdienstvolle Sammlung slovak. Volkslieder, „Narodnie Zpiewanky" (2 Bde., Ofen 1823 u. 27; 2. Aufl. 1832 f.), zu erwähnen.

Kollation (a. d. Lat.), eigentlich das Zusammentragen, Zusammenbringen, die genaue Vergleichung od. Gegeneinanderhaltung zweier Schriften; ferner die Verleihung niederer Pfründen durch den Bischof od. den Landesherrn; dann eine mäßige Mahlzeit außer der bestimmten Essenszeit, u. in der Rechtssprache die Einwerfung Desjenigen in die Erbschaftsmasse, was einer der Erben schon vor der Erbtheilung aus dem Vermögen des Erblassers erhalten hat.

kollationiren, die Richtigkeit einer Abschrift mit der Urschrift, sowie die Vollständigkeit eines Buches nach den Seitenzahlen prüfen.

Kollator (a. d. Lat.), der Uebertrager, Ernenner, ein zur Besetzung einer erledigten Pfarr- od. Schulstelle Befugter.

Kollatur, das Recht, eine erledigte Pfarr- od. Schulstelle zu besetzen bez. zu kontroliren (Patronatsrecht).

Kölle, Friedrich v., Diplomat u. Schriftsteller, geb. zu Stuttgart 11. Febr. 1781, studirte seit 1797 in Tübingen u. Göttingen die Rechte, habilitirte sich in Tübingen, wurde 1806 Obertribunalprokurator, ging im Okt. desselben Jahres zur Diplomatie über u. war nach einander Gesandtschaftssekretär, beziehentlich Legationsrath in Paris, im Haag, in München, Karlsruhe u. Dresden. Nachdem er 1814—16 nochmals am Obertribunal in Tübingen fungirt hatte, erhielt er 1817 den Posten eines württemb. Geschäftsträgers in Rom, wo er die Unterhandlungen über die Organisation der oberrhein. Kirchenprovinz zu Ende führte; 1833 verließ er den Staatsdienst, lebte eine Zeit lang in Paris u. starb zu Stuttgart 12. Sept. 1848. Er war Mitarbeiter zahlreicher Journale sowie Mitbegründer der „Deutschen Vierteljahrsschrift" u. ließ u. A. erscheinen: „Betrachtungen über Diplomatie" (Stuttg. 1838); „Rom im J. 1833" (ebd. 1839); „Paris im J. 1836" (ebd. 1836); „Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen" (ebd. 1847), u. übersetzte aus dem Span. Gracian's „Männerschule" (ebd. 1838).

Kollektaneen (vom lat. colligere, zusammenlesen) heißen allerhand gesammelte schriftliche Bemerkungen aus Büchern, zusammengetragene Einzelheiten u. Notizen, Lesefrüchte, die gewöhnlich für irgend einen Zweck zur weitern Verarbeitung gesammelt werden.

Kollekte (vom lat. colligere, sammeln), Sammlung, bes. Geldsammlung; in der Kirchensprache bedeutet K. ein Altargebet, einen Altarspruch.

Kollektion (vom lat. colligere), Sammlung.

Koller ist eine Pferdekrankheit, welche durch übermäßige Anstrengung, als Folge von Gehirnentzündung, durch schlechtes od. ungeeignetes, nam. zu starkes Futter bei ungenügender Arbeit, auch durch dumpfe, ungesunde Ställe entstehen kann. Der K. tritt in verschiedener Weise auf; meistens wird das Pferd dadurch träge u. fast vollständig unempfindlich, der sog. Dummkoller. Ein höherer Grad ist der sog. rasende K., welchem das Pferd in kurzer Zeit erliegt. Manche Pferde werden bei starker Hitze od. hellscheinender Sonne kollerig, der sog. Sonnen- od. Hitzkoller. Der K. gehört zu denjenigen Hauptfehlern der Pferde, welche, wenn sie innerhalb einer gesetzlich bestimmten Frist zur Anzeige gebracht werden, jeden Pferdekauf rückgängig machen.

Kölliker, Albert Rudolf v., ausgezeichneter Anatom, hochverdient insbes. um die Begründung der mikroskopischen Anatomie, geb. zu Zürich 6. Juli 1817, studirte seit 1836 in seiner Vaterstadt, in Bonn u. Berlin, wurde 1843 Prosektor u. Privatdozent in Zürich, erhielt 1845 eine außerord. Professur für Physiologie u. vergleichende Anatomie das., ging 1847 als ord. Prof. für die nämlichen Fächer nach Würzburg u. übernahm hier 1849 auch den Lehrstuhl der Anatomie. Seine literarische Thätigkeit begann er schon als Student, indem er ein „Verzeichniß der Phanerogamen des Kantons Zürich" (Zür. 1839) u. als erstes Ergebniß seiner mikroskopischen Forschungen „Beiträge zur Kenntniß der Geschlechtsverhältnisse u. der Samenflüssigkeit wirbelloser Thiere" (Berl. 1841) herausgab. Auf einer Reise durch Italien entstand 1842 seine „Entwicklungsgeschichte der Kephalopoden" (Zür. 1844). Seine Hauptwerke wurden: „Mikroskopische Anatomie" (2 Bde., Lpz. 1850—54); „Handbuch der Gewebelehre" (ebd. 1852, 5. Aufl. 1867); „Entwicklungsgeschichte des Menschen" (ebd. 1861); „Icones histologicae" (Atlas der vergleichenden Gewebelehre, ebd. 1864 f.) u. „Anatomisch systematische Beschreibung der Alcyonarien" (Frankf. 1870). Außerdem schrieb er noch: „Ueber die Pacinischen Körperchen der Menschen u. Thiere" (Zür. 1843); „Die Schleimpolypen von Messina" (Lpz. 1853); „Ueber das Ende der Wirbelsäule der Genoiden u. einiger Teleostier" (ebd. 1860); „Weitere Beobachtungen über die Wirbel der Selachier" (Frankf. 1863); „Die normale Resorption des Knochengewebes u. ihre Bedeutung für die Entstehung der typischen Knochenformen" (Lpz. 1873, mit 8 Taf.).

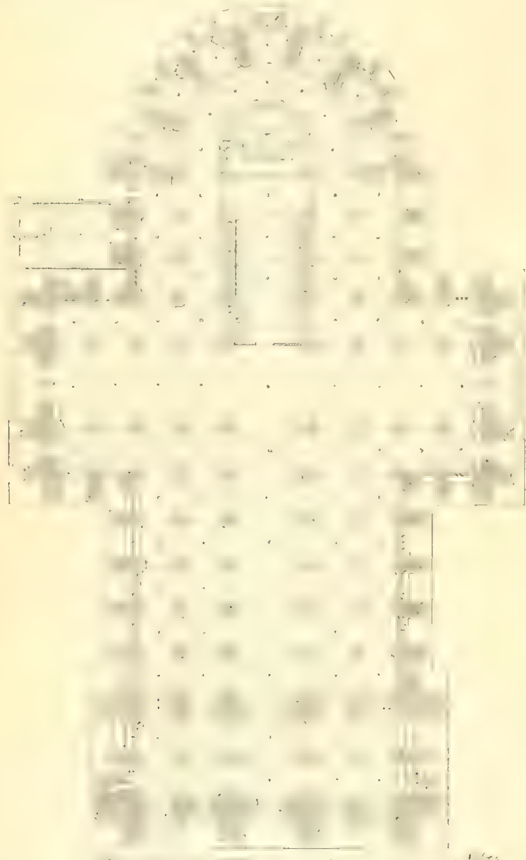
kollidiren (vom lat. collidere), zusammentreffen, sich begegnen, in feindliche Berührung kommen. — Kollision, Zusammenstoß, Streit, Widerstreit, z. B. zweier Gesetze, Pflichten ꝛc.

Kollin (Kolin), Stadt im Pardubitzer Kreise Böhmens, mit 9199 E. (1869), liegt an der Elbe, 7½ M. östl. von Prag, ist schön gebaut u. hat ein Schloß, eine Kattunfabrik u. Steinschleifereien. Geschichtlich ist die Stadt berühmt durch die Schlacht bei K., in welcher 18. Juni 1757 Friedrich II. von dem österr. Feldherrn Daun geschlagen wurde.

Kollodium ist eine farblose od. schwach gelbliche, dicke Flüssigkeit, die erhalten wird, wenn man Schießbaumwolle (s. d.) in einer Mischung von viel Aether mit wenig Alkohol auflöst; gießt man solches K. auf eine Fläche aus, so verdampft der Aetheralkohol schnell u. es bleibt die Schießbaumwolle als ein zartes, gleichartiges, durchsichtiges, dünnes Häutchen zurück. Diese Eigenschaft der Schießbaumwolle wurde, ebenso wie letztere selbst, von Schönbein im J. 1840 entdeckt. Man benutzt das K. theils in der Chirurgie zum Verschließen von Wunden, theils, u. zwar in viel bedeutenderen Mengen, in der Photographie (s. d.). Durch Zusatz von etwas Ricinusöl od. Glycerin erhält es die Eigenschaft, ein mehr elastisches Häutchen zu bilden, welches sich besser der Haut anschmiegt als das des reinen K.s. Man kann auch kleine Luftballons aus K. fertigen, indem man mit der Flüssigkeit eine runde Glasflasche ausschwenkt u. nach dem Austrocknen das Häutchen behutsam ablöst.

Kolmar, Kreisstadt im Reg.-Bez. Oberelsaß des Deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen mit 23,311 zu ⅘ kathol. E. (1871), liegt in einer fruchtbaren Gegend unweit der Ill an der Lauch, dem Logelbache (einem aus der Fecht abgeleiteten Kanal) u. in der Nähe der Vogesen; es ist Sitz des Bezirkspräsidiums, des Appellationsgerichtshofes für Elsaß-Lothringen, eines Land-, Handels- u. Friedensgerichtes, eines jüd. Konsistoriums, einer Kreisdirektion u. Handelskammer. Die eng gebaute Stadt besitzt in der evangel. Pfarrkirche (Barfüßerkirche aus dem 13. Jahrh.) u. dem kathol. Münster zu St. Martin (aus dem 13. u. 14. Jahrh.), sowie in dem Dominikanerkloster Unterlinden (1252—89

erbaut) hervorragende mittelalterliche Baudenkmale. Die 1261—73 aufgeführte Dominikanerkirche wird gegenwärtig als Getreidemagazin benutzt. Der schönste Stadttheil ist die nach W. bis zum Bahnhof sich erstreckende Vorstadt, in derselben erheben sich auf dem mit schönen Anlagen geschmückten Marsfelde die Statuen des franz. Generals Rapp (geb. in K. 1772) u. des Admirals Bruat (geb. in K. 1796); auch dem in K. 1736 geb. Dichter Pfeffel hat K. ein Denkmal neben dem Museum errichtet, in welch letzterem eine werthvolle Gemäldesammlung u. eine Bibliothek neben anderen historischen u. naturgeschichtlichen Sammlungen untergebracht ist. In der Industrie nimmt K. einen wichtigen Platz unter den elsässischen Städten ein, bes. durch Baumwollenspinnerei u. Weberei, Eisengießerei, Maschinenbau, Fabrikation von seidenen u. wollenen Bändern, Weberschiffchen, Watte, künstlichen Blumen, Tabak, Zinn- u. Thonwaaren, Gänseleberpasteten, durch Bierbrauerei, Bleicherei u. Glockengießerei. Baumwollenwaaren, Eisen, Wein u. Getreide werden in großen Mengen ausgeführt, wichtig ist der Durchgangshandel nach der Schweiz. — K., vielleicht das alte röm. Columbarium, wird zuerst erwähnt, als 833 in der Nähe der Stadt auf dem sog. „Lügenfelde" die Heere Ludwig's des Frommen u. seiner Söhne einander gegenüber standen; 1220 erhielt K. Mauern u. wurde 1226 freie Reichsstadt, 1632 von den Schweden eingenommen u. 1680 durch die Reunionskammern Frankreich einverleibt, aber durch den Deutsch-franz. Krieg wieder mit Deutschland vereinigt.



Nr. 3738. Grundriß des Kölner Doms.

Köln (franz. Cologne), größte u. wichtigste Stadt der preuß. Rheinprovinz, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks u. Landkreises u. Festung ersten Ranges mit 129,233 E. (1871), darunter 105,646 Katholiken, 16,746 Protestanten u. 2685 Israeliten, liegt halbkreisförmig am linken Rheinufer, der Stadt Deuz gegenüber, mit dem K. durch eine Schiffsbrücke u. eine Eisenbahnbrücke verbunden ist. Die Stadt wird noch von einer gut erhaltenen, im 12.—15. Jahrh. erbauten Ringmauer umschlossen; außerhalb derselben befinden sich die großartigen Festungswerke, für deren Erweiterung 1873 durch Reichsgesetz 27,477,000 Mk. ausgesetzt worden sind. Das Innere zeigt meist enge Straßen u. vielfach alterthümliche Häuser mit vorspringenden Giebeln. Keine zweite deutsche Stadt hat eine solche Fülle großartiger u. kunsthistorisch wichtiger Baudenkmale aufzuweisen als K. Ueberreste röm. Gebäude u. Alterthümer aus der Zeit der Gründungsperiode der Stadt werden nicht selten bei Erdarbeiten aufgefunden. Unter den 26 Kirchen, von denen 2 protestantisch sind, gehört die Klosterkirche St. Pantaleon mit ihrer an röm. Baustil erinnernden Vorhalle in die zweite Hälfte des 10. Jahrh., St. Marie im Kapitol (1049 geweiht), St. Ursula, St. Concilia, St. Aposteln u. Groß-St. Martin sind Pfeilerbasiliken, St. Georg (1066 gegründet) ist eine Säulenbasilika, die in der Mitte des 12. Jahrh. erbaute St. Mauritiuskirche eine gewölbte Basilika. Ein großartiges Denkmal roman. Stiles ist die St. Gereonskirche, welche jetzt nach Niederlegung der ihre nördl. Seite einst verdeckenden Baulichkeiten in ihrer ganzen erhebenden Pracht frei dasteht. Goth. Bauwerke sind St. Severin, die Minoritenkirche, vor Allem der Dom (s. d.), ein Theil des im 13. Jahrh. begonnenen, aber erst 1571 in schönem Renaissancestil vollendeten Rathhauses u. der 1441—74 erbaute, 1856 erweiterte Gürzenich, das ehemalige Kaufhaus mit einem prachtvollen Saale, in welchem u. A. auch die Karnevalsbälle u. die Konzerte an den niederrhein. Musikfesten abgehalten werden. Unter den neueren öffentlichen Gebäuden sind hervorzuheben die 1621—29 in Nachahmung des goth. Stiles erbaute Jesuitenkirche, die neue maurische Synagoge u. das Wallraf-Richartz'sche Museum, 1855 von dem Kommerzienrath Richartz († 1861) begründet u. 1861 im Bau vollendet, mit bedeutenden Sammlungen von Alterthümern u. Gemälden. An Kunstgegenständen aus dem Mittelalter ist das erzbischöfliche Museum auf dem Domhof reich. — K. ist Sitz der Regierung für den Bezirk, eines Appellationsgerichtshofes für die Rheinprovinz, eines Handels-, Land- u. 4 Friedensgerichte, einer Oberpost- u. Obersteuerdirektion, 2 Hauptsteuerämtern, einer Handelskammer u. eines Erzbischofs mit Domkapitel. An höheren Lehranstalten besitzt K. 3 kathol. Gymnasien u. ein simultanes Gymnasium, eine Realschule, ein Priester- u. ein Lehrerinnenseminar, eine Provinzialgewerbeschule u. eine Handelsschule; außerdem ein Konservatorium der Musik, einen schönen zoologischen Garten, eine städtische Bibliothek, ein städtisches Archiv, ein Taubstummeninstitut u. 2 Irrenanstalten. — K. ist einer der bedeutendsten Industrieplätze der Rheinlande; bes. hervorragend ist die Streichgarn- u. Baumwollspinnerei, die Weberei in Seide, Wolle, Leinen u. Baumwolle, die Fabrikation von Kölnischem Wasser (Eau de Cologne), Gummi-, Eisen- u. Blechwaaren, Teppichen, Tapeten, musikalischen Instrumenten, die Eisengießerei, der Maschinenbau, die Zuckerraffinerie u. die Bierbrauerei. Als überaus wichtiger Knotenpunkt verschiedener Eisenbahnen u. als größter Rheinhafen hat K. für den Handel zwischen Deutschland, den Niederlanden, Belgien u. Frankreich eine außerordentliche Bedeutung; zugleich ist es nach Frankfurt a. M. der wichtigste Börsenplatz in Westdeutschland. Von dem heiteren Sinn der Bevölkerung legt der Karneval das beredteste Zeugniß ab.

Die Stadt ist röm. Ursprungs, entstanden 37 v. Chr. im Lande der Ubier u. 50 n. Chr. durch eine Kolonie vergrößert, welche zu Ehren der hier geb. Gemahlin des Kaisers Claudius Colonia Agrippina genannt wurde. Zum Range einer freien Stadt ward K. 949 durch Otto I. erhoben u. trat im Anfang des 13. Jahrh. der Hansa, in der Mitte desselben Jahrh. dem Rheinischen Städtebunde bei. Die Bürger, schon im Mittelalter durch Handel u. Gewerbfleiß wohlhabend u. mächtig, lagen bis zum Ende des 16. Jahrh. in hartnäckigen Kämpfen mit den Erzbischöfen, welche ihre Macht auch über die freie Reichsstadt ausdehnen wollten; doch störten oft blutig endende Zunftaufstände nicht selten den inneren Frieden u. den Wohlstand der Bürgerschaft. Nachdem K. 1794 aufgehört hatte, freie Reichsstadt zu sein, kam es 1801 unter franz. Herrschaft u. verlor auch seine 1388 begründete Universität. Die Bedeutung der Stadt nahm erst zu, seitdem es 1815 zu Preußen kam.

Das Erzstift K. im Kurrhein. Kreise umfaßte etwa 120 □M. u. lag langgestreckt im W. des Stromes von Andernach bis Kempen zwischen den Herzogthümern Jülich u. Berg. Die Erzbischöfe, welche bis 1263 in K. selbst, später in Bonn u. Brühl residirten, waren Erzkanzler u. gehörten zu den 3 geistlichen Kurfürsten des Deutschen Reiches. Als erster Bischof wird Maternus (um 320) bezeichnet; zum Erzbischof ward Agilolf 745 durch Papst Zacharias I., das Stift aber erst durch Karl d. Gr. am Ausgang des 8. Jahrh. zum Erzbisthum erhoben. Durch die Erwerbung Lothringens unter dem Erzbischof Bruno (953—65), dem Bruder Kaiser Otto's I., ward die weltliche Macht des Erzstiftes wesentlich verstärkt. Von den späteren Erzbischöfen sind für die Geschichte von besonderer Bedeutung gewesen Hanno (1056—75) als Vormund Kaiser Heinrich's IV. (s. d.), Reinhold von Dassel (1159—67) als Theilnehmer an den ital. Kriegen Friedrich Barbarossa's u. durch die Erwerbung von Andernach, Philipp von Heinsberg (1167—91) durch die Ausdehnung der Herrschaft des Erzstiftes über einen großen Theil von Westfalen, Engelbert I. (1215—25) als Reichsverweser, Konrad von Hochstaden (1238—61) als Begründer des Domes von K., u. Wilhelm von Gennep, welcher 1356 durch die Goldene Bulle (s. d.) die Würde eines Kurfürsten erhielt. Die Reformation ward schon von Hermann V., Grafen zu Wied, unterstützt, dieser selbst aber 1546 durch den Papst als Erzbischof entsetzt; Gebhard von Waldburg trat aber zum Protestantismus über, vermählte sich mit der Gräfin Agnes von Mansfeld u. wurde

deshalb, nachdem er vom Papste exkommunizirt worden war, 1583 aus dem Erzstifte verdrängt. Ihm folgten nun bis 1761 Erzbischöfe aus dem Hause Bayern, von diesen war Ferdinand, der Bruder Maximilian's von Bayern, zugleich Bischof von Paderborn u. Hildesheim. In den Kämpfen zwischen Ludwig XIV. u. Deutschland stand K. mit großer Entschiedenheit auf franz. Seite. Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich (1784–94), mußte 1794 vor den Franzosen seine Residenz Bonn verlassen u. starb 26. Juli 1801. In demselben Jahre ward das Erzbisthum im Frieden von Luneville säkularisirt, der im W. des Rheines gelegene Theil kam an Frankreich, der im O. an Nassau Usingen, Wied-Runkel, Hessen Darmstadt u. Aremberg; 1815 ward beinahe das ganze Gebiet des Erzstiftes mit Preußen vereinigt. Der Reg.-Bez. K., umfaßt 72,18 □M. mit 613,500 E. (1871) u. besteht aus der kreiseximirten Stadt K. u. 10 Kreisen. Der Landkreis K. zählt 87,238 E. (1871) auf 8,00 □M.

Glasmalereien eingesetzt werden konnten. Von da an ruhte der Bau gänzlich u. gerieth dadurch in Verfall; als die Franzosen 1794 Köln besetzten, diente der Dom ihnen als Heumagazin. Erst in unserem Jahrhundert **lenkten die Brüder Boisserée (s. d.)** u. andere Männer die Aufmerksamkeit des Vaterlandes auf den verfallenen Riesenbau u. faßten den Gedanken an eine Vollendung desselben. Friedrich Wilhelm III. bewilligte wenigstens zum Erhalten u. Wiederherstellen des Vorhandenen **namhafte Summen u. übertrug diese Arbeit dem Baumeister Ahlert.** Als dieser 1833 starb, trat an seine Stelle Ernst Zwirner (s. d.), der den König Friedrich Wilhelm IV. für die Idee des Weiterbaues interessirte u. ihn bewog, das Protektorat des 1842 gebildeten Dombauvereins zu übernehmen. So wurde 4. Sept. 1842 der Grundstein zum Fortbau gelegt. Von da an herrschte eine durch die Theilnahme ganz Deutschlands geförderte rege Bauthätigkeit, so daß schon 1848 das südl. Seitenschiff bei der sechsten Säkularfeier der Grundsteinlegung eingeweiht werden konnte.



Nr. 573. Köln. Nach einem Stiche aus dem Verlage von Friedr. Henn in Köln.

Kölner Dom. Die in ihren Anfängen noch nicht hinreichend aufgehellte Baugeschichte des Domes ist in Kürze folgende: An der Stelle des jetzigen Domes errichtete das 9. Jahrh. eine dem heil. Petrus geweihte romanische Basilika, die aber bereits im Anfang des 13. Jahrh. so baufällig geworden war, daß Erzbischof Engelbert (1216—25) den Plan zu einem großartigen Neubau faßte. Seine Ermordung hinderte ihn an der Ausführung. Als aber der wichtigste Theil des Gebäudes 1248 abbrannte, wurde der Neubau nothwendig. Der Erzbischof Konrad von Hochstaden legte daher 14. Aug. 1248 den Grundstein zu einem völlig neuen Dome, dessen Plan die Sage Albertus Magnus (s. d.) zuschreibt, während er in Wirklichkeit wol die Erfindung des ersten Domwerkmeisters Gerhard von Rile ist. Da vom alten Chor vorzugsweise die Ostseite abgebrannt war, so beschränkte sich der Neubau zunächst auf den Chor, rückte aber nach dem 1261 erfolgten Tode des Erzbischofs Konrad so langsam vor, daß er erst 27. Sept. 1322 geweiht werden konnte. Seine damalige Gestalt war im Wesentlichen, wie sie noch jetzt ist. Danach brach man auch das Langhaus ab u. begann 1347 die beiden Westthürme u. das Langhaus. Aber erst 1437 war der südl. Hauptthurm so weit emporgewachsen, daß die Glocken darin aufgehängt werden konnten; seitdem blieb auf der Plattform des Thurms der (erst 1868 entfernte) Krahn zum Emporwinden des Baumaterials mehr als 4 Jahrhunderte das traurige Wahrzeichen der Stadt. Die letzte Thätigkeit am Weiterbau fällt in den Anfang des 16. Jahrh., als das Langhaus wenigstens so weit gedieh, daß im nördl. Seitenschiffe die berühmten

An Stelle des i. J. 1861 gestorbenen talentvollen Zwirner trat der Baumeister Voigtel, der 1863 das Innere fertig stellte u. dem Gottesdienst übergab, so daß der Weiterbau sich seitdem fast nur auf den plastischen Schmuck des Aeußeren u. nam. auf die Thürme erstreckte, die nach den 1814 in Darmstadt aufgefundenen alten Originalzeichnungen bereits zur Vollendung des Achtecks heranwuchsen u. in wenigen Jahren vollendet sein werden. Ihre Höhe ist auf 475 rhein. Fuß (149 m.) projektirt.

Der Grundriß zeigt eine fünfschiffige Anlage in der Grundform des Kreuzes, mit zwei westlichen Thürmen. Ein stark vorspringendes dreischiffiges Querhaus durchschneidet, da das (sehr kurze) Langhaus nur aus 6, der Langchor aus 4 Jochen u. dem Polygon besteht, das Gebäude fast in der Mitte. Neben dem Chor setzen sich die 4 Seitenschiffe in der Weise fort, daß die beiden inneren um das Polygon des Chores einen Umgang, die beiden äußeren einen Kranz von 7 Kapellen bilden. Jedes der Seitenschiffe hat die Hälfte der Breite u. der Höhe des Mittelschiffes. Die ganze Länge des Gebäudes beträgt im Aeußeren 466 Fuß rhein. (146,2 m.), im Lichten 433 Fuß (129 m.) bei 144 Fuß (32,75 m.) Breite. Der Flächenraum des Innern, nach Abzug der Pfeiler, ist 62,918 □Fuß (6197 □m.), so daß es in letzterer Beziehung unter den gothischen Domen nur vom Mailänder übertroffen wird, der 87,230 □Fuß (8592 □m.) enthält. Was auf den Beschauer beim Eintritt durch das mittlere der drei Westportale den großartigsten Eindruck macht, das ist zunächst die erhabene Einfachheit der Gewölbe des Langhauses u. mehr noch die Pracht des himmelan steigenden Chores, dessen schlanke Säulen, wie die

Baume eines uralten Forstes, sich in eine Krone von Aesten spalten, die sich zu spitzen Bogen wölben. Hier im Chor bilden sie noch einen runden Kern, den große u. kleine Halbsäulen umschließen; im später erbauten Langhause erscheinen sie als Pfeiler von vier od. achteckigem Kern, um den sich die durch Hohlkehlen mit einander verbundenen Halbsäulen sogar bis zur Zahl von 16 scharen u. dadurch den mannichfaltigsten Wechsel von Licht u. Schatten hervorbringen. Wie der Fuß der Säule doppelt gegliedert ist, so sind auch die Kapitäle von einem doppelten Blätterkranz umwunden. (S. Bd. II, Taf. XXXIII, Nr. 8). Weiterhin ist über den Arkaden des Mittelschiffs die Mauer durch eine umlaufende Galerie belebt, über welcher sich dann noch die Fenster des Mittelschiffs öffnen.



Nr. 3740 Inneres des Kölner Doms.

Alle diese großen u. kleinen Spitzbogen der Fenster, der Arkaden, der Gewölbe u. der Portale haben die schönste aller Formen, die aus dem gleichseitigen Dreieck konstruirte, welche — in solcher Konsequenz durchgeführt — als eine nur dem K. D. angehörende Eigenthümlichkeit anzusehen ist; die in wunderbarer Weise durchgeführten Zahlen- u. Größenverhältnisse lassen sich ebenfalls aus dem gleichseitigen Dreieck ableiten. Von Glasmalereien befinden sich im Langhause links im nördl. Seitenschiff die alten, prachtvoll glühenden, aber in der Abstufung noch mangelhaften Farben aus den J. 1507—9; rechts im südl. Seitenschiff die schönsten Erzeugnisse der Münchner Glasmalereianstalt, die nach einer Idee von Heinrich Heß in einem Cyklus von Bildern die Gründung des Christenthums u. die Kirche Christi darstellen. Außerdem aus den letzten Jahrhunderten noch andere Malereien in den Fenstern des Querschiffs. — Ueberreich an Denkmalen der Plastik, der Goldschmiedekunst u. der Malerei alter u. neuer Zeit ist die ganze östl. Partie des Domes. Der Chor mit seinem Umgange, seinem Kranz von Kapellen, die in der heil. Siebenzahl den östl. Abschluß bilden, u. die neben dem nördl. Kreuzflügel liegende Schatzkammer. Von Werken der Malerei nennen wir nur das weltberühmte Dombild des Meisters Stephan (Agneskapelle) aus dem J. 1426, Overbeck's Himmelfahrt Mariä (Marienkapelle), Steinle's Fresken unter der Arkadengalerie ꝛc. Die Schatzkammer birgt eine Fülle von prachtvollen Kirchengeräthen des Mittelalters. Von der reichen Literatur über den Dom, in welcher das Boisserée'sche Werk eine hervorragende Stelle einnimmt, sei hier vorzüglich auf das Prachtwerk des Architekten Schmitz („Der Dom zu Köln, seine Konstruktion u. Ausstattung." Historischer Text von Dr. L. Ennen, Köln u. Neuß 1868 ff.) hingewiesen.

Kölnisches Wasser, s. „Eau de Cologne".

Kolokol (russ.), die „Glocke", der Titel einer von Hertzen gegründeten politischen Zeitschrift.

Kolokotrónis, Theodor, einer der hervorragendsten Führer im griech. Befreiungskriege, geb. 3. April 1770 als der Sohn des gefürchteten Armatolenführers Konstantin K., der 1780, wie früher schon der Großvater, von den Türken ermordet wurde; war längere Zeit hindurch gleichfalls der Anführer von Armatolen- u. Klephthenbanden u. wurde später Offizier in einem griech. Regiment auf den Jonischen Inseln. Schon 1817 in die Plane der Hetärie eingeweiht, erschien er mit Ausbruch des Krieges Anfang 1821 auf dem Kampfplatze u. trug durch seine kriegerischen Eigenschaften viel zu den glücklichen Erfolgen der ersten Jahre bei; andererseits verdarb er viel durch übermüthiges u. selbstsüchtiges Auftreten, u. da er sich als Vizepräsident des Vollziehungsrathes offen der Regierung widersetzte, ward er eine Zeit lang gefangen gehalten. Im Juni 1825 wieder freigegeben, erhielt er den Oberbefehl im Peloponnes gegen Ibrahim Pascha u. wurde nach der Ermordung des Kapodistrias (s. d.) Mitglied der provisorischen Regierungskommission. Als diese aufgelöst worden war, bekämpfte er mit der kapodistrianisch-korfiotischen Partei aufs Erbittertste die neue Ordnung der Dinge, u. gegen die Regentschaft des Königs Otto zettelte er 1833 sogar eine Verschwörung an, infolge deren er zum Tode verurtheilt wurde; doch wurde diese Strafe erst in 20jähr. Festungshaft umgewandelt u. er beim Regierungsantritt des Königs Otto (1. Juni 1835) ganz begnadigt, erhielt auch seinen Generalsrang zurück u. eine Stelle im Staatsrathe. K. starb zu Athen 4. Febr. 1843. Seine die J. 1770—1836 umfassenden Denkwürdigkeiten erschienen 1851 zu Athen.

Kolomea (Kolomyja), Stadt im südl. Galizien mit 17,679 E. (1869), liegt auf dem östl. Ufer des oberen Pruth in einem breiten, von den Vorbergen der Karpaten umschlossenen Thale u. am Ausgange eines wichtigen, nach Ungarn führenden Passes. Der größte Theil der Bevölkerung besteht aus Juden, welche lebhaften Handel treiben.

Kolomna, gewerbfleißige Kreisstadt im russ. Gouvernement Moskau mit 19,890 E. (1871); liegt in einem breiten, fruchtbaren Thale unweit des Einflusses der Moskwa in die Oka, hat zahlreiche Kirchen u. einen verfallenen Kreml u. gehört zu den ältesten Städten Rußlands. Die Bevölkerung treibt bes. Talgsiederei u. Weberei; aus dem Kreise K. gehen nebst andern Arbeitern namentlich viele Bäcker nach Moskau, um dort Arbeit zu suchen.

Kolon (griech.), Glied, Theil. In der Metrik bedeutet K. ein Strophenlied, da die einzelnen Verse nur als Glieder eines größeren Ganzen betrachtet werden; je nach der Anzahl der Kola unterscheidet man Mono-, Di-, Tri-K. (d. h. Ein-, Zwei-, Drei-K.). In der Interpunktionslehre dient das K. (:) dazu, mehrere durch Semikolon getrennte Vordersätze einer Periode vom gleichartigen Nachsatz zu trennen; ferner als Zeichen besonderen Nachdrucks, um auf etwas Nachfolgendes aufmerksam zu machen, also stellvertretend für Wörter wie: „nämlich", „also", „Folgendes" ꝛc.; die häufigste Verwendung findet das K. als Anführungszeichen, um Worte eines Andern, den Titel eines Buches, eine Stelle aus einer Rede ꝛc. anzuführen. Ueber K. od. S romanum in anatomischer Bedeutung s. „Darm".

Kolonien sind planmäßige Ansiedelungen von dem Mutterlande aus in einem fremden Erdtheile od. Lande, durch welche in der neuen Heimat

ein für sich bestehendes od. auch von dem Mutterlande noch abhängiges Staatswesen eingerichtet u. forterhalten werden kann. Die Kolonisten gehören zu den Auswanderern, sie unterscheiden sich aber von Letzteren dadurch, daß mindestens ein gemeindeweises Zusammenwohnen der Eingewanderten von vorn herein beabsichtigt ist, während die Privatansiedelungen eine derartige Verfolgung gemeinsamer Interessen hier u. da zwar auch anstreben, in der Regel aber den nur lockeren Verband bald lösen u. sich schneller od. langsamer den Einrichtungen des neuen Staatswesens anbequemen. — Man hat verschiedene Arten von K. zu unterscheiden. Nicht selten hat der Staat für nothwendig gehalten, die Ansiedelung Einheimischer od. Fremder aus irgend welchen Gründen selbst in die Hand zu nehmen u. zu begünstigen. So haben im Laufe der Zeit die Regierungen von Ungarn, Südrußland, Brasilien u. Australien fremden Einwanderern besondere Vortheile in Aussicht gestellt u. dadurch erreicht, daß ein größerer Zuzug nach diesen dünn bevölkerten Ländern stattfand. Die Ansiedler bildeten dann meist Gemeinden u. behielten als solche ihre Sprache bei; oft wurde ihnen auch die Aufrechthaltung der Einrichtungen u. Gesetze der früheren Heimat garantirt. Verbindungen mit dem Mutterlande bleiben Anfangs zwar bestehen, erlöschen aber mit jeder Generation mehr u. schließlich gehen bei dieser Kolonisation durch den Staat die K. ganz in dem Staatswesen des Einwanderungslandes auf. — Eine andere Art bildet sich durch Auswanderung nach einem fremden Lande, das von den Einwanderern entweder auf friedlichem Wege od. durch gewaltsame Besitzergreifung okkupirt wird. Hierbei ist die Staatsgewalt des Mutterlandes nicht betheiligt, noch weniger die vorgefundene Regierung des neuen Landes, der sogar von den Eingewanderten eine ganz passive Rolle zugewiesen wird. Die Ansiedler bilden neue Staaten u. machen sich zu Herren des Landes; es wird aber auch hier der Fall eintreten, daß bei sonst ganz unabhängiger Stellung mit der früheren Heimat gewisse Verbindungen unterhalten werden. Karthago war eine solche von Phönikiern gegründete, aber von dem Mutterlande ganz unabhängige K., ebenso Island, das erst mehrere Jahrhunderte nach seiner Kolonisation von dem Mutterlande Norwegen zurückerobert wurde. — Die dritte Art von K. u. zugleich diejenige, an welche man nach dem Sprachgebrauch zunächst denkt, besteht in Niederlassungen in der Ferne — sei es im Wege der Eroberung od. sonstigen Besitzergreifung — welche unter der Staatsgewalt des Mutterlandes verbleiben. Hierher gehören die von den griech. Staaten gegründeten Kleruchien, die K. der Römer mit ihren massenhaften Versetzungen der Bewohner ganzer Provinzen in andere Länder od. den Vertheilungen von Ländereien an die röm. Soldaten, die Ansiedelungen der Dänen, Portugiesen, Spanier, Franzosen, Engländer, Holländer u. Russen in überseeischen Ländern. Hier u. da wurde die Ansiedelung durch größere Handelsgesellschaften, z. B. durch die große Englisch-ostindische Handelscompagnie, unternommen, u. es bleibt eine denkwürdige geschichtliche Thatsache, daß jene Handelscompagnie, wenn auch auf die Machtstellung ihrer Heimat gestützt, viele Jahrzehnte hindurch ein Land von fast 200 Mill. Einw. beherrschen konnte.

Man unterscheidet sodann noch, je nach dem Zweck, der mit der Ansiedelung verbunden wird: Ackerbaukolonien, Handels-, Militär-, Missions-, Fischerei-, Jagdkolonien (z. B. die Niederlassungen der Pelzjäger im Westen Nordamerika's). Strafkolonien dienen zur Deportation u. Aufnahme von Verbrechern, bez. zur Kultivirung durch letztere, Relaiskolonien zur Verproviantirung der Schiffe mit Wasser, Lebensmitteln u. Kohlen (Kohlenstationen).

Die Bedeutung der K. ist lange Zeit hindurch außerordentlich überschätzt worden. Von dauerndem Werth ist die Kolonisation nur in dem Falle, wenn ein höher kultivirtes Volk von einem Lande Besitz ergreift, das in der Civilisation viel tiefer steht. Dann liegt aber der Nutzen auf Seite des okkupirten Landes, nicht auf Seite der ursprünglichen Heimat der Kolonisten. Die seit der Entdeckung Amerika's bis noch in die neueste Zeit herrschende Ansicht, daß die Völker durch Kolonialbesitz reich würden, beruht auf einem Irrthum, u. in der Regel hat das Kolonialsystem allein dem Mutterlande nur wenig Vortheil gebracht. Wenn Englands Handel u. Industrie sich im Laufe dieses Jahrhunderts außerordentlich gehoben haben u. damit der Wohlstand des Landes in hervorragendster Weise gewachsen ist, so beruht dies nicht darauf, daß England den größten Kolonialbesitz aufzuweisen hat. Der engl. Handel hätte, auch ohne die heimatliche Begünstigung, ohne die hohen Kosten des militärischen Schutzes u. der Verwaltung, mit gleichem Gewinn die Produkte der überseeischen K. gegen einheimische Fabrikate eintauschen können. Das Bestreben, ferne K. sich ausschließlich u. unbedingt dienstbar zu machen (Kolonialpolitik), ist ohne große Bedrückungen u. Gewaltthaten, ohne einseitige Bevorzugungen zu Gunsten des herrschenden Mutterlandes kaum durchzuführen, u. wenn dieses System sich sogar, wie bei den Spaniern, bis zur Aussaugung der K. versteigt, dann kann vollends von einem nachhaltigen Vortheil nicht die Rede sein. Auf wenige Jahre od. Jahrzehnte der gewinnbringenden Ausbeutung folgt dann sehr bald die Erschöpfung, an Stelle des friedlichen u. gesuchten Austausches der gegenseitigen Handelsgüter tritt der Haß der Unterdrückten, dem früher od. später die offene Empörung zu folgen pflegt. Der Besitz der nordamerik. K., aus denen sich die Vereinigten Staaten gebildet haben, hat England nur kurze Zeit, u. zwar nur so lange Nutzen gebracht, als die überseeischen Gebiete noch schutzbedürftig waren. Die einseitige Begünstigung der englischen Ausfuhr u. andere Bedrückungen veranlaßten den nordamerik. Freiheitskrieg, der England mehr kostete, als die aus diesen Ländereien bisher gezogenen Vortheile ihm eingebracht hatten. Aber erst seit der Lostrennung hat sich der Handelsaustausch zwischen England u. Nordamerika zu seiner großartigen Bedeutung entfaltet. Die Ausfuhr engl. Waaren nach der Union ist heute 15mal größer, als sie nach den nordamerikanischen K. war, u. die Union exportirt nach England nahezu 100mal mehr, als was sie vorher dorthin lieferte. Unbestritten ist ferner, daß Nordamerika, wenn es englische K. geblieben wäre, nicht im Entferntesten zu der Größe u. der Entwickelung, die es heute einnimmt, herangewachsen wäre. Schließlich noch zwei Gegensätze, die den Werth des Kolonialbesitzes besser verdeutlichen werden als längere Auseinandersetzungen. Spanien, seiner Zeit reicher an Kolonialbesitz als jedes andere Land, ist nach kurzer Blütezeit verarmt, sein Handel u. seine Industrie sind kaum nennenswerth. Deutschland, das niemals K. besessen hat, besitzt die drittgrößte Handelsflotte der Erde, damit einen lebhaften auswärtigen Handel, gestützt auf eine lebenskräftige einheimische Industrie. Die Kolonialprodukte an Kaffee, Thee, Tabak, Baumwolle, Gewürzen 2c. sind uns eben so leicht zugänglich, mitunter sogar zu billigeren Preisen zu erhalten gewesen, als in Ländern mit großem Kolonialbesitz, u. unsere Ausfuhrartikel sind eben so gesucht od. gesuchter gewesen, als die Erzeugnisse anderer Länder. Eine Nothwendigkeit, K. zu gründen od. zu erwerben, dürfte daher für Deutschland durchaus nicht vorliegen.

Der Kolonialbesitz der europäischen Staaten beträgt gegenwärtig für England 367,000 □M. mit 217 Mill. E., für Rußland 28,000 □M. mit 2 Mill. E., für die Niederlande 32,000 □M. mit $22\frac{1}{2}$ Mill. E., für Spanien 8700 □M. mit $6\frac{1}{2}$ Mill. E., für Frankreich 8400 □M. mit $2\frac{1}{2}$ Mill. E., für Portugal 25,000 □M. mit $3\frac{3}{4}$ Mill. E., für Dänemark 2000 □M. mit 48,000 E. u. für Schweden 1 . □M. mit 2800 E.

Kolonne, Säule, Heersäule, ist im militärischen Sprachgebrauche diejenige Formation, in welcher die einzelnen Abtheilungen einer Compagnie, Escadron, Batterie, eines Bataillons, Regiments od. einer Artillerieabtheilung hintereinander stehen, im Gegensatz zur Linie, in welcher sie nebeneinander aufgestellt sind. Man unterscheidet demnach Sektions-, Halbzugs-, Zugskolonnen, ferner K.n mit Compagnie-, Escadron-, Batteriefront 2c., deren Benennung u. Bedeutung die militärischen Reglements genau bezeichnen. Im Allgemeinen wird die Formation in K.n zu der Bewegung, die Formation in Linie zu dem Gefecht angenommen. Die Taktik zur Zeit Friedrich's d. Gr. bewegte die Truppen auch auf dem Gefechtsfelde vorzugsweise in langen Linien, während die Napoleonische Taktik in geschickter Kombinirung von Kolonnenformationen zur Bewegung der Truppen u. schneller Entwickelung derselben zur Linie den Grund zu der neueren Taktik legte. Heutzutage, wo die Feuerwirkung eine so bedeutende geworden ist, läßt sich die Massirung der Truppen zu großen K.n auf dem Schlachtfelde nicht mehr anwenden, u. es gehen deshalb die Vorschläge der neueren Taktiker auf vermehrte Anwendung von Tirailleurlinien, welche durch kleine K.n unterstützt werden.

Kolŏphon, griech. Küstenstadt in Lydien am Flüßchen Hales, mit dem 2 Millien entfernten Hafen Notion, war unter den Städten des Ionischen Bundes eine der bedeutenderen, besaß in der Zeit ihrer Blüte eine ansehnliche Seemacht u. war durch ihre gute Reiterei berühmt; sie ist die Vaterstadt des Philosophen Xenophanes, sowie der Dichter Mimnermos, Hermesianax u. Nikandros. Ihre Unabhängigkeit verlor sie schon früh, indem sie von dem lydischen König Alyattes (612—563 v. Chr.) unterworfen wurde; über ihre weiteren Schicksale im Allgemeinen s. „Ionien". Von der Stadt finden sich nur noch wenige Trümmer bei dem jetzigen Flecken Tschille od. Zille. Das Kolophonium hat von K. seinen Namen.

Kolophonium, s. „Fichtenharz".

Koloquinte (Colocynthis officinalis), eine zu den Gurkengewächsen gehörige Pflanze des Orientes mit apfelartigen großen Früchten, deren Mark außerordentlich bitter schmeckt u. heftig auf den Darmkanal wirkt. Dagegen schmecken die öligen Samen nicht bitter u. gewähren deshalb in einigen nordafrikanischen Gegenden, am meisten in der Sahara, einen Nahrungsartikel. Die im Handel vorkommenden K.n sind sechsfächerige Aepfel mit flachen, verkehrt-eiförmigen Samen. Man unterscheidet ägyptische, cyprische u. syrische, die alle einen harzartigen Bitterstoff, das Colocynthin, enthalten. Sie gelten als vorzügliche Heilmittel in verschiedenen Krankheiten.

Kolorimeter (Farbenmesser), nennt man einen von Alexander Müller erfundenen Apparat, um bei stark gefärbten Salzen, wie z. B. bei denen des Kupfers, Chroms, Nickels, Kobalts u. s. w., den Salzgehalt einer Auflösung aus dem Grade der Färbung zu bestimmen. Man gebraucht dazu als vergleichendes Maß entsprechend gefärbte Glasplatten.

Kolorit nennt man bei Gemälden die künstlerische Behandlung der Farben u. den dadurch hervorgebrachten Gesammteindruck. Die an das K. zu stellenden Anforderungen sind die der Deutlichkeit, der Wahrheit u. der Charakteristik. Das K. einer Malerei kann mancherlei Art sein; man spricht z. B. von dem saftigen u. glänzenden K. der Venezianer u. der Schule der van Eyck, von dem trockenen, kalten K. mancher älteren Italiener, von dem maßvollen, milden u. doch klar bestimmten K. Rafael's od. von dem kräftigen u. kühnen K. des Rubens.



Nr 3741 Koloquinte [illegible]

Kolossä, Stadt in Phrygien am Flusse Lykos. Zur Zeit des Perserreichs groß u. mächtig, sank sie später zu einem unbedeutenden Orte herab, dessen Name aber durch den vom Apostel Paulus an die dortige christliche Gemeinde gerichteten Brief zu einem allgemein bekannten geworden ist. Im Mittelalter, in welchem sich die Stadt wieder hob, hatte sie den Namen Chonä, wie auch noch jetzt das auf den Trümmern erbaute Dorf Chonas heißt.

Koloß heißt jede die Lebensgröße überschreitende Bildsäule. Am bekanntesten ist der K. des rhodischen Sonnengottes von Chares, der gegen 33 m. hoch war u. am Hafen, aber nicht, wie lange geglaubt wurde, mit gespreizten Beinen über demselben stand. In Rom befanden sich in der späteren Kaiserzeit 36 eherne u. 51 marmorne K.e, unter ihnen der K. Nero's. Auch unsere Zeit kennt K.e, wie z. B. die Bavaria (s. d.), der Hercules in Wilhelmshöhe (s. d.) u. die Statue des h. Karl Borromeo (s. d.).

Kolowrat, eines der ältesten u. hervorragendsten Adelsgeschlechter des österr. Kaiserstaates, welches aus Kroatien stammen u. seinen Namen daher führen soll, daß der erste Träger desselben einen fliehenden Kroatenfürsten vor dem Sturz in einen Abgrund gerettet, indem er noch rechtzeitig in das Wagenrad gegriffen u. das Gefährt zum Stehen gebracht habe; deshalb sei er K., d. h. Radzurückkehrer, Radaufhalter, genannt worden. Das erste Stammschloß der Familie lag in Obertrain, ist aber jetzt eine Ruine; erst später wurde ein gleichnamiges in Böhmen gebaut. Um die Mitte des 15. Jahrh. theilte sich das Geschlecht in viele Zweige, welche nach ihren Hauptsitzen die Beinamen Bezdruzicky, Kojatecky, Krakowsky, Liebsteinsky, Mastowski u. Nowohradsky annahmen. Heute blüht jedoch nur noch der Zweig K. Krakowsky, welcher sich wieder in eine ältere u. jüngere Linie theilt; aber auch letztere wird seit dem Tode des Grafen Franz Xaver Hercules v. **K.-K.** (geb. 6. Juni 1803), der als Großprior des Malteser Ordens im böhm. Großpriorat auf der Domäne Strakonitz 15. Juni 1874 starb, nur noch durch dessen Bruder, den Pfarrer Graf Johann Nepomuk v. **K.-K.**, geb. 22. März 1815, repräsentirt. Jetziger Chef der älteren Linie ist der k. k. Kämmerer u. Wirkliche Geh. Rath Graf Johann Nepomuk Karl v. **K.-Krakowsky-Nowohradsky**, geb. 12. Sept. 1795, der letzteren Beinamen seit 24. Febr. 1871 führt u. die Majoratsgüter der mit dem Folg. erloschenen Hauptlinie Liebsteinsky besitzt. — Graf Franz Anton v. **K.-Liebsteinsky**, geb. zu Prag 31. Jan. 1778, verdient als ausgezeichneter Staatsmann u. großer Menschenfreund besonderer Erwähnung. Er war Praktikant im Berauner Kreise, 1807 in schwerer Kriegszeit Stadthauptmann in Prag, wo er ein großes Armenhaus stiftete, u. später Oberstburggraf von Böhmen. Seit 1825 Staats- u. Konferenzminister für die Verwaltung der inneren Angelegenheiten u. zum Theil auch der Finanzen, galt er im Gegensatz zu Metternich für den Vertreter des Fortschritts. Nach den 48er Märzereignissen zog sich der Graf aus dem Staatsdienst zurück; er starb kinderlos zu Wien 4. April 1861. Hervorzuheben ist noch seine Gründung des Nationalmuseums in Prag, dem er auch seine 30,000 Bde. starke Bibliothek vermachte, seine Sorge für die Verschönerung Ischls u. sein dem Kaiser vorgelegter Plan behufs der Aufmunterung talentvoller deutscher Dramendichter.

Kolporteur (abzuleiten von col, Hals, Nacken, wie auch collo, in der Mehrzahl colli, ein Bündel, welches auf dem Nacken getragen wird), bedeutet zunächst einen Tabuletkrämer, der kurze Waaren ꝛc. von Haus zu Haus u. über Land trägt u. feilbietet; in neuerer Auffassung aber bez. eine Person, welche Bücher, Kupferstiche ꝛc. herumträgt, für die Verbreitung der Tagesliteratur sorgt, Subskribenten sammelt u. überhaupt für Buchhändler den Vertrieb u. die Verbreitung von Verlagsartikeln besorgt. Auch Bibelgesellschaften, Missions- u. andere Vereine bedienen sich solcher K.e. Man nennt auch so den Boten, welcher für öffentliche Kassen die Steuerbeiträge bei den Einzelnen zusammenholt. Das Herumtragen od. Einsammeln ꝛc. von Haus zu Haus heißt Kolportage, auch ein Zeitwort kolportiren ist im Gebrauch.

Kolumne (a. d. Lat., d. i. Säule, Pfeiler). Im Buchdruck s. v. w. Seite, d. i. ein bestimmt bemessener Bruchtheil eines Bogens von verschiedener Größe, Zeilenzahl u. Eintheilung. So giebt es einfache K. u. in größeren Werken u. Zeitungen deren von zwei-, drei-, vier-, ja von fünf- u. sechsspaltiger Eintheilung.

Koluren nennt man in der sphärischen Astronomie die beiden größten Kreise an der scheinbaren Himmelskugel, welche von den Polen aus die Ekliptik in den Nachtgleichenpunkten u. in den Sonnenwendepunkten durchschneiden. Die erstere heißt die Kolur der Nachtgleichen, die andere die der Sonnenwenden.

Kolyma, Fluß Ostsibiriens, an 150 M. lang, entspringt in der nördl. Fortsetzung des Stanowoigebirges u. geht fast gerade in nördl. Richtung dem Eismeere unter 162° östl. Länge zu. Ihr östl. Ufer bildet fast überall eine steile Felswand. Die bedeutendsten Nebenflüsse der K. sind von rechts der Omolon u. der große u. kleine Anjus. Schon Ende August gefriert die K. u. wird erst Ende Mai eisfrei. Zahlreiche Grabhügel, Befestigungen ꝛc. an ihren Ufern weisen darauf hin, daß diese einst bewohnter waren als jetzt.

Kolywan. 1) Der südl. Theil des Gouvernements Tomsk in Sibirien, 7960 □M. mit 300,000 Bewohnern, ist im W. welliges Steppenland, im O. gut bewaldet, reich an Gold, Silber (bei Smeinogorsk), Kupfer u. Kohlen. Die größte Stadt ist Barnaul mit 10,000 Bewohnern. — 2) Ein Bezirk des gleichen Gouvernements mit der Stadt Kolywan Woßkrezensk, in der sich große kaiserl. Steinschleifereien befinden, die Säulen, große Vasen ꝛc. aus Porphyr u. Jaspis liefern.

Kolzoff, Alexei Wassiljewitsch, russ. Volksdichter, geb. 20. Okt. 1809 zu Woronesch als Sohn eines Viehhändlers, der ihm nur dürftigen Unterricht zu Theil werden ließ. Dennoch wurde sein inneres Leben geweckt, u. als ihm Dichtungen Dmitrieff's, Lomonossoff's u. anderer Nationaldichter zu Gesicht kamen, versuchte er sich nach ihrem Vorbild selbst mit großem Glück im Versbau. Durch Geschäfte 1831 nach Moskau geführt, erhielt er Gelegenheit, seine Poesien veröffentlichen zu lassen. Diese lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Naturdichter, u. bei seinem Besuche Petersburgs im J. 1836 nahmen sich Puschkin, Schukowsky u. andere literarische Größen aufs Wärmste seiner an. Nach wiederholtem Aufenthalt in den beiden Hauptstädten wollte er sich endlich aus dem väterlichen Geschäft, das er hatte übernehmen müssen, ganz zurückziehen, um in Petersburg nur der Dichtkunst zu leben, doch ereilte ihn 19. Okt. 1842 in seiner Heimat der Tod. K. war der Erste, der das russ. Volkslied kunstgemäß aufgefaßt u. mit Erfolg bearbeitet hat. Eine Ausgabe seiner Poesien mit einer von Belinsky geschriebenen Biographie erschien 1846.

Kombattanten nennt man im Gegensatz zu den Nicht-K. alle Personen eines Heeres, welche in Reih u. Glied stehen u. die Aufgabe haben, dem Feinde mit der Waffe Schaden zuzufügen. Aerzte, Krankenträger ꝛc. sind demnach nicht zu den K. zu zählen, obgleich sie ihr Beruf oft genug in den Bereich der feindlichen Geschosse führt. Gleiche Orden u. Ehrenzeichen werden von K. u. Nicht-K. an verschiedenen Bändern getragen; Orden mit Schwertern sind ursprünglich nur für erstere bestimmt.

Kombinationslehre od. Syntaktik ist ein sehr wichtiger Zweig der Mathematik u. hat zum Gegenstande aus einer Anzahl gegebener Größen od. Zahlen alle denkbaren Zusammenstellungen unter gewissen gegebenen Voraussetzungen zu bilden, sowie schon im Voraus die Anzahl dieser möglichen Verbindungen zu ermitteln. Die Bestandtheile einer jeden solchen Verbindung od. Komplexion nennt man deren Elemente. Je nachdem solche Komplexionen aus 1, 2, 3, 4 od. mehr Elementen bestehen, unterscheidet man sie in Unionen, Binionen, Ternionen, Quater-

nionen u. s. w.; auch unterscheidet man, je nachdem ein Element in einer Komplexion nur ein od. mehrmals vorkommt, Komplexionen ohne u. mit Wiederholungen. Sind die Elemente Buchstaben od. Zahlen in ihrer Reihenfolge geordnet od. nicht, so heißt auch die Komplexion geordnet od. ungeordnet. Die Komplexionen abc u. acb heißen beide von der Ordnung a (nach ihrem äußersten Elemente links), aber die letztere heißt von höherem Range, weil das eigentlich spätere Element c in ihr schon vorgerückt ist. Die ganze K. zerfällt in drei Haupttheile: 1) das Permutiren od. Versetzen, 2) das Kombiniren od. Verbinden u. 3) das Variiren od. Versetzen u. Verbinden.

Die Anzahl der möglichen Permutationen von 2 Elementen ist = 1×2, von 3 Elementen = $1 \times 2 \times 3$, überhaupt von n Elementen = $1 \times 2 \times 3 \times 4 \times \ldots \times n$. So können z. B. 12 in einer Reihe sitzende Personen ihre Plätze im Ganzen $1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5 \times 6 \times 7 \times 8 \times 9 \times 10 \times 11 \times 12$mal, d. i. auf 479,001,600 verschiedene Arten wechseln. Die Anzahl der möglichen Kombinationen von z. B. 20 Elementen, etwa 5 Nummern zu je fünfen, ohne Wiederholung ist

$$= \frac{20 \times 19 \times 18 \times 17 \times 16}{1 \times 2 \times 3 \times 4 \times 5}, \text{ d. i.}$$

auf 15,504 Arten. Die Anzahl der Variationen endlich, welche die 6 Nummern auf den 6 Seiten eines Würfels beim Werfen mit drei Würfeln gestatten, od. die mögliche Anzahl der verschiedenen Würfe mit drei Würfeln ist = 6^3 d. i. = $6 \times 6 \times 6$, also gleich 216. (Gründlich u. faßlich auch für das Selbststudium ist die Kombinationslehre z. B. behandelt in dem „Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik von Dr. Karl Spitz".

Kombinationsmethode nennt man in der Algebra die Methode, zwei od. mehr unbekannte Größen aus zwei od. entsprechend mehr Gleichungen, in denen sie zusammen vorkommen, dadurch zu berechnen, daß man die Gleichungen zunächst für eine der Unbekannten auflöst u. dann durch Gleichsetzung der so gefundenen, noch die anderen Unbekannten enthaltenden Werthe die erstere wegschafft (eliminirt). Wären z. B. die beiden unbekannten Größen x u. y in den Gleichungen: $5x + 5y = 100$ u. $7x + 2y = 95$ zu berechnen, so löste man erst beide Gleichungen scheinbar für x auf u. erhielte:

$$x = \frac{100 - 5y}{5} \text{ u. } x = \frac{95 - 2y}{7}$$

u. „kombinirt" nun die beiden gleichen Werthe von x zu einer Gleichung: $\frac{100 - 5y}{5} = \frac{95 - 2y}{7}$, in welcher jetzt nur noch die Unbekannte y enthalten ist. Durch beiderseitige Multiplikation mit 5×7 erhält man dann: $700 - 35y = 475 - 10y$ od. $225 = 25 . y$, woraus folgt $9 = y$. Durch Einsetzung dieses Werthes in die erste gegebene Gleichung erhält man noch $x = 11$.

Kombüse, s. v. w. Schiffsküche.

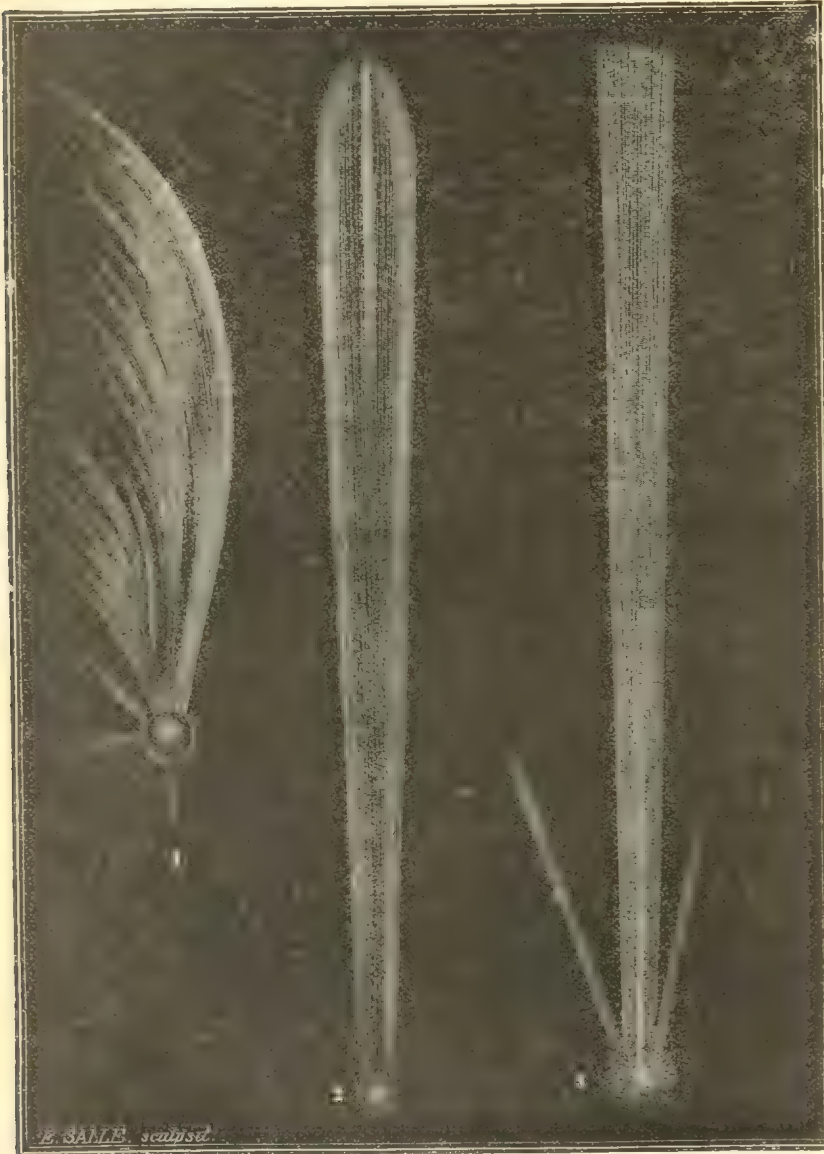
Kometen (vom Griech. κόμη, d. i. Haar, also Haarsterne) nennt man in der Astronomie eine Gattung sehr interessanter Himmelskörper, die, obgleich sehr zahlreich, doch meistens nur dem bewaffneten Auge sichtbar sind. Mit dem bloßen Auge sichtbare K. kommen in jedem Jahrh. nur 20= bis 30mal dem Beobachter zu Gesicht. Sehr große K., welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, sind noch viel seltener zu sehen, in jedem Jahrhundert nur einige. Alle K. haben ein nebelhaftes Ansehen u. sind meist mit einem hellen Kerne u. einem Lichtstreifen, dem sog. Schweif, versehen. Ihre wunderbare, prächtige Erscheinung, bes. die der großen, verbunden mit ihrem seltenen Auftreten, konnte nicht verfehlen, sie zum Gegenstande abergläubischer Furcht zu machen. Sie wurden als eine Drohung der Gottheit, als Vorboten von Krieg, Pest u. anderem schweren Unglück betrachtet, u. ihr Erscheinen erregte, wie die Chronisten u. Geschichtschreiber vielfach berichten, allgemeinen Schrecken. Später, als die richtigere Ansicht, daß die K. als Himmelskörper den allgemeinen Bewegungsgesetzen streng folgen, sich auch außerhalb der Kreise der Fachgelehrten immer allgemeiner Bahn gebrochen, trat an die Stelle des früheren Aberglaubens die Furcht der Menge vor einem möglichen Zusammenstoße der Erde mit einem solchen Weltkörper, u. noch im Jahre 1857 wurde den nur zu gläubigen Ohren gewisser Theile des Volkes der Untergang der Welt (od. zunächst nur der Erde) durch einen K. gepredigt.

Was die eigentliche Natur der K. betrifft, so läßt sich allerdings nachweisen, daß schon die chaldäischen u. alten ägyptischen Astronomen, ferner Pythagoras, Demokrit u. Seneca der Meinung waren, daß die K. beständige Weltkörper nach Art der Planeten wären, die in so excentrischen Bahnen sich um die Sonne bewegten, daß sie nur in der Sonnennähe uns sichtbar würden. Aristoteles dagegen war der Meinung, daß sie nur in den oberen Schichten der Atmosphäre durch Ausdünstungen erzeugte Meteore seien. Diese Ansicht wurde auch von Ptolemäus getheilt u. erhielt sich unter den Gelehrten bis auf Tycho de Brahe. Erst Keppler rechnete die K. wieder zu den eigentlichen Himmelskörpern, nur hielt er ihre Bahnen irrig für geradlinig, ebenso auch Hevelius. Erst dessen Schüler, der Diakonus Georg Samuel Dörfel zu Plauen im Voigtlande, zeigte in einer Schrift über den von ihm genau beobachteten K. von 1680, daß die Kometenbahnen sehr lang gestreckte Ellipsen wären, welche in der Sonnennähe sehr nahe mit der Krümmung einer Parabel übereinstimmen. Eine genaue Berechnung der Kometenbahnen wurde jedoch erst möglich, seit Newton die allgemeinen Gesetze entwickelt hatte, nach denen sich alle Himmelskörper bewegen. Der englische Astronom Halley war der Erste, welcher nach der Newton'schen Theorie die Bahnen von 25 K. berechnete. Aus der Uebereinstimmung der Kennzeichen (Elemente) dreier dieser Kometenbahnen (von 1531, 1607 u. 1682) schloß er, daß sie ein u. demselben (periodisch in 75—76 Jahren) wiederkehrenden K. angehören müssen, der auch richtig 1759 (ein Jahr später als berechnet, wegen der störenden Anziehung des Jupiter u. Saturn) wiedererschien. Solche K. nennt man periodische. — Jetzt sind etwa von 250 K. die Bahnen genau berechnet u., wie man mit ziemlicher Sicherheit annehmen kann, soweit unsere Geschichte reicht, nicht viel über 600 K. gesehen worden; damit ist aber ihre Zahl in Wirklichkeit nicht annähernd erreicht. Keppler nennt sie zahlreicher als die Fische des Meeres. Von den drei wesentlichen Bestandtheilen eines K.: Kern, Nebelhülle u. Schweif, ist der „Kern" eine am hellsten strahlende, oft sternartige Verdichtung von sehr verschiedener Größe. Beim K. von 1798 hatte der Kern einen Durchmesser von nur 27 Meilen, bei dem von 1858 dagegen von über 100 M. Der Kern des letztgenannten K. war sogar bei Tage sichtbar. Die den Kern umgebende, weit größere „Nebelhülle" zeigt oft eine fächerartige Theilung. Sobald der Komet in die Sonnennähe tritt, erhält die Nebelhülle meistens eine stets von der Sonne abgewandte Verlängerung, den sog. „Schweif". Bei wieder zunehmender Entfernung des K. von der Sonne verschwindet auch der Schweif wieder vollständig. Diese Schweife erscheinen alsdann meistens gekrümmt u. zeigen mitunter eine enorme scheinbare Länge, die bis zu 60, 90 ja 120 Grad sich über den sichtbaren Himmel verbreitet. Diese Längen entsprechen im Weltraume Millionen von Meilen. So war z. B. die Länge des Schweifes vom K. 1858 gegen 11 Mill. M., die größte Breite 2 Mill. M. Hin u. wieder haben die K. auch mehrere Schweife, ja der von 1744 soll deren sechs von je 30—40° Länge u. 4° Breite gehabt haben (Abb. s. Bd. I, S. 1169, Nr. 962). Der alle 75 Jahre wiederkehrende Halley'sche K. hatte 1456 einen Schweif von 60° Länge, während in den Jahren 1759 u. 1835 der Schweif kaum 15° Länge erreichte. Der Schweif erscheint an den Rändern meist viel heller als in der Mitte, so daß es aussieht, als wenn er dünnwandig, glockenartig, hohl wäre. Oft fehlt, bes. bei den teleskopischen K., der Kern u. man sieht nur in der Nebelhülle eine od. mehrere Verdichtungen. Der Kern bildet sich in der Regel erst bei Annäherung an die Sonne u. verschwindet wieder beim Fortgange. Alle K. sind durchsichtig; selbst der Kern schwächt nicht das Licht dahinter stehender Fixsterne.

Die bedeutendsten K., welche bis jetzt erschienen sind, sind etwa folgende: Hyginus u. Ovid berichten, daß ums Jahr 1200 v. Chr. ein großer Komet in den Plejaden erschienen u. nach Norden gegangenen sei. Aristoteles berichtet von einem 371 v. Chr. erschienenen K., dessen Schweif über den dritten Theil des Himmels reichte. 134 v. Chr., zur Zeit der Geburt des Mithridates, war ein Komet 70 Tage lang sichtbar, dessen Glanz mit dem der Sonne verglichen wurde. Bald nach Cäsar's Tode, 43 v. Chr., zeigte sich ein Komet, den man am Mittag noch sehen konnte. 389 n. Chr. erschien ein solcher mit mehreren Kernen; an Helligkeit war er der Venus gleich. 1106 n. Chr. sah man einen K., welcher nach Angabe des Chronisten nur $1\frac{1}{2}$ Fuß (!) von der Sonne entfernt war. Die K. von 1402 u. 1532 sollen auch am hellen Tage sichtbar gewesen sein. Der von 1456 (Halley's) wurde schon erwähnt. Der Komet von 1618 hatte einen 100 Grad langen, fächerartigen Schweif, auch der von 1680 war sehr hell. Der glänzendste Komet des 18. Jahrh. war der der Venus an Glanz gleichkommende von 1744. Er konnte sogar Mittags 1 Uhr mit freiem Auge gesehen werden. Die bedeutendsten K. des 19. Jahrh. waren die von 1807, 1811, 1819, 1825, 1835 (der Halley'sche), 1843, 1853, 1858, 1860, 1861, 1862 u. 1874. Die Bahn des K. von 1811 hat sich nach Argelander's (gest. 17. Febr. 1875) scharfer Berechnung als eine Ellipse mit einer Umlaufszeit von 3065 Jahren herausgestellt, so daß er (mit Einrechnung einer durch Planetenanziehung verursachten Beschleunigung von 177 Jahren) um das Jahr 4700 n. Chr. wieder zu erwarten ist. Am interessantesten, wenn auch nicht am hellsten, ja oft nur teleskopisch sichtbar, sind die periodischen K. mit wirklich beobachteter kürzerer Wiederkehr. Lange Zeit war der schon erwähnte, zuletzt 1835 erschienene Halley'sche Komet (s. „Halley") der einzige, den man als periodisch kannte. Lexell berechnete für den von Messier 1770 entdeckten K. eine Umlaufszeit von $5\frac{1}{2}$ Jahren; doch zeigte sich, daß der Jupiter durch seine bedeutende Anziehungskraft ihn erst 1767 in diese Bahn gezogen, 1779 aber schon wieder aus derselben hinaustrieb. Erst Encke (s. d.), damals Astronom auf dem Seeberge bei Gotha, berechnete, daß der 1818

von Pons in Marseille aufgefundene Komet eine Umlaufszeit von $3\frac{1}{3}$ Jahr (1201 Tagen) haben müsse, u. hatte die Genugthuung, ihn 1822 auch wirklich wieder zu finden; seitdem ist er regelmäßig wieder beobachtet worden u. wird zunächst Mitte Dezember 1875 wieder erscheinen.

Außer Encke's K. sind noch folgende periodische zu erwähnen: Der vom Hauptmann Biela zu Josefstadt in Böhmen 1826 entdeckte, mit $6\frac{3}{4}$ Jahr Umlaufszeit, der 1843 von Faye in Paris entdeckte mit $7\frac{1}{2}$ Jahr Umlaufszeit, der 1846 zuerst von Brorsen in Kiel beobachtete mit $5\frac{1}{2}$jähriger Umlaufszeit, der 1857 von d'Arrest in Leipzig entdeckte mit $6\frac{1}{2}$ Jahr Umlaufszeit, der 1858 von Winnecke in Bonn entdeckte mit $5\frac{1}{2}$ Jahr Umlaufszeit, der 1867 von Tempel in Marseille gefundene mit $5\frac{2}{3}$ Jahr Umlaufszeit. Außer für diese ist wol auch noch für manche andere K. eine kürzere od. längere Umlaufszeit berechnet worden, doch **sind dieselben bis jetzt nur einmal erschienen u. ihre Wiederkehr ist daher noch abzuwarten. (Eine Darstellung der Bahnen der wichtigsten perio**dischen K. s. im Artikel „Astronomie“, Bd. I, Nr. 946.) Ueber den Donati'schen Komet s. den Art. „Donati“ u. Abb. Bd. III, Nr. 2465.



Nr. 3742 Nr. 3743 Nr. 3744

3742 Komet von 1577 nach den Beobachtungen von Cornelius Gemma. 3743 Komet von 1680, nach J. C. Sturm. 3744 Komet von 1769.

Unsere Ansichten über die physische Beschaffenheit der K. sind noch nicht derart, daß sie alle Erscheinungen erklären. Ihre kosmische Natur ist jetzt unbezweifelt, auch hat J. C. F. Zöllner in seinen interessanten Untersuchungen („Ueber die Natur der K.“, Lpz. 1872) höchst wahrscheinlich **gemacht, daß bei der Bildung des Schweifes von der Sonne ausgehende elektrische Abstoßungen thätig sind. Höchst merkwürdig ist** die beim Encke'schen K. beobachtete Erscheinung, daß die Umlaufszeit sich **bei jeder Wiederkehr um drei Stunden abkürzt, was Encke dem Widerstande eines wenn auch äußerst dünnen Stoffes im Weltraume zuschreibt.**

Die Uebereinstimmung der Bahnen der Sternschnuppenschwärme (s. d.) mit etlichen Kometenbahnen hat die Veranlassung gegeben, diese Schwärme als *werdende* K. od. als Trümmer sich auflösender K. anzunehmen. **Fast zur Gewißheit ist die letztere Annahme geworden durch den groß**artigen Sternschnuppenfall am Abend des 27. Nov. 1872, bei welchem stündlich etwa 5000 Sternschnuppen beobachtet wurden. Die Erde war **um diese Zeit durch den niedersteigenden Knoten der Bahn des Biela'schen K. gegangen. Der Komet hatte aber kurze Zeit vorher eben diesen Punkt passirt, so daß man es nach der Ansicht der angesehensten Astronomen,** wie Klinkerfues, Bruhns, Galle u. A., in der That hier scheint mit Ablösungen od. Nachzüglern des Biela'schen K. zu thun gehabt zu haben.

Komfort (engl. Comfort), eigentlich eine Stärkung, außerdem: **Bequemlichkeit, Behaglichkeit. *Komfortabel* (spr. komfortäbbel), be**haglich, bequem, besonders die Wohnung betreffend.

komisch u. komische Literatur. Den Begriff, welchen die heu**tigen Aesthetiker mit dem Worte „k.“ verbinden, hängt nur auf histo**rische Weise mit dem griech. Worte zusammen. Dasselbe wird von jenen festlichen, zu Ehren des Bakchos, des Gottes der Freude, durch Dörfer (*κώμη*) u. Fluren veranstalteten Festzügen (*κῶμοι*), welche auch zur Entstehung der Ko**mödie Gelegenheit gaben, hergeleitet. Weil nun aber** letztere die kunstmäßige Darstellung des freien Scherzes **in dramatischer Form ist u. gerade dadurch derselbe erst** in sinnliche Gegenwart u. lebendige Handlung gebracht **wird, so hat man in der Literatur alle die geistigen Pro**dukte, welche der kunstmäßigen Darstellung des Scherzes **gewidmet sind, zur k.en Gattung gerechnet, folglich k.e** Heldengedichte, Lehrgedichte, Romane, Dialoge geschaffen. Allein hierbei muß das Feinkomische von dem Niedrig**komischen od. Burlesken getrennt u. zwischen dem K.en u. Lächerlichen unterschieden werden, denn das K.e soll nur das darstellen, was einem gebildeten Menschen Freude u.** Vergnügen bereitet, also z. B. einen lächerlichen Stoff nur **in einer witzigen, sinnreichen Weise behandeln. Aus diesem Grunde kann das K.e auch auf andern Gebiete vorkommen,** z. B. in der Malerei u. Musik. Freilich ist dem das **Leben versinnlichenden Lustspiel die eigentliche Komik** leichter als dem Roman. Dort können, wenn richtig be**handelt, die wahrhaft k.en Figuren sich weit eher ihrer Aufgabe würdig zeigen, d. h. ohne Wissen u. Wollen u. ohne zu wissen, wie k. sie sind, sich gemüthlich lächerlich machen, weil der Darsteller ihnen durch kunstmäßige Auf**fassung seiner Rolle zur Folie dient, was beim Roman **nicht der Fall ist. Allerdings ist das Naive, Unbewußte** in den k.en Charakteren Grundbedingung zur vollkommenen Lustspielwirkung, u. der volle Ernst seiner Zwecke u. **seiner gründlich lächerlichen Mittel muß bei denselben überall hervortreten. Allerdings sind die Aesthetiker noch nicht ganz über den Begriff u. die Tragweite des K.en** einig (so z. B. Schütz, „Versuch einer Theorie des Ko**mischen“, Lpz. 1817, u. Vischer in seiner „Aesthetik“), u. ebenso wenig existirt bis jetzt eine umfassende Geschichte der k.en L., denn die bekannten Werke von Flögel unter diesem Namen („Gesch. d. k.en Liter.“, Liegn. 1784—87, 4 Bde.; „Gesch. d. Groteskkomischen“, ebd. 1788, u. „Gesch.** des Burlesken“ 1794) sind nur trockene Aufzählungen ein**zelner k.er Schriftsteller u. ihrer Werke; allein in den meisten Spezialliteraturgeschichten der verschiedenen Nationen Europa's ist sie mit behandelt worden.**

Komitat (vom lat. [illegible], Graf) od. Gespanschaft **(d. h. Grafschaft) heißen in den Ländern der ungarischen** Krone Provinzen, welche als selbständige Munizipien **unter einem Obergespan stehen, durch diesen u. einen** Munizipalausschuß ihre eigenen inneren Angelegenheiten **selbst verwalten u. durch diese Behörden in Verbindung** mit der Reichsverwaltung stehen. Die *Komitatsversammlung* ist in Ungarn, welches 50 K.e zählt, zur Hälfte aus den Höchstbesteuerten, zur Hälfte aus Mitgliedern, die auf **6 Jahre gewählt sind, zusammengesetzt; in Kroatien u. Slavonien besteht dagegen die Komitatsskuptschina zu $^2/_3$ aus Vertretern der Gemeinden, zu $^1/_3$ aus den Abgeordneten der Höchstbesteuerten. Die Anfänge dieser** Provinzialverfassung reichen bis in das 9. Jahrh. zurück u. hatten ursprüng**lich einen rein militärischen Charakter. — K. heißt auch s. v. w. „Geleit“.**

Komma (a. d. Griech.), Einschnitt, ein kleiner Abschnitt eines Satzes; **in der Interpunktionslehre ein Zeichen (,), um die kleinsten Satzab**schnitte, wie Relativsätze, verkürzte Sätze, eingeschobene Anreden, Inter

jektionen rc. zu markiren. In der Musik ist K. ein nur theoretisch in Betracht kommendes Intervall, indem für den ganzen Ton 9 Kommata angenommen werden.

Kommandant, in Deutschland der Befehlshaber eines Platzes od. einer Festung, dessen Autorität nach Erklärung des Belagerungszustandes sich auch über die Bürgerschaft erstreckt. In manchen Armeen, z. B. in der österreichischen, französischen, schweizerischen, wird auch der Befehlshaber eines Truppentheils K. genannt.

Kommandeur (spr. Kommandör), in der deutschen Armee der Befehlshaber eines größeren Truppentheils, vom Bataillon hinauf bis einschließlich zur Division. Die Befehlshaber von Truppentheilen, die kleiner sind als das Bataillon, werden (Compagnie-, Escadron-, Batterie-)Chefs od. Führer; die von Truppentheilen, welche größer sind als die Division, kommandirende Generale der Corps, bez. Oberbefehlshaber der Armeen genannt.

Kommandite, Zweigniederlassung, ist ein nicht am Sitze des Hauptgeschäfts, sondern an einem anderen Orte befindliches Handelsetablissement, das regelmäßig dieselbe Firma wie das Hauptgeschäft führt. Auch bei dem Handelsgerichte der Zweigniederlassung müssen regelmäßig alle die Formen erfüllt werden, die bei Begründung der Hauptniederlassung erforderlich waren. Doch findet die Eintragung bei dem Handelsgerichte der Zweigniederlassung nicht statt, bevor nachgewiesen ist, daß die Eintragung bei dem Handelsgerichte der Hauptniederlassung geschehen ist. Ordnungsgemäß werden bei der Zweigniederlassung gesonderte Handelsbücher zu führen sein. Das Erlöschen des Hauptgeschäftes wird in der Regel auch das Aufhören der Zweiggeschäfte zur Folge haben.

Kommanditgesellschaft. Zu einer K. gehören zwei Arten von Theilnehmern: a) jedenfalls ein persönlich mit seinem ganzen Vermögen haftender Gesellschafter, der Komplementar. Es können deren auch mehrere sein, diese bilden dann unter sich eine offene Handelsgesellschaft; b) ein od. mehrere Gesellschafter, die sich nur mit Vermögenseinlagen betheiligen, sog. Kommanditisten; ihre Haftung für die Handelsunternehmungen ist nach innen wie nach außen nur eine beschränkte, im Voraus ein- für allemal bestimmte. Eine derartige Verbindung bezweckt die Hebung des persönlichen Kredits des Komplementars. Von der stillen Gesellschaft, mit der sie früher vielfach als gleichbedeutend angesehen wurde, unterscheidet sich die K. dadurch, daß bei ersterer von einem gemeinschaftlichen Handelsgewerbe überhaupt nicht die Rede ist, ein Verhältniß nach außen, wie es bei der K., wenn auch in beschränkterem Maße als bei der offenen Handelsgesellschaft (s. d.), vorhanden ist, nicht angenommen werden kann u. der stille Gesellschafter, nicht wie der Kommanditist, als Theilhaber, sondern nur als eigenthümlicher Gläubiger eines Handelsunternehmens erscheint. Den Parteien ist freie Hand gelassen, welche Art von Gesellschaft sie wählen wollen; der Inhalt des Gesellschaftsvertrages — dagegen nicht die von den Betheiligten gebrauchte Bezeichnung — wird als entscheidend anzusehen sein. Auch hier bedarf der Gesellschaftsvertrag keiner besonderen Form, kann daher eben so wol mündlich wie schriftlich errichtet werden. Die Anmeldungspflicht der Firma besteht auch hier, nam. muß dem Handelsgerichte der Betrag der Vermögenseinlagen der Kommanditisten angezeigt werden; dieselben werden zwar im Handelsregister eingetragen, aber eben so wenig wie der Name, Stand u. Wohnort des od. der Kommanditisten bekannt gemacht, u. zwar selbst dann nicht, wenn dies einer od. alle Betheiligte beantragen. Die Zeichnung der Firma erfolgt allein durch die Komplementare. Ihnen allein liegt die Geschäftsführung u. die Vertretung der Gesellschaft ob. Der Kommanditist haftet für die Gesellschaftsschulden nur bis zum Betrage seiner eingezahlten od. rückständigen Einlage. Die Einlage kann daher während des Bestehens der Gesellschaft weder ganz noch theilweise zurückbezahlt od. erlassen werden. Der Kommanditist haftet, wenn er in eine bereits bestehende Gesellschaft eintritt, für alle von der Gesellschaft von seinem Eintritt an eingegangenen Verbindlichkeiten, es mag die Firma eine Aenderung erleiden od. nicht. Diese Haftpflicht kann auch durch Vertrag nicht ausgeschlossen od. beschränkt werden. Sie beschränkt sich selbstredend auf die Einlage des Kommanditisten.

Kommando, 1. s. v. a. Kommandowort, kurzer Ausruf des Befehls, durch welches eine Truppe bewegt u. gelenkt wird; man unterscheidet in jedem K. das Avertissements-K., mittels welches die Aufmerksamkeit der Truppe durch ihre Benennung od. durch Benennung der Waffe angeregt werden, von dem Ausführungs-K., dem die Ausführung unmittelbar auf dem Fuße folgen soll; 2. der militärische Auftrag an einen Einzelnen od. an eine Truppe; 3. die zur Ausführung desselben bestimmten Mannschaften, daher Transport-K., Bewachungs-K. rc.; 4. die Bezeichnung der Behörde für die Person; K. für Kommandeur, da, wo es sich nicht um Angelegenheiten persönlicher, sondern allgemeiner Art handelt, z. B. K. der nten Brigade, Division u. dgl. General-K. bedeutet das K. eines Corps.

Kommende, auch Kommenthurei od. Kommthurei (vom lat. commendare, d. i. anvertrauen), die interimistische Uebertragung einer erledigten Pfründe an einen Geistlichen bis zur Wiederbesetzung. Doch nicht allein Geistlichen, auch Laien wurden, bes. von den Karolingischen Königen, die Einkünfte der Kirchengüter u. Klöster überwiesen, wofür jene die Schutzherrschaft derselben übernehmen mußten. Das einem Ritterorden gehörige Gebiet, welches einem Ordensritter zur Verwaltung u. Nutznießung übergeben war, hieß ebenfalls K.

Kommentar ist die Erläuterung od. Auslegung einer Schrift durch fortlaufende Bemerkungen gewöhnlich sprachlichen Inhalts, od. bei Schriften über eine Wissenschaft nam. aus dem Gebiete der Hülfswissenschaften. Kommentarien (z. B. Cäsar's K. über den gallischen Krieg) sind Tagebücher, Denkwürdigkeiten, weitläufigere Bulletins od. Memoiren. Man braucht das Wort auch manchmal in der Bedeutung von „Kommentationen“, d. i. Sammlungen von Schriften gelehrter Gesellschaften od. überhaupt literarische Werke, in welcher Auszüge od. Kritiken neuer Schriften zusammengestellt werden.

Kommers, ein Studentengelage, das bei allen akademischen Festlichkeiten regelmäßig zu Anfang u. Schluß eines jeden Semesters (Fuchs- u. Abschieds-K.) stattfindet.

Kommission. Mit diesem Worte werden mancherlei wesentlich verschiedene Begriffe bezeichnet. Erwähnenswerth sind nam. die K.en, wie sie im Prozeß- u. Handelsrechte vorkommen. In ersterem bezeichnet das Wort einen od., was in der Regel der Fall, eine Mehrzahl von Beamten, die an einen bestimmten Ort abgeordnet werden, um daselbst ein od. mehrere Prozeßhandlungen vorzunehmen od. wol auch eine ganze Gattung von Rechtsgeschäften zu erledigen. Sind es Justizbeamte, so haben sie sich den Betheiligten durch eine schriftliche Urkunde, welche commissoriale genannt wird, als Abgesandte (commissi) der zur Auftragsertheilung befugten Behörde auszuweisen. Ein einzelner Abgeordneter der Art führt den Titel commissarius. K. wird wol auch als gleichbedeutend mit Auftrag gebraucht. So nam. im Handelsverkehr. Hier bezeichnet man durch Kommissionär Denjenigen, welcher gewerbmäßig in eigenem Namen, aber für Rechnung eines Auftraggebers, des sog. Kommittenten, Handelsgeschäfte schließt; nam. gehören hierher die Ein- u. Verkaufskommissionäre. Ueber die Pflichten des Kommissionärs erstrecken sich die Artikel 361—367 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches. Der Kommissionär hat an dem Kommissionsgute, sofern sich dasselbe noch in seiner Verwahrung befindet, ein Pfandrecht wegen der auf das Gut verwendeten Kosten, wegen der Provision, wegen der rücksichtlich des Guts gegebenen Vorschüsse u. Darlehne, wegen der rücksichtlich desselben gezeichneten Wechsel od. in anderer Weise eingegangenen Verbindlichkeiten. Besondere Erwähnung verdient noch die im Buchhandel vorkommende besondere Branche, die gewöhnlich als Kommissionshandel od. Kommissionsbuchhandel bezeichnet wird. Es giebt nämlich Buchhändler, die zwischen den Verlags- u. Sortimentsbuchhändlern vermitteln, nam. für die Erstern den Vertrieb der Bücher besorgen. Diese sind als eigentliche Kommissionäre aufzufassen. In vielen Fällen ist übrigens das Geschäft eines Sortimentsbuchhändlers, wenn dasselbe sich darum dreht, unverlangt vom Verleger eingesandte od. à Condition gekaufte Bücher zu verkaufen, auch von dem Kommissionsgeschäfte nicht verschieden.

Kommiß (vom lat. committere, d. i. übertragen), kommt nur in Zusammensetzung vor u. bezeichnet, bes. beim Militär, Gegenstände, deren Anfertigung u. Lieferung in Menge übertragen (in Kommission gegeben) wurde, wie z. B. Kommißbrot, Kommißgewehr u. dgl.

Kommotau, Stadt im Saazer Kreise des nördl. Böhmens mit 7298 E. (1869), liegt am südl. Abhange des Erzgebirges in einem breiten, fruchtbaren Thale, ist Sitz einer Berghauptmannschaft u. hat ein Gymnasium; Spinnerei, Weberei u. Bierbrauerei sind die wichtigsten Erwerbszweige der Stadt, welche im Husitenkriege in der furchtbarsten Weise verwüstet worden ist.

Kommunalabgaben. Sie beruhen auf der Angehörigkeit einer städtischen od. ländlichen Gemeinde u. bilden den Gegensatz zu den Verpflichtungen u. Abgaben, welche auf anderen Verhältnissen beruhen, nam. den allgemeinen Staatsabgaben (s. d.) u. den Parochiallasten (s. d.). Die K. zerfallen in städtische u. ländliche Gemeindeleistungen. Die städtischen Gemeindeleistungen anlangend, so übernimmt jedes Mitglied einer Stadtgemeinde, gleichviel ob Bürger od. Schutzverwandter, durch seinen Eintritt od. dauernde Niederlassung auf so lange, als es Mitglied dieser Gemeinde bleibt, die Verpflichtung zur Theilnahme an den Gemeindeleistungen; insbes. haftet Jeder antheilig mit für diejenigen Beiträge, welche die Mitglieder zur Abstoßung u. Verzinsung der vorhandenen Schulden der Stadtgemeinde zu leisten haben u. welche zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse zu zahlen sind. Gegen diese Verpflichtung kann sich Niemand mit dem Einwande schützen, daß er bei

seinem Eintritte in die Stadtgemeinde von den zu übernehmenden Verbindlichkeiten keine Kenntniß gehabt habe. Nur die Ehrenbürger pflegen von den Gemeindeleistungen befreit zu sein. Die Höhe des zu zahlenden Betrages wird meist durch Uebereinkunft zwischen Stadtrath u. Gemeindevertretern festgestellt; bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet die vorgesetzte Regierungsbehörde. Die Veranlagung geschieht in der Regel nach einer gewissen Rechnungseinheit (Fuß, Simplum, Einheit u. s. w. genannt). Die K. sind meist direkt, die indirekten, wie Wege-, Thor-, Brücken- (in neuester Zeit auch Schulgelder), werden meist als unpraktisch u. ungleichmäßig verworfen. Die Einforderung, Einkassirung u. zwangsweise Einhebung der K. liegt bei städtischen Gemeinden in der Regel dem Stadtrathe ob. Früher waren einzelne Stände (Beamte, Militärpersonen, Geistliche) vielfach von den K. befreit; seit Anfang dieses Jahrhunderts sind diese Befreiungen mit Recht beseitigt worden; doch beabsichtigt man sie trotzdem bei Militärpersonen wieder einzuführen. Zu den außerordentlichen Gemeindeleistungen gehören die Einquartierung u. andere Militärleistungen. Hierüber bestimmen besondere Gesetze u. Verordnungen. Die ländlichen Gemeindeleistungen zerfallen in a) persönliche Gemeindedienste, b) andere Naturalleistungen (Fuhren, Pferdestellung zu Spritzen, Leichenwagen u. c.), c) Geldentrichtungen. Die letzteren bilden neuerdings die Regel. Ueber Art u. Umfang der Gemeindeleistungen beschließt der Gemeinderath unter Genehmigung der Ortsobrigkeit. Geldanlagen sind theils nach dem Grundbesitze, theils nach der Kopfzahl der Gemeindeglieder zu vertheilen. Bei allen nach dem Grundeigenthum zu bestimmenden Leistungen ist nur dasjenige unbewegliche Vermögen zu berücksichtigen, das im Gemeindebezirke liegt, um eine Doppelbesteuerung zu vermeiden. Die Einhebung der Gemeindeabgaben erfolgt durch die Ortsobrigkeit, hie u. da wol auch durch den Gemeindevorstand. Befreiungen von Landgemeindeabgaben sollen nicht stattfinden, nam. auch die Rittergutsbesitzer zu denselben herangezogen werden. Hier u. da sind Geistliche, Schullehrer u. verabschiedete Militärpersonen von denselben befreit.

Kommune, s. „Gemeinde".

Kommunikation (a. d. Lat.), d. i. Mittheilung, Eröffnung, sodann Verbindung; auch Verbindungsweg od. Verbindungsgang.

Kommunion (a. d. Lat., eigentlich Antheil, Gemeinschaft), bezeichnet theils die „Kirchengemeinschaft" (s. d.) überhaupt, theils, u. zwar gewöhnlich, die Gemeinschaft bei der Abendmahlsfeier. So ist das Wort für die letztere selbst in Gebrauch gekommen; man sagt vom Pfarrer, er halte K., d. h. Feier des Abendmahls. Sich am Abendmahl betheiligen heißt darnach kommuniziren (lat. communicare); die Betheiligten selbst sind Kommunikanten.

Kommunismus wird insgemein die Gesammtheit der Anordnungen genannt, nach denen die gesellschaftlichen Zustände mittels Verwerthung des Grundsatzes der Gleichberechtigung aller Menschen verbessert werden sollen. Hierunter fällt sowol der K. im engern Sinne, welcher das Privateigenthum aufheben u. völlige Gütergemeinschaft einführen will, als der Sozialismus (s. d.) od. der Inbegriff von Vorschlägen u. Versuchen, die der einseitigen Herrschaft des Kapitals bei Erzeugung u. Vertheilung der Güter widersprechen u. für die Arbeit das Recht der Mitbestimmung in Anspruch nehmen. Den Bemühungen, Keime u. Ansätze einer ähnlichen Organisation od. verwandte Anschauungen in vergangenen Zeiten nachzuweisen, kann kaum ein Verdienst zugesprochen werden, wenn sie auf die Ansammlung von Musterbeispielen u. Vorbildern ausgehen. Bei der Heranziehung des jüdischen Gesetzes, wonach in einem Jubeljahre, das alle 50 Jahre eintrat, sämmtliche Schuldner u. Unfreie ledig u. Grundstücksveräußerungen rückgängig wurden, übersieht man, daß diese nur Hebräern zugute kommende Umwandlung an der Möglichkeit weiterer Ungleichheit nichts änderte, die Gütergemeinschaft der Pythagoräer u. Spartaner ruhte auf dem Nacken von zahlreichen Unfreien u. Heloten, wie denn auch Plato, der in dem Entwurf seiner idealen Staatsverfassung kommunistische Gedanken mit verwerthet, gleich seinem großen Schüler Aristoteles eine bürgerliche Gesellschaft ohne Sklaven sich nicht denken konnte, mit dem Hinweise, daß das private Grundeigenthum bei den alten Germanen beinahe eben so wenig ausgebildet war als bis auf die Gegenwart herab in der russischen Landgemeindeverfassung, wird kein Zustand der Vollkommenheit, sondern der Mangel einer nothwendigen Zwischenstufe der Entwicklung bloßgelegt u. Denjenigen, die in gewissen kirchlichen Anstalten die Gütergemeinschaft verwirklicht sehen, ist einzuhalten, daß die Mönche u. Nonnen in den Klöstern ebenfalls auf Kosten der Gesellschaft leben u. daß die Jesuiten in Paraguay u. Kalifornien hoch über der Disziplin standen, welcher sie ihre kupferfarbigen Gemeinden unterwarfen. Auch die vielvertretene Behauptung, nach welcher die Christusreligion nicht blos die Nothwendigkeit sittlicher Besserung klar stelle, u. der Hinweis auf die Opferwilligkeit der alten Christengemeinden können an der Gewißheit nichts ändern, daß unter einer fast funfzehnhundertjährigen Herrschaft des christlichen Glaubens der Sonderbesitz die Grundlage unsrer wirthschaftlichen Einrichtungen gebildet hat. Die Kirche hatte im Mittelalter ebenfalls Leibeigene u. Hörige, sie stand hierdurch in einem Kartelverhältniß zu dem weltlichen Herrenstande, welcher die Abhängigkeit der unteren Bevölkerungsschichten als Bedingung eines ausschließlichen Rechts auf vollen Lebensgenuß festhielt, u. erst mit der allmählich sich vollziehenden Entwicklung des Staatsgedankens beginnt wenigstens die politische Entmündigung der abwärts stehenden Klassen, Anfangs fast unmerkbar, zuletzt aber um so rascher, als die Französische Revolution die volle unmittelbare Gewalt des Volksstaates zur Geltung brachte. Mit der damaligen Verkündigung einer abstrakten Freiheit u. Gleichheit war indessen die Ungleichheit des Besitzes u. der Bildung nicht beseitigt. Die „geistig u. leiblich Armen" konnten nicht auf die Stufe gelangen, welche die besser gestellte Minderheit einnahm, u. da nun einmal „die Natur" allen Menschen ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter verliehen haben sollte, so ergab sich für die Fanatiker der Freiheit u. Gleichheit die Folgerung, daß die bevorzugte Minderheit zu den Massen herabsteigen müsse. Eine in Paris von Babeuf geleitete Verschwörung verfolgte diesen Plan mit rücksichtslosem Verstandesfanatismus. Alle Menschen sollten im Landbau u. den sonst nothwendigen Gewerben verwendet, die Städte als Luxusherde zerstört, der Unterricht auf ein dürftiges Maß von Kenntnissen u. Fertigkeiten beschränkt u. die Unterschiede zwischen Armen u. Reichen beseitigt, zu diesem Zwecke aber alles Eigenthum in Beschlag genommen u. die Regierung durch eine Theilungsbehörde ersetzt werden, der die Zuweisung der Tagesarbeit für jeden Bürger u. des auf ihn fallenden gleichen Antheils am Ertrage obgelegen hätte. Wie jedoch die alte Gesellschaft das Schreckensregiment überdauert hatte, so erwies sie sich auch mächtiger als die neue Theorie. Die Verschwörung ward unterdrückt, Babeuf endete 1797 auf dem Blutgerüste u. die siegreichen Kriege unter Napoleon I. schwächten den Sinn für alle Streitfragen der inneren Politik.

Mit jener Niederlage starb aber das neue Prinzip nicht völlig ab. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetz war auch außerhalb Frankreichs vielfach in Grundrechten verbrieft, u. die Fortdauer alter u. das Hervortreten neuer sozialer Mißstände, das Emporkommen einer keineswegs rücksichtsvollen Geldaristokratie sowie die Wandlungen, welche nachmals durch die Großindustrie u. durch immer verbesserte Maschinen in den Erwerbsverhältnissen hervorgebracht wurden, legten den Trugschluß immer wieder nahe, daß der Geringe, wenn er eben so berechtigt sein soll wie der Höherstehende, auch die Mittel dazu haben müsse. Die Abhängigkeit von dem Kapital erscheint Manchem fast beschwerlicher als die frühere Hörigkeit, u. wie überzeugend die Statistik auch nachweisen mag, daß die durchschnittliche Erwerbsfähigkeit der Arbeiter gegen sonst unverhältnißmäßig gestiegen sei, so wird doch damit die Thatsache nicht aus dem Wege geräumt, daß in vielen Gewerben die Gehülfen nicht mehr wie früher zu einer bescheidenen Selbständigkeit gelangen können. Die Baulichkeiten, die Maschinen u. andere kostspielige Einrichtungen, die hohen Betriebskosten, welche die Fabrikation erfordert, können selbst von den thätigsten u. sparsamsten Arbeitern nicht erschwungen werden, u. der Eigenthümer dieser Schätze, ihr Brotherr, erscheint ihnen, auch wenn er seine Gewalt nicht mißbraucht, um so mehr als ein vom Zufall ungerecht Begünstigter, je weniger sie seine Sorgen u. Mühen zu begreifen vermögen. Dazu tritt der Einfluß der Verstimmungen infolge fast periodischer Verkehrsstockungen. Mit der Beseitigung der gewerblichen Schranken, welche die Versorgung des gangbaren Bedürfnisses von engeren Kreisen sichern wollten, wird der Unternehmungsgeist auf fast unbegrenzte Bahnen verwiesen, dadurch aber in Abhängigkeit von nicht immer zu berechnenden Schwankungen versetzt. Die wetteifernde Mitbewerbung reizt zur fortgehenden Steigerung der Produktion, u. wenn dann die Ueberfüllung des Marktes, ein Wechsel der Modelaunen od. die Enthaltsamkeit der Käufer wegen irgendwelcher Trübung des wirthschaftlichen Gesichtskreises den Absatz hemmt, leidet der Arbeiter verhältnißmäßig am schwersten unter den Einschränkungen der Waarenerzeugung, wenn nicht gar unter der Nöthigung zum Aufsuchen andrer Quellen des Erwerbs. Schlimmstenfalls erweitern hochfahrende Fabrikordnungen, Uebervortheilungen unter dem Vorwand einer bessern Beschaffung von Nahrungs- u. Genußmitteln u. Unbarmherzigkeiten bei dem Eintritt der Arbeitsunfähigkeit den an sich schon bestehenden Zwiespalt.

Die Formeln zur allgemeinen Vorführung dieser Beschwerden u. die Gründe zu ihrer theilnehmenden Beurtheilung waren abermals in Frankreich entwickelt worden. Seit 1808, wo der Kaufmannsgehülfe Fourier mit der Ausgrübelung eines abenteuerlichen Systems begonnen hatte, das mittels der freien Bildung von engeren u. weiteren Genossenschaften eine friedliche, das Eigenthum u. die Familie von vornherein schonende Entwicklung der Menschheit zu allgemeiner Glückseligkeit herbei-

führen sollte, u. noch mehr seit den abschlußlosen, 1814 anhebenden Untersuchungen des Grafen Saint Simon beschäftigten sich begabte, zum Theil aber auch überspannte Köpfe, wie Lazard, Victor Considerant, Renaud, Louis Blanc, Proudhon, Cabet 2c., mit der Aufsuchung u. Bekämpfung der gesellschaftlichen Gebrechen u. mit der Auseinandersetzung von Vorschlägen zu ihrer Abhülfe. Insoweit sie hierbei bald die Assoziation innerhalb der bestehenden Staatsform, bald die Regierung, bald beide vereint zur Thätigkeit auffordern, kommt ihre Wirksamkeit mit der Ausbildung des Sozialismus (s. d.) in Zusammenhang. Dagegen suchten aber auch die vorgeschrittensten Mitglieder der republikanischen Partei zur Verstärkung ihres Drucks auf das Königthum Fühlung mit den unteren Schichten, wo Noth u. Mißgunst die Empfänglichkeit für Neuerungen genährt, wenn nicht gar die Babeuf'schen Erinnerungen aufgefrischt hatten. Nach der Februarrevolution erlitten zwar diese rothen Republikaner mit ihrem Anhang aus dem hauptstädtischen Proletariat im Juni 1848 in den Straßen von Paris eine entscheidende Niederlage, u. das starke Regiment des zweiten Kaiserreichs ließ die Theorie von der Nothwendigkeit einer gewaltsamen Veränderung des Besitzstandes nicht mehr an die Oeffentlichkeit gelangen. Ihr lebendiger Fortbestand ergiebt sich aber aus den immer weiter greifenden Anforderungen der sozialistischen Blätter u. Kongresse nach der Stiftung des internationalen Arbeiterbundes im J. 1864 (s. „Internationale") u. aus den Rasereien der Pariser Communards im J. 1871. In Deutschland datirt die soziale Bewegung eigentlich erst seit den J. 1848 u. 1849. Sie führte hier zur Bildung zahlreicher Spar-, Konsum- u. Vorschußvereine, theilweise selbst zur Stiftung von Produktivgenossenschaften, auf der andern Seite aber auch zur Gründung trotziger Arbeiterparteien mit Plänen weitgehender Umgestaltungen, zu denen der Staat ihnen große Kapitalien überweisen soll. Mit dieser Hauptforderung betreten sie eigentlich schon den Boden des K., denn der Staat verfügt nur über die Geldmittel, die er durch Besteuerung den Besitzenden entnimmt.

Mit Recht wird dem K. vorgeworfen, daß er, abgesehen von den verzweifelten Kämpfen, welche eine völlige Umkehrung der gesellschaftlichen Verhältnisse entzünden müßte, durch die Anerkennung einer unbegrenzten Berechtigung der Individualität neben der gleichzeitigen Forderung von streng zugemessenen Leistungen für gemeinsame Futterzwecke mit sich selbst in Widerspruch gerathe, eine Menge von Gründen der Gütererzeugung u. Verwerthung einfach ausstreiche, durch Herabsetzung des Kulturstandes alle höher Angelegten zum Untergehen in der allgemeinen Verdumpfung verurtheile u. mit der zwangsweisen Aufrechthaltung seines Systems den Staat in ein Zuchthaus verwandle. Insofern er jedoch als Ergebniß krankhafter Zustände erscheint, giebt sein Auftreten Anstoß zu ernstlichen Heilungsversuchen, hiermit aber zu einer Erweiterung der Staatsaufgabe, deren zukömmliche Lösung, wenn sie auch erst nach Jahrhunderten gelingen sollte, sich nicht länger ablehnen läßt.

Komnenen ist der Name einer Dynastie, welche dem Oströmischen (Byzantinischen) Reiche mehrere hervorragende Regenten gegeben hat u. zuerst 1057 durch den Sturz des Kaisers Michael VI., des letzten aus dem makedonischen Herrscherhause, in der Person Isaak's I. den Thron bestieg. Dieser legte 1059 seine Würde, unter Uebergehung seiner eignen Familie, zu Gunsten des Konstantin (X.) Dukas nieder u. starb im Kloster 1060. Erst 1081 gelangte mit seinem Brudersohn Alexius I., der den Nicephorus Botoniates stürzte, wieder ein Glied der komn. Familie zur Kaiserwürde, u. dieser regierte bis 1118. Seine Geschichte schrieb seine gelehrte Tochter Anna Komnena (lebte 1083—1148). Obwol nicht ohne mannichfache Schwierigkeiten, welche bes. durch die Kämpfe mit den unteritalischen Normannen, den Bulgaren, Petschenegen, Kumanen, vor Allem den Seldschuken u. in gewissem Sinne auch durch die eben damals in Gang gekommenen Kreuzzüge der Abendländer hervorgerufen wurden, führte Alexius doch eine im Ganzen rühmliche u. erfolgreiche Herrschaft, ebenso wie sein Sohn u. Nachfolger Johannes (Kalojohannes, 1118—43) u. dessen jüngerer, dem älteren Bruder vorgezogener Sohn u. Nachfolger Manuel (bis 1180). Dessen unmündiger Sohn Alexius II. ward 1183 von seinem Vetter u. Vormund Andronikus gestürzt, welchen aber nach einer harten u. gewaltthätigen Herrschaft 1185 durch Isaak Angelus (s. d.) dasselbe Schicksal traf. Alexius Angelus, welcher 1195 seinen Bruder Isaak stürzte u. 1203 selbst wieder in dessen Namen von den Kreuzfahrern entthront ward, nannte sich ebenfalls Komnenus; ebenso der in ähnlicher Weise mit dem Hause der K. verwandte Isaak, der 1184 die Herrschaft über Cypern an sich riß, aber 1191 von Richard Löwenherz von England entthront u. gefangen ward († 1195). Ein wirklicher K. war jener Alexius, der sich 1204 nach der Eroberung von Konstantinopel u. Begründung des lateinischen Kaiserthums durch die Kreuzfahrer zum Kaiser in Trapezunt aufwarf. Dort herrschten seine Nachkommen bis 1461, wo sich David Komnenus an Mohammed II. ergeben mußte, der ihn 1462 mit seiner Familie zu Adrianopel hinrichten ließ. Ohne hinreichende Gewähr sind die Nachrichten, welche einen seiner Angehörigen nach der Maina entkommen u. einen von dessen Nachkommen in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. nach Genua auswandern lassen, worauf die Familie in Korsika Besitzungen erworben habe u. ein nach Toscana übergesiedeltes Glied derselben der Stammvater der Familie Buonaparte geworden sei. 1821 starb der letzte Angehörige dieses angeblichen Komnenenzweiges, welchen schon früher Ludwig XVI. aus politischen Rücksichten als solchen anerkannt hatte. Selbst im letzten Russisch-türkischen Kriege 1853 tauchte vorübergehend wieder ein angeblicher Komnene auf.

Komödie. Der Name u. Ursprung derselben gehören dem Alterthume an; ersterer wird von den griech. Grammatikern von den Worten κώμη (Dorf) u. ᾠδή (Gesang) abgeleitet u. mit „Dorfgesang" übersetzt. Man bezeichnete also zuerst damit einen mit Gesang begleiteten volksfestlichen Umzug. Das älteste Fest dieser Art scheint in Aegypten stattgefunden zu haben, u. zwar war dies die Festwasserfahrt, welche dort mehrmals des Jahres nach der Stadt Bubastis zu Ehren der Artemis stattfand. Unzweifelhaft ahmten die Dorier diesen Umzug in ihrem bakchischen Komos, einem zu Wagen u. zu Pferde ausgeführten Festumzuge, nach. Weil derselbe nun einen durchaus heitern, scherzhaften Charakter trug u. die denselben ausführenden Personen ihre Possen auf den Dörfern, wo sie durchkamen (von κώμη, Dorf), ausführten, bekamen sie den Namen Komödianten (κωμῳδοί). Da nun auch an den zu Ehren der Demeter (Ceres) gefeierten Spielen, den sog. Demetrien, die Zuschauer geneckt wurden u. sich die verschiedenen dabei thätigen Chöre in einem bestimmten Metrum gegenseitig zu verspotten pflegten, welches das iambische (nach dem Namen einer alten Dienerin des Königs Keleos von Eleusis, Jambe, die durch ihre von lächerlichen Geberden begleiteten Scherze einst die Demeter trotz ihrer Trauer über ihre geraubte Tochter zum Lachen gebracht hatte) genannt wurde, so nahm durch die Verbindung des bakchischen Kultus mit dem Demeterdienst ersterer denselben Charakter an, u. zwar zeigte sich hier der Anfang der Marionetten in dem dabei auftauchenden Kult eines beweglichen Phallus. Dabei wurden hierauf bezügliche Lieder gesungen, u. hierin erblickte schon Aristoteles (in seiner Poetik IV. 14) die ersten Keime der K. Weil nun aber diese phallischen Umzüge meist zur Zeit der Weinlese stattfanden u. die dabei thätigen Personen, die Ithyphallen, Masken von Betrunkenen trugen, so erklärt es sich auch, daß bei den von ihnen vorgetragenen Wettgesängen der Siegespreis ein Schlauch mit Wein (von ἀσκός, der Schlauch) war u. diese selbst den Namen Askolien od. Hefengesänge (τρυγῳδίαι) erhielten. Als der Erste aber, der diesen rohen, mimischen, aus dem Stegreife gedichteten Gesängen eine Art Handlung unterlegte, wird von den Alten ein gewisser Susarion (578 v. Chr.) genannt, u. da er aus Megara stammte, so schrieben sich seine Landsleute auch die Erfindung der K. zu. Indeß war diese von ihm in Ikaria u. Attika eingeführte K. doch wenig mehr als eine Aufeinanderfolge komischer, mit Spottreden durchflochtener Chöre. So wird denn wol erst Epicharmos von Kos, Philosoph, Arzt u. komischer Dichter, als der Vater des regelrechten komischen Spiels betrachtet werden dürfen, der zuerst (485 v. Chr.) zu Syrakus K.n aufführte. Seine zahlreichen Stücke zerfallen in drei Gruppen, Travestien der Götter- u. Heldenmythe, Lokalstücke od. sikelische Charakterbilder aus dem Privatleben u. allgemeine Lustspielstoffe, die Vorbilder des röm. Lustspieldichters Plautus. Alle seine Stücke, von denen leider keines mehr übrig ist, hatten philosophische Tendenz, u. die freie, demokratische Verfassung Athens gestattete diesen gleichzeitig bald politischen, bald persönlichen Satiren unbeschränkte Freiheit. Er u. seine zahlreichen Nachahmer, unter denen für uns Aristophanes der wichtigste ist, weil wir viele seiner Stücke noch besitzen, begründeten die sog. alte K. Als jedoch unter den 30 Tyrannen die Freiheit derselben beschränkt u. verboten ward, lebende Menschen unter ihrem eigenen Namen auf die Bühne zu bringen, entstand die sog. mittlere K., welche indeß immer noch politisch blieb u. ihre Stoffe selten nur dem bürgerlichen Leben entlehnte, auch noch den Chor beibehielt. Nach u. nach ging sie in die neue K. über, welche das Feld der Politik gänzlich verließ (nach Alexander d. Gr.), blos erdichtete Personen u. Handlungen, lediglich dem bürgerlichen Leben entnommen, vorführte, ehrbarer u. moralischer ward u. sich dem Wesen unseres Lustspiels näherte. Ihre Hauptpräsentanten waren Menander, Philemon u. Diphilos, welche nam. von den röm. Lustspieldichtern Terenz u. Plautus kopirt wurden, denn in wie weit in Rom den älteren Komödienschreibern

Livius Andronicus u. Nävius ihr Versuch gelang, die alte politische K. der Griechen nachzuahmen, können wir, da ihre Arbeiten verloren gegangen sind, nicht bestimmen. Nach jenen alten klassischen Vorbildern bildeten sich nun mehr od. weniger die Lustspieldichter, denen wir in allen Literaturen Europa's begegnen.

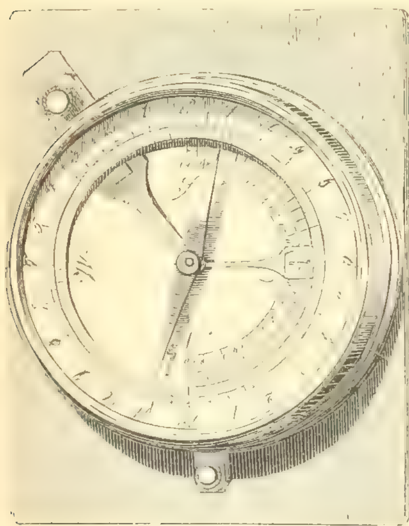
Komorn (ungar. Komárom), ungar. Komitat im Kreise jenseit der Donau, 53,92 □M. mit 143,090 E. (1869); wird durch die Donau, die hier die Waag aufnimmt, in zwei Hälften geschieden; die nördl. umfaßt noch einen Theil der Insel Schütt, ist mit Ausnahme einiger Hügelreihen im O. eben u. an der Donau selbst sumpfig, infolge der häufigen Ueberschwemmungen, u. trägt eine verhältnißmäßig sehr dünne Bevölkerung; der südl. Theil wird von den Ausläufern des Bakonyerwaldes durchzogen. Die Bevölkerung, zu [illegible] kathol., treibt Viehzucht, bes. Schaf- u. Schweinezucht, Getreide- u. Weinbau (Neszmélyer), Fischerei, Schiffbau u. Schiffahrt u. baut den in großen Massen u. trefflicher Qualität vorkommenden Marmor ab. Das Komitat zerfällt in vier Bezirke. Die Hauptstadt K., mit 12,256 E. (1869), ist königl. Freistadt u. eine der stärksten Festungen der Oesterr. ungar. Monarchie. An der Waagmündung, am linken Donauufer u. Ostende der Insel Schütt gelegen, bildet sie einen wichtigen Handelsplatz zwischen Wien u. Budapest u. führt nam. Wein, Getreide, Holz u. Fische aus. Unter den sieben Kirchen ist vorzüglich die große Andreaskirche hervorzuheben. Die von Matthias Corvinus angelegten, seit 1805 außerordentlich erweiterten Festungswerke spielten im ungar. Revolutionskriege eine sehr wichtige Rolle u. kamen erst nach fast einjähriger Belagerung 27. Sept. 1849 durch Kapitulation in die Gewalt der Oesterreicher.

Komos, ein erst bei den späteren Griechen vorkommender Gott der Trinkgelage. Er wurde als beflügelter Jüngling dargestellt, zuweilen auch in Trunkenheit schlummernd.

kompakt (vom lat. compingere, d. i. zusammenschlagen, zusammenfügen), dicht, derb, gedrungen, fest.

Komparation (vom lat. comparare, d. i. vergleichen), Vergleichung; **Komparativ**, der Vergleichungsgrad, die zweite Steigerungsstufe.

Kompaß od. **Bussole**, französ. boussole (vom holl. boxel, d. i. Büchschen), nennt man die in der Mitte einer runden Büchse auf einer Spitze schwebende Magnetnadel. Es wird diese Vorrichtung gebraucht, um mit Hülfe der sich innerhalb gewisser Grenzen gleich bleibenden Richtung der Magnetnadel irgend eine andere Richtung genau zu bestimmen, d. h. den Winkel zwischen beiden Richtungen zu messen. Der K. wird auf diese Weise zu einem wichtigen Winkelmeßinstrument für den Geodäten (Feldmesser), Militär, Markscheider od. Bergmann, vor Allem aber für den Seemann. Die Haupttheile jedes K.es sind eine runde, oben mit einer Glasplatte verschlossene Messingdose, in deren Mitte auf einer feinen Stahlspitze eine mehrere Centimeter lange, harte, rhombisch gestaltete, magnetische Stahlnadel mit einem innerlich fein polirten Hütchen aus Achat od. Bergkrystall schwebend aufsitzt. Als Beispiel für die Einrichtung zur Winkelmessung möge der in Nr. 3745 abgebildete Bergmannskompaß dienen, wie ihn der Markscheider braucht, um in Bergwerken die Richtungen der Gänge u. Stollen zu bestimmen u. unterirdische Vermessungen vorzunehmen. Unter der Magnetnadel befinden sich zunächst die vier Haupthimmelsgegenden N, O, S, W verzeichnet. Der Halbkreis N, O, S ist in 180° getheilt. Außerdem hat aber (wie auch aus der Figur ersichtlich) der Theilkreis des Markscheidekompasses noch eine Eintheilung in 2mal 12 od. 24 Stunden. Das Ganze ist mit den Himmelsgegenden des K. übereinstimmend auf einem viereckigen Bretchen befestigt. Der Knopf rechts oben regiert einen Hebel, durch den man die Nadel, während sie nicht gebraucht wird, arretirt, d. i. das Hütchen von der Spitze abhebt, damit diese nicht unnöthig stumpf gerieben wird. Das Instrument wird auf einem dreifüßigen Stativ befestigt.



Nr. 3745. Bergmannskompaß.

Ganz ähnlich ist die Feldmesserbussole eingerichtet, nur daß zum bessern Einvisiren ein mit der NSRichtung paralleles Diopterlineal (s. d.) an ihr angebracht ist. — In mancher Beziehung abweichend ist die Einrichtung des Seekompasses. Hier ist die Kreiseintheilung nicht an dem Boden od. Rande der Messingbüchse angebracht, sondern es ist die getheilte Kreisscheibe von Papier zunächst auf ein Glimmerblatt geklebt u. dieses auf der Magnetnadel selbst befestigt, so daß sich diese, Windrose genannte Scheibe mit der Nadel selbst dreht (s. „Windrose"). An der innen weißen Wand des Gehäuses ist in der Richtung des Kiels ein schwarzer Strich, auf dem der Steuermann den ihm vorgeschriebenen Strich der Windrose durch richtige Steuerung halten muß. Wegen der schwankenden Bewegung des Schiffes ist das kesselförmige Gehäuse des Schiffskompasses unten mit Blei beschwert u. hängt am oberen Rande mit zwei Stiften in einer sog. „Cardanischen Aufhängung" (s. d.). Diese einfachste Art des Schiffskompasses heißt „Steuerkompaß", da er vor dem Steuerrade in dem sog. Kompaßhäuschen od. Nachthause aufgestellt ist. Außerdem hat man auf dem Schiffe meist noch zwei Arten, den „Azimuthalkompaß" u. den „Peilkompaß". Der erstere dient dazu, um bei den nöthigen astronomischen Beobachtungen das Azimuth (s. d.) der Gestirne zu bestimmen, u. ist deswegen ähnlich wie die Feldmesserbussole mit Dioptern u. s. w. ausgerüstet, auch ist die Windrose auf ihm nicht in 32 Striche, sondern in 360 Grade getheilt. Die Cardanische Aufhängung desselben wird von einem dreifüßigen Messingstativ getragen. Etwas einfacher, aber ähnlich, ist der Peilkompaß zu Vermessungen von Küsten u. s. w. (Vgl. „Deklination", „Inklination" u. „Magnetismus".)

Kompatriot, s. v. w. Landsmann.

Kompendium (vom lat. compendere, d. i. zusammenwägen), eine Ersparniß, Abkürzung, ein kurzer Leitfaden, auch Auszug des Hauptinhaltes einer Wissenschaft, daher **kompendiös**, kurz, gedrängt, auch bequem.

Kompensation (a. d. Lat.). Unter K., Aufrechnung, versteht man die Erklärung eines Schuldners, durch ein ihm gegen den Gläubiger zustehendes Forderungsrecht die von jenem verfolgte od. diesem zustehende Forderung als getilgt ansehen zu wollen. Ueberdies aber begreift man darunter auch die Wirkung der Erlöschung eines Forderungsrechtes durch das Gegenübertreten eines anderen dergleichen. A. hat z. B. von B. 500 Mk. zu fordern, B. von A. 300 Mk., so schuldet B. dem A. nur 200 Mk u. 300 Mk. sind durch K. getilgt. Es wird mithin der Gläubiger durch Befreiung von einer ihn an sich treffenden Schuld bezahlt. Giltigkeit, Fälligkeit u. Gleichartigkeit derjenigen Forderung, welche man zur K. benützen will, wird vorausgesetzt. K. der Prozeßkosten (auch Aufhebung, Vergleichung der Kosten genannt). Im Civilprozesse bildet die Regel, daß die unterliegende Partei die Kosten des Rechtsstreites zu tragen, insbes. die dem Gegner erwachsenen Kosten zu erstatten hat, soweit dieselben nach freiem Ermessen des Gerichts zur zweckentsprechenden Rechtsverfolgung od. Rechtsvertheidigung nothwendig waren. Wenn jede Partei theils obsiegt, theils unterliegt, so sind die Kosten gegen einander aufzuheben od. verhältnißmäßig zu theilen. Dies nennt man K. der Prozeßkosten. Wird in einem Erkenntnisse über die Prozeßkosten eine besondere Bestimmung nicht getroffen, so gelten dieselben als stillschweigend kompensirt. — K. von Forderungen vor ausbrechendem Konkurse. Es ist das ein vielfach versuchtes Manöver, um einem voraussichtlich bei einem Konkurse Betheiligten seine Forderung zu retten. A. will Bankerott machen, B. hat 500 Mk. an ihn zu fordern, C. 300 Mk. an ihn zu zahlen; B. wendet sich an C. u. läßt sich von diesem Zahlung der geschuldeten 300 Mk. versprechen, tritt diesem aber von jenen 500 Mk. 300 Mk. ab. Um der Konkursmasse diese 300 Mk. zu retten, ist dann der Beweis zu führen, daß B. u. C. unredlich verfahren seien, was oftmals mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Kompetenz (a. d. Lat.), Zuständigkeit. In Staaten von nur einigem Umfange ist es unmöglich, daß Ein Gericht sämmtliche Rechtssachen erledige u. alle Untersuchungen führe, es muß daher eine Arbeitstheilung eintreten. Dieselbe erfolgt theils räumlich, theils sachlich; räumlich insofern, als das ganze Land in eine große Anzahl Sprengel getheilt wird, in denen das geordnete Gericht regelmäßig sämmtliche Rechtsstreitigkeiten zu entscheiden u. alle Untersuchungen zu leiten hat, sachlich insofern, als gewissen Gerichten alle Rechtssachen gewisser Personen, Stände od. Grundstücke übertragen werden, z. B. Handelssachen den Handelsgerichten, Ehesachen den geistlichen Gerichten, Vormundschaftssachen den Vormundschaftsgerichten, Ehrenkränkungen den Rügengerichten u. s. w. Diese Grenzen werden durch die Gesetzgebung genau bestimmt; die einem gewissen Gerichte zugewiesenen Sachen gehören zu dessen Zuständigkeit, in ihnen ist das Gericht kompetent. Allgemeine Regel ist, daß auch nur vor ihnen die Rechssache zur Erledigung zu bringen ist; unzuständige (inkompetente) Gerichte dürfen in nicht zu ihrer K. gehörigen Sachen nicht thätig werden. Insbes. ist es verfassungsmäßiger Grundsatz, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe,

d. h. über Verbrechen einer bestimmten Person hat nur derjenige Richter zu entscheiden, der durch das Gesetz hierzu eingesetzt u. ermächtigt ist; die Aufsichtsbehörde darf die Untersuchung u. Entscheidung nur in gesetzlich genau bestimmten Ausnahmefällen an einen andern als den zuständigen Richter verweisen. In Civilprozessen wird dies nicht so streng genommen, hier wird es meist der Partei überlassen, ob sie die Unzuständigkeit (Inkompetenz) des Gerichtes rügen will od. nicht.

Kompilation (vom lat. compilare, d. i. zusammentragen), Zusammenhäufung, Zusammentragung aus anderen Schriften, ein Sammelwerk, häufig ein zusammengestoppeltes Werk.

Komplement eines Winkels nennt man in der Geometrie einen anderen Winkel, der den gegebenen zu einem rechten Winkel, d. i. zu 90°, ergänzt. So ist z. B. zu einem Winkel von 20° das K. = 70°, aber auch umgekehrt ist das K. von 70° = 20°.

Komplementärfarben, s. „Farben".

Komplex (vom lat. complecti, d. i. umfassen, in sich schließen), der Umfang, Inbegriff, die Zusammenfassung.

Komplexion, s. v. w. Temperament eines Menschen, Gesundheitszustand, Leibesbeschaffenheit.

Kompliment, im Allgemeinen eine Verbeugung; eine Ausdrucksweise in Rede u. Schrift, in welcher man Jemand seine Hochachtung, Ehrerbietung od. Theilnahme zu erkennen giebt od. demselben etwas Schmeichelhaftes od. Angenehmes sagt.

Komplot, s. v. w. Verschwörung.

komponiren (vom lat. componere), zusammensetzen, vereinigen; in der Kunst, eine Anzahl von Gegenständen od. Gedanken künstlerisch ordnen, speziell in der Musik s. v. w. tondichten.

Komponist, in musikalischer Beziehung der Erfinder od. Anordner von Musikstücken, auch Tondichter genannt.

Kompositen, auch Synanthereen od. Cassiniaceen, die größte Pflanzenfamilie der Erde, mit zusammengesetzten Blumen, die vereint auf einem meist scheibenförmigen Fruchtboden stehen. Daher auch Vereins- od. Scheibenkopfblütler. Häufig sind die Blumen der Mitte von denen des Randes gänzlich verschieden, so daß man die letzteren auch als Strahlenblumen, welche unfruchtbar bleiben, unterscheidet. Das Ganze heißt ein Blumenkörbchen. Die Einzelblume besteht aus in eine Röhre verwachsenen Staubfäden; daher auch der zweite oben erwähnte Name. Die Früchte (Achänen) sind meist mit einem Federkelche (pappus) gekrönt, durch den sie vom Winde leicht verweht werden. Die Familie ist reich an Nutzpflanzen u. Unkräutern: Kamille, Arnica, Aster, Maaslieb, Distel 2c.

Komposition, eine Zusammensetzung, Ausarbeitung eines künstlerischen Gedankens; in der Malerei die Anordnung eines Gemäldes, d. h. der darauf befindlichen Personen od. Gegenstände; in der Musik die Erfindung u. kunstgemäße Ausarbeitung eines Musikstückes, auch dieses Musikstück selbst; in der Technologie heißt K. eine Metallmischung, wie z. B. die Nachahmung des Goldes aus Kupfer u. Zink od. des Silbers aus Blei u. Antimon.

Kompositum (a. d. Lat., in der Mehrzahl Komposita), etwas Zusammengesetztes, in der Grammatik ein zusammengesetztes Wort.

Kompost (vom lat. compositum, d. i. etwas Zusammengesetztes), ein Gemenge von düngenden Stoffen aller Art. Man wählt, um einen kräftig wirkenden K. herzustellen, solche Stoffe, die leicht in Fäulniß übergehen, wie Pflanzenabfälle, Kehricht, Sägespäne, Torf, Blut, thierische Auswürfe, Abfälle beim Schlachten 2c., u. mischt sie, um die Fäulniß zu befördern, mit zersetzenden Stoffen, wie Kalk, Mergel, Jauche, Asche 2c. Diese wohlvermengten Stoffe formt man auf einer Unterlage von Erde, Sand, Rasen, Schlamm u. dgl. zu einem Haufen, in welchem man oben eine Vertiefung offen läßt, um Jauche eingießen zu können, sobald der Komposthaufen so trocken wird, daß die Fäulniß nicht mehr fortschreitet. Durch öfteres Umstechen wird die letztere befördert, u. ist sie vollendet u. man will den K. verwenden, so läßt man ihn austrocknen, zerkleinert ihn u. streut ihn entweder über bereits aufgegangene Saaten od. egget ihn mit der ausgestreuten Saat unter. Auch auf den Wiesen äußert der K. eine ausgezeichnete Wirkung.

Kompresse, ein Druckläppchen, Bäuschchen, auf Wunden gelegt.

Kompressibilität, die Eigenschaft eines Körpers, infolge eines Druckes einen kleineren Raum einzunehmen.

Kompression, die Zusammendrückung, ein in der Heilkunde vielfältig angewendetes Verfahren, durch einen mäßigen Druck auf die Oberfläche eines Körpertheils die Cirkulation des venösen Blutes u. der Lymphe sowie das Aufsaugen der in das Zellgewebe eingedrungenen lymphatischen u. serösen Feuchtigkeit zu vermehren u. das Volumen der komprimirten Theile zu vermindern.

kompreß (vom lat. comprimere, d. i. zusammendrücken), enge, dicht, zusammengedrückt, gedrängt.

komprimiren (lat. comprimere), zusammendrücken, zusammenpressen.

Kompromiß (a. d. Lat., von compromittere, ein gegenseitiges Versprechen geben), Beilegung eines Streites durch gegenseitiges Nachgeben.

Komthur, eigentlich Kommenthur, von dem mittelalterlich lat. Worte commendarius, ist herzuleiten von commenda (s. „Kommende"). Der K. hat die Einkünfte einer Ordenspfründe zu verwalten, oft auch zu genießen. Der Hauskomthur war im Deutschen Orden der Vorgesetzte eines Ordenshauses, der Landkomthur der eines ganzen Ordensgebietes. In den jetzigen Ritterorden bezeichnet das Wort nur noch eine hohe Rangstufe. Die K.e tragen das Ordenszeichen meist um den Hals an einem Bande, die Großkomthure einen in der Form von den Großkreuzen abweichenden, meist vierstrahligen Stern auf der linken Brust, od. da, wo die Form der Großkomthurinsignien dieselbe ist, wie bei den Großkreuzen, den betreffenden Stern auf der rechten Seite. Komthurei (franz. commanderie) s. v. a. Kommende (s. d.).

Kondensation (vom lat. condensare, verdichten), Verdichtung, bes. die Verdichtung von Dämpfen zu Flüssigkeiten.

Kondensator heißt in der Elektrizitätslehre ein von Volta (s. d.) 1783 ersonnener Apparat, um die Elektrizität aus einer sehr schwach fließenden Elektrizitätsquelle anzusammeln (zu kondensiren) u. dadurch wahrnehmbar zu machen. Er besteht aus zwei genau eben geschliffenen, runden Messingplatten, von denen die eine gewöhnlich auf ein Bennett'sches od. Fechner'sches Elektrometer (Abb. s. Bd. III, Taf. LX, wo dasselbe fälschlich als Bohnenberger'sches Elektrometer bezeichnet ist) geschraubt ist. Die andere Platte ist an einem isolirenden Glasgriffe befestigt, mit welchem sie auf die erste Platte aufgesetzt u. davon abgehoben werden kann. Die beiden inneren Flächen der Platten sind zur Isolirung gefirnißt. Berührt man nun z. B. die obere Messingplatte mit einem zwischen die Finger gefaßten Zinkstäbchen, so fließt von der Berührungsstelle (s. „Galvanismus") in das Zink positive, in das Messing negative Elektrizität. Diese, anfänglich schwach, sammelt sich immer mehr an, indem sie in der untern Platte positive Elektrizität durch Vertheilung bindet u. negative frei macht. Letztere leitet man durch Berühren der unteren Fläche mit dem feuchten Finger ab. Man muß aber den Finger wieder außer Berührung bringen, ehe man das Zinkstäbchen von der obern Platte entfernt hat. Ist dies geschehen u. hebt man zuletzt die obere Platte am Glasgriffe ab, so werden die in den Platten gebundenen Elektrizitäten frei. Das Elektrometer zeigt positive Elektrizität an u. ein anderes, dem man die obere Platte nähert, negative.

Kondition (lat. conditio), eigentlich Bedingung; dann Beschaffenheit, Zustand, auch ein Dienst nicht niederer Art, wie z. B. der eines Handlungsdieners, Hauslehrers od. einer Erzieherin. Waarensendungen à condition, s. unter „Kommissionshandel".

Konditionirung der Gespinnste, die Bestimmung des wahren Gewichtes der Spinnstoffe, bes. aber der Seide, nach Vertreiben des hygroskopischen Wassergehaltes durch Austrocknen mittels Wärme. Die Seide ist gleich der Wolle u. Baumwolle ein sehr hygroskopischer Körper, d. h. in hohem Grade geneigt, Feuchtigkeit aus der Luft anzuziehen sowie umgekehrt den Feuchtigkeitsgehalt an trockene Luft theilweise abzugeben; die Folge davon ist eine verhältnißmäßig bedeutende Veränderlichkeit des Gewichtes einer u. derselben Menge Material. Bei Seide kann diese Gewichtsdifferenz zwischen 11 u. 27 % schwanken. Während bezüglich der Baumwolle diesem Umstande bis jetzt kaum einige Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, u. derselbe hinsichtlich der Wolle erst in neuester Zeit bei den feinen, theuren Sorten beachtet wurde, hat man bei der Seide schon längst darauf Rücksicht genommen. Man fühlte schon frühzeitig das Bedürfniß, das Gewicht der in den Handel kommenden Seidenballen nach Abzug des einen gewissen mittleren Werth übersteigenden Wassergehaltes authentisch feststellen zu lassen, u. nannte das zu diesem Zweck angewandte Verfahren K. Für die K. wurden Anstalten eingerichtet, in denen man die Seide einem künstlichen Trockenprozesse durch Wärme unterwarf. In Italien bestanden schon zu Anfang des 18. Jahrh. Privatkonditionen; Frankreich folgte erst zu Anfang dieses Jahrhunderts nach, u. 1805 wurde in Lyon eine öffentliche Kondition eingerichtet. In Elberfeld besteht eine solche Anstalt seit 1839 u. in Crefeld wurde bald darauf ebenfalls eine solche eröffnet.

Konditor (vom lat. condĕre, erbauen, gründen), Urheber, Erbauer.

Konditor (vom lat. condīre, einmachen), ein Zuckerbäcker.

Kondolenz (vom lat. condolēre, beklagen), Beileidsbezeugung.

Kondor, s. „Geier".

Konduitenlisten (vom franz. conduite, Aufführung, Betragen) nennt man die in einzelnen Zweigen des Staatsdienstes eingeführten, rechtlich gewiß zulässigen, aber moralisch zu verwerfenden Listen über Befähigung u. Fleiß, besonders aber über Betragen, politisches Verhalten, Umgang der einzelnen Beamten.

Kondukt (vom lat. conducere, führen), Begleitung, Geleite, bes. bei feierlichen Leichenbegängnissen. — Kondukteur (spr. Konduktör), Leiter, Begleiter, Bauaufseher, Schaffner, Schirrmeister.

Konduktor nennt man in der Elektrizitätslehre jeden die Elektrizität leitenden Körper, also: die Metalle, Kohle, Wasser, überhaupt alle feuchte Körper. Speziell trägt diesen Namen auch bei der Elektrisirmaschine der große metallene, auf Glasfüßen isolirte Leiter, in welchem die erregte Elektrizität zunächst angesammelt wird (Abb. s. Bd. III, S. 1343).

Konewka, Paul, beliebter Silhouettenzeichner, geb. zu Greifswald 5. April 1841, besuchte Anfangs das Atelier Drake's in Berlin, um Bildhauer zu werden, fand sich aber weit mehr zur Anfertigung schwarzer Schattenrisse, die er mit der Schere machte, hingezogen. Er vertauschte daher das Atelier Drake's mit dem des Malers Adolf Menzel u. machte hier seine Kunst einer höheren Aufgabe dienstbar. Nachdem er die Silhouette lithographisch druckfähig gemacht hatte, gab er 1863 seine erste größere Komposition heraus: „Die Spaziergänger vor dem Thore" nach Goethe's „Faust", voll ergötzlichen Humors u. großer Feinheit der Durchbildung in den Konturen. Dann aber zeichnete er seine Silhouetten auf den Holzstock u. verschaffte ihnen dadurch eine größere Verbreitung. In solcher Weise sind seine übrigen silhouettenartigen Blätter- u. Bilderreihen theils in den „Stuttgarter Bilderbogen", theils in illustr. Journalen, theils als bes. Sammlungen erschienen. Kurz vor seinem 10. Mai 1871 erfolgten frühen Tode gab er noch die Bilderreihe „Falstaff u. seine Gesellen" heraus.

Konfekt (vom lat. conficere, verfertigen), Zuckerbäckerwaaren, in Zucker eingemachte Früchte. — Konfektion, Anfertigung, Vollstreckung; Konfektionswaaren, fertige Kleidungsstücke.

konferiren (vom lat. conferre, gemeinschaftlich überlegen), gegen einander halten, vergleichen; sodann: übertragen, verleihen, z. B. ein Amt; ferner: berathschlagen, Unterhandlungen pflegen; daher Konferenz, Besprechung, Berathschlagung.

Konferve, Wasserflachs, Wasserfaden; Pflanzengattung der kryptogamischen Algenfamilie, nur in Wasser od. im Feuchten lebend, äußerlich dem Flachsfaden ähnlich, in der Flut oft große Geflechte bildend, welche darin auf- u. abwogen. Jeder einzelne Faden, der wieder sehr verästelt ist, besteht aus einer Unzahl von mikroskopischen Gliedern. Zahlreiche Arten der K. sind über die ganze Erde verbreitet.

Konfession (a. d. Lat.) ist ursprünglich das Aussprechen des Glaubensbekenntnisses, welches bei der Taufe stattfand. Auf den Inhalt des Bekenntnisses selbst ausgedehnt, wurde K. in der Reformationszeit das übliche Wort für die Hauptbekenntnißschriften der einzelnen Kirchen (z. B. Augsburgische K. von 1530, Helvetische K. rc.; vgl. „Glaubensbekenntnisse"). Da nun auf diesen Schriften hauptsächlich die Unterscheidung der Sonderkirchen beruht, so braucht man endlich K. auch für Kirchenpartei, z. B.: er bekennt sich zur Röm., Lutherischen, Reformirten K. (dagegen unrichtig: zur jüd. K. statt „Religion"). Ein schroffes Pochen auf den Buchstaben der alten K.en nennt man konfessionell (z. B. Partei der konfessionellen Lutheraner). Solche Kirchenparteien, die ein gemeinschaftliches Hauptbekenntniß haben, heißen konfessionsverwandt.

konfessionslose Schule. Bei der Neubegründung des Volksschulwesens im Zeitalter der Reformation galt es als selbstverständlich, daß jede Schule einer bestimmten Konfession (s. d.) angehöre u. ihre Zöglinge möglichst im Geist u. Glauben derselben zu bilden suche. Der Religionsunterricht, u. zwar der konfessionelle, nach dem Katechismus der betreffenden Religionspartei, bildete den Hauptstoff des Unterrichts, u. die Kirche, unter deren strenger Aufsicht die Schule stand, forderte selbst von den Fachlehrern (also auch außerhalb des Religionsunterrichts) die Wahrung des konfessionellen Charakters der Schule. Als aber ungefähr seit 1848 ein immer stärkeres Drängen auf Loslösung der Schule von der Kirche sich geltend machte, außerdem die Gleichberechtigung der Konfessionen die gleichen Wohlthaten des Schulunterrichts für Alle zu fordern schien, kam auch das Verlangen nach k.n S.n auf die Tagesordnung u. bildet noch gegenwärtig in vielen Staaten eine brennende Frage. Worum es sich bei dem ganzen Streite eigentlich handelt, ist Folgendes: Thatsächlich konfessionslos würde eine Schule dann sein, wenn der Unterricht in keiner Weise an eine bestimmte Konfession auch nur erinnerte, geschweige denn die Bevorzugung einer einzelnen anstrebte. Die Folge wäre dann Wegfall des Religionsunterrichtes u. konfessionslos wäre gleichbedeutend mit religionslos. In der That geht darauf das Streben Vieler. Man meint der Gewissensfreiheit dadurch am besten zu ihrem Rechte zu verhelfen, daß man die religiöse Erziehung nur der Familie u. den von ihr gewählten Geistlichen einer bestimmten Konfession überläßt. Bei der Ausführung dieses Gedankens aber haben sich starke praktische Bedenken dagegen ergeben. Mit der gänzlichen Preisgebung des Religionsunterrichtes wird der Schule, obenan der Volksschule, das wichtigste Mittel entzogen, auf die Gemüths- u. Charakterbildung des Zöglings einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen. Denn auch der Geschichtsunterricht vermag keinen Ersatz zu bieten (wie man oft behauptet hat), da eine gemüthvolle Behandlung der religiös anregenden Partien (z. B. der Reformationsgeschichte) der Geschichte nothwendig von einer bestimmten Auffassung ausgehen müßte, folglich gegen die strenge Konfessionslosigkeit verstoßen würde. Ferner wird gerade das, was der Staat in seinem Interesse zu verhindern suchen muß, nämlich einseitig konfessionelle Erziehung, Anschürung des Religionshasses rc., durch den Ausschluß des religiösen Unterrichts aus der Schule u. seine Verweisung an die Kirche allein befördert u. großgezogen. Uebrigens findet die vermeintliche Religionslosigkeit der Schule in der Wirklichkeit nie statt. Entweder ist der ganze Geist der Schule doch ein konfessioneller geradezu, od. ist ein aller Konfession feindlicher, u. damit ist wieder der Grundsatz der Gewissensfreiheit verletzt. Aus allen diesen Gründen sind Einsichtige längst zur Verwerfung dieser Art konfessionslosen Unterrichts gelangt u. wollen denselben vielmehr so verstanden wissen, daß die Schule zwar den Religionsunterricht beibehält, aber ohne ihn auf Grund eines besonderen kirchlichen Bekenntnisses zu ertheilen (wonach u. A. auch der Katechismus ausgeschlossen ist). Die Schule wird dadurch zur sog. Simultanschule (gemeinschaftlichen Schule), d. h. alle Kinder einer Gemeinde genießen denselben Unterricht, u. zwar auch in der Religion. Der letztere ist nur so einzurichten, daß er die allen Religionen u. Konfessionen gemeinsamen Grundlagen bietet, d. h. sich auf die Erörterung der Grundbegriffe, das Wichtigste aus der biblischen Geschichte u. vor Allem die Einprägung der Sittenlehre u. eines sittlich-religiösen Wandels erstreckt. Was darüber hinausgeht an besonderen Glaubenssätzen, soll wiederum der Familie u. der Sonderkirche überlassen bleiben. Doch leuchtet ein, daß die Sache selbst unausführbar ist. Wenigstens müßte man sich auf einen konfessionslos-christlichen Unterricht beschränken, da die Hereinziehung auch der Israeliten entweder die Beiseitelassung des ganzen Neuen Testamentes nöthig machte, od. jenen den ärgsten Gewissenszwang anthun würde. Also könnte für sie der Unterricht wenigstens nicht obligatorisch (verbindlich) sein. Da nun aber die Familie nicht selten in der ganz farblosen Fassung der religiösen Wahrheiten an Stelle einer bestimmt kirchlichen die gröbste Verleugnung u. Schädigung ihres Glaubens erblicken wird, so kann es ohne Gewissenszwang nur dann abgehen, wenn man den religiösen Unterricht für Niemand verbindlich macht, womit dann wieder der Grundsatz religionsloser Schulen ausgesprochen wäre. — Praktische Versuche zur Durchführung k.r S.n (meist ohne günstige Erfolge) haben bis jetzt gemacht Holland durch das Schulgesetz von 1857, zum Theil Baden (seit 1868), Koburg-Gotha, von jeher Nordamerika u. seit 1870 auch Oesterreich. Dagegen sind in anderen deutschen Ländern (wie Lippe, Nassau) bereits gemachte Versuche wieder zurückgezogen worden. In Preußen ist 1872 durch das Schulaufsichtsgesetz (ebenso in Sachsen 1874) wenigstens die Loslösung der Schule von der kirchlichen Aufsicht ausgesprochen worden.

Konfirmation (a. d. Lat.), d. h. Bestätigung, Befestigung. In allgemeinem Sinne braucht man dies Wort z. B. von der Bestätigung neugewählter Beamter seitens der Oberbehörden durch ein sog. Konfirmationsdekret. In der Regel aber versteht man unter K. die kirchliche Handlung, durch welche herangewachsenen Christen (in der Regel beim Austritt aus der Schule) die Rechte kirchlicher Mündigkeit ertheilt werden. Die Verbindung der K. mit der Zulassung zum Abendmahl, die gewöhnlich als das Wesentliche erscheint, ist eigentlich das Nebensächliche u. die Hauptsache vielmehr die Handauflegung seitens des Geistlichen u. die dadurch vollzogene Weihe für die kirchliche Gemeinschaft (durch Mittheilung des heil. Geistes), daher die K. an vielen Orten auch Einsegnung genannt wird. Diese Weihe nun war ursprünglich mit der Taufe selbst verbunden, wurde aber dann dem Bischof allein vorbehalten u. entwickelte sich zuletzt (seit 1274) zu dem Sakrament der Firmung od. Firmelung (s. d.). Die Reformatoren verwarfen natürlich die sakramentale Bedeutung derselben, behielten aber die Handlung bei als Abschluß der Vorbereitungszeit für den Genuß des Abendmahls u. verbanden sie deshalb mit einem Glaubensbekenntniß von Seiten des Katechumenen. Daher ist die K. öfters auch (obschon irrig) als eine „Erneuerung des Taufgelübdes" betrachtet worden. Als Ausdruck der in der Schule erlangten Reife erhielt die K. zugleich eine Art staatlicher Bedeutung u. wurde für den Eintritt in gewisse Lebensstellungen, z. B. für die Ehe, ausdrücklich gefordert; auch gilt sie als nothwendige Bedingung zur Ausübung kirchlicher Rechte, wie der Theilnahme am Abendmahl, der Pathenschaft rc.

Konfiskation (a. d. Lat.), die als Strafe verfügte Einziehung des ganzen od. theilweisen Vermögens eines Schuldigen zu Gunsten der Staatskasse (lat. fiscus). In weiterer Ausdehnung des Begriffes bedeutet K. überhaupt s. v. w. Beschlagnahme, Wegnahme. **Konfisziren,** der

Staatskasse einverleiben, mit Beschlag belegen, wegnehmen; **konfiszirt** in übertragener Bedeutung s. v. w. von liederlichem, verdächtigem Aussehen.

Konflikt (vom lat. confligere, zusammenstoßen, widerstreiten), Zusammenstoß, Kampf, Widerstreit.

Konföderation (a. d. Lat.), ein Bündniß mehrerer Staaten, meist auf längere Dauer, zur gemeinschaftlichen Erreichung politischer Zwecke.

konform (a. d. Lat.), gleichförmig, übereinstimmend.

Konfrater (a. d. Lat.), Amtsbruder, bes. im geistlichen Stande.

Konfrontation (a. d. Lat.) heißt im Strafprozeß die Gegenüberstellung (Stirn [lat. frons] gegen Stirn) zweier od. mehrerer Personen, seien es Angeschuldigte od. Zeugen; die K. erfolgt meist zum Zweck der Rekognition (Wiedererkennung eines Angeschuldigten) od. zur Hebung von Widersprüchen. Die Person, welche rekognoszirt od. deren Widerspruch gebrochen werden soll, heißt Konfrontat, die ihr gegenüber gestellte Konfrontant.

Konfusion (lat. confusio, von confundere, eigentlich zusammengießen), Verwirrung, Vermischung; auch Bestürzung, Verlegenheit, Zerstreuung. In der Rechtssprache nennt man K. den Zustand, der dann eintritt, wenn die Eigenschaft als Gläubiger u. die Eigenschaft als Schuldner in einer u. derselben Person zusammentreffen, z. B. bei Beerbung des Gläubigers durch den Schuldner od. umgekehrt.

Kongestion (vom lat. congerere, anhäufen), widernatürliche örtliche Blutvermehrung.

Konglomerat nennt man diejenigen Gebirgsarten, welche aus abgerundeten, größeren od. kleineren Gesteinsbrocken od. Mineralien, sog. Geschieben bestehen, die durch irgend ein Bindemittel zu einer festen Gesteinsmasse vereinigt sind. Da die Bruchstücke aller möglichen Felsarten, sowie viele Mineralien, Veranlassung zur Bildung von K.en gegeben haben können, da ferner das Bindemittel von sehr verschiedener Natur, z. B. lehmig, thonig, kalkig od. kieselig sein kann, so können die K.e eine außerordentliche Mannichfaltigkeit zeigen; hierzu kommt noch die verschiedenartige Größe u. Gestalt der eingelagerten Bruchstücke. Charakteristisch für die K.e ist, daß die in ihnen enthaltenen Bruchstücke anderer Felsarten u. Mineralien immer an ihren Kanten abgerundet sind, was darauf hindeutet, daß diese Bruchstücke, bevor sie durch das Bindemittel u. den Abfluß des Wassers zu einer festen Gesteinsart wurden, längere Zeit von dem Wasser fortgetrieben sein müssen, wobei sie sowol durch die gegenseitige Reibung als auch durch die lösende u. mechanische Einwirkung des Wassers nach u. nach diese Form erlangten. Die K.e unterscheiden sich hierdurch von den Breccien, bei denen die durch ein Bindemittel vereinigten Bruchstücke noch eckig u. scharfkantig sind. Selbstverständlich gehören alle K.e zu den sedimentären Gebirgsarten u. sie sind nam. in der Formation des Rothliegenden u. des Tertiärgebietes (z. B. Nagelfluhe der Alpen) sehr verbreitet.

Kongregation (a. d. Lat., wörtlich „Zusammenscharung") heißt im Mönchswesen die Verbindung mehrerer Klöster zu einer geregelten Einheit (vgl. „geistliche Orden" u. daselbst bes. die K.en der Benediktiner). Ferner heißen K. auch die zahlreichen Ausschüsse von Kardinälen beim päpstlichen Stuhl, welche mit der Leitung bestimmter kirchlicher Angelegenheiten beauftragt sind; so die K. des Index, der Inquisition ꝛc.

Kongregationalisten ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der übliche Name für die Independenten.

Kongregationisten nennt man bes. in Frankreich die Mitglieder einer Kongregation.

Kongreß. Im Allgemeinen versteht man unter K. eine Versammlung zur Entscheidung völkerrechtlicher Fragen; von bloßen Monarchenzusammenkünften u. von Konferenzen, welche mehr blos berathender u. vorbereitender Natur sind, unterscheiden sich die K.e wesentlich durch ihre Beschlußfähigkeit. Daß die Staatsoberhäupter selbst anwesend seien, ist nicht erforderlich, dieselben können sich durch genügend bevollmächtigte Minister vertreten lassen. Früher waren meist Friedensschlüsse (wie beim Westfälischen Frieden) od. die Sicherung u. Befestigung eines bereits gewonnenen Friedenszustandes (wie beim Wiener K.) Gegenstand von K.en, heute erstreckt sich ihre Thätigkeit auch auf die Regelung friedlicher Verhältnisse, ja sie entscheiden nicht blos konkrete völkerrechtliche Fragen, sondern stellen auch abstrakte Sätze auf u. schaffen damit einen Ersatz für eine internationale Gesetzgebung. In noch weiterer Ausdehnung redet man von K.en einzelner Berufsklassen, auf denen die versammelten Vertreter über innere Fragen ihres Berufes sich zu verständigen suchen u. beschließen (K. deutscher Gastwirthe, Mühlenbesitzer ꝛc.).

kongruent nennt man in der Geometrie zwei Figuren, welche man sich so auf einander gelegt denken kann, daß sich ihre Grenzen vollständig decken.

Konia (Iconium), Hauptstadt der kleinasiat. Provinz K. od. Karaman Hi mit 22—30,000 E., liegt 1187 m. über dem Meere im südl. Theile der Halbinsel in einer wohlbewässerten, fruchtbaren Ebene, welche im Winter ein meilenweiter Sumpf, im Sommer trocken, aber mit Salz geschwängert ist. Aus der Ferne macht diese Stadt, welche einen wichtigen Stapelplatz für die Produkte des Binnenlandes u. Vereinigungspunkt für Karawanenstraßen bildet, wegen der Menge ihrer Moscheen einen imposanten Eindruck, doch ist sie im Innern verfallen u. nur noch eine Ruine ihrer ehemaligen Größe. Als Iconium war K. schon zur Zeit der Perserherrschaft die östlichste Stadt Phrygiens, später die Hauptstadt von Lykaonien u. während der Kreuzzüge, von 1074 an, die Residenz der Seldschuken-Sultane, deren Palast, wie auch eine große Anzahl aus jener Zeit stammender Moscheen u. geistlicher Schulen, jetzt in Trümmern liegt. Die verfallenen Gräber mohammedanischer Heiliger, unter ihnen das des Dichters Dschelaleddin, ziehen jährlich viele Pilger hierher.

König (althochdeutsch chuning od. kuning) soll nach lange gebräuchlicher Ableitung von chunni, Geschlecht, herstammen, daher K. das Haupt des Geschlechtes, der Familie, des Stammes, aus dem der Herr gewählt wird. Doch liegen gegen diese Ableitung Bedenken vor; ebensowol könnte es vom althochdeutschen kone, Mann, herkommen, u. wäre demnach K. gleichsam der Eine Mann vor Allen, od. auch nach der Wurzelbedeutung der Vater, Erzeuger. Auch bezeichnete früher der Name K. keineswegs nur den Herrscher, sondern auch seine Brüder, Söhne, ja alle vom königl. Stamme hießen K.e, Königinnen, schon als Kinder. Späterer Sprachgebrauch beschränkte den Namen auf den jedesmaligen Inhaber der höchsten Gewalt im Staate, ohne Rücksicht auf den Umfang des Landes; in demselben Sinne redete man von den Beherrschern außereurop. Völker als von K.en, während man heute ihnen wieder den Titel „Häuptling" od. den in der betreffenden Landessprache üblichen giebt, z. B. Sultan, Kazike ꝛc. Zu einer besonderen Ausbildung ist das Königthum in Europa gelangt, wesentlich durch die german. Stämme. Die K.e waren zunächst erbliche; gleichwol hatte das Volk jeden K. beim Antritt seiner Regierung feierlich anzuerkennen u. der K. that ihm Gelübde. Eine Wahl (Kur, s. d.) trat nur dann ein, wenn das Geschlecht ausstarb od. zu herrschen untüchtig war; u. zwar ergab sich Untüchtigkeit nicht blos aus leiblichen Gebrechen od. Fehlern der Verwaltung, sondern auch Schicksal u. Aberglauben kamen dabei ins Spiel: Kriegsunglück, Hungersnoth wurden der Schuld des K.s angerechnet. War beim Tode des K.s sein hinterlassener Sohn minderjährig, so wurde bisweilen die Aktivität der königl. Würde ausgesetzt od. aufgeschoben. Strengeres Wahlrecht, wobei oft von den Verwandten des vorigen K.s abgesehen wurde, erscheint in älterer Zeit hauptsächlich unter den span. Westgothen u. im Deutschen Reich seit den Tagen der letzten Karolinger. Die Wahl geschah in allgemeiner Volksversammlung u. traf in der Regel nur eingeborene Edle. Der neue K., nicht blos der gewählte, auch der erbliche, wurde auf einen Schild gehoben u., damit er von Jedermann erblickt werden könne, dreimal im Kreise des versammelten Volkes herumgetragen. Später hörte diese Sitte auf u. wurde durch die von der christlichen Kirche vorgeschriebene Feierlichkeit der Salbung ersetzt. Erstes Geschäft des K.s war, sein Reich zu umreiten, es gleichsam dadurch in förmlichen Besitz zu nehmen. In Tracht u. Kleidung zeichneten sich die ältesten K.e wenig von den übrigen Freien des Volkes aus; bei den fränk. K.en war es wesentlich, den Wuchs der Locken zu nähren, das Haar scheren war so viel wie zur königl. Würde untauglich machen. Außer dem Haarschmuck ist von anderen Insignien des K.s in ältester Zeit kaum die Rede, auch nicht von einer Krone. In der Volksversammlung, vor Gericht, hielt der K. einen Stab in der Hand; im Kriege od. auch im Frieden wurde die Fahne vor ihm hergetragen. Allmählich mehrten sich, durch die Kirche geweiht u. von den Vorfahren ererbt, solche Zeichen: Krone, Scepter, Mantel, vielleicht auch Fahne, Lanze, Schwert; der Stuhl verwandelte sich nach u. nach in einen Thron. Die Gewalt der ältesten K.e erscheint im Heidenthum als eine oberpriesterliche. Ueber die Grenzen der ältesten Königsrechte mangeln Urkunden; in allen weltlichen Beziehungen waren sie ohne Zweifel sehr eingeschränkt. Der K. ist nur der Erste im Lande, auf seinem Leben steht das höchste Wergeld, in Versammlungen u. Gerichten führt er den Vorsitz u. bezieht einen Theil der Strafen wie der Kriegsbeute, von seinen eigenen Unterthanen hat er nichts zu empfangen als Geschenke; Schatzungen, Zölle, Regalien sind erst allmählich entstanden. Zu seiner Bedienung hielt der K. eine Anzahl von Beamten, aus denen später die Hofämter entstanden. — Später ging die deutsche Königswürde auf in der röm. Kaiserwürde (s. „Kaiser"); die etwa bei Lebzeiten eines Kaisers erwählten Nachfolger führten den Titel „römische K.e". Verliehen konnte nach den Anschauungen des Mittelalters das Königthum nur von den röm.-deutschen Kaisern werden, die auch wirklich die Königswürde von Polen u. Böhmen schufen. Als Nachfolger der röm.-deutschen Kaiser sah sich besonders auch Napoleon I. an; er gründete daher die Königreiche Etrurien, Italien, Holland, Westfalen u. erhob die Kurfürsten von Bayern, Württemberg u. Sachsen zu K.en,

ernannte auch seinen Sohn zum K. von Rom. Zum K. von Preußen ernannte sich selbst aus eigener Machtvollkommenheit 18. Jan. 1701 Kurfürst Friedrich III. v. Brandenburg. Heute besteht der Titel „K." nur in Europa u. wird geführt von den Herrschern von Oesterreich-Ungarn, Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, England, Schweden, Dänemark, Spanien, Italien, Portugal, Belgien, Holland u. Griechenland, sowie von den depossedirten K.en von Neapel u. Hannover. Den K.en gebührt der Titel „Majestät". — Vgl. Hinrichs, „Die K.e" (Lpz. 1852); v. Sybel, „Die Entstehung des deutschen Königthums" (Frankf. 1844); Dahn, „Die K.e der Germanen" (6 Bde., Würzb. 1861—71).

König (Regulus), in der Bedeutung als hochstehend u. werthvoll, nannten die Alchemisten das aus den Erzen abgeschiedene Metall, vornehmlich aber den am Boden des Schmelztiegels sich absetzenden Metallkern. Am meisten findet der Spießglanzkönig (Antimonkönig) Erwähnung.

König, Friedrich, Erfinder der Schnellpresse, geb. zu Eisleben 17. April 1775, besuchte erst das Gymnasium, trat 1790 als Lehrling bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig ein u. errichtete 1800 selbst eine Buchdruckerei u. Buchhandlung, hatte aber keinen Erfolg. Schon mit dem Gedanken einer Maschine, wie er sie später erfand, beschäftigt, suchte er vergeblich bei mehreren deutschen Regierungen um Unterstützung seines Projektes nach. Er ging daher nach London, gewann hier mehrere reiche Buchdrucker u. stellte mit Hülfe des Mechanikers Andreas Christian Bauer (s. d.) 1811 die erste Schnellpresse fertig; dieser Flachdruckmaschine folgte in demselben Jahre eine Cylinderdruckmaschine, welche 1814 zuerst in der Druckerei der „Times" zur Einführung gelangte. K. verbesserte sie mehrfach, ward jedoch durch den Theilhaber Benzley um den wohlverdienten Lohn gebracht, indem dieser die Erfindung mit Anderen ausbeutete. Er ging infolge dessen mit Bauer nach Bayern, wo Beide in Oberzell bei Würzburg mit Unterstützung der Regierung eine Maschinenfabrik errichteten. Schon 1816 hatten sie auch eine Schön- u. Wiederdruckmaschine gebaut. K. starb zu Oberzell 17. Jan. 1833.

Koenig, Heinrich Joseph, ein insbes. auf dem Gebiete des histor. Tendenzromans hervorragender Schriftsteller, geb. 19. März 1790 zu Fulda, besuchte das dortige Gymnasium u. seit 1806 das Lyceum, ward aber durch Armuth am Studium auf einer Universität verhindert. So mußte er zunächst bei der Mairie seiner Vaterstadt eine Hülfsarbeiterstelle annehmen; dann wurde er Distriktskontroleur u., als 1816 Fulda an Kurhessen fiel, Regierungssekretär im Finanzministerium, als welcher er 1819 auf eine geraume Zeit nach Hanau versetzt ward. Literarisch hatte er sich bereits durch einige dramatische Versuche, insbes. durch das Trauerspiel „Otto's Brautfahrt", bekannt gemacht, als er wegen seiner Beiträge in der gegen den „Katholiken" gerichteten Zeitschrift „Der Protestant", die er als „Rosenkranz eines Katholiken" auch separat erscheinen ließ, u. wegen seines Buches „Der Christbaum des Lebens" (Frankf. 1831) im Juni 1831 aus der Katholischen Kirche förmlich ausgestoßen ward. Er schloß sich dann der reformirten Gemeinde an. Seit 1831 wiederholt von der Stadt Hanau in die kurhess. Zweite Kammer gewählt, machte er sich durch seine Freisinnigkeit auch dem Hassenpflug'schen Regiment unbequem, infolge dessen er, gewissermaßen zu seiner Strafe, im April 1840 von der Finanzverwaltung als Obergerichtssekretär zur Justiz übergehen mußte. Im J. 1847 nahm er seinen Abschied, zog 1860 von Hanau nach Wiesbaden u. starb das. 23. Sept. 1869. Als Schriftsteller hatte er sich bald ausschließlich der Romandichtung zugewandt u. sich durch seine „Hohe Braut" (2 Thle., Lpz. 1833; 2. Aufl., 3 Bde. 1844) vortheilhaft bekannt gemacht; diesen Ruhm steigerten „Die Klubisten von Mainz" (3 Thle., ebd. 1848) u. „William Shakespeare" (Hanau 1850, 2. Aufl. 1859); letzteres eine Umarbeitung des früher erschienenen Romans „William's Dichten u. Trachten" (1839). Als ebenbürtig schloß sich diesen Werken später der historische Familienroman „Von Saalfeld bis Aspern" (3 Thle., Wiesb. 1864) an. Andere erzählende Schriften K.'s sind: „Die Waldenser" (2 Thle., Lpz. 1836; 2. Aufl. 1856); „Regina" (ebd. 1840); „Veronika" (ebd. 1842); „König Jerome's Karneval" (3 Thle., ebd. 1855); „Seltsame Geschichten" (Frankf. a. M. 1856); „Marianne, od. Um Liebe leiden" (ebd. 1858); „Eine Pyrmonter Nachkur" (ebd. 1869) u. a. m. Seine zerstreuten Novellen sammelte er als „Deutsche Familien" (Wiesb. 1862). Ferner schrieb er „Literarische Bilder aus Rußland" (Stuttg. 1837); „Georg Forster's Leben" (Lpz. 1844; 2. Aufl. u. d. Tit. „Haus u. Welt", 1852) u. die autobiographischen Bücher „Auch eine Jugend" (Lpz. 1852) u. „Ein Stillleben" (2 Thle., ebd. 1861); „Was ist die Wahrheit von Sein?" (Lpz. 1866). K.'s gesammelte Schriften erschienen in Leipzig 1854—69 in 20 Bdn.

Koenig, Gustav, ein durch seine Bilder aus Luther's Leben u. Zeit bekannter Zeichner u. Maler, daher der Luther-Koenig genannt, geb. 2. April 1808 in Koburg, verlor früh seinen Vater u. mußte daher sein großes Zeichentalent bald für den Broterwerb verwerthen. Zuerst arbeitete er in einer Porzellanfabrik seiner Vaterstadt, dann ging er auf Reisen; seit 1830 war er in Nürnberg als Portraitmaler thätig, fertigte auch auf dem Schlosse des Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg Bilder nach Uhland's Gedichten; 1833 ließ er sich in München nieder u. wurde Schnorr's Schüler in der Akademie. Sein für den Herzog von Koburg gemalter Bildercyklus aus dem Leben der sächs. Reformationsfürsten wies ihn auf die Geschichte der Zeit Luther's hin, die ihn von da an bis an sein Lebensende beschäftigte. Aus Luther's Leben brachte er daher bald darauf 25 Kompositionen auf 48 Blättern, die ihm einen bedeutenden Namen machten u. ihm nachher zu manchen größeren Wiederholungen als Vorlagen dienten, z. B. zu dem großen Carton „Luther's Bibelübersetzung" im Germanischen Museum. Von jetzt an folgte eine große Reihe von Cartons u. Zeichnungen, nicht nur aus Luther's Leben, sondern auch aus dem anderer Glaubenshelden od. aus der Bibel. Dahin gehören die Initialen von Luther's Gesängen, das güldene ABC, die Psalmen David's in 48 Darstellungen auf 12 Blättern, u. der für den König von Preußen geschaffene Cyklus von 12 Handzeichnungen aus dem Leben David's. Schwächer dagegen als alle diese Zeichnungen sind einzelne danach ausgeführte Oelbilder. Wie K. hat es Keiner verstanden, die Gestalt des Reformators würdig u. treu aufzufassen u. darzustellen. Leider war einige Zeit vor seinem am 30. April 1869 erfolgten Tode K.'s Geist getrübt u. der Kunst entfremdet. Vgl. Ebrard, „Gustav K., sein Leben u. seine Kunst" (Erlang. 1871).

Könige, Buch der. Die beiden Bücher der K., die in unseren Bibeln unter den Geschichtsbüchern zwischen den Büchern Samuelis u. der Chronika stehen, bildeten in der hebr. Bibel nur Ein Buch, während die griech. u. lat. Bibel sie als 3. u. 4. Buch der K. zählte (indem die Bücher Samuelis das erste u. zweite bildeten). Sie beginnen mit den letzten Lebenstagen David's u. führen die Geschichte der K. von Israel u. Juda fort bis zum 37. Jahr nach der Wegführung Jojakim's, d. h. bis ca. 562 v. Chr. Schon daraus ergiebt sich, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt nicht vor dem Ende des 6. Jahrh. verfaßt sein können. Daß sie auf sehr verschiedenen älteren u. jüngeren Quellen beruhen, wird durch ihre eignen Angaben bestätigt u. ist durch die neuere Kritik im Einzelnen erwiesen worden; sie sind im Wesentlichen ein Auszug aus den „Reichsannalen der Könige von Israel u. Juda", aber mit vielen eignen Ausführungen des Redaktors, der den Nachweis zu führen suchte, daß das Unglück des Volkes eine nothwendige Folge seines Abfalls vom Gesetz u. der Verachtung des prophetischen Worts gewesen sei. Daher tritt auch die Geschichte der Propheten (bes. des Elias u. Elisa) stark in den Vordergrund, während die Ereignisse selbst in der Regel kurz u. knapp der Reichschronik entnommen werden. Da die alten Reichsannalen (das sog. „große Königsbuch") verloren sind, so bilden die Bücher der K. die wichtigste, ja fast einzige Quelle der mittleren israelitischen Geschichte, u. zwar, wie die Entdeckung gleichzeitiger assyrischer u. ägyptischer Denkmäler gelehrt hat, im Allgemeinen eine Quelle von großer Zuverlässigkeit. Die beste Auslegung ist die von Thenius (Lpz. 1849; 2. Aufl. 1873).

Königgrätz (czech. Hradec Králové), Festung u. Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im östl. Böhmen mit 5593 E. (1869), liegt am Zusammenfluß der Adler u. Elbe, 13 M. östl. von Prag, ist Sitz eines Kreisvorstehers, eines Kreis- u. Bezirksgerichtes u. eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale, ein Gymnasium, eine Ober- u. Unterrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt u. ein Diözesanseminar u. produzirt u. A. musikalische Instrumente, Handschuhe u. Wachslichter. In der Nähe wird viel Gemüsebau getrieben. Die Stadt hat ihren Namen davon, daß ihr Schloß im 13. Jahrh. für mehrere böhm. Königinnen Wittwensitz war. Zum Zwecke der Vertheidigung kann die Umgebung unter Wasser gesetzt werden. — Geschichtlich merkwürdig ist K. durch die in seiner Nähe 3. Juli 1866 gelieferte Schlacht, durch welche der Preuß.-österr. Krieg (s. d.) zu Gunsten Preußens entschieden ward.

Königinhofer Handschrift. Mit diesem Namen bezeichnet man die angeblich ältesten Denkmäler der böhm. Poesie in böhm. Sprache,

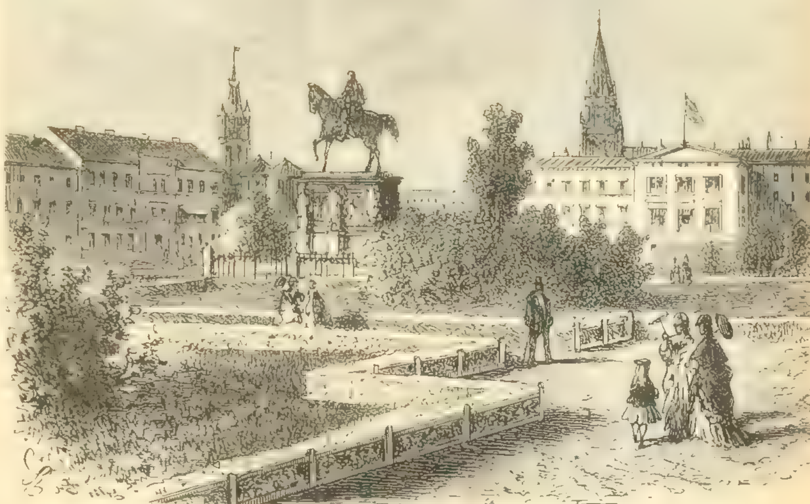
welche W. Hanka (s. d.) 16. Sept. 1817 in einer zu der Kirche in Königinhof in Böhmen gehörigen Kammer entdeckt haben wollte. Es war angeblich ein aus 12 Duodezblättchen u. 2 schmalen Streifen bestehendes Konvolut, auf dem sich der Text von 6 epischen Gesängen u. 2 größeren u. 6 kleineren Liedern befand, die zu einer, wie Hanka annimmt, um 1290–1310 veranstalteten Sammlung alter böhm. Gedichte in 3 Büchern auf ungefähr 300 Pergamentblättern gehörten. Die noch erhaltenen epischen Dichtungen sind nur Bruchstücke des 3. Buches. Den böhm. Text gab Hanka unter dem Titel „Rukopis Kralodworsky“ zu Prag 1819 heraus; eine deutsche Uebersetzung veranstaltete W. A. Swoboda u. d. Titel: „Königinhofer Sammlung altböhm. lyrisch epischer Gesänge“ (ebd. 1829). Inzwischen ist durch genaue Vergleichung der im Böhm. Museum zu Prag vorhandenen Handschrift mit ähnlichen Dokumenten aus jener Zeit ziemlich sicher nachgewiesen worden, daß das Ganze ein Machwerk Hanka's selbst ist, der mit großem Geschick Stil, Sprache u. Inhalt dieser Dichtungen jener frühen mythischen Zeit anzupassen wußte, um aus ihnen das hohe Alter böhm. Kultur nachzuweisen u. gleichzeitig die Superiorität slavischer Nationalität über die deutsche zu dokumentiren.

Königsberg, Hauptstadt der preuß. Provinz Preußen u. des Reg. Bez. K., 3. Residenzstadt des Königreichs Preußen mit 112,123 überwiegend protestantischen E. (1871); liegt am Pregel, dessen beide Arme sich in der Stadt wieder vereinigen, 1 M. von der Mündung desselben in das Frische Haff, am südl. Rande des Samlandes. K. besteht aus 3 ehemaligen Städten: der Altstadt, dem Löbenicht u. dem Kneiphofe. Die Straßen im Innern sind meist eng, doch weisen die Vorstädte u. die sog. „Freiheiten“ eine nicht unbedeutende Zahl schöner Gebäude auf. Das Schloß, in seinen ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh. stammend, seit 1457 Residenz der Hochmeister des Deutschen Ordens u. später der Herzöge, erhebt sich mit seinem 87 m. hohen Thurme auf einer kleinen Anhöhe; daneben befindet sich der von reizenden Anlagen umgebene Schloßteich. Von den 15 evangelischen Kirchen der Stadt ist die bedeutendste der 1333 vom Hochmeister Herzog Luther von Braunschweig gegründete, 92 m. lange goth. Dom mit großer Orgel u. den Grabmälern der letzten Hochmeister, des Herzogs Albrecht, des Philosophen Kant u. A. Derselbe gehört zum Kneiphof, dem alterthümlichsten Theile K.s auf einer Pregelinsel. Außerdem besitzt die Stadt noch eine schöne, 1616 erbaute katholische Kirche, ein Bethaus der Mennoniten u. 2 Synagogen. In der Nähe des Doms liegt die 1544 durch Herzog Albrecht gestiftete Universität (Collegium Albertinum), deren neues prächtiges Gebäude 1862 vollendet worden ist; mit derselben sind eine bedeutende Bibliothek, eine treffliche Sternwarte, ein zoologisches Museum, ein botanischer Garten u. andere reichhaltige Sammlungen verbunden; zu den hervorragendsten Lehrern dieser Hochschule gehörten u. A. Kant, Fichte, Herbart, Jacobi, Bessel, Lobeck, Rosenkranz u. A. Außerdem besitzt K. noch an höheren Lehranstalten 3 Gymnasien, 2 Realschulen, eine Provinzialgewerbeschule u. eine Handelsschule, an anderen Bildungsanstalten eine Kunstakademie, eine Kunstschule, eine Taubstummen- u. Blindenanstalt, ein großes Waisenhaus u. eine Irrenanstalt. Der Kunst ist noch gewidmet außer dem Theater das städt. Museum mit einer Gemäldesammlung. Vor demselben ist dem um die Kunstinteressen K.s hochverdienten Minister v. Schön ein Denkmal errichtet. Neben dem Theater steht auf granitenem Sockel die 16,5 m. hohe erzene Reiterstatue Friedrich Wilhelm's III. auf dem Paradeplatz; ebenso hat K. auch König Friedrich I. u. den Philosophen Kant, dessen ehemaliges Wohnhaus auf der Prinzessinnenstraße durch eine Inschrift bezeichnet ist, durch Denkmäler geehrt. – K. ist Sitz des Oberpräsidiums, Konsistoriums u. der Generalsuperintendentur für die Provinz, des Provinzialarchivs u. der Steuerdirektion für Ostpreußen, eines Oberappellationsgerichtes, eines Kommerzien- u. Admiralitätskollegiums, einer Oberpostdirektion u. von 18 Konsuln. Die ausgedehnten Befestigungswerke, für deren Erweiterung durch Reichsgesetz 1873 die Summe von 23,511,000 Mk. bestimmt worden ist, machen schon jetzt K. zu einer Festung ersten Ranges. Von den inneren Werken sind die mit Statuen geschmückten östl. Thore, das Sackheimer u. Roßgärtner, auch architektonisch hervorragende Bauwerke; unter den äußeren Festungswerken sind die Forts Grolman u. Herzogsacker sowie der Dohna- u. Wrangelthurm auf beiden Seiten des Oberteiches bes. stark. Die Stelle der ehemaligen Citadelle Friedrichsburg ist zur Errichtung von Handelshäusern bestimmt. K. ist der wichtigste Handelsplatz Ostpreußens, trotzdem daß die größeren Seeschiffe wegen der Untiefen des Haffes an dem befestigten Pillau anlegen müssen; der Pregel selbst ist 10—22 m. tief. In Schiffsbau u. Rhederei wird K. von vielen minder großen Ostseestädten weit übertroffen; Anfang 1873 hatte die Stadt nur 8 eigene Seeschiffe von 2162 Tonnen Gehalt u. 3 Dampfer von 3741 Tonnen. Dampfschiffsverbindung besteht mit Pillau, Tilsit, Elbing, Stettin, Amsterdam u. Hull. Von den Einfuhrartikeln



Nr. 3746. Der Hafen in Königsberg.

sind nam. hervorzuheben Thee (1871: 218,076 Ctnr.), welcher dann weiter nach Rußland geht, Eisen, Steinkohlen, Salz, Thonerde, Zucker u. Heringe; von den Ausfuhrartikeln: Flachs, Hanf, Oelsämereien (meist nach den Niederlanden, Großbritannien u. Norddeutschland), Getreide u. Hülsenfrüchte. Bedeutend ist die industrielle Thätigkeit der Stadt, bes. Eisengießerei, Maschinenbau u. die Fabrikation von Mehl, Oel, Watte, Kratzen, Eisenwaaren, Chemikalien, Seife, Lichtern, Leder u.



Nr. 3747. Der Königsgarten in Königsberg.

Tabak, Gerberei, Branntweinbrennerei, Bierbrauerei 2c. K. ist aus einer Burg entstanden, welche 1255 gebaut u. zu Ehren Ottokar's II. von Böhmen benannt worden ist; um dieselbe bildete sich die Altstadt, der Löbenicht ward 1300, der Kneiphof 1327 zur Stadt erhoben. Die Hochmeister des Deutschen Ordens residirten in K. 1457—1525; in der Schloßkirche ließen sich Friedrich I. (18. Jan. 1701) u. Wilhelm I.

18. Okt. 1861 krönen. Der Reg.-Bez. K. umfaßt 114,7 □M. mit 1,079 724 E. (1871) u. besteht aus der kreiseximirten Stadt K. u. 19 Kreisen.

Königshofen, so genannt nach dem Orte K. nahe bei Straßburg, eigentl. Jakob Twinger, einer der bedeutendsten mittelalterlichen Chronisten, geb. 1346, wurde 1382 als Priester ordinirt, verwaltete 1386 eine Zeit lang das Pfarramt zu Drusenheim unweit Straßburg, wurde 1395 als Kanoniker zu St. Thomas in Straßburg erwählt, als welcher er mit der Aufsicht über das Archiv u. der Führung der Urkundenbücher des Stiftes betraut war, u. starb, laut gleichzeitiger Grabschrift an einem Pfeiler der Thomaskirche, 27. Dez. 1420. K. verfaßte ein lat.-deutsches Glossar u. eine lat. Chronik, beide Werke noch ungedruckt, sowie eine deutsche Chronik in 3 verschiedenen Bearbeitungen, von denen die letzte u. umfänglichste 1400—15 entstand; sie ist gleichzeitig Weltchronik, Landeschronik des Elsaß u. Lokalchronik von Straßburg u. in letzteren beiden Beziehungen eine der wichtigsten Geschichtsquellen für das Elsaß (herausgeg. von Hegel als 8. u. 9. Bd. der „Chroniken der deutschen Städte", Lpz. 1870—71).

Königshütte, Industriestadt im Kreise Beuthen des Reg.-Bez. Oppeln (preuß. Prov. Schlesien) mit 19,546 meist kathol. E. (1871, gegen 4495 E. 1852), liegt 4 Km. südl. von Beuthen u. wurde erst 1869 zur Stadt erhoben, nachdem die Ortschaften K., Mittel- u. Oberlagiewnik, Nieder Heiduck u. Charlottenhof zu einer politischen Gemeinde vereinigt worden waren. K. ist Sitz einer Berginspektion; die Bevölkerung, zum großen Theil poln. Nationalität, ist fast ausschließlich beschäftigt mit dem großartigen Hüttenbetrieb u. Bergbau auf Eisenerze, Galmei u. Steinkohlen. Außer dem großen Eisenwerke mit 6 Hohöfen, welches, 1797 angelegt, bis 1870 Eigenthum des Staates war, sind bes. nennenswerth noch das Eisenwerk Hubertushütte, das Puddel- u. Walzwerk Alvenshütte, die Zinkwerke Lyzogniahütte u. Mariawunschhütte. Das bedeutende Steinkohlenwerk Königsgrube ist fiskalisch. Bei dem östl. unmittelbar an K. sich anschließenden Dorfe Chorzow, das ebenfalls sehr ausgedehnten Eisenerz- u. Kohlenbergbau betreibt, befindet sich auf dem Redenberge das Denkmal des um die Begründung des oberschles. Steinkohlenbergbaues außerordentlich verdienten Grafen Redern.



Nr. 3718. Die gemeine Königskerze (Verbascum Thapsus). a [illegible] Stück des Stengels ([illegible] nat. Gr.), [illegible] ausgebreitete Blume, [illegible] Staubgefäß, e das [illegible] vergrößert, f Staubgefäß mit [illegible] Staubbeutel nat. Gr., g dasselbe [illegible], h Stempel 2mal vergr., i Durchschnitt eines Samens 15mal vergr., k [illegible] Frucht 2mal vergr.

Königskerze (Verbascum), Pflanzengattung der Larvenblütigen od. Personaten, Gruppe der Scrophularineen, mit zahlreichen einheimischen Arten, die sich dadurch auszeichnen, daß sie aus einem Schopfe meist filziger Blätter einen hohen Blütenstiel treiben, an welchem die fünfblättrigen Blumen in verschiedenen, meist gelben Farben auf einer kurzen Röhre sitzen, aus deren Fruchtknoten zweitlappige Kapseln hervorgehen. Die meisten Arten bilden recht stattliche, selbst über mannshohe Stauden durch diese Blumencylinder, welche durch ihre leuchtenden Farben den Namen K. rechtfertigen. Die stattlichste der Arten heißt in specie K. od. Himmelbrand (V. Thapsus), indem sie auf wüsten, steinigen od. sandigen Orten prachtvolle Stauden treibt, an denen die goldgelben, selten weißen Blumen im Brande der Mittagssonne aufblühen. Man sammelt diese Blumen als Flores Verbasci u. verwendet sie nebst den filzigen Blättern als Mittel gegen Husten, Durchfall u. s. w.

Königsmark, ein uraltes Geschlecht, welches 10. April 1651 in Schweden u. 6. Jan. 1817 in Preußen gegraft wurde, 19. Jan. 1855 das Präsentationsrecht zum preuß. Herrenhaus erhielt u. gegenwärtig noch in 3 Linien blüht, die in Preußen reich begütert sind. Hauptsächlich bemerkenswerth sind: Der aus dem Dreißigjährigen Kriege bekannte Graf Johann Christoph **v. K.**, geb. zu Köslin in Pommern 25. Febr. 1600, der 1630 als Rittmeister in schwed. Dienste getreten war, mit der Erstürmung der Kleinseite von Prag die letzte größere Waffenthat des Dreißigjähr. Krieges vollbrachte, nach dem Westfälischen Frieden Generalstatthalter der Herzogthümer Bremen u. Verden wurde, 1651 in den Reichsrath trat u. den Grafenstand wie die Feldmarschallswürde erhielt, 1656—60 Kriegsgefangener der Polen war u. 20. Febr. 1663 zu Stockholm starb. — Gräfin Maria Aurora **v. K.**, Enkelin des Vorigen u. Tochter des schwed. Reichsfeldzeugmeisters u. nachmaligen holländ. Generalleutnants Grafen Konrad Christoph **v. K.** (geb. 1634, gefallen vor Bonn 11. Nov. 1673) aus dessen Ehe mit Marie Christine v. Wrangel. Geb. auf Schloß Agathenburg bei Stade 1668, begab sich dieselbe 1694 nach Dresden, um in Betreff der ihr vorenthaltenen Hinterlassenschaft ihres Bruders (s. d. Folg.) Hülfe beim Kurfürsten August II. zu suchen, u. wurde bald dessen Geliebte. Nach der Geburt ihres Sohnes, des nachherigen Marschalls Moritz, Grafen von Sachsen (s. d.), löste sich zwar ihr Verhältniß zu August dem Starken wieder, doch wußte sich die Gräfin seine Freundschaft u. Achtung zu erhalten. Auch ward sie durch ihn 1698 die abteiliche Koadjutorin u. 1700 Pröpstin des fürstl. Stiftskapitels zu Quedlinburg. Nicht immer indeß lebte sie dort; sie reiste viel u. hielt sich oft in Dresden, Leipzig, Breslau u. anderen Orten auf. Im J. 1702 wurde sie vom Kurfürsten in das Hauptquartier Karl's XII. nach Kurland gesendet, um diesen zum Frieden zu bewegen, doch ließ derselbe sie nicht vor. Sie starb zu Quedlinburg 16. Febr. 1728 u. ihr mumienartig eingetrockneter Körper ruht in der dortigen Stiftskirche. Sie war nicht blos von ungewöhnlicher Schönheit u. großer Anmuth, sondern besaß auch einen reichen Geist, eine vielseitige Bildung u. Talent für Musik u. Malerei. Voltaire hat sie die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte genannt. Vgl. Kramer, „Denkwürdigkeiten der Gräfin M. A. v. K." (2 Bde., Lpz. 1836) u. Corvin-Wiersbitzky, „M. A., Gräfin v. K." (ebd. 1848). Auch ist ihr Leben oft zum Gegenstand romantischer Darstellungen gemacht worden, insbes. von Palmblad (deutsch 6 Bde., Lpz. 1848—53). — Graf Philipp Christoph **v. K.**, Bruder der Vorigen, geb. 1662, kam als schwed. Oberst nach Hannover, trat zu der Erbprinzessin Sophie Dorothea (s. d.), Gemahlin des nachmaligen Königs Georg I. von Großbritannien, in ein intimes Liebesverhältniß u. ward auf Anstiften des Erbprinzen in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1694 in den Vorzimmern der Prinzessin ermordet. Vgl. Palmblad, „Briefwechsel des Grafen K. u. der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle" (Lpz. 1847).

Königssee od. Bartholomäsee, der schönste See im Deutschen Reich, liegt im oberbayer. Landgericht Berchtesgaden, 5 Km. im S. dieser Stadt, 604 m. über dem Meere. Die tiefgrünen Fluten, welche einen Flächenraum von 1/11 □M. bedecken, werden von weißgrauen, 1000 bis 1500 m. fast senkrecht abfallenden Kalkfelsen überragt, die im W. zu dem doppelgipfligen, 2740 m. hohen Watzmann emporsteigen, während im O. die Gotzenalp u. im S. das an Schneefeldern reiche Steinerne Meer (2562 m.) sich erheben. Der K. ist eine enge, wassergefüllte Kluft, 10 Km. lang, 2 Km. breit u. bis 225 m. tief, welche die grüne, klare Seeache zur Salzach entsendet. Den großartigsten Anblick gewährt der südöstlichste Theil, der von der Kaunerwand u. Walchhüttenwand umschlossene einsame Obersee, in welchen der in viele Arme getheilte schöne Röthenbachfall herabrauscht; minder bedeutende Wasserfälle bildet der Königsbach u. der Kesselbach. Letzterem gegenüber öffnet sich eine Schlucht zum Watzmann, das Eisthal; aus ihm kommt der Eisbach, dessen Geröll eine weit in den See sich erstreckende niedrige Halbinsel gebildet hat, die Hirschau; auf dieser erhebt sich St. Bartholomä, eine Kirche, zu der alljährlich am Bartholomäustage große Wallfahrten abgehalten werden, u. ein 1732 erbautes Jagdschlößchen, jetzt die Wohnung eines Försters.

Vor dem Ausfluß der Seeache liegt das Inselchen St. Johann, mit einer dem gleichnamigen Heiligen geweihten Kapelle, am Ausflusse selbst das Dörfchen K., dessen Bewohner Fischfang u. Holzflößerei treiben (Abb. s. Bd. II S. 475).

Königsstuhl ist der Name eines über dem Schlosse von Heidelberg sich zu 569 m. erhebenden Berges, von dem sich eine prächtige Aussicht auf das Neckarthal eröffnet, u. des zweithöchsten Gipfels der Stubbenkammer auf der Insel Rugen (133 m.). Außerdem führt diesen Namen die in der deutschen Geschichte des Mittelalters denkwürdige Stätte bei dem Flecken Rhense im Reg.-Bez. Koblenz u. 9 Km. südl. von dieser Stadt auf dem linken Rheinufer, Oberlahnstein gegenüber. Hier erhebt sich auf einem Hugel ein ursprünglich unter Karl IV. 1376 aufgeführter, 1843 restaurirter achteckiger Bau aus Basaltlavaquadern. Auf 7 Schwibbogen ruht eine Plattform mit den Sitzen der 7 Kurfürsten, zu welchen eine Treppe führt. Schon 1308 wird bei Gelegenheit der Vorwahl Heinrich's VII. der K. als eine alte Konigswahlstatt erwähnt; 16. Juli 1338 ward hier der berühmte Kurverein zu Rhense (s. „Ludwig IV.“) geschlossen, 11. Juli 1346 daselbst Karl IV. u. 21. Aug. 1400 Ruprecht von der Pfalz zu deutschen Konigen erwählt.

Königstein, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Dresden (Amtshauptmannschaft Pirna) mit 3261 E. (1871), liegt malerisch am linken Elbufer, ist Sitz eines Gerichtsamtes u. treibt Schiffahrt u. Handel mit Holz u. Sandstein. Ueberragt wird der freundliche Ort im W. von der auf einem 374 m. hohen, tafelförmigen, fast unzugänglichen Sandsteinfelsen gelegenen Festung K., der einzigen Sachsens. Der Festungsberg selbst besteht aus einem abgestumpften Kegel, auf dem eine 20–30 m. hohe Felsenmasse aufsitzt, die ein etwa 2 Km. im Umfang messendes Plateau trägt. Zu demselben führt nur im NW. ein Weg. Die für uneinnehmbar geltenden Festungswerke sind theilweise in den Felsen eingearbeitet u. sperren das Elbthal mit der am Fuße des Berges hinführenden Eisenbahn. Außer der Kaserne u. anderen Häusern befindet sich auf dem Plateau auch ein Stück Ackerfeld, Gärten u. eine Weinanpflanzung. Ein ungefähr 390 m. tiefer Brunnen versorgt die Besatzung mit Trinkwasser. Eine Belagerung hat der K. noch nicht auszuhalten gehabt, aber häufig historisch interessanten Persönlichkeiten als Staatsgefängniß gedient, z. B. dem Kanzler Nikol. Crell, Patkul u. Böttger, dem Erfinder des Porzellans. Der Bau des größten Theils der Festungswerke wurde unter Kurfürst Christian I. begonnen u. 1731 vollendet. Im S. von K., in dem schönen Bielagrunde, liegen die Kaltwasserheilanstalten Königsbrunn u. Schweizermühle; gegenüber auf dem rechten Elbufer erhebt sich der Lilienstein, ein 411 m. hoher Tafelberg mit herrlicher Aussicht.

Königswasser (Aqua regis, Goldscheidewasser, Salpetersalzsäure), ist eine Mischung von 1 Theil konzentrirter Salpetersäure mit 2 bis 3 Theilen konzentrirter Salzsäure. Die Flüssigkeit ist durchsichtig, von gelblicher Farbe u. stechendem Geruch, sie enthält neben den genannten Säuren im unzersetzten Zustande noch freies Chlor u. salpetrige Säure, welche letztere bei der gegenseitigen Einwirkung von Salz- u. Salpetersäure sich nach u. nach bilden. Seinem Gehalte an freiem Chlor verdankt das K. die Eigenschaft, Gold, Platin u. ähnliche Metalle zu lösen, d. h. sie in Chloride umzuwandeln, welche in Wasser auflöslich sind. Man bereitet sich das K. kurz vor dem Gebrauche durch einfaches Mischen der genannten Säuren; durch längeres Aufbewahren wird dasselbe unwirksam. Den Namen K. (aqua regis) erhielt diese Flüssigkeit zur Zeit der Liebhaberei für Alchemie deshalb, weil es den König der Metalle, nämlich Gold, auflösen kann, was weder Salpetersäure noch Salzsäure für sich allein zu thun vermögen.

Königswinter, freundliches Städtchen am rechten Rheinufer u. am Fuße des Siebengebirges im Siegkreis des preuß. Reg.-Bez. Köln, 9 Km. im SO. von Bonn gelegen, hat 2469 E. (1871), welche Schiffahrt, Weinbau u. Bergbau auf Eisenstein treiben u. die Trachytsteinbrüche im Siebengebirge ausbeuten.

konisch, s. v. w. kegelförmig.

Konjektur (vom lat. conjicĕre, eigentl. zusammenwerfen, sodann: muthmaßen, vermuthen), Vermuthung, muthmaßliche Erklärung od. Lesart einer verderbten Textesstelle (vergl. „Kritik“). — **Konjektaneen,** eine Sammlung von Konjekturen.

Konjugation (a. d. Lat.), Zusammenfügung, Verbindung; in der Sprachlehre die Biegung (Flexion) des Zeitwortes, d. h. die Formveränderungen, welche mit den Endungen, der Stammsilbe 2c. desselben vorgenommen werden, um die verschiedenen Verhältnisse (Personen, Zahl, Modus 2c.) zum Ausdruck zu bringen.

Konjunktion (a. d. Lat.), Verbindung; in der Grammatik: Bindewort, ein die Verbindung zwischen einzelnen Wörtern od. ganzen Sätzen herstellendes Wort. Man unterscheidet beiordnende u. unterordnende K.en u. unter den ersteren kontinuative (z. B. dann, endlich), kopulative (und, theils – theils, weder – noch), disjunktive (entweder – oder), kollative (sowol – als auch), adversative (aber, sondern, doch); die unterordnenden K.en zerfallen in illative (sofern als), exceptive (außer, ohne daß), konditionale (wenn), kausale (da, weil), finale (daß, damit), konklusive od. konsekutive (so, daß), konzessive (wenn auch, obgleich, wiewol), temporale (bevor, nachdem, indem, während, als), restriktive (wenn anders, vorausgesetzt daß) u. komparative (als, wie, gleichwie). In der Astronomie bezeichnet K. diejenige Stellung zweier Himmelskörper, bei welcher sie am Himmel in demselben Längenkreise stehen. Stehen sie dabei auch zugleich in demselben Breitenkreise, so kommen sie für unser Auge zur Bedeckung. So steht z. B. der Mond zur Zeit des Neumondes in K. mit der Sonne. Haben Sonne u. Mond dabei gleiche Breite, so kommt es zur Sonnenfinsterniß (s. „Opposition“).

Konjunktiv, s. „Modus“.

Konjunktur (a. d. Lat.), das Zusammentreffen gewisser Umstände, bes. im Handel, insofern dadurch das Verhältniß von Angebot u. Nachfrage, welches den Preis bestimmt, bedingt u. verändert wird; allgemein s. v. a. Zeitläufte, Zeitumstände.

konkav heißt im Allgemeinen „hohl“. Bei den zu optischen Zwecken verwendeten Spiegeln u. Glaslinsen bezeichnet es eine Schleifung derselben nach der Fläche einer Hohlkugel.

konkludiren (lat. concludĕre), schließen, folgern; einen Beschluß fassen.

Konkordanz (a. d. Neulat., s. v. w. Zusammenstellung des Uebereinstimmenden) heißt ein vollständiges Register aller in einem Schriftwerke vorkommenden Worte od. Gegenstände. Erstreckt sie sich auf die Worte, so heißt sie Verbalkonkordanz u. unterscheidet sich dann von einem Lexikon so, daß es ihr nicht auf die Bedeutung der Worte, sondern auf die Aufzählung aller einzelnen Wortformen ankommt, gewöhnlich zugleich unter Mittheilung des nächsten Zusammenhangs der Worte. Dagegen heißt die Zusammenstellung des verwandten Stoffs eine Realkonkordanz. Die außerordentliche Wichtigkeit der K.en als Hülfsmittel für sprachliche u. exegetische Studien trieb frühzeitig zur Anlegung solcher, insbes. für die Bibel. Eine K. zur hebr. Bibel bearbeitete auf älterer Grundlage Isaak Natan ben Kalonymos um 1440 unter dem Namen „Jair netib“ (Vened. 1523 u. ö.), verbessert von Buxtorf in Basel (1632 von seinem Sohne herausgegeben), von Calasius (Rom 1621) u. Fürst (Lpz. 1840). Für die griech. Bibel (die sog. Septuaginta) des Alten Testamentes lieferte eine hebr.-griech. K. Kircher (Frankf. 1607) u. vollständig Tromm (2 Bde., Utrecht 1718); für das Neue Testament zuerst Betulejus (1546), dann H. Stephanus (1600 u. ö.), endlich Erasm. Schmid (Wittenb. 1638 u. ö.). Letztere K. ist 1843 von Bruder neu bearbeitet worden (2. Stereotypausg. Lpz. 1853). Am frühesten erschienen K.en zur lat. Bibel (der sog. Vulgata); so von Hugo von St. Caro (um 1244), verbessert von Arlotto de Prato (um 1290) u. a., zuletzt von Ducripon (Par. 1838). Die beste K. zur lutherischen Uebersetzung ist die von Lanckisch (deutsch-hebr.-griech. Konkordanzbibel 1677; beste Ausg. von Reineccius, Lpz. 1718). Dagegen ist die vielgebrauchte von Büchner (Jena 1750 ff., 12. Aufl. 1866) zugleich Realkonkordanz (sog. Spruchlexikon), wie auch die von Bernhard (1850 u. 57) u. a. Eine K. zum Koran gab Flügel (Lpz. 1842).

Konkordat (a. d. Neulat., s. v. w. Vertrag, Uebereinkommen) heißt im Besonderen jeder Vertrag zwischen dem Papst u. einer Regierung, durch welchen das Verhältniß der Katholischen Kirche zur weltlichen Gewalt staatsrechtlich geregelt wird. So lange die Römische Kirche ausdrücklich den Anspruch erhob, aller weltlichen Gewalt übergeordnet zu sein, war natürlich an wirkliche K.e noch nicht zu denken; auch das sog. Wormser K. zur Schlichtung des Investiturstreites (s. d.) hat diesen Namen erst später bekommen. Die ersten wirklichen K.e schloß Martin V. gegen das Ende des Konzils von Kostnitz mit den Deutschen, Franzosen u. Engländern ab. Diesen folgten vereinzelt noch andere K.e bis 1523, dann erst wieder im 18. Jahrh. die K.e mit verschiedenen ital. Staaten, Spanien u. Portugal. Sehr fruchtbar an neuen (aber eben so oft wieder abgeänderten od. aufgehobenen) K.en war das 19. Jahrh. Die berühmtesten derselben sind: das 1801 mit Frankreich geschlossene, in welchem Pius VII. zu ziemlich starken Zugeständnissen (obenan des Unterthaneneides der Bischöfe) genöthigt wurde; das bayrische von 1817, das jedoch nie völlig ausgeführt wurde; das preuß. von 1821, dessen letzter Rest 1871 beseitigt wurde durch die Aufhebung der Abtheilung für katholische Angelegenheiten im Kultusministerium. Die traurigste Berühmtheit unter allen hat das österr. K. vom 18. Aug. 1855 erlangt, welches der Katholischen Kirche eine geradezu schrankenlose Freiheit auf Kosten aller andern einräumte, das Kirchenrecht in alter Ausdehnung zur Herrschaft u. den Staat in schmachvolle Abhängigkeit von den päpstlichen Erlassen brachte. Doch wurde es 1868 durch die Befreiung der

Schule die gesetzliche Gleichstellung der Konfessionen u. die Gestattung bürgerlicher Eheschließung bedenklich gelockert u. 30. Juli 1870 aufgehoben. Die letzten Wirkungen sind indeß erst durch die Kirchengesetze von 1874 beseitigt worden. Wie in Oesterreich wurden auch in anderen Staaten die aus der Reaktionszeit stammenden K.e durch die Volksvertretung zu Fall gebracht; so in Württemberg 1861 das von 1857. In Baden mußte das von 1859, das mit dem österr. die größte Aehnlichkeit hatte, 1860 von der Regierung zurückgenommen werden; an seine Stelle trat 1861 eine Uebereinkunft mit dem Erzbischofe. Allezeit hat übrigens die päpstliche Kurie solche K.e, welche mit Zugeständnissen verbunden sind, als im Drang der Umstände u. in Erwartung besserer Zeiten abgeschlossen betrachtet.

Konkordienformel d. i. Eintrachtsformel) heißt die umfassendste Bekenntnißschrift der Evangelisch-luther. Kirche. Nachdem die Katechismen Luther's (1529) sowie die Augsburgische Konfession (1530) die lutherische Lehre nur in ihren Grundzügen aufgestellt hatten, erschien in den endlosen Glaubensstreitigkeiten dieser Zeit eine scharfe u. zweifellose Feststellung der reinen Lehre immer nöthiger. Vor Allem galt es den Ausschluß der milden, mehr od. weniger zum Calvinismus geneigten Richtung in der Luther. Kirche (der sog. Philippisten). Ein erster Entwurf zur K. wurde bereits 1567 von dem Tübinger Theologen Andreä ausgearbeitet; daraus entstand nach vielen Aenderungen 1576 auf einer Theologenversammlung im Kloster Maulbronn die sog. Maulbronn'sche Formel. Diese wieder wurde im Mai 1576 von einer neuen Theologenversammlung zu Torgau zu dem sog. Torgauischen Bedenken od. Buch umgearbeitet, bis endlich 1577 im Kloster Bergen bei Magdeburg die jetzt so genannte K. im Sinn des strengsten Lutherthums zu Stande kam. Die von Kurfürst August von Sachsen zur letzten Redaktion berufenen Theologen waren Andreä, Chemnitz, Chyträus, Selnecker, Musculus u. Körner. Ursprünglich deutsch, wurde die K. von Osiander ins Lateinische übersetzt u. fand so Aufnahme ins Konkordienbuch von 1580, die Sammlung der Lutherischen Bekenntnisse (verbessert in der 2. Ausg. von 1584). Die K. zerfällt in zwei Abtheilungen, die „Uebersicht" u. die „ausführliche Darlegung"; überall wird zuerst der Streitpunkt nachgewiesen, dann die reine Lehre (oft mit haarspaltender Spitzfindigkeit) festgestellt u. darnach die abweichende Meinung widerlegt — das Ganze in 12 Artikeln. Obwol von 86 evangelischen Reichsständen u. gegen 8000 Geistlichen unterschrieben, hat doch die K. in vielen Lutherischen Kirchen keinen Eingang gefunden od. wurde (wie z. B. in Brandenburg) wieder verworfen.

konkret (lat., eigentlich „verwachsen") heißt im philosophischen Sprachgebrauch das erfahrungsgemäße Einzelne im Gegensatz zu dem verstandesmäßig Allgemeinen od. sog. Abstrakten. So ist z. B. Barmherzigkeit ein abstrakter Begriff, dagegen die Darreichung von Brot an einen Hungernden ein „konkreter" Fall von Barmherzigkeit. Jede abstrakte Erörterung bedarf zu ihrer Verdeutlichung der „k.en Beispiele". Der Ausdruck selbst rührt daher, daß im „k.en" Falle die an sich allgemeine Vorstellung mit der Vorstellung von einem einzelnen Fall od. Ding gleichsam „verwachsen" ist.

Konkretionen nennt man in der Geognosie alle diejenigen Gebilde, welche innerhalb eines Gesteines durch Konzentration eines von ihm verschiedenen Minerales od. Mineralaggregates entstanden sind. Die meisten K. zeigen eine mehr od. weniger deutliche Annäherung zur Kugelform, seltener sind sie cylinderförmig; man unterscheidet überhaupt hinsichtlich der Form: kugelige (sphäroidische), traubige, nierenförmige, linsenförmige (lenticulare), knollige u. andere K. Sie werden theils von krystallinischen, theils von nicht krystallinischen Mineralien gebildet; im ersteren Falle ist häufig eine radikal-fasrige od. auch eine konzentrisch-schalige Struktur zu bemerken. Jede K. hat sich von innen nach außen entwickelt u. unterscheidet sich hierdurch von den Sekretionen (s. d.), welche sich von außen nach innen zu gebildet haben.

Konkubinat (a. d. Lat.). Man versteht darunter die dauernde Verbindung eines unverheiratheten Mannes mit einem unverheiratheten Frauenzimmer zum Zwecke der Befriedigung des Geschlechtstriebes. Von der Ehe, mit der er das Zusammenleben u. -wirthschaften gemein hat, unterscheidet sich der K. durch den Mangel der gesetzlichen Form u. des Willens beider Theile, sich als Ehegatten zu betrachten. Zum K. gehören auch die sog. Gewissensehen, wo beide Theile zwar den Willen haben, wie Eheleute miteinander zu leben, dagegen die Form der Trauung od. Eheschließung unbeachtet gelassen haben. Das K. ist unzweifelhaft ein unsittliches Verhältniß; die Konkubine hat nicht die Rechte der Ehefrau, die Kinder sind keine ehelichen u. stehen an sich andern außerehelichen Kindern völlig gleich. Im röm. Recht war der K. allerdings geduldet u. sogar gesetzlich geregelt, weil man andernfalls noch unsittlichere Verhältnisse befürchtete, doch durfte Niemand neben einer Frau eine Konkubine haben u. waren auch sonst mancherlei gesetzliche Schranken gezogen. Das kanonische Recht hat indeß jenes Verhältniß mit Recht als unsittlich u. als Entstehungsursache mannichfacher Verbrechen verpönt. Im Anschluß hieran ist durch die neuern Polizeigesetzgebungen der K. allenthalben bestraft u. sind die Konkumbeaten polizeilich getrennt worden. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch zählt den K. allerdings nicht unter den Uebertretungen auf, doch steht nichts entgegen, daß eine Polizeibehörde ein derartiges, unsittliches u. öffentliches Aergerniß bietendes Zusammenleben verhindert. Verschieden von den K. ist die Polygamie (s. d.) u. der **Pellikat**. Unter letzterem begreift man das Zusammenleben einer verheiratheten Person mit einer unverheiratheten, nam. das Halten einer sog. Maitresse. Es ist dies nichts Anderes als ein fortgesetzter Ehebruch (s. d.) u. als solcher nicht blos polizeilich zu verhindern, sondern auch als Sittlichkeitsverbrechen strafbar.

Konkurrenz (vom lat. concurrĕre, zusammenlaufen), Mitbewerbung, Wettstreit; Zusammentreffen von Dingen u. Ereignissen.

Konkurs (Zahlungsunfähigkeit), s. auch „Bankerutt". Man bezeichnet dadurch einmal den Zustand einer Person, wo deren Aktiva (Vermögensbestandtheile) nicht ausreichen, um ihre Gläubiger vollständig zu befriedigen, sog. **materieller K.**, u. sodann das Prozeßverfahren, das infolge jenes Zustandes eingeleitet wird (sog. **formeller K.**). Ersterer berechtigt einzelne od. die Gesammtheit der Gläubiger, Veräußerungen, die der Gemeinschuldner in der Absicht, seine Gläubiger zu benachtheiligen, vorgenommen hat, als ungiltig anzufechten u. rückgängig zu machen, u. zwar durch die sog. Paulianische Klage. Der formelle K. (sog. Konkursprozeß) wird vom Gerichte des Wohnorts, bez. der Handelsniederlassung des Gemeinschuldners, entweder auf dessen od. eines Gläubigers Antrag, od. endlich von Amtswegen eröffnet. Zweck dieses Verfahrens ist, die Gläubiger zu ermitteln, deren Forderungen festzustellen, das Vermögen des Gemeinschuldners (seine Aktiva) zu versilbern u. den Erlös unter die Gläubiger zur Vertheilung zu bringen. Zu diesem Behufe wird die **Konkurseröffnung** öffentlich bekannt gemacht u. eine od. mehrere Personen bestellt, welche die Interessen der gesammten Gläubigerschaft sowie des Gemeinschuldners zu wahren, insbes. darauf zu achten haben, daß alle Vermögensobjekte bestmöglich verwerthet werden u. kein Gläubiger an der Befriedigung Antheil nehme, der nicht einen wohlbegründeten Anspruch habe. Jeder Interessent hat in der Regel sein Recht in einem hierzu bestimmten Termine (Liquidationstermin) anzumelden u. sodann, wenn eine gütliche Einigung nicht zu Stande kommen sollte, gegen den Rechtsvertreter (curator litis) durchzuführen u. zu beweisen. Die Rechte der einzelnen, am K. betheiligten Personen können natürlich verschieden sein. Man unterscheidet hiernach **Vindikanten**, welche ein ihnen an Sachen, welche sich in des Gemeinschuldners Händen befinden, zustehendes Eigenthumsrecht od. anderes dingliches Recht verfolgen; **Separanten** od. **Quasiseparanten**, welche gesonderte Befriedigung zu fordern befugt sind; **Massegläubiger**, denen ein Anspruch nicht wider den Gemeinschuldner, sondern aus Anlaß mit der Gläubigerschaft eingegangener Verträge wider jene zusteht; endlich **eigentliche Konkursgläubiger**. Diese letzteren zerfallen regelmäßig in fünf Klassen: 1. absolut privilegirte, die allen Anderen vorgehen, z. B. Dienstlöhne, Arzt- u. Apothekerkosten, die durch die letzte Krankheit des verstorbenen Gemeinschuldners entstanden sind; 2. bevorzugte Pfandgläubiger, für deren Forderung vom Schuldner ein Pfand bestellt worden u. denen durch Gesetz ein Vorzugsrecht eingeräumt ist; 3. einfache Pfandgläubiger; 4. bevorzugte Gläubiger, die ein sog. privilegium exigendi genießen; 5. alle übrigen Buch- u. Wechselgläubiger. Die Reihenfolge, in der die einzelnen Gläubiger befriedigt werden sollen, wird festgesetzt im **Ordnungsbescheide** (Lokationserkenntniß). Nach dessen Rechtskraft u. vollendeter Versilberung der Masse wird ein **Vertheilungsplan** (Distributionsbescheid) abgefaßt u. hiernach die einzelnen Gläubiger befriedigt. Mit Ausbruch des K. gehen übrigens sämmtliche dem Gemeinschuldner gehörige Aktiva auf die Gläubigerschaft über. Der K. hat endlich mancherlei sonstige Nachtheile für den Gemeinschuldner; unter Umständen kann letzterer sogar bestraft werden (s. „Bankerutt").

Könneritz, Julius Traugott Jakob v., sächs. Staatsmann, geb. zu Merseburg 1792, studirte in Wittenberg u. Leipzig die Rechte, betrat die prakt. Laufbahn als Auditor im Leipziger Konsistorium, ging dann in weimarischen Dienst über, kehrte aber als Amtshauptmann nach Sachsen zurück, ward 1822 Appellationsrath, nach einigen Jahren Mitglied der Landesregierung (einer oberen Justiz- u. Polizeibehörde) u. trat zur Unterstützung des Kabinetsministers Grafen v. Einsiedel in das Geheime Kabinet ein. Im Frühjahr 1830 unter Ernennung zum Kanzler an die Spitze der Landesregierung gestellt, wußte er vor Allem im Sept. 1830 den König von der Nothwendigkeit durchgreifender Maßregeln zu überzeugen, worauf die Erhebung

des Prinzen Friedrich zum Mitregenten u. die Ersetzung Einsiedel's durch v. Lindenau erfolgte. Als auf Grund der Verfassung vom 4. Sept. 1831 verantwortliche Ministerien eingerichtet wurden, erhielt K. die Leitung des Justizministeriums u. begann eine vollständige Reorganisation des sächs. Justizwesens. 1844 wurde K. Vorsitzender im Gesammtministerium u. gab 1846 das Portefeuille des Justizministeriums ab. Das hohe Ansehen, in dem er auch auswärts stand, kam 1847 zur Geltung, als ihm das Präsidium der Leipziger Konferenzen über die deutsche Wechselordnung übertragen wurde. Mit seinem Rücktritt am 18. März 1848 schloß K. seine amtliche Wirksamkeit. Er starb zu Dresden 28. Okt. 1866. — Sein Bruder, Hans Heinrich **v. K.**, geb. 1793, gest. als sächs. Wirklicher Geheimer Rath u. Oberstboimeister zu Erdmannsdorf bei Chemnitz 21. Mai 1863, war nach einander Gesandter in Madrid, Paris u. Berlin u. wurde 1. Jan. 1863 in den belg. Grafenstand erhoben. Ein Sohn desselben, Graf Richard **v. K.**, geb. 28. Juli 1828, betrat gleichfalls die diplomatische Laufbahn u. vertrat Sachsen 1864 bis 1867 in Petersburg u. 1868—75 in München. Ein anderer Bruder des Erstgenannten, Eduard **v. K.**, geb. 1802, war seit 1862 Kreisdirektor in Dresden, vom Dez. 1863 bis Dez. 1864 Civilkommissär in den Herzogthümern Holstein u. Lauenburg, ebenso von Mitte März bis Mitte Sept. 1871 Präfekt in Metz, wurde April 1874 Präsident des neuerrichteten Evangel. luth. Landeskonsistoriums in Dresden u. starb 2. Aug. 1875 auf seinem Gute Weigsdorf in der Oberlausitz. Ein Vetter, Otto **v. K.**, geb. 7. April 1811, war Oberappellationsrath, als er 1862 die Generaldirektion des Hoftheaters u. der königl. Kapelle in Dresden erhielt, u. starb daselbst 27. Nov. 1866.

konnex (a. d. Lat.), verbunden, verknüpft; in der Botanik: leicht verwachsen. Konnex, Zusammenhang, Verbindung, Verknüpfung, Beziehung. Konnexionen, Verbindungen, bes. einflußreiche Bekanntschaften. Konnexität, der gegenseitige Einfluß mehrerer, an sich selbständiger streitiger Rechtssachen auf einander.

Konon, athenischer Flottenführer im Peloponnesischen Kriege, verlor 406 v. Chr. eine Seeschlacht bei Mitylene; von der darauf folgenden Einschließung wurde er indessen durch den Sieg seiner Mitfeldherren bei den Arginusen befreit. Bei Aegospotamos glückte es ihm, mit neun Schiffen nach Cypern zu entkommen. Darauf ernannte ihn auf des Satrapen Pharnabazos Vorschlag der persische König Artaxerxes zum Befehlshaber der persischen Flotte. Da ihn aber die Ränke des anderen Satrapen Tissaphernes bei seinen Unternehmungen hinderten, so ging K. selbst nach Susa, wendete dem Pharnabazos die Oberleitung des Krieges zu u. erfocht dann 394 v. Chr. bei Knidos einen vollständigen Sieg über die peloponnesische Flotte. Hierauf befreite er die Inseln u. Städte an der asiatischen Küste u. verwüstete von Kythera aus die Seeseite Lakoniens u. Messeniens. Von Pharnabazos mit Geld unterstützt, stellte er auch die langen Festungsmauern zwischen Athen u. dem Peiräeus wieder her. Die Spartaner zögerten nun nicht, der persischen Regierung durch Antalkidas vortheilhafte Friedensvorschläge zu machen, u. als K. sich nach Asien begab, um die Absichten der Gegner zu vereiteln, wurde er vom Satrapen Tiribazos in Sardes eingekerkert, weil er gegen das persische Interesse gehandelt habe. Ueber seinen Tod gehen die Nachrichten aus einander. Die Einen lassen ihn von den Persern hingerichtet werden, während die Anderen u. Glaubwürdigeren ihn aus seiner Haft entkommen u. auf Cypern bei dem Könige Evagoras an einer Krankheit sterben lassen.

Konrad I., König der Deutschen (911—18), Sohn des K., Grafen im Hessengau u. Oberlahngau u. Hauptes des auf beiden Seiten des mittleren Rheins u. in Hessen reichbegüterten Konradinischen Geschlechts, welches auch mit dem Karolingischen Hause verwandt war; übernahm von seinem Vater, der 906 bei Fritzlar fiel, den Kampf gegen das im östl. Franken mächtige Geschlecht der Babenberger u. führte diesen, unterstützt von der durch Hatto von Mainz geleiteten Regierung Ludwig's des Kindes, siegreich durch, so daß er zuletzt, obwol nicht den herzoglichen Titel, doch die entsprechende Gewalt in Franken führte. Nach dem mit dem Ableben Ludwig's des Kindes (24. Sept. 911) erfolgten Aussterben der deutschen Karolinger ward er (Anfang Nov. 911) zu Forchheim, nachdem Herzog Otto von Sachsen die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte, hauptsächlich durch die Franken u. Sachsen u. unter eifrigem Zuthun der Geistlichkeit zum Könige erhoben. Lothringen schloß sich allerdings dem Westfränkischen Reiche an u. K. vermochte davon nur den Elsaß zu behaupten. Sein Bestreben, die Gewalt der Herzöge zu beseitigen od. wenigstens zu schwächen, verwickelte den tapfern u. edelmüthigen, aber unglücklichen Fürsten in fast ununterbrochene u. nachtheilige Kämpfe, vor Allem mit Heinrich von Sachsen, welcher 912 seinem Vater Otto nachgefolgt war u. die zurückgeforderten Reichslehen in Sachsen u. Thüringen nicht herausgeben wollte. Die Auflehnung der mit herzoglicher Gewalt in Schwaben herrschenden königl. Kammerboten Erchanger u. Berchthold endete zwar 917 mit deren Hinrichtung, aber die Erhebung des Herzogs Burchard an ihrer Stelle konnte nicht verhindert werden, u. Arnulf von Bayern ward ohne dauernden Erfolg bekämpft. Dabei fielen wiederholt die Ungarn verwüstend ein. Nach längerem Siechthum (an einer im Bayer. Kriege davongetragenen Wunde?) starb K. (wahrscheinlich in Weilburg) 23. Dez. 918, nachdem er um der Zukunft des Reichs willen seinem Bruder Eberhard selbstverleugnend ans Herz gelegt, die Neuwahl nach Kräften auf Heinrich von Sachsen zu lenken, der ihm auch wirklich nachgefolgt ist. K. ward zu Fulda begraben. — Vgl. bes. Dümmler, „Geschichte des Ostfränk. Reichs" (Bd. 2: „Die letzten Karolinger. Konrad I.", Berl. 1865) u. Stein, „Geschichte König Konrad's I." &c. (Nördl. 1872). — (Bild s. Bd. III. S. 875.)

Konrad II., der Salier, König der Deutschen (1024—39) u. röm. Kaiser, Sohn des Grafen Heinrich, im Besitz ausgedehnter Güter um Speier, Worms u. in der Hardt, seit 1016 vermählt mit der hochstrebenden, mit dem karolingischen u. dem burgundischen Königshause verwandten Gisela, der Wittwe des Herzogs Ernst von Schwaben, aus welcher Ehe sie bereits zwei Söhne, Ernst u. Hermann, hatte; ward im Alter von etwa 40 Jahren 18. Sept. 1024 bei Kamba gegenüber Oppenheim am Rhein in freier Wahl von den versammelten deutschen Stämmen auf den durch Heinrich's II. Tod erledigten Thron erhoben, nachdem er zuvor mit seinem jüngeren Vetter K., der neben ihm in Betracht gezogen ward, auf jeden Fall zu unweigerlicher gegenseitiger Anerkennung sich geeinigt hatte. Doch nahm der Letztere 1027 an der Auflehnung gegen den König Theil u. erhielt erst später, nach stattgefundener Versöhnung, das Herzogthum Kärnthen. K., der noch am 8. Sept. zu Mainz gekrönt worden war, hielt sofort einen großen Königsritt durch alle Theile des Reichs, wobei er vielfach Gelegenheit fand, eine bedeutende Umsicht u. Energie an den Tag zu legen. Nach erneuter Sicherung der von Heinrich II. erworbenen Erbansprüche auf das Königreich Burgund (Arelate), welche er als dessen Rechtsnachfolger auf dem deutschen Thron zu haben behauptete, u. nach Beseitigung der Gefahr, welche von den mißvergnügten lothringischen Herzögen im Bunde mit Frankreich, vor Allem aber von seinem eigenen Stiefsohn Ernst von Schwaben drohte, welcher Letztere ebenfalls Ansprüche auf Burgund erhob, brach K. 1026 nach Italien auf, vereitelte mit besonderer Unterstützung des Erzbischofs Aribert von Mailand den Plan einer Partei, den Herzog Wilhelm von Aquitanien auf den ital. Thron zu erheben, demüthigte das aufständische Pavia u. ward Ostern 1027 zu Rom in Gegenwart der Könige Rudolf von Burgund u. des verbündeten Knut (Kanut) des Großen von Dänemark u. England, dem er die Mark Schleswig überließ, zum Kaiser gekrönt. Aus Unteritalien rief ihn die Kunde von einem Aufstande seines Stiefsohnes Ernst nach Deutschland zurück. Dieser ward rasch bewältigt, Ernst seiner Herzogswürde entsetzt u. längere Zeit auf dem Giebichenstein gefangen gehalten. Als er nach Wiedererlangung der Freiheit, anstatt seinen Freund Werner von Kyburg preiszugeben, lieber die Versöhnung mit dem König u. die Wiedereinsetzung in sein Herzogthum zurückwies, ward er verwiesen, geächtet u. fiel im Kampfe mit seinen Getreuen im Schwarzwald (1030). Wiederholte Feldzüge K.'s gegen Ungarn u. Polen liefen ziemlich ungünstig aus, doch folgten ihnen vortheilhafte Friedensschlüsse (1031); nam. erkannte Polen die deutsche Lehnshoheit wieder an u. gab die unter Heinrich I. gewonnenen östlichen Grenzlande wieder heraus. Als 1032 mit Rudolf III. das burgundische Königshaus ausstarb, ergriff K. Besitz von dem Königreich u. vertheidigte es glücklich in mehrjährigen Kämpfen gegen seinen Mitbewerber

Odo von der Champagne (fällt 1037 bei Bar le Duc). Unruhen in Italien riefen ihn 1036 zum zweiten Male dorthin, wobei er sich in dem Streite des Erzbischofs von Mailand mit seinen Vasallen gegen den Ersteren erklärte u. ihn gefangen setzte, jedoch, als er wieder nach Mailand entkommen war, nicht bezwingen konnte. In Unteritalien entsetzte er den Fürsten Pandulf von Capua u. belehnte den Normannen Rainulf mit der Grafschaft Aversa. Im J. 1038 kränklich u. verstimmt nach Deutschland zurückgekehrt, starb er 4. Juni 1039 zu Utrecht. Ihm folgte sein schon längst zum Nachfolger erwählter Sohn Heinrich III. — (Bild s. Bd. III. S. 877.)

Konrad III., König der Deutschen (der erste aus dem hohenstaufischen Geschlecht, 1138—52), geb. 1093, jüngerer Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben u. der Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV., überkam von seinem Vater, während das Herzogthum Schwaben an seinen älteren Bruder Friedrich fiel, hauptsächlich die fränk. Besitzungen des Hauses, welche 1125 durch die von Heinrich V. den Brüdern hinterlassenen Güter seines Geschlechts noch beträchtlich vermehrt wurden. Als deren Besitz von dem — entgegen den Ansprüchen u. Hoffnungen der hohenstaufischen Brüder — zum König erhobenen Lothar von Sachsen (od. von Supplinburg) bedroht ward, erhoben sie sich gegen ihn, u. K. ließ sich Ende 1127 sogar von seiner Partei als Gegenkönig aufstellen, ging 1128 nach Italien u. führte hier seine Sache, nam. auf Mailand gestützt, Anfangs mit Glück, mußte jedoch 1130 nach Deutschland zurückkehren u. nach andauernd nachtheiligem Kampfe sich 1135 gleich seinem Bruder — ohne Einbuße an seinen Besitzungen — unterwerfen, worauf er den Kaiser Lothar auf dessen zweitem Römerzuge (1136—37) begleitete. Bei der Besorgniß der Mehrzahl der Reichsfürsten, wie des Papstes, vor einer Nachfolge des übermächtigen Welfen Heinrich's des Stolzen, Herzogs von Bayern u. Sachsen u. Schwiegersohns Lothar's, gelang es nach Lothar's Tode (1137) K., sich durch die hohenstaufische Partei unter Führung des Erzbischofs Albero von Trier u. allerdings unter Vernachlässigung der hergebrachten Formen 7. März 1138 zu Koblenz zum König wählen u. 13. März zu Aachen krönen zu lassen. Auch die übrigen Fürsten erkannten ihn bald an, mit Ausnahme Heinrich's, gegen welchen Acht u. Entsetzung von seinen Würden ausgesprochen ward. Mitten in dem sich nun entspinnenden Kampfe starb derselbe 1139; Bayern gewannen u. behaupteten in der That die babenbergischen Markgrafen von Oesterreich, Leopold IV. u. sein Bruder u. Nachfolger Heinrich Jasomirgott, die Stiefbrüder K.'s, denen dieser das Herzogthum verliehen hatte; in Sachsen dagegen hielt sich Heinrich der Löwe, der Sohn des Geächteten, gegen den Askanier Albrecht den Bären, Markgrafen von Brandenburg, u. ward 1142 durch einen Vergleich auch von Reichs wegen in seinem Besitze anerkannt. Der nunmehr beabsichtigte Zug K.'s nach Italien, wohin ihn dringende Hülferufe der bedrängten Päpste u. Einladungen der aufständischen Römer noch bes. riefen, mußte jedoch im Hinblick auf die unsichern Verhältnisse Deutschlands selbst immer von Neuem aufgeschoben werden, bis zu Weihnachten 1146 Bernhard von Clairvaux den König zur Theilnahme an dem damals vorbereiteten großen (zweiten) Kreuzzuge (s. d.) in Gemeinschaft mit Ludwig VII. von Frankreich begeisterte. K. brach im Mai 1147 nach dem Morgenlande auf, indem er seinen bereits zum Nachfolger erwählten jungen Sohn Heinrich als seinen Stellvertreter zurückließ. Nach völligem Mißlingen des Kreuzzuges kehrte K. 1149 aus dem Orient zurück. Dies hinderte auch zunächst wieder die Ausführung des im Bunde mit dem oströmischen Kaiser beabsichtigten Angriffs auf Roger von Neapel u. Sizilien. Bes. gefährlich waren die eben jetzt hervortretenden Bestrebungen Heinrich's des Löwen auf die Wiedererwerbung von Bayern. Doch betrieb K. eifrig den Römerzug, als er 15. Febr. 1152 zu Bamberg starb (wo er auch begraben ward). Als seinen Nachfolger an Stelle des 1150 verstorbenen Heinrich empfahl er aus Sorge für das Wohl des Reichs nicht seinen jüngeren, noch unmündigen Sohn Friedrich (von Rothenburg), sondern seinen Neffen Friedrich, Herzog von Schwaben (seit 1147), nunmehr Kaiser Friedrich I. (Barbarossa). — Vgl. Jaffé, „Geschichte des Deutschen Reichs unter K. III." (Hann. 1845); Giesebrecht, „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Bd. 4, Abthl. 1, Braunschw. 1872). — (Bild s. Bd. III. S. 880.)

Konrad IV., König der Deutschen (doch nicht allgemein anerkannt), sowie von Neapel u. Sizilien (1250—54), zweiter Sohn Kaiser Friedrich's II. (aus seiner Ehe mit Isabella von England), wurde, nachdem sein älterer Bruder Heinrich wegen seiner Empörung gegen den Vater gefangen gesetzt u. aller seiner Ansprüche verlustig erklärt worden war (1235, † 1242), 1237 an dessen Stelle zum röm. Kaiser erwählt u. blieb als Stellvertreter des Vaters, der bald wieder nach Italien ging u. dort bis an seinen Tod verweilte, in Deutschland zurück, wo Anfangs die Mahnungen des Papstes zum Abfall noch ohne Erfolg blieben, aber endlich 1246 doch von den Gegnern der „Pfaffenkönig" Heinrich Raspe von Thüringen aufgestellt ward. Von diesem 1246 vor Frankfurt a. M. besiegt u. nach Schwaben zurückgeworfen, rächte sich K. seinerseits 1247 durch einen Sieg vor Ulm, worauf Heinrich sich nach Thüringen zurückzog u. starb. Im Kampfe wider den neuen Gegenkönig Wilhelm von Holland hauptsächlich auf Bayern gestützt, dessen Herzog Otto sein Schwiegervater war, kam K. nach dem Tode seines Vaters 1250, u. bes. seit seiner Niederlage bei Oppenheim 1251, bedenklich in Nachtheil u. beschloß zuletzt, indem er die Vertheidigung seiner Sache in Deutschland seinem Schwiegervater († 1253) überließ (an dessen Hofe auch seine Gemahlin Elisabeth zurückblieb u. erst einige Monate nach K.'s Abzug ihm einen Sohn, den unglücklichen Konradin, gebar), sich zunächst nach Italien zu wenden u. dort sein Erbreich Neapel u. Sizilien zu retten, wo mittlerweile sein Stiefbruder Manfred, durch Vermächtniß des Vaters Fürst von Tarent, die Statthalterschaft für K. geführt hatte. Im Beginn des J. 1252 gelangte er nach Apulien. Zwar ward das Einvernehmen mit Manfred getrübt, doch führte K. seine Sache nicht unglücklich, während allerdings zugleich alle Verhandlungen mit dem Papst sich zerschlugen, dieser den Bann erneuerte u. die Krone an fremde Prinzen ausbot. Nach Einnahme der abtrünnigen Stadt Neapel (1253) bereitete der König eben einen großen Schlag gegen den Papst vor, als er 20. Mai 1254 zu Lavello starb. Seine Rechte u. Ansprüche hinterließ er seinem Sohne Konradin. — Vgl. Schirrmacher, „Die letzten Hohenstaufen" (Gött. 1871).

Konrad der Große, der erste erbliche Markgraf von Meißen aus dem Hause Wettin (1123—56), Sohn des Grafen Thimo v. Wettin, geb. um 1098, machte seit 1117 seinem Vetter Heinrich dem Jüngeren (von Eilenburg) die Mark Meißen streitig, gerieth zwar 1123 in dessen Gefangenschaft, ward aber durch Heinrich's Tod noch in demselben Jahre wieder frei u. bemächtigte sich nunmehr der Mark mit Hülfe des Herzogs Lothar von Sachsen, während Kaiser Heinrich V. den Grafen Wiprecht von Groitzsch mit derselben belehnte. K. behauptete sich (Wiprecht † 1124) u. erhielt 1127 von dem nach Heinrich's V. Tode (1125) zum Kaiser erhobenen Lothar auch die Belehnung. Er erbte nach dem Tode seines kinderlosen Bruders auch dessen Antheil an den Hausgütern, sowie 1136 von Heinrich von Groitzsch, dem Sohne Wiprecht's, dessen Hausgüter u. die Mark Niederlausitz. Desgleichen verlieh ihm Kaiser Konrad III. 1143 Rochlitz, sowie, obwol dies nur auf Lebenszeit, Budissin. 1136 nahm er ehrenvollen Antheil an Lothar's zweitem Römerzuge, unternahm später eine Pilgerfahrt nach Jerusalem u. 1147 eine Kreuzfahrt gegen die heidnischen Obotriten. Als er den Tod nahen fühlte, trat er 1156 als Laienbruder in das von seinem Bruder Dedo begonnene u. von ihm selbst vollendete Petersklofter auf dem Lauterberge (Mons Serenus, gewöhnlich Petersberg genannt) bei Halle u. starb daselbst 5. Febr. 1157.

Konrad von Ammenhusen, deutscher Dichter des Mittelalters, Mönch u. Leutpriester zu Stein am Rhein, dichtete um 1337 nach dem Vorbilde des lat. Schachbuches von Jacobus de Cessolis sein „Schachzabelbuch" (im Auszuge mitgetheilt von W. Wackernagel bei Kurz u. Weißenbach, „Beiträge zur Geschichte u. Literatur", Bd. 1, Aarau 1846), in welchem das Schachspiel allegorisch auf alle Stände u. Lebensverhältnisse gedeutet wird.

Konrad von Fußesbrunnen, ein bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehender österr. Dichter, dichtete gegen Ende des 12. Jahrh. eine „Kindheit Jesu", vermuthlich nicht unmittelbar auf Grundlage des apokryphen „Evangelium infantiae", sondern nach franz. Vorbilde. Wir besitzen von dem Gedicht die Originalgestalt (herausgeg. von Hahn, „Gedichte des 12. u. 13. Jahrh.", Quedlinb.

1840) u. zwei Ueberarbeitungen (die letzte herausgeg. von Feifalik, Wien 1859).

Konrad von Haslau, deutscher Dichter, der den Titel „Meister" führt, also nicht ritterlicher Abkunft war, verfaßte Ende des 13. Jahrh. ein Lehrgedicht „Der Jüngling" (herausgeg. von Haupt in seiner „Zeitschrift für deutsches Alterthum" Bd. 8).

Konrad von Heimesfurt, deutscher Dichter, ein Geistlicher aus dem Ries, von Zeitgenossen lobend erwähnt, verfaßte Anfang des 13. Jahrh. zwei geistliche epische Gedichte, „Himmelfahrt Mariä" (herausgeg. von Pfeiffer in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", 8. Bd.) u. die „Urstende", Christi Auferstehung u. Himmelfahrt behandelnd (herausgeg. von Hahn, „Gedichte des 12. u. 13. Jahrh.", Quedlinb. 1840).

Konrad von Marburg, deutscher Ketzermeister (Inquisitor) u. ohne Zweifel Dominikanermönch, soll schon seit 1215 bei der Aufspürung u. blutigen Verfolgung von Ketzern mitgewirkt haben. Von Gregor IX. 1232 ausdrücklich mit der Inquisitionsarbeit in Deutschland beauftragt, verfuhr er mit einer solchen Grausamkeit u. Willkür, daß sich ein Sturm der Entrüstung gegen ihn erhob u. außer Kaiser Friedrich II. sogar die deutschen Erzbischöfe in Rom Klage führten. Aber noch vor erfolgter Entscheidung wurde K. 30. Juli 1233 von einigen erbitterten Edelleuten bei Marburg erschlagen. Zu seinen traurigen Verdiensten gehörte auch der Kreuzzug gegen die wackeren friesischen Stedinger u. die barbarische Knechtung der edlen Landgräfin Elisabeth von Thüringen, die das Unglück hatte, sein Beichtkind zu sein u. von ihm — sogar durch persönliche Mißhandlungen — zur Heiligsprechung reif gemacht zu werden.

Konrad von Megenberg, geb. um 1309, vermuthlich in der Nähe von Schweinfurt, erhielt seine gelehrte Bildung zu Erfurt. In Paris, wo er acht Jahre sich aufhielt, lehrte er an der Hochschule. Nach Deutschland 1337 zurückgekehrt, wirkte er zunächst in Wien als Vorsteher der Schule von St. Stephan. Hier durch eine Lähmung seiner Glieder bald an jeder Thätigkeit verhindert, folgte er einem Traumgesicht, das ihn nach Regensburg wies; dort fand er — seiner eigenen Angabe nach — am Altar des heil. Erhard die verheißene Heilung. Er starb 1374 als Kanonikus am Dom zu Regensburg. Ueber seine zahlreichen lat. Werke (politischen, theologischen u. moralischen Inhalts) ragen an Bedeutung empor zwei populäre (deutsch geschriebene) Arbeiten, welche nach den schwachen Versuchen der früheren Zeit zuerst einen wirklichen Grund naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Deutschland legten. Es sind eine Verdeutschung der „Sphaera materialis" des Johannes a Sacro Bosco (ein astronomisch-physikalisches Handbuch) u. eine nicht unselbständige, zum Theil selbst kritische Bearbeitung des „Liber de natura rerum" von Thomas Cantimpratensis. Namentlich letztere Arbeit, gewöhnlich kurzweg „Buch der Natur" genannt, fand weiteste Verbreitung (herausgeg. von Pfeiffer, Stuttg. 1861).

Konrad, mit dem Beinamen der Pfaffe (d. h. Geistliche, ohne üblen Nebensinn), deutscher Dichter, verfaßte nach einer franz. Quelle, die er zunächst ins Lateinische, dann ins Deutsche übertrug, ein episches Gedicht, welches nach dem Haupthelden das „Rolandslied" heißt, in welchem aber an Stelle der patriotisch-franz. Färbung hier die christl.-religiöse vorherrscht, was völlig zeitgemäß war, indem damals die Kreuzzüge in den Orient als eine Fortsetzung der schon von Karl d. Gr. u. seinen Helden (darunter Roland) gegen die Ungläubigen in Spanien geführten Kriege aufgefaßt wurden. Einige Lauterscheinungen im Texte scheinen darauf hinzuweisen, daß die Heimat des Dichters am Niederrhein war; andere vielmehr nach Oberdeutschland weisende Lautformen lassen sich leicht durch den (wie es scheint längeren) Aufenthalt K.'s am Hofe Herzog Heinrich's (des Stolzen) von Bayern erklären. Auf den Wunsch der Gemahlin desselben unternahm K. die Verdeutschung, u. zwar noch bei Lebzeiten Heinrich's, also jedenfalls vor 1139. — Neuere Ausgaben des Gedichtes lieferten W. Grimm (Gött. 1838) u. Bartsch (Lpz. 1874).

Konrad von Stoffel, deutscher Dichter, vermuthlich identisch mit dem für das J. 1282 urkundlich nachweisbaren Straßburger Domherrn K. aus dem edeln Geschlechte von Hohenstoffeln; dichtete ein ziemlich mäßiges, dem „Iwein" Hartmann's von Aue (s. d.) nachgeahmtes Epos „Gauriel von Muntabel" (im Auszuge mitgetheilt von Jeitteles in Pfeiffer's „Germania", Bd. 8).

Konrad von Würzburg (mittelhochdeutsch Cuonrât von Wirzeburc), einer der namhaftesten deutschen Dichter des Mittelalters. Ort u. Zeit seiner Geburt sind nicht mit Sicherheit bekannt, doch wird neuerdings wieder Würzburg als seine Heimat angegeben, wohin freilich wol nur die Erstlinge seiner Muse gehören. Innerhalb der Jahre 1260—70 kam er nach Straßburg, wo er auf Bitte des Dompropstes Berthold von Tiersberg die Erzählung „Otto mit dem Barte" aus dem Latein übersetzte. Höhepunkt u. Abschluß seines Lebens bezeichnete der Aufenthalt zu Basel, wo K. heirathete, ein Haus erwarb u. literarisch vielfach thätig war. Den „Trojanischen Krieg" (s. u.) ließ er unvollendet zurück, als er 1287 mit seiner Gattin u. zwei Töchtern von einer Seuche hingerafft wurde. K. war bürgerlichen Standes, verhältnißmäßig gebildet u. nam. des Lateinischen wohl kundig, während er zum Verständniß des Französischen fremder Hülfe bedurfte. Sein dichterisches Vorbild, Gottfried von Straßburg, erreichte u. übertraf er wol noch in der korrekten u. zierlichen Weise des Versbaues u. Reimes, an tieferer poetischer Befähigung blieb er weit hinter Jenem zurück. Am meisten geschätzt sind jetzt die kleineren Erzählungen K.'s: „Der Schwanritter" (Ausgabe von Fr. Roth, Frankf. 1861); das „Mähre von der Minne" od. „Das Herzmähre" (herausgeg. von Lambel in „Erzählungen u. Schwänke", Lpz. 1872). Noch drastischer ist das allegorische Lehrgedicht: „Der werlde lôn" („Der Dank der Welt", herausgeg. von Roth, 1843), u. nach der humoristischen Seite hin als der einzige Versuch K.'s zu nennen „Otto mit dem Barte" (herausgeg. von Hahn, Quedl. 1838; von Lambel a. a. O.). — Endlich „Die Klage der Kunst" (Altdeutsches Museum I.). — Von größeren Gedichten weltlichen Inhalts schuf K. das „Turnier von Nantes" u. „Partonopier u. Meliur" (herausgeg. von Bartsch, Wien 1871), das erstere wol ein Jugendversuch, das letztere nicht ohne echte poetische Schönheiten, sowie den „Engelhard" (Ausgabe von Haupt, Lpz. 1844), eine Liebes- u. Freundschaftssage behandelnd. Der „Trojanische Krieg" (herausgeg. von Keller, Stuttg. 1858) zeigt am meisten Gelehrsamkeit unter K.'s Werken. Von den Legendendichtungen ist „Der heil. Nikolaus" nur in Bruchstücken erhalten, „St. Sylvester" (herausgeg. von W. Grimm, Berl. 1841) u. „Pantaleon" (herausgeg. von Haupt im 6. Bde. der „Zeitschrift für deutsches Alterthum") sind ohne höhere Bedeutung. Während der „Alexius" (herausgeg. von Maßmann, Quedl. 1843; von Haupt im 3. Bde. der genannten Zeitschrift) eigenthümlicher dasteht u. einen Einblick in die Gemüthstiefe der altkirchlichen Legende eröffnet, wird die einst hochgeschätzte „Goldene Schmiede", ein Lobgedicht zu Ehren der heil. Jungfrau (herausgeg. von W. Grimm, Berl. 1840) jetzt meist nur als Beispiel der religiösen Geschmacksverirrung jener Zeit betrachtet. Unbedeutend sind K.'s lyrische Dichtungen (herausgeg. von Bartsch in seiner Ausgabe des Partonopier, s. o.).

Konradin von Schwaben (eigentlich Konrad, doch mit ital. Verkleinerungssilbe), geb. im März 1252, einziger Sohn Konrad's IV. u. der Elisabeth von Bayern, erbte von seinem Vater, den er nie kennen lernen sollte, im J. 1254 mit dessen Thronrechten auch den unversöhnlichen Haß des Papstthums, welches dem hohenstaufischen Geschlechte den Untergang geschworen hatte. Während er am bayer. Hofe aufwuchs, führte in Neapel u. Sizilien sein Oheim Manfred seine Sache, nahm aber 1258 auf falsche Nachrichten vom Tode K.'s hin selbst die Königswürde an. Er behielt dieselbe auch nach Aufklärung des wahren Sachverhaltes im Interesse einer kräftigeren Vertheidigung bei, aber mit dem Zugeständniß, daß K. ihm darin nachfolgen solle. 1262 nahm der Letztere die ererbte herzogliche Würde von Schwaben an. Mehrere Versuche hohenstaufisch gesinnter Reichsfürsten, ihn im Streit der Gegenkönige Richard von Cornwallis u. Alfons von Castilien auf den deutschen Thron zu erheben, scheiterten. Nachdem aber Manfred gegen Karl von Anjou (s. „Karl I., König von Neapel") unterlegen war, brach auf die dringenden Hülferufe der ghibellinischen Partei K. im Sept. 1267 mit einem Heere nach Italien auf, nachdem er zur Beschaffung von Geldmitteln einen großen Theil seiner Besitzungen verpfändet hatte, u. zog, jetzt auch vom päpstlichen Bann getroffen, von Verona über Pavia, Savona u. von da zu Schiff nach

Pisa, der Hauptvertreterin der Ghibellinensache in Mittelitalien; von da über Siena nach Rom, wo in Abwesenheit des Papstes seine Partei vorübergehend zur Herrschaft gekommen war (24. Juli 1268). Bald nach dem Einmarsch ins Neapolitanische trat ihm Karl von Anjou bei Scurcola (od. Tagliacozzo) 23. Aug. 1268 entgegen u. besiegte ihn zuletzt noch durch einen Hinterhalt, als der Sieg für die Deutschen schon gewonnen schien. K. entkam mit seinem Freunde Friedrich von Baden (auch von Oesterreich genannt, wegen seiner Ansprüche auf dieses Land) nach Rom u. suchte von Astura aus zu Schiff nach Sizilien zu gelangen, welches sich gleich den Sarazenen in Apulien für ihn erhoben hatte. Joh. Frangipani, der Herr von Astura, ließ ihnen nachsetzen, nahm sie gefangen u. lieferte sie an Karl von Anjou aus, der seine Gefangenen nach einem scheinbaren Rechtsverfahren 29. Okt. 1268 in Neapel hinrichten ließ. K. war für seine Zeit hochgebildet u. pflegte selbst, gleich seinem Vater u. Großvater u. mehreren andern Gliedern seiner Familie, die Dichtkunst. In der sog. Manessischen Sammlung sind noch zwei kurze Lieder von ihm erhalten. In der Kapelle, wo seine Gebeine ruhen, ließ König Ludwig I. von Bayern 1847 ein Denkmal aufstellen. Mit K. erlosch der echte Mannesstamm des hohenstaufischen Hauses. — Vgl. Schirrmacher, „Die letzten Hohenstaufen" (Gött. 1871).

Konsekration (lat.), Einsegnung, bes. des Brotes u. Weines beim Abendmahl; Einweihung von Kirchen, Bischöfen 2c.

Konsens (lat. consensus, Zustimmung). Bei Verträgen ist zur Giltigkeit derselben unentbehrlich, daß die Vertragschließenden über Inhalt der Leistung u. des Vertrags übereinstimmen; diese Willensübereinstimmung giebt dem Vertrage seine bindende u. verpflichtende Kraft. Den Ausdruck K. braucht man aber ferner auch bei denjenigen Rechtsgeschäften, die einer zustimmenden Erklärung eines Richters od. öffentlichen Beamten bedürfen, zur Bezeichnung der Zustimmungserklärung. So spricht man z. B. von K. bei Erwerb von Grundstücken, wenn der Wechsel im Eigenthum unter Mitwirkung des Gerichts zu erfolgen hat. Des K.es bedarf es ferner nam. bei Rechtsgeschäften, bei denen bevormundete Personen betheiligt sind, sei es nun von Seiten des Vormundschaftsgerichtes od. anderer Personen. Wichtig ist endlich auch der ehemännliche K. Nach vielen deutschen Partikularrechten nämlich kann die Ehefrau verpflichtende od. veräußernde Rechtsgeschäfte nur unter Beitritt des Ehemannes eingehen; die Beitrittserklärung heißt K.

Konsequenz (a. d. Lat.), Folge, Schlußfolge, Folgerichtigkeit, Uebereinstimmung u. Beharrlichkeit im Denken u. Handeln.

konservativ (vom lat. conservare, erhalten, bewahren), zur Erhaltung dienend od. geneigt. Unter Konservativen od. konservativer Partei versteht man dem entsprechend diejenige politische Partei, welche ihre Aufgabe in der möglichsten Erhaltung des Bestehenden sieht. Weiteres s. unter „Politische Parteien".

Konservatorium, eine höhere Lehranstalt für Musik; der Name (vom lat. conservare, erhalten) bezeichnet die wesentliche Aufgabe solcher Institute, nämlich die Bewahrung u. Reinerhaltung der Tonkunst durch die von ihnen ausgesendeten Zöglinge. Ursprünglich stammt die Einrichtung solcher Musikschulen aus Italien. Die ältesten Konservatorien waren mit Einkünften reich dotirte u. unter der Pflege angesehener Privatpersonen stehende Stiftungen, Hospitäler, Waisen- od. Findelhäuser, mit denen Institute verbunden waren, in welche musikalisch begabte Zöglinge aufgenommen u. sowol in der Musik ausgebildet, als mit Wohnung, Kost 2c. versehen wurden. Die Zöglinge konnten beiden Geschlechtern angehören, doch fanden Knaben u. Mädchen nicht in einer u. derselben Anstalt Aufnahme. In Venedig befanden sich vier zu ihrer Zeit sehr berühmte Konservatorien für Mädchen, das Ospedale della Pietà, degli Mendicanti, degli Incurabili u. das Ospedaletto a Giovanni e Paolo, in denen die Schülerinnen nicht nur im Gesang, sondern auch im Spiele auf allen Instrumenten unterrichtet wurden. Ein Kapellmeister stand dem Institute vor; unter seiner Leitung wurden jeden Sonnabend u. Sonntag, sowie an den großen Festtagen, Musiken aufgeführt, in denen auch sämmtliche den Gesang begleitende Instrumente von den Schülerinnen gespielt wurden. In Neapel bestanden drei Konservatorien, an Einrichtung denen zu Venedig ähnlich, nur daß hier nur Knaben Aufnahme fanden. Sie hießen S. Onofrio, della Pietà de Turchini u. Sta. Maria di Loretto. Jedes stand unter der Leitung zweier Oberkapellmeister, von denen der eine die Kompositionen der Schüler nachsah u. korrigirte, der andere Lektionen gab u. den Gesang unter sich hatte. Außerdem waren Lehrer (sog. Maestri secolari) für den Unterricht auf Instrumenten angestellt. Das K. Sta. Maria di Loretto war das älteste in Italien, 1537 gegründet, u. nach seinem Vorbilde wurden die anderen zwei in Neapel sowie auch die venetianischen eingerichtet. Von den gegenwärtig noch in Italien bestehenden Konservatorien sind die in Mailand u. Neapel (die jedoch auf ganz andrer Basis als die alten eingerichtet sind) die bedeutendsten. Die größte derartige Anstalt älterer u. neuerer Zeit ist das Conservatoire zu Paris, hervorgegangen aus der von der Großen Oper angelegten u. unter dem besondern Schutz des Barons von Breteuil 1784 zur Ecole royale de chant et de déclamation erhobenen Gesang- u. Theaterschule. Nachdem inzwischen um 1793 das Institut auch den Instrumentalunterricht als Lehrgegenstand aufgenommen hatte u. vom Konvent in „Institut national de musique" umgetauft worden war, erhielt es 1795 unter dem Namen Conservatoire seine endgiltige feste Einrichtung. Weitere Konservatorien längern Bestehens sind ferner: das Prager (1810 gegründet), das Wiener (1816 entstanden), das Brüsseler (1832 gegründet); noch jünger sind die Konservatorien zu Leipzig, Stuttgart, München, Dresden, Köln, Berlin, unter denen das Leipziger (1843 von Mendelssohn gegründet) in der allgemeinen Schätzung den ersten Rang einnimmt; nächstdem zeichnet das Stuttgarter sich vortheilhaft aus. — Die Vortheile der Konservatorien dürfen nicht verkannt werden, sobald sie nicht mehr sein wollen als allgemeine Musikschulen, in denen der angehende Künstler eine gute mechanische Vorbildung erhalten kann, nam. durch das Hören vieler Musikwerke in den gemeinsamen Uebungen u. Vorträgen. Eine höhere Stufe wirklicher Künstlerschaft aber wird im K. eben so wenig wie außerhalb desselben erreicht, wenn nicht durch eigene Thätigkeit des Schülers selbst.

Konserven, die allgemeine Bezeichnung für verschiedene Präparate aus dem Thier- u. Pflanzenreich, welche man einer besonderen Behandlung unterworfen hat, um sie den Einflüssen der Luft u. der Feuchtigkeit gegenüber dauerhaft zu machen, sie zu konserviren. Dazu giebt es verschiedene Methoden, die sich indessen fast alle darauf gründen, aus den zu konservirenden Körpern die Luft möglichst zu entfernen u. den Zutritt der atmosphärischen Luft zu denselben für die Folge vollständig zu verhindern. Es werden daher die Nahrungsstoffe — denn auf solche bezieht sich das Verfahren vorzugsweise — zuerst der Hitze ausgesetzt, sodann unter einer luftabsperrenden Flüssigkeit in luftdicht verschlossenen Gefäßen aufbewahrt. Fleisch wird daher zuerst halb gekocht od. gebraten, so daß alle Luft herausgetrieben ist, sodann in Blechbüchsen gegeben, mit flüssigem Fett übergossen, bis die Büchse damit angefüllt ist, u. auf die letztere hierauf ein Blechdeckel aufgelöthet. Hierauf setzt man das Gefäß im Salzwasserbade etwa eine halbe Stunde einer Temperatur aus, die den Siedepunkt des gewöhnlichen Wassers etwas übersteigt, wobei hervorbrechende Bläschen die schadhaften Stellen des Blechgefäßes anzeigen, die dann sofort mit Hülfe des Löthkolbens verschlossen werden. Durch dieses Erhitzen werden die Eiweißkörper auch noch zum vollständigen Gerinnen gebracht u. die vielleicht im Innern noch enthaltenen Lufttheile ihrer oxydirenden Kraft beraubt. Pflanzenstoffe, Früchte 2c. konservirt man in konzentrirtem Zuckersaft, in Essig od. dgl. K. heißen übrigens auch andere, auf irgendwelche Art, z. B. durch Räuchern, Trocknen, Einsalzen u. s. w., dauerhaft gemachte Nahrungsmittel. Die Fleischkonserven sind nam. für Seereisen u. für die Verpflegung der Truppen im Felde wichtig.

Konservirung des Holzes. Das Holz erleidet im feuchten Zustande, bes. da, wo es mit der Luft u. dem Erdboden in Berührung ist, oft eine sehr rasch fortschreitende Vermoderung, welche seine Festigkeit rasch zerstört. Dieser schädlichen Einwirkung sucht man entgegen zu arbeiten, indem man das Holz mit schützenden Stoffen überzieht od. es mit solchen tränkt, imprägnirt. Man hat dieser K. d. H. seit ungefähr 30 Jahren größere Aufmerksamkeit zuwenden müssen, seitdem durch die Entwaldung der Länder der Holzmangel immer fühlbarer wird, u. nam. werden die Eisenbahnen, da sie für die Auflagerung der Schienen Holzschwellen anwenden müssen, von der Frage tief berührt, denn sie sind oft schon nach wenigen Jahren gezwungen, die kostbaren Schwellen wieder auszuwechseln, weil dieselben verfault sind. Bedenkt man, daß z. B. in Nordamerika die Bahnen bei einer fünfjährigen Schwellendauer jährlich hierfür ca. 150,000 Acres Hochwald gebrauchen, daß alljährlich neue Bahnen gebaut werden, daß auch die zahllosen Telegraphenpfähle sehr rasch zu Grunde gehen, so kann man den Bestrebungen der Holzkonservirung eine große volkswirthschaftliche Bedeutung nicht absprechen. Für das waldarme Europa sind diese Verhältnisse in erhöhtem Maße wichtig. Wie schon erwähnt, sucht man die K. d. H. durch Imprägniren mit allerlei fäulnißwidrigen Substanzen zu erreichen. Dieselben wirken entweder, indem sie die mikroskopischen Organismen, welche vielfach die Vermoderung einleiten, tödten, od. indem sie die fäulnißfähigen Proteïnstoffe unlöslich machen; endlich indem sie den Zutritt von Luft u. Wasser zum Innern des Holzes absperren, was bes. für die harz- od. pechartigen Substanzen Giltigkeit hat. Zur Imprägnirung sind von verschiedenen

Technikern Kyan, Boucherie, Bethell ꝛc. nach einander Quecksilberchlorid (Sublimat), Kupfervitriol, Eisenvitriol, holzessigsaures Eisen, Chlorzink u. s. w. vorgeschlagen worden. Die Quecksilberchloridmethode, nach ihrem Erfinder Kyanisiren genannt, zeigt sich zwar sehr wirksam, ist aber mit dem Uebelstande behaftet, daß das dabei verwendete Salz sehr theuer u. sehr giftig ist, u. daß die derart behandelten Schwellen, wenn sie zuletzt wieder als Brennholz verbraucht werden sollten, höchst giftige Quecksilberdämpfe geben. Beim Eisenvitriol kommt zur Erwägung, daß er durch Oxydation an der Luft einerseits ein basisches unlösliches, andererseits ein lösliches sauer reagirendes Salz ergiebt, u. daß die Holzfaser sowol durch die sauren Flüssigkeiten als auch durch das abgesetzte Eisenoxyd zerstört wird. Bei der Anwendung von holzessigsaurem Eisen fällt die Furcht vor der freien Säure hinweg, auch wirkt das dem rohen Holzessig beigemischte Kreosot (s. d.) konservirend, die nachtheilige Wirkung des Eisenoxydes aber bleibt bestehen. Der Vorschlag, nach dem Eisenvitriol noch Schwefelbaryum anzuwenden, um so die Poren des Holzes mit zwei unlöslichen Verbindungen, Schwefeleisen u. schwefelsaurem Baryt, auszufüllen, ist unzweckmäßig, weil das mit Eisenvitriollösung getränkte Holz die Schwefelbaryumlösung nur sehr oberflächlich eindringen läßt. Es bleibt nur noch der Kupfervitriol u. das Chlorzink als brauchbar übrig, von denen das letztere, bei gleicher Wirksamkeit zugleich bedeutend billiger, das Feld der nassen Imprägnirung fast ausschließlich eingenommen hat.

Von der zweiten Klasse, den ölartigen Imprägnationsmitteln, ist wesentlich nur die sog. rohe Karbolsäure zu erwähnen; sie wurde zuerst von dem Engländer Bethell angewendet. Bei der Destillation des Steinkohlentheers gehen in der Mitte der Operation ca. 50 % dunkel gefärbtes schweres Oel über, das beträchtliche Mengen Karbolsäure u. verwandter Produkte (Kreosot ꝛc.) neben indifferenten Brandölen enthält. Erstere wirkt erfahrungsgemäß schon in kleinen Mengen fäulnißwidrig (s. „Räuchern des Fleisches“); sie ist für niedrige Organismen ein starkes Gift u. koagulirt viele Proteinstoffe. Die indifferenten Brandöle füllen die Poren des Holzes aus u. hindern den ferneren Zutritt von Wasser u. Luft. Zahlreiche, seit mehr als 20 Jahren damit gemachte Erfahrungen zeigen die sichere Wirkung dieses Konservirungmittels, u. breitet sich diese Methode daher täglich mehr aus; nur macht sie die bedeutende Menge des vom Holze absorbirten Theeröls etwas kostspielig.

Was nun die Methoden anbelangt, um diese verschiedenen Substanzen dem Holze einzuverleiben, so wirkt das bloße Einlegen od. Kochen mit wässrigen Lösungen nur sehr unvollkommen, indem dabei die Flüssigkeiten nur wenige Millimeter tief in das Holz eindringt. Höchstens von den Hirnflächen aus geht das Eindringen besser vor sich, ebenso leicht aber wird auch das Imprägnirungsmittel durch auffallenden Regen ausgewaschen. Um diesen Uebelständen abzuhelfen, benutzte Boucherie die natürliche Saftcirkulation der Pflanzen, indem er die lebenden Bäume am unteren Stammende kreuzweise durchbohrte u. mit einem Bleitrichter zur Aufnahme der Flüssigkeit umgab. Statt des Saftes sollte die Konservirungsflüssigkeit (Salzlösung) aufgesaugt u. bis in die Blätter geführt u. erst dann der Baum gefällt werden. Dieses Verfahren der Arbeit im Walde macht natürlich viele Umstände. Besser erscheint es schon, die gefällten, aber noch nicht entrindeten Stämme nach der Imprägnirungsanstalt zu schaffen u. dort in schiefer Stellung gegen ein Gerüst zu lehnen. Auf das abgedrehte Zopfende wird ein Bleitrichter aufgesetzt, in welchen die Konservirungsflüssigkeit eingegossen wird; diese drängt dann durch hydrostatischen Druck den Saft vor sich her, u. wenn sie unverändert abfließt, ist die Imprägnation freilich nur für die unmittelbar unter der Rinde liegenden jüngsten Holzschichten beendet. Am erfolgreichsten erscheint aber die Cylindermethode, die jetzt sowol mit Chlorzink als mit Theeröl nam. für Eisenbahnschwellen allgemein angewendet wird. Die Schwellen werden dazu erst vollkommen zugerichtet, damit nicht unnütz Holztheile imprägnirt werden, die doch in den Abfall gelangen. Ein liegender, cylindrischer Kessel von starkem Kesselblech, dessen vordere Stirnwand sich leicht entfernen u. wieder befestigen läßt, nimmt zwei bis drei niedrige Wagen auf, die mit Schwellen dicht bepackt sind. Sobald der Deckel wieder festgemacht ist, läßt man Dampf einströmen, der die Luft auch aus den Poren des Holzes verdrängt. Um dies noch sicherer zu erreichen, verbindet man den Kessel mit einer durch Dampf getriebenen Luftpumpe. Ist Luft u. Feuchtigkeit aus dem Innern des Kessels u. auch aus den Poren des Holzes so viel als möglich entfernt, so öffnet man den Hahn eines Rohres, das in das Reservoir für Imprägnirungsflüssigkeit hinabreicht, diese füllt nahezu den ganzen Kessel an u. durchdringt auch die Schwellen fast vollständig. Zu besserer Wirkung setzt man eine Druckpumpe in Bewegung, welche Imprägnirungsflüssigkeit in den Kessel schafft, bis der Druck auf 10 Atmosphären gestiegen ist. Derselbe muß sich, zum Zeichen, daß keine Flüssigkeit mehr vom Holze aufgenommen wird, einige Zeit konstant erhalten. Schließlich läßt man die überschüssige Flüssigkeit ins Reservoir zurücklaufen, öffnet den Kessel, führt die Schwellen heraus u. läßt sie an der Luft abtrocknen. Beim Theeröl wird das Ausdämpfen weggelassen u. durch ein sorgfältiges Austrocknen od. Dörren der Schwellen ersetzt, was am besten durch abziehende Feuergase geschieht. Leichte Hölzer werden so von der Chlorzinklösung u. dem Theeröl bis ins Innerste durchdrungen, was sich bes. bei den dünnen Telegraphenstangen gut erkennen läßt. Bei harten Hölzern ist meist nur der Splint vom Theeröl völlig imprägnirt, doch fault hier das Kernholz schon im rohen Zustande nicht leicht. Da der Eisenrost die Holzfaser rasch zerstört, so gehört unter die Konservirungsmittel auch die Anwendung verzinkter Nägel zum Befestigen der Schwellen.

Konsignation (a. d. Lat.), bedeutet bald eine Kommission (s. d.) schlechthin, bald nur die Verkaufskommission, bald ein besonderes Geschäft. In Seestädten nämlich pflegen Handelshäuser zu bestehen, die Waaren, welche von Dritten ihnen geliefert worden sind, zum Verkauf in fremde Länder auf eigenen od. fremden Schiffen transportiren u. dem Eigenthümer noch vor dem Verkauf der Waaren Vorschüsse zu geben pflegen. Das Gut bezeichnet man alsdann als Konsignationsgut, Konsignationswaare. Dieselbe haftet dem Vorschießenden für alle Spesen, Vorschüsse u. Versicherungsgelder.

Konsistorium heißt in den Evangelischen Kirchen seit der Reformation diejenige landeskirchliche Oberbehörde, welcher von dem Fürsten, als dem nunmehrigen Oberbischof, die Ausübung der bischöflichen Rechte übertragen wurde. Zu letzteren gehörte außer der Aufsicht über Lehre u. Gottesdienst, sowie über die Prüfung u. Anstellung der Geistlichen, auch die Aufsicht über das gesammte Schulwesen u. die Gerichtsbarkeit in den sog. gemischten Sachen, d. h. in Rechtsfragen, die zum Theil kirchlichen Charakter hatten, wie Ehen, Scheidungen ꝛc. Da die Konsistorien, deren erstes Kursachsen 1542 errichtete, obschon um ihres Zweckes willen kirchliche Behörden, doch zugleich Staatsbehörden sind, wurden dieselben meist aus weltlichen u. geistlichen Mitgliedern zusammengesetzt od. doch dem Vorsitz eines weltlichen (gewöhnlich juristischen) Mitgliedes unterstellt. Eine starke Umwandlung haben in neuester Zeit die Konsistorien derjenigen Landeskirchen erfahren, in denen an die Stelle der Konsistorialverfassung die Presbyterial- u. Synodalverfassung getreten ist, wie z. B. in Sachsen u. Preußen. Weiteres s. unter „Kirchenverfassung“. — Zuweilen werden auch die Kirchenvorstände einzelner Gemeinden, insbes. die Presbyterien (Ausschüsse) reformirter Kirchen, Konsistorien genannt.

Konskription (lat. conscriptio), Ausschreibung, Aushebung der zum Kriegsdienst verpflichteten Mannschaften (vgl. „Heer“).

Konsole, ein aus der Mauer hervortretender Kranz- od. Tragstein, der zur Unterstützung von Verdachungen der Fenster od. Thüren od. eines Balkons, od. auch zum Tragen von Figuren, Statuen ꝛc. dient. Sind die K.n beim Hauptgesimse eines Gebäudes in Reihen gestellt, so heißen sie gewöhnlich Modillons.

konsolidiren (vom lat. consolidare, befestigen), sicherstellen, begründen; daher Konsolidirung, Sicherstellung, feste Vereinigung, Deckung angelegter Gelder; in der Heilkunst bedeutet K. Vereinigung einer Wunde u. Befestigung der Vernarbung.

Konsonant (vom lat. consonare), ein Mitlauter, ein Buchstabe, der nur durch Zusammenstellung mit einem Selbstlauter seinen richtigen Klang bekommt.

Konsonanz, ein Zusammenklang, ein gleichzeitiges Erklingen von Tönen. In der Harmonielehre speziell versteht man darunter ein Verhältniß zweier Töne, welches mit Beruhigung u. Befriedigung auf unsre Seele wirkt, od. ein Intervall, dessen Bestandtheile kein Streben nach Auflösung, sei es nun nach der Höhe od. Tiefe zu, verlangen. Zu den K.en werden die Intervalle der Oktave, der großen u. kleinen Terz, der großen u. kleinen Sexte, der reinen Quinte u. reinen Quarte gerechnet. Das Gegentheil von K. ist Dissonanz (s. d.). Konsonirende Akkorde sind der harte u. weiche Dreiklang mit ihren Umkehrungen.

Konsortium (a. d. Lat.) nennt man die Vereinigung einer Anzahl von Kaufleuten zum gemeinschaftlichen Betrieb u. zu gemeinsamer Ausführung eines od. mehrerer Handelsunternehmen, soweit sie nicht eine Handelsgesellschaft (s. d.) bilden. Dem Dritten, mit dem sie Geschäfte abschließen, haften sie in der Regel als Gesammtschuldner.

Konstabler (vom lat. constabularius) ist eigentlich ein Stall- od. Zeltgenoß, sodann in weiterer Uebertragung bei der Artillerie ein Stückdiener, der Pulver u. Kugeln zureicht, überhaupt mit der Bedienung der Geschütze umzugehen weiß. Im Engl. war Constable früher eine hohe, lehnbare Würde (wie das franz. connetable). Jetzt versteht man in England unter Constable (ähnlich in Berlin ꝛc. unter K.) einen Sicherheitswächter, Vollzieher der Befehle des Friedensrichters, einen Schutzmann.

Konstanten nennt man in der Funktionenlehre (s. „Funktion“) die in einer Gleichung außer den veränderlichen od. variabeln etwa vorkommenden unveränderlichen od. konstanten Größen.

Konstantin, Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius, mit dem Beinamen „der Große“, 306–37 röm. Kaiser, Sohn des Konstantius Chlorus u. der Helena (s. d.), geb. 28. Febr. 274 zu Naissus in Mösien, erhielt eine kriegerische Erziehung u. nahm 296 an dem Kriege Diocletian's gegen Achilleus in Aegypten, dann an dem Perserkriege des Galerius Theil u. erwarb sich in letzterem Kriege den Rang eines Tribunen. Da er aber durch Galerius, der mit K.'s Vater zusammen 292 Cäsar, nach der Abdankung Diocletian's u. Maximian's 305 gleich jenem Augustus geworden war, sein Leben bedroht glaubte, verließ er heimlich den Hof des Galerius in Nikomedia u. begab sich zu seinem Vater nach Gallien, begleitete denselben auf dem Kriegszuge gegen die Picten in Britannien u. wurde von Konstantius zu seinem Nachfolger ernannt, auch vom Heere, als Konstantius 25. Juli 306 starb, zum Imperator u. Augustus ausgerufen, von Galerius aber nur als Cäsar, nicht auch als Mitregent anerkannt. Indessen nahm K. Britannien, Gallien u. Hispanien, das Gebiet seines Vaters, in Besitz u. führte einen glücklichen Krieg gegen die Franken, die über den Rhein in Gallien eingefallen waren u. deren besiegte Führer er auf das Grausamste hinrichten ließ. Inzwischen hatte sich 306 in Rom Maximian's Sohn Maxentius zum Augustus aufgeworfen, während Galerius diese Würde dem Severus gegeben hatte; sein Recht zu behaupten, zog Severus gegen Maxentius zu Felde, fiel aber 307, u. als Maximian selber wieder die Herrschaft zu übernehmen trachtete, wurde er von seinem Sohne vertrieben u. floh zu K., den er für seine Sache dadurch zu gewinnen suchte, daß er ihm seine Tochter Fausta zur Gattin gab. Da er aber seinen Zweck nicht erreichte, ließ er sich in eine Verschwörung gegen K. ein, der ihn dafür 310 erdrosseln ließ. Erst 311, in welchem Jahre Galerius starb, trat K. kriegerisch gegen Maxentius auf, ging über die Cottischen Alpen nach Italien, vernichtete das Heer, welches unter Ruricus Pompejanus in Venetien stand, eroberte Verona u. schlug 27. Okt. 312 in der Nähe von Rom auch den Maxentius, der sich ihm entgegengestellt hatte u. auf der Flucht im Tiber ertrank. Es ist dies die Schlacht, vor welcher dem K., seiner Aussage nach, ein leuchtendes Kreuz mit der Unterschrift „Durch dieses Zeichen wirst du siegen“ (griech. ἐν τούτῳ νίκα; lat. in hoc signo vinces, abgekürzt I. H. S.) am Himmel erschien; K. ließ nun das Kreuz u. den Namen des Erlösers auf die kaiserliche Standarte heften, welche von da an den Namen Labarum führte, u. auch die Schilde der Soldaten mit dem Kreuze bezeichnen. Darauf zog K. in Rom ein, wo ihn der Senat als ersten Augustus anerkannte, ging dann nach Mailand u. verband sich mit Licinius, den Galerius nach dem Tode des Severus zum Augustus gemacht hatte, gab ihm auch seine Schwester Konstantia zur Gattin. Gegen diese Vereinigung trat aber Maximinus auf, der seit 305 Cäsar war u. 307 im Orient sich zum Augustus aufgeworfen hatte, wurde aber von K. besiegt u. starb bald darauf zu Tarsus. Somit waren nur Licinius u. K. als Augusti übrig; zwischen Beiden kam es 314 zum Kriege, der aber in den Schlachten bei Cibalis an der Sau u. in der Ebene von Mardia bei Adrianopel, in denen K. sich persönlich durch Tapferkeit hervorthat, gegen Licinius entschieden wurde u. für ihn den Verlust von Illyrien, Pannonien u. Griechenland zur Folge hatte. Nicht günstiger für Licinius endete ein zweiter Krieg zwischen Beiden 323; erst bei Adrianopel u. 324 bei Chrysopolis unterlag Licinius u. unterwarf sich, erhielt zwar Schonung seines Lebens zugesichert, wurde aber gleichwol in Thessalonich getödtet; dasselbe Schicksal hatte 326 sein gleichnamiger Sohn, u. auch seinen eigenen Sohn aus erster Ehe, Crispus, ließ K. auf Grund verleumderischer Beschuldigungen seitens der Fausta hinrichten, dann aber Fausta selber im Bade ersticken. Im J. 332 unternahm K. einen siegreichen Feldzug gegen die Gothen; den von ihren Sklaven bedrängten Sarmaten leistete er Beistand u. siedelte sie 334 in Thrakien u. Makedonien an. Im J. 335 theilte er sein Reich unter seine Söhne: Konstantin erhielt Gallien u. Britannien, Konstantius den Orient, Konstans Italien u. Afrika, u. dem Brudersohn K.'s, Dalmatius, wurde Illyrien gegeben. Mit den Vorbereitungen zu einem Perserkriege beschäftigt, starb K. 22. Mai 337 zu Nikomedien. — K.'s Regierung ist in mehrfacher Beziehung von welthistorischer Bedeutung geworden, zunächst durch seine Stellung zum Christenthum. Schon von Anfang an hatte K., wol hauptsächlich durch politische Gründe bewogen, sich demselben geneigt bewiesen, ihm sodann durch ein in Mailand 313 erlassenes Edikt Duldung durch das ganze Reich zugesichert, hatte es schließlich zur Staatsreligion erhoben, hatte zahlreiche Kirchen gebaut, durch seinen Vorsitz auf dem Konzil zu Nikäa 325 wesentlich auf die kirchliche Gestaltung des Christenthums eingewirkt u. endlich, kurz vor seinem Tode, sich selbst taufen lassen. Folgenreich wurde auch die durch K. bewirkte Verlegung der Residenz der röm. Kaiser von Rom nach Byzanz, welches 330 als Residenz eingeweiht wurde u. hinfort den Namen Konstantinopolis (d. h. Konstantin's Stadt) führte. Endlich wurde durch K. völlig beseitigt, was noch vom Wesen der altröm. Republik bestand, u. der Charakter des röm. Kaiserthums unterschied sich in der Zukunft nur noch wenig vom orientalischen Despotismus. — Nach seinem Tode wurde K. von den Heiden unter die Götter versetzt; die christliche Kirche verehrt ihn als Heiligen.



Nr. 3719. Cajus Flavius Valerius Aurelius Claudius Konstantin d. Große, geb. 28. Febr. 274, gest. 22. Mai 337.

Konstantin Nikolajewitsch, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Kaiser Nikolaus' u. Bruder Kaiser Alexander's II., geb. 21. Sept. 1827, ward in frühster Jugend zum Großadmiral der russ. Flotte ernannt, machte sich später unter der Leitung des Admirals Grafen Lütke mit seinem Fache vertraut u. lernte 1845—46 durch große Reisen das Ausland kennen. Seit 1852 Unterstaatssekretär bei der Marineverwaltung, erhielt er bei Ausbruch des Krimkrieges den Oberbefehl in der Ostsee, wagte aber kein Treffen im offenen Meere. Nach seines Vaters Tode an die Spitze des Marineministeriums u. der ganzen Flotte gestellt, begann er mit Reformen in seinem Ministerium, die zum Muster für alle anderen Verwaltungszweige wurden, bahnte durch das Journal seines Ministeriums den Umschwung im russ. Unterrichtswesen im Allgemeinen an, ja empfahl sogar u. führte im Kreise des Marineministeriums auch thatsächlich eine für Rußland unerhörte Reform durch: die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Er war auch der entschlossenste Vorkämpfer der Aufhebung der Leibeigenschaft. In den J. 1857 u. 58 machte K. wieder Reisen ins Ausland, wo er als Vertreter der russ. Politik erschien. Im J. 1862 ging er als Statthalter für Polen nach Warschau; hier am 2. Juli mit Enthusiasmus empfangen, sah er nichtsdestoweniger schon einige Tage später sein Leben durch Mörderhand bedroht. Trotzdem blieb er versöhnlichen Geistes. Die im folgenden Jahre vorgenommene Rekrutirung erbitterte aber die Polen derart, daß es im Oktober zu einer neuen Revolution kam, nach deren Ausbruch K. zurücktrat. Im Jan. 1865 wurde er zum Präsidenten des russ. Reichsraths ernannt, welchen Posten er noch heute bekleidet. Seit 11. Sept. 1848 ist K. mit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg (geb. 8. Juli 1830) vermählt. Dieser Ehe entsproßten 6 Kinder: die Großfürsten Nikolaus (geb. 14. Febr. 1850; mittels Ukases vom 25. Dez. 1874 als geisteskrank unter die Kuratel des Vaters gestellt), Konstantin (geb. 22. Aug. 1858), Dmitri (geb. 13. Juni 1860) u. Wjatscheslaw (geb. zu Warschau 13. Juli 1862) u. die Großfürstinnen Olga (geb. 3. Sept. 1851; vermählt seit 27. Okt. 1867 mit Georg I., König der Hellenen) u. Wjera (geb. 16. Febr. 1854; vermählt seit 8. Mai 1874 mit dem Herzog Eugen von Württemberg).

Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, zweiter Sohn Kaiser Paul's I., geb. 8. Mai 1779, zeichnete sich 1805 in der Schlacht bei Austerlitz aus u. befand sich auf den Feldzügen von 1812–14 in steter Nähe seines Bruders, des Kaisers Alexander I. Hierauf zum Militärgouverneur u. Generalissimus der poln. Truppen, dann zum Generalstatthalter u. Vizekönig von Polen ernannt, leistete er aus eigenem Antrieb in einer geheimen Akte vom 14. Jan. 1822 Verzicht auf die Thronfolge. Zwar ward er nach dem unerwarteten Tode Alexander's I. im Dez. 1825 zum Kaiser ausgerufen, doch wiederholte er in einem Briefe an die Kaiserin Mutter u. an seinen jüngeren Bruder Nikolaus die erklärte Thronentsagung zu dessen Gunsten. Wegen seiner militärischen Strenge war K. bei den Offizieren unbeliebt, u. als nach der Franz. Julirevolution auch in Warschau ein Aufstand ausbrach, wurde er von bewaffneten Kadetten 29. Nov. 1830 in seinem Palaste Belvedere überfallen. Er entkam indeß glücklich zu seinen Garden u. zog sich, als die Unterhandlungen mit den Insurgenten ergebnißlos blieben, nach der russ. Grenze zurück. Am 27. Juni 1831 erlag er zu Witebsk der Cholera.



Nr. 3750. Konstantinopel bei der Brücke Karakeui von Galata gesehen

Konstantinopel, türk. Istambul, Stambul, Hauptstadt des Osman. Reiches, liegt am Ausgang des Bosporus in das Marmarameer u. besteht aus der eigentlichen Stadt u. 18 Vorstädten, von denen Skutari auf asiat. Seite liegt. Selbst wenn man die Ortschaften zu beiden Seiten des Bosporus als Vororte von K. annimmt, so wird dessen Bevölkerung sich nicht auf mehr als 800,000, am wahrscheinlichsten nur auf 600,000 Seelen belaufen. Davon sind etwa 1/2 Moslemim, 1/6 Griechen u. 1/4 Armenier. Die eigentliche Stadt liegt auf den sieben Hügeln einer Halbinsel; im NO. derselben erstreckt sich das „Goldene Horn", ein fjordartig schmaler Meerbusen 10 Km. weit in das Land u. nimmt an seinem inselreichen Ende einen kleinen Fluß auf, der durch das „Thal der süßen Gewässer" ihm zuströmt. Vom Meere aus gesehen ist K. die schönst gelegene Hauptstadt der Erde; das Häusergewirr, überragt von den unzähligen Kuppeln u. Minarets der Moscheen, baut sich amphitheatralisch auf u. schließt nach SW. zu mit den auf der Spitze der Halbinsel gelegenen großen Gärten u. Palästen des Serai ab. Im Innern sind die Gassen meist eng u. schmuzig, das Pflaster überall in schlechtestem Zustande, die Häuser mit Ausnahme der untersten Partien aus Holz u. die Außenwände nur hie u. da durch kleine vergitterte Fenster unterbrochen. Das Serai selbst hat den Umfang einer kleinen Stadt u. ist durch Mauern umschlossen, durch welche 8 Thore führen, 5 nach dem Meere, 3 nach der Landseite; den Hauptzugang bildet das ganz aus Marmor gebaute Thor Bab-Humaïun. Der ganze Komplex von Gärten u. Gebäuden ist in 3 Höfe getheilt; in dem ersten erhebt sich die jetzt in ein Waffenmagazin umgewandelte Kirche der heiligen Irene, in ihrem Umbau aus dem 8. Jahrh., in ihren ältesten Theilen aus den Zeiten Konstantin's u. Justinian's stammend; in ihrer Nähe liegt das Gebäude des sog. Museums mit mancherlei werthvollen Antiken. Durch das Thor des Heils (Bab Seadet) gelangt man in den mit einer offenen Säulenhalle umgebenen, durch Rasenplätze u. Fontänen geschmückten zweiten Hof mit den Gebäuden, in denen zuweilen der Sultan Audienz ertheilt. Der dritte Hof umschließt die Gemächer des Großherrn u. seines Hofstaates u. gewährt herrliche Blicke auf den Bosporus. In der Nähe des Thores Bab Humaïun liegt der schöne Marmorbrunnen Achmed's III. u. gegenüber die durch ihr prachtvolles Innere ausgezeichnete Sophienkirche, welche Kaiser Konstantin gründete, Justinian erneuerte u. Mohammed II. in eine Moschee verwandelte, wie auch durch Minarets erweiterte. Andere hervorragende Bauwerke K.s sind die Moscheen Achmed's, Soliman's, Bajasid's, Osman's, das Schloß der sieben Thürme am Südwestende der Stadt, eine Citadelle für Staatsgefangene, die Cisterna basilika u. die des Philoxenus, bekannt unter dem Namen der Tausend u. eine Säule. Von den nicht gerade zahlreichen Plätzen K.s ist der Atmeidan, der die Stelle des vom Kaiser Severus angelegten Hippodroms einnimmt, der geschichtlich interessanteste, der Platz Bajasid der belebteste wegen der Nähe der Ministerien, der Bazare u. der Pferdeeisenbahn, welche von der Schiffbrücke bis zum Schloß der sieben Thürme geht. Die Brände von 1865, 1866 u. 1870, welche bei der Mangelhaftigkeit der Feuerwehr u. der hölzernen Bauart der Häuser eine ungeheure Ausdehnung annahmen, waren Veranlassung großer baulicher Reformpläne, die bis jetzt aber meist noch unausgeführt geblieben sind. Dieselben beziehen sich auf Verbreiterung der Straßen, Steinbau der Häuser u. bessere Verbindung zwischen den beiden Ufern des Goldenen Hornes. Durch diese Brände ist auch ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung Stambuls gezwungen worden, andere Stadtviertel aufzusuchen, so daß gegenwärtig das eigentliche K. nur etwa 200,000 E. zählt. Auf der rechten Seite des Goldenen Hornes sich an die Mauern von Stambul anschließend, dehnt sich die Vorstadt Ejub fast bis zum Thal der süßen Gewässer aus; bes. merkwürdig ist hier die Moschee, in welcher jeder Sultan beim Regierungsantritte mit dem Schwerte Osman's umgürtet wird. Gegenüber auf der anderen Seite des Goldenen Hornes liegen auf ansteigendem Terrain das bes. von Juden bewohnte Hasköi u. bei demselben das große Marinearsenal. Einen fast durchaus europ. Charakter trägt die

ebenfalls auf der linken Seite des Goldenen Hornes gelegene Vorstadt Pera, die an dem Westabhange eines bis 90 m. ansteigenden Hügels sich ausdehnt; bis zum Gipfel desselben führt die Hauptstraße, an welcher die elegantesten Läden, einige Gesandtschaftshotels, Restaurationen u. von Europäern geleitete Gasthäuser liegen; die übrigen Straßen sind steil u. winklig. Die 130,000 E. sind zum größten Theil Christen u. aus allen Nationen zusammengesetzt; nicht wenig zahlreich sind die Deutschen, welche hier im Klub „Teutonia" einen Vereinigungspunkt haben. Für dramatische Aufführungen sorgen ein franz. Theater u. ein ital. Sommertheater. Ueber Pera erhebt sich eine großartige Kaserne. Der eigentliche Sitz des Großhandels ist Galata, ein schmuziger Stadttheil, der im S. von Pera am Goldenen Horn liegt; an dem Hafen mit seinen Magazinen, Schiffsbureaux u. Matrosenschenken herrscht ein außerordentliches Gewühl, von demselben führt eine eiserne u. weiter oben eine hölzerne Brücke u. außerdem eine Pferdeeisenbahn nach Ortakoi u. eine unterirdische Eisenbahn nach Pera. Ueber diesen Stadttheil ragt der 1350 erbaute massige Genuesische Thurm, der sog. Galaterthurm, welcher jetzt der Feuerwache dient, wie in Stambul der Serastierthurm, d. h. der Thurm des Kriegsministeriums. Von Galata nach NO. ziehen sich am Bosporus hin Tophane, nach der großen Geschützgießerei benannt; Funduklu, amphitheatralisch zu dem Hügel von Pera ansteigend, mit prachtvoller Aussicht auf die Meerenge; Dolmabagtsche, mit dem großen kaiserlichen Palast, in dem der Sultan während der Wintermonate residirt, u. einer großen Artilleriekaserne, Beschiktasch, an der Stelle des alten Jasonium, mit dem neuen prachtvollen Palast von Tschiragan u. das bes. von span. Juden u. Christen bewohnte Ortakoi.



Fig. 3751. Zweite Einnahme Konstantinopels durch die Kreuzfahrer im J. 1204. Nach einem mittelalterlichen Bilde

Bis zur Einmündung des Bosporus in das Schwarze Meer reiht sich Ortschaft an Ortschaft mit zahlreichen Villen u. Landhäusern wohlhabender Konstantinopolitaner; die europ. Gesandten wählen mit Vorliebe Bujukdere zum Sommeraufenthalt. Auf asiat. Seite liegt Skutari (s. d.), eine Stadt von 50—70,000 E., welche noch als Vorstadt von K. gilt u. in deren Nähe die größten Friedhöfe der Hauptstadt sich befinden.

K. ist der Sitz der obersten geistlichen u. weltlichen Behörden des Türk. Reiches, des Patriarchen u. der Synode der Griech. orientalischen Kirche, eines apostolischen Patriarchatvikars, eines armenischen Erzbischofsprimas, eines griech.-bulgarischen Bischofs u. eines Großrabbiners; die Zahl der Moscheen der Hauptstadt wird auf 300 geschätzt, mit den meisten sind Medresses (Priesterschulen) verbunden; die Katholiken haben 30 Kirchen u. jeder anderen christlichen Konfession ist freie Religionsübung gestattet. An höheren Lehranstalten bes. K. eine Universität (Darül Fenum, d. h. „Sitz der Wissenschaften") seit 1870, eine Militär-, Marine-, Artillerie- u. Ingenieurschule, eine Rechtsschule u. Akademien für Medizin u. Forstwissenschaft; die Elementarschulen verdanken zum größten Theil Stiftungen von Privatleuten ihr Entstehen u. werden von Imans (Vorbetern) geleitet. In industrieller Beziehung ist K. wichtig durch die Fabrikation von Fez, Lederwaaren, Gold- u. Silberarbeiten, Teppichen, Stickereien u. A. m. Der Handel, welchen die Lage der Hauptstadt zwischen dem Mittelländischen u. Schwarzen Meere, in unmittelbarer Nähe Kleinasiens, an einer leicht zu vertheidigenden Meerenge u. an einem Hafen, der Sommer u. Winter auch den größten Kauffahrern u. Kriegsschiffen einen offenen Zugang u. sturmfreien, geräumigen Aufenthalt gewährt, ungemein begünstigt, hat sich durch den Bau der Eisenbahn nach Adrianopel außerordentlich gehoben; 1873 betrug die Ausfuhr nach dem Auslande 54,191,538 Mk., die Einfuhr aus demselben 144,033,146 Mk. Erstere bestand vorzugsweise aus Cerealien (10,6 Mill. Mk.), Schafwolle (7,1 Mill. Mk.), Baumwolle, Tabak, Opium, Hammelfellen, Seide u. Leder, die Einfuhr dagegen bes. aus Manufakturwaaren (41,25 Mill. Mk.), Zucker (14 Mill. Mk.), Mehl, Kaffee, Holz u. Kohlen. Der Schiffsverkehr im Hafen von K. während des Jahres vom 1. März 1872 bis 1873 umfaßte 43,582 angekommene Schiffe von 4,878,500 Tonnen, darunter 3675 Dampfer von 2,065,100 Tonnen. Hervorragenden Antheil an diesem Handelsverkehr nehmen die Griechen, Engländer u. Oesterreicher.

Konstanz, Hauptstadt des gleichnamigen bad. Kreises mit 10,061 zu $^5/_6$ kathol. E. (1871), liegt in fruchtbarer Gegend unmittelbar an der schweiz. Grenze am linken Ufer des Rheines, der hier den Bodensee verläßt. Die innere Stadt ist noch mit Mauern umgeben. Der aus dem 11. Jahrh. stammende, aber im 16. Jahrh. vielfach verbaute Dom ist eine Säulenbasilika mit einer Krypta, meisterhaft geschnitzten Chorstühlen, Eichenholzskulpturen auf den Thüren des Hauptportals von 1470 u. einem goth. Thurm von 1850—58 u. vielen Grabmälern von Bischöfen, u. A. auch Wessenberg's (s. d.). Die Stephanskirche ist ein goth. Bau aus dem 14. Jahrh. mit schönen Glasgemälden u. Reliefs. In dem restaurirten u. mit Fresken geschmückten Saale des Kaufhauses (von 1330) tagte während des Konzils 1417 das Conclave der Kardinäle. Das Rathhaus ist ein schöner Renaissancebau. Die Räume des ehemaligen Dominikanerklosters auf einer Insel, in welchem Hus gefangen saß u. die franz. u. ital. Nation während des Konzils ihre Sitzungen hielten, nimmt gegenwärtig ein Hotel ein. Die Stelle in der Vorstadt Brühl, wo Hus u. Hieronymus den Feuertod erlitten, ist durch einen erratischen Felsblock als Denkmal bezeichnet. Am Hafen steht ein Leuchtthurm. K. treibt einen lebhaften Speditionshandel, steht mit allen Häfen des Bodensees in Dampfschiffverbindung u. ist Sitz eines Kreisamtes, eines Hof-, Kreis- u. Amtsgerichtes, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramtes u. eines Gymnasiums. Die Industrie ist bes. nennenswerth in Baumwollenspinnerei u. -weberei, Leinweberei, Kattundruckerei, Glockenguß, Tapetenfabrikation u. Bierbrauerei. Die Umgegend produzirt viel Gemüse, Obst u. Wein. — K. ward 378 gegründet u. in der Mitte des 6. Jahrh. Bischofssitz, doch residirten die Bischöfe meist in Meersburg. Eine Inschrift an einem Hause von K. bezeichnet dieses als die Stätte, wo Friedrich Barbarossa 1183 Frieden mit den Lombarden schloß; 1192 ward die Stadt reichsunmittelbar u. 1414—17 Sitz der großen Kirchenversammlung, welche häufig nach der falschen tschechischen Bezeichnung der Stadt als die „Kostnitzer" genannt wird. Die Reichsfreiheit ward 1548 verloren u. die Stadt österreichisch; 1803 kam das Hochstift an Baden. — Der Kreis K. umfaßt den südöstlichsten Theil des Großherzogthums, 37,3 □M. mit 126,254 E. (1871) u. zerfällt in 6 Aemter u. 7 Amtsgerichte.

Konstellation (vom lat. stella, Stern), die von der Erde aus beobachtete Stellung der Sterne gegen einander, die unveränderliche, nämlich die der in Sternbilder zusammengestellten Fixsterne, u. die veränderliche, die der Planeten gegen einander u. gegen jene. Diese K., wie sie in der Geburtsstunde eines Menschen stattfand, war nach den Behauptungen der Astrologen von wesentlichem Einfluß auf das künftige Schicksal des Neugeborenen.

konsternirt (vom lat. consternare), erschrocken, betroffen, bestürzt.

konstituiren (vom lat. constituere), anordnen, einrichten.

konstituirende Versammlung (franz. assemblée constituante od. blos Constituante) nennt man eine Versammlung von Volksvertretern, berufen, um dem Staate eine neue Verfassung zu geben; solche k. V.en waren z. B. die franz. Nationalversammlungen von 1789 u. 1848, die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. 1848 2c., nicht aber eigentlich die gleichwol öfters sog. preuß. von 1848, weil deren Beschlüsse der Genehmigung des Königs bedurften.

Konstitution (lat. constitutio, eigentlich Anordnung, Zusammenstellung, Bestimmung, Festsetzung) bezeichnet medizinisch den Inbegriff aller angeborenen u. erworbenen, anatomischen u. physiologischen Eigenschaften eines Individuums, vermöge welcher dasselbe gerade so besteht, wie es eben besteht, den Inbegriff aller Organisationsverhältnisse eines Körpers. Jede K. hat ihre physiologische (gesunde) u. pathologische (krankhafte) Seite. Daher versteht man unter K. im engeren Sinne die Beschaffenheit eines individuellen Organismus, welche denselben gewissen schädlichen Einflüssen gegenüber unempfindlich, andern aber besonders geneigt macht u. fast allen Krankheiten einen gewissen Stempel aufdrückt. Man unterscheidet im Allgemeinen eine normale, gute, kräftige, starke von einer abnormen, schlechten, schwachen, zarten K.; im Besondern, wenn man die Krankheitsanlagen ins Auge faßt, die phthisische, strophulöse, apoplektische; nach gewissen Eigenschaften des Organismus die straffe, schlaffe, vollblutige, floride, atonische; od. nach den Systemen des Körpers die arterielle (plethorische), venöse, lymphatische u. nervöse K. Während man früher diese letztere Eintheilung für die richtigste hielt u. bei der Therapie berücksichtigte, auch verschiedene K.n, z. B. die venöse u. die lymphatische, als kombinirt vorkommend ansah, ist man jetzt von ihr, als von einer gekünstelten, zurückgekommen u. richtet nur noch sein Augenmerk auf die ersteren. Einige der K. nahe verwandte u. oft mit ihr verwechselte Begriffe sind folgende: Der Habitus. Dieser ist nur der Ausdruck der K., er verhält sich zu ihr wie der Symptomenkomplex zur Krankheit; mit Temperament bezeichnet man mehr die psychische Seite der K. Die Krankheitsanlage endlich ist nur ein Theil des Begriffes K. Sie verhält sich zu dieser wie die Gattung zur Art.

Konstitutionskrankheiten (Erkrankungen des gesammten Organismus im Vergleich zu den Lokalkrankheiten) sind solche, bei denen alle od. sehr viele, od. besonders wichtige Theile, od. ein System des Organismus erkrankt; od. wenn Theile, ohne in ihrer materiellen Zusammensetzung Abnormitäten erkennen zu lassen u. ohne der Sitz einer bestimmten Störung zu sein, abnorm funktioniren. Sie können, eben so wie die Lokalkrankheiten, akut od. chronisch sein u. mit od. ohne Fieber verlaufen. Die Konstitutionskrankheiten zerfallen in solche mit spezifischen Ursachen (die Intoxikationen u. Infektionen) u. in die autogenetischen Konstitutionskrankheiten (die ohne Einführung fremder, Krankheit erregender Stoffe auf einem Individuum selbstständig entstehen). Krankheitskonstitution ist der Inbegriff aller äußern (tellurischen, atmosphärischen u. kosmischen) Einflüsse, welche die Bildung der jedesmal herrschenden Krankheiten veranlassen. Im engeren Sinne versteht man darunter die individuelle Krankheitsanlage, welche eine große Anzahl von Menschen gleichzeitig für gewisse Krankheiten empfänglich macht, ohne daß sich nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft die Ursachen immer auffinden ließen (Genius epidemicus). Es giebt eine stehende Krankheitskonstitution (C. stationaria), welche bei jedem Wechsel der Jahreszeiten dieselbe bleibt, eine nach den Jahreszeiten wechselnde (C. anniversaria), eine epidemische, über große Länderstrecken verbreitete u. wandernde, u. eine endemische, die auf gewisse Gegenden beschränkt u. durch die lokalen Verhältnisse bedingt ist. Daß nicht Jeder von der betreffenden Krankheit ergriffen wird, liegt an der geringeren Disposition desselben. Doch beobachtet man unter der Herrschaft irgend einer Epidemie auch einen Einfluß derselben auf Nichterkrankte. So sollen bei Pockenepidemien auch andere Hautausschläge häufiger werden, bei Cholera nichtspezifische Durchfälle leichter auftreten. Manchmal beobachtet man auch, daß durch eine Epidemie eine Endemie verdrängt wird.



Nr. 3752. Konstanz.

In der späteren lateinischen Rechtssprache bezeichnet K. eine gesetzliche od. höchstrichterliche Verfügung des Kaisers, neuerdings aber, abgesehen von den verschiedenen Verwendungen jener Benennung in den Landesgesetzgebungen, vorzugsweise das Grundgesetz eines Staats, welches dessen Verfassung feststellt. In Europa verbindet man damit den besondern Begriff von monarchischen, die Gewalt des Staatsoberhauptes durch Stände od. Volksvertreter beschränkenden Verfassungen. Das Verlangen nach Sicherstellung gegen Willkür u. Eigenmacht ist in der germanischen Volksart tief begründet u. durch die Deutschen auch denjenigen Stämmen eingepflanzt worden, mit denen sie sich zur Bildung von neuen Nationalitäten vermischten. Ihre ältesten Herrscher konnten wichtige Beschlüsse ohne Zustimmung der Landes- od. Volksgemeinde nicht durchführen; die Eroberer, welche auf Kosten der Römer neue Reiche gründeten, hatten den Rath u. Willen ihrer Kriegsgefährten zu berücksichtigen; die deutschen Kaiser u. die Fürsten der größeren deutschen Territorien mußten sich mit Reichs- u. Landständen ins Vernehmen setzen; in den kleinen Königreichen, aus welchen die span. Monarchie erwuchs, durften die Notabeln sogar über den Thron verfügen, wenn deren Inhaber ihren Freiheiten zu nahe trat; selbst im vorrevolutionären Frankreich hatte das erstarkte Königthum die Erinnerung an die Rechte des Landes so wenig auszutilgen vermocht, daß 1789 die Reichsstände wieder einberufen wurden. Immerhin waren aber diese Einrichtungen infolge unablässiger, dem Emporkommen der fürstlichen Gewalt günstiger Fehden u. Kriege entweder allmählich verblaßt od. mit einseitigen Privilegien in Verbindung gesetzt u. von der Richtung auf das Ganze abgelenkt, u. nur die Engländer hatten ihre alte freiheitliche Verfassung im Einklang mit der fortschreitenden Entwicklung des Staatswesens weiterzubilden vermocht. An dieses Muster lehnten sich denn auch die franz. Generalstände, als sie die Verfassung von 1791 schufen. Dieselbe wurde freilich durch immer neue Fehlgeburten ersetzt, bis der militärische Despotismus Napoleon's I. der Erzeugung von Grundgesetzen vorläufig ein Ende machte. Nach dem Sturze des ersten Kaiserreichs suchte Ludwig XVIII. die Franzosen 1814 durch eine aus eigner Bewegung ertheilte (oktroyirte) Charte mit dem rechtmäßigen Königthume zu versöhnen, u. nach diesem Vorgange wurden zunächst in den Niederlanden, dann in einigen deutschen Mittel- u. Kleinstaaten, neue Grundgesetze, zum Theil nach Vereinbarung mit den

bisherigen Ständen (paktirte Verfassungen) ertheilt. Der Heiligen Allianz, von der hier aber England sich trennte, schienen diese vermeintlichen Neuerungen nur zu bald höchst bedenklich, bes. als einschränkende Verfassungen nach dem Vorbilde der franz. K. von 1791 in Spanien, Neapel u. Sardinien durch militärische Aufstände u. Volksbewegungen dem Königthum aufgenöthigt wurden. Die Kongresse von Laibach u. Verona erklärten solche erzwungene K.en feierlich für nichtig, österr. Bajonnette stellten in Italien, französische in Spanien den Absolutismus wieder her u. in Frankreich versuchte Karl X. wenige Jahre später die Charte so bei Kleinem wieder aufzuheben. Die Julirevolution von 1830 brachte hierin eine Aenderung hervor. Oesterreich, Preußen u. Rußland fanden den Versuch, die Franzosen in allergetreueste Unterthanen umzuarbeiten, denn doch bedenklich; die Nothwendigkeit der Gewährleistung von Volksrechten ward in den noch zurückgebliebenen deutschen Staaten, in Portugal u. Spanien anerkannt, u. nachdem die Bewegung des J. 1848 den Bann auch in Oesterreich u. Preußen gebrochen hatte, konnte der Sieg des konstitutionellen Prinzips, trotz des Rückstoßes, den Napoleon III. durch Wiederaufrichtung eines maskirten Absolutismus in Frankreich ausführte, nicht mehr fraglich erscheinen.

Wie verschieden nun auch die früheren Einrichtungen u. Zustände in den neueren konstitutionellen Staaten, wie abweichend die Zeitverhältnisse u. Bedingungen waren, unter welchen die Einführung der Verfassungen vor sich ging, so lassen sich doch daraus als konstitutionelles System folgende mehr od. minder durchgeführte Grundgedanken ableiten: 1. Das Staatsoberhaupt ist unverletzlich, seine Regierungshandlungen u. Erlasse erlangen aber verbindende Kraft nur durch die Mitwirkung od. Gegenzeichnung von Ministern, die dafür der Volksvertretung verantwortlich sind. Eine verfassungswidrige Zustimmung dürfen sie durch die Bezugnahme auf einen Befehl des Regenten nicht rechtfertigen, da sie derartigen Anmuthungen durch den Rücktritt vom Amte entgehen können. 2. Neben der Regierung nimmt eine Volksvertretung Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Dieselbe besteht gewöhnlich aus Abgeordneten, die von den wahlberechtigten Einwohnern der verschiednen Bezirke auf Zeit ernannt werden, u. aus ständigen, nach andern Gründen berufenen Mitgliedern. Um nämlich den Druck der wechselnden Tagesmeinung u. hochgehender politischer Leidenschaften zu mindern, sind den betreffenden Körperschaften Elemente der Mäßigung eingefügt, so daß Mitglieder des regierenden Hauses od. sonst ausgezeichneter Familien, hohe, nam. geistliche Würdenträger u. große Grundeigenthümer aus eignem Rechte, desgleichen erwählte Vertreter besonderer Gesellschaftskreise (wie z. B. der Höchstbesteuerten od. abermals des großen Grundbesitzes), die ersten Beamten größerer Städte u. selbst auf Lebenszeit vom Staatsoberhaupte ernannte Mitglieder einer Ersten Kammer (Senat, Oberhaus) der Zweiten od. Volkskammer (Unterhaus) das Gegengewicht halten od., wo nur eine Kammer besteht, in dieser die Hemmung bilden. Aus gleicher Rücksicht auf das Bedürfniß ruhiger Ueberlegung finden sich als Bedingungen der Wählbarkeit das Erforderniß eines reiferen Alters u. eines höheren Census (s. d.). Was das Wahlrecht anlangt, so tritt in der Gegenwart das Streben hervor, frühere Beschränkungen der aktiven Wahlfähigkeit zu mildern, u. das allgemeine Stimmrecht, welches jedem selbständigen, unbescholtenen Staatsbürger die Wählerbefugniß vorbehält, erscheint als letztes Ziel dieser Bewegung. 3. Von der Volksvertretung wird die Regierung je nach der Sachlage berathen, angeregt, gemäßigt, beaufsichtigt u. mit den nöthigen moralischen u. materiellen Mitteln zur Erreichung der Staatszwecke, insonderheit mit dem Rechte der Steuererhebung versehen. Neue Gesetze dürfen ohne Zustimmung der Stände nicht erlassen, bestehende Gesetze ohne gleiche Genehmigung nicht aufgehoben werden. 4. Beschlüssen der Volksvertretung kann das Staatsoberhaupt seine Zustimmung versagen. Dieses Veto, wie man es nennt, ist in monarchischen Staaten gewöhnlich ein absolutes, so daß derselbe Beschluß, wenn er in einer nachfolgenden Sitzungsperiode od. von einer neuen Kammer wieder gefaßt wird, aufs Neue dem Verwerfungsrecht unterliegt. Nur ausnahmsweise steht dem Monarchen, wie z. B. in Norwegen, ein relatives Veto zu, indem dasselbe bei Wiederholung der verworfenen Anträge u. Beschlüsse erlischt. Wenn zwischen der Regierung u. der Volksvertretung ein Zwiespalt hervortritt, kann durch Auflösung der letzteren u. Veranstaltung neuer Wahlen die Probe gemacht werden, ob nicht mittlerweile ein Umschlag der öffentlichen Meinung eingetreten ist. Fällt die Probe ungünstig aus, so haben die Minister nach der Strenge des Systems ihr Amt niederzulegen, um durch eine aus der Opposition gebildete Verwaltung den Grundsätzen der Mehrheit zur Herrschaft zu verhelfen. 5. Des Weiteren werden in den K.en gewöhnlich die Unabhängigkeit des Richteramtes u. dessen Kräftigung durch die Jury, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die persönliche Freiheit des Individuums, die Gewissensfreiheit, die Rede-, Versammlungs- u. Preßfreiheit sowie die Sicherheit des Eigenthums gewährleistet.

Von der Meinung, daß schon die Verkündigung einer freisinnigen K. gesunde öffentliche Zustände u. den wahren Konstitutionalismus, d. h. eine Alles durchdringende, der zukömmlichen Ausführung des Grundgesetzes zugewandte Gesinnung, erzeugen müsse, ist die Neuzeit in vielen Beziehungen abgekommen. Verfassungen solcher Art können nur da vollständig wirksam werden, wo innerhalb altbefestigter Verhältnisse die Mehrheit der Nation im Gebrauche des Selbstbestimmungsrechts einen rechtschaffnen Gemeinsinn sich angeeignet hat. Wo bürgerliche Tugend eine Ausnahme, politische Unreife u. gewissenloser Eigennutz die Regel bilden, od. wo, wie in Frankreich, starke Parteien die ganze Staatsform unablässig anfeinden, da sinkt der Konstitutionalismus mit immer weitergehender Erniedrigung des Sinnes für Gesetzlichkeit zum Mittel eines ruhelosen Wechsels herab, wenn nicht die Machthaber durch Beherrschung od. Fälschung der Wahlen, Bestechung der Volksvertreter u. künstliche Verdrehung des Grundgesetzes zur Fortbehauptung ihres Eigenwillens einen Scheinkonstitutionalismus herstellen.

konstruiren (lat. construĕre), errichten, aufbauen, die Wortfügung entwickeln; daher Konstruktion, die Zusammensetzung, Einrichtung, Wortfolge, Satzverbindung.

Konsuln hießen die nach Vertreibung der Könige in Rom jährlich gewählten zwei obersten Staatsbeamten. Ihre Wahl vollzogen die Centuriatkomitien; ihr Amt traten sie seit 153 v. Chr. regelmäßig am 1. Jan. an; bis zum J. 366 waren nur Patrizier wahlfähig. Das Konsulat hat jederzeit als die höchste Stufe republikanischer Ehren gegolten; es verewigte ja auch den Namen der Inhaber, da die Jahre nach den K. benannt wurden. Indessen wechselte die Amtsführung unter den Kollegen monatlich. Im Anfang war die konsularische Gewalt der königlichen gleich; beschränkt wurde sie durch die Einsetzung des Volkstribunats u. die Abtrennung der Censur u. Prätur, sowie durch das Steigen der Volkssouveränetät. In Rom selbst standen die K. an der Spitze der Verwaltung, u. alle anderen Magistrate waren ihnen untergeordnet. Sie versammelten den Senat u. leiteten als Vorsitzende dessen Verhandlungen, sowie sie auch die Beschlüsse auszuführen hatten. Durch sie wurde mit auswärtigen Staaten verhandelt. Auch die Volksversammlung beriefen sie behufs der Abstimmung über Gesetzesvorschläge u. sorgten für deren Vollziehung. Zum Zeichen ihrer Gewalt hatte der jedesmal amtirende K. 12 Liktoren od. Amtsdiener, die mit Ruthenbündeln, aus welchen außerhalb der Stadt auch Beile hervorragten, vor ihm hergingen. Als Feldherren hoben sie die Legionen aus, vergaben den größten Theil der Offizierstellen, ließen sich den Soldateneid leisten u. hatten die unbeschränkte Verwaltung der ihnen zuertheilten Provinzen, auch das Recht über Leben u. Tod. Gegen einseitigen Mißbrauch der konsularischen Gewalt schützte die Berufung auf den zweiten K. Wie die anderen Magistrate konnten auch die K. nach Ablauf ihrer Amtsdauer zur Rechenschaft gezogen werden. In Zeiten drohender Gefahr konnte aber auch der Senat durch die Formel: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, d. h. „die K. mögen dafür sorgen, daß der Staat keinen Schaden erleide", die K. mit diktatorischer Vollmacht bekleiden. Ueber die Theilung der Wirkungskreise im Falle eines Krieges, od. über die Provinzen entschied zwischen den Kollegen gewöhnlich das Loos. Der Antritt des konsularischen Amtes war mit einer Prozession nach dem Kapitole verbunden, wo weiße Stiere geopfert wurden. In der Kaiserzeit wechselten die K. regelmäßig alle zwei Monate, u. nur die ersten K., die dem Jahre den Namen gaben, behielten größere Bedeutung. Schließlich wurde der konsularische Titel u. Rang sogar ohne das Amt verliehen, als bloße hohe Gunstbezeigung der Kaiser. — Im Mittelalter wurde der Name K. der Titel der Fremdenrichter, welche in den Handelsstädten bestanden, u. die mächtigeren dieser Städte setzten nach den Kreuzzügen in auswärtigen Häfen Richter für ihre dort wohnenden Staatsangehörigen ein. Nach heutigem Völkerrecht sind K.n politische Agenten für den Handel u. die sonstigen Verkehrsverhältnisse ihrer Staaten. Die Organisation des Konsularwesens ist zunächst Sache jedes einzelnen Staates, der auf dem Wege von Gesetzen, Verordnungen u. Instruktionen die Grundsätze dafür aufzustellen u. zu bestimmen hat, welche Funktionen u. Berechtigungen den Konsulaten zustehen sollen. Daneben ist aber nöthig, mit der Staatsgewalt desjenigen Landes, für welches die konsularische Thätigkeit wirksam werden soll, eine Uebereinkunft über die Rechte u. Pflichten der K.n herbeizuführen; diese Uebereinkunft ist häufig ein integrirender Theil der Handels- u. Schiffahrtsverträge, welche die Staaten mit einander abschließen, zuweilen auch erfolgt sie in besonderen Konsularverträgen. Die Ernennung der K.n bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der fremden Staatsgewalt; sie wird ertheilt in Form des sog. Exequatur. Die K.n haben die Verpflichtung, den ankommenden Schiffen ihrer Nation, sowie auch den einzelnen Angehörigen ihres Heimatlandes, Schutz u. Beistand zu gewähren. In nichtchristlichen Ländern haben die K.n die Jurisdiktion über alle in ihrem Bezirk

wohnenden Nationalen u. Schutzgenossen. Unterschieden wird zwischen Berufskonsuln (consules missi), d. h. juristisch gebildeten u. diplomatisch geschulten Leuten, deren Amt lediglich die Verwaltung der Konsulatsgeschäfte ist, u. Wahl- od. Handelskonsuln, in der Regel Kaufleute, die im Konsulatsbezirk schon ansässig sind. Letztere sind vielfach von den Berufskonsuln abhängig u. handeln nur unter deren Verantwortung u. Kontrole. Generalkonsul ist häufig ein bloßer Ehrentitel für K.n; sonst ein diplomatischer Beamter, dem mehrere Konsulate od. Konsularagenturen unterstellt sind.

Im J. 1874 hielt das Deutsche Reich K.n an folgenden Orten: Vereinigte Staaten von **Amerika:** Baltimore, Boston, Charleston, Chicago, Cincinnati, Galveston, Louisville, Milwaukee, Mobile, New Orleans, New-York (Generalkonsul u. K.), Philadelphia, Pittsburg, Richmond, St. Louis, St. Paul, San Francisco, Savannah; Republiken von **Centralamerika:** Costarica: San José; Guatemala: Guatemala; Honduras: Amapala; Nicaragua: Nicaragua; San Salvador (in Amapala); **Argentinische Republik:** Buenos Aires (Generalkonsul u. K.), Gualeguaychu (Vizekonsul), Rosario (Vizekonsul); **Belgien:** Antwerpen, Brüssel, Gent, Ostende; **Bolivia:** Antofagasta, La Paz; **Brasilien:** Bahia, Blumenau, Campinas, Ceara, Desterro, Dona Francisca, Maroim, Para de Belem, Paranagua, Pernambuco, Petropolis, Porto Alegre, Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul, San Luiz, San Paulo, Santos; **Chile:** Concepcion, Copiapo, La Serena, Santiago, Valdivia, Valparaiso (Generalkonsul); **China:** Amoy, Canton, Fu-tschau, Macao (Vizekonsul), Ningpo (Vizekonsul), Niutschuang (Vizekonsul), Shanghai, Swatau (Vizekonsul), Tschi fu (Vizekonsul), Tientsin; **Columbia:** Barranquilla, Bogota, Bucaramanga, Cartagena, Colon, Medellin, Panama, San José de Cucuta, Santa Marta; **Dänemark:** Aalborg, Aarhuus, Fanö, Frederikshavn, Fridericia, Helsingör, Hjorring, Horsens, Kopenhagen (Generalkonsul), Korsör, Randers, Ringkjöbing, Rönne, Svanete, Thisted, Kolonie St. Thomas; **Ecuador:** Quito (Generalkonsul), Guayaquil; **Fidschi-Inseln:** Levuka; **Frankreich:** Bayonne, Bordeaux (Generalkonsul), Boulogne, Dünkirchen, Le Havre, Marseille, Nantes, Nizza; Kolonien: Algier, Saigon, Tahiti; **Griechenland:** Athen, Calamatha, Corfu, Patras, Piraus, Syra, Zante; **Großbritannien u. Irland:** Aberdeen, Belfast, Cardiff, Dublin, Dundee, Glasgow, Hartlepool, Hull, Inverneß, Leith, Liverpool, London (Generalkonsul), Middlesborough, Newcastle, Plymouth, Shields, Sunderland; Kolonien: Adelaide, Aden, Auckland, Bassein, Belize (Honduras), Bombay, Bridgetown (Barbadoes), Brisbane, Calcutta, Capstadt, Chatham u. Newcastle (Neu-Braunschweig), Christchurch (Neu-Seeland), Cocanada (Ostindien), Cochin (Ostindien), Colombo, Dunedin, Georgetown (Guyana), Gibraltar, Halifax, Hobarttown (Tasmania), Hongkong, King George's Sound, Kingston (Jamaica), Kurrachee, Lagos (Guinea), Madras, Malta, Maulmein, Melbourne, Montreal, Nassau (New Providence), Nelson (Neuseeland), Newcastle (Neu-Süd-Wales), Penang, Point de Galle, Port Elisabeth, Port Louis (Mauritius), Port of Spain (Trinidad), Port Stanley (Falklandinseln), Quebec, Rangoon, Rautzau, St. Georges (Bermuda), St. Helena, St. John (Neu-Braunschweig), St. Johns (Neu-Fundland), Singapore (Konsulatsverweser), Sydney (Generalkonsul für die Fidschi-Inseln), Toronto, d'Urban (Natal), Victoria (Britisch-Columbia), Wellington; **Haiti:** Acquin, Cap Haiti, Cayes, Gonaives, Jacmel, Port au Prince; **Hawaii:** Honolulu; **Italien:** Ancona, Cagliari, Civitavecchia, Florenz, Genua (Generalkonsul), Livorno (Generalkonsul), Mailand, Messina, Neapel (Generalkonsul), Palermo, Rom, Savona, Turin, Venedig; **Japan:** Hakodadi, Hiogo, Nagasaki, Niegata, Yedo, Yokohama; **Liberia:** Monrovia; **Marokko:** Tanger (Generalkonsul); **Mexiko:** Acapulco, Campeche, Durango, Guadalaxara, Guaymas, Guanoxuato, Laguna, Manzanillo, Matamoros, Mazatlan, Mexico, Monterey, Puebla, San Luis Potosi, Tampico, Tepic u. San Blas, Veracruz, Zacatecas; **Niederlande:** Amsterdam, Middelburg, Nieuwediep u. Helder, Rotterdam; Kolonien: Batavia, Curaçao, Macassar, Paramaribo, Samarang, Surabaya; **Oesterreich-Ungarn:** Botzen, Fiume, Pest (Generalkonsul), Ragusa, Triest (Generalkonsul), Wien; **Peru:** Arequipa, Arica u. Tacna, Callao, Iquique, Lima; **Portugal:** Fayal, Funchal, Lissabon, Oporto, S. Miguel, Setubal; Kolonien: Majo, S. Vincente, Terceira; **Rußland:** Akkerman, Archangel, Berdiansk, Kowno, Libau, Moskau, Narwa, Odessa (Generalkonsul), Pernau, Reval, Riga (Generalkonsul), Rostow, St. Petersburg, Taganrog, Tiflis, Windau; Polen: Warschau; Finnland: Abo, Björneborg, Borga, Christinestad, Ekenäs, Helsingfors, Nikolaistad, Ny Carleby, Uleaborg, Wiborg; **Schweden u. Norwegen:** Arendal, Bergen, Calmar, Carlshamn, Carlskrona, Christiania (Generalkonsul), Christiansand, Drammen, Drontheim, Gefle, Goteborg (Generalkonsul), Hammerfest, Helsingborg, Hernösand, Landskrona, Malmö, Norrköping, Nyköping, Söderhamn, Stavanger, Stockholm (Generalkonsul), Sundswall, Tromsö, Vadsöe, Wisby, Ystad; **Schweiz:** Basel, Genf, Zürich; **Siam:** Bangkok; **Spanien:** Alicante, Almeria, Barcelona, Bilbao, Cadix, Cartagena, Coruña, Ferrol, Gijon, Huelva, Madrid (Generalkonsul), Malaga, Palma, Santander, Sevilla, Tarragona, Torrevieja, Valencia, Vigo; Kolonien: Habana, Manila, Matanzas, San Juan (Portorico), Santiago (Cuba), Teneriffa (Santa Cruz), Trinidad (Cuba); **Türkisches Reich:** Aleppo, Beirut, Gallipoli, Jerusalem, Konstantinopel, Larnaca, Rustschuk, Saloniki, Serajewo, Smyrna, Sulina, Trapezunt, Tripoli, Varna; Rumänien: Bukarest (Generalkonsul), Galacz, Giurgewo, Jassy; Serbien: Belgrad (Generalkonsul); Aegypten: Alexandrien (Generalkonsul), Damiette, Kairo, Port Said, Suez; Tunis: Goletta (Vizekonsul), Tunis (Generalkonsul); **Uruguay:** Montevideo, Paysandu (Vizekonsul); **Venezuela:** Bolivar, Caracas, La Guayra, Puerto Cabello; **Zanzibar:** Zanzibar.

Konsultation (vom lat. consulere), Berathschlagung, Rathfragung; konsultiren, um Rath fragen.

konsumiren (vom lat. consumere), verzehren, verbrauchen; daher Konsum od. Konsumtion, der Verbrauch, die Verzehrung; Konsument, der Verbraucher.

Konsumvereine. Am theuersten, zugleich aber auch am schlechtesten kauft Derjenige, der seine täglichen Bedürfnisse in den kleinsten Quantitäten durch den sog. Kleinhandel bezieht. Um dieser Vertheuerung der Waaren durch den Detailverkauf zu entgehen, entstanden auf Anregung von Liedtke schon 1845 in Berlin sog. Sparvereine, welche den Zweck hatten, durch regelmäßige Beiträge der Mitglieder während des Sommerhalbjahres Kapitalien anzusammeln, mit denen bei Beginn des Winters Feuerungsmaterial, Nahrungsmittel u. dgl. im Großen angekauft u. an die Betheiligten zum Engrospreise abgelassen wurden. Diese Sparvereine, die sich rasch in den meisten Städten Deutschlands bildeten, sind als die Anfänge der K., wenigstens auf deutschem Boden, zu betrachten. Während aber die Sparvereine, meist noch von Mitgliedern der wohlhabenderen Stände unterstützt, sich mit jedem Frühjahr neu bildeten, blieben die K. dauernd zusammen zu dem Zwecke „guter u. billiger Beschaffung der (nothwendigsten) Lebensbedürfnisse u. auf Grundlage der Selbsthülfe u. Selbstverwaltung ohne fremde Unterstützung." — Während die Zahl der K. in Deutschland 1863 doch schon 92 betrug, war sie bis 1873 bereits auf 973 gestiegen, indessen sind nur von 189 Vereinen durch den Anwalt der deutschen Genossenschaften, Schulze-Delitzsch in Potsdam, die Jahresabschlüsse bekannt geworden. Darnach beliefen sich in diesen 189 K.n die Mitgliederzahl auf 87,504 Personen, die Summe des Verkaufserlöses 1873 auf über 22 Mill. Mk., das Guthaben der Mitglieder auf 2,4 Mill. Mk., der Reservefond: 350,000 Mk., aufgenommene Anlehen: 2,6 Mill. Mk. — In der Regel rekrutiren sich die K. aus den unteren u. mittleren Klassen, für welche der Bezug billiger u. guter Haushaltungsbedürfnisse doppelt wünschenswerth bleibt. — In Bezug auf die innere Organisation sind zwei Hauptklassen: die Markenkonsumvereine u. die Vereine mit eigner Lagerhaltung zu unterscheiden. Der Markenkonsumverein (gewöhnlich die Vorstufe des eigentlichen K.s) schließt Verträge mit den Bäckern, Fleischern, Holz-, Kohlen-, Materialwaarenhändlern u. s. w. des Orts, die sich verbindlich machen, den Mitgliedern gute Waaren zum Tagespreise zu liefern, zugleich aber einen bestimmten Rabatt zu bewilligen. Der Verein verkauft dann gegen Baarzahlung an seine Mitglieder Marken, welche von den Kaufleuten an Zahlungsstatt angenommen u. in bestimmten Fristen (wöchentlich od. monatlich) bei der Vereinskasse gegen Abzug des vereinbarten Rabatts eingelöst werden. Dieser Rabatt wird den Mitgliedern nach Verhältniß der von Jedem bezogenen Marken gutgeschrieben u. am Jahresschluß als Gewinn ausgezahlt. Die Markenkonsumvereine verschaffen daher ihren Mitgliedern billigere Lebensmittel dadurch, daß die Differenz zwischen den niedrigeren u. den höheren Preisen mit Hülfe des Markensystems am Jahresschlusse herausgezahlt wird. Die K. mit eigner Lagerhaltung kaufen dagegen selbst Waaren, doch nur solche, die jederzeit auf einen flotten Absatz zu rechnen haben, ein, errichten je nach der Mitgliederzahl u. der räumlichen Ausdehnung des Orts verschiedene Verkaufsstellen u. setzen ihre Waaren an die Mitglieder, nicht selten auch an andere außerhalb des Vereins stehende Personen ab. In der Regel entsprechen die Preise den üblichen Tagessätzen, so daß also aus dem Verkauf ein Gewinn resultirt, der am Jahresschluß als Dividende vertheilt wird. Das zum Ankauf der Waaren erforderliche Kapital wird durch fortgesetzte kleinere Einzahlungen der Mitglieder, durch allmähliche Ansammlungen eines Reservefonds, durch Aufnahme von Darlehnen u. theilweises Entlehnen der Waaren auf Kredit — letztere beiden unter solidarischer Haft sämmtlicher Mitglieder — aufgebracht. Nach längerem Bestehen der Genossenschaft wird nicht selten von Neueintretenden ein Eintrittsgeld gefordert, auch wird im Interesse der Kapitalvermehrung die sofortige Vollzahlung eines od. mehrerer Geschäftsantheile des eintretenden Mitgliedes überall gern gesehen. Die Beamten des Vereins,

insbes. der Lagerhalter, erhalten meist ein nur kleines Jahrgehalt u. bleiben in der Hauptsache auf die Tantième vom Verkaufserlös angewiesen. Die Vereinskundschaft soll ihre Bedürfnisse vom Vereinslager nur gegen sofortige Baarzahlung entnehmen u. wird Kredit ausnahmsweise nur gegen ausreichende Sicherheit u. gegen einen nicht zu niedrigen Zinsfuß gewährt. Mit diesen Grundsätzen haben die K. bisher meist recht gute Erfolge erzielt, u. haben sie, indem sie dem Bezuge der Waaren im Kleinen (im Detail) die Vortheile des Engroseinkaufs, „größere Billigkeit u. gute Beschaffenheit der Waaren", sicherten, nam. den weniger bemittelten Klassen großen Nutzen gewährt. Die Genossenschaft kann auch recht wohl ihre Rechnung finden, weil sie einen bestimmten, sicheren Kundenkreis hat, dessen Bedürfnisse sich im Voraus berechnen lassen. Größere Vorräthe werden daher nicht liegen bleiben u. dem Verderben ausgesetzt sein. Zu dieser Konzentration der Nachfrage kommt mit Hülfe der Solidarhaft die erleichterte Beschaffung von Kredit, andrerseits die Baarzahlung der Mitglieder, die gegenüber den bekannten Buchschulden der Kunden bei den Bäckern, Fleischern u. s. w. den K.n die Geschäftsführung nicht wenig erleichtern hilft.

Kontagium (a. d. Lat.), s. v. w. Ansteckungsstoff; daher kontagiös, ansteckend.

Kontakt heißt Berührung u. bezeichnet bes. in der Astronomie den Moment, wo zwei an einander vorübergehende Himmelskörper eben zur Berührung kommen, od. eben noch in Berührung sind. Geht ein scheinbar kleinerer vor einem scheinbar größeren vorüber (z. B. Venus vor der Sonne), so hat man im Moment des völligen Eintrittes sowie im Moment vor dem Austritt auch noch einen „inneren" K.

Kontakttheorie nennt man in der Elektrizitätslehre die von Galvani u. Volta aufgestellte, später von Pfaff, Fechner u. vielen Andern mit Erfolg vertheidigte Anschauungsweise, daß die galvanische Elektrizität ihren Ursprung in der Berührung verschiedenartiger Metalle od. überhaupt verschiedenartiger Leiter habe, im Gegensatz zu der von Delarive, Becquerel u. A. aufgestellten annehmbareren, chemischen Theorie, welche den Ursprung der Elektrizität in der chemischen Einwirkung der flüssigen Leiter auf die Metalle sucht.

Kontext (vom lat. contexere, d. i. zusammenweben), die Redeverbindung, der Zusammenhang der Gedanken.

Kontinent (vom lat. continere, zusammenhängen), das zusammenhängende Land, Festland; kontinental, das Festland betreffend, festländisch; Kontinentalmächte, die Großstaaten des europ. Festlandes im Gegensatze zu Großbritannien.

Kontinentalsperre, auch Kontinentalsystem, hieß die von Napoleon I. gegen England verhängte Absperrung des gesammten europ. Festlandes, durch welche er England zum Frieden u. zur Anerkennung des im Utrechter Frieden (1713) aufgestellten Seerechts zwingen zu können hoffte. Durch Dekret vom 21. Nov. 1806 erklärte Napoleon die brit. Inseln in Blockadezustand, untersagte allen Handel u. Verkehr mit denselben, erklärte alles Eigenthum englischer Unterthanen sowie alle aus England kommende Waaren für gute Prise u. verbot allen Handel mit engl. Waaren — eine Maßregel, für welche sich England dadurch rächte, daß es durch Geheimrathsverordnung vom 7. Jan. 1807 allen brit. Schiffen das Einlaufen in einen franz. od. unter franz. Botmäßigkeit stehenden Hafen untersagte; am 11. März erklärte außerdem England die Weser, Ems u. Elbe für blockirt, dehnte 11. Nov. diese Maßregel auf alle Häfen aus, in welche die engl. Schiffe nicht einlaufen durften, u. verfügte die Konfiskation aller mit einem franz. Passe versehenen Schiffe. Die K. erstreckte sich Anfangs nur auf Frankreich, Holland, einen Theil Italiens u. die Rheinbundstaaten; im Tilsiter Frieden traten Preußen u. Rußland, in den J. 1807 u. 1808 auch Dänemark, Spanien u. Oesterreich hinzu. Indessen wußte der Schleichhandel die Zwecke der K. zum großen Theil zu vereiteln. Geheime Unterhandlungen, die mit England über Aufhebung der K. gepflogen wurden, hatten zu keinem Resultate geführt, u. nun erschienen 5. Aug. u. 12. Sept. 1810 schärfere Verordnungen, denen zufolge alle Kolonialwaaren, als aus dem engl. Handel herrührend, mit 50% Kontinentalsteuer belegt wurden; ja ein Dekret vom 19. Okt. 1810 ordnete die Verbrennung u. Vernichtung aller engl. Waaren ohne Entschädigung der Eigenthümer an, die auch in allen mit Frankreich in Verbindung stehenden Ländern zur Ausführung kam. Der allzu großen Schädigung seiner eigenen Interessen wußte Napoleon freilich dadurch vorzubeugen, daß er gegen Lösung eines Lizenzscheines die Einführung einer gewissen Quantität engl. Waaren nach Frankreich u. dafür die Ausfuhr franz. Manufakturwaaren nach England gestattete. Mit der Allianz Preußens, Rußlands u. Englands gegen Napoleon fiel die K. zusammen, die allerdings die größten Handelsstörungen hervorgerufen, aber England selbst am wenigsten geschädigt hatte.

Kontingent (a. d. Lat.), Beitrag, den Jemand zu leisten verpflichtet ist; der Antheil an vollständig ausgebildeten u. ausgerüsteten Truppen, welchen ein Staat zu der Armee desjenigen Verbandes zu stellen hat, dem er angehört. So hießen z. B. die Truppen aller deutschen Staaten zur Zeit der Bundeskriegsverfassung das österr., das preuß., das bad. u. s. w. Bundeskontingent.

kontinuirlich (vom lat. continuus, zusammenhängend), fortdauernd, beständig; daher Kontinuität, der Zusammenhang der Theile eines Ganzen, die ununterbrochene Fortdauer.

Kontour, die einzelnen Umrisse od. Begrenzungslinien der Gegenstände einer Zeichnung od. Malerei.

konträr (vom lat. contrarius, entgegengesetzt), ungünstig, widrig.

Kontrabaß, große Baßgeige, Kontraviolon (ital. Contrabasso, auch Violone), die größte Gattung der Geigeninstrumente, im Sechzehnfußton stehend, das tiefste aller Streichinstrumente u. Fundament des Orchesters. Sein zwar etwas dumpfer, dabei aber sehr markiger u. kräftiger Klang giebt der ganzen Tonmasse des Orchesters einen kräftigen Untergrund, hebt die Grundstimme fest u. selbständig heraus u. ertheilt ihr eine Gravität, welche sie in ähnlicher Weise durch kein anderes Instrument irgend welcher Art empfangen kann. Gegenwärtig ist der K. meist mit vier Saiten bezogen, welche in Quarten gestimmt sind: E_1, A_1, D, G; doch kommt es auch vor, daß die Kontra-E-Saite um einen Ton tiefer, nach D_1 gestimmt wird, um noch zwei Töne in der Tiefe zu gewinnen. Dreisaitige K.e finden sich in Süddeutschland u. Frankreich; ihre drei Saiten sind in Quinten gestimmt u. heißen gleich den drei oberen des Violoncello G_1, D, A. Bei beiden Arten, sowol der drei- als viersaitigen, klingt der Ton eine Oktave tiefer als die Notirung. Anfangs dieses Jahrhunderts kamen auch noch fünfsaitige K.e vor, u. hin u. wieder hört man auch von K.en sprechen, die bis ins C_1 gehen u. Oktobässe heißen. Meistentheils erhält der K., seiner dunkeln Klangfarbe u. des in der Tiefe undeutlichen Tones wegen, Instrumente von verwandtem Klangcharakter zur Verschärfung u. Verdoppelung im Einklang od. in der Oktave beigegeben. Ueber die technische Konstruktion des K.es s. den Art. „Geige". Vorläufer desselben waren die fünfsaitige Baßgeige da braccio u. der sechssaitige Violone od. Groß-Viola-da-Gamba-Baß (Contrabasso da Gamba). Die gegenwärtig gebräuchlichen Stimmwirbelschrauben sind von dem preuß. Kammermusikus C. L. Bachmann zu Berlin 1778 erfunden.

Kontrakt (a. d. Lat.), heute s. v. w. Vertrag (s. d.); sodann Vertragsurkunde, z. B. Miethkontrakt, Kaufkontrakt, in welcher die wesentlichen Bestimmungen des Rechtsgeschäfts aufgezeichnet worden sind. — Kontrahent bezeichnet jeden beim Vertragsabschluß Betheiligten.

Kontraktion, s. v. w. Zusammenziehung.

Kontrapunkt (ital. Contrapunto, franz. Contrepoint, spr. Kongtr'poäng). Im weiteren Sinne versteht man unter K. die Setzkunst überhaupt u. meint mit dem Ausdruck „den K. studiren" nichts Anderes, als den Tonsatz erlernen. Der engern u. eigentlichen Bedeutung nach aber ist der K. die Kunst des reell mehrstimmigen (polyphonen) Satzes, das Verbinden einer Mehrheit von gleichzeitig erklingenden Melodien, u. noch spezieller versteht man unter K. denjenigen Theil der Kompositionslehre, welcher die Regeln des Setzens einer od. mehrerer Stimmen zu einer schon gegebenen in sich begreift. Im Besonderen nennt man diejenige Stimme, welche zu der gegebenen hinzukommt, den K. Die gegebene Stimme heißt der Cantus firmus (ital. Canto fermo), fester, gegebener Gesang, u. kann als Ober- od. Unterstimme, bei einer Vereinigung von mehr als zwei Stimmen auch als Mittelstimme gedacht werden. Je nach dem Verhältniß der Lage, welche die Stimmen des K.es zu einander einnehmen können, unterscheidet man zwei Gattungen: a. den einfachen K., wenn die Stimmen in dem Verhältnisse, in welchem sie gegeneinander gesetzt sind, auch verbleiben, d. h. wenn die Stimmen nicht umgekehrt werden, sondern die obere od. untere Stimme stets nur obere od. untere Stimme bleibt; b. den doppelten K., wenn die Stimmen ihre Lagen vertauschen können. Außerdem theilt man den K. nach dem Werthverhältniß der Noten des K.es zu denen des Cantus firmus ein 1. in den gleichen K., bei dem beide in Noten von gleicher Dauer gehen, u. 2. in den ungleichen K. (auch figurirter, verzierter ꝛc. K. genannt), bei dem Cantus firmus u. kontrapunktirende Stimme in Noten von ungleicher Dauer gehen. Je nach Anzahl der bei einem kontrapunktischen Satze betheiligten Stimmen wird derselbe ein zwei-, drei-, vier- od. mehrstimmiger K. genannt. Das Wort stammt von den älteren Mensuralisten, welche häufig punctus für „Note" brauchten; demnach bedeutet also K. „punctum contra punctum", „Note gegen Note", womit aber nicht gesagt ist, daß man zur Zeit der Entstehung dieser Benennung wirklich Punkte als Noten gebraucht haben muß; vielmehr war die Notation mit Punkten bereits außer Gebrauch, als der Name K. gegen Ende des 14. od. zu Anfang des 15. Jahrh. aufkam. Die ersten Versuche mehrstimmiger Setzart, das Organum od. die Diaphonie, welche man als eine Art K. bezeichnen muß, datiren um Vieles weiter zurück als

der Name; auch in der älteren Mensuralmusik gebrauchte man dafür noch das Wort Discantus.

Kontrasignatur (vom lat. contra, gegen, u. signare, unterzeichnen), Gegenzeichnung. Jeder Regierungsakt eines Monarchen bedarf zu seiner Giltigkeit der Mitunterzeichnung eines Ministers; ausgenommen sind nur die Akte, die sich auf die Ausübung des Oberbefehls über das Heer beziehen, während wiederum die Erlasse, welche Gegenstände der Militärverwaltung od. der militärischen Gesetzgebung betreffen, der K. bedürfen. Diese findet statt bei Veröffentlichung der Gesetze, welche in Gemeinschaft des Landesherrn u. der Landesvertretung zu Stande gekommen sind, sowie bei Erlaß der zur Ausführung verkündeter Gesetze erforderlichen Verordnungen; überhaupt giebt es keine Prärogative, bei deren Ausübung die Mitwirkung eines Ministers durch dessen K. nicht erforderlich wäre. Macht der Landesherr von seinem außerordentlichen Verordnungsrechte Gebrauch (oktroyirte Verordnungen), so ist die K. sämmtlicher Minister nothwendig. Nach Artikel 17 der Verfassung des Deutschen Reiches werden die Anordnungen u. Verfügungen des Kaisers im Namen des Reiches erlassen u. bedürfen zu ihrer Giltigkeit der K. des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.

Kontrast (a. d. Neulat., s. v. w. Entgegenstellung) heißt die Zusammenstellung von Dingen, die auf die Vorstellung od. Empfindung einen entgegengesetzten Eindruck ausüben. Solche Dinge „bilden dann einen K." Von besonderer Wichtigkeit ist der K. in der Kunst, indem der Gegensatz in hohem Grade dazu dient, die Wirkung des Einzelnen zu erhöhen. Gebricht es an aller inneren Vermittlung, so entsteht der „schreiende" K., der jedoch nur der niederen, bes. komischen Darstellung zusteht. Uebrigens kann der K. auch schon auf dem Wechsel der Farben, im unerwarteten Wechsel der Akkorde in der Musik ꝛc. beruhen. Von dem Verschiedenen sagt man dann, es „kontrastire" mit einander.

kontraveniren (vom lat. contra, gegen, u. venire, kommen), entgegenhandeln, gesetz- od. vertragswidrig handeln; daher Kontravention, das Zuwiderhandeln, die Uebertretung eines Gesetzes od. Vertrags; Kontravenient, Gesetzesübertreter.

Kontrole (a. d. Franz., eigentlich contre-rôle, Gegenliste), Gegenaufsicht eines Beamten über den andern, Gegenrechnung; daher Kontroleur (spr. Kontrolör), der Gegenrechner, der Aufsichtsbeamte der Zoll- und Steuerbehörden.

Kontrolversammlung ist in Deutschland die militärische Bezeichnung für den zweimal jährlich unter Aufsicht des Landwehrbezirkskommandeurs stattfindenden Appell der Reservisten und Landwehrmänner.

Kontroverse (a. d. Lat.), ein gelehrter Streit, eine Streitfrage. Kontrovers, Gegenstand gelehrten Streites, unentschieden, streitig.

Kontski. 1. Anton **v. K.**, Pianist, geb. zu Krakau 27. Okt. 1817, lebte längere Zeit in Paris, Berlin, Petersburg u. machte ausgedehnte Kunstreisen. Von seinen zahlreichen, brillanten, aber ziemlich inhaltslosen Klavierkompositionen hat die Caprice „Le Reveil du Lion" („das Erwachen des Löwen") große Verbreitung gefunden. — 2. Appollinary **v. K.**, Bruder des Vorigen u. bedeutender Violinvirtuos, geb. zu Warschau 23. Okt. 1825. Sein erster Violinlehrer war sein ältester Bruder Karl (geb. zu Krakau 6. Sept. 1815), u. bereits als fünf- od. sechsjähriger Knabe konnte er öffentlich sich hören lassen. Durch Kunstreisen, die er im Verein mit seinen schon genannten Brüdern u. noch zwei anderen Geschwistern — Stanislaus u. Eugenie, Beide Pianisten — unternahm, machte er sich bald vortheilhaft bekannt, so daß gelegentlich seines Auftretens in Paris 1837 der dort lebende Paganini ihn zum Schüler annahm. Im J. 1853 wurde K. im kaiserl. Orchester zu Petersburg als Soloviolinist angestellt, siedelte aber 1861 nach Warschau über, wo er Direktor des Konservatoriums wurde. Von seinen für den Salon u. für Virtuosen geschriebenen Kompositionen sind mehrere im Druck erschienen.

Kontusion, Verletzung durch stumpfe Gewalt, die je nach der Oertlichkeit bald Beulen, bald Anschwellungen, bald Blutaustritte unter die Haut od. gar Knochenverletzungen bedingt. In dem letztern Falle, wenn durch die stumpfe Gewalt Bruch, Absprengung von Knochen ꝛc. erfolgt ist, stellt man jedoch eine Diagnose, die diejenige Verletzung bes. bezeichnet, gegen welche die Therapie gerichtet ist; so z. B. heißt es Bruch des Oberschenkels, Eindruck des Schädels ꝛc. Die einfache K. schwindet bei Schonung der Theile von selbst u. bedarf keiner besonderen Behandlung.

konvenabel (frz.), passend, schicklich, geziemend.

Konvenienz (a. d. Lat.), Schicklichkeit, Wohlanständigkeit; Uebereinkunft.

Konvent (lat. conventus), Zusammenkunft, Gesammtheit der Mönche od. Nonnen eines Klosters od. Ordenshauses, weiter s. v. w. Kloster, Kirche; Versammlung von Geistlichen u. Theologen zur Berathung kirchlicher Angelegenheiten; in der franz. Geschichte der Name der 20. Sept. 1792 konstituirten Nationalversammlung (s. „Frankreich, Geschichte").

Konventikel (a. d. Lat.), heimliche, verbotene Zusammenkunft zu religiösen Zwecken, bes. von religiösen Sekten.

Konvention (lat. conventio), Zusammenkunft, auch die bei einer solchen gefaßten Beschlüsse; sodann: Vertrag, Uebereinkunft. — **konventionell,** was stillschweigend als giltig, richtig, schicklich anerkannt ist.

Konventionalstrafe, Vertragsstrafe, eine Strafe, die man sich verpflichtet zu zahlen für den Fall der Nichtleistung dessen, was man nach Uebereinkunft (Konvention) zu leisten schuldig ist.

Konventualen (a. d. Lat.), die zu Sitz u. Stimme im Konvent berechtigten Mönche u. geistlichen Ritter; bei den Bettelorden die nach weniger strengen Regeln lebenden Kongregationen, im Gegensatz zu den strengen Observanten. — **Konventualinnen**, Klosterfrauen, Stiftsdamen.

Konvergenz, konvergiren, s. „Divergenz."

Konversation (lat. conversatio), Umgang, Verkehr; Unterhaltung, Gespräch. Konversationston, Unterhaltungs- od. Gesprächston. Konversationsstücke sind Stücke, in denen keine Konflikte hochgesteigerter Leidenschaften, sondern ruhige Charakterentwickelung, natürliche, leicht geschürzte Situationen, gewählte, aber leicht fließende Sprache gefunden wird. Die meisten modernen Lustspiele gehören dieser, bes. von den Franzosen gepflegten Gattung an. Unter Konversationsoper versteht man die moderne komische Oper, wie sie sich vorzüglich durch Auber in der neueren französischen Schule entwickelt hat, in der gewöhnlich Musik mit gesprochenem Dialog wechselt.

Konversationslexikon, s. „Encyklopädie."

Konvertit (a. d. Lat.), ein von einer Konfession zu einer anderen Uebergetretener.

konvex, gewölbt, ist der Gegensatz von konkav (s. d.).

Konvolut (vom lat. convolvere, zusammenwickeln), ein zusammengerolltes od. zusammengewickeltes Packet Schriften, Briefe u. dgl.

Konvulsion (a. d. Lat.), Zuckung, Gliederkrampf; konvulsivisch, zuckend, krampfhaft.

konzentrisch nennt man in der Geometrie zwei od. mehrere Kreise, wenn sie einen u. denselben Mittelpunkt (lat. centrum) haben.

Konzept (vom lat. concipere, empfangen), der erste schriftliche Entwurf Einer Sache, Plan; Einem sein K. verrücken, s. v. a. die Ordnung seiner Gedanken stören, ihn verwirren, seine Absichten vereiteln; Konzipient od. Konzipist, der Entwerfer, Verfasser, Niederschreiber; konzipiren, empfangen, Gedanken entwerfen. — Konzeption, Empfängniß, Fassungskraft, Abfassung einer Schrift.

Konzil (vom lat. concilium, Versammlung) heißen im kirchlichen Sprachgebrauch Versammlungen von Würdenträgern der Kirche zur Berathung u. Regelung kirchlicher Angelegenheiten; im engeren Sinne aber nur solche Kirchenversammlungen, bei welchen eine Vertretung der gesammten Kirche bezweckt war (sog. ökumenische od. allgemeine Konzilien); minder richtig auch die Versammlung von Bischöfen einer od. mehrerer Nationen. Die letzteren sind eigentlich nicht Konzilien, sondern Synoden; aus ihnen sind allerdings die ökumenischen Konzilien erst hervorgegangen. So lange noch keiner der vornehmsten Bischöfe die Herrschaft über die Kirche beanspruchen konnte, waren die Konzilien selbstverständlich die letzte Auktorität in allen Streitigkeiten über Glauben u. Verfassung; ihre Beschlüsse galten als absolut bindend. Keineswegs aber waren sie frei von fremden Einflüssen. Denn die ersten Konzilien wurden nicht nur vom Kaiser berufen, sondern standen auch unter dem Vorsitz eines von ihm erwählten Bischofs, ein kaiserl. Bevollmächtigter war als Vertreter des Staates anwesend u. die Beschlüsse bedurften der kaiserl. Bestätigung. Dafür trug der Staat die Kosten des K.s. — Zur Feststellung von Glaubenssätzen (Dogmen) war Einstimmigkeit, zu der von Gesetzen über Verfassung u. Gottesdienst Stimmenmehrheit erforderlich. Zweifellos ist, daß wenigstens auf dem ersten K. auch niedere Kleriker außer den Bischöfen Stimmrecht genossen, später wenigstens in Vertretung der Bischöfe. Seit der großen Spaltung zwischen der Röm. u. Griech. Kirche hat die erstere das Recht der Berufung u. Bestätigung für sich allein in Anspruch genommen. Mit der Unfehlbarkeitslehre ist die Bedeutung der Konzilien für immer zu einem bloßen Schein herabgesunken.

Wir lassen nun eine Uebersicht über die von der Röm. Kirche anerkannten allgemeinen Konzilien folgen unter Beifügung ihrer wichtigsten Beschlüsse. I. K. von Nikäa, i. J. 325, berufen von Konstantin d. Gr., besucht von 318 Bischöfen. Vorläufige Verdammung der Arianischen Ketzerei.
II. K. von Konstantinopel, im Mai 381 von Theodosius d. Gr. berufen (ca. 150 Bischöfe). Bestätigung des Nicänischen Glaubensbekenntnisses gegen die Arianer; Lehre vom heiligen Geiste. — III. K. von Ephesus, 431 v. Theodosius II. u. Valentinian III. berufen (ca. 200 Bischöfe). Verdammung der Lehre des Nestorius von den beiden Naturen in Christo. —

IV. K. von Chalkedon, Oktober 451, berufen von Kaiser Marcian (gegen 600 Bischöfe). Schlichtung des Streites über die beiden Naturen in Christo durch Verdammung der einander entgegenstehenden Meinungen (der Nestorianer u. Monophysiten). — V. K. von Konstantinopel, Mai 553, berufen von Justinian I. (ca. 150 Bischöfe). Bestätigung der früheren Entscheidungen des Kaisers. — VI. K. von Konstantinopel, Nov. 680 bis Sept. 681, auch erstes Trullanum (von dem muschelförmigen Saal im kaiserl. Palast genannt), berufen von Konstantin Pogonatus. Verdammung des Monotheletismus (der Lehre von nur einem Willen in Christo), zugleich auch des Papstes Honorius I. (s. d.) als eines Ketzers. — Hier enden die von der gesammten christlichen Kirche als ökumenisch anerkannten Konzilien. Schon das VII. der Griechen zu Konstantinopel, auch Trullanum II (692), wurde von der Röm. Kirche nicht anerkannt. Dagegen ist beiden Kirchen noch gemeinsam das VII. K. von Nicäa, 787 von Kaiserin Irene berufen. Sieg der Bilderverehrer. Von da an aber sondern sich die Konzilien beider Kirchen, die bei den Griechen ohnedies bald aufhörten. Die Röm. Kirche nennt die folgenden nichtsdestoweniger ökumenische, denn nur sie sind die Vertretung der wahren Kirche, u. Schuld der Ketzer ist es, wenn sie fernbleiben. — VIII. K. von Konstantinopel, 869, gegen den griechischen Patriarchen Photius. Die Griechen zählen als VIII. das von 879 zu Konstantinopel, welches das von 869 aufhob u. verdammte. — IX. K. zu Rom od. 1. Laterankonzil (so genannt nach dem Palast u. der Kirche des Laterans), 1123 von Papst Calixt II. berufen; bestätigt das Wormser Konkordat über die Investitur. — X. K. zu Rom od. 2. Laterankonzil, 1139 von Innocenz II. berufen zum Behufe seiner Anerkennung gegenüber Anaklet II. Verdammung des Arnold von Brescia. — XI. K. zu Rom od. 3. Laterankonzil, 1179 von Alexander III. berufen. Neuordnung der Papstwahl. — XII. K. zu Rom od. 4. Laterankonzil, 1215 von Innocenz III. berufen, überaus glänzend. Beschließung eines neuen Kreuzzuges, Verdammung der Albigenser, Bestätigung der Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl. — XIII. K. zu Lyon, 1245 von Innocenz IV. berufen. Bann u. Absetzung Kaiser Friedrich's II. — XIV. 2. K. von Lyon, 1274 von Gregor X. berufen. Neue Bestimmungen über die Papstwahl. — XV. K. von Vienne, 1311—12, berufen von Clemens V. Aufhebung des Templerordens. — Von hier an schwankt die Zählung, indem die streng kathol. Auffassung die sog. reformatorischen Konzilien des 15. Jahrh. mit ihrem Grundsatz von der Unterordnung des Papstes unter das K. nur widerstrebend anerkennt. Dagegen werden sie um so mehr von der Kirchengeschichte als allgemeine Konzilien betrachtet. Es sind folgende: XVI. K. von Pisa, 1409 von den Kardinälen berufen zur Beilegung des Doppelpapstthums seit 1378. Das K. setzt beide Päpste ab, wird aber von dem neu gewählten Alexander V. sogleich vertagt. — XVII. K. von Konstanz (Kostnitz), 1414—18, von Kaiser Sigismund berufen, von 18,000 Geistlichen u. zahllosen weltlichen Vornehmen besucht, eines der glänzendsten aller Zeiten. Dieses K. setzte zwar die drei vorhandenen Päpste ab, lieferte Hus u. Hieronymus von Prag auf den Scheiterhaufen, ward aber noch vor der beabsichtigten „Reformation der Kirche an Haupt u. Gliedern" nach der 45. Sitzung von Papst Martin V. aufgehoben. Das 1123 nach Pavia ausgeschriebene, dann nach Siena verlegte „allgemeine K." fand nur geringe Theilnahme u. war von kurzer Dauer. — XVIII. K. von Basel, 1431—43 (49), unter Papst Eugenius IV. Neue Versuche der Reformation. 1438 verlegte der Papst nach der 25. Sitzung das K. nach Ferrara, dann nach Florenz u. brachte hier (1439) eine vorübergehende Einigung mit den Griechen zu Stande. Das Basler K. bestand unterdeß fort unter Kardinal Allemand, wählte 1439 einen neuen Papst (Felix V.), fand aber damit keine Anerkennung. Die letzte Sitzung war die 45. von 1443, aber erst 1449 lösten sich die letzten Reste des K.s unter Anerkennung des Gegenpapstes auf. — XIX. K. zu Mantua, 1459 von Pius II. zum Behuf eines Kreuzzuges berufen. — XX. K. zu Rom od. 5. Laterankonzil, von Papst Julius II. 1512 berufen als Gegenkonzil gegen das von Pisa (1511), auf welchem ihn die Franzosen u. Deutschen abgesetzt hatten. — Während der Reformation wurden die kirchlichen Kämpfe meist auf den deutschen Reichstagen (Worms, Speyer, Augsburg &c.) ausgefochten; das von Luther dringend geforderte allgemeine K. war zwar 1536 von Paul III. für Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben, wurde aber nach langen Verhandlungen von den Protestanten abgelehnt. — XXI. K. zu Trient, am 13. Dez. 1545 von Paul III. eröffnet, angeblich zur Beilegung der Kirchenspaltung, in Wahrheit aber zur Unterdrückung des Protestantismus, daher die Protestanten fern blieben. Auf diesem K., dem sog. Tridentinum, beruht die Neugestaltung der Kath. Kirche; seine Beschlüsse sind maßgebend gewesen für die folgenden drei Jahrhunderte. 1547 wurde das K. nach Bologna verlegt, während die deutschen Bischöfe auf Befehl des Kaisers in Trient bleiben mußten, u. 1549 ganz vertagt. Am 1. Mai 1551 von Julius III. zu Trient wieder eröffnet, wurde es im folgenden Jahre durch Moritz von Sachsen gesprengt, am 18. Jan. 1562 nochmals von Pius IV. eröffnet u. mit der 25. Sitzung am 4. Dez. 1563 endlich geschlossen, unter Verfluchung aller Ketzer u. dem päpstlichen Verbot, die Beschlüsse des K. auch nur zu erörtern, geschweige zu ändern. — XXII. (XX. nach streng römischer Zählung) das Vatikanische K., ausgeschrieben von Pius IX. am 29. Juni 1868, eröffnet am 8. Dez. 1869, wurde von 767 Würdenträgern (darunter 119 Bischöfe in partibus!) besucht; Deutschland war mit 14 Stimmen vertreten. Hauptgegenstand der Verhandlung war das Unfehlbarkeitsdogma. Nachdem letzteres 13. Juli gegen 88 Stimmen beschlossen worden war, wurde es 18. Juli 1870 in der 4. öffentlichen Sitzung mit 547 gegen 2 Stimmen angenommen (die meisten übrigen Gegner waren vorher abgereist); die Sommerhitze u. der Krieg ließen das K. bald auf 150 Theilnehmer zusammenschmelzen u. so wurde es 20. Okt. 1870 auf bessere Zeiten vertagt. — Die vollständigste Sammlung der Akten der alten Konzilien (bis 1509) ist die von Mansi, Florenz u. Venedig 1758—98 in 31 Bdn.; die gründlichste Geschichte die von Hefele (s. d.).

Kooperator, ein Mitarbeiter; in einigen kathol. Gegenden ein Amtsgehülfe des Pfarrers.



Nr. 3753. Koordinatensysteme.

Koordinaten heißen in der analytischen Geometrie (s. „Geometrie") die Abstände od. Winkel, welche zur genauen Bestimmung der Lage eines Punktes in der Ebene od. im Raume nöthig sind. Gewöhnlich nimmt man dazu als Grundlage in der Ebene zwei, im Raume aber drei gerade Linien an, welche man am einfachsten unter rechtem Winkel sich schneiden läßt. Für den ersteren Fall sind diese in Fig. 1 (Nr. 3753) die Linien +X—X u. +Y—Y, im zweiten Falle (in Fig. 2) noch die auf den beiden ersteren senkrechte +Z—Z, welche der Leser als auf sich zulaufend sich vorzustellen hat. Diese Linien heißen Koordinatenachsen, ihr gemeinsamer Schnittpunkt O heißt der Koordinatenanfang. Zur Unterscheidung bezeichnet man alle Richtungen nach rechts od. nach oben od. nach vorn mit +, dagegen alle die nach links od. nach unten od. nach hinten mit —. Die senkrechten Abstände irgend eines Punktes P von diesen Achsen heißen nun im Allgemeinen die K., die Abstände von der XAchse speziell die Ordinaten, die von der YAchse die Abscissen. Die letzteren bezeichnet man mit x, die ersteren mit y, u. setzt ihnen je nach ihrer Lage nach rechts od. nach links u. s. w. die Zeichen + od. — vor. Bei dem dreiachsigen Systeme in Fig. 2 heißen die durch je zwei Koordinatenachsen gelegten Ebenen, also YOX, YOZ u. XOZ, die Koordinatenebenen. Die drei auf den Koordinatenebenen senkrechten K. bezeichnet man mit x, y u. z. So sind z. B. die Koordinaten eines Punktes P_1 in Fig. 1 +x u. +y, die von P_2 aber —x u. +y, die von P_3 dagegen —x u. —y, die von P_4 endlich +x u. —y. Die von P in Fig. 2 sind +x, +y u. +z. Die Lage eines Punktes ist also in Bezug auf den Anfangspunkt des Koordinatensystemes bestimmt, wenn seine K. der Größe u. dem Vorzeichen nach bekannt sind. Aus Fig. 3 ist ersichtlich, wie ein Punkt P statt durch rechtwinklige auch durch schiefwinklige K. gegeben sein kann. Oft ist es nützlich u. einfacher, noch ein anderes Koordinatensystem anzuwenden, das der sog. „Polarkoordinaten". Wäre z. B. in Fig. 4 ACBD die elliptische Bahn eines Planeten P, S die im Brennpunkt stehende Sonne, so könnte man den Punkt, in welchem sich gerade der Planet befindet, auch durch rechtwinklige K. aus=

drücken, bezogen auf die Achsen AB u. CD der Ellipse. Bequemer für die Rechnung ist es aber, als die eine Koordinate seinen Abstand r von der Sonne S, als andere den Winkel φ, den r mit der Richtung SB macht, anzunehmen. Der Abstand r heißt dann „Radius vector", der Winkel φ dagegen „Anomalie".

Koordination lat. coordinatio, Zuordnung, Gleichstellung im Range.

Kopeke, eine russ. Münze; seit 1841 sind 100 K.n = 1 Silberrubel.

Kopenhagen dän. Kjøbenhavn, d. h. Kaufhafen, Haupt- u. Residenzstadt Dänemarks mit 193,000 E. (1874), liegt am Sund, an der Ostküste der Insel Seeland u. auf der Nordspitze der Insel Amager in einer Ebene, welche im W. von dem Hügel des Frederiksberger Schlosses überragt wird. Der schmale Meeresarm zwischen den beiden Inseln trennt K. in zwei Theile, von denen der größere auf Seeland aus der Altstadt u. Neustadt, der kleinere auf Amager aus Christianshavn besteht. Die Straßen dieser von veralteten Festungswerken u. breiten Wassergräben umgebenen inneren Stadt sind meist eng, krumm u. unregelmäßig, während die gartenreichen Vorstädte auf Seeland eine Menge schöner neuer Bauten zeigen. Infolge häufiger großer Brände hat die Stadt ein fast durchaus modernes Gepräge erhalten; die Plätze sind nur von geringer Ausdehnung, unter ihnen bes. nennenswerth der Königsneumarkt mit dem Reiterstandbilde Christian's V. u. der Friedrichsplatz mit dem Denkmale Friedrich's V. Von den Kirchen zeichnet sich aus die alte gothische Trinitatiskirche mit ihrem „runden Thurme", die Erlöserkirche in Christianshavn, die Kirche Unserer Frau mit Werken Thorwaldsen's u. die prächtige Frederikskirche. Das eigentliche Residenzschloß Christiansborg, in dem sich die Gemäldegalerie befindet, ist ein großes, nach dem Brande von 1794 neu aufgeführtes, nüchternes Gebäude, nicht bedeutender sind die anderen königl. Schlösser; das Prinzenpalais enthält das ethnographische Museum u. das höchst reichhaltige Museum für nordische Alterthümer; im Schlosse Charlottenborg hat die Akademie der bildenden Künste ihren Sitz, während das Zeughaus die bedeutende königliche Bibliothek enthält. Unweit des Nordthores steht das dreithürmige goth. Schloß Rosenborg, dessen großer Garten ein Hauptvergnügungsort der Bevölkerung ist. Die meisten hervorragenden öffentlichen Gebäude liegen in der Nähe von Christiansborg, so die Bank, die im Anfang des 17. Jahrh. erbaute Börse u. vor allen anderen das Thorwaldsenmuseum mit den Werken u. dem Grabe dieses Künstlers u. einer großen Sammlung ägypt., röm. u. griech. Alterthümer. Von den höheren Bildungsanstalten der Stadt sind bes. zu nennen die 1478 gestiftete Universität, mit welcher eine umfängliche Bibliothek u. ein botan. Garten verbunden sind, eine chirurg. Akademie, Thierarzneischule, polytechn. Schule, das Kadetteninstitut u. die Militärhochschule. Die Festungswerke sind nach veraltetem System erbaut u. legen sich hart um die innere Stadt; im nördl. Theile derselben liegt die Citadelle Frederikshavn, durch welche der Eingang zum Hafen geschützt ist. Vor demselben sind auf einer Sandbank mehrere Lünetten u. das starke Fort Tre Kroner angelegt u. die Küste durch mehrere Strandbatterien gedeckt. Die Umwallung der Stadt soll geschleift u. durch einige Außenforts ersetzt werden. Außerhalb der Werke liegen die Vorstädte Osterbro, Nörrebro, Vesterbro u. Amagerbro. — K. hat für Dänemark eine ähnliche Bedeutung wie Paris für Frankreich; hier ist nicht nur der Sitz der höchsten Staatsbehörden, sondern auch der Mittelpunkt alles künstlerischen u. wissenschaftlichen, politischen u. literarischen Lebens des Landes. Die Hauptstadt, welche mehr als 1/[illegible] der Gesammtbevölkerung des Staates umschließt, ist eben der Staat selbst. Zugleich beherrscht K. auch den dänischen Handel. Sein Hafen übertrifft durch Sicherheit u. Geräumigkeit alle Rheden u. Ankerplätze an der Westseite des Sundes; zwischen Seeland u. Amager gelegen, reicht er tief in die Stadt hinein u. ist durch die Kunst in außerordentlicher Weise verbessert u. geschützt. Der eigentliche Kriegshafen umfaßt den nordöstl. Theil, die großen Schiffswerften befinden sich auf Christianshavn; eine bes. Insel nimmt das Arsenal ein. Einen wichtigen Handelsartikel bilden die Produkte der nordischen Seefischerei. Die Industrie K.s ist nicht unbedeutend, bes. die Fabrikation von baumwollenen u. leinenen Waaren, von Tuchen, Tabak u. Porzellan, Zuckerraffinerie, Eisengießerei, Maschinen- u. Schiffbau. Der an Vergnügungsorten reichen Umgebung verleihen das schöne Wiesengrün u. die herrlichen Buchenwaldungen große Reize. Schattige Baumgänge führen nach Westen zu dem 1730 in niederländischem Renaissancestil erbauten Schloß Frederiksberg. Ueber das am Sunde gelegene Schloß Charlottenlund geht der Weg nach dem Thiergarten, dem schönsten Parke Dänemarks, in den bei dem alljährlich am Johannistage gefeierten Volksfest ein großer Theil der hauptstädtischen Bevölkerung hinauswandert. — In der dän. Geschichte wird K. zuerst 1043 unter dem Namen „Havn" genannt; 1168 ließ hier Waldemar I. an der Stelle der jetzigen Christiansborg gegen Seeräuber eine Feste erbauen. Der Handel mit den Hansestädten, welcher schon im 13. Jahrh. begann, ließ den Ort, der nun schon unter dem Namen „Kjöbnhavn" erscheint, beträchtlich wachsen, bes. als er 1254 Stadtrecht u. später wichtige königl. Privilegien erhielt. Den Angriffen der Hanseaten wurde durch Verstärkung der Befestigungswerke zu begegnen versucht. Von Roeskilde ward 1443 die königl. Residenz u. 1537 der Bischofsstuhl nach K. verlegt. Die strategische Wichtigkeit der Stadt ließ diese mehrere hartnäckige Belagerungen erleiden, so 1658—59 durch die Schweden, gegen welche sie sich erfolgreich vertheidigte, worauf 1660 in



Nr. 5754. Kopenhagen.

K. zwischen Dänemark u. Schweden Frieden geschlossen wurde, 1700 abermals durch die Schweden, 1801 u. 1807 durch die Engländer, bei welch letzterem Bombardement die Verwüstung so stark war, daß 28 Straßen eingeäschert u. 2000 Menschen getödtet wurden.

Köpenick, eine der ältesten Städte der Mark Brandenburg, mit 4531 E. (1877), liegt 13 Km. im SO. von Berlin am Einfluß der Dahme in die Spree auf einer Insel im Kreise Teltow des Reg.-Bez. Potsdam, steht mit der Hauptstadt in Dampfschiffsverbindung u. besitzt ein Schullehrerseminar u. sechs Fabriken in Schoddy u. Chemikalien, Seidenwebereien u. Kattundruckereien. Zu Albrecht's des Bären Zeit war K. der bedeutendste Ort an der unteren Spree u. Residenz eines slav. Fürsten. Später wurde es häufiger Aufenthaltsort der Kurfürsten u. sah in seinen Mauern 1571 Joachim II. sterben. In der Nähe liegen der Müggelsee u. die Müggelberge.

Köper, eine Art Gewebe, bei welchem der Einschußfaden nicht wie bei der Leinwand od. überhaupt bei dem glatten od. schlichten Stoffe abwechselnd unter u. über einem Kettenfaden hinläuft, sondern abwechselnd mehrere neben einander liegende Kettenfäden überdeckt od. unterschlingt, so daß auf diese Weise, wie beim Atlas, Muster dadurch erzeugt werden, indem die Schußfäden in beliebiger Abwechselung bald unter, bald über größern, d. h. mehrere Fäden enthaltenden Abtheilungen der Kette hingehen. Auf diese Weise entstehen z. B. die Dessins im Drell u. im Damast.

Kopernikus, Nikolaus, unsterblich als Begründer der heutigen Astronomie, da er, entgegen dem früher geltenden Ptolemäischen Systeme, nicht die Erde als feststehend u. die Gestirne um sie kreisend annahm, sondern die Bewegung der Erde u. der übrigen Planeten um die Sonne lehrte, welch letztere für dieses unser Sternsystem als feststehend angenommen werden kann. Aus lebhaftem Nationalgefühl haben die Polen Anspruch auf K. erhoben u. ihn zu ihrem Landsmann gemacht, indessen scheint es zweifellos, daß, da K. od. Copernicus, der latinisirte Name für Koppernigk, Köppernick, Kuppernik u. ähnliche Namen u. Schreibweisen, identisch mit dem Namen der Ortschaft

Köppernik bei Neurode in Schlesien ist, wo man seit alten Zeiten bis in dieses Jahrhundert hinein Kupfer gefunden u. gegraben hat; da ferner der Vater des K. mit Kupfer gehandelt hat, die Familie aus Frankenstein in Schlesien stammte, nach welchem Orte die (später wieder eingegangene) schles. Kolonie Frankenstein bei Thorn in Westpreußen benannt worden war; weiterhin, da Thorn selbst, infolge von Einwanderung, eine stark, vielleicht sogar vorwiegend schlesische Stadt gewesen u. endlich auch die Mutter des K., Barbara geb. Watzelrode (welcher Name aus Waitzenrode entstanden), einer Familie schles. Abkunft angehörte, K. deutschen Ursprungs ist. Ueberdies war der Vater, gleichfalls Nikolaus mit Vornamen, der 1459 in Thorn eine Großhandlung etablirt hatte, seit 1465 Mitglied des dortigen Schöppenstuhls; einem nichtdeutschen Eingesessenen ist aber bis 1724 niemals das Bürgerrecht, geschweige denn ein hohes Ehrenamt verliehen worden. Der Ehe des alten K. mit jener Thorner Patriziertochter entsprossen zwei Söhne, Nikolaus u. Andreas, u. eine Tochter, Barbara; Andreas starb als Domherr in Frauenburg, Barbara als Aebtissin des Klosters zu Kulm. Nikolaus, der älteste Sohn, geb. in einem Hause an der Ecke der Bäckerstraße zu Thorn 19. Febr. 1473, erhielt seine erste Bildung in der Parochialschule seiner Vaterstadt u. wurde frühzeitig von seinem Lehrer Joh. Wohlgemuth aus Heilsberg zu mathematischen Studien angehalten.



Nr. 3755. Nikolaus Kopernikus, geb. 19. Febr. 1473, gest. Mai 1543.

Im 18. Lebensjahre bezog er die Hochschule in Krakau, um sich der Arzneikunde zu widmen; daneben studirte er emsig die Naturwissenschaften mit Einschluß der Mathematik u. Astronomie, da der Stellung u. dem Umlauf der Gestirne ein wesentlicher Einfluß auf den Zustand des menschlichen Körpers wie auf die Wirkungen der Arzneien beigelegt wurde. Bei seinem Abgange von Krakau waren seine mathematischen u. astronomischen Kenntnisse schon so bedeutend, daß, als er nach einem kurzen Aufenthalte in Thorn nach Bologna übergesiedelt war, der dortige berühmte Astronom Dominicus Maria di Novara ihn nicht mehr als seinen Schüler betrachtete, sondern alle seine Forschungen u. Beobachtungen gemeinsam mit K. machte u. oft den Meinungen desselben das Uebergewicht über seine eigenen freiwillig einräumte. Von Bologna wendete sich K. nach Padua, wo er 1499 die Würde eines Doktors der Medizin u. Philosophie erlangte. Seit 1500 hielt er Vorträge über die Himmelskunde in Rom, u. der Ruf seiner tiefen Gelehrsamkeit fing an sich zu verbreiten. Die Verpflichtung, eine Domherrnstelle in Frauenburg einzunehmen, welche ihm sein Oheim, der Bischof Lukas Watzelrode von Ermeland, verschafft hatte, rief ihn 1503 aus der Fremde zurück, u. seitdem hat er kaum wieder die Heimat verlassen. Nur ärztliche Konsultationen, zu denen er wiederholentlich an den Königsberger Hof berufen wurde, Hülfeleistungen an Arme in der Umgegend Frauenburgs u. die Vertretung seines Domkapitels unterbrachen seine angestrengten Studien. Insbes. als der Hochmeister des Deutschen Ordens, der spätere Herzog Albrecht von Brandenburg, vertragswidrig die Herausgabe einiger dem Ermeländischen Kapitel gehörigen Städte verweigerte u. alle diplomatischen Unterhandlungen fruchtlos blieben, ward K. im Jan. 1523 zum Verweser des Bisthums gewählt u. mit der betreffenden Angelegenheit betraut, die er energisch u. erfolgreich durchführte. Der Todestag des K. ist nicht genau anzugeben; sicher ist heute nur, daß er zwischen dem 7. u. 21. Mai 1543, also im Beginn seines 71. Lebensjahres, gestorben ist; ungewiß ist auch, ob in Frauenburg od. zu Thorn, jedenfalls liegt er im Frauenburger Dom begraben. 1873 feierte die ganze wissensch. Welt den 400jähr. Geburtstag des großen Mannes, der nicht nur Scharfsinn genug besessen, um die Gesetze der Weltordnung aufzudecken, sondern auch Kraft, Muth u. Festigkeit genug, um einen mehr als tausendjähr. Glauben umzustoßen, dem Alle, auch selbst die gelehrtesten Männer, noch ergeben waren. Das von ihm aufgestellte System, welches ihm den Ehrennamen eines „Stator solis et motor terrae" eingetragen, entwickelte K. in seinem dem Papste Paul III. zugeeigneten Hauptwerke „De orbium coelestium revolutionibus libri VI" (Nürnb. 1543; Berl. 1566; 3. Aufl. u. d. Tit. „Astronomia restaurata", Amst. 1617; n. Aufl. 1854), das er bereits 1530 im Manuskript vollendet hatte, dessen erstes Exemplar er aber erst auf dem Todtenbette erhielt. Außerdem besitzen wir von ihm eine Schrift „De lateribus et angulis triangulorum" (Wittenb. 1542). Seine Bestimmungen der Umlaufszeiten des Mondes dienten der von Gregor XIII. angeordneten Kalenderverbesserung zur Grundlage. — Die neuesten von den zahlreichen Biographien K.'s sind die von Lambeck, „N. K." (ebd. 1873) u. Montanari, „N. C." (Padua 1873). Monumente wurden ihm errichtet zu Krakau (1823), zu Warschau (von Thorwaldsen modellirt 1829) u. zu Thorn (1853).

Kopf, der vordere (beim Menschen infolge des aufrechten Ganges obere) Körperabschnitt, umschließt beim Menschen u. einer großen Anzahl selbst niederer Thiere einen Haupttheil des Nervensystems sowie den Anfangstheil der Athemwege u. des Verdauungsapparates. Er ist Träger der Sinnesorgane u. mit dem Rumpfe unmittelbar od. in vielen Fällen durch Vermittelung eines schmäleren Theils, des Halses, verbunden. Beim Menschen u. den Wirbelthieren überhaupt zerfällt seine knöcherne Grundlage in den Schädel (s. d.) und das Gesicht. Bei den Insekten bildet der K. einen der drei Hauptabschnitte des Körpers u. ist vom Bruststücke (dem Thorax) wol abgesetzt, bei den Spinnen u. Krebsen aber mit diesem zum Kopfbruststück (Cephalothorax) verbunden. Die Weichthiere (Mollusken) werden nach dem Vorhandensein od. Fehlen eines K.s in Kopfmollusken (Cephalophora), mit mehr od. minder abgesetztem K., u. in Kopflose (Acephala) eingetheilt. Was die ersteren betrifft, so heftet sich bei einer Klasse derselben am scharf abgesetzten K. im Umkreis um den Mund ein Kreis von Armen an, die nicht blos zum Ergreifen der Nahrung, sondern auch zur Ortsbewegung dienen, wonach sie als Kopffüßer (Cephalopoda) bezeichnet werden. Andere Thiere haben wol einen Mund, wol auch Sinnesorgane, doch sind die letzteren noch nicht immer in der Umgebung des Vorderendes lokalisirt; gleichwol wird bei den höchst entwickelten Gliederwürmern der vordere Körperabschnitt ebenfalls als K. bezeichnet. Was man als „Bandwurmkopf" bezeichnet, ist nicht der K. eines Einzelthieres, sondern die aus der Finne hervorgehende, sich festsetzende Bandwurmamme (der Scolex), an welcher die kettenartig aneinander hängenden Glieder (die Einzelthiere, Proglottiden) sprossen.

Kopf, Joseph, Bildhauer, geb. 1827 zu Unlingen in Württemberg als Sohn eines unbemittelten Landwirths, besuchte zunächst die Zeichenschule in Biberach u. dann die Ateliers von Sickinger in München u. Knittel in Freiburg. 1852 wanderte er zu Fuß nach Rom, wo er durch Möbelschnitzen seinen Unterhalt erwarb, bis er durch eine modellirte Christusstatue die Aufmerksamkeit von Cornelius auf sich zog. Größeren Ruf verschafften ihm mehrere Skulpturen, die nach Stuttgart kamen, u. er hat für König Wilhelm mehrere gute Werke, z. B. eine Nymphe, für das Schloß in Stuttgart zwei Kamine mit mythologischen Bildwerken u. für die kathol. Kirche in Stuttgart eine treffliche Pietà ausgeführt.

Kopffüßer, Cephalopoden, sind Weichthiere mit deutlich abgesetztem Kopfe (Kopfmollusken), der im Umkreise des mit zwei vertikal beweglichen, hornigen, papageischnabelartigen Kiefern bewaffneten

Mundes 8, 10 od. 38 mit Saugnäpfen od. auch Haken besetzte Fangarme trägt, die sowol zum Ergreifen der Nahrung als auch zur Ortsbewegung dienen (daher ihr Name). Einen das Gehirn umschließenden Knorpelring hat man mit dem Schädel der Wirbelthiere verglichen; außer den paarigen Gehörsäcken trägt der Kopf auch ein Paar große, hochorganisirte Augen. Der Rumpf steckt in einem Sacke, in dessen Höhle das zur Kiemenathmung erforderliche Wasser durch den sog. „Trichter" eindringt, der, da der Darm in ihn einmündet, zugleich zum Auswurfe des Unraths, bei den Weibchen der Eier, und endlich des im sog. „Tintenbeutel" enthaltenen dunkeln Saftes dient. Dieser Beutel kommt vielen Spezies zu. Die Haut der K. zeichnet sich wie die des Chamäleons, der Fische u. Frösche durch ein lebhaftes, willkürlich hervorzurufendes Farbenspiel aus (s. „Chromatophoren"). Nächst dem bereits erwähnten ring- od. hufeisenförmigen Kopfknorpel besitzen die K. noch andere Knorpel, die der Muskulatur als Stütze dienen. Außerdem aber haben auch viele eine Kalkschale, u. zwar entweder eine innere od. eine äußere. Eine äußere Schale hat das Weibchen von Argonauta (s. d. od. dem Papiernautilus), die des Nautilus ist durch Querwände (Septa) in Kammern getheilt. Während die genannten die einzigen jetzt lebenden K. mit äußeren Schalen sind, waren zahlreiche Arten früherer Zeiten mit dergleichen versehen, welche gestreckt od. spiralig aufgerollt sind; in letzterem Falle liegen die Windungen in einer Ebene od. sie stellen eine konische Schraube vor. Die innere Schale, welche manche K. haben, ist bei Loligo hornartig u. durchscheinend, bei Sepia kalkig (die zum Poliren, zu Zahnpulver 2c. benutzte „Rückenschulpe" od. das „Os sepiae" od. „weiße Fischbein"), bei Spirula besteht sie aus Perlmuttersubstanz. Die K. besitzen ein arterielles, in der Mittellinie der Bauchseite nahe am Hinterende gelegenes Herz u. zwei venöse („Kiemen-") Herzen an der Basis der Kiemen, die zu zwei od. vier in der Mantelhöhle liegen; ihr weißes od. bläuliches od. gelbliches Blut zeichnet sich durch Kupfergehalt aus. Die Männchen sind von den Weibchen auch äußerlich verschieden. Bei allen weicht zur Zeit der Geschlechtsreife bei den Männchen der eine Arm in der Art von den anderen ab, daß er die aus den Samendrüsen od. Hoden in eine eigenthümliche Tasche, die „Needham'sche Tasche", gelangten u. da patronenartig eingekapselten Samenmassen (sog. Spermatophoren) aufnimmt u. in die Mantelhöhle u. Geschlechtsöffnung des Weibchens überträgt, wobei er sich oft vom Körper des Männchens ganz ablöst u. deshalb, anfänglich nur in dieser Isolirtheit bekannt, für einen Wurm, später für das ganz eigenthümlich gestaltete Kephalopodenmännchen gehalten wurde. Die Eier bilden oft traubige Massen („Seetrauben"). Die K. sind gefräßige, von Fischen u. anderen Wasserthieren lebende Seethiere, die sich meist, u. zwar oft massenhaft, in der Nähe der Küsten aufhalten. Die Zahl der Gattungen u. Arten nimmt nach den Tropen hin zu, manche wandern von den Polargegenden nach der gemäßigten Zone. Einzelne riesengroße, indeß nur ganz unvollständig bekannte Arten mit 8—9 m. langen Fangarmen, meist des Atlantischen Ozeans, gaben Anlaß zu der von Olaus Magnus stammenden Sage vom „Kracken" (Linné's Microcosmus marinus, die heutige Gattung Architeuthis). Man kennt jetzt im Ganzen 218 lebende u. 1780 fossile Kopffüßerarten, letztere finden sich schon in der Silurformation zahlreich vor. An den Küsten des Mittelmeeres werden K. verspeist u. fast an allen Küsten als Köder benützt. Die Systematiker theilen die Gruppe der K. in 1. Vierkiemer (Tetrabranchiaten) mit einer äußeren Schale: zu diesen zählen die Nautiliden, die lebend nur in ein paar Arten (Nautilus) im Ind. u. Stillen Ozean vertreten, desto zahlreicher aber (an 600 Arten) in fossilen Resten bekannt sind (z. B. Orthoceras), u. die Ammoniten mit über 1000 fossilen Arten; 2. Zweikiemer (Dibranchiaten), zu denen die zehnarmigen (Dekapoden), mit einer inneren Rückenschulpe versehenen Sepien (Sepia), Black-, Kuttel- od. Tintenfische, die Kalmare (Loligo) 2c. u. die in 1000 Arten bekannten, theils in Abdrücken, theils als „Donnerkeile" versteinerten Belemniten gehören; endlich die achtarmigen (Oktopoden), schalenlosen Gattungen, wie Oktopus, Eledone 2c. u. der ebenfalls achtarmige, mit äußerer Schale versehene Papiernautilus (Argonauta).

Kopfgicht. Laien pflegen jeden Kopfschmerz, dessen Ursache ihnen dunkel ist, als K. zu bezeichnen. Im eigentlichen Sinne des Wortes „Gicht" kann von einer K. nur selten die Rede sein. Was als solche gedeutet wird, sind häufig Zustände, die mit der Gicht nichts zu thun haben; meist sind es Kopfschmerzen aus rheumatischen Ursachen od. Neuralgien od. Entzündung der Knochenhaut des Schädels.

Kopfkraut (Cephalaria), eine Gattung der Kompositen, von der wir in der mitteleurop. Flora drei Arten (C. alpina, transsylvanica, leucantha) besitzen, welche die Tracht der Scabiosen annehmen, daher landschaftliche Ziergewächse sind. In den Südalpen kommen mehr Arten vor, eine südeurop. Art (C. centauroides) ist auch als Arzneimittel bekannt, indem man ihre Samen als blutreinigendes Mittel bei Flechten u. syphilitischen Krankheiten gebraucht. Die Gattung selbst steht zwischen Knautia od. Scabiosa u. Dipsacus (Karde) im Systeme.

Kopfschmerz (Kephalalgie) ist eine aus verschiedenen lokalen od. allgemeinen Ursachen entstandene lästige Empfindung des Kopfes, die bald reißend, bald bohrend, bald stechend od. hämmernd ist. Am meisten leiden daran nervöse, blutarme Menschen; Vollblütigkeit, welche oft als Ursache des K.es bezeichnet wird, ist dies nur in seltenen Fällen. Allerdings kann ein vorübergehendes Zuströmen des Blutes zum Hirne K. bedingen, aber derselbe ist dann meist bald vorübergehend. Bei manchen Menschen ist der K. ein periodisch wiederkehrender, bisweilen Vorbote einer bestimmten Funktion, die periodisch eintritt, so bei Frauen vor der Menstruation u. dgl. In vielen Fällen ist der K. rheumatischer Natur, in anderen hängt er mit Verdauungsstörungen zusammen; er ist oft eines der ersten Symptome des typhösen Fiebers od. anderer mit hohem Fieber verlaufender Krankheiten. Ganz bestimmt lokalisirt u. sich zur Unerträglichkeit steigernd ist er bei einigen Geschwülsten u. Neubildungen des Hirnes u. dessen Häuten. Endlich ist K. bei gewissen Vergiftungen charakteristisch, als deren Prototyp die Alkoholvergiftung gelten kann. Im Allgemeinen giebt es keine Krankheit des Gesammtorganismus, mag dieselbe akut od. chronisch sein, bei welcher nicht bald häufiger, bald seltener K. beobachtet würde. Da derselbe aber meist mit der Grundkrankheit schwindet, so ist die Therapie selten direkt gegen ihn gerichtet; wenn er indessen zu heftig wird, so sucht man ihm in Form von Eisbeutel- od. Wasserkompressen mit Kälte, auch mit narkotischen Medikamenten entgegenzuarbeiten; in neuerer Zeit wendet man zu diesem Zwecke auch das Bromkali an.

Kopfstimme, s. v. w. Falset od. Fistel.

Kopie (vom lat. copia, Menge), Abschrift; Nachbildung. Kopial od. Kopirbuch, eine zu einem Buche vereinigte Sammlung genauer, von einem Notar od. Archivar von Originalien eines Archivs gefertigter Abschriften. Kopialien, Schreib- od. Abschreibegebühren. Kopiren, abschreiben, nachbilden, nachahmen. Kopist, Abschreiber, Schreiber, Nachbildner, Nachahmer.

Kopirpresse, eine Art meist kleiner Schraubenpresse, jedoch mitunter auch als Excenter- od. Kniehebelpresse konstruirt, welche zum Kopiren der Briefe in den Kontors, Bureaux u. s. w. benutzt wird.

Kopisch, August, deutscher Maler u. Dichter, geb. zu Breslau 16. Mai 1799 u. auf dem dortigen Gymnasium gebildet; zeigte schon als Knabe große Befähigung für die Dichtkunst, Neigung aber für die Malerei, der er sich ganz zu widmen beschloß. Deshalb besuchte er die Malerakademien in Prag u. Wien, wurde aber durch einen unglücklichen Fall, der seine Hand untauglich zur Führung des Pinsels machte, genöthigt, einen anderen Beruf zu wählen. Er ging nun nach Dresden, wo er lediglich den Musen lebte, später nach Italien, zuerst nach Rom, dann aber nach Neapel, wo er im Umgange mit Platen sich ganz dem Studium des Volkslebens u. der Volkspoesie hingab u. durch die von ihm gemachte Entdeckung der berühmten Blauen Grotte unter dem Felsen von Capri, welche er später auch beschrieb, eine populäre Persönlichkeit ward. Im J. 1828 nach Deutschland zurückgekehrt, ging er nach kurzem Aufenthalte in Schlesien nach Berlin, wo er 1844 den Professortitel u. ein Jahrgehalt erhielt u. von Friedrich Wilhelm IV. mit einer Geschichte der Schlösser u. Gärten zu Potsdam (Berl. 1854) beauftragt wurde. Ohne diese Arbeit vollendet zu haben, starb K., der seit 1847 in Potsdam gelebt hatte, 6. Febr. 1853 zu Berlin. — Sprudelnder Witz, ewig heiterer Humor, Anschaulichkeit u. schöne Form in der Darstellung charakterisiren alle seine lyrischen Dichtungen, nur war er zuweilen in Reim u. Sprache etwas nachlässig. Am glücklichsten war er in seinen Zechliedern (z. B. „Historie von Noah"), weniger in seinen ernsten Balladen; in seinen lyrisch-epischen Poesien, wo er die Sagenwelt in naiv humoristischer Weise behandelt (z. B. „Allerlei Geister", Berl. 1848), wie wir dies z. B. in seinen „Heinzelmännchen" sehen, ist er aber ganz originell u. nicht wieder erreicht worden. Italienische Volkslieder gab er unter dem Titel „Agrumi" (Berl. 1837) heraus u. übersetzte den Dante. Seine gesammelten Werke erschienen zu Berlin 1856 in 5 Bdn. — K. ist auch der Erfinder der Berliner patentirten Schnellöfen.

Kopitar, Barthelomäus, slav. Sprachforscher, geb. zu Repnje in Oberkrain 23. Aug. 1780 als Sohn eines Bauern, ward nach Absolvirung des Gymnasiums in Laibach 1799 Hauslehrer beim Frhrn. v. Zois u. später dessen Sekretär. Daneben suchte er durch Selbststudium die Lücken seines Wissens auszufüllen u. beschäftigte

sich bes. mit seiner Muttersprache. Im J. 1810 erhielt er eine Anstellung bei der kaiserl. Hofbibliothek in Wien, an der er bis zum ersten Kustos aufrückte (1843). Im Auftrag der Bibliothek holte er 1814 die von den Franzosen 1809 entführten Bücher u. Handschriften aus Paris zurück u. reiste später auch nach England u. nach Italien. Schon 1808 gab er eine „Grammatik der slav. Sprache in Krain, Kärnthen u. Steiermark" (Laibach) heraus. Nachher verband er sich in Wien mit Karadschitsch zur Abfassung eines Wörterbuches u. einer Grammatik des serbischen Dialekts (1818), half auch seinem Freunde Dobrowsky bei der Ausgabe der „Institutiones linguae slavicae dialecti veteris" u. übernahm nach dessen Tode (1829) das literarische Patriarchat unter den Slavisten. Da er jedoch über den Ursprung der slav. Kirchenliteratur u. das Alter der glagolitischen Schriftzeichen eine von der der russ. u. protestant. Slavisten abweichende Ansicht hatte, so kam es zu literarischen Fehden, in deren Verlauf er, der auch die Echtheit der Königinhofer Handschrift (s. d.) bestritt, von seinen Gegnern heftig angefeindet u. als ein vom Slaventhum Abtrünniger hingestellt wurde. Sein Meisterwerk wurde die Herausgabe des „Glagolita Clozianus" (Wien 1836). Nach seinem Tode – er starb zu Wien 11. Aug. 1844 — erschienen seine „Evangelia slavice" (Par. 1848) u. eine Sammlung seiner „Kleineren Schriften &c." (Wien 1857).

Köpke, Rudolf, deutscher Historiker, geb. 23. Aug. 1813 zu Königsberg i. Pr., wurde vorgebildet auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, dem sein Vater seit 1807 als Professor angehörte, ließ sich 1832 bei der philosophischen u. 1834 bei der theologischen Fakultät inskribiren, entschied sich aber zuletzt für das ausschließliche Studium der Geschichte; wirkte 1840–43 als Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium u. wurde dann thätiger Mitarbeiter an dem Nationalwerk der „Monumenta Germaniae historica", indem er zu gleicher Zeit über deutsche Literaturgeschichte an der Kriegsakademie (bis 1867) wie an der Universität zu Berlin Vorlesungen hielt. Das Resultat seiner literarhistorischen Studien war die Herausgabe der Biographie u. der nachgelassenen Schriften seines Freundes Ludwig Tieck (1855) u. der politischen Schriften Heinrich's v. Kleist; das Feld der mittelalterlichen deutschen Literatur betrat er mit seinen Textausgaben von Rudolfs v. Ems „Barlaam" (Königsb. 1818) u. „Das Passional" (Quedlinb. 1852). Dem historischen Gebiet gehören an seine „Anfänge des Königthums bei den Gothen" (Berl. 1859), die Darstellung der „Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin" (1860), sein „Widukind von Corvei" (Berl. 1867) u. die „Hrotsuit von Gandersheim" (Berl. 1869; letztere beiden Schriften auch zusammengefaßt als „Ottonische Studien"). Politisch wirksam war er im Sturmjahre 1848, um in Flugblättern den Demagogen entgegenzutreten, u. seit 1866 in der „Spen. Ztg.". Er starb zu Berlin 10. Juni 1870. Seine kleinen Schriften hat Kießling herausgegeben (Berl. 1872). – Vgl. Giesebrecht in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (5. Folge, 2. Jahrg., Lpz. 1872).

Kopp, Hermann Franz Moritz, berühmter Chemiker, Sohn des als Fachschriftsteller bekannten Geh. Obermedizinalrathes Joh. Heinr. K. (geb. zu Hanau 17. Sept. 1777, gest. das. 7. Sept. 1837), geb. 30. Okt. 1817 zu Hanau, studirte seit 1836 in Heidelberg, Marburg u. Gießen Physik u. Chemie, habilitirte sich 1841 an letztgenannter Universität als Privatdozent, wurde an derselben 1843 außerord. Prof. der Physik u. Chemie u. 1853 ord. Prof. der theoretischen Chemie u. ging 1864 in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg. Seine Untersuchungen über die Beziehungen zwischen der chemischen Zusammensetzung der Körper u. ihren physikalischen Eigenschaften, nam. dem spezifischen Gewicht, dem Siedepunkt u. der spezifischen Wärme, sind für die theoretische Chemie werthvoll geworden. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Chemie" (4 Bde., Braunschw. 1842—46); einen 5. Bd. desselben bilden seine „Beiträge zur Geschichte der Chemie" (ebd. 1869) u. ergänzt wird es durch „Die Entwickelung der Chemie in der neueren Zeit", welche Arbeit den 10. Bd. der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" (Münch. 1873 f.) bildet. Außerdem schrieb K.: „Ueber das spez. Gewicht der chemischen Verbindungen" (Frankf. a. M. 1841); „Ueber die Modifikation der mittleren Eigenschaft bei Mischungen" (ebd. 1841) u. A. m. Auch hat er herausgegeben: mit Buff u. Zamminer ein „Lehrbuch der physikalischen u. theoretischen Chemie" (Braunschw. 1857; 2. Aufl. 1863; eine Neubearbeitung des 1. Bds. von Graham-Otto's „Lehrbuch der Chemie"); mit Liebig die „Jahresberichte über die Fortschritte der Chemie, Physik, Mineralogie u. Geologie" (Gießen 1847–56); mit Will die „Jahresberichte über die Fortschritte der Chemie u. verwandter Theile anderer Wissenschaften" (1857—62) u. giebt seit 1851 noch heraus: mit Wöhler, Erlenmeyer u. Volhard (bis 1873 statt der beiden Letzteren mit Liebig) die neue Reihe der Leipziger „Annalen der Chemie u. Pharmazie".

Koppel, ein vieldeutiges Wort; es bezeichnet: das Degengehenk, den ledernen Riemen, an welchem die Jagd- u. Hetzhunde geführt werden; den Theil des Geschirres am Halse der Pferde, mit welchem das Fuhrwerk aufgehalten od. zurückgeschoben wird; das Halsband der Hunde; eine Reihe hinter einander gebundener Pferde; den Strick, mit welchem 2 Pferde auf der Weide zusammengebunden werden, um ihr Entlaufen zu verhindern; eine Grundfläche od. ein Gewässer, wo Zweien od. Mehreren das Recht zur Jagd, zur Fischerei od. zur Beweidung zusteht, daher Koppeljagd, Koppelfischerei u. Koppelweide; in der Landwirthschaft eine eingezäunte Abtheilung der Acker- od. Weidefläche; an den Orgeln eine Vorrichtung zur Verbindung mehrerer Klaviere unter sich od. des Manuals mit dem Pedale.

Koppelwirthschaft, auch Schlag-, Dreesch-, Feldgras- od. Weidewirthschaft, ein bes. in Holstein u. Mecklenburg heimisches System des Ackerbaues, bei welchem die gesammte Ackerfläche in eine beliebige Anzahl von meist eingehegten Abtheilungen (Koppeln, Schlägen) eingetheilt ist, die nach einem gewissen Turnus mehrere Jahre nach einander zum Fruchtbau u. dann mehrere Jahre zur Weide benutzt werden.

Köppen, Peter v., deutsch-russ. Alterthumsforscher, Geograph, Ethnograph u. Statistiker, geb. zu Charkow 19. Febr. 1793, studirte daselbst 1810—14 Philosophie u. Staatswissenschaften, trat in den Staatsdienst u. wurde 1834 Adjunkt für Statistik u. Staatswirthschaft bei der Akademie der Wissenschaften. Im J. 1836 erhielt er eine Anstellung im Ministerium der Reichsdomänen u. zog sich 1860 auf sein Gut Karabagh in der Krim zurück, woselbst er 4. Juni 1864 starb. Er schrieb u. gab heraus: „Ueber die Quellen einer Literärgeschichte Rußlands" (Petersb. 1818); „Die Nordgestade des Pontus" (Wien 1822); „Materialien zur Kulturgeschichte Rußlands" (1825); „Die Geschichte des Weinbaues u. Weinhandels in Rußland" (russ., Petersb. 1832); „Krimsche Sammlungen" (russ., ebd. 1837); „Taurica" (ebd. 1840); „Ueber die Deutschen im Petersburger Gouvernement" (ebd. 1850); „Statistische Reise in das Land der Donischen Kosaken" (ebd. 1852); „Ueber Volkszählungen" (ebd. 1857) u. A. m. Auch lieferte er eine vortreffliche „Ethnographische Karte des europ. Rußlands" (4 Bl., 1851).

Koprolithen (vom griech. κόπρος, Koth), versteinerte Kothmassen urweltlicher Thiere, die sich in der Umgebung fossiler Knochen vorfinden u. geologisch von nicht geringem Interesse sind. Nicht allein daß ihr Fund in Höhlen den Nachweis liefert, daß die Thiere (bes. Hyänen), deren Knochen in nächster Umgebung der K. gefunden werden, in jenen Höhlen gelebt haben, da die Beschaffenheit der K. nicht wohl zulassen würde, daß sie bedeutende Ortsveränderungen ertragen hätten, sondern es giebt auch die spiralige Windung anderer K., welche man im Lias, in der Bauchhöhle der Ichthyosauren findet, Aufschluß über den innern Bau jener Thiere, indem man aus der Form dieser K. schließen kann, daß die letzteren eine Spiralfalte (sog. Spiralklappe) im Darme hatten, wie viele jetzt lebende Fische, u. ferner durch ihren Gehalt an Fischschuppen über die Lebensweise dieser untergegangenen Thiere.

Kopten heißen die eingebornen Christen Aegyptens, in denen sich die letzten Reste der alten Aegypter erhalten haben. Ihre Zahl ist von ehemals 2 Millionen gegenwärtig auf ca. 150,000 zusammengeschmolzen, von denen ca. 10,000 in Kairo, die andern zerstreut, u. zwar meist in Oberägypten wohnen. Hinsichtlich ihres Charakters stehen sie in üblem Ruf. Von Interesse ist noch jetzt die Koptische Kirche und Sprache. Die Koptische Kirche, von den K. selbst auf den Evangelisten Marcus zurückgeführt, zweigte sich in den Streitigkeiten des 6. Jahrh. von der herrschenden Kathol. Kirche ab, indem die K. als strenge Monophysiten nach dem Konzil von Konstantinopel 553 einen eignen Patriarchen wählten. Ihrer Lehre wegen hart bedrängt, beförderten sie die Eroberung Aegyptens durch die Araber (640), verfielen aber unter diesen noch härterem Drucke. Aus den Städten meist verdrängt, verkamen sie so sehr, daß die Koptische Kirche kaum noch den Namen einer christlichen Kirche zu verdienen schien.

In den Jahren 1752–83 wirkten unter ihnen herrnhutische Missionare fast ohne Erfolg. Wenig mehr wurde durch neue Versuche der engl. Missionsgesellschaft mit Basler Missionaren (seit 1826) erreicht. An ihrer Spitze steht noch jetzt der „Patriarch von Alexandrien" (in Kairo wohnhaft), der zugleich die monophysitische (jakobitische) Kirche von Abessinien mit beherrscht. Sein Stellvertreter ist der gleichfalls in Kairo wohnende Patriarch von Jerusalem. Unter Beiden stehen die 12 Bischöfe u. die niederen Kleriker. Ihre Lehre schöpfen sie aus den Bestimmungen der drei ersten allgemeinen Konzilien (Nicäa, Konstantinopel, Ephesus) u. einigen alten Schriften, deren Sprache das Volk nicht mehr versteht. Zu ihren religiösen Gebräuchen gehört außer sieben Sakramenten auch die Beschneidung u. häufiges Fasten. **Die koptische Sprache**, noch jetzt Kirchensprache, wenigstens bei den Gebeten u. der Vorlesung der Schrift, kam seit der arabischen Eroberung allmählich außer Gebrauch u. ist als Volkssprache ganz ausgestorben. Das Alphabet ist ein alterthümliches griechisches, durch sechs Zeichen aus der altägyptischen (demotischen) Schrift vermehrt. Die Literatur ist durchaus eine religiöse. An Wichtigkeit obenan stehen die Bibelübersetzungen, die um 300 n. Chr. aus der griech. Uebersetzung der sog. 70 Dolmetscher gefertigt worden sind, u. zwar sowol in dem niederägyptischen od. memphitischen Dialekt wie in dem oberägyptischen (sahidischen od. thebaidischen). Zu diesen kommen noch Reste einer Uebersetzung im basmurischen od. nordägyptischen Dialekt. Nur mit Hülfe dieser Sprachreste war es möglich, die Entzifferung der altägyptischen Denkmäler in sog. Hieroglyphenschrift (s. d.) mit Erfolg zu betreiben, daher dem Koptischen noch jetzt von den Aegyptologen eingehendes Studium gewidmet wird.

Kopula (a. d. Lat.), Band, Verbindung. In der Grammatik nennt man K. den das Subjekt mit dem Objekt verbindenden Satztheil, den man entweder ausdrücklich durch die Hülfszeitwörter „sein" od. „werden" bezeichnet, wie z. B. „Gott ist allmächtig", od. mit dem Prädikat zusammenfallend, in dem speziellen Zeitwort enthalten, z. B. „Gott lenkt" (d. h. „Gott ist lenkend").



Nr. 3756
Das Kopuliren.

Kopuliren, das, d. h. Pfropfen durch Ansetzen, ist eine der besten u. dabei leichtesten u. einfachsten Veredelungsarten; um so mehr als man sie sowol im Frühjahr als auch im Herbste u. Winter vornehmen kann. Sie besteht darin, daß das schräg geschnittene Edelreis einem ebenfalls schräg geschnittenen Mutterreise angelegt wird, nachdem man jenes bis auf 3—4 Augen gestutzt hatte. Beide Reiser müssen von gleicher Dicke sein. Darauf legt man um sie ein schwach geleimtes Papier, auf welches Baumwachs gestrichen ist, u. umwickelt das Ganze mit Bast od. einem leinenen Bande. Natürlich können die Schnitte auch stumpf od. so gemacht werden, daß man das Mutterreis an beiden Seiten zuschneidet u. das Edelreis ausschneidet, damit es auf die Spitze des Mutterreises passe, u. umgekehrt. Hauptsache ist u. bleibt dabei immer, das junge Holz auf junges Holz zu setzen, obschon, wenn auch schwieriger, älteres Holz noch auf jüngerem anwächst.

Koraïs, franz. **Coray**, Adamantios, berühmter Hellenist, geb. zu Smyrna 27. April 1748, hatte von früher Jugend an große Neigung für das Studium der alten u. neuen Sprachen, dem er auch jede freie Zeit widmete, als er sich 1772—78 in Amsterdam aufhielt, um sich auf Wunsch des Vaters zum Kaufmann auszubilden. Schließlich gab er diesen Beruf ganz auf, studirte 1782—88 in Montpellier Medizin u. wandte sich dann nach Paris, wo er fortan literarisch thätig war u. 6. April 1833 starb. Er hat durch seine Schriften viel zur geistigen Wiedergeburt seines Vaterlandes beigetragen u. insbes. eine Veredelung der neugriech. Sprache herbeigeführt. Außer den Ausgaben vieler altgriech. Klassiker, die er mit kritischen Erklärungen u. Prolegomenen erscheinen ließ u. von denen die der Schrift des Hippokrates „*Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων*" (2. Aufl. 1816) vom franz. Nationalinstitute mit einem Preise gekrönt wurde, sind zu nennen: seine Denkschrift „De l'état actuel de la civilisation en Grèce" (deutsch von K. Iten unter dem Titel „Hellenien", Lpz. 1821); die „*Ἄτακτα*" (meist literarischen u. sprachlichen Inhalts, 4 Bde., 1828—32) u. zwei unter dem Namen „Pantazides" herausgegebene Dialoge, die sich gegen den Präsidenten Kapodistrias richteten (Paris 1830 u. 31). Seine Selbstbiographie erschien 1829 zu Paris (2. Aufl. 1833). Vgl. Sinner „Ueber das Leben u. die Schriften von Diamant Coray" (a. d. Franz. von Ott, Zür. 1837).

Korallen, die starren, dem Skelet der höheren Thiere vergleichbaren Gerüste der **Korallenthiere** (Polypen od. Anthozoen, d. h. Blumenthiere), die mit den Quallen die Gruppe der Cölenteraten (s. d.) bilden. Man hielt sie Anfangs für Steingebilde, später für Pflanzen. Marsigli erklärte die Thiere für Blüten u. die Tentakeln als die Blumenblätter. Erst Peyssonnel erkannte (1723) ihre thierische Natur, was aber Réaumur, um dem Rufe dieses Mannes nicht zu schaden, nur ohne Nennung dessen Namens zu veröffentlichen wagte. Später faßte man die K. od. Anthozoen mit den Mooskorallen od. Bryozoen zusammen, die jetzt bald als Weichthiere, bald als Würmer erklärt werden. Die Korallenthiere sind strahlig gebaute Thiere, deren von einem Tentakelkranze umgebener Mund in den sich in die Leibeshöhle öffnenden Magen führt, während Darm u. After fehlen. Die Haut scheidet Kalk aus, in Form eigenthümlich gestalteter Körperchen od. als zusammenhängendes, unbewegliches Gerüste, u. trägt Nesselorgane (Nematocysten). Es kommt aber nicht allen „Korallenthieren" ein Skelet zu; die Actinien besitzen nichts dergleichen. Bei einigen besteht dasselbe aus vereinzelten spindelförmigen od. sonstwie gestalteten Kalkkörperchen, bei andern vereinigen sich diese zu einem zusammenhängenden Ganzen, zu dem **Korallenstock**. Der Bau des mehr od. weniger cylindrischen Skelets des Einzelthieres, des sog. Kelches od. Bechers, ist sehr künstlich u. verschiedenartig angelegt. In seiner Masse ist das Kalkgerüste der Korallenthiere kompakt od. porös, es besteht aus 89,0 bis 96,5 % kohlensaurem Kalk, 0,3 bis 2,5 % anderen Salzen (phosphorsaurer Kalk- u. Talkerde, Calcium- u. Magnesiumfluorid) u. nur 0,2 bis 0,9 % organischer Substanz. Die hornigen Achsen (Sklerobasis) gewisser K. (der „Rindenkorallen") nähern sich in ihrer Substanz mehr dem Hornstoff der höhern Thiere als dem Chitin; in den Zwischenräumen der Achsen finden sich auch eingestreute Kalkkörper. Diese bald farblose, bald braune, bald schwarze Hornsubstanz wird in konzentrischen Lagen abgesondert. Das Bewegungsvermögen der Korallenthiere ist äußerst beschränkt, indem sie am Meeresboden festsitzen; nur die ein hartes Gerüst entbehrenden Actinien können sich rutschend am Boden fortbewegen; im Uebrigen können nur die Fühler aus- u. eingestülpt, die Kopfscheibe aus dem Becher vorgestreckt u. in denselben zurückgezogen werden. Besondre Kreislaufs- u. Athmungsorgane fehlen. Der Mund nimmt Seewasser auf, das sich der Nährflüssigkeit zumischt u. durch Zusammenziehungen des Körpers sowie durch den Flimmerbesatz seiner Innenwand aus der Leibeshöhle in die hohlen Tentakeln u. von diesen wieder zurückgetrieben wird. Durch Oeffnungen an der Spitze der Tentakeln od. durch Seitenöffnungen tritt das Wasser, das zugleich Auswurfsstoffe enthält, wieder aus. Haben die Korallenthiere auf diese Weise eine Art Cirkulation u. Erneuerung der Nährflüssigkeit (Respiration), so wird außerdem ihr Cönenchym noch von einem Nährflüssigkeit führenden Kanalsysteme durchzogen. Besondres Interesse gewährt die Fortpflanzungsgeschichte der Korallenthiere. Die an den Seiten der Mesenterialfalten von bandförmigen Geschlechtsdrüsen abgesonderten Geschlechtsprodukte werden durch den Mund entleert. Die Geschlechter sind getrennt, zuweilen sind einzelne Stöcke männlich, andre weiblich. Der junge Polyp verläßt das Ei als bewimperte Larve, die einige Zeit frei umherschwimmt, sich dann mit dem einen Körperende festsetzt u. am andern eine Mundöffnung mit einem Tentakelkranze erhält. Neben dieser geschlechtlichen Fortpflanzung durch Eier aber findet bei den Korallenthieren die sog. vegetative Vermehrung in großer Ausdehnung statt, u. hierauf beruht eben die Bildung der **Korallenstöcke** u. die Möglichkeit des Anwachsens dieser zu riff- u. inselbildenden Massen. Diese vegetative Vermehrung aber ist theils Längstheilung der Individuen, theils Knospung. Bei der ersteren bleiben die Theilthiere in Verband, u. so entwickeln sich rasenförmige od. fächerförmige od. massige Stöcke (Polyparien). Bei manchen, wie bei den Mäandrinen, bleibt die Theilung der Individuen eine so unvollständige, daß nicht blos die Becher, sondern auch die Weichtheile der Thiere ein Ganzes bilden u. blos die verschiedenen Mundöffnungen noch Individuen andeuten. Die Korallenthiere sind sämmtlich Meeresbewohner; während in den nördlichen Gegenden meist nur nackte Anthozoen vorkommen, trifft man in den gemäßigten Klimaten neben diesen auch solche mit schwammigen, lederartigen od. hornigen Stöcken, während die Kalkkorallen in den tropischen Meeren zu reicher Entwicklung gelangen u. Küstenränder od. Inseln u. Klippen in großen, zusammenhängenden Massen — oft in mehreren Arten — submarin überziehen, **Korallenriffe** bilden. Diese riffbauenden Korallenthiere finden sich nur da, wo die mittlere Temperatur des Meeres 27—29° Celsius beträgt, u. die Wintertemperatur nicht unter 20° C. sinkt. Es fällt dies auf einen zwischen dem 28.° nördl. u. dem 28.° südl. Breite gelegenen Gürtel, außerhalb dieses Bezirkes nur da, wo durch Strömungen das Meerwasser eine höhere Temperatur erhält, so an den Bermudas (32° 15′ n. Br.), im Rothen Meere (30° n. Br.), an der Westküste Neuhollands (29° südl. Breite). Früher glaubte man,

die K. bauten aus unergründlichen Tiefen herauf. Dem ist jedoch nicht so, vielmehr können sie nur in ganz bestimmter Tiefe leben, u. ist die hypsometrische Ausdehnung ihrer Massen nach unten wie nach oben, ja bis zum Meeresspiegel herauf, mit Darwin lediglich durch Senkungen u. Hebungen des Bodens zu erklären. Das über den Meeresspiegel gehobene u. dann an seiner Oberfläche der Bearbeitung der Fluten unterworfene Korallenriff wird zur Koralleninsel, auf der sich allmählich Pflanzen wie Thiere einfinden, begünstigt von der Fruchtbarkeit jener Breiten. Der Form nach unterscheidet man: a. Atolle, das sind niedrige, ringförmige, geschlossene od. stellenweis offene Eilande, die aus zerbröckelten Korallenmassen bestehen, u. in deren Mitte die See einen seichten, klaren Wasserspiegel, die Lagune, bildet. Die Entstehung dieser Ringinseln erfolgt in der Weise, daß K. rings um eine Insel herum ein Riff bauten, welches durch Senkung des Inselbodens zum Ringe wurde.



Nr. 3757. Aufbau von Koralleninseln (Atollen) in der Südsee.

Es gehören hieher viele Südseeinseln, z. B. die Maladiven u. Lacadiven im Ind. Ozean; b. Damm- od. Barrièreriffe, kreisförmig od. gestreckt; es giebt solche, bis zu 15 Breitengraden lang, eine Insel od. Küste gürtelartig in einiger Entfernung umgebende Riffe, die vom Lande durch einen Kanal, den „Lagunenkanal“, geschieden sind. Fehlt dieser, so wird das Riff zum Saum- od. Küstenriff. Dammriffe giebt es an der Küste des Rothen Meeres u. Neuhollands, Saumriffe an der Küste von Ostafrika, von Ceylon, an den Sundainseln u. Antillen. Die Tiefe, an welche das Leben der riffbauenden Korallenthiere gebunden ist, ist bei den verschiedenen Arten eine verschiedene; dem Wasserspiegel am nächsten trifft man Milleporen u. Madreporen, tiefer Labyrinthkorallen, am tiefsten Sternkorallen. Ebenso verschieden ist die Schnelligkeit, mit welcher das Bauen erfolgt; in der Torresstraße zählte man 1606 nur 26 Koralleninseln, jetzt 150. Florida wird von 4 konzentrischen Riffen umlagert, deren Alter Agassiz auf 8000 Jahre schätzt. Der Korallenkalk der Juraformation ist auf fossile Korallenbänke zurückzuführen.

Wie sich die Korallenthiere durch ihre Hartgebilde als mächtige landbildende Faktoren erweisen, so liefern sie auch an vielen Küsten für menschliche Zwecke Baumaterial u. werden auch zum Kalkbrennen benutzt; einzelne Arten aber, wie die rothe od. Edelkoralle (Corallium rubrum), u. einige schwarze Achsenskelete (Gorgonia. Antipathes) zu Schmucksachen, so daß die Korallenfischerei, die theils von Tauchern, theils mit Hülfe von Schleppnetzen betrieben wird, vielen Küstenbewohnern zum Erwerbszweige dient. Skeletlose Arten, wie die Actinien, werden in den Mittelmeerländern gegessen.

Man theilt die ganze Gruppe der Korallenthiere in: 1. Alcyonarien (Rinden- od. Fiederkorallen) mit 8 platten, gefiederten Tentakeln. Zu den festsitzenden Formen gehören die schwammigen od. korkigen Schwamm- od. Korkkorallen, die Tubiporen od. Orgelkorallen, deren verkalkte Mauerblätter durch quere, horizontale Scheidewände verbunden sind; die Hornkorallen (Gorgonien 2c.) mit hornigem Achsenskelet; die Gliederkorallen (Isis 2c.), mit gegliedertem, abwechselnd kalkigem u. hornigem Achsenskelet, u. die Edelkoralle (rothe Koralle, Corallium rubrum), deren Achsenskelet durch Eisenoxyd (bis 1" „) in verschiedenen Nuancen rothgefärbt ist (Abb. s. Taf. XLVI, Nr. 3). Sie findet sich im Mittelmeer, am häufigsten an der Nordküste Afrika's u. um Sizilien, kommt aber auch bis Marseille u. im Adriatischen Meer bis oberhalb Sebenico vor, in Tiefen bis zu 200 m. Gewöhnlich wird sie nur aus geringern Tiefen, von 10—80 m., heraufgeholt. Im Adriatischen Meere beschäftigen sich bes. die Bewohner der Insel Zlarin bei Sebenico mit der Korallenfischerei u. fahren mit ihren Barken bis zu den Jonischen Inseln, doch ist da der Ertrag nur unbedeutend im Vergleich zu dem an der algierischen Küste (bei Bona u. La Calle), wo die Korallenfischerei schon seit 1150 von Franzosen betrieben wurde, neben ihnen später auch von Italienern u. Anfangs des 19. Jahrh. zeitweilig von Engländern. Die zu dieser Fischerei ausgerüsteten Schiffe von je 6—16 Tonnen Gehalt werden vorzugsweise mit Italienern (je 4—12) bemannt, da Franzosen u. Spanier nur ausnahmsweise die beschwerliche Arbeit leisten. Dieselbe wird in der Meerenge von Messina einigermaßen rationell betrieben, durch Eintheilen des Raumes nach Art der Forsten in Schläge u. Abernten derselben nur aller 10 Jahre. Das schon seit uralter Zeit gebräuchliche Fischereigeräth besteht aus einem, bei größeren Schiffen bis 3 m. langen Balkenkreuz, das durch einen Stein beschwert u. mit einigen 30 beutelförmigen Netzen besetzt in die Tiefe gelassen u. abwechselnd gehoben, gesenkt u. geschleppt wird, wodurch die Korallenäste losgestoßen u. in den Netzen aufgefangen werden. Ein Kahn kann täglich bis 100 Kg. K. sammeln. Diese sind an Güte sehr verschieden. Von guten Stücken gilt das Kilogramm 45—70 Francs, von auserlesen dicken u. bes. den rosenrothen (peau d'ange) das Kilogramm 500 Francs u. drüber. Abgesehen von der Stärke der Stücke wird ihre Farbe beachtet, für deren Preis die Mode maßgebend ist. Die Händler unterscheiden hauptsächlich vier Sorten: 1. Blutschaum, 2. Blume des Bluts, 3. vom ersten u. 4. vom zweiten Blut. Sie werden in Neapel, Livorno, Genua, Paris u. bes. elegant in Marseille verarbeitet zu Stockknöpfen, Messerheften, Rosenkränzen, Perlschmuck 2c., u. gehen hauptsächlich nach Asien, selbst nach China u. den Sundainseln. Wie schon im Alterthum die Edelkorallen zum Heilschatz gehörten u. sie Plinius in Wein genossen als Schlaftrunk empfiehlt, so gelten sie noch heute dem Aberglauben als Schutzmittel gegen Krankheiten, u. schreibt der Italiener aus K. gearbeiteten kleinen Händen, die er an sich trägt, die Macht gegen die Jettatura (den bösen Blick) zu. — Im Rothen Meere bezieht sich die Korallenfischerei bes. auf die schwarze Koralle (Antipathes), deren ebenholzartige Masse von den Arabern zu Dreharbeiten, bes. zu Rosenkränzen, gebraucht wird, doch ist sie selten u. wächst nur in großen Tiefen, die den Tauchern nur schwer zugänglich sind. — Alcyonarien mit freibeweglichem Stocke sind die Seefedern (Pennatuliden). Die andre Abtheilung der Korallenthiere bilden die Zoantharien od. Blumenthiere mit 6, 12 od. mehr als 12 Tentakeln. Zu diesen zählen die (sechstentakeligen) Staudenkorallen (Antipathes) mit hornigem, kieselsäurehaltigem Achsenskelet, die ganz skeletlosen Meernesseln od. Seeanemonen (Cerianthus, Actinia 2c.), endlich die eigentlichen, sechs- od. vierstrahligen Kalkkorallen (Madreporaria), die nach dem verschiednen Verhalten ihres Kalkskelets in zahlreiche Familien gegliedert sind (Furchen-, Boden-, Röhren, Porenkorallen, mit den vollkommensten Stöcken, endlich die Riffkorallen, zu denen die Kreisel-, Augen-, Stern- u. Pilzkorallen gehören). Von Forschern, die sich mit der besonders interessanten Thiergruppe der

Korallenthiere hauptsächlich beschäftigt haben, sind zu nennen: für Artenkenntniß u. Gestaltenlehre nächst Esper u. Ehrenberg bes. Milne Edwards, Jules Haime u. Dana; für die Entwickelungsgeschichte Lacaze Duthier, für Riffbildung endlich Chamisso, Ehrenberg, Darwin, Semper 2c. (Vgl. „Coelenterata“, woselbst auch Abb.

Korallenschlange (Elaps corallinus), die schönste aller Giftschlangen, zinnoberroth u. durch grün u. weiß eingefaßte schwarze Gürtel geringelt. Sie wird fast 1 m. lang, lebt in den Wäldern Brasiliens u. gehört in die Familie der Elapiden od. Prunknattern, welche lauter lebhaft gefärbte Giftschlangen mit großen Furchenzähnen im Oberkiefer umfaßt.

Koran heißt die Sammlung der von Mohammed während seiner Prophetenlaufbahn (von etwa 610–632) als göttliche Offenbarungen vorgetragenen Lehren, Predigten u. Vorschriften, auf welcher das gesammte religiöse u. bürgerliche Gesetz der Mohammedaner beruht. Der Name bedeutet „Rezitation, Vortrag“ u. wurde ursprünglich jeder einzelnen dieser angeblichen Offenbarungen gegeben, weil dieselben wesentlich zu mündlichem Vortrag bestimmt waren. Sie sind unveränderlich Gott in den Mund gelegt, der damit den Propheten od. die Menschen anredet, u. bestehen aus kürzeren od. längeren Abschnitten (Versen), deren Endworte auf einander reimen. Obwol Mohammed auch schon eine gewisse Anordnung u. Eintheilung derselben in sog. Suren od. „Reihen“ vornahm, so wurde doch bei seinen Lebzeiten daraus kein eigentliches Buch zusammengestellt, er besaß nicht einmal vollständige schriftliche Aufzeichnungen. Erst sein Nachfolger Abu Bekr ließ alle überhaupt theils schriftlich, theils in mündlicher Ueberlieferung vorhandenen Koranbruchstücke sammeln, u. der dritte Khalif, Othman, ließ auf Grund dieser Sammlung einen wirklichen Text herstellen u. gab damit dem K. die Form u. Ordnung, in der er vorliegt. Er besteht demnach aus 114 Kapiteln od. Suren von sehr ungleicher Länge u. zum Theil ganz zufälliger u. willkürlicher Zusammensetzung, welche ungefähr nach ihrer Länge geordnet sind. Auf diese Weise ist der K. eines der unerquicklichsten u. beschwerlichsten Bücher zum Lesen. Die in Europa geläufigste Ausgabe des K. ist die Stereotypausgabe von Gustav Flügel (Lpz. 1841 u. öfter). Als die beste Uebersetzung ist immer noch die englische von Sale anzusehen (Lond. 1734, oft aufgelegt; auch verdeutscht von Arnold, Lemgo 1746). Neuere Uebersetzungen sind die von Ullmann (Crefeld 1840) u. die französische von Kasimirski (Par. 1840).

Korbflechterei. Die Kunst, Gefäße aus einem Geflechte von Ruthen od. Spänen zu verschiedenartiger Bestimmung herzustellen, ist eine derjenigen, welche zuerst von den Menschen geübt wird. Die rohesten Völkerstämme, welche von andern technischen Künsten kaum eine Vorstellung haben, zeigen in der Herstellung von Flechtwaaren oft ganz erstaunliche Geschicklichkeit u. in der Musterung, die sie mit verschiedenfarbigem Material erreichen, üben sie zuerst ihre künstlerische Phantasie. Als Material dienen sowol schwache Pflanzenstämme, als Aeste, Wurzeln, od. die abgezogene Rinde von denselben. Das Verfahren der K., im Grunde sehr einfach, läßt doch eine ziemliche Verfeinerung zu, wie die Flechtwerke vieler wilder Völkerschaften beweisen. Mit der höheren Kultur, welche auf allen technischen Gebieten einen immer mehr wachsenden Reichthum von Verfahrungsarten hervorruft, werden derartige ursprüngliche Künste weniger beachtet u. verfallen häufig zum Schaden des guten Geschmackes einer Vernachlässigung, welche sie nur noch zur Herstellung untergeordneter Gebrauchsgegenstände heranzieht. Die K. ist bei uns so ziemlich alles Dessen entkleidet worden, was Geschmack heißt, u. wir haben eigentlich nur zu konstatiren, daß gut geflochtene Wurzelkörbe die dauerhaftesten sind. Nach ihnen folgen die von Ruthen geflochtenen; weniger haltbar u. nur zu leichtem Gebrauche tauglich sind die sog. Spankörbe, d. h. die aus Spänen od. gespaltenem Holze geflochtenen Körbe. Zum Flechten der Ruthenkörbe dienen bes. die Zweige verschiedener strauchartiger Weiden, indem die baumartigen Weiden weniger gutes Material zu diesem Zwecke geben. Hauptsächlich benutzen die Korbmacher fünf Weidenarten für ihre Arbeit, nämlich: 1) die Gelbweide, nach ihrer gelben Rinde so benannt u. wegen ihrer großen Zähigkeit bes. geschätzt; 2) die Busch-, Hohl-, Palm-, Saal- od. Werftweide, mit grünlicher Rinde u. breiten Blättern; 3) die breitlaubige Weide, Bachweide, kleine Bruchweide od. Sandweide, mit grüner Rinde u. breitem Laube; 4) die Rothweide, mit rother od. rothgelber Rinde u. breitem Laube; 5) die Bitterweide, mit grüner, aber nach dem Abschneiden beim Trocknen schwarz werdender Rinde. Je nach dem Standorte kann die Güte dieser Weidenarten für die Korbmacherei verschieden sein. Die beste Zeit, die Weiden zu schneiden, ist Ende April u. Anfang Mai, wo die Ruthen am zähesten sind. Außer Weidenruthen werden die Schalen des spanischen Rohres zu Flechtarbeit vielfach verwendet (Rohrstühle), u. nahe verwandt diesem Industriezweige ist auch die Strohflechterei, welche wegen der Modebeliebtheit eine künstlerisch höhere Ausbildung gefunden hat.

kordial (vom lat. cor, Herz), herzlich, zutraulich.

Kordofan (Kordufân, Kordifal), ein 1332 □M. großes, seit 1821 unter ägyptischer Herrschaft stehendes Gebiet westlich vom Weißen Nil, zwischen dem 15. u. 12. Grade n. Br., wird im N. von der Bajudasteppe, im W. durch das Gebiet der unabhängigen Hamrân-Araber, im S. von Dar-Tegeli begrenzt; ist ein Theil der ungeheuren Savanne, die das ganze Gebiet zwischen dem Bahr el Abjad u. Darfur erfüllt. Nur wenige Stellen bedeckt völlig unfruchtbarer Sand, der größte Theil dagegen ist wol während der trocknen Zeit völlig dürr, in der Regenperiode aber mit üppiger Gras- u. kräftiger Kräutervegetation überkleidet u. durch zahllose Herden belebt. Fast überall läßt sich in geringer Tiefe reichlicher Wasservorrath nachweisen, der vielfach durch Brunnen erschlossen ist. Aus der etwa 500 m. über dem Meere liegenden Hochebene erheben sich im N. der Gebel Haraza, im O. unweit des Nil der Gebel Araschkol, im S. der Gebel Korum, Gebel Dair u. Gebel Kordifal, im O. die Gebel Abu Zenun u. Abu Haraza nicht über 1000 m. Im S. der Landschaft liegt eine beckenartige Vertiefung von mehreren Meilen Umfang, die in der Regenzeit zu einem wahren Süßwassersee wird u. deshalb „Birkeh“ (See) genannt wird. Die Bewohner des Nordens sind Dongalawis (s. „Dongola“), die der Mitte Zoghawas, die im Süden Noba-Neger (s. d.), zu denen noch früher aus Darfur eingedrungene Kundscharas kommen. Die herrschende Religion ist der Islam. Die Gewerbthätigkeit liefert zierliche, wasserdichte Körbe aus Blattstreifen der Dumpalme.



Nr. 37[illegible]8. Koreanischer Mandarin.

Der früher blühende Sklavenhandel nach Aegypten wird jetzt unterdrückt. Ausgeführt werden Gummi, Elfenbein u. Straußenfedern. Die Provinz wird von einem Bey verwaltet, der unter dem Generalgouverneur von Chartum steht. Hauptstadt ist El Obeid; bedeutendere Orte: Milbes, inmitten reich bewässerter u. mit tropischer Vegetation prangender Gärten, Bara in schönen Dattelpalmgärten; Kursi u. Wadi-Sakih in tiefen, fruchtbaren Thalkesseln mit reicher Eisenproduktion aus Raseneisenstein.

Korea, eine Halbinsel Ostasiens, trennt sich unterm 40.° n. Br. vom Festlande, reicht bis zum 34.° n. Br. nach Süden u. bildet den Haupttheil des Königsreichs K., das zwischen dem 34. u. 43.° n. Br. u. dem 124. u. 130.° östl. L. liegt. K., von den Chinesen Tschao-Sjan, von den

Einwohnern Tjo-Sen Kook genannt, hat eine Größe von 1300 □M. mit 8,500,000 E. u. grenzt im N. an die Mandschurei u. das russ. Küstengebiet, im O. an das Japanische, im W. an das Gelbe Meer u. an die chines. Provinz Liao-Tong, von der es durch einen 5 bis 10 M. breiten, wüsten Landstrich getrennt wird, der vertragsmäßig weder von den Chinesen noch von den Koreanern besetzt werden darf. An der Nordgrenze zieht sich das Schan jan lin hin, ein Gebirge, von dem sich unterm 128.° östl. L. ein Gebirgszug abzweigt, der, bis zur Südspitze der Halbinsel streichend, nahe der Ostküste hinzieht, u. dem gegen Westen fruchtbare, umfangreiche Thalgebiete vorgelagert sind. Einen einheitlichen Namen hat dieser Gebirgszug nicht. Sein nördlicher Theil, der Pack tu-san, sendet den Ori kang od. Ja lu ki ang zum Gelben, den Tu-mang-kang zum Japanischen Meer, zwei bedeutende Flüsse, die aber nur auf kurzen Strecken des Unterlaufs schiffbar sind. In größerem Maße ist dies der ebenfalls der Westseite angehörende Hang-kang, an dem die Hauptstadt Kjong liegt. Im südl. Theil der Halbinsel findet sich noch ein bedeutendes Stromgebiet, das des San lang kang. Der südl. u. westl. Küste K.'s sind unzählige Inseln u. Klippen vorgelagert, durch welche die Schiffahrt sehr gefährdet wird. Die wichtigsten Inseln liegen im Gelben Meere u. sind: Der James Hall-Archipel (38° n. Br.), die Amherst-Insel an der Südwestspitze K.'s u. die Quelpart Insel 12 M. südlich von K.; letztere ist ca. 40 □M. groß u. hat Berggipfel von mehr als 2000 m. Höhe.



Fig. 5759. Korfu

Das Klima ist in den gebirgigen Theilen u. im NO. rauh u. erlaubt hier nur noch den Anbau von Gerste. Der westliche u. südliche Theil der Halbinsel hat schon mildere Witterung. Man baut alle Getreidearten Mittelasiens, bes. Reis, dann Tabak, Baumwolle, Hanf 2c. In den Wäldern ist eine Rhusart, welche vortrefflichen Lack liefert, häufig u. im Gebirge findet sich Ginseng. Als wichtigstes Hausthier ist das Rind zu nennen, das man aber nur als Zug- u. Lastthier benutzt. Schafe u. Ziegen dienen nur zum Opfer u. dürfen nur vom Hofe u. den Priestern gehalten werden. Die Wälder sind reich an Fasanenarten, werden aber durch Tiger u. Panther unsicher gemacht. Die Flüsse u. das Meer an den Küsten sind außerordentlich fischreich. Der Bergbau liegt im größten Theil des Landes ganz darnieder, am häufigsten gewinnt man Eisen; die Ausbeutung der übrigen Erzlager (Gold, Silber u. Kupfer) ist der Regierung vorbehalten.

Die Koreaner sind ein Mischvolk mongolischen Ursprungs, groß u. stark. Die Sprache ähnelt dem Chinesischen. Sie haben eine eigne, aus 168 Silbenzeichen bestehende Schrift; doch ist auch die Kenntniß der chines. Schrift verbreitet. Obwol K. eine umfangreiche Literatur besitzen soll, steht die Bildung der Bevölkerung doch auf sehr niedrer Stufe. Die Religion scheint eine Mischung von Congfutsianismus u. Buddhismus zu sein. Vielweiberei ist erlaubt. Seit 1837 wirken römisch katholische Missionäre in K., müssen sich aber sehr verborgen halten.

Die Tracht ist mehr der japan. als der chines. ähnlich. Die Männer tragen meist weiße Stoffe. Für die weibliche Tracht ist für jedes Alter eine gewisse Farbe bestimmt. Der Handelsverkehr mit dem Auslande ist auf China u. Japan u. auch hier nur auf eine zweimalige Verbindung im Jahre durch Gesandtschaften beschränkt, welche von Kaufleuten begleitet werden dürfen, die Ginseng, Papier, Leinwand, Thierfelle u. rohe Seide ausführen u. dafür von China Porzellan, Metallwaaren u. Seidenstoffe, von Japan Reis, Pfeffer, Ziegenhäute u. Alaun eintauschen.

Der König von K. ist unumschränkter Herrscher des Landes. Der Thronerbe wird vom König selbst aus der Zahl seiner Söhne bestimmt. Heer u. Flotte sind in schlechtem Zustande. Die Einkünfte bestehen in dem in natura erhobenen Zehnten von allen Erzeugnissen des Bodens u. Meeres. K. wird eingetheilt in 8 Tao u. diese in 41 Kjun. Man zählt 33 Fu (Städte 1. Ranges), 38 Tschöu (Städte 2. Ranges) u. 70 Hien (Städte 3. Ranges).

Korfu (griech. Korkyra od. Kerkyra), die nördlichste u. bedeutendste der Jonischen Inseln, welche mit den benachbarten Eilanden eine bes. Nomarchie von 20,1 □M. mit 123,299 E. (1870) bildet, liegt am Eingange des Adriatischen Meeres u. wird von dem albanes. Festlande durch den Kanal von K. geschieden, der im N. an seiner schmalsten Stelle nur eine Breite von 3 Km. hat. Die sichelförmige Insel ist im N. bis 4 M. breit, verengt sich aber in der langen, nach SO. sich streckenden Halbinsel bis auf 2 Km. Ein breites Massengebirge erfüllt den nördl. Theil, erhebt sich im Pantokrator zu 930 m. u. schiebt das Kap Katharina als nördlichstes Vorgebirge in das Meer; nach S. ziehen sich zwei parallele Gebirgsketten, die nur in wenigen Gipfeln die Höhe von 500 m. erreichen. Da diese Gebirge steil zur Westküste abfallen, so bietet diese nur wenige günstige Ankerplätze dar; die ganze Kultur hat sich nach der Ostküste gewendet, an der auch die wasserarmen Flüsse der Insel, unter ihnen der Messongi, als der größte, münden. Das Klima ist mild u. der Boden im Ganzen fruchtbar, obgleich wenig für seine Verbesserung geschieht. Die Reben gedeihen vortrefflich u. geben einen ausgezeichneten Wein, doch reicht die Menge desselben nicht für den einheimischen Bedarf aus. Orangen u. Citronen liefern 3, Feigen sogar 4 Ernten im Jahre, u. weite Strecken der Insel sind mit Oelbäumen bestanden, die jedoch fast aller Kultur entbehren. Oel bildet den wichtigsten Ausfuhrartikel von K. Der Mais kann fast nur in den Flußthälern angebaut werden. In der Viehzucht, welche nur geringe Ausdehnung hat, spielt die Ziege die Hauptrolle. Die Bevölkerung K.'s hat viele albanes. u. ital. Elemente in sich, wie denn auch in den Küstenplätzen die ital. Sprache eben so weit verbreitet ist wie die griech. Der Haupterwerbszweig ist die Schiffahrt. Der Korfiote wird als Matrose hoch geschätzt. Die Flotte K.'s, welche aus etwa 400 leichten u. schnellen Schiffen besteht, vermittelt einen guten Theil des Handels im östl. Becken des Mittelmeeres. Die Industrie ist unbedeutend, von einiger Ausdehnung nur die Seesalzgewinnung u. die Branntweindestillation. Die Griech.-kathol. Kirche ist vorherrschend, doch giebt es noch einige röm.-kathol. Gemeinden u. eine Judengemeinde in einem besonderen Quartiere der Hauptstadt. — Die Stadt K. (Korphus) mit 15,452 E. (1870) ist der Größe nach die 5. Stadt Griechenlands u. liegt an einem geräumigen, sicheren u. belebten Hafen an der Ostküste der Insel u. baut sich amphitheatralisch an dem Abhange des Gebirges auf, an dem von Gartenanlagen umgebene weiße Landhäuser sich hoch hinaufziehen. Die Straßen sind eng u. steil, die Häuser hoch u. dunkel; nur die Alexanderstraße, wo die verschiedenen Konsuln wohnen, weist ansehnliche Gebäude auf. Zwischen der Stadt u. den über ihr liegenden Festungswerken zieht sich die Esplanade, der Lieblingsspazierweg der Bewohner, hin, auf der vier ehemaligen engl. Statthaltern Monumente errichtet sind. Sehr belebt ist der Quai u. der in der Nähe gelegene Fischmarkt. Die größte Kirche der Insel ist die des heil. Spiridion, des Schutzheiligen der Insel. An höheren Lehranstalten besitzt K. ein Lyceum, das aus der 1865 aufgehobenen Universität hervorgegangen ist, u. ein Priesterseminar, ist auch Sitz eines griech. u. eines röm.-kathol. Erzbischofs. Die Befestigungen über der Stadt u. auf der vor dem Hafen gelegenen kleinen Insel Vito sind von den Engländern vor ihrem Scheiden theilweise demolirt worden. — K., dessen einstige Blüte in die Zeit vor dem Peloponnesischen Kriege fällt, hat seit der Eroberung durch die Römer meist dieselben Schicksale wie die anderen Jonischen Inseln (s. d.) gehabt.

Koriander, s. „Coriandrum".

Korinna, eine böotische, durch Schönheit ausgezeichnete Dichterin, um 500 v. Chr. Sie soll Pindar's Lehrerin gewesen sein u. ihn später mehrmals in poetischen Wettkämpfen besiegt haben. Von ihren hochgefeierten, in äolischem Dialekte verfaßten Dichtungen finden sich nur noch wenige Bruchstücke.

Korinth, im Peloponnes gelegen, da, wo derselbe durch den nach K. genannten Isthmos mit dem eigentlichen Hellas zusammenhängt; nahm im Alterthum unter den Städten Griechenlands als die bedeutendste Handelsstadt eine hervorragende Stellung ein. Ihr Gebiet, die geographisch zu Argolis gehörige Landschaft Korinthia, war von sehr geringer Größe (etwa 12 □M.); es umfaßte außer dem eigentlichen Isthmos selbst die an diesen sich anschließende ursprünglich megarische Peraa, sowie das südlich von K. sich erhebende Bergland, dessen östl. Theil das Oneiongebirge bildet, u. grenzte somit im NO. an Megaris, von dem es durch das Geraneiagebirge geschieden ward, im O. an den Saronischen Meerbusen, im S. an Argolis, im W. an Sikyonia u. den Korinthischen Meerbusen. Mit Ausnahme einer kleinen, westl. vom Isthmos gelegenen, bis zum Bache Nemea reichenden Strandebene war das Land unfruchtbar; dafür hatte K. einen reichen Ersatz durch seine in seltener Weise vortheilhafte Lage, durch die es einerseits den auf dem Landwege stattfindenden Handelsverkehr zwischen dem Peloponnesos u. dem übrigen Griechenland beherrschte, u. andererseits, wegen der schwierigen Umschiffung des Peloponnesos, der natürliche Stapelplatz für den Verkehr zwischen dem Handelsgebiet des Aegäischen u. dem des Ionischen Meeres war. Unter diesen günstigen Verhältnissen wurde K. die reichste u. bevölkertste Stadt des alten Griechenland u. wuchs bald zu einer bedeutenden Seemacht heran, die freilich später von Athen weit überflügelt ward. Neben dem Handel gelangten hier einzelne Industriezweige, wie Weberei, Färberei, Fabrikation von Geräthen aus Thon u. Metall, früh zu hoher Blüte, u. Baukunst, Malerei, Bildhauerei fanden hier eifrige Pflege, so daß K. für die Geschichte der griech. Kunst von nicht geringer Bedeutung geworden ist. Gleichzeitig aber übertraf K. an Ueppigkeit u. Sittenverderbniß alle anderen griech. Städte. — In Bezug auf die Topographie von K., das in geringer Entfernung vom Meere auf einer kegelförmigen, 57 m. über dem Meer sich erhebenden Fläche unmittelbar am nördl. Fuße eines steilen Felskegels von 575 m Höhe erbaut war, sind wir nur für die Zeiten nach der Wiederaufbauung der durch Mummius zerstörten Stadt (s. u.) genauer unterrichtet, hauptsächlich durch die Beschreibung bei Pausanias, der uns von den zahlreichen Tempeln der Agora, dem prächtigen Bad des Eurykles, dem Odeion, dem Grabdenkmal der Kinder der Medeia, dem Theater, den Grabdenkmälern des Diogenes von Sinope u. der Lais, dem Heiligthum des Bellerophontes (letztere in dem östl. an die Stadt anstoßenden Bezirke Kraneion) u. anderen Sehenswürdigkeiten berichtet. Auch ein Amphitheater — das einzige in Griechenland mit Sicherheit nachweisbare — besaß das K. der röm. Zeit. Auf der Burg (Akrokorinthos), dem $^{1}/_{2}$ Stunde im Umfange betragenden Gipfel des erwähnten Felskegels, stand auf der höchsten Spitze ein Tempel der Aphrodite; von der in dessen Nähe befindlichen berühmten Quelle Peirene ist noch jetzt das alte Brunnenhaus vorhanden. Die beiden Häfen von K. waren das nur 12 Stadien entfernte Lechäon (jetzt versandet) am Korinthischen Meerbusen, mit K. durch lange Schenkelmauern verbunden, u. im O. Kenchreä am Saronischen Meerbusen, an welchem außerdem die weiter nördl. am eigentlichen Isthmos gelegene Bucht Schönus (das jetzt Hauptstation für die Dampfschiffe gewordene Kalamaki) einen Landeplatz bildete. Sonst befanden sich im Gebiete von K. nur noch einige wenige unbedeutende Orte (so landeinwärts Tenea u. Solygeia, jenseit des Isthmos Oenoë, Krommyon, Sidus). — Die sagenhaften Ueberlieferungen über die älteste Geschichte K.s berichten von der Gründung einer Königsherrschaft durch des Aeolos Sohn Sisyphos, von einem Streit des Poseidon u. Helios um das Land 2c.; der historische Kern derselben läßt sich ungefähr dahin angeben, daß wahrscheinlich auf der Stelle des späteren K. schon früh eine Niederlassung der Minyer, Namens Ephyra, bestand, daß aber auch Phönikier sich dort ansässig machten, deren Einfluß sich in der Gestaltung der Kulte in K. (Verehrung des phönikischen Sonnengottes als Helios, der Astarte als Aphrodite) u. in der frühen Entwicklung einzelner Industrien erkennen läßt, u. daß zu ihnen auch Ionier hinzutraten, auf die dann wol die Umänderung des Namens Ephyra in K. sowie die Einrichtung bez. Erweiterung der Isthmien in dem Heiligthume des Poseidon zurückzuführen ist. Infolge der dorischen Wanderung gerieth auch K. unter dorische Herrschaft, ohne jedoch dabei, wie die andern dorisch gewordenen Staaten des Peloponnesos, ein rein dorisches Wesen anzunehmen, indem es vielmehr eine Handels- u. Industriestadt blieb; sie nahm als solche schon einen größeren Aufschwung, als nach langer Herrschaft der Herakleiden die Familie der Bakchiaden eine oligarchische Regierung begründet hatte, noch mehr aber, nachdem diese Oligarchie durch Kypselos gestürzt u. eine Tyrannis aufgerichtet worden war (um 655 v. Chr.). Zeugniß dieser Blüte sind die zahlreichen Kolonien, die K. im Laufe des 8. u. 7. Jahrhunderts gründete: Syrakus, Korkyra, Epidamnos, Ambrakia, Anaktorion, Leukas, Apollonia, Potidäa u. a. Auf Kypselos folgte 625 sein Sohn Periandros, auf diesen 585 Psammetichos; durch die mit Sparta's Hülfe bewirkte Vertreibung desselben 581 ward K. wieder frei u. nahm hierbei wahrscheinlich eine timokratische Verfassung an. Im 2. Perserkriege betheiligte sich K. an den Seeschlachten bei Artemision u. bei Salamis mit 40 Schiffen. Der nun emporsteigenden Macht Athens trat dann K. schon 458 zusammen mit Aegineten, Epidauriern u. A. in offenem Kampfe entgegen, der aber bald ungünstig endete u. in dem auch K.s Versuch, Megaris zu erobern, völlig mißglückte. Der Krieg, der 434 zwischen K. u. Korkyra ausbrach, war von den verhängnißvollsten Folgen, insofern er eine von den Veranlassungen des Peloponnesischen Krieges wurde; denn der Umstand, daß Athen den Korkyräern Hülfe geleistet hatte, bewog die Korinther, bei Sparta auf das eifrigste die Kriegserklärung an Athen zu betreiben. Im Peloponnesischen Kriege stand natürlich K. dann treu auf der Seite Sparta's. Aber als nach der Niederwerfung Athens Sparta den Krieg gegen die Perser wieder aufgenommen hatte u. durch persische Bestechung ein Bündniß griech. Staaten gegen Sparta angestiftet wurde, betheiligte sich auch K. an demselben u. bildete den Mittelpunkt des von ihm, Theben, Athen u. Argos gegen Sparta geführten Krieges (Korinthischer Krieg,



Nr. 3760. Ruinenstätte von Korinth.

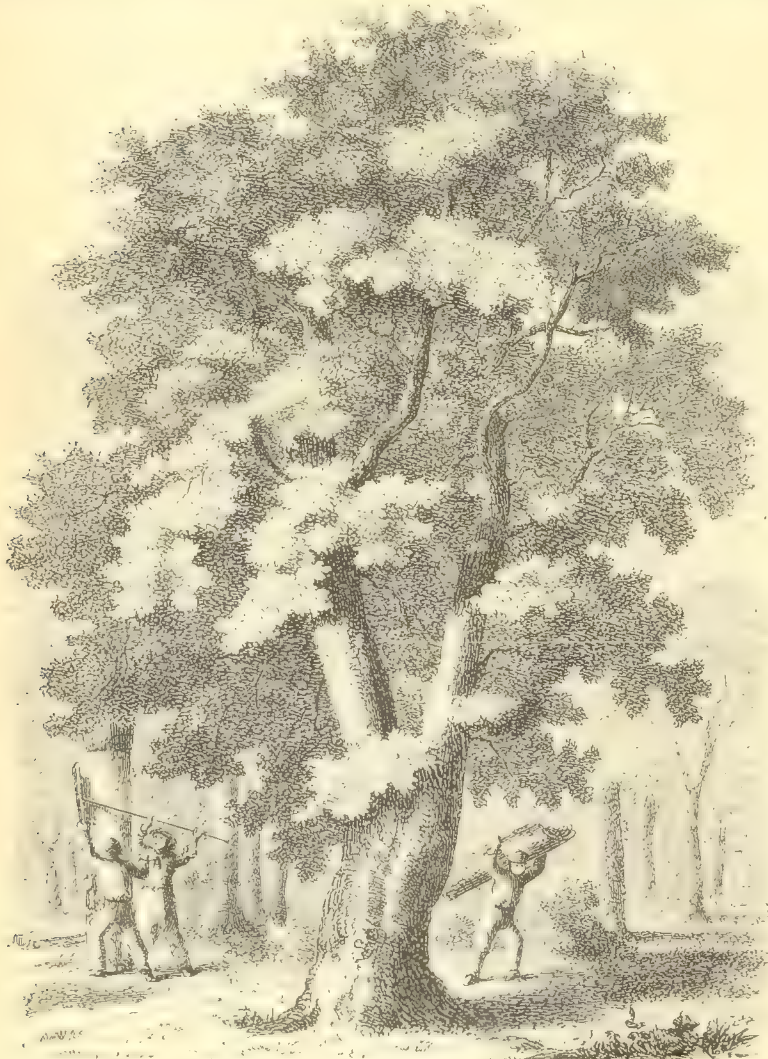
394—87), der freilich einen ungünstigen Verlauf nahm, da Sparta den Perserkönig für sich zu gewinnen wußte, so daß dieser den Verbündeten einen für Sparta vortheilhaften Frieden diktirte. In dem Kriege zwischen Theben u. Sparta stand K. wieder auf des letzteren Seite, schloß aber 366 einen Separatfrieden mit Theben. Als gegenüber den gefahrdrohenden Plänen Philipp's von Makedonien Athen durch Demosthenes 340 ein Bündniß zu Stande brachte, nahm K. ebenfalls an dem Kampfe zur Vertheidigung der griech. Freiheit Theil, nach dessen unglücklichem Ausgange bei Chäroneia 338 es wie die übrigen griech. Staaten unter makedonische Oberherrschaft gerieth. In den nach Alexander's d. Gr. Tode von den Diadochen auf dem Boden Griechenlands geführten Kämpfen bildete K. einen vielfach umstrittenen Besitz; 243 ward es durch Aratos von der Fremdherrschaft befreit u. mit dem Achäischen Bunde vereinigt. Aber in dem Kriege des letzteren gegen Kleomenes III. von Sparta trat K., als die Spartaner bedeutende Fortschritte gemacht hatten, 224 freiwillig zu diesen über, u. als dann Sparta's Macht durch den von den Achäern herbeigerufenen Antigonos II. Doson von Makedonien bei Sellasia 221 gebrochen war, mußte K. von neuem eine makedonische Besatzung bei sich aufnehmen, bis der Sieg der Römer über Philipp V. bei Kynoskephalä 197 der makedonischen Herrschaft in Griechenland ein Ende machte u. den Griechen dem Namen nach die Freiheit wiedergab. Für den Widerstand, den dann der Achäische Bund dem mächtigen Rom zu leisten wagte, hatte K. vor allen anderen schwer zu büßen; denn nach der Niederlage der Achäer gegen den röm. Konsul L. Mummius am Isthmos 146, welche Griechenland in die Hände der Römer gab, ward K. von Mummius dem Erdboden gleich gemacht u. die Stätte

mit einem Fluche belegt. 100 Jahre lang blieb dieselbe unbebaut, bis 44 v. Chr. Cäsar auf ihr eine röm. Kolonie unter dem Namen Colonia



Nr. 3761 Korjäken.

Laus Julia Corinthus anlegte, die als Hauptstadt der Provinz Achaja sich bald wieder zu einiger Blüte erhob, in den späteren Jahrhunderten



Nr. 3762 Die Korkeiche (Quercus suber).

aber durch die Einfälle barbarischer Völker in Griechenland schwer zu leiden hatte. Gegenwärtig befindet sich an der Stelle des alten K., von dem nur noch wenige Trümmer vorhanden sind, eine Ortschaft desselben Namens, die freilich nach dem Erdbeben von 1858 zu einem ganz unbedeutenden Flecken herabgesunken ist, während sie vor 1821 bis gegen 15,000 E. zählte.

Korinthen, kleine Rosinen, franz. raisins de Corinthe, in Griechenland „Staphides" genannt, sind die getrockneten Beeren einer kernlosen Varietät des Weinstocks (Vitis vinifera var. apyrena *L.*), welche in Griechenland u. den Jonischen Inseln, in neuerer Zeit auch auf den Liparischen Inseln (nördl. von Sizilien) kultivirt wird. Die Ende Juli reifenden Trauben werden nach der Ernte auf Tennen ausgebreitet u. getrocknet, was in neuerer Zeit auch vielfach durch Anwendung künstlicher Wärme geschieht. Die jährliche Ausfuhr aus Griechenland soll ca. 40 Millionen Kg. betragen.

Korjäken, ein mongol. Volksstamm Sibiriens, etwa 5250 Köpfe stark, hat seine Sitze zwischen der obern Indigirka u. dem Ozean, auch im N. Kamtschatka's. Die K. theilen sich in mehrere Stämme, sind meistens wandernde Renthierzüchter (ihr Name stammt von Koria, d. h. Renthier) u. dem Schamanenthum ergeben. Es herrscht bei ihnen Vielweiberei.

Korkeiche (Quercus suber), ein im Gebiete des Mittelmeeres häufig vorkommender Baum von 10—12 m. Höhe mit kleinen, eiförmigen, etwas abgestumpften u. kaum gezähnten Blättern, deren Oberseite glatt u. grün, deren Unterseite weißfilzig ist. Seine merkwürdigste Eigenthümlichkeit ist die, eine Borke zu bilden, welche wir Kork nennen. Der Baum erneuert diese Borke nach einem Alter von 15 Jahren alle 6—10 Jahre vollständig u. giebt damit Veranlassung, ihm den Kork auch in diesen Zeiträumen zu entreißen, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet. Denn trotz dieser bedeutenden Abgabe soll er doch ein Alter von 100 Jahren erreichen. Nur die unter ihm befindliche Rindenschicht stirbt ab u. nimmt durch den Einfluß von Luft u. Sonne eine rothe Färbung an, bis sich allmählich unter dieser abgestorbenen Schicht eine neue Korkschicht entwickelt. Im freien Zustande entwickelt der Baum eine rissige, sehr harte u. wenig elastische Rinde; die Korkgewinner in Algerien nennen diese den männlichen Kork. Unter ihm bilden sich zwei zarte Schichten, die sog. „Mutter", in denen sich der Kork aufs Neue bildet, wenn man den männlichen Kork entfernt od., wie der Kunstausdruck lautet, wenn man den Baum entmannt. Natürlich hat die soeben abgenommene Korkschicht noch die Cylinderform des Baumes an sich. Um sie platt zu machen, steckt man sie in kochendes Wasser, in welchem sie anschwillt u. sich streckt. Das ist der Scheibenkork. Der in Südeuropa gewonnene hat nicht den Werth des algerischen, weshalb auch unter den Korken ein sehr großer Unterschied zu machen ist. Die hauptsächlichste Verwendung des Korkes ist die zu Pfropfen od. Stöpseln; dieselben werden meist mit scharfen Messern aus freier Hand geschnitten, doch hat man auch in neuerer Zeit Korkschneidemaschinen. Im Handel unterscheidet man Spunde, Weinkorke, Bierkorke, Medizinkorke u. Champagnerkorke, für welche letzteren das beste Material gewählt werden muß. Die Abfälle der Korkschneidereien werden vielfach als Füllmaterial für Kissen, Matratzen u. s. w. verwendet.

Korkkoralle, s. „Alcyonium".

Korksäure (Acidum suberinicum), eine aus weißen, körnigen Krystallgruppen bestehende Masse, welche bei 125° C. schmilzt u. in höherer Temperatur unzersetzt sublimirt. Die K. löst sich in 100 Theilen kalten Wassers auf, leichter in heißem, sowie auch in Alkohol u. Aether. Die Säure ist nicht im Korke fertig gebildet enthalten, sondern entsteht nur bei anhaltender Behandlung des Korkes mit Salpetersäure, sowie auch bei der Einwirkung dieser Säure auf viele andere Stoffe, z. B. Stearinsäure, Oelsäure, Wachs u. s. w. Eine Verwendung hat die K. bis jetzt nicht gefunden; ihre chemische Formel ist: $C_{16}H_{12}O_6 + 2HO$.

Kormoran (Carbo od. Halieus Cormoranus, a. d. Lat. corvus marinus, d. i. Seerabe, Scharbe, franz. le cormoran), ein Schwimmvogel aus der Familie der Pelecaniden. Der gerade, zusammengedrückte Schnabel hat eine hakig herabgekrümmte Spitze, die Flügel reichen nur bis zum Schwanze, sind also kürzer als bei dem verwandten Fregattvogel, die großen Ruderfüße haben ganze Schwimmhäute. Beine u. Gefieder des K. sind

mehr od. weniger schwarz, die Kehle weiß, das nackte Gesicht olivenfarbig, im Alter trägt er zur Sommerszeit einen Federschopf. Er nistet auf Bäumen u. ist über den hohen Norden Europa's, Asiens u. Amerika's verbreitet; im Winter kommt er auch an die deutsche Küste. Eine chinesische Kormoranart (Carbo chinensis) wird zum Fischfang abgerichtet; die Vögel werden reihenweise auf den Rand des Kahns gesetzt, von wo sie auf ein gegebenes Zeichen tauchen, während ein um ihren Hals gelegter Ring das Hinterschlucken des gefangenen Fisches verhindert.

Korn, als Gewicht = 1/[illegible] gr., dem dreitausendsten Theil des deutschen Zollvereinspfundes, bezeichnet ferner jeden kleinen, bes. runden Samen; in engerem Sinne den Roggen, in weiterem alle Getreidearten; im Bergbau Erzstücke, kleiner als eine Haselnuß; die auf dem Bruche harter Körper hervortretenden Erhöhungen (grobes u. feines K. genannt); ferner den Gehalt an Silber in den Münzen sowie endlich die längliche, meist aus Messing bestehende Erhöhung, die auf den Schießgewehren nahe bei der Mündung angebracht ist, um beim Schießen das Ziel sicherer ins Auge fassen zu können, daher die Redensart: „Aufs Korn nehmen."

Kornblume, s. „Centaurea".

Korndämonen, geisterhafte Wesen, welche nach der deutschen Volkssage u. derjenigen der benachbarten, bes. auch slavischen Länder im Getreide hausen. Sie haben im Volksglauben bald die Gestalt von Thieren, wie der Roggenhund, der Roggenwolf, die Roggensau ꝛc.; bald die einer Frau, welche Tremsemutter, Kornweib od. Roggenmuhme heißt; bald die eines Mannes, welchen man Pilwitz od. Bulwachs nennt, u. von welchem erzählt wird, daß er mit einer an seinen Fuß gebundenen Sichel Nachts das Getreide abmähe, u. daß es Bauern gäbe, welche unter dieser Gestalt ihre Nachbarn zu schädigen vermögen. Auch das Kornkind, welches nach der Sage zwischen den Aehren gefunden wird, gehört zu den K. Dieselben versinnbildlichen das im Korn, als dem wichtigsten Nahrungsmittel, liegende verehrungswürdige Moment u. die gebührende Scheu vor Verletzung desselben.

Kornelkirschbaum, s. „Beere" u. „Cornus".

Körner, Christian Gottfried, Schiller's intimster Freund, geb. 2. Juli 1756 zu Leipzig, studirte daselbst die Rechte, habilitirte sich im J. 1778 u. bekam schon 1783 die bedeutende Stelle eines Konsistorialadvokaten allda; bald darauf kam er als Oberkonsistorialrath nach Dresden, ward 1790 Appellationsrath u. 1798 Geheimer Referendar im Geheimen Konsilium, gab aber 1811 diese Stelle wieder auf, um ins Appellationsgericht zurückzutreten; war einer der thätigsten Veranlasser der Bildung eines Freiwilligencorps gegen Frankreich (1813) u. mußte, deshalb angefeindet, Dresden verlassen. Als mittlerweile die Verbündeten Sachsen in Beschlag genommen u. ein Generalgouvernement daselbst eingesetzt hatten, kehrte er aus Teplitz, wohin er sich damals begeben hatte, nach Dresden zurück, ward Gouvernementsrath (1814), u. da nach Wiedereinsetzung des Königs seine Stellung unhaltbar geworden war, trat er als Staatsrath in preuß. Dienste, ward Oberregierungsrath u. starb 31. Mai 1831 in Berlin; er ward in Wöbbelin an der Seite seines Sohnes begraben. Seine Bekanntschaft mit Schiller datirt vom Jahre 1784, u. welchen Einfluß K.'s Kritik auf Schiller geübt hat, ist am besten aus dem Briefwechsel Beider (Berl. 1847), der den langen Zeitraum von 20 Jahren umfaßt u. eine der wichtigsten Quellen für die Biographie Schiller's bildet, ersichtlich.

Körner, Theodor, der Sohn des Vorigen, deutscher Dichter, geb. 23. Sept. 1791 zu Dresden, besuchte nach sorgfältiger Erziehung im väterlichen Hause die Bergakademie zu Freiberg (1808—10), dann die Universität zu Leipzig (1810), um daselbst die Rechte zu studiren, ließ sich aber zu manchen bedenklichen Verirrungen hinreißen, welche seinen Weggang nöthig machten. Er begab sich hierauf nach Berlin (1811), um daselbst Philosophie u. Geschichte zu studiren, allein eine schwere Krankheit, die ihn nöthigte, nach Karlsbad zu seiner Herstellung zu reisen, unterbrach seine Studien. Er kehrte auch nicht wieder nach Berlin zurück, sondern ging nach Wien, wo er (1812) als Theaterdichter am Hofburgtheater angestellt ward. Als sich Deutschland gegen den fremden Usurpator erhob, war K. einer der Ersten, welcher zu den Waffen griff; er ging nach Breslau, wo er in das Lützow'sche Freicorps (1813) trat, wurde Leutnant u. bald darauf Adjutant, aber während des Waffenstillstandes am 7. Juni 1813 beim Ueberfall zu Kitzen verwundet; es glückte ihm jedoch, der Gefangenschaft zu entgehen. Er ging nun nach Böhmen u. von da nach Schlesien u. wieder zum Lützow'schen Freicorps, allein er fiel 26. Aug. desselben Jahres in einem Gefechte auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin u. wurde in der Nähe des Dorfes Wöbbelin unter einer Eiche, der bekannten Körnereiche, begraben. Der damals regierende Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin schenkte den diese Eiche umgebenden Platz dem Vater Körner's, u. später ward das Grab desselben, welches auch die Ueberreste seines Vaters u. seiner Schwester Emma († 1815) in sich faßt, mit einem gußeisernen Denkmal geschmückt. Auch den Georgsplatz zu Dresden schmückt ein von Hähnel modellirtes, 18. Okt. 1871 enthülltes Standbild Th. K.'s. Eine Gedenktafel bezeichnet sein Geburtshaus auf der nach ihm sogenannten Körnerstraße, in welchem auch ein Körnermuseum aufgestellt werden soll. — Was K.'s dichterisches Talent anlangt, so steht er als Dramatiker viel niedriger wie als Lyriker. In der Bewunderung Schiller's aufgewachsen, steht er vollständig unter dessen Einfluß, ohne ihn jedoch im entferntesten zu erreichen; immerhin sind seine Trauerspiele („Rosamunde", „Zriny", „Toni") nicht ohne dramatisches Geschick gemacht. Origineller sind seine Lustspiele in Versen („Der Nachtwächter", „Der Vetter aus Bremen", „Der grüne Domino", „Die Gouvernante" ꝛc.). Einen unvergänglichen Namen dagegen hat er sich mit seinen patriotischen lyrischen Gedichten gemacht („Leier u. Schwert", Berl. 1814), von denen viele, wie „Lützow's Jagd", „Schwertlied" ꝛc., bleibendes Eigenthum des deutschen Volkes sind.



Nr 3763. Theodor Korner (geb 23 Sept 1791 gest. 26 Aug 1813).

K.'s „Poetischer Nachlaß" erschien zu Leipzig 1815 (2 Bde.), seine „Dramatischen Beiträge" zu Berlin 1815 (2 Bde.), seine „Sämmtlichen Werke" gab Streckfuß heraus (Berl. 1834 u. oft).

Korngesetze. Die Stellung der Staatsgewalt zum Kornhandel war u. ist bei den verschiedenen Völkern u. zu verschiedenen Zeiten so verschieden, daß noch heute die berühmtesten Philologen u. Nationalökonomen über die Zwecke der antiken griechischen u. römischen Zollpolitik nicht recht im Klaren sind. In der mittelalterlichen Kornpolitik u. im Kanonischen Recht der damals so mächtigen Katholischen Kirche trat dagegen rein u. scharf das Bestreben hervor, den Kornwucher zu verhüten od. zu bestrafen u. Theuerungen u. Hungersnöthen vorzubeugen. In jener Zeit, wo die Marktgebiete sehr klein u. von einander abgesperrt waren, u. wo der Kornhandel auf eine kleine Zahl von zünftigen Gewerbetreibenden, insbes. von Müllern u. Bäckern, sich beschränkte, u. wo kaufmännische Bildung im Publikum wenig verbreitet war, mochte ein wirklicher Kornwucher mitunter vorkommen, da die polizeilichen Maßregeln des Staates u. der Kirche gegen den Mißbrauch ziemlich wirkungslos waren. Auf höheren Kulturstufen, z. B. heutzutage, ist dagegen die Furcht vor dem Kornwucher nur eine Abart der Gespensterfurcht. Roscher, dessen Schrift „Ueber Kornhandel u. Theuerungspolitik" (3. Aufl. 1852) die beste Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes liefert, betrachtet die Differenzgeschäfte im Kornhandel, welche früher meist verboten waren, noch als gemeinschädlich.

Diese Anschauung ist indeß irrig, wie Gustav Cohn (im 7. u. 16. Bde. von Hildebrand's „Jahrbüchern für Nationalökonomie“) u. O. Michaelis (in seinen „Volkswirthschaftlichen Schriften“, Bd. II, 1873) gezeigt haben. Die Spekulanten verfolgen allerdings nur ihren persönlichen Vortheil, u. scheinbar ist das Differenzgeschäft nur eine unnütze Wette, da keiner der beiden Theile die wirkliche Lieferung des Getreides will; in Wirklichkeit schlägt indeß auch hier das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte zum Segen des Gemeinwohls aus. Die eifrige Beschäftigung vieler scharfsinniger, sachkundiger Männer mit der wahrscheinlichen künftigen Preisgestaltung des wichtigsten Nahrungsmittels führt dazu, daß die Schwantungen der Getreidepreise zum Vortheil der Landwirthe wie der Händler u. der Konsumenten immer geringer werden, daß immer entferntere Gegenden die stetige u. reichliche Versorgung des betreffenden Marktes garantiren helfen. Die Ausfuhrverbote u. sonstigen Einmischungen des Staates in die Freiheit des Kornhandels entmuthigen nur die Produktion u. haben zur Folge, daß auch auf den inländischen Markt weniger inländisches Getreide kommt als beim Freihandel. Die Ausfuhrverbote führen ferner zu Repressalien der Nachbarstaaten. Im J. 1817 mußten die Tiroler z. B. Korn aus Böhmen statt aus Bayern holen, weil Oesterreich die Ausfuhr aus Böhmen verboten hatte, u. weil Bayern infolge dessen ebenfalls ein Ausfuhrverbot erlassen hatte. Die englischen Kornzölle von 1670 ff., welche 1846 abgeschafft (richtiger: 1846 u. 64 auf ein Minimum ermäßigt) wurden, waren Schutzzölle zu Gunsten der Landaristokratie. Solche Kornschutzzölle existiren auch in Frankreich seit 1819, in Tirol, in Ungarn ꝛc. Die engl. Kornzölle waren nach einer sog. gleitenden Skala abgestuft, d. h. sie sanken bei theueren Getreidepreisen u. umgekehrt. Die Kornschutzzölle sind die verwerflichsten aller Schutzzölle, weil sie das nothwendigste Lebensmittel vertheuern, der Industrie schaden u. auch die Grundbesitzer selbst lässig machen. Der Kornzoll des Zollvereins ist mit Recht abgeschafft worden, nachdem er von 5, bezw. 2 u. 1 Sgr. pro Scheffel auf 1/2 Sgr. herabgesetzt worden war. Infolge der Mississippiregulirung ꝛc. werden aus den Vereinigten Staaten u. andern Ländern in den nöchsten Jahrzehnten ungeheure Kornmassen nach Deutschland strömen u. vielleicht auch zu Schutzzollforderungen eines Theiles der Landwirthe führen. Diese reaktionären Bestrebungen würden indeß jedenfalls am geschlossenen Widerstande der Freihändler u. Konsumenten abprallen. Der wahre Schutz der Landwirthschaft ist in solchen Fällen in einem veränderten Betriebssystem, in einer stärkeren Fleischproduktion ꝛc. zu suchen. — Vgl. noch im Allgemeinen Roscher's treffliche „Nationalökonomie des Ackerbaues“ (7. Aufl. 1873).

Kornrade, s. „Agrostemma“.

Kornwurm, Bezeichnung für zwei sehr schädliche Insekten ganz verschiedener Art. 1) Schwarzer od. brauner K. (od. Kornbohrer) heißt die weiße, nackte, fußlose, braunköpfige Larve eines nur 4 mm. langen, schwarzbraunen Rüsselkäfers (Calandra granaria), welcher sich durch ein tiefpunktirtes Halsschild u. tief gestreift punktirte Flügeldecken auszeichnet, nie umherfliegt u. in Gebäuden, in Ritzen der Böden ꝛc. überwintert. Das Weibchen legt ihre Eier an die Getreidekörner, die aus dem Eie kriechende Larve bohrt sich in diese ein u. verpuppt sich in deren ausgefressener Hülle, um schon acht Tage darauf als ausgebildeter Käfer hervor zu kriechen. Da sich jährlich zwei Generationen (im Juli u. September) entwickeln, so kann im Winter gekauftes Getreide bereits Larven enthalten. Die besten Vorbeugungsmittel gegen K. sind luftige Lage u. Reinlichhaltung der Kornböden, Verstreichen der Ritzen u. fleißiges Umschaufeln des Getreides. Eine verwandte Art, der Reiskäfer („Glander“ des Reises, Calandra oryzae), kommt auch in Mais u. Weizen vor u. ist an vier rothen Flecken auf den Flügeldecken kenntlich. 2) Weißer K. heißt die Raupe der Kornmotte, Kornschabe (Tinea granella), eines nur 15 mm. spannenden kleinen Schmetterlings mit langgefransten Flügeln, deren vordere grau, braun u. schwärzlich marmorirt u. in der Ruhe hinten etwas in die Höhe gebogen, die hinteren bräunlich sind. Das Weibchen dieser Motte legt seine Eier im Mai an Getreidekörner; die ausgekrochne Raupe spinnt mehrere derselben zusammen u. frißt sie aus. Sie spinnt sich im September zur Ueberwinterung ein, verpuppt sich aber erst im März od. April, um nach Verlauf von 4 Wochen als Falter auszukriechen. Den letztern muß man vertilgen, wenn er eben ausgekrochen ist u. seine Eier noch nicht abgesetzt hat, auch deckt man die Kornhaufen durch feuchte Tücher, um die Raupen auf diesen abzufangen u. die eierlegenden Motten vom Korne abzuhalten; am besten schützt fleißiges Umschaufeln.

Koromandel, die Südhälfte der Ostküste Vorderindiens (s. d.).

Koroneia, griech. Stadt in Böotien, im südwestlichsten Theile der Kopaïsniederung zwischen den drei dem Helikon im N. vorgelagerten Bergen Laphystion, Leibethrion u. Tilphossion am Bache Phalaros gelegen, bekannt durch die Niederlage der Athener (447 od. 446 v. Chr.), infolge deren diese Böotien freigeben mußten, sowie durch den Sieg, welchen im Böotischen Kriege der spartanische König Agesilaos über die Böoter davontrug (394 v. Chr.). Von der Stadt sind nur noch geringe Trümmer übrig bei dem jetzigen Dorfe Hagios Georgi od. K.

Körper nennt man in der körperlichen Geometrie (s. d.) od. Stereometrie alle völlig umgrenzten Raumgebilde von drei Dimensionen. Der Stoff, welcher das fragliche Raumstück erfüllt, ist dabei völlig gleichgiltig, nur die Gestalt u. Größe des Raumstückes kommt bei einem K. in geometrischer Hinsicht in Betracht. Ein K. kann von ebenen od. von krummen Flächen, od. von beiderlei Flächen zugleich eingeschlossen sein. Solche K., welche nur von Ebenen umschlossen sind, heißen im Allgemeinen Polyëder. Die Linie, in welcher zwei Flächen zusammenstoßen, heißt Kante; der Punkt, in welchem drei od. mehr Flächen zusammenstoßen, Ecke. Interessant ist der von Euler bewiesene Satz, daß die Anzahl aller Ecken u. Flächen eines Polyëders zusammengenommen um 2 größer ist als die Anzahl seiner Kanten. So hat z. B. der Würfel 8 Ecken u. 6 Flächen, macht zusammen 14, d. i. 2 mehr als die Anzahl der 12 Kanten desselben. Die einfachsten, von geraden Flächen begrenzten K. sind die Pyramide, das Prisma, das Parallelepipedon, der Würfel; ferner der Obelisk, das Prismatoid u. s. w. Ganz regelmäßige, gradflächige Polyëder kommen in der Natur als Krystalle vor (s. d.). Die einfachsten K. mit krummer Oberfläche sind die Rotations- od. Umdrehungskörper. Denkt man sich ein Rechteck um eine seiner Seiten als Achse im Kreise herumgedreht, so entsteht ein gerader Cylinder (s. d.); denkt man sich ebenso ein rechtwinkliges Dreieck umgedreht, so entsteht ein Kegel (s. d.); denkt man sich endlich einen Halbkreis um seinen Durchmesser gedreht, so entsteht die Kugel (s. d.). Im Allgemeinen kann man sich durch Umdrehung irgend einer gerad- od. krummlinig begrenzten ebenen Figur um eine in od. außer ihr gedachte Drehungsachse einen Rotationskörper entstanden denken. Denkt man sich von einer Pyramide od. einem Kegel mittels eines Schnittes durch die Seiten ein Stück von der Spitze abgeschnitten, so entsteht eine abgestumpfte Pyramide od. ein abgestumpfter Kegel. Faßt man nächst der Gestalt noch die Größe eines K.s ins Auge, so kommt man zu den Problemen der Körperausmessung. Man bezieht die Größe eines körperlichen Raumes stets auf die Größe eines Kubus od. Würfels, dessen Seiten der gewählten Längeneinheit (Meter, Centimeter, Zoll, Fuß, Meile ꝛc.) gleich sind, als auf eine Körpermaßeinheit, u. nennt daher dieses Maß auch kubisches od. Kubikmaß. So lassen sich z. B. auf der Grundfläche eines geraden Parallelepipedons, welche 4 m. lang u. 3 m. breit ist, 4×3, d. i. 12 Kbm., u. wenn das Parallelepipedon 5 m. hoch ist, so lassen sich 5 solcher Schichten von 12 Kbm. od. 5×4×3, d. i. 60 Kbm. übereinander stellen. Man erhält also den kubischen od. Rauminhalt eines Parallelepipedons durch Multiplikation von Grundfläche u. Höhe. Ganz dasselbe gilt vom Prisma u. Cylinder (s. d.), u. da jedes Prisma sich durch mit den Kanten parallele Schnitte in dreikantige Prismen zerlegen läßt, jedes solche aber in drei gleich große Pyramiden von der Grundfläche u. Höhe des Prismas, so läßt sich zeigen, daß der Inhalt jeder Pyramide gleich dem dritten Theile des Produktes aus Grundfläche u. Höhe ist. Dasselbe gilt auch vom Inhalte des Kegels, da dieser als eine Pyramide betrachtet werden kann, deren Grundfläche ein Vieleck von unendlich viel Seiten ist. Durch ähnliche Betrachtung ergiebt sich auch leicht der Inhalt der Kugel u. s. w.

Körpermessung, s. „Anthropometrie“.

Körperverletzung ist jeder, nicht in tödlicher Absicht unternommene rechtswidrige Angriff auf die Gesundheit od. die leibliche Integrität eines Andern, ohne tödlichen Erfolg, sofern die Handlung wegen ihres Gegenstandes, ihres Zweckes od. ihrer sonstigen Beschaffenheit nicht in ein anderes bestimmtes Verbrechen übergeht. Nach röm. Recht waren die K.en nicht eigene Verbrechen, sondern begründeten nur entweder Privatklagen, od. öffentliche Strafen wegen injuria od. vis. Das gerade über diese Verbrechen bes. ausführliche ältere Germanische Recht ließ Fehde, Komposition u. selbst Talion eintreten. Die gemeinrechtliche Praxis aber behandelte diese Verbrechen, sofern sie nicht blos als Bestandtheile anderer erscheinen od. der Gesichtspunkt der Injurie vorwiegt, als eigene Art. Das Deutsche Strafgesetzbuch (§ 223 ff.) bestraft Denjenigen, der vorsätzlich einen Andern körperlich mißhandelt od. an der Gesundheit beschädigt, wegen K. mit Gefängniß (in schwereren Fällen mit Zuchthaus) od. mit Geldstrafe. In allen Fällen der K. kann jedoch auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an denselben zu erlegende Buße bis zum Betrage von 6000 Mk. erkannt werden, wodurch aber die Geltendmachung eines weiteren Entschädigungsanspruchs ausgeschlossen wird. Die Verfolgung leichter, vorsätzlicher, sowie aller durch Fahrlässigkeit verursachter K.en tritt nur auf Antrag ein, sofern nicht die K. mit Uebertretung einer Amts-, Berufs- od. Gewerbspflicht begangen worden ist.

Korporal (franz. caporal) ist die niederste Stufe des eigentlichen Unteroffizierstandes. Diese Benennung, die in der franz. u. in der österr. Armee noch besteht, ist aus der deutschen Armee verschwunden u. durch die allerdings keineswegs bezeichnende Benennung „Unteroffizier" ersetzt. Korporalschaften sind die bei jeder Compagnie zum Zwecke einer besseren Beaufsichtigung im Quartier vorgeschriebenen Unterabtheilungen, gewöhnlich 8 od. 12.

Korporation (a. d. Lat.) nennt man eine Vereinigung von mehr als zwei Personen zur Erreichung eines nicht blos vorübergehenden, sondern dauernden Zweckes. Gleichgiltig ist es hierbei, ob die K. dem öffentlichen Interesse dient, wie Gemeinden, politische Vereine, od. nur die Erreichung gemeinnütziger Zwecke beabsichtigt, wie Armenvereine, Börsenvereinigungen ꝛc. Vorwiegend wird der Ausdruck K. allerdings für die dem öffentlichen Rechte angehörigen Personenvereine gebraucht. Die K. unterscheidet sich von der bloßen Erwerbsgesellschaft dadurch, daß sie nicht dem Interesse der einzelnen jeweiligen Mitglieder, sondern der Gesammtheit dient, mithin auch vom Wechsel der Mitglieder unabhängig ist. Sie bildet ferner den Gegensatz zu den Vermögensmassen (Stiftungen, Anstalten), welche zwar ähnliche Zwecke verwirklichen sollen u. wie die K.en zu den sog. juristischen Personen gehören, aber von den K.en sich dadurch unterscheiden, daß bei letzteren die Mitglieder, bei den Vermögensmassen aber das Zweckvermögen das rechtsfähige Wesen bildet. Allen K.en ist gemeinsam, daß sie regelmäßig eine bestimmte Verfassung, Grundgesetz od. Statut, haben, an die alle Betheiligten gebunden sind. Zu ihrem Bestehen bedürfen sie in der Regel der staatlichen Anerkennung; durch dieselbe erlangen sie erst die Fähigkeit, Rechte zu haben u. auszuüben. Sie werden vom Staate überwacht u. können, sofern sie die ihnen verliehenen od. zugestandenen Rechte mißbrauchen, aufgelöst werden. Im Falle ihrer Auflösung fällt ihr Vermögen, sofern nicht deshalb von vornherein od. sonst giltig eine gegentheilige Bestimmung getroffen worden ist, an den Staat. Vertreten werden sie im Verkehr od. vor Gericht entweder durch ihr verfassungsmäßiges Organ (Vorstand, Direktorium), od. durch die Gesammtheit aller Mitglieder (Generalversammlung). Die letztere faßt ihre Beschlüsse regelmäßig nach absoluter Stimmenmehrheit, d. h. es gilt Dasjenige als beschlossen, was mehr als die Hälfte der erschienenen Mitglieder genehmigt.

Korpulenz (a. d. Lat.), s. v. w. Dickleibigkeit, Wohlbeleibtheit.

Korrektionshaus, s. v. w. Straf- od. Zuchthaus; Verbesserungshaus. — **Korrektionär**, Sträfling, der in einem K.e Untergebrachte. — **Korrektiv**, Besserungs- od. Zuchtmittel.

Korrelate (vom lat. correlata, auf einander bezogen) heißen Dinge od. Begriffe, die so eng mit einander verwachsen, so sehr auf einander bezogen sind, daß Eins ohne das Andere nicht gedacht werden kann, z. B. Pflichten u. Rechte, Diener u. Herr.

Korrelationsgesetz, Gesetz „der Korrelation d. h. Wechselbeziehung) der Theile", ein durch G. Cuvier (s. d.) zunächst für die Thierwelt nachgewiesenes Gesetz, wonach die Veränderungen der verschiedenen Organsysteme einander gegenseitig beeinflussen. Das Gesetz spricht aus, daß, wie das Auftreten gewisser Organe nothwendig das Vorhandensein anderer bedingt, so eine besondere Modifikation des einen eigenthümliche Veränderungen aller übrigen zur Folge od. Begleitung hat; daß also eine bestimmte gestaltliche Anordnung eines Theils eine entsprechende Bildung in dem andern mit sich bringt. Es ergiebt sich hieraus ein enger Zusammenhang der äußern Gesammtform mit der Organisation. — Gewöhnlich nur für die (thierischen) Organismen geltend gemacht, läßt sich das K. auch in der anorganischen Natur nachweisen, indem bei Krystallen alle einzelnen Theile unter einander u. zum Ganzen in bestimmten, durch die gesetzmäßige Verschiedenheit der Kohäsion geregelten Beziehungen stehen.

korrespondiren (neulat., von respondēre, antworten), Briefe wechseln; auch: übereinstimmen, entsprechen. — **Korrespondent**, Einer, mit dem man in brieflichem Verkehr steht; Geschäftsfreund, Einsender von Zeitungsartikeln; der Commis, dem die Beantwortung der eingehenden Geschäftsbriefe obliegt. **Korrespondenz**, Briefwechsel, schriftlicher Verkehr; ein von auswärts eingesandter Zeitungsartikel.

Korria saponica, s. „Corchorus".

korrigiren (lat. corrigĕre), verbessern, berichtigen; bes. ein Manuskript od. ein im Satz befindliches Druckwerk von Fehlern reinigen. — **Korrektor**, Verbesserer od. Berichtiger eines Druckerzeugnisses. **Korrektur**, Verbesserung, Berichtigung, nam. von Fehlern während der Herstellung eines Druckwerkes. In Bezug auf den technischen Gang des Korrekturwesens ist Folgendes zu bemerken: es wird von jedem fertig gesetzten Druckbogen zunächst ein Abzug gemacht (die 1. Korrektur);

Nr. 3761. Darstellung einer Korrektur.

Falscher Buchstabe	Der Verlagsbuchhandel sowie die massenhafte Er-	
Falsches Wort	scheinungsweise des Zeitungswesens bilden ein ganzes	
Buchstaben aus andern Schriften	System von zugehörigen Geschäftszweigen entfaltet, wo-	
Umgekehrter Buchstabe (Fliegenkopf)	runter das Korrekturwesen eine der hervorragendsten	K
Ueberflüssiges Wort (Hochzeit)	Stellen mit einnimmt. Denn ehe ehe ein Buch, eine	
Fehlender Satztheil (Leiche)	Zeitung erscheinen kann, ist es nöthig, sowol Setzen ent-	die beim
Sogenannte Spieße.	standenen Fehler zu berichtigen, als auch die vom Ver	
Unrichtige Folge der Wörter	fasser, bez. beliebten dem Redakteur desselben Aenderungen	
Schadhafte Buchstaben	anzubringen u. zu kontroliren. Demgemäß müssen von	
Verkehrt stehende Buchstaben u. dgl. Wort	einem Druckbogen, ehe er druckfähig ist, Man 2 3 Kor-	
Zusammenzuziehendes Wort.	rekturen nebst Revisionen beso rgt werden, bei schwie-	
Mehr Zwischenraum	rigeren Werken oft noch mehr. Namentlich für fachwissen	
Satz in gerade Linie bringen	schaftliche und lexikalische Werke wird es nöthig, für jedes	
Nicht zu sperren	derselben, bezüglich für jeden Haupttheil, außer dem	
Zu sperren.	sog. Hauskorrektor, noch eine besonders tüchtige Fachkraft	
	heranzuziehen, so daß im Korrekturwesen alle möglichen	
	Bildungsstufen vertreten sind. — Obgleich die möglichst	
Zu wenig Durchschuß	vollständige Uebereinstimmung des Satzes mit dem Ma-	
Zu viel Durchschuß.	(——— ———)	———)
	nuskript die Hauptaufgabe des Korrekturwesens bleiben	
Kein Absatz, zusammen bringen	wird, so liegt dem Korrektor doch noch die	
	Beobachtung von mancherlei Nebensachen, als die	
	eigenthümliche Hausorthographie, Abweichungen im No-	
Zeile ausrücken	menklatur und Ausstattungswesen ꝛc. ob, so daß ihm	
	oft eine ganze Reihe von Aufgaben zufällt.	
Zeile einrücken	Ein größeres Verlagsgeschäft dürfte heutzutage einer	
	Anzahl ständiger od. zeitweiliger Korrektoren kaum ent-	
	rathen können. Die großen Zeitungen haben in der	
Falsche Interpunktion	Regel eigene Korrekturbureaux; so soll z. B. die „Times"	
	in London nicht weniger als 24 Korrektoren beschäftigen.	

dieser wird von dem dazu bes. engagirten sog. Hauskorrektor mit dem betreffenden Manuskript verglichen u. es werden die gefundenen Fehler bez. Berichtigungen am Rande des Druckbogens angemerkt. Nach Vollendung dieser Arbeit erhält der Setzer die Korrektur u. beseitigt die angezeigten Fehler in der Form des Satzbogens. Hierauf wird ein zweiter Abzug von dem betreffenden Bogen gemacht (oft in mehreren Exemplaren) u. entweder dem Autor, bez. Redakteur, od. dem damit beauftragten Fachkorrektor zugestellt. Es erfolgt hierauf die eigentliche Fachkorrektur, bez. die Anordnung von Aenderungen ꝛc.

Oft geschieht dies auch schon in 1. Korrektur. Hat der Setzer diese Korrektur erledigt, so wird eine sog. Revision abgezogen, die allerdings oft genug auch zur Korrektur wird, bis endlich der betreffende Bogen für druckfähig erklärt u. mit dem sog. Imprimatur (d. i. „Es werde gedruckt") versehen wird, worauf der wirkliche Druck beginnen kann. Im Zeitungskorrekturwesen ꝛc. wird der erste Abzug zur Korrektur fast nur in sog. Fahnen, d. s. Bruchstücke des Ganzen, mittels Bürsten seitens der Drucker bewirkt; diese vergleicht der Hauskorrektor schnell mit dem betreffenden Manuskript, eben so schnell besorgt der Setzer die Beseitigung der angezeigten Fehler; alsdann beginnt die Zusammenstellung des Ganzen zu einem Bogen od. einer Nummer der Zeitung, worauf die Hauptkorrektur sowol seitens des Redakteurs als des Korrektors vorgenommen wird u. nach später erfolgter Revision der Druck beginnt.

korrosiv (lat. corrosivus), ätzend, beizend, fressend.

korrumpiren (lat. corrumpĕre), verderben, verfälschen, bestechen; daher Korruption, Verdorbenheit, Verfälschung.

Korsak, s. „Fuchs".

Korsakoff Rimskoi, Alexander Iwanowitsch, russ. General u. Günstling der Kaiserin Katharina II., geb. 1754, trat frühzeitig ins russ. Heer ein, nahm 1794 am Feldzuge gegen die Franzosen in den Niederlanden u. dann am Kriege gegen Persien Theil, wurde von Kaiser Paul I. zum General ernannt u. 1799 mit 40,000 Mann zur Unterstützung Suworow's in die Schweiz geschickt, erlitt aber mehrere Niederlagen u. legte daher den Befehl nieder. In den J. 1805—1830 war er Militärgouverneur von Lithauen. Er starb als Mitglied des Reichsrathes zu Petersburg 25. Mai 1840.

Korsar ist eigentlich ein ital. od. span. Wort u. herzuleiten von corsear, kreuzen, kapern. Man nannte K.en zunächst die Besitzer von Raubschiffen, wie sie an den Küsten der Berberei ausgerüstet u. dort mit Freibriefen zur Seeräuberei förmlich autorisirt wurden. Heutzutage versteht man unter K.en überhaupt Seeräuber.

Korsika (franz. la Corse), franz. Departement u. Insel im Mittelländischen Meere, 158,86 □M. mit 258,507 E. (1872), liegt im S. des Ligurischen u. im W. des Tyrrhenischen Meeres, 11 M. vom ital. Festlande entfernt, u. wird durch die Straße von Bonifacio von Sardinien geschieden. Die Insel hat eine ovale Gestalt, 20 M. lang, 10 M. breit; nach N. streckt sie eine Halbinsel, die im Kap Corso endet, während das Kap Blanco die Südspitze bildet. Die Ostküste ist nur im S. u. N. von Gebirgen begleitet, in der Mitte aber flach u. von Strandlagunen eingesäumt; die Westküste ist dagegen vielfältig zerrissen u. besitzt in den Buchten von Valinco, Ajaccio, Sagona, Porto u. S. Fiorenzo tief einschneidende Busen. Der ganze Küstenumfang beträgt 70 M. Reichbewaldete Gebirge durchziehen die Insel der Länge nach in der Hauptrichtung von N. nach S., weit mehr nach W. als nach O. sich verzweigend; in der Mitte liegen die höchsten Gipfel, die sich über die Baumgrenze erheben, so der Monte Cinto (2707 m.), der M. Rotondo (2624 m.), der M. Paglia Orba (2525 m.), der M. Cardo (2454 m. nach den Generalstabsmessungen von 1873) u. eine Anzahl anderer Berge über 2000 m. Beim M. Rotondo biegt das Hauptgebirge nach NW. ab; ein niedrigerer Zug begleitet die Ostküste bis zum Kap Corso. Zahlreiche Bergströme von sehr starkem Gefälle eilen von diesem Gebirge in tiefen Thälern den Meeren zu, nach O. der Golo, Tavignano, der größte Fluß der Insel, u. der Orbo, nach W. die Tavaria, der Taravo, Prunelli, Gravone u. Liamone. Der Thalboden ist fruchtbar u. würde sich bei einer rationellen Bewirthschaftung auch für die Kultur von subtropischen Nutzpflanzen eignen; selbst die Anpflanzung von Baumwolle u. Indigo hat Erfolg gehabt; doch ist nur 1/[illegible] des Bodens urbar gemacht. Oelbäume, Orangen, Kastanien u. der Wein gedeihen ohne Pflege, doch auch ohne den Ertrag, welcher unter anderen Verhältnissen erreicht werden könnte. Die Insel hat Eisen u. in den Gebirgswaldungen vortreffliche Hölzer, welche auch ausgeführt u. zum Schiffbau verwendet werden. Die Industrie ist sehr unbedeutend u. besteht nur aus Hausgewerben; man fertigt grobe Leinwand, Töpferwaaren, Seife, Leder, Wachs u. A. m. Von den Küstenorten aus wird der Thunfisch- u. Sardellenfang stark betrieben; die Fischerei auf Korallen, welche sich bes. in der Straße von Bonifacio in vorzüglicher Qualität finden, liegt aber fast ausschließlich in den Händen der Genuesen u. Livornesen. Jagd auf Moufflons, welche die höchsten Berggipfel bewohnen, ist eine Lieblingsbeschäftigung der männlichen Bevölkerung. Der Korse ist seiner Nationalität nach Italiener u. doch ein begeisterter Verehrer seines großen Landsmannes, Napoleon Bonaparte u. dessen Dynastie. Gastfreundschaft u. gerade Gesinnung, Muth u. Ausdauer werden ihm nachgerühmt; berüchtigt ist aber seine Rachsucht, welche durch die Vendetta schon ganzen Familien den Untergang bereitet hat. Die korsischen Volkslieder, nam. die Todtenklagen, gehören zu den schönsten u. gefühlvollsten der ital. Sprache. — Das Departement K. zerfällt in 5 Arrondissements, welche nach den bedeutendsten Städten der Insel benannt sind; diese sind: Ajaccio (s. d.), Hauptstadt, nach der Volkszählung von 1872 mit 15,901 E.; Bastia (s. d.), ehemalige Hauptstadt, mit 17,085 E.; Calvi mit 2164 E.; Corte mit 5426 E. u. Sartene mit 3121 E. — Schon die Urbevölkerung K.'s, das bei den Griechen u. Römern auch den Namen Cyrnus führte, war eine Mischung ligurischer, ital. u. keltischer Elemente. Phokäische Griechen gründeten die Stadt Alalia (jetzt Aleria), nach ihnen siedelten sich Tyrrhener an u. brachten von hier Honig, Wachs, Schiffsbauholz u. Sklaven in ihr Mutterland. Die sinkende Macht Etruriens ließ die Karthager Herren der Insel werden. Die Römer bemächtigten sich derselben 240 v. Chr., trotz des tapferen Widerstandes der korsischen Bergvölker, welche erst 162 v. Chr. durch Scipio Nasica völlig unterworfen wurden. Nach dem Falle Roms behaupteten Vandalen K. lange Zeit, bis sie Belisar vertrieb, dann wechselte die Herrschaft zwischen Gothen u. Langobarden, endlich fiel diese an die Byzantiner. Im 8. Jahrh. suchten Araber die Insel heim u. bemächtigten sich des größten Theils derselben; nachdem sie besiegt waren, wurde K. von Ludwig dem Frommen 833 den Markgrafen von Toscana als Lehn gegeben u. blieb unter denselben bis 1098, wo Papst Urban II. es dem Erzbisthum Pisa verlieh; doch gelangten schon 1217 die Genuesen in den Besitz von Bonifacio u. hatten 1284 die ganze Insel den Pisanern entrissen. Das von den Signori bedrückte Volk erhob sich aber in zahlreichen Aufständen, bis Genua die Insel 1453 einem ihrer Bankinstitute übertrug. Da dessen Regierung nur in Steuererhebung bestand, so dauerten die Aufstände fort bis in das 16. Jahrh., wo die Kraft des korsischen Adels gebrochen wurde. Der Haß der Korsen gegen die Genuesen blieb u. machte sich endlich 1729 in einer allgemeinen Empörung Luft; 1735 war fast die ganze Insel Genua entrissen, u. das Volk, unter einer demokratischen Konstitution geeinigt, erhob 1736 einen deutschen Baron, den genialen Abenteurer Theodor von Neuhoff (s. d.), zu seinem Könige. Doch noch in demselben Jahre zerfloß dieses Königthum, weil die vorgespiegelte Hülfe fremder Mächte ausblieb, u. Theodor verließ die Insel. Dagegen unterstützte Frankreich die auf wenige Küstenplätze beschränkten Genuesen mit Truppen, u. der Krieg, seit 1755 von dem tapferen Korsen Pasquale Paoli (s. d.) geleitet, nahm seinen Fortgang. Im J. 1768 trat Genua die Insel an Frankreich ab, das sich dieselbe durch die Schlacht von Pontenuovo 1769 vollständig unterwarf. Eine brit. Besatzung währte nur 1794—96, seitdem ist K. ohne irgend welchen nationalen Gegensatz bei Frankreich treu verblieben, eng verbunden mit diesem durch die Geschichte des größten Korsen, Napoleon Bonaparte. — Vgl. Gregorovius, „Korsika" (2 Bde., 2. Aufl. Stuttg. 1870).

Körte, Wilhelm, Schriftsteller, insbes. biographischer u. literarhistorischer, ein Großneffe Gleim's, geb. zu Aschersleben 24. März 1776, studirte in Halle, war bis 1810 Domvikar in Halberstadt, dann Buchhändler, privatisirte seit 1812 u. starb zu Halberstadt 30. Jan. 1846. Er schrieb u. gab bes. heraus: das „Leben Gleim's" (Halberstadt 1811), sowie dessen „Sämmtliche Werke" (8 Bde., ebd. 1811) u. „Zeitgedichte" (Lpz. 1841); Ew. Chr. v. Kleist's „Werke" (neue Aufl., Berl. 1840); das „Leben Carnot's" (ebd. 1820); „Leben u. Studien Fr. Aug. Wolf's, des Philologen" (Essen 1833); „Albr. Thaer, sein Leben u. Wirken als Arzt u. Landwirth" (Lpz. 1839); aus den Vorlesungen seines Schwiegervaters Wolf „Consilia scholastica" (Quedlinb. u. Lpz. 1835); eine Sammlung der „Sprüchwörter u. sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen" (Lpz. 1837; 2. Aufl. 1861) u. A. m.

Kortüm, Johann Friedrich Christoph, Geschichtschreiber, geb. als Sohn eines Predigers in dem mecklenb.-strelitz'schen Dorfe Eichhorst 24. Febr. 1788, studirte in Halle, Göttingen u. Heidelberg Philologie u. Geschichte u. kehrte dann in seine Heimat zurück, die er von fremden Truppen überschwemmt fand. Um seinen glühenden Franzosenhaß zu kühlen, beabsichtigte er, nach Spanien zu gehen u. dort als Guerrillero zu kämpfen. Als er sich aber einschiffen wollte, nahmen ihn Franzosen fest; mitleidige Bauern verhalfen ihm zur Flucht, u. er begab sich in die Schweiz, wo er zuerst ein halbes Jahr bei Pestalozzi verweilte u. hierauf bei Fellenberg in Hofwyl eine Lehrerstelle annahm. Als freiw. Jäger machte er den Winterfeldzug von 1814 u. den Einzug in Paris mit, wo er die reiche Gelegenheit zu wissenschaftlichen Studien weislich benutzte. Nach der Rückkehr lehrte er wieder in Hofwyl, bis er 1817 Prof. der griech. u. lat. Sprache an der Aargauer Kantonsschule wurde. Nachdem er 1818 diese Stelle niedergelegt u. auf der kaiserl. Bibliothek in Wien gearbeitet hatte, ging er 1819 als Gymnasialprofessor nach Neuwied,

wurde aber aus dieser Stellung entlassen u. war dann successive Universitätsprofessor in Basel, nochmals Lehrer in Hofwyl, hielt seit 1826 Privatvorlesungen an erstgenannter Hochschule, wirkte seit 1832 als ord. Prof. in Bern u. seit 1840 in Heidelberg. Hier starb er 4. Juni 1858. Die wichtigsten Werke K.'s sind: „Friedrich I. mit seinen Freunden u. Feinden" (Aarau 1818); „Zur Geschichte der hellenischen Staatsverfassungen" (Heidelb. 1821); „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter u. in der neueren Zeit" (3 Bde., Zür. 1827—29); „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Bern 1836—37); „Römische Geschichte" (Heidelb. 1843); „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" (Mannh. 1843) u. „Geschichte Griechenland's bis zum Untergange des Achäischen Bundes" (3 Bde., Heidelb. 1854).

Kortüm, Karl Anton, deutscher Dichter, geb. 5. Juli 1745 zu Mülheim an der Ruhr, ward 1767 zu Duisburg Doktor der Medizin, praktizirte als solcher zuerst in seiner Vaterstadt, ward dann Bergarzt zu Bochum in der Grafschaft Mark u. machte sich auch auf wissenschaftlichem Gebiete durch mehrere gemeinnützige Schriften, wie in „Der Kaffee u. seine Stellvertreter", „Der Thee u. seine Stellvertreter", „Grundsätze der Bienenzucht u. Bienenkalender" (Wesel 1776), sowie durch eine interessante „Vertheidigung der Alchemie" (Duisb. 1789) bekannt. Allein in der Geschichte der deutschen Literatur hat er sich durch sein anonym erschienenes komisches Heldengedicht in Knittelversen „Leben, Meinungen u. Thaten von Hieronymus Jobs, dem Kandidaten" (Münster 1784), welches dann unter dem Titel „Die Jobsiade" (zuerst Dortmund 1799) zahllose Auflagen erlebt hat, ein bleibendes Andenken gestiftet. Seine übrigen komischen Gedichte: „Der Märtyrer der Mode" (Wesel 1778); „Die magische Laterne" (3 Thle., ebd. 1784—87) u. „Adams Hochzeitfeier" (ebd. 1788) sind dagegen mit Recht längst vergessen.

Korund, eine der kostbarsten Mineralspezies, da ihr die als Edelsteine hochgeschätzten Varietäten Sapphir u. Rubin sowie der als Schleifmaterial werthvolle Smirgel angehören. Der K. krystallisirt im rhomboëdrischen System u. zwar sowol in Rhomboëdern als in sechsseitigen Pyramiden, sechsseitigen Säulen u. s. w., u. finden sich die Krystalle theils eingewachsen, theils nach Verwitterung des Muttergesteins lose im Gerölle. Parallel den Rhomboëderflächen ist der K. mehr od. weniger spaltbar, sonst von muschligem bis splittrigem Bruche, spröde u. von einer Härte, welche ihn dem Diamant am nächsten stellt. Nach der zehngradigen Härteskala bezeichnet man ihn mit 9. Das spezifische Gewicht ist 3,9—4. In reinen Varietäten durchsichtig, zeigt er starke Strahlenbrechung; er kommt aber meist gefärbt vor, u. zwar blau (Sapphir) u. roth (Rubin). Diese beiden Varietäten sind es, welche als Schmucksteine wegen ihrer Schönheit u. Seltenheit hoch im Preise stehen. Seiner chemischen Natur nach ist der K. reine Thonerde; er findet sich eingewachsen im Granit, Syenit, Gneis, Talk u. Hornblendegesteinen, als Smirgel, in mikrokrystallinischen Massen von unscheinbarer Farbe, ganze Lager bildend; so auf Naxos ꝛc. — Das Vorkommen des K. ist ein sehr verbreitetes, doch sind die als Edelsteine werthvollen Varietäten nur selten; die schönsten kommen aus Birma. Eine braune Varietät des K., welche den vielen Korundkrystallen eigenthümlichen irisirenden, bläulichen Lichtschein ganz bes. schön zeigt, heißt Diamantspath (s. d. sowie „Sapphir" u. „Rubin").

Korvei, ehemalige gefürstete Benediktinerabtei, 2 Km. unterhalb der Stadt Höxter an der Weser gelegen, im Reg.-Bez. Minden der preuß. Provinz Westfalen. Ludwig der Fromme gründete 816 eine Kolonie des Klosters Corbie (in der Picardie) in Ertha u. verlegte diese 822 an ihre jetzige Stelle. Das Kloster gewann bald durch seine Klosterschule für die Christianisirung des Nordens eine große Bedeutung; aus K. ging nam. der berühmte Apostel Ansgar (s. d.) hervor; in K. schrieb Widukind (s. d.) seine Geschichte der Sachsen. Nachdem die Abtei von der Oberhoheit der Bischöfe von Paderborn befreit u. unmittelbar unter den Papst gestellt war, erhielt der Abt Sitz u. Stimme auf den Reichstagen; die Abtei ward 1793 zum Bisthum erhoben, aber 1803 säkularisirt, kam 1807 an Westfalen u. fiel 1815 an Preußen. Die Gebäude der Abtei, des jetzigen Schlosses, stammen aus dem Ende des 17. Jahrh. K. bildet gegenwärtig ein Mediatfürstenthum des Herzogs von Ratibor.

Korvette ist ein Kriegsschiff u. gehört zu den Dreimastern. Der Größe nach nimmt sie die dritte Stelle nach Linienschiff u. Fregatte ein. Die K. führt 18—26 Kanonen, hat aber in der Regel keine Stückpforten im Zwischendeck od. in der Batterie, sondern nur in dem Schanzkleide, der Einfassung des obersten Decks. Erst seit neuerer Zeit hat man auch K.n, deren Geschützstand überdeckt ist. Sie heißen dann „gedeckte K.n"

Korybanten, ursprünglich in lärmendem Tanze mit Handpauken u. Blasinstrumenten die Göttermutter Kybele umschwärmende Dämonen; der Name ging dann auch auf die Priester dieser Göttin über. Später wurden sie mit den kretischen Kureten, Dienern des Zeus, vermengt.

Koryphäe, eigentlich der auf dem Gipfel Stehende, hieß auf der altgriech. Bühne der Chor- od. Sängerführer. Im modernen Theater versteht man unter K.n Führer des Balletcorps, od. auch solche Choristen, welche sich durch musikalische Kenntnisse, vortheilhafte Figur u. Darstellungstalent auszeichnen. Sie stehen vor den andern, dienen diesen als Haltpunkte u. beleben die Masse durch Bewegungen, die ihrer Theilnahme an der Handlung Ausdruck geben. Daher spricht man auch von K.n in einer Kunst od. Wissenschaft, in der Politik ꝛc. u. versteht darunter die Ersten u. Vorzüglichsten, die den Ton angeben u. durch ihren gewichtigen Einfluß die Massen mit sich fortreißen.

Kos od. Ko (türk. Istankoi), Insel im Aegäischen Meere an der Südwestküste Kleinasiens, vor dem Busen von K. od. Dschowa u. unweit der Ruinen von Halikarnassos gelegen; hat auf $4\frac{1}{2}$ □M. 7000 E., die sich mit Weinbau u. Weberei beschäftigen. Die gleichnamige Hauptstadt K., gut gebaut u. von zahlreichen, zwischen Gärten gelegenen Landhäusern umgeben, liegt an der Ostküste des gebirgigen Eilandes. In der Nähe befand sich im Alterthum der hochberühmte Tempel des Asklepios, dem die ganze Insel heilig war. Dieselbe ist Geburtsort des Malers Apelles, des Arztes Hippokrates u. des Dichters Philetas.

Kosack Luganski, Schriftstellername für Wladimir Iwanowitsch Dahl. K. Marlinski, Pseudonym für Alexander Bestuschew.

Kosaken (Kasak), ein Mischvolk aus Mongolen, Hunnen, Türken u. Slaven, bildeten früher eine Menge bestimmter Stämme. Als nach 1240 ganz Südrußland den Mongolen unterworfen u. den Fürstenthümern Statthalter vorgesetzt waren, nahmen diese fremde Söldlinge in Dienst, hauptsächlich um die Steuern einzutreiben, u. diese hießen K. od. Tscherkessen. Allein schon im 10. Jahrh. bekämpften russ. Fürsten die Kasoghen auf der Halbinsel Taman, u. ein Theil des heutigen Tscherkessien hieß damals Kasachia. Vielleicht ist demnach Kosak u. Tscherkeß ursprünglich ein u. dasselbe u. der Name ging allmählich auf die Soldateska im Dienste der tatarischen Statthalter über. Im 13. Jahrh. ließen sich Völkerschaften, die sich als Tscherkessen bezeichneten u. von der Nordküste des Schwarzen Meeres vertrieben worden waren, in Kleinrußland nieder; hier wurde nun die Bezeichnung Tscherkeß im Allgemeinen für Landbauer, Kosak für Krieger gebraucht. Unter ihren kriegerischen Führern gelangte das Kosakenland allmählich zur Blüte; es dehnte sich einmal westl. vom Dnjestr bis zum Ural aus. Ihre hauptsächlichsten Wohnsitze hatten die K. an den Flüssen Dnjepr, Don u. Wolga. Den Ssaporoger K. gehört alles Land am Dnjepr nördl. von den Stromschnellen bis nach Kiew (Ukraine od. Grenzland genannt); die Bug- od. Dnjesterkosaken wohnen in der Ostrachow'schen Steppe zwischen Bug u. Dnjester; die Tschugujew'schen K. (eigentlich reguläre Truppen, u. zwar Ulanen) erhielten bei ihrer im 18. Jahrh. erfolgenden Einwanderung das Land um Tschugujew in der slobodischen Ukraine als Wohnsitz angewiesen. Die Don'schen K. existirten schon in der Mitte des 15. Jahrh. Ihre Ansiedelungen, Stanizen, hatten ihre eigenen Vorsteher u. sie ordneten ihre Verhältnisse selbst. Mehrere Dörfer standen unter einem Ataman od. Hetman (s. d.). Durch Peter d. Gr. verloren sie ihre Selbständigkeit; er veranlaßte sie, Ackerbau zu treiben, u. verhalf ihrer Aristokratie zu größerem Ansehen. Im J. 1841 wurden die Ländereien dieser K. zu persönlichem Eigenthum gemacht, d. h. jede freie männliche Seele erhielt 30 Deßjätinen, jeder Leibeigene 15. Das Land der Don'schen K., eine Steppe, bildet ein eigenes Gouvernement, 2806 □M. mit 949,682 E.; es ist militärisch organisirt u. einem Hetman mit Generalsrang unterworfen. Staniza hieß ursprünglich ein Trupp od. Haufen von K.; ein Kosakenflecken wurde Gorodók genannt. Die Hauptstadt heißt Nowo-Tscherkask; ferner giebt es im Lande 111 Stanizen od. Flecken, 52 Ssloboden od. kleinruss. Dörfer u. 79 Ssloboden od. herrschaftliche Dörfer, schließlich zahlreiche Meierhöfe. Die K., welche als „Ordinskische" im 15. Jahrh. in den Gegenden am Kaspischen See plündernd einfielen, wurden zersprengt u. zum Theil nach der Kama gedrängt; von dort eroberten sie Sibirien, dessen Krone sie 1582 Iwan II. überbrachten. Jetzt sind sie in Sibirien überall verbreitet u. haben sich an der Südgrenze dieses Landes am eigenthümlichsten organisirt. Diese sibirischen K. sind hier gewissermaßen stationirte Grenzwächter, ebenso wie gegen den Kaukasus hin im Ganzen 19 Regimenter beständig aktive sog. kaukasische Linienkosaken eine Militärlinie als Schutzmauer der Grenze bilden. Diese kaukasischen Linienkosaken sind die tapfersten aller der verschiedenen K., welche durchweg unübertreffliche Reiter sind. Als gesammte Kosakenzahl rechnet man etwa 800,000 einschließlich der Weiber, nämlich: 360,000 Don'sche, 100,000 Tschernomorz'sche u. Tschugujew'sche,

20,000 Bugkosaken, 10,000 Orenburg'sche, 60,000 Ural'sche, 20,000 Astrachan'sche u. Duborsk'sche, 200,000 Sibirische. Ein wichtiger Bestandtheil des russ. Heeres ist die irreguläre od. Kosakenarmee, die sich auf ungefähr 150,000 Mann belaufen mag. Sie sind nach der Organisation von 1870 in 10 Corps u. 2 Regimenter vereinigt (damals bestanden 153 Regimenter, 37 Bataillone u. 28 Batterien) u. sollen baldmöglichst mit den regulären Truppen in engeren Verband gebracht werden (s. „Heer").



Nr. 3765. Ein Don'scher Kosak.

Kosciuszko (spr. Koschzuschko), Tadeusz, poln. Feldherr, geb. zu Mereczowszczyzna im ehemaligen Palatinat Nowogrodek 12. Febr. 1746, erregte als Kadett in Warschau durch seine Begabung u. seinen Fleiß das besondere Interesse des Fürsten Adam Czartoryski, der ihn



Nr. 3766. Tadeusz Kosciuszko (geb. 12. Febr. 1746, gest. 15. Okt. 1817).

auf der Militärakademie in Versailles die Kriegskunst studiren ließ, ward nach seiner Rückkehr Hauptmann, verließ aber bald wegen eines unglücklichen Liebesverhältnisses sein Vaterland, ging 1777 nach Paris u. schiffte sich dann auf der franz. Flotte nach Nordamerika ein, wo er in den Dienst der Freistaaten eintrat u. Washington's Adjutant u. Freund wurde. Seit 1786 wieder in Polen, erhielt er 1789 auch hier den in Amerika erworbenen Rang eines Generalmajors. Er erklärte sich für die Konstitution vom 3. Mai 1791, focht als Generalleutnant unter dem Prinzen Jos. Poniatowski u. begründete seinen Kriegsruhm durch seine fünftägige Vertheidigung eines schwach verschanzten Lagers bei Dubienka mit 4000 Polen gegen 16,000 Russen (1792). Nachdem sich König Stanislaus der russ. Kaiserin unterworfen hatte, nahm K. seinen Abschied u. zog sich nach Leipzig zurück, doch übernahm er die ihm von der poln. Revolutionspartei übertragene Leitung eines Aufstandes für die Konstitution des J. 1791, erschien zu diesem Behuf 23. März 1794 in Krakau u. ward vier Tage später von der Nationalversammlung zum obersten Heerführer u. Diktator ernannt. Mit 4000 schlechtbewaffneten Insurgenten schlug er 4. April bei Raclawice 6000 Russen u. setzte dann in Warschau eine provisorische Regierung ein. Trotz der Uebermacht der vereinigten Preußen u. Russen hielt er die Hauptstadt monatelang, doch als er einem starken russ. Heere unter v. Fersen entgegengegangen war, wurde er bei Maciejowice 10. Okt. 1794 besiegt; K. selbst ward verwundet u. gefangen genommen (aber ohne den ihm in den Mund gelegten Ausruf „Finis Poloniae!" zu thun, der überhaupt unhistorisch ist). Kaiser Paul I. ließ ihn 1796 nicht blos frei, sondern bot ihm Ehren, Geld u. Gut, doch lehnte K. Alles ab, ging vielmehr 1797 abermals nach Amerika, dessen Kongreß ihn im folgenden Jahre mit einem diplomatischen Auftrage nach Frankreich schickte. Hier von allen Parteien gefeiert u. später von Napoleon I. aufgefordert, Polen wieder herstellen zu helfen, verweigerte er dies standhaft, getreu seinem dem Kaiser Paul I. gegebenen Versprechen, nicht wieder gegen Rußland zu kämpfen. Dagegen erbat er 9. April 1814 von Alexander I. eine Amnestie für die Polen im Exil u. forderte denselben auf, sich zum König von Polen zu machen u. dem Lande eine freie Verfassung zu geben. Er selbst veröffentlichte 1817 einen Freibrief für die Leibeigenen auf seinem Gute Siechnowice in Polen. Sein Vaterland sah er nie wieder. Nachdem er bis 1814 in Fontainebleau gelebt, bereiste K. dann Italien u. ließ sich 1816 in Solothurn nieder, wo er infolge eines Sturzes mit dem Pferde 15. Okt. 1817 starb. Im nächsten Jahre ließ Kaiser Alexander I. seinen Leichnam im Dom zu Krakau beisetzen; dort wie in Fontainebleau sind dem Helden auch Denkmale errichtet. Vgl. seine Lebensbeschreibungen von K. Falkenstein (Lpz., 2. Aufl., 1834) u. Chodzko (Fontainebl. 1837).

Kosegarten, Ludwig Theobul (eigentlich Gotthard), deutscher Dichter, geb. 1. Febr. 1758 zu Grevismühlen im Mecklenburgischen als Sohn eines Predigers, studirte in Greifswald Theologie, wurde 1777 Hofmeister in Bergen, 1785 Rektor der Schule zu Wolgast, 1792 Propst zu Altenkirchen auf Rügen. Das friedliche Stilleben im Kreise seiner Gemeinde gewährte ihm reichliche Muße u. passende Stimmung für seine Lyrik. Indeß gehört er in seinen Werken theils der empfindsamen Klopstock'schen Richtung, theils der unnatürlichen Vossischen Rührungspoesie an. So anmuthig seine erzählenden Dichtungen, z. B. „Die Inselfahrt" (Berl. 1805) u. „Jucunde" (ebd. 1808), auch sind, überall blickt aus ihnen die Sucht, das Alltägliche u. Kleinliche durch Bilderreichthum u. Pathos zu verbergen, sowie das Bestreben, durch Nachahmung klassischer Wendungen u. mythologischer Personifikationen sich als gelehrten Alterthumskenner zu zeigen, hervor. Nach der Besitznahme Rügens durch die Franzosen nahm K. die Professur der Geschichte in Greifswald an. Er starb hier 26. Okt. 1818 als Professor der Theologie u. Pastor an der Jakobskirche. Seine Gedichte erschienen zu Leipzig 1788 in 2 Bden., seine ihrer Zeit vielbewunderten „Rhapsodieen" zu Rostock 1790—94, seine etwas schwülstigen „Legenden" (in Prosa) zu Berlin 1804 u. eine Sammlung seiner Dichtungen zu Greifswald 1824—27 (12 Bde.). — Sein Sohn Johann Gottfried Ludwig **K.**, Orientalist, geb. zu Altenkirchen

auf der Insel Rügen 10. Sept. 1792, studirte seit 1808 in Greifswald Theologie u. Philologie, wandte sich aber allmählich vorzugsweise dem Studium der orientalischen Sprachen zu, in dessen Interesse er 1812 nach Paris ging, wurde 1815 Adjunkt der theologischen u. philosophischen Fakultät in Greifswald, folgte 1817 seiner Berufung als ord. Prof. der orientalischen Sprachen nach Jena, kehrte 1824 in gleicher Eigenschaft nach Greifswald zurück u. starb daselbst 18. Aug. 1860. Er gab heraus: die „Moallaka" des arab. Dichters Amru-ben-Keltbum (Jena 1819); eine Uebersetzung des ind. Gedichts „Nala" (ebd. 1820); mit Iken eine Sammlung pers. Märchen, „Tuti nâmeh" (Stuttg. 1822); die „Libri Coronae legis" (Jena 1824); eine Chrestomathia Arabica" (Lpz. 1828); die arab. Annalen des Taberi (Greifsw. 1831); die Liedersammlung „Kitab al Aghani" (ebd. 1840 f.) u. die ind. Fabelsammlung „Pantschatantra" (Bonn 1848) u. A. m. Außerdem wurde von ihm herausgegeben: die pommersche Chronik Kantzow's (2 Bde., Greifsw. 1816—17); der „Codex Pomeraniae diplomaticus" (ebd. 1843 f.) u. „Pommersche u. Rügische Geschichtsdenkmäler" (ebd. 1834). Auch verfaßte er eine „Geschichte der Universität Greifswald" (2 Thle., ebd. 1856). Sein groß angelegtes „Wörterbuch der niederdeutschen Sprache" (ebd. 1855) ist nicht über die Anfänge hinausgekommen.



Nr. 3767. Ludwig Theobul Kosegarten (geb. 1. Febr. 1758, gest. 26. Okt. 1818).

Kosel, Kreisstadt u. Festung im Reg.-Bez. Oppeln der preuß. Provinz Schlesien mit 4517 (zu ¾ kathol.) E. (1871), liegt auf dem linken Ufer der Oder an der Mündung der Klodnitz in einer sumpfigen, ungesunden Ebene u. ist Sitz eines Kreisamtes u. eines Kreisgerichtes. Die von Friedrich d. Gr. gegen Oesterreich angelegte Festung bildet ein Sechseck mit abgeschnittener Ecke an der Oderseite, ist durch 4 Ravelins u. einige Reduits, wie durch einen Brückenkopf auf dem rechten Stromufer verstärkt u. kann unter Wasser gesetzt werden. K., schon 1134 erwähnt, ward 1304—59 u. 1451—71 die Hauptstadt eines eigenen Fürstenthums. Die Oesterreicher erstürmten die Festung 27. Mai 1745, mußten sie aber 5. Sept. wieder den Preußen überlassen. Aufs Neue, aber erfolglos, wurde K. 1758 u. 1760 von den Oesterreichern u. 1807 von den Rheinlandstruppen belagert. — Der Kreis K. umfaßt 12,21 □M. mit 63,600 fast durchaus kathol. E.

Kösen, Stadt (seit 1870) u. Soolbad im Kreise Naumburg des Reg.-Bez. Merseburg (preuß. Provinz Sachsen) mit 1763 E. (1871), liegt in dem reizenden Thale der Saale, 8 Km. südwestl. von Naumburg, u. erfreut sich eines starken Besuches von Kurgästen; bes. lohnende Aussichtspunkte sind das Himmelreich u. die nahen, sich schroff über die Saale erhebenden Ruinen der Burgen Saaleck u. Rudelsburg. Die ehemalige Saline ist eingegangen.

Köslin, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. Kreises in der preuß. Provinz Pommern mit 13,360 E. (1871), liegt 1 M. von der Ostsee entfernt am Mühlenbach u. am westl. Fuße des Gollenberges, ist Sitz der Regierung, eines Appellations-, Kreis- u. Schwurgerichtes, eines Kreisamtes u. einer Oberpostdirektion u. hat ein Schloß, einen schönen Marktplatz mit dem Denkmal Friedrich Wilhelm's I., ein Gymnasium u. ein Schullehrerseminar. Die Industrie der Stadt besteht nam. in Papierfabrikation, Eisengießerei u. Mineralwasserbereitung. In der Nähe K.s steht auf dem 137 m. hohen Kreuzberge ein Kreuz zum Andenken an die 1813—15 gefallenen Krieger Hinterpommerns. K. entstand 1206 als deutsche Stadt, kam 1248 an das Bisthum Kammin u. wurde nach dem Brande 1718 vorzugsweise durch Friedrich Wilhelm I. wieder aufgebaut. — Der Reg.-Bez. K. umfaßt 254,07 □M. mit 552,369 E. (1871) u. zerfällt in die 12 Kreise Kolberg-Köslin, K., Schlawe, Stolp, Lauenburg, Belgard, Schievelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz, Rummelsburg u. Bütow. — Der Kreis K. hat auf 14,05 □M. 12,001 E. (1871).

Koslow, schön gebaute u. wohlhabende Kreisstadt im russ. Gouvernement Tambow mit 24,616 E. (1871); ist in industrieller Beziehung bes. durch seine Talgschmelzereien wichtig.

Kosmas, mit dem Zunamen Indikopleustes (d. i. der Indienfahrer), unternahm als Kaufmann von Alexandrien aus 530 n. Chr. ausgedehnte Reisen bis nach Indien hin u. schrieb nach seiner Rückkehr in einem ägypt. Kloster in griech. Sprache die 12 Bücher seiner „Christlichen Ortsbeschreibung" (herausgeg. von Montfaucon im 2. Bde. seiner „Nova collectio patrum Graecorum", Par. 1707). Obwol in streng biblischem Sinne gegen das ptolemäische Weltsystem gerichtet, ist diese Erdbeschreibung doch durch die Fülle der Notizen über sonst unbekannte Völker und Zustände dieser Zeit (nam. die kirchlichen) eine wichtige Geschichtsquelle u. zugleich, bes. durch die beigefügte Weltkarte (vgl. die Abb. in Bd. IV, Nr. 3067), ein interessantes Denkmal der geographischen Anschauungen des 6. Jahrh. n. Chr.

Kosmetik (vom griech. κοσμεῖν, d. i. schmücken), die Kunst, die Schönheit des Körpers zu befördern u. zu erhalten. Man bedient sich zu diesem Zwecke der sog. kosmetischen od. Schönheitsmittel, bei deren Anwendung jedoch große Vorsicht zu empfehlen ist, indem in denselben zuweilen Substanzen enthalten sind, deren Wirkung, wenn auch anfänglich eine scheinbar günstige, doch bei längerer Anwendung eine sehr nachtheilige ist. Die beste u. zuverlässigste K. besteht in Reinlichkeit, vernunftgemäßer Lebensweise u. einer rationellen Pflege der einzelnen Organe des Körpers.

kosmisch (vom griech. κοσμικός, weltlich), was sich auf die Weltkörper bezieht u. das Weltgebäude betrifft.

Kosmogonie (griech., d. h. Weltentstehung). Die Frage nach dem Ursprung der geschaffenen Dinge mußte nothwendig dem menschlichen Geiste aufstoßen, sobald er erkannte, daß jede Wirkung auf eine Ursache zurückgeführt werden müsse. Da aber das Nachdenken über die Entstehung der Welt immer auf Grund schon vorhandener religiöser Vorstellungen stattfand, so tragen alle die ältesten K.en zugleich einen religiösen Charakter; sie sind mythisch, d. h. eng verflochten mit Göttersagen. Zugleich ist ihnen (ausgenommen die altpersischen u. die biblischen) allen eigenthümlich, daß sie sich zu dem Gedanken einer wirklichen Schöpfung (Hervorbringung aus dem Nichts) nicht zu erheben vermochten, vielmehr ein Herausentwickeln u. Hervorfließen (Emanation) aus einer schon vorhandenen Grundlage annehmen, ohne die Frage, woher diese Grundlage gekommen sei, zu beantworten. Indem ferner mit der K. zugleich die Entstehung der Götterwelt (Theogonie) verflochten wird, gestaltet sich erstere zur mythischen Urgeschichte überhaupt. Ein gemeinsamer Zug der altheidnischen K.en ist, daß sie streng genommen nicht das Weltall, sondern nur die Erde als den vermeintlichen Mittelpunkt des Weltalls ins Auge fassen. Nach der babylonischen od. chaldäischen K. war im Anfang ein finsteres Chaos (s. d.), beherrscht vom Meerweib Homoroka, d. h. ohne Bild; die Erdmasse war von den Wassern des Ozeans bedeckt. Der oberste Gott, Bel, spaltet dieses Meerweib u. bildet aus den beiden Hälften Himmel u. Erde. Sodann läßt sich Bel selbst den Kopf abschneiden; aus dem herabträufelnden Blute bilden die niederen Götter durch Vermischung desselben mit Erde die Menschen, die infolge dessen zum Theil irdisch, zum Theil göttlich sind. In der K. der Phönikier weht über dem Chaos der Geist Gottes als finsterer Wind, vermischt sich mit ihm u. erzeugt den Urschlamm (Mot, d. i. Wasser), der die Keime aller Dinge enthält, sowie das Himmelsgewölbe mit den Gestirnen; ferner die Witterungserscheinungen (Luft, Wind, Wolken, Blitz u. Donner). Durch den Donner werden endlich die lebendigen Wesen erweckt, unter ihnen das erste Menschenpaar. — Geht in diesen beiden K.en die Theogonie der K. bereits voraus, so sind dagegen in der altgriech. K. beide eng verbunden. Nach der Darstellung des Hesiod (s. d.) wurden aus dem uranfänglichen Chaos zuerst Gäa, Tartaros u. Eros (d. i. Erde, Unterwelt u. Liebesverlangen) erzeugt,

sodann Erebos u. Nyx (d. i. Finsterniß u. Nacht), aus deren Verbindung Aether u. Hemera (Tag) entsprangen. Unterdeß gebar Gäa von selbst den Uranos (Himmel), Pontos (Meer) u. die Gebirge; mit Uranos verbunden den Okeanos u. die Titanen. Letztere wurden dann die Erzeuger der Götter u. Menschen. Diese K. war übrigens für den Griechen nicht Glaubenssatz, sondern wurde mit dichterischer Freiheit vielfach umgestaltet. Der phönikischen ähnlich ist die *ägyptische* K., nur daß sie auch zugleich Theogonie ist. Ein beständiger Lufthauch trennt die verschiedenen Bestandtheile des Chaos; die schwereren, schlammigen sinken zu Boden u. sondern sich zu Land u. Wasser; die lebendigen Wesen werden durch die Sonnenstrahlen aus dem Erdschlamm erzeugt, während die Götter von dem obersten Gott persönlich geformt werden. Die *altindische* K. hebt gleichfalls mit einem finsteren Chaos an; der oberste Gott (Brahma) beseitigt dasselbe durch das Licht seiner Erscheinung u. schafft zuerst das Wasser u. die Keime des Lichtes. Aus diesen entsteht ein goldenes Ei, in welchem Brahma ein Schöpfungsjahr hindurch nachsinnt, um es endlich zu spalten u. aus den Hälften Himmel u. Erde zu bilden. Die Menschen aber gehen aus dem Leibe Brahma's selbst hervor, u. zwar die oberste Kaste aus dem Haupte, die weiteren aus Brust, Bauch u. Füßen. Die Hauptgedanken dieser indischen K. kehren in verschiedenen anderen wieder; der des Welteies in den meisten ostasiatischen K.en; der Gedanke einer Erschaffung aus den Gliedern des Urwesens insbesondere in der merkwürdigen *nordischen* od. *altgermanischen* K. Nach dieser bildet sich aus dem schmelzenden Eise des finsteren Chaos der böse Riese Ymir, aus dessen Hand u. Fuß anderweitige Riesen erzeugt werden; ferner entsteht aus dem Eise die Kuh Audumbla, deren 4 Euter dem Ymir Nahrung geben, bis sie selbst aus dem Eise Buri, den Ahnherrn der Götter, hervorleckt. Letztere erschlagen den Riesen u. bilden aus seinen Gliedern die verschiedenen Theile des Weltalls. Den Schluß bildet die Erschaffung des ersten Menschenpaares aus zwei Bäumen. Alles dies vollzieht sich in 7 Tagen, wie überhaupt die Vertheilung der Schöpfungswerke auf Wochentage ein uralter Zug der K.en ist. — Auf der höchsten Stufe unter den mythischen K.en stehen die *persische* (die sog. Zendsage) u. die *biblische*. Erstere läßt die Welt von dem Lichtgotte Ormuzd u. seinen Geistern in 6 Jahrtausenden durch das bloße Wort geschaffen sein; zuerst Himmel u. Licht, dann Wasser u. Wolken, Erde, Bäume, den Urstier, aus dem die übrigen Thiere hervorgehen, endlich den Urmenschen Kajomorts. Jeder Schöpfungsperiode folgt eine Periode der Ruhe (vgl. den Sabbat). Die nahe verwandte biblische K. darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Ihre religiöse Bedeutung liegt darin, daß die Schöpfung allein durch das Wort des ewigen Gottes in stufenweiser Entwicklung stattfindet mit dem Menschen als Ziel u. Krone (Herrn der Schöpfung), u. daß sie vollkommen aus Gottes Hand hervorgegangen ist. Die mit der biblischen fast wörtlich übereinstimmende, angeblich *altetrurische* K. ist offenbar erst aus der Bibel geschöpft od. nach derselben verändert. Den Gegensatz zu den mythischen K.en der heidnischen Religionen bilden die philosophischen K.en, mit denen bei den Griechen überhaupt die eigentliche Philosophie begann. An Stelle der theogonischen Sagen tritt in dieser sog. ionischen Naturphilosophie die Frage nach dem Urstoff od. Urelement in den Vordergrund (s. „Philosophie"). Das christliche Mittelalter war natürlich durchaus von der biblischen K. beherrscht; nur das Judenthum hat daneben an einer weiteren Ausmalung der K. gearbeitet. In der neueren Zeit dagegen ist an die Stelle der mythischen u. rein philosophischen K.en die Aufstellung naturwissenschaftlicher K.en getreten, deren berühmteste wir hier wenigstens andeuten wollen. Es sind Laplace's Nebeltheorie (Entstehung der Welt durch Zusammenballungen des Weltäthers), Lyell's quietistische Theorie, welche bes. die Gestaltung des Erdkörpers aus unmerklichen Veränderungen in unermeßlichen Zeiträumen erklärt, u. Darwin's Descendenzlehre (s. „Darwin").

Kosmologie, die Lehre von der Weltordnung. – **Kosmonomie**, die Kenntniß der in dem Weltall herrschenden Gesetze, u. **Kosmophysik**, die Erforschung derselben.

Kosmopolitismus (a. d. Griech.), Weltbürgerthum, ist die Gesinnung, welche das allgemein Menschliche auch bei andern Nationen herausfühlt u. dessen gegenseitige Förderung als höchste Aufgabe betrachtet. Der ewige Friedensbund, in dem jeder Staat als freies u. doch von dem Ganzen abhängiges Glied es mit unternimmt, die Lebensgemeinschaft der Menschheit zu organisiren, erscheint zwar als fernes Ideal; immerhin weisen jedoch gewichtige Anzeichen auf einen unwiderstehlichen Zug der Geschichte nach jenem Ziele hin. An die Stelle feindlicher Absonderung, welche im antiken Staate das unabhängige Ausland als Sitz des Barbarenthums u. den Fremden als rechtlos betrachten ließ, ist allmählich unter den civilisirten Völkern die Erkenntniß der durch gegenseitige Annäherung zu erzielenden Vortheile getreten. Die Kulturstaaten sehen sich untereinander innerhalb eines ständigen öffentlichen Verkehrs als Rechtsanstalten an; ungeachtet zeitweiliger Entfremdungen u. selbst blutiger Kriege stellt sich dieses Verhältniß als eignes Staatensystem immer wieder her, u. das endliche Einverständniß der europäischen Mächte über einige trennende Fragen würde in einem großen Theile der Alten Welt weite Länder fast unmittelbar zu der vorigen Blüte emporheben. Inzwischen betheiligen sich der Welthandel, die wissenschaftlichen Durchforschungen der entlegensten Gebiete, die christliche Missionsthätigkeit, insoweit sie nicht auf die Ausbreitung einer ausschließenden weltlichen Macht gerichtet ist, ja selbst der Wandertrieb des Handwerks an der allmählichen Lösung der umfassenden Aufgabe. Ganz unberechtigter Weise beschönigen dagegen Genußmenschen ihre Flucht vor den inneren u. äußeren Kämpfen, in denen ihr Volk die Arbeit an seiner Fortentwicklung vollzieht, mit einem K., dessen Grundsatz: „wo es mir wohl geht, ist mein Vaterland" die schlaffe Selbstsucht als berechtigt darstellt.

Kosmorama, s. v. w. Panorama.

Kosmos (griech.), das ist s. v. w. Weltordnung, das Weltall. Humboldt gab seinem Hauptwerke, das diesen Gegenstand in allen seinen Theilen umfaßt, denselben Titel.

Kossak, Karl Ludwig Ernst, Journalist, geb. zu Marienwerder in Preußen 4. Aug. 1814, studirte seit 1834 in Berlin Philosophie u. Geschichte u. bildete sich nebenbei im Generalbaß u. in der Kompositionslehre sowie als Pianist aus. Seine gründlichen Kenntnisse in letzterer Beziehung u. sein eleganter Stil machten ihn Anfangs zum willkommenen Mitarbeiter musikalischer Zeitungen. 1847 trat er selbst mit einem Journal, der „Zeitungshalle", in der er zuerst in Deutschland das in Pariser Zeitungen schon lange bestehende Feuilleton einführte, auf; seine „Berliner Wochenschau" wurde die einflußreichste Kritik Berlins. Der „Zeitungshalle" folgte die „Feuerspritze" u. dann die „Montagspost", deren Artikel K. zum größten Theil selbst schrieb u. die er erst 1867 eingehen ließ. Seitdem ist er der Feuilletonist der „Post", die seine Thätigkeit für Berlin repräsentirt, während er nach auswärts Berlin in den Feuilletons zahlreicher bedeutender Blätter vertrat. Sammlungen seiner Feuilletons über das Berliner Leben sind erschienen unter dem Titel: „Berlin u. die Berliner" (Berl. 1851); „Humoreskenblätter" (ebd. 1852); „Berliner Silhouetten" (ebd. 1852; 2. Aufl. 1859) u. „Berliner Federzeichnungen" (6 Bde., ebd. 1859 ff.; 2. Aufl., 1865 f.). Dasselbe Talent, das K. als Schilderer der Heimat gezeigt, hat er auch in seinen Schilderungen der Fremde bewährt, u. sein „Wanderbuch eines literarischen Handwerksburschen" (ebd. 1856), seine „Historietten" (ebd. 1856; 2. Aufl. 1859); „Schweizerfahrten" (Lpz. 1857); „Badebilder" (Berl. 1858) u. „Reisehumoresken" (2 Bde., ebd. 1862), nam. aber seine „Pariser Stereoskopen" (ebd. 1855) gehören zur besten Touristenliteratur Deutschlands. Auch hat K. „Ed. Hildebrandt's Reise um die Welt" (3 Bde., ebd. 1867) nach dessen Tagebüchern u. mündlichen Berichten bearbeitet.

Kossäthen, s. v. w. Hintersassen.

Kossogol, ein See von 36 M. Länge u. 7 M. Breite, liegt 1685 m. über dem Meere in der Dsungarei nahe der sibirischen Grenze südöstl. von Irkutsk u. ist rings von Bergen umgeben, welche der in die Selenga mündende Eke-gol-Fluß, der Abfluß des Sees im S., in einem engen Thale durchbricht. Der K., von den Anwohnern Baikal-Dalai genannt, zeichnet sich durch seinen Fischreichthum aus.

Kossuth (spr. Koschuth), Lajos od. Ludwig, ungar. Agitator, geb. zu Monok im Zempliner Komitat 16. Sept. 1802 (nach einer 1867 vom Pester „Naplo" gebrachten Angabe dagegen zu Tapio-Bicske im Pester Komitat 21. April 1805 als Sohn des Wirthes „Zum grünen Baum" daselbst u. nach Wurzbach 27. April 1806), studirte auf dem reformirten Kollegium zu Sarospatak die Rechte u. ward Advokat. 1832 als Vertreter eines abwesenden Magnaten auf dem Landtage zu Preßburg erschienen, wurde er von der liberalen Partei mit der Redaktion einer Landtagszeitung betraut, durch welche zum ersten Mal die bei geschlossenen Thüren stattfindenden Verhandlungen zur allgemeinen Kenntniß gebracht wurden. Der Censur wegen ward übrigens dieselbe nicht gedruckt, sondern nur in Abschriften verbreitet. Nach dem Landtagsschluß gab K. ein ähnliches, zur Veröffentlichung der Komitatsverhandlungen bestimmtes Blatt in Pest heraus, welches aus demselben Grunde lithographirt wurde. Diesem Unternehmen trat indessen die österreichische Regierung entgegen, u. da K. sich nicht fügte, so ließ sie ihn gefangen setzen. Wegen Hochverraths zu 4jähr. Haft verurtheilt, erhielt er zwar schon 1840 infolge einer

allgemeinen Amnestie seine Freiheit wieder, er verließ aber die Festung Munkacz als ein unversöhnlicher Gegner Oesterreichs u. mit dem Bestreben, das ungar. Nationalgefühl aufzustacheln. Das Hauptorgan hierzu wurde die von K. redigirte Zeitung „Pesti hirlap", die bald das gelesenste u. einflußreichste Blatt des ganzen Landes war; doch veranlaßte 1844 ein Zwist mit dem Verleger K., von der Redaktion zurückzutreten. Seit Nov. 1847 als Vertreter des Pester Komitats auch Landtagsabgeordneter, schwang er sich bald zum Führer der Opposition auf u. bereitete nicht blos die ungar. Revolution vor, sondern trug auch viel zu den Wiener Märzereignissen (1848) bei.



Nr. 3768. Ludwig Kossuth, geb. 16. Sept. 1802.

Diese verhalfen ihm endlich zur Verwirklichung seiner Pläne; in das den Ungarn bewilligte selbständige Ministerium trat er als Finanzminister ein. Durch Emittirung von Banknoten schuf er die nöthigen Mittel für den bevorstehenden Unabhängigkeitskampf, u. durch seine Thätigkeit in Schrift u. Wort gewann er viele Offiziere u. Magnaten für die ungar. Sache, welche der demokratischen Richtung K.'s sonst abhold waren; doch gelang es ihm nicht, die seit Jahrhunderten mit Ungarn politisch wie geographisch verbundenen fremden Nationalitäten, bes. die Südslaven, für seine Pläne zu gewinnen; vielmehr erklärten sich diese, durch K.'s hochfahrendes Benehmen gekränkt, für das Kaiserhaus. Nach Auflösung des ungar. Ministeriums im Sept. 1848 trat K. an die Spitze des Landesvertheidigungs-Ausschusses u. betrieb nun mit leidenschaftlicher Energie die Herstellung des ungar. Heeres, die Bewaffnung des Landsturmes ꝛc. Beim Anrücken der österr. Armee im Jan. 1849 unter Windischgrätz verlegte er den Sitz der Regierung nach Debreczin u. bewog hier den Reichsrath 14. April 1849 zu dem Beschlusse, das Haus Habsburg des Thrones für verlustig u. Ungarn zu einer Republik zu erklären. Zugleich erfolgte die Ernennung K.'s zum verantwortlichen Regierungspräsidenten, als welcher er 14. Mai den Eid auf die Unabhängigkeit ablegte u. 5. Juni seinen feierlichen Einzug in Pest hielt. Doch die anfänglichen Siege der Ungarn verwandelten sich allmählich in Niederlagen, u. Zwietracht unter den Leitern der Revolution, insbes. zwischen K. u. Görgey (s. d.), beschleunigte das Verderben. Als K. selbst das Aussichtslose jeder Fortsetzung des Kampfes erkannte, flüchtete er sich auf türk. Gebiet, nachdem er noch zuvor die Stephanskrone in der Nähe von Orsowa vergraben hatte. Eine Zeit lang zu Kutahia in Kleinasien internirt, ward er auf Vermittelung der brit. u. nordamerik. Regierung im Aug. 1851 entlassen, worauf er sich nach England einschiffte. In London bildete er den Gegenstand der großartigsten Ovationen, zumal er inzwischen (22. Sept. 1851) zur Konfiskation seines Vermögens u. zur Todesstrafe verurtheilt u. letztere in effigie vollzogen worden war. Am 13. Nov. schiffte sich K. nach den Vereinigten Staaten ein, wo sich das gleiche Schauspiel wie in England wiederholte. Die Theilnahme kühlte sich jedoch bald ab, weshalb er es für räthlich hielt, im Juni 1852 nach Europa zurückzukehren, wo er seitdem abwechselnd in England, Italien u. der Schweiz gelebt hat. Die Amnestie hat er verschmäht, wie er auch die gegenwärtige Verfassung Ungarns negirt. Indessen ist sein Nimbus heute längst verblaßt. Als der von einer glühenden Begeisterung für die Größe seines Vaterlandes getragene Urheber u. das leitende Prinzip der ungar. Revolution, ehemals ein „Götze seiner Zeit" u. lange auch das Oberhaupt der ungar. Emigration, hat er sich durch die Unklarheit seiner Ziele, durch sein phantastisches Festhalten an politisch Unmöglichem um allen Einfluß gebracht. Vgl. Szemere, „L. Batthyanyi, A. Görgey u. L. K." (Hamb. 1852 f., 3 Bde.) u. „K.'s Briefe an Bem 1849" (1872).

Koester, Hans, Dichter u. Politiker, geb. 16. Aug. 1818 zu Kritzow (nicht Britzow) bei Wismar, studirte in Berlin, Bonn u. München, ging dann nach Italien u. Frankreich u. schrieb mehrere Schauspiele, die aber keinen Eingang auf der Bühne fanden. K. wollte sich daher vollständig von der schriftstellerischen Thätigkeit zurückziehen, doch ward nach einigen Jahren der alte Drang wieder so mächtig in ihm, daß er zur Dichtkunst zurückkehrte; auch gelangten einige seiner neueren Stücke zur Aufführung. Hervorzuheben von seinen Dramen, denen es im Allgemeinen an bühnengemäßem Gefüge gebricht, sind die Trauerspiele: „Luther" (Bresl. 1847) u. „Ulrich von Hutten" (Berl. 1865); „Polo u. Francesca" (2. Aufl., Bresl. 1872); das Schauspiel „Der große Kurfürst" (ebd. 1851) u. die Komödie „Liebe im Mai od. Calandrino im Fegefeuer" (ebd. 1866). Außerdem ließ er erscheinen: die Novellen „Liebe u. Leiden" (ebd. 1862) u. „Erlebnisse u. Gestaltungen" (2 Bde., Berl. 1872), sowie die Gedichtsamml. „König Wilhelm u. sein Heer" (ebd. 1868) u. „Kaiser u. Reich" (ebd. 1872). Auch schrieb er einige politische Broschüren im konservativen Sinne, wie er denn auch Mitglied des Norddeutschen u. ersten Deutschen Reichstags war. Vermählt ist K. seit 1844 mit Luise **K.**, geb. **Schlegel**, einer ihrer Zeit hervorragenden Opernsängerin, geb. zu Lübeck 22. Febr. 1823, welche, gebildet unter Pohlenz, dem Direktor der Leipziger Gewandhauskonzerte, 1837 zuerst als Konzert- u. 1838 als Bühnensängerin auftrat, 1844 als erste Sängerin in Breslau u. 1847 in Berlin engagirt wurde u. 1850 den Titel einer königl. preuß. Kammersängerin erhielt, seit einigen Jahren aber von der Bühne zurückgetreten ist.

Köstlin, Christian Reinhold, bedeutender Rechtsgelehrter, auch bekannt als Dichter, geb. zu Tübingen 29. Jan. 1813, studirte 1829—34 in seiner Vaterstadt, Heidelberg u. Berlin, praktizirte dann als Advokat in Stuttgart, folgte aber 1839 einem Rufe als Dozent an die Tübinger Universität, ward an derselben 1840 außerord. Prof. des Strafrechts u. starb daselbst 14. Sept. 1856. Als Fachschriftsteller begründete er seinen Ruf durch „Die Lehre vom Mord u. Todtschlag" (Stuttg. 1838); von seinen übrigen Werken sind zu nennen: „Wilhelm I., König von Württemberg, u. die Entwicklung der württembergischen Verfassung" (ebd. 1839); „Die Perduellio unter den röm. Königen" (Tüb. 1841); „Neue Revision der Grundbegriffe des Strafrechts" (2 Thle., ebd. 1844—45); „Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrh. nebst Darstellung der Geschichte des Geschworenengerichts" (ebd. 1849); „Das Geschworenengericht, für Nichtjuristen dargestellt" (ebd. 1849, 2. Aufl.); „Die Geschworenengerichte" (Lpz. 1851) u. „System des deutschen Strafrechts" (ebd. 1855 f.). Als Dichter trat er nur unter dem Pseudonym C. Reinhold vor die Oeffentlichkeit. Seine „Gesammelten Erzählungen u. Novellen" erschienen in 3 Bdn. (Bremen 1847—48).

Köstlin, Julius, hervorragender protest. Theolog, geb. 17. Mai 1826 zu Stuttgart, studirte 1844—48 zu Tübingen Theologie, war vorübergehend Vikar zu Calw u. wieder Student in Berlin, wurde 1850 Stadtvikar zu Stuttgart u. noch in demselben Jahre Repetent in der theologischen Fakultät zu Tübingen. 1855 ging er als außerord. Prof. nach Göttingen, 1860 als ord. Prof. nach Breslau, von wo er 1870 in gleicher Eigenschaft nach Halle übersiedelte. K. vertritt daselbst das Fach der systematischen Theologie u. neutestamentlichen Exegese. Seiner Richtung nach gehört er der rechten Seite der sog. vermittelnden Theologie an. Von seinen durch Klarheit u.

Gelehrsamkeit ausgezeichneten Schriften nennen wir: „Die schott. Kirche 2c." (Hamb. u. Gotha 1852); „Luther's Lehre von der Kirche" (Stuttg. 1853; 2. Ausg. 1868); „Das Wesen der Kirche 2c." (Gotha 1859; 2. Aufl. 1872); „Der Glaube, sein Wesen, Grund u. Gegenstand 2c." (Gotha 1859); „Luther's Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung 2c." (2 Bde., Stuttg. 1863) u. bes. das epochemachende Werk: „Martin Luther. Sein Leben u. seine Schriften" (2 Bde., Elberfeld 1875).

Köstlin, Karl Reinhold, Theolog u. Aesthetiker, geb. 28. Sept. 1819 zu Urach, studirte in Tübingen u. Berlin Theologie, hielt seit 1841 in Tübingen philosophische Vorlesungen u. habilitirte sich daselbst 1849 als Dozent für Theologie u. Philosophie, zog sich aber bald von der Theologie zurück, um sich ganz der Philosophie u. der Aesthetik zuzuwenden, welch letzteres Fach er seit 1863 als Professor in Tübingen lehrt. Als theologischer Dozent schrieb K. u. A.: „Der Lehrbegriff des Evangeliums u. der Brief des Johannes" (Berl. 1843) u. „Der Ursprung der synoptischen Evangelien" (Tüb. 1853); aus seiner zweiten Periode stammen: „Goethe's Faust, seine Kritiker u. Ausleger" (Tüb. 1860); „Hegel in philosophischer, politischer u. nationaler Beziehung 2c." (Tüb. 1870) u. als sein Hauptwerk die „Aesthetik" (2 Bde., Tüb. 1863—69).

Kostroma, großruss. Gouvernement, 1450 □M. mit 1,176,097 E. (1870), liegt im NO. von Moskau u. bildet eine wellenförmige Ebene, die nur an den Flußufern Hügel zeigt. Die hier schiffbare Wolga durchströmt K. in der Richtung von NW. nach SO. u. empfängt im Gouvernement selbst die K., welche zum Theil die Grenze gegen Jaroslaw bildet, die Unscha u. aus derselben die Wetluga. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme weniger hundert Mohammedaner im O. des Gebietes großruss. Nationalität u. treibt Ackerbau, Viehzucht, Holzschlag in den ausgedehnten Waldungen, Gerberei, Weberei von leinenen u. baumwollenen Waaren, Theer- u. Salzsiederei, Schiffbau u. nicht unbedeutenden Handel. Viele verlassen alljährlich ihre Heimat, um in den größeren russ. Städten als Handwerker zu arbeiten. – Die Hauptstadt K. mit 23,453 E. (1870), liegt auf dem linken Ufer der Wolga unweit der Mündung der K., ist Sitz des Civilgouverneurs u. eines Bischofs u. hat ein Gymnasium, ein weltliche u. geistliche Kreisschule u. unter den 40 Kirchen eine schöne Kathedrale. Auf dem Susaninplatze ist dem Zar Michael Feodorowitsch, welcher in dem nahen Ipatjew'schen Kloster bis zu seiner Thronbesteigung 1613 mit seiner Mutter lebte, ein Denkmal errichtet worden. Bedeutend sind die Gerberei u. Leinweberei der Stadt, welche schon 1152 vom Fürsten Wladimirowitsch Dolgoruki gegründet worden sein soll.

Kostüm (vom ital. costume [vom lat. consuetudo], Gewohnheit, Sitte), s. v. w. Tracht.

Köthen, Kreisstadt des Herzogthums Anhalt, bis 1847 Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-K. mit 13,564 E. (1871), liegt an der Ziethe, 3 M. südwestl. von Dessau, in durchaus ebener Gegend, welche meilenweit Zuckerrübenfelder zeigt, u. ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes. Die große reform. Jakobskirche ist ein gothischer Bau aus dem Anfang des 15. Jahrh., die Agnuskirche besitzen die Lutheraner, die Marienkirche die Katholiken; außerdem hat die Stadt noch eine Synagoge. In dem herzoglichen Schlosse befinden sich werthvolle Naturaliensammlungen u. eine Bibliothek. An höheren Bildungsanstalten hat K. ein Gymnasium u. ein Schullehrerseminar aufzuweisen; viel besucht ist die Gärtnerlehranstalt. In medizinischer Hinsicht ist K. als Ausgangspunkt der Homöopathie (s. „Hahnemann") u. durch eine große homöopathische Heilanstalt von Bedeutung. Der wichtigste Zweig der Industrie K.s u. seiner Umgegend ist die Rübenzuckerfabrikation, daneben ist aber auch der Maschinenbau u. die Cigarren- u. Tabaksfabrikation nennenswerth. Der Handel ist lebhaft, bes. infolge der Kreuzung 4 wichtiger Eisenbahnlinien; die nähere Umgebung treibt viel Gartenbau. Der Kreis K. umfaßt 9,86 □M. mit 42,350 E. (1871) u. den Städten K., Radegast u. Gröbzig.

Kothurn, ein bis an die Wade heraufreichender Jagdstiefel, dann aber bes. der mit dicker Sohle versehene Schuh, welchen die griech. Schauspieler in der Tragödie zu tragen pflegten, um ihre Statur zu erhöhen. Uebertragen bezeichnet daher K. den erhabenen Stil überhaupt.

Kotschan od. Kutschan, Stadt in der pers. Provinz Khorasan in dem Thale, welches sich von Meschhed nordwestl. hinzieht, liegt 1000 m. über dem Meere u. ist stark befestigt. Die 10,000 E. sind meist Kurden u. handeln mit Wolle, Talg, Butter, Pferden u. Waffen. Die Schafpelze von K. gelten für die besten in Persien.

Kotschy, Theodor, deutscher Botaniker u. Reisender, geb. als Sohn des protest. Pfarrers Karl K. zu Ustron bei Teschen (Oesterr.-Schlesien) 15. April 1813, studirte seit 1833 in Wien Theologie, widmete sich aber bald ausschließlich der Botanik, begleitete 1836 den Montanisten Joseph von Russegger nach Aegypten, Nubien, Kordofan u. den Nachbarländern, durchforschte 1839 allein Kleinasien, bereiste in späteren Jahren noch einmal Aegypten, Syrien u. Kleinasien u. besuchte auch Persien u. Cypern u. starb als zweiter Kustos-Adjunkt am Botanischen Kabinet in der kaiserl. Hofburg 11. Juni 1866 zu Wien. K. ist der Verfasser des botanischen Theils in Russegger's „Reisen in Europa, Asien, Afrika" (7 Bde., Stuttg. 1841 bis 1850) u. hat außerdem die Resultate seiner Forschungen in folgenden Werken niedergelegt: „Abbildungen u. Beschreibungen neuer seltener Thiere u. Pflanzen in Syrien u. dem westl. Theile des Taurus" (2 Lief., Stuttg. 1843 u. 49); „Die Eichen Europa's u. des Orients" (Olmütz 1858—62); „Reise in den cilicischen Taurus über Tarsus" (Gotha 1858); „Ueber Reisen u. Sammlungen des Naturforschers in der asiat. Türkei, in Persien u. den Nilländern" (Wien 1864); „Plantae Binderianae nilotico-aethiopicae" (ebd. 1865); „Die Insel Cypern" (mit Unger herausgeg., ebd. 1865) 2c. Auch hinterließ er eine Bearbeitung der botanischen Sammlungen der Tinne'schen Expedition am oberen Nil in den „Plantae Tinneanae". Eine Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceae-Hedysareae ist nach ihm Kotschya genannt worden.

Kottbus, Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, mit 18,916 E. (1871), liegt an der Spree, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreis- u. Schwurgerichtes, einer Superintendentur u. einer Handelskammer u. hat ein alterthümliches königl. Schloß, drei protest. u. eine kathol. Kirche, ein Gymnasium u. ein Centralgefängniß. Die Stadt hat sich bes. infolge der Anlage wichtiger Eisenbahnlinien, die sich hier vereinigen, in den letzten Jahren außerordentlich vergrößert u. ist als Handelsplatz für die an Getreide u. Vieh reiche Umgegend, wie als Industrieort, von großer Bedeutung. K. produzirt bes. Tuch, Streichgarn, baumwollene u. leinene Webwaaren, Maschinen, Leder, Papier u. Tabak. Mehrere bedeutende Fabriken liegen in dem seit 1872 mit der Stadt vereinigten Flecken K.; große Wollspinnereien u. Tuchfabriken befinden sich auch in den nahegelegenen Dörfern Ostrow, Sandow, Strobitz u. Kolkwitz. In der Nähe von K. befinden sich auch Braunkohlengruben u. große Karpfenteiche. — Der Kreis K., 15,48 □M. mit 66,401 E., davon die Hälfte Wenden, war bis 1445 ein Theil der Niederlausitz u. kam dann an Brandenburg, bei welchem er mit Ausnahme der sächs. Herrschaft von 1807—13 stets geblieben ist.

Kotzebue, August v., deutscher Dichter, geb. als Sohn eines sachsen-weimar. Legationsrathes zu Weimar 3. Mai 1761, erhielt seine erste Bildung durch Musäus (s. d.). Erst 20 Jahre alt, ward er als Sekretär des Generals v. Baur in St. Petersburg angestellt; nach dessen bald erfolgtem Tode bekam er die Stelle eines Präsidenten des Administrationsmagistrats, nahm 1795 seine Entlassung, um auf seinem Landgute Friedenthal lediglich seinen poetischen Neigungen zu leben, u. schrieb hier mehrere Stücke für das Theater der Kaiserin. 1798 ward er an Alxinger's (s. d.) Stelle nach Wien als Direktor des Theaters an der Wien berufen. Indeß ward er bald durch Intriguen, die er zum Theil selbst veranlaßt hatte, genöthigt, seine Stelle niederzulegen (1800), worüber er sich in seiner zu Weimar erschienenen Schrift „Mein Aufenthalt in Wien u. meine erbetene Dienstentlassung" aussprach. Er kehrte hierauf nach Rußland zurück, ward aber dort aus noch nicht aufgehellten Ursachen verhaftet u. nach Sibirien geschickt. Dieses Schicksal beschrieb er selbst in dem Buche: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Berl. 1801). Indeß rief ihn Kaiser Paul aus der Verbannung zurück u. übertrug ihm die Direktion des Deutschen Theaters in St. Petersburg. 1801 kehrte er nach Weimar zurück, wo er sich aber mit dortigen literarischen Persönlichkeiten verfeindete, Goethe angriff u. die Anhänger Schiller's zu einer Demonstration gegen diesen verleitete (die Schlegels hatte er bereits in seinem im J. 1800 zu Leipzig aufgeführten Stücke „Der hyperbolische Esel od. die heutige Bildung" aufs Aeußerste gereizt); 1803 ging er nach Berlin, wo er mit Merkel in Verbindung trat u. den „Freimüthigen" zu redigiren anfing, aber auch in zahlreichen politischen Pamphlets, in denen er vorzugsweise russ. Interessen vertrat, gegen Napoleon aufzutreten begann. Im J. 1813 ernannte ihn Kaiser Alexander zum Generalkonsul in Königsberg u. 1816 zum Staatsrath im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten; 1817 erhielt er die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren; man ließ

ihm aber seinen russ. Gehalt gegen die Verpflichtung, von Zeit zu Zeit Berichte über literarische u. künstlerische Zustände in Deutschland einzusenden. Da er nun in den Ruf kam, über den deutschen Patriotismus Ungünstiges zu berichten, u. er außerdem in seinem Journal die heftigsten Ausfälle gegen die deutschen Burschenschaften machte, so glaubte der exaltirte Student Karl Sand ein gutes Werk zu thun, wenn er ihn beseitige, u. erdolchte ihn 23. März 1819 in seiner Wohnung zu Mannheim, eine That, die von der politischen Reaktion in der schlimmsten Weise ausgebeutet ward. — K. ist der fruchtbarste Dramatiker Deutschlands, denn wir haben von ihm 15 Trauerspiele, 60 Schauspiele, 73 Lustspiele, 30 Possen, 11 Parodien u. Travestien, 13 Vor- u. Nachspiele u. 17 Opern u. Singspiele. Seine Schöpfungen ermangeln der Tiefe, zeichnen sich aber unleugbar durch Witz u. große Situationskomik aus, u. da er auch zu rühren verstand, so begreift sich, daß K. Jahrzehnte lang das Repertoir der deutschen Bühnen beherrschte. Von seinen Lustspielen („Die beiden Klingsberge", „Pagenstreiche", „Die Zerstreuten", „Pachter Feldtümmel", „Der gerade Weg ist der beste" ꝛc.) werden sich viele noch lange auf der Bühne halten, da die Hauptrollen begabten Darstellern reiche Gelegenheit zu feiner Charaktermalerei bieten. Als Romanschreiber gehört er jedoch jener Schule an, die durch ihren frivolen Ton viel zu jener unmoralischen Richtung in der Belletristik beitrug, die sich später in dem Clauren'schen Ungeschmack selbst ihren Untergang schuf.



Nr. 5769. August v. Kotzebue, geb. 3. Mai 1761, gest. 23. März 1819.

Zu seinen bessern Leistungen auf diesem Felde gehören die „Leiden der Ortenbergischen Familie" (Berl. 1785); „Leontine" (Riga 1808) u. „Philibert od. die Verhältnisse" (Königsb. 1809) u. Einzelnes aus seinen kleinen Romanen, Erzählungen, Anekdoten ꝛc. (6 Bde., Lpz. 1805—9). Seine Gedichte (2 Bde., Wien 1818) sind ohne Werth. Sammlungen seiner dramatischen Werke erschienen zu Leipzig 1797—1823 (28 Bde.) u. 1827—29 (44 Bde.).

Kotzebue, Alexander v., Historienmaler, Sohn des Vorigen, geb. 1815 zu Königsberg, trat Anfangs in Petersburg in den Militärdienst, bezog aber 1837 die dortige Akademie, um sich ganz der Kunst zu widmen. Sein erstes größeres Gemälde (1844), „Die Erstürmung Warschau's", fand allgemeinen Beifall u. veranlaßte den Kaiser, K. mit größeren Werken zu beauftragen. Es waren die von 1846 an in 12 großen Bildern ausgeführten Schlachten der Russen im Siebenjährigen Kriege u. die Feldzüge Suwarow's in Oberitalien u. in der Schweiz. Nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung einige Jahre unter der Leitung von Horace Vernet in Paris gearbeitet hatte, von wo ihn 1848 die Februarrevolution vertrieb, machte er mehrere Reisen in Belgien, Deutschland u. Italien u. nahm seinen Wohnsitz in München, wo die meisten jener durch Feinheit der Darstellung u. Schärfe der Charakterisirung ausgezeichneten Bilder entstanden. Dieselben Vorzüge bekunden auch seine späteren Gemälde, wie „Der Uebergang Suwarow's über den St. Gotthard", „Die Schlacht bei Pultawa", „Die Erstürmung von Narwa durch Peter den Großen im J. 1704" u. a. m.

Kotzebue, Otto v., verdienter Reisender, Bruder des Vorigen, geb. zu Reval 19. Dez. 1787, ward im Kadettencorps zu Petersburg erzogen, machte 1803—6 unter Krusenstern eine Weltumsegelung mit u. ward 1814 mit der Führung des vom Grafen Romanzoff für Entdeckungsreisen ausgerüsteten Schiffes „Rurik" betraut, mit welchem er 1815—18 unterwegs war, mehrere Inseln der Südsee u. im SO. der Beringsstraße den nach ihm benannten **Kotzebuesund** entdeckte. Eine dritte Reise um die Welt unternahm er nach seiner Ernennung zum Kapitänleutnant der russ. Gardemarine 1823—26 auf Befehl Kaiser Alexander's I. u. brachte auch von dieser reiche wissenschaftliche Ausbeute zurück. Seit 1829 außer Dienst, starb er zu Reval 15. Febr. 1846. Seine Reisen beschrieb er in „Entdeckungsreisen in die Südsee u. nach der Beringsstraße in den J. 1815—18" (3 Bde., Wien 1821) u. „Neue Reise um die Welt in den J. 1823 bis 1826" (2 Bde., ebd. 1830).

Kotzen, dichte, langhaarige Wollengewebe, ungeschoren u. gerauht, als Decken besonders in Ungarn u. Oesterreich in Gebrauch.

Kovent, auch Nachbier od. Dünnbier genannt, aus einem dritten Aufguß auf die Träbern, nach Abzug der zweiten Würze gewonnen.

Kowno, Gouvernement im westl. Rußland, 742 □M. mit 1,156,041 E. (1870), liegt zwischen Kurland u. Ostpreußen u. wird vom Meere durch einen schmalen, zu jenem Gouvernement gehörigen Küstenstrich getrennt. In der Mitte des Landes erhebt sich ein Landrücken, der an einzelnen Stellen bis 200 m. ansteigt u. im O. eine Menge Seen trägt. Der S. entsendet seine Gewässer zum Niemen (Memel), so die Newjascha u. Wilja; nach N. fließt die Windau direkt zur Ostsee, die Aa in den Riga'schen Meerbusen. Die Bevölkerung besteht auf dem Lande zum größten Theil aus Lithauern u. Polen, in den Städten bes. aus Deutschen, Polen u. Juden; die Russen sind sehr schwach vertreten. Vorherrschend ist der Katholizismus. Flachs, Getreide u. Holz, das auf dem Niemen zur Ostsee geflößt wird, sind die Hauptprodukte des Bodens; die Industrie ist unbedeutend. — Die Hauptstadt K. mit 31,491 E. (1870) liegt auf dem rechten Ufer des Niemen, der hier die Wilja u. in der Nähe die Newjascha aufnimmt; ist Sitz eines Militär- u. Civilgouverneurs u. hat mehrere kathol. Klöster u. ein Gymnasium. Deutsche u. Juden bilden einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung. Schiffahrt, Handel, Bier- u. Branntweinbrennerei sind von Belang. Ein eisernes Denkmal erinnert an die russ. Siege über die Franzosen 1812; in diesem Jahre (23.—25. Juni) ging die franz. Hauptarmee hier über den Grenzstrom u. 14. Dez. kam Ney mit nicht mehr als 200 Mann hierher zurück; 26. Juni 1831 wurden bei K. die Polen von den Russen unter Malinowsky geschlagen. In der Nähe von der Stadt K. liegt das großartige, 1674 erbaute Kamaldulenserkloster Posaysic.

Kraal, Dorf der südafrikanischen Völker (Hottentotten, Kaffern ꝛc.), so genannt von den ersten Ansiedlern, weil die Ortschaften, von fern gesehen, an Korallenbauten erinnerten. Ein K. besteht gewöhnlich aus kleinen, bienenkorbförmigen Hütten, die meist in einen großen Kreis gestellt sind. In der Mitte ist die Einzäunung für den nächtlichen Aufenthalt des Viehs angebracht, bei den Betschuanen aus einer Hecke dorniger Mimosen, bei den Bassuto u. Kaffern aus einer trockenen Mauer bestehend. Auf dem erhabensten Punkte des Kreises steht die Wohnung des Dorfhäuptlings, u. neben ihr befindet sich ein Rathhaus, „Kotla" genannt, ein abgesteckter Platz, auf dem sich die „gemachten Männer" versammeln, um über öffentliche Angelegenheiten, Prozesse u. Verbrechen zu verhandeln. Frauenzimmer haben zum Kotla keinen Zutritt, noch weniger zum Viehhofe (auch bisweilen K. genannt), einem Ort von solcher Auszeichnung, daß er zugleich zum Begräbnißplatz für die Häuptlinge u. deren Familien gilt.

Krabben (franz. crabe od. crevette, schwed. krabba), Brachyura, kurzschwänzige od. Taschenkrebse, sind Krebse von gedrungenem Körperbau, mit kurzen Fühlern, gestielten Augen, die mit ihren Stielen in Höhlungen unter der Stirne zurücklegbar sind, kurzem Kopfbruststück u. noch kürzerm Hinterleib, der im Ruhestand auf der Unterseite des Kopfbruststücks in einer Furche zurückgeschlagen wird, am Ende keine Schwanzflosse hat, bei den Weibchen aber zur Aufnahm der Eier breit u. gewölbt ist. Das erste Fußpaar ist scherentragend. Die meisten K. sind Meeresbewohner u. bilden in der Jetztwelt die zahlreichste Gruppe der Krebsthiere (s. d.). Zu ihnen zählen die langbeinigen Spinnenkrabben (Seespinnen, Maja squinado), 15 cm. lange Thiere mit dreieckigem, stachligem Rückenschild, welche in den europäischen Meeren vorkommen, in Italien gegessen sowie zum Sardellenfange als Köder

benutzt werden; ferner die Schamkrabben (Calappa), die ihre kurzen dicken Scherenfüße bei drohender Gefahr, wie die übrigen Beine, dicht an sich ziehen; die Bogenkrabben mit querovalem Rückenschild, welchen z. B. der 5 cm. lange „kleine“ Taschenkrebs (Carcinus maenas) u. der „große“ Taschenkrebs (16 cm. lang, bis 3 Kg. schwer), Cancer pagurus, der wie der vorige gern verspeist wird, angehört; dann die Trapezkrabben mit viereckigem Rückenschild, zu denen der kleine Muschelwächter (Pinnotheres) gehört, u. endlich die nur einen kleinen Theil der Gesammtzahl ausmachenden Landkrabben (Gecarcinus) od. Turluru Mittelamerika's. Die letzteren leben in feuchten Erdlöchern u. gehen Nachts auf Pflanzennahrung aus, laufen meist nach der Seite, nicht geradeaus, u. verursachen mit ihren Klappern, wenn sie zur Paarungszeit in oft unabsehbaren Scharen nach dem Meere wandern, ein Getöse wie das, welches ein in der Ferne vorüberziehendes Reiterregiment hervorbringt.

Krafft, Adam, der Hauptvertreter der deutschen spätmittelalterlichen Steinskulptur u. des ihr eigenthümlichen Stiles; wurde geb. ums Jahr 1435 vermuthlich in Ulm (od. Nürnberg); weitere Nachrichten aus seinen früheren Leben bis zum J. 1490, wo er die berühmten Stationen schuf, fehlen. Vielleicht ist er der Schöpfer des 1469 begonnenen Sakramenthäuschens im Münster zu Ulm, wahrscheinlich auch mehrerer der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. angehörender Bildwerke an Privathäusern Nürnbergs. Jene 7 Stationen od. „Fälle“ am Wege zum Johanniskirchhofe bei Nürnberg sind sehr gedrängte, figurenreiche Reliefs, durch Kraft u. Innigkeit der Empfindung von ergreifender Wirkung. Um 1492 schuf er seine größte, umfassendste Komposition, das Schreyer'sche Grabdenkmal an der nördl. Außenseite des östl. Chores der Sebalduskirche, darstellend „Scenen aus der Leidens- u. Auferstehungsgeschichte Christi“. Um 1500 arbeitete er das zierlich schöne, 20 m. hohe Sakramenthaus der St. Lorenzkirche, mit Scenen aus der Passion Christi, mit Statuetten von Heiligen u. unten am Fuße mit den drei lebensgroßen u. lebenswahren Figuren des Meisters selber mit zwei Gesellen, die den Bau auf ihren Rücken tragen. Sehr naturwahr ist auch das Genrerelief über dem Eingange der dortigen Stadtwage, mit der Abwägung eines Waarenballens. Daß er im Ausdruck weiblicher Anmuth u. Schönheit nicht minder Bedeutendes zu leisten vermochte, beweisen das herrliche Pergensdorfer'sche Relief der von Engeln gekrönten Madonna im nördlichen Seitenschiff der Frauenkirche u. eine andere dort am Thoreingange befindliche Krönung Mariä aus dem Jahre 1500, sowie auch eine dritte größere Komposition desselben Gegenstandes für das Landauer'sche Grabmal, jetzt in der Aegidienkirche daselbst. Bald nachdem er eine Grablegung Christi in der Holzschuher'schen Kapelle auf dem Johanniskirchhofe vollendet hatte, soll er erkrankt u. in Einsamkeit 70 Jahre alt im Hospital zu Schwabach gestorben sein.

Krafft, Peter, Historienmaler, geb. zu Hanau 1780 in ärmlichen Verhältnissen; erhielt seine erste Ausbildung in der Zeichenakademie seiner Vaterstadt, ging 1799 nach Wien u. nach kurzem Aufenthalt daselbst nach Paris, wo er sich der Richtung der damals herrschenden Schule David's anschloß u. reichliche Beschäftigung fand. Nach Wien zurückgekehrt, widmete er sich zunächst dem Portraitfache, ging aber alsbald zur Historienmalerei über. Sein erstes hierher gehöriges Werk war der „Abschied des österreichischen Landwehrmannes“ (Galerie des Belvedere), ein historisches Zeitgemälde von lebensgroßen Figuren. Auch später nahm er für seine Historienbilder stets den Stoff aus der Geschichte der Gegenwart. So die 1815 entstandenen Bilder des Erzherzogs Karl in der Schlacht bei Aspern u. des Sieges bei Leipzig, denen dann 1820 die „Rückkehr des Landwehrmannes aus dem Befreiungskriege“ (Akademie in Wien), 1822 die „Krönung Franz' I.“ für das Museum in Pest u. sein „Tod Zriny's“ folgten. Die Hofburg schmückte er mit drei Freskobildern aus dem Leben Franz' I. Später wirkte er auch in hervorragender Weise als akademischer Lehrer u. seit 1828 als Direktor der Galerie des Belvedere, entsagte dagegen der öffentlichen künstlerischen Thätigkeit. Er starb zu Wien 28. Okt. 1856.

Kraft, Karl Friedrich, Philolog u. Schulmann, bekannt insbes. als Lexikograph, geb. zu Nieder-Trebra bei Jena 28. Jan. 1786, studirte seit 1806 in Leipzig Theologie u. Philologie, wurde 1810 Gymnasiallehrer in Schleusingen, 1816 Lehrer an der Domschule in Naumburg, 1821 Direktor des Gymnasiums in Nordhausen u. 1827 der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg; trat 1861 in Ruhestand u. starb 6. Febr. 1866 zu Ham bei Hamburg. Er schrieb u. gab heraus: „Handbuch der Geschichte von Altgriechenland“ (Lpz. 1815; 3. Aufl. 1825); „Deutsch-lat. Lex.“ (ebd. 1818—21 u. oft); mit Alb. Forbiger: „Neues deutsch-lat. Handwörterbuch“ (ebd. 1826); mit C. Müller: „Realschullexikon“ (Altona 1846—48; 2. Aufl., Hamb. 1853); „Beschreibung der Landesschule Pforta“ (Schleus. 1811); „Kleine gesamm. Schulschriften“ (Lpz. 1830) u. A. m.

Kraft (vom Sanskr. grabh, d. h. fassen, greifen) ist einer der Grundbegriffe in der Sprache, welche zwar umschrieben, aber nicht eigentlich erklärt werden können, weil sie etwas seinem innersten Wesen nach Unbekanntes bezeichnen. Wenn wir von dem volksthümlichen Gebrauch des Wortes K. für „Stärke“ absehen, reden wir überall da von Kräften, wo wir die unbekannten Ursachen von zu Tage tretenden Erscheinungen bezeichnen wollen. Daß der emporgeschleuderte Stein wieder zurückfällt, schreiben wir der Schwerkraft zu; daß der Dampf den Kolben im Dampfcylinder vor sich hertreibt, der Expansionskraft u. s. w. Ebenso reden wir auf geistigem Gebiet von einer Urtheilskraft, d. h. dem Vermögen, Schlüsse zu bilden u. dieselben auf bestimmte Erscheinungen anzuwenden, von einer Erinnerungskraft u. dergl. mehr. In allen diesen Fällen haben wir nicht das Wesen der Ursache erklärt, welche gewisse Wirkungen hervorruft, sondern dieser Ursache nur einen Namen gegeben, wie z. B. Schwerkraft u. dergl. Dagegen gelingt es dem Menschengeist in ziemlich weitem Umfange, die Gesetze festzustellen, nach denen die einzelnen Kräfte wirksam sind. Auf dem Gebiete der Naturerscheinungen ist die Feststellung dieser Gesetze Aufgabe der Physik, auf dem der geistigen Wirkungen Aufgabe der Psychologie, d. i. der Lehre von den Seelenkräften. Am erfolgreichsten hat die Physik diejenigen Kräftegesetze untersucht, die sich am leichtesten beobachten u. in ihrer Regelmäßigkeit nachweisen lassen, obenan die Gesetze der Bewegung. Dieselben bilden den Gegenstand der Mechanik. Die wichtigsten Sätze derselben sind: Jede Kraft wirkt in gerader Richtung so lange fort, bis sie durch entgegengesetzte Kräfte allmählich gehemmt od. ganz aufgehoben wird. Eine Kegelkugel z. B. rollt so lange in gerader Linie fort, bis die Antreibungs-(Propulsiv-)kraft von der entgegenstehenden der Reibung od. geradezu durch die Widerstandskraft eines festen Gegenstandes aufgehoben wird. Dagegen ist die Kraft nur gehemmt od. latent, wenn ich z. B. ein ausgezogenes Gummiband am Zusammenziehen hindere. So bald die Hemmung aufhört, tritt die K. wieder in Thätigkeit. Wenn mehrere Kräfte nach verschiedener Richtung auf denselben Angriffspunkt wirken, so kommt ihre Wirkung der einer einzigen K. gleich (der sog. Resultante), welche die Diagonale der zu einem Viereck (Parallelogramm der Kräfte, s. d.) ergänzten beiden Kräfte bildet. Während nun die Mechanik nur von mechanischen, d. i. von außen wirkenden Ursachen handelt u. die Physik solche auch für viele andere Kräfte (Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus u. s. w.) annehmen muß, giebt es andererseits eine Menge von Kräften, die gleichsam bewußt auf bestimmte Zwecke hinwirken, u. welche dann Triebe genannt werden, wie wir z. B. von einer Triebkraft der Pflanzen reden. Vor Allem aber kommen die Triebe bei der Erklärung der Aeußerungen der Seelenkräfte in Betracht. — Was die Aufhellung des Wesens der Kräfte im Allgemeinen anbelangt — eine Aufgabe der höhern Philosophie —, so haben sich hier fast immer zwei Grundansichten gegenüber gestanden. Die eine führt die Kette der Wirkungen auf eine letzte Ursache, gleichsam eine Grundkraft, zurück, indem sie dieselbe entweder einmal den Anstoß geben u. dann das Weltall nach den hineinerschaffenen Gesetzen der (abgeleiteten) Kräfte sich entwickeln läßt (die sog. deistische Weltanschauung), od. indem sie diese Grundkraft, d. i. Gott, allezeit auch zugleich unmittelbar eingreifen läßt (theistische Weltanschauung). Die andere läßt die Stoffe von Ewigkeit her mit bestimmten Kräften ausgerüstet sein, welche nun je nach ihrer Beschaffenheit blind fortwirken, bis sie durch andere aufgehoben werden. Die letztere, die sog. materialistische Weltanschauung, kennt danach streng genommen nur mechanisch wirkende Kräfte, indem sie auch die Triebe auf solche zurückführt, z. B. die Gedanken auf Bewegung der kleinsten Theilchen (Molecule) des Gehirns, ohne damit freilich die Zweckmäßigkeit in dem Zusammenwirken der Kräfte erklären zu können. — Die neuere Naturforschung, deren letzte Aufgabe sich dahin präzisirt hat, alle Erscheinungen der wahrnehmbaren Welt auf Kräfte zurückzuführen, welche zwischen den kleinsten Theilchen der Materie, den Atomen, anziehend od. abstoßend wirken, ist dahin gekommen, die früher als eigenartig angesehenen Naturkräfte: mechanische K., welche Massenbewegung bewirkt, ferner Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus, endlich auch die chemische Affinität od. die chemische Verwandtschaft, als Modifikationen (verschiedene Erscheinungsweisen) einer u. derselben K., der Kraft überhaupt, zu betrachten. Zu diesem überaus wichtigen Schlusse hat die Beobachtung der Erscheinungen in der äußern Natur, das Experiment

u. die mathematische Behandlung der daraus sich ergebenden Erfahrungen in gleicher Weise hingeführt. Wir vermögen auf experimentellem Wege mechanische K. in Wärme, u. umgekehrt Wärme in mechanische K. zu verwandeln, u. finden, daß einer gewissen Wärmemenge eine bestimmte mechanische Arbeitsleistung entspricht, mittels deren man wieder genau jenes Wärmequantum erzeugen kann. Ebenso können wir Wärme in Elektrizität verwandeln, Elektrizität in Magnetismus, Magnetismus wieder in mechanische K. od. in Elektrizität, Wärme u. s. w., u. für diese gegenseitigen Beziehungen lassen sich die Aequivalente bestimmen. Nur für das Licht ist eine solche Umwandlung u. die Bestimmung seines Wärmeäquivalentes noch nicht gelungen, obwol die Umsetzung faktisch in der Einleitung chemischer Prozesse, die ebenfalls auf Bewegung der Atome beruhen müssen, vor sich gehen muß, sondern auch in den durch das Wachsthum der Pflanzen bewirkten Kohlenstoffreduktionen, in denen wir eine Quelle mechanischer Arbeitsleistung erhalten, die aber ohne Licht nicht stattfinden können. Wir dürfen also die gleiche Ansicht, wie von den andern Naturkräften, auch vom Lichte haben, nur daß vielleicht dessen Wärmeäquivalent so gering ist, daß sich seine Wahrnehmung uns entzieht. Diese verwandtschaftlichen Beziehungen nun aller physikalischen Kräfte hat man mit dem Ausdruck der **„Wechselwirkung der Naturkräfte"** bezeichnet. Ihre Klarlegung führte zur Entdeckung des **„Gesetzes von der Erhaltung der K."**, zu dem großartigsten Fortschritte, den menschliche Erkenntniß im letzten Jahrhundert gethan. Dieses von J. R. Mayer zuerst aufgestellte Gesetz lehrt, daß, wie die Summe der Materie in der Welt eine feste u. unveränderliche ist, welche zwar in Form u. Erscheinung, aber nicht in ihrer Quantität sich ändert, so auch die Menge der K., welche jenen Wechsel der Erscheinungen der Welt hervorbringt, eine feste u. unveränderliche ist, die sich weder vermehren noch vermindern, sondern nur in ihrer Qualität Aenderungen erleiden kann. Aus Nichts kann keine K. erzeugt werden, ein Perpetuum mobile ist eine Unmöglichkeit; andererseits kann keine Spur von K. verschwinden; wo dies der Fall zu sein scheint, ist sie nur in eine andere Modalität übergegangen, deren Wirkung sich vielleicht der Wahrnehmung mit unsern noch sehr beschränkten Hülfsmitteln entzieht. Was als Licht, Wärme, Elektrizität u. s. w. aufgehört hat, kann in irgend eine andere dieser Modalitäten übergegangen sein. In diesen fortwährenden Verwandlungen aber, in deren Kreis auch die chemischen Prozesse sich reihen, bestehen die Erscheinungen der physischen Welt. Es würde ihnen die Schlußfolgerung eine ewige Dauer zuschreiben müssen, wenn nicht die Möglichkeit vorhanden wäre, daß allmählich die gesammte Kraftmenge in Wärme sich verwandelt u. diese zwar nicht aus der Welt verschwindet, aber doch keine Wirkung mehr auszuüben vermag, weil sie sich dazu verbraucht hat, den ganzen Weltraum auf eine höhere gleichmäßige Temperatur zu erhöhen, denn eine Kraftwirkung, eine Bewegung, kann die Wärme nur ausüben, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht, nicht aber wenn alle Temperaturdifferenzen ausgeglichen sind, einen vollständigen Gleichgewichtszustand herbeizuführen, in welchem keine anziehenden u. abstoßenden Kräfte zwischen den Atomen der Materie mehr wirken, also auch keine Form besteht u. keine Veränderungen vorgehen. Die Annahme der Möglichkeit dieses Gleichgewichtszustandes, der Entropie der Welt, wie ihn Clausius nennt, hängt davon ab, daß man eine unbegrenzte Erwärmungsfähigkeit des Weltraumes überhaupt annehmen darf, was von Fr. Mohr bestritten wird. Wenn aber auch das Eintreten jenes Zustandes für die Schlußfolgerung nicht zweifelhaft sein könnte, so würde in der Ueberzeugung davon für das menschliche Empfinden nichts Beengendes liegen, denn der Zeitraum, innerhalb dessen sich das große Stück nur abspielen kann, ist für unsere Begriffe unfaßbar groß. — Die Untersuchungen von J. R. Mayer, welchen wir das Gesetz von der Erhaltung der K. verdanken, fallen in das J. 1842, wo er in Liebig's Annalen das Erste über seine Theorie veröffentlichte; in späteren Arbeiten führte er dieselbe weiter aus. Der Engländer Joule hat durch seine experimentellen Forschungen, die deutschen Physiker Helmholtz u. Clausius haben durch die mathematische Behandlung dem großen Gesetze Bestätigung u. Ausbildung gegeben. Uebrigens sind nach Mayer's Entdeckung zahlreiche Prioritätsansprüche Anderer od. für Andere erhoben worden; so werden Sätze von Newton, Descartes, Bernoulli, Fr. Mohr u. A., selbst von Cicero citirt, um diesen die Anwartschaft auf das Recht der Priorität zu vindiziren. Alle diese Ansprüche sind jedoch mehr zufälliger Natur, keinesfalls haben sie zur bewußten Aufstellung des Gesetzes geführt. Dies Verdienst gebührt unstreitig J. R. Mayer. — Vgl. Helmholtz „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte" (Pop. Vortrag, Königsb. 1854); Derselbe „Ueber die Erhaltung der K." (Berl. 1847); Fr. Mohr, „Allgemeine Theorie der Bewegung u. K." (Braunschw. 1869) u. a.

Krähe, Bezeichnung für mehre Arten der Rabenvögel (s. d.) od. Corvinen. Von ihnen ist zu erwähnen die Nebelkrähe (Corvus cornix) od. der „Graumantel" von aschgrauer Färbung, am Kopf, der Kehle, den Flügeln u. dem Schwanze schwarz; sie erlangt eine Größe bis zu 50 cm. u. ist ein in Norddeutschland sehr gemeiner Zugvogel, der zur Winterszeit aus dem Norden kommt u. sich im Febr. u. März paart. Die Feld- od. Saatkrähe (Corvus frugilegus), ganz schwarz, mit violettem Schimmer u. gestrecktem Schnabel, lebt in Deutschland als Stand- u. Zugvogel. Ebenfalls ganz schwarz, mit stahlblauem Hals u. Rücken, ist die Rabenkrähe (Corvus corone), ein gemeiner Standvogel Deutschlands; sie hat die nämliche Größe wie die beiden vorigen u. vermischt sich mit der Nebelkrähe; ihre Flügel reichen nicht, wie bei der Saatkrähe, bis zur Schwanzspitze. Von den genannten Arten unterscheidet sich die ebenfalls schwarz befiederte Alpen- od. Steinkrähe (Pyrrhocorax od. Graculus) zunächst durch die geringere Größe, indem sie nur 40 cm. mißt, sodann durch die rothen Beine u. den rothen od. gelben Schnabel, wonach man eine rothschnäbelige Steinkrähe (P. rufirostris), die in den Alpen lebt u. im Oktober auf dem Durchzuge beim Bernhardshospiz beobachtet wird, u. eine gelbschnäbelige (P. flavirostris) der südeuropäischen Gebirge unterscheidet. Endlich ist noch die Mandelkrähe od. der Blauheher (Coracias garrula) zu erwähnen, eine blos 31 cm. lange K. von blaugrüner Färbung, mit braunem Rücken, unten azurblauen Schwingen u. gelblichen Beinen. Die K.n leben sowol von Insekten u. Gewürm als auch von Sämereien u. Früchten, endlich von kleinen Vögeln u. von Mäusen, gehen aber wol auch an junge Hasen u. Hühner u. werden deshalb vom Landmann in vielen Gegenden als nützliche Vögel angesehen.

Krähenaugen, s. „Brechnuß". **Krähenbeeren,** s. „Empetrum".

Krahn od. Kranich ist eine Maschine, um größere Lasten von Wagen, Schiffen u. s. w. ab- u. aufzuladen. Er kann einem Galgen verglichen werden, dessen horizontaler Arm um die aufrechte Säule drehbar u. am Ende mit einem Flaschenzuge versehen ist, dessen Zugseil bis an die aufrechte Säule u. von da über eine Rolle an der Säule herabläuft. Wird dann z. B. der horizontale Arm des am Ufer fest aufgestellten K.s so gedreht, daß er über das Schiff hinreicht, so kann man eine an Bord befindliche Last emporheben. Ist dies geschehen, so dreht man den Arm über das Ufer u. läßt die Last auf dasselbe herab. Große K.en sind meist aus Eisen konstruirt u. werden häufig mit Dampfkraft in Betrieb gesetzt.

Krähwinkel ist der Name mehrer Ortschaften in Preußen, Baden, Württemberg, Bayern u. Thüringen; sodann die Bezeichnung eines nur gedachten Ortes, der als Musterbild deutscher beschränkter Kleinstädterei u. Philisterei gilt. In dieser Beziehung stammt dieser Name von Kotzebue, dessen „Deutsche Kleinstädter" (1803) u. „Esels Schatten" (1810) in einem Ort dieses Namens spielen u. zuerst das deutsche Spießbürgerthum hier lokalisiren.

Krain, Herzogthum u. Kronland der Oesterr. Monarchie, 181,4 □M. mit 466,334 E. (1869), grenzt im N. an Kärnten u. Steiermark, im O. u. SO. an Kroatien, im S. an Istrien u. im W. an Görz u. Gradiska. Das ganze Land gehört zum Gebiete der Kalkalpen u. wird im N. durch die Karawanken von Kärnten geschieden, im W. u. S. von den Julischen od. Krainer Alpen u. dem Karst (s. d.) durchzogen. Der höchste Berg des Landes u. der einzige, welcher einen Gletscher trägt, ist der 2865 m. hohe Terglou. Zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehören die zahlreichen, zum Theil mit den schönsten Tropfsteingebilden geschmückten Höhlen, wie die Adelsberger Grotte, die in den Klüften der Kalkfelsen verschwindenden u. unterirdisch ihren Lauf fortsetzenden Flüsse, der intermittirende See von Zirknitz u. die berühmte Felsenbrücke von St. Kanzian, 41 m. hoch u. 51 m. breit. Fast das ganze Land gehört dem Gebiet der Save an, welche im NW. K.s am Mangart entspringt, erst nach SO., dann nach O. strömt, nach der Einmündung der Laibach schiffbar wird u. einen Theil der Grenze mit Steiermark bildet; den größten Zufluß empfängt sie in K. in der Gurk u. aus diesem Lande in der Kulpa, welche die südöstl. Grenze bildet. Die Flüsse Idria u. Wippach strömen dem Isonzo zu; die Poik, Zirknitza, Bistritza u. andere Gewässer verlieren sich in der Erde. Nach den physischen Verhältnissen unterscheidet man Oberkrain, das Gebiet der Save, Unterkrain, das rechts von der mittleren Save u. links von der oberen Kulpa gelegene Land, u. Innerkrain, die Thäler von Wippach u. Idria u. die Hochflächen des Karstes. Abgesehen von letzteren hat K. ausgedehnte Ebenen am unteren Lauf der Laibach u. von deren Mündung bis nördl. von Krainburg, sowie an der unteren Gurk. Im Ganzen ist K. ein ziemlich rauhes, auf seinen Hochflächen von Stürmen heimgesuchtes Land, welches nur im Wippachthale u. an der unteren Gurk u. Kulpa Weinbau in größerer Ausdehnung gestattet u. in den Görz benachbarten Thälern stellenweise sogar noch Oliven u. Feigen zur Reife bringt. Am unwirthlichsten sind die Plateaux des Karstgebirges, wo zu der Rauheit des Klimas noch ein empfindlicher Wassermangel hinzutritt. Von der Bevölkerung bilden die Deutschen nur 5,5 %; sie bewohnen eine größere Sprachinsel um Gottschee im SO. des Landes u. außerdem einige kleinere

um Gurkfeld, Laibach, Altenlaak u. andere Orte; umschlossen werden diese versprengten Deutschen von den Slovenen, zu welchen sich im SO. noch Kroaten gesellen, welche etwa in einer Stärke von 16,000 Seelen über die Landesgrenze hinüberreichen. Doch zerfallen diese Slovenen in eine Anzahl Stämme, welche sich wesentlich durch Mundart, Sitte u. Tracht unterscheiden; so sitzen an den Savequellen die Bohinci, an dieses Flusses oberem Lauf die Gorenjce, die Dolenjce in Unterkrain, die Ipavec an der Wippach. Fast die ganze Bevölkerung ist katholisch u. steht unter dem Fürstbischof von Laibach, der Ackerbau steht nam. infolge der Zerstückelung des Grund u. Bodens auf einer sehr niedrigen Stufe u. genügt dem Bedarf an Getreide nicht; ausgebreitet ist der Bau von Hirse, welcher die Kaša (Hirsebrei), das Nationalgericht der Krainer, liefert, u. von Flachs. Im Süden des Landes beginnt die Kultur des Mais u. der Maulbeerbäume. Sehr gutes Obst u. den trefflichsten Wein liefert das Wippachthal. Waldkultur findet sich mehr in den Alpen als auf dem Karst. Die wichtigsten Produkte aus dem Mineralreich sind Quecksilber (f. „Idria", 6847,7 Ctr. 1872), Eisen (219,998 Ctr. Eisenstein, 103,136 Ctr. Roheisen, 12,382 Ctr. Gußeisen), Blei (389 Ctr.), Kupfer u. Braunkohlen (3,187,472 Ctr.), Zink (17,428 Ctr.). Der ausgebreitetste Industriezweig ist die Leinweberei, der wichtigste die Produktion von kleinen Eisenwaaren, wie Sensen, Nägeln &c.; außerdem wird noch vielfach Spitzenklöppelei, Siebfabrikation u. Gerberei betrieben. Für den Speditionshandel ist K. ein wichtiges Durchgangsland nach Kroatien u. Italien; Hunderte von Gottscheern verlassen jährlich als Hausirer ihre Heimat. An höheren Bildungsanstalten besitzt das Land 3 Gymnasien u. eine Oberrealschule. Der Landtag zählt 37 Mitglieder, in den Reichsrath entsendet es 10 Abgeordnete. Die Verwaltung gipfelt in der k. k. Landesbehörde zu Laibach. K. zerfällt in die 12 Bezirksämter Adelsberg, Gottschee, Gurkfeld, Krainberg, Stadt Laibach, Laibach Land, Litt, Loitsch, Radmannsdorf, Rudolfswerth, Stein u. Tschernembl. Die Hauptstadt ist Laibach (s. d.), die nächstgrößten Orte sind St. Michael-Stopitsch mit 6955 E., Gurkfeld mit 5072 E., Seisenberg mit 4985 E., Dobruine mit 4791 E., Selzach mit 4722 E. — Der Name K. kommt vom slav. Worte Krajina, d. h. Mark, Grenzland; unter Karl d. Gr. wurde das von diesem den Avaren entrissene Land ein Bestandtheil des Herzogthums Friaul, im 10. Jahrh. zersplitterte sich K., eine Theil wurde seit 972 durch eigene Markgrafen verwaltet, andere Theile besaßen die Herzoge von Kärnten, u. später erwarben sich hier auch die Bischöfe von Freising Besitzungen. Vom 12. Jahrh. an begannen die Herzoge von Oesterreich ihre Herrschaft über K. theils durch Kauf, theils durch Erbschaft auszudehnen; Friedrich der Streitbare, welcher sich schon 1233 als „Herr von K." bezeichnete, wurde mit dem größten Theile des Landes belehnt, als 1245 der letzte Markgraf, Berthold, starb; mit dem Erlöschen des Grafenhauses von Tirol, das große Besitzungen in K. hatte, fielen 1335 auch diese an Oesterreich u. mit demselben wurden 1364 die von den Grafen von Görz bisher innegehabten Landestheile vereinigt, worauf Herzog Rudolf IV. den Titel eines Herzogs von K. annahm. Bis auf die Zeit 1809—13, in welcher K. unter franz. Herrschaft zu den Illyr. Provinzen gehörte, ist das Land immer österreichisch geblieben; 1849 wurde es ein eigenes Kronland.

Krajowa, Hauptstadt der Kleinen Walachei u. des Kreises Dolschi mit 22,800 E., liegt unweit des Schyl, ist Sitz eines Appellationsgerichtes u. der Kreisbehörde u. hat ein Gymnasium, einen schönen Park, Salzwerke u. lebhaften Handel. In der Nähe fanden 1854 mehrfache Gefechte zwischen Russen u. Türken statt.

Krakau (poln. Krakow), die ehemalige Hauptstadt der Republik Polen, jetzt Hauptstadt von Westgalizien mit 49,835 E. (1869), darunter 10,000 Juden, liegt in einem fruchtbaren Hügellande an der hier durch den Einfluß der Rudawa schiffbar werdenden Weichsel, über welche eine Brücke nach Podgorce führt. Die befestigte, von detachirten Forts umgebene Stadt hat außer dem durch einen Weichselarm von der Altstadt getrennten Judenviertel, Kasimierz, 7 Vorstädte u. ist Sitz eines der zwei Oberlandesgerichte für Galizien, eines Landes- u. eines Kreisgerichtes, der Berghauptmannschaft für das ganze Kronland, eines kathol. Bischofs u. des Militärkommandos. Unter den 40 Kirchen sind bes. nennenswerth: die Stanislauskathedrale auf dem Schlosse, ein prachtvoller goth. Bau, im 11. Jahrh. begründet u. 1359 vollendet, in welchem sich die Gräber einer großen Anzahl poln. Könige, wie auch Poniatowsky's u. Kosciuszko's u. außerdem noch hervorragende Skulpturen von Thorwaldsen u. dem aus K. gebürtigen Veit Stoß, die Gebeine des heil. Stanislaus, des Schutzheiligen von Polen, u. eine Schatzkammer mit dem poln. Reichsschatze befinden; ferner die goth. Marienkirche von 1276, die Stadtpfarrkirche der heil. Jungfrau, die 1689—1703 erbaute Annenkirche, die Peterskirche aus dem 16. Jahrh., die Kirchen des heiligen Michael, des heil. Stanislaus u. der heil. Katharina in Kasimierz u. die 1087 gegründete Kirche zur Heimsuchung Maria's in der Vorstadt Piasek.

Außerdem besitzt K. noch 7 Synagogen, 11 Mönchs- u. 12 Nonnenklöster. Mehrere kunsthistorisch hervorragende kirchliche Bauwerke sind durch den großen Brand von 1850 zu Grunde gegangen. Unter den Profanbauten ist am merkwürdigsten das große Residenzschloß der poln. Könige auf dem Felsen Wawel, welches aus dem 14. Jahrh. stammt u. gegenwärtig als Kaserne u. Hospital dient. An dem großen stattlichen Marktplatz steht das 1358 erbaute, 1557 restaurirte Gebäude der Tuchlauben u. in der Mitte der uralte schöne Rathhausthurm. Der größte Theil der alten Befestigungen ist niedergelegt u. in Promenaden verwandelt worden, erhalten ist noch das Florianthor mit zahlreichen Thürmchen u. Basteien. Die alterthümlichen, vielfach in goth. u. Renaissancestil aufgeführten Gebäude, die prächtigen Kirchen, die breiten u. regelmäßigen Straßen verleihen dem Inneren K.'s den Charakter einer alten deutschen Reichsstadt, während die Vorstädte sich meist nur wenig von poln. Landstädten unterscheiden. Die 1401 ins Leben getretene Jagellonische Universität, welche einen bedeutsamen Einfluß auf das geistige Leben Polens ausgeübt hat, wurde 1872 von 614 Studirenden besucht; mit derselben sind umfangreiche Sammlungen, Laboratorien, Seminarien, Kliniken, ein botanischer Garten, eine Sternwarte u. eine Bibliothek von 140,000 Bänden u. 5500 Handschriften verbunden. Von anderen höheren Lehranstalten besitzt K. ein Technisches Institut mit 423 Studirenden (1872), zwei Gymnasien, ein kathol. Lehrerseminar u. ein Priesterseminar; außerdem sind mehrere gelehrte Gesellschaften hier in Thätigkeit. Der Handel auf der Weichsel ist nam. in Getreide, Holz, Salz, Wein, Leinwand u. Schweinen bedeutend; die Fabrikation von Tuch, Leder u. Ackergeräthschaften ist der wichtigste Zweig der Industrie. In der Nähe von K. befinden sich die großen Schwefellager von Swoszowice, welche 1872 eine Ausbeute von 17,466 Ctr. lieferten, die Steinsalzbergwerke von Wieliczka (s. d.), außerdem noch bedeutende Zink- u. Steinkohlengruben. — Die Gründung K.'s wird dem sagenhaften poln. Fürsten Krakus zugeschrieben, der um 700 gelebt haben u. auf dem Twardowskiberge bei der K. gegenüber am anderen Weichselufer gelegenen Ortschaft Podgorze begraben sein soll; 1320—1609 war es Krönungs- u. Residenzstadt der poln. Könige, seit 1060 Sitz eines Erzbischofs, später eines unter dem Erzbischof von Gnesen stehenden Bischofs. Die ältesten, 1257 nach Magdeburger Recht verliehenen städtischen Privilegien waren deutsch, u. gerade der im Mittelalter hier stark vertretene deutsche Bürgerstand beförderte den Handel u. die Gewerbthätigkeit der Stadt außerordentlich; doch ward der Wohlstand der Bürger durch zahlreiche Feuersbrünste u. durch Eroberungen (1039 durch die Böhmen, 1241 durch die Mongolen, 1655 u. 1702 durch die Schweden, 1768 durch die Russen) schwer geschädigt. Die 3. Theilung Polens brachte K. unter österr. Herrschaft, 1809—15 gehörte die Stadt zum Herzogthum Warschau u. wurde 1815 zur Hauptstadt einer Republik K. erhoben, welche auf 23 □M. etwa 150,000 E. mit einem Flecken u. 71 Dörfern umfaßte u. unter den Schutz von Rußland, Preußen u. Oesterreich gestellt war. Die Theilnahme eines Theils der Bevölkerung an der poln. Revolution von 1830 führte zu einer Besetzung durch die Russen, u. die Annahme, daß K. der Herd von Verschwörungen sei, 1837 u. 1838—41 zu Okkupationen des Gebietes der kleinen Republik durch die Oesterreicher. Die offene Unterstützung, welche der galiz. Aufstand 1846 durch K. erfuhr, brachte endlich diesem letzten Reste poln. Selbständigkeit den Untergang; Truppen der drei Schutzmächte rückten in K. ein u. die Republik ward auf einer Konferenz dieser Staaten in Berlin 6. Nov. 1846 trotz der Protestation Frankreichs u. Englands an Oesterreich übergeben, das 1849 das Krakauer Gebiet als Großherzogthum mit Galizien vereinigte.

Krakowiak (franz. Cracovienne), ein poln. Nationaltanz, vom Gesange kurzer zweizeiliger Lieder (Krakowiaken) begleitet. Der Rhythmus ist $^{2}/_{4}$ Takt, der Charakter der Musik fast melancholisch; die Tänzer markiren bei dem K. den Takt durch starkes Zusammenschlagen ihrer mit Metall beschlagenen Absätze.

Krambambuli bezeichnet eigentlich den Danziger Wachholder- od. Kirschbranntwein, der dort in dem Hause „zum Lachs" bereitet wird, dann das sog. Danziger Goldwasser; in Nikolajew in Südrußland nennt man einen rosenrothen, sehr süßen, aber schwachen Likör so u. ebenso auf Universitäten ein Getränk aus heißem Branntwein mit Zucker, eine Art Schnapsglühwein. Nach den Anfangsworten eines 1747 zu Danzig gedruckten Volksliedes, welches so beginnt: „Krambambuli, das ist der Titel, womit dich ein Starost beehrt; Du bist das süße Labungsmittel, das Danzigs Offizin gewährt. Halb klingt es deutsch, halb popolsky &c.", wäre das Wort aus dem Polnischen entstanden, worauf auch das böhm. Krampampule (zugerichteter Branntwein) hinweisen würde.

Kramer od. Krämer (die amtliche Schreibung ohne Umlaut), Kleinhändler im Gegensatz zum „Kaufmann". Die alte Innung der Kleinhändler, unter den Zünften die erste, nannte sich (od. nennt sich, wie z. B. in Leipzig noch jetzt Kramerinnung; ihre Mitglieder mußten

die vorschriftsmäßige Lehrzeit bei einem K. durchgemacht u. eine Reihe von Jahren als Gehülfen (Commis) gedient haben. Die Summe der Statuten dieser Innung bildete das **Kramerrecht**. **Kramergewicht** ist s. v. w. Handelsgewicht im Gegensatz zum Apothekergewicht. **Kramerhaus**, das Innungshaus der Kramerinnung. **Kramerhandwerk** nennt man das auf den Verkauf arbeitende, mit Kramhandel verbundene Handwerk, wie z. B. das der Gürtler, Beutler, Kammacher ꝛc. K. ist ferner s. v. w. Hausirer. In geringschätziger Bedeutung findet sich K. für „Kaufmann" nam. in zusammengesetzten Wörtern, z. B. **Krämergeist**, kleinlicher, engherziger Handelsgeist ꝛc.

Krammetsvogel, s. „Drossel".



Nr. 3770 Krakau.

Krampf nennt man jede abnorme, dem Zwecke des gesunden Organismus nicht entsprechende Muskelzusammenziehung. Betrifft der K. die sog. willkürlichen Muskeln, so führen dieselben Bewegungen aus, die vom Willen ganz unabhängig sind; betrifft er unwillkürliche Muskeln, so tritt in denselben eine in Zusammenziehung u. Erschlaffung von der gewöhnlichen Dauer abweichende Arbeit ein. Der K. kann sowol partiell als auch allgemein auftreten. In gewissen Fällen bedingt er abwechselnde Kontraktionen u. Erschlaffungen in blitzartigem Tempo, so daß die betreffenden, krampfartig ergriffenen Körpertheile hin- u. hergeschleudert, bald gestreckt, bald gebeugt werden (klonischer K.), bald wird der Muskel dauernd kontrahirt u. verharrt minuten- bis stundenlang in diesem Zustande (tetanischer K.). Gewisse Formen von K. kehren in annähernd gleicher Weise immer wieder, so daß man hiernach gewisse Krampftypen hat aufstellen können. Zu diesen Typen gehört vor allen Dingen die Epilepsie (s. d.), ferner der Starrkrampf (Tetanus, s. d.), der K. der Stimmritze (Laryngospasmus, Laryngismus Stridulus), der K. der Athemmuskeln (Asthma nervosum) ꝛc. Die Ursache des K.es kann direkt im Muskel selbst sitzen, wenigstens kann man einen Muskel experimentell durch verschiedene Mittel u. durch direkte Reizung in einen Krampfzustand versetzen, od. aber der Muskel wird vom Nerv aus zum K. angeregt, u. hier kann wiederum die Ursache entweder auf den Nerv direkt wirken, wie beim Elektrisiren eines motorischen Muskels, od. die Ursache sitzt im Hirne od. Rückenmark. Endlich auch kann der K. reflektorisch sein, d. h. auf Reizung eines sensiblen Nervs eintreten (wie z. B. der Wundkrampf). Welche von diesen Ursachen man vor sich hat, ist im speziellen Falle oft schwer od. gar nicht zu entscheiden. Eine große Anzahl Gifte, ins Blut gebracht, bedingen K.; aber auch hier ist die Art der Wirkung verschieden. Wie die Ursachen, so verschieden ist auch die Behandlung. Spezifika gegen K. giebt es nicht. Vor allen Dingen lege man den Befallenen so, daß er sich beim Herumwerfen weder verletzen noch von einem erhöhten Orte herabfallen kann, am besten auf die Erde, entfernt von eckigen u. harten Gegenständen, dann aber hole man sofort den Rath eines Arztes ein, da nur ein solcher die Natur desselben u. seine Behandlungsweise in jedem Falle verstehen kann. — Eine besondere Art Krämpfe sind die hysterischen (vgl. „Hysterie"), meist nicht ernster Natur u. oft schon durch eine richtige Erziehungsmethode heilbar.

Krampfadern (Varices); eine Krankheit, die mit dem Krampfe (s. d.) nichts gemein hat; sie besteht vielmehr in einer Ausbuchtung der Blutadern an den unteren Extremitäten, die dadurch zu Stande kommt, daß das Blut nicht gehörigen Rückfluß zum Herzen hat. Die gewöhnliche Ursache der K. ist anhaltendes Arbeiten im Stehen, wobei die Saugkraft der Lungen nicht immer der Schwere des Blutes entgegenwirken kann, das letztere sich in den unteren Partien anstaut u. allmählich die Gefäßbahnen sackartig ausweitet. Außerdem giebt es aber auch noch andere Ursachen, die den Rückfluß des Blutes stören u. K. zur Folge haben können, z. B. Schwangerschaft, langwierige Unterschenkelgeschwüre u. s. w. Die K. können bedenklich werden, da sie infolge eines heftigen Blutandranges platzen u. Verblutung herbeiführen können. Man behandelt die K. durch Kompressionsverbände, sei es in Form von methodisch angelegten Binden od. von elastischen Strümpfen. Daneben ist gleichmäßige Bewegung mit tiefen Athemzügen (Turnen mit der Lunge) ein gutes Unterstützungsmittel für die Heilung.

Krampfhusten, vergl. „Keuchhusten".

Kranich (mechanisch), s. v. w. Krahn (s. d.).

Kranich (Grus), eine Sumpfvogelgattung mit sehr langen Beinen, vier kurzen Zehen, deren hintere den Boden nur mit der Spitze berührt, nackten Stellen am Kopfe u. kurzem, vom Kopfe etwas abgeschnürtem Schnabel. Die K.e leben in Brüchen von Gewürm u. Amphibien u. wandern im Winter gesellig nach dem S. Der **gemeine** K. (Grus cinerea), der sich sowol in Europa wie in Asien u. Nordafrika findet, ist der größte deutsche Vogel, indem er eine Höhe von 1,3 m. erreicht; er hat schwarze Beine u. aschgraues Gefieder, die Kopffedern sind borstig, der nackte Scheitel des Männchens rothgefärbt, die Hinterschwingen sind verlängert u. buschig gekräuselt. Er fliegt hoch, in keilförmigen Reihen, brütet im Sommer in nördlichen Gegenden bis zum Polarkreis hinauf u. kommt im April u. Oktober durch Deutschland, wird aber infolge des Trockenlegens der Sümpfe immer seltener. Von den alten Römern wurde sein Fleisch geschätzt. Am Kaspisee lebt der **weiße** K. (Grus leucogeranus) mit schwarzen Schwingen u. rothen Füßen, in Nord- u.

Westafrika, wie in Sizilien u. auf Lampedosa (bei Malta), der graue, schwarz u. weißgezeichnete Pfauen- od. Kronenkranich (Grus pavonia), mit einem Kamm strahliger Borstenfedern auf dem Hinterhaupte. Der Jungfernkranich endlich (Grus virgo, die numidische Jungfrau) Afrika's u. Asiens, der sich nur selten in Europa sehen läßt, ist kleiner als der gemeine u. hat jederseits hinter den Schläfen einen herabhängenden weißen Schopf.

Kraniologie, Kranioskopie, s. v. w. Schädellehre.

Kranium, s. v. w. Hirnschädel.



Nr. 3771. Der numidische Kranich (Grus virgo).

Krankenhäuser. Anstalten zur Verpflegung von Kranken, die im eigenen Hause nicht gehörig abgewartet werden können, finden sich heutzutage in allen größeren, auch schon in mittleren Städten. In ihrer heutigen Gestalt sind sie moderne Einrichtungen, die in ihren Anfängen nam. durch die christliche Religionspflege Förderung erfuhren. Das Alterthum zwar, bes. das biblische, erwähnt schon besonderer Orte, an denen sich Aussätzige aufhielten, allein das waren Anstalten prophylaktischer Natur, wie bei uns die Quarantäne, u. selbst in den ersten Zeiten des Christenthums beschränkten sich die K. auf die Häuser für Aussätzige. Erst mit der Zeit, u. nam. zu jener der Kreuzzüge, während derer sich religiöse Genossenschaften zur Krankenpflege bildeten, entwickelte sich die humane Idee der K. weiter. Jene Genossenschaften richteten Häuser für ihre Zwecke ein, die dadurch zu K.n wurden u. durch Schenkungen u. Stiftungen allmählich Bestand u. Selbständigkeit erhielten. Da unser modernes Gemeindewesen die Absicht verfolgen muß, da, wo von ihm aus Hülfe geleistet werden kann, dieselbe ausgiebig u. rasch zu gewähren, sie aber auch bei höchstmöglicher Vollkommenheit möglichst billig zu erzeugen, so ist die Einrichtung der K. in den letzten Jahrzehnten wesentlich fortgeschritten, u. dieselben sind in den größeren Orten wenigstens zu Anstalten geworden, welche, ausgerüstet mit allen Ergebnissen der Wissenschaft u. Technik, dem Patienten Garantien der Genesung bieten, wie sie die sorgfältigste u. opferwilligste Pflege innerhalb der Familie nicht gewähren kann. Das K. darf durchaus nicht als Wohlthätigkeitsinstitut mit kärglichen Gaben des Mitleids ausgestattet werden, sondern es ist nothwendig, daß dasselbe als eine Allen dienende, ständige u. durch ein hinreichendes Budget gut ausgerüstete Anstalt, neben Kirchen, Schulen u. andern Einrichtungen, die zum Wohle des Gemeinwesens unentbehrlich sind, gegründet werde. Außer einer guten, inneren Ausstattung muß dasselbe eine äußere gute Lage haben u. in seinen baulichen Theilen solid u. raumgebend veranlagt sein, damit die Zahl der Patienten, die es aufzunehmen vermag, nicht beschränkt zu werden braucht, u. doch Jedem hinreichend Licht u. Luft zugeführt wird. Andrerseits muß eine strenge Absperrung desselben von der Außenwelt eingeführt werden können, da es sonst selbst der Ausgangspunkt für Epidemien werden kann. Das Hauptgewicht ist auf die Herstellung einer guten Ventilation zu legen, denn reine, frische Luft, die ohne schädlichen Zug reichlich sich erneuert, ist die nothwendigste Bedingung zum Genesen; freilich bietet gerade diese Aufgabe auch die größten Schwierigkeiten.

Man suchte auf die mannichfachste Art die Gefahren zu vermeiden, welche durch die Anhäufung von Kranken in geschlossenen Räumen drohen. Da sich in der verdorbenen Luft der Krankensäle stets Kontagien u. Miasmen entwickeln, so erwuchs die Aufgabe, zunächst die Größe u. Zahl der Krankensäle nach der Zahl der unterzubringenden Kranken zu bemessen, fürs Andere aber durch möglichst ausgiebige Ventilation für stete Lufterneuerung zu sorgen. In letzter Beziehung wies die Erfahrung aus, daß man mit den vielfach in Anwendung gebrachten künstlichen Ventilationsapparaten stets minder gute Erfolge erzielte als mit den einfachen Mitteln einer natürlichen Lufterneuerung. Daher ist es als wichtigster Fortschritt auf dem Gebiete der Krankenhauspflege zu bezeichnen, daß man in der ganzen planmäßigen Anlage der K. allmählich zur Herstellung solcher Gebäude gelangte, deren Konstruktion auf die wirksamste Art die Zufuhr guter u. die Abfuhr schlechter Luft ermöglicht.

Bis noch vor kurzer Zeit bestrebte man sich, beim Hospitalbau sowol das gesammte Verwaltungswesen als auch alle Kranken unter e i n Dach zusammen zu bringen. Hiermit entstanden die kasernenartigen K., die man leider noch fast überall vorfindet, u. in deren Krankensälen u. Korridoren fort u. fort Gelegenheit zur Entwicklung verdorbener Luft gegeben ist. Große, bisweilen aus Haupt-, Seiten- od. Hintergebäuden bestehende, etwa drei od. vier Stock hohe massive Hospitäler enthalten in jedem Stockwerk einen längshin durchlaufenden Korridor, der rechts u. links in die Räume für die Kranken führt. Diese alte Methode des Krankenhausbaues wird das Korridorsystem genannt u. ist zumal deshalb verwerflich, weil mittels des Korridors schlechte Luft, sobald sie auch nur in e i n e m Krankensaale entsteht, ungemein leicht den übrigen Sälen mitgetheilt wird. Die Unzweckmäßigkeit solcher Hospitäler wird nur übertroffen von denjenigen K.n, welche in alte Schlösser (Bonn, Dresden) od. in ehemalige Klöster (Aachen, Rom) verlegt wurden.

Weit mehr ist die freie Cirkulation der Luft in den modernen Lazarethen begünstigt, die nach dem sog. Pavillonsystem gebaut sind. Hier giebt es mehrere Gebäude, u. jedes derselben bildet ein kleines Hospital für sich, ist jedoch auch in Verbindung mit den anderen. Die Gefahr der Verbreitung der Kontagien ist durch diesen Plan sehr beschränkt u. die richtige Trennung der Kranken leichter zu bewerkstelligen, während das Verwaltungsgebäude möglichst in der Mitte der Pavillons liegt. Eines der ersten Hospitäler nach Pavillonsystem ist das Hôp. Lariboisière zu Paris u. eines der neuesten das große St. Thomashospital zu London. Einfache, etwa zwei, höchstens drei Stock hohe Pavillons sollen in jeder Etage nur aus Einem Krankensaale bestehen, der womöglich von drei Seiten Licht erhält u. an der vierten Seite durch eine Treppe od. durch einen verdeckten Gang mit den übrigen Pavillons in Verbindung steht. Jeder Krankensaal enthält am zweckmäßigsten 20—30 Betten u. bietet durch seine Geräumigkeit u. Ventilation für den einzelnen Kranken durchschnittlich 80 Kbm. Luft in der Stunde od. 40 Kbm. Luftraum.

Im vergangenen Jahrzehnt wurden während der Kriege in der Krim, in Algier, in Schleswig-Holstein, in Nordamerika, in Deutschland (1866 u. 1870/71) die günstigsten Erfahrungen mit der Krankenbehandlung in Zeltlazarethen u. Baracken (s. d.) gemacht. Namentlich der praktische Sinn der Nordamerikaner bildete für Lazarethzwecke das sog. Barackensystem vortheilhaft aus. Die Baracke, wie sie auch in England zu Kasernen dient, ist ein aus leichtem Material (Bret, Fachwand, Dachpappen- od. Strohdach ꝛc.) errichtetes einstöckiges Gebäude. Die Wände desselben sind für beständige natürliche Lufterneuerung durchlässig; doch galt es auch, um weiteren gesundheitlichen Anforderungen zu entsprechen, für schnellen Abfluß der schlechten Luft u. für Isolirung vom Erdboden zu sorgen. Indem die Amerikaner einestheils durch ein Reiterdach die Ableitung der Luft, anderntheils durch ein den Fußboden der Baracken tragendes Pfahlwerk die Isolirung derselben ermöglicht hatten, lieferten sie das beste Vorbild für die eigentlichen Hospitalbaracken, von denen sie in ihren umfangreichen Barackenlazarethen eine große Anzahl vereinigt hatten. Nicht blos während jener Kriege in den Militärlazarethen, sondern auch bei weiteren Versuchen in Civilhospitälern (Greifswald, Berlin, Leipzig) haben sich die Hospitalbaracken insofern trefflich bewährt, als unter den in ihnen verpflegten Kranken Pyämie, Hospitalbrand u. ähnliche Infektionskrankheiten ungemein selten auftraten u. fast gar nicht zur Verbreitung gelangten. Diese epochemachende Erfahrung gab Veranlassung, daß man nunmehr bei vielen Civilhospitälern, insbes. für gewisse Krankheitsformen, Baracken herstellte, wie insbes. von Esse bevorwortet wurde, daß man sogar auch größere Civilhospitäler fast gänzlich nach Modifikation des Barackensystems errichtete (das Leipziger Stadtkrankenhaus). Doch sah man sich genöthigt, für solche „stehende“, zu jeder Jahreszeit benutzte Baracken, statt der leichteren Bauart der Wände, eine solidere Steinkonstruktion zu wählen. So schließen sich diese Barackenlazarethe in ihrer Anlage dem Pavillonsystem an, u. indem die getrennten Baracken durch einen verdeckten Gang mit einander in Verbindung stehen, bieten sie den Vortheil, auch dem äußerst nützlichen Krankenzerstreuungssystem Rechnung zu tragen.

Außer den genannten Systemen adoptirte man in England hie u. da für den Krankenhausbau das sog. Cottagesystem, bei dem man in einzeln stehende, kleinere Häuser eine geringe Zahl von Patienten unterbringt.

Für gewisse Zwecke mögen sich solche Anlagen, welche Mencke „Hüttenhospitäler“ nennt, recht vortheilhaft zeigen, nam. dort, wo kleinere Ortschaften auf dem Lande genöthigt sind, einen Verpflegungsraum für etwa 20–30 Patienten zu schaffen. Die Erfüllung administrativer Aufgaben erleichtern allerdings größere Krankenhäuser, doch kommt jetzt mehr u. mehr das Prinzip zur Geltung, daß sich die Anzahl der Betten in einem K. auf höchstens 500 beschränken muß.

Es giebt sowol allgemeine K., in welchen Kranke aller Art in Pflege genommen werden, als auch K., die für spezielle Krankheitsformen dienen, z. B. Irren-, Siechen-, Kinderkrankenhäuser ꝛc. Auch ist es nöthig, in jedem allgemeinen K. gewisse Krankheitsformen, z. B. die chirurgischen Krankheiten von den inneren, zu trennen u. auf besondere Abtheilungen zu legen. Daß gewisse ansteckende Krankheiten (Pocken, Krätze, Syphilis) ihre eigenen Stationen haben müssen, versteht sich von selbst. Ebenso muß für diese Stationen ein spezieller Krankenwärterdienst organisirt werden. Schließlich hat man zur Unterbringung unruhiger Kranker für abgesonderte Räume zu sorgen.

Bei der baulichen Einrichtung der K. erfordert die Art der Heizung, die Herstellung der Fenster, Wände u. Fußböden in den Krankenzimmern besondere Aufmerksamkeit, ebenso die Anlage der Abtritte (Waterclosets) u. Pissoirs mit der nöthigen Desinfektion. Ferner muß jedes K. eine Wasch- u. Kochküche, Bade- u. Aufbewahrungsräume, eine Apotheke u. ein Leichenhaus, vor Allem aber auch eine Garten- u. Parkanlage für Rekonvaleszenten als nothwendige Requisiten besitzen. Die Direktion der Anstalt ruht am zweckmäßigsten in der Hand der Aerzte, welche die Diätvorschriften für die Kranken, Reglements u. Instruktionen für Unterärzte, Wärter u. s. w. anzuordnen haben.

Vgl. Esse, „Die K.“ (Berl. 1868); Florence Nightingale, „Bemerkungen über Hospitäler“ (deutsch von Senftleben, Memel 1866); Gussćrow, „Ueber K. u. Gebäranstalten“ (Zür. 1868); Fr. Oppert, „Hospitäler u. Wohlthätigkeitsanstalten“ (3. Aufl., Hamb. 1872); Waring, „Hüttenhospitäler“ ꝛc. (deutsch von Mencke, Berl. 1872); Fr. Sander, „Ueber Geschichte, Statistik, Bau u. Einrichtung der K.“ (Köln 1875).

Krankenpflege im Kriege. Sie umfaßt in weiterem Sinne nicht blos die Hülfsleistung für verwundete u. erkrankte Krieger, sondern auch die Maßregeln zum Schutze vor Erkrankung der Soldaten im Felde. Die Erfüllung ihrer Aufgaben vollzieht sich praktisch in dreifacher Weise: 1. als fest organisirtes Sanitätswesen des Heeres im Felde; 2. als die durch internationale Uebereinkunft geregelte Mitwirkung der Privathülfe zur Verpflegung der erkrankten u. verwundeten Soldaten; 3. als die von Aerzten ausgeübte Kriegschirurgie u. Militärgesundheitspflege.

Die Bedeutung der K. i. K. wurde erst in neuerer Zeit besser gewürdigt. Noch vor Kurzem begnügte man sich mit dem Feldscher, dessen Bildung u. Leistung sich kaum über die des Barbiers erhob. Auch benutzte man die erst jüngst verworfenen Chirurgenschulen zur nothdürftigen Ausbildung der Militärärzte. Die bessere Erkenntniß des Werthes, den ein gut geregeltes Militärsanitätswesen hat, kam erst mit Würdigung der Thatsachen zum Durchbruch, daß die Kriegstüchtigkeit einer Armee durch eine zweckentsprechende Sorge für ihren Gesundheitszustand erhöht wird, daß aber auch manche Heere durch Vernachlässigung ihres Sanitätswohls völlig aufgerieben wurden. Bis dahin hatte man sich mit einer höchst unvollkommenen Organisation des Sanitätswesens im Heere beholfen. Da jedem Regimente einige Aerzte beigegeben waren, die bei demselben bleiben mußten, so kam es, daß bisweilen viele Aerzte wenig zu thun hatten, während die anderen mit ihren Kräften nicht ausreichten. Diesen Regimentsverband hat man in fast allen Heeren Europa's aufgelöst, nachdem die Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem vierjährigen Bürgerkriege ein weit richtigeres System praktisch durchgeführt hatten. Das Prinzip dieses Systems besteht darin, daß alle dem Sanitätswesen angehörenden Personen ein geschlossenes Ganze, ein Sanitätscorps bilden. Zuerst gingen in Europa nach dieser Richtung hin das Königreich Preußen, dann auch die übrigen deutschen Staaten erfolgreich vor. Der Krieg des J. 1866 hatte die Unvollkommenheiten der früheren Einrichtungen genügend dargethan; in den J. 1868 u. 1869 wurde im preuß. u. deutschen Heere ein Sanitätscorps organisirt u. eine besondere „Instruktion“ erlassen, u. schon im Kriege der J. 1870/71 bewährten sich diese Reformen in außerordentlicher Weise.

Die wesentlichen Bestimmungen dieser Reformen bestehen darin, daß sämmtliche Aerzte der Armee u. Marine nunmehr ein Sanitätscorps bilden, welches sich in der Regel aus den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten u. denjenigen Medizinern ergänzt, die mit der Absicht auf Beförderung in das Sanitätscorps eintreten. Indem die Einkommen- u. Rangverhältnisse der Mitglieder des Sanitätscorps verbessert wurden, war der Zutritt tüchtiger Kräfte zu diesem Corps gesichert. Im Großen u. Ganzen steht das Sanitätscorps ähnlich organisirt, wie das Ingenieurcorps der Armee, unter dem preuß. Kriegsministerium, bei dem sich drei Abtheilungen für das Militärsanitätswesen befinden: 1. für Lazarethe, 2. für Personalien, 3. für Statistik. — In Kriegszeiten verwendet man nicht dienstpflichtige, doch freiwillig zum Sanitätscorps tretende Aerzte als dirigirende, ordinirende u. assistirende, sowol in Lazarethen als auch bei den Etappen u. im Felde.

Für den Felddienst ist nun jeder mobile Truppentheil nicht nur mit dem nöthigen ärztlichen Personal, sondern auch mit Arzneien, chirurgischen Instrumenten u. Verbandmitteln ausgestattet. Letztere werden von den jedem einzelnen Truppentheile attachirten Lazarethgehülfen in ihren Verbandtaschen, sowie in den jedem selbstständigen Truppenkörper beigegebenen Medizin- u. Bandagekarren mitgeführt. Außerdem ist jeder Soldat mit einfachem Verbandzeug versehen, auch trägt er in einem Knopfloch ein als „Diagnosetäfelchen“ bezeichnetes Blatt, auf dem, falls er verwundet wird, von den Aerzten die Art der Verletzung, die geleistete Hülfe u. der Grad der Transportfähigkeit notirt werden muß.

Bei kleineren Gefechten liegt es zunächst den Truppenärzten ob, für die ärztliche Behandlung u. Pflege der Verwundeten Sorge zu tragen. Hierzu gehören bei jedem Infanterieregiment ein Oberstabsarzt, zwei Stabsärzte u. sechs Assistenzärzte, während jedes Kavallerieregiment einen Oberstabsarzt u. zwei Assistenzärzte hat. Diese Aerzte konzentriren sich mit ihrem Hülfspersonal in die Nähe der vorrückenden Truppentheile, um sogleich Nothverbandplätze zu errichten; die kleinere Hälfte des Hülfspersonals folgt den Truppen ins Gefecht, um schon hier den Verwundeten Hülfe zu leisten. Ausgebildete Krankenträger, deren jede Compagnie vier hat, führen, an der weißen Binde mit rothem Kreuz kenntlich, die Verwundeten aus der Gefechtslinie dem Nothverbandplatze zu, wo dieselben nur untersucht, einfach verbunden u. nur im dringendsten Nothfall operirt werden.

Bei größeren Gefechten treten die Sanitätsdetachements in Wirksamkeit u. nehmen die Verwundeten in den Verbandplatz auf, der sich nicht zu weit hinter der Gefechtslinie befinden darf, auch beim Vorrücken der Division immer weiter vorgeschoben werden muß. Jedes Armeecorps hat drei Sanitätsdetachements, deren jedes 9 Aerzte, 3 Offiziere, 155 Mannschaften, 39 Trainsoldaten mit 41 Pferden u. 10 Fahrzeugen zum Transport Schwerverwundeter zählt. Da ein Sanitätsdetachement stets in der Reserve bleibt u. alle Sanitätsdetachements so organisirt sind, daß sie in zwei gleichen Sektionen verwendet werden können, so ist es möglich, jeder Division, auch beim Vorrücken nach einem Gefechte, stets ein Seitendetachement od. auch eine Sektion desselben beizugeben. Für den Verbandplatz wählt das Detachement ein möglichst gedecktes Gebäude, in dessen Nähe sich Wasser findet, od. das Verbandzelt; dasselbe wird weithin kenntlich gemacht: am Tage durch die Flagge mit rothem Kreuz in weißem Feld, Nachts durch eine rothe Laterne. Die dem Detachement beigegebenen Krankenwagen u. Tragbahren werden vorgeschickt, um die Verwundeten, welche nicht gehen können, aus der Schlachtlinie sorgfältig zum Verbandplatz zu schaffen. Auch gehen Aerzte u. Heilgehülfen in Begleitung der Träger, um nöthige Verbände an Ort u. Stelle anzulegen. Auf dem Verbandplatze, wo die Verwundeten schließlich konzentrirt werden, entwickeln die Detachementsärzte, unterstützt von den Truppenärzten, ihre Thätigkeit. Die eine Gruppe derselben soll lediglich die Verwundungen untersuchen u. je nach deren Bedeutung die Verwundeten den beiden anderen Gruppen übergeben; eine zweite Gruppe soll die leichteren Verbände anlegen, schließlich soll die dritte Gruppe die komplizirten Verbände u. Operationen übernehmen.

Die Feldlazarethe sind zur Aufnahme, Behandlung u. Pflege der von den Verbandplätzen od. direkt von den Truppen kommenden Verwundeten od. Kranken bestimmt. Zu jedem mobilen Armeecorps gehören 12 Feldlazarethe für je 200 Kranke. Danach kann sofort der 14. Mann im Armeecorps Aufnahme in diesen Lazarethen finden. Das in denselben beschäftigte Medizinalpersonal besteht aus etwa 50 Köpfen, u. zwar aus dem Chefarzt, einem Stabsarzt, drei Assistenzärzten, 1 Apotheker, 9 Lazarethgehülfen u. 12 Krankenwärtern; außerdem Beamte, Wachtmeister u. Fahrpersonal. Da die Transportabeln u. Leichtverwundeten sobald als möglich nach den nächsten größeren Lazarethen geschafft werden, so bleiben in den Feldlazarethen nur die ganz schwer Verwundeten u. gefährlich Kranken.

Hier kommt vermittels der sog. Evakuation das Krankenzerstreuungssystem in Anwendung, welchem das Prinzip zu Grunde liegt, die auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Spitäler so schnell als möglich durch Fortschaffung der transportabeln Kranken zu entleeren u. diese in die heimatlichen od. Reservelazarethe zu bringen, wo sie alle Vortheile einer möglichst guten Pflege genießen. Hierdurch wird der Ausbruch von Hospitalepidemien vermieden. Diese Angelegenheit besorgt eine mit zahlreichem Personal versehene Evacuations-

kommission, die von Etappe zu Etappe die transportabeln Kranken nach rückwärts dirigirt.

Die Vermittelung der Evakuation übernehmen am zweckmäßigsten die auf den Eisenbahnen hin- u. hergehenden Sanitätszüge. Die Amerikaner hatten bei ihrem Bürgerkriege trefflich eingerichtete Hospitalwaggons; wir Deutschen verfügten im Kriege gegen Frankreich 1870/71 leider über zu wenig gutes Material in dieser Beziehung. Es gab im Ganzen zwar nur 21 deutsche Sanitätszüge, deren jeder aus 20 u. mehr zu Krankenwägen, Küchen u. s. w. hergerichteten Waggons bestand, doch brachten sie Tausende von Kranken ohne Schaden direkt in die heimischen Hospitäler. Für die Kriegslazarethe wurde zumeist das Barackensystem adoptirt (s. „Krankenhäuser").

Die Hülfe, welche die Staatsregierungen in großen Kriegen den verwundeten u. erkrankten Soldaten gewähren können, ist selbst bei dem besteingerichteten Sanitätswesen unzureichend. Die Masse von Verwundeten, die in schneller Zeit Hülfe u. Pflege fordern, ist so groß, daß sich schließlich alle Vorbereitungen als unzulänglich erweisen. Die allgemeine Erkenntniß dieser Thatsache rief Humanitätsbestrebungen wach, u. von allen Seiten wurde die freiwillige Hülfe dargeboten. So kam es zur Gründung von nationalen Hülfsvereinen für die im Felde verwundeten u. erkrankten Krieger. Der Eifer, mit dem ein Genfer Bürger, Henri Dunant, den Regierungen Europa's die Nothwendigkeit darstellte, die Privathülfe zur Verwundetenpflege im Kriege zu benutzen, hatte zur Folge, daß die Regierungen die sog. Genfer Konvention (s. d.) abschlossen.

Die erste praktische Probe legten die Bestimmungen derselben, welche durch mehrere internationale Kongresse (1867 zu Paris, 1868 zu Genf, 1869 zu Berlin) vervollständigt u. verbessert wurden, 1866 im Deutsch-österr. u. 1870 im Deutsch-franz. Kriege ab. Es gelang beim Ausbruch des letzteren, die Privathülfsvereine in ein richtiges Verhältniß zur Staatsgewalt u. zum Heere zu bringen. Als Mittelsperson u. als leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege fungirte ein vom König von Preußen ernannter Kommissar u. Inspekteur (Fürst Pleß), welcher in Verbindung mit dem Kriegsministerium stand u. die Thätigkeit der Vereine u. einzelner Opferwilliger nach der Richtung des dringenden Bedürfnisses hin konzentrirte. Hiermit wurde eine Zersplitterung der Kräfte möglichst vermieden. Seine Delegirten erwählt der Kommissar zumeist aus der Reihe der Johanniter- u. Malteserritter, deren persönliche Leistungen als Mittelspersonen im Allgemeinen höchst anerkennenswerth sind. Die Bestrebungen der freiwilligen Hülfsvereine erstrecken sich nicht blos aufs Sammeln von Geld, Verbandzeug u. anderem Verpflegungsmaterial, sondern auch aufs Anlernen von gut geschulten Wärtern u. Wärterinnen, Anlegen von Depots aller Lazarethgegenstände, aufs Ausrüsten von Krankenträgercompagnien, Etabliren von Pflegestationen, Errichten von Erfrischungs- u. Verbandstätten bei Eisenbahnen, auf Herstellung von Sanitätszügen 2c. Eine andere Aufgabe der Hülfsvereine im Kriege besteht in Auskunftsvermittelung, indem sie den Angehörigen über Verbleiben u. Befinden kranker od. verwundeter Soldaten Nachricht verschaffen. Auch übernehmen sie nach dem Kriege die Unterstützung der Rekonvaleszenten, Krüppel u. Invaliden. Die Thätigkeit der Hülfsvereine im Frieden besteht im Herstellen möglichst zweckmäßiger, nach neueren Prinzipien konstruirter Transportmittel, insbes. im Ausbilden tüchtiger Krankenwärterinnen. Die Erfahrungen, welche man auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege während der letzten Kriege zu machen Gelegenheit hatte, dienen dazu, Verbesserungen in der Gesammtorganisation der Hülfsvereine herbeizuführen; in dieser Beziehung werden bei den von Zeit zu Zeit stattfindenden Zusammenkünften der Abgeordneten sämmtlicher deutscher Hülfsvereine neue praktische Bestimmungen getroffen.

Schließlich fand die K. i. K. eine nicht geringe Förderung durch die lediglich für ihre Zwecke bestimmte Abtheilung auf der Wiener Weltausstellung des J. 1873. Die sinnreichsten Vorrichtungen zur Verpflegung kranker Soldaten gelangten aus allen civilisirten Ländern hier zur Anschauung u. zur Prüfung. Neue Hospitalzelte, Ambulancewagen, Apothekerwagen, Modelle von Sanitätszügen, zweckmäßige Verbandmittel, Tragbahren 2c. konkurrirten hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit. Gleichzeitig wurde in Wien eine internationale Privatkonferenz für freiwillige Hülfsleistung im Kriege zusammenberufen, zu welcher die DDr. Wittelshöfer, Billroth u. Mundy eingeladen hatten. Eine sehr große Anzahl der Freunde des rothen Kreuzes hatte sich von überallher eingefunden u. einigte sich über manche wichtige Punkte, z. B. darüber, wie es ferner hinsichtlich des Transports der Verwundeten unter verschiedenen Umständen zu halten sei, welche Form der Feldtragbahren man für die beste halten müßte, welche Einrichtung man bei Transportwagen, bei Sanitätszügen u. s. w. zu empfehlen habe. So kann man denn mit Hülfe solcher Untersuchungen schon im Frieden die passendsten Vorbereitungen treffen für einen etwa ausbrechenden Krieg, um dessen traurige Wirkungen zu mildern.

Die K. i. K. ist insofern ein Zweig der Heilkunde, als sie in die beiden großen Kapitel der Militärhygieine u. Kriegschirurgie zerfällt. Die Militärhygieine lehrt den Epidemien vorbeugen, welche vorzugsweise den Soldaten im Felde gefährlich sind: Typhus, Ruhr, Cholera, Pocken, ägyptische Augenentzündung, Pyämie, Wundrose u. Hospitalbrand. Die Kriegschirurgie hat es bes. mit Behandlung der Wunden, vor Allem der Schußwunden, zu thun. In beiden Disziplinen werden die jungen Militärärzte, sei es in besonderen Instituten (Val de Grace in Paris, United Service School zu Netley, frühere Josephsakademie in Wien, Charité in Berlin), sei es auf Universitäten, unterrichtet.

E. Kirchner, „Lehrbuch der Militärhygieine" (Erlang. 1869); K. H. Schaible, „Gesundheitsdienst in Krieg u. Frieden, ein Vademecum für Offiziere" (Wien 1868; Parkes, „A manual of practical hygiene" 2c. (3. Aufl., Lond. 1869); Morache, „Traité d'hygiène militaire" (Par. 1874); L. Stromeyer, „Maximen der Kriegsheilkunst" (Hannov. 1861); H. v. Haurowitz, „Das Militärsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Stuttg. 1866); Esmarch, „Verbandplatz u. Feldlazareth" (Berl. 1868); Neudörfer, „Handbuch der Kriegschirurgie" (2 Bde., Lpz. 1864–66); O. Heyfelder, „Kriegschirurg. Vademecum" (St. Petersb. 1874); E. H. Schauenburg, „Handbuch der kriegschirurgischen Technik" (Erlang. 1874).

Krankheit wird im Gegensatz von „Gesundheit" (s. d.) gebraucht, u. ist eben so schwer zu definiren wie letztere. Bezeichnet man als „gesund" eine bestimmte Konstitution od. Konstruktion des Menschen, so würde alles Dasjenige schon krank sein, was von dieser Konstruktion od. Konstitution im Geringsten abwiche. Diese Kenntniß jedoch des gesunden Idealmenschen fehlt uns, wir konstruiren uns ein ziemlich grobes u. weitschichtiges Schema von Gesundheit, u. halten Dasjenige für K., was diesem nicht entspricht.

Früher betrachtete man die K. als eine Art Dämon od. Gift, welches den Patienten befällt, man suchte in ihr etwas Essentielles, eine Materia peccans, die unberechtigter Weise ihren Sitz im Organismus aufschlägt. Die heutige Medizin hält die K. für eine abnorme u. dem Zwecke des Organismus nicht mehr dienende organische Leistung. Das Mikroskop u. die Mikrochemie haben bewiesen, daß nirgends, auch nicht an dem kränksten Organismus, Prozesse stattfänden, die nicht auch im normalen Organismus an anderen Stellen vorkämen. Selbst der Krebs, der Tuberkel zeigt dieselbe Art der Vermehrung durch Zellwucherung, die man an gewissen Stellen des Körpers immer findet. Es kann also nirgends eine wirkliche Scheidewand zwischen „krank" u. „gesund" gezogen werden, u. müssen wir beim Bestimmen dieser Grenze entweder an das subjektive Urtheil des Patienten, od. an das objektive des Arztes appelliren. So bezeichnet der Patient mit „krank" od. K. einen Zustand, bei welchem er Unbehagen, Schmerz, Angst 2c. empfindet, der Arzt: jede von ihm entdeckte, sich der Harmonie des Gesammtorganismus nicht akkommodirende Abnormität. Dennoch muß man der gegenseitigen Verständigung halber von K. sprechen u. nicht nur von einer K. im Allgemeinen, sondern von verschiedenen K.en, die selbstredend eines Eintheilungsprinzipes bedürfen. Je nach dem wechselnden Standpunkte der Medizin ist die Eintheilung der K.en verschieden gewesen. Man hat stets die K.en in Wechselwirkung mit der Therapie gebracht, u. je nachdem das eine od. das andere therapeutische Prinzip geherrscht hat, sah man sich veranlaßt, die K.en so od. so zu systematisiren. Die Hauptsysteme der Eintheilung, welche in der Medizin herrschten, zum Theil neben einander noch heute herrschen, sind folgende:

1. Die symptomatologische Eintheilung. Dieselbe markirt gewisse wahrnehmbare Kennzeichen u. nennt nach ihnen die K. Hiernach giebt es K.en, wie Wassersucht, Gelbsucht, Apoplexie. Das jeden dritten Tag wiederkehrende Wechselfieber ist ihr eine andere K. als das jeden zweiten Tag auftretende 2c. Der anatomische Sitz, die Ursache, werden nicht berücksichtigt. 2. Die pathologisch-anatomische ist die heute herrschende, jedoch noch nicht die letzte Eintheilung. Sie berücksichtigt die Symptome, aber nur, um aus ihnen den Sitz der K. zu errathen. So verlangt sie z. B. bei Gelbsucht eine Untersuchung der Lebergegend, u. wird hiernach die K. entweder als Katarrh des Gallenganges, od. als Leberkrebs, od. als Leberschwund 2c., je nach dem Ergebniß der Untersuchung, benannt. Bei Wassersucht wird sie die Nieren u. deren Funktionen u. Untersuchung des Herzens fordern. 3. Endlich befinden wir uns im Beginne eines neuen Eintheilungsmodus, der zwar noch nicht abgeschlossen, aber logisch der richtigste ist: die ätiologische Klassifikation. Nach ihr ist die K. immer dieselbe, abgesehen vom befallenen Organe, abgesehen von den Symptomen, wenn sicher nachgewiesen ist, daß die Patienten mit gleichem Gifte infizirt worden sind. Der Typhus ist immer Typhus, mag er sich in schweren Gehirnsymptomen, Lungenentzündungen, Darmgeschwüren, od. in nur leichten katarrhalischen

Beschwerden äußern, wenn es feststeht, daß die Patienten, die so verschiedene klinische Bilder liefern, dieselbe schädliche Ursache aufgenommen haben.

Diese Eintheilung jedoch ist für den Praktiker von eben so geringem Werthe, wie jede andere einseitige; er muß alle 3 Systeme neben einander walten lassen u. wird in jedem konkreten Falle alle 3 Eintheilungen benutzen. So z. B. würde er sagen: „Hier liegt ein Typhus vor, bei welchem die Lunge links oben entzündet ist, bei welchem das Thermometer früh um 8 Uhr 38,5 Grad Temperatur nachweist, bei welchem der Puls doppelschlägig u. häufig klein u. weich ist. Hiermit hat er dem ätiologischen Eintheilungsprinzip Rechnung getragen: er nimmt an, daß der Patient mit Typhusgift infizirt ist; dem anatomischen: er bezeichnet die veränderte Körperstelle; dem symptomatologischen endlich: er beschreibt Puls u. Temperatur.

Endlich sei noch einer Eintheilung Erwähnung gethan, die lange Zeit die ärztliche Welt beherrscht hat, die jedoch kaum Anspruch machen darf auf Wissenschaftlichkeit: das ist die Rademacher'sche Manier, nach dem Medikamente die K. zu benennen. Rademacher versucht bei jeder K. eine Reihe von Medikamenten, bis schließlich eines davon die K. hebt, u. nennt dann nach diesem letzteren die K. So würde er einen Brechdurchfall, der auf Kolomelgaben schwindet, als Kolomelbrechdurchfall bezeichnen u. ihn als etwas Anderes betrachten als wie einen Durchfall, der auf Opium geheilt wird, den er wiederum Opiumdurchfall nennen würde. Da wir nun bei jeder K. sowol die Symptome als auch die Ursachen kennen lernen müssen, um eine zweckmäßige Therapie einzuleiten, so müssen wir sowol die direkten als auch die indirekten Symptome, die direkten u. indirekten Ursachen betrachten. Beispielsweise könnte eine Blutung aus irgend einem Organe (z. B. der Gebärmutter) allgemeine Blutarmuth erzeugen, letztere könnte eine schlechte Ernährung des Organismus, Schwindel, Ohnmacht, Verdauungsschwäche od. Blutungen in andern Organen veranlassen. Der behandelnde Arzt würde hier sagen müssen: die direkte K., die hier vorliegt, ist die Blutarmuth; sie veranlaßt die ganze Reihe der übrigen Symptome. Die direkte Ursache der Blutarmuth ist der anhaltende Blutverlust aus der Gebärmutter, u. die direkte Ursache desselben könnte beispielsweise in einer chronischen Entzündung, einem zurückgebliebenen Nachgeburtsreste, in einer krebsigen Entartung 2c. liegen. Er wird nach dieser Diagnose, die den Zustand des Patienten vor ihm in mathematischer Weise entrollt, handeln müssen u. sich nicht damit begnügen, blutbildende Medikamente zu geben, sondern vor allen Dingen die entfernte Ursache des Blutverlustes zu heben suchen. Man hat also hier die nächste Ursache (causa proxima) zu berücksichtigen, die im speziellen Falle die Blutarmuth ist, dann die entfernten Ursachen (causae remotae), in diesem Falle die zurückgebliebene Nachgeburt, dann die Gelegenheitsursache (causa occasionalis), hier die Geburt, die voranging. Schließlich könnte die Patientin vielleicht schon eine angeborene Anlage zu Blutungen haben, was wir als Disposition bezeichnen müßten.

Krapf, Johann Ludwig, Missionar u. Forschungsreisender, geb. zu Derendingen in Württemberg 11. Jan. 1810, ging im Auftrage der Londoner Church Missionary Society als Missionar nach Abessinien, wo er bis 1842 hauptsächlich in der Landschaft Schoa bez. in deren Hauptstadt Ankober wirkte. 1843 besuchte er noch einmal dieselbe u. 1853 ging er mit Rebmann u. Erhardt nach den östl. Küstenländern; dieser letzteren Reise sind die ersten Nachrichten von den dortigen Binnenseen u. Schneegebirgen zu verdanken. Als er 1855 nach einem kurzen Aufenthalt in London nach Abessinien zurückkehrte, mußte er es auf Befehl des Kaisers Theodor alsbald wieder verlassen. Seitdem lebte er in seiner Heimat bis 1867, in welchem J. er die engl. Expedition nach Abessinien begleitete. Er schrieb: „Travels, researches and missionary labours in Eastern Africa“ (2 Bde., Kornthal 1858; 2. Aufl., Lond. 1867). Ein bes. Verdienst hat sich K. um die Kenntniß des sog. congo-kaffrischen Sprachstammes erworben.

Krapp od. Färberröthe (Rubia tinctorum, s. d.), eine der wichtigsten Farbepflanzen aus der Familie der Rubiaceen, mit kriechendem blutrothen Wurzelstocke, der den Farbstoff enthält, ursprünglich in den pontischen Ländern wild, dann in der Levante gebaut, von da überall in den Mittelmeerländern, später selbst in Deutschland, bes. im Elsaß, mit großem Erfolge u. hoher Bodenrente kultivirt. Ihr Farbstoff ist doppelter Art, denn die Wurzel enthält zugleich zwei Stoffe, welche beide zum Rothfärben dienen: Alizarin u. Purpurin. Man unterscheidet smyrnaischen, holländischen, neapolitanischen, französischen u. deutschen (schlesischen) K.; doch giebt es auch noch andere Arten, welche z. B. die eben genannten Krappsorten liefern. So kommt die smyrnaische von Rubia peregrina, die neapolitanische von Rubia cordifolia, die ostind. von Rubia munjista, die balearische von Rubia angustifolia u. s. w.

Krappfärberei. Dieselbe ist bes. in der Druckindustrie der Baumwollenzeuge durch die Schönheit, Mannichfaltigkeit u. Echtheit der mittels Krapp erzeugten Farben von größter Bedeutung. Seitdem man freilich den Krapp zu reinigen, resp. daraus den reinen Farbstoff darzustellen lernte, endlich gar den wesentlichen Krappfarbstoff des Alizarin künstlich erzeugte, ist die direkte Anwendung des eigentlichen rohen Krapps fast vollkommen aufgegeben, die Färberei mit den Krapppräparaten aber hat wegen der wesentlich einfachen Handhabung eher noch einen größeren Aufschwung genommen. Der gewöhnliche Vorgang ist folgender: die Zeuge werden mit Beizen bedruckt, die mehr od. weniger essigsaure Thonerde für die Nuancen des Roth, essigsaures Eisen für die Nuancen des Violett, viel Thonerde u. wenig Eisen für das Flohbraun (Puce), endlich wenig Thonerde u. viel Eisen für Schwarz enthalten. Daß man so vielerlei Farben durch bloße Abänderung der Beizen erhalten kann, ist ein Hauptvorzug der K. Die Beizen werden durch Hängen in warmer feuchter Luft fixirt, wobei die Essigsäure abdunstet, die Oxyde sich mit der Faser verbinden. Man führt die Zeuge alsdann, um die Beizen noch mehr zu befestigen u. das Einschlagen in den Grund zu vermeiden, durch ein warmes Kuhkothbad, das durch seinen Gehalt an phosphorsaurem Kalk zu wirken scheint. Die losgelöste Beize wird durch die mechanischen Leinenzeuge eingehüllt. Bei zarten Farben wandte man früher nur ein Kleienbad an, jetzt hilft man sich auch durch sog. Kuhkothsalz, das Phosphorsäure, Arsensäure, Kalk und Kali enthält. Nach sorgfältigem Auswaschen wird endlich bei langsam steigender Temperatur im Krappbade ausgefärbt. Früher, bei rohem Krapp, mußte die nur trüb u. unschön erhaltene Farbe durch Behandeln mit Seife, mit Säurebädern, auch wol mit Chlorkalk geschönt werden, wobei natürlich ein Theil des Farbstoffes unnütz verschwendet wurde. Durch die Anwendung des Garancins, der Krappblumen, der verschiedenen Krappextrakte, endlich des chemisch reinen Alizarins hat man sich mehr u. mehr von diesem Schönen unabhängig gemacht u. druckt auch jetzt zur Erzeugung sog. Applikationsfarben den Krappstoffbrei gleich mit Beize gemischt auf, wo dann ein einfaches Hängenlassen od. Dämpfen genügt, um die Farbe zu fixiren. In etwas abweichender Art wird das brillante, ungemein echte Türkischroth dargestellt. Hier wird das Baumwollenzeug zuerst durch wiederholte Behandlung mit einer Baumölemulsion u. Oxydation des Oels an der Luft ölgebeizt, dann alaunirt (mit basischem Alaun), gallirt (d. h. mit Gerbstoffen behandelt), endlich mit großen Quantitäten besten Krapps ausgefärbt. Schließlich wird es durch Kochen mit Seife unter Zusatz von saurem Zinnsalz geschönt u. rosirt. Das brennende Türkischroth gehört zu den echtesten Stoffen, den Säuren, Licht, Luft, Laugen u. Seifen gegenüber, dem selbst der Chlorkalk wenig anhat, wenn nicht im Chlorkalk gleichzeitig eine stärkere Säure vorhanden ist. Das rothe Wäschzeichengarn ist türkischroth gefärbt. Krapplack ist eine dunkelrosarothe Erdfarbe, die bes. für die Oelmalerei wegen ihrer Echtheit geschätzt ist u. durch Auskochen von Krapp mit einer verdünnten Alaunlösung, Zusatz von etwas Kreide zu dem Filtrat u. erneutes Erhitzen erhalten wird.


Nr. 3772. Die Krappflanze (Rubia tinctorum).

Krasicki (spr. Krasizki), Ignaz, Graf, poln. Dichter u. Schriftsteller aus einem berühmten Geschlecht, geb. 3. Febr. 1734 zu Dubiecko, widmete sich dem geistl. Stande, verwaltete seit 1767 das Bisthum von Ermeland, bis dasselbe 1772 an Preußen fiel, wurde 1795 Erzbischof von Gnesen u. starb zu Berlin 14. März 1801. Das Hauptwerk dieses geistvollen Prälaten, dem Friedrich d. Gr. sehr gewogen war, ist das heroisch-komische Gedicht „Myszeis“ (Warschau 1790; deutsch „Die Mäuseade“, Lpz. 1790; franz. „La

Souriade", Wilna 1817). Auch die Gedichte „Monachomachia" od. „Der Krieg der Mönche" u. „Antimonachomachia" (letzteres entstand angeblich, um die durch das erste Gedicht entstandene Aufregung zu beschwichtigen, während es in Wahrheit die Uebelstände des Mönchthums nur noch schärfer hervorhebt), sowie seine sich durch Gemüthlichkeit u. Einfachheit auszeichnenden Fabeln sind hervorzuheben. Eine Sammlung seiner Schriften veranstaltete Dmochowski (10 Bde., Warschau 1803—4); neuere Ausgaben erschienen zu Paris (1830) u. Berlin (1845).

Krasinski, Sigismund, Graf, poln. Dichter, Sohn des russ. Generals Grafen Vincenz K. (gest. 1858), geb. 1812, betheiligte sich an der Revolution von 1830, ging dann nach Frankreich u. starb zu Paris 26. Febr. 1859. Von seinen poetischen Werken sind zu erwähnen: „Ungöttliche Komödie" (Par. 1837); „Irydion" (deutsch Berl. 1845); „Die Sommernacht" u. „Die Psalmen der Zukunft". Graf Valerian K., geb. 1780, trat in den poln. Staatsdienst, wurde Chef im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, ging 1830 im Auftrage des Fürsten Adam Czartoryski nach England, um Polens Interesse zu vertreten, nahm dort seinen bleibenden Wohnsitz, zog 1850 von London nach Edinburgh u. starb daselbst 22. Dez. 1855. Er hatte sich durch Verbreitung guter Volksbücher u. Einführung des Stereotypendrucks in Polen verdient gemacht. In England war er auch literarisch thätig; insbes. schrieb er: „The history of the reformation in Poland" (auch ins Franz. u. Deutsche übersetzt); „A sketch of the religious history of the Slavonic nations" 2c.

Krassó (Krassova), ungar. Komitat im jenseitigen Theißkreise, 95 □M. mit 259,079 E. (1869), bildet einen Theil des ungar. Banates u. liegt im W. von Siebenbürgen, von welchem Lande aus ein Zweig der Karpaten auf der Ostgrenze des Komitates hinläuft u. letzteres fast ganz mit seinen Ausläufern erfüllt. Zur Donau sendet K. die Temes, Berzawa, Karas u. Nera. Die Flußthäler sind bes. an Mais, Pflaumen u. Wein fruchtbar, die großen Gebirgswälder reich an Wild, die Viehzucht steht aber auf einer niedrigen Stufe u. die Industrie beschränkt sich fast ganz auf Branntweinbrennerei. Die Gebirge bergen viel Silber, Gold, Kupfer, Eisen, Zink, Arsenik, Marmor u. Steinkohlen. Die Bevölkerung besteht vorzugsweise aus Rumänen, der nicht unirten griech. Kirche angehörig, zwischen denen sich auf einzelnen Sprachinseln etwa 15,000 Deutsche, 9000 Bulgaren u. 3300 Magyaren angesiedelt haben. K. zerfällt in 5 Bezirke. Der Hauptort ist der Flecken Lugos an der Temes, der in einen deutschen (3350 E.) u. einen roman. Theil (8304 E.) zerfällt, Bischofssitz ist u. Leder, Wein u. Seide ausführt. Der Name des Komitates stammt von dem Flecken K. (3532 E.). Oravicza (4500 E.) ist Sitz einer Berghauptmannschaft.

Kraszewski (spr. Kraschefski), Joseph Ignaz, poln. Schriftsteller, geb. zu Warschau 26. Juli 1812, studirte in Wilna sowie im Auslande u. nahm dann seinen Aufenthalt auf seinem Gute Omelno in Volhynien, dem öffentlichen Leben stets fern bleibend. Auf verschiedenen Gebieten thätig, ist er auf allen überaus fruchtbar gewesen. Die Mehrzahl seiner Schriften bilden Novellen u. Romane, unter denen zu den besten gehören: „Ulana" (Wilna 1843); „Latarnia czarnochiezka" (4 Bde., Warsch. 1843; 2. Aufl. 1844); „Pod włoskiemniebem" (Lpz. 1845) 2c.; im Epos versuchte er sich in „Anafielas" (3 Bde., Wilna 1840—43). Von seinen wissenschaftlichen Werken verdienen besondere Erwähnung: „Studya literackie" (Wilna 1842) u. „Nowe studya literackie" (2 Bde., Warsch. 1843); eine „Geschichte der Stadt Wilna" (4 Bde., 1840—42) u. „Litwa" („Denkmäler zur Kulturgeschichte in Polen", 2 Bde., Warsch. 1847 bis 1850), sowie Reiseschilderungen aus Polen, Volhynien u. Litthauen (2 Bde., Wilna 1840) u. Odessa (3 Bde., ebd. 1845 f.).

Kraszna, ungar. Komitat im Kreise jenseit der Theiß, 20,88 □M. mit 62,714 E. (1869), liegt an der Grenze Siebenbürgens, mit dem es bis 1860 vereinigt war, u. wird von den Ausläufern des siebenbürgischen Erzgebirges erfüllt. In demselben liegen die Quellen des Flusses K., eines Nebenflusses der Szamos. Nur die Thäler sind fruchtbar u. reich an Getreide, Obst u. Wein; die Berge tragen schöne Waldungen u. bieten treffliche Weiden dar. Unter den Erwerbszweigen ist die Pottaschesiederei nennenswerth; einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bildet das Mineralwasser, bes. das der Eisenquelle von Zovany. Der gleichnamige Hauptort zählt 3128 E. (1869).

Krater, die Ausbruchsöffnung eines Vulkans (s. d.).

Krates, 1. K. aus Theben, einer der berühmtesten kynischen Philosophen, Schüler des Diogenes, lebte um 325 v. Chr. Im Alterthume kursirten von dem witzigen u. geistreichen Manne Briefe philosophischen Inhalts. Auch legte man ihm Tragödien bei u. kleinere Gedichte, unter andern ein „Lob der Linse". — 2. K. aus Mallus in Cilicien, berühmter Grammatiker, lebte am Hofe des Königs Attalus von Pergamum, dessen Wetteifer mit der alexandrinischen Gelehrtenschule er unterstützte u. dadurch in Gegensatz zu der grammatischen Richtung des Aristarchos trat. Im J. 167 befand er sich bei einer Gesandtschaft des Königs nach Rom, u. da er hier infolge eines Beinbruchs längeren Aufenthalt nehmen mußte, gab er durch seine eifrig besuchten Vorträge den ersten Anstoß zu grammatischen Studien in Rom. Von seinen Schriften, kritischen, bibliographischen, geographischen u. naturgeschichtlichen Inhaltes sind nur Bruchstücke vorhanden.

Kratinos, einer der berühmtesten Dichter der sog. älteren attischen Komödie (s. „Komödie"), von 520 bis 423 v. Chr. Von seinem Leben wissen wir wenig. Er soll 21 Stücke geschrieben u. neunmal den Sieg davongetragen haben, einmal mit der Komödie „Die Flasche", in der er sich selbst wegen seiner Liebe zum Trunk dem Gelächter preisgab, über die „Wolken" des Aristophanes. Von seinen Stücken haben sich nur Bruchstücke erhalten, die aber kunstvolle Form, geniale Erfindung, kräftige Sprache u. schlagenden Witz erkennen lassen.

Kratylos, ein Anhänger der Lehre Heraklit's, Lehrer Platon's, der ihn später zur Hauptperson in einem gleichnamigen Dialog machte.

Krätze (Scabies), ist eine lästige, juckende Hautkrankheit, deren Ursache in dem Reize liegt, den die in die Haut eingedrungene Krätzmilbe (s. d.) verursacht.

Kratzer (Acanthocephalen, Hakenköpfe, Hakenwürmer, Gattung: Echinorhynchus), Mund- u. Darmlose, sich blos durch die Haut ernährende Rundwürmer getrennten Geschlechts, mit einem mit Haken bewaffneten, vorstülpbaren u. wiederum in die Rüsselscheide zurückziehbaren Rüssel, mit dessen Hülfe sie sich an den Darmwänden ihrer Wirthe befestigen u. dieselben sogar bisweilen durchbohren. Die Weibchen sind größer als die Männchen. Von besonderem Interesse ist ihre Verwandlungsgeschichte. Gelangen die spindelförmigen Eier mit den in ihnen enthaltenen reifen Embryonen, nach außen abgesetzt, in den Darm von Flohkrebsen u. Wasserasseln, d. h. werden sie von diesen Thieren verzehrt, so triechen die Embryonen da aus, durchbohren die Darmwände jener Gliederthiere u. umgeben sich mit einer Cyste, um sich in dieser zum Hakenwurm mit eingestülptem Rüssel zu entwickeln, gelangen aber nur dann zur vollen Entwicklung, wenn ihr dermaliger Wirth von einem Wirbelthiere, bes. einem Fisch od. Wasservogel gefressen wird, in dessen Darm sie dann erst geschlechtsreif werden. Es giebt verschiedene Kratzerarten, die größte (Ech. gigas) wird 10 cm. lang, das Weibchen sogar bis 60 cm., u. wird häufig in Schweinen angetroffen.


Nr. 3?? Die Krätzmilbe (Sarcoptes scabiei).

Krätzmilbe (Sarcoptes scabiei), eine Milbe, die in der menschlichen Haut lebt u. daselbst die Krätze verursacht. Das Männchen ist 0,2 mm. lang u. 0,15 mm. breit, das Weibchen fast doppelt so groß. Dem bloßen Auge sind sie als weißliche Punkte erkennbar. Das vordere Fußpaar trägt Saugnäpfe, bei den Männchen auch noch das vierte. Der Eileiter mündet im ersten Drittel der Bauchfläche als Querspalte. Diese Milben bewegen sich, bes. die Jungen, mit ziemlicher Schnelligkeit auf der Haut u. bohren sich, nam. die Weibchen, mit Hülfe ihrer nadelförmigen Kieferfühler in diese ein, wobei sie sich auf die Haare der Hinterfüße stützen. Die von ihnen gegrabenen, 2—5 mm. langen, am Ende erweiterten Gänge erscheinen an der Oberfläche der Haut wie Risse; sie enthalten die abgeworfenen Häute, den Unrath u. die Eier der Milbe, welche nach 8 Tagen

ausschlüpft u. nach 17 Tagen sich zum ersten Male häutet, worauf sie das vierte Fußpaar erhält; mit 48 Tagen beginnt nach vorausgegangener letzter Häutung die Fortpflanzung. Bei starker Vermehrung veranlassen diese Milben durch Reizen der Hautnerven ein höchst lästiges Jucken u. infolge des Kratzens (daher „Krätze") seitens des Kranken Entzündung der Hautdrüschen, die wiederum rothe Knötchen od. rothumsäumte, lympherfüllte Bläschen od. Eiterpusteln zur Folge hat. Dieser Krätzausschlag schuppt sich entweder trocken ab (trockne Krätze, Schorfkrätze od. hinterläßt Geschwüre. Zu den gefährlichen Krankheiten kann man ihn nicht zählen, wohl aber ist er eben so lästig als — da die Milben die Träger der Krankheit sind, bes. bei mangelnder Reinlichkeit — durch Kleider, Betten ꝛc. leicht übertragbar u. in manchen Gegenden, wie in Grönland, Island, Norwegen, geradezu endemisch. Die Heilung beruht auf der Vernichtung der Milben, was theils durch mechanische Mittel, Einreibungen von Copaivabalsam, Schwefeleinreibungen u. s. w., theils durch chemische wie ätherische Oele, die Oberhaut schmelzende Alkalien, bes. Schmierseife, bei einiger Konsequenz leicht geschieht. Am schnellsten werden die K.n durch Styrax liq. getödtet (1 Theil auf 2 Theile Oel), der nach einem warmen Bade u. Abscheuern der Oberhaut sorgfältig einzureiben ist; zwei Einreibungen genügen zur Heilung. Nach Entfernung der Milben vergeht der Ausschlag von selber. Andere Milbenarten erzeugen bei Säugethieren ganz ähnliche Hautkrankheiten.

Krause, Karl Christian Friedrich, bedeutender philosophischer Schriftsteller, geb. 6. Mai 1781 zu Eisenberg in Sachsen-Altenburg, habilitirte sich 1802 in Jena als Privatdozent. Als solcher schuf er sich ein eigenthümliches philosophisches System, das auf die Annahme eines engverbundenen u. vielfältig gegliederten Geisterreiches gegründet war, von dem die Menschheit einen Theil bilde. Die Ziele der Menschheit seien durch einen Gemeinbund zu erreichen, der die rein menschlichen Zwecke in den Sonderbündnissen des Staats, der Kirche ꝛc. in ihrer Gesammtheit sich aneigne u. so ihrer Verwirklichung entgegenführe. Und zwar hoffte K. selbst diese Verwirklichung von Seite des Freimaurerbundes, dem er 1805 beitrat u. seitdem mit unermüdlichem Eifer diente. Die wissenschaftliche u. philosophische Richtung im Anfang des 19. Jahrh. war jedoch den Bestrebungen K.'s nicht günstig. Er lebte an den verschiedensten Orten (Rudolstadt, Dresden, Berlin, Göttingen) als Privatmann u. starb zu München 27. Sept. 1832. Erst nach seinem Tode ist das System K.'s durch eine Anzahl begeisterter Anhänger in weiteren Kreisen bekannt u. zu Ehren gebracht worden (durch H. Ahrens, den Spanier del Rio, Leonhardi, Röder, Andreä u. A.). Ein vollständiges Verzeichniß der bei Lebzeiten K.'s erschienenen Schriften giebt die Vorrede zur 2. Aufl. seines „Zur Gewißheit der Gotteserkenntniß als des höchsten Wissenschaftprinzipes emporleitenden Theiles der Philosophie" (Prag 1869). Wir heben daraus hervor: die „Grundlage des Naturrechts" (Jena 1803); „Grundriß der Logik für Vorlesungen" (ebd. 1803); „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" (ebd. 1804); „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (Dresden 1810–13, 2 Bde.; 2. Aufl. 1819–21); „Geschichte der Fraumaurerei" (Freiberg 1810); „System der Sittenlehre" (1. Bd., Lpz. 1810); „Das Urbild der Menschheit" (Dresd. 1811; 2. Aufl. Gött. 1851); „Vorlesungen über das System der Philosophie" (Gött. 1828); „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" (Gött. 1829; 2. Aufl., Prag 1868 unter dem Titel: „K.'s erneute Vernunftkritik"). Zahlreiche andere Schriften aus dem Nachlaß K.'s wurden seit seinem Tode von Leonhardi („Die Lehre vom Erkennen u. von der Erkenntniß", Gött. 1836; „Die absolute Religionsphilosophie ꝛc.", 2 Bde., 1834—43; „Geist der Geschichte der Menschheit", Gött. 1843), Ahrens („Vorlesungen über die psychische Anthropologie", Gött. 1848), Röder („Das System der Rechtsphilosophie", Lpz. 1873) u. A. herausgegeben.

Krauseminze (Mentha crispa); eine Abart der Wasserminze (M. aquatica) an unsern Bächen, die man um ihres aromatischen Oeles willen wie die Pfefferminze kultivirt u. verwendet. Doch scheinen auch noch andere Minzenarten ähnliche Abarten mit krausen Blättern zu erzeugen. Sicher läßt sich die K. nur durch Wurzelausläufer fortpflanzen, während sie gesäet auf ihre Stammform zurückgeht.

Kraußer, Johann Konrad, Bildhauer der Münchner Schule, geb. zu Nürnberg 31. März 1815, trat bei einem Drechsler in die Lehre, genoß aber daneben, da er entschiedenes künstlerisches Talent zeigte, den Unterricht im Zeichnen bei Heideloff, in der Modellirkunst bei Burgschmiet u. in der dortigen Kunstgewerbeschule, besuchte dann die Akademie in München, wo er Schwanthaler's Schüler wurde, studirte in Dresden unter Hähnel weiter u. ließ sich endlich in Nürnberg nieder, wo er 25. Jan. 1873 starb. K. war ein trefflicher Meister in allen Zweigen der Skulptur, im Antiken wie im Modernen, in Marmor u. Erzguß ebensowol wie in der Bildschnitzerei. Unter seinen zahlreichen Werken haben ihn am meisten bekannt gemacht ein kolossaler Christus im Seckendorff'schen Familienmausoleum, die allegorische Figur des schlafenden Dornröschen, eine kolossale Schillerbüste, das für Berlin bestimmte Goethemodell, vor Allem aber das am 24. Juli 1874 in Nürnberg enthüllte Erzdenkmal des Hans Sachs.

Kraut (herba), die Bezeichnung für alle Gewächse, welche keinen Holzcylinder entwickeln, darum auch nur ein kurzes Leben führen. Es giebt einjährige, zweijährige u. ausdauernde Kräuter, die man kurzweg in botanischen Schriften mit ☉, ⚇ u. ♃ bezeichnet, zum Unterschied von den Holzpflanzen ♄. Trotz Alledem gelingt es selbst dem krautartigen Stengel nicht selten, einen höheren, baumartigen Wuchs zu erzielen, z. B. bei dem Riesenhanf, bei dem Ricinus, bei der Banane od. Paradiesfeige u. s. w. — In manchen Gegenden führen auch gewisse Kohlarten in vulgärem Sinne den Namen K.

Kraut, Wilhelm Theodor, Rechtsgelehrter, geb. zu Lüneburg 15. März 1800, machte seine Studien in Göttingen u. Berlin, habilitirte sich 1822 an erstgenannter Hochschule, wurde 1828 außerord. u. 1836 ordentl. Professor der Rechte, war 1850–53 als Vertreter der Universität in der hannov. Ersten Kammer thätig u. starb als Senior der Juristenfakultät zu Göttingen 1. Jan. 1873. Seine Vorlesungen betrafen hauptsächlich das Gebiet des deutschen Privatrechts, des Kirchenrechts u. der deutschen Staats- u. Rechtsgeschichte. Literarisch hat er sich besonders bekannt gemacht durch seinen „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht" (Gött. 1830; 5. Aufl. 1872), sowie durch seine Werke über „Das Lüneburger Stadtrecht" (ebd. 1845) u. über „Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des Deutschen Rechts" (ebd. 1845–47, 2 Bde.).

Krawang, Residentie in West-Java, von Batavia im W., von dem Javasee im N. begrenzt, 83 □M. groß mit 152,000 Bewohnern, hat ziemlich flache Küsten, im S. Gebirge mit dem Vulkan Tangkuban-Prahu u. einen schiffbaren Fluß, Tji-Tarum. K. treibt ausgedehnte Kaffee-, Thee- u. Zimmtkultur.

Kreatin u. **Kreatinin,** zwei höchst interessante, im thierischen Organismus enthaltene, stickstoffreiche organische Verbindungen, die beide in farblosen, durchsichtigen Krystallen erhalten werden können. Das Kreatin ist eine schwache, das Kreatinin eine sehr starke Basis, welche letztere sogar das Ammoniak aus seinen Verbindungen verdrängt; beide bilden daher mit Säuren Salze. Beide lassen sich in einander überführen, das Kreatin hat die Zusammensetzung: $C_8H_9N_3O_4+2aq$; das Kreatinin: $C_8H_7N_3O_2$. Beide Stoffe finden sich im Fleische (daher der Name, von κρέας, Fleisch) aller höheren Thierklassen, im Blute u. meistens auch im Harn, das Kreatin ferner auch im Gehirn.

Krebs, der, eine der furchtbarsten Krankheiten des Menschen. Während man früher jede bösartige Neubildung so nannte, versteht man jetzt unter diesem Ausdrucke eine in fast allen Geweben u. Organen als umschriebene Geschwulst od. diffuse Infiltration vorkommende, in die Umgebung übergehende, meist chronische Neubildung, die wesentlich aus Zellen von verschiedener Größe u. Gestalt besteht, die in ein fächeriges Bindegewebsgerüst eingebettet sind. Die starke Vermehrung u. die degenerativen Metamorphosen dieser Zellen, welche aus den normalen Zellen des betreffenden Organes durch Theilung hervorgehen u. an sich normalen Zellen des Körpers gleich od. ähnlich sind, führen den Untergang desselben sowie schließlich des ganzen Organismus herbei. Da es während des Lebens häufig sehr schwer ist, den K. von anderen ähnlichen, bösartigen Neubildungen zu trennen u. der Ausgang derselbe ist, so rechnet man diese klinisch mit zu dem K., während sie pathologisch-anatomisch davon getrennt werden müssen. Je nachdem nun die Zellen des K.es aus Epithelzellen, d. i. die oberste Zellenschicht an offenen Häuten od. offenen Drüsen, od. Endothelzellen, d. i. die auf geschlossenen Häuten od. geschlossenen Drüsen zu oberst gelegene Zellenschicht, od. aus Bindegewebszellen bestehen, nennt man ihn Epithel-, Endothel- u. Bindegewebskrebs. Je nach der Konsistenz unterscheidet man den harten K. (Scirrhus) von dem Markschwamm (Medullarcarcinom). In ersterem überwiegt das Bindegewebsgerüst, in letzterem der Krebssaft, d. s. die Zellen u. das sie umgebende Serum (Lymphe). Primärer K. heißt der zuerst aufgetretene, fortgesetzter K. der durch Weiterwachsen in einem benachbarten Organe entstandene, sekundärer K. der entfernt vom primären K. meist in

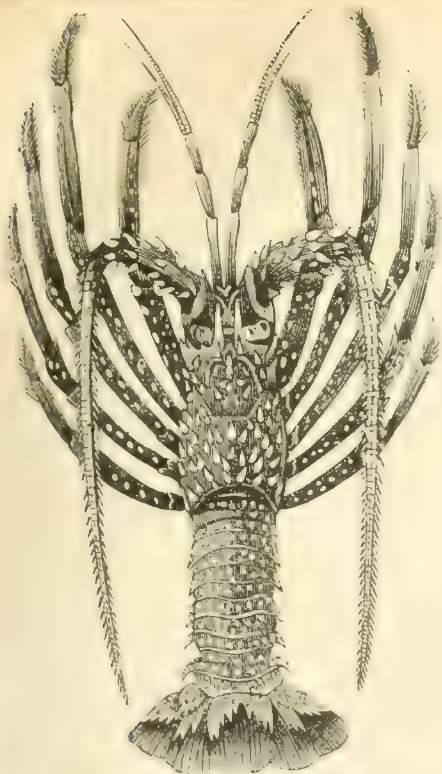
Lymphdrüsen durch Fortleitung von Krebszellen od. Krebsflüssigkeit im Blut od. Lymphstrome sich bildende K. In Geweben, die Pigment (Farbstoff führen (Augapfel, äußere Haut), entstehende K.e und durch denselben Farbstoff oft dunkel gefärbt. Man nennt sie dann melanotische od. Pigmentkrebse. Sind die Zellen schleimig entartet, so entsteht der Gallertkrebs; besteht das Krebsgerüst aus Schleimgewebe, so entsteht der Schleimgerüstkrebs (C. myxomatodes); ist es Knochengewebe, so heißt er Osteoidkrebs; enthält es viel Blutgefäße, Blutschwamm (C. haematodes).

Ueber die Ursache der Entstehung des primären K.es ist nichts bekannt; doch ist beobachtet worden, daß er mit Vorliebe die Mündungen gewisser Organe, den Uebergang der äußeren Haut auf die Schleimhaut u. solche Stellen befällt, die äußeren Insulten ausgesetzt sind. Wenn es nun in einigen Fällen wahrscheinlich ist, daß ein K., z. B. der weiblichen Brustdrüse, durch einen Stoß auf dieselbe mit entstanden ist, so würde man doch zu weit gehen, alle K.e auf äußere Einflüsse zurück zu führen. In anderen Fällen scheint wieder die Erblichkeit eine Rolle zu spielen. Auch das Alter hat auf die Entwicklung des K.es großen Einfluß. Während in der Jugend sich nur äußerst selten K.e entwickeln, u. dann meist nur die weicheren Formen, ist er im Alter (50 Jahre), wo das Wachsthum der drüsigen Elemente gegen das des Bindegewebes zurücksteht, viel häufiger, bes. als Epithel- od. Bindegewebskrebs. Entgegen diesen jetzigen Anschauungen, welche den K. als ein lokales Leiden u. nur durch Aufnahme von Krebselementen in Blut u. Lymphe zu einem konstitutionell gewordenen gelten lassen, nahm man früher eine Krebsdyskrasie an, infolge deren an gewissen Stellen Krebsknoten entständen.

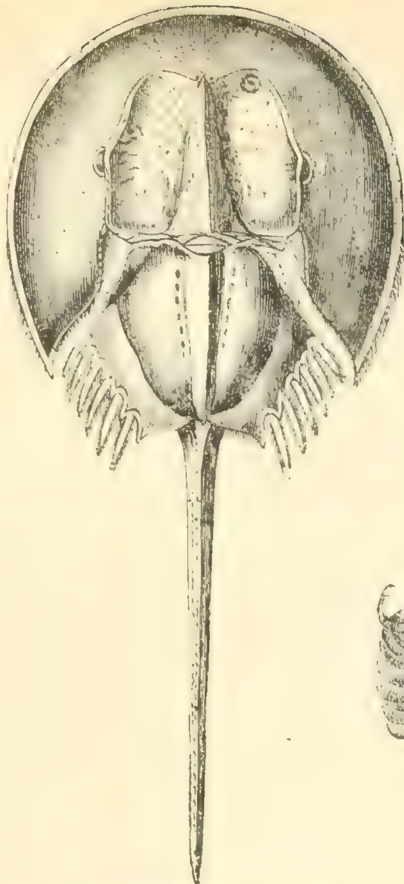
Der häufigste Sitz des primären K.es ist die weibliche Brustdrüse, die Gebärmutter u. Scheide, die Unterlippe, der Magen, die Speiseröhre, die Lymphdrüsen, dann Haut, Leber, Darm, Knochen, Harnblase, Nieren, Gehirn- u. Hirnhäute, Hoden, Augapfel, am seltensten Eierstöcke, Lungen, Luftwege, seröse Häute, Schilddrüse, Speicheldrüsen, Lymphgefäße. Der sekundäre K. ist am häufigsten in den Lymphdrüsen, dem Bindegewebe, den serösen Häuten, der Leber, den Lungen, der Haut, den Muskeln, Knochen, dem Herzen u. s. w. Der Verlauf des K.es ist in den überwiegend meisten Fällen ein chronischer, von einem Jahr bis zu Jahrzehnten. Er ist um so schneller, je zellen- u. gefäßreicher der K. ist, um so langsamer, je mehr das Bindegewebe überwiegt. Außerdem hängt er ab von der Art u. Wichtigkeit des befallenen Organes, von der Größe u. Zahl der K.e, von den Metamorphosen derselben u. von den chirurgischen Eingriffen. Hieraus erklärt es sich, daß in dem einen Falle ein K. bedeutende, in einem anderen nur geringe od. gar keine Symptome macht. Immer aber, wo er sich selbst überlassen bleibt, führt er schließlich den Tod herbei, wenn das betroffene Individuum nicht vorher an einer anderen Krankheit zu Grunde geht. Der Tod tritt ein durch den Sitz in wichtigen Organen, durch Verschließung wichtiger Kanäle (Magen, Darm), durch Druck auf wichtige Theile (Gehirn, Rückenmark), durch Perforation in Pulsadern mit tödlicher Blutung od. in die Luftwege mit Erstickungsanfällen od. nachfolgender tödlicher Entzündung od. durch die infolge der Verjauchung eintretende Kachexie. In sehr seltenen Fällen ist der Verlauf akut, von Fieber u. Hirnerscheinungen begleitet. Es entwickeln sich über einen großen Theil des Körpers äußerst zahlreiche, oft sehr kleine K.e (akute miliare Carcinomatose). Dies tritt manchmal bald nach der Exstirpation eines primären K.es, bes. der Haut, ein. Eine häufige Umbildung des K.es ist die Fettmetamorphose u. die Atrophie (Schrumpfung) seiner Zellen. Der Zelleninhalt geht in Fettkörnchen über, die Zellenhaut platzt, die Fettkörnchen ergießen sich in die Krebsflüssigkeit u. werden zum Theil von den Blutgefäßen aufgesaugt. Auf diese Weise kann die Krebsgeschwulst sich bedeutend verkleinern. Meist tritt das zuerst im Centrum des K.es auf, u. so entsteht eine Geschwulst mit flüssigem Inhalte. Beginnt diese Veränderung nahe unter der Oberfläche, so bildet sich dadurch, daß die Oberfläche durch den Druck der Luft etwas eingestülpt wird, ein Nabel od. eine Delle. Während der im Wachsthum begriffene K. (außer der pigmentirte u. der gefäßreiche) eine weiße Schnittfläche zeigt, erscheint sie bei dem fettig metamorphosirten gelb. Zieht sich dann noch das Bindegewebsgerüst narbig zusammen, so erhält der K. das Aussehen einer Narbe (z. B. am Brustkrebs). Ob auf diese Weise eine Selbstheilung eintreten kann, erscheint wol denkbar, ist aber noch nicht sicher beobachtet worden. Der Schleimmetamorphose ist schon oben gedacht. Eine seltene Umbildung ist die Ablagerung von Kalk in den Krebszellen, infolge deren sich in den Geschwülsten ein mörtelartiger Brei bildet; ferner die Erweichung, welche durch Zunahme der Krebsflüssigkeit entsteht; endlich die Eiterbildung in der Tiefe liegender K.e. Häufiger hingegen ist die letzte Metamorphose an der Oberfläche eines in der äußeren Haut od. der Schleimhaut gelegenen K.es. Hier tritt sie meist in Verbindung mit der Verfettung u. Verkalkung auf u. bildet, wenn die oberflächlichsten Schichten zerstört sind, das Krebsgeschwür, welches je nach seinem Sitze Krebssaft, Eiter od. Jauche absondert. Dieser Ausgang wird am häufigsten am K. der weiblichen Brustdrüse beobachtet, welcher der häufigste der offen zu Tage liegenden u. deshalb das Paradigma des K.es geworden ist. Hier findet sich häufig eine Form des Geschwüres, welche der Aehnlichkeit mit einem Flußkrebse halber der Krankheit selbst den Namen gegeben hat. Von dem oval geformten Hauptgeschwüre gehen Strahlen aus, welche mit den Beinen des K.es verglichen worden sind. Durch den starken Zerfall des K.es kann eine tödliche Perforation herbeigeführt werden, od. der Tod tritt infolge der durch die Verjauchung veranlaßten Konsumption der Kräfte früher od. später ein. Bildet sich aber der geschwürige Zerfall auf einem einen Kanal verschließenden K. aus, so muß nothwendiger Weise eine Wegbarmachung desselben u. somit eine Besserung der bedrohlichsten Symptome, natürlich nicht der Krankheit überhaupt, die Folge davon sein.

Die Einwirkung des K.es auf das Allgemeinbefinden äußert sich in der eigenthümlichen Kachexie (Abzehrung), welche für diese Krankheit charakteristisch ist. Die Haut wird eigenthümlich schmuziggrau u. verliert ihre normale Elastizität. Schlaflosigkeit u. Stuhlverstopfung, überhaupt eine Trägheit aller Funktionen, stellt sich ein. Schmerzen in den betreffenden Theilen können vorhanden sein od. fehlen. Die starke Blutarmuth u. Abmagerung hat der K. mit den anderen zehrenden Krankheiten gemein. Bei der Furchtbarkeit dieses Leidens u. der sicheren Aussicht, daß keine Spontanheilung eintritt, versteht es sich von selbst, daß Aerzte u. Nichtärzte zu allen Zeiten nach Mitteln gesucht haben, diese Krankheit zu bekämpfen. Und doch sind diese Anstrengungen noch nicht mit Erfolg gekrönt worden. Wo von einer Heilung erzählt worden ist, hat sicher ein Fehler in der Diagnose vorgelegen. Auch die neuerdings von Amerika in die Welt gesetzte Kundurangorinde hat sich als völlig machtlos erwiesen. Das Einzige bleibt demnach die rechtzeitige vorgenommene Exstirpation. Diese wird gewöhnlich mit dem Messer ausgeführt. Eine Hauptsorge dabei ist, daß man ein gutes Stück im Gesunden operirt, weil der K. sich oft in feinen, für das unbewaffnete Auge unsichtbaren Ausläufern verbreitet, u. die zweite, daß man die etwa schon erkrankten Lymphdrüsen mit hinwegnimmt. In solchen Fällen kann die Gesundheit wieder hergestellt u. das Leben auf lange Zeit erhalten werden, ohne daß eine neue Krebsgeschwulst sich ausbildet. In anderen Fällen tritt eine solche entweder im Zusammenhange od. entfernt von der ersteren bald od. nach Jahren wieder auf; u. so kann es kommen, daß mehrere Operationen nöthig werden. Mit jeder neuen wird aber die Aussicht auf Herstellung immer geringer. In sehr seltenen Fällen beobachtet man nach der Exstirpation eines K.es sehr bald zahllose kleine Geschwülste, die über einen großen Theil des Körpers zerstreut unter Fieber sich ausbilden, die rapid zum Tode führen (akute miliare Carcinomatose). Außer dem Messer werden, wiewol seltener, meist nur bei flächenartig ausgebreitetem K. Aetzmittel, u. hiervon bes. Chlorzink u. kaustisches Kali, angewendet. Maisonneuve in Paris treibt Keile aus dem erstgenannten Material in die krebsig entartete Brustdrüse ein, um das Krankhafte dadurch zum Abstoßen zu bringen, was den Vortheil, daß nicht leicht eine Blutung entstehen kann, wol aber den Nachtheil des länger fortgesetzten Schmerzes mit sich bringt. Ein vor ungefähr zehn Jahren von Thiersch in Leipzig geistreich ersonnenes Verfahren, die Einspritzung ätzender Flüssigkeiten (essigsaurer Thonerde) in die Geschwulst, hat auch die gehegten Erwartungen nicht erfüllt. Für die Operation am passendsten sind der K. der weiblichen Brustdrüse, des Gesichts, der Zunge u. der äußeren Haut, seltener der der Gebärmutter, des Mastdarmes, des männlichen Gliedes u. Hodens. Wo der K. einem chirurgischen Verfahren sich entzieht, wenn er sehr in der Tiefe liegt, od. innere od. zum Leben wichtige Organe ergriffen hat, ist die Behandlung nur auf Bekämpfung der Nebensymptome u. Milderung des Allgemeinleidens (gegen die Schmerzen u. die Schlaflosigkeit Narcotica) beschränkt. So kann es sich bei solchen K.en, die Kanäle verengern, nützlich erweisen, die Verengerungen zu erweitern, für Flüssighaltung des durchpassirenden Inhaltes zu sorgen u. die hinter der Einschnürung auftretende Erweiterung zu vermindern. Dies gilt bes. vom Speiseröhren-, Mastdarm- u. Magenkrebs (auch Magenverhärtung genannt). Für die durch die Verschiedenheit des Sitzes, der Größe, der Konsistenz ꝛc. des K.es bedingten überaus mannichfaltigen Kombinationen lassen sich schlechterdings keine für jeden Fall passende Regeln aufstellen.

Krebs nennt man in der Astronomie 1) ein nicht sehr helles, nur aus einigen kleineren Sternen bestehendes, in der Nähe der Ekliptik (s. d.) befindliches Sternbild. Seine hellsten Sterne sind zwei von der dritten Größe. Ferner ein dichtes Häufchen ganz kleiner Sterne in diesem Sternbilde, an welchem nördlich u. südlich ganz dicht je ein Stern vierter Größe steht. Die Gruppe heißt „die Krippe mit den Eseln“; 2) bezeichnet man mit K. das vierte Zeichen der Ekliptik (s. d. u. „Astronomie“), in welchem die Sonne ungefähr vom 21. Juni bis 21. Juli verweilt.



Nr. 3774. Languste (Palinurus).



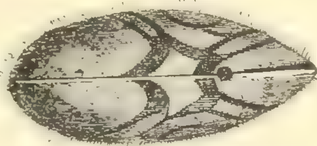
Nr. 3775. Moluckenkrebs (Limulus).

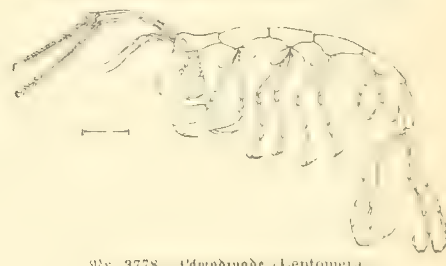


Nr. 3776. Entenmuschel (Lepas).

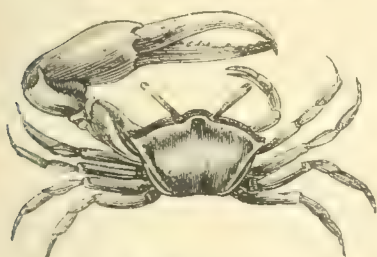


Nr. 3777. Flohkrebs (Gammarus).





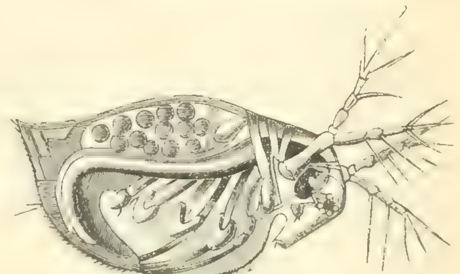
Nr. 3778. Lämodipode (Leptomera).



Nr. 3779. Winkerkrabbe (Gelasimus).



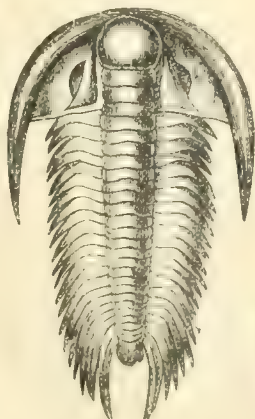
Nr. 3780. Muschelkrebs (Cypris).



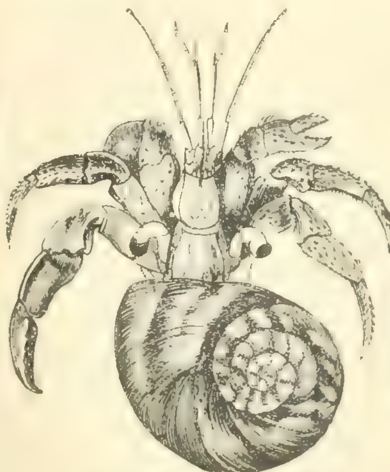
Nr. 3781. Cladocere (Daphnia).



Nr. 3782. Flossenfuß (Apus).



Nr. 3783. Trilobit (Paradoxides).



Nr. 3784. Einsiedler (Cenobita).



Nr. 3785. Isopode (Cymodocea).



Nr. 3786. Copepode (Cyclops).

Krebs war in der ritterlichen Rüstung des Mittelalters eine Art Brustharnisch, nach seiner Aehnlichkeit mit der Krebsschale so genannt; in übertragener Bedeutung „der K. der Gerechtigkeit“ von Luther gebraucht.

Krebs, Karl August, deutscher Tonkünstler, geb. 16. Jan. 1804 zu Nürnberg, wo seine Eltern, deren Name Miedcke war, am Stadttheater angestellt waren. Der früh verwaiste Knabe wurde von dem Hofsänger u. Opernregisseur J. B. Krebs in Stuttgart an Kindesstatt angenommen, er behielt später den Namen seines Adoptivvaters bei. Ein außergewöhnliches Musiktalent offenbarte sich schon sehr frühzeitig bei ihm, von seinem fünften Jahre an trat er schon als Klavierspieler öffentlich auf, u. in seinem siebenten Jahre komponirte er eine Oper („Feodora“ von Kotzebue). Bis in sein zwanzigstes Jahr blieb er, wissenschaftlich u. musikalisch sich weiter bildend, in Stuttgart, u. ging dann nach Wien, wo er unter Seyfried noch höhere Kompositionsstudien machte u. bald als Klavierspieler bekannt u. beliebt wurde. Im J. 1826 wurde er dritter Kapellmeister am Kärnthnerthor-Theater, folgte aber schon 1827 einem Rufe an das Hamburger Stadttheater. In die Zeit seines Wiener Aufenthalts fällt die Komposition vieler Klaviersachen, einer Sinfonie, der Oper „Sylva“ (später in Hamburg, aber ohne sonderlichen Beifall, gegeben) u. des Liedes „An Adelheid“, welches später so populär geworden ist u. an seine nachherige Frau, Adelheid Cotta aus Stuttgart, ursprünglich gerichtet war. In Hamburg wirkte K. bis 1850, schrieb in dieser Zeit die Oper „Agnes Bernauerin“ u. viele Lieder (z. B. „Mein Hochland“, „Die süße Bell“ ꝛc.) u. kam dann in genanntem Jahre als Hofkapellmeister nach Dresden, wo er gegenwärtig noch ist. Seine zweite Frau, Aloyse, geb. Michalesi, war eine vortreffliche Sängerin (Altistin) u. als solche hauptsächlich am Stadttheater zu Hamburg u. am Hoftheater zu Dresden wirksam. Beider Tochter, Marie, geb. zu Dresden 5. Dez. 1851, ist eine der bedeutendsten Pianistinnen der Gegenwart. Im J. 1863 trat sie in Meißen u. Dresden zum ersten Male öffentlich auf; seitdem befindet sie sich fast fortwährend auf Kunstreisen, die sie bereits bis in die Vereinigten Staaten ausgedehnt hat.

Krebse od. Remittenden nennt man im Buchhandel solche Bücher, welche der Sortimentsbuchhändler nicht hat verkaufen können u. nun in den ersten Monaten des Jahres dem Verleger remittirt, um zur Ostermesse glatte Abrechnung zu haben.

Krebsthiere (Kruster, Crustacea), eine nach der häufig erhärteten u. mit dem Chitin innig verbundenem Kalk erfüllten, krustenartigen Körperbedeckung auch Kruster od. Crustaceen genannte, etwa 3000 Arten umfassende Klasse der Gliederthiere, welche durch die große Zahl der Extremitätenpaare, die an allen Körperringen u. selbst am Kopfe zur Ortsbewegung eingerichtet sein können, ausgezeichnet ist. Ihr äußerer wie innerer Bau sind ebenso mannichfach wie ihre Größe, die zwischen der von ½ m. (Hummer, Languste) u. mikroskopischer Kleinheit (Copepoden, Cladoceren) schwankt. Kopf u. Bruststück, od. doch ein Theil des letzteren (Amphipoden), sind gewöhnlich zum Kopfbruststück od. Cephalothorax verschmolzen, selten von einander gesondert wie bei den Insekten, zumal Kieferfüße, ein Mittelding zwischen Kiefern u. Füßen, auf der Grenze stehen u. als dem Kopf wie der Brust zugehörig angesehen werden können. Auch Brust u. Hinterleib können verschmelzen u. die Körpergliederung schließlich ganz eingehen, so daß man solche Crustaceen (z. B. die Lernäen) für Würmer halten könnte, wie die von einer zweiklappigen Schale umschlossenen Muschelkrebse, u. die von einer mehrgliederigen Schale umhüllten Cirripeden für Mollusken. Am Kopf sitzen gewöhnlich zwei Paar Fühler, die bisweilen als Bewegungswerkzeuge od. als Greif- od. Klammerorgane umgestaltet sind. Die Oberkiefer sind mit Tasteranhang versehen, an die Unterkiefer schließen sich ein od. mehrere Paare von Beikiefern od. Kieferfüßen, die den Füßen ähnlich sind u. die bei manchen Arten, welche sich einer freien Ortsbewegung begeben (Siphonostomen) nebst dem ebenso umgeformten zweiten Fühlerpaare zu Klammerorganen werden. Die gewöhnlich in fünf Paaren vorhandenen Bauchfüße, welchen die Ortsbewegung übertragen ist, sind nach der Lebensweise u. ihrem besonderen Gebrauche verschieden gebaut; sie können breite, blattförmige Schwimmfüße sein od. zweiästige Ruderfüße od. zum Herbeistrudeln des Nahrung zuführenden Wasserstromes dienende Rankenfüße od. Cirren, od. zum Kriechen od. Gehen sich entwickelt haben; sehr oft sind ein od. mehrere Paare von ihnen zu Greiforganen (bekannt als Schere, Krebsschere, chela) umgebildet, indem das letzte Glied nicht am Ende des vorletzten, sondern an der Seite desselben beweglich eingelenkt ist. Die Gliedmaßen des als „Schwanz“ bezeichneten Endabschnitts des Hinterleibs, meist von den vorigen verschieden, sind der Bewegung helfende Spring- od. Schwimmfüße, dienen aber auch bei den Weibchen gewisser Arten zum Tragen der Eier. Das Nervensystem der niederen K. besteht oft aus einer ungegliederten Masse, von der die Nervenfäden ausgehen, während die höheren Formen ein gesondertes Gehirn od. eine Bauchganglienkette haben, sowie ein Geflecht von Eingeweidenerven. Die Augen sind entweder einfache Punktaugen, u. zusammengesetzte Augen mit glatter od. facettirter Hornhaut, in letzterem Falle oft auf beweglichen Stielen angebracht (wonach solche K. Podophthalmen heißen). Die Gehörorgane haben ihren Sitz gewöhnlich im Grunde der innern Fühler, bei Mysis in den Schwanzplatten. Für Geruchswerkzeuge hält man feine Haare u. Fäden der Fühler. Am Darmkanal finden sich Leberschläuche; manche haben eine mit Kauplatten ausgerüstete Erweiterung der Speiseröhre, die man Vormagen nennt. Als Niere wird die am Grunde der hinteren Fühler mündende „grüne Drüse“ der K. gedeutet u. die sog. „Schalendrüse“ niederer Crustaceenformen. Das Gefäßsystem, in welchem das gewöhnlich farblose, in manchen Fällen aber grüne od. auch rothe Blut cirkulirt, ist in dieser Thierklasse theils von möglichst einfacher Art, theils von sehr komplizirtem Bau u. läßt geschlossene Arterien u. Venen unterscheiden. (Abb. s. Bd. IV. S. 566.) Besondere Athmungswerkzeuge fehlen entweder ganz u. werden da durch die Haut ersetzt (Copepoden), od. sind Kiemen als Anhänge der Brust- u. Bauchfüße od. nur der letztern. — Außer den zwitterlichen Cirripeden sind die K. sämmtlich getrennten Geschlechts u. ihre Männchen gewöhnlich schon äußerlich sehr deutlich von den Weibchen unterscheidbar, oft kleiner, ja sehr klein (Zwergmännchen, Pygmäenmännchen), so daß sie mitunter wie Parasiten an ihren Weibchen hängen. Eier u. Embryonen werden von dem Weibchen oft eine Zeit lang in besonderen Bruträumen od. in Säckchen mit herumgetragen, welche durch die Absonderung eigener Kittdrüsen gebildet werden. Nur ausnahmsweise (Amphipoden, Isopoden) haben die ausschlüpfenden Jungen der K. bereits die Gestalt ihrer Eltern; bei den meisten müssen sie eine Metamorphose durchlaufen, die bei solchen, welche später zu einem parasitischen Leben übergehen, sogar eine rückschreitende ist. Die Stadien, welche die Krusterlarve zu durchlaufen hat, nennt man Naupliusform, Zoëaform ꝛc., früher hielt man solche Larven für besondre Krebsarten, so Zoëa die Larve des Taschenkrebses (Carcinus maenas), Phyllosoma die der Languste (Palinurus). Mit Ausnahme der Landasseln u. weniger Krabben des tropischen Amerika (Gecarcinus ruricola) sind die K. Wasserthiere; die meisten leben im Meere, andere im süßen Wasser. Erstere halten sich theils am Strande auf, in Uferlöchern, zwischen Geröll u. Seegewächsen, wie die Mehrzahl der Krabben, Amphipoden, Isopoden, theils trifft man sie als gute Schwimmer auf hoher See, u. zwar nicht blos kleine Formen (Copepoden) sondern auch größere (Decapoden); ihr Aufenthalt in verschiedenen Tiefen hängt mit besonderen Eigenthümlichkeiten ihrer Ernährung zusammen, wie der der Süßwassercrustaceen in Flüssen u. Bächen od. in Pfützen, Brunnen, Gräben u. Landseen. Auch diese halten sich theils am Ufer unter Baumwurzeln u. s. w. auf, wie der Flußkrebs (s. d.), theils suchen sie das freie Wasser. In Erdlöchern lebt der Beutelkrebs (Birgus latro) der Molukken, in Gehäusen lebender Muschelthiere eine Krabbe, der Muschel- od. Pinnenwächter (Pinnotheres), u. von Makruren die Pontonia; in todte, verlassene Schneckenhäuser bergen die Einsiedlerkrebse (Pagurus, z. B. der Bernhardskrebs der europäischen Küsten, Cenobita u. a. (Nr. 3784), ihren weichen Hinterleib, u. ein Amphipode, Phronima, lebt in Pyrosomen, während viele Crustaceen parasitisch, bes. an Fischen leben (Fischläuse). Die Fortbewegungsart der höheren Krebsformen ist meist schreitend, oft selbst rückwärts („Krebsgang“); dagegen giebt es auch Arten, welche springen, hüpfen, schwimmen; viele sind nur als Larven beweglich u. setzen sich als erwachsene Thiere fest, entweder als Schmarotzer an anderen Thieren od., wie die Cirripeden, am Boden; sie sind in letzterem Falle genöthigt, sich die Nahrung herbeizustrudeln. Diese ist bei allen Crustaceen animalisch u. wird von den einen lebendig erbeutet, andere leben von verwesenden Thierstoffen; die zahlreichen Schmarotzerkrebse saugen Säfte lebender Thiere. Von Pflanzen nähren sich die Landkrabben Mittelamerika's. Manche K. aus der Ordnung der Decapoden werden dem Menschen durch ihr schmackhaftes Fleisch nützlich. Unter den Seekrebsen gilt dies bes. von dem Hummer (s. d., Homarus), den Langusten (Palinurus), Krabben (s. d., Cancer ꝛc.), Garneelen (s. d., Crangon, Palaemon); unter den Süßwasserkrebsen von unserm Flußkrebs (s. d., Astacus), während die medizinische Bedeutung des von Cancer ruricola u. Birgus latro gewonnenen Krabbenöls ebenso gering ist wie der offizinelle Werth der kleinasiatischen Steinasseln (Armadillo officinarum) od. Millepedes u. der Mauerasseln (Oniscus murarius). Indirekten Nutzen gewähren zahllose andre, zum Theil mikroskopisch kleine Crustaceen (Copepoden, Cladoceren) als ausschließliche od. vorwiegende Nahrung von Fischen. Schädlich wird dagegen die Bohrassel

(Limnoria) durch Verwüsten der Holzbauten in Häfen u. Dämmen, z. B. an den englischen Küsten. Als Ordnungen der Crustaceenklasse unterscheidet man, wenn wir hier von den von Burmeister u. Leydig für Crustaceen erklärten Räderthieren absehen: 1) die Cirripeden (s. d.) od. Rankenfüßler, mit den Lepadiden od. „Entenmuscheln" (Nr. 3776) u. Balaniden od. „Seepocken"; 2) die Copepoden (s. d.), theils freie, wie die Cyclopiden (Nr. 3786), theils Schmarotzer (Siphonostomen); 3) die Ostracoden od. Muschelkrebse (s. d.), z. B. Cypris (Nr. 3780); 4) die Phyllopoden od. Blattfüßler, mit Cladoceren od. Wasserflöhen (Nr. 3781), Branchiopoden od. Kiemenfüßlern (Nr. 3782) u. den fossilen Trilobiten (s. d.) od. Paläaden (Nr. 3783); 5) die Pöcilopoden od. Xiphosuren (Schwertschwänze), die im Molukkenkrebs (Nr. 3775) ihren Vertreter finden; 6) die Arthrostraken od. Ringelkrebse (Edriophthalmen) mit den Amphipoden od. Flohkrebsen (s. d.), z. B. Gammarus (Nr. 3777), Cyamus, Leptomera (Nr. 3778), u. den Isopoden (s. d.) od. Asseln (Nr. 3785), u. endlich 7) die Thoracostraken od. Schalenkrebse, od. schlechtweg „Krebse" (od. Podophthalmen), mit den Stomapoden od. Maulfüßern (Mysis, Squilla) u. den Decapoden od. Zehnfüßern, die man als Langschwänzer (Makruren, Nr. 3774) u. Kurzschwänzer (Brachyuren od. Krabben (Nr. 3779) unterscheidet. Um die Kenntniß der Crustaceen machten sich bes. verdient: Herbst, Desmarest, Milne Edwards, Dana, Darwin, Rathke, Zenker, Burmeister, Claus u. Leydig.

Kredit ist das freiwillige Gewähren od. Empfangen von Leistungen im Vertrauen auf die gegebene Zusicherung künftiger Gegenleistungen. Vom Tauschgeschäft unterscheidet sich das Kreditgeschäft dadurch, daß die Gegenleistung (die Bezahlung beim Kauf, Entrichtung des Lohns, der Miethe, Rückgewährung der geliehenen Kapitalien rc.) nicht sofort erfolgt u. daher der Verkäufer od. Darleiher, die ihre Leistungen schon bewirkt haben, dem Schuldner Vertrauen gewähren müssen, daß von dessen Seite die zugesagte Gegenleistung später wirklich erfolgen werde. — Die Gewährung von K., überhaupt die intensivere Ausbildung der Kreditwirthschaft, ist für die wirthschaftliche Weiterentwicklung von hervorragender Bedeutung. Sobald die Kapitalien im Leihwege in die Hände Derer gelangen, die damit am meisten anzufangen wissen, wird die Produktion in hohem Grade gefördert. Der Betrieb des einzelnen Geschäfts würde, weil das Kapital in dem noch ausstehenden Gegenwerthe noch nicht wieder verfügbar geworden ist, häufig stocken, wenn nicht mit Hülfe des K.s einstweilen weitere Mittel beschafft werden könnten. Der Verkehr wird ferner regelmäßiger, weil jetzt zahlreichere Geschäfte gemacht werden können, auch wenn der Gegenwerth nicht sofort eingeht. Die Länder, in denen, wie in England, Deutschland, Frankreich, Belgien rc., die Kreditwirthschaft hoch entwickelt ist, befinden sich daher, was Produktion, Handel u. Verkehr betrifft, in weit günstigeren Verhältnissen, als z. B. Spanien, Rußland, od. gar noch weniger kultivirte Staaten, in denen die Vorbedingungen für die Ertheilung zahlreicher K.e fehlen. Für den K. giebt es eine große Anzahl von Formen der Anwendung in den Schuldverschreibungen, Hypotheken- u. Pfandbriefen, Staatspapieren, Obligationen, Aktiendokumenten, Staatspapiergeld, Banknoten, Wechseln, Sparkassenbüchern u. s. w., mindestens aber ebenso viele Arten der Vermittlung des K.s, als deren hauptsächlichste Vertreter die Banken, Kreditinstitute u. Börsen zu betrachten sind.

Kreditiv, s. v. als Beglaubigungsschreiben, bes. der Gesandten.

Krefeld, Kreisstadt u. bedeutender Industrieort im Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz mit 57,128 zu ¾ kathol. E. (1871), liegt in einer wohlangebauten Ebene 2½ M. nordwestl. von Düsseldorf, ist regelmäßig gebaut mit breiten Straßen, die häufig mit Bäumen bepflanzt sind, u. ist Sitz eines Kreisamtes, eines Friedens-, Handels- u. Gewerbegerichtes u. einer Handelskammer. Die Stadt hat 3 kathol., 2 protest. u. 1 mennon. Kirche, eine Synagoge, ein kath. Progymnasium, eine protest. Realschule, ein Provinzialgewerbe- u. eine Webschule u. sehr bedeutende Wohlthätigkeitsanstalten, letztere zum Theil errichtet aus den reichen Stiftungen des 1863 gest. Fabrikbesitzers Cornelius de Greiff, den die Bürger durch ein Denkmal geehrt haben. K. ist der Mittelpunkt der deutschen Seiden- u. Sammtfabrikation, die, im 17. u. 18. Jahrh. durch vertriebene Reformirte u. Mennoniten aus den Nachbarlanden begründet, in der Stadt u. Umgegend 1871 in etwa 120 Etablissements 32,076 Webstühle beschäftigte, einen Umsatz von 75,5 Mill. Mk. erzielte u. 423,421 Kg. Seide verarbeitete. Eng zusammen mit diesem Industriezweig hängen die großartigen Seidentrockenanstalten u. Seidenfärbereien; außerdem giebt es in K. noch umfangreiche Baumwoll- u. Wollfärbereien, Zeugdruckereien, Eisengießereien, Fabriken für Maschinen, Chemikalien, Strumpfwaaren, Bleichereien, Bierbrauereien u. Anstalten für Gold- u. Silberwaaren. In den Vorstädten wird ein außerordentlich umfangreicher Gartenbau getrieben. K. ist ein wichtiger Knotenpunkt von Eisenbahnlinien u. steht mit den benachbarten Ortschaften, in denen sich ebenfalls beträchtliche Seidenwaarenfabriken befinden, durch Sekundärbahnen in Verbindung. Für den Handel mit Rohseide ist K. der wichtigste Platz in Deutschland. Urkundlich wird der Name der Stadt zuerst 1166 erwähnt; sie gehörte zur Grafschaft Mörs, fiel 1600 mit derselben an den Prinzen Moritz von Nassau-Oranien u. nach dem Tode Wilhelm's III. von England 1702 an Preußen. Ein Denkmal erinnert an den Sieg, den 23. Juni 1758 bei K. Herzog Ferdinand von Braunschweig über die Franzosen unter Graf Clermont erfocht.

Krehl, Aug. Ludw. Gottlob, namhafter protest. Theologe u. Kanzelredner, geb. 2. Febr. 1784 zu Eisleben, wurde in Schulpforta vorgebildet u. studirte zu Wittenberg u. Leipzig Theologie. 1807 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Meißen, wirkte 1810—21 als Lehrer an verschiedenen Schulen zu Dresden, erhielt 1821 eine Professur an der Landesschule zu Meißen, zugleich die St. Afra-Pfarre daselbst u. wurde 1834 als ord. Professor der praktischen Theologie u. Universitätsprediger nach Leipzig berufen, wo er 14. Aug. 1855 starb. Von den zahlreichen Schriften K.'s, in denen er sich durchweg auf den Standpunkt eines praktischen Bibelchristenthums stellt, hat bes. das „Predigtbuch" (Meißen 1825—26; 3. Aufl. Dresden 1870 ff.); „Das Beicht- u. Communionbuch" (Meißen 1829), „Das Herrn-Mahl" (Lpz. 1840) sowie das „Neutest. Handwörterbuch" (Lpz. 1843) eine weite Verbreitung gefunden, ebenso seine Ausgabe von Thomas v. Kempen's „Nachfolge Christi" (10. Aufl. Hildburgh. 1863). Von wissenschaftlichen Arbeiten hinterließ K. eine Auslegung des „Briefes an die Römer" (Lpz. 1845). — Sein Sohn Ludolf K., geschätzter Orientalist, geb. zu Meißen 29. Juni 1825, bis 1861 Bibliothekar der königl. Bibliothek zu Dresden, seitdem außerord. (1869 ord. Honorar-) Professor der semitischen Sprachen u. Oberbibliothekar an der Universität Leipzig, schrieb „Ueber die Religion der vorislamischen Araber" (Lpz. 1863) u. gab mit Anderen die arab. Geschichte Al Mattari's (Leyden 1855—61) heraus.

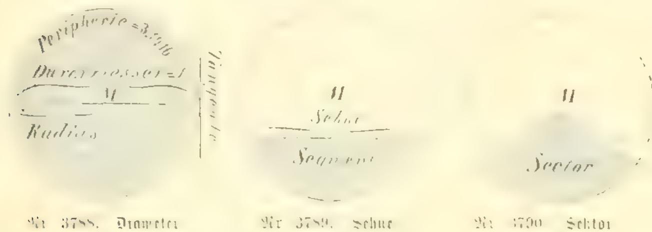


Nr. 3787. Kreide von Gravesend unter dem Mikroskop.

Kreide (Creta, Craie). Diesen Namen führen im gewöhnlichen Leben mehrere Stoffe. Die eigentliche K. ist natürlicher kohlensaurer Kalk von weißer Farbe u. feinerdiger, abfärbender Beschaffenheit u. besteht nach Ehrenberg's mikroskopischen Untersuchungen aus einem Gemenge von anorganischen Elementen u. den mikroskopisch kleinen Schalen von Polythalamien u. Foraminiferen. Die eigentliche K. findet sich in ausgedehnten Lagern u., wie der Kalkstein ganze Gebirgszüge bildend, an der pommerschen Küste, auf Rügen, Schonen u. an den dän. Inseln, in England, Irland, in der Gegend von Paris, auf Sizilien, Zante, Nordafrika u. Arabien. Sie bildet für die erstgenannten Gegenden einen bedeutenden Handelsartikel u. kommt theils roh in großen, unregelmäßigen Stücken in den Handel, theils im geschnittenen Zustande (Schreibkreide), theils endlich geschlämmt (Schlämmkreide), d. h. durch Mahlen, Waschen mit Wasser u. Absetzenlassen der feineren Theile von Steinchen u. größeren Theilen befreit. Die feinste Sorte dieser geschlämmten K. wird Dänischweiß, Spanischweiß od. Wienerweiß genannt. Außer zum Schreiben u. als Anstrichfarbe wird die eigentliche K. noch vielfach technisch verwendet, so nam. auch in Glas-, Cement- u. Sodafabrikation, als Putzmittel, zur Entwicklung von

Kohlensäure, zum Neutralisiren bei Bereitung der Weinsäure, Citronensäure u. s. w. Uneigentliche sog. K.n sind: 1. die schwarze od. Zeichenkreide, ein feiner, durch Kohlenstoffgehalt schwarzer Thonschiefer; die beste Sorte ist die franz.; dieselbe wird zu den schwarzen Kreidezeichnungen auf Papier verwendet; 2. gelbe u. rothe K. ist nur Ocker u. Röthel; 3. span. K. od. venetianische K., auch Schneiderkreide genannt, ist Speckstein (s. d.).

Kreideformation od. Kreidegruppe nennt man diejenigen Gebirgsschichten, welche ihrem relativen Alter nach zwischen der Jura- u. Tertiärformation ihre Stellung haben; sie ist also die letzte große Sedimentbildung der sekundären Formationen. Den Namen K. hat sie erhalten, weil in Südengland u. Nordfrankreich, wo sie zuerst erkannt u. studirt worden ist, die gewöhnliche weiße Kreide (s. d.) eines ihrer wesentlichen Glieder bildet. Man theilt die K. folgendermaßen ein: 1. Untere Kreideformation. a. Neocombildung od. Hilsbildung. b. Gault. 2. Obere Kreideformation. c. Cenomanbildung; oberer Grünsand, Quadersandstein. d. Turonbildung; Kreidemergel. e. Senonbildung, eigentliche Kreide mit Feuersteinknollen. Die K. ist im Allgemeinen reich an Fossilien, dagegen finden sich von Erzen nur Eisenerze (Bohnerze) u. Zinkerze. Wer sich mit der K. speziell beschäftigen will, dem empfehlen wir folgende Schriften: H. B. Geinitz, „Das Quadersandstein- od. Kreidegebirge von Deutschland" (mit 12 Tafeln. Freiberg 1850); A. E. Reuß, „Beiträge zur Charakteristik der Kreideschichten in den Ostalpen" (mit 31 Tafeln. Wien 1854); A. E. Reuß, „Die Versteinerungen der böhm. Kreideformation" (mit 51 Tfln., Stuttg. 1846).



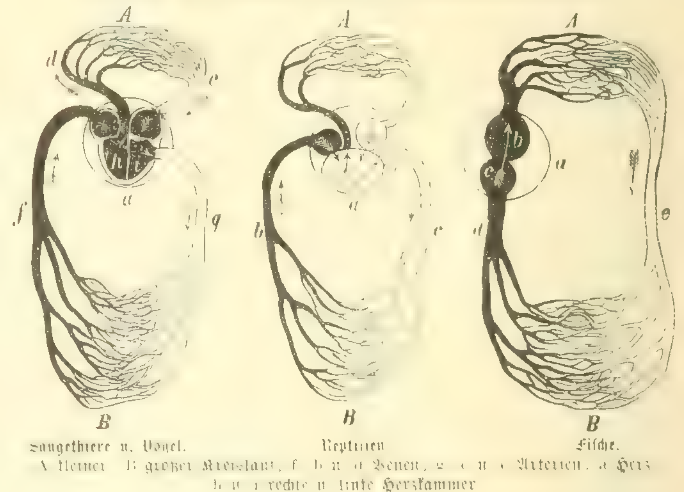
Nr. 3788. Diameter. Nr. 3789. Sehne. Nr. 3790. Sektor.

Kreis heißt in der Geometrie diejenige krumme Linie, in welcher alle Punkte gleichen Abstand von einem innerhalb der Linie gelegenen Punkte, ihrem sog. Mittelpunkt od. Centrum haben. Nach der allgemeinem Betrachtungweise der analytischen Geometrie rechnet man den K. zu den Kurven zweiten Grades od. den Kegelschnitten (s. d.) u. betrachtet ihn als einen speziellen Fall der Ellipse, nämlich für eine Ellipse, in welcher die beiden Brennpunkte mit dem Mittelpunkte zusammenfallen. Jede durch den Mittelpunkt M. (s. Nr. 3788) von einem Punkte des K.es zum gegenüberliegenden gezogene gerade Linie heißt ein Durchmesser od. Diameter, die Hälfte desselben vom Mittelpunkte bis zur Kreislinie heißt Halbmesser od. Radius. Die Kreislinie selbst nennt man auch Peripherie. Der innerhalb der Peripherie gelegene Flächenraum ist die Kreisfläche. Jeder Durchmesser schneidet die Kreisfläche in zwei gleiche Hälften. Eine gerade Linie, welche zwei Punkte der Peripherie verbindet, auch wenn sie dabei nicht durch den Mittelpunkt geht (s. Nr. 3789), heißt im Allgemeinen eine Sehne. Jede Sehne zerschneidet die Peripherie in zwei Bogen u. die Kreisfläche in zwei Segmente od. Kreisabschnitte (s. Nr. 3789). Schneidet man aus einem K.e ein Stück heraus, welches (wie in Nr. 3790) durch zwei Radien u. den dazwischenliegenden Bogen begrenzt ist, so heißt ein solches Kreisausschnitt od. Sektor. Jede gerade Linie, welche wie in Nr. 3788 im Endpunkte eines Durchmessers senkrecht auf letzterem steht, berührt den K. nur in einem Punkt u. wird eine Berührungslinie od. Tangente genannt. Das Längenverhältniß des Durchmessers zur Peripherie bezeichnet man in der Geometrie mit dem griech. Buchstaben π (d. i. p, der Anfangsbuchstabe von „Peripherie"). Dieses Verhältniß ist irrational, wurde aber schon von Archimedes in ziemlich richtiger Annäherung als 7:22 angegeben; später gab es im 18. Jahrh. der Holländer Peter Metius als 113:355 an. Ludolf van Ceulen bestimmte es noch genauer; nach ihm heißt die Zahlgröße für π auch die Ludolf'sche Zahl. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist $\pi = 3{,}14159265358979\ldots$ Auch für die genauesten Berechnungen reicht man meist mit dem angenäherten Werthe $\pi = 3{,}14156$ aus, oft genügt sogar schon der Werth 3,14. Berechnet ist die Zahl π durch Dase (s. d.) u. Andere bis auf mehr als 400 Dezimalstellen. Ist der Durchmesser D irgend eines Kreises gemessen, so ist sein Umfang $= D \times \pi$, u. umgekehrt kann man aus dem Umfange eines kreisrunden Stammes dessen Durchmesser D finden, wenn man den gemessenen Umfang durch die Zahl π dividirt. Die Kreislinie schließt von allen krummen Linien, welche gleichen Umfang haben, den größten Flächenraum ein. Setzt man den Radius des Kreises gleich R, so ist die Kreisfläche gleich dem Produkte der Zahl π mit dem Halbmesserquadrat od. mit dem vierten Theile des Durchmesserquadrates, d. i. $= R \times R \times \pi$ od. $= \frac{D \times D}{4} \times \pi$. Ist z. B. der Durchmesser $D = 20$ m., also $R = 10$ m., so ist die Kreisfläche $= 10 \times 10 \times 3{,}14\ldots = 100 \times 3{,}14 = 314$ □m. Die Größe des Flächenraumes eines Sektors findet man aus dem Radius u. dem gemessenen Sektorbogen, wenn man die Fläche des entsprechenden ganzen Kreises mit 360 dividirt u. mit der Zahl, welche die Grade des Sektorbogens angiebt, multiplizirt. Die Fläche eines Segmentes findet man, wenn man zunächst den demselben Radius u. Bogen entsprechenden Sektor berechnet u. dann das zuviel genommene Dreieck abzieht. Ein Kreis, der einen doppelt so großen Umfang od. Durchmesser hat als ein anderer, hat einen 2×2, d. i. 4mal so großen Flächeninhalt, u. ein Kreis mit einem dreifachen Umfange einen 3×3, d. i. 9mal so großen Flächeninhalt als jener.

Kreislauf der Stoffe nennt man das Wandern derselben aus der unorganischen durch die organische Natur u. ihre abermalige Rückkehr in das Unorganische. Die Pflanze nämlich nimmt die unorganischen Verbindungen auf, organisirt sie u. bereitet sie so für das Thier vor, das seinerseits seine organischen Bestandtheile wieder in unorganischer Form der Pflanze zur Nahrung zurückgiebt (Weiteres s. „Stoffwechsel").

Kreislauf (Cirkulation) des Blutes, die vom Herzen ausgehende, fortwährende, regelmäßige Bewegung desselben im Gefäßsystem (s. d.) od. den Kreislaufsorganen. Als kleinen od. Lungenkreislauf unterscheidet man das Stück der Blutbahn vom Herzen zu den Lungen u. von diesen zurück zum Herzen, vom großen od. Körperkreislauf, d. i. dasjenige Stück der Blutbahn, welches vom linken Herzen durch die Arterien u. Capillaren in alle Theile des Körpers, u. aus den Capillaren durch die Venen wieder ins rechte Herz zurückführt.

Nr. 3791-93. Theoretische Darstellung des Kreislaufs des Blutes.



Säugethiere u. Vogel. Reptilien. Fische.
A kleiner, B großer Kreislauf, f, b u. d Venen, e, c u. g Arterien, a Herz, h u. i rechte u. linke Herzkammer.

Das Herz verhält sich hierbei als die Druckpumpe, seine aktiven Zusammenziehungen liefern die Kraft, die das Blut durch die Arterien u. Capillaren in die Venen preßt. Ein Theil des Venenblutes, u. zwar das aus den Capillaren der Milz u. des Darmes stammende, wird in einem kurzen Venenstamme, der Pfortader, vereinigt, die sich in der Leber nochmals zu einem Capillarsysteme auflöst, das sein Blut in den Lebervenen von Neuem sammelt u. durch die untere Hohlvene dem rechten Herzen zusendet (Pfortaderkreislauf). Dieser Antheil des Blutes durchsetzt also ein dreifaches Capillarsystem, ehe er zu dem linken Herzen wieder zurückkehrt. — Noch im Mittelalter hatte man keine Ahnung von einem K. d. B. Nach Hippokrates sollten die von ihm aufgezählten vier Hauptgefäßpaare nicht einmal mit dem Herzen in nothwendiger Verbindung stehen, nach Aristoteles die Arterien Luft führen, nach Galen, wenn nicht Luft, doch ein luftartiges feineres Blut als die Venen. Der Hauptirrthum der alten Zeit aber, u. noch des ganzen Mittelalters war, daß man glaubte, das Blut sowol der Arterien als der Venen flösse vom Herzen weg. Erst durch die Entdeckung der Klappen in den Venen durch Berengar in Bologna u. Fabricius ab Aquapendente im 16. Jahrh. erkannte man, daß die Bewegung in den Venen nur nach dem Herzen hin verläuft. Vorher schon (1553) hatte Michael Serveto die Bewegung des Blutes aus dem rechten Herzen durch die Lungen ins linke Herz erkannt. Die Entdeckung des Gesammtvorganges der Blutbewegung gehört aber dem Engländer Wilhelm Harvey (geb. 1578, gest. 1657), der nach 17jähr. Forschen 1619 damit öffentlich hervortrat.

Kreistheilmaschinen sind Vorrichtungen, um die zur Konstruktion von Winkelmeßinstrumenten nöthige Eintheilung von Kreisumfängen in genau gleiche Theile, gewöhnlich in 360 Grad (°) od. deren Unterabtheilungen (Minuten, Sekunden) vornehmen zu können. Der Haupttheil dieser sehr kostbaren, weil sehr schwierig herzustellenden Maschinen ist ein horizontal liegender, massiver, metallener, sehr genau eingetheilter großer Kreis. Die auf ihrem Rande (Limbus) einzutheilende Metallscheibe wird konzentrisch auf diesem großen Kreise befestigt, hierauf werden durch ein sog. Reißwerk, welches von Strich zu Strich auf dem großen Theilkreise weiter gedreht wird, die Theilstriche mittels einer Stahlspitze auf dem Limbus der aufgelegten Scheibe eingerissen. Berühmt sind die Theilmaschinen von Ramsden, Reichenbach, Girgensohn, Oertling u. A. Sie dienen hauptsächlich bei den Zahnräderkonstruktionen.

Kreittmayr, auch Kraittmayr, Alois Wiguläus, Frhr. v., um die Gesetzgebung Bayerns hochverdient, geb. zu München 1. Dez. 1705, studirte in Salzburg, Ingolstadt, Utrecht, Leyden u. Wetzlar, erhielt bereits 1725 als Hofrath eine Anstellung in München, wurde 1741 pfalzbayerischer Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvikariats u. in den Adels-, 1745 auch in den Freiherrnstand erhoben, 1749 Geheimrathskanzler u. Konferenzminister, 1758 Geheimer Staatskanzler u. Obersilehnpropst, sowie Kanzler der bayer. Akademie der Wissenschaften, die ihn 1781 zu ihrem Präsidenten wählte, u. starb als Vikariats-Hofgerichtskanzler zu München 17. Okt. 1790. Seit 1845 steht sein von Schwanthaler modellirtes Standbild auf dem Promenadenplatze daselbst. K. verfaßte den „Codex juris Bavarici judiciarii“ (Münch. 1751 u. öfter); den „Codex Maximilianeus Bavaricus civilis“ (ebd. 1758 u. öfter) u. den „Novus codex juris Bavarici criminalis“ (ebd. 1751; 3. Aufl. 1788), sowie einen „Grundriß des allgemeinen deutschen u. bayer. Staatsrechts“ (3 Bde., ebd. 1769—70; 2. Aufl. 1789).

Kreling, August v., Maler u. Bildhauer, geb. 1818 zu Osnabrück, wurde in Hannover künstlerisch vorgebildet u. darauf in München Schwanthaler's Schüler, während er sich gleichzeitig als Maler unter Cornelius u. Kaulbach bildete. Im J. 1853 wurde K. zum Direktor der Kunstschule in Nürnberg ernannt, welches Institut sich unter seiner noch gegenwärtig dauernden Leitung einen großen Ruf erworben hat. In seinen Gemälden steht K. stark unter dem Einfluß Kaulbach's, seines Schwiegervaters, dessen Formenbildung u. Kompositionsweise er sich anzueignen suchte. Am besten charakterisiren ihn in dieser Beziehung die großen Aquarelle, in denen er die Hauptfeste der Kirche zu schildern u. dabei auf etwas gezwungene Weise mit den gleichzeitigen Erscheinungen in der Natur u. im Leben der Menschen zu verbinden suchte. Andere Bilder von ihm sind die Deckengemälde im Theater zu Hannover, die „Krönung Kaiser Ludwig's des Bayern“ für das Maximilianeum in München, ein Cyklus von Bildern aus dem Leben Karl's d. Gr. u. seine Kompositionen zu Goethe's „Faust“. In den letzten Jahren war er bes. als Bildhauer auch in monumentalen Portraitstatuen thätig u. schuf für Gera das Denkmal des Fürsten von Reuß, Heinrich Posthumus († 1635), sowie für das Städtchen Weil das große, sehr gelungene Denkmal Kepler's. Eine seiner letzten bildnerischen Arbeiten ist ein großer, figurenreicher Brunnen für Cincinnati.

Krementschug, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa mit 29,251 E. (1871), liegt am Dnjepr in der Ukraine, hat sieben Kirchen u. ist einer der bedeutendsten Fabrik- u. Handelsplätze des Gouvernements.

Krementz, Philipp, Bischof von Ermeland, geb. zu Koblenz 5. Dez. 1819, studirte seit 1837 Theologie, erhielt 1842 die Priesterweihe, wurde dann Kaplan an der St. Kastorkirche in seiner Geburtsstadt, 1846 Lehrer an der Ritterakademie zu Bedburg, im Jan. 1848 Pfarrer u. Dechant an jener Kirche u. Ende 1867 Bischof von Ermeland mit dem Sitze in Frauenburg. Auf dem Vatikan. Konzil protestirte er zwar, gleich den meisten Bischöfen, gegen das Unfehlbarkeitsdogma, doch unterwarf er sich nicht blos schließlich, sondern machte sich dann auch zum Sturmbock für Rom. 1872 wurde vom Staatsministerium die Temporaliensperre über ihn verhängt.

Kremer, Alfred v., Orientalist, geb. zu Wien 13. Mai 1828, studirte daselbst zuerst Philosophie, dann Jurisprudenz, trieb daneben aber auch als Autodidakt Neugriechisch, Türkisch, Arabisch u. Persisch, bereiste im Auftrag der Akademie der Wissenschaften 1849—51 Syrien u. Aegypten, wurde dann Professor des Vulgärarabischen am Wiener Polytechnikum, kehrte aber schon im Mai 1852 als erster Dolmetscher des österr. Konsulats nach Aegypten zurück, wurde 1858 Vizekonsul u. 1859 Konsul in Kairo, erhielt 1862 das Konsulat in Galacz, 1870 das in Beirut u. wurde 1872 als Ministerialrath u. Referent für das Konsularwesen in das Ministerium des Auswärtigen nach Wien berufen. Er schrieb: „Beiträge zur Geographie des nördl. Syriens“ (Wien 1852); „Mittelsyrien u. Damaskus“ (ebd. 1853); „Topographie von Damaskus“ (ebd. 1855); „Aegypten“ (Forschungen über Land u. Volk, Lpz. 1863); „Geschichte der herrschenden Ideen des Islam“ (ebd. 1868); „Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen“ (Bd. 1, Wien 1875) ꝛc. Auch gab er die arab. Texte einer „Beschreibung Afrika's aus dem 12. Jahrh.“ (ebd. 1852), von Wakidy's „Geschichte der Kriege Mohammed's“ (Kalk. 1855) u. von der „Himjar. Kaside“ (Lpz. 1865) heraus u. veröffentlichte in einer deutschen Bearbeitung den „Diwan des Abu Nuwas, des größten lyrischen Dichters der Araber“ (Wien 1855).

Kreml heißt im Russ. ein mit Mauern u. Verschanzungen umgebener Stadttheil, welcher die wichtigsten staatlichen Gebäude umschließt. Bes. durch ihre Bauwerke hervorragend sind die K. zu Moskau, Kasan, Kijew, Großnowgorod, Smolensk u. a.

Kremnitz (ungar. Körmöcz Bánya), Bergstadt im ungar. Komitat Bars mit 8442 E. (1869), ist eine zum großen Theile von Deutschen bewohnte königl. Freistadt, welche zwischen Gran u. Neutra in den mittleren Vorkarpaten liegt u. 5 Kirchen, ein Schloß u. eine Realschule hat u. Sitz einer Berg- u. Hüttenverwaltung sowie eines Münz- u. Forstamtes ist. Immer noch sehr ergiebig ist der Bergbau auf Gold- u. Silbererze, zu deren Ausbeutung der Ort im Anfange des 12. Jahrh. mit sächs. Kolonisten bevölkert worden ist. Die Nachkommen derselben sprechen jetzt noch einen halbniederdeutschen Dialekt. Außer den Bergwerken bestehen hier königl. Gold- u. Silberschmelzhütten, eine Münze, in welcher jährlich gegen 130,000 Dukaten u. 2 Mill. Silbergulden geprägt werden, eine Vitriolsiederei, eine Steingutfabrik u. Papiermühlen. Eine großartige Wasserleitung führt das Mineralwasser zur Gran ab.

krempeln od. krämpeln, s. „Baumwolle“.

Krems, Hauptstadt des niederösterr. Kreises Obermannhardtsberg, mit 8155 E. (1869), liegt am Fuße des Mannhardtsberges u. am Einfluß der K. in die Donau, auf der linken Seite des Stromes. Die noch mit Mauern u. Thürmen umgebene ansehnliche Stadt hat schöne Kirchen, ein Rathhaus mit bedeutendem Archiv, ein Obergymnasium, eine Realschule, ein Piaristenkollegium u. ein Fräuleinstift u. ist Sitz eines Bezirksamtes u. einer Handelskammer. Sehr beträchtlich ist der Handel mit Produkten der Landwirthschaft u. des Gartenbaues.

Kremsier (czech. Kroměřiz), Bezirksstadt im Olmützer Kreise des österr. Kronlandes Mähren mit 9918 E. (1869), liegt in einer fruchtbaren, an Getreide, Obst u. Gemüse reichen Ebene der Hanna an der March, über welche eine Kettenbrücke führt, ist Sommerresidenz des Erzbischofs von Olmütz u. hat ein Residenzschloß mit bedeutender Bibliothek u. Sammlungen, in der St. Mauritzkirche ein schönes Denkmal goth. Stiles aus dem 13. Jahrh., ein Piaristenkollegium, ein Gymnasium u. eine Ober- u. Unterrealschule. Die Einwohner treiben bes. Tuchfabrikation u. Gartenbau. Im erzbischöfl. Palaste wurde 1848—49 der erste österr. Reichstag abgehalten.

Kremsmünster, Marktflecken in Oberösterreich mit 800 E., am Kremsfluß, berühmt durch sein großartiges Stift, eine 772 von dem Bayernherzog Thassilo gegründete Benediktinerabtei, eins der reichsten Klöster Oesterreichs. Die Gebäude bilden fast eine kleine Stadt für sich u. umschließen mehrere Schulen, reichhaltige Sammlungen, eine große Bibliothek, eine Sternwarte u. große Gärten.

Kreolen (span. Criollos, von criar, erzeugen, aufziehen) nennt man im weitesten Sinne die in den amerikanischen Kolonien geborenen Neger ungemischten Blutes, im Gegensatz zu den eingeführten Negern. Ursprünglich ward dieser Name nur den in den ehemaligen spanischen u. portugiesischen Kolonien in Amerika, Afrika u. Ostindien geborenen Ansiedlern europäischer (nam. spanischer) Abkunft beigelegt, im Gegensatz zu den im Mutterlande geborenen Chapetones. Die K. bildeten sich nicht wenig auf ihr unvermischtes Blut (sangre azul, eigentl. blaues Blut) ein u. unterschieden so viele Abstufungen vermischten Blutes, bis es dem geübtesten Auge schwer wurde, Mischlinge von Weißen zu trennen. So nennt man z. B. Mulaten (fälschlich Mulatten, span. mulato, von mulo, der Maulesel) die aus der Vermischung von Weißen mit Negerinnen entsprossenen Mischlinge; Mestizen od. Mameluken gehen aus einer Vermischung weißer Männer mit Indianerinnen hervor. Man kennt ferner Cainjos od. Zambos als Mischlinge von Indianern u. Negern; Cariboco's, Mischlinge von Indianern u. Cainjos; Xibaros, von

Negern u. Casusos; ferner Cuarteros, Kinder von weißen Vätern u. Mulatinnen; auch giebt es Terzeronen, d. h. Kinder von Weißen u. Mulaten, Quarteronen, von Weißen u. Terzeronen; Quinteronen, von Weißen u. Quarteronen u. s. f.

Kreosot von dem griech. κρέας, Fleisch, u. σώζειν, erhalten, eine chemische Verbindung, welche ihren Namen von der Eigenschaft, Fleisch zu erhalten, bekommen hat. Das K. entsteht bei der unvollständigen Verbrennung u. der trockenen Destillation des Holzes, bes. des Buchenholzes, u. findet sich in dem hierbei entstehenden Holztheer u. Holzessig, in letzterem zu 1½ %, in ersterem dem Buchenholztheer, zu 20–25 %. Aus diesem Theer trennt man das K. durch nochmalige Destillation u. gesondertes Auffangen des zwischen 200 u. 230° C. übergehenden Theils, welcher das rohe K. darstellt; durch Behandlung mit Kalilauge, dann mit Schwefelsäure u. nochmalige Destillation, erhält man das reine K. Dies ist eine Anfangs farblose, am Lichte aber bald braun u. rothbraun werdende ölige Flüssigkeit, von starkem, eigenthümlichem Geruch; in Wasser ist sie nur wenig löslich (Kreosotwasser) u. sinkt darin unter. Das K. wurde zuerst von Reichenbach im J. 1832 aus dem Holztheer abgeschieden. Kurz darauf, 1834, entdeckte Runge im Steinkohlentheer eine Substanz, die er Karbolsäure nannte, u. Laurent 1841 aus demselben Theer einen Stoff, welcher von ihm Phenylhydrat genannt wurde. Durch spätere Untersuchungen von Laurent u. Anderen gelangte man zu der Ansicht, daß diese drei Stoffe identisch seien u. sich nur durch verschiedene Grade der Reinheit unterschieden. Erst Hrn. v. Gorup-Besanez gelang es, Licht in dieses Gebiet zu bringen u. nachzuweisen, daß sowol das K. als auch die aus Steinkohlentheer erhaltene Karbolsäure aus zwei sehr ähnlichen Stoffen bestehen, von denen der eine Phenol, Phenylalkohol od. Phenylsäure, der andere Cresol od. Cresylsäure (auch Cresylalkohol, s. Bd. III, S. 577) genannt wurde. Nur die Mischung beider, wie sie im rohen Zustande aus dem Theer dargestellt wird, kann der Name K. beibehalten werden. In neuerer Zeit wendet man jedoch anstatt des K. lieber die chemischreine Phenylsäure (Karbolsäure) medizinisch an u. für Desinfektionszwecke, anstatt des theuren Buchentheerkreosots, die rohe Karbolsäure.

Krepp, s. v. w. Flor.

Kresse (Lepidium), Pflanzengattung der Cruciferen mit verschiedenen Arten von krautartigem Wuchse, unter denen die sog. zahme od. Gartenkresse (Lepidium sativum) die bekannteste ist. Wahrscheinlich aus Asien stammend, ist sie schon seit uralten Zeiten Küchengewächs, dessen ästige Stengel gegen ½ m. hoch werden können. Sie säet sich sehr leicht selbst aus, währt nur einen Sommer u. zeichnet sich durch die bläuliche Farbe der Stengel sowie durch ihre tief eingeschnittenen Blätter, ihre weißen Blüten u. die mit Flügeln versehenen Schötchen aus. Eine bekannte Zimmerspielerei treibt man insofern mit ihr, als man Namenszüge u. dergl. mit ihr auf feucht gehaltenem Sande zieht, od. indem man Flaschen mit feuchtem Fließpapier überzieht u. den Kressesamen darauf säet, der dann außerordentlich schnell keimt.

Kreta (altgr., Kriti neugriech., Kirid türk., Kandia ital.), die größte Insel der Europ. Türkei, liegt im S. des Aegäischen Meeres, zwischen 34° 55′ u. 35° 40′ n. Br. u. 23° 30′ u. 26° 13′ östl. von Greenwich, hat eine größte Breite von 8 M. u. eine Länge von 36 M. u. ist 15 M. von der Halbinsel Morea u. 40 M. von der Nordküste Afrika's entfernt. Die südl. Küste ist am wenigsten entwickelt, da die Gebirge hier hart an das Meer treten u. nur in der Messarabai die Bildung eines größeren Busens gestatten; dagegen zeigt die Europa zugewandte Nordküste eine viel reichere Gliederung in dem von zwei Halbinseln eingeschlossenen Golf von Kissamo, dem Busen von Kanea, der Suda- u. Armyrobai u. der Bucht von Mirabella. Das nördlichste Vorgebirge ist Kap Spada, das südlichste Kap Theodia (Lithinos), das östlichste Kap Salamone u. das westlichste Kap Karavutas. Die 156,5 □M. große Insel wird der Länge nach von W. nach O. von einem Hochgebirge durchzogen, welches durch 3 tiefe Senkungen in 4 abgesonderte Gebirgsgruppen geschieden wird. Die westlichste, die Aspra Vuna („Weißen Berge"), tragen in dem [illegible] aufsteigenden Madaras Gipfel von mehr als 2400 m., die höchsten Erhebungen der Insel, welche den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind; in der Mitte der Insel liegt das nur um Weniges niedrigere Psilariti- od. Idagebirge, ein fast ganz isolirtes Massengebirge, das eine wunderbare Aussicht auf Insel u. Meer gewährt, u. auf dem der griech. Mythus Zeus erzogen werden ließ. Im östl. Theile K.'s erhebt sich das Lasithigebirge mit dem 2164 m. hohen Stavroberg u. das niedrigere Sitiagebirge. Parallel mit dieser Hauptkette zieht sich an der Südküste das 1200 m. hohe Messaragebirge hin, von jener durch die Ebene von Messara, der größten der Insel, geschieden. Zahlreiche Bergströme eilen von diesen Hochgebirgen dem Meere zu, im Oberlauf steile Schluchten auswaschend u. an ihrer Mündung kleinere Tiefebenen bildend, doch ist keiner von ihnen auch nur auf eine kurze Strecke schiffbar, zumal da die meisten im Sommer austrocknen. Das Klima ist gesund u. mild, da die Hitze durch die Seewinde gemildert wird, nur der Aussatz ist ein Geißel für Mohammedaner u. Christen. Die tieferliegenden Landschaften haben das ganze Jahr hindurch ein grünendes u. blühendes Erdreich, u. die wunderbare Fruchtbarkeit des Landes läßt selbst den felsigen Boden eine verhältnißmäßig reiche Ernte geben. Doch steht die materielle Kultur K.'s sehr tief; selbst Getreide u. Baumwolle müssen eingeführt werden, obgleich letztere sehr gut auf der Insel gedeiht, u. nur Oel, Seide, Wein u. der in den Weißen Bergen von besonderer Güte bereitete Sphakiakäse kommen in den Handel. Ganze Wälder von Oelbäumen u. Orangen bedecken die Ebenen u. Bergabhänge, während in den Gebirgen die Bevölkerung sich vorzugsweise von Viehzucht nährt. Die etwa 200,000 E. K.'s sind zu ⅔ Griechen u. ⅓ Mohammedaner, doch ist auch unter letzteren die griech. Sprache u. Kleidung vorherrschend. Die Sphakioten (s. d.) in den westl. Gebirgen haben das griech. Blut am reinsten bewahrt, während sich ihre Glaubensgenossen in den anderen Theilen K.'s durch Sprache u. Gesichtszüge schon als eine Mischlingsrasse verrathen, welcher viel röm., arab., türk. u. ital. Blut beigemengt ist. In der Bevölkerung im O. lassen sich sehr starke ital. Elemente erkennen, eine Folge der langen venetian. Herrschaft. Die Mohammedaner in den Städten, wo sie die Majorität bilden, sind vorzugsweise Türken, auf dem Lande größtentheils zum Islam übergetretene Griechen; an der Ostseite der Stadt Kanea liegt ein von 2–3000 Arabern bewohntes Dorf, welche von Aegypten u. der Cyrenaica herübergekommen sind u. hauptsächlich als Bootsleute, Träger u. Diener leben. K. ist ein Vilajet (Generalstatthalterschaft) der Türkei. Hauptstadt ist Kanea mit 10–12,000 E., an der Nordwestküste u. einem trefflichen Hafen des Busens von Kanea gelegen, Sitz des Generalstatthalters u. eines Bischofs. Im nördl. Theil liegt die Citadelle. Die größte Stadt der Insel ist Kandia mit ungefähr 13,000 E., ebenfalls an der Nordküste, nach Kanea der bedeutendste Handelsplatz K.'s. Zwischen beiden liegt Retimo mit 10,000 E. u. ebenfalls nicht unbedeutendem Verkehr. – Zu der Provinz K. gehört noch eine Anzahl kleiner, felsiger Inseln, deren größte Gaudo im S. K.'s ist. — K. war schon bei den alten Griechen wegen der Fruchtbarkeit des Landes hoch berühmt, u. zahlreiche Mythen, wie die von der Entführung der Europa, von Ariadne u. Thesus, von Minos u. dem Minotauros, knüpfen sich an diese Insel. Die ältesten Bewohner scheinen phrygischen Stammes gewesen zu sein; frühzeitig legten aber hier Phönikier Kolonien an, bis die griech. Dorier einwanderten u. eine Anzahl kleiner Staaten gründeten, welche in ihren sozialen u. politischen Verhältnissen große Aehnlichkeit mit Sparta hatten; doch standen später die kret. Griechen bei ihren Landsleuten wegen ihrer Treulosigkeit u. Raubgier in schlimmem Geruche, Eigenschaften, welche auch den jetzigen Sphakioten nicht fremd sind. Im J. 67 v. Chr. kam K. unter die Herrschaft der Römer, fiel bei der Theilung des Reiches an Byzanz u. wurde 823 in seinen nördl. Landschaften von den Sarazenen besetzt, während die Griechen in den Gebirgen ihre Freiheit behaupteten. Dem griech. Kaiser Nikephoros Phokas gelang es 961, dieses wichtige Eiland wieder mit seinem Reiche zu vereinigen, bei dem es blieb, bis während der Kreuzzüge sich die Genuesen desselben bemächtigten. Von diesen kam es an Bonifaz von Montferrat, der K. 1204 an die Venetianer verkaufte, die es in der schamlosesten Weise ausbeuteten, auch in religiöser Beziehung arg bedrückten u. das Landvolk zu Leibeigenen machten. Die venetian. Herrschaft endete 18. Sept. 1669 mit der Eroberung der Hauptstadt durch die Türken nach einer zweijährigen tapferen Vertheidigung u. es folgte nun eine Periode der rohesten Tyrannei, welche Tausende von Griechen zwang, zum Islam überzutreten. Mehrfache Aufstände, so bes. 1821 bis 1830, 1858 u. 1866–67, letzterer trotz der von Griechenland indirekt geleisteten Hülfe, wurden blutig unterdrückt; nach der letzten Rebellion, in welcher die Sphakioten sich am stärksten betheiligten, wurde aber von der türk. Regierung durch zeitgemäße Reformen, nam. im Unterrichtswesen, eine Versöhnung der beiden Nationalitäten versucht, ohne jedoch bei den Griechen Anklang u. Unterstützung zu finden. — Vgl. K. Hoeck, „Kreta" (3 Bde., Götting. 1823–29); Pashley, „Travels in Crete" (Cambridge 1837); Raulin, „Description physique de l'île de Crète" (2 Bde., 1861); Spratt, „Travels and Researches in Crete" (Lond. 1865); Alexanian, „La Turquie et la Crète" (1867).

Krethi u. Plethi, zwei hebr. Wörter, welche Luther in seiner Uebersetzung von 2. Sam. 8, 18. 15, 18. 20, 7 u. 23 ꝛc. beibehalten hat u. die beide die Leibwache David's bezeichnen; streitig ist nur die eigentliche Bedeutung. Nach den Einen sollen es die „Scharfrichter u. die Läufer" sein, nach Andern Stammnamen, so viel als „Die Kreter u. Philister". Das Letztere ist das Richtige. Denn Krethi erscheint auch 1. Sam. 30, 14 als Name eines philistäischen Stammes u. überdies waren die Philister aus Kreta gekommen. Demnach ist es ein grobes Mißverständniß, wenn man im Deutschen mit K. u. P. auch einen Pöbelhaufen bezeichnet.

Kretinen u. Kretinismus, ein angeborner krankhafter Zustand, mit Schwachsinnigkeit od. Blödsinn verbunden, der in Graubündten u. Unterwallis u. sonst in tiefen, feuchten Alpen- u. Gebirgsthälern vorkommt. Der eigentliche Kretin ist charakterisirt durch einen unförmlichen Kopf, dicke Lippen, eine welke Gesichtsfarbe u. einen Kropf. Schon in den ersten Monaten seines Lebens zeigt sich die abnormale Entwicklung, Sinneseindrücke wirken nur schwach auf das Kind, Lust u. Unlust werden fast nicht unterschieden. Später zeigt der stiere, seelenlose Blick, der gleichbleibende Gesichtsausdruck u. der Mangel jedes Wunsches, der über die Selbsterhaltung hinausgeht, sowie die ausbleibende Sprache, den Kretin od. Idioten. Diese unglücklichen Menschen bleiben klein bei langen Armen, haben grobe Knochen, eine schlaffe Haut, einen aufgetriebenen Bauch u. ein verkümmertes Gehirn. Bei dem eigentlichen Kretin fehlt die Sprache ganz, während der Halbkretin stockend u. undeutlich spricht; die Wahrnehmungen von der Außenwelt sind schwach; Halbkretinen fassen Manches mit dem Gedächtniß.

Die Kinder ganz gesunder Familien können K. werden, wenn ihre Eltern nach einer Gegend wandern, wo der Kretinismus herrscht. Die Ursachen der Krankheit scheinen in sumpfigem Boden, feuchter Wohnung, bes. in Alpenthälern, die wenig Sonne haben, in schlechter Nahrung, Unreinlichkeit, vielleicht auch im Gipsgehalt des Trinkwassers zu liegen. Einige Verminderung der K. hat sich da gezeigt, wo man auf eine bessere Pflege der Kinder, Ordnung u. Reinlichkeit, Verbesserung der Luft, regelmäßige Bewegung im Freien, kräftige Nahrung u. eine gehörige Pflege der Haut das Augenmerk gerichtet hat. Der Kretinismus ist, wenn er den höchsten Grad erreicht, unheilbar, niedere Grade werden nicht ohne Erfolg in bes. dazu errichteten Anstalten behandelt. Eine zweckmäßige Uebung der Sinne, der Aufmerksamkeit u. des Vorstellungsvermögens, Gewöhnung an Ordnung u. Reinlichkeit u. eine liebevolle Behandlung wirken wohlthätig auf die geistige u. sittliche Entwicklung der Kinder. Leider macht man häufig die Beobachtung, daß die aus den Erziehungsanstalten Entlassenen bald wieder in Stumpfsinn zurücksinken.

Kretscham (slav.), s. v. w. Wirthshaus, davon Kretschmer, der Schankwirth, bes. auf dem Dorfe.

Kretschmann, Karl Friedrich, deutscher Dichter, geb. 4. Dez. 1738 in Zittau, studirte die Rechte in Wittenberg, wurde in Zittau 1764 Oberamtsadvokat, 1774 Gerichtsaktuar, ließ sich 1797 pensioniren u. starb 16. Jan. 1809. Als Dichter erlangte er schon 1768 allgemeine Berühmtheit durch den „Gesang Rhingulph's des Barden", unter welchem Namen er noch mehrere lyrische Dichtungen veröffentlichte; er eröffnete die Reihe der deutschen Bardendichter u. war ein unmittelbarer Vorläufer Klopstock's (s. d.). Unter seinen lyrischen Gedichten u. Fabeln zeichnen sich viele durch Feinheit der Diktion aus, das Beste leistete er als Epigrammatiker; am wenigsten glücklich war er in seinen dramatischen Versuchen. Seine gesammelten Werke ließ K. in 7 Bdn. erscheinen (Lpz. 1784—1805). Vgl. Knothe, „K., der Barde Rhingulph" (Zittau 1858).

Kretschmer, Albert, geb. 27. Feb. 1825 zu Burghof bei Schweidnitz, trat 1843 in die Akademie zu Berlin ein. Das Trachtenstudium, schon im jugendlichen Alter als Lieblingsgeschäft betrieben, gewann als Nebenzweig der künstlerischen Ausbildung hier an Ausdehnung. Im J. 1851 wurde K. für Kostümentwürfe bei dem königl. Hoftheater zu Berlin angestellt. Die damals nam. in Theaterkreisen sich allgemein fühlbar machende Forderung nach einem Werk, das in leicht übersichtlicher Anordnung die Trachten aller in der Geschichte bekannten Völker zur Anschauung brächte, veranlaßte K. im J. 1859 zur Herausgabe eines Werkes in Farbendruck, das in 100 Tafeln die Trachten der namhaftesten Völker vom Alterthum bis zur Neuzeit vergegenwärtigte, unter dem Titel: „Trachten der Völker" (Lpz.), dem ein zweites Werk, „Die deutschen Volkstrachten" (ebd. 1864—70), dessen Material auf Reisen durch ganz Deutschland gesammelt war, bald folgte. Außerdem hat K. seine tüchtigen kulturhistorischen Studien auch als thätiger Illustrator kulturgeschichtlicher Werke bewährt. — Sein älterer Bruder Robert K., Thier- u. Landschaftsmaler, geb. 29. Jan. 1818 in Burghof, erhielt seine Ausbildung auf der Akademie in Berlin. Seine Tüchtigkeit als Thierzeichner bewog den Herzog von Koburg, ihn zur Theilnahme an seiner Reise nach Aegypten zu berufen; die Früchte dieser Reise sind in dem Prachtwerke des Herzogs (Lpz. 1864) niedergelegt. Eine sehr ausgedehnte Thätigkeit entwickelte er für die Illustrationen in Brehm's „Thierleben" u. anderen naturgeschichtlichen Werken, sowie für die illustrirten Blätter „Illustrirte Zeitung", „Ueber Land u. Meer", „Gartenlaube", „Daheim" ꝛc. Er starb zu Leipzig 28. Mai 1872.

Kretzschmar, Eduard, ausgezeichneter Holzschneider, geb. zu Oschatz in Sachsen 21. März 1807, war eine Zeit lang Lehrling in der Brockhaus'schen Druckerei, bis ihn sein Oheim, der Hofkupferstecher Bach, in sein Atelier aufnahm. Aber die Nothwendigkeit des Broterwerbs zwang ihn zu einem praktischeren Berufe. Er wurde Konditorlehrling, widmete aber während dieser Lehrzeit von 11 Jahren alle Mußestunden dem Ausschneiden von Holzformen, worin er es wenigstens so weit brachte, daß er für das damals erscheinende „Pfennigmagazin" die Holzstöcke schnitt u. eine Zeit lang den Druck der Holzschnitte für das Bilderkonversationslexikon leitete. Da indessen alle diese Arbeiten ihm selber noch nicht genügten, so trat er 1836 in Unzelmann's Atelier in Berlin u. erlernte dort das Schneiden auf Langholz mit dem Messer, kehrte dann nach Leipzig zurück, begann seine umfassendere Thätigkeit mit den Holzschnitten nach Menzel's Zeichnungen zu Kugler's „Geschichte Friedrich's d. Gr." u. anderen damaligen Prachtwerken, u. gründete dann mit dem Erscheinen der „Illustrirten Zeitung" (1843), zu der er die Holzschnitte lieferte, ein Atelier, welches sich in Kurzem zu dem großartigsten in Deutschland emporschwang u. von ihm selber bis zu seinem Tode 7. Juli 1858 geleitet wurde. Aus der großen Reihe seiner sonstigen Arbeiten heben wir noch die Illustrationen zu Duller's „Geschichte des deutschen Volkes", zu Andersen's „Märchen", zu d'Alton's „Anatomie" u. vor Allem das große Blatt „Der Tod Gustav Adolf's" nach einer Zeichnung von Kirchhoff hervor.

Kreusa, Tochter des Priamus u. der Hekuba, Gattin des Aeneas, Mutter des Ascanius od. Julus. Auf der Flucht aus dem brennenden Troja verlor sie Aeneas.

Kreuth, Pfarrdorf im oberbayer. Bezirksamt Miesbach mit 600 E., liegt 8 Km. südl. von Tegernsee in einem prächtigen, von der Weißach durchströmten Hochgebirgsthal 793 m. über dem Meere u. hat in der Nähe Marmorbrüche. Von K. 4 Km. südlich liegt das Wildbad-K. mit einer schwachen salinische Schwefelquelle, welche schon am Ende des 15. Jahrh. benutzt worden ist, u. einer Molkenkuranstalt. Die alten Badegebäude stammen von 1628; die neuen, welche gegenwärtig im Besitz des Prinzen Karl von Bayern sind, wurden 1818 von König Maximilian Joseph errichtet.

Kreutzer, Conradin, fruchtbarer deutscher Tonsetzer, geb. 22. Nov. 1782 zu Meßkirch in Baden, wurde von seinem 7. bis 10. Jahre von dem Organisten u. Chorregenten Joh. Bapt. Rieger in den Elementen der Tonkunst unterrichtet u. dann zum Behuf des Schulbesuches in die Abtei Zwiefalten (bei Riedlingen an der Donau) geschickt, wo er bis zum J. 1796 blieb, von dem Ordenspriester Ernst Weinrauch Kompositionsunterricht erhielt u. sich auf verschiedenen Instrumenten u. im Gesang vervollkommnete. 1796, nachdem Weinrauch gestorben war, ging K. nach dem Kloster Schussenried, wo er seine wissenschaftlichen Studien fortsetzte. 1799 begab er sich nach Freiburg im Breisgau, um nach dem Willen seines Oheims u. Vormunds Medizin zu studiren; indessen erreichte er, daß er vielmehr zu weiterer musik. Ausbildung nach Wien geschickt wurde, wo er 1804 anlangte u. von Albrechtsberger (s. d.) unterrichtet wurde. Bis ins Jahr 1811 blieb er in Wien, komponirte Messen u. sonstige Kirchensachen, Quartette, Klaviersachen ꝛc. u. auch mehrere Opern, z. B. „Aesop in Phrygien", „Konradin von Schwaben", „Der Taucher", „Jery u. Bätely"; dann reiste er mit seinem Freunde Leppig, dessen eben erfundenes Panmelodikon er hören ließ, wurde 1812 Kapellmeister in Stuttgart, wo er bis 1816 blieb, während dieser Zeit die Opern „Feodora", „Alimon u. Zaïde", „Die Insulanerin", „Die Alpenhütte" u. das Oratorium „Die Sendung Mosis" komponirend u. zur Aufführung bringend; ging dann wieder auf Reisen u. wurde 1817 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen. In dieser Stellung blieb er bis 1821, um dann nach Wien zurückzugehen, wo er 1822 seine Oper „Libussa" mit Erfolg auf die Bühne brachte u. als Kapellmeister am Kärnthnerthortheater angestellt wurde. In dieser Zeit schrieb er einige Singspiele, die komische Oper „Die lustige Werbung", viele Instrumentalsachen ꝛc.; als aber 1827 das Kärnthnerthortheater auf einige Zeit geschlossen wurde, reiste er nach Paris, wo er eine komische Oper („L'Eau de la Jouvence"

mit geringem Erfolge aufführen ließ. Bei der Wiedereröffnung des Kärnthnerthortheaters 1828 trat K. in seine frühere Stellung wieder ein, übernahm aber 1833 das Amt eines Kapellmeisters beim Josephstädter Theater u. behielt dasselbe bis 1840. In der Zeit von 1828—1840 sind u. A. von ihm komponirt worden: „Das Milchmädchen von Montfermeil“, „Baron Luft“, „Die Jungfrau“, „Der Lastträger an der Themse“, „Melusine“, „Das Nachtlager in Granada“, „Die Höhle von Waverley“, „Fridolin, od. der Gang nach dem Eisenhammer“, „Die beiden Figaro“. In diese Zeit fällt auch seine Musik zu Raymund's „Verschwender“ u. zu mehreren Singspielen. 1840 begleitete er seine Tochter, die Sängerin Cäcilie K., auf ihren Gastspielreisen durch Deutschland u. wurde noch in demselben Jahre als Musikdirektor nach Köln berufen. Von 1846 ab fungirte er wieder als Kapellmeister am Kärnthnerthortheater u. ging dann in gleicher Eigenschaft nach Riga, wo er 14. Dez. 1849 starb. In seine letzten Lebensjahre fallen noch die Opern „Der Edelknecht“ u. „Die Hochländerin vom Kaukasus“, nebst Klaviersachen, Liedern ꝛc. Eine nachgelassene Oper „Aurelia“ wurde an etlichen Orten mit Beifall gegeben. — K., der bes. nach der Seite der Melodik hin seine großen Vorzüge hat, ist für unsre Zeit noch lebendig, nam. durch sein „Nachtlager in Granada“ u. durch seine vierstimmigen Männerlieder. Vielleicht mit Unrecht vergessen sind seine einstimmigen Lieder u. Gesänge.

Kreutzer, Rudolph, namhafter franz. Violinspieler u. Komponist, geb. zu Versailles 16. Nov. 1766, als Sohn eines Musikers in der königl. Kapelle; erhielt von seinem 5. Jahre an Violinunterricht durch Anton Stamitz u. machte bereits als 13jähr. Knabe durch sein Spiel Aufsehen. Mit 24 Jahren wurde er im Orchester des Théâtre italien (der nachherigen Opéra comique) angestellt u. komponirte zunächst für diese Bühne bis ins J. 1796 eine Reihe von Opern — z. B. „Jeanne d'Arc“, „Paul et Virginie“, „Lodoïska“, „La Caverne“, „Charlotte et Werther“, „Le Siège de Lille“, „Le franc Breton“ u. s. w. — welche mehr od. weniger Glück machten. Nach Abschluß des Friedens von Campo Formio (1797) bereiste er Italien, Deutschland u. Holland u. wurde nach seiner Rückkehr am Pariser Konservatorium als Lehrer angestellt. 1801 wurde er Soloviolinist an der Großen Oper, 1816 zweiter u. schon 1817 erster Kapellmeister an diesem Institut, welchen Posten er bis 1824 bekleidete, um dann mit der Oberaufsicht über die gesammte musikalische Verwaltung der Großen Oper betraut zu werden. Aus dieser seiner zweiten Pariser Periode datiren ebenfalls eine Zahl von Opern, die aber jetzt vergessen sind. Im J. 1826 wurde K. pensionirt. Seine erschütterte Gesundheit bewog ihn, ein milderes Klima aufzusuchen; er ging nach Genf, wo er 6. Jan. 1831 starb. — K.'s Violinspiel war nach allen Seiten hin ausgezeichnet u. die französische Geigenschule verehrt in ihm eins ihrer Häupter. Von seinen Violinkompositionen sind bes. die Etuden klassisch zu nennen u. bilden noch heute eine der wesentlichsten Grundlagen für das Studium des Violinspiels. Vieles Treffliche ist auch in seinen 16 Konzerten, Duetten, Streich-Trio's u. Quartetten ꝛc. enthalten. Auch an der großen Violinschule des Pariser Konservatoriums hat K. mitgearbeitet.

Kreuz heißt in der Astronomie ein interessantes, bei uns nie aufgehendes Sternbild des südlichen Himmels mit einem Stern erster, zwei Sternen zweiter Größe u. noch einigen kleineren Sternen.

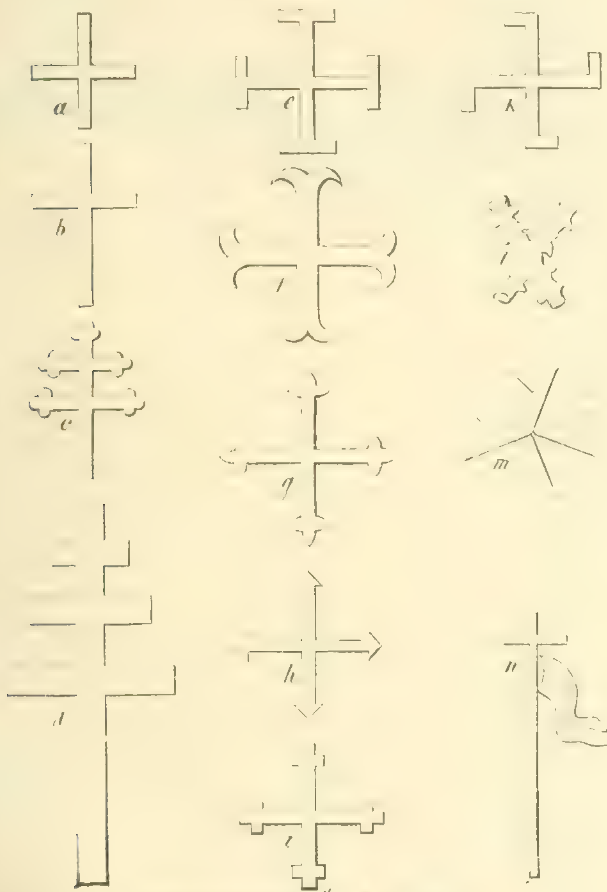
Kreuz. In der Musik gilt das K. als Erhöhungszeichen u. erhöhet als einfaches K. (♯) die Note, vor welcher es steht, um einen halben Ton, so daß C zu Cis, D zu Dis ꝛc. wird. Das Doppelkreuz (×) erhöhet dagegen die Note um einen ganzen Ton: Cis wird zu Cisis ꝛc. Steht ein K. ohne Ziffer über einer bezifferten Baßnote, so fügt es derselben die große Terz hinzu. Im deutschen Kartenspiel ist K. das Trèfle der franz. Karte. In der Mathematik ist das stehende K. (+), das Additionszeichen, allgemein das Zeichen für plus u. „positiv“, u. das liegende (×) das Multiplikationszeichen. Von des Schreibens Unkundigen drei K.e (†††) als Unterschrift unter eine Urkunde machen zu lassen ist eine sehr alte Sitte, die glücklicherweise in den Kulturländern mehr u. mehr verschwindet.

Kreuz u. Kreuzigung. Das K., seit dem Tode unseres Herrn das Symbol des Christenthums, galt schon bei heidnischen Völkern als ein heiliges Zeichen. In den ägyptischen Hieroglyphen bedeutet es nämlich in dieser Form ☥ das Leben, insbes. das zukünftige Leben; in den asiatischen u. europäischen Ländern nahm es als Zeichen der Sonne verschiedene Formen an, z. B. die des griechischen K.es (+), od. die des Andreaskreuzes (X), aber in diesen Formen nie in einer Größe u. in Verhältnissen, die auch nur annähernd denen des christlichen K.es nahe kamen. Bei den Griechen u. Römern war es auch Werkzeug der entehrendsten Todesstrafe; daß aber auch bei den Juden die Strafe der Kreuzigung üblich gewesen, läßt sich aus dem Alten Testament nicht nachweisen, so daß also die Kreuzigung Christi keine jüdische, sondern eine römische Todesart war. Das Kreuzigen der alten Völker war entweder ein sog. Pfählen, welches darin bestand, daß dem Verbrecher ein zugespitzter Pfahl (crux acuta) durch Rückgrat u. Rücken getrieben wurde, od. der Verbrecher wurde so an einen Pfahl befestigt, daß die Arme über dem Kopfe angenagelt wurden, so daß er mit dem Pfahle etwa die Form des Buchstaben Φ bildete. Es war aber auch ein Kreuzigen in unserem Sinne, d. h. ein Annageln mit ausgebreiteten Armen an den Querbalken eines Stammes, gebräuchlich. Ein solches K. hieß bei den Griechen *σταυρός* od. *σκόλοψ*, bei den Römern crux od. patibulum. Ob es aber die Form eines T od. eines sog. lateinischen Kreuzes (†) hatte, ist wenigstens aus den heidnischen Schriften nicht nachzuweisen. Dagegen nehmen die ältesten christlichen Schriftsteller an, daß bei den Römern drei Kreuzformen üblich waren: das sog. Andreaskreuz, das ägyptische od. Antoniuskreuz u. das lateinische Kreuz mit 4 Armen, für welche Lipsius die Namen crux decussata (X), commissa (T) u. immissa (†) erfunden hat, obwol von manchen Gelehrten nur das letztgenannte als bei den Römern vorhanden angenommen wird. Dieses hatte seinen Querbalken oben etwas unter der Spitze u. in der Mitte des senkrechten Pfahles ein hervorragendes Holz zum Sitzen, dagegen kein Bret zum Stützen der Füße. Diese vierarmige Form, auf welche auch die Stelle Eph. 3, 18 deuten soll, wird von den Kirchenvätern auch für das K. Christi angenommen, u. zwar so, daß es am oberen, kurzen Arme den Titulus, die Inschrift, aber kein Sitzbret hatte; ob ein Bret zum Aufsetzen der Füße, ist ungewiß. Die Befestigung fand erst am aufgerichteten K.e statt; nicht, wie die Maler es häufig dargestellt haben, so daß das K. mit dem daran Genagelten aufgerichtet wurde. Der Verurtheilte wurde nämlich nach dem Zeugniß der Schriftsteller auf das Sitzholz des K.es hinaufgehoben od. stieg mit einer Leiter selbst hinauf. Das Befestigen geschah zunächst mit Stricken, die um die Brust sowie um Arme u. Füße gebunden wurden u. so lange daran blieben, bis das Annageln durch die Hände u. durch die Füße (vgl. Psalm 22, 17) geschehen war; letzteres wahrscheinlich so, daß beide Füße über einander mit einem Nagel befestigt wurden. Außer dieser gewöhnl. Art des Kreuzigens wurden die Missethäter auch in umgekehrter Stellung, mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt; z. B. geschah dieses (nach Eusebius u. Johannes Chrysostomus) mit Petrus auf dessen Bitte, vielleicht auch mit dem Apostel Philippus.

Im J. 1857 wurde auf dem Palatin in Rom eine dem Anfang des 3. Jahrh. zugeschriebene rohe Kritzelei an der Wand gefunden (jetzt daselbst im Kircher'schen Museum), welche eine menschliche Figur mit einem Eselskopf, an einem Tförmigen K.e hangend, bekleidet mit einem Hemde (interula) u. einer losen Tunika, darstellt. Daneben steht ein Mensch, ebenso bekleidet, der die Finger gegen den Gekreuzigten ausstreckt, mit der Unterschrift: „Alexamenos betet Gott an“ (*ΑΛΕΞΑΜΕΝΟΣ ΣΕΒΕΤΕ ΘΕΟΝ*). Denn der Vorwurf, daß die Christen einen Eselskopf anbeteten, war damals ein sehr gewöhnlicher. Aus dieser Karikatur, gewöhnlich das Spottkruzifix genannt, hat man geschlossen, daß der Zeichner Vorbilder gehabt haben muß, worin Christus an einem Tkreuz, u. zwar bekleidet, gehangen habe. Aber gerade die Verachtung, worin in den ersten christlichen Jahrhunderten die Kreuzigung als die entehrendste Todesstrafe stand, hielt damals die Kunst davon ab, Christum selber am K. als Kruzifix darzustellen. Man begnügte sich, um den Kreuzestod anzudeuten, mit vorbildlichen u. symbolischen Darstellungen, z. B. mit einem K., darüber das Monogramm Christi (s. d.) mit einem Lorberkranz, den ein Adler im Schnabel hält. Zwar soll ein Kruzifix aus Bronze in den Uffizien zu Florenz dem 5. Jahrh. angehören; aber mit Sicherheit erwähnen erst Gregor von Tours (um 580) u. Beda (um 700) Darstellungen der Kreuzigung Christi. Die älteste noch vorhandene ist wol die aus dem J. 586 in einem syrischen Evangelienbuche der Bibliothek von S. Lorenzo in Florenz. Vom 8. u. 9. Jahrh. an wird das Bild des Gekreuzigten mit od. ohne die daneben stehenden Figuren der Maria u. des Johannes immer gewöhnlicher, u. zwar zunächst in Bilderhandschriften u. auf Buchdeckeln aus Elfenbein. In den älteren dieser Bilder erscheint Christus lebend, zuweilen auch schon sterbend mit geneigtem Haupte, mit od. ohne Nimbus, mit wagerecht gehaltenen Armen, aber nie mit einer Dornenkrone; Hände u. Füße gar nicht, od. mit Nägeln befestigt, also beide Füße, unter denen sich das Stützbret befindet, neben einander stehend. Der Körper ist bekleidet, meistens mit einem vom Gürtel bis an die Kniee gehenden Rocke. Vom 13. Jahrh. an wird die Auffassungsweise realer; man stellt Christum als den wirklich Leidenden

sterbend od. schon gestorben dar, mit der Dornenkrone auf dem Haupte am Kreuz hangend, das bereits mit der Inschrift INRI versehen ist. Die Füße (mit od. ohne Fußbret) sind über einander gelegt, der rechte oben. Unter dem Kreuze stehen Maria u. Johannes, bisweilen sind auch die anderen Marien zugegen. Ein Kriegsknecht reicht dem Heiland den essiggetränkten Schwamm, ein anderer (Longinus) durchbohrt ihm die Seite. Der heidnische Hauptmann (ebenfalls in der Legende Longinus genannt) erhebt betheuernd die Rechte. Gewöhnlich auch zu den Seiten des Herrn die Schächer, mit Stricken an ihr K. (T K.) gebunden. In älteren Darstellungen stehen am Himmel Sonne u. Mond, am Boden auch zuweilen das Grab Adam's, der auf der Schädelstätte Golgotha begraben sein soll.

Die Diplomatik verwendet das K. als Zeichen der Anrufung des Namens Gottes sowol im Anfang der Urkunden als vor der Unterschrift od. statt derselben. Die Sitte, auf christlichen Gräbern K.e aufzustellen, hat dem K.e auch die Bedeutung „gestorben" verliehen. Eine große Rolle spielt auch das K. im Gebiet des menschlichen Aberglaubens, insofern es zum Gegenmittel gegen Bezauberung durch den Teufel od. durch Hexen u. Gespenster wurde. Noch jetzt wird in manchen Gegenden die Anbringung der drei K.e auf den Thüren od. Schwellen der Wohnhäuser u. Viehställe nicht leicht verabsäumt. Nur die Reform. Kirche hat in ihrer Abneigung gegen alles unbiblische Bildwerk den Gebrauch des K.es in allen eben genannten Arten beseitigt.



Nr. 3794. Die heraldischen Kreuzesformen.

Einen sehr umfassenden Gebrauch hat endlich die Heraldik von den verschiedenen Kreuzesformen gemacht. Die wichtigsten derselben sind: 1) das griechische K. mit 4 gleich langen Armen (Fig. a); 2) das lateinische od. Passions- od. bischöfliche K., dessen unterer Arm länger ist als die übrigen (Fig. b); in dieser Form häufig auf den Altären der Kirchen stehend; diese beiden heißen auch crux immissa; 3) das erzbischöfliche od. Patriarchen-K., mit doppeltem Querarm, der obere etwas länger als der untere, alle in Kleeblattform endigend (Fig. c); 4) das päpstliche K., mit drei Querarmen, von denen der unterste der längste ist (Fig. d); 5) das Andreas- od. Schrägkreuz (s. oben); 6) das ägyptische od. Antonius- od. T-K. (s. oben); 7) das Krückenkreuz, dessen 4 gleichlange Arme Antoniuskreuze bilden (Fig. e); 8) Jerusalemskreuz, ein goldenes Krückenkreuz, in jedem Winkel mit einem kleinen griechischen K.e; 9) Ankerkreuz, dessen 4 Enden in zwei auswärts gebogene Spitzen auslaufen (Fig. f); 10) Lilienkreuz, dessen 4 Arme lilienförmig endigen (Fig g); 11) Kleeblattkreuz, dessen 4 Enden kleeblattförmig endigen (s. oben); 12) Pfeilspitzkreuz, dessen 4 Enden ein kleines Dreieck gleich einer Pfeilspitze haben (Fig. h); ebenso erklären sich 13) u. 14) Rauten- u. Kugel- od. Apfelkreuz; 15) Wiederkreuz, dessen 4 Arme an den Enden ebenfalls ein K. bilden (Fig. i); 16) fußgespitztes od. Steckkreuz, dessen unterer Arm zugespitzt ist; 17) Hakenkreuz, mit 4 rechtwinklig gebrochenen Armen (Fig. k); 18) Astkreuz, aus rohen Stämmen mit Aesten gemacht, gewöhnlich als Andreaskreuz (Fig. l); 19) Doppelkreuz, bestehend aus einem griechischen u. aus einem Andreaskreuze, also achtarmig; 20) das Karfunkelrad (s. „Heraldik", Fig. 83); 21) Malteser- od. Johanniter-K., ein breitendiges K., dessen Arme an den Enden stumpfwinklig ausgeschnitten sind (Fig. m); 22) Auferstehungskreuz od. Kreuzfahne, ein langer, oben in ein K. auslaufender, bewimpelter Stab, in der Hand des auferstandenen Christus (Fig. n); 23) Christkreuz, s. v. w. Monogramm Christi (s. d.).

Vgl. über das christliche K. u. die Kreuzigung: Zestermann, „Die bildliche Darstellung des K.es u. der Kreuzigung Christi" (Lpz. 1867), u. Stockbauer, „Kunstgeschichte des Kreuzes" (Schaffhausen 1870).

Kreuzbeeren od. Kreuzdornbeeren sind die getrockneten Früchte des Kreuzdorns (Rhamnus cathartica), wurden früher viel, jetzt fast gar nicht mehr medizinisch verwendet u. unter dem Namen Baccae Spinae cervinae in Apotheken geführt; sie schmecken süß, dann ekelhaft bitter, färben den Speichel beim Kauen grünlich u. besitzen eine drastische Wirkung. Aus dem frischen Safte dieser Beeren wird das Saftgrün od. Blasengrün, weil es in Blasen in den Handel kommt, gemacht; die trocknen Beeren sind schwärzlich, stark gerunzelt u. von der Größe einer Erbse; innen gelbbräunlich, zwei bis vier pergamentartige, dreiseitige, graubraune Kerne. — Die K. enthalten außer den gewöhnlichen, in allen Früchten vorkommenden Bestandtheilen vier eigenthümliche Stoffe, nämlich ein Glykosid (s. d.), das Rhamnin, zwei Farbstoffe, das Rhamnetin (Spaltungsprodukt des Rhamnins) u. Rhamnoxanthin (Frangulin) u. einen scharfen Bitterstoff, das Rhamnocathartin.

Kreuzbein (Heiligenbein, os sacrum), der wie ein Keil zwischen die Beckenknochen eingeschobene, den größten Theil der Hinterwand des Beckens (s. d.) bildende, plattpyramidale Knochen, der sich mit seiner Basis an den letzten Lendenwirbel anschließt u. an seinem untern Ende das Steiß- od. Schwanzbein trägt. Er besteht aus mehreren (5—6) miteinander verschmolzenen Stücken, die als verschmolzene Wirbel (Kreuzbeinwirbel, Sacralwirbel, „falsche" Wirbel) anzusehen sind. Den Fischen fehlt ein Kreuzbein ganz, die Amphibien haben nur einen Kreuzbeinwirbel, ein Theil der Reptilien deren zwei, die Säugethiere meist drei od. vier, die häufig erst im vorgerückten Alter zu einem Ganzen, dem K., verschmelzen; einige Säugethiere haben mehr als vier, ja neun Wirbel; bei den Vögeln endlich ist die hohe Zahl der das K. zusammensetzenden Wirbel (9—20) die Regel. Die Strauße haben die meisten solcher Wirbel.

Kreuzdorn (Rhamnus cathartica), auch Purgir-, Wachenbeer Hunds-, Weich-, Wie , Stech , Hirse-, Hirsch- und Amselbeerdorn, Färbe-, Rhein- u. Schlagbeere, Wersen u. Wersenbeerstrauch, Tintenbeerstrauch, auch Avignonbeere; ein bekannter Strauch unsrer Laubwälder, dessen Aeste in einen Dorn enden, wodurch er sich von seinem nahen Verwandten, dem Faulbaum (s. d.), unterscheidet, mit dem er sonst die größte Aehnlichkeit hat. Seine Früchte sind die Kreuzbeeren (s. d.). Das Holz erzeugt eine sehr feine Faser, die wie mit Seide durchzogen erscheint u. deshalb gern zu Drechslerwaaren verwendet wird.



Nr. 3795. Kreuzdorn (Rhamnus cathartica). a männlicher Zweig, männliche Blüte, weibliche Blüte, d Frucht in natürlicher Größe, e Frucht mit abgeholtem, fleischigem Theil, f ein Stück Blattrand.

Kreuzen, das, nennt der Seemann das Fahren im Zickzack, um ein Ziel zu erreichen, welches bei dem herrschenden Winde nicht direkt zu erreichen ist. Auch bezeichnet man mit diesem Ausdruck das Hin- u. Herfahren von Kriegsschiffen, welche einen Hafen bewachen od. sperren sollen.

Kreuzer, deutsche Scheidemünze, nach dem in ihrem Gepräge Anfangs enthaltenen Kreuze so benannt; in Tirol im 13. Jahrh. zuerst geschlagen,

dann in der Schweiz u. in fast ganz Deutschland herrschend. Anfangs prägte man K. aus geringhaltigem Silber, später aus Kupfer, theilte sie in vier Pfennige od. acht Heller u. rechnete in Deutschland wie auch in Oesterreich bis 1858 allgemein 60 K. auf den Gulden nach dem 52½ Guldenfuße. Von da an prägte man in Oesterreich, nachdem die Währung des 45 Guldenfußes als Landesmünze angenommen worden war, Neukreuzer, 100 = 1 Gulden (= 2 Mark), während in den übrigen deutschen Ländern der K. erst 1875 außer Kurs kam.

Kreuzerfindung od. Kreuzauffindung. Nach einer verschieden erzählten Sage, deren Kern bis auf Eusebius († 338) zurückreicht, soll die Kaiserin Helena (s. d.) im J. 326 zum Zweck eines Kirchenbaues auf Golgotha die Höhle des heil. Grabes aufgedeckt u. in der Nähe die drei Kreuze nebst den Nägeln u. der Inschrift gefunden haben. Das echte Kreuz gab sich sofort durch eine wunderbare Heilung zu erkennen u. wurde zum Theil nebst den Nägeln an Konstantin gesandt. Der größere Theil wurde, in Silber eingefaßt, zu Jerusalem bewahrt u. blieb durch ein Wunder stets ganz, obgleich seit dem 4. Jahrh. infolge eines einträglichen Handels förmliche Wälder von Kreuzessplittern in der Christenheit verbreitet worden sind. Die Kathol. Kirche feiert seit dem 6. Jahrh. ausdrücklich seit 1376 durch Gregor IX. das Fest der K. am 3. Mai.

Kreuzerhebung od. Kreuzerhöhung heißt ein 14. Sept. gefeiertes Fest der Kathol. Kirche, entweder zum Andenken an die Einweihung der Kirche des heil. Grabes (14. Sept. 335) od. — nach der gewöhnlichen Annahme — an die Zurückführung des von den Persern 615 weggeschleppten heil. Kreuzes durch Kaiser Heraclius (628). Derselbe habe es dann (631) eigenhändig nach Golgotha gebracht u. in der Grabeskirche aufs Neue „erhöhet“. Das Fest der K., das in der Griech. Kirche zu den größeren zählt, fand gegen die Mitte des 7. Jahrh. auch im Abendlande u. Anfangs sogar in der Protest. Kirche Eingang.

Kreuzfahrer, s. „Kreuzzüge“. **Kreuzgang,** s. „Kirche“.

Kreuzherren, die, ursprünglich ein geistlicher Ritterorden, wie die Johanniter u. Templer, zuerst unter dem Namen des Bethlehemitischen Ordens zur Zeit der Kreuzzüge in Palästina entstanden, ohne daß jedoch Genaueres darüber bekannt wäre; sie gaben ihre kriegerische Thätigkeit bald auf u. siedelten, indem sie als spezielles Ordensziel bei klösterlichem Leben nur die Uebung der Hospitalität u. die Seelsorge beibehielten, im Beginn des 13. Jahrh. nach Böhmen, Mähren, Schlesien u. Polen über, woselbst sie 1235 zuerst urkundlich erwähnt werden u. 1238 Gregor IX. ihr Ordensstatut bestätigte. Die Abzeichen der K. sind ein rothes Malteserkreuz u. ein rother Stern, welche auf schwarzem Kleid getragen werden. Der Großmeister hat seinen Sitz in Prag, wie auch der Orden hauptsächlich noch in Böhmen reichbegütert ist.

Kreuznach, Kreisstadt im Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz mit 12,864 zu [illegible] protest. E. (1871), liegt am Einfluß des Fischbaches in die Nahe, 2 M. oberhalb deren Mündung in den Rhein in einer schönen Umgebung, welche bes. viel Wein produzirt. Das Innere der Stadt ist zum Theil alterthümlich u. eng, die Vorstädte sind aber meist freundlich u. elegant gebaut. K. ist Sitz eines Kreisamtes u. eines Friedensgerichtes u. hat vier Kirchen, ein Gymnasium, Fabriken für Leder, Tabak u. Schaumwein u. einen beträchtlichen Handel, nam. mit Wein. Die seit 1478 bekannten jod- u. bromhaltigen Kochsalzquellen, unter welchen der Elisenbrunnen (6° R.) u. der Karlsthalerbrunnen (13° R.) die bedeutendsten sind, befinden sich am südl. Ende der Stadt auf u. neben der Friedrich-Wilhelms- od. Badeinsel an der Nahebrücke, werden vorzüglich gegen Skrofel u. Frauenkrankheiten mit Erfolg angewendet u. jährlich von 6—7000 Kurgästen besucht. Verwandt mit diesen Quellen ist diejenige zu Münster am Stein (24° R.), einem Dorfe 4 Km. südl. von K., an der Nahe, in welchem sich eine Saline u. ebenfalls eine Badeanstalt befinden. Oberhalb K.s an der Nahe liegen die Salinen Karls- u. Theodorshall mit Soolbädern, welche im Besitz des Großherzogs von Hessen sind. Daß die Gegend von K. schon von den Römern kolonisirt worden ist, beweisen die Ueberreste eines Castrum, die sog. „Heidenmauer“, u. häufig gefundene röm. Grabstätten u. Alterthümer. Als eine karolingische Pfalz, Cruciniacum, kommt K. 819 vor; um dieselbe bildete sich ein Ort, der 1065 an das Bisthum Speier, 1241 als Stadt an die Grafen von Sayn, später an die Grafen von Sponheim u. endlich 1685 an die Kurpfalz kam; 1815 fiel es an Preußen. Der Kreis K. umfaßt 10,65 □M. mit 59,759 zur Hälfte protest. E. (1871). — Vgl. „Bad K. u. Münster am Stein mit ihren Umgebungen“ (Kreuznach 1875).

Kreuzotter (Pelias berus), unsere einheimische Giftschlange, welche 75 cm. lang wird u. hauptsächlich kenntlich ist an der schwarzbraunen Zickzacklinie, die sich über den Rücken zieht, u. zu deren beiden Seiten eine Längsreihe kleiner, schwarzbrauner Flecken liegt. Unter dem runden Schwanze hat die K. paarige Schilder, der Vorderkopf ist bis zum Scheitel mit Schildern bedeckt. Die Farbe ist wechselnd, u. man hat abwechselnde Farbenvarietäten schon als besondere Arten bezeichnet; so eine schwärzliche als „Höllennatter“ od. Pelias prester, das röthlichbraune junge Weibchen als „Kupferschlange“ od. Pelias chersea. Gewöhnlich sind die Männchen graulich, die Weibchen bräunlich. Die K. bewohnt ganz Mitteleuropa u. Asien bis zum Baikalsee, südl. reicht sie bis in die Alpen, wo sie bis in Höhen von 2000 m. zu finden ist. Am liebsten hält sie sich auf niedern bewaldeten Bergen auf, in Steinbrüchen, unter Gebüsch. Sie lebt hauptsächlich von Mäusen u. bringt im Juni 12—20 lebende, bis 12 cm. lange Junge zur Welt, die schon mit Giftzähnen bewaffnet sind. Gereizt bläht sie sich auf u. zischt laut; ihr Biß kann einen Menschen innerhalb einer Stunde tödten. Als Mittel gegen diesen giftigen Biß empfiehlt der schlangenkundige Lenz Chlorwasser. Mehrere Säugethiere u. Vögel scheuen sie nicht u. fressen sie ungestraft, so der Mäusebussard, der Storch, der Eichelhäher, der Dachs, das Iltis u. vor allen der Igel. In der Gefangenschaft ist die K. durch nichts zum Fressen zu bringen, sie hungert sich langsam zu Tode.



Nr. 3796. Die Kreuzotter (Pelias berus).

Kreuzschnabel, ein interessanter Sperlingsvogel, dessen Kiefern sich mit den Spitzen kreuzen, indem sich der Oberkiefer abwärts u. der Unterkiefer aufwärts aneinander vorbeikrümmen. Er lebt gesellig in den nordeurop. Nadelwäldern u. ist so weit nach N. verbreitet, als Kiefer- u. Fichtensamen reift. Seinen Schnabel weiß er nicht blos geschickt zum Losbrechen der Nadelholzsämereien zu gebrauchen, sondern auch nach Papageienart (daher auch „Tannenpapagei“) zum Festhalten beim Klettern. Der K. brütet meist im Winter. Es giebt von ihm in Deutschland mehrere Arten: der Fichtenkreuzschnabel od. Krünitz (Loxia curvirostra), der auch in Nordasien u. Nordamerika vorkommt, ist 17—18 cm. lang u. sieht in der Jugend grau, später gelbgrün aus, das ausgefärbte Männchen roth; der Kiefernkreuzschnabel (Loxia pytiopsittacus) von ähnlicher Färbung, dessen Unterkieferspitze aber nur wenig emporragt; der weißbindige K. (Loxia leucoptera) mit zwei weißen Binden über die Flügel, der aber nur einzeln in Deutschland vorkommt u. hauptsächlich in Nordamerika wohnt.

Kreuzspinne (Epeira diadema), eine 20 mm. lange Radspinne, deren Kopfbruststück einen braunschwarzen Mittelstreif u. jederseits einen ebensolchen Bogenstreif trägt; der graue Hinterleib auf dunklerem Rückenfelde hat in der Mitte eine Längsreihe größerer u. eine diese kreuzende Reihe kleinerer (daher der Name), außerdem noch einzelne, zerstreute weiße Flecken; die Beine endlich sind schwärzlich geringelt. Die K. spinnt ihre senkrechten Netze überall, häufig in Gebäuden, an Zäunen ꝛc. Das Weibchen legt im Herbste in ein Gespinnst etwa 1000 Eier, welche die strengste Winterkälte aushalten u. im nächsten Frühjahr auskriechen.

Kreuzung, s. „Rassen“.

Kreuzzüge, die, eine der großartigsten u. folgenreichsten Bewegungen, welche die Weltgeschichte verzeichnet; sie sind das Ergebniß eines großen geistigen Umschwungs, welcher im Laufe des 11. Jahrh. mit einer Reihe von äußeren, politischen u. sozialen Erscheinungen zusammenzuwirken begann u. in dieser Verbindung sich auf das eine Ziel hinrichtete, den Ungläubigen das Heilige Land zu entreißen. Nachdem es schon von frühester Zeit an in der christl. Kirche für bes. erhebend u. verdienstlich gegolten hatte, die Stätten, wo der Erlöser gelebt u. gelitten, zu besuchen u. dort zu beten, war die Wallfahrt zu denselben seit der Eroberung Palästina's durch die Araber zwar nicht völlig unmöglich, aber doch mit großen Beschwerden u. Gefahren verknüpft, nam. seit die rohen Seldschuken in den arab. Staaten Vorderasiens herrschten. Ueberhaupt ward es auch schon an sich als eine Schmach für die Christenheit empfunden, das Heilige Land in den Händen der Ungläubigen zu wissen.

Die dringendsten Hülferufe der dortigen Christen, noch bes. dargestellt u. ans Herz gelegt in einem Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, brachte 1094 der Einsiedler Peter von Amiens von seiner Wallfahrt an den Papst u. die abendländischen Glaubensgenossen mit. Hier fanden diese einen um so empfänglicheren Boden, als sich soeben in den weitesten Kreisen ein Umschwung der religiösen Gesinnungen in streng kirchlichem Sinne, mit einer ausgeprägten Richtung auf schwärmerische Askese, vollzogen hatte. Dazu stand an der Spitze der Kirche ein Papst, Urban II., der mit scharfem Blicke, obwol durch den Kampf mit dem Kaiserthum noch stark in Anspruch genommen, doch den Nutzen einer darauf zu gründenden Bewegung für das Papstthum u. seine Ziele sofort zu würdigen wußte. Ein kriegerisches, abenteuerlustiges Ritterthum war in seiner Entwicklung eben so weit gediehen, um für die Aufnahme einer derartigen begeisternden Idee (durch die es selbst wieder seiner höchsten Blüte entgegengetrieben ward), in Verbindung mit der Hoffnung auf reichen Gewinn durch das Schwert, in hohem Grade empfänglich zu sein. Auch wirkte neben der frommen Begeisterung ein gutes Theil von Begierde, die vielgepriesenen Geheimnisse u. Wunder des Orients mit eigenen Augen zu sehen, u. bei den gedrückten Verhältnissen der unteren Stände war auch unter den letzteren der Wunsch, aus diesen um jeden Preis herauszukommen, weit verbreitet. Kurz, das Abendland stand soeben in einem tiefgehenden Gährungsprozeß, in welchem es nur der Anregung bedurfte, um den längst gefühlten innern Drang aus der bisherigen Unbestimmtheit zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen u. in mächtigem Aufschwung nach einem Ziele hin zu lenken.

Urban II. bevollmächtigte Peter von Amiens, das Kreuz zu predigen, u. legte bald selbst weiteren Kreisen die neue Aufgabe vor, zuerst im März 1095 auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza, darauf im Nov. desselben Jahres auf einer zweiten, größeren zu Clermont in der Auvergne. Sein Wort fand begeisterten Anklang, eine große Anzahl hervorragender Geistlicher u. Weltlicher erklärte sich bereit, das Kreuz zu nehmen, voran der Bischof Adhemar von Puy, den der Papst zu seinem Legaten für den Zug ernannte, da ihm die (obwol allgemein erwartete) persönliche Betheiligung im Hinblick auf die augenblicklichen Verhältnisse des Abendlandes unthunlich erschien. Allen Kreuzfahrern versprach die Kirche besondere Vortheile für ihr Seelenheil, außerdem besonderen Schutz für die zurückgelassenen Angehörigen u. Besitzungen; überhaupt suchte sie jedes Hinderniß der Betheiligung an dem heiligen Werke, dessen Wahlspruch u. Schlachtruf die Worte „Gott will es!“ wurden, nach Möglichkeit zu beseitigen. Am stärksten waren unter den Theilnehmern des **ersten Kreuzzuges** (1096–99) die Franzosen vertreten; von Deutschland waren fast nur die linksrheinischen Gegenden betheiligt. Den Auszug der Fürsten u. Herren mit den regelmäßigen Heeren, für welchen gemäß der gehaltenen Berathungen umfassende Vorbereitungen getroffen wurden, warteten zahlreiche Scharen, hauptsächlich aus den unteren Ständen, nicht ab, welche sich vielmehr in einzelnen Haufen schon zeitig im Frühjahr 1096 unter der Anführung von Männern, wie Peter von Amiens, des Ritters Walter von Pach u. seines Neffen Walter mit dem Beinamen Senzaveir („von Habenichts“), Emicho von Leiningen u. A. m., auf den Weg machten. Nachdem sie ihre Thätigkeit in Süddeutschland mit Judenverfolgungen begonnen hatten (die auch bei späteren K.n sich mehrfach wiederholt haben), sind sie, wie sie es durch ihre Zügellosigkeiten u. ihr wüstes Auftreten zum Theil selbst verschuldeten, theils schon in Ungarn, theils in Bulgarien, theils bei dem Versuch, in Kleinasien einzudringen, aufgerieben worden. Die Herren mit ihrem Dienstgefolge, denen sich aber gleichfalls viele einfache Pilger beiderlei Geschlechts anschlossen, so daß die Gesammtzahl 2–300,000 betrug, zogen theils auf dem Landwege, wofür mit dem König von Ungarn im Voraus ein Abkommen getroffen worden war, obwol nam. von den räuberischen Bulgaren nicht unbelästigt, theils auf dem Seewege nach Konstantinopel, das zum Sammelplatz bestimmt worden war. Die wichtigsten unter ihnen waren: Gottfried von Bouillon, bisher Herzog von Niederlothringen, u. seine Brüder Balduin u. Eustachius; Robert, Herzog von der Normandie, ältester Sohn König Wilhelm's des Eroberers; Graf Hugo von Vermandois, Bruder des franz. Königs Philipp I.; Graf Robert von Flandern; Graf Stephan von Blois; Graf Raimund von Toulouse; Boemund, Fürst von Tarent, ältester Sohn Robert Guiscard's, u. sein Neffe Tankred von Brindisi. Im Uebrigen fehlte es während des Zuges durchaus an einem einheitlichen Oberbefehl. Längerer Aufenthalt in Konstantinopel u. ernste Schwierigkeiten veranlaßte das schließlich zugestandene Verlangen des oström. Kaisers Alexius I. Komnenus, daß ihm für die künftigen Eroberungen in Asien der Lehnseid geleistet werde; doch ist das entsprechende Lehnsverhältniß nie wirklich ins Leben getreten. Im Frühjahr 1097 setzten die Kreuzfahrer nach Kleinasien über, belagerten, nachdem sie das Gebiet des Seldschukenreichs von Iconium od. Rum betreten, das feste Nikäa, welches sich jedoch an den griech. Kaiser ergab, u. bestanden auf dem Zuge quer durch Kleinasien unsägliche Mühen u. Entbehrungen, bei Doryläum auch einen harten Kampf mit den Seldschuken. In Kilikien trennte sich Balduin von dem Hauptheere u. begründete östl. vom Euphrat den ersten der kleinen christlichen Staaten im Orient, die Grafschaft Edessa. Das Hauptheer belagerte vom Okt. 1097 bis zum Juni 1098 Antiochia, welches nach großen Verlusten zuletzt eingenommen wurde u. als Fürstenthum dem Boemund überlassen ward. Aber bald wurden die Christen selbst wieder durch den Emir Kerboga von Mossul belagert u. durch Hungersnoth der Verzweiflung nahe gebracht, bis sie in einer siegreichen Ausfallschlacht die weit überlegenen Feinde vernichteten.



Nr. 3797. Der Kiefernkreuzschnabel (Loxia pityopsittacus).

Nach längeren unerquicklichen Verzögerungen u. Streitigkeiten ward der Zug mit bedeutend geschwächten Kräften im Frühjahr 1099 fortgesetzt, ohne daß übrigens die Einnahme aller Plätze am Wege gelungen wäre, u. 6. Juni erblickte das Heer, in welchem die Kampffähigen nur noch wenig über 2000 Mann betrugen, mit inbrünstiger Andacht Jerusalem, welches mittlerweile wieder durch die ägypt. Fatimiden den Seldschuken entrissen worden war. Nach fünfwöchentlicher, schwerer Belagerung u. unter Anrichtung eines furchtbaren Blutbades unter den Mohammedanern ward Jerusalem 15. Juli 1099 erstürmt. Die Stadt war nun die Hauptstadt des kleinen Königreichs, an dessen Spitze durch Wahl Gottfried von Bouillon berufen ward. Doch nahm er demüthig nur den Titel eines „Beschützers des Heiligen Grabes“ an. Er vertheidigte seine Herrschaft sofort erfolgreich gegen einen ägypt. Angriff durch seinen Sieg bei Gaza; dagegen kamen zahlreiche Kreuzfahrer, welche auf diese Nachrichten hin aus dem Abendlande aufbrachen, größtentheils in Kleinasien um (1101). Mit der Zeit ward etwa der Umfang des alten Palästina u. Phönikien (zuletzt Tyrus 1124) erobert. Die Verfassung des Reichs, welche später in den sog. „Assisen des Königreichs Jerusalem“ zusammengefaßt ward, beruht durchaus auf den Grundsätzen des Lehenswesens nach franz.-normannischer Art. Demgemäß u. noch bes. durch die bedeutenden Besitzungen u. Vorrechte der Geistlichkeit war die Macht des Königs eine sehr beschränkte. Als hervorragendste weltliche Vasallen standen unter ihm der Fürst von Antiochia u. die Grafen von Edessa u. Tripolis (erobert 1109). In den Seeplätzen bekamen die Bürger der ital. Handelsstädte, welche vor Allem den Zusammenhang mit dem Abendlande u. neuen Zufluß von Kreuzfahrern von dort her vermittelten, wichtige Privilegien. Auf Gottfried († 1100) folgte als „König“ sein Bruder Balduin I. (bis 1118), diesem sein Neffe Balduin II. (bis 1131,

unter dessen Regierung durch die Stiftung der geistlichen Ritterorden der Templer u. Johanniter ein neues Element eigenthümlicher Art in den Reichsorganismus eintrat, welches später dem Königthum auch manche Schwierigkeiten bereitet hat), diesem sein Schwiegersohn Fulco von Anjou (bis 1143). Allmählich machten sich die innern Schwächen bemerklicher; der Zuzug vom Abendlande ließ nach, die in Palästina entstandene Mischlingsraſſe der sog. Pullanen zeigte sehr bedenkliche Schattenseiten.

Unter Fulco's Sohn u. Nachfolger Balduin III. (bis 1162) ging 1144 Edessa an Emadeddin Zenki, den Beherrscher von Mossul, dem 1146 Nureddin folgte, verloren. Die Schreckenstunde davon veranlaßte den *zweiten Kreuzzug* (1147—49), zu welchem bes. Bernhard von Clairvaux durch seine Kreuzpredigten aufrief u. sowol den deutschen König, Konrad III., als den franz., Ludwig VII., gewann. Indeß hatten dieselben trotz ihrer bedeutenden u. glänzenden Heere gar keinen Erfolg, zum Theil infolge der Verräthereien der Griechen. Die Deutschen, welche voranzogen, erlitten noch 1147 in Kleinasien bedeutende Verluste u. mußten sich wieder auf Nikäa zurückziehen; 1148 versuchte der Rest gemeinschaftlich mit den Franzosen auf dem längeren Wege entlang der Seeküste nach Syrien u. dem Heil. Lande durchzudringen, indeß gelang dies nur einem Theile zu Schiff von Attalia in Pamphylien aus. Die Belagerung von Damaskus mißlang u. entmuthigt kehrten 1149 die Könige mit den wenigen Uebriggebliebenen in die Heimat zurück.

Auf Balduin III. folgte sein Bruder Amalrich, welcher gerade starb (1174), als in Aegypten unter dem Ejubiden Saladin eine neue, starke Macht sich zu bilden begann, die bald auch nach Syrien u. Mesepotamien sich erobernd ausbreitete; auf Amalrich folgte unter wachsender Bedrängniß sein Sohn Balduin IV. (bis 1185); diesem Balduin V., der Sohn seiner Schwester Sibylle u. des Guido (Guy) von Lusignan, welcher Letztere nach dem baldigen Ableben seines jungen Sohnes (1186), jedoch unter vielfachem Widerspruch, selbst den Thron bestieg. Diesen besiegte Saladin 1187 bei Hittin od. Tiberias u. nahm ihn gefangen, worauf Jerusalem u. alle festen Städte außer Tyrus gleichfalls in seine Hand fielen. Zur Wiedereroberung des Verlorenen setzte sich nun, während der aus seiner Gefangenschaft entlassene Guido mit einem kleinen Heere Acco wieder einzunehmen suchte, der *dritte Kreuzzug* (1189—92) in Bewegung, voran die Deutschen 1189 unter Kaiser Friedrich I., der nach starken Zerwürfnissen mit den Griechen 1190 Kleinasien durchzog, bei Iconium die Seldschuken besiegte, aber bald darauf (10. Juni) im Flusse Seleph (Kalykadnos) in Kilikien ertrank, worauf ein großer Theil seines Heeres umkehrte, ein geringer Rest unter seinem Sohne Friedrich von Schwaben aber bis vor Acco kam. Dort starb auch der Letztere (1191), nachdem vorher noch der Deutsche Orden (s. d.) begründet worden war. Nach der Ankunft der Könige Philipp II. August von Frankreich u. Richard Löwenherz von England, welche 1190 von Genua u. Marseille aus in See gegangen waren, ward zwar Acco genommen (1191), indeß bestand ein heftiger Zwiespalt zwischen Beiden; Philipp ging bald wieder nach Frankreich zurück, Richard konnte Jerusalem, obschon er wiederholt in die Nähe vordrang, nicht angreifen u. kehrte 1192 gleichfalls zurück, nachdem Saladin durch einen Vertrag den Christen den ungehinderten Besuch der heiligen Orte u. einen schmalen Küstenstrich zwischen Acco u. Joppe zugestanden hatte. Hier ward jetzt Heinrich von Champagne König, während Guido von Lusignan Cypern erwarb.

Der auf Innocenz' III. Antrieb unternommene *vierte Kreuzzug* (1202—4), an welchem sich hauptsächlich französ. u. ital. Herren, an der Spitze Graf Balduin von Flandern u. Markgraf Bonifacius von Montferrat, u. die Venetianer unter ihrem blinden Dogen Heinrich Dandolo betheiligten, nahm durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen schließlich die Richtung auf Konstantinopel, welches erobert ward. Die eigenthümliche Schöpfung des „Lateinischen Kaiserthums", die daraus hervorging, ward freilich nach wenigen Jahrzehnten voll Kämpfe u. Noth durch Michael Paläologus wieder zerstört.

Beklagenswerth war das Loos der Kinderscharen, die 1212, von der allgemeinen Begeisterung ergriffen, aus Frankreich u. Deutschland sich auf den Weg machten, um auch ihrerseits zur Befreiung des Heiligen Landes beizutragen, aber theils unterwegs elend umkamen, theils von gewissenlosen Schiffern in die Sklaverei verkauft wurden (sog. Kinderkreuzzug). König Andreas II. von Ungarn, begleitet von dem Herzog Leopold von Oesterreich u. andern Deutschen, drang zwar 1217 bis nach dem Heiligen Lande vor, verließ dasselbe aber schon nach kurzer Thätigkeit wieder. Ein Theil seiner Begleiter, verstärkt durch neuen Zuzug aus Norddeutschland, machte mit dem König von Jerusalem, Johann von Brienne, ein Unternehmen auf Aegypten, welches zwar 1219 mit der Einnahme von Damiette günstig begann, alles Weitere aber mißglückte, u. 1221 mußte Damiette wieder aufgegeben werden.

Den *fünften Kreuzzug* (nach der gewöhnlichen Zählung) unternahm Kaiser Friedrich II. (1228—29), gemäß einem früher (1215) abgelegten Gelübde, wegen dessen Erfüllung ihn die Päpste Honorius III. u. Gregor IX., je länger die Umstände dieselbe verhinderten, um so heftiger drängten; 1227 hatte ihn Gregor sogar in den Bann gethan, als er durch Krankheit an der Vollendung der von Otranto aus bereits begonnenen Fahrt verhindert ward. Obwol jetzt dadurch nicht wenig gehemmt u. von der päpstl. Partei in Palästina selbst angefeindet, erzielte doch Kaiser Friedrich ohne Schwertstreich bedeutendere Erfolge, als alle seine Vorgänger seit 1099, indem er den Streit der ejubidischen Beherrscher von Aegypten u. Damaskus unter einander zu benutzen verstand, um durch einen (10jährigen) Vertrag mit dem Ersteren sich Jerusalem, Bethlehem, Nazareth u. den Landstrich bis zur Küste abtreten zu lassen, so daß er den seit seiner Vermählung (1225) mit Jolantha, der Tochter des Johann von Brienne, angenommenen Titel eines Königs von Jerusalem mit Recht führen durfte.

Allerdings erlosch seine Autorität bald nach seinem Abzuge wieder, u. nach traurigen inneren Zerwürfnissen ward 1244 Jerusalem u. das Binnenland durch die im Dienste des ägypt. Sultans stehenden Chowaresmier eingenommen. Dies veranlaßte den *sechsten Kreuzzug* (1248—54), welchen Ludwig IX., der Heilige, mit seinen Franzosen unternahm. Nachdem er den Winter auf Cypern verbrachte, griff er 1249 Aegypten an, nahm Damiette, ward aber 1250 auf dem Zuge gegen Kairo mit seinem ganzen Heere gefangen u. erlangte nur gegen hohes Lösegeld u. Räumung des Landes die Freiheit wieder. Nachdem er noch längere Zeit fruchtlos in Acco verweilt, kehrte er nach Frankreich zurück.

Als der kleine Christenstaat durch die seit 1250 in Aegypten zur Herrschaft gekommenen Mameluken immer mehr bedrängt ward u. 1268 auch Antiochia verloren ging, nahm Ludwig trotz seines hohen Alters 1270 (*siebenter Kreuzzug*) noch einmal das Kreuz, starb aber unterwegs vor Tunis, dessen Beherrscher er zuvor unterwerfen wollte, womit das ganze Unternehmen sein Ende fand. Spätere Bemühungen der Päpste zur Wiederbelebung der Kreuzzugsidee sind an dem inzwischen völlig veränderten Stande der Verhältnisse u. Ansichten gescheitert. Die wenigen Küstenstädte hielten sich noch mühsam bis 1291, wo Acco von den Mameluken erstürmt ward, worauf die wenigen noch übrigen, Tyrus, Sidon u. Berytus (Beirut), als unhaltbar von den Christen aufgegeben wurden.

So sind die äußeren Ergebnisse der K., nachdem sie Ströme von Blut gekostet, rasch dahingeschwunden. Doch sind dieselben nicht ohne die wichtigsten Folgen für die Weiterentwicklung der Menschheit geblieben; weniger natürlich für den Orient, obgleich auch dieser durch sie mit manchen Vortheilen der europ. Kultur bekannt geworden ist, als für die letztere selbst. Schon an sich bewundernswerth durch ihren großartigen u. idealen Charakter, trotz aller Auswüchse, Ausschweifungen u. Grausamkeiten, die sie auch in ihrem Gefolge hatten, — bewundernswerth, weil sie nach langer Frist zuerst wieder die Massen in den Dienst einer Idee brachten, — haben die K. einerseits nicht Weniges in dem Wesen der Staaten des Occidentes selbst verändert, indem Viele zur Beschaffung der Ausrüstung für die Pilgerfahrt ihre Güter verkauften od. verpfändeten, wodurch theils die Fürstenmacht, theils die Städte gewannen, allerdings auch Vieles der Kirche anheimfiel. Durch Benutzung der neueröffneten Bahnen des Handels haben die Städte, voran die ital., einen Grad von Macht u. Blüte erreicht, der sie befähigte, mit der Zeit die Träger einer ganz neuen Bildung zu werden. Andrerseits fand eine ganze Menge von Erzeugnissen der Natur u. der Industrie, von Kenntnissen u. Fertigkeiten aus dem Orient Eingang im Abendlande, wo sie benutzt u. meist in fruchtbarerer Weise weitergepflegt wurden. Das romantische Ritterthum entwickelte sich in u. an den K.n zu seiner schönsten Blüte. Poesie u. Geschichtschreibung fanden durch sie Anregung u. dankbare Stoffe. Die Phantasie ward durch die Berührung mit einer völlig neuen Welt belebt, im Allgemeinen der geistige Gesichtskreis der Abendländer bedeutend erweitert. — Vgl. bes. Wilken, „Geschichte der K." (7 Bde., Lpz. 1807—32); Michaud, „Histoire des croisades" (6. Aufl., 6 Bde., Par. 1840) u. „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830); Röhricht, „Beiträge zur Geschichte der K." (Bd. 1, Berl. 1874); v. Sybel, „Geschichte des ersten Kreuzzugs" (Düsseldorf 1841); Kugler, „Beiträge zur Geschichte des zweiten Kreuzzugs" (Stuttg. 1866); Kestner, „Der Kreuzzug Friedrich's II." (Gött. 1874).

Kreyßig, *Friedrich*, nambafter Literarhistoriker, geb. auf dem Landgute Gottesgabe bei Mohrungen in Ostpreußen 5. Okt. 1818, ward Lehrer in einem Orte an der russ. Grenze, doch gab er diese Stellung 1838 auf, um in Königsberg Geschichte u. Philologie zu studiren. 1843 wurde er Realschuloberlehrer in Wohlau u. 1845 in Elbing, wo ihm 1854 auch die Leitung der Anstalt übertragen ward, 1868 Realschuldirektor in Kassel, u. wirkte hier bis 1871, in welchem Jahre er nach Frankfurt a. M. ging, um hier die ihm von der Polytechn. Gesellsch. angetragene Direktion ihrer Schulen zu übernehmen.

An größeren Werken hat K. veröffentlicht: „Geschichte der franz. Nationalliteratur" (Berl. 1851, 4. Aufl., 1872); „Justus Möser" (ebd. 1856); „Vorlesungen über Shakespeare" (3 Bde., ebd. 1858—60; 2. Aufl., 1873—74); „Vorlesungen über Faust" (ebd. 1865); „Studien zur franz. Kultur- u. Literaturgeschichte" (ebd. 1865); „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (ebd. 1869); „Shakespearefragen" (Lpz. 1871); „Ueber Realismus u. Realschulwesen" (Berl. 1872); „Ueber die franz. Geistesbewegung im 19. Jahrh." (ebd. 1874) u. A. m.

Krickente, s. „Enten". **Kriechthiere**, s. „Reptilien".

Krieg. Wenn die widerstreitenden Interessen zweier Staaten durch die Thätigkeit der Diplomatie nicht mehr ausgeglichen werden können, dann entscheidet der K. durch die Gewalt der Waffen über die streitigen Punkte. Die Niederwerfung des Gegners ist der einzige militärische Zweck, die Friedensbedingungen sind die politischen Zwecke des K.es. Im Folgendem geben wir die Erklärung der wichtigsten auf den K. bezüglichen Ausdrücke, soweit dieselben unter den Buchstaben K. gehören. **Kriegsartikel** sind eine Reihe von Grundsätzen u. Bestimmungen über das Verhalten des Soldaten im Kriegs- u. Friedensdienste u. über die Strafen, welche der Uebertretung dieser Bestimmungen folgen. Auf die Kriegsartikel wird jeder Soldat bei seinem Eintritte beeidet. Sie sind gegenwärtig im ganzen Deutschen Reiche dieselben u. werden neben Anderem in dem Fahneneid beschworen. **Kriegsbereitschaft** ist eine theilweise Mobilmachung bei drohendem K.e. **Kriegsehren** werden je nach den Bestimmungen der betreffenden Kapitulation dem unterliegenden Theile von dem großmüthigen Sieger zugestanden. Dahin gehört z. B. die Belassung der Waffen während des Auszugs aus der eroberten Festung, Auszug mit klingendem Spiel 2c. **Kriegserklärung** nennt man die in der Regel schriftlich erfolgende Kundgebung eines Staates an einen anderen, daß man sich als im Kriegszustande mit demselben befindlich betrachte u. demgemäß handeln werde. Solche Kriegserklärungen werden entweder durch die Gesandten übergeben od. erfolgen auch erst, wenn sich die Heere bereits gegenüber stehen, durch die betreffenden Heerführer, welche die Erklärung durch einen Offizier bei den feindlichen Vorposten überreichen lassen. Unter **Kriegsfuß** versteht man die Stärke, welche ein Heer im K.e an Mannschaften, Pferden, Geschützen, Fuhrwerken 2c. erreicht. **Kriegsgefangene** werden alle Angehörigen einer Armee genannt, welche in die Hände des Gegners fallen. Die neuere Zeit hat zu ihrem Schutze besondere Bestimmungen getroffen, welche in den Kriegsartikeln u. in Konventionen enthalten sind. **Kriegsgericht** ist das Spruchgericht, welches auf Grund der vorgetragenen Akten über Vergehen u. Verbrechen entscheidet, welche von Angehörigen der Armee begangen worden sind. **Kriegsgeschichte** heißt im Allgemeinen die Darstellung kriegerischer Begebenheiten u. Handlungen u. ist nicht mit der Geschichte der Kriegskunst zu verwechseln. Sie bildet nach der eignen Kriegserfahrung das wichtigste Mittel, um zum Wissen in der Kriegführung zu gelangen. Die Kriegshandlungen, in ältester Zeit sehr einfach, sind jetzt so vielfach zusammengesetzt u. von so schwierig zu überschauenden Verhältnissen bedingt, daß die Kriegführung zu einer Kunst geworden ist; daher der Ausdruck **Kriegskunst.** Durch **Kriegslist** täuscht man den Feind in Bezug auf Masse, Arrangement, Stellung u. Absicht. Zu der **Kriegsmacht** eines Staates rechnet man außer den Kriegsmitteln (Menschenkräfte, Waffen, Festungen, Kriegsschiffe 2c.) noch die sonstigen Hülfsquellen des Staates, wie Geld, Produkte, Eisenbahnen, technische Anstalten 2c. Die **Kriegsmanier** zeichnet die erlaubten Mittel u. äußersten Grenzen vor, auf deren gleichmäßige Beobachtung gegenseitig gerechnet wird. Sie entbehrte bis zum Abschlusse der Genfer Konvention (s. d.) der völkerrechtlichen Basis, indem sie bis dahin nur auf das öffentliche Rechtsgefühl, nicht auf Verträge begründet war. **Kriegsmarine,** s. „Flotte". Das **Kriegsministerium** eines Landes ist dessen oberste leitende Behörde für alle militärischen Angelegenheiten. Es kann demnach als Organ des Kriegsherrn betrachtet werden, von welchem nicht nur die Verwaltung der Kriegsmacht des Staates, sondern auch alle organischen Veränderungen derselben, sowie die Leitung des Ersatzes, der Ausbildung u. des Dienstbetriebes bei dem Heere ausgehen. Die gewöhnlich von der Gensdarmerie ausgeübte **Kriegspolizei** hat die Feldpostverbindungen, die Lagerordnung 2c. zu überwachen, auf Meutereien u. Spione zu spähen, überhaupt Alles zu verhindern, was dem Kriegsgesetz zuwiderläuft. Einen **Kriegsrath** versammelt der Feldherr, wenn er Entscheidungen zu treffen hat, welche ihm seine eigne Verantwortung zu übersteigen scheinen. **Kriegsrecht** bezeichnet im engsten u. richtigsten Sinne nur die in den Militärstrafgesetzgebungen niedergelegten Bestimmungen; im weiteren Sinne versteht u. verstand man nam. in den früheren Jahrhunderten darunter den Inbegriff der von jedem Kriegsherrn einseitig erlassenen Gesetze u. Verordnungen über die Dienstpflichten der Offiziere u. Mannschaften, der Gerichtspflege, der Anordnungen über Verwaltung u. Verpflegung der Truppen, der Regeln für den Felddienst 2c., kurz, was heutzutage in Gesetzbüchern, Kriegsartikeln, technischen u. kritischen Reglements planmäßig geschieden ist. Endlich bezeichnet Kriegsrecht auch ganz allgemein die sittliche Berechtigung des K.s u. die unter Umständen unabweisbare Nothwendigkeit des Kriegführens. **Kriegsschiffe** sind See- u. Flußfahrzeuge, welche zur Bekämpfung des Gegners zu Wasser, zum Schutze des Handels u. der Interessen der eigenen Landesangehörigen sowol in den heimatlichen als auch in fremden Gewässern dienen u. demgemäß ausgerüstet sind. Gegenwärtig sind die meisten Kriegsschiffe gepanzerte Schraubendampfer. Nach ihrer Größe, der Bauart, der Art u. Stärke der Bewaffnung werden die Kriegsschiffe in verschiedene Klassen eingetheilt, die bei den seefahrenden Nationen nicht völlig übereinstimmen. **Kriegsschule** ist eine Unterrichtsanstalt, auf welcher Alles gelehrt wird, was ein zum Offizier bestimmter junger Mann theils zur unmittelbaren Anwendung in seinem Dienste, theils als Grundlage für fernere Studien in seinem Fache zu wissen nöthig hat. Das **Kriegsspiel** ist ein bes. in der deutschen Armee wohlgepflegtes Spiel, mit welchem man auf Plänen militärische Manöver unter genauer Berücksichtigung der Art u. Schnelligkeit der Truppenbewegungen darstellt. Als Truppen dienen hierbei Bleiklötzchen verschiedener Farbe u. Größe. Der „Unparteiische" stellt die Aufgabe (Idee), überwacht die einzelnen Bewegungen (die beiden Gegner sind bis zum Moment des Zusammentreffens durch eine senkrechte Tafel getrennt) u. entscheidet zweifelhafte Fälle direkt od. mit dem Würfel. **Kriegstheater** bedeutet s. v. w. Kriegsschauplatz. Der Ausdruck **Kriegswesen** umfaßt das ganze Gebiet der Organisation, Bewaffnung u. Ausbildung eines Heeres. Eine Geschichte des Kriegswesens muß die hier genannten Gegenstände von den ersten Anfängen bis in die neueste Zeit behandeln. Aus der Kriegskunst hat sich durch theoretische Behandlung ihrer Grundsätze die **Kriegswissenschaft** entwickelt. Letztere zerfällt in Kriegsgeschichte, Waffenlehre, Befestigungslehre, Taktik u. Strategie, Terrainlehre 2c. u. befaßt sich mit der Kenntniß u. Begründung aller auf den K. bezüglichen Vornahmen u. in ihm vorkommenden Handlungen.

Kriegk, Georg Ludwig, ein nam. um die Geschichte Frankfurts a. M. verdienter Historiker, geb. zu Darmstadt 28. Febr. 1805, wirkte längere Zeit als Prof. der Geographie u. Geschichte am Gymnasium in Frankfurt a. M. u. wurde 1860 Stadtarchivar daselbst. Er schrieb: „Das thessal. Tempe" (Lpz. 1835); „Schriften zur allgemeinen Erdkunde" (ebd. 1840); „Die Völkerstämme u. ihre Zweige" (Frkf. 1848); „Frankfurter Bürgerzwiste u. Zustände im Mittelalter" (ebd. 1862); „Die Goldene Bulle der Stadt Frankfurt a. M." (ebd. 1867); „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter" (ebd. 1868 u. 1871); „Die Brüder Senckenberg" (ebd. 1869); „Geschichte von Frankfurt a. M. in ausgewählten Darstellungen" (ebd. 1871); „Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrh." (nebst einem Anh.: „Goethe als Rechtsanwalt" Lpz. 1874). Auch bearbeitete K. „Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk" (Frankf. 1843—57, 18 Bde.).

Kriehuber, Joseph, namhafter Portraitmaler, geb. im Dez. 1801 in Wien als Sohn eines wohlhabenden Wirthes, der sich selber mit der Oelmalerei u. dem Restauriren alter Bilder beschäftigte. Als sein Vater im Kriege große Vermögensverluste erlitten hatte, mußte der Sohn, um sein Brot zu verdienen, bei einem Uhrmacher in die Lehre treten. Nebenbei aber beschäftigte er sich soviel mit dem Zeichnen, daß er schon im 17. Jahre den Auftrag erhielt, nach Polen zu reisen, um Pferde zu zeichnen. Nach einem dreijährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Wien zurück, wurde mit mancherlei Aufträgen für Zeichnungen u. Lithographien bedacht u. kam bald in den Ruf eines der besten Portraitmaler u. Lithographen. Auch in der Aquarell-Landschaft u. in der Oelmalerei war er so thätig, daß aus seiner Hand mehr als 12,000 Lithographien, Aquarellportraits u. Landschaften sowie Oelbilder u. Bleistiftzeichnungen hervorgingen. Sein Sohn Fritz **K.**, geb. 1833, Portraitmaler u. Holzschneider, war erst seines Vaters u. nachher im Kolorit Waldmüller's Schüler; er starb 1872.

Krim od. Krym, die südlichste Halbinsel des europäischen Rußland, bildet einen Theil des Gouvernements Taurien (s. d.), umfaßt einen Flächenraum von 360 □M. u. hat die Form eines auf die Spitze gestellten Quadrates. Im O. wird die K. vom Asow'schen Meer, im S. u. W. vom Schwarzen Meer bespült, im N. hängt sie durch den Isthmus von Perekop mit dem Festlande zusammen. Diese Landenge trennt den Karkinitbusen od. das Todte Meer von dem Faulen Meere, einem sehr seichten Theile des Asow'schen Meeres, welcher sich vielfach verzweigt, von

letzterem durch die Landzunge von Arabat, eine langgestreckte, sehr schmale Nehrung, geschieden ist u. mit ihm nur durch die enge Straße von Genitschesk in Verbindung steht. Nach W. streckt die K. einen in dem Kap Tartan Kut endenden Vorsprung, nach O. die Halbinsel von Kertsch vor. Der nördl. Theil ist Steppengebiet; im S. des oberen Karasu, der in das Faule Meer mündet, beginnt das Taurische Bergland od. der Jaila Dagh, welcher sich sanfter nach N. zu abdacht, steil zum Meere zu abfällt, mit prächtigen Waldungen bedeckt ist u. sich in dem Tschadyr Dagh zu 1539 m. erhebt. Die reichbewässerten, fruchtbaren Thäler dieses Gebirges, die höhlenreichen Berggipfel, von denen sich eine entzückende Aussicht auf Land u. Meer darbietet, die dichten Wälder, welche einen scharfen Gegensatz zu der baumlosen Steppe im N. der K. bilden, u. der reich kultivirte Südabhang mit seinen Weingärten, Palästen, Villen u. schmucken Städten, bieten eine Fülle von Naturschönheiten dar. Gerade der S. des Landes ist außerordentlich reich an Bodenprodukten; hier liegt das russ. Weinland, Oliven, Feigen, Orangen, Granaten u. Mandeln gedeihen neben dem trefflichsten mitteleuropäischen Obste, Myrten u. Cypressen bilden einen charakteristischen Schmuck der Gärten. Zu diesen landschaftlichen Schönheiten kommt nun noch eine überaus interessante Völkermischung u. das Interesse, welches eine reiche Landesgeschichte einflößt. Die Bevölkerung besteht in bunter Zusammensetzung aus Russen, Tataren, Juden, Deutschen, Griechen u. Zigeunern. Von besonderer Wichtigkeit sind die Tataren, welche in einer Stärke von 119,000 Seelen ungefähr 1/[illegible] der Gesammtbevölkerung ausmachen u. das Städtchen Baktschisarai u. a. fast vollständig bewohnen; sie stehen im ganzen Lande bei jeder Nationalität in der größten Achtung wegen ihres Fleißes, ihrer Mäßigkeit, Sittlichkeit u. Reinlichkeit u. genießen ungestörte Duldung ihrer Religion u. Ausübung ihres Kultus. Sie sind die Nachkommen jener tatarischen Hirten, Ackerbauer u. Kaufleute, welche auch nach der Eroberung der K. durch die Russen im Lande blieben, während der Adel sich nach Asien wandte. Doch nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr ab; sie fühlen sich unter der christlichen Herrschaft nicht wohl u. wandern in Masse aus, in den beiden letzten Jahren bes. deshalb, weil sie sich der durch den Ukas vom 13. Jan. 1874 in Rußland eingeführten allgemeinen Wehrpflicht nicht fügen wollen; zu gleicher Zeit wüthen die Pocken unter ihnen, gegen welche durch Impfung sich zu schützen sie aus religiösen Gründen Bedenken tragen. Einen sehr achtbaren Theil der Städtebewohner bilden die karaitischen Juden (s. „Karaim"). Die Hauptstadt der Halbinsel ist Simferopol (s. d.), die wichtigsten Hafenplätze Kertsch (s. d.), Feodosia (s. d.), Sewastopol (s. d.) u. Eupatoria (s. d.). — Im Alterthume führte die K. den Namen des Taurischen Chersones; ihre ältesten Bewohner waren Skythen. Seit 600 v. Chr. blühten dort griech. Kolonien. Zur Zeit der Perserkriege entstand hier ein Bosporanisches Reich, das auch die Ostseite des Asow'schen Meeres umfaßte, aber nach dem Sturze des Mithridates (s. d.) unter röm. Oberherrschaft kam. Die der großen Völkerwanderung vorhergehenden Völkerzüge im Osten Europa's brachten diese Halbinsel nach u. nach in die Gewalt der verschiedensten Stämme. Zuerst erschienen auf ihr Alanen, dann Gothen, welche um das Jahr 200 ihre Besitzungen bis an die Nordküste des Schwarzen Meeres ausdehnten; aber 376 durch die Hunnen verdrängt wurden. Darauf wurde der byzantinische Kaiser Herr des Landes, doch schon 501 überziehen Ugrier u. Bulgaren u. nach 560 Türken u. Chazaren das Land; ihnen folgen Petschenegen. Die Russen erschienen hier zuerst im 10. Jahrh., u. der Großfürst Wladimir ließ sich 988 in der von ihm eroberten Stadt Cherson taufen. Nach einer kurzen Herrschaft der Byzantiner besetzten 1050 Kumanen u. verwandte Völker Taurien, wurden aber 1223 von den Mongolen fast vernichtet. Bald darauf siedelten sich Italiener an der Südküste an; unter ihnen rissen die Genuesen, welche 1206 auf den Ruinen Feodosia's die Stadt Kaffa gegründet hatten, bald den ganzen Handel an sich, wurden jedoch in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. von den Türken vertrieben, welche sich nun die K. unterwarfen u. die Halbinsel bis 1783 von Tatarenkhanen beherrschen ließen. Die Kämpfe der Russen gegen die Türken begannen 1677; Peter d. Gr. besetzte 1697 Perekop u. die Russen dehnten ihre Herrschaft immer weiter nach S. aus, bis 1783 die K. ihrem Reiche vollständig einverleibt wurde. Ueber den „Krimkrieg" s. „Rußland, Geschichte". — Vgl. Remy, „Die K. in ethnographischer, landwirthschaftlicher u. hygieinischer Beziehung" (Lpz. 1872).



Nr. 3798. Tatarenwohnung in der Krim.

Kriminalprozeß (Peinlicher Prozeß, Strafprozeß) ist der Inbegriff der zur gerechten Anwendung der Strafgesetze erforderlichen einzelnen und auf einander folgenden Handlungen. Die Rechtsordnung, zu deren Handhabung die Staatsgewalt kraft ihrer wesentlichen Bestimmung berufen ist, kann nämlich nicht nur durch Beeinträchtigung der Rechtssphäre der Einzelnen, sondern auch durch Negation des Rechts im objektiven Sinne gestört u. dadurch die Nothwendigkeit einer Genugthuung für das verletzte gemeinheitliche Interesse herbeigeführt werden. Die obrigkeitliche Macht, Demjenigen, welcher in diesem Sinne die Rechtsordnung gestört hat, ein unmittelbar seine Person od. sein Vermögen treffendes, entweder auf das moralische od. auf das sinnliche Gefühl einwirkendes Uebel zuzufügen, wird Strafgewalt, u. die Ausübung derselben im Gegensatze zur Privatrache vindicta publica genannt. Damit aber diese Gewalt nicht in Willkür ausarte, müssen derselben durch die Gesetzgebung gewisse Schranken gesetzt u. nicht nur die strafbaren Handlungen u. Unterlassungen sowie die darauf zu verhängenden Strafübel im Voraus bestimmt, sondern auch geeignete Vorkehrungen getroffen werden, daß die angedrohte Strafe den Uebertreter des Gesetzes schnell u. sicher erreiche. Dazu bedarf es in jedem einzelnen Falle einer unparteiischen, zu einer

Gewißheit, wie sie überhaupt erreichbar ist, führenden Untersuchung u. dadurch bedingten Entscheidung, ob, von wem u. unter welchen Umständen das Strafgesetz übertreten worden; eben deshalb bedarf es aber auch der Anordnung untersuchender sowol als richterlicher Organe, sowie der Aufstellung fester Regeln, wonach sich dieselben bei Ausübung ihrer Funktionen zu richten haben. Die desfallsigen Einrichtungen u. gesetzlichen Vorschriften bilden den Gegenstand der Strafgerichtsordnung, u. der Inbegriff der zur Anwendung der Strafgesetze gesetzlich bestimmten Handlungen ist der K. Die Formen des K.es können verschieden sein: Entweder sind die Gerichte von Amtswegen mit der Verfolgung der strafbaren Handlungen beauftragt, so daß das Gericht, welches das Urtheil sprechen soll, auch die ganze vorhergehende Untersuchung zu führen hat (sog. inquisitorische Maxime, s. „Inquisitionsprozeß"), od. es wird zur Verfolgung eines Vergehens ein bestimmter Ankläger verlangt, welcher dem Angeklagten vor Gericht gegenüber tritt u. die Anklage durchführen muß: akkusatorische Maxime, Akkusations- od. Anklageprozeß. Endlich giebt es noch eine dritte Hauptform, welche, die Vortheile der beiden vorigen vereinigend, deren Nachtheile vermeidet u. darin besteht, daß man, wie bei der ersten Maxime, eine Gerichtsperson, den Staatsanwalt, von Amtswegen mit Verfolgung der Vergehen beauftragt, daß dieser aber nach geschlossener Untersuchung dem Angeklagten vor Gericht wie ein Privatankläger gegenübertritt, wodurch dem Gericht die unmittelbare Anschauung gesichert wird. Historisch finden sich alle drei Formen vor. Bei den Römern war die zweite (die Privatanklage) die Regel, doch stand ihr die dritte als Aushülfe zur Seite. Das Kanonische Recht nennt die erste u. zweite Form neben einander, in der Praxis ist jedoch die erste fast unbedingt herrschend geworden. Im gemeinen Recht war die zweite die Regel, jedoch hat das Kanonische Recht auf die Gestaltung des gemeinen deutschen Strafverfahrens einen wesentlichen Einfluß gehabt, indem bei den von Rechtskundigen besetzten geistlichen Gerichten sich schon frühzeitig eine juristische Behandlung der zur Untersuchung gezogenen Straffälle u. eine auf rationellen Gründen beruhende Beweistheorie ausgebildet hatte, überdies aber auch die im Kanonischen Recht vorherrschende Idee, daß die Strafe ein Buß- u. Versöhnungsmittel sei, von den weltlichen Gerichten rezipirt u. dadurch die Einführung des Inquisitionsverfahrens neben dem Anklageprozesse vorbereitet wurde. Diese Einführung vollzog sich seit dem 15. Jahrh., u. seit dem Ende des 17. Jahrh. wurde das inquisitorische Verfahren das allein herrschende. Die dritte Form verdankt ihre Ausbildung der wesentlichen Veränderung, welche der gemeine deutsche K. durch die seit dem Jahre 1848 in den meisten deutschen Staaten erfolgte Einführung eines auf durchaus neuen Grundlagen erbauten, vorzugsweise der französischen u. englischen Gesetzgebung nachgebildeten Strafverfahrens erlitten hat. An die Stelle des früheren heimlichen u. schriftlichen Verfahrens ist seitdem fast in allen deutschen Ländern ein öffentliches u. mündliches, auf dem Anklageprinzip beruhendes kontradiktorisches Verfahren vor dem erkennenden Strafgericht getreten. Andrerseits hat aber dieses Verfahren, indem der öffentliche Ankläger bei den zur Begründung der Anklage nöthigen Schritten nicht allein thätig ist, sondern mit einem vollständig unparteiisch dastehenden Untersuchungsrichter zusammen wirkt, einen vorherrschend inquisitorischen Charakter. Die sog. positive Beweistheorie des gemeinen deutschen K.es ist beseitigt u. an die Stelle derselben das Prinzip vollkommener Freiheit des erkennenden Richters bei Bildung der subjektiven Ueberzeugung aufgestellt worden, so daß der erkennende Richter lediglich nach den allgemeinen Regeln des Denkens u. Schließens u. nach dem Totaleindrucke, welchen die in seiner Gegenwart stattgehabte Beweis- u. Gegenbeweisaufnahme auf ihn hervorgebracht haben, über das Vorhandensein od. Nichtvorhandensein der thatsächlichen Voraussetzungen der Strafanwendung zu entscheiden hat. Hierdurch sowie durch die Einführung des Instituts der zur Ausübung des öffentlichen Klagerechts auf Anwendung der Strafgesetze ausschließlich berufenen Staatsanwaltschaft hat ein großer Theil der Grundprinzipien des früheren gemeinen deutschen K.es seine fernere Anwendbarkeit verloren.

Krimmer, die langgelockten, aus der Bucharei, Tatarei u. Cirkassien meist über Rußland zu uns kommenden grauen u. schwarzen Lämmerfelle, die durch besonderen Glanz sich auszeichnen u. zu Pelzwerk verarbeitet werden. Vgl. „Baranken".

Krippen. Die Erfahrung, daß Jahr ein Jahr aus eine Menge Kinder wegen Mangel an Pflege untergehen, führte den von christlicher Liebe durchdrungenen Franzosen Marbeau auf die Idee, K. od. Anstalten zu gründen, welche sich der Kinder, die das zweite Lebensjahr noch nicht überschritten haben, annehmen u. ihnen die Mutter den Tag über ersetzen sollten. Die Worte des Gründers: „Garder l'enfant dont la mère travaille, le soigner tant qu'elle est absente; aider à l'élever, cest le secours le plus humain, le plus intelligent et le plus fécond" (d. h.: Das Kind, dessen Mutter arbeitet, in Verwahrung nehmen, seiner warten, so lange die Mutter abwesend ist, zu seiner Erziehung behülflich sein, — das ist die menschenfreundlichste, einsichtsvollste u. fruchtbringendste Hülfe) drücken klar das Wesen dieser heilsamen Anstalten aus, die dadurch, daß sie die kleinen Wesen vor allen Schädlichkeiten bewahren u. den Gesundheitszustand derselben durch eine zweckmäßige Lebensordnung u. Ernährung fördern, außerordentlichen Segen über die untern Schichten der Bevölkerung verbreiten. Die Kinder werden Frühmorgens 6 od. 7 Uhr gebracht u. Abends 8 Uhr wieder abgeholt; sobald sie gekommen sind, werden sie sogleich entkleidet, gereinigt u. dann mit der Wäsche u. Kleidung der Anstalt versehen. Beim Abholen des Abends wird ihnen die eigne Kleidung wieder angelegt. Für jedes Kind ist ein Bettchen od. eine Wiege vorhanden; einzelne Kinder werden auch für Tag u. Nacht in Pflege genommen, u. wenn sie erkranken, in einem besonderen Zimmer gepflegt u. ärztlich behandelt. Hinsichtlich der Ernährung ist die Mutter verpflichtet, den Säugling Morgens bei der Uebergabe u. Abends bei der Zurücknahme zu stillen; in der übrigen Zeit muß die mütterliche Nahrung durch künstliche ersetzt werden, wobei aber streng nach den Anordnungen des Arztes verfahren wird. Die erste Krippe entstand in Paris auf Marbeau's Anregung im J. 1844. Bald interessirte sich ganz Paris für diese Angelegenheit; in allen Kirchen wurde zur Gründung von K. aufgefordert, u. selbst die Päpste Gregor XVI. u. später Pius IX. (welcher sogar einen Ablaß für die an allen K. des Erdkreises betheiligten Personen ausschrieb) widmeten dem Liebeswerke ihre Unterstützung. Und so hatte Paris im J. 1851 schon 18 K.; ganz Frankreich im J. 1855 über 400. Außer Marbeau waren es bes. Thiers, Leon Faucher, Dufaure u. die Brüder Dupin, Delbruck u. A., welche die Sache eifrig förderten. Von Frankreich verbreiteten sich die K. zuerst nach dem benachbarten Belgien, von da nach Dänemark. In England, wo sich Lord Brougham der Sache annahm, wurde die erste K. 1850 eröffnet. Zu Rom, zu Porto in Portugal, zu Algier u. in Moskau errichtete man K. u. auch Deutschland blieb nicht zurück. Namentlich faßte das Werk in Wien Wurzel (1849 ward dort die erste K. gegründet, wo die Größe des Bedürfnisses die Herzen dafür erwärmte. Bald folgten Gründungen von K. in Dresden (1851 durch die Königin Marie), in Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M., in Bayern u. s. w. Wenn man einerseits auf die Schattenseiten dieser Anstalten hingewiesen u. eingewandt hat, daß die Kinder auf dem fortwährenden Transport leiden, daß das Familienleben gestört u. die Mutterliebe beeinträchtigt wird, so ist doch auch andererseits nicht zu leugnen, daß die K. eine Fürsorge u. einen sittlichen Einfluß ausüben, der in unserer heutigen, an sozialen Mißständen so reichen Zeit nicht hoch genug anzuschlagen ist. Nach Angabe des Krippenkalenders sterben 1/4, nach anderer Berechnung 1/3 aller Gebornen durchschnittlich vor Ablauf des ersten Lebensjahres. Von 182,000 im Findelhause zu Wien während 50 Jahren aufgenommenen Kindern starben 145,000 in den ersten 10 Lebensjahren, u. in Paris lebten von 7000 Findlingen nach 10 Jahren nur noch 180. Die Ursachen dieser erschreckenden Erscheinung liegen in der Abwesenheit der Mütter von ihren Kindern, in der Anwendung narkotischer Mittel aller Art zur Beruhigung der armen Opfer u. in der Verwahrlosung, welcher sich Wartefrauen, die oft eine große Anzahl Ziehkinder zu sich nehmen, schuldig machen. In Manchester ergab eine Nachforschung, daß 15 Händler allein wöchentlich 6 Gallonen von Kinderschlafmitteln verkauft hatten, die viel Laudanum enthielten. In derselben Stadt wurden (von 1844—1848) jährlich über 4000 Kinder stunden- u. tagelang verloren u. nur die Hälfte konnte durch die Polizei wieder aufgefunden werden. Solchen Thatsachen gegenüber erscheinen die K. als Werke der Nothwendigkeit u. der rettenden Menschenliebe. Ueberdies haben sie aber auch noch den Vorzug, daß sie die armen Mütter mit einer bessern Pflege der Kinder bekannt machen, u. daß sie auch den Besuchern aus wohlhabenden Ständen zeigen, was das zarte Alter für sein Gedeihen beansprucht. Und dies ist um so wünschenswerther, als manche Kinderstube in höhern Ständen dem Bilde einer guten Krippe nicht gleich kommt.

Krischna (d. h. der Schwarze od. Dunkelblaue) ist die achte (nach Anderen die neunte) Inkarnation Wischnu's, worin er selbst als Gott auftritt u. die Frühlingssonne repräsentirt, weshalb auch seine Gemahlin die Göttin des Erntesegens, Lakschmi, ist. Seine Geschichte ist folgende: Der König von Mathra, Ugra (der Heftige), hatte eine Tochter, welche an den König Wasudewas verheirathet war, u. einen Sohn Kamsa, einen lebensfeindlichen Dämon. Diesem hatte bei der Hochzeit seiner Schwester ein Vogel prophezeit, ihr achtes Kind werde ihn ermorden; er tödtete also ihre Kinder, nur das siebente u. achte ward durch ein Wunder erhalten. Letzteres kam in der Gestalt Wischnu's zur Welt mit vier Armen u. allen seinen Attributen. Wasudewas brachte den Knaben in das Haus eines Hirten, Nanda, dessen Frau Jacoda eben ein Mädchen geboren hatte; er vertauschte heimlich die Kinder u. brachte das Mädchen an Krischna's Stelle in den Palast zu Mathra zurück.

Als Kamsa das Schreien des neugebornen Kindes hörte, eilte er herbei, es umzubringen, allein es entschwebte seinen Händen (es war nämlich eine Inkarnation der Göttin Dewi, Bhanani), indem es ihm vorher zurief, er werde durch einen seiner Gewalt entzogenen göttlichen Knaben umkommen. Den Anstrengungen Kamsa's, der sich bemühte, alle neugeborenen Kinder umzubringen, zum Trotz wuchs K. unter den Hirten auf u. wurde bes. der Liebling aller Hirtenmädchen auf Nanda's Gute, welche sämmtlich von ihm Frucht empfingen. Dann zog er nach Mathra u. tödtete Kamsa. Vorher hatte er jedoch Brahma, der gezweifelt hatte, daß er eine Inkarnation (Awatar) Wischnu's sei, von seiner Göttlichkeit überzeugt. Nun fuhr er fort, in Indien seine Bestimmung des Heils- u. Friedensbringers zu verfolgen u. nahm an den Kriegen der Pandu u. Kuru, welche das große Epos „Mahâbhârata“ schildert, Theil. Durch seine Hülfe gelang es den Panduiden, den Söhnen des Königs Pandu von Hestinapura, ihre Rivalen, die Kaurawa od. Kuruiden, welche sie aus ihrem Erbe verdrängen wollten, nach blutigen Kämpfen vollständig zu besiegen. Der Ruf seiner Tapferkeit verbreitete sich nun über die ganze Erde, die Guten liebten, die Bösen haßten u. fürchteten ihn. Als er schließlich seine Sendung erfüllt glaubte, kehrte er in den Himmel zurück. Weil er der Weltgeist ist, wird er, auf die Luft anspielend, mit dunkelblauer Farbe abgebildet, als Jahrgott aber als lächelnder Jüngling, Butter in den Händen haltend, od. unter den Hirtinnen die Flöte blasend, dargestellt; der eben sich entfaltende Lotus befindet sich an seinem Halse, auf der Handfläche u. Fußzehe ist das die fünf Grundkräfte symbolisirende Fünfeck eingezeichnet.

Krisis (gr., Entscheidung), d. i. im Gegensatz zur Lysis, dem langsamen Besserwerden, eine rasche, innerhalb weniger (4—24—36) Stunden zu Stande kommende Besserung einer akuten Krankheit. Die K. macht sich bemerklich bes. durch schnelles Sinken der Körpertemperatur (um 2—5° C.) u. der Pulsfrequenz (um 20—60 Schläge), meist auch durch Eintritt von starkem Schweiß, erquickendem Schlaf, beträchtliche Ausscheidung von Harn, in welchem sich viel Sediment (harnsaures Natron), ein röthliches Pulver, findet. Vor der K. beobachtet man in manchen Fällen eine kurze neue Steigerung aller Krankheitserscheinungen, so daß eine Verschlimmerung eingetreten, selbst das Leben gefährdet zu sein scheint (Perturbatio critica). Aber auch die K. kann solche Dimensionen annehmen, daß der damit nicht Vertraute den Tod kommen wähnt. Die Ermäßigung der Temperatur u. des Pulsverhaltens kann bis zum Collaps (Verfall) gehen. Der Kranke wird kühl, kalter Schweiß bedeckt ihn, die Herzbewegungen werden schwach, das Athmen erschwert. Aber von selbst, od. wenn der Collaps bedrohlich wird, durch geeignete Mittel, geht der Zustand in Genesung über. Bei manchen Krankheiten, bes. der Lungenentzündung, geht der entgiltigen Entscheidung eine scheinbare K. (Pseudocrisis) um einige Tage voraus, bei welcher sich gewöhnlich nur Temperatur u. Puls bessern, um bald wieder zur Fieberhöhe anzusteigen. In solchen Fällen folgt dann meist die K.; es giebt aber auch einige wenige Fälle, bei welchen es blos zur Pseudokrisis kommt, das Fieber u. die übrigen Symptome wieder heftiger werden u. die Krankheit zum Tode führt.

Am häufigsten wird die K. beobachtet beim Rückfallsfieber (Typhus recurrens), der kroupösen Lungenentzündung, den Masern, dem Wechselfieber (febris intermittens). Eine Behandlung erfordert die K. nicht; man hat nur für die größte Ruhe zu sorgen u. eingreifende Untersuchungen des Kranken zu unterlassen. Bei einem excedirenden Collaps werden Analeptika angewendet, Spirituosen, Kaffee, Thee, Kampher, Moschus ꝛc. Die alten Aerzte glaubten, daß die K. in einer Ausscheidung nicht nur krankhafter Produkte, sondern auch des die Krankheit erzeugenden Stoffes (materia peccans) aus dem Körper bestände. Letzteren glaubte man z. B. in dem harnsauren Natron, welches die bei der K. vorkommende Trübung des Harnes erzeugt, gefunden zu haben. Richtig ist hierbei nur, daß zur Zeit der K. die Produkte der durch die Krankheit veränderten Stoffmetamorphose in den Sekreten theilweise austreten; nur sind dieselben nicht die Ursache, sondern die Folge der Krankheit, u. diese bessert sich nicht, weil jene Stoffe ausgeschieden sind, sondern diese werden ausgeschieden, weil sich die Krankheit bessert. Ob in einzelnen Krankheiten mit ihnen auch die Krankheitsursache entfernt wird, wie bei dem Wechselfieber das Malariagift, läßt sich so lange nicht entscheiden, als wir nicht eine genaue Kenntniß der Infektionsstoffe besitzen. — Ueber Krisen in volkswirthschaftlichem Sinne vgl. „Handelskrisen“.

Kristfeld, Philipp, ausgezeichneter Porzellanmaler, geb. 1796 zu Frankenthal in der Rheinpfalz; kam in jungen Jahren mit seinem Vater nach Nymphenburg, bezog die königl. Kunstakademie daselbst u. arbeitete zugleich unter Christian Adlar in der dortigen königl. Porzellanmanufaktur. Später an derselben selbst angestellt, lieferte er eine große Anzahl der trefflichsten Werke, theils für das königl. Haus (Ludwig I. war sein Gönner), theils für die neue Pinakothek. Gan; bes. werthvoll sind K.'s Platten- u. Tellergemälde, Nachbildungen berühmter Originalölgemälde alter Meister in der neuen Pinakothek. Er starb zu München 9. Jan. 1874.

Kriterium (vom griech. κρίνειν, d. i. unterscheiden), Merkmal, entscheidendes Kennzeichen.

Kritik (eigentlich abgekürzt aus dem griech. κριτικὴ τέχνη, d. i. beurtheilende Kunst od. Thätigkeit) heißt entweder die Thätigkeit des Beurtheilens, z. B. in der Wendung „Kritik üben“, od. die einzelne Beurtheilung selbst, z. B. in der Wendung „eine K. über ein Buch schreiben“. Bisweilen faßt man unter K. auch die Gesammtheit der Beurtheiler (der Kritiker) zusammen, z. B.: „Die K. hat sich über dieses Buch günstig geäußert.“ Die K. in dem zuerst genannten Sinn ist im 18. Jahrh. zu dem Range einer Wissenschaft erhoben worden, als der Inbegriff der Kunstregeln, die bei der Beurtheilung wissenschaftlicher od. künstlerischer Leistungen anzuwenden sind. Sie zerfällt im Allgemeinen in die historische u. ästhetische K. Die erstere hat es mit der Prüfung geschichtlich überlieferter Thatsachen, genauer mit den Quellen derselben zu thun. Sie ist äußere K., wenn sie die äußere Beglaubigung der Ueberlieferung (die Zuverlässigkeit der Zeugnisse für dieselbe) untersucht; innere K., wenn sie aus der Beschaffenheit eines Buches, Kunstwerkes ꝛc. selbst ein Urtheil zu gewinnen sucht über die Echtheit od. Unechtheit, die Zeit der Entstehung ꝛc. Ein besonders wichtiger Zweig der historischen K. ist die philologische (sprachliche) K., die an streitigen Schriftwerken geübt wird. Auch sie ist entweder eine äußere, auf die Gesammtbeschaffenheit der Quelle gerichtete, u. heißt dann Diplomatik (Urkundenprüfung), od. eine innere, auf den Text nach der sprachlichen Seite gerichtete; sie hat durch Prüfung der verschiedenen Lesarten die ursprüngliche Form des Textes herzustellen (Textkritik) u. heißt, wenn sie sich dabei auf Vermuthungen stützen muß, Konjekturalkritik. Ueber den bes. wichtigen u. viel bearbeiteten Zweig der biblischen K. u. Textkritik vgl. den Art. „Bibel“, Bd. II, Sp. 881 ff. — Im Gegensatz zu der historischen K. hat es die ästhetische od. Kunstkritik mit der Prüfung des künstlerischen Werthes u. der inneren Bedeutung eines Kunstwerkes zu thun. Richtet sich die K. dabei auch auf die Stoffe u. die Mittel der Herstellung, so wird sie zur technischen K. — In spezieller Anwendung braucht man endlich das Wort K. seit Kant in der deutschen Philosophie; dieselbe ist eine kritische, wenn sie, wie dies bei Kant der Fall ist, vorzugsweise auf die Prüfung des menschlichen Erkenntnißvermögens ausgeht; eine solche Richtung der Philosophie heißt dann Kritizismus. Das Eigenschaftswort kritisch bezeichnet eine solche Lage od. einen solchen Zeitpunkt, wo die Entscheidung noch in der Schwebe (gleichsam noch dem Urtheil unterworfen) ist. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet man damit eine bedenkliche, gefährliche Lage (z. B. „ein kritischer Augenblick“). Anderseits aber ist „kritisch“ auch so viel als „K. übend“, z. B. eine „kritische Zeitschrift“. Die weite Verbreitung der öffentlichen K., sei es in allgemein-kritischen od. in Fachzeitschriften, hat in neuerer Zeit eine besondere Art der K. in den sog. Antikritiken (Gegenkritiken) hervorgerufen, welche eine Beurtheilung ungerechter, einseitiger u. durch übertriebene Schärfe verletzender K.en enthalten.

Kroaten (eigentlich Bewohner Kroatiens) ist der Name für leichte Truppen der österr. Armee, welche aus jenem Lande ausgehoben wurden. Man verwandte sie zum Kundschafts- u. Vorpostendienst. Sie waren im Siebenjähr. Kriege u. in den Kriegen der Revolutionsjahre nam. als Einquartierung gefürchtet. Mit der Zeit sind sie in feste militärische Verbände eingereiht worden.

Kroatien u. Slavonien, zwei vereinigte Königreiche der ungar. Krone, 417,21 □M. groß, zieht sich in einer Länge von 68 M. u. in einer Breite von 5—37 M. im S. der Drau u. Donau hin, wird durch diese Ströme von Ungarn geschieden u. grenzt im O. u. S. an die Militärgrenze, im W. an Istrien, Krain u. Steiermark. Seit dem 8. Juni 1871 ist mit diesem Kronlande schon ein Theil der Militärgrenze vereinigt worden, indem das Warasdiner Grenzgebiet, welches bis dahin K. von S. trennte, als Komitat Belovar dem Königreiche u. die königl. Freistadt Zengg dem Fiumer Komitate einverleibt worden ist. Der Rest der kroat.-slavon. Militärgrenze soll in gleicher Weise nach u. nach zu K. u. S. geschlagen werden. Das Land wird von den südöstl. Ausläufern der Krainer Kalkalpen u. des Karstes durchzogen u. erhebt sich in seinen höchsten Bergen, in der Sveto Brdo (d. h. heiliger Berg) zu 1753 m., u. der Plisevica zu 1653 m. Diese westl. Gebirge tragen vollständig den Charakter des Karsts (s. d.) u. ziehen sich dann in niedrigen Höhenzügen zwischen Drau u. Save hin. Diese Flüsse selbst begleiten weite Ebenen, die zum Theil stark versumpft sind. Die morastigen Niederungen, welche in S. am ausgedehntesten sind, machen dieses Land stellenweise sehr ungesund, während in K., die Hochflächen ausgenommen,

das Klima mild u. zuträglich ist. Die Bevölkerung zählte 1870 mit dem Militär 1,164,806 Seelen; mit Ausnahme von ungefähr 25,000 Deutschen, welche nam. in den Städten u. an der Nordgrenze des Landes wohnen, 13,000 Magyaren, 5000 Israeliten u. vereinzelten Italienern u. Tschechen, gehören die Kroaten u. Slavonier dem südslav. Stamme an. Sie sind kräftig gebaut u. oft von schönen Gesichtszügen; Haare u. Augen sind meist schwarz, die Haut ist gebräunt. Ihre Kleidung besteht aus weiten leinenen od. weißtuchenen Hosen, gebundenen Schuhen, einem kurzen weißen od. blauen Mantel u. einem breitkrämpigen, niedrigen Filzhut. Die Hauptbeschäftigung bildet die Landwirthschaft, die vorzüglich in den Flußebenen einen überaus reichen Ertrag liefert. S. produzirt bes. viel Weizen, während in K. die Maiskultur überwiegt; außerdem werden noch in großen Mengen Bohnen, Kohl, Zwiebeln, Melonen, Paprika, Hirse, Hanf, Mohn u. Krapp gebaut. Von dem ganzen Areal entfallen 33 %, auf Ackerland, 10,8 %, auf Wiesen u. Gärten, 8,9 %, auf Weiden, 39 %, auf Waldungen u. 2,3 % auf Weingärten. Die Weinkultur nimmt beträchtlich zu u. erzielt eine jährliche Gesammtproduktion von 2¼ Mill. Eimern. Für den Obstbau haben die größte Bedeutung Pflaumen, aus deren Kernen Slibowitzbranntwein bereitet wird, Kastanien u. Nüsse, die in großen Quantitäten zur Ausfuhr gelangen. Trotz einer sehr irrationellen Forstkultur bilden die ungeheuren Wälder des Landes, bes. die ausgedehnten Eichenbestände S.s, einen wichtigen Faktor des Volkswohlstandes u. lassen dem Holz eine hervorragende Rolle in der Ausfuhr zukommen. Als Nebenprodukt werden Knoppern gewonnen. In demselben Jahre besaß das Land 192 Seeschiffe von 89,949 Tonnen u. liefen in seinen 6 Häfen 2688 Schiffe von 154,416 Tonnen ein u. 2683 Schiffe von 167,161 Tonnen aus. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 40 M. — K. zerfällt in die Komitate Agram, Belovar, Fiume, Kreutz u. Warasdin; S. in die Komitate Pozsega, Syrmien u. Virowitz. Seit 1870 bildet die Stadt Fiume mit ihrem Gebiete einen unmittelbar unter der ungar. Krone stehenden, von einem Gouverneur verwalteten Distrikt. Sitz der königl. Landesregierung ist Agram (s. d.). Die jetzige Landesverfassung K.s u. S.s gründet sich auf den im Sept. 1868 in Agram mit Ungarn abgeschlossenen Ausgleich, wonach zur Berathung der gemeinsamen Finanz-, Handels- u. Landwehrangelegenheiten der kroat. Landtag 29 Abgeordnete in das Unterhaus u., abgesehen von den erblichen kroat.-slavon. Reichsräthen, 2 in das Oberhaus des Pester Reichstages entsendet, in den ungar. Reichsdelegationen das Unterhaus durch 11, das Oberhaus durch 1 Abgeordn. vertreten ist u. bis 1878 von den Landeseinnahmen 55 % an Ungarn abgeführt werden sollen. Im ungar. Ministerium sitzt ein Minister ohne Portfeuille für K. u. S. An der Spitze der kroat. Landesregierung steht der vom Könige auf Vorschlag des ungar. Ministerpräsidenten ernannte Banus. Die Amtssprache ist kroatisch. Der kroat.-slavon. Landtag besteht aus den Erzbischöfen von Agram u. Karlowitz, den Diöcesanbischöfen, dem Agramer Großpropst, den Obergespanen der Komitate, dem Comes von Turopolya, den Fürsten, Grafen u. Freiherren u. 77 auf 3 Jahre gewählten Abgeordneten.



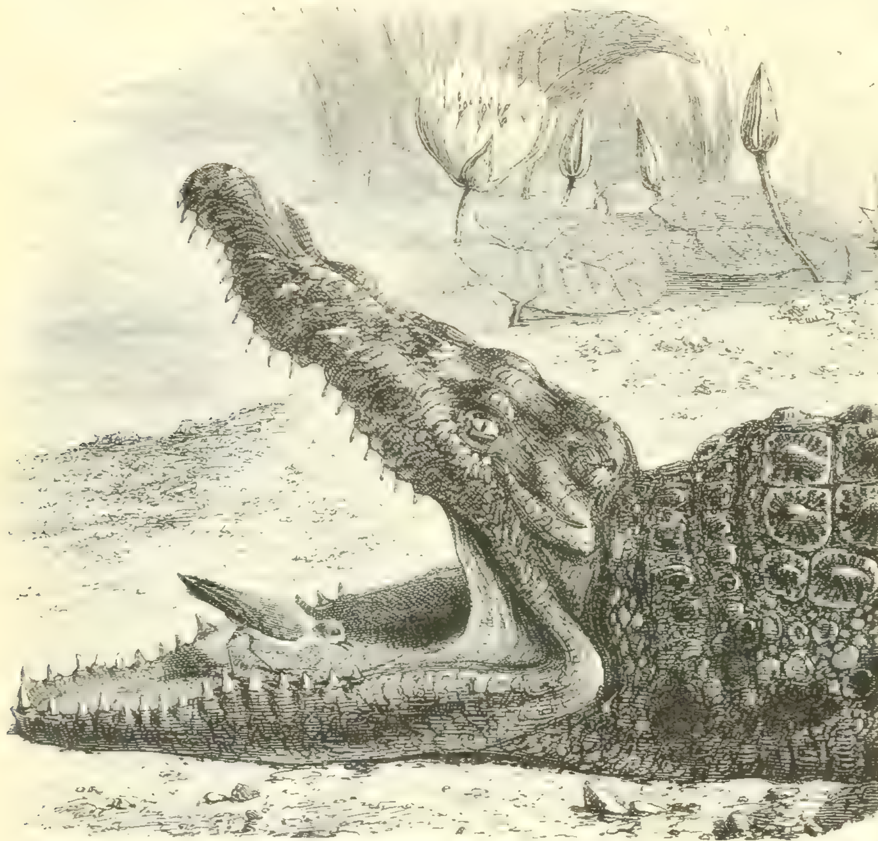
Nr. 3790. Kroaten.

Für beide Königreiche ist die Viehzucht von großer Bedeutung; in K. nam. die Geflügel- u. Schafzucht, in S. die Schweinezucht, auch Bienen- u. Seidenzucht wird in großer Ausdehnung getrieben. Der Bergbau entspricht noch nicht den Bodenschätzen des Landes, das an Kohlen, Eisen-, Kupfer-, Zink-, Silber- u. Bleierzen sehr reich ist u. selbst im Sande der Drau nicht unbeträchtliche Mengen von Gold enthält; doch ist von 1867—71 die Produktion von Roheisen u. Braunkohle um das Vierfache, von Kupfer um das Fünffache im Werthe gestiegen. Die Industrie ist nicht unbeträchtlich im Schiffbau, der Fabrikation von Eisen- u. Thonwaaren, Branntweinbrennerei, Gerberei u. Mehlbereitung. Der Transitohandel, vorzüglich von Ungarn über K. u. S. nach dem Adriatischen Meere, ist sehr bedeutend, da die großen Ströme von Dampfschiffen befahren werden u. von Karlstadt aus nach Fiume die großartige Louisenstraße, ein Kunstbau über die Gebirge, bis 937 m. ansteigend, angelegt ist. Die Einfuhr, bes. aus Vieh u. Webwaaren bestehend, betrug 1871: 11,699,327 Fl.; die Ausfuhr, nam. Wein, Holz, Getreide, Branntwein, Vieh, Wolle, Häute, Knoppern ꝛc., 4,772,159 Fl.;

Die Mehrzahl der Bevölkerung bilden die röm. Katholiken, welche unter dem Erzbischof von Agram u. den Bischöfen von Zengg u. Diakovar stehen. Der Bischof der griech. Katholiken residirt zu Kreutz, die oriental. Griechen haben ihren Patriarchen zu Karlowitz u. Bischöfe zu Pakrac u. Karlstadt. Die Schulen, deren Zahl 1872: 880 betrug, haben sich neuerdings nicht unbedeutend vermehrt, dennoch können 88 % der weiblichen u. 80 % der männlichen Bevölkerung weder lesen noch schreiben.

Geschichte. Das älteste Volk K.s waren die Pannonier, welche von den Römern unter Augustus unterworfen wurden; darauf kam das Land an die Provinz Illyrien. Nach der Eroberung durch die Ostgothen 489 wurde es mit dem Reiche derselben in Italien vereinigt, 535 aber wieder von Justinian erobert. Vorübergehend war die Herrschaft der Avaren; 640 erschienen die Kroaten (Chrowaten od. Horwaten, d. h. Karpatenvölker), nach denen das Land von nun an benannt blieb; dieselben geriethen zwar im 8. Jahrh. unter fränk. Oberhoheit, gründeten aber bald einen eigenen Staat, der auch einen großen Theil der Balkanhalbinsel umfaßte u. bis 1075 die Lehnshoheit des byzant. Kaisers anerkannte.

Mit dem Tode Zwonimir Demetrius', des ersten Königs von K., 1089, kam das Land durch Eroberung an Ungarn (1091), ohne aber seine Selbstständigkeit vollständig zu verlieren; 1342 ward es mit dem Fürstenthum Siebenburgen vereinigt u. bildete nachmals ein vielumkämpftes Streitobjekt zwischen Venedig u. Ungarn. Der erste habsburgische König von K., welchem die Stände (1527) huldigten, war Ferdinand I. In den Türkenkriegen verlor K. einen Theil seines Gebietes (1592), der als Türkischkroatien jetzt noch zu Bosnien gehört, doch wurde in dem Frieden von Karlowitz (1699) das links der Unna gelegene Stück an Oesterreich wieder zurückgegeben. Seit 1745 war K. mit S. ein ungar. Kronland, doch wurden beide Länder 1849 zu einem eigenen Kronlande gemacht. Ungarn machte aber seine alten historischen Ansprüche auf Fiume u. das ganze Gebiet der beiden Königreiche mit Ausdauer geltend, während in K. selbst die panslavistische Partei auf eine Personalunion mit Oesterreich u. auf Vereinigung mit Dalmatien hinarbeitete. Der nach 1866 in Oesterreich durchgeführte Dualismus legte den Forderungen Ungarns ein größeres Gewicht bei, u. trotz der Proteste des Agramer Landtages wurde K. u. S. schon 1867 faktisch von Pest aus regiert. Die kroat. Finanzen wurden 1. Sept. 1867 dem ungar. Finanzministerium untergeordnet u. auf dem im Jan. 1868 zu Agram zusammengetretenen Landtage der Ausgleich mit Ungarn abgeschlossen, worauf 24. Nov. 1868 die kroatischen Deputirten in den ungar. Reichstag eintraten. Wiederholte Bestrebungen der Nationalen, den Vertrag mit Ungarn aufzuheben, waren ohne Erfolg u. hatten außerdem ein Einschreiten der Regierung zur Folge. – Vgl. Matkowic, „K. u. S. nach seinen physischen u. geistigen Verhältnissen“ (Agram 1873).



Nr. 3860. Kopf des Nilkrokodils (C. vulgaris).

Krodo ist wahrscheinlich ein slav. (nach Andern ein altsächs.) Götze, der an der Stelle der Harzburg bei Goslar auf einem Berge, vielleicht auch auf andern Bergen, z. B. auf dem Kleutsch unweit Eichicht, verehrt wurde. Der sog. Krodealtar, der jetzt in der Domkapelle zu Goslar steht, hat mit dem alten Gott K., dem wahrscheinlich auch Menschenopfer gebracht wurden, nichts zu thun. Es wird berichtet, daß der Götze dargestellt wurde als ein alter Mann mit unbedecktem Haupte, mit bloßen Füßen auf den scharfen Flossen eines Barsches stehend, in der Linken ein Rad, in der Rechten ein Gefäß mit Blumen u. Früchten haltend u. mit einer weißen Binde umgürtet. Die Bedeutung dieser Attribute ist unsicher. Karl d. Gr. soll auf seinen Zügen gegen die Sachsen dieses u. vielleicht auch ähnliche Götzenbilder an andern slav. Grenzorten zerstört haben.

Krogh, Gerhard Christoph v., dän. General aus einer schlesw. Familie, geb. auf dem Gute Aastrup 10. Okt. 1785, trat 1790 in das dän. Heer, in welchem er 1847 zum Generalmajor aufrückte u. im Juli 1848 den Oberbefehl über die Truppen im schlesw.-holstein. Kriege erhielt. Nach dem Mißlingen seines Angriffsplanes u. dem Verluste der Schiffe „Christian VIII.“ u. „Gefion“, der ihm gleichfalls zur Last gelegt wurde, mußte er zwar 1849 das Kommando an v. Bülow abtreten, doch ward er 1850 von Neuem damit betraut, schlug die Schleswig-Holsteiner unter General Willisen bei Idstedt (24. u. 25. Juli) u. verhinderte sowol die Durchbrechung der dän. Linie bei Missunde (12. Sept.), als auch den Sturm auf Friedrichsstadt (4. Okt.). Hierauf zum Generalleutnant befördert u. 1851 zum Höchstkommandirenden in den Herzogthümern Holstein u. Lauenburg ernannt, trat er bereits 1857 in Disponibilität u. starb zu Kopenhagen 13. April 1860.

Krokodile (Crocodilini, Panzereidechsen, Loricaten) sind Reptilien, die durch einen Panzer von Knochenschildern, eine kurze, fleischige, im Unterkiefer ihrer ganzen Länge nach festgewachsene Zunge, wie das Ohr durch Klappen verschließbare Naslöcher, eine vertikal gestellte Pupille, dreifaches Augenlid, den Kiefern nicht angewachsene, sondern eingekeilte Zähne, vier kurze Beine, deren Hinterzehen meist Schwimmhäute besitzen, einen zusammengedrückten Schwanz, längs- (nicht wie bei den Eidechsen quer-) gestellte Afterspalte, endlich Moschusdrüsen (am Unterkiefer), deren starkriechendes Sekret die Thiere von weitem verräth, gekennzeichnet sind. Die Einkeilung der Zähne bringt sie mit noch anderen Momenten, z. B. einem rudimentären Zwerchfell, dem Baue des Herzens 2c., den Säugethieren nahe. Sie sind große, raubgierige u. gefräßige Süßwasserthiere, die sich von Fischen u. Landthieren nähren, daher sich letztere nur mit Vorsicht dem Wasser nähern dürfen, u. die auch dem Menschen gefährlich werden. Letzteres freilich nur, so lange sie sich in ihrem Elemente befinden, in welchem sie sich mit großer Behendigkeit bewegen, während sie sich auf dem Lande eben so schwerfällig als feig zeigen. Ihr scharfes Gesicht u. Gehör läßt sie den nahenden Menschen alsbald bemerken, weshalb ihre Jagd nicht ohne Schwierigkeiten ist. Man betreibt dieselbe auf verschiedene Art, theils mit Wurfspießen, theils mit Büchsenkugeln; letztere durchbohren zwar den Panzer, doch ist das Thier sehr lebenszähe, u. selbst tödlich verwundet weiß es sich oft noch ins Wasser zu retten u. da aller Verfolgung zu entziehen. Das Krokodilweibchen legt 20—90, in Gestalt u. Größe Gänseeiern ähnliche, hartschalige Eier in Uferlöcher u. bedeckt sie mittels des Schwanzes mit Sand. Die Jungen wachsen sehr langsam, im ersten Jahre etwa 15 cm.; Thiere von 6—7 m. Länge müssen über 100 Jahre alt sein.

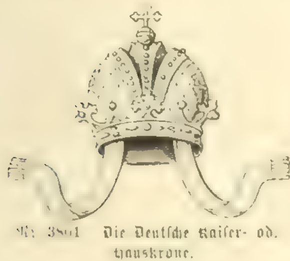
Die Gruppe der K. zerfällt in mehrere Familien: die der (amerikan.) Alligatoren (s. d.), der (ind.) Gaviale (s. d.) u. der **Krokodiliden**. Letztere sind zunächst durch das Gebiß charakterisirt. Sie haben starke Zähne, von denen, wie bei den Alligatoren, die vorderen von den hinteren in der Größe beträchtlich verschieden sind; die vorderen Unterkieferzähne werden in Gruben der Zwischenkiefer aufgenommen, die Eckzähne in Ausschnitten des Kieferrandes an der Verbindungsstelle zwischen Ober- u. Zwischenkiefer; die hinteren Unterkieferzähne passen zwischen die oberen ein. Bezüglich ihres Panzers ist zu bemerken, daß sie nur Rücken-, keine Bauchschilder haben u. die Nackenschilder von den Rückenschildern meist getrennt sind; die Füße haben deutliche Schwimmhäute. In diese Familie gehört das **Nilkrokodil** (Crocodilus vulgaris, Linné's Lacerta crocodilus). Es hat auf dem Rücken 6 Reihen viereckiger Schilder, 4 Nackenschilder u. wird ungefähr 6—7 m. lang. Es ist der **Leviathan** der Bibel u. war schon im Alterthume Gegenstand der Bewunderung; die alten Aegypter hielten es als heiliges Thier in Gefangenschaft u. balsamirten seine Leiche ein. Früher auch in Unterägypten häufig, ist es jetzt hauptsächlich nur in Oberägypten anzutreffen. Seine Feinde sind: die Pharaonsratte (Ichneumon od. Manguste, eine Viverre) u. die Nileidechse (Monitor, das Erdkrokodil des Herodot), die ihre Eier fressen u. sich deshalb als heilige Thiere bereits auf altägyptischen Denkmälern finden.

Fabel ist es indeß, daß die Pharaonsratte dem K. in den Rachen kriechen u. ihm die Eingeweide herausfressen soll. Als andere Arten der Gattung Crocodilus sind zu nennen: C. frontatus der westafrikan. Küste, C. palustris Südasiens, der Sundainseln u. Molukken, C. cataractus der westafrikan. Küste vom Senegal bis zum Gabon. Fossile Reste von Krokodiliden finden sich von der oberen Kreide an, nicht blos auf dem alten, sondern auch auf dem neuen Kontinent, wo jetzt nur die Alligatorenfamilie (vgl. „Alligator" u. „Kaiman") vertreten ist.

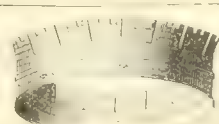
Krokodilsthränen, falsche od. erheuchelte Thränen. Ihren Namen erhielten sie nach dem Krokodil, von dem man fälschlich behauptet hat, daß es, um seine Beute heranzulocken, die Stimme eines weinenden Kindes nachahme. Einer anderen Sage nach soll das Krokodil, wenn ihm eine erhoffte Beute entgangen ist, Thränen vergießen.

Krone (lat. corona), eigentlich Kranz u. aus diesem als ein Schmuck des Hauptes entstanden. Schon bei Völkern des klassischen Alterthums wurden Kränze od. K.n bei festlichen Veranlassungen getragen od. auch für bestimmte Verdienste als Belohnungen ertheilt. Bekränzt führte bei den Griechen der Bräutigam die Braut heim; mit Kränzen, deren Blumen symbolische Bedeutung hatten, opferten sie auf dem blumengeschmückten Altar, u. mit Myrtenkränzen schmückten sich die Zechenden beim heiteren Gelage. Ebenso war der Kranz eine belohnende Auszeichnung für den Sieger im Wettkampf; für den Archonten in Athen war der Myrtenkranz ein Abzeichen seines Amtes, u. hochverdienten Bürgern, z. B. dem Perikles, wurde die Ehre der Bekränzung zu Theil.

bestimmte Gestalten der K. einführte u. sie später auch statt des Helmes auf den Wappenschild des Adels setzte. Der wesentlichste Bestandtheil einer K. ist der aus dem Kranze hervorgegangene Stirnreif. Die wichtigsten Formen der Herrscherkronen u. der übrigen durch die Heraldik eingeführten sind: 1. die K. des röm.-deutschen Kaiserreichs (Abb. s. Bd. III Nr. 2346); 2. die Deutsche Kaiserkrone od. sog. Hauskrone hat auf ihrem mit Edelsteinen belegten u. mit Blattverzierungen besetzten Reif eine Art von Halbkugel, die in der Mitte von oben nach unten einen breiten, keilförmigen Ausschnitt hat, an dessen Rändern eine perlenbesetzte Einfassung, während an dem bauchigen Theile der Halbkugel ein großer Edelstein sitzt. In dem Ausschnitt steigt ein von vorn nach hinten gehender, ebenfalls mit Edelsteinen besetzter Bügel auf, der vom Reichsapfel bekrönt ist (Nr. 3801); 3. die lombardische od. sog. Eiserne K. (seit 1866 wieder im Dom zu Monza befindlich), ein drei Finger breiter, mit 25 Edelsteinen besetzter goldener Reif; inwendig läuft ein schmaler eiserner Ring herum, angeblich aus einem Nagel des Kreuzes Christi gefertigt. Sie stammt aus dem 8. Jahrh. u. war ursprünglich ein Armband. 4. Königskronen waren bis zum Schlusse des Mittelalters mit Edelsteinen besetzte Reifen, oben mit niedrigen Zinken, die in Blätter, Lilien od. Perlen endigten; sie hatten oft ein purpurnes Futter, das von dem Reif umgeben war. Höchst kostbar ist die des Königs Heinrich IV. von England (auf seinem Grabdenkmale zu sehen), bestehend aus einem reich mit Edelsteinen u. großen Perlen nebst Goldschmiedewerk verzierten Reifen, über welchem sich breit ausladende Blätter erheben,


Nr. 3801. Die Deutsche Kaiser- od. Hauskrone.

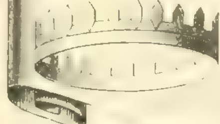

Nr. 3806.

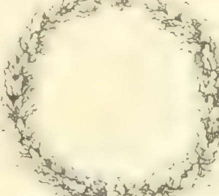

Nr. 3808.

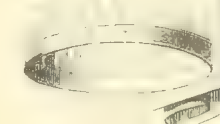

Nr. 3807.


Nr. 3815. Krone Heinrich's IV.


Nr. 3802. Königskrone.


Nr. 3810.


Nr. 3809.


Nr. 3811.


Nr. 3814. Fürstenhut.


Nr. 3812.

Nr. 3806—12. Römische Ehrenkronen.
3806 Corona triumphalis. 3807. Corona obsidionalis. 3808. Corona muralis. 3809. Corona civica. 3810 Corona castrensis. 3811 Corona rostrata. 3812 Corona navalis.


Nr. 3813. Kurfürstenhut.

Nr. 3803. Grafenkrone.


Nr. 3804. Freiherrnkrone.


Nr. 3805. Krone des niedern Adels.

Aber auch das Haupt u. die Bahre der Todten wurde von den Angehörigen mit frischen Myrten- u. Epheukränzen geschmückt, an deren Stelle mit dem zunehmenden Luxus goldene Kränze traten, wie sie in den griech. Gräbern gefunden worden sind. Bei den Römern waren Kränze einerseits ein Haarschmuck der Frauen, andererseits für die Männer eine militärische Dekoration u. Belohnung. Die ehrenvollste derselben war die aus Gras geflochtene corona graminea, die nur für eine Rettung aus völliger Hoffnungslosigkeit od. für Befreiung von einer Belagerung, daher auch corona obsidionalis genannt, ertheilt wurde. Einem im Triumph heimkehrenden Feldherrn wurde die corona triumphalis zu Theil; ein Lorberkranz, der später in Gold nachgeahmt u. seit der Zeit Cäsar's ein kaiserliches Diadem wurde, neben welchem seit Nero's Zeit auch eine Strahlenkrone, corona radiata, erscheint. Etwas geringeren Werth als die corona triumphalis hatte für den Feldherrn die Myrtenkrone (corona myrtea). Andere K.en od. Kränze waren die Bürgerkrone (corona civica), aus Eichenlaub für Rettung röm. Bürger, u. die goldene Mauerkrone (corona muralis), die Dem zu Theil wurde, der bei Erstürmung einer Stadt zuerst die Mauer derselben erstiegen hatte.

An Stelle des Diadems od. des Kranzes trat im Mittelalter die K. in verschiedener Gestalt auf, zunächst als ausschließliches Zeichen der Herrscherwürde, bis die Heraldik zur Bezeichnung des Grades derselben genau

zwischen denen je eine Lilie angebracht ist. Die gewöhnlichen modernen Königskronen, auch von Großherzogen u. Herzogen getragen, sind Reifen, meist mit 8 Blättern in der Rundung, zwischen denselben perlenbesetzte Zinken, gewöhnlich ohne Futter u. mit 8 perlenbesetzten Spangen, die oben in der Mitte, wo sie zusammenlaufen, den Reichsapfel tragen (Nr. 3802). Die preuß. K. hat ebenfalls 8 solcher Spangen, aber ohne Perlenzinken zwischen den Blättern u. ohne Futter; die großbritannische hat 4 ein Kreuz bildende Spangen, an jeder auf dem Reifen ein breitendiges Kreuz, dazwischen Lilien; die franz. Königskrone hat auf den Zinken des Reifes Lilien, auch auf der Spitze statt des Reichsapfels eine Lilie. Ganz anderer Form sind die aus dem 11. Jahrh. stammende ungar. K. des heiligen Stephan von Ungarn im königl. Schlosse zu Ofen u. die böhm. K. (im Dom zu Prag) aus dem J. 1347. Für die K.n des Adels hat die neuere Heraldik u. A. folgende Formen festgestellt: die Grafenkrone, die über dem Reif 16 große Perlen (also 9 sichtbar) hat (Nr. 3803), die Freiherrnkrone, die in älterer Zeit nur ein einfacher Goldreif war, mit einer Perlenschnur schräg umwunden, hat über dem Reif 12 Perlen in der Rundung (also 7 sichtbar), vergl. Nr. 3804; die K. des niedern Adels hat 8 Perlen in der Rundung (5 sichtbar, Nr. 3805). Die K. des Papstes od. die Tiara ist eine hohe, weiße, etwas ausgebauchte seidene Mütze, mit einem Goldreif

umschlossen; ein zweiter Reif kam 1227 hinzu, u. ein dritter durch Papst Urban V. († 1370 [daher sie auch dreifache K. heißt]), an den Seiten zwei herabhängende Bänder u. oben darauf der Reichsapfel (s. „Heraldik“ Fig. 101). Seit Paul II. († 1471) besteht sie aus purpurnen, blauen u. grünen Streifen mit dem dreifachen Reif darum.

Krone, eine durch den Wiener Münzverein vom 24. Jan. 1857 eingeführte deutsche, aber nur in geringer Anzahl geprägte u. selten in den Verkehr gekommene u. durch Einführung der Goldwährung in Deutschland außer Kurs gesetzte Goldmünze (= 1/45 Zollpfund brutto u. 1/50 Zollpfund fein; ihr Preis schwankte zwischen 18 Mk. 10 u. 50 Pfg. Im J. 1875 ist durch Bundesrathsbeschluß der deutschen Goldmünze von 10 Mk. Werth der Name K. u. der Goldmünze von 20 Mk. Werth der Name Doppelkrone gegeben worden. Die engl. K. (Crown), die größte britische Silbermünze, ist gleich 5 Schilling, hat ein Feingewicht von 26,155 gr. u. einen Werth von 4 Mk. 70 Pfg. Sie ist auch in ½ Crown geprägt. Die dän. K. ist ganz außer Kurs, die holländ. K. (Croon) dagegen eine kursirende Silbermünze von 2½ Gulden Werth.

Krone heißen zwei Sternbilder, das eine am nördl., das andere bei uns nie aufgehende, nur den Horizont streifende am südl. Himmel. In beiden sind die Sterne nahe ringförmig angeordnet. In der nördl. K. ist der hellste Stern (Gemma) zweiter Größe, in der zwischen dem Skorpion u. Centaur befindlichen südl. K. ist der hellste Stern dritter Größe.

Kronenthaler, eine seit 1755 von Oesterreich geprägte Silbermünze, so benannt nach den 3 Kronen in den oberen 3 Winkeln des auf dem Revers befindlichen Andreaskreuzes. Sie war für die vormaligen niederl. Provinzen Oesterreichs bestimmt u. hieß deshalb auch früher Brabanter Thaler od. Kreuzthaler. Auch Bayern, Württemberg, Baden u. a. Staaten schlugen K. von gleichem Gehalt wie die österr., jedoch mit einem Kreuz von Scepter u. Schwert statt des Andreaskreuzes. Der Werth des K.s, der jetzt außer Kurs gesetzt ist, betrug 4 Mk. 60½ Pfg.

Kronenwerke, s. „Festung“.

Kronstadt, die stärkste Festung des Russ. Reiches, wurde von Peter d. Gr. 1703 auf der 4 M. im W. der Newamündung gelegenen Insel Kotlin gegründet, um St. Petersburg von der Seeseite vollständig zu sichern. Der Finnische Meerbusen verengt sich hier so, daß die Werke der Stadt u. die auf Rosten in das Meer vorgeschobenen Batterien die beiden Zugänge vollständig beherrschen, welche im N. u. S. der Insel zu der Kronstädter Bai u. somit zur Hauptstadt selbst führen. Dieses seichte, durch viele Sandbänke unsichere Becken, dessen Wasser durch die Newa seinen Salzgehalt fast vollständig verloren hat, zwingt die großen Seeschiffe in K. zu löschen u. ihre Waaren auf kleineren Fahrzeugen nach Petersburg transportiren zu lassen. Die Festungswerke, unter denen das auf einer nahen Insel gelegene Kronslot (Kronschloß) bes. bedeutend ist, sind für den Fremden durchaus unzugänglich; die Stadt selbst, welche 45,755 E. (1871) zählt, ist regelmäßig gebaut u. freundlich durch ihre schönen breiten Straßen u. geräumigen Plätze, welche theilweise von grünen Squares unterbrochen werden. Die drei Hafenbassins, welche den Kauffahrteischiffen, zur Ausrüstung der Kriegsschiffe u. als Kriegshafen dienen, sind von Granitkais, schönen Alleen u. den riesigen Etablissements für alle Zweige der Marine eingeschlossen; von denselben führen der Katharinen- u. der Peterskanal zu den großartigen Magazinen in der Stadt. Neben Handel u. Schiffahrt bildet der Schiffbau den wichtigsten Erwerbszweig der Stadt, welche ihr Emporblühen nam. dem Kaiser Nikolaus zu verdanken hat.

Kronstadt (lat. Brassovium, rumän. Brasiov, ungar. Brassó), siebenbürg. Stadt im Lande der Sachsen, mit 27,766 E. (1869), von denen 10,000 Deutsche, 10,000 Rumänen, 6000 Magyaren sind, ist die volkreichste Stadt des Großfürstenthums u. liegt höchst malerisch in einem schönen, fruchtbaren u. milden Thale des Burzenlandes, von waldigen Bergen umgeben. Die innere Stadt, deren ansehnlichste Gebäude die evangel. Domkirche, die kathol. Pfarrkirche, das Rathhaus u. das Kaufhaus sind, ist noch mit Mauern umschlossen u. trägt in ihrer Bauart u. Anlage einen durchaus deutschen Charakter; umgeben wird sie von den Vorstädten Altstadt, Blumenau u. Bulgarei u. überragt im NO. von der auf einem Bergrücken gelegenen alten Burg der deutschen Ordensritter, welche als Festung im ungar. Revolutionskriege eine wichtige Rolle gespielt hat. K. ist königl. Freistadt u. hat ein protestant. Gymnasium; es vermittelt den größten Theil des Handels Siebenbürgens u. besitzt Eisen- u. Kupferhämmer, Wachsbleichen, Färbereien, Wollwaaren-, Leinwand- u. Lederfabriken u. Flachsdrechseleien. Eine der ältesten deutschen Städte des Landes, wurde K. für dasselbe im 16. Jahrh. als Mittelpunkt der Reformationsbestrebungen von bes. Wichtigkeit.

Krontaube, s. „Tauben“.

Krönung ist die mit kirchlichen Feierlichkeiten verbundene Einsetzung u. Anerkennung eines Monarchen, wobei ihm die Attribute seiner Macht überreicht u. nam. vor vielen Zeugen die Krone auf das Haupt gesetzt wird. Bei den Hebräern war die K. eine religiöse Ceremonie u. bestand aus der feierlichen Salbung, Besteigung des Thrones, Aufsetzung der Krone (Nefer) durch den Hohenpriester, Ueberreichung des Stabes, Umgürtung u. Uebergebung des göttlichen Gesetzbuches. Bei den Persern wurde dem Großkönig ein Kleid des Kyros angelegt u. ein hoher, spitzer Turban aufgesetzt. Unbekannt war die K. den Griechen, Römern u. den ältesten Germanen. Auch die altröm. Kaiser wurden nicht gekrönt, sondern hingen nur eine Corona civica od. laurea in ihrem Palaste auf. Die byzantinischen Kaiser (von Anastasius an) waren es, welche nebst vielen anderen Ceremonien die eigentliche K. zuerst einführten. Die Könige der Franken wurden seit Chlodwig's Zeiten zu Rheims mit dem heiligen Oele gesalbt, die eigentliche K. war nicht der Haupttheil der Ceremonie. Die Longobardenfürsten wurden mit der sog. Eisernen K. in der Kathedrale zu Mailand od. zu Monza gekrönt, in Rom aber fand seit 800, wo Papst Stephan Karl d. Gr. die Krone aufsetzte, bis auf die Zeiten Friedrich's IV. eine Reihe von feierlichen Kaiserkrönungen (gewöhnlich in der Kirche zu St. Johann vom Lateran) statt. Die burgund. Königskrönung wurde in Arles vom Erzbischof vollzogen. In Deutschland geschah die Kaiserkrönung gewöhnlich zu Aachen od. wurde doch dort wiederholt, später in Frankfurt a. M. Die Reichskleinodien, welche seit 1796 in Wien aufbewahrt werden, bestehen aus der Krone, dem Scepter, dem Reichsapfel, den Schwertern Karl's d. Gr. u. des heil. Mauritius, den Sporen, dem Gürtel, einer Dalmatica u. mehreren Chormänteln 2c. Bei der Feierlichkeit fungirten die Kurfürsten, die Geistlichen setzten dem Kaiser gewöhnlich gemeinsam die Krone auf. — In Frankreich wurden die Bourbonenkönige in der Kathedrale zu Rheims vom Erzbischof gekrönt; Napoleon I. setzte sich 1804 in der Pariser Notredamekirche die Krone selbst auf. In England findet die K. in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury statt. In Schweden wird der König in der Nikolaikirche zu Stockholm gekrönt u. leistet den Eid erst nach der Salbung u. K. In Rußland hat Iwan III. die Krönungsceremonie eingeführt, welche im Kreml zu Moskau vor sich geht. Die K. der Könige von Schottland fand ehedem zu Scone, die der Könige von Polen früher zu Gnesen, seit dem 14. Jahrh. in Krakau statt, die der Könige von Spanien fast in jedem ihrer Erbkönigreiche auf andere Weise. Der Kaiser von Oesterreich wird als König von Ungarn in Ofen, als König von Böhmen in Prag gekrönt (der letzte gekrönte König von Böhmen war der 29. Juni 1875 in Prag verstorbene Kaiser Ferdinand I. [s. d.] von Oesterreich); die Könige von Preußen seit 18. Jan. 1701, wo sich Friedrich I. selbst die Krone aufsetzte, in Königsberg. In neuerer Zeit ist in mehreren Staaten an die Stelle der K. die bloße Huldigung getreten. Auch Louis Napoleon, der eine Zeit lang eine K. durch den Papst herbeizuführen suchte, ist ungekrönt gestorben.

Kropf (Struma) heißt eine Krankheit der Schilddrüse, bei welcher sich diese mehr od. weniger beträchlich vergrößert. Entweder sind die normalen Drüsenbläschen überall od. an einzelnen Stellen nur erweitert (einfacher K.), od. es bilden sich Drüsenelemente neu (hypertrophischer K.) od. es entstehen neben, aber getrennt von der normalen Drüse rundliche Drüsenkörper, sog. Nebendrüsen, deren Anfänge wahrscheinlich schon bei der Geburt vorhanden waren. — Die beiden ersten Formen kommen meist gemeinschaftlich vor. In dem Gewebe eines K.es können mehrfache Veränderungen vor sich gehen. Der Drüseninhalt kann sich in eine leimähnliche Masse verwandeln (Kolloidmetamorphose), verfetten, verkalken, die Drüsen können sich entzünden, vereitern, es kann zu starken Blutausflüssen führen. Wird der Inhalt sehr flüssig u. fließen mehrere Drüsenhöhlen in eine größere zusammen, so nennt man das einen Balgkropf. Die Entstehung des K.es ist noch nicht ganz aufgeklärt. Da er in vielen Gegenden, bes. in Gebirgsthälern, endemisch vorkommt, so verlegte man die Ursache in das Trinkwasser; u. da er am Meeresufer, das sich durch Jodinhalationen der auf den Strand geworfenen Seegewächse auszeichnet, nicht od. nur höchst selten auftreten soll, so glaubten Andere den Grund in dem mangelnden Jodgehalt der Luft gefunden zu haben. Die schädlichen Einflüsse des K.es sind außer der Deformität der Druck u. die Verdrängung, welche die Luftröhre, die Speiseröhre, Gefäß- u. Nervenstämme erleiden können. Infolge dessen treten Athem-, Schlingbeschwerden, erschwerter Blutumlauf u. heftige Nervenschmerzen ein.

Die Heilung des K.es ist nur in frischen Fällen zu erwarten. Bei endemischem K. erreicht man durch Verlassen des Wohnortes viel. Außerdem u. in andern Fällen werden Jodpräparate mit Glück angewendet, entweder äußerlich als Tinktur od. Salbe, innerlich in verschiedener Form u. neuerdings auch Einspritzungen von Tinktur in den K. selbst. Das letzte Mittel bleibt die Exstirpation, die aber als gefahrvoll nur selten unternommen wird, weil die zahlreichen erweiterten Gefäße in der weichen, die Blutgerinnung nicht begünstigenden Drüsensubstanz schwer stillbare Blutungen veranlassen.

Kropffelchen, Kropfmaräne, s. „Kilch".

Kropfgans, s. „Pelikan".

Krösos, Sohn des lydischen Königs Alyattes, folgte diesem in der Regierung um 560 v. Chr. Er dehnte sein Reich ostwärts bis an den Halys aus u. machte sich auch die asiat. Hellenen tributpflichtig. Wegen seines Reichthums u. seiner glänzenden Machtstellung hielt sich K. für den glücklichsten aller Menschen, soll aber in dieser Beziehung von Solon aus Athen eines Besseren belehrt worden sein. Auch traf ihn bald das Unglück, seinen Sohn Atys durch einen Unglücksfall auf der Jagd zu verlieren; sein zweiter, taubstummer Sohn bekam später bei der höchsten Gefahr des Vaters die Sprache wieder. Die Besiegung seines Schwagers Astyages von Medien durch den Perserkönig Kyros machte ihn für sein eigenes Reich besorgt. Durch große Geschenke suchte er sich daher den delphischen Gott geneigt zu machen, um zu erfahren, ob er die Perser bekriegen solle od. nicht. Die doppelsinnige Antwort des Orakels — dieselbe lautete: „Wenn K. über den Halys geht, wird er ein großes Reich zerstören!" — zu seinen Gunsten deutend, begann er den Krieg u. traf bei Sinope mit dem pers. Heere zusammen. Die Schlacht blieb unentschieden, aber K. zog sich nach Lydien zurück u. entließ seine Hülfstruppen, in der Meinung, Kyros werde während des Winters nichts unternehmen. Dieser erschien jedoch plötzlich vor Sardes, schlug den Gegner unter den Mauern der Hauptstadt, u. K. mußte sich wenige Tage darauf ergeben (546 v. Chr.). Er wurde vom Sieger ehrenvoll behandelt u. erscheint bei Herodot von da an als Freund u. Rathgeber des Perserkönigs, der auch seinem Sohn u. Nachfolger Kambyses befahl, K. zu ehren. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.



Nr. 381. Kronstadt.

Krossen, Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg mit 6977 E. (1871), liegt am linken Ufer der Oder u. am Einfluß des Bobers, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes u. Hauptsteueramtes, ist regelmäßig gebaut u. hat 3 Kirchen, ein altes Schloß u. Fabriken für Wollspinnerei u. Tuchmanufaktur. Nicht unbedeutend sind die Wollmärkte u. die Oderschifffahrt. Die nähere Umgegend treibt Bergbau auf Braunkohlen u. sogar noch etwas Weinbau. Der Kreis K. umfaßt 23,[illegible] □M. mit 60,158 E. (1871).

Kröten (Gattung Bufo) heißen die bekannten schwanzlosen Amphibien mit warziger, drüsenreicher Haut, drüsigen Wülsten (sog. Ohrdrüsen) hinter dem Trommelfell, nur halben Schwimmhäuten an den fünfzehigen, nicht als Sprungbeine entwickelten Hinterbeinen u. vorn angewachsener, hinten freier Zunge. Die K. sind scheue, nächtliche, meist schwerfällige Thiere, die sich an dunkeln, feuchten Orten, unter Steinen u. Moos aufhalten, mehr kriechen als hüpfen, nur zum Laichen ins Wasser gehen u. sich durch Vertilgen von Schnecken u. Insekten nützlich erweisen, so daß sie in manchen Gegenden, wie in England, deshalb geradezu in Gärten gehalten werden. Heilpräparate aus K., wie schwarzgebrannte K. (pulvis aethiopicus) u. Krötenöl, sind wirkungslos. Der von ihrer Haut abgesonderte, scharfe, meist übelriechende Saft wirkt zwar auf zarte Haut reizend, ist aber nicht geradezu für giftig zu erklären. Als einheimische Arten sind zu unterscheiden: die 11 cm. große gemeine od. Feldkröte (Bufo cinereus), grau, braungrau od. grünlich u. braungefleckt, auf der Unterseite weißlich, u. die olivengrüne, rothwarzige, etwas kleinere Kreuz- od. Rohrkröte (Bufo calamita) mit einem hellgelben Längsstreif über den Rücken. Die südamerikanische Riesenkröte (Bufo Agua) wird über [illegible] m. lang. — Als „K." werden, wegen der warzigen Haut, auch die verschiedenen Unkenarten (s. d.) bezeichnet, denen das Trommelfell wie die Ohrdrüsen fehlen, u. die lange Hinterbeine haben: die Feuerkröte, die Knoblauch- od. Wasserkröte (Krötenfrosch, Teichunke) u. die Geburtshelferkröte od. der Feßler (Fesselfrosch). Endlich ist die surinamische Wabenkröte (Pipa) zu nennen, deren Männchen dem Weibchen den Laich auf den Rücken streicht, worauf in eigenthümlichen, wabenartigen Räumen der wuchernden Haut sich die Jungen entwickeln. Sie hat keine Zunge (Fehlzüngler). In Stein eingeschlossene K. sind mehrfach, angeblich lebend, aufgefunden worden, doch ist diese letztere Thatsache noch nie von klassischen Zeugen konstatirt worden. Als Krötensteine (Bufoniten) sind fossile Fischzähne (Sphaerodus) bekannt.

Krotoschin, Kreisstadt im Reg.-Bez. Posen mit 7866 zur Hälfte kathol. u. zu [illegible] poln. E. (1871), hat eine protest. u. eine kathol. Kirche, ferner ein Gymnasium u. ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes. Beträchtlich ist die Tabakfabrikation. K. ist Hauptstadt eines Mediatfürstenthums K., mit welchem 1819 Fürst Karl Alexander von Thurn u. Taxis für die an den Staat abgetretene Posthalterei in Rheinpreußen entschädigt wurde. Der Kreis K. hat auf 17,[illegible] □M. 65,946 E.

Kru, Kruh, Krumänner (sie selbst nennen sich Krao), Eingeborene eines Theils der Liberiaküste zwischen Kap Mesurado u. Kap Palmas, Westafrika, haben, im Gegensatz zu den übrigen weniger kräftigen Negern, starke Muskeln u. sind meist von herkulischer Gestalt. Jeder Händler, jeder Reisende in diesem Theile Westafrika's nimmt von diesen brauchbarsten aller afrikanischen Eingeborenen auf die Dauer der Reise eine Anzahl mit sich; auch in den Faktoreien sind sie beschäftigt. Die Kriegs- u. Handelsschiffe werden in Sierra Leone mit K. versorgt

u. diese erhalten den Lohn u. die Ration gewöhnlicher Seeleute. Südlich vom Congo vertritt der Stamm der Kabinda ihre Stelle, doch sind die Leute nicht so gut u. willig als die K. Die K. sind ebenso im Wasser wie auf dem Lande zu Hause. Sie sind treu, von guten Sitten u. gute Arbeiter, wenn sie nicht zu gut behandelt werden. Dann freilich entfaltet sich ihre thierische Natur u. sie werden faul u. übermüthig. Unter den Sklavenhändlern ist es eine ausgemachte Sache, daß die K. u. Kabinda nicht fortgeschleppt werden dürfen. Bisweilen ist dieses stillschweigende Uebereinkommen verletzt worden, dann aber haben die Verkauften sich stets vor Heimweh aufgerieben u. sind gestorben, od., wie sich die Sklavenhändler ausdrücken, sie sind „aus Tucke" gestorben. Sie haben eine zärtliche Liebe zu ihren Müttern u. eine Vaterlandsliebe, wie sie selten unter Negern zu finden ist. (Vgl. Oberländer, „Westafrika", Lpz. 1874).

Krüdener, Juliane, Freifrau v., genannt „die Magierin des Nordens", wurde als die einzige Tochter des Frhrn. v. Vietinghoff 21. Nov. 1764 zu Riga geb., erhielt eine vollständig gelehrte Bildung u. wurde 1783 mit dem Frhrn. Burkhard Alexis Konstantin **v. K.** (geb. 24. Juni 1744, gest. als russ. Gesandter zu Berlin 14. Juni 1802) vermählt. Die diplomatischen Reisen ihres Gemahls boten ihr vollauf Gelegenheit, in der großen Welt zu glänzen; sie trieb eine unsinnige Verschwendung, knüpfte verschiedene Liebesverhältnisse an u. veranlaßte dadurch eheliche Zwistigkeiten, die schließlich zur Scheidung führten. Frau v. K. lebte seitdem in Paris, wo sie außer den Bällen der schönen Tallien auch die mystischen Zusammenkünfte einer neuen religiösen Sekte besuchte, die von vornehmen Frauen gegründet worden war. Auch schrieb sie den damals das größte Aufsehen machenden Roman „Valérie" (2 Bde., Par. 1804; deutsch, Lpz. 1804), in dem sich die weibliche Eitelkeit in ihrer ganzen Blöße zeigt. Mehr u. mehr füllte sich ihr Salon mit Verehrern ihrer talentreichen Persönlichkeit. Nichtsdestoweniger verlegte sie 1806 ihren Aufenthalt nach Deutschland, wo sie sich unter der Gunst der Zeitverhältnisse die Geltung einer Prophetin zu verschaffen wußte. In Potsdam sah sie zum ersten Mal den Kaiser Alexander I. von Rußland, auf den sie einen außerordentlich starken Einfluß gewann; sie soll sogar den ersten Anlaß zur Heil. Allianz gegeben haben. Eine Herzensneigung des Kaisers u. die eingetretene politische Ruhe beraubten sie endlich ihres Einflusses auf Alexander, u. sie ging nun nach der Schweiz. Hier hielt sie pietistische Konventikel u. öffentliche Bußpredigten, spendete aber auch Wohlthaten mit vollen Händen; da sie jedoch dadurch auch ganze Scharen von Bettlern u. Vagabonden herbeizog, die ihr von Ort zu Ort folgten, so erweckte sie die Besorgnisse der Behörden u. wurde im Febr. 1817 ausgewiesen. Das gleiche Schicksal traf sie in Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen u. Preußen; von preuß. Behörden wurde sie sogar im Febr. 1818 über die russ. Grenze gebracht. Von ihrem früheren Verehrer, dem Kaiser Alexander, verleugnet, lebte sie dann auf ihrem Gute Kosse in Livland, ging später nach der Krim, wo sie eine Kolonie anzulegen beabsichtigte, u. starb dort zu Karasu-Basar 25. Dez. 1824. Vgl. Eynard, „Vie de Mad. K." (2 Bde., Par. 1849); Capefigue, „La baronne de K. et l'empereur Alexandre I au congrès de Vienne et les traités de 1815" (ebd. 1866; mehr pikant als historisch); „Frau v. K., ein Zeitgemälde" (1868).

Krug, Wilhelm Traugott, hochverdient als Philosoph u. Patriot, geb. zu Radis bei Wittenberg 22. Juni 1770, studirte 1788–94 in Wittenberg, Jena u. Göttingen, habilitirte sich dann in Wittenberg, konnte es aber hier als Bekämpfer der religiösen Orthodoxie nicht einmal zum außerord. Professor bringen, folgte daher als solcher 1801 einem Rufe nach Frankfurt a. d. O., wurde 1804 (nach Kant's Tode) ord. Prof. der Logik u. Methaphysik in Königsberg, wo er auch bald den Lehrstuhl der praktischen Philosophie erhielt, u. ging in gleicher Eigenschaft 1809 nach Leipzig. Als Lehrer der Philosophie versuchte K. es zuerst, die Lehre von der Staatsverfassung u. Staatsverwaltung, die Aesthetik, die Pädagogik u. die Eintheilung der Wissenschaften in ihren Bereich zu ziehen, u. diese erweiterte philosophische Anschauung führte ihn auf die Bahn des politischen u. sozialen Fortschritts; insbes. widmete er seit 1806 seine Hauptkraft der freiheitlichen Gestaltung Deutschlands. Er half 1807 den sog. Tugendbund gründen, zu dessen Obercensor er gewählt wurde u. dessen „Wesen u. Wirken" er später selbst beschrieb (1816). 1812 machte er seinem Franzosenhaß in einem gegen den Feind gerichteten „Gaudeamus", sowie in Aufrufen „An Sachsens streitbare Jugend" u. „An Sachsens König" Luft; nach der Leipziger Schlacht legte er sein Universitätsrektorat nieder, um sich selbst den sächs. Hülfstruppen der Verbündeten (dem Banner der reitenden Jäger) einzureihen. Nach dem ersten Pariser Frieden zurückgekehrt, übernahm er wieder seine Professur u. wurde auch wieder zu Gunsten der liberalen Bestrebungen literarisch thätig. Er weckte insbes. das Verlangen nach Verfassungen, trat für die unter dem Druck der Censur leidende Presse in die Schranken, nahm die studirende Jugend gegen die Reaktion in Schutz, trat den Umtrieben der Jesuiten wie dem Unwesen der Proselytenmacherei entgegen, schenkte seine Begeisterung auch der Wiedergeburt der griech. Nation u. befürwortete die Emanzipation der Juden. Und denselben Eifer, denselben Muth bethätigte er auch auf dem parlamentarischen Kampfplatze, als er 1833 die Universität Leipzig auf dem konstitutionellen Landtage Sachsens vertrat. Im folgenden Jahre zwar von seiner Lehrstelle entbunden u. pensionirt, behielt er aber Sitz u. Stimme im akademischen Senat u. in der Fakultät, setzte auch seine philosophischen Vorlesungen fort, bis er 13. Jan. 1842 zu Leipzig starb. Seine Werke philosophischen, encyklopädischen u. nam. sozialpolitischen Inhaltes sind mehr als 200 an der Zahl. — Vergl. K.'s Selbstbiographie „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus" (Lpz. 1826; 2. Aufl. 1842) u. den Nachtrag zu eben genanntem Werke: „Leipziger Freuden u. Leiden im J. 1830 ꝛc." (ebd. 1831).

Krug v. Nidda, Friedrich Albert Franz, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Gatterstädt bei Querfurt 14. Mai 1776, machte 1812 als königl. sächs. Hauptmann den Feldzug nach Rußland mit, lebte später auf seinem Familiengute, war wiederholt ständischer Deputirter u. starb 29. März 1843. Von seinen Werken sind zu nennen: das historische Drama „Heinrich der Finkler" (Lpz. 1818); „Gedichte" (ebd. 1820); „Erzählungen u. Romanzen" (ebd. 1821); das heroische Gedicht „Skanderbeg" (ebd. 1823, 2 Thle.); „Lokalumrisse" (Halle 1825); „Chronikensagen in Romanzen" (Lpz. 1824); „Bilderskizzen einer Rheinwanderung" (Quedlinb. 1833); „Erinnerungsblätter einer Schweizreise" (Querfurt 1840) ꝛc.

Krüger, Bartholomäus, aus Sperenberg, um 1580 Stadtschreiber u. Organist zu Trebbin im preuß. Reg.-Bez. Potsdam, einer der besten dramatischen Dichter u. Volksschriftsteller des 16. Jahrh. Wir haben von ihm: „Eine schöne vnd lustige newe Action von dem Anfang vnd Ende der Welt ꝛc." (o. O. 1580) u. „Ein newes weltliches Spiel wie die pewrischen Richter einen Landsknecht vnschuldig hinrichten lassen ꝛc." (o. O. 1580) u. die Geschichte eines zweiten Eulenspiegels Namens Hans Clauert, Sohn eines Bürgers zu Trebbin („Hans Clauert's Werckliche Historien ꝛc.", Berl. 1587 u. oft; später erneuert bei Marbach, „Deutsche Volksbücher", Nr. 39). Uebrigens hält man ihn auch für den ersten Redakteur der Faustsage in Deutschland.

Krüger, Ephraim Gottlieb, Kupferstecher, geb. 20. Juli 1756 zu Dresden, auf dortiger Akademie ausgebildet, 1803 zum Mitglied u. 1815 zum Professor an derselben ernannt, gest. zu Dresden 9. Jan. 1834, stach meistens nach älteren Meistern, darunter den „Bohnenkönig" nach Jordaens, den „Musikmeister" nach Netscher, eine „Susanna" nach Valentin u. noch in hohem Alter eine „Madonna mit dem Kinde" nach Gimignano's Bilde in Dresden.

Krüger, Ferdinand Anton, Kupferstecher, geb. zu Dresden 1793, wurde Schüler von Johann Gotthold u. Müller in Stuttgart, von Longhi in Florenz u. weiter ausgebildet in Rom u. in Paris. Seine Stiche, meist nach religiösen u. Historienbildern älterer u. neuerer Meister, sind mit großer Sicherheit u. Klarheit ausgeführt. Zu den bedeutendsten derselben gehören „Die Madonna mit dem Stieglitz" nach Rafael, „Die Philosophie" nach C. Vogel u. „Sofronia u. Olindo" nach Overbeck.

Krüger, Franz, von seiner Virtuosität im Pferdemalen der „Pferdekrüger" genannt, geb. 3. Okt. 1797 zu Radegast bei Köthen, gest. zu Berlin 21. Jan. 1857. Seine Pferdebilder u. Reiter, meistens Portraits, sind von großer Naturwahrheit, trefflicher Komposition u. kräftigem Kolorit. Zu den bekanntesten gehören die

„Parade eines Kürassierregiments unter Friedrich Wilhelm III." u. „Die Huldigung Friedrich Wilhelm's IV."

Krümelzucker, s. v. w. Traubenzucker.

Krummacher, Name dreier hervorragender protest. Theologen u. Kanzelredner. 1. Friedrich Adolf **K.**, der Parabeldichter, geb. 13. Juli 1767 zu Tecklenburg in Westfalen, studirte, in seiner Vaterstadt vorgebildet, seit 1786 zuerst in Lingen, dann zu Halle Theologie, war 1789—1800 in verschiedenen Schulämtern zu Bremen, Hamm u. Mörs thätig, wurde dann Professor der Theologie zu Duisburg u. 1806 Pfarrer zu Kettwig an der Ruhr. 1812 siedelte er als Generalsuperintendent u. Oberhofprediger nach Bernburg, 1824 als Oberpfarrer der Ansgariuskirche nach Bremen über. Im J. 1843 zog er sich in den Ruhestand zurück u. starb 4. April 1845. Als wissenschaftlicher Theologe begründete K. seinen Ruf mit der Schrift „Ueber den Geist u. die Form der Evangelien" (Lpz. 1805), als Dichter durch seine weitverbreiteten Parabeln (Duisb. 1805 u. öfter), in denen er allerdings Herder nachahmt, aber mehr als dieser in den Geist dieser Dichtungsart eindrang; manchmal fällt er freilich in den Parabeln, die er vorwiegend von ihrer epischen Seite auffaßte, aus dem naiven Ton der biblischen Parabel in ein weichliches u. schwülstiges Allegorisiren. Seine „Apologen u. Paramythien" (Duisburg 1810) machten weniger Glück; mißlungen ist sein „Festbüchlein" (3 Bde., Essen 1808—9 u. oft), durchaus keine „Schrift fürs Volk", was sie nach seinem Plane sein sollte. Ein tief durchdachtes u. witziges Buch, leider wenig bekannt, ist sein „Das Wörtlein Und" (Duisb. 1811). Zu nennen sind schließlich sein Gedicht „Die Kinderwelt" (Duisb. 1809 u. 13); der „Bibelkatechismus" (1810 u. oft) u. der „Katechismus der christl. Lehre rc." (1825; 9. Aufl., Essen 1850). — 2. Gottfried Daniel **K.**, Bruder des Vorigen, geb. 1. April 1774 in Tecklenburg, studirte gleichfalls in Duisburg u. wurde nach mehrjähriger Lehrerthätigkeit 1798 Pfarrer in Bärl bei Mörs, 1801 Pfarrer in Wülfrath u. 1816 in Elberfeld. Hier rief er durch die Schroffheit seines Auftretens in Predigt u. Seelsorge, insbes. durch die altreformirte Betonung der unbedingten Gnadenwahl, eine unerhörte Bewegung hervor, die sogar 1819 das Einschreiten der oberen Kirchenbehörde zur Folge hatte u. einen Theil der Gemeinde in eine Sekte verwandelte. Die eigenthümliche exklusive Richtung des sog. Wupperthales, die bis heute fortbestanden hat, ist vornehmlich auf seine (übrigens auch vielfach segensreiche) Wirksamkeit zurückzuführen. Er starb 30. Jan. 1837. Von seinen Schriften (fast sämmtlich Predigten) sind berühmt geworden: die „Reformationspredigten" (Elberf. 1817); „Jakob's Kampf u. Sieg" (1829; 4. Aufl. 1857); die „Wanderungen Israels durch die Wüste nach Kanaan" (2. Thl. 1834; 3. Aufl. 1848—51), ein merkwürdiges Beispiel allegorischer Schriftauslegung. Nach seinem Tode gab sein Neffe Predigten unter dem Titel „Gute Botschaft" mit einer Biographie des Verfassers heraus (Elberf. 1848), eine andere Sammlung als „Tägliches Manna für Pilger durch die Wüste" (7. Aufl., Elberf. 1860). — 3. Friedrich Wilhelm **K.**, Sohn des Parabeldichters, geb. zu Mörs 28. Jan. 1796, wirkte seit 1825 als Pfarrer zu Gemarke, dann seit 1835 nach seinem Oheim Gottfried Daniel K. u. in dessen Sinne in Elberfeld, seit 1840 in Bremen, wo er sich gleichfalls durch sein orthodoxes Eifern eine bedenkliche Berühmtheit schuf; 1843 siedelte er als reformirter Prediger nach New-York über, kehrte 1844 abermals nach Elberfeld zurück u. wurde 1847 Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, 1853 Hofprediger zu Potsdam, wo er 11. Dez. 1868 starb. Von seinen zahllosen u. viel verbreiteten Predigten nennen wir die Sammlungen „Salomo u. Sulamith" (Predigten über das Hohe Lied; 8. Aufl., Elberf. 1869); „Elias der Thisbiter" (5. Aufl. 1860); „Blicke in das Reich der Gnade" (3. Aufl. 1869); „Elisa" (3 Bdchen., 1842—45); die sieben „Zeitpredigten" (1845—47); die „Neuen Predigten" (3 Bde., 1847—62 u. öfter); „Die Sabbathglocke" (12 Bde., 1851—58); „Des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Heimat" (3 Bde., Berl. 1858—59), endlich die Liedersammlung „Zionsharfe" (Elberf. 1827) u. die „Kirchlichen Lehrstimmen" (2 Thle., Elberf. 1846).

Nr. 3817. Friedrich Adolf Krummacher (geb. 13. Juli 1767, gest. 4. April 1845).

Krummholz, s. „Knieholz". **Krummstab**, s. „Bischof".

Krümpersystem. Als Preußen gemäß des Tilsiter Friedens nur ein stehendes Heer von 40,000 Mann halten durfte, dabei aber sich bewußt war, daß in nicht allzulanger Zeit ein erneuter Kampf gegen Frankreich nothwendig sein werde, schritt man zu dem sog. K., d. h. man behielt stets 40,000 Mann bei der Fahne, wechselte aber mit den Mannschaften, indem die ausexerzirten entlassen u. dafür neue Mannschaften eingestellt wurden. Die ausexerzirten Leute wurden Krümper genannt. Aus diesem Systeme, welches nur ein Nothbehelf war, da eine in allen Richtungen ausgebildete Organisation fehlte u. für die fortlaufende Beschaffung der nothwendigen Offiziere keine Vorsorge bestand, erwuchs das eigentliche Landwehrsystem in den Gesetzen vom 3. Sept. 1814 u. in der Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815, Alles Grundlagen unserer heutigen Wehrverfassung.

Krünitz, s. „Kreuzschnabel".



Nr. 3818. Alfred Krupp (geb. 11. April 1812).

Krupp, Alfred, weltberühmter Industrieller, preuß. Geheimer Kommerzienrath, geb. zu Essen 11. April 1812, ist der Sohn Friedrich **K.'s**, der 1827 eine Gußstahlfabrik in Essen gründete. Lange Jahre blieb der Erfolg zweifelhaft, bis es endlich dem Gründer gelang, sich durch seine Bemühungen um eine Verbesserung des Stahls aus den bescheidensten Anfängen emporzuarbeiten. Sein Sohn übernahm 1848 die Firma „Friedrich K." als alleiniger Inhaber u. hat heute die Genugthuung, die Fabrik nicht nur zum großartigsten industriellen Etablissement der ganzen Welt gemacht, sondern auch den daraus hervorgehenden Produkten unbestritten den ersten Rang bei allen Technikern gesichert zu haben. Die K.'sche Fabrik nimmt jetzt

einen Flächenraum von 230 Hektaren ein, besitzt 280 Dampfmaschinen (die größte von 1000 Pferdekräften), 70 Dampfhämmer von 600 bis herab zu 2 Ctrn. Gewicht, 900 Werkzeugmaschinen, 550 Schmelz-, Glüh- u. Cementöfen u. über 200,000 Schmelztiegel. Selbst im Kriegsjahr 1870 beschäftigte K. 7100 Arbeiter, 1872 sogar 11,000; die Gußstahlproduktion betrug im erstgenannten Jahre 130 Mill. Pfund, im nächsten 150 Mill. In der Herstellung großer Gußstahlblöcke, die in der K.'schen Fabrik überhaupt zuerst gelang, leistet diese das Außerordentlichste; schon auf der Londoner Weltausstellung befand sich ein K.'scher roher Gußblock als ein Cylinder von 1,15 m. Durchmesser u. 2,5 m. Länge im Gewicht von 400 Ctrn. Seit 1846 liefert die Fabrik gezogene Gußstahlgeschütze, die inzwischen immer mehr vervollkommnet worden sind; in der Konstruktion von Monstrekanonen (bis zu 1000 Ctrn. Rohrgewicht u. 1100pfündigen Geschossen) ist sie unübertroffen. Dasselbe gilt von ihren Gußstahlachsen, insbes. für Dampfschiffe. Außerdem liefert sie Räder u. Bandagen für Eisenbahnen, Schienen u. Federn für Eisenbahnen u. Gruben, verschiedene Maschinentheile, Kesselbleche, Walzen, Werkzeugstahl 2c.

Kruse, Karsten (Christian), deutscher Historiker, geb. zu Hiddigwarden im Oldenburgischen 9. Aug. 1753, war zuerst Subkonrektor in Oldenburg u. wurde 1822 Professor der historischen Hülfswissenschaften in Leipzig, wo er 4. Jan. 1827 starb. Er gab insbes. einen „Atlas zur Uebersicht der Geschichte aller europ. Staaten" (Oldenb. 1802—18) heraus, dessen 6. Aufl. (1841) von seinem Sohne Friedrich Karl Hermann v. K. besorgt wurde. Dieser, geb. zu Oldenburg 21. Juli 1790, studirte in Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber daneben mit der Geschichte u. veröffentlichte 1813 als erste literarische Arbeit eine Abhandlung „Ueber Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus 2c." Eine Zeit lang in Leipzig u. dann in Breslau als Lehrer thätig, folgte K. einem Rufe als Professor der alten u. mittleren Geschichte nach Halle, von wo er 1828 als Professor der Welt- u. speziell der russ. Geschichte nach Dorpat ging. Geadelt u. mit dem Range eines Wirklichen Staatsrathes kehrte K. 1853 nach Deutschland zurück. Er starb zu Gohlis bei Leipzig 23. Aug. 1866. Von seinen Werken sind zu erwähnen: „Budorgis od. das alte Schlesien 2c." (Dresd. 1819); „Hellas 2c." (Lpz. 1825—27); „Necrolivonica od. Alterthümer Liv-, Esth- u. Kurlands" (Dorp. 1842); „Bemerkungen über die Ostseegouvernements" (Lpz. 1842); „Russ. Alterthümer" (Dorp. 1844); „Genealogische Tabellen zur Geschichte Rußlands" (ebd. 1845—46); „Urgeschichte des esthnischen Volksstammes u. der kaiserlich russ. Ostseeprovinzen" (Moskau 1846); „Chronicon Nortmannorum, Wariago-Russorum etc." (Hamb. u. Gotha 1851) u. ein in seiner ersten Auflage allerdings fehlerreicher „Allgemeiner biographisch-historischer Festkalender für Gebildete u. Gelehrte" (Lpz. 1864; 2. Aufl. 1866).

Kruse, Heinrich, Dramatiker u. Journalist, ist ein Sohn des auch als Schriftsteller, insbes. als Lokalhistoriker bekannten Andreas Theodor K., der u. A. 29. Nov. 1873 als Altermann des Stralsunder Gewandhauses im 87. Lebensjahre starb. Zu Stralsund 15. Dez. 1815 geb., studirte K. 1833—38 in Bonn u. Berlin Philologie, hielt sich dann einige Jahre im Auslande auf, wurde 1844 Gymnasiallehrer in Minden, trat aber 1847 in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" ein. 1848—49 Nachfolger von Gervinus in der Leitung der „Deutschen Zeitung" in Frankfurt a. M., kehrte er hierauf zur „Kölnischen Zeitung" zurück. Seit 1855 stand er an der Spitze ihrer Redaktion, bis er 1872 nach Berlin übersiedelte. Auf dem Gebiete der dramatischen Poesie trat er zuerst mit dem Trauerspiel „Die Gräfin" (Lpz. 1868; 4. Aufl. 1872) auf, welches von der Schillerkommission neben Geibel's „Sophonisbe" ausgezeichnet wurde; dann folgten die Dramen „Wullenweber" (ebd. 1870; 2. Aufl. 1871), „König Erich" (ebd. 1871) u. „Brutus" (ebd. 1874). Außerdem hat er auch kleinere Dichtungen, nam. humoristische, wie z. B. den Fastnachtsschwank „Der Teufel im Leibrock", veröffentlicht.

Krusemann, Cornelius, holl. Historien-, Genre- u. Portraitmaler, geb. zu Amsterdam 25. Sept. 1797, erhielt seine künstlerische Ausbildung zunächst in seiner Vaterstadt, später in Paris u. in Rom; er starb 14. Nov. 1857. Seine Bilder zeigen weniger geistige Tiefe als gefällige, reizende Ausführung, bes. seine weiblichen Portraits. Eins seiner Hauptbilder im Fache der Historie ist „Die Predigt Johannis des Täufers", der dann noch andere biblische folgten. Sein Vetter u. Schüler war Jan Adam K., geb. zu Haarlem 12. Febr. 1804, gest. 1862. Dieser genoß auch in Brüssel den Unterricht David's u. Navez' u. bildete sich in der Historie u. im Portrait zu einem sehr tüchtigen Maler aus.

Krusenstern, Adam Johann, Ritter v., russ. Weltumsegler, stammte aus einer schwed. Familie, die ursprünglich Crusius hieß, u. ward geb. zu Haggud in Esthland 18. Nov. 1770; er trat früh in den Seedienst, machte auf der engl. Flotte den Krieg von 1793 mit u. besuchte 1798—99 auf einem engl. Chinafahrer Indien u. Kanton. Seinem eigenen Vorschlage entsprechend erhielt er 1803 den Auftrag zu einer wissenschaftlich-merkantilischen Expedition nach der Nordwestküste Amerika's u. nach Japan. Mit 2 Schiffen trat er in Begleitung mehrerer Gelehrten diese erste russ. Weltumsegelung 7. Aug. 1803 von Kronstadt aus an u. kehrte 19. Okt. 1806 dahin zurück. Das Unternehmen war äußerst erfolgreich; zwar war der Zweck, neue Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen, nicht erreicht worden, dagegen hatte die Expedition zu verschiedenen Entdeckungen, wie z. B. der Orloffsinseln, u. zur genauen Aufnahme u. Erforschung früher wenig bekannter Länder verholfen; auch die nautische Geographie, die Völker- u. Sprachenkunde wie die Naturwissenschaft erfuhren durch sie mannichfache werthvolle Bereicherung. K. selbst beschrieb diese „Reise um die Welt in den J. 1803—6" (3 Bde. mit einem Atlas von 104 Tafeln, Petersb. 1810—12), die in viele Sprachen übersetzt worden ist. Gleichfalls Ergebnisse seiner Reise waren die von K. später herausgegebenen Werke: „Beiträge zur Hydrographie der größeren Ozeane" (Lpz. 1819); „Atlas de l'océan pacifique" (2 Bde., Petersb. 1824—27); „Recueil de mémoires hydrographiques pour servir d'analyse et d'explication à l'atlas de l'océan pacifique" (2 Bde., ebd. 1824—27; Supplement dazu, ebd. 1833) u. viele Abhandlungen in verschiedenen Zeit- u. Gesellschaftsschriften. 1824 ward K. Kurator der Universität Dorpat, 1826 Kommodore u. zweiter Direktor des russ. Seekadettencorps. Er starb auf seinem Gute Aß in Esthland 12. Aug. 1846. Am 18. Nov. 1873 ward in Petersburg sein Denkmal enthüllt.

Kruster, Krustenthiere, s. „Krebsthiere".

Kruzifix, die plastische Darstellung Christi am Kreuze, wie sie im Mittelalter u. noch jetzt in der Kathol. Kirche als Reliquienkreuz, d. h. als Behälter einer Partikel vom Kreuze Christi, als Altarkreuz, Prozessionskreuz, in sehr großen Dimensionen als Triumphkreuz unter dem Scheidbogen zwischen Chor u. Langhaus der Kirche, in kleinen Dimensionen als Brustkreuz dient. Bei der großen Abneigung der ältesten Christen gegen die bildliche Darstellung des Erlösers (s. „Christusbilder" u. „Kreuz") ist es erklärlich, daß K.e aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums nicht vorhanden sind. Mit den schriftlichen Nachrichten, die ein solches zuerst in der 2. Hälfte des 6. Jahrh. erwähnen, stimmt die Entstehungszeit des ältesten noch vorhandenen fast überein. Es ist das von Gregor d. Gr. (590—604) der Longobardenfürstin Theodolinde geschenkte, im Dom zu Monza befindliche. Sowol dieses, wie andere um etwas jüngere, sind griech. Ursprungs. Christus erscheint darin, wie in den Kreuzigungsbildern (vgl. „Kreuz"), nicht nur betend, sondern bisweilen auch schon sterbend; über seinem Haupte stehen Sonne u. Mond u. an den Enden der Querarme des Kreuzes die Gestalten der Maria u. des Johannes; häufig darunter die griech. Inschriften: „Siehe deinen Sohn"; „Siehe deine Mutter". K.e abendländischen Ursprungs lassen sich wol erst aus der Zeit Karl's d. Gr. u. seiner nächsten Nachfolger nachweisen; von da an werden sie in der romanischen Periode ziemlich häufig. Die meisten derselben sind aus Holz mit Goldblech in getriebener Arbeit bekleidet, mit Edelsteinen u. Email geschmückt, andere auch nur aus unedlen Metallen, gewöhnlich aber auf der Rückseite mit gravirten Darstellungen, z. B. mit den als Vorbilder des Opfertodes Christi geltenden Begebenheiten des Alten Testamentes. Häufig erscheint im K. Christus mit der Krone auf dem Haupt. Auch aus goth. Zeit haben sich viele erhalten, die theils Altarkruzifixe waren, theils Reliquienbehälter. Die Art u. Weise, wie in den K.en der Erlöser dargestellt wurde, stimmt natürlich im Allgemeinen mit der Weise der Kreuzigungsbilder (s. „Kreuz") überein.

Kryger, auch Krüger geschrieben, Hans Andersen, bekannt als Führer der Eiderdänenpartei (s. d.), geb. 6. April 1816, war als Hofbesitzer in Bestoft bei Hadersleben 1848—66 Mitglied der

schleswig'schen Ständeversammlung, außerdem auch des Reichraths der dän. Monarchie, der Notabelnversammlung (1851) u. des Amtsrathes für das Amt Hadersleben. Nach der Einverleibung der Herzogthümer ward er vom ersten schleswig-holsteinischen Wahlkreis in das preuß. Abgeordnetenhaus geschickt, doch mußte hier sein Mandat wegen Eidesverweigerung wiederholt kassirt werden. 1867 auch in den Norddeutschen Reichstag gewählt, stimmte er stets in deutschfeindlichem Sinne, u. beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich veranlaßte diese seine ausgesprochene Gesinnung seine längere Internirung in Lötzen. Als Mitglied des Deutschen Reichstages hat er seine Opposition gegen Deutschland fortgesetzt.

Kryloff, Iwan Andrejewitsch, berühmter russ. Fabeldichter, geb. zu Moskau 13. Febr. 1768, als Sohn eines armen Subalternoffiziers, der 1779 starb, worauf Mutter u. Sohn nach Twer zogen. Hier ward K. Schreiber beim Magistrat, erhielt 1782 eine ganz untergeordnete Beamtenstellung zu Petersburg, wurde aber durch das daselbst neugegründete Nationaltheater angeregt zu seinem ersten Werke, der Oper „Die Kaffeeschwester“, welcher dann noch ein paar Dramen folgten u. auch manche leichtere Dichtungen, durch welche er die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina II. auf sich lenkte. Von der Kaiserin erhielt er 1788 eine Stelle beim kaiserl. Kabinet, doch gab er dieselbe 1790 wieder auf u. gründete nach einander mehrere Zeitschriften (die „Geisterpost“, den „Zuschauer“ u. den „Merkur von St. Petersburg“), die jedoch alle nicht den erhofften Erfolg hatten. So trat er 1801 wieder in den Staatsdienst u. ging als Sekretär des Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen nach Riga, wo er in der Komödie „Der Trumpf“ die dortige Gesellschaft persifflirte. Seine eigentliche Laufbahn begann er 1805, indem er die Lafontaine'sche Fabel „Die Eiche u. das Rohr“ übersetzte. Zwar schrieb er auch später noch andere Sachen, so die beiden Theaterstücke „Das Modemagazin“ u. „Eine Lehre für die Töchter“, aber in der Hauptsache blieb er der Fabel fortan treu. Die erste Sammlung seiner Fabeln erschien 1809, die 2. Aufl. bereits 1811. In letzterem Jahre ward K. Mitglied der Petersburger Akademie u. erhielt vom Kaiser Alexander eine namhafte Pension. Die letzte Fabel, „Der große Mann“, schrieb K. 1835. Von 1812–41 Bibliothekar für die russ. Abtheilung der öffentlichen Bibliothek u. seit 1839 charakterisirter Staatsrath, starb K. zu Petersburg 21. Nov. 1844. Seine Beerdigung ward aus Staatsmitteln bestritten. Im Mai 1855 ward im Petersburger Sommergarten sein Denkmal enthüllt. Eigentliche Fabeln in dem Sinne, den wir nach dem Vorgange der Alten damit verbinden, sind die wenigsten seiner Dichtungen; die meisten sind Anekdoten od. kleine Erzählungen aus dem von ihm mit Natürlichkeit, Witz u. Gutmüthigkeit geschilderten russ. Volksleben. Eine Prachtausgabe der K.'schen Fabeln besorgte Graf Orloff (Par. 1825; deutsch von Torney, Mitau 1842); eine deutsche Uebersetzung lieferte Löwe (Lpz. 1874).

Kryolith (a. d. Griech., von κρύος, Eis, u. λίθος, Stein, also auf Deutsch „Eisstein“), ein Mineral, das seinen Namen einestheils wegen seiner äußeren Erscheinung, die mit Eis einige Aehnlichkeit hat, anderntheils wegen seiner sehr leichten Schmelzbarkeit in der Hitze erhalten hat. Der K. ist Fluornatrium-Fluoraluminium u. enthält in 100 Theilen 32,93 Theile Natrium, 13,03 Theile Aluminium u. 54,04 Theile Fluor, bekommt demnach die chemische Formel $3NaF, Al_2F_6$. — Der K. findet sich im Arksutfjord im südl. Grönland, in einem zinnerzführenden Gneis, wird dort bergmännisch gewonnen u. in bedeutender Menge über Kopenhagen in den Handel gebracht; man benutzt ihn hauptsächlich zur Bereitung von Natronlauge für Seifensiedereien u. zur Abscheidung von metallischem Natrium.

Kryophor, Kälte- od. Frostträger, ist ein von Wollaston angeangegebener, aus Glas gefertigter Apparat, um Wasser durch die bei seiner eigenen theilweisen schnellen Verdunstung entstandene Kälte gefrieren zu machen. Von zwei durch eine Glasröhre verbundenen Kugeln ist die eine zum Theil mit Wasser gefüllt, der übrige Theil aber durch Kochen des Wassers vor dem Zuschmelzen des Apparates luftleer gemacht. Kühlt man dann die leere Kugel — was am zweckmäßigsten durch Auftröpfeln von Aether geschieht — ab, so werden die darin enthaltenen Wasserdämpfe niedergeschlagen, durch den verminderten Druck geräth das Wasser in der andern Kugel zum lebhaften Verdampfen u. der Rest dadurch schließlich zum Gefrieren.

Krypta, s. „Kirche“.

Kryptococcus, eine Gattung der Gährungspilze, von welcher man K. vini, den Weingährungspilz, K. cerevisiae, den Biergährungspilz, unterscheidet, während man den Essiggährungspilz od. die sog. Essigmutter, Essigpflanze, Mycoderma aceti nennt. Durch ihr Wachsthum geben diese merkwürdigen, nur aus winzigen Zellen bestehenden Gebilde (fälschlich Pilze genannt, eigentlich Hefezellen) Veranlassung zur Zersetzung zuckerhaltiger Flüssigkeiten.

Kryptogamen, verborgenehige Pflanzen bei Linné, weil sie im Gegensatze zu den Phanerogamen od. sichtbarblühenden Gewächsen ihre Fortpflanzungswerkzeuge gleichsam verstecken. Es gehören dahin die Familien der Urpflanzen od. Protophyten, der Algen, Pilze, Flechten, Leber- u. Laubmoose, welche die Abtheilung der Zellenpflanzen unter den K. bilden, ferner die Farrnkräuter, Schachtelhalme od. Equisetaceen, Bärlappgewächse od. Lykopodiaceen, endlich die Wurzelfrüchtler od. Rhizocarpeen. Alle diese vereint bilden, den Zellenpflanzen gegenüber, die kryptogamischen Gefäßpflanzen, weil sie die ersten mit Gefäßen versehenen Gewächse des Systems sind.

Krystalle sind solche Körper, welche von gesetzmäßig angeordneten, durch gerade Linien begrenzten, ebenen Flächen umschlossen sind, od. an denen man wenigstens erkennen kann, daß die Natur bei der Bildung das Bestreben einer derartigen regelmäßigen Begrenzung gezeigt hat. Es gehört aber zur Begriffserklärung des Wortes K. auch noch die Bedingung, daß der Körper nicht durch mechanische Kraft von Seiten eines Menschen diese Form erhalten hat, sondern daß die Theilchen des K.s infolge der ihnen innewohnenden Anziehungskraft sich selbst so gruppirten, daß der betreffende K. entstand. Ein aus Holz geschnitztes Oktaëder ist also kein K., sondern nur ein Krystallmodell. An jedem K. unterscheidet man Flächen, Kanten, Ecken u. Achsen. Die Zahl der verschiedenen Formen, in denen die Körper krystallisiren können, ist erstaunlich groß u. man hat dieselben, um sich mit größerer Leichtigkeit darin zurecht finden zu können, in gewisse Systeme, Krystallsysteme, gebracht (vgl. „Mineralogie“).

Krystallglas, s. „Glas“.

krystallisiren (Krystallisation) nennt man diejenige chemische Operation, durch welche ein Körper in den sog. krystallinischen Zustand versetzt wird. Will man einen Körper „k. lassen“, so muß man dafür sorgen, daß seine Theilchen (Molecule) in einen leicht beweglichen, verschiebbaren Zustand gebracht werden; dies geschieht nun entweder dadurch, daß man den Körper, wenn er starr ist, schmilzt u. dann erkalten läßt, od. daß man ihn in irgend einem Lösungsmittel, Wasser, Alkohol, Aether u. s. w., auflöst u. durch Verdampfen das Lösungsmittel wieder entfernt. Je verdünnter die Lösungen sind u. je langsamer man dieselben verdampfen läßt, nam. bei gewöhnlicher Temperatur, desto größer u. regelmäßiger bilden sich die Krystalle. Bei gewöhnlicher Temperatur müssen flüssige Körper, wenn sie k. sollen u. überhaupt dieses Vermögen besitzen, abgekühlt werden (z. B. Wasser, Essigsäure, Brom). — Auch aus dem dampfförmigen Zustande, in welchen sie durch Erwärmen gebracht worden sind, können manche Körper durch Abkühlung in die krystallinische Form übergehen, ohne daß sie zuvor wieder flüssig werden, so z. B. Jod, Benzoësäure, Kampher. Körper von verschiedenen Löslichkeitsgraden lassen sich durch wiederholte Krystallisation (Umkrystallisiren) von einander trennen. — Der Konzentrationsgrad einer Lösung, bei welchem das K. beginnt, wird gewöhnlich der **Krystallisationspunkt** genannt.

Krystallographie ist die Lehre von den Krystallen (s. d.).

Krystallpalast, der auf einem Hügel bei Sydenham, 20 engl. M. von London, sich erhebende Glaspalast, der, vom Spekulationsgeiste ausgeführt, den Zweck hat, den Menschen in seinen Gebräuchen, Kostümen, Wohnungen, Städten, Kunstschöpfungen 2c. vom Alterthum bis in die Gegenwart herein zu veranschaulichen. Als Bauwerk ist der 1854 vollendete K. der wiedererstandene Londoner Ausstellungspalast des Jahres 1851 (Abb. s. Bd. I, Nr. 1047), mit wesentlichen Verbesserungen u. Vergrößerungen. Die ausführenden Architekten waren Fox u. Henderson; an der Ausstattung des Innern waren auch andere ausgezeichnete Kräfte thätig, wie Owen Jones, Digby Wyatt, Wild u. A., welche in allen Ländern Europa's umherreisten, um die Kopien der Kunstschätze an Ort u. Stelle ausführen zu lassen. Die 865⅓ m. lange östl. Hauptfaçade birgt einen 30 Morgen großen Park, dessen blumenreiche, durch Bildwerke u. Wasserkünste geschmückte Anlagen sich terrassenförmig bis in die Nähe der Brightoneisenbahn hinabsenken, wo ein Teich mit Inseln u. künstlichen Berggruppen das Ganze abschließt. Das fast ganz aus Glas u. Eisen bestehende, im mittleren Haupt- od. Querbau 55 m. hohe Bauwerk nimmt einen Raum von 12½ Morgen ein. An die beiden Langseiten des von drei Galerien umzogenen Schiffes schließt sich im Innern eine Reihe von Hallen (Courts) an, in denen die Baustile aller Zeiten u. Völker mit ihren

entsprechenden Skulpturen kopirt sind. Den an Höhe bedeutendsten Mittelbau nimmt der riesige Konzertsaal mit seinem Orchester ein. An das nordl. Ende des Palastes grenzt ein reicher Treibhausgarten. An der Nord- u. an der Südseite erhebt sich je ein runder Wasserthurm, von dem man eine prächtige Rundsicht hat. Es befindet sich darin eine ethnologische u. naturhistorische Abtheilung, ein pompejanisches Haus, von Digby Wyatt nachgebildet, eine orientalische Halle mit Bazar verkäuflicher Gegenstände, eine Sheffieldhalle, ähnlicher Bazar, eine Birminghamhalle, ebenfalls mit Bazar; eine Papierhändlerhalle im Stil der Cinquecentisten, eine Halle für neue Erfindungen, ein großer u. kleiner Konzertsaal, eine Halle der klassischen Bildwerke, eine ägyptische, eine griechische, eine römische Halle, eine mittelalterliche Halle, eine byzantinische Halle, eine Renaissancehalle, eine italienische Halle, eine Halle der Denkmäler christlicher Kunst, eine französische Halle, mehrere Hallen für Töpfer- u. Porzellanwaaren, andere für Glaswaaren, Raum für eine große Zahl von Bildwerken alter u. neuerer Zeit, ein Garten mit tropischen Gewächsen, eine maurische Halle (Alhambra), Standbilder des Ramses II., ägypt. Königs, eine assyrische Halle, Sammlungen aus den Kolonien, ein Saal für Vorlesungen, ein Lesezimmer, ein eigenes Postbureau u. dgl. Die obere erste Galerie enthält eine Ausstellung meist verkäuflicher Gemälde u. Skulpturen, die zweite Galerie naturwissenschaftliche Gegenstände aus Kanada, eine indische Halle, ein nautisches Museum u. ein Industriemuseum. Vgl. H. Bettziech-Beta, „Der K. von Sydenham“ Lpz. 1856).

Krystallwasser od. **Krystallisationswasser** nennt man in der Chemie denjenigen Antheil von Wasser, welchen ein Körper, wenn er sich aus einer wässerigen Lösung in Krystallen abscheidet, in sich aufnimmt u. chemisch gebunden zurückbehält, wobei der Körper vollständig trocken erscheint. So besitzt z. B. der Alaun beinahe die Hälfte seines Gewichtes Wasser u. ist dennoch ganz hart u. trocken; dieses Wasser ist eben K. Dasselbe scheint zur Krystallbildung nothwendig zu sein. — Die Menge des K.s ist stets eine ganz bestimmte, jedoch bei den einzelnen Körpern verschiedene; die am häufigsten vorkommenden Verhältnisse sind auf 1 Aequivalent des Salzes — denn die Salze sind es ausschließlich, die K. aufnehmen — 1, 2, 3, 4, 5, 7, 10, 18 u. 24 Aequivalente Wasser. Das K. läßt sich stets durch Erhitzen austreiben.

Ktesias, ein kleinasiat. Grieche aus Knidos, der 416 v. Chr. als Leibarzt an den pers. Hof kam, den Artaxerxes Mnemon auf seinem Feldzuge gegen Kyros begleitete u. 399 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Von seinen beiden Werken „Περσικά“ u. „Ἰνδικά“ besitzen wir nur Fragmente u. die vom Patriarchen Photios zu Konstantinopel († 891) verfaßten Auszüge. Zwar enthalten des K. Berichte, zumal über die Erdkunde u. Naturgeschichte jener Länder, viele Wundererzählungen, dennoch bleibt seine Geschichte für uns nicht blos die einzige, sondern auch eine höchst wichtige Quelle, weil ihm seine Stellung Gelegenheit bot, anderen Griechen schwer zugängliche Quellen zu benutzen. Die neueste Ausgabe der Fragmente lieferte Müller im 1. Bde. der „Historicorum Graecorum fragmenta“ (Par. 1849).

Ktesibios, bedeutender Mechaniker, der unter Ptolemäos Euergetes (in der 2. Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr.) in Alexandrien lebte, erfand mehrere auf der Wirkung des Luftdruckes beruhende Maschinen, die Pumpen, den krummen Heber u. mit seinem Schüler Heron (s. d.) zusammen den sog. Heronsball (s. d.).

Kuang-si, Kuang-tung, chinesische Provinzen, s. „China“.

Kubatur nennt man in der Integralrechnung die nach den Methoden dieser Rechnungsart ausgeführte Ermittelung des Inhaltes von Körpern.

Kübeck v. Kübau, Karl Friedrich, Freiherr, österr. Staatsmann, geb. zu Iglau in Mähren 28. Okt. 1780, entstammte bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen, studirte in Prag u. Wien u. trat 1800 in den Staatsdienst, um hier durch seine außerordentliche Befähigung schnell zu hohen Stellungen aufzurücken. 1814 besorgte er die Organisationsarbeiten für das Lomb.-venet. Königreich u. für Tirol u. entwarf deren ständische Verfassung, wofür der Kaiser ihm den Ritterstand verlieh. Als Gehülfe des Grafen Stadion machte sich K. seit 1815 um die Regelung der österr. Finanzen verdient. Für seine Erfolge auf den Kongressen in Laibach u. Verona, sowie für den vortheilhaften Abschluß von Finanzgeschäften mit England ward seine Familie 29. März 1825 in den Freiherrnstand erhoben. Seit 1839 Vorsitzender im Gen.-Rechnungs-Direktorium, seit 1840 Hofkammerpräsident u. seit 1841 auch mit dem Vorsitz im Münz- u. Bergwesen betraut, hatte er die oberste Leitung der Finanzen in seiner Hand, u. er führte sie so glücklich, daß zu seiner Zeit von allen Seiten Gold u. Silber nach dem Kaiserstaate strömte. Im Märzministerium 1848 übernahm K. das Departement der Finanzen, doch zog er sich schon Anfang April zurück. Vom Nov. 1849 bis Okt. 1850 war er Vorsitzender der provisorischen Bundescentralkommission in Frankfurt a. M. Im Dez. 1850 zum Präsidenten des österr. Reichsraths ernannt, arbeitete er das organische Statut desselben aus. Am 11. Sept. 1855 starb K. zu Hadersdorf bei Wien an der Cholera. — Sein Neffe Aloys Karl Freiherr **K. v. K.**, geb. 29. Dez. 1819, betrat die diplomatische Laufbahn. Nachdem er theils als Attaché, theils als Legations-Sekretär an verschiedenen deutschen Höfen, im Haag u. in London beschäftigt gewesen, kam er 1848 in das Ministerium des Auswärtigen u. wurde mit mehreren außerordentlichen Missionen betraut. 1859 als Bundespräsidial-Gesandter nach Frankfurt a. M. entsendet, verblieb er in dieser Stellung bis zur Auflösung des Deutschen Bundes (1866). Nach dem Friedensschlusse mit Italien ward er Gesandter am königl. ital. Hofe, als welcher er es verstand, unter schwierigen Verhältnissen günstige Beziehungen zwischen Oesterreich u. Italien herzustellen. Im Mai 1872 zum Botschafter beim päpstlichen Stuhle ernannt, erkrankte K. gleich darauf; er begab sich nach Graz, wo er 14. Mai 1873 starb.

kubisch u. Kubikmaß, s. „Körper, Körperausmessung“.

Küchenlatein heißt schlechtes u. fehlerhaftes, nam. aber mit vielen der Landessprache des Küchenlateiners entnommenen Wortstämmen u. Redensarten vermischtes Latein. Diese latinitas culinaria hat wahrscheinlich als unreines, aus den Auditorien verbanntes Mönchslatein seinen Namen von der Klosterküche erhalten, in die dieser Jargon gehörte; möglich auch, daß es seinen Namen von den vielen in ihm zusammengekochten Ingredienzien erhalten hat. Das K. wurde nach dem Wiederaufleben der klassischen Studien wol oft verspottet, aber doch eben so häufig — bisweilen in sehr witziger Weise, z. B. in den „Epistolae obscurorum virorum“ (s. d.) — gebraucht. Es ist gleichsam eine Travestie des reinen lat. Stils, dem absichtlich fremde Idiotismen beigemischt werden.

Küchenschabe (Brotschabe, Periplaneta orientalis), ein schädliches Insekt aus der Ordnung der laufenden Orthopteren, Familie der Schaben (nicht Schwaben) od. Blattiden, mit dachartiger Bedeckung des Kopfes u. der Mundtheile durch den großen, breiten, schildförmigen Thorax, mit borstenförmigen, langen Fühlern, nierenförmigen Augen, lederartigen, dem flachen Körper platt aufliegenden Flügeldecken, bestachelten langen (Gang-) Beinen u. in beiden Geschlechtern am Körperende 2 gegliederten Fortsätzen. Das Weibchen legt kurz vor dem Ausschlüpfen der Jungen einen großen, lederartigen, länglichrunden, zusammengedrückten Eiersack, der 16—40 Eier in zwei Parallelreihen enthält. Die meisten Schabenarten leben in Wäldern von Pflanzenstoffen, sie sind schnellfüßige, scheue, nächtliche Thiere. Die K. selbst lebt versteckt in Häusern, zumal an warmen Orten, u. verzehrt u. zerschabt (daher der Name) mit ausnehmender Gefräßigkeit alles Genießbare, selbst Schuhwerk. Sie ist 24 mm. lang, sieht schwarzbraun aus u. hat rothe Beine u. Flügeldecken; stammt ursprünglich aus Asien, wo sie „Kakerlak“ heißt, ein Ausdruck, der auch auf die ebenso lichtscheuen Albinos (s. d.) übertragen ist. Jetzt ist sie in ganz Europa überall in den Häusern, bes. häufig bei Bäckern, zu finden, u. wie sie durch Schiffe auch nach Amerika verbreitet wurde, sind umgekehrt die ähnlichen, amerik. Schaben (P. americana, „Baratten“ der Brasilianer) nach Europa, bes. in Seestädte, übergeführt worden. Eine andere, ursprünglich in ganz Europa einheimische Art Schaben, von nur 12 mm. Länge, gelblicher Farbe, mit zwei schwarzen Längsflecken auf dem Thorax, deren gleichlange Flügel u. Flügeldecken den Hinterleib überragen, Blatta germanica, ist an vielen Orten von der vorgenannten P. orientalis aus Küchen u. Kellern verdrängt, erweist sich aber womöglich noch schädlicher als diese; in Tirol heißen sie „Russen“, in Rußland „Preußen“. Vertilgt werden die K.n durch Enten u. Igel, die sie gern fressen, durch Leimruthen, aufgestellte Töpfe mit Eßwaaren, endlich durch weißen Arsenik („Schabenpulver“).

Küchenschelle, s. „Anemone“.

Kücken, Friedrich, beliebter deutscher Liederkomponist, geb. zu Bleckede im Lüneburgischen 16. Nov. 1810; wurde von seinem Vater, einem Landmann, ebenfalls für die Landwirthschaft bestimmt, erhielt aber endlich die Erlaubniß, sich bei Verwandten in Schwerin in der Musik ausbilden zu lassen. Einige Kompositionen für das dortige Militärmusikcorps erregten die Aufmerksamkeit des damaligen Erbgroßherzogs Paul Friedrich, der ihm die Mittel zu seiner weitern Ausbildung gewährte. So ging K. 1831 nach Berlin, wo er bei dem Musikdirektor Birnbach kontrapunktische Studien machte.

Nachdem inzwischen eine Operette von ihm — „Die Flucht nach der Schweiz" — mit Beifall daselbst aufgeführt worden war (1839) u. seine Liederkompositionen in weiteren Kreisen sich zu verbreiten angefangen hatten, ging K. 1841 zunächst nach Wien, darauf nach der Schweiz (wo er die Musikfeste in St. Gallen u. Appenzell dirigirte) u. nahm sodann seinen Wohnsitz in Paris. Im J. 1851 wurde er in Stuttgart zweiter u. nach dem Tode Lindpaintner's (1856) erster Kapellmeister, legte aber 1861 seine Stelle nieder u. lebt seit dieser Zeit privatisirend in Schwerin. — K.'s Lieder (zahlreiche einstimmige, dann mehrstimmige u. nam. Männerquartette) zeichnen sich vornehmlich durch eingängliche Melodik u. gute Stimmbehandlung aus; ferner komponirte er einige Orchestersachen (z. B. die Ouverture „Waldleben"), ein Klavier-Trio, Duos für Klavier u. Violine od. Violoncell, Motetten &c. u. auch eine Oper „Der Prätendent", die aber keinen Erfolg errang.



Nr. 5819. Friedrich Kücken geb. 16. Nov 1810.

Kudrun od. Gudrun, ist der Name eines altdeutschen Epos, dessen gleichnamige Heldin freilich erst im dritten od. Schlußtheile selbst auftritt, während die beiden ersten Abschnitte die Geschichte ihrer Eltern u. Großeltern behandeln. Der Inhalt der K. ist in Kürze folgender: Sigebant, Sohn König Ger's von Irland, vermählt sich mit einer norwegischen Fürstentochter, welche ihm einen Sohn, Hagen gebiert. Bei einem Hoffeste wird der 7jähr. Hagen von einem Greifen zu seinem Neste entführt. In diesem findet Hagen drei gleichfalls vom Greifen entführte Königstöchter von Indien, Portugal u. Iserland; er befreit diese u. sich selbst, indem er die Greifen erschlägt, kehrt nach Irland zurück u. vermählt sich mit Hilde von Irland; aus dieser Ehe entstammt eine gleichfalls Hilde genannte Tochter. Als diese erwachsen ist, läßt König Hetel von Hegelingen durch seine drei als Kaufleute verkleideten Boten Horant, Frute u. Wate um Hilde werben. Hilde wird entführt; Hagen setzt den Entflohenen nach, es kommt zum Kampfe zwischen Hagen u. Hetel, der aber auf Hilde's Bitten beigelegt wird; Hilde bleibt, zugleich mit Hildeburg von Portugal, die auch im Neste der Greifen gewesen war, in Hegelingenland als Hetel's Gemahlin u. gebiert ihm eine Tochter K. u. einen Sohn Ortwin. K. wird eine vielumworbene Jungfrau. Ihre Hand begehren Sifrit von Morland, Hartmut, Sohn Ludwig's von Ormanie, endlich Herwig von Seeland, doch Allen weigert Hetel seine Tochter; Herwig aber fällt in Hetel's Land ein, gewinnt K.'s Liebe u. wird ihr verlobt; nach Jahresfrist soll die Vermählung stattfinden. Innerhalb dieses Jahres nun wird Hetel von Sifrit von Morland mit Krieg überzogen; zu seiner Hülfe zieht Herwig heran. Während aber Beide in diesem Kriege abwesend sind, werden K. u. Hildeburg von Hartmut u. Ludwig, den Normannen, geraubt. Auf die Kunde davon schließt Hetel sofort mit Sifrit Frieden, verfolgt die Räuber, holt sie auf dem Wülpensande ein u. liefert ihnen eine Schlacht, in welcher er aber von Ludwig's Hand fällt; den Normannen gelingt es, während der Nacht mit ihrer Beute zu entkommen. Die Hegelinge kehren traurig zurück u. geloben einen Rachezug in späterer Zeit. Inzwischen weilt K. auf Ludwig's Burg unter Obhut von dessen Gemahlin Gerlint, wird aber von Letzterer, weil sie die Heirath mit Hartmut weigert, schnöde behandelt u. muß die niedrigsten Dienste verrichten; vergeblich sucht Hartmut's Schwester Ortrun ihr Los zu lindern. Nach 13 Jahren endlich unternehmen die Hegelinge ihre Heerfahrt gegen die Normannen, an der sich auch Sifrit betheiligt. Sie landen in Ormanieland, Herwig u. Ortwin gehen auf Kundschaft u. finden K. u. Hildeburg, denen ein Engel in Gestalt eines Vogels die nahende Rettung bereits verkündigt hat, am Strande in rauher Jahreszeit mit Waschen beschäftigt. K. will nicht gleich folgen, sondern in ordentlichem Kampfe gewonnen werden; sie thut, als wolle sie Hartmut's Wünsche erfüllen u. weiß durch List einen Theil von Ludwig's Mannen zu entfernen, so daß die Burg weniger Widerstand leisten kann, als die Hegelinge den Sturm unternehmen. Die Burg wird erobert, Ludwig fällt, auch Gerlint wird erschlagen, dagegen werden Hartmut u. Ortrun mit hinweggeführt. In Hegelingenland wird nun die Vermählung K.'s mit Herwig vollzogen, zugleich erfolgt die Aussöhnung mit den Normannen, zu deren Bekräftigung Ortwin mit Ortrun u. Hartmut mit Hildeburg vermählt werden; Sifrit von Morland heirathet Herwig's Schwester. — Das Gedicht, der einzige Repräsentant der Hegelingensage, beruht auf altnord. Grundlage, ist aber gleichwol nur in einer einzigen, in Oesterreich entstandenen Handschrift erhalten. Nachrichten über das Fortleben der Sage im Norden u. im Südosten des deutschen Sprachgebietes sind von Mehreren gegeben, von Anderen in Zweifel gezogen. Wie das Gedicht sich äußerlich durch die aus der Nibelungenstrophe abgeleitete Strophenform eng an dieses etwas ältere Nationalepos anschließt, so ist auch sonst das Vorbild der Nibelungen in der K. nicht zu verkennen; u. wenn hier auch der Stoff an u. für sich minder bedeutend erscheint, ist doch die vielfach edlere od. doch mildere Zeichnung der Charaktere, sowie der versöhnende Abschluß ein nicht zu übersehender Vorzug der K., die eben eine wärmere Durchdringung des altgermanischen Heldenthums durch den Geist des Christenthums gewahren läßt. Einzelne Partien scheinen freilich durch zu weichliche Ausführung nach dem Urtheil der Neueren unter der Würde des Heldengedichts zu sein u. haben hier (wie bei den Nibelungen) den Versuch einer kritischen Scheidung älterer u. wirklich „echter" von jüngeren Bestandtheilen hervorgerufen; doch ist derartigen Versuchen eine allgemeine Anerkennung nicht zu Theil geworden. Ungeachtet das Gedicht erst in diesem Jahrhundert (1817) wieder aufgefunden ist, hat sich doch schon eine reiche Literatur über dasselbe verbreitet. Textausgaben lieferten v. d. Hagen u. Büsching in den „Deutschen Gedichten des Mittelalters" (Bd. 2); ferner Ziemann (Quedlinburg 1835), Ettmüller (Zürich 1841; desgl. Schulausgabe, Lpz. 1847) u. Vollmer (Lpz. 1845). Die schon von Ettmüller versuchte Scheidung älterer u. jüngerer Theile nahm dann Müllenhoff wieder auf u. gab in seiner Ausgabe (Kiel 1845) nur die von ihm für echt gehaltenen Theile des Gedichts; denselben Standpunkt vertritt die Ausgabe von Hahn (Wien 1853, 1859) u. im Wesentlichen auch die von Plönnies (Lpz. 1853); im Gegensatze dazu stehen die Ausgaben von Bartsch (3. Aufl., Lpz. 1873; Schulausgabe ebd. 1875); eine vollständige Ausgabe mit Erläuterungen gab auch Martin (Halle 1872). — Von Uebertragungen u. freieren Bearbeitungen sind zu nennen zunächst die vollständigen Uebersetzungen von Simrock (Stuttg. 1843 u. öfter), Keller (Stuttg. 1840) u. Junghans (Lpz. 1873); nur die „echten" Strophen übertrug Koch (Lpz. 1847) u. mit einigen weiteren Plönnies (s. oben); als freiere Bearbeitungen erscheinen die Ausgaben von Bacmeister (Reutl. 1860; 2. Aufl. Stuttg. 1875), San Marte (Berl. 1839), Niendorff (Berl. 1855) u. Mönnich (2. Aufl. Stuttg. 1860); populär gehalten sind die Uebertragungen von Schmidt (4. Aufl., Berl. 1873) u. Osterwald (4. Aufl., Halle 1873). — Vgl. Bartsch, „Beiträge zur Geschichte u. Kritik der K." (Wien 1865) u. Willmans, „Die Entwickelung der Kudrunsage" (Halle 1873).

Kudu, s. „Antilopen".

Kuei-tschen, Provinz in China s. d..

Küen-Lüen, (Kuen-Luen), ein Hochgebirge Centralasiens, zwischen 76—83° östl. v. Gr. u. 36—37° n. Br. gelegen, bildet die Nordgrenze des Hochplateaus von Tibet u. fällt nach N. zu der Hochebene von Ostturkestan ab. Im W. wird es durch das Thal des Yarkand-Flusses begrenzt u. in der Mitte von dem Karakasch in eine westl. u. östl. Hälfte geschieden. Mit dem Karakorum u. Himalaja parallel von NW. nach SO. streichend u. mit ersterem durch ein über 5000 m. hohes Plateau verbunden, hat es eine mittlere Kammhöhe von 6000 m. u. eine Anzahl Gipfel, welche 6700 m. übersteigen. Mehrere theilweise vergletscherte Pässe führen in einer Höhe von 5000—6000 m. nach Turkestan, dessen Sandsteppen dem Nordfuße der vielfach sich verzweigenden Ausläufer des Gebirges vorgelagert sind. Die kahlen, nur mit dünnem Graswuchs bedeckten, von den gewaltigsten Schneebergen überragten Hochflächen sind unbewohnt; die ersten menschlichen Ansiedelungen treten auf, nachdem

der Karakasch das Kiliaugebirge, eine nördliche, bis 6000 m. sich erhebende Parallelkette des K., durchbrochen hat. Eine genauere Kenntniß dieses Alpenlandes verdankt die Erdkunde nam. der Reise W. Hayward's von Ladakh nach Kaschgar (1868—69).

Kufe, Schlittenkufe, aufwärts gekrümmte Hölzer od. Balken, auf denen der Schlitten ruht. Ferner: die Bottiche, in denen die Trauben getreten, in der Brauerei diejenigen, in denen das Bier gebraut wird. In Schlesien nennt man K. auch ein thönernes od. gläsernes, mit Henkel u. Deckel versehenes Trinkgefäß.

Küfer, s. v. w. Böttcher; in Weinkellern od. großen Weinhäusern auch Derjenige, dem die Behandlung des Weines anvertraut ist.

Kufstein, Stadt in Nordtirol, im Kreise Innsbruck, mit 2083 E. (1869), liegt malerisch am Fuße des Kaisers u. am Inn, unweit der bayer. Grenze u. hat noch Mauern u. Thürme der alten Festungswerke. Die Stadt wird überragt von der Bergfeste Geroldseck mit dem Anbau Josephsburg, welche jetzt als Staatsgefängniß dient. Im 14. Jahrh. von bayer. Herzogen angelegt, blieb sie während des Tiroler Krieges 1809 immer in den Händen der Bayern u. Franzosen u. kam erst 1814 wieder an Oesterreich.

Kugel bezeichnet in der Geometrie (s. d. u. „Körper") einen Rotationskörper, den man sich durch Umdrehung eines Halbkreises um den diesen begrenzenden Durchmesser entstanden denken kann. Sie ist daher von einer einzigen krummen Fläche, der Kugelfläche, begrenzt. Die K. ist nach allen Richtungen vollkommen symmettrisch; denkt man sie sich daher von irgend welchen Ebenen durchschnitten, so sind alle diese Kugelschnitte stets Kreise. Alle Kugelschnitte, deren Ebene durch den Mittelpunkt der K. geht, sind sog. größte Kreise. Der Mittelpunkt ist, ähnlich wie beim Kreise, derjenige Punkt in der K., von welchem alle Punkte der Kugelfläche gleichen Abstand haben. Dieser Abstand ist der Radius der K. Der Durchmesser derselben ist gleich dem doppelten Radius. Eine Ebene, welche man auf einen Durchmesser im Endpunkte desselben senkrecht stellt, heißt eine Berührungs- od. Tangentialebene. Schneidet man den Körper einer K. durch irgend eine Ebene, so entstehen zwei Kugelabschnitte od. Kugelsegmente. Das auf einem solchen Segmente sitzende Stück der Kugelfläche heißt Kugelmütze od. Kalotte. Schneidet man mit zwei parallelen Ebenen ein Stück aus einem Kugelkörper heraus, so entsteht eine körperliche Kugelzone, deren Antheil an der Kugelfläche schlechtweg Kugelzone heißt. Denkt man sich einen Kreissektor eines größten Kreises der K. um einen seiner Radien gedreht, so schneidet er einen Kugelsektor aus der K. heraus.

Nr. 3820. Kugel mit umschriebenem Cylinder u. Kegel von gleichen Dimensionen.

Eine interessante Beziehung zwischen dem Rauminhalte von Kegel, K. u. Cylinder hat schon Archimedes nachgewiesen. Denkt man sich eine K., deren Mittelpunkt M (Nr. 3820) genau von einem geraden Cylinder umschlossen ist, so daß auch die Höhe des Cylinders gleich dem Durchmesser CD der K. wird; denkt man sich ferner auf dieselbe Grundfläche AB einen Kegel von derselben Höhe CD gestellt, so faßt der Kegel genau ein Drittel vom Rauminhalte des Cylinders, die K. aber zwei Drittel, so daß sich unter diesen Bedingungen die Körperinhalte von Kegel, K. u. Cylinder wie 1:2:3 verhalten. Bedeutet nun π das Kreisverhältniß (s. „Kreis"), R den Halbmesser der K., so ist zunächst der Durchmesser 2 R auch die Höhe von Kegel u. Cylinder. Der Inhalt des Cylinders ist (s. d.) gleich dem Produkte aus Grundfläche ($= R \times R \times \pi$; s. „Kreis") u. Höhe ($= 2R$), also im Ganzen gleich $2 \times R \times R \times R \times \pi$, kürzer $= 2R^3\pi$; daher ist der Inhalt der K. vom Radius R gleich $\frac{2}{3} \times 2R^3\pi$, d. i. $= \frac{4}{3} R^3\pi$. Die Oberfläche einer K. ist gleich der vierfachen größten Kreisfläche der K., also gleich $4.R^2\pi$. Die Oberfläche einer K. vom Radius 5 m. wäre demnach $= 4 \times 5 \times 5 \times 3,14\ldots$ d. i. $= 100 \times 3,14 = 314$ □m. Ihr Inhalt ist $= 4 \times 5 \times 5 \times 5 \times 3,14\ldots = 500 \times 3,14 = 1570$ Kbm.

Kügelgen, Gerhard u. Karl von, ein Künstlerzwillingspaar, geb. 6. Febr. 1772 zu Bacharach am Rhein, wo ihr Vater, Franz K., kurkölnischer Hofkammerrath war. Beide, an Körper wie an Talent höchst ähnlich, besuchten das Jesuitengymnasium in Bonn, bis nach dem Tode des Vaters (1789) die Mutter zunächst Gerhard's, aber auch gar bald Karl's Bitte, sich der Kunst widmen zu dürfen, nachgab. Nach dem ersten Unterricht u. den ersten Versuchen im Kopiren u. Portraitiren, begaben sie sich, unterstützt vom Kurfürsten Maximilian Franz von Köln, 1791 zu Fuß nach Rom, wo sich Gerhard vor Allem an das Studium der Antike u. Rafael's, Karl an das Claude Lorrain's u. der holländischen Landschafter hielt. Als aber nach 3 Jahren infolge des Revolutionskrieges die Unterstützung ausblieb, ging Gerhard, veranlaßt durch einen jungen Livländer, über München nach Riga u. Reval, wo er in 2½ Jahren eine Menge von Bildern malte, bis Karl, durch die Unruhen der Revolution bewogen, ihm nach Riga nachfolgte. Beide zogen im Winter 1799 nach Petersburg, wo Gerhard durch seine Portraits sich bald einen bedeutenden Ruf erwarb u. Karl als Hofmaler angestellt wurde. Im J. 1803, während Karl eine Reise nach der Krim antrat, gab Gerhard seinen Wohnsitz in Rußland auf, zog wieder in seine Heimat u. ließ sich nach kurzem Aufenthalt in Paris in Dresden nieder, wo er sich nun nicht allein der Portrait- sondern vor allen Dingen der Historienmalerei widmete, u. zwar dem mythologischen u. religiösen Fache, u. als Prof. an der Akademie angestellt wurde. Seine Bilder, noch ganz in dem damals herrschenden idealisch-akademischen Stile ausgeführt, zeigen eine lebhafte Phantasie u. suchen oft durch überirdische Lichteffekte, reiche Formen u. eine gewisse Ueberschwenglichkeit auf das Gemüth zu wirken. Nach einer überaus reichen Thätigkeit fand er dort auf der Straße nach Bautzen durch die Hand eines Raubmörders 27. März 1820 seinen Tod. Karl, der als Maler im Allgemeinen seinem Bruder nachsteht, lebte dann noch, nachdem er viele Landschaften gemalt u. 1823 eine „malerische Reise in die Krim" herausgegeben hatte, großentheils in Reval u. Petersburg; er starb 9. Jan. 1832. Vgl. Hasse, „Leben Gerhard's von K." (Lpz. 1824). — Gerhard's Sohn war der gleichfalls als Maler geschätzte Wilhelm v. K., geb. 20. Nov. 1802, der, mit einer Tochter des Parabeldichters Krummacher vermählt, Anfangs in Rußland, dann als Kammerherr des Fürsten in Ballenstedt lebte, wo er 25. Mai 1867 starb. Erst nach seinem Tode erschienen seine überaus anziehenden „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (6. Aufl., Berl. 1873).



Nr. 3821. Franz Theodor Kugler (geb. 19. Jan. 1808, gest. 18. März 1858).

Kugler, Franz Theodor, ausgezeichneter Kunsthistoriker, Geschichtschreiber u. Dichter, geb. zu Stettin 19. Jan. 1808, studirte 1826—27 in Berlin Philosophie u. dann in Heidelberg die mittelalterliche Kunst, besuchte seit Mich. 1827 in Berlin neben den Universitätsvorlesungen die Bauakademie u. beschäftigte sich außerdem auch mit poetischen Versuchen u. mit Musik. Zu seinem Lebensberuf wählte er schließlich die Kunstgeschichte. Seit 1833 Professor an der Kunstakademie u. Dozent an der Universität in Berlin, vervollständigte er 1835 seine kunsthistorischen Studien durch eine Reise nach Italien. 1842 ward K. zum Mitglied des Senats der Kunstakademie ernannt u. im folgenden Jahre vom Minister Eichhorn zur Bearbeitung der Kunstangelegenheiten ins Kultusministerium berufen, in welchem er 1849 vortragender Rath wurde. Er starb zu Berlin

18. März 1858. Seine Hauptwerke sind: das „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttg. 1841—42; 5. Aufl., von Lübke, 1872), worin er zum ersten Mal den Versuch machte, die ganze Kunstgeschichte in Einer großen Uebersicht u. in Verbindung mit den weltbistorischen Epochen zu behandeln; das „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin d. Gr. bis auf die neuere Zeit" (Berl. 1837, 2 Bde.; 3. Aufl. 1867); „Geschichte der Baukunst", von der er aber nur den 1. Bd. vollendete (fortgesetzt von Lübke, Stuttg. 1855—73, 5 Bde.); „Geschichte Friedrich's d. Gr." (illustr. von Menzel, Berl. 1842; 7. Aufl. 1870); „Kleinere Schriften u. Studien zur Kunstgeschichte" (ebd. 1853—54). Außerdem sind zu nennen: die lateinisch geschriebene Dissertation über den Mönch Wernber von Tegernsee u. dessen Bilderhandschrift (1831); „Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den Preuß. Staaten" (ebd. 1830); „Architekton. Denkmäler der Altmark" (ebd. 1833); „Ueber die Polychromie der griech. Architektur u. Skulptur" (ebd. 1835); „Beschreibung der Schloßkirche zu Quedlinburg" (mit F. Ranke, ebd. 1838); „Beschreibung der Kunstschätze von Berlin u. Potsdam" (ebd. 1838, 2 Bde.); „K. F. Schinkel" (ebd. 1842), u. von seinen übrigen Schriften: „Skizzenbuch" (ebd. 1830); „Gedichte" (Stuttg. 1840); die Dramen „Jakobäa" u. „Der Doge von Venedig", sowie „Belletrist. Schriften" (Stuttg. 1852, 6 Bde.). Sein älterer Sohn, der Maler Johannes K. in München, machte 12. Dez. 1873 einem unheilbaren, qualvollen Leiden selbst ein Ende, nachdem sich kurz vorher seine Mutter aus Verzweiflung über den vermeintlichen Tod des Sohnes das Leben genommen hatte. Der zweite Sohn, Bernhard K., wirkt als Prof. der Geschichte an der Universität Tübingen.

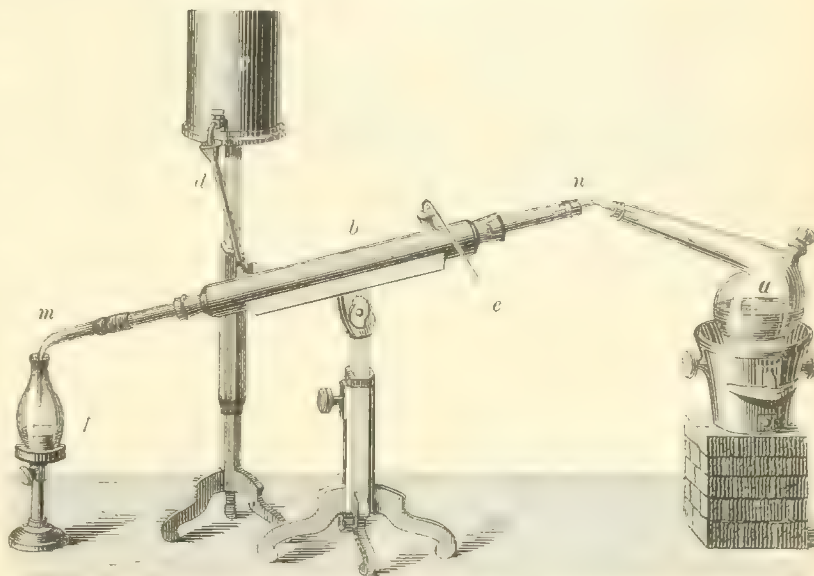
Kuh, Emil, Schriftsteller israel. Abkunft, hervorragend insbes. auf dem Gebiete der kritisch-ästhet. Essays, geb. zu Wien 13. Dez. 1828, studirte daselbst Philosophie, Geschichte u. Literaturgeschichte, trat 1847 in das Handelsgeschäft seines Vaters zu Triest ein, hielt es hier aber nur ein Jahr aus u. bereitete sich dann durch Selbststudium zum lit. Beruf vor; doch konnte er sich demselben erst 1857, nachdem er noch 3 Jahre lang ein Amt bei der Nordbahn bekleidet hatte, ausschließlich widmen. In diesem J. ging er nach Berlin, wo er zur Kathol. Kirche übertrat, kehrte 1858 nach Wien zurück, redigirte 1861 das Feuilleton der „Oesterr. Ztg." u. wurde dann Mitredakteur bei der alten „Presse". Seit 1864 hat er die Professur für deutsche Sprache u. Literatur an der Wiener Handelsakademie inne. Von großem Einfluß war auf ihn seine vieljährige Freundschaft mit Friedr. Hebbel (s. d.), zu dessen Bekanntwerden er seinerseits wiederum viel beigetragen hat, so nam. durch die Schriften: „Friedr. Hebbel, eine Charakteristik" (Wien 1854); „Ludw. Uhland u. Friedr. Hebbel" (ebd. 1865) u. „Ludw. Tieck u. Friedr. Hebbel" (ebd. 1866); auch besorgte K. eine Gesammtausgabe der Werke Hebbel's (Hamb. 1865—68, 12 Bde.). Außerdem veröffentlichte er: „Drei Erzählungen" (Troppau 1857); „Gedichte" (Braunschw. 1858); „Dichterbuch aus Oesterreich" (Wien 1863); Studien über „Adalb. Stifter" (ebd. 1868) u. „Eduard Mörike" (Wien 1875) ꝛc.

Kuh, das weibliche Rind, nachdem es das erste Mal gekalbt hat, heißt vorher „Färse" od. „Stärke" u. in der ersten Jugendzeit Kuhkalb. Auch bei den Hirschen nennt man die weiblichen Thiere (Hirsch-) Kühe.

Kuhbaum, s. „Galactodendron". **Kuhblume,** s. „Caltha".

Kuhländchen (czech. Kravařska krajina) heißt ein fruchtbarer Landstrich im nördl. Mähren u. in Oesterr.-Schlesien zwischen dem Gesenke u. den Neutitscheiner Bergen von 4 □M. u. etwa 30,000 wohlhabenden deutschen Bewohnern, welche sich durch eigenthümliche Sitten auszeichnen u. auf dem Lande bei. Flachsbau u. in den Städten Neutitschein 8645 E. u. Fulnek 3594 E. beträchtliche Tuchmanufaktur treiben.

Kühlapparate. Obgleich im weitesten Sinne des Wortes alle Vorrichtungen, welche dazu dienen, Körper abzukühlen, mit der Bezeichnung K. belegt werden können, so versteht man doch im engeren Sinne hierunter nur diejenigen Vorrichtungen, welche die Verdichtung der bei einer Destillation entstehenden Dämpfe sowie die Abkühlung der hierbei entstehenden Flüssigkeit bewirken u. beschleunigen sollen. Bei Destillationen im Kleinen erreicht man die Kühlung am einfachsten so, daß man die das Destillat auffangende Vorlage mit einem nassen Tuche bedeckt, sie in eine Schale mit kaltem Wasser legt u. auf das Tuch fortwährend einen Strahl kalten Wassers fließen läßt, während für Abfluß des Wassers aus der Schale durch einen Heber gesorgt ist. Bequemer u. sehr verbreitet ist der Liebig'sche Kühler (s. Nr. 3822); derselbe erfüllt auch den Zweck des Kühlens in der vollkommensten Weise. Der Liebig'sche Kühler besteht aus einer langen Glasröhre, die auf der einen Seite mit dem Halse der Retorte a, auf der anderen mit der Vorlage od. irgend einem Gefäße f zum Auffangen des Destillates in Verbindung gebracht wird. Diese Glasröhre ist umgeben von einer kürzeren dicken Röhre b aus lackirtem Blech, durch welche Wasser in der Art fließt, daß das kalte Wasser am unteren Ende d aus dem Behälter c eintritt, während das warm gewordene oben bei e abfließt. Das Glasrohr ist in dem Blechrohre mittels durchbohrter Korke befestigt u. durch die Röhren m, n mit Retorte u. Vorlage verbunden. Bei Destillationen im Großen benutzt man entweder sog. Schlangenrohre von Kupfer od. Zinn, die in einem cylinderförmigen, mit Wasser gefüllten Gefäße liegen, od. man verwendet cylinderförmige Kühler, bei denen die Dämpfe in einem cylinderförmigen von Metallblechen gebildeten Raum, der außen u. innen mit Wasser umgeben ist, verdichtet werden. Selbstverständlich ist auch hier für beständigen Zufluß kalten u. Abfluß des erwärmten Wassers gesorgt. Für die Destillation des Spiritus hat man ganz besondere Kühlvorrichtungen, die sog. Beckenapparate.



Nr. 3822. Der Liebig'sche Kühlapparat.

Kuhlau, Friedrich, verdienter Tonsetzer, geb. 1786 zu Uelzen im Lüneburgischen, wurde von seinen unbemittelten Eltern nach Braunschweig geschickt, wo er neben dem Schulbesuch auch musikalische Ausbildung (nam. im Klavier- u. Flötespielen) fand, u. kam dann nach Hamburg, wo er durch den Musikdirektor Schwencke gründliche Unterweisung in der Komposition erhielt u. seine ersten Klaviersachen mit Erfolg publizirte. Um der französischen Konskription zu entgehen, flüchtete er 1810 nach Kopenhagen u. ward hier als erster Flötist in der Hofkapelle angestellt. Nach Aufführung seiner mit ungemeinem Beifall aufgenommenen Opern „Die Räuberburg" u. „Elisa" wurde er mit dem Titel eines Professors der Musik zum königl. dänischen Hofkomponisten ernannt u. damit zugleich von allen praktischen Dienstleistungen in der Kapelle entbunden. K. zog nun nach Lyngbye (unweit Kopenhagen), schrieb hier noch die Opern „Lulu", „Die Zauberharfe", „Hugo u. Adelheid", das Singspiel „Elverhoj" („Erlenhügel", bes. interessant durch die Verwendung vieler dänischer Volkslieder) u. viele Instrumental- u. kleinere Vokalsachen u. starb daselbst 13. März 1832. Von seinen Kompositionen behaupten nam. die instruktiven Sonaten, Sonatinen, Rondos ꝛc. noch heute ihre Geltung.

Kühlschiffe nennt man die flachen u. niedrigen Gefäße, in denen in Branntweinbrennereien die Maische u. in Bierbrauereien die Würze zur

Abkühlung gebracht wird. Sie werden jetzt gewöhnlich aus schmiedeeisernen Blechen zusammengefügt.

Kühlte, od. Brise in der Seemannssprache, ein fühlbarer Fahrwind, nach dem Grade seiner Stärke verschieden benannt, nämlich Kleine od. Flaue K., Labbere K., Leichte Brise, Mäßige Brise, Frische Brise, Steife Brise.

Kuhn v. Kuhnenfeld, Franz, Freiherr, österr. Feldzeugmeister u. Geheimrath, als ehemaliger Reichskriegsminister der Reformator des österr.-ungar. Heeres, geb. zu Proßnitz in Mähren 15. Juli 1817, erhielt seine Vorbildung in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, trat 1837 als Infanterie-Unterleutnant in die Armee ein u. that sich 1848 u. 49 in den Kämpfen in Italien u. Ungarn, an denen er als Hauptmann u. dann als Major im Generalquartiermeisterstabe Theil nahm, so rühmlich hervor, daß er nach dem Falle der Festung Komorn zum Generalstabschef des 11. Armeecorps in Ungarn ernannt u. in den Freiherrnstand erhoben wurde. Seit 1856 Prof. der Strategie an der Wiener Kriegsschule, erhielt er für den ital. Feldzug von 1859 die Leitung des Generalstabes bei der Operationsarmee unter Gyulay, ward nachher Kommandant des 17. Inf.-Regts. u. hierauf Brigadier in Trient. Im 1866er Kriege mit dem Oberbefehl in Tirol betraut, wußte er trotz seiner geringen Truppenmacht bedeutende Erfolge Garibaldi's zu verhindern. Bald danach erfolgte seine Beförderung zum Feldmarschall-Leutnant u. 18. Jan. 1868 seine Ernennung zum Reichskriegsminister, in welcher Stellung er ein durch seine Zahl imponirendes, wohlorganisirtes, gut geschultes Heer, voll frisch erweckten Selbstvertrauens u. voll Rührigkeit für die eigene Fortbildung schuf. Mancherlei unaufgeklärte Umstände veranlaßten ihn, sein Entlassungsgesuch einzureichen, welches 15. Juni 1874 bewilligt ward; K. wurde unter gleichzeitiger Ernennung zum Feldzeugmeister an die Spitze des Generalats Steiermark, Kärnten u. Krain mit dem Kommando in Graz gestellt. Als Schriftsteller ist K. durch ein geschätztes Werk über den Gebirgskrieg bekannt.

Kuhn, Adalbert, Kultur- u. Sprachforscher, geb. zu Königsberg in der Neumark 19. Nov. 1812, studirte 1833—37 Philologie in Berlin u. wirkt seit 1841 als Lehrer, bez. seit 1856 als Professor u. seit 1870 als Direktor am Kölnischen Realgymnasium daselbst. Er schrieb: „Zur ältesten Geschichte der indogerm. Völker" (Berl. 1845); „Die Herabkunft des Feuers u. des Göttertrankes" (ebd. 1859) u. für die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er ist, „Ueber die Entwicklungsstufen der Mythenbildung" (ebd. 1840). Außerdem gab er heraus: „Märkische Sagen u. Märchen" (ebd. 1843); „Norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche" (mit Schwartz, Lpz. 1848); „Sagen, Gebräuche u. Märchen aus Westfalen" (ebd. 1859, 2 Bde.). Auch ist K. Mitbegründer u. Herausgeber der „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen u. Lateinischen" (ebd. 1851 ff.), sowie der „Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, kelt. u. slav. Sprachen" (ebd. 1856 ff.).

Kühn, Julius, eine Koryphäe der modernen Landwirthschaft, geb. zu Pulsnitz (sächs. Oberlausitz) 23. Okt. 1825, machte nam. auf dem Rittergute Wachau bei Radeberg unter der Leitung des als tüchtiger Agronom bekannten Kommissionsrathes Heinr. Aug. Blochmann eine treffliche Schule durch, wurde dann Wirthschaftsgehülfe u. schon nach 1½ Jahr Verwalter beim Grafen Kospoth auf Halbau in Schlesien, war hierauf dasselbe kurze Zeit in Niederkaina bei Bautzen sowie in Friedrichsthal bei Radeberg, übernahm die Stelle eines Amtmanns auf dem gräfl. Schlieffen'schen Gute Groß-Krausche bei Bunzlau, gab diese aber nach 8 Jahren auf, um in Bonn u. Poppelsdorf außer Land- u. Volkswirthschaft auch die Naturwissenschaften zu studiren. Nachdem er dann auf der landwirthschaftlichen Akademie Proskau (Oberschlesien) als Privatdozent ein Semester über Ackerbausysteme u. Fruchtfolgen gelesen, fand er in Schwusen bei Groß-Glogau auf den gräfl. Egloffstein'schen Gütern ein weites Feld für seine prakt. Thätigkeit. Daneben beschäftigte er sich eingehend mit naturwissenschaftlichen, bes. mikroskopischen Untersuchungen, deren Frucht seine epochemachende Schrift von den „Krankheiten der Kulturgewächse" (Berl. 1858) war. Nach 5jähr. Wirksamkeit in Schwusen folgte K. einem Rufe als Direktor des mit der Universität Halle zu verbindenden landwirthschaftlichen Instituts, welches binnen wenigen Jahren durch ihn zu einer Musteranstalt geworden ist. Auch rief K. in Halle eine Prüfungsstation landwirthschaftlicher Maschinen u. Geräthe ins Leben. Von seinen größeren Schriften seien noch erwähnt: „Mittheilungen aus dem physiol. Laboratorium u. der Versuchsstation des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle" (Halle 1863); „Mittheilungen des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle" (Berl. 1865); „Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehs vom wissensch. u. prakt. Gesichtspunkte" (Dresd. 1865; 6. Aufl. 1873) u. „Die Wurmkrankheit des Roggens" (Halle 1869).

Kühne, Gustav Friedrich, einer der Schöpfer des „Jungen Deutschlands", geb. 27. Dez. 1806 zu Magdeburg, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin u. bezog daselbst (1826) die Universität, wo er Philosophie studirte u. ein begeisterter Anhänger der Hegel'schen Lehren wurde. Im J. 1835 übersiedelte er nach Leipzig, um die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" u. 1846 von A. Lewald auch die der „Europa" zu übernehmen, die er bis 1859 leitete. Vorher (1856) war er jedoch nach Dresden übergesiedelt, wo er noch lebt. Mit Gutzkow, Laube u. Wienbarg unternahm er es, den deutschen Geschmack zu regeneriren, allein er unterschied sich von denselben durch größere Milde u. Besonnenheit. Seine Bedeutung liegt vorzugsweise in seiner langjährigen journalistischen Thätigkeit u. in den in seinen Zeitschriften gelieferten vortrefflichen Kritiken u. Charakteristiken. Seine Dichtungen zeugen zwar mehr von Reflexion als Phantasie, allein doch immer von großer poetischer Kraft. Am berühmtesten hat er sich durch seine „Novellen" (Berl. 1831) u. „Klosternovellen" (Lpz. 1838) gemacht, denen an künstlerischer Vollendung sein größerer Roman „Die Rebellen von Irland" (Lpz. 1840, 3 Bde.) nachsteht. Seine „Männer der Zeit" (Lpz. 1858), entstanden aus Portraits u. Silhouetten, die er von den hervorragendsten Personen auf dem Felde der Politik, Wissenschaft u. Kunst mit kräftigen Zügen entwarf, erschienen zuerst einzeln in verschiedenen Jahrgängen seiner „Europa". Eine Satire gegen das Papstthum „Christus auf der Wanderschaft" (Lpz. 1870) hatte nur wenig Erfolg, der dagegen seinen „Römischen Sonetten" (Lpz. 1869) in hohem Maße zu Theil ward. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Leipzig 1862 ff. in 12 Bdn.

Kühner, Raphael, Philolog u. Schulmann, Sohn des sachs.-kob.-goth. Geh. Hofraths u. Professors der freien Künste Friedrich K., geb. zu Gotha 22. März 1802, studirte seit 1821 in Göttingen u. wirkte seit 1824 eine lange Reihe von Jahren als Lehrer am ersten städtischen Lyceum in Hannover. Seine „Elementargrammatiken" der griech. u. der lat. Sprache (Hann. 1836 u. 1837), seine „Lat. Vorschule" (ebd. 1842) u. andere Lehrbücher K.'s sind nicht blos oftmals neu aufgelegt, sondern auch in fremde Sprachen übersetzt worden u. haben in Deutschland, in England u. Nordamerika sowie in Rußland u. den skandinav. Ländern eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Epochemachend für die griech. Sprachwissenschaft wurde seine „Ausführliche Grammatik der griech. Sprache" (ebd. 1834—35, 2 Bde.), insofern er darin für die Formenlehre zum ersten Mal die vergleichende Sprachkunde, insbes. das Sanskrit, benutzt u. die Syntax nach einem rein wiss. Prinzipe entwickelt hatte. Außerdem hat er sich durch die Ausgaben von Cicero's „Tusculanen" (Jen. 1829 u. öfter) u. von Xenophon's „De Socrate commentarii" (Gotha 1841) u. „De expeditione Cyri libri septem" (ebd. 1852) verdient gemacht.

Kuhpocken, s. „Pocken". **Kuhpockenimpfung**, s. „Impfen".

Kuhreihen (franz. Ranz des vaches, spr. Rangß deh wasch'), eine jetzt nur noch selten gehörte einfache Melodie, welche von den Schweizer Alpenhirten beim Austreiben od. Zusammenrufen des Viehes auf den Weideplätzen gesungen od. auf irgend einem Instrument geblasen wird. Sie ist nicht durch die ganze Schweiz gleich, sondern in den verschiedenen Kantonen u. Thälern haben sich größere od. geringere Veränderungen der Urweise gebildet; der Grundtypus bleibt aber überall derselbe. Eine Sammlung von Kuhreihen erschien 1815 in Bern.

Kuhstall heißt ein imposantes Felsenthor, welches in der „Sächs. Schweiz" über dem Kirnitschthale 1 M. östl. von Schandau u. im Norden des Winterberges liegt u. seinen Namen der Sage nach deshalb erhalten hat, weil im Schwedenkriege die Bewohner der benachbarten Dorfschaften ihr Vieh, um dasselbe vor den Feinden zu retten, auf das hinter demselben gelegene kleine Plateau getrieben hätten.

Kuka (Kukaua), neuerbaute Residenzstadt im Sudan-Reiche Bornu (s. d.), unfern dem Westufer des Tsadsee in sehr öder Gegend, wichtiger Markt, der aus allen Sudanstaaten, oft von 15 bis 20,000 Menschen besucht wird. Die Bezahlung kleinerer Summen geschieht in Kauris, die größerer in Gewändern. Die Bewohnerzahl soll 8–10,000 Köpfe betragen. K. war stets das Standquartier, von dem aus die englischen u. deutschen Reisenden den Sudan zu erforschen suchten.

Ku-Klux-Klan, der, ein großer Geheimbund politischer Fanatiker u. Mißvergnügter, der sich 1867 in den nordamerik. Südstaaten, u. zwar zuerst in Nordcarolina bildete, um sich schnell fast über alle anderen früheren Sklavenstaaten zu verbreiten u. durch die Unthaten, welche seine Mitglieder hauptsächlich gegen Farbige, öffentliche Schulen (in denen ja auch für die Bildung der Neger gesorgt wird), Freunde der Union, Regierungsmitglieder u. Anhänger der republikanischen Partei richteten, zu einer förmlichen „sozialen Pest“ (pest of society) zu werden. Die Verschworenen stellten ihren Opfern gewöhnlich des Nachts u. durch Masken od. Verkleidungen unkenntlich gemacht mit List u. Gewalt nach; grausame körperliche Züchtigung war das Mindeste, was Denen widerfuhr, die in die Hände des K. fielen, das Gewöhnlichere war Mord u. Brandstiftung. Sie hatten ihre bestimmten Kennzeichen u. Paßworte u. kamen an bestimmten Orten zur bestimmten Zeit zusammen. Alle Enthüllungen seiner Mitglieder bestrafte der Orden mit dem Tode. Um dem Unwesen dieser „ungesetzlichen Bande“ (unlawful combination) entgegenzutreten, einigte sich der Kongreß 24. März 1871 über eine Bill („Anti Ku Klux Gesetz“), die dem Präsidium der Union fast diktatorische Machtbefugnisse einräumte u. die Kompetenz der Bundesgerichte den Gerichten der einzelnen Staaten gegenüber wesentlich erweiterte u. deren energische Handhabung wirklich dem Bunde der Ku Klux Brüder ein Ende machte.

Kukuk, unser einheimischer Vertreter der bes. in der heißen Zone zahlreich auftretenden Familie der K.e od. Cuculiden, die durch einen langen, zusammengedrückten, sanftgebogenen, an der Spitze zuweilen ausgerandeten Schnabel, lange spitze Flügel, einen langen, keilförmig zugespitzten Schwanz u. die Wendezehe gekennzeichnet sind. Obgleich in die Ordnung der Klettervögel (Scansoren) gehörig, klettern sie nicht, sondern fliegen in Wäldern umher. Als Insektenfresser erweisen sie sich nützlich. Unser gemeiner K. (Cuculus canorus), allbekannt durch seinen den Frühling verkündenden Ruf, ein 34 cm. langer, scheuer Vogel, sieht aschgrau aus u. ist an Unterleib u. Beinen nach Sperberart mit dunkeln Wellenlinien gezeichnet, der Schwanz ist an den Seiten weißgefleckt, Füße u. Krallen sind gelb; der rothbraungefiederte K. ist keine besondere Art, sondern der einjährige gemeine K. Er bewohnt Europa, Nordafrika u. Sibirien, für Deutschland ist er Zugvogel, in Griechenland wird er eingefangen u. gegessen. Er legt innerhalb 6—7 Wochen 4—6 relativ kleine Eier in die Nester solcher kleinerer Vögel, die eben gelegt haben, läßt sie mit den betreffenden Vogeleiern ausbrüten u. auffüttern, wobei der K., der gefräßig ist u. rasch heranwächst, den eigentlichen Nestjungen sehr zur Last wird u. diese, wenn dies nicht schon mit den Eiern geschehen, selbst aus dem Neste schiebt. Warum das K.-Weibchen nicht selbst brütet u. seine Eier in fremde Nester legt, ist schwer zu sagen; vielleicht kommt die langsame Reife der Eier im Eierstock dabei in Frage. Wie der junge, ist auch der erwachsene K. sehr gefräßig, er nährt sich ausschließlich von Insekten, nam. von Raupen, deren Haare seiner Magenwand in der Art anhaften, daß dieselbe wie ein Pelz damit bedeckt ist. — Der andalusische K. (Heher- od. Straußkukuk, Cuculus [Coccystes] glandarius), 42 cm. lang, mit einer Federhaube auf dem Kopfe, legt sein Ei ins Nest der Nebelkrähe u. Elster; er ist in Deutschland selten. Der Honigkukuk (Indicator minor), mit kürzerem, fast kegelförmigem, von obenher dreiseitigem Schnabel, lebt in Afrika vom Honig der Waldbienen, deren Nester sein lautes Schreien verräth. Die Spornkukuke (Centropus), mit langem, geradem Nagel der Hinterzehe, bewohnen Afrika u. Indien. Der nordamerikanische Regenkukuk (Coccygus americanus) brütet selbständig. Der neuholländische Riesenkukuk (Scythrops Novae-Hollandiae) ist ein über $^2/_3$ m. langer Vogel, der die K.e mit den Pfefferfressern verbindet, an welche nam. sein über kopflanger, dicker, an den Oberkieferrändern zahnartig ausgeschnittener Schnabel erinnert. Nach Gould legt er seine Eier in das Nest des Flötenvogels (Gymnorhina tibicen).

Kukuksbienen, s. „Bienen“.

Kukuksblume, s. „Coronaria“.

Kukuksspeichel, s. „Cardamine“.

Kukuruz, s. v. w. Mais.

Kulan, s. „Wildesel“.

Kuldscha, der Hauptort des K.er Bezirks im russ. Turkestan (mit dem Ilibecken 1293,5 □M. mit 114,337 E. (1872), zu ... Tarantschi, ... Kirgisen, ... Kalmuken, ... Sibo), liegt am rechten Ufer des Ili im Centrum einer dicht bevölkerten Oase. Die Umgegend zeichnet sich durch ausgedehnte Gartenkultur aus, auch wird in dem Bezirk ergiebiger Bergbau auf Blei, Eisen, Kupfer u. Steinkohle getrieben. Zum Unterschied von dem 1760 von den Chinesen gegründeten mandschurischen K., welches westl. vom obigen K. lag, an 60,000 E. zählte u. im Aufstand der Turkmanen zerstört wurde, heißt K. auch Altkuldscha od. das Tarantschinische K., nach den Tarantschi, einem türk. Volksstamme im Ilibezirk. Die Stadt trägt durchaus chines. Charakter.



Nr. 1823. Der gemeine Kukuk (Cuculus canorus).

Kulis (chines., d. h. Träger) ist der Name der ind. u. chines. Einwanderer, welche auf den Maskarenen, den Antillen u. in den tropischen Staaten Südamerika's die Arbeit der Neger zu ersetzen bestimmt sind. Als auf der Insel Mauritius nach der Negeremanzipation (1838) Landwirthschaft u. Ausfuhr reißend abwärts gingen, ließen die weißen Grundbesitzer in Indien Eingeborene als Arbeiter anwerben u. auf ihre Kosten überführen. Die Unzuträglichkeiten der Vermittelung der Agenten veranlaßten die Kolonialregierung 1842, nachdem schon etwa 25,000 K. in Mauritius gelandet waren, diese Einwanderung asiat. Arbeiter selbst zu vermitteln, bis sie endlich 1861 davon abkam, nur den Rücktransport auf ihre Kosten übernahm u. bes. Beamte anstellte, welche den K. gegen die Arbeitgeber Schutz zu gewähren bestimmt sind. Bald machte sich das Bedürfniß nach diesen fleißigen Arbeitern auch in den amerik. Kolonien Englands geltend, u. Tausende von Indiern wandten sich nun auch nach den brit. Kleinen Antillen u. nach Brit.-Guyana, überall die von den Negern verlassenen Plantagen bearbeitend u. den Wohlstand der Kolonien, geschützt als freie Arbeiter durch die strengen Gesetze des Staates, mehrend. In den Jahren 1842—70 sind aus Ostindien 533,595 Arbeiter, davon 365,000 Männer, in die brit. Kolonien ausgewandert, fast $^2/_3$ kamen aus der Präsidentschaft Kalkutta u. gegen 350,000 begaben sich nach Mauritius. Die Mehrzahl bleibt in ihrer neuen Heimat schließlich als Kleingrundbesitzer, viele von ihnen aber kehren nach einigen Jahren mit einem kleinen Vermögen nach Indien zurück. Mauritius folgte bald aus gleichen Gründen die franz. Nachbarinsel Réunion, auf welcher die Kulieinwanderung bes. nach 1861, wo England franz. Agenten gestattete, in Kalkutta Arbeiter zu werben, einen größeren Umfang annahm. Weil aber die brit. Regierung den Export von K. nach anderen Ländern aus ind. Hafenplätzen zu verhindern wußte, kam man im span. Amerika auf den Gedanken, Chinesen als Arbeiter einzuführen, da der Negerhandel durch die engl. Kreuzer außerordentlich eingeschränkt wurde u. die Arbeit der Schwarzen den durch das sinkende Angebot gesteigerten Preisen nicht mehr entsprach. Fleiß, Genügsamkeit u. Intelligenz stellten den Chinesen hoch über den Neger, u. in dem stark bevölkerten China fanden sich Massen von Proletariern, welche den Verlockungen gewissenloser Agenten folgten.

Die Häfen Whampoa bei Kanton u. Macao wurden bald Hauptplätze für diesen neuen Sklavenhandel; die portug. Regierung gestattete ihn stillschweigend, während die engl. Konsulate an den anderen chines. Freihäfen die Ausfuhr von K. nach Kräften zu hindern suchten. Förmliche Menschenjagden wurden veranstaltet, um die meist unter span. u. portug. Flagge segelnden Kulischiffe zu füllen, von denen die meisten 6–700 Chinesen an Bord führten. Viele starben bei dem entsetzlichsten Mangel an Luft, Licht, Speise u. Trank auf der Ueberfahrt; trotzdem brachten die guten Preise für die Ueberlebenden den Agenten einen überreichlichen Gewinn. Der Chinese schuldet bei der Ankunft am Bestimmungsorte dem Importeur die beträchtlichen Kosten für Ueberfahrt u. Verpflegung während derselben; diese Schuld wird nun zu einem hohen Zinsfuß von dem Grundbesitzer mit dem K. selbst übernommen u. Letzterer muß sie abarbeiten. Angeblich sind die K. freie Arbeiter, in Wirklichkeit werden sie aber schlechter als Negersklaven behandelt, die für den Pflanzer ein weit größeres Kapital repräsentiren. Den Bedrückungen durch die Herren steuert in den span. Kolonien u. Republiken Amerika's kein Gesetz, u. die Aufstände der K., welche in den letzten Jahren wiederholt vorgekommen sind, bes. blutig 1870 in Peru, sind gewöhnlich schnell unterdrückt worden. Auf Cuba wurde 1871 die Zahl der K. auf 80,000 geschätzt; auf Portorico nehmen die Mongolen nach der Aufhebung der Sklaverei 1870 beträchtlich zu; auf Jamaica waren bis 1870: 15,169 K. angekommen; die franz. Antillen zählten Ende 1871 deren: 15,480, Trinidad 22,880 Ostindier u. 1400 Chinesen. Von den südamerik. Republiken hat Peru die meisten chines. Arbeiter, genießt aber auch den Ruf, dieselben nam. auf den Guanoinseln am schlechtesten zu behandeln; 1872 landeten dort allein 12,000 K., u. ihre Zahl mag im ganzen Staatsgebiet gegenwärtig wol mehr als 60,000 betragen. Auch in Brasilien hat die Kulieinwanderung infolge der Negeremanzipation beträchtlich zugenommen. Die starke chines. Bevölkerung der westlichen Staaten der nordamerik. Union, bes. Kaliforniens (s. d.), wird gewöhnlich nicht in den Begriff der K. eingeschlossen. Hierzu kommen nun noch die mongolischen u. indischen Arbeiter auf den kultivirteren Inseln Polynesiens, unter denen allein Tahiti 2000 besitzt. Die Schmach dieses Sklavenhandels hat gerade in den letzten Jahren wiederholt die Aufmerksamkeit der europ. Großmächte erregt; die engl. Kriegsschiffe im Großen Ozean suchen nach Kräften einem solchen Gewerbe zu steuern u. selbst die centralamerik. Republik San Salvador, deren Flagge bisher viele Kuliladungen deckte, hat (1873) diesen Mißbrauch seiner Landesfarbe streng verboten.

Kullak, Theodor, ausgezeichneter Klaviervirtuos, geb. 12. Dez. 1818 zu Krotoschin im Großherzogthum Posen, erhielt von seinem Vater, welcher dort Landgerichtssekretär war, später jedoch nach Meseritz u. noch später nach Posen versetzt wurde, den ersten Klavierunterricht, den Albrecht Agthe in Posen weiter fortsetzte. Mit 11 Jahren durfte er sich in Berlin vor dem König hören lassen u. trat auch in Breslau öffentlich auf; doch absolvirte er das Gymnasium in Züllichau u. bezog 1837 die Universität Berlin, um die Rechte zu studiren. Daneben vervollkommnete er sich unter Taubert's Leitung im Klavierspiel u. gab schließlich das Rechtsstudium ganz auf, um sich der Musik zu widmen; er begab sich 1842 nach Wien, wo er bei Czerny noch Klavierunterricht nahm, seine bei Dehn in Berlin begonnenen theoretischen Studien bei Sechter fortsetzte u. auch Otto Nicolai's Unterweisung in der praktischen Komposition genoß. Im J. 1844 kehrte K. nach Berlin zurück, gründete 1850 im Verein mit Julius Stern u. Professor Marx ein Musikkonservatorium, welches bis 1855 bestand, trennte sich aber dann von den beiden Genannten u. gründete unter alleiniger Leitung eine ähnliche, noch jetzt blühende Anstalt unter dem Titel „Neue Akademie der Tonkunst". Seine zahlreichen größeren u. kleineren Klavierkompositionen sind geschmackvoll u. von gediegener Mache; auch die von ihm herausgegebenen Studienwerke sind von entschiedenster Brauchbarkeit. — Ein jüngerer Bruder, Adolph K., geb. zu Meseritz 23. Febr. 1823, studirte seit 1843 in Berlin u. widmete sich nachgehends der Musik, nam. als Schüler von Marx der Theorie u. Aesthetik derselben, u. dem Lehrfach. Er starb 25. Dez. 1862 zu Berlin, nachdem er verschiedene Klavierkompositionen u. die Schriften „Ueber das Musikalisch-Schöne" (Lpz. 1858), „Die Aesthetik des Klavierspiels" (Berl. 1860) 2c. geliefert hatte.

Kulm (czech. Chlumec), Dorf in Nordböhmen, im Kreise Leitmeritz, 2 M. im NO. von Teplitz am Fuße des Erzgebirges gelegen, hat 700 E., ein Schloß mit schönem Park u. drei Denkmäler, welche an die Schlacht vom 30. Aug. 1813 erinnern. Hier wurde der franz. General Vandamme, welcher dem linken Flügel des nach der Schlacht bei Dresden (27. Aug.) über das Erzgebirge nach Böhmen zurückweichenden Heeres der Verbündeten den Rückzug abschneiden sollte, von Kleist im Rücken, von Barclay in der Front angegriffen u. nach einem fruchtlosen Versuche, sich nach Nollendorf durchzuschlagen, mit einem Verluste von 81 Kanonen u. 5000 Todten zur Kapitulation genöthigt, durch welche er selbst mit 3 Generalen u. 10,000 Mann in Gefangenschaft gerieth.

Kulm, Kreisstadt im Reg.-Bez. Marienwerder der preuß. Provinz Preußen mit 8455, zu $^5/_8$ kathol., zu $^3/_8$ poln. E. (1871), liegt auf dem rechten Ufer der Weichsel, ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. hat zwei Kirchen u. ein Gymnasium u. ein kathol. Priesterseminar. Der Handel u. die Schiffahrt auf dem Strome ist von Bedeutung. K., eine der ältesten deutschen Städte in Preußen, erhielt 1222 das erste preuß. Bisthum u. stand unter der deutschen Ordensherrschaft in großer Blüte. Von hier aus erhielten viele Städte Preußens u. Posens im 13. u. 14. Jahrh. das Magdeburger Stadtrecht als sog. „kulmisches" Recht. — Der Kreis K. umfaßt 16,09 □M. mit 54,814 E. (1871).

Kulmann, Elisabeth, deutsch-russ. Dichterin, geb. zu Petersburg 17. Juli 1808, verlor früh den Vater u. wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, zeigte aber schon in ihrer Kindheit ungewöhnliche Geistesgaben, auf deren Entwicklung nam. K. F. v. Großheinrich, der eine Hauslehrerstellung in Petersburg bekleidete, großen Einfluß ausübte. Sie machte sich nicht blos mit mehreren lebenden Sprachen völlig vertraut, sondern trieb auch Lateinisch u. Griechisch, u. einige von ihr im 13. Jahre verfaßte Gedichte erregten selbst die Bewunderung Goethe's. Ihre Uebersetzung des Anakreon in acht Sprachen bewog die Kaiserin, ihr eine Jahrespension auszusetzen, doch starb das hochbegabte Mädchen bereits 1. Dez. 1825 zu Petersburg. Die Kaiserin u. die Großfürstin Helene Pawlowna ließen ihr ein prachtvolles Marmordenkmal setzen. Ihre hauptsächlichsten Originaldichtungen führen den Titel „Korinna's Werke" u. „Berenicens Denkmal" u. sind russ., deutsch u. ital. Eine Sammlung ihrer Gedichte gab Großheinrich heraus (Frankf.; 8. Aufl. 1857) u. eine mit Einleitungen versehene Auswahl derselben F. Miltner (Heidelb. 1875). Ihr Leben beschrieb u. A. neuerdings Lamprecht (Zwickau 1867).

Kulmbach, Stadt im bayer. Kreise Oberfranken mit 4949 fast nur protest. E. (1871), liegt malerisch am Weißen Main, $2^3/_4$ M. im NW. von Bayreuth, ist Sitz eines Bezirksamtes u. Landgerichtes u. hat zwei Kirchen u. eine lat. Schule. Die Industrie ist sehr beträchtlich; obenan steht die Bierbrauerei, welche in 12 Etablissements jährlich über 70,000 HL. zur Ausfuhr produzirt; eine Baumwollspinnerei arbeitet mit 30,000 Spindeln; außerdem liefert K. Oel, Thonwaaren u. Ziegel. Ueber der Stadt erhebt sich im O. auf steilem Berge die Plassenburg, 1398—1595 Residenz der Markgrafen von Brandenburg-K., gegenwärtig eine Strafanstalt für Männer. — Das Bezirksamt K. hat auf 7,36 □M. 30,897 E. (1871).

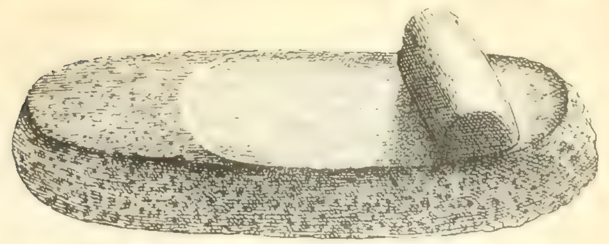
Kulmination nennt man in der Astronomie den Durchgangsmoment der Gestirne durch den Meridian. Die Kulminationszeit der Sonne nennen wir Mittag. Bei den in der Nähe des Pols befindlichen Gestirnen, welche nie untergehen, den sog. Circumpolarsternen, unterscheidet der Astronom die obere u. die untere K., je nachdem sie über od. unter dem Pole durch den Meridian gehen.

Kultur u. Kulturgeschichte. K. (vom lat. colĕre, pflegen, verehren) ist der Inbegriff derjenigen Thätigkeiten des Menschen, welche auf Entwicklung seines geistigen Lebens beruhen, u. Kulturgeschichte demzufolge die Darstellung dieser Thätigkeiten nach Völkern u. Zeiträumen geordnet. Dieselbe verhält sich daher zur politischen Geschichte wie die Bildungsgeschichte eines Menschen zu seiner Lebensgeschichte. Daraus folgt, daß eine politische Geschichte ohne Kulturgeschichte ein trockenes Namen- u. Zahlenregister ist, eine Kulturgeschichte ohne politische Geschichte aber des nöthigen Zusammenhanges entbehrt. Hingegen kann das eine od. das andere Element das vorwiegende sein, je nach dem Zwecke eines Werkes.

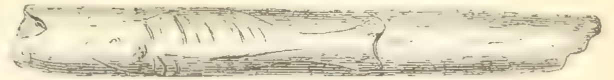
Die ältesten u. ursprünglichsten Anzeichen der menschlichen K. sind die Sprache, der Gebrauch des Feuers u. die Verfertigung von Geräthen u. Werkzeugen. Die Entwicklung der Sprache kann nur durch Vergleichung der verschiedenen Sprachen erkannt werden; die Art der Entstehung des Feuergebrauchs nur durch Beobachtung desselben bei den rohesten Völkern, welche sämmtlich durch Reibung von Holz Feuer erzeugen. Das meiste Licht fällt durch Ausgrabungen neuester Zeit auf die Entwicklung der Anfertigung u. Verwendung von Geräthen u. Werkzeugen. Die Forschungen in dieser Beziehung betreffen die Urzeit von Europa u. zeigen, daß in derselben die Bewohner dieses Erdtheils auf einer ähnlichen Stufe der K. standen, wie gegenwärtig die sog. wilden Völker.



Nr. 3824 Im Thale der Somme gefundene älteste Waffen und Werkzeuge der Menschen.



Nr. 3825 Handmühle aus den schweiz. Pfahlbauten.





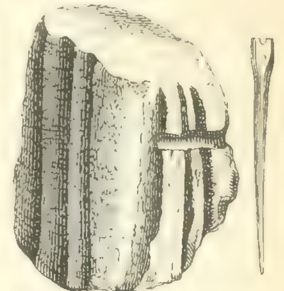
Nr. 3826 3827 Fisch und verendeter Hirsch, Zeichnungen auf Geweihstücken (Renthierfranzosen).



Nr. 3830 Thierknochen, durchbohrt von einem Pfeile aus Renthierknochen.



Nr. 3828 3829. Thongefäße aus den schweiz. Pfahlbauten.



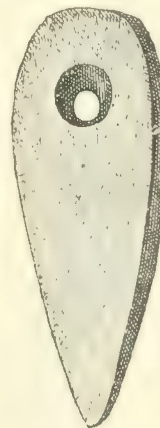
Nr. 3831 Polirstein für Nadeln.
Nr. 3832. Nadel (Renthierhorn).



Nr. 3833 Urne aus den schweizer Pfahlbauten.



Nr. 3834 Ein hohler Stein aus der Grotte Madeleine, der als Kochgefäß gedient hat.





Nr. 3835 3836. Geglättete Beilhämmer aus Dänemark.



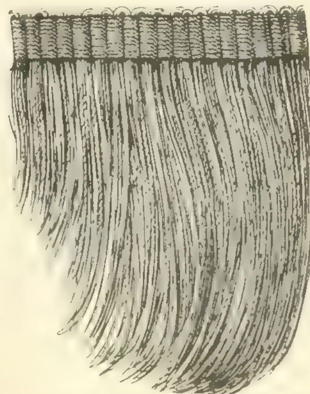
Nr. 3837. Zweischneidiges geglättetes Steinbeil.



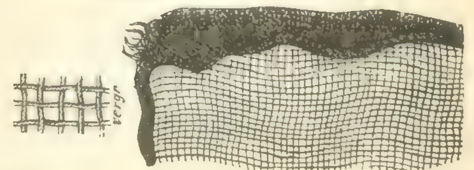












Nr. 3838—44. Geflechte und Gewebe aus den schweizer. Pfahlbauten.

Nach dem Stoffe, aus welchem in der europ. Urzeit die Geräthe gefertigt wurden, theilt man dieselbe ein in die Stein-, od. vielmehr Stein-, Holz- u. Knochenzeit, u. in die Metallzeit; die erstere dann wieder in die Zeit der ungeschliffenen u. der geschliffenen Steinwerkzeuge, u. die Metallzeit in die Erz- od. Bronze- u. in die Eisenperiode.

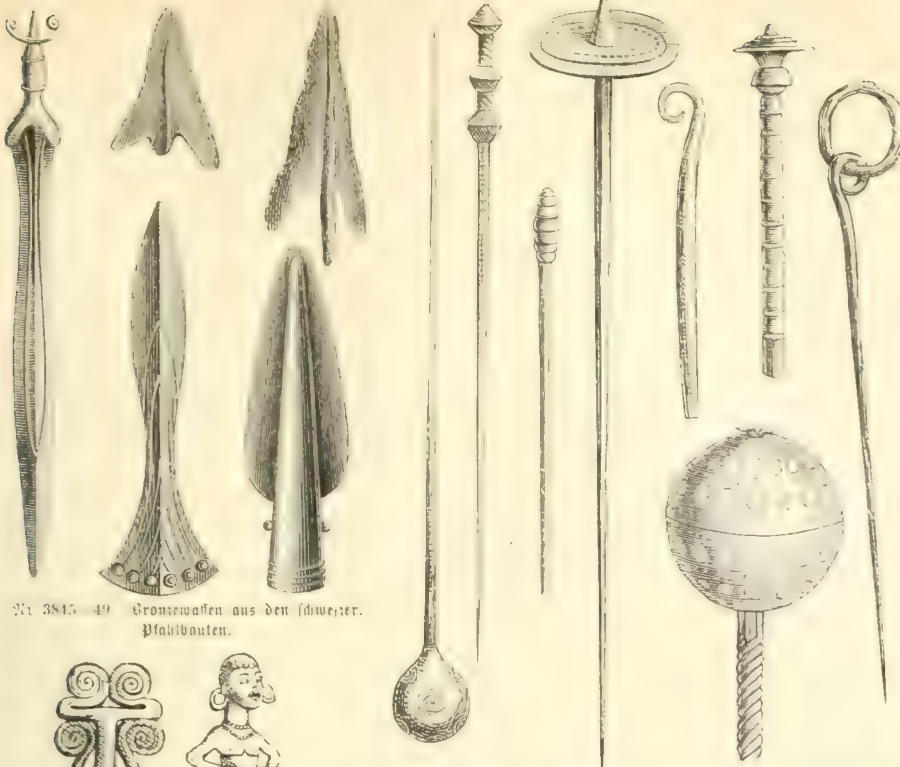
In der ältesten Steinzeit lebte der Mensch zugleich mit jetzt ausgestorbenen Thieren, dem Mammuth, Höhlenbären, wollhaarigen Nashorn, Urrind ꝛc. Ausgrabungen, welche die ältesten bekannten Kulturzeugnisse zu enthalten scheinen, haben im Thale der Somme in Nordfrankreich Feuersteine zu Tage gefördert, welche zu Werkzeugen zugehauen waren. Aehnliches findet sich in Höhlen Belgiens, Westdeutschlands, Südfrankreichs, Englands u. Spaniens. Es sind Aexte od. Speerspitzen, welche wahrscheinlich einst in Stiele von Holz od. Horn eingeklemmt od. daran festgebunden waren. Bearbeitet sind sie ebenfalls mit Steinwerkzeugen aus härterem Stein. Auch Kinnladen von Höhlenbären u. Höhlenhyänen wurden zugeschnitzt u. als Werkzeuge benutzt. Menschenüberreste sind aus der älteren Steinzeit nur wenige gefunden worden, die einen wilden, thierischen Charakter verrathen. Manche Höhlen dienten in der Urzeit, wie die darin aufgefundenen Gegenstände zeigen, als Begräbnißstätten, vor deren Eingang Todtenmahle gehalten wurden. Eine spätere Periode der älteren Steinzeit hatte die ausgestorbenen Thiere bereits hinter sich, sah aber dafür in Südeuropa noch solche Thiere, welche jetzt nach dem Norden od. den Hochalpen ausgewandert sind, wie nam. das Renthier, die Gemse, das Murmelthier, den Auerochsen ꝛc. Aus dieser Periode fanden sich nam. in Südfrankreich bes. Renthiergeweihe, die zu verschiedenen Zwecken ausgeschnitzt wurden, dann Zeichnungen von damaligen Thieren auf Schiefertafeln, Elfenbein ꝛc. Die Steinwerkzeuge sind feiner gearbeitet als in der vorigen Periode u. mehr Messer als Pfeil- u. Speerspitzen aus Knochen u. Geweihen. Die Schädel dieser Periode sind Kurzköpfe (Brachykephalen) u. die Gerippe verrathen kleinen Wuchs. Die jüngere Steinzeit ist die Periode der geglätteten u. polirten Steine; sie beherbergte in Mitteleuropa nur noch die jetzt lebenden Thiere, zeigt als Wohnungen außer den Höhlen auch überhängende Felsen, Schädel von edlerer Form als früher, Spuren des Brotbackens, Perlen zum Schmuck, polirte Steinmeißel u. auch Spuren von Menschenfresserei. Aus derselben Zeit stammen wahrscheinlich die sog. Kjökkenmöddings (s. d.). Das Nämliche gilt wahrscheinlich ferner von den seltsamen Steindenkmälern, welche Westeuropa erfüllen, den Dolmen (s. d.), den Menhirs u. Cromlechs (s. unter „Dolmen"). Damit verwandt sind die Steingräber des skandinavischen Nordens u. die in ganz Europa vorkommenden Hünengräber (s. „Hünen"). Die in diesen Gräbern gefundenen Stein-, Horn-, Beingeräthe u. Thongefäße sind oft von höchst zierlicher Arbeit. Man findet auch in manchen Ländern Kyklopenmauern, die wahrscheinlich als Landesbefestigungen dienten.

Auf die Steinzeit folgt nicht unmittelbar zu gewisser Zeit eine Bronzezeit, sondern Stein- u. Metallgeräthe waren lange u. sind ja theilweise noch jetzt gleichzeitig im Gebrauch. Zuerst wurden, u. zwar schon in der Steinzeit, Metalle mit dem Hammer bearbeitet; Goldblättchen wurden als Schmuck, Meteoreisen zu Waffen benutzt. Später wurde Kupfer mit Zinn, noch später mit Zink od. Blei zur Bronze gemischt. Das hierzu nothwendige Schmelzen weckte den Verstand ungemein; in die Bronzezeit fällt die Entstehung des Ackerbaues, des Mahlens, des Backens aus Mehl, des Webens u. damit des Gebrauchs der Faserstoffe zu Kleidern statt der früheren Thierfelle. Die Vollendung der im Norden Europa's aufgefundenen Bronzegeräthe, nam. Schwerter, Dolche, Helme, Schilde, Diademe, Haarnadeln, Ringe ꝛc., veranlaßt zu der Annahme, es seien solche aus dem höher civilisirten Orient durch Handel dahin gekommen. Höher stieg die K. durch die Bekanntschaft mit dem Eisen, welches theils neben der Bronze herging, theils ihr nach u. nach folgte. Man hat im Jura der Schweiz mehrere hundert vorgeschichtliche Eisenschmelzwerke gefunden. In Süddeutschland u. Italien fand man ausgedehnte Grabstätten mit den merkwürdigsten Resten der alten Eisenzeit, Geräthen aller Art aus Eisen, dabei Schmuck aus Bernstein u. Glas u. kunstvolle Gefäße aus Bronze mit Verzierungen. Im Norden trat die Eisenzeit erst im historischen Zeitalter ein. Die Stein-, Bronze- u. Eisenzeit sind sämmtlich vertreten in einer eigenthümlichen Art von Bauwerken, deren Ueberreste in den Seen der Schweiz, Süddeutschlands, Mecklenburgs u. Oberitaliens, sowie in jetzt trockenliegendem Lande gefunden wurden. Diese sog. Pfahlbauten (s. d.) enthalten dieselben Arten von Geräthen aus Stein, Bein, Holz u. Horn, aus Bronze u. aus Eisen, wie die Höhlen u. Gräber. Sie bildeten oft große Orte, Dörfer; ihre Bewohner kannten das Mahlen, Backen, Dörren von Obst u. Weben; die Bauten aber sind sämmtlich durch Feuer zu Grunde gegangen, u. zwar in manchen Gegenden noch in der Steinzeit. Es haben sich übrigens auch historische Völker, wie die Thraker u. Daker, der Pfahlbauten bedient, u. manche wilde Völker in Australien u. Amerika haben sie noch jetzt. In Irland hatten die als „Crannoges" bezeichneten Wasserbauten statt der Pfähle feste Unterlagen aus Steinen u. Baumstämmen.

In Familien lebten die Menschen ohne Zweifel schon in ihrer ältesten Zeit, u. zwar naturgemäß in der Form der Monogamie; Polygamie war stets nur eine Anmaßung der Reicheren. Erst in historischer Zeit vereinigten sich die Familien in Gemeinden, u. diese wuchsen nach u. nach zu Staaten u. Staatenbünden an, die sich entweder selbst regierten od. mächtigen Häuptlingen unterworfen wurden, in deren Familie sich die erbliche Monarchie ausbildete. Das Aufsuchen von Lebensmitteln führte schon bei Zeiten zur Ausbildung gewisser Berufsarten. Die älteste solche u. die unterste Kulturstufe besteht aus den Jägern u. Fischern. Das Leben der Jäger machte einerseits die Menschen wilder u. führte zu den ersten Kriegen, andererseits aber wurden sie durch die auf der Jagd eingefangenen u. gezähmten Thiere zu dem höheren, milderen u. gesitteteren Berufe der Hirten geführt, welche mit ihren Herden als Nomaden umherzogen. Unter ihnen entstanden die ersten größeren Reiche. Höhere u. höchste K. begründet aber erst die Stufe der Ackerbauer, deren Voraussetzung Anwachsen der Volkszahl ist, so daß das Land nicht mehr Raum zu großen Weideplätzen darbietet. Aus diesem Berufe gehen die Städte, der Handel u. die Industrie hervor.

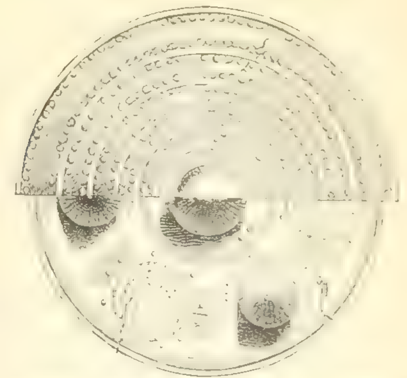
Dunkel in ihren Anfängen ist die Religion der Menschen, d. h. ihr Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten, welches mit dem rohesten Aberglauben beginnt. Es ist noch kein Volk ohne alle Religion gefunden worden, wenn auch diese die verschiedensten Gestalten annimmt u. oft blos darin besteht, daß Naturgegenständen, od. auch den abgeschiedenen Seelen od. andern Geistern, eine höhere Macht zugeschrieben wird. Diese rohesten Religionsformen sind als Fetischdienst (s. „Fetisch") bekannt; eine höhere Stufe dichtet von den verehrten Dingen Mythen u. gestaltet sie dadurch zu mehr od. weniger menschenähnlichen Wesen. Sehr verschieden sind auch die Stufen, welche der Glaube an eine andere Welt annimmt, die in den niedrigsten Formen jenes Glaubens meist ganz der diesseitigen entspricht u. auf höheren Stufen eine immer idealere Gestalt annimmt. Auch der Kultus nimmt in seinen Aeußerungen des Opfers (Menschenopfer, Thieropfer, Pflanzenopfer), des Gebets, der Sühnung, Reinigung ꝛc. verschiedene Gestalten an.

Unter den historischen Völkern, deren Verhältnisse uns natürlich besser bekannt sind, als die der vorgeschichtlichen, haben sich die ältesten nach Wanderungen, von denen uns nichts Näheres bekannt ist, meist in den Thälern großer Ströme niedergelassen, bald solcher, die sich zu einem einzigen vereinigen od. unweit von einander münden, od. endlich an einem einzigen Strome. Unter diesen Völkern ist das am wenigsten vorgeschrittene zugleich das östlichste u. das unter allen allein der mongolischen Rasse angehörende, das chinesische. Dasselbe hat sich unter allen nicht unserer Rasse angehörenden Völkern zur höchsten Gesittung emporgeschwungen. Sein Fortschritt ist, wenn auch langsam, mit Unrecht geleugnet worden. Das dem Hoang-ho u. Yang-tse-kiang abgerungene Land ist ungemein fleißig angebaut. Die Familie u. der Staat ist wohl geordnet u. patriarchalisch regiert. Die Religion ist mild u. human, sie lehrt die Verehrung der Geister, der Naturkräfte u. der Ahnen. Die Literatur, durch die Einsilbigkeit der Sprache gehemmt, ist reich, enthält schöne poetische Empfindung, achtungswerthe moralische Grundsätze, aber keine künstlerische Ausbildung u. keine Spur von wissenschaftlicher Forschung. Unsere, die mittelländische (früher kaukasische) Rasse tritt in ihrer wenigst vollkommenen Erscheinung als eroberndes Volk neben einer Ueberzahl von Urbewohnern in Vorderindien auf u. ordnet die Gesammtbevölkerung nach Kasten, die sich in Tracht, Beruf u. gesellschaftlicher Stellung streng unterscheiden. Priester u. Könige, Letztere aus der Kriegerkaste, werden beinahe göttlich verehrt. Die üppige Natur u. das heiße Klima Indiens erspart dem Volke anstrengende Arbeit u. führt es zur Verweichlichung u. Entnervung, welche schließlich Unterjochung durch fremde Völker zur Folge hat. Die Religion der Inder ist in ältester Zeit reiner Naturdienst, geht dann mit zunehmender Macht der Priester in die theologische Spekulation des Brahmaismus über, mit dem der reformatorische Buddhismus tausend Jahre lang kämpft, um schließlich aus Indien nach Ostasien verdrängt zu werden. Die Literatur der Inder hat neben langathmigen Epopöen wundervolle Blüten lyrischer u. dramatischer Poesie aufzuweisen. Am meisten Aehnlichkeit mit der sozialen Organisation Indiens hat die des Nillandes Aegypten, wo ebenfalls ein herrschendes Volk mittels des Kastenwesens Unterworfene darniederhält. Der politischen Zerfahrenheit Indiens tritt aber straffe Centralisation gegenüber. Die K. der alten Aegypter erscheint in einer staunenswerthen Höhe; das ganze häusliche u. öffentliche Leben spinnt sich in unverrückbarer Ordnung ab. Eine großartige Baukunst verräth sich in Pyramiden, Tempeln u. Felsengräbern, eine ebensolche Plastik in Statuen, Obelisken u. Sphinxen, u. eine geschickte, wenn schon unvollkommene Zeichenkunst in den alle Lebensverhältnisse darstellenden Wandgemälden.



Nr. 3845–49. Bronzewaffen aus den schweizer. Pfahlbauten.

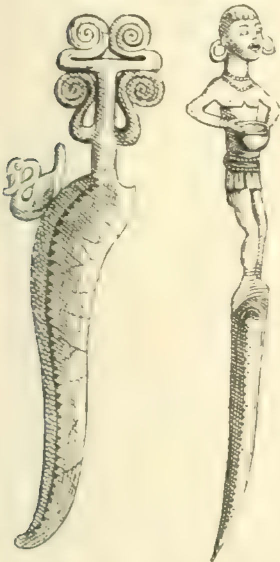
Nr. 3850–57. Haar- und Gewandnadeln aus den schweizer. Pfahlbauten.

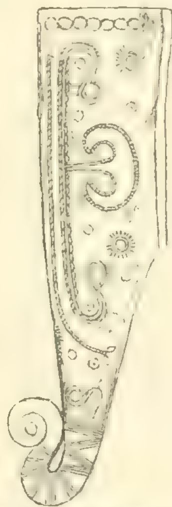


Nr. 3858. Bronzenes Schild von der Insel Falster.



Nr. 3859. Felsenbild bei Kyrkorna, Bohuslän.





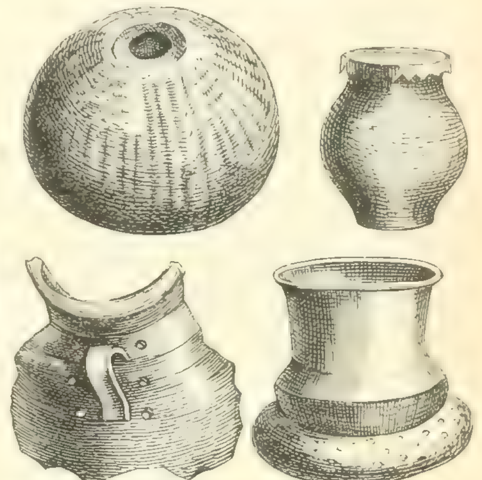
Nr. 3860. 3861. Bronzene Messer aus Dänemark.

Nr. 3862. Bronzenes Rasirmesser aus Dänemark.



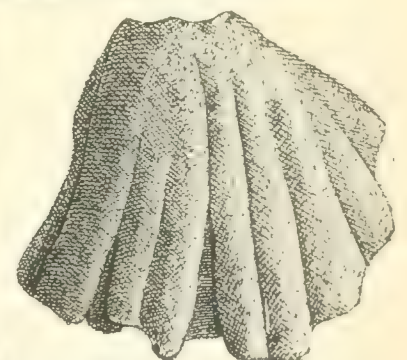
Nr. 3868. Wirtel aus Montelier in der Schweiz.





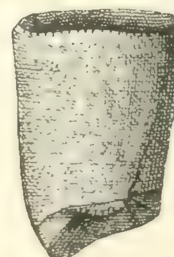
Nr. 3863–67. Thongefäße aus den schweizer. Pfahlbauten.







Nr. 3869–78. Bronzene Schalen ꝛc. mit Ornamenten. Dänemark.







Nr. 3879–83. Wollene Kleidungsstücke ꝛc. aus der Bronzezeit, aus einem dän. Grabe.

In der Religion ist die vorgeschrittene Lehre der Priester zum Geheimniß derselben geworden, während das Volk, die ursprüngliche Bedeutung der Naturgottheiten vergessend, zum Thierdienst herabsinkt. Für das Grab u. den Tod wird der bedeutendste Theil der Thätigkeit des Volkes verwendet u. die Mumien der Vorfahren sorgsam verwahrt. Hoch gestiegen sind die Aegypter in der Astronomie, u. ihre Hieroglyphen (s. d.) zeigen merkwürdige Ausbildung in der schriftlichen Gedankenmittheilung. Auch die Heilkunde u. Kenntniß der Geschichte u. Landeskunde waren ausgebildet. Aegypten am nächsten stehen in der K. die Völker der syrischen Küstengegend. Hier die Hebräer, ein Hirtenvolk, das sich aus ägyptischer Oberherrschaft befreit u. sich ein Vaterland erobert, eine hohe Stufe in der Poesie erreicht, wo sich Erhabenheit mit Anmuth paart u. die Dichtung auch auf seine Geschichte ausdehnt. Seinen Stammesgott erhebt es nach u. nach mit harten Kämpfen zwischen seinem Kultus u. demjenigen fremder Götter, geräth aber durch innere Uneinigkeit zuletzt wieder unter fremde Botmäßigkeit. Dort am Meere die Phönikier, ein bau- u. schiffahrtskundiges Handelsvolk, das sich weithin an Afrika's Nordrande eine mächtige Kolonie gründete, dessen Religion aber ein sehr unentwickelter Sonnendienst mit Menschenopfern blieb. Eine bedeutende K., nam. in den bildenden Künsten, erreichten die Völker am Euphrat u. Tigris, die Babylonier u. Assyrer, deren für uns phantastisches Leben u. Treiben erst die neueste Zeit aus ihren Reliefs u. Keilschriften hat kennen lernen. An derselben Schriftart nahmen auch die Meder u. Perser Theil, welche zuletzt alle übrigen Völker Westasiens u. sogar Aegypten unterwarfen, u. unter welchen die einzig dastehende dualistische Religion, die Zoroaster's, mit ihrem düstern Ernste u. Feuerdienste sich erhob. Auch von ihrer Bau- u. Bildnerkunst haben die Ruinen von Persepolis merkwürdige Ueberreste aufbewahrt. Einen wesentlich neuen Charakter gewinnt die K., sowie sie in Europa auftritt. Nicht mehr Stromthäler, sondern das weite Gebiet des Mittelmeeres wird der Schauplatz der höheren Völkergesittung. In Griechenland findet sich ein Land u. ein Volk, die beide von Schönheit strahlen, u. wo daher auch die K. nur eine solche der Schönheit werden konnte. Viele Kulturmomente haben die Griechen ohne Zweifel von Aegypten u. Phönikien entlehnt; da aber in diesen Ländern alle Schönheit u. Naturwahrheit in der Kunst u. alle Unabhängigkeit des menschlichen Gedankens fehlt, so sind diese Eigenschaften, welche bei den Griechen zum ersten Male auftreten, aus ihnen selbst hervorgegangen. Die Rasse selbst, wie die Kleidung, die Geräthe, die Gebäude, die Sitten u. Gebräuche, die Mythe, die Kunst u. Literatur, Alles ist in Griechenland vom Geiste der Schönheit durchweht, u. die Philosophie stieg zu den höchsten Problemen u. zu Lösungen, wie sie die orientalischen Völker in dieser Feinheit u. Freiheit nie gewagt hätten (s. „Griechenland"). Seit der Eroberung der damaligen Welt durch Alexander d. Gr. theilte sich die reiche griech. K. auch dem westl. Asien u. nordöstl. Afrika mit u. schuf aus diesen ungeheuren Reichen ein Großgriechenland, in welchem der Weltmarktplatz Alexandrien den Ton angab u. das Bewußtsein des Alterthums in gänzlich neue Bahnen lenkte.

Im Süden Europa's hatte inzwischen ein Zwillingsvölkerzweig der Griechen, die Italer, von sich aus eine namhafte K. begründet, nam. in Etrurien, die sich aber nachher in Rom mit der griech. verschwisterte u. die gemeinsamen Resultate auch über die äußersten westl. u. mehrere mittleren Theile Europa's ausbreitete, wo griech.-röm. Bauten entstanden u. die Literatur beider Völker verstanden u. bewundert wurde. Aber die Herrschsucht Roms, welcher der ganze Erdkreis dienen sollte, u. die Ungeheuerlichkeiten einer luxuriösen Ueberkultur, die sich wieder in vielen Beziehungen der furchtbarsten Barbarei näherte (s. „Rom"), brachte dem röm. Reiche den Untergang, welchen hunnische u. german. Horden vollendeten. Die geknechteten u. mißbrauchten Völker flüchteten sich aus dem Gemenge von Unglauben u. Aberglauben, welches damals herrschend geworden, unter die Fittige einer neuen Religion, welche damals von Osten her ihre Bekehrungsreise antrat u. mit der Verkündigung ewigen Heils für die ganze Menschheit die Welt durchschritt, vor den blutigsten Verfolgungen nicht zurückbebend. Aus dem Judenthum zunächst hervorgegangen, aber öfters mit Elementen der griech.-alexandrinischen Philosophie getränkt, erobert das Christenthum die Herzen der Völker sowol, als den Besitz des Herrscherthrons im röm. Reiche u. der übrigen Völkerkronen. In dieser Machtentfaltung konnte jedoch das Christenthum nicht die reine, anspruchlose Religion der Menschenliebe bleiben. Die Herrschsucht erfaßte seine Organe, u. der Bischof von Rom schraubte sich, von dienstwilligen Konzilien unterstützt u. alle ihm widerstrebenden Elemente als ketzerisch verdammend, zum Nachfolger Christi hinauf. Das klassische Heidenthum wurde mit aller seiner Kunst u. Wissenschaft unterdrückt, u. so ging es allen übrigen Kulturformen, welche das neue hierarchische System nicht anerkannten. Es fiel vor dem letzteren die K. der nordischen Völker mit ihrer Edda u. ihrem Asenhimmel, dessen Götter als Dämonen in die Volkssage flüchten mußten. Ein neues Kaiserthum wurde im deutschen Lande durch den Papst aufgerichtet u. erhielt im Feudalwesen ebenso seine hierarchische Ordnung, wie sie die Geistlichkeit hatte. Klerus u. Feudalherren beherrschen daher das ganze sog. Mittelalter hindurch das Leben u. Streben der christlichen Völker, also fast ganz Europa's; aber die Macht des Kaiserthums sinkt eben so stetig, wie diejenige des Papstthums steigt. Auf seinen Befehl müssen die Christen in folgenschweren Kreuzzügen (s. d.) nach dem Morgenlande ziehen, um auch da eine K. zu zerstören, welche der Hierarchie gefährlich zu werden drohte, die des Islam, dessen Söhne, die Araber, in der Wissenschaft Großes geleistet hatten, während das Abendland in Unwissenheit versunken war. Zwar mißlingen fast alle Kreuzzüge, aber in Spanien wird die arabische K. vernichtet u. bald auch im Morgenlande durch die Türken zerstört. Inzwischen aber hat sich in den Städten ein neues Element herangebildet, das dem Adel u. der Geistlichkeit gefährlich wird. Handel u. Industrie entwickeln sich in ihnen u. zugleich erwacht die Wissenschaft aus ihrem Schlafe, genährt durch das wieder aus seinem Schutte hervorgegrabene klassische Alterthum. Die Kunst des Bücherdruckes wird erfunden, u. der menschliche Geist dringt hinaus in Fernen, wo noch kein Kiel gesegelt. Das Mittelmeer ist zu eng geworden; auf dem Ozean will man sein Glück versuchen. In der Hoffnung, Ostindien von Osten her zu finden, entdeckt Columbus Westindien, u. auch in Mexiko u. Peru werden noch Civilisationen rücksichtslos zerstört, um dem röm. Christenthum Platz zu machen. Es beginnt die Periode des Weltverkehrs. In Europa geben diese Ereignisse den Anstoß zur Trennung ganzer Völker von der Römischen Kirche; doch wird die wahre Reformation aufgehalten durch Unduldsamkeit auch auf Seiten der neuen Kirche. Religionskriege verwüsten Europa u. stören die schöne Entwicklung, welche die Nationalliteraturen in ganz Westeuropa genommen, sowie die hier ebenfalls zur hohen Blüte gediehene Pflege der schönen Künste. Es tritt eine Verderbniß des Geschmacks ein; man vergißt die eigenen Schätze u. ahmt geringere fremde nach; auf die Perrückenzeit folgt die nicht viel bessere Zopfzeit. Aber es bricht sich Aufklärung Bahn. Die Philosophie erklärt dem Dogma den Krieg u. zieht gegen die Inquisition, Ketzer- u. Hexenprozesse, Folter u. Leibeigenschaft zu Felde. Es erwacht eine neue deutsche Literaturperiode u. steigt rasch zu klassischer Vollendung empor. Nach anderem Ruhm strebt die franz. Nation; sie verirrt sich von einem Kampfe um ihre Verfassung u. Rechte zur blutigen Niedertretung aller Verfassung u. Rechte, um schließlich eines Despoten Beute zu werden. Ganz Europa wird umgestaltet, wobei auch die Leibeigenschaft für immer verschwindet u. die Rechte des Adels bedeutend geschmälert werden. Auf eine Reaktion der orthodoxen Meinungen gegen die Aufklärung erhebt sich die letztere wieder mit neuer Macht, u. zwar mit den Waffen wissenschaftlicher Forschung. Die Naturwissenschaft feiert hohe Triumphe, ebenso die Geschichtschreibung. Die unbekannten Theile der Erdoberfläche werden nach einander erforscht u. theilweise auch durch Auswanderer kolonisirt; im Weltall werden staunenswerthe Entdeckungen gemacht: großartige technische Erfolge, wie die Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen, die Photographie 2c., gestalten alle Sitten u. Gebräuche u. theilweise die Kunst u. Wissenschaft um u. rufen eine Entwicklung hervor, die sich noch nicht absehen läßt.

Die Kulturgeschichte ist noch eine junge Wissenschaft. Aus ihrer Literatur sind folgende Werke zu erwähnen: Wachsmuth's „Allgemeine Kulturgeschichte" (3 Bde., Lpz. 1850—52) giebt einen kurzgefaßten, aber ziemlich vollständigen Ueberblick; Klemm's „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" (10 Bde., Lpz. 1843—52) vereinigt Ethnographie u. Kulturgeschichte nach den Gesittungsstufen der verschiedenen Völker. In neuester Zeit haben G. Kolb (s. d.) u. Fr. v. Hellwald (s. d.) kurzgefaßte Kulturgeschichten von verschiedenen Standpunkten geschrieben. Eine Kulturgeschichte der neuern Zeit ist von O. Henne am Rhyn erschienen (3 Bde., Lpz. 1870—72). Speziell mit der Urgeschichte der Menschheit beschäftigen sich: Baer u. Hellwald „Der vorgeschichtliche Mensch" (2. Aufl., Lpz. 1876); Tylor's „Anfänge der Kultur" (deutsch von Spengel u. Poske, 2 Bde., Lpz. 1873) u. O. Caspari's „Urgeschichte der Menschheit" (2 Bde., Lpz. 1873). Vorzugsweise Kulturgeschichte ist ferner M. Duncker's „Geschichte des Alterthums" (5. Aufl., Lpz. 1874 ff.); Buckle's „Geschichte der Civilisation in England" (deutsch von Ruge, 2 Bde., 3. Aufl. Lpz. u. Heidelb. 1868) wurde durch seinen Tod unterbrochen. Lecky schrieb eine „Geschichte des Geistes der Aufklärung in Europa" (deutsch von Ritter, Berl. 1873—74) u. eine „Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl d. Gr." (deutsch von Jolowicz, 2 Bde., Lpz. 1870—71); J. Scherr eine „Deutsche Kultur u. Sittengeschichte" (5. Aufl., Lpz. 1873). Heutzutage wird auch von jeder guten Welt- u. Landesgeschichte erwartet, daß sie die Kulturgeschichte in bedeutendem Maße berücksichtige.

Kultus (vom lat. colere), zunächst jede Art gottesdienstlicher Verehrung, dann insbes. der christliche Gottesdienst. Die Wissenschaft vom christl. K. ist die Liturgik (s. d.). Schon in der ältesten Zeit wurde der Gottesdienst so getheilt, daß in der einen Hälfte vorzüglich das Wort, in der andern, an der nur die Eingeweihten Theil hatten, das Symbol zur Geltung kam. Die reichste, umständlichste u. sinnigste Ausbildung erlangte die gottesdienstliche Symbolik in der Griech.-kathol. Kirche; in der Röm.-kathol. Kirche hat der Meßdienst eine Reihe kultischer Handlungen in seinem Gefolge. Die Evangel. Kirchen haben bei ihrer Voranstellung der Predigt u. der Verwerfung der Messe nur äußerst wenig von den altuberlieferten kultischen Handlungen u. Symbolen beibehalten, ja die Reformirte Kirche so gut wie gar nichts außer dem Segen, dem Kirchengebet u. dem Gemeindegesang. Die Lehre von den heiligen Orten hat es mit den Bauformen u. der Ausschmückung der gottesdienstlichen Räume zu thun, sofern darin gottesdienstliche Symbole zum Ausdruck kommen; die Lehre von den heiligen Zeiten endlich mit der Anordnung der Feste, sofern die verschiedene Bedeutung derselben verschiedene Formen des Gottesdienstes hervorruft. — In einem viel weiteren Sinne braucht man das Wort K. in Verbindungen wie Kultusfreiheit, d. i. Freiheit zur Abhaltung irgendwelchen Gottesdienstes überhaupt, u. Kultusministerium. Das letztere ist in allen konstitutionellen Staaten eine besondere Abtheilung des Gesammtministeriums unter Leitung des Kultusministers (fast immer eines Juristen), welche nicht nur die gottesdienstliche Ordnung der jeweiligen Landeskirche, sondern überhaupt die Leitung derselben, sowie die Ueberwachung der übrigen im Staate geduldeten Religionsformen (Kulte) in den Händen hat. Bei der ehemaligen engen Verbindung von Kirche u. Schule ist das Kultusministerium fast überall zugleich Ministerium des öffentlichen Unterrichts.

Kum, Stadt in der pers. Provinz Irak-Adschemi, vier Tagereisen südl. von Teheran, ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort, da sich hier das Grabmal der heil. Fatime sowie von 444 anderen Heiligen die Grabstätten befinden. In der großen Moschee ruhen die letzten Herrscher aus dem Hause der Sofiden, wie auch die Schah aus dem Kadscharenstamme hier beigesetzt werden. Die sehr heruntergekommene Stadt zählt kaum noch 12,000 E. Der früher berühmte Seidenhandel hat ganz aufgehört. Jetzt liefert K. für einen großen Theil Persiens die Gaglet, thönerne Wasserkühler.

Kumanen, ein Volk mongol. Stammes; sie drangen im 11. Jahrh. aus den Ländern im O. der unteren Wolga in Südrußland ein, verheerten die Gegenden bis an die Donau u. dehnten ihre Raubzüge über Siebenbürgen u. Ungarn sogar bis Polen aus; der Moldau hinterließen sie den Namen Kumanien. Bis in das 12. Jahrh. führten sie Kriege mit den Russen, Byzantinern u. Bulgaren u. verbanden sich gegen die im 13. Jahrh. einbrechenden Mongolen mit den Russen, wurden aber in der Schlacht an der Kalka (1223) geschlagen. Ein Theil dieses Volkes wurde in die Sklaverei geschleppt, ein anderer floh zu den Griechen, der Rest siedelte sich in Ungarn an, wo ihnen Bela IV. Wohnplätze anwies, u. wo sie allmählich vollständig in den Magyaren aufgingen; doch erinnern an sie noch die beiden Distrikte Großkumanien im O. der Theiß mit 21,5 □M. u. Kleinkumanien zwischen Theiß u. Donau mit 44 □M.

Kumaon, eine der Nonregulations-Provinzen der Präsidentschaft Agra in Vorderindien, 328 □M. groß, mit 430,300 E., im J. 1815 Nipal abgenommen, grenzt im N. an Tibet, im O. an Nipal, im S. u. W. an Rohilkand. Durch den nördl. Theil des Landes zieht die Wasserscheide zwischen Indus u. Ganges. Im S. herrscht Ebene mit Tirai u. heißem Klima. Die Berge von K. bergen viel Eisen; die Wälder sind bes. reich an Nadelhölzern u. Eichen. Die Einwohner sind Hindu u. wenige Bothija (mongolische Tibetaner). Der Hauptort ist Almora.

Kumassi, Hauptstadt des Aschantireiches unweit der afrik. Westküste, auf einer Hochebene am Flusse Subim, einem Beiflusse des Prah, hatte breite, mit Bäumen bepflanzte Straßen u. angeblich eine Bevölkerung von 70,000 Seelen. Die Häuser waren vielfach mit Schnitzwerk verziert u. bunt angestrichen, der Palast des Königs außerordentlich einfach. Die Eroberung der Stadt (4. Febr. 1874) bezeichnete das Ende des Krieges der Engländer mit den Aschanti (s. „Koffi Kalali").

Kumiß od. Koumysz, von den Kalmüken Tihigan genannt, ist ein aus Stutenmilch bereitetes, schwach geistiges Getränk von angenehm säuerlichem Geschmack. Der K. wird von den südruss. u. asiat. Steppenvölkern (Tataren, Kalmüken, Baschkiren, Kirgisen) dadurch bereitet, daß man die gemolkene Milch in ledernen Schläuchen sammelt, im Schatten aufbewahrt u. der Gährung überläßt, die infolge des großen Milchzuckergehaltes bald eintritt. — In Deutschland hat man in neuerer Zeit diesen K. vielfach nachgeahmt, indem man gewöhnliche mit noch mehr Milchzucker versetzte Kuhmilch gähren läßt. Man benutzt den K. als heilsames Getränk für Brustkranke.

Kümmel, s. „Carum".

Kümmelblättchen, Gimelblättchen, ein Kartenspiel; mit Kümmel hat das Spiel, bei dem es darauf ankommt, drei Karten so geschickt durcheinander zu werfen, daß es dem Uneingeweihten nur durch Zufall möglich ist, eine Karte ihrer Lage nach richtig zu bezeichnen, nichts zu thun; der Name ist korrumpirt aus Gimelblättchen u. steht mit dem hebr. Buchstaben Gimel, dem dritten des Alphabetes, in Verbindung, der in der Gaunersprache, die sich bekanntlich vieler hebr. Wörter bedient, zur Bezeichnung der Zahl 3 gebraucht wird; es bedeutet demnach s. v. w. „Dreiblattspiel".

Kündigung, Aufkündigung. Bei zweiseitigen Rechts-, insbes. Forderungsverhältnissen, wie Darlehn, Miethe u. s. w., kommt es häufig vor, daß die Fortdauer dieses Verhältnisses davon abhängig gemacht wird, ob der eine od. beide Theile erklären, es solle das Rechtsverhältniß erlöschen. Diese Willenserklärung, die bald nur einem, bald beiden Theilen je nach der getroffenen Verabredung freisteht, heißt K. In den meisten Fällen, nam. bei Wohnungsmiethen, tritt das Erlöschen des bestehenden Vertragsverhältnisses nicht sofort, sondern erst nach Ablauf eines bestimmten Zeitraumes, der sog. Kündigungsfrist, ein, u. unterscheidet man hiernach halb- od. vierteljährliche, monatliche od. wöchentliche K. Eine bestimmte Form ist für dieselbe nicht vorgeschrieben; bei Miethwohnungen u. ausgeliehenen Kapitalien empfiehlt sich jedoch, um jedem Zweifel über die Thatsache der erfolgten K. vorzubeugen, die letztere durch das Gericht bewirken zu lassen, sog. gerichtliche K. Die K. ist ferner ein einseitiger Akt, es genügt die Erklärung des Kündigungsberechtigten, u. bedarf es dazu nicht der Mitwirkung od. Genehmigung der Gegenpartei. Unter Umständen sind übrigens — sei es durch das Gesetz, sei es durch Vertrag der Betheiligten — bestimmte Tage festgesetzt, an denen od. bis zu denen die K. geschehen muß, wenn sie rechtliche Wirkung haben soll, sog. Kündigungstermine. Die Frist, welche zwischen dem Tage der Aufkündigung u. dem Ende des Verhältnisses mitten inne liegen muß, ist vielfach gesetzlich bestimmt, so bei Arbeitern 14 Tage vorher, bei Handlungsgehülfen sechs Wochen vor Ablauf des Kalendervierteljahres, bei Dienstboten ein Jahr, ein Vierteljahr od. einen Monat vorher, bei Pachtungen ein Jahr zuvor, bei Miethwohnungen je nach dem Betrage des Miethzinses bald ein Halb-, bald ein Vierteljahr vor Beendigung des Miethvertrages. Außer in den erwähnten Fällen kommt eine K. nam. noch häufig vor bei Kapitalien, die gegen Hypothek ausgeliehen od. vom Staate od. anderen öffentlichen Korporationen aufgenommen worden sind.

Kunduriotis od. Konduriotis, Lazaros, griech. Patriot, geb. um 1768 auf der Insel Hydra u., wie sein Bruder Georgios, ein reicher u. angesehener Schiffsrheder daselbst; opferte 1821 der Sache der Freiheit sein Vermögen u. erwarb sich auch als Senatspräsident auf Hydra die höchsten Verdienste um das Vaterland, ohne freilich etwas Anderes, als Verkennung u. Undank dafür zu ernten. Erst nach seinem am 17. Juni 1852 auf seiner heimatlichen Insel erfolgten Tode ward seinem Wirken die ihm im Leben versagte Anerkennung zutheil, indem die Regierung eine fünftägige Nationaltrauer anordnete. — Georgios K., jüngerer Bruder des Vorigen, geb. auf Hydra, nahm am Unabhängigkeitskriege Theil, doch war seine Kriegführung nicht erfolgreich. In den J. 1824 u. 1825 präsidirte er dem Vollziehungsrathe. In den beiden nächsten Jahren bekämpfte er mit seinem Bruder den Einfluß der engl. Partei in Griechenland; auch gehörte er zu den Gegnern der Kapodistrianischen Partei. 1843 führte er den Vorsitz im Staatsrathe. Er starb zu Athen 27. März 1858.

Kunersdorf, Dorf im Kreise Sternberg des Reg.-Bez. Frankfurt (preuß. Provinz Brandenburg), 5 Km. östl. von Frankfurt a. d. O. gelegen, ist berühmt geworden durch die Schlacht vom 12. Aug. 1759. Da der preuß. General Wedel die Vereinigung der Russen unter Soltikow u. der von S. unter Laudon heranrückenden Oesterreicher nicht zu verhindern vermocht hatte, zog Friedrich II. selbst mit etwa 40,000 Mann gegen den im O. der Oder in einer Stärke von 60,000 M. stehenden Feind, setzte 11. Aug. über den Strom u. begann am nächsten Morgen den Kampf gegen den linken Flügel der Russen, welcher auch nach hartnäckiger Gegenwehr zurückgedrängt ward. Dem Angriff auf den rechten Flügel begegnete aber Laudon bes. durch mehrere Massenattaken seiner Reiterei, welche die ermüdeten Preußen warfen u. schließlich in eine regellose Flucht auflösten. Friedrich II. verlor fast seine ganze Artillerie u. gegen 26,000 Mann, nicht viel geringer waren die Verluste der Verbündeten. Unter den preuß. Gefallenen war auch Chr. Ew. v. Kleist (s. d.).

Kung-Fu-Tseu, im Abendlande bekannter unter dem Namen Confucius, der berühmteste Philosoph China's, wurde 551 v. Chr.

zu Tseou i in der heutigen Provinz Schan-tung geb. u. soll vom Kaiser Hoang-ti abgestammt haben. Seine Mutter Yen-tschi erzog ihn nach dem frühen Tode seines Vaters Schu-liang-he allein u. brachte ihn in die Schule des gelehrten Ping-tschung. Im 17. Lebensjahre ward er Mandarin u. bald darauf Generalinspektor des Ackerbauwesens u. zeichnete sich in dieser Stellung so aus, daß sein Name als Staatsökonom weit über China's Grenzen hinausgetragen ward. Der Tod seiner Mutter betrübte ihn so, daß er seine Stelle niederlegte u. sich drei Jahre zurückzog, um ihr Andenken zu beweinen. Nach seiner Rückkehr ward er der Schüler eines großen Schi-siang, der die Kunst besaß, durch Spielen auf der Laute (kin) die Leidenschaften der Menschen zu erregen u. zu beruhigen. Als er auch diese Geschicklichkeit sich hinreichend angeeignet zu haben glaubte, beschloß er (521) Ehren, Stand u. Vermögen aufzugeben, um Erzieher seiner Landsleute zu werden, begann seine Lehren öffentlich vorzutragen u. versammelte bald eine große Anzahl Schüler um sich, mit denen er 518 an den kaiserlichen Hof der Tscheu zog. Hier machte er sich daran, die Schriften der alten Weisen, die im Kaiserpalast aufbewahrt wurden, zu studiren u. neu zu redigiren, u. so gebührt ihm eigentlich der Ruhm, die sog. heiligen Bücher der Chinesen dem Volke zugänglich gemacht zu haben. Diese sind der Y-king, der Coder der chines. Moralphilosophie, der Schu-king, eine Art historischer Abriß der Geschichte China's von 2350 bis 770 v. Chr., der Schi-king, eine Sammlung der alten Volkslieder der Chinesen, der Li-Ki, der religiöse Coder seiner Landsleute, u. der Tschun-sieu, eine Art Anhang des Schu-king. Später hat man hierzu noch den Hiao-King, der seine Unterredungen mit seinem Schüler Tseng-tsan enthält, u. den Sa-hio, eins der von seinen Schülern verfaßten Bücher, hinzugefügt. Im J. 505 wurde er vom König von Lu-Ling-Kung zum obersten Staatsminister ernannt u. behielt diesen Posten auch unter dem Nachfolger Ling-Kung's, Ngaï-Kung. Auf Veranlassung seines Schülers, des berühmten Geschichtschreibers Tso-Kieu-Ming, begab er sich noch einmal in die Residenz der Tscheu (488), um von Neuem nach alten Gesetzbüchern zu forschen, allein wie es scheint vergeblich. Aus Kummer über den Tod seiner Gattin, die während seiner Abwesenheit gestorben war, verfiel er der Abzehrung, der er 479 v. Chr. erlag. — Seine Lehre theilt sich in Metaphysik, allgemeine u. spezielle Moral- od. Pflichtenlehre u. Politik ein u. hat auf seine Landsleute einen großen Einfluß gehabt, obwol sie unter den Händen späterer Sektirer stark mit buddhistischem Aberglauben u. atheistischen Elementen versetzt wurde.

Kunigunde, die heilige, eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg, blieb angeblich auch als Gemahlin Kaiser Heinrich's II. (1002—24) dem Gelübde ewiger Jungfrauschaft treu u. widerlegte die Zweifel an ihrer Unschuld durch eine Feuerprobe. Nach Heinrich's II. Tode trat sie als Nonne in das von ihr gestiftete Kloster Kauffungen bei Kassel ein u. starb unter beständigen Bußübungen 3. März 1038. Im Dom zu Bamberg neben Heinrich II. beigesetzt, wurde sie (wie ihr Gemahl schon früher) 1202 von Innocenz III. heilig gesprochen. Ihre Gedächtnißfeier fällt auf ihren Todestag.

Kunkel, s. v. w. Spinnrocken, Spindel; in der Sprache des alten deutschen Rechtes das weibliche Geschlecht, wie mit „Schwert" das männliche bezeichnet wird. Daher Kunkellehn ein Lehn, welches entweder Frauen verliehen wird od. auf Frauen forterben kann; Kunkeladel der Adel von mütterlicher Seite.

Kunst, Wilhelm, ein seiner Zeit hochgefeierter Schauspieler, geb. zu Hamburg 2. Febr. 1798, nahm 1813 Dienste bei den Hanseaten, dann bei den Franzosen, wollte nach seiner Rückkehr in Hamburg Kaufmann werden, ging aber 1817 zur Bühne u. trat 1819 in Lübeck zuerst in den Rollen auf, welche ihm später seine Berühmtheit verschafften: Abällino, Wetter v. Strahl u. a. Sein unsteter Sinn ließ ihn überall nur kurze Zeit verweilen, u. meist verließ er die Orte, in denen er engagirt war, mit einem Kontraktbruch. Von München folgte K. 1828 dem bekannten Theaterdirektor Karl nach Wien, wo er mit Sophie Schröder (s. d.) deren dritte Ehe einging, die jedoch gleichfalls schon nach wenigen Wochen faktisch wieder getrennt wurde. Hierauf fing er sein auf fast alle Städte Deutschlands ausgedehntes Wanderleben von Neuem an, kehrte indeß zeitweilig nach Wien zurück u. starb auch daselbst 17. Nov. 1859. Er war zuletzt eine gefallene Größe, die von ihrer einstigen Berühmtheit zehren mußte. Imposante äußere Mittel, ein herrliches Organ, ein angeborener Sinn für Plastik u. eine poetische Individualität würden ihn zum ersten Heldenspieler Deutschlands gemacht haben, wenn sich seinem Genie mehr Studium u. künstlerische Bildung zugesellt hätten.

Kunst ist von können abzuleiten u. bezeichnet daher im weitesten Sinne jede durch Uebung erlangte Geschicklichkeit, daher man von Kochkunst, Hebammenkunst, Buchdruckerkunst &c. redet u. Leute, die sich in irgend einem Dinge eine besondere Fertigkeit angeeignet haben, es lieben, sich als Künstler zu bezeichnen. Im engeren u. höheren Sinne dagegen ist K. die Thätigkeit des Menschen, Vorstellungen seiner Phantasie, die deshalb auch treffend die Mutter der Künste genannt ist, in sinnlich wahrnehmbarer, schöner Erscheinung darzustellen; demnach begreift man unter K. wesentlich die sog. schönen od. freien Künste: Baukunst, Bildhauerkunst, Malerei (diese drei als bildende Künste bezeichnet), Tonkunst u. Dichtkunst. Das Entscheidende für diese letzteren ist, daß sie in erster Linie nach dem Schönen streben, während für jene anderen sog. Künste das Nützliche die Hauptsache ist. Nicht als ob die freien Künste das Nützliche ausschlössen; aber wo sie auch zuweilen mit jenem in Verbindung treten, bleiben sie nicht dabei stehen, sondern suchen über das Nützliche u. die Befriedigung des Lebensbedürfnisses hinaus das Schöne darzustellen. Bes. greifbar zeigt sich das in der Architektur: ein Baumeister, der ein blos nützliches Haus aufführt, ist lediglich Handwerker; erst ein nicht blos nützliches, sondern wesentlich auch schönes Gebäude giebt ihm Anspruch auf den Namen eines Baukünstlers. In diesem Falle wird, wie eine geläufige Redensart lautet, das Handwerk zum Range einer K. erhoben. — Indessen läßt sich, wie für keinen entwicklungsfähigen Begriff, auch für die K. u. deren Definition keine Schablone aufstellen. Auch über die freien Künste hinaus müssen Formen der Darstellung anerkannt werden, die nicht am Nützlichen haften bleiben, sondern dem Schönen nachtrachten. So rechnet man nicht selten die Landschaftsgärtnerei zu den Künsten, u. noch häufiger u. nicht ohne gewisse Berechtigung die Gymnastik (Tanz- u. Fechtkunst) u. die Mimik (Schauspielkunst). Was diese letzteren von den freien Künsten trennt, dürfte das sein, daß sie nicht eigentlich freie Gebilde schaffen, sondern nur um- od. nachbilden, was bereits vorhanden ist, u. mit dieser Thätigkeit an die Eigenthümlichkeiten u. Zufälligkeiten des Vorhandenen gebunden sind, wie die Gartenkunst an die vorliegenden Eigenthümlichkeiten der Landschaft gebunden ist, Gymnastik u. Mimik durch die Zufälligkeiten der Körperlichkeit der Darstellenden gehemmt werden in der Darstellung der Idee. Für diese Künste hat Kant den Ausdruck „anhängende Künste" erfunden.

Kunstakademie, eine öffentliche Anstalt, die für den Unterricht der angehenden Künstler durch die für die einzelnen Fächer angestellten Lehrer sorgt. Die allgemeine Leitung u. Verwaltung der Anstalt ist einem Direktor u. Sekretär anvertraut, denen der Senat als eine Gesammtinstanz zur Seite steht; als oberste Aufsichtsbehörde fungirt zuweilen ein höherer Staatsbeamter. Der Unterricht der Schüler theilt sich gewöhnlich (z. B. in Düsseldorf) 1. in eine Elementarklasse, die als Vorschule zu allen Fächern noch keine Rücksicht auf die besonderen Fächer nimmt u. nam. freies Handzeichen lehrt; 2. eine Vorbereitungsklasse, zu welcher zunächst der Unterricht in den verschiedenen Kunstfächern gehört, nämlich das Zeichnen nach der Antike u. nach dem lebenden Modelle (Aktzeichnen), das Zeichnen der Gewandung, die Lehre von den Proportionen u. der plastischen Anatomie des menschlichen Körpers, die Perspektive, das architektonische Zeichnen u. die Geschichte der bildenden Künste, worauf dann die Sonderung in Maler-, Bildhauer-, Bau- u. Kupferstecherschule eintritt; 3. die Klasse der ausübenden Zöglinge, d. h. derer, die Talent zu eigenen Kompositionen u. selbständiger Ausführung derselben zeigen. Es ist selbstverständlich, daß es einer K. nicht an den Unterrichtsmitteln fehlen darf, welche die Anschauung u. das Verständniß der Kunstwerke aller Zeiten u. Völker fördern. Häufig bilden die K.n, nach Art der Akademie der Wissenschaften, eine Korporation von Meistern der Kunst, die andere Meister zu Mitgliedern od. Ehrenmitgliedern ernennen. Außerdem giebt es aber auch spezielle Akademien nur für das Baufach (Bauakademie), die dann häufig mit einer polytechnischen Schule verbunden sind, od. nur für Maler (vgl. den Art. „Kneller").

Kunstausdruck (technischer Ausdruck, terminus technicus), eigenthümliche Benennung eines Gegenstandes od. einer Thätigkeit aus dem Gebiet einer Kunst od. eines Handwerkes; z. B. ist puddeln der K. für: aus Schmiedeeisen Stahl machen; beschnabelt heißen mit heraldischem K. Wappenschilder mit Vögeln, deren Schnäbel von anderer Farbe sind &c.

Kunstausstellung, eine nur für eine gewisse Zeit vereinigte Sammlung von Kunstwerken, deren Zweck die Förderung des Kunstsinns im Publikum, die Erlangung von Geldmitteln zu künstlerischen Zwecken u. die Gewährung einer Gelegenheit zum Ankauf von Kunstwerken ist.

Sie werden entweder 1. von den Kunstvereinen (s. d.) veranstaltet, so daß sie entweder zwar permanent sind, aber die ausgestellten Werke wechseln, od. daß sie nur zu bestimmten Zeiten des Jahres stattfinden. In beiden Fällen haben sich oft die Kunstvereine mehrerer deutschen Städte zu solchen K.en mit einander verbunden u. bilden auf diese Weise Wanderausstellungen, die freilich von den bedeutendsten Künstlern Deutschlands fast nie mehr beschickt werden. Oder 2. sie werden von den K.n, regelmäßig wiederkehrend, unternommen u. sind an Umfang u. Bedeutung großer als Vereinsausstellungen. Dahin gehört z. B. die zuerst 1786 veranstaltete Akademie in Berlin. Diese akademischen K.en, wie jene der Vereine, suchen gewohnlich nur einen Einblick in die Kunstrichtungen der Gegenwart zu gewähren, nehmen also fast nur Werke lebender u. zwar einheimischer Künstler auf. 3. Für die einheimischen u. ausländischen Künstler hat man seit einigen Dezennien große internationale, mit der Industrieausstellung verbundene K.en veranstaltet (1851 in London, 1855 in Paris, 1862 in London, 1867 in Paris, 1873 in Wien, 1876 in Philadelphia), wobei nicht nur Leistungen der Gegenwart, sondern auch bedeutendere Werke der gesammten neueren Kunst zugelassen wurden. Aehnlicher Art sind auch die sog. historischen, d. h. die Kunstgeschichte eines bestimmten Landes veranschaulichenden Ausstellungen.

Kunstgeschichte, im weiteren Sinne, dem Worte Kunst entsprechend, die Geschichte der freien Künste überhaupt, gewöhnlich aber im engeren Sinne als Geschichte der drei bildenden Künste, Architektur, Plastik, Malerei u. ihrer Nebenzweige. In beiden Bedeutungen bildet sie nur einen Theil der allgemeinen Geschichte, ist also nach deren wissenschaftlichen Grundsätzen darzustellen. Sie hat mithin stets den Zusammenhang der künstlerischen Erscheinungen mit den allgemeinen politischen wie Kulturzuständen der entsprechenden Zeiten u. Völker festzuhalten u. die Ursachen des geförderten od. zeitweilig gehemmten Entwicklungsganges nachzuweisen, so daß diese ihre Forschungen, wie die der Literaturgeschichte, wiederum der allgemeinen Geschichte zu Gute kommen. Die Literaturgeschichte hat den großen Vortheil, daß ihr Stoff, die gedruckten literarischen Denkmäler, großentheils Allen leicht zugänglich ist; der Stoff der Kunstgeschichte dagegen, die Kunstdenkmäler, erfordert, um sie kennen zu lernen, einen ungleich größeren Aufwand von Zeit, Mühe u. Kosten, weil sie fast über die ganze Erde verbreitet sind. Denn in der Architektur vermögen selbst die getreusten Aufnahmen, u. in der Plastik die Abgüsse der Denkmäler nur sehr mangelhaft die eigene Anschauung zu ersetzen, abgesehen davon, daß oft weder Aufnahmen noch Abgüsse existiren. Zu jenem Hauptstoff der Kunstgeschichte, den Denkmälern selbst, kommen dann als Hülfsquellen die geschriebenen Ueberlieferungen, also die Chroniken, die Berichte der Zeitgenossen, die Urkunden u. Inschriften. Bei allen diesen Quellen ist natürlich zuerst die Frage nach der Echtheit zu beantworten (kunstgeschichtliche Kritik); sodann ist aber auch, was nam. von den Denkmälern gilt, das nicht immer leichte Verständniß derselben zu erstreben. Die Begründer der K. als Wissenschaft sind Winckelmann u. Lessing, aber nur für einen, wenn auch nicht unbedeutenden Theil derselben, für die Geschichte der Kunst des Alterthums, u. hierin hatten sie für einzelne Zweige manche tüchtige Nachfolger, wie Zoëga, Welcker, Friedr. Thiersch, K. O. Muller, Eduard Gerhard u. A.; aber das Verdienst, ein Gebäude der gesammten K. bis auf die Neuzeit in Deutschland zuerst errichtet zu haben, gebührt dem 1858 verstorbenen Franz Kugler (s. d.), dessen „Handbuch der K." zuerst 1842 erschien, so daß die Wissenschaft der K. als eine sehr junge zu bezeichnen ist. Die weitere Literatur s. unter „Italienische Kunst".

Kunstgewerbe u. Kunstindustrie. Bei den meisten Zweigen der Industrie ist das Bestreben der Völker, die überhaupt eine künstlerische Thätigkeit entwickeln, stets darauf gerichtet gewesen, den Schöpfungen der Industrie neben der Zweckmäßigkeit u. praktischen Nutzbarkeit zugleich das Gepräge der Kunst zu verleihen; diese Schöpfungen werden also um so vollkommener sein, je mehr sie beide Zwecke in einer dem geschaffenen Gegenstande angemessenen Weise zu verbinden wissen. Von der Beschaffenheit der Gegenstände hängt es also ab, ob die Schönheit der Nützlichkeit, od. die Nützlichkeit der Schönheit dienstbar gemacht werden muß. Ersteres ist natürlich bei allen denjenigen Gegenständen der Fall, die wesentlich zum praktischen Gebrauch bestimmt sind; Letzteres bei denen, die als Schöpfungen der Dekoration die praktische Nutzbarkeit erst in zweiter Linie hinstellen, die also weniger Gegenstände des Gebrauchs als bloße Schaustücke sind. Bei jenen darf weder der Stoff noch die Form, noch der Schmuck die Brauchbarkeit aufheben od. erschweren, noch auch in der Idee dem Zwecke widersprechen. So wäre z. B. jeder zum Gebrauch bestimmte Pokal mit ausgezacktem Rande ein Unding, weil er das Trinken unmöglich od. unbequem macht; ebenso ein Stuhl, dessen Rückenlehne mit Schnitzwerk in Hautrelief verziert ist, weil er das Anlehnen des Sitzenden verbietet, also dem Begriff der Rückenlehne widerspricht. So verhält es sich auch mit dem ideellen Widerspruch zwischen dem Zweck des Gegenstandes u. seinem künstlerischen Schmuck. Wie es widersinnig ist, ein Taschenbuch mit Bildern od. mit einer Landkarte zu bedrucken, so ist auch ein Fußteppich mit menschlichen od. thierischen Gestalten od. auch mit Blumenbouquets widersinnig, weil weder jene Gestalten noch die Blumen dazu da sind, um mit Füßen getreten zu werden. Wie häufig wird in dieser Beziehung selbst bei den gewöhnlichen Gegenständen des täglichen Lebens, z. B. bei Tellern u. Schalen, deren innere Fläche dazu dient, um mit Speisen bedeckt zu werden, gegen dieses Gesetz verstoßen! Nicht weniger maßgebend ist der Stoff, aus welchem eine Sache besteht, für die Färbung u. Ausschmückung derselben. Ein Band aus biegsamem Stoff ist z. B. ein treffliches Mittel der Ornamentation, aber ein frei flatterndes Band aus Metall od. Porzellan ist in sich ein Widerspruch; ebenso widersinnig ist es, das Glas so zu bemalen, daß man es für Porzellan, od. das Porzellan, daß man es für Holz halten soll.

Das Hauptmittel zur Ausschmückung der Gegenstände der Kunstindustrie besteht nicht etwa in der Anwendung wirklicher figürlicher Darstellungen, die vielmehr nur da anzubringen sind, wo sie mit einem Blick zu übersehen u. dem Zweck des Gegenstandes nicht hinderlich sind, sondern in der Anwendung der Ornamentik. Sie entlehnt zwar ihre Motive der Thier- u. Pflanzenwelt, sie kann die Formen von Blättern, Blüten, Früchten, Ranken u. Zweigen, von Krystallen, Bändern u. Bandverschlingungen, von Eiern, von Schmetterlingsflügeln u. tausend anderen Dingen benutzen, aber sie soll nicht darauf ausgehen, die Täuschung zu erregen, als lägen wirkliche Blumen auf der Fläche eines mit Speisen zu bedeckenden Tellers, od. als kröchen Gewürme u. Insekten auf einem Kleiderstoff umher. Denn die Ornamentik soll die Natur nicht wirklich kopiren, nicht naturalistisch behandeln, sondern stilisiren, d. h. die zufällige Gestalt eines Naturerzeugnisses auf ihr ideales Vorbild zurückführen. In diesem Sinne sagt man auch von einem Produkt der Kunstindustrie, es habe Stil, wenn es obige Anforderungen in der Weise erfüllt, daß Form, Farbe u. Ausschmückung weder mit dem Stoff u. Zweck des Gegenstandes, noch unter einander im Widerspruch stehen.

Die verschiedenen Zweige der Kunstindustrie gliedern sich nach dem Stoffe, welchen sie bearbeitet, u. in welchem sie entweder plastisch greifbare od. nur als Zeichnung u. Malerei sichtbare Gegenstände hervorbringt. Zu den ersteren gehören die Arbeiten in Metall, in Stein, Holz, Thon, Glas ꝛc., von denen mehrere Produkte sich jedoch auch mit gezeichnetem od. malerischem Schmuck verbinden können; zu den letzteren die Künste des Geflechtes u. Gewebes, der Tapeten u. Teppiche, des Emails, der Mosaik, der Malerei, der Glasmalerei sowie die graphischen Künste u. die der Schrift u. des Buchdrucks.

Kunsthefe, s. „Hefe".

Kunststraßen, nach gewissen Regeln angelegte Wege von derartiger Beschaffenheit, daß sie zu jeder Jahreszeit bequeme u. ungestörte Kommunikation gestatten. Solche Wege wurden sofort Bedürfniß, sobald ganze Staaten u. größere Orte mit einander in Handelsverkehr traten. Berichte über das Vorhandensein von K. gehen bis in die ältesten Zeiten zurück. Schon die Perser sollen gute Straßen gehabt haben, deren Anlegung die Sage auf Semiramis zurückführt. Herodot berichtet, daß eine solche Straße von Sardes nach Susa, in einer Länge von fast 450 deutschen Meilen, mit großen Mühen u. Kosten von Xerxes ausgeführt worden war. Nach Isidorus sollen die Karthager die Ersten gewesen sein, welche mit Steinen gepflasterte Straßen anlegten. Aus dem 4. Buche Mosis (Kap. 22, V. 21) erhellt, daß die Moabiter eine große Heerstraße, genannt die Straße des Königs, angelegt hatten, u. andere Schriftsteller reden von K., welche die Juden herstellten. Von den Griechen freilich versichert Strabo, daß sie den Straßenbau vernachlässigten, aber die Römer wiederum verwandten große Mühe u. bedeutende Kosten auf ihre Heerstraßen. Vor allen Völkern des Alterthums gebührt ihnen der Ruhm, den Straßenbau zur größten Vollkommenheit gebracht u. ihre weitläufigen Besitzungen durch gute Wege verbunden zu haben. Noch heutzutage ziehen die Ueberreste der alten Römerstraßen die Aufmerksamkeit u. Bewunderung der Fachleute auf sich, u. der neuzeitliche Chausseebau konnte nichts Besseres thun, als diese alten Straßen sich zum Muster zu nehmen. Und nicht blos, wenn auch vielleicht überwiegend, strategische Gründe waren es, welche die Römer zu dieser Thätigkeit veranlaßten, sondern auch Rücksicht auf die Erleichterung des Getreidetransportes. Als erstes Muster einer solchen röm. Straße tritt die Appia Via (s. d.) auf. Und das röm. Volk scheint die Wohlthaten guter Straßenbauten wohl gewürdigt zu haben; glaubte doch Cajus Gracchus kein sichereres Mittel wählen zu können, um sich beim Volke beliebt zu machen, als indem er die Landstraßen in der Nähe Roms verbesserte. Was die Art u. Weise des Baues der alten Römerstraßen betrifft, so ist Folgendes darüber zu berichten: Wenn die Breite der Straße durch zwei Seitengräben bestimmt u. hiernach der Erdboden in

der ganzen Breite bis auf den festen Grund ausgehoben worden war, so wurden auf diesem Grunde mit großer Sorgfalt u. nach gewissen Regeln verschiedene Schichten von Sand, Steinen u. Kalk über einander gehäuft, damit weder von unten noch von den Seiten Feuchtigkeit eindringen konnte, u. die Oberfläche wurde so hergestellt, daß weder Regengüsse noch schwere Fuhrwerke den Straßenkörper schädigen konnten. Mit dem Verfall des römischen Reiches kam auch der Straßenbau in Verfall. Erst Karl d. Gr. wendete die Aufmerksamkeit der Herstellung der alten K. wieder zu u. ließ auch neue anlegen. Indessen finden sich in Deutschland die Spuren eines geregelten Straßenbaues erst im 13. Jahrh.; diese Anlagen aber sind überaus mangelhaft u. nicht mit den alten Römerstraßen zu vergleichen. Viel bessere Straßen wurden in derselben Zeit in den Niederlanden gebaut. Die erste gute Chaussee in Deutschland wurde im J. 1753 zwischen Nördlingen u. Oettingen angelegt. Von dem Amerikaner Mac Adam wurde ums Jahr 1819 ein neues System des Straßenbaues, das sog. Macadamisiren, in Vorschlag gebracht, welches gegenwärtig viel angewendet wird. Der Untergrund macadamisirter Straßen besteht aus einer 15—25 cm. hohen Schicht von grob zerschlagenen Steinen, welche so aufgeschüttet u. schließlich fest gewalzt werden, daß die Straße in der Mitte eine leichte Wölbung erhält. Derartige Straßen lassen sich leicht herstellen u. in gutem Stande erhalten, dabei sind sie ziemlich dauerhaft u. verhältnißmäßig wenig kostspielig. In neuerer Zeit ist der Chausseebau in ein förmliches System gebracht worden, jedoch haben die K. durch die Eisenbahnen in ihrer Bedeutung als Haupttransportlinien ziemlich viel verloren.

Kunstverein, ein aus Kunstfreunden gebildeter Verein, der den doppelten Zweck hat, das Verständniß der Kunst in weiteren Kreisen zu verbreiten u. zugleich den Absatz der Kunstwerke selber zu fördern. Die Beiträge der Mitglieder bilden die Mittel, durch welche der Verein als solcher entweder Kunstwerke ausführen läßt od. ankauft, um sie dann unter den Mitgliedern zu verlosen, od. von werthvollen Gemälden Stiche anfertigen u. den Mitgliedern zukommen läßt; durch beide Arten des Verfahrens gelangen alljährlich Hunderte von Oelbildern u. viele Tausende von Stichen in die Hände des Publikums. Zum Zwecke gemeinsamer Ausstellungen bilden zuweilen mehrere K.e oft einen Cyklus Vgl. auch den Art. „Kunstausstellung".

Kunstwiesenbau, s. „Wiesenbau".

Kunstwolle, Lumpenwolle, ein verspinnbarer Stoff, welcher durch Zerfasern od. Zerreißen wollener Lumpen erzeugt wird. Dieses Verfahren, ein wenigstens mit neuer Wolle wieder verspinnbares Material zu erhalten, stammt aus England, wo es 1818 aufgekommen sein soll; aber erst seit 1830 ist diese Fabrikation zu größerer Ausbildung u. Verbreitung gekommen. Besonders in Deutschland entstanden nach dieser Zeit zahlreiche Kunstwollfabriken u. ihr Erzeugniß wurde ein bedeutender Handelsartikel. Anfangs beschränkte man sich auf die Verarbeitung der Ueberbleibsel von gestrickten u. gewirkten Wollwaaren, welche aus langer u. starker Wolle bestanden, u. nannte den daraus gewonnenen Faserstoff Shuddy od. Shoddy; später aber benutzte man zu gleichem Zwecke nicht nur die Lumpen kammwollener Gewebe, sondern auch die von Tuch u. überhaupt von gewalkten streichwollenen Stoffen, woraus eine sehr kurzhaarige Wolle — Mungo genannt — hervorging. Ein weiterer Fortschritt in dieser Fabrikation wurde durch die Verarbeitung halbwollener Lumpen, in denen man die Baumwollfaser vor der Zerfaserung durch Einlegen in Schwefelsäure od. Salzsäure zerstörte, herbeigeführt. Das Zerfasern od. Zerreisen der wollenen Stoffreste erfolgt auf besonderen Maschinen, sog. Wölfen.

Kunth, Karl Sigismund, ausgezeichneter Botaniker, geb. zu Leipzig 18. Juni 1788, mußte wegen Mittellosigkeit die Gelehrtenlaufbahn aufgeben u. ward 1806 Registraturassistent bei der Seehandlung in Berlin, fand aber hier in Alexander v. Humboldt einen Gönner u. wurde durch diesen in den Stand gesetzt, die Naturwissenschaften u. insbes. Botanik zu studiren. Im J. 1813 gegab er sich zu Humboldt nach Paris, um die von diesem u. Bonpland gesammelten Herbarien zu bearbeiten (an Stelle des verstorbenen Willdenow). Seit 1819 wieder in Berlin, ward er Prof. der Botanik, 1829 auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. starb das. 22. März 1850. Von seinen Werken, die alle mehr od. weniger seine Fachwissenschaft gefördert haben, sind zu nennen: die „Flora Berolinensis" (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838); die „Nova genera et species plantarum" (7 Bde., Par. 1815—25); die Monographien über die Mimosen (ebd. 1819) u. über die Gräser (2 Bde., ebd. 1829 bis 1833) des tropischen Amerika; die Fortsetzungen der von Bonpland begonnenen Monographien der Melastomeen u. der „Plantes equinoxiales", die zusammen an 6000 Pflanzenbeschreibungen u. gegen 1000 Kupfertafeln enthalten, zu denen K. die botanischen Zergliederungen selbst gezeichnet hat; die „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum" (Bd. 1—5, Stuttg. 1833—50); das „Handbuch der Botanik" (Berl. 1831); die „Anleitung zur Kenntniß der in der Pharmacopoea Borussica aufgenommenen Gewächse" (ebd. 1834) u. das „Lehrbuch der Botanik" (1. Bd., ebd. 1847).

Kunzen, Friedrich Ludwig Aemilius, Komponist u. musikalischer Schriftsteller, geb. 1763 zu Lübeck als der Sohn des dortigen Kapellmeisters Adolph Karl K., dessen Schüler er auch war, studirte von 1784 ab in Kiel u. ging dann um 1787 nach Kopenhagen, wo er bis 1790 blieb u. u. A. auch die Oper „Holger Danske" mit großem Beifall zur Aufführung brachte. Von hier ging er nach Berlin, gab dort im Verein mit Reichardt die Zeitschriften „Musikalisches Wochenblatt" u. dann „Musikalische Monatsschrift" heraus, wurde 1793 Musikdirektor an dem neuerrichteten Theater zu Frankfurt a. M. u. ging von da 1795 in gleicher Eigenschaft nach Prag, wo seine Oper „Das Winzerfest" ungemeines Glück machte. Um 1796 wurde er als Kapellmeister nach Kopenhagen berufen u. verwaltete dieses Amt bis zu seinem 28. Jan. 1817 erfolgten Tode, während dieser Zeit eine Reihe von dän. Opern mit Erfolg auf die Bühne bringend. Von seinen übrigen, ihrer Zeit mit Recht geschätzten Kompositionen sind noch einige Oratorien u. Kantaten, Ouverturen, Klaviersachen, Lieder &c. zu nennen. Als musikalischer Schriftsteller hat er sich namentlich durch tüchtige Aufsätze in der „Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung" bekannt gemacht.

Kunz von der Rosen ist der Name eines der berühmtesten deutschen Hofnarren. Sein Geburts- u. Todesjahr, ebenso sein Geburtsort, ist unbekannt, allein man weiß, daß er schon vor dem J. 1488 als lustiger Rath im Dienste des nachherigen Kaisers Maximilian I. war u. von diesem wegen seiner Treue u. Anhänglichkeit sehr hoch geschätzt, auch seiner Klugheit wegen bei schwierigen Staatsgeschäften oft zu Rathe gezogen ward. Im J. 1488 begleitete er seinen Herrn in die Niederlande, warnte ihn vor dem Zuge nach Brügge, war aber, als derselbe doch erfolgte u. Maximilian in Gefangenschaft gerieth, äußerst thätig für seine Befreiung. K. überlebte seinen Herrn nur eine kurze Zeit; er scheint bald nach dessen Tode, der 1519 erfolgte, gestorben zu sein.

Küpe, eine große Wanne, ein Färbekessel, bes. in der Blaufärberei mit Indigo, dem sog. Küpenblau. Schon im Mittelalter wurden von den niederen Volksklassen die mit Waid dunkelblau gefärbten Bekleidungsstoffe allen andern wegen der Echtheit der Farbe vorgezogen, eine Vorliebe, die auch heute noch besteht, obwol man den Waid durch die Indigoküpe ersetzt hat. Der färbende Stoff in beiden ist das Indigoblau, ein Farbstoff, der sich durch seine Unlöslichkeit in Wasser u. andern Lösungsmitteln, in Seifenlösung, in verdünnten Alkalien u. Säuren, endlich durch seine Echtheit gegen Luft u. Licht auszeichnet. Nur durch oxydirende Einflüsse wird er — freilich bleibend — verändert. Um ihn auf den Zeugen zu befestigen, muß man ihn aber zuerst in Lösung versetzen, u. es geschieht dies am einfachsten durch die gleichzeitige Einwirkung von basischen Stoffen u. von induzirenden Vorgängen. Das Indigoblau geht dabei unter Abscheidung von Sauerstoff in das sich mit Basen verbindende Indigoweiß über, das aber in der Luft sich rasch wieder in Indigoblau zurückverwandelt. Bei der warmen K., die zwar unschönes, aber sehr echtes Blau liefert, erfolgt die Reduktion durch Einwirkung der Gährung von Waid, Wau, Kleie, Krapp bei einer zwischen 30—40° C. liegenden Temperatur. Bei der kalten K. kann die Reduktion durch Eisenvitriol (Vitriolküpe), durch Schwefelarsenik (Opermentküpe), durch Zinnchlorür, arsenige Säure, Traubenzucker, endlich durch Zinkpulver erfolgen. Besonders letztere Methode hat sich in neuerer Zeit großen Beifalls zu erfreuen, da sie auch die lokale Anwendung des Indigoblau, den Druck damit, gestattet. Durch nachträgliche Behandlung mit verdünnter Schwefel- od. Salzsäure wird die Farbe geschönt.

Kupelwieser, Leopold, Historienmaler, geb. 17. Okt. 1796 zu Piesting (bei Wiener-Neustadt) in ärmlichen Verhältnissen, kam 1809 auf die Kunstakademie in Wien, um sich in der Historienmalerei auszubilden, machte einige Jahre darauf mit einem russ. Edelmann eine Kunstreise nach Italien u. wurde in Florenz von Fiesole's Werken so gefesselt, daß er ihn zum Vorbilde seines künstlerischen Strebens wählte, ohne ihn freilich zu erreichen. Nach dem Tode jenes Edelmannes, der in Italien starb, fand K. Unterstützung durch die Kaiserin

von Oesterreich, wurde 1837 Prof. an der Akademie in Wien u. entwickelte seitdem eine große Fruchtbarkeit, sowol in Portraits als nam. in Staffeleibildern religiösen Inhalts u. Altarbildern für viele Kirchen. Am besten charakterisiren ihn die Fresken der acht Seligpreisungen in der Kuppel der Altlerchenfelderkirche zu Wien u. die im Festsaal des Wiener Statthaltereigebäudes, nämlich die „Austria unter dem Schutze der Religion" mit den Gestalten der Gerechtigkeit, Wahrheit, Stärke u. Weisheit u. den darauf bezüglichen Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs. Seine Bilder zeigen zwar keine sehr reiche Phantasie, aber einen tief religiösen Geist, einen freien, klaren Stil u. lebensvollen Ausdruck. K. starb in Wien 17. Nov. 1862.

Kupetzky, Johann, Portrait- u. Historienmaler, geb. zu Pössing in Oberungarn 1666, entfloh als 15jähr. Knabe, weil er das Handwerk seines Vaters, eines Webers, erlernen sollte, aus dem elterlichen Hause u. trat bei einem Schweizer Maler, Namens Klaus, in die Lehre. Seine eigentliche Ausbildung aber erhielt er während eines langen Aufenthaltes in Italien, wo er vorzüglich Correggio, Tizian u. Guido Reni studirte. Auf eine Einladung des Fürsten Adam von Liechtenstein zog er nach Wien, wo er eine große Menge von Portraits malte, alle durch tüchtige Zeichnung u. kräftige Farbe ausgezeichnet. Später flüchtete er als Anhänger der Böhm. Brüder aus Wien u. ließ sich in Nürnberg nieder, wo er 1740 starb. Eines seiner bedeutendsten Bilder, von stark naturalistischer Auffassung, ist der heil. Franciscus im Berliner Museum.

Kupfer. Das K. ist eines der nützlichsten, vielfach angewendeten Metalle u. steht in seiner industriellen Bedeutung nur dem Eisen nach. In den frühesten Zeiten menschlicher Kultur behauptete es wegen seiner leichten Gewinnung sogar den Vorrang vor diesem. Es ist von charakteristisch rother Farbe, die kein andres Metall mit ihm theilt u. die bei dem galvanisch niedergeschlagenen reinen K. sich dem Rosenroth nähert. Sein spez. Gew. ist 8,8 bis 8,9; es schmilzt erst bei hoher Temperatur, ca. 1100° C., was nicht viel unter dem Schmelzpunkt des Gußeisens liegt, läßt sich aber schlechter als dieses gießen, da es blasig erstarrt. Es ist ungemein dehnbar, sehr fest, läßt sich nur hämmern, auswalzen u. zu feinem Draht ziehen. Es leitet sehr gut die Wärme u. Elektrizität u. wird deshalb ausschließlich zu den Leitungsdrähten unterseeischer Telegraphenkabel benutzt. Es bildet ferner mit diversen Metallen bekannte Verbindungen, mit Zink das Messing, mit Zinn die Bronze, mit Nickel das Neusilber, mit Aluminium die Aluminiumbronze (s. d. Art.) u. dient auch zum Versetzen u. Härten der edlen Metalle in verschiedenen Verhältnissen (1:9 bei groben Münzsorten). Endlich liefert es durch Oxydation u. Verbindung mit Säuren diverse Salze, wie Grünspan (essigsaures Kupferoxyd), Kupfervitriol (schwefelsaures Kupferoxyd), endlich zahlreiche Kupferfarben, wie Schweinfurter Grün, Bremer Grün, Bremer Blau u. s. w. Seine Erze sind ziemlich häufig auf der Erde verbreitet. Wir finden das K. an einzeln Punkten (z. B. am Oberen See in Nordamerika) gediegen, ferner als Verbindung mit Sauerstoff (Rothkupfererz, Kupferschwärze). Das Kupferoxyd, wird mit Wasser u. Kohlensäure zu Kupferlasur u. Malachit verbunden sowie mit noch andern oxydischen Erzen: mit Chlor, Phosphor u. Arsensäure. Die bisher erwähnten Mineralien lassen sich durch einfaches Umschmelzen mit Kohle auf metallisches K. verarbeiten u. sind wahrscheinlich die gewesen, aus welchen die Alten ihr Kupfer allein gewannen. Viel häufiger findet sich aber das K. mit Schwefel vereinigt, meist auch mit andern Schwefelmetallen, Schwefeleisen, Schwefelarsenik, Schwefelantimon, Schwefelzink, auch Schwefelsilber gemengt, u. erhält man so die wichtigsten Kupfererze, den Kupferkies, das Buntkupfererz, endlich Kupferfahlerz 2c. Viele Schwefelkiese enthalten mehr od. weniger K. beigemischt, u. wird dasselbe jetzt als Nebenprodukt der Schwefelsäureindustrie ebenfalls zu Gute gemacht, wo vorwaltend kupferreiche Schwefelkiese zur Darstellung der schwefligen Säure geröstet werden. Die oxydischen Erze werden selten für sich allein verarbeitet, sondern meistens zur Anreicherung der geschwefelten Erze benützt. Wir können uns daher darauf beschränken, Verarbeitung der letzteren in nothdürftigen Umrissen vorzuführen.

Es soll dabei das K. einmal vom beigemischten Gestein, dann vom Eisen 2c. u. Schwefel befreit werden, was nur durch eine Reihe von in einander greifenden Operationen möglich ist. Zuerst wird das Erz in Haufen mit Reisholz an freier Luft od. in besonderen Flammöfen geröstet, so daß ein Theil des Schwefels verbrennt u. das Eisen sich theilweise oxydirt. Wird dann die geröstete Masse mit passenden Flußmitteln, so Kalk, Flußspath, Schlacke späterer Operationen, od. werden kieselhaltige mit kalkigen Erzen verschmolzen, so erhält man eine bedeutende Menge fast kupferfreier Schlacke u. den sog. Rohstein od. Lech, der alles K. als Schwefelmetall nebst etwas Schwefeleisen u. anderen Schwefelmetallen, z. B. Schwefelsilber, enthält. Dieser Stein wird zerschlagen od. durch Einfließenlassen in Wasser granulirt u. nöthigenfalls auf Mühlen noch feiner gemahlen u. einer erneuten Röstung unter häufigem Umrühren unterworfen. Der geröstete Stein mit etwas Schlacke der folgenden Operationen (die etwas K. enthält) aufs Neue geschmolzen, liefert eisenreiche Steinschlacke u. Konzentrationsstein. Durch mehrfache Wiederholung desselben Vorganges entsteht endlich das Schwarzkupfer. Je reicher der Stein an K., desto reicher auch die Schlacke, die daher immer der vorhergehenden Operation wieder zugetheilt wird. Die Röstoperationen wurden früher meist in offenen Roststadeln, die Schmelzungen in Schachtöfen vorgenommen, während man jetzt es vorzieht, mit Steinkohlen in Flammöfen zu rösten u. zu schmelzen. Um das Schwarzkupfer vollkommen zu reinigen, wird es unter starkem Gebläsewechsel im Garherde über Holzkohlen od. auch in einem kleinen Flammofen (Spleißofen) umgeschmolzen. Das bei Luftzutritt geschmolzene K. löst dann Kupferoxydul auf, wodurch natürlich die Abscheidung des Restes vom Schwefel u. Eisen sicher erfolgt, aber die Zähigkeit des K. leidet. Durch das Umrühren (Pahlen) mit einer Holzstange wird der Sauerstoff wieder entzogen u. das K. hammergar. Nicht unbedeutende Mengen K. werden auch auf nassem Wege gewonnen, sei es daß man aus Schwefel- u. Kupferkies haltenden Gruben die ablaufenden, kupferhaltigen, sog. Cementwässer anwendet, sei es daß man solche Cementwässer künstlich darstellt. Am leichtesten geschieht dies bei oxydischen Erzen mit rein quarziger Gesteinsbeimischung durch Behandlung mit verdünnten Säuren, wie schwefliger u. Schwefelsäure, auch wol mit Salzsäure. Bei kalkigen Gesteinen würde man zuviel Säure brauchen; sie, wie vorgeschlagen, mit Ammoniak auszuziehen kostet zuviel des theuren Lösungsmittels. Geschwefelte Kupfererze müssen vor der Behandlung mit Säuren geröstet werden; man setzt dabei häufig Kochsalz zu, um leichter lösliche Chlorverbindungen zu erhalten. Geschieht das Rösten kupferhaltigen Schwefelkieses in groben Stücken, so zieht sich das Schwefelkupfer in einen kleinen Kern zusammen, der verschmolzen werden kann, u. nur die Rinde von Eisenoxyd ist zu extrahiren. Aus den so erhaltenen, neben K. meist noch Eisen enthaltenden Lösungen ließe sich ersteres wol durch einen galvanischen Strom rein darstellen. Meistens schlägt man dasselbe durch Abfalleisen, manchmal auch durch Kalkmilch, endlich auch durch Schwefelwasserstoff nieder u. benutzt den Niederschlag als reichen Zuschlag bei den Schmelzoperationen.

Das wichtigste Kupfersalz ist der Kupfervitriol, der in schön blauen, durch Entwässern weiß werdenden Krystallen auftritt u. in großer Menge bei der Scheidung unreinen kupferhaltigen Silbers durch konzentrirte Schwefelsäure als Nebenprodukt erhalten wird. Nicht nur das schon in der Legirung enthaltene, sondern auch das zur Fällung des Silbers aus der schwefelsauren Lösung angewendete K. bildet den Kupfervitrol. Auch durch verdünnte heiße Schwefelsäure unter gleichzeitiger Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft läßt sich aus Kupferabfällen das Salz erzeugen. Schließlich wird es aus geröstetem Konzentrationsstein (s. o.) durch Wasser ausgezogen. Man benutzt denselben in ausgedehnter Art zum Beizen des Saatgetreides, um es vor Rostpilzen zu schützen, zum Imprägniren von Eisenbahnschwellen, zur Herstellung galvanischer Batterien, zur Galvanoplastik, endlich als Grundlage anderer Kupferpräparate, so des Schweinfurter Grüns u. s. w.

Das essigsaure Kupferoxyd od. der Grünspan wird in Weingegenden durch Schichten von alten Kupferblechen mit Weintrestern erhalten, bei denen sich durch Oxydation des rückständigen Alkohols Essigsäure entwickelt (s. d.). Der so erhaltene Grünspan ist ein basisches Salz; erst durch Leiten desselben in überschüssige Essigsäure erhält man die neutrale Verbindung, den krystallisirten od. destillirten Grünspan. Bremer Grün ist ein basisches Kupferchlorid, Berggrün u. Bergblau sind gemahlener natürlicher Malachit u. Kupferlasur. Zum Schluß soll noch die Verbindung des K.s mit Quecksilber, das sog. Kupferamalgam, berührt werden, das die Zahnärzte zum Plombiren der Zähne benutzen. Um es herzustellen wird Kupfervitriol mit metallischem Eisen versetzt u. das erhaltene Kupferpulver mit Quecksilber, auch wol mit Quecksilbersublimat, zusammengerieben. Es entsteht eine knetbare Masse, die aber nach kurzer Zeit unter Ausdehnung erhärtet.

Kupferglucke (Eichenglucke, Gastropacha od. Lasiocampa quercifolia), ein 5—7 cm. spannender, rostfarbener, kupfrigschimmernder Nachtschmetterling mit tiefgezähnten, nach außen schieferblau angeflogenen Flügeln, deren Außenrand bei den vorderen schwärzliche Zackenlinien trägt. Er gleicht in der Ruhe einem verdorrten Eichenblatte; Glucke heißt er deshalb, weil er im Sitzen die Flügel nach Art einer brütenden Gluckhenne herabhängen läßt. Die langgestreckte, filzig behaarte, braune, dunkel u. hell gefleckte Raupe trägt im Nacken zwei stahlblaue Einschnitte u. einen behaarten Zapfen auf dem letzten Ringe, lebt auf Kernobstbäumen, Schlehen u. Hundsrosen

Kupferlasur od. Azurit, ein in prachtvoll dunkelblauen Krystallen erscheinendes Mineral, welches aus wasserhaltigem kohlensauren Kupferoxyd besteht u. zuweilen auch in erdigen, smalteblauen Varietäten vorkommt. Man findet die K. in Gemeinschaft anderer Kupfererze in verschiedenen Gegenden, nam. zu Chessy bei Lyon, zu Moldawa im Banat, in Sibirien u. England.

Kupferminenfluß, ein 90 M. langer Fluß des arktischen Nordamerika, entspringt in einem See der Barren Grounds u. mündet in die Coronation-Bai des nördlichen Eismeeres. Samuel Hearne, der ihn 13. Juli 1771 entdeckte, gab ihm auch den Namen, weil er an seinen Ufern von den Indianern benutzte Kupferminen fand. Sein Stromgebiet umfaßt ungefähr 1000 □M.

Kupferschiefergebirge. Mehrere mächtige Schichtenfolgen, welche durch den Bergbau auf gewisse kupfererzhaltige, modergeschwärzte Mergelschiefer, die sog. Kupferschiefer, in mehreren Gegenden Deutschlands eine große Wichtigkeit besitzen, werden nach jenen erzhaltigen Schichten benannt, obgleich diese ihrer Dicke nach im Vergleich zu den übrigen Massen höchst unbedeutend sind. Der Kupferschiefer bildet eine dünne Schichtenreihe, im Ganzen durchschnittlich nur ½ m. mächtig, während die unter demselben liegenden Schichtenfolgen von Geschiebefels, auch Sandstein u. Mergel, in einigen Gegenden wol 600 m. mächtig sein mögen. Man nennt diese unterliegenden Massen, in welche der Kupferschieferbergbau nicht mehr eindringt, welche daher gleichsam todt sind, u. für welche eine rothe Färbung sehr allgemein bezeichnend ist, das „rothe Todte" od. „rothe Todtliegende". Bisweilen mangelt aber die rothe Färbung, zumal nahe unter dem Kupferschiefer (graues Liegendes). Ueber dem Kupferschiefer liegt eine ebenfalls sehr mächtige, vorherrschend kalkige Schichtenfolge: der Zechstein.

Kupferschlange, Kupfernatter, s. „Kreuzotter".

Kupfervitriol (schwefelsaures Kupferoxyd, Cuprum sulphuricum, blauer Vitriol, cyprischer Vitriol, blauer Gallitzenstein), ein bekanntes Salz, große, dunkelblaue, durchscheinende Krystalle bildend, dem triklinischen Systeme angehörend, besteht in 100 Theilen aus 31,80 Kupferoxyd, 32,14 Schwefelsäure u. 36,06 Theilen Wasser, bekommt demnach die chemische Formel: CuO,SO_3+5HO. Der K. verwittert an trockner Luft etwas u. bedeckt sich theilweise mit einer weißen Kruste, was auf einem Verluste von Wasser beruht; denn wenn man ihn auf ca. 200° C. erhitzt, verliert er sogleich sämmtliche 36,06 Proz. Wasser u. zerfällt zu einem weißen Pulver, gebranntem K. Befeuchtet man dieses mit Wasser, so wird es wieder chemisch gebunden u. die blaue Farbe wieder hergestellt. Der K. braucht ungefähr 2½ Theile kaltes od. ½ Theil siedendes Wasser zur Lösung; die Lösung ist dunkelblau, besitzt einen unangenehm metallischen Geschmack u. wirkt giftig, nam. brechenerregend. Der K. findet sich zuweilen schon fertig gebildet in der Natur als Mineral, ist aber dann stets nur sekundäres Erzeugniß, d. h. er ist erst aus Kupfererzen, nam. Kupferkies, durch Verwitterung u. Zersetzung entstanden. Für den technischen Gebrauch bereitet man ihn entweder absichtlich durch Auflösen von zerkleinertem metallischen Kupfer in Schwefelsäure, od. man erhält ihn zufällig als Nebenprodukt in den Affiniranstalten (Gold- u. Silberscheideanstalten) u. bei der Aufbereitung der Silbererze auf nassem Wege, wobei das gelöste Silber durch metallisches Kupfer gefällt wird; da im letzteren Falle gewöhnlich Chlorkupfer entsteht, braucht man (wenn man nicht vorzieht, das Kupfer durch Fällung mittels Eisen als Metall wiederzugewinnen) nur Schwefelsäure zuzusetzen, um den K. durch Krystallisirenlassen zu erhalten. Auch durch Verdampfen kupfervitriolhaltiger Grubenwässer gewinnt man K., das in der Galvanoplastik, in der Färberei u. zur Darstellung anderer Kupferpräparate vielfach verwendet wird.

Kupffer, Adolph Theodor v., namhafter Physiker, geb. zu Mitau 18. Jan. 1799, bezog schon in seinem 16. Jahre die Dorpater Universität, um sich dem medizinischen Studium zu widmen, gab dieses aber bald auf, studirte seit 1816 in Berlin, Göttingen u. Paris Naturwissenschaften, insbes. Mineralogie, u. ging 1821 nach Petersburg, um hier Vorlesungen über Mineralogie zu halten. Seit 1824 Universitätsprofessor der Physik, Chemie u. Mineralogie in Kasan, unternahm er 1828 eine Forschungsreise in das Uralgebirge, auf welcher er mit Christ. Hansteen (s. d.) zusammentraf, u. wurde nach seiner Rückkehr Prof. an mehreren technischen Staatsschulen. Im J. 1829 nahm er im Auftrage der Akademie an einer militärischen Expedition des Generals Immanuel ins Innere des Kaukasus bez. nach dem Elbrus Theil. Schon zu Kasan hatte K. in Korrespondenz mit Arago zu Paris erdmagnetische Beobachtungen vorgenommen, wie er denn auch damals bereits den Einfluß der Temperatur auf die magnetische Kraft in Magnetstäben entdeckte u. bestimmte. Jene Beobachtungen nahm er in Petersburg wieder auf, nachdem daselbst die Akademie auf seinen Antrag 1830 das erste magnetische Observatorium hatte errichten lassen. Bald wurden auf sein Betreiben auch an verschiedenen anderen Orten Rußlands dergleichen Observatorien errichtet, u. endlich folgte in Petersburg ein nam. für magnetische u. meteorologische Beobachtungen bestimmtes Physikalisches Centralobservatorium, dessen Direktor K. 1848 wurde. Im J. 1851 gab er seine Lehrthätigkeit auf u. lebte nur noch seinen wissenschaftlichen Forschungen. Im Begriff, wieder eine wissenschaftliche Reise ins Ausland anzutreten, starb er zu Petersburg 4. Juni 1865. Abgesehen von seinen zahlreichen Abhandlungen in Poggendorff's „Annalen", wie in den Schriften der Petersburger Akademie, ferner von den „Annalen" etc. des Physikalischen Centralobservatoriums, schrieb er u. A.: „Handbuch der rechnenden Krystallonomie" (Petersb. 1831); „Voyage dans l'Oural" (Par. 1834); „Voyage dans les environs du mont Elbrouz" (auch deutsch; Petersb. 1830); „Recherches sur l'elasticité des métaux" (ebd. 1860) u. „Handbuch der Alkoholometrie" (Berl. 1865).

Kupolofen od. Cupollofen ist ein einfacher cylindrischer Schachtofen ohne Gestell, der zum Umschmelzen des Roheisens benutzt wird; vgl. d. Art. „Eisen" Bd. III, S. 1307.

Kuppel, jede in Gestalt einer Halbkugel od. eines flacheren Kugeltheils od. einer Parabel hergestellte Ueberwölbung eines runden od. vieleckigen Raumes. Bei letzterem wird der Uebergang in die runde od. parabolische Form (den Tambour der K.) durch überhängende sphärische Zwickel (eingesetzte, dreieckige Flächen) od. Pendentifs vermittelt. Schon die Römer bedeckten einen runden Raum mit einer K.; das Mittelalter, u. nam. die Byzantiner, fanden aber auch das Mittel, über einem quadratischen Raum eine K. zu konstruiren, indem sie über jede Seite des Quadrats einen Halbkreis setzten u. auf diese vier Halbkreise eine Halbkugel, die sich dann durch Zwickel mit den vier eben genannten Halbkreisen verbindet (Hängekuppel).

Kur ist die alt- u. echtdeutsche Bezeichnung der Königswahl, speziell in der Gestalt, wie sie sich im Deutschen Reiche bis um die Mitte des 13. Jahrh. auf dem Wege des Herkommens ausgebildet hat u. 1356 durch die Goldene Bulle Kaiser Karl's IV. gesetzlich geregelt worden ist. Nachdem die Königswürde im karolingischen Geschlecht in dem Grade zu einem erblichen Besitz geworden war, daß die Mitwirkung des Volkes zur Erhebung auf den Thron in der Hauptsache alle Bedeutung verloren hatte, kam zwar mit der Absetzung Karl's des Dicken u. der Erhebung Arnulf's an seine Stelle (887), noch mehr nach dem Aussterben der deutschen Karolinger mit Ludwig dem Kinde (911) das Wahlrecht der Nation wieder zur Geltung, jedoch in der Weise, daß es im eigentlichen Sinne nur von den großen Reichsbeamten u. Reichsvasallen geübt ward u. der Masse der Freien blos eine nachträgliche Anerkennung des Gewählten durch Zuruf u. sonstige äußere Zeichen der Zustimmung blieb. Während ferner ursprünglich der Grundsatz galt, daß, wenn einmal eine Familie im Besitz der königl. Würde war, der Neuzuwählende ihr, so lange sie bestand, gleichfalls zu entnehmen sei, beschlossen 1077 die Fürsten, daß aus der Verwandtschaft mit einem Könige durchaus kein Anrecht auf die Thronfolge abzuleiten sei; nach dem Interregnum ward dieser Grundsatz ganz geflissentlich betont, u. auch die Goldene Bulle bestimmte dem entsprechend u. wollte die Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs, wie sie früher häufig getroffen worden war, überhaupt abgestellt wissen, ein Satz freilich, gegen den im Laufe der Zeit wiederholt verstoßen wurde. Wieder andere Umstände brachten es mit sich, daß die Königswürde von 1438 an bis zur Auflösung des Reichs mit einer einzigen, kurzen Unterbrechung (Karl VII., 1742—45) bei dem Hause Oesterreich verblieb. — Mit der Zeit verengerte sich die Befugniß zur Königswahl auf einen beschränkten Kreis von hervorragenden Reichsfürsten, welche als „Kurfürsten" (s. d.) dieselbe ausschließlich vollzogen u. durch die Goldene Bulle (s. d.) darin bestätigt wurden. Die Berufung u. Leitung der Wahl hatte der Kurfürst von Mainz. Dieselbe fand in der Regel auf fränkischem Boden statt; der stehende Wahlort war bereits zur Zeit der Goldenen Bulle Frankfurt a. M. u. blieb es von da an, sowie es auch seit Ferdinand I. anstatt Aachens der stehende Ort der Krönung ward. Die Versuche der Päpste zur Einmischung wiesen die Kurfürsten endgiltig durch den (später wiederholt erneuerten) Kurverein zu Rense (1338) zurück. Durch die Wahl ward der König, welchem deutschen Stamme er auch seiner Herkunft nach angehören mochte, seinem Recht nach ein fränkischer Mann. An die Stelle der schon früher häufig von dem zu Wählenden den einzelnen Wahlfürsten gemachten Zugeständnisse u. Versprechungen traten seit Karl V. (1519) schriftliche Wahlkapitulationen.

Kuranda, Ignaz, Journalist u. Politiker, geb. 1. Mai 1811 zu Prag von jüd. Eltern, bildete sich als Autodidakt aus u. begann 1835 literarisch thätig zu sein. Im J. 1836 übernahm er in Wien die Hofburgtheater-Rezensionen für den „Telegraph" u. schrieb das an mehreren Orten aufgeführte Trauerspiel „Die letzte weiße Rose". Im J. 1840 ging er im Auftrag der Cotta'schen Buchhandlung nach Belgien, wo er 1841 in Brüssel das politische Wochenblatt „Die Grenzboten" gründete, siedelte aber im folgenden Jahre mit der Redaktion nach Leipzig über. Die scharfe Kritik, welche dieselbe an dem Metternich'schen System übte, zog dem Blatt ein Verbot für Oesterreich zu; doch gelangte dasselbe auf geheimen Wegen in Tausenden von Exemplaren dahin. Nach der Märzrevolution trat K. die Leitung der „Grenzboten" an Gustav Freytag (s. d.) u. Julian Schmidt (s. d.) ab u. kehrte nach Oesterreich zurück, wurde in den Fünfziger Ausschuß u. von der Stadt Teplitz in die Deutsche Nationalversammlung gewählt, saß aber nur bis zum Sept. 1848 in derselben, um dann in Wien die „Ostdeutsche Post" zu gründen, die er bis zum Juli 1866 erscheinen ließ. Seit 1861 vertritt K. neben Rudolph Brestel (s. d.) die innere Stadt Wien im niederösterr. Landtage u. im cisleithanischen Abgeordnetenhause, ist aber in den letzten Jahren als Redner wenig mehr hervorgetreten. Außer seiner Schrift „Belgien seit seiner Revolution" (Lpz. 1846) gab er ein „Novellenalbum" (3 Bde., Lpz. 1842) heraus.

Kurant, Courant u. Corrent, die genaue, nach dem Hauptmünzfuße eines Landes ausgeprägte Münze, während die Scheidemünze meist nach einem geringern Münzfuße geprägt ist. — Grobkurant bezeichnet die größeren Stücke eines Münzfußes.

Küraß ist der Panzer aus Stahlblech, welcher Brust u. in manchen Armeen auch Rücken des damit bekleideten Reiters, des Kürassiers, schützen soll. Die Kürassiere haben sich bis in unsere Zeiten als schwerste Kavallerie erhalten u. noch bei Mars-la-Tour Tüchtiges geleistet, doch läßt die immer wachsende Zerstörungskraft der Feuerwaffen ihre fernere Beibehaltung um so mehr zweifelhaft erscheinen, als die gewichtige Schwerfälligkeit der Ausrüstung, die Ausführung des Kundschafts- u. Sicherheitsdienstes, einer der Hauptaufgaben der heutigen Reiterei, immerhin erschwert. Außerdem entgehen durch die Beibehaltung der Kürassierregimenter der Feldartillerie eine große Zahl der gerade für Geschützbespannungen geeigneten Pferde.

Kuratel (a. d. Lat.). Das Recht kennt eine Anzahl von Fällen, in denen unter obrigkeitlicher Aufsicht u. Anleitung gewisse bestellte Personen für die Person u. das Vermögen od. nur für letzteres Sorge zu tragen (curare) haben. Hierher gehört nam. die Fürsorge für Bevormundete. Es giebt aber auch reine Vermögensverwaltungen, die mit dem Namen K. bezeichnet werden; z. B. die Verwaltung der Masse im Konkurse (sog. cura bonorum), eines Nachlasses (cura hereditatis), des Vermögens eines Abwesenden (cura absentis), eines Verschwenders (cura prodigi) 2c. Im röm. Recht bezeichnete dieser Ausdruck eine Vormundschaft minderen Rechtes, bei welcher die Befugnisse des Vormundes nicht so weit gingen, wie bei der Tutel (s. d.). Der mit der K. Betraute genießt gesetzlich ein gewisses Vertrauen, muß aber für etwaige Säumniß u. Nachlässigkeit in vollem Umfange haften. Vgl. „Vormundschaft".

Kurator heißt der, dem eine Kuratel (s. d.) übertragen ist. K.en heißen auch in einigen deutschen Staaten die höheren, mit der Beaufsichtigung der Universitäten betrauten Staatsbeamten.

Kurbel nennt man einen mit einem Handgriff versehenen, durch eine Achse gesteckten Hebelarm, welcher dazu dient, diese Achse in Umdrehung zu setzen. Man hat solche K.n am Schleifstein, an der Kaffeemühle, der Drehorgel 2c. Wird die K. nicht durch die Hand, sondern durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, so nennt man sie auch Krummzapfen.

Kürbis, s. „Cucumis". **Kürbiswurm**, s. „Bandwurm".



Nr. 3884. Kurden von der Kriegerkaste vor einer Wohnung der Nestorianer.

Kurden sind ein indogerman. Volk in Vorderasien, welches das obere u. mittlere Gebiet des Tigris, ein Gebirgsland mit ausgedehnten Hochebenen, ferner das östl. Ende des Taurus u. den Westrand des Hochlandes von Iran inne hat u. in einzelnen Stämmen, die als Nomaden umherziehen od. gewaltsam versetzt wurden, auch in Kleinasien, Persien u. Mesopotamien verbreitet ist. Ueber die Gesammtzahl ist nichts Zuverlässiges bekannt, die Angaben schwanken zwischen $1\frac{1}{2}$ u. 3 Millionen. Die K. (der Name bedeutet im Pers. „Kräftige", im Türk. „Wolf") zerfallen im Stammlande in zwei auch physiognomisch scharf geschiedene Stände: die Assireta, die Kriegerkaste, welche nur Viehzucht treiben, u. die Guranen, welche Ackerbauer sind, nie Krieger werden können u. sich in sehr gedrückter Lage befinden. Da auch die Sprache beider Stände bedeutende Verschiedenheiten zeigt, so mögen die Guranen wol die von den später eingedrungenen fremden Assireta unterjochten Ureinwohner sein, welche schon den Griechen als Kyrten od. Gordyäer bekannt waren. Im südl. Kurdistan heißen die Krieger Sipah, die Bauern Rajah; bei den Hirtenstämmen außerhalb des Stammlandes, die ihr Blut nicht rein

erhalten haben, herrscht diese Eintheilung nicht. Die Sprache der K. ist dem Neupers. verwandt, aber mit vielen türk., arab., syr.-chald. u. anderen Wörtern vermengt u. zerfällt in eine Menge Dialekte; die Schriftzeichen sind die arabischen. Der größte Theil der K. sind sunnitische Mohammedaner, die wenigen Christen meist Nestorianer. Die Kriegerkaste zerfällt in Stämme od. Familienverbände, an deren Spitze Häuptlinge stehen; Jagd, Kampf, bes. aber Räuberei, sind Lieblingsbeschäftigungen der K.; die herrschende Blutrache veranlaßt zahllose blutige Fehden zwischen den einzelnen Geschlechtern. Als Wohnungen dienen den Nomadenstämmen schwarze Filzzelte, den Ansässigen Steinhäuser mit plattem Dach. Die Kleidung besteht meist aus dem Schalwar, einem engen Rock als Unterkleid, über den man weite Beinkleider u. den Antari, einen unten in 4 Schöße auslaufenden Kaftan, trägt. Den Kopf bedeckt man entweder mit dem Turban od. mit einer kegelförmigen gelben Filzmütze; die Füße bekleidet man mit Lederstiefeln. Die Waffen bestehen in langen Lanzen, Wurfspießen, Säbel, Pistolen u. Luntenflinten. Die Unterwerfung der K. unter die Türken begann 1470, aber erst 1847 wurde die Macht der einheimischen Fürsten völlig gebrochen. Doch bilden die K. immer noch ein sehr unruhiges, widerspenstiges Element.

Kuren, s. „Letten".

Kürenberg, ein im Mittelalter in Süddeutschland sehr verbreiteter adeliger Geschlechtsname. Der von Kürenberc wird in der Pariser (sog. Manessischen) Minnesingerhandschrift als der Verfasser von 15 Strophen (abgedruckt bei Lachmann u. Haupt, „Des Minnesangs Frühling", Lpz. 1857, u. bei Bartsch, „Deutsche Liederdichter des 12. u. 13. Jahrh.", Lpz. 1864) genannt, die sowol im metrischen Bau wie auch vielfach im poetischen Ausdruck sich mit dem Nibelungenliede berühren. Nicht zuerst, aber am entschiedensten, sprach infolge dessen Pfeiffer („Der Dichter des Nibelungenliedes", Wien 1862; wiederholt in „Freie Forschung", ebd. 1867) die Vermuthung aus, der K. sei eben auch der Dichter des Nibelungenliedes, eine Ansicht, die noch bis in die Gegenwart hinein Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen ist. Während Einige Pfeiffer's Hypothese in der Hauptsache vertheidigten, ward von anderer Seite sogar die Autorschaft jener Strophen dem Kürenberger, dessen Lebenszeit man jetzt zwischen 1140—50 anzusetzen pflegt u. dessen Heimat vermuthlich Oesterreich od. das bayer. Grenzland war, streitig gemacht.

Kurfürsten hießen im Röm.-deutschen Reiche diejenigen Fürsten, welchen dem Herkommen gemäß das ausschließliche Recht der Kur (s. d.) zukam. Die ersten Spuren davon finden sich schon ziemlich früh; völlig fest steht die Thatsache sowie die Siebenzahl der K. seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. u. ist zuletzt 1356 durch die Goldne Bulle (s. d.), nachdem noch wiederholt Streitigkeiten u. Doppelwahlen durch die Ansprüche der Häuser Bayern u. Sachsen-Lauenburg auf die Kurwürde hervorgerufen worden waren, gesetzlich festgestellt worden, zum Theil mit besonderer Rücksicht auf die Stellung, welche diese Häuser zu der Erhebung Karl's IV. eingenommen hatten. Die Kurwürde beruhte vornehmlich auf dem Besitze u. der Ausübung eines der sieben Reichserzämter, bez. bei den weltlichen Kurfürsten auf dem Besitze des betreffenden Kurlandes. Für die letzteren ward zur Vermeidung aller künftigen Streitigkeiten die Untheilbarkeit u. die gerade Erbfolge im Mannesstamme festgesetzt. Die K. bekamen sehr bedeutende Vorrechte vor den übrigen Reichsfürsten, sowol in Bezug auf persönliche Ehren als auf die Regierungsrechte, nam. die nahezu uneingeschränkte oberste Gerichtsbarkeit in ihren Ländern, die Ausübung der wichtigsten Regalien sowie das Recht der Mündigkeit mit vollendetem 18. Lebensjahre, u. durften beanspruchen, daß keine wichtigere Reichsangelegenheit ohne ihre Zustimmung entschieden werde. K. waren gemäß der Goldenen Bulle folgende: 1. der Erzbischof von Mainz als Erzkanzler durch Germanien; 2. der Erzbischof von Köln als Erzkanzler durch Italien, welchem auch die Krönung des Königs, außer wenn der Krönungsort in den Mainzer Sprengel gehörte, zustand; 3. der Erzbischof von Trier als Erzkanzler durch Gallien u. Arelat; 4. der König von Böhmen als Erzschenk (sofern er ein deutscher Mann war; doch ruhte die böhm. Kurwürde überhaupt vom Beginn des 15. Jahrh. bis 1708); 5. der Pfalzgraf bei Rhein als Erztruchseß; 6. der Herzog von Sachsen-Wittenberg als Erzmarschall; 7. der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer. Die Letzteren übten bei feierlichen Anlässen, bes. bei den Krönungen, durch symbolische Verrichtungen die Obliegenheiten ihrer Erzämter aus. Für den Behinderungsfall hatten sie erbliche Stellvertreter aus dem höheren Reichsadel, u. zwar für das Schenkenamt aus dem Geschlecht Derer von Limburg, seit 1714 von Althann; für das Truchseßamt aus dem von Nortenberg, seit 1486 von Seldeneck, seit 1594 von Waldburg; für das Marschallamt aus dem von Pappenheim; für die Kämmererwürde aus dem von Falkenstein, seit 1413 von Weinsberg, seit 1504 von Seinsheim, seit 1507 von Hohenzollern (gräfliche, später fürstliche Linie). Während der Thronerledigungen stand dem K. von der Pfalz das Reichsvikariat in den Ländern fränk. Rechts, dem von Sachsen in den Ländern sächs. Rechts zu, womit jedoch nur sehr beschränkte Befugnisse verbunden waren. Im J. 1623 ward die pfälzische Kurwürde durch Ferdinand II. auf Bayern übertragen. Als jedoch im Westfälischen Frieden die Pfalz wieder hergestellt ward, wurde für dieselbe eine neue, achte Kurwürde mit dem Amt des Reichserzschatzmeisters gegründet. Als ferner im Span. Erbfolgekriege Bayern geächtet ward, wurde die zweite weltliche Kurwürde wieder an Pfalz gegeben (1710) u. in den achten Platz die seit 1692 durch Leopold I. unter lebhaftem Widerspruch der übrigen Reichsstände begründete hannöv. Kurwürde eingeschoben. Da aber durch den Frieden von Utrecht (1713, Rastatt u. Baden 1714) Bayern seinen früheren Besitzstand zurückerhalten mußte, brach ein anhaltender Zwist darüber aus, welcher Platz ihm nunmehr gebühre, der erst 1777 durch das Aussterben der bayer. Linie des Hauses Wittelsbach u. die nunmehrige Vereinigung mit der Pfalz beendet ward. Nachdem durch den Frieden von Luneville 1801 das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten worden war, bestimmte der Reichsdeputationshauptschluß 1803 die Uebertragung der mainz. Kurwürde unter dem fortdauernden Titel des Reichserzkanzlers auf Regensburg, während die Kurwürden von Trier u. Köln erloschen u. an ihre Stelle Württemberg, Baden u. Hessen-Kassel traten, denen bald das als Entschädigung an den bisherigen Großherzog von Toscana gegebene Salzburg hinzugefügt ward. Durch den Frieden von Presburg 1805 bekam der Letztere, da Salzburg österreichisch ward, Würzburg als Kurfürstenthum; doch nahmen gleichzeitig auch schon Bayern u. Württemberg die königl. Würde an. Ebendieselben traten 1806 mit Baden (nunmehr Großherzogthum) u. dem Kurerzkanzler (nunmehr „Fürst-Primas") in den Rheinbund u. sprengten das alte Röm.-deutsche Reich. Ihrem Beispiele folgte Würzburg (nunmehr gleichfalls Großherzogthum) u. zuletzt, unter Annahme des königl. Titels, Sachsen. Nur Hessen-Kassel führte den kurfürstl. Titel noch bis zur Vertreibung der Dynastie durch Napoleon (1806) u. seit 1814 von Neuem, obwol aller Grund dazu längst aufgehört hatte, bis 1866. Im J. 1875 starb als Depossedirter Friedrich Wilhelm, der letzte Träger des Titels „K."

Kurhessen, s. „Hessen-Kassel".

Kurialien (a. d. Lat.) nennt man die Förmlichkeiten (Anreden, Titel ꝛc.) der Kanzleischreibart; Kurialstil den Stil od. die Schreibart der Gerichte u. Kanzleien, heutzutage wegen der geschraubten Perioden u. des Uebermaßes im Gebrauch von Fremdwörtern mit Recht verrufen.

Kurie (lat. curia), eine altröm. Volksabtheilung. Die ältesten Einwohner Roms, die Patrizier, zerfielen in drei Stämme od. Tribus (die Ramnes, Tities u. Luceres), jeder dieser Stämme in 10 K.n, jede K. in 10 Centurien. Im Ganzen gab es also 30 K.n. Jede K. enthielt wieder besondere Genossenschaften, die gentes, deren Mitglieder durch gleiche sacra, durch die Pflicht gegenseitiger Beihülfe, durch eine gewisse gegenseitige Verantwortlichkeit u. durch ein subsidiäres gesetzliches Erbrecht verbunden, sowie durch ein gemeinsames nomen gentilicium erkennbar waren. Bei Beschlüssen der Bürgerversammlung geschah die Abstimmung immer nach den 30 K.n, u. zwar so, daß jede K. eine Stimme galt; daher der Ausdruck comitia curiata, deren Attribute später auf die comitia centuriata übertragen wurden. Das Gebäude, worin die K.n sich versammelten, hieß selbst wieder K. Heute versteht man unter K. einen Gerichtshof, ein Appellationsgericht u. dgl. Vorzugsweise aber ist K. die übliche Bezeichnung der päpstlichen Regierung od. der Gesammtheit der Behörden, durch welche der päpstliche Stuhl die Katholische Kirche verwaltet. Die großartige Bedeutung, welche die K. in den Zeiten der päpstlichen Weltherrschaft besaß, ist seit dem Aufhören des Kirchenstaates (1870), dessen Regierung sie gleichzeitig besorgte, auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt worden, obschon die ultramontane Anschauung noch immer den mittelalterlichen Anspruch festhält, daß der päpstliche Appellationshof (die sog. rota Romana) die ausschlaggebende Behörde in allen Rechtshändeln der christlichen Welt sei. Noch jetzt steht an der Spitze des päpstlichen Regiments, natürlich durchaus abhängig vom Papste selbst, das Staatssekretariat unter dem Generalstaatssekretär, einer Art Minister des Auswärtigen; die Geschäfte sind im Einzelnen an 19 sog. Kongregationen (s. d.) unter dem Vorsitz entweder des Papstes od. je eines der Kardinäle, u. an 11 Sekretariate vertheilt. — Kuriatstimme, Gesammtstimme, Vereinigung mehrerer Stimmen in der Art, daß mehrere Stimmberechtigte zusammen nur eine Stimme bilden. So hatten im früheren Deutschen Reichstage die Prälaten zusammen nur 2, die Grafen u. Herren zusammen nur 4 Stimmen, während die Fürsten Virilstimmen führten, d. h. jeder einzelne Fürst eine Stimme für sich hatte. Ebenso waren im engeren Rathe des Bundestages 11 Einzelnstimmen, die 11 größeren Staaten zustanden, u. 6 Kuriatstimmen.

Kurilen, eine vulkanische, aus 26 Inseln bestehende Inselreihe, welche sich vom 43. 51.° n. Br. zwischen Jeso u. der Südspitze von Kamtschatka erstreckt u. das Ochotskische Meer vom Großen Ozean scheidet. Von den K., die zusammen 171 □M. groß sind, gehören die nördl. 23 Rußland an, während die 3 südl. von Japan beansprucht werden. Zu letztern gehört die größte der K., Iturup (125 □M.), mit einem 1200 m. hohen Vulkan. Die ganze Inselreihe besitzt 13 Vulkane, von denen noch die auf Alaid, Onekotan u. Matua bedeutend sind. Die russ. K. sind als Ueberreste eines von den Wogen durchbrochenen Landes zu betrachten. Eine Gebirgskette durchzieht alle. Die Schifffahrt ist wegen der steilen Küsten, der zahlreichen Klippen u. der starken Strömung vom Großen Ozean zum Ochotskischen Meere gefährlich. Das Klima ist von der See beeinflußt. Nebel u. feuchte Niederschläge sind häufig u. die Inseln darum gut bewässert. Die K. sind reich an Pelzthieren, bes. Zobeln u. Seeottern, u. bergen auch Kupfer, Eisen u. Schwefel, die See ist fischreich; so haben sich schon längst Russen hier niedergelassen, deren Zahl ca. 1000 Seelen beträgt; diese vertheilen sich hauptsächlich auf die Inseln Schumschu, Paramuschir u. Urup. Ueber die Zahl der Bewohner auf den japan. K. liegen keine Nachrichten vor.

Kurisches Haff, das größte der Ostseehaffe, liegt an der Küste der Provinz Preußen, bedeckt einen Flächenraum von 29,1 □M. u. ist 13 M. lang u. im S. 6 M. breit. Es hat die Gestalt eines Dreiecks. Grundlinie ist die Nordküste des Samlandes, die östl. Seite nam. das Delta der Memel u. westl. Seite die nur 2 Km. breite, größtentheils mit Dünen bedeckte Kurische Nehrung. Die Spitze liegt bei Memel, wo das Gatt od. Tief von Memel die schmale Verbindung mit der Ostsee herstellt. Das K. H ist der Mündungssee der Memel, des Pregelarmes Deime u. der Minge. Die Tiefe schwankt zwischen 1,5 u. 7,5 m.

Kurkreis, ehemals der Name eines der 7 Kreise des Kurfürstenthums Sachsen; derselbe umfaßte etwa 75 □M. des früher durch Albrecht den Bären den Slaven abgerungenen Landes u. hatte Wittenberg zur Hauptstadt, daher der K. nach der Erhebung Sachsens zum Königreich der Wittenberger Kreis genannt wurde. Gegenwärtig bildet der ehemalige K. Bestandtheile der preuß. Regierungsbezirke Merseburg, Magdeburg u. Potsdam.

Kurland, eine von den russ. Ostseeprovinzen u. Gouvernement mit 619,154 E. (1870) auf 496 □M., wird durch die Düna im NO. von Livland, im O. vom Gouvernement Witebsk geschieden, im N. vom Rigaschen Meerbusen, in welchen das Vorgebirge Domesneß hineinragt, im W. von der Ostsee bespült u. grenzt im S. an das Gouvernement Kowno. Die Küsten sind flach, hafenarm u. theilweise sumpfig, nach S. erhebt sich das Land zu Hügeln, welche bis 190 m. ansteigen. Außer der Düna sind Windau u. Aa die bedeutendsten Flüsse u. für die Schiffahrt von Wichtigkeit; im Innern liegen zahlreiche kleine Seen. Die Bevölkerung, welche fast ausschließlich protestantisch, auf dem Lande lettisch u. livisch, in den Städten den maßgebenden Elementen nach deutsch ist, treibt bes. Ackerbau u. Viehzucht, dagegen sind Handel u. Industrie nicht bedeutend. Die Ausfuhr besteht nam. in Holz, Getreide, Leder, Flachs, Hanf u. Leinsamen. An den Küsten wird stellenweise Bernstein gefischt. Hauptstadt ist Mitau (s. d.). — K. war ehedem mit Semgallen ein Herzogthum der Schwertritter, die dasselbe zum Schutze gegen Rußland 1561 in ein poln. Lehen verwandelten. Als 1711 Herzog Friedrich Wilhelm von K. starb, übernahm seine Wittwe Anna, die Tochter des russ. Zaren Iwan, unter Peter's d. Gr. Schutz die Regentschaft im Lande, trat aber die Herrschaft 1730, als sie russ. Kaiserin wurde, an ihren Oheim, den Herzog Ferdinand ab u. unterstützte diesen gegen Polen, das seine Lehnsrechte geltend machte. Nach dessen Tode erhob sie 1737 ihren Günstling, den Grafen Ernst Johann von Biron (s. d.), zum Herzog dieses Landes; derselbe wurde zwar 1740 durch Iwan V. nach Sibirien verbannt, aber 1763 durch Peter III. in seine Würde wieder eingesetzt u. auch von Polen anerkannt. Unter seinem Sohne Peter aber gewann die russenfreundliche Partei in K. solche Macht, daß der Herzog 28. März 1795 gegen eine jährliche Rente K. an Rußland abtreten mußte.

Kurmark war der größere Theil der Mark Brandenburg, welche außerdem noch die Neumark umfaßte, u. bestand bei einem Flächenraum von 446 □M. aus Altmark, Priegnitz, Mittelmark, Ukermark u. den Herrschaften Storkow u. Beeskow. Der Name entstand 1356 mit der Uebertragung des Kurhutes an Brandenburg u. erlosch mit der deutschen Reichsverfassung.

Kürnberger, Ferdinand, Schriftsteller, geb. zu Wien 3. Juli 1823, wendete sich daselbst als Student der Philosophie dem journalistischen u. publizistischen Gebiete zu u. gehörte zu den Revolutionsflüchtlingen von 1848, durfte aber nach 1859 nach Oesterreich zurückkehren. Seit 1864 lebt er in Graz. In der Zeit seines Exils hatte er sich einen literarischen Namen begründet durch den interessanten u. kulturhistorisch werthvollen Roman „Der Amerika-Müde“ (Frkf. 1856), in dessen Hauptperson Nikol. Lenau portraitirt ist. Zu gleicher Zeit versuchte sich K. mit seinem „Catilina“ (Hamb. 1855) auf dem Gebiete des Dramas. Von seinen zahlreichen Beiträgen in belletristischen Zeitschriften erschienen in Buchform: „Ausgewählte Novellen“ (Prag 1857); „Das Goldmärchen“ (Wien 1857) u. „Novellen“ (3 Bde., Münch. 1861 f.). Eine ausgewählte Sammlung seiner Feuilletons hat er unter dem Titel „Siegelringe“ (Hamb. 1874) herausgegeben; es sind Betrachtungen über die innere Geschichte Oesterreichs in den Jahren 1859—73.

Kuro-Siwo (d. h. Strom des schwarzen Golfes) ist die bedeutendste Meeresströmung des Großen Ozeans, welche für diesen eine ähnliche Bedeutung hat wie der Golfstrom für das Atlantische Meer. Er entsteht entweder aus der zwischen Amerika u. Asien nach W. flutenden Nordäquatorialströmung, od. aus der Strömung heißen Wassers, welche aus dem Indischen Ozean durch die Straße von Malakka in den Großen Ozean abflutet; beginnt bei der Insel Formosa u. strömt mit 9° R. warmem Wasser u. einer Schnelligkeit von 1⅓ Seemeilen in der Stunde an der Ostküste Japans vorbei nach NO. Im S. Kamtschatka's spaltet er sich; den einen Arm sendet er nach dem Beringsmeer, den anderen an die nordamerikan. Westküste, wo derselbe umbiegt u. sich wieder mit der Nordäquatorialströmung vereinigt.

Kurrende (vom lat. currere, laufen), eigentl. das Umherlaufen eines Sängerchors, um in den Straßen u. vor den Häusern geistliche Lieder zu singen u. Gaben dafür zu empfangen; dann aber auch ein solcher Sängerchor selbst. Die Sitte der K. ging von den Bettelmönchen aus, wurde aber im Mittelalter auch von den Klosterschülern u. den Schülerchören überhaupt gepflegt, wie z. B. auch Luther als Mitglied der K. in Eisenach thätig war. Heute besteht die K. fast nur noch in einigen Städten Thüringens u. als singende Leichenbegleitung, bes. auf Dörfern.

Kurrer, Jakob Wilhelm Heinrich v., verdienter Technolog, geb. als Sohn eines Predigers im Dorfe Langenbrand (Württemb.) 8. Juni 1781, gründete 1805 eine Kattundruckfabrik in Zwickau, mußte diese aber infolge der Kriegsnoth wieder eingehen lassen, leitete dann mit großem Erfolg mehrere fremde Kattunfabriken, insbes. 1832—43 diejenige der Brüder Porges in Prag, beschäftigte sich seitdem ausschließlich wissenschaftlich u. starb zu Zwickau 28. Dez. 1862. Er war Mitherausgeber des „Neuen Journals für die Indien- u. Baumwollendruckerei“ (4 Bde., Nürnb. 1815—17), aus welchem dann das „Magazin für Druck- u. Färbekunst“ (3 Bde., ebd. 1818 bis 1820) u. später das Dingler'sche „Polytechnische Journal“ herorging. Mit Dingler übersetzte er Bancroft's „Färbebuch“ (2 Bde., Augsb. 1817—18), u. Vitalis' „Grundriß der Färbekunst“ (Stuttg. 1824). Er selbst verfaßte: „Die Kunst, vegetabilische ꝛc. Stoffe zu bleichen“ (Nürnb. 1831); „Die neuesten Erfahrungen in der Bleichkunst“ (ebd. 1838); „Geschichte der Zeugdruckerei“ (ebd. 1840; 2. Aufl. 1844); „Die Druck- u. Färbekunst in ihrem ganzen Umfange“ (Wien 1848—50); „Ueber das Bleichen der Leinwand u. der leinenen Stoffe“ (Braunschw. 1850) ꝛc.

Kurrheinischer Kreis, einer der Theile, in welche unter Maximilian I. das Deutsche Reich getheilt wurde (s. „Deutschland, Geschichte“, Bd. III, S. 888); er umfaßte etwa 950 □M. an beiden Ufern des Rheines, nämlich die Unterpfalz sowie die drei geistlichen Kurfürstenthümer Mainz, Trier u. Köln. Durch die Uebergriffe Frankreichs im Laufe der Zeit auf ⅓ seines früheren Umfanges reduzirt, ging er schließlich im Rheinbunde auf u. bildet seit dem Wiener Kongreß Bestandtheile der verschiedenen deutschen Rheinuferstaaten.

Kurschmied, früher Fahnenschmied, ein Thierarzt niederen Ranges beim Militär.

Kürschner, Gewerbsleute, welche sich mit der Zubereitung u. Verarbeitung der haarigen Thierfelle (der Rauchwaaren od. des Pelzwerkes) befassen. Das Handwerk der K. schließt eine Art der Gerberei in sich ein. Wie noch heute die Naturvölker der nördl. Klimate die Zubereitung u. Verarbeitung der zu ihrer Kleidung, zu Decken ꝛc. dienenden Thierfelle in einer Hand besorgen, so auch früher unsere K.; neuerdings aber hat sich dieses Handwerk, dem Prinzip der Arbeitstheilung folgend, in zwei Branchen geschieden, deren eine es mit der Vorbereitung, die andere mit der Verarbeitung der Rauchwaare zu thun hat. Die Vorbereitung der rohen Felle erfolgt zuerst durch Einweichen in Salzwasser u. Abschaben der Fleischtheile, dann durch Einreiben mit Fett u. Walken u. endet mit dem Läutern, wobei die Felle in einer Tonne über Feuer gedreht werden u. hierdurch das schöne Aussehen u. die Lockerheit der Haare gewinnen.

Zuweilen greift auch hier noch eine Zwischenbranche der Kürschnerei, die Fellfärberei ein. Die vollständig vorbereiteten Felle erhält nun der eigentliche K., welcher das Zuschneiden u. Zusammennähen derselben zu allerlei Kleidungsstücken ꝛc. u. deren Fertigmachen für den Handel besorgt.

Kursivschrift *nennt man die fortlaufende liegende Schrift, der man sich gewöhnlich bedient; der Gegensatz ist die Kanzleischrift. In der Buchdruckerei kommt die K. od. liegende Schrift nur bei lat. Typen* (Antiqua, s. d.) *vor u. bildet den Gegensatz zur stehenden Schrift.*

Kursk, großruss. Gouvernement mit 889 □M. u. 1,954,807 E. (1870), liegt im S. von Moskau u. ist eine der bevölkertsten u. fruchtbarsten Provinzen des ganzen Reiches. Der wellenförmige, reich angebaute Boden steigt nach O. zu einem Hügellande von 200–280 m. Höhe an u. gehört mit dem Seim zum Flußgebiet des Dnjepr u. mit dem Donez zu dem des Don. Das milde Klima begünstigt die Landwirthschaft u. den Obstbau außerordentlich, selbst der Wein gedeiht gut. Die Viehzucht liefert gesuchte Pferde u. viel Wolle; Honig u. Wachs sind nennenswerthe Ausfuhrartikel. Die Bevölkerung besteht aus Groß u. Kleinrussen; die nicht unbedeutende Industrie bringt Lichter, Seife, Leder, Webwaaren u. A. hervor. Die Hauptstadt K. mit 28,921 E. (1870) liegt unweit des Seim, an der Vereinigung der Turstara u. des Kur, ist Sitz eines Civilgouverneurs u. Bischofs u. hat 22 Kirchen, ein Seminar, ein Gymnasium u. mehrere andere höhere Lehranstalten. Dem Dichter Bogdanowitsch ist hier ein Denkmal errichtet worden. Nicht unbedeutend ist die Fabrikthätigkeit der Stadt u. der Handel, welcher bes. durch die stark besuchten Märkte an dem nahen Koren'schen Kloster vermittelt wird.

Kurszettel, s. „Börse".

Kurtz, Johann Heinrich, lutherischer Theolog u. Kirchengeschichtschreiber, geb. 13. Dez. 1809 zu Montjoie in der Rheinprovinz, studirte seit 1830 zu Halle (bes. unter Tholuck's Leitung) u. Bonn Theologie, wirkte sodann kurze Zeit als Hauslehrer in Kurland, wurde 1835 Religionslehrer am Gymnasium zu Mitau u. 1850 Professor der Kirchengeschichte zu Dorpat; 1859 übernahm er statt dieser das Fach der Exegese, insbes. des Alten Testamentes, trat jedoch Ende 1870 als wirklicher russ. Staatsrath in den Ruhestand u. lebt seitdem privatisirend in Deutschland (Marburg). K. hat seit vielen Jahren neben Hengstenberg, Keil u. A. als einer der Hauptvertreter des strengen Lutherthums gegolten, nam. was die streng buchstäbliche Auffassung des Alten Testamentes betrifft. Doch verrathen seine neuesten Schriften eine große Milderung dieses Standpunktes. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir „Bibel u. Astronomie" (5. Aufl., Berl. 1865); „Lehrbuch der heiligen Geschichte" (11. Aufl., Königsb. 1868); „Christliche Religionslehre" (11. Aufl., Mitau 1875); „Biblische Geschichte" (22. Aufl., Berl. 1872); „Geschichte des Alten Bundes" (Bd. I. in 3. Aufl., Berl. 1864, Bd. II. in 2. Aufl. 1858); „Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende" (2 Bde., 7. Aufl., Mitau 1874); „Abriß der Kirchengeschichte" (8. Aufl., Mitau 1875); „Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte" (Bd. I in 2. Aufl., Mitau 1858; Bd. II Mitau 1856); endlich „Der Brief an die Hebräer" (Mitau 1869).

Kurz, Heinrich, verdienter Literarhistoriker, geb. von deutschen Eltern zu Paris 28. April 1805, studirte in Leipzig Theologie, widmete sich dann in Paris den oriental. Sprachen, kehrte 1830 nach Deutschland zurück u. lebte erst in München, dann in Augsburg, wo er 1832 als Redakteur des Oppositionsblattes „Die Zeit" zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt wurde. Nachdem er diese Strafe in Würzburg verbüßt hatte, ging K. nach der Schweiz, wirkte hier anfänglich als Lehrer der deutschen Sprache u. Literatur in St. Gallen, wurde 1839 Professor an der Kantonsschule in Aarau sowie 1846 Kantonsbibliothekar daselbst u. starb ebd. 24. Febr. 1873. Zunächst hatte sich K. durch verschiedene kleinere philologische u. literargeschichtliche Editionen bekannt gemacht; es gehören dahin u. a.: die Uebertragung der chines. Dichtung „Das Blumenblatt" (St. Gallen 1836), Murner's „Vom großen luther. Narren", „Beiträge zur Geschichte der Literatur" ꝛc. Sein Hauptwerk bildet die „Geschichte der deutschen Literatur" (8 Bde., Lpz. 1851—56; 5. Aufl., 4 Bde., 1869—72), vorzugsweise auf eine sachliche Verständigung des Publikums angelegt, mehr darstellenden als kritischen Charakters. Es sind ferner von K.'s Werken zu nennen: „Handbuch der poetischen Nationalliteratur" (3 Bde., Zür. 1840—43; 3. Aufl. 1858); „Handbuch der deutschen Prosa" (3 Bde., ebd. 1845 f.); „Die Schweiz; Land, Volk u. Geschichte in ausgewählten Dichtungen" (Bern 1852); „Leitfaden zur Geschichte der Literatur" (Lpz. 1860; 4. Aufl. 1872) ꝛc. Auch gab er seit 1862 eine, Literaturwerke des 16. u. 17. Jahrh. in kritischen Ausgaben enthaltende „Deutsche Bibliothek" (Lpz.) u. seit 1867 eine „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" (Hildburghausen) heraus, besorgte kritische Ausgaben von „Sämmtlichen Werken" Schiller's, Goethe's, Lessing's, Wieland's, Herder's u. A. u. übersetzte Silvio Pellico's „Meine Gefangenschaft" (1837) u. die „Ausgewählte Korrespondenz Napoleon's I." (3 Bde., 1868—1870).

Kurz, Hermann, deutscher Dichter, geb. zu Reutlingen (Württemberg) 30. Nov. 1813, wurde im Kloster Maulbronn vorgebildet u. studirte in Tübingen Theologie u. Philosophie, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit dem Studium der älteren deutschen Literatur. Hierauf privatisirte er an verschiedenen Orten Württembergs, zumeist in Stuttgart, wo er auch sieben Jahre lang den „Beobachter" redigirte. Seit 1864 Universitätsbibliothekar in Tübingen, starb er daselbst 11. Okt. 1873. Als Dichter war er mit Mörike (s. d.) geistesverwandt, der auch auf seinen Stil, zumal im eigentlich Lyrischen, einen deutlich erkennbaren Einfluß geübt hat. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1836) u. „Dichtungen" (ebd. 1839) zeichnen sich durch Innigkeit u. Formgewandtheit aus. Von seinen erzählenden Schriften ist die bedeutendste „Der Sonnenwirth" (Frankf. 1855; 2. Aufl., 3 Bde., Berl. 1862), eines der ausgezeichnetsten Volksbücher im edelsten Sinne des Wortes. Außerdem sind zu nennen: der Roman „Schiller's Heimatsjahre" od., wie ursprünglich der Titel lautete, „Hermann Roller" (3 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 2 Bde., 1857); die Erzählungen „Der Weihnachtsfund" (Berl. 1855; 2. Aufl. 1861) u. „Erzählungen" (3 Bde., ebd. 1857—61). Auch gab er mit Paul Heyse seit 1871 einen „Deutschen Novellenschatz" heraus, eine Mustersammlung neuerer deutscher Novellen, u. mit demselben seit 1872 einen „Novellenschatz des Auslandes". Treffliche Uebersetzungen endlich lieferte K. von Gottfried's von Straßburg „Tristan u. Isolt" (mit einem selbständigen Schlusse, Stuttg. 1844), von Ariost's „Rasendem Roland" (3 Bde., ebd. 1855) u. von einzelnen Werken des Cervantes, Shakespeare, Byron, Moore u. A. Seine „Gesammelten Werke" mit einer Biographie des Dichters hat P. Heyse herausgegeben (10 Bde., Stuttg. 1874).

Kurzflügler (Brachelytra, Brachyptera, Microptera, Staphylinidae), eine über die ganze Erde verbreitete Käferfamilie mit langgestrecktem Körper u. verkürzten, meist kaum die Hälfte des Hinterleibs deckenden Flügeldecken, unter denen die gefalteten Hinterflügel liegen; die faden- od. sägeförmigen Fühler sind elf- (bisweilen zehn-) gliedrig, die Tarsenzahl der schlanken Beine ist schwankend. Diese Familie ist eine der wenigen, in der einzelne Gattungen u. Arten Nebenaugen besitzen. Ihre Larven ähneln den vollkommenen Käfern, haben zwei gegliederte Griffel an der Hinterleibsspitze, einen röhrenförmig hervortretenden After u. kurze fünfgliedrige Beine; auch in der Lebensweise weichen sie von ihnen nicht ab u. nähren sich, wie diese, theils von lebenden Insekten, theils von Aas, Dünger, verwesenden Pflanzenstoffen ꝛc. Die Käfer leben unter Moos, Rinde, Steinen, in fauligen Resten, Schwämmen, in der Erde, in Ameisenhaufen, an sandigen Ufern u. auf Blumen, sie riechen oft eigenthümlich u. schlagen gereizt das Hintertheil in die Höhe. Die südamerik., in Termitenhaufen lebenden Arten (Spirachtha, Corotoca) gebären Larven. Unsere einheimischen Arten sind meist klein u. dunkel gefärbt, während tropische Arten zum Theil in den prächtigsten Metallfarben prangen. Man kennt bis jetzt nicht weniger als 2000 Arten; Erichson theilte sie ein, je nachdem die Tracheenöffnungen an der Vorderbrust frei od. von der Hornschale des Halsschildes verdeckt sind.

Kurzhörner (Brachycera), s. „Dipteren".

Kurzschwänzer (Brachyura), s. „Krabben".

Kurzsichtigkeit ist derjenige Zustand des Sehvermögens, bei welchem Gegenstände, die vom Normalsichtigen noch deutlich erkannt werden, nicht mehr deutlich unterschieden werden können. Jeder leuchtende Punkt sendet ein Strahlenbündel aus, welches auf die äußeren Augenhäute breit auffällt, von diesen wieder gesammelt wird u. auf irgend einer Stelle hinter denselben wieder als ein Punkt erscheint. Beim deutlichen Sehen muß diese Vereinigungsstelle gerade auf der Netzhaut liegen. Beim Kurzsichtigen liegt sie vor der Netzhaut. Die Strahlen jedoch verfolgen ihre Richtung weiter, u. der leuchtende Punkt bildet sich

auf der Netzhaut als Kreis ab. Die Ursachen der K. liegen meist in einer zu starken Wölbung der Linse. Doch können auch andere Fehler Bedingungen für dieselbe sein (z. B. zu starke Krümmung der Hornhaut). In den meisten Fällen kann man der K. durch konkave Brillen abhelfen. Radikal kann sie nur im Beginn durch allmähliche Uebung im Fernsehen gehoben werden. Der Kurzsichtige bedarf schwächerer Beleuchtung zum Deutlich sehen, da er den Gegenstand näher ans Auge bringt u. nicht so viel Lichtstrahlen aufzufangen nöthig hat. Ferner sieht er ziemlich kleine Gegenstände sehr deutlich. In den meisten Fällen bildet sich K. langsam aus. Die Gründe hierfür sind schlechte Gewohnheiten, das anhaltende Sehen in der Nähe auf kleine, schlecht beleuchtete Gegenstände 2c.

Kurzwaaren, eigentlich kurze, d. h. kleine Waaren der verschiedensten Art von Metall, Holz, Glas, Porzellan, Perlmutter, Schildpatt, Horn, Bernstein, Meerschaum u. dergl.; den Gegensatz bilden die Langwaaren, nämlich gewebte Stoffe, alle Ellenwaaren 2c.

Kusso, Kousso od. Kosso, ein bewährtes Bandwurmmittel, sind die getrockneten weiblichen Bluten eines hohen, in Abyssinien wachsenden Baumes aus der Familie der Rosaceen (Rosengewächse), welcher den botanischen Namen Brayera anthelminthica *Kunth.* führt. Man unterscheidet zwei Sorten, rothen u. braunen K.; der rothe, die bessere Sorte, besteht aus den ganzen, stark verästelten Blütenständen mit der gemeinschaftlichen Spindel; die kleinen Blüten besitzen violettröthliche äußere Kelchblättchen, die den männlichen Blüten, welche nebst den von den Stielen abgefallenen weiblichen Blüten die zweite Kussosorte bilden, fehlen. Der Geruch des K. ist schwach, der Geschmack scharf u. unangenehm. Der wirksame Bestandtheil ist ein gelblichweißes, harzähnliches, bei starter Vergrößerung krystallinisch erscheinendes Pulver, welches von Wittstein entdeckt u. **Kussin** genannt worden ist.

Küßnacht, Dorf u. Bezirk im schweiz. Kanton Schwyz mit 2853 E. (1870), liegt an der nordöstl. Spitze des Vierwaldstädter Sees (Bucht von K.) u. am Nordfuße des Rigi; eine Brunnensäule mit dem Standbilde Tell's erhebt sich im Orte, von welchem ehedem die sog. „Hohle Gasse", ein jetzt durch eine gute Straße ersetzter Hohlweg, nach Immensee an den Zuger See führte. An dieser Straße liegen die Ruinen einer angeblichen Burg des Landvogts Geßler u. eine den 14 Nothhelfern geweihte Kapelle mit plumpen Freskogemälden. Am Züricher See, 1½ M. von Zürich entfernt, liegt das Pfarrdorf K. mit 2633 E. (1870), einem Lehrerseminar u. beträchtlicher Industrie.

Küste nennt man den vom Meere bespülten Theil des Landes; diese Grenze zwischen dem Festen u. Flüssigen der Erdoberfläche stellt nun eine vielfach gekrümmte Linie dar, bes. da, wo die See in Baien, Busen u. Golfen in das Land eindringt, od. letzteres Vorgebirge, Halbinseln u. Landzungen in das Meer vorschiebt. Das Verhältniß zwischen Küstenlänge u. Flächeninhalt eines Kontinentes wird als Küstenentwicklung od. Gliederung desselben bezeichnet; so ist unter allen Erdtheilen Europa der entwickeltste, weil es z. B. das dreimal größere Afrika an Küstenlänge um 22 % übertrifft u. bei keinem anderen Kontinente eine verhältnißmäßig so große Anzahl von Halbinseln u. Meerbusen zu finden ist. Man unterscheidet die K.n in flache u. hohe; erstere sind entstanden entweder durch Korallenbauten od. durch Anschwemmungen des Meeres u. der Flüsse. Die Korallenküsten sind häufig von Klippen begleitet, welche der Schiffahrt meist sehr gefährlich werden. Die durch Alluvien entstandene K. fällt gewöhnlich nur sanft unter den Meeresspiegel ab u. setzt sich unter demselben oft in Sandbänken u. Watten (s. d.) fort. Die geringe Erhebung über der Meeresoberfläche setzt das hinter einer solchen Flachküste gelegene Land aber nicht selten Angriffen des Meeres aus, denen durch Pflege der Dünen (s. d.) wie durch Anlage von Deichen (s. d.) begegnet werden muß. Eine unvollkommene Scheidung des Wassers vom Lande in den Alluvien od. das Eindringen des Meeres in Küstenregionen, welche unter seinem Spiegel liegen, hat die Bildung von Lagunen od. Strandseen zur Folge. Die Steilküsten fallen schroff zum Meere ab, das dann häufig hart an der K. eine sehr beträchtliche Tiefe hat. Die Wellen nagen fortwährend an diesen Felsen u. bewirken Einstürze, welche dann häufig, z. B. auf Rügen, die K. vor den Angriffen der See wirksam durch Geröllmassen schützen. Die interessantesten Auswaschungen solcher Steilküsten zeigt die Insel Helgoland. Bleiben einzelne Felsen aus festerem Gestein stehen, die nur wenig über den Meeresspiegel hervorragen, so sind dies dann Klippen, welche zwar die Schiffahrt erschweren, stellenweise aber auch für den hinter ihnen liegenden Hafen eine Schutzwehr gegen den starken Wellenschlag bilden. Küstenflüsse heißen diejenigen fließenden Gewässer, welche ohne Ober- Mittellauf, also ohne zur Entwicklung eines Stromsystems gelangt sein, sich in das Meer ergießen.

Küstner, Karl Theodor v., berühmter Bühnenleiter, geb. als Sohn eines Bankiers zu Leipzig 26. Nov. 1784, studirte hier u. dann in Göttingen die Rechte, bereiste hierauf Deutschland, Frankreich u. Italien, habilitirte sich an der Leipziger Hochschule u. trat Ende 1813 als Offizier ins Banner der freiwilligen Sachsen, welches indessen keine Gelegenheit mehr fand, am Kriege Theil zu nehmen. So kehrte K. nach Leipzig zurück. Von jeher ein großer Bühnenenthusiast, wußte K. 1817 unter der Bewohnerschaft Leipzigs das Interesse für die Gründung einer stehenden Bühne in seiner Vaterstadt zu wecken, erhielt vom König die Erlaubniß hierzu u. übernahm dann gegen einen Pachtzins von 3000 Thalern die Direktion des neuen Theaters. Die Erfolge seiner Leitung waren glänzend. Indem er der Anstalt eine allseitige Ausbildung, u. zwar nach dem höchsten Maßstabe, zu geben suchte, faßte er auch die gesellschaftliche u. juristische Seite eines Bühnenverbandes ins Auge, wie es vor ihm noch nie mit solch umfassendem Blick geschehen war. Als er aus verschiedenen Gründen 1828 von der Direktion zurückgetreten war, veröffentlichte er in einem „Rückblick auf das Leipziger Stadttheater" (Lpz. 1831) einen Rechenschaftsbericht über seine Verwaltung. 1830 folgte er einem Rufe als Direktor an das Hoftheater in Darmstadt, doch ward dasselbe schon nach Jahresfrist aufgelöst, weil der Hof die Subvention zurückzog. Sein nächster Wirkungskreis wurde 1833 München, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen den ihm vorausgegangenen Ruhm seines artistischen Verwaltungstalentes derart rechtfertigte, daß ihm der König 1837 den Adel verlieh. Infolge eines Wunsches Friedrich Wilhelm's IV. vertauschte K. 1842 München mit Berlin, wo er die Generalintendantur der königl. Schauspiele übernahm. Auch hier richtete sich sein erfolgreiches Streben dahin, eine musterhafte Disziplin in der Verwaltung mit vollster Hingebung an die Kunstinteressen u. an die Forderungen der Gegenwart zu vereinigen. Unter Anderem ist die Einführung der „Tantième" 1844 wesentlich ihm zu danken. Auch sein Gedanke einer allgemeinen deutschen Theaterassoziation fand Anklang, so daß ein Verein deutscher Bühnen begründet werden konnte, der den Zweck verfolgt, „kontraktlich erworbenen Rechten in den Theaterverhältnissen durch Anerkennung derselben von Seiten sämmtlicher kontrahirender Bühnen eine größere Sicherheit zu verleihen u. mit diesem gehobenen Rechtszustande zugleich den Schauspielerstand moralisch zu heben." Hindernisse seiner Wirksamkeit erwuchsen für K. in Berlin aus dem Brande des Opernhauses (1843) u. den Unruhen der J. 1848 u. 49. Aus Gesundheitsrücksichten legte er 1851 die Intendanz nieder; seit 1860 lebte er in Leipzig, wo er 27. Okt. 1864 starb. Als Schriftsteller ist K. weniger durch das Trauerspiel „Die beiden Brüder" (1833) u. das Schauspiel „Fiamina" (nach dem Franz. 1857), als durch sein Buch „Vierunddreißig Jahre meiner Theaterleitung" (1853) von Bedeutung.

Küstrin, Stadt u. Festung im Kreise Königsberg des Reg.-Bez. Frankfurt (preuß. Provinz Brandenburg) mit 10,122 E. (1871), liegt im Oderbruche auf einer Halbinsel zwischen Oder u. Warthe, hat ein Kreis- u. Schwurgericht u. ein Gymnasium u. besteht aus der befestigten Stadt u. drei Vorstädten. K. treibt bedeutenden Handel auf dem Strome, bes. mit Getreide. Durch Joachim I. 1530 zur Stadt erhoben, wurde K. unter Markgraf Johann (1535—71) Hauptstadt der Neumark u. Festung, mußte 15. Aug. 1758 ein starkes Bombardement durch die Russen aushalten, ward 1. Nov. 1806 nach der Schlacht bei Jena den Franzosen übergeben u. kam erst 7. März 1814 an Preußen zurück. Die Werke sollen nach Reichsgesetz von 1873 beträchtlich verstärkt werden.

Kusu od. Kuskus (Phalangista, Phalanger), eine Gattung neuholl. Beutelthiere mit langem Wickelschwanz, leben als träge, nächtliche Thiere in Wäldern, hängen sich mit dem Schwanze an Bäumen auf, stinken, sind aber schmackhaft. Der gefleckte K. (Phalangista maculata) hat auf weißem Grund schwarze Flecken u. beiderseits behaarte, ganz versteckte Ohren; der Fuchskusu (Beutelwolf, Phalangista vulpina) sieht oben braun, unten gelblich aus u. hat zugespitzte, außen behaarte Ohren u. einen schwarzen buschigen Schwanz, der weißschwänzige K. (Phalangista Cokii) runde, außen filzige Ohren u. schwarzen, am Ende weißen Schwanz.

Kutahia, Hauptort des gleichnamigen Liva im kleinasiat. Ejalet Chodawendikiar, südöstl. von Brussa an einem linken Nebenflusse des Pursak gelegen, ist mit Brussa abwechselnd Sitz des Statthalters u. hat 60,000 E. Die Stadt, an einem Berge emporgebaut, durch eine große, alte Festung geschützt, hat zahlreiche Moscheen u. vier christl. Kirchen. Infolge seiner Lage an der Hauptstraße von Bagdad u. Aleppo nach Konstantinopel ist der Handelsverkehr bedeutend. Zur Ausfuhr kommen bes. Wolle, Ziegenhaar, Opium u. Meerschaum, der reichlich in der Umgegend lagert.

Kutais, das westlichste Gouvernement Transkaukasiens, grenzt im O. an Kartli, im S. an das türk. Armenien, im W. an das Schwarze Meer, während im N. der Kaukasus selbst die Grenze bildet, u. umfaßt die Landschaften Abchasien, Imerethien, Mingrelien, Gurien, mit zusammen 378 □M. u. 573,326 E. Der Hauptfluß von K. ist der schiffbare Rion, dessen Mittellauf durch niederes Hügelland geht. Der Küstensaum ist sumpfige Ebene. K. ist reich an Bauhölzern, Wein u. Getreide; auch Seidenzucht wird viel getrieben. Die gleichnamige Hauptstadt am Rion ist das alte Kytäa, ehemalige Hauptstadt von Kolchis.

Kutsche od. Kutschwagen, ein vierräderiger Wagen mit einem oben bedeckten, wenigstens zwischen den Hinterrädern in Schwebe hängenden Kasten (Kutschkasten), worin die Personen sitzen. Die K. soll ihren Namen haben von dem Städtchen Koes bei Komorn, wenigstens kamen aus Ungarn gegen die Mitte des 16. Jahrh. die K.n zuerst nach Deutschland u. Frankreich. In der ersten Zeit, bis etwa gegen das Ende des 17. Jahrh., war der Kasten nur eine Art von seitwärts offenem Baldachin, der in Riemen, auch wol in Ketten, auf dem mit sehr hohen Hinterrädern versehenen Untergestell (Kutschengestell) ruhte; die Riemen od. Ketten waren vorn u. hinten an je zwei hohen eisernen Stützen befestigt. Schon damals fehlte es nicht an allerlei Schmuck, der in Vergoldung u. Malerei u. reichen Stoffen zum Beschlagen des Kutschkastens bestand. Später hing der Kasten vermittels doppelter Riemen an Federn, die, aus mehreren über einander gelegten, c- od. sförmig gebogenen Schienen bestehend, auf der Vorder- u. Hinterachse befestigt waren, bis die heutige Weise sich einbürgerte, wonach der Kutschkasten auf Druckfedern ruht, die der Länge nach über die Achsen gehen. Zum bequemen Einsteigen waren an den Seiten — mochte der Kasten Thüren haben od. nicht — Tritte angebracht. Der Lenker des Wagens mußte Anfangs reiten; erst ziemlich spät kam der Kutschbock für ihn hinzu. Der Gebrauch der K.n verbreitete sich Anfangs nur sehr langsam, fand manchen Widerstand in der vornehmen Welt, die ihre amtlichen Wege gewöhnlich zu Pferde machte, u. war fast nur den Damen erlaubt. Nach der Mitte des 16. Jahrh. wurde es noch in der Kurmark Brandenburg dem Adel verboten, sich eines Kutschwagens zu bedienen, u. noch 1588 erließ Herzog Julius von Braunschweig eine strenge Verordnung gegen „dieses Faullenzen u. Kutschenfahren.“ Ebenso in Spanien unter Philipp III. (1598—1621). In Frankreich gab es zwar schon unter Ludwig XIII. „ganz vergoldete“ K.n, aber nur in geringer Zahl; erst unter Ludwig XIV. wurde die K. allgemein. In England wurde sie 1586 von Deutschland aus eingeführt u. bald sehr beliebt u. luxuriös ausgestattet. Das war im Allgemeinen in Deutschland nicht der Fall, mit Ausnahme des Hofes von Hannover, wo Kurfürst Ernst August (1679—98) 50 vergoldete K.n besaß. Eine der interessantesten Sammlungen von Staatskutschen aus den letzten Jahrhunderten ist wol das Musée des Voitures in Trianon bei Versailles.

Kutschke-Lied, das populärste aller 1870/71 in Deutschland entstandenen Kriegslieder. Der Verfasser desselben ist der Pastor u. Präpositus Herm. Alex. **Pistorius** zu Basedow in Mecklenburg-Schwerin (geb. 27. Aug. 1811 zu Walbeck im Mansfelder Gebirgskreise). Nachdem dieser in der „Kreuz-Ztg.“ vom 14. Aug. 1870 gelesen hatte, daß ein Füsilier vom 40. preuß. Regiment, Namens Kutschke, auf dem Vorposten bei Saarbrücken den anrückenden Franzosen gegenüber jenen Reim eines Jenaer Studentenliedes aus dem J. 1814: „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub', es ist Napolium!“ gesungen hätte, kam er auf die Idee, dies als Anfang eines soldatischen Volksliedes zu benutzen. Dasselbe ward zuerst in den „Mecklenburg'schen Anzeigen“ vom 22. Aug. 1870 abgedruckt, hatte jedoch nur vier Strophen, während die fünfte: „Und die französ'sche Großmaulschaft“, auf der Redaktion des „Rhein. Courier“ in Wiesbaden hinzugefügt wurde. Acht andere, s. Z. zuerst im „Berl. Fremden- u. Anzeigeblatt“ erschienene K.-L.er rühren vom Redakteur dieses Blattes, G. Schenck, her. — Vergl. Grieben, „Das K.-L. vor dem Untersuchungsrichter“ (Berl. 1872). — In ergötzlicher Weise hat Wilh. Ehrenthal den Ursprung des K.-L.es bis ins graue Alterthum zurückgeführt (s. „Das K.-L. auf der Seelenwanderung“, Lpz. 1871 u. öfter). Auch in dem Kampfe gegen die klerikalen Feinde des Deutschen Reichs erschien Kutschke wieder auf dem Posten, indem Ende Juni 1872 die „Berl. Wespen“ unter der Ueberschrift „Der neue Kutschke“ ein dann von Graben-Hoffmann in Musik gesetztes Gedicht brachten.

Kuttenberg, Bergstadt im böhm. Kreise Czaslau mit 12,747 E. (1869), liegt 1 M. von Kolin, ist Hauptort eines Bezirkes u. hat eine schöne, aber unvollendete goth. Kirche, eine Ober- u. Unterrealschule, Baumwollspinnerei, Bleichen u. Kattundruckerei. Die 1237 hier entdeckten Silbergruben sind seit dem 16. Jahrh. verfallen, doch ist noch die Blei- u. Kupfergewinnung bedeutend.

Kutter ist ein einmastiges zum Schnellsegeln erbautes Fahrzeug. Es wird auch zu Kriegszwecken verwendet. Auf ihn folgt der Größe nach abwärts das Kanonenboot.

Kutusoff, Fürst **Smolenskij**, Michail Larionowitsch Golenischtschew, russ. Feldmarschall, geb. 16. Sept. 1745, machte 1764—69 den Feldzug in Polen mit, kämpfte unter Rumjanzoff 1770 gegen die Türken wie gegen den Rebellen Pugatschew, wurde 1787 Generalgouverneur in der Krim u. half 1788 Oczakoff erstürmen, wobei er um das rechte Auge kam. Nachdem er sich dann auch in den Kämpfen bei Fokschani u. bei Rimnik sowie bei der Erstürmung von Ismail hervorgethan u. dadurch den Rang eines Generalleutnants erworben hatte, besiegte er 1791 die Türken bei Babadagh. Er selbst führte nachher die Friedensunterhandlungen u. war 1793 bis 1794 Gesandter in Konstantinopel. Seit 1801 Generalgouverneur von Petersburg, erhielt er 1805 den Oberbefehl über das 1. russ. Armeecorps gegen die Franzosen. In der Schlacht bei Austerlitz (2. Dez. 1805), die gegen seinen Rath unternommen wurde, führte er unter Kaiser Alexander I. das verbündete russ.-österr. Heer. In den Jahren 1806—11 Generalgouverneur von Lithauen u. Kiew, übernahm er dann den Oberbefehl im Kriege gegen die Türken, der 1812 mit dem Frieden zu Bukarest endigte, u. trat hierauf an die Stelle Barclay de Tolly's. Nach seinem Siege über Davoust u. Ney bei Smolensk, infolge dessen er von Alexander zum Fürsten v. Smolensk erhoben ward, folgte er den Franzosen bis Kalisch, von wo aus er 25. März 1813 in einer Proklamation die Deutschen zum Kampfe aufrief. Seine eigenen Kräfte waren jedoch erschöpft; er starb 28. April 1813 zu Bunzlau. Hier sowol (seit 1819) als auch (seit 1836) vor der Kirche von Kasan in Petersburg, wo er begraben liegt, ist ihm ein Denkmal errichtet.

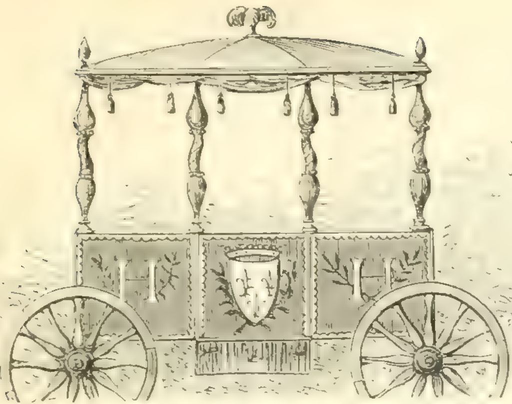
Kützing, Friedrich Traugott, verdienter Botaniker, geb. 8. Dez. 1807 zu Rittburg bei Artern in der Goldnen Aue, Anfangs Apotheker, dann Naturforscher u. später Oberlehrer u. 1843 Professor an der Realschule zu Nordhausen, machte sich bekannt durch seine Forschungen u. meisterhaften Abbildungen der Alpengewächse, bes. aber durch seine epochemachende Entdeckung der Kieselsäure in den sog. Bacillarien od. Diatomaceen, welche das sog. Bergmehl im fossilen Zustande liefern, sonst aber noch heute in Tausenden von Arten leben. Seine Hauptwerke sind die „Phycologia generalis“ (mit 80 Tafeln, Lpz. 1843) u. „Icones Algarum“.

Kux (von dem slav. kukus, Bergantheil), ein bestimmter ideeller Antheil an einer gewerkschaftlichen Grube, zu der meist 128 u. außerdem noch einige Freikuxe gehören, letztere an der Ausbeute betheiligt, aber von den von der Verwaltung bestimmten Einzahlungen (Zubuße) befreit. Von der Aktie unterscheidet sich der K. dadurch, daß er auf den Namen eines bestimmten Theilnehmers lauten u. in das sog. Bergbuch der Staatsberggerichte eingetragen sein muß. Uebrigens ist der K. volles Eigenthum u. kann demgemäß gekauft, verkauft u. verpfändet werden, nur muß jedes derartige Geschäft in die öffentlichen Bergbücher eingetragen werden. Grund- od. Erbkux ist ein K., der dem Eigenthümer des Grundes u. Bodens, auf welchem sich der Schacht befindet, zukommt.

Kwas od. Quas nennt man in Rußland ein aus Weltmalz gebrautes u. gegohrenes alkoholisches Getränk, unserem deutschen Dünnbier ähnlich.

Kyanisirung, s. „Konservirung des Holzes“.

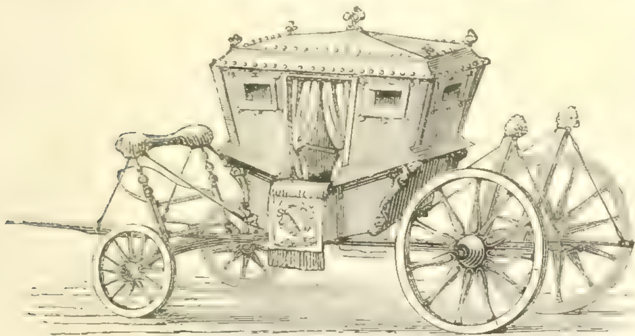
Kyaw (spr. Kiau), Friedrich Wilhelm von, Satiriker u. Lustigmacher (jedoch nicht in dem Sinne eines Hofnarren), geb. auf dem Rittergute Oberstrawalde bei Herrnhut 6. Mai 1654, trat bereits 1670 als gemeiner Musketier in die kurbrandenburgische Armee u. zeichnete sich in den Feldzügen gegen Frankreich u. Schweden durch besondere Bravour aus, brachte es jedoch erst im J. 1688 bis zum Fähnrich. In genanntem Jahre zog sein Herr Oesterreich gegen die Türken zu Hülfe, 1689 aber rückte derselbe an den Rhein gegen Frankreich; auch hier zeichnete sich K. aus, verließ aber eines Duells halber den brandenburgischen Dienst u. trat als Leutnant (1691) in die sächs. Armee, mit der er am Rhein u. in Ungarn focht. Inzwischen hatten ihm sein kaustischer Witz u. seine tollen Streiche August's II. persönliche Gunst erworben, u. so avancirte er schnell vom Oberstwachtmeister (1698) zum Generalmajor (1710), nachdem er in Polen die Feldzüge gegen die Schweden mitgemacht u. sich stets ausgezeichnet hatte. Im J. 1715 verlieh ihm August II. den bequemen Posten eines Kommandanten der Festung Königstein, für deren Verschönerung er sehr viel that (unter ihm ward auch das berühmte Riesenfaß dazu selbst erbaut, 1722—25). K. starb zu Königstein 19. Jan. 1733.



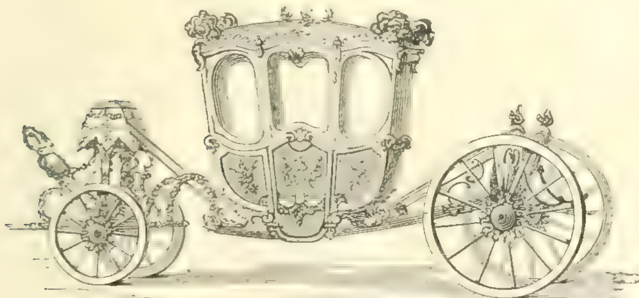
Nr. 1. Kutsche König Heinrich's II. von Frankreich.



Nr. 2. Kutsche König Ludwig's XIV. von Frankreich.



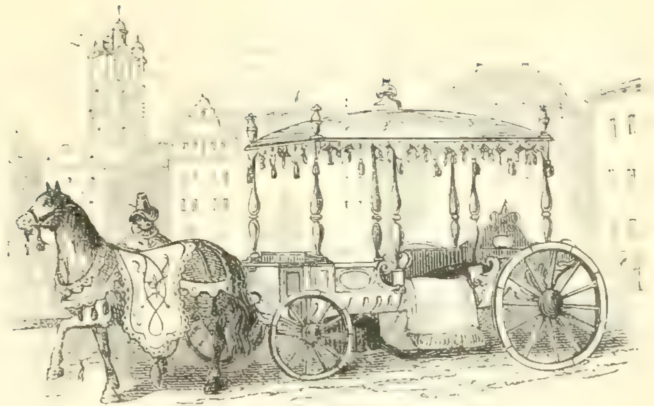
Nr. 3. Kutsche König Ludwig's XV.



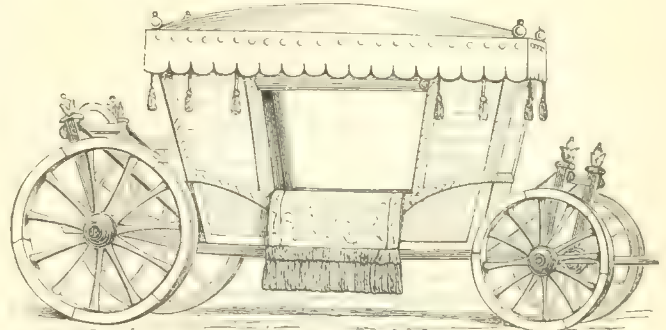
Nr. 4. Galakutsche König Ludwig's XV.



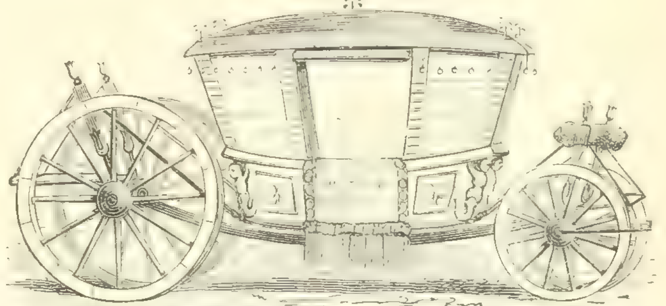
Nr. 5. Stadtkutsche König Ludwig's XVI.



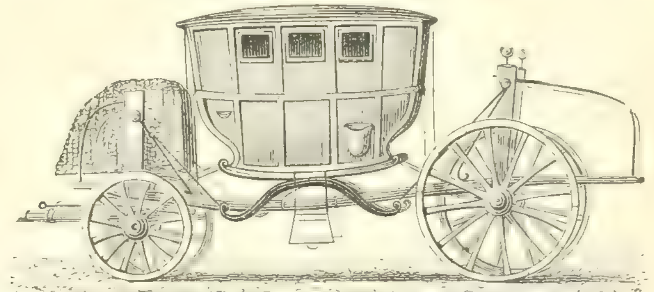
Nr. 6. Kutsche König Heinrich's IV.



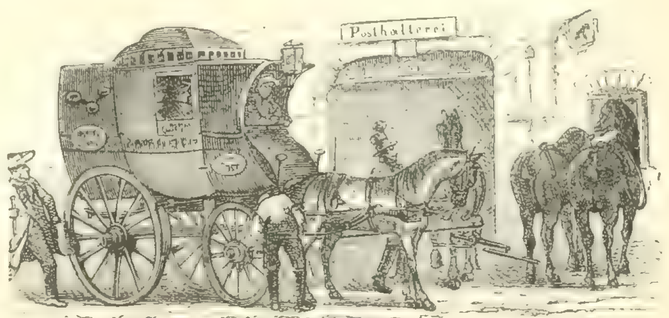
Nr. 7. Kutsche aus der Zeit von 1610—1660.



Nr. 8. Kutsche aus der Zeit von 1660—1690.



Nr. 9. Reisekutsche des 18. Jahrhunderts.

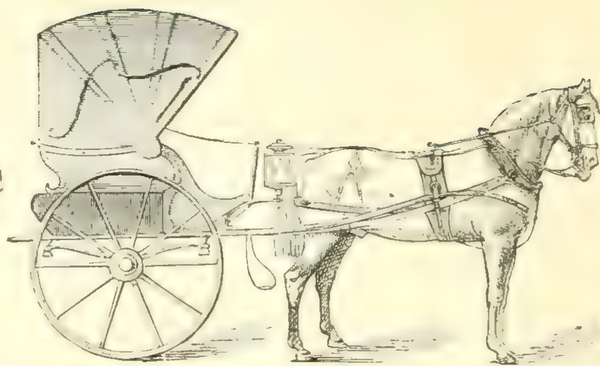


Nr. 10. Ehemalige Eilpostkutsche.

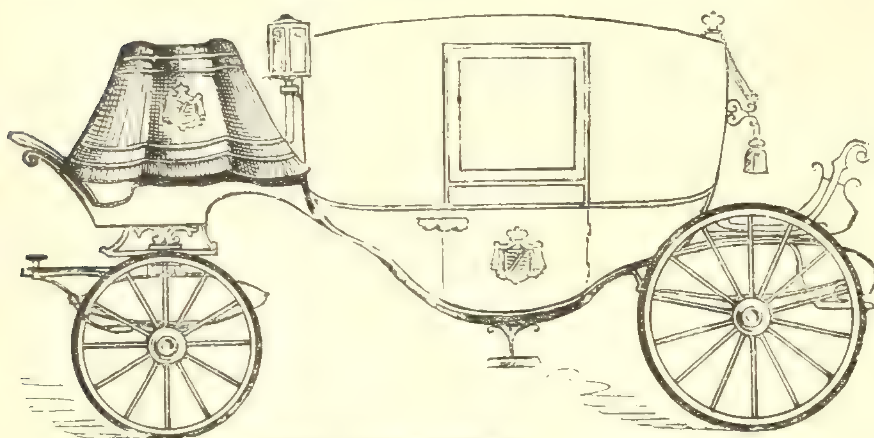
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



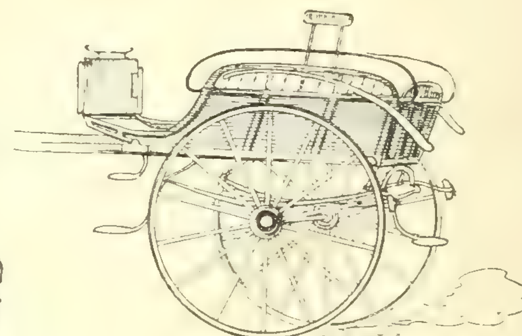
Nr. 11. Brougham



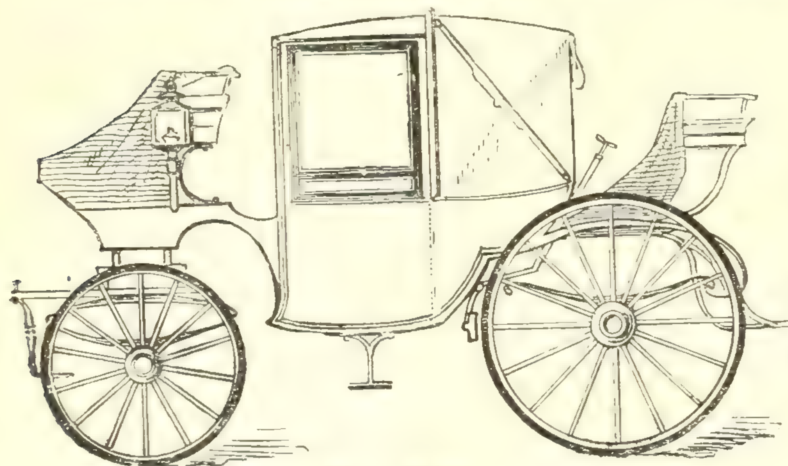
Nr. 15 Kabriolet.



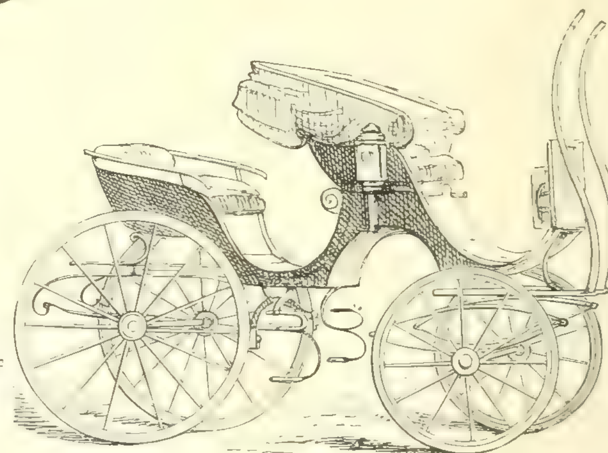
Nr. 12 Viersitziger Stadtwagen.



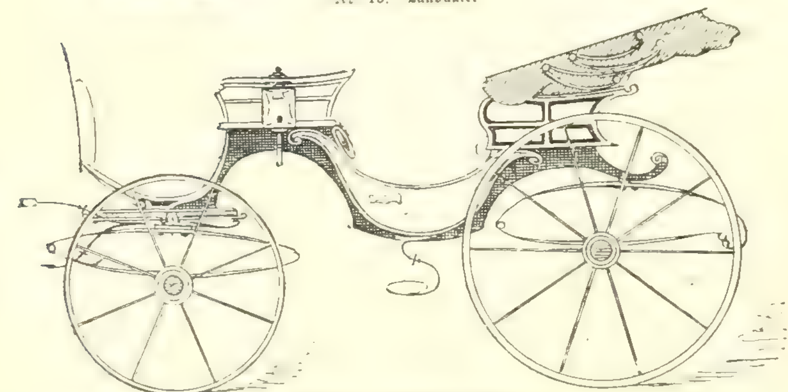
Nr. 16. Gig.



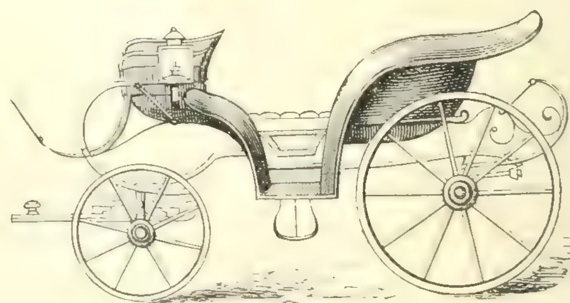
Nr. 13. Landaulet



Nr. 17. Phaëton.



Nr. 14. Zweisitzige Kalesche.



Nr. 18. Droschke.

Ohne gerade Hofmann zu sein, verstand er es jedoch in hohem Grade, sich auf dem gefährlichen Boden des Hofes zu bewegen; sein angeborener Mutterwitz war, wie es seine Zeit verlangte, schlagend u. derb, aber nie gemein, u. so sind die unzähligen Schnurren, die von ihm erzählt werden (vgl. Wilhelmi, „K.'s Leben u. lustige Einfälle", 3 Bde., Lpz. 1772), von denen aber viele wol auf Rechnung Anderer kommen mögen, zu beurtheilen. Seine Biographie schrieben Freyander (Cölln 1735), Nick (Reutlingen 1860) u. am besten H. K. v. Kyaw in der „Familienchronik des Geschlechts von K." (Lpz. 1870).

Kybele, die Hauptgöttin der Phrygier, auch die große Mutter der Götter genannt, war eine Personifikation der fruchtreichen, nährenden Natur. Zu Pessinus wurde ein dunkler Meteorstein als ihr Bild verehrt. Ihr Dienst (s. „Korybanten") war mit lärmenden u. ausgelassenen Festen verbunden, unter denen das wichtigste im Frühling ihrem Liebling Attis (s. d.) zu Ehren gefeiert wurde. In Athen fand der Kult der K. erst zur Zeit des Perikles Eingang; die Römer holten in den letzten Jahren des Krieges mit Hannibal auf Geheiß der Sibyllinischen Bücher den Stein der Göttermutter aus Pessinus u. nahmen damit auch ihren Dienst an. Dargestellt wird K. von Löwen umgeben, in der Rechten den Scepterstab, in der Linken die Handpauke haltend, mit Thurmkrone u. Schleier.

Kyburg, Pfarrdorf im Bezirk Pfäffikon des schweiz. Kantons Zürich, liegt ½ M. im S. von Winterthur an der Thoß u. hat ein Schloß, dessen älteste Theile noch röm. Ursprungs sein sollen. Dasselbe wurde nach dem Aussterben der Grafen von K. 1264 Besitzthum Rudolf's von Habsburg, der wie sein Nachfolger Albrecht I. u. Friedrich der Schöne in der Schloßkapelle die Reichskleinodien aufbewahren ließ. Die K. kam 1384 durch Verpfändung an die Grafen von Toggenburg u. 1424 an die Stadt Zürich. Noch jetzt nennen sich die Kaiser von Oesterreich in der großen Titulatur Grafen von K.

Kyffhäuser heißt der mit schönem Laubwald bestandene, sagenreiche Gebirgszug im nördl. Theile der Unterherrschaft Schwarzburg-Rudolstadt zwischen Wipper u. Helme, der nach N. zu steil zur Goldenen Aue abfällt u. nach S. zu in das nordthüring. Terrassenland übergeht. Ueber Kelbra erhebt sich die Rothenburg (439 m.), über dem Dorf Tilleda die Ruine der Burg Kyffhausen (470 m.), welche schon 1070 erwähnt wird u. oftmals den Hohenstaufen als Wohnsitz diente. In die unterirdischen Räume dieser Burg versetzte der Volksglaube den schlafenden Kaiser Friedrich Barbarossa; nach den neuesten Forschungen hat sich diese Sage aber ursprünglich auf Kaiser Friedrich II. bezogen. Der höchste Punkt im K. ist das Lengefeld (486 m.). Vor Kurzem ist unter der Falkenburg bei Frankenhausen im K. eine der größten u. schönsten Gipshöhlen Deutschlands entdeckt worden.

kyklische Dichter nennt man in der Geschichte der älteren griech. Poesie eine ganze Klasse von Dichtern, welche sich die althellenische Götter- u. Heroensage zum Vorwurf genommen hatten. Außer den homerischen Gesängen haben sich aber aus diesen umfangreichen Poesien nur einzelne Trümmer u. Namen erhalten. Die alexandrinischen Gelehrten haben sich wahrscheinlich die Mühe gegeben, die vorhandenen Epen jener Zeit nach einem gewissen Plane zu ordnen u. zu sichten (epischer Kyklos). Genannt werden als zu dieser Zusammenstellung gehörig: die Titanomachie des Arktinos, die Heraklee des Kinäthon, die Atthis des Hegesinoos, eine Europia, eine Oedipodeia, die Kypria, die Aethiopis, die kleine Ilias, die homerische Ilias u. Odyssee, die Iliupersis, die Nostoi, die Telegonie. Arktinos soll von letzteren die Aethiopis u. die Iliupersis gedichtet haben, während man als Verfasser der kleinen Ilias den Lesbier Lesches, der Nostoi den Trözenier Agias od. Hegias, der Telegonie den Kyrenäer Eugammon nennt.

Kyklopen, Söhne des Uranos u. der Gäa, in denen man die Erscheinungen des Gewitters, Blitzesleuchten, Donner u. Wetterschlag wiedererkennt. Ihre Namen waren Brontes, Steropes u. Arges. Mitten auf der Stirn trugen sie ein einziges Feuerauge. Sie halfen den Titanen, ihren Brüdern, beim Sturze des Uranos u. standen später Zeus gegen Kronos bei, der sie eingekerkert hatte. Nach späterer Sage sind sie die Werkgenossen des Hephästos u. arbeiten in dessen Schmiedestätten auf den Liparischen Inseln. Die Homerischen K. dagegen sind ein riesiges u. wildes Hirtenvolk auf Sizilien u. ihr berühmtestes Mitglied war Polyphemos, in dessen Höhle Odysseus eine Zeit lang verweilte (s. „Odysseus").

Kyklopische Mauern. So nannten wegen ihres fremdartigen, riesenhaften Ansehens die Griechen die in mehreren Ueberresten noch jetzt vorhandenen Städtemauern, die, wahrscheinlich ausgeführt von den Pelasgern, den Ureinwohnern Griechenlands, sich vorzugsweise in den Hauptsitzen Argolis, Arkadien u. Epirus finden. Das wesentliche Merkmal der in Argos, Mykenä, Tiryns, aber auch in mehreren Gegenden Kleinasiens vorhandenen Baureste besteht darin, daß es keine regelmäßig behauenen Quadern sind, sondern große Blöcke von unregelmäßiger, vieleckiger Form, scharf ausgearbeitet u. so zusammengesetzt, daß sie entweder genau ineinander passen (Nr. 1314), od. daß die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt sind. Die diesen Mauern angehörenden Thore haben entweder schräg zu einander geneigte Seitenwände, oben durch einen mächtigen Steinbalken mit einander verbunden, z. B. das Löwenthor in Mykenä, od. die Seitenwände stehen senkrecht u. sind dann oben durch mehrere über einander vorgekragte Steine verbunden.

Kynast, ein 589 m. hoher Bergkegel im Hirschberger Kreise des Reg.-Bez. Liegnitz (preuß. Provinz Schlesien), liegt in den östl. Vorbergen des Riesengebirges über dem Dorfe Hermsdorf bei Warmbrunn u. wird wegen seiner weiten Aussicht u. seiner schönen Burgruinen vielfach besucht. Das sagenreiche Bergschloß wurde 1292 von Herzog Bolko I. erbaut u. 1674 durch den Blitz zerstört; von demselben hat eine 21 Rittergüter umfassende Standesherrschaft des schles. Grafen Schaffgotsch ihren Namen erhalten.

Kyniker, Name einer von Antisthenes (s. d.) gegründeten Philosophenschule. Der Name stammt keineswegs von griech. κύων, Hund (weshalb man die K. auch in deutscher Uebertragung als „Hundephilosophen" bezeichnet hat), sondern vom Kynosarges, einem vor dem östl. Thore Athens liegenden, dem Herakles geweihten Gymnasium, welches für unebenbürtige, nur von einer Seite her aus athenischem Blute stammende Einwohner bestimmt war, u. in welchem Antisthenes seine Vorträge hielt. Die K., deren bedeutendster Diogenes war, suchten die Tugend in äußerster Bedürfnißlosigkeit; sie verfielen, indem sie diese Lehre mit starrer Konsequenz einseitig ausbildeten, mannichfachen Ungereimtheiten der Lehre u. rohen Auswüchsen im Leben, indem sie die Wissenschaft verachteten u. sich über den sozialen Anstand hinwegsetzten. Daher hat man später kynisch rohe, unverschämte, schmuzige, liederliche Leute, Kynismus ihre Lebensweise u. ihr Betragen genannt.

Kypselos, aus Korinth, Sohn des Aetion u. einer Angehörigen des dorischen Adelsgeschlechts, Bakchiaden genannt. Da das Orakel vor seiner Geburt verkündet hatte, er werde dem Adel Korinths furchtbar werden, so trachteten ihm die Bakchiaden nach dem Leben; seine Mutter aber versteckte ihn in einen Kasten, den einer seiner Vorfahren als Aufbewahrungsort für seine Kleinodien hatte anfertigen lassen; von dem Kasten bekam auch der Knabe den Namen (K. s. v. w. Kästner). Zum Manne herangereift vertrieb K. mit Hülfe der Volkspartei die Bakchiaden u. machte sich selbst zum Alleinherrscher. Nach einer 30jährigen friedlichen Regierung starb er gegen 625 v. Chr. u. vererbte das Reich seinem Sohne Periander. Jenen Kasten, der aus Cedernholz bestand u. mit Schnitzereien u. eingelegten Figuren aus Gold u. Elfenbein verziert war, stellten des K. Nachkommen als Weihgeschenk in Olympia auf.

Kyrenaika, vollständig Libya K., hieß im Alterthum die Landschaft des westl. Libyens (östl. von der Großen Syrte), die jetzt Plateau von Barka genannt wird u. den östl. Theil von Tripolis bildet. Um 640 von einer griech. Kolonie besiedelt u. in Kurzem zu hoher Blüte gebracht, behauptete sich der junge Staat nicht nur gegen die Nomaden Libyens, sondern sogar gegen den Aegypterkönig (570). Dagegen wurde er in langwierige Kämpfe mit den benachbarten Karthagern verwickelt u. um 524 auch dem Perserkönig Kambyses tributpflichtig. Bald darauf wich die alte monarchische Verfassung einer republikanischen, richtiger einer wechselnden Tyrannenherrschaft, bis das Land seit Alexander d. Gr. an die ägypt. Ptolemäer, 97 v. Chr. an die Römer fiel, die es mit Kreta zu einer Provinz vereinigten. Nach der Theilung des Röm. Reiches gehörte es als Pentapolis (Fünfstadt) zur Osthälfte. Dem Reichthum u. der Fruchtbarkeit des Landes, welche sammt der hohen Blüte von Künsten u. Wissenschaften noch mehrere Jahrhundert n. Chr. fortwährten, wurde theils durch Einfälle wilder Völker, theils bes. durch die mohammedanische Eroberung ein Ende gemacht (s. 640). Doch zeugen noch jetzt zahllose Ruinen für die ehemalige Bedeutung der Provinz.

Kyrenaiker wurden in der vorchristl. Zeit die Anhänger einer Philosophenschule genannt, die von Aristippos aus Kyrene, einem Schüler des Sokrates, im Anfang des 4. Jahrh. gestiftet ward. Andeutungen des Sokrates übertreibend lehrte dieser, daß die Lust (griech. ἡδονή, daher auch der Name Hedoniker für diese Philosophen) als das höchste Gut anzusehen sei. Allerdings wollte Aristipp die Lust durch Mäßigung u. vor Allem durch Geistesbildung geregelt wissen; unter den späteren Vertretern der Schule (Aristipp dem Jüngeren, Theodoros, Hegesias u. A.) blieb

jedoch die Auffassung der anzustrebenden Lust streitig, indem die Einen den Sinnesgenuß schlechthin, Andere die Abwehr der Unlust u. die Erreichung möglichster Behaglichkeit des Lebens als Ziel der Weisheit hinstellten. Letztere Auffassung ließ ihre Anhänger unter den K. später unter den Epikuräern (s. „Epikuros“) aufgehen.

Kyrene, Hauptstadt der nach ihr benannten Landschaft Kyrenaika (s. d.) u. im Norden derselben nahe der Meeresküste gelegen; war in der Zeit ihrer Blüte eine der bedeutendsten Städte in Nordafrika u. bes. auch durch die Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet. Seit den Ptolemäern (322 v. Chr.) bestand die Bevölkerung zu einem großen Theile aus Juden, die in K. volles Bürgerrecht genossen. Für ihre große Zahl spricht, daß sie zur Zeit Jesu eine eigene Synagoge in Jerusalem besaßen (vgl. Apostelgesch. 2, 10 u. 6, 9; auch Matth. 27, 32, wonach Simon, der Kreuzträger, aus K. gebürtig war). Das frühzeitige Eindringen des Christenthums in K. erhellt aus Apostelgesch. 11, 20 u. 13, 1. Unter Trajan (115) machten die Juden von K. einen Aufstand, mordeten viele Tausend Griechen u. stellten sogar einen eignen König auf. Nur mit großer Mühe gelang den Römern ihre Wiederbezwingung. Noch jetzt ist die Stätte des alten K. durch bedeutende Ruinen gekennzeichnet.

Kyrie eleïson (griech., d. h. Herr, erbarme Dich!). Die Worte stammen wahrscheinlich aus der griech. Uebersetzung von Psalm 123, 3, werden aber im Neuen Testament mehrmals als Anrede an Jesum gebraucht (Matth. 15, 22; 20, 30 u. ö.). So wurden sie zu einer stehenden Formel im Kirchengebet, wie es scheint von Anfang an, indem auf jede vom Diakon gesprochene Bitte das Volk mit diesem Rufe antwortete. Im 4. Jahrh. auch in die lateinische Kirche eingeführt, wurde das K. fester Bestandtheil der Messe (s. d.). Die allzuhäufige Wiederholung wurde von Papst Gregor d. Gr. (um 600) auf eine dreifache: des K. e., dann des Christe eleïson, dann wieder auf das K. e. beschränkt. Nach der gänzlichen Verdrängung des Volksgesangs aus dem Gottesdienst blieb das K. der einzige Rest einer Betheiligung des Volks, wurde deshalb mit besonderen Melodien (den sog. „Leisen“) versehen u. ist so die Mutter des deutschen Kirchenliedes geworden (vgl. „Kirchengesang“). Die Reformatoren nahmen das K. noch in den Gottesdienst u. als Refrain in mehrere Kirchenlieder auf. Neuerdings ist es meist mit den deutschen Worten „Erbarm' Dich unser“ vertauscht worden.

Kyros der Aeltere (altpers. Kurus, bei den Hebräern Koresch), der Stifter der pers. Monarchie (um 550 v. Chr.) war nach Herodot ein Enkel des Königs Astyages von Medien. Derselbe hatte einen Traum, der ihn von dem Sohne seiner Tochter Mandane Gefahr für seine Herrschaft ahnen ließ. Er verheirathete sie daher mit einem Fürsten der ihm unterworfenen Perser u. befahl dem Harpagos, ihren Sohn auszusetzen. Dieser übergab das Kind einem Hirten, der es erzog. Der König erkannte den Enkel später u. behielt ihn an seinem Hofe, entließ ihn aber nach dem Tode seines Vaters nach Persien. Daselbst stellte sich der junge Held an die Spitze seines Volkes, entthronte den Großvater (558), behandelte ihn aber milde, besiegte hierauf die Lydier (549), eroberte Babylon (539), wurde aber schließlich in einem Kriege gegen Tomyris, die Königin der skythischen Massageten, geschlagen u. getödtet (529). Glaubhafter berichtet Ktesias, der Leibarzt des Königs Artaxerxes Mnemon (400 v. Chr.), K. sei der Sohn eines persischen Fürsten gewesen, habe den ihm nicht verwandten Astyages überwunden, gefangen u. zum Statthalter abgelegener Provinzen gemacht, habe dann dessen Tochter Amytis geheirathet u. sei endlich in einer Schlacht gegen die nomadischen Derbiker gefallen. Nach Dinon, der um 370 v. Chr. schrieb, war K. Oberst, dann Waffenträger des Königs der Meder u. stürzte denselben durch einen glücklichen Aufstand. Nikolaus von Damaskus (zur Zeit des Kaisers Augustus) läßt in seinem Geschichtswerke den K. erst als Ziegenhirten, dann als Mundschenken im königl. Palaste zu Ekbatana, später als Statthalter in Persien auftreten. In sein Vaterland zurückgekehrt, habe er die Fahne der Empörung aufgepflanzt u. die Herrschaft an sich gerissen. Xenophon's Darstellung in seiner berühmten „Kyropädie“ ist romanhaft u. darauf berechnet, des Verfassers Ideen von einem musterhaften Regenten in ein helles Licht zu setzen. Offenbar war die Dichtung früh geschäftig, den Stifter der persisch-medischen Macht zu verherrlichen, da er als Nationalheld der arischen Völker, der ihre Herrschaft über Asien ausbreitete, in einem verklärten Lichte erschien. Als geschichtlicher Kern ergiebt sich wol Folgendes: K. war der Sohn eines von Medien abhängigen Häuptlings der Perser aus dem alten Fürstengeschlechte der Achämeniden. Er kam vielleicht als Geisel nach Ekbatana an den Hof des Astyages, wo er wol manchmal das Ehrenamt eines königlichen Mundschenken verwaltete. Er machte sich bei dem Oberherrn durch seine hervorragenden Talente u. seine Gewandtheit im Umgange beliebt u. wurde auf seine Bitte nach dem Tode seines Vaters in seine Heimat entlassen, um daselbst die Herrschaft zu übernehmen. Später vom König, der die Kühnheit des K. fürchtete, an den Hof zurückberufen, leistete er dieser Aufforderung nicht Folge, erhob sich vielmehr in offenem Aufstande gegen Astyages. Nach schwerem, wechselvollem Kampfe behielt K. die Oberhand, schonte aber den Ueberwundenen u. vermählte sich mit dessen Tochter, weil er Meder u. Perser, die gleicher Abkunft u. gleichen Glaubens waren, mit einander verschmelzen wollte. Seine Eroberungen bis an den Indus u. auch sein Tod im Kampfe gegen die nomadisirenden Massageten u. Derbiker am Jaxartes dürfte nicht zu bezweifeln sein. — **K.** der Jüngere, der jüngste Sohn des Perserkönigs Dareios Nothos (geb. 424 v. Chr.), wurde von diesem mit der Statthalterschaft in Kleinasien betraut u. suchte nach dem Tode des Vaters seinem älteren Bruder Artaxerxes Mnemon, dem rechtmäßigen Nachfolger, den Thron streitig zu machen, wurde jedoch in der Schlacht von Kunaxa (400) besiegt u. von seinem Bruder selbst erschlagen.

Kyzikos (lat. Cycicus), eine Tochterstadt von Milet, gelegen auf dem Isthmus der Halbinsel Dolion (heute Kaputaghi) in der Propontis (Marmarameer), mit zwei befestigten Häfen, Panormos im O., Chytos im W. Die Stadt, welche bis zum Peloponnesischen Kriege gänzlich ohne Bedeutung war, hob sich besonders, als Athen u. Milet zu sinken begannen; im J. 365 v. Chr. wurde die pers. Besatzung vertrieben u. nachgehends K., welches sich auch der nahe gelegenen Insel Prokonnesos bemächtigt hatte, überaus stark befestigt. Im dritten Mithridatischen Kriege hatte die fest zu Rom haltende Stadt eine harte Belagerung zu erleiden, wurde aber von Lucullus entsetzt u. erhielt für ihre Treue die Rechte einer libera civitas, verlor dieselben aber unter Tiberius zur Strafe für die Mißhandlung röm. Bürger. Im J. 675 n. Chr. wurde K. von den Arabern erobert. Heute sind von der Stadt nur noch Ruinen der alten Mauern, eines Amphitheaters u. eines dem Hadrian geweihten Tempels übrig.

Ende des Buchstaben K.



L, l, L, l, der 12. Buchstab unseres Alphabets, zur Klasse der Liquidae od. flüssigen Konsonanten gehörig, dem r nahe verwandt u. in den meisten Sprachen gelegentlich mit diesem vertauscht. Als Zahlzeichen bedeutet L im Lat. 50, im Griech. λ' 11, ‚λ 30,000; als Abkürzung Lucius, liber, libertus, lex, linea; in bibliographischen Werken s. l. sine loco, d. h. ohne Angabe des Druckorts; auf Münzen bezeichnet L die Münzstadt Bayonne u. als Münzsorte Lira u. Livre, als £ das engl. Pfund Sterling, auf franz. Kurszetteln Lettres u. in der Chemie Lithium.

Laab, s. „Labmagen".

Laach (vom lat. lacus, d. h. See), berühmte ehemalige Benediktinerabtei im Kreis Mayen der preuß. Rheinprovinz (Reg.-Bez. Koblenz), liegt an einem See in der Eifel, 1½ M. westl. von Andernach; sie wurde 1093 gegründet, 1156 eingeweiht, 1802 aufgehoben; die sechsthürmige, in Kreuzesgestalt erbaute Klosterkirche, welche zum größten Theil aus dem Anfang des 13. Jahrh. stammt, ist das schönste Denkmal roman. Baukunst in den Rheingegenden. — Der Laacher See, an dessen südwestl. Ufer sich das stattliche, jetzt landwirthschaftlichen Zwecken dienende Klostergebäude erhebt, ist das größte Maar (d. h. kraterförmige, häufig mit Wasser gefüllte Vertiefung) der Eifel u. füllt ein 70 m. tiefes, durch vulkanische Explosion entstandenes Kesselthal aus; die steilen Ränder des 210 m. über dem Meere gelegenen, 2 Stunden im Umfang messenden Wasserbeckens steigen im SO., im Krufter Ofen, zu 469 m. an; der künstliche Abfluß zur Nette wurde zwischen 1152 u. 1177 durch den Abt Fulbert angelegt. Die Umgebung des Sees ist reich an Mineralquellen, bes. Säuerlingen, u. liefert gute Tuffsteine.

Laaland (Lolland), dän. Insel im S. des Großen Belts, 21½ □M. groß, wird durch den Langelands-Belt von der Insel Langeland, durch den schmalen Guldborg-Sund von der Insel Falster geschieden u. bildet mit letzterer u. einigen kleineren Eilanden das Stift L. od. das Amt Maribo mit 30,14 □M. u. 90,706 E. (1870). Die Küsten sind reich gegliedert u. von Fjorden vielfach zerrissen. Das Innere ist eben, fruchtbar u. waldreich; von den Seen ist der von Maribo der größte. Die bedeutendste Stadt ist Nakskov mit 4000 E. an der Westküste.

Laar, Peter v., holländ. Genremaler u. Kupferstecher, geb. zu Laaren in Holland 1613; kam schon in früher Jugend nach Rom, wo er wegen seiner Mißgestalt den Beinamen Bamboccio (s. „Bambocciaden") bekam. Später ließ er sich in Haarlem nieder, wo er 1674 starb. Er malte die verschiedensten Vorgänge aus dem Leben der Bauern u. der Räuber, wobei er viel Talent für Komposition, Zeichnung u. charakteristischen Ausdruck entfaltete; seine meist bräunliche Farbe ist breit u. flüssig. Unter seinen weit zerstreuten Bildern gehören wol der „Marktschreier" (Kassel) u. „Die tanzenden röm. Bauern" (Belvedere zu Wien) zu den besten. Er radirte auch 20 Blätter, meist Thierbilder, mit geistreicher Nadel.

Labadie u. die Labadisten, pietistische Sekte. — Jean de L., geb. 13. Febr. 1610 zu Bourg im südl. Frankreich, wurde Schüler der Jesuiten, trat aber 1639 zu den gelehrten „Vätern des Oratoriums" über u. wurde 1640 Kanonikus zu Amiens. Im J. 1643 gewann ihn St. Cyran für die Jansenisten (s. d.), u. L. begann nun in Amiens einen langgehegten Plan, die Erneuerung der entarteten Katholischen Kirche nach dem Muster der apostolischen auszuführen. Aber die von ihm gestiftete Gemeinde der Erweckten mit besonderem Abendmahl u. Bibellesen erregte Anstoß; Kardinal Mazarin sandte ihn daher 1646 als Prediger nach Guyenne (Südfrankreich). Im J. 1650 trat er in Montauban zur Reformirten Kirche über. Als Prediger zu Montauban (bis 1657), Orange u. Genf hat L. Großes für diese gewirkt u. in Genf zugleich Schüler in seinem Geiste herangezogen, unter ihnen auch Spener, den Begründer des deutschen Pietismus. Im J. 1666 folgte L. einem Rufe an die wallonische Gemeinde zu Middelburg. Auch hier wirkte er mit außerordentlichem Erfolg, gewann die durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Anna Maria v. Schurmann (geb. zu Köln 5. Nov. 1607, gest. zu Wieuwert 5. Mai 1678) für seine Pläne u. verschaffte den sog. pietistischen Konventikeln durch sein Beispiel u. seine Schriften allgemeinen Eingang. Aber seine Willkür gegenüber den Behörden u. die Bevorzugung seiner engeren Gemeinde führte 1668 seine Absetzung u. die Abtrennung der Labadisten von der Reformirten Kirche herbei. L. suchte nun bes. in Amsterdam für seine „Evangelische Kirche", die aus lauter wahrhaft Reinen u. Gläubigen bestehen u. allein an dem eifrig erwarteten 1000jähr. Reiche Theil haben sollte, Anhänger zu gewinnen. Im J. 1670 wurde die ganze Gemeinde (ca. 60 Köpfe) von der Pfalzgräfin Elisabeth, Aebtissin zu Herford in Westfalen, dorthin eingeladen u. organisirte sich hier als apostolische Gemeinde durch Gütergemeinschaft, Erziehung der Kinder von Gemeindewegen, Liebesmahle mit nachfolgenden Erweckungsausbrüchen 2c. Als 1671 der Rath von Herford ihre Vertreibung forderte, wanderten sie 1672 nach Altona aus, wo L. 13. Febr. 1674 starb. Die Gemeinde aber kehrte 1675 nach Holland zurück, wo ihnen (bei Wieuwert in Westfriesland) ein Schloß angewiesen worden war. Hier gelangte sie, in strengem Kommunismus, aber auch in fleißiger Arbeit, durch Zuzug von auswärts zu hoher Blüte. Eine 1680 in Surinam angelegte Missionskolonie (die 1688 wieder einging) entzog der Muttergemeinde viele Glieder; eine zweite Kolonie zu Neuböhmen im Staate New-York hatte nicht besseren Erfolg. Im J. 1692 wurde zu Wieuwert der Kommunismus aufgehoben, u. die Gemeinde schmolz nun rasch zusammen, bis sie 1732 ganz einging. Von Schriften der Labadisten sind bes. zu nennen: von L. selbst „Manuel de piété" (1668, von Tersteegen noch 1726 als „Handbüchlein der Gottseligkeit" herausgegeben) u. die (franz.) „Protestation des rechten Glaubens 2c." (1669); ferner als eine Art Bekenntniß der Labadisten die „Kurze Darlegung unserer Meinungen betreffend die Kirche im Allgemeinen u. Besonderen", 1671 von den labadistischen Theologen u. der Schurmann in Herford unterzeichnet. Letztere beschrieb die Geschichte ihres Lebens u. der Gemeinde in der (lat.) „Eucleria od. Erwählung des besseren Theils" (1673—78).

Laban (d. h. der Weiße), ein reicher Herdenbesitzer in Haran, Sohn Bethuel's, Bruder der Rebekka, Vater der Lea u. Rahel, Schwiegervater des Patriarchen Jakob.

Labarum (lat.), eine röm. Kriegsfahne; Konstantin d. Gr. (s. d.) setzte das Kreuz u. die Anfangsbuchstaben des Namens Christi hinein. In der christl. Zeit war das L. die Hauptfahne des Heeres u. bestand aus einer langen Lanze, durchschnitten von einem Querbalken, an welchem ein Schleier von purpurfarbener Seide herniederhing.

Labat (spr. Labah), Jean Baptiste, franz. Missionar u. Reiseschriftsteller, geb. zu Paris 1663, trat 1682 in den Dominikanerorden, ging 1694 als Missionar nach Martinique u. zwei Jahre später nach Guadeloupe, wo er Generalprokurator der Mission wurde, kehrte 1705 nach Europa zurück u. starb im Kloster Rue du Bac zu Paris 6. Jan. 1738. Er schrieb u. A.: „Nouveau voyage aux îles de l'Amérique" (6 Bde., Amst. 1722 u. ö.; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88); „Voyage en Espagne et Italie" (8 Bde., Amst. 1730; deutsch von Tröltsche, ebd. 1758—62); „Nouvelle relation de l'Afrique occident." (5 Bde., Amst. 1728); „Voyage du chevalier Desmarchais en Guinée, aux îles voisines et à Cayenne" (4 Bde., ebd. 1730); „Relation historique de l'Ethiope occidentale" (5 Bde., ebd. 1732) u. übersetzte Carazzi's „Mémoires du chevalier d'Arvieux" (5 Bde., ebd. 1705).

Labé, Louise Charly, eine zu ihrer Zeit als schöne Frau, Amazone u. Dichterin vielbewunderte Französin, geb. zu Lyon 1526, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung u. übte sich auch in allen ritterlichen Künsten, nahm sogar 1542 an der Belagerung von Perpignan ehrenvollen Antheil u. erwarb sich den Beinamen „Kapitän Loys". Nachher vermählte sie sich mit dem reichen Lyoner Kaufmann u. Seiler Ennemond Perrin, infolge dessen sie „Dame Perrin" od. „la belle cordière" (die schöne Seilerin) genannt wurde. Als junge Wittwe machte sie ihr Haus zu einem Sammelplatz der Dichter, Gelehrten u. Künstler. Sie starb zu Lyon im März 1566. Man hat von ihr 3 meisterhafte Elegien, 24 Sonette (darunter eines in ital. Sprache) u. die dramatische Allegorie „Débat de la folie et de l'amour", welch letztere den Stoff zu einer der schönsten Fabeln Lafontaine's gab. Gesammelt erschienen ihre poetischen Werke zuerst 1555 zu Lyon, zuletzt 1853 zu Paris. Vgl. ihre von Ruolz verfaßte Biographie u. Charakteristik (Lyon 1750) u. die „Documents historiques sur la vie et les moeurs de L. L." (mit ihrem Portrait ebd. 1844).

Laberdan, eingesalzener Kabeljau, s. „Stockfisch".

labet (v. frz. la bête, das Vieh; übertragen: Dummkopf), d. i. ermüdet, kraftlos; l. werden im Kartenspiel s. v. w. das Spiel verlieren, keinen Stich machen, matsch werden.

Labiale (vom lat. labium, die Lippe), Lippenlaute.

Labiaten, od. Lippenblütler; eine sehr große Pflanzenfamilie, deren einzelne Arten darin übereinkommen, daß ihre Blumen meist rachenförmig mit einer Art Ober- u. Unterlippe gestaltet sind, während sie vier Staubgefäße besitzen, von denen je zwei eine gleiche Länge haben (daher zweimächtig) u. die beiden anderen überragen. Am Grunde des Kelches liegen vier Nüsse od. Steinfrüchte hüllenlos, weshalb sie auch Linné in die erste Ordnung (Gymnospermia od. Nacktfrüchtler) seiner 14. Klasse (Didynamia) stellte. In der gemäßigten Zone bilden sie fast nur Kräuter mit entgegengesetzten u. vierkantigen Aesten, wodurch die Blätter eine gekreuzte Stellung annehmen, wogegen die Blumen in Halbquirlen zusammentreten, in den wärmeren Gegenden auch Halb- u. Ganzsträucher. In Europa sammeln sie sich vorzugsweise in dem Mittelmeergebiete an, weshalb man dasselbe auch das Reich der L. u. Nelken nannte, da auch letztere dort häufiger auftreten. Sonst finden sich die L. über die ganze Erde verbreitet, u. zwar mit einem so unter sich übereinstimmenden Charakter, daß eine L. gar nicht zu verkennen ist. Außerdem erzeugen sie bei oft sehr schönen Blumen, unter denen wir z. B. nur die Salbeiarten erwähnen, meist sehr aromatische Blätter. Es gehören hierher unter unseren einheimischen Gattungen: Lavendel, Minze, Rosmarin, Thymian, Ysop, Melisse u. a. Viele Arten sind Zierpflanzen geworden, bes. Salviae.



Nr. 3886. Form der Labiaten. a Kelch, b Oberlippe, c Unterlippe, d Schlund, e Narben.

Labienus, Titus Attius, war 63 v. Chr. Volkstribun u. später ein geschickter Unterfeldherr des Julius Cäsar, der sich in Gallien bes. gegen die Trevirer auszeichnete u. mehrmals von Cäsar an die Spitze des diesseitigen Galliens gestellt wurde. Als es aber 49 v. Chr. zum förmlichen Bruche zwischen Cäsar u. dem Senate kam, ging L. zu den Pompejanern über u. kämpfte während des ganzen Bürgerkriegs gegen seinen ehemaligen Kriegsherrn. Nach der unglücklichen Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.) ging er nach Afrika, um auch hier an dem Kampfe gegen Cäsar Theil zu nehmen; als Cäsar 46 v. Chr. bei Thapsus gesiegt hatte, floh L. nach Spanien zu Gnejus Pompejus u. fiel in der Schlacht bei Munda 17. März 45. — „Les propos de Labienus" ist der Titel eines 1865 viel Aufsehen erregenden Pamphlets von Rogeard, worin dem gallischen Imperator (Napoleon III.) sein gegen die (französische) Republik geübter Verrath mit schneidender Schärfe vorgehalten wird.

Labillardière (spr. Labilljardiär), Jean Julien, franz. Naturforscher u. Reisender, geb. zu Alençon 28. Okt. 1755, bereiste England, Frankreich u. die Schweiz, 1786—87 Syrien u. den Libanon, nahm 1791 an der von d'Entrecasteaux geleiteten Expedition nach dem Kap, nach Australien u. Java Theil, ward auf Java durch die Engländer aller seiner Sammlungen beraubt u. gelangte erst später durch die Vermittelung des Sir Jos. Banks wieder in deren Besitz, kehrte 1795 nach Frankreich zurück u. starb zu Paris 8. Jan. 1834. Seine Hauptwerke sind: „Icones plantarum Syriae rariorum" (Par. 1791—1812); „Novae Hollandiae plantarum specimen" (2 Bde., ebd. 1804—5) u. „Relation du voyage à la recherche de Lapeyrouse etc." (2 Bde., ebd. 1800).

Labitzki, Joseph, beliebter Tanzkomponist der Gegenwart, geb. zu Schönfeld in Böhmen 4. Juli 1802, erhielt in dem nicht weit entfernten Orte Petschau, wohin seine Eltern übergesiedelt waren, Unterricht im Gesang, Klavier- u. Violinspielen, später auch im Flötenspiel u. in der Harmonielehre, wurde 1820 als Violinspieler in dem Kurorchester zu Marienbad u. 1821 in dem von Karlsbad angestellt, bildete sich jedoch bald ein eigenes Orchester, mit dem er zunächst bis 1835 fast jeden Winter Kunstreisen machte. Auf einer derselben — 1824/25 in München — nahm er noch bei Winter († 1835) Kompositionsunterricht, u. auf einer andern — 1827/28 ebenfalls in München — erschienen seine ersten Tänze im Druck. Im J. 1835 übernahm er die Direktion des Karlsbader Kurorchesters, mit dem er gleichfalls größere Reisen, z. B. 1839 nach Petersburg, 1850 nach London, machte. Seit 1850 lebt er unausgesetzt in Karlsbad, hat aber bereits seit einer Reihe von Jahren die Leitung seines Orchesters an seinen Sohn August abgetreten. L.'s zahlreiche Tänze sind melodisch, frisch u. fließend, rhythmisch schlagfertig u. prägnant, dabei pikant u. farbenreich instrumentirt. Seine sonstigen Kompositionen, wie Streichquartette, Konzerte, Divertissements, Variationen 2c., für verschiedene Blasinstrumente komponirt, sind nicht gedruckt.

Labkraut (Galium); Pflanzengattung der Rubiaceen, Gruppe der Stellaten, mit vielen einheimischen u. ausländischen Arten, von denen viele durch dichten, rasenartigen Wuchs u. straußförmige Blumen mit oft honigartigem Geruche auf Wald- u. Niederungswiesen charakteristische Kräuter mit gekreuzt stehenden Blättern sind. Doch heißt nur eine Art das echte L., nämlich G. verum; daher auch wahres L. od. gelbes Waldstroh, od. Unserer-lieben-Frauen-Bettstroh. Sein Kraut läßt die Milch gerinnen, woher sein deutscher u. griech. Name. Mit Ausnahme weniger Gegenden kommt diese Art häufig auf Wiesen, Triften, Rainen u. Wegrändern vor u. zeichnet sich durch hochgelbe Blumenrispen eben so wie durch einen starken Honiggeruch aus, weshalb sie der Landwirth auch gern auf seinen Wiesen sieht. Ihm ähnlich ist das gleichfalls weit verbreitete gemeine L. (G. Mollugo) mit gelblichweißen Blumenrispen. Andere Arten, wie z. B. das kletternde L. (G. Aparine), sind häufig mit Winden (Convolvulus) u. Flachsseide (Cuscuta) Bewohner von Gebüschen; andere, wie das schöne G. rotundifolium, nur von Wäldern. Einige Arten zeigen ganz bestimmte Berghöhen an; so kommt z. B. G. saxatile innerhalb unserer Mittelgebirge nicht leicht unter 620 m. Meereshöhe vor, u. G. pumilum steigt in den Alpen zu weit bedeutenderen Höhen. Die Wurzeln mancher Arten (G. Mollugo, tinctorium, tataricum, rubioides, uliginosum) besitzen einen krappartigen Rothstoff zum Färben, die Stengel andrer (G. verum, Mollugo, tinctorium) einen Gelb- u. Braunstoff. Der Krapp (Rubia tinctorum) steht ihnen in der That auch sehr nahe nach seiner systematischen Verwandtschaft.

Lablache (spr. Lablasch'), Louis, hochberühmter Baßsänger, geb. zu Neapel 6. Dez. 1794 als Sohn eines aus Marseille stammenden Kaufmannes, kam im Alter von 12 Jahren in das Konservatorium della Pietà de' Turchini, wo er im Violin- u. Violoncellspiel sowie im Gesang Unterricht erhielt. Im J. 1812 wurde L. als Buffo am Theater San Carlino in Neapel engagirt, erhielt nach einander Engagements in Messina, Palermo, Mailand, Wien (1824), Neapel, Paris (1830), wieder in Neapel u. wirkte hierauf eine lange Reihe

von Jahren an den ital. Opern zu Paris, London u. Petersburg. Er starb zu Neapel 23. Jan. 1858. — L. war in Beziehung auf Stimme wie auf Schulung derselben ein Phänomen, zeichnete sich durch geistvollen Vortrag aus u. war endlich ein in ernsten wie in komischen Rollen gleich vorzüglicher Darsteller.

Labmagen (lat. abomasum, franz. la caillette) heißt die vierte Abtheilung des Magens der Wiederkäuer (s. d.), in deren sammetweicher Schleimhaut die Schleim- u. Labdrusen liegen, die auch der Magenwandung anderer Thiere zukommen. Dieselben sind innen epithelartig mit Labzellen ausgekleidet, welche den Magensaft bereiten. Die innere od. Schleimhaut dieses vierten Magens von jungen, säugenden Wiederkäuern, die noch nichts Anderes als Milch genossen haben, besitzt nun die merkwürdige Eigenschaft, Milch zum Gerinnen zu bringen; man benutzt daher diese Haut, od. auch einen daraus bereiteten Auszug, das Labwasser, zur Käsefabrikation u. zur Bereitung süßer Molken (vgl. „Käse", „Milch" u. „Molken"). Gewöhnlich verwendet man das Lab der Kälber, seltener dasjenige von Ziegen u. Lämmern. Das Lab bewirkt zwar schon frisch die Gerinnung der Milch, aber bei guter Aufbewahrung wird seine Wirksamkeit durch das Alter vermehrt; man legt die Magen deshalb in Salzwasser ein od. bewahrt sie, blos mit Salz bestreut, in Töpfen auf, wo sie sich 6—9 Monate lang halten. Beim Einkaufe der frischen Magen vom Schlächter muß man dieselben gegen das Licht halten; bemerkt man hierbei fleckige, weißliche Stellen, so ist ein solcher Magen als untauglich zu verwerfen. Worin die Wirkung des L.s beruht, ist noch nicht bekannt; die Magensäure ist nicht die Ursache, denn auch vollkommen ausgewaschene u. von aller Säure befreite Magen besitzen diese Wirkung. 1 Theil Lab kann das 30,000fache seines Gewichtes Milch zum Gerinnen bringen.

Laboratorium bedeutet eigentlich Arbeitsraum, von dem lat. Worte laborare, arbeiten, abgeleitet. Zunächst wurde der Ausdruck wol von den Apothekern gebraucht, die den Raum, in welchem sie die Vorräthe ihrer Arzneien bereiten, noch jetzt L. nennen, im Gegensatz zu dem Verkaufslokale, in welchem zugleich die in dem L. bereiteten Arzneistoffe nach ärztlicher Verordnung abgewogen u. zusammengemischt dispensirt werden. Das L. der Apotheken wird im Gegensatz zu anderen Laboratorien pharmazeutisches L. genannt, u. diejenigen Pharmazeuten, welche die daselbst vorkommenden Arbeiten verrichten, führen den Namen **Laboranten** od. auch Defectare (Defectarius). Laboranten nennen sich jedoch auch einige, nicht pharmazeutisch gebildete Medikamentenverfertiger u. Händler des Erzgebirges u. Thüringerwaldes, die mit ihrem Arzneikram ganz Deutschland durchziehen. Auch die Alchemisten nannten ihre „schwarze Küche" L., u. aus dieser u. den pharmazeutischen sind die chemischen Laboratorien unserer Zeit entsprungen. Außer diesen letzteren hat man noch physikalische, physiologische, botanische, mineralogische u. pyrotechnische Laboratorien. Mit Ausnahme der letzteren, in welchen Feuerwerkskörper verfertigt werden, sind die übrigen genannten, einschließlich der chemischen, Universitätsinstitute; ebenso besitzen auch einige höhere technische Anstalten dergleichen Laboratorien. Die Entstehung dieser Laboratorien, in denen die Studirenden ihre Wissenschaften auch praktisch erlernen können, gehört der neueren Zeit an, denn vor ca.



Nr. 3887. Liebig's Laboratorium in Gießen.



Nr. 3888. Das chemische Laboratorium der Universität Berlin.

60 Jahren gab es noch keine öffentlichen Laboratorien; einzelne Professoren hatten sich solche für ihre Forschungen privatim eingerichtet u. gestatteten nur einigen befähigten Schülern, bei ihnen zu arbeiten; so geschah es, daß Solche, die sich damals der Chemie widmen wollten, nach Upsala zu Berzelius od. nach Paris zu Gay Lussac gehen mußten, um hier nach vielen Mühen ein Plätzchen in den für den Andrang viel zu kleinen Laboratorien dieser berühmten Forscher zu erlangen. Erst zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts ging man ganz vereinzelt mit der Errichtung öffentlicher Laboratorien an den Universitäten vor u. gehörten z. B. das Erdmann'sche L. in Leipzig, das Liebig'sche in Gießen (Nr. 3887) zu den ersten dieser Art. Bald folgten andere Universitäten nach, aber die bescheidenen Mittel, die man für Einrichtung u. Unterhalt dieser Laboratorien gewährte, genügten einestheils nicht den Anforderungen der immer mehr sich entwickelnden chemischen Wissenschaft, andererntheils nicht dem Andrange der immer zahlreicher werdenden Schar der Jünger derselben. Nachdem nun erst in dem letzten Jahrzehnt ganz bedeutende Summen für die Errichtung chemischer Laboratorien bewilligt worden, sind denn auch an einigen Universitäten wahre Musterlaboratorien entstanden, wie z. B. die von Professor A. W. Hofmann eingerichteten Laboratorien in Bonn u. Berlin (Nr. 3888) u. das von Professor Kolbe in Leipzig (Nr 3889).


Nr. 3889. Das chemische Laboratorium der Universität Leipzig.

Daß in diesen Laboratorien Alles auf das Bequemste u. Praktischste eingerichtet ist u. allen Ansprüchen der vorgeschrittenen Wissenschaft angemessen, ist selbstverständlich; so sind z. B. im Leipziger L. zwei Dampfkessel, ein solcher für die Heißwasserleitung, durch welche sämmtliche Räume des ausgedehnten Gebäudekomplexes im Winter geheizt werden, u. ein zweiter, kleinerer, der für den Sommer den zu chemischen Arbeiten (Dampfbad, Dampfdestillation) nöthigen Wasserdampf liefert. Sämmtliche Räume werden mit Gas erleuchtet, u. besitzt der Arbeitstisch eines jeden Praktikanten nicht nur Gasleitung zum Kochen, Glühen u. s. w., sondern auch Wasserleitung zum Reinigen der Gefäße u. zum Kühlen bei Destillationen. Für zweckmäßige Ventilation in den Arbeitssälen ist selbstverständlich ebenfalls gesorgt, so daß immer eine reine, gesunde Atmosphäre in denselben vorhanden ist. — Die Arbeitstische (s. Abb. Nr. 3890) enthalten den Raum zu je vier Arbeitsstellen, zwei auf jeder Seite neben einander, u. enthalten außer dem bereits Angeführten die nöthigsten Reagentien, im aufgelösten Zustande in Flaschen mit eingebrannten Etiketten gefüllt, sowie alle zum Glühen, Fällen, Filtriren, Auswaschen, Titriren, Destilliren u. s. w. nöthigen Apparate. Ein jeder Praktikant hat seine kleine Bunsen'sche Wasserluftpumpe. Die Arbeitstische befinden sich für Anfänger im Erdgeschoß, für Geübtere im oberen Stockwerk. Außerdem sind kleinere Laboratorien für die Assistenten u. ein besonderes Privatlaboratorium für den dirigirenden Professor vorhanden.

Für besondere Arbeiten sind noch abgesonderte Räume eingerichtet, so z. B. für die Elementaranalyse, die Spektralanalyse, Gasanalyse, für gerichtlich-chemische Untersuchungen u. s. w. — Die feinen chemischen Wagen befinden sich mit der Bibliothek zusammen in einem besonderen Zimmer; desgleichen sind Räume vorhanden zur Aufbewahrung der Vorräthe von Reagentien, Glasgefäßen u. s. w. und für die Präparatensammlung. Der große Hörsaal faßt 180 Zuhörer, in Verbindung mit demselben stehen zwei Vorbereitungszimmer für die während der Vorlesungen anzustellenden Experimente. Für etwaige kleinere, besonders ausgewählte Hörerkreise ist noch ein besonderer, kleinerer Hörsaal vorhanden. Die Wohnungen des dirigirenden Professors u. der Assistenten befinden sich ebenfalls im Gebäude.

Die an Universitäten u. höheren landwirthschaftlichen Lehranstalten eingerichteten agrikulturchemischen Laboratorien unterscheiden sich von den eigentlichen chemischen Laboratorien nur dadurch, daß die in ihnen ausgeführten Arbeiten das spezielle Gebiet der Agrikulturchemie umfassen, daß also hauptsächlich Analysen von Bodenarten, Düngemitteln, Futtermitteln, Pflanzenaschen u. s. w. ausgeführt werden u. Einrichtungen zu Vegetationsversuchen sowie zu Ernährungs- u. Respirationsversuchen von Thieren vorhanden sind. Ebenso sind die übrigen Laboratorien entsprechend den in ihnen zur Ausführung kommenden Arbeiten mit besonderen Einrichtungen versehen.

Laborde (spr. Labohrd), Jean Joseph Marquis de, franz. Finanzmann u. Menschenfreund; entstammte einer alten Familie aus Béarn u. ward 1724 zu Jacca in Spanien geb. Durch Handelsunternehmungen zu riesigem Vermögen gelangt, ward er in der Folge zum franz. Hofbankier ernannt u. in den Rang eines Marquis erhoben. Später ließ er mehrere der schönsten Schlösser bauen (St. Ouen, St. Leu, Méréville), gab zur Unterstützung der Armen jährlich 24,000 Frcs. u. gründete 1788 vier große Hospitäler in Paris. In der Schreckenszeit vom Revolutionsgericht 18. April 1794 zum Tode verurtheilt, ward L. noch an demselben Tage guillotinirt, obgleich alle Bewohner seiner Güter für ihn gebeten hatten. Von seinen vier Söhnen verloren zwei, welche Lapérouse (s. d.) auf seiner Reise um die Welt begleiteten, an der Küste von Kalifornien ihr Leben, als sie selbst einige Kameraden retten wollten. — Ein 3. Sohn, Franz Louis Joseph, Graf **de L.**, ward königl. Schatzmeister, Mitglied der Generalstaaten u. der Konstituirenden Versammlung u. starb 1801 in London. — Der jüngste Sohn, Alexander Louis Jos., Graf **de L.**, geb. zu Paris 15. Sept. 1774, begleitete Napoleon 1808 nach Spanien u. 1809 nach Oesterreich, erhielt für die Dauer der Okkupation Wiens die Verwaltung der kaiserl. Domänen, wurde dann Requetenmeister beim Staatsrath in Paris, 1823 Mitglied der Deputirtenkammer, nach der Julirevolution Seinepräfekt, später Brigadegeneral der Par. Nationalgarde u. Adjutant Ludwig Philipp's; er starb zu Paris 24. Okt. 1842. Als Archäolog u. Kunstforscher war L. auch Mitglied der Akademie. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Voyage pittoresque et historique en Espagne“ (4 Bde., Par. 1807—18; neue Aufl. 1823); „Itinéraire descriptif de l'Espagne“ (5 Bde., ebd. 1809—27; 3. Aufl. mit Zusätzen von Humboldt u. Bory de St. Vincent, 6 Bde., ebd. 1827—28); „Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux“ (2 Bde., ebd. 1808); „Les monuments de la France“ (2 Bde. mit 259 Kupfertafeln, ebd. 1832—36) u. „Versailles ancienne et moderne“ (ebd. 1839 f.). — Sein gleichfalls als Alterthumsforscher bekannter Sohn, Leon Emmanuel Simon Joseph, Marquis

de L., geb. zu Paris 12. Juni 1807, studirte in Göttingen, bereiste dann den Orient, trat nach seiner Rückkehr zunächst mit seinen Reiseerinnerungen als Schriftsteller auf u. beschäftigte sich mit kunstgeschichtlichen Studien, wurde 1841 an Stelle seines verstorbenen Vaters Deputirter u. im folgenden Jahre Mitglied der Akademie der Inschriften u. schönen Wissenschaften, erhielt 1848 den Posten eines Konservators des Alterthumsmuseums im Louvre u. 1856 den eines Generaldirektors der Archive, ward im Mai 1868 auch Senator u. starb zu Paris Ende März 1869. Von seinen zahlreichen Werken sind zu nennen: die Prachtwerke „Voyage de l'Arabie Petrée" (2 Bde., Par. 1830—33) u. „Voyage en Orient" (38 Hfte., ebd. 1837—64); „Histoire de la gravure en manière noire et de son application à l'imprimerie" (ebd. 1839); „Recherches sur la découverte de l'imprimerie" (ebd. 1840); „Le procès de Guttenberg à Strasbourg" (ebd. 1841); „Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres" (ebd. 1842 f.); „L'union des arts et de l'industrie" (2 Bde., ebd. 1856); „Athenes aux XVe, XVIe et XVIIe siècles" (2 Bde., ebd. 1864); „Les archives de France etc." (ebd. 1866).

Laboulaye (spr. Labuläh), Edouard René Lefebvre, franz. Rechtsgelehrter, Politiker u. Schriftsteller, geb. zu Paris 18. Jan. 1811, studirte das. die Rechte, wurde 1842 Advokat am Appellhofe ebd. u. 1849 Prof. am Collége de France. Unter dem zweiten Kaiserreich schloß er sich den Bestrebungen der liberalen Partei an, trennte sich aber im Febr. 1870 von der Opposition u. erklärte sich für die Nothwendigkeit einer „friedl. Revolution". Infolge dessen kam es Ende Mai desselben Jahres zu so tumultuarischen Auftritten in seinen Vorlesungen, daß er diese eine Zeit lang aussetzen mußte. Die Ergänzungswahlen vom 2. Juli 1871 brachten ihn in die Nationalversammlung. Hier nahm er seinen Platz im linken Centrum u. wurde zum Präsidenten der Kommission für die Reorganisation des höheren Unterrichts gewählt, als deren Berichterstatter er sich in der Sitzung vom 6. Juni 1875 für die Unterrichtsfreiheit im weitesten Sinne des Worts erklärte. Auch war er Mitglied u. Berichterstatter des im Mai 1875 neu gewählten Dreißiger-Ausschusses für den Gesetzentwurf in Betreff der öffentlichen Gewalten (der Legislative u. der Exekutive). Geschrieben hat L. insbes.: „Histoire du droit de propriété foncière en Europe etc." (Par. 1839); „Essai sur la vie et les doctrines de F. Ch. de Savigny" (ebd. 1842); „Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours" (ebd. 1843); „Essai sur les lois criminelles des Romains concernant la responsabilité des magistrats" (ebd. 1845); „Histoire politique des Etats-Unis, 1620—1789" (3 Bde., ebd. 1855—66); „Etudes sur la propriété littéraire en France et en Angleterre" (ebd. 1858); Etudes contemporaine sur l'Allemagne et les pays slaves" (ebd. 1855); „La liberté religieuse" (ebd. 1856); „Abdallah" (Roman, ebd. 1859); „Contes bleus" (ebd. 1863); „Nouveaux contes bleus" (ebd. 1866); „Le prince Caniche" (ebd. 1868) u. a. m. Mit Dupin besorgte er eine neue Ausgabe der „Institutes coutumières" von Loisel (2 Bde., ebd. 1845), sowie der „Mémoires et la correspondance" u. der „Essais de morale et d'économie politique" Franklin's (ebd. 1866 u. 67); auch übersetzte er Walter's „Geschichte des Civilprozesses bei den Römern" (ebd. 1841), Channing's „Oeuvres sociales" (1854) u. dessen Schrift über die Sklaverei (1855) ꝛc. — Sein Bruder, Charles Pierre Lefebvre **L.**, geb. zu Paris 1813, gründete eine Schriftgießerei in Paris, machte sich durch mehrere Erfindungen, als Herausgeber des „Dictionnaire des arts et manufactures" u. durch folgende Schriften bekannt: „Organisation du travail" (Par. 1848); „Traité de cinématique" (ebd. 1849); „Essai sur l'art industriel" (ebd. 1856); „Essai sur l'équivalent mécanique de la chaleur" (ebd. 1858) ꝛc.

Labourdonnaye (spr. Laburdonnä), Bertrand François Mahé de, franz. Seemann, geb. zu St. Malo 11. Febr. 1699, wurde schon 1723 Kapitän der Franz. Indischen Compagnie, trug im folgenden Jahre wesentlich zum Sieg von Mahé bei, weshalb er diesen Namen beigelegt erhielt, stand dann eine Zeit lang in portug. Diensten u. wurde nach der Besetzung der von den Portugiesen verlassenen Inseln Isle de France u. Bourbon durch die Franzosen 1735 deren Generalgouverneur. Im Kriege Frankreichs gegen England Befehlshaber eines Geschwaders, zwang er 21. Sept. 1746 Madras zur Kapitulation, begnügte sich aber mit einem Lösegeld von 9 Mill. Livres. Deshalb beschuldigt, das Interesse der Franz. Ind. Compagnie verrathen zu haben, kehrte L. 1748 nach Frankreich zurück, um sich zu vertheidigen, ward aber in die Bastille gesetzt u. erst nach drei Jahren als unschuldig wieder entlassen. Er starb zu Paris 9. Sept. 1753. Sein Leben beschrieb sein Enkel, Bertrand François Mahé **de L.**, geb. 1795, gest. zu London im Febr. 1840, ein berühmter Schachspieler, der auch einen „Traité du jeu des échecs" herausgab u. die Schachzeitschrift „Le Palamède" gründete.



Nr. 2849. Ein Arbeitstisch aus dem Laboratorium zu Leipzig

Labrador, die größte Halbinsel Amerika's, liegt zwischen 50° u. 63° n. Br. u. 55° u. 77° 40′ westl. von Greenwich, umfaßt etwa 20,000 □M. u. grenzt im O. an den Atlantischen Ozean, im NO. an die Davisstraße, im N. an die Hudsonsstraße, im W. an die Hudsonsbai u. im SO. an den St. Lorenzbusen, aus dem die Belle-Isle-Straße zwischen L. u. Neufundland in den Ozean führt; das nördlichste Vorgebirge ist Kap Wolstenholme, das östlichste Kap St. Lewis. Die Küsten sind vielfach von Fjorden zerrissen, nam. im N., wo die Ungavabai u. der Mosquitobusen tief in das Land eindringen; zahlreiche kleine Felseneilande begleiten die unwirthlichen Gestade. Das noch wenig durchforschte Innere ist ein steil zum Meere abfallendes Plateau, welches mit lichten Wäldern, Sümpfen u. Seen bedeckt ist u. von bis 2500 m ansteigenden, schnee- u. eisreichen Gebirgszügen überragt wird. Die größten Flüsse fließen nach W. zur Hudsonsbai, so der Große u. Kleine Walfischfluß, der Ostmaine u. der Ruvertfluß, der als Südgrenze der Halbinsel betrachtet werden kann; in die Ungavabai mündet nach nördl. Laufe der Kalesoak. Das Klima ist überaus rauh. Nur die südl. Landstriche konnen einigermaßen für den Ackerbau benutzt werden; dagegen bieten die weiten, öden Hochflächen des Innern einen großen Reichthum an Pelzthieren, wie Bären, Ottern, Füchse, Hermeline, Hasen, Biber ꝛc., dar. Die fast noch unberührten mineralischen Schätze des Landes bestehen in Eisen, Kupfer, Schwefelkies, Labradorstein, Asbest. Die Küsten werden alljährlich von Hunderten von Schiffen wegen des ausgiebigen Fanges von Stockfischen, Heringen u. Makrelen besucht. Das ganze ungeheure

Gebiet von L. hat nur eine Bevölkerung von 5000 Seelen; dieselbe besteht aus wenigen Weißen, Indianern, die sich vorzüglich mit der Jagd auf Pelzthiere beschäftigen, u. aus 1500 Eskimos, die an der Nordküste von Fischfang u. Renthierjagd leben. Zum Schutze der Weißen, zur Aufrechterhaltung der staatlichen Autorität u. als Stapelplätze für den Pelzhandel sind an der Westküste einzelne Forts errichtet, die ähnlich denen in den Hudsonsbailändern (s. d.) aus umwallten, hölzernen Blockhäusern bestehen; die Herrnhuter besitzen an der Nordküste die Missionsstationen Hoffnungsthal, Hebron, Nain u. Okak. Politisch gehört von L. der Osten, soweit das Land von Zuflüssen des Atlantischen Ozeans bewässert wird, zu Neufundland; der Nordwesten, nämlich das Gebiet der Hudsonsbai, war ehedem ein Bestandtheil der Hudsonsbailänder u. gehört jetzt zum canadischen Nordwestterritorium; der Süden, das Flußgebiet des St. Lorenzstromes, zu Untercanada. — Es wird angenommen, daß L. das Helluland (d. h. Steinland) gewesen sei, welches der Normanne Leif 1000 od. 1001 von Grönland aus entdeckt hat; wahrscheinlich sah John Cabot 24. Juni 1497 von seinem Schiffe aus die Küste der Halbinsel etwa unter 57° n. Br., weiter nördl. erreichte dieselbe sein Sohn Sebastian im folgenden Jahre. Die Nordwestküste entschleierte der Portugiese Gaspar Cortereal 1501 u. gab dem Lande den Namen (Tierra del laborador, d. h. Ackerland), weil er es für anbaufähig hielt. Weitere Aufklärung über die nördl. u. westl. Küsten verdankt die Erdkunde den Seefahrern George Waymouth (1602) u. Heinrich Hudson (s. d.).

Labradorstein od. Labradorit, auch Labrador genannt, ist wesentlich ein Kalkthonsilikat u. gehört unter den Mineralien zu der vielgliederigen Reihe der Feldspathe. Seine Krystalle, Formen des triklinen Systems, sind meist Zwillingsverbindungen, sehr oft nach Analogie des sog. Karlsbader Gesetzes; dabei sind die Spaltungsflächen gewöhnlich mit Zwillingsstreifung versehen. Die Farben der L. sind weiße u. graue, braune u. röthliche, grüne u. blaue; bes. die von der Küste Labrador u. Ingermannland in den Handel gebrachten Labradorsteinstücke zeigen auf einer bestimmten Fläche (welche einer vom Krystallographen Brachypinakoid, ∼P∼, genannten entspricht) eine prachtvolle u. zwar buntfarbige Farbenwandlung u. werden deshalb zu Schmucksteinen, zu Ringsteinen, Dosen, Schalen ꝛc. verschliffen. Der L. kommt auch bei Neurode in Schlesien, auf der Insel Skye u. bei Kiew in Wolhynien vor.

Labroiden (Lippfische), Bruststachelflosser des Meeres mit elliptisch zusammengedrücktem, großschuppigem Körper von meist bunter Färbung, mit großen, fleischigen Lippen, einer ungetheilten, großen, schuppenlosen Rückenflosse, bezahnten Schlundknochen, aber zahnlosen Gaumenknochen. Nächst der Gattung Lippfisch (Labrus) des Atlantischen Ozeans u. Mittelmeeres, der Lippkarausche (Crenilabrus) der Ostsee u. des Mittelmeeres, u. dem Papageifisch (Scarus) des griech. Meeres zählt hierher auch der merkwürdige Betrügerfisch (Epibulus) Ostindiens, der seine Schnauze röhrenformig verlängern kann.

Labruyère (spr. Labrüjähr), Jean de, geb. zu Dourdan in der Normandie im J. 1646 (nach anderer, weniger beglaubigter Ueberlieferung 1639 od. 1644), gest. 12. Mai 1696 in Versailles, einer der ersten französischen Prosaisten im Zeitalter Ludwig's XIV.; der Verfasser des berühmten, noch jetzt viel gelesenen Werkes „Les caractères de Théophraste traduits du grec ou les moeurs de ce siècle" (Par. 1688 u. öfter; neuere Ausgaben von Walckenaer, Par. 1845, u. von Destailleur, Par. 1855), in welchem man mit Recht ein Meisterstück feiner Charakterzeichnung u. Sittenschilderung bewundert. L. entwirft in diesem Werke unter der schützenden Maske einer angeblichen Uebersetzung des Theophrast'schen Buches über die Charaktere ein treffendes, scharf u. witzig gezeichnetes Bild der verderbten Sitten seiner Zeitgenossen, insbesondere des äußerlich glänzenden, aber von innerer Fäulniß angefressenen Hoflebens, mit welchem er, trotz aller persönlichen Zurückhaltung, durch seine Stellung als Erzieher des Herzogs von Bourgogne vertraut geworden war. Außer den „Caractères" schrieb L. noch „Dialogues sur le Quiétisme", welche er aber unvollendet hinterließ u. welche auch auf keine größere literargeschichtliche Bedeutung Anspruch erheben können (Ausg. 1699).

Labuan, eine nur 2,1 □M. große, aber diamanten- u. steinkohlenreiche Insel an der Nordwestküste Borneo's, 1846 vom Sultan von Borneo an die Engländer abgetreten; wichtige Schiffstation zwischen Singapore u. Hongkong. Die Bevölkerung zählte 1871: 4898 S.

Labyrinth (griech. λαβύρινθος). Der Name, wahrscheinlich ägypt. Ursprungs, bedeutet im Alterthum einen aus verwickelten Gängen u. Kammern bestehenden Bau, dergleichen es nach Plinius (H. N. XXXVI, 19) vier gab, von denen die beiden ersten die bedeutendsten u. berühmtesten waren. 1. Das L. bei Krokodilopolis in Mittelägypten, das, ganz aus Stein erbaut, 12 unter einem Dache liegende, von Säulen umgebene Höfe einschloß, 12 Thore u. 30 Gemächer gehabt haben soll, von denen die Hälfte unter der Erde lag. Die von Herodot besuchten oberen Gemächer, aus denen man sich nicht ohne Führer herausfinden konnte, enthielten viele Basreliefs; die unteren, schwer zugänglichen, sollen Begräbnisse der Könige u. der heiligen Krokodile gewesen sein. Sichere Ueberreste dieses Baues sind nicht mehr vorhanden. 2. Das L. an der Nordküste bei Kreta von Knossos, der Sage nach von Dädalos (s. d.) nach dem Muster des ägypt. erbaut, der Wohnsitz des Minotauros (s. d.). Wahrscheinlich kein wirklicher Bau, sondern nur eine Menge natürlicher Zerklüftungen in den dortigen Kalkfelsen, wie sie noch jetzt bei Knossos u. noch großartiger bei Gortyna vorhanden sind, wo sie auch heutzutage den Namen L. führen. 3. Das L. auf Samos (nach Anderen auf Lemnos), ein wirklicher künstlicher Bau, jetzt völlig verschwunden. 4. Das L. in Italien od. das große Grabdenkmal des Königs Porsenna bei Clusium, zum Theil vielleicht in den jetzigen unterirdischen Gängen von Chiusi noch vorhanden. — Im Mittelalter nannte man L. eine Art von Bittgang od. Jerusalemsweg, bestehend aus einer labyrinthischen Verzierung des Fußbodens einer Kirche, welche als ein Symbol der Pilgerschaft auf der Erde Diejenigen durchwanderten, die keine wirkliche Pilgerfahrt nach Jerusalem machen konnten (Nr. 3891).


Nr. 3891. Der Bittgang ein Labyrinth zu St. Quentin.

Labyrinthodonten od. Wickelzähner, fossile Amphibien des devonischen Systems u. Kohlengebirgs, bes. aber der Trias, deren Zähne dadurch charakterisirt sind, daß eigenthümlich labyrinthisch gewundene Cementlagen von der Oberfläche ins Innere eindringen. Früher wurden diese Thiere als Eidechsen gedeutet. Im Knochenbau des Kopfes (dem doppelten Gelenkkopf des Hinterhauptes) zeigen sie jedoch mehr Verwandtschaft mit den Molchen; sie waren beschuppt u. hatten vier kurze Beine. Hierher gehören die Gattungen Archegosaurus, Mastodonsaurus ꝛc.

Lacaille (spr. Lakallj), Nicolas Louis de, franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rheims 15. März 1713, wurde 1746 Prof. der Mathematik am Collége Mazarin, ging 1750 nach dem Kap der guten Hoffnung u. bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 Sternen. Auf der Rückreise nahm er u. a. auch die Karten der Inseln Isle de France u. Bourbon auf. Durch die Berechnung u. Vergleichung vieler von ihm u. Anderen vorgenommenen Längenmessungen kam L. zu dem Resultate, daß vom Aequator nach den Polen zu die Meridiangrade wachsen, daß also die Erde an den Polen abgeplattet sein müsse. Eine Schlußfolgerung, die durch spätere Gradmessungen volle Bestätigung erhielt. L. starb zu Paris 21. März 1762. Für seine erstaunliche Thätigkeit zeugen viele Schriften, von denen bes. aufzuführen sind: „Leçons élémentaires d'astronomie" (Par. 1746; 4. Aufl. von Lalande, ebd. 1780); „Ephémérides des mouvements célestes depuis 1745 jusqu'en 1775" (6 Bde.); „Eléments d'optique et de perspective" (ebd. 1755; n. Aufl. 1807); „Astronomiae fundamenta" (ebd. 1757); „Coelum australe stelliferum" (herausgeg. von Maraldi, ebd. 1763); „Observations sur 515 étoiles du zodiaque" (herausgeg. von Bailly, ebd. 1763); „Journal du voyage fait au Cap de bonne espérance" (herausgeg. von Carlier, ebd. 1763; deutsch, Altenb. 1778).

Lacépède (spr. Laßepähd), Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de, franz. Naturforscher u. Schriftsteller, geb. zu Agen 26. Dez. 1756, wurde 1785 Aufseher des Naturalienkabinets im königl. Garten zu Paris, 1791 Deputirter u. bald darauf Präsident der Gesetzgebenden Nationalversammlung, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister u. unter den Bourbons Pair von Frankreich. Seinerzeit ein Schmeichler Napoleon's, hatte er den Spottnamen „Mr. Reptile" erhalten. Er starb auf seinem Landsitze Epinay bei St. Denis 6. Okt. 1825. Von seinen Schriften werden von den Fachgelehrten noch heute geschätzt: „Histoire des quadrupèdes, ovipares et des serpents" (Par. 1788—89, 2 Bde.); „Histoire naturelle des reptiles" (ebd. 1789); „Histoire

naturelle des poissons" (ebd. 1798—1803, 6 Bde.); „Histoire des Cétacées" (ebd. 1804). Eine Sammlung seiner naturhistorischen Werke gab Desmarest heraus (Par. 1826). Nach L.'s Tode erschienen noch seine „Histoire naturelle de l'homme" (ebd. 1827) u. „Les âges de la nature" (ebd. 1830, 2 Bde.). Auch schrieb er mehrere Romane u. eine „Poëtique de la musique" (ebd. 1785, 2 Bde.).

Lachaise (spr. Laschähs), François d'Aix de, franz. Jesuit, Beichtvater Ludwig's XIV., geb. auf dem Schlosse Aix (Dep. Loire) 25. Aug. 1624, war Provinzial seines Ordens, als 1675 die Wahl des Königs für jene Stelle auf ihn fiel. Seitdem sein Großoheim, der Pater Cotton, Beichtiger Heinrich's IV. gewesen, war L. der erste Jesuit wieder, der dieses wichtige Amt bekleidete. Sein Verhältniß zu den verschiedenen Religions- u. Hofparteien war daher ein um so schwierigeres, doch kam ihm dabei sein milder, ehrlicher Charakter zu statten. Er starb zu Paris 20. Jan. 1709. Das große Landgrundstück bei Paris, welches ihm Ludwig XIV. geschenkt hatte, wurde 1804 in einen Friedhof umgewandelt; dies ist der berühmte Père Lachaise.

Lachambeaudie (spr. Laschangbodih), Pierre, franz. Fabeldichter, geb. 1806 zu Sarlat (Dordogne), wurde Buchhalter bei einem Lyoner Kaufmann u. kam 1832 nach Paris. Hier ward er sowol nach der 1848er Februarrevolution als auch nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 als Sozialdemokrat in Haft genommen u. 1852 sogar zur Deportation verurtheilt. In beiden Fällen erwirkte ihm aber die Fürsprache Béranger's die Freiheit. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Brüssel kehrte L. nach Frankreich zurück u. starb zu Brunoy bei Paris 7. Juli 1872. Er schrieb: „Essais poétiques" (1829); „Fables populaires" (Par. 1839; 7. Aufl. 1849) u. „Les fleurs de Villemomble" (neue Gedichte, 1861).

Lachaux-de-Fonds, s. „Chaux-de-Fonds".

Lachen, das, ist eine unter dem Einfluß heiterer Gemüthseindrücke zu Stande kommende Reihe eigenthümlich modifizirter Athmungsbewegungen, welche in schnell hinter einander folgenden, kurzen, stoßweisen, mit einem schallenden Tone verbundenen Ausathmungen bestehen. Der Laut des L.s wird durch eine tiefe Einathmung hervorgerufen, welcher kurze, unterbrochene, krampfhafte Zusammenziehungen des Brustkastens u. bez. des Zwergfelles folgen. Das Zustandekommen des L.s beruht auf einer physischen Reflexthätigkeit, indem geistige Eindrücke als Reize die Athmungsmuskeln unwillkürlich erregen u. ihre kombinirte, stoßweise Bewegung veranlassen, wobei sich auch die Gesichtsmuskeln ebenso unwillkürlich betheiligen. Man kann bei vielen Personen selbst durch Kitzeln, nam. einzelner Körperstellen, das L. erzeugen u. bis zu konvulsivischen Erscheinungen steigern. In der Regel erweckt die Einbildungskraft u. die freudige Erregtheit das L. Den geringsten Grad des L.s nennt man Lächeln. Da auch durch Kitzeln das L. hervorgerufen werden kann, so sagte man zuweilen, daß die Einbildung durch eine lächerliche Idee gekitzelt werde; denn man fand in dem Kitzeln der Gefühlsnerven der Haut eine Analogie mit den Scherzen u. Späßen, welche die Hirnnerven zu ganz ähnlichem Ausdrucke der Lustgefühle anregen. So wohlthätig auf der einen Seite in diätetischer Hinsicht das L. für den Körper u. Geist sein kann, in so weit es eine mäßige Bewegung der Athmungsorgane u. eine wohlthätige Beschleunigung der Blutcirkulation unter Förderung einer frohen Gemüthsstimmung zur Folge hat, so kann auf der anderen Seite ein übermäßiges L. bei reizbaren Personen Krämpfe u. Ohnmacht herbeiführen. Herbert Spencer schrieb in seinen „Essays, Second Series 1863" eine Abhandlung über das L. („the Physiology of Laughter"), u. Charles Darwin hat in seinem Werke: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen u. bei den Thieren" (deutsch von Carus, Stuttgart 1872, S. 200 ff.) die äußere Erscheinung des L.s in interessanter Weise analysirt, wobei er nachweist, daß auch bei den verschiedensten Menschenrassen das L. als Ausdruck eines vergnügten Seelenzustandes sich findet, u. daß bei den meisten Rassen während exzessiven L.s reichlich Thränen vergossen werden. — Vgl. Hecker, „Die Physiologie u. Psychologie des L.s" (Berl. 1873).

Lachenwitz, Siegmund, einer der besten Thiermaler der Düsseldorfer Schule, geb. 1820 zu Neuß, trat im 20. Jahre in die Düsseldorfer Akademie u. blieb fast ohne Unterbrechung in Düsseldorf bis zu seinem Tode 25. Juni 1868. Ohne eigentlichen Lehrer ausgebildet, brachte er es in der Malerei der wilden Thiere u. Jagdthiere, aber auch der Hausthiere, zu bedeutenden, lebensvollen Leistungen. In seiner letzten Zeit that die starke Nachfrage nach Werken von seiner Hand der Sorgfalt seiner Werke Eintrag.

Lachesis, eine der Parzen (s. d.).

Lachkrampf ist eine mit unwillkürlichen Bewegungen der beim Lachen betheiligten Muskeln in einzelnen Anfällen, nam. bei nervös reizbaren Personen, insbesondere bei Hysterischen, oft vorkommende krankhafte Erscheinung; sie wird meist durch Gemüthsbewegungen, durch heftigen Aerger, Schreck, Angst, Zorn, große Freude, doch auch bisweilen durch gewisse körperliche Reize, wie Kitzeln, hervorgerufen. Nicht selten wechselt der L. ab mit Weinkrampf u. anderen Konvulsionen; häufig löst sich auch der L. in ein wohlthätig erscheinendes Weinen od. Schluchzen auf, od. es folgen dem Anfalle Ohnmachten. Am zweckmäßigsten läßt man die an einem Anfall von L. leidenden Personen in Ruhe, löst etwa beengende Kleider u. bringt den Kranken in bequeme Rückenlage; dann aber muß ein allgemeines nervenstärkendes Verfahren folgen.

Lachmann, Karl Konrad Friedrich Wilhelm, einer der genialsten Philologen aller Zeiten, geb. 4. März 1793 zu Braunschweig als Sohn eines Predigers an der St. Andreaskirche daselbst, erhielt seine Vorbildung auf dem Katharineum seiner Vaterstadt, bezog Ostern 1809 die Universität Leipzig, um Theologie u. Philologie zu studiren, ging aber schon im Herbst desselben Jahres nach Göttingen, wo er sich hauptsächlich philologischen Studien zuwandte u. nicht nur die alten Sprachen, sondern auch die modernen eifrig trieb u. durch Benecke (s. d.) auch in die altdeutschen Studien eingeführt wurde, welche fortan neben der klassischen Philologie den Kern seiner Arbeiten bildeten. Nach der Rückkehr Napoleon's 1815 trat L. als freiwilliger Jäger in das preuß. Heer ein, fand aber keine Gelegenheit, vor den Feind zu kommen. Nach der Auflösung seines Detachements fand L. eine Anstellung als Kollaborator am Friedrich-Werder'schen Gymnasium in Berlin u. habilitirte sich im Frühjahr 1816 an der Universität mit der Schrift „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth". Indessen kam er nicht dazu, in Berlin akademische Vorlesungen zu halten; vielmehr wurde er schon im Sommer desselben Jahres als Oberlehrer am Fridericianum in Königsberg angestellt u. 1818 zum außerord. Professor an der Universität ernannt. Im J. 1825 wurde L. nach Berlin berufen, wo er zuerst als außerord., seit 1827 als ord. Professor klassische u. deutsche Philologie lehrte u. einen zahlreichen Hörerkreis um sich versammelte. Hier starb er 13. März 1851 an den Folgen einer Operation (Amputation des einen Beines). — L. hat sich um die klassische Philologie große Verdienste erworben, für die Entwicklung der german. Philologie ist er geradezu epochemachend geworden, u. zwar beruht seine Bedeutung nam. auf den meisterhaften, von höchster kritischer Schärfe des Verstandes zeugenden Textausgaben; „er war zum Herausgeber geboren", sagt J. Grimm in seiner Rede auf L. (1856); „seines Gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen." Auf dem Gebiete der alten Sprachen verdanken wir L. Ausgaben des Properz (Berl. 1816), Catull (ebd. 1829), Tibull (ebd. 1829), Genesius (Bonn 1834), Terentianus Maurus (Berl. 1836), Babrius (ebd. 1845), Avianus (ebd. 1845), Lucrez (ebd. 1850), sowie des Gaius (Bonn 1841 u. Berl. 1842), der röm. Agrimensoren (2 Bde., Berl. 1848—52) u. des Neuen Testamentes (kleine Ausgabe Berl. 1831 u. öfter, große mit der Vulgata, 2 Bde., Berl. 1846 u. 50); ferner Abhandlungen über Dositheos (Berl. 1837), „Betrachtungen über die Ilias" (mit Zusätzen von Haupt, ebd. 1847), die metrischen Untersuchungen „De choreis systematis tragicorum Graecorum libri IV" (ebd. 1819) u. „De mensura tragoediarum" (ebd. 1822) ꝛc. Seine germanistische Thätigkeit begann L. mit seiner bereits erwähnten Habilitationsschrift u. einer Uebersetzung des 1. Bandes von Peter Erasmus Müller's „Sagaenbibliothek des skandin. Alterthums" (Berl. 1816); es folgten: „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh." (Berl. 1820); die klassische, mit Benecke zusammen veranstaltete Ausgabe von Hartmann's von Aue „Iwein" (ebd. 1827; 3. Aufl. 1868); Ausgaben Walther's v. d. Vogelweide (ebd. 1827; 4. Aufl. von Haupt, 1864), Wolfram's von Eschenbach (ebd. 1833), Hartmann's „Gregor" (ebd. 1838), Ulrich's von Liechtenstein (mit Anmerkungen von Th. v. Karajan, ebd. 1841) u. „Der Nibelunge Noth mit der Klage in der ältesten Gestalt ꝛc." (ebd. 1826; 8. Abdruck 1875), denen der krit. Kommentar „Zu den Nibelungen u. zur Klage" (ebd. 1836) zur Seite trat. In den beiden letztgenannten Werken suchte L., nach dem

Vorgange der Forschungen von F. A. Wolf über die Homerischen Gedichte (s. „Homer"), die Entstehung des Nibelungenliedes aus einzelnen „Liedern" nachzuweisen, eine Ansicht, welche vielfach mit den gewichtigsten Gründen bekämpft wurde, der Schule L.'s aber immer noch als Dogma gilt. Eine Reihe werthvoller Untersuchungen („Ueber Singen u. Sagen"; „Ueber drei Bruchstücke niederrhein. Gedichte"; „Ueber das Hildebrandslied"; „Ueber den Eingang des Parzivals"; „Ueber althochdeutsche Betonung u. Verskunst"; „Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. u. 13. Jahrh." 2c.) findet sich theils im „Rheinischen Museum", theils in den Abhandlungen der Berliner Akademie veröffentlicht. Erwähnt seien schließlich L.'s treffliche Ausgabe von Lessing's Werken (12 Bde., Berl. 1838—40), sowie seine Uebersetzungen von Shakespeare's „Sonetten" (ebd. 1820) u. „Macbeth" (ebd. 1829). Vgl. Hertz, „Karl L., eine Biographie" (Berl. 1851).



Nr. 3892. Franz Lachner (geb. 2. April 1804.

Lachner. 1) Franz **L.**, einer der bedeutendsten deutschen Tonsetzer der Neuzeit, geb. zu Rain (im schwäbischen Kreise des Königreichs Bayern) 2. April 1804, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater, der im genannten Orte Schullehrer u. Organist war, u. kam 11jährig auf das Seminar zu Neuburg an der Donau, wo ihn Eisenhofer in der Harmonielehre unterwies. Mit dem Entschluß, sich ganz der Tonkunst zu widmen, ging er 1822 nach München u. 1823 nach Wien, wo der Abbé Stadler u. Simon Sechter in der höhern Komposition seine Lehrer wurden, u. wo er sich durch sein Talent als Klavier- u. Orgelspieler sowie durch gelungene Kompositionen bekannt machte, bald die Stelle als Organist an der Evangelischen Kirche erhielt u. 1826 zum Kapellmeister am Kärnthnerthortheater ernannt wurde. Im J. 1834 folgte er einem Rufe als Kapellmeister nach Mannheim u. ging 1836 in gleicher Stellung nach München, wo er 1852 zum Generalmusikdirektor ernannt wurde, aber 1867 sich infolge von Intriguen Richard Wagner's u. dessen Anhanges veranlaßt fand, sich pensioniren zu lassen. Als Wohnsitz hat er indeß München behalten u. benutzt seine Muße zu fleißigem Schaffen. — Die Vorzüge von L.'s Kompositionen bestehen in Anmuth der Melodik, Schönheit der Form u. meisterlichster Behandlung der gesammten Kunsttechnik. Von seinen zahlreichen, auf fast alle Gebiete sich erstreckenden Arbeiten sind am bedeutsamsten die aus den letzten beiden Dezennien stammenden sieben prächtigen Orchestersuiten u. das herrliche Requiem in Fmoll. Außerdem schrieb er die Opern „Die Bürgschaft", „Alidia", „Catharina Cornaro", „Der Guß des Perseus" (od. „Benvenuto Cellini"); 8 Sinfonien; das Oratorium „Moses"; die Kantate „Die vier Menschenalter"; mehrere Messen u. andere Kirchenkompositionen; Musik zu Sophokles' „König Oedipus"; viele einstimmige Lieder u. Gesänge; größere Kompositionen für Männerchor u. Orchester (darunter bes. die herrliche „Sturmesmythe"); Kammermusiksachen verschiedener Art 2c. — 2) Sein jüngerer Bruder Ignaz **L.**, geb. zu Rain 11. Sept. 1807, erhielt ebenfalls von seinem Vater den ersten musikalischen Unterricht u. erwarb sich frühzeitig bereits eine nennenswerthe Fertigkeit im Violinspielen. Nachdem er letzteres noch in Augsburg, wo er das Gymnasium besuchte, unter Neugebauer's Leitung vervollkommnet hatte, wurde er mit 15 Jahren am Isarthortheater in München als Violinist angestellt, ging 1826 nach Wien, wo sein Bruder Franz seine künstlerische Ausbildung leitete u. er nach Verlauf eines Jahres die Organistenstelle an der Evangelischen Kirche erhielt. Nachdem er eine Zeit lang als Violinist am Hofoperntheater gewirkt hatte, wurde er mit 23 Jahren Vizekapellmeister an diesem Institut u. ein Jahr später wirklicher Kapellmeister. Diese Stelle vertauschte er 1831 mit der eines Hofmusikdirektors in Stuttgart, war dann eine Zeit lang in München als Musikdirektor, 1855—58 als Kapellmeister am Stadttheater zu Hamburg, darauf als Hofkapellmeister in Stockholm thätig u. kam endlich 1861 als Kapellmeister an das Stadttheater zu Frankfurt a. M., wo er gegenwärtig noch lebt. Seine von tüchtigster Bildung zeugenden Kompositionen bestehen in Sinfonien, Ouverturen u. sonstigen Orchestersachen, in Kammermusikstücken, ein- u. mehrstimmigen Liedern 2c.; außerdem schuf er die Opern „Loreley", „Der Geisterturm" u. „Die Regenbrüder". — 3) Vincenz **L.**, geb. zu Rain 19. Juli 1811, erhielt gleich seinen eben genannten Brüdern den ersten Musikunterricht von seinem Vater, besuchte das Gymnasium in Augsburg, erhielt im Alter von 17 Jahren eine Hofmeisterstelle bei einer gräflichen Familie in Preuß.-Polen u. beschloß dann, unter der Leitung seiner beiden Brüder in Wien sich ganz der Musik zu widmen. Seinem Bruder Ignaz folgte er auch in dessen Aemtern an der Evangelischen Kirche u. an der Hofoper in Wien, u. als nachgehends Franz von Mannheim nach München ging, wurde er dessen Nachfolger als Kapellmeister im Hoftheater in Mannheim, wo er eine anerkannt ausgezeichnete Dirigententhätigkeit entfaltete u. noch gegenwärtig lebt, seit einiger Zeit indessen in den Ruhestand getreten ist. Seine sehr verdienstlichen Kompositionen bestehen in Sinfonien, Ouverturen, Kammermusiksachen, ein- u. mehrstimmigen Liedern 2c.



Nr. 3893. Der Lachs im ersten Lebensjahre.

Lachs (Trutta [Salmo] Salar, Salm), eine Gattung der Lachsfamilie (Salmoniden), schlanker, spindelförmiger, oft lebhaft gefärbter od. gefleckter Meer- u. Süßwasserfische, die vom Raube leben. Die L.e haben hinter der Rückenflosse eine Fettflosse, ihr oberer Mundrand wird sowol vom Zwischen- als von den Oberkiefern gebildet; außerdem zeichnen sie sich durch zahlreiche Blinddärme aus; ihre Eier fallen in Ermangelung eines Eileiters in die Bauchhöhle u. treten durch eine hinter dem After gelegene Oeffnung nach außen. Das grätenlose Fleisch dieser Fische ist sehr wohlschmeckend, es enthält Oleophosphor- u. sog. Lachssäure, ein farbiges Fett, das seine gelbliche u. röthliche Farbe veranlaßt. Die L.e laichen in der kältern Jahreszeit. Zu den weitmäuligen u. stark bezahnten Salmoniden gehört der gemeine L. Derselbe hat einen langgestreckten, mehr od. weniger seitlich zusammengedrückten Körper mit schmächtiger, bes. bei alten Männchen lang hervorgezogener Schnauze; der Stiel seines langen Pflugscharbeins ist auf der ganzen Länge mit vielen Zähnen besetzt, die aber im Alter verloren gehen. Er sieht auf dem Rücken blau aus, an den Seiten silberfarbig mit runden schwarzbraunen Flecken, wird 1 bis 1,7 m. lang u. bis 25 Kg. schwer. Einheimisch in den nordischen Meeren, steigt er zum Laichen in die Flüsse. Während dieser langsamen Wanderung stromaufwärts reifen seine Geschlechtsprodukte, dabei ist er am fettesten u. um seines rothen Fleisches willen am gesuchtesten („Rheinlachs"); er färbt sich dunkler, u. bes. bei alten Männchen

ist die Röthung der Leibesseiten ausgebreitet („Kupferlachs“). So wandert er bis in die Bäche (z. B. Lachsbach in Sachsen) u. selbst Quellen (Oderquellen, Weserquellen, Quellen der Nebenflüsse des Rheins) hinauf u. versteht es, selbst Wehre u. andere Hindernisse durch Emporschnellen muthig zu überwinden, was ihm bei Wasserfallen in England u. Schottland) durch Stufen od. sog. „Lachsstiegen“ erleichtert wird. Er laicht an seichten Orten, vom November bis zum Januar, u. kehrt dann, da er während der Fortpflanzungszeit keine Nahrung zu sich nimmt, ganz mager u. mit weißem Fleische, als der weit weniger gesuchte „Rheinsalm“ od. „Graulachs“, wiederum ins Meer zurück. Die erbsengroßen, orangefarbenen Eier entwickeln sich binnen 50–100 Tagen. Die mit dunklen Seitenflecken gezeichneten fingerlangen Jungen („Salmlinge“, „Parr“ der Engländer) gehen erst im zweiten Jahre (als „Smolt“ der Engländer) ins Meer. Der zum ersten Mal in die Flüsse steigende junge L. heißt Gilse od. Grilse, der im Meer gefangene L. „Rothlachs“, das alte Männchen mit hakenförmig aufwärts gebogenem Unterkiefer „Hakenlachs“. „Silberlachs“ endlich heißt die verwandte Seeforelle (Trutta lacustris) der Binnenseen der mitteleuropäischen Alpenländer sowol wie die Meerforelle (T. trutta). Als **Lachsforelle** werden zwei verschiedene Fische bezeichnet. 1) Zunächst bezeichnet man so, z. B. am Chiemsee, die Seeforelle (od. den Seelachs, die „Grundforelle“ des Bodensees, die, weit in den Ill od. Rhein steigend, auch „Illanke“ od. „Rheinanke“ heißt, Trutta lacustris), einen 50 cm. u. noch weit längeren, bis 15 Kg. schweren Salmoniden mit cylindrischem Körper, kurzer Schnauze, langgestreckten Flossen, bei welchem der in der Jugend tief rechtwinklige Schwanzflossenausschnitt sich weit früher verliert als beim gemeinen L. Der grün- od. blaugraue Rücken ist schwarz betupft, die silberigen Seiten tragen schwarze, bisweilen orangegesäumte Flecken. Aus den Seen der Alpen u. Voralpen geht er Ende Septembers bis in den Dezbr. hinein zum Laichen in die Flüsse u. Bäche; auch bei ihm gelangen erst im fließenden Wasser die Geschlechtsprodukte zur Reife. Die Männchen erhalten um diese Zeit oft einen Orangeschimmer u. heißen deshalb am Chiemsee „Goldlachse“. Eine steril bleibende Form dieser Lachsforellen ist die früher für eine besondere Art gehaltene „Schwebforelle“ des Bodensees („Maiforelle“ Oberösterreichs) od. der „Silberlachs“, dem die dunklen Flecke ganz od. fast ganz fehlen. Lachsforelle heißt aber auch 2) in Norddeutschland die Meerforelle (od. Weißforelle, Trutta [Salmo] trutta), die in der Färbung der sterilen Seeforelle ähnelt u. deshalb an der Ostsee Silberlachs heißt. Sie unterscheidet sich von der vorigen durch größere Schuppen u. schwächere Zähne u. erreicht bei 40—50 cm. Länge 5 bis 15 Kg. Ihre Verbreitung ist der des Lachses ähnlich: von der Nord- u. Ostsee geht sie zum Laichen in die Flüsse, indeß nicht soweit hinauf, auch etwas später als der L. Ihre steril bleibende Form heißt „Strandlachs“ od. „unechter L.“



Nr. 3894. Sprung der Lachse über ein Wehr.

Lachter, ein im Bergbau übliches Längenmaß, früher gewöhnlich in 8 Achtel, à 10 Lachterzoll, à 10 Primen, à 10 Sekunden getheilt, jetzt jedoch auch nach dezimaler Einrichtung in 10 Lachterfuß, à 10 Zoll, à 10 Linien. Die L. sind verschieden; das preuß. L. ist = 2,092357 m., das sächs. = 2 m. (das alte Freiberger = 7 Lachterfuß od. 1,9425 m.), das hann. = 1,91980 m., das braunschweigische = 1,91926 m. In Oesterreich enthält das L. von Idria 1,957 m., das von Joachimsthal 1,918 m. u. das von Schemnitz 2,0215 m. In den übrigen Ländern ist L. = der Klafter.

Lack (Cheiranthus Cheiri), auch Goldlack, Gelbveilchen, Gelblevkoje, Lackviole, Hand- u. Mauerblume; eine nahe Verwandte der Levkoje, auf alten Gemäuern, bes. alten Burgen im W. u. S. unseres Vaterlandes, sowie in Südeuropa u. in England wild wachsend. Die mit prächtig goldgelben Blumen geschmückte, sonst unscheinbare Krautpflanze gehört der großen Familie der Cruciferen an u. ist ihres hohen Wohlgeruchs wegen längst ein wichtiger Bestandtheil unserer Bauerngärten gewesen, wie sie noch heute eine hochgeschätzte Zimmerblume deshalb ist; um so mehr, als sie, wie die Levkoje, durch die Zucht auch gefüllte Blumen erzeugt. Der gefüllte L. wird durch Stecklinge vermehrt, die man im Frühjahr auf abgetragenen Mistbeeten od. im Freien an schattigen Orten, mit Glasglocken gedeckt, pflegt. Den einfachen L. säet man ebenfalls im Frühjahr auf gut ausgegrabenen Beeten ins Freie od. auf kalte Mistbeete, pflanzt dann die Sämlinge auf gut gedüngte Beete u. hält sie während des Sommers unter guter Bewässerung, bis man sie im Herbst mit den Ballen in Töpfe verpflanzt, deren Düngererde mit Sand gemischt sein muß.

Lack od. Lac bezeichnet in Ostindien eine Summe von 100,000.

Lacke sind Auflösungen von Harzen in verschiedenen leicht flüchtigen Flüssigkeiten. Man verwendet nam. folgende Harze zu L.n: Kopal, Dammar, Bernstein, Kolophonium, Asphalt, Drachenblut, Schellack, Sandarach u. ähnliche; als Lösungsmittel benutzt man entweder ätherische Oele, nam. Terpentinöl (Terpentinöllacke), Rosmarinöl u. Lavendelöl, od. Weingeist (Spirituslacke), Benzin, Schwefelkohlenstoff u. s. w. In fetten Oelen, nam. gekochtem Leinöl, gelöste Harze od. mit fetten Oelen gemischte L. werden Lackfirnisse genannt. Man benutzt die L. zum Anstreichen von Holz, Metall u. s. w., um eine harte, glatte u. glänzende Oberfläche zu erhalten, die vom Wasser nicht benetzt wird. Bevor man den Lack aufträgt (Lackiren), wird der betreffende Gegenstand in den meisten Fällen zunächst mit einer Schicht Oelfarbe (mit Leinölfirniß gemengte pulverförmige Farben) überstrichen, u. erst, wenn diese trocken ist, kommt die glanzbringende Lackschicht an die Reihe. Die Zahl der gebräuchlichen L. ist sehr groß, doch finden Kopal-, Dammar-, Asphalt- u. Bernsteinlack die meiste Verwendung. — Meister in Lackarbeiten sind die ostasiatischen Völker, u. die chinesischen, noch mehr aber die japanesischen Erzeugnisse dieser Art sind anderwärts noch lange nicht annähernd erreicht worden. Größte Sorgfalt in der Zubereitung der Materialien sowie in der Auftragung der verschiedenen Lackschichten, welche bei den feineren Lackarbeiten oft wiederholt u. dazwischen wieder glatt geschliffen werden, endlich jedoch auch ganz vorzügliche, jenen Ländern eigenthümliche Harze, deren Natur uns noch nicht einmal sicher bekannt ist, tragen zur Vollkommenheit jener Arbeiten gleichmäßig bei. Indessen macht sich auch in jenen Ländern in der Neuzeit ein Nachlassen der früheren Kunstfertigkeit bemerklich, u. alte Lackarbeiten stehen in ungleich höherem Preise als moderne.

Lackfarben, Farblacke, sind Verbindungen organischer Farbstoffe (Farbstoffsäuren) mit gewissen Metalloxyden. Man benutzt sie entweder als Anstrichfarben zur Wasser- u. Oelmalerei, od. zum Aufdrucken in der Tapetenfabrikation sowie in der Kattun- u. Wolldruckerei; in letzteren Fällen wendet man die L. in breiförmigem Zustande (en pâte), wie sie von den Fabriken geliefert werden, an u. vermischt sie mit einem Bindemittel (Dextrin, Albumin ꝛc.), durch welches sie auf dem Gewebe haften bleiben. — Die L. werden gewöhnlich so bereitet, daß man die betreffenden farbstoffhaltigen Körper (Gelbholz, Rothholz, Kreuzbeere, Quercitron ꝛc.) mit Wasser auskocht u. diese Flüssigkeit mit Alaun u. etwas Zinnsalz vermischt; durch Zusatz von Ammoniak od. Soda scheidet sich der Farbstoff in Verbindung mit Thonerdehydrat (aus dem Alaune stammend) u. Zinnoxydulhydrat in farbigen Flocken ab, die zu Boden fallen. Der Bodensatz wird von der überstehenden, nun ungefärbten Flüssigkeit getrennt, gesammelt u. kommt als Cubalack (Gelbholzlack), Kreuzbeerenlack, Krapplack, Orseillelack ꝛc. in den Handel.

Lackhnau (Lucknow, d. h. die glückliche Aussichten habende) Hauptstadt der ostindisch-brit. Provinz Audh u. des gleichnamigen Distriktes mit 284,779 E. (1871), liegt auf der rechten Seite des Gumti, eines linken Nebenflusses des Ganges, über welchen eine Hängebrücke führt, in durchaus ebener Gegend. Die Straßen sind meist sehr eng, doch besitzen einige bes. Interesse durch den Baustil der Häuser. Die meisten Gebäude haben aber Erdmauern u. Strohdächer. Die hervorragendsten Bauwerke der Stadt sind die Residenz mit großen Gärten u. Palästen, das Imambarah, mit einer schönen Moschee, u. das prachtvolle Grab von Hussein Zeinab, ein großartiger Kuppelbau, umgeben von herrlichen Gärten, Statuen u. Brunnen. Der pensionirte König von Audh residirt jetzt in Kalkutta.

Lacklack od. Lac-dye ist ein im Gummilack (s. d. Bd. IV, Sp. 1058) enthaltener u. daraus durch Kochen mit sehr verdünnter Sodalösung abgeschiedener rother Farbstoff. Durch Fällen dieser Lösung mit Alaun erhält man den L. als eine rothe Masse, die als Ersatzmittel für Kochenille zum Scharlachfärben zuweilen angewendet wird.

Lackmus, ein Flechtenfarbstoff, der in Form kleiner, würfelförmiger, dunkelblauer Stückchen in den Handel kommt u. seinen Namen durch eine Verunstaltung der lateinischen Bezeichnung Lacca musci (Mooslack) erhalten hat. Dieser Farbstoff wird nämlich aus verschiedenen Flechten, im gewöhnlichen Leben fälschlich Moose genannt, bereitet; man verwandelt die trockenen Flechten in ein feines Mehl od. mahlt sie bei Gegenwart von Wasser zu einem Brei, der mit Urin (anstatt desselben kann man auch Ammoniak anwenden), Pottasche u. Kreide versetzt wird;

diesen Brei überläßt man der Gährung, bis die Anfangs roth gewordene Masse in Blau übergegangen ist. Man reibt hierauf die Masse durch Haarsiebe, mischt etwas Leimlösung u. für die billigeren Sorten noch Kreide zu u. formt mittels geeigneter Vorrichtungen kleine Würfel daraus, die man im Schatten trocknet. Der Verbrauch dieses L. als Farbe hat außerordentlich abgenommen u. beschränkt sich fast nur noch auf die Benutzung in chemischen Laboratorien, wo L. das gebräuchlichste Reagens ist, um die Gegenwart freier Säuren od. in Wasser löslicher Basen nachzuweisen. Der violette Lackmusfarbstoff hat nämlich die Eigenschaft, durch lösliche Basen, also auch durch den bei seiner Bereitung zugesetzten Alkaligehalt (Ammoniak, Pottasche, Kalk), blau, durch Säuren aber roth gefärbt zu werden. Als Reagens verwendet man, nam. zu Titrirversuchen, entweder die **Lackmustinktur,** die man erhält, wenn man einen Theil L. mit ca. 10—15 Theilen Wasser übergießt u. bei gelinder Wärme längere Zeit stehen läßt; dann fügt man $^1/_4$ dem Raume nach Alkohol hinzu u. filtrirt; — od. das **Lackmuspapier,** Filtrirpapier, welches mit Lackmustinktur gefärbt worden ist. Von dem letzteren hält man blaues u. rothes (durch Zusatz einer verdünnten Säure gefärbt) in schmale Streifchen geschnitten in Laboratorien vorräthig.

Laclos (spr. Laklo), Pierre Ambroise François Choderlos de, franz. General u. Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat 1759 in das Geniecorps u. machte sich auch durch mehrere Schriften auf dem militärischen, publizistischen u. belletristischen Gebiete bekannt, freilich auch durch den Roman „Les liaisons dangereuses“ (Par. u. Amst. 1782 u. öfter, 4 Bde., deutsch, Frankf. 1798—99) berüchtigt. Seit dem Ausbruch der Revolution Sekretär u. Vertrauter des Herzogs von Orleans, folgte er diesem nach England. Zurückgekehrt, ward er 1791 Mitredakteur des Journals „Les amis de la constitution“, trat 1792 als Maréchal de Camp wieder in das Heer ein, wurde aber zu Anfang des folgenden Jahres verhaftet u. erst nach Robespierre's Sturz (1794) aus dem Gefängniß entlassen. Nachher fungirte L. als Generalsekretär beim Hypothekenwesen, bis ihn Bonaparte zum Brigadegeneral u. Generalinspektor der Artillerie bei der neapolitanischen Armee ernannte. L. starb 5. Okt. 1803 zu Tarent.

Lacondamine, s. „Condamine“.

Lacordaire (spr. Lakordähr), Jean Baptiste Henri, berühmter franz. Kanzelredner, geb. als Sohn eines Arztes zu Recey-sur-Ource (Dep. Cote-d'Or) 12. Mai 1802, widmete sich in Dijon dem Rechtsstudium u. benutzte hier jede Gelegenheit, seine Vorliebe für Voltaire u. seine antireligiöse Gesinnung an den Tag zu legen. Im J. 1822 ward er Advokat in Paris, doch fand er in seinem Berufe keine Befriedigung, u. 1824 trat er, um sie auf einem anderen Wege zu suchen, in das Priesterseminar von St. Sulpice ein, empfing zwei Jahre später die Weihe u. wurde Almosenier des Collége de Juilly, dann des Collége Henri IV. Seit Juli 1830 gab er mit Lamennais u. dem Grafen Montalembert das Journal „l'Avenir“ heraus, welches die Devise „Dieu et la liberté“ trug. Wegen seiner heftigen Artikel vor die Assisen gestellt, erlangte er durch seine eigene Vertheidigung ein freisprechendes Urtheil. Bald darauf ward er auch vom Pairshof, da er sich geweigert, eine mit Montalembert u. de Cour gegründete „Freie Schule“ zu schließen, in Strafe gezogen. Als aber Papst Gregor XVI. 18. Sept. 1832 selbst eine Encyklika gegen den „Avenir“ erließ, gingen die drei zerknirschten Redakteure nach Rom, u. dort entsagte L. seiner ganzen Vergangenheit. Zurückgekehrt, leitete er die Konferenzen am Collége Stanislas, bis ihm der Erzbischof von Paris die erste Kanzel in Paris, die der Notredamekirche, einräumte. 1840 trat L. in den Dominikanerorden. Die Februarrevolution brachte ihn auch in die Konstituirende Versammlung, doch legte er schon 15. Mai 1848 sein Mandat nieder. Seit 1853 Direktor des Freien Collége zu Sorreze (Tarn), starb er daselbst 21. 22. Nov. 1861. Er hatte zum letzten Mal im Jan. desselben Jahres von sich sprechen gemacht durch seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften. Von seinen Schriften (6 Bde., Par. 1858) sind am bekanntesten: die Leichenrede auf den General Drouot, „Le Sage de la Grande Armée“; die von ihm als „Conférences“ herausgegebenen, durch eine hinreißende Beredsamkeit ausgezeichneten Predigten (3 Bde., Par. 1835—50); die „Vie de St. Dominique“ (Par., 3. Aufl. 1844) u. das „Mémoire pour le rétablissement de l'ordre des frères prêcheurs“ (ebd. 1840). Sein Leben beschrieben u. A. Montalembert (Par. 1862; deutsch von Giese, Münster 1862) u. Bleibtreu (Freiburg 1873).

Lacretelle (spr. Latretell'), genannt der Aeltere, Pierre Louis, franz. Schriftsteller, geb. zu Metz 1751, wurde 1778 Parlamentsadvokat in Paris u. Mitredakteur des „Grand répertoire de jurisprudence“, wirkte seit 1787 als Freund u. Vertrauter des Ministers Malesherbes für mancherlei Reformen im Justizwesen u. gab mit Labarpe u. A. den „Mercure“ heraus. Die Grundideen der Revolution fanden zwar in ihm einen warmen u. treuen Anhänger, doch hielt er sich als Mitglied der verschiedenen parlamentarischen Körperschaften stets zu den Gemäßigten. Unter dem Kaiserthum lebte er zurückgezogen, die Restauration sah ihn auf Seite der Opposition. Die von ihm u. mehreren gleichgesinnten Freunden herausgegebenen Blätter „Mercure de France“ u. „Minerve française“ wurden unterdrückt. Er starb zu Paris 3. Sept. 1824. Von seinen Schriften, die 1823—24 zu Paris in 6 Bden. gesammelt erschienen, wurde der „Discours sur le préjugé des peines infamantes“ (Par. 1784) von der Franz. Akademie mit dem Monthyon'schen Preise ausgezeichnet. Außerdem sind zu nennen: „Essai sur l'éloquence du barreau (ebd. 1779); „Mélanges de jurisprudence“ (ebd. 1779); „Oeuvres diverses“ (5 Bde., ebd. 1802—7); „Fragmens politiques et littéraires“ (ebd. 1822); „Portraits et tableaux“ (2 Bde., ebd. 1824) ꝛc. — Sein Bruder Charles Jean Dominique de L., genannt der Jüngere, Publizist u. Historiker, geb. zu Metz 3. Sept. 1766, kam kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Paris, um journalistisch thätig zu sein, hielt sich während der Schreckensherrschaft zuerst in Paris verborgen u. trat dann, in der Armee sich sicher glaubend, in das Heer des Konvents ein, das er aber nach Robespierre's Sturz wieder verließ. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, saß er bis zum 18. Brumaire (1799) im Gefängniß. 1800 wurde er Mitglied des Preßbureaus, 1810 Censor, 1811 Mitglied u. später Präsident der Akademie u. 1812 Professor der alten Geschichte an der Pariser Universität. Seit 1822 auch geadelt, zog er sich 1848 nach Bel-Air bei Mâcon zurück, wo er 26. März 1855 starb. Als Geschichtschreiber machte er sich zuerst durch die Fortsetzung der Rabaud St. Etienne'schen „Précis de l'histoire de la révolution française“ (6 Bde., Par. 1801—6) vortheilhaft bekannt. Weiter schrieb er: „Histoire de France pendant le 18me siècle“ (6 Bde., ebd. 1808 bis 1812; 4. Aufl., 1819—21; deutsch von Sander, Berl. 1810); „Histoire de France pendant les guerres de la religion“ (4 Bde., ebd. 1814—16; 2. Aufl. 1822; deutsch von Kiesewetter, Lpz. 1815); „Histoire de la révolution française“ (9 Bde., ebd. 1821—26); „Histoire de France depuis la restauration“ (4 Bde., ebd. 1829 bis 1835); „Histoire de l'Assemblée constituante“ (2 Bde., ebd. 1844); „Histoire du Consulat et de l'Empire“ (6 Bde., ebd. 1845 f.) ꝛc. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben gab er als „Dix années d'épreuves pendant la révolution“ (ebd. 1842) heraus. — Henri de L., Sohn des Vorigen, geb. um 1820, Dichter u. Romanschriftsteller, wurde 1871 in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der Linken Platz nahm. — Ein anderer Sohn, Charles Nicolas de L., geb. 1824, wurde Soldat u. ist jetzt General.

Lacroix (spr. Lakroah), Paul, franz. Historiker, Philolog, Bibliograph u. äußerst fruchtbarer Schriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym **Bibliophile Jacob,** geb. zu Paris 27. Febr. 1806, ließ bereits als Student eine Ausgabe des Clément Marot (Par. 1824) erscheinen, schrieb dann mehrere Theaterstücke in Versen u. wurde Mitarbeiter an verschiedenen Journalen. In weiteren Kreisen machte er sich zuerst durch eine große Anzahl geschichtlicher u. kulturhistorischer Romane u. Novellen bekannt. Die von ihm herausgegebenen „Mémoires de Gabrielle d'Estrées“ (4 Bde., Par. 1829) u. „Mémoires du cardinal Dubois“ (4 Bde., ebd. 1829) sind reine Erdichtungen. Von seinen Dramen ward „La maréchale d'Ancre“ (ebd. 1840) verboten; für das Odeontheater übersetzte er Werner's „24. Febr.“ (1849). Mehrere Reisen vervollständigten sein historisches u. bibliographisches Wissen, für das gleichfalls viele Schriften L.'s ein rühmliches Zeugniß ablegen; so insbes. folgende: „Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire litteraire“ (2 Bde., ebd. 1834—38); „Histoire du XIVme siècle en France“ (ebd. 1834); „L'origine des cartes à jouer“ (ebd. 1836); „Le moyen âge et la renaissance“ (5 Bde. in 4°,

ebd. 1847—52); „Histoire politique, anecdotique et populaire de Napoléon III (4 Bde., ebd. 1853); „Histoire de la vie et du règne de Nicolas I, empereur de Russie“ (5 Bde., ebd. 1864—68); „Enigmes et découvertes bibliographiques“ (ebd. 1867); seine Ausgaben des Rabelais, des Beroalde de Verville, der Marguerite de Navarre, Lafontaine's u. A., seine „Bibliographie de tous les ouvrages de Restif de la Bretonne“ (1875), seine zahlreichen Kataloge von Bibliotheken 2c. Auch gab er mit Thoré das „Bulletin de l'alliance des arts“ (1842—48) heraus u. schrieb mit Rabutot die „Histoire de la prostitution chez tous les peuples“ (6 Bde., 1851—52). An einigen seiner Romane, wie z. B. „Fleur de serre et fleur des champs“ (1854), „Falcone“ (1856), „Mad. Berthe“ (Brüssel 1857) 2c., hat seine Gattin, Apolline geb. **Bisse**, mitgearbeitet.

Lacroix (spr. Lakroah), Sylvestre François, franz. Mathematiker, geb. zu Paris 1765, wurde zuerst Lehrer an der Marineschule zu Rochefort, dann (1787) an der Pariser Kriegsschule, 1788 Professor an der Artillerieschule in Besançon, 1793 Examinator der Artillerieoffiziere, 1794 Bureauchef der Kommission für die Wiederherstellung des öffentlichen Unterrichtes u. Professor an der Normalschule, erhielt 1799 eine Professur an der Polytechnischen Schule, später an der Universität u. 1815 auch am Collége de France u. starb zu Paris 24. Mai 1843. Seine großen Verdienste um die mathematische Wissenschaft erkannte das Institut 1799 durch seine Wahl zum Mitglied an. Die Hauptwerke dieses ausgezeichneten Gelehrten sind: „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral“ (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl. 1818, 3 Bde.; deutsch von Bethke, Berl. 1817); „Traité des différences et de séries“ (3 Bde., ebd. 1800; 2. Aufl., 1810—19) u. „Cours des mathématiques“ (9 Bde., ebd. 1797—1816), welche, als Lehrbücher bisher noch unübertroffen, viele Auflagen erlebt haben u. in fast alle Kultursprachen übersetzt worden sind.

Lacrymae Christi (Christusthränen), ein feiner u. feuriger rother ital. Wein, der am Fuße des Vesuvs wächst u. dort Lagrima di Gallitti od. Lagrima Cristi genannt wird. Man unterscheidet Lagrima fina u. mezza, welche letztere Sorte um die Hälfte billiger ist als die erstere.

Lactantius, genauer Lucius Cölius L. Firmianus, lat. Kirchenvater, wegen seines fast klassischen Stils der „christl. Cicero“ genannt, stammte wahrscheinlich aus Firmum in Mittelitalien, wurde als Sohn heidnischer Eltern spät bekehrt u. wirkte zuerst als Lehrer der Beredsamkeit zu Nikomedien, wurde um 315 von Kaiser Konstantin zum Lehrer des Prinzen Crispus berufen u. starb um 330, wahrscheinlich zu Trier. Unter seinen Schriften, die sämmtlich die Rechtfertigung u. Empfehlung des Christenthums bei gebildeten Heiden bezwecken, stehen obenan die „Divinarum institutionum libri VII“, von denen L. später selbst einen Auszug veranstaltete; außerdem sind zu nennen die Schriften „Ueber den Zorn Gottes“; „Ueber die Schöpfung des Menschen“ u. a.; noch andere Schriften sind verloren gegangen. Das berühmte Buch „Ueber die Todesart der Verfolger“ (um 314), das zugleich eine Geschichte der Christenverfolgungen enthält u. dem L. früher abgesprochen wurde, wird ihm neuerdings wieder zugeschrieben. Auch besitzen wir von L. ein „Carmen de Phoenice“ (herausgeg. von Martini, Lüneb. 1825), eine poetische Schilderung dieses Vogels u. Zusammenstellung der auf ihn bezüglichen Mythen. Trotz verschiedener Mängel in seiner Rechtgläubigkeit war L. im Mittelalter weit verbreitet. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die von Bünemann (Lpz. 1739) u. von Fritzsche im 10. u. 11. Bde. von Gersdorf's „Bibliotheca patrum latinorum“ (Lpz. 1842—45).

Lactuca, Lattich, Letsche; Pflanzengattung der Kompositen mit ansehnlichen Kräutern, die alle eine salatartige Tracht annehmen u. mit wenigen Ausnahmen kleine gelbe Blütenköpfe hervorbringen. Es giebt bei uns eine Menge von Arten, die sich durch ihren Milchsaft auszeichnen, der seinerseits bei einigen (L. virosa) giftig ist. Am bekanntesten ist der **Gartensalat od. Kopfsalat** (L. sativa), dessen Vaterland muthmaßlich Asien ist. Doch halten Einige dafür, daß er ein Kunsterzeugniß des wilden Salates (L. Scariola) ebenso sei, wie etwa die Pfirsiche von der Mandel abstammt. Man unterscheidet von ihm den Schnittsalat mit krausen Blättern, den Bindsalat mit schlaffen Blättern, welche zusammengebunden werden müssen, u. den Kopfsalat mit fest sich in einen Kopf zusammenlegenden Blättern. Er verlangt zu seiner Pflege einen lockern, fruchtbaren u. warmen Boden in freier, sonniger Lage, wo er entweder allein od. als Zwischenfrucht von Melonen, Zwiebeln, Spinat u. s. w. gebaut wird. Den frühzeitigen säet man von Januar bis März auf Mistbeete für Gurken u. Melonen, u. zwar in gehöriger Entfernung, in Zeiträumen von acht zu acht Tagen aus u. benutzt ihn als Stechsalat. Die kräftigsten Pflanzen züchtet man für sich in ähnlichen Mistbeeten zum Treiben von Köpfen. Die im März gesäeten Pflanzen bringt man im April auf geschützten Stellen ins Freie, u. zwar in Furchen, wo sie mehr Wasser genießen können. Säet man im Mai aufs Neue aus, so erzielt man den Sommersalat unter gleicher Behandlung. Ebenso kann man für den Herbst u. Winter noch von Mitte August bis September aussäen, wenn man nur die Pflänzlinge gegen Frost schützt, worauf sie bis zum Frühjahr ausdauern. Natürlich hat man durch diese u. ähnliche Zuchten eine große Menge von Abarten hervorgebracht, die als Prinzen-, Neger- u. Steinköpfe, als Großmogul, Prahlsalat u. s. w. bekannt sind. Eine ganz besondere Abart trifft man fast überall in den höher gelegenen Alpendörfern mit röthlich belaufenen, etwas krausen u. stachligen Blättern; hier eine bes. wichtige Gartenpflanze, da sie bei dem Mangel an frühzeitigen Kartoffeln überall die einzige Zuspeise für den Braten ist. Auch an sich bildet der Gartensalat für alle Gegenden eine fast unentbehrliche Zuspeise; um so mehr, als er durch seinen Milchsaft eine gelind abführende Wirkung auf den Körper äußert. Diesen Milchsaft kann man auch selbständig als Lactucarium eindicken u. als ein mildes, beruhigendes Arzneimittel bei allerlei Krankheiten verwerthen.

Ladakh, früher ein eigenes Fürstenthum, jetzt ein Theil des Reiches Kaschmir; liegt zwischen Himalaja u. Karakorum, umfaßt ein Areal von 1430 □M. u. trägt in letzterem Gebirge in dem 8619 m. hohen Dapsang den zweithöchsten Berg der Erde. Das Land bildet eine 3—5000 m. über dem Meere liegende Hochebene, welche von einer großen Anzahl parallel von W. nach O. laufender, größtentheils auf ihren Gipfeln mit Schnee bedeckter Gebirgszüge geschnitten u. vom Indus durchströmt wird. Auf den weiten Hochflächen sind Salzseen häufig. Schwefel, Salz, Borax u. Gold, das im Sande der Flüsse vorkommt, sind die wichtigsten Produkte des Mineralreiches. Die Wälder haben zwar nur eine geringe Ausdehnung, doch sind die tiefer gelegenen Thäler fruchtbar an Getreide, bes. an Gerste u. Obst, u. die Alpenweiden, die freilich in den regenlosen Sommern meist verdorren, bieten feinwolligen Schafen treffliche Nahrung. Die Winter sind überaus streng u. Eis gehört in den Nächten des Juni nicht zu den Seltenheiten. Die Bewohner L.s sind theils buddhistische Tibetaner, theils mohammedanische



Fig. 3895. Landschaft in Ladakh, nach v. Hellwald „Centralasien“.

Mischlinge von Tibetanern u. Afghanen; von W. u. S. macht sich ein unaufhaltsamer Fortschritt des Islam nach O. bemerkbar. Die Kleidung der Eingeborenen besteht meist aus selbstgewebten Wollenstoffen; die Männer tragen gewöhnlich einen Zopf, die Weiber zwei; letztere pflegen ihr Gesicht mit rother Mineralfarbe od. Ruß zu bemalen od. mit einem Kleister zu bestreichen, welchen sie vor dem Trocknen mit Samenkörnern eines Grases bestreuen. Landwirthschaft, Viehzucht u. Handel sind die Hauptbeschäftigung der Bewohner; letzterer hat nach Indien wie nach Ostturkestan über die Saumwege des Karakorum u. Himalaja eine große Ausdehnung u. wird bes. von der Hauptstadt aus durch Arguns, d. h. Mischlinge von Turkmanen u. Tibetanern, vermittelt. Die Ausfuhr besteht nam. in Shawlwolle, welche theils in L. selbst produzirt, theils hier aufgestapelt wird. Die Hauptstadt L. od. Leh, zugleich die größte Handelsstadt des Landes mit etwa 10,000 E., liegt unweit des rechten Indusufers 3515 m. über dem Meere u. besteht zum größten Theil aus engen Straßen, deren Häuser aus Thon u. Fachwerk aufgeführt u. mit flachen Dächern versehen sind. Am schönsten ist der am höchsten gelegene Stadttheil, in welchem sich der Gyalpopalast des Radscha befindet.

Ladanum, heilsame gummiartige Substanz, s. „Cistus".

Ladegast, Friedrich, einer der ausgezeichnetsten Orgelbauer unserer Zeit, geb. zu Hochhermsdorf in Sachsen 30. Aug. 1818 als Sohn eines Tischlers, kam zu seinem älteren Bruder, dem Orgelbauer Christlieb L. zu Geringswalde, in die Lehre, war hierauf an verschiedenen Orten als Gehülfe thätig u. bildete sich in Leipzig in den Hülfszweigen seines Faches weiter aus. Seit 1847 in Weißenfels etablirt, hat er sich nam. durch den Umbau der großen Orgel im Merseburger Dom einen bedeutenden Ruf erworben. Von anderen trefflichen Orgeln seiner Konstruktion sind bes. hervorzuheben die in der Nikolaikirche zu Leipzig (84 Stimmen), im Dome zu Schwerin (desgleichen) u. im neuen Musikvereinsgebäude zu Wien.

Ladenberg, Johann Philipp v., preuß. Staatsmann, geb. zu Magdeburg 15. Aug. 1769, studirte in Halle die Rechte u. Kameralwissenschaften, trat 1789 als Auskultator beim Berliner Stadtgericht in den Staatsdienst, ward 1795 Kriegs- u. Domänenrath in Ansbach, 1806 Direktor der Kammer in Bialystock, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder versetzt, 1809 Regierungsdirektor in Potsdam, 1810 Direktor der Sektion für direkte u. indirekte Abgaben im Finanzministerium, 1817 Direktor der neuorganisirten Generalkontrole u. 1820 des Schatzministeriums. Seiner ausgezeichneten Wirksamkeit in diesen Aemtern ist insbes. die große Einheit u. musterhafte Ordnung in der Verwaltung des preuß. Etats-, Kassen- u. Rechnungswesens zu verdanken. Seit 1817 geadelt, ward L. 1823 Chefpräsident der Oberrechnungskammer u. bald darauf auch Direktor der Kron- u. Fideikommißverwaltung, 1835 Chef der gesammten Domänen-, Forst- u. Jagdverwaltung u. 1837 Geheimer Staatsminister, trat 1842 in den Ruhestand u. starb zu Berlin 11. Febr. 1847. — Adalbert v. L., Sohn des Vorigen, geb. zu Ansbach 18. Febr. 1798, studirte die Rechte in Berlin, Göttingen u. Heidelberg, wurde 1830 Oberregierungsrath u. Dirigent der Finanzabtheilung in Königsberg u. 1831 in gleicher Eigenschaft nach Merseburg versetzt. Seit 1834 Regierungspräsident in Trier, ward er 1839 Direktor im Kultusministerium u. bald darauf Mitglied des Staatsrathes. Sowol nach dem Tode des Ministers von Altenstein (1840), als auch nach dem Rücktritte Eichhorn's (1848), verwaltete L. längere Zeit das Kultusministerium interimistisch, bis er es 8. Nov. 1848 definitiv übernahm. Unter ihm erfolgte die Errichtung des Evangel. Oberkirchenrathes sowie die Ausarbeitung eines Unterrichts- u. eines Medizinalgesetzes u. wurde auch die Reorganisation des Kunstwesens angebahnt. Am 10. Dez. 1850 trat L. zurück, worauf er zum Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer ernannt ward. Er starb zu Berlin 15. Febr. 1855. Anonym gab er heraus: „Uebersicht der preußischen u. französischen Hypothekenverfassung" (Köln 1829) u. „Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- u. Kriminalsachen" (ebd. 1842, 3. Aufl.).

Ladiner u. **ladinisch,** s. „romanisch".

Ladislaus, s. „Wladislaus".

Ladmirault (spr. Lamiroh), Rene Paul de, franz. General, geb. zu Montmorillon bei Vienne (Rhône) 17. Febr. 1808, diente seit 1831 in Algerien, wo er bes. 1847 als Oberst unter Bugeaud den Feldzug gegen die Kabylen mitmachte u. bis zum Divisionsgeneral aufrückte. Im J. 1852 kehrte er nach Frankreich zurück u. nahm 1859 am Ital. Feldzuge Theil; bei Solferino wurde er schwer verwundet. 1863—65 befehligte er die erste Gardedivision; dann ward er als Untergouverneur wieder nach Afrika geschickt, erhielt aber 1869 das Oberkommando über eine Abtheilung des Lagers von Châlons. Vor Ausbruch des Krieges gegen Deutschland befehligte er im Armeebezirk von Lille. In diesem Kriege selbst führte L. zuerst das 2. Armeecorps, später das 4., welches den linken Flügel der Armee Bazaine's bildete; in dessen Niederlagen verwickelt, theilte er auch dessen Schicksal, im Okt. 1870 als Kriegsgefangener nach Deutschland gebracht zu werden. Nach dem Präliminarfrieden kehrte er im März 1871 nach Frankreich zurück, erhielt im April den Befehl über eines der gegen die Pariser Commune operirenden Corps u. wurde im Juni zum Militärgouverneur der Departements Seine u. Seine-et-Loire mit dem Sitze in Paris ernannt, welchen Posten er noch heute inne hat.

Ladogasee, der größte Binnensee Europa's, welcher ein Areal von 329 □M. bedeckt, liegt im nordwestl. Rußland, gehört zu den Gouvernements St. Petersburg, Olonetz u. zu dem Großfürstenthum Finnland. Die Landenge, welche ihn vom Finnischen Meerbusen trennt, ist von einer großen Anzahl anderer Seen bedeckt, von denen die östl. nur als Verzweigungen des L.s erscheinen. Die Küsten sind bes. im N. vielfach zerrissen u. von zahlreichen Inseln begleitet, welche der Schifffahrt häufig gefährlich werden; außerdem hat der See, dessen größte Tiefe 240 m. beträgt, an vielen Stellen Untiefen. Die größten Zuflüsse sind im S. der Wolchow, welcher den L. mit dem Ilmensee verbindet, u. im O. der Swir, der ihm das Wasser des Onegasees zuführt; die Newa strömt von ihm bei Schlüsselburg zur Ostsee ab. Die Tausende von Robben bergenden Graswerder im südl. Theile, welche die Schiffahrt hemmen, haben schon Peter d. Gr. veranlaßt, 1718—34 die Mündungen des Wolchow u. der Newa durch den Ladogakanal zu verbinden, welcher dann bis 1801 zur Swirmündung fortgesetzt worden ist.

Ladronen, s. „Marianen".

Ladung nennt man diejenige Pulvermenge, welche zum Forttreiben des Geschosses unsrer Feuerwaffen, zur Hervorbringung der Explosion desselben (Granate, Bombe rc.), od. endlich zur Füllung einer Mine bestimmt ist. Je nachdem die Ladung, deren Form u. Art von der beabsichtigten Wirkung abhängt, einem der genannten Zwecke dient, heißt sie Geschütz- od. Gewehrladung, Spreng- od. Minenladung. — Unter L. versteht man außerdem die Anhäufung von Elektrizität in Flaschen u. Batterien, ferner die Last, die ein Frachtfuhrwerk od. ein Schiff trägt. L. in Bedeutung einer gerichtlichen Vorladung f. „Citation".

Lady (spr. Lehdi), in der Mehrzahl Ladies (vom angelsächs. hlafdige, Laibsorgerin, d. i. Brotherrin, die für Speise sorgt, stammend, sowie Lord aus hlaf-ord, Laibursprung, Spender des Brotes), kommt schon sehr früh als Ehrentitel der Königinnen von England, später auch der Prinzessinnen königl. Geblütes, auch der Jungfrau Maria vor. Ladies heißen gegenwärtig in England die Gemahlinnen aller engl. Peers, Baronets rc., u. zwar wird hier L. vor den Familiennamen gesetzt; für die Töchter der Herzöge, Marquis u. Grafen wird L. vor den Taufnamen gestellt, ohne Hinzufügung des Familiennamens. Wie jeder den gebildeten Ständen angehörige Engländer mit „Sir" angeredet wird, während Sir vor dem vollständigen Namen, z. B. Sir Walter Scott, ungefähr dem deutschen „von" entspricht, so wird auch L., aber ohne Zusatz eines Namens, von jeder der Gentry angehörigen Frau gebraucht. Als Anrede kommt My L. nur hochadeligen Damen zu. Eine Versammlung von Herren u. Damen redet der Engländer u. Nordamerikaner mit „Ladies and Gentlemen" an.

Laeken (spr. Laken), belg. Residenzschloß bei Brüssel, 1782 von der Generalstatthalterin Marie Christine erbaut; kam 1792 in den Besitz des Erzherzogs Karl, 1794 in den eines Chirurgen, wurde 1803 von Napoleon I. gekauft u. 1814 zum Krongut geschlagen. Die alte Kirche des nahe gelegenen Dorfes ist durch einen prächtigen goth. Bau ersetzt worden, in welchem die Königin Luise u. Leopold I. von Belgien begraben liegen; auf dem Kirchhof selbst ist der Sängerin Malibran eine schöne Marmorstatue errichtet worden.

Laënnec, Rene Theophile Hyacinthe, franz. Arzt, Erfinder des Auskultirens (s. d.), geb. zu Quimper (Bretagne) 17. Febr. 1781, machte als Feldarzt den von der Revolutionsregierung gegen den Bezirk Morbihan geführten Krieg mit, studirte dann wieder in Paris u. machte 1815, nachdem er mehrere wichtige medizinische Schriften veröffentlicht hatte, in der Société de l'École seine ersten Versuche mit dem von ihm erfundenen Stethoskop (s. d.). Im J. 1818 erschien sein bedeutsames Werk: „De l'auscultation médiate etc.",

welches alsbald in alle europ. Sprachen übersetzt ward u. dem Verfasser im geraden Gegensatze zu dem deutschen Arzte Leopold Auenbrugger (geb. 19. Nov. 1722, gest. 18. Mai 1809), dem Erfinder der Perkussion (s. d.), Ehre u. Ruhm in reichem Maße, die Stellung als Leibarzt der Herzogin von Berry u. die Ernennung zum Professor am Collège de France einbrachte. L. starb 13. Aug. 1826 zu Kerbouarnec (Dep. Finistère).

Lafare (spr. Lafahr), Charles Auguste, Marquis de, franz. Dichter, geb. 1644 auf dem Schlosse Valgorge im heutigen Dep. Ardèche, diente in der Garde des Herzogs von Orleans, wurde 1665 Maréchal de Camp, später verabschiedet u. starb 1712. Seine Gedichte erschienen zusammen mit den Werken seines Freundes Chaulieu (s. d.); einzeln wurden sie herausgegeben von St. Marc (Par. 1755). Auch schrieb L.: „Mémoires et réflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV" (Rotterd. 1715; Amsterd. 1734), die sich durch große Freimüthigkeit auszeichnen.

Lafarge (spr. Lafarsch), geb. **Cappelle**, Marie, berüchtigte Giftmischerin, geb. 1816 als Tochter eines Obersten aus der ersten Kaiserzeit zu Villers Hellon in der Picardie, heirathete 1838 aus Verdruß über die Untreue eines Liebhabers den Eisenwerksbesitzer L. in Le Glandier (Lozère), fand aber das Leben an dessen Seite, da ihr die Zerstreuungen ihres vorherigen Lebens in Paris fehlten, bald unerträglich u. vergiftete ihren Mann mittels eines von ihr gebackenen Kuchens, den sie ihrem auf einer Geschäftsreise befindlichen Gatten nachschickte. Krank kehrte Herr L. nach Le Glandier zurück, wo er 15. Jan. 1840 starb. Von seinen Verwandten im Juli desselben Jahres angeklagt, ward die L. von den Assisen zu Tulle wegen Giftmordes an ihrem Manne zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Der Prozeß machte seiner Zeit ein ungeheueres Aufsehen, zumal die L. während der Untersuchung auch noch angeklagt wurde, ihrer Jugendfreundin einen Diamantenschmuck gestohlen zu haben. Letzteres gestand sie ein, den Mord aber leugnete sie bis an ihr Lebensende. Nach fünfjähriger Haft im Arbeitshause zu Montpellier, wo sie ihre Memoiren schrieb — „Mémoires de Marie Cappelle, veuve L." (4 Bde., Par. 1840—42; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1841), durfte sie in das Kloster St. Remy geben. Im Mai 1852 ganz begnadigt, starb sie im Bade Ussat, wo sie Hülfe gegen ein Brustleiden gesucht, 14. Sept. desselben Jahres. Vgl. Temme u. Nörner, „Der Prozeß Lafarge" (Berl. 1841).

Lafayette (spr. Lafäjett), Marie Madeleine Pioche de la Vergne, Comtesse de, geb. 1634 zu Paris, gest. ebendaselbst 1693, hochgebildete u. bedeutende franz. Romanschriftstellerin des Zeitalters Ludwig's XIV., welche in dem literarischen Cirkel des Hotels Rambouillet eine bedeutende Rolle spielte u. mit den hervorragendsten Vertretern jener Literaturperiode, nam. mit La Rochefoucauld, Lafontaine u. mit der Frau von Sévigné, in den intimsten Beziehungen u. in eifrigem Briefwechsel stand. Ihre bekanntesten u. vorzüglichsten Romane sind: „La Princesse de Montpensier" (1660); „Zayde, histoire espagnole" (1670; von ihr mit Ségrais gemeinsam verfaßt) u. „La Princesse de Clèves" (1678). Gesammtausgaben ihrer Schriften erschienen in Paris (1786, 1812 u. 1825).

Lafayette (spr. Lafäjett), Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert du Motier, Marquis de, berühmter franz. General u. polit. Charakter, geb. im Schlosse Chavagnac (Dep. Haute-Loire) 6. Sept. 1757, verheirathete sich schon 11. April 1774 mit der Tochter des Herzogs von Noailles d'Ayen; schwärmerischer Enthusiast für den Freiheitskampf der nordamerik. Kolonien, ließ er sich weder durch seine glänzenden Verhältnisse noch durch die Klagen seiner jungen Frau u. den Zorn ihrer Familie abhalten, im Frühjahr 1777 auf einem eigens ausgerüsteten Schiffe nach Amerika zu segeln u. dem Kongreß seine Dienste anzubieten. Dieser war klug genug, in L. nicht den jungen, unerfahrenen Leutnant, sondern vielmehr einen durch Familienbeziehungen u. Verbindungen am franz. Hofe einflußreichen Repräsentanten jener franz. Edelleute zu sehen, die England haßten u. für das vermeintliche Rousseau'sche Ideal der Republik begeistert waren. Infolge dessen verlieh ihm der Kongreß sogleich den Rang eines Generalmajors. Auch Washington betrachtete ihn als passende Persönlichkeit zur Herbeiführung eines Bündnisses zwischen Frankreich u. Amerika, u. so wußte er den ihn bewundernden jungen Marquis immer an die Spitze von Unternehmungen zu stellen, die von vornherein, wenn auch keine wichtige Entscheidung, doch einen glänzenden Erfolg versprachen. L. führte die ihm gewordenen Aufträge nicht besser u. nicht schlechter als ein General von gewöhnlichen Talenten aus. Auch im virginischen Feldzug, dessen glückliche Beendigung hauptsächlich auf Rechnung L.'s gesetzt wird, wich er dem engl. Heerführer nur behutsam aus, u. als er bei Jamestown wirklich einen Angriff auf Cornwallis unternahm, wurde er gänzlich geschlagen. Nicht also in militärischer, sondern nur in politischer Hinsicht ist L.'s Bedeutung für den amerik. Unabhängigkeitskrieg zu suchen: als seine Landsleute den Ruhm des franz. Namens durch ihn erhebt haben, erklärte sich die öffentliche Meinung unbedingt für eine aktive Theilnahme Frankreichs. Auf die Nachricht von der franz. Kriegserklärung an England eilte L. in sein Vaterland zurück, um den Amerikanern auch Unterstützung an Geld u. Kriegsmaterial zu verschaffen; dasselbe that er, nachdem er seit 1780 sich wieder persönlich am Kampfe betheiligt hatte, Ende Okt. 1781, um neue Hülfe zu holen, u. schon hatte er auch den span. Hof gewonnen, als Friede geschlossen wurde.



Nr. 3896. Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert du Motier de Lafayette, geb. 6. Sept. 1757, gest. 20. Mai 1834.

1784—85 brachte L. ein drittes Mal in Amerika zu; damals erhielt er dort das Bürgerrecht sowie das Recht des steten Zutrittes zum Kongreß. Nach Europa zurückgekehrt, ward er 1785 auch an den Höfen zu Berlin u. Wien mit Auszeichnung empfangen. Am franz. Hofe dagegen erblickte man nunmehr mit Mißtrauen in ihm den Agitator für den in Amerika zur Geltung gekommenen Gedanken voller Rechtsgleichheit. Doch jene Verachtung äußern Glanzes, jene hochherzige Gewissenhaftigkeit, welche einen Washington die ihm angebotene Krone von sich weisen ließ, besaß L. nicht; ihn gelüstete vielmehr danach, nur wagte er nicht sie zu ergreifen, wie denn überhaupt kleinliche Rücksichten u. Bedenken, persönlicher Ehrgeiz u. versteckte Intriguen ihn nie dazu kommen ließen, einen entscheidenden Schritt zu thun od. eine große That zu wagen. Seit 1787 Mitglied der Notabeln u. seit 1789 der Nationalversammlung, beantragte er heute die Erklärung der Menschen- u. Bürgerrechte u. proklamirte den Krieg gegen den Despotismus, während er morgen mit dem Hofe gegen den Herzog von Orleans intriguirte u. Tags darauf mit erheucheltem Pathos gegen dieselbe Revolution auftrat, mit der er zwei Tage vorher schön gethan hatte. Begreiflich also, daß er das Vertrauen aller Parteien verscherzte. Aus der ersten Zeit der Revolution ist hervorzuheben, daß auf den Antrag L.'s die Verwandlung der Stände in eine Nationalversammlung erfolgte, daß er derselben an dem stürmischen 13. u. 14. Juli 1789 präsidirte, nachher als Generalkommandant der bewaffneten Bürger die Nationalgarde gründete u.

6. Okt. die königl. Familie in Versailles rettete. Beim Ausbruch des Krieges mit den Verbündeten zum Befehlshaber der Ardennenarmee ernannt, erfocht er zwar die ersten Siege (bei Philipperville, Maubeuge u. Florennes), begab sich aber im Juli 1792 nach Paris, um den Jakobinern entgegen zu treten u. die königl. Familie nach Compiegne in Sicherheit zu bringen. Während jedoch der König diesem Plane nicht zustimmte, lenkte L. durch denselben die Volkswuth auch auf sich selbst. Von der Anklage des Verrathes 8. Aug. freigesprochen, ließ er die Abgesandten des Konvents in Sedan verhaften, ward daher von den Republikanern geächtet u. floh nach Flandern. In Rochefort erkannten ihn die Oesterreicher u. verhafteten ihn u. seine Begleiter, um sie nach Olmütz abzuführen. 1797 infolge der Verhandlungen von Leoben wieder in Freiheit gesetzt, hielt sich L. zunächst in Hamburg auf, ehe er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte; doch lebte er hier in der Einsamkeit seines Landgutes Lagrange bis nach der Schlacht bei Waterloo, wo er sich für die Prinzipien von 1789 erhob, die Permanenz der Kammer durchsetzte, auf die Abdankung Napoleon's drang u. zu der Kommission gehörte, welche mit Blücher u. Wellington verhandelte. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris zog sich L. abermals auf sein Landgut zurück. 1818—24 Vertreter des Dep. Sarthe in der Kammer, gehörte er hier zur äußersten Linken. Im Juli 1824 folgte er einer Einladung des Präsidenten der Vereinigten Staaten nach Amerika, wo ihm die ehrenvollste Aufnahme zu Theil ward (vgl. „Voyage du général L. aux États-Unis" [4 Bde., Par. 1825] u. Levasseur, „Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique" [ebd. 1829]). Im Sept. 1825 trat L. wieder in die Kammer. Nach Ausbruch der 1830er Revolution 29. Juli zum Chef der Nationalgarden ernannt, erklärte er sich auf Zureden Laffitte's (s. d.) mit der Wahl des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen bedingungsweise einverstanden, indeß entsprach die umgearbeitete Charte so wenig seinen Wünschen im Interesse der Volkssouveränetät, daß er sich als Abgeordneter sogleich der Opposition anschloß; auch legte er schon 27. Sept. 1830 sein Oberkommando über die Nationalgarden nieder. L. starb zu Paris 20. Mai 1834. Vgl. Büdinger, „L." (Lpz. 1870). — Georges Washington de L., Sohn des Vorigen u. Washington's Taufpathe, geb. 1777, ward Husarenoffizier, kam aber, da ihn Napoleon die Abneigung gegen die liberalen Grundsätze des Vaters entgelten ließ, über den Leutnantsrang nicht hinaus, trat 1815 in die Kammer, wo er sich stets zur Linken hielt, wurde nach der 48er Revolution Vizepräsident der Konstituirenden Versammlung u. starb zu Paris 10. Dez. 1849.

La Fère, Stadt u. Festung vierter Klasse im franz. Dep. Aisne mit 4126 E. (1872), liegt auf einer durch die Oise gebildeten Insel an der Mündung der Serre, ist Sitz einer Artilleriedirektion, einer Artillerieschule u. eines Arsenals u. treibt Handel mit Wein, Getreide u. Vieh; 1814 von den Preußen vergeblich belagert, mußte L. F. 27. Nov. 1870 nach zweitägiger Beschießung durch die deutschen Truppen mit 2000 Mann u. 70 Geschützen kapituliren.

La Ferté sous Jouarre, Stadt im franz. Dep. Seine u. Marne mit 3410 E. (1872), welche einen umfangreichen Handel mit Mühlsteinen treibt, die in der Nähe gebrochen werden. Die Stadt liegt am linken Ufer der Marne in fruchtbarer Umgebung.

Laffete nennt man das Gestell od. Gerüst aus Holz od. Eisen, od. aus Holz u. Eisen, auf welchem das Geschützrohr beim Abfeuern liegt. Die L. ist also das Schießgestelle des Rohrs. Für die Feldartillerie u. in neuerer Zeit auch großentheils für Belagerungs- u. Festungsartillerie ist die L. so eingerichtet, daß das Rohr auch auf ihr transportirt werden kann. Von dem einfachsten Schießgestelle, einem Klotz od. zwei neben einander zur Schleife verbundenen Balken, hat sich die L. bis zu der den höchsten Anforderungen an ein bewegliches Fahrzeug zunächst kommenden Feldlaffete der Neuzeit entwickelt. Zwischen der unerläßlichen Hauptforderung von genügender Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkungen des eigenen Geschützrohres als Trag- u. Schießgerüst u. andererseits den Forderungen einer gesicherten u. von Festungs- zu Belagerungs- u. Felddienst sich bezüglich der Beweglichkeit rapid steigernden Transportfähigkeit liegen nun noch die speziellen Forderungen, welche die Festungsartillerie, in neuester Zeit auch die Marine- u. Küstenartillerie, dahin richtet, daß wo möglich ein u. dieselbe L. sich mit geringen Abänderungen an den verschiedenen Aufstellungspunkten gebrauchen lasse, welche Wälle, Kasematten, Gräben, Panzerthürme ꝛc. bieten. Das Bestreben, den sich immer steigernden Anfragen gerecht zu werden, hat zu einer stets vermehrten Anwendung des Eisens u. Verdrängung des Holzes geführt, so daß heutzutage auch in der Feldartillerie die L. bis auf Deichseln u. Räder fast nur aus gewalztem Eisenblech, Guß- u. Schmiedeeisen erbaut werden. (Weiteres u. Abb. s. „Artillerie".)

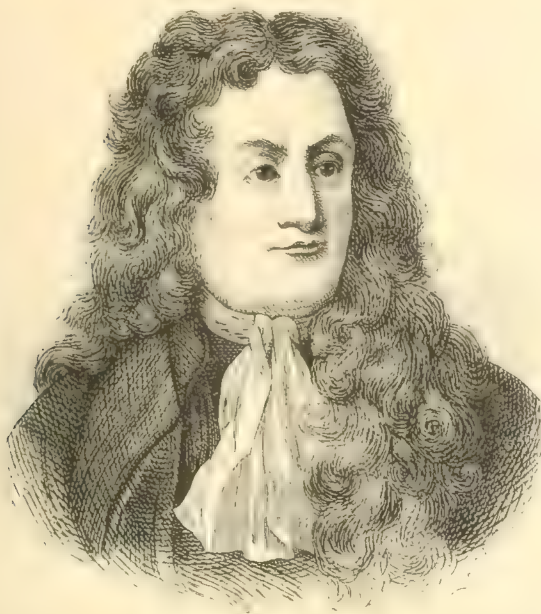
Laffitte (spr. Laffitt), Jacques, franz. Bankier u. Staatsmann, geb. zu Bayonne 24. Okt. 1767, trat 1788 in das Pariser Bankhaus Perregaux, das er 1805 selbst übernahm u. bald zu europ. Rufe brachte; wurde 1809 Regens u. 1814 Gouverneur der Bank von Frankreich, sowie Präsident der Pariser Handelskammer. Napoleon wählte ihn zu seinem Testamentsvollstrecker. Im J. 1816 in die Deputirtenkammer gewählt, schloß sich L. der Opposition an, weshalb ihm 1819 das Gouvernement der Bank genommen wurde, doch erhielt er 1822 das Amt eines Regens zurück. In den Julitagen des J. 1830 ward sein Haus der Mittelpunkt für alle einflußreichen Männer der Revolution, u. auf seinen Vorschlag übertrug man dem Herzog von Orleans die Reichsverwesung; Letzterer wurde dann durch L. bewogen, das sog. Programm der Revolution anzuerkennen. L. selbst kostete die Errichtung des Thrones Ludwig Philipp's sein Vermögen, seinen Einfluß u. seine Popularität. Ins Ministerium getreten, konnte er als zu konservativ die Kammermajorität nicht für sich gewinnen u. mußte daher 13. März 1831 zurücktreten. Sein Bankgeschäft hatte L. als Minister aufgegeben, u. nun verkaufte er auch alle seine Güter, um 50 Mill. Schulden zu bezahlen. Nicht durch den Hof, der ihn schnell vergaß, sondern durch eine Nationalsubskription wurde ihm wenigstens sein Haus in Paris erhalten. Was ihm von seinem Vermögen noch geblieben, benutzte L. 1837 zur Gründung einer Banque sociale, durch welche die Vereinigung der kleinen Kapitalisten behufs ihrer Konkurrenz mit den großen vermittelt werden sollte. Der Erfolg dieses Unternehmens kam dem Bau mehrerer Eisenbahnen zu Gute, insbes. der von Paris nach Rouen. Seit 1831 wieder Mitglied der Kammer, gehörte er fortan zur radikalen Linken. Im J. 1843 wählte ihn die Kammer zu ihrem Präsidenten. Er starb zu Paris 26. Mai 1844. Vgl. „Souvenirs de J. L., racontés par lui-même etc." (Par. 1844).

Lafont (spr. Lafong), Charles Philippe, berühmter franz. Violinspieler, geb. zu Paris 7. Dez. 1781, erhielt erst von seiner Mutter, einer Schwester des Violinspielers Bertheaume u. selbst Violinistin, nachgehends von Bertheaume selber Geigenunterricht, reiste mit Letzterem 1792 in Deutschland, wurde dann, nach Paris zurückgekehrt, von Rud. Kreutzer unterrichtet, machte bei Navoigille dem Aelteren u. bei Berton Kompositionsstudien u. bildete sich überdies unter Garat's Anleitung zum Sänger aus. Auf Konzertreisen durch fast ganz Europa machte er sich auf das Vortheilhafteste bekannt, war 1808—15 in Petersburg Soloviolinist des Kaisers von Rußland u. wurde, nach Paris zurückgekehrt, erster Violinist in der Kammermusik Ludwig's XVIII., sowie später Accompagnateur der Herzogin von Berry. Er verlor sein Leben durch einen Unfall auf der Postwagenfahrt zwischen Bagnères de Bigorre u. Tarbes 14. Aug. 1839. — L.'s Spiel war ausgezeichnet durch sauberste Technik, Wohllaut des Tons u. Eleganz des Vortrags, u. seine Violinkompositionen — Konzerte, Variationen, Fantasien ꝛc. — sind geschmackvoll u. dankbar. Im Uebrigen hat er an 200 ihrer Zeit sehr beliebte Romanzen, ferner im Verein mit mehreren Pianisten (z. B. Herz, Moscheles, Kalkbrenner ꝛc.) eine Anzahl von Duos für Klavier u. Violine, endlich auch einige kleinere Opern verfaßt.

Lafontaine (spr. Lafongtän), August Heinrich Julius, ein seinerzeit sehr beliebter Romandichter, geb. zu Braunschweig 10. Okt. 1759, studirte in Helmstedt Theologie, ward 1786 Hauslehrer in Halle, folgte 1792 dem preuß. Heere als Feldprediger nach der Champagne, privatisirte dann in Halle u. starb daselbst 20. April 1831. Im Privatleben launig u. munter, war er in seinen Romanen von höchster Sentimentalität. A. W. v. Schlegel urtheilt über ihn: bei allem guten Willen u. Glauben, sittlich zu sein, befördere er doch den Hang zur Erschlaffung u. Passivität; könne man mit Worten allein dichten, so sei L. dazu der Mann, u. treffend fügt er seiner Charakteristik hinzu: Mehr als Lieblingsschriftsteller seiner Zeit könne L. nicht werden; das sei wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen so herabziehenden Tendenzen seiner poesie-, geist- u. schwunglosen Produkte.

Zu den besseren Romanen L.'s gehören: „Gemälde des menschlichen Herzens" (3 Bde., Halle 1792); „Quinctius Heymeran v. Flamming" (4 Bde., Berl. 1798); „Der Sonderling" (3 Bde., Halle 1801); „Die Familie von Halden" (2 Bde., Berl. 1803) u. a. Vgl. Grüber, „L.'s Leben u. Wirken" (Halle 1833).

Lafontaine, Jean de, geb. zu Château-Thierry in der Champagne 8. Juli 1621, gest. zu Paris 13. April 1695; ist einer von den wenigen Dichtern der Neuzeit, ja vielleicht der einzige unter ihnen, welcher auf dem Gebiete der Fabel große u. dauernde Erfolge errungen hat, indem er es verstand, den einfachen u. natürlichen Ton dieser Dichtungsart zu treffen u. die Schätze der Volkssprache u. Volkspoesie für sie auszubeuten. Seine Fabeln, welche in einzelnen Sammlungen in den J. 1668 (Buch 1—6), 1678 (Buch 7—11) u. 1694 (Buch 12) erschienen, fanden den allgemeinsten Beifall, sind in alle Kultursprachen übersetzt u. nicht blos in Frankreich, sondern in der ganzen gebildeten Welt ein wahres Volksbuch geworden. Daß er vielfach die Stoffe seiner Fabeln nicht frei erfunden hat, sondern ital. od. altfranz. Vorlagen entlehnte, thut seinem Ruhme keinen Eintrag,



Nr. 3897. Jean de Lafontaine (geb. 8. Juli 1621, gest. 13. April 1695).

denn das feine poetische Gefühl u. die Meisterschaft, welche er in der Auswahl u. Ueberarbeitung dieser Vorlagen bewiesen hat, sind der höchsten Bewunderung würdig. Weniger Lob verdient L.'s zweites Dichterwerk, die „Contes" (1665); es sind dies poetische Erzählungen nach Art der milesischen Mährchen des Alterthums, von höchst anmuthiger Form zwar, aber so obscönem Inhalt, daß selbst L.'s wahrhaftig nicht strenge Zeitgenossen daran Anstoß nahmen u. die Aufnahme des Dichters in die Akademie (1684) durch diese Dichtungen eine Zeit lang sehr in Frage gestellt ward. L.'s Lebenswandel zeigt, nam. in Hinsicht auf seine ökonomischen u. ehelichen Verhältnisse, manche häßliche Flecken, doch fehlen in ihm auch edle Züge nicht, unter denen nam. die treue Anhänglichkeit hervorgehoben zu werden verdient, welche L. seinem Gönner Fouquet auch dann noch bezeugte, als diesen die königl. Ungnade getroffen hatte.

Lafosse, Charles de (auch de la Fosse), Historien- u. Portraitmaler, geb. 1636 zu Paris, bis zu seinem 22. Jahre Schüler von Lebrun, bereiste Italien, studirte, unterstützt vom Minister Colbert, in Rom, u. bildete sich dann in Venedig zu einem bedeutenden Koloristen aus. Nach seiner Rückkehr malte er Fresken in mehreren Pariser Kirchen u. in franz. Schlössern (z. B. Versailles, Meudon 2c.), worauf er 1673 Mitglied u. 1699 Direktor der Kunstakademie wurde. L.'s Hauptwerk sind die Malereien der Kuppel des Invalidendomes. Seine Zeichnung ist nicht fehlerfrei, aber sein Kolorit blühend u. wirkungsvoll, wenn auch oft zu bunt. Mehrere seiner Oelbilder befinden sich im Louvre. L. starb zu Paris 13. Dez. 1716.

Lager nennt man im militärischen Leben den Ort, an welchem eine Truppe für längere od. kürzere Zeit Rast macht. Man unterscheidet Marschlager u. Standlager, je nachdem die Rast nur über Nacht dauert od. der Aufenthalt sich auf Tage, Wochen u. Monate erstreckt. Die Dauer des L.s an einem u. demselben Orte ist selbstverständlich wesentlich von Einfluß auf die Einrichtungen, welche der Soldat für seinen Unterhalt u. für den Schutz gegen die Einflüsse der Witterung trifft. Man unterscheidet bei den Standlagern wiederum Zeltlager, Hüttenlager u. Barackenlager. Bis zu Napoleon führten alle Heere Zelte mit sich. Seine rasche u. energische Kriegführung konnte den dafür nöthigen Troß nicht dulden. Die Truppen mußten sich deshalb ohne Zelte bequemen u. Schirme u. Hütten aus Stroh, Reisig, Erde 2c. bauen, wie es gerade die Oertlichkeit gestattete. Diese Unterkunftsräume weiß der Soldat von Tag zu Tag wohnlicher zu gestalten, wie in dem letzten Kriege die L. der deutschen Armeen vor Metz u. Paris bewiesen haben. Barackenlager legt man gewöhnlich an, um Truppen für längere Zeit zu Uebungszwecken zu vereinigen. Solche Barackenlager finden sich bei den großen Schießplätzen der deutschen Artillerie, sowie bei Châlons, bei Aldershot u. s. w. Die Baracken werden aus Holz, Fachwerk od. Backsteinbau hergestellt. Der neueste große Schießplatz bei Griesheim in der Nähe von Darmstadt hat schöne, massive Backsteinbaracken. Die großen Festungen der Jetztzeit, wie Mainz, Metz, Straßburg, Antwerpen 2c., haben sog. befestigte L., d. h. ausgedehnte Terrainstrecken zwischen der Hauptfestung u. den Außenforts, auf welchen ganze Armeen lagern können. — L. in merkantilischem Sinne nennt man die Räume, in denen die Kaufleute die größeren Vorräthe ihrer Waaren aufbewahren, daher „auf dem L. haben" s. v. w. vorräthig haben. In der Mechanik nennt man L. die Unterlagen von Holz od. Metall, in denen sich die Zapfen der Wellen od. der schwingenden Theile drehen (Zapfenlager). Ferner heißt L. ein niedriges Gerüst in den Kellern für Wein- od. Bierfässer.

Lagerbier, s. „Bier".

Lagerung der Gesteine nennt man die Art u. Weise, in welcher die verschiedenen Gesteinsmassen räumlich angeordnet sind, in welchem Verhältnisse sie sich demnach sowol zu einander als auch zum ganzen Erdkörper befinden. Die drei Hauptformen der Gesteine, die geschichteten, die Massengesteine u. die Ganggesteine, bedingen natürlich besondere Verhältnisse der gegenseitigen Verbindung; so entsteht bei den geschichteten Gesteinen z. B. gleichförmige u. ungleichförmige L., je nachdem die Schichten einander parallel od. nicht parallel sind. Unter sich gleichförmig gelagerte Schichten können entweder wieder horizontal, geneigt od. senkrecht (saiger, auf dem Kopfe) sein. Man spricht ferner von übergreifender L., von becken- u. muldenförmiger Einlagerung u. mantelförmiger Umlagerung 2c. Noch mannichfaltiger sind die Lagerungsverhältnisse bei den massigen u. Ganggesteinen in ihren Beziehungen unter einander u. zu den geschichteten Gesteinen; doch müssen wir hinsichtlich dieser auf die Lehrbücher der Geognosie verweisen.

Laghuat (El-Aghuat), Oasenstadt in Algerien, Hauptort des Militärdistriktes der franz. Sahara-Oasen, hat mehrere Straßen von durchaus europ. Charakter; die 2400 E. bestehen zu $^{7}/_{8}$ aus Eingebornen u. treiben bedeutende Dattelkultur u. Handel. L. wurde 1852 durch den franz. Marschall Pelissier eingenommen.

Lagny, Stadt im franz. Dep. Seine-et-Marne mit 3958 E. (1872), schon im 9. Jahrh. als Benediktinerabtei erwähnt, liegt 4 M. im O. von Paris in angenehmer Gegend am linken Ufer der Marne u. dient vielen Parisern als Sommeraufenthalt; die Bewohner treiben beträchtlichen Handel mit Käse (fromage de Brie), Geflügel, Früchten 2c. u. bearbeiten die nahen Gips- u. Alabasterbrüche. Im Deutsch-franz. Kriege war L. eine Zeit lang Ausladungsplatz für das Kriegsmaterial zur Belagerung von Paris; in dem nahe gelegenen Rothschild'schen Schlosse La Ferrières befand sich vom 19. Sept. bis 5. Okt. 1870 das Hauptquartier König Wilhelm's.

Lago Maggiore (spr. Madschore), Langensee, lat. Lacus Verbanus, einer der schönsten nordital. Seen; liegt am Südabhange der Centralalpen, 197 m. über dem Meere, u. bedeckt einen Flächenraum von 3,89 □M. Bei einer Länge von $8^{1}/_{2}$ M. u. einer Breite von $^{1}/_{4}$ — $1^{1}/_{2}$ M. hat er eine größte Tiefe von 854 M. Ihn durchströmt der Ticino (Tessin, s. d.), welcher an seinem nördl. Ende bei Magadino in einem Delta mündet u. bei Sesto Calende abfließt; außerdem sammelt der L. M. außer einer Menge kleinerer Bergströme, die sich theilweise in malerischen Kaskaden ergießen, die Gewässer der Maggia u. der durch ihren prachtvollen Wasserfall berühmten Toce (Tosa) u. der Tresa, welche ihn mit dem Luganer See verbindet. Bei der Einmündung des letztgenannten Flusses bildet der L. M. auf seiner rechten Seite die tiefe Bucht von Pallanza, welcher die vielberühmten Borromeischen Inseln (s. d.) vorgelagert sind. Die meist waldlosen Berge, die im N. steil zu den graublauen Fluten des Sees abfallen, erreichen dort noch eine Höhe von 2200 m.,

dachen sich aber nach S. zu niederen Höhen ab; ihren Fuß umgürten prächtige Dörfer u. Städte, von denen Locarno, Pallanza u. Laveno die bedeutendsten sind, Villen lombardischer Großen, glänzende Gasthäuser, Gärten von der üppigsten Pracht südl. Pflanzenwuchses u. Haine von Oliven, Orangen u. Kastanien; weithin die Abhänge aufwärts zieht sich die Weinkultur. Zahlreiche Dampfboote u. Segelschiffe beleben die Oberfläche des Sees. Derselbe gehört zu ¹/₅ der Schweiz, im S. des Dorfes S. Bartolomeo dem Königreich Italien an u. sieht nach der Vollendung der Gotthardbahn einer weit größeren Bedeutung für den Verkehr zwischen diesen beiden Ländern entgegen. Das Südende ist von Arona u. Sesto Calende mit Mailand, das Nordende seit Dez. 1874 von Locarno mit Bellinzona durch Eisenbahnen verbunden.

Lagos (bei den Eingeborenen Eko od. Oui), bedeutende Handelsstadt an der westafrikan. Küste von Joruba, liegt unter 6° 26′ n. Br. u. 2° 22′ östl. von Greenwich auf einer durch eine seichte, mit Mangrovegebüsch bedeckten Lagune vom Festland getrennten Insel u. besteht aus einem der See zugekehrten Stadttheil von mehr europ. Charakter, wo sich das Haus des Gouverneurs, das Rathhaus, das Zollhaus u. andere öffentliche Gebäude befinden, u. den Quartieren der Eingeborenen. Die Bevölkerung zählte 1872 (nach Missionar Beaugendre) 50,000 Seelen, welche größtentheils dem Jorubastamme angehören u. unter denen sich nur etwa 100 Europäer befinden. Eine starke Zunahme der weißen Bevölkerung verhindert das äußerst ungesunde Klima. Etwa die Hälfte der Eingeborenen sind noch Fetischanbeter u. 4000 Mohammedaner, doch giebt es eine kathol. u. 10 protest. Kirchen u. einige christl. Schulen. Die Neger beschäftigen sich vorzugsweise mit Fischerei, die Weißen mit dem Handel; die Ausfuhr besteht nam. aus Indigo, Elfenbein, Palmöl, Mais, Baumwolle, die Einfuhr aus Kaurimuscheln, Tabak, Waffen, Stabeisen, Salz, Spirituosen u. Kurzwaaren. Deutschland, Frankreich u. Italien sind hier durch Konsulate vertreten. Bis zum J. 1851 war L. portugiesischer Schutzstaat u. ein Haupthafen für den Sklavenhandel; seit 6. Aug. 1861 ist es britische Kolonie.

Lagrange (spr. Lagrangsch), Joseph Louis, berühmter Mathematiker, geb. zu Turin 25. Jan. 1736, löste schon als Jüngling ein paar der schwierigsten wissenschaftlichen Aufgaben, ward mit 19 Jahren Professor der Mathematik an der Artillerieschule in seiner Vaterstadt, erhielt bald darauf von der Pariser Akademie den Preis für eine die Jupiter-Trabanten betreffende Arbeit u. veröffentlichte die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensystem. Im J. 1766 berief ihn Friedrich d. Gr. an Euler's Stelle als Direktor der mathematischen Klasse der Akademie nach Berlin, das er aber 1787 mit Paris vertauschte. Hier hatte L., obwol das die Ausweisung aller Fremden aussprechende Edikt vom 16. Okt. 1793 auf ihn nicht angewendet wurde, während der Schreckenszeit viel zu dulden u. schwebte in steter Lebensgefahr. Nachher als Professor an der Normal- u. der Polytechnischen Schule angestellt, sowie zum Mitglied des Instituts u. des Längenbureaus erwählt, ward er von Napoleon zum Senator u. Grafen erhoben. Er starb zu Paris 10. April 1813 u. wurde im Pantheon beigesetzt. In seiner Geburtsstadt steht seit 15. Juni 1867 auf der Piazetta Lagrange seine von Albertoni modellirte Kolossalstatue. Als seine Hauptwerke sind anzuführen: „Théorie des fonctions analytiques“ (Par. 1797; n. A. 1813); „Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés“ (ebd. 1798; 3. Aufl. 1826); „Mécanique analytique“ (2 Bde., ebd. 1788; n. A. 1811 bis 1815). Eine neue Ausgabe seiner gesammelten „Oeuvres“ veranstaltete Serret (Par. 1867 ff.).

La Granja od. San Ildefonso, königl. Lustschloß u. Städtchen in der span. Provinz Segovia, am nördl. Fuße der Sierra Guadarrama in schöner Berglandschaft gelegen, wurde 1724–27 in Nachahmung des Schlosses von Versailles durch Philipp V. erbaut, der mit seiner Gemahlin in der dem heil. Ildefonso geweihten Kollegiatkirche des Ortes begraben liegt. Das prachtvoll ausgestattete, von schönen Gärten umgebene Schloß dient den jeweiligen Regenten in der Regel als Sommerresidenz u. ist historisch bekannt durch die Revolution von L., durch welche 13. Aug. 1836 die meuterischen Garden die daselbst residirende Königin Marie Christine zu der bekannten Zusage zwangen, die Verfassung von 1812 wiederherzustellen.

Laguéronnière (spr. Lagheronniähr), Louis Etienne Arthur Dubreuil-Hélion, Vicomte de, franz. Journalist u. Politiker, geb. 1816, machte sich 1835 durch ein paar Artikel im „Avenir national“ zum ersten Mal bemerklich, gewann alsbald die Freundschaft Lamartine's, dessen „Bien public“ er 1848 redigirte, war dann eine Zeit lang Mitredakteur der „Presse“ u. übernahm 1850 die Oberleitung des von Lamartine gegründeten „Pays“. Dies Verhältniß zerstörte der Napoleonische Staatsstreich vom 2. Dez., der in L. einen der wärmsten Vertheidiger fand. Seit März 1852 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers u. seit 1853 Mitglied des Staatsraths, ward L. 5. Juli 1861 zum Senator ernannt. Am 1. Aug. 1862 trat L., der außerdem die Auffassung der jeweiligen politischen Lage durch meist anonyme Broschüren zu beeinflussen suchte, an die Spitze der „France“. In den J. 1868–70 war er Gesandter in Brüssel. Auch nach dem Sturz der Napoleoniden ist er ein eifriger Bonapartist geblieben. Seine „Études et portraits politiques contemporains“ gab er 1856 gesammelt heraus. Auch sein älterer Bruder, Graf Alfred de L., geb. 1810, der als Frucht eines längeren Aufenthaltes in England ein Buch über die „Hommes d'état de l'Angleterre“ (Par. 1853) veröffentlichte, hat eine Anzahl politischer Broschüren verfaßt.

Lagunen (vom lat. lacuna, d. h. seichter See, Lache) sind seichte Strandseen, welche vom Meere durch langgestreckte, niedrige u. meist schmale Inseln od. Halbinseln getrennt werden. Sie entstehen entweder dadurch, daß das Meer die Dünenreihe der Küste durchbricht u. hinter derselben die unter der Meeresoberfläche liegenden Ländereien bedeckt, od. durch Anschwemmungen von Flüssen, welche schließlich eine tief eingeschnittene Mündungsbucht in einen Binnensee verwandeln. In ersterem Falle kann das Wasser der L. das des Meeres an Salzgehalt übertreffen, in letzterem wird es durch die Menge des zuströmenden Flußwassers weit süßer werden. Durch die sich immer mehr häufenden Ablagerungen werden die L. schließlich ausgefüllt; sie verwandeln sich in eine Sumpflandschaft u. endlich, meist mit Hülfe der Menschen, in festes Land. Am bekanntesten sind die nordital. L., die sich von der Mündung des Isonzo bis zu der des Po erstrecken, nam. diejenigen von Venedig, welche durch viele kleinere Inseln (Lidi) vom Adriatischen Meere geschieden sind. In großer Ausdehnung kommen aber auch solche Strandseen (étangs) in Frankreich an den Küsten des Mittelmeeres u. des Biscayischen Meerbusens, an der Ostküste der Krim (Faules Meer) u. an den Küsten des Golfes von Mexiko vor. Häufig geben sie einen reichen Ertrag an Seesalz, meist aber sind sie durch ihre Ausdünstungen der menschlichen Gesundheit gefährlich.

Laharpe (spr. Laharp), Frédéric César, schweiz. Politiker, geb. zu Rolle im Waadtlande 6. April 1754, war zuerst Sachwalter in Bern, ging 1782 nach Petersburg u. wurde 1783 Erzieher der Großfürsten Alexander u. Konstantin. Wegen seiner liberalen Bestrebungen von der Berner Regierung geächtet u. aus Petersburg entfernt, ging er nach Paris, von wo aus er das Berner Patriziat in Flugschriften bekämpfte u. die Umwälzung der ganzen Schweiz herbeiführen half. Nach Gründung der Helvetischen Republik in das Direktorium gewählt, wandte er sich nach dessen Auflösung nach Lausanne, wurde hier auf Veranstalten der Berner Regierung verhaftet, entfloh aber nach Frankreich. Bei der Anwesenheit Kaiser Alexander's I. in Paris erhielt er den Titel eines russ. Generals. Auch ward er 1815 zum Wiener Kongreß gezogen, auf dem er für die Unabhängigkeit der Kantone Waadtland u. Aargau von Bern erfolgreich wirkte. Seitdem lebte er in Lausanne, wo er 30. März 1838 starb. In seinem Geburtsort ward ihm 1844 ein Denkmal errichtet.

Laharpe, Jean François de, franz. Dichter, Kritiker u. Literarhistoriker, geb. 20. Nov. 1739 zu Paris, gest. ebendaselbst 11. Febr. 1803, gehört zu den zahlreichen franz. Schriftstellern des 18. Jahrh., welche, ohne sich zu dem Range der Klassiker zu erheben u. ohne Schöpfungen von bleibendem Werthe hervorzubringen, doch in dem literarischen Leben ihrer Zeit eine bedeutende Rolle spielten u. mehr od. weniger an dem Ausbruche u. der Entwicklung der Revolution intellektuell betheiligt waren. L. hat sich in sehr verschiedenartigen Gebieten der Literatur versucht, am erfolgreichsten auf dem des Dramas (er dichtete u. A. die Tragödien „Warwick“, „Timoléon“, „Gustave Wasa“, „Mélanie“, „Coriolan“, „Virginie“) u. auf demjenigen der literarischen Kritik u. Literaturgeschichte („Cours de littérature ancienne et moderne“, Par. 1786, u. „Correspondance littéraire“, Par. 1801 ff.). Bekannter noch als durch seine schriftstellerischen Leistungen ist L. durch seine abenteuerlichen Lebensschicksale geworden, die ihn wiederholt in den Kerker führten u. ihn zu einem schroffen religiösen u. politischen Gesinnungswechsel veranlaßten: Anfangs eifriger Anhänger der extremsten Revolutionspartei u. Feind

jedes Kirchenthums, ward er durch eine Gefangenschaft, die er sich durch unbedachte Spöttereien gegen Robespierre zugezogen hatte, zum Royalismus u. bigotten Katholizismus bekehrt. Eine Ausgabe der Werke L.'s erschien 1825 zu Paris (10 Bde.).

Laheg (fälschlich auch Lahedsch geschrieben u. gesprochen) od. Land der Abädel, heißt die in Südarabien im N. von Aden gelegene, etwa 40 □M. umfassende Landschaft, welche nach N. zu einem niedrigen Steppenplateau emporsteigt u. seine Fruchtbarkeit vorzugsweise dem Wadi Tobban verdankt, in dem durch Schleußen fast das ganze Jahr Wasser bewahrt wird. L. versorgt Aden mit Lebensmitteln, Holz, Gras u. Heu. Die Bevölkerung besteht aus Somaliarabern u. Ueberresten der alten Himjaren. Die Hauptstadt Hauta od. L. besteht aus 20—30 kastellartigen, großen Häusern u. ist Residenz eines Sultans. Seit 1849 haben die Briten die Schutzherrschaft über L.; nach dem Tode des letzten Sultans von L. (1866) entstanden aber Streitigkeiten unter den beiden Söhnen, von denen der eine sich der Unterstützung der Türken zu erfreuen hatte, während die Engländer für den anderen Partei nahmen. Erstere besetzten 1873 das Land, mußten sich aber vor dem Proteste Englands zurückziehen. Der Sultan hat Artillerie (3 Kanonen), führt eine eigene Münze u. bezieht von dem Gouverneur von Aden einen Jahresgehalt. Eine nähere Kenntniß von L. verdanken wir der Reise H. v. Maltzan's (1870—71) in diesem Gebiete.

Lahire (spr. Lahihr), eigentlich Etienne de Vignolles, nach dem auch der Coeurbube in der franz. Karte genannt wird, kühner Bandenführer Karl's VII. von Frankreich, geb. um 1390; stellte sich, getrieben von seinem Haß gegen die Engländer, an die Spitze der Armagnaten (s. „Armagnac"), schloß sich dann der Jeanne d'Arc (s. d.) an, drang, um sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, bis nach Rouen vor, fiel zwar hierbei in die Hände des Feindes, entkam aber wieder, nahm 1432 an der Einnahme von Chartres Theil, verwüstete nachher die von den Engländern u. Burgundern besetzten Provinzen u. eroberte Soissons. Im J. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er 11. Jan. 1443 starb.

Lähmung nennt man im Allgemeinen jeden Zustand, bei welchem der Gebrauch eines der Bewegung dienenden Gliedes des menschlichen od. thierischen Körpers beeinträchtigt od. vernichtet ist. Hierbei wird zunächst keine Rücksicht genommen auf die höchst mannichfaltigen Ursachen, die einer solchen Beeinträchtigung zu Grunde liegen können, u. der gewöhnliche Sprachgebrauch hat nur den Thatbestand selbst im Auge, daß Jemand z. B. ein Bein, einen Finger, die Zunge u. s. w. schwer od. gar nicht bewegen kann, mögen Schmerzen die Bewegung hindern od. mag eine krankhafte Verwachsung beweglich verbundener Knochen, eine Verkürzung von Sehnen od. eine Schwellung von Gelenken an der Unbeweglichkeit schuld sein, od. mag eine wirkliche Muskelschwäche dieselbe bedingen. Im engeren, medizinischen Sinne versteht man aber unter L. nur die Funktionsstörung der speziell die Bewegungen aktiv vermittelnden Organe, d. h. der Muskeln, u. schließt also von dieser Bezeichnung alle diejenigen Zustände von Unbeweglichkeit eines Gliedes aus, die durch mechanische Hindernisse in den passiv bei der Bewegung betheiligten Körpertheilen gesetzt sind.

Die L. kann jeden Körpermuskel, sowol die willkürlichen wie die unabhängig vom Willen funktionirenden, befallen. Man spricht demnach von L.en der Extremitäten, von Blasen-, Mastdarmlähmung, von Zwerchfelllähmung, von Augenmuskel-, Gesichts-, Zungen-, Gaumenlähmung, von Herzlähmung, Darmlähmung u. s. w., wenn die Muskeln eines der genannten Organe sich nicht od. nur ungenügend in Thätigkeit versetzen lassen. Je nach dem Grade der Beeinträchtigung dieser Funktionen unterscheidet man unvollständige L. (Paresis) u. vollständige L. (Paralysis). Auch die Ursachen dieser L. im engeren Sinne sind noch sehr verschieden. Sie beruhen entweder auf Erkrankung der Muskeln selbst, z. B. akuten od. chronischen Entzündungen des Muskels, Entartungen der eiweißhaltigen Substanz des Muskels zu fettiger od. wachsartiger Masse, einfacher Abmagerung des Muskels (rheumatischer Entzündung, fettiger Entartung des Herzmuskels, Muskelatrophie), od. aber, u. viel häufiger, auf einer Erkrankung des zum Muskel gehörigen Nerven, sei es in seinem Verlaufe außerhalb od. innerhalb des Rückenmarkes u. Gehirns. Jede Zusammenziehung eines Muskels in unserm Körper hat ihren Grund in einer Erregung, die dem Nerven vom Gehirn, dem Centrum aller Nervenbewegungen, mitgetheilt wird, welcher sich in der feinsten u. bis zu den kleinsten Elementen des Muskels hindringenden Weise in demselben verbreitet. Alle diese einzelnen Muskelnerven aber gehen von gewissen Punkten des Gehirns aus, von da durch das Rückenmark hindurch u. suchen auf verschieden langen Wegen längs der einzelnen Glieder ihre zugehörigen Muskeln auf. Innerhalb dieser ganzen Bahn vom Gehirn bis zur Peripherie können nun solche Nerven durch krankhafte Prozesse od. äußere Schädlichkeiten gedrückt, gezerrt, zerstört werden, u. sobald dieses sich ereignet, wird der zugehörige Muskel seine Thätigkeit einstellen. Je nach dem Orte, wo also die Verletzung des Nerven stattgefunden hat, spricht man von Hirnlähmungen, Rückenmarkslähmungen od. peripherischen Nervenlähmungen. Aus hier nicht weiter zu erörternden Gründen pflegt bei Hirnlähmungen immer nur die eine Körperhälfte ihre Muskelfunktion einzubüßen: halbseitige L. (Hemiplegie); bei Rückenmarkslähmung pflegen beide Körperhälften, aber gewöhnlich am stärksten die unteren Extremitäten, muskelschwach zu werden (Paraplegie), u. endlich bei L. peripherischer Nerven erkranken nur ganz umschriebene Muskelgruppen (L. einer Partie des Gesichts, der die Finger streckenden Muskeln u. s. w.).

Im uneigentlichen Sinne wird der uns beschäftigende Ausdruck bei dem Worte „Lungenlähmung" gebraucht; hier bedeutet er die L. der die Lunge bewegenden (der Respirations-) Muskeln. Die Behandlung der centralen L. hat, wenn möglich, auf Beseitigung der Ursache hinzuarbeiten; so bei einem Bluterguß im Gehirn die Aufsaugung desselben zu befördern, bei Druck durch ein Schädelstück od. einen fremden Körper diese zu entfernen, bei Ansammlung von Eiter diesen zu entleeren u. s. w. Wenn dies, wie in den meisten andern Fällen, z. B. bei Entzündung der Gehirnsubstanz, bei Geschwülsten innerhalb des Schädelraumes, nicht od. nur theilweise möglich ist, so gilt es, Nerven u. Muskeln, die, wenn sie nicht arbeiten, entarten, normal zu erhalten, damit sie, wenn sich von selbst die Schädlichkeit ausgeglichen hat, wieder funktioniren können. Dies geschieht am besten durch Elektrizität (den konstanten u. den Induktionsstrom), durch spirituöse Einreibungen u., wenn noch etwas Beweglichkeit vorhanden od. wenn solche zurückgekehrt ist, durch aktive u. passive Bewegungen. Sitzt die Ursache der L. im Nerven, so muß man wieder, wo es angeht, dieselbe zu entfernen suchen, also den Nerven drücken, Geschwülste ausschneiden od. sonst zur Verkleinerung bringen, Entzündungen des Nerven antiphlogistisch behandeln u., wenn keine äußere Ursache nachweisbar ist, dieselbe Behandlung einschlagen wie bei der vorhergehenden Art. Bei L.en, die im Bereiche des Muskels auftreten, gilt genau dasselbe.

Lahn, rechter Nebenfluß des Rheines, entspringt auf dem Lahnkopf im Rothhaargebirge in Westfalen, fließt zuerst nach O., dann zwischen Marburg u. Gießen nach S., endlich nach W., u. durchströmt ein an Naturreizen reiches Thal, in dem außer den genannten Städten noch Wetzlar, Limburg, Nassau u. Ems liegen u. das den Westerwald u. Taunus scheidet. Nach einem Lauf von 29 M. mündet die bei Gießen schiffbar werdende L. bei Oberlahnstein, südl. von Koblenz. Die bedeutendsten Nebenflüsse sind links die Ohm, Weil, Ems u. Aar u. rechts die Dill.

Lahn, feiner, plattgedrückter Draht aus Gold u. Silber. Unechter L. wird aus unedlen Metallen hergestellt, welche aber, des täuschenden Aussehens wegen vorher häufig mit Gold od. Silber überzogen, plattirt werden. Insbesondere besteht der Goldlahn meist aus vergoldetem Silberlahn. Die feinen Lahnsorten, welche zur Anfertigung von mehr od. weniger kunstvollen Geweben, wie Borden, Spitzen 2c., dienen, werden in Deutschland, nam. in Nürnberg, schon seit Jahrhunderten produzirt; in England scheint dieser Industriezweig viel später aufgekommen zu sein, wenigstens wurde hier erst 1768 einem gewissen Whateley ein Patent für die Herstellung gold- u. silberplattirter Drähte ertheilt. Selbstthätige Maschinen zum Ziehen dieser Drähte wurden bereits von dem Franzosen Chevassus 1846 u. von dem Engländer Simpson 1870 erfunden. Im J. 1853 gab Masson in Paris ein Verfahren an, um den Silberlahn nur auf einer Seite galvanisch zu vergolden u. so möglichst an Gold zu sparen.

La Hogue (spr. —Hohg), Vorgebirge an der franz. Nordküste im Depart. Manche, bei welchem 29. Mai 1692 die englisch-niederländ. Flotte einen Seesieg über die französische erfocht.

Lahore, befestigte Hauptstadt der ind.-brit. Provinz Pendschab u. des ehemaligen Staates der Sikhs mit 98,924 E. (1871), während sie als Residenz der Großmogule einst über 1 Mill. E. gehabt haben soll; liegt, von prächtigen Gärten umgeben, unweit des Rawi in einer wohlkultivirten Ebene. Die bedeutendsten Bauwerke sind der einstige Palast der Großmogule, die von Aureng-Zeyb errichtete Kaisermoschee u. das Mausoleum des Kaisers Dschehangir (Schah-Dura). Sehr wichtig sind die Märkte von L. u. seine Fabrikation von Webwaaren u. Waffen.

Lahr, gewerbfleißige Stadt im bad. Kreise Offenburg mit 7712, zu ¾ evang. E. (1871), liegt im Thale der Schutter an den Vorbergen des Schwarzwaldes, ist Hauptort eines Amtsbezirkes u. hat eine alte evang. u. eine neue kathol. Kirche, ein Progymnasium u. eine Gewerbeschule. Die Industrie ist bedeutend, nam. Spinnerei u. Weberei, auch die Fabrikation von Tabak, Lederwaaren, Hüten, Cichorien u. A. Auch erscheint hier der weitverbreitete Kalender des „Lahrer hinkenden Boten".

Im O. von L. liegt die Ruine der 1697 von den Franzosen zerstörten Burg Geroldseck, deren Grafen im Mittelalter Besitzer der Herrschaft L. waren, bis diese 1426 an Nassau u. 1802 an Baden fiel. Die Besitzer von Geroldseck, Grafen (jetzt Fürsten) v. d. Leyen, erfreuten sich 1806 bis 1815 als Rheinbundsfürsten voller Souveränetätsrechte.

Laibach (sloven. Ljubljana), Hauptstadt des österr. Kronlandes Krain mit 22,593 E. (1869), liegt an einem aus dem Laibachflusse (Nebenfluß der Save od. Sau) abgeleiteten Kanale, halbmondförmig um den Schloßberg zwischen einer Sandebene u. einem Torfmoor u. ist im Innern ziemlich unregelmäßig u. eng gebaut. Zu den hervorragendsten Gebäuden gehören unter den 12 Kirchen die Kathedrale zu St. Nikolaus, die Kirche zu St. Jakob, die Ursulinerinnenkirche u. die Evang. Kirche; ferner auch das Rathhaus, der Auersperg'sche Fürstenhof, die Kaserne u. das große Hospital. L. ist Sitz der Landesregierung u. eines Fürstbischofs u. hat an höheren Lehranstalten ein Ober- u. Untergymnasium, ein bischöfliches Seminar, eine Oberrealschule u. eine Thierarzneischule. In industrieller Hinsicht ist L. wichtig durch eine große Baumwollspinnerei u. eine Zuckerraffinerie; in der Nähe befinden sich Papier- u. Oelfabriken. Nach SW. erstreckt sich das 4 □M. bedeckende Laibacher Moor, sehr reich an Torf u. seit 40 Jahren theilweise entsumpft u. kultivirt; in demselben sind im Sommer 1875 Ueberreste von Pfahlbauten entdeckt worden. Die Mehrzahl der Bevölkerung gehört der sloven. Nationalität an. Das Kastell auf dem nahen Schloßberge ist gegenwärtig Militärgefängniß. L. steht auf dem Grunde des alten Emona, das schon im 1. Jahrh. v. Chr. röm. Militärkolonie wurde, aber 451 durch Attila seinen Untergang fand. Die Stadt wurde unter fränkischer Herrschaft wieder aufgebaut, kam im 12. Jahrh. unter die Herzöge von Kärnten, erhielt 1461 ein Bisthum u. war 1809—13 Hauptstadt der franz. Illyrischen Provinzen; 1821 fand hier der berüchtigte Laibacher Kongreß statt, in welchem Oesterreich, Rußland u. Preußen ihren Bund zur Unterdrückung der freiheitlichen Bewegung in ihren eigenen u. den benachbarten Staaten, bes. in Italien, befestigten u. die bewaffnete Intervention in einen durch politische Parteien erregten bez. in Revolution versetzten Staat als völkerrechtlich erlaubt erklärten.

Laich nennt man die einzeln od. durch eine eiweißartige Gallertmasse zu Klumpen od. Schnüren verbundenen weichhäutigen Eier von Wasserthieren, wie Fischen, Fröschen, Molchen, Schnecken ꝛc., die, ins Wasser abgesetzt (das Laichen), in diesem, also äußerlich, befruchtet werden u. deshalb auch ziemlich leicht künstlich befruchtet werden können (s. „Fische"). Die Laichzeit u. das Laichen richtet sich nach den Umständen, unter welchen die junge Brut am sichersten ihre Weiterentwicklung findet. Karpfenähnliche Fische z. B., die wärmeres, seichtes, weiches Wasser lieben u. sich von Pflanzenstoffen nähren, laichen im Frühling, während der Lachs, die Forellen ꝛc., die vom Raube leben u. kaltes Wasser lieben, im Winter laichen. Der Schneckenlaich bildet klumpige Massen, od. — u. dies ist das Gewöhnlichere — es wird eine in Eiweiß eingebettete Menge Eier von einer lederartigen od. kalkigen Kapsel umschlossen. Viele Fische zeigen zur Laichzeit eigenthümliche Veränderungen ihrer Färbung u. Hautwucherungen u. ändern durch Fettwerden ihren Körperumriß wesentlich um, so daß sie zu dieser Zeit, wie anderseits nach dem Laichen, im abgemagerten, „ausgelaichten" Zustande verschiedene Volksnamen erhielten; manche ändern vor u. während der Laichzeit ihre Gewohnheiten, wandern von ihrem bisherigen Wohnsitze fort, um den L. anderswo abzusetzen ꝛc. So wandern die Aale aus diesem Grunde aus dem Süßwasser ins Meer, die Lachse umgekehrt aus dem Meere die Flüsse hinauf.

Laien (vom griech. λαός, Volk) heißt die Gesammtheit der Nichtgeistlichen im Gegensatz zum Klerus (s. d.) od. dem besonderen Stand der Geistlichen. Eine Mittelstufe zwischen L. u. Klerus bildeten ursprünglich die Mönche als religiosi, bis auch bei ihnen wirkliche Mönche u. Laienbrüder (zum Behuf der äußeren Dienstleistung, ebenso Laienschwestern) seit ca. 1100 unterschieden wurden. — In weiterem Sinne spricht man von „L." in einer Kunst, Wissenschaft od. einem Handwerk im Gegensatz zu den Fachmännern u. Sachverständigen.

Laienpfründen heißen solche geistliche Aemter od. Einkünfte, die gegen ihre ursprüngliche Bestimmung von den weltlichen Lehnsherren an Laien (s. d.) vergeben wurden. Dieser Mißbrauch blühte bes. in Frankreich unter den Merovingern u. ersten Karolingern (7. u. 8. Jahrh.), indem die reichsten Abteien zur Belohnung für geleistete Dienste an Staatsmänner u. Feldherren (als Laienäbte, abbacomites) vergeben od. auch von den Königen, ihren Weibern u. Kindern selbst ausgebeutet wurden. Erst Karl d. Gr. arbeitete eifrig diesem Unwesen entgegen, u. die Kathol. Kirche hat allezeit dagegen als gegen eine schreiende Gewaltthat protestirt. Gegenwärtig können noch die Einkünfte der Domherrnstellen (s. „Domkapitel", als L. bezeichnet werden.

Lainez (spr. Lähneh), Alexander, franz. Dichter, geb. zu Chimay im Hennegau 1650; lebte, nachdem er Griechenland, die Levante, Aegypten, Italien u. die Schweiz bereist hatte, in Paris u. starb daselbst 18. April 1710. Seine anmuthigen, den Freuden des Lebens gewidmeten Lieder wurden nicht von ihm selbst, sondern von Freunden aufgezeichnet u. herausgegeben (Par. 1733; neue Ausg. 1753).

Laird (spr. Lährd), Mac Gregor, Afrika-Reisender, geb. um 1802 zu Greenock, war erst Maschinenbauer, nahm 1832 an der zweiten Nigerexpedition Richard Lander's Theil, erforschte das Gebiet des Tschadda, eines Nebenflusses des Niger, u. gelangte bis Rabba. Seit 1834 wieder in England, verfolgte er den Plan einer transatlantischen Dampfschiffahrt, gründete 1848 die Afrik. Dampfschifffahrtscompagnie, um den Handel u. die Civilisation in Afrika heben zu helfen, rüstete 1854 u. 1857 Expeditionen zur Erforschung der Nigergebiete u. Anknüpfung von Handelsverbindungen mit den dortigen Volksstämmen aus u. starb zu Brighton 27. Jan. 1861. — Sein Bruder John L., geb. zu Greenock 1805, war fast 40 Jahre lang Chef der berühmten Schiffsbaufirma „Laird Sons & Co." in Birkenhead u. baute seit 1829 zuerst eiserne Schiffe, u. a. auch jenes Kaperschiff „Alabama" (s. d.), welches den Anlaß zur sog. „Alabama-Frage" gab. Seit 1861 saß L. als Mitglied der konservativen Partei im Parlament. Er starb zu London 29. Okt. 1874.

Lairesse (spr. Lähreß), Gerard de, Historienmaler u. Kupferstecher, geb. zu Lüttich 1640. Zuerst Schüler seines Vaters Regnier de L., dann des Bertholet Flemaël, bildete er sich vorzugsweise nach Nicolas Poussin. Mit großer wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet, behandelte er mit Vorliebe Gegenstände aus der Mythologie, der alten Geschichte u. der Allegorie. Weniger gelungen sind seine biblischen Bilder. Unter seinen späteren, allzu zahlreichen Gemälden sind manche wegen Manierirtheit u. inkorrekter Zeichnung tadelnswerth. Mehrere ihn gut charakterisirende Gemälde finden sich im Louvre u. im Museum zu Berlin; das beste, der „Tod des Germanicus", im Museum zu Kassel. Er radirte mit leichter Nadel viele Blätter als Illustrationen seiner Lehrbücher. Sein wissenschaftliches Hauptwerk ist das in mehrere Sprachen übersetzte „Groot Schilderboeck" (Amsterd. 1711, 2 Bde.), das er, nachdem er 1690 erblindet war, diktirte. Er starb zu Amsterdam 11. Juni 1711. Unter seinen drei Brüdern, ebenfalls Malern, ist nur Ernst L. als Thiermaler von einiger Bedeutung.

Laïs ist der Name zweier berühmter Hetären des griech. Alterthums, die aber oft mit einander verwechselt werden. Die ältere scheint in Sizilien geboren worden u. zur Zeit des Peloponnesischen Krieges nach Korinth gekommen zu sein. Sie hatte unter anderen berühmten Männern den Aristippos u. Diogenes zu Liebhabern. Sie verblühte schnell u. trieb zuletzt das Gewerbe einer Kupplerin. Von ihr wird erzählt, daß sie an einem Weinbeerkern gestorben sei. Die Korinther errichteten ihr ein Denkmal, welches mit Rücksicht auf ihre Behandlung der Liebhaber eine Löwin darstellt, die einen Widder zerreißt. — Die jüngere L. soll ebenfalls in Sizilien im Flecken Hykkara geboren u. eine Tochter der Geliebten des Alkibiades, Timandra, gewesen sein. Der Tyrann Dionysios soll sie dem Dithyrambendichter Philoxenos geschenkt haben, der sie mit nach Korinth nahm. Zu dem Maler Apelles soll sie Beziehungen gehabt haben. Mit der Phryne wetteiferte sie in der Zahl ihrer Liebhaber. Schließlich folgte sie einem derselben nach Thessalien; dort soll sie bei einem Feste der Aphrodite, bei welchem keine Männer gegenwärtig sein durften, von den eifersüchtigen Frauen erschlagen worden sein. Auch ihr ward in Thessalien ein Denkmal errichtet.

Lakedämon, s. „Sparta".

Lakhno, s. v. w. Lackhnau (s. d).

Lakisten (vom engl. lake [spr. lehk], der See) nennt man eine englische Dichterschule, deren Mitglieder fast alle in der Nähe der romantischen Seen von Cumberland u. Westmoreland wohnten. Ihr Stifter war William Wordsworth (a. Cakermouth 1770—1850); als Mitglieder sind zu nennen Coleridge, John Wilson, Robert Southey, Nathanael Parker Willis u. in gewissem Sinne auch Walter Scott u. Th. Macaulay. In allen Gedichten der L. tritt als charakteristisches Element treue Naturschilderung, gepaart mit Begeisterung für das Landleben hervor, so daß sie eben so gut zur beschreibenden als zur lyrischen Poesie gerechnet werden können.

Lakkadiven (ind. Laksha dwipa, d. h. 100,000 Inseln), eine zum britisch-indischen Distrikte Malabar gehörige Gruppe von 19 größeren u. vielen Hundert kleineren Koralleninseln, liegen im Arabischen Meer zwischen 10 u. 12° n. Br. u. im Norden der Malediven (s. d.), bedecken ein Areal von 35 □M. u. sind größtentheils unfruchtbare, unbewohnte u. der Schiffahrt überaus gefährliche Eilande. Die 6800 mohammedanischen Einwohner sind arabischen Ursprungs, nähren sich hauptsächlich von Kokosnüssen u. bringen Kokosfasern, Betelnüsse u. Kaurimuscheln in den Handel. Entdeckt wurden die L., deren größte Kan-Rattea ist, 1499 durch Vasco de Gama.

Lakonika, die südöstlichste Landschaft des Peloponneses, grenzte im N. an Arkadien u. Argolis, im W. an Messenien, im S. an den Messenischen u. Lakonischen Meerbusen, im O. an das Myrtoische Meer u. den Argolischen Meerbusen. Das Land war gebirgig u. eignete sich bes. zur Viehzucht; doch begünstigte das Flußthal des Eurotas auch der Ackerbau. Der Flächeninhalt L.'s betrug 87 □M., seine Einwohnerzahl in der besten Zeit gegen 200,000 Seelen. Das Hauptgebirge war der Taygetos, der, rauh u. steil, von der arkadischen Grenze an der Westseite hinablief u. im Vorgebirge Tänaron endigte. Im Osten zog sich eine minder hohe Bergkette bis zum Vorgebirge Modea hin. Nur wenige Engpässe führten durch diese Gebirge in das Innere. Der Eurotasfluß durchströmte das Land von Norden nach Süden, berührte die Hauptstadt Sparta u. mündete im Lakonischen Golfe. Außerdem ist noch der Küstenfluß Pamisos an der Westseite des Landes zu nennen. Die Produkte von L. bestanden aus zahlreichen Ziegenherden, Wild, Eisen, Holz u. Marmor. Die bekanntesten Ortschaften waren außer Sparta (s. d.) Tänaron, Gythion (der Hafen Sparta's), Zarax, Sellasia, Karyä, Amyklä, Prasiä.

lakonisch, nach Art der alten Lakedämonier, kurz u. bündig. **Lakonismus**, l.e Sitte, Lebens- u. nam. Sprechweise, kräftige Kürze im Ausdruck. Im alten Athen verstand man darunter auch das Parteinehmen für die Lakedämonier. **Lakonisten** nannte man zur Zeit der Verweichlichung u. Schwelgerei in Athen Leute, welche als Vertreter der strengeren u. einfachen spartanischen Lebensweise zu gelten sich bemühten.

Lakritzensaft, s. „Glycirrhiza".

Lalande (spr. Lalangd), Joseph Jerome Lefrançais de, berühmter franz. Astronom, geb. zu Bourg 11. Juli 1732, ward 1751 von der Pariser Akademie zur Bestimmung der Parallaxe nach Berlin geschickt, wo er in die dortige Akademie aufgenommen wurde u. am Hofe Friedrich's d. Gr. verkehrte. Seit 1752 wieder in Frankreich u. seit 1753 Mitglied der Pariser Akademie sowie königl. Astronom, ward er 1761 Professor am Collège de France u. 1768 Direktor der Pariser Sternwarte, als welcher er 4. April 1807 zu Paris starb. Man sagt L. Ruhmsucht u. Eitelkeit nach, allein das vermag nicht die bedeutenden Verdienste zu verringern, welche er sich um die Astronomie erworben hat. Sein Hauptfeld bildete die Theorie der Planeten u. seine wichtigsten Werke sind: „Traité d'astronomie" (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780); „Bibliographie astronomique" (ebd. 1802); „Des canaux de navigation et spécialement du canal du Languedoc" (ebd. 1778) u. „Abrégé de navigation etc." (ebd. 1793). Der von ihm herausgeg. große Sternkatalog „Histoire céleste française" gründet sich auf Beobachtungen seines Neffen Michel Jean Jerome Lefrançais de **L.** (geb. zu Courcy im Dep. Calvados 21. April 1766, gest. zu Paris 8. April 1839), welcher Direktor des Observatoriums der Kriegsschule war.

Lalenbuch od. das Buch von den Schiltbürgern, ein deutsches Volksbuch, welches Stichelschwänke von den Bürgern der jetzt zur preuß. Provinz Sachsen (Kreis Torgau) gehörigen Stadt Schilda, von Leuten, „die klüglich reden u. kindisch handeln" erzählt; erschien zuerst mit fingirten Namen des Verfassers u. Druckorts unter dem Titel: „Wunderseltzame Geschichten u. Thaten der Schiltbürger in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen, zusammengetragen durch M. Aleph Beth Gimel. Misnopotamia 1598" u. ist in Hagen's „Narrenbuch" (1 214) wieder abgedruckt.

Lälier, Name eines wahrscheinlich aus Tibur stammenden plebejischen Geschlechtes, dessen bedeutendste Vertreter sind: 1) Cajus Lälius, Unterfeldherr u. Freund des älteren Scipio. Als Befehlshaber der Flotte begleitete er denselben 210 v. Chr. nach Spanien u. hatte ruhmvollen Antheil an der Eroberung von Neukarthago, weshalb er auch beauftragt wurde, die Siegesbotschaft nach Rom zu überbringen. Im J. 205 folgte er Scipio nach Sizilien u. machte von hier aus mit einem Theile der Flotte einen glücklichen Beutezug nach der afrikanischen Küste. Noch glänzender zeichnete er sich aus, als Scipio selbst nach Afrika übergesetzt war. Er schlug 203 in Verbindung mit Masinissa den westnumidischen König Syphax, nahm ihn gefangen u. besetzte seine Hauptstadt Cirta. In Rom, wohin er den Gefangenen gebracht hatte, erhielt er die Quästur u. wurde wieder dem Scipio zugewiesen. In der Schlacht bei Zama 202 trug er viel zum Siege der Römer bei u. wurde dann abermals Ueberbringer der Siegesdepesche. Als Prätor erhielt er Sizilien als Provinz. Konsul wurde er 190 mit L. Scipio, dem Bruder seines Freundes. Nach Ablauf seines Amtsjahres war er in Oberitalien als Statthalter thätig u. übernahm später noch Gesandtschaften nach Makedonien u. Gallien. — 2) Sein Sohn, Cajus Lälius, mit dem Beinamen „der Weise", Freund des jüngeren Scipio Africanus. Seinen Beinamen verdiente er sich als Volkstribun (um 151 v. Chr.), indem er ein Ackergesetz beantragte, aber aus Scheu vor bürgerlichen Unruhen wieder zurückzog. Als Legat 147 Begleiter Scipio's im dritten Punischen Kriege erwarb er sich großes Lob durch Eroberung des karthagischen Kriegshafens Kothon. Selbständig befehligte er später als Prätor 145 im Kriege gegen Viriathus in Spanien. Nachdem er, wie sein Vater, das erste Mal bei der Bewerbung um das Konsulat unterlegen war, bekleidete er dasselbe 140. Später kämpfte er auf Seiten der Aristokratie gegen die Gracchen. Er war ein eifriger Beschützer u. Fürsprecher der griechischen Wissenschaft sowie namhafter Redner u. versuchte sich selbst im Nachahmen griech. Dichter. Sein Ansehen war sehr bedeutend, u. man glaubte sogar, daß Scipio Aemilianus nichts ohne seinen Rath unternommen habe. Von Cicero wird er in mehreren Schriften redend eingeführt u. dessen Dialog „De amicitia" führt den Namen des Lälius.

L'Allemand, Fritz, ausgezeichneter Schlachtenmaler, geb. 1812 zu Hanau als Sohn ein Zeichenlehrers, von dem er auch den ersten Unterricht erhielt; ging zu weiterer Ausbildung nach Wien, wo er Anfangs in dürftigen Umständen lebte, bis eine von ihm gemalte Scene aus dem spanischen Bürgerkriege ihn bekannt u. gesucht machte. Nun folgten bald nach einander die (im Belvedere befindliche) Schlacht bei Znaim (10. Juli 1809), Scenen aus dem Feldzuge Radetzky's, welche ihm großen Beifall u. mehrere Aufträge des Kaisers einbrachten, z. B. das Banket der Ritter des Maria-Theresienordens in Schönbrunn. Besonders gelungen sind die Bilder aus dem Schleswig-holsteinischen Kriege, z. B. die Erstürmung des Königshügels u. das Treffen bei Overselk. Seine Kompositionen sind äußerst geschickt, weniger befriedigend ist sein Kolorit. Er erlag der Cholera 20. Sept. 1866. Auch sein Sohn Siegmund **L'A.** hat sich bereits durch bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der Schlachtenmalerei hervorgethan.

Lally-Tolendal (spr. Tolangdal), Thomas Arthur, Graf v., franz. General irischer Abkunft, geb. zu Romans (Dauphiné) 1698, diente seit 1720 in dem von seinem Vater befehligten irischen Regiment, ward wegen seiner ausgezeichneten Haltung 1741 an die Spitze eines zweiten, eigens für ihn errichteten irischen Regiments gestellt u. 1756 zum Generalleutnant u. Gouverneur aller franz.-ostind. Niederlassungen ernannt. Auch dort war er anfänglich gegen die Engländer glücklich, doch mußte er die Belagerung von Madras aufheben u. sich nach Pondichery zurückziehen. Hier seit März 1760 durch eine starke Armee u. eine große Flotte eingeschlossen, sah er sich schließlich zur Kapitulation gezwungen, so daß 16. Jan. 1761 die Uebergabe des Platzes stattfand. Als er dann während seiner Kriegsgefangenschaft in England vernahm, daß man ihn in Frankreich der Verrätherei u. Feigheit beschuldigte, wirkte er sich die Erlaubniß aus, seine Vertheidigung in Paris selbst zu führen. Hier ward er jedoch ein Jahr hingehalten, dann in die Bastille gesetzt, zuletzt ohne Verhör vom Pariser Parlament zum Tode verurtheilt u. 9. Mai 1766 enthauptet. Erst 10 Jahre später erfolgte infolge der Bemühungen seines Sohnes u. Voltaire's eine Revision des Prozesses, welche L.-T.'s Unschuld klarstellte. Infolge dessen ließ der König 21. Mai 1778 das Urtheil kassiren u. die Ehre L.-T.'s wieder herstellen. — Trophime Gérard, Marquis v. **L.-T.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 5. März 1751, wurde 1789 Vertreter des Pariser Adels in den Generalstaaten, flüchtete 1792 nach England, von wo er sich dem Konvente vergeblich als Vertheidiger des Königs anbot. Später erregte er durch seine „Défense des émigrés français" (Paris 1794) großes Aufsehen.

Seit dem J. 1815 Mitglied der Pairskammer, trat er sowol für die konstitutionellen Freiheiten des ganzen Volkes als für eine stark privilegirte Aristokratie auf. Er starb zu Paris 11. März 1830. Von seinen Schriften ist noch der „Essai sur la vie de Thomas Wenthworth, comte de Strafford" (Lond. 1795) hervorzuheben.

Lama (Schafkameel, Auchenia lama; Ljama heißt bei den Peruanern überhaupt ein Thier), eine Wiederkäuerart aus der Familie der Schwielensohler od. Tylopoden; unterscheidet sich von den Kameelen nächst der geringern Körpergröße durch die bis zur Mitte gespaltenen — nicht durch eine Sohle verwachsenen — Zehen, das Fehlen des Rückenhöckers, endlich durch die geringere Zahl der Backenzähne. Das L. ist von der Größe der Hirsche, sieht braun aus, oft weißfleckig, ist ein schnelles, scheues, aber zähmbares Gebirgsthier der südamerikanischen Anden, das in großen Herden gehalten den dortigen Bewohnern äußerst werthvoll ist, indem es nicht allein durch sein schmackhaftes Fleisch, seine Milch, die ein grobes Tuch liefernde Wolle, ferner durch seine zu dauerhaftem Leder zu verarbeitende Haut u. den zu Brennstoff dienenden Mist nützlich wird, sondern auch, bei der Sicherheit seines Ganges im Gebirge, als Lastthier, nam. zum Transport des Erzes an den steilen Abhängen, trotz seiner Störrigkeit unentbehrlich wird. Andre, ebenfalls südamerikanische Arten der Gattung Auchenia, theils ihres Fleisches, theils ihrer Wolle wegen werthvoll, sind: das röthlichbraune, am Gesicht schwarze, am Bauche u. an der Innenseite der Beine weißliche **Guanako** (Auch. Huanaco) der Cordilleren von Peru bis zur Magelhaensstraße, das **Alpaka** od. Zwerglama (Auch. Alpaco) Peru's u. Bolivia's (s. d.) u.

Nr. 3898. Kopf des Lama (Auchenia lama)



Nr. 3899. Alpaka (Auchenia Alpaco)

das oben röthlichbraune, unten weiße **Vigognethier** (Auch. vicunia), das rudelweise auf den höchsten Anden lebt u. jährlich in Treibjagden seiner kostbaren feinen Wolle wegen eingefangen wird. — L. heißt ferner ein feines, aus Lamawolle, bes. aus der seidenartigen Wolle des Alpaka, der edelsten australischen, ursprünglich aus Südamerika stammenden Schafrasse gefertigtes Gewebe. Die Naturfarbe dieser Wolle ist weiß od. braun, u. in diesen Farben wird sie häufig zu Tüchern u. Kleiderstoffen verwebt. Derartige Gewebe sind sehr weich u. seidenartig glänzend.

Lamaismus (von dem tibetanischen lama, der Obere, einer Bezeichnung der Priester in Tibet), ist eine Abzweigung des Buddhismus (s. d.), deren eigentl. Urheber Tsonkhapa (14. Jahrh.) ist u. welche auf einer Auswahl aus den älteren buddhistischen Lehren beruht. Seinen Hauptsitz hat der L., dessen Anhänger die Gelbmützen heißen, im Gegensatz zu den rothen Mützen der übrigen Buddhisten, seit Anfang des 15. Jahrh. in den Klöstern Galdan u. Potala bei Hlassa in Tibet; sein Haupt ist der zu Potala residirende **Dalai-Lama**, der als eine immer erneute Menschwerdung des Buddha gilt u. (wenn auch in Abhängigkeit von dem chines. Statthalter) mit einer Art päpstlicher Gewalt eine hohe weltliche Stellung verbindet. Einer andern Abzweigung des L. gehört der im Kloster Taschi-Lumpo residirende gleichheilige **Bogdo-Lama** an.

La Manche, frz. Name des Kanals, s. „Kanal".

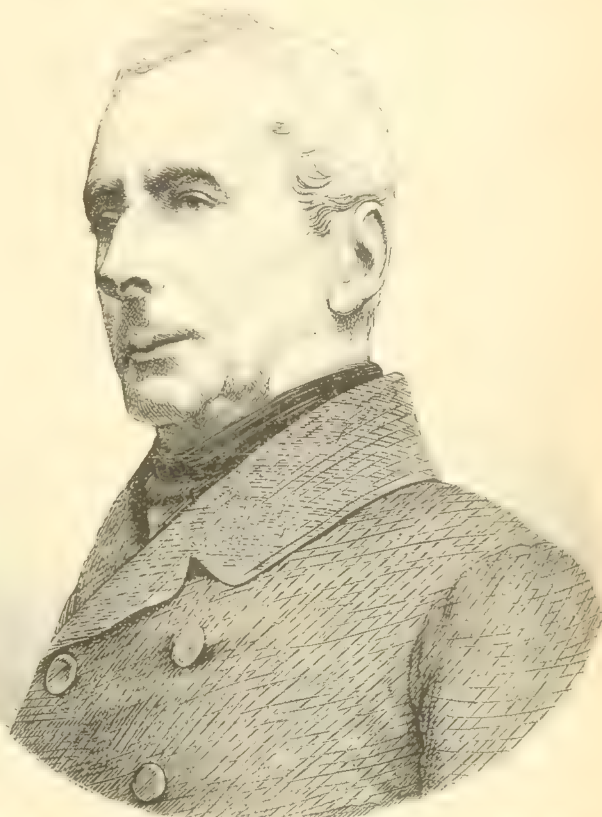
Lamarck, Jean Baptiste Antoine Pierre Monet de, berühmter französischer Naturforscher, der Schöpfer der von Ch. Rob. Darwin (s. d.) durch die Selektionstheorie begründeten Descendenztheorie, geb. zu Bazentin in der Picardie 1. Aug. 1744, studirte Medizin u. Naturwissenschaften, ward 1788 Gehülfe Daubenton's am Naturhistorischen Kabinet des Pariser Pflanzengartens u. wirkte 1792—1818 als Lehrer der Zoologie an demselben. Infolge der Blattern erblindet, starb er zu Paris 20. Dez. 1829. — Jene Theorie legte L. in seiner „Philosophie zoologique" (Par. 1809, 2 Bde.) nieder, indem er darin lehrte, daß zuerst durch Urzeugung die einfachsten, niedrigst organisirten Thiere u. Pflanzen entstanden u. diese im Laufe des kontinuirlichen Entwicklungsganges der Erde allmählich in die höher organisirten Formen umgewandelt worden seien. Die Ursache dieser Umbildung suchte L. bes. in dem Gebrauch u. Nichtgebrauch der Organe. Er selbst vermochte indeß seiner von allen herrschenden Meinungen abweichenden Lehre noch keine Geltung zu verschaffen; das betreffende Werk erregte vielmehr nur ein vorübergehendes Aufsehen. Außerdem verfaßte er als Hauptwerke: eine auf sein natürliches System begründete „Flore française" (ebd. 1780, 3 Bde.; 3. Aufl., v. Decandolle, 1805—15, 6 Bde.) u. eine „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres" (ebd. 1815—22, 7 Bde.; 2. Aufl., von Deshayes u. Milne Edwards, ebd. 1835—45, 11 Bde.).

La Marmora, Alfonso Ferrero, Marchese del, ital. General u. Staatsmann, geb. als das vorletzte von 16 Kindern des Marchese Celestino Ferrero del La M. zu Turin 17. Nov. 1804, ward 1823 Artillerieoffizier, machte 1848 als Major den Krieg gegen Oesterreich mit u. erwarb sich durch sein Verhalten in demselben die Beförderung zum Obersten u. bald darauf zum Brigadegeneral, als welcher er vom 27. Okt. bis 15. Nov. 1848 u. vom 2. bis 9. Febr. 1849 das sard. Kriegsministerium verwaltete; trat hierauf als Generalleutnant in den aktiven Dienst zurück u. unterdrückte im April desselben Jahres mit großer Energie den Aufstand in Genua. Seit 3. Nov. 1849 wiederum Kriegsminister, blieb er es diesmal bis zum 29. Jan. 1855. Dann übernahm er den Oberbefehl über die zur Theilnahme am Krimkriege bestimmten sard. Truppen, mit denen er vor Sebastopol kämpfte. Zum General aufgerückt, wurde er 31. Okt. 1855 abermals Kriegsminister, als welcher er nunmehr die Armee reorganisirte u. die militärischen Bildungsanstalten reformirte. Beim Ausbruch des Krieges von 1859 gegen Oesterreich trat er an die Spitze des Generalstabes, kehrte aber nach dem Frieden von Villafranca auf den Posten des Kriegs- u. Marineministers zurück u. führte zugleich vom 19. Juli 1859 bis 21. Juli 1860 den Vorsitz im Kabinet. Statt damals für immer von der politischen Bühne abzutreten u. sich mit der Ehre zu begnügen, als ein nützlicher Freund u. Gefährte unter einem Massimo d'Azeglio u. Cavour der vaterländischen Sache gedient zu haben, hielt er sich 1864 zur selbständigen Lösung einer Aufgabe für berufen, welche weit über seine Kräfte ging. Als Minister des Aeußeren u. Ministerpräsident (seit 30. Sept. 1864), wie dann seit 16. Juni 1866 als Generalstabschef der Italiener im Kriege gegen die Oesterreicher, trug er hauptsächlich die Schuld an den Mißerfolgen jenes verhängnißvollen Jahres. Insbesondere zog er sich den Vorwurf zu, aus Sympathie für Frankreich u. Haß gegen Preußen, mit welchem sich Italien 8. April 1866 verbündet hatte, den Verlust der Schlacht bei Custozza verschuldet zu haben. Um sich nun gegen solche Anklagen zu vertheidigen u. sich seines Mißbehagens über die erfahrenen Niederlagen zu entledigen, entstellte u. verdrehte er die Thatsachen, verleumdete u. verdächtigte er seine eigenen Landsleute, welche mit u. unter ihm dem Vaterlande gedient hatten, ließ sich mit dem General

Cialdini in einen öffentlichen Zeitungs- u. Broschürenstreit ein, verwendete fremde Schriftstücke, als wenn sie ihm gehörten, veröffentlichte Geheimnisse, die nicht die seinigen waren, verlas 1868 im Parlament die ihm seiner Zeit vertraulich mitgetheilte Note des preuß. Gesandten Usedom u. gab noch 5 Jahre später das Buch „Un po' più di luce" (deutsch unter dem Titel: „Etwas mehr Licht. Enthüllungen über die politischen u. militärischen Ereignisse des Jahres 1866", Mainz 1873) heraus, eine von giftigster Feindseligkeit gegen Preußen u. den deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck durchtränkte Schrift, u. zwar gerade in dem Augenblicke, da nach der Ansicht des ganzen ital. Volks die Herstellung u. Pflege der freundschaftlichsten Beziehungen zu Deutschland durch die Staatsinteressen geboten war. Zu erwähnen ist noch, daß L. M. 9. Okt. 1870 bis 25. Jan. 1871 als Gen.-Gouv. u. Stellvertreter des Königs an der Spitze der Verwaltung Roms stand.

Lamarque (spr. Lamark), Maximilien, Graf, franz. General, geb. zu St. Sever (Landes) 22. Juli 1770, diente seit 1791, ward 1793 für die Einnahme der Festung Fuenterabia in der span. Provinz Tolosa zum Generaladjutanten in der Pyrenäenarmee ernannt, zeichnete sich dann auch in Italien u. am Rhein aus, focht nachher als Brigadegeneral erfolgreich in Unteritalien u. nahm als Divisionsgeneral an den Feldzügen Napoleon's I. Theil. Nach der zweiten Wiederherstellung des Bourbonenthrones floh er nach Belgien, kehrte aber 1818 nach Frankreich zurück u. ward im Dez. 1828 in die Kammer gewählt, wo er die Regierung bekämpfte, nach der Julirevolution die Vereinigung Belgiens mit Frankreich forderte u. als eifriger Polenfreund auftrat. Nach Ausbruch der Unruhen in der Vendée mit dem Oberbefehl in den westl. Departements betraut, mußte er denselben wegen seiner oppositionellen Haltung bald wieder abgeben. Er starb zu Paris 1. Juni 1832. Da die republikanische Partei sein Leichenbegängniß zu einer Demonstration benutzen wollte, kam es 5. u. 6. Juni zum Blutvergießen. L.'s Familie veröffentlichte seine „Mémoires et souvenirs" (Par. 1835—36, 3 Bde.). Vgl. auch: „Vie politique et militaire du général L." (ebd. 1832).

Lamartine, Alphonse Marie Louis Prat de, berühmter franz. Dichter, geb. 21. Okt. 1790 zu Macon, gest. 28. Febr. 1869 zu Passy bei Paris. Unter L.'s zahlreichen Schriften sind es bes. seine von dem edelsten Geiste der Romantik durchhauchten Jugenddichtungen („Méditations poétiques", 1820; „Nouvelles méditations poétiques", 1823; „Harmonies poétiques et religieuses", 1828), durch welche er sich rasch hohen Ruhm (1829 wurde er auch Mitglied der Franz. Akademie) u. eine ungewöhnliche Popularität erwarb, während seine späteren poetischen Arbeiten („Jocelyn", 1835; „La chute d'un ange", 1838, u. „Recueillements poétiques" 1839) sehr kühl aufgenommen wurden. Der Grund dieses so verschiedenen Erfolges der Dichtungen L.'s lag weniger in der Unbeständigkeit des Publikums als in ihrer inneren Ungleichartigkeit u. in ihrem sehr verschiedenen Werthe: der seines Talentes sich allzu bewußte Dichter glaubte eben in seinen späteren Schöpfungen die Gesetze der ästhetischen Komposition vernachlässigen u. mit der Form willkürlich schalten zu dürfen. Die auf dem Gebiete der Poesie allmählich verscherzte Popularität gewann L. indessen auf demjenigen der Prosa wieder, nam. durch sein großartig angelegtes Geschichtswerk „Histoire des Girondins" (1847). Mit zunehmendem Alter jedoch überließ sich L. leider einer bedauerlichen, lediglich auf Gelderwerb abzielenden Vielschreiberei, deren massenhafte Produkte wol, zumal unter Zuhülfenahme einer wenig ehrenhaften Reklame, augenblickliches Aufsehen erregen konnten, auf einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte aber keinen Anspruch erheben dürfen. — Durch seine literarische Berühmtheit wurde L. auch auf den politischen Schauplatz berufen. Nachdem er bereits seit 1833 Kammermitglied gewesen war, wurde er nach der Februarrevolution Minister der auswärtigen Angelegenheiten der Republik, später Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung u. der Exekutivkommission. Der Dichter aber eignete sich wenig zu einem Staatsmanne in so wild bewegter Zeit u. ging trotz alles seines hochherzigen Strebens u. seiner vielfach segenbringenden Bemühungen so rasch seiner Popularität verlustig, daß er bei den Wahlen zur gesetzgebenden Nationalversammlung nur mit Mühe einen Deputirtensitz erlangen konnte u. auf den weiteren Gang der Ereignisse keinen Einfluß mehr auszuüben vermochte. — L.'s Privatleben war ein ziemlich wechselvolles. In seiner Jugend u. in seinem ersten Mannesalter hatte er verschiedene diplomatische Stellungen, nam. in Italien, bekleidet; dann, nachdem er durch die Heirath mit einer reichen Engländerin sich die volle äußere Unabhängigkeit erworben, unternahm er 1832 eine 16 Monate dauernde Reise in den Orient, legte aber durch diese Reise, die er mit einem übermäßigen Luxus ausführte, den Grund zu der später immer mehr zunehmenden Zerrüttung seines Vermögens; in seinem Alter war er dermaßen verarmt, daß er durch die schon oben erwähnte gewerbmäßige Vielschreiberei seine äußere Lage erträglich zu gestalten sich gezwungen sah, ja daß seine Freunde Subskriptionen u. Lotterien zu seinen Gunsten veranstalten, einmal sogar eine Aktiengesellschaft für die Verwerthung seiner Schriften bilden mußten. — L.'s Schriften hat Herwegh ins Deutsche übersetzt (30 Bde., Stuttg. 1839—53).



Nr. [illegible] Alphonse Marie Louis Prat de Lamartine (geb. 21. Okt. 1790 gest. 28. Febr. 1869).

Lamb (spr. Lämm), Charles, engl. Dichter, geb. zu London 18. Febr. 1775, war 1792—1825 Beamter der Ostind. Compagnie u. starb zu Edmonton 27. Dez. 1834. Am bekanntesten hat er sich durch seine unter dem Pseudonym Elia veröffentlichten, von anmuthiger Heiterkeit des Gemüthes u. reiner Menschenliebe durchdrungenen „Essays" (Lond. 1823 u. 1831, 2 Bde.) gemacht; dieselben Eigenschaften bekunden seine Gedichte, wie nam. das von Freiligrath übersetzte „The old familiar faces". Hervorzuheben sind ferner: seine „Tale of Rosamond Grey" (Lond. 1798) u. seine „Tales from Shakespeare" (ebd. 1807, 2 Bde.), an welch letzteren seine Schwester Mary Ann L. (geb. 1765, gest. 20. Mai 1847) Theil genommen hatte; die „Specimens of English dramatic poets who lived about the time of Shakespeare etc." (ebd. 1813; 2. Aufl. 1835, 2 Bde.) u. die „Album verses with a few others" (ebd. 1830). Gesammelt erschienen seine „Prose works" 1835 (3 Bde.), seine „Poetical works" 1836 (n. Aufl. 1852). Vgl. Talfourd, „Letters of Charles L." (Lond. 1837, 2 Bde.).

Lambach, Marktflecken im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns mit 1600 E.; liegt 2 M. von Wels in dem tiefen Thale der Traun u. an der Eisenbahn von Linz nach Salzburg. Auf einer Anhöhe erhebt sich das 1032 gestiftete prächtige Benediktinerstift mit schönen Altarbildern

von Sandrart, einer bes. an Inkunabeln u. Manuskripten reichen Bibliothek, einem umfänglichen Archiv u. einer sehenswerthen Gemäldesammlung. Auf dem rechten Ufer der Traun liegt die 1713—25 vom Abte Pavrl erbaute Wallfahrtskirche zur heiligen Dreifaltigkeit, ein dreieckiges Gebäude mit 3 Thürmen, 3 Fenstern, 3 Altären, 3 Orgeln, 3 Sakristeien u. einer dreifachen Kuppel mit 3 vergoldeten Pyramiden. Der infolge eines Gelübdes des Abtes unternommene Bau hat 333,333 fl. gekostet. L. ist Hauptort des gleichnamigen Bezirkes u. Sitz eines Bezirksamtes.

Lamballe (spr. Langball'), Marie Therese Louise v. Savoyen-Carignan, Prinzessin v., bekannt als Opfer der ersten Französischen Revolution, geb. zu Turin 8. Sept. 1749, war die Tochter des Prinzen Ludwig Viktor Amadeus v. Carignan, wurde 1767 mit Stanislaus v. Bourbon Penthièvre, Prinzen v. L., vermählt, der jedoch schon im nächsten Jahre starb, u. erhielt 1789 die Stelle einer Oberhofmeisterin bei der Königin Marie Antoinette, an welche sie bald auch inniges Freundschaftsverhältniß fesselte. Seit 10. Aug. 1792 durfte die Prinzessin die Gefangenschaft der Königin theilen, schon bald darauf aber sah sie sich von ihr wieder getrennt u. aus dem Temple nach dem Gefängniß La Force gebracht. Am 3. Sept. desselben Jahres vor ein sog. Gericht geschleppt, verweigerte sie es, zu beschwören, daß sie den König u. die Königin, wie überhaupt das Königthum hasse. Infolge dessen überlieferte sie der Präsident Hebert der Wuth des Pöbels, der die schöne u. edle Frau sofort in Stücke riß u. mit ihren Körpertheilen den scheußlichsten Unfug trieb. Endlich steckte man den Kopf auf eine Pike u. zog damit vor den Temple, um ihn dem König u. der Königin zu zeigen. Vgl. Lescure, „La princesse de L., sa vie et sa mort." (Par. 1865).

Lambeck (Lambecius), Peter, verdienter Bibliograph u. Literarhistoriker, geb. 1628 zu Hamburg; seine Mutter war eine Schwester des hochgelehrten Lukas Holstenius (geb. 1596 zu Hamburg, 1627 in Paris katholisch geworden, gest. zu Rom 1661). L. studirte seit 1645 in Amsterdam, Leyden u. Paris Rechtswissenschaft, Geschichte u. Philologie, trat 1647 in Paris heimlich zum Katholizismus über, wurde, 1650 nach Hamburg zurückgekehrt, 1651 Lehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium u. 1660 Rektor desselben, verließ aber 1662 Hamburg, bekannte sich in Rom öffentlich zur Katholischen Kirche, wurde noch in demselben Jahre Vizebibliothekar der kaiserl. Bibliothek in Wien, wo er 4. April 1680 starb. Von seinen Schriften verdienen hervorgehoben zu werden sein „Prodromus historiae literariae" (Hamb. 1659; neu herausgeg. von Fabricius, Lpz. 1710), der erste chronologisch geordnete Abriß der Literaturgeschichte, sowie die nach umfassendem Plane angelegten, aber nur zum dritten Theil vollendeten „Commentarii de bibliotheca caesarea Vindobonensi" (8 Foliobde., Wien 1665—79; 2. Aufl. von Kollar, 8 Bde., 1766—82), bes. wichtig durch ihre werthvollen Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache u. Literatur, wie denn auch mehrere der kleineren althochdeutschen Denkmäler hier zum ersten Male gedruckt erscheinen.

Lamberg, ein altes, im Erzherzogthum Oesterreich, in Steiermark, Mähren u. Ungarn sowie in Bayern angesessenes Adelsgeschlecht, das ursprünglich Rittersberg hieß, nach einem Vorfahren aber, der wegen eines lahmen Fußes „der Lahme" genannt ward, den jetzigen Namen erhielt. Von den drei Hauptlinien, in welche es zu Ende des 14. Jahrh. zerfiel, erhielt sich nur von der mittleren od. Schneeberg'schen u. der jüngeren od. Guttenberg'schen je eine Speziallinie. Die Ortenegg'sche Speziallinie ward mit ihrem Gründer 10. Nov. 1636 in den Reichsgrafenstand erhoben. Es war dies Graf Johann Maximilian v. L., der, geb. zu Steier 28. Nov. 1608, gest. zu Wien 12. Dez. 1682, kaiserl. Bevollmächtigter beim Friedenskongreß in Münster u. Osnabrück war. — Ein Neffe desselben, Graf Johann Philipp v. L., geb. 26. Nov. 1651, gest. zu Regensburg 20. Okt. 1712, betrat zuerst die militärische, dann die diplomatische Laufbahn, trat später in den geistlichen Stand, wurde 1689 Bischof von Passau u. 1700 Kardinal u. bewirkte als Prinzipalkommissar in Regensburg 1708 beim Ausbruch des Span. Erbfolgekriegs die Kriegserklärung gegen Frankreich u. die Achtserklärung der Kurfürsten von Bayern u. Köln. — Graf Leopold Matthias v. L., ein Enkel des Grafen Joh. Maximilian, geb. 6. Mai 1667, gest. zu Wien 10. März 1711, erhielt 1. Nov. 1707 von dem ihm sehr zugethanen Kaiser Josef I. die reichsfürstliche Würde, welche nach dem Aussterben der direkten Nachkommenschaft dieses ersten Fürsten 1794 an den bayer. Ast der Ortenegg'schen Speziallinie fiel. Gegenwärtiges Haupt der fürstlichen Linie ist seit 3. Febr. 1862 der k. k. Rittmeister a. D. Fürst Gustav Wilhelm Emil v. L., geb. 13. Sept. 1841; derselbe ist Oberst-Erblandkämmerer u. Oberst-Erblandjägermeister in Oesterreich ob der Enns, Oberst-Erblandstallmeister in Krain u. der Windischen Mark, Oberst-Erblandmarschall im Herzogthum Salzburg, Grand von Spanien, Magnat in Ungarn u. österr. erblicher Reichsrath. — Ein anderer Ast der Ortenegg'schen Speziallinie blüht noch heute als die I. od. ältere reichsgräfliche Linie. Außerdem blüht nur noch ein Ast der Guttenberg'schen Hauptlinie als die reichsgräfliche Linie auf Ortenegg u. Ottenstein. Aus dieser ist hervorzuheben: Graf Franz Philipp v. L., geb. 30. Nov. 1791 u. seit 1843 k. k. Feldmarschallleutnant, als welcher er 25. Sept. 1848 zum königl. Kommissar in Ungarn u. zum Oberkommandanten sämmtlicher regulären u. irregulären ungarischen Truppen ernannt wurde. Diese Ernennung erklärte aber die ungar. Nationalversammlung für ungesetzlich u. ungiltig, u. L. selbst wurde 28. Sept. auf der Brücke von Pest nach Ofen vom wüthenden Pöbel ermordet. Sein ältester Sohn, Graf Franz Emmerich v. L., geb. 30. April 1832, k. k. Kämmerer u. Major a. D., ist das jetzige Haupt dieser Linie.

Lambert von Hersfeld, früher irrthümlich von Aschaffenburg genannt, ist einer der wichtigsten deutschen Quellenschriftsteller des 11. Jahrh. Ueber seine Herkunft u. seinen Bildungsgang ist nichts bekannt; daß er eine ausgezeichnete Schulbildung hatte, beweisen seine Schriften; daß er in Thüringen von vermögenden Eltern geboren war, dürfte aus mancherlei Umständen geschlossen werden können. Im J. 1058 trat er, obgleich schwerlich zum Mönch, wenn auch vielleicht zum Geistlichen erzogen, in das Kloster Hersfeld, wurde im Herbst desselben Jahres in Aschaffenburg vom Erzbischof von Mainz zum Priester geweiht u. trat unmittelbar darauf, ohne seinen Abt Meginher um Erlaubniß zu fragen, eine Reise nach dem heil. Lande an, von der er 1059 zurückkehrte; er erhielt vom Abte Verzeihung für den Bruch seines Gelübdes. Von Meginher's Nachfolger Ruthard wurde L. 1071 ausgesandt, um die thüring. Klöster Siegburg u. Saalfeld kennen zu lernen, u. verfaßte nach längerem Aufenthalte daselbst ein Gutachten über den Zustand der genannten Klöster. Wann L. starb, ist ungewiß. — L.'s erstes Werk war eine epische Geschichte seiner Zeit, für uns gänzlich verloren; auch von dem zweiten, der um 1074 verfaßten Geschichte des Klosters Hersfeld, haben sich nur geringe Reste erhalten (abgedr. im 5. Bde. von Pertz' „Monumenta Germaniae historica"). Auf uns gekommen ist dagegen sein Hauptwerk, die Annalen, in denen er zwar bis 1040 nur die bis dahin fortgeführten alten Hersfelder Annalen oberflächlich excerpirt, von da an aber selbstständig fortsetzt u. bis 1077 fortführt. Ruhige u. gleichmäßige Darstellung, Treue u. Zuverlässigkeit der Angaben, ein klarer u. eleganter Stil sind die großen Vorzüge seines Werkes (herausgegeben am besten im 3. u. 5. Bde. der „Monumenta Germ. hist."; Separatabdruck Berl. 1843; beste Uebersetzung von Hesse, Berl. 1855). Daß L. auch der Verfasser des Annoliedes u. mit dem Pfaffen Lamprecht (s. d.) identisch sei, das zu beweisen hat Holtzmann mit viel Geist versucht, ohne indessen Zustimmung zu finden.

Lambert, der Heilige, Abkömmling einer angesehenen Familie zu Maestricht, war Bischof daselbst 668—708, ausgenommen 674—81, wo er sich vor der Verfolgung des merovingischen Majordomus Ebroin in das Kloster Stablo zurückziehen mußte. Auf Anstiften eines vornehmen Franken, Dodo, wurde er 17. Sept. 708 (wenigstens ist dies sein Gedächtnißtag als Heiliger) zu Lüttich ermordet. Seine Gebeine wurden in Maestricht beigesetzt.

Lambert, Franz, der Reformator von Hessen, geb. 1487 zu Avignon als Abkömmling eines vornehmen Geschlechtes, trat 15 Jahre alt in das Kloster der Observanten (strengeren Franziskaner) zu Avignon ein, wurde später zum Prediger des Klosters gewählt u. hatte bes. als Bußprediger in der Umgebung großen Erfolg. Die Schriften Luther's erweckten in ihm Hinneigung zur evangel. Lehre; eine Reise im Auftrag des Klosters gab ihm 1522 die erwünschte Gelegenheit, Avignon für immer zu verlassen. Er begab sich nach

Zürich zu Zwingli u. wurde von diesem ganz für das Evangelium gewonnen. Unter dem Namen Johannes Serranus ging er Ende 1522 nach Wittenberg, wo er Jan. 1523 eintraf u. von Luther nach anfänglichen Bedenken in jeder Weise gefördert wurde. Einer der ersten Mönche heirathete er in Wittenberg, mußte sich aber durch Vorlesungen, Flugschriften ꝛc. kümmerlich nähren. Anfang 1524 von evangel. Gesinnten nach Metz berufen, gelangte er doch vor den Anfeindungen der kathol. Partei nicht zu einer öffentlichen Wirksamkeit, ging daher Ende 1524 nach Straßburg, wo er zwar bereitwillige Aufnahme, aber wiederum keine Anstellung fand u. sich durch die Herausgabe seiner Bibelerklärungen sein Brot gewinnen mußte; der Verkehr mit den Straßburger Evangelischen hatte übrigens für ihn die Folge, daß er sich in Bezug auf die Abendmahlslehre u. die Verfassung der Kirche mehr von Luther ab u. der schweizerischen Reformation zuwendete. 1526 wurde L. von Landgraf Philipp nach Hessen berufen, stellte im Auftrag desselben 158 Thesen über die reformatorische Lehre unter dem Namen „Paradora“ auf u. vertheidigte dieselben auf der Synode zu Homburg (Okt. 1526). Damit war der Sieg der Reformation in Hessen entschieden u. L. hatte hervorragenden Antheil an der noch in demselben Jahre aufgestellten merkwürdigen hessischen Kirchenordnung. Dieselbe beruht auf der Anschauung, daß die Kirche nur eine Gemeinschaft der wahrhaften Christen sein dürfe, auf dem Gemeindeprinzip (Wahl u. Absetzung der Pfarrer durch die Gemeinde) u. einer Nachahmung der apostolischen Grundsätze über die Gemeindeverwaltung. Die Durchführung dieser (auch von Luther getadelten) Kirchenordnung scheiterte an ihrem unpraktischen Idealismus. 1527 ging L. als Professor der Exegese an die neugestiftete Universität Marburg über, starb aber bereits 18. April 1530, nicht zu früh für seinen Ruhm, da seine durchaus französische Art eine immer größere Kluft zwischen ihm u. den deutschen Reformatoren aufgethan hatte.

Lambert, Johann Heinrich, Philosoph u. Mathematiker, geb. zu Mülhausen im Elsaß 29. Aug. 1728 als Sohn eines Schneiders; sollte erst das Handwerk seines Vaters erlernen, studirte aber mit Unterstützung von Gönnern Mathematik u. Philosophie sowie orientalische Sprachen, ward Hauslehrer beim Präsidenten v. Salis in Chur, dessen Söhne er 1756 nach Göttingen, 1757 nach Utrecht u. im folgenden Jahre nach Frankreich u. Italien begleitete, u. kam nach vielfach wechselndem Domizil 1764 nach Berlin, wo er königl. Oberbaurath u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde u. 25. Sept. 1777 starb. In seiner Vaterstadt ward diesem großen Denker, der auf dem Gebiete der Mathematik, Logik u. Metaphysik für den größten Analytiker seiner Zeit gilt, 1828 ein Denkmal errichtet. Die Lehre von der Messung der Intensität des Lichts begründete L. zuerst wissenschaftlich in seiner „Photometria“ (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Von seinen Schriften sind weiter zu nennen: „Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues“ (ebd. 1761); „Neues Organon od. Gedanken über die Erforschung u. Beziehung des Wahren“ (2 Bde., Lpz. 1764) u. die „Anlage zur Architektonik“ (Riga 1771). Sein Briefwechsel mit Kant ist in dessen „Vermischten Schriften“ enthalten. Vgl. Bernouilli, „L.'s Briefwechsel“ (5 Bde., Berl. 1782—84) u. Huber, „L. nach seinem Leben u. Wirken“ (Basel 1829).

Lambertsnuß, s. „Corylus“.

Lambese (spr. Langbest), Karl Eugen von Lothringen, Prinz von, geb. als Sohn des einer Seitenlinie des Hauses Lothringen angehörigen Grafen von Brionne zu Versailles 25. Sept. 1751, ward 1789 Großstallmeister von Frankreich u. Chef des Regiments Royal Allemand, mit dem er 12. Juli 1789 einen Volkshaufen aus dem Garten der Tuilerien trieb. Da hierbei Blut geflossen war u. er selbst Säbelhiebe ausgetheilt hatte, so richtete sich die Wuth des erbitterten Volkes gegen ihn, u. wenn es auch nicht zur förmlichen, von seinen Gegnern ernstlich betriebenen Anklage, als sei er ein vom Auslande erkaufter Verschwörer, kam, so hielt er es doch für gerathen, Frankreich zu verlassen, wandte sich nach Deutschland, trat später in österr. Dienste u. ward 1796 Generalfeldmarschall, als welcher er alle Feldzüge gegen die Franzosen mitmachte. Gleichwol erhielt er nach der Wiederherstellung der Bourbonenherrschaft in Frankreich die Pairswürde mit dem Titel eines Herzogs von Elboeuf u. dem Marschallsrange. Er starb als der Letzte seines Geschlechts, bez. des Hauses Guise, zu Wien 20. Nov. 1825.

Lambèse (spr. Langbäs) od. Lambessa, franz. Strafkolonie in Algerien (Provinz Constantine), 1849 angelegt, liegt 1½ M. im SO. von Batna; außer dem großen Gefängniß für Militärsträflinge besteht der kleine Ort nur aus wenigen Häusern, welche sich auf den Ruinen von Lambäsis, der ehemaligen Hauptstadt Numidiens u. Mauretaniens erheben. Noch sind die großartigen Trümmer des alten röm. Prätoriums, eines Amphitheaters, mehrerer Tempel, Wasserleitungen, Bäder, Cisternen u. eines Triumphbogens sowie zahlreiche Statuen des einst sehr umfangreichen Ortes erhalten, welcher die Geburtsstadt Jugurtha's u. Masinissa's war u. im 5. Jahrh. durch die Vandalen zerstört wurde.

Lambrecht (spr. Langbrett), Félix Edouard Hippolyte, franz. Staatsmann, geb. 4. April 1819, besuchte die Polytechnische Schule, wurde Ingenieur für Brücken- u. Wegebau, sowie Maire zu Lallains, vertrat 1863—69 das Dep. Nord im Gesetzgebenden Körper, wo er an der Seite Thiers' die kaiserl. Regierung bekämpfte, wurde 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, erhielt 19. Febr. das Ministerium des Handels u. der Landwirthschaft, welches er nach dem Rücktritte Picard's 1. Juni mit dem des Innern vertauschte, u. starb plötzlich 7. Okt. 1871 zu Versailles. Ein großes Werk, an dem er lange gearbeitet hatte, „La critique des codes européens“, ließ er unvollendet zurück.

Lambrequin (spr. Langbretäng), Behänge, Bekleidung, drapirte Behänge an Fenstergardinen, Himmelbetten ꝛc.

Lambris (spr. Langbrih), Bekleidung der Zimmerwände mit Holz, Marmor, Stuck ꝛc.

Lambruschini (spr. Lambruskini), Luigi, Kardinal u. päpstl. Minister, geb. zu Genua 16. Mai 1776, trat in den Barnabitenorden u. ward folgeweise Bischof von Sabina, Erzbischof von Genua, Abt von Sta. Maria di Farsa u. 30. Sept. 1831 Kardinal, als welchen ihn Gregor XVI. zum Staatssekretär des Auswärtigen, Minister des öffentlichen Unterrichtes, Sekretär der päpstl. Breven u. Bibliothekar im Vatikan ernannte. Ihm vor Allen wurden die vielen dann folgenden Inquisitionsprozesse u. politischen Verfolgungen zur Last gelegt. Das Unterrichtsministerium trat er 1845 an Mezzofanti ab. Bei der 1846 stattfindenden Papstwahl fielen im ersten Wahlgange die meisten Stimmen auf L. Der neue Papst, Pius IX., ernannte ihn zum Mitglied des neuerrichteten Staatsrathes u. ließ ihm die Aemter eines Sekretärs der päpstl. Breven u. Bibliothekars im Vatikan. 1847 ward er Bischof von Porto, San Rufino u. Civita-Vecchia sowie zweiter Dekan des heiligen Kollegiums u. Großkanzler aller päpstl. Orden. Die in demselben Jahre ausbrechenden Unruhen veranlaßten ihn, sich dem Volkshasse durch die Flucht nach Civita-Vecchia zu entziehen; zwar kehrte er bald nach Rom zurück, verließ dasselbe jedoch abermals im Nov. 1848, um sich nach Neapel u. dann nach Gaëta zum Papste zu flüchten, mit dem er im April 1850 nach Rom zurückkehrte. Er starb zu Rom 12. Mai 1854. Er schrieb u. A.: „Opere spirituali“ (3 Bde., Rom 1836; 2. Aufl. 1838 f.) u. „Sull' immacolato concepimento di Maria“ (ebd. 1843).

Lamé, Gabriel, franz. Mathematiker, geb. zu Tours 22. Juli 1795, ging als Ingenieur für Straßen- u. Wegebau auf längere Zeit nach Rußland, war 1832—45 Professor der Physik u. dann bis 1863 Examinator an der Polytechnischen Schule in Paris, wo er 1848 den Lehrstuhl für die Wahrscheinlichkeitsrechnung an der Fakultät der Wissenschaften erhielt. Auch ward er 1843 in die Akademie aufgenommen. Seine Hauptwerke sind die „Leçons sur la théorie mathématique de l'élasticité“ (Par. 1852) u. „Cours de physique de l'École polytechnique“ (3 Bde., 2. Ausg., ebd. 1836).

Lamelle, s. v. a. ein dünnes Plättchen.

Lamennais (spr. Lamennäh), Hugues Felicité Robert de, berühmter franz. Theologe u. Schriftsteller, geb. 19. Juni 1782 als Sohn eines Schiffsrheders zu St. Malo in der Bretagne, trat 1811 in den geistlichen Stand u. empfing 1817, bis dahin als Lehrer der Mathematik zu St. Malo thätig, die Priesterweihe. Schon damals Meister des franz. Prosastils, hatte er nicht nur mit Begeisterung die Wiedereinsetzung der Bourbonen, sondern auch die Herstellung der päpstl. Hierarchie im Glanze des Mittelalters durch

verschiedene, großes Aufsehen erregende Schriften u. Zeitungsartikel empfehlen. 1824 soll ihm sogar in Rom von Leo XII. der Kardinalshut angetragen worden sein. Die Julirevolution 1830, nach welcher er selbst die Zeitschrift „L'Avenir" gründete, gab seiner Schwärmerei für die kathol. Kirche eine andere Richtung. Die Unhaltbarkeit des staatlichen Absolutismus ließ ihn jetzt das Heil der kathol. Hierarchie in der Trennung von Staat u. Kirche erblicken; die letztere sollte ohne äußere Herrschergewalt u. arm, dafür aber wahrhaft frei sein. Aber 1831 mußte er sich selbst in Rom überzeugen, daß man dort ganz anders gesinnt sei, u. am 15. Aug. 1832 wurde seine Lehre von Gregor XVI. in einer Encyklika ausdrücklich verdammt. Eine Zeit lang gelobte L. Unterwerfung u. gab sein Journal auf. Aber 1834 stellte er in seinen weltberühmten „Paroles d'un croyant", die in kurzer Zeit über 100 Auflagen erlebten u. in alle gebildeten Sprachen übersetzt wurden, das Ideal einer kirchlichen Demokratie auf, welches trotz seiner glühenden Religiosität in der Sprache der Propheten den Päpstlichen als ein gewaltiger Mahnruf zur Revolution erschien. Das Buch wurde daher alsbald von Gregor XVI. verdammt; L. aber stellte sich nun offen auf die Seite der Revolution in seinen „Affaires de Rome" (Par. 1836). Dieselben predigen gegenüber der entarteten röm. Hierarchie den Grundsatz der Demokratie im Namen des Christenthums u. der Menschlichkeit. L., zum Abgott der Radikalen geworden, wirkte seitdem unter steigender Anfeindung von Seiten der franz. Regierung bes. durch die Presse, so 1837 als Redakteur des „Monde" u. durch politische Flugschriften („Le livre du peuple", 1837; „Le pays et le gouvernement", 1840; für letztere Schrift wurde er zu einjährigem Gefängniß u. hoher Geldbuße verurtheilt). 1841—43 gab er sein religiöses System als „Esquisse d'une philosophie" (4 Bde., Par.) heraus, gleichzeitig auch eine Reihe kleinerer Schriften, die alle darauf berechnet sind, die Religion u. Philosophie in den Dienst der Demokratie zu ziehen. Nach der Februarrevolution 1848 wurde er in die Konstituirende u. dann in die Legislative Versammlung gewählt, zog sich aber nach dem Staatsstreich Napoleon's III. (2. Dez. 1852) gänzlich zurück u. starb 27. Febr. 1854. Seine „Oeuvres complètes" füllen 12 Bde. (Par. 1836 ff. u. 1844); seine „Oeuvres posthumes" (4 Bde., Par. 1855—59) gab Forgues heraus.

lamentiren (lat. lamentari), beweinen, klagen, bejammern; lamentabel, kläglich, erbärmlich; Lamentation, Wehklage, Jammer; Lamentationen heißen die drei Abschnitte der Klagelieder des Jeremias, die nach kathol. Ritus an den drei letzten Tagen der Charwoche in den Kirchen abgesungen werden. Lamentabile od. Lamentoso, auch Lamentuoso (ital.), eine Vortragsbezeichnung in der Musik: klagend, schmerzvoll.

Lameth, Charles Malo François, Graf de, franz. General u. Politiker, geb. zu Paris 5. Okt. 1757, nahm mit zweien seiner Brüder am Befreiungskriege der nordamerik. Kolonien Theil, ward nach seiner Rückkehr Kavallerieoberst u. Vertreter des Adels bei den Generalstaaten, wo er für konstitutionelle Reformen auftrat u. insbes. nach der Flucht des Königs mit Erfolg die Erneuerung des Verfassungseides beantragte, sich aber dem Plane, Ludwig XVI. zu entthronen, widersetzte. Nachdem er als Maréchal de Camp den Feldzug von 1792 mitgemacht, infolge mehrerer Ereignisse jedoch das Heer hatte verlassen müssen, auch eine Zeit lang in Haft gewesen war, wanderte er nach Hamburg aus, wo er später mit seinem Bruder, dem Grafen Alexandre de L. (geb. zu Paris 28. Okt. 1760, gest. ebendort 18. März 1829) kaufmännische Geschäfte trieb. Seit 1800 wieder in Frankreich, ward L. 1809 als Brigadegeneral nach Deutschland geschickt u. zum Gouverneur des Großherzogthums Würzburg ernannt. 1812 wurde er Gouverneur von Santona an der biscayischen Küste, welchen Platz er jedoch schon im J. 1814 auf Befehl Ludwig's XVIII. an die Spanier auslieferte. Hierauf erfolgte seine Ernennung zum Generalleutnant. Zur Vertheidigung der konstitutionellen Freiheiten fand er, wie sein genannter Bruder, seit 1827 als Mitglied der Deputirtenkammer noch einmal Gelegenheit. Er starb zu Paris 28. Dez. 1832.

La Mettrie, Julien Offray de, ein franz. Gelehrter, der gewöhnlich für einen der frechsten Vertreter des Atheismus, für einen Lüstling u. medizinischen Charlatan gilt, während Friedrich d. Gr., zu dessen Freundeskreise er gehörte, ihm nachgerühmt hat, daß ihn die Natur nicht blos zum Redner u. Philosophen geschaffen, sondern ihm auch ein reines Herz, ein dienstfertiges Gemüth gegeben hätte. Und sein neuester Biograph, du Bois-Reymond (s. dessen Rede über L., gehalten in der öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften am 28. Jan. 1875), ist auf Grund eines reichen Quellenmaterials zu der Ansicht gelangt, daß Friedrich d. Gr. in der Beurtheilung seines Freundes nicht zu stark aufgetragen habe, nur habe demselben im Leben Ernst, Haltung u. Würde u. seinen Schriften methodische Entwicklung, dialektische Schärfe u. gründliche Vertiefung gefehlt. Geb. zu St. Malo 25. Dez. 1709, studirte L. unter Boerhaave Medizin u. wurde Arzt im Regiment des Herzogs v. Gramont, dem er in die Schlacht bei Dettingen u. zur Belagerung von Freiburg folgte. Als Verfasser einer „Histoire naturelle de l'âme" (Haag 1745), welche wegen ihres materialistischen u. atheistischen Inhaltes verbrannt wurde, u. einer „Politique du médecin de Macchiavel" (Amst. 1746) mußte er Frankreich verlassen. Er ging nach Holland, zog sich aber hier durch die Schriften „La faculté vengée" (1747; später unter dem Titel „Les charlatans démasqués", Par. 1762) u. „L'homme machine" (Leyd. 1848; deutsch von A. Ritter, Lpz. 1875) erst recht Verfolgungen zu u. nahm daher mit Freuden die ihm angebotene Stelle eines Vorlesers bei Friedrich d. Gr. an. Auch wurde er durch diesen Mitglied der Berliner Akademie. Er starb zu Berlin 11. Nov. 1751. Der König selbst schrieb L.'s „Éloge" (Haag 1753) u. ließ seine „Oeuvres philosophiques etc." (3 Bde., Berl. 1751; neue Aufl. 1796) herausgeben. Sein „Ouvrage de Pénélope, ou le Macchiavel en médecine" (2 Bde., ebd. 1748; 3 Bde., 1750) ist eine Schmähschrift auf Boerhaave, Linné u. A.

Lamey, August Franz Friedrich, bad. Staatsmann, aus einer elsäss. Familie stammend, geb. zu Karlsruhe 27. Juli 1816, studirte in Bonn, Heidelberg u. München die Rechte, praktizirte seit 1842 als Anwalt in Mannheim, ward 1844 Assessor beim Stadtamte in Karlsruhe u. 1846 in Mannheim, kehrte 1847 als Hofgerichtsassessor nach Karlsruhe zurück u. betrat als Vertreter dieser Stadt im Mai 1848 die politische Laufbahn in der II. bad. Kammer, wo er zu den entschiedensten u. begabtesten Anhängern des freisinnigen Ministeriums Bekk zählte. Nach dem 1849er Maiaufstande verließ er den Staatsdienst, um als Obergerichtsanwalt nach Freiburg i. Br. überzusiedeln, u. entsagte 1852 auch der damals fruchtlosen politischen Wirksamkeit. Seit 1856 ord. Prof. des Civil- u. Kriminalprozesses, sowie des Code civil, nahm er seine politische Thätigkeit als Führer der speziell gegen das Konkordat gerichteten Opposition 1860 wieder auf, u. als die Verwerfung desselben durch die Kammer den Sturz des Ministeriums Stengel herbeigeführt hatte, wurde L. Minister des Innern. Damit begann eine neue Entwicklungsära des bad. Staatslebens im liberalen Sinne; insbes. erfolgte die Regelung des Verhältnisses der beiden christl. Kirchen zum Staate, die Einführung der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit u. der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, die Emanzipation der Schule von der Kirche u. die Neugestaltung der Verwaltung, Rechtspflege u. Polizei durch eine Reihe organisirender Gesetze im Sinne des Selfgovernments. Am 24. Juli 1866 gab L. freiwillig seine Entlassung ein u. trat darauf an die Spitze der nationalliberalen Partei in Baden, die er 1871—74 auch im Deutschen Reichstage vertrat.

Lamien, nach griech. Aberglauben schöne, gespenstige Weiber, die den Kindern, bes. Jünglingen, nach Vampyrart das Blut aussaugen sollten.

Lamiodonten, versteinerte Haifischzähne.

Lamischer Krieg, nach Alexander's d. Gr. Tode (323 v. Chr.) von fast allen griech. Staaten (mit Ausnahme der Böotier, Spartaner u. Achäer) gegen die makedonische Herrschaft unternommen. Die Seele der Erhebung war Athen, das mächtige Rüstungen zu Lande u. zu Wasser veranstaltete u. in Leosthenes den Verbündeten einen tüchtigen Feldherrn lieferte. Dieser besetzte nach Ueberwindung der Böotier den Thermopylenpaß u. gewann durch den Sieg bei Herakleia über Antipater (323) ganz Thessalien. Der makedonische Statthalter warf sich in die Festung Lamia im thessal. Phthiotis (heute Zeitun od. Lamia) u. wehrte sich hier tapfer gegen die ihn belagernden Griechen, deren Feldherr bei einem Ausfalle getödtet wurde. Der Nachfolger desselben, Antiphilos, hatte es nicht blos mit Antipater, sondern auch mit dem zu dessen

Entsatze heranrückenden Leonnatos zu thun. Zu schwach, um Beiden die Spitze zu bieten, hob er die Belagerung von Lamia auf u. besiegte Leonnatos in einem Reitergefecht, worin derselbe seinen Tod fand. Antipater zog sich hierauf nach den Grenzen Makedoniens zurück, die Ankunft der Verstärkungen unter Krateros erwartend. Nachdem unterdessen die athenische Flotte wiederholt bei den Echinadischen Inseln von Kleitos geschlagen worden war, rückte Antipater im Frühling 322 mit 48,000 Mann nach S. vor. Das weit schwächere Lager der Griechen nahm die ihm in der Ebene von Krannon angebotene Schlacht an (Aug. 322) u. erlitt eine, wenn auch nicht entscheidende Niederlage, infolge derer ein großer Theil der muthlos gewordenen Städte mit Antipater Separatverträge schloß; nur Athen u. Aetolien behaupteten sich, aber auch ersteres erkaufte, als die Makedonier durch Böotien heranrückten, den Frieden durch Auslieferung der Hauptgegner Makedoniens, Aufnahme einer makedonischen Besatzung in die Citadelle Munychia, Bezahlung der Kriegskosten u. Beschränkung der Demokratie. Die Aetolier erhielten von Antipater einen billigen Frieden, wahrten aber auch in späteren Kämpfen ihre Selbständigkeit.

Lämmergeier, s. „Bartgeier". **Lamm Gottes,** s. „Agnus Dei".

Lamont (spr. Lamong), Johann v., Astronom u. Physiker, geb. zu Braemar in Schottland 13. Dez. 1805, wurde 1835 Konservator u. 1852 Direktor der Sternwarte in Bogenhausen bei München, sowie in letztgenanntem Jahre auch Professor der Astronomie an der Münchner Universität. Er ist hochverdient um die Lehre des Erdmagnetismus u. der Luftelektrizität, lieferte ein werthvolles Sternverzeichniß u. hat sich auch durch seine Untersuchungen über die Nebelflecke u. Sternhaufen berühmt gemacht. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber die Nebelflecke" (Münch. 1837); „Handbuch des Erdmagnetismus" (Berl. 1838); „Astronomie u. Erdmagnetismus" (Stuttg. 1851); „Untersuchungen über die Richtung u. Stärke des Erdmagnetismus" (Münch. 1858) u. „Handbuch des Magnetismus" (ebd. 1867). Auch gab er heraus: „Observationes astronomicae" u. „Annalen der Münchner Sternwarte" (ebd. 1833 ff.); „Magnetische Ortsbestimmungen, ausgeführt an verschiedenen Punkten Bayerns" (2 Bde., ebd. 1854—56); „Magnetische Karte von Deutschland u. Bayern" (ebd. 1854) rc.

Lamoricière (spr. Lamorisjähr), Christophe Leon Louis Juchault de, franz. General, geb. zu Nantes 5. Febr. 1806, verließ 1828 die Artillerieschule in Metz als Ingenieurleutnant u. empfing seine Feuertaufe 1830 bei der Expedition gegen Algerien, wurde 1833 zum Direktor des ersten arab. Bureaus u. Bataillonschef der Zuaven ernannt u. erhielt bereits 1845 den Rang eines Generalleutnants u. das Amt eines interimistischen Generalgouverneurs in Algerien. Seine glänzende Laufbahn daselbst endigte er 1847 mit der Wegnahme der Smala Abd el Kader's, den er einschloß u. zur Unterwerfung zwang. In der Revolution von 1848 wäre er beinahe getödtet worden, als er sich 24. Febr. mitten unter die Aufständischen begab, um ihnen die Abdankung des Königs u. die Regentschaft der Herzogin von Orleans zu verkündigen. Im Gesetzgebenden Körper, dem er seit 1846 angehörte, gehörte er zu den Vertheidigern der republikanischen Verfassung u. bekämpfte mit Entschlossenheit die Politik Ludwig Napoleon's. Deshalb beim Staatsstreich vom 2. Dez. verhaftet u. dann aus Frankreich verbannt, lebte L. abwechselnd in Deutschland, Belgien u. England, bis er 1857 ohne sein Zuthun die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Seine kriegerische Laufbahn beschloß L., nachdem er sich durch dringende Bitten seiner legitimistischen Familie hatte bestimmen lassen, im April 1860 den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen zu übernehmen, mit dem unglücklichen Gefecht bei Castelfidardo 18. Sept. desselben Jahres. L. starb auf seinem Schlosse Prouzel bei Amiens 11. Sept. 1865. — Vgl. Hoppe, „Der Kampf L.'s für die weltliche Macht des Papstes" (Berl. 1862) u. Pougeois, „Le général de L." (Par. 1866).

Lamormaine od. Lamormaini, Wilhelm, eigentlich Lämmermann, um 1569 im Luxemburgischen geb., wurde als Jesuit Beichtvater Kaiser Ferdinand's II. u. machte sich theils durch die völlige Umgarnung dieses Fürsten, theils durch seinen zügellosen u. blutigen Bekehrungseifer gegenüber den böhm. Protestanten berüchtigt. Er schrieb eine lobhudelnde Biographie Kaiser Ferdinand's (Köln 1638) u. starb 22. Febr. 1648 zu Wien. Schiller erwähnt ihn in den „Piccolomini" in einer zum geflügelten Wort gewordenen Stelle.

Lamotte, Antoine Houdart de, geb. 17. Jan. 1672 zu Paris, gest. ebend. 26. Dez. 1731, franz. Dichter, von dessen zahlreichen, den verschiedenartigsten Dichtungsgattungen angehörigen Werken heute höchstens noch seine Fabeln gelesen werden; bei den Zeitgenossen indessen fanden auch einige der von ihm verfaßten Operntexte sowie seine Tragödie „Ines de Castro" u. sein Lustspiel „Le Magnifique" großen Beifall. Wenig Ruhm erwarb sich L. durch seinen unglücklichen Versuch, die Ilias zu übersetzen u. dabei zugleich zu verbessern. Eine vollständige Ausgabe der Werke L.'s erschien zu Paris (1754, 10 Bde., eine Auswahl daraus in 2 Bdn., Par. 1811).

Lamotte, Jeanne de Luz de St. Remy de Valois, Gräfin de, eine berüchtigte Intrigantin, welche die auch heute noch nicht völlig aufgeklärte Halsbandgeschichte in Scene setzte, geb. 22. Juli 1756 zu Fontete in der Champagne als Tochter eines Baron von Valois, der von einem natürlichen Sohne Heinrich's II. von Frankreich, dem Baron von St. Remy, abstammte. Nach dem Tode ihres Vaters († 16. Febr. 1761) völlig mittellos, wurde sie wie ihre Schwester Marie Anne in dem Mädcheninstitut der Abtei Longchamps bei Paris untergebracht, entfloh aber nach sechs Jahren von dort, fand in dem Hause einer Frau v. Surmont in Bar-sur-Aube Aufnahme u. heirathete den Neffen dieser Dame, einen Grafen L., einen mittellosen Abenteurer, mit dem sie 1780 nach Paris kam. Hier machte sie die Bekanntschaft des Kardinals Rohan, Großalmoseniers von Frankreich, eines in üblem Rufe stehenden Prälaten, der ein Auge auf die Königin Marie Antoinette geworfen hatte, aber bei ihr in Ungnade gefallen war. Die L. machte den Kardinal glauben, daß sie Beziehungen zur Königin habe, u. versprach, ihm eine Audienz bei derselben zu erwirken. Zunächst übernahm sie es im Mai 1784, ein Rechtfertigungsschreiben des Kardinals der Königin zukommen zu lassen, u. händigte ihm auch eine Antwort ein, die aber, wie eine Reihe anderer angeblich von der Königin dem Kardinal geschriebener Briefe, von Retaux de Villette, einem Vertrauten des Grafen L., mit Geschick gefälscht waren. Die verheißene Audienz bei Marie Antoinette fand natürlich niemals statt; dafür verhieß die L. dem Kardinal eine nächtliche Zusammenkunft mit der Königin u. veranlaßte ein käufliches Mädchen, Marie Leguay d'Oliva, welches der Königin auffallend ähnlich sah, am Abend des 11. Aug. 1784 im Park von Versailles dem Kardinal gegenüber die Rolle der Königin zu spielen. Kaum hatte diese als solche ihm zugelispelt, alles Vergangene solle vergessen sein, so erschien die L. mit der Nachricht, daß Personen vom Hofe in der Nähe seien, worauf die angebliche Königin entfloh, in den Händen des Kardinals eine Rose als Zeichen ihrer Gunst zurücklassend. Einige Monate später spiegelte die L. dem Kardinal vor, die Königin bedürfe 120,000 Francs zu Almosenspendungen u. erhielt sie auch. Nun schien ihr der Zeitpunkt für eine großartigere Betrügerei gekommen zu sein. Die Juweliere Böhmer u. Bassange hatten ein prächtiges Halsband im Preise 1,800,000 Livres verfertigt, ohne dasselbe an den Mann bringen zu können. Die L. redete dem Kardinal ein, die Königin wünsche das Halsband zu besitzen, wolle es ohne Vorwissen des Königs kaufen u. von ihren Ersparnissen bezahlen, der Kardinal möge es einstweilen für sie kaufen. Um ihn ganz sicher zu machen, händigte man ihm zwei darauf bezügliche Briefe der Königin ein, die aber wieder von Villette gefälscht waren. Rohan kaufte also das Halsband für 1,600,000 Livres; Zahlung sollte in vier Raten — die erste 31. Juli 1785 — geleistet werden. Darüber wurden vier Wechsel ausgestellt, u. derselbe Villette fälschte auf allen die Unterschrift der Königin mit den Worten: „Approuvé, Marie Antoinette de France." Daraufhin gaben die Juweliere dem Kardinal das Halsband u. er überlieferte es der L. Sofort ließ diese durch ihre Helfershelfer das Halsband aus einander nehmen u. die Steine einzeln, u. zwar meist nach England verkaufen. Nun hätte man eigentlich erwarten sollen, daß die L. u. alle bei dem Betruge Betheiligten geflohen wären, allein das geschah nicht. Sie hofften den leichtgläubigen Kardinal noch mehr auszubeuten u. glaubten, er werde gern bezahlen, um sich nicht lächerlich zu machen. Indessen hatte Böhmer 3. August durch Madame Campan, die erste Kammerfrau der Königin, diese mahnen lassen, u. der König, außer sich über die seiner Gemahlin angethane Beleidigung, ließ sofort den Kardinal Rohan in Versailles verhaften u. in die Bastille setzen.

Am 18. August arretirte man die L. zu Bar-sur-Aube; ihrem Manne gelang es aber, nach England zu entkommen; Cagliostro (s. d.), mit dem der Kardinal in Verbindung stand, ward ebenfalls gefangen gesetzt, u. Fräulein d'Oliva, welche nach Brüssel geflüchtet war, ausgeliefert; Villette, der wegen eines andern Vergehens zu Genf festgenommen worden war, glaubte sich wegen seiner Fälschungen von Jenen verrathen u. gestand ein, wer ihn dazu verleitet hatte. Das Parlament sprach nun sein Urtheil dahin, daß der Kardinal als der Betrogene freigesprochen, Fräulein d'Oliva ausgewiesen ward, L. dagegen ward zur Auspeitschung, Brandmarkung u. lebenslänglicher Galeerenstrafe, freilich nur in contumaciam, seine Frau zur Auspeitschung, Brandmarkung u. lebenslänglicher Einsperrung in einem Spital verurtheilt, alle übrigen Angeklagten aber freigesprochen. Bei der Vollstreckung des Urtheils an der L. widersetzte sich diese auf das Heftigste, so daß der Henker ihr die Kleider zerriß u. sie mit dem Eisen auf den Busen statt auf die Schulter brannte; die davon entstandene Narbe glich einer Lilie, u. man machte darüber folgenden Vers:

Lamotte, on n'en peut douter,
Des Valois est bien la fille,
Puisqu'on lui fait porter
Les armes de la famille.

Indeß gelang es der L., 5. Juni 1787 nach England zu entkommen, von wo aus sie u. ihr Mann in verleumderischen Schriften, wie „Vie de Jeanne de St. Remy de Valois comtesse de Lamotte etc. écrite par elle même“ (2 Bde., Par. 1793) u. „Mémoires justificatifs de la comtesse Valois, écrits par elle même“ (Lond. 1788—89), den Ruf der Königin auf das Schamloseste antasteten. Die L. starb in London 23. Aug. 1787 infolge eines Sturzes aus dem Fenster. Ihr Mann kam nach dem Ausbruche der Revolution nach Frankreich zurück, wurde wiederholt eingekerkert, aber immer wieder entlassen, lebte theilweise in äußerster Verkommenheit u. starb 1830. Seine Memoiren, aber mit Weglassung aller auf die Halsbandgeschichte bezüglichen Stellen, gab Lacour heraus unter dem unter solchen Umständen nicht mehr ganz genauen Titel: „Affaire du collier. Mémoires du comte Lamotte de Valois sur sa vie et son époque (1754—1830) publiés d'après son manuscrit autographe etc.“ (Par. 1858). Die beste unter den zahllosen Darstellungen des Prozesses ist die von Campardon, „Marie Antoinette et les procès du collier“ (Par. 1864). Die Civilansprüche der Juweliere u. ihrer Rechtsnachfolger haben bis in die neueste Zeit gespielt.

Lampadius, Wilhelm August, Berg- u. Hüttenmann, Physiker u. Chemiker, geb. zu Hehlen (Braunschw.) 8. Aug. 1772, trat 1785 zuerst als Lehrling in die Rathsapotheke in Göttingen, studirte das. seit 1790, bereiste 1793 mit dem Grafen Joachim v. Sternberg Rußland, ward 1794 Prof. an der Bergakademie in Freiberg u. starb das. 13. April 1842. Um die Förderung seiner Fachwissenschaft, insbes. um die durch ihn zu einer eigenen technischen Wissenschaft ausgebildete Hüttenkunde, hat er sich sehr verdient gemacht. Von seinen Entdeckungen ist die des Schwefelkohlenstoffs, von seinen Schriften als Hauptwerk das „Handbuch der Hüttenkunde“ (2. Aufl., Götting. 1817—18, 4 Bde.) hervorzuheben.

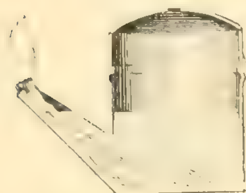
Lampe, Heinrich Friedrich, Naturarzt u. Direktor einer Heilanstalt zu Goslar, geb. 24. Mai 1794 in dem anhaltischen Städtchen Güsten u. gest. zu Goslar 1. April 1866, ward wegen der Mittellosigkeit seiner Eltern einem Schuhmacher als Lehrling übergeben, verließ diesen jedoch schon nach 2 Jahren, um als Husar sich am Befreiungskriege zu betheiligen. Nach dem Friedensschlusse verabschiedet, kam er nach Goslar, wo er eine Schuhmacherswittwe heirathete, aber sowol wegen seiner Unlust zum Handwerk als auch wegen seiner geringen Geschicklichkeit in demselben in drückende Noth gerieth. Von jeher überzeugt, zu etwas Höherem bestimmt zu sein, verfiel L. darauf, heilkräftige Kräuter zu sammeln, theils um sie zu verkaufen, theils um sie zu Salben u. Tränken zu verarbeiten u. mit diesen selbst Heilversuche anzustellen. Mehrere glückliche Kuren verschafften ihm bald einen ausgebreiteten Ruf, u. ein Befehl der hannöv. Sanitätsbehörde, seine Heilanstalt polizeilich zu schließen, wurde auf Bitten seiner Kurgäste sogar zurückgenommen. Die L.'sche Kurmethode bestand in der Hauptsache in massenhafter Darreichung von Dekokten aus Tausendgüldenkraut, Schafgarbe, Walnußblättern u. anderen aromatischen u. gerbstoffhaltigen Kräutern, Rhabarber, Faulbaumrinde, zuweilen auch Aloë, u. allerdings hat er hiermit sowie durch strenge Diät u. häufige Bewegung in reiner Bergluft manche Krankheit gehoben. Daß nebenbei manche seiner Patienten, denen die großen Quantitäten seiner Tränke (bis zu 2 Liter täglich) zu viel wurden, das Zeitliche segneten, schien seinem Rufe beim Publikum eben nicht zu schaden. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen, das er der Leichtgläubigkeit u. Thorheit der bei ihm Hülfe Suchenden verdankte.

Lampe (vom griech. λαμπάς) ist eine Vorrichtung zur Verbrennung eines flüssigen od. doch leicht schmelzbaren Brennstoffes, wie Oel, Weingeist od. Fett u. s. w., zum Zwecke der Beleuchtung od. zur Erwärmung, od. für Beides zugleich. Die wesentlichen Bestandtheile einer L. sind demnach ein Gefäß für die Aufbewahrung des Brennmaterials u. ein Verbrennungsherd, welchen ein das flüssige Brennmaterial aufsaugender Körper, der Docht od. ein Haarröhrchen, wie bei manchen Nachtlampen, bildet. In den antiken L.n — dies Geräth ist eins der ältesten, welche uns überliefert worden sind — finden wir die einfachste Konstruktion häufig in künstlerischer Weise verschönert, wie es Abb. Nr. 3901 zeigt. Auch für uns existirt diese älteste Einrichtung, wenn auch weniger schön, noch als die bekannte Küchenlampe, welche einen vollen, runden Docht hat, der eine keineswegs lebhaft u. hell brennende, vielmehr qualmende Flamme giebt, u. welche in ihrer Leuchtkraft mit dem sinkenden Oelniveau im Behälter mehr u. mehr abnimmt. Dieser letztere Umstand ist aber von Uebel, denn nur wenn der Oelstand sich unveränderlich nahe unter dem brennenden Dochte erhält, kann ein gutes u. gleichmäßiges Licht erwartet werden. Dies wurde schon frühzeitig eingesehen, u. schon 1550 konstruirte der berühmte Cardanus eine L. mit seitlich angebrachtem Oelbehälter, welche auf dem Prinzip der kommunizirenden Röhren beruht u. so eingerichtet ist, daß der Oelstand nach geringem Sinken unter die Flamme stets wieder von selbst auf die normale Höhe steigt. Diese L.n mit intermittirendem Oelstande sind noch jetzt unter der Bezeichnung als Flaschenlampen od in verbesserter Einrichtung als sog. Schiebelampen in Gebrauch. Ehe wir uns ihnen aber zuwenden, müssen wir noch der älteren u. weniger vollkommenen Kastenlampe gedenken, wie sie Nr. 3903 zeigt, u. wie sie bis in die neuere Zeit aus alter Gewohnheit als sog. Studirlampe mit grün papiernem Schirme ihr Dasein behauptet hat. Bei der abgebildeten L. ist A der halbkugelige Oelbehälter, welcher mit der Dille d, worin sich der Docht befindet, durch ein geneigtes Rohr f in Verbindung steht; A ist in solcher Höhe angebracht, daß bei dessen vollständiger Füllung das Oel gerade bis zum oberen Ende der Dille reicht. Die Verschiebung des Dochtes erfolgt durch einen gebogenen Draht, der mit einer kleinen Zahnstange verbunden ist u. mittels eines Getriebes durch Drehung des Knopfes s bewegt wird. Eine wesentliche Verbesserung erhielten diese schon im Mittelalter von den Gelehrten benutzten L.n durch die Erfindung der flachen Dochte ums J. 1783, denn bis dahin kannte man nur den alten, strangförmigen Runddocht, welcher aus Mangel von gehörigem Luftzutritt zur Flamme nur eine unvollkommene Verbrennung des Oeles gestattet. Auch der gläserne Schornstein od. Cylinder, durch welchen der Luftzug zu Gunsten der Flammenentwicklung befördert wird, u. die Milchglasglocke, welche die abgebildete Kastenlampe zeigt, sind erst spätere Zuthaten, denn früher waren diese L.n ohne solchen Schornstein u. nur mit Blechschirmen versehen. — Ein Jahr nach der Erfindung der flachen Dochte, durch Leger in Paris, trat Argand mit einer neuen Erfindung auf, wodurch das Beleuchtungswesen bedeutend verbessert wurde. Es geschah dies durch die L. mit doppeltem Luftzuge, deren wesentliche Bestandtheile der hohle, röhrenförmige Docht u. der gläserne Schornstein sind. Nr. 3904 erläutert das Prinzip dieser Argand'schen L. an einer sog. Schiebelampe, wobei zugleich die von Cardan erfundene Anordnung des auf gleichen Oelstand am Dochte hinwirkenden Oelbehälters zu sehen ist. Bei dieser L. besteht der Oelbehälter aus zwei cylindrischen, in einander gesteckten Gefäßen. Das äußere Gefäß e ist oben offen u. unten mit der Dille durch das gekrümmte Rohr n verbunden. Das andere innere Gefäß F, das sich leicht in das erstere hineinschieben läßt, ist oben vollständig geschlossen, am unteren, etwas konisch geformten Ende K dagegen mit einer kreisrunden Oeffnung von etwa 2 cm. Durchmesser versehen, welche von innen durch eine ventilartige Scheibe geschlossen werden kann. Dieses letztere Gefäß bildet das eigentliche Oelreservoir, welches behufs der Füllung herausgenommen u. umgestürzt werden muß, damit man durch die Oeffnung bei k das Oel eingießen kann. Das gefüllte Gefäß wird alsdann mit der durch die Scheibe geschlossenen Oeffnung wieder in den Behälter e gestürzt, wobei sich, sobald das untere Ende k seine richtige Stellung erreicht hat, die Scheibe durch eine auf den Boden des Gefäßes e

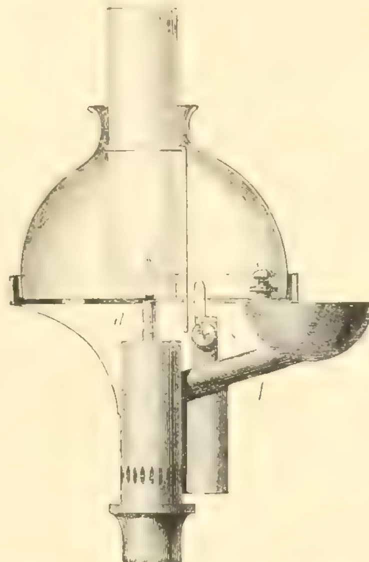
aufstoßende Stange wieder öffnet, so daß das Oel herausfließen u. in letzterem Gefäß bis auf eine gewisse, dem Dochtstande entsprechende Höhe steigen kann, worauf der Oelspiegel im Gefäße e die Oeffnung bei k schließt u. so einen weiteren Austritt des Oeles aus dem Gefäße f verhindert. Sobald die Flamme soviel Oel verzehrt hat, daß die Oeffnung bei k durch das Sinken des Oelspiegels in e wieder frei wird, fließt wieder eine Quantität Oel aus f heraus, bis die Oeffnung aufs Neue verschlossen wird. In der Wand des Gefäßes e ist oberhalb eine kleine Oeffnung i angebracht, welche den Zutritt der äußeren Luft gestattet. Die cylindrische Dille g ist durch ein innerhalb angebrachtes konzentrisches Rohr auf einen ringförmigen Raum beschränkt, worin sich der Docht befindet. In das innere Rohr der Dille kann von unten Luft eintreten, umgehen, hat man noch ein besonderes Luftrohr angebracht, welches aber die Einrichtung zu sehr komplizirte, so daß es wenig in Anwendung gekommen ist. Die L.n, welche den Oelbehälter in gleicher Höhe mit der Flamme zur Seite haben, sind mit dem Uebelstande behaftet, daß sie nach jener Seite hin einen starken Schatten werfen. Um diesen Nachtheil zu vermindern, hat man dem Oelbehälter die Form eines horizontalen, die Flamme im weiten Kreise umgebenden Ringes gegeben; da dieser Ring etwas über der Flamme angebracht ist, so ist der von ihm geworfene schmale Schatten kaum noch unbequem. Außerdem bot dieser Ring noch den Vortheil, daß bei der großen Ausdehnung, welche der Oelspiegel des Reservoirs dadurch erhält, der Oelstand sich selbst in längerer Zeit nur wenig u. für die Regelmäßigkeit der Flamme kaum störend ändert.



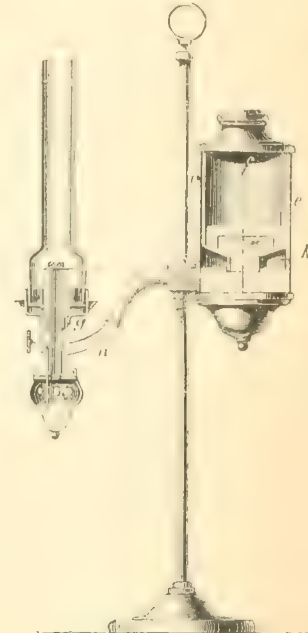
Nr. 3901. Antike Lampe.



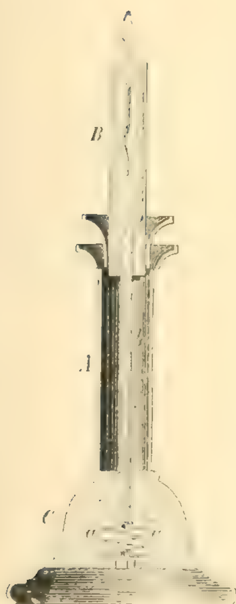
Nr. 3902. Kuchenlampe.



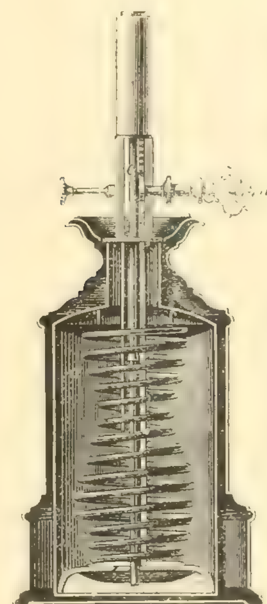
Nr. 3903. Kastenlampe mit flachem Dochte.



Nr. 3904. Schiebelampe.

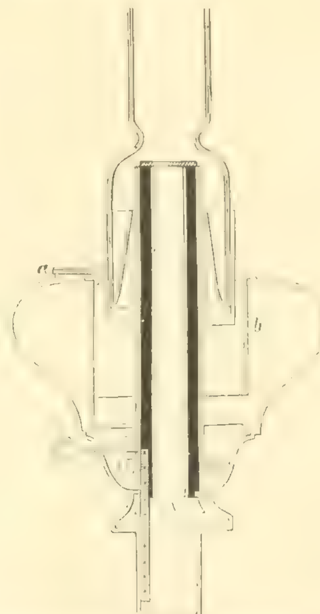


Nr. 3905. Einfachste Pumplampe.

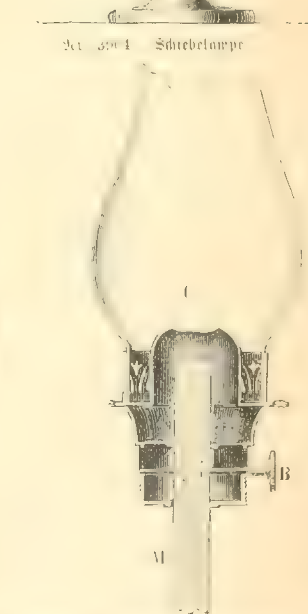




Nr. 3906. Moderateurlampe.



Nr. 3908. Petroleumlampe mit Runddocht.



Nr. 3907. Petroleumlampe mit Flachdocht.

welche oben die ringförmige Flamme durchströmt, während von außen ebenfalls ringsum die Flamme von einem durch den Schornstein od. Cylinder geförderten lebhaften Luftstrome bestrichen wird; dadurch wird die Verbrennung eine vollständigere u. die Flamme erhält eine größere Leuchtkraft. Um den Zug zu verstärken, ist der Cylinder oben verengt. Außerdem ist an dieser Art L.n auch ein verbesserter Mechanismus zur Dochtbewegung angebracht, indem eine mit einem steilen Schraubengange versehene Hülse, die den Docht hält, in der Dille sich befindet. Ein in die Schraubenwindung eingreifender, an der Dille befestigter Stift zwingt die Hülse, bei einer ihr ertheilten Drehung auf- od. abzusteigen, u. bewegt damit den Docht in gleichem Sinne. Um die Unsauberkeit, welche das Füllen des Oelgefäßes bei dieser L. mit sich bringt, zu Diese als Astrallampe bezeichnete Konstruktion wurde bereits im J. 1809 von Bordier Marcet in Paris erfunden. Parker in London verbesserte die Astrallampe, indem er durch eigenthümliche Querschnittsgestalt des ringförmigen Oelbehälters od. Kranzes u. eine zweckmäßige Abänderung der darauf stehenden Glasglocke den Schatten des ersteren fast gänzlich beseitigte. Die so verbesserte Lampeneinrichtung erhielt den Namen Sinumbrallampe (von sine, ohne, u. umbra, Schatten).

Ein sehr wichtiger Schritt zur Verbesserung der L.n wurde dadurch gethan, daß man das Oelgefäß in den Lampenfuß verlegte, wobei aber eine Vorrichtung anzubringen war, durch welche das Oel bis zu dem oberen Dochtende emporgehoben wurde. Diesem Zwecke dienten zuerst die Pumplampen, welche ein einfaches Pumpwerk enthalten, das durch

Niederdrücken eines Knopfes od. auch durch Aufziehen einer Feder zeitweise in Thätigkeit gesetzt wird. Die älteste Art von Pumplampen soll von Grosse in Meißen 1765 erfunden worden sein; später wurde die Konstruktion von Hoffmann in Leipzig (1797) u. Brochant in Paris (1803) verbessert. Eine vollkommenere Pumplampe mit Uhrwerk konstruirte ums J. 1800 Carcel in Paris.

Nr. 3905 illustrirt die einfachste Konstruktion der Pumplampe. Das Pumpwerk aa wird von einer kleinen Saug- u. Druckpumpe mit zwei Ventilen gebildet u. befindet sich im erweiterten Fuße C des Lampenschaftes A. Die Kolbenstange ist durch ein dünnes Blechrohr b vertreten, welches den Raum des Pumpencylinders bei offenem Kolbenventil mit dem Dochtbehälter B verbindet. Um dem Dochtbehälter Oel zuzuführen, muß derselbe niedergedrückt werden, worauf die den Kolben emportreibende Feder wiederum das Ansaugen von Oel in den Pumpencylinder bewirkt. Bei der Carcellampe wird ein ähnliches kleines Pumpwerk durch ein Uhrwerk eine längere Zeit hindurch so getrieben, daß dem Dochte stets so viel Oel, wie dieser verzehrt, zugeführt wird. Die Kostspieligkeit stand jedoch bei uns der Verbreitung dieser L.n vielfach im Wege, obschon letztere in Bezug auf Lichtbeständigkeit nichts zu wünschen übrig ließen. In Frankreich dagegen, wo überhaupt gute u. schöne L.n am frühesten gewürdigt wurden, hat man sich vielfach mit der Verbesserung der Uhrenlampen beschäftigt.

Zum Theil schon vor der Erfindung der Uhrenlampe, noch mehr aber später, hat man sich bemüht, Auftrieblampen od. statische L.n mit kontinuirlicher Wirkung ohne Uhrwerk herzustellen. Man versuchte zu diesem Zwecke das Prinzip der kommunizirenden Röhren u. kam so auf die hydrostatischen L.n, in denen das Oel durch das Gewicht einer schwereren Flüssigkeit (Salzwasser, Quecksilber &c.) emporgedrückt wird, jedoch führte diese Idee zu keinem bes. praktischen Erfolge. Man modifizirte diese Lampengattung daher in der Weise, daß man die drückende Flüssigkeit nicht direkt auf das Oel wirken ließ, sondern zur Kompression eines in der Lampe eingeschlossenen Luftvolumens benutzte, welches letztere durch seine Spannkraft die Hebung des Oeles bewirkt (aërostatische L.n). Die erste L. dieser Art soll Girard in Paris 1804 zu Stande gebracht haben. Schon vorher hatte derselbe eine L. in der Weise konstruirt, daß das in einem dichten, biegsamen Sack eingeschlossene Oel durch einen von unten drückenden Kolben od. durch ein oben aufgelegtes Gewicht emporgedrückt wurde. Später ließ man den Sack weg u. brachte in dem cylindrischen Oelbehälter einen niederwärts getriebenen Kolben an, der den Auftrieb des Oeles bewirkte. Die beste Konstruktion dieser Art wurde 1836 von Franchot in Paris erfunden, u. sie hat unter dem Namen Moderateurlampe ihren Weg durch die ganze Welt gemacht. Nr. 3906 zeigt deren Einrichtung. In dem Oelbehälter a, der vom Lampenfuße umschlossen wird, u. der durch den trichterförmigen Ansatz von oben leicht zu füllen ist, befindet sich ein aus starkem Leder hergestellter, mit nach unten umbogenem Rande versehener Kolben b, der mit einer Zahnstange verbunden ist. Mittels eines Handgriffes d kann diese Zahnstange durch ein Getriebe bewegt u. somit der Kolben gehoben werden, wodurch gleichzeitig das Zusammendrücken einer über demselben befindlichen Spiralfeder bewirkt wird. Außerdem ist mit dem Kolben ein an dessen unterer Fläche ausmündendes u. oben mit der Dochthülse kommunizirendes Rohr c verbunden; dieses Rohr besteht aus zwei in einander verschiebbaren Theilen, wie in der Figur im Detail angedeutet ist, damit dasselbe sich nach der Bewegung des Kolbens verlängern od. verkürzen kann. Beim Aufzug des Kolbens fließt das über demselben zugegossene Oel zwischen dessen Rand u. der Wand des Behälters a nach unten. Ist dann der Kolben ganz od. zum Theil emporgehoben worden, so kommt die Feder zur Wirkung, indem sie denselben gegen das darunter befindliche Oel preßt; hierbei wird der biegsame Rand des Kolbens durch das Oel dicht an die Gefäßwand angedrückt, so daß das Oel nur durch das Rohr e einen Abfluß nach oben findet u. so den Docht speist, während der Ueberfluß außerhalb der Dochthülse wieder hinab in das Gefäß a rinnt u. sich dort wieder über dem Kolben sammelt. Diese Moderateurlampe bezeichnet den Gipfelpunkt der Lampenkonstruktion, welchen diese erreicht hatte, als das Petroleum eine vollständige Revolution in der gesammten Beleuchtungstechnik hervorrief. Wir kommen auf die bes. für das neue Leuchtmittel berechneten L.n noch zu sprechen, müssen aber vorher noch eines Haupttheiles der zusammengesetzteren L.n, bes. der mit hohlem Dochte u. doppeltem Luftzuge, Erwähnung thun, nämlich des Zugglases od. des sog. Cylinders, mit dessen zweckentsprechender Form man sich vielfach beschäftigt hat. Peclet hat den Einfluß der Gestalt, der Dimensionen u. der Stellung dieses gläsernen Schornsteines untersucht u. praktische Regeln dafür festgestellt. Bei der sog. Liverpoollampe war nahe an der Brennermündung ein Metallscheibchen angebracht, welches den Luftzug durch das Innere des Dochtes horizontal auswärts ablenkte u. die niedrige Flamme tulpenförmig ausbreitete. Man verließ aber diesen Weg wieder, indem man umgekehrt den äußeren Luftzug rings um den Docht nach innen lenkte u. so eine schmale, hohe Flamme bildete, welche größere Leuchtkraft hat. Zuerst wurde dies erreicht durch die ca. 1840 von Ruhl u. Benkler zu Wiesbaden in den Handel gebrachten Zuggläser, welche oberhalb des Brenners eine durchlochte Metallplatte zum Durchgange der zusammengedrängten Flamme enthielten; später brachte dieselbe Firma die jetzt für Rundbrenner gebräuchlichen eingeschnürten Cylinder in Umlauf, als deren Erfinder Bammel in Braunschweig bezeichnet wird.

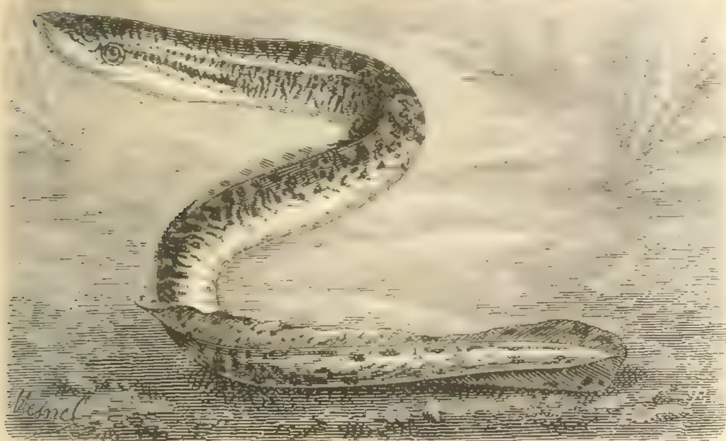
Nachdem die Oellampen endlich auf einem langen Entwicklungsgange in Franchot's Moderateurlampe unter Mitbenutzung der Argand'schen Erfindungen ihre höchste Vervollkommnung erreicht hatten, trat, wie schon gesagt, eine bedeutende Umwälzung durch die Benutzung der Mineralöle als Brennstoff ein. Gewissermaßen ein Uebergang zu dieser neuen Epoche des Beleuchtungswesens wird durch die Versuche repräsentirt, anstatt der fetten Oele die flüchtigen vegetabilischen Oele in den L.n zu benutzen, weil letztere ein intensiveres Licht erzeugen lassen u. auch wegen ihrer größeren Dünnflüssigkeit weit höher vom Dochte aufgesaugt werden als erstere, u. somit nicht nur besser leuchtende, sondern auch einfachere L.n sich herstellen lassen. Zur Verbrennung des rektifizirten Terpentinöls (Kamphin) erfand Lüdersdorff zu Berlin 1834 eine besondere Dampflampe, welche ohne Docht brennt u. die auch für den sog. Leuchtspiritus, d. i. ein Gemisch von rektifizirtem Terpentinöl u. starkem Alkohol, benutzt wurde. Derartige L.n geben zwar ein helles Licht, verlöschen aber leicht im Luftzug u. sind in der Unterhaltung kostspielig. Unter diese Kategorie gehören auch die sog. Ligroinlampen, zu deren Speisung das Ligroin verwendet wird, jene sehr flüchtigen Oele des Petroleums, welche von diesem abdestillirt werden, um seine Gefährlichkeit zu vermindern. In den Ligroinlampen brennt daher auch nur der Dampf dieser Oele, welche in der Regel auf sehr poröse Körper, wie Schwämme &c., gegossen werden.

Die Benutzung des Erd- u. Steinöles zum Brennen in L.n gewöhnlicher Konstruktion ist mit höchst unangenehmem Qualme u. Geruch verknüpft; es mußten daher besondere Einrichtungen getroffen werden, um diese Uebelstände zu umgehen. Daß u. wie dies gelungen, zeigen die Petroleumlampen, die jetzt überwiegend in Gebrauch sind, sowol ihrer billigeren Unterhaltung wegen, dann aber auch, weil sie ein helleres Licht geben, als die älteren, mit Rüböl gespeisten L.n. Nr. 3907 zeigt den Brennapparat einer Petroleumlampe mit Flachdocht im Durchschnitt. Der flache Docht M wird durch ein eingreifendes Zahnrädchen B in einer Hülse bewegt, welche von einer vielfach durchlöcherten Fassung umgeben ist. Ueber dem Dochte wölbt sich ein geschlitzter Blechhut C, durch welchen die Flamme ihre Entwicklung erhält. Ueber dem Hute C steht der eigenthümlich geformte Cylinder. In Nr. 3908 ist eine Petroleumlampe mit Runddocht abgebildet. Diese sog. Ditmar'sche L. hat den besonderen Vortheil, daß bei ihr das Oelreservoir von der Flamme möglichst entfernt ist. Das Oel wird durch die mittels einer Schraube verschließbare Eingußöffnung a in den Oelbehälter b gefüllt, welcher letztere den Dochthalter rings umgiebt u. mit der Dochthülse nur im unteren Theile durch ein horizontales Rohr in Verbindung steht. Sonst ist der Raum zwischen Dochthülse u. Oelgefäß leer, u. da er fortwährend von kalter Luft durchströmt wird, die von unten in den Cylinder zur Flamme tritt, so hält sich auch das Petroleum in dem Reservoir kühl. Der Docht ist ein Runddocht mit doppeltem Luftzuge u. die Flamme wird durch die Einschnürung des Cylinders zusammengedrängt u. in die Länge gezogen, wodurch eine vollständige, rauch- u. geruchlose Verbrennung des Oeles herbeigeführt wird. Man hat sich auch in den letzten Jahren fortwährend mit der Verbesserung der L.n beschäftigt, u. ganz bes. ist der Erfindungsgeist in Amerika in dieser Beziehung thätig gewesen; trotzdem jedoch ist uns von dorther nichts besonders Hervorragendes bekannt geworden. Außer den Petroleumlampen zu Beleuchtungszwecken hat man auch solche zum Kochen u. Braten hergestellt, die nebenbei auch noch zur Beleuchtung von Küchen dienen können. — Für solche Zwecke, wo ein hoher Hitzgrad der Lampenflamme, nicht aber die Leuchtkraft derselben nöthig ist, benutzt man Spirituslampen. Die gewöhnliche Spirituslampe ist sehr einfacher Konstruktion; sie besteht gewöhnlich aus einem Glasgefäß mit einer in dessen verengte Mündung eingesteckten Messingdille für einen gewöhnlichen Runddocht. Rationeller, aber auch etwas komplizirter konstruirt ist die Berzeliuslampe (s. d.). Auch Gaslampen benutzt man häufig zu Kochzwecken u. unter denselben zeichnet sich durch starke Heizkraft die Bunsen'sche L., die in Laboratorien vielfach benutzt wird, besonders aus. Die starke Heizkraft derselben beruht darauf, daß das gewöhnliche Leuchtgas vor der Verbrennung mit einer entsprechenden Menge atmosphärischer Luft gemischt wird, welche die Verbrennung sehr rasch, sehr vollständig u. daher auch sehr wärmekräftig macht. Auf ganz andern Prinzipien als die L.n beruht der Leuchtapparat für elektrisches Licht, der zwar auch den Namen L. führt, die elektrische L.

Wir begnügen uns deshalb hier mit seiner oberflächlichen Erwähnung, bezüglich des Weiteren auf Galvanismus verweisend, wo Beschreibung u. Abbildung davon gegeben ist.

Lamprecht, genannt der „Pfaffe", ein Weltgeistlicher aus Rheinfranken, lebte in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. u. dichtete auf Grundlage eines alten romanischen Heldengedichts von Alexander d. Gr., dessen Verfasser ein gewisser Alberich aus Besançon war, sein „Alexanderlied", eine der vorzüglichsten Dichtungen des deutschen Mittelalters. Das Werk ist uns in doppelter Gestalt erhalten: die eine, mit ungeregelten Versen, steht trotz des verkürzten Schlusses dem ursprünglichen Texte näher (abgedr. bei Diemer „Deutsche Gedichte des 11. u. 12. Jahrh.", Wien 1849), während die andere mit geglättetem Versbau u. ausgeführtem Schlusse die Mundart des Dichters besser bewahrt hat (herausgeg. von Weismann, 2 Bde., Frankf. a. M. 1850). Die von Holtzmann aufgestellte Vermuthung, der Dichter habe auch das Annolied (s. d.) verfaßt u. sei identisch mit Lambert von Hersfeld (s. d.), hat keine Zustimmung gefunden.

Lamprecht von Regensburg, ein Franziskaner, der um die Scheide des 13. u. 14. Jahrh. lebte, verfaßte eine mystisch-allegorische Dichtung, betitelt „Tochter von Syon", welcher die Vorstellung von der Vermählung der Seele mit Gott zu Grunde liegt (in Bruchstücken mitgetheilt von Hoffmann von Fallersleben, „Fundgruben", Bd. 1, Berl. 1830; von Weinhold in seinem „Mittelhochdeutschen Lesebuch", 2. Aufl., Wien 1862), u. auf Grundlage der „Vita S. Francisci" von Thomas von Celano ein gereimtes „Leben des heil. Franciscus" (Stücke daraus finden sich bei Pfeiffer, „Altdeutsches Uebungsbuch", Wien 1866).



Nr. 3009 Die Lamprete

Lamprete (Pricke, Neunauge, Petromyzon), aalförmige Knorpelfische aus der Ordnung der Cyclostomen od. Rundmäuler, Familie der Petromyzoniden. Sie haben eine schuppenlose Haut, weder Brust- noch Bauchflossen, ein unpaares Geruchsorgan, einen runden Saugmund mit fleischigen Lippen, jederseits sieben Kiemenöffnungen (daher der Name „Neunauge"), endlich unpaare Geschlechtsdrüsen, deren Produkte durch Bersten der Drüsenwandungen in die Leibeshöhle gelangen u. durch eine hinter dem After gelegene Oeffnung (Genitalporus) nach außen treten. Nach August Müller's von Anderen bestätigter Entdeckung machen sie eine mehrjährige Metamorphose durch, u. ist der früher für eine besondere Art gehaltene u. als Ammocoetes branchialis beschriebene, im Schlamme lebende „Querder" od. „Uhle" die Larve des Flußneunauges. Diese Larve sieht gelblich aus, hat nur kleine, unter der Haut versteckte Augen, Bartfäden, noch keine Zähne u. statt der später getrennten Hautflossen einen kontinuirlichen Flossensaum. — Die L.n leben von abgestorbenen thierischen Körpern, Wasserinsekten u. Gewürm, saugen sich aber auch mit ihren fleischigen Lippen an Fischen fest, durch deren Haut sie, mit ihren hornigen Zähnen bohrend, bis zu den Eingeweiden vordringen. Die einander sehr ähnlichen Lampretenarten werden bes. durch die Zähne unterschieden. Die große od. Seelamprete (Petromyzon marinus) wird 70 cm. lang, 3 Kg. schwer u. armsdick; sie sieht grünlich aus mit gelben u. braunen Marmorflecken u. ist fast in allen europ. Meeren zu Hause, bes. häufig in der Nordsee. Zum Laichen steigt sie im Frühjahr in die Flüsse (Rhein, Elbe, Oder), ebenso die gleichfalls im Meere lebende, nur 40 cm. lange, grünliche, an den Seiten gelbliche, unten silberweiße gemeine Flußpricke (das Neunauge, Petromyzon fluviatilis), die man um diese Zeit fast in allen Süßwässern Europa's, bes. Norddeutschlands findet, wie noch eine dritte, aber etwas kleinere Art (P. Planeri). Man fängt die L.n wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches.

Lampsakos, eine von Phokäa aus gegründete Stadt des alten Mysiens am nordöstl. Theile des Hellespont, heute unter dem Namen Lepsek bekannt. Sie war von Bedeutung wegen ihres guten Hafens; in ihrer Umgebung wuchs ein guter Wein.

Lamuten, ein ostsibirischer Stamm der Tungusen (s. d.), haben ihren Namen vom Meere (Lamu), dessen Küsten sie am Busen von Ochotsk bewohnen; sie dringen in neuerer Zeit immer weiter in Kamtschatka vor u. haben schon den mittleren Theil des Westgebirges in Besitz genommen.

Lana caprina (lat.), Ziegenwolle, welche von geringem Werthe ist, daher „streiten de lana caprina", um des Kaisers Bart, d. h. um nichts. Lana philosophica wird von den Alchemisten das bei der Verbrennung des Zinkes sich bildende Zinkoxyd genannt.

Lanark (spr. Lännärk) od. Clydesdale, südschottische Grafschaft mit 765,339 E. (1871) auf 41,8 □M., gehört vollständig zum Gebiete des Clyde, der an der südl. Grenze der Grafschaft entspringt. Dort ist das Land gebirgig u. erhebt sich in den Louther Hills bis zu 720 m. u. in den Tinto Hills zu 660 m., während das mittlere Thal des Flusses u. der N. eine zwar gut kultivirte, aber wenig fruchtbare Ebene bildet. Moor u. Heide bedecken nicht weniger als die Hälfte des gesammten Areals; doch sind die ausgedehnten Weiden von Bedeutung für die Viehzucht, u. Rinder u. Pferde werden in nicht unbedeutender Anzahl ausgeführt. Die größten Schätze aber birgt der Boden; der Norden ist unerschöpflich an Steinkohlen u. Eisenerzen u. der Süden weist in den öden Berggegenden neben reichen Galmeilagern die bedeutendsten Bleigruben Großbritanniens auf. Ein großer Theil der Bevölkerung findet in den Berg- u. Hüttenwerken Beschäftigung, ein größerer nährt sich durch die Industrie, deren wichtigster Platz Glasgow (s. d.) ist. Die Verarbeitung des Eisens, der Baumwolle u. Wolle bildet die hervorragendsten Zweige der Gewerbthätigkeit von L., hierzu kommt noch der Schiffbau am Clyde, die Fabrikation von Glas u. Töpferwaaren, Strumpfwirkerei, Schuhmacherei, Bierbrauerei u. A. m. Der Clyde (s. d.), welcher bis Glasgow von Seeschiffen befahren werden kann, der Forth-Kanal, welcher ostwärts nach dem Firth of Forth geht, u. zahlreiche Eisenbahnlinien befördern den ausgedehnten Handel. — Die alte, schon im 10. Jahrh. erwähnte Stadt L. mit 5099 E. (1871) ist Hauptstadt der Grafschaft, liegt am Clyde, der in der Nähe einige schöne Wasserfälle bildet, u. fabrizirt Strumpfwaaren u. Schuhe. Außer Glasgow sind die volkreichsten Städte von L. noch Airdrie mit 15,671 E. u. Coatbridge mit 15,802 E., beide durch Steinkohlen- u. Eisengruben wichtig, Rutherglen mit 9456 E. u. Hamilton mit 11,498 E. — Orte, in denen bes. starke Weberei betrieben wird.

Lançade ist ein natürlicher Sprung (im Gegensatz zum Schulsprunge) des Pferdes nach vorwärts. Sie erfolgt entweder aus freiem Antriebe des Pferdes od. wird auch hervorgebracht, wenn der Reiter dem steigenden Pferde die Sporen giebt. Die Vorhand kommt beim Wiederaufspringen meist vor der Hinterhand, bisweilen auch gleichzeitig mit dieser, wieder zur Erde.

Lancaster od. Lancashire, eine der nördl. Grafschaften Englands, 88,77 □M. mit 2,819,495 E. (1871), die volkreichste von ganz Großbritannien, grenzt im W. an die Irische See, welche hier den Morecambebusen u. die Mündungsbaien der Flüsse Ribble u. Mersey bildet, u. wird durch Westmoreland in einen kleineren nördlichen u. einen südlichen Theil geschieden. Ersterer, Furneß genannt, wird von den bis 800 m. sich erhebenden Cumbrian-Bergen erfüllt u. ist reich an prächtigen Bergseen. Die Hauptmasse der Grafschaft steigt von der breiten Küstenebene nach O. zu den Penninischen Bergen an, welche eine Anzahl isolirter, 400—600 m. hoher Gipfel nach W. vorschieben u. ausgedehnte Moorlandschaften umschließen. Das feuchte Seeklima u. der im Ganzen wenig fruchtbare Boden schmälern den Ertrag des Ackerbaues, doch ist die Viehzucht nicht ohne Bedeutung u. das Lancasterrind bes. eine geschätzte Rasse. Ein 10 □M. bedeckendes Kohlenfeld u. der Reichthum des Landes an Eisenerzen machen dagegen L. zu der für Handel u. Industrie wichtigsten Grafschaft Englands u. die durch zahlreiche Kanäle verbundenen, weit hinauf schiffbaren Flüsse sowie die trefflichen Seehäfen befördern ungemein den Verkehr. Der ganze südliche Theil von L. ist eigentlich weiter nichts als eine ungeheure, um einzelne Mittelpunkte enger zusammengezogene Industriestadt; keine andere engl. Grafschaft, mit Ausnahme von Middlesex, zu dem der größte Theil Londons gehört, besitzt solche Riesenstädte u. überhaupt eine so starke städtische Bevölkerung wie diese; in ihr liegen Liverpool mit 493,405 E., Manchester mit 351,189 E. (1871), Salford mit 124,801 E., Oldham mit 113,100 E., Preston mit 85,427 E.,

Bolton mit 82,853 E., Blackburn mit 76,339 E. u. eine nicht unbedeutende Zahl anderer Städte mit 30—50,000 E. L. ist der großartigste Industriedistrikt der Erde, hochbedeutend vor Allem durch seine Spinnerei u. Weberei von Baumwolle, Wolle, Seide u. Leinen, seine Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Glas-, Chemikalien- u. Papierfabrikation u. den Schiffbau. — Die Würde eines Herzogs von L. mit Hoheitsrechten wurde John von Gaunt, dem Sohne Edward's III., verliehen; zwar wurde 1461 die Selbständigkeit dieses Herzogthums aufgehoben, doch blieb der Grafschaft der verfassungsmäßige Titel einer Pfalzgrafschaft (County palatine) u. einem der brit. Minister die Würde eines Kanzlers des Herzogthums L. — Die Hauptstadt L. mit 17,245 E. (1871) liegt am Lune, $1\frac{1}{2}$ M. oberhalb seiner Mündung in die Lancasterbai an dem Abhange eines Hügels, welcher von einem malerischen, jetzt als Gerichtsgebäude verwendeten Schlosse gekrönt wird, u. treibt Handel, Fischfang, Baumwollenweberei u. Eisengießerei.

Lancaster, Stadt in Pennsylvanien (Vereinigte Staaten von Nordamerika) mit 20,233 E. (1870), von denen ein sehr großer Theil deutscher Abkunft ist, liegt auf einem Hügel am Conestogafluß, ist regelmäßig gebaut u. hat bedeutende Fabriken in Wollen- u. Baumwollen-, Eisen- u. Stahlwaaren, Tabak u. Leder. Beträchtlich ist auch der Handel mit landwirthschaftlichen Produkten.

Lancaster, Sir James, berühmter brit. Seefahrer, führte 1591 die erste engl. Flotte von 3 Schiffen nach Ostindien, wurde aber 1592 auf der Rückreise nach Westindien verschlagen, von dem größten Theile seiner Mannschaft mit den Schiffen auf einer kleinen Insel bei San Domingo verlassen u. erst im nächsten Jahre durch ein franz. Schiff wieder nach England gebracht. Eine zweite von ihm unternommene Reise nach Ostindien 1601—3 hatte den Abschluß günstiger Handelsverträge zur Folge. Er starb 1620.

Lancaster, Joseph, einer der Erfinder des gegenseitigen Unterrichtssystems (s. „Bell-Lancaster'sches Unterrichtsystem"), geb. 25. Nov. 1778 in London, war der Sohn armer Leute, die sich durch Siebmachen ernährten. 19 Jahre alt errichtete er im elterlichen Hause eine Schule für Kinder unbemittelter Eltern. Ohne von Dr. Bell (s. d.) etwas gehört zu haben, kam er auf denselben Gedanken, ältere Schüler beim Unterricht der jüngern zu verwenden. Sein Verfahren erregte Aufsehen. Er wurde reichlich unterstützt, u. nach seinem System entstanden bald überall Lancasterschulen. Ein 1805 von ihm herausgeg. Schriftchen: „Improvement in education" (Lond.) eine Darlegung seiner Methode enthaltend, wurde in ungeheuren Massen verbreitet. Auch der König erklärte sich für die neue Methode u. äußerte: „Es ist mein Wunsch, daß jedes Kind in meinem Reiche im Stande sein möge, die Bibel zu lesen." Nun war aber L. Quäker, u. es erschien der hochkirchlichen Partei gefährlich, nach seinem System das ganze Schulwesen Englands reformiren zu lassen. Sie unterstützte daher bes. den Dr. Bell, um dessen Schulen, in denen die Grundsätze der herrschenden Kirche gelehrt wurden, weiter auszubreiten. Infolge davon entzogen Viele dem unermüdlich thätigen L. ihre Unterstützung, so daß derselbe in bittere Verlegenheit kam, zumal er mit Geld nicht zu wirthschaften verstand. Er kam sogar einige Zeit ins Schuldgefängniß. Doch wurde sein Gottvertrauen dadurch nicht zerstört, u. wirklich auf fast wunderbare Weise kam ihm in der schlimmsten Lage immer wieder Hülfe u. seine Methode fand die weiteste Verbreitung. Er machte im Interesse seines Systems große Reisen, hielt begeisterte Vorträge u. hatte die Freude, daß auch im Ausland Hunderte von Schulen nach seinem System entstanden. Indessen gerieth er immer wieder in neue Schulden, u. da er in seiner Heimat schließlich keine Unterstützung mehr fand, ging er 1816 nach Amerika u. fand dort, nam. an Bolivar, dem Präsidenten der neu errichteten Republik Columbia, einen warmen Förderer seiner Unternehmungen. 1829 aber dankte Bolivar ab u. L. sah sich völlig verlassen, ging erst nach den Vereinigten Staaten, 1830 nach Canada, u. kehrte, da er auch hier keine Unterstützung fand, nach New-York zurück. Dort wurde endlich durch Subskription ein kleines Kapital zusammengebracht, welches ihn wenigstens vor Mangel schützte. L. starb in New-York 24. Okt. 1838.

Lancastersund heißt die zu Ehren Sir James Lancaster's (s. d.) benannte u. von Bylot u. Baffin 12. Juli 1616 unter 74° 20′ entdeckte Meerstraße des nördl. Eismeeres, welche zwischen Nord-Devon u. den nördl. Inseln des Baffinslandes aus der Baffinsbai in die Barrowstraße führt u. im SW. vermittels der Prinzregentstraße mit dem Boothia-Golf in Verbindung steht.

Lancelot (Lancelet) vom See, Schwestersohn des Königs Artus (s. d.) u. einer der Helden von des Königs Tafelrunde, zugleich aber mit Ginevra, der Gemahlin des Artus, im Ehebruch lebend. Er ist der Held eines in mehreren Sprachen erhaltenen epischen Gedichtes, doch werden seine Schicksale in den verschiedenen Bearbeitungen vielfach abweichend erzählt. Von Nordfrankreich aus, wo sie u. A. auch Chrestien von Troyes (s. d.) behandelte, wurde die Sage im Mittelalter weit verbreitet; eine Auflösung in Prosa, der Roman „Lancelot du Lac" (Par. 1494), ist wiederholt gedruckt worden. Auf franz. Quelle beruht auch das Werk des Ulrich von Zazikhofen (s. d.) u. ein mittelniederländischer Roman von L. (herausgeg. von Jonckbloet, 2 Bde., Haag 1846—50).

Lancerota, s. „Lanzerota".

Lanciers (spr. Langßieh), Lanzenreiter; heute auch der Name eines beliebten Gesellschaftstanzes, ursprünglich aber auf eine Nachahmung der Schwenkungen u. Figuren berechnet, wie sie kriegerische Völker bei Festen durch lanzentragende Krieger ausführen ließen. Der Pariser Tanzlehrer Laborde führte diese „Lanzen-Quadrille" in die höhere französische Gesellschaft ein. Nach Cellarius in Paris heißen die einzelnen Figuren Les Tiroirs (sonst La Dorset), Les Lignes (od. La Victoria), Les Moulinets, Les Visites u. Les Lanciers od. Finale a la cour.

lanciren (frz., spr. langßiren), eigentlich werfen, schleudern, schwingen. Als Schifferausdruck heißt l. s. v. w. vom Stapel lassen; in der Weidmannssprache: mit den Hunden (den Lancirhunden) die Fährte eines Wildes so lange verfolgen, bis dieses aufgesprengt u. erlegt werden kann. — Lancirte Stoffe heißen in der Weberei solche gemusterte Gewebe, bei denen das Muster durch einen od. mehrere besondere Schußschützen hervorgebracht wird, während für den Grund der gewöhnliche Schuß eingewebt wird. Die Fäden des Figurenschusses gehen über die ganze Breite der Kette u. liegen an den Stellen, wo kein Muster auftritt, flott auf der Rückseite; bei den brochirten Stoffen dagegen geht der Musterschuß nur über die Breite der Figur.

Land wird der feste Theil der Erdoberfläche genannt; dasselbe liegt mit Ausnahme einiger weniger Stellen von geringer Ausdehnung höher als das Meer u. wird von diesem in größere Massen (Kontinente) u. kleinere Theile (Inseln) geschieden. Das gesammte Festland der Erde hat ein Areal von 2,448,769 □M., denen aber 6,812,469 □M. Wasser gegenüber stehen, so daß es also dem Flächenraum nach 2,8mal so viel Wasser als Land auf der Erdoberfläche giebt. Das Land ist aber auf derselben sehr ungleich vertheilt; auf die beiden kalten Zonen entfallen nur 8,3 %, auf die gemäßigten 52 %, u. auf die tropische Zone 39,7 %. Die Ländermassen der nördlichen Halbkugel verhalten sich zu denen der südlichen wie 100 : 30, u. die Alte Welt ist mehr als doppelt so groß als die Neue; daraus folgt, daß das meiste L. im NO. der Erdoberfläche sich befindet u. eine nordöstl. Landhalbkugel, deren Mittelpunkt etwa London ist, einer südwestl. Wasserhalbkugel mit der Aucklandinsel im Centrum entspricht. Während die horizontale Entwicklung des L.es dessen Verhältniß zum Meere bezeichnet, wird unter vertikaler Entwicklung seine Gliederung in die Hauptformen der Ebene u. Gebirge, der Hoch-, Tief- u. Stufenländer verstanden. Daneben hat aber L. noch mehrfache andere Bedeutungen: es ist die Benennung einmal für ein natürlich, sodann für ein politisch abgegrenztes Gebiet; endlich versteht man unter L. im engeren Sinne die vorzugsweise von der Land- u. Forstwirthschaft eingenommenen Bezirke im Gegensatz zu den Städten. Vor noch nicht entlegener Zeit verband sich mit der Benennung L. od. plattes L. der Nebenbegriff einer gewissen Zurücksetzung, insofern die bäuerliche Bevölkerung an den Vorrechten der höheren Klassen nicht Theil nahm, zu dem großen Grundbesitz in einem Abhängigkeitsverhältniß stand u. bei der Versorgung mit handwerksmäßig hergestellten Artikeln dem Bannrechte der Zünfte in den benachbarten Städten unterworfen war.

Landammann, d. h. Amtmann des Landes, hießen schon im 13. Jahrh. die ersten Beamten der schweiz. Urkantone Uri, Schwyz u. Unterwalden. Denselben Titel nahmen in der Folge auch die ersten Beamten der übrigen Kantone an, welche aus bloßen Landschaften ohne Städte bestanden, wie Glarus u. Appenzell. Die Landammänner in diesen Kantonen werden von der Landsgemeinde, wo diese besteht, d. h. von der Versammlung der stimmberechtigten Staatsbürger, auf ein Jahr gewählt; bisweilen giebt es ihrer zwei, einen regierenden u. einen „stillstehenden" (stellvertretenden) L. Der Titel ging, nachdem die früheren sog. Unterthanenländer abgeschafft worden, auch auf die Regierungspräsidenten der neuen Kantone über, selbst wenn solche mit Städten versehen waren, z. B. St. Gallen u. Aargau, u. bezeichnet noch heute die Vorsitzenden der vollziehenden Behörde.

Landau, Stadt u. Festung in der bayer. Pfalz mit 6921 E. (ohne Militär), welche zur Hälfte etwa protestantisch sind, liegt am Fuße des Hardtgebirges, an der Queich, u. 3 M. westlich vom Rheine; ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Bezirks- od. Landgerichtes u. einer Handelskammer,

u. hat eine protest. u. eine kathol. Kirche, eine Lateinschule u. eine Gewerbeschule. Cigarrenfabrikation, Roßhaarspinnerei u. Bierbrauerei sind die wichtigsten Industriezweige. Die ein regelmäßiges Achteck bildenden Festungswerke werden geschleift. Durch Rudolf von Habsburg 1274 zur Reichsstadt erhoben, ward L. früh befestigt u. im Dreißigjähr. Kriege allein 7mal belagert; Ludwig XIV., welcher die Stadt 1680 in Besitz genommen, ließ sie 1687 von Vauban neu befestigen; 1702 u. 1704 eroberten sie die Deutschen, 1703 u. 1713 die Franzosen; vergeblich waren 1793 u. 1814 die Belagerungen der Verbündeten u. Russen; 1815 kam L. als Bundesfestung an Bayern.

Landauer, eine Art Reisewagen, dessen Verdeck zur Hälfte nach vorn, zur Hälfte nach hinten niedergeschlagen werden kann. Ihren Namen erhielten diese Wagen davon, daß Kaiser Josef I. sich eines solchen zuerst bediente, als er 1702 vor Landau zog.

Landeck, Stadt im Kreise Habelschwerdt der preuß. Grafschaft Glatz (Reg.-Bez. Breslau) mit 2360 zum bei weitem größten Theile kathol. E. (1871), liegt 3 M. im SO. von Glatz an der Biela in einem schönen Gebirgsthale, ist Sitz eines Gerichtsamtes u. hat 1 evang. u. 2 kath. Kirchen. Zu dem anstoßenden Dorfe Ober-Thalheim gehört das vielbesuchte Mineralbad L. mit seinen erdig salinischen Schwefelthermen, welche schon im 13. Jahrh. bekannt gewesen, doch bes. in Aufnahme kamen, als Friedrich d. Gr. sie 1766 mit Erfolg gebrauchte. Das Mineralwasser wird theils zu Bädern, theils mit Molken vermischt zu Trinkkuren benutzt. — **L.**, Dorf im Innsbrucker Kreise Tirols mit 1500 E., liegt höchst malerisch am Inn auf der Landecke, welche dieser Fluß mit der Sanna bildet, besteht aus den Gemeinden Angedair u. Perfuchs u. ist Sitz eines Bezirksgerichtes. Ueber dem Orte, welcher durch das Zusammentreffen wichtiger Handelsstraßen einen sehr starken Verkehr hat, erheben sich die Burgen L. u. Schroffenstein, in ihm ist die gothische Pfarrkirche mit einem schön geschnitzten Altar sehenswerth.

Landel ist der provinzielle Name des Landes ob der Enns (Oberösterreich); von demselben stammt die Bezeichnung Ländler für einen walzerartigen Tanz im 3/4 od. 3/8 Takt von mäßig geschwinder Bewegung u. heitergemüthlichem Charakter, welcher dort gebräuchlich ist u. von den Bauern häufig mit selbstgedichteten Liedchen begleitet wird; von da hat sich dieser Tanz bes. über Süddeutschland weiter verbreitet.

Landenge od. Isthmus heißt die schmale Verbindung einer Halbinsel mit dem Festlande od. zweier Kontinente selbst; am bekanntesten sind die L. von Korinth, Suez u. Panama.

Lander (spr. Länder), Richard, engl. Afrikareisender, geb. 1804 in Cornwall, begleitete 1825 als Diener den Kapitän Clapperton auf seiner Reise von Benin nach Sakkatu, wo dieser starb, kehrte 1828 nach England zurück u. veröffentlichte dort seine Tagebücher über diese Reise, welche werthvolle Aufklärungen über das Gebiet des Niger gewährten. Mit seinem Bruder John (geb. 1807, gest. 1839) unternahm er im Auftrage der Regierung 1830 eine zweite Reise an den unteren Niger, um dessen Mündungen zu erforschen u. dann weiter in das Innere vorzudringen; bei Badragry am Meerbusen von Benin landeten sie 19. März u. erreichten den Niger bei Bussa auf dem Landwege; von dort fuhren die Reisenden stromabwärts, wurden aber im Delta des Niger bei Ebo gefangen genommen u. erst an der Braßmündung durch ein engl. Schiff befreit. Ueber Rio de Janeiro kehrten die Brüder 1831 nach der Heimat zurück. R. L. begleitete 1832 ein zweite Expedition nach dem Benue, erhielt dort aber im Kampfe mit den Eingebornen eine Wunde, an welcher er 16. Febr. 1834 auf der Insel Fernando de Po starb. Vgl. „Records of captain Clapperton's last expedition to Africa by R. L.“ (Lond. 1830, 2 Bde.). — „Journal of an expedition to explore the course of the Niger by R. and J. L.“ (Lond. 1832, 3 Bde.).

Landes (spr. Langdes), Les, heißen die Heiden, welche sich im südwestl. Frankreich von der Mündung des Adour bis zur Gironde 30 M. lang u. 7–12 M. breit erstrecken u. ein Areal von 120 □M. einnehmen. Die hafenlose Küste wird von meilenbreiten, von tiefen Thälern durchschnittenen Sanddünen gebildet; hinter diesen liegt eine lange Reihe von Strandseen (étangs), die ursprünglich Theile des Meeres gewesen, von diesem aber durch den angewehten Dünensand getrennt worden sind. Die größten derselben sind das 2⅔ □M große Bassin d'Arcachon, welches den Fluß Leyre aufnimmt u. mit dem Meere in Verbindung steht, u. die Seen von Cazau, Parentis, Lacanau u. Hourtin. Wo der Sand aufhört, da überziehen Buschheide u. mannshohe Eriken, Brombeerstauden u. Ginster den im Sommer wasserarmen Boden, u. weiter landeinwärts dehnen sich ungeheure Kieferwaldungen aus. Im Frühjahr sind die tiefer gelegenen Gegenden der L. meilenweit mit Wasser bedeckt, das wegen der Dünen keinen Abfluß zum Meere findet. Seit der Französischen Revolution hat man die Heiden mit Korkeichen u. Fichten zu bepflanzen versucht, auch würden durch Wasserregulirung große Strecken der L. dem Ackerbau gewonnen werden können, doch gleichen die kultivirten Distrikte nur kleinen Oasen. Die Lanusquets (spr. Lanükets) od. Landscots, die Bewohner der L., welche sich in den Steppen der Stelzen bedienen, treiben dort bes. Schafzucht, während sie sich in den Wäldern mit Harzsammeln u. Holzkohlenbereitung beschäftigen. Das Departement der L. (des Landes), 169,19 □M. mit 300,528 E. (1872), eines der am dünnsten bevölkerten, nach dem der Gironde aber das größte Departement Frankreichs, umfaßt den mittleren u. südlichen Theil dieser Steppen, während der Norden zum Departement Gironde gehört, u. erhebt sich am Mittellaufe des Adour zu den Vorbergen der Pyrenäen. Der Adour, welcher hier auf der linken Seite den Gave u. Luy, auf der rechten die Midouze aufnimmt, ist der größte Fluß der Landschaft u. fast zur Hälfte seines Laufes schiffbar. Die wichtigsten Produkte, für deren Ausfuhr Bayonne der Hauptplatz ist, sind Holz, Theer, Harz, Kork, Schweine, Schafe, Eisen u. Wein, der im Süden gewonnen wird; die Industrie ist unbedeutend u. beschränkt sich auf Weberei, die Fabrikation von Branntwein, Thonwaaren, Ziegeln u. die Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen. Eine große Ausdehnung hat die Viehzucht. Das Departement, welches zum Bisthum von Aire gehört, zerfällt in die Arrondissements Mont-de-Marsan, Dax u. St. Sever. Die Hauptstadt Mont-de-Marsan mit 7441 E. (1872) liegt am Zusammenflusse des Midou u. der Douze, hat einen Gerichtshof, ein College u. ein Lehrerinnenseminar u. treibt bedeutenden Handel, nam. mit Bayonne. Die volkreichste Stadt ist Dax (s. d.) mit 8154 E.

Landesältester heißt hin u. wieder der gewählte Vertreter der größeren Grundbesitzer, welche als Ritterschaft einen eignen Stand mit besondern Rechten bilden, z. B. in der Oberlausitz.

Landesherrlichkeit, Landeshoheit, die deutsche Bezeichnung für Souveränetät im weiteren u. Sondersouveränetät od. Territorialgewalt im engeren Sinne; erinnert an die Entstehung der Herrschergerechtsame in dem locker gefügten alten Deutschen Reiche. Zur Befriedigung der Ansprüche an ein großes Staatswesen hatte es hier von vornherein an den zukömmlichen Mitteln gefehlt. Was tributpflichtige Stämme od. die hörigen Hintersassen auf den Reichsgütern an Zins in Geld od. Naturalien erlegten, was Zölle, Strafgelder u. Konfiskationen eintrugen, deckte nicht entfernt den Bedarf. Die Freien zahlten aber keine Steuern u. gewährten nur von Zeit zu Zeit Ehrengaben aus gutem Willen od. außerordentliche Beihülfen. Dafür waren sie zur Heeresfolge auf eigne Kosten u., wenn sie größere Lehngüter empfangen hatten, zur Mitausrüstung von Hülfstruppen verpflichtet. Unter solchen Umständen konnte der regelmäßige öffentliche Dienst nicht von freigewählten besoldeten Beamten versehen werden. Das Reichsoberhaupt mußte sich vielmehr hierbei der Mitwirkung von angesehenen Landeigenthümern od. von Bischöfen u. Aebten versichern, welche dann die Grafengerechtsame, d. h. die Justiz u. Verwaltung in den betreffenden Bezirken, um den Preis der Nutznießung von deshalb angewiesenen Lehen u. gegen den Bezug der Gerichtseinkünfte auf ihre Gefahr u. Rechnung handhabten. Für etwaige Nachhülfen aus eignen Mitteln entschädigte diese unumgänglichen Zwischenunternehmer der Zuwachs an Einfluß, welcher vielen geringeren Freien im günstigeren Falle die Lehnsabhängigkeit, zumeist aber Gerichtsabgaben, wenn nicht gar Lasten der Hörigkeit aufnöthigte, bei den Kaisern aber immer höher steigende Ansprüche durchzusetzen gestattete. Da in den Vorbedingungen des Verhältnisses keine Aenderung eintrat, so gelangten in dem Bereich der Stiftsgrenzen die betreffenden Machtvollkommenheiten bald selbstverständlich an die geistlichen Amtsnachfolger, in den weltlichen Herrschaften an die Erben der Inhaber, welche die Grafengerechtsame immer mehr nach der Ertragsfähigkeit schätzten u. dieselbe, da sie bisher schon in den Leistungen ihrer Hintersassen ein übertragbares Renteneigenthum erblickt hatten, als vererbliches, theilbares u. auch unter den Lebenden veräußerliches Familieneigenthum ansahen. Hiermit vollzog sich eine begriffswidrige Umkehrung der monarchischen Staatsordnung. Die Kaiser erlangten die Krone durch Wahlen u. fanden durch Erbrecht od. kanonische Ernennung bestimmte unabweisliche Würdenträger vor. Die zur Monarchie erforderliche Stetigkeit war von der Spitze des Gebäudes hinweg auf die ausführenden Organe verlegt, welche die Pflichten gegen das Reich, selbst wenn sie die dazu erforderliche Fähigkeit besaßen, nur mit dem Vorbehalt einer fortgehenden Stärkung ihres Hauses erfüllten, den Inhabern der höchsten Macht bei jeder Gelegenheit neue Verwilligungen abdrängten u. dabei durch Raub u. Gewalt auf Kosten ihrer Standesgenossen noch weiter empor zu kommen trachteten. Perioden unheilvoller Zerrüttung u. schwer abgewendeten Verfalls hatten nun wol die Nothwendigkeit eines Bruchs mit der Vielherrschaft mehrfach nahe gelegt, u. aus dem Beispiele der zu Macht u. Ansehen gelangten größeren Städte konnte auf die Vortheile

geschlossen werden, welche aus Hingebung an feste Ordnungen erwuchsen. Die Kaiserwahl ward so zum Vorrecht der größeren Reichsstände, u. die Krone verblieb, da nur ein durch sich selbst mächtiger Fürst deren Ansehen aufrecht erhalten konnte, seit 1437 u., abgesehen von der kurzen Unterbrechung bei Karl VII. (1742 bis 1745), dem österreichischen Erzhause. Desgleichen hatten zu Ausgang des 15. Jahrhunderts der Ewige Landfrieden u. die Einsetzung des Kammergerichts dem Fehdewesen ein Ende gemacht, von den Reichstagen waren nachgehends sonstige gemeinsame Einrichtungen gut geheißen worden, u. eine zuversichtliche Doktrin bewahrte bis fast zuletzt den Glauben, daß der Bestand des Deutschen Reichs durch das Vasallenverhältniß der Reichsstände u. den Eid der Lehnstreue, welchen sie dem Kaiser leisteten, hinreichend verbürgt sei. Diese Ansätze vermochten aber keine größere Einheit herbeizuführen. Die langjährige Vermengung des Staats mit einer im Eigenthum befindlichen Grundherrschaft hatte der Schweite gründlich Eintrag gethan, u. obgleich einige regierende Häuser in ihren Territorien, theilweise mit Rath u. Hülfe eigner Landstände (s. d.), höhere Staatszwecke verfolgten, so blieb doch das Römisch deutsche Reich überwiegend ein Bund von eigenwilligen kleinen Gesetzgebern u. Obrigkeiten, deren L. durch die noch vom Westfälischen Frieden (1648) anerkannten Befugnisse, mit dem Auslande selbst Waffenbündnisse einzugehen, durch die Aufnahme der gewichtigeren Benennung Landeshoheit u. durch die Pflege, welche sie ihren Besitzungen theilweise angedeihen ließen, doch zu keiner wahren, geschichtlich berechtigten Souveränetät gesteigert werden konnte. Den Stürmen, welche infolge der Französischen Revolution über Deutschland hereinbrachen, vermochte denn auch die Gesammtheit seiner 324 geistlichen u. weltlichen Territorialherren nicht zu widerstehen. Durch den Luneviller Frieden gingen zunächst die Landeshoheiten auf dem an Frankreich abgetretenen linken Rheinufer verloren. Die besitzlos gewordenen weltlichen Fürsten sollten auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden, u. der Rastädter Kongreß vollzog hier 1803 die Entschädigung auf Kosten der geistlichen Fürsten. Weitere Opfer mußten dem 1806 durch Napoleon I. gestifteten Rheinbunde gebracht werden. Seine Mitglieder erklärten sich, unter Ablegung der zum Reiche in Beziehung stehenden Titel, für souverän u. zogen die zwischen ihren Gebieten belegenen kleineren reichsunmittelbaren Gebiete ein. Diese Souveränetät erkannte auch 1814 der erste Pariser Frieden an, u. so bestand der 1815 gegründete Deutsche Bund aus 35 Staaten, die in Gemeinschaft mit den 4 Freien Städten sich ihre Unabhängigkeit gewährleisteten. Von einer L. im älteren Sinne war hiernach nicht mehr die Rede, u. gegenwärtig stünde, zumal in dem neuen Deutschen Reiche, einer praktischen Wiederverwerthung jenes Begriffs die Fortentwicklung des modernen Staats, die grundsätzliche Theilung der Gewalten u. der Sieg des Repräsentativsystems entgegen.

Landesordnungen heißen sowol die älteren Zusammenstellungen des partikulären Rechtes in den einzelnen deutschen Staaten als die umfänglicheren Territorialgesetze, welche das gerichtliche Verfahren, das Polizeirecht, theilweise auch das Privatrecht behandeln.

Landesvater ist 1. die feiernde Bezeichnung für Landesherr, 2. der Name eines seit dem 17. Jahrh. gebräuchlichen Studentenliedes mit den Anfangsworten: „L., Schutz u. Rather", welches auf den deutschen Universitäten nach einer eigenthümlichen Weise bei Kommersen gesungen wird. Die darin vorkommende Strophe: „Ich durchbohr' den Hut u. schwöre: halten will ich stets auf Ehre" wird so viele Male wiederholt, als Theilnehmer vorhanden sind, u. jeder Festgenosse treibt dabei die Spitze eines herumgehenden Schlägers, wenn die Reihe an ihn kommt, durch seine Kopfbedeckung, mit der er die Waffe weitergehen läßt. Nachher empfängt Jeder bei einer andern Strophe — „So nimm ihn hin, Dein Haupt will ich bedecken" seinen Hut zurück.

Landesverrath. Unter dieser Benennung werden alle Handlungen begriffen, mittels welcher ein Bürger das Wohl des eignen Staats in thätiger Parteinahme für eine andere Macht gefährdet. Das Deutsche Strafrecht zieht hierher in Uebereinstimmung mit auswärtigen Gesetzen: die Aufstiftung auswärtiger Regierungen zu einem Kriege gegen das Reich od. seine Bundesgenossen, die Begünstigung des Feindes während eines Kriegs mittels Dienstnehmens unter dessen Fahnen od. sonstiger Vorschubleistungen, nam. wenn dadurch Festungen, Pässe od. andere Vertheidigungsposten, deutsche od. verbündete Truppen od. auch nur einzelne Soldaten in feindliche Gewalt gebracht, Fahrzeuge der Kriegsmarine, Kassen, Zeughäuser, Kriegsvorräthe dem Feinde überliefert od. auch Befestigungswerke, Brücken u. Eisenbahnen zum Vortheile des Feindes zerstört, ingleichen wenn demselben Mannschaften zugeführt, Soldaten des eignen Heeres zum Uebergehen od. Meutern verleitet, Operationspläne od. Pläne von Festungen u. festen Stellungen dem Feinde mitgetheilt, Spionendienste geleistet od. Spione des Gegners unterstützt werden. In Friedenszeiten kann ein L. begangen werden durch Mittheilung von Staatsgeheimnissen, Festungsplänen od. solchen Urkunden, Aktenstücken u. Nachrichten, deren Geheimhaltung für das Wohl des Reichs od. eines Bundesstaats erforderlich ist, an andre Regierungen, ingleichen durch die Vernichtung od. Verfälschung von Urkunden, welche die Rechte des Inlandes gegen das Ausland feststellen, u. durch Begünstigung der andern Partei bei der Ausführung eines vom Reiche od. von einem Bundesstaate aufgetragenen Staatsgeschäfts. Anstatt der früheren qualifizirten Freiheits- u. Todesstrafen wird Zuchthaus od. Festungshaft von 2 Jahren an bis auf Lebenszeit angedroht. Gegen Ausländer ist wegen Kriegsanstiftung od. Verrätherei im Kriege, wenn sie zur Zeit des Verbrechens sich im Gebiete des Reichs od. eines Bundesstaats unter dessen Schutze aufhalten, auf die nämlichen Strafen zu erkennen, sonst aber nach Kriegsgebrauch zu verfahren.

Landesvertretung, s. „Landstände".

Landesverweisung, d. i. der Befehl das Land zu meiden, verhing im röm. Alterthum als aquae et igni interdictio den bürgerlichen Tod u. entzog später, wenn dem Verbannten eine entlegne od. ärmliche Insel als Aufenthaltsort angewiesen war (deportatio), wenigstens die Vorrechte eines röm. Bürgers. Das ältere Deutsche Recht erkennt in der Verweisung eines Landesangehörigen wegen ihrer, die gesammten Lebensverhältnisse des Verurtheilten durchschneidenden Folgen eine schwere Freiheitsstrafe, die häufig noch mit entehrenden Ceremonien od. selbst mit Ausstäupung verbunden ward. Bei den neueren Polizeieinrichtungen kann dagegen ein Staat dem andern seine Missethäter nicht einfach zuschieben, u. so kommt die Ausweisung jetzt nur als Sicherungsmaßregel gegen Ausländer in Anwendung, wenn dieselben nach verbüßter Strafe unter Polizeiaufsicht zu nehmen wären od. dem Betteln, Vagabondiren ergeben sind, als arbeitsscheue Arme zur Last fallen, aus Glücksspiel od. Unzucht ein Gewerbe machen, ingleichen wenn ihr politisches Verhalten die innere Ordnung od. die Beziehungen zu andern Staaten gefährdet.

Landfolge hieß das Aufgebot der Gerichtseingesessenen zur Unterstützung der gerichtlichen Polizei bei der Aufsuchung u. Verfolgung von Landstreichern od. gefährlichen Verbrechern. Neuerdings werden hierzu nur sonst verpflichtete Personen, wie Steueraufseher, Grenzjäger, Jagd- u. Forstbedienstete, aufgefordert.

Landfriede. Uraltes Herkommen hatte in Deutschland den waffenberechtigten Freien gestattet, sich wegen erlittenen od. vermeintlichen Unrechts im Wege der Selbsthülfe Genugthuung zu verschaffen, u. nach Vereinigung der deutschen Stämme unter einem gemeinsamen Reiche waren die Herrscher noch während eines Zeitraums von mehr als 5 Jahrhunderten nicht im Stande, eine ausschließliche Justizgewalt der Gerichte zu begründen. Fehden folgten auf Fehden, an Vorwänden zur Vergewaltigung der Schwachen fehlte es nie, u. in den Zeiten zumal, wo der Thron erledigt od. die kaiserliche Macht sonst gebrochen war, bereitete das Faustrecht einen unerträglichen Zustand allgemeiner Unsicherheit. Das Gebot der Waffenruhe an allen Sonn- u. hohen Festtagen u. in der Frist zur Vorbereitung auf dieselben, welchem die Geistlichkeit seit dem 11. Jahrh. Anerkennung verschaffte (Gottesfrieden), nahm die Fehden als unvermeidlich hin, u. in gleicher Weise verhielten sich die von Zeit zu Zeit unter dem Namen von L.n ergehenden höchsten Verordnungen, in denen die Kaiser alle Privatkriege wenigstens auf drei od. mehr Jahre bei strenger Ahndung untersagten, sonst aber die bewaffnete Selbsthülfe nur durch die Bedingung einzuschränken suchten, daß der Rechtsweg gegen den Widersacher vergeblich beschritten u. die Fehde drei Tage vorher mittels Absagens anzukündigen sei. Nachdem indessen die größeren Städte sich durch Schutz- u. Trutzbündnisse, wie die Hansa (s. d.) u. den rheinischen Städtebund, gegen Unrecht u. Gewalt zu decken gewußt hatten, gelangte auch der verwilderte Herrenstand, schon aus Furcht vor dem steigenden Uebergewicht der Städte u. theilweise mit Rath u. Zustimmung der Kaiser, zu Einigungen gleicher Art, deren Mitglieder für die nächsten Jahre unter einander Ruhe zu halten u. ihre Händel schiedsgerichtlicher Entscheidung zu unterwerfen gelobten. Solche Einrichtungen stärkten aber wieder den Adel u. die Fürsten nach außen, u. die Fehden mit Ungenossen u. den Städten wurden dadurch im 14. Jahrh. nur um so allgemeiner u. hartnäckiger. Erst im 15. Jahrh. erwuchs durch die Hussitenkriege u. infolge des immer drohenderen Auftretens der Osmanen die Einsicht, daß das Reich, wenn Jedermanns Hand gegen Alle sei, an innerer Zerrüttung zu Grunde gehen müsse. So verbot denn der 1495 vom Reichstage zu Worms mit Kaiser Maximilian I. vereinbarte Ewige Landfriede jede Selbsthülfe bei Strafe der Reichsacht od. einer Geldbuße von 2000 Mark löthigen Goldes mit der Weisung, daß die Reichsunmittelbaren ihre Streitigkeiten vor das damals mit eingesetzte Reichskammergericht (s. d.) bringen sollten. Für die Ausführung der Urtheile u. Mandate dieses Gerichtshofes hatten seit dem zweiten Drittel des 16. Jahrh. die Stände des betreffenden Reichskreises Sorge zu tragen, u. in dieser Weise gelang es, der unablässigen Gefährdung des öffentlichen Friedens ein Ende zu bereiten.

Landfriedensbruch heißt gegenwärtig, wo das Fehdewesen nicht mehr in Betracht kommt, das Verbrechen einer zusammengerotteten Menge, welche mit vereinten Kräften an Personen od. Sachen Gewaltthätigkeiten verübt. Die Urheber werden deshalb mit Zuchthaus, untergeordnete Theilnehmer mit Gefängniß bestraft.

Landgerichte wurden nach Entstehung der Landeshoheit (s. d.) die vormaligen Grafengerichte genannt, welche der Landesherr od. an seiner Statt ein Landrichter, Landvogt, über die Freien, längere Zeit selbst noch an den alten Dingstätten, abhielt. Den gleichen Namen führten daneben die von kaiserlichen Vögten gehandhabten Gerichte in den Reichsvogteien, bei denen man sich auch von den Territorien aus Recht erholen konnte, insoweit nicht der betreffende Landesherr ein Privilegium gegen diese Hinterziehung seiner Gerichtsbarkeit (privilegium de non evocando, de non appellando) erlangt hatte. Obgleich viele derselben im Laufe der Zeit eingingen od. an benachbarte Landesherren gelangten, so erhielten sich doch bis an das Ende des Römisch-deutschen Reichs das kaiserliche Landgericht in Schwaben u. das in Franken. Gegenwärtig findet sich der Name Landgericht nur nach partikulären Gerichtsverfassungen als Bezeichnung von größeren Untergerichten.

Landi, Gaspare, ital. Historienmaler, geb. zu Piacenza 1756, eignete sich durch das Studium der großen röm. u. venet. Meister des 16. Jahrh. einen Stil an, der ihn, obgleich seine künstlerische Phantasie nur mäßig war, zu einem der Begründer der heutigen ital. Malerei machte. Die meisten seiner Bilder sind biblischen Inhalts. L. starb 24. Febr. 1830 als Direktor der Akademie von S. Luca in Rom.

Landkarte nennt man eine versinnbildlichende Darstellung der Erdoberfläche od. eines Theiles derselben. Von dem Bilde unterscheidet sich die L. dadurch, daß sie ein in verkleinerten Maßstab gebrachter Grundriß ist, in welchem die Darstellung der auf der Oberfläche befindlichen Gegenstände (Erhebungsformen, Gewässer, Bauwerke, Wege 2c.) durch bestimmte, allgemein verständliche Zeichen — als Linien, Punkte, Farben — vermittelt wird, während das Bild die dem Auge sich darstellende äußere Erscheinung nach den Regeln der Perspektive, gleichfalls in verkleinertem Maßstabe, wiedergiebt. Ueber die Entwicklung der hergebrachten Zeichen auf den L.n, nam. über die Darstellungsweisen der Höhenverhältnisse, vgl. den Art. „Kartographie“, Sp. 604—609. Die Karten umfassen 1. die ganze Erde. Die einzig richtige, fehlerfreie Form einer Erdkarte ist der Globus. Jede Uebertragung des Grundplanes von der Kugel auf eine Fläche muß ihren Fehler haben. Gewöhnlich erfolgt die Darstellung der Erde in zwei Hälften, den kreisförmigen Planigloben, u. zwar nach verschiedenen Projektionen, von denen die perspektivische dem Bilde am nächsten kommt u. daher als Karte die unzweckmäßigste ist, od. in der von Gerhard Merkator entworfenen u. nach ihm benannten Merkator'schen Projektion, welche die Meridiane in geraden parallelen Linien giebt, die Darstellung nie bis zu den Polen führen kann, aber für den Gebrauch der Schiffahrt unentbehrlich ist. Oder die Karten umfassen 2. größere od. kleinere Theile der Erde u. heißen dann Generalkarten u. Spezialkarten, Begriffe, die ziemlich relativ sind, indem z. B. die Karte von Frankreich in einem Atlas von Europa als Spezialkarte erscheint, während dieselbe Karte in einer Zusammenstellung der Karten der französischen Provinzen od. Departements als Generalkarte betrachtet werden muß. Eine nach bestimmtem Plane zusammengestellte Sammlung von Karten heißt ein Atlas. Der Name hat seinen Ursprung von der Figur der die Erdkugel tragenden mythologischen Person dieses Namens, welche man häufig auf Erdkarten als Vignette anbrachte. Nach Bestimmung, Größe u. Darstellungsweise unterscheiden wir kleinere Karten u. Atlanten für den Unterricht der Jugend als Schulkarten u. Schulatlanten, Wandkarten in sehr großem Maßstabe als Schulwandkarten, Kontorwandkarten 2c., während die für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Karten als Handkarten (Handatlas) bezeichnet zu werden pflegen.

In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten hat, gleichzeitig mit der Erkenntniß von der Wichtigkeit u. Nothwendigkeit der Karten für das Verständniß der Erdkunde, die Kartographie höchst ansehnliche Fortschritte gemacht, u. es hat sich die Feinheit, Klarheit u. Deutlichkeit der kartographischen Darstellung überhaupt auf eine früher nicht geahnte Höhe erhoben, wie auch andererseits die verschiedenartigsten Ideen, die sich auf geographischem Grunde bewegen, durch Karten dargestellt worden sind. So hat man besondere Karten für Darstellung der Oberflächenform (orographische Karten), der Wasserverhältnisse (hydrographische Karten, spezieller: See-, Küsten- u. Hafenkarten, Inundations- u. Irrigationskarten), der Wege u. Eisenbahnen, der Bodenkultur (Ackerbau-, Forst-, Wein-, Produktionskarten), der Bewohner (statistische Karten, Volksdichtigkeits-, Mortalitätskarten 2c.), ethnographische Karten (Geschichts-, Sprach-, Religions-, Industrie- u. Kunstkarten), der physischen Verhältnisse

(geologische, Temperatur- u. Klimakarten, Luftbewegungs-, Sturm-, Erdbebenkarten, mineralogische, botanische, zoologische Karten); ferner zu besonderem Gebrauch: Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Reise-, Kriegs- u. militärische Karten u. s. w. Jede derartige Spezialkarte wird um so vorzüglicher sein, je deutlicher sie die darin enthaltenen leitenden Gedanken zum Ausdrucke bringt.

Auf einer Karte wird in der Regel eine Bezeichnung angebracht, welche den Leser od. Beschauer in Stand setzt, die Größenverhältnisse sich klar zu machen; dies geschieht entweder durch einen Maßstab od. durch die Verhältnißzahl der Verkleinerung (z. B. 1 : 200,000 der nat. Größe), am besten durch Beides. Bisweilen wird auch die am Rande markirte Gradeintheilung (von Parallelkreis zu Parallelkreis 15 geogr. Meilen) für genügend erachtet. Früher brachte man in einer Ecke der Karte wol auch eine Uebersicht der auf derselben angewendeten Zeichen an, was jetzt nur noch selten geschieht, da die Kunst des Kartenlesens eine allgemeinere geworden ist. Das Kartenlesen, d. h. das Verständniß der in der Karte enthaltenen, durch zahlreiche einzelne Zeichen ausgedrückten Ideen zu üben, ist nam. Aufgabe des geographischen Unterrichts in Schulen; dasselbe wird am sichersten durch eigene Versuche im Kartenzeichnen gewonnen. — Unter den Kartendarstellungen heben wir einige vorzügliche Leistungen hervor, u. zwar erstens die auf gründlichen Landesvermessungen beruhenden Generalstabskarten, als die Grundlage aller besseren Spezialkarten, so nam. die von Sachsen, Preußen, Baden, der Schweiz, Frankreich, Belgien, England u. a. Staaten, sodann viele Leistungen einzelner vorzüglicher Kartenzeichner, Ziegler's Karten von der Insel Madeira, vom Rheingau, vom Kanton Genf, die Blätter der neuen geologischen Karte von Preußen, den statistischen Atlas von Nieder-Oesterreich u. viele andere. Unter den Handatlanten stehen die von Kiepert, Meyer, der Stieler'sche aus Gotha u. der Weimar'sche Atlas obenan; unter den Schulatlanten der v. Sydow'sche u. Stieler'sche, unter den geschichtlichen Atlanten der v. Spruner'sche; die Fortschritte der Länderkunde sind in den Karten der Mittheilungen der Geographischen Anstalt von Justus Perthes in Gotha am besten dargestellt. Neben Deutschland hat in der neueren Zeit auch Frankreich sich in der Herstellung von L.n wesentlich vervollkommnet. — Eine besondere Art von L.n sind die Reliefkarten, bei welchen die natürlichen Erhebungen des Bodens durch entsprechende Erhöhungen dargestellt sind; die Herstellung derselben erfolgt durch Abgüsse in eine zu diesem Zwecke hergestellte Form u. unterliegt manchen Schwierigkeiten.

Ländler, s. „Landel“.

Landon, Charles Paul, Maler, Kupferstecher u. Kunstschriftsteller, geb. zu Nonant (Dep. de l'Orne) 1760. Anfangs Schüler von Jean Bapt. Regnault, ging er, da er durch sein Bild „Eleasar weigert sich verbotenes Fleisch zu essen“ (2. Makk. 6) den großen Preis der Akademie erhielt, nach Rom, wurde später Kabinetsmaler des Herzogs von Berry u. Konservator der Gemäldegalerie des Louvre u. starb 5. März 1826. Seine Bilder in der antikisirenden Richtung der David'schen Schule sind nicht ohne Anmuth, aber oft frostig u. kalt; am besten wol (Galerie des Luxembourg) „Dädalos u. Ikaros“, sowie „Paul u. Virginie“. Von seinen zahlreichen literarischen Werken nennen wir die „Annales du Musée de l'école moderne des beaux-arts“ (17 Bde.); „Galerie Giustiniani“ (6 Bde.); „Les Salons de 1808 à 1824“ (13 Bde.); „Vie et oeuvres des peintres les plus célèbres“ (20 Bde., auch ins Deutsche übersetzt: „Gemälde Galerie od. Werke u. Lebensbeschreibungen der berühmtesten Maler“); „Description de Paris“ (2 Bde.); „Galerie historique des hommes les plus célèbres“ (12 Bde.) 2c.

Landon (spr. Länd'n), Lätitia Elisabeth, engl. Dichterin, geb. 1802 zu Chelsea. Seit Anfang 1838 mit George Maclean, dem Gouverneur von Cape Coast Castle, vermählt, starb sie bald nach ihrer Ankunft in dieser Kolonie 16. Okt. desselben Jahres, wahrscheinlich infolge einer Selbstvergiftung. An ihren zahlreichen Gedichten ist bes. ein tiefes Gefühl u. die melod. Sprache zu rühmen. Auch schrieb sie die Romane „Ethel Churchill“, „Francesca Carrara“ u. „Romance and reality“. Blanchard gab ihr „Life and literary remains“ (Lond. 1840) heraus.

Landor (spr. Länder), Walter Savage, engl. Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Ipsley Court, dem Stammsitze seiner Familie in Warwickshire, 30. Jan. 1775; lebte, nachdem er wegen eines Jugendstreiches von der Universität Oxford relegirt war, in Swansea seinen liter. Neigungen. Durch Erbschaft reich geworden, warb er bei Ausbruch des span. Freiheitskrieges auf eigene Kosten ein Truppencorps

u. führte dasselbe nach Spanien, wofür er das Patent eines Brigade Generals erhielt; doch schickte er letzteres zurück, als durch Ferdinand VII. der Absolutismus wieder zur Herrschaft gekommen war. Seit 1818 lebte L. zu Fiesole, kam 1848 nach England zurück, ward aber einige Jahre darauf durch einen Skandalprozeß genöthigt, dasselbe für immer zu verlassen. Er starb zu Florenz 17. Sept. 1864. Sein Hauptwerk bilden die „Imaginary conversations of literary men and statesmen" (1824—29, 5 Bde.; 2. Serie 1836). Außerdem sind zu nennen: seine „Poems" (1795); das Gedicht „Gebir" (1798; lat. 1803); die Dramen „Count Julian", „Giovanna of Naples", „Fra Ruperto", „Pericles and Aspasia", „Andrea of Ungary" 2c.; der historische Roman „Fawn of Sertorius" (1846) u. die „Heroic idylls and other poems" (1863). Eine Sammlung seiner Werke erschien 1846 in 2 Bdn. (2. Aufl. 1852). Sein Leben beschrieb J. Forster (Lond. 1869, 2 Bde.).

Landpfleger. Mit diesem zu seiner Zeit üblichen Titel für die Häupter einer Provinz übersetzte Luther in der deutschen Bibel verschiedene hebräische u. griechische Wörter, insbesondere im Neuen Testament das griech. ἡγεμών, womit die röm. „Prokuratoren" von Judäa, die Unterstatthalter der Prokonsuln von Syrien, bezeichnet werden (seit 6 n. Chr.). So steht das Wort Luk. 2, 2 von Cyrenius; 3, 1 u. oft von Pontius Pilatus; Apostelgesch. 23, 24 u. ö. von Felix. Dagegen steht 2. Cor. 11, 32 L. für ἐθνάρχης, was eigentlich „Volksfürst" bedeutet.

Landrath ist in Preußen der Titel für den Vorstand eines der kleineren Verwaltungssprengel od. Kreise, in welche jeder Regierungsbezirk zerfällt. Zu seinen Obliegenheiten gehört die Leitung der polizeilichen u. sonstigen Verwaltung, die Durchführung der deshalb höheren Orts getroffenen Anordnungen u. die Wahrnehmung des öffentlichen Besten. Ein Landrathskreis zerfällt wieder in Amtsbezirke, die aus größeren Gemeinden od. Gütern od. aus zusammengelegten kleineren Gemeinden gebildet sind. Ihre Vorsteher führen die Aufträge des L.s aus u. unterstützen ihn durch Mittheilungen u. Berichte; von den Ausschüssen der Amtsbezirke werden aber wieder Kreisausschüsse gebildet, mit denen der L. in wichtigeren Angelegenheiten beschließt. Nach der 1810 getroffenen Einrichtung sollte die Wahl der Landräthe den Rittergutsbesitzern des Kreises zukommen u. auf Begüterte ihres Standes fallen, worauf dem König die Bestätigung vorbehalten blieb. Gegenwärtig geht die Ernennung des L.s vom Staatsoberhaupte aus; es können jedoch von der Kreisversammlung aus der Zahl der Amtsvorsteher od. der Grundbesitzer des Kreises hierzu geeignete Personen auch in Vorschlag gebracht werden.

Landrecht. Die Rechtsbestimmungen eines Staates zerfallen nach dem Gebiete ihrer Geltung in gemeines (Reichs-, Territorialrecht) u. in partikulares Recht (Land-, Provinzial-, Stadt-, Dorf-, Hofrecht 2c.); im Mittelalter bildete L. vorzugsweise den Gegensatz zu Lehnrecht u. hatte den Charakter eines örtlichen Gewohnheitsrechts, indem bei Gericht nur nach dem durch den Mund der Schöffen u. des Volkes bezeugten Herkommen entschieden wurde. Um der Unsicherheit dieses Zustandes entgegen zu wirken, verfaßte der Thüringer Landgerichtsschöffe Eike von Repkowe im zweiten Viertel des 13. Jahrh. nach dem ihm bekannten Rechte den „Sachsenspiegel", eine zunächst nur für Sachsen bestimmte Sammlung des L.s, die aber auch im übrigen, nam. im nördl. Deutschland in Gebrauch kam u. die Autorität einer Rechtsquelle erlangte. Der Plan eines Augsburger Rechtsgelehrten, den Sachsenspiegel zu dem „Spiegel aller deutschen Leute", zu einem allgemeinen deutschen Rechtsbuch umzuarbeiten, wurde zwar nur zum Theil ausgeführt, doch war diese Sammlung insofern wichtig, als sie die Grundlage des gegen Ende des 13. Jahrh. in Süddeutschland verfaßten „Landrechtsbuchs", des sog. „Schwabenspiegels", bildete, der ebenfalls zu hohem Ansehen gelangte u. mehrfach umgearbeitet wurde. Während diese Sammlungen sowie das sog. „kleine Kaiserrecht" eine Aufzeichnung des gemeinen Rechts bezweckten u. von allgemeiner Geltung waren, wurden nun auch die örtlichen Landesgewohnheiten, die L.e als solche, blos für den örtlichen Gebrauch aufgezeichnet, u. zwar einige, wie nam. die fries. Rechtsbücher, ohne Zuziehung fremder Elemente, andere mit Hülfe eines Rechtsspiegels, z. B. das bayrische L. mit Hülfe des Schwabenspiegels 1346. Als sich infolge des Eindringens des röm. Rechts das Unzulängliche der bisherigen Aufzeichnungen u. das Bedürfniß fühlbar machte, das einheimische Recht mit dem fremden in den am häufigsten vorkommenden Materien zu einem Ganzen zu verarbeiten, wurde seit dem 16. Jahrh. fast überall eine sog. Reformation der L.e vorgenommen, u. zwar auf Veranlassung der Landesherren u. unter öffentlicher Autorität. L. ist jetzt s. v. w. Partikulargesetzgebung, im Gegensatz zur Reichsgesetzgebung. Im 18. Jahrh. beginnt die Kodifikation der L.e mittels Anfertigung großer Gesetzbücher. Das erste Gesetzbuch dieser Art war der „Codex Maximilianeus bavaricus civilis" für das damalige Bayern 1756; er sollte an die Stelle aller bisherigen gemeinen u. statutarischen Rechte treten. Das 1794 publizirte „Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten" hatte die Aufgabe, das gemeine Recht nur in seiner Bedeutung als formelle Rechtsquelle zu beseitigen, sollte aber selbst wie das gemeine Recht blos subsidiarisch anwendbar sein, so daß die besonderen Provinzialrechte u. Statuten bestehen blieben. Durch das erst 1811 vollendete österreichische Gesetzbuch wurden nicht blos die gemeinen Rechte, sondern auch alle auf die Gegenstände des neuen Gesetzbuchs sich beziehenden Gesetze u. Gewohnheiten außer Wirksamkeit gesetzt. Ebenso hat das 1804 resp. 1807 publizirte französische Gesetzbuch, der „Code civil", das auch in Deutschland auf dem ganzen linken Rheinufer u. einem großen Theile des rechten, sowie mit geringen Modifikationen in Baden als badisches L. gilt, in seinem Geltungsbereiche alle älteren, sowol gemeinen wie statutarischen Rechte aufgehoben. Im heutigen Deutschen Reiche unterliegt nach Art. 4 der Reichsverfassung u. dem Reichsgesetze vom 20. Dez. 1873 die gemeinsame Gesetzgebung über das gesammte bürgerliche Recht, das Strafrecht u. das gerichtliche Verfahren der Beaufsichtigung seitens des Reichs u. der Gesetzgebung desselben, so daß alle diese Rechtsmaterien der Landesgesetzgebung entzogen sind.

Landrentenbank wird eine unter spezieller Aufsicht des Staates stehende, od. auch für Rechnung des Staates verwaltete, od. in Betreff der Sicherheit der Rentenzahlung vom Staate garantirte Rentenbank (s. d.) genannt. Solche Anstalten bestehen seit Anfang dieses Jahrhunderts in Wien, Stuttgart, Dresden, Berlin, Karlsruhe, München, Darmstadt, Hannover, in Brüssel u. Paris; als kantonale Einrichtungen auch in der Schweiz. Obgleich die Rentenanstalten ihren Zweck, für kleinere, frühzeitig gemachte Kapitalanlagen den Einlegenden in deren späterem Alter theils durch Zinsansammlung, theils durch Beerbung der Mitglieder eine ungewöhnlich hohe Rente zu zahlen, eben so gut als reine Privatgesellschaften, also ohne jede Mitwirkung des Staates, erfüllen können, so glaubte man doch, als die Einrichtungen noch neu u. wenig bekannt waren, den Theilnehmern durch die spezielle Aufsicht, Mitbetheiligung od. auch Garantie des Staates größere Sicherheit zu bieten.

Landsassen, im Mittelalter ein besonderer Stand von Grundbesitzern; der Sachsenspiegel versteht unter freien L. alle Personen freier Abkunft, die nicht sog. Mittelfreie waren, der Schwabenspiegel dagegen alle Personen von den Mittelfreien abwärts. Nach Vollendung der Landeshoheit bezog sich der Unterschied der Stände nur auf die Territorien, u. unterschied man in dieser Hinsicht den landsässigen Adel — seit dem 15. Jahrh. nobiles genannt — den Bürger- u. den Bauernstand. Jetzt heißen L. od. Forensen die Ausländer, welche im Inlande Grund u. Boden besitzen. Hierbei unterscheidet man landsassiatus minus plenus, wenn der Forense nur wegen solcher Klagen, welche sein Gut betreffen, den Gerichten des Inlandes unterworfen ist, u. landsassiatus plenus, wenn er auch wegen etwaiger persönlicher Ansprüche vor die Gerichte des Landes gezogen werden kann.

Landsberg an der Warthe, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Frankfurt a. d. O. (Provinz Brandenburg) mit 18,531 E. (1871); liegt am rechten Ufer der schiffbaren Warthe, am Einfluß der Kladow, hat 5 Vorstädte, 3 protest. Kirchen, darunter die schöne Marienkirche, ein Gymnasium mit einer Realschule u. ist Sitz eines Kreisamtes, eines Kreis- u. Schwurgerichtes u. eines Hauptsteueramtes. Schleiermacher, der 1794 bis 1796 an der Concordienkirche Pfarrer war, ist ein Denkmal errichtet worden. Bedeutend ist L. in industrieller Beziehung durch Maschinenfabrikation u. Eisengießerei, außerdem giebt es noch Fabriken von Wagen, Teppichen, Tuch u. Tabak, eine große Oelmühle u. umfangreiche Gerbereien u. Bierbrauereien. Der Fluß, über welchen eine 130 m. lange Brücke führt, befördert den Handel nam. in Getreide, Holz, Spiritus u. Wolle. In der fruchtbaren Umgegend wird die Branntweinbrennerei stark betrieben. Die Stadt ward 1297 gegründet. — Der Kreis L. umfaßt 21,99 □M. mit 77,739 E. (1871); in demselben liegen die großen Eisenhüttenwerke von Zanzthal, Zanzhausen u. Viez u. zahlreiche Braunkohlenwerke. — 2. L., Stadt im preuß. Kreise Delitzsch (Reg.-Bez. Magdeburg, Provinz Sachsen) mit 1406 E. (1871), welche nam. Landwirthschaft treiben, besitzt eine Zuckerfabrik u. war Hauptstadt der gleichnamigen Markgrafschaft, welche eine Zeit lang den Askaniern in Brandenburg gehörte, 1347 aber an Wettin (Meißen) zurückfiel.

Landschaftsgärtnerei, s. „Gartenbau".

Landschaftsmalerei, ein Zweig der Malerei, welcher, der Kunst des Alterthums u. der des Mittelalters gänzlich fremd, aus der Richtung der Eyck'schen Schule hervorging, im 16. Jahrh. in Deutschland wie in Italien die ersten Anfänge aufzuweisen hat u. sich erst im Beginn des 17. Jahrh. zu einem selbständigen, vorzugsweise von den Völkern german. Abkunft ausgeübten Fache ausbildete. Er stellt die uns umgebende Natur mit ihren wechselnden atmosphärischen Erscheinungen dar, hat sich

daher, je weiter er sich nach allen Seiten hin vervollkommnete, getheilt, einerseits in die Malerei des Meeres mit seinen Schiffen See- od. Marinemalerei, andererseits in die der Ebenen, der Wälder, der Hochgebirge, der nördl. u. der südl. Natur, od. je nach dem Charakter der Jahreszeiten u. der Beleuchtung in die einzelnen Unterabtheilungen der Winterlandschaft, der Mondscheinlandschaft etc. Unterschiede innerhalb der L. werden herbeigeführt wesentlich durch die Individualität des Künstlers u. seine subjektive Auffassung der Natur. Es giebt Künstler, welche die Natur selbst für ihr unbedingtes Vorbild halten u. demgemäß nachahmen, sog. **Naturalisten**; sie geben also nur ein möglichst getreues Abbild der Wirklichkeit, eine sog. **Ansicht**, die man, wenn sie durch einschließende Berge od. Bäume beschränkt ist u. eine tiefgehende Perspektive bietet, auch **Prospekt** od. **Vedute** nennt. Die Ansicht ist im Allgemeinen nur ein Kunstwerk niederen Ranges; sie beschränkt sich am liebsten auf Bauwerke, Städte, Ruinen etc., die, wenn sie eine Vorführung aller im Umfang des gewählten Standpunktes befindlichen Gegenstände bezweckt, zum **Panorama** (von πᾶν, Alles, u. ὁρᾶν, sehen) wird u. sich vor dem Beschauer mehr od. weniger kreisförmig, od. in gerader Linie entfaltet (vgl. „Diorama").

Im Gegensatz zu diesen Naturalisten suchen andere Künstler nur einen bestimmten Charakter, nur eine Seite des Eindrucks der Natur zu schildern, sei es das Liebliche u. Anmuthige, od. das Großartige u. Erhabene. Die einzelnen Gegenstände der Natur sind ihnen nur insofern Vorbilder, als sie durch die Zusammenstellung od. Umbildung derselben zu einem Urbilde gelangen, welches, frei von den Zufälligkeiten u. den Wechseln der wirklichen Natur, die Gesetze der höheren stilistischen Landschaft verwirklicht u. dem nur in der Phantasie des Künstlers vorhandenen Ideale einen rein poetischen Inhalt verleiht (ideale Landschaft). Dieser Inhalt verbindet sich zur weiteren Belebung seines Ausdrucks bei Vielen entweder mit rein idealen Menschengestalten, also mit Göttern u. Heroen, wie z. B. bei den Franzosen Nicolas u. Gaspar Poussin (heroische Landschaft), od. er wird, den Grundgesetzen der historischen Komposition folgend, zu einer Art von historischer Komposition (historische Landschaft). Die ideale Landschaft, in ihren ersten Anfängen bereits um die Mitte 16. Jahrh. in den Werken der Caracci entstanden, hatte im 17. ihren Hauptmeister in Claude Lorrain (1600 bis 1682), fiel im 18. Jahrh. dem damals herrschenden Barockstil anheim, kam aber durch Carstens (s. d.) u. seine genialen Nachfolger Joseph Anton Koch, Johann Wilhelm Schirmer, Rottmann, Preller den Aelteren u. Karl Marko wieder zu Ehren. Beide Arten von Landschaften, sowol die naturalistische als die ideale, sind aber auch bedingt von der subjektiven Auffassung des Künstlers, von der **Stimmung**, in welcher er die ihm in der Wirklichkeit vorliegende od. in seiner Phantasie erzeugte Landschaft betrachtet u. darstellt. Diese Stimmung ist nur dann rein u. wahr u. findet nur dann einen Wiederhall in der Seele des Beschauers, wenn sie sich in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Charakter der dargestellten Landschaft befindet. In den meisten Fällen wird diese Stimmung eine lyrische sein (vorzüglich zum Ausdruck gebracht z. B. von Hobbema); wenn dagegen die Landschaft Spuren großer Ereignisse in der Natur od. in der Geschichte an sich trägt, so wird das Stimmungsbild ein episches (z. B. Rottmann's Bilder aus Griechenland in der Münchener neuen Pinakothek); u. wenn die Landschaft durch die Elemente u. Naturereignisse in heftige Bewegung gesetzt wird, so wird das Stimmungsbild dramatisch (z. B. Everdingen, Alex. Calame). In allen drei Richtungen der Stimmungslandschaft ist Ruysdael einer der bedeutendsten Meister. Ein zwar nebensächlicher, aber gleichwol hochwichtiger Theil aller Arten von Landschaften ist die **Staffage**, d. h. die in der Landschaft befindlichen lebenden Menschen od. Thiere. Sie erhöhen die Lebendigkeit des Ausdrucks der Landschaft, müssen aber selbstverständlich dem Charakter der Landschaft angemessen sein, in welcher sie erscheinen. Ist eine solche Staffage eine historische Begebenheit, verbindet sich also in dieser Weise die Landschaft mit der Historie, so muß der historische Stoff sich stets dem Charakter der Landschaft anpassen, od. umgekehrt die ganze Stimmung der Landschaft bestimmen, diese aber stets als Hauptsache erscheinen. Häufiger u. leichter verbindet sie sich mit dem Genre, z. B. bei dem Holländer Wouwerman u. unter den Neueren bei Bürkel u. Gauermann; am häufigsten aber mit der Thiermalerei, z. B. bei den Holländern Nik. Berghem, Adrian v. d. Velde, u. unter den Neueren bei Friedrich Voltz in München u. Rudolf Koller in Zürich.

Landseer (spr. Landßiehr), eine engl. Künstlerfamilie, deren Haupt der Zeichner u. Kupferstecher **John L.** ist, geb. in London 1763, gest. 29. Febr. 1852, der sich durch eine große Zahl von Kupferstichen, insbes. Thierstücke (auch nach den Gemälden seines Sohnes Edwin) bekannt machte u. ein Werk über seine Kunst („Lectures on the art of engraving") schrieb. Unter seinen Söhnen widmeten sich Edwin u. Charles der Malerei, Thomas der Kupferstecherkunst. Berühmt ist vorzugsweise als der geistvollste Thiermaler **Edwin L.** Dieser, geb. zu London 1802, erhielt die erste künstlerische Anleitung durch seinen Vater, bildete sich aber vorzugsweise durch eigenes Studium der Natur u. der großen Meister des 17. Jahrh. Mit seinen ersten Bildern trat er schon im Alter von 12 Jahren auf; Anfangs wandte er sich dem Genre u. der Landschaft, später immer entschiedener der Thiermalerei zu. Eigenthümlichkeiten sowol der Jagd- als der Hausthiere stellte er in ebenso geistreicher, zuweilen humoristischer, als naturwahrer Weise dar u. verstand sie nam. in einfachen Scenen von nur wenigen Figuren meisterhaft zu charakterisiren. Weniger gelungen sind seine größeren Gruppenbilder, noch weniger das Kostüm der Menschengestalten. Die beste Auswahl seiner Bilder befindet sich im Kensingtonmuseum. Auch als plastischer Künstler war er thätig; er modellirte die Löwen am Postamente der Nelsonsäule auf Trafalgar-Square. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn ideale Gegenstände, deren Darstellung aber der eigentlichen Sphäre seines Talentes ferner lag u. daher auch weniger befriedigt. Er starb 1. Okt. 1873. — Weniger bedeutend ist **Charles** als Historienmaler; **Thomas** lieferte eine große Menge gediegener Stiche nach den Bildern seines Bruders Edwin.



Nr. 3910. John Landseer (geb. 1763, gest. 29. Febr. 1852).

Landsend (spr. Ländsend), das südwestlichste Kap Englands in Cornwall unter 50° 4′ n. Br. u. 5° 42′ w. v. Gr. gelegen, läßt seine Granitfelsen steil in das brandende Meer abfallen, aus welchem sich mehrere Klippen erheben, deren eine den Leuchtthurm trägt.

Landshut, kreisunmittelbare Hauptstadt des bayer. Reg.-Bez. Niederbayern mit 14,140 fast ausschließlich kathol. E. (1871), liegt zu beiden Seiten der Isar in fruchtbarer Gegend u. macht mit seinen 11 Kirchen u. alterthümlichen Privathäusern einen sehr stattlichen Eindruck. Kunsthistorisch am bedeutendsten sind die 1473 vollendete Martinskirche, ein kolossaler goth. Backsteinbau mit einem 123,3 m. hohen Thurme, einem schön gearbeiteten Hochaltar u. prächtigen Glasgemälden, die 1338 begonnene St. Jodokuskirche mit schönen Altären u. die 1407 begonnene Heilige Geist- od. Spitalkirche, ein ebenfalls goth. Backsteinbau. Die 1520 begonnene Residenz ist mit ihrem Arkadenhof eins der frühesten Werke der Renaissance in Deutschland. Das ehemalige Universitätsgebäude wird jetzt von der Regierung benutzt; in dem Landschaftshaus, das interessante Freskogemälde enthält, befindet sich gegenwärtig die Oberpostdirektion. L. hat ein 1629 von den Jesuiten begründetes Gymnasium, eine Gewerbe- u. Ackerbauschule, einen botanischen Garten u. mehrere Klöster u. ist Sitz der Regierung, eines Bezirksamtes, eines Bezirks-, Stadt- u. Landgerichtes, eines Forstamtes u. einer Handelskammer. Unter den Gewerben der Stadt steht die Bierbrauerei obenan, außerdem befinden sich hier Tabaks- u. Strohhutfabriken u. Gerbereien. Bedeutend sind die Märkte, nam. für den Getreidehandel. L. entstand um eine Burg, welche hier 1204 Otto von Wittelsbach baute, war 1255

bis 1340 Hauptstadt von Niederbayern, erhielt 1279 Stadtrecht u. war 1402—1503 Residenz der Herzöge von Bayern L.; die 1800 von Ingolstadt nach L. verlegte Universität erhielt 1826 ihren Sitz in München. Die Herzöge von Niederbayern residirten eine Zeitlang in der die Stadt überragenden Burg Trausnitz, in welcher auch 1252 Konradin, der letzte Hohenstaufe, geboren wurde.

Landshut od. Landeshut, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Provinz Schlesien) mit 5673 E. (1871); liegt am Bober, in einem schönen Thale am Fuße des Landshuter Kammes, ist Sitz eines Kreisamtes, Kreisgerichtes u. einer Handelskammer; es hat eine Realschule, eine protest. u. zwei kathol. Kirchen. Bedeutend ist die Flachsspinnerei, Leinen- u. Baumwollenweberei, Bleicherei u. der Leinwandhandel. L. bestand schon in der Mitte des 13. Jahrh. u. ward 1292 zur Stadt erhoben; im Dreißigjähr. Kriege litt es viel durch die Liechtenstein'schen Dragonaden, erkaufte sich von Kaiser Josef I. die Erlaubniß zum Bau (1711—20) einer sog. protest. „Gnadenkirche", die sich auf einem Hügel bei der Stadt erhebt, u. war in den schles. Kriegen mehrmals Schauplatz von Kämpfen zwischen Preußen u. Oesterreichern; 23. Mai 1745 siegte hier Winterfeld über die Oesterreicher unter Nadasdy u. 23. Juni 1760 rieb hier Laudon den größten Theil des preuß. Heeres unter Fouqué auf. — Der Kreis L. umfaßt 7,22 □M. mit 45,777 E. (1871) u. den Städten L., Liebau u. Schömberg. Sehr umfangreich ist die Leinen- u. Baumwollenweberei u. Bleicherei dieser Gegend.

Landsknecht, eigentlich ein zur Vertheidigung des Landes bestimmter Knecht, also nicht Lanzknecht zu schreiben, weil die Lanze im Mittelalter nur von wirklichen Rittern geführt wurde. Der Name kommt zuerst unter Kaiser Maximilian I. vor u. bezeichnete zunächst die aus seinen österr. Erblanden aufgestellten Fußtruppen, während die in Schwaben geworbenen Söldner oberdeutsche, die aus dem nördl. Deutschland niederländische Knechte hießen. Die L. mußten ihre Ausrüstung an Waffen selbst aufbringen, auch für ihren Unterhalt selbst sorgen, erhielten dagegen einen hohen Sold u. die Kriegsbeute. Bei ihrer ersten Errichtung ging der berühmte, später sog. Vater der L.e, Georg von Frundsberg (s. d.), dem Kaiser zur Hand, u. unter dessen Leitung erwarben sich die deutschen L.e, nam. später in Italien unter Kaiser Karl V., einen solchen Ruf, daß überhaupt kein Krieg mehr ohne sie geführt wurde u. sie überall den Ausschlag gaben. Ueber ihre Taktik u. Exerzir- u. Marschirmethode belehrt uns Leonhard Frundsberg's „Kriegsbuch" vom J. 1555 (s. a. Leitner, „Das Kriegswesen des Röm. Reichs deutscher Nation unter Maximilian I. u. Karl V.", Lpz. 1859). Durch diese Methode unterschieden sich auch die L. von den früheren fahrenden Söldnern, deren sich lange vorher schon nam. die Freien Städte bei ihren Fehden bedienten; auch dienten die fast nur aus Deutschen u. Schweizern bestehenden L. nicht blos in Deutschland, sondern auch in Italien u. Frankreich Jedem, der sie bezahlen wollte; sie schlugen sich gut, so lange man ihnen die ihnen gemachten Bedingungen hielt, im Unglück u. wenn der Sold ausblieb, waren sie schwer zu behandeln. Weil sie vor u. nach der Schlacht zu beten pflegten, nannte man sie die „frommen L.e", was sie nicht abhielt, die Kirchen auszurauben. Ihr Anblick wird als wunderlich geschildert: trotzig schritten Graubärte u. bartlose Jünglinge mit mächtigem Schritt unter ihrem Spieß daher, das kurze breite Schwert quer vor den Magen geschnallt, in auffallender Kleidung, den sonderbaren Pluderhosen, die bis zum Knie aufgenommen u. darüber befestigt bis zu den Knöcheln herabhingen, u. mit ungeheuern Baretts auf den Köpfen. Hinter ihnen zog der lange Troß der Huren u. Buben einher, unter der Anführung des Hurenweibels, eines alten Kriegsmannes, der sie in Ordnung hielt. Mit dem Aufkommen der stehenden Heere verschwanden sie (Abb. s. Bd. III, Tafel LV, unter „Deutschland").

Landsknecht (franz. Lansquenet, spr. Langskeneh), ein höchst einfaches u. darum sehr verbreitetes Hazardspiel, verdankt seinen Namen den ihm bes. geneigten Landsknechten u. wird sowol mit deutschen als mit franz. Karten gespielt. Nachdem gemischt u. abgehoben wurde, macht der Bankier einen beliebigen Aussatz, wartet, bis dieser ganz od. theilweise gehalten wird, u. legt dann zwei Karten auf, deren linke für ihn, deren rechte für den Spieler zählt. Zwischen diese beiden Stammkarten werden jetzt die Kartenblätter von oben herunter so lange niedergelegt, bis ein mit einer der beiden aufgelegten Karten gleichwerthiges Blatt (Bube, Zehn, As od. dgl.) herauskommt. Es gewinnt Derjenige, dem das Blatt gehört. Fällt gleich zu Anfang ein Plié, d. h. wird für Spieler u. Bankier eine gleichwerthige Karte aufgeschlagen, so gewinnt der Bankier die gemachten Einsätze, u. das Spiel beginnt von Neuem.

Landskrone heißt ein zum Lausitzer Berglande gehöriger, 429 m. hoher u. 200 m. über die Ebene sich erhebender, ziemlich isolirter Basaltkegel bei Görlitz, dessen Gipfel, den eine Burgruine krönt, eine überraschend schöne Aussicht nach Schlesien u. der Lausitz gewährt.

Landsmannschaften gingen als Verbindungen Studirender aus den mit gewissen Rechten begabten Korporationen hervor, welche seit dem Aufkommen der Universitäten (s. d.) die Angehörigen gewisser „Nationen" unter letzterem Titel bildeten. Mitglieder der „Nationen" waren sowol die Studirenden als die Lehrer u. die Graduirten, welche bestimmten Staaten u. Provinzen angehörten, die man meist willkürlich als „Nation" zusammenfaßte. Mit der Zeit verlor sich aber der offizielle Charakter der „Nationen" u. dieselben gestalteten sich nach u. nach als „L." zu geselligen Vereinen um, unter denen gewisse Gesetze in Bezug auf das Trinken u. die Wahrung der Ehre beobachtet wurden, die man zur Zeit des Vorwaltens der franz. Sprache „Comment" nannte. Seit dieser Zeit wog auch die Benennung „Corps" gegenüber derjenigen der L. vor. Die L. unterscheiden sich unter einander durch bestimmte, meist drei, Farben, die in der Regel von Landesfarben hergenommen sind, u. durch den lat. Namen eines Staates od. einer Provinz, denen sie ursprünglich angehörten, z. B. Borussia (Preußen), Saxonia (Sachsen) u. s. w., während gegenwärtig auf diese Angehörigkeit keine Rücksicht mehr genommen wird. Der Vorsitzende einer L. heißt Senior, u. die Senioren der L. einer Universität bilden zur Wahrung gemeinsamer Interessen den Seniorenkonvent (S. C.). Die Mitglieder einer L. theilen sich in Corpsburschen u. in Renoncen (Füchse), welche Letztere kein Stimmrecht haben u. ein von dem der Burschen abweichendes, in der Regel nur zweifarbiges Band tragen. Die Beamten der L. werden Chargirte genannt. Zwischen den L. u. den Burschenschaften (s. d.) besteht seit dem Entstehen der letzteren ein tiefgreifender Zwiespalt.

Landstände, Landtage. Was in einer freien Gemeinde bindend sein u. sonst für die Dauer bestehen sollte, konnte nach ältester deutscher Anschauung nur unter Mitwirkung der Gemeinschaft u. in der Weise festgesetzt werden, daß jedes Mitglied sein Recht dabei wahrzunehmen vermochte. Wie daher die Grafen ihr Amt mit der Gaugemeinde verwaltet hatten, so ließen sich nach dem Erblichwerden der Grafengerechtsame von den nunmehrigen Territorialherren (s. „Landesherrlichkeit") neue Einrichtungen nur mit Rath u. Zustimmung der im Lande einflußreicheren Männer treffen. Meistens wurde darüber auf regelmäßig wiederkehrenden od. außerordentlichen Landtagen mit der höheren Geistlichkeit (den Prälaten), dem grundbesitzenden Adel (der Ritterschaft) u. den Abgeordneten der Städte verhandelt. Von einer Volksvertretung im neueren Sinne war dabei nicht die Rede, da auf die in Abhängigkeit gehaltenen unteren Schichten der Bevölkerung keine Rücksicht genommen u. die Vorlagen nur insofern erörtert wurden, als sie auf die Gerechtsame jener bevorzugten Mitglieder der Landesgemeinde einwirkten. Obschon sich nun nicht in allen Territorien ständische Körperschaften bildeten od. erhielten, so behauptete doch gerade den bedeutenderen weltlichen Fürsten gegenüber die Landschaft um deswillen großen Einfluß, weil sie bei den fortwährend im Wachsen begriffenen Hof- u. Staatsbedürfnissen um Eröffnung neuer Einnahmequellen angegangen werden mußte u. bei Begutachtung der erhobenen Ansprüche die ganze Verwaltung prüfen, die Anerkennung streitiger Landesfreiheiten betreiben, sonstige Beschwerden vorbringen u. für ihre Bewilligungen eine fortgehende Mitwirkung rücksichtlich der Verwendung bedingen konnte. Seit dem 17. Jahrh. nahm die Bedeutung der Landtage allmählich ab, weil die Staatseinrichtungen eine regelmäßige Forterhebung der gewöhnlichen Steuern nöthig gemacht hatten u. weil aus den Reihen des Adels nunmehr keine trotzigen Vasallen, sondern geschmeidige Anhänger der Fürsten hervorgingen. In einigen Ländern, wie Sachsen, Württemberg, Mecklenburg, behaupteten jedoch die Stände ihren Einfluß, u. innerhalb der freieren Strömung nach den franz. Revolutionskriegen wurden in Art. 13 der Bundesakte von 1815 den deutschen Staaten landständische Verfassungen zugesagt. Hiernach haben denn allmählich neue Grundgesetze eine Landesvertretung, zwar unter Beibehaltung der meisten herkömmlichen Namen u. Formen, aber im Sinne des Repräsentativsystems (s. d.) gewährt, u. zur Zeit erscheinen nur noch in Mecklenburg privilegirte Notabele auf dem Landtage.

Landsturm, s. „Landwehr".

Landvogteien hießen im alten Deutschen Reiche gewisse Distrikte, welche, von kleinerem Umfange u. geringerer Bedeutung als die Grafschaften, unmittelbar dem Kaiser untergeben waren. Die in ihnen regierenden u. Recht sprechenden kaiserl. Statthalter hießen Landvögte. Die meisten L. gelangten im Laufe der Zeiten in erblichen Besitz.

Landwanzen, s. „Wanzen".

Landwehr, Landsturm sind Begriffe, deren Bedeutung erst in neuerer u. neuster Zeit gesetzlich festgestellt wurde. L. u. L. hingen mit der aus ältester german. Zeit stammenden allgemeinen Wehrpflicht zusammen. Während die jungen Männer in erster Linie auch Kriegsdienst außer Landes leisteten, kämpften im Nothfalle u. wenn es die Vertheidigung des eigenen Herdes galt, Alle, welche überhaupt noch

Waffen tragen konnten. Bei Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht im J. 1808 kam man in Preußen zunächst auf das Krümpersystem (s. d.). Von ihm ging man zum Landwehrsystem über; das Charakteristische dieses Systems trat erst mit dem Gesetz vom 3. Sept. 1814 hervor u. entwickelte sich bes. in der Landwehrordnung vom 21. Nov. 1815. In den Kriegen 1813 u. 1814 selbst stellten die Kreise Offiziere, Mannschaften, Pferde u. Kleidung, der König gab nur Kommandeure u. Waffen. Das Gesetz vom 3. Sept. 1814 bestimmte eine fünfjährige Dienstzeit im stehenden Heere, davon drei bei der Fahne, zwei in Reserve, sodann sieben Jahre in der Landwehr ersten u. ebensoviel in der Landwehr zweiten Aufgebots. Die Landwehr bestand also u. besteht auch noch lediglich aus Mannschaften, welche vollkommen militärisch ausgebildet sind u. die Schule des Heeres durchlaufen haben. Alle übrigen wehrpflichtigen Männer, sowol jüngere als ältere, welche nicht das stehende Heer durchlaufen haben, bildeten den Landsturm. Aehnliche Einrichtungen finden wir in der Formation der franz. Nationalgarde vom J. 1790, ferner in Oesterreich 1809, in den süddeutschen Staaten nach 1815, sogar in Rußland durch die Ukase vom 30. Aug. 1834. Alle diese Staaten haben das Landwehrsystem nicht so ausgebildet, wie es in Preußen geschah, u. erst die glänzenden Erfolge der J. 1866 u. 1870/71 gaben der allgemeinen Wehrpflicht Verbreitung über ganz Deutschland u. über die deutschen Grenzen hinaus. Das deutsche Reichsgrundgesetz über die Wehrpflicht datirt aus der Zeit des Norddeutschen Bundes, vom 9. Nov. 1867, u. bestimmt eine zwölfjährige Dienstzeit, d. h. drei Jahre bei der Fahne, vier Jahre in der Reserve, im Ganzen also sieben Jahre im stehenden Heer od. in der Linie, u. fünf Jahre in der Landwehr. Linie u. Landwehr bilden das eigentliche Heer. Sie marschiren aus, auch gegen äußere Feinde. Der Landsturm, welcher aus allen Wehrpflichtigen vom vollendeten 17. bis zum vollendeten 42. Lebensjahre besteht, die weder dem Heere noch der Marine angehören, tritt nach dem Reichsgesetze vom 12. Febr. 1875 nur zusammen, wenn ein feindlicher Einfall Theile des Reichsgebietes bedroht od. überzieht. Das Aufgebot u. die Auflösung erfolgt durch kaiserliche Verordnung, welche zugleich den Umfang des Aufgebotes bestimmt. Der Landsturm ist bei Verwendung gegen den Feind mit militärischen Abzeichen versehen u. steht vom Aufgebot bis zur Auflösung unter dem Militärstrafgesetz. Aus seinen jüngsten Jahrgängen kann der Landwehr im Nothfalle Ersatz zugeführt werden. Außerdem ist der Landsturm in besondere Abtheilungen formirt. Das neue Gesetz regelt also die Verwendung der Wehrpflichtigen, welche im Heere keinen Platz gefunden haben, u. macht so die Wehrkraft des Landes nutzbar, ohne die Angehörigen des Landes den Greueln eines Guerrillakrieges auszusetzen.

Landwirthschaft ist derjenige Zweig der Bodenproduktion, mittels dessen die Hervorbringung von Lebensmitteln u. Rohstoffen pflanzlicher u. thierischer Art bezweckt wird. Zum Begriff der L. gehört streng genommen die gleichzeitige Zucht u. Pflege von Pflanzen u. Thieren (vgl. die Art. „Ackerbau" u. „Thierzucht"). Es hat jedoch zu allen Zeiten nicht an Beispielen vereinzelter Produktion gefehlt, welchen ebenfalls der Charakter landwirthschaftlichen Betriebes zukommt, u. heutigentags machen die durch die Industrie gebotenen Hülfsmittel es möglich, selbst größere Landgüter, wenn auch nicht mit gleich sicherem u. lohnendem Erfolge, ohne die Haltung von größeren Nutzviehbeständen zu bewirthschaften. In den fruchtbaren Niederungen an den Meeresküsten, in Gebirgsgegenden u. in dem Gebiete der Steppen giebt es dagegen auch heute noch bloße Weidewirthschaft ohne Ackerbau, u. zwar ebensowol in den bestkultivirten wie in dünn bevölkerten Ländern.

In der Regel aber bedeutet L. die Verbindung von Pflanzenbau u. Thierzucht zu gegenseitiger Unterstützung, u. beurtheilt man sogar die Vollkommenheit des Betriebs nach der Größe u. der Art der Haltung des Viehstandes. England steht in dieser Beziehung unübertroffen da, sowol was die Menge als auch die Vortrefflichkeit des gehaltenen Viehes aller Gattungen betrifft. Man rechnet in der L. nach sog. **Großvieh** u. versteht darunter ein erwachsenes Rind von 500 Kg. Lebendgewicht od. die diesem äquivalente Menge von Schafen, Schweinen, Pferden u. Jungvieh vom Rinde. Reduzirt man auf diese Weise die gesammte Menge von Vieh aller Art auf Großvieh u. bringt die so gefundene Zahl in Relation zu der Größe des landwirthschaftlich benutzten Areals, so erhält man einen ziemlich zutreffenden Maßstab zur Beurtheilung darüber, in welcher Weise die Viehzucht in den einzelnen Ländern den Ackerbau unterstützt, resp. in welchem Grade thierischer Dünger gewonnen u. die Erzeugung von Pflanzen auf dem Felde gesteigert werden kann. Die Vergleichung mit der Oberfläche (Zahl der Quadratmeilen) giebt kein zutreffendes Bild, wenn man nicht die Größe des Unlandes (Fels, Gebirge, Wasserspiegel, Heide u. s. w.) in Abzug bringen kann; die mit der Bevölkerung ist schon zutreffender, beim heutigen Welthandel u. der entwickelten Industrie aber auch nicht genügend. England besitzt den größten Viehstand, sowol pro Quadratmeile, als pro je 1000 Menschen u. pro ökonomisch bewirthschafteter Fläche; man kann dort auf je ein Hektar derselben mindestens ein Stück Großvieh rechnen, während bei uns ein solches im Durchschnitt erst auf 1½–2 Hektar kommt. Man verwendet dort am meisten Handelsdünger, pro Hektar der landwirthschaftlichen Fläche bis zu 16 Mk., während in Deutschland kaum halb so viel Groschen zu rechnen sind, u. erntet die höchsten Durchschnittserträge auf Feldern u. Wiesen, während man freilich gezwungen ist, die erforderlichen Lebensmittel durch gewaltige, von Jahr zu Jahr sich steigernde Zufuhren aus allen Ländern der Erde zu beziehen. Rußland hat pro Quadratmeile, pro 1000 Menschen u. pro landwirthschaftlich benutztes Areal den geringsten Viehstand, verwendet kaum in einzelnen Strichen des weiten Gebietes Handelsdünger u. auch hier nicht in nennenswerthen Beträgen, zeigt aber andrerseits die gewaltigste Ausfuhr an landwirthschaftlichen Erzeugnissen aller Art, während die Durchschnittserträge auf der niedrigsten Stufe stehen. Hier überwiegt die ländliche, dort die industrielle Bevölkerung; hier überläßt man die Hauptsache den Naturkräften, dort wendet man alle Art von Kunst auf, um den Feldern höhere Erträge abzugewinnen; hier wird nur wenig, dort immer mehr Geld u. Arbeit auf das gegebene Areal verwendet. In England nimmt das Gras- u. Weideland 54,3 %, das Ackerland 45,3 % ein; in Rußland ist letzteres doppelt so groß wie ersteres. Leider fehlt es bis jetzt noch an zuverlässigen Schätzungen über den Werth der landwirthschaftlichen Produktion. Für England berechnete man im Jahre 1871 das Erzeugniß an bloßen Lebensmitteln für die Menschen zu 204 Mill. Pfd. Sterl. u. mußte für weitere 49 Mill. Pfd. Sterl. vom Auslande kaufen; für Nordamerika wurde in demselben Jahre das Erträgniß der Felder zu 1647 Mill. Doll. u. der Werth der Viehstände zu 1760 Mill. Doll. angegeben. Oesterreichs gesammte landwirthschaftliche Produktion wird auf 4–5000 Mill. Gulden geschätzt, u. für Deutschland dürfte die Ziffer von 12,000 Mill. Mk. eher unter- als überschätzt erscheinen.

Die Hebung u. Förderung einer so wichtigen Produktion liegt im Interesse der Gesammtheit; in England nimmt Jedermann lebhaftesten Antheil an Allem, was L. heißt, u. die öffentlichen Ausstellungen aus diesem Gebiete, die Konkurrenzversuche mit landwirthschaftlichen Maschinen, die Wettrennen u. dgl. sind wahre Nationalfeste, während es im Lande Herzöge u. Lords giebt, welche es nicht verschmähen, der Verbesserung irgend eines Gerätheś, einer Viehrasse, einer Arbeiterwohnung od. sonstigen für die L. wichtigen Einrichtung ihr stetes Nachdenken u. ihre Fürsorge zu widmen. Bei uns weiß der Städter nicht selten mehr von den Waffen u. Hausgeräthen der Südseeinsulaner als von den Geräthen u. Maschinen der L., mehr von den Pflanzen der Tropen, als von denen, welche vor seinen Thoren wachsen. In England wird die L. unterstützt vom Kapital, von der Industrie, von dem Handel; zu ihren Gunsten befahren Hunderte von Schiffen die Meere u. sind Hunderttausende von Arbeitern beschäftigt, um bewundernswerthe Maschinen aller Art für die L. zu fertigen, Düngstoffe zu graben od. zu sammeln u. sie zu verarbeiten in versendbare Formen. Dort kennt man in höchster Ausdehnung den Großgrundbesitz, aber nur in geringem Grade dessen Nachtheile, weil Niemand daran denkt, die bevorzugte Stellung auszubeuten, u. das ganze Areal von kleineren u. größeren Pächtern, mit welchen man auf gutem Fuße steht, bewirthschaftet wird. Jedermann weiß dort, daß die menschliche Arbeitskraft die werthvollste ist, u. sucht daher Wasser, Wind u. Dampf sowie die Zugkraft der Thiere auf das Sorgsamste auszunutzen, um jene überall da entbehren zu können, wo es sich nur um rohe Kraftleistung handelt. Die Maschine muß dort fast bis zur Spielerei die Arbeiten in Haus, Hof u. Feld verrichten; die Vorzüglichkeit der Ackergeräthe aber ist nicht minder hervorragend wie die der Viehstämme. Auf dem Kontinente können die Fabrikanten noch immer nicht gleich Vollkommenes in manchen Branchen liefern, während viele der für die L. wichtigen Theile heutzutage gleich vollkommen wie dort auch bei uns gefertigt werden. Das kleinere Belgien, im Verhältniß zur Bevölkerung in noch höherem Grade Industrieland, zeigt die höchste Blüte landwirthschaftlicher Verhältnisse bei kleinerem Besitz; es zeigt, in welchem Grade die Arbeit, unterstützt durch gute Ackergeräthe, das Kapital in der L. zu ersetzen vermag. Nirgends, außer bei den fleißigen Japanesen u. Chinesen, weiß man alle Arten von zur Düngung sich eignenden Abfällen so wie in Belgien zu verwerthen u. nirgends so wie dort durch die Arbeit der Hände die Erträge zu steigern. Man hat nur ein gegebenes, zum Theil erst dem Meere abgewonnenes Areal (Polders), zum Theil aus magerer Sandfläche (Kampine) bestehend, sucht aber durch gute Bearbeitung, reichste Düngung u. vor Allem durch bewundernswerthe Pflege der Pflanzen die Ausgabe an Saatgut auf das Minimum zu beschränken u. das Erträgniß jeder einzelnen Pflanze auf das Maximum zu steigern.

Die Viehzucht zeigt gute Exemplare u. beste Haltung, aber nichts Hervorragendes. In rühmlichster Weise wetteifern mit den Belgiern die

rheinischen Landwirthe, vor Allem die Pfälzer, Rheinhessen, Rheinpreußen, die Badenser u. Elsässer, während Königreich u. Provinz Sachsen die Blüte des Großbetriebs, meistens unterstützt durch Zuckerfabriken od. große Brennereien in Verbindung mit ausgedehnter Viehmast, zeigen. Baden u. Württemberg glänzen im Obstbau u. im Bau der Handelspflanzen; in den nordischen Ebenen herrscht der Getreidebau vor u. findet sich die höchste Sorgfalt in Bezug auf das Molkereiwesen, sowol was Zucht u. Haltung des Milchviehes als auch Behandlung u. Verwerthung der Milch betrifft, letzteres am vollkommensten heutzutage in Dänemark, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Holland u. wiederum in der Schweiz, welche vorzugsweise in der Viehzucht ihren Ruf begründet hat, mit England aber in den Leistungen nicht konkurriren kann. Der Osten Deutschlands, Schlesien, Pommern, die Mark, die Lausitz u. s. w., sind auch heute noch der Sitz der hochfeinen Wollzucht (Merinoschafe), welche trotz der äußeren Konkurrenz immer noch sich erhalten hat, wenn schon Deutschland nur noch wenige Prozente u. nicht wie vordem bis zu 90 % der engl. Wolleinfuhr liefert. In Mecklenburg findet sich die sorgsamste Bestellung der Felder, nur Großbetrieb mit dem ganzen Gefolge der damit verbundenen mangelhaften Rechtsverhältnisse für die arbeitende Klasse, fast ausschließlicher Getreidebau u. gute Viehzucht, bes. für Milchvieh, Pferde u. Schafe mit minder feiner Wolle, aber gutem Fleischgewicht, Verhältnisse, welche in Ost- u. Westpreußen analog sich finden, nur mit dem Unterschiede, daß hier auf dem leichteren Sandboden die Spiritusfabrikation en gros mit dem Bau von Kartoffeln u. Lupinen u. überwiegender Schafviehhaltung das charakteristische Merkmal bildet. Frankreich hat seine vorzüglichste L. in der Normandie, Groß- u. Kleinbetrieb, gestützt mit allen Hülfsmitteln der Neuzeit, bester Viehzucht, Zucker- u. Spritfabrikation, Handelspflanzenbau u. s. w., ragt hervor in der Zucht von Gemüse, Obst, Wein u. einzelnen Handelspflanzen u. bes. durch glänzende Leistungen im Gebiete der Geflügelzucht, im Seidenbau u. dergleichen Produktionen, während im Ganzen genommen der Betrieb nicht das leistet, was er auf dem überwiegend trefflichen Boden bei so herrlichem Klima leisten könnte. Originalviehzucht hervorragender Art findet sich nur im Einzelnen — z. B. Rambouilletschafe, Percheronpferde —; das Beste, was die Viehzucht aufweist, zeigt importirtes Blut (Schweizer-, Holländer-, engl. Stämme). Oesterreich ist das Land der großartigsten Kontraste, der Vielseitigkeit seiner Verhältnisse, welche fast alle Zuchten u. alle Betriebsarten Europa's repräsentiren, u. zwar mit glanzvollsten u. minder glänzenden Beispielen; Großgrundbesitzer mit vielen Zehntausenden von Hektaren Areal, glänzend durch ihre Betriebsorganisation u. Fürsorge für die L. u. unbekümmert um dieselbe, große u. kleine, intelligente u. stupide Bauern, musterhafte u. schlechte Anlagen, Gebirgswirthschaft u. Steppenbetrieb, auch die Vereinigung alles Dessen, was man in Bezug auf Bodenproduktion bewundern u. tadeln kann, Originalrassen hervorragendster Art u. gewöhnliche Landschläge, Kulturrassen u. Steppenvieh, reiche u. ganz arme Distrikte, Boden u. Klima in allen Abstufungen, vereinzelt höchste Leistungen unter den gegebenen Verhältnissen (bes. in Böhmen) u. nur dürftigste Benutzung des fruchtbaren Bodens (bes. in Ungarn). Im Ganzen genommen giebt es noch zu viel Großgrundbesitzer mit schlechter Administration der Güter, zu wenig intelligente Pächter u. zu geringe Kapitalverwendungen für die L. Richtig gedeihen kann diese nur, wenn Grund u. Boden in der den gesammten Verhältnissen angepaßten Weise bewirthschaftet wird, da, wo die Gesetzgebung freieste Bewegung gestattet, Handel u. Verkehr hoch entwickelt sind u. vor Allem der Geldmarkt geregelt u. dem Landwirthe zugänglich, die Bevölkerung bis zum geringsten Arbeiter herunter betriebsam u. intelligent genug ist u. ein gemäßigtes Klima herrscht. In den Tropengegenden kann sich die Fürsorge des Menschen auf die bloße Wasserzufuhr beschränken — Bewässerungszone —, in den Küstengebieten des Mittelmeeres muß schon die Düngung u. gute Feldbearbeitung dazu kommen — Zone der Bewässerung u. Düngung — u. in unseren Breiten muß das Wasser zu- u. abgeführt, das Land bearbeitet u. reichlich gedüngt werden — Zone der Be- u. Entwässerung u. Düngung.

In nur seltenen Fällen ist der gegebene Boden von Haus aus geeignet zu nachhaltiger Zucht von Pflanzen mit den gewünschten Maximalerträgen; mit Recht sagt man, daß er in der Regel an dem Zuviel od. Zuwenig leidet; zu viel od. zu wenig Wasser, Wärme, Nahrung, Lockerheit od. Zusammenhalt u. s. w. Die Behandlung des Bodens, des Landwirths eigentlichste Werkstätte, bildet daher einen sehr wichtigen Zweig der landwirthschaftlichen Thätigkeit. Die Bodenkunde ist die Lehre von der Erkenntniß u. Behandlung des Bodens; sie lehrt, daß aller Boden aus der Verwitterung der Gesteine in den Gebirgen entstanden ist, daß die Trümmermasse entweder an Ort u. Stelle verblieben u. verbleibt (Grundschuttregion od. angestammter Boden), od. durch das Wasser fortgespült u. anderwärts abgelagert wird (Flutschuttregion od. angeschwemmter Boden), daß die Thätigkeit der Pflanzen den ursprünglich rohen Boden erst in sog. Gar- od. Edelerde umwandeln muß u. erst der Mensch den Kulturboden daraus macht, daß die Bestandtheile der Pflanzen im Boden sich alle finden müssen, wenn freudiges Wachsthum stattfinden soll, daß aber die einzelnen Bodenbestände arm u. reich daran sind u. sehr oft Mangel an einem einzelnen Bestandtheile od. an mehreren zeigen, so daß die Bodenkorrektur nothwendig wird. Der gegebene Boden zeigt aber auch eine Abhängigkeit von dem Klima, u. nur erst Boden u. Klima sind maßgebend für die Crescenz. Mit wenigen Ausnahmen zeigt sich überall, daß die gegebenen Bodenverhältnisse nicht freie Auswahl in Bezug auf die anzubauenden Pflanzen gestatten, sondern vielmehr eine gewisse Beschränkung nothwendig machen, u. diese Beschränkungen sind es, welche am meisten die Nothwendigkeit bestimmter Betriebseinrichtungen bedingen, wenn es sich um einen lohnenden Ackerbau handeln soll. Des Menschen Kunst kann überall da, wo Geld genug zur Verfügung steht u. nicht lohnend angelegt werden soll, paradiesische Gefilde hervorzaubern u. sowol den kahlen Felsen als den losen Sand- u. Geröllboden mit üppiger Vegetation bedecken. Die L. aber muß in erster Linie die Kunst verstehen, die Mittel zweckentsprechend zu verwenden u. immer den muthmaßlichen Erfolg im Auge behalten; sie kann das Höchste leisten, muß aber im gegebenen Falle nur Das ermöglichen, was die Verhältnisse zulassen. Ihre Aufgabe im Ganzen ist es, die Produktion pflanzlicher u. thierischer Lebensmittel u. Rohstoffe nachhaltig zu steigern u. der gegebenen Fläche immer höhere Erträge abzugewinnen, aber nicht auf Kosten der Rentabilität. — Die Bodenmelioration ist die Lehre von den Mitteln, durch welche die gegebenen Bodenzustände mit Rücksicht auf diese korrigirt werden können. Von der Urbarmachung des noch wüst liegenden Bodens an umfaßt sie eine Reihe von sehr wichtigen Kulturarbeiten, bes. Entwässerung, Bewässerung, Tiefkultur, Erdmischung u. Ebnung. Der irgendwie geartete Boden muß in gutem Stande erhalten werden, das ist nur möglich durch Bearbeitung u. Düngung. Beide müssen sich ergänzen u. unterstützen. Die Bearbeitung umfaßt das Pflügen od. Umgraben, das Eggen, Walzen, Behacken u. Behäufeln; vordem u. da, wo die Kapitalverwendung nur gering sein konnte, mußte durch die Brache das Feld nach der Ernte wieder in den Stand gesetzt werden, eine neue Frucht hervorzubringen; in der modernen L. kennt man diese nicht mehr u. muß durch höchst sorgsame Bearbeitung u. beste Werkzeuge (Dampfpflug) die Pflanzstätte für eine neue Saat herrichten. Dazu gehört auch die Düngung. Die zu lösende Aufgabe hier ist, den Boden richtig auszunutzen, aber nicht auszurauben, u. den Ersatz der entzogenen Nährstoffe mit den Mitteln zu liefern, welche das freudige Wachsthum der Pflanzen erheischt u. die mit der Kapitalkraft der L. in Einklang stehen. Das Material hierzu ist ein sehr großes; alle Reiche der Natur liefern Düngstoffe; in der Regel aber sind es die Abfälle aus allen möglichen Fabrikationen u. die Auswurfsstoffe der Thiere u. Menschen, welche ihres Preises u. ihrer Wirkungen wegen allein in Betracht kommen können. Jedes zur Düngung geeignete Mittel („Alles düngt") hat entweder alle od. nur einzelne der Pflanzennährstoffe u. übt im Boden gewisse Wirkungen auf diesen aus. Der Landwirth muß genau bekannt damit sein, wenn er sich ihrer mit Erfolg bedienen will; die Chemie hat ihm in unsern Tagen die Mittel geboten, sich diese Kenntnisse zu erwerben (Versuchsstationen, Agrikulturchemie); mit dem Stalldünger od. Mist verstehen die Landwirthe seit Jahrtausenden umzugehen; er ist u. bleibt das zuverlässigste Düngungsmittel u. enthält alle Pflanzenbestandtheile, aber nicht alle in genügenden Mengen. Im Großen besteht die Düngerwirthschaft in der Stallmistdüngung u. der Ergänzung des Stalldüngers durch spezielle Düngstoffe, z. B. Kalk, Kali, Phosphorsäure in genügender Menge. Nur erst dem richtig u. gut bestellten Boden kann die Saat anvertraut werden, u. diese muß vor Gefahren bewahrt bleiben u. angemessen gepflegt werden. Groß ist die Zahl der Feinde unsrer Kulturpflanzen u. viele derselben sind nur schwer zu erkennen, weil sie, wie Pilze u. mikroskopische Thierchen, dem unbewaffneten Auge nur in ihren verderblichen Wirkungen sichtbar sind. Krankheiten aller Art, Thiere u. Witterung gefährden die Saaten, deren Pflege bis zur Ernte nicht ausbleiben darf. Die von dem Landwirth gebauten Pflanzen sind Getreide u. Hülsenfrüchte, Handelsgewächse verschiedener Art (stärkemehl- od. zuckerhaltige, ölgebende, Gespinnstpflanzen, Gewürz- od. narkotische Pflanzen, Farbpflanzen, Arzneipflanzen u. die Gesammtheit der Gräser- u. Futterpflanzen aller Art; Wiesen- u. Kunstfutterbau). Jede einzelne Pflanze muß in ihren Anforderungen an Boden u. Klima genau bekannt sein, wenn man von ihr die höchsten Erfolge haben will. Die Lehre vom speziellen Pflanzenbau beschäftigt sich damit; sie entwirft die Regeln für Zucht u. Behandlung der Pflanzen. — Die Thierzucht umfaßt entweder die Zucht od. auch nur die Haltung von Nutzthieren. Als solche beschäftigt sich die L. mit Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein im Großen u. mit den Bienen, dem Seidenwurm, verschiedenem

Geflügel u. Fischen im Kleinen u. Einzelnen. Die moderne L. hat es dahin gebracht, die vorhanden gewesenen Rassen entsprechend umzugestalten in sog. Kulturrassen, welche allmählich alle anderen verdrängen müssen. Vom Rinde wollen wir höchstes Schlachtgewicht, also die größte Menge von Fleisch u. Fett mit dem Minimum von Haut, Knochen u. nicht direkt verwerthbaren Theilen, od. die höchste Milchergiebigkeit od. beste Zugleistung. Erreichte Maxima sind 1500 Kg. Lebendgewicht, 84 % Schlachtgewicht, 7000 L. Milch pro Jahr; die Durchschnittswerthe sind bedeutend kleiner, u. die einzelnen Rassen zeichnen sich in der od. jener Richtung aus. Jeder muß die für seine Verhältnisse passendste Rasse u. Viehhaltung wählen; nicht mehr kann Jeder alle Arten von Hausthieren züchten u. selbst nicht mehr von der gewählten Art alle Haltungen sich erlauben. Die Arbeitstheilung kommt auch in der L. immer mehr auf. Hier wird Jungvieh gezogen, dort Milch- od. Mastvieh gehalten, die Milch für Butter od. Käse verwendet od. frisch verkauft. Die Schafrassen zerfallen in Woll- u. Fleischrassen. Wollreichthum, Wollfeinheit u. hohes Fleisch- u. Schlachtgewicht lassen sich nicht vereinigen, so wenig wie hohe Mastfähigkeit u. Milchergiebigkeit. Bei Schweinen kennt man nur Zucht für Verkauf von Ferkeln od. Mastbetrieb. Die Kulturrassen zeichnen sich bes. hier in hohem Grade aus durch Schnellmastfähigkeit u. Fruchtbarkeit. Pferdezucht im Kleinen findet sich immer seltener; sie wird mehr dem Gestütswesen überwiesen u. bleibt immer an lokale Vorkommnisse (gute Weidegelegenheit) gebunden. Je nach Boden, Klima, Verkehrs- u. sonstigen Verhältnissen hat der Landwirth seine Einrichtungen zu treffen. Die Wahl des Betriebssystems ist keine willkürlich gegebene, sie hängt ab von einer Fülle von Umständen. Wohl aber ist der Landwirth der Neuzeit unabhängiger als vordem u. kann immer mehr der freien Wirthschaft, welche an keinerlei Regel sich bindet, sich nähern, wenn auch nur in seltenen Fällen sie vollkommen durchführen. An den Seeküsten u. im Gebirge trägt die L. immer den Charakter der sog. Gras- od. Koppel- od. Schlagwirthschaft, bei welcher man auf demselben Areal abwechselnd eine Reihe von Jahren Futter u. Getreide baut, während bei den Körnerwirthschaften im Innern der Kontinente bes. Futterland u. Ackerland unterschieden wurde u. auch heute noch der Futterbau ein untergeordneter bleibt. Erst mit der Hinneigung zum Prinzip der Wechselwirthschaft, bei welcher alle Arten von Pflanzen auf demselben Areal neben einander u. nach einander gebaut werden, findet der Kunstfutterbau seine volle Würdigung. Heute zieht man sogar die Wiese, wo durchführbar, mit in den Kreis der zu bauenden Früchte u. bricht dieselbe zeitweise um, um Hackfrüchte u. Getreide zu bauen u. dann wieder Wiese anzulegen. Auch die Wahl der Fruchtfolge, die der Art, wie man auf dem Felde die Früchte passend sich folgen läßt, ist nur selten eine willkürliche, in der Regel aber abhängig von Boden, Klima, allgemeinen Verhältnissen, Absatzgelegenheit u. dgl. m. Schon um der Sicherheit willen setzt der Landwirth nicht Alles auf nur eine Karte u. baut deshalb stets eine Mehrheit von Pflanzen; wo das der Fall ist, dann aber auch in gewisser Reihenfolge. Man unterscheidet Halm-, Blatt- u. Hackfrucht als die Hauptgruppen; womöglich soll unter diesen stets passend gewechselt, keine dieser mehrmals hinter einander gebaut werden. Die Körnerwirthe ließen oftmals 4—5 Halmfrüchte sich folgen u. dann das Land brachen, jetzt wählen auch sie passender aus u. schieben zum mindesten zwischen zwei sich folgende Halmfrüchte eine Hack- od. Blattfrucht als Zwischenpflanze ein. Mit Hülfe der modernen Bodengeräthe u. des lebhaften Handels mit Dünger- u. Futterstoffen kann sich der Landwirth frei bewegen u. überall Das wählen, was seinen Verhältnissen am besten entspricht. Diese muß er aber mit entscheiden lassen, wenn er lohnende Erfolge haben will.

landwirthschaftliche Lehranstalten, behufs Ausbildung junger Leute in der rationellen Landwirthschaft od. auch nur in einzelnen Zweigen derselben errichtet, kennt man schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Damals, wie auch heute noch, waren die Ansichten über die zweckmäßigste Organisation derselben sehr verschieden. Die um jene Zeit gegründete Schule der Kameralisten brachte auch die Landwirthschaft als Lehrgegenstand auf die Universität, jedoch mehr zu Zwecken der Belehrung der künftigen Großgrundbesitzer u. Verwaltungsbeamten, als behufs Ausbildung praktisch thätiger Landwirthe. In Schweden (Upsala) entwarf Burgström für solche einen auf Verbindung mit praktischem Betrieb gestützten Organisationsplan, u. in Deutschland war es Schreber, welcher zuerst eine Einrichtung nach Art der späteren Akademien empfohlen hatte, während Lüders in Flensburg eine Art von Ackerbauschule projektirte. Halle, Rostock, Göttingen, Heidelberg u. Gießen haben zuerst erweiterten Unterricht in Landwirthschaft geboten; an letzterem Orte gab es eine vollständige „Oekonomische Fakultät" mit dem Rechte, in deutscher Sprache lehren u. Doktoren kreïren zu dürfen. Mit Albrecht Thaer, dem Reformator der deutschen Landwirthschaft, begann die Vorliebe für gesonderte Lehranstalten, deren erste er selbst in Celle organisirte u. dann als Akademie des Landbaues in Möglin in der Mark wieder aufleben, resp. großartiger organisirt fortsetzen ließ. Dieser folgte zunächst durch N. v. Schwerz die Begründung von Hohenheim in Württemberg. Diese u. andere nach ihrem Muster errichtete Anstalten waren mit großen Gütern verbunden u. sollten als Musterwirthschaften betrieben werden. Die Direktoren waren die eigentlichen Wirthschaftsführer u. hatten zur Beihülfe eine Anzahl von Lehrern u. Wirthschaftsbeamten unter ihrer Leitung. Sammlungen verschiedener Art stellten den wissenschaftlichen Lehrapparat dar. Damals, Anfangs dieses Jahrhunderts, fehlte es noch überall an Musterwirthschaften; die Akademien wurden immer reicher ausgestattet mit werthvollen Viehstämmen, Maschinen, Versuchsgärten u. gewerblichen Anlagen (Brennerei, Brauerei u. s. w.), so daß bald die Hörsäle auf den Universitäten, wo es keine Gelegenheit zu Anschauungsunterricht u. Demonstrationen gab, immer mehr verwaisten u. schließlich die Lehrstühle meistens ganz eingingen. In den zwanziger Jahren gehörte die Herrschaft ausschließlich den Akademien. In dem Bestreben, sie immer reichhaltiger mit Lehrmitteln auszustatten, kamen aber die Lehrkräfte zu kurz; man muthete ihnen, während allerwärts schon die Spezialisirung begann, die Vertretung mehrerer, oft heterogener Fächer u. die Ueberbürdung mit Lehrstunden zu, so daß bes. die Hülfswissenschaften nur höchst unvollkommen gelehrt werden konnten u. nach u. nach verkümmerte Spezies, genannt landwirthschaftliche Chemie, Botanik rc., entstanden. Die auch heute noch beklagenswerthe Sucht Derer, welche Landwirthe werden wollen, die Schulen zu früh zu verlassen, um nur rasch genug praktisch thätig sein zu können, leistete dem Vorschub; auf den Universitäten konnten die mangelhaft vorgebildeten jungen Landwirthe sich nicht mehr behaglich fühlen u. der Mehrzahl ihrer speziellen Lehrer wäre es nicht besser gegangen. Diejenigen, welche die daraus drohenden Gefahren erkannten, versuchten es nun, Lehranstalten für Landwirthe mit höheren Gewerbschulen od. polytechnischen Instituten zu verbinden; sie haben sich hier nie u. nirgends freudig entwickeln können u. sind fast sämmtlich wieder aufgegeben worden. G. Fr. Schulze brachte die Landwirthschaft auf der Universität wieder zu Ehren (Jena); er war es auch, welcher für seine Schüler ein sehr großes Gewicht auf staats- u. volkswirthschaftliche Studien legte, während an allen anderen Anstalten nur die Naturwissenschaften gepflegt wurden. Sein Institut war jedoch ebenfalls nach Art der Akademien organisirt u. nur an den Universitätsort verpflanzt worden, wodurch allerdings die wissenschaftliche Richtung in den Vordergrund trat u. die praktische Gutswirthschaft kaum noch zum Unterricht in Betracht kam. Von da ab — sein Beispiel fand Nachahmung (Bonn, Greifswalde) — entstand ein lebhafter Kampf für u. gegen die Akademie, resp. für u. gegen die Verbindung des theoretischen mit dem praktischen Unterricht; J. Liebig's Auftreten verschärfte diesen Kampf; seine scharfen Ausfälle u. seine Bemühungen um die Landwirthschaft stimmten die Universitätskreise um; man begann hier sich wieder für diese Disziplin zu interessiren u. errichtete aufs Neue Lehrstühle u. Lehranstalten für Landwirthe daselbst (Göttingen, Halle, Leipzig, Heidelberg). Die Akademien wurden dadurch zur Reform gezwungen; es drohte ihnen die Gefahr zu veröden, zumal als die Nothwendigkeit, zum Freiwilligendienst ein Examen machen zu müssen, zu besserer Vorbildung zwang. Sie haben jetzt gelernt, der Theorie das Uebergewicht einzuräumen, ihren Lehrkörper zu vervollständigen u. tüchtigere Lehrkräfte heranzuziehen. Der praktische Betrieb hat keine große Bedeutung mehr. Die Extremsten (z. B. Reuning) wollten gar keinen speziellen landwirthschaftlichen Unterricht mehr, nur Universitätsstudium, u. in Wien glaubte man am besten zu thun, eine vollständige Hochschule für Bodenkultur, ausgestattet mit tüchtigen u. zahlreichen Kräften, zwischen Universität, Polytechnikum u. Akademie für sich, isolirt zu stellen. Die Aufhebung der letzteren hat bis jetzt sich noch nicht bewirken lassen; sie nimmt wieder erneuten Aufschwung überall da, wo sie wissenschaftlich tüchtig organisirt ist, während die Universitäten, in den Jahren 1850—1870 fast vollkommen Sieger, wenigstens an Terrain seitdem nicht mehr gewonnen haben. Aehnlich verhielt es sich mit den Lehranstalten für mittlere u. kleinere Landwirthe, den sog. Ackerbauschulen. Anfangs überwog auch hier die praktische Bethätigung, die Gutswirthschaft, dann kam man auf mehr theoretische, zuletzt auf rein theoretische Schulen (zuerst in Hildesheim), u. diese sind jetzt, gezwungen wegen der Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen zur Qualifikation zum Freiwilligendienst, nach langjährigen Versuchen u. Unterhandlungen auf dem Wege, sich in reine Realschulen für Landwirthe umzuwandeln, was entschieden gebilligt werden muß („Mittelschulen"). Anderwärts begnügte man sich mit Winter- od. selbst Abendschulen. Die bessere Fürsorge für den Fortbildungsunterricht macht diese wirksamer. Spezialschulen nennt man solche für Unterweisung in bestimmten Betriebszweigen; hier bildet der

Anschauungsunterricht die Hauptsache; viele Anstalten derart sind nur zu bestimmter Zeit geöffnet, andere haben Jahreskurse. Wiesen-, Obst- u. Gartenbauschulen, solche für Erlernung der technischen Nebengewerbe od. der Bienenzucht u. s. w. giebt es bereits ziemlich viele, u. zwar meistens Staatsanstalten. Früher mußten Private mit od. ohne Unterstützung oft das Beste od. Alleinige für landwirthschaftlichen Unterricht thun, jetzt legt man größeren Werth auf Staatsleitung u. bewilligt bessere Mittel als vordem, wo oft genug die Landwirthschaft vernachlässigt blieb. Für Vornehm u. Gering gilt heute nur noch die Losung: gründliche Vorbildung, u. wo diese entsprechend gegeben ist, muß die Universität den Vorzug verdienen, wo nicht, ist die Akademie (in heutiger besserer Organisation) mehr am Platze. Aehnlich ist es in Bezug auf Mittel-, Ackerbau- u. Winterschulen. Die erstere wird jetzt dreijährig organisirt u. hat noch eine Vorschule dazu. Die Literatur über l. L. ist sehr reichhaltig, bes. die aus den letztverflossenen Jahren hinsichtlich des Streites über Universitäten od. Akademien.

landwirthschaftliche Maschinen u. Geräthe. Jahrhunderte lang kannte man nur die von den Vorfahren aus ältester Zeit überkommenen Werkzeuge in der Landwirthschaft u. die Anwendung von Maschinen so gut wie gar nicht. Noch heute wird am Rhein der von den Römern eingeführte Pflug als sog. rheinischer Wessel geführt, u. der Bineur in Frankreich erinnert sogar in seinem Namen (binae aures) noch an die ursprünglichen Verfertiger. Die Sichel der alten Aegypter ist von der noch heute gebräuchlichen nur wenig verschieden, u. das Bodenlockerungsgeräthe, die Zoche, fertigt der lithauische Bauer, so wie seine Vorfahren zur Zeit der Ordensritter u. früher, auch heute noch sich selbst aus gekrümmten Baumästen u. mächtigen Holzstücken mit roh gearbeiteten Eisentheilen. Neben so vielem Alten, welches sich bis auf unsere Zeit erhielt od. auch immer analog erhalten wird, weil von Anfang an richtig gefertigt, hat jedoch die Neuzeit auch für die Landwirthschaft eine Fülle verbesserter Maschinen konstruirt u. die vervollkommnete Mechanik in dieser Beziehung schon Großartiges geleistet. Jahrelange unermüdliche Sorgfalt u. viele mißlungene Versuche gehörten dazu, bis es der Technik gelang, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden u. Konstruktionen zu schaffen, welche von den Terrainverhältnissen nicht mehr alterirt wurden. England u. Amerika stehen in dieser Beziehung obenan; sie haben jetzt Fabriken aufzuweisen, aus welchen alljährlich Tausende von vervollkommneten Maschinen u. Geräthen für die Landwirthschaft hervorgehen u. welche an Großartigkeit der Anlagen u. des Absatzes keinem anderen Geschäfte nachstehen. Maschinen, welche man vor kaum 20 Jahren noch niemals zweckentsprechend konstruiren zu können glaubte, sind heute über die ganze Welt verbreitet u. bis in die kleinbäuerlichen Kreise gedrungen. Unter solchen giebt es schon Genossenschaften zur Beschaffung guter Maschinen, u. die Gesellschaften, welche die kostspieligeren Apparate vermiethen, fangen auch bei uns an zur Verbreitung zu kommen. In England war schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Anfang mit der Beschaffung verbesserter Ackerwerkzeuge gemacht worden, bes. in Bezug auf Pflüge. Nach wie vor unterscheidet man jetzt noch Räderpflüge (mit Vordergestell auf Rädern liegend), Stelzpflüge (mit einem Stelzfuß an Stelle des Vordergestells) u. Schwingpflüge (ohne Vordergestell od. Stelz), in Bezug auf die Konstruktion des eigentlichen Pflugkörpers aber Wende-, Beet-, Doppel-, Kehr- (Wechsel-) Pflüge, Untergrundpflüge, Ruchadlos-, Drainirpflüge, Schälpflüge, neben den Pflügen die Haken (Andl) u. Zochen, dann Häufelpflüge zum Anhäufeln der Erde, Grubber, Skarifikatoren u. Exstirpatoren, Werkzeuge, mittels welcher der Erdboden entweder nur gelockert od. auch tiefer bearbeitet od. nur Unkraut, Rasen u. dgl. abgeschält wird, was durch eine Anzahl von Scharen od. auch durch messerartige Schneideapparate bewirkt wird. Das eigentlichste Reformwerk der Neuzeit ist der Dampfpflug (s. d.). Die Egge, zum Ebnen, Lockern u. Pulvern des Bodens, findet sich noch von Holz u. von Eisen, mit hölzernen u. eisernen Zinken u. in mannichfachen verbesserten Konstruktionen der Neuzeit. — Krümmer, Zickzack-, Glieder-, Ketten-, Scheibenegge u. rotirende Egge. Die Walze, zum Zusammendrücken des Bodens u. Zertrümmern der Schollen, wird von Stein, Holz od. Eisen gefertigt, als hohler od. als ausgefüllter Cylinder, getheilt u. ungetheilt, glatt u. kantig, mit u. ohne Stacheln, als Ringel- u. Scheiben- od. Zackenwalze. Berühmt ist Croskills gewaltiger Schollenbrecher, bis zu 30 Ctnr. schwer. Großartiges ist neuerdings geleistet worden in Bezug auf die Säemaschinen, sie entsprechen jetzt allen Anforderungen für ebenes u. geneigtes Land. Die Breitsäemaschinen treten vor den Reihensäemaschinen od. Drills mehr zurück. Für kleinere Landwirthe hat man den Säepflug, das Saathorn, die auf der Brust anzubringende Centrifugalsäemaschine. Da, wo die Körner einzeln in regelmäßigen Abständen gelegt werden sollen, hat man jetzt die Dibbelmaschine. Für Bearbeitung des Bodens zwischen den wachsenden Pflanzen dienen die Pferdehacken, Hobelhacken, Drehhacken, Schrubber u. die schon erwähnten Häufelpflüge; zur Ernte die jetzt ebenfalls sehr vollkommen gefertigten Mähemaschinen für Gras od. Getreide, od. für beides zugleich — kombinirte Maschinen — in verschiedenen Systemen, die Heuwender u. Pferdeharken, endlich die Kartoffelgraber. Das Getreide wird durch die jetzt sehr vervollkommnete Dreschmaschine, nur noch selten durch den Dreschflegel ausgedroschen. Man hat einfache Lang- u. Breitdreschmaschinen, besondere Getreidereinigungsmaschinen u. kombinirte Dreschmaschinen, welche gleich die fertige Marktwaare liefern. Als bewegende Kraft tritt meistens der Dampf (Wind- od. Wasserkraft) od. mittels der Göpel das Zugthier. Zur Futterbereitung hat man Häckselschneider (Häcksellade od. Häckselmaschine), Schrotmühlen verschiedener Konstruktion, Rüben- u. Wurzelwerkschneider, Oelkuchenbrecher, Kartoffelquetscher, Wurzelwaschmaschine, Maisentkörner, Entgranner u. endlich die Futterdämpfapparate mit Dampfkesseln u. Futterdämpfern.

Landwirthschaftsrecht od. landwirthschaftliches Recht nennt man den Inbegriff derjenigen Rechtsinstitutionen, welche den Landwirth u. dessen persönliche u. dingliche Verhältnisse betreffen; in erweitertem Sinne auch alle diejenigen Gebiete der Rechtswissenschaft, welche speziell für landwirthschaftliche Verhältnisse maßgebend od. von Interesse sind. Hagemann, „Handbuch des Landwirthschaftsrechts", theilt die Materie ein in folg. Abschnitte: Von den Dörfern u. Dorffluren, von den Personen, welche auf dem Lande in Aemtern u. ohne Amt leben, von den Privilegien der Landbewohner, von den verschiedenen Arten der Landgüter, von den dazu gehörenden Theilen u. den Grundstücken, von den Rechten u. Verbindlichkeiten der Landgüter, von den die Viehzucht betreffenden u. damit in Verbindung stehenden Rechten u. Verbindlichkeiten, von den wichtigsten bei der Landwirthschaft vorkommenden Kontraktverbindlichkeiten (Verträgen aller Art) u. von den besonderen, mit der Landwirthschaft in Verbindung stehenden Rechten (Baurecht, Bauzwang, Rechnungsrecht u. s. w.).

Landzunge, so heißt eine im Verhältniß zu ihrer Breite sehr langgedehnte Halbinsel (s. d.).

Lanfranc, Erzbischof von Canterbury, geb. Anfang des 11. Jahrh. zu Pavia, studirte zu Bologna die Rechte u. wirkte dann zunächst in Pavia als Jurist u. Lehrer der „freien Künste". 1040 ging er mit zahlreichen Schülern nach Avranches in Frankreich, zog sich aber 1042 in das Kloster der Benediktiner zu Bec in der Normandie zurück. Um 1045 übernahm er die Leitung der Klosterschule, wurde 1046 Prior des Klosters u. erhob dasselbe zum Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen in dieser Zeit, bes. durch die Pflege der dialektischen Methode. L. kann daher als Haupturheber der sog. Scholastik betrachtet werden; denn Anselmus, der gewöhnlich als Vater derselben gilt, war sein Schüler. Um 1049 wurde L. durch einen Brief Berengar's von Tours (s. d.) in den Abendmahlsstreit mit demselben verwickelt, indem er gegen Berengar thatsächliche Gegenwart des Leibes u. Blutes Christi im Abendmahl annahm. Um 1063 wurde L. Abt zu Caen u. schrieb hier sein Hauptwerk gegen Berengar „De corpore et sanguine", eine Rechtfertigung der Lehre von der Brotverwandlung. 1070 bestieg L. den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury, nachdem Wilhelm von der Normandie 1066 England erobert hatte, u. wurde so Primas der engl. Kirche. In dieser Stellung erwarb er sich nicht nur durch Hebung der Zucht u. Wissenschaften große Verdienste, sondern trat auch den hierarchischen Uebergriffen Gregor's VII. mit Festigkeit entgegen. L. starb 24. Mai 1089. Seine Werke sind herausgegeben von d'Achery (Par. 1648) u. Giles (2 Bde., Oxford 1844 ff.); seine Biographie schrieb sein Zeitgenosse Milo Crispinus im Kloster Bec.

Lanfrey (spr. Langfreh), Pierre, franz. Historiker, geb. zu Chambéry 1828; vollendete, nachdem er das dortige Jesuitenkolleg wegen eines Pamphlets gegen die frommen Väter hatte verlassen müssen, in Paris seine Gymnasialbildung u. studirte dann die Rechte, praktizirte aber nicht, sondern beschäftigte sich vielmehr mit philosophischen u. historischen Studien, die er schriftstellerisch verwerthete. In politischer Beziehung gemäßigter Republikaner, richtete er seine Kritik Ende 1870 nam. gegen den Diktator Gambetta. Vom Okt. 1871 bis 1874 war L. franz. Gesandter in Bern. Seine ersten Schriften waren: „L'église et les philosophes du XVIII[me] siècle" (Par. 1857); „Essai sur la révolution française" (ebd. 1858);

„L'histoire politique des papes" (ebd. 1860); „Études et portraits politiques" (ebd. 1863) u. a. Sein Hauptwerk ist die „Histoire de Napoléon Ier (4 Bde., ebd. 1867—70; deutsch von Cl. v. Glümer, Berl. 1870), in der er das von den Verherrlichern des „großen Kaisers", insbes. von Thiers, für die große Masse zurechtgemachte Götzenbild durch geschichtliche u. sittliche Kritik zertrümmert hat.

Lang, Heinrich, protest. Theolog, Hauptführer der sog. „Reformpartei" in der Schweiz, geb. 14. Nov. 1826 zu Frommen in Württemberg als Sohn eines Pfarrers, studirte 1844—48 in Tübingen hauptsächlich unter Baur's Leitung Theologie. Um der freien Tübinger Theologie auch unter den Laien Eingang zu verschaffen, begründete L., seit 1848 Pfarrer zu Wartau im Kanton St. Gallen, 1859 die „Zeitstimmen für die reformirte Schweiz", an deren Stelle 1872 die in Bern erscheinende Zeitschrift „Reformirte Zeitstimmen aus der schweizerischen Kirche" getreten ist. Beide Zeitschriften haben der gewandten Feder L.'s zahlreiche Artikel zu verdanken u. ihm (neben Biedermann u. Bitzius) die Führerschaft der äußersten kirchlichen Linken gesichert, die L. übrigens auch durch seine hervorragende Begabung als Prediger zu behaupten wußte. 1863 wurde er zum Pfarrer in Meilen am Züricher See, 1871 zum Pfarrer an St. Peter in Zürich erwählt, welche Stellung er noch gegenwärtig inne hat. Von seinen Schriften sind außer zahlreichen Predigten zu erwähnen: „Versuch einer christl. Dogmatik ꝛc." (Berl. 1858, 2. Aufl. 1868); „Ein Gang durch die christl. Welt" (Berl. 1859, 2. Aufl. 1870); „Stunden der Andacht" (2 Bde., Winterthur 1862—65); „Marthin Luther, ein religiöses Charakterbild" (Berl. 1870). Die Abhandlungen: „Das Leben Jesu u. die Kirche der Zukunft" u. „Die Religion im Zeitalter Darwin's" bilden Heft 1 u. 31 der „Deutschen Zeit- u. Streitfragen" (Berl. 1872 u. 74). Endlich verdient noch Erwähnung der Vortrag: „Ist der liberale Protestantismus eine Religion?" (Zürich 1875). L.'s Predigten erschienen unter dem Titel „Religiöse Reden" (2 Bde., Zür. 1873 u. 74)

Lang, Karl Heinrich, Ritter v., Historiker, geb. zu Balgheim bei Oettingen in Schwaben 7. Juli 1764, studirte seit 1782 in Altdorf die Rechte, amtirte dann in Oettingen, wo er auch das „Oettinger Wochenblatt" herausgab, ging 1788 nach Wien, widmete sich seit 1791 in Göttingen dem Geschichtsstudium u. wurde seit 1795 Geheimer Archivar in Plassenburg. Nachdem er später als preuß. Legationssekretär dem Kongresse zu Rastatt beigewohnt hatte, erhielt er 1799 das Amt eines Kriegs- u. Domänenraths in Ansbach, ward 1806 Direktor des provisorischen Kammerkollegiums daselbst u. 1811 des Reichsarchivs in München, kehrte 1815 als Kreisdirektor nach Ansbach zurück, ließ sich 1817 pensioniren u. starb 26. März 1835 auf seinem Gute bei Ansbach. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „Historische Entwicklung der deutschen Steuerverfassung" (Berl. 1793); „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (Gött. 1796); „Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung" (Frankf. 1806); „Bayer. Jahrbücher von 1179—1294" (Augsb., 2. Aufl. 1824); „Adelsbuch des Königreichs Bayern" (München, 2. Aufl. 1820); „Geschichte der Jesuiten in Bayern" (Nürnb. 1819); „Geschichte des bayer. Herzogs Ludwig des Bärtigen" (ebd. 1821); „Regesta Bavarica" (4 Bde., Münch. 1822—28); die humoristisch-satirischen „Hammelburger Reisen in 11 Fahrten" (Nürnb. 1818—33) u. „Memoiren" (2 Bde., Braunschw. 1842).

Langbein, August Friedrich Ernst, deutscher Dichter, geb. zu Radeberg bei Dresden 6. Sept. 1757, wurde auf der Fürstenschule zu Meißen vorgebildet, studirte seit 1777 in Leipzig die Rechte, wurde 1781 Amtsaktuar in Großenhain, 1785 Advokat in Dresden u. im folgenden Jahre Kanzlist beim dortigen Archiv. Ungenügende Beförderung veranlaßte ihn jedoch, diese Stellung aufzugeben; er ging 1800 nach Berlin, wo er privatisirte, bis ihm 1820 das Censoramt über die belletristischen Schriften übertragen ward, welches er bis zu seinem Tode (2. Jan. 1835) inne hatte. L. war seiner Zeit einer der gelesensten Schriftsteller u. verdankt dies hauptsächlich seinen kleinen poetischen Erzählungen, die in der That durch große Leichtigkeit in Reim u. Versbau sowie durch gute Wahl der Stoffe ausgezeichnet sind. Eine Schattenseite seiner Dichtungen ist die Freude am Frivolen u. Lüsternen, die allerdings auch seinen Vorbildern, den älteren ital. Novellen od. franz. Fabliaux, eigen ist, aber gemildert erscheint durch die jenen innewohnende, bei L. aber häufig vermißte Anmuth u. Natürlichkeit. Er debutirte mit zwei Lustspielen („Liebhaber, wie sie sind u. wie sie sein sollten" u. „Die Todtenerscheinung", Lpz. 1787), ohne aber in der Folgezeit das Drama weiter zu kultiviren; seine Bedeutung liegt vielmehr in seinen Gedichten, die als „Gedichte" (Lpz. 1788 u. öfter), „Neuere Gedichte" (2 Bde., Tüb. 1812 u. 23) u. „Schwänke" (2 Bde., Dresd. 1792 u. öfter) erschienen u. wiederholt nachgeahmt wurden, wie z. B. ein gewisser R. Meyer unter L.'s Namen eine Sammlung ähnlicher Gedichte („Neue Schwänke u. Erzählungen", Lpz. 1823) herausgab. Außerdem besitzen wir von L. eine Reihe komischer Romane („Thomas Kellerwurm", „Magister Zimpel's Brautfahrt" ꝛc.), denen glückliche Erfindung u. gefällige Darstellung, wie überhaupt großes Talent für die niedere Sphäre der Komik, nachgerühmt werden muß, die aber gleichfalls meist von höchst leichtfertigem Inhalt sind u. deren einige L. deshalb in seinen späteren Jahren selber verleugnete (wie z. B. „Der graue König. Ein novantiker Roman", Berl. 1803). Gesammtausgaben von L.'s Werken erschienen in Stuttgart 1835 ff. (30 Bde.) u. 1845 (16 Bde).



Nr. 3911 August Friedrich Ernst Langbein (geb. 6. Sept. 1757, gest. 2. Jan. 1835).

Lange, Joachim, Theolog, Philolog u. Schulmann, Hauptgegner des Philosophen Wolff, geb. zu Gardelegen (Altmark) 26. Okt. 1670, studirte seit 1689 in Leipzig, Erfurt u. Halle, ward 1696 Konrektor in Köslin u. 1697 Rektor am Friedrich-Werder'schen Gymnasium zu Berlin u. übernahm 1709 eine Professur der Theologie in Halle, wo er 7. Mai 1744 starb. Er war ein gelehrter Pedant, als welchen ihn auch Raupach für sein Lustspiel „Vor hundert Jahren" benutzte, u. hat sich weniger durch seine theologischen u. philosophischen Schriften als vielmehr durch seine „Lateinische Grammatik" (Halle 1707 u. öfter) u. seine „Griech. Grammatik" (ebd. 1705 u. öfter) einen Namen gemacht. — Sein Sohn Samuel Gotthold **L.**, geb. zu Halle 1711, fing schon in seinem 16. Jahre an, theologische Vorlesungen an der dortigen Universität zu hören, studirte auch in Erfurt u. Berlin u. wurde 1737 Pastor in Laublingen bei Halle, wo er 1781 starb. Schon als Hallenser Student hatte er eine Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Sprache, Poesie u. Beredsamkeit gestiftet. Damals gehörte er mit seinen Freunden J. J. Pyra u. G. Fr. Meier zu Gottsched's Anhängern; 1737 fielen sie aber von diesem ab u. ergriffen mit großer Entschiedenheit Partei gegen ihn. Auch gerieth L. aus gekränktem Ehrgeiz in eine Fehde mit Lessing, welcher seine verunglückte Uebersetzung der „Oden des Horaz" (Halle 1752) entsprechend kritisirt hatte. Als Feinde des Reims suchten L. u. Pyra denselben zu verdrängen u. die Form ihrer Strophe der

Sapphischen anzunähern. Ihre unbedeutenden Gedichte erschienen zusammen als „Thyrsis' u. Damon's freundschaftliche Lieder" (Zür. 1745). Nicht ohne literarhistorischen Werth ist auch L.'s „Sammlung gelehrter u. freundschaftlicher Briefe" (2 Bde., Halle 1769 f.).

Lange, Johann Peter, einer der geist- u. phantasievollsten Vertreter der sog. neuen deutschen Theologie, welche, von Schleiermacher beeinflußt, ihre Aufgabe in der Vermittlung zwischen Glauben u. Wissen u. der Union der Evangel. Kirchen erblickt, geb. 10. April 1802 zu Sonnborn bei Elberfeld als Sohn eines Fuhrmannes u. frühzeitig in derselben Thätigkeit wirkend; errang sich durch seinen Lerneifer den Zugang zum Gymnasium in Düsseldorf u. studirte seit 1822 in Bonn Theologie. Nachdem er bereits mehrere Pfarrstellen bekleidet (seit 1826 zu Wald bei Solingen, seit 1828 zu Langenberg, seit 1832 zu Duisburg), wurde er 1841 ord. Prof. der Kirchengeschichte u. Dogmatik in Zürich, 1854 Professor der letzteren in Bonn, wo er noch jetzt (1875) wirkt. Von seinen überaus zahlreichen u. oft nur zu phantasievollen Schriften sind die bedeutendsten: „Deutsches Kirchenliederbuch od. die Lehre vom Kirchengesang" (Zür. 1843); „Die kirchliche Hymnologie" (Zür. 1843). Den Inhalt beider Werke umfaßt das „Geistliche Liederbuch für Kirche, Schule u. Haus" (Zür. 1843, 2. Aufl. 1854). Ferner: „Das Leben Jesu nach den Evangelien" (Heidelb. 1844–47); „Christliche Dogmatik" (3 Thle., Heidelb. 1849—52, 2. Ausg. 1870); „Die Geschichte der Kirche" (1. Thl. Bd. I u. II, Braunschw. 1853—54). Hierzu kommen noch eine große Zahl einzelner Predigten u. Abhandlungen, zum Theil vereinigt in den „Vermischten Schriften" (4 Bde., Meurs 1840—41, neue Folge 1.—3. Bd., Bielefeld 1860—64). Nicht minder hat sich L. auch auf dem Gebiete der Erbauungsliteratur u. der geistlichen Dichtung, so bes. durch die „Biblischen Dichtungen" (2 Bde., Elberfeld 1832 u. 34) u. „Vom Oelberge" (Neue Ausgabe, Frankf. 1858) einen bekannten Namen gemacht. Für das von ihm seit 1857 herausgegebene, großartig angelegte, noch nicht beendete „Theologisch-homiletische Bibelwerk" hat L. selbst einen Theil des Neuen wie des Alten Testamentes bearbeitet. — Sein Sohn, Friedrich Albert **L.**, geb. in Wald bei Solingen 28. Sept. 1828, studirte in Zürich u. Bonn, war seit 1852 Gymnasiallehrer in Köln u. seit 1855 Privatdozent für Philosophie in Bonn, wurde Ostern 1858 Gymnasiallehrer in Duisburg, dann Handelskammersekretär, Redakteur u. Buchhändler daselbst, ging im Nov. 1866 nach der Schweiz, wo er zuerst als Buchhändler, Redakteur u. Stadtrath in Winterthur u. seit Michaelis 1870 als Professor der Philosophie sowie als Mitglied des Erziehungsrathes u. mehrerer anderer kantonaler Behörden in Zürich wirkte, u. folgte Michaelis 1872 einem Rufe als Professor der Philosophie an die Hochschule in Marburg. Außer zahlreichen politischen u. nationalökonomischen Flugschriften veröffentlichte er: „Die Leibesübungen" (Gotha 1863); „Die Grundlagen der mathematischen Psychologie" (Duisb. 1865); „Die Arbeiterfrage" (ebd. 1865); „Geschichte des Materialismus ꝛc." (Iserlohn 1866; 2. Aufl., 2 Bde., 1873 f.); „Neue Beiträge zur Geschichte des Materialismus" (Winterth. 1867); „Friedr. Ueberweg" (Berl. 1871) ꝛc.

Lange, Ludwig, Architekt u. Maler, geb. zu Darmstadt 21. März 1808, erhielt seine erste Ausbildung in seiner Vaterstadt unter den Architekten Lerch u. Moller, studirte dann in Gießen u. kam, als er im Interesse des Bilderwerkes „Originalansichten der historisch merkwürdigsten Städte" Reisen unternahm, auch nach München, wo er unter Rottmann's Leitung auch die Landschaftsmalerei ausübte. Er begleitete Rottmann auf einer Reise nach Griechenland u. blieb, durch den klassischen Boden gefesselt, einige Jahre als Zeichenlehrer in Athen. 1839 kehrte er nach München zurück u. begann eine reiche ausübende Bauthätigkeit. Am bekanntesten sind seine Villa des Königs Max bei Berchtesgaden u. sein Museum zu Leipzig; andere Entwürfe erhielten Preise, kamen aber nicht zur Ausführung, z. B. das von ihm im Renaissancestil projektirte Rathhaus zu München, welches von einem anderen Meister in gothischem Stil ausgeführt wurde. In allen seinen Werken berücksichtigte er stets die Schwesterkünste zur Vollendung des Ganzen u. wußte das malerische Element mit den architektonischen Formen trefflich zu verbinden. L. starb zu München 31. März 1868. Sein jüngerer Bruder Julius **L.**, geb. 1817, in München ansässig, liefert vorzugsweise Landschaften aus den Hochgebirgen Tirols u. der Schweiz.

Lange, Christian Konrad Ludwig, Philolog u. Archäolog, geb. zu Hannover 4. März 1825, studirte 1843—47 in Göttingen, wo er 1849 sich auch habilitirte u. 1853 außerord. Professor wurde, folgte 1855 einem Rufe als ord. Professor der klass. Philologie nach Prag, ging 1859 nach Gießen u. wirkt seit 1871 in gleicher Eigenschaft an der Leipziger Universität. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der röm. Alterthümer" (Berl. 1856—71, 3 Thle.; 2. Aufl. 1863 ff.). Außerdem veröffentlichte er: „Das System der Syntax des Apollonios Dyskolos" (Gött. 1852); „Die oskische Inschrift der Tabula Bantina" (ebd. 1853); „Die Epheten u. der Areopag vor Solon" (Leipz. 1874) u. A. m. Auch gab er des Hyginus Schrift „De munitionibus castrorum" (Gött. 1847) heraus.

Lange, Max, Schriftsteller, insbesondere über das Schachspiel, zu dessen Meistern er gehört, geb. zu Magdeburg 7. Aug. 1832, studirte 1852—62 auf mehreren Universitäten Mathematik, Theologie u. hauptsächlich Jurisprudenz u. lebt gegenwärtig in Leipzig. Die Literatur des Schachspiels hat er durch folgende Schriften bereichert: „Kritik der Eröffnungen" (Berl. 1855), worin er eine wissenschaftlich vergleichende Methode, bezüglich auf die Zusammenstellung analoger Eröffnungspositionen, begründete; „Lehrbuch des Schachspiels" (ebd. 1856; 2. Aufl., Halle 1865, in mehrere Sprachen übersetzt); sodann „Sammlung neuer Schachpartien" (Lpz. 1857) u. „Handbuch der Schachaufgaben" (ebd. 1862), Werke, die von großem Einfluß auf die Ausbildung jüngerer Spieler geworden sind; endlich „Feinheiten des Schachspiels auf dem Gebiete der Komposition" (ebd. 1865). Auch redigirte L. seit 1858 längere Zeit die „Deutsche Schachzeitung" (Lpz.) u. ist Begründer der seit 1862 stattfindenden internationalen Schachkongresse. Außerdem schrieb er „Kritik der Grundbegriffe vom geistigen Eigenthum" (Schönebeck 1858) u. gab eine Lebensbeschreibung Abraham Lincoln's (Lpz. 1866) heraus.

Länge heißt in der Geometrie die eine der drei Dimensionen des Raumes, von denen die andern die „Breite" u. „Höhe" sind. In der Geographie versteht man unter L. eines Ortes den Abstand des Meridians dieses Ortes von dem Anfangsmeridian, in Graden gezählt. Die alten Geographen legten den Anfangsmeridian an den Westrand von Europa u. zählten ihre L. von da; sie nannten diese Zählung L., weil das Stück Erde, welches sie kannten, u. also auch ihre Landkarte davon, von Ost nach West sich länger ausdehnte als von Nord nach Süd. Später verlegte man den Anfangsmeridian nach der Insel Ferro, u. zwar nach einem Vorschlage Richelieu's durch eine Verordnung Ludwig's XIII. vom 25. April 1634. Bald aber fingen alle Astronomen an, die Meridiane von den Hauptsternwarten ihrer Länder aus zu rechnen, die Deutschen von Berlin, die Franzosen von Paris, die Engländer von Greenwich, die Amerikaner von Washington aus u. s. w. Doch blieb dabei immer noch ein freilich nur fingirter, nicht genau durch Ferro gehender Anfangsmeridian von Ferro in Gebrauch, der so angenommen ist, daß er gerade 20° westlich von Paris liegt, während der eigentliche noch ½° weiter westlich liegt. In der neuern Geographie wird die L. mit immer wachsender Uebereinstimmung von Greenwich aus gerechnet. — Am Himmel fallen die Längenkreise nicht mit den Meridianen zusammen, sondern stehen senkrecht auf der Ekliptik, u. man zählt die Länge vom Frühlings-Nachtgleichenpunkte an.

Langeland, eine langgestreckte dän. Insel, zwischen Fünen u. Laaland gelegen u. von letzterem durch den Langelands-Belt, eine Fortsetzung des Großen Beltes, geschieden, ist 7 M. lang, ½—1¼ M. breit u. bedeckt ein Areal von 5 □M. Ein niedriger, stellenweise bewaldeter Höhenzug durchzieht die fruchtbare Insel, welche in administrativer Beziehung zum Amte Svendborg (29,8 □M. mit 114,153 E. 1870) gehört. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau u. Fischfang; die einzige Stadt L.'s ist Rudkjöbing mit 2785 E. (1870) an der Westküste; 1½ M. nordöstl. liegt das Schloß Tranekjär, der Mittelpunkt der Grafschaft L., zu der der größte Theil der Insel gehört.

Lange Nacht heißt bei den Juden die dem 10. Tage des 7. Monats (Tischri, d. i. Oktober), auf welchen das große Versöhnungsfest fällt, vorhergehende Nacht. Das Gesetz Mosis gebietet für diesen Tag (3. Mos. 23, 32) ganz besonders strenges Fasten vom Sonnenuntergang des 9. bis zu dem des 10. Monatstages. Die Nacht wird bes. von den Männern großentheils od. ganz in der Synagoge zugebracht unter Gebet u. Sündenbekenntniß.

Langenbeck, Konrad Johann Martin, Chirurg u. Anatom, Professor der Anatomie in Göttingen, wurde 5. Dez. 1776 zu Horneburg im Königreich Hannover geboren. Von seinem Vater, der daselbst Pastor war, zur Universität vorbereitet, bezog er dieselbe zu Jena 1794; erlangte 1798 die Doktorwürde u. ging behufs weiterer Ausbildung nach Wien. Nach kurzem Aufenthalt kehrte er in seine Vaterstadt zurück u. wirkte in derselben als praktischer Arzt, doch nur wenige Monate, da ein königliches Stipendium ihn in den Stand setzte, seiner wissenschaftlichen Ausbildung wegen zu reisen. L. ging 1799 nach Würzburg, 1802 zum zweiten Male nach Wien, u. habilitirte sich nach seiner Rückkehr in Göttingen als Privatdozent. Gleichzeitig wurde er als Wundarzt am akademischen Hospital angestellt. 1804 wurde er außerord. Professor u. 1805 begann er seine Vorlesungen über Anatomie, für die er zu diesem Behufe ein eignes anatomisches Theater erbauen ließ. Nachdem L. 1806 interimistischer Direktor der chirurgischen Klinik zu Göttingen geworden war u. 1807 das klinische Institut für Chirurgie u. Augenheilkunde errichtet hatte, wurde er 1814 ord. Prof. der Chirurgie u. Anatomie, zugleich Generalchirurg der hannoverischen Armee, welcher er nach Belgien folgte, u. mit der er dort bis 1815 blieb. 1829 wurde auf sein Betreiben ein neues anatomisches Theater auf Staatskosten gebaut, dessen Beschreibung L. (Gött. 1817) herausgab. Im J. 1840 zum Obermedizinalrath ernannt, starb L. 24. Jan. 1851. — L.'s Wirksamkeit war auf praktischem u. theoretischem Gebiete eine gleich hervorragende, u. seine Thätigkeit an der Göttinger Universität hat wesentlich zum Glanze dieser Hochschule beigetragen. Von seinen zahlreichen Schriften sind folgende berühmt geworden: „Ueber eine einfache u. sichre Methode des Steinschnittes" (Würzb. 1802), „Anatomisches Handbuch tabellarisch entworfen" (Gött. 1806); „Prüfung der Keratonyxis" (Gött. 1811); „De structura peritonaei" (Gött. 1817); „Abhandlung von den Leisten u. Schenkelbrüchen" (ebd. 1821); „Nosologie u. Therapie der chirurgischen Krankheiten" (5 Bde., ebd. 1822—50); „Untersuchungen über die Allantoïs" (Gött. 1849—50). Ausgezeichnete „Icones anatomicae" (8 Bde., ebd. 1826—39) u. mit diesen ein „Handbuch der Anatomie" (Bd. 1—4, ebd. 1831—47). Ferner gab er heraus: „Bibliothek für Chirurgie u. Ophthalmologie" (4 Bde., ebd. 1806—13) u. die „Neue Folge" davon (Hann. 1815—28). — Sein Sohn Maximilian Adolph L., ebenfalls berühmt als Chirurg u. Augenarzt, ist 11. Jan. 1818 zu Göttingen geb., wo er von 1845—48 Professor war. Uebersiedelte von hier 1848 nach Hannover, woselbst er als praktischer Arzt lebt. Von seinen zahlreichen Schriften sind bes. bekannt: „Klinische Beiträge aus dem Gebiete der Chirurgie u. Ophthalmologie" (2 Thle., Gött. 1840—45); „Die Impfung der Arzeneikörper" (Hann. 1856); „Insolation des menschlichen Auges" (ebd. 1859).

Langenbeck, Bernhard Rudolph Konrad v., Chirurg wie sein Vetter Maxim. L. u. gegenwärtig wol die erste Autorität seines Faches in Deutschland, hochberühmter Operateur u. ausgezeichneter Lehrer, geb. zu Hannover 9. Nov. 1810, war erst Professor in Kiel u. wurde 1847 als Professor der Chirurgie u. Direktor der chirurg. Klinik in Berlin der Nachfolger Dieffenbach's. Seine Hauptverdienste betreffen die anaplastische Chirurgie u. die Lehre von der Resektion bei Schuß- u. Stichwunden. Bereits im 1864er Kriege gegen Dänemark wendete er dieses Verfahren mit großem Erfolg an. Seine segensreiche Thätigkeit ward bald darauf durch Erhebung in den Adelsstand anerkannt; auch wurde er zum Generalstabsarzt des preuß. Heeres ernannt. Als solcher begleitete er dasselbe 1866 auch auf dem österr. Feldzuge u. 1870 im franz. Kriege. Schriftstellerisch thätig ist L. hauptsächlich für das von ihm herausgegebene „Archiv für klinische Chirurgie."

Langenbielau, das größte Dorf im Königreich Preußen im Reichenbacher Reg.-Bez. Breslau Prov. Schlesien mit 13,070 E. (1871, darunter 8600 Protestanten), zieht sich 1 M. lang am Rothwasser hin, hat ein Schloß u. treibt sehr bedeutende Weberei in Baumwolle u. Leinen, Färberei, Bleicherei, Baumwollspinnerei, Seidenwaaren-, Mehl-, Oel- u. Zuckerfabrikation.

Langendijk (spr. Langendeik), Pieter, holl. Dichter, geb. zu Haarlem 25. Juli 1683, war erst Damastweber u. Patronenmacher, wurde 1749 zum Historiographen seiner Vaterstadt ernannt u. starb daselbst 1756. Schon in seinem 16. Jahre schrieb er das Lustspiel „Don Quixote auf der Heirath von Gamache", das sich lange auf der holl. Bühne erhielt. Auch seine späteren Lustspiele „Die Bauernhochzeit", „Die Mathematiker", „Der Prahlhans od. der Gascogner" u. s. w., wurden beifällig aufgenommen, ohne daß jedoch eines derselben Anspruch auf bleibenden Werth erheben könnte. L.'s gesammte Werke erschienen 1757—58 zu Haarlem in 4 Bdn.



Nr. 3912. Bernhard Rudolf Konrad v. Langenbeck, geb. 9. Nov. 1810.

Langenn, Friedrich Albert v., Rechtsgelehrter u. Historiker, geb. zu Merseburg 26. Jan. 1798, studirte seit Michaelis 1816 in Leipzig die Rechte u. Geschichte, habilitirte sich daselbst 1820 als Privatdozent für röm. Recht u. wurde bereits Ende 1821 zugleich Obergerichtsrath. Seine literarische Thätigkeit begann er mit einer im Verein mit Chr. Ernst Weiße unternommenen 2. Ausg. von Zachariä's „Handbuch des königl. sächs. Lehnrechts" (Lpz. 1823). Seit 1823 Appellationsrath in Dresden, trat L. 1829 als Hof- u. Justizrath in den Civilsenat der Landesregierung ein. Infolge der 1830er Unruhen erhielt er mehrere außerordentliche Aufträge, so insbesondere den, ein Disziplinarregulativ für die Kommunalgarden auszuarbeiten, u. fungirte dann mit allgemeinster Anerkennung als Regierungskommissar in Leipzig. Nachdem er auch noch als Direktor der neugeschaffenen Leipziger Kreisdirektion diese Behörde organisirt hatte, ward er 1835 vom damaligen Prinzen Johann mit der Erziehung des Prinzen (jetzigen Königs) Albert betraut, indem er zugleich als ord. Mitglied des Staatsrathes den Geheimrathsrang erhielt. Später bekleidete er auch längere Zeit das Amt eines Präsidenten des Staatsgerichtshofs u. leitete die Erziehung der beiden jüngeren Prinzen Ernst u. Georg. 1845 wurde er zum Wirkl. Geh. Rath u. zum Mitglied des Gesammtministeriums als Justizministerial-Direktor, 1846 zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Dresden ernannt, welchen Posten er bis zu seinem Tode (er starb zu Dresden 30. Dez. 1868) inne hatte. Von seinen theils juristischen, theils historischen Schriften sind hervorzuheben: „Leben Herzog Albrecht's des Beherzten" (Lpz. 1838); „Moritz, Herzog u. Kurfürst v. Sachsen" (ebd. 1841, 2 Thle.); „Züge aus dem Familienleben der Herzogin Sidonie rc." (Dresd. 1852); „Christoph v. Carlowitz" (Lpz. 1854) u. „Das Leben Melchior's von Osse" (ebd. 1860). Außerdem bearbeitete er mit Kori zusammen die „Erörterungen praktischer Rechtsfragen" (3 Bde., Dresd. 1829 f.; 2. Aufl. 1836 f.) u. begründete mit Cuno u. Pöschmann 1859 die „Annalen des königl. sächs. Oberappellationsgerichts", für die er selbst verschiedene Abhandlungen schrieb. Seine quellenmäßige „Darstellung der Verhältnisse Europa's zur Zeit der ersten schles. Kriege" blieb unvollendet.

Langensalza, Kreisstadt im Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen mit 9481 E. (1871), liegt an der Salza unweit deren Mündung in die Unstruth, 3 M. im NNW. von Gotha, ist noch ummauert u. besitzt ein Schloß, das ehemals den Herzogen von Sachsen-Weißenfels als Residenz gedient hat, u. unter den 4 Kirchen in der Bonifacius- u. Stephanskirche schöne mittelalterliche Bauwerke. Die Gewerbthätigkeit hat einen beträchtlichen Umfang, nam. die Kamm- u. Streichgarnspinnerei, Baumwoll- u. Wollweberei, Bierbrauerei u. die Fabrikation von Maschinen, Chemikalien, Tuch, Posamentirwaaren, Mehl u. Oel. Die ausgedehnte Kunstgärtnerei bringt bes. viel Spargel in den Handel. In der Nähe befindet sich eine Papierfabrik, ein Schwefelbad u. eine schwache Salzquelle. L. ist ein sehr alter Ort, der ursprünglich dem Kloster Homburg gehörte, dessen Trümmer sich im NW. der Stadt befinden; später kam L. an das Geschlecht Derer von Salza u. erhielt 1211 Stadtrecht. Hier siegten 15. Febr. 1761 die Preußen über die Reichstruppen, 17. April 1813 über die Bayern, wurden aber 27. Juni 1866 von den Hannoveranern geschlagen. Letztere, 20,000 Mann stark, standen unter dem Generalleutnant von Arentschildt im Norden der Stadt an die Unstrut gelehnt, mit dem Hauptquartier bei Merxleben, ihnen gegenüber die Preußen in einer Stärke von 8500 Mann. Letztere wurden durch eine Umgehung beider Flügel zum Rückzuge genöthigt u. verloren 846 M.; die Hannoveraner, welche 102 Offiziere u. 1327 M. verloren hatten, verblieben unthätig in ihren Stellungen, statt nach Süden zu ziehen u. sich mit den Bayern zu vereinigen, u. wurden durch die in der Nacht vom 27.—28. Juni herangezogenen preuß. Verstärkungen von mehr als 40,000 Mann so umstellt, daß sie 28. Juni kapituliren mußten. — Der Kreis L. umfaßt 7,66 □M. mit 34,800 E. (1871) u. den Städten L., Thamsbrück u. Tennstedt.

Langer, Johann Peter v., Historienmaler u. Kupferradirer, geb. zu Calcum bei Düsseldorf, studirte auf der Akademie in Düsseldorf, wurde 1789 Direktor derselben u. 1801 zugleich Galeriedirektor; siedelte, als 1806 die Galerie nach München wanderte, in gleicher Eigenschaft dorthin über. Er starb zu München 6. Aug. 1824. L. war ein bedeutendes Talent, zugleich ein trefflicher Lehrer. Doch haben seine Bilder, profane wie religiöse, etwas akademisch Frostiges; das beste derselben ist wol „Christus segnet die Kinder“. Gleichwol sind seine Bilder denen seines Sohnes Robert v. L. vorzuziehen, der, geb. 1783, als Centralgaleriedirektor der Münchener Gemäldesammlungen 6. Okt. 1846 starb. Am bekanntesten sind von seinen Werken das Bild „Vergil, der den Dante in die Unterwelt führt“ (Museum in Stuttgart) u. die Fresken aus dem Mythus des Hercules im Palast des Herzogs Max in Bayern.

Langer Tag, s. v. w. Versöhnungsfest.

Langhans, Karl Gotthard, berühmter Architekt, geb. zu Landshut in Schlesien 15. Dez. 1733, studirte seit 1754 in Halle Mathematik u. die Baukunst, wurde Architekt des Fürsten von Hatzfeld, bereiste 1769—70 Italien, führte nach seiner Rückkehr mehrere Bauten in Breslau aus, unternahm später, zum Theil auf Kosten des Königs, noch eine Reise nach Holland, England u. den Niederlanden, wurde 1776 als Kriegs- u. Oberbaurath in beiden schles. Kammer-Departements angestellt, von Friedrich Wilhelm II. aber nach dessen Thronbesteigung nach Berlin berufen u. zum Geh. Kriegs- u. Oberbaurath sowie zum Chef des Oberhofbauamtes erhoben; er starb auf seinem Landsitze bei Grüneiche in der Nähe von Breslau 1. Okt. 1808. Von seinen sich durch edle Einfachheit u. Zweckmäßigkeit auszeichnenden Bauten haben ihn das Brandenburger Thor u. das (1817 abgebrannte) Schauspielhaus in Berlin am bekanntesten gemacht. In Schlesien führte er einen bessern Geschmack ein, in Berlin suchte er den guten zu erhalten. — Sein Sohn, Karl Ferdinand L., geb. zu Breslau 14. Jan. 1782, wurde zugleich sein Schüler u. im Amte eines preuß. Oberbauraths auch sein Nachfolger. Von den Bauten dieses nicht weniger bedeutenden Architekten seien erwähnt: das Palais des Kaisers in Berlin, die Kirche der 11,000 Jungfrauen in Breslau u. das neue Opernhaus in Berlin; nach seinen Entwürfen wurden auch die Theater in Stettin, Dessau, Liegnitz, Breslau u. (1864) in Leipzig sowie das Viktoriatheater in Berlin errichtet. Er starb in Berlin 22. Nov. 1869.

Langiewicz (spr. Langiewitsch), Marian, poln. Diktator, geb. zu Krotoschin 5. Aug. 1827, trat, nachdem er seit 1848 in Breslau bes. Mathematik studirt hatte, in die preuß. Artillerie, wurde 1859 Lehrer an der poln. Militärschule in Paris, betheiligte sich 1860 am Zuge Garibaldi's nach Sizilien u. Neapel, war dann Lehrer an der poln. Militärschule in Cuneo u. hielt sich nachher als Kommissär des poln. Centralausschusses in Paris u. London auf. Der Aufstand des J. 1863 fand ihn bereits in Polen. Er übernahm nicht blos die Führung eines Insurgentencorps an der galiz. Grenze, sondern ernannte sich selbst unter dem vergeblichen Widerspruch Mieroslawsky's 10. März zum Obergeneral u. Diktator von Polen. Indeß vermochte er gegen die Russen nichts auszurichten. Am 17. März bei Chrobrze u. am 18. bei Busk geschlagen, trat L. am 19. März auf österr. Gebiet über, wo er zuerst nach Tarnow, dann nach Krakau gebracht u. 2. April zu Tischnowitz (Mähren) internirt ward. Wegen eines Fluchtversuchs Ende April nach der Festung Josephstadt abgeführt, erhielt er durch die Vermittlung des schweiz. Gesandten im März 1865 seine Freiheit wieder, worauf er nach Grenchen in Solothurn zog. Als sein Adjutant hat sich Henriette **Pustowojtoff** bekannt gemacht. Diese um 1843 geb. Tochter des 1858 zu Turowice verstorbenen russ. Generals Theophil Pustowojtoff, hatte sich schon früher an den polit. Demonstrationen der Polen betheiligt u. war deshalb verhaftet worden, bald aber glücklich nach Bukarest entkommen. Nach Ausbruch der Revolution im Jan. 1863 kehrte sie nach Polen zurück u. wurde Adjutant L.'s, mit dem sie auch nach Oesterreich übertrat; sie ward in Krakau internirt, jedoch bald wieder auf freien Fuß gesetzt, worauf sie sich nach Prag wandte.

Langobarden od. Longobarden, ein tapferer, kampflustiger deutscher Volksstamm, saßen ursprünglich nordwestlich von den Angeln an der Unterelbe in dem heutigen Lüneburgischen, wo die Namen Bardengau u. Bardewieck an sie erinnern. Nachdem sie mit den Römern unter Tiberius 5 n. Chr. gekämpft hatten, stellten sie sich in dem Streite zwischen Marbod u. Armin auf des Letzteren Seite u. unterstützten auch seinen Neffen Italicus, als dieser von den Cheruskern vertrieben worden war. Schon im Markomannenkrieg gingen Theile dieses Volkes über die Donau u. setzten sich auf röm. Gebiete fest, andere zogen später nach; bes. im 4. u. 5. Jahrh. erfolgte aber die große Wanderung, welche die L. nach der Unterwerfung der Heruler zu Herren der Tiefebenen an der Theiß u. Donau machte. Schon damals müssen sie größtentheils dem Christenthum gewonnen gewesen sein. Mit ihren südl. Nachbarn, den Gepiden, welche die Länder an der unteren Drau u. Save in Besitz hatten, kam es 548 zum Kriege, in dem die L. von Ostrom unterstützt wurden u. der mit der Vernichtung dieses Volkes endete, als Alboin (s. d.) sich mit den Avaren zu deren Bekämpfung verbunden hatte. Gerufen von Narses (s. d.), Justinian's großem Feldherrn, welcher seines Statthalterpostens in Italien enthoben worden war, überließ dieser große Heerkönig Pannonien interimistisch den Avaren, fiel 568 im Verein mit 20,000 Sachsen über Friaul in Oberitalien ein u. unterwarf sich dasselbe bis auf die größeren Städte, welche theils längere Jahre noch Widerstand leisteten, theils gar nicht eingenommen werden konnten; auf diesem Gebiete, welches den Namen Lombardei erhielt, gründete nun Alboin ein german. Reich, fiel aber schon 573 als Opfer Rosamundens, seines Weibes, der Tochter des von ihm selbst in der Schlacht getödteten Gepidenkönigs. Als endlich auch sein Nachfolger Kleph nach 18monatlicher Regierung durch die Hand eines Dieners ermordet ward, unterließen die einzelnen Herzöge die Wahl eines neuen Königs, um sich selbständig zu machen, u. es entstanden nun in Friaul, Spoleto, Benevent u. in anderen Landschaften besondere Herzogthümer, welche die Macht der L. schwächten. Ihre Raubzüge nach Gallien u. Unteritalien führten bald zu Angriffen der mit den Oströmern verbundenen Franken. Der Merowinger Childebert von Austrasien besetzte die Alpenpässe u. bekriegte mit dem Exarchen von Ravenna die L. in der Poebene. Da erhoben diese Kleph's Sohn Authari (584—90) auf den Königsschild. Die Franken wurden über die Alpen zurückgetrieben u. dem Staate eine festere monarchische Form verliehen, indem Authari dem röm. Theile der Bevölkerung einen größeren Einfluß einräumte, selbst den Anspruch röm. Herrscher auf alles herrenlose Land erhob u. seine königl. Macht auch über die Städte erweiterte. Die Gliederung der einzelnen Aemter in die der von dem König lebenslänglich ernannten Herzoge (duces), welche zugleich Heerführer, Richter u. Verwalter waren, die Schultheißen (sculdasii) u. Zehnt- u. Holzgrafen (decani, saltarii) blieb im Großen u. Ganzen germanisch, wie auch die Gesetzgebung. Authari's Gemahlin, die bayer. Fürstentochter Theodelinde, welche nach seinem Tode den auch von den L. als König anerkannten Herzog Agilulf von Turin (590—615) heirathete, wurde durch den Einfluß Gregor's d. Gr. (s. d.) bewogen, den ihr glaubensverwandten Katholiken unter den arianischen L. Rechte u. Besitz zu mehren, ihren eigenen Sohn kathol. taufen zu lassen u. selbst die Kathedrale von

Monza (s. d.) zu gründen, in der fortan die „Eiserne Krone" (s. d.) der L. aufbewahrt wurde. Der Verbreitung des Katholizismus unter den L. leistete außerdem noch das Connubium, die Rechtsgleichheit bei Eheschlüssen zwischen L. u. Römern, bedeutenden Vorschub. Seit Aribert (652—63), einem Bruderssohne Theodelindens, sind alle Könige der L. katholisch, u. um 670 ist die Bekehrung des ganzen Volkes vollendet. Während innere Streitigkeiten eine kräftige Entwicklung des Reiches hemmten u. dessen Gebiet nur durch die Küstenlandschaften Tusciens u. einige bis dahin noch nicht unterworfene Städte, wie Mantua, Padua u. Cremona, erweitert wurde, erhielt das Rechtsleben durch die unter Rothari 643 erfolgte Publizirung des geschriebenen Rechtes der L., welches bis Desiderius (756—68) noch vielfach ergänzt u. umgestaltet ward, festere Normen u. ward zugleich Ursache, daß in der Lombardei, nam. zu Pavia, sich eine einflußreiche german. Rechtsschule entwickelte, deren Erbschaft später die Universität zu Bologna antrat, wo im 12. Jahrh. das Langobardische Lehnrecht (Liber feudorum) zusammengestellt ward. Dieses german. Recht war in erster Linie auf die Landbevölkerung berechnet; die Städte bewahrten noch ihre röm. Verfassung u. wurden bald Ausgangspunkte der Romanisirung der L., welche befördert wurde durch die Uebersiedelung der reicheren L. in die Städte, durch deren höhere Kultur, den Einfluß des Kanon. Rechtes, welchen die Ausbreitung des Katholizismus bedingte, u. die Abnahme der langobardischen Bevölkerung überhaupt. Doch vollendete sich dieser nationale Umwandlungsprozeß erst, nachdem das Reich der L. unter fränk. Oberhoheit gekommen war. Eine nationale Literatur haben die L. nicht hervorgebracht; eine Anzahl von Volkssagen ist dagegen durch das lat. Geschichtswerk des Paulus Diaconus (ca. 730—800) erhalten, u. der Bau der langobardischen Sprache läßt sich nur aus wenigen Ueberresten schließen.

Trotz des katholischen Glaubens der L. blieb zwischen diesen u. dem röm. Papste ein schroffer Gegensatz, hervorgerufen durch das Streben der langobardischen Herrscher, ganz Italien unter ihrem Scepter zu vereinigen. Diese Politik vertrat in der glänzendsten Weise Liutprand (712—743), ein reichbegabter energischer König, der nach Unterwerfung Mittelitaliens bis in die Gegend von Rom vordrang, durch die mit dem Papst Gregor II. verbündeten Venetianer aber zum Rückzug gezwungen wurde u. durch die Ueberlassung des Städtchens Sutri an den Papst den Keim zum Kirchenstaate außerhalb Roms legte (728). Selbst als er (729) zum zweiten Male vor den Mauern der Ewigen Stadt erschien, vermochte der Papst durch persönliche Einwirkung den Langobardenkönig zur Rückkehr zu bewegen. Sein Nachfolger Gregor III. verfolgte dessen Politik, regte wie jener die Herzoge von Benevent u. Spoleto zur Empörung gegen Liutprand auf u. suchte, freilich vergeblich, bei Karl Martell Hülfe, als die L. eine Anzahl päpstlicher Städte geplündert u. besetzt hatten. Die diplomatische Klugheit des Papstes bewirkte sogar, daß Liutprand diesen gegen Aufgabe des Bündnisses mit den langobardischen Herzögen die okkupirten Gebiete zurückgab u. ihn als Herrn des röm. Dukates anerkannte. Sein Nachfolger Ratchis (744—49) ließ sich sogar durch den Papst zur Niederlegung der Krone u. zum Eintritt in das Kloster Monte Cassino bewegen. Dem Einfluß des röm. Stuhles entzog sich aber dessen Bruder u. Nachfolger Aistulf (749—56), welcher die alte langobardische Politik wieder aufnahm, fast alle Besitzungen des griech. Kaisers in Italien eroberte u. von Papst Stephan II. Anerkennung als Oberherrn forderte. Da gewann Letzterer Pipin dadurch für sich, daß er ihn zum Könige der Franken salbte u. ihm das röm. Patriziat übertrug. Pipin zwang nun Aistulf auf seinem ersten Zuge nach Italien (754), die Verzichtleistung auf einen Theil seiner jüngsten Eroberungen in Mittelitalien u. die Rückgabe der dem Heil. Stuhle entrissenen Besitzungen zu geloben, u. auf einem zweiten (755), diese Friedensbedingungen wirklich zu erfüllen. Der nach Aistulf's Tode im Langobardenreiche ausgebrochene Thronstreit veranlaßte zwar Desiderius (756—74), den Beistand des Papstes durch Ueberlassung weiterer Gebietstheile zu erkaufen u. Papst Stephan III. in seinen Streitigkeiten mit den Unterthanen zu unterstützen; als aber Stephan III. die Heirath Karl's d. Gr. mit des Langobardenkönigs Tochter zu hintertreiben suchte u. dessen Nachfolger Hadrian I. das Verfahren Karl's (s. d.) gegen seine Gemahlin billigte u. die Anerkennung der Erbansprüche der Söhne Karlmann's (s. d.) verweigerte, nahm Desiderius den größten Theil des Kirchenstaates weg u. bedrohte Rom selbst. Karl erschien 773 mit einem Heere in Italien u. Desiderius sah sich bald von einem großen Theile seiner Krieger u. seines Volkes verlassen. Mit dem Falle von Verona u. Pavia war das Schicksal des Langobardenreiches besiegelt. Desiderius selbst ward als Gefangener nach Frankreich gebracht u. starb dort als Mönch im Kloster Corbie. Sein Reich ward dem Frankenreiche einverleibt u. nach einem von Karl selbst auf einem zweiten Heerzuge 776 gedämpften Aufstande der langob. Großen auch die Verfassung desselben aufgehoben. — Vgl. Flegler, „Das Königreich der L. in Italien" (Lpz. 1851); Pabst, „Geschichte des langob. Herzogthums (Forschungen zur deutschen Geschichte II.)"; Abel, „Der Untergang des Langobardenreiches in Italien" (Gött. 1858).

Langres, befestigte Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Haute-Marne mit 8932 E. (1872), liegt auf einem steilen Hügel des Plateau von L. u. deckt einen historisch u. strategisch wichtigen Uebergang aus dem Gebiete der Saône in das der Marne, welche in der Nähe von L. entspringt. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs u. hat eine schöne romanische Kathedrale u. produzirt Eisenwaaren, Leder, Essig, Bier rc. Die Umgegend von L., das als Hauptstadt der kelt. Lingoner Andomatunum hieß, war schon zur röm. Kaiserzeit (301) ein Schlachtfeld zwischen Römern u. Alemannen; 1870—71 wurde die Stadt von den deutschen Truppen cernirt; zwischen L. u. dem Orte Longeau wurden die Franzosen 16. Dez. 1870 mit Verlust von 2 Kanonen durch Theile des 14. deutschen Armeecorps geschlagen; die Festungswerke, welche Louis Philipp verstärken ließ, werden gegenwärtig erweitert u. sollen den Mittelpunkt eines großen befestigten Lagers bilden.

Languard, Piz (vom lad. lungo guardo, d. h. Fernsicht), ein 3265 m. hoher Berg in der Ostschweiz (Graubünden), liegt unweit der ital. Grenze im SO. von Samaden, getrennt durch das Thal des Flezbaches von der Berninagruppe. Von Pontresina wird der ziemlich schneefreie Gipfel, welcher einen wunderbaren Einblick in die Gletscherwelt der Oberengadiner Alpen gestattet, in 4 Stunden ohne große Anstrengung auch von Frauen häufig bestiegen.

Languedoc, eine ehemalige südfranz. Provinz, umfaßte die Mittelmeerküste von der Grenze Roussillons bis zur Mündung des Rhone, u. ward im S. von Roussillon u. Foix, im W. von Guienne u. Gascogne, im N. von letzterer u. Lyonnais u. im O. durch den Rhone von der Provence u. Dauphiné begrenzt. Das 763 □M. enthaltende Land, dessen Namen von der provençalischen Sprache (s. d.) herkommt, die im Gegensatz zum Nordfranz. (langue d'oui) für „ja" oc sagt, zerfiel in Ober- u. Unter-L., welche Theile vorzugsweise durch die Ardennen geschieden waren, u. bildet jetzt die Departements Aude, Hérault, Gard, Ardèche, Haute-Loire, Lozère, Tarn u. Haute-Garonne. Die alte Hauptstadt von L. ist Toulouse.

Languedoc-Kanal od. Canal du Midi verbindet die Garonne mit dem Mittelländischen Meere, indem er aus dem Strandsee von Agde nach W. führt, dann dem Flusse Aude parallel läuft, Carcassonne berührt, bei Castelnaudary in der Senke zwischen den Sevennen u. Pyrenäen die 164 m. hohe Wasserscheide überschreitet u. bei Toulouse in die Garonne mündet. Seine Länge beträgt 32 M., seine Breite 6—10 m., seine Tiefe 2—$2^{1}/_{2}$ m.; erbaut wurde er 1666—80; er hat 62 Schleußen, führt an 55 Stellen auf Arkaden über andere Gewässer u. wird von 110 Wasserbehältern, darunter das große Bassin von St. Ferreol, gespeist.

Languet (spr. Langeh), Hubert, franz. Diplomat u. politischer Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Burgund, studirte in Paris, Wittenberg u. Padua, kehrte 1549 aus Interesse für Melanchthon nach Wittenberg zurück, trat 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, als dessen Gesandter er insbesondere auf dem Reichstag in Speyer erschien u. sich während der Bartholomäusnacht in Paris befand. Zuletzt kam er in die Dienste des Prinzen von Oranien u. starb zu Antwerpen 30. Sept. 1581. Ebenso unerschrocken wie geistreich, hat sich L. hauptsächlich durch seine unter dem Autornamen Junius Brutus erschienene Schrift: „Vindiciae contra tyrannos" (Edinb. u. Basel 1579; deutsch von Treitschke, Lpz. 1846) berühmt gemacht. Sein Leben beschrieb Phil. de Lamarre (Halle 1700); vgl. auch Chevreul's Schrift über L. (Par. 1852; 2. Aufl. 1856).

Langusten (Locustinen, Heuschreckenkrebse od. Panzerkrebse), langschwänzige Krebse, deren sämmtliche fünf Fußpaare keine Scheren, sondern klauenförmige Endglieder haben. Sie leben in der Nähe der Küsten, oft auch in großer Tiefe auf dem Meeresboden. Zu ihnen gehört der Heuschreckenkrebs (Palinurus vulgaris, κάραβος des Aristoteles) der westlichen u. südlichen Küste Europa's, der $^{1}/_{2}$ m. lang u. 6 Kg. schwer wird. Dieser in großen Tiefen lebende, sehr gefräßige Krebs ist für die Bewohner der Küsten des Mittelmeeres eine wichtige Nahrungs- u. Erwerbsquelle, wie er auch schon bei den alten Römern als locusta beliebt war. Seine blattförmigen Larven bilden die Gattung Phyllosoma früherer Systematiker.

Lanjuinais (spr. Langschüinäh), Jean Denis, Graf v., franz. Staatsmann, geb. zu Rennes 12. März 1753, ward schon 1771 Advokat u. 1775 Professor des Kirchenrechts daselbst, war seit 1789 Mitglied der Generalstaaten, dann der Nationalversammlung u. nachher auch des Konvents; ungleich den meisten Girondisten, zu deren Partei er zählte, entging er merkwürdigerweise dem Schaffot.

Bei Einführung der Direktorialverfassung in den Rath der Alten gewählt, wurde er 1800 Senator u. 1804, trotz mehrfacher Opposition gegen Napoleon, von diesem zum Grafen erhoben. Dessenungeachtet stimmte er 1814 auch für die Absetzung des Kaisers, wie ihn dann seine Ernennung zum Pair eben so wenig abhielt, den Ultraroyalisten entgegenzutreten. Während der Hundert Tage Präsident der Deputirtenkammer, wurde er mit der zweiten Restauration wieder Mitglied der Pairskammer. Bis zuletzt die Regierung bekämpfend, starb L. zu Paris 13. Jan. 1827. Er war auch Verfasser zahlreicher hist., polit. u. jurist. Schriften, unter denen bes. zu nennen sind: „Memoires sur la religion“ (Par. 1821) u. „Constitutions de la nation française“ (ebd. 1819, 2 Bde.). — Sein Sohn **Victor Ambroise**, Vicomte v. **L.**, geb. 6. April 1802, wurde Advokat u. 1830 Staatsanwaltsgehülfe, war 1837—48 Mitglied der Deputirten Kammer, in der er zur Linken gehörte, saß dann auch in der Constituante u. in der Legislative u. verwaltete vom Jan. bis Okt. 1849 das Ministerium der öffentlichen Arbeiten. 1863 von Neuem in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er hier wieder zur Opposition, trennte sich aber später von der Linken u. bildete mit Em. Ollivier u. Darimon 1864 eine dynast. Linke, welche jenes Gesetz unterstützte. Er starb zu Paris 1. Jan. 1869.

Lanner, Joseph Franz Karl, berühmter Tanzkomponist, geb. 11. April 1801 zu Wien, zeigte schon früh entschiedene Hinneigung zur Musik, lernte ohne besonderen Unterricht das Violinspiel u. machte auch theoretische Studien ohne andere Anleitung als die der Lehrbücher. Später vereinigte er sich mit einigen gleichstrebenden Altersgenossen, arrangirte Stücke aus beliebten Opern, Ouverturen, Märsche 2c. für Quartett u. Quintett, versuchte auch die eigne Schöpferkraft an mehreren Tanzpartien u. führte dann nach u. nach Fremdes u. Eignes vor die Oeffentlichkeit. Allmählich erwuchs aus dem bescheidenen Quintett ein vollständig besetztes Orchester, u. mit diesem ließ er sich unter größtem Beifall in den Wiener Vergnügungslokalen, auf öffentlichen wie Privatbällen u. endlich auf Kunstreisen in den größeren Städten der Oesterr. Monarchie hören. Er starb als Kapellmeister des zweiten Bürgerregiments 14. April 1843 zu Oberdöbling bei Wien. — L.'s Tanzkompositionen, vor Allem seine Walzer, vereinigen reizende u. gemüthliche Melodik u. interessante Harmonik mit feinsinniger Instrumentirung. Auch war L. der Erste, welcher den Walzer über die engen Grenzen einiger blos achttaktigen Wiederholungen hinaus erweiterte u. zu einer ordentlichen Kunstform machte. Außer seinen Tänzen verschiedener Art schrieb er auch Märsche, Potpourris, eine Ouverture zu der Zauberposse „Der Preis einer Lebensstunde“ u. die Musik zu einer Pantomime.

Lannes (spr. Lann), Herzog **v. Montebello,** Jean, franz. Marschall, geb. zu Lectoure im Departement Gers 11. April 1769, ergriff zuerst infolge der Verarmung seiner Eltern den Beruf eines Färbers, ward aber 1792 Soldat u. war bereits 1795 Oberst, als er wegen angeblicher Unfähigkeit seinen Abschied erhielt. Nun trat er als Freiwilliger in die Armee von Italien, wo er durch sein ausgezeichnetes Verhalten die Aufmerksamkeit Bonaparte's auf sich lenkte u. schnell zum Divisionsgeneral aufrückte. In Aegypten entschied er vornehmlich den Sieg bei Abukir. Einer der 6 Offiziere, von denen sich Bonaparte nach Frankreich zurückbegleiten ließ, leistete er demselben am 18. Brumaire wesentliche Dienste. Im Feldzuge des Jahres 1800 führte L. als Befehlshaber der Konsulargarde die Vorhut des Heeres über den St. Bernhard, drang über Turin vor u. siegte am 9. Juni bei dem Flecken Montebello. Auch half er den Sieg bei Marengo herbeiführen. Seit 14. Nov. 1801 Gesandter in Lissabon, ward er 1804, als sich Napoleon zum Kaiser machte, Marschall u. erhielt den Titel eines Herzogs von Montebello. Seit 1805 wieder im Felde, u. zwar in den Kriegen gegen Oesterreich, Preußen, Rußland, Spanien (wo er 21. Febr. 1809 Saragossa einnahm), bis er bei Aspern tödlich verwundet wurde u. 31. Mai 1809 zu Wien starb. Napoleon ließ seine Leiche 1810 aber im Pantheon zu Paris beisetzen. In Lectoure ward ihm ein Denkmal errichtet. — **Napoleon Auguste L.**, Herzog **v. Montebello,** ältester Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 30. Juli 1801, ward 1815 Pair u. trat nach der Revolution von 1830 in den Staatsdienst. Seit 1836 war er Gesandter in Stockholm u. seit 1838 in Neapel, wohin er auch zurückkehrte, nachdem er vom 1. April bis 12. Mai 1839 das Ministerium des Aeußeren verwaltet hatte. Vom 9. Mai 1847 bis zur 48er Februar-Revolution Marineminister, gehörte er seit 1849 zur konservativen Partei der Gesetzgebenden Versammlung, hielt sich aber nach dem Staatsstreiche von der Politik fern. Seit 1858 Botschafter in Petersburg, wurde er 5. Okt. 1864 zum Senator ernannt, um mit den Ereignissen von 1870 wiederum vom polit. Schauplatze zu verschwinden. — **Gustave Olivier L.**, Graf **v. Montebello,** Bruder des Vorigen, geb. zu Paris 4. Dez. 1804, trat 1830 in die Armee, diente 10 Jahre lang in Algerien, ward von Napoleon III. zu seinem Adjutanten u. 1855 zum Divisions-General ernannt, befehligte 1862 die Okkupationsarmee in Rom, wurde 1865 Kommandant der Kavalleriedivision der kais. Garde u. 1867 Senator; er starb in einem Landhause bei Havre 30. Aug. 1875.

Lannoy (spr. Lannoa), Juliana Cornelia, Freiin v., holländ. Dichterin, geb. 1738 zu Breda, gest. 18. Febr. 1782 zu Gertruidenberg, machte sich um den neuen Aufschwung der holländ. Dichtkunst sehr verdient. Außer „Gedichte“ (Leyd. 1780, 2 Bde.) schrieb sie auch die Dramen: „Leo de Groote“, „De Belagering van Harlem“, „Cleopatra“. Ihren poetischen Nachlaß gab 1783 Bilderdijk heraus.

Lansdowne (spr. Lännsdaun), William Petty Fitzmaurice, Graf Shelburne, zuletzt Marquis v., brit. Staatsmann, geb. 13. Mai 1737, stand mehrere Jahre im Parlament an der Spitze der Opposition, bevor er 1766 selbst Minister wurde, bekämpfte nach seinem 1768 erfolgten Rücktritt wiederum die Regierung, insbesondere hinsichtlich ihrer Maßregeln gegen die nordamerikanischen Kolonien. Im J. 1782 Staatssekretär des Auswärtigen geworden, leitete L. die Friedensunterhandlungen mit den Ver. Staaten ein. Nach einigen Monaten ward er als Rockingham's Nachfolger Premierminister, sah sich aber schon 1783 durch die Verbindung zwischen Fox u. North gestürzt, wogegen er dann wieder in Gemeinschaft mit dem jungen Pitt das Koalitionsministerium zu stürzen wußte. 1784 erfolgte seine Erhebung zum Marquis v. L. In seinen letzten Lebensjahren hielt er sich von der Politik fern u. widmete sein Interesse vorzugsweise den Künsten u. Wissenschaften. Er starb zu London 7. Mai 1805. — **Henry Petty Fitzmaurice**, Marquis v. **L.**, Sohn des Vorigen, geb. 2. Juli 1780, saß schon seit 1802 im Unterhause, wo er gleichfalls zur Opposition gehörte, erhielt 1806 das Schatzkanzleramt u. das Rektorat der Universität Cambridge, mußte jedoch 1807 mit den übrigen Ministern zurücktreten, worauf er abermals ins Unterhaus trat. Als Erbe des Marquistitels seit 1809 im Oberhaus, zählte er hier zu den hervorragendsten Whigs. 1827—29 verwaltete er das Ministerium des Innern u. im Nov. 1830 übernahm er im Kabinet Gray das Präsidium des Geheimen Rathes, das er bis 1842 führte u. auch 1846 wieder erhielt. Wie er schon längst den kath. Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, brachte er 1848 im Oberhause eine Bill in Betreff der Anknüpfung direkter diplomatischer Verbindung mit Rom ein; dieselbe ging durch, während seine Bill über die Befähigung der Israeliten zu Parlamentsmitgliedern verworfen ward. Nachdem er im Januar 1852 sein Amt niedergelegt hatte, trat er im Dez. desselben Jahres als Minister ohne Portefeuille ins Kabinet Aberdeen, was er bis zur Ministerkrisis im Jan. 1855 blieb, um dann in gleicher Eigenschaft auch dem Ministerium Palmerston vom Febr. 1855 bis Febr. 1858 anzugehören. Hochbetagt starb er 31. Jan. 1863 auf Bowood in Wiltshire. Der Marquistitel ging auf seinen Sohn **Henry Thomas Fitzmaurice**, geb. 5. Jan. 1816, über, der 5. Juli 1866 starb u. seinen 14. Jan. 1845 geb. Sohn **Henry Charles Keith**, Graf v. **Kerry**, zum Nachfolger hatte.

Lanthan od. **Lanthanium** ist ein metallischer Grundstoff, der in einer nur äußerst selten vorkommenden Erde, der **Lanthanerde** od. dem **Lanthanoxyd**, enthalten ist. Dasselbe findet sich mit Kieselsäure u. anderen ebenfalls sehr seltenen Erden verbunden in einigen vereinzelt u. nur in kleinen Mengen vorkommenden Mineralien, so im Orthit, Cerit, Aeschynit u. ähnlichen. Das metallische L. ist ein graues Pulver, das beim Drücken sich zu glänzenden Blättchen vereinigen läßt u. an der Luft erhitzt zu Lanthanoxyd verbrennt. Das chemische Zeichen des L.s ist La, sein Aequivalent 46, sein Atomgewicht 92. Das Lanthanoxyd ist ein weißes Pulver, das mit Säuren farblose Salze bildet. Weder das L. noch seine Verbindungen sind bis jetzt verwendet worden.

Lanza, Giovanni, ital. Politiker u. Staatsmann, geb. 1815 zu Vignale bei Casale Monferrato (Piemont); war Arzt daselbst, als er 1848 ins sardin. Parlament gewählt wurde. Hier hielt er sich zur gemäßigten Linken, auf die sich später Cavour stützte. In dessen Kabinet übernahm L. 1855 das Unterrichtsministerium u. im Jan. 1858 provisorisch auch das der Finanzen, welch letzteres er seit Okt. 1858 allein verwaltete, bis der Präliminarfriede von Villafranca 20. Juli 1859 auch seinen Rücktritt veranlaßte. Seitdem wieder als Abgeordneter wirkend, ward er Ende Sept. 1864 im Kabinet La Marmora Minister des Innern, als welcher er die Verlegung des Regierungssitzes nach Florenz durchführte. Meinungsverschiedenheiten mit dem Ministerpräsidenten betreffs der Wahlen bewogen ihn, schon im Aug. 1865 seine Entlassung zu nehmen u. sich von Neuem der parlamentarischen Thätigkeit zu widmen. Wie schon früher wiederholentlich, so auch im Sept. zum Kammerpräsidenten gewählt, trat er auch von diesem Posten wieder zurück, als im Aug. 1868 die der seinigen entgegenlaufende Ansicht des Ministerpräsidenten in Sachen der Tabaksregie in der Kammer durchdrang. Da L. den Kampf gegen die Finanzpolitik der Regierung fortsetzte, aber dennoch im Dez. 1869 den Vorsitz in der Kammer wieder erhielt, trat nunmehr das Ministerium Menabrea-Cambray zurück, worauf er 12. Dez. selbst mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut wurde. Außer der Präsidentschaft übernahm er auch das Portefeuille des Innern. Diesmal vollzog sich unter seiner Verwaltung die Verlegung der Hauptstadt nach Rom (1. Juli 1871), welches 20. Sept. 1870 eingenommen worden war. Hebung der Finanzen Italiens bildete den Hauptpunkt seines Programms, u. doch sollten gerade Vorlagen des Finanzministers Sella (s. d.) den Sturz des Kabinets L. herbeiführen. Als 25. Juni 1873 die Kammer mit überwiegender Mehrheit die Verhandlung über dieselben ablehnte, reichte er seine Entlassung ein, u. damit endete das längste Ministerium, welches das Königreich Italien bis dahin besessen hatte. Nach seinem Rücktritt trat L. alsbald abermals in das Parlament.

Lanzarote, die östlichste der Kanarischen Inseln, 14,3 □M. mit 16,000 E. umfassend, ist durchaus vulkanischen Ursprungs u. besteht aus zwei Gebirgstheilen, die durch einen breiten, mit parallelen Reihen von Kratern besetzten Mittelrücken verbunden sind. Letztere stammen größtentheils von den furchtbaren Eruptionen 1730–36 u. sind von ungeheuren Lavafeldern umgeben. Noch thätig sind von diesen Vulkanen der Pic von L. u. die Montaña de Fuego (480 m.). Das Klima ist wegen der Nähe der Sahara sehr trocken u. der Boden wenig fruchtbar, von Obstbäumen werden nur Feigen in größerer Menge gebaut. Kochenille u. Orseille sind die einzigen Ausfuhrartikel. Unter den Hausthieren spielt neben Ziegen u. Eseln das Kameel die wichtigste Rolle. Die Häfen der Insel haben nur eine geringe Tiefe; den besten hat die Hauptstadt Arrecife (2700 E.) aufzuweisen, ein reinlicher u. gut gebauter Ort, der einen nicht unbedeutenden Handel mit Kochenille treibt.

Lanze ist die Lieblingswaffe fast aller Reitervölker der alten u. neuen Zeit. Vor Erfindung des Schießpulvers war sie auch stets die Hauptwaffe des Fußvolkes. Sie erscheint in verschiedenen Längen von der makedonischen sarissa u. der römischen hasta bis zum pilum, dem kürzeren Wurfspieße. Durch das ganze Mittelalter hindurch geht die L. in verschiedenen Gestalten u. zum Theil mit Beilen u. Widerhaken verbunden, als Hellebarde, Partisane ꝛc. Die neueste Zeit kennt sie in den europäischen Heeren als Bewaffnung der Ulanen, Lanciers ꝛc., Rußland hatte auch Kürassire mit L. Ihre Wirkung ist eine außerordentliche in den Händen von Reitern, welche vermöge ihrer ganzen Erziehung in ihrem Gebrauche geübt sind. Kosaken, polnische Ulanen, die Indianer Südamerika's leisten Unglaubliches mit der L. Staaten, welche wie Deutschland ihre Lanzenreiter nur in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausbilden müssen, bei denen also die L. keine Nationalwaffe ist, verzichten am besten darauf, sie im Handgemenge zu gebrauchen. Preußen zählt daher auch seine Ulanenregimenter zur schweren Kavallerie, d. h. zu derjenigen, welche vorzugsweise für die geschlossene Attake bestimmt ist. Die Länge der in den europäischen Heeren üblichen L. wechselt zwischen 2,5 bis 4 m. Kürzere L.n eignen sich selbstverständlich mehr für das Handgemenge, längere für den Choc.

Lanzetten, chirurgische Instrumente von zweierlei Art: Aderlaßlanzetten mit dünner, zweischneidiger Klinge u. schmaler, scharfer Spitze, u. Incisionslanzetten mit breiterer Spitze zum Oeffnen der Geschwüre.

Lanzi, Luigi, verdienstvoller Kunst- u. Alterthumsforscher, dem man nam. die Wiedererweckung des Studiums der altetrurischen Sprache verdankt. Geb. bei Macerata 1732, wurde er Jesuit u. widmete sich in Rom dem Studium der älteren u. neueren Kunst. In Florenz verfaßte er 1782 den „Guida della galleria di Firenze“; seine beiden Hauptwerke aber sind der „Saggio di lingua Etrusca“ (3 Bde., Rom 1789) u. die „Storia pittorica d'Italia etc.“ (Bassano 1795; 4. Aufl. 1815; deutsch von Wagner, mit Zusätzen von Quandt, 3 Bde., Lpz. 1830–33). Er starb 30. März 1810 in Florenz; in der Kirche S. Croce daselbst befindet sich sein Grabmal.

Laodicea, Name mehrerer kleinasiatischer Städte, von Seleukos I. von Syrien gegründet u. seiner Mutter Laodice zu Ehren benannt. 1. L. an der syr. Küste, heute Latakiah od. Ladikiah, besaß einen trefflichen Hafen u. trieb mit den Erzeugnissen seines fruchtbaren Hinterlandes, nam. Südfrüchten, Wein u. Tabak, schwungvollen Handel. Ein großes Erdbeben zerstörte 1170 n. Chr. einen großen Theil der Stadt. Das heutige L. mit etwa 10,000 E., worunter 3–4000 Christen, hat 10 Moscheen u. 5 christl. Kirchen u. ist Sitz eines Bischofs sowie mehrerer Konsulate. Hauptgegenstand des Handels ist einheimischer Tabak. Der Hafen ist halb verschlammt, so daß größere Schiffe eine Seemeile vor der Stadt liegen bleiben müssen. Die Felsen in der Nähe bergen unzählige Grabkammern. — 2. L., gleichfalls in Syrien, lag am nordöstlichen Abhange des Antilibanon in einer wohlbewässerten Gegend. 3. L. an der Grenze zwischen Karien u. Phrygien, von Antiochos II. gegründet. Durch den Reichthum ihrer Umgegend u. ihre eigene Gewerbthätigkeit schwang sich die Stadt zu großer Blüte empor u. war eine Pflegerin der Künste u. Wissenschaften. In der Kirchengeschichte ist sie bekannt als Sitz zweier Konzilien (363 u. 476). Ruinen der Stadt befinden sich in der Nähe von Eski-Hissar.



Fig. 341. Laokoon-Gruppe.

Laokoon, bekannt aus der Geschichte des Trojanischen Krieges u. noch bekannter durch die ihn u. seine beiden Söhne darstellende Marmorgruppe im Vatikan, der vermuthlich die Sage nicht so, wie sie von Vergil in seiner Aeneïde (II, 40 ff., 201 ff.) erzählt ist, sondern wie sie in einer verloren gegangenen Tragödie des Sophokles behandelt war, zu Grunde liegt. Sie berichtet, daß, als L., obgleich er Priester des Apollon war, dem Poseidon ein Opfer darbrachte, Apollon zwei ungeheure Schlangen von der Insel Tenedos durchs Meer heraneilen ließ, die den Priester sammt seinen Söhnen, den Opferknaben, erwürgten. Dies Ereigniß entschied den Untergang Troja's. Da nämlich L. es vor allen Anderen gewesen war, welcher seine Landsleute, die Trojaner, davon abbringen wollte, das von den Griechen zurückgelassene hölzerne Pferd, in welchem griech. Helden versteckt waren, in die Stadt zu ziehen, so hielt man jenes schreckliche Ende des Priesters für ein Gottesurtheil, machte eine Bresche in die Mauer der Stadt u. zog das Pferd herein. Apollon aber hatte jene Schlangen nicht deshalb gesandt, weil L. einem anderen Gotte opferte, noch auch weil er seine Vaterstadt vor dem Verderben retten wollte, sondern weil er einst als Priester durch grobe Sinnenlust die heilige Stätte verletzt hatte. Deshalb muß er den Tod erleiden mit seinen Söhnen, der Frucht seiner Sünde, u. zwar so, daß sein Tod zugleich den Fall seiner Vaterstadt nach sich zieht. Die nach diesem echt

tragischen Mythos geschaffene Gruppe ist nach dem Urtheil des Plinius allen anderen Schöpfungen der Malerei u. Bildnerei vorzuziehen, nach Michelangelo „ein Wunder der Kunst", nach Goethe „das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerkunst", nach dem fast einstimmigen Urtheil der Gegenwart aber ein Werk, das in der Auffassung die den edelsten Schöpfungen der griech. Kunst eigne naive Unmittelbarkeit vermissen läßt, vielmehr eine absichtliche Kundgebung des gründlichsten anatomischen Studiums verräth. Einst eine Zierde des Tituspalastes in Rom, wurde die Gruppe im J. 1506 bei den Sette Sale, unweit der Thermen des Titus, gefunden. Sie besteht nicht aus Einem Steine, wie Plinius irrthümlich angiebt, sondern ist aus 6 Marmorstücken zusammengesetzt, deren Fugen aber schwer zu erkennen sind. In der Gestalt, wie wir sie im Vatikan haben, finden sich leider zwei falsche Ergänzungen: der rechte Arm sowol des Vaters als des jüngeren Sohnes ist hoch emporgestreckt, während ein Hinneigen des Armes nach dem Kopfe nothwendig wäre. Was den von den Künstlern dargestellten Moment betrifft, so hat man mit Recht gesagt, daß die Lebendigkeit des ganzen Vorganges bis an die äußerste Grenze des Plastischen geht u. fast ins Malerische hinüberstreift. So nahm Lessing von der Laokoongruppe den Anlaß zu seiner berühmten ästhetischen Abhandlung: „L., od. über die Grenzen der Malerei u. Poesie" (Berl. 1766). Die mit Bezug auf die Worte des Plinius (Historia naturalis XXXVI, 4, 11) oft erörterte Frage nach der Entstehung der Gruppe ist, wenn auch nicht durch Beweise entschieden, doch ziemlich allgemein dahin beantwortet worden, daß sie in die Zeit der Nachfolger Alexander's, etwa um das Jahr 200 v. Chr., fällt u. ein Werk der damals blühenden rhodischen Bildhauerschule ist (s. „griech. Kunst" Bd. IV S. 966); die Namen der drei Künstler, denen das Werk seine Entstehung verdankt, sind uns überliefert worden, nämlich: Agesander, Polydoros u. Athenodoros. Vom Kopf des Vaters giebt es mehrere antike, von der ganzen Gruppe mehrere moderne Wiederholungen. Vgl. Bernoulli, „Ueber die Laokoongruppe" (Basel 1863).

Laomĕdon, König von Troja, Vater des Priamos. Da er den Göttern Poseidon u. Apollon den von denselben für den Bau der Mauern seiner Hauptstadt ausbedungenen Lohn verweigerte, sandte Poseidon ein Seeungeheuer, welches das ganze Land verwüstete. Nach dem Orakelspruch sollte das Preisgeben einer Jungfrau von diesem Uebel erlösen, u. das Los traf L.'s Tochter Hesione. Herakles, der eben von seinem Zuge gegen die Amazonen zurückkam (s. „Herakles"), versprach, das Ungeheuer zu tödten, wenn ihm L. die von Zeus dem König Tros für den geraubten Ganymedes geschenkten Rosse gäbe. L. versprach es, brach aber wieder nach Errettung Hesione's sein Wort, worauf Herakles gegen Troja zu Felde zog u. den König nebst seinen Söhnen, mit Ausnahme des Priamos, erschlug.

Laon (spr. Lahng), Hauptstadt des franz. Dep. Aisne mit 10,243 E. (1872), liegt 17 M. im NO. von Paris auf einem steil über die ebene Umgegend sich 112 m. hoch erhebenden Berge u. ist mit einer alten thurmreichen Mauer umgeben; die 5 Vorstädte dehnen sich am Fuße der mit Wein bepflanzten, oben terrassirten Abhänge aus. Das Innere der Stadt, die von einer einzigen Straße quer durchschnitten wird, zeigt noch schöne Ueberreste mittelalterlicher Baukunst, die aus dem 12. Jahrh. stammende Kathedrale ist ein gewaltiger roman. Bau. Die öffentliche Bibliothek ist reich an Manuskripten u. Autographen. Die Industrie ist nicht unbedeutend in der Fabrikation von Leinwand, Strumpfwaaren, Tuch, Sieben u. A. m. Für die gewerbreiche Umgegend bildet L. einen wichtigen Handelsplatz, dessen Bedeutung durch die Kreuzung mehrerer Eisenbahnen beträchtlich gewonnen hat. L. ist gallischen Ursprungs u. Geburtsort der Könige Lothar u. Ludwig V. Die unter Ludwig Philipp wiederhergestellte Citadelle wurde 9. Sept. 1870 von den deutschen Truppen besetzt, kurz darauf aber sprengten die Franzosen vertragswidrig das Pulvermagazin in die Luft u. führten dadurch den Tod vieler deutschen Soldaten u. franz. Mobilgarden herbei.

Laos ist der Gesammtname der eingebornen Stämme im nördl. Siam u. östl. Birma. Sie sind mongolischen Stammes u. verwandt mit den Lolos, den Ureingeborenen der chines. Provinz Yünnan; aus diesem Alpenlande sind sie in die Hinterindische Halbinsel eingewandert, wo sie jetzt in die weißleibigen (Lao pung khao) u. in die schwarzleibigen (Lao pung dam) zerfallen — Namen, welche durch die bei Letzteren in größerem Umfange betriebene Tätowirung entstanden sind. Vielfach sind sie vermischt mit dunkelfarbigen Aboriginern, die vor ihrer Einwanderung das Land in Besitz gehabt u. durch sie in die Berge gedrängt worden sind. Ihr Körperbau ist kräftig u. regelmäßig, die Augen sind weniger geschlitzt, die Backenknochen nicht so vorstehend u. die Nase gerader als bei den Chinesen. Der Kopf wird, wie bei den Siamesen, bis auf einen runden Scheitelfleck glatt rasirt, die Kleidung besteht bei den Aermeren nur aus einem Stück Baumwollenzeug, welches um die Hüften geschlungen u. zwischen den Beinen durchgezogen wird, bei den Weibern aber schürzenartig herabfällt. Bei Letzteren kommt hierzu noch ein um die Schultern geschlungenes Tuch, bei den Vornehmeren eine Art Weste, welche die Brust umschließt, u. ein schärpenähnlicher Ueberwurf. Kopf- u. Fußbekleidung ist nicht gebräuchlich, nur Arbeiter u. Schiffer tragen bisweilen große flache Strohhüte. Jagd u. Fischfang sind die Lieblingsbeschäftigungen der Männer, die Feldarbeit liegt den Sklaven ob, welche aus den wilden Bergstämmen geraubt, aber im Ganzen gut behandelt werden. Der Handel wird bes. von den Chinesen betrieben, deren Kultur einen bedeutenden Einfluß auf die L. ausgeübt hat, was sich ebenso in der Bauart ihrer Häuser u. dem Stil ihrer Geräthe wie in ihren Sitten zeigt.



Nr 3911 Mann aus Laos

Die herrschende Religion ist der Buddhismus, der aber vom Dämonenglauben stark durchsetzt ist. Die Priester stehen in großem Ansehen; in ihren Händen liegt vorzugsweise die Pflege der Wissenschaft u. die Jugendbildung. Polygamie ist weitverbreitet u. die durch Anmuth ausgezeichneten Laosmädchen gelangen häufig in die Harems der Siamesen. Während in den Gewerben Weberei u. Färberei die ersten Stellen einnehmen, bildet der Reis das wichtigste Produkt des Ackerbaues; die reichen Metallschätze des Landes werden dagegen nur in sehr geringem Maße ausgebeutet. An künstlerischer Begabung übertreffen die L. die Siamesen, sie sind in Hinterindien wegen ihrer musikalischen Talente berühmt, u. die großartigen Tempelruinen wie die feinen Schnitzereien an den Gebäuden u. Geräthschaften u. die Buddhawandbilder verrathen Geschmack u. plastischen Sinn. Die L. waren in verschiedene Fürstenthümer getheilt, von denen Luang-Prabang das mächtigste war, bis sie

von Siam u. Birma abhängig wurden; doch besteht diese Abhängigkeit fast nur in Tributzahlungen; an der Spitze der einzelnen Provinzen stehen Statthalter, welche den Titel König führen u. von den Beherrschern von Siam u. Birma bestätigt werden. Wenn man die ihnen verwandten Schanvölker im N. Birma's den L. zurechnet, so beträgt ihre Gesammtzahl ca. 1500,000 Seelen; davon kommen 1000,000 auf Siam. Außerdem besteht noch ein laotisches Furstenthum Tran-ninh im südl. Anam mit 40–50,000 Seelen, das an Anam Tribut zahlt, von diesem Reiche seinen Statthalter empfängt, im Uebrigen aber fast selbständig ist. Unzweifelhaft wird das Land der L. eine größere Bedeutung für den Weltverkehr gewinnen, wenn die alten, durch innere Kriege aber verfallenen Handelsstraßen nach China wieder eröffnet werden, wonach gegenwärtig



Nr. 3915. Frau aus Laos.

Engländer u. Franzosen nach Kräften streben. Der erste Europäer, der genauere Kunde über die L. brachte, war Wusthof, der 1641 von Kambodja aus den Methong aufwärts fuhr; die eingehendste Kenntniß dieser Völker ermöglichten aber erst die Berichte über die letzte große franz. Mekhong-expedition (1866–68) unter Garnier u. de Lagrée. Vgl. „Voyage d'exploration en Indo-Chine, effectué 1866—68 par une commission française présidée par Dondart de Lagrée et publié sous la direction de Fr. Garnier" (2 Bde., Par. 1873). Ferner: v. Hellwald, „Hinterindische Länder u. Völker" (Lpz. 1876).

Laotse, der von den Chinesen göttlich verehrte Stifter des Taoglaubens (d. i. Religion der höchsten Vernunft), eigentlich Lao; ward um die Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. zu Lubien im chines. Kreise Hunan (jetzt Lubien genannt) geb. u. war als Annalist der Tscheutaiser thätig, bis er sich von öffentlichen Aemtern zurückzog u. verscholl. Das religiöse System des Lao, welches, abgesehen von der Einmischung vielfachen Aberglaubens, auf die Empfehlung eines ungestört beschaulichen Lebens hinauskommt, ist niedergelegt in dem schwierigen „Tao te King" (unter dem Titel „Le livre de la raison suprême" übersetzt, mit lat. Umschreibung u. dem chines. Text herausgeg. von G. Gauthier, Par. 1838, dann als „Le livre de la voie et de la vertu" von St. Julien, Par. 1842). Die Anhänger des L. heißen Tao sse od. Geistesjünger, besitzen zahlreiche Klöster u. ihre Priester haben großen Einfluß bei dem niederen Volke.

La Paz (span., d. h. der Friede), offiziell La Paz de Ayacucho, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz der südamerik. Republik Bolivia mit 76,372 E. (1858), liegt in einem schönen Thale der Anden, welches vom Illimani überragt wird, im SO. des Titicacasees, ist Sitz eines Erzbischofs, regelmäßig gebaut u. hat eine schöne, größtentheils aus Marmor aufgeführte Kathedrale, eine Universität, seit 1873 eine Schule für Architektur, die erste im Lande, u. mehrere wissenschaftliche Anstalten. Die Stadt, 1548 gegründet, hat ihren Namen nach der in demselben Jahre hier erfolgten Aussöhnung der span. Eroberer Pizarro u. Almagro erhalten; nach Pentland 3726 m. über dem Meere gelegen, genießt L. P. durchaus eines gemäßigten Klimas; die Bevölkerung, deren größere Hälfte aus unvermischten Indianern besteht, treibt bedeutenden Handel, nam. mit Chinarinde. Das Dep. L. P., das nordwestlichste Bolivia's, umfaßt 2024 □M. mit 477,822 E. (1858), von denen etwa 2500 wilde Indianer sind; es erstreckt sich von drei centralen Hochebenen der Anden bis in das östl. Tiefland, ist reich bewässert durch die Zuflüsse des Rio Beni u. zeichnet sich durch Gewerbfleiß u. Fruchtbarkeit aus.



Nr. 3916. Jean François de Galaup La Pérouse (geb. 22. Aug. 1741, gest. 1788).

La Pérouse (spr. Perubs), Jean François de Galaup, Graf, berühmter franz. Seefahrer, geb. zu Guo bei Albi 22. Aug. 1741, trat frühzeitig in den Seedienst u. zeichnete sich in den Kriegen gegen England aus. Nachdem er 1782 als Schiffskapitän die engl. Kolonien an der Hudsonsbai zerstört hatte, wurde er von Ludwig XVI. auserlesen, die Entdeckungen Cook's in der Südsee zu vervollständigen. Von Brest ging er 1. Aug. 1785 unter Segel, umschiffte das Kap Horn u. durchfuhr den Großen Ozean bis zur äußersten Nordwestküste Nordamerika's (Juni 1786); im nächsten Jahre ging er nach den Philippinen u. erforschte 1787 die nördl. von Japan gelegenen asiat. Inseln; 9. Aug. 1787 erreichte L. P. auf dem Rückwege die Südspitze Sachalins, dessen Inselcharakter durch ihn festgestellt worden war, u. entdeckte die nach ihm benannte La-Perouse-Straße, welche die Inseln Sachalin u. Jeso scheidet. Von hier segelte er im Sept. 1787 nach der Ostküste Australiens, um von hier aus die Inseln zwischen Neu Guinea u. Neuseeland zu untersuchen. Seine letzten Briefe datiren von Sydney, Febr. 1788; seitdem blieb er verschollen, trotzdem daß die franz. Regierung 1791 eine Expedition zur Erforschung des Schicksals der beiden von L. P. befehligten

Schiffe aussandte, bis Dillon, ein engl. Schiffskapitän, 1827 auf der Insel Malicolo von den Eingeborenen erfuhr, daß die beiden Schiffe im Norden der Neuen Hebriden bei der Insel Vanicoro gescheitert waren. L. P.'s von Kamtschatka nach Frankreich gesandte Tagebücher erschienen unter dem Titel: „Voyage de L. P. autour du monde, rédigé par Milet-Mureau" (4 Bde., Par. 1797).

Lapidarschrift (vom lat. lapis, Stein), eigentlich Steinschrift, in Kalligraphie wie Typographie eine Nachahmung der Buchstabenformen auf Denksteinen, eine nur der Uncialen sich bedienende lat. Schrift antiqua. — Lapidarstil, eine im Stil der Inschriften gehaltene, kurze, körnige u. ausdrucksvolle Schreibart.

Lapilli od. Rapilli heißen die Auswürflinge der Vulkane, welche sich innerhalb des Kraters dadurch bilden, daß durch Dämpfe Massen geschmolzener Lava emporgeschleudert werden, die theils durch Gasexplosion, theils durch gewaltsame Friktion an einander u. an den Kraterwanden zu Bruchstücken zerarbeitet werden, die von Körnergröße bis zu Kopfgröße u. darüber außerhalb des Kraters in dessen nächster Umgebung niederfallen u. zur Aufschüttung des Aschenkegels beitragen. Die feinsten Kründchen bilden die vulkanische Asche, welche ihrer geringeren Schwere wegen von der Luft weiter hinweggeführt wird.



Nr. 3917. Lappen.

Lapis (lat.), der Stein; L. belemnites, Belemnitenstein; L. bezoardicus, Bezoarstein; L. bononiensis, Bologneserstein; L. causticus, Aetzstein; L. divinus, Augenstein; L. infernalis, Höllenstein; L. lazuli, Lasurstein; L. philosophicus, Stein der Weisen; L. Pideriti, Kupfervitriol; L. milliarius, Meilenstein; L. terminalis, Grenzstein &c.

La Place (spr. Laplahß), Pierre Simon, Marquis de, berühmter Mathematiker u. Astronom, geb. zu Beaumont-en-Auge (Dep. Calvados) 28. März 1749, war zuerst Lehrer der Mathematik daselbst, wurde später Examinator beim Artilleriecorps zu Paris, Mitglied der Akademie u. des Instituts u. verwaltete unterm Konsulat einige Wochen das Ministerium des Innern (Ende 1799). Dann von Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats ernannt, ward er im Juli 1803 Vizepräsident u. im Sept. 1805 Kanzler desselben, als welcher er die Wiedereinführung des Gregorianischen Kalenders (statt der revolutionären Zeitrechnung) veranlaßte. Bereits gelegentlich der Errichtung des Kaiserthrones durch den Grafenstand geehrt, sah er sich von Ludwig XVIII. zum Pair u. 1817 zum Marquis erhoben. Zum Politiker war er nicht geschaffen; den Bourbonen zeigte er sich bis zum Aeußersten ergeben. Er starb zu Paris 5. Mai 1827. L. wies auf analytischem Wege das Vorhandensein einer Mondatmosphäre nach, bestimmte die gegenseitigen Störungen der großen Planeten u. entwickelte ein Weltsystem in seiner „Mécanique céleste" (5 Bde., Par. 1799 bis 1825), von welch großartigem Werke er eine populäre Bearbeitung als „Exposition du système du monde" (2 Bde., ebd. 1796 u. öfter) erscheinen ließ. Außerdem sind noch zu nennen: „Théorie analytique des probabilités" (Par. 1812 u. öfter) u. „Essai philosophiques sur les probabilités" (ebd. 1814 u. öfter). Seine „Oeuvres complètes" erschienen zu Paris in 7 Bdn. 1843—47.

La Plata od. Rio de la Plata (d. h. Silberstrom), ist ein Aestuar, das aus der Vereinigung der südamerikan. Ströme Paraña (s. d.) u. Uruguay (s. d.) entsteht, u. dessen größte Breite zwischen Maldonado u. Cabo San Antonio 30 M. bei einer Länge von 50 M. beträgt. Im weiteren Sinne versteht man darunter das ganze System der in ihrer Mündung vereinigten Ströme mit ihren gewaltigen Nebenflüssen, dem Paraguay, Pilcomayo, Vermejo u. Salado, deren schiffbare Strecken 1200 M. lang sind. Von Jahr zu Jahr wächst die Bedeutung dieser Wasserwege für den Handel, dem dadurch ein großer Theil des südamerikan. Innern erschlossen wird, nam. seitdem die Schiffahrt auf den La Plata-Strömen allen Nationen freigegeben ist. Die Aus- u. Einfuhr für diese ungeheuern Gebiete vermitteln jetzt fast ausschließlich die beiden großen, an dem Aestuar selbst gelegenen Handelsstädte Buenos Ayres u. Montevideo, von denen jenes bei dem seichten Fahrwasser sich einen künstlichen Hafen erst hat schaffen müssen. Die anderen Häfen an der Nordküste, Colonia u. Maldonado, sind kommerziell von Montevideo abhängig. Als Binnenhafen für Buenos Ayres ist Rosario am Paraña anzusehen, der bis dorthin Seeschiffe von 3—4 m. Tiefgang trägt. Das Stromgebiet des L. P. ist zum größten Theil Tiefebene u. gehört zu Brasilien, Bolivia, Paraguay, Uruguay u. der Argentinischen Konföderation. Als La Plata-Staaten (s. „Argentinische Konföderation") bezeichnet man entweder die Republiken Argentina's allein, od. zusammen mit Paraguay u. Uruguay.

Lappalie (deutsch mit lat. Endung, Lapperei), werthlose Sache, armselige Kleinigkeit; Mehrz. Lappalien, Armseligkeiten, Kleinigkeiten.

Lappé, s. „Pharao". **Lappen**, s. „Lappland".

Lappenberg, Johann Martin, ausgezeichneter Historiker, geb. zu Hamburg 30. Juli 1794, studirte zuerst in Edinburgh Naturwissenschaften, wandte sich aber bald historisch-politischen Studien zu, die er nach einem längeren Aufenthalte in London an der Berliner u. Göttinger Hochschule fortsetzte, wurde 1819 Ministerresident für Hamburg in Berlin, bekleidete 1823—63 die Stelle eines Archivars im Hamburger Senate u. starb, in seinen letzten Lebensjahren fast erblindet, in seiner Vaterstadt 28. Nov. 1865. Für die Geschichte derselben galt er als Autorität. Werthvolle Beiträge zu dieser lieferte er durch sein „Hamburger Urkundenbuch" (Bd. 1, Hamb. 1842), durch die „Hamburger Rechtsalterthümer" (ebd. 1845), die Ausgabe der „Chroniken der Stadt Hamburg in niederdeutscher Sprache" (Hamb. 1852—61) sowie der hamburgischen Chronik des Adam Tratziger (Hamb. 1863—65), durch verschiedene kleinere Arbeiten u. in der von ihm begründeten „Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte" (3 Bde., ebd. 1841—51). Außerdem schrieb er: „Ueber den ehemaligen Umfang u. die [illegible]te Helgolands" (2 Bde., ebd. 1831); „Die Elbkarte des Melchior Lorichs" (ebd. 1847); „Urkundliche Geschichte des Hansischen Stahlhofs zu London" (1851) u. eine „Geschichte von England" (ebd. 1834—37, Bd. 1 u. 2; Bd. 3 von Pauli 1853). Auch gab L. die „Quellen zur Geschichte des Erzbisthums u. der Stadt Bremen" (Brem. 1841) heraus, setzte Sartorius' „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa" (2 Bde., Hamb. 1830) fort u. war Mitarbeiter an den Pertz'schen „Monumenta Germaniae", für die er den Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen, Helmold u. Arnold von Lübeck bearbeitete. Zu erwähnen sind endlich noch die von ihm veröffentlichten „Reliquien des Fräulein S. C. v. Klettenberg" (Hamb. 1849); Murner's „Till Ulenspiegel" (ebd. 1853); Lauremberg's „Scherzgedichte" (Stuttg. 1861); Paul Fleming's lat. Gedichte (2 Bde., Stuttg. 1863—65) u. der von ihm gesammelte „Briefwechsel Klopstock's" (Braunschw. 1866). Vgl. E. H. Meyer, „Joh. Martin L. Eine biographische Schilderung" (Hamb. 1867).

Lappland od. Sameland ist der Gesammtname für die nördlichsten Theile von Norwegen, Schweden u. Finnland mit der Halbinsel Kola (s. d.); es wird vom Eismeer, das hier auch Lappländisches Meer genannt wird, vom Weißen Meer u. dem Bottnischen Meerbusen begrenzt u. stößt im SW. an das schwed. Norrland. Der norweg. Theil umfaßt die Vogtei Finnmarken, der schwed. gehört zu Jemtlands-, Westerbottens- u. Norrbottens-Län (2306 □M.), der russ. besteht aus den nördl. Distrikten von Finnland, welche von Schweden durch den Frieden von Frederikshamn 1809 abgetreten worden sind, u. den nordwestlichsten Landschaften des Gouvernements Archangelsk. Das spärlich bevölkerte Land bildet an der Ostsee eine schmale Tiefebene u. erhebt sich nach N. stufenweise zu den nordöstl. Ausläufern des skandinavischen Hochlandes, die auch mit dem Namen des Lappländischen Gebirges bezeichnet werden. Das russ. L. ist dagegen die Fortsetzung der finnischen Seenplatte, ein mit vielen Seen u. Morästen bedecktes Plateau, welches zahlreiche Flüsse zum Bottnischen Meerbusen u. Eismeer entsendet. Die größten Seen dieses Gebietes sind der Enare- od. Inara- (s. d.) u. der Päwoserosee. Der Winter ist lang, an den Küsten aber infolge des Einflusses des Golfstromes bei weitem weniger streng als im Innern; nicht nur im norweg. Finnmarken, sondern auch im russ. L. giebt es eine bedeutende Anzahl eisfreier Häfen. Der Sommer, welcher jedoch nur an einzelnen Stellen Korn reifen läßt, ist außerordentlich heiß u. reich an Stechfliegen u. Mücken. Die Wälder haben nur an den Küsten der Ostsee eine größere Ausdehnung, nach dem Gebirge u. den Plateaulandschaften zu nehmen sie ab. Wild ist noch reichlich vorhanden, nam. Bären, Wölfe, Luchse, Fischottern, Marder u. a. m. Die Flüsse u. Seen bergen eine Menge der trefflichsten Lachse u. Dorsche, während die ehemals zahlreichen Walfische an den Küsten jetzt seltener geworden sind. Die mineralischen Schätze des Landes sind noch nicht genügend ausgebeutet, man findet Silber-, Blei-, Zink- u. Kupfererze; das größte Aufsehen hat aber in den letzten Jahren die Entdeckung von Goldfeldern am Enaresee gemacht, zu deren Erschließung allein 1870 gegen 1000 Goldgräber nach N. gegangen waren. Die Lappen (finnisch lappaa, hin- u. herwandern), bei den Norwegern Finnen genannt (daher Finnmarken), sind ein finnischer Stamm, dessen Verwandtschaft mit den Mongolen die breiten Backenknochen, der weite Mund, die abgestumpfte Nase u. die gelbe Gesichtsfarbe andeutet. Sie selbst nennen sich Same. Ihre Gesammtzahl beträgt ungefähr 26,000 Seelen. Davon kommen auf Schweden 6611 (1870), auf Norwegen 15,601 Ansässige u. 1577 Nomadisirende (1865) u. auf Rußland 2207. Die seßhaften Lappen leben nam. in schwed. Ortschaften als Knechte u. Diener u. werden im Allgemeinen sehr verächtlich behandelt. Der größte Theil dieses Volkes besteht aus Halbnomaden, welche im Winter feste Sammelplätze (Pogosti) haben u. im Sommer auf die Bergweiden mit ihren Renthieren od. an die Flüsse, Seen u. Küsten, um zu fischen, od. in Wälder auf die Jagd ziehen. Dem Berglappen ersetzt das Renthier Rind u. Pferd; am Ende des Winters treibt er es gern an die Küsten, damit das Renthiermoos der höheren Regionen für die spätere Jahreszeit aufbewahrt bleibe, während der Waldlappe in der Waldregion bleibt, seine kleineren Renthierherden jenem häufig zur Hut überläßt u. den Lachs fängt od. das Schneehuhn jagt. Die verschiedenen Fisch- u. Jagdstationen mit dem angrenzenden Terrain sind von Alters her unter die Geschlechter vertheilt u. erben sich in den Familien fort. Die Dörfer bleiben gewöhnlich nur 10—15 Jahre an demselben Platze; wenn dann Renthiermoos u. Brennmaterial zu mangeln beginnt, werden die hölzernen Hütten u. die Kapelle abgebrochen u. an einem günstigeren Orte wieder aufgebaut. Die Kleidung der Lappen besteht aus einem Pelz, einer Schafwolljoppe, einer buntgestreiften Zipfelmütze, weiten Beinkleidern u. renthierledernen Schnabelschuhen. Durch Russen, Norweger u. Schweden, welche sich als Ackerbauer, Handelsleute u. Fischer in L. niedergelassen u. die besten Ländereien an sich gebracht haben, sind sie immer weiter nach N. in die Gebirge u. Tundren gedrängt worden; im Ganzen werden sie als gutmüthig u. gastfreundlich geschildert; der unter beiden Geschlechtern verbreitete Branntweingenuß soll ihr Hauptlaster sein. Die norweg. u. schwed. Lappen sind protestantisch, die russischen griech.-kathol., doch ist ihr Christenthum erklärlicherweise nur sehr oberflächlich u. noch mit einer Menge heidnischer Elemente versetzt. Vgl. H. u. K. Aubel, „Ein Polarsommer. Reise nach Lappland u. Kanin" (Lpz. 1874); ferner H. v. Lankenau u. v. d. Oelsnitz, „Das heutige Rußland" (Lpz. 1876).

Lapsi (lat.), d. h. Abgefallene, nannte man in den ersten Jahrhunderten der christl. Kirche Diejenigen, welche, bedrängt durch die Verfolgungen der heidnischen Gewalthaber, vom christl. Glauben abfielen.

Lapsus (lat.), ein Fall, ein Fehler. L. calami, ein Schreibfehler; L. memoriae, ein Gedächtnißfehler; L. linguae, ein Sprachfehler, Versprechen; L. bonorum, Vermögensverfall.

L. A. Q. M. (lat.), Abkürzung für Literarum artiumque magister, d. h. Lehrer der Wissenschaften u. Künste.

Laquais (frz., spr. Lakäh), auch Lakai od. Lakei (ursprünglich deutsches Wort von goth. laikan, springen, laufen), Ausläufer, Aufwärter, Lohndiener; das Wort wird gegenwärtig fast nur noch für die Dienerschaft fürstlicher Höfe gebraucht.

Lärchenbaum (Larix), eine der ausgeprägtesten Nadelholzgattungen, welche ihre Nadeln büschelförmig stellt u. gegen den Herbst abwirft. Bei uns kommt nur der europ. L. (L. Europaea) vor, ein freundlicher Baum, der nur in freien Lagen seine höchste Entwicklung erreicht u. hier einen Stamm bis zu 2 m. Durchmesser bei einer Höhe bis zu 30 m. ausbildet. Da er über ganz Deutschland bis in die Alpen, d. h. bis gegen 1600 m. Höhe, verbreitet ist, so kennt man ihn auch unter sehr verschiedenen Namen als Lurche, Lorche, Leer-, Lier-, Löhr- od. Rothbaum, als Lärchentanne u. Lärchenfichte, als Brech- u. Leertanne, als Terpentin- u. Schönbaum, auch als Schönholz, Weißlärche, europ. Ceder 2c. An u. für sich weicht seine Gattung kaum von der unserer Tannen, Fichten u. Föhren (Pinus) ab, weshalb ihn auch Linné als P. Larix hinstellte. Nur die kleinen, aufrecht stehenden Zapfen geben ihm ein eigenes Gepräge. Schon bei seiner Blattentwicklung entfaltet er im ersten Frühjahr, wo ihn die prächtig rothen Zäpfchen zieren, jenen auffallend aromatischen Harzgeruch, der von seinem großen Terpentingehalt zeugt. In der That liefert derselbe den bekannten „venetianischen Terpentin", während man in Frankreich selbst eine gummiartige Masse (Manna von Briançon) von ihm sammelt. Das Holz ist von Harz ganz imprägnirt u. gehört zu den ausdauerndsten aller Nadelhölzer; sowol deshalb als auch wegen seiner Leichtigkeit wird es auf den schweiz. Seen sehr gern zu Kähnen verwendet. In Sibirien vertritt der sibirische L. (L. Sibirica) den unsrigen, während der daurische L. (L. daurica) um 5° über den Polarkreis hinausgeht. Im Himalaja erscheint ein bis 25 m. hoch werdender L., dessen Nadeln im Herbst vor ihrem Abfallen eine rothe Farbe annehmen. Im Allgemeinen haben die Lärchen die meiste Verwandtschaft mit den Cedern; denn wenn sie auch in der Jugend bei schlankem Stamme u. äußerst glatter Rinde noch vollkommen den quirlförmigen Stand der Aeste zeigen, so neigt doch schon das Astwerk zu jener ruthenförmigen Formung, durch welche der alte Baum ein mehr od. weniger schirmförmiges Gepräge durch die herabhängenden Aeste erhält. Jedenfalls ist der L. einer unserer schönsten Wald- u. Parkbäume, weshalb man auch zu letzteren nicht allein unsere inländische Art, sondern auch L. Altaica u. Daurica aus Sibirien, L. Griffithii aus dem Himalaja, L. Kampheri aus China, L. leptolepis aus Japan, L. Lyalli aus den Felsengebirgen u. a. bei uns eingeführt hat.



Nr. 3918. Zweig des Lärchenbaums (Pinus Larix).

Lardner, Dionysius, irischer Physiker u. Mathematiker, geb. zu Dublin 3. April 1793, ward 1817 Prof. der Mathematik am Trinity College in Cambridge u. 1828 Prof. der Naturphilosophie u. Astronomie an der Londoner Universität, verlor aber 1840 sein Lehramt infolge eines skandalösen Prozesses, in den er durch die Entführung der Gattin eines Kapitäns Heaviside verwickelt worden war; außerdem mußte er 8000 Pfd. Sterl. Sühnegeld zahlen. L. wandte sich nun zunächst nach Paris, dann nach Amerika, wo er Vorlesungen hielt, kehrte später nach England zurück u. beschäftigte sich seitdem ausschließlich literarisch. Er starb zu Paris 29. April 1859. Von seinen zahlreichen, eben so gründlichen wie in ihrer Darstellung klar u. populär gehaltenen Schriften sind bes. anzuführen: „Treatise on algebraical geometry" (Lond. 1823); „On the differential and integral calculus" (ebd. 1825; 2. Aufl. 1828); „Treatise on heat" (ebd. 1844); „On railway economy" (ebd. 1850); „On the steam engine, steam navigation etc." (ebd. 1852); „Handbook of natural philosophy and astronomy" (3 Bde., ebd. 1851—52; 2. Aufl. 1855); „On animal physics" (ebd. 1854); „Handbook of

electricity and magnetism" (ebd. 1855). Außerdem hat er unter dem Titel „Lardner's Cyclopaedia" (132 Bde., n. Aufl. 1853 ff.) eine großartige Sammlung von Abhandlungen der berühmtesten Fachgelehrten über Naturwissenschaft, Industrie, Kunst, Literatur, Geschichte 2c. u. ein „Museum of science and arts" (10 Bde., ebd. 1853—56) herausgegeben.

Laren, eigentlich die verklärten Geister der Vorfahren bei den Römern, dann aber, spezieller gefaßt, die den Ursprung u. die Fortdauer der Familien bewirkenden Schutzgeister. Im Glauben der Landleute waren die L. außerdem segnende u. behütende Erdgeister, die allem ländlichen Verkehr vorstanden. Den Familienlaren, die oft neben den über den Haussegen wachenden **Penaten** genannt u. mit denselben verwechselt werden, pflegte man bei allen die Hausbewohner treffenden freudigen u. betrübenden Ereignissen Gebete u. Gaben auf dem Herde, an welchem ihre Bilder standen (sog. Lararium), darzubringen. Man stellte sie mit aufgeschürzten Gewändern, Hörnern, Schalen od. Kannen in den Händen dar. In der letzten Zeit der röm. Republik verschwanden die L. vom Herde u. bekamen ihren Platz in der Hausflur od. neben dem Schlafzimmer in einem eigenen Tempelchen od. Schrein. Neben diesen Privatlaren gab es auch öffentliche, die Lares compitales, welche als Schutzgeister des gesammten Verkehrs der städtischen u. ländlichen Distrikte angesehen wurden. Sie hatten auf den Kreuzwegen u. Wegescheiden ihre besonderen Kapellen u. zu ihren Opfern mußte jedes Haus einen Kuchen beisteuern.

largo (ital., s. v. w. breit, gedehnt), in der Musik die Bezeichnung für die in langsamer Bewegung u. mit gewichtigem, ausgeprägtem Vortrag sich gebende Ausführung eines Stückes. Mit dem Diminutiv larghetto wird ein minderer Grad der von l. verlangten Eigenschaften bezeichnet.

Larissa od. Larisa, ein alter griech.-pelasgischer Ortsname, der wahrscheinlich so viel wie „Burg" bedeutet; unter den 5 griech. Städten, welche diesen Namen führten u. die in Thessalien, Mysien, Lydien u. Syrien lagen, ist die berühmteste das L. am Peneios, die größte unter den thessal. Städten, der alte Herrschersitz der edlen Aleuaden. Unter Konstantin wurde dieser Platz Hauptstadt Thessaliens; gegenwärtig führt L. bei den Türken den Namen Jeni-scheher (d. h. Neustadt), gehört zur Provinz Jamaica, hat gegen 30,000 E., ist Sitz eines Erzbischofs u. treibt bedeutende Baumwoll- u. Seidenweberei, Türkischrothfärberei u. Weinbau sowie Handel nach Griechenland u. Albanien.

Laristan, die südlichste Küstenprovinz Persiens, umfaßt ein Areal von 1080 □M. mit etwa 300,000 E. u. grenzt im S. an den Persischen Golf; vom Meere erhebt sich das Land terrassenförmig nach N. zu fruchtbareren u. gesünderen Gegenden, welche bes. viel Baumwolle, Tabak u. Getreide hervorbringen. Die Hauptstadt Lar treibt mit diesen Produkten einen ausgedehnten Handel.

Larive (spr. Larihw), Auguste Arthur de, schweiz. Physiker, Sohn des Chemikers u. Physikers Charles Gaspard de L. (geb. zu Genf 14. März 1770, gest. das. 18. März 1834), geb. zu Genf 9. Okt. 1801, wurde das. Professor der Physik an der Akademie, hielt sich aber, nachdem in seiner Vaterstadt die Demokratie ans Ruder gekommen war, im Ausland auf, u. zwar meist in England. Zurückgekehrt, leitete er 1836—41 die „Bibliothèque universale de Genève" u. beschäftigte sich, durch die Resultate seiner früheren Untersuchungen über die Wärme dazu veranlaßt, mit der Wirkung der Elektrizität auf Metallarbeiten. Hierbei erfand er die galvanische Vergoldung u. Versilberung, für welche Erfindung er 1842 von der Pariser Akademie der Wissenschaften den Montyonpreis (3000 Frcs.) erhielt. L. starb zu Genf 27. Nov. 1873. Seine Hauptwerke sind: „Mémoires sur les caustiques" (Genf 1824); „Théorie de la pile voltaique" (ebd. 1836); „Archives d'électricité théorétique appliquée (3 Bde., ebd. 1854 f.).

La Roche (spr. La Rosch), Karl, deutscher Schauspieler, geb. zu Berlin 14. Okt. 1795; betrat 1811 auf einem kleinen Theater in Dresden als Rochus Pumpernickel zum 1. Mal die Bühne, war dann nach einander in Danzig, Lemberg, Königsberg u. Weimar engagirt u. gehört seit 1833 zu den gefeiertsten Mitgliedern des Wiener Hofburgtheaters. Als Komiker u. Intriguant unerschöpflich an charakteristischen u. feinen Zügen, hat er von seinem Kent im „König Lear" bis zum älteren Klingsberg, vom Just in der „Minna von Barnhelm" bis zum Klosterbruder im „Nathan", vom Shylock bis zum Malvolio, vom Dorfrichter Adam bis zum Mephisto eine große Reihe meister- u. musterhafter Gestalten vor das Auge seiner Zuschauer gezaubert. Vgl. Ed. Mautner, „Karl L. R." (Wien 1873).

Laroche (spr. Larosch), Marie Sophie, deutsche Schriftstellerin, Tochter des gelehrten Arztes Dr. Gutermann Edlen v. Gutershofen in Kaufbeuren, wo sie 5. Dez. 1731 geb. ward; kam später, nachdem ihre Verlobung mit dem Dr. Bianconi aus Bologna, Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, rückgängig geworden, nach Biberach in das Haus ihres Großvaters. Hier lernte Wieland sie kennen u. wurde für sie von einer schwärmerischen Liebe erfaßt. Diese Liebe ging, da sich der ehelichen Verbindung Beider Hindernisse in den Weg stellten, in eine ihr ganzes Leben hindurch dauernde gegenseitige Freundschaft über. 1754 wurde sie Gattin des damaligen kurmainzischen Hofraths Georg Michael Frank v. Lichtenfels, genannt La Roche, der später als Geheimer Konferenzrath des Kurfürsten von Trier in Thal Ehrenbreitstein bei Koblenz lebte. Bei seinem Fürsten in Ungnade gefallen, zog er sich mit seiner Gattin 1780 nach Speyer zurück, von wo Beide neun Jahre darauf nach Offenbach übersiedelten. Hier überlebte die L. ihren Gatten 18 Jahre u. starb 18. Febr. 1807. Ihr schriftstellerisches Talent offenbarte sich bes. auf dem Gebiete der Romandichtung in Briefform od. in der Manier Richardson's. Mit großem Beifall ward von ihren Zeitgenossen nam. ihre von Wieland überarbeitete u. herausgegebene „Geschichte des Fräulein v. Sternheim" (2 Thle., Lpz. 1771) aufgenommen. Außerdem sind noch zu nennen: „Rosaliens Briefe" (ebd. 1779); „Moralische Erzählungen" (ebd. 1782); „Schönes Bild der Resignation" (ebd. 1795); „Melusinens Sommerlieder" (herausgeg. von Wieland, Halle 1806) u. a. Vgl. v. Assing, „Sophie L. R., die Freundin Wieland's" (Berl. 1859).

Larochefoucauld (spr. Laroschfukoh), altberühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, dessen Stammvater, Foucauld de Laroche, um 1026 lebte u. das seit 1517 folgeweise in den Barons-, Grafen-, Herzogs- u. Pairstand erhoben worden ist. Am bemerkenswerthesten sind: François VI., Prinz v. Marsillac, Herzog von **L.**, geb. 15. Dez. 1613, der ein sehr bewegtes kriegerisches wie Liebesleben führte, 1652 im Kampfe gegen die königl. Truppen zu Paris eine Verwundung erhielt, die ihn vorübergehend des Augenlichtes beraubte, u. sich später als Schriftsteller einen gefeierten Namen machte durch seine „Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche" (Köln 1662 u. öfter), deren Freimüthigkeit erstaunlich ist, die ihm deswegen den Beinamen „La Franchise" erwarben, von ihm selbst aber später verleugnet wurden; sodann u. in noch höherem Grade durch seine stilistisch meisterhaften „Maximes et réflexions morales" (Par. 1665; neue Ausgabe von Martin, ebd. 1822). Er starb in der Nacht vom 17./18. März 1680. Seine „Oeuvres complètes" gab Depping heraus (Par. 1818; neue Aufl. 1865). — François Alexandre Frédéric, Herzog v. **L.-Liancourt,** bekannt als großer Menschenfreund, geb. 11. Jan. 1747, widmete sich der Landwirthschaft auf seinem Gute Liancourt bei Clermont, wo er 1788 für arme Soldatenkinder die „École des enfants de la patrie" u. 1790 eine große Baumwollenspinnerei gründete, u. suchte in der Nationalversammlung deren Interesse insbes. dem sozialen Elend, dem Armenwesen u. der Hospitalpflege zuzuwenden. Wegen seiner Bemühungen, die königl. Familie zu retten, mußte er selbst flüchtig werden. Nach dem 18. Brumaire zurückgekehrt, wirkte er in Paris für die Verbreitung der Schutzpockenimpfung u. für andere Humanitätsinteressen; insbes. fand auch die Nothwendigkeit von Reformen im Gefängnißwesen u. die Abschaffung der Todesstrafe einen warmen Fürsprecher in ihm durch seine Schrift „Les prisons de Philadelphie" (Par. 1800). Erst seit 1809 in seinen Herzogsrang wieder eingesetzt u. nach der ersten Restauration zum Pair erhoben, nahm ihm die Regierung wegen seiner Opposition gegen die Politik des Hofes 1823 alle seine Aemter. Dagegen ward er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Nachdem L. noch die Einführung des wechselseitigen Unterrichtes angeregt u. die erste Sparkasse in Frankreich gegründet hatte, starb er 27. März 1827. — Sein Enkel François Marie Auguste Emilien, Herzog v. **L.** (geb. 1794, gest. 1874), hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, der Husarenoberst François, Herzog v. **L.**, geb. 14. April 1818, das jetzige Haupt der Familie ist. — Alexandre, Graf v. **L.**, zweiter Sohn des Herzogs von L.-Liancourt, geb. 1767, während der Revolution flüchtig, ward 1802 franz. Geschäftsträger in Dresden, 1805 Gesandter in Wien

u. 1808 im Haag, war nach der Restauration Mitglied der Deputirtenkammer, wurde 1833 Pair u. starb zu Paris 2. März 1841. Sein ältester Sohn, Alexandre Jules, Graf v. L., geb. zu Mello (Oise) 23. Jan. 1796, wurde 1839 als Herzog v. Estissac Pair u. starb zu Paris 19. April 1856. Dessen ältester Sohn, Roger Paul Louis Alexandre, Graf v. L., Herzog v. **Estissac**, geb. 17. Mai 1826, ist gegenwärtiges Haupt dieser Linie. — Frédéric Gaëtan, Marquis v. L., Bruder des Grafen v. L., geb. zu Paris 5. Febr. 1779, vertrat 1827—48 das Dep. Eber in der Kammer, wo er sich als eifriger Verfassungsfreund zeigte, u. starb 15. April 1863. Er schrieb u. A.: „L'esprit des écrivains du XVIII[me] siècle“ (Par. 1809) u. gab die „Oeuvres complètes“ seines Vaters (ebd. 1835) sowie „La vie du duc de L.-Liancourt“ (ebd. 1827) heraus. Sosthènes, Vicomte v. L., einem Seitenzweige der Familie angehörig, geb. 15. Febr. 1785, erbte 5. Juni 1841 von seinem Vater den Titel eines Herzogs v. Doudeauville u. starb 7. Okt. 1864. Man hat von ihm u. A.: „Mémoires“ (5 Bde., Par. 1835). Ihm folgte als Chef dieses Zweiges sein Sohn Augustin Marie Matthieu Stanislas, Herzog v. **L.-Doudeauville**, geb. 9. April 1822, gefallen 18. Okt. 1870 in Chateaudun, zu dessen Vertheidigung gegen die Deutschen er von seinem Schlosse de la Goudinière mit seiner bewaffneten Dienerschaft herbeigeeilt war. Sein Bruder ist Graf Sosthènes v. L., Herzog v. **Bisaccia**, geb. 1. Sept. 1825.

Larochejacquelein (spr. Larosch-Schackläng), Henri Auguste Georges Duvergier, Marquis v., Neffe des am 4. Juni 1815 als Obergeneral der Royalisten Armee in der Vendée gefallenen Marquis Louis Duvergier v. L. u. der mit diesem in ihrer zweiten Ehe vermählten Marie Louise Victoire de Donnison, welche 15. Febr. 1857 im Alter von 84 Jahren zu Orleans starb (s. deren historisch interessante „Mémoires“, Bordeaux 1815 u. ö., sowie Nettement's „Vie de Mad. de L.“, Par. 1858), wurde auf dem Schloß Citron in der Gironde 28. Sept. 1805 geb. u. schon 1815 zum Pair von Frankreich erhoben, doch verzichtete er nach der Juli-Revolution von 1830 auf diese Würde u. lebte, nachdem er vorher als Kavallerieoffizier gedient hatte, zurückgezogen im westl. Frankreich, wo er sich auf industrielle Unternehmungen warf u. die Loire-Dampfschiffahrts-Gesellschaft leitete. 1842 vom Departement Morbihan in die Kammer gewählt, nahm er hier zwar unter den Legitimisten eine hervorragende Stellung ein, erkannte aber nach der Februar-Revolution von 1848 die Republik sofort an, u. zwar zugleich im Namen der ganzen Vendée. Fortan von den reinen Legitimisten als ein Abtrünniger behandelt, sagte er sich nach dem Napoleonischen Staatsstreiche von ihrer Partei ganz los, schloß sich der kaiserlichen Regierung an u. wurde 31. Dez. 1852 Senator. Er starb zu Paris 7. Jan. 1867.

Larochelle, befestigte Hauptstadt des franz. Departements Charente-Inférieure mit 19,070 E. (1872); liegt an einer Bucht des Atlantischen Ozeans u. besitzt einen durch Molen geschützten u. geräumigen Hafen, der durch einen Kanal mit dem Becken der Sèvre-Niortaise verbunden ist. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, doch sind die Straßen breit u. die Place d'armes einer der schönsten Plätze Frankreichs. Unter den öffentlichen Gebäuden sind nennenswerth das spätgoth. Rathhaus, der Justizpalast im Renaissancestil, die 1780 begonnene, im griech. Stile erbaute Kathedrale, die Börse u. das Arsenal. Die Festungswerke sind nach Vauban's Plan angelegt. Die Bevölkerung treibt bedeutende Fischerei, nam. Sardinenfang, außerdem Schiffbau, Fayence- u. Glasfabrikation, Weberei, Zuckerraffinerie, Eisengießerei u. beträchtlichen Handel mit Fischen, Austern, Wein, Branntwein, Holz u. anderen Artikeln. L. ist Kriegshafen zweiter Klasse u. Sitz eines Bischofs. Die Gründung der Stadt fällt in das 10. Jahrh.; schon in den Kriegen der Franzosen u. Engländer hat sie als Seefestung eine hervorragende Rolle gespielt, eine wichtigere in den Hugenottenkämpfen, wo sie das Hauptbollwerk der franz. Protestanten war u. auf das Tapferste, wenn auch erfolglos, vom Dez. 1572 bis Ende Juni 1573 u. 10. Aug. 1627 bis 28. Okt. 1628 vertheidigt wurde.

Larve (lat.), s. v. a. Maske; ein in Verwandlung begriffenes Insekt in seiner zweiten Entwicklungsperiode (s. „Insekten“). In der religiösen Vorstellung der Römer waren Larvae (auch Maniae genannt) die ruhelos umhergehenden u. Lebende u. Verstorbene quälenden Geister lasterhafter Verstorbener, also den Laren (s. d.) entgegengesetzt, schreckhafte Spukgestalten, als Skelete gedacht, die man durch Sühnungen von sich fern halten mußte.

Larvenschwein (Emgalo, Phacochoerus), ein afrik. Schwein mit breitem Kopfe, schwieligen, herabhängenden Hautlappen an den Wangen, die ihm ein sehr barockes, häßliches Aussehen verleihen, mit rundlichen, sehr großen Hauern u. zwei oberen sowie sechs unteren Schneidezähnen. Es läßt sich jung zähmen, wird aber im Alter wieder wild.

Laryngoskop, s. „Kehlkopfspiegel“. **Larynx,** der Kehlkopf (s. d.).

Lasa, Tassilo von **Heydebrand** u. der L., deutscher Diplomat, geb. 1818 auf dem väterlichen Gute bei Warmbrunn in Schlesien, seit 1865 preußischer, seit 1871 deutscher Gesandter in Kopenhagen, in weiteren Kreisen als hervorragende Autorität auf dem Gebiete des Schachspiels bekannt. Mitbegründer der deutschen bez. der sog. Berliner Schachschule, welche, im fünften Jahrzehnt unter Leitung L. Bledow's (s. d.) blühend, die nunmehr seit länger als 30 Jahren bestehende „Deutsche Schachzeitung“ begründete, hat v. d. L. nicht nur durch seine außerordentliche Meisterschaft im praktischen Spiele, sondern noch mehr durch seine fruchtbare literarische Thätigkeit sich in allen Schachkreisen des Inlandes wie Auslandes eine hohe Berühmtheit erworben. Seine zahlreichen Aufsätze in allen Jahrgängen der Schachzeitung, sowol in theoretischer als historischer u. literarisch-kritischer Richtung, zeichnen sich sämmtlich durch gründliche Forschung, gediegenen Inhalt, gewissenhafte Urtheile u. klare sachliche Darstellung aus. Unter seinen größeren literarischen Leistungen sind zu nennen das ursprünglich von v. Bilguer (s. d.) entworfene, aber durch v. d. L. ausgeführte u. in den späteren Auflagen fast ganz umgearbeitete „Handbuch des Schachspiels“ (Berl. 1843, 5. Aufl. Lpz. 1874), ferner der „Leitfaden für Schachspieler“ (Berl. 1848; 2. Aufl. 1857), endlich die „Berliner Schacherinnerungen“ (Lpz. 1859).

La Salle (spr. Laßall'), Jean Baptiste, franz. Priester, Stifter der Brüderschaft der christl. Schulen (Frères ignorantins, lat. Fratres ignorantiae), geb. zu Rheims 30. April 1651; gründete dort, wie dann zu Laon, Rethel u. Paris, seine ersten Schulen für unentgeltlichen Unterricht, ging 1705 zu demselben Zwecke nach Rouen, wo er bald fünf Schulen leitete u. zu großer Blüte brachte; zog sich im Alter in das gleichfalls von ihm gegründete Stift von Saint-Yon zurück u. starb daselbst 7. April 1719. Am 2. Juni 1875 ward zu Rouen ein Denkmal L.'s enthüllt. Durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, ward die von ihm gestiftete Brüderschaft 1805 von Napoleon zurückgerufen, von der Konskription befreit u. vorzugsweise zu Anstellungen im Lehrfach empfohlen.

Laesae majestatis crimen, das Verbrechen beleidigter Majestät, Majestätsbeleidigung, d. h. Verletzung der Ehre des Staatsoberhauptes als eines solchen. Dieses Majestätsverbrechen im engeren Sinne, wesentlich verschieden von dem sehr umfassenden röm. crimen majestatis, ist ein ohne hochverrätherische Absicht gegen die Person des Staatsoberhauptes durch Handlungen od. Worte gerichteter Angriff, wodurch die Ehre des Staatsoberhauptes verletzt wird. Nach §. 94 ff. des Deutschen Strafgesetzbuches wird Derjenige, welcher sich einer Thätlichkeit gegen den Kaiser, gegen seinen Landesherrn od. während seines Aufenthaltes in einem Bundesstaate einer Thätlichkeit gegen den Landesherrn dieses Staates schuldig macht, mit lebenslänglichem Zuchthaus od. lebenslänglicher Festungshaft, in minder schweren Fällen mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren od. mit Festungshaft von gleicher Dauer, neben welcher auf Verlust der bekleideten öffentlichen Aemter sowie der aus öffentlichen Wahlen hervorgegangenen Rechte erkannt werden kann, bestraft. Wer den Kaiser, seinen Landesherrn od. während seines Aufenthaltes in einem Bundesstaate dessen Landesherrn beleidigt, wird mit Gefängniß nicht unter zwei Monaten od. mit Festungshaft bis zu fünf Jahren bestraft; neben der Gefängnißstrafe kann ebenfalls auf Verlust der vorerwähnten Aemter u. Rechte erkannt werden. Außerdem ist in §. 98 ib. auch für die Beleidigung von Bundesfürsten eine höhere Strafe als für Privatinjurien bestimmt. Dagegen verpönt das Deutsche Strafgesetzbuch nicht mehr, wie es das frühere preuß. gethan, die Verletzung der Ehrfurcht gegen den Souverän, weil Ehrfurcht nicht durch Strafe erzwingbar, sondern eine rein innere Selbstbestimmung ist. Das L. m. c. kann sich seinem Begriffe nach nicht auf die Beleidigung eines auswärtigen Souveräns durch einen Inländer im Inlande beziehen, eine derartige Beleidigung ist aber von erhöhter objektiver Strafbarkeit u. durch das Deutsche Strafgesetzbuch (§. 102 f.) für den Fall der Gegenseitigkeit bes. verpönt.

Lasaulx (spr. Lasō), Johann Claudius v., Architekt, stammte aus einer lothring. Familie u. ward geb. zu Koblenz 27. März 1781. Seit 1798 studirte er in Würzburg zuerst die Rechte, dann Medizin,

leitete dann eine Zeit lang den Betrieb einer von seinem Vater gegründeten Branntweinbrennerei u. Essigfabrik, wurde 1812 Landbaumeister, 1816 Landbauinspektor u. starb in Koblenz 14. Okt. 1848. Sein Sohn, Ernst v. L., ausgezeichneter Alterthumsforscher, geb. zu Koblenz 16. März 1805, studirte in Bonn u. München 1824—30 Philologie u. Philosophie, hielt sich dann im Interesse seiner Fachstudien in Wien, Rom, Athen, Konstantinopel u. Jerusalem auf, ward 1835 Professor der Philologie in Würzburg u. folgte 1844 als Professor der Philologie u. Aesthetik einem Rufe nach München, theilte aber nach dem Rücktritte des Ministers v. Abel im Febr. 1847 das Schicksal anderer gleichgesinnter Professoren, die ihres Amtes enthoben wurden. Seit Mai 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, hielt er sich hier zur sog. großdeutschen Partei. Im März 1849 erhielt L. seine Professur zurück; auch wurde er im September dess. Jahres in die bayer. Zweite Kammer gewählt. Er starb zu München 10. Mai 1861. Von seinen zahlreichen Monographien über Gegenstände des klassischen Alterthums, in denen er durch seine hellenistisch-christliche Religionsphilosophie die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers auf eine bisher kaum berücksichtigte Seite des antiken Geistes u. Lebens gelenkt hat, ließ er 1854 eine Sammlung erscheinen (Regensb.). Außerdem schrieb er: „Der Untergang des Hellenismus" (Münch. 1854); „Ueber die theologische Grundlage aller philosophischen Systeme" (ebd. 1856); „Des Sokrates Leben, Lehre u. Tod" (ebd. 1857); „Die prophetische Kraft der menschlichen Seele im Dichten u. Denken" (ebd. 1858) u. „Die Philosophie der schönen Künste" (ebd. 1860). Mehrere dieser Schriften wurden, als gegen die kathol. Kirchenlehre verstoßend, auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. — Vgl. Holland, „Erinnerungen an L." (Münch. 1864).

Las Casas, Fray Bartolomeo de, span. Geschichtschreiber, geb. 1474 zu Sevilla, studirte in Salamanca Theologie u. Jurisprudenz, begleitete 1502 Nic. de Ovanda nach San Domingo u. ward 1510 der erste christl. Geistliche auf Cuba, als welcher er sich eifrig der Indianer annahm. Nach dem Mißlingen mehrerer humaner Unternehmungen, nam. eines 1520 auf eigene Hand ins Werk gesetzten Kolonisationsversuches, zog sich L. C. in das Dominikanerkloster auf Hispaniola zurück. Seit 1525 wirkte er in Nicaragua als Gehülfe des Bischofs, dann in Guatemala, Peru u. Mexiko als Missionar. Das Interesse seiner Bestrebungen verfocht er in der bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Spanien veröffentlichten, Aufsehen erregenden u. fast in alle europäischen Sprachen übersetzten „Brevisima relacion de la destruccion de las Indias" (deutsch 1597 u. von Andrä, Berl. 1790). 1544 übernahm er das Bisthum von Chiapa in Mexiko, doch machte er sich hier nicht blos die Pflanzer, denen er wegen ihrer Grausamkeit gegen die Indianer die Sakramente verweigerte, zu bitteren Feinden, sondern mußte es auch erleben, daß selbst die Kirche seinen edlen Eifer mißbilligte. So kehrte er schon 1547 nach Spanien zurück, indeß hörte er niemals auf, die Menschenrechte zu vertheidigen. Er starb im Dominikanerkloster von Atocha zu Madrid im Juli 1566 u. hinterließ u. A. das Manuskript einer „Historia general de las Indias". Sein Leben beschrieb Helps (1868).

Las Cases (spr. Laskahs), Emmanuel Auguste Dieudonné, Graf, franz. Geschichtschreiber u. einer der Gefährten Napoleon's I. auf St. Helena, geb. auf dem Schlosse Las Cases bei Revel (Languedoc) 1766, diente vor der Revolution in der Marine, emigrirte 1791, kehrte Ende 1799 aus England zurück, lebte aber noch längere Zeit ganz zurückgezogen, bis er durch seinen „Atlas historique" (Par. 1803 bis 1804, neueste Aufl. 1824—28; deutsch von Dusch u. Eyselein, Karlsr. 1826 f.) das Interesse Napoleon's auf sich lenkte, der ihn 1808 zum Reichsbaron u. bald darauf zum Requetenmeister im Staatsrath machte. Nach der ersten Abdankung seines Kaisers ging L. wieder nach England, von wo er jedoch zurückkehrte, als Napoleon Elba verlassen hatte. Mit seinem ältesten Sohne begleitete er dann denselben auch in die Verbannung nach St. Helena, wo ihm Napoleon einen Theil seiner Memoiren diktirte. Aus Anlaß eines Briefes jedoch, den L. hinter dem Rücken Hudson Lowe's (s. d.) an Lucian Bonaparte abzusenden versucht hatte, ward er 27. Nov. 1816 von Napoleon getrennt, acht Monate auf dem Kap der guten Hoffnung gefangen gehalten u. hierauf nach Europa zurückgebracht. Hier hielt er sich zuerst in Frankfurt a. M., dann in Belgien auf, bis ihm der Tod Napoleon's die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich brachte. Nach der Julirevolution ward er Mitglied der Kammer, wo er auf der äußersten Linken saß. Er starb zu Passy bei Paris 15. Mai 1842. L. gab das „Mémorial de Ste. Hélène" (8 Bde., Par. 1823—24; deutsch, Dresd. u. Stuttg. 1824) heraus, welches Hudson Lowe zu einer heftigen Gegenschrift veranlaßte. Ueber den Werth dieser Geschichtsquelle vgl. Grille u. Musset-Pathey, „La suite au mémorial" (2 Bde., Par. 1824). — Emmanuel Pons Dieudonné, Graf de L., ältester Sohn des Vorigen, geb. zu St. Meen (Dep. Finisterre) 8. Juni 1800, fungirte als Napoleon's Sekretär auf St. Helena, nahm an der Julirevolution thätigen Antheil, hielt sich dann zur dynastischen Mitte, begleitete 1840 den Prinzen von Joinville zur Abholung der Asche Napoleon's nach St. Helena, ward 31. Dez. 1852 von Napoleon III. zum Senator ernannt u. starb zu Passy 8. Juli 1854. Er gab als Ergänzung zu seines Vaters „Mémorial" das „Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule" (Par. 1841) heraus.

Lascy, auch Lacy (spr. Läßy), Joseph Franz Moritz, Graf v., österr. Feldmarschall, geb. zu Petersburg 21. Okt. 1725, stammte aus einem alten normänn. Geschlecht, welches sich in Irland niedergelassen hatte, u. war der Sohn des zuletzt in russ. Diensten stehenden Grafen Peter v. L. (geb. 1678 zu Limerick in Irland, gest. 1751 als Generalgouverneur von Livland in Riga). Seit 1743 dem österr. Heere angehörig, rückte er schon im Beginn des Siebenjähr. Krieges wegen seines rühmlichen Verhaltens in der Schlacht bei Lobositz zum General auf, reorganisirte später als Generalquartiermeister die Armee, leitete 1758 den Entsatz von Olmütz, entwarf den Plan zum Ueberfall bei Hochkirch u. erwarb sich durch sein glückliches Unternehmen gegen die Preußen bei Maxen den Rang eines Feldzeugmeisters. 1760 rettete er bei Dresden die Reichsarmee u. nach der Schlacht bei Torgau drang er bis in die Nähe von Berlin vor. Dafür zum Feldmarschall ernannt, erhielt er 1765 die Generalinspektion der Armee u. 1766 den Vorsitz im Hofkriegsrath. Josef II. machte ihn 1774 zum Staats- u. Konferenzminister. Auch nahm L. mit dem Kaiser 1788 am Türkenkriege Theil, doch schadete sein Cordonsystem Oesterreich mehr als es nützte. Franz II. vertraute ihm 1794 auf die Zeit seiner Abwesenheit das Kriegsdirektorium an u. ernannte ihn zum Kanzler des Maria-Theresia-Ordens. L. starb zu Wien 24. Nov. 1801.

Laesio (lat.), d. i. Verletzung. **Laesio enormis**, s. „Kauf".

Lasiren, das, nennt man in der Malerei das Auftragen einer dünnen, durchsichtigen Farbe (Lasurfarbe), so daß die vorher aufgetragene durchscheint — ein Verfahren, das mehrmals wiederholt angewandt wird, um die sanfteren Uebergänge der Farben hervorzubringen.

Lasistan, die östlichste Landschaft der türk.-kleinasiat. Provinz Trapezunt, ist ein wildes Gebirgsland, welches im NO. an das russ. Georgien grenzt u. im N. vom Schwarzen Meer bespült wird. Nur in den Thälern am Unterlauf der zahlreichen Bergströme, deren bedeutendster, der Tschoruk, auf eine kurze Strecke vom Meere aufwärts schiffbar ist, wird Ackerbau getrieben; die Berge sind mit schönen Laubwäldern bedeckt, welche viel Holz zur Ausfuhr liefern. Der Name des Landes kommt von seinen Bewohnern, den Lasen (Lazen), deren Sprache ein Ueberrest der iberischen sein soll. Sie sind wegen ihrer Rohheit, Rachgier u. Raubsucht selbst auf dem benachbarten russ. Gebiete gefürchtet, wohin sie häufig ihre Raubzüge ausdehnen.

Laskāris, Konstantin, griech. Gelehrter, gebürtig aus Konstantinopel, wurde 1454 Lehrer der Prinzessin Ippolita Sforza, der Tochter des Herzogs von Mailand, lebte später in Rom unter dem Schutze des Kardinals Bessarion u. wirkte dann als öffentlicher Lehrer in Neapel u. zuletzt in Messina, wo er 1493 starb. Seine „Erotemata" genannte griech. Grammatik (Mail. 1476) ist der erste Druck in dieser Sprache. Seine werthvolle Bibliothek ist im Escurial bei Madrid aufgestellt. Vgl. Villemain, „L. ou les Grecs du XVme siècle" (Par. 1825, deutsch Straßb. 1825).

Lasker, Eduard, einer der hervorragendsten deutschen Volksvertreter, geb. 14. Okt. 1829 in dem Städtchen Jaroczyn (Provinz Posen) als Sohn eines jüd. Kaufmanns, besuchte das Gymnasium in Breslau u. gedachte Medizin zu studiren, wandte sich aber, einem

Wunsche seines Vaters folgend, dem Studium der Mathematik u. Astronomie zu. Im J. 1848 kam L. nach Wien, focht in der Studentenlegion unter Robert Blum mit, entkam indeß glücklich in die Heimat u. widmete sich nun in Breslau u. dann in Berlin dem Studium der Rechte, betrat 1851 die preuß. Beamtenlaufbahn, ging 1853 auf drei Jahre nach England, um auch das dortige Recht zu studiren, u. wanderte hierauf wieder als unbesoldeter Hülfsarbeiter von einem preuß. Gericht zum andern. Ueberall ward seine außerordentliche Fähigkeit, Arbeitskraft u. Pflichttreue erkannt u. von seinen Vorgesetzten mit Zutheilung der schwierigsten Arbeiten belohnt. Seit 1858 Assessor beim Berliner Stadtgericht, schied er 1870 aus dieser Stellung u. wurde Rechtsanwalt bei demselben Gericht, ohne aber bis jetzt praktizirt zu haben. In die Politik ward L. durch Oppenheim's „Deutsche Jahrbücher" eingeführt; in diesen erschienen seine ersten Arbeiten über Verfassung u. Verwaltung, welche die Aufmerksamkeit der liberalen Partei u. der wissenschaftlichen Welt auf ihn lenkten.



Nr 3919 Eduard Lasker geb. 14 Okt 1829

Vom vierten Berliner Wahlbezirk im März 1865 u. im Juli 1866 zum Abgeordneten gewählt, wurde er Berichterstatter in mehreren Kommissionen, trat 1866 aus der Fortschrittspartei aus u. ward Mitbegründer der national-liberalen Fraktion. Seit 1868 Vertreter Magdeburgs im Abgeordnetenhause, nahm er 1873 das Mandat für Frankfurt a. M. an. Im Norddeutschen Reichstag vertrat er den ersten Berliner Wahlkreis, in den Deutschen Reichstag ließ er sich vom zweiten Wahlkreise des Herzogthums Meiningen wählen, in allen Sessionen eine außerordentliche Wirksamkeit nam. als schlagfertiger Redner entfaltend. Hervorzuheben ist seine Thätigkeit bei der Berathung der Gewerbeordnung u. des Haftpflichtgesetzes, sein Kampf gegen die Wuchergesetze u. gegen die Schuldhaft bis zu deren Aufhebung, gegen die Prämienanleihen, wie im Abgeordnetenhaus gegen den Eisenbahnkonzessionsschacher. In letzterer Beziehung ist nam. sein mannhaftes Auftreten gegen einige hochgestellte Gründer im Beginn des J. 1873 hervorzuheben; zu diesen Anklagen war L. vollauf berechtigt, da er selbst sich makellosen Rufes erfreut. Auf literararischem Gebiet hat sich L. rühmlich bekannt gemacht durch seine Schrift „Zur Geschichte der parlamentarischen Entwicklung Preußens" (Lpz. 1873).

Laski, eine poln. Adelsfamilie, zu welcher gehörten: Jan **L.** od. Joannes a Lasco, geb. 1457, gest. 19. Mai 1531, Großkanzler u. seit 1510 Erzbischof von Gnesen, als welcher er für den König Sigismund I. auch mehrere diplomatische Missionen erfolgreich ausführte, gab eine Sammlung der ältesten poln. Gesetze: „Commune inclyti Poloniae regni privilegium" (Krak. 1506), u. kirchliche Statuten heraus. — Jan **L.** od. Joannes a Lasco, Neffe des Vorigen, geb. zu Warschau 1499, bereiste als Geistlicher 1523—26 Deutschland, Italien u. Frankreich, ward durch Zwingli u. Erasmus für die Reformation gewonnen, versuchte auch, indeß vergeblich, diese nach seiner Rückkehr in Polen einzuführen, entsagte daher 1537 seinen Pfründen u. begab sich nach Löwen in Belgien. 1543 nach Emden berufen, von wo er 1549 einer Einladung Cranmer's nach London folgte, wirkte er in Friesland u. in England für die Einführung der protest. Lehre u. wurde der Begründer der Presbyterialverfassung. Auch rührt von ihm der Emdener Katechismus her. Nach Eduard's VI. Tode mußte L. England wieder verlassen. Seitdem hielt er sich in Deutschland auf, doch bestimmten ihn die Anfeindungen u. Verfolgungen seitens lutherischer Theologen, 1556 in sein Vaterland zurückzukehren, wo er als Vorsteher der protest. Kirchen in Kleinpolen vermittelnd u. ausgleichend zu wirken bestrebt war. Er starb 1560 in Pinczow. — Jaroslaw **L.**, Bruder des Vorigen u. gleichfalls der Reformation zugethan, schloß als Zapolya's Gesandter in Konstantinopel ein Bündniß gegen Oesterreich u. kam dann zu großem Einfluß, bis ihn Zapolya der Verrätherei beschuldigte u. gefangen setzte. Wieder in Freiheit, ging L. zu Ferdinand von Oesterreich über, als dessen Gesandter in Konstantinopel er 1542 starb.

Las Palmas, befestigte Hauptstadt der Kanarischen Insel Canaria u. Sitz der Regierung für die östl. Civilprovinz mit 12,000 E.; liegt an der nordöstlichsten Küste der Insel auf einer schmalen, sandigen Küstenebene u. wird von dem Castillo del Rey überragt. Die Stadt ist schön gebaut u. von prächtigen Villen umgeben; sie ist Sitz des Bischofs für den ganzen Archipel, hat eine schöne Kathedrale, ein Priesterseminar, ein großes Knabenerziehungsinstitut u. ein Theater. Kochenille ist der bedeutendste Artikel der Ausfuhr.

Lassalle, Ferdinand, namhafter Gelehrter u. gefeierter Arbeiteragitator, geb. 11. April 1825 als der Sohn eines jüd. Großhändlers in der Nähe von Breslau; wurde gleichfalls zum Kaufmannsstand bestimmt, ging aber zur wissenschaftlichen Laufbahn über, studirte seit 1842 in Breslau Rechtswissenschaft u. kam nach Beendigung dieser Studien als Auskultator nach Düsseldorf. Hier betheiligte er sich an den 48er Unruhen u. forderte die Düsseldorfer Bürgerwehr zu bewaffnetem Widerstand auf. Infolge dessen zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt u. seiner Beamtenstellung entsetzt, wurde er dann auch in den seiner Zeit viel Aufsehen erregenden Prozeß um den an einer Baronin v. Meyendorff verübten Kassettendiebstahl (s. „Hatzfeld" im III. Bd., S. 1225) verwickelt. Doch bewirkte er in diesem Fall durch eine glänzende Vertheidigung ein freisprechendes Urtheil. Vom Rhein zog er hierauf nach Berlin, wo er sich fortan mit den ernstesten u. vielseitigsten Studien beschäftigte. Von seiner bedeutenden Gelehrsamkeit u. von seinem seltenen Scharfsinn zeugen die Werke: „Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos" (2 Bde., Berl. 1858) u. „Das System der erworbenen Rechte" (2 Bde., Lpz. 1861). Verfehlt war dagegen seine dramatische Arbeit „Franz v. Sickingen" (Berl. 1859). Es folgten die Schriften „Die Philosophie Fichte's u. die Bedeutung des deutschen Volksgeistes" (Berl. 1862) u. „Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker, mit Setzer-Scholien" (ebd. 1862), welch letzteres Pamphlet allseitige Mißbilligung fand. Anfang 1862 betrat L. plötzlich wieder das politische Gebiet u. hielt in einem Berliner Bezirksverein Vorträge über verschiedene Tagesfragen, die er dann auch drucken ließ („Ueber Verfassungswesen", Berl. 1862; „Was nun?" Zür. 1863; „Ein Arbeiterprogramm", 1863 ꝛc.). Dieselben machten nam. einen großen Eindruck auf die Arbeiterkreise, die von der allgemeinen Bewegung, welche die verschiedenen Gesellschaftsklassen von Neuem ergriffen hatte, nicht unberührt geblieben waren. Vertreter des Leipziger Arbeiterstandes, welche die Berufung eines „Allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses" anstrebten, gingen auf Antrag des jungen Schuhmachermeisters Julius Vahlteich L. um Belehrung an, wie nach seinem Dafürhalten eine Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes herbeigeführt werden könne u. welcher Mittel sich die Arbeiterbewegung zu bedienen habe. L. zögerte nicht mit der Antwort; am 1. März 1863 gab er sie in einem „Offenen Antwortschreiben" (Zür.), dessen wesentlichen Inhalt die Verwerfung der von der Fortschrittspartei empfohlenen Konsum- u. Sparvereine, Aufforderung zur Produktivassoziation u. das Verlangen nach Staatshülfe bildete. Von der Fortschrittspartei ward das „unheilvolle Antwortschreiben" L.'s aufs Heftigste angegriffen, aber die

Hälfte des Leipziger Arbeitercentralcomités stimmte für dasselbe, u. als er 16. April 1863 seine Ansichten mit feuriger Beredsamkeit vor einer zahlreichen Versammlung in Leipzig selbst noch näher zu begründen versuchte, zog er schließlich die Mehrzahl auf seine Seite. Alsbald erklärten sich auch Arbeiterversammlungen in anderen Orten, ja sogar einzelne Männer der Wissenschaft für ihn, u. nun bereiste er die Rheinlande, um die Bildung eines allgemeinen deutschen Arbeitervereins herbeizuführen. Dieselbe erfolgte schon 23. Mai desselben Jahres zu Leipzig, u. L. ward Präsident dieses Vereines. Seitdem war er für dessen Ausbreitung angestrengt thätig. Hauptsächlich in Berlin hatte er zu kämpfen, denn dort machte ihm Schulze-Delitzsch (s. d.) mit glücklichem Erfolg den Boden streitig. Er ließ daher außer verschiedenen Flugschriften, die er in rascher Folge ausstreute, das Buch „Herr Bastiat-Schulze von Delitzsch, der ökonomische Julian, od. Kapital u. Arbeit" (Berl. 1864) erscheinen, worin er auf dieselbe Art, wie früher in seiner Schrift gegen Julian Schmidt, nachzuweisen suchte, Schulze habe seine Weisheit aus Bastiat's Werken geschöpft, wiederhole dessen schiefe Begriffsbestimmungen u. sei durch falsches Verständniß Bastiat's noch in eine Menge neuer Irrthümer verfallen.


Nr. 3920. Ferdinand Lassalle (geb. 11. April 1825, gest. 31. Aug. 1864).

Durch seine Schriften zog sich L. mehrere Prozesse zu, deren dritter schließlich mit seiner Verurtheilung endete. Infolge dessen begab er sich in die Schweiz. Hier wurde er, der den Zweikampf stets prinzipiell verdammt hatte, in einem Duell 29. Aug. 1864 tödlich verwundet. Zwei Tage darauf starb er zu Genf in den Armen seines Freundes Georg Herwegh (s. Becker, „Enthüllungen über das tragische Lebensende F. L.'s", Braunschw. 1868). Wie man auch über L. urtheilen mag, wie groß auch die Gleichgiltigkeit war, die er bei seinem stolzen Selbstgefühl in der Wahl der Mittel besaß, so erheischt doch die Gerechtigkeit, die außerordentliche Begabung seiner stürmischen Natur anzuerkennen. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß er bei seinem Tode noch mitten in seiner Entwicklung stand, u. fast als sicher ist anzunehmen, daß die deutsche Arbeiterbewegung, in der das von ihm entfachte Feuer ohne seine Leitung weitergebrannt hat, eine andere Richtung eingeschlagen haben würde, hätte L. die Jahre 1866 u. 1870 noch erlebt. Er hielt den nationalen Standpunkt bis zuletzt fest, ja sprach bereits zur Zeit des preuß. Verfassungskonflikts sogar mit Bewunderung von Bismarck, u. man kann ihn nicht ohne Weiteres dafür verantwortlich machen, daß die von ihm gegründete sozialdemokratische Partei den Gesichtspunkt, wonach sie ein Hauptmittel deutscher Größe werden sollte, neuerdings mehr u. mehr aufgegeben hat. — Vgl. Becker, „Geschichte der Arbeiteragitation F. L.'s. Nach authentischen Aktenstücken" (Braunsch. 1874).

Lassen, Christian, namhafter Orientalist, Mitbegründer der indischen Alterthumswissenschaft, geb. zu Bergen in Norwegen 22. Okt. 1800, studirte in Christiania, Heidelberg u. Bonn Philologie, ward auf letztgenannter Hochschule durch A. W. v. Schlegel für die ind. Studien gewonnen, hielt sich dann in deren Interesse drei Jahre in London u. in Paris auf, habilitirte sich 1827 als Privatdozent in Bonn, wurde daselbst 1830 außerord. u. 1840 ord. Prof. der altind. Sprache u. Literatur. Sein Hauptwerk bildet die „Ind. Alterthumskunde" (4 Bde., Bonn 1844—62; 2. Aufl. 1872 ff.). Außerdem verfaßte er: „Die altpers. Keilinschriften" (ebd. 1836); die „Institutiones linguae Pracriticae" (ebd. 1837) ꝛc.; u. gab heraus: mit Schlegel das Epos „Râmâyana" u. die Fabelsammlung „Hitopadesa" (2 Bde., ebd. 1829—31); Jayadeva's dramatisches Gedicht „Gitagovinda" (ebd. 1837); eine „Anthologia Sanscrita" (ebd. 1838; neu bearbeitet von Gildemeister, 1865) ꝛc.

Lassen, Eduard, Komponist, geb. 13. April 1830 zu Kopenhagen, erhielt seine musikalische Ausbildung im Konservatorium zu Brüssel, wohin sein Vater, ein Kaufmann, übergesiedelt war, u. machte dann größere Studienreisen. 1857 brachte er in Weimar, wo er bereits früher gewesen war u. Liszt's Interesse gewonnen hatte, seine Oper „König Edgar's Brautfahrt" mit Erfolg zur Aufführung, u. 1858 wurde er in Weimar Hofkapellmeister, in welcher Stellung er gegenwärtig noch wirkt. Außer einer zweiten Oper — „Frauenlob", 1860 in Weimar aufgeführt — sind von seinen von vielem Talent u. tüchtiger musikalischer Bildung zeugenden Kompositionen anzuführen: Charakterbilder für Orchester zu Hebbel's „Nibelungen"; Chöre mit Orchester zu Sophokles' „König Oedipus"; eine Sinfonie u. verschiedene Ouverturen, Gelegenheitskantaten, Lieder ꝛc.

Lasser v. Zollheim, Joseph Wolf Adam, Frhr., österr. Staatsmann, geb. zu Werfen im Salzburgischen 30. Sept. 1815, studirte in Wien die Rechte, trat daselbst 1839 in die Kammerprokuratur ein u. ward 1848 in den österr. Reichstag, dessen Vizepräsident er einige Monate war, sowie dann auch in das Frankfurter Parlament gewählt. Nach der Auflösung des Kremsierer Reichstags zum Ministerialrath im Ministerium des Innern ernannt u. im Aug. 1859 zum Sektionschef befördert, wurde er 20. Okt. 1860 als Geheimer Rath u. Minister ohne Portefeuille mit der Leitung des Justizministeriums beauftragt. Vom 4. Febr. 1861 bis zum Sturze Schmerling's (27. Juli 1865) war L. Minister der „politischen Verwaltung", eine Amtsbenennung, die man sonst nirgends u. niemals wieder findet. Im J. 1867 wurde L. in den Freiherrnstand erhoben. Längere Zeit auf die parlamentarische Thätigkeit im Salzburgischen Landtag u. im Reichsrathe beschränkt, wurde L. unter Giskra 1868 an die Spitze der Statthalterei von Tirol berufen, in welcher Stellung er es als seine vornehmste Aufgabe betrachtete, das Ansehen der Verfassung u. aller Staatsgesetze gegen die offene u. heimliche Empörung der Ultramontanen zu wahren. Wegen seiner oppositionellen Abstimmung in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 19. Sept. 1870 wurde L. seines Amtes enthoben. Seitdem konnte er wieder nur im Reichsrathe als arbeitsames u. einflußreiches Mitglied des verfassungstreuen Centrums wirken, bis er 25. Nov. 1871 mit dem Ministerium des Innern im Kabinet Auersperg betraut ward.

Lasso (span. lazo), eine Wurfschlinge an einem langen, starken Riemen, mit einer Kugel an seinem Ende, welche die Südamerikaner bei der Jagd auf wilde Pferde u. Büffel sowie auch im Kriege mit großer Geschicklichkeit zu schleudern verstehen.

Lassus, Orlandus de (ital. Orlando di Lasso), neben Palestrina der größte Komponist des 16. Jahrhunderts, geb. 1520 zu Mons im Hennegau, wurde nachgehends an der St. Nicolaskirche daselbst Chorknabe. Als sein Vater wegen Falschmünzerei zu einer entehrenden Strafe verurtheilt wurde, veränderte Orland, der eigentlich Roland de Lattre hieß, seinen Namen in Orland de L., verließ sein Vaterland, ging nach Italien u. wurde 1541 in Rom Kapellmeister an der Kirche S. Giovanni in Laterano. Der Wunsch, seine erkrankten Eltern wieder zu sehen, bewog ihn 1543, Rom u. seine Stellung zu verlassen u. nach Mons zu eilen, doch fand er seine Eltern nicht mehr am Leben. Die folgenden Jahre seines Lebens verbrachte er meist auf Reisen, ohne daß Genaueres über seine Thätigkeit bekannt geworden

wäre, bis ihn 1557 Herzog Albrecht V. von Bayern nach München berief; 1562 ernannte ihn derselbe zu seinem ersten Kapellmeister; 1570 ertheilte ihm u. seinen rechtmäßigen Nachkommen Kaiser Maximilian den Reichsadel u. 1571 wurde er von Papst Gregor XIII. zum Ritter vom Goldnen Sporn ernannt. In letztgenanntem Jahre verweilte L. in Paris, mit Geschenken u. Auszeichnungen überhäuft. Nach seiner Rückkehr erhielt er von Karl IX. von Frankreich einen Ruf als Kapellmeister in Paris u. reiste ab, demselben Folge zu leisten. Als er aber unterwegs die Nachricht vom Tode des Königs († 30. Mai 1574) erhielt, kehrte er nach München zurück, welches er nun nicht mehr verließ u. wo er wahrscheinlich 1595 starb. In München ist ihm auch ein von Widnmann modellirtes Denkmal errichtet. — L. bezeichnet den Endpunkt der sog. Niederländischen Periode in der Musik, jener Periode, welche seit zwei Jahrhunderten der Welt zahlreiche, für ihre Zeit vortreffliche Tonsetzer geliefert hatte. Hielt L. im Allgemeinen auch mit seinen flamändischen Landsleuten gleichen Schritt, so schloß er sich doch mehr als Andere den gewissermaßen modernisirenden Tendenzen der inzwischen zu selbständiger Bedeutung gelangten römischen u. venetianischen Schulen an. Seine Fruchtbarkeit als Komponist war außerordentlich: nach ungefährer Schätzung hat er 1572 kirchliche Stücke u. 765 profane (lateinische, französische u. deutsche Gesänge, ital. Madrigale ꝛc.) verfaßt. Vieles davon ist auch im Druck erschienen. — Tüchtige Tonsetzer waren auch zwei von L.'s Söhnen: Ferdinand de L., der älteste, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, war zuerst Kammermusikus in den Diensten des Grafen Friedrich von Hohenzollern, dann (1593) Kapellsänger des Herzogs von Bayern u. seit 1602 Vizekapellmeister desselben. Er starb 27. Aug. 1609. Sein jüngerer Bruder Rudolf de L. war schon 1588 Hofmusiker in München, wurde 1609 Hoforganist u. starb 1625. Der Sohn Ferdinand's, Ferdinand de L., machte musikalische Studien in Italien, erhielt 1616 seines Vaters Kapellmeisterstelle, wurde aber später Distriktsrichter in Reispach u. starb als solcher 1636.

Laßberg, Joseph, Frhr. v., ein um das Studium der älteren deutschen Literatur verdienter Mann, geb. 10. April 1770 zu Donaueschingen, trat 1789 als Forstmann in die Dienste des Fürsten von Fürstenberg u. ward 1804 Landesforstmeister, gab aber 1817 die Stellung wieder auf u. lebte seitdem erst auf seinem Landsitze zu Eppishausen im Thurgau, seit 1838 auf Schloß Meersburg am Bodensee, ganz mit dem Studium alter deutscher Literaturwerke beschäftigt. Auch hatte er eine an den werthvollsten altdeutschen Handschriften reiche Bibliothek zusammengebracht (jetzt in Donaueschingen), deren Schätze die Forscher von nah u. fern nach der Meersburg u. zu deren in patriarchalischer Weise gastfreiem Besitzer führten. L. starb 15. März 1855. Von seinen Textausgaben altdeutscher Gedichte, auf deren Titel er sich zuweilen scherzend „Meister Sepp von Eppishusen" nannte, ist die werthvollste der „Liedersaal" (4 Bde.; Bd. 4 enthält den ersten Abdruck des sog. Hohenems-L.'schen Nibelungentextes; gedruckt 1820—25, aber von L. nur verschenkt, erst seit 1846 im Buchhandel). Den „Briefwechsel zwischen L. u. Uhland" gab Pfeiffer heraus (Wien 1870).

Last, ein im nördl. Deutschland u. Europa gebräuchliches Getreidemaß, dessen Inhalt in den verschiedenen Ländern zwischen 29 u. 33 HL. schwankt. In den Staaten, wo 1858 das deutsche Zollpfund angenommen wurde, enthält die L. als Schiffsfrachtgewicht u. Schiffsfrachtmaß 2000 Kg., die sog. Kommerzlast dagegen in Hamburg, Bremen u. Lübeck 3000 Kg.; in Schleswig-Holstein nur 2600 Kg. Man berechnet auch nach L. (von 2000 Kg.) die Tragfähigkeit od. „Lastigkeit" der Schiffe, sowie in mehreren Staaten gewisse Waaren, wie z. B. in Oesterreich Reis, Eisen, Kupfer u. Blei, die L. zu 200 Kg.; Mandeln, die L. zu 150 Kg.; Wolle, Federn u. Spezereien, zu 100 Kg. In einigen Strichen Norddeutschlands gilt die L. noch als Feldmaß (60—80 □Ruthen).

Lasting, auch Wollatlas genannt, ein atlasartiges Gewebe aus Kammwolle, wird seiner Festigkeit wegen meist zu Damenschuhen verarbeitet od. zum Ueberziehen von Möbeln benutzt.

Lasur, s. „Lasiren, das".

Lasurstein, Lasurit, Lapis lazuli, ein schönes blaues Mineral von glasähnlichem Fettglanz, welches selten u. auch da nur wenig deutlich krystallisirt gefunden wird (in rhombischen Dodekaëdern od. Zwölfflächnern). Es besteht aus einem Alkali-Thonsilikate mit Kalk- u. Schwefelgehalt. Er kommt immer in mehr od. weniger groben Brocken, in Kalkstein eingewachsen u. mit Pyrit gemengt hauptsächlich in den Edelsteingruben des Sultans von Badakschan in Innerasien südwestlich von Kaschgar, auch am Baikalsee, in der Bucharei, in China, in Chile in der Cordillere von Ovalle wie auch in den Auswürflingen des Monte Somma vor. Der schönen Farbe wegen wird der L. als Schmuckstein zu allerhand Ornamenten u. Geschmeiden, zu Ringsteinen, Dosenplatten, kugligen u. platten Knöpfen ꝛc. verschliffen. Fein gemahlen u. geschlämmt giebt er das echte Ultramarin (s. d.), jene kostbare Malerfarbe, welche die neuere Chemie auf künstlichem Wege aus ihren natürlichen Bestandtheilen darzustellen gelernt hat.

Latakia, s. „Laodicea".

Laetare (lat., d. i. „freue dich") heißt der 4. Sonntag in den Fasten, der 3. vor Ostern, nach den ersten Worten des Eingangs (introitus) der röm. Messe an diesem Tage (Jes. 66, 10: „Freuet euch mit Jerusalem"). Er heißt auch Brotsonntag nach dem Evangelium von der Speisung der 5000 (Joh. 6, 1—15), od. Rosensonntag, weil der Papst an diesem Tage seit ungefähr dem 11. Jahrh. die sog. Goldene Rose weiht; endlich Mittfasten als Mitte der Fastenzeit.

Lateau (spr. Lateh), Louise, „die Stigmatisirte von Bois d'Haine" od. „das Mädchen mit den Wundenmalen des Gekreuzigten", auch „die blutende Jungfrau" genannt, eine Unglückliche, welche von den Ultramontanen gemißbraucht wird, um dem Wunderglauben neue Nahrung zu geben. Geb. im Dorfe Bois d'Haine (belg. Provinz Hennegau) im Jan. 1850, trat die L. in den Orden des heil. Franz von Assisi u. beendete 21. April 1868 ihr Noviziat. An demselben Tage erschienen angeblich bei ihr die Stigmata, d. h. blutige Flecke an denjenigen Theilen des Leibes, an denen Christus bei der Kreuzigung verwundet wurde, also an Händen, Füßen u. an der Seite. Im folgenden Juli traten dann die ersten Erscheinungen der Ekstase od. religiöser Verzückung auf, u. 25. Sept. desselben Jahres zeigten die Erscheinungen auch die Wirkung einer Dornenkrone. Ein Arzt, Namens Lefèvre, der unterdessen auch Professor an der Universität Löwen geworden, gab sich dazu her, zu beweisen, daß die aus den sog. Wunden (künstlich erzeugten Blasen) der L. kommende Flüssigkeit wirkliches Blut sei. Mit großer Keckheit ist dann der Betrug fortgesetzt worden. Noch heute gewährt die L. den sie Besuchenden das Schauspiel ihrer Blutungen u. ihrer Ekstase, noch heute findet auch die Behauptung viele Gläubige, daß sie nicht schlafe u. nichts als täglich eine Hostie nebst einigen Löffeln Wasser genieße. Prof. Virchow benutzte auf der im Sept. 1874 zu Breslau abgehaltenen Deutschen Naturforscher-Versammlung diese moderne Heiligengeschichte, um sich in einem zündenden Vortrag über „Wunder" auszulassen.

Lateiner, od. Latiner, s. „Latium".

Lateinisches Kaiserthum, ein bei der Eroberung von Konstantinopel durch die Theilnehmer des 4. Kreuzzuges 1204 geschaffenes u. 1261 durch Michael Paläologus, Kaiser von Nikäa, gestürztes Reich (s. „Oströmisches Reich").

Lateinische Sprache, s. „Römische Sprache".

latent (lat.), verborgen, gebunden. **latente Wärme,** s. „Wärme".

lateral (vom lat. latus, Seite), seitlich, seitwärts gebogen.

Lateran, ein Platz in Rom, der mit den daran liegenden Gebäuden meist der altröm. Familie Lateranus gehörte. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten u. machte den Palast denselben zum kaiserl. Eigenthum. Konstantin d. Gr. schenkte den Palast dem Papst Sylvester I., u. hinfort diente er den Päpsten lange als Residenz. Brand u. Plünderung verwüsteten den Palast wiederholt; nach der Rückkehr der Päpste aus Avignon ließ ihn Sixtus V. durch Domenico Fontana in seiner jetzigen Gestalt wieder aufbauen, doch residirten seine Nachfolger meist im Quirinal. Gregor XVI. (1831—46) richtete ihn zu einem trefflichen Skulpturen-Museum ein. Den Platz begrenzen auch die mit dem Palast verbundene berühmte Kirche S. Giovanni in Laterano, „aller Kirchen der Stadt u. des Erdkreises Mutter u. Haupt", von Konstantin d. Gr. an der jetzigen Stelle errichtet, bischöfliche Kirche des Nachfolgers Petri, u. die Kapelle Sancta Sanctorum mit der Scala santa, der heil. Treppe von 28 weißen Marmorstufen, die vor dem Hause des Pilatus gewesen u. von der Kaiserin Helena nach Rom gebracht worden sein soll. Da Christus über diese Treppe, wie man sagt, seinen Leidensgang antrat, so wird sie nur auf den Knieen bestiegen. Gegenüber liegt S. Giovanni in Fonte, die älteste Taufkapelle Roms.

Laterna magica, Zauberlaterne, ist eine von Athanasius Kircher um 1640 erfundene optische Vorrichtung, durch welche von einem hell beleuchteten, am besten durchscheinend auf Glas gemalten Objekte

mit einer Sammellinse od. einem System solcher Linsen ein vergrößertes Bild auf eine Wand geworfen wird. Ueber die Art u. Weise, wie die Linse dabei wirkt, s. „Linse". In ihrem Prinzip hat die L. m. Uebereinstimmung mit dem Sonnen- od. Hydrooxygengas-Mikroskop (s. d.). — Die Einrichtung der L. m. ist aus Nr. 3921 ersichtlich. In einem gut verschließbaren Blechkasten ist eine in der punktirten Zeichnung erkennbare Beleuchtungsvorrichtung angebracht, deren Licht durch einen parabolisch gekrümmten Hohlspiegel nach der vorderen Seite des Kastens konzentrirt wird. Dort ist in einem Ansatzrohre das Linsensystem enthalten. Zwischen dem Ansatzrohre u. dem Kasten ist ein Spalt bemerkbar. In diesen wird das auf eine Glasplatte gemalte Objekt eingeschoben, dessen Bild auf der gegenüber liegenden, mit einem weißen Papierschirm bedeckten Wand des im Uebrigen ganz verfinsterten Zimmers erzeugt werden soll. Wegen der Brechung der Lichtstrahlen in den Linsen muß das Glasbild in verkehrter Lage eingeschoben werden. — Die L. m. ist ein beliebter Unterhaltungsapparat; sie wird zur Darstellung der Nebelbilder (s. d.) gebraucht u. fand während des letzten franz. Krieges in Paris eine sehr praktische Verwendung zur Vergrößerung u. Sichtbarmachung mikroskopischer photographirter Depeschen, welche die Brieftauben in die Stadt brachten.

Nr. 3921. Laterna magica.

Laterne, ein lichtdurchlassendes Gehäuse von Holz od. Metall u. Glas, das im Innern mit einer Kerze od. Lampe versehen ist, um zur Beleuchtung im Freien, wo die Flamme vor Luftzug zu bewahren, od. in solchen Räumen zu dienen, wo leicht entzündliche Stoffe vorhanden sind. — Als L. wird im Bauwesen auch ein thurmartiger, zum Einlassen des Tageslichtes dienender Dachaufsatz bezeichnet, wozu die Aehnlichkeit der Form dieser Konstruktion mit dem obigen Lichtgehäuse Anlaß gegeben hat. In obiger Bedeutung kommt laterna schon bei Cicero vor.

Laternenträger, s. „Cicaden".

latet anguis in herba, ein zum geflügelten Worte gewordener Vers des Vergil (Eclog. III, 93), zu Deutsch: die Schlange liegt verborgen im Grase, od. auch in gewöhnlicher Wendung: es droht eine verborgene Gefahr.

Latifundus (lat.), ausgedehnte, bedeutende Ländereien, Großgrundbesitze. Latifundien hießen nam. die unermeßlichen Besitzungen in Italien, welche, während sie früher meist bebaut waren, gegen Ende der röm. Republik u. der Kaiserzeit von ihren Besitzern in Weideplätze umgewandelt wurden, weil die Viehzucht weit weniger Mühe u. Arbeit verlangte als die Ackerwirthschaft. Hauptsächlich infolge dieser großartigen Weidenanlagen war Rom genöthigt, seinen Getreidebedarf aus Sizilien, Sardinien u. Afrika zu beziehen.

Latimer, Hugh, Beförderer u. Märtyrer der Reformation in England, geb. um 1475 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester; studirte zu Cambridge u. zeigte sich Anfangs als heftiger Gegner der Reformation. Durch Thomas Bilney für dieselbe gewonnen, trat er um 1529 eben so eifrig dem Papstthum entgegen, siegte in einem bei dem Kardinal Wolsey zu York gegen ihn angestrengten Prozeß über die Papisten u. erhielt sogar die Pfarrei von Westtingston. Heinrich VIII., den er durch seine Fastenpredigten 1530 für sich eingenommen hatte, schützte ihn gegen weitere Verfolgung. 1535 wurde L. Bischof von Worcester, legte aber 1539 dieses Amt nieder, weil er die sog. „6 Artikel" Heinrich's VIII. nicht unterschreiben konnte. Bei zufälliger Anwesenheit in London wurde er auf Betreiben Gardiner's (s. d.) verhaftet u. in den Tower geworfen, erhielt aber unter Eduard VI. die Freiheit zurück u. wirkte nun als Berather des Erzbischofs Cranmer (s. d.) u. durch kühne u. volksthümliche Predigten eifrig für die Reformation. Nach der Thronbesteigung der kathol. Marie wurde L., der die Flucht verschmähte, 13. Sept. 1553 verhaftet, mit Cranmer u. Bischof Ridley im Tower gefangen gehalten u., da er bei einem Verhör in Oxford auf jede Vertheidigung verzichtete, 1. Okt. 1555 mit Ridley zum Tode verurtheilt u. 16. Okt. verbrannt. Auf dem Scheiterhaufen sprach er zu Ridley die berühmten Worte: „Seid getrost u. zeigt Euch als Mann! Wir wollen heute mit Gottes Hülfe ein Licht in England anzünden, das nie wieder verlöschen wird." Seine Predigten, deren Derbheit nach dem Geschmack ihrer Zeit beurtheilt werden muß, gaben Bernher (1570) u. Watkins (Lond. 1824) heraus; eine Ausgabe seiner Werke besorgte Corrie (4 Bde., Lond. 1845).

Latiner, s. „Lateiner".

Lätitia, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, entdeckt von Chacornac in Paris 9. Febr. 1856; sein Zeichen ist (39).

Latitudinarier (vom lat. latitudo, Breite, also etwa „Weitsinnige") hießen in England die Anhänger einer kirchlichen Richtung, welche sich seit der Mitte des 17. Jahrh. aus der Bischöflichen Kirche herausgebildet hatte u. insbesondere den schroffen Calvinisten der sog. Hochkirche gegenüberstand. Den dogmatischen Spitzfindigkeiten abgeneigt, erklärten sie nur wenige Glaubensartikel (insbes. das Apostolische Symbolum) für wichtig u. forderten vor Allem auf dem praktischen Gebiete Duldsamkeit. Die bedeutendsten Vertreter dieser Richtung sind William Chillingworth († 1644), der Erzbischof John Tillotson von Canterbury († 1694) u. Gilbert Burnet (s. d.). In weiterem Sinne nennt man L. noch jetzt die Vertreter eines weitherzigen moralischen od. dogmatischen Standpunktes.

Latium, eine Landschaft des alten Mittelitaliens, umfaßte in frühester Zeit nur wenige Quadratmeilen zwischen dem Tiber u. dem Numicus, den Albanerbergen u. dem Meere. Durch die Erhebung u. Erstarkung des Römervolkes erweiterte sich L. aber bedeutend, indem die Besitzungen der Herniker, Sabiner, Aequer, Marser, Volsker, Rutuler u. Aurunker dazu geschlagen wurden, u. reichte nun im Osten u. Süden über den Fluß Liris hinaus. Das Land bildete eine Ebene vulkanischer Natur, in deren Mitte sich das wasserreiche Albanergebirge, ein ehemaliger großer Krater, erhebt. Die Flüsse L.s mündeten sämmtlich in das Tyrrhenische Meer; es waren: der auf dem Apennin entspringende Tiber (j. Tevere), mit dem Nebenflusse Anio (j. Teverone), der Numicus od. Numicius (j. Numico od. Ritorto), der Astura (j. Stura) u. der Liris (j. Garigliano). Unter den Seen sind zu nennen: der Lacus Albanus (j. Lago d'Albano od. di Castello), Nemorensis (j. Lago di Nemi), Gabinus (jetzt trocken gelegt) u. Regillus (Lago di Corne bei Frascati?). An der Küste zwischen Antium u. Terracina verwandelte sich schon in sehr alter Zeit die trefflich angebaute Gegend durch Stocken der Küstenflüsse in einen die Luft verpestenden Morast, die berüchtigten Pontinischen Sümpfe, durch welche jedoch die Appische Straße u. neben derselben ein Kanal gelegt war. Die bekanntesten Städte waren im alten Latium: außer Rom die Hafenstadt Ostia, dann Laurentum (j. Casale di Capocotto), Lavinium (j. Pratica), Ardea (j. Ardea), Antium (j. Porto d'Anzo), Satricum (j. Casale di Conca), Longula, Astura (j. Torre d'Astura), Circeji (j. Circello), Nomentum (j. La Mentana), Crustumerium, Fidenä (j. der Felsen Giubileo), Antemnä, Alba longa, Aricia (j. Ariccia), Corioli, Tusculum (bei dem heut. Frascati), Veliträ (j. Velletri), Collatia, Tibur (j. Tivoli), Gabii (bei dem heutigen Castiglione), Präneste (j. Palestrina), Anagnia (j. Anagni), Sulmo (beim j. Sermoneta), Setia (j. Sezze); in Neu-L.: Anxur (später Terracina), Fundi (j. Fondi), Formiä, Cajeta (j. Gaëta), Sinuessa (Ruinen bei Castel Rocca di Mandragone), Interamna (j. Terni), Aquinum (j. Aquino), Casinum (j. Monte Casino), Arpinum (j. Camello), Sora (j. Sora), Fregellä (j. Ceprano). Die von den Latinern, einem zum großen tyrrhenisch-pelasgischen Volke gehörenden Stamme, bewohnten 30 Städte bildeten einst unter Albalonga's Vorsitze einen Städtebund. In den einzelnen Gemeinden herrschte anfänglich das Erbkönigthum, das aber nach der Ermordung des Königs Amulius in Alba in jährlich wechselnde Diktatur überging. Den Diktatoren, wie vorher den Königen, standen Senate zur Seite, welche die Kriminaljustiz übten u. bei Gesetzen das Recht der Vorberathung besaßen. Durch Tarquinius Superbus wurde Rom das Haupt des Latinischen Bundes, die Truppen wurden vereinigt u. das Bundesfest beim Jupitertempel auf dem Albanischen Berge jährlich gefeiert. Die Vertreibung der Könige brachte wieder Zerwürfniß zwischen Rom u. dem Latinischen Bunde, das nach der Schlacht am Regillus (493 v. Chr.) auf Grund beiderseitiger Gleichberechtigung beigelegt ward. Die Feindseligkeiten erneuerten sich im Gallischen Kriege, u. als später die Römer offen nach der Herrschaft über Italien trachteten, während die latinischen Städte ihre Selbständigkeit zu bewahren wünschten, konnte nur das Schwert entscheiden. Im harten Latinerkriege 340—338 v. Chr. wurden die Städte unterworfen u. kamen theils in das Verhältniß von Municipien, theils von Kolonien.

Nr. 3922. Reproduktion telegraphischer Depeschen durch die Laterna magica während der Belagerung von Paris.

Latomia (s. v. w. Steinbruch), Schutzgöttin der Freimaurer.

Latona od. Leto, eine Tochter des Titanen Köos, wurde von Zeus geliebt, war nach Hesiod sogar vor Hera die Gemahlin desselben. Als sie ihrer Niederkunft entgegensah, bedrohte nach späterer Sage die eifersüchtige Hera alle Länder, die der Nebenbuhlerin Aufnahme gewähren würden, u. so irrte L. lange umher, bis sie endlich auf der Insel Delos Zuflucht fand u. das Zwillingspaar Apollon u. Artemis gebar. Delos wurde zum Danke die heilige Insel des Lichtgottes. Göttliche Verehrung genoß L. nur mit ihren Kindern zusammen.

Latona od. Leto, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, 29. April 1861 von Luther in Bilk entdeckt; sein Zeichen ist [illegible].

Latour (spr. Latuhr), Baillet v., eine aus Burgund stammende, jetzt in Oesterreich u. Belgien blühende Adelsfamilie, die sich so nach dem am 10. März 1719 zur Grafschaft erhobenen Majorate L. im Luxemburgischen nennt. Sie zerfällt in eine ältere od. österreichische u. in eine jüngere od. belgische Linie. Aus der ersteren sind bes. zu erwähnen: Graf Maximilian de Baillet v. **L.**, geb. 1737 auf dem Stammschlosse L., welches 1794 im franz. Revolutionskriege zerstört wurde; trat früh in österreichische Militärdienste, ward 1796 als Feldzeugmeister an Wurmser's Stelle Oberbefehlshaber am Niederrhein, als welcher er, aber nicht glücklich, gegen Moreau kämpfte. Die Trümmer seines Corps vereinigte er in der Ortenau mit dem Heere des Erzherzogs Karl, erhielt von diesem dann das Kommando über die Rheinarmee, wurde nach Abschluß des Waffenstillstandes Gouverneur von Steiermark u. starb als Präsident des Hofkriegsraths zu Wien 22. Juli 1806. — Graf Theodor de Baillet v. **L.**, Sohn des Vorigen, geb. 15. Juni 1780, wurde als Geheimer Rath u. Feldzeugmeister nach den 48er Märztagen Kriegsminister u. fiel 6. Okt. 1848 während der Wiener Revolution der Wuth des Pöbels zum Opfer. Sein Neffe, der k. k. Major a. D., Graf Joseph de Baillet v. **L.**, geb. 19. März 1816, ist gegenwärtig das Haupt der älteren Linie. — Die jüngere Linie stiftete der franz. Generalleutnant Graf Louis Willebrod Antoine de Baillet v. **L.**, geb. 12. Febr. 1753, gest. 1836, ein Bruder des Erstgenannten, u. ihr jetziger Chef ist dessen einziger Sohn, Graf George de Baillet v. **L.**, geb. 7. April 1802 zu Gent, seit 1841 Mitglied u. seit 1847 Quästor der belg. Deputirtenkammer.



Nr. 3923. Théophile Malot Corret de Latour d'Auvergne (geb. 23. Nov. 1743, gest. 27. Juni 1800).

Latour d'Auvergne (spr. Latuhr d'Owernje), ein altberühmtes, in Poitou, Languedoc u. der Vendée reichbegütertes Adelsgeschlecht, von welchem auch die Vicomtes v. Turenne u. die Herzöge v. Bouillon abstammen. Den Titel eines Fürsten u. Herzogs de L. d'A. erhielt 1772 Graf Nicolas Franç. Jules de **L. d'A. d'Apchier.**

Einer Bastardlinie entsproß Théophile Malo Corret de **L. d'A.**, geb. zu Carhaix (Departement Finistère) 23. Nov. 1743. Dieser diente seit 1767, nahm als Freiwilliger am Freiheitskriege der Nordamerikaner Theil, war während der Belagerung von Mahon Adjutant des Herzogs v. Crillon, erklärte sich für die franz. Revolution u. trat in der Pyrenäenarmee an die Spitze von 8000 Grenadieren, welche gewöhnlich den Vortrupp bildeten u. die „höllische Kolonne“ genannt wurden. 1795 fiel er in engl. Gefangenschaft. Beim Ausbruch des Krieges von 1799 trat L. als Soldat an die Stelle des einzigen Sohnes eines seiner Freunde u. focht unter Massena in der Schweiz. Da er nach wie vor von einer Beförderung nichts wissen wollte, erhielt er von Napoleon den Ehrentitel des „Ersten Grenadiers von Frankreich“. Er fiel 27. Juni 1800 bei Neuenburg in Bayern u. wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt; sein Herz aber schloß man in eine Urne, welche lange Zeit der Compagnie vorausgetragen wurde; seine Stelle in derselben blieb leer, u. wenn beim Appell sein Name aufgerufen ward, antwortete ein Grenadier: „Geblieben auf dem Felde der Ehre!“ Sowol am Sterbe- wie am Geburtsort dieses Tapferen ist ihm ein Denkmal errichtet. Auch in wissenschaftlicher Beziehung hat er sich durch seine „Nouvelles recherches sur la langue et les antiquités des Bretons“ (Bayonne 1792) u. „Origines gauloises“ (3. Aufl., Hamb. 1801) bekannt gemacht. Vgl. Buhot de Kersers, „Hist. de L. d'A.“ (Par. 1841).

Latour d'Auvergne-Lauraguais (spr. Loragäh), eine Seitenlinie der vorigen Familie, welche seit 1802 den fürstlichen Titel führt u. zu der gehören: Fürst Henri Godefroy Bernard Alphonse de **L. d'A.-L.**, Sohn des 18. Mai 1849 verstorbenen Fürsten Melchior, geb. zu Paris 21. Okt. 1823. Vertrauter des Prinzpräsidenten u. nachmaligen Kaisers Ludwig Napoleon, wurde L., nachdem er demselben durch mehrere geheime Missionen gedient hatte, 1860 Gesandter in Berlin, 1862 in Rom u. 1863 in London, leitete dann vom 17. Juli 1869 bis 3. Jan. 1870 das Ministerium des Auswärtigen, kehrte hierauf wieder auf seinen Londoner Gesandtenposten zurück, übernahm jedoch nach dem Sturze Gramont's schon im Aug. 1870 das Ministerium des Aeußeren von Neuem. Nach der Revolution des 4. Sept. flüchtete er nach London u. starb daselbst 6. Mai 1871. Sein einziger Sohn, Fürst Charles Laurent Bernard Godefroy de **L. d'A.-L.**, geb. zu Loudun (Dep. Vienne) 20. Juni 1852, ist das jetzige Haupt der Linie. — Prinz Charles Amable de **L. d'A.-L.**, Bruder des Erstgenannten, geb. zu Moulins (Dep. Allier) 6. Dez. 1826, widmete sich dem geistlichen Stande u. ist seit 10. Dez. 1861 Erzbischof von Bourges. Er gehört zu den Führern der franz. Ultramontanen u. Infallibilisten.

Latour-Maubourg (spr. Moburg), Marie Victor de Fay, Marquis de, franz. General, geb. 11. Febr. 1756, rettete als Gardes-du-Corps-Leutnant 6. Okt. 1789 die Königin Marie Antoinette, führte 1792 unter Lafayette ein Kavallerieregiment u. trat gleichfalls auf österreichisches Gebiet über, durfte sich aber auf neutralem Gebiet aufhalten. Im J. 1799 nahm er als Adjutant Kleber's an der Expedition nach Aegypten Theil, sowie dann als General an den Napoleonischen Feldzügen, u. verlor in der Schlacht bei Leipzig ein Bein. Nach der ersten Restauration zum Pair u. 1817 zum Marquis erhoben, leitete er 1819 bis Ende 1821 das Kriegsministerium. 1822 bis nach der Julirevolution war er Gouverneur der Invaliden. Dann folgte er dem König in die Verbannung, ward 1835 Gouverneur des Herzogs v. Bordeaux (Heinrich V.) u. starb 8. Nov. 1850. — Marie Charles César de Fay, Graf de **L.-M.**, Bruder des Vorigen, geb. 22. Mai 1758, verband sich als Mitglied der Generalstaaten mit dem Dritten Stande, gehörte 1791 zu den Kommissaren, die den entflohenen König nach Paris zurückführten, befehligte dann unter Lafayette ein Armeecorps u. theilte dessen Gefangenschaft in Olmütz, ward 1801 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers u. 1806 Senator sowie Befehlshaber der Militär-Division von Cherbourg. Wie schon während der Hundert Tage, wurde er auch nach der ersten Restauration zum Pair erhoben. Er starb zu Paris 28. Mai 1831. — Sein Sohn Armand Charles Septime de Fay, Graf de **L.-M.**, geb. 22. Juli 1801, war nacheinander Gesandter in Brüssel, Madrid u. Rom, wurde 1841 Pair u. starb zu Marseille 18. April 1845.

Latreille (spr. Latrellj), Pierre André, franz. Zoolog, geb. zu Brives (Dep. Corrèze) 29. Nov. 1762, ward Professor der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris sowie Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. starb zu Paris 6. Febr. 1833. Von seinen zahlreichen Werken sind hervorzuheben: „Histoire des salamandres“ (Par. 1800); „Histoire naturelle des singes“ (ebd. 1801, 2 Bd.); „Essai sur l'histoire des fourmis“ (ebd. 1802); „Histoire naturelle des reptiles“ (4 Bde., ebd. 1802); „Genera crustaceorum et insectorum“ (4 Bde., ebd. 1806—9); „Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie“ (ebd. 1819); „Familles naturelles du règne animal“ (ebd. 1825; deutsch von Berthold, Weim. 1827); „Cours d'entomologie“ (2 Bde., ebd. 1831—32).

Latrine (a. d. Lat.), Senkgrube.

Latschen, s. v. w. Zwergkiefer, s. „Föhre“. **Lattich**, s. „Lactuca“.

Latus (lat.), die Seite, Blattseite; in fortlaufenden Rechnungen die Summe der auf einer Seite befindlichen einzelnen Posten, die dann auf der folgenden unter der Bezeichnung „Transport“ als erste Post wieder vorgetragen wird.

Latwergen, Electuaria, sind Arzneien von dickbreiiger od. musartiger Beschaffenheit, die innerlich genossen werden u. gewöhnlich Honig, Sirup od. Tamarindenmus als Hauptbestandtheil u. Bindemittel haben, in welche die übrigen wirksamen Arzneien in pulverförmigem Zustande eingerührt worden sind. Nach der neuen deutschen Pharmacopöa brauchen die Apotheker nur noch zwei dieser L. vorräthig zu halten, nämlich das alte bekannte Electuarium lenitivum, jetzt Electuarium e Senna, ein aus Tamarindenmus, weißem Sirup, gepulverten Sennesblättern u. Koriander bestehendes gelindes Abführmittel, u. das Electuarium Theriaca, kurz „Theriak“ genannt, welches außer Honig u. einer großen Zahl Gewürzen u. wirksamen Wurzeln noch Opium enthält. In Apotheken erhält man unter dem einfachen Namen „L.“ stets nur das Electuarium e Senna. **Phosphorlatwerge** ist ein aus geschmolzenem Phosphor, Roggenmehl u. Wasser zusammengerührter Brei, der zum Vergiften von Mäusen u. Ratten benutzt wird.

Lauban, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Prov. Schlesien) mit 9082 E. (1871), liegt am linken Ufer der Queis, hat 2 protest. u. 1 kathol. Kirche, ein Gymnasium, ein Waisenhaus u. in dem ehemaligen, 1220 gegründeten Nonnenkloster eine Krankenanstalt. Gewerbe u. Verkehr hat sich seit der Eröffnung der schles. Gebirgsbahn beträchtlich gehoben, hervorzuheben ist nam. die Weberei, Bleicherei, Färberei u. die Fabrikation von Tuch, Thonwaaren u. Ziegeln. L., welches 1188 Stadtrecht erhielt, gehörte im Mittelalter zum Bunde der Lausitzer Sechsstädte. In der Nähe befinden sich Braunkohlenwerke. Der Kreis L. umfaßt 9,1 □M. mit 65,486 E. (1871) u. den Städten L., Marklissa, Schönberg u. Seidenberg.

Laube, Heinrich, Dichter u. Dramaturg, geb. 18. Sept. 1806 als Sohn eines Maurers zu Sprottau in Schlesien, studirte, nachdem er in Glogau u. Schweidnitz den Gymnasialkursus durchgemacht, seit 1826 Theologie in Halle u. dann in Breslau, ward hierauf Hauslehrer u. wandte sich 1831 nach Leipzig, um sich ausschließlich der literarischen Laufbahn zu widmen. Als ehemaliger Burschenschaftler 1834 nach der Rückkehr von einer mit Gutzkow (s. d.) nach Italien unternommenen Reise in die demagogischen Untersuchungen jener Zeit verwickelt, wurde L. in Sachsen ausgewiesen u. in Berlin verhaftet. Nach 9 Monaten Untersuchungshaft vertauschte er die Hausvogtei mit einem ihm als Gefängniß angewiesenen Amt- u. Jagdhause bei Muskau, wo ihm indeß die Gunst des Fürsten Pückler den unfreiwilligen Aufenthalt erleichterte. Durch den gegen das „Junge Deutschland“ überhaupt gerichteten Bundestagsbeschluß vom J. 1835 waren auch L.'s Schriften verboten worden. Wieder im Besitz seiner Freiheit, besuchte L. 1839 Frankreich u. Algerien u. nahm nachher seinen Wohnsitz abermals in Leipzig. 1848 sah ihn das Frankfurter Parlament als Abgeordneten des böhm. Kreises Elnbogen auf Seiten der preuß. Erbkaiserpartei; infolge dessen gerieth er in Widerspruch mit seinen Wählern u. legte schon im März 1849 sein Mandat nieder. Noch in demselben Jahre ward ihm die artistische Leitung des Wiener Hofburgtheaters übertragen. Er führte diese bis 1867, in welchem Jahre er wegen verschiedener Mißhelligkeiten mit der obersten Theaterbehörde seine Entlassung nahm. Bald darauf als Direktor des Neuen Stadttheaters nach Leipzig berufen, blieb er nur von 1868—70 an dessen Spitze; dann kehrte er nach Wien zurück, gründete dort 1871 ein

Stadttheater u. eröffnete dasselbe 15. Sept. 1872; zwar sah sich die betreffende Aktiengesellschaft aus Geldrücksichten schon 2 Jahre darauf veranlaßt, ihm die Direktion zu entziehen, doch wählte sie ihn im Juni 1875 von Neuem, worauf L. 1. Sept. die Leitung wieder übernahm. Durch die Energie seines vielseitigen u. produktiven Talents hat L., durchaus Realist, einen hoch bedeutenden, wenngleich nicht durchweg segensreichen Einfluß auf die deutsche Literatur bez. auf unsere Theaterzustände geübt. Im Beginn seiner literarischen Thätigkeit sehen wir L. mit burschikoser Kampflust der Schlummerseligkeit des deutschen Phlegma, wie der Scheinheiligkeit religiöser Dunkelmänner, der ideenlosen Mittelmäßigkeit wie der formlosen Idealistik entgegentreten. Stärker als bei Anderen hatte bei ihm schon die Julirevolution Sympathien für franz. Entwicklung geweckt.



Nr. 3424. Heinrich Laube (geb. 18. Sept. 1806).

Daher verlangte er in den hist.-polit. Skizzen „Das neue Jahrhundert" (Bd. 1, Furth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) u. in dem Romane „Das junge Europa" (4 Bde., Mannh. 1833—37) Emanzipation nach allen Seiten. Erinnerte er hierin zugleich an Heine, dessen „Sämmtliche Werke" (10 Bde., Lpz. 1838) er auch selbst herausgab, so bildeten seine „Reisenovellen" (6 Bde., Mannh. 1834—37; 2. Aufl. 1847) gewissermaßen eine Fortsetzung u. weitere Ausführung der Reisebilder Heinr. Heine's. An sie reihten sich die „Franz. Lustschlösser" (3 Bde., ebd. 1840) an. Außerdem sind von L.'s Prosaschriften zu nennen: „Moderne Charakteristiken" (2 Bde., ebd. 1835); „Geschichte der deutschen Literatur" (4 Bde., Stuttg. 1840); „Die Bandomire", kurische Erzählung (2 Bde., Mitau u. Lpz. 1842); die hist. Skizze „Der Prätendent" (Lpz. 1842); der Roman „Gräfin Châteaubriand" (3 Bde., ebd. 1843; 2. Aufl. 1846); „George Sand's Frauenbilder" (Brüss. 1844); „Drei Königsstädte im Norden" (2 Bde., Lpz. 1845); „Der belgische Graf" (Mannh. 1845); „Paris 1847" (Par. 1848); „Das erste deutsche Parlament" (3 Bde., Lpz. 1849); sein letzter, bester u. umfangreichster Roman „Der deutsche Krieg" (9 Bde., ebd. 1863—66); „Geschichte des Hofburgtheaters von 1848—67" (Lpz. 1868); „Das Norddeutsche Theater" (ebd. 1871); „Das Wiener Stadttheater" (ebd. 1875) u. „Erinnerungen von 1810—40" (Wien 1875), welch' letztere den 1. Bd. der 1875 begonnenen Gesammtausgabe von L.'s Schriften bilden. Wie seine Prosawerke einen Fortschritt zu immer größerer Gediegenheit zeigen, so treten auch in seinen späteren Dramen die Mängel seiner Erstlingswerke auf diesem Gebiete mehr u. mehr zurück. Unglücklich war L. in der Tragödie „Monaldeschi" (1834), dem Lustspiel „Rokoko" (1842) u. dem Schauspiel „Die Bernsteinhexe" (1843); Erfolge dagegen erreichte er mit dem Trauerspiel „Struensee", dem Charakter-Lustspiel „Gottsched u. Gellert" (1845), den Schauspielen „Die Karlsschüler" (1846) u. „Prinz Friedrich" (1847), den Trauerspielen „Graf Essex" (wol seinem besten Werke) u. „Montrose" (1859) u. den Schauspielen „Der Statthalter von Bengalen" (1866) u. „Böse Zungen" (1868). Letzteres erregte schon deshalb bedeutendes Interesse, weil es den Tod eines großen österr. Staatsmannes (Bruck) zum Gegenstand hat.

Laubfrosch (Baumkleber, Hyla arborea), ein grüner, unterseits gelber Frosch mit gelber, schwarzbegrenzter Längslinie an den Körperseiten, hat scheibenförmig erweiterte Zehen, mit deren Hülfe er sich an Zweigen, Blättern ꝛc. festhält. Er lebt im Gesträuch von Insekten u. soll durch sein Schreien Witterungsänderungen anzeigen, weshalb man ihn auch als Wetterpropheten in Gläsern mit feuchtem Rasen u. Stufenleiter gefangen hält u. mit Fliegen füttert. Außer Süd- u. Mitteleuropa bewohnt er auch Nordafrika, Java u. die Vereinigten Staaten. Verschiedene ausländische Laubfroscharten zeichnen sich durch ihre lebhafte Färbung u. laute Stimme aus.

Laubhölzer heißen im Allgemeinen diejenigen Holzgewächse, deren Blätter, im Gegensatze zu den Nadelhölzern, eine breite Fläche annehmen. Doch giebt es auch Nadelhölzer, deren Nadeln ebenfalls laubartig werden, z. B. Salisburia in Japan u. Podocarpus in den Tropenländern, so daß für den Begriff L. mehr die Entwicklungsgeschichte des Blattes als seine Form zu entscheiden haben dürfte, da bei den eigentlichen Nadelhölzern die Blätter nicht in jener eingewickelten Form angelegt werden, wie das bei den L.n der Fall ist. Zu den letzteren gehören von den einheimischen Bäumen alle Eichen, Buchen, Linden, Hagebuchen, Birken, Pappeln, Weiden, Eschen, Ulmen, alle Obstbäume ꝛc. Dem Holze nach unterscheiden sich die Nadelhölzer sehr wesentlich von den L.n durch ihren Zellenbau, da bei ihnen entweder spiralige Leisten (Taxus) od. sog. Tüpfelkanäle als mehr od. weniger poröse Löcher auf den Zellenwänden aufzutreten pflegen. Im Allgemeinen verbreiten sich die L. mehr über die gemäßigten u. warmen Zonen, als die Nadelhölzer; wenigstens nehmen sie nach dem Aequator an Mannichfaltigkeit der Arten u. Gattungen sowie der Laubform entschieden zu, so daß ihre größte Fülle auf die heiße Zone fällt. Hier auch nehmen die Blätter die größte Breite, die größte Dicke u. die intensivste Färbung an, wobei die Oberfläche durch eine chemische Umwandlung der Oberhaut jene hohe, firnißartige Spiegelung annimmt, durch welche die Blätter im Stande sind, die außerordentliche Intensität der tropischen Lichtstrahlen durch Rückspiegelung abzustumpfen. Unter den Tropen erzeugt sich eben so die größte Mannichfaltigkeit des Holzgewebes bei den L.n, so daß dieselben hier von den leichtesten bis zu den schwersten, von den weißesten bis zu den dunkelsten u. buntfarbigen Arten gefunden werden.

Laubhüttenfest heißt bei Luther das letzte der drei großen Feste, welche nach 2. Mos. 23, 14—16 jährlich von den Juden gefeiert werden sollten. Die Hauptstellen über das L. sind 3. Mos. 23, 34—43; 4. Mos. 29, 12—38 u. 5. Mos. 16, 13—15. Es währte vom 15.—22. Tage des 7. Monats Tischri (d. i. ungefähr unser Oktober). Seinen Namen hat es davon, daß die Israeliten während des Festes 7 Tage lang in Laubhütten wohnen sollten, zur Erinnerung an das Wohnen in Hütten während des Auszuges aus Aegypten. Zugleich aber war es als das Fest der vollendeten Ernte (daher auch „Fest der Einsammlung" 2. Mos. 23, 16) das höchste Freudenfest des Jahres u. wird als solches noch heute — allerdings mit vielen, zum Theil schon durch den Talmud gebotenen, Abänderungen u. Zuthaten — begangen.

Laubmoose (Musci frondōsi), sog. kryptogamische Gewächse mit echten Wurzeln, mit Stengeln, Blättern u. Früchten, welche letztere aus einem eigenthümlichen Organe, dem Archegonium od. dem Fruchtknoten, hervorgehen u. eine Kapsel bilden, die von einem bleibenden od. sich ablösenden Deckelchen geschlossen ist; nur bei einem geringen Bruchtheil, bei den Andreäaceen od. Mohrenmoosen, öffnen sich die Früchte in 4 Klappen, wodurch sie den Lebermoosen ähnlich werden. Der Centralpunkt dieser Fruchtkapsel ist ein Mittelsäulchen, das entweder unter dem Kapselmunde zurück bleibt od. sich bis in das Deckelchen ergießt. Der Kapselmund wird häufig von einem Kranze lanzettlicher Zähne, einem einfachen od. doppelten sog. Mundbesatze (Peristom) umgeben. Er besteht entweder aus 4, 8, 16, 32 od. 64 äußeren Zähnen von großer Formenverschiedenheit, dem entsprechend aus 8 od. 16 inneren Zähnen von gleichgroßer Mannichfaltigkeit. Auch stellt sich um diesen Mundbesatz herum häufig noch ein anderes Organ, der sog. Ring (annulus) ein, welcher, aus einfachen od. vielfachen Zellen bestehend, durch Aufschwellen den Deckel abhebt, wobei er meist selbst verloren geht. Die Kapsel (theca) wird in der Jugend u. häufig bis über die Reife hinaus von einer Mütze (calyptra) gedeckt. Als Befruchtungswerkzeug deutet man das sogenannte Antheridium, ein sackförmiges Organ, während das

Archegonium in einen zelligen Hals ausgedehnt ist. Beide zusammen od. vereinzelt bilden im Verein mit sog. Saftfäden (paraphyses) u. den Blumenblättern die Moosblüte (s. Abb.). Alle diese Organe, sowie die Blätter, stellen eine überaus große Zahl von Moosarten dar, welche sich heute wahrscheinlich bereits auf 6000 beziffert. Die L. sind über die ganze Erde verbreitet u. überziehen, mit Ausnahme der afrikan. Sandwüsten, alle Regionen bis zu den höchsten Alpen u. bis in den äußersten Norden. Ihre größte Mannichfaltigkeit erlangen sie unter den Tropen, wo auch in den höheren Gebirgsgegenden ihre stattlichsten Formen theilweise zur Erscheinung kommen. An u. für sich greifen die L. überall tief in den Haushalt der Natur ein, insofern sie eine zusammenhängende Moosdecke bilden, welche zur Befeuchtung des Bodens, zur Erhaltung der Feuchtigkeit der Wälder, zur Quellenbildung, zur Torfbildung u. zur Lokalisirung Tausender von Insektenarten u. kleinerer Thiere außerordentlich beiträgt. Im Haushalte des Menschen haben sie kaum irgend eine Bedeutung; höchstens daß der Eskimo aus Torfmoosen Lampendochte, der Aelpler aus Widerthonmoosen Besen u. Bürsten, der Gebirgler überhaupt aus Astmoosen Kränze od. Aehnliches verfertigt.

Laubsäge, die dünnsten u. feinsten Sägeblätter, welche sich überhaupt herstellen lassen. Sie werden von Uhrmachern u. überhaupt zu feinen Metallarbeiten, insbes. aber auch zu den sog. Laubsägearbeiten benutzt, welche darin bestehen, daß mehr od. weniger verschlungene Ornamente aus dünnem Holze ausgeschnitten werden. Man benutzt dazu Fournierblätter od. doch sehr dünne Bretchen, auf welche eine Zeichnung aufgetragen od. darauf geleimt wird; diese Zeichnung wird dann nach ihren Contouren mit der L. ausgeschnitten, so daß sie als durchbrochene Verzierung auftritt. Die L. wird auch zur Herstellung von Holzmosaik benutzt u. dient also auch als Werkzeug zur Herstellung der Marqueterie, indem in die ausgeschnittenen Stellen des Holzes gleichgeformte Stücke von anderen Hölzern, Elfenbein, Metall 2c. eingefügt werden. Bei der eigentlichen Laubsägearbeit handelt es sich jedoch um die Herstellung durchbrochener Verzierungen, wo das herausgesägte Stück nicht ersetzt wird. Die L. wird entweder, in einen eisernen od. stählernen Bügel eingespannt, mit der Hand geführt, od. sie wird in einer durch den Fuß od. mit Elementarkraft betriebenen Maschine benutzt. Es giebt sehr verschiedenartige Konstruktionen solcher Maschinen. Gewöhnlich sitzt das Blatt in einem Rahmen, der mittels einer Pleuelstange in Führungen senkrecht auf- u. abbewegt wird. Für sehr feine Laubsägearbeiten in Elfenbein u. Papiermaché benutzen die Chinesen einen feinen, schraubenförmig gewundenen Stahldraht, der in beliebiger Länge auf einer Drehbank um seine Achse gedreht u. dann gehärtet wird. Als treffliches Musterbuch zur Anfertigung von Laubsägearbeiten s. Gebr. Ortlep, „Laubsägearbeiten" (Lpz. 1876).

Laubthaler, eine nur in den J. 1726—90 geprägte u. daher heute sehr seltene franz. Silbermünze (écu de six livres, auch grand écu), im Werthe von 4 Mk. 75 Pf. Sie erhielt ihren deutschen Namen wegen der beiden Lorberzweige, mit denen Bild u. Wappen umgeben sind.

Lauch, s. „Allium".

Lauchhammer, bedeutendes Eisenwerk im Kreis Liebenwerda (Reg.-Bez. Merseburg, preuß. Provinz Sachsen), 7 Km. nordwestl. von Ruhland unfern der Schwarzen Elster gelegen, ging 1871 aus dem Besitze der gräflich Einsiedel'schen Familie in den einer Aktiengesellschaft über u. hat sich bes. durch den Guß des Lutherdenkmals in Worms bekannt gemacht. In der Nähe dieses Werkes befinden sich Lager von Braunkohlen u. Raseneisenstein.

Lauchstädt, Stadt im Reg.-Bez. u. Kreise Merseburg (preuß. Provinz Sachsen) mit 1896 E. (1871), hat ein Schloß u. ein von freundlichen Anlagen umgebenes Mineralbad (schwache Eisenquelle), welches zu Karl August's Zeiten vom weimar. Hofe öfter besucht u. damals durch die Aufführungen der weimar. Schauspieler weithin bekannt geworden ist.

Laud (spr. Lahd), William, engl. Prälat, geb. zu Reading (Berkshire) 7. Okt. 1573, hielt es als Geistlicher mit der katholisirenden Richtung in der engl. Kirche u. ward dafür von Jakob I. 18. Nov. 1621 mit dem Bischofssitze St. Davids belohnt. Zu seinem eigenen wie zum Unheil Karl's I. stieg er in dessen Gunst noch höher. Vom Könige 1626 zum Bischof von Bath u. Wells u. 1633 zum Erzbischof von Canterbury erhoben, bestärkte er den König in seiner Abneigung gegen die schott. Reformation, drang auf den Sieg der Episkopalkirche in allen drei Reichen, stellte den Schmuck der Kirchen wieder her, errichtete Altäre statt der Tische u. brachte dadurch sich u. den König in den Verdacht, daß sie das Land röm.-kathol. machen wollten. In Wahrheit strebte aber L., der den ihm angebotenen Kardinalshut ausschlug, nur danach, selbständiger Patriarch der brit. Inseln zu werden. Dieser ehrgeizige u. herrschsüchtige Träger eines neuerdings im Puseyismus (s. d.) wiederbelebten Systems war auch ein kleinlicher, engherziger, verfolgungssüchtiger Mann, der selbst zur berüchtigten Sternkammer gehörte. Das Maß ward voll, als er 1637 den König dazu trieb, den Schotten eine Liturgie, noch katholischer als in England, zu oktroyiren. Infolge dessen kam es zum Aufstand der Schotten, u. nachdem 1640 auch in England das Parlament die Oberhand gewonnen, ward L. in Anklagestand versetzt. Seine Verurtheilung als Hochverräther erfolgte jedoch erst nach mehreren Jahren, worauf er 10. Jan. 1645 im Tower zu London enthauptet wurde.

Laudanum ist ein veralteter Ausdruck für Opium; L. liquidum Sydenhami ist der ältere Name für die Tinctura opii crocata der Apotheken, d. i. ein mit Xereswein bereiteter Auszug von Opium, Safran, Zimmt u. Nelken.

Laudemium (lat.), Lehenwaare, Lehnszins, ist die Abgabe, welche ursprünglich beim Ritterlehen, später auch bei Bauerngütern, der Vasall u. der Bauer an den Lehns- u. Gutsherrn zu bezahlen hatte. Anfänglich hing der Betrag dieser Abgabe von der Willkür des Herrn ab, später ist derselbe durch Vertrag od. Herkommen ein- für allemal festgesetzt worden. Die Entrichtung des L. bei Bauerngütern ist dadurch meist beseitigt worden, daß durch die Ablösungsgesetze dem Verpflichteten freigestellt wurde, sich durch Gewährung eines Kapitals (etwa des 25fachen Betrages des L.) von der fernerweiten Zahlung zu befreien. Das L. war bald alljährlich, bald — u. dies ist der häufigere Fall — nur beim Wechsel in der Person des Vasallen od. Bauern zu entrichten. Folge der unterlassenen Zahlung war vielfach der Verlust des Lehns od. Bauerngutes.

Lauderdale (spr. Laderdehl), James Maitland, 8. Graf v., engl. Staatsmann u. Nationalökonom, geb. in Schottland 26. Jan. 1759, war seit 1780 Advokat beim schott. Bureau, als er Mitglied des Unterhauses wurde, um sich hier der Opposition anzuschließen. Zu dieser hielt er sich auch, nachdem er 1789 als Erbe seines Vaters ins Oberhaus getreten war. Auch bekannte er sich offen als Anhänger der franz. Revolution. Unter dem Ministerium seines Freundes Fox zum Mitglied des Geheimen Raths u. Großsiegelbewahrer von Schottland ernannt, unterhandelte er im Juli 1806 vergeblich mit Napoleon in Betreff des Friedens. Schon 1807 verlor er mit dem Ministerwechsel seine Aemter u. trat wieder ins Oberhaus, wo er insbes. die Expedition gegen Kopenhagen bekämpfte u. den Antrag Lord Holland's gegen Napoleon's Gefangenhaltung unterstützte. Später ward aus dem eifrigen Liberalen das Haupt der Hochtories in der schott. Peerage. Altersschwäche nöthigte ihn schließlich, aus dem politischen Leben sich zurückzuziehen. Er starb auf seinem Stammschlosse Thirlestone bei Barwick 13. Sept. 1839. L. hat zahlreiche Flugschriften über die irländ. u. ind. Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen 2c. verfaßt, auch in seiner „Enquiry into the nature and origin of public wealth" (Edinb. 1804) die Theorien Adam Smith's bekämpft.

Laudon (spr. Laud'n) od. Loudon, Gideon Ernst, Frhr. v., berühmter österr. Feldherr, Sohn des aus einem ursprünglich schott. Geschlecht stammenden russ. Oberstleutnants Otto Gerhard v. L., geb. zu Tootzen in Livland 10. Okt. 1716; verließ wegen mancherlei Zurücksetzungen den russ. Militärdienst, suchte in Berlin eine militärische Anstellung, ward aber wegen seines Aeußeren von Friedrich d. Gr. abgewiesen u. wandte sich nach Oesterreich, wo er in das Freicorps des berüchtigten österr. Parteigängers Franz v. d. Trenck trat, sich als Compagnieführer in demselben durch persönliche Unerschrockenheit auszeichnete, sich aber mit Trenck überwarf u. ausschied. Hierauf lebte er, da auch in Oesterreich die wiederholten Gesuche des „zudringlichen Supplikanten" zurückgewiesen wurden, unter den dürftigsten Verhältnissen in Wien, bis ihm einige Freunde eine Hauptmannsstelle im Liccaner Grenzregiment verschafften. Die Muße des Garnisonslebens benutzte er zu militärischen Studien, bis der Siebenjähr. Krieg ihm die längst ersehnte Gelegenheit verschaffte, seine angeborenen u. erworbenen Gaben in vollem Lichte zu zeigen. Im März 1757 zum Obersten ernannt, verschaffte er sich durch seine glücklichen Märsche u. kühnen Ueberfälle bald großen Ruf u. gab bei Tetschen, Hirschfeld, Kollin u. Prag vielfache Beweise seiner höheren kriegerischen Talente. Zwar ward er dafür zum General u. dann zum Feldmarschallleutnant befördert u. mit dem neugestifteten Maria-Theresienorden dekorirt, auch von der Kaiserin u. ihrem Gemahl mit Lob u. Geschenken überhäuft, aber eine selbständige Stellung erhielt er dessenungeachtet nicht.

das ihm später übertragene Kommando eines Armeecorps zu Operationen in Schlesien war nur dem Namen nach ein unabhängiges. Als er ohne Ermächtigung des Hofkriegsraths Schweidnitz mit Sturm nahm, leitete diese Behörde ein Verfahren gegen ihn ein, u. Maria Theresia war nahe daran, ihren „Josua", wie L. von Kaunitz zuweilen genannt wurde, preiszugeben, als der Kaiser dazwischen trat u. die Verurtheilung abwandte. Vorher hatte er zum Sieg bei Hochkirch u. bei Kunersdorf wesentlich beigetragen, 29. Juni 1760 die Schlacht bei Landshut in Schlesien gewonnen u. Glatz erstürmt, sowie, freilich vergeblich, Breslau berannt. Der Ruf des „Emporkömmlings", für den L. in Oesterreich nach wie vor galt, war ein europäischer geworden. Schon vor Beendigung des Siebenjähr. Krieges wünschte Spanien ihn in seinen Dienst zu ziehen, wie später Rußland u. Frankreich. Doch L. fand diese Anträge kaum der Beachtung werth, blieb vielmehr seinem Adoptiv-Vaterlande treu. Nicht genug gewürdigt in den höheren Regionen, war er desto populärer in der Armee u. beim Volke. Nach dem Siebenjähr. Kriege trat für ihn wie für Oesterreich selbst eine lange friedliche Epoche ein, nur von dem bayer. Erbfolgekriege unterbrochen, der keine Gelegenheit bot, neue Lorbern zu sammeln. L. hatte unterdessen die Feldmarschallswürde erhalten, als welcher er, schon über 70 Jahre alt, den Oberbefehl im Türkenkriege erhielt. In diesem legte er dieselbe unermüdliche Thätigkeit u. klare Einsicht wie im Siebenjähr. Kriege an den Tag. Insbes. war die Nachricht von der ihm gelungenen Einnahme Belgrads für den in Wien krank zurückgebliebenen Kaiser Josef II. ein Trost in seinen letzten traurigen Tagen. Von dessen Nachfolger Leopold II. kaum zum Generalissimus des österr. Heeres ernannt, eine Würde, die seit Karl V. unter 257 österr. Feldmarschällen nur 19 erhalten hatten, starb L. 14. Juli 1790 zu Neutitschein in Mähren, wo er die gegen Preußen zusammengezogene Armee kommandirte, u. wurde in Hadersdorf bei Wien begraben. In den Freiherrnstand war L. bereits den 5. März 1759 erhoben worden, doch hinterließ er keine direkten Nachkommen. Vgl. Janko, „Laudon's Leben. Nach Originalakten ꝛc." (Wien 1869).

Lauenburg, ein durch Personalunion mit dem Königreich Preußen verbundenes Herzogthum von 21,29 □M. Flächeninhalt; grenzt im S. an die Elbe, im SW. an Hamburg'sches Gebiet, im W. an Holstein, im N. an Lübeck u. das Mecklenburg-Strelitz'sche Fürstenthum Ratzeburg, im O. an Mecklenburg-Schwerin; es umschließt 5 Lübeck'sche, 4 Mecklenburg-Strelitz'sche u. 1 Hamburg'sche Enklaven, welche zusammen ein Areal von 1,9 □M. bedecken. Das fruchtbare, zum Theil schön bewaldete Ländchen gehört der norddeutschen Tiefebene an, wird von der Stecknitz u. Wagnitz durchflossen u. von der Bille begrenzt. Im N. liegt eine Anzahl schöner Seen, deren größte der Ratzeburger- u. der Schaal-See sind. Die Flüsse Stecknitz, welche bei Lübeck in die Trave mündet, u. Delvenau, welche die Elbe bei L. aufnimmt, sind schon im 14. Jahrh. durch einen Kanal verbunden worden. L. produzirt Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse u. Obst; die Wälder haben einen guten Wildstand, die Gewässer sind fischreich. Die Viehzucht hebt sich immer mehr, Industrie fehlt dagegen fast ganz. Das Land wird von der Berlin-Hamburger, Lübeck-Büchen-Lauenburger u. Lübeck-Hamburger Eisenbahn durchschnitten. Die dem niedersächs. Stamme angehörende Bevölkerung zählt 49,546 Seelen (1871), darunter 132 Katholiken u. 14 Juden; sie ist im Ganzen wohlhabend, obgleich der größte Theil des Grundbesitzes in den Händen der Ritterschaft sich befindet. Der Reichskanzler, Fürst Bismarck, ist Minister für das Herzogthum; in der Hauptstadt Ratzeburg (s. d.) befindet sich das Landrathsamt, das Konsistorium u. die Superintendentur sowie der Sitz des Landtages, welcher aus dem Erblandmarschall, 2 lebenslänglichen Landschaftsräthen, 5 Abgeordneten der Besitzer landtagsfähiger Güter, 5 der Städte u. 5 des bäuerlichen Grundbesitzes zusammengesetzt ist. In gerichtlicher Beziehung steht L. unter dem Oberappellationsgericht zu Berlin u. dem Appellationsgericht in Kiel, außerdem befindet sich ein Kreisgericht in Ratzeburg u. Amtsgerichte ebendaselbst sowie in Mölln, L., Schwarzenbeck u. Steinhorst. Das Hauptsteueramt ist in der Stadt L. Das Herzogthum zerfällt in die 4 Aemter (Ratzeburg, L., Schwarzenbeck, Steinhorst), 3 Städte (Ratzeburg [4293 E.], Mölln [3912 E.] u. L.) u. 22 adelige Güter. Die Finanzverhältnisse sind nicht günstig u. der Steuerdruck hat wesentlich mit beigetragen, die Stimmung der Bevölkerung der Einverleibung in den preuß. Staat geneigter zu machen. Die Einnahmen waren im Finanzetat für 1874 für die ständische Verwaltung mit 832,740 Mk., für die staatliche Verwaltung auf 544,500 Mk. berechnet, wodurch die gleichhohen Ausgaben gedeckt werden sollten; hierzu kommt eine Domanialschuld von 4,699,650 Mk. (1873) u. eine landschaftliche Schuld von 487,440 Mk.

L., ursprünglich vom slavischen Volke der Polaben bewohnt, ward nach der Eroberung durch die sächs. Herzoge germanisirt u. bes. nach der Errichtung des Bisthums Ratzeburg (1154) durch Heinrich den Löwen dem Christenthum gewonnen. Nach dessen Aechtung kam das Land an Bernhard von Anhalt, dem es aber 1190 Heinrich wieder entriß. Der Dänenkönig Waldemar II., welcher es nach Heinrich's Tode eroberte, verlor es wieder nach der Schlacht bei Bornhöved 1228 an Albrecht I., den Sohn Bernhard's von Anhalt, dessen älterer Sohn Johann der Stifter der Linie Sachsen-L. wurde. Als das Askanische Fürstenhaus 1689 ausstarb, ward über das Land vom Kaiser Sequestration verfügt, von den Ständen aber 1702 Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg Celle, der sich gewaltsam in den Besitz von L. gesetzt hatte, als Landesherr anerkannt; nach dessen Tode fiel L. durch Erbschaft 1705 an Hannover, bei dem es bis 1803 verblieb. In diesem Jahre besetzten es die Franzosen, die es nach einer vorübergehenden preuß. Besatzung (1805—6) 1810 zu dem Departement der Elbmündung schlugen. Der Fall der franz. Herrschaft brachte L. 1813 wieder an Hannover; 1815 kam es an Preußen, welches es gegen Schwedisch-Pommern an Dänemark überließ. Die Regierung berücksichtigte die provinzielle Selbstständigkeit des Landes u. erwarb sich im Allgemeinen die Zufriedenheit der Bevölkerung. Als der dän. König Friedrich VII. gestorben war, machten auf L. Erbansprüche der Erbprinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Sachsen, Mecklenburg u. Anhalt, u. es erfolgte darauf die Besetzung des Herzogthums durch deutsche Bundestruppen; im Wiener Frieden 30. Okt. 1864 ward dasselbe von Dänemark an die Souveräne von Oesterreich u. Preußen abgetreten u. ging durch den Gasteiner Vertrag gegen eine Abfindungssumme von 1,875,000 Thlr. an Preußen über (14. Aug. 1865), dessen König die Besitzergreifung als Herzog von L. 13. Sept. 1865 verkünden u. sich selbst 26. Sept. in der Kirche zu Ratzeburg von Ritterschaft u. Landschaft huldigen ließ. Eine Vereinigung L.s mit Preußen verhinderte der Widerspruch des preuß. Landtages (3. Sept. 1866), u. das Land blieb in Personalunion mit Preußen, trat dem Norddeutschen Bunde u. dem Deutschen Reiche bei u. ist im Reichstage durch einen Abgeordneten vertreten. Die neuen Verhältnisse haben auf den Wohlstand des Landes nicht gerade günstig eingewirkt; der Beitritt zum Zollverein u. die Aufhebung des Elbzolles (11. Juni 1870) verringerten die staatlichen Einnahmen; dazu kamen die Matrikularbeiträge u. Reichssteuern (1874 zusammen 134,088 Mk.) u. die für das Land ungünstige Ordnung der Domänenverwaltung. Durch Rezeß vom 19. Juni 1871 erhielt der König von Preußen als Herzog den gesammten, zum Domanium gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbeck, dessen jährlicher Ertrag mit 34,016 Thlrn. angenommen ward, u. übergab denselben gleich darauf dem Fürsten Bismarck als Dotation, während das Land die ganze Domanialschuld von 1866 auf sich nehmen mußte. — Vgl. Kobbe, „Geschichte des Herzogthums L." (Gött. 1821); Knauth, „Das Herzogthum L." (Langens. 1866); Glagau, „Spaziergänge durch L. u. Lübeck" (Berl. 1866); H. Linsen, „Statistisches Handbuch für das Herzogthum L." (Berl. 1872).

Lauenburg, Stadt im gleichnamigen Herzogthum mit 1110 E. (1871), liegt an der Mündung der Delvenau in die Elbe, ist Sitz eines Amtsgerichtes u. treibt Schiffbau u. Schiffahrt. Die Stadtkirche enthält die Gruft der ehemaligen Herzoge von L. Der jetzt zum Gefängniß verwendete Thurm ist ein Ueberrest des alten, 1182 von Adolf von Schaumburg erbauten Schlosses.

Lauer, Franz, Freiherr v., österr. General, geb. 1735, diente seit 1755, bereiste als Ingenieurmajor 1775 u. 1782 zu militärisch-wissenschaftlichen Zwecken Italien, lieferte die Pläne zum Bau der Festung Theresienstadt u. leitete den von Pleß-Josephstadt. Im Kriege gegen die Türkei entwarf er als Oberst 1788 die Disposition zur Belagerung der Festungen Dubitza u. Belgrad, erhielt dafür 1789 den Rang eines Generalmajors u. ward 19. Juli 1790 baronisirt. Seit 1795 Feldmarschallleutnant, wurde er 1797 Generalgeniedirektor u. 1800 Feldzeugmeister, als welcher er 12. Sept. 1803 zu Krems in Oberösterreich starb. — Joseph, Frhr. **v. L.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Graz 18. Mai 1769, trat früh in das Ingenieurcorps ein u. that sich in den Kriegen gegen die Türken, wie dann gegen die Franzosen, so rühmlich hervor, daß er 1806 Fortifikationsdirektor in Königgrätz wurde. Den gleichen Posten hatte er seit 1811 in Ofen u. seit 1813 in Temesvar inne. Neue Gelegenheit sich auszuzeichnen, fand er dann nach seiner Anstellung als Generalmajor bei der ital. Armee. Hervorzuheben ist insbes. seine Vertheidigung Ferrara's gegen 50,000 Neapolitaner (1815) u. die Eroberung der

Festung Gaëta, deren Gouverneur er hierauf wurde. Im J. 1817 mit dem provisorischen Kommando der Truppen in Neapel betraut, rückte L. 1826 zum Feldmarschalllieutnant auf, erhielt 1831 das Festungskommando in Königgrätz u. 1832 in Olmütz, ward 1841 Wirkl. Geh. Rath, später Feldzeugmeister u. Generalgeniedirektor u. starb zu Wien 26. Febr. 1848.

Lauer, v., ausgezeichneter Arzt u. insbesondere bekannt als preuß. Generalarzt u. Leibarzt des Kaisers Wilhelm, geb. zu Wetzlar 10. Okt. 1808, ist auch Professor der med.-chir. Militär-Akademie u. Privatdozent an der Berliner Universität.

Läufer, im Schachspiel die vier neben König u. Königin stehenden Offiziere; in der Musik ein schnelles Angeben neben einander od. nahe zusammen liegender Töne. Diotonisch heißt der L., wenn er die Töne der Dur- od. Mollskala angiebt; chromatisch, wenn er sich in neben einander liegenden halben Tönen bewegt; Akkordläufer, wenn er die Töne eines Akkordes durch mehrere Oktaven angiebt. L. heißt ebenfalls der über dem unteren, festliegenden Bodenstein umlaufende Mühlstein; ferner nennt man L. die zahmen, auf dem Vogelherde herumlaufenden, mittels eines Riemchens am Fuße festgebundenen Vögel u. die jungen, abgesetzten Schweine bis zu der Zeit, nach Verlauf welcher sie zur Zucht od. zur Mast bestimmt werden.

Laufgräben heißen die Annäherungswege, welche der Belagerer bei dem regelmäßigen, methodischen Angriff gegen die Festung vortreibt. Sie werden je nach dem Erdreich als vollständige Gräben ausgeführt, od., wenn der Boden zu hart ist, durch weit hertransportirte, mit Sand gefüllte Säcke hergestellt. Ihr Zweck ist, der Festung sich mit möglichst wenig Verlust nach u. nach zu nähern. Man führt die L. auch im Zickzack, um zu verhüten, daß ein Geschoß sie der ganzen Länge nach bestreichen können. Schon in den Kriegen des Alterthums wendete man sie an. Vervollkommnet wurde ihre Ausführung durch Moritz v. Oranien u. später durch Vauban. In neuester Zeit bezeichnen die Belagerung von Sewastopol u. die Belagerungen des letzten Franz. Krieges, nam. Straßburgs, den höchsten Standpunkt in Ausführung des methodischen Angriffs einer Festung. — Im Schiffsbau hieß Laufgraben ein etwa 1 m. breiter Gang im unteren Raume des hölzernen Kriegsschiffes, rund um die inneren Seiten, in welchem sich während des Gefechtes der Zimmermann mit seinen Gehülfen aufhielt, um Lecke, welche das Schiff durch Grundschüsse bekam, sofort zu stopfen. Eben so hießen L. die Röhren, welche in einem Brander das Lauffeuer enthalten, um die Flamme nach allen Seiten des Branders zu führen.

Laufkäfer (Carabicini), eine der umfangreichsten Käferfamilien, die in etwa 7000 Arten über die ganze Erde bis in den höchsten Norden hinauf u. in vertikaler Richtung bis zur Schneegrenze verbreitet ist, u. deren durch Größe u. Färbung ausgezeichnete Arten nicht — wie dies bei anderen Familien gewöhnlich der Fall ist — den Tropen, sondern vorwiegend der gemäßigten Zone eigen sind. Die Käfer sind schlank gebaut, haben fadenförmige, elfgliedrige Fühler, kräftige Kauwerkzeuge u. lange Laufbeine mit fünfgliedrigen Tarsen; sie leben wie ihre Larven vom Raube u. werden so durch Vertilgen schädlicher Insekten nützlich. Tags halten sie sich gern unter Steinen, Moos u. Baumrinden verborgen; eine scharfe, buttersäurehaltige Flüssigkeit, welche sie besitzen, das Produkt zweier neben dem Mastdarm mündenden Drüsen, spritzen sie zur Abwehr auf den Gegner. Die langgestreckten Larven haben viergliedrige Fühler, sichelförmige Kauwerkzeuge u. fünfgliedrige Beine. Einer der gemeinsten L. ist der goldgrüne, unterseits schwarze, rothbeinige Carabus auratus (Erdhenne), eine andere Art der Puppenräuber (Calosoma sycophanta), der Bombardirkäfer (Brachinus crepitans) 2c.

Laufvögel (Cursores, od. Kurzflügelige, Brevipennes), eine Ordnung tropischer Vögel mit langem Halse, rudimentären, durch den Mangel steifer Schwingen flugunfähigen Flügeln u. langen, kräftigen, zu anhaltendem Laufen geschickten, 2–4zehigen Beinen. Es zählt zu ihnen der zweizehige (afrikan.) Strauß (Struthio), der dreizehige Emu od. amerikan. Strauß (Rhea), die ebenfalls dreizehigen Kasuare (Casuarius) Neuguinea's u. (Dromaeus) Australiens, die neuseeländischen, aus diluvialen Resten bekannten Riesenvögel (Dinornis etc.), die ganz flügellos waren, endlich der kleine, vierzehige, langschnäblige Kiwi (Apteryx) Neuseelands (s. d. bezügl. Art.).

Lauge (lat. lixivium, franz. lessive, engl. ley od. lie) ist ein Ausdruck, der für mehrere Flüssigkeiten gebraucht wird. So bezeichnet man einestheils damit die Auflösungen des Aetzkali u. Aetznatron in Wasser (Kalilauge u. Natronlauge), anderentheils nennt man auch die Auflösungen von Salzen in Wasser sehr häufig L.n u. bezeichnet diese zum Unterschiede von den ätzenden, alkalischen L.n mit dem Namen Salzlaugen, z. B. Soda-, Potaschen-, Kochsalz-, Javelle'sche u. Labarraque'sche L. — Seifensiederlauge ist Kali- u. Natronlauge.

Laugensalze ist eine veraltete, jetzt gar nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für die kohlensauren Salze des Kali, Natron u. Ammoniak.

Laun, Friedrich, Pseudonym für Fr. Aug. Schulze.

Launitz, Eduard v. d., Bildhauer, geb. 22. Nov. 1797 in Grobin bei Libau in Kurland, wo sein Vater Propst war, studirte in Göttingen Jurisprudenz, mußte aber 1816 wegen eines Duells Göttingen verlassen u. ging nach Italien, um sich der Bildhauerei zu widmen, wurde in Rom Thorwaldsen's Schüler u. machte solche Fortschritte, daß er bald im Stande war, seinem Lehrer bei der Restauration der Aeginetischen Bildwerke (s. unter „Aegina") u. anderer Statuen behülflich zu sein. Auch durch selbständige Arbeiten bewährt, kehrte er 1822 nach Deutschland zurück. Vom Kaiser Alexander von Rußland erhielt er großartige Aufträge, doch wurde die Ausführung derselben durch Neid u. Intriguen der Nationalrussen vereitelt. So nahm er seinen Wohnsitz wieder in Rom, gedachte 1830, von harten Familienschicksalen getroffen, sich nach Kurland zu wenden, wurde aber inzwischen veranlaßt, sich in Frankfurt niederzulassen, wo er eine reiche praktische Thätigkeit entfaltete u. daneben kunstwissenschaftliche Studien machte; letztere wurden Veranlassung, daß L. 1838 ausersehen wurde, den damaligen Thronfolger von Rußland nach Italien zu begleiten. Zurückgekehrt, entwarf er für das Frankfurter Jubiläum der Buchdruckerkunst 1840 das Modell zu einem Denkmal, das, später (1858) in seinen 3 Hauptgestalten galvanoplastisch ausgeführt, zum Hauptwerke seines Lebens u. zur Hauptzierde Frankfurts wurde. Nebenbei führte er viele andere Arbeiten für das Heiligengeisthospital, das Stadttheater, die Börse 2c. aus, in denen er sich nam. in der Gewandung als Meister bewährte. Für den Rest seines Lebens beschäftigten ihn kleinere plastische Werke, mehr aber noch theoretische u. historische Studien, als deren Hauptfrucht die „Wandtafeln zur Veranschaulichung antiken Lebens u. antiker Kunst" zu betrachten sind. Er starb in Frankfurt 12. Dez. 1869. — Sein Neffe, Robert Eberhard Schmidt **v. d. L.**, geb. zu Riga 4. Nov. 1806, war als Bildhauer ebenfalls ein Schüler Thorwaldsen's, ging 1837 nach Amerika, wo er Grabmäler u. monumentale Portraitstatuen schuf, daneben in New-York ein Geschäft für gewerbsmäßige Herstellung von Grabsteinen betrieb u. 13. Dez. 1870 starb.

Laura, die Geliebte Petrarca's (s. d.), welcher sie in seinen berühmten Sonetten u. Canzonen besungen hat, geb. wahrscheinlich im J. 1308 als Tochter eines Edelmannes Audibert de Noves zu Avignon, ward frühzeitig mit einem Ritter, Namens Hugo de Sades, vermählt u. wurde in dieser Ehe Mutter zahlreicher Kinder. Indessen sind diese Angaben, welche ein angebl. Nachkomme L.'s, der Abbé de Sade, in seinen „Mémoires sur la vie de Pétrarque" (Par. 1764) Familienpapieren entnommen zu haben behauptete, von vielen Gelehrten mit guten Gründen bestritten worden, ja Einige haben sogar die Existenz der L. überhaupt geleugnet u. sie für ein Phantasiegebilde des Dichters erklärt, eine Hypothese, welche bereits Boccaccio ausgesprochen hatte. Von Petrarca selbst erfahren wir über die Lebensumstände seiner Geliebten nur, daß er sie 6. April (einem Charfreitag) 1327 in der St. Clarakirche zu Avignon zum ersten Male erblickte u. daß sie ihm gerade 21 Jahre später (6. April 1348) durch den Tod wieder entrissen wurde. Jedenfalls war das Verhältniß Petrarca's zu L. ein sehr platonisches, ja es ist selbst fraglich, ob es dem Dichter gelang, die Gegenliebe der besungenen Schönen zu gewinnen. — Vgl. Plaze de Bury, „Laure de Noves" („Revue des deux mondes", 15. Juli 1874).

laureatus (lat.), mit dem Lorber gekrönt.

Lauremberg, Johann, trefflicher satirischer Dichter, geb. wahrscheinlich 26. Febr. 1590 zu Rostock als Sohn eines ausgezeichneten Arztes, des Professors der Medizin Wilhelm L. († 1612); wurde schon 1605 in Rostock immatrikulirt, begann aber erst 1608 wirklich seine Studien. Schon 1610 ließ er ein lat. Trauerspiel „Pompejus Magnus" drucken, wurde in demselben Jahre zum Magister der Philosophie promovirt, gab 1611 den Text des kleinen Werkes des Neuplatonikers Proklos Diadochos „Sphaera" mit lat. Uebersetzung heraus u. ging dann nach dem Tode seines Vaters auf Reisen, die 6 Jahre währten u. die Niederlande, England, Frankreich u. Italien umfaßten; in Paris begann er 1613 das Studium der Medizin u.

erwarb sich 1616 in Rheims den Doktorgrad, ohne freilich jemals seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft literarisch zu bethätigen. Im J. 1618 wurde L. in Rostock Prof. der Dichtkunst, schrieb in dieser Stellung eine Reihe vorzüglicher lat. u. griech. Gelegenheitsgedichte u. gab sein auf dem Gebiete der klassischen Philologie bedeutendstes Werk „Antiquarius" (Lyon 1622) heraus, zeichnete auch eine im Druck erschienene Karte von Mecklenburg. Im J. 1623 folgte L. einem Rufe als Professor der Mathematik an der Ritterakademie zu Soroe auf Seeland. Eine Reihe von Jahren war er hier im Auftrage der Regierung mit Landesvermessungen beschäftigt, scheint aber die Resultate seiner Arbeiten nicht veröffentlicht zu haben. Dagegen schrieb er 1634 zwei hochdeutsche Gelegenheitskomedien: „Heimführung der Orithyia durch den Regenten Aquilo" u. „Verjagung der Harpyien", sowie 1655 ein hochdeutsches Schauspiel, dessen Stoff der Sage von Arion entnommen war, — ziemlich werthlose Machwerke von schwülstig pedantischem Charakter. Dagegen sind von höchstem Werthe seine noch heute unerreichten niederdeutschen Satiren, 1652 als „Veer Schertz-gedichte" erschienen u. oft wieder gedruckt (neueste Ausgabe von Lappenberg, Stuttg. 1861), in denen er derb, aber immer maßvoll u. witzig die Modethorheiten seiner Zeit in Kleidung, Sitte, Sprache ꝛc. geißelt. In seinen letzten Lebensjahren lebte er, von Krankheit heimgesucht u. verschuldet, in trüben Verhältnissen, an denen der für Dänemark unglücklich verlaufende Schwedenkrieg einen Theil der Schuld trug; sein rührendes Bittgedicht an den König „Daphnorini querimonia etc." giebt über seinen u. der Akademie Zustand betrübende Nachrichten. Er starb in Soroe 28. Febr. 1658.



Nr. 5325. Lausanne.

Laurent (spr. Lorang), Franz, belg. Rechtsgelehrter u. Schriftsteller, geb. in Luxemburg 8. Juli 1810, studirte seit 1827 in Löwen u. Lüttich Philosophie u. Jurisprudenz, praktizirte seit 1832 als Advokat in seiner Vaterstadt, ward 1834 Chef der Gesetzgebungsabtheilung im belg. Justizministerium u. folgte 1835 einem Rufe als Professor des Civilrechts nach Gent. Seine bändereichen „Études sur l'histoire de l'humanité" (Gent 1850 ff.) enthalten u. a. Schriften über „L'Orient, la Grèce, Rome" (3 Bde., 2. Aufl. 1855); „Le christianisme" (1855); „Les barbares et le catholicisme" (1855); „La féodalité et l'église" (1861); „Les guerres de religion" (1863); „Les nationalités" (1865); „La philosophie du XVIIIme siècle et le christianisme" (1866); „La révolution française" (1868); „Van Espen" (3 Thle., 1860—63); „La question des cimetières" (1864); „Les jésuites" (1865) ꝛc.

Laurentie (spr. Lorangtih), Pierre Sebastien, franz. Geschichtschreiber u. Publizist, geb. zu Houga (Dep. Gers) 21. Jan. 1793, ward Lehrer am Collége in St. Sever, ging aber 1816 nach Paris, wo er zuerst als warmer Vertheidiger des monarchischen Prinzips in der „Quotidienne" auftrat. In den J. 1817—22 auch Prof. der Rhetorik u. der Geschichte am Collége Stanislas u. an der Polytechnischen Schule, wurde er dann Bureauchef der Polizeipräfektur u. bald darauf Oberinspektor des öffentlichen Unterrichts. Inzwischen war er Miteigenthümer der „Quotidienne" geworden, die sich später in die „Union monarchique" verwandelte. Letztere redigirte er mit Lubis bis 1859. Außerdem rief er mehrere andere Journale ins Leben, um für seine royalistisch-klerikalen Ansichten zu wirken. Von seinen zahlreichen Werken historischen, politischen od. philosophischen Inhalts sind hervorzuheben: „Études littéraires et morales sur les historiens latins" (2 Bde., Par. 1822), „Introduction à la philosophie" (ebd. 1826); „Histoire des ducs d'Orléans" (ebd. 1832 bis 1834); „Histoire de France" (8 Bde., ebd. 1841—43; 2. Aufl. 1855); „Théorie catholique des sciences" (ebd. 1836; 4. Aufl. 1846); „Histoire de l'empire romain" (4 Bde., ebd. 1861 bis 1862); „A mon pays" (sein Glaubensbekenntniß, Auch 1849) ꝛc. Auch bekämpfte er Renan's „Vie de Jesus" in den Schriften: „L'athéisme scientifique" (Par. 1862) u. „Le livre de M. Renan sur la vie de Jesus" (ebd. 1863). In den letzten Jahren ist er wenig mehr hervorgetreten.

Laurentius, der Heilige, einer der Hauptmärtyrer der katholischen Kirche, war Diakon in Rom u. wurde in der Verfolgung unter Kaiser Valerian (258) auf einem eisernen Stuhle langsam geröstet. Sein Gedächtnißtag ist der 10. Aug.

Laurin, in der deutschen Heldensage der Name eines mythischen Zwergenkönigs, als dessen Sitz Tirol angegeben wird u. den die Sage Kämpfe mit Dietrich von Bern bestehen läßt. Die Schilderung dieser Kämpfe bildet den Inhalt eines altdeutschen Heldengedichtes, „Laurin" od. „Der kleine Rosengarten", dessen erste Abfassung noch dem 12. Jahrh. angehören wird, welches uns aber nur in einer Ueberarbeitung des 13. Jahrh. erhalten ist. Angeschlossen wurde dem L. als eine Art Fortsetzung um die Scheide des 13. u. 14. Jahrh. der sehr armselige „Walberan", dessen Held L.'s Oheim Walberan ist u. dessen Inhalt Walberan's Kämpfe mit Dietrich von Bern bilden (krit. Ausgabe beider Gedichte im 1. Bde. des „Deutschen Heldenbuchs", Berl. 1866; daraus einzeln „Laurin" von Müllenhoff, Berl. 1874). In verjüngter Sprache u. mit verändertem Metrum erscheint der L. im „Heldenbuch" (s. d.).

Laurion, der südlichste Theil der griech. Provinz Attika, ist ein Gebirgsland, das sich in dem Kerato Vuni bis 651 m. erhebt u. schon im Alterthum durch seinen Silberbergbau hochberühmt gewesen ist. Die silberhaltigen Bleierze sind an Eisenerzlagerstätten gebunden, welche in der Formation der halbkrystallinischen Schiefer als Gänge vorkommen; außerdem findet sich noch Galmei in nicht unbedeutenden Lagern. Der laurische Bergbau wird zuerst zu Perikles' Zeiten erwähnt u. ersetzte

damals Athen einen guten Theil der Kosten des Peloponnes. Krieges; nach demselben verlor er an Bedeutung u. wurde in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. ganz eingestellt. Von den früheren berg- u. hüttenmännischen Arbeiten zeugen noch zahlreiche offene Schachte, Reste von Bauten u. nam. die ausgedehnten Halden. Letztere, sowol die Schlacken- als die Waschhalden, enthalten noch 5–12 % Blei u. 0,005 bis 0,016 % Silber. Zu deren Ausbeute hat sich 1864 eine franz.-ital. Gesellschaft gebildet, der sich eine griech. Gesellschaft beigesellte; die Kolonie der Arbeiter zählt jetzt mehr als 1500 Seelen. Die erstere Compagnie hatte aber auch das untere Erdreich angekauft, ließ einzelne der alten Schachte wieder zugänglich machen u. fand, daß dieselben keineswegs wegen Erzmangels verlassen worden seien. Neue Ausgrabungen erschlossen große Lager von silberhaltigen Bleierzen u. Galmei u. im Juli 1875 brachte ein griech. Schiff die erste Erzladung nach Amsterdam.

Lauriston (spr. Lohristong), Alexandre Jacques Bernard Law, Marquis de, Marschall u. Pair von Frankreich, Enkel eines Bruders John Law's (s. d.), geb. zu Pondichery 1. Febr. 1768, diente seit 1784 in der Artillerie u. ward 1800 Adjutant des Ersten Konsuls, der ihn auch zu diplomatischen Sendungen verwandte. Als Divisionsgeneral führte er 1809 in der Schlacht bei Wagram die Gardeartillerie, welche den Sieg entschied. Nach der durch ihn vermittelten Verlobung Napoleon's mit der Erzherzogin Marie Luise in den Grafenstand erhoben, ging er als Gesandter nach Petersburg u. trat erst 1812 in die Armee zurück, deren V. Corps er seit dem Rückzug aus Rußland befehligte. In der Leipziger Schlacht fiel er in preuß. Gefangenschaft. Dafür, daß sich L. während der Hundert Tage von Napoleon fern hielt, verlieh ihm Ludwig XVIII. den Pairsrang u. machte ihn zum Chef einer Gardedivision. Seit 1817 Marquis, wurde er 21. Febr. 1820 Minister des königl. Hauses u. 1821 Marschall. Er starb 10. Juni 1828.

Lausanne, Hauptstadt des schweiz. Kantons Waadt mit 26,520 E. (1870), liegt eine halbe Stunde von dem Genfer See, 140 m. über demselben malerisch an dem Abhange des Jurten auf drei Hügeln u. wird von dem kastellartigen Schlosse, das einst Bischofssitz gewesen u. jetzt als Regierungsgebäude dient, u. von der Kathedrale überragt. Letztere, um 1000 begonnen u. 1275 geweiht, ist die schönste goth. Kirche der Schweiz; leider ist der Hauptthurm des 107,5 m. langen u. 46 m. breiten Gebäudes nur bis zu einer Höhe von 76 m. ausgebaut. Die Straßen der Stadt sind meist eng u. steil; ein großartiger Viadukt, Grand Pont, verbindet die durch das tiefe Thal des Flonflusses getrennten Stadttheile St. François u. St. Laurent. L. ist Sitz der Kantonregierung u. hat ein Gymnasium, eine bedeutende öffentliche Bibliothek (46,000 Bde.), ein Irrenhaus, eine Blindenanstalt, ein schönes Krankenhaus, zwei Museen, ein Theater u. eine große Kornhalle. Die Umgegend produzirt u. A. besonders viel Wein, die Stadt selbst hat Baumwoll- u. Wollspinnerei, Bierbrauerei u. Steindruckerei.

Laus Deo (lat.), abgekürzt L. D., d. i. Gott sei Lob!

Läuse, der Ordnung der Hemipteren zugehörige, ungeflügelte Schmarotzerinsekten, deren Entwicklung ohne Metamorphose verläuft. Sie haben fadenförmige, fünfgliedrige Fühler, zwei einfache kleine Augen, an den Beinen einen zweigliedrigen Tarsus mit hakenförmigem, großem Endgliede (zum Klettern) u. einen einstülpbaren Rüssel, der als die vorgeschobene Speiseröhre anzusehen ist. Das knopfförmige, mit Häkchen besetzte Ende der Rüsselscheide hakt sich in die Haut fest, worauf die borstenförmigen Kiefer vorgestreckt werden. Die L. leben vom Blute des Menschen u. der Säugethiere, an deren behaarten Körpertheilen sie sich aufhalten; sie vermehren sich stark u. kleben ihre birnförmigen, mit einem Deckel versehenen, dickschaligen Eier od. „Nisse“ an die Haare ihres Wirthes fest. Die Kopflaus (Pediculus capitis), welche die Kopfhaut unreinlicher Menschen, bes. von Kindern bewohnt u. da bisweilen die Ursache des Kopfgrindes wird, ist 2 mm. lang, sieht graulich aus, hat eine längliche, viereckige Brust, einen langen, hinten in eine ovale, ausgezackte Spitze auslaufenden, seitlich sägeförmig gezahnten, schwarz eingefaßten Hinterleib; das Weibchen legt 50 Eier, aus denen nach sechs bis acht Tagen die Jungen hervorkommen, die bereits nach 18 Tagen fortpflanzungsfähig sind. Nach Murray sind die L. verschiedener Menschenrassen verschieden, nur auf der bezüglichen Rasse lebensfähige Arten. — Die gelbliche, schlanke Kleiderlaus (Pediculus vestimenti), die ein heftiges Jucken u. dadurch krätzeähnlichen Ausschlag verursacht, tritt in manchen Gegenden, wie in Polen, in ungeheurer Menge als Begleiterin des „Weichselzopfes“ (s. d.) auf, sie bohrt sich unter die Oberhaut, vermehrt sich massenhaft u. bildet Beulen, die als „Läusesucht“ (Phthiriasis) schon seit den Zeiten des Alterthums bekannt sind, eine ekelhafte Krankheit, der sogar ein ganzes Volk, die Akridophagen, im Greisenalter verfallen sollte, u. welcher mehrere geschichtlich bekannte Persönlichkeiten, wie Sulla, Herodes, Kaiser Arnulf, Philipp II., unterlegen sein sollen. Die irrige Behauptung, auch Platon sei an der Läusekrankheit gestorben, ist dahin zu berichtigen, daß die sprüchwörtlich gewordenen „Läuse des Platon“ sich vielmehr auf ein Gleichniß beziehen, bei welchem der große Philosoph diese widerlichen Thiere heranzuziehen beliebte. Die Annahme, die Läusesuchtlaus sei eine besondere Art (Pediculus tabescentium), hat sich als irrig ergeben. — Ein dritte, am Menschen schmarotzende Laus aber ist die Filzlaus od. der Morpion (Phthirius pubis), mit sehr kleinem, aber breitem, mit dem Hinterleibe größtentheils verwachsenen Bruststücke u. blos eingliedrigen Vordertarsen. Sie sitzt am behaarten Theil der Genitalien, des Gesichts (Bart, Augenbrauen) u. der Achselhöhle unsauberer Leute, bohrt sich in die Haut u. erzeugt Knötchenausschlag. — Das sicherste Mittel gegen L. ist Reinlichkeit; man entfernt sie u. ihre Eier durch fleißiges Waschen, durch Abschneiden der Haare u. Einreiben mit Schmierseife, besser noch mit grauer Quecksilbersalbe; mit L.n behaftete Wäsche, Kleider, Betten werden durch trockne Hitze (im Backofen) od. durch scharfe Lauge gereinigt. — An Säugethieren schmarotzende L. bilden die Gattung Haematopinus, es finden sich deren Arten auf Schweinen, Rindern, Pferden, dem Hasen ꝛc. Den L. (Pediculinen) nahestehende Hemipteren sind die Pflanzenläuse (Phytophthiren), zu denen die Familien der Blattläuse (Aphidinen) u. Schildläuse (Coccinen) gehören; durch parasitisches Leben, Flügellosigkeit u. analogen Körperbau den L.n verwandt, von Linné auch noch zu ihnen gerechnet, durch beißende Mundtheile aber von ihnen abweichend sind die Thierläuse od. Pelzfresser (Mallophagen), die an den Haaren der Säugethiere u. den Federn der Vögel leben u. sich von diesen Hautgebilden nähren, z. B. die Hundelaus od. der Holzbock (Trichodectes latus), die Federläuse od. Federlinge (Philopterus) auf Singvögeln, Hausgeflügel ꝛc.

Nr. 3926. Die Kopflaus (Pediculus capitis), vergr.



Nr. 3927. Die Filzlaus (Phthirius pubis), vergr.

Läusekraut; mit diesem Namen werden verschiedene Kräuter beehrt. Am bekanntesten ist die Gattung Pedicularis, zu den Scrophulariceen gehörig u. viele schönblumige Arten in sich zählend, die bis zu den höchsten Alpen hinauf reichen. Zwei Arten, das Sumpf- u. Waldläusekraut (P. palustris u. sylvestris), mit schönen violetten od. rosenrothen Helmblumen, erzeugen in ihren fiederigen Blättern einen sehr scharfen Stoff, weshalb man beide gegen unreine Geschwüre eben so wie gegen Filzläuse u. Viehläuse früher häufig in Abkochungen gebrauchte. Da aber auch andere Kräuter ähnliche scharfe Stoffe erzeugen, so erklärt es sich leicht, warum man noch mehrere andere L.er kennt. Eines der schärfsten ist wol der weiße Germer (Veratrum album), eine monocotylische, zu den Colchicaceen gehörige Giftpflanze von hoher, lilienartiger Gestalt, mit breiten, lilienartigen Blättern u. hoher Blumenrispe, die den filzigen Stengel abschließt. Sie kommt oft in großer Menge auf den Hochebenen der Alpenländer, aber auch in Schlesien vor, wo sie durch ihre hohe Gestalt eine wahrhafte Charakterpflanze der Landwirthschaft wird. — Ein drittes „L.“ ist der südeurop. scharfe Rittersporn (Delphinium Staphisagria), dessen Samen, wie die vieler Ranunculaceen, zu denen er gehört, ein scharf narkotisches Gift sind. Man verwendet sie deshalb noch bisweilen in Salben zur Vertreibung des Ungeziefers. — Auch der gemeine Seidelbast (Daphne Mezereum, s. „Daphne“) gilt als L.

Lausfliegen sind Dipteren mit sehr kleinen, meist nur höckerartigen Fühlern u. keinem Schöpfrüssel wie die übrigen Fliegen, sondern nur einer zweiklappigen Scheide, zwischen der die hornige Zunge liegt (daher Eproboscidea, Rüssellose). Pupiparen heißen sie nur uneigentlich, indem sie, statt Eier zu legen, zwar der Verpuppung nahe Larven, aber nicht Puppen gebären. Manche, wie die Pferdelausfliege (Hippobosca equina), die an Pferden u. Rindvieh schmarotzt, an deren Haaren sie sich festhält, die Vogellausfliege (Ornithomyia, Anapera), z. B. auf Schwalben, sind geflügelt, andere nicht, so die Schaflausfliege (Schafzecke, Melophagus ovinus), die spinnenähnliche Fledermausfliege (Nycterobia vespertilionis), die keine zusammengesetzten, sondern nur einfache Augen, endlich die Bienenlaus (Braula coeca), die nicht einmal diese hat.

Lausitz, so heißt ein 232 □M. umfassendes Territorium, welches ehemals aus den Markgrafthümern Oberlausitz (s. d.) u. Niederlausitz (s. d.) bestand u. gegenwärtig zum Königreich Sachsen u. den

preuß. Provinzen Schlesien u. Brandenburg gehört. Vereinigt waren beide Landestheile von 1635—1815 unter der Herrschaft Sachsens, bis dieses die Niederlausitz vollständig u. von der Oberlausitz den größten Theil an Preußen abtreten mußte. Von Böhmen wird die sächs. Oberlausitz durch das Lausitzer Gebirge geschieden, welches im NW. mit dem Phonolithkegel der Lausche (792 m.) sich an das Elbsandsteingebirge anschließt, im Oybin (519 m.) u. Töpferberg (569 m.) die Sandsteinformation in charakteristischen Bildungen zeigt u. im SO. bei Reichenberg in Böhmen mit seinem höchsten Gipfel, dem Jeschken (965 m.), endet. Die Höhenzüge, welche im N. dieses Gebirges sich fortsetzen u. deren letzte Erhebungen bei Königsbrück u. Kamenz in die Tiefebene abfallen, werden unter dem Namen des Lausitzer Berglandes zusammengefaßt. Dasselbe besteht zwischen Löbau u. Zittau aus einer beträchtlichen Anzahl reichbewaldeter Bergkuppen, die sich 200—350 m. über ein ungefähr 250 m. hohes Plateau erheben, so der Kottmar (583 m.), die Landskrone bei Görlitz (429 m.). Zwischen Löbau u. Bischofswerda nehmen diese Höhen den Charakter eines von W. nach O. streichenden Gebirges an, in welchem die als altheidnische Opferstätten bekannten Gipfel des Bieloboh u. Czorneboh (558 m.) liegen, u. der im O. mit dem zum Theil aus Nephelindolerit bestehenden, aussichtsreichen Löbauer Berg (446 m.) abschließt.

Laut, Lautlehre, Lautwissenschaft. Das Wort „Laut" ist in allen drei hier genannten Fällen im Sinne von „Sprachlaut" genommen, eine Einschränkung, welche zwar nicht nothwendig, in den letzten Jahrzehnten jedoch so üblich geworden ist, daß man sie heutzutage beinahe als selbstverständlich voraussetzt u. jene Wörter od. Begriffe ohne Weiteres als sprachwissenschaftliche auffaßt.

Unter Lauten (Sprachlauten) versteht man die sinnlichen Elemente, aus denen die Wörter einer Sprache zusammengesetzt sind. Die Lautlehre bildet daher seit langer Zeit in jeder Grammatik gleichsam die Vorhalle, den ersten Theil, welchem dann die Wortlehre u. Satzlehre als zweiter u. dritter zu folgen pflegen. Dagegen spricht man von Lautwissenschaft (Phonetik) erst seit wenigen Jahren als von einer selbständigen Disziplin der Sprachkunde. Man versteht darunter die Durchforschung u. systematische Darstellung der Sprachlaute, ihrer Erscheinungen u. Gesetze innerhalb des Sprachlebens überhaupt, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Sprache, wenngleich es bis jetzt gerathen erschien, den Kreis der sog. Kultursprachen dabei nicht allzuweit zu überschreiten, damit für die junge Wissenschaft erst eine sichere, allgemein bekannte u. giltige Grundlage gewonnen werde. Insbesondere wird eine Herbeiziehung solcher Sprachlaute, die gar nicht mehr auf expiratorischem Wege entstehen, sondern blos, wie z. B. die afrikanischen Schnalzlaute, durch eigenthümliche Zungenbewegungen bewirkt werden, für den Anfang besser ganz unterlassen.

Zwei Hauptstandpunkte sind bei der Lautwissenschaft streng zu unterscheiden: a. der natürliche (physiologische), auch wol schlechthin der phonetische genannt; b. der historisch-etymologische. Jener hält sich an das natürliche Wesen des Lautes, wie dasselbe aus der Art seiner Hervorbringung durch die menschlichen Organe u. aus seiner akustischen Wirkung zu erkennen ist; dieser stützt sich darauf, wie die Laute (od. oft auch wol nur deren Zeichen) in verschiedenen Sprachen od. Sprachperioden einander entsprechen. Die erstere Betrachtungsweise ist die nothwendige Bedingung jedes Sprachstudiums u. war natürlich auch bei der historischen Methode desselben, welche sich in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts so glänzend entwickelte, unentbehrlich. Leider befand sie sich damals noch in sehr unvollkommenem Zustande, sie lebte im Geiste jener Zeit wesentlich noch in der Gestalt, wie die Griechen u. die von ihnen abhängigen lateinischen u. mittelalterlichen Grammatiker die Lautverhältnisse aufgefaßt hatten; daher stammen eine Menge unklarer u. falscher Vorstellungen u. Ausdrücke, z. B. jene leider auch heute noch immer nicht ganz überwundene Eintheilung der Mutae in Mediae, Tenues u. Aspiratae, von denen bes. die letztgenannte Klasse viele Verwirrung in der Sprachwissenschaft angerichtet hat. Erst durch die Bekanntschaft mit dem Lautsystem des Sanskrit, welches reicher ist als das griechisch-röm. u. daher dem natürlichen Verhältniß bei weitem näher steht, wurde einiges Licht in das damalige Chaos lautlicher Vorstellungen gebracht, nam. durch die trefflichen Arbeiten Rudolf v. Raumer's u. Ernst Brücke's; Ersterer mehr vom grammatischen, Letzterer mehr vom physiologischen Standpunkte ausgehend. Aber der Fortschritt geschieht äußerst langsam; Vieles ist von der Lautwissenschaft längst ins Reine gebracht, wovon die Sprachkunde im Allgemeinen entweder noch gar nicht Gebrauch macht, od. doch wenigstens noch nicht den rechten Nutzen zieht. Ein großer Theil der Grammatiker ist bisher diesen Eröffnungen fern geblieben, u. selbst wichtige wissenschaftliche Werke (von Schulbüchern ganz zu schweigen) enthalten noch immer arge Verstöße gegen die Lautwissenschaft. Indeß scheint denn doch jetzt die Bahn gebrochen u. nam. die jüngere Generation für die naturgemäße Betrachtungsweise auch auf diesem Gebiet gewonnen. Die ganze Wichtigkeit der Phonetik, insbes. auch der mit ihr eng verbundenen Graphik, zu erkennen u. fruchtbringend zu machen, ist freilich erst Sache der Zukunft. Die Grundzüge des natürlichen Lautsystems (die Grundlage der Lautwissenschaft) sind in Kürze folgende (vgl. hauptsächlich Rumpelt, „Das natürliche System der Sprachlaute", Halle 1869):

I. Vor Allem muß das Verhältniß erwähnt werden, welches die Lautwissenschaft zwischen den Lauten selbst u. ihren Zeichen („Buchstaben") gebieterisch fordert, u. wodurch sofort der Gegensatz zwischen phonetischer u. einerseits traditioneller, anderseits etymologischer Schreibung scharf ans Licht tritt. 1. Jeder (einfache) Laut darf nur durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden, welches letztere man, so lange man sich überhaupt noch der herkömmlichen Buchstaben bedienen will, dem lat. Alphabet entnimmt, hie u. da mit Aushülfe des griechischen. Verwerflich sind also Buchstaben wie deutsches ch, deutsches sch, franz. ch, engl. sh, poln. sz, welche letztere vier sämmtlich einen u. denselben einfachen Laut bezeichnen, der auch in manchen Sprachen (Sanskrit, Russisch, Hebräisch) in der That nur mit einem einfachen Zeichen geschrieben wird. Umgekehrt: Lautfolgen dürfen niemals durch ein einfaches Zeichen, sondern müssen durch Nebeneinanderstellung der betreffenden Lautzeichen ausgedrückt werden; verwerflich sind also deutsches z, poln. c (beide = ts), deutsches x (= ks). 2. Ein u. derselbe Laut muß stets durch ein u. dasselbe Zeichen gegeben werden; verwerflich ist demnach die deutsche Schreibung des harten S-Lautes, welche, abgesehen von anderen Künsteleien, in der Minuskel mindestens auf dreifache Weise geschieht, vgl. Preußen, Faß; Glas, Maus; hassen, ist. Umgekehrt: Verschiedene Laute dürfen niemals durch ein u. dasselbe Zeichen ausgedrückt werden, wie z. B. im Deutschen mit dem harten u. weichen S-Laut geschieht, welche in der Majuskel (S) immer, in der Minuskel wenigstens sehr oft durch dasselbe Zeichen geschrieben werden; vgl. lesen (weich), essen (hart).

II. Sämmtliche Sprachlaute zerfallen nach dem Grade der Hemmung, welche der Luftstrom auf seinem Wege nach außen zu überwinden hat, in drei Hauptklassen: Vokale (Mund vollständig geöffnet), Halbvokale (Mund unvollständig geöffnet), Konsonanten (Mund geschlossen). Jede dieser Gruppen zerfällt wiederum in mehrere Unterabtheilungen.

Die Vokale sind entweder reine od. nasalirte (Voyelles nasales). Bei den ersteren ist die Nase hinten geschlossen, indem das weiche Gaumensegel die Choanen bedeckt, wie dies in der natürlichen Lage meist der Fall ist; bei den letzteren wird das Gaumensegel herabgezogen u. der Luftstrom fließt deshalb nicht lediglich durch den Mund, sondern zum Theil auch durch die Nase. Die zehn Hauptvokale (hier zum Theil nach romanischer Methode bezeichnet) sind folgende:

a

ä o o

e ö o

i ü u

u. als Beispiele mögen folgende Wörter dienen, bei denen, soweit sie deutsch sind, die Aussprache eines gebildeten Norddeutschen vorausgesetzt wird. 1. Hahn, franz. âme, ital. ballare; 2. waere, franz. père, crême; 3. Seele, franz. été; 4. wir, ihr, Igel; 5. franz. or, encore, engl. lord, scorn; 6. Sohn, Ohr, franz. eau, anneau; 7. Muth, Bube, franz. ou, engl. oo; 8. müde, Bühne, franz. tu, j'eus; 9. Mönche, Mörder, franz. peur; 10. Loewe, hoeren. Die Nasalirung, welche im Deutschen, überhaupt in den germanischen Sprachen, nicht vorkommt, bezeichnen wir (nach slavischer Sitte) durch ein untergeschriebenes Häkchen, also franz. mon enfant, enfin; phon. mǫ ąfą, ąfę.

Die Halbvokale sind entweder L-Laute od. R-Laute. Bei den ersteren bleibt zwischen Zungenrand u. Backenzähnen eine Oeffnung; bei den letzteren findet eine abwechselnde Oeffnung u. Schließung des Mundes vermittels einer vibrirenden Bewegung der Zunge od. des Zäpfchens statt.

Von den Konsonanten werden zunächst abgetrennt die nasalen (Nasales, Resonantes). Bei ihnen senkt sich, ganz wie bei den Voyelles nasales, das Gaumensegel; es sind die Laute m, n, γ. Unter letzterem Zeichen ist der Laut zu verstehen, welchen man im Deutschen theils durch n (Anker), theils durch ng (Engel) bezeichnet; die phonetische Schreibung dieser Wörter wäre also hiernach Aγker, Eγγel. Nebenbei gesagt beruht auf der hieraus ersichtlichen Verwandtschaft der Resonanten mit den nasalen Vokalen die Eigenthümlichkeit der Deutschen, denen die letzteren fehlen, daß sie statt ihrer so häufig ohne Weiteres den Laut γ setzen; z. B. jenes franz. mon enfant, enfin wird bei uns fälschlich sehr oft moγ aγfaγ, aγfeγ ausgesprochen.

Die übrigbleibenden, nicht nasalen Konsonanten, die man also die „reinen" nennen könnte, zerfallen in zwei Gruppen: Reibungslaute (Fricativae, Spirantes) u. Verschlußlaute (Explosivae, Mutae). Bei jenen ist die Schließung des Mundes locker, so daß die Luft, wenn auch nur mühsam u. gleichsam sich reibend, dennoch hindurchdringen kann;

bei diesen ist die Schließung des Mundes fest, so daß der Luftstrom für einen Augenblick völlig unterbrochen wird; jene haben daher eine beliebige Dauer, d. h. sie können kontinuirt werden; diese dauern nur einen Augenblick. Die wichtigsten Spiranten sind f u. w, s u. ſ, χ u. j; die wichtigsten Mutae: p u. b, t u. d, k u. g. Unter s ist der harte, unter ſ der weiche s-Laut, unter χ der Laut des deutschen ch zu verstehen.

Wie man sieht, ist jede Gruppe, sowol bei den Spiranten wie bei den Mutis, in einen sog. harten u. weichen Laut geschieden. Dieser Gegensatz ist so allgemein bekannt (wenn auch in manchen Gegenden Deutschlands sehr verdunkelt), daß man seine Erklärung für leicht halten sollte. In Wahrheit jedoch bildet dieselbe eins der schwierigsten Probleme der Lautwissenschaft. Gegenwärtig ist die alte Kempelen'sche Auffassung durch Brücke's Einfluß wieder sehr in Aufnahme gekommen, wonach bei den harten Lauten die Stimmritze offen steht, die Stimme also nicht mittönt, bei den weichen dagegen die Stimmritze sich verengt, die Stimmbänder schwingen, die Stimme also mittönt, weshalb die letzteren Laute auch tönende (Sonantes) genannt werden. Das Bedeutliche dieser Auffassung, die sich übrigens bereits in der indischen Grammatik findet, ist in neuerer Zeit mehrfach, z. B. auch durch R. v. Raumer, hervorgehoben worden. Die Urtheile werden in dieser Frage zum Theil dadurch beeinträchtigt, daß viele Personen diesen Unterschied zwar in Bezug auf die Buchstaben sehr wohl kennen, ihn aber in der Rede selbst gar nicht besitzen, sondern entweder überall harten Laut sprechen (so vielfach in Süddeutschland), od. beide Laute in einen schwebenden Mittellaut zusammenfallen lassen, welcher eigentlich weder hart noch weich ist, dem harten Laute jedoch näher liegt als dem weichen (so vielfach in Mitteldeutschland, bes. in Sachsen, Thüringen u. Franken).

III. Nach der Art der Organe, welche jene Hemmung des Luftstroms bewirken, zerfallen die Sprachlaute, insbesondere jedoch die Konsonanten, ebenfalls in drei Hauptabtheilungen: Lippenlaute (Labiales), Zahnlaute (Dentales), Gaumenlaute (Gutturales), u. in jeder derselben unterscheidet man mehrere Unterabtheilungen.

Die Lippenlaute im Allgemeinen, also m, b, p, f, w (wir ordnen in dieser nicht ganz symmetrischen Weise, um die Uebergänge, gleichsam den Kreislauf der Laute, anzudeuten), sind entweder 1. reine Lippenlaute od. 2. Zahn-Lippenlaute; bei jenen schließen sich beide Lippen auf einander, bei diesen berühren sich Unterlippe u. Oberzähne. Man kann die ersteren durch Hinzufügung der Ziffer 1, die letzteren durch Hinzufügung der Ziffer 2 an den betreffenden Buchstaben kennzeichnen, obschon diese Methode durch „Indices" in größeren Transskriptionen nicht wohl anwendbar ist u. daher lieber durch andere diakritische Zeichen (Striche, Häkchen, Punkte) ersetzt wird. Die Laute m^1, b^1, p^1 sind die allgemein europäischen Laute m, b, p; dagegen ist f^1 ein bloßes Blasen, als ob man etwas Heißes abkühlen wollte, u. heutzutage wie es scheint als Sprachlaut nicht mehr vorkommend; w^1 endlich ist das englische w, aber auch in deutschen Wörtern, Qual, Quelle ꝛc., häufig enthalten. Die Laute m^2, b^2, p^2 sind zwar physiologisch möglich, aber historisch nicht nachweisbar; f^2 u. w^2 sind unsere deutschen f u. w, franz., engl. f u. v. Der Unterschied zwischen altgriech. φ u. lat. f war vermutlich kein anderer als der zwischen f^1 u. f^2; vgl. *συμφέρω* (also labiale Assimilation), dagegen infans (Erhaltung der Dentalis n), confinis (labiale Assimilation). Bekanntlich lachte Cicero einmal einen griechischen Zeugen öffentlich aus, weil er statt Fundanius immer Phundanius sprach; der Unterschied beider Laute muß also gering, aber doch fühlbar gewesen sein. Dies paßt ganz auf unser f^1 u. f^2, würde aber durchaus nicht mehr passen, wenn φ damals noch eine Aspirata (d. h. Verschlußlaut + h) gewesen wäre.

Die Zahnlaute im Allgemeinen, also n, d, t, s, ſ, r, l, zerfallen in vier Gruppen, die man unter Umständen vermittels der Indices 1–4 kennzeichnet. 1. Interdentales; bei ihnen preßt sich die Zunge zwischen die beiden Zahnränder, doch sind die beiden Mutae, der Nasal u. die beiden Halbvokale dieser Artikulationsstelle nicht nachweisbar; die beiden Spiranten dagegen, also s^1 u. ſ^1, sind die Laute des engl. th (hart u. weich). 2. Alveolares; bei ihnen liegt die Zunge an der Grenze des obern Zahnfleisches, also am Alveolarrande; n^2, d^2 ꝛc. sind also die allgemein europäischen Laute; insbes. ist s^2 der Laut, den man im Deutschen häufig (aber nicht immer) ß, in den übrigen Sprachen einfach s schreibt, ſ^2 dagegen der dazu gehörige weiche Laut, der im Deutschen häufig (aber nicht immer) s, in den meisten andern europäischen Sprachen z geschrieben wird; vgl. holl. zand (arena), zegel (sigillum), razend (demens); franz. zèle, hazard; engl. zeal, gazing; poln. zabić, razem (gespr. ungefähr ſabitsch, raſem). 3. Cacuminales; bei ihnen biegt sich die Zunge hinauf nach dem Mundgewölbe, die hierher gehörigen Laute n^3, d^3 ꝛc. sind in der indischen Grammatik wohlbekannt (Mûrdhanya, fälschlich mit Cerebrales übersetzt), aber den europäischen Sprachen fehlend, mit Ausnahme von s^3, welches dem deutschen sch (franz. ch, engl. sh) entsprechen soll, demnach muß ſ^3 (dem Indischen fehlend) der Laut des franz. j, poln. ž, sein (vgl. jeune, joli), welcher im Deutschen nur dialektisch sich findet. 4. Denti-Palatales; bei ihnen berührt der vordere, konvex gemachte Theil des Zungenrückens den vorderen Theil des Gaumens, während die Zungenspitze nach vorn gebogen u. gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist, eine für den Deutschen schwierige Zungenlage, weshalb die hierher gehörigen Laute der deutschen, überhaupt der germanischen Sprache gänzlich fehlen u. sogar ihre Nachahmung nur selten gelingt. Die Mutae dieser Klasse, also d^4, t^4, finden sich nur in den slavischen Sprachen, werden im Russischen durch d, t mit einem folgenden Jer bezeichnet u. heißen deshalb jerirte Laute. s^4 u. ſ^4 sind die Laute, welche im Polnischen ś u. ź geschrieben werden, z. B. pierś (pectus), wieś (vicus), raźno (commode), paź (puer), von polnisch redenden Deutschen, aber auch von ungebildeten od. entnationalisirten Polen fälschlich ohne Weiteres piersch, wiesch, raſ'no, paſ' ausgesprochen, also gerade als ob piersz, wiesz, ražno, paž stünde. n^4 ist der Laut des franz.-ital. gn (Champagne, Bologna), poln. ń, z. B. koń (equus). Die Spanier geben ihn durch ñ (España), die Portugiesen schreiben nh (Saldanha). Den Deutschen ist der Gebrauch dieses Lautes, weil er auch in romanischen Sprachen vorkommt, praktisch näher gelegt als der der übrigen Denti-Palatalen, gleichwol sprechen selbst Gebildete dafür gewöhnlich nj, Ungebildete wol gar nch, besonders im Auslaut, also Champagne etwa Schampanje, Schampanch; Beides ist falsch. Der zu dieser Klasse gehörige L-Laut ist das franz. ll (famille, merveille), ital. gli (famiglia, maraviglia), span. ll (batalla, maravilla) u. hier auch im Anlaut llave (clavis), llama (flamma), port. lh (batalha), anlautend nur in lhama (ein Stoff). Die Deutschen begehen hier denselben Fehler wie beim Nasal, sie sprechen lj od. lch.

Bei den Gutturalen berührt entweder die mittlere Zunge den vorderen (harten) Gaumen: Palatales, od. es berührt die hintere Zunge die Stelle, wo harter u. weicher Gaumen (velum) an einander grenzen: Velares, od. es berührt sich Zungenwurzel u. Schlundwand: Faucales. Die Palatalen, also zunächst g^1, k^1, χ^1, sind die Laute des deutschen g, k, ch neben hellen Vokalen (e u. i), vgl. geben, gieb (Beides rein deutsch u. nicht etwa dialektisch jeben, jieb gesprochen), Kette, Kind, Hechel, ich; das deutsche j ist fast immer palatal, also nicht blos in je, Jesus ꝛc., sondern auch in Jammer, Joseph, Junge; der zugehörige Nasal γ^1 findet sich z. B. in ging, Winkel, phon. giγ od. in anderen Landstrichen giγk, Wiγkel. Von den Velaren sind g^2, k^2, χ^2 die Laute des deutschen g, k, ch neben dunkeln Vokalen, z. B. in Gast, Kamm, ach; γ^2 der dazu gehörige Nasal z. B. in Wange, Anker, Junge, phon. Waγγe, Aγker, Juγγe; j^2 findet sich im Deutschen nur dialektisch, z. B. sagen, berlinisch ſaj'n. Will man den Gegensatz zwischen Velaren u. Palatalen recht scharf empfinden, so spreche man ach, ich mit lang kontinuirtem χ u. lasse ein Wort in das andere übergehen; man wird fühlen, wie im zweiten Falle die Zunge nach vorn rückt. Auch vergleiche man die (seltenen) Fälle, wo einmal ausnahmsweise Palatalen hinter dunkeln Vokalen stehen, z. B. Aachen (velar), Mamachen (palatal), Kuchen (placenta), Kuhchen (vaccula). Was die Faucales betrifft, so finden sich dieselben hauptsächlich in den semitischen Sprachen; k^3 ist das Kaf der Araber (aber auch der Perser, welche, obschon Nichtsemiten, in ihrem Lautsystem sich sehr denselben nähern); die weiche Muta (g^3) ist demnach leicht zu bilden, obschon sie seltsamer Weise dem arabischen Alphabete fehlt. Die harte Spirans (χ^3) ist in dem Cha der Araber enthalten, nur muß dabei noch das Zäpfchen vibriren, also gutturales r gebildet werden. Die weiche Spirans (j^3) ist im arabischen Ghain enthalten, indem dabei wieder zugleich uvulares r gebildet werden muß. Bei den Persern ist sogar Cha geradezu = χ^3 u. Ghain = j^3; dies ist auch der Grund, weshalb das letztere von Abendländern, freilich sehr unvollkommen, zuweilen durch g umschrieben wird, z. B. in dem Worte Bagdad, während andererseits der bei den Arabern mit jenen Gutturalen verbundene Zitterlaut es erklärlich macht, weshalb dieselben oft, nam. von den Franzosen, denen alle gutturalen Spiranten sehr schwer fallen, geradezu durch r umschrieben werden, z. B. in dem Worte razzia, welches im Arabischen keineswegs mit Ra, sondern mit Ghain anlautet.

Es giebt endlich auch Laute, welche durch Vorgänge am Kehlkopfe selbst entstehen: Kehlkopflaute (Laryngales). Hierher gehört zunächst der Spiritus lenis der Griechen, mit welchem das arabische Hamze im Wesentlichen identisch ist; es besteht in einem leisen Schnappen am Kehlkopfe, welches entweder durch das bloße kräftige Oeffnen der Stimmritze od. auch vielleicht mit Hülfe des Stimmritzendeckels (der Epiglottis) erzeugt wird. Europäer können diesen Laut ungefähr zu Stande bringen, wenn sie (am besten zunächst mit leiser Stimme) einen u. denselben Vokal langsam u. nachdrücklich mehrmals hinter einander sprechen u. jedesmal den neuen Ansatz mit einem gewissen Druck der Stimmritze begleiten, doch wird er niemals so deutlich wie bei den Orientalen, u. dies ist der Grund, weshalb die Meisten den Spiritus lenis für ein ganz

müßiges Zeichen ansehen. Sodann der spiritus asper u. dessen verschiedene Schattirungen vom leisen, kaum hörbaren Hauche der Franzosen bis zu dem χ ähnlichen Laute der Polen u. vieler Süddeutschen, dem sich endlich das arabische Hha anschließt. Ferner das niederdeutsche r, welches in einem Vibriren der Stimmbänder besteht. Durch eine Verstärkung desselben wird ein knarrender Ton in der Kehle erzeugt, u. dies ist das Ain der Araber, jedenfalls identisch mit dem hebräischen Ajin, obschon letzteres bei den abendländischen Juden längst zu einem bedeutungslosen Zeichen geworden ist.

Unter Aspiraten versteht man in der Lautwissenschaft genau dasselbe, was die Spezialgrammatik des Sanskrit so nennt, nämlich die Verbindung einer Muta mit dem bloßen Hauchlaut, also bh, ph, dh, th, gh, kh. Dabei ist die ausdrückliche Warnung hinzuzufügen, daß man nicht etwa glaube, bh sei = w, ph = f, dh, th = engl. weichem, bezügl. hartem th, gh = deutschem j, kh = deutschem ch; sondern jene Buchstaben werden ungefähr so gesprochen wie in den englischen Wörtern abhorr, haphazard, nuthook, inkhorn 2c. In Wahrheit vermögen Europäer diese Laute gar nicht zu sprechen, wenn sie dieselben nicht wie in den erwähnten Beispielen syllabisch in Muta + h trennen, sondern man bringt es blos zu beha, peha 2c., d. h. man schiebt ein kurzes, tonloses e (ein Schwa) ein. Diese Laute sind es, welche den Idiomen vieler orientalischer Völker eine so seltsame akustische Wirkung verleihen, daß man nach der Aussage eines sprachkundigen Reisenden Anfangs glauben möchte, die Leute dort seien fortwährend außer Athem. Umgekehrt haben Orientalen erklärt, die europäischen Konsonanten seien weder reine Mutae noch Aspiraten, doch stünden sie, besonders in Deutschland, den Aspiraten näher als den Nichtaspiraten. — Ueber das Allgemeinste der historischen Lautlehre s. Bopp's „Vergleichende Grammatik", Bd. I.

Laute (franz. luth [spr. lüt], ital. liuto od. leuto), ein sehr altes, früher allgemein beliebtes Saiteninstrument, dessen (Darm-) Saiten mit den Fingern gerissen werden. Es soll persischer od. maurischer Abkunft sein, wenn auch die erste Grundform bereits in der altgriechischen Lyra vorliegt; der Name ist abgeleitet vom arab. el oud, die Schale od. die Schildkröte. Nach übereinstimmenden Angaben wurde die L. erst von den Arabern im südl. Europa (Spanien) eingeführt, u. noch heute finden sich in diesem Lande eine Anzahl lautenartiger Instrumente, wie die Oud selbst, Tambura, Baglama u. Sewuri. Von Spanien aus verbreitete sich die L. über das ganze Abendland u. kam erst im 18. Jahrh. außer Gebrauch. Der Körper der L. ist der Schale einer Schildkröte nicht unähnlich geformt, aus dünnen Spänen von hartem Holz streifenweise zusammengefügt, nach dem oberen Ende, wo der Hals einsetzt, oval zulaufend u. mit einem flachen Resonanzboden bedeckt, welcher nahe am Griffbret mit einem runden Schallloch versehen ist. Der am Körper befindliche Hals u. das darauf liegende Griffbret sind lang, ziemlich breit u. die Tongriffe (halben Töne) mit Bünden (quer durchschneidende, eingesetzte Elfenbein- od. Metallstreifchen) bezeichnet. Unten an dem Resonanzboden ist die Saitenfessel eingeleimt, in deren Löchern 24 Darmsaiten (deren tiefste auch übersponnen sind) vermittels eines Knotens eingehängt sind. Diese Saiten sind in 13 Chöre (nämlich 11 zweichörig, die beiden höchsten aber nur einfach) eingetheilt; vierzehn derselben laufen über das Griffbret u. den Sattel, wie bei der Violine, in den Wirbelkasten, wo sie gestimmt werden, die übrigen zehn, u. zwar die tieferen, laufen neben dem Griffbret vorbei in einen andern Wirbelkasten, der mit dem ersten verbunden ist. Diese werden aber nicht durch Aufsetzen der Finger verkürzt, sondern bleiben in ihrer Stimmung u. bilden die Grundstimme; eine Umstimmung des Instruments bei dem Vortrag von Musikstücken aus verschiedenen Tonarten ist daher nothwendig. Die Tonstücke wurden nicht mit Noten, sondern mit Buchstaben auf einem System von 6 Linien notirt, ohne Vorzeichnung u. Schlüssel. Die ungemeine Schwierigkeit, welche theils die Stimmung der L., theils ihr Spiel selbst darbietet, dazu ihre schlechte Stimmhaltung, sind vielleicht die Ursache, daß sie, ungeachtet ihres schönen Klanges u. ihrer Nutzlichkeit für Accompagnement, vergessen u. von der viel armseligeren Guitarre verdrängt worden ist. So lange sie noch an der Tagesordnung war, verfertigte man auch L.n von verschiedenen Dimensionen: kleine Oktavlauten, kleine Diskantlauten, Alt- (Alt-), Tenor-, Baß- u. Großoktavbaßlauten; dadurch ward es möglich, kombinirte Musiken blos auf L.n zu spielen.

Lauter, der Grenzfluß zwischen der bayer. Pfalz u. dem Elsaß, entspringt auf dem Hardtgebirge in erstgenannter Provinz, wird bei Hirschthal flößbar u. mündet nach einem Laufe von 11 M. unterhalb Lauterburg in 2 Armen, der Alten u. Neuen L. auf der linken Seite des Rheines. Zwischen Lauterburg u. Weißenburg ziehen sich die alten, von den Franzosen angelegten Befestigungen der Linien der L. (les lignes de la Lauter), auch die Lauterburger od. Weißenburger Linien genannt, hin, die 4. Juli 1705 u. 13. Okt. u. 23. Dez. 1793 der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Franzosen u. Kaiserlichen gewesen sind.

Lautirmethode, s. „Lesen".

Lautverschiebung ist der Name eines von Jakob Grimm entdeckten u. formulirten, wenn auch schon lange vor ihm von Einzelnen geahnten, für das Verhältniß der germanischen Sprachen zu den indogermanischen u. zu einander charakteristischen Lautgesetzes, welches darin besteht, daß die sog. Mutae (nach damals gebräuchlicher Terminologie; im Uebrigen s. den Art. „Laut, Lautlehre, Lautwissenschaft") bei ihrem Uebergange aus Sanskrit, Griechisch u. Lateinisch in das Gothische regelmäßig sich auf eine andere Stufe schieben, u. zwar so, daß Media zur Tenuis, Tenuis zur Aspirata, Aspirata zur Media wird. In demselben Verhältniß, wie das Gothische zum Sanskrit, steht dann wieder das Althochdeutsche zum Gothischen. Somit sind drei Stufen zu unterscheiden; I. Sanskrit, Griechisch, Lateinisch; II. Gothisch, Altsächsisch (Niederdeutsch), Angelsächsisch (Englisch), Altnordisch (Schwedisch, Dänisch); III. Hochdeutsch. Nur ist zu bemerken, daß die L. in einigen Lautreihen nur unvollkommen durchgedrungen ist; z. B. wird goth. T zu hochdeutsch Z, das an die Stelle der goth. Aspirata getretene F geht im Hochdeutschen keine Veränderung mehr ein, wie auch goth. H bleibt. Beispiele gewähren: griech. ποῦς, goth. fotus, althochd. vuoz; griech. ὀδόντα, goth. tunthun, althochd. zand; griech. καρδία, goth. hairto, althochd. herza; lat. fero, goth. baira, althochd. piru; lat. tu, goth. thu, althochd. du; lat. ducere, goth. tiuhan, althochd. ziohan, griech. θυγάτηρ, goth. dauhtar, althochd. tohtar; lat. genus, goth. kuni, althochd. chunni; griech. χήν, goth. gans, althochd. kans 2c.

Lava nennt man diejenigen Gesteine, welche in geschmolzenem, d. h. feuerflüssigem Zustande aus einem vulkanischen Berge od. Schlunde ausfließen od. ausgeflossen u. dann erstarrt sind. Die L. bildet die jüngste Eruptivformation auf unserer Erde, die auch heutzutage noch fortwährend an verschiedenen Stellen derselben zur Ablagerung gelangt. Sie ist jedoch keine bestimmte Gesteinsart, welche überall denselben Charakter hat, sondern sie besteht aus verschiedenen Gesteinen der Familien des Basaltes u. Trachytes. An ihrer Oberfläche zeigen die erkalteten Lavaströme allerdings fast immer ein ganz anderes, blasiges od. schlackenartiges Aussehen, das jedoch, je weiter man in die Tiefe des Stromes dringt, immer mehr verschwindet u. den trachytischen od. basaltischen Charakter erkennen läßt. Näheres hierüber s. „Vulkane". Je nach ihrer Beschaffenheit eignen sich die Laven mehr od. weniger gut zu Bausteinen, Pflastersteinen, Mühlsteinen u. s. w.; einige Arten lassen sich auch schleifen, nehmen Politur an u. werden zu kleineren Gebrauchs- u. Kunstgegenständen verarbeitet. — Die sog. Lavagasbrenner führen dagegen ihren Namen nicht mit Recht, denn sie bestehen nicht aus L., sondern aus Speckstein.

Laval, Hauptstadt des franz. Departements Mayenne mit 24,255 E. (1872), liegt am Abhange zweier Hügel u. am Flusse Mayenne u. ist noch theilweise mit den alten Mauern umgeben. Das alte Schloß der Herzoge von L. ist gegenwärtig Gefängniß, die halb gothische, halb moderne Dreifaltigkeitskirche steht an der Stelle eines Jupitertempels, die große Leinwandhalle wurde von den Herzogen von Tremouille erbaut. L. hat für Handel u. Industrie eine hervorragende Bedeutung; die Märkte sind sehr stark besucht u. umfangreich ist die Fabrikation von Leinwand, für welche L. einer der wichtigsten Produktionsplätze in Frankreich ist, sowie von Baumwollwaaren, Papier, Thongeschirren, Oel, Leder, Mehl; außerdem betreibt es Bleicherei u. die Ausfuhr von Kalk, Marmor, Holz, Vieh u. Getreide. Auf dem größten Platze der Stadt ist Ambroise Paré, dem Vater der franz. Chirurgie, ein Denkmal errichtet. L. ist Sitz eines Bischofs u. hat ein Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, ein Lehrerseminar, eine Taubstummenanstalt, einen Gerichtshof erster Klasse sowie auch mehrere Wohlthätigkeitsanstalten.

La Valette od. La Valetta, stark befestigte Hauptstadt der brit. Insel Malta mit 90,000 E. (mit den Vorstädten), liegt auf der östl. Seite der Insel auf einer Halbinsel, welche zwei fjordartige Buchten scheidet. Der Eingang zu denselben wird rechts von dem Fort Tigne, links von dem Fort Ricasoli vertheidigt, während sich über der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt das starke Fort Elmo erhebt. Die meisten dieser seit 1867 sehr erweiterten Festungswerke sind in den Felsen gehauen. L. V. wird von 10 parallelen Straßen der Länge nach durchschnitten u. hat in der Strada reale die Hauptpulsader des Verkehrs. Unter den zahlreichen, zum Theil im oriental. Stile erbauten Palästen zeichnen sich bes. der ehemalige Palast der Großmeister des Johanniterordens (s. d.), die jetzige Wohnung des Gouverneurs u. der Palast der 7 Zungen (Provinzen des Ordens) aus; hervorragende Gebäude sind außerdem noch das Stadthaus, Seearsenal u. die Kathedrale des heil. Johannes, in deren Krypta die größten Meister des Johanniterordens, La Valette, welcher der Stadt den Namen hinterlassen, u. Villiers de l'Isle Adam, begraben liegen. L. V. ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Universität, eine große Bibliothek, eine Sternwarte u. einen botan. Garten.

Der Handel hat sich nam. nach der Eröffnung des Suez-Kanales sehr gehoben. Das Klima ist heiß u. ungesund.

Lavalette (spr. Lawalett), Antoine Marie Chamans, Graf de, franz. Gen. Post Direktor im ersten Kaiserreich, geb. aus niederem Stande zu Paris 1769, trat 1792 als Freiwilliger in das Heer ein, ward nach der Schlacht bei Arcole Adjutant Bonaparte's, der seine Heirat mit Emilie Louise de Beauharnais, einer Nichte Josephine's, begünstigte; nahm an der Expedition nach Aegypten Theil u. wurde dann Gen.-Post Dir. u. in den Grafenstand erhoben. Die Restauration von 1814 nahm ihm die Leitung des Postwesens, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba aber riß L. diese schnell wieder an sich, wodurch er die Wiederherstellung des Kaiserreichs wesentlich förderte. Nach den Hundert Tagen verhaftet u. 22. Nov. 1815 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, wurde ihm durch die List seiner Gattin zur Flucht verholfen, für deren Gelingen dann drei Engländer weiter sorgten. Letztere zogen sich dadurch einen langen Prozeß zu, u. die Gattin L.'s, welche statt seiner im Gefängniß zurückgeblieben war, wurde hier wahnsinnig u. starb bald darauf. 1822 begnadigt, kehrte L. aus Deutschland nach Frankreich zurück u. starb zu Paris 15. Febr. 1830. Nach seinem Tode erschienen noch seine „Mémoires et souvenirs“ (Par. 1831, 2 Bde.).

Lavallière (spr. Lawalljähr), Louise Françoise de Labaume Leblanc de, die weniger durch Schönheit als durch Geist u. Anmuth ausgezeichnete Geliebte Ludwig's XIV., geb. zu Tours 1644, war anfänglich Ehrendame der Prinzessin Henriette von England, der Gemahlin Philipp's von Orleans. Der König erhob sie später zur Herzogin u. legitimirte auch ihre beiden am Leben gebliebenen Kinder Marie Anne de Bourbon, Mademoiselle de Blois (geb. 1666) u. den Grafen de Vermandois (geb. 1667). Um der Montespan (s. d.) willen vernachlässigt, zog sie sich in das Kloster der Karmeliterinnen in Paris zurück u. nahm 1675 den Schleier. Nachdem die Montespan dasselbe Schicksal erfahren, ward die L. ihre Trösterin. Sie starb 6. Juni 1710. Angeblich ist sie die Verfasserin der von Frau v. Genlis herausgegebenen „Réflexions sur la miséricorde de Dieu“ (Par. 1685). Auch handelt der Genlis'sche Roman „Mademoiselle de L.“ von ihr, u. Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. „Mémoires de Madame la duchesse de L.“ (2 Bde., Par. 1829) u. Quatremère de Rossy, „Histoire de Madame de L.“ (ebd. 1828).

Lavater, Johann Kaspar, der bekannte Physiognomiker, geb. in Zürich 15. Nov. 1741, erhielt auch dort seine erste Bildung. Der schwärmerische Knabe wurde für den geistlichen Stand bestimmt u. nahm hier vollends eine asketisch-mystische Richtung, die zwar später durch sein Bekanntwerden mit den Berliner Theologen Heß, Sulzer, Spalding u. A. etwas modifizirt ward, der er aber doch im Ganzen treu blieb. Großes Aufsehen machte eine Schrift, die er gegen den Altammann Grebel (1762), einen kleinen Tyrannen richtete, wodurch er sich die ganze Züricher Aristokratie zu Feinden machte. Er begab sich, um Chikanen aus dem Wege zu gehen, nach Deutschland, wo er sich meist in Berlin aufhielt u. seine berühmten „Schweizerlieder“ dichtete (Bern 1767). Im J. 1764 nach Hause zurückgekehrt, verschaffte ihm sein liebenswürdiges Aeußere u. seine glänzende Beredsamkeit bald nach einander die Stellen als Diakonus an der Waisenhauskirche u. das Pastorat an der St. Peterskirche (1786), allein die letzten Jahre seines Lebens wurden durch seine Theilnahme an den Wirren der Schweizer Revolution getrübt; er trat eben so muthig den Härten seiner Kantonalregierung, als den Uebergriffen der Demokratie u. den Bedrückungen des französischen Direktoriums entgegen, welches letztere ihn 1796 nach Basel deportiren ließ. Aus seiner Verbannung zu Basel zurückgekehrt, ward er, als er bei der Einnahme seiner Vaterstadt durch Massena (26. Sept. 1799) den Verwundeten beistand, durch eine Kugel getroffen u. starb nach schweren Leiden an den Folgen dieser Verwundung 2. Jan. 1801. Man hat ihn seiner asketischen Richtung wegen für einen heimlichen Jesuiten gehalten, u. er ist deshalb von Bieseler u. Nicolai in Berlin auf das Heftigste angegriffen worden, auch seine Parteinahme für Leute wie Gaßner, Mesmer u. Cagliostro brachte ihm nur große Mißhelligkeiten zu Wege; wer aber seine „Christlichen Lieder“ (Erstes Hundert, Zürich 1771; Zweites Hundert 1780) liest, findet, daß er, ein begabter Nachahmer Klopstock's, eigentlich nichts wollte, als den neuen philosophischen Ideen entgegentreten. Am berühmtesten machten ihn aber seine Bemühmungen, die Physiognomik auf feste Bestimmungen zu bringen, u. er hat das Verdienst, dieselbe aus den Fesseln des Aberglaubens befreit u. zu einer wirklichen Wissenschaft erhoben zu haben. Standen ihm bei dieser Untersuchung auch Männer wie Zimmermann thatkräftig zur Seite, so ward er dafür auch von Andern, wie von Nicolai, Lichtenberg &c., wiederum auf das Heftigste angegriffen. Seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß u. Menschenliebe“ (Lpz. u. Winterth. 1778, 4 Thle.) wurden auch ins Französische (mit Zusätzen) übersetzt (4 Bde., La Haye 1781—1803) u. fanden nam. in Frankreich u. England viele Bewunderer. Seine sämmtlichen kleineren prosaischen Schriften erschienen zu Winterthur 1784—85 (3 Bde.); seine nachgelassenen Schriften sammelte G. Geßner (5 Bde., Zürich 1801—2), der auch eine vortreffliche Lebensbeschreibung von ihm lieferte; sein Briefwechsel mit der Kaiserin von Rußland, der Mutter Alexander's I., erschien zu Petersburg im J. 1858 (2 Bde.), u. eine Auswahl seiner Schriften (auch der asketischen, unter denen seine „Aussichten in die Ewigkeit“, Zürich 1768 bis 1773, die bedeutendste ist) lieferte Orelli (8 Bde., Zürich 1841—44).



Nr. 3928. Johann Kaspar Lavater (geb. 15. Nov. 1741, gest. 2. Jan. 1801).

Lavatéra, Pflanzengattung der Malvaceen mit prächtigen Malvenblumen. Einheimisch davon ist L. Thuringiaca mit blaßrosenrothen Blumen. Die Gattung unterscheidet sich von jener der Malve durch einen äußeren dreilappigen Kelch, während derselbe bei den Malven dreiblätterig ist. Als langgehegte Zierpflanze kennt man in unsern Gärten die L. trimestris aus Südeuropa. Strauchartig wird L. maritima, ebendaher, seit 1597 in den Gärten gehegt. Baumartig wird L. arborea, ebenfalls aus Südeuropa, nebst der vorigen in Gruppen auf Rasenplätzen eine sehr wirksame Zierpflanze. Der Name selbst wurde von Linné zu Ehren des Arztes u. Naturforschers Lavater aufgestellt.

Lavement (frz., spr. Lawemang), s. v. w. Klystier.

Lavendel (Lavandula), Pflanzengattung der Labiaten aus Südeuropa, mit mehreren aromatisch duftenden Arten. Am bekanntesten u. des Lavandelöles wegen oft auch bei uns an heißen Gehängen gebaut, ist der gemeine L. (L. vera od. officinalis), eine schlanke, strauchartige Pflanze mit kleinen lanzettlichen u. weißfilzigen Blättern u. kleinen blauen Blumen, welche in ihrem blauen Kelche eine zierliche Aehre bilden. Man verwerthet die aromatischen Stengel auch arzneilich äußerlich u. innerlich. Ihr Oel ist lieblicher als das des stark duftenden italienischen L.s (deutsche Narde, L. Spica). Der gegen 1 m. hohe Strauch mit ähnlichen Blättern wie der vorige u. blauen u. weißen Blumen, welche quirlförmig in länglichen Aehren stehen, dient ganz wie jener u. wird auch bei uns hier u. da in Gärten kultivirt. Am aromatisch'sten ist der griechische L. (L. Stöchas) mit eiförmigen, zugespitzten, trockenhäutigen, breiteren Bracteen zwischen den purpurfarbigen Blumen.

Auch L. pedunculata od. viridis in Südeuropa dienen als aromatische Pflanzen. — Das wohlbekannte Lavendelöl wird in Südfrankreich aus den Blüten der ersten Art durch Destillation gewonnen. Es scheidet in der Kälte häufig einen kampherartigen Stoff aus, der auch die chemische Zusammensetzung des Kamphers hat. Aus 100 Kg. Blumen erhält man etwa 46 Unzen Oel. Das ätherische Oel der zweiten Art wird oft mit Rosmarin- u. Terpentinöl versetzt. Das Oel der dritten Art ist dunkelgrün u. riecht mehr kampherartig. Aus jeder Art kann man mittels alkoholischer Destillation den Lavendelgeist (Eau de lavande) gewinnen, am meisten wird jedoch hierzu L. Spica benutzt.

Laves, Georg, ein seinerzeit bedeutender Architekt der klassischen Richtung, geb. 17. Dez. 1788, machte seine ersten Studien auf der Akademie zu Kassel u. bei seinem Oheim, dem dortigen Oberbaudirektor Jussow, studirte dann eine Zeit lang in Göttingen, erhielt 1814 die Stelle eines Hofbauverwalters in Hannover, ging zu seiner künstlerischen Ausbildung nach Italien u. begann 1817 in Hannover seine ausgedehnte Thätigkeit mit der Restauration des alten Residenzschlosses. Von 1825—32 führte er das Waterloo-Monument, 1842 bis 1847 das Mausoleum in Herrenhausen auf u. wurde dann mit dem Bau des neuen Hoftheaters beauftragt, das, von 1848—52 errichtet, durch sein Streben nach Großartigkeit des Aeußeren zwar manche Mängel im Innern veranlaßt hat, aber in den Details meisterhaft durchgeführt ist. Seine Werke sind im Allgemeinen von großartiger, ruhiger Gesammtwirkung, doch nicht immer frei von Eintönigkeit, zumal wo sie des nöthigen plastischen Schmuckes entbehren. Als Konstrukteur machte er sich durch die Erfindung eines nach ihm benannten Balkensystems bekannt, das auf der Verspreizung zweier Balken mit einander beruht. Nach seinem Plan wurde Hannover sehr verschönert durch den neuen Ernst August-Stadttheil u. dessen Anschluß an die alte Stadt. L. starb als Oberhofbaudirektor 30. April 1864.

Lavinium, eine uralte, der Sage nach von Aeneas od. dem Könige Latinus gegründete Stadt Latiums (s. d.), am Flusse Numicus. Sie bildete den Mittelpunkt des latinischen Staats u. enthielt den allen Latinern gemeinschaftlichen Tempel der Venus.

Laviren, das, nennt man die Art u. Weise, in welcher ein gegen den Wind ansegelndes Schiff sich nach u. nach im Zickzack, bald auf der einen, bald auf der andern Seite möglichst nahe am Winde segelnd, seinem Ziele nähert.

Lavoisier (spr. Lawoasieh), Antoine Laurent, franz. Chemiker, berühmt durch die Entdeckung des Sauerstoffs, welche ganz neue Ansichten über die Konstitution chemischer Verbindungen herbeiführte u. dadurch den Sturz der älteren phlogistischen Theorie beschleunigte; durch die Einführung quantitativer Untersuchungsmethoden wurde der neueren Chemie zum völligen Siege verholfen, u. auch in dieser Richtung hat L. unsterbliche Verdienste sich erworben, obwol dieselben oft von seinen Landsleuten übertrieben u. durch geflissentliches Verschweigen der Leistungen Anderer selbst unrechtmäßig erhoben zu werden pflegen. Immerhin bleibt L. einer der fruchtbringendsten Forscher, welche die chemischen Wissenschaften aufzuweisen haben. Geb. zu Paris 16. Aug. 1743, ward er bereits 1768 in die Akademie aufgenommen, nahm in demselben Jahre im Interesse seiner kostspieligen Untersuchungen eine Generalpächterstelle an, leitete seit 1776 die Verwaltung der königlichen Pulver- u. Salpeterfabriken, wurde 1791 Administrator der Discontokasse u. einer der Kommissare des Nationalschatzes, endete aber, obgleich als Mensch u. Staatsdiener eben so achtungswerth wie als Gelehrter verdienstvoll, unter der Herrschaft des Schreckens 8. Mai 1794 auf dem Schaffot. Die Entdeckungen von Black, Priestley u. Cavendish u. seine eigenen Analysen der atmosphärischen Luft führten ihn dazu, die Theorie vom sog. Phlogiston zu verwerfen u. statt dessen zu lehren, daß bei der Verkaltung, d. h. beim Rosten eines Metalls, dasselbe Sauerstoff annehme. Sein Hauptwerk ist der „Traité élémentaire de chimie“ (Par. 1789; neue Aufl., 1864; deutsch von Hermbstädt, Berl. 1792, 2 Bde.). Außerdem sind zu nennen seine „Opuscules physiques et chimiques“ (ebd. 1774; n. Aufl. 1801) u. die von seiner Gattin herausgegebenen „Mémoires de chimie“ (2 Bde., ebd. 1805). Sein Leben beschrieb Volhardt (Münch. 1870).

Law (spr. Lah), John, berufener Finanzkünstler zur Zeit der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans, geb. 1671 zu Edinburgh, wo sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied, zugleich Bankgeschäfte betrieb, ward seit 1691 in London als glücklicher Spieler durch seine Vorliebe für das Rechnungsfach zur Beschäftigung mit dem Geld- u. Kreditwesen bestimmt. Ein Zweikampf, in welchem L. das Unglück gehabt, seinen Gegner zu tödten, nöthigte ihn zur Flucht nach Amsterdam, verschaffte ihm die Gelegenheit, den Wechselverkehr näher kennen zu lernen u. ein System auszubilden, wonach die Vermehrung der Werthe mit Hülfe der Handelsbillets für den Staat u. die gesammte bürgerliche Gesellschaft nutzbar gemacht werden sollte. Aus der Wahrnehmung, daß die Bankherren ihre Geschäfte wol zu neun Zehntheilen mit eingelegten fremden Geldern betrieben, erwuchs für L. die Gewißheit, daß ein Fürst, wenn er sämmtliche Zahlmittel des Landes in seine Hand bringe, Kreditzettel bis zum zehnfachen Betrage dieses Fonds ausgeben, den Verkehr dadurch außerordentlich befruchten u. den Nationalreichthum bis fast ins Ungemessene steigern könne. Obgleich ihm nun aus den damaligen Erfahrungen das Trügerische eines Schlusses von der Privat- auf die Staatswirthschaft u. das Bedingtsein des Werthes von Banknoten durch die Bereithaltung eines entsprechenden Münzvorrathes zu ihrer alsbaldigen Wiedereinlösung nicht entgegengehalten werden konnte, so stieß sein Plan einer nach jenen Grundsätzen zu errichtenden Zettelbank doch an verschiedenen Höfen auf Mißtrauen, u. erst in Frankreich, wo der finanzielle Nothstand nach dem Tode Ludwig's XIV. die Empfänglichkeit für gleichviel welches Rettungsmittel gesteigert hatte, ward dem Projektemacher 1715 zunächst der Versuch mit einer Privatbank auf Aktien gestattet. Dieselbe verfügte zwar nur über einen Betriebsfonds von 3,300,000 Livres, da jedoch die Staatskassen leer waren u. 40 Millionen Livres in Banknoten den auf 1200 Millionen geschätzten Geldvorrath des Landes nicht übermäßig vermehrten, so nahm der Verkehr jene Summe willig auf u. gab den Noten sogar den Vorzug vor den entwertheten Scheinen des öffentlichen Schatzes. Durch diesen Erfolg geblendet, verwandelte der Regent 1718 die Privatbank in eine Staatsanstalt, deren unbedeckte Zettel infolge der Gewöhnung des Publikums nicht als eine schwebende Schuld des Staats erkannt, sondern mit dem nämlichen Vertrauen hingenommen wurden, wie die Noten der früheren Privatbank. Mit einer vorsichtigen, zur rechten Zeit innehaltenden Benutzung dieses Vertrauens hätte Ordnung in die Finanzen gebracht werden können. An den gewonnenen Ergebnissen rankten aber die ausschweifendsten Erwartungen nicht blos des Gründers u. Vorgängers in den sozialistischen Träumereien, sondern auch der höchsten Kreise empor. Man glaubte eben nur zu gern, daß L. den Handelsverkehr von oben herab ungemessen steigern könne. Die Kolonie Louisiana — damals ein mörderischer Sumpf, in dem die Ansiedler dem Fieber haufenweise erlagen — ward in den Gründungsplänen zum Zielpunkte des Welthandels bestimmt, u. eine auf deren Ausbeutung berechnete Mississippi-Compagnie, welche nachmals die schon früher privilegirten Handelsgesellschaften in sich aufnahm, erhielt neben dem Münzrecht u. anderen Privilegien das Recht zum ausschließlichen Tabakverkauf. Das Grundkapital der großen Erwerbsgesellschaft war Anfangs nur auf 25 Millionen Livres in Aktien zu 500 Livres festgestellt, als aber L. eine erste Dividende von 12 Prozent gewährte u. ein fieberhaftes Börsenspiel den Preis einer Aktie bis auf 20,000 Livres trieb, steigerte L. die Zahl dieser Antheilscheine nach u. nach von 50,000 auf 625,000. Hiervon hinterlegte er einen Theil bei der Bank u. lieh die dafür in Noten empfangene Summe zu 3 Prozent der Regierung, welche damit ihre vierprozentige Rentenschuld tilgte. Auch die Noten der Staatsbank erfreuten sich Anfangs einer fabelhaften Beliebtheit; sie erlangten gegen Metall ein Aufgeld von 10 Prozent, u. die Presse erzeugte allmählich einen Gesammtbetrag von $3\frac{1}{2}$ Milliarden Livres in solchen Scheinwerthen. Nur kurze Zeit sollte indessen das Volk im Ueberfluß schwelgen. Der heute feststehende Erfahrungssatz, daß eine unverhältnißmäßige Menge von Papiergeld das Metallgeld verdränge, kam zu furchtbarer Geltung. Fast alle Münzvorräthe befanden sich in den Händen der Wenigen, welche aus Freude am Golde od. aus Vorsicht ihre Noten alsbald dagegen umgetauscht hatten, u. als bei einmal erwachtem Mißtrauen die Zettel massenweise nach der Bank zurückströmten, mußte dieselbe binnen kürzester Zeit mit der Einlösung innehalten. Obgleich nun L. die Dividende der Aktien auf 40 Prozent erhöhte u. die Ablieferung

alles Goldes u. Silbers, sowie das Tragen von echten Schmucksachen, bei Strafe der Konfiskation verbieten ließ, waren die früheren hohen Kurse u. die Zahlungsfähigkeit der Bank doch nicht wiederherzustellen. Ein Erlaß, welcher im Frühjahr 1720 den Kurs der Aktien auf 9000 Livres u. den Einlösungswerth der Noten auf die Hälfte des Nennwerthes herabsetzte, entfesselte die bisher noch zurückgehaltenen Leidenschaften der Nation. L. mußte das Amt eines Staatsraths u. Generalkontroleurs der Finanzen niederlegen u. zu Ende des Jahres, als die Zettel nur ein Zehntel ihres Nennwerthes galten u. eine Aktie kaum für 1 Louisd'or anzubringen war, mit Preisgebung des von ihm erworbenen Vermögens nach Brüssel entfliehen. Die Bank u. die Compagnie wurden zu den Todten gelegt u. das Volk konnte die in seinen Händen befindlichen Noten gegen einprozentige Rententitel umtauschen. L. hielt sich später in Venedig auf, wo er hauptsächlich im Spiele seinen spärlichen Unterhalt fand u. 1729 sein Leben beschloß.

Lawinen (Lauwinen od. Lauinen) heißen die Schnee- u. Eisstürze in den Hochgebirgen. Man unterscheidet: Staublawinen, welche entstehen, wenn neu gefallener, körniger Schnee auf den festgefrornen Firnflächen zu Thale rutscht, u. die bes. durch den ungeheuren Luftdruck gefährlich werden, der durch den Fall so großer Schneemassen entsteht; Grundlawinen, welche sich nam. im Frühjahr dann bilden, wenn die unterste Lage des Schneefeldes wegschmilzt u. die Schneemassen dann ins Rutschen kommen; endlich Gletscherlawinen, die abstürzenden Eismassen hangender Gletscher, deren Bett durch eine steile Felswand unterbrochen wird. Am wenigsten gefährlich sind die beiden letzteren Arten, weil diese regelmäßige Wege (bei den Grundlawinen von den Aelplern „Züge" genannt) einschlagen u. meist in unbewohnten Gegenden niedergehen. Am meisten hemmen die L. auf den Paßhöhen den Verkehr, trotzdem daß man durch Galerienbauten den Weg vor solchen Schneefällen zu schützen gesucht hat; zur Vermehrung der L. hat in einzelnen Gegenden der Alpen wesentlich die unverständige Abholzung der Wälder an den Bergabhängen beigetragen (s. „Bannwald"). Von der Wengernalp u. der Obersandalp am Tödi kann der Schweizreisende am bequemsten den Anblick von L. genießen.

Lawrence (spr. Lahrenß), Stadt im nordamerik. Unionsstaat Massachusetts mit 28,921 E. (1870), liegt unterhalb Lowell (s. d.) am Merrimac u. treibt bedeutende Spinnerei u. Weberei.

Lawrence (spr. Lahrens), John Laird Mair, Baron, engl. Staatsmann, geb. zu Richmond (Yorkshire) 4. März 1811 als der sechste Sohn des Obersten Alexander L. (gest. 1835), eines Irländers, der lange in Indien gedient hat; trat frühzeitig gleichfalls in den Dienst der Ostindischen Compagnie, ward 1831 Assistent des Oberkommissars in Delhi, fungirte nachher in mehreren Bezirken als Steuereinnehmer u. nahm seit 1849 als Mitglied der betreffenden Kommission an der Verwaltung u. Reorganisirung des annektirten Pendschab Theil. Wegen seiner hierbei an den Tag gelegten Umsicht u. Energie zum Oberkommissar ernannt, trug er 1857 während des Sepoy-Aufstandes so viel zur Erhaltung der engl. Herrschaft bei, daß man ihn als den Retter Indiens feierte; das Parlament votirte ihm seinen Dank, die Königin verlieh ihm im Aug. 1858 die Baronetswürde. Später erfolgte seine Berufung in den indischen Rath u. im Dez. 1863 seine Ernennung zum Vizekönig von Indien, was er bis 1868 blieb. Hierauf nach England zurückgekehrt, ward er als Baron in den Peersstand des Vereinigten Königreichs erhoben.

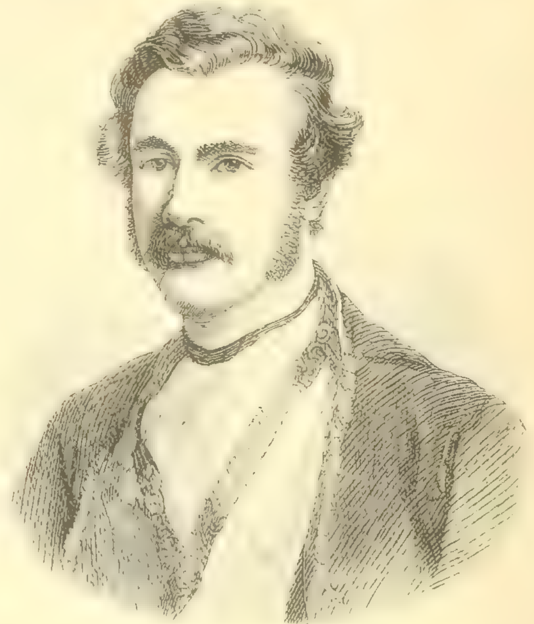
Lawrence, Sir Thomas, einer der bedeutendsten engl. Portraitmaler, geb. zu Bristol 1769, kam 1787 in das Atelier von Reynolds u. zeichnete sich so sehr aus, daß er nach wenigen Jahren Hofmaler des Königs Georg III., Mitglied der Akademie u. 1820 deren Präsident wurde. In der ersten Periode seiner Thätigkeit schuf er weniger gelungene, oft manierirte Arbeiten, später dagegen drang er immer mehr zu einer geistvollen Behandlung, einer glänzenden Technik u. in den weiblichen Portraits zu einer hohen Grazie durch. Er starb 7. Jan. 1830 in London.

Lawrence, St. L. River, ist der engl. Name des St. Lorenzstromes (s. d.) in Nordamerika.

Lawsonia alba, Hennastrauch; Pflanzenart der Lythrarieen von strauchartigem Charakter mit verkehrt-eiförmigen, fast sitzenden, glatten u. ganzrandigen Blättern, dornig werdenden Aesten u. sehr ästiger Blumenrispe. Die Pflanze wird im ganzen Orient u. im nördlichen Afrika häufig kultivirt u. als Färbemittel hoch geschätzt. Man gewinnt aus der zusammenziehenden Wurzel einen Rothstoff, aus den Blättern aber einen sehr schönen u. dauerhaften Gelbstoff, mit welchem die Orientalen ihre Nägel, Haut, Bart, Haare sowie Leder u. s. w. färben, weshalb auch die Blätter einen bedeutenden Handelsartikel bilden u. schon im Alterthum bekannt waren. In der Bibel heißt die Pflanze Kopher, bei den Griechen *Κύπρος*.

lax (lat. laxus), unbestimmt; schlaff, locker, ungebunden; laxiren, s. v. w. abführen, purgiren; Laxanz, Abführmittel.

Laxenburg, Marktflecken in Niederösterreich mit 1030 E. (1869), liegt 1½ M. im Süden Wiens an der Schwechat u. ist durch eine Zweigbahn von Mödling aus mit der Wien-Triester Eisenbahn verbunden. Seit dem 17. Jahrh. ist L. beliebter Sommeraufenthalt der Kaiser gewesen; das alte Schloß wurde 1377, das neue 1600 gegründet; der prächtige, 288 Hektare große Park ist im engl. Geschmack angelegt u. umschließt außer anderen Merkwürdigkeiten die auf einer Insel der Schwechat sich erhebende Franzensburg, am Anfang dieses Jahrh. in getreuer Nachahmung einer Ritterburg des 15. Jahrh. erbaut; in derselben befindet sich u. A. eine werthvolle Alterthümersammlung. In L. wurde 1725 ein Friedens- u. Handelsvertrag zwischen Oesterreich u. Spanien abgeschlossen.



Nr. 329. Austin Henry Layard, geb. 5. März 1817.

Layard, Austin Henry, berühmter engl. Alterthumsforscher u. Staatsmann, geb. 5. März 1817 zu Paris, wurde in Italien erzogen u. widmete sich dann, als seine Eltern nach England übergesiedelt waren, in London dem Studium der Rechte, unternahm aber 1839 u. 40 ausgedehnte Reisen durch Kleinasien, Syrien u. Mesopotamien u. vermuthete schon damals in den Ruinenhügeln bei Mosul u. Nimrud die Paläste der alten assyrischen Könige. Im Herbst 1845 begann er auf Kosten Stratford Canning's die Ausgrabungen bei Nimrud, deckte dabei zum Theil die assyrischen Königspaläste im Süden des alten Niniveh auf u. veröffentlichte die großartigen Ergebnisse seiner Forschungen in dem zweibändigen Werke „Niniveh and its remains" (London 1848; deutsch von Meißner, Lpz. 1850). Ein Auszug daraus ist der „Populäre Bericht über die Ausgrabungen in Niniveh" (Lond. 1851; deutsch von Meißner, Lpz. 1852 mit den Kupfern des größeren Werks). Höchst ergiebig waren auch die Ausgrabungen, die er 1848 auf Kosten des Britischen Museums bei Mosul (in der Mitte des alten Niniveh) u. in den Ruinen von Babylon unternahm. Die Ausbeute an Inschriften veröffentlichte er 1851 („Inschriften in Keilschriftcharakter", Lond. 1851 f.; vgl. „Keilschriften"), die Ergebnisse seiner zweiten Expedition in den „Discoveries in the ruins of Niniveh and Babylon" (Lond. 1853; deutsch von Zenker, „Niniveh u. Babylon", Lpz. 1856). 1852 trat er als Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes für kurze Zeit in den Staatsdienst u. ist seitdem, wenn auch mit Unterbrechungen durch Reisen ꝛc., bes. in politischer Hinsicht u. nam. als Mitglied des Parlaments thätig gewesen.

Laynez od. Lainez, Jakob, Mitbegründer u. zweiter General des Jesuitenordens, geb. 1512 zu Almanzan in Castilien, studirte in Alcala u. dann in Paris, wo er 1534 mit Ignaz v. Loyola u. fünf Anderen den Grund zum Jesuitenorden (s. d.) legte. Nachdem er 1537 mit den Andern zu Venedig die Priesterweihe erhalten u. das erste Statut des Ordens ausgearbeitet hatte, war er bes. durch Reisen u. auf dem Konzil zu Trident, wo er mit Salmeron als „päpstlicher Theologe" dem vorsitzenden Kardinal Crescentius zur Wahrung der päpstlichen Interessen beigegeben war, für den Orden thätig, bis er 1556 als zweiter General die Leitung desselben übernahm. 1561 betheiligte er sich als Begleiter des päpstl. Legaten an dem Religionsgespräch zu Poissy bei Paris gegen die Hugenotten u. erreichte die Zulassung der Jesuiten in Frankreich. Er starb zu Rom 19. Jan. 1565.

Lazareth, s. v. w. Kranken- od. Siechenhaus, ursprünglich ein dem „armen Lazarus" (Luk. 15, 19 ff.), dem Schutzpatron der Kranken u. Aussätzigen, geweihtes Haus. S. „Krankenhäuser" u. „Krankenpflege im Kriege".

Lazaristen (Orden des heil. Lazarus) hießen zuerst nach dem „armen Lazarus" die Glieder eines Ritterordens, der sich in der Zeit der Kreuzzüge (s. d.) in Palästina der Krankenpflege widmete. Von Ludwig VII. nach Frankreich verpflanzt, blühte er nam. hier u. in Italien u. bestand unter wechselnden Schicksalen bis 1830. — Ein anderer Lazaristenorden sind die 1624 von Vincenz von Paula gestifteten „Priester der Mission" zur Rettung der Elenden u. Verlornen im Volke (also ein Orden der sog. inneren Mission), welche 1627 von Ludwig XIII., 1631 von Papst Urban VIII. bestätigt wurden. L. hießen sie erst seit der Einräumung der Abtei St. Lazare zu Paris, welche neben dem Priesterhause zu Rom (s. 1638) ihr Hauptsitz wurde. Der Orden entfaltet noch jetzt durch innere Mission, Leitung von Seminarien ꝛc. in verschiedenen Ländern eine segensreiche Thätigkeit.

Lazarus (abgekürzt aus hebr. Elazar, d. i. „Gott hilft"), ein begüterter Mann zu Bethanien bei Jerusalem, der nebst seinen Schwestern Maria u. Martha Jesum verehrte u. bei sich aufnahm u. nach Evang. Joh. 11 von diesem vier Tage nach der Beerdigung vom Tode auferweckt wurde. Wahrscheinlich ist er dieselbe Person mit Simon „dem Aussätzigen", einem Pharisäer (Luk. 7, 36), von welchem Matth. 26, 6 u. Mark. 14, 3 (vgl. Joh. 12, 1 ff.) die Rede ist. — Eine andere Person, wenn überhaupt geschichtlich, ist der L. in dem Gleichniß Jesu bei Lukas 16, 19 ff.

Lazarus, Moritz, Philosoph u. Psycholog, jüd. Abkunft, Sohn des im März 1874 als 84jähr. Greis verstorbenen Talmudgelehrten L. in Filehne, geb. in Filehne (Posen) 15. Sept. 1824, studirte 1846—50 in Berlin Geschichte, die Naturwissenschaften, Rechte u. Philosophie, wurde 1860 Professor der Psychologie in Bern, kehrte 1866 nach Berlin zurück u. erhielt 1868 das Lehramt der Philosophie an der dortigen Kriegsakademie. Er schrieb: „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland" (Berl. 1850); „Das Leben der Seele, in Monographien" (2 Bde., ebd. 1856—58); „Ueber den Ursprung der Sitten" (ebd. 1860; 2. Aufl. 1867); „Ueber die Ideen in der Geschichte" (ebd. 1865); „Zur Lehre von den Sinnestäuschungen" (ebd. 1867) ꝛc. Mit H. Steinthal giebt L. seit 1859 die „Zeitschrift für Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft" (ebd.) heraus.

Lazarusinseln, s. „Ladronen".

Lazzari, Donato, gewöhnlich genannt Bramante, berühmter Baumeister, Begründer der römischen Hochrenaissance, geb. zu Monte Asdrualdo bei Urbino 1444, widmete sich Anfangs neben der Baukunst auch der Malerei u. kam 1476 als Ingenieur nach Mailand, wo er eine bedeutende bauliche Thätigkeit entfaltete, wenn ihm auch Manches nur irrthümlich zugeschrieben wird. Der Chor nebst Kuppel u. Querschiff der Kirche S. Maria delle Grazie in Mailand läßt bereits die Großartigkeit seiner späteren röm. Schöpfungen erkennen. Von 1499 an finden wir L. in Rom thätig, wo ihn Papst Julius II. reichlich beschäftigte u. wo ihm später sein Neffe u. Landsmann, der große Rafael, zur Seite stand. Hier schloß er sich in seinen Bauten strenger der Antike an u. legte dadurch den Grund zu dem ganzen systematischen, antikisirenden Baustil des 16. Jahrh. Unter diesen Werken von eben so mächtigen Verhältnissen als schlichter, maßvoller Behandlung der Details ist das bedeutendste der Palast der Cancelleria mit der von ihm umschlossenen Kirche S. Lorenzo in Damaso, dessen Façade den vollen Typus der Bramantischen Schöpfungen bietet. Eine eben so bedeutende Façade hat der 1504 erbaute Palast Torlonia (ehemals Giraud). Unter seinen übrigen hervorragenden Werken sind die nur zum kleinsten Theil ausgeführten Anlagen des vatikanischen Palastes u. der Plan der 1506 von ihm begonnenen Peterskirche zu nennen, die ein griechisches Kreuz mit riesiger Centralkuppel, abgerundeten Chor- u. Kreuzarmen werden sollte, aber allerdings in dieser Gestalt nicht zur Ausführung kam. Die Entwürfe zu diesem Bau sind erst jüngst wieder aufgefunden worden. L. starb 1514.

Lazzaroni ist der Name für die neapolitan. Proletarier, der wahrscheinlich im Mittelalter zur Bezeichnung für die vom Aussatz u. anderen Krankheiten bes. stark heimgesuchten ärmeren Volksklassen entstanden ist. Die L., nam. durch Goethe's klassische Schilderung bekannt, waren ehemals Eckensteher, Packträger, Verkäufer von Eis u. Eiswasser, Obst u. Gemüse, kurz jene Menschenklasse, welche ohne eine bestimmte Beschäftigung den ganzen Tag, theilweise auch die Nacht, auf den Straßen zubrachte u. sich die Mittel zur Befriedigung ihrer bescheidenen Bedürfnisse durch zufällige Dienstleistungen erwarb. Gegenwärtig haben sie sich meist an dauernde Beschäftigung gewöhnt u. unterscheiden sich gar nicht mehr von dem Proletariat anderer ital. Städte; eine hervorragende Rolle in der Geschichte haben die L. 1647, wo sie sich unter Masaniello (s. d.) gegen die Spanier empörten, u. 1799, wo sie von der Regierung gegen die liberale Partei aufgehetzt wurden, gespielt.

Lazzi (ital., Mehrzahl von Lazzo), improvisirte Scherze, Possen.

L. B. S., Abkürzung für „Lectori benevolo salutem", d. i. Gruß dem geneigten Leser.

Leake (spr. Lihk), William Martin, engl. Reisender u. Archäolog, geb. 1777 zu Bristol, wurde Artillerie-Offizier, erhielt mehrere diplomatische Missionen nach dem Orient, bereiste zu wiederholten Malen Griechenland, um es in geogr., hist. u. antiquar. Beziehung zu durchforschen, u. starb zu Brighton 6. Jan. 1860. Hochverdient hat er sich nam. durch folgende Werke gemacht: „Researches in Greece" (Lond. 1814); „Journal of a tour in Asia minor" (ebd. 1824); „Topography of Athens" (ebd. 1821; 2. Aufl. 1842; deutsch von Rienäcker, Halle 1829, u. von Baiter u. Sauppe, Zür. 1844; zum Theil: „Die attischen Demen" von Westermann, Braunsch. 1840); „Travels in the Morea" (Lond. 1830, 3 Bde.); „Travels in Northern Greece" (ebd. 1835, 4 Bde.); „Numismatica Hellenica" (ebd. 1860) ꝛc.

Leamington (spr. Lihmingt'n) od. L. Priors, einer der besuchtesten engl. Badeorte in der Grafschaft Warwick mit 20,910 E. (1871), liegt in einem schönen, von bewaldeten Hügeln umgebenen u. vom Leam durchflossenen Thale; ist eine der schönsten Städte Englands. Die großartigen Gasthöfe u. Privatbauten, herrliche Gärten u. zahlreiche Vergnügungslokale sind erst in diesem Jahrh. entstanden; als die schwefel-, eisen- u. glaubersalzhaltigen Quellen 1797 entdeckt wurden, war L. noch ein unbedeutendes Dorf. Die Stadt selbst besitzt ein College, eine lateinische Schule, ein Museum, eine Musikhalle, ein Ballhaus u. ein Theater.

Leander, ein Jüngling aus Abydos, der aus Liebe zu Hero, einer Priesterin der Aphrodite in Sestos, allnächtlich den Hellespont durchschwamm. Aber als in einer stürmischen Nacht die von der Geliebten auf einem Thurme ausgesteckte Leuchte erlosch, kam L. in den Wellen um u. Hero stürzte sich ebenfalls ins Meer. — Die Sage wurde von dem griech. Dichter Musäos in einem Epos, von Schiller in einer Ballade behandelt.

Lear, König. Der Name dieses Königs ist nur durch das nach ihm benannte Trauerspiel Shakespeare's von Interesse. Wahrscheinlich hat eine Person dieses Namens nie existirt u. ist von dem Chronisten des Landes Wales, dem Bischof Tysilio (7. Jahrh.), u. von Gottfried von Monmouth (s. d.), der wieder aus diesem schöpfte, erst erfunden worden. Die direkte Quelle Shakespeare's ist das Werk des Chronisten Holinshed, der jene beiden Schriftsteller ausschrieb.

Leavenworth (spr. Lihwenworß), volkreichste Stadt im nordamerik. Unionsstaat Kansas mit 17,873 E. (1870), liegt am linken Ufer des Missouri u. ist der wichtigste Handelsplatz des Landes, der nam. Getreide u. Vieh ausführt.

Lebeau (spr. Leboh), Jean Louis Joseph, belg. Rechtsgelehrter, Publizist, Staatsmann u. Volksvertreter, der in der Gründungsgeschichte der Monarchie seines Vaterlandes eine Hauptrolle gespielt hat, wurde geb. zu Huy 3. Jan. 1794 u. war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt. Da er aber wenig Lust dazu verspürte, nahm er eine Schreiberstelle beim Steueramte an u. ersparte sich

soviel, um in Lüttich die Rechte studiren zu können. Seit 1822 Rechtsanwalt daselbst, beschäftigte er sich auch mit Politik u. gründete mit einigen Freunden das Journal „Mathieu Laensberg“, das gegen die damalige holländ. Herrschaft arbeitete, 1828 seinen Titel in „Politique“ änderte u. seitdem eines der Hauptorgane des wachsenden Liberalismus wurde. Nach Ausbruch der Revolution zum Oberstaatsanwalt in Lüttich ernannt, ward L. Mitglied der Kommission, welche 6. Okt. 1830 von der provisorischen Regierung mit dem Verfassungsentwurf beauftragt wurde. Außerdem wählte ihn der Distrikt Huy zu seinem Vertreter. An den Verhandlungen über die Wahl des künftigen Regenten u. den daran geknüpften diplomatischen Transaktionen nahm L. einen hervorragenden Antheil, u. als endlich die Kandidatur des Prinzen Leopold Erfolg gehabt, bildete er dessen erstes Ministerium. Er selbst ward Advokat des Obergerichts, trat in die Abgeordnetenkammer ein u. begründete mit Devaux u. Nothomb das „Memorial belge“. Vom Okt. 1832—34 stand er an der Spitze des Justizministeriums, 1838—39 war er Gouverneur der Provinz Namur, dann außerord. Botschafter beim Deutschen Bundestage u. 1840—41 Minister des Auswärtigen. Später, als die klerikale Partei entschieden hervorzutreten anfing, waren L. u. Rogier die Häupter der Liberalen, als welche sie an den betreffenden parlamentarischen Kämpfen den lebhaftesten Antheil nahmen. Nach dem Siege der Liberalen (1857) wurde er noch einmal Minister, doch war seine Gesundheit bereits wankend geworden. Er zog sich daher bald wieder von den Geschäften zurück, schrieb seine Memoiren u. starb zu Huy 19. März 1865. Er verfaßte auch „Observations sur le pouvoir royal“ (1830). Vgl. Juste, „J. L., d'après des documents inédits“ (Brüss. 1865; 2. Aufl. 1866).

Leben. „Auf dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft vermögen wir die Bestimmung des Begriffes des L.s nur in so weit auszuführen, als wir die hauptsächlichsten Lebenserscheinungen aufzählen können.“ Mit diesen Worten sieht sich Professor W. Wundt in seinem Lehrbuch der Physiologie genöthigt, der Forderung einer Definition auszuweichen, welche schon viele Philosophen u. Physiologen mit wenig Glück aufzustellen versuchten. Wir beobachten, daß jeder „lebendige“ Organismus sich selbst erhält auf dem Wege der Ernährung, daß jeder Organismus eine gewisse Entwicklung durchläuft u. auf einer seiner Entwicklungsstufen zur Fortpflanzung befähigt wird, daß endlich eine größere Zahl von Organismen sich aus innerem Antrieb bewegt u. aus den Bewegungen schließen läßt auf die Fähigkeit der Empfindung u. der psychischen Thätigkeit. Die hauptsächlichsten Lebenserscheinungen, aus deren Summen uns der Begriff des L.s besteht, sind demnach: Ernährung, Entwicklung u. Fortpflanzung, Bewegung, Empfindung u. psychische Thätigkeit. Die Wissenschaft, welche sich mit Erforschung dieser regelmäßigen Vorgänge in den belebten Körpern od. Organismen, den Pflanzen u. Thieren beschäftigt, ist die Physiologie. Man kann die den belebten Körpern eigenthümlichen Vorgänge, deren Gesammtheit also das L. ausmacht, zusammenfassen als regelmäßige Veränderungen: erstens ihres chemischen Bestandes, sodann der in ihnen wirkenden Kräfte u. endlich ihrer Form.

lebendige Kraft ist der zuweilen in der Mechanik gebrauchte Ausdruck für das in jeder in Bewegung begriffenen Masse gewissermaßen aufgespeicherte Arbeitsvermögen. Man darf bei dem Ausdrucke l. K. nicht an wirkliches Leben denken. Jeder herabfallende Stein sammelt im Sinne der Mechanik während des Fallens eine Summe von l. K. auf, welche beim Aufschlagen auf den Boden irgend eine Wirkung ausübt, eine Arbeit verrichtet. Die l. K. ist um so größer, je größer die Masse ist, u. da ein Körper nach doppeltem Fallraum die 2×2 od. 4fache Geschwindigkeit erlangt hat (s. „Fallgesetze“), so ist die l. K. den Quadratzahlen der Geschwindigkeit des Bewegten proportional, d. h. ein doppelt so schnell geführter Stoß verrichtet die vierfache Arbeit u. ein doppelt so schnell dahin brausender Bahnzug wird beim Zusammenstoß eine viermal so große Zerstörung anrichten.

Lebensbaum (Thuja); Pflanzengattung der Nadelhölzer aus der Gruppe der Cypressenartigen, ausgezeichnet durch den wedelförmigen Wuchs der Aeste u. Blätter sowie durch den wachholderartigen Beerenzapfen. Eingeführt wurde 1566 der abendländische L. (Th. occidentalis), welcher in Nordamerika, seiner Heimat, 12—15 m. hoch wird. Aus China stammt der orientalische L. (Th. orientalis) mit eßbaren Früchten. In neuerer Zeit hat man eine Menge anderer Arten, bes. amerikanische (Th. gigantea, plicata u. a.), eingeführt. Man verwendet den L. sowol frei auf Gräbern, statt der Cypressen, als auch in Gruppen u. Hecken.

Lebensdauer. Je günstiger die Einflüsse auf das Leben eines Menschen sowol in körperlicher als in geistiger Hinsicht sind, ein um so höheres Alter wird er erreichen. Man hat nun wol von einer normalen L. des Menschen gesprochen u. angenommen, daß diese etwa 90 od. 100 Jahre betragen möge. Allein bekanntlich erreichen nur ungemein wenig Menschen ein so hohes Alter; die Ursachen eines früheren Todes bei der großen Mehrzahl liegen in den durch Vererbung, Klima, Beschäftigung, Sitten, Erziehung ꝛc. wenig gedeihlichen Lebensverhältnissen. Da ferner die Angaben des Alten Testamentes annehmen ließen, daß in frühester Zeit einzelne Menschen ein ungemein hohes Alter erreichten, wie jetzt nirgends mehr vorkommt, so glaubte man, daß die L. im Laufe der Zeit im Allgemeinen eine geringere geworden sei. Indessen sind in diesem Punkte die biblischen Angaben gewiß nicht genau genug, um solche Schlüsse aus ihnen herleiten zu können. Eben so unsicher sind die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen über die L. der verschiedenen Menschenrassen. Man will bei Mongolen u. Malayen eine kürzere L. gefunden haben als bei Kaukasiern; die Mauren in Afrika scheinen länger zu leben als die Eingeborenen von Guinea u. Congo; die Türken, Perser u. Araber länger als die Hindu; endlich ist die mittlere L. der Juden in den europ. Staaten eine längere als die der christlichen Bevölkerung; immerhin sind über diese Mortalitätsverhältnisse erst noch genauere statistische Beobachtungen anzustellen. Dagegen halten sich die Sozialstatistiker schon jetzt zum Aufstellen des Satzes berechtigt: Bildung verlängert das Leben, indem sie durch Verbesserung der sozialen Stellung u. Erkenntniß der nothwendigen Lebensbedingungen, durch Vermeidung der schädlichen, das Leben verkürzenden Gewohnheiten u. Sitten dem Tode viele Lebensjahre entringt.

Im großen Ganzen folgt die L. des Menschen bestimmten mathematischen Gesetzen; von einer gegebenen Zahl Individuen unterliegt ein gewisser Prozenttheil den auf das Leben einstürmenden Einflüssen, während ein anderer Prozenttheil dieselben überwindet. So wird die L. des Menschen sowol durch die inneren Gesetze seines Lebens, als auch durch die nach äußeren Naturgesetzen sich creignenden Zufälle geregelt. Es ist Sache der Wissenschaft, aus den allgemeinen Grundsätzen der Mortalität die mittlere L. einer Bevölkerung od. Bevölkerungsklasse statistisch zu berechnen; dann aber auch ist es praktisch wichtig, z. B. für die Lebensversicherungsgesellschaften, die wahrscheinliche L., sei es ganzer Klassen, sei es einzelner Individuen, kennen zu lernen.

Zunächst erwächst die Aufgabe, von einer bestimmten Anzahl Geborener die Sterblichkeit nach den verschiedenen Lebensaltern zusammenzustellen, d. h. die Frage zu beantworten, wie viel von 1000 od. 10,000 Geborenen im 1., 2., 3. u. s. w. Lebensjahre sterben. Es giebt diese Tabelle durch die Menge der Todesfälle in einem bestimmten Lebensjahre unter Menschen, die in einem u. demselben Jahre geboren sind, die absolute Größe der Sterblichkeit. Stellt man die Menge der Todesfälle eines bestimmten Lebensjahres mit der Zahl der von diesem Lebensalter Lebenden zusammen, so erhält man die relative Größe der Sterblichkeit, welche somit angiebt, wie viel von einer bestimmten Zahl ein-, zwei-, drei- u. s. w. jähriger Menschen in einem Jahre sterben. Rechnet man sämmtliche Jahre, welche eine Anzahl Individuen eines bestimmten Lebensjahres bis zu ihrem Tode durchlebt, zusammen u. dividirt man dieselbe durch die Zahl der Individuen, so erhält man die mittlere L. dieses Lebensjahres; berechnet man hingegen, bis zu welchem Jahre die Hälfte jener Individuen gestorben ist, so erhält man die wahrscheinliche L. dieses Lebensjahres. Wenn also 1000 Neugeborene zusammen 35,000 Jahre durchleben, so ist die mittlere L. eines Neugeborenen 35 Jahre, u. wenn von diesen 1000 Neugeborenen nach 31 Jahren 500 gestorben u. 500 noch am Leben sind, so ist die wahrscheinliche L. 31 Jahre. — Würde man eine hinreichende Zahl von Individuen von ihrer Geburt bis zum Tode verfolgen können, so würden sich alle diese Mortalitätsverhältnisse einfach u. sicher ergeben. Allein ein solches Verfolgen der Geborenen bis zum Absterben ist praktisch nicht ausführbar. So hat man sich auf andere Weise bei Berechnung der Mortalitätsgesetze für die Altersklassen zu helfen gesucht. Halley hoffte für jedes Alter durch seine Methode die wahrscheinliche L. zu finden, indem er aus seinen Tabellen zu entnehmen suchte, in welchem Jahre die Hälfte der Lebenden eines jeden Alters abgestorben ist; allein diese Methode, die lange befolgt wurde, setzte fälschlich voraus, daß die Bevölkerung im stationären Zustande verbleibt; schon L. Moser („Ueber die Gesetze der L.“, Berl. 1839) zeigte die Fehler dieser Methode; allein auch er selbst gelangte zu keinem sicherern Wege; in neuester Zeit hat Prof. Knapp (Straßburg) nach besseren statistischen Grundsätzen gesucht.

Um zu zeigen, inwiefern die Mortalitätstabellen eine Basis für die Berechnungen unserer Lebensversicherungsgesellschaften über die wahrscheinliche L. der verschiedenen Altersstufen bilden können, liefern wir hier einen kleinen Auszug aus einer solchen Tabelle:

Alter.	Zahl der Lebenden	Alter	Zahl der Lebenden.	Alter	Zahl der Lebenden.
0	1000	30	437	60	211
5	580	35	408	65	160
10	534	40	370	70	111
15	512	45	340	75	69
20	490	50	300	80	38
25	468	55	254	85	18

Aus dieser Tabelle ersieht man sofort die ungeheure Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren. Die Aussicht, daß ein Kind, wenn es zur Welt kommt, am Leben bleiben u. ein reifes Alter erreichen wird, ist eine sehr geringe, aber sie nimmt zu mit den Jahren.

Eine andere Tabelle, die wir in Folgendem geben, zeigt, daß die wahrscheinliche L. des Neugeborenen in Schweden, uberhaupt im Norden, am größten ist, u. daß sie gegen Süden hin ziemlich rasch fällt.

Alter.	Mittlere Lebensdauer in Jahren				
Jahre.	Schweden.	England	Belgien	Niederlande	Bayern
0	51	45	42	34	27
10	53	51	50	50	50
20	43	43	43	42	41
30	35	35	35	34	34
40	27	27	27	26	26
50	19	20	20	19	18
60	13	13	13	12	12
70	7	8	7	7	7
80	4	4	4	3	4

Schon in den ersten Lebensjahren gleicht sich dieser Unterschied, der keineswegs auf klimatische Verhältnisse hauptsächlich zurückzuführen ist, nahezu aus u. für die Lebensalter von 10 Jahren ab ist er in ganz Europa völlig unmerklich. — Eine merkwürdige Thatsache ist es ferner, daß in allen genauer untersuchten Theilen Europa's die mittlere L. des weiblichen Geschlechts sich um einige Jahre höher stellt als die des männlichen; bes. im ersten Lebensjahre stellt sich das Sterblichkeitsverhältniß sehr zu Ungunsten des männlichen Geschlechts heraus, gleicht sich dann in den Jahren zwischen 20 u. 40 nahezu aus u. sinkt wieder auf den Standpunkt der ersten Lebensjahre herab, wird also für das männliche Geschlecht immer ungünstiger. Daß die Ungunst der Zeitverhältnisse, Krieg, Theuerung, Hungersnoth 2c., auf die durchschnittliche L. einen großen Einfluß ausübt, versteht sich von selbst. Beschäftigung, Stand u. Beruf sind von großem Einfluß auf die L. Nach Frankfurter Sterbelisten der J. 1821–52 berechnete de Neufville das mittlere Alter der verschiedenen Berufsarten beim Tode mit folg. Ziffern:

Geistliche	65 J. 11 M.	Weißbinder, Maler, Lackirer	47 J. 6 M.
Lehrer, Gärtner, Fleischer	56 „ 10 „	Schuster	47 „ 3 „
Kaufleute	56 „ 9 „	Buchdrucker	47 „ 0 „
Gerber	56 „ 7 „	Tischler	46 „ 4 „
Fischer	55 „ 9 „	Schlosser, Schmiede	46 „ 3 „
Juristen	54 „ 3 „		
Aerzte	52 „ 3 „	Steinmetzen	43 „ 10 „
Bäcker	51 „ 6 „	Schriftsetzer, Schrift u. Zinngießer	41 „ 9 „
Bierbrauer	50 „ 6 „		
Zimmerleute	49 „ 2 „		
Maurer	48 „ 8 „	Lithogr., Kupferstecher	40 „ 10 „

In Lübeck war die durchschnittliche Lebensdauer (Alter beim Tode) während 25 Jahre bei:

Fischern	64,3 J.	Kaufleuten	53,1 J.
Geistlichen	63,2 „	Fleischern	53,1 „
Aerzten	63,1 „	Maurern	52,4 „
Gerbern	60,8 „	Schneidern	50,5 „
Lehrern	60,5 „	Schlossern u. Schmieden	49,9 „
Juristen	59,8 „	Bäckern	48,4 „
Musikern	58,9 „	Buchbindern	46,5 „
Arbeitern	58,1 „	Tischlern	46,2 „
Seefahrern	57,3 „	Goldschmieden	45,1 „
Schiffszimmerleuten	57,1 „	Malern	45,1 „
Hauszimmerleuten	55,1 „	Buchdruckern	38,0 „
Schustern	53,2 „	Steinhauern	36,3 „

Nach den Berechnungen in England war die Sterblichkeit bei Kaufleuten fast dieselbe wie im Durchschnitt die der männlichen Gesammtbevölkerung, doch kleiner als bei den meisten industriellen Klassen. Ihre sogen. mittlere L. fand de Neufville nur um einen Monat länger als bei Lehrern, Gärtnern, um zwei Jahre länger als bei Juristen u. um vier Jahr länger als bei Aerzten. Die Hälfte aller Kaufleute wurde über 57 Jahre alt, der vierte Theil über 71 Jahre u. 7 von 1000 erreichten das 90. Lebensjahr. Die Sterblichkeit der Wirthe überstieg in England diejenige fast aller anderen Klassen. Unter den verschiedenen Handwerkern gelten Polirer, Stahlschleifer, Bergleute, Bleigießer, Glaser, Anstreicher, dann Bäcker, Schneider, Weber u. Schuster als bes. ungesund. Noch schlimmer sind jedoch die Schreiber u. Subalternbeamten in Bureaux daran. Die Feldbauer u. selbst die Handarbeiter od. Tagelöhner, wenn sie sich mit Feldarbeit beschäftigen, erfreuen sich des Vortheils einer verhältnißmäßig langen L.

Lebensfähigkeit. Lebensfähig nennt man im gerichtsärztlichen Sinne die Leibesfrucht, wenn sie den Grad der Entwicklung im Mutterleibe erreicht hat, der sie befähigt, das Leben außer dem Leibe der Mutter fortzusetzen. Diesen Grad der Ausbildung, d. h. die L., erreicht das Kind erst mit dem Schlusse des siebenten Monats seiner Entwicklung im Mutterleibe, so daß ein in der 31. Schwangerschaftswoche od. später geborenes Kind als lebensfähig zu erachten ist. Die Beurtheilung des Einzelfalles, ob eine aufgefundene Kindesleiche die eines lebensfähigen Neugeborenen ist od. nicht, hat oft große Schwierigkeit, doch ist sie insofern wichtig, als von ihr zumeist das richterliche Urtheil über Kindestödtung abhängt. Finden sich an der aufgefundenen Leiche des Neugeborenen weder die Zeichen der Reife noch der L., ist demnach das Kind vor Vollendung des siebenten Monats geboren worden, so ergiebt sich daraus mit aller Entschiedenheit, daß das Kind sein Leben verloren hat infolge des zu frühen Eintrittes der Geburt; demgemäß handelt es sich dann nicht mehr um eine Kindestödtung. Bei Auffindung der Leiche eines Kindes hingegen, das als reif u. lebensfähig zu betrachten ist, muß zur Beantwortung der Frage, ob Kindestödtung vorliegt od. nicht, durch Versuche entschieden werden, ob das Kind auch geathmet hat. Das letztere ist das erste u. sicherste Zeichen des selbständigen Lebens. Lungen von Kindern, die geathmet haben, füllen die Brusthöhle völlig aus, u. wenn man sie ausschneidet u. auf Wasser legt, so schwimmen sie (Lungen- od. Schwimmathemprobe). Das Ergebniß dieser Lungenprobe ist freilich nicht immer ein völlig entscheidendes.

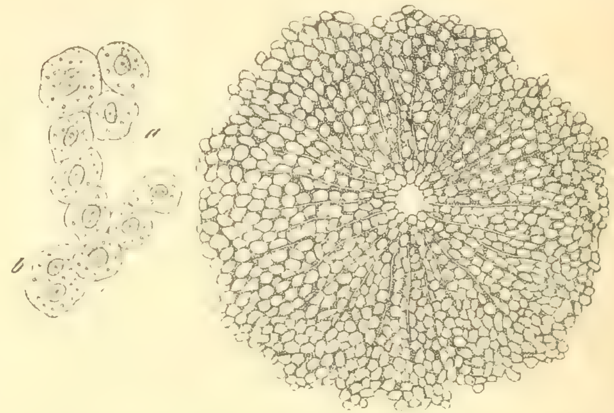
Lebenskraft. Die Pflanzen u. Thierwelt, überhaupt alle „belebten" od. „organischen" Wesen würden — so behauptete man früher u. wird wol auch noch heute von Einzelnen geglaubt — durch die sog. L. in ihrem Sein, in ihrem Wachsthum, in ihrer ganzen Thätigkeit bis zum Tode fort u. fort erhalten. Seit einigen Jahrzehnten hat sich nun bei uns in Deutschland die Anschauung der Forscher über den Begriff des Lebens nach u. nach völlig umgestaltet; nur der kleinste Theil deutscher Gelehrter spricht noch von dem unerklärlichen Wirken jener L. In der frühesten Periode der Physiologie war die Annahme einer solchen einheitlichen, auf mysteriöse Weise wirkenden Kraft ganz allgemein, denn man suchte zu jener Zeit die Physiologie auf eine einzige Hypothese zu bauen. Meist wurde der L. ein spezieller Theil des Körpers als Sitz angewiesen, der alle anderen beherrschen sollte; bald war es das Blut, bald das Nervensystem, bald dieses od. jenes Organ, das man als den Sitz alles Lebens u. alles Leidens betrachtete. Noch J. B. v. Helmont (geb. 1578) nahm als immaterielles Prinzip einen Archaeus, eine personifizirte L. an, die wie ein zweckmäßig waltender Geist den Körper u. seine einzelnen Theile in ihren Lebensäußerungen beherrscht u. leitet. Eine Trennung der Lebensthätigkeit in ihre einzelnen Funktionen geschah vorzugsweise durch Albrecht von Haller, durch dessen Lehre von der Sensibilität u. Irritabilität die Empfindung u. die Bewegung als zwei verschiedene Verrichtungen unterschieden wurden. Mit dem bedeutenden Forscher Joh. Müller vollzog sich für diese Grundlagen der Physiologie ein neuer Wendepunkt, indem er diese Wissenschaft zuerst als eine „Physik der Organismen" anzusehen lehrte u. derselben dadurch in der allgemeinen Naturlehre ihre richtige Stellung anwies. Allerdings existirt noch immer, zumal bei den Franzosen, der Vitalismus, eine Richtung, welche die einheitlichen Leistungen des Individuums auf eine einheitliche L. zurückführen zu müssen glaubt. Als nun die Trennung der Lebensverrichtungen in die Funktionen der Ernährung, Fortpflanzung u. Entwicklung, Empfindung u. Bewegung schärfer ausgeführt wurde, unterschied man auch die L. in eine Reihe besonderer Kräfte: man sprach von einer vegetativen Kraft, von einem Bildungs- u. Wachsthumstrieb, von einer Sensibilität u. Irritabilität. Allein auch diese einzelnen Funktionen sind keineswegs Aeußerungen einfacher Kräfte, sondern sie gehen aus einem sehr verwickelten Zusammenwirken von Kräften hervor. Zu einem Theile fanden die Erscheinungen dieser Vorgänge schon jetzt ihre Erklärung in der allgemeinen Physik u. Chemie. Hierdurch ermuthigt, nimmt die moderne Physiologie an, daß die das Leben der Organismen bestimmenden Gesetze mit den allgemeinen Naturgesetzen zusammenfallen; sie sieht ganz u. gar von einer L. ab u. hofft mehr u. mehr nachweisen zu können, daß die organischen Vorgänge nach den Gesetzen der anorganischen Physik als meß- u. wägbare Bewegungserscheinungen der Materie zu Stande kommen.

Lebensversicherung ist die von einem Anderen (in der Regel von einer Gesellschaft) ertheilte Zusage, bei dem Ableben des Versicherten, od. für gewisse, während des Lebens eintretende Vorkommnisse, eine im Voraus festbestimmte Summe zu zahlen. Der Name L. paßt sehr wenig zu

dem Begriffe, den man damit verbindet. Sein „Leben" kann Niemand versichern; man kann nur durch die Zahlung von einmaligen od. jährlich fortlaufenden Beiträgen (Prämien) von einer Gesellschaft die Zusicherung erkaufen, daß entweder nach Ablauf einer bestimmten Zeit, od. beim Eintritt einer noch während des Lebens vorkommenden Eventualität, od. endlich (der gewöhnliche Fall) nach erfolgtem Tode eine in dem Versicherungsvertrage (Police) normirte Summe gezahlt werden soll. Nach dieser Seite hin ist die L. sehr wichtig u. außerordentlich segensreich. Dem fleißigen Familienvater wird es möglich sein, durch Umsicht u. Sparsamkeit sich u. den Seinen ein kleineres od. größeres Vermögen zu erwerben, u. wenn die Ersparnisse jedesmal nutzbringend angelegt werden, so wird sogar bei längerer Lebensdauer die Anlage der jährlichen Ersparnisse in einer Sparkasse ein günstigeres Resultat geben, als die Summe, welche schließlich für die lange Jahre hindurch gezahlten Prämien die L. zahlt. Niemand weiß indessen, wie lange er lebt, u. Zweck der L. ist es gerade, das nicht vorauszusehende Unglück eines frühzeitigen Todesfalles durch Uebertragung auf die Gesammtheit der Mitversicherten — nicht abzuwenden, aber doch durch eine Kapitalzahlung materiell weniger fühlbar zu machen. — Die Anfänge der L. lassen sich bis tief in das Mittelalter zurück verfolgen, obgleich alle solche ähnliche Einrichtungen in der Hauptsache darauf hinausliefen, irgend Jemand im Alter vor materiellem Mangel möglichst sicher zu stellen. Das Witthum, die Leibzucht, der Altentheilsvertrag, das Ausgedinge u. die Leibrente basiren sämmtlich auf ähnlichen Grundlagen u. Erwägungen wie die L. Handelt es sich hierbei vorwiegend um Abkommen zwischen Privaten, so tritt der gesellschaftliche Charakter der L. im 17. Jahrh. bei den Tontinen präziser hervor, d. h. bei Einrichtungen, nach denen eine Anzahl von Personen in der Absicht zusammentreten, die aus bestimmten Einlagen der zuerst Verstorbenen herrührenden Einkünfte den Ueberlebenden zufallen zu lassen. Hier liegt der Gedanke zu Grunde, daß, je älter Jemand wird, um so mehr auch seine Erwerbsfähigkeit sich vermindert, u. um so bedeutender die zu gewährenden Zuschüsse ausfallen müssen. — Die erste Lebensversicherungs-Gesellschaft bildete sich 1705 in London als Amicable society for the insurance of life u. fand bald Eingang u. Nachahmung, so daß 100 Jahre später in England schon 12 große Lebensversicherungs-Anstalten (im J. 1875 in England über 200) bestanden. In Frankreich u. Holland ließ die Ausbreitung gleichfalls nicht auf sich warten, in Deutschland dagegen wurde erst 1806 in Hamburg durch Beneke der erste Versuch gemacht, der aber infolge der Kriegsjahre mißlang. Erst im J. 1827 wurde in Gotha mit der noch heute bestehenden u. wol am lebenskräftigsten entwickelten Gothaer Lebensversicherungsbank ein zweiter Versuch gemacht, u. seitdem haben sich die L.en, wiewol noch lange nicht so verbreitet wie in England, doch auch in Deutschland so ausgedehnt, daß hier 1875 allein 28 größere Anstalten für L. bestanden.

Die Versicherung auf den Todesfall ist das wichtigste Geschäft der L., u. sind die anderen Branchen u. Kombinationen der Rentenversicherung, der Tontinen-, der Invaliden-, Altersversorgungs-, Kranken- u. Pensionsversicherung, so werthvoll u. nützlich sie sein mögen, doch nur als Nebengeschäfte zu betrachten. Die wissenschaftliche Grundlage der L. bildet die Statistik über die durchschnittliche Dauer des menschlichen Lebens. Seitdem durch die Bevölkerungs- u. Mortalitätsstatistik festgestellt worden ist, daß von 100,000 Menschen im Alter von beispielsweise je 20 Jahren so u. so viel das 30., 50., 60., 70. u. 80. Lebensjahr erreichen, so u. so viel aber im großen Durchschnitte sterben, ist es erst möglich geworden, für die L. die wissenschaftlich mathematische Grundlage zu schaffen. Selbstverständlich wird Jemand, der in höherem Alter sich für den Todesfall versichert, eine höhere Prämie zu zahlen haben als ein viel Jüngerer, da Letzterer voraussichtlich länger leben u. bis zur Auszahlung der vereinbarten Summe der Lebensversicherungs-Gesellschaft verhältnißmäßig länger seine Prämie zu entrichten haben wird. Von großer Wichtigkeit ist ferner der Gesundheitszustand Dessen, der sich zur Versicherungsnahme meldet. Obgleich die Lebensversicherungs-Gesellschaften nothgedrungen alle Diejenigen, welche voraussichtlich ein höheres Lebensalter nicht erreichen können (z. B. Schwindsüchtige), ausschließen, so besteht ihr Risiko weniger in den zufälligen Unrichtigkeiten der Mortalitätstabellen, die sich ausgleichen, sobald nur möglichst Viele versichert sind, als in den mancherlei unerwarteten Zufällen, die durch Epidemien, wie Cholera, Typhus u. s. w., hervorgerufen werden können. Versicherte mit weniger kräftigem Körperbau haben nicht selten eine Ausschlagsprämie zu zahlen, welche für das vermehrte Risiko schadlos halten soll. Wie bei anderen Versicherungsbranchen giebt es auch bei den Lebensversicherungs-Gesellschaften solche auf Gegenseitigkeit u. solche auf Aktien. Da es sich bei dem Abschluß einer L. um einen Vertrag handelt, dessen Erfüllung erst nach sehr langer Zeit, nach 50, 60 Jahren, eintreten kann, während inzwischen die Leistungsfähigkeit der betreffenden Gesellschaft gefährdet sein kann, so ist dem Versichernden doppelte Vorsicht anzurathen, mindestens weit größere als bei dem Eingehen einer Feuer-, Hagel- od. Transportversicherung, bei denen der Vertrag weit kürzere Zeit läuft. Man lege daher weit weniger Werth auf den niedrigen u. billigen Preis der Prämie, vielmehr beachte man die Höhe des vorhandenen Reservefonds, die letzten Jahresausweise (Status) der Gesellschaft, die jährliche Zunahme der Versicherten, vor allen Dingen aber die Berechnung der Prämienreserve. Eine solide Lebensversicherungsanstalt wird u. soll keinen geringern Posten als Reserve für die Versicherten zurückstellen, als den Betrag nebst Zinsen, welchen die Versicherten zur Deckung eines erst künftigen Risikos im Voraus entrichtet haben.

Leber, die wichtigste Anhangsdrüse des Verdauungskanales, liegt vom Bauchfell überkleidet in der Bauchhöhle, u. zwar beim Menschen rechts oben unter den Rippen. Die menschliche L. wiegt 2–3 Kg. u. hat eine braunrothe Färbung. Ihre Funktion ist eine mehrfache, indem sie zunächst dem Blute untaugliche Bestandtheile entzieht (alte Blutkörperchen) u. dafür frische (Blutkörperchen) liefert, indem sie ferner durch Absonderung der Galle die Fettverdauung vermittelt. Beides wird möglich mit Hülfe der Pfortader, welche der L. das aus den Capillargefäßen des Magens, der Milz u. der Gedärme aufgenommene, zu reinigende Blut zuführt.



Nr. 3930. Leberlappchen mit dem Querdurchschnitt des centralen Lebervenenstämmchens, daneben einige Leberzellen mit (a) einfachem od. (b) doppeltem Kerne.

Im Lebergewebe erfolgt nun die Gallenbildung aus untauglich gewordenen Blutstoffen in der Weise, daß aus dem Blute der Pfortadercapillaren die Gallenbestandtheile in die Leberzellen übertreten u. von hier, nachdem sie zu Galle verarbeitet sind, in die feinsten Gallenkanälchen gebracht werden, welche die Galle in immer größere Kanäle u. schließlich in den Ausführungsgang, den Lebergang, leiten, der sie entweder in die Gallenblase od. sofort in den Zwölffingerdarm schafft (s. „Galle"). Das gereinigte Pfortaderblut fließt durch die Leberblutadern in die untere Hohlvene u. durch diese in den rechten Herzvorhof. — Ein Produkt der Leberzellenthätigkeit ist ein eigenthümlicher Stoff, das Glykogen, das sich unter denselben Bedingungen wie Stärke in Zucker (Leberzucker) verwandelt, eine von der Stärke in seiner elementaren Zusammensetzung nicht verschiedene Verbindung (Kohlehydrat). Der Leberzucker wird im Blutstrome durch den eingeathmeten Sauerstoff zu Kohlensäure u. Wasser verbrannt u. hilft somit zur Entwicklung der Körperwärme. — So wichtig die L. im organischen Haushalte des Menschen ist, so wichtig sind für denselben auch die krankhaften Erscheinungen, welche bei jener zu Tage treten u. ihre regelmäßige Thätigkeit stören können. Die meisten wirklichen Leberkrankheiten führen nur wenig auffällige u. beschwerliche Erscheinungen mit sich u. sind in der Regel von einem andern, bereits vorhandenen u. weit wichtigeren Leiden veranlaßt. Mit Sicherheit kann der Arzt nur dann von einer Leberkrankheit sprechen, wenn genaues Befühlen u. Beklopfen der Bauchgegend, in welcher die L. liegt, eine krankhafte Veränderung anzeigt, während Schmerzen in dieser Gegend, Verdauungsstörungen, Störungen in der Gallenabfuhr, wie sie sich durch Gelbsucht kund geben, gelbe Hautflecke, brünetter Teint, od. gar allerhand Verstimmungen des Nervensystems von ganz Anderem als einem Leberleiden herrühren können. Erschwert wird der durch Befühlen u. Beklopfen ermöglichte Schluß auf die bei den meisten Leberleiden veränderte Größe u. Konsistenz der L. bei Frauen, deren L. gemeinlich durch den Druck der Unterrocksbänder u. des Korsets wesentliche Verkrüppelungen erleidet. Betrachten wir die Leberkrankheiten insbesondere, so haben wir zunächst die Entzündung des vom Bauchfell gebildeten Leberüberzugs, deren namentlich bei Berührung, beim Tiefathemholen, Niesen, Husten, vermehrte stechende Schmerzen durch warme Breiumschläge, auch durch Blutentziehungen beseitigt werden.

Sie wird veranlaßt durch Schlag, Stoß, Druck der Kleidung, auch mancher Arbeitsgewohnheiten, wie bei den Schuhmachern durch den Druck der Leisten &c., tritt im Gefolge von Rheumatismus, von Eitervergiftung, von Kindbettfieber auf u. ist eine Theilerscheinung der Bauchfellentzündung. — Erkrankungen der außerhalb der L. gelegenen großen Gallenwege, nam. wenn sie mit einer Verstopfung derselben verknüpft sind (z. B. durch Gallensteine), hemmen die Gallenabfuhr aus der L. u. veranlassen deren Uebertritt ins Blut (Gelbsucht, Icterus [s. d.]). Beide ebengenannte Krankheiten kann man nicht eigentlich als Leberkrankheiten bezeichnen. Von diesen letzteren, die meist erst Folge einer anderen örtlichen (Herz-, Lungen-) od. allgemeinen (Blut-)Krankheit sind, ist am häufigsten die Blutanschoppung der L., eine mäßige Vergrößerung des Organs, herbeigeführt durch Stocken des Blutes in seinen Adern infolge eines vom Herzen od. der Lunge ausgehenden mechanischen Hindernisses, od. nam. einer zu trägen Blutbewegung in der Pfortader (Pfortaderstockung, Abdominalplethora, Unterleibsbeschwerde, Unterleibsanschoppung, Hämorrhoidalbeschwerde). Die wichtigsten eigenthümlichen Erkrankungen der L. sind meist Schwund- u. Entartungskrankheiten. So treten bei der Fettleber statt der Lebersubstanz Fettzellen auf, bei der Leberschwindsucht (Cyrrhose) bringt Wucherung des Bindegewebes, zwischen welches die Leberzellen eingebettet sind, diese zum Schwunde, artet bei der amyloiden Leberdegeneration od. Speckleber die Lebersubstanz in der Weise aus, daß sie durch eine ganz andere Substanz ersetzt wird; bei der Schuhzweckenleber der Schnapssäufer tritt körnige Verhärtung u. Verschrumpfung ein. Von Neubildungen, die in der L. auftreten können, ist die schlimmste der Leberkrebs, der nur bei Personen gereifteren Alters vorkommt. Daneben ist die eigentliche Leberentzündung zu erwähnen u. der Leberabsceß od. die Vereiterung derselben. Auch Parasiten finden sich in od. an der L. u. können auf die Funktionen derselben nachtheilig wirken, so die Echinococcen od. Hülsenwurmblasen u. die beim Menschen allerdings seltenen Leberegel (s. d.). Die Behandlung der Leberkrankheiten kann sich meist nur auf schmerzstillende Mittel beschränken (z. B. bei Krebs), bei andern (wie der Fettleber) auf diätetische; Echinococcen u. Abscesse entfernt man neuerdings mit Glück operativ, d. i. durch Einschnitte von außen.

Während die Menschenleber die Gestalt eines Vierecks mit abgestumpften Ecken zeigt u. durch Furchen in vier Lappen, einen großen rechten u. linken, einen viereckigen u. den Spigel'schen getheilt ist, zeigt sie bei den verschiedenen Wirbelthieren hauptsächlich folgende Verschiedenheiten: Bei den Fischen ist sie bald nur eine einzige ungelappte Masse, bald zweilappig, bald mehrlappig, eine einfache Masse bei den Schlangen, nur am Rande eingekerbt bei den Eidechsen, in zwei Lappen getheilt bei den Amphibien, Krokodilen, Schildkröten u. Vögeln, ebenso bei den Säugethieren, wo zwar auch mehrlappige L.n vorkommen, dann aber immer auf zwei größere Hauptlappen zurückführbar sind. Außerdem finden sich Unterschiede im feineren Bau, so bezüglich der Sonderung in Läppchen, wodurch sich schon die Schweinsleber von der menschlichen unterscheidet. Bei den anderen Thieren ist das als L. anzusprechende Organ im einfachsten Falle nur durch gallebereitende Zellen vertreten, die einen Theil des Verdauungsrohrs od. Ausstülpungen desselben auskleiden; bei anderen, wie den Gliederthieren u. Weichthieren, komplizirt sich das Verhalten schon insoweit, daß eine gesonderte, aus Lappen od. Schläuchen gebildete Drüsenmasse neben dem Darme vorhanden ist, die zum Theil eine bedeutende Entwicklung zeigt, so bei den Schnecken, wo sie den größten Theil des im Gehäuse verborgenen Eingeweidesackes ausfüllt. Die L. wird gegessen u. gilt von mehreren Thieren, Geflügel, Hecht, Reh u. s. w., als große Delikatesse, so daß man bei den Gänsen z. B. die Entwicklung bes. großer L.n auf künstliche Weise befördert.

Leber (Hepar), eine veraltete Benennung einiger Sulphide u. Sulphosalze; so wurden nam. die Schwefelverbindungen (Sulphide) des Kalium u. Natrium wegen ihrer gelbbraunen Farbe L. genannt, u. speziell führt den Namen Schwefelleber das unreine fünffache Schwefelkalium (Hepar sulphuris). Antimonschwefelleber (Hepar antimonii) ist eine dunkelbraune, in Wasser zum größten Theile lösliche Masse, die durch Zusammenschmelzen von kohlensaurem Kali mit Schwefelantimon erhalten wird.

Leberblume, Leberblümchen, Anemone Hepatica od. Hepatica triloba, auch Märzblümchen (Abb. s. unter „Anemone"); erscheint sogleich nach dem Schmelzen des Schnees u. bildet in Bergwäldern einen höchst anziehenden Frühlingsschmuck durch ihre schönen blauen Blumen, mit denen der Osterhase von der abergläubischen Mystik des Volkes gern in Verbindung gebracht wurde.

Leberegel (Distoma hepaticum), ein bereits seit dem 16. Jahrh. bekannter, blattförmig ovaler, 28 mm. langer, bis 12 mm. breiter, schuppenförmig stachliger Saugwurm, der in den Gallengängen, auch im Darme, der Hohlvene u. anderen Venen lebt, seltner beim Menschen (bes. in Dalmatien), häufiger beim Schafe u. anderen Wiederkäuern, auch beim Pferde, Esel, Elefanten, Eichhörnchen, Kaninchen, Schwein. Er kann in einem Individuum zu hundert bis zweihundert Stücken auftreten u. erzeugt dann, zunächst durch Erweitern der Gallengänge, dann durch Entzündung ihrer Schleimhaut, Verdickung der darunter liegenden Bindesubstanz u. Ablagerung von phosphorsaurem Kalk u. phosphorsaurer Magnesia, die Egelseuche od. Leberfäule, die in manchen Jahren (z. B. 1853 u. 54 in Frankreich) ganze Herden hinrafft u. der in England jährlich im Durchschnitt 1 Million Schafe verfallen. Die Eier der L. gelangen durch Gallenblase u. Darm des Wirthes mit dessen Koth ins Freie u. entwickeln sich im Wasser (auf feuchten Wiesen) zum Embryo, dessen weitere Schicksale zunächst noch unbekannt sind. Soviel aber ist sicher, daß die Uebertragung durch stagnirendes Wasser u. durch den Genuß von im Feuchten wachsenden Pflanzen (z. B. Brunnenkresse) erfolgt.

Lebererz, ein zu Idria in Krain vorkommendes Quecksilber, welches dort nebst anderen Quecksilbererzen zur Abscheidung des Quecksilbers verwendet wird. Das L. ist ein Gemenge von Zinnober (s. d.), Idrialin, Kohle u. erdigen Theilen. Der Idrialin ist ein zu den Erdharzen gehöriger Kohlenwasserstoff, der sich aus dem L. durch Behandlung mit Terpentinöl ausziehen läßt. Das L. besitzt eine dunkelkochenillerothe bis bleigraue Farbe, einen rothen Strich, hat ein spezifisches Gewicht von 6,8–7,1 u. enthält 90–94 Proz. Schwefelquecksilber.

Leberfleck (chloasma), eine durch gelbe Färbung charakterisirte lokale Hauterkrankung, bes. an Brust, Hals u. Rücken, die nicht durch die Leber bezügl. Galle veranlaßt wird, sondern durch einen mikroskopischen Pilz (Pityriasis versicolor), der die Oberhaut durchsetzt u. nam. bei Hitze ein lästiges Jucken veranlaßt. Sie wird erworben durch Ansteckung mittels Berührung, läßt sich aber durch Abreibung der Schüppchen mit Flanell, Bürsten u. Abseifen beseitigen.

Leberkies ist eine besondere Varietät des Markasites (s. d.) od. Wasserkieses.



Nr. 3931. Fegatella conica (Kegelhütchen; Familie der Lebermoose).

Lebermoose (Hepaticae), eine den Laubmoosen zunächst verwandte kryptogamische Pflanzenfamilie, ebenfalls über die ganze Erde, über alle Regionen verbreitet. Eigentlich bildet sie nur eine etwas tiefer stehende Abtheilung der Moose überhaupt. Die L. bilden unter sich zwei große Reihen: Hepaticae frondosae u. H. foliosae. Die ersteren, die man als die tiefer stehenden anzusehen hat, besitzen noch ein flechtenartiges Laub, indem sich ihr Stamm blattartig erweitert u. seine Blättchen an der Mittelrippe in schuppenartigen Andeutungen entwickelt. Hierher gehören z. B. die Gattungen Marchantia, Fegatella, Pellia, Blasia, so aber, daß die ersten u. die letzten beiden wiederum zwei Reihen bilden, von denen die erstere ihre Früchte in einem Köpfchen sternförmig zusamendrängt, während die letztere die einfachen Fruchtkapseln der H. foliosae besitzt. Diese letztgenannten ordnen ihre Blätter wie die Laubmoose an den Stengel an, variiren sie aber durch einen eigenthümlichen Zellenbau sowie durch höchst originelle Formen. Hierher gehörige Gattungen sind z. B. Jungermannia, Plagiochila, Frullania, Radula, Lejeunia u. s. w. (vgl. „Laubmoose").

Leberreime, zweizeilige Scherzgedichte, die ehemals bei fröhlichen Mahlzeiten, bes. wenn Hechte auf der Tafel erschienen, der Reihe nach von jedem der Tischgenossen gemacht werden mußten, während man die Hechtlebern herumreichte. Man begann die erste Zeile der L. mit den Worten: „Die Leber ist von einem Hecht u. nicht von einem (od. von einer) ....", hier folgt der Name eines Thieres, auf den sich das Schlußwort der zweiten Zeile reimen mußte. Ein gewisser Schävius (um 1750) soll der Erfinder dieser L. sein.

Leberthran, in den Apotheken Oleum Jecoris aselli genannt, ist ein flüssiges Fett, welches in Norwegen, England u. Neufundland aus

der Leber mehrerer Fische aus der Gattung der Schellfische (Ganoidei) gewonnen wird. Die Lebern werden zu diesem Zwecke sorgfältig gereinigt u. in aufrecht stehenden Fässern, welche an der Seite mit 3 Hähnen versehen sind, der Sonne ausgesetzt u. der Inhalt mit Steinen beschwert; es fließt dann aus den oberen geöffneten Hähnen ein sehr wenig gelb gefärbtes Oel von schwachem Fischgeruch ab, welches den hellblanken L., der in Apotheken allein nur verwendet werden soll, darstellt. Durch weiteres Beschweren u. Stehenlassen erhält man dann aus dem untersten Hahn die zweite Sorte, den braunblanken L. — Eine dritte, noch dunklere Sorte wird durch Ausschmelzen der Rückstände über freiem Feuer gewonnen. In neuerer Zeit wird von einigen größeren Handlungshäusern in Norwegen u. England der L. selbst dargestellt, u. zwar nach einem etwas vervollkommneten Verfahren, indem die Lebern in metallenen Kesseln auf ca. 85° C. erhitzt werden, bis sie sich in eine breiige Masse verwandelt haben; diese wird dann in Calicosäcke geschöpft, aus welchen das Oel abläuft u. noch heiß filtrirt wird; solcher L. führt im Droguenhandel speziell den Namen Medizinalthran. — Der L. wird innerlich genossen u. verdankt den Ruf seiner Wirksamkeit einem geringen Gehalte von Jod u. Gallensubstanzen.

Lebkuchen, s. v. w. Pfefferkuchen.

Leboeuf (spr. Löböff), Edmond, franz. Marschall, geb. zu Paris 6. Dez. 1809; begann seine Laufbahn 1828 als Zögling der Polytechnischen Schule, trat 1832 als Unterleutnant bei der Artillerie ein u. ging 1837 als Hauptmann im Generalstabe nach Algerien, wo er sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch Tapferkeit hervortbat. Am Orientkriege nahm er zuerst als Stabschef der Artillerie u. seit Nov. 1854 als Brigadegeneral Theil; in demselben zeichnete er sich nam. vor Sebastopol u. als Führer der Expedition nach Kimburn aus. Nachdem er 1856—57 die Organisation der Gardeartillerie vollendet hatte, wurde er Divisionsgeneral u. machte als solcher 1859 den ital. Feldzug mit, in welchem er bes. die Einnahme Solferino's herbeiführen half. Im Sept. 1866 vermittelte er die Uebergabe Venetiens an Italien. Nachher mit dem Oberbefehl über das 6. Armeecorps in Toulouse betraut, folgte er 1869 dem verstorbenen Marschall Niel als Kriegsminister, um die von diesem begonnene Armeeorganisation durchzuführen. Zwar trat er schon in demselben Jahre mit den anderen Ministern zurück, doch ward er 3. Jan. 1870 von Neuem an die Spitze des Kriegsministeriums berufen, auch 24. März zum Marschall erhoben. Für den Krieg gegen Deutschland, vor dessen Ausbruche er über die Bereitschaft die beruhigendste Versicherung gab, zum Generalstabschef des Heeres ernannt, erwies er sich den Schwierigkeiten seiner diesmaligen Aufgabe nicht gewachsen u. mußte schon nach den ersten Niederlagen der Franzosen seinen Posten niederlegen, um sich mit dem Oberbefehl des unter den Marschall Bazaine gestellten 3. Armeecorps zu begnügen. Mit demselben nach den Kämpfen vor Metz in diese Festung eingeschlossen, fand er nur während des Ausfalles bei Noisseville (30. u. 31. Aug. 1870) noch einmal Gelegenheit, den Muth der Verzweiflung zu bethätigen. Die Kapitulation der Festung brachte auch ihn in deutsche Kriegsgefangenschaft. Aus dieser befreit, hat sich L. nach dem Haag ins Privatleben zurückgezogen.

Lebrun (spr. Löbröng), Charles, berühmter franz. Historienmaler, geb. zu Paris 24. Febr. 1619, kam schon als 11jähr. Knabe in die Schule des Malers Vouet, wo er sich so sehr auszeichnete, daß er im Alter von 15 Jahren für den Kardinal Richelieu mehrere historische Kompositionen ausführte, infolge deren der Maler Poussin ihn mit nach Rom nahm. Nach vierjährigem Studium daselbst kehrte er nach Paris zurück, wo er bald der gefeiertste Meister, der unumschränkte Herr im Gebiete der Malerei wurde. Ludwig XIV. machte ihn zum ersten Hofmaler, zum Direktor der Gobelinfabrik u. später zum Direktor der Malerakademie, so daß L. eigentlich alle künstlerischen Unternehmungen des Königs leitete u. alle übrigen Künstler nach seinen Plänen arbeiten mußten. Seine Bilder aus dem Kreise der biblischen wie der profanen Geschichte sind überaus zahlreich (im Louvre allein 26); als die bedeutendsten können genannt werden: „Das Martyrium des heil. Stephanus" (1651), „Christus am Kreuz von Engeln umgeben" (gestochen von Edelinck), der Cyklus von Bildern aus der Geschichte Alexander's d. Gr., 4 Bilder für die Apollogalerie des Louvre, andere im Schlosse zu Sceaux u. der große Cyklus von Bildern aus der Geschichte Ludwig's XIV. in der langen Galerie des Schlosses von Versailles. L.'s letzte Lebenszeit war weniger glücklich, als es seine Mannesjahre gewesen waren. Als sein Gönner, der Minister Colbert, 1683 gestorben war, begünstigte dessen Nachfolger Louvois den Maler Mignard, L.'s Mitschüler, was dieser sich so zu Herzen nahm, daß er in eine verzehrende Krankheit verfiel, der er 12. Febr. 1690 erlag. Seine Gemälde sind treue Repräsentanten der Zeit Ludwig's XIV.; sie sind reich an Erfindungen u. an glücklicher Komposition, aber arm an tieferem Gefühl u. keineswegs frei von hohlem Pathos u. theatralischer Uebertreibung. An dem bald nach seinem Tode beginnenden gänzlichen Verfall der franz. Malerei trägt L. einen nicht geringen Theil der Schuld.

Lebrun, Charles François, Herzog **v. Piacenza**, franz. Staatsmann, geb. zu St. Sauveur-Landelin bei Coutances (La Manche) 19. März 1739, fiel als Sekretär des Kanzlers Maupeou mit diesem in Ungnade, ward Mitglied der Nationalversammlung u. dann Präsident des Verwaltungsraths im Dep. Seine-et-Oise, saß vom Aug. 1792 bis Ende der Schreckensherrschaft im Gefängniß, leistete als Präsident des Rathes der Fünfhundert 9. Nov. 1799 (18. Brumaire) dem General Bonaparte beim Sturze des Direktoriums große Dienste u. ward dafür von ihm zum dritten Konsul erwählt, als welcher er sich um die Herstellung der Finanzen verdient machte. Als Kaiser machte ihn Napoleon zum Erzschatzmeister des Reichs, Generalgouverneur von Ligurien u. Herzog v. Piacenza. Nach Ludwig Bonaparte's Abdankung als Gouverneur nach Holland geschickt, wurde er Ende 1813 von den Verbündeten vertrieben. Hierauf diente er den Bourbons u. ward 4. Juni 1814 Pair, ließ sich aber während der Hundert Tage von Napoleon den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris geben u. durfte daher erst im März 1819 wieder in die Pairskammer treten, wo er mit der konstitutionellen Partei stimmte. Er starb auf seinem Schlosse Saint-Mesme bei Dourdan (Seine-et-Oise) 16. Juni 1824. Bereits als Student hatte er sich durch eine Uebersetzung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Bde., Par. 1774; 2. Aufl. 1840) u. der „Iliade" (3 Bde., ebd. 1776; 2. Aufl., 2 Bde. 1809) bekannt gemacht, wie er denn auch Mitglied des Instituts war. Seine „Mémoires" (Par. 1829) gab sein ältester Sohn, Anne Charles **L.**, Herzog **v. Piacenza**, heraus. Geb. 28. Dez. 1775, ward Letzterer Adjutant Desaix', der in seinen Armen starb, kämpfte als Brigadegeneral 1811 in Spanien, erbte von seinem Vater 1824 die Pairswürde, wurde 25. Jan. 1852 Senator u. starb zu Paris 21. Jan. 1859.

Lebrun, Karl August, deutscher Schauspieler u. Dichter, geb. als Predigerssohn zu Halberstadt 8. Okt. 1792, betrat 1809 in Dessau zum ersten Mal die Bühne u. machte sich bald, nam. als feiner Komiker, bekannt. Mit Friedr. Ludw. Schmidt (s. d.) leitete er 1827 bis 1837 das Hamburger Stadttheater. Seitdem spielte er nur noch in Gastrollen. Außer Bearbeitungen ausländischer Dramen lieferte er auch selbst eine Anzahl Stücke, von denen „Nummer 777" u. „Die Drillinge" den meisten Beifall fanden. Er starb zu Hamburg 25. Juli 1842. Seit 1820 war L. mit Karoline **Steiger** verheirathet, die, geb. zu Hamburg 1800, gleichfalls eine tüchtige Schauspielerin war, bes. in Anstands- u. Charakterrollen sich auszeichnete.

Lebrun, Pierre Antoine, franz. Dichter, geb. zu Paris 29. Nov. 1785, zeigte schon sehr früh poetisches Talent u. machte sich zuerst durch die nach der Schlacht bei Austerlitz gedichtete „Ode à la grande armée" in weiteren Kreisen bekannt. Auch trug ihm diese seitens Napoleon's eine Jahrespension ein. Dann schrieb er eine Reihe von Tragödien, von denen jedoch nur noch eine, „Maria Stuart" (1820), dem Schiller'schen Drama nachgeahmt, nicht ganz vergessen ist. Im Uebrigen verging schon vor seinem Leben, was er geschaffen u. erdacht hatte. Im J. 1828 wurde er in die Akademie aufgenommen. Die Julíregierung ernannte ihn zum Staatsrath u. Direktor der Nationaldruckerei; auch ward er 1853 Senator. L. starb zu Paris 27. Mai 1873. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1844—63 (5 Bde., Par.).

Lebrun, Ponce Denis Ecouchard (L.-Pindar genannt), franz. Lyriker der Revolutionszeit, geb. zu Paris 10. Aug. 1729, gest. 2. Sept. 1807, hat sich hauptsächlich durch seine Oden berühmt gemacht, in denen er — charakterlos genug — der Reihe nach

Ludwig XVI., die republikanischen Gewalthaber u. Napoleon I. feierte. Außer den Oden verfaßte er Elegien, Episteln, ein Lehrgedicht über die Natur u. nam. Epigramme, welche durch ihre beißende Schärfe ihm viele Feinde zuzogen, zumal da er in seinem eigenen Charakter u. Lebenswandel nichts weniger als untadelhaft war. Eine Gesammtausgabe der Werke L.'s besorgte Ginguené (4 Bde., Par. 1811).

Lecce (spr. Letsche), Kreisstadt in der südital. Provinz Terra di Otranto mit 23,247 E. (1872), liegt in einer fruchtbaren, an Wein, Oel u. Baumwolle reichen Gegend 1½ M. vom Adriatischen Meer u. an der Eisenbahn von Brindisi nach Otranto, ist schön gebaut, Sitz eines Bischofs u. Präfekten u. hat ein Gymnasium, eine technische Lehranstalt, ein Kastell u. eine schöne Kathedrale. Der Handel, nam. mit Oel, ist beträchtlich. L. ist wahrscheinlich das alte Lupiae.

Lecco, gewerbfleißige Stadt von 6000 E., liegt am südöstl. Arme des Comersees, der hiervon auf diesem Theile den Namen See von L. (Lago di L.) führt, u. ist mit Bergamo durch eine Eisenbahn, mit Bellaggio seit 1874 durch Dampfschiffahrt verbunden.

Lech (lat. Licus), ein rechter Nebenfluß der Donau, entspringt in Vorarlberg aus dem Formarinsee an der Formarinalpe zwischen dem Kloster- u. Walserthal. Das Oberlechthal mit der Hauptgemeinde Holzgau streicht nach NO. u. bildet ein Längenthal der Kalkalpen von geringer Fruchtbarkeit, da der geröllreiche Fluß mit seinen Sandbänken den größten Theil der Thalsohle bedeckt. Zwischen Reutte u. Füssen durchbricht der L., prächtige Stromschnellen bildend, in einem engen Querthale 5 Querriegel der Kalkalpen u. verläßt diese, indem er unterhalb Füssen in einen Thalkessel eintritt, der wahrscheinlich der Grund eines ehemaligen Sees gewesen. Noch einmal schieben sich die Vorhöhen der Allgauer u. Ammergauer Alpen an ihn heran, dann tritt er in die oberbayer. Hochebene ein, sich vielfach zertheilend u. in breitem, tiefeingeschnittenem Bett zahllose Sandinseln bildend. So strömt der L. in nördl. Richtung an der Ostseite des durch den großen, von Otto I. 10. Aug. 955 über die Ungarn errungenen Sieg berühmten Lechfeldes vorbei, an dessen westl. Seite die Wertach fließt, die in den L. bei Augsburg mündet. Unterhalb des Städtchens Rain, wo Tilly 15. April 1632 im Kampfe gegen Gustav Adolf zum Tode verwundet wurde, ergießt sich der L. nach einem Laufe von 35 M. bei der einsamen Burgruine Lechsend in die Donau. Er ist ein unwegsamer Strom; der Charakter eines Alpenflusses bleibt ihm auch noch in der Ebene, nur an wenigen Stellen ist er überbrückt, nur vereinzelte Orte liegen unmittelbar an seinen Ufern, u. wenn auch von Schongau aus bisweilen kleine Fahrzeuge stromabwärts sich wagen, so duldet doch sein starkes Gefälle keine eigentliche Schiffahrt. Sein Stromgebiet umfaßt 76 □M., die größten Zuflüsse empfängt er auf der linken Seite, darunter die Vils u. die 18 M. lange Wertach.

Lechler, Gotthard Victor, evangel. Theologe, geb. 18. April 1811 in Kloster Reichenbach in Württemberg, wurde 1841 Diakonus zu Waiblingen bei Stuttgart, 1853 Stadtpfarrer u. Dekan zu Knittlingen bei Maulbronn u. 1858 als Nachfolger Großmann's Hauptpastor zu St. Thomas u. Superintendent zu Leipzig sowie zugleich ord. Prof. der Theologie für das Fach der Kirchen- u. Dogmengeschichte. Seinen Ruf als gelehrter Theologe begründete L. durch die „Geschichte des engl. Deismus“ (Stuttg. u. Tüb. 1841); demselben folgte „Das apostolische u. nachapostolische Zeitalter“ (2. Aufl., Stuttg. 1857) sowie die „Geschichte der Presbyterial- u. Synodalverfassung seit der Reformation“ (Leyden 1854). Hierzu kommen verschiedene Monographien über engl. Kirchengeschichte (bes. „Johann v. Wiclif u. die Vorgeschichte der Reformation“, 2 Bde., Lpz. 1873) u. die theologische Bearbeitung der Apostelgeschichte als V. Theil des Lange'schen Bibelwerks (Bielef. 1860). Als Mitglied der Ersten Kammer u. der vorberathenden Synode hat L. auch einen wesentlichen Antheil an der Einführung der Synodalverfassung in der sächs. Landeskirche gehabt.

Leck, eine durch Aufstoßen auf eine Klippe od. durch sonst eine gewaltsame Veranlassung entstandene Oeffnung im Schiffskörper, durch welche das Wasser in das Schiff eindringt.

Leckage (vom franz. Leccage), der Abgang, welchen Flüssigkeiten erleiden, wenn sie sich auf einem weiten Transport befinden od. längere Zeit auf dem Lager liegen. Von dieser gewöhnlichen L. ist unterschieden die Extraleckage, welche von einem Seeunfall herrührt u. von der Versicherungsgesellschaft vergütet werden muß, während sie für gewöhnliche L. nicht aufzukommen braucht.

Leclerc d'Ostin (spr. Lekklähr d'Ostäng), Victoire Emmanuel, franz. General u. Schwager Napoleon's I., geb. zu Pontoise bei Paris 17. März 1772 als Sohn eines reichen Mehlhändlers, ward 1792 Leutnant in einem Bataillon Freiwilliger u. bei der Belagerung von Toulon Generaladjutant, bemächtigte sich mit der Avantgarde der Alpenarmee des Mont-Cenis u. ging 1795 als Kommandant nach Marseille, von wo er 1796 zum Heere in Italien versetzt wurde, um 1797 den Grad eines Brigadegenerals zu erhalten. Bald darauf vermählte er sich in Mailand mit Bonaparte's Schwester Pauline. Im J. 1800 kämpfte er als Divisionsgeneral in der Rheinarmee, 1801 besetzte er Portugal, 1802 unterwarf er wieder die Insel Haiti, doch rief seine blutige Strenge eine neue Empörung unter Toussaint-l'Ouverture (s. d.) hervor. L. d'O. selbst erlag 2. Nov. 1802 dem Gelben Fieber, welches auch seine Truppen dezimirte. Seine Gemahlin, welche ihm gefolgt war, kehrte nach Frankreich zurück u. heirathete 1803 den Fürsten Cam. Fil. Lud. Borghese (s. d.).

Leclercq (spr. Leklähr), Michel Théodore, franz. Dichter u. Dramaturg, geb. zu Paris 1. April 1777, war, bevor er sich ausschließlich der literarischen Laufbahn widmete, Finanzbeamter. Einer der Ersten überhaupt, welche die sog. dramatisirten Sprüchwörter in die Mode brachten, ließ er dergleichen zuerst von einer Liebhabertruppe, bei der er selbst mitwirkte, in Hamburg aufführen. Später leitete er ein Gesellschaftstheater in Nevers u. dann in Paris, von wo aus er schließlich auch Gastreisen in die Provinz unternahm. Er starb zu Paris 15. Febr. 1851. Seine „Proverbes dramatiques“, welche hauptsächlich den Zweck verfolgen, in einer Reihe von Genrebildern die Gebrechen, Verkehrtheiten u. Lächerlichkeiten verschiedener Zeiten u. Völker darzustellen, ohne daß sie eines großen Bühnenapparates bedürften, erschienen 1834—38 (8 Bde., Paris).

Leconte de Lisle (spr. Lekongt de Lihl), Charles Marie, franz. Dichter, geb. auf Isle Bourbon 1820, nahm 1847 seinen Aufenthalt in Paris, wo er sich 1848 an der revolutionären Politik betheiligte, sich aber dann ausschließlich der Literatur gewidmet hat. In dieser verfolgt er die sog. neuheidnische Richtung, insofern er seine Stoffe der Mythologie entlehnt, um sie in glatten Versen zu bearbeiten. Zu nennen sind seine „Poèmes antiques“ (Par. 1853), „Poèmes et poésies“ (ebd. 1855) u. „Poésies complètes“ (ebd. 1858). Auch hat er den Theokrit u. Anakreon (1861), Homer's Iliade (1867) sowie den Hesiod u. die Orphischen Hymnen (1869) ins Franz. übersetzt.

Leda, die Gemahlin des spartanischen Königs Tyndareus, wurde von Zeus geliebt u. gebar ihm den Polydeukes (Pollux) u. Helena. Kinder ihres Gemahls waren Kastor u. Klytämnestra. Nach späterer Sage wäre ihr Zeus in Gestalt eines Schwanes genaht u. hätte mit ihr zwei Eier gezeugt, deren eines Kastor u. Polydeukes barg, während aus dem anderen Helena hervorging.

Ledebour, Karl Friedrich v., deutscher Botaniker, geb. zu Stralsund 8. Juli 1785, ward schon 1805 Demonstrator u. Direktor des Botanischen Gartens in Greifswald u. erhielt 1811 den Lehrstuhl für Naturgeschichte im Allgemeinen u. Botanik im Besonderen zu Dorpat, von wo aus er 1826 mit Meyer u. Bunge eine Reise nach dem Altai unternahm. Im J. 1836 in Ruhestand versetzt, begab er sich zunächst nach Odessa, dann nach Heidelberg u. wandte sich schließlich (1843) nach München, wo er 4. Juli 1851 starb. Er veröffentlichte: „Reise durch das Altaigebirge u. die Dsongarische Kirgisensteppe“ (2 Thle. mit Atlas, Berl. 1829—30); die in Gemeinschaft mit seinen beiden Reisebegleitern bearbeitete „Flora Altaica“ (4 Bde., ebd. 1829—34) u. die „Icones plantarum novarum floram Rossicam illustrantes“ (5 Bde. mit 500 kolor. Taf. in Fol., Riga 1829—34), zwei epochemachende Werke; „Flora Rossica“ (Bd. 1—3, Stuttg. 1842—51) &c.

Ledebur, Leopold Karl Wilhelm August v., deutscher Historiker, geb. zu Berlin 2. Juli 1799, trat 1816 in ein Gardeinfanterieregiment, nahm im Dez. 1828 als Hauptmann seinen Abschied u. ward bei Errichtung des Neuen Museums in Berlin Direktor der königl. Kunstkammer, des Museums der vaterländischen Alterthümer u. der ethnographischen Sammlungen. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Das Land u. Volk der Brukterer“ (Berl. 1827), der Versuch einer vergleichenden Geographie der älteren (röm.) u. mittleren Zeit; „Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein u. Weser“ (ebd. 1837);

„Die in den Baltischen Ländern gefundenen Zeugnisse eines Handelsverkehrs mit dem Orient" (ebd. 1840); „Die heidnischen Alterthümer des Reg. Bez. Potsdam" (ebd. 1852); „Dynastische Forschungen" (ebd. 1853); das größtentheils von ihm selbst bearbeitete „Allgemeine Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates" (21 Bde., ebd. 1830—36) u. das „Preußische Adelslexikon" (2 Bde., ebd. 1854—57).

Ledeganck, Karl Ludwig, vläm. Dichter, geb. zu Eeloo in Ostflandern 9. Nov. 1805, studirte Jurisprudenz, ward Friedensrichter in Zomergem u. Mitglied des Raths seiner heimatlichen Provinz, erhielt 1842 das Inspektorat über den niederen Schulunterricht das. u. starb zu Gent 19. März 1847. Seine gesammelten Dichtungen, von denen insbes. „Die drei Schwesterstädte" (Gent, Brügge u. Antwerpen) sehr populär geworden sind, sind nebst einer Lebensskizze von Heremans (Gent 1856) herausgegeben worden. Auch hat L. die belg. Gesetzbücher ins Niederländische übersetzt.

Leder, die durch den Gerbeprozeß (s. „Gerberei") unverweslich, für Wasser schwer durchdringlich, weich u. elastisch gemachte thierische Haut. Die Fabrikation von L. aller Art bildet einen der umfänglichsten u. wichtigsten Industriezweige. Je nach den Zwecken, welchen das L. dienen soll, u. nach den mit Rücksicht darauf verwendeten Gerbematerialien zerfällt sie in verschiedene Klassen u. Unterabtheilungen. Die Produkte bezeichnet man als Sohlleder (aus Ochsenhäuten), Vacheleder (aus leichteren Kuhhäuten), Schmal- od. Fahlleder (aus dünnen Rindshäuten, Kips genannt), lohgegerbtes Sattler- u. Geschirrleder (weicher u. milder als Sohlleder u. von heller, gleichmäßiger Farbe), Maschinenriemenleder (fest, dicht u. wenig dehnbar), Oberleder für Schuhwerk, auch für Stiefelschäfte u. s. w. (aus in Lohe gegerbten u. gewichsten Kalbfellen), Roßleder (eine Spezialität der deutschen Lederfabrikation als Ersatz für Kalbleder), gefärbte L. (aus dem Orient stammend, jetzt mit Anwendung von Anilinfarben in ausgezeichneter Qualität auch in Deutschland fabrizirt), Bockleder (eine Spezialität in der Fabrikation gefärbter L. aus Schaf- u. Ziegenfellen), Alaun- od. Weißleder (aus Schaffellen zu Schuhfutter), sämischgare L. od. Waschleder (von tuchartiger Beschaffenheit, mit Thran od. Fett gegerbt). Im Deutschen Reiche werden gegenwärtig etwa $5\frac{1}{2}$ Million Kalbfelle auf L. zu Schuhwerk (braunes u. gewichstes Kalbleder, Lackleder, Kalbkid) verarbeitet u. viel davon wird exportirt, indem das deutsche Kalbleder als vorzüglich gilt. Ziegen- u. Schaffelle werden jährlich über 7 Mill. verarbeitet, wovon auf Mainz allein nahezu 1 Mill. kommt.

Ledertuch, ein aus Geweben durch Ueberziehen u. Imprägnirung mit firnißartigen, aus Leinöl bereiteten Substanzen, denen nach Befinden verschiedene Farbstoffe zugesetzt werden, hergestellter lederähnlicher Stoff, der nam. in Amerika von vorzüglicher Qualität verfertigt wird. In England stellt man ein solches künstliches Leder dar, welches zu Sohlen für Schuhwerk, Kofferüberzügen, Mützenschirmen, Kutschdecken u. s. w. sich eignen soll u. das zu seiner Grundlage ein dichtes Gewebe von Baumwolle, seltener von Leinen hat.

Ledochowski, Mieczislaus Halka von Ledóchow, Graf, poln.-deutscher Prälat, geb. 29. Okt. 1822, trat in den Jesuitenorden, ward 30. Sept. 1861 für seinen kirchlichen Eifer, der ihn bis nach Amerika getrieben, durch Ernennung zum Erzbischof von Theben in partibus belohnt; war päpstlicher Nuntius in Brüssel, als es nach dem Tode des Erzbischofs Przyluski den Ränken der Fürstin Odelscalchi, einer geb. Gräfin Branicki, deren Gunst er während eines früheren Aufenthalts in Rom gewonnen hatte, gelang, das Domkapitel von Posen u. Gnesen für seine Kandidatur zu gewinnen. L. wurde 16. Dez. 1865 zum Erzbischof dieser Diözesen gewählt u. trat im nächsten Jahre zugleich als Legatus natus des Apostolischen Stuhles u. Hausprälat des Papstes sein Amt an, um fortan als eifriger Römling zu wirken. Entschiedener Bekenner des Unfehlbarkeits-Dogmas, begab er sich auch im Nov. 1870 zum König von Preußen ins Hauptquartier, um demselben ein Petition des Domkapitels von Posen u. Gnesen zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft zu überbringen. Hierfür ward er, wie sich 1872 herausstellte, von Pius IX. zum „Primas von Polen" ernannt, worin man gewissermaßen eine Wiederherstellung des Königreichs Polen seitens des Papstes erblicken mußte, da sonst der Primas der Vertreter des Königs war. Bald darauf brachte das Gebahren des Erzbischofs ihn in Konflikt mit der Staatsgewalt. Verschiedene Auflehnungen gegen die Staatsgesetze hatten zuerst seine Verurtheilung zu Geldstrafen, seine Renitenz die Verhängung der Temporaliensperre zur Folge; da aber L. sich durchaus nicht fügen wollte, auch der an ihn ergangenen Aufforderung einer freiwilligen Amtsniederlegung nicht entsprach, so ward er 3. Febr. 1874 in Posen verhaftet, um zur Verbüßung einer mehrjährigen Gefängnißstrafe nach Ostrowo abgeführt zu werden, u. sprach überdies der kirchliche Gerichtshof 15. April desselben Jahres seine Amtsentsetzung aus. Um dem inhaftirten Kirchenfürsten „einen Trost in seinem Martyrium" zu spenden, ernannte ihn der Papst 15. März 1875 zum Kardinal.

Ledru-Rollin (spr. Ledrü Rolläng), Alexandre Auguste Ledru, genannt L. R., franz. Jurist u. Politiker, s. Z. berühmt u. gefeiert als Advokat, Volkstribun u. Redner, geb. zu Paris 2. Febr. 1807, praktizirte seit 1830 als Sachwalter, fand bald durch viele politische Prozesse Gelegenheit, seine glänzende Beredsamkeit als Vertheidiger zu zeigen, u. war daneben auch schriftstellerisch thätig. Insbesondere gab er, 1837—47 Redakteur des „Journal du Palais", eine 3. Aufl. der 46 früheren Jahrgänge (27 Bde.), u. unter dem Titel „Jurisprudence française" ein Repertorium dieser Zeitschrift (1843—48, 8 Bde.) heraus. Außerdem veröffentlichte er die „Jurisprudence administrative en matière contentieuse de 1789 à 1831" (Par. 1844—46, 9 Bde.) u. redigirte den „Droit". Als Kandidat für die Kammerwahlen trat er schon 1839 auf, doch ward er erst 2 Jahre später wirklich gewählt. Das damals von ihm abgegebene, streng demokratische Glaubensbekenntniß trug ihm die erste Verurtheilung ein.



Nr. 3932. Alexandre Auguste Ledru-Rollin geb. 2. Febr. 1807, gest. 31. Dez. 1874).

In der Kammer wurde er der gefeiertste u. einflußreichste Redner der äußersten Linken. Um sich übrigens der Politik ganz hingeben zu können, verkaufte er 1846 seine Advokatur am Kassationshofe, für die er selbst erst 330,000 Frcs. gegeben hatte, mit einem Verlust von 110,000 Frcs. Auch gründete er als Organ seiner radikalen Prinzipien die „Réforme". Das „Bürgerkönigthum" Ludwig Philipp's war ihm in der Seele zuwider, mehr vertraute er der Arbeiterklasse, um die Ideen der großen Revolution zur Geltung zu bringen. Zur friedlichen Lösung der sozialen Frage erkannte er als erstes Mittel das allgemeine Stimmrecht neben einer freien Presse u. einem unbeschränkten Vereinsrecht, u. es war ihm noch kurz vor seinem Tode vergönnt, ersteres einen letzten Angriff glücklich überstehen zu sehen, während freilich die beiden anderen Grundbedingungen des demokratischen Staates heute so wenig im Besitze des franz. Volkes wie unter dem Kaiserthume sind. Nachdem L.-R. 1847 bes. auf den Reformbanketten zu Lille, Dijon u. Châlons agitirt hatte, protestirte er in der Sitzung vom 24. Febr. 1848 gegen die Einsetzung der Regentschaft der Herzogin von Orleans u. beantragte die Einsetzung einer Provisorischen Regierung. Er selbst erhielt darin das Departement des Innern, worauf er alsbald mit L. Blanc, Flocon u. Albert die Nationalwerkstätten in Paris errichtete. Im April desselben Jahres in die Konstituirende

Versammlung u. 10. Mai in den interimistischen Regierungsausschuß der Fünfmänner gewählt, erwies er sich als der Antipode seines Kollegen Lamartine. Eine Regierung von überhaupt so widerstrebenden Elementen konnte nicht von langer Dauer sein, auch büßte L. R. bald viel von seiner Popularität in der Volksmasse ein, während die Bourgeoisie ihren ganzen Haß auf ihn warf. Infolge des Juni-Aufstandes von 1848 von der Staatsgewalt entfernt, stützte er sich fortan nur noch auf die sozial-demokrat. Partei. Ihr hatte er auch im Mai 1849 seine Wahl in die Gesetzgebende Versammlung zu verdanken, doch zwang ihn das Mißlingen der Junimeuterei zur Flucht nach England. Auch ward er 15. Nov. durch den Staatsgerichtshof zu Versailles in contumaciam zu lebenlänglicher Deportation verurtheilt. In London einer der Leiter des Europäischen Revolutions-Comités, wurde er 1857 mit Mazzini eines Komplots gegen Napoleon III. angeklagt u. abermals in contumaciam zur Deportation verurtheilt. Von der 1870er Amnestie machte er erst 1873 Gebrauch. Nach Frankreich zurückgekehrt, trat er bald darauf in die Nationalversammlung ein, wo er Anfang Juni 1874 zu Gunsten des allgemeinen Stimmrechts seine erste u. einzige Rede hielt; indessen nur noch ein Schatten seines früheren Selbst, ließ er die Versammlung kalt u. gleichgiltig. Als er freilich 31. Dez. 1874 gestorben war, wurde die Erinnerung an seine einst glänzende Persönlichkeit wieder so mächtig, daß sich zu seinem, trotz aller polizeilichen Hindernisse großartig verlaufenden Leichenbegängnisse mehr als 100,000 Menschen einfanden. Von seinen Schriften ist noch zu erwähnen: „De la décadence de l'Angleterre" (Par. 1850, 2 Bde.; deutsch, Lpz. 1850).

Ledum palustre, Sumpfporst, Porst, Tannenporst, wilder Rosmarin, Bienenheide, Bienen-, Brauer-, Schaben-, Wanzen-, Motten- u. Warzenkraut, Kränze, Gichttanne, Saukränze, weiße Heide, Hartheide u. s. w. genannt, ein zu den Alpenrosengewächsen (Rhodoraceen) gehöriger kleiner Strauch unserer Moorländer von rosmarinartigem Ansehen, mit rostfarbig an der Unterseite angehauchten Blättern u. weißen, endständigen Blumentrauben, dessen Theile von betäubendem Geruche sind u. ihrer narkotischen Eigenschaften wegen der Pflanze zu vielfachen Verwendungen verholfen haben. Sie blüht im Juni u. Juli u. liefert ziemlich viel Honig, der aber häufig giftig wirkt.

Lee od. Leeseite ist diejenige Seite od. Hälfte des Schiffes, welche unter dem Winde liegt od. dem Winde nicht ausgesetzt ist. L. ist der Gegensatz von Luv. Segelt z. B. ein Schiff nach S. mit Ostwind, so ist die rechte Seite des Schiffes die Leeseite, die linke die Luvseite. Alles, was man auf der See in der Gegend sieht, nach welcher der Wind weht, liegt in L. od. leewärts.

Lee (spr. Lieh), Ann, Gründerin der Sekte der Shaker (s. d.) u. von diesen als „Mutter in Christo" verehrt, da sich in ihr Christus zum zweiten Male geoffenbart habe, wurde als Tochter eines Hufschmiedes 29. Febr. 1736 zu Manchester geb. u. wuchs ohne alle Bildung auf. Durch Verfolgungen in der Heimat veranlaßt, schiffte sie sich im Mai 1774 mit acht Personen (sechs Männern u. zwei Frauen) nach New-York ein. Der eine ihrer Begleiter war ihr Mann, von dem sie sich indeß bald schied. In New York verkündete sie, „daß die zweite christliche Kirche in Amerika erstehen, daß die Kolonien ihre Unabhängigkeit erringen u. daß einem Jeden durch die zweite christl. Kirche die Gewissensfreiheit gesichert werden würde". Nach vielen durch Nahrungssorgen verursachten Drangsalen siedelte die kleine Gemeinde nach den Wäldern von Watervliet, in der Nähe von Niskeyuna, 7 M. nordwestl. von Albany über, wo sie eine Ackerwirthschaft begann. Ann L. blieb die Rathgeberin u. Führerin der Gemeinde u. verkündete, daß ihr bald ein großer Zuzug bevorstehe. Dies war 1780, als in New-Libanon eine revivalistische Bewegung um sich griff, wirklich der Fall. Ihren Einfluß auf den neuen Zuzug soll Ann L. hauptsächlich durch Krankenheilungen errungen haben. Sie starb 8. Sept. 1784. Vgl. Evans, „Shakers' compendium of the origin, history etc., with biographies of Ann Lee" (1859).

Lee (spr. Lih), Robert Edmund, General der Südstaaten im nordamerik. Bürgerkriege, geb. zu Stratford in der Grafschaft Kent (Virginia) 19. Jan. 1807, bildete sich auf der Militärakademie in Westpoint zum Offizier aus, befehligte im Kriege gegen Mexiko das Ingenieurcorps, wurde dann Direktor jener Kriegsschule, ließ sich im April 1861 aus dem Dienste der Ver. Staaten verabschieden u. übernahm darauf den Oberbefehl über die secessionistischen Truppen Virginiens. Anfänglich war ihm das Glück nicht eben hold: ja in West-Virginien unterlag er vollständig den Unionstruppen. Aber kaum war er im März 1862 Oberbefehlshaber der gesammten Streitkräfte des Südens geworden, als sich auch sogleich überall neues Leben zeigte. Es begann jene Reihe blutiger Schlachten gegen M'Clellan, welche den Kriegsschauplatz nach dem Norden des Potomac verlegten. Nach einer momentanen Wendung des Glückes folgte der glänzende Feldzug gegen Pope. Dann aber kam die furchtbare Niederlage bei Antietam (17. Sept. 1862), infolge deren L. über den Rappahannock zurück u. in einem verschanzten Lager Schutz suchen mußte. Schon im Jan. 1863 hatte er indeß seine Armee wieder soweit gekräftigt, daß er am 19. den General Burnside völlig schlug. Im Frühling drang L. in Pennsylvanien ein, erlitt aber bei Gettysburg (1. bis 3. Juni) eine solche Niederlage, daß sein Heer zertrümmert schien. Doch bald hatte er von Neuem eine so gewaltige Macht zur Verfügung, daß er Grant den Weg nach Richmond verlegen konnte. Jene langen blutigen Kämpfe um die Rebellenhauptstadt, in der sich L. gegen die ungeheure Uebermacht der unter Sherman u. Grant vereinigten Streitkräfte zu schlagen hatte, stellt unzweifelhaft seine hohe u. vielseitige militärische Begabung in ein noch glänzenderes Licht, als seine früheren Triumphe, obgleich er 2. April 1865 Richmond räumen u. 9. April die Waffen strecken mußte, weil es ihm an allen Mitteln zur Fortführung des Kampfes fehlte. 1868 mit amnestirt, ward er Präsident des Washington-Colleges zu Lexington in Virginien u. starb daselbst 12. Okt. 1870. Die militärische Kritik hat allerdings viel an L. auszusetzen gefunden. Nichtsdestoweniger muß zugestanden werden, daß er, Alles in Allem genommen, mehr geleistet hat als irgend einer der Unionsgenerale. In der Schnelligkeit der Bewegungen glich er Sheridan, in der genialen u. kühnen Kombination derselben Sherman, in seiner unberechenbaren Energie Grant, u. nach einer Richtung hin mindestens überragte er Stanton an Organisationstalent, denn L. hatte neue Heere zu schaffen, während er selbst mit den Trümmern der eben zerschmetterten dem Feinde nach wie vor die Spitze bieten mußte, u. dabei lag hinter ihm nicht, wie hinter Stanton, ein Gebiet von unerschöpflichen Hülfsquellen. Vgl. Cooke, „Life of general L." (Bost. 1871).

Lee (spr. Lih), Sophia u. Harriet, zwei engl. Schriftstellerinnen, Töchter des Schauspielers John L. am Coventgardentheater, von denen die Erstere 1751, die Letztere 1756 zu London geb. ward. Beide leiteten zusammen seit 1780 eine Mädchenschule in Bath, doch zog sich Sophia seit 1803 nach Clifton bei Bristol zurück, wo sie 13. März 1824 starb. Von ihren Dramen hatte am meisten Erfolg das Lustspiel „The chapter of accidents"; von den Romanen ist von Bedeutung der als Vorläufer der historischen Schule in der Novellistik zu betrachtende „The recess, or a tale of other days" (1784); auch verfaßte sie einige der von ihr in Gemeinschaft mit ihrer Schwester herausgegebenen „Canterbury tales" (5 Bde., Lond. 1797—1805). Unter diesen noch heute gern gelesenen Geschichten hat „Kruitzner, or the German's tale" (auch einzeln gedruckt, ebd. 1823) den Stoff zu Byron's Trauerspiel „Werner" geliefert. Dieselbe ist von Harriet L. verfaßt, welche außerdem die Romane „The errors of Innocence" (5 Bde., 1786) u. „Clara Lennox" (1797) sowie gleichfalls einige Bühnenstücke geschrieben hat. Harriet starb zu Clifton 1. Aug. 1851.

Leech (spr. Lietsch), John, geistvoller engl. Karikaturenzeichner, geb. zu London 29. Aug. 1817. Nachdem er bereits einige Jahre Medizin studirt hatte, gab er sich seiner Vorliebe für die Kunst u. nam. für die Karikaturzeichnung hin, illustrirte Bell's „London life" u. betheiligte sich schon 1841 bei dem damals gegründeten Witzblatte „Punch", dessen bedeutendster u. geistvollster Zeichner er wurde. Eben so fein u. kühn, wie in der Zeichnung der Figuren, war er auch in der charakteristischen Auffassung des Landschaftlichen. Eine Art von Selbstbiographie sind seine „Sketches of Life and Character". Er starb in London 30. Okt. 1864. Eine Auswahl seiner Beiträge zum „Punch" gab Brooks als „Leech's Follies of the Year" (Lond. 1866) heraus. — Vgl. Brown, „Memoir of John L." (Lond. 1866).

Leeds (spr. Lihds), die größte Stadt der engl. Grafschaft York u. Hauptort der engl. Tuchindustrie mit 259,212 E. (1871), liegt an beiden Ufern des Aire u. ist im Innern ziemlich unfreundlich u. eng gebaut;

die schönsten Gebäude weisen die Vorstädte auf. Die Hauptverkehrsader ist Briggate, die Hauptstraße, welche an den von sieben Brücken überspannten Fluß führt. L. besitzt ein Stadthaus, vor dem die Bildsäulen von R. Peel u. E. Baines stehen, eine Börse, großartige Tuch- u. Markthallen, unter denen die 1866—68 erbaute Weiße Tuchhalle sich bes. auszeichnet, 107 Kirchen u. Kapellen, 2 Synagogen u. zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, Bibliotheken, Schulen u. Kunstinstitute. Die Industrie blühte hier schon im Mittelalter u. hat sich vorzüglich durch die Lage der Stadt in einem ausgedehnten Kohlenbecken gehoben; obenan steht die Fabrikation von Tuchen, in welcher L. mit seiner Umgegend das wichtigste Centrum in England bildet; außerdem ist noch von der größten Bedeutung die Weberei in Baumwolle, die Eisengießerei, Tabaksfabrikation, Gerberei, der Maschinenbau, die Oelfabrikation ꝛc. Die Ledermärkte von L. gehören zu den größten des ganzen Landes. Eine große Anzahl volkreicher Dörfer umgiebt diese Stadt, in industrieller Beziehung von dieser mehr od. weniger abhängig u. in der Gewerbthätigkeit ihr ähnlich. Die bedeutende Zunahme der Bevölkerung, welche in dem Jahrzehnt von 1861—71 mehr als 50,000 Seelen betrug, hat L. in die Zahl jener engl. Städte erhoben, die im Parlamente durch drei Abgeordnete vertreten sind. Der Leeds-Liverpoolkanal verbindet beide Städte, ist 28 M. lang u. hat 90 Schleußen, 135 Aquädukte u. Brücken. Sein Bau (1770—1816) kostete 2 Mill. Pfd. Sterl.

Leemans, Conradus, holländ. Archäolog, geb. zu Zalt Bommel in Geldern 28. April 1809, studirte seit 1826 Theologie in Leyden, wandte sich aber dann der Archäologie zu, nahm 1831 als Freiwilliger am Kriege gegen Belgien Theil, wurde 1835 Konservator, 1839 Direktor des Alterthums-Museums in Leyden u. 1859 Direktor des Reichsmuseums. Er gab heraus: Horapollo's „Hieroglyphica" (Leyd. 1835); „Aegyptische Monumenten van het Museum van Oudheden te Leyden" (ebd. 1835 ff.); „Papyri Graeci musei Lugduni-Batavensis" (ebd. 1843); „Animadversiones ad musei Lugduni-Batavensis inscriptiones graecas et latinas" (ebd. 1842); „Romeinsche Oudheden te Rossum" (ebd. 1842) u. „te Maastricht" (ebd. 1843); „Mededeeling over de Schilderkunst der Ouden" (ebd. 1850) ꝛc.

Leer, Kreisstadt in der Landdrostei Aurich der preuß. Provinz Hannover mit 8932 E. (1871); liegt in der ostfriesischen Marsch an der schiffbaren Leda, die 1 Km. davon in die Ems mündet, hat ein Kreisamt, ein Amtsgericht, eine Handelskammer, je eine Kirche für Protestanten, Katholiken u. Mennoniten, ferner eine Realschule u. seit 1869 eine Navigationsschule; es treibt Eisengießerei, Tabaks-, Seifen- u. Papierfabrikation, beträchtlichen Handel mit Vieh u. landwirtschaftlichen Produkten, Schiffbau u. nicht unbedeutende Rhederei. Mit Bremen, Oldenburg u. Emden steht L. in Eisenbahnverbindung. In den Hafen von L. liefen 1873 im Ganzen 532 Schiffe von 43,493 Tonnen ein u. 559 Schiffe von 10,700 Tonnen aus, abgesehen von den Flußfahrzeugen. — Der Kreis L., 17,23 □M. mit 62,975 E., enthält die Städte L. u. Weener.

Leere od. leerer Raum (Vacuum) wird in der Physik ein luftleer gemachter Raum genannt. Vollkommen leer kann ein solcher auch mit den besten Instrumenten nicht hergestellt werden, er wird stets noch schwache Spuren höchst verdünnter Luft enthalten. Ist er mit einer Luftpumpe hergestellt, so heißt er Boyle'sche od. Guericke'sche L., während der leere Raum im Barometer über dem Quecksilber Toricelli'sche L. genannt wird. Ein mit unseren Hülfsmitteln so luftleer wie möglich gemachter Raum leitet doch noch die Licht- u. Wärmestrahlen durch sich durch, ist also keine absolute L. Eine solche nimmt die theoretische Physik jedoch schon seit Demokrit's Zeiten hypothetisch zwischen den Atomen der Stoffe an (vgl. den Art. „Horror vacui").

Leeuwarden (spr. Lēwahrden), fries. Lieuwert, Hauptstadt der niederländ. Provinz Friesland mit 24,862 E. (1869), liegt an der Ee u. ist von mehreren Kanälen durchschnitten u. durch Eisenbahnen mit Gröningen, Harlingen u. Zwolle verbunden. Die Stadt ist gut gebaut u. macht den Eindruck des Wohlstandes. Während der königl. Palast, die Residenz des ehemaligen Erbstatthalters von Friesland, nur ein unansehnliches Gebäude ist, zeichnen sich das Rathhaus, das Justizgebäude u. unter den 12 Kirchen die reform. od. Jakobinerkirche durch ihre Architektur aus. L. besitzt ein Gymnasium u. eine Musikschule, treibt Wagenbau u. Möbelfabrikation u. hat bedeutende Märkte. Der Handel wird in sehr umfangreichem Maße getrieben, bes. in Vieh, Getreide, Butter u. Käse, nam. nach England.

Leeuwenhoek (spr. Lēwenhuk), Anton, ein holländ. Naturforscher, der bes. durch seine mikroskopischen Untersuchungen bahnbrechend geworden ist; wurde zu Delft 24. Okt. 1632 geb. u. ist auch das. 26. Aug. 1723 gestorben. Anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmt, zogen ihn doch bald die Naturwissenschaften so mächtig an, daß er sich in der Folge ausschließlich mit denselben beschäftigte u. mittels des Mikroskopes eine große Reihe wichtiger Entdeckungen machte. L. ist der Entdecker der Infusorien, u. man feierte den 8. Sept. 1875 zu Delft als den 200jähr. Gedenktag dieser Entdeckung. Die Deputirten der niederländischen naturwissenschaftlichen Gesellschaften stifteten eine Leeuwenhoekmedaille von Gold im Werthe von ungefähr 600 Mk., deren Vertheilung an ausgezeichnete Mikroskopiter der Gegenwart der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam übertragen wurde. Die erste dieser Medaillen wurde an dem Stiftungstage selbst dem Professor Ehrenberg in Berlin votirt. Die Untersuchungen L.'s erstrecken sich über die verschiedensten Gebiete; so schrieb er u. A. auch über die Spiralgefäße in den Pflanzen, über das Holz u. seine Gefäße, über die Rinde der Pflanzen, verglichen mit der Oberhaut der Thiere, über den Bau des Samens u. den Nabelstrang, über den Samen der Farrnkräuter u. s. w. Sein ausgezeichnetes Beobachtungstalent wurde durch eine große technische Geschicklichkeit unterstützt, welche ihn befähigte, sich seine mikroskopischen Instrumente selbst herzustellen u. sich seine Linsen selbst aus Edelsteinen zu schleifen. L. war auch der Erste, welcher Mikroskope mit durchfallendem Lichte bei seinen Untersuchungen anwandte. Seine Entdeckungen veröffentlichte er in Form von Briefen an die Royal Society zu London, welche dieselben in den „Philosophical transactions" publizirte. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 4 Bdn. 1715—22 zu Leyden.



Nr. 3933. Anton Leeuwenhoek geb. 24 Okt 1632 gest 26 Aug 1723

Lefèbre, auch Lefebvre (spr. Lefähbr), Tanneguy, gewöhnlich Tanaquil **Faber** genannt, franz. Humanist, geb. 1615 zu Caen; ward von Richelieu als Inspektor der Druckerei im Louvre angestellt, wendete sich nach dessen Tode nach Langres, trat zur Reformirten Kirche über u. wurde 1653 Professor der Theologie in Saumur, wo er 12. Sept. 1672 starb, ehe er einem Rufe nach Heidelberg folgen konnte. L., dessen Tochter, Anna Dacier (s. d.), auch seine geistige Erbin war, zeichnete sich durch vortreffliche Charaktereigenschaften u. eine gründliche Gelehrsamkeit aus, für welch letztere seine Ausgaben des Lukian, Longin, Phädros, Lucrez, Aelian, Terenz, Horaz, Vergil, Anakreon, der Sappho ꝛc. wie seine eigenen Werke zeugen. Von diesen sind zu nennen: „Epistolae criticae" (Saumur 1659 u. ö.); „Les vies des poètes grecs" (ebd. 1665); „Méthode pour commencer les humanités grecques et latines" (Par. 1731). Vgl. Graverol, „Mémoires pour servir à la vie de T. L." (Par. 1686).

Lefebvre (spr. Löfäbwr), François Joseph, Herzog **v. Danzig,** franz. Marschall, geb. als Müllerssohn zu Ruffach im Elsaß 25. Okt. 1755, diente seit 1773 in der franz. Garde, trat nach deren Auflösung in das Bataillon „Les filles St. Thomas" u. dann in die aktive Armee, wurde wegen wiederholter Beweise seiner Unerschrockenheit u. seines Geschicks rasch befördert, so daß er bereits 1794 den

Rang eines Divisionsgenerals erhielt, als welcher er gewöhnlich die Vorhut führte u. 1797 mit dem provisorischen Oberbefehl über die Sambre- u. Maasarmee betraut ward. 1799 an der Spitze eines Corps im Heere Jourdan's (s. d.) bei Stockach schwer verwundet, kehrte er nach Paris zurück, wo er den Befehl über die 17. Militär-Division übernahm. Seine beim Sturz des Direktoriums (18. Brumaire) gewährte Unterstützung belohnte Bonaparte mit der Würde eines Prätors im Senate. Seit 19. Mai 1804 Marschall, führte L. 1806 im Feldzuge gegen Preußen die Garde-Infanterie u. dann das 10. Armeecorps, belagerte u. nahm die Stadt Danzig u. ward infolge dessen 26. Mai 1807 zum Herzog von Danzig erhoben. Neuen Ruhm erntete er 1808 in Spanien. 1809 befehligte er die Bayern, unterdrückte den Aufstand der Tiroler u. kämpfte bei Eckmühl u. Wagram mit. 1812 u. 13 Befehlshaber der franz. Garden, wurde er 1814 nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich von Napoleon mit dem Kommando des linken Flügels betraut u. focht heldenmüthig bei Montmirail, Arcis-sur-Aube u. Champ Aubert. Da er dann die Absetzung des Kaisers mit unterzeichnete, erhielt er 4. Juni 1814 die Pairswürde, doch schloß er sich jenem während der Hundert Tage wieder an. Seit 5. März 1819 von Neuem Pair, starb L. 14. Sept. 1820 zu Paris.

Leflô, Adolphe Charles Emanuel, franz. General u. Staatsmann, geb. Lesneven (Dep. Finisterre) 2. Nov. 1804, trat 1825 als Unterleutnant aus der Militärschule von St. Cyr in die Armee, ward 1830 als Oberleutnant nach Afrika versetzt, zeichnete sich hier durch große Tüchtigkeit derart aus, daß er ungewöhnlich schnell aufrückte, u. wurde nach der 48er Febr.-Revolution von der neuen Regierung als Brigadegeneral zurückberufen, um als außerordentlicher Botschafter eine Mission nach Petersburg zu erhalten. Seit März 1849 Mitglied der Kammer, stimmte er mit der Rechten u. erklärte sich später auch gegen die Politik Ludwig Napoleon's, obwol er zuerst zu dessen Anhängern gezählt hatte. Beim Dezember-Staatsstreiche als Quästor des Gesetzgebenden Körpers verhaftet, ward er zwar 9. Jan. 1852 in die Verbannung geschickt, durfte jedoch 1859 nach Frankreich zurückkehren, wo er zurückgezogen lebte, aber dann am 4. Sept. 1870 auf kurze Zeit als Kriegsminister in die Regierung der nationalen Vertheidigung trat. Unmittelbar vor dem Präliminarfrieden (19. Febr. 1871) übernahm er dasselbe Ministerium von Neuem, ging mit Erlaubniß des Fürsten Bismarck von Paris nach Bordeaux, um Gambetta zu ersetzen, u. vertauschte im Juli 1871 das Ministerportefeuille mit dem Gesandtschaftsposten in Petersburg. Am 4. Aug. 1874 ward L. von Neuem als Botschafter am russ. Hofe akkreditirt, doch hat er weder als Minister noch bis jetzt als Diplomat eine irgendwie bedeutende Rolle gespielt.

Lefort (spr. Löfohr), Franz Jakob, russ. General u. Admiral, Günstling Peter's d. Gr., geb. zu Genf 1656 als der Sohn eines aus Schottland stammenden Kaufmanns, sollte sich in Hamburg für denselben Beruf vorbereiten, folgte aber seiner Vorliebe für den Soldatenstand, nahm zuerst Kriegsdienste in Frankreich, 1674 in Holland u. 1675 in Rußland. Als er im Herbst 1690 mit dem Zaren Peter in Berührung kam, war er bereits General; er wußte Peter so sehr zu fesseln, daß sich seitdem zwischen Beiden ein enges Freundschaftsverhältniß knüpfte. L. schulte das Heer nach westeuropäischer Art u. war dem Zaren bei der Schaffung einer Flotte behülflich, wofür ihn dieser 1694 zum Admiral ernannte. Schon im Mai 1696 fand er im Kriege gegen die Türken Gelegenheit, mit der jungen Flotte einen bedeutenden Erfolg zu erringen; er schlug an der Mündung des Don die türk. Schiffe, welche der Festung Asow Proviant, Munition u. Geld zuführen sollten, u. zwang dadurch Asow zur Uebergabe. Um aber diesen Sieg auch zu benutzen, faßten L. u. Peter sofort den Plan zur Wiederherstellung Asow's, zur Gründung Taganrogs u. zur Verbindung der beiden Hauptströme (Wolga u. Don). 1697 u. 98 stand L. an der Spitze jener berühmten u. wichtigen „Ambassade" ins Ausland, in deren Gefolge der Zar als Peter Michailow die Fremde kennen lernen wollte. Bedenkliche Nachrichten von einer neuen Empörung der Strelitzen ließen die Rückkehr zuletzt beschleunigen. Zu Anfang September traf der Zar mit L. wieder in Moskau ein, wo sie bald erkannten, daß es sich um eine Verschwörung aller Altrussen gegen das große Werk handelte, an dessen Durchführung sie bereits ein Jahrzehnt gesetzt hatten. Daher die große Härte, mit der Peter bei der Unterdrückung des Aufruhrs verfuhr. Als ihn dann mitten im Winter die drohende Haltung der Türken nach Woronesch rief, mußte L. wegen eines alten Leidens u. drängender Arbeiten in Moskau zurückbleiben, wo er 2. 12. März 1699 starb. L. war ein eben so genialer Mann wie ein edler Charakter. Die westeuropäische Bildung vertrat er, wie u. wo er konnte, u. die anmuthige Weichheit in seinem Wesen, die ihm leicht die Herzen gewann, hinderte ihn nicht, mit größter Entschlossenheit auf ein Ziel loszugehen, das er sich gesetzt hatte. Seiner ganzen u. wahren Bedeutung ist auf Grund authentischer Quellen zum ersten Mal Mor. Posselt gerecht geworden in seiner Schrift: „Der General u. Admiral F. L." (Frankf. 1866, 2 Bde.).

Lefranc, Jean Jacques, Marquis von Pompignan, geb. 10. Aug. 1709 zu Montauban, gest. 1. Nov. 1784 zu Pompignan, franz. Dichter auf dem dramatischen u. dem lyrischen Gebiete (Tragödie „Didon", 1731, „Poésies sacrées", 1734) sowie geschmackvoller Uebersetzer der Tragödien des Aeschylos, der „Georgica" des Vergil u. anderer klassischer Werke. Von seinen Zeitgenossen wurde L. trotz seiner unbestreitbaren poetischen Begabung, seiner Bildung u. seiner strengen Ehrenhaftigkeit häufig um deswillen unterschätzt, weil er gegen die damals tonangebenden Philosophen der Encyklopädisten u. selbst gegen Voltaire in scharfe, vielfach berechtigte Opposition trat, nam. bei seinem Eintritte in die Akademie (1759). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

legal (a. d. Lat.), gesetzmäßig, rechtskräftig, rechtlich.

Legat (a. d. Lat.) ist bei uns gleichbedeutend mit Vermächtniß (s. d.) u. bezeichnet eine Zuwendung auf den Todesfall, die weder Erbeseinsetzung noch Schenkung auf den Todesfall (s. d.) ist. Dasselbe mindert die Erbschaft u. ist von einer der Personen zu gewähren, die von jener einen Theil od. sie ganz erhalten hat. Im röm. Recht gab es zwei Arten der Vermächtnisse: das Fideikommiß (s. d.) u. das L. Das letztere wurde in strenger, befehlender Form abgefaßt, ersteres enthielt mehr einen Wunsch des Erblassers. Im neueren röm. Recht ist der Unterschied zwischen beiden fast völlig ausgeglichen. Derjenige, welcher das L. zu empfangen hat, heißt Legatar. Da er es ohne Gegenleistung erhält, so muß er in den meisten Staaten, wenn er nicht zu gewissen nahen Angehörigen od. privilegirten Personen, bez. Anstalten, zählt, einen ziemlich hohen Betrag als sog. Legatenstempel an den Staat od. die Gemeinde bezahlen.

Legaten (vom lat. legatus, d. i. Abgesandter) hießen bei den Römern zunächst die vom Senat ernannten Gesandten überhaupt, dann in der späteren Zeit der Republik die Unterfeldherren, die von dem Heerführer zu Stellvertretern erwählt wurden, u. ebenso in der Kaiserzeit die Vertreter der Prokonsuln od. Statthalter. Der Name blieb herrschend in der kathol. Kirche für die Gesandten des Papstes, sei es in Einzelfällen (legati a latere, so genannt, weil sie meist Kardinäle sind, mithin aus der unmittelbaren Umgebung des Papstes [a latere papae] kommen), od. in stehender Vollmacht an Höfen (legati nati). Seit Gregor VII. kam zugleich der Gebrauch auf, L. zum Behuf der Kirchenvisitation in einzelnen Ländern mit so weitgehenden Vollmachten zu versehen, daß sie das Ansehen der Bischöfe untergruben u. den Haß des Volkes erregten. Jetzt entsprechen den ehemaligen L. die päpstlichen Nuntien (Boten), welche nicht mit der Besorgung kirchlicher Angelegenheiten, sondern mit der diplomatischen Vertretung des Papstes betraut sind u. hauptsächlich im Interesse der Propaganda (s. d.) zu wirken haben. Der Name „Legat" ist jedoch noch als Ehrentitel geblieben. Verschieden von den eigentlichen L. waren bis zum Untergang des Kirchenstaates die Statthalter in den Provinzen desselben (den sog. Legationen).

legato (ital. ligato, d. i. gebunden), Vortragsbezeichnung in der Musik mittels des Zeichens ⁀, nach welcher mehrere Töne sanft an einander gezogen, gleichsam verbunden werden sollen.

lege artis (lat.), nach den Regeln der Kunst.

Legende (vom lat. legenda, d. i. eigentlich „zu lesende" [Geschichten]) hießen ursprünglich die Abschnitte aus den Geschichten der Märtyrer u. Heiligen, die in der Kirche gelesen werden sollten. In dieser Bedeutung wird das Wort noch gebraucht, wenn man von der L. eines bestimmten Heiligen spricht, d. h. der Ueberlieferung über seine Schicksale ꝛc. Da dieselbe meist sagenhaft ausgeschmückt war, so übertrug man den Namen L. auch auf freie Erfindungen der dichtenden Phantasie, welche die Personen der heiligen Geschichte od. der Kirchengeschichte zum Gegenstand hatten.

Insbesondere aber hat die L. gedient, sinnige religiöse od. blos moralische Gedanken in das Gewand einer naiven Geschichte zu kleiden; ihr Kunstwerth ist dann um so höher, je enger Gedanke u. Einkleidung mit einander verflochten sind, wie z. B. in dem „Hufeisen" von Goethe. — In der Münzkunde ist L. s. v. w. Inschrift der Münzen.

Legendre (spr. Leschangdr), Adrien Marie, franz. Mathematiker, geb. zu Toulouse 1752, erhielt frühzeitig eine Professur an der Militärschule in Paris u. ward schon 1783 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. 1787 nahm er an der Gradmessung zwischen Dünkirchen u. Boulogne Theil. Seit 1808 lebenslänglicher Vorsteher der Universität u. seit 1816 Examinator für die Aufnahme-Prüfungen der Polytechnischen Schule, starb er zu Paris 10. Jan. 1833. Die hauptsächlichsten seiner von großer Geistesschärfe zeugenden Werke sind: „Eléments de géometrie" (Par. 1790 u. ö.); „Mémoires sur les transcendantes elliptiques" (ebd. 1794); „Essai sur la théorie des nombres" (ebd. 1798; Suppl. dazu 1816); „Nouvelle théorie des parallèles" (ebd. 1803); „Nouvelles methodes pour la détermination des orbites des comètes etc." (ebd. 1805) u. „Exercices de calcul intégral" (ebd. 1807).

léger (franz., eigentlich lehscheh, häufiger aber leschehr gesprochen), leicht, frei, ungezwungen.

leggier, leggieremente (ital., spr. leddscher, leddschermente), Vortragsbezeichnung in der Musik: leichthin, ohne bes. markirten Vortrag.

Legion (legio) hieß in Rom die zu einem militärischen Corps vereinigte streitbare Mannschaft. Da ursprünglich aus jeder der drei Tribus 1000 Mann u. 100 Reiter ausgehoben wurden, so bestand die L. aus 3000 Mann zu Fuß u. 300 zu Pferde. Durch die Zunahme der Bevölkerung trat eine Vermehrung dieses Truppenkörpers ein, u. seit Servius Tullius scheint die gewöhnliche Heeresmacht aus vier L.en zu 4000 Mann bestanden zu haben. In der späteren Zeit wechselt die Zahl der L.en je nach dem Bedürfniß der Kriege, u. der Bestand der einzelnen dgl. hebt sich bis auf 5000 u. 6000 Mann, ohne daß eine feste Norm eingehalten wurde. In alter Zeit bildete die Schlachtordnung eine dicht geschlossene Linie, der makedonischen Phalanx ähnlich, in welcher die Bürger der ersten Klasse mit Helm, Panzer, rundem Schilde u. Beinschienen in den beiden ersten Gliedern standen; dann folgte die zweite Linie, ohne Panzer, aber mit langem, viereckigem Schilde; an sie schloß sich die dritte Klasse, ohne Beinschienen, an u. zuletzt die vierte Klasse, ohne alle Schutzwaffen. Alle Glieder führten Schwerter u. Speere, aber so, daß die Lanzenspitzen der hintersten Reihen noch über das erste Glied hervorragten. Die fünfte Klasse diente als Plänkler u. Schleuderer. In der republikanischen Zeit gliederte sich die L. nicht nach dem Census, sondern nach dem Alter in die vier Waffengattungen der hastati, principes, triarii u. velites. Die Veliten wurden noch aus den untersten Censusklassen genommen; die drei übrigen Abtheilungen waren mit Helm, Brustharnisch, Beinschienen u. viereckigem Langschild gerüstet u. führten ein doppelschneidiges Schwert u., mit Ausnahme der Triarier, welche Lanzen trugen, einen über sechs Fuß langen Speer, an dem das Eisen eben so lang war als der Schaft. Die Veliten hatten leichte Wurfspieße, spanische Schwerter, runde Schilde u. Lederkappen. Das Fußvolk der L. zerfiel in 30 manipuli, deren jeder später in 2 centuriae getheilt wurde. Die Reiterei war mit ehernem Panzer, ledernen Beinschienen, Helm, Schild, Stangenlanze u. langem Schwert bewehrt u. in 10 turmae eingetheilt. In der Schlacht stand die L. regelmäßig in drei Treffen, von denen das erste die hastati, das zweite die principes, das dritte aber die triarii einnahmen. Der Befehl der L. wechselte unter 6 Tribunen, von denen jeder zwei Monate lang die ganze L. kommandirte; unter ihnen standen 60 Centurionen, welche als Kennzeichen ihres Amtes den Rebenstock führten. Seit der Zeit des Marius wurden die bis dahin vorhandenen Arten der Legionssoldaten aufgehoben, die eigentliche röm. Reiterei abgeschafft u. die Soldaten aus den niedrigsten Klassen der Bürger ausgehoben, die in dem Solde eine Erwerbsquelle suchten. Die L. erhielt nun auch gleiche Bewaffnung, u. an die Stelle der Ordnung nach manipuli trat die nach cohortes (s. d.); 10 Cohorten bilden nun die L., deren Hauptfeldzeichen der Adler wurde. Die Zahl der L.en, während des letzten Bürgerkrieges bis auf 75 angewachsen, wurde von Augustus auf 25 vermindert, u. diese Stärke des kaiserlichen Heeres erhielt sich mit einer geringen Steigerung bis nach Konstantin's Regierung, wo im Orient 70, im Occident 62 L.en standen. Seit Cäsar's Tode führte den Oberbefehl über die L. ein Legat, u. die aus jungen vornehmen Leuten bestehenden Tribunen besorgten nur die Angelegenheiten der Verwaltung u. die Rechtspflege im Lager.

Légion d'honneur, s. „Ehrenlegion".

Légion étrangère, s. „Fremdenlegion".

Legirung (franz. alliage, engl. allay) sind Metallmischungen, die durch Zusammenschmelzen zweier od. mehrerer Metalle erhalten werden; hinsichtlich ihrer physikalischen u. chemischen Eigenschaften nehmen sie in der Regel eine Mittelstellung ein zwischen den Metallen, aus denen sie bestehen; doch kommen auch Ausnahmen hiervon vor, nam. was die Dichte u. den Schmelzpunkt anlangt. So ist z. B. das spezifische Gewicht bei manchen L.en größer, bei anderen kleiner, als sie nach der Berechnung aus den spezifischen Gewichten ihrer Bestandtheile sein sollte, u. Aehnliches findet auch häufig hinsichtlich des Schmelzpunktes statt, der zuweilen sogar niedriger ist, als der Schmelzpunkt des am leichtest schmelzbaren Bestandtheiles. So schmilzt z. B. das Blei bei 325° C., das Wismuth bei 265° C. u. das Zinn bei 228° C., während eine L. von allen dreien schon bei 98° C. schmilzt, also bei einer Temperatur, die noch nicht den Siedepunkt des Wassers erreicht. Durch Zusatz von Cadmium, welches für sich allein bei 320° C. schmilzt, kann der Schmelzpunkt dieser L. sogar bis auf 60° C. erniedrigt werden. Wegen ihrer Leichtflüssigkeit werden manche L.en zum Löthen benutzt u. dann Lothe genannt. Diejenigen L.en, welche Quecksilber enthalten, führen den Namen Amalgame.

Im Folgenden geben wir eine Zusammenstellung des Verhaltens der Metalle beim Legiren u. ein Verzeichniß der gebräuchlichsten L.en.

a. Legirungen, deren Dichte größer ist, als die mittlere Dichte der sie bildenden Metalle, bei deren Bildung also eine Zusammenziehung stattfindet.

Gold u. Zink.	Silber u. Zink.	Kupfer u. Zink.
Gold u. Zinn.	Silber u. Zinn.	Kupfer u. Zinn.
Gold u. Wismuth.	Silber u. Blei.	Kupfer u. Wismuth.
Gold u. Antimon.	Silber u. Wismuth.	Kupfer u. Antimon.
Gold u. Kobalt.	Silber u. Antimon.	Kupfer u. Palladium.
Blei u. Wismuth.	Platin u. Molybdän.	
Blei u. Antimon.	Palladium u. Wismuth.	

b. Legirungen, deren Dichte kleiner ist, als die mittlere Dichte der sie bildenden Metalle, bei deren Bildung also eine Ausdehnung stattgefunden hat.

Gold u. Silber.	Silber u. Kupfer.	Zinn u. Blei.
Gold u. Eisen.	Kupfer u. Blei.	Zinn u. Antimon.
Gold u. Kupfer.	Eisen u. Wismuth.	Zinn u. Palladium.
Gold u. Blei.	Eisen u. Antimon.	Nickel u. Arsen.
Gold u. Nickel.	Zink u. Antimon.	

Bei anderen hier nicht genannten L. findet keine Verdichtung od. Ausdehnung statt, sondern es ist die Dichte die mittlere der betr. Metalle.

Die gebräuchlichsten Legirungen u. ihre Zusammensetzung.

a. aus zwei Metallen.

Bronze zu Medaillen	92	Kupfer	8	Zinn.
„ zu Glocken.	100	„	25—28	Zinn.
„ zu Geschützen	100	„	11	Zinn.
Messing	70	„	30	Zink.
Tomback	86	„	14	„
Bathmetall	55	„	45	„
Aluminiumbronze	90	„	10	Aluminium.
Britanniametall	1	Antimon	9	Zinn
Zapfenlagermetall	1	„	3	„
Schriftmetall von Johnson	25	„	75	„
Unechtes Blattsilber	11	„	100	„
Weichloth (Schnelloth)	1	Blei	1	„
„ „ schwaches	2	„	1	„
Orgelpfeifenmetall I.	4	„	12	„
„ II.	4	„	10	„
Schriftgießermetall	16	„	1	Antimon.
oder	4	„	1	„
Emaillirloth	37	Gold	9	Silber.

b. aus drei Metallen.

Mannheimer Gold	91	Kupfer	15	Zinn	9	Zink.
Metall zu mathemat. Instrumenten	32	„	5	„	2	„
Bronze zu Medaillen	97	„	2	„	1	„
Messingschlagloth	57	„	14	„	28	„
Metall für Zahnärzte	1	Silber	3	Gold	8	Platin.
Graues Gold	2	„	30	„	2	Stahl.
Alfenide	59	Kupfer	30	Zink	10	Nickel.
Argentan	50	„	25	„	25	„
„ zu Blech	60	„	20	„	20	„
Metall zu Spiegeln für Teleskope .	52	„	16	Zinn	2	Arsenik.
Métal d'Alger	5	„	94½	„	½	Antimon.
Antifriction métal	1	„	17	Zink	2	„
Stereotypmetall	1	Zinn	98	Blei	15	„
Metall zu Kattundruckformen	1	„	1	„	1	Wismuth.
Amalgam für Elektrisirmaschinen . .	1	„	1	Zink	2	Quecksilber.
Rose's leichtflüssiges Metall	1	„	1	Blei	2	Wismuth.
Newton's leichtflüssiges Metall . . .	3	„	5	„	8	„

c. aus vier Metallen.

Lokomotivenlagermetall .	79	Kupfer	8	Zinn	5	Antimon	7	Blei.
Leichtflüssiges Goldloth .	42	„	50	Silber	10	Zink	58	Gold.
Wood's leichtfl. Metall .	2	Cadmium	2	Zinn	4	Blei	7	Wismuth.
Lipowitz' „ „ .	3	„	4	„	8	„	15	„
Plate pewter	50	Zinn	4	Antimon	1	Kupfer	1	„
Queck's Metall	9	„	1	„	1	Blei	1	„

Legisten. Seit mehr als 100 Jahren gilt das Studium des Röm. Rechts, bes. der Rechtsbücher Justinian's, das sog. „Corpus juris civilis", für die Grundlage der Ausbildung eines Juristen. Von jeher sind daher an den Universitäten Vorlesungen über Röm. Recht gehalten worden. Während man nur anfänglich das Corpus juris civilis von Stelle zu Stelle (exegetisch) las, lehrte man später das Röm. Recht materienweise, u. zwar dergestalt, daß man die von Justinian gewählte Reihenfolge beibehielt, ohne sich ein eigenes System zu bilden. Die Rechtslehrer, welche diesen Weg einschlugen, nennt man L. Sie wirkten u. lehrten nam. im 16. bis 18. Jahrh.

legitim (lat. legitimus), gesetzlich, heißt im weiteren Sinne Alles, was berechtigt od. rechtmäßig ist. So sind l.e od. rechtmäßige Kinder die in einer giltigen Ehe erzeugten, ingleichen die vorher unehelichen, wenn sie durch Legitimation od. Ehelichmachung infolge nachgehender Verheirathung ihrer Eltern, od. mittels landesherrlichen Reskripts für rechtmäßig erklärt werden. Im Verfahren über Civilansprüche ist Legitimation der Nachweis des Klägers, daß er zum Vorgehen wegen des fraglichen Rechts gerade gegen diesen Beklagten ausschließend befugt sei (aktive u. passive Sachlegitimation, Rechtfertigung zur Sache), desgleichen der gewöhnlich durch Beibringung einer schriftlichen Vollmacht geführte Nachweis eines Stellvertreters, daß er die Rechte der Auftrag ertheilenden Partei zu vertreten habe (Prozeßlegitimation, Rechtfertigung zum Prozeß). Auf ähnliche Weise legitimiren sich Geschäftsreisende u. Handlungsagenten mittels Vorlegung ihrer Vollmachten, Exekutivbeamte durch Vorzeigung ihrer allgemeinen Dienstanweisung od. des auszuführenden besonderen Dekrets, Gesandte durch Ueberreichung ihrer Beglaubigungsschreiben. Von der Bedeutung des Ausweises über persönliche Eigenschaften geht auch die Bezeichnung Legitimationspapiere für Pässe, Wanderbücher u. ähnliche Kundschaften aus. In dem politischen Leben wird mit dem Begriffe Legitimität zunächst wieder die Rechtmäßigkeit der bestehenden Verhältnisse als Bedingung ihrer fortdauernden Anerkennung hervorgehoben. Seit dem Ende der franz. Revolutionskriege u. dem Sturze Napoleon's I. ist aber jener Ausdruck zum Schlagworte herabgesunken, mit dem die rückwärts schauende Partei eine Staatseinrichtung nach ihrem Sinne als unantastbar hinzustellen u. jedwede Fortentwicklung des öffentlichen Rechts als revolutionäres Unterfangen abzuweisen sucht. In Frankreich zumal besteht der adlige u. klerikale Anhang der Bourbonen auf Wiederherstellung der überlebten Ordnungen zum Zweck der Geltendmachung seines „Leu" Einflusses mit so hartnäckigem Unverstande, daß daselbst der Bezeichnung Legitimist u. Legitimismus der Nebenbegriff einer geschichtswidrigen Verirrung anhängt.

Legnago (spr. Lenjago), stark befestigte Stadt in der Provinz Verona des Königreichs Italien mit 11,000 E., liegt 5 M. im SO. Verona's an beiden Ufern der Etsch in einer fruchtbaren, aber ungesunden Niederung, welche Reis, Seide u. Hanf zur Ausfuhr bringt. Der Ort wurde schon im 15. Jahrh. durch die Venetianer befestigt, die Werke aber 1801 von den Franzosen geschleift; die Oesterreicher erneuerten die Befestigungen u. machten L. zu dem südöstlichsten Punkte des lombardovenetianischen Festungsvierecks.

Legnano (spr. Lenjano), Marktflecken in der ital. Provinz Mailand mit 4500 E., liegt in ebener Gegend an der Olona u. der Eisenbahn von Sesto Calende nach Mailand, hat eine sehenswerthe, nach Bramante's Plan erbaute Kirche, treibt Seidenweberei, Färberei u. Baumwollgarnspinnerei u. ist historisch berühmt durch die Schlacht vom 29. Mai 1175, in welcher Friedrich Barbarossa von den Lombarden geschlagen wurde.

Legouvé, Gabriel Marie Jean Baptiste, franz. Dichter, geb. 23. Juni 1764 in Paris, gest. 20. Okt. 1812, hat sich bes. bekannt gemacht durch sein Lehrgedicht „Le mérite des femmes" (Par. 1801). — Sein Sohn Gabriel Jean Baptiste Ernest Wilfrid **L.**, geb. 15. Febr. 1807 in Paris, Verfasser zahlreicher Romane u. Dramen, unter welch letzteren nam. die Tragödie „Médée" sehr beifällig aufgenommen wurde. In Gemeinschaft mit Scribe verfaßte L. die Lustspiele „Bataille des dames", „Les contes de la reine de Navarre", „Les doigts de Fée", „Adrienne Lecouvreur". In seinen Romanen, von denen die bekanntesten „Edith de Falsen" (1840), „Beatrix ou la Madone de l'art" (1861) u. „Miss Suzanne" (1867) sind, widmete L. der psychologischen Ergründung u. Schilderung des weiblichen Charakters eine besondere Aufmerksamkeit; das Gleiche that er in seinen kulturhistorischen Schriften „Histoire morale des femmes" (1848) u. „La femme en France au XIXme siècle" (1864). Seit 1855 ist L. Mitglied der Franz. Akademie.

Legrand, Marc Antoine, geb. 17. Febr. 1673, gest. 7. Jan. 1728 zu Paris, talentvoller franz. Schauspieler u. Lustspieldichter, von dessen Werken sich indessen nur wenige bis heute auf dem Theater behauptet haben („L'aveugle clairvoyant", „Le galant coureur", „Le roi de Cocagne"). Besonderes Aufsehen erregte sein Lustspiel „Cartouche ou les voleurs" (1721), in welchem er die Geschichte des bekannten Räubers Cartouche dramatisch darstellte. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1731 (4 Bde., Par.).

Leguan, ins Deutsche übertragener, ursprünglich javanischer Name der Kammeidechse (Iguana tuberculata), des „Igoano" od. der „Iguana" auf St. Domingo, einer bis $1^1/_2$ m. langen, blaugrünen Eidechse des tropischen Amerika mit zusammengedrücktem Kehlsack, zackiger, horniger Rückenleiste, höckerartigen Halsschuppen u. braungeringeltem Schwanze, die auf Bäumen von Insekten u. Früchten lebt u. deren Fleisch u. Eier sehr schmackhaft sind. Zu derselben Familie der Leguane (Iguaniden, Baumagamen) zählt auch der Drache u. der Basilisk.

Leguminosen, gleichbedeutend mit Hülsengewächsen, fast sämmtlich zu der 17. Klasse des Linné'schen Systems, sonst zu den Papilionaceen, Cäsalpiniaceen u. Mimosaceen gehörig, welche alle drei ihre Früchte in Gestalt von Hülsen ausbilden. Die L. bilden eine der größten u. schönsten Pflanzenfamilien mit etwa 700 Gattungen, welche über die ganze Erde verbreitet sind u. sowol in Kräutern als auch in Strauchform sehr häufig sogar in stattlichen Bäumen auftreten. Die ersteren werden bei uns vertreten durch Erbsen, Bohnen, Wicken 2c., die zweiten durch Goldregen u. Blasenstrauch, die letzteren durch Akazien, Gleditschien 2c.

Lehde, ein nicht zum Fruchtbau, sondern nur als Weide- u. Baumpflanzung benutztes Stück Land.

Lehm ist ein inniges Gemenge von Thon, Quarzsand u. Eisenocker (Eisenoxydhydrat) u. zuweilen etwas Kalk; je nach dem Eisengehalte besitzt der L. eine mehr od. weniger dunkele gelbbraune Farbe, die durch Brennen in Roth übergeht, was seinen Grund darin hat, daß das vorhandene Eisenoxydhydrat in der Hitze sein chemisch gebundenes Wasser verliert u. in Eisenoxyd übergeht, welches, in dem weißen Thone fein vertheilt, diesem die hellrothe Farbe giebt. Der Thongehalt beträgt 30—50 u. mehr Prozente, er ist jedoch der wesentliche Bestandtheil u. die Ursache der Formbarkeit (Plastizität) des L.s, der demnach im Wesentlichen dieselben Eigenschaften hat, wie der Thon, u. wie dieser je nach seinem Sandgehalte mager od. fett genannt wird. Die Farbe u. der etwas größere Sandgehalt beim L. sind daher die Hauptunterschiede zwischen diesem u. dem Thone. Der L. ist durch Verwitterung verschiedener feldspathiger, hornblende- u. glimmerhaltiger Gesteine entstanden, deren Verwitterungsprodukte durch Wasser fortgeschwemmt worden sind u. an anderen Stellen sich aus demselben abgesetzt haben. Man findet ihn in größeren Lagern blos in dem sog. Diluvium. Ein Ackerboden, der L. als Hauptbestandtheil enthält, wird Lehmboden genannt. Die Benutzung des Lehms für Bauzwecke, vorzüglich zum Formen der Lehmsteine, die im gebrannten Zustande Ziegel, Backsteine od. Mauersteine heißen, ist allbekannt. Auch in der Töpferei benutzt man den L. zur Erzeugung der dunkelbraunen Lehmkochsalzglasur.

Lehmann, Charles Ernest Rodolphe Henri, Historien- u. Portraitmaler, geb. zu Ottensen bei Altona 14. April 1814, aber seiner ganzen künstlerischen Richtung nach Franzose; war zunächst ein Schüler von Ingres, ging 1837 nach München, bildete sich dann in Italien durch das Studium der großen Meister aus u. ließ sich in Paris nieder. In der Anmuth u. nam. in der Vollendung der Form kommt er den ersten Meistern unserer Zeit gleich, aber, ohne tiefere Empfindung, fesselte er nur durch äußere Reize. In seinen ersten Werken, z. B. der „Abreise des jungen Tobias" (1835), herrscht noch ein ernster idealer Schwung, aber in den späteren Begebenheiten des Alten wie des Neuen Testaments eine gesuchte Naivetät der Gruppirung u. eine ans Sinnliche streifende Eleganz der Formen. Dieser Art sind nicht nur seine monumentalen Kirchenmalereien, unter denen die einer Kapelle in St. Merry die bedeutendsten sind, sondern auch seine Malereien mythologischen Inhalts. Seinem Talente u. seiner Richtung viel entsprechender sind die allegorischen Kompositionen; besonders werthvoll waren die 1852 entstandenen Fresken im Festsaal des Pariser Stadthauses, die das menschliche Leben u. seine Kulturentwicklung in einem Cyklus von 56 Bildern darstellten, aber mit

dem Stadthause selbst 1871 während der Herrschaft der Pariser Commune (s. d.) zu Grunde gingen. Später betheiligte er sich bei den anspruchsvollen, frostigen Bildern im Thronsaal des Palaistes Luxembourg. — Sein jüngerer Bruder Rudolf **L.**, geb. zu Ottensen 19. Aug. 1819, Genre- u. Portraitmaler, malte mit Vorliebe Scenen aus dem ital. Volksleben, die, zum Theil an Leopold Robert's derartige Bilder erinnernd, technisch bedeutend, aber ohne großen geistigen Inhalt sind. Das bedeutendste war wol die 1854 ausgestellte „Graziella".

Lehmann, Johann Georg, Topograph, geb. in der Johannismühle bei Baruth (Oberlausitz) 11. Mai 1765, ward Soldat u. Compagnieschreiber, besuchte dann die Kriegsschule in Dresden, fand hier Gelegenheit zur Ausbildung seines Talents für topographische Arbeiten u. nahm daher 1793 als Sergeant seinen Abschied. Nachdem er dann Landmesser im Erzgebirge gewesen, wurde er Straßenaufseher im wittenbergischen Kreise, 1798 Offizier u. Lehrer an der Dresdner Ritterakademie, machte im sächsischen Quartiermeisterstabe die Schlacht bei Jena mit, wohnte 1807 der Belagerung von Danzig u. der Blockade von Graudenz bei u. starb als Major u. Direktor der Plankammer zu Dresden 6. Dez. 1811. Er erfand einen zweckmäßigeren Meßtisch, führte Verbesserungen beim Gebrauch desselben ein u. stellte eine neue Methode für das Situationszeichnen auf (L.'sche Manier). Vgl. Fischer, „Das Aufnehmen mit dem Meßtische im Sinne der L.'schen Lehrart" (Dresd. 1820; n. Aufl. 1825).

Lehmann, Joseph, verdienter Schriftsteller, geb. zu Glogau 28. Dez. 1801, trat in den 20er Jahren in das Veit'sche Bankgeschäft in Berlin ein u. übernahm 1827 die Redaktion der neugegründeten „Preuß. Staatszeitung" (jetzt „Reichsanzeiger"). Mit besondrer Vorliebe hatte er sich von jeher mit der ausländischen Literatur beschäftigt; seine Studien hierüber legte er in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" nieder, das er seit 20. Jan. 1832 als Beiblatt der „Staatszeitung", später aber als eigene Wochenschrift herausgab. 1843 war L. auch bei der Gründung der Leipziger „Illustrirten Zeitung" betheiligt. 1849 ging er nach seiner Vaterstadt Glogau als Eisenbahndirektor, kehrte indessen 1865 nach Berlin zurück, um die Redaktion seines „Magazin" wieder zu übernehmen u. bis zu seinem am 19. Febr. 1873 erfolgten Tode fortzuführen. Der Fahne des Fortschritts blieb L. bis zuletzt treu; seine humanen Gesinnungen bethätigte er auch durch eine unermüdliche Wirksamkeit im Interesse der Volkswohlfahrt; insbes. half er die Berliner Volksküchen ins Leben rufen.

Lehmann, Karl Gotthelf, Mediziner u. Chemiker, geb. zu Leipzig 7. März 1812, studirte u. habilitirte sich daselbst, um über Chemie u. Physik für Mediziner zu lesen, wurde 1843 außerord. Professor der Medizin u. Lehrer der pathologisch chemischen u. mikroskopischen Untersuchungen an der dortigen Klinik, 1845 Nominalprofessor für physiologische u. pathologische Chemie u. 1854 ord. Professor in der medizinischen Fakultät, ging aber 1856 als Professor der Chemie nach Jena u. starb daselbst 5. Jan. 1863. Die physiologische Chemie verdankt ihm große Förderung. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Taschenbuch der Chemie" (Lpz. 1841; 6. Aufl. 1854); „Lehrbuch der physiologischen Chemie" (ebd. 1841—53, 3 Bde.; preisgekrönt von der franz. Akademie der Wissenschaften); „Handbuch der physiologischen Chemie" (ebd. 1854; 2. Aufl. 1859).

Lehmann, Peter Martin Orla, dän. Politiker u. Staatsmann, Führer der national-liberalen Partei, geb. zu Kopenhagen 19. Mai 1810 als Sohn eines Deutschen, studirte die Rechte u. wurde bald eines der vornehmsten Werkzeuge, durch welche Dänemark aus einem absolutistischen in einen konstitutionellen u. liberalen Staat umgewandelt worden ist. Er diente dieser Aufgabe erst in der Opposition: als Urheber der Studentenadresse an König Christian VIII. unmittelbar nach dessen Thronbesteigung im Dez. 1839, als Mitarbeiter am „Fädrelandet", Vorsteher der verschiedensten Vereine, öffentlicher Redner, Märtyrer des freien Worts, durch eine dreimonatliche Strafhaft (1842) ꝛc., dann von 22. März bis Nov. 1848 als Minister u. Hauptverfasser des Staatsgrundgesetzes vom 5. Juni 1848. Fast gleichzeitig bemächtigte sich seiner aber auch die nationale Idee, die ihre Spitze gegen Deutschland kehrte. Zwar befleißigten sich L. u. seine Freunde in der Aufstellung ihres nationalen Programms wiederholt einer gewissen Mäßigung, doch waren die Verhältnisse mächtiger als sie. Seit Ende 1848 Kreisamtmann im jütl. Amte Veile, trat er 1851 ins Volksthing u. 1856 in den Reichsrath, ward im Sept. 1861 abermals Minister u. leitete das Departement des Innern für das Königreich bis Dez. 1863. Die schwere militärische u. diplomatische Niederlage Dänemarks im J. 1864 u. mit ihr die Zerstörung seiner politischen Illusionen empfand er noch schmerzlicher, als die Kränkung seines Selbstgefühls durch die erkennbare Abnahme seiner Popularität u. öffentlichen Geltung, u. der Deutsch-franz. Krieg, der Deutschland über Frankreich erhöhte, gab ihm, dem typischen Repräsentanten der Periode, während welcher Dänemark alles politische Heil von Paris erwarten zu müssen glaubte, vollends den Rest. L. starb zu Kopenhagen 13. Sept. 1870.

Lehn, Lehnwesen, Lehnstaat. Hervorragenden Männern sich zu untergeben, um unter ihrer Führung Gefahren u. Kämpfe zu bestehen, war in der deutschen Vorzeit mit der echten Freiheit nicht unvereinbar. Die Gaufürsten zumal, u. bei den Stämmen, welche Königen gehorchten, die Herrscher, geboten über einen Anhang von streitbaren Genossen, die sich ihnen zu Ehren- u. Kriegsdiensten mittels Eides verpflichtet hatten. Seit dem Zuwachs an Macht u. Besitz, welchen die Siege über das zerfallende Römische Reich verschafften, konnte aus solchen Gefolgschaften eine Hausmacht gegründet werden, deren zahlreiche Mitglieder im Frankenreiche zunächst von den Königen, bald aber auch von andern Gefolgsherren, seniores (daher seigneur), statt des früher verabreichten unmittelbaren Unterhaltes den Nießbrauch an Grundstücken (beneficia, Feode, d. i. Soldgüter) erhielten. Diese Einrichtung fand bei den Langobarden, weiterhin im eigentlichen Deutschland nicht minder Aufnahme, wie diejenige Form besoldeter Allianzen, wonach die Senioren um den Preis großer Vergünstigungen in das Verhältniß besonderer Treue zu dem Könige traten u. sich dann von ihm mit ihren sämmtlichen Dienstleuten entbieten ließen. Landzuweisungen vergalten desgleichen den Dienst, welchen die Inhaber der obersten Hofämter u. die höheren Reichsbeamten verrichteten. Von der Vorstellung, daß hierbei zugleich Kulturzwecke verfolgt u. wüste Strecken urbar gemacht werden sollten, ist für die Mehrzahl der Fälle abzusehen. Die Getreuen empfingen je nach ihrem Ansehen größere od. kleinere Güter mit den zahlreich darauf angesiedelten Unfreien, od. Bezirke, deren Einwohner den Siegern zinspflichtig waren u. so einen Ertrag lieferten. Die hieraus hervorgehenden Beziehungen erlangten bald dauernden Bestand. Wie den Herren an der Behauptung ihrer Macht, so mußte den Dienstmannen an der Erhaltung ihres Einkommens, beiden Theilen aber innerhalb des unablässigen Kriegszustandes an einer immerwährenden gegenseitigen Hülfsbereitschaft gelegen sein. Die Anfangs widerruflichen Nießbrauchsrechte wurden demnach auf die ganze Lebensdauer bewilligt, dann nach dem Tode der Inhaber auf deren Söhne übertragen, bis endlich die Regelmäßigkeit dieser Gunstbezeigung selbstverständliche Ansprüche auf Wiederverleihung begründete. Seit dem 12. Jahrh. versteht man daher unter Lehn ein Besitzthum, an dem unter der Bedingung gegenseitiger Treue ein beschränkt veräußerliches u. vererbliches Nutzungseigenthum (dominium utile) übertragen ist. Es stehen sich dabei gegenüber der Lehnherr als Obereigenthümer, dominus directus, von welchem dem Rechtsbegriffe nach alle Herrschaft über die Sache ausgeht u. in dessen Hand nach Auflösung des Verhältnisses das ungeschmälerte Eigenthum wieder auflebt, u. der **Vasall** (vassus, vasallus, angeblich entstanden aus einer gallisch keltischen Bezeichnung für unfreie Hausgenossen), welcher für sein Nutzungsrecht Lehndienste zu verrichten hat. Die Lehndienste sind seit dem 10. Jahrh., wo die Entscheidung im Kriege überwiegend der schwerbewaffneten Reiterei zugewiesen ward, der Regel nach Ritterdienste, zu deren unentgeltlicher Leistung der Vasall sich u. seine reisigen Knechte mit den nöthigen Waffen u. Pferden zu versehen hatte.

An der Einsicht in die Vortheile der Lehnsverbindung steigerte sich das Verlangen der Dienstherren nach möglichst vielen Vasallen u. das Begehren der außerhalb stehenden Freien nach dem Eintritt in solche nähere Beziehungen. Nachdem die Könige sowol als die geistlichen u. weltlichen Großen ihr gesammtes verfügbares Grundeigenthum in Lehne verwandelt hatten, entäußerten sie sich nutzbarer Rechte, wie der Schutzherrlichkeit (Vogtei) über Städte, gewisse Bevölkerungsklassen od. Bezirke, der Gerichtsbarkeit, der Zehntgerechtigkeit, wo das Recht mit den daran hängenden Einkünften als Lehngegenstand in die Verwaltung der Beliehenen u. ihrer Nachfolger überging, od. wiesen selbst jährliche Bezüge von Geld od. Viktualien auf ihre Kammer an, was damals, in den Zeiten der reinen Naturalwirthschaft, als bemerkenswerthe Ausnahme erschien u. ein eigenes Börsen- od. Kellerlehn begründete. Bewerber um die Aufnahme in den Vasallenstand begnügten sich einstweilen mit

Erlangung einer Anwartschaft auf das nächsterledigte Lehn od. auf ein bestimmtes Lehn für den Fall, daß es offen werden sollte (General u. Spezialexspektanz), od. sie übergaben dem Herrn, in dessen Dienst sie zu treten wünschten, ihr freies Grundeigenthum (Allod) unter der Bedingung, daß er ihnen dasselbe wie ein aus seinem Besitz herrührendes Lehn zurückgebe (Lehnsauftragung, Feudi oblatio). Gutgestellte Vasallen erwarben sich selbst wieder eine Lehnherrlichkeit durch Weiterverleihung von Theilen ihres größeren Lehns od. eines von mehreren in ihrer Hand befindlichen Lehnen. Ihre Pflicht gegen den eigenen Herrn verletzten sie damit keineswegs, denn der Untervasall mußte bei dieser Afterverleihung dem Lehnherrn des Afterlehnherrn zugleich mit Folge leisten.

Der altgeschichtlichen Verfassung gegenüber verhielt sich das Lehnwesen als ein feindlicher Organismus, der unmerklich in den Körper eindringt u. denselben, indem er auf seine Kosten fortwuchert, allmählich auflöst u. zersetzt. Ohne Argwohn hatten die alten Gau- u. Landesgemeinden es geschehen lassen, daß an sich schon einflußreiche Männer mit ihren Gefolgschaften dem Heere auserlesene Bestandtheile zuführten. Hiermit war aber thatsächlich dem Volke das Recht bereits geschmälert, Krieg u. Frieden nach eigenem Ermessen zu beschließen. Bei den Franken wurden die Freien des Weiteren nach Rath der Senioren durch die Könige wider ihren Willen zu Eroberungskriegen gezwungen, u. die Uebertragung der Grafenrechte auf Dienstmannen des Königs, welche selbst wieder ein Dienstgefolge bilden durften, verlieh zugleich diesen Amtsinhabern nach oben eine bedenkliche Selbständigkeit, nach unten hin aber die Macht, bei der immer wiederkehrenden Handhabung des Heerbanns ihre Leute zu schonen u. die ärmeren Freien durch beharrliche Urlaubsverweigerungen zum Eintritt in ihren Dienst, wenn nicht gar zur Uebernahme von Lasten der Hörigkeit zu nöthigen. Der Zuwachs an Einkommen, sowie der Rückhalt, den die Grafen auf diese Art an dem vorzugsweise kriegstüchtigen Theile der eingesessenen Bevölkerung gewannen, sicherte ihren Söhnen die Wiederbestätigung im Amte, u. nach der einmal herbeigeführten Erblichkeit der Reichslehne war das über den Volkswillen hinwegschreitende Königthum in der Freiheit seiner Entschließungen wieder in anderer Weise durch die ihm aufgenöthigten, zu den höheren Stellen geborenen Würdenträger beschränkt. Diese Mittelsmachthaber (s. „Landesherrlichkeit") konnten sogar — im Widerspruch mit dem alten Grundsatze, welcher blos den Freien das Waffenrecht zugestand — den Vertrautesten u. Tüchtigsten unter ihren Hörigen in ihrem besondern Hof- u. Kriegsstaate mit den ritterlichen Waffen eine erhöhte Stellung verleihen. Hierdurch kamen derartige Ministerialen, obgleich sie am Gemeinderechte u. Gericht der Freien nicht Theil nahmen u. ursprünglich sammt ihrem Besitze von dem Herrn mit Weib u. Kind verkauft u. verschenkt werden konnten, bald auf gleiche Linie mit den freien Lehnsleuten, aus denen seit dem 13. u. 14. Jahrh. der niedere Reichs- u. landsässige Adel hervorging. Ueberhaupt brachte die Ausbildung des Lehnsystems eine tiefgreifende Umwandlung in den Standesverhältnissen hervor. Seitdem nicht mehr das regellose, schlechtbewaffnete Massenaufgebot, sondern glänzende Reiterscharen u. die Bürger der wehrhaften Städte ins Feld rückten, war das Merkmal der echten Freiheit, das Waffenrecht, auf andere Gesellschaftsklassen verlegt, u. die nicht mehr in die neue Wehrverfassung einbezogenen kleinen Freibauern konnten sich nur hier u. da, wie z. B. in der Urschweiz, der Zumuthung von Zins- u. Frohnlasten erwehren, durch welche der benachbarte Adel die Zahl seiner Hörigen u. die Mittel zur Bestreitung einer kriegerischen Lebensweise vermehrte. Kriege für das Reich zur Abwehr von innern u. äußern Feinden bildeten dabei die Ausnahme, zügellose Fehden mit reichsfreien Standesgenossen auf Kosten ihrer Unterthanen od. mit den Städten die Regel. Bündnisse zur Verstärkung der eigenen unzulänglichen Kräfte leitete abermals das Lehnwesen ein. Man versicherte sich der Hülfe von Mächtigen u. Schwächeren, indem man von jenen Lehn nahm, diesen Lehn reichte. Bei der Möglichkeit des Lehnempfangs von verschiedenen Herren konnte, wenn diese untereinander in Fehde geriethen, die Wahl der Partei, für welche der Vasallenpflicht Genüge zu leisten sei, Schwierigkeiten bereiten. Entscheidend war hier jedoch der Grundsatz, daß gegen das Reich od. gegen den älteren Lehnherrn die besondere od. jüngere Lehnpflicht ruhe, u. in den Lehnverträgen fand sich zuweilen die Bestimmung, daß der Vasall als Ledigmann keine anderweitige Lehnpflicht eingehen solle.

Welches Unrecht aber durch die Aufdrängung des Lehnwesens im Verhältniß zu der älteren Verfassung u. ihren Trägern sich vollziehen, welche Mängel dem Lehnstaate infolge seiner Zerklüftung durch die halbprivaten Gerechtsame unbotmäßiger Zwischenherren auch anhängen mochten, so fällt doch seine Entwicklung aus dem Zuge nach größeren geschichtlichen Zielen u. nach einer Vertiefung der Staatsidee keineswegs heraus. Die ursprünglichen, den Hunnen- u. Mongolenschwärmen nicht unähnlichen Volksheere verbürgten keinen dauernden Bestand, u. ihre Zugehörigen konnten späteren Bedrängern aus ihrer Erniedrigung keinen rechten Vorwurf machen, da sie ja auch von Geburts wegen zur Ausschließlichkeit u. blinden Herrschaft über zahlreiche Unfreie bestimmt gewesen waren. In der Bildung von auserlesenen Kriegerscharen bringt sich dagegen schon das Recht des besonderen Berufs, in der Hingebung an mächtige Herren der Gedanke an höhere, über das zufällige Nebeneinanderleben hinausgehende Zwecke zur Geltung. Aus der Ahnung eines besser gegliederten, seine Kraft machtvoll zusammenfassenden Gemeinwesens ging die Idee des Reichs, aus dem Widerstande der Vasallen gegen wirkliche od. vermeintliche Regungen absoluter Fürstengewalt der neue öffentliche Rechtszustand, aus dem Lehnstaate der moderne Staat hervor, u. wenn auch seit Erfindung der Feuerwaffen das Aufgebot der geharnischten Vasallen eingestellt wurde, so ist damit die Einsicht in die Nothwendigkeit der Bereithaltung eines besonders geschulten Heeres doch nicht verloren gegangen.

Von den Einrichtungen des Lehnstaats hat das Lehnrecht, d. h. der Inbegriff von Regeln zur Beurtheilung der besondern, durch den Lehnverband begründeten Rechtsverhältnisse, zum Theil seine Geltung fortbehauptet. Reichslehne, die vom Kaiser abhingen, giebt es nach dem Zerfall des Römisch-deutschen Reichs zwar nicht mehr, wol aber Landeslehne, bei denen die Lehnsherrlichkeit einem Landesherrn zusteht, im Gegensatze zu den Privatlehnen, deren Besitz eine Beziehung zu privaten Lehnherren begründet. Obgleich jetzt der Zusammenhang der Lehne mit der Kriegsverfassung entfällt, werden als regelmäßige Lehne nur die Ritterlehne angesehen, welche zu Ritterdiensten verpflichteten u. eigentlich blos an wehrhafte, unbescholtene freie Männer sowie nach deren Tode an Verwandte im Mannsstamme gelangen können (Mannlehne). Die Möglichkeit, daß das Lehn bei dem Mangel folgeberechtigter Agnaten an den Herrn zurückfalle, ist hier näher gelegt, als wenn ausnahmsweise auch Frauen u. deren Abkömmlinge zur Lehnfolge in Weiberlehne gelangen können, u. zwar, was vermuthet wird, wenn gar keine durch Männer mit den verstorbenen Vasallen verbundene Agnaten vorhanden sind (successive Weiberlehne), od. selbst in der Weise, daß der dem Grad nach näher Verwandte die Lehnfolge ansprechen kann, u. zwar ohne Unterschied, ob er dem Mannsstamme angehört od. nicht (durchgängige Mann- u. Weiberlehne). Mehrere gleich nahe Lehnfolger erwerben den Mitbesitz des Gutes; wenn sie aber in der Weise eine Theilung vollziehen, daß der Eine das Lehn ausschließend erwirbt u. die Andern mit Geld od. Geldeswerth entschädigt, so behalten die auf solche Weise Abgefundenen ihre Successionsansprüche für den Fall, daß die jetzt in den Besitz gelangte Linie ausginge. In den Ländern des altsächsischen Lehnrechts gilt dagegen der Satz: „Theilung bringt Folge", u. mit dem Aussterben der jetzt das Lehn annehmenden Linie fällt dasselbe an den Lehnherrn zurück, es müßten denn die damals abgefundenen Seitenverwandten sich bei dem Herrn einen ideellen Mitbesitz, die gesammte Hand, gesichert u. diesen bei jeder in der Person des wirklichen Inhabers eintretenden Veränderung erneuert haben. Die dem Lehnverbande beigelegte Wichtigkeit kam bei seiner Begründung od. Weiterbestätigung in besonderen Feierlichkeiten zu Tage. Der Vasall muß, wenn er Rechtsnachtheile vermeiden will, die Lehn binnen vorschriftsmäßiger Frist suchen u. sie wird ihm nachher in der Lehnskurie gegen Ableistung eines Treueides (Lehnseides) mit vielen Ceremonien gereicht. Diese Investitur begründet dingliches Recht am Lehne, auch wenn der Vasall noch nicht in dessen Besitz gelangt ist. Wegen der Rechte des Lehnherrn u. der zur Lehnfolge bei Altlehnen (die schon mehrfach in derselben Familie fortgeerbt haben) berufenen Seitenverwandten ist das Lehnvermögen ein von dem freien Gute des Vasallen (Allodialvermögen) genau unterschiedener Güterkomplex. Derselbe kann ohne Genehmigung des Lehnherrn u. der Seitenverwandten weder veräußert noch verpfändet werden, geht bei dem Ableben des Vasallen möglicherweise auf entferntere Verwandte über (z. B. auf Geschlechtsvettern, wenn ein Mannlehnbesitzer nur Töchter hinterläßt), wird wegen Lehnsuntreue (Felonie) verwirkt u. bildet bei Ueberschuldung den Gegenstand eines nebenher gehenden Partikularkonkurses. Diese Schwierigkeiten, welche das bis jetzt ganz beziehungslose Lehnverhältniß bereitet, lassen seine Tage gezählt sein. In einigen Staaten, wie Braunschweig u. Sachsen, sind sämmtliche Lehne durch das Gesetz allodifizirt, in anderen wird wenigstens die Verwandlung in ungebundenes Eigenthum gegen Erlegung einer Ablösungssumme erleichtert.

Lehnin, Flecken im Reg.-Bez. Potsdam (Kreis Zauch-Belzig) der preuß. Provinz Brandenburg mit 1973 E. (1871); liegt 2 M. von Brandenburg an mehreren Seen, welche die schiffbare Emster mit der Havel verbindet, hat eine schöne Kirche u. treibt Landwirthschaft u. Ziegelfabrikation. Die von Albrecht dem Bären gestiftete, jetzt in Ruinen liegende Cistercienserabtei Himmelpfort am See umschließt die Gräber der Markgrafen Otto's I., Johann Cicero's u. Joachim's I. Joachim II. verwandelte dieselbe in ein Amt. Ueber die berühmten Prophezeiungen von L., das sog. Vaticinium Lehninense, s. „Hermann von Lehnin".

Lehnvettern, s. „Agnaten".

Lehrbegriff heißt an sich der Inbegriff alles Dessen, was in einem wissenschaftlichen Werke gelehrt wird, sofern es ein einheitliches System ausmacht. Besonders aber ist dies Wort in der Theologie im Gebrauch, theils von der besonderen Auffassung u. Darstellung des Christenthums bei den einzelnen neutestamentlichen Schriftstellern (so giebt es zahlreiche Werke über den L. des Paulus, Johannes ꝛc.), theils von der Gesammtdarstellung der Glaubenslehre in den einzelnen christlichen Kirchen; so enthält z. B. die Konkordienformel am genauesten den L. der Lutherischen Kirche.

Lehrgedicht. Diese Gedichtform, welche man auch mit dem Namen didaktisches Gedicht (v. griech. διδάσκειν, lehren) bezeichnet, ist sehr alt u. eigentlich aus der gnomischen Poesie entstanden. Die Sprüche Salomons im Alten Testament verdienen zuerst diesen Namen. Der Zweck desselben war zuerst offenbar der, eine Reihe von Wahrheiten u. praktischen Lehren mit Hülfe der Dichtkunst in gewissem Zusammenhange vorzutragen. In dieser Weise suchten auch die philosophischen, meist der Eleatischen Schule angehörigen Dichter Griechenlands, z. B. Xenophanes, Parmenides, Empedokles, die man einfach als Gnomendichter bezeichnet, ihre Ansichten, die allerdings meist spekulativer, weniger moralischer Natur waren, ins Publikum zu bringen. Auch die Sanskritliteratur hat etwas dergleichen in den Sprüchen Bhartrihari's aufzuweisen. Der Unterschied der poetischen Form dieser Lehrsätze von der prosaischen ist aber der: während der Prosaiker seine auf Veredlung u. Bildung der Menschheit zielenden Lehren einfach seinen Zuhörern u. Lesern einzuprägen sucht, will der gnomische Dichter dieselben mehr als Gegenstand des Gefühls betrachtet wissen, um ihnen mehr Anschaulichkeit u. Wirksamkeit zu verschaffen, wie denn die Erfahrung lehrt, daß in gebundener Rede od. in Verse eingekleidete Lehrsätze im Allgemeinen größeren Eindruck machen u. besser behalten werden als solche, die in einfacher Prosa vorgetragen werden. Indeß ist die gnomische od. Spruchpoesie nicht eigentlich das, was wir unter L. verstehen, sondern nur ein untergeordneter Theil desselben; wir verstehen gewöhnlich ein größeres, sich mit einem Gegenstande beschäftigendes u. denselben nach allen seinen Richtungen hin betrachtendes u. fast systematisch verarbeitendes Gedicht darunter. Natürlich kann man nun das L. je nach seinem Stoffe in verschiedene Klassen eintheilen. Man hat infolge davon bei den L.en philosophische u. scientivische od. höhere u. niedere unterschieden, obwol eigentlich diese Scheidung nicht ganz zutrifft, da man ja philosophische Wahrheiten auch in einem scientivischen L. vortragen kann. Der Dichter hat nur die Aufgabe, die allgemeinen Wahrheiten, welche er in poetischer Form vortragen will, als aus seinem Innern hervorgehend, nicht aber als vorhandenes System vorzutragen u. solche mit möglichster Anschaulichkeit u. Lebendigkeit zu entwickeln, um in dem Leser selbst das Gefühl der Ueberzeugung von der Wahrheit Dessen, was er vernimmt, zu erwecken. Freilich muß der Stoff an sich einer poetischen Behandlung fähig sein. Je höher derselbe über den Kreis sinnlicher Wahrnehmungen hinausgeht u. je mehr er an sich schon mit der Poesie verwandt ist, desto mehr verdient seine Ausführung u. Behandlung dann auch den Namen eines Gedichtes. Natürlich eignen sich deshalb Wahrheiten der Religion, die ja in sich schon hohes poetisches Element tragen, am besten dazu, u. es liegt dann einfach an dem Dichter selbst, wenn sie auf den Namen eines klassischen Dichtwerkes nicht Anspruch machen können. Trotz aller Anfechtung wird in dieser Beziehung doch Tiedge's „Urania" ein Mustergedicht bleiben. Das scientivische Lehrgedicht dagegen kann eigentlich jeden Gegenstand der menschlichen Erkenntniß behandeln; darum haben ja auch schon die Griechen u. Römer eine Menge Stoffe aus dem täglichen Leben in dieser Weise poetisch zu verwerthen gesucht, so Jagd, Fischerei, Landbau, Arzneikunst ꝛc., u. die Literatur des neuern Europa kann ja fast in jeder Sprache dergleichen mehr od. weniger gelungene Versuche aufweisen. Vida's „Schachspiel" liefert den Beweis, daß selbst der scheinbar sprödeste Stoff unter der genialen Hand seines Bearbeiters eine poetische Gestaltung erfahren kann. — Als passendste Form für das L. selbst, soweit es eben die Sprache, in welcher dasselbe geschrieben wurde, gestattet, gilt noch heute der heroische Hexameter, u. dieser Form haben sich auch die meisten der deutschen Lehrdichter bedient.

Lehrsatz heißt eine Aussage (Urtheil), welche auf unumstößlichen logischen Schlüssen beruht u. dadurch selbst wieder zur Grundlage weiterer Schlüsse wird. Im strengsten Sinne kann von Lehrsätzen nur bei den rein logischen Wissenschaften, d. h. den mathematischen, die Rede sein, obschon auch diese zu ihrer untersten Grundlage der sog. Postulate, d. i. der nicht weiter beweisbaren Voraussetzungen, bedürfen — die Geometrie z. B. des Satzes, daß jede Größe sich selbst gleich sei. In weiterem Sinne nennt man Lehrsätze auch die Schlußergebnisse anderer Wissenschaften, sofern sie durch die Erfahrung od. sonstige Beweise ausreichend gestützt sind.

Leibeigenschaft, im Allgemeinen soviel wie Unfreiheit, bedeutete im engeren Sinne das Verhältniß, wonach Jemand schon um seiner Geburt willen, er mochte angesessen sein od. nicht, als Zugehör eines gewissen Gutsbezirks angesehen wurde, den er ohne Erlaubniß des Herrn zur Hinterziehung der ihm obliegenden Pflicht nicht verlassen durfte. Der Leibeigne mußte sich zu harter Frohnarbeit entbieten lassen, eine Leib- od. Schutzabgabe, eine Gebühr für die Erlaubniß zum Heirathen entrichten, das beste Stück Vieh od. Gewand aus der Hinterlassenschaft seines Angehörigen (daher Besthaupt, Gewandfall, überhaupt Todfall) dem Leibherrn gewähren u. sich von dem ihm angewiesenen Gütchen auf ein anderes versetzen lassen. Er war dem Züchtigungsrecht des Herrn unterworfen u. konnte, wenn er sich ohne Erlaubniß des Herrn außerhalb des Gutsbezirks aufhielt, von jenem Aufenthalte wieder abgefordert werden. Die L. hing unter den Deutschen u. Slaven meistens mit den harten Bedingungen zusammen, welche die Sieger den unterworfenen Bevölkerungen auferlegt hatten, sie konnte aber auch durch freiwillige Unterwerfung in Nothzeiten um des dürftigen Unterhalts willen od. infolge von Ueberschuldung entstanden sein. Von den Leibeignen unterschieden sich die Hörigen, daß sie nur um ihres Besitzes willen unfrei waren, von demselben nicht verdrängt werden durften u. auch sonst leichtere Lasten trugen. Nachdem seit dem 18. Jahrh. vielfach besondere Eigenthumsordnungen das Verhältniß bessernd geregelt u. eine Aufsichtsgewalt der Gerichte begründet hatten, schwächte sich die L. zu einer Frohnd- u. Zinslast, zu verschiedentlichen Beschränkungen in der Gebahrung mit dem bäuerlichen Grundeigenthum u. zu einer mehr patriarchalischen Unterthänigkeit ab, bis endlich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts mit der gänzlichen Aufhebung der Unfreiheit allmählich in allen deutschen Staaten (in Preußen 1807) u. zuletzt sogar in Rußland vorgegangen worden ist.

Leibgeding od. Leibzucht. Nach dem Deutschen Rechte des Mittelalters hatte die Ehefrau am Nachlasse ihres verstorbenen Ehemannes in vielen Fällen u. Ländern keinerlei Recht, sondern erhielt höchstens ihr Eingebrachtes zurück. Dem suchte man durch ein bei Lebzeiten beider Ehegatten abgeschlossenes Rechtsgeschäft abzuhelfen, demzufolge bedungen wurde, daß die Frau an bestimmten Theilen des Nachlasses ihres Ehemannes lebenslänglichen Nießbrauch haben, dieser letztere aber erst mit dem Tode des Mannes in Wirksamkeit treten sollte. Es war dies eine Art von Wittwenversorgung (daher wol auch Witthum, vidualitium genannt) u. bestand regelmäßig in einer Wohnung u. in gewissen Natural- u. Geldrenten, welche die Erben des Mannes zu gewähren hatten.

Leibniz (auch Leibnitz), Gottfried Wilhelm, Freiherr v., einer der geistvollsten u. vielseitigsten Gelehrten u. Philosophen aller Zeiten, geb. 1. Juli 1646 zu Leipzig als Sohn eines Professors der Rechte, zeichnete sich bereits als Schüler der Nicolaischule (unter Thomasius) u. dann als 15jähriger Student der Rechte zu Leipzig aus u. erwarb, erst 17 Jahre alt, das Baccalaureat der Philosophie (1663). Nachdem er hierauf noch in Jena studirt hatte u. 1666 in Altorf Doktor beider Rechte geworden war, ohne sich jedoch für einen Lehrstuhl dieser Universität gewinnen zu lassen, gab er sich eine Zeit lang zu Nürnberg in Verbindung mit Rosenkreuzern der Goldmacherkunst hin, wurde aber 1667 von dem Baron von Boineburg nach Frankfurt u. 1668 an den Hof des Kurfürsten von Mainz gezogen, wo er längere Zeit bes. mit juristischen Arbeiten beschäftigt war. 1670 wurde L. zum Beisitzer am Mainzer Oberrevisionshof ernannt. Auf politischen Reisen nach Paris, wo er mehrere Jahre weilte, anfänglich um Ludwig XIV. zur Eroberung von Aegypten zu bewegen u. dadurch von Deutschland abzulenken (das sog. „Consilium Aegyptiacum" L.'), u. ebenso in London begründete er im Verkehr mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit seinen Weltruf als ein Wunder des Geistes, insbesondere auch durch die Erfindung der sog. Differentialrechnung. 1676 ging er als Bibliothekar seines Verehrers, des Herzogs Johann Friedrich, nach Hannover u. behielt hier im Wesentlichen seinen Wohnsitz bis zu seinem am 14. Nov. 1716 durch die Gicht herbeigeführten Tode, wenngleich ihn die Abfassung der großen braunschweigischen Geschichte, der Verkehr mit der preußischen Königin Sophie Charlotte u. die Stiftung der Berliner Akademie (1700), deren erster Präsident er war, häufig zu Reisen nach Berlin, Wien ꝛc. veranlaßten. In Hannover bereits zum geheimen Justizrath ernannt, wurde er 1711 vom Kaiser zum Reichshofrath u. Freiherrn erhoben u. sogar von Peter d. Gr. durch eine Pension ausgezeichnet. Auf dem Waterlooplatze in Hannover wurde ihm 1846 ein Denkmal errichtet. — Die beste Biographie von L. verdanken wir Guhrauer (2. Th., Breslau 1842).

Von den Schriften L.' erheischen vor allen Dingen seine epochemachenden philosophischen eine eingehendere Würdigung, wenngleich seine Philosophie hauptsächlich in der ungeheuren Anzahl seiner Briefe, in Journalen u. kleineren Gelegenheitsschriften niedergelegt ist; an einer umfassenden Darstellung seines Systems wurde er allezeit durch seine unstete Lebensweise verhindert. Nur die „Theodicee" (s. u.) u. die lange nach seinem Tode veröffentlichten „Nouveaux essais sur l'entendement humain" (herausgeg. von Raspe, Amsterd. u. Lpz. 1765) stellen einen Theil seines Systems eingehender dar.

Die eigenthümliche Grundlage seiner Philosophie ist die sog. „Monadenlehre". Dieselbe knüpft an das System des Spinoza an. Hatte dieser gelehrt, die Grundlage der sinnlichen u. geistigen Welt sei die absolute (unerschaffene) eine „Substanz" u. diese zugleich das einzig Wesenhafte, von welchem Denken u. Materie nur die beiden äußeren Erscheinungsformen seien, — so erklärte nun L. die Substanz selbst für etwas Thätiges (eine Kraft) u. zerlegte sie in eine Anzahl von Einzelwesen, „Monaden" (von griech. μονάς, d. i. Einheit). Diese selbst sind nach L. (im Gegensatz zu der alten Atomenlehre) zwar untheilbare (metaphysische) Punkte u. somit ohne Ausdehnung, dabei aber sämmtlich von einander verschieden, beseelt u. somit in beständiger Thätigkeit; in jeder derselben stellt sich das gesammte Universum im Kleinen dar. L. hat diese Lehre, der er von Anfang an huldigte, erst 1714 auf Verlangen des Prinzen Eugen zu Wien in seiner „Monadologia" (gewöhnlich „Principia philosophiae ad Principem Eugenium" genannt, 1714) niedergelegt.



Nr. 3931. Gottfried Wilhelm v. Leibniz, geb. 1. Juli 1646, gest. 14. Nov. 1716.

Fragt man nun, wie aus dieser Unzahl von Einzelwesen eine vernünftig gegliederte einheitliche Welt entstehen konnte, so antwortet L. darauf mit der Lehre von der „prästabilirten (d. i. vorausgeordneten) Harmonie". Allerdings stellt jede Monade das ganze Universum dar, aber die Grade des Bewußtseins vom Universum sind in den einzelnen Monaden unendlich verschieden; es besteht eine unendliche Stufenleiter, die von den „schlafenden" Monaden mit bloßer (verworrener) Vorstellung, d. i. den anorganischen Stoffen, anhebt, zu der dumpf empfindenden Pflanzenwelt u. der träumenden Thierwelt fortschreitet u. sich erst beim Menschen zu vernünftig reflektirender (geistiger) Thätigkeit erhebt. Daß nun alle diese verschiedenen Stufen nicht blos ungestört neben einander bestehen, sondern einander, wenn auch ohne direkte gegenseitige Einwirkung, fördern u. so eine zweckvolle Einheit bilden, beruht auf der Vorherordnung der obersten Monade, in welcher Vorstellung, Empfindung u. Wille in höchster Vollkommenheit vereinigt sind, d. i. Gottes. Mit letzterer Annahme, die freilich mit dem Begriff der Monaden in einem gewissen Widerspruch steht, verläßt L. ausdrücklich den Standpunkt des Pantheismus, der das All selbst für Gott erklärt, u. stellt sich auf den Boden des Theismus, d. h. der Annahme eines persönlichen, vollkommenen Gottes. Auch sonst war L. eifrig bedacht, sein System mit der kirchlichen Glaubenslehre möglichst in Einklang zu erhalten. Insbesondere beruht auf diesem Bestreben sein „Essai de Theodicee sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (2 Bde., Amsterd. 1710; deutsch, Mainz 1820), welches Werk er auf den Wunsch der Königin Sophie Charlotte u. zunächst für dieselbe verfaßte. Dasselbe bezweckt den Nachweis, daß Gott aus der unendlichen Menge möglicher Welten die beste herausgriff u. erschuf, u. sodann, daß durch die Existenz des Uebels u. des Bösen die Harmonie des Weltalls nicht gestört werde. Uebrigens hat gerade dieses populär geschriebene u. daher bekannteste Werk L.' nicht ohne Grund die meisten Ausstellungen erfahren. — Von L.' auf anderen Gebieten als dem der Philosophie sich bewegenden Schriften sind zu erwähnen zunächst die juristischen: „Specimen difficultatis in jure" (1664); „De conditionibus" (1665); „De arte combinatoria" (1666); „De casibus perplexis in jure" (1666); „Methodus nova docendae discendaeque jurisprudentiae" (1668); „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo" (1669); „Codex juris gentium diplomaticus" (2 Bde., Hann. 1693—1700) ꝛc. Die Ergebnisse seiner historischen Studien für die Geschichte des Hauses Braunschweig sind niedergelegt in folgenden Werken: „Scriptores rerum Brunsvicensium etc." (3 Bde., Hann. 1707—11); „Accessiones historicae" (2 Bde., Lpz. u. Hann. 1698—1700) u. „Annales imperii occidentis Brunsvicensis" (herausgeg. von Pertz, 2 Bde., Hann. 1843—45). Sprachwissenschaftlichen Werth haben seine „Collectanea etymologica" (Hann. 1717) u. für die Theologie ist nicht ohne Bedeutung sein „Systema theologicum" (gedruckt zuerst Paris 1810; deutsch von Räß u. Weis, Mainz 1820). — Die „Deutschen Schriften" L.' gab Guhrauer heraus (2 Bde., Berl. 1838—40), die lat. philosophischen Erdmann (2 Bde., Berl. 1839 ff.); eine Gesammtausgabe der Werke begann Pertz (I. Folge, historische Schriften, 4 Bde., Hann. 1843—47), der sich Grotefend (II. Folge, philosophische Schriften, Bd. 1, Hann. 1846) u. Gerhardt (III. Folge, mathematische Schriften, 7 Bde., Halle bis 1862) anschlossen. Von der Ausgabe, die O. Klopp begann, erschien nur ein Theil (Bd. 1—5, historisch-politische u. staatswissenschaftliche Schriften, Hann. 1864—66); eine franz. von Foucher de Careil ist gleichfalls unvollendet (6 Bde., Par. 1860—65).

Leibrente drückt die von Jemand übernommene Verpflichtung aus, einem Anderen eine auf dessen Lebensdauer berechnete u. voraus bestimmte Jahreseinnahme zu gewähren. Letztere kann in Geld od. auch in andern geldeswerthen Sachen (in Lebensmitteln u. Lebensbedürfnissen der verschiedensten Art) erfolgen, wie dies nam. auf dem Lande bei dem Ausgedinge od. Auszug, auch Leibgedinge (s. d.), früher sehr häufig der Fall war. Die Leibrentenversicherung, worunter sich die eben genannten Fälle gleichfalls subsumiren lassen, gleicht bis zu einem gewissen Grade der Lebensversicherung (s. d.). Anstatt daß bei letzterer Jahresprämien von dem Versicherten gezahlt werden u. die Gegenleistung erst nach dem Eintritt einer bestimmten Eventualität eintritt (z. B. beim Todesfall), zahlt der Leibrentenempfänger ein für alle Mal eine bestimmte Summe entweder baar od. als Theil des Kaufgeldes ein u. verlangt dafür bis zu seinem Tode eine solche (höhere) Verzinsung, bei der das Kapital mit aufgezehrt wird. Unsicher ist für beide Theile die Lebensdauer des Versicherten, im Uebrigen schützt aber die L. nicht blos den Versicherten vor größerem Mangel, sondern erleichtert auch dem Zahlenden die Abtragung seiner Schuld durch ratenweise Tilgung von Kapital u. Zinsen. Die Leibrentenversicherung durch Aktiengesellschaften u. auf Gegenseitigkeit beruht auf ähnlichen Grundsätzen (vgl. „Rentenversicherung"). Dasselbe gilt von den Wittwen- u. Pensionsversicherungsanstalten, doch besteht hier der Unterschied, daß bald mit, bald ohne Kapitaleinzahlung (Eintrittsgeld) dem Eintritt der Versicherung gewöhnlich längere Jahreszahlungen (Prämien) vorausgegangen sind. — Endlich ist auch versucht worden, Staatsanleihen durch Gewährung von L. an die Gläubiger (engl. annuities for life, franz. rentes viagères) beliebter zu machen, u. hat dies Verfahren seiner Zeit in England, nam. aber in Frankreich, Eingang gefunden. Doch ist eine solche Finanzoperation nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen empfehlenswerth, da der Staat, wenn er nicht große Risiken laufen will, den Zinsfuß niedrig bemessen muß, außerdem aber die Kapitalien

der Privaten, die zur Schaffung neuer Werthe verwendet werden könnten, aufgezehrt werden u. für die Produktion verloren gehen.

Leicester (spr. Lester), Grafschaft im mittleren England mit 37,70 □M. u. 268,761 E. (1871); ist ein welliges Hügelland, das sich in den Bergen von Loughborough bis zu 257 m. erhebt, im SO. in ein 200 m. hohes Tafelland übergeht u. sich vortrefflich zu Ackerbau u. Viehzucht eignet. Im NW. befindet sich ein ergiebiges Steinkohlenfeld. Der Hauptfluß von L. ist der Soar; derselbe strömt dem Trent zu, der einen Theil der Nordgrenze bildet; an der südl. Grenze wird die Grafschaft von Welland u. Avon berührt. Die Viehzucht wird in großem Umfange betrieben u. liefert ausgezeichnete Rinder, bes. feinwollige Schafe u. gute Pferde; sehr beträchtlich ist auch die Ausfuhr von Käse. — Die Hauptstadt L. mit 102,694 E. (1873) liegt am schiffbaren Soar, ist im Innern unregelmäßig gebaut u. hat ein altes Schloß, in dem sich jetzt der Assisenhof befindet, eine Irrenanstalt, eine Lateinschule, ein Museum u. mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Umgebung produzirt viel Wolle, die Stadt selbst ist Hauptplatz der engl. Strumpfwirkerei, fabrizirt außerdem aber auch Spitzen, Mützen, Hemden, Maschinen ꝛc. Im Mittelalter wurden hier mehrfach Parlamente abgehalten.

Leicester (spr. Lester), Robert Dudley, Graf v., Günstling der Königin von England, geb. 1531 als Sohn des Herzogs v. Northumberland, ward durch die Gunst der Königin Marie davor bewahrt, mit seinem Vater auf dem Schaffot zu sterben, u. stieg dann als erklärter Günstling der Königin Elisabeth zu den höchsten Würden auf. Bei all seiner geistigen Unbedeutendheit war die Macht des schönen Mannes über die Königin so groß, daß er sogar sich Pläne auf ihre Hand machen konnte, weshalb er die mit ihm seit Juni 1550 vermählte Anne Robsart im Sept. 1560 durch Gift aus dem Wege geräumt haben soll. Wol auch nicht ernst gemeint war es von Elisabeth, daß sie L. der Königin Maria Stuart als Gemahl vorschlug, indem sie ihn gleichzeitig zum Grafen v. L. u. Baron v. Denbigh erhob (26. Sept. 1564). Ward sie doch durch nichts so gekränkt u. zum Zorn gegen denselben gereizt, als später durch die Nachricht, daß er seit 1572 mit der Wittwe des von ihm gleichfalls vergifteten Grafen Devereux v. Essex heimlich vermählt wäre. Wie stets jedoch, so gelang es ihm auch in diesem Fall, Elisabeth wieder zu versöhnen. 1585 von ihr zum Oberbefehlshaber der den Niederländern gegen die Spanier gesandten Hülfstruppen ernannt, zwang L. die Niederländer, ihn zum Generalstatthalter u. Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser u. zu Lande zu machen, doch veranlaßte er durch die Ungeschicklichkeit in seinem Auftreten wie durch seine militärische Unfähigkeit im Dez. 1587 seine Abberufung. Trotzdem betraute ihn hierauf die Königin mit dem Oberbefehl über das Heer, welches London gegen einen Angriff der Spanier schützen sollte. Glücklicherweise kam es nicht dazu, u. bald, nachdem die Kunde vom Untergange der span. Armada eingetroffen war, starb L. (4. Sept. 1588) auf seinem Landgute Cornbury. Zum Erben ihrer Gunst machte Elisabeth den Grafen Robert v. Essex (s. d.), den 24jähr. Stiefsohn L.'s, welch Letzterer nur aus seinem Verhältniß mit der Wittwe des Lords Sheffield einen Sohn, Robert Dudley, hinterließ. Das tragische Ende seiner ersten Gemahlin bildet den Gegenstand von Walter Scott's Roman „Kenilworth".

Leich, im Altdeutschen ursprünglich ganz allgemein s. v. w. Gesang bei Spiel u. Tanz, die in ältester Zeit das Opfer begleiteten, wurde später in der altdeutschen Dichtung der Name für eine bestimmte Art lyrischer Gedichte, die sich von dem kunstmäßigen strophischen Lied dadurch unterscheidet, daß der L. nicht den folgerecht durchgeführten Strophenbau aufweist, sondern daß aus einem Tone (Versmaß) in den andern übergegangen werden kann, mit Wechsel der Weise (Melodie), daß also der L. „durchkomponirt" war, u. zugleich das Hinübergreifen des Sinnes aus einem System in das andere geliebt wird, während im Liede mit der Strophe auch der Gedanke abschließen soll. Die L.e, zum Gesange bestimmt u. seit frühester Zeit in der altdeutschen Dichtung im Gebrauch, standen in nahem Zusammenhange mit dem Volksgesang, in welchem zum Tanze gesungene Lieder seit Alters her üblich waren, fanden aber nicht blos bei Tänzen, sondern auch im Liebesgedicht wie vielfach in der geistlichen Poesie Verwendung, in letzterer bis ins 16. Jahrh. hinein. Im Mittelalter übersetzte man mit dem Worte L. das franz. lais (engl. lays, kelt. laidh, d. h. Vers), mit dem man ursprünglich die bretonischen Volkslieder bezeichnete, die gleichfalls einen formell freieren u. volksmäßigeren Charakter hatten u. daher in der altfranz. Dichtung ebenfalls in Gegensatz zu den kunstvolleren höfischen chansons gestellt werden.

Leichdorn (Hühner-, Krähen- u. Elsterauge), eine durch Druck u. Reibung, also hauptsächlich durch zu enge Fußbekleidung erzeugte keilförmige Oberhautverdickung, die wegen ihres dichteren, dunkleren Mittelpunktes einige Aehnlichkeit mit einem Vogelauge zeigt u. daher vom Volke die angegebenen Namen erhalten hat; dieselbe findet sich bes. an solchen Stellen der Haut, wo diese sich ohne Fettunterlage dicht über einen Knochenvorsprung legt, also nam. auf dem Rücken der Zehen, indessen auch zwischen den Zehen u. auf der Fußsohle, bei Damen auch infolge des Druckes, den der Schnürleib ausübt, am Oberrande der Hüfte, endlich bei fleißig Knieenden auch auf den Knieen. Genauer betrachtet besteht der L. aus Schichten von Hornplättchen der Oberhaut, die in größerer Menge als bei der normalen Haut, u. schräge, ja senkrecht od. auch konzentrisch gelagert sind; der dichtere Kern dieser verdickten Partie ragt mit seiner Spitze durch die Schleimschicht der Oberhaut bis in die Lederhaut hinein. Beseitigt wird der L., indem man die betreffende Hautstelle durch Fußbäder od. Hühneraugenpflaster verschiedener Art erweicht u. hierauf mit dem Fingernagel od. einem stumpfen Instrumente das Hühnerauge herausdrückt. Aetzen mit Höllenstein ist eben so bedenklich wie Ausschneiden, das man nur durch einen geschickten Hühneraugenoperateur machen lassen soll. Daß heftiges Schmerzen der L.e schlechtes Wetter bedeutet, ist insofern nicht ganz grundlos, als die das Hühnerauge bildende Oberhaut bei feuchter Luft anschwillt u. die benachbarten Hautnerven stärker drückt. Ueberhaupt aber wird das Schmerzen durch Aufhebung des Druckes mittels weiteren Schuhwerks, Leinwand od. Pflaster, endlich bes. durch Hühneraugenringe aus Gummi od. Filz gehoben.

Leiche (Leichnam) ist der entseelte Körper eines Verstorbenen. Da nach eingetretenem Tode in kürzerer od. längerer Zeit (je nach der Todesursache) zuerst eine Leichen- od. Todtenstarre, dann aber eine faulige Zersetzung eintritt, so muß man in nicht zu später Zeit zur Bestattung der L. schreiten. Zur Konstatirung des Todes dient die offizielle Leichenschau (s. d.), zur Feststellung der Todesursache die Leichenöffnung (Sektion, Autopsie). Der Transport der L. geschieht meist in Leichenwagen; höchst gesundheitsgefährdend ist das Tragen von L.n, deren Todesursache ansteckende Krankheiten waren; in solchem Falle ist das Tragen ebenso zu verbieten wie der Transport der L. in entfernte Gegenden. An der L. sind gewisse Merkmale wahrzunehmen, welche darauf schließen lassen, daß der Tod wirklich stattgefunden habe; das sicherste Merkmal sind die Zeichen der Fäulniß (s. die Todeszeichen unter „Tod"); fehlen solche Zeichen, so ist man nicht sicher, ob nicht bloßer Scheintod vorhanden ist. Die Anstalten, welche dazu dienen, zu verhüten, daß Niemand im Zustand des Scheintodes beerdigt werde, sind von zweifacher Art: eine geregelte Leichenschau (s. d.) mit einer gesetzlich als Minimum festgesetzten Beerdigungszeit, u. die Leichenhäuser (s. d.).

Leiche. Beim Buchdruck nennt man L. einen dadurch entstandenen Satzfehler, daß der Setzer einen kleineren od. größeren Satztheil ausläßt; das Gegentheil davon ist die „Hochzeit", d. h. doppeltes Setzen eines Satztheiles (vgl. das Schema einer Korrektur, Sp. 934).

Leichenbestattung, eine bei fast allen Völkern des Alterthums u. der Neuzeit durch Religion, Gesetz u. Herkommen geheiligte Sitte; geschieht jetzt bei Juden, Christen u. Mohammedanern durch Begraben, während im Alterthum neben dem Begraben auch das Einbalsamiren u. Verbrennen der Leichname vorkam. Die Aegypter balsamirten ihre Todten ein (s. „balsamiren"); die Griechen pflegten in der heroischen Zeit die Leichname zu verbrennen, später wurde neben dem Verbrennen das Begraben üblich; bei den Römern herrschte das Verbrennen der Leichname mehr vor als das Begraben. Der mit Blumen u. Kränzen geschmückte Holzstoß wurde unter Klageliedern angezündet, mit Wohlgerüchen bestreut u. mit Salböl u. Wein begossen. Nach dem Erlöschen des Scheiterhaufens besprengte man die Knochen der Todten mit Wein u. Milch u. that sie in eine Aschenkiste od. Urne, welche in der Grabkammer beigesetzt wurde. Wie die Griechen, so hielten auch die Römer nach der Bestattung ein Todtenmahl u. feierten alljährlich ein Todtenfest. Die Germanen u. Gallier verbrannten ihre Todten, die Baktrier warfen sie den Hunden vor; die Fischesser (Ichthyophagen) warfen die Leichname in das Meer, einige Skythenstämme nähten sie in Thierhäute u. hingen sie an Bäume, während andere die Leichen verspeisten. Eine eigenthümliche Art der Bestattung befolgen noch jetzt die Parsen, welche auf dem sog. „Thurm des Schweigens" das Fleisch der Leichname von Raubvögeln verzehren lassen u. dann die Knochen im unteren Theile des Thurmes aufbewahren. Einen solchen Tod wünschte sich Diogenes, u. Mäcenas erklärte, daß ihn der Grabhügel nicht kümmere, da die Natur ihre Todten begrabe: „Non tumulum curo, sepelit natura relictos." In neuerer Zeit hat man vielfach empfohlen, die Leichen nicht mehr zu beerdigen, sondern zu verbrennen (s. „Leichenverbrennung") u. hiermit die sog. Feuerbestattung einzuführen.

Leichengift ist die durch faulige (putride, septische) Zersetzung der organischen Stoffe in einer Leiche sich bildende Substanz (Fäulnißprodukt), deren Aufnahme in die Säfte (Blut u. Lymphe) eines Menschen denselben in die höchste Gefahr bringt, unter Vergiftungserscheinungen zu sterben. Am häufigsten findet eine Ansteckung mit L. bei Sektionen statt, wenn sich der Anatom an der Hand verwundete. Es entstehen dann entweder Lymphgefäß- u. Lymphdrüsenentzündung, od. die in kurzer Zeit zum Tode führende Septicämie. Als die wirksame Substanz des L.es gilt vielen Pathologen die von mikroskopischen Organismen (Monaden, Vibrionen, Bakterien) belebte Zersetzungsflüssigkeit; auch wurde aus letzterer ein ungemein schnell tödtender Stoff, das Sepsin, dargestellt. Panum hält das Gift, welches, wenn es ins Blut gelangt, die sog. putride Infektion hervorbringt, für ein den Pflanzenalkaloiden analoges (putrides) Gift, u. Cohn vermuthet, daß dieses Gift vielleicht durch den Lebensprozeß der Bakterien erzeugt werde. Dagegen beschuldigt der Anatom Klebs direkt einen mikroskopischen Pilz, den er Microsporon septicum nennt, der, wie er meint, in die Gefäße eindringt, dieselben hier u. da verstopft, Entzündungen u. Eiterungen erregt, auch als Ferment chemische Zersetzungen u. infolge dessen Fiebererscheinungen hervorruft. Man sieht, daß die Diskussion über das Wesen des L.es noch nicht abgeschlossen ist.

Leichenhäuser (Leichenhallen) sind Gebäude, in welchen man Leichen theils zur Verhütung der Lebendigbeerdigung, theils in der Absicht aufbewahrt, um sie überhaupt aus der Nähe menschlicher Wohnungen bis zur Bestattung entfernt zu halten. Die L. werden zumeist auf den Begräbnißplätzen errichtet. Diese beiden Zwecke erreicht man ohne kostspielige Einrichtung. Ein einstöckiges, ganz einfaches Gebäude enthält einige Abtheilungen: eine größere für die Aufstellung der Leichen u. ein kleineres Gemach, das zu etwaigen Wiederbelebungsversuchen u. zur Aufbewahrung der Rettungsapparate bestimmt ist. Ein dritter, größerer Raum könnte dazu dienen, daß bei Leichenbegängnissen in demselben sich die Angehörigen versammeln u. die feierliche Bestattungsceremonie abhalten. Ueberdies ist eine kleine, küchenartige Feuerstätte herzurichten, in der nöthigenfalls Wasser erwärmt werden kann. Durch Oefen ist zur Winterszeit im Leichenraum angemessene Temperatur zu erhalten, u. für eine gute Ventilation muß zu jeder Jahreszeit gesorgt sein. Ein ständiger Wärter ist nicht absolut nöthig, doch darf der Todtengräber nicht zu entfernt wohnen, um die Leichen überwachen, auch sofort zur Stelle sein zu können, wenn ein aus dem Scheintode Erwachender durch eine stark tönende, leicht bewegliche Glocke ein Lebenszeichen von sich giebt. Man hat Apparate für die L. angegeben, durch welche jeder Finger, jedes Glied des Verstorbenen mittels Ringen u. Drähten in Verbindung mit einer Glocke steht, die sofort erschallt, wenn sich ein Glied leise regt.

Leichenschau (Todtenschau) ist eine durch Gesetze im öffentlichen Medizinalwesen eingeführte Maßregel, welche den Zweck hat, durch sachverständige Besichtigung der Leichen nicht blos den wirklich eingetretenen Tod zu konstatiren, demnach die Möglichkeit des Lebendigbegrabens zu verhüten, sondern auch festzustellen, ob der Tod infolge einer natürlichen Krankheit od. infolge eines an dem Verstorbenen begangenen Verbrechens eingetreten ist. Durch ein, von einer amtlich verpflichteten Person, einem Leichenschauer, ausgestelltes Zeugniß wird also dieser Aufgabe gemäß zu bestätigen sein, ob an der besichtigten Leiche sich die Zeichen des Todes vorgefunden haben, u. ob als Todesursache eine Krankheit od. ein Verbrechen zu erkennen war. Die obligatorische L., d. h. die Anordnung, daß keine Leiche vor der amtlichen Besichtigung u. Bescheinigung bestattet werden darf, hat außerdem den Nutzen, daß mit ihrer Hülfe die Behörden von allen Todesfällen durch ansteckende Krankheit rechtzeitig unterrichtet u. dadurch in den Stand gesetzt werden, die erforderlichen Maßregeln gegen ihre Weiterverbreitung zu ergreifen, daß aber auch auf Grund der Leichenschauatteste eine praktisch u. wissenschaftlich verwerthbare Mortalitätsstatistik zur Lösung vieler hygieinischer Fragen gewonnen wird. — In mehreren Staaten Deutschlands sind die Bestimmungen bezüglich einer obligatorischen L. noch immer durchaus ungenügend, obgleich man durch allgemeine u. feste Durchführung derselben gleichzeitig den Anforderungen der Humanität, der Rechtspflege, der Polizei u. der öffentlichen Gesundheitspflege Rechnung trägt. In Bayern, Baden, Sachsen u. Nassau giebt es zweckmäßige Leichenschauordnungen u. Instruktionen für die Leichenschauer; dagegen sind in Preußen u. s. w. die Anordnungen bezüglich der Todeserklärung u. des Leichenschutzes noch recht mangelhaft. In den Städten Deutschlands wurde die L. verhältnißmäßig besser organisirt als auf dem Lande, wo sie zumeist noch sehr im Argen liegt. Deshalb wurde im J. 1875 in vielen ärztlichen Vereinen Deutschlands beschlossen, eine Petition auf Erlaß eines Gesetzes über die obligatorische L. dem Reichstag einzureichen. In Frankreich liegt die Feststellung des Todesfalles nach gesetzlicher Vorschrift in der Aufgabe des Civilstandesbeamten, indem der Letztere den Arzt mit der L. beauftragt u. auf dessen Erklärung hin die Beerdigungserlaubniß ausfertigt. In England besteht die Todtenpolizei nur als (strafgerichtlicher) Akt der Coroners Jury. Eine systematische Instruktion für die Todtenschauer sowie die Anordnung, daß diese Beamten nur aus der Reihe der Aerzte gewählt werden, daß aber auch die Todtenzettel mit der Diagnose des den Verstorbenen behandelnden Arztes zu versehen seien, sind nothwendige Bestandtheile einer guten L.-Ordnung.

Leichenverbrennung. Schon in frühester Zeit war bei vielen Völkern die L. gebräuchlich. Die alten Griechen u. Römer verbrannten die Leichen zu Asche u. sammelten letztere in Urnen od. Aschenkrügen, um diese sodann in sog. Columbarien aufzustellen. In Indien besteht der Gebrauch der L. noch heute von sehr alter Zeit her. Germanen u. Kelten kannten keine andere Behandlung der Leichen als das Verbrennen derselben, wie Tacitus u. Diodor von Sizilien bezeugen; auch bei den Slaven herrschte diese Sitte. Demnach scheint nicht die L. eine Eigenthümlichkeit der indogermanischen Bevölkerung gewesen zu sein; in der Bronzezeit war in Europa diese Bestattungsweise der Todten fast allgemein. Erst allmählich wurde die L. durch die Sitte verdrängt, die Leichen zu begraben; doch herrschten noch lange die Aschenkrüge in den Ländern vor, wo sich das Heidenthum am längsten erhielt. Noch Karl der Große bekräftigte durch Gesetze die Vorschriften für die christlichen Priester, welche gegen das Leichenverbrennen eiferten. In Norddeutschland hat die L. jedenfalls noch bestanden, als man bereits Eisen kannte u. schon röm. Schmucksachen u. Werkzeuge besaß. In neuerer Zeit begann man wiederum aus Rücksichten auf das Gesundheitswohl der Bevölkerung die allgemeine Einführung der L. zu empfehlen. Schon im J. 1855 erschien ein vom preuß. Oberstabsarzt Trusen verfaßtes Werk über L., auch bildeten sich zu jener Zeit hier u. da, z. B. in Hannover, Leichenverbrennungsvereine. Allein diese Agitation richtete sich vorzugsweise auf Empfehlung einer offiziellen Einführung der L. u. machte wenig Glück. Dann wirkten in der Presse Professor Bock u. Reclam in Leipzig, Professor Richter u. Dr. Küchenmeister in Dresden, nam. Wegmann-Ercolani in Zürich durch seine Schrift: „Ueber Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart" (Zür. 1874). In der That bildeten sich während des J. 1874 in sehr vielen Städten Deutschlands Vereine, welche, von der souveränen Einwirkung religiöser Anschauungen ganz absehend, die jetzige primitive Art der Leichenbestattung durch fakultative Einführung der Verbrennung ersetzen wollen. Man geht dabei von den Erwägungen aus, daß man nicht blos das zu Friedhöfen benutzte Terrain besser verwerthen kann, sondern daß man die Friedhöfe auch als Infektionsherde vollständig beseitigen müsse. Die Verunreinigung des Bodens, auf dem unsere Wohnplätze, nam. die großen Städte, ruhen u. die Verderbniß des Trinkwassers u. der Luft nehmen in immer höherem Grade zu. Eine große Schädlichkeit rührt unter Anderem, wie sich nicht verkennen läßt, von unseren Friedhöfen u. Gottesäckern her. Von ihnen aus wird der Boden mit faulenden Stoffen durchtränkt, so daß er durch Entwicklung von Infektionsstoffen zur Brutstätte von Epidemien wird; denn die Verwesungsprodukte werden mit den unterirdischen Wasserläufen in die ganze Umgebung der Begräbnißplätze geleitet sowie in die Atmosphäre ausgehaucht. Die Aerzte Tardieu in Frankreich u. Parkes in England haben zahlreiche Thatsachen angeführt, die den Beweis der Gefährlichkeit nahegelegener Kirchhöfe für die Gesundheit der Städtebewohner liefern. Nun wurden zwar von der Regierung Gesetze über die gesundheitsgemäße Anlage von Begräbnißplätzen erlassen; allein es ist wissenschaftlich u. praktisch unmöglich, mit Bestimmtheit anzugeben, wie groß der Zwischenraum zwischen Wohn- u. Begräbnißplätzen in konkreten Fällen sein darf. Man hat ferner die Desinfektion der Gräber u. Kirchhöfe zur Abwendung hygieinischer Nachtheile vorgeschlagen. Allein schließlich stellt sich doch als das sicherste Mittel die L. heraus, u. es kam darauf an, eine Methode u. ein Verfahren für dieselbe zu finden, welches sowol dem Gefühle der Pietät gegen die Verstorbenen, als auch nam. den hygieinischen Anforderungen Rechnung trägt. Die uralte Benutzung des Scheiterhaufens, der noch jetzt in Indien üblich ist, scheint freilich wegen Verbreitung der Verbrennungsgase in die Luft keineswegs empfehlenswerth zu sein; doch hoffte man, an Stelle dieser primitiven Methode der L. eine praktischere setzen zu können. Sofort nahm sich die Technik der Angelegenheit ernstlich an; es wurden verschiedene Verfahrungsweisen für die L. angegeben, welche die Aufgabe hatten, möglichst rasch zu wirken, keine übeln Dünste zu verbreiten u. möglichst wenig zu kosten. Die lombardische Akademie setzte im J. 1872 einen Preis von 1000 Lire für die beste Methode der L. aus; auch fanden sich schon auf der Wiener Weltausstellung des J. 1873 mehrere für diesen Zweck erfundene Apparate. Da der menschliche Körper 60 % Wasser u. 40 % feste Bestandtheile enthält, u. da auch stets die Verbrennungsprodukte sofort vernichtet od. unschädlich gemacht werden sollen, so konnten diesen Schwierigkeiten gegenüber die meisten bis jetzt angegebenen

Apparate den Ansprüchen nicht vollständig genügen. Professor Polli in Mailand suchte den Leichnam in einem großen, aus Steingut verfertigten Gefäß mittels Verbrennung durch gewöhnliches Leuchtgas zu verkohlen; Professor Brunetti in Padua errichtete einen Ofen, auf dessen eisernen Platten der Leichnam ruht, u. der die Glut eines angezündeten Holzstoßes möglichst auf letzteren konzentrirt. Allein theils sind diese Verfahrungsweisen ziemlich langdauernd u. kostspielig, theils nicht im Stande, die riechenden Gase völlig zu zerstören. Weit mehr leistet in diesen Beziehungen ein von den Fabrikanten C. W. u. Fr. Siemens in Dresden erfundenes, von Reclam u. Küchenmeister dringend empfohlenes, von Steinmann modifizirtes Verfahren, das Verbrennen in einem gemauerten Füllofen (Generator), in welchem bei ungenügendem Luftzutritt Torf, Braun- od. Steinkohle verbrennt, u. der seine Hitze in ein aus Mauersteinen bestehendes Gitterwerk (Regenerator) abgiebt; das Gitterwerk erhitzt sich zur Weißglühhitze, u. der hindurchstreichende heiße Luftstrom wird schließlich auf den in einem feuerfesten Behälter befindlichen Körper des Verstorbenen geleitet. Bei mehreren in Dresden vorgenommenen Versuchen bewährte sich dies Verfahren. Hiermit ist der Einführung der L. Bahn gebrochen; allein bis jetzt fand sich die preuß. Regierung noch nicht bewogen, Schritte zur Förderung der Angelegenheit zu thun, während man in mehreren andern Staaten wenigstens die fakultative L. unter gewissen Voraussetzungen gestattet. Die Einführung wird dadurch erschwert, weil man einestheils den gewohnten Brauch der Begräbnißfeierlichkeit nicht aufgeben will, weil man ferner vielfach die Aufbewahrung von Asche für minder ästhetisch hält als das Verscharren der Leichen, u. weil man schließlich fürchtet, daß bei Vergiftungsfällen durch das Verbrennen die Beweismittel zerstört werden. Vgl. Baginsky, „Die Leichenverbrennung vom Standpunkte der Hygieine" u. Bernstein, „Ueber Pietät gegen die Todten" (Berl. 1874); Ullersperger, „Urne od. Grab? Welches die der Menschheit zuträglichste Bestattung" (Erl. 1874); Küchenmeister, „Die Feuerbestattung 2c." (Stuttg. 1875).



Nr. 3955. Ludwig Leichhardt (geb. 23. Okt. 1813, gest. 1848).

Leichhardt, Ludwig, deutscher Forschungsreisender in Australien, geb. zu Trebatsch bei Beeskow in der Mark 23. Okt. 1813, studirte 1833 u. 34 in Göttingen Sprachwissenschaften, dann in Berlin Naturwissenschaften u. ging 1841 nach Australien, wo er zunächst von Sidney u. der Moretonbai (Queensland) aus kleinere Wanderungen unternahm, um sich zu den größeren vorzubereiten, die er 1844—46 machte (vgl. sein Tagebuch über diese, herausgeg. von Zucholdt, Halle 1851). Auf seinem Zuge durch die unbekannte Einöde von der Ost- bis zur Nordküste an der Koburghalbinsel, zu dem er 13. Aug. 1844 von Sydney aus aufbrach, entdeckte er viele Flüsse, drang bis an den Carpentariabusen vor u. erlitt dort einen Ueberfall von Seiten der Schwarzen, bei welchem einer seiner wenigen Gefährten, der Naturforscher Gilbert, sein Leben verlor; aber er erreichte sein Ziel, indem er 24. Dez. 1845 in Port Essington eintraf. Von dort kehrte er nach Sidney zurück, wo man ihn schon unter die Todten gerechnet hatte u. nun um so begeisterter empfing. Ermuthigt durch diesen Erfolg, wollte er einen noch großartigeren Plan ausführen: den ganzen australischen Kontinent von Osten nach Westen, vom Großen bis zum Indischen Ozean durchziehen, unterwegs die von Sturt entdeckte Wüste untersuchen, die Nordwest- u. Westküste erforschen u. insbes. die Uebergänge der Vegetation u. des Thierlebens von Osten nach Westen genauer beobachten. Bei dieser Expedition hatte er aber von vornherein kein Glück: zweimal mußte er umkehren u. seit er ein drittes Mal in die Wildniß vordrang, ist er verschollen; Briefe vom 3. April 1848, welche an Freunde L.'s in Sidney gelangten, enthalten die letzte Kunde von ihm. — Vgl. Zucholdt, „L., eine biographische Skizze" (Lpz. 1856). Im J. 1874 trat ein gewisser Andrew Hume mit der Behauptung auf, im Quellengebiet des Stewart Creek sichere Nachrichten über L.'s Schicksal erhalten zu haben, doch sind seine Angaben als grober Betrug entlarvt worden.

Leichhuhn heißt eine in Deutschland ziemlich gemeine Eule, der Steinkauz (Strix noctua), weil sie wegen ihres Erscheinens am erleuchteten Kammerfenster u. wegen ihres wie „komm mit!" klingenden Rufes als Vorbote des Todes gilt.

leichtflüssig nennt man solche Metalle u. Legirungen, welche schon bei verhältnißmäßig niederer Temperatur schmelzen; das Wort ist demnach gleichbedeutend mit „leicht schmelzbar". Vgl. „Legirungen".

Leidenfrost'scher Versuch wird in der Physik eine eigenthümliche Erscheinung beim Sieden des Wassers genannt, welche zuerst von Leidenfrost, Professor der Medizin an der damaligen Universität Duisburg, in einer 1756 erschienenen lat. Abhandlung „Ueber einige Eigenschaften des Wassers" beschrieben wurde. Der Versuch ist folgender: Bringt man Wasser allmählich in kleinen Quantitäten in ein glühend gehaltenes Metallgefäß (einen Blechlöffel, am besten eine Platinschale), so zischt es nicht auf u. verkocht nicht, sondern es ballt sich zu einer klarbleibenden, unruhig hin- u. herrollenden Kugel zusammen, die allmählich kleiner wird u. verschwindet. Der an ihrer Unterfläche sich bildende Wasserdampf verhindert nämlich die Berührung mit dem glühenden Metall. Nimmt man die Lampe unter der Schale weg, so geräth beim Aufhören des Glühens der Schale die Wassermasse in eine plötzliche explosionsartige Verdampfung. Dasselbe kann nach Art des L. V.s auch bei Dampfkesseln eintreten, wenn diese bei glühenden Kesselwänden unvorsichtig mit Wasser gespeist werden. Das letztere wird beim Aufhören des Glühens jäh verdampfen u. den Kessel sprengen.

Leidenschaft nennt man in der Seelenkunde die unausgesetzte, krankhafte Richtung des Willens auf einen bestimmten Gegenstand, sei es, um denselben zu erlangen (L. des Begehrens, wie z. B. sinnliche Liebe, Spielwuth 2c.), od. um denselben zu vernichten (L. des Abscheu's, wie z. B. Haß, Rachsucht). Das Krankhafte der L. liegt in dem alleinigen Hervortreten einer Willensrichtung, wodurch die Harmonie der Seelenkräfte, insbes. die ruhige Ueberlegung, gehemmt wird; ihre Heilung erfolgt daher am ehesten durch die Ablenkung des Willens auf andere Ziele. Die L. unterscheidet sich als stetige Willensrichtung ebenso von der blos zeitweiligen „Neigung" u. dem „Hang", wie andererseits von dem „Laster", als dem unwiderstehlichen Drange zur Befriedigung der L. Selbst die Richtung des Willens auf an sich gute Zwecke kann zur L. werden; so äußert sich die L. auf religiösem Gebiete in Fanatismus. Den niederen Grad der letzteren Art (z. B. die L. für das Theater, für Musik u. Kunst) bezeichnet man als Enthusiasmus.

Leier, auch Bauernleier (ital. lira rustica) od. deutsche (lira tedesca) u. Bettlerleier genannt (franz. vielle), sehr altes Saiteninstrument, bestehend aus einem der Viola d'amore ähnelnden, mit sehr hohen Zargen versehenen Resonanzkörper, der nach dem Kopfe hin in einen länglichen Kasten ausläuft, in dessen rechter Seitenwand zehn bis zwölf Tasten angebracht sind, die mit den Fingern der linken Hand gespielt werden u. den klingenden Theil der Saiten begrenzen. Bezogen ist das Instrument mit vier Darmsaiten, von denen zwei zu beiden Seiten außerhalb des die Tasten enthaltenden Kastens liegen u. stets nur im Einklang fortsummen, daher Hummeln genannt werden. Nur die mittleren beiden werden durch die Tasten gespielt u. geben die diatonische Tonleiter, je nach Zahl der Tasten im Umfange von 10—12 Stufen. In Schwingungen gesetzt werden alle vier Saiten nicht durch einen Bogen, sondern durch ein hölzernes, mit Kolophonium bestrichenes Rad, welches durch eine Kurbel in Umschwung gebracht wird u. an die Saiten anstreicht. Wiederholte Verbesserungen, welche 1757 der Franzose Baton u. 1780 der Amtsschösser Biedermann in Schloß Beichlingen an der L. anbrachten, haben dem an sich armseligen Instrument nicht aufhelfen können. Dasselbe ist übrigens nicht zu verwechseln mit der alten Lyra, die im Deutschen auch häufig L. genannt wird.

Leier (Lyra) heißt ein Sternbild des nördl. Himmels zwischen Hercules, Drache u. Schwan. Die seine Sterne verbindende Figur wird dargestellt als ein sich herabsenkender Geier od. Adler mit einer Leier in den Krallen, daher auch noch der schöne Stern erster Größe in der L. Wega (arab. al waki, der sich Senkende) heißt, im Gegensatz zum Stern

Ataïr (der Steigende) im nahestehenden Sternbild des Adlers. Bemerkenswerth sind in der L. außerdem noch zwei Sterne dritter Größe.

Leierkasten, s. „Drehorgel“.

Leierschwanz, Leiervogel, Schweifhuhn (Menura superba), ein ehemals zu den Hühnern gezählter Sperlingsvogel aus der Familie der Eriodoriden od. Wollrückigen. Derselbe hat Größe u. Ansehen eines Huhnes, langen Hals, hohe Beine u. einen langen, beim Weibchen keilförmigen, beim Männchen aufgerichteten, leierförmigen Schwanz, braungraues Gefieder u. kastanienbraune Flügel. Er bewohnt die Felsengegenden Australiens, läuft schnell, fliegt schwerfällig u. nährt sich von Insekten u. Sämereien.



Nr. 3036. Der Leierschwanz (Menura superba).

Leihhaus, Leihbank. Der Begriff repräsentirt ein Kreditinstitut, das gegen Versatz (Faustpfand) von allerlei Gegenständen des täglichen Gebrauchs Darlehen zu mäßigem Zinsfuß gewährt u. dem Borger die Möglichkeit gewährt, sein Pfand wieder einlösen u. einem größeren Verlust vorbeugen zu können, sobald seine materiellen Zustände sich gebessert haben. Das L. nähert sich am meisten der Lombardbank; doch besteht der Unterschied, daß letztere Waaren (Handelsgüter) beleiht, während das L. größere Waarenposten grundsätzlich ausschließt. Von vornherein hauptsächlich für die weniger bemittelten Klassen berechnet, denen im Fall der Noth u. des augenblicklichen Bedürfnisses ein Kredit eröffnet werden soll, dienten die meist von den Gemeinden (selten vom Staat) gegründeten Leihhäuser ursprünglich dazu, das Geschäft der Pfandverleihung, das sich fast ganz in den Händen der Juden befand, zu regeln u. die ärmeren Klassen vor dem Pfandwucher zu schützen. In diesem Sinne wurde 1464 zu Perugia auf Veranlassung des Minoritenmönches Barnabas das erste L. ins Leben gerufen, in Deutschland zuerst 1498 in Nürnberg. China besitzt seine Leihhäuser schon seit vielen Jahrhunderten u. in größter Anzahl; in Kanton allein sollen über 800 Leihhäuser bestehen. Das größte L. der Welt ist wol der Mont de piété in Paris, der 1777 eröffnet wurde u. jetzt gegen 400 Beamte zählt. Die öffentlichen, d. h. unter Verwaltung u. Garantie der Stadtgemeinde stehenden Leihhäuser (Versatzämter) borgen auf die Pfandobjekte 1/3 bis 1/2 des ermittelten Werthes auf 3—6 Monate u. begnügen sich mit einem Zinsfuße (3—5 %), der selten einen Gewinn abwirft, sondern meist nur die nicht unerheblichen Kosten der Verwaltung u. Aufbewahrung deckt. Für nicht rechtzeitig eingelöste Pfänder wird hier u. da der Termin noch auf kurze Zeit verlängert, dann werden sie öffentlich versteigert. Erhebliche Gewinne werden dabei trotz der niedrigen Beleihungstaxe selten erzielt. — Außer den öffentlichen giebt es auch noch **Privatpfandleihanstalten**, deren Gewerbebetrieb sich im Allgemeinen an die Einrichtungen der kommunalen Leihhäuser anlehnt, obgleich die Taxation der Pfandobjekte, die Höhe des Zinsfußes, die Bedingungen der Rückzahlungsfrist ꝛc. für den Borger meist ungünstiger sind. Da solche Privatleihbanken (ebenso wie die öffentlichen Leihhäuser) dem Diebstahl eine recht bequeme Gelegenheit bieten, gestohlene Sachen rasch zu verwerthen, u. bei den privaten Leihhäusern eine Begünstigung durch Hehlerei allerdings möglich ist, so ist das private Pfandleihgewerbe einer bald mehr bald weniger strengen Polizeikontrole unterstellt.

Leihkauf (auch **Weinkauf**). Nach einer in Deutschland vielfach vorkommenden Sitte wird bei Grundstückskäufen, nam. bei Veräußerung von Bauerngütern, die Thatsache des Zustandekommens des Kaufes dadurch bekräftigt, daß einer od. auch beide Vertragschließende eine Summe Geldes zu dem Zwecke nach Abschluß des Vertrages hergeben, damit selbige von den Betheiligten u. etwaigen Zeugen verschmaust od. vertrunken werde. Eine besondere Bedeutung ist diesem Gebrauch nicht beizulegen; höchstens kann dadurch die Uebereinstimmung beider Theile darüber, daß ein Kauf stattfinden solle, außer Zweifel gesetzt werden, während die Kaufsbedingungen auch dann noch im Unklaren bleiben. Neuere Gesetzgebungen haben dem L. jede Wirkung abgesprochen.

Leihkontrakt (lat. commodatum) bezeichnet denjenigen Vertrag, durch welchen der Eine (Kommodant) dem Anderen (Kommodatar) eine bewegliche od. unbewegliche Sache zum unentgeltlichen Gebrauche dergestalt überläßt, daß der Empfänger die Sache in unverschlechtertem Zustande, sei es nach Ablauf der bestimmten Zeit od., wenn eine solche nicht festgesetzt wurde, jederzeit auf beliebigen Widerruf des Verleihers zurückgeben muß. Dadurch, daß der Empfänger keine Vergütung für den ihm verstatteten Gebrauch zu gewähren hat, unterscheidet sich der L. von der Miethe; dadurch, daß er dieselbe Sache zurückgeben muß, vom Darlehn.

Leim. Im Allgemeinen belegt man mit diesem Namen alle diejenigen aus thierischen Substanzen gewonnenen Fabrikate, welche die Eigenschaft haben, mit heißem Wasser eine Lösung zu geben, die beim Erkalten eine zitternde Gallerte bildet; speziell versteht man unter L. nur den gewöhnlichen **Tischlerleim**. Im thierischen Körper ist der L. nicht fertig gebildet vorhanden, sondern entsteht erst aus den betreffenden Substanzen, den **leimgebenden Geweben**, durch Kochen mit Wasser od. Behandeln mit Dampf. Sämmtliche Häute, Därme, Bindegewebe, Sehnen, Bänder, Knorpel u. Knochen geben bei passender Behandlung L., u. deshalb werden alle solche Abfälle, wie sie sich bei Fleischern, Gerbern u. in Abdeckereien ansammeln, als **Leimgut** in der **Leimsiederei** verwendet. Die Verwendbarkeit der Knochen zu L. kennt man erst seit 1812, wogegen die Leimsiederei aus den weicheren thierischen Stoffen ein sehr altes Gewerbe ist. Obgleich man im Handel zwischen **Hautleim** u. **Knochenleim** unterscheidet, so kommen doch auch Sorten von L. vor, die aus beiden bestehen, indem bei der Fabrikation häutige Theile u. nam. kleinere u. dünnere Knochen häufig gemeinschaftlich verarbeitet werden. Den Knochen entzieht man am zweckmäßigsten zunächst durch Behandlung mit Salzsäure den phosphorsauren Kalk, wobei das leimgebende Gewebe, auch **Collagen** genannt, zurückbleibt; dieses läßt sich dann leicht in L. umwandeln. Die permanenten (d. h. nie verknöchernden) Knorpel des thierischen Körpers, so nam. die Rippen, Kehlkopf, Luftröhre, Nase u. s. w., bestehen aus einer besonderen Art des leimgebenden Gewebes, welche zum Unterschied von dem der harten Knochen **Chondrogen** genannt wird; die Chemiker belegen auch den aus letzterem gewonnenen Leimstoff mit dem besonderen Namen **Chondrin** od. **Knorpelleim**, während der aus harten Knochen bereitete L. den wissenschaftlichen Namen **Glutin** führt. Beide, Chondrin u. Glutin, besitzen eine ähnliche chemische Zusammensetzung u. enthalten außer Kohle, Wasserstoff u. Sauerstoff noch Stickstoff; sie unterscheiden sich aber durch ihr verschiedenes chemisches Verhalten. So scheiden z. B. verdünnte Mineralsäuren, sowie auch Essigsäure, Oxalsäure u. s. w., das Chondrin aus seinen Lösungen ab, während in den Glutinlösungen keine Fällung durch diese Säuren entsteht; wohl aber bewirkt ein Zusatz von starker Essigsäure od. von Salpetersäure insofern eine Veränderung, als solche Glutinlösungen dann nicht mehr gallertartig erstarren (flüssiger L.). — Um das Leimgut bis zu seiner Verarbeitung vor Fäulniß u. Verderben zu schützen, wird es in Gruben mit Kalkmilch eingelegt; der Kalk entzieht hierbei gleichzeitig dem Leimgut das Fett od. führt dieses wenigstens in Kalkseife über, die durch nachheriges Waschen entfernt wird, u. ebenso werden auch die noch anhängenden Fleisch- u. Bluttheile durch den Kalk entfernt. Nachdem behufs Versieden des Leimgutes der Kalk sorgfältig

wieder entfernt worden, bringt man nach der älteren Methode die Masse in einen mit Wasser gefüllten Kessel über offenes Feuer. Der Kessel hat über seinen eigentlichen Boden noch einen zweiten siebförmigen, auf dem das zu verkochende Leimgut liegt, so daß sich unter dem Siebboden nur die reine Leimlösung sammelt. Ist diese konzentrirt genug, so läßt man sie durch einen Hahn ab u. auf die Klärtufen laufen, wo sie mit etwas Alaun versetzt wird. In neuerer Zeit u. in größeren Fabriken erfolgt das Auskochen des Leimgutes mit Dampf in geschlossenen eisernen Cylindern. Die erhaltene Leimlösung wird behufs der Klärung längere Zeit warm erhalten, u. nach dem Erstarren zu einer festen Gallerte wird diese ausgestürzt u. der Leimblock mit gespannten Messingfäden so zertheilt, daß die Schnitte nach dem Trocknen die bekannten Leimtafeln geben. Das Trocknen erfolgt auf Rahmen, die mit einem weitmaschigen Drahtnetz od. Bindfaden überspannt sind, deren Eindrücke man an den trocknen Tafeln in der Regel noch erkennt. In seiner äußeren Erscheinung ist der L. sehr verschieden; man hat solchen, der nur schwach gelblich gefärbt ist, aber auch mehr od. weniger dunkelbraunen; manche Sorten sind vollständig klar u. durchsichtig, andere wieder trübe od. ganz undurchsichtig. Letzteres ist z. B. bei dem sog. russ. L. der Fall, der eine gelblichweiße Farbe besitzt, die ihm durch Zusatz von Bleiweiß, schwefelsaurem Bleioxyd od. ähnlichen Körpern ertheilt wird. Im Handel wird der L. gewöhnlich noch nach den Städten benannt, wo er fabrizirt wird, so z. B. Kölner, Mühlhäuser, Nördlinger L. u. s. w. Die Benutzung des L.s als Bindemittel ist allbekannt; er wird aber auch zur Bereitung von Buchdruckerwalzenmasse (Leim u. Glycerin) sowie zu verschiedenen anderen Zwecken verwendet. Ganz weißer, durchsichtiger L. wird Gelatine (s. Bd. IV, S. 601) genannt.

Leimfarbe nennt man im Gegensatz zu Oelfarbe u. Wasser- od. Kalkfarbe diejenige Art des Anstrichs auf Wände u. a. Gegenstände, bei welchem die Farben (pulverförmige Erdfarben), damit sie besser haften, mit Leimwasser angerührt werden.

Lein, s. „Flachs".

Leine, der wichtigste Zufluß der Aller, entspringt auf dem Eichsfelde bei Worbis in der preuß. Provinz Sachsen, fließt zuerst nach W., durchschneidet dann im nördl. Lauf göttingisches u. braunschweigisches Gebiet, geht wieder auf hannöverisches Gebiet über u. mündet, nachdem sie die Stadt Hannover selbst berührt hat, beim Dorfe Eikeloh. Ihr Lauf hat eine Länge von 25,5 M.; ihr Gebiet umfaßt 111 □M. Flößbar ist sie von Göttingen, schiffbar von Hannover an. Die wichtigsten Nebenflüsse der L. sind rechts die Ruhme u. Innerste, links die Elme, Ihme u. Wunstorier Aue. Von ihr hatte unter franz. Herrschaft das zum damaligen Königreich Westfalen gehörige Leinedepartement den Namen, dessen Hauptstadt Göttingen war.

Leinfink, s. „Finken". Nicht Leimfink, wie dort Spalte 160 unterste Zeile steht.

Leinengarn, s. „Garn".

Leiningen, altes deutsches Grafengeschlecht, dessen Mannsstamm schon 1220 ausstarb. Infolge dessen nahm Friedrich v. Hardenburg, Sohn der Erbtochter Lukardis, nachdem ihm die L.'schen Besitzungen zugefallen waren, den Namen eines Grafen v. L. an. 1317 theilt sich das Haus in die **Friedrich'sche** u. die **Joffried'sche** Hauptlinie. Erstere erlosch 1467 im Mannsstamme u. setzte sich in weiblicher Linie als Haus **L.-Westerburg** fort. Dieses theilt sich wieder seit 1695 in die Linien **Alt-L.-Westerburg,** deren Chef (jetzt Graf Friedrich, geb. 30. Dez. 1852) Herr der Standesherrschaft Ilbenstadt bei Friedberg im Großherzogthum Hessen ist, u. **Neu-L.-Westerburg;** letztere zerfällt in eine Nassauische Linie, welche die Grafschaft Westerburg u. Schadeck im ehemaligen Herzogthum Nassau besitzt, im Mannsstamme aber erloschen ist, u. eine Bayerische Linie, deren gegenwärtiges Haupt der bayer. Oberstleutnant a. D. Graf Wilhelm, geb. 16. Febr. 1824, ist. Die Joffried'sche Hauptlinie nannte sich, nachdem sie die Grafschaft Dachsburg geerbt, **L.-Dachsburg** u. theilte sich später in zwei Linien: 1) Die Linie **L.-Hardenburg-Dachsburg,** 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor durch den Luneviller Frieden ihre ca. 12 □M. umfassenden Besitzungen im Worms- u. Speiergau u. auf dem linken Rheinufer, ward zwar dafür 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen u. in der Rheinpfalz entschädigt, die, zusammen gegen 25 □M., in ein neues Fürstenthum L. vereinigt wurden, doch kam dieses 1806 als Standesherrschaft unter badische u. 1810 zum Theil (5 □M.) unter bayerische, zum Theil unter großherzoglich hessische Oberhoheit. Jetziger Standesherr ist Fürst Ernst zu L., Linienschiffskapitän der großbritannischen Marine, geb. 9. Nov. 1830 u. vermählt 11. Sept. 1858 mit der Prinzessin Marie von Baden. Seine Großmutter war die Fürstin Victoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, nachmalige Herzogin von Kent u. als solche Mutter der Königin Victoria von England. Sein Vater war jener Fürst Karl zu L., der vom 9. Aug. bis 5. Sept. 1848 dem deutschen Reichsministerium präsidirte (geb. 12. Sept. 1804, gest. 13. Nov. 1856). 2) Die Linie **L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg** blüht noch in dem gräflichen Hause L., welches heute in die Linien **L.-Billigheim** u. **L.-Neudenau** zerfällt. Erstere, deren Besitzungen in Baden u. dem preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden liegen, hat zum Chef den Grafen Karl zu L., geb. 7. März 1823; letztere, welcher u. a. die Herrschaften Bronnbach, Neudenau u. Herbolsheim im Großherzogthum Baden gehören, den Grafen Maximilian zu L., geb. 3. Nov. 1853.

Leinöl (Oleum lini), ist das fette Oel des Leinsamens, welches theils durch kaltes, theils durch warmes Pressen desselben gewonnen wird. Das kaltgepreßte ist feiner u. hellgelb, das warmgepreßte ist dunkler u. besitzt einen weniger feinen Geschmack u. Geruch, der sich durch Stehen, infolge leichten Ranzigwerdens des Oeles, noch verschlechtert. Bei —20° wird das L. heller, ohne jedoch Stearin abzusetzen od. zu erstarren; letzteres geschieht erst bei —27°. Das L. löst sich in 5 Theilen siedendem Alkohol u. in 40 Theilen kaltem, von Aether braucht es nur 1,6 Theile. Das ganz frische u. kaltgepreßte L. ist genießbar u. wird auch in manchen Ländern, wie in Rußland u. Polen, zur Nahrung verwendet. Die Hauptverwendung aber ist die zu Buchdruckerfarbe u. zu Firnissen, wozu sich nam. recht altes Oel bes. gut eignet, da das L. zu den sog. trocknenden Oelen gehört. — Die Preßrückstände, welche man bei der Bereitung des L. erhält, führen den Namen **Leinölkuchen** u. werden, namentlich für Rindvieh, als Futter benutzt. Das Leinmehl der Apotheken darf nicht aus diesem Kuchen, sondern nur durch Pulvern der frischen Samen dargestellt werden.

Leinpfade, die Wege längs der Flüsse od. Kanäle, auf denen Menschen (Leinläufer od. Leinzieher) od. Pferde die Schiffe an Seilen (Zug- od. Trödelleinen) stromaufwärts ziehen. Der hinterste dieser Leinläufer hat eine Verwicklung der Leine an Baumästen ꝛc. zu verhüten u. heißt Leinwächter.

Leinster (spr. Lenstr), die südöstlichste Provinz Irlands, wird im O. von der Irischen See, im S. vom St. Georgskanal, im SW. von Munster, im NW. von Connaught u. im N. von Ulster begrenzt; es zerfällt in die Grafschaften Wexford, Kilkenny, Carlow, Wicklow, Queens County, Kings County, Kildare, Dublin, Meath, Westmeath, Longford u. Louth, die zusammen einen Flächenraum von 355,33 □M. einnehmen. Die Küste, der sich in der Mitte das Bergland stark nähert, hat in den Baien von Dundalk, Dublin u. Wexford u. an den Mündungen der größeren Flüsse treffliche Hafenplätze, wird aber von der südöstlichsten Spitze Carnsore Point bis zur Dubliner Bai in einer Entfernung von 2—3 M. von einer parallelen Reihe von Bänken begleitet, die der Schifffahrt hinderlich sind. Der N. von L. ist Tiefebene, die nur in einzelnen Höhen 200—250 m. hoch ansteigt, die Mitte u. der S. Bergland, dessen höchste Erhebungen im S. von Dublin, in der Grafschaft Wicklow liegen (Lugnaquilla 868 m.). Die Ebenen sind noch theilweise, bes. im N., mit ausgedehnten Torf- u. Moorgründen bedeckt u. weisen dort auch eine große Anzahl von Seen auf, deren bedeutendste der Ree, Ennel, Owel, Deravaragh u. Sheelin sind; der erstere u. letztere gehören aber nur theilweise dieser Provinz an. Der Hauptfluß von L. ist der Barrow; er nimmt hier den Nore auf u. vereinigt sich im Waterfordhafen mit dem Suir, welcher einen Theil der südl. Grenze bildet; nächstdem sind die wichtigsten Flüsse der Slaney, Liffey, Boyne u. Shannon, der L. von Connaught scheidet. Zahlreiche Kanäle stellen nam. im N. die Verbindung zwischen diesen Flußgebieten her. Die Bevölkerung zählte 1871: 1,335,966 Seelen, 638,000 weniger als 30 Jahre zuvor. Davon waren 1,145,104 röm. Katholiken, 164,586 gehörten der engl. Staatskirche an, 12,556 zu den Presbyterianern, 6530 zu den Methodisten. Das keltische Element umfaßte (nach dem Census von 1861) nur noch 35,704 E., d. i. 2% der Gesammtbevölkerung; nur Irisch sprachen davon 238, Irisch u. Engl. 35,466; durch die starke Auswanderung wird der irische Theil des Volkes seitdem noch eine sehr starke Verminderung erfahren haben. Ackerbau u. Viehzucht, Spinnerei u. Weberei, Brennerei, Torfstich u. Fischfang sind die wichtigsten Erwerbszweige der Bevölkerung. Die Hauptstadt von L. ist Dublin (s. d.).

Leinwand heißt eigentlich nur das glatte, aus der gesponnenen Faser des Flachses, dem Leinengarn, hergestellte Gewebe, das seit alter Zeit ein wichtiger Artikel der Hausindustrie gewesen ist. Der Name L. ist jedoch auch auf Gewebe übertragen worden, welche aus anderem ähnlichen

Materiale durch dieselbe Webweise erzeugt werden u. ähnlichem Verbrauche dienen, u. man unterscheidet demnach Flachsleinwand od. reine L., Hanfleinwand, Wergleinwand u. gemischte L., zu welcher mehr od. weniger Baumwolle genommen wird. Die gröbste Sorte L. ist das Segeltuch, welches meist aus Hanfgarn gewebt wird; Zelt-, Sack-, Packleinen bezeichnen andere starke Grade. — Zu Wäsche dienen feinere Sorten, von der sog. Hausleinwand an, zu der das Garn in ländlichen Wirthschaften früher ganz gewöhnlich aus selbstgebautem Flachse gesponnen wurde; jetzt gilt die Bezeichnung Hausleinwand für solche L., zu welcher nur Handgespinnst verwendet wurde. Denn die Leinenindustrie ist in unserem Jahrhundert ebenfalls der Maschinenthätigkeit anheimgefallen, u. wenigstens das Spinnen der Flachsfaser wird zum größten Theile jetzt von Maschinen besorgt, wenn auch das Weben noch auf Handstühlen ausgeführt wird. Die Garne werden zur L. in ungebleichtem Zustande verwebt; nur einige Leinwandsorten, wie das böhm. u. schles. Weißgarnleinen u. das westfälische Lowentlinnen, wird aus vorher gebleichten Garnen hergestellt. Jene erhalten ihre Vollendung durch nachträgliches Bleichen u. Appretiren (Stärken, Kalendern u. Glänzen). Die früher ausschließlich angewandte Natur- od. Rasenbleiche, welcher einzelne durch Wiesenflächen, reines Wasser u. reine Luft begünstigte Gegenden das Aufblühen einer gewinnbringenden Leinwandindustrie verdankten, hat in unserer Zeit vielfach, aber freilich nicht zum Nutzen der Gewebe, der Schnellbleicherei mit Chlor das Feld überlassen müssen (vgl. „Bleichen"). Zu dem Stärken der L. dient ein dünner, mit weißem Wachs u. etwas Unschlitt gekochter u. mit Ultramarin angebläuter Stärkekleister, mit welchem die L. getränkt wird. Durch mehrmaliges Passiren von metallenen, mit Dampf erhitzten Walzen wird sie getrocknet u. schließlich dadurch, daß sie zwischen zwei enggestellten pressenden Walzen (einer Metall- u. einer Papierwalze) hindurchläuft, geglättet. Früher wurde der Glanz mittels eines abgerundeten Stückes von polirtem Achat, Feuerstein od. Glas durch Reiben mit der Hand erzeugt, jetzt bedient man sich dazu der Glättmaschinen, deren wesentlich wirkender Theil eine blankpolirte, sehr eng gestellte Walze ist, die sich rascher dreht als das hindurchlaufende Zeug. Die appretirte L. wird stückweise (webenweise) zusammengelegt od. gerollt, gepreßt, gebunden 2c. Die Länge der einzelnen Weben beträgt in der Regel 72 Ellen, ist jedoch in verschiedenen Gegenden auch etwas verschieden.

Die Feinheit der L. richtet sich nach der Feinheit der Kettenfäden u. wird durch die Anzahl der **Gänge** (à 40 Fäden) auf die Elle der Breite ausgedrückt. Segeltuch von 18 Gängen enthält also auf die Elle Breite 720 Fäden, die noch gröbere u. lose gewebte Sack- u. Packleinwand hat bei nur 8—10 Gängen blos 320—400 Kettenfäden auf die Elle Breite. L. zu Wäsche, Hausleinen, böhm., schles., hannöv. L. hat 24—100 Gänge; der feinste Batist (s. d.) noch mehr. — Der Schuß besteht bei reiner L. wie die Kette aus Leinengarn, bei Halbleinen aus Baumwollengarn. Um die Feinheit der L. zu erkennen, bedient man sich einer Lupe, mittels der man die auf einer bestimmten Quadratfläche enthaltenen Kettenfäden zählt, eines sog. Fadenzählers. Um die **Beimischung von Baumwolle nachzuweisen**, giebt es außer dem Mikroskop auch einige chemische Reagentien, welche die Leinen- u. die Baumwollenfaser verschieden angreifen u. nach kurzer Einwirkung die eine von der andern leicht erkennen lassen. Solche sind z. B. konzentrirte engl. Schwefelsäure, welche in einer von der Appretur durch Kochen in heißem Wasser befreiten L. die Baumwollfäden in wenig Minuten (1–2 M.) zerstören, so daß dieselben in dem mit sodahaltigem Wasser ausgewaschenen Gewebe verschwunden sind; ferner in Alkohol aufgelöstes Fuchsin, welches zwar Leinen- u. Baumwollfäden roth färbt, nach der Auswaschung mit Wasser u. Ammoniakflüssigkeit aber nur an den Leinenfäden haften bleibt, während die Baumwollfäden wieder weiß erscheinen u. a. (vgl. Abb. unter „Baumwolle", Bd. II S. 459 ff.).

Die **Leinenindustrie** hat eine sehr weit hinaufreichende Geschichte. L. wurde schon von den alten Aegyptern gewebt, u. noch die Römer bezogen dieselbe aus der ältesten uns bekannten Quelle. Der Anbau des Flachses, der sich rasch verbreitete, da er Bodenarten nutzbar zu machen gestattet, die sonst wenig od. keinen Ertrag geben würden, wie in hochgelegenen Bergthälern, führte die Verarbeitung zu Gespinnst u. Gewebe mit sich. Um so mehr, als die letztere in den langen Wintermonaten Beschäftigung bot. Bis in das 18. Jahrh. kleidete sich der größte Theil unserer ländlichen Bevölkerung in selbstgewebtes Linnen. Indessen entwickelte sich die Leinenindustrie, durch die Natur begünstigt, in einzelnen Gegenden ganz besonders, so nam. in Irland, dessen Bleichereien jetzt noch ihren Jahrhunderte alten Ruhm bewahren, ferner in den nördl. Departements Frankreichs, in Deutschland, vorzüglich in Westfalen, Hannover, Sachsen (Lausitz, Herrnhuter L.) u. Schlesien, wo die Abhänge des Riesengebirges vortreffliche Bleichpläne boten, an denen Oesterreich mit Böhmen gleichen Antheil hatte.

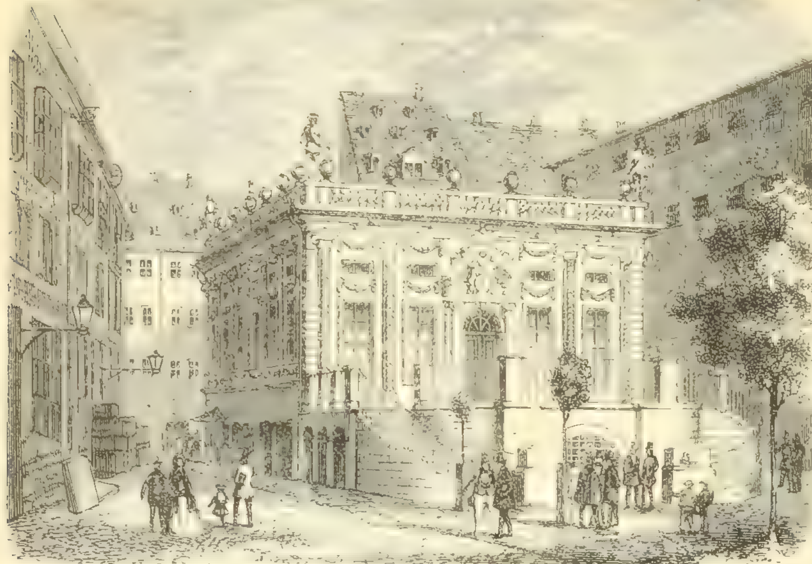
Die Niederlande (holländ. L.) u. die Schweiz sind ebenfalls altberühmte Produktionsländer für L. Der Kampf, den die Neuzeit durch Einführung der Maschinen hervorgerufen hat, hat auch hier die Verhältnisse mannichfach verändert, doch nicht so durchgreifend wie auf anderen Gebieten, da die Eigenthümlichkeit des Flachsbaues, als immer nur auf verhältnißmäßig kleinen Parzellen erfolgend u. deshalb kein gleichmäßiges Produkt liefernd, der Maschinenspinnerei nicht günstig ist. Die ersten Flachsspinnmaschinen wurden in Nordengland u. Schottland Ende des vorigen Jahrhunderts aufgestellt, jedoch mit nicht sehr großem Erfolge, so daß Napoleon 1810 noch einen Preis von einer Million Frcs. für eine derartige Maschine aussetzen konnte, welcher aber niemals zur Auszahlung gelangte; er spornte aber an, u. besonders war es Girard, dessen Erfindungen die heutige mechanische Flachsspinnerei das meiste verdankt. Sein erstes Patent stammt vom 28. Juli 1810. Die Engländer (Hall) haben sein Maschinensystem nur verbessert, aber auch mit der ihnen eigenthümlichen Energie schließlich zu großer Vollkommenheit gebracht. Die Zahl der Spindeln, welche die Flachsspinnerei dort beschäftigt, dürfte anderthalb Millionen weit überschreiten, während sie sich für Frankreich ungefähr auf 700,000, für Deutschland auf kaum 200,000, für Oesterreich dagegen auf mehr als 300,000 beziffert.



Nr. 3[illegible]7. Das alte Leipzig zu Anfang des 18. Jahrh.

Leipzig, zweitgrößte, in Betreff der Wissenschaft u. des Handels erste Stadt Sachsens, liegt im nordwestlichsten Theile dieses Königreichs in einer sich tief in das Mittelgebirge erstreckenden Bucht der Norddeutschen Tiefebene u. $1\frac{1}{2}$ M. von der preuß. Grenze. Drei Flüsse durchschneiden die Stadt: die Pleiße trennt die westl. Vorstadt von dem Innern, vereinigt sich dann mit der Parthe, die den neuen Anbau im N. durchfließt, u. mündet in die Weiße Elster, welche in mehrfachen Verzweigungen die Westvorstadt durchströmt. L. besteht aus der inneren Stadt, der Dresdener (Grimmaische), Zeitzer (Peters-), Frankfurter (Ranstädter-) u. Halle'schen Vorstadt, an welche sich nach O. die Marienvorstadt, nach W. die Westvorstadt, nach SO. die Johannisvorstadt u. nach N., S. u. SW. neue Anbaue anschließen, welche in den letzten Jahren bes. infolge der Flußregulirungen eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen haben. Die innere Stadt zeigt am Markt u. in den meisten Straßen den Baustil des 16. u. 17. Jahrh. u. unter den mit zahlreichen Erkern u. Giebeln versehenen Privathäusern nicht wenige schöne Denkmäler deutscher Renaissance- u. Rococobaukunst. Bes. stattlich nimmt sich der große Marktplatz aus, an dessen Ostseite sich das 1556 von Lotter erbaute giebelreiche Rathhaus erhebt. Die Altstadt erhält mehr u. mehr den Charakter einer „City" mit verhältnißmäßig dünner Bevölkerung u. ausgedehnter Ausnutzung des Grund u. Bodens zu Niederlagen u. Verkaufsräumen. Begünstigt wird diese Umwandlung durch eine L. eigenthümliche Hausanlage; die große Anzahl von Stadtgütern, welche die Stadtmauern im Mittelalter umschlossen, ist zu großen Höfen umgebaut worden, die jetzt bequeme Verbindungen zwischen den Straßen herstellen, dem Meßverkehr große Räume gewähren u. theilweise auch zur Anlage von Läden benutzt werden. Der berühmteste dieser Höfe ist „Auerbach's Hof" an der Grimmaischen Straße. Die schönsten Gebäude der innern Stadt liegen an der Schiller- u. Parkstraße, an letzterer u. am Brühl u. a. der palastartige Bau der Allgemeinen Deutschen Kreditanstalt, welcher an die Stelle des alten Georgenhauses getreten ist. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich hier aus die Universität od. das Augusteum am Augustusplatz (1831—36 nach Schinkel's Plänen erbaut) mit den dazu gehörigen großen Häusern Fridericianum u. Mauricianum u. der daran stoßenden Paulinerkirche, u. die Pleißenburg (1549 von Lotter erbaut), die alte Citadelle von L., welche jetzt noch, neuerdings vielfach umgebaut, als Kaserne dient, u. vor der sich noch ein unausgefüllter Theil des ehemaligen Stadtgrabens befindet. Die innere Stadt wird von den Vorstädten durch einen Kranz von Promenaden

u. eine Anzahl großer Plätze geschieden, welche die Stelle der ehemaligen Befestigungsmauern u. Stadtgräben einnehmen. Die schönsten Theile der städtischen Anlagen sind der sich an das Neue Theater im N. anschließende Park u. die breiten Promenaden zwischen dem Petersthor u. dem Museum, beide nach Lenné's Plänen angelegt. Der schönste unter den Plätzen L.s u. einer der größten in Deutschland ist der auf der Ostseite der inneren Stadt gelegene Augustusplatz, auf welchem das 1864 bis 1868 nach Langhans' Plänen erbaute Neue Theater, das 1856–58 nach Lange's Entwürfen ausgeführte Museum, das Postgebäude (1836 bis 1838 erbaut) u. das Augusteum mit der Paulinerkirche steht;



Nr. 3938. Die Börse auf dem Naschmarkt in Leipzig.

vor dem Petersthore liegt der Königsplatz; an denselben schließt sich östl. der Roßplatz, westl. der Obstmarkt. An der Nordwestseite der inneren Stadt liegt der Fleischerplatz u. der Theaterplatz mit dem Alten Theater, an der Nordseite der Waageplatz. Die Vorstädte haben verhältnißmäßig wenig größere Plätze, zeichnen sich aber immer noch durch eine Fülle von schönen Privatgärten aus, trotzdem daß die Bauunternehmungen der letzten Jahrzehnte auch diesen Schmuck L.s arg beschnitten haben.



Nr. 3939. Das Rathhaus in Leipzig.

Die Bevölkerung zählte 1871: 106,925 E., darunter waren 2673 Katholiken, 247 Deutschkatholiken, 1739 Juden u. 147 Griechen. Die faktische Bevölkerung ist aber eine unzweifelhaft größere als die ansässige, da sich unmittelbar, mit ununterbrochenen Häuserreihen, an L. eine Anzahl Vordörfer anschließen, die zwar noch nicht in die politische Stadtgemeinde aufgenommen, aber topographisch, gewerblich u. sozial als Fortsetzung der Vorstädte zu betrachten sind, einen durchaus städtischen Charakter in ihrer Anlage tragen u. Tausenden als Wohnorte dienen, welche durch Beruf u. Arbeit an L. gebunden sind; dahin gehören nam. im O. Reudnitz (9430 E.), Neu-Schönefeld (5557 E.), Volkmarsdorf (5269 E.), Neu-Sellerhausen (1068 E.), Anger (1055 E.), Crottendorf (334 E.) u. im SO. Neu-Reudnitz (1377 E.) mit den Thonberg-Straßenhäusern (3163 E.); in weiterem Verhältniß zur Stadt stehen dann noch Alt-Schönefeld (3054 E.), Eutritzsch (2672 E.), Gohlis (5015 E.), Lindenau (7484 E.), Plagwitz (2531 E.) u. Connewitz (4388 E.).

L. hat 11 Kirchen, darunter 8 für die Lutheraner u. je eine für die Katholiken, Reformirten u. Irvingianer; außerdem ein griech. Bethaus u. eine in maurischem Stile 1855 prächtig erbaute Synagoge. Von den protestant. Kirchen ist keine architektonisch hervorragend; die älteste, die Nikolaikirche, entstand nach Begründung der deutschen Ansiedelung in L. u. blieb die Hauptpfarrkirche der Stadt; sie wurde in spätgoth. Stile erneuert u. 1525 neu geweiht; im Anfange des 13. Jahrh. wurden die Peterskirche u. Thomaskirche gegründet, letztere 1496 neu erbaut; der Friedhof der Johanniskirche vor dem Grimmaischen Thore enthält die Gräber von Seb. Bach, Hiller, Gellert, Mahlmann, Pölitz ꝛc. Die kathol. Kirche an der Weststraße ist ein schönes goth. Bauwerk, nach Heideloff's Plänen 1847 errichtet; in der 1240 erbauten, 1544 erneuerten Universitäts- od. Paulinerkirche befindet sich ein Grabdenkmal des 1307 in der Thomaskirche ermordeten Markgrafen Diezmann von Meißen.

Unter den Bildungsanstalten, deren Pflege sich L. von jeher außerordentlich hat angelegen sein lassen, steht die Universität obenan, an wissenschaftlicher Bedeutung u. Zahl der Studirenden gegenwärtig die erste im Deutschen Reich. Sie wurde 4. Dez. 1409 durch Friedrich den Streitbaren gestiftet, welcher den infolge der hussitischen Unruhen aus Prag vertriebenen deutschen Studenten in L. ein Asyl gewährte; ihre Besitzungen vermehrte nam. der Kurfürst Moritz; um ihre innere Entwicklung haben sich vorzugsweise die Könige Friedrich August I. u. Johann verdient gemacht. Gegenwärtig besitzt die Universität neben mehreren Rittergütern 41 zum Theil große Häuser in der Stadt. Mit ihr verbunden ist eine über 200,000 Bände zählende Bibliothek, ein Münzkabinet, ein Archäologisches Museum, Sammlungen für Zoologie, Mineralogie u. Pharmakognosie, eine Sternwarte, musterhaft eingerichtete Laboratorien für Chemie (Abb. s. Bd. V, Sp. 1079), Physiologie u. Pathologie, Institute für Physik u. Anatomie, ein Botanischer Garten, eine Entbindungsschule, eine Augenheilanstalt, ein Klinisches Institut u. andere Anstalten u. Seminare zur theoretischen u. praktischen Ausbildung der Studirenden. Unbemittelten gewähren reiche Stiftungen, unter ihnen nam. das Konvikt, vielseitige Unterstützung. Im Sommer 1875 betrug die Zahl der Studirenden 2785; die gegenwärtig (Nov. 1875) noch nicht abgeschlossenen Immatrikulationen lassen vermuthen, daß für das Wintersemester 1875/76 die Zahl der Studenten 3000 übersteigen wird; 155 Dozenten haben für das Wintersemester 1875/76 Vorlesungen angekündigt, darunter 64 ordentliche, 49 außerordentliche Professoren u. 42 Privatdozenten u. Lektoren. Von den gegenwärtig an der Universität wirkenden Professoren gehören viele zu den hervorragendsten Vertretern der deutschen Wissenschaft, so die Theologen Baur, Delitzsch, Kahnis, Lechler, Luthardt, die Juristen Friedberg, Hänel, Osterloh, Stobbe, Schmidt, Wächter, der Nationalökonom Roscher, die Mediziner Carus, Coccius, Credé, Ludwig, Thiersch, Wagner, Wunderlich, die Astronomen Bruhns u. Zöllner, die Mathematiker Neumann u. Scheibner, der Physiker Hankel, die Chemiker Kolbe, Knop u. Wiedemann, der Zoolog Leuckart, die Geologen Credner u. Zirkel, der Botaniker Schenk, die Philologen Curtius, Lange, Ritschl, der Aegyptolog Ebers, die Orientalisten Brockhaus, Fleischer, Krehl, Loth, die Germanisten Hildebrand u. Zarncke, der Romanist Ebert, der Archäolog Overbeck, der Kunsthistoriker Springer, die Historiker Voigt u. Wuttke, die Philosophen Drobisch, Fechner, Strümpell ꝛc. In weiterer Verbindung mit der Universität steht die Landwirthschaftliche Lehranstalt zu Plagwitz. Von anderen höheren Lehranstalten besitzt L. zwei Gymnasien, die Nikolai- u. Thomasschule, deren letztere, schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. gestiftet, sich später bes. durch die Pflege des Kirchengesanges einen glänzenden Namen in der Geschichte der Musik erworben u. unter ihren Kantoren Männer wie Seb. Bach, Hiller, Schicht, Hauptmann aufzuweisen hat, ein Modernes Gesammtgymnasium (Privatanstalt), zwei Realschulen, eine Handelsschule, eine Lehranstalt für Buchhändlerlehrlinge,

eine Kunstgewerbeschule u. eine Baugewerkenschule. Hierzu kommen noch fünf Bürgerschulen, höhere Bürgerschulen für Knaben u. Mädchen u. mehrere Bezirks- u. Armenschulen. Seit 1778 hat L. eine Taubstummenanstalt, seit 1862 eine Blindenanstalt, außerdem auch noch ein großes Waisenhaus u. ein 1846 gegründetes Pestalozzistift für Erziehung armer Kinder, ein großes Bürgerspital (Johannisstift), nach den Plänen des Leipziger Architekten Lipsius 1872 vollendet 2c.

Der Kunst dient die Akademie der bildenden Künste, das Städtische Museum, welches sich durch eine ausgewählte Sammlung von Gemälden, Kupferstichen u. Skulpturen u. durch die 1871 vollendeten Fresken von Groiße auszeichnet, u. das Okt. 1874 eröffnete Kunstgewerbemuseum; fünf Theater (Altes u. Neues, Germania-, Karl- u. Baudevilletheater) pflegen die dramatische Kunst, das 1843 durch Mendelssohn-Bartholdy begründete Konservatorium der Musik ist eine der ersten derartigen Anstalten Deutschlands, u. die Gewandhauskonzerte (s. d.) haben sich ihren europ. Ruf bis heute bewahrt. Unter den zahlreichen Gesangvereinen haben die von Studenten gebildeten „Paulus" u. „Arion", die Singakademie u. der Riedel'sche Verein großen Einfluß auf das musikalische Leben L.s gewonnen. An bedeutenden Denkmälern ist die Stadt arm; auf dem Königsplatze erhebt sich ein Denkmal Friedrich August's I. (von Oeser), an der Ersten Bürgerschule steht die Statue Thaer's von Rietschel (1850) u. ein Monument für Rob. Schumann (1875), im Rosenthale sind Gellert u. dem Komponisten Zöllner, auf dem Theaterplatze Hahnemann, an der Thomasschule Seb. Bach u. Hiller Denkmäler errichtet worden; andere erinnern an denkwürdige Ereignisse in den Oktobertagen 1813. Eine besondere Zierde für die Stadt verspricht das große Siegesdenkmal (von Siemering) zu werden, welches auf dem Marktplatze seine Stelle finden soll. Als Ueberrest mittelalterlicher Kunstübung sind die Fresken im Kreuzgange des Paulinums interessant.

Außer der Universitätsbibliothek besitzt L. noch eine sehr umfangreiche Stadtbibliothek. Der Pflege der Wissenschaft ist eine große Anzahl von Gesellschaften gewidmet; von diesen sind nam. hervorzuheben die Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, die Deutsche Gesellschaft, die Deutsche Morgenländ. Gesellschaft, der Verein von Freunden der Erdkunde, der Verein für Geschichte L.s, die Astronomische Gesellschaft, der Anthropologische Verein 2c. Zu den Sammlungen wissenschaftlichen Charakters gehört in erster Linie das seit 1871 bestehende Museum für Völkerkunde u. die Alterthümersammlung des Vereins für Geschichte L.s.

L. ist weit mehr Handels- als Industrieplatz, dennoch hat die Fabrikthätigkeit in den letzten Jahrzehnten in der Stadt sowol wie ganz bes. auf den anliegenden Dörfern einen außerordentlichen Aufschwung genommen; es giebt hier bedeutende Eisengießereien u. Maschinenbauanstalten, große Fabriken für Eisenbahnwagen, Tabak, Chemikalien (ätherische Oele), Wachstuch, Hüte, künstliche Blumen, Spiritus, Möbel, Seifenwaaren, Essig, physikalische Instrumente, Glocken, Dachpappe, Luxuspapiere, Papierwäsche 2c.; im Pianofortebau hat sich L. einen Weltruf erworben; sehr bedeutend ist die Kammgarnspinnerei in Pfaffendorf u. von großer Ausdehnung die Bierbrauerei der Stadt.

Trotzdem daß Berlin in Betreff der buchhändlerischen Produktion den Vorrang sich errungen hat, so behauptet doch L. immer noch seine Stellung als Centralort des deutschen Buchhandels. Es gab hier 1874: 337 Buchhandlungen (Berlin 442), welche vorzugsweise in den östl. Straßen der inneren Stadt u. den anstoßenden Theilen der Dresdener Vorstadt ihren Sitz haben; viele unter ihnen gehören zu den bedeutendsten Deutschlands, so F. A. Brockhaus, B. G. Teubner, B. Tauchnitz, W. Engelmann, Otto Spamer, T. O. Weigel, Duncker u. Humblot, J. J. Weber 2c., unter den Kunsthändlern R. Weigel, unter den Musikalienhändlern Breitkopf u. Härtel; 4369 andere Buchhandlungen verkehrten 1874 über L. als Centralort, 1139 hatten dort Lager. Durch Vermittlung der Platzkommissäre wurden 1873 von L. 166,550 Ctnr. Bücher versandt u. ein Gesammtumsatz von 27,150,000 Mk. erzielt. In L.er Verlag erschienen in demselben Jahre 1805 Werke (in Berlin 1946) u. 300 Zeitschriften (Berlin 343). Von den 8 größeren L.er Antiquarbuchhandlungen wird jährlich, abgesehen von den Auktionen, ein Umsatz von ungefähr 300,000 Mk. gemacht, außerdem werden in L. jährlich mehrere große Kunstauktionen abgehalten, von denen 1874 allein zwei gegen 90,000 Mk. einbrachten. Eng zusammen mit diesem großartigen Buchhandel hängt der überaus lebhafte Betrieb der Buchdruckerei; viele der größeren Buchhandlungen haben ihre eigenen Offizinen, zum Theil auch Schriftgießereien. Außerdem ist von großer Bedeutung für L. noch der Noten- u. Landkartenstich, die Xylographie u. Lithographie, die Buchbinderei, welche von mehreren Geschäften fabrikmäßig betrieben wird, u. der Papierhandel. Für die Jahresabschlüsse im Buchhandel ist die Buchhändlermesse zu Ostern bestimmt; an derselben findet auch in der an der Ritterstraße gelegenen Buchhändlerbörse (Abb. Bd. II, Sp. 1432) eine Ausstellung von Büchern u. Gegenständen der reproduzirenden Künste statt.

Seinen Weltruf verdankt L. seiner Bedeutung für den deutschen Handel; begünstigt durch seine Lage in der Mitte Deutschlands, an dem Kreuzungspunkte alter Verkehrsstraßen, die von Polen an den Rhein, von der Nord- u. Ostsee nach Süddeutschland u. Italien führten, war dieser Stadt schon im Mittelalter eine wichtige Vermittelungsrolle zwischen N. u. S., O. u. W. zugefallen, u. gegenwärtig nimmt sie für den deutschen Binnenhandel eine ähnliche Stellung ein wie Hamburg für den Seeverkehr, u. zwar hauptsächlich durch seine Messen. Dieselben entwickelten sich aus Jahrmärkten u. erlangten erst einen größeren Umfang, als 1507 Kaiser Maximilian L. Stapel- u. Niederlagsrecht verlieh. Dasselbe ging zwar im 18. Jahrh. verloren, infolge dessen Frankfurt a. M. einen großen Theil des deutschen Binnenhandels an sich riß; L. hob sich aber nach dem Beitritt Sachsens zum Zollvereine, u. nam. nach Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn (1839), außerordentlich schnell wieder. Jährlich werden 3 Messen abgehalten, denen 1874 an Meßgütern zugeführt wurden: Neujahrsmesse 201,068 Ctnr., Ostermesse 400,727 Ctnr. u. Michaelismesse 399,776 Ctnr. Für den Rauchwaarenhandel ist L. der größte Marktplatz der Welt: zur Michaelismesse 1874 wurden bei einem verhältnißmäßig ungünstigen Geschäftsgange nach L. gebracht 550,000 Bisamfelle, 200,000 Fehfelle, 150,000 Hasenfelle, 50,000 Biberfelle, 45,000 Schuppenfelle, 42,000 Persianerfelle, 40,000 Skunkfelle, 17,000 Zobelfelle, 36,000 Hermelinfelle. Außerhalb der Messen ist aber L. auch noch ein wichtiger Markt für baumwollene, leinene u. wollene Garne, Seide u. Seidenwaaren, baumwollene u. wollene Gewebe, Kurzwaaren, Chemikalien, Farben, Kolonialwaaren, Wein, Getreide, Uhren, Spielwaaren, Papier, Porzellan, Steingut 2c. Ein tonangebender Börsenplatz



Nr. 3940. Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig.

ist L. nicht, doch hat der bedeutende Handel eine Anzahl Bankinstitute ins Leben gerufen, deren wichtigste die L.er Bank, Allgemeine Deutsche Kreditanstalt, L.er Vereinsbank u. L.er Disconto-Gesellschaft sind; neben ihnen haben hier die größeren mitteldeutschen Banken wie auch die Deutsche Reichsbank Filialen errichtet. Die Verkehrswege anlangend, so steht L. in direkter Eisenbahnverbindung mit Dresden (durch zwei Linien), Altenburg, Chemnitz, Reichenbach, Meuselwitz, Zeitz, Eisenach, Halle, Zerbst u. Berlin. Die Anlage von Kanälen zwischen der Elster u. der Saale einerseits u. der Elbe andererseits ist in Angriff genommen. Eine die Stadt mit den Vorstadtdörfern verbindende Pferdeeisenbahn besteht seit 1872.

L. ist Sitz einer Kreishauptmannschaft (seit 1874), einer Amtshauptmannschaft, eines Appellationsgerichtes, eines Bezirksgerichtes, zweier Gerichtsämter, des Reichsoberhandelsgerichtes, einer Oberpostdirektion, eines Hauptsteueramtes, eines Hauptzollamtes, einer Handels- u. Gewerbekammer, eines statistischen Bureau's u. anderer Behörden u. Anstalten.

Die Umgebung der Stadt ist zwar nur eine wellenförmige Ebene, bietet aber doch durch den Wechsel von prächtigen Laubwäldern, Flüssen, Wiesen u. Dörfern mannichfache Reize. Ein herrlicher Naturpark ist das zwischen Elster u. Pleiße sich ausdehnende, im NW. an die Stadt stoßende Rosenthal. Der Hauptvergnügungsplatz in der Stadt selbst ist das großartig eingerichtete Schützenhaus. Die seit 1867 abgehaltenen öffentlichen Wettrennen des Rennvereins wie der seit demselben Jahre jährlich gefeierte Karneval sind zu vielbesuchten Volksfesten geworden.

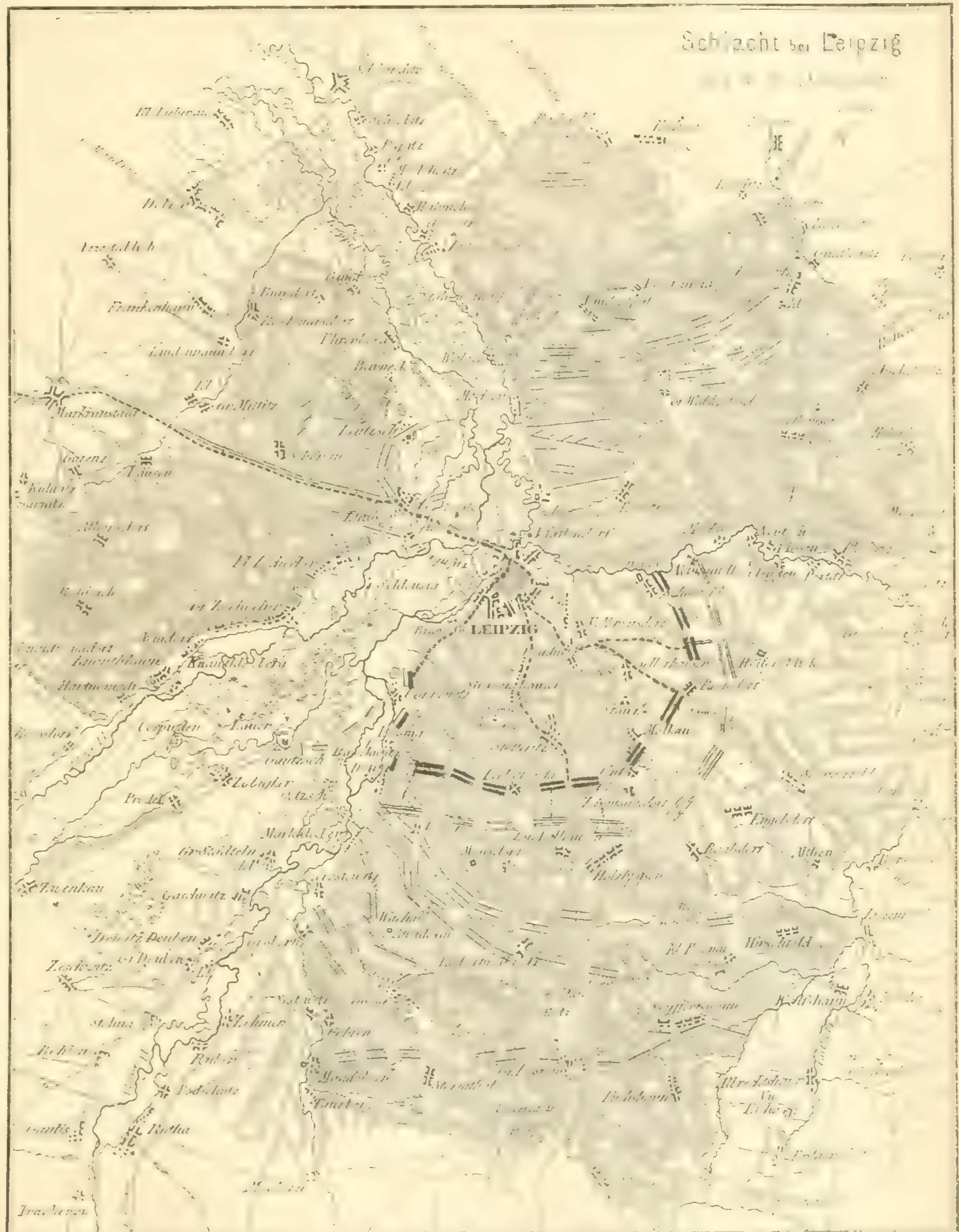
Geschichte. L. ist wie die überwiegende Mehrzahl der benachbarten Dörfer eine slavische Ansiedelung u. der Name von lipa, d. h. Linde, als Lindenort zu erklären; die erste urkundliche Erwähnung fällt in das J. 1015, wo L. schon Stadt gewesen ist u. eine Kirche (Nikolaikirche) gehabt hat. Es war reichsunmittelbar, wurde aber von dem Markgrafen von Meißen als dem höchsten Reichsbeamten in diesem Territorium verwaltet. Unter dem Markgrafen Otto dem Reichen erhielt L. zwischen 1156 u. 1170 die erste Bestätigung seiner deutschen Stadtrechte, doch ward erst 1327 der Gebrauch der slavischen Sprache vor Gericht untersagt. Markgraf Dietrich der Bedrängte (1197—1221) stiftete (vor 1213) die Thomaskirche, die er den Augustinerchorherren übergab, kam aber mit L. in Kampf, der damit endigte, daß er sich gezwungen sah, 1216 die Privilegien der Stadt zu erneuern, überfiel aber noch in demselben Jahre mit König Friedrich II. dieselbe u. machte sie zu einem markgräflichen Besitz. Die Reichsfreiheit war verloren, L. kam an das Haus Wettin. An den Kämpfen der Söhne des Markgrafen Albrecht mit Brandenburg nahmen die L.er einen ruhmvollen Antheil (1293), konnten aber nicht hindern, daß Dietrich dem Bischof von Merseburg gegenüber, um ihn für seine Partei zu gewinnen, 1299 anerkannte, L. von ihm als Lehen erhalten zu haben. Trotzdem daß schon im 13. u. 14. Jahrh. städtische Gewerbe hier blühten, wurde die Stadt jedoch erst im 15. ein wichtiger Handelsplatz u. nahm an Bedeutung zu, als 1409 hier die Universität begründet wurde. Zu der Michaelis- u. Ostermesse kam 1459 noch die Neujahrsmesse. Für die Entwicklung des kirchlichen Lebens war es von nachtheiliger Folge, daß L. bei der Theilung der sächs. Lande 1485 an die Albertinische Linie fiel; zwar war auch hier die 1519 zwischen Luther u. Dr. Eck auf der Pleißenburg abgehaltene Disputation der Ausbreitung der neuen Lehre förderlich, dennoch blieb Herzog Georg der Bärtige ein schroffer Gegner der Reformation u. die Universität ein Bollwerk des Katholizismus. Erst nach langem Zögern gestattete der Herzog den Bürgern die Erwerbung der von den Mönchen verlassenen Klöster. Die Reformation selbst ward erst unter seinem Nachfolger Heinrich dem Frommen 1539 in L. durchgeführt. In der Folgezeit wurde L. eine starke Burg des orthodoxen Lutherthums u. spielte in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. in der Geschichte der kryptocalvinistischen Streitigkeiten eine hervorragende Rolle. Trotz der Begünstigungen u. Privilegien, die mehrere Kurfürsten der Stadt zuwandten, konnte sich dieselbe in den beiden kriegsreichen Jahrhunderten nach der Reformation nur langsam entwickeln. Ihre centrale Lage in Deutschland machte sie zu einem strategisch überaus wichtigen Platze, dessen Befestigungen durch Kurfürst Moritz bedeutend erweitert worden waren; schon 1547 hatte L. eine schwere Belagerung durch Kurfürst Johann Friedrich auszuhalten gehabt; schlimmere Zeiten brachte der Dreißigjähr. Krieg, 5mal (1631, 1632, 1633, 1637, 1642) wurde die Stadt belagert u. genommen, u. vor ihren Mauern wurden die beiden Schlachten von Breitenfeld (7. Sept. 1631, 2. Nov. 1642) geschlagen, in denen die Kaiserlichen den Schweden unterlagen. Kaum hatte sich die Stadt einigermaßen erholt, so brachte der Schwedenkrieg neue Drangsale u. noch härtere der Siebenjähr. Krieg durch die Münzverschlechterung, welche den L.er Handel bes. schwer traf, sowie die mit der größten Strenge eingetriebenen Kontributionen Friedrich's d. Gr. Die Kontinentalsperre äußerte auch auf L. als Handelsplatz eine nicht ungünstige Wirkung; die J. 1812 u. 1813 vernichteten aber wieder den in den vorhergegangenen Zeiten erworbenen Verdienst. Schwere Lasten waren der Stadt schon durch die Einquartierungen u. Durchzüge der Franzosen 1812 erwachsen, ihnen folgten im nächsten Jahre (31. März bis 30. April) die Russen, welche (2. Mai) wieder von Franzosen abgelöst wurden. Diese blieben bis nach der großen Völkerschlacht. Am 14. Okt. 1813 erschien Napoleon selbst in Begleitung des Königs von Sachsen, u. an demselben Tage kam es zu dem Reitergefecht von Liebertwolkwitz. Das Heer der Verbündeten war von Böhmen her über das Erzgebirge nach Sachsen eingerückt u. hatte Murat zurückgedrängt. Zu einer Rekognoszirung der feindlichen Aufstellung ward nun von Schwarzenberg Wittgenstein mit den Corps von Kleist u. Klenau, dem seinigen u. der zahlreichen Reiterei der Vortruppen gegen L. vorgeschickt; der Kampf endete hier am Abend des 14. Okt. mit dem Zurückweichen der feindlichen Reiterei, doch konnte das von den Oesterreichern erstürmte Liebertwolkwitz gegen die Uebermacht der franz. Infanterie nicht gehalten werden; Murat selbst entging nur mit Noth dem Tode od. der Gefangenschaft. Napoleon, der sein Hauptquartier nach Reudnitz verlegt hatte, ordnete 15. Okt. in der Voraussicht der Entscheidungsschlacht die Aufstellung seines Heeres u. hielt Musterung über einzelne Corps ab. Die Uebergänge über die Pleiße hotte das poln. Corps von Poniatowski zwischen Connewitz u. Markkleeberg zu vertheidigen, nach Osten schlossen sich daran die Corps von Augereau u. Victor bei Wachau, Lauriston stand bei Liebertwolkwitz, Macdonald bildete den linken Flügel bei Holzhausen. In die zweite Linie kam fast die ganze vorhandene Reiterei, u. zwar das Corps von Kellermann zur Unterstützung der Polen zwischen Dölitz u. Markkleeberg, das Corps von Pajol hinter Augereau, das von Latour-Maubourg hinter Victor u. das von Sebastiani zu Macdonald. Als Reserve stellte sich die ganze kaiserliche Garde bei Probsthaida auf. Die Gesammtzahl dieser franz. Truppen betrug fast 100,000 Mann. Ihnen gegenüber standen die Verbündeten mit 114,000 Mann, abgesehen von den 22,000 Mann Gyulai's, welcher von Markranstädt gegen Lindenau vorrücken sollte. Von dem Hauptheere der Verbündeten waren 35,000 Mann bestimmt, bei Connewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen u. durch Umgehung des rechten feindlichen Flügels die ganze franz. Armee aufzurollen.

16. Oktober. Der Vormarsch der Verbündeten erfolgte von Morgens 6 Uhr an; General Kleist rückte gegen Markkleeberg, Prinz Eugen von Württemberg gegen Wachau, Fürst Gortschakow gegen Liebertwolkwitz, Generol Klenau gegen Holzhausen; die aus Preußen u. Russen bestehende Kolonne Kleist's stürmte zwar viermal das von einer feindlichen Uebermacht besetzte Markkleeberg, konnte aber nur gegen Poniatowski u. Augereau ihre Stellung in u. neben dem Dorfe behaupten, ohne weiteres Terrain zu gewinnen u. den rechten Flügel der Franzosen zurückzudrängen. Der Hauptstoß gegen das feindliche Centrum bei Wachau wurde zum größten Theil von Russen unter Prinz Eugen von Württemberg ausgeführt; hier befehligte Napoleon selbst. Dem ungeheueren Artilleriefeuer — es spielten gegen 150 feindliche Geschütze — konnten die Verbündeten, welche schon das Dorf besetzt hatten, nicht widerstehen; nach mehrstündigem Gefecht war das preuß. Geschütz bis auf eins, das russische bis auf 7 unbrauchbar geworden u. über die Hälfte der Mannschaft verloren, u. Prinz Eugen mußte bis Güldengossa zurückweichen. Dies bewog auch den Fürsten Gortschakow, der seine Kolonne zu spät gegen Liebertwolkwitz dirigirt hatte, nach heftigem Geschützfeuer zurückzugehen. Nicht glücklicher war die 4. Kolonne unter Klenau; sie hatte zwar den Colmberg genommen u. das franz. Corps von Lauriston aus Liebertwolkwitz zurückgedrängt, mußte aber, umgangen von feindlicher Reiterei unter Sebastiani, diese Position wieder aufgeben u. sich auf Groß-Pößna u. Fuchshain zurückziehen. Vollständig mißglückte Meerfeld's Versuch, bei Connewitz den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen; hier wie weiter oben bei Lößnig u. Dölitz hinderte der angeschwollene Fluß, der sumpfige Boden u. die Stärke der feindlichen Artillerie jedes weitere Vordringen, Meerfeld gerieth selbst in Gefangenschaft. Aehnliche Bodenverhältnisse, zu denen noch die Unfähigkeit der Oberleitung kam, vereitelten auch Gyulai's Vorstoß gegen Lindenau; Bertrand zwang die Oesterreicher, gegen Markranstädt zurückzugehen. — Napoleon würde diese Erfolge gegen das böhm. Heer weit mehr ausgenutzt haben, wenn nicht die zu gleicher Zeit entbrannte Schlacht von Möckern für ihn ungünstig geendet hätte. Die schles. Armee unter Blücher war bei Halle über die Saale gegangen; ihr gegenüber standen die Corps von Marmont u. Ney, doch wurde letzteres von Napoleon, der die Stärke der Feinde unterschätzte, abberufen, um bei Wachau mitzuwirken. Ohne große Mühe gewann das Corps von Langeron auf dem linken Flügel der Verbündeten nach der Erstürmung von Widderitzsch (j. Wiederitzsch) die Straße von Düben nach L. Das Centrum unter York ging gegen Lindenthal vor, der rechte Flügel auf der Straße von Halle nach L. Marmont stützte seine Hauptmacht auf die Elster bei Möckern, u. York schob deshalb auch das Centrum weiter nach rechts hin, um diesen

Angelpunkt der franz. Stellung zu erobern. Dreimal ließ York das Dorf stürmen, u. jedesmal mußten seine Truppen zurückweichen. Da ließ York die Reiterei vorgehen; ein Theil der franz. Artillerie auf den benachbarten Höhen wurde genommen, die feindliche Reiterei u. mehrere Regimenter Fußvolk über den Haufen geworfen u. nun auch Mockern von der wieder gesammelten Infanterie im 4. Anlaufe vollständig genommen u. behauptet. Marmont ging auf Gohlis u. Eutritzsch zurück.

Der 17. Oktober verging ohne große Aktionen, nur verjagte das Corps von Sacken die Franzosen **aus Eutritzsch u. Gohlis u.** machte dabei wiederum eine große Anzahl von Gefangenen. Napoleon versuchte vergeblich, durch den gefangenen General Meerfeld **mit den Verbündeten** Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Unterdeß rückte der Kronprinz von Schweden mit seinem **Heere aus der Gegend von** Eilenburg heran u. es erschienen die Vortruppen des Bennigsen'schen Heeres im Süden bei den Verbündeten.

18. Oktober. Napoleon hatte seine Truppen weiter nach der Stadt zurückgezogen u. um dieselbe sie einen Halbkreis beschreiben lassen von Connewitz über **Probsthaida**, Holzhausen, Schönefeld bis an die Mündung der **Parthe** in die Pleiße, ohne daß das Verhältniß der **einzelnen Corpsstellungen sich wesentlich verändert** hatte. Poniatowski stand **an der Pleiße, von da** Augereau u. Victor bis **Probsthaida, Lauriston vor Stötteritz, Macdonald bei** Holzhausen. **Diese Corps bildeten den rechten Flügel** unter Murat, das Centrum **bestand aus dem** Corps von Reynier bei Paunsdorf; der linke Flügel, **die Corps von Ney u.** Marmont, sollte unter Ney's Oberbefehl die **Parthelinie vertheidigen.** Napoleon selbst nahm während **der Schlacht seinen Standpunkt bei einer Windmühle zwischen Connewitz u. Stötteritz. Die** Gesammtstärke seines Heeres betrug nach den Verlusten **am 16. nicht mehr** als 150,000 Mann. Ihm gegenüber standen die Verbündeten **in einer Stärke** von 290,000 Mann; davon sollten 40,000 Mann unter dem **Erbprinzen von Hessen-Homburg von Markkleeberg gegen Connewitz vordringen, 55,000 Mann (die Corps von Wittgenstein u. Kleist, die preuß. Garden u. Grenadiere unter Barclay) Probsthaida angreifen, ein drittes Corps unter** Bennigsen, 50,000 Mann, sich über Holzhausen nach Stötteritz wenden, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden mit dem Corps von Langeron, 100,000 Mann, **zwischen** Holzhausen u. der Parthe operiren,



Nr. 3011. Schlacht bei Leipzig den 16., 18. und 19. Oktober.
Stellung am 16. Oktober: Alliirte. Franzosen. Stellung am 18. Oktober: Alliirte. Franzosen. Am 19. Oktober: Angriffslinie der Alliirten. Rückzugslinien der Franzosen.

Blücher mit 25,000 Mann gegen den linken franz. Flügel vorgehen u. **Gyulai mit 20,000 Mann den Angriff auf Lindenau erneuern.** Im Anfang war der linke Flügel der Verbündeten glücklich; die Oesterreicher kamen bis in die Nähe von Connewitz, mußten dann aber bis hinter Dösen zurückweichen u. brachten erst dort das Gefecht zum Stehen; eben **so wenig konnten die preuß. u. russ. Truppen Barclay's, trotzdem sie wiederholt stürmten u. ausdauernde Tapferkeit bewiesen, Probsthaida nehmen.**

Bennigsen kam erst gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff auf Zuckelhausen, **Holzhausen u. Baalsdorf, wo Napoleon einen großen Theil seiner** deutschen Truppen aufgestellt hatte, u. es gelang ihm, diese Dörfer **zu nehmen, sah sich aber durch die feindliche Artillerie im weiteren Vordringen auf Stötteritz gehindert; dagegen traten die Sachsen u. Württem**berger, die bei Reynier's Corps standen, zu den Verbündeten über.

Unterdessen hatte das Nordheer die Parthe überschritten; Paunsdorf, Moltau, Stunz u. Sellerhausen wurden, theilweise erst nach mehrfachem Angriff, genommen, u. erst die Nacht endete hier den Kampf, nachdem sich die Franzosen nach Reudnitz u. in die östl. Vorstädte L.s zurückgezogen hatten. Zu gleicher Zeit ging Langeron über die Parthe gegen Schönefeld vor, bis zu welchem Dorfe Marmont seinen linken Flügel vorgeschoben hatte; mit Hartnäckigkeit wurde hier gekämpft, bis die Tapferkeit der Russen den Feind bei sinkender Nacht nach Reudnitz jagte. Blucher, der das Corps von Langeron an den schwed. Kronprinzen abgetreten hatte, verwendete im NW. L.s nur das Corps von Sacken, welches durch das Rosenthaler Thor bis an das Lazareth vordrang. Gyulai war dagegen bei Lindenau unthätig geblieben, bis die Franzosen unter Bertrand selbst angriffen u. die einzige Straße freimachten, auf der schon während des 18. Okt. das Corps Bertrand's nach Weißenfels abmarschiren konnte. Die Verbündeten hatten Truppen genug, um diese Rückzugslinie zu verlegen u. die schon abgezogenen Feinde noch am 18. zu verfolgen, es unterblieb aber auf Anordnung Schwarzenberg's.

Am Morgen des 19. Oktobers hatten die Franzosen ihre Positionen vom vergangenen Tage geräumt. Abgesandte des Rathes von L., des Königs von Sachsen u. des Marschalls Macdonald boten vergebens Uebergabe der Stadt gegen freien Abzug der Truppen an. Dem Marschall Macdonald war die Vertheidigung der Stadt übertragen worden, in der durch die Unmasse der Soldaten u. Verwundeten eine entsetzliche Verwirrung herrschte. Drei russ. u. ein preuß. Corps unternahmen die Erstürmung. Um 11 Uhr drang das Königsberger Landwehrbataillon unter Major Friccius durch das tapfer vertheidigte Grimmaische Thor zuerst in die Stadt; zwei Stunden später waren die Russen Herren des Hallischen u. des Petersthores, wo die Polen unter Poniatowski sich heldenmüthig wehrten. Die voreilige Sprengung der Elsterbrücke vermehrte das Entsetzen der auf allen Seiten bedrängten u. abgeschnittenen Franzosen, von denen Tausende, unter ihnen auch Fürst Poniatowski, in der Elster ertranken. Um 1 Uhr hielten der Kaiser von Rußland u. der König von Preußen ihren Einzug in L., das den Befreiern zujubelte. Der Verlust der Franzosen betrug 68,000 Mann, darunter 15,000 Todte, 38,000 Verwundete, 15,000 Gefangene u. 300 Geschütze; auf Seiten der Verbündeten gab es 47,000 Todte u. Verwundete. Die Stadt L. hatte durch die Völkerschlacht nur geringen Brandschaden gehabt; schlimmer waren die Vermögensverluste der Bewohner u. die Opfer, welche das Lazarethfieber auch unter der Stadtbevölkerung forderte.

Die revolutionären Bewegungen 1830 führten auch in L. zu Unruhen, welche sich 30. Aug. 1831 wiederholten. Schlimmer noch waren die Exzesse 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen, nachmaligen Königs Johann, bei welcher Gelegenheit das Militär unter die Menge feuerte. Die Revolutionsjahre 1848—49 regten auch die Bevölkerung L.s mächtig auf, in deren Mitte Robert Blum (s. d.) als rühriger Agitator wirkte, u. führten sogar in der Nacht vom 6.—7. Mai 1849 zu einem blutigen Zusammenstoß der Kommunalgarden mit den Vertheidigern einiger in den Straßen der Stadt errichteten Barrikaden. Seitdem ist die Ruhe L.s nicht mehr gestört worden. — Vgl. H. Wuttke, „Geschichte L.s u. seiner Umgebung bis zum Ende des 13. Jahrh." (Lpz. 1873); Grosse, „Geschichte der Stadt L." (2 Bde., Lpz. 1840—42); Aster, „Die Gefechte u. Schlachten bei L. im Okt. 1813" (2 Bde., Dresd. 1852—53); Wuttke, „Die Völkerschlacht bei L." (Berl. 1863 u. öfter); „Mittheilungen des Statist. Bureaus der Stadt L." (Heft 1—8 herausgeg. von Knapp, Lpz. 1868—74; Heft 9 von Sonnenkalb, ebd. 1875); „Jahresbericht der Handelskammer zu L. 1873" (Lpz. 1874).

Leisewitz, Johann Anton, deutscher Dichter, geb. zu Hannover 9. Mai 1752 als Sohn eines Weinhändlers; vorgebildet in Celle, bezog er 1770 die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren, wurde mit Hölty u. durch diesen später auch mit anderen Gliedern des Hainbundes bekannt u. 2. Juli 1774 selbst in den Bund aufgenommen, verließ aber Göttingen noch in demselben Jahre, bestand sein Advokatenexamen u. wandte sich nach längerem Aufenthalte in Hannover u. Celle im Herbst 1775 nach Braunschweig, wo er sich als Advokat niederließ u. durch Eschenburg (s. d.) auch mit Lessing bekannt wurde. Im J. 1778 wurde L. Sekretär der Braunschweiger Landschaft, ein Amt, das ihm Muße zu eigenen Arbeiten ließ; er übersetzte die „Geschichte der Entdeckung u. Eroberung der Kanarischen Inseln" (Lpz. 1777) aus dem Englischen u. sammelte Materialien zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, die er aber nach dem Erscheinen des Schiller'schen Werkes über denselben Gegenstand vernichten ließ. Im J. 1780 wurde er Lehrer des Erbprinzen für Geschichte u. Landesverfassung, erhielt 1781 eine Pfründe als Kanonikus am St. Blasiusdome, ward 1792 Sekretär der Geheimen Kanzlei, 1801 Geheimer Justizrath u. Mitglied des Geheimenrathskollegiums, in welcher Stellung er sich hohe Verdienste um das Armenwesen erwarb (er schrieb „Ueber die bei Einrichtung öffentlicher Armenanstalten zu befolgenden Grundsätze 2c.", Braunschw. 1802, u. „Das Armenwesen der Stadt Braunschweig betreffende Nachrichten", ebd. 1803), 1805 Präsident des Obersanitätskollegiums u. starb zu Braunschweig 10. Sept. 1806. In der schönen Literatur ist L. bekannt durch sein Trauerspiel „Julius von Tarent" (Lpz. 1776 u. öfter), mit welchem er sich um einen von F. L. Schröder ausgesetzten Preis bewarb, ohne ihn zu erhalten; derselbe wurde vielmehr Klinger's „Zwillingen" zuertheilt. Das Stück hat gleichwol große Vorzüge, so daß Lessing es für ein Werk Goethe's halten konnte; auch Schiller fühlte sich von dem Trauerspiel bes. angezogen. Jener Mißerfolg aber schreckte L. von ferneren poetischen Arbeiten zurück; vor seinem Tode ließ er seine sämmtlichen literarischen Papiere verbrennen. L.'s „Sämmtliche Schriften" mit einer Biographie desselben gab Schweiger (Braunschw. 1838) heraus.

Leiste (inguen) od. Leistengegend (regio inguinalis) wird auf beiden Seiten des Unterleibes das schmale Stück genannt, welches von der Schamgegend, dem Darmbeinstachel u. dem Oberschenkel begrenzt wird. Von letzterem wird sie durch die tiefe Furche geschieden, die Viele mit zur Leistengegend hinzurechnen. Ueberhaupt wird unter diesem Ausdrucke auch öfters die nächste Umgebung mit verstanden.

Leistenabsceß nennt man jedwede Ansammlung von Eiter in der Leistengegend. Diese kann hinsichtlich ihrer Entstehung doppelter Art sein. Entweder ist sie Folge einer Entzündung der in der Leistengegend selbst liegenden Theile, der Haut des Zellgewebes, der Muskeln u. ganz bes. der Lymphdrüsen; od. der Eiter wird an einem entfernten Orte gebildet, bahnt sich von hier aus einen Weg durch den Bauchring u. sammelt sich in der Leistengegend an (Kongestionsabsceß). Der häufigste Ausgangspunkt dieses letzteren sind die Lendenmuskeln (musculus psoas), die Wirbelsäule, die Baucheingeweide, das Zellgewebe hinter denselben, seltener das Rippenfell. Beide Arten unterscheiden sich dadurch von einander, daß bei dem in der Leistengegend selbst entstandenen Absceß an dieser Stelle die Zeichen der Entzündung vorausgegangen sind u. der Eiter sich nicht nach der Bauchhöhle zurückdrücken läßt. Beim Kongestionsabsceß ist aber Letzteres möglich, der Eiter erscheint ohne Entzündungssymptome in der Leistengegend, u. es läßt sich an einer andern Stelle die Quelle der Eiterung nachweisen. Von der Leistengegend kann sich der Eiter auch noch weiter verbreiten, auf den Schenkel bis zum Knie, in den Hodensack od. in die großen Schamlippen. Der L. könnte allenfalls mit einem eingeklemmten Leistenbruche verwechselt werden. Doch der Mangel aller Einklemmungszeichen, als der Verstopfung, des Erbrechens, der Unbeweglichkeit der Geschwulst muß davor bewahren. Der in der Leistengegend entstandene Absceß bricht entweder an Ort u. Stelle durch u. verheilt, od. er senkt sich in sehr seltenen Fällen nach einer andern Stelle. Die Heilung nimmt deswegen eine kürzere od. längere Zeit in Anspruch. Die Behandlung besteht in rechtzeitiger Eröffnung. Der Kongestionsabsceß hat eine wesentlich ungünstigere Vorhersage, weil die Erkrankung meist sehr wichtige Theile betrifft. Die Behandlung richtet ihr Augenmerk auf das ursprüngliche Leiden u. wird seltener von einer Eröffnung, die nach dem antiseptischen Verfahren vorzunehmen wäre, den gewünschten Erfolg haben. Die Dauer eines solchen Abscesses ist eine viel größere, manchmal über Jahre sich hinziehende.

Leistenband (ligamentum Poupartii) heißt eine sehnige Membran in der Leistengegend, welche diese mit bilden hilft, die Grenze derselben nach dem Schenkel zu ausmacht u. so die Furche, den Schenkelbug, hervorbringt. Dieses Band stellt eigentlich den untersten Theil der Sehne des äußern schiefen Bauchmuskels (m. obliquus abdominis externus) dar u. bildet nach hinten eine Rinne. Es entspringt vom vorderen oberen Darmbeinstachel, theilt sich gegen die Mitte hin gabelförmig u. setzt sich mit einem Schenkel an die Schambeinfuge, mit dem anderen, dreieckig geformten, an den Schambeinkamm (ligamentum Gimbernati). Der Samenstrang od. das runde Mutterband treten von hinten durch die Fasern des äußeren schiefen Bauchmuskels u. bilden so den hinteren od. äußeren Leistenring (auch Bauchring genannt), verlaufen dann in der Rinne des L.es (Leistenkanal) u. kommen zwischen den beiden Schenkeln desselben heraus, wodurch der vordere od. innere Leistenring entsteht. Auf dem genannten Wege treten die Leistenbrüche durch.

Leistenbeule (Bubo) ist eine Entzündung der Leistendrüsen, die entweder in Zertheilung, Eiterung (Leistenabsceß) od. Verhärtung ausgeht. Man unterscheidet 1. den rein entzündlichen od. idiopathischen Bubo, wie er durch vermehrten Blutzufluß in der Pubertätsentwicklung, durch Stoß od. Schlag erzeugt wird; 2. den sympathischen, welcher durch

Verbreitung einer Entzündung von entfernten Theilen auf die Leistendrüsen entsteht, z. B. bei Reizung der Harnröhre od. Scheide durch übermäßigen Coitus od. durch Onanie, bei Harnröhren- od. Scheidentripper, bei Entzündungen, Geschwüren der unteren Extremitäten; 3. den durch Resorption spezifischer Krankheitsgifte erzeugten Bubo, a. den im Verlaufe der Pocken, des Scharlachfiebers, des Typhus, der Pest auftretenden od. exanthematischen Bubo, b. den skrophulösen, tuberkulösen, krebsigen Bubo, c. den Schanker- u. den syphilitischen Bubo. Von allen am wichtigsten ist der Schankerbubo. Er entsteht durch Fortleitung des Schankergiftes aus einem Schankergeschwür vermittels der Lymphgefäße nach den Lymphdrüsen. In seltenen Fällen kommt es vor, daß an der Ansteckungsstelle sich kein Geschwür findet, sondern zuerst u. allein der Bubo sich bildet. Aber auch hier muß immer eine Ansteckung stattgefunden haben. Er entsteht 10–14 Tage, selten früher, nach der Ansteckung, mag das primäre Geschwür noch bestehen od. geheilt sein, unter fieberhaften Erscheinungen. Der Kranke bemerkt eine spannende, schmerzhafte Anschwellung, über welcher sich die Haut röthet, u. kann nur gespreizt gehen. Sehr selten zertheilt sich die Entzündung, meist geht sie in Eiterung u. in einigen Fällen (von bes. stark wirkendem Gifte od. großer Vernachlässigung) in Brand über. Schließlich bricht der Eiter an einer od. mehreren Stellen durch; es entsteht ein od. mehrere Schankergeschwüre, die sich oft noch beträchtlich ausbreiten u. nam. die Hautränder zu unterminiren lieben, die dann mehr od. weniger brandig absterben. Der Schankerbubo tritt meist auf der Seite auf, auf welcher an den Geschlechtstheilen das primäre Geschwür sich findet, kommt aber häufiger links als rechts vor. Ebenso wird er häufiger beim männlichen als beim weiblichen Geschlecht beobachtet, u. hier kommt er nam. nach Schankern am Vorhautbändchen vor. — Der syphilitische od. indolente Bubo tritt nur infolge eines syphilitischen Geschwüres auf u. ist eine der ersten Theilerscheinungen der unter dem Namen Syphilis od. Lues bekannten konstitutionellen Erkrankung. Bei ihm kommt es nie od. höchst selten zur Vereiterung, er bildet eine bald mehr, bald weniger schmerzhafte Anschwellung, die, ohne daß Hautröthung besteht, so lange anhält, bis das Allgemeinleiden gehoben ist, u. dann in Zertheilung übergeht. Es versteht sich, daß ebenso wie bei der primären Affektion durch gleichzeitige Infektion von Schanker- u. syphilitischem Gifte ein Geschwür entsteht, was gleichzeitig Schanker u. syphilitisches Geschwür ist, auch ein Schanker- u. syphilitischer Bubo zusammen vorkommt. Doch soll in den meisten Fällen, in denen der Bubo vereitert, nur eine Schankeraffektion, aber keine syphilitische vorliegen. Insofern ist die Prognose bei dem eiterigen Bubo eine günstigere, als man weniger eine Allgemeinerkrankung zu fürchten braucht. Doch geben die sich sehr ausbreitenden, nam. unter der Haut fortkriechenden u. die brandigen Bubogeschwüre eine schlechtere Aussicht für die Heilung als die ohne solche Komplikationen verlaufenden. Bei dem syphilitischen Bubo richtet sich die Vorhersage lediglich nach der konstitutionellen Erkrankung. Ebenso bei dem exanthematischen Bubo (Pocken, Scharlach, Typhus, Pest). Die rein entzündlichen, traumatischen (durch äußere Gewalt entstandenen) u. sympathischen Bubonen geben stets eine gute Prognose. Die Behandlung hat es bei letzteren, den sympathischen, mit der ursprünglichen Entzündung zu thun, bei den entzündlichen u. traumatischen die Entzündung zu bekämpfen u. bei den exanthematischen die Allgemeinerkrankung in Angriff zu nehmen. Den Schankerbubo sucht man durch Ruhe u. Vermeidung jeder Irritation des primären Schankers zu verhüten. Die Aetzung des Geschwürs thut dies eben so wenig, als es die Entstehung eines Bubo begünstigt, wie man früher in entgegengesetzter Weise annahm. Einen entstehenden Bubo sucht man durch starke Antiphlogose (Eis, Blutegel, salinische Purganzen) nicht immer mit Glück zu unterdrücken. Zu gleichem Zwecke ist von Vielen die Kompression empfohlen worden. Noch Andere machen sofort ein od. mehrere Einschnitte u. legen Kataplasmen auf od. durchschneiden die erkrankte Drüse subcutan (unter der Haut, die an der betreffenden Stelle unverletzt bleibt, da der Operateur sein Messer an einer entfernten Stelle einsticht). Läßt sich die Geschwulst nicht zertheilen, sondern geht sie in Eiterung über, so hat man diese möglichst zu beschleunigen, was am besten durch warme Brei- od. Prießnitz'sche Umschläge geschieht. Ist der Bubo reif, d. h. die Drüse vollständig vereitert, od. noch eher, nicht aber später, weil dann die Hautränder unterminirt werden, so öffne man denselben entweder durch ein Spanischfliegenpflaster od. Aetzmittel, am besten aber mit dem Messer nach antiseptischer Methode (unter Karbolsäurenebel mit gleichem Verbande). In letzterem Falle heilt der Bubo sehr schnell ohne weitere Eiterung u. ohne Narbe (außer der feinen Schnittnarbe). Sind aber die Ränder unterminirt u. nicht mehr anwachsungsfähig, so schneide man sie ab; die fistulösen Gänge sind zu spalten. Brandige Bubonen sind stark zu ätzen, am besten mit dem Glüheisen. Das nach der Oeffnung etwa entstehende eiternde Geschwür behandelt man als solches durch feuchtwarmen Umschlag, einfachen Salbenverband od. Lösungen von Metallsalzen, u. nur, wenn es nicht heilen will, muß es öfters geätzt (mit Höllenstein) werden. Die Dauer eines solchen Bubo ist deshalb eine sehr verschiedene, von kaum 14 Tagen bis zu Monaten. Der syphilitische od. indolente Bubo ist als Theilerscheinung der konstitutionellen Syphilis nicht bes. zu behandeln, sondern erheischt die Behandlung dieser.

Leistenbruch (hernia inguinalis) heißt diejenige Lageveränderung eines od. mehrerer Unterleibseingeweide, bei welcher das- od. dieselben durch den Leistenkanal hindurchtreten u. unter den Hautdecken der Leistengegend zum Vorschein kommen. Der L. kann angeboren od. erworben sein. Ersterer entsteht beim männlichen Geschlechte, wenn beim fötalen Hinabsteigen des Hodens ein Stück Eingeweide, durch abnorme Verwachsung mit jenem verbunden, dem Zuge desselben durch den Leistenkanal folgt, od. wenn das ausgestülpte Stück Bauchhaut, was in doppelter Lage den Hoden umgiebt u. normaler Weise sich an der Uebergangsstelle gegen das übrige Bauchfell abschnüren soll, durch eine Hemmungsbildung nicht zur Verschließung kommt u. so den in der Bauchhöhle befindlichen Eingeweiden eine Oeffnung zum Durchtritte gewährt. Auf gleiche Weise kann beim weiblichen Geschlechte die während der fötalen Entwicklung um das runde Mutterband in den Leistenkanal hinein sich bildende Bauchfellumstülpung offen bleiben. Der erworbene L. kann doppelter Natur sein, ein äußerer od. innerer (h. inguinalis externa u. interna). Tritt nämlich das Eingeweide durch den hinteren (äußeren) Leistenring, den Leistenkanal, u. dann zum vorderen (inneren) Leistenringe heraus, so entsteht der äußere L., der, wenn das Eingeweide nur bis in den Leistenkanal gelangt, unvollkommen, wenn er aber auch den inneren Leistenring durchbohrt, vollkommen genannt wird. Beim inneren L. wird ein hinter dem inneren Leistenringe gelegenes Stück Bauchfell durch die Fasern der Bauchmuskeln hindurch, welche den inneren Leistenring von hinten bedecken, von einem Eingeweide durchgetrieben, u. kommt ebenso, wie beim vollendeten äußeren L., durch den inneren Leistenring zum Vorschein. Der äußere L. hat demnach, da der Leistenkanal von hinten, oben u. außen nach vorn, unten u. innen verläuft, eine schiefe Richtung, der innere eine von hinten nach vorn gerade. Ersterer beschreibt einen längeren Weg, letzterer einen viel kürzeren. Besteht aber der äußere L. längere Zeit, so erweitert er den hinteren Leistenring nach innen, den inneren nach außen, so daß sie hintereinander zu liegen kommen, verkürzt somit den Leistenkanal u. wandelt seinen schiefen Weg in einen geraden um. Das Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden giebt eine kleine Pulsader ab, welche nach innen vom äußeren, u. nach außen vom inneren Leistenringe an der Innenfläche der Bauchdecke von unten nach oben läuft, die innere Unterleibsschlagader (arteria epigastrica interna); diese liegt ebenso nach innen vom äußeren u. nach außen vom inneren L. Der angeborene L. muß immer ein äußerer sein. Tritt ein Bruch bis in den Hodensack od. die großen Schamlippen hinab, so heißt er Hodensacks- (Scrotalbruch) od Schamlippenbruch. Die Therapie besteht, wie bei anderen Brüchen, in der Reposition u. der Anlegung eines Bruchbandes, welches beim inneren L.e den inneren Leistenring verschließen, beim äußeren die Wände des Leistenkanales zusammendrücken soll. Der innere L. u. solche äußere, bei denen der Leistenkanal sehr erweitert u. verkürzt ist, sind schwerer zurückzuhalten als kleine äußere, u. erfordern starke Federn u. große Pelotten. Scrotalbrüche können zu ungemeiner (bis Kopf-) Größe anwachsen u. sind dann nicht reponibel. Diese werden mit Tragbeuteln (Suspensorien) unterstützt; unvollkommene Leistenbrüche (interstitielle) bedürfen einer ausgehöhlten Pelotte. Eine Radikalheilung, d. h. eine Verwachsung des offenen Kanals, wird manchmal unter längerem Gebrauch eines Bruchbandes beobachtet. Sonst wird dieselbe auf die Weise angestrebt, daß man ein Stück Haut vom Hodensack in den Bruchkanal einstülpt u. dort festnäht. Da aber mindestens vier bis sechs Wochen unter diesem Verfahren vergehen, bes. aber, da leicht eine tödliche Bauchfellentzündung infolge der Operation eintritt, so wird dieselbe nur selten ausgeführt. Die Einklemmung der Leistenbrüche kann im hinteren od. vorderen Leistenring od. im Bruchsacke ihren Grund haben. Sie verlangt, wenn Manipulationen, wie die Lagerung auf dem Rücken mit erhöhtem Steiße, Druck durch Sandsäcke u. krampfstillende Mittel, keinen Erfolg haben, die Operation. Man versucht zuerst die Einschnürung durch Erweiterung des Kanals, ohne Einschneiden des Bruchsackes, zu beheben, u. hat dabei darauf zu achten, daß die arteria epigastrica nicht verletzt wird, daß also der Schnitt beim äußeren L.e nach außen, beim inneren nach innen u. oben, bei solchen, deren Erkennung unmöglich ist, gerade nach oben vom Kanal aus geführt wird. Genügt das nicht, so muß auch der Bruchsack eröffnet u. dann das Eingeweide reponirt werden Ist dieses aber schon brandig, so muß es, wenn es Netz ist, abgetrennt, wenn es Darm ist, eröffnet od. ebenfalls ganz entfernt, u. die Ränder der Oeffnung od. die Enden des Darmes in den äußeren Hautschnitt geheftet werden. Bei der Heilung würde dann eine Kothfistel entstehen,

die mit einem Receptaculum verschlossen od. später auf operativem Wege zur Heilung zu bringen gesucht wird. Alle diese Operationen geben wenig Aussicht auf günstigen Erfolg.

Leistendrüsen (glandulae inguinales) heißen die unter der eigentlichen Leiste, in der entfernteren Leistengegend, d. h. am oberen inneren Theile der Vorderseite des Schenkels, am Schenkelringe gelegenen Lymphdrüsen, welche den Sammelpunkt der Lymphgefäße der unteren Extremitäten, der Geschlechtstheile, des Afters, der Bauchdecken u. s. w. bilden. Sie sind theils oberflächliche, unter der Haut u. über den sehnigen Umhüllungen der obersten Schenkelmuskeln gelegene, 6—13 an der Zahl, die mit den erwähnten Theilen in direkter Verbindung stehen; u. tiefere, unterhalb der genannten Muskelhüllen an der Schenkelschlagader gelegene, 3—7 an Zahl, welche direkt nur mit den tieferen Lymphgefäßen des Schenkels u. erst indirekt (durch die oberflächlichen L.) mit den Geschlechtstheilen u. dem After zusammenhängen.

Leistengefäße sind diejenigen Blut- od. Lymphgefäße, welche in der Leistengegend liegen u. dieselbe ernähren. Sie entspringen aus der Schenkelschlagader (arteria cruralis) od. münden in die Schenkelblutader (vena cruralis) ein od. bilden das Netz der Schenkelsaugadern (vasa lymphatica cruralia).

Leistenhode heißt ein Hode, welcher nicht vollständig aus der Bauchhöhle nach dem Hodensack hinabgestiegen, sondern im Leistenkanal liegen geblieben ist. Beim Embryo wird nämlich der Hode eben so wie der Eierstock in der Bauchhöhle gebildet. Während aber letzterer dauernd darin zurückbleibt, steigt der Hode, normaler Weise im 6.—8. Monate des Fruchtlebens, eine Falte der Bauchhaut, in welche er von hinten her hineingewachsen ist, vor sich hertreibend, durch den hinteren Leistenring, den Leistenkanal u. den vorderen Leistenring hinab nach dem Hodensacke. Da die vordere Bauchwand, wie die Bauchhöhle überhaupt, von der einen völlig geschlossenen Sack darstellenden Bauchhaut überzogen ist, so muß er beim Durchtreten wieder einen Theil derselben vor sich her stülpen. Er ist also von zwei Lamellen des Bauchfells überzogen, welche die innere u. äußere Scheidenhaut (tunica vaginalis propria u. externa testis) genannt werden. Auf diese Weise können der Samenstrang, die Hodengefäße u. -Nerven zum Hoden gelangen, ohne die Häute zu durchbohren. Nun kommt es vor, daß die völlige Ausbildung der Frucht in dieser Richtung gehemmt wird. Der Hode kann in der Bauchhöhle od. im inneren Leistenringe, dem Leistenkanale od. dem äußeren Leistenringe liegen bleiben. In beiden Fällen kann das Hinabtreten noch nach dem Fotalleben zu Stande kommen, bis zur Zeit der Pubertätsentwicklung; später ist es wol nie beobachtet worden. Oder der Hode bleibt für das ganze Leben im Leistenkanal liegen u. kann so leicht, wenn er schmerzhaft wird, zu einer Verwechselung mit einem eingeklemmten Leistenbruche Veranlassung geben; ja er kann dadurch, daß er den Leistenkanal erweitert, das Entstehen eines Bruches begünstigen. Der L. findet sich meist nur auf einer, selten auf beiden Seiten u. kann vollständig zeugungsfähig sein, wenn er nicht, was häufig in geringem Grade der Fall ist, im Wachsthum sehr zurückbleibt.

Leistenkanal, s. „Leistenband“.

Leistennerven sind die Nerven, welche die Leistengegend, bez. Drüsen u. Haut, versorgen. Sie sind Endäste der Lendennerven (nervi lumbales), welche, vier an der Zahl, sich zu dem Schenkelgeflecht (plexus cruralis) vereinigen, von welchem zwei Aeste, der n. ilio-inguinalis u. n. lumbo-inguinalis, Zweige an die Leistengegend abgeben.

Leistenring, s. „Leistenband“.

Leistenwein, ein Frankenwein u. einer der feineren Würzburger Weine, welcher auf den die Citadelle zu Würzburg umgebenden Bergen, der sog. Leiste, wächst.

Leiter, s. „Elektrizität“.

Leitfossilien nennt man diejenigen, in sedimentären Gebirgsschichten sich findenden organischen Ueberreste des Thier- u. Pflanzenreichs (Fossilien), welche das relative Alter der betreffenden Schichten erkennen lassen. Unter den vielen bis jetzt bekannt gewordenen Fossilien giebt es nämlich einzelne, welche für gewisse Perioden u. für die innerhalb derselben erfolgten Ablagerungen charakteristisch sind, mit deren Hülfe man also auf die Formation (s. „Geologie“) hingeleitet wird, der die betreffende Schicht angehört, selbst wenn letztere aus ganz anderem Gestein bestehen sollte.

Leith (spr. Lihß), Hafenplatz für Edinburgh, in der schott. Grafschaft Edinburgh mit 44,721 E. (1871), liegt an dem Firth of Forth an der Mündung des Leith-Water u. ist mit der Hauptstadt selbst durch ununterbrochene Häuserreihen verbunden. Die innere Stadt ist schlecht gebaut, eng u. schmuzig, der Hafen durch 2 über 1 Km. lange Molen geschützt u. sehr geräumig. Der Gesammtverkehr des Hafens umfaßte 1872: 4919 Schiffe zu 1,275,000 Tonnen, worunter 864,000 Tonnen auf die Dampfer kommen. Die Hauptausfuhrartikel sind Eisen, Kohlen u. Heringe; im Import nimmt das Getreide die erste Stelle ein. Die Industrie von L. ist bedeutend in Schiffbau, Eisengießerei u. Fabrikation von Maschinen, Tauen, Ankern, Segeltuch, Glas, Seife, Chemikalien, Bier u. Branntwein. In der Nähe liegt das vielbesuchte Seebad Portobello mit 5481 E. (1871).

Leitha, ein rechter Nebenfluß der Donau, entspringt als Schwarza am Unterberge im Wiener Walde, umfließt in dem wilden Höllenthale den Schneeberg a. ändert bei Gloggnitz, wo sie den vom Semmering herabkommenden Weißenbach aufnimmt u. in das Wiener Becken eintritt, ihre anfängliche südöstl. Richtung in eine nordöstl. Den Namen L. erhält der Fluß bei Haderswört mit dem Zusammenfluß des Pitten u. der Schwarza. Bei Bruck durchbricht die L. das Leithagebirge u. tritt auf ungar. Gebiet über; nach SO. in dem letzten Theile ihres Laufes fließend, mündet sie 21,3 M. lang in die Kleine Donau an der Westseite der Insel Schütt; sie ist flößbar, hat aber auch durch häufige Ueberschwemmungen den Uferlandschaften großen Schaden gebracht. Da die L. auf eine kurze Strecke die Grenze zwischen Niederösterreich u. Ungarn bildet, so hat man die beiden Hälften der Oesterreichisch-ungar. Monarchie als cisleithanisch u. transleithanisch bezeichnet; unter ersterem versteht man die im Wiener Reichsrathe vertretenen Länder, unter letzterem die Länder der ungar. Krone. — Das Leithagebirge zieht sich zwischen der L. u. dem Neusiedler See auf der Grenze von Oesterreich u. Ungarn hin, endet bei Hainburg an der Donau, ist schön bewaldet u. erhebt sich im Kaiserwald zu 744 m. Es bildet einen mit dem Wiener Walde parallelen nördl. Ausläufer der Steierischen Alpen.

Leitmeritz, Bezirksamtsstadt im nördl. Böhmen mit 10,023 E. (1869), liegt am rechten Ufer der Elbe, über die eine 515 m. lange Brücke führt, in einer an Obst u. Wein reichen, prächtigen Umgebung, gegenüber der Egermündung u. der Festung Theresienstadt; die freundlich gebaute Stadt ist Sitz eines Bischofs u. hat ein Gymnasium, eine Oberrealschule, zwei Klöster, eine Lehrerbildungsanstalt u. unter den sechs Kirchen eine prächtige, 1054 begründete Kathedrale. Der Handel mit Bier, Wein, Obst, Getreide u. a. Produkten ist bedeutend. — Der ehemalige Kreis L. umfaßte 57,1 □M., das gleichnamige Bezirksamt 11,5 □M. mit 74,205 E. (1869).

Leitrim, die nördlichste Grafschaft der Provinz Connaught in Irland, 27,[illegible] □M. groß mit 95,324 E. (1871), stößt im NW. mit einem schmalen Landstreifen an die Donegalbai u. besteht zum größten Theil aus Bergland, das nur noch geringe Waldungen, aber gute Weiden trägt u. im Truskmore zu 592 m. ansteigt. Der S. der Grafschaft ist eben u. reich an Flüssen u. Seen, deren größter der noch im Gebirge gelegene Lough Allen ist. Die Thäler u. Niederungen sind fruchtbar, aber schlecht angebaut. Die Schafzucht ist nicht unbedeutend, die Industrie produzirt nur Leinwand u. Thonwaaren. Hauptort von L. ist Carrick on Shannon (d. h. Carrick am Shannon, der in dieser Grafschaft entspringt u. sich hier seenartig erweitert), ein Ort mit nur 1500 E., welche Leinweberei u. Bleicherei betreiben.

Lejean (spr. Löschang), Guillaume, franz. Reisender, geb. 1828 zu Ploueget-Guerand (Dep. Finisterre), trieb schon frühzeitig u. auch als Präfekturbeamter in Morlaix, wie seit 1844 in Paris, historische Studien über seine heimatliche Provinz, die Bretagne, bevorzugte aber schließlich die geographische Wissenschaft, trat 1856 der Pariser Geogr. Gesellschaft bei u. unternahm 1857 seine erste Reise nach der Europäischen Türkei, die er auch später in topographischer, historischer u. ethnographischer Beziehung im Auftrage der franz. Regierung durchforschte. 1860 ging er nach Afrika, bereiste die Länder am Oberen Nil u. Gazellenfluß, von welch letzterem er die erste bessere Karte zeichnete, u. kehrte 1861 mit reicher Ernte nach Frankreich zurück. Im folgenden Jahre zum franz. Konsul in Abessinien ernannt, ward er 1863 von Kaiser Theodorus eine Zeit lang gefangen gehalten u. im Sept. des Landes verwiesen. 1864 besuchte L. Kassala u. die Bogesländer im Norden von Abessinien. Gegen Ende des nächsten Jahres machte er eine Reise nach Kleinasien, Mesopotamien, dem Pers. Golf u. den Indusländern bis Kaschmir, von wo er nothgedrungen umkehrte, um wieder die Europäische Türkei zu bereisen, u. starb 1. Febr. 1871 in seinem Geburtsorte. An größeren Werken verdanken wir ihm: „Histoire politique et municipale de la ville et de la communauté de Morlaix“ (Morl. 1847); „La Bretagne, son histoire et ses historiens“ (Nantes u. Par. 1850); „Voyage aux deux Nils“ (Par. 1865, mit Atlas). Auch hinterließ er 20 Karten zu einem großen Kartenwerke über die Europ. Türkei.

Lektion (vom lat. lectio, Vorlesung) hieß in der ältesten Kirche die Vorlesung eines biblischen Abschnitts, wol auch einer Märtyrergeschichte u. s. w. durch den „Lektor" (ein besonderes Amt) beim Gottesdienst. Die Bücher, in denen die nach u. nach vorzulesenden Abschnitte zusammengestellt waren, hießen Lektionarien. Die L.en wurden von Anfang an auch in den Klöstern eingeführt, häufig auch über Tische; von dem Gebrauch, an die L. (bes. auch in den Schulen) Mahnungen u. Rügen anzuknüpfen, stammt noch der Ausdruck „Jemand eine L. ertheilen", d. h. Jemand sein Unrecht fühlen lassen. Der heutige Sprachgebrauch bezeichnet mit L. theils die Vorlesungen, die an Universitäten u. höheren Lehranstalten „gehalten", theils in weiterem Sinne die Lehrstunden, die in Schulen „ertheilt" werden. Die ersteren werden an allen deutschen Universitäten einige Wochen vor Beginn des Halbjahres in besonderen Lektionskatalogen angekündigt; die letzteren finden nach den Lektionsplänen statt.

Lektüre (ein a. d. lat. lectum, d. h. Gelesenes, entstandenes Wort) heißt sowol die Thätigkeit des Lesens wie auch der Lesestoff selbst. In ersterem Sinne spricht man z. B. von den Nachtheilen übertriebener L., in letzterem von einer „passenden L." für Kinder. Die richtige, einem jedem Alter u. jeder Bildungsstufe entsprechende Auswahl der L. u. das Maß derselben bildet eine wichtige Frage ebenso für das Unterrichtswesen (hier bes. die Auswahl aus den Schriften fremder u. des eigenen Volkes) wie für die allgemeine Volksbildung (bezüglich der Darbietung echt volksthümlichen, sowol erbauenden als belehrenden u. unterhaltenden Lesestoffs). In letzterer Hinsicht haben daher neuerdings nicht blos private Vereine, bes. die sog. Innere Mission u. der Verein für Verbreitung von Volksbildung, sondern auch die Obrigkeiten verschiedener Länder durch Begründung von Volks- u. Arbeiterbibliotheken u. passenden Zeitschriften (bes. Kalendern) eine umfassende Thätigkeit entfaltet.

Leleger, ein uralter Volksstamm, der vor der hellenischen Zeit u. neben den Pelasgern in Griechenland wohnte. Sie liebten nicht feste Ansiedelungen u. trieben hauptsächlich Raubschiffahrt. Die Küstenstriche (bes. Aetoliens u. Akarnaniens) u. die Inseln waren deshalb ihre Hauptsitze. Von den Hellenen wurden sie theils verdrängt, theils verschwanden sie durch Vermischung mit denselben.

Lelewel, Joachim, poln. Patriot u. Historiker, geb. zu Warschau 21. März 1786, entstammte einem ursprünglich deutschen Geschlecht, welches ebedem Lölhöfel hieß u. 1768 das poln. Indigenat erhielt. 1809—12 Geschichtlehrer am Lyceum zu Krzemieniec (Volhynien) u. seit 1814 an der Universität in Wilna angestellt, wurde er 1816 Professor an der neuerrichteten Warschauer Hochschule u. Kustos der Nationalbibliothek, kehrte aber bald nach Wilna zurück. Als geheimer politischer Verbindungen verdächtig 1826 seines Lehramtes entsetzt, ward L. in den Warschauer Landtag u. nach Ausbruch der hauptsächlich von ihm mit beförderten 1830er Revolution in die Vollziehungsbehörde u. in die Provisorische Regierung gewählt u. später auch Mitglied der Nationalregierung. Nach der Einnahme Warschau's durch die Russen flüchtete sich L. nach Frankreich, fand in Paris Aufnahme bei Lafayette, sah sich aber, weil er unablässig für Polens Befreiung agitirte, auf Andringen des russ. Gesandten 1833 des Landes verwiesen, worauf er ein Asyl in Brüssel fand. Hier lebte er, nam. seit die Abnahme seiner Sehkraft ihm das Arbeiten unmöglich machte, in den dürftigsten Verhältnissen. Einer Kur wegen begab er sich nochmals nach Paris, wo er aber 29. Mai 1861 starb. Als Hauptwerke L.'s, der als Schriftsteller eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelte, sind zu bezeichnen: „Dzieje polski" (Warsch. 1829) mit der Fortsetzung „Polska odradzajaca sie" (Brüss. 1843, neue Aufl. Pos. 1860), franz. unter dem Titel: „Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple" (Par. 1844, 2 Bde.); „Géographie du moyen âge" (Berl. 1852, 4 Bde. mit Atlas); „Géographie des Arabes" (Par. 1851, 2 Bde.) u. „Wyklad dziejow powszechnych" (Brüss. 1850, 4 Bde.). Auch gab er einige numismatische Schriften heraus, wie insbesondere „Numismatique du moyen âge" (Par. 1836, 2 Bde. mit Atlas).

Lely, Peter, eigentlich Faes, s. d.

Lemaître (spr. Lömät'r), Frédéric, französ. Schauspieler, genannt der „Talma des Boulevard", geb. zu Havre im Juli 1798, ward 1826 am Odéon in Paris engagirt u. ging schon im folgenden Jahre zur Porte St. Martin über, wo er durch eine Rolle in „Trente ans, ou la vie d'un joueur" seinen Namen populär machte. Seitdem gehörte er bald dieser, bald jener Pariser Bühne an. In den Folies-Dramatiques spielte er zum ersten Mal jenen typisch gewordenen Robert Macaire in dem gleichnamigen Stücke, das er selbst in Gemeinschaft mit Antier u. Saint-Amand (Amand Lacoste) verfaßt hatte. Für das romantische Drama war er wie geschaffen; Dumas u. Victor Hugo schrieben Rollen für ihn, u. in den verschiedenartigsten Masken zeigte sich L. als Meister; die Kritiker priesen ihn als den ersten Schauspieler seiner Zeit u. nannten ihn den franz. Garrick. Auch machte er 1835 u. 1845 Gastspielreisen nach England. Seit den 50er Jahren machte sich jedoch eine bedeutende Abnahme seiner künstlerischen Kraft bemerkbar, u. da er es nicht verstanden, rechtzeitig der Bühne zu entsagen, mußte er 1862 im Palais Royal ein vollständiges Fiasco erleben. Doch trat er 1868 in seiner ersten Glanzrolle noch einmal auf. Dann zog er sich mit einer Staatspension ins Privatleben zurück. — Sein Sohn Charles L., geb. 1835, der sich gleichfalls der Bühne, dann aber hauptsächlich der dramatischen Schriftstellerei widmete, nahm 15. März 1870 ein tragisches Ende.

Lemanischer See, s. „Genfersee".

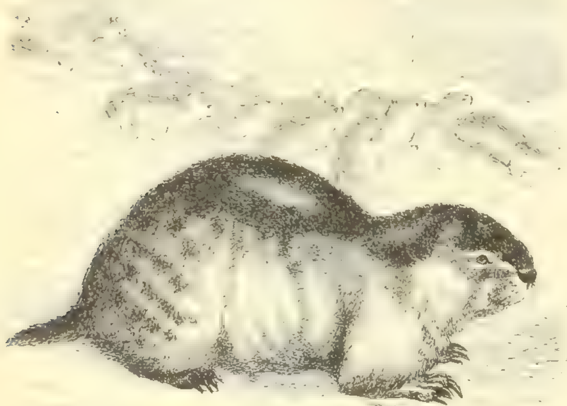
Lemberg (poln. Lwow), Hauptstadt der österr. Provinz u. des Königreichs Galizien u. Lodomirien mit 87,109 E. (1869), von denen fast ¼ aus Juden besteht; liegt in einem engen Kesselthale des Peltew u. ist eine der schönsten Städte Oesterreichs. Die innere Stadt ist von sieben Vorstädten umgeben, welche im Ganzen gut gebaut sind. Von den 29 Kirchen sind 19 röm.-kathol., 7 griech.-kathol., 1 armenische, 1 griech.-nicht unirte u. 1 evangel.; darunter sind die schönsten der im 14. Jahrh. erbaute Dom, die weithin sichtbare Kathedrale, die nach dem Vorbilde der Peterskirche in Rom erbaute Dominikanerkirche, in der sich ein Grabmal von Thorwaldsen befindet, u. die griech.-kathol. Stadtpfarrkirche. Die meisten Synagogen der Stadt sind architektonisch ausgezeichnete Bauwerke. An dem mit vier schönen Brunnen geschmückten Marktplatz erhebt sich das Rathhaus mit einem 80 m. hohen Stadtthurm. Andere hervorragende Gebäude sind das Theater u. das erzbischöfliche Palais. L. ist Sitz des Statthalters u. des Landtags von Galizien, eines Oberlandesgerichtes u. Landesgerichtes, einer Handelskammer u. Berghauptmannschaft, eines röm.-kathol., griech. u. armenischen Erzbischofs, eines protest. Superintendenten u. des Landesrabbiners. Die Stadt hat eine 1784 gegründete Universität, welche von etwa 1000 Studenten besucht wird, eine landwirthschaftliche Lehranstalt, eine technische Akademie, drei Gymnasien, eine Oberrealschule, eine Handelsschule, ein Blinden- u. ein Taubstummeninstitut, das Provinzialstrafhaus u. eine Anstalt für weibliche Sträfling. Das Ossolinski'sche literarische Nationalinstitut besitzt nicht nur eine sehr reichhaltige Bibliothek, sondern auch Sammlungen von Gemälden, Handzeichnungen, Kupferstichen u. naturgeschichtlichen Gegenständen. L. ist die bedeutendste Handels- u. Gewerbstadt Galiziens; es werden hier Maschinen, Papier, Zündhölzer, Branntwein, Essig, Seife 2c. fabrizirt u. ein ausgedehnter Handel mit Wolle, Getreide, Flachs, Hanf, Leinwand, Leder, Wachs, Honig u. Kleesamen getrieben. Handel u. Industrie liegen fast ausschließlich in den Händen von Juden u. Deutschen u. haben, seitdem die Stadt Vereinigungspunkt der Karl-Ludwigsbahn (Krakau-Podwolocz), Erzherzog-Albrechtsbahn L.-Stanislau seit 15. Febr. 1875; u. der L.-Czernowitzer Bahn geworden ist, einen stetig wachsenden Aufschwung genommen. Zum Schutze L.'s ist auf dem Wronowski'schen od. Schönberg eine Citadelle errichtet worden. L., 1259 von Leo Danielowicz, Fürsten von Halicz, gegründet, wurde 1348 nach der Eroberung durch Kasimir d. Gr. Hauptstadt der poln. Provinz Rus u. kam 1772 bei der ersten Theilung Polens an Oesterreich.

Lemercier, Louis Jean Népomucène, berühmter franz. Dichter, geb. 21. April 1771 in Paris, gest. 7. Juni 1840, ausgezeichnet sowol auf dem dramatischen wie auf dem episch didaktischen Gebiete, welcher, obwol er in seinem Alter der romantischen Schule sich feindlich gegenüberstellte, doch als ein Vorläufer derselben betrachtet werden muß, da er mit den herkömmlichen Schultraditionen brach u. neue originale Bahnen in der Poesie sich eröffnete. Unter seinen zahlreichen Schriften errangen die bedeutendsten Erfolge die Tragödien „Agamemnon" (1796); „La démence de Charles VI." (1820) u. „Frédégonde et Brunehaut" (1821); die historischen Lustspiele „Pinto" (1800) u. „Christophe Colomb" (1809) u. die epischen Dichtungen „l'Atlantiade" (1812) u. „La Panhypocrisiade" (1817).

Lemgo, zweitgrößte Stadt des Fürstenthums Lippe mit 4801 E. (1871), liegt an der Bega u. hat zwei schöne goth. luther., eine kathol. u. eine reformirte Kirche, ein Gymnasium, ein Jungfrauenstift (seit 1306), ein Waisenhaus u. zwei fürstliche Häuser (Annenhof u. Lippehof). L., das im Mittelalter zur Hansa gehörte u. eine weit größere Bedeutung als jetzt hatte, ist immer noch der gewerbfleißigste Ort des Fürstenthums;

es produzirt nam. leinene u. wollene Waaren, Meerschaumköpfe u. Stärke, hat eine Seidenhaspelanstalt u. besuchte Pferdemärkte.

Lemming (Myodes lemmus, Lemmus norwegicus), ein 15 cm. langes, rostrothes, schwarzgeflecktes Nagethier aus der Familie der Wühlmäuse (Arvicoliden), das den Norden der Skandanavischen Halbinsel bewohnt, sich ungeheuer vermehrt u. dann infolge eintretenden Nahrungmangels in unabsehbaren Scharen in gerader Richtung von N. nach SW. wandert, unterwegs alle Vegetation auffressend. Diese Züge sind gewöhnlich begleitet von Raubthieren aller Art, wie Raubvögel, Füchse, Vielfraße, selbst Bären, die ihre Reihen nach Kräften lichten, bis die Uebrigbleibenden oft ihren Untergang im Meere finden, so daß der Rückzug kaum beobachtet wird. Von Menschen werden die L.e nur im höchsten Nothfall gegessen.



Nr. 3042. Der Lemming (Myodes lemmus).

Lemna, Meer-, See-, Teich- u. Wasserlinse, auch Entenlinse, Entengrün, Entenflot, Entengrütze, Entengries; eine zu den Lemnaceen gehörige monocotylische Pflanzengattung mit schwimmenden winzigen Stengelgliedern, von blattartiger Tracht u. unterseits derselben erscheinenden kleinen Blumen. Einheimisch sind z. B.: L. trisulca, polyrrhiza, minor, gibba u. arrhiza. Sie schwimmen zu Tausenden dicht bei einander herum u. bilden damit eine schwimmende Rasendecke der Gewässer, in die sich wiederum Tausende der winzigsten Thiere (Infusorien) u. Pflanzen (Protophyten) betten.

Lemnius, Simon, eigentlich Lemchen (auch Emporius zubenannt), Epigrammendichter u. heftiger Gegner Luther's, geb. um 1510 in Graubünden, studirte in Ingolstadt u. Wittenberg, zog sich aber durch Spottgedichte auf die Universität ꝛc. (1538) den Zorn Luther's u. die Relegation zu. Dies wurde für L. die Veranlassung zu den derbsten u. rohesten Schmähungen gegen Luther, bes. in der pseudonym herausgegebenen „Monachopornomachia“ (d. h. der Mönchshurenkrieg), eine schmuzige Antwort auf die Vertheidigung der Wittenberger. Von 1543 wirkte L. an dem Gymnasium zu Chur in Graubünden u. starb daselbst 24. Nov. 1550 an der Pest.

Lemnos, jetzt Limni od. Stalimene, eine Insel im Aegäischen Meere, von der nordwestl. Küste Kleinasiens 8 M. entfernt, 9,2 □M. groß u. von ungefähr 12,000 meist griech. E. bevölkert, ist gebirgig u. ursprünglich vulkanischen Ursprungs. Die Berge sind waldarm, die Thäler aber fruchtbar u. reich an Getreide, Wein u. Feigen. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau, Fischfang u. etwas Baumwollweberei. Meerschaum u. rothe Siegelerde (terra sigillata od. Lemnia), welche von Griechen u. Türken als Heilmittel gegen Wunden verwendet wird, sind die wichtigsten mineralischen Produkte der Insel. Der Hauptort Limni od. Kastro mit 2000 E. liegt an der Westküste an einem kleinen Hafen, ist Sitz eines griech. Bischofs u. treibt Schiffahrt. Die älteste Bevölkerung gehörte dem thrakischen Volksstamm der Sintier an u. war wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt. Durch Miltiades kam L. unter athenische Herrschaft. Die Insel war dem Vulcanus (Hephästos) heilig u. hatte zwei Städte, Hephästia u. Myrina, das jetzige Kastro.

Lemoine (spr. Lömoahn), François, franz. Historienmaler, geb. zu Paris 1688, war der letzte unter den besseren Künstlern der Zeit Ludwig's XIV. Schon mit 13 Jahren trat er in das Atelier des Malers Louis Galloche u. wurde 1718 Mitglied der Akademie. Erst 1723 begann er die Oelmalerei mit einem Bilde der Jakobinerkirche des Fonbourg St. Germain, dessen Vollendung sich aber durch des Künstlers Aufenthalt in Rom verzögerte. Nach seiner Rückkehr führte er in den Kirchen u. Schlössern von Paris mehrere Malereien aus, darunter auch das 1736 vollendete Hauptwerk seines Lebens, die „Apotheose des Hercules“, ein kolossales Oelbild im Herculessaal zu Versailles. Er starb durch Selbstmord 4. Juni 1737.

Lemoine, Jean Baptiste, einer der besten franz. Bildhauer seiner Zeit, in Paris geb. 1704 u. gest. 1778. Als Schüler seines Vaters Jean Louis L. erhielt er schon 1724 den großen Preis von Rom u. erfreute sich nachher auch der besonderen Gunst Ludwig's XV., den er mehrmals darstellte. Seine größtentheils in Paris vorhandenen Arbeiten sind zwar voll Feuer u. Leben, aber es fehlt ihnen die plastische Ruhe u. die Reinheit der Form.

Lemuren, im röm. Volksglauben nicht zur Ruhe gekommene u. deshalb als Spukgeister u. Gespenster umgehende Seelen von Verstorbenen. Zu ihrer Sühnung feierte man im Maimonat die Lemurien. Die Hausväter suchten dann um Mitternacht durch gewisse Formeln unter Darbringung von schwarzen Bohnen die Geister zu bannen.

Lemuren, eine Familie der Halbaffen, bei denen die 4. Zehe, sowol vorn als hinten, die längste ist u. nur die 2. hintere Zehe eine Kralle trägt. Die Gattung Lemur (der Maki), mit spitzer Fuchsschnauze (daher Fuchsaffe), kurzen, behaarten, abgerundeten Ohren u. über körperlangem Schwanze lebt auf Madagascar gesellig von Insekten u. Früchten. Der Katzenmaki (Lemur catta), ein graues Thier mit schwarz u. weiß geringeltem Schwanze, das nach Art der Katzen schnurrt, kann man häufig in Menagerien sehen. Linné stellte den Flattermaki (Galeopithecus) noch in diese Gattung.

Lena, der östlichste der 3 großen sibirischen Ströme, entspringt im Altai in der Nähe von Irkutsk u. dem Baikalsee, fließt zuerst nach N., dann bis Jakutsk nach NO. u. endlich wieder nach N., mündet nach einem Laufe von 544 M. zwischen 72° u. 73° 28' in das nördliche Eismeer in einem Delta von 17 Armen, von denen der südöstlichste die größte Breite hat. Das ganze Stromgebiet umfaßt mehr als 45,000 □M. Bei Jakutsk erreicht die L. die Tiefebene, doch treten noch einzelne Gebirge an sie heran, welche den an einzelnen Stellen bis $1\frac{1}{2}$ M. breiten, inselreichen Strom einengen, so bes. vor der Mündung auf der rechten Seite die Charaulachskischen Berge. Bei Wercholensk beginnt die Schiffahrt, doch währt dieselbe nur eine kurze Zeit im Jahre; unterhalb Jakutsk steht der Strom schon in der 2. Hälfte des September u. wird erst Ende Mai eisfrei, wobei gewöhnlich die Uferlandschaften weit überschwemmt werden. Die größten Nebenflüsse der L. sind rechts die Kirenga (66 M. lang), der Witim (300 M. lang), welcher an der Mündung dem Hauptstrome an Breite gleichkommt, der Olekma (200 M.), der fischreiche Aldan (300 M.) u. links der Wiljui (130 M.), an dessen Ufern zahlreiche Mammuthknochen gefunden worden sind u. bei dessen Mündung die bedeutendsten Fischereien der L. liegen. Vgl. Kohn u. Andree, „Sibirien u. das Amurgebiet“ (Lpz. 1876).

Lenäen, das zu dem Festkreise der Dionysien gehörende Kelterfest in Athen. Den Hauptbestandtheil desselben bildete neben Prozessionen u. anderen feierlichen Gebräuchen u. Lustbarkeiten der am Altare des Gottes Dionysos von 50 Personen unter rhythmischen Tanzbewegungen vorgetragene Dithyrambos (s. d.).

Lenau, Nikol., Pseudonym für Niembsch von Strehlenau, s. „Niembsch“.

Lenbach, Franz, einer der bekanntesten Portraitmaler der Gegenwart, geb. 1836 in einem Dorfe Oberbayerns, mußte sich Anfangs dem Maurerhandwerk widmen, bis der Maler Geyer in Augsburg sein Talent zur Malerei erkannte u. ihm den ersten Unterricht ertheilte. 1856 trat er in die Akademie zu München u. schloß sich nam. an Karl Piloty an, zu dessen bedeutendsten Schülern er gehört. Nach der Ausstellung einiger sehr realistischen Genrebilder (Bauern bei einem Gewitter in eine Kapelle flüchtend, 1858) ging er auf eine Zeit lang nach Rom, wurde 1860 an die Kunstschule in Weimar berufen, gab aber diese Stelle nach 2 Jahren auf, siedelte wieder nach München über u. lebt gegenwärtig in Wien, wo er als Portraitmaler in hohem Ansehen steht. Seine Auffassung ist durchaus malerisch, seine Charakteristik klar u. geistvoll, aber die Behandlung des Kolorits u. der Details huldigt einem allzu starken Naturalismus. Eine bedeutende Zahl seiner Werke, unter denen treffliche Kopien nach Tizian, Giorgione, Rubens u. A., findet sich in der Gemäldesammlung des Freiherrn von Schack in München.

Lenclos (spr. Langkloh), Anne, genannt Ninon de, franz. Schöngeist, geb. zu Paris 15. Mai 1616 von vornehmen Eltern,

die sie zeitig verlor, war schön u. anmuthig, geist- u. talentvoll, hatte sich nam. durch die Schriften Montaigne's u. Charron's gebildet u. benutzte ihre gänzliche Unabhängigkeit, um der freien Liebe zu leben. Eine franz. Aspasia, stand sie abwechselnd mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit in intimem Verhältniß; der Erste, dem sie ihre Gunst geschenkt, soll der Kardinal Richelieu gewesen sein. Ihre abgedankten Liebhaber wußte sie stets als Freunde zu erhalten, u. nicht blos Männer aus den höchsten Gesellschaftskreisen, Gelehrte u. Dichter verkehrten bei ihr, selbst die gebildetsten u. achtbarsten Frauen erblickten in ihrem Umgang eine Ehre. Ninon starb hochbetagt zu Paris 17. Okt. 1706. Von ihren beiden Söhnen überlebte sie nur einer, der andere hatte sich selbst den Tod gegeben, da er, wie man sagt, zu seiner eignen Mutter, ohne sie als solche zu kennen, in Leidenschaft entbrannt war. Wie übrigens die Ninon von jeher ausgezeichnete Talente zu fördern gesucht hatte (z. B. nahm sie sich des jungen Voltaire auch durch pekuniäre Unterstützungen an), so soll sie auch selbst eine kleine Schrift: „La coquette vengée“ verfaßt haben. Ihre Memoiren gaben Dourmenil (Par. 1751) u. Mirecourt (ebd. 1854) heraus, ihr Leben beschrieb Quatremère de Roissy (ebd. 1824).

Lendemain (frz., spr. Langd'mäng), der folgende Tag, insbesondre der Tag nach der Hochzeit.

Lenden, der zwischen den Hüften gelegene hintere Theil des Unterleibes. Hiernach heißt der dieser Körpergegend entsprechende Theil des Rückgrats, an den sich nach oben die Rückenwirbel anschließen, nach unten das Kreuzbein, Lendenwirbelsäule od. Lendentheil des Rückgrats u. die ihn zusammensetzenden fünf Wirbel (Bauch- od.) Lendenwirbel. Dieselben zeichnen sich bes. durch ihre Größe aus u. durch gerade nach hinten gerichtete, seitlich zusammengedrückte hohe Stachelfortsätze. An ihren Seiten treten je fünf Rückenmarksnerven, die Lendennerven, aus dem Rückgratskanale heraus, deren hintere Aeste zum Rücken gehen, deren vordere sich zum Lendengeflecht vereinigen, das sich nach Abgabe etlicher Bauchnerven in den Schenkelnerven fortsetzt. Als „Lendengeflecht“ werden auch Blut- u. Saugadergeflechte der Lendengegend bezeichnet. Das Rückenmark bildet in der Lendengegend ähnlich wie am Halse eine Anschwellung – die Lendenanschwellung. Als Lendenknoten bezeichnet man die innerhalb der Bauchhöhle jederseits der Lendenwirbelkörper gelegenen 4—5 großen Ganglien des Lendentheils des sympathischen Nerven. Zu beiden Seiten der Lendenwirbelsäule an der Hinterwand der Bauchhöhle liegen die Lendenmuskeln, u. zwar zunächst jederseits ein „großer runder Lendenmuskel“ od. großer Psoas, ein langer, starker, rundlicher Muskel, der von der Seite der Lendenwirbel hinter dem Bauchfelle weg durchs Becken herab schräg nach außen zum Oberschenkel läuft, zu dessen Beugemuskeln er gehört; ferner der „kleine runde Lendenmuskel“ od. kleine Psoas, der aber öfter gar nicht entwickelt ist; endlich der platte „viereckige Lendenmuskel“, der von den Querfortsätzen der Lendenwirbel u. vom Kamme des Hüftbeines zur 12. Rippe geht u., diese herabziehend, beim Ausathmen wirkt. Die Psoasmuskeln der Säugethiere, bei uns bes. des Rindes, geben den als „Lende“ bezeichneten vorzüglichen Braten.

Lengerke, Alexander v., verdienstvoller Agronom, geb. zu Hamburg 30. März 1802, war zuerst Seemann u. besuchte als solcher Nordamerika u. Westindien, widmete sich hierauf der Landwirthschaft in Schlesien, Mecklenburg u. Holstein, ward 1841 Professor am Carolinum in Braunschweig, ging 1842 als Landesökonomierath sowie als Generalsekretär des Landesökonomie-Kollegiums nach Berlin u. starb das. 23. Dez. 1853. Von seinen vortrefflichen Schriften sind anzuführen: „Reise durch Deutschland in besonderer Beziehung auf Ackerbau u. Industrie“ (Prag 1839); „Landwirthschaftliches Konversationslexikon“ (ebd. 1835—38 u. Braunschw. 1842, 5 Bde.); „Darstellung der mecklenb. Pferdezucht“ (Berl. 1840); „Anleitung zum praktischen Wiesenbau“ (Prag, 2. Aufl. 1844); „Die ländliche Arbeiterfrage“ (Berl. 1849); „Die Heckenzucht“ (ebd., 2. Aufl. 1847); „Der Maisbau“ (ebd., 2. Aufl. 1851); „Preußens Kardenbau“ (ebd. 1852). Auch redigirte er die „Annalen der Landwirthschaft in den königl. preuß. Staaten“ u. begründete 1852 eine „Landwirthschaftliche Jahresschrift“.

Lengerke, Cäsar v., protest. Bibelforscher u. Orientalist, geb. 30. März 1803 zu Hamburg, wurde auf dem Johanneum daselbst vorgebildet u. studirte dann zu Breslau u. Halle Theologie u. orientalische Sprachen. 1829 wurde er Privatdozent dieser Fächer zu Königsberg, 1831 außerord. u. 1835 ord. Professor der alttestamentlichen Exegese daselbst, trat aber 1843 infolge mehrfacher Verdächtigungen wegen seiner Freisinnigkeit aus der theologischen Fakultät aus u. zog sich in die philosophische zurück; 1851 legte er seine Professur ganz nieder u. starb 3. Febr. 1855 zu Elbing. Von L.'s Schriften, die den Standpunkt des historisch-kritischen Rationalismus vertreten, sind bes. zu nennen: „Das Buch Daniel, verdeutscht u. ausgelegt“ (Königsb. 1835); „Kanaan. Volks- u. Religionsgeschichte Israels“ (Th. I, ebd. 1844); „Die 5 Bücher der Psalmen“ (2 Bde., ebd. 1847). Außerdem hat sich L. auch als Dichter (bes. durch die Sammlung „Lebensbilderbuch“, ebd. 1852) bekannt gemacht.

Lengoa geral, die Sprache der Tupi-Indianer in Brasilien, ein Dialekt der Guaranisprache, die insofern bedeutenden Einfluß auf die Landessprache gehabt hat, als viele Naturgegenstände des Landes, Thiere, Pflanzen, Berge u. Flüsse mit Worten dieser Sprache bezeichnet worden sind.



Nr 3943. Das Thor von Ursk an der Lena.

Gegenwärtig hat die L. in Brasilien sehr an Bedeutung verloren, theils weil viele der ansässig gemachten Indianer sie mit einem schlechten Portugiesisch vertauscht haben, theils weil sie in Ortschaften mit gemischter Bevölkerung 1727 durch königl. Verordnung verboten wurde.

Lenne, der Hauptzufluß der Ruhr u. der wichtigste Fluß des Sauerlandes in der preuß. Provinz Westfalen, entspringt am Kahlen-Astenberge, durchströmt ein enges, an Naturschönheiten reiches u. durch große Fabrikanlagen, bes. Eisenwerke, ausgezeichnetes Thal, dessen Hauptort Altena ist, u. mündet nach einem Laufe von 17,5 M. auf der linken Seite der Ruhr. Eben so wichtig für die Industrie sind auch die Thäler ihrer Nebenflüsse, nam. der Hundem, Bigge u. Volme.

Lenné, Peter Joseph, deutscher Landschaftsgärtner, geb. 29. Sept. 1789 zu Bonn als Sohn des dortigen Hofgärtners Joseph L., erlernte zuerst die praktische Gärtnerei, ging 1811 behufs botanischer Studien nach Paris, bereiste 1812 Deutschland u. die Schweiz, wurde 1814 kaiserl. Garteningenieur in Wien, als welcher er den Plan zur Vergrößerung u. Verschönerung des Gartens in Laxenburg entwarf, kehrte 1815 nach Bonn zurück u. folgte 1816

einem Rufe nach Potsdam. Sein Werk sind die berühmten Gartenanlagen dort, in Sanssouci, Charlottenburg u. Schönhausen, die 1832—40 erfolgte Umwandlung des Berliner Thiergartens in einen Volksgarten, die Anlage des Zoologischen Gartens in Berlin, ferner auch die 1857 angelegten Promenaden zwischen dem Grimmaischen u. dem ehemaligen Petersthor in Leipzig ꝛc. Ebenso wurden 1832 auf seinen Vorschlag die Landesbaumschule u. die Gärtnerlehranstalt zu Berlin gegründet. L. starb als Direktor der königl. Gärten zu Potsdam 23. Jan. 1866. Schon 1839 ward in Anerkennung seiner Verdienste nach diesem Begründer des deutschen Gartenstils eine Straße in Berlin benannt, eine gleiche Aufmerksamkeit bewies ihm seine Geburtsstadt Bonn; auch steht seit 1848 seine Büste inmitten der Gärten von Sanssouci.

Lennep, Kreisstadt des preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf in der Rheinprovinz mit 7722 zu ^{4} prot. E. (1871), liegt an dem gleichnamigen Flüßchen, 2 M. im SO. von Barmen, hat ein Friedens- u. Gewerbegericht, ein Kreisamt, eine Handelskammer u. (seit 1868) eine höhere Bürgerschule; es treibt bedeutende Weberei von Tuchen u. wollenen Waaren, Streichgarnspinnerei, Färberei, Eisengießerei, Pulverfabrikation u. Wollhandel. Die Stadt war 1226—1300 die Residenz der Grafen von Berg. — Der Kreis L. umfaßt 5,5 □M. mit 82,128 E. (1871) u. den Städten L., Lüttringhausen, Ronsdorf, Remscheid, Radevormwald, Hückeswagen u. Burg.

Lennep, David Jakob van, verdienter holländ. Philolog, geb. in Amsterdam 15. Juli 1774, seit 1799 Professor der Beredsamkeit am Athenäum seiner Vaterstadt, seit 1838 auch Mitglied der Ständeversammlung, in welcher er sich durch seine meisterhaften Reden hervorthat, gest. zu Amsterdam 10. Febr. 1853. Er vollendete die von de Bosch begonnene Ausgabe der „Anthologia Graeca“ (5 Bde., Utrecht 1795—1822), bearbeitete Ovid's „Heroiden“ (Amsterd. 1807), Hesiod's „Theogonie“ (ebd. 1843), „Werke u. Tage“ (ebd. 1848) u. „Der Schild des Hercules“ (herausgeg. von Hullemann, ebd. 1858), veröffentlichte eigene lat. Gedichte, war aber auch ein eifriger Pfleger der vaterländischen Dichtung u. dichtete selbst den in den Niederlanden sehr gefeierten „Hollandschen Duinzang“. L.'s Biographie (4. Aufl., Amsterd. 1864) schrieb sein Sohn Jakob van L., einer der bedeutendsten neueren holländ. Dichter, geb. 24. März 1802 zu Amsterdam; er studirte in Leyden die Rechte, wirkte als Reichsadvokat in Amsterdam u. starb daselbst 25. Aug. 1868. Trotz seiner bedeutenden klassischen Bildung gehört L. doch zu den Hauptvertretern der Romantik in den Niederlanden u. stand in seinen Dichtungen weit mehr unter dem Einflusse Byron's u. Walter Scott's, als seine Landsleute Bilderdijk u. Vondel, wenn er auch seiner Verehrung für Letzteren durch die, freilich nicht tadellose, Herausgabe von Vondel's Werken (12 Bde., Amsterd. 1857—66) ein ehrendes Denkmal setzte. L. begann seine literarische Thätigkeit mit „Academische Idyllen“ (1826), die nur getheilten Beifall fanden; ungetheilte Anerkennung erwarb er sich dagegen durch seine „Nederlandsche Legenden“. Als didaktischer Dichter trat L. auf mit dem Lehrgedicht „De Bouwkunst“, als Dramatiker hat er mehr als 30 Stücke geliefert, von denen die Lustspiele „Het dorp an die grenzen“ u. „Het dorp over die grenzen“ (1830) sowie „De vrouwe van Waardenburg“ (1859) bedeutenden Erfolg hatten. Seine große Vielseitigkeit führte ihn auch auf das Gebiet der Geschichtschreibung; er verfaßte „Hollands romantische geschiedenis“ (deutsch von Lerz, 11 Bde., Aachen 1840—43); „Geschiedenis van Noord-Neederland“ (1865 ff.) u. „Nërlands roem“ (1856 ff.), doch liegt auf diesem Felde nicht seine Stärke. Dagegen ist er in der niederl. Literatur unübertroffen durch seine Prosaromane, von denen „De pleegzoon“ (1829), „De roos van Dekama“ (1836), „Onze voorouders“ (1838—44), „Ferdinand Huyck“ (1840), „Elisabeth Musch“ (1850) u. „Lotgevallen van Klaasje Zevenster“ (1865; deutsch von Glaser, „Hänschen Siebenstern“, 2 Bde., Braunschweig 1867) hervorzuheben sind. Aus L.'s Nachlaß erschienen „Vermakelijke anekdoten en historische herinneringen“ (Amsterd. 1870); von der Ausgabe seiner „Poëtische werken“ sind bis 1872 13 Thle., von seinen „Romantische werken“ bis 1871 21 Thle. erschienen.

Lenni-Lenape (d. h. tapfere Männer) war ein Stamm der Delaware-Indianer, welche noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. vom Hudson bis zum Susquehannah sich ausbreiteten, in eine Anzahl Völker zerfielen, aber Dialekte einer u. derselben Sprache redeten, als deren Hauptvertreter eben die L. L. galten, u. die deshalb häufig nach diesen benannt wird.

Lenoir'sche Maschine, s. „Knallgasmaschine“.

Lenormand (spr. Lönormang), Marie Anne Adélaide, franz. Kartenschlägerin, geb. zu Alençon 27. Mai 1772, legte sich schon frühzeitig auf das Geschäft des Wahrsagens u. wandte sich kurz vor Ausbruch der Revolution nach Paris, wo sie die Schreckenszeit im Gefängniß verbrachte. Unterm Kaiserreich bes. durch die erste Gemahlin Napoleon's begünstigt, erlangte sie bald großen Ruf, ward aber im Dez. 1809 wegen politischer Umtriebe des Landes verwiesen. Nach Napoleon's Sturz, den sie in ihren (aber erst 1814 veröffentlichten) „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle“ vorausgesagt hatte, kehrte sie nach Paris zurück; später lebte sie in Brüssel u. zuletzt wieder in Paris, wo sie 25. Juni 1843 starb. Ihre „Mémoires historiques et secrètes de l'impératrice Joséphine“ (Par. 1820; 2. Aufl. 1828) hatten seiner Zeit viel Aufsehen erregt.

Lenormant (spr. Lönormang), Charles, franz. Archäolog, geb. zu Paris 1. Juni 1802, war zuerst Jurist, bis er sich infolge einer Reise nach Italien der Archäologie zuwandte, ward 1825 Inspektor der schönen Künste im königl. Hausministerium, bereiste 1828 mit Champollion Aegypten, wurde 1830 Chef der Abtheilung für schöne Künste u. Konservator an der Bibliothek des Arsenals, erhielt 1832 das gleiche Amt beim Antikenkabinet, vertrat 1835—46 Guizot an der Sorbonne, übernahm 1848 die Lehrkanzel für ägyptische Archäologie am Collége de France u. starb 24. Nov. 1859 während seines Aufenthaltes in Athen. Er schrieb u. A.: „Des artistes contemporains“ (Par. 1833, 2 Bde.); „Trésor de numismatique et de glyptique“ (ebd. 1836—50, 5 Bde.); „Introduction à l'histoire orientale“ (ebd. 1838); „Musée des antiquités égyptiennes“ (ebd. 1842); „Élite des monuments céramographiques“ (ebd. 1844 bis 1857, 2 Bde.). — François L., Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1835, vertauschte gleichfalls das Studium der Rechte mit dem der Archäologie, Geschichte u. Numismatik, bereiste 1860 den Orient u. wurde dann Unterbibliothekar des Instituts. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu nennen: „Deux dynasties françaises chez les slaves méridionaux aux XIVme et XVme siècles“ (Par. 1861); „Recherches archéologiques à Éleusis“ (ebd. 1862); „La révolution de Grèce“ (ebd. 1862); „Essai sur l'organisation politique et économique de la monnaie dans l'antiquité“ (ebd. 1863); „Manuel de l'histoire ancienne de l'Orient“ (ebd. 1868, 2 Bde.; 3. Aufl. 1869, 3 Bde.; deutsch von Busch unter dem Titel: „Die Urgeschichte des Orients bis zu den medischen Kriegen“, Berl. 1869, 2 Bde.; 2. Aufl. 1871). Seine neuesten Werke sind: „Die Anfänge der Kultur“ (deutsch, Jena 1875, 2 Bde.) u. „La langue primitive de la Chaldée et les idiomes Touraniens“ (Par. 1875), eine Zurückweisung der von Halévy versuchten Ableugnung der Existenz der sog. Akkadischen Sprache.

Lenôtre (spr. L'nohter), André, franz. Gartenkünstler, geb. 1613 als Sohn des Oberaufsehers des Tuileriengartens zu Paris, gest. das. 1700; machte sich um die Vervollkommnung der Gartenkunst sehr verdient u. erwarb sich nam. durch die Anlegung der Gärten in Versailles einen großen Ruf. Ludwig XIV. belohnte ihn aufs Reichste dafür u. erhob ihn in den Adelsstand. Auch die Gärten der Lustschlösser zu Marly, Meudon, Chantilly, St. Cloud, Sceaux, St. Germain u. Fontainebleau wurden von L. theils verschönert, theils geschaffen.

Lenström, Karl Julius, schwed. Schriftsteller, geb. zu Gefle 1811, studirte in Upsala Theologie, wurde das. 1834 Dozent der Literaturgeschichte, übernahm 1843 das Amt eines Gymnasiallehrers in seiner Vaterstadt u. ward 1846 Propst u. Pfarrer in Westmanland. Seine überaus fruchtbare literarische Thätigkeit begann er 1835 als Kritiker in der „Zeitung des schwed. Literatenvereins“. Dann gab er selbst das Blatt „Eos“ (Ups. 1839 f.) heraus, u. da er darin u. A. auch die Mängel des schwed. Universitätswesens scharf beleuchtete, verdarb er sich seine akademische Laufbahn. Sein „Försök till Lärobok i Ästhetiken“ (Stockh. 1836) war in Schweden der erste derartige Versuch überhaupt. Demselben ließ er auf dem gleichen Gebiete u. A. folgen: eine „Konst-Theoriernas Historia“ (2 Bde., Ups. 1839); einen „Bidrag till den Svenska Ästhetikens Historia“

(ebd. 1840); „Om Konstens förhållande till Religionen“ (ebd. 1842) ꝛc. Von seinen literarisch-historischen Schriften sind hervorzuheben: „Handbok i Poesiens Historia“ (Orebro 1840, 2 Bde.); „Svenska Poesiens Historia“ (ebd. 1839—40, 2 Bde.); „Sveriges Litteratur- och Konst-Historia“ (Ups. 1841) ꝛc. Ferner gab er heraus eine „Svensk Anthologi“ (Orebro 1840—41, 3 Bde.) u. unter dem Titel „Brage“ eine Sammlung von Meisterstücken der Beredsamkeit (Stockh. 1847). Eigene dichterische Versuche sind: „Sigurd och Brynhilda“ (Ups. 1836); das Schauspiel „Nero“ (Gefle 1838); „Lyriska förstlingar“ (ebd. 1837). Die theologische Literatur endlich hat er bereichert durch Lehrbücher der Dogmengeschichte (Orebro 1843), der deutschen u. schwed. Kirchengeschichte (Gefle 1843) u. der theologischen Vorbegriffe (Ups. 1843) ꝛc.

lento (ital.), Vortragsbezeichnung in der Musik: langsam.

Lentulus, Beiname einer Linie des Cornelischen Geschlechtes in Rom. Am bekanntesten ist wegen seiner Theilnahme an der Catilinarischen Verschwörung Publius L. Sura, doch trug er durch Mangel an Thatkraft viel zum Mißlingen des Anschlags bei. L. wurde dann seines Amtes als Prätor entsetzt u. im Gefängnisse hingerichtet. — Ein anderer L., mit dem Beinamen Spinther, betrieb als Konsul des Jahres 57 v. Chr. die Zurückberufung Cicero's aus der Verbannung u. gehörte im Kriege zwischen Pompejus u. Cäsar zu den Parteigängern des Ersteren.

Lenz, Jakob Michael Reinhold, hochbegabter deutscher Dichter, dessen Talent aber keine harmonische Entwicklung erfuhr, geb. 12. Jan. 1750 zu Seßwegen in Livland (als Sohn des dortigen Predigers, der 1759 nach Dorpat u. darauf als Generalsuperintendent nach Riga versetzt wurde), studirte seit 1768 in Königsberg Theologie u. ließ hier bereits 1769 ein großes herametrisches beschreibendes Lehrgedicht „Die Landplagen“ drucken; ein schon früher vollendetes Gelegenheitsdrama „Der verwundete Bräutigam“ blieb bei Lebzeiten des Dichters ungedruckt (herausgeg. von Blum, Berl. 1845). Im J. 1771 kam L. als Begleiter zweier junger kurländischer Edelleute nach Straßburg, wo er auch mit Goethe in Beziehung trat u. unter dem Einflusse des Letzteren eine große poetische Fruchtbarkeit entwickelte. Als Goethe nach Weimar übergesiedelt war, folgte ihm L. 1776 dorthin, wo er gute Aufnahme fand, aber eine Reihe dummer Streiche beging u. noch in demselben Jahre durch eine „Eselei“, wie Goethe sich ausdrückte, nämlich durch ein Pasquill auf die Herzogin Amalie u. andere Personen der weimarischen Gesellschaft, sich völlig unmöglich machte u. zum Gehen veranlaßt wurde. Nun begab er sich wieder ins Elsaß, knüpfte ein leidenschaftliches Verhältniß mit Goethe's ehemaliger Geliebten, der „Pfarrerstochter von Sesenheim“, Friederike Brion, an, verfiel aber im J. 1778 in Wahnsinn, von dem er nie wieder ganz geheilt worden zu sein scheint. Sein älterer Bruder holte ihn 1779 in die Heimat. Mehrere Bewerbungen um eine Stellung in Petersburg u. Riga blieben ohne Erfolg, u. L. starb in tiefstem Elend in Moskau 24. Mai 1792. — L.' literargeschichtliche Bedeutung beruht wesentlich auf seinen Dramen, die er zwar Komödien nannte, die aber durchaus ernster Gattung sind; sie zeigen von großem Talent u. bezwecken meist, im Sinne der „Sturm- u. Drangperiode“, eine Befehdung der herrschenden gesellschaftlichen Zustände, zeichnen sich aber durch gänzliche Verachtung aller Regeln der Theoretiker aus, stellen volle Naturwahrheit als das Haupterforderniß des Dramas auf u. schildern die Leidenschaften mehr in ihrem äußeren Ungestüm als in ihrer inneren Tiefe. Seine Hauptwerke in dieser Richtung sind „Der Hofmeister“ (1774); „Der neue Menoza“ (1774) u. „Die Soldaten“ (1776); letzteres Werk nahm allerdings, wenngleich wol mit Unrecht, Klinger für sich in Anspruch. Andere dramatische Dichtungen L.' sind: „Die Freunde machen den Philosophen“ (1776); „Der Engländer“ (1777) ꝛc. Außerdem schrieb er einen Roman in Briefen: „Der Waldbruder. Ein Pendant zu Werther's Leiden“ (gedruckt in den „Horen“ 1797); die Erzählungen „Zerbin“ (1776); „Der Landprediger“ (1777), modernisirte die Lustspiele des Plautus (1774) u. begleitete seine Uebersetzung von Shakespeare's „Love's labour's lost“ mit „Anmerkungen übers Theater“ (1774). Aus seinen letzten Lebensjahren stammt noch seine Uebersetzung von Pleschtschejew's „Uebersicht des Russ. Reiches ꝛc.“ (1787). Die von Tieck besorgte Ausgabe von L.' „Gesammelten Schriften“ (3 Bde., Berl. 1828) hat starke Lücken u. enthält außerdem eine Anzahl von Werken, deren Verfasser L. nicht ist. — Vgl. u. A. Dorer-Egloff, „J. M. R. Lenz u. seine Schriften“ (Baden 1857); Gruppe, „R. Lenz, Leben u. Werke“ (Berl. 1861), u. Stöber, „Der Dichter Lenz u. Friederike von Sesenheim“ (Basel 1842).

Leo, der Name von 12 Päpsten. **L. I.** od. der Große, röm. Bischof 440—461, geb. gegen Ende des 4. Jahrh. wahrscheinlich zu Rom, gewann schon als Diakon daselbst durch sein Wissen u. seine Energie den größten Einfluß u. erhob nach seiner Stuhlbesteigung im Sept. 440 das röm. Bisthum trotz der Stürme der Völkerwanderung u. der allgemeinen Zerrissenheit der Kirche zu jener Machtstellung, auf der die Weltherrschaft der Päpste im Mittelalter beruhte. Er war der Erste, der mit Konsequenz die Vorherrschaft der röm. Bischöfe (den „Primat Petri“) auf Grund von Matth. 16, 18 in der Kirche geltend machte, u. ist daher mit Recht sowol „der erste Papst“ als wegen seiner wahrhaft großen Persönlichkeit „der Große“ genannt worden. Durch kluge Einmischung in die Streitigkeiten der Provinzen u. bes. durch die Parteinahme für die Lehren, welche als „rechtgläubige“ die Zukunft für sich hatten, machte L. allmählich die ganze Westhälfte des Röm. Reiches vom röm. Stuhle abhängig; sogar Kaiser Valentinian erkannte 445 ausdrücklich den Primat der röm. Bischöfe an. Weniger glücklich war er indeß mit seinen Ansprüchen im Oström. Reich, bes. gegenüber den Patriarchen von Konstantinopel. Am erfolgreichsten griff L. in den sog. monophysitischen Streit ein. Sein Brief an Flavian über die rechte Auseinanderhaltung der beiden Naturen in Christo wurde auf dem allgemeinen Konzil zu Chalkedon (451) die Grundlage der rechtgläubigen Lehre. Die Macht seiner Persönlichkeit zeigte L. bes. 452, als er den wilden Hunnen Attila vor den Thoren Roms zur Umkehr bewog, ein Vorgang, der später stark mit Sagen ausgeschmückt wurde; dagegen bemühte er sich 455 vergebens, den Vandalen Geiserich von der Plünderung Roms abzuhalten. L. starb 461 u. wurde in der Peterskirche beigesetzt. Sein Gedächtnißtag ist der 11. April. Die beste Ausgabe seiner Werke (darunter bes. viele Briefe) ist die der Brüder Ballerini (3 Bde., Vened. 1755 ff.). — **L. II.** aus Sizilien (August 682 bis Juli 683), war ein eifriger Förderer der geistlichen Musik; sein Gedächtnißtag ist der 28. Juni. — **L. III.** aus Rom (26. Dez. 795 bis 11. Juli 816) schloß sich eifrig an Karl d. Gr. an u. flüchtete sich zu demselben sogar vor einer Verschwörung (799). Obschon schwerer Verbrechen angeklagt, wurde er doch von Karl mit Gewalt wieder in Rom eingesetzt u. krönte denselben zum Danke 25. Dez. 800 in der Peterskirche zum Kaiser. Nur in einem Punkte trat er dem Letzteren gegenüber, indem er (809) die Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes auch vom Sohne mißbilligte. Nach Karl's d. Gr. Tode gerieth er mit Ludwig d. Fr. wegen der Gerichtsbarkeit in Rom in Streit, fügte sich aber schließlich. Der Haß der Römer gegen ihn machte sich noch mehrmals in Empörungen Luft. Sein Gedächtnißtag ist der 12. Juni. — **L. IV.** aus Rom (11. April 847 bis 17. Juli 855) schuf die starken Befestigungen Roms u. die sog. Leostadt zum Schutze gegen die Sarazenen, welche 846 Rom verheert hatten; 849 erfocht seine Flotte sogar einen Sieg über dieselben. Außerdem verdienen seine Bemühungen um die Freimachung des Papstthums vom fränkischen Hofe Erwähnung. Sein Gedächtnißtag ist der 17. Juli. — **L. V.**, Italiener von Geburt, 28. Okt. 903 zum Papste erwählt, aber schon wenige Tage darauf von seinem Nachfolger Christopherus zur Abdankung gezwungen, soll im Dez. 903 im Gefängniß gestorben sein. — **L. VI.** aus Rom (Juni 928 bis 3. Febr. 929), soll von der tiefen Entartung der Päpste seiner Zeit eine rühmliche Ausnahme gemacht haben. — **L. VII.** aus Rom (9. Jan. 936 bis 18. Juli 939). — **L. VIII.**, 963 zum Gegenpapst Johann's XII. gewählt, behauptete sich auch nach dessen Tode (964) nur durch die energische Hülfe Kaiser Otto's I. gegen den neuen Gegenpapst Benedikt V. u. starb im März 965. — **L. IX.**, vorher Bischof Bruno v. Toul aus dem gräflichen Geschlechte v. Dachsburg, geb. 21. Juni 1002, wurde 1048 von Kaiser Heinrich III. auf dem Reichstage zu Worms zum Papste bestimmt, machte aber seine Annahme vom Klerus u. Volke zu Rom abhängig, worauf 12. Febr. 1049 seine Weihe daselbst stattfand.

hauptsächlich durch den Einfluß des Mönches Hildebrand (nachmals Gregor VII.) bestimmt, den er zu seinem Schatzmeister erhob, trat L. IX. energisch der Simonie (des Aemterkaufs) u. der Priesterehe entgegen, nahm auf zahlreichen Kirchenversammlungen u. Reisen (auch in Frankreich u. Deutschland) persönlich die Aufgabe der Kirchenvereinigung in die Hand, wurde aber 18. Juni 1053 von den Normannen, gegen die er in Person zu Felde zog, gründlich geschlagen u. gefangen. Nach seiner Befreiung verstarb er, kaum nach Rom zurückgekehrt, 19. April 1054 an einem Fieber. Unter seiner Amtsführung begannen auch die Verwicklungen mit dem Patriarchen von Konstantinopel, welche 16. Juli 1054 zur endgiltigen Trennung der Griechischen u. Römisch-katholischen Kirche führten. — **L. X.**, eigentlich Johann v. Medici aus Florenz, geb. 11. Dez. 1475, wurde nach vielfach wechselnden Schicksalen 19. März 1513 zum Papste geweiht.



Nr. 3944. Papst Leo X. (geb. 11. Dez. 1475 gest. 1. Dez. 1521).

Gutmüthig von Natur, hat er wol den Ruf eines feinen Kunstkenners (wie die meisten Medicäer) u. Beförderers der Künste u. Wissenschaften hinterlassen, war aber den Stürmen der Reformation, die unter ihm begann, keineswegs gewachsen. Seine Prachtliebe u. sein Hang zu kostbaren Bauten waren es insbesondere, die die Ausbeutung der Christenheit durch den Ablaßhandel veranlaßten; dabei konnte man ihm nachsagen, daß er die Lehre von Christo für eine einträgliche Fabel erklärt habe. Nächst dem Ausbau der Peterskirche u. der Veranstaltung eines Zuges gegen die Türken war sein Augenmerk vor Allem auf die Bereicherung u. Kräftigung seiner Familie gerichtet, u. er war darin um so glücklicher, als er auch Kaiser Karl V. gegen die Franzosen in sein Interesse zu ziehen wußte. Den unangenehmen Handel mit Luther suchte er Anfangs todt zu schweigen; noch 1520 übergab er Eck zögernd die Bannbulle gegen Luther u. trat erst nach der Verbrennung derselben zu Wittenberg energischer gegen den Reformator auf. Er starb plötzlich 1. Dez. 1521. — **L. XI.**, gleichfalls Medicäer aus Florenz u. vor seiner Stuhlbesteigung Erzbischof daselbst, war Papst 1.—27. April 1605. — **L. XII.**, aus dem Geschlechte della Genga, geb. 22. Aug. 1760 auf dem gleichnamigen Schlosse bei Spoleto, hatte sich in den schweren Zeiten unter Pius VI. u. VII. vielfach als Diplomat um den päpstlichen Stuhl verdient gemacht u. wurde 28. Sept. 1823 zum Papst geweiht. Vorher üppig u. in Glaubensfragen gleichgiltig, zeigte er sich nunmehr als ein eifriger Vorkämpfer strengrömischer Grundsätze u. Ansprüche, begünstigte die Mönchsorden u. bes. die Jesuiten, verdammte die Bibelgesellschaften u. alle nicht streng katholischen Bestrebungen, huldigte aber dabei, bes. bei Gelegenheit des Jubeljahres (1825), allen Arten veralteten Aberglaubens. Selbst mit seinem Eifer für die Hebung des zerrütteten Kirchenstaates erntete er nur Haß u. Undank u. starb unbetrauert 10. Febr. 1829.

Leo, Heinrich, deutscher Geschichtschreiber, der konservativen u. orthodoxen Richtung angehörig. Geb. zu Rudolstadt 19. März 1799, studirte er seit Michaelis 1816 in Breslau Medizin, ward aber durch Ludwig Jahn (s. d.), den er während eines Besuchs Berlins kennen gelernt, für dessen originelle Ideen gewonnen; er wollte nun Schulmann werden, da dieser Stand damals der eigentliche Vertreter der neuen freisinnigen Bestrebungen war. Zugleich zog ihn die Burschenschaft nach Jena, wo er seit 1817 Philosophie u. Geschichte, insbes. alte Literatur studirte. Später ging er noch nach Göttingen u. Erlangen. Schon hier fing er an, seine Bekanntschaften mit Deutschthümlern aufzugeben u. sich selbst als Feind der freisinnigen Partei zu entwickeln. Im J. 1821 siedelte er nach Berlin über, wo ihn das Studium der Hegel'schen Philosophie zu metaphysischen Betrachtungen über die Geschichte trieb, doch sagte er sich nachher von dem Systeme Hegel's gleichfalls wieder los u. bekämpfte die Anhänger desselben mit derselben Leidenschaft, mit der er eine Zeit lang für sie gefochten. Im J. 1823 machte er mit Unterstützung der verwittweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt eine Reise nach Italien. Zurückgekehrt ward er außerord. Prof. u. 1826 Kollaborator an der königl. Bibliothek. Doch schied er 1827 plötzlich von Berlin, ging zunächst nach Jena u. 1828 als außerord. Prof. der Geschichte nach Halle. Hier, wo er als ord. Prof. (seit 1830) noch heute lebt, obwol seit einigen Jahren nicht mehr als Lehrer thätig, entwickelte L. seine ganze Eigenthümlichkeit u. Sonderlingsgestaltung. Unter Friedrich Wilhelm IV. übte er als einer der Vorkämpfer der Reaktion einen bedeutenden Einfluß aus. Seit 1863 gehört er als lebenslängliches Mitglied dem preuß. Herrenhause an. In L. ist eine geniale Begabung der Wissenschaft verloren gegangen, weil sich bei ihm der Ernst der Ueberzeugung zum Fanatismus der Leidenschaft erhitzte. Dieser hat ihn auch verhindert, seine antiliberalen u. antirationalistischen Prinzipien mit Würde u. Anstand zu verfechten; sein „skrophulöses Gesindel" u. sein „frischer, fröhlicher Krieg" sind geflügelte Worte geworden. Die Hauptwerke L.'s sind: „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Halle 1830); „Geschichte der ital. Staaten" (Hamb. 1829—30, 5 Bde.); „Zwölf Bücher niederländ. Geschichte" (Halle 1832—35, 2 Bde.), welch letztere beiden, noch nicht eigentlich polemisch gehalten, von großem Werth sind; „Lehrbuch der Universalgeschichte" (ebd. 1835—44, 6 Bde.; 3. Aufl. 1849—56) u. „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks u. Reichs" (5 Bde., ebd. 1854 ff.). Uebrigens hat L. verdienstvolle Forschungen auch über das Altdeutsche, Angelsächsische u. Keltische gemacht u. die Resultate derselben in einer Ausgabe des Beowulf (Halle 1839) u. Schriften wie „Altsächs. u. angelsächs. Sprachproben" (ebd. 1838); „Die Malbergische Glosse" (2 Hfte., ebd. 1842—45); „Ferienschriften" (2 Bde., ebd. 1847—52); „Angelsächs. Glossar" (1. Abth., ebd. 1872) &c. niedergelegt.

Leoben, Bezirksstadt im österr. Herzogthum Steiermark mit 4529 E. (1869), liegt an der Mur, ist Sitz eines Kreisgerichtes, eines Bezirksamtes, einer Handels- u. Gewerbekammer, einer Berghauptmannschaft u. hat eine Bergakademie u. eine Realschule. Die Stadt ist ein Hauptsitz der steier. Eisenindustrie; sie besitzt große Hammer- u. Drahtwerke u. Kupferhammer u. treibt beträchtlichen Eisenhandel. In der Nähe werden Steinkohlen abgebaut. Ein Denkmal erinnert an den hier 18. April 1797 zwischen Oesterreich u. Frankreich abgeschlossenen Präliminarfrieden. — Der Bezirk L. hat 35,643 E. (1869) auf 19,85 □M.

Leobschütz, Kreisstadt des Reg.-Bez. Oppeln (preuß. Provinz Schlesien) mit 10,689 zu $^{10}/_{11}$ kathol. E. (1871), in angenehmer Umgebung an der Zinna, 5 M. im NW. von Ratibor, 1 M. von der österr.-schles. Grenze gelegen u. mit Ratibor u. Jägerndorf durch Eisenbahnen verbunden; hat ein Kreisamt, ein Kreisgericht, 3 kathol. u. eine protestant. Kirche u. ein Gymnasium. Die Gewerbthätigkeit erstreckt sich nam. auf Leinen- u. Wollweberei, Schuhmacherei u. Fabrikation von Glas, Mineralwasser, Mehl u. Bier. Bedeutend sind die Getreide- u. Flachsmärkte. L. war 1524—1623 die Hauptstadt des Fürstenthums Jägerndorf. — Der Kreis L. hat auf 12,5 □M. 82,473 E. (1871) u. die Städte L., Bauerwitz u. Katscher.

Leochares, ein attischer Künstler, der im 4. Jahrh. v. Chr. lebte. Er war mit Skopas zusammen am Mausoleum zu Halikarnaß beschäftigt, arbeitete mit Lysippos zusammen an einer Erzgruppe, welche Alexander d. Gr. auf einer Löwenjagd darstellte, u. bildete Philipp's

von Makedonien ganze Familie in Gold u. Elfenbein für das Philippeion in Olympia. Berühmt war sein Erzbild des Ganymed (s. d.; daselbst auch Abbildung).

Leon, Provinz im nordwestl. Spanien, 290 □M. mit 350,092 E. (1870), wird im N. von Asturia, im O. von Palencia, im SO. von Valladolid, im S. von Zamora, im SW. von Orense u. im W. von Lugo begrenzt, ist im N. u. W. sehr gebirgig u. geht nach O. in die Hochebene von Altcastilien über. Obgleich die von den Zuflüssen des Duero (Esla u. Minho (Sil) reich bewässerten Thäler fruchtbar an Getreide, Gemüse u. Obst sind, so sind doch nur ⅓ des Bodens kultivirt; die Zucht von Schafen u. Rindern hat, begünstigt durch treffliche Bergweiden, eine große Bedeutung, u. ansehnlich ist die Ausfuhr von Wolle u. wollenen u. leinenen Webwaaren. Im N. der Provinz, im Valdesabrio, wird ergiebiger Steinkohlenbergbau betrieben. Die Hauptstadt L. mit 11,000 E. liegt auf einer Halbinsel zwischen den Flüssen Bernesga u. Torio in einer baumreichen Ebene, hat 14 Kirchen, unter denen sich die prachtvolle goth. Kathedrale aus dem 14. Jahrh., welche die Grabmäler vieler Könige von L. enthält, bes. auszeichnet, 11 Klöster u. eine große Anzahl von Palästen alter Grandengeschlechter. Der einst bedeutende Handel ist sehr herabgekommen. L. ist Sitz eines Bischofs u. eines bischöflichen Priorats des Ordens von Santiago. Die Provinz bildet einen Theil des ehemaligen Königreichs L. u. hat den Namen von der röm. Legio septima gemina. Die Herrschaft ging von den Römern auf die Gothen über, bis diese von den Arabern unterworfen wurden. Zuerst von allen Theilen Spaniens machte sich L. von der Herrschaft derselben frei u. bildete einen eigenen Staat, der die jetzigen Provinzen Salamanca, Zamora u. L. (716,8 □M.) umfaßte, 1038 mit Castilien vereinigt ward, nach Ferdinand's I. Tode 1067 unter Alphons VI. wieder selbständig wurde, aber unter Ferdinand III. 1230 für alle Zeiten an Castilien kam.

Leon, ehemalige Hauptstadt des centralamerikan. Staates Nicaragua, jetzt Hauptstadt von dessen Departamento Occidental od. L. mit 20,000 E., von denen aber nur etwa 1000 Weiße sind, liegt in einer heißen Ebene zwischen dem Managuasee u. dem Stillen Ozean. Die Straßen haben immer noch, trotzdem daß häufige Erdbeben, Revolutionen u. Belagerungen den Verfall der Stadt beschleunigt haben, einen altspan. aristokratischen Charakter; die Kathedrale ist das schönste Bauwerk in Mittelamerika; die ehemals hier bestehende Universität ist eingegangen. L. ist Sitz eines Bischofs; die Umgegend baut nam. Kaffee, Zucker u. Tabak. Die Vorstadt Subtiaba, welche schon vor der Ankunft der Spanier bestand, wird ausschließlich von Indianern bewohnt.

Leonardo (od. Lionardo) **da Vinci**, einer der bedeutendsten u. vielseitigsten Künstler des 15. Jahrh. Schön u. überaus kräftig von Körper, hatte er Talent zur Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Mathematik, Musik u. Dichtkunst, u. bethätigte diese verschiedenen Talente nach Neigung u. äußerer Veranlassung, am meisten aber das zur Malerei. Doch hat er gerade hierin im Verhältniß zu seinem langen Leben nicht viele Werke ausgeführt, weil er sich selber nur schwer genügte u. selten ein Werk zu Ende führte. Geb. 1452 zu Vinci, einem Schlosse unweit Florenz, als natürlicher Sohn des Ser Piero, widmete er sich der Mathematik u. Musik, mit besonderer Vorliebe aber dem Zeichnen u. Modelliren, weshalb ihn sein Vater zu dem ihm befreundeten Bildhauer u. Maler Andrea Verocchio (s. d.) in die Lehre gab, wo er auch im Umgang mit seinen beiden Mitschülern Perugino u. Lorenzo di Credi für die Hauptrichtung seines Lebens, die Ausbildung der Form, die reichste Nahrung fand. Aber bei allem Studium der künstlerischen Gesetze zeigte er schon damals einen Hang zum Seltsamen u. Phantastischen u. komponirte in Federzeichnungen abenteuerliche Gestalten u. Karikaturen. Leider besitzen wir aus dieser Frühzeit seiner Thätigkeit bis 1483 kein beglaubigtes Werk, wenn nicht etwa das herrliche Frescobild einer Madonna mit dem Kinde im Korridor des Klosters S. Onofrio in Rom bereits 1482 entstanden ist. Im J. 1483 berief ihn der Herzog von Mailand, Lodovico Sforza, genannt il Moro, wegen seiner Talente als Ingenieur u. als Musiker an seinen Hof, so daß er hier viele Jahre lang der Mittelpunkt aller künstlerischen Unternehmungen u. Festlichkeiten war u. sich seinem Wissensdrange die günstigste Gelegenheit bot. Hauptsächlich beschäftigte ihn das Modell einer Reiterstatue des verstorbenen Herzogs Francesco Sforza, das 1490 beendigt, aber 1499 bei der Einnahme von Mailand durch die Franzosen zertrümmert wurde u. nie zur Ausführung kam, so daß uns von der bildnerischen Thätigkeit des Meisters kaum noch Etwas übrig ist. Auch die Nachrichten über seine Thätigkeit als Maler sind bis 1496 sehr dürftig u. beschränken sich auf einige um diese Zeit entstandene Portraits, z. B. im Louvre die sog. belle ferronière, od. richtiger Lucrezia Crivelli, u. kleinere Madonnenbilder. Schon vor 1496 begann er die Vorbereitungen zu dem ihm vom Herzog übertragenen weltberühmten Bilde, dem Abendmahl im Refektorium des Dominikanerklosters S. Maria delle Grazie, das erste umfassende Werk der Malerei, in welchem er alle darstellenden Mittel mit vollstem wissenschaftlichen Bewußtsein beherrschte (Abb. s. Bd. III, Nr. 1970). Das leider in Oel auf der Wand ausgeführte Bild ging seinem Untergange rasch entgegen, erlitt mehrere gewaltsame Zerstörungen durch Menschenhände u. durch Naturereignisse, bis es vor einigen Jahrzehnten wieder in etwas besseren Zustand gebracht wurde.



Nr. 3945 Leonardo da Vinci geb. 1452, gest. 2. Mai 1519.

Gezeichnete Studien zum Christuskopfe finden sich in der Brera zu Mailand u. 10 Studienköpfe der Apostel im Museum zu Weimar. Dem trefflichen Stich von Rafael Morghen wird in nächster Zeit ein anderer vom Kupferstecher R. Stang in Düsseldorf folgen. — Bald nach Beendigung des Abendmahls, 1498, ging L. nach Florenz, wo er für die Servitenkirche das Altarbild einer heil. Familie malen sollte, das aber, da anderweitige bauliche Arbeiten unseren Künstler in Anspruch nahmen, nur im Karton zu Stande kam. Nachdem er dann ein Jahr lang im Auftrag des Cäsar Borgia als Architekt u. Generalingenieur eine Inspektionsreise durch Italien gemacht hatte, veranlaßte ihn 1503 die Stadt Florenz zur malerischen Ausschmückung einer Wand im Versammlungssaale des Rathhauses. Er wählte dazu den 1440 erfochtenen Sieg der Florentiner bei Anghiari, aber auch diese Arbeit kam über den nachmals verloren gegangenen Karton nicht hinaus. Nur ein Theil desselben hat sich in einer Kopie von Rubens erhalten. Um dieselbe Zeit mögen auch das meisterhafte Portrait der unter dem Namen Mona Lisa bekannten Gemahlin des Francesco del Giocondo (im Louvre), an welchem er 4 Jahre lang arbeitete, eine braun in braun getuschte Anbetung der Könige (Uffizien in Florenz), die Rafael zum Vorbild diente, u. das Portrait eines Goldschmieds im Palast Pitti entstanden sein. Von 1506 an wieder mehrere Jahre in Mailand für den Statthalter Ludwig's XII., Karl v. Amboise, mit Fortifikations- u. Kanalisirungsarbeiten beschäftigt, widmete sich L. zwar hin u. wieder der Malerei, ging dann aber aus politischen Rücksichten 1514 nach Rom, wo er jedoch wegen der zwischen ihm u. Michel Angelo bestehenden Eifersucht nicht lange verweilte. Nach Mailand zurückgekehrt, wo unterdessen Franz I. von Frankreich durch die Schlacht von Marignano die Herrschaft wieder gewonnen hatte, wurde er von diesem kunstliebenden Könige mit

Kunstbezeigungen überhäuft u. nach Frankreich zu kommen bewogen. L. folgte dem Rufe, nahm in Amboise seinen Wohnsitz, scheint aber künstlerisch nicht mehr thätig gewesen zu sein. Er starb zu Cloux bei Amboise 2. Mai 1519. Bei der geringen Zahl von wirklich echten Oelbildern L.'s lassen sich seine künstlerischen Eigenschaften am besten aus den von ihm vorhandenen zahlreichen Zeichnungen ersehen, von denen die wichtigsten sich im Schlosse Windsor befinden. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit legt der „Trattato sulla pittura" (Par. 1651; neue Ausg. von Manzi, 2 Bde., Rom 1817) ein sehr charakteristisches Zeugniß ab. Unter den vielen von ihm gebildeten Schülern sind als die bedeutendsten anzusehen: Bernard Luini, Gaudenzio Ferrari, Soddoma, Beltraffio u. der von L. zum Haupterben eingesetzte Francesco Melzi.

Leonberg, Oberamtsstadt im württemberg. Neckarkreis mit 2001 E. (1871), hat ein Schloß, treibt Baumwoll- u. Strumpfweberei u. ist durch die hier gezüchteten L.er Hunde (s. d.) weithin bekannt geworden. Die Stadt ist Geburtsort des Philosophen Schelling.

Leonberger Hunde, zu Leonberg (s. d.) seit etwa 20 Jahren, ganz neuerlich auch (von Heinr. Bergmann als „Waldheimer") in Waldheim als Bastarde verschiedener langhaariger Hunde gezüchtete, ebenfalls langhaarige u. meist große Hunde, wurden irrthümlich für den dermaligen Ersatz der angeblich seit 1816 ausgestorbenen Bernhardshunde ausgegeben, die jedoch noch immer auf dem St. Bernhard selbst, wie in Hollichen bei Bern (von H. Schumacher), gezüchtet werden (Abb. s. Bd. IV, Taf. LXVIII, Nr. 19).

Leonhard, Karl Cäsar v., Mineralog, geb. zu Rumpenheim bei Hanau 12. Sept. 1779, studirte in Marburg u. Göttingen, trat 1800 als Assessor bei der Landkassen- u. Steuerdirektion in den hess. Staatsdienst, in dem er seit 1812 als Geh. Rath die Generalverwaltung der Oktroidomänen zu leiten hatte, verließ denselben 1814 u. folgte einem Rufe an die Akademie der Wissenschaften nach München. Im J. 1818 übernahm L. die Professur für Mineralogie u. Geologie an der neubegründeten Hochschule in Heidelberg, woselbst er 23. Jan. 1862 starb. Von seinen zahlreichen Fachschriften, durch die er sich hauptsächlich um die Systematisirung u. Popularisirung seiner Wissenschaft hochverdient gemacht hat, sind hervorzuheben: „Topographische Mineralogie" (3 Bde., Frankf. 1805—9); „Grundzüge der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1833); „Handbuch der Oryktognosie" (ebd., 2. Aufl. 1826); „Grundzüge der Geognosie u. Geologie" (ebd., 3. Aufl. 1839); „Lehrbuch der Geologie u. Geognosie" (Stuttg., 2. Aufl. 1849); seine unter dem Titel „Geologie od. Naturgeschichte der Erde" (ebd. 1836—45, 4 Bde.) erschienenen, auch ins Französische, Englische u. Holländische übersetzten populären Vorlesungen; „Naturgeschichte des Steinreichs" (ebd. 1854) u. „Grundzüge der Mineralogie" (ebd., 2. Aufl. 1860). Seit 1830 gab er auch mit Bronn das „Jahrbuch der Mineralogie" heraus. — Sein Sohn, Gustav L., geb. zu München 22. Nov. 1816, bildete sich für diese Fachwissenschaft aus u. ist außerord. Professor der Mineralogie u. Geologie in Heidelberg. Derselbe verfaßte u. A. ein „Handwörterbuch der topographischen Mineralogie" (Heidelb. 1843) u. giebt mit Geinitz das „Neue Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie" heraus.

Leonhardi, Frhr. Hermann v., Haupt u. Führer der Krause'schen Schule der Philosophie, geb. zu Frankfurt a. M. 12. März 1809, studirte seit 1827 Philosophie in Göttingen u. München, befreundete sich hier innig mit K. Chr. F. Krause (s. d.), um dessen Tochter Sidonie er sich bewarb u. die er auch 1841 heirathete; hielt seit 1842 in Heidelberg Privatvorlesungen u. wurde 1849 Prof. der Philosophie in Prag, wo er 22. Aug. 1875 starb. In den letzten Jahren seines Lebens entfaltete er eine ganz bes. rege Thätigkeit: er berief zwei Philosophenkongresse (1868 nach Prag, 1869 nach Frankfurt a. M.), aus denen 1871 der „Allgemeine Erziehungsverein" hervorging, den Krause in seinem „Urbild der Menschheit" schon 1811 gefordert hatte, u. gab seit 1869 „freie Hefte für vereinte Höherbildung der Wissenschaft u. des Lebens" unter dem Titel „Die Neue Zeit" (Prag) heraus. Hierdurch wie durch Veröffentlichung mehrerer Schriften aus dem Nachlasse Krause's hat er erzielt, daß die Verbreitung des Krause'schen Pantheismus neuerdings einen Aufschwung genommen hat.

Leonhardt, Gerhard Adolf Wilhelm, preuß. Justizminister, geb. zu Neuhaus a. d. Oste im ehemaligen hannov. Herzogthum Bremen 6. Juni 1815, studirte in Göttingen u. Berlin die Rechte, wurde dann Auditor beim Stadtgericht in Hannover u. später Advokat daselbst. Aus dieser Zeit stammen seine Abhandlungen „Zur Lehre von den Rechtsverhältnissen am Grundeigenthum" (Hann. 1843), sein „Kommentar über das Kriminalgesetzbuch für das Königreich Hannover" (ebd. 1846—51, 2 Bde.) rc. Im J. 1848 als Referent in das hannov. Justizministerium berufen, blieb er in dieser Stellung (seit 1852 als Oberjustizrath, seit 1862 als General- od. Unterstaatssekretär), bis er im Okt. 1865, nach dem Rücktritt des Ministers Windthorst, an die Spitze des Justizministeriums gestellt ward. Seit dem J. 1852 zugleich Vorsitzender der Kommission für juristische Prüfungen, hatte L. die hannov. Regierung auch sowol im letzten Stadium der Nürnberger Konferenzen wegen des Handelsgesetzbuches als bei der Bundeskommission für Bearbeitung eines allgemeinen Prozeßgesetzes vertreten. Während seiner Anstellung im Justizministerium veröffentlichte er: „Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover" (ebd. 1851 f., 3 Bde.; Bd. 1: „Die Strafprozeßordnung", 3. Aufl. 1859; Bd. 2: „Die bürgerliche Prozeßordnung", 4. Aufl. 1867; Bd. 3: „Das Kriminalgesetzbuch", 3. Aufl. 1860); „Zur Reform des Civilprozesses in Deutschland" (ebd. 1865); „Eine vergleichende Kritik der Grundprinzipien des Entwurfs einer Civilprozeßordnung für den preuß. Staat" (ebd. 1865) rc. Infolge der Besetzung Hannovers im Sommer 1866 außer Aktivität, bez. seit Okt. desselben Jahres pensionirt, schrieb er seine „Betrachtungen über die hannov. Justizverwaltung mit Rücksicht auf die Vereinigung des Königreichs Hannover mit der preuß. Monarchie" (Hann. 1866), in denen er sich offen auf den Boden der Thatsachen stellte. Bald darauf ward er Vizepräsident des damaligen Oberappellationsgerichts in Celle u. 1. Sept. 1867 Präsident des für die neuen Provinzen in Berlin errichteten Oberappellationsgerichts, aber schon 5. Dez. desselben Jahres, nach dem Rücktritte des Grafen zur Lippe, preuß. Justizminister. L. ist ein eben so hervorragender Justiz- wie Staatsmann, von dessen Uebernahme der Leitung des preuß. Justizministeriums eine neue Epoche für das Justizwesen datirt; insbes. herrscht seitdem eine außerordentliche Regsamkeit auf allen Gebieten der Gesetzgebung, die um so höher angeschlagen werden muß, als die Gründung des Norddeutschen Bundes, des Zollparlaments u. des Deutschen Reiches eine große Beschleunigung der verschiedensten legislatorischen Arbeiten erforderte.

Leónidas, Sohn des spartan. Königs Anaxandrides, folgte 491 v. Chr. seinem Bruder Kleomenes in der Regierung. Im J. 480 stand er mit 300 Spartanern u. 3700 Peloponnesiern, wozu noch 2—3000 andere Hellenen kamen, am Thermopylenpasse, um denselben gegen Xerxes zu vertheidigen. Nach zweitägigem, vergeblichem Sturme schickte der Perserkönig durch den Verräther Ephialtes eine Heeresabtheilung den Griechen in den Rücken. L. entließ darauf die Bundesgenossen mit Ausnahme der Thespier u. Thebaner u. starb mit den Seinigen den Heldentod. Xerxes ließ seinen Leichnam enthaupten u. kreuzigen; die Hellenen aber ehrten die That des L. als den herrlichsten Beweis von Vaterlandsliebe durch Denkmäler u. Lieder.

leoninischer Vertrag (auch leoninische Gesellschaft, lat. societas leonina, vom lat. leo, der Löwe), eine Gemeinschaft, in welcher Einer od. Einige rechtswidrig allen Vortheil (den Löwenantheil, nach der bekannten Aesopischen Fabel) genießen, die übrigen Theilnehmer den Verlust u. Schaden zu tragen haben.

leoninische Verse, lat. Hexameter u. Pentameter, in denen sich Cäsur u. Schluß reimen, eine schon im Alterthum hie u. da, wol meist zufällig begegnende, im Mittelalter aber systematisch u. mit Vorliebe angewandte Versform. Ihr Erfinder soll ein gewisser Leo, ein mittelalterlicher Dichter, nach Anderen Papst Leo II. (s. d.) sein.

Leonische od. **Lyonische Waaren,** wahrscheinlich nach der Stadt Lyon in Frankreich benannt, aus Kupfer gefertigte, vergoldete u. versilberte Waaren, Tressen, Spitzen, Flitter, Lahn rc.

Leóntodon Taráxacum, Löwenzahn, Butterblume, Kuhblume, Pfaffenröhrlein, Pfaffenblatt, Pfaffenstiel, Pfaffenschnell, Pfaffendistel. Eine allbekannte Komposite des ersten Frühlings, einheimisch auf allen Wegen u. Wiesen, mit großen goldgelben Blumen u. kugelförmigem weißen Fruchtschopf (Licht), dessen Früchte sich leicht wegblasen lassen.

Die stark milchende Pflanze treibt einen ziemlich bedeutenden Wurzelstock, den man in den sog. Frühlingskuren häufig verwendet.

Leopard (Felis pardus), eine große afrikan. Katzenart von schlankem Körperbau mit kleinem Kopfe, hohen dünnen Beinen u. langem Schwanze, ist von dem etwas kleineren asiat. Panther spezifisch nicht unterschieden u. hauptsächlich nur durch die zehn Reihen aus Punktringen gebildeter schwarzer Flecken auf den orangegelben Körperseiten kenntlich. Er jagt Antilopen, Schafe u. Ziegen, überlistet aber auch andere Thiere, namentlich Affen u. Vögel in den Baumwipfeln; gejagt wird er wegen seines schön gezeichneten Felles u. wohlschmeckenden Fleisches, jung eingefangen läßt er sich zähmen.

Leopardi, Giacomo, Graf, geb. 29. Juni 1798 zu Recanati, gest. 14. Juni 1837 zu Neapel, berühmter ital. Lyriker, dessen Dichtungen („Canzoni", Bologna 1826, u. „Canti", Florenz 1831) sich ebenso durch Gedankentiefe als durch vollendete Formenschönheit auszeichnen u. unter den neueren lyrischen Poesien der Italiener unbedingt den ersten Rang einnehmen. Alle Lieder L.'s sind von dem Hauche sehnsuchtsvoller Wehmuth durchwebt, denn der Dichter, sein ganzes Leben hindurch von schwerem Siechthum gequält u. in mißlichen äußeren Verhältnissen lebend, mußte den Abstand der Realität von dem Idealen bes. schmerzlich empfinden. L. war auch als Gelehrter auf philologischem Gebiete thätig u. hat sich nach dieser Richtung hin vorzüglich durch die Abfassung eines Kommentars zu Petrarca's lyrischen Gedichten verdient gemacht. Eine deutsche Uebersetzung von L.'s „Lyrischen Dichtungen" lieferte Kannegießer (Lpz. 1837).

Leopold I., Deutscher Kaiser (1658—1705), geb. 9. Juni 1640, war der vierte Sohn von Ferdinand III. u. Maria Anna, einer Tochter Philipp's III. von Spanien. Anfangs für den geistlichen Stand erzogen u. diesem allein im Herzen ergeben, wurde er schon nach dem Tode seiner älteren Brüder 1655 von den Ungarn, 1656 von den Böhmen zum Könige gewählt. Dennoch entstand nach dem Tode seines Vaters (April 1657) ein lebhafter Streit der Kurfürsten zuerst über das Reichsvikariat u. dann über die Kaiserkrone. Scheiterten auch alle Bemühungen der franz. Staatskunst, dieselbe für Ludwig XIV. zu gewinnen, an dem Widerspruche der protestant. Kurfürsten, so glückte es doch dem staatsklugen Kardinal Mazarin 1658, die drei geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, den von Bayern u. die Fürsten von Lüneburg, Hessen u. Pfalz-Zweibrücken (Karl Gustav, als Karl X. von Schweden) in einen Rheinbund unter franz. Protektorat zu vereinigen. Erst nachdem er eine demüthigende Wahlkapitulation beschworen, wurde L. im Aug. 1658 zum Kaiser dieses zerspaltenen Reiches gekrönt. Seine siebenundvierzigjährige Regierungszeit ist erfüllt von Kriegen mit der Türkei u. mit Frankreich. Der erste Türkenkrieg (1663—64) fand einen schnellen Abschluß durch den glänzenden Sieg, welchen Montecuculi, unterstützt von Reichstruppen u. selbst von einem franz. Hülfscorps, 1. Aug. 1664 bei St. Gotthard a. d. Raab erfocht: es war dies der erste, den überhaupt ein christl. Heer über ein türk. gewann. Der Sultan versprach, Siebenbürgen die freie Wahl eines Großfürsten zu überlassen, die er ihm zuvor bestritten hatte. — Siebzehn Jahre später, als L., gereizt durch eine Verschwörung, die Protestanten in Ungarn u. vor Allen ihre Prediger verfolgen ließ, rief der kühne Graf Emrich Tököly nach langen Verhandlungen gegen ihn die Türken zu Hülfe (1681). Vergeblich umlagerte der Großvezier Kara Mustafa die Hauptstadt Wien (1683) zwei Monate lang: der tapfere Kommandant Graf Starhemberg widerstand, bis der glänzende Sieg der Kaiserlichen unter Herzog Karl von Lothringen, der deutschen Hülfsvölker unter Markgraf Ludwig von Baden u. zumeist des ritterlichen Polenkönigs Johann Sobieski 14. Sept. die Kaiserstadt befreite. Im J. 1686 nahm der Herzog von Lothringen die Stadt Ofen, welche 145 Jahre lang den Türken als Grenzbollwerk des Islam in Europa, als Schloß u. Schlüssel des Osmanischen Reiches gegolten hatte. Aber diese glänzenden kriegerischen Erfolge wurden befleckt durch das schreckliche Blutbad von Eperies: auf dem Marktplatze dieser Stadt ließ der General Caraffa auf Grund einer erdichteten Verschwörung die angesehensten Ungarn, selbst vom Kaiser schon begnadigte, massenweise hinrichten u. fuhr, im Einverständnisse mit L., der ihn dafür zum Feldmarschall ernannte, gerade so lange damit fort, bis der Reichstag zu Preßburg (1687) alle Privilegien der Protestanten vernichtet, alle Schranken der königl. Gewalt niedergerissen u. die ungar. Krone für erblich erklärt hatte. Da L. auch nach der glänzenden Erstürmung von Belgrad durch den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern u. den Prinzen



Nr. 3946. Der Leopard (Felis pardus).

Eugen von Savoyen (1688) die Friedensanträge des Sultans zurückwies, in der Hoffnung, die Türken aus Europa zu vertreiben, so dauerte der Krieg bis zur äußersten Ermattung beider Theile fort. Während aber die Verbündeten L.'s, Venedig, Polen, Rußland, bedeutende Vortheile errangen, wichen seine eigenen Truppen von jetzt an mehr u. mehr zurück. Erst die beiden großen Siege Eugen's bei Szalankemen (1691) u. bei Zentha a. d. Theiß (1697) führten 1699 den günstigen Frieden von Karlowitz herbei, durch welchen Siebenbürgen u. Ungarn, mit Ausnahme des Banates, dem Kaiser zufiel. — Weniger rühmlich war L.'s Stellung zu Frankreich. Der Rath des einflußreichen Ministers Lobkowitz (s. d.) diente mehr dem Interesse des franz. Königs als dem des Deutschen Kaisers. Dieser büßte nach dem holländ. Kriege (1672—79) im Frieden zu Nimwegen Freiburg u. mehrere Städte im Elsaß ein u. bestätigte durch den Regensburger Waffenstillstand (1684) die Wegnahme aller deutschen Städte u. Landschaften, die Ludwig XIV. (1680) nach dem Ausspruche der Reunionskammern (s. d.) besetzt hatte, selbst den Raub von Straßburg (1681). Auch in dem pfälzischen Kriege (1688—97) konnte Prinz Eugen, durch Truppen- u. Geldmangel gehindert, nichts ausrichten. Dennoch erhielt L. im Frieden zu Ryswick Freiburg u. Breisach zurück u. willigte gern in die Klausel, daß die röm.-kathol. Religion in allen bisher evangel. Orten Deutschlands herrschend bleiben solle, die während des Krieges von den Franzosen besetzt gewesen waren; man zählte deren 1922. — Als L. wenige Jahre darauf das Recht seines Hauses auf die span. Erbschaft für seinen zweiten Sohn Karl in Anspruch nahm, zwang ihn die Bedrängniß in Italien u. Ungarn,

das sich wieder empörte, eine Reform des Ministeriums u. des Hofkriegsrathes vorzunehmen, die den Prinzen Eugen an die Spitze des letzteren brachte. So erlebte L. noch die Vernichtung der franz.-bayer. Armee u. die Befreiung des deutschen Bodens durch die Schlacht bei Hochstädt (13. Aug. 1704). Bald darauf, 5. Mai 1705, verstarb er in seiner Hofburg zu Wien an der Brustwassersucht. (Abb. s. Bd. III Nr. 2335.) L. war dreimal vermählt: zuerst mit der bigotten span. Prinzessin Margarethe Therese, dann mit der munteren, jagdlustigen Claudia Felicitas von Tirol, endlich mit Eleonore von Pfalz-Neuburg, deren Neigung zu klösterlichem Stillleben u. dgl. auf ihn wie auf beide Söhne, Josef u. Karl, nicht ohne Einfluß blieb. — Er selbst besaß ein mannichfaches Wissen, vertraute aber dem Rathe der Geistlichen u. des Beichtvaters so sehr, daß er letzteren wol bisweilen zur Aufsicht u. Lenkung der Generale in das Hauptquartier sandte. Die Erhebung der Katholischen Kirche u. des Hauses Habsburg hielt er für seinen von Gott bestimmten Beruf. Gegen Protestanten u. Empörer ohne Erbarmen, war er sonst leutselig, freundlich u. freigebig bis zur Schwäche gegen Jedermann, im Uebrigen selbst im häuslichen Verkehr streng an der span. Etikette festhaltend. Kein Geschichtschreiber von Bedeutung hat seine Biographie geschrieben.

Leopold II., Deutscher Kaiser (1790—92), geb. 5. Mai 1747, war der dritte Sohn von Kaiser Franz I. u. Maria Theresia. Bei der Feier seiner Vermählung mit Marie Louise von Spanien 1765 starb sein Vater plötzlich, vom Schlage gerührt, u. hinterließ ihm das Großherzogthum Toscana. Voll Wohlwollen u. Freisinn gab er diesem Lande während seiner 25jähr. Regierung nach Vertreibung der Jesuiten u. Abschaffung der Inquisition (1781) eine musterhafte Finanz-, Justiz- u. sogar eine Repräsentativ-Verfassung. Im Febr. 1790 rief ihn der Tod seines Bruders Josef II. auf den Thron von Oesterreich u. bald darauf von Deutschland. Er fand Ungarn in Aufregung, die österr. Niederlande (Belgien) in offener Empörung, Oesterreich selbst im Kriege mit der Türkei, zugleich bedroht von Frankreich u. von Preußen. Dennoch glückte es seiner Einsicht, Friedensliebe u. Charakterstärke, die Gemüther der Ungarn sich geneigt zu machen u. ihre Krone zu erwerben (1790), sich mit Preußen auf der Konvention zu Reichenbach zu einigen, mit den Türken zu Szistowa Frieden zu schließen, endlich die abgefallenen belg. Provinzen zu versöhnen u. zur Unterwerfung zu bringen (1791). Im Aug. 1791 rief er im Vereine mit Friedrich Wilhelm II. von Preußen von Pillnitz aus die Mächte Europa's zum Schutze des gefangenen Königs von Frankreich auf, doch wich er maßvoll zurück, als Ludwig XVI. selbst die konstitutionelle Verfassung angenommen u. beschworen hatte. Dennoch führte die kecke Drohung der Franzosen, zur Bestrafung der Emigrirten die deutschen Grenzen zu überschreiten, schon im Febr. 1792 ein Schutz- u. Trutzbündniß mit Preußen herbei. Allein wenige Wochen danach (1. März 1792) ereilte den Kaiser der Tod. Ein Diätfehler u. falsche Medikamente, die er sich selbst bereitet hatte, nicht Gift, waren die Ursache. Er hinterließ 14 Kinder. Sein ältester Sohn, Franz II., folgte ihm als Deutscher Kaiser. — Vgl. Hurter, „Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrh." (Schaffh. 1840); Arneth, „Marie Antoinette, Josef II. u. Leopold II. Ihr Briefwechsel" (Wien 1866); Wolf, „L. II. u. Marie Christine. Ihr Briefwechsel 1781—92" (Wien 1867). (Abb. s. Bd. III Nr. 2341.)

Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, bedeutender Feldherr, geb. 3. Juli 1676 auf dem Schlosse zu Dessau. Sein Vater war der regierende Fürst Johann Georg, kurbrandenburgischer Feldmarschall, Statthalter der Mark u. durch seine Gemahlin, die Prinzessin Henriette von Oranien, des Großen Kurfürsten Schwager. Der Anblick der brandenb. Truppen in Berlin begeisterte den jungen Prinzen so, daß er von früher Jugend an eine außerordentliche Vorliebe für dieselben faßte. Demungeachtet wurde sein Lieblingswunsch, ein Regiment zu erhalten, zuerst von Wien aus erfüllt. Der Kaiser verlieh ihm 1688 als Obersten u. Inhaber das berühmte Regiment Diepenthal, doch scheint der Prinz dasselbe niemals kommandirt od. auch nur gesehen zu haben. Er war 17 Jahre alt, als sein Vater 17. Aug. 1693 starb u. die Regierung für die Zeit seiner Minderjährigkeit an seine Mutter überging. Um dieselbe Zeit entwickelte sich jene merkwürdige Neigung zu der Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, Anna Luise **Föhse**, einem eben so gebildeten als tugendhaften Mädchen, welche der Prinz auf das Entschiedenste heirathen zu wollen erklärte. Vergebens sträubte sich seine Mutter gegen diesen Gedanken; ja sie veranlaßte, daß der Prinz in Begleitung seines Hofmeisters v. Chalisac auf Reisen nach Italien ging. Nach seiner Rückkehr übernahm er 1695 sein brandenb. Regiment, welches damals unter Wilhelm's von Oranien, Königs von England, Führung in den Niederlanden focht, u. wurde während des Feldzugs zum Generalfeldwachtmeister ernannt. Obgleich schon 1697 mündig geworden, verschob er doch seinen Regierungsantritt bis nach dem Friedensschluß 1698, heirathete aber noch vorher, ohne sich an den Widerspruch seiner Mutter zu kehren, seine geliebte Anna Luise Föhse. Diese durchaus glückliche u. gesegnete Ehe wurde durch kaiserliche Urkunde für vollkommen rechtmäßig u. die Kinder für erbfolgeberechtigt erklärt. Im J. 1700 wurde L. zum Gouverneur von Magdeburg ernannt, mit welcher Stellung zugleich eine Art Statthalterschaft für die ganze Provinz verbunden war. Während des Span. Erbfolgekrieges befehligte er das preuß. Hülfscorps unter dem Oberbefehlshaber Prinzen Eugen u. erwarb sich durch sein entschlossenes u. umsichtiges Eingreifen insbes. in den Schlachten bei Höchstädt 1705 u. Turin 1706 die höchste Anerkennung. Unter Friedrich Wilhelm I. führte der Fürst 1715 den Oberbefehl gegen die Schweden u. leitete die Einnahme der Insel Rügen u. der Festung Stralsund. Während der folgenden Friedensjahre lebte er abwechselnd in Dessau u. in Halle, wo sein Regiment Standquartier hatte. Er wurde der treueste Rathgeber König Friedrich Wilhelm's I., bes. in allen militärischen Angelegenheiten. Seine besondere Sorgfalt wandte er der Ausbildung der Infanterie zu, führte die eisernen Ladestöcke, die dauernde Befestigung des Bajonnets, die Stellung in 3, statt wie bisher in 4 Gliedern, ferner das sog. Heckenfeuer, den Gleichschritt u. jene straffe Disziplin ein, welche sich gewissermaßen, obschon unter veränderten Formen, noch bis heute erhalten hat. Seine Rücksichtslosigkeit u. natürliche Derbheit, verbunden mit seiner Geringschätzung alles gelehrten Wissens, führte manche Mißhelligkeiten mit den Universitätsbehörden zu Halle in jener Zopfzeit herbei. Bei seinen Soldaten war er trotz seiner Strenge sehr beliebt; sie nannten ihn wegen seines Lieblingsfluches den „Alten Schwerenöther" od. auch „General Schnurrbart". Im J. 1734 wurde er zum Generalfeldmarschall des Heil. Röm. Reichs ernannt. König Friedrich der Große schätzte zwar die militärischen Eigenschaften des Alten Dessauer, doch mißfielen ihm seine rauhen Sitten u. seine gewaltsame Weise. Der Krieg Friedrich's gegen Oesterreich war nicht nach L.'s Sinne; als derselbe indessen einmal erklärt war, entwickelte L. noch einmal seine volle militärische Thätigkeit. Im J. 1741 befehligte er ein Beobachtungscorps in der Mark, 1742 in Oberschlesien, 1743 deckte er Berlin; 1745 fiel er in Sachsen ein u. erfocht 15. Dez. den berühmten Sieg bei Kesselsdorf. Er starb 7. April 1747. Zu den Haupteigenschaften des alten Kriegshelden gehörte noch seine Frömmigkeit u. Gottesfurcht, obgleich auch diese sich in den ihm eigenthümlichen Formen hielt; so z. B. sang er, der ein eifriger Kirchenbesucher war, jeden Choral hartnäckig nach der Melodie des Dessauer Marsches. Ein Ausspruch von ihm lautete: „Der Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Matz!"

Leopold Friedrich Franz, Herzog von Anhalt-Dessau, geb. 10. Aug. 1740 als Enkel des „Alten Dessauers" (s. den Vorigen) u. Sohn des Fürsten Leopold Maximilian; wurde 16. Dez. 1751 reg. Fürst u. übernahm nach seiner Volljährigkeitserklärung 20. Okt. 1758 selbst die Regierung, vermählte sich 1767 mit der eben so schönen wie geistvollen Prinzessin Luise von Brandenburg-Schwedt, erbte 1797 ein Drittheil von Anhalt-Zerbst, trat 1807 dem Rheinbunde bei, nahm 18. April desselben Jahres den Herzogstitel an u. starb 9. Aug. 1817. L. war ein ausgezeichneter, erfahrungs- u. kenntnißreicher Fürst, der in jeder Beziehung außerordentlich viel für sein Land gethan u. Künste u. Wissenschaften auf das Rühmlichste gefördert hat. Ihm wurde 20. Okt. 1858 in Dessau ein Denkmal gesetzt. Vgl. Reil, „L. F. F., Herzog u. Fürst von Anhalt-Dessau" (Dessau 1845). — **L.** Friedrich, Enkel u. Nachfolger des Vorigen, geb. zu Dessau 1. Okt. 1794, vermählte sich 18. April 1818 mit der Prinzessin Friederike (geb. 30. Sept. 1796, gest. 1. Jan. 1849), der

Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen, übernahm nach dem am 23. Nov. 1847 erfolgten Ableben des Herzogs Heinrich laut Vertrags mit Anhalt-Bernburg vom 7. Mai 1853 auch im Herzogthum Anhalt-Köthen, sowie nach dem Tode des Herzogs Alexander 19. Aug. 1863 im Herzogthum Anhalt-Bernburg die Regierung, infolge dessen er sich seit 30. Aug. 1863 „Herzog von Anhalt" nannte, u. starb zu Dessau 22. Mai 1871. Ihm folgte sein Sohn Friedrich (s. d.).



Nr. 3947. Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (geb. 3. Juli 1676, gest. 7. April 1747). (Statue auf dem Marktplatze in Dessau.)

Leopold Karl Friedrich, Großherzog von Baden, geb. zu Karlsruhe 29. Aug. 1790 als ältester Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.) aus dessen morganatischer Ehe mit der Gräfin v. Hochberg (s. d.), welch letzteren Namen er auch selbst vor seiner Anerkennung als Prinz von Baden führte; studirte in Heidelberg, vermählte sich nach der Gewährleistung seines Erbfolgerechts durch den Deutschen Bund 25. Juli 1819 mit seiner Cousine, der Prinzessin Sophie Wilhelmine von Schweden (geb. 21. Mai 1801, gest. 6. Juli 1865), u. übernahm nach dem Tode seines Halbbruders, des Großherzogs Ludwig, 30. März 1830 die Regierung, um dieselbe, soweit es immer die reaktionäre Politik des Bundestags zuließ, in konstitutionellem Sinne zu führen u. schon vor 1848 dem öffentlichen Geiste durch eine Reihe von Konzessionen Genüge zu leisten, wie er sich denn auch im März 1848 gern zu freisinnigen Reformen verstand. Eben so bereit zeigte er sich, das partikuläre u. dynastische dem deutsch-nationalen Interesse nachzusetzen. Als dessenungeachtet im Frühjahr 1849 die Revolution gerade in Baden zum heftigsten Ausbruch kam, verließ L. Karlsruhe u. nahm seinen Aufenthalt zuerst in Ehrenbreitstein u. dann in Mainz, von wo er nach Niederwerfung des Aufstandes im Aug. nach seiner Residenz zurückkehrte. Hochherzig u. edel, trug er die ihm widerfahrene Kränkung seinem Volke nicht nach, sondern blieb der Verfassung treu u. bethätigte seine milde Gesinnung, so weit er es vermochte. Ein schweres Körperleiden veranlaßte ihn bereits im Febr. 1852, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Friedrich, zum Stellvertreter zu ernennen, u. 24. April desselben Jahres starb er. Von seinen sieben Kindern folgte ihm als „Regent" an Stelle des gemüthskranken ältesten Sohnes, des Großherzogs Ludwig II. (geb. 15. Aug. 1824, gest. 22. Jan. 1858), der zweite Sohn, Friedrich Wilhelm Ludwig (s. d.).

Leopold I. Georg Christian Friedrich, König der Belgier, geb. zu Koburg 16. Dez. 1790, stammte aus der kinderreichen Ehe des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld u. dessen 2. Gemahlin, geb. Gräfin Auguste von Reuß-Ebersdorf. Seit 1808 in russ. Diensten, ward der mit einer gründlichen Bildung ausgestattete Prinz zeitig General, mußte zwar aus Rücksicht auf Drohungen Napoleon's 1810 seinen Abschied nehmen, trat aber 1813 wieder in das russ. Heer ein u. machte mit Auszeichnung die Feldzüge dieses u. des nächsten Jahres mit. Während eines Besuches L.'s in England faßte die Prinzessin Charlotte, einzige Tochter des nachherigen Königs Georg IV., eine solche Neigung zu ihm, daß sie ihn statt des ihr zugedachten Prinzen von Oranien zum Gemahl wählte. Der Prinzregent trug dann selbst die Hand Charlottens dem Prinzen L. an; durch eine Parlamentsakte vom 27. März 1816 ward dieser in England naturalisirt, erhielt einen Jahresgehalt von 50,000 Pfd. Sterl., den Titel „Herzog v. Kendal" u. die Bestallung als Feldmarschall u. Mitglied des Geh. Raths. So glänzend ausgestattet, wurde L. 2. Mai 1816 mit der Prinzessin vermählt, doch schon 6. Nov. 1817 starb dieselbe. L. lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit, stets eine Haltung beobachtend, die ihm die allseitige Achtung sicherte, u. von seinem reichen Einkommen den verständigsten u. menschenfreundlichsten Gebrauch machend. Die ihm 3. Febr. 1830 von den Schutzmächten Griechenlands angebotene Krone des neu zu schaffenden Königreichs schlug er aus. Auch als der belg. Nationalkongreß ihn 4. Juni 1831 mit 152 gegen 44 (hauptsächlich klerikale) Stimmen zum König gewählt hatte, nahm L. diese Wahl nur bedingungsweise an (12. Juli). Am 21. Juli hielt er, obwol erst blos von England u. Frankreich anerkannt, seinen Einzug in Brüssel u. beschwor die schon festgestellte Verfassung, um sie bis an sein Ende unverbrüchlich zu halten; die von ihm im Laufe der Zeit auf verfassungsmäßigem Wege daran vorgenommenen Aenderungen haben nur zur Erweiterung u. Ausbildung der Volksvertretung u. Volksfreiheit gedient. Er selbst hat sich stets über den Parteien gehalten; nur sobald ihn das konstitutionelle System zum persönlichen Einschreiten aufforderte, hat er das unter den jedesmaligen Umständen geeignetste Mittel ergriffen, um eine Versöhnung u. Verständigung herbeizuführen. Ueber seine segensreiche, friedliche u. den Künsten des Friedens zugewendete Regierung s. den Art. „Belgien". Auch in seinem durch die Vermählung mit der Prinzessin Luise (geb. 3. April 1812, gest. 11. Okt. 1850), ältesten Tochter König Ludwig Philipp's, neubegründeten Familienleben ward der König dem Volke ein würdiges Vorbild. Die Kinder aus dieser Ehe, welche am Leben blieben — Kronprinz Leopold (s. den Folg.), Prinz Philipp, Graf v. Flandern (geb. zu Laeken 24. März 1837, vermählt seit 25. April 1867 mit der Prinzessin Maria von Hohenzollern-Sigmaringen), u. die unglückliche Prinzessin Charlotte (geb. zu Laeken 7. Juni 1840, vermählt seit 27. Juli 1857 mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian von Mexiko [s. d.], Wittwe seit 19. Juni 1867) — wurden katholisch erzogen. L. starb zu Laeken 10. Dez. 1865. Am 2. Aug. 1868 ward zu Antwerpen seine Statue enthüllt. Vgl. Juste, „L. I., roi des Belges" (Brüss. 1868; deutsch von Balmer-Rinck, Gotha 1869).

Leopold II. Ludwig Philipp Maria Viktor, König der Belgier, Sohn zweiter Ehe des Vorigen, geb. zu Brüssel 9. April 1835, führte seit 1840 den Titel eines Herzogs von Brabant. Als Kronprinz zeigte er nam. für die Handelsbeziehungen u. die Hebung der Industrie Belgiens ein lebhaftes Interesse u. machte wiederholt größere Reisen durch Europa u. nach dem Orient. Seine 22. Aug. 1853 erfolgte Vermählung mit der Erzherzogin Marie Henriette von Oesterreich, der 23. Aug. 1836 geb. Tochter des verstorbenen Palatins Josef, bildete den Schlußstein des zur Sicherstellung Belgiens gegen das Napoleonische Frankreich von König L. I. verfolgten politischen Systems, welches darauf ausging, für die Entbehrung

der franz. Freundschaft Ersatz bei den deutschen Mächten zu suchen. Seit 10. Dez. 1865 Nachfolger seines Vaters auf dem belg. Throne, hat L. II. bisher auch im Geiste dieses Musterkönigs die Regierung geführt. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes, des Kronprinzen L. (gest. 22. Jan. 1869), ist eventueller Thronerbe sein Bruder Philipp.

Leopold Maximilian Julius, Prinz von Braunschweig, jüngster Sohn Herzog Karl's I. u. Bruder Herzog Karl's II. von Braunschweig, geb. zu Wolfenbüttel 10. Okt. 1752; studirte in Straßburg u. bereiste dann in Begleitung Lessing's Italien, ward 1776 Chef eines Infanterie-Regiments zu Frankfurt a. d. O. u. ertrank dort beim Eisgange des Stromes 27. April 1785. Die Sage hat ihn ein Opfer seiner allezeit thatkräftigen Menschenliebe werden lassen; nach einem Aufsatze Keßler's in Raumer's „Hist. Taschenbuch" (1844) hat er dagegen den mit zwei Soldaten unternommenen tollkühnen Versuch, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke zu fahren, mit seinem Leben bezahlt.

Leopold Paul Alexander, Fürst zur Lippe, geb. zu Detmold 6. Nov. 1796, stand beim Tode seines Vaters erst im 6. Jahre. Infolge dessen führte seine Mutter, die geistvolle u. hochsinnige Fürstin Pauline, für ihn die vormundschaftliche Regierung vom 4. April 1802 bis zu ihrem 29. Dez. 1820 erfolgten Ableben. Der Sohn, ein wohlwollender, aber kränklicher Fürst von etwas schüchternem Wesen u. sehr zurückgezogen lebend, wurde in seiner fruchtbaren Ehe mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen (geb. 1800, gest. 1867) der Vater des jetzigen Fürsten: Paul Friedrich Emil **L.** (geb. 1. Sept. 1821), der 1. Jan. 1851 durch den Tod des Vaters auf den Thron berufen ward, nachdem er vorher in preuß. Militärdiensten gestanden. Derselbe nahm die Konzessionen, welche sein Vater in den Sturmjahren 1848 u. 49 gemacht hatte, im Wesentlichen zurück, wobei er sich hauptsächlich Hannibal Fischer's (s. d.) bediente; doch verwickelte dieser schließlich den Fürsten in unangenehme Auseinandersetzungen mit anderen Regierungen u. wurde daher eben so plötzlich wieder entlassen, wie er berufen worden war. Später trugen auch Begünstigungen einer einseitigen dogmatischen Richtung dazu bei, Mißstimmungen im Ländchen Lippe Detmold (s. d.) zu nähren. L.'s 17. April 1852 geschlossene Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt (geb. 1. Okt. 1833) ist kinderlos.

Leopold I., eigentl. Liutpold, Markgraf von Oesterreich (976 bis 994), stammte aus dem sagenberühmten Geschlechte der Grafen von Babenberg (s. d.). Um eine kräftige Stütze gegen seinen streitsüchtigen Vetter Heinrich den Zänker von Bayern zu erhalten, trennte Kaiser Otto II. die Ostmark u. den Traungau von dessen Herzogthum ab u. belehnte 976 L. damit. Bald erstreckten sich die Burgen des tapferen u. trotzigen Markgrafen vom Fichtelgebirge bis zur Donau u. diese abwärts bis zur ungarischen Grenze, die er selbst über den Wiener Wald hinausschob. Zumeist residirte er in Bechlaren, doch riefen ihn beständige Fehden mit den Bischöfen von Würzburg u. von Regensburg bald hier-, bald dorthin. Am 10. Juli 994 fand er in einem Kampfspiele den Tod durch einen Pfeilschuß. Von ihm stammen alle babenbergischen Markgrafen u. Herzöge von Oesterreich bis 1246. — Vgl. Büdinger, „Oesterr. Geschichte bis zu Anfang des 13. Jahrh." (Bd. 1, Lpz. 1858).

Leopold III., Markgraf von Oesterreich (1096 — 1136), kämpfte Anfangs für den gebannten Kaiser Heinrich IV. gegen dessen Sohn, den König Heinrich (nachmals Heinrich V.), wechselte 1105 aber plötzlich die Partei u. entschied dadurch den Kampf zu des Kaisers Ungunsten. Als Preis für diesen Verrath gab ihm Heinrich V. die Hand seiner Schwester Agnes, der Wittwe des hohenstaufischen Herzogs Friedrich von Schwaben. Wegen seiner Freigebigkeit gegen die Armen, gegen Kirchen u. Klöster erwarb er sich den Beinamen „der Gottesfürchtige" u. „der Vater der Armen". Durch Innocenz VIII. 1485 heilig gesprochen, wurde er Schutzpatron von Oesterreich; der 15. Nov., sein Todestag, trägt seinen Namen.

Leopold V., erbte 1177 von seinem Vater Heinrich Jasomirgott das Herzogthum Oesterreich u. erhielt 1192 auch das Herzogthum Steiermark. Nachdem er schon 1182 auf einer Wallfahrt das heil. Land besucht hatte, kehrte er 1190 mit einer großen Heerschar dorthin zurück, um an der Belagerung von Akkon Theil zu nehmen. Nicht bei der Einnahme dieser Stadt (Juli 1191), wie die Sage berichtet, sondern über den Wiederaufbau der Festung Askalon kam es zwischen ihm u. Richard Löwenherz zu einem heftigen Streit, in welchem dieser das österr. Banner beschimpft haben soll. Zur Rache dafür nahm L. den an die Küste von Illyrien verschlagenen König 1192 gefangen u. lieferte ihn auf dem Reichstage zu Regensburg an Kaiser Heinrich VI. aus. Bald darauf, 31. Dez. 1194, starb er zu Wien. Er war ein Freund des Minnesangs u. Reinmar der Alte, der längere Zeit an seinem Hofe lebte, hat ihm ein rührendes Klagelied nachgesungen. — Sein Sohn, **L. VI.**, Herzog von Oesterreich (1198—1230), gleich dem Vater ein treuer Anhänger des hohenstaufischen Hauses u. ein Freund des Minnesangs, hielt standhaft wie sein Schützling Walther von der Vogelweide zu Philipp von Schwaben, vermittelte jedoch nach dessen Ermordung 1209 auf dem Fürstentage zu Würzburg die Aussöhnung der streitenden Parteien u. die Vermählung von Philipp's Tochter Beatrix mit dem welfischen Kaiser Otto IV. Trotzdem erklärte er sich 1212 gleich den anderen Fürsten Deutschlands für den jungen Hohenstaufen Friedrich II. Ohne Ruhm u. Erfolg verlief sein Kreuzzug mit Andreas von Ungarn in das gelobte Land u. nach Aegypten (1217 u. 18). Als er 1230 zu San Germano den Frieden zwischen dem Kaiser u. Papst Gregor IX. geschickt vermittelt hatte, starb er plötzlich. Sein Sohn Friedrich war der letzte babenbergische Herzog von Oesterreich; seine Tochter Margarethe (1225—42), mit Heinrich (VII.), dem älteren Sohne des Kaisers, verheirathet, vermählte sich später mit König Ottokar II. von Böhmen, der durch diese Verbindung Oesterreich gewann, aber die Gattin verstieß (1261), als er den Besitz des Landes für gesichert hielt. Sie starb 1267 durch Gift.

Leopold II. Johann Joseph Franz Ferdinand Karl, ehemaliger Großherzog von Toscana, Erzherzog von Oesterreich, geb. als zweiter Sohn des Großherzogs Ferdinand III. zu Florenz 3. Okt. 1797, mußte schon 27. März 1799 mit seinem Vater in die Verbannung gehen, kehrte 1814 zurück, vermählte sich im Okt. 1817 mit der Prinzessin Marie Anna (geb. 15. Nov. 1799, gest. 24. März 1832), der Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, u. folgte 18. Juni 1824 seinem Vater in der Regierung, um sich durch die Treue, mit der er dessen Traditionen folgte, bald zum populärsten der italien. Herrscher zu machen. Nichtsdestoweniger ward gerade Toscana (s. d.) mit am ersten in die revolutionäre Bewegung des J. 1848 hineingerissen, so daß sich L. im Febr. 1849 zur Flucht nach Gaëta genöthigt sah. Zwar konnte er nach einigen Monaten in seine Residenz zurückkehren, aber nur, um dieselbe nach einem Jahrzehnt für immer verlassen zu müssen. Vielleicht hätte ihn die Thätigkeit u. Unabhängigkeit, welche er nach dem Verlust aller polit. Selbstständigkeit in der Verwaltung zu bewahren wußte, noch retten können, wäre die bittere Empfindung über die Vorfälle des Frühlings 1849 u. über die kostspielige mehrjährige österr. Okkupation minder lebendig gewesen. Nicht Abneigung gegen den Großherzog, aber völlige Gleichgiltigkeit herrschte in Toscana. Diese ließ ihn schließlich den politischen Konjunkturen zum Opfer fallen. Nach 35 Jahren einer vorsorglichen, gerechten, milden u. freisinnigen Regierung, deren einzelne Schwächen vor vielem Guten verschwinden, ging L. 27. April 1859 zum dritten Mal ins Exil, ohne daß sich eine Hand zu seinen Gunsten erhoben hätte. Er wandte sich nach Böhmen, wo er 21. Juli desselben Jahres von Vöslau aus zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand IV. (geb. 10. Juni 1835), abdankte. Dann lebte er im Schlosse Brandeis, begab sich im Nov. 1869 nach Rom u. starb daselbst 29. Jan. 1870. Seit 7. Juni 1833 war L. mit der Prinzessin Antonie (geb. 19. Dez. 1814), der Tochter des verstorbenen Königs Franz I. Beider Sizilien, vermählt. Noch als Erzherzog hatte er eine vortreffliche Ausgabe der „Opere di Lorenzo de Medici" (Flor. 1825, 4 Bde.) vorbereitet. Vgl. Baldasseroni, „Leopoldo II., granduca di Toscana ed i suoi tempi" (ebd. 1871).

Lepanto (altgriech. Naupaktos [s. d.], neugriech. Epakto, türk. Ainabachti), Hauptort der griech. Eparchie Naupaktia in der Nomarchie Akarnanien u. Aetolien, mit 4326 E. (1870); liegt unweit des Einganges aus dem Busen von Patras in den Busen von L. od. Korinth am

Abhange eines Berges, welcher von einem alten Schlosse gekrönt wird: ist Sitz eines Bischofs u. treibt etwas Schiffahrt u. Handel. L. wurde im Mittelalter von den Venetianern stark befestigt u. 1499 nach tapferer Vertheidigung von den Türken eingenommen. Historisch berühmt ist der Ort durch die große Seeschlacht, in welcher 7. Okt. 1571 Don Juan d'Austria die türk. Flotte im Meerbusen von Patras schlug u. allein 130 feindliche Schiffe erbeutete.

Lepelletier (spr. Löpeltieh), Graf **v. St. Fargeau,** Louis Michel, französischer Rechtsgelehrter, geb. zu Paris 29. Mai 1760, wurde Generaladvokat u. Präsident des Pariser Parlaments, legte als Mitglied der Generalstaaten eine leidenschaftlich revolutionäre Gesinnung an den Tag, entwarf im Auftrage dieser Versammlung den allgemeinen Theil eines neuen Strafgesetzbuchs, stimmte für sofortige Hinrichtung des Königs u. wurde deshalb von einem königl. Gardisten 20. Jan. 1793 erstochen. Seine Leiche ward im Pantheon beigesetzt u. seine einzige Tochter vom Konvent zum Adoptivkind der Nation erklärt. L.'s „Oeuvres" (Brüssel 1821) gab heraus sein Bruder Felix, geb. 12. Juli 1769, eifriger Jakobiner u. 1801 exilirt, nach seiner Rückkehr 1805 Anhänger Napoleon's, als solcher nach der zweiten Restauration von der bourbonischen Regierung abermals in die Verbannung geschickt, gest. 1837.

Lepidium, s. „Kresse".

Lepidolith, s. v. w. Lithionglimmer, s. „Glimmer".

Lepidus, Marcus Aemilius, nahm kurz nach Beginn seiner politischen Laufbahn Partei für Cäsar u. erhielt von diesem die Statthalterschaft Spaniens (46 v. Chr.), die Ehre des Triumphs u. wurde Cäsar's Kollege im Konsulat. Nach Cäsar's Ermordung (44 v. Chr.) hielt er es Anfangs mit Antonius, ging aber dann, als dieser lauer gegen ihn wurde, in seine Provinz, das südliche Gallien, u. wirkte im Interesse des Senats. Nach der Schlacht bei Mutina (43 v. Chr.) verband er sich wieder eng mit Antonius u. vermittelte die Zusammenkunft desselben mit Octavianus bei Bononia, die zum zweiten Triumvirate führte. L. bekam Spanien u. Südgallien als Statthalterschaften, sollte aber in Rom während des Kriegs als Konsul die dortigen Geschäfte leiten. Nach der Schlacht bei Philippi (42 v. Chr.) wies man ihm für die erwähnten Provinzen Afrika zu. Im J. 36 forderte ihn Octavian zur Mitwirkung am Kriege gegen Sextus Pompejus auf. Er kam mit acht Legionen u. eroberte einen großen Theil von der Westseite der Insel. Da ihn aber selbst nach dem Besitze Siziliens gelüstete, nahm er eine drohende Haltung gegen Octavian an, ohne die augenblickliche Verlegenheit desselben weiter zu benutzen. Er wurde endlich eingeschlossen u. mußte sich, von seinen Soldaten verlassen, ergeben. Die Würde des Oberpriesters war das Einzige, was ihm blieb. Sein übriges Leben mußte er fern von Rom unter Aufsicht zubringen. Er starb zu Circeji 13 v. Chr.

Lepontische Alpen, s. „Alpen". **Lepra,** s. v. w. Aussatz.

Lepsius, Karl Richard, berühmter Aegyptolog, geb. 23. Dez. 1810 zu Naumburg, Sohn des dortigen Landraths Karl Peter L., der als tüchtiger Alterthumsforscher u. Lokalhistoriker 1820 den Thüring.-sächs. Alterthumsverein gründete. Der junge L. studirte in Leipzig u. Göttingen Philologie, widmete sich dann in Berlin der vergleichenden Sprachkunde, hielt sich seit 1833 in Paris auf, wo seine Arbeit über „Die Paläographie als Mittel der Sprachforschung" (Berl. 1834; 2. Aufl., Lpz. 1842) vom Institut mit dem Volney'schen Preise ausgezeichnet wurde, u. ging 1836 nach Italien. In Rom, wo er das Sekretariat des Archäologischen Instituts erhielt, ward er durch Josias v. Bunsen (s. d.) der Hieroglyphik zugeführt, einem Fache, für welches ihm alsbald die Führerschaft zufallen sollte. Nachdem er auch noch England besucht hatte, kehrte er 1839 nach Berlin zurück, um zunächst das auf seinen Reisen gesammelte Material zu ordnen u. zu verarbeiten. 1842 zum außerord. Professor an der Berliner Universität ernannt, brach er noch in demselben Jahre, begleitet von ausgezeichneten Helfern, zu einer Forschungsreise nach Aegypten auf. Es konnte nicht fehlen, daß der kenntnißreiche, unermüdliche, energische u. praktische Leiter dieser reich ausgestatteten u. von der ägyptischen Regierung mit weitgehenden Vollmachten versehenen Expedition großartige Erfolge erntete. Insbes. ward durch ihn die Todtenstadt von Memphis erschlossen, die Methode des Pyramidenbaues erkannt, das Labyrinth entdeckt ꝛc. Die Berichte über die Arbeiten der Expedition u. die Erlebnisse ihres Führers finden sich in L.' „Briefen aus Aegypten u. Aethiopien" (Berl. 1852) vereint. Nach seiner Rückkehr 1846 ward L. ord. Prof. u. beschäftigte sich mit der Verarbeitung der Resultate seiner Reise mit solchem Eifer, daß ein Theil des auf Kosten Friedrich Wilhelm's IV. herausgegebenen Prachtwerks „Denkmäler aus Aegypten u. Aethiopien" (12 Foliobände, ebd. 1849—59) schon im selben Jahre erscheinen konnte; es ist die umfangreichste aller jemals von einem Einzelnen hergestellten Inschriftensammlungen. 1866 begab sich L. ein zweites Mal nach Aegypten u. hatte dort das Glück, zu Tanis das unter dem Namen der Tafel von Kanopus berühmt gewordene Monument zu entdecken, welches für die Richtigkeit der von den Entzifferern der altägyptischen Schrift bisher befolgten Methode die Probe gegeben hat.



Nr. 5948. Karl Richard Lepsius (geb. 23. Dez. 1810).

Ein drittes Mal bot ihm die Eröffnung des Suezkanals 1869 Gelegenheit, Aegypten zu besuchen. Auch war er im Sept. 1874 einer der Leiter des Internationalen Orientalistenkongresses in London. Seit 1855 schon Mitdirektor, ward er 1865 Direktor der ägyptischen Abtheilung des Berliner Museums, erhielt im Juni 1873 den Titel eines Geheimen Regierungsrathes u. wurde im März 1874 Oberbibliothekar der großen königl. Bibliothek in Berlin. Kein einziges Gebiet der ägyptologischen Forschung hat L. unberührt gelassen u. seine Richtung ist seit Jahren die leitende. Von seinen zahlreichen Werken sind weiter noch bes. hervorzuheben: „Die Chronologie der Aegyptier" (Berl. 1849) u. „Das Königsbuch der alten Aegyptier" (2 Bde., ebd. 1858), durch welche Schriften in Verbindung mit mehreren Abhandlungen er die kritische Erforschung der ägyptischen Geschichte u. Chronologie begründet hat, u. seine alphabetischen Werke, wie nam. „Das allgemeine linguistische Alphabet" (ebd. 1855), welche auch eine große praktische Bedeutung gewonnen haben. Ueberdies redigirt L. seit 1864 die von H. Brugsch gegründete „Zeitschrift für ägyptische Sprache u. Alterthumskunde", welche das Centralorgan aller ägyptologischen Forschungen geworden ist.

Lerche (Alauda), eine Gattung Sperlingsvögel der Finkenfamilie (Fringilliden) mit erdfarbenem, braungeflecktem Gefieder, stumpfschneidigem u. stumpfspitzigem, kegelförmigem Schnabel, kurzem Schwanz u. einem langen, spornartigen Nagel an der Hinterzehe, der ihnen zum Tragen der Eier zu dienen scheint, da sie auf der Erde nisten u. daselbst oft gestört werden. Es giebt etwa 50 Arten, deren 12 Europa bewohnen. Uns sind sie die ersten Frühlingsboten u. erfreuen uns durch ihren hoch aus der Luft erschallenden Gesang. Unter den deutschen Lerchenarten unterscheidet man durch eine lange, spitze Federholle auf dem Kopfe die Roth- od. Haubenlerche (Alauda cristata), die bei uns Standvogel ist, ferner durch eine kurze, rundliche Holle u. weißgespitzte Schwanzfedern die wie die folgenden als Zugvogel nach Deutschland kommende Holz-, Wald-,

Baum- od. Heidelerche (Alauda arborea), durch schwärzliche Federohren am Hinterkopfe die in Deutschland nur selten zu sehende Alpen- od. Berglerche (Alauda alpestris), durch einen großen schwarzen Fleck jederseits am Halse die ebenfalls nur selten nach Deutschland kommende südeuropäische Kalanderlerche (Alauda calandra) von der gemeinen L. od. Feldlerche, die oft schon im Februar bei uns eintrifft u. erst im Oktober wieder abzieht, u. in Sachsen (bes. um Leipzig u. Halle) massenhaft im Lerchengarne zur Herbstzeit vor dem Wegzuge abgefangen u. als Leipziger L. gebraten wird.



Nr. 3949. Die Haubenlerche (Alauda cristata)

Lerchenfeld, ein altadeliges Geschlecht in Bayern, seit 22. Febr. 1653 dem Reichsfreiherrenstande angehörig und in einer Linie 20. März 1698, in einer anderen 31. März 1770 auch in den Reichsgrafenstand erhoben. Noch heute blüht es in den beiden gräflichen u. in dem freiherrlichen Hause. Dem letzteren gehörten insbes. folgende zwei Staatsmänner an: Frhr. Maximilian v. L., geb. zu München 1779, war seit 1808 nacheinander Generalkommissar in Ansbach, Nürnberg, Innsbruck u. Würzburg, stand 1817—25 an der Spitze des bayer. Finanzministeriums, wurde dann Gesandter am Deutschen Bundestage, verwaltete 1833—35 abermals das Finanzministerium, vertrat hierauf Bayern in Wien u. seit 1843 am Bundestage in Frankfurt a. M. u. starb auf seinem Gute Heinersreuth in Oberfranken 17. Okt. 1843. Sein Sohn Frhr. Gustav Anton v. L., geb. zu Ulm 30. Mai 1806, studirte in Würzburg u. Heidelberg, begann seine Laufbahn als Landrichter in einem Kreise der Pfalz u. war Appellationsgerichtsrath in Oberfranken, als des Vaters Tod ihn veranlaßte, aus dem Staatsdienste zu scheiden. Er verwaltete nun die Familiengüter u. widmete sich der Politik. Noch 1843 in die II. Kammer gewählt, trat er hier dem Ministerium Abel entgegen.



Nr. 3950. Die Feldlerche (Alauda arvensis)

In den Märztagen des J. 1848 zum Finanzminister u. im November desselben Jahres zum Minister des Innern ernannt, war er um seiner liberalen Politik willen den ärgsten Anfeindungen ausgesetzt u. trat schon im Dez. wieder zurück. Nach seiner Wiederwahl in die Kammer (1849) ward er der Führer der sog. konservativ-liberalen Mehrheit u. sah seine Herrschaft über dieselbe erst erschüttert, als seinem großdeutschen Standpunkt gegenüber der Nationalverein auch auf dem bayer. Landtag sich geltend machte. Auf einer Erholungsreise begriffen, hatte er beim Besuche des Untersberges das Unglück, mit einem Gefährten u. dem Führer in die Tiefe der Kolowratshöhle zu stürzen, u. starb an den Folgen dieses Unfalles 10. Okt. 1866 zu Berchtesgaden. Literarisch hatte er sich vor Allem bekannt gemacht durch die Werke: „Die altbayerischen landständischen Freibriefe mit den Landesfreiheitserklärungen" (Münch. 1853) u. „Geschichte Bayerns unter König Maximilian Joseph I. ꝛc." (Berl. 1854). — Ein Sproß des älteren gräflichen Hauses war Graf Maximilian v. L., geb. zu München 13. Aug. 1799, der seit 1840 bayer. Gesandter in Berlin war u. 1849 den Auftrag erhielt, mit der Bundesversammlung die deutsche Verfassungsfrage zu vereinbaren, nach dem Scheitern dieses Versuchs aber an den vom General v. Radowitz (s. d.) geleiteten Konferenzen zu gleichem Zwecke in Berlin Theil nahm. Im Okt. 1849 nach Wien versetzt, starb L. daselbst 3. Nov. 1859.

Lerida, eine span. Provinz u. Theil von Catalonien, 224,6 □M. mit 330,348 E. (1870); zieht sich in der Form eines Dreiecks von den Pyrenäen bis zum unteren Ebro u. wird durch Gerona, Barcelona u. Tarragona vom Meere abgeschnitten u. im W. von Huesca u. im SW. von Saragossa begrenzt; $^2/_3$ des Landes ist vom Hochgebirge erfüllt u. wird im N. von dem Hauptkamme der Pyrenäen durchzogen, welche ihre Ausläufer weit nach S. senden. Niedriger wird dies Bergland nach dem Ebro zu u. bildet hier bei der Hauptstadt u. bei Cervera ausgedehnte Hochebenen. Die ganze Provinz gehört zum Flußgebiet des Segre, eines Nebenflusses des Ebro. Das Bergland ist sehr wenig fruchtbar, aber reich an Wald, Erzen, Steinkohlen, Salz u. Mineralquellen. Selbst in den Flußthälern u. im südl. Hügellande kann nur der unermüdliche Fleiß der Bevölkerung mit Hülfe von Terrassirung der Bergabhänge u. künstlicher Bewässerung dem dürftigen, wasserarmen Boden reichere Ernten von Getreide, Obst, Oel, Gemüse, Wein u. Hanf abgewinnen. Die Einwohner der Provinz gehören der catalonischen Nationalität an, hängen fest an ihrer Sprache u. ihren provinziellen Rechten u. stehen in schroffem Gegensatze zu den Castilianern u. zu der jetzigen königlichen Regierung. Sie wohnen meist in zerstreuten, leicht zu befestigenden Ortschaften, die sich aber durch Reinlichkeit vortheilhaft vor anderen Theilen Spaniens auszeichnen. Für Verkehrswege ist nur wenig gethan, u. über die Pyrenäen führen ausschließlich Saumpfade. Der nördl. Theil von L. umschließt die kleine Republik Andorra (s. d.) auf drei Seiten. — Die Hauptstadt L. mit 20,000 E. liegt am rechten Ufer des Segre, über welchen eine steinerne Brücke führt, u. am Kreuzungspunkte mehrerer Eisenbahnen, ist befestigt durch eine Umwallung u. drei Forts u. hat in ihrer Kathedrale ein prachtvolles Bauwerk aus dem 13. Jahrh. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs u. besitzt an höheren Unterrichtsanstalten ein Seminar, ein Lyceum u. eine Hebammenschule; die ehemalige Universität ist aufgehoben. Die Bevölkerung produzirt Glas, Leder, Papier u. Webwaaren u. baut in der Umgegend viel Gemüse, Obst u. Getreide. Die Bauart der älteren Häuser erinnert noch vielfach an die Herrschaft der Mauren. Im Alterthum hieß L. Ilerda; hier siegte 49 v. Chr. Cäsar über Afranius u. Petrejus, die Legaten des Pompejus. Im Besitz der Araber blieb die Stadt 713—1117; im 17. u. 18. Jahrh. hatte sie mehrfache Belagerungen auszuhalten.

Lerinische Inseln (franz. îles de Lérins) heißt eine Gruppe kleiner Felseneilande, welche an der südfranz. Küste, zwischen den Buchten von Napoule u. Jouan liegen u. zur Gemeinde Cannes (Dep. Seealpen, Arrondissement Grasse) gehören. Die meisten sind unfruchtbar u. unbewohnt; die beiden größten sind: Ste. Marguerite, eine stark befestigte Insel, auf welcher der franz. Marschall Bazaine vom 26. Dez. 1873 bis zu seiner Flucht 10. Aug. 1874 in Haft gehalten ward, u. St. Honorat, wo der Bischof von Fréjus eine Ackerbaukolonie gegründet hat.

Lermontoff, Michail Jurjewitsch, russ. Dichter, geb. 15. Okt. 1814, wurde Gardeoffizier, zog sich aber 1837 durch einen „Klagegesang" auf Puschkin's Tod seine Versetzung nach dem Kaukasus zu u. fiel dort in einem Zweikampf 27. Juli 1841. L. war ein eifriger Jünger Puschkin's mit seltener Begabung. Frühzeitig abgestumpft für jeden Lebensgenuß, versenkte er sich um so leidenschaftlicher in die großartige Gebirgswelt des Kaukasus, die ihn zu den herrlichsten u. bedeutsamsten seiner Poesien begeisterte. Seine Scheu vor der Oeffentlichkeit ließ ihn erst 1840 eine Sammlung seiner Gedichte herausgeben. Eine Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke veröffentlichte Bodenstedt unter dem Titel: „Michail L.'s poetischer Nachlaß" (Berl. 1852, 2 Bde.). Durch eine kühne Genialität der Behandlung ragen am meisten hervor die epischen Gedichte: „Der Tscherkessenknabe", „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewitsch", „Ismail Bey" u. „Walerik". Sein vortrefflicher Roman „Der Held unserer Zeit" wurde die Veranlassung zu jenem Duell.

Lernäische Schlange, eine Tochter des Typhon u. der Echidna, war ein Ungeheuer mit neun Köpfen u. verheerte die Umgegend der argolischen Stadt Lernä. Sie wurde von Herakles getödtet.

Lero, eine kleine türk. Insel im Aegäischen Meere, im S. von Samos gelegen, ist durchaus gebirgig, hat einige fruchtbare Thäler u. wird von etwa 3000 E. bewohnt, welche Schiffahrt treiben u. Badeschwämme fischen. Der Hauptort L. an der Ostseite der Insel wird von einem mittelalterlichen Schlosse überragt.



Nr. 3461. Michail Jurjewitsch Lermontow, geb. 15. Okt. 1814, gest. 27. Juli 1841.

Leroux (spr. Löruh), Pierre, franz. Publizist, bez. Sozialist, geb. zu Berry bei Paris 1798, erlernte zuerst die Buchdruckerkunst, wurde dann auch als Korrektor beschäftigt u. schrieb seit 1824 für den „Globe“, ein Blatt der Opposition gegen die legitimen u. klerikalen Tendenzen u. später des Saint-Simonismus. Nachdem sich L. wegen der Exzentrizitäten Enfantin's von dieser Sekte losgesagt hatte, redigirte er mit Carnot die „Revue encyclopédique“ (1832—35). Dann gab er (seit 1838) mit J. Reynaud die „Nouvelle Encyclopédie“ u. (seit 1841) mit Viardot u. der G. Sand die „Revue indépendante“ heraus. Inzwischen stellte er unter Anlehnung an die sog. sozialistischen Ideen ein eigenes philosophisches System auf, das er in seinem Werke „De l'humanité, de son principe et de son avenir“ (2 Bde., Par. 1839; 2. Aufl. 1845) entwickelte. Im J. 1845 gründete er in Brussac, wo er eine Druckerei übernommen hatte, die „Revue sociale“. Obwol 1848 in der Constituante u. 1849 in der Legislative zu den hervorragendsten Rednern der Bergpartei zählend, konnte er es doch zu keinem großen Einfluß bringen. In seinen Gedanken durch die verschiedensten Doktrinen bestimmt, konnte er für den Augenblick überwältigen, ja begeistern, aber die Wirkung war keine nachhaltige. Dasselbe gilt von seinen Schriften, von denen noch zu nennen sind: „De la ploutocratie“ (Par. 1848); „Du christianisme et de ses origines démocratiques“ (ebd. 1848) u. „Malthus et les économistes“ (ebd. 1849). Seit dem Staatsstreich (1851) verbannt, lebte er erst in Jersey, dann in Lausanne, wo er die sozialistisch-satirische Dichtung „La grève de Samarez“ (1863 f.) schrieb. Infolge der Amnestie vom 15. April 1869 kehrte er nach Frankreich zurück. Er starb zu Paris 11. April 1871. „Werther's Leiden“ hat L. ins Franz. übersetzt (Par. 1834; 3. Aufl. 1849).

Leroy de St. Arnaud, s. „Arnaud“.

Lesage (spr. Leßahsch), Alain René, berühmter franz. Schriftsteller, geb. 8. Mai 1668 zu Sarzeau (Dep. Morbihan), wurde nach dem frühen Tode seiner Eltern von den Jesuiten in Vannes erzogen u. später auf einer der Besitzungen des Ordens mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigt, ging aber 1692 nach Paris, um wissenschaftliche Studien zu betreiben, verheirathete sich daselbst 1695 u. lebte, nachdem er eine Zeit lang auf der Liste der Parlamentsadvokaten figurirt hatte, von den Erträgnissen seiner Schriften u. einer kleinen Pension, die ihm ein Freund, der Abbé von Lyonne, aussetzte. Von seinen Dramen, welche meist auf den kleinen Pariser Theatern zur Aufführung gelangten, hatten bes. „Crispin rival de [illegible] maître“ u. „Turcaret“ (1709, eine Satire auf die Finanzmänner seiner Zeit) bedeutenden Erfolg. Größeren Ruhm aber erwarben ihm seine komischen Romane „Le diable boiteux“ (Paris 1707); „Gilblas de Santillane“ (2 Bde., Par. 1715) u. „Les aventures de Guzman d'Alfarache“ (2 Bde., Par. 1732), alle drei nach span. Vorbildern verfaßt; weniger gelungen ist der Roman „Le bachelier de Salamanque“ (2 Bde., Par. 1738). L. starb zu Boulogne sur-Mer 17. Nov. 1747. Seine „Oeuvres complètes“ erschienen 1828 zu Paris (12 Bde.); eine Auswahl aus denselben gaben Mayer (16 Bde., Par. 1810) u. Buchot (14 Bde., ebd. 1818—21), eine deutsche Uebersetzung Wallroth (12 Bde., Stuttg. 1830—41).

Lesbos (neugriech. Mitilini, türk. Midillu), eine der schönsten Inseln des Aegäischen Meeres, liegt 2—3 M. von der kleinasiat. Küste vor dem Golf von Andramyti, bildet ein eigenes türk. Liva u. hat auf 12½ □M. 50,000 zum größten Theil griech. E. Die Küste bietet eine beträchtliche Anzahl guter Ankerplätze u. bildet im Kalonigolf u. in der Jerobai tief in das Land einschneidende Busen. Das Innere ist gebirgig; im W. liegen zwischen den meist noch wohl bewaldeten, parallel laufenden Bergketten reich bewässerte u. fruchtbare Thäler; im N. erhebt sich schroff vom Meere der Lepethymnos zu 838 m. u. im S. der Olympos, der höchste Berg der Insel, zu 938 m. Die Berge liefern gesuchten Marmor u. der fruchtbare Boden einen trefflichen, schon im Alterthum berühmten Wein, Oel, Südfrüchte u. Getreide. Die Hauptstadt **Midillu** (Kastro od. Mitilini) mit 15,000 E. liegt im SO. der Insel u. hat zwei seichte Häfen. L. war im Alterthum zuerst von den Phönikiern, später von äolischen Griechen bewohnt, die ursprünglich von dem Königsgeschlechte der Penthiliden beherrscht wurden. Nach dem Sturze desselben kamen einzelne Tyrannen auf, unter denen sich Pittakos (seit 590 v. Chr.) durch Ordnung der Gesetzespflege um die Insel verdient gemacht hat. Von der pers. Herrschaft ward L. durch die Schlacht von Mykale (479) befreit, trat 470 in die athen. Bundesgenossenschaft, fiel aber im Peloponnesischen Kriege von derselben ab u. mußte durch Waffengewalt 427 wieder unterworfen werden. Zur Strafe für diesen Treubruch wurden 1000 der vornehmsten Lesbier hingerichtet, die Mauern der Städte niedergerissen, mit Ausnahme Methymna's, der Grundbesitz an attische Kleruchen vertheilt, die früheren Eigenthümer zu Erbpächtern herabgedrückt u. eine demokratische Verfassung eingeführt. Nach Vernichtung der athenischen Seeherrschaft gehorchte L. den Lakedämoniern, wurde aber 378 wieder ein Bundesgenosse Athens u. kam durch Hegelochos, den Admiral Alexander's d. Gr., in die Gewalt der Makedonier, unter denen Mitylene an der Spitze der anderen Städte stand. Die Theilnahme der Insel am Mithridatischen Kriege erbitterte Sulla so, daß er Mitylene zerstören u. die Bewohner als Sklaven verkaufen ließ. Trotzdem daß Pompejus die Entwicklung von L. begünstigte, kam diese Stadt nie mehr zu ihrer früheren Blüte. Im Mittelalter ward L. eine genuesische Kolonie u. genoß unter der Herrschaft der Gatteluzzi im 14. Jahrh. vorübergehend eine Art staatlicher Selbständigkeit; 1462 ward die Insel von den Türken erobert. Wein u. Gesang war schon im Alterthum der Ruhm der Lesbier u. bes. Methymna's. Der griech. Dichtkunst gab die Insel Terpandros, Arion, Alkäos u. Sappho, von ihr stammten auch der Geschichtschreiber Hellanikos u. die Philosophen Theophrastos u. Phanias.

Lescot, Pierre, franz. Baumeister, geb. 1510, gest. 1578, der unter mehreren Königen seiner Zeit in hohen Ehren stand u. sich bes. durch die Wiedereinführung des ital. Stils der Renaissance in Frankreich einen Namen gemacht hat. Sein Hauptwerk dieser Art ist die 1541 gebaute Westfaçade des Louvrehofes; ihm gehören auch die stilvolle Fontaine des Innocents mit ihrem plastischen Schmuck von Jean Goujon u. das Haus Franz' I. an.

Lesebücher. Eine sehr wichtige Rolle beim Unterricht spielen die L. Sie sind ja die Quellen, aus denen die Jugend einen guten Theil ihres Wissens schöpft. Bei den alten Griechen war der Homer das Lesebuch, u. in deutschen Schulen waren lange Zeit Bibel u. Gesangbuch die einzigen Wissensquellen. Später sah man ein, daß sie nicht ausreichten, daß man nam. zur Förderung in den gemeinnützigen Kenntnissen dem Schüler noch ein Lesebuch in die Hand geben müsse. So entstand Rochow's „Kinderfreund“, der große u. kleine Hempel, der „Kinderfreund“ von Wilmsen u. a. m. Seit einem halben Jahrhundert hat sich eine wahre Flut von L.n entwickelt. Sie unterscheiden sich nicht nur durch eine verschiedene Anordnung der Lesestücke, sondern auch noch dadurch, daß die Auswahl der Lesestücke in dem einen zweckmäßiger ist als in dem andern, daß die einen besonderes Gewicht auf prosaische Stücke, die andern auf poetische legen, od. daß die einen bes. naturwissenschaftliche u. geschichtliche Bilder, die andern wieder mehr entsprechende Lebensbilder bringen.

Die Ansprüche, die man an ein gutes Lesebuch jetzt stellt, sind: Es muß ein freundliches Kleid tragen, womöglich illustrirt sein u. nicht zu kleine Schrift haben; es muß ferner nur das Beste bieten, was deutsche Schriftsteller geschaffen haben, u. so den Schüler fesseln u. bilden; es darf nicht zu trockne u. auch nicht zu schwierige, gelehrte Lehrstoffe behandeln; es soll bes. auf Entwicklung des nationalen Lebens einwirken u. es muß überhaupt dem Unterricht sich leicht anpassen lassen. Mit Recht sagt Lauckhard in seinem „Pädagogischen Skizzenbuche": „Ein Lesebuch für die Volksschule muß, wie ich glaube, ein Volksbuch sein, welches des Kindes liebstes Buch werden kann, das es aus der Schule mitnimmt ins Leben, neben seiner Bibel aufhebt u. oft u. gern wieder hervorsucht, weil ihm die darin enthaltenen Bildungsstoffe nicht blos die schönen, reinen Tage seiner Kindheit zurückrufen, sondern auch vermöge des bleibenden Werthes, den sie besitzen, immer wieder von Neuem Freude, Trost u. Erhebung gewähren. So bewahrt der Engländer sein Schullesebuch neben der heiligen Schrift sorgfältig auf u. giebt es um keinen Preis weg." Die L. werden übrigens eingetheilt nach dem wissenschaftlichen Stoff (geschichtliche L., naturgeschichtliche 2c.) od. nach dem Alter, für das sie geschrieben sind. So entsteht von der Fibel, die für den Elementarschüler bestimmt ist, bis zu den L.n in den oberen Klassen u. in den höheren Unterrichtsanstalten eine Reihe, deren Glieder sich eng aneinander schließen. Zu den bekanntesten u. beliebtesten L.n gehören u. a. die Bücher von Masius, Paldamus, Lüben u. Nacke, Dietlein, Vogel, von Johannsen u. Keck, Lauckhard, Jütting u. Weber, Wackernagel, Curtmann 2c.; ferner die Lebensbilder von Berthelt, Jäkel, Petermann u. Thomas, die L. von Oltrogge, Mager, Echtermeyer, Koberstein 2c.



Nr. 3952. Lesghisches Aul

Lesen. Das L. ist eine der ersten Quellen für die Ausbildung des menschlichen Geistes u. als solche schon von den ältesten Kulturvölkern erkannt worden. Der Begriff des L.s kann in dreierlei Weise gefaßt werden. Es ist entweder ein bloßes Erkennen gegebener Schriftzeichen (Buchstaben, stenographischer Zeichen, Hieroglyphen 2c.) u. Verwandlung derselben in Laute — die unterste Stufe; od. es besteht in dem Verstehen der Gedanken, welche die Zeichen ausdrücken — zweite Stufe; od. es verbindet sich damit das ästhetische Element: die mündliche Darstellung der Zeichen soll in dem Hörer die nämlichen Vorstellungen u. Gefühle erwecken, welche der Schreibende gehabt hat — die dritte Stufe. Demnach zerfällt das L. in ein lautrichtiges, verständiges u. ausdrucksvolles L. Dabei kommt natürlich das stille L., bei welchem man sich die Worte blos denkt u. nicht ausspricht, nicht in Betracht.

Leseunterricht, Lesemethoden. Die Kunst des Lesens wurde frühzeitig geübt; aber welche Methoden man dabei befolgte, ist nicht genau festzustellen. Bei den alten Chinesen war die Leselehrmethode folgendermaßen beschaffen. Der Lehrer las aus einem Buche laut vor. Die Schüler, welche dasselbe Buch vor sich hatten, mußten dem Lehrer Wort für Wort nachsprechen, indem sie mit dem Zeigefinger den Worten im Buche nachfolgten. Eine Zeile wurde so lange gelesen, bis die Kinder sich die Aussprache eines jeden Zeichens merkten u. ohne den Lehrer das Ganze lesen konnten. Die Grammatisten der alten Römer hatten die Syllabirmethode (wobei aber die Namen u. die Folge der Buchstaben früher als die Gestalt u. Geltung derselben eingeprägt wurden). Diese alte Art, an Buchstabennamen das Lesen zu erlernen, hat sich durch viele Jahrhunderte hindurch erhalten, u. noch vor einem halben Jahrhundert erklang das „b a, ba, b e, be" in Dorf- u. Stadtschulen. Erst als der unsterbliche Pestalozzi der Pädagogik einen andern Geist einhauchte u. allen todten Mechanismus vertrieb, da entstand auch eine Reformation der Lesemethode. Das Buchstabiren wurde abgeschafft u. das Lautiren eingeführt. Diese Lautirmethode, deren Schöpfer Stephani war, verfuhr theils synthetisch — man ging von den Vokalen aus u. setzte dann weitere Silben u. Wörter zusammen — theils analytisch-synthetisch, indem man von einem Satze od. Worte ausging u. dieses in seine Theile, Zeichen, Laute auflösen u. wieder zusammensetzen ließ. Um den Ausbau dieser letzteren Methode, die nam. durch Jacotot angeregt wurde, erwarben sich die Pädagogen Seltzsam, Graffunder, Frobenius, Schöne, Hahn, Vogel u. A. nicht geringe Verdienste. Mit der Lautirmethode trat zu gleicher Zeit die Schreiblesemethode auf, welche die Kinder den Buchstaben zuerst schreiben u. dann lesen ließ. In neuester Zeit hat die Vogel'sche Lesemethode, welche das Beste der übrigen Methoden zusammenfaßt u. dem Kinde das Lesen gleich vom Anfange an lieb u. interessant macht, eine große Verbreitung gefunden, zumal seit die Pädagogen Thomas, Klauwell u. A. an ihrer Vervollkommnung arbeiteten. Sie geht von einem Gegenstande aus, den das Kind im Bilde vor sich sieht, u. bespricht denselben; dann giebt sie dem Kinde das gedruckte Wortbild, läßt es anschauen, auflösen, zusammensetzen, läßt die einzelnen Zeichen fixiren u. zuletzt das Wort auch schreiben. Doch hat auch sie ihre Gegner, u. selbst der berühmte Pädagog Lüben sagt, daß diese Methode den Kindern im Lesen u. Schreiben unnöthige Schwierigkeiten bereite u. dem allmählichen Fortschritt vom Leichten zum Schweren nicht Rechnung trage. Wie aber auch der L. ertheilt werde, Zweierlei ist dabei zu verlangen: viel Anschauung (dazu gehört eine zweckmäßige Lesemaschine mit großen, deutlichen Buchstaben) u. viel Geduld. Nur durch unermüdliches Einprägen der Zeichen u. langsames Fortschreiten kommt man sicher ans Ziel u. bringt den Kindern in einem Jahre vollständige Lesefertigkeit bei.

Lesghier werden die Bewohner der kaukas. Landschaft Daghestan (od. Lesghistan) genannt, die am nördl. Abhange des östl. Kaukasus sich bis an das Kaspische Meer erstreckt; bei den Georgiern heißen sie Lekhi, bei den Armeniern Lekſik. Sie bilden eine Familie von einander unabhängiger Völker, die besondere Sprachen reden, welche die ältesten linguistischen Ueberreste der europ. Urbevölkerung darstellen; die bedeutendsten dieser Stämme sind die Awaren, Kasikumüken, Akuscha, Kürinen u. Uden; ihre Zahl wird auf 400,000 Seelen geschätzt. Von den Bewohnern des westl. Kaukasus unterscheiden sich die L. in der Tracht durch den Par, die mit einem langhaarigen weißen Lammfell verbrämte Kappe. Sie wohnen in großen Bergdörfern (Aulen), welche meist natürliche Festungen bilden, u. zeichnen sich durch Tapferkeit, aber auch durch Raubgier aus. Die einzelnen Stämme, welche theils unter Häuptlingen stehen, theils eine republikanische Verfassung haben, wußte der muthige Schamyl (s. d.) im Freiheitskampfe gegen die Russen auf lange Zeit zu einen. Der Religion nach sind die L. Mohammedaner.

Lesina (slav. Hvar), eine langgestreckte, schmale, 5,5 □M. große Insel im Adriatischen Meere, gehört zu dem österr.-dalmatischen Kreise Cattaro u. ist durchaus gebirgig, hat aber ein für Brustkranke sehr zuträgliches Klima u. wird deshalb als klimatischer Winterkurort benutzt. Die warme Lage dieses Eilandes läßt auf demselben auch die Dattelpalme gedeihen. Die 12,750 E. (1869) beschäftigen sich mit Schiffahrt u. führen Lorberblätter (1873: 16,000 Ctnr.) u. Rosmarinöl aus. Der Hauptort L. mit 1930 E. (1869) hat einen besuchten Hafen u. eine Kathedrale; der größte Ort ist der Flecken Civitavecchia mit 2772 E.

Leslie, Charles Robert, einer der besten engl. Genremaler der Neuzeit. Geb. zu Clerkenwell (London) 17. Okt. 1794 von amerik.

Eltern, brachte er seine erste Jugend in Amerika zu, kehrte aber im 12. Jahre zurück u. lebte großentheils in London. Er entlehnte seine Stoffe meistens aus den Dichtern verschiedener Nationen, z. B. „Sancho Pansa u. die Herzogin", „Die Nebenbuhler", „Onkel Toby u. die Wittwe Wadman" u. der „Bourgeois gentilhomme", u. wußte sie mit Geist u. Humor in glänzendem Kolorit darzustellen. Mehrere derselben sind im Besitz des Lord Egremont in Petworth. Gegen das Ende seines Lebens wurden seine Werke koloristisch viel schwächer. Die von L. als Professor der Malerei (seit 1847) an der Akademie in London gehaltenen Vorlesungen veröffentlichte er unter dem Titel: „A handbook for young painters"; auch schrieb er eine Biographie des engl. Landschafters Constable. Er starb in London 5. Mai 1859. Seine „Autobiographical recollections etc." mit einer Auswahl seiner Briefe gab Taylor heraus (Boston 1865).

Lesseps (spr. Lessep), Jean Baptiste Barthélemy, Baron de, Reisegefährte Lapeyrouse's (s. d.), geb. zu Cette 27. Jan. 1766; war seit 1780 franz. Vizekonsul in Petersburg, begleitete 1785 als Dolmetscher Lapeyrouse auf dessen Expedition bis zur Südspitze Kamtschatka's, wo er 29. Sept. 1787 sich von ihm trennte, um die Berichte über die bisherigen Reiseergebnisse nach Frankreich zu bringen. Er nahm den Weg über Petersburg, das er 22. Sept. 1788 erreichte. Dorthin kehrte er auch später als Konsul zurück. Vom Juli 1815 bis 17. Nov. 1833 Generalkonsul in Lissabon, starb er zu Paris 6. April 1834. — Sein Sohn, Ferdinand **de L.**, franz. Diplomat, bekannt insbes. als Urheber u. Erbauer des Suezkanals, geb. zu Versailles 19. Nov. 1805, vertrat, nachdem er das Konsulat in Kairo verwaltet hatte, nacheinander die franz. Interessen in Rotterdam,



Nr. 3953. Ferdinand de Lesseps, geb. 19. Nov. 1805.

Malaga, Barcelona u. 1848 als Gesandter der Republik in Madrid, mußte aber 1849 vor der Beschuldigung sich zurückziehen, daß er bei der Ausführung des außerordentlichen Auftrags, in Rom zwischen entstandenen Gegensätzen zu vermitteln, der ital. Aktionspartei zu viel Rücksicht habe angedeihen lassen. Auf Einladung des Vizekönigs Saïd Pascha ging L. 1854 nach Aegypten, wo er den Plan einer Durchstechung des Isthmus von Suez entwarf u., nachdem er 1856 in einer eigenen Schrift die Ausführbarkeit u. die ungeheueren Vorzüge einer Abkürzung des Seewegs nach Ostindien nachgewiesen, sowol die ägyptische Regierung als die Geschäftswelt in Frankreich, Italien u. Oesterreich dafür zu gewinnen wußte. Die Hindernisse, welche Englands Eifersucht in den Weg legte, wurden überwunden, die nach dem Anschlage erforderlichen 200 Mill. Frcs. durch Unterbringung von 400,000 Aktien erlangt u. die Arbeiten 25. April 1859 in Angriff genommen. Hierbei war nun der Vizekönig die Verpflichtung eingegangen, der Compagnie allmonatlich 20,000 Arbeiter zu stellen. Die Hülfsleistung derselben erwies sich aber als so hinfällig, daß L., welcher mittlerweile die Unzulänglichkeit seines ersten Anschlags erkannt, unter Vermittelung Napoleon's III. beim Vizekönig Ismaïl Pascha eine Entschädigungssumme von 84 Mill. Frcs. u. außerdem 10 Mill. für Wiederabtretung der Domäne Tell-el-Kebir auswirkte, um hauptsächlich eine Menge großartiger, vielfach nach neuen Systemen erbauter Maschinen anschaffen zu können. Nach 9 Baujahren war indeß zu übersehen, daß die Kanalisirung weitere 100 Millionen erfordere, u. L. erlangte von der franz. Regierung u. den Kammern das außerordentliche Zugeständniß einer Lotterieanleihe, die binnen wenigen Tagen gedeckt wurde. Am 15. Aug. 1869 wurden die Wasser des Mittel- u. Rothen Meeres in den Bitterseen vereinigt u. 16.—20. Nov. desselben Jahres erfolgte die feierliche Eröffnung des Suezkanals (s. d.). Seitdem ist L. bereits wieder mit einem Eisenbahnprojekt für Centralasien beschäftigt: er beabsichtigt nämlich eine Bahn in Verbindung mit der südsibirischen über Troizk, Taschkent u. Samarkand zu führen. Von den zwei Brüdern des Vorigen war der älteste, Graf Theodore **de L.**, unter dem 2. Kaiserreich Senator u. nimmt der jüngste, Jules **de L.**, der längere Zeit als diplomatischer Agent des Bey von Tunis in Paris fungirte, eine hervorragende Verwaltungsstelle bei der Suezkanalgesellschaft ein.

Lessing, Gotthold Ephraim, ein für die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland epochemachender Genius, geb. 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz als Sohn des dortigen hochgelehrten Geistlichen, erhielt seit 1741 seine Vorbildung auf der Fürstenschule zu Meißen, beschäftigte sich neben den alten Sprachen auch mit Mathematik u. versuchte sich gleichzeitig in der Poesie, indem er den Anakreon übersetzte u. nachahmte; auch sein Drama „Der junge Gelehrte" entstand in erster Anlage bereits hier. Im Herbst 1746 bezog L. die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters Theologie zu studiren. Hier arbeitete er anfänglich viel aus Büchern; bald aber kam er zu der Erkenntniß, daß bloße Buchgelehrsamkeit Niemand zum Menschen macht, ergab sich daher dem geselligen Verkehr mit Anderen, trieb gymnastische Uebungen, verkehrte mit den Schauspielern, besuchte aber daneben, wenn auch nicht regelmäßig u. ohne festen Plan, die Vorlesungen von Kästner, Ernesti u. Christ u. studirte im Besondern eifrig noch die deutschen Schriften Wolff's. Endlich legte er die Theologie ganz bei Seite u. wandte sich der Medizin zu. Die Bekanntschaft mit Mylius, einem leichtsinnigen, aber geistvollen Menschen, der die Zeitschriften „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths" (1746—48) u. „Der Naturforscher" (1747—48) gegründet hatte, wurde ihm Veranlassung, sich mit kleinen lyrischen od. epigrammartigen Dichtungen, auch mit dem Lustspiel „Damon od. die wahre Freundschaft" an Mylius' Unternehmungen zu betheiligen. Folgenreicher wurde für ihn die Bekanntschaft mit der Neuberin (s. d.), deren Theater damals in voller Blüte stand; sie gewann ihn zuerst u. unmittelbar für die deutsche Schauspieldichtung, indem sie im Januar 1748 seinen in Leipzig völlig ausgearbeiteten „Jungen Gelehrten" zur Aufführung brachte. Für seine dramatischen Anschauungen von Wichtigkeit wurde für L. auch, daß er durch diese seine Thätigkeit in Berührung mit Chr. Felix Weiße (s. d.) u. mit dem Schauspieler Koch kam. Von seinem Vater, dem dieser Lebensgang nicht zusagte, Anfang 1748 nach Hause berufen, kehrte L. doch zu Ostern nach Leipzig zurück, aber nicht für lange. Der Verfall der Neuber'schen Truppe, Mylius' Uebersiedlung nach Berlin, endlich Geldverlegenheiten bewogen ihn, Leipzig zu verlassen u. sich nach Berlin zu begeben. Unterwegs aber erkrankte er in Wittenberg u. ließ sich mit Einwilligung seines Vaters an dieser Universität im Aug. 1748 als Mediziner immatrikuliren, ging aber doch nach Berlin, wo er um die Jahreswende eintraf u. sich alsbald im Kampfe mit drückenden Nahrungssorgen sah. Erst nach u. nach gelang es ihm, durch literarische Thätigkeit sich die zum Unterhalt nöthigen Mittel zu erwerben; er betrieb nun sehr eifrig seine kritische u. gelehrte Schriftstellerei, lernte daneben Spanisch, schrieb die Lustspiele „Die alte Jungfer" (schon vorher war „Der Misogyn" entstanden), „Die Juden", „Der Freigeist", „Weiber sind Weiber", „Der Schatz", die Possenoper „Tarantula", das Trauerspiel „Samuel

Henzi", gründete mit Mylius die Vierteljahrsschrift „Beiträge zur Historie u. Aufnahme des Theaters" (1750 ff.) u. übernahm 1751 die Redaktion des gelehrten Theiles der „Vossischen Zeitung" u. des Beiblattes dazu „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes". In demselben Jahre gab er die erste Sammlung seiner kleinen Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" (Stuttg.) heraus. Gegen Ende 1751 begab sich L. nach Wittenberg, wo er sich eifrig mit gelehrten Studien, mit den röm. Dichtern u. Gelehrtengeschichte beschäftigte; Epigrammenpoesie u. die „Rettungen", in denen er auf dem Gebiete der Personengeschichte mit alten Vorurtheilen aufräumte u. zu recht positiven Ergebnissen gelangte, sind die Früchte dieses Wittenberger Aufenthaltes, während dessen L. auch die Magisterwürde erwarb. Ende 1752 kehrte er nach Berlin zurück. Im J. 1754 erschien sein „Vademecum für den Herrn S. G. Lange", ein Meisterstück negativer u. polemischer Kritik gegen die Horazübersetzung des Genannten; in demselben Jahre auch die „Theatralische Bibliothek", welche in demselben Sinne zu wirken bestimmt war, wie die „Beiträge zur Historie u. Aufnahme des Theaters". Im folgenden Jahre nahm L. auf einige Monate seinen Aufenthalt in dem stillen Potsdam, um in Ruhe die „Miß Sara Sampson" auszuarbeiten, mit welchem Stücke er, als der Erste in diesem Fache, die bürgerliche Tragödie in Deutschland einbürgerte.



Fig. 3454. Gotthold Ephraim Lessing geb. 22. Jan. 1729, gest. 11. Febr. 1781.

Im Oktober dess. J. war er wieder in Leipzig, mit dem Studium der ital. Dramatiker, bes. Goldoni's, beschäftigt. Eine Reise, die er im Mai 1756 als Begleiter eines jungen Mannes durch Norddeutschland u. Holland machte, mußte wegen der Kriegsunruhen abgebrochen werden, u. Anfang Oktober kehrte L. wieder nach Leipzig zurück, wo er des Gelderwerbes wegen zu Uebersetzungen greifen mußte, daneben aber sich mit altdeutscher Literatur beschäftigte u. im Verkehr mit Chr. E. v. Kleist, der zeitweilig nach Leipzig gekommen, manche Anregung empfing u. wiedergab. Eine fruchtbarere Thätigkeit eröffnete sich ihm erst wieder, als er 1758 abermals nach Berlin übergesiedelt war u. sich hier, nachdem er im Verein mit Ramler die Sinngedichte Logau's (s. d.) herausgegeben hatte, mit Moses Mendelssohn u. Nicolai 1759 zu den „Literaturbriefen" (eigentlich „Briefe, die neueste Literatur betreffend") verband, von denen die ersten Bände fast ganz L.'s Werk waren, u. die auf dem Felde ästhetischer u. wissenschaftlicher Kritik eine völlige Umwälzung herbeiführten. Gleichzeitig erschienen auch seine „Fabeln" nebst den begleitenden „Abhandlungen über die Fabel", welche ebenfalls, wenn auch nicht immer von richtigen Voraussetzungen ausgehend, doch von höchster Bedeutung für die Geschichte der ästhetischen Kritik sind. Im J. 1760 erschienen das Trauerspiel „Philotas" u. die Uebersetzung von Diderot's Theater; in demselben Jahre wurde L. Mitglied der Berliner Akademie, trat aber alsbald in die Dienste des Generals von Tauenzien als Sekretär. Wenn er auch in dieser Stellung, die ihn größtentheils an Breslau fesselte, nichts drucken ließ, viel mit Offizieren verkehrte u. sich leidenschaftlich dem Spiel ergab, so waren doch diese Jahre für seine weitere Ausbildung keineswegs verloren, vielmehr studirte er eifrig den Spinoza, verfaßte den ersten Theil des „Laokoon" (gedruckt 1766), der, außerdem daß er mit festen Strichen die Grenzen zwischen bildender Kunst u. Poesie feststellte, zugleich den deutschen Gelehrten u. Dichtern den Einblick in das Innere der antiken Poesie u. das Verständniß ihrer wesentlichen Eigenschaften eröffnete, u. entwarf die „Minna von Barnhelm" (gedruckt 1767), mit der er seine eigenen früheren Dramen u. zugleich alle vor ihm von Anderen geschaffenen unendlich weit übertraf. Nach dem Frieden nahm L. seinen Abschied, verließ 1765 Breslau ganz u. ging nach Berlin, folgte aber im März 1767 einem Rufe nach Hamburg, wo eine Gesellschaft ein deutsches Nationaltheater, welches zugleich den Charakter einer theatralischen Akademie gewinnen sollte, zu gründen beabsichtigte. Vom 1. Mai 1767 bis Anfang 1769 ließ er hier seine „Hamburgische Dramaturgie" erscheinen, sein größtes u. für die fernere Entwicklung unsrer schönen Literatur wichtigstes Werk im Fache der ästhetischen Kritik, durch welches der lähmende, dominirende Einfluß der franz. Literatur auf die deutsche unter gleichzeitigem energischen Hinweis auf Shakespeare endgiltig gebrochen wurde. In Hamburg entstanden auch, hervorgerufen durch eine Fehde mit Chr. Ad. Klotz (s. d.), die „Briefe antiquarischen Inhalts" (1768—69) u. die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769). Indessen erfüllten sich die auf das Hamburger Theater gesetzten Hoffnungen keineswegs, u. L., mißmuthig darüber, bereitete sich vor, nach Italien zu gehen, wo er in Rom ganz für sich zu leben gedachte. Die Ausführung dieses Planes aber wurde gehindert durch einen 1769 an ihn ergangenen Ruf als Bibliothekar in Wolfenbüttel, u. im Frühjahr 1770 trat er dieses Amt an. Seiner Beschäftigung mit der trefflichen Wolfenbütteler Bibliothek verdankten die seit 1773 herausgegebenen „Beiträge zur Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" ihre Entstehung; ein Jahr zuvor war auch „Emilia Galotti" erschienen. Die seinerzeit geplante Reise nach Italien kam 1775 wirklich zur Ausführung: in Wien traf L. mit dem Erbprinzen Leopold von Braunschweig zusammen, zu dessen wissenschaftlichem Begleiter er bestimmt war; die Reise währte etwas über ein halbes Jahr. Nach seiner Rückkehr wurden ihm von Mannheim aus Anerbietungen gemacht, doch glaubte L., nachdem er 1777 an Ort u. Stelle sich über die Verhältnisse unterrichtet hatte, das Anerbieten nicht annehmen zu sollen. Die folgenden Jahre aber waren für ihn keine glücklichen. Die von ihm in den „Beiträgen" herausgegebenen „Fragmente des wolfenbüttel'schen Ungenannten" (s. „Fragment") verwickelten ihn in Streitigkeiten mit dem Hamburger Hauptpastor Joh. Melchior Goeze („Anti-Goeze", 1778), die ihn selbst verstimmten u. außerdem seine Stellung zur braunschweigischen Regierung erschwerten. Doch wahrte er sich die Stimmung zu weiteren Arbeiten, obwol ihn zu Anfang des J. 1778 der Verlust seiner Gattin, der Wittwe Eva König, mit der er sich 1776 verbunden hatte, tief beugte; bald nachher erschien „Nathan der Weise" (1779), ein vom Enthusiasmus der reinen Vernunft erzeugtes u. beseeltes Gedicht, u. im folgenden Jahre „Die Erziehung des Menschengeschlechtes". Indessen nahm seine Gesundheit schnell ab, eine gefährliche Engbrüstigkeit quälte ihn seit Anfang Febr. 1781, u. als er in Braunschweig sich zu erholen gedachte, raffte ihn ein Anfall dieses Leidens hin (11. Febr. 1781). In Braunschweig wurde ihm 1853 ein künstlerisch vollendetes Standbild (von Rietschel) errichtet. — L.'s umfassende Thätigkeit war eine ausschließlich kritische; er selbst hatte das volle Bewußtsein davon u. den höchsten Begriff von der Kritik, ja seine großen dichterischen Erfolge wollte er weniger poetischem als kritischem Genie zu danken haben. Seine Bedeutung für die Bildung des deutschen Geistes ist eine unermeßliche: in alle Richtungen geistiger Thätigkeit, in die Kunst u. Aesthetik wie in die philosophischen Wissenschaften, selbst in die Theologie brachte er neues Leben. L. übte in eminenter Weise jene höchste Gattung der Kritik, die nicht blos das Schlechte zerstört, sondern auch

positiv das Gute erzeugt. Eine gründliche Reform der ganzen seitherigen Dichtungs- u. Kunstlehre hat er herbeigeführt dadurch, daß er überall scharfe u. sichere Grenzlinien zwischen der dichterischen u. den anderen Arten geistigen Hervorbringens zog, jede auf ihre eigentliche Wesenheit zurückführte u. danach den sie von den übrigen unterscheidenden Grundcharakter bestimmte. Wenn uns heute in seinen Schriften, die durch einen zu keiner Zeit übertroffenen Stil ausgezeichnet sind, so Vieles allbekannt u. selbstverständlich erscheint, so liegt eben darin der Beweis, daß Dasjenige, was L. aussprach, unvergängliches Eigenthum des deutschen Geistes geworden ist. Er war auch der Erste, der den hohen Beruf des Dichters u. Schriftstellers erkannte, auch ohne in einem öffentlichen Amte zu stehen, der Bildner des Volkes, der Vermittler zwischen Wissenschaft u. Leben zu sein; er erhob den Dichterberuf zu seiner wahren Würde, indem er zuerst im Volke ein helleres Bewußtsein von der eigentlichen Bedeutung der Poesie weckte. — L.'s „Sämmtliche Schriften" wurden zuerst von K. G. Lessing, Eschenburg u. Nicolai herausgegeben (31 Bde., Berl. 1771 bis 1794); am besten von Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40; neue Ausgabe von Maltzahn, 12 Bde., Lpz. 1853—57); eine von Gosche besorgte illustrirte Ausgabe (Berl. bei Grote) u. eine andere in der „Nationalbibliothek sämmtlicher deutscher Klassiker" (Berl. bei Hempel) sind im Erscheinen. Vgl. u. A.: K. G. Lessing, „L.'s Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse" (3 Bde., Berl. 1793); Danzel, „G. E. L., sein Leben u. seine Werke" (Bd. 1, Lpz. 1850; Bd. 2 von Guhrauer, Lpz. 1853—54); Stahr, „L." (6. Aufl., Berl. 1869); v. Heinemann, „Zur Erinnerung an G. E. L. Briefe u. Aktenstücke aus den Papieren des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel" (Lpz. 1870); Schöne, „Briefwechsel zwischen L. u. seiner Frau" (Lpz. 1871).

Lessing, Karl Friedrich, einer der bedeutendsten Landschafts- u. Historienmaler der Gegenwart u. hervorragender Repräsentant der Düsseldorfer Schule, geb. zu Breslau 15. Febr. 1808, kam auf das dortige Gymnasium, wurde für das Baufach bestimmt u. deshalb 1821 nach Berlin geschickt. Hier machte der Zeichenunterricht ihm seinen eigentlichen Beruf so klar, daß er das Baufach wieder aufgab u. sich — Anfangs gegen den Willen seines Vaters — entschloß, Maler zu werden. Er folgte daher dem zum Direktor der Akademie ernannten Schadow nach Düsseldorf, wo er sich zunächst im landschaftlichen, aber auch bald nachher im historischen Fache auszeichnete. Der tief poetische Gehalt seiner Bilder beider Fächer zeigte schon damals einen Hang zum Ernsten u. Schwermüthigen u. ein tiefes Gefühl für das innere Leben u. Walten der Natur wie für den Geist der Weltgeschichte, vermöge dessen er seine Stoffe in das Gewand der subjektivsten Lyrik kleidete. Diese Lyrik athmet nam. in der ersten, Epoche machenden Periode seiner Entwicklung den Geist tiefer Melancholie u. Zerrissenheit, ein Bild der Vernichtung ohne ein tröstendes u. versöhnendes Jenseits. Dahin gehören seine ersten Landschaften, der „Kirchhof" (1826), der „Klosterhof im Schnee" (1828, Museum in Köln) u. die Genrebilder „Das trauernde Königspaar" (1828), die „Leonore" (1832), der „Räuber" 2c. Diesen Schöpfungen des jugendlichen Genius folgte dann eine Periode, in der er sich den historischen Stoffen zuwandte, u. zwar mit Vorliebe den geistigen Kämpfen der Menschheit, den Konflikten zwischen Staat u. Kirche, die er mit einem gesunden Realismus erfaßte, die aber keineswegs, wie man manchmal ihm vorgeworfen, aus einer religionsfeindlichen od. sozialistischen Tendenz hervorgingen. So entstanden seine berühmtesten historischen Darstellungen, die „Hussitenpredigt" (1836), „Ezzelin von Mönchen zur Buße ermahnt" (1838) u. „Hus auf dem Konzil zu Konstanz" (1842, beide im Städel'schen Institut in Frankfurt), die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Heinrich V." (1840), „Heinrich V. im Kirchenbann" (1844) u. der vielgepriesene „Hus zum Scheiterhaufen geführt" (1850, Nationalgalerie in Berlin), denen dann später „Luther die Bannbulle verbrennend", die „Kreuzfahrer in der Wüste" u. „Luther's Disputation mit Eck" (Museum in Karlsruhe) folgten. Daß er daneben aber auch den landschaftlichen Charakter Deutschlands, wenn auch weniger in jenem schwermüthigen Geiste, aber doch in dem einer ernsten Romantik darstellte, beweisen z. B. „Der Klosterbrand", die Landschaften mit aufgehendem Mond, mit einer tausendjährigen Eiche (1837), mit Arkebusiers u. Landsknechten (1848), mit den Schützen im Engpaß (1851), mit dem Kampf auf einem Dorfkirchhofe 2c., in denen bisweilen die Staffage das Landschaftliche überwiegt. Denselben Geist athmen auch seine im letzten Jahrzehnt entstandenen Landschaften aus dem Harz, vom Rheinufer u. aus dem Schwarzwalde. L., der, um von seiner künstlerischen Eigenthümlichkeit nichts einzubüßen, grundsätzlich niemals Kunstreisen machte, folgte 1859 einem Rufe als Galeriedirektor nach Karlsruhe u. wurde mit der Leitung der dortigen Akademie betraut.

L'Estocq, Johann Hermann, Vertrauter der russ. Kaiserin Elisabeth, geb. zu Celle (Hannov.) 29. April 1692, ging 1713 nach Petersburg u. ward Wundarzt Peter's d. Gr. Wegen einiger losen Streiche nach Kasan verwiesen, von Katharina I. jedoch zurückgerufen u. zum Wundarzt am Hofe ihrer Tochter Elisabeth ernannt, leitete er die Palastrevolution, welche Letzterer 5. Dez. 1741 zum Thron verhalf. Nachgehends zum Wirkl. Geh. Rath, ersten Leibarzt u. Direktor sämmtlicher medizinischen Anstalten sowie 1744 zum Reichsgrafen erhoben, ward er 1748 durch die Intriguen seiner Feinde gestürzt, eingekerkert u. 1753 auf Grund eines ihm durch die Folter abgepreßten Geständnisses seiner Würden, Aemter u. Güter beraubt u. nach Sibirien geschickt. Peter III. ließ ihn zurückkommen u. restituirte ihn. Unter Katharina II. außer Dienst, starb L. zu Petersburg 23. Juni 1767.



Nr 395. Karl Friedrich Lessing (geb 15. Febr. 1808).

Lesueur (spr. Lößüöhr), Eustache, franz. Historienmaler, geb. 18. Nov. 1617, bildete sich nach Marc Anton u. den in Frankreich vorhandenen Werken Rafael's u. erwarb sich den Namen eines „französischen Rafael". Er war ein Schüler Vouet's u. strebte allerdings nach Keuschheit, Anmuth u. Schönheit, aber ohne Talent für bedeutende Komposition u. ohne Energie der Darstellung. Zu seinen Hauptwerken gehören der Cyklus von 22 Bildern aus dem Leben des heil. Bruno u. andere aus der griech. Mythologie, sämmtlich im Louvre. Er starb 30. April 1655.

Lesueur (spr. Lößüöhr), Jean François, namhafter franz. Tonsetzer, geb. zu Drucat-Plessiel bei Abbeville 15. Jan. 1763, kam im Alter von sieben Jahren in die Maitrise (Musikschule) der Kathedrale von Abbeville u. einige Zeit darauf als Chorknabe an die Kathedrale von Amiens. Bereits mit 16 Jahren wurde ihm die Musikmeisterstelle an der Kathedrale von Séez übertragen; in der Folgezeit wirkte er in ähnlichen Stellungen an der Kirche der Saints-Innocents zu Paris, der Kathedrale von Dijon, in Le Mans u. an der Kirche St. Martin in Tours. Im J. 1784 nach Paris gekommen, um im Concert spirituel mehrere seiner Kompositionen aufzuführen, wurde er Kapellmeister an der Kirche der Innocents u. 1786 an der Notre-Dame-Kirche. Hier erregten seine weltlich-opernhaft gefärbten Kirchenkompositionen beim Publikum viel Theilnahme, doch

nahm er 1788 infolge mehrfacher Mißhelligkeiten mit dem Kapitel der Kirche seine Entlassung, lebte eine Zeit lang in ländlicher Zurückgezogenheit u. kehrte erst 1792 nach Paris zurück. Im J. 1793 brachte er seine Oper „La Caverne“ auf dem Theater Feydeau zur Aufführung, welche großen Erfolg hatte; kälter aufgenommen wurden 1794 „Paul et Virginie“ u. 1796 „Télémaque“. Im J. 1795 trat L. als Inspektor bei dem neugegründeten Pariser Konservatorium ein, verlor aber 1802 diese Stelle nicht ohne sein Verschulden u. gerieth dadurch in drückende Noth, der ihn 1804 die Ernennung zum Kapellmeister des Ersten Konsuls entriß. Den neu gewonnenen Einfluß benutzte er, seine bereits früher erfolglos eingereichte Oper „Les Bardes“ bei der Großen Oper zur Ausführung zu bringen; sie fand ungemeinen Beifall. Das Te Deum u. die Messe, die er für die Kaiserkrönung Napoleon's schrieb, befestigten ihn in dessen Gunst, wogegen das Publikum seine 1809 gegebene Oper „La Mort d'Adam“ sehr kühl aufnahm. Nach der Restauration im J. 1814 wurde L. zum königl. Kapellmeister u. Kammerkomponisten ernannt u. bekleidete diese Aemter bis nach der Julirevolution; bereits 1813 war er Mitglied der Akademie u. seit 1817 Kompositionsprofessor an dem neuorganisirten Konservatorium. Er starb 6. Okt. 1837. Außer den angeführten Opern hat er noch einige geliefert, die aber nicht zur Aufführung gelangt sind: „Tyrthée“ (1794), „Artaxerce“ (1801), „Alexandre à Babylone“ (1823); für die Kirche komponirte er Messen, Motetten u. Oratorien; seine schriftstellerischen Werke historischen u. ästhetischen Inhalts sind ohne Bedeutung.

Leszczynski, eine altadelige, aus Böhmen stammende polnische Familie, die den König Stanislaus (s. d.) sowie Maria Leszczynska, die unglückliche Gemahlin Ludwig's XV. (s. d.), zu ihren Mitgliedern zählte. Stanislaus war ein Sohn des Großschatzmeisters u. Generals von Großpolen Raphael **L.**, der 13. Jan. 1703 starb. Schon des Letzteren gleichnamiger Großvater, ein hochgebildeter Mann, stand mit einem Theile der Familie an der Spitze der Reformationsbewegung in Polen. Als aber die den Jesuiten ergebene Partei siegte, wurden die Reformirten aus dem Lande vertrieben. In Preußen fanden sie Schutz u. gute Aufnahme, erwarben dort Güter, wurden in ihren Geburtsrechten anerkannt u. traten mit dem preuß. Adel in enge Verbindung. Zu neuen Ehren brachte den Familiennamen Stanislaus Eduard Paul v. **L.**, ein Sohn des preuß. Oberstleutnants v. L. Er trat aus dem Berliner Kadettenhaus als Musketier ins 3. brandenburgische Infanterieregiment, mit dem er 1848 gegen die Dänen u. 1849 in Baden kämpfte, zeichnete sich 1863—64 als Generalstabsoffizier der 11. Infanteriebrigade in Schleswig aus, machte den 1866er Feldzug im 6. Armeecorps mit, ward im Mai 1867 dem Großen Generalstab zugetheilt u. trat bald darauf auf Wunsch des Großherzogs von Baden an die Spitze des Generalstabs der bad. Division, um mit dem gleichfalls in bad. Dienste übergetretenen Generalleutnant von Beyer deren Reorganisation zu leiten. Bei Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges (1870) bildete diese zuerst einen Theil des Belagerungscorps vor Straßburg, u. als General v. Werder (s. d.) zum Kommandeur dieses Corps ernannt wurde, ward Oberstleutnant v. L. ihm als Chef des Generalstabs beigegeben. In dieser Stellung verblieb derselbe auch, als das Belagerungscorps in das 14. Armeecorps umgewandelt wurde, für welches er dann die Operationspläne entwarf. Nach dem Frieden von Versailles ward L. wieder Generalstabschef der bad. Division; seit Anfang Juni 1875 bekleidet er den Rang eines Brigadekommandanten.

letal (lat.), tödlich.

Lethargie, todähnlicher Schlaf, Schlafsucht, eine schwere Umnebelung der Sinne, bei welcher die geistige Thätigkeit gelähmt ist u. nur vorübergehend erweckt werden kann. L. tritt ein während od. nach schweren Krankheiten, bes. wenn diese mit Gehirnstörungen komplizirt sind, nach großen Erschöpfungen u. Blutverlusten. Die höheren Grade der L. nennt man Scheintod (s. d.). Die L. ist oft das Zeichen der Krisis (s. d.) u. darf dann nicht unterbrochen werden. Nach heftigen Blutungen dagegen, wo sie auch als Zeichen der Ohnmacht auftritt, ist das Erwecken durch Zurufen, peripherische Reize, als Bespritzen mit kaltem Wasser, Baden, Schlagen 2c., angezeigt. Da die L. in allen Fällen nur Symptom einer Krankheit ist, so wird man sich bei der Behandlung derselben stets nach der Ursache richten müssen.

Lethe, ein Strom in der Unterwelt, aus dem nach späterer Sage Alle, die hinabstiegen, tranken u. dadurch von der Erinnerung an die Mühsale u. Schmerzen des Lebens befreit wurden.

Leto, s. v. w. „Latona.“

Lette, Wilhelm Adolf, preuß. Staatsbeamter u. Abgeordneter, hochverdient insbes. durch seine volkswirthschaftlichen Bestrebungen, geb. zu Kienitz in der Neumark 10. Mai 1799; war noch Gymnasiast, als er 1813 in den Landsturm eintrat, studirte seit 1817 in Heidelberg, Berlin u. Göttingen die Rechte, Philosophie u. Nationalökonomie u. half auf den beiden ersten Universitäten die Burschenschaft mit begründen; seine Theilnahme am Wartburgfest verwickelte ihn in eine Untersuchung, ohne daß dieselbe aber weitere unangenehme Folgen für ihn gehabt hätte. Seit 1821 Auskultator beim Oberlandesgericht in Frankfurt a. d. O., ward er 1825 Obergerichtsassessor u. Hülfsarbeiter bei der Generalkommission für die Neumark, 1835 Rath beim neuerrichteten Oberlandesgericht in Posen, 1839 Direktor der Generalkommission zu Soldin u. dann Oberregierungsrath u. Direktor der landwirthschaftlichen Abtheilung in Frankfurt a. d. O., von wo er 1843 als Geh. Oberregierungsrath ins Ministerium des Innern, bez. ins Departement für Verwaltung der Landeskultursachen, berufen wurde, um 1844 Mitglied des Staatsraths u. 1845 Präsident des Revisionskollegiums für Landeskultursachen zu werden. Im J. 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, hielt er sich hier zur Gagern'schen Partei. Als Mitglied der 1. preuß. Kammer (1851) u. dann des Abgeordnetenhauses (1852—58) setzte L. seine parlamentarische Thätigkeit zu Gunsten freisinniger Reformen fort, insbes. agitirte er für die Befreiung der Landgemeinden von der gutsherrlichen Bevormundung, wodurch er den Haß der Junkerpartei, den er schon durch seine Schriften auf sich gelenkt hatte, nur noch vermehrte. Die Folge war, daß er 1854 wegen seiner oppositionellen Haltung aus dem Staatsdienste entlassen wurde. Er starb zu Berlin 3. Dez. 1868. Von seinen Werken ist nam. die mit Rönne herausgegebene „Landeskulturgesetzgebung des preuß. Staats“ (Berl. 1853—55, 4 Bde.) hervorzuheben; hinsichtlich seiner Vereinsthätigkeit muß hauptsächlich an den von ihm zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ins Leben gerufenen **Lette-Verein** in Berlin erinnert werden, dessen offizieller Stiftungstag der 27. Febr. 1866 ist.

Letten, s. v. w. Thon od. Töpferthon.

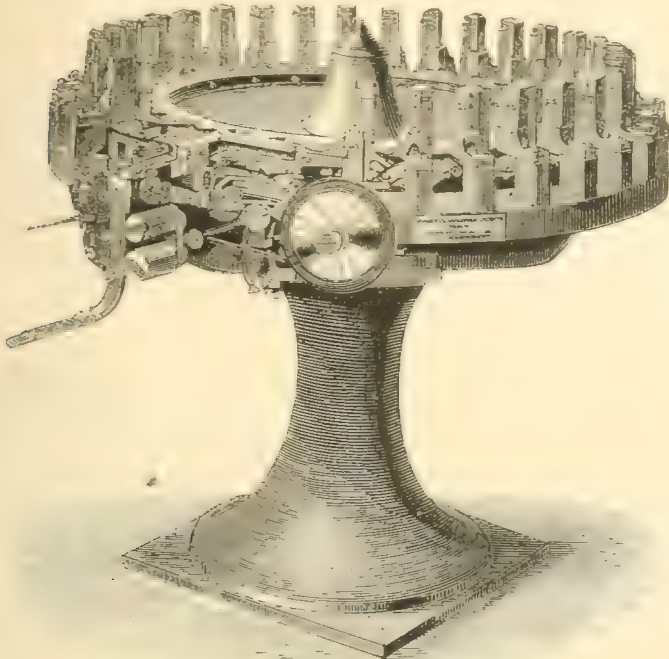
Letten, s. „Lithauen“.

Lettenkohle wird eine in der Keuperformation sich findende, unreine, thonige Kohle genannt, welche schwer entzündlich u. so wenig brennbar ist, daß sie wegen ihres Gehaltes an Schwefelkies gewöhnlich nur zur Alaun- u. Eisenvitriolbereitung verwendet wird; sie bildet auch nur Flötze von geringer Mächtigkeit u. findet sich in Thüringen, Franken, Württemberg, Lothringen 2c.

Lettern, Typen, die kleinen Theile, aus welchen die zum Buchdruck dienenden Schriftformen zusammengesetzt werden. Sie sind aus einer Legirung von Blei u. Antimon (Schriftzeug) gegossen u. enthalten die die mit der Farbe auf das Papier zu übertragenden Buchstaben u. s. w. im Relief. Man unterscheidet bei den L. folgende Arten: a. Schriften, d. h. Buchstaben, Ziffern, Interpunktionszeichen u. dgl.; b. Zeichen verschiedener Art, z. B. Kalenderzeichen, mathematische u. chemische Zeichen u. s. w. c. Klammern, einfache u. verzierte Linien; d. Notentypen zum Satz von Musiknoten; e. kalligraphische Züge zur Verzierung des Buchstabensatzes; f. Vignetten. Außerdem sind noch zu erwähnen die Ausschließungen, welche man zur Ausfüllung der im Abdruck leer bleibenden Räume des Satzes gebraucht u. zwischen die Wörter sowie in einzelnen Fällen auch zwischen die Buchstaben setzt, um sie nach Erforderniß von einander entfernt zu halten, wie dies bei gesperrter Schrift geschieht. Die Ausschließungen sind nach ihren Dimensionen sog. Quadrate (od. Gevierte), Halbgevierte u. Spatien; der Durchschuß besteht aus dünnen Streifen von der Länge der Zeilen (Durchschußlinien) od. aus kürzeren Stücken, sog. Konkordanzquadraten. Zur Herstellung der L. sind besondere Maschinen, Letterngießmaschinen, in Gebrauch (vgl. „Schriftgießerei“ u. „Buchdruckerei“, woselbst auch Abb.).

Letternsetzmaschine, mechanische Vorrichtung zur Herstellung des gewünschten Satzes aus Lettern, um die Handarbeit des Setzers zu ersparen. Man hat sich seit etwa 50 Jahren vielfach mit dieser Aufgabe beschäftigt, jedoch ist dieselbe trotz alles dabei aufgewendeten Scharfsinns bisher insofern noch nicht praktisch gelöst worden, als durch derartige Maschinen gegenüber der Handarbeit keine Ersparniß erzielt werden konnte. Obwol die besten bisher bekannt gewordenen Setzmaschinen viel

schneller arbeiten, als selbst ein geübter Setzer vermag, so sind doch wegen der häufig vorkommenden Fehler im Satze bedeutende Nacharbeiten nöthig, um den Maschinensatz druckfertig zu machen; ferner sind die Maschinen kostspielig, bei abwechselnden, verschiedenen Schriften, bei sog. gemischtem Satze, nicht anwendbar u. leicht Störungen unterworfen. Der L. entspricht eine Ablegemaschine, welche den nicht mehr gebrauchten Satz aus einander nimmt u. die Lettern wieder sortirt; aber diese kann eben so wenig wie jene die mit Verstand arbeitende Menschenhand entbehren, da es sich zugleich um das Lesen des Satzes handelt. Die erste Idee zu einer Setzmaschine wird dem franz. Buchdrucker Pierre Simon Ballanche (geb. 1776 zu Lyon) zugeschrieben 1815). Eine der vollkommensten L.n ist die vom Engländer Mackie 1867 konstruirte, von welcher Nr. 3956 eine äußerliche Ansicht giebt, aus der freilich die Art der Thätigkeit nicht wohl erschlossen werden kann. Infolge der Erkenntniß der Schwierigkeiten, welche sich der Konstruktion einer derartigen Maschine entgegenstellen, ist man in neuerer Zeit auf den Gedanken gekommen, anstatt derselben eine Vorrichtung herzustellen, mittels welcher die einzelnen Lettern in der Reihenfolge des Satzes in eine Platte aus plastischer Substanz eingedrückt werden, um so eine zum Stereotypiren geeignete Matrize herzustellen. Diese Aufgabe scheint jedoch eben so schwierig in ihrer Lösung zu sein.



Nr. 3956. Mackie's Lettersetzmaschine

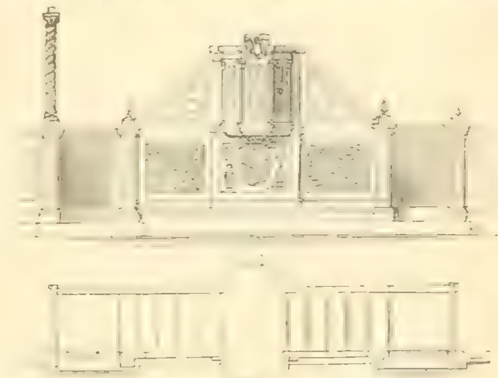
Lettner nennt man die gegen das Ende der romanischen Periode der Baukunst an die Stelle der kirchlichen Schranken od. Cancellen getretene Scheidewand zwischen dem Chor u. dem Mittelschiff der Kirche. Diese Scheidewand hatte oben eine durch Treppen zugängliche Emporbühne, die zum Verlesen der evangelischen Perikopen diente u. deshalb mit einem Lesepult (daher der Name L., lat. lectorium) versehen war. Solcher Lesepulte hatten früher je 2 — eins für das Evangelium, eins für die Epistel — auf jenen Cancellen gestanden u. hieß die dazu angebrachte Erhöhung Ambo (von ambo, beide); s. Nr. 3957. Der L. ist also eine Erweiterung des Ambo zur Emporbühne. Einige dieser Emporbühnen waren so geräumig, daß ein Chor von Sängern darauf stehen konnte, weshalb man den L. auch Singechor, Odeum, Doxale ꝛc. nannte. Zu den ältesten L.n Deutschlands gehören wol der aus spätromanischer Zeit im Kloster Maulbronn mit durchbrochener Brüstung, der vor dem Ostchor u. der etwas spätere, viel reichere, vor dem Westchor des Domes zu Naumburg.

Lettre (franz., spr. Lätt'r), ein Buchstabe, eine Schrift; avant la lettre, Bezeichnung der ersten Abdrücke von Kupferstichen vor Eingrabung der Unterschrift; ferner ein Brief: l. d'affaires, ein Geschäftsbrief; l. de change, ein Wechselbrief; l. d'avis, ein Meldungsbrief; l. de créance, ein Beglaubigungsschreiben; l. de repit, ein Fristbrief für einen Schuldner; l. de voiture, ein Frachtbrief; l. de marque, ein Kaperbrief.

Lettre de cachet (franz., spr. Lett'r d'kascheh), versiegelte u. zur Geheimhaltung bestimmte königl. Schreiben in Frankreich, deren man sich vor der Revolution u. bes. seit der Regierung Ludwig's XIV. sehr häufig bediente, um Kabinetsjustiz auszuüben, mißliebige Personen aus dem Lande od. der Residenz zu verweisen od. einkerkern zu lassen. Der oberste Chef der Polizei von Paris erhielt stets im Voraus eine Anzahl unausgefüllter l. d. c., um in dringenden Fällen dieselben sogleich mit den Namen der Personen ausfüllen u. ausfertigen zu können.

Letzlingen, Dorf im Kreise Gardelegen des Reg.-Bez. Magdeburg (preuß. Provinz Sachsen) mit 1300 E., 12 Km. im SO. von Gardelegen u. in der wildreichen Heide gleiches Namens gelegen; ist Sitz einer Oberförsterei u. hat ein Jagdschloß. Die großartigen Waldungen der Umgebung sind ein beliebtes Jagdrevier des Deutschen Kaisers.

Letzte Oelung heißt das 5. der 7 röm.-kathol. Sakramente u. besteht in der Salbung des Gesichtes u. der Hände (oft auch der Lenden u. Füße) mit geweihtem Oel durch den Priester zum Behufe der Stärkung im Todeskampf; Beichte u. Abendmahlsgenuß müssen vorausgegangen sein. Das Oel dazu wird jeden Gründonnerstag vom Bischof während der Messe geweiht. Die kathol. Kirche beruft sich für dieses Sakrament auf Mark. 6, 13 u. Jakobus 5, 14 ff., obwol sich beide Stellen deutlich auf die Heilung von Kranken mit Oel beziehen. Diese Bedeutung hatte die Oelung auch in der ältesten Kirche (außer bei den sog. Gnostikern); erst im 12. Jahrh. wurde sie ausdrücklich zum Sakrament erhoben u. als solches zuletzt auf dem Konzil zu Trident 1551 bestätigt. Uebrigens ist die L. Oe. nicht unbedingt zur Seligkeit nöthig u. kann im Fall der Genesung später wiederholt werden. Die Griech.-kathol. Kirche betrachtet das „Betöl" als das 7. Sakrament, wendet es aber im Gegensatz zur Röm. Kirche nur als Mittel zur Genesung an.



Nr. 3957. Altchristlicher Ambo (zum Art. Lettner).

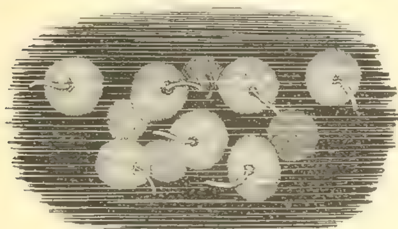
Leu, August Wilhelm, einer der bedeutendsten Landschafts- u. insbes. Alpenmaler der Düsseldorfer Schule. Geb. 1819 zu Münster in Westfalen, kam er in früher Jugend nach Tilsit u. von da später nach Königsberg. Während der J. 1840—44 Schüler der Düsseldorfer Akademie, bereiste er Norwegen, von dessen Gebirgsnatur er sich so angezogen fühlte, daß er diese Reise wiederholte u. vorzugsweise die Küstengegenden u. Fjorde jenes Landes, später aber auch die Alpennatur der Schweiz, Tirols u. Südbayerns zum Gegenstand seiner Landschaften machte. Sein Vortrag ist meisterhaft u. elegant, die Farbe leuchtend u. klar, wenn auch bisweilen in den Vordergründen etwas zu bunt. Unter seinen Landschaften verdienen die zahlreichen norwegischen, darunter der Sognefjord, der Hardangerfjord u. a., im Allgemeinen den Vorzug vor den schweizerischen.

Leuchtenberg, ehemalige gefürstete Landgrafschaft, benannt nach dem gleichnamigen Schlosse u. Flecken im bayer. Reg.-Bez. Oberpfalz (Bezirksamt Vohenstrauß), umfaßte 4 □M. u. gehörte zum Nordgau. Als 1646 die Landgrafen, welche Sitz u. Stimme auf den Reichstagen hatten, ausstarben, kam das Ländchen an Bayern u. blieb bei demselben, bis der Kurfürst Maximilian Joseph 1817 dasselbe mit Theilen des Fürstenthums Eichstädt seinem Schwiegersohne, Eugen Beauharnais, der daher seitdem den Titel eines Herzogs von L. (s. d. folg. Art.) führte, abtrat.

Leuchtenberg, Fürst **v. Eichstädt,** Eugen, Herzog v., geb. als Sohn des Vicomte Alex. de Beauharnais (s. d.) u. der nachmaligen Kaiserin Josephine 3. Sept. 1781; nahm an den Feldzügen Bonaparte's in Italien u. an dessen Expedition nach Aegypten Theil, ward von demselben, nachdem er sich die Kaiserkrone aufgesetzt, 7. Juni 1805 zum franz. Prinzen u. Vizekönig von Italien erhoben, 14. Jan. 1806 mit der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern vermählt, 1807 zum Prinzen von Venedig ernannt sowie als Sohn u. Erbe des Königreichs Italien adoptirt u., als sich Napoleon von Josephine getrennt hatte, zum Großherzog von Frankfurt befördert. Wie schon in den Kriegen gegen die Oesterreicher, that er sich auch im russ. Feldzuge

(1812) als Befehlshaber des 3. Armeecorps hervor u. verhinderte nebst Ney die gänzliche Vernichtung des Heeres, über dessen Trümmer er nach Napoleon's u. Murat's Abgang den Oberbefehl führte. Er auch verhalf 2. Mai 1813 zum Sieg der Franzosen bei Lützen u. bewährte dann seine kriegerische Geschicklichkeit als Oberbefehlshaber in Italien. Durch die von ihm 23. April 1814 abgeschlossene Konvention erhielt Oesterreich Mantua u. die Lombardei. Seitdem blieb er den Begebenheiten fern. Die 5 Mill. Frcs., durch die er vom Könige Beider Sizilien für einen Theil seiner Dotationen in Italien entschädigt wurde, überließ er der Krone Bayern, infolge dessen er von seinem Schwiegervater, dem Könige Maximilian Joseph, die Landgrafschaft L. u. das Fürstenthum Eichstädt erhielt. Er starb zu München 21. Febr. 1824; sein von Thorwaldsen in Marmor ausgeführtes Grabmal in der St. Michaelskirche daselbst gehört zu den bedeutendsten Schöpfungen dieses Meisters. Redlichkeit u. Wohlwollen waren die Grundzüge von Eugen's Charakter. Vgl. Aubriet, „Vie politique et militaire d'Eugene Beauharnais" (Par., 2. Aufl. 1825) u. Vaudoncourt, „Histoire politique et militaire du prince Eugène" (ebd. 1827, 3 Bde.). — Seine treffliche Gemahlin (geb. 21. Juni 1788, gest. 13. Mai 1851) hatte ihm 4 Töchter u. 4 Söhne geschenkt. Von ersteren lebt noch **Josephine** (geb. 14. März 1807), seit 8. Juli 1859 Wittwe König Oskar's I. von Schweden, während **Eugenie** (geb. 23. Dez. 1808) als Gemahlin des Fürsten Friedrich Wilhelm von Hohenzollern Hechingen 1. Sept. 1847, **Amalie** (geb. 31. Juli 1812) als Wittwe Kaiser Pedro's I. von Brasilien im Jan. 1873 u. **Theodolinde** (geb. 13. Aug. 1814) als Gemahlin des Grafen Wilhelm von Württemberg 1. April 1857 gestorben sind. Von seinen Söhnen vermählte sich **Karl August Eugen Napoleon**, Herzog v. L. (geb. zu Mailand 9. Dez. 1810) am 25. Jan. 1835 mit der Königin Donna Maria von Portugal, starb jedoch schon 28. März 1835. Den Herzogstitel erbte sein auch als tüchtiger Mineralog bekannter Bruder **Max Eugen Joseph Napoleon** (geb. zu München 2. Okt. 1817), der sich 14. Juli 1839 mit der ältesten Tochter Kaisers Nikolaus, der Großfürstin Maria, vermählte u. 1. Nov. 1852 starb; der älteste Sohn aus dieser Ehe, Herzog **Nikolaus v. L.**, seit 18. Dez. 1852 Fürst **Romanoffski** (geb. 4. Aug. 1843), ist russ. Generalmajor à la suite des Kaisers u. hat einen Sitz in der bayer. Reichsrathskammer. Die Besitzungen der L'schen Familie im ehemaligen Kirchenstaat wurden 1845 um 20 Mill. Frcs. an die damalige päpstliche Regierung abgetreten, wogegen die Herrschaft Tamboff in Rußland erworben ward.

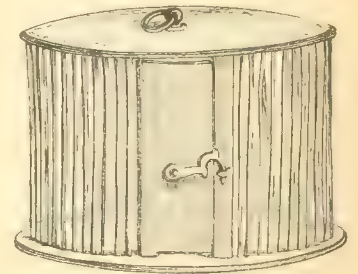
leuchtende Thiere giebt es sowol auf dem Lande (Insekten, Tausendfüßer) als insbesondere im Meere (bes. Cölenteraten); Ehrenberg zählte bereits 107 Arten. Unter den Insekten ist das bekannteste der **Johanniskäfer** (Familie der **Leuchtkäfer** od. Lampyriden, Abb. s. Nr. 3558), der auch im Larven- u. selbst im Eizustande leuchtet; sein Leuchten wird aber an Glanz u. Schönheit bei weitem übertroffen von den weit größeren, in etwa 100 Arten bekannten **Cucujos** (Pyrophorus, Familie der Schnellkäfer od. Elateriden) der Tropen, bes. Mexiko's u. Brasiliens, deren Licht sogar zum Erhellen des Weges u. der Zimmer benutzt wird. Die mit Tracheen u. Nerven in Verbindung stehenden, bei den Johanniskäfern an der Bauchfläche des Hinterleibes, bei den Cucujos auch an der Vorderbrust gelegenen Leuchtorgane dieser Käfer schließen sich in ihrem Baue dem Fettkörper an, u. ist das Leuchten Folge der Oxydation ihres eiweißreichen Zelleninhalts. Aus der Ordnung der Wanzen sind die Fulgoriden od. **Leuchtzirpen** (s. „Cicaden") anzuführen, zu denen der durch Sibylle Merian berühmt gewordene **Laternenträger** (Fulgora, Abb. s. Nr. 1989) zählt. Von **Tausendfüßern** leuchtet Arthronomalus electricus. Während Fische nur infolge eines aus mikroskopischen Leuchtthieren bestehenden Schleimüberzugs leuchten, giebt es Seethiere mit wirklichen Leuchtorganen, die freilich nicht bei allen näher untersucht worden sind, aus allen niederen Thierklassen. Zunächst sind die **Noctiluken** anzuführen, mikroskopische Wesen niederster Organisation, die, das Meer in mehrere Centim. dicken Massen schleimig bedeckend, die wesentlichste Ursache des **Meeresleuchtens** sind (s. d.). Auch die Korallenthiere leuchten sämmtlich, ebenso die Seeanemonen, die Seefedern, die Quallen (Kandil el bahhr der Araber, Candillieri di mare der Italiener, d. h. Seelaterne, Seeleuchter), deren eine geradezu **Leuchtqualle** (Pelagia noctiluca) heißt, die Schlangensterne (Ophiocoma), viele Meereswürmer, auch kleine Kruster, wie die Sapphirinen, ebenso Salpen, die das Meer an gewissen Stellen zu Millionen erfüllen, u. **Pyrosomen** od. Feuerwalzen, deren Thierstöcke gleich glühenden Eisenstäben durchs Meer dahinrollen.



Nr. 3558. Noctiluken.



Nr. 3559. Cucujo (Pyrophorus).



Nr. 3560. Laterne für Cucujo.

Endlich leuchten auch die, allerdings nicht zum Meeresleuchten beitragenden (weil im Verborgenen lebenden) **Bohrmuscheln** (s. d.) od. Pholaden. Während die Leuchtkäfer von zahlreichen Forschern, sind leuchtende Seethiere erst neuerdings, nächst Quatrefages bes. von Panceri, untersucht worden. Es handelt sich bei den hierauf untersuchten Seethieren um Oxydation nicht einer eiweißartigen, sondern einer in den in verschiedener Weise angeordneten Leuchtorganen enthaltenen fetten Substanz, doch sind auch hier die Nerven (od. die Elemente, die ihre Stelle vertreten) im Stande, schnellere u. intensivere Oxydation u. hierdurch Lichtentwicklung hervorzurufen.



Nr. 3561. Hütte der Neger, von Cucujos erleuchtet.

Leuchtgas. Mit diesem Namen bezeichnet man diejenigen Gase, welche behufs Erleuchtung unserer Straßen, Häuser u. Zimmer bereitet u. in Röhren an den Ort ihres Verbrauchs geleitet werden. Man kann L. aus allen Stoffen, welche Kohle u. Wasserstoff enthalten, demnach aus sämmtlichen fossilen Brennmaterialien sowie aus allen Pflanzen- u. Thierstoffen bereiten; am häufigsten benutzt man jedoch hierzu die Steinkohlen, seltener Braunkohlen, Harz, Torf u. Holz. Diese Stoffe werden in Retorten von Eisen od. Thon in der im Art. „Gasbeleuchtung" (Bd. IV S. 526) beschriebenen Weise vergast; auch allerhand Rückstände u. Abfälle, z. B. Fette von Wollwäschereien, Walkereien u. dgl., werden zur Fabrikation von L. verwendet, so nam. auch die beim Destilliren des rohen Petroleums in den Retorten bleibenden Rückstände. Für die Vergasung dieser letzteren sowie auch des Braunkohlentheers hat man bes. eingerichtete Apparate (Patent Hirzel). Welche von den genannten Stoffen man zur Bereitung des L.es wählt, richtet sich ganz nach den

Umständen u. Preisverhältnissen. Die chemische Zusammensetzung der aus diesen verschiedenen Stoffen gewonnenen L.e ist zwar nicht ganz die gleiche, aber doch insofern ähnlich, als sie dieselben Gase, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen, enthalten. L. besteht nämlich immer noch aus einer Mischung verschiedener Gasarten u. enthält auch noch geringe Mengen von Dämpfen solcher Stoffe, die für sich u. bei gewöhnlicher Temperatur flüssig od. fest sind. Gerade diese Dämpfe (Benzol, Toluol, Naphthalin ꝛc.) erhöhen die Leuchtkraft der Gase sehr, weil sie kohlenstoffreicher sind als die bei gewöhnlicher Temperatur gasförmigen Bestandtheile. Der Hauptsache nach besteht gut gereinigtes L. aus Methylwasserstoffgas (Sumpfgas), Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas, Aethylengas (Elaylgas), Ditetrylgas sowie aus kleinen Mengen Acetylengas u. Stickstoff. Die im rohen L. außerdem noch enthaltenen, durch die Reinigungsapparate zu entfernenden Stoffe sind nam. Kohlensäure, Ammoniakgas, Cyangas, Schwefelkohlenstoff u. Schwefelwasserstoff; nur das aus Harz u. Petroleumrückständen bereitete Gas ist frei von diesen Verunreinigungen. Alles Andere, was über das L. zu bemerken wäre, ist bereits im Art. „Gasbeleuchtung" besprochen worden; hier mag nur noch Einiges über die Vorsichtsmaßregeln hinzugefügt werden, die nöthig sind, um Brandunglück, Explosionen u. Erstickungen durch Gas zu verhüten. Die Flammen dürfen niemals durch Ausblasen, sondern nur durch Schließen des am Brenner befindlichen Hahnes gelöscht werden; ferner empfiehlt es sich, nach dem Ausdrehen sämmtlicher Flammen stets den Haupthahn der ganzen Leitung zu schließen; denn es kann vorkommen, daß ein Gasrohr an irgend einer Stelle undicht wird u. dann L. während der Nacht unbemerkt ausströmt. Dringt dann das Gas in die Schlafräume, so können Erstickungsfälle eintreten. Betritt man einen Raum, in welchem sich bereits viel Gas angesammelt hat, mit einem brennenden Lichte, so ist eine Explosion unvermeidlich. Glücklicherweise läßt sich die Gegenwart des L.es durch den intensiven Geruch desselben leicht erkennen u. so die drohende Gefahr abwenden. Man hat nur nöthig, wenn man einen starken Gasgeruch bemerkt, Thüren u. Fenster sofort zu öffnen, um durch starken Luftzug das L. so schnell wie möglich zu entfernen; man betrete aber den Raum nicht eher mit einem Lichte, brenne auch nicht eher darin ein Streichhölzchen an, als bis man sicher sein kann, daß die größte Menge des L.es vertrieben ist. Alsdann muß mit der nöthigen Vorsicht die schadhafte Stelle der Rohrleitung gesucht werden.

Leuchtkugeln heißen gewisse feurige Meteore, die, mit mehr od. minder großer Geschwindigkeit über den Himmel ziehend, oft mit Detonation zerbersten u. einen leuchtenden Streif zurücklassen. Der Natur der Sache nach bemerkt man sie vorzüglich des Nachts. Ueber ihren Zusammenhang mit den Sternschnuppen u. Meteorsteinen vgl. diese Artikel. Außerdem nennt man L. Feuerwerkskörper, die ähnlich wie die Raketen in die Luft steigen u. dabei eine kugelförmige Gestalt annehmen. Sie vermögen ein lebhaftes Licht auszustrahlen u. dienen deshalb im Kriege sowol zum Signalgeben als zur Terrainbeleuchtung in der Nacht. Man fertigt sie aus Salpeter, Schwefel, chlorsaurem Kali, setzt wol auch noch besondere Salze zu, um ihnen eine bestimmte Flammenfärbung zu ertheilen, so für Roth salpetersauren Strontian, für Gelb salpetersaures Natron u. s. w. Die Substanzen werden jede für sich allein gepulvert u. dann mit großer Vorsicht gemengt; man formt dann durch Befeuchten mit Wasser einen Teig daraus u. fertigt aus diesem kurze Cylinder, die vorsichtig an der Luft getrocknet werden. Besser ist es, die Masse mit Alkohol anstatt mit Wasser zu befeuchten u. zur Vergrößerung der Bindekraft etwas Mastix in jenem zu lösen.

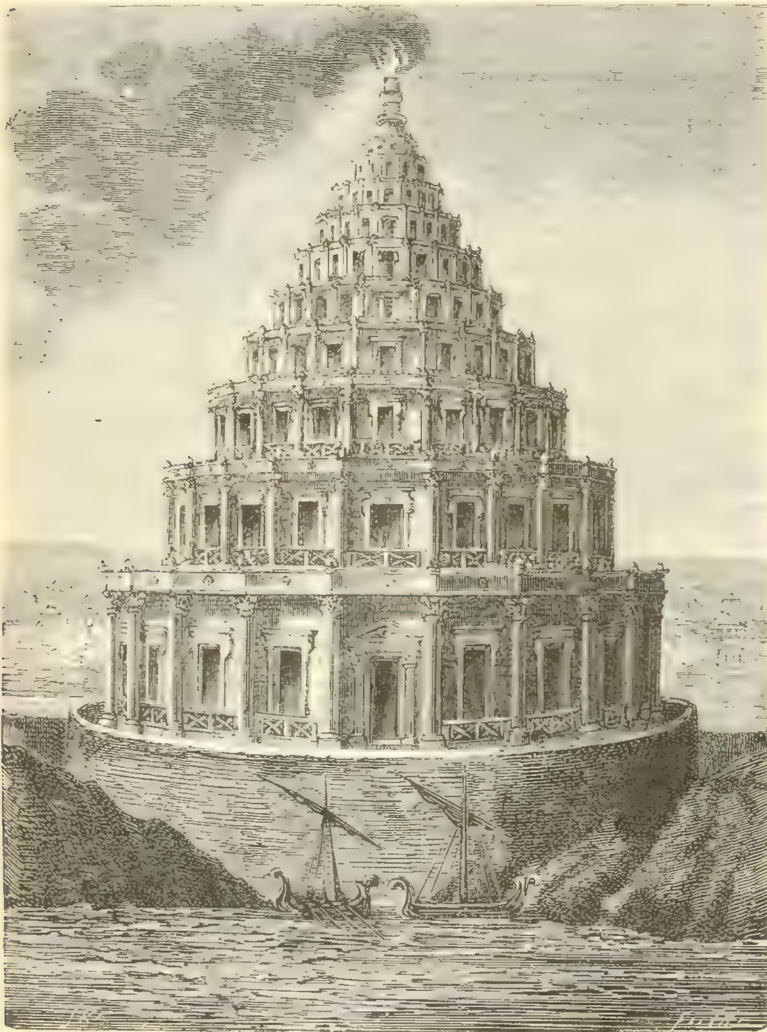
Leuchtmaterialien. Die Zahl der Stoffe, die man im Laufe der Zeiten zur Beleuchtung benutzt hat u. noch benutzt, ist ziemlich groß u. ebenso die Art, wie diese zur Verwendung gelangen, verschieden. Man unterscheidet in letzterer Hinsicht: Kerzenbeleuchtung, Lampenbeleuchtung, Gasbeleuchtung u. elektrische Beleuchtung. Streng genommen sind die beiden ersten Arten der Beleuchtung auch weiter nichts als eine Gasbeleuchtung (s. d.); die Stelle des Gasgenerators od. der Gasretorte verrichtet hier der Docht, u. die Erzeugung u. Verbrennung des Gases sind hier nicht räumlich getrennt, sondern finden fast an einer u. derselben Stelle statt. Es brennt demnach bei einer Stearinkerze nicht das Stearin, sondern es brennen die aus dem Stearin durch die Hitze der Flamme erzeugten Kohlenwasserstoffe. Was die Art der L. anlangt, die man zur Beleuchtung verwendet, so spielen hierbei der Preis, die verlangte Lichtstärke u. örtliche Verhältnisse die Hauptrolle; auch hat man L., die eine Zeit lang geschätzt u. viel benutzt wurden, plötzlich wieder verlassen; so haben z. B. Kamphin u. Gasäther, die in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts aufkamen, nur kurze Zeit als L. gedient u. wurden bald durch das Solaröl u. das Petroleum verdrängt. Sieht man von dem Kienspan ab, mit dem arme Gebirgsbewohner hier u. da noch ihre Hütten erleuchten, so sind die wichtigsten L., die man bisher verwendet hat, folgende: Kerzen aus Hammeltalg, Rindertalg, Stearinsäure (fälschlich Stearin genannt), Wachs, Paraffin, Walrath, Erdwachs (Ceresin, Ozokerit); ferner fette Oele, nam. Rüböl, Rapsöl, Baumöl, Mohnöl, Thran; Kamphin (gereinigtes, über Kalk destillirtes Terpentinöl), Gasäther (eine Mischung von Spiritus u. Terpentinöl), Solaröl, Photogen, Petroleum, Ligroine, Gasolin u. andere ähnliche Kohlenwasserstoffe; Leuchtgas aus Steinkohlen, Braunkohlen, Holz, Harz, Theer, Petroleumrückständen u. Abfällen verschiedener Art; Knallgas, auf Kalk geleitet (Drummond's Kalklicht), Magnesium. Letztere beiden werden, ebenso wie das elektrische Licht, nicht allgemein, sondern nur für gewisse Zwecke zur Beleuchtung verwendet, nam. wenn es sich um Herstellung starker, nicht lange andauernder Lichteffekte handelt. — Bei der Werthbestimmung der Leuchtstoffe kommt es 1. auf die Lichtstärke od. Helligkeit, 2. auf die in einer gewissen Zeit verbrauchte Menge der L. u. 3. auf den Preis derselben an. Die Bestimmung der Lichtstärke geschieht mit dem Photometer (s. d.), wobei man eine beliebige Lichtstärke als Einheit wählt. Aus den erhaltenen Zahlen läßt sich dann der Werth der betreffenden L. berechnen, wie z. B. folgende von Karmarsch zusammengestellte Tabelle zeigt:

Bezeichnung der Lampen u. Lichte	Verhältniß der Helligkeit	Verbrauch an Leuchtstoff in Grammen in 1 Stunde Brennzeit	Verhältniß der Lichtmengen aus gleichem Gewicht Material	Verhältniß der Lichtmengen, die mit gleichem Geldaufwande erzeugt werden	Verhältniß der Kosten für gleiche Lichtmengen
Müller'sche Oellampe	1,[illegible]	23,87	1,[illegible]	1,0000	1,[illegible]
Gewöhnliche Kastenlampe mit plattem Dochte für Oel			0,5400	0,5400	1,8518
Photogenlampe	0,8120	17,33	1,1550	0,5510	1,8149
Talglichte (8 im Pfunde)	0,2625	11,33	0,5507	0,3442	2,[illegible]
Stearinlichte (8 im Pfunde)	0,1657	7,[illegible]	0,[illegible]	0,17[illegible]	5,6856
Wachslichte (8 im Pfunde)			0,1640	0,0967	10,[illegible]

Leuchtsteine, Lichtmagnete od. Phosphore nennt man eine Anzahl natürlicher, doch auch künstlich bereiteter, meist mineralischer Substanzen, welche die Eigenschaft haben, nachdem sie einige Zeit dem direkten Sonnen-, elektrischen od. Kerzenlichte ausgesetzt gewesen, im Dunkeln längere Zeit fort zu leuchten, zu phosphoresciren (s. „Phosphorescenz"). Von den natürlichen Mineralstoffen zeigen bes. die Flußspathe u. unter diesen vor Allem der Chlorophan dieses Fortleuchten, letzterer schon nach Kerzenbeleuchtung. Von den künstlichen ist der am längsten bekannte der 1602 von einem Bologneser Schuhmacher Cascariolo entdeckte Bononische od. Bologneser L. (Schwerspathpulver, mit Gummischleim zu Plättchen geformt u. im Feuer gebrannt), der Balduin'sche L. od. Phosphor (1677, gestoßene Steinkreide mit Scheidewasser behandelt, gedörrt, mit Eiweiß geformt u. geglüht) u. der Canton'sche L. od. Phosphor (1768, reine Austerschalen geglüht, dann mit Schwefelpulver im Tiegel geschichtet u. stark geglüht).

Leuchtthurm, ein an gefährlichen Küstenpunkten errichteter thurmartiger Bau, um durch weithin sichtbare Signallichter (Leuchtfeuer) Nachts den Schiffern das Auffinden sicheren Fahrwassers zu erleichtern od. überhaupt möglich zu machen. Als einer der ältesten Leuchtthürme ist nach dem berühmten Koloß von Rhodos der auf Befehl des Ptolomäos Philadelphos auf der Insel Pharos, am Eingange des Hafens von Alexandrien, etwa ums J. 283 v. Chr. erbaute bekannt. Von diesem stammt die griech. u. lat. Bezeichnung φάρος u. pharus für L. überhaupt ab. Dieser Thurm hat bis ums J. 1375 gestanden; die Ursache seiner Zerstörung ist unbekannt. Nach den Angaben alter Schriftsteller hat er die in Nr. 3962 abgebildete Gestalt gehabt. In ähnlicher Weise waren wol die meisten Leuchtthürme der Alten gebaut. Auch noch später behielt man die terrassenartige Form bei, wählte wol auch die einer abgestutzten steilen Pyramide oder eines Kegels od. gar kirchthurmartige Formen, bis endlich John Smeaton zu der noch jetzt für steinerne, der Meeresbrandung ausgesetzte Leuchtthürme mustergiltigen Form überging, in welcher der im Querschnitt runde Thurm von breiter Basis mit sanfter parabolischer Krümmung seines Profils sich nach oben verjüngt. Als neuere Leuchtthürme sind bes. berühmt: der L. von Eddystone, welcher auf einer Klippe im engl. Kanal 14 engl. Meilen vom Hafen von Plymouth steht. Diese Stelle wurde schon frühzeitig zur Errichtung eines L.es ersehen, aber durch die Gewalt der Wogen wurde der Bau immer wieder zerstört. Unter der Königin Anna wurde John Rudyard ein Neubau übertragen, der in den J. 1706—8 ausgeführt, aber als Holzkonstruktion 1755 ein Raub der Flammen wurde. Hierauf wurde von John Smeaton ein Massivbau in der oben bemerkten Form ausgeführt. Merkwürdig ist auch der L. von Firth of Forth auf dem Felsen von Bell-Rock an der schott. Küste, indem bei diesem Bau große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Ein nicht weniger interessantes Bauwerk seiner Art ist der L. auf dem Wolf Rock, am Vorgebirge Lansend in der

Meerenge von Calais. Der Bau wurde 1862 begonnen, konnte aber wegen immenser Schwierigkeiten erst 1869 vollendet werden. Der Bau besteht aus Granitwerkstucken, die schwalbenschwanzartig in einander gefügt u. durch eiserne Bolzen fest verbunden sind. Neuerdings baut man auch Leuchtthürme ganz aus Eisen in gerüstartiger Form. Nicht immer stehen die Leuchtthürme auf festem Grunde; man hat auch außer eigentlichen Leuchtschiffen noch schwimmende, welche auf einem weiten, hohlen, wasserdichten Körper aus Eisenblech, einer Art Boje, ruhen u. durch Ketten mit dem Meeresboden verankert sind. Bei der Wichtigkeit der Leuchtfeuer für die Schiffahrt ist es erklärlich, daß die Zahl derselben fortwährend zunimmt u. die Küsten aller Länder damit in immer größerer Ausdehnung versehen werden. Im J. 1861 betrug die Anzahl derselben an den engl. Küsten 212 u. es kam ein Licht auf 14 engl. Meilen Küstenlänge. An den schott. Küsten zählte man 114 Leuchtthürme u. es kam auf 39½ Meile Küstenlänge 1 Licht; an den irischen Küsten 69 Lichter, 1 auf 34¼ Meile. Auf 12,5 Meilen der franz. Küste kam in derselben Zeit 1 Licht. Gegenwärtig giebt das vom hydrographischen Bureau der kaiserlich deutschen Admiralität herausgegebene Verzeichniß der Leuchtthürme aller Meere die Zahl der an den europ. Küsten befindlichen Leuchtfeuer (Leuchtschiffe mit eingeschlossen) auf ca. 1700 an.


Nr. 3962. Leuchtthurm auf Pharos am Eingange des Hafens von Alexandrien.

Was die Signallichter selbst betrifft, so sind dieselben fortwährend verbessert worden. Um in der Nähe der Küsten durch bloße Lichtsignale den Schiffern bestimmte Auskunft über den Ort zu geben, wo sie sich befinden, sind vielerlei Anordnungen nöthig geworden, durch welche die Möglichkeit der Unterscheidung der Lichter gegeben ist. Zuerst benutzte man einfach gefärbte Lichter; da aber das gefärbte Licht viel weniger weit leuchtet als das weiße Licht, so wurde dadurch ein wesentlicher Nachtheil herbeigeführt. Man ließ daher mittels eines Uhrwerkes abwechselnd farbige Gläser an dem Lichte vorübergehen od. dieses in gewissen Zwischenräumen durch Blechschirme ganz verdecken (Blinkfeuer). Indem man in gewisser Zeit eine Anzahl Blinke gab, wurde eine Unterscheidung der Lichter u. damit der Küstenpunkte möglich. Ferner brachte man sog. intermittirendes Licht an, indem man die Lichter an einem endlosen Riemen langsam aufsteigen läßt, so daß sie abwechselnd oben verschwinden u. von unten wieder zum Vorschein kommen. Besonderes Verdienst um die Meeresbeleuchtung haben die franz. Physiker Arago, Fresnel u. der Optiker Condorcet. Die beiden Ersteren wendeten ihre Aufmerksamkeit der Vervollkommnung der Lichtquelle zu u. konstruirten neue Lampen, während der Letztere komplizirte Linsenvorrichtungen zur Parallelrichtung der Lichtstrahlen konstruirte, so daß diese in einem breiten Strome hinausgestrahlt werden u. sich nicht in divergenter Richtung zerstreuen. Das elektrische Licht, dessen man sich hie u. da wol auch für die Signalgebung bedient hat, hat die alte Lampenbeleuchtung doch nicht zu verdrängen vermocht; dagegen hat man neuerdings das Gaslicht für Leuchtthürme in Vorschlag gebracht, weil dieses viel intensiver als Oellicht wirkt u. im Verhältniß sich billiger stellt als dieses.

Leucit, ein interessantes, als Gemengtheil der Laven u. Trachyte vorkommendes Mineral, welches in meist rundum regelmäßig ausgebildeten weißen od. grauweißen Krystallen des tesseralen Systems vorkommt u. daher leicht zu erkennen ist, nam. da die Krystalle in der Regel nicht ganz klein sind. Der L. gehört zu den Silicaten u. besteht aus kieselsaurer Thonerde u. kieselsaurem Kali, steht demnach hinsichtlich seiner Bestandtheile dem Kalifeldspathe (Orthoklas) nahe, unterscheidet sich aber von ihm außer durch seine mineralogischen u. physikalischen Eigenschaften durch den hohen Kaligehalt (21,2 %), der von keinem anderen Silicat erreicht wird. Das spezifische Gewicht des L. ist 2,5, die Härte = 5,5; er findet sich am Kaiserstuhl, bei Andernach am Rhein, in der Umgegend von Rom u. in den Laven des Vesuv.

Leuckart, Friedrich Rudolph, ausgezeichneter Zoolog u. vergleichender Anatom, ein Meister auf dem Gebiete der Parasitenkunde u. Förderer der Morphologie u. Systematik der niederen Thiere, geb. zu Helmstedt 7. Okt. 1823; studirte seit 1842 in Göttingen Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich daselbst 1847 als Privatdozent der Zoologie, wurde 1850 Prof. der Zoologie bez. (1855) der vergleichenden Anatomie in Gießen u. folgte 1869 einem Rufe an die Universität Leipzig. Die Resultate seiner Beobachtungen u. Forschungen hat L. in einer Reihe von Schriften niedergelegt, von denen hier aufzuführen sind: „Zur Morphologie u. Anatomie der Geschlechtsorgane" (Gött. 1848); „Ueber Morphologie u. die Verwandtschaftsverhältnisse der wirbellosen Thiere" (Braunschweig 1848); „Anatomisch-physiologische Uebersicht des Thierreichs" (mit Bergmann bearb., Stuttg. 1852; Lpz. 1854); „Zoologische Untersuchungen" (Gießen 1853); „Nachträge u. Berichtigungen zu J. van der Hoeven's Handbuch der Zoologie" (Lpz. 1856; holl., Amsterd. 1856); „Die Blasenwürmer u. ihre Entwicklung" (Gießen 1856); „Zur Kenntniß des Generationswechsels u. der Parthenogenesis bei den Insekten" (Frankf. 1858); „Die Fortpflanzung u. Entwicklung der Pupiparen" (Halle 1858); „Bau- u. Entwicklungsgeschichte der Pentastomen" (Lpz. 1860); „Untersuchungen über Trichina spiralis" (ebd. 1860; 2. Aufl. 1866); „Die Parasiten des Menschen" (ebd. 1862—68, 2 Bde.) 2c. Auch vollendete er mit Frey Rud. Wagner's „Lehrbuch der Anatomie der wirbellosen Thiere" (Lpz. 1847) u. hat „Berichte über die wissenschaftlichen Leistungen in der Naturgeschichte der niederen Thiere" seit 1860 (Berl. 1862 ff.) herausgegeben.

Leucojum vernum, Knotenblume, Schneelilie u. Schneeflockenblume, Leukoje, Sommerthierchen, Märzglöckchen u. Märzblume, auch fälschlich Schneeglöckchen; Pflanzengattung der monocotylischen Amaryllideen, heimisch auf feuchten Wiesen, bes. schattiger Wälder, überall aber in Gärten gezogen u. nebst Schneeglöckchen die erste Zierblume des Frühlings. Sie gedeiht in jedem Gartenboden, wenn derselbe nur locker, feucht u. schattig ist. In denselben pflanzt man die Zwiebeln ähnlich denen des Crocus. In Gärten zieht man eine zweite Art, L. aestivum, die aus dem mittleren Europa stammt u. eine große längliche Zwiebel hat, aus der sich mehrere lange, breite u. flache Blätter, zwischen ihnen lange zweiseitige Stengel mit abwärts hängenden, an den Spitzen grün gefärbten Blumen entwickeln.

Leuk (franz. Louèche), Städtchen im schweiz. Kanton Wallis mit 1220 E. (1870); liegt malerisch am Ausgange des Paßweges über die

Gemmi in das Rhonethal über diesem Strome auf einem weinbepflanzten Hügel, ist noch durch Mauern u. Thürme geschützt u. hat ein kastellartiges Rathhaus. Zwei Stunden oberhalb der Stadt am Fuße der steilen Gemmiwand, 1415 m. über dem Meere, ist Leukerbad (Louèche les bains) gelegen, von den Umwohnern kurzweg „Baden" genannt, ein Dörfchen, das aus ärmlichen Holzhütten u. luxuriösen Hotels besteht u. 592 kathol. E. zählt. Die salinischen Gipsthermen (37–40° R.) wurden schon im Mittelalter vielfach benutzt; gegenwärtig giebt es sechs Badegebäude mit fünf verschiedenen Quellen. In dem jetzt vergrößerten Neuen Bade befinden sich zwei große Bassins zu gemeinschaftlichem Baden von je 35 Personen, welche, in lange schwarze Bademäntel gehüllt, 2–4 Stunden ununterbrochen im Wasser bleiben müssen u. sich dabei durch Gesellschaftsspiele, Lektüre 2c. unterhalten. Die anderen Bäder sind das Werrabad, das große Herrenbad, das Alpenbad u. das Zürichbad. Die mineralischen Bestandtheile der 20 Quellen sind bes. schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Magnesia, schwefelsaures Natron u. kohlensaurer Kalk. In der großartigen Umgegend ist nam. das Torrent od. Mainghorn (2937 m) wegen seiner herrlichen Rundsicht viel besucht.

Leukämie, s. „Bluttrankheiten".

Leukanilin od. Leucanilin, eine organische Basis, die durch Behandlung des Rosanilins (s. d.) mit Wasserstoff entwickelnden Mischungen entsteht u. sich vom Rosanilin dadurch unterscheidet, daß sie, mit Säuren zusammengebracht, keine gefärbten Salze mehr bildet.

Leukäthiops, ein weißer Mohr, ein Kakerlak, Albino.

Leukippos, ein griech. Philosoph aus Abdera od. Milet, um 500 v. Chr., wird neben Demokritos als Stifter der Atomistik angesehen, d. h. des philosophischen Systems, welches die Erscheinungswelt aus einer unendlichen Menge untheilbarer u. ungleichartiger Stofftheilchen herleitete. Von seinen Schriften sind nur wenige Spuren vorhanden.

Leukom nennt man einen mehr od. weniger erhabenen Fleck der Hornhaut des Auges, der ziemlich ausgebreitet, hart, emaillenartig u. undurchsichtig ist. Man kann je nach der helleren od. dunkleren Farbe des L. von einem kreideartigen od. einem perlmutterigen L. sprechen. Das L. entsteht meist aus Narben der Hornhaut, die sich zu einer Neubildung umgestaltet haben, u. ist also die Folge von Wunden u. Geschwüren. Bei mäßiger Größe schon kann das L. die Sehfähigkeit vermindern, bei größerer Ausbreitung dieselbe sogar völlig aufheben, u. wenn sich der Fehler nicht durch Anlegung einer künstlichen Pupille ausgleichen läßt, so ist häufig das Licht für das betreffende Auge verloren.

Leukophan, ein sehr seltenes, bis jetzt nur in Norwegen gefundenes Mineral, welches aus kieselsaurem Kalk, kieselsaurer Beryllerde u. Fluornatrium besteht u. ein wenig Mangan enthält; der L. kommt selten krystallisirt, sondern meist nur in derben od. stängligen Aggregaten vor, die eine grünlichgraue bis weingelbe Farbe besitzen.

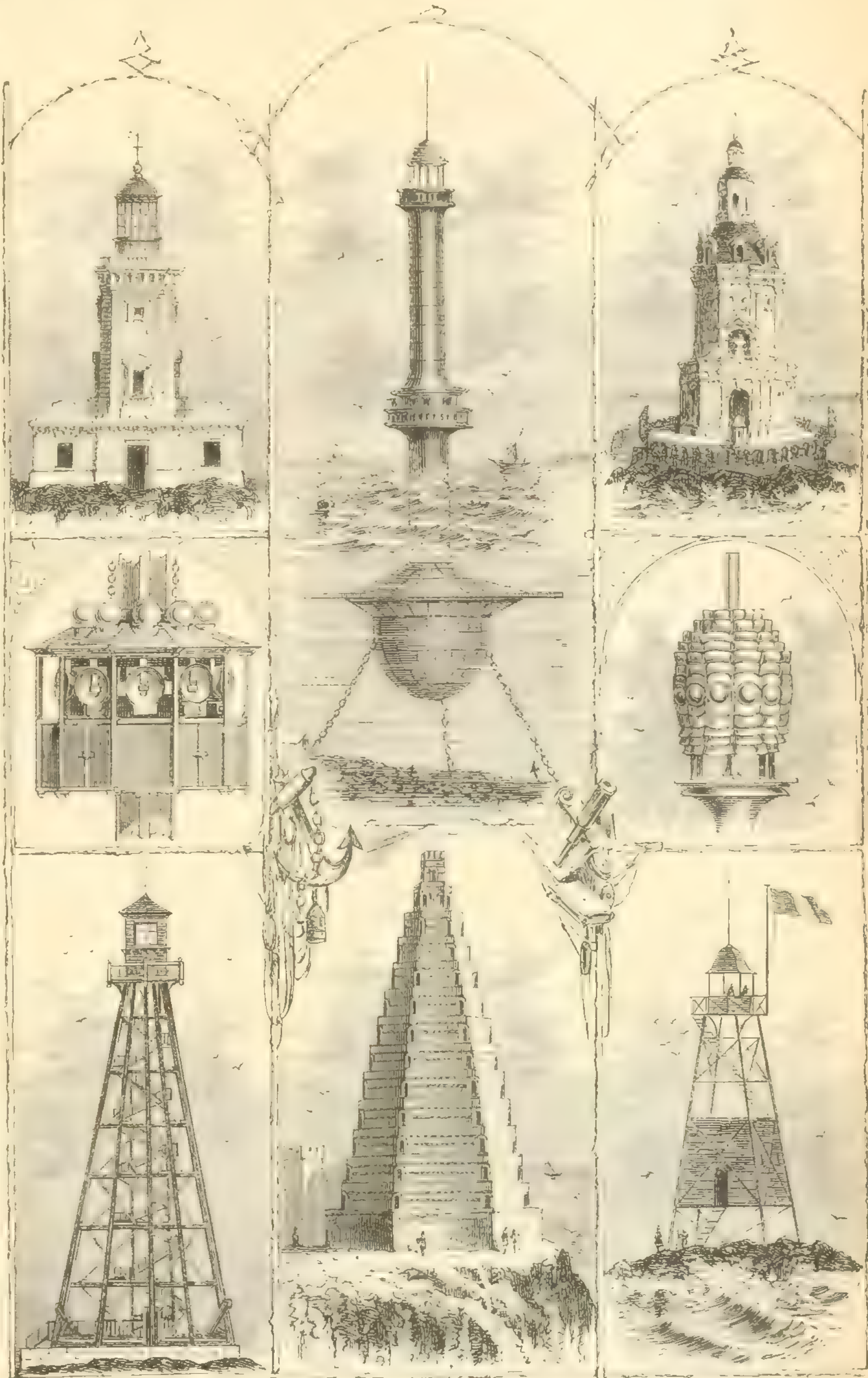
Leukosis, s. „Albino".

Leukothea, hülfreiche Meeresgöttin, s. „Ino".

Leukothea, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid, von Luther in Bilk am 19. April 1855 entdeckt; er führt das Zeichen (35).

Leuktra, eine Stadt Böotiens, die an der von Platää nach Thespiä führenden Straße lag. Bei L. erfocht 371 v. Chr. Epaminondas einen glänzenden Sieg über die Spartaner.

Leumund. Bei Beurtheilung der Frage, welches Vertrauen eine Person od. welchen Glauben die Aussage einer solchen verdiene, kommt nam. mit in Betracht, welche Meinung über ihren Lebenswandel u. ihre Handlungsweise bei ihren Mitbürgern vorhanden ist. Gehen Mittheilungen von Mund zu Mund, die geeignet erscheinen, die betreffende Person in der allgemeinen Achtung herabzusetzen, so spricht man von einem bösen, andernfalls von einem guten L. Selbstredend giebt der L. immer nur einen unsicheren Anhalt, doch wird auf denselben Rücksicht genommen bei Uebertragung einer Vormundschaft od. anderer Vertrauensämter, bei Beurtheilung der Glaubwürdigkeit eines Zeugnisses u. bei Entscheidung der Frage, ob einem Angeschuldigten ein Verbrechen der in Rede stehenden Art zuzutrauen sei.



Nr. 3963. Leuchtthurm am Kap de la Hève.
Nr. 3964. Leuchtthurm mit Drehfeuer.
Nr. 3965. Leuchtthurm zu Pontaillac (Holzkonstruktion).
Nr. 3966. Verankerter schwimmender Leuchtthurm vor dem Hafen zu Liverpool.
Nr. 3967. Leuchtthurm zu Boulogne-sur-mer. (Zerstört 1644.)
Nr. 3968. Leuchtthurm zu Corduan an der Mündung der Garonne.
Nr. 3969. Aeußere Ansicht des Linsenapparats.
Nr. 3970. Leuchtthurm von Enfant perdu auf der Küste von Cayenne. Eisenkonstruktion.

Leuterung, Oberleuterung. Hierdurch bezeichnet man ein nam. im Civilprozesse häufig vorkommendes Rechtsmittel, welches an Stelle der Appellation tritt. Nam. ist die L. einzuwenden, wenn die Entscheidung entweder desselben Gerichts od. die eines im Range gleichstehenden angerufen wird. So hat z. B. der König von Sachsen seinen Gerichtsstand bei dem Appellationsgerichte Dresden. Gegen eine Entscheidung des letzteren an das Oberappellationsgericht zu appelliren erscheint

unzulang, da hierdurch die Parteien eine Instanz verlieren würden. Um daher den Grundsatz der drei Instanzen (s. „Instanz") nicht zu verletzen, geht die erste Appellation an das Appellationsgericht Leipzig u. heißt, weil letzteres von gleichem Range ist, L., u. erst, wenn nochmals appellirt wird, entscheidet in dritter Instanz das Oberappellationsgericht.

Leuthen, Dorf im Kreise Neumarkt der preuß. Provinz Schlesien (Reg. Bez. Breslau), 2 M. im W. Breslau's gelegen war 5. Dez. 1757 der Schauplatz eines der glänzendsten Siege Friedrich's d. Gr. Nach der Schlacht von Kolin (s. d.) hatten sich die Oesterreicher nach Schlesien gewendet, Schweidnitz u. Breslau zur Uebergabe gezwungen u. ein Streifcorps unter Haddik sogar nach Berlin gesandt. Da wandte sich Friedrich nach dem Siege bei Roßbach ostwärts; seine Vorhut traf schon 29. Nov. in Parchwitz ein u. vereinigte sich mit dem Armeecorps des Generals von Kyau u. mit Ziethen's Reiterei; er konnte nur 33,000 Mann u. 167 Kanonen dem Feinde entgegenführen, der unter Prinz Karl 80–90,000 Mann u. 210 Geschütze zählte. Der Kampf wurde 5. Dez. durch den Angriff der Ziethen'schen Reiter begonnen, welche die sächs. u. ungar. Kavallerie warfen u. die Aufstellung der Preußen verdeckten. Friedrich richtete nun gegen den linken österr. Flügel, welcher an einen Hügel sich lehnte, seinen Hauptstoß. Zwischen 12 u. 1 Uhr rückten die Bataillone staffelweise von Lobetinz aus gegen Sagschütz, schlugen dort die Feinde u. überflügelten die Linke vollständig, so daß auch Nadasdy weiter rückwärts sich nicht aufstellen konnte. Darauf begann im Centrum der Kampf um L., das durch die preuß. Garde unter Möllendorf endlich nach blutigster Gegenwehr erstürmt ward. Der rechte Flügel ward von der preuß. Reiterei unter dem Generalleutnant von Driesen geworfen. Die aufgelösten Reihen der Oesterreicher zogen nach Schweidnitz ab. Dieser Tag kostete den Oesterreichern 3000 Todte, 6–7000 Verwundete u. 17,000 Gefangene, außerdem noch 116 Kanonen, 51 Fahnen u. Standarten u. 4000 Wagen; der Verlust der Preußen belief sich auf 1141 Todte, 5116 Verwundete u. 85 Gefangene. Zum Andenken dieses Sieges wurde auf dem Schlachtfelde 1854 eine Siegesgöttin errichtet, welche sich auf einer Granitsäule erhebt.

Leutnant franz. lieutenant [spr. Liöhtonang], Statthalter, Stellvertreter, daher denn Königsleutnant (franz. lieutenant du roi), Stellvertreter des Königs, der mit der höchsten Gewalt bekleidete Gouverneur einer Provinz; heißt bei allen Waffen der Offizier, welcher in der militärischen Stufenleiter abwärts unmittelbar auf den Hauptmann od. Rittmeister folgt. Es ist in neuerer Zeit überhaupt der Titel der niedersten Rangstufe der Offiziere. Man unterscheidet Premier- od. Oberleutnant u. Seconde- od. Unterleutnant. Früher gehörte der Fähndrich schon zu den Offizieren u. L. bezeichnete die heutige Charge des Premierleutnants. Im Dreißigjährigen Kriege zerfielen die Offiziere mit Ausnahme der Generale in zwei Klassen: a. Oberst, Oberstleutnant, Oberstwachtmeister (unser heutiger Major); b. Hauptmann, L., Fähndrich. Diese Klassen bestehen wesentlich heute noch, indem man die Klasse a die Stabsoffiziere, Klasse b die Oberoffiziere nennt. Sämmtliche Offiziere führen als Waffe nur den Degen od. Säbel. Noch im 18. Jahrh. führte der L. eine Art Partisane, das Esponton; zu Turenne's Zeiten führte der Kapitän diese Waffe, der L. ein Feuergewehr.

Leutze, Emanuel, Historienmaler der Düsseldorfer Schule, geb. zu Schwäbisch-Gmünd 24. Mai 1816, kam schon in früher Kindheit mit seinen auswandernden Eltern nach Philadelphia. Nach dem bald darauf erfolgten Tode des Vaters auf sich angewiesen, bildete sich der Knabe Anfangs allein weiter, trat dann mit 17 Jahren in eine dortige Zeichenschule, in der er zwar nur wenig lernte, aber günstige Verbindungen anknüpfte, die ihn 1837 nach Virginien führten, wo er sich allmählich durch seine Portraits einen Namen machte. Im J. 1841 begab er sich nach Düsseldorf, wurde Schüler der Akademie, gewann die besondere Freundschaft K. Fr. Lessing's (s. d.) u. malte sein erstes bedeutendes historisches Bild, „Columbus vor dem hohen Rath zu Salamanca". Da aber die folgenden Bilder weniger Anerkennung fanden, ging L. schon 1842 über München nach Italien, malte in Rom die sehr anziehende „Erste Landung der Normannen in Amerika" u. ließ sich 1845 als selbständiger Meister in Düsseldorf nieder. Hier förderte er in jeder Weise das Kunstleben (auch durch die Gründung des „Malkastens") u. begann eine überaus reiche Thätigkeit im Gebiete der Historie, insbes. der engl. u. amerik. Geschichte. Seine Werke sind von schöpferischer Phantasie, großer Gewandtheit der Komposition u. herrlicher Färbung, wenn er auch bisweilen eine tiefere Ausprägung der Charaktere u. eine vollendete Durcharbeitung vermissen läßt. Wir nennen nur „Sir Walter Raleigh vor der Königin Elisabeth" (1845), „Engl. Bilderstürmer, eine Kirche verwüstend" (1846), „Anna Boleyn am Hofe Heinrich's VIII." nach Shakespeare, (1847), „Columbus' Empfang am Hofe Ferdinand's nach der ersten Rückkehr aus Amerika". Sein bekanntestes Bild ist der 1849–51 entstandene „Uebergang Washington's über den Delaware" (in erster Untermalung in der Kunsthalle zu Bremen, zweites Exemplar in Washington). Dann folgte sein „Washington in der Schlacht von Monmouth", 1855 die koloristisch zauberhafte „Rose der Alhambra", 1856 „Cromwell u. seine Familie zum Besuch bei Milton", 1857 die ergreifende „Letzte Soirée Karl's II. von England", nach Macaulay, u. 1858 das phantastische „Paradies u. die Peri". Die meisten dieser größeren Oelbilder gingen über den Ozean, nur wenige u. außerdem viele Skizzen blieben in Deutschland. Im J. 1859 verließ L. Düsseldorf u. ging wieder nach Amerika, wo er 1862 das herrliche, mehr allegorische Bild der „Auswanderer" für das Kapitol in Washington vollendete, außerdem mehrere Historienbilder, Portraits Washington's, Lincoln's u. des Generals Grant u. zuletzt „Die Emanzipation der Sklaven" für den Versammlungssaal des Senates in Washington entstehen ließ. Er starb 18. Juli 1868.

Levaillant (spr. Löwajjang), François, franz. Reisender u. Ornitholog, geb. zu Paramaribo (Holl.-Guyana) 1753, ging 1778 mit einer bedeutenden, von ihm selbst angelegten Naturaliensammlung nach Amsterdam, wo er sie verkaufte; bereiste im Auftrage des Kaufmanns Temmeringk 1780–85 Afrika u. starb nach mannichfachen bitteren Erfahrungen zu Sézanne in der Champagne 1. Dez. 1824. Er gab eine von Reinh. Forster ins Deutsche übersetzte Beschreibung seiner Reisen heraus (Berl. 1799) u. schrieb: „Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique" (Par. 1798–1812, 6 Bde.); „Histoire naturelle d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes" (ebd. 1801–4); „Histoire naturelle des cotingas et des todiers" (ebd. 1804) u. „Histoire naturelle des perroquets" (ebd. 1801–5, 2 Bde.).

Levante (ital., d. h. Morgenland) bezeichnet im Allgemeinen die Europa zunächst gelegenen Theile Westasiens mit der Türkei, Griechenland u. Aegypten, im engeren Sinne die kleinasiatischen, syrischen u. ägyptischen Küsten; deshalb wird auch der arabische Kaffee, dessen Export nach Europa vorzugsweise durch deren Hafenplätze vermittelt wird, als levantischer Kaffee bezeichnet. Die wichtigsten Handelsstädte der L., Trapezunt, Konstantinopel, Smyrna, Beirut, Alexandria &c., nennen die Italiener Scale di L., die Franzosen Echelles du Levant (Staffeln der L.), ein Name, der vielleicht die verderbte Form des türkischen „Iskele", d. h. Landeplatz, ist; viele Schiffe laufen einen levant. Hafen nach dem anderen an, wofür man den Ausdruck „faire échelle" hat. **Levantiner** nennt man Abkömmlinge von Europäern, die schon vor längerer Zeit in der Levante sich niedergelassen haben u. deren Geschlecht hier heimisch geworden ist.

Levassor, Pierre, berühmter franz. Komiker, geb. zu Fontainebleau im Jan. 1808, ward von seinen Eltern einem Handlungshause als Lehrling übergeben, fühlte sich aber zur Bühne hingezogen u. erhielt durch Vermittelung der Déjazet ein Engagement beim Theater des Palais Royal, wo er sich schnell großen Ruf erwarb. Von 1840 bis 1843 spielte er in den Variétés, dann kehrte er ins Palais Royal zurück, um sich 1857 wieder den Variétés zuzuwenden. Seine drei Lieblingstypen waren die Engländer, die Bauern u. die Soldaten. Mehrere Kunstreisen machten ihn auch im übrigen Europa, insbes. in Deutschland, bekannt. Er starb zu Paris 14. Jan. 1870.

Levée (frz., spr. L'weh), die Erhebung, der Aufstand; beim Kartenspiel die Lese, die meisten Stiche; in der Kriegssprache die Aushebung, die Werbung; L. en masse, das allgemeine Aufgebot, der Volksaufstand.

Levee (engl., spr. Lewwi), in Nordamerika Abendbesuch, Abendgesellschaft, außerdem s. v. w. das franz. Lever.

Lever (frz., spr. L'weh), die Zeit des Aufstehens am Morgen; die Morgenaufwartung bei Fürsten u. großen Herren nach deren Aufstehen.

Leverrier (spr. Löwerrieh), Urbain Jean Joseph, franz. Astronom, geb. zu Saint-Lô (La Manche) 11. März 1811, besuchte das Collège Louis le Grand u. die Polytechnische Schule in Paris, an welch letzterer er später Repetent wurde, nachdem er zwei Jahre lang Ingenieur bei der Tabaksverwaltung u. dann Lehrer am Collège Stanislas gewesen. In den J. 1835 u. 37 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über den Phosphor, doch bald wandte er sich astronomischen Problemen zu, u. 1846 ward er auf Grund der betreffenden Arbeiten Mitglied des Instituts. Schon im Jahre vorher hatte er auf

Anregung Arago's begonnen, sich mit der Theorie des Uranus zu beschäftigen, da es galt, durch Berechnungen einem noch unbekannten Planeten auf die Spur zu kommen; das Resultat war die Auffindung des Planeten Neptun durch den Berliner Astronom Galle (s. d.) auf Grund der von L. berechneten Elemente. In ähnlicher Weise, wie die Bewegung des Uranus, fing dieser später an, auch die der übrigen Planeten zu untersuchen. Seit Ende 1846 Professor der Astronomie an der Pariser Fakultät der Wissenschaften u. Adjunkt am Längenbureau, ward er nach Arago's Tode (Okt. 1853) Direktor der Pariser Sternwarte (30. Jan. 1854). Sogleich begann er einen neuen Plan für die Art u. Weise der Beobachtungen auszuarbeiten, den er der Regierung vorlegte. Die Resultate der ersten, nach demselben ausgeführten Arbeiten veröffentlichte er in den „Annales de l'observatoire de Paris" (Par. 1855 f., 2 Bde.). Doch bald kam es zwischen L. u. seinen Adjunkten zu allerhand Differenzen, die sich immer mehr verschärften u. schließlich zur Entlassung L.'s von seinem Direktorposten führten (5. Febr. 1870). Im Mai 1849 hatte übrigens L. als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers auch die politische Bühne betreten, u. schon 25. Jan. 1852 war er von Napoleon III. zum Senator ernannt worden.

Levi, der dritte Sohn Jakob's von der Lea (1. Mos. 29, 34), Ahnherr des Stammes der **Leviten**, aus welchem Moses hervorging. Wenn im Gesetze desselben die Leviten zum besonderen Dienste Gottes geweiht werden, so geschieht dies in Stellvertretung des ganzen Volkes (resp. aller Erstgebornen), denn eigentlich sollte das ganze Volk zum Dienste Gottes geweiht sein (vgl. 4. Mos. 3, 12 ff. Die ältere Ueberlieferung kennt keinen Unterschied zwischen Priestern u. Leviten; erst später werden die Priester (die „Söhne Aaron's") zum eigentlichen heiligen Dienst, die Leviten hingegen nur zur Unterstützung der Priester in äußeren Dingen bestimmt (4. Mos. 3, 9 u. a.). Im Gegensatz zu der späteren Hochstellung des Stammes zeigt noch der Segen Jakob's (1. Mos. 49, 7) u. die alte Erzählung Richt. 17 u. 18 ihre ehemalige niedere Stellung im Volke. Zum Ersatz für das ihnen verweigerte Erbtheil war ihnen der Zehnte von allem Ertrage des Landes angewiesen (4. Mos. 18, 21 ff.), nur daß sie ihrerseits davon wieder den Priestern den Zehnten geben mußten. Außerdem hatten sie Antheile an gewissen Opfern; dagegen scheint die Bestimmung (4. Mos. 35), daß man ihnen eine Anzahl Städte sammt den Vorstädten anweisen solle, nie praktisch durchgeführt worden zu sein. Ihr Dienst währte nach 4. Mos. 8, 24 vom 25. bis zum 50. Lebensjahre (nach Mos. 4, 30 vom 30. Jahre an); ihre Weihung wird 4. Mos. 8, 6 ff. beschrieben.

Leviathan (eigentlich das „Gewundene"), ein hebr. Wort, welches Luther an mehreren Stellen seiner Bibelübersetzung beibehalten hat. Hiob 40, 20 bedeutet es zweifellos das Krokodil, Psalm 104, 26 (wo Luther „Walfische" hat) große Seeungeheuer (vgl. auch Psalm 74, 13). Dagegen ist Hiob 3, 8 wahrscheinlich der sog. Himmelsdrache zu verstehen, der nach uralter Vorstellung Sonne u. Mond verfinstert, indem er sie verschlingt. Jes. 27, 1 endlich sind die beiden L.e Bild der feindlichen Weltmächte, Aegyptens u. Assyriens.

Leviratsehe (von lat. levir, Schwager, also „Schwagerehe") heißt eine Bestimmung des Mosaischen Gesetzes, nach welcher der Bruder eines kinderlos Verstorbenen die überlebende Wittwe zu heirathen u. den ersten mit ihr erzeugten Sohn nach dem Namen seines Bruders zu nennen hat, damit „sein Name nicht vertilgt werde aus Israel". Diese Sitte wird 1. Mos. 38, 8 ff. bereits für die Zeit Jakob's vorausgesetzt, ausdrücklich aber erst 5. Mos. 25, 5 ff. eingeschärft. Auf ihr beruht auch die Stelle im Evang. Matth. 22, 24 ff.

Levkoje (Cheiranthus annuus), auch Sommerlevkoje; gleich dem Lack zu den Cruciferen gehörig, eine der beliebtesten u. ihres Wohlgeruches wegen seit langer Zeit gezüchteten Garten- u. Zimmerblumen, welche ursprünglich aus Südeuropa stammt u. Anfang unseres Jahrhunderts von dem Gartenbesitzer Dreyßig zu Tonndorf bei Berka an der Ilm zuerst mit gefüllten Blumen in allen Farben, jedoch bes. in weißen, rothen u. blauen Nuancen gezogen wurde. Aller Orten gezüchtet, sind im Laufe der Zeit unendlich viele Spielarten entstanden, die man sonderbarer Weise englische (solche von niedrigem Wuchse mit gedrängten Aesten u. kurzer, dichter Blumentraube) u. halbenglische (das Gegentheil) nennt. Der 30—45 cm. hohe Stengel trägt graugrüne od. grünweiß bestäubte, stumpfe Blätter, die bisweilen etwas gezähnt sind. Dagegen wird die Winterlevkoje (Ch. incanus) 60—90 cm. hoch u. bildet einen holzigen Stengel aus, während jener der vorigen krautartig u. darum einjährig ist. Die Blätter der Winterlevkoje sind lanzettlich, ganzrandig, am Rande bisweilen ausgeschweift u. ebenfalls weißgrau bestäubt. Sie stammt von den südeuropäischen Meeresküsten u. zeichnet sich durch noch intensiveren Wohlgeruch aus. Durch Kreuzung beider L. hat man die sog. Herbstlevkoje, einen Bastard, erzeugt, den man der Winterlevkoje noch vorzieht.

Levkosia, das alte Nikosia, Hauptstadt auf der Insel Cypern mit 20,000 E., liegt im Thale u. am rechten Ufer des Pediasflusses, macht mit seinen alten Festungswerken, seinen hervorragenden goth. Kirchen u. seinen Palmen einen imposanten Eindruck von außen, doch sind die Straßen des Innern eng u. schmuzig. Die bedeutendste türk. Moschee ist Emerghé, eine ehemalige Kirche im goth. Stil; der Gouverneur hat seinen Sitz in einem alten venetian. Palast. In der prachtvollen Kathedrale wurden einst die Könige von Cypern gekrönt. Für den Handel der Insel haben die Bazars von L. eine große Bedeutung.

Lewald, Johann Karl August, deutscher Schriftsteller, geb. zu Königsberg 14. Okt. 1792, verlebte, wider seine Neigung zum Kaufmann bestimmt, auf eine abenteuerlich geniale Weise seine Jugendjahre, machte als Sekretär im russ. Hauptquartier den deutschen Befreiungskrieg mit, beschäftigte sich dann in Breslau mit dramatischen Arbeiten, betrat 1818 selbst die Bühne u. übernahm später nacheinander die Direktionen der Stadttheater in Nürnberg, Bamberg u. Hamburg, welch letztere er bis 1831 leitete. Darauf nach vielen Reisen u. längerem Aufenthalte in Paris seit 1834 in Stuttgart domizilirt, gründete L. 1835 die Zeitschrift „Europa, Chronik der gebildeten Welt", die sich bald zum gelesensten Journale Deutschlands erhob u. lange Zeit hindurch im Gebiete der Kunst u. Literatur ausschließlich herrschte. Im J. 1841 siedelte L. nach Baden-Baden über, trat 1846 die Redaktion der „Europa" an F. G. Kühne (s. d.) ab u. warf sich auf die Politik, kehrte aber 1849 nach Stuttgart u. als Hoftheaterregisseur zum Theater zurück. In dieser Stellung blieb er bis 1862. Seitdem lebte er verschollen u. vergessen in München, wo er 10. März 1871 starb. Im J. 1851 war er zum Katholizismus übergetreten u. hatte dann mehrere ultra katholische Romane geschrieben, die, so beliebt sein Schriftstellername auch früher gewesen u. so interessant u. lesenswerth seine älteren Schriften auch heute noch sind, in keiner Weise ins Publikum dringen konnten. Seine letzte größere Arbeit, „Moderne Familiengeschichten" (3 Bde., Schaffh. 1866), wurde nicht einmal von den ultramontanen Blättern erwähnt. Von seinen früheren Schriften sind bes. zu erwähnen: „Aquarellen aus dem Leben" (6 Bde., Mannh. 1836—40), in welchen er über seine Jugendgeschichte Manches mittheilt, u. „Novellen" (3 Bde., 1831 bis 1833). Kurz vor seinem Tode erschienen „Letzte Fahrten. Zwölf Reisebriefe aus dem J. 1870" (Mainz 1871). Auch hat er mehrere Reisehandbücher u. dramaturgische Schriften veröffentlicht. Eine Auswahl seiner Werke gab er bereits 1844—45 heraus (12 Bde., Lpz.).

Lewald, Fanny, Schriftstellerin, geb. zu Königsberg 24. März 1811 als Tochter eines jüd. Kaufmanns, der es ihr freistellte, zum Christenthum überzutreten, um einen Kandidaten der Theologie heirathen zu können. So ließ sie sich 1828 taufen, doch bereute sie bald diesen Schritt, fand sich auch in der Folge bewogen, der Verbindung mit ihrem Geliebten zu entsagen. Im J. 1831 machte sie ihre erste größere Reise durch Deutschland u. Frankreich, die auf ihre geistige Entwicklung den größten Einfluß hatte u. sie zu schriftstellerischen Arbeiten anregte. Auf einer Reise nach Italien ward sie 1845 mit Adolph Stahr (s. d.) bekannt, mit dem sie sich 1854 in Berlin vermählte. In ihren Schriften offenbart sich eine große Feinheit des Geschmacks, eine reiche künstlerische Bildung u. eine außerordentliche Beobachtungsgabe. Dabei ist ihre Sprache bei aller Einfachheit u. Natürlichkeit stets schön u. edel. Ihr Vetter August L. (s. d.) veröffentlichte 1841 ihre erste Novelle „Der Stellvertreter" in der „Europa". Auch die nächsten Erzählungen, wie „Klementine" (Lpz. 1842), „Jenny" (ebd. 1843) ꝛc., erschienen anonym. Erst seit 1847 veröffentlichte sie ihre Schriften unter Nennung ihres Namens, abgesehen von dem gegen die Gräfin Ida Hahn-Hahn (s. d.) gerichteten satirischen Roman „Diogena" (Lpz., 2. Aufl. 1847). Von ihren anderen Romanen sind hervorzuheben: „Prinz Louis Ferdinand" (3 Bde., Bresl. 1849); „Die Liebesbriefe eines Gefangenen" (Braunschw. 1850); „Auf rother Erde" (Lpz. 1850); „Wandlungen" (3 Bde., Braunschw. 1853); „Adele" (Berl. 1855); „Das Mädchen von Hela" (2 Bde., ebd. 1860); „Von Geschlecht zu Geschlecht" (3 Bde., ebd. 1864) ꝛc. Unter ihren Erzählungen sprechen die „Deutschen Lebensbilder" (4 Bde., Braunschw. 1856) am meisten an.

Außerdem schrieb sie noch: „Italienisches Bilderbuch" (Berl. 1847); „Erinnerungen aus dem Jahre 1848" (2 Bde., Braunschw. 1850); „Reisetagebuch durch England u. Schottland" (2 Bde., ebendas. 1852); „Bunte Bilder" (ebd. 1862) u. „Meine Lebensgeschichte" (Berl. 1861 f., 5 Bde.; 2. Aufl. 1871), eine sehr interessante Selbstbiographie, die sich auch durch ihre Offenheit auszeichnet. Im J. 1871 begann sie ihre „Gesammten Werke" herauszugeben (11 Bde., 1871 bis 1874). Dazu kamen noch „Die Unzertrennlichen. Pflegeeltern" (Berl. 1871); „Die Erlöserin" (3 Bde., ebd. 1873) ꝛc. Auf die Lösung der „Frauenfrage" hat Fanny L. vielfach einzuwirken gesucht, so u. A. durch ihre Schrift „Für u. wider die Frauen" (Berl. 1871).



Nr. 3971. Fanny Lewald (geb. 24. März 1811.

Lewes (spr. Luis), Hauptstadt der südenglischen Grafschaft Sussex mit 6010 E. (1871); liegt 2 M nordöstlich von Brighton an der Ouse, war früher stark befestigt, hat ein Schloß u. treibt Gerberei, Seilerei, Brauerei u. beträchtlichen Handel mit Wolle.

Lewes (spr. Luis), George Henry, vielseitiger engl. Schriftsteller, geb. zu London 18. April 1817, ergriff zuerst den kaufmännischen Beruf, studirte dann Medizin, wandte aber, da er keine Operation mit ansehen konnte, auch dieser den Rücken, beschäftigte sich hierauf mit philosophischen Studien u. benutzte 1838 u. 39 einen Aufenthalt in Deutschland dazu, sich mit der deutschen Literatur vertraut zu machen. Nach England zurückgekehrt, trat er als biographischer Novellist, Dramaturg u. Naturforscher auf, ward Mitarbeiter mehrerer wissenschaftlicher u. politischer Zeitschriften, redigirte selber 1849—54 den „Leader" u. begann 1865 die „Fortnightly Review" herauszugeben. In Deutschland ist L. am bekanntesten durch sein „Life of Goethe" (Lond. 1855, 2 Bde.; deutsch von Jul. Frese, 8. Aufl., Berl. 1872); ein Abriß daraus ist „The story of Goethe's life" (Lond. u. Lpz. 1873). Außerdem sind von seinen Werken hauptsächlich zu nennen: „Life of Robespierre" (Lond. 1852); „A biographical history of philosophy" (8 Bde., ebd. 1857; 3. Aufl. 1866; deutsch, Berl. 1871; 2. Aufl. 1873); „Seaside studies" (Lond. 1858; deutsch von Jul. Frese unter dem Titel: „Naturstudien am Seestrand", Berl. 1859); „Physiology of common life" (Lond. 1860; deutsch von V. Carus, Lpz. 1860); „Aristotle" (Lond. 1864; deutsch von demselben, Lpz. 1865); „Geschichte der alten Philosophie" (deutsch, 2. Aufl., Berl. 1873). Sein neuestes Buch „Ueber Schauspieler u. die Kunst des Schauspielens" (1875) zeigt eine ziemlich oberflächliche Behandlung des Stoffes. Vermählt ist L. mit der Romanschriftstellerin Mary Anne Evans (s. d.).

Lewinsky, Joseph, ausgezeichneter Schauspieler der Gegenwart, geb. zu Wien 20. Sept. 1835, gehört zu den Koryphäen des Wiener Burgtheaters. Sein Richard III., sein Jago, sein Franz Moor z. B. sind Leistungen ersten Ranges, u. die mannichfaltige Beschäftigung, welche er auch tief ins Konversationsstück hinein gefunden, hat ihm nicht nur ein bedeutendes, sondern auch ein interessantes Repertoir geschaffen. Auf Gastspielreisen in Berlin, Dresden, München ꝛc. hat er wohlverdienten Ruhm geerntet. Im J. 1875 trat L. zum Protestantismus über u. vermählte sich (in zweiter Ehe) mit der Prager Schauspielerin Olga Precheisen.

Lewis (spr. Luis), Sir George Cornewall, engl. Staatsmann u. Gelehrter, geb. zu London 21. April 1806, studirte in Oxford die Rechte, ward seit 1835 in verschiedenen Kommissionen beschäftigt, folgte insbesondere 1839 seinem Vater als Armengesetzkommissär u. erhielt 1847, wo er ins Unterhaus trat, das Sekretariat im indischen Kontrolamt. 1848—50 Unterstaatssekretär des Innern, verwaltete er dann bis zur Auflösung des Ministeriums Russell im Febr. 1852 das Sekretariat des Schatzamtes. Nachdem er mittlerweile die „Edinburgh Review" redigirt hatte, war er vom Mai 1855 bis März 1858 unter Palmerston selbst Schatzkanzler, übernahm unter Palmerston's zweiter Präsidentschaft, vom Juni 1859 an, das Staatssekretariat des Innern u. im Juli 1861 das Kriegsministerium. Er starb auf seinem Landsitz Harpton Court bei Kingston (in Wales) 13. April 1863. Mit seiner großen staatsmännischen Befähigung u. gediegenem Charakter verband L. eine staunenswerthe Gelehrsamkeit u. außerordentliche schriftstellerische Begabung. Dem Publikum machte er sich zuerst nach seiner gelehrten Seite hin bekannt. Nachdem er Böckh's „Staatshaushalt der Athener" (Lond. 1828) u. Otfr. Müller's „Dorier" (ebd. 1830) ins Englische übersetzt hatte, schrieb er zahlreiche, das Alterthum u. die Politik betreffende Abhandlungen u. größere Werke, von denen namentlich aufzuführen sind: „Essay on the use and abuse of politic terms" (1832); „On the influence of authority in matters of opinion" (1849); „On the origin and formation of the Romanic languages"; „Enquiry into the credibility of early Roman history" (2 Bde., 1855; deutsch von Liebrecht, 2. Aufl. 1863); „An historic survey of the astronomy of the ancients" (1862); „Diologue on the best form of government" (1863); „Essays on the administration of Great Britain 1783 till 1830" (1864). Auch gab er eine Uebersetzung der Fabeln des Babrius heraus (Oxf. 1846). Seine „Letters to various friends" (Lond. 1870) gab heraus sein Bruder u. Nachfolger in der Baronetswürde, Sir Gilbert Frankland L., geb. 1808, seit 1860 Kanonikus der Kathedrale zu Worcester. Vermählt war der Erstgenannte seit 1844 mit Maria Theresa Villiers, einer Schwester des 4. Grafen Clarendon, geb. 8. März 1803, gest. 8. Nov. 1865, die sich gleichfalls literarisch bekannt gemacht hat; u. A. schrieb sie: „The lives of Lord Clarendon's friends and contemporaries" u. den Roman „The semidetached house" (Lond. 1859). Ihrem Gatten wurden 1864 in Hereford u. bei New-Radnor Denkmäler errichtet.

Lewis (spr. Luis), die größte Insel der Hebriden (s. d.), gehört zu den nordschottischen Grafschaften Roß u. Inverneß u. hat auf 37,5 □M. 21,000 E. Durch den North Minch von Schottland getrennt, hat diese Insel durch zahlreiche tief einschneidende Buchten zerrissene Küsten; das Innere wird von einem nach NO. streichenden Gebirge durchzogen, das sich im Clesham zu 761 m. erhebt u. auf seinen Hochflächen ausgedehnte Moore trägt, während viele Thäler von prächtigen Seen erfüllt werden. Die arme Bevölkerung treibt Schafzucht, Fischfang u. etwas Ackerbau.

Lex (lat., s. v. w. Gesetz, Bestimmung; Mehrzahl leges). Die Römer kannten verschiedene Arten derartiger leges. Dieselben konnten von den Patriziern (populiscita) od. den Plebejern (plebiscita) od. von den Kaisern (edicta, leges edictales) herrühren, sich auf alle Staatsbürger od. nur auf einzelne Klassen od. einzelne Verhältnisse beziehen (leges generales u. speciales), sich ihrer Geltung nach über das ganze Staatsgebiet od. nur einzelne Provinzen erstrecken (leges communes u. particulares). Weiteres s. bei „Gesetz" u. „Recht".

Lexikon (griech.; Mehrzahl Lexika), Wörterbuch; lexikalisch, das od. ein Wörterbuch betreffend, die Form eines Wörterbuches habend; Lexikograph, Verfasser eines Wörterbuches; Lexikographie, Abfassung eines solchen; Lexikologie, Lehre von den Wörterbüchern.

Lexington ist der Name mehrerer Städte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1) L., Ort in Virginia mit 2873 E. (1870) am North-River, einem Nebenflusse des James-River mit einer großen Militärakademie; 2) L. in Kentucky mit 14,801 E. an einem Nebenfluß des Kentucky, eine der ältesten Städte des Staates, hat eine Universität. 3) L., Dorf in Massachusetts, im NW. von Boston gelegen, berühmt durch das erste Treffen im nordamerik. Unabhängigkeitskriege 19. April 1775.

Leyden od. Leiden (lat. Lugdunum Batavorum), Stadt in der niederländ. Provinz Süd-Holland mit 39,169 E. (1869), liegt am Alten Rhein u. wird von einer Menge Kanälen durchzogen. Der älteste Theil der sehr weitläufig gebauten Stadt ist die auf einem Hügel gelegene Burg, deren Fundamente noch altrömisch sein sollen. Unter den Kirchen sind ausgezeichnet die Pankratiuskirche von 1280 u. die Peterskirche von 1315, letztere mit den Grabmälern berühmter Leydener Gelehrten, wie Boerhave's, Scaliger's, Spanheim's, Camper's. Das Rathhaus enthält eine werthvolle Gemäldesammlung. Die Industrie der Bevölkerung beschränkt sich auf Weberei wollener Stoffe. Die wissenschaftliche Bedeutung, welche L. im 17. Jahrh. besaß, ist der Stadt nicht ungeschwächt geblieben, doch hat die Universität, deren zweihundertjähriges Jubelfest 8. Febr. 1875 auf das Glänzendste begangen wurde, immer noch einen guten Namen in der Gelehrtenwelt; sie ist an Zahl der Studirenden die bedeutendste der Niederlande u. zählte 1871: 725 Studenten. Unter den hervorragenden Professoren der Vergangenheit sind Männer wie Hugo Grotius, Justus Lipsius, Cartesius u. Ruhnkenius. Vortrefflich sind die mit ihr verbundenen Sammlungen, nam. das naturhistorische Museum, der botan Garten u. das Museum für vergleichende Anatomie. Einen großen Werth besitzen auch Siebold's Sammlungen japanischer Gegenstände, Rijk's ethnographisches Museum u. das Alterthümer-Museum. Die Sternwarte hat sich durch ihre Leistungen ausgezeichnet. Unter den wissenschaftlichen Vereinen L.s steht die 1766 gegründete Maatschappy van Nederlandsche Letterkunde obenan. Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte der Stadt ist ihre heldenmüthige Vertheidigung gegen die Spanier 31. Okt. 1573 bis 3. Okt. 1574, bis die Feinde nach dem Durchstich der Dämme zum Abzug gezwungen wurden; zum Dank für diese Ausdauer wurde L. von den Generalstaaten die Gründung einer Universität bewilligt.

Leyden, Lukas v., s. „Lukas von Leyden".

Leys, Jean Auguste Henri, belgischer Maler, geb. 18. Febr. 1815 in Antwerpen, erhielt eine durchaus französische Erziehung u. kam in das Atelier seines nachmaligen Schwagers Ferd. de Brakeleer, wo er bis 1832 blieb, sich freilich nur handwerksmäßig ausbilden konnte, aber doch schon durch sein Bild „Kampf der Burgunder u. Flämen" große Aufmerksamkeit erregte. Ein Aufenthalt in Paris führte ihn zu völliger Hingabe an die französische Richtung der Malerei, welcher er bis 1852 treu blieb; sie ist durch eine große Reihe von Gemälden seiner Hand vertreten, deren Stoffe größtentheils der flämischen Geschichte entlehnt waren, während ihre äußere Erscheinung völlig modern französisch war. In diesem Widerspruch befangen kam er nach Deutschland u. lernte hier auf Wanderungen durch die Museen die altdeutschen Meister kennen, die er von jetzt an mit allen ihren Naivetäten u. Zeichnungsfehlern, aber auch mit ihrer tiefen Empfindung u. ihrem glänzenden Kolorit als Vorbilder seiner künstlerischen Darstellungen betrachtete. Ein zweiter Besuch Deutschlands bestärkte ihn in dieser Richtung, der wir eine Anzahl liebenswürdig poetischer Bilder verdanken u. in denen er wie ein in das 19. Jahrh. herüber verirrter Mensch des 14. Jahrh. erscheint. Sein letztes größeres Werk — er starb 16. Aug. 1869 — waren die Fresken für den großen Saal des Rathhauses in Antwerpen, wozu er 6 Stoffe aus der vlämischen Geschichte komponirte, von denen die meisten als Oelbilder zur Ausführung kamen.

Leyte, eine der Visayas-Inseln von den Philippinen (s. d.).

Lhassa od. Hlassa (d. h. Land Gottes), Hauptstadt von Tibet mit 50,000 E., liegt im N. der Landschaft Ui in der Nähe des Kiho, eines Nebenflusses des Brahmaputra, u. in einer großen, wellenförmigen Ebene, umgeben von herrlichen Gärten. Die Straßen sind unsauber u. von großen Häusern eingefaßt; letztere sind in einem Viertel nur aus Ziegen- u. Ochsenhörnern mit Mörtel aufgeführt. Das große Kloster Labrang, in der Mitte der Stadt gelegen, gilt zugleich auch als Mittelpunkt des Landes u. dient der Regierung als Sitz. In dem Kloster Moru befinden sich großartige Druckereien; 2 Km. im W. der Stadt liegt auf einem Berge die Klosterstadt Potala, ein Komplex von Häusern, Tempeln, Klöstern u. Palästen, in welchem der Dalai-Lama (s. d.) seinen Sitz hat, das Centrum des Buddhismus. Andere diesem benachbarte Klöster sind zu Schulen u. Herbergen für die zahlreichen Wallfahrer eingerichtet. Die religiöse Bedeutung dieses buddhistischen Roms hat auch den Handel der Stadt außerordentlich gehoben.

L'Hombre (spr. Longbr), unstreitig das interessanteste, mannichfaltigste u. meistverbreitete aller Kartenspiele, soll vor vier Jahrhunderten in Spanien erfunden, durch Franz I. nach Frankreich u. von hier auch allmählich nach Deutschland gekommen sein. Kein Spiel verlangt mehr Uebung, Kenntniß der Spielregeln u. aufmerksamere Beurtheilung der während des Spielens sich entwickelnden Abwechselungen; keines bietet dem geschickten Spieler so viele Vortheile u. keines läßt so viele Feinheiten u. Wendungen in der Art des Spielens zu, als das deshalb auch sog. „königliche Spiel". Man spielt L'H. mit 40 Karten, indem aus einem vollständigen Spiele franz. Karten die Achten, Neunen u. Zehnen herausgenommen werden. Der Spieler sind drei, doch können auch vier Theilnehmer sein, wenn abwechselnd Einer nicht mitspielt. Die Spiele zwischen zwei od. fünf Personen weichen allzusehr von dem Hauptspiele ab, als daß sie Anspruch auf den Namen L'H. erheben könnten, ebenso l'Hombre en quatre od. Kaufquadrille, bei welchem vier Personen gleichzeitig spielen. In der schwarzen Farbe (Pique u. Trèfle) ist die Reihenfolge der Karten von oben: As, König, Dame, Bube, Sieben, Sechse 2c. bis Zwei; in der rothen (Carreau u. Coeur): König, Dame, Bube, As, Zwei, Drei 2c. bis Sieben. Jede schwarze Farbe hat elf Trümpfe, nämlich die eignen zehn Blätter u. das As der anderen schwarzen Farbe; die rothe Farbe verfügt dagegen über zwölf Trümpfe, weil bei ihr die beiden schwarzen As als solche gelten. Letztere sind überhaupt immer Trümpfe, u. zwar Pique-As, Spadille genannt, der erste, u. Trèfle-As od. Basta der dritte; als zweiter Trumpf zählt die Manille, nämlich beim schwarzen Spiele die Zwei, beim rothen die Sieben. Der vierte Trumpf, alsdann Ponte genannt, ist im Schwarzen der König u. im Rothen das betreffende As. Spadille, Manille u. Basta werden Matadore genannt; die nächsten Trümpfe in Folge, jedoch ohne Spadille, heißen Fauxmatadore. — Bei L'H. unter Dreien ist nur Einer der eigentliche Spieler, der Hombre (Mensch, Mann), die beiden Anderen heißen Gegenspieler. Ehe gegeben wird, bestimmt man, wie hoch gespielt werden soll, u. ob sog. Chikanen, d. h. alle od. nur wenige von den beim L'H. üblichen Spielarten, stattfinden sollen. Hierauf macht der Geber den bestimmten Satz, mischt, läßt links abheben u. giebt rechts herum jedem Spieler neun Blätter in drei Würfen; die übrigen 13 Blätter werden als Talon auf den Pot gelegt. Die Rangordnung der im L'H. vorkommenden Spiele ist folgende: 1. Frage; 2. Frage in Couleur; 3. Tourné od. klein Casco; 4. Obscure; 5. Grand Casco u. das Tourné mit beiden schwarzen Assen; 6. Respekt od. Obscure von unten mit beiden Assen; 7. Solo od. Sans prendre; 8. Solo in Couleur; 9. Solo tout od. la Vole annoncée; 10. Solo tout in Couleur; 11. der Mohr. Hier u. da rangiren vor dem zuletzt genannten Spiele auch noch Grandissimo u. Nullissimo. In dem ursprünglichen L. kommen nur die Spiele 1, 2, 7 u. 8 vor. Bei all diesen Spielen, auf deren Erklärung wir uns hier nicht einlassen können, ist es Grundregel, daß man, um sein Spiel zu gewinnen, fünf Stiche zu machen bestrebt ist, u. daß Derjenige zum Hauptspieler wird, der seinen Nachbar in der Reihenfolge der eben namhaft gemachten Spiele überboten hat, ohne auf weiteren Widerstand zu stoßen. Codille ist, wenn der Hauptspieler weniger Stiche gemacht hat, als einer der Gegenspieler. Der Talon, d. h. die beim Geben übriggebliebenen Karten, dient nach nicht mehr überbotenem, mithin angenommenem Spiel zum Kaufen od. zur Trümpfebestimmung. Wer ein Spiel verliert od. es für verloren giebt, wird Bête, u. zwar übersteigt das nächstfolgende Bête das vorige nur um eine Marke. An den Bêten, die entweder jedem Mitspieler auf einem Blatt Papier als Stammbête angeschrieben (dessen Höhe gleich zu Anfang des Spieles geregelt wird), infolge verlorenen Spieles od. als Strafe für Fehler notirt werden, hat Jeder gleichen Anspruch, der ihm durch das Glück des Spieles beschieden wird, denn um die Bêten wird, jedesmal um das Höchste, so lange gespielt, bis eine gewonnen ist. Unter den zahlreichen Veröffentlichungen über das „königliche Spiel" nennen wir: Schwetschke, „Geschichte des L'H." (Halle 1863); ferner Klügel, „Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf das L'H." (Halle).

L'Hôpital (spr. Lopital), Michel de, franz. Staatsmann, geb. 1505 zu Aigueperse (Dep. Puy-de-Dôme), studirte zu Padua die Rechte, war dann bis 1534 Auditor der Rota in Rom, folgte hierauf dem Rufe des Kardinals Grammont nach Paris, wo er nach dessen Tode zunächst drei Jahre als Advokat praktizirte. Eine Zeit lang Parlamentsrath, wurde er später Hauskanzler der Margarethe v. Valois, 1554 Oberintendant der Finanzen u. 1560 Kanzler von Frankreich. Als solcher sollte er dem zerrütteten Staatswesen wieder aufhelfen u. die sich schroff gegenüberstehenden Parteien versöhnen. Der kluge, charakterfeste Mann suchte dieser Aufgabe mit allen seinen Kräften gerecht zu werden. Er benutzte seinen Einfluß auf Katharina von Medici, um diese den Hugenotten geneigt zu machen, verhinderte die Einführung der Inquisition, schaffte die Todesstrafe für die Ketzer ab u. veranlaßte das Religionsgespräch zu Poissy. Aber seine Vermittlungspolitik scheiterte. Katholischerseits als ein Calvinist od. gar Atheist verdächtigt, fand schließlich sein Rath bei der Königin Mutter

kein Gehör mehr, so daß er 7. Okt. 1568 seine Entlassung nahm u. sich auf sein Landgut Vignay bei Estampes zurückzog, wo er 13. März 1573 starb. Seine Werke, lat. Gedichte, Denkwürdigkeiten, Reden 2c. enthaltend, hat Dufey herausgegeben (5 Bde., Par. 1824).

Li (in Japan Ri), ein chinesisches Maß = 575,[illegible] m; eine chinesische u. japanesische Münze, in China aus Messing od. Kupfer, in Japan aus Blei, Messing od. Kupfer geprägt, von denen 1000 der ersteren u. 600 der letzteren 1 Tail = 6 Mk. betragen. Als Gold- u. Silbergewicht ist L. in China = 0,0463 pr. Grän.

Liaison (franz., spr. Liäsong), Verbindung, Verhältniß, Liebesverhältniß.

Lianen ist ein Kollektivname für alle Schlinggewächse, ursprünglich nur für die tropischen gebraucht, die oft gleich Tauen bis in die höchsten Wipfel der Bäume steigen. Sie gehören den verschiedensten Familien an u. sind auch als Bejuka's od. Behuka's bekannt. Bes. ist die Gattung Cissus (Ampelideen) unter ihnen vertreten u. bildet jene Wasserreben, die, zweimal durchschnitten, dem Urwaldwanderer vorzügliches Wasser liefern.

Liard (franz., spr. Liahr), eine ehemals gebräuchliche franz. Scheidemünze, im Werthe von 1½ Pfennig, 1540 zuerst von Silber, seit 1654 von Kupfer geprägt.

Lias, Liasformation (spr. Leias) nennt man eine Gruppe von Gebirgsschichten, welche die untere Etage der jurassischen Formation bildet u. auch unter dem Namen schwarzer Jura bekannt ist. Die Gesteine, welche diese Formation bilden, sind vorwaltend dunkler bituminöser Mergelschiefer (Liasschiefer), dunkle bituminöse Kalksteine (Liaskalk) u. hellfarbige od. auch eisenschüssige Sandsteine (Liassandstein). Auch braune od. schwarze Thone u. Schieferthone kommen vor, dagegen sind Dolomit u. Gips viel seltener als im Gebiete des Muschelkalks. Steinkohlen finden sich auch nur selten u. in nicht abbauwürdigen Flötzen in dieser Formation; von Erzen treten Sphärosiderit, Thoneisenstein u. oolithische Eisenerze auf. Der L. ist hauptsächlich in Württemberg, Franken, Westfalen, Frankreich u. England ausgebildet, u. für diese Gegenden schlägt Oppel folgende Gliederung der L. vor:

I. Unterer Lias (Etage sinémurien, nach d'Orbigny).

Lias a.	1. Zone des Ammonites planorbis.
	2. „ „ Ammonites angulatus.
	3. „ „ Ammonites Bucklandi.
	4. „ „ Pentacrinus tuberculatus.
Lias b.	5. „ „ Ammonites obtusus.
	6. „ „ Ammonites oxynotus.
	7. „ „ Ammonites raricostatus.

II. Mittlerer Lias (Etage liasien nach d'Orbigny).

Lias c.	8. Zone des Ammonites Jamesoni.
	9. „ „ Ammonites ibex.
	10. „ „ Ammonites Davoei.
Lias d.	11. Untere Zone des Ammonites margaritatus.
	12. Obere Zone des Ammonites margaritatus.
	13. Zone des Ammonites spinatus.

III. Oberer Lias (Etage toarcien).

Lias e.	14. Zone der Posidonomya Bronni.
Lias f.	15. Zone des Ammonites jurensis.

Diese Eintheilung gründet sich auf die in den einzelnen Zonen am häufigsten vorkommenden u. für sie charakteristischen Thierreste, deren Namen sie tragen.

Libanios, ein berühmter griech. Sophist, geb. zu Antiochia am Orontes um 315 n. Chr., bildete sich zu Athen u. lehrte dann mit großem Beifall in Konstantinopel. Doch veranlaßte ihn der Neid seiner Gegner, sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen, wo er um 393 starb. Vorhanden sind von ihm Reden u. Briefe u. eine Biographie des Demosthenes. — Vgl. Sievers, „Das Leben des L." (Berl. 1868).

Libanon, bei den Arabern Dschebel Libnan (d. h. Weißes Gebirge, nach seinen lichten Kalkfelsen od. Dschebel el Ghabri (d. h. westliches Gebirge im Gegensatz zu dem östl. Gebirge Dschebel esch Scherki od. Antilibanon), ist das höchste der syrischen Gebirge u. zieht in einer Entfernung von $2\frac{1}{2}$—3 M. parallel mit der Küste des Mittelmeeres u. dem Antilibanon in der Richtung nach NO. von dem Flußthale des Litani bis zu dem des Nahr el Kebir (Hundsfluß), indem es eine nördl. Fortsetzung des Plateaus von Galiläa bildet. Seine Länge beträgt ungefähr 20 M. Nach W. verzweigt sich der L. vielfach u. sendet einzelne 600—1000 m. hohe Vorberge bis an die Küste, während das Gebirge nach O. zu schroff zu der Hochebene abfällt, welche es von dem Antilibanon scheidet, u. im S. von dem Litani u. dem Jordan, im N. von dem Orontes (Nahr el Asy) durchströmt wird. Der 1585 m. hohe Paß el Mughithe, welchen die von Beirut nach Damaskus führende treffliche Poststraße benutzt, theilt das Gebirge in eine südl. u. nördl. Hälfte; in ersterer erreichen die höchsten Gipfel nur eine Höhe von 2000 m., in letzterer aber weist jener Theil, welchen die Araber Dschebel Makmel nennen, Berge auf, welche, wie der Dhor el Chodib (3066 m.) u. der Fum el Misab (3046 m.), die Schneegrenze übersteigen. An dem südwestl. Fuße des letztgenannten Berges liegt fast in der Mitte einer geraden Linie, welche Tripoli mit Baalbek verbindet, in einer Seehöhe von 2050 m. der vielgepriesene Hain der Cedern des L. auf sieben Hügeln; der Reisende Richard Burton, welcher 1870 diese Gegend besuchte, fand nur noch neun alte Stämme; doch sind auch in anderen Thälern dieses Theiles des L. noch einzelne Gruppen von Cedern verstreut. Der L. besteht vorzugsweise aus Jurakalk u. zeigt in seinen Berggipfeln die wilde Zerrissenheit dieser Formation. Die Thäler sind eng u. meist nur nach künstlicher Terrassirung für die Kultur geeignet. Der ehemalige Waldreichthum des Gebirges hat sehr abgenommen, dagegen giebt es vortreffliche Weidegründe u. an den westl. Ausläufern ausgedehnte Maulbeerpflanzungen, welche die Seide zu dem wichtigsten Ausfuhrartikel dieses Landestheiles machen. — Die Bevölkerung, welche gegen 250,000 Seelen zählt, ist der Mehrzahl nach christlich u. zerfällt in eine Menge Stämme, welche mit einander fast stets in Fehde liegen. Den N. bewohnen die Maroniten (s. d.), den S. die Drusen (s. d.); außerdem giebt es noch orthodoxe u. unirte Griechen od. Melchiten (s. d.). Die Herrschaft der Türken über diese Hochgebirgslandschaften ist von jeher eine problematische gewesen; die häufigen Kriege der Regierung mit diesen Bergvölkern, bei denen auch das religiöse Element eine bedeutende Rolle spielte, u. die Drusen als Anhänger der türk. Herrschaft in der wildesten Weise gegen die anderen Stämme wütheten, führten endlich 1860 zu einer Besetzung des Landes durch franz. Truppen u. 1861 zum Erlaß einer neuen Verfassung, die zwar das Land unter einen christl. Statthalter stellte, der aber unter der Bevölkerung keine durchgehende Anerkennung verschafft werden konnte.

Libation hieß bei den Römern das Ausgießen einiger Tropfen von einer Flüssigkeit (bes. vom Weine), um damit einer Gottheit ihren Antheil od. das Ganze zu weihen. Dieselbe Sitte hatten die Griechen, welche auch vom Mahle zum Trinkgelage den Uebergang mittels eines Trankopfers machten.

Libau, der bedeutendste Seeplatz des russ. Gouvernements Kurland mit 10,000 E., liegt auf einer schmalen Halbinsel zwischen dem Libauischen See u. der Ostsee, hat einen seichten Hafen mit einem Leuchtthurm u. führt bes. Flachs, Hanf, Getreide, Häute u. Holzwaaren aus.

Libell (lat. libellus, d. h. kleines Buch), im Allgemeinen eine kleine Schrift: eine Klageschrift, eine Bittschrift, ein Sendschreiben, eine Denunziationsschrift 2c.; gegenwärtig versteht man unter L. eine Schmähschrift, ein Pasquill, daher Libellist ein Pasquillant.

Libellen (Familie Libellulinen od. Odonaten, Gattungen Libellula, Aeschna, Agrion 2c.) od. Wasserjungfern, franz. demoiselles, engl. dragonflies, in zahlreichen Arten über die ganze Erde verbreitete, der Ordnung der Geradflügler (Orthopteren) zugehörige schlanke Insekten mit vier großen, durchsichtigen, schillernden, netzartig dicht geaderten Flügeln, freiem, quercylindrischem od. halbkugeligem Kopfe mit großen Augen, deutlichen Nebenaugen, ganz kleinen, pfriemenförmigen, 6—7gliedrigen Fühlern, großer, die übrigen stark entwickelten beißenden Mundtheile bedeckender Oberlippe, sehr schmaler, ringförmiger Vorderbrust u. langem, elfgliederigem Hinterleibe, dessen vorletzter Ring zwei ungegliederte, griffel- od. blattartige Anhänge („Raife") trägt. Die Geschlechter sind oft verschieden gefärbt, das Männchen heller, lebhafter, das Weibchen düster, beim Männchen der Hinterleib oft mit einer puderartigen, meist bläulichen Ausschwitzung bedeckt. Die eigenthümliche Bildung der Brust-(Thorax-)ringe zeichnet die L. vor allen anderen Insekten aus (der erste derselben ist ringförmig schmal, die Mittel- u. Hinterbrust groß, fast wagerecht gestellt, so daß der Rücken mit den Flügeln nach hinten, die Brust mit den Beinen nach vorn gezogen ist) u. befähigt sie, sowie die tellerförmigen Sehnen im Innern des Thorax, zu anhaltendem kühnen Fluge, in welchem sie als gefräßige Räuber anderen Insekten nachstellen, aber auch ihre Begattung vollziehen. Bei manchen Libellenarten betheiligt sich das Männchen auch beim Eierlegen, indem es, das Weibchen im Nacken festhaltend, mit diesem über stehenden Gewässern auf- u. niederfliegt, von Zeit zu Zeit dessen Hinterleibsspitze mit dem Wasser, um die Eier in dasselbe fallen zu lassen, in Berührung bringend. Die Libellenlarven leben im Wasser als höchst gefräßige Raubthiere; die der kleineren Arten athmen durch äußere Blattkiemen, die der größeren durch Darmkiemen. Ein allen übrigen Insekten fehlendes Organ ist die „Maske" dieser Larven, die zu einem Raubarme umgestaltete Unterlippe. — Um die Artenkenntniß der L. machten sich v. Charpentier, de Selys-Longchamps u. Hagen verdient; fossile giebt es u. A. im Solnhofener Schiefer.

Libelt, Karl, deutsch-poln. Philosoph u. Politiker, geb. 1806 zu Posen, studirte in Berlin Philologie, Philosophie u. Mathematik, ging Ende 1830 nach Warschau, um sich als Artillerie-Offizier an der damaligen polnischen Revolution zu betheiligen, beschäftigte sich dann in Posen mehrere Jahre mit der Landwirthschaft, redigirte seit 1840 die Posener Zeitschrift „Tygodnik literacki" u. dann den „Krok", ward im Nov. 1845 in das neue polnische Central-Revolutions-Comite u. im Jan. 1846 in die Nationalregierung gewählt, welch letztere ihren Sitz in Krakau hatte. Bald darauf verhaftet, zählte er zu den Koryphäen des ersten großen Polenprozesses, der von Aug. bis Nov. 1847 in Berlin verhandelt wurde u. ihm die Verurtheilung zu 20jähr. Zuchthausstrafe einbrachte; er trat diese in Moabit an, wurde aber durch Vermittelung seines Rechtsanwalts schon 20. März 1848 amnestirt. Er unterstützte sodann die nationalen Bestrebungen der Slaven, war kurze Zeit Mitglied des Frankfurter Parlaments u. saß auch im preuß. Abgeordnetenhause (mit 3jähr. Unterbrechung bis 1873). In literarischer Beziehung hat er sich durch mehrere geistvolle Schriften über die Philosophie des Schönen sowie auf dem Gebiete der Morphologie u. Mathematik einen Namen gemacht. L. starb zu Posen 9. Juni 1875.

Liber, der italische Dionysos od. Bakchos (s. d.), wurde von den Römern als Erlöser von Sorge u. Trauer, also auch von Knechtschaft gefaßt, galt aber daneben als Schöpfer der Fruchtbarkeit im Pflanzen- u. Thierreich. Seine Gattin Libera wurde deshalb oft mit der Venus verwechselt. Ihre Hauptfeier fand zur Zeit der Weinlese statt, wo, wie in Griechenland, allerlei Mummereien u. Neckereien getrieben u. dem „Vater L." Böcke geopfert wurden. An den Liberalien im März pflegten die erwachsenen Jünglinge die Kindertracht mit der Männertoga zu vertauschen.

liberal (a. d. Lat.) bedeutet ursprünglich, nach seiner Abstammung: was dem freien Manne, im Unterschiede von dem Sklaven, wohlanständig ist; schon bei den Römern mit besonderer Hervorhebung der Freigebigkeit. In dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts, zuerst in Spanien, wurde es Name einer politischen Partei. Jede Partei giebt sich, wenn es sein kann, lieber einen anziehenden als einen abstoßenden Namen. Dazu war dieser Name um so mehr gut gewählt, weil im Gegensatze davon die Gegenpartei als „servil" bezeichnet werden konnte. In Spanien war die l.e Partei diejenige, welche nach der Rückkehr Ferdinand's VII. aus der Napoleonischen Gefangenschaft nicht die Wiederaufrichtung des absoluten Königthums wollte, wie man es seit Philipp II. kannte. Davon ist noch geblieben, daß man bei dem Gegensatze von l. leicht an Inquisition u. Scheiterhaufen denkt. Der Name übertrug sich leicht nach Frankreich auf diejenige Partei, welche nach dem Sturze Napoleon's u. der Rückkehr der Bourbonen nicht die Wiederherstellung des ancien régime wollte. Davon ist geblieben, daß die l.e Partei sich zu den „großen Prinzipien u. Errungenschaften von 1789" zu bekennen pflegt, wozu die „Menschenrechte" der Konstitution von 1791 gehören. Die Männer der Freiheit, der Aufklärung, der Bewegung, des Fortschritts in Deutschland entlehnten vor 1848 in Ermangelung eigenen politischen Lebens ihre politischen Anschauungen größtentheils von Frankreich. Daher stammen auch viele Bezeichnungen, die Rechte, die Linke 2c., u. die Abneigung gegen jede Bewegung nach rechts; die Zuneigung od. Nachsicht für Alles, was links geht; auch die Hinneigung zu der Doktrin, daß, wie die Theilnahme an dem politischen Leben, so auch die Wahlberechtigung nicht als ein staatlicher Beruf, sondern als ein angeborenes Menschenrecht aufzufassen sei. In Deutschland wurde, dem Geiste der Nation entsprechend, ein System daraus gemacht: der Liberalismus. Dafür mußte von entscheidender Bedeutung werden, was man sich unter Freiheit dachte. Dem gemeinen Menschenverstande u. auch vielen der Volksführer war es am eingänglichsten, die Freiheit von der negativen Seite zu fassen, als Ungebundenheit: nicht blos durch Zwang, sondern auch durch Autorität, Tradition, Geschichte u. geschichtliches Recht nicht gebunden zu sein; zuweilen ausdrücklich, noch öfter unbewußt, auch nicht durch Religion. Da die Freiheit auch in diesem Sinne das bewegende Prinzip war, alles Gute nur von ihr, von ihr aber auch alles Gute erwartet wurde, so ward zur Parole u. zum Ziel der Bestrebungen auch Alles, was Freiheit hieß: Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit 2c., u. Alles, was dem entgegenstand, mußte beseitigt werden: Korporationen, Stände, Innungen 2c.; unbekümmert darum, was an dessen Stelle treten sollte, um die Menschen an einander zu binden, u. ob nicht die uneingeschränkte Freiheit des Individuums zu einem Rechte des Stärkeren u. einer Ausbeutung der Schwächeren führen würde, insbes. zu einer uneingeschränkten Macht des Geldes. Mit dem Streben nach solcher Freiheit standen die l.n Parteien in den kleinen konstitutionellen Staaten Deutschlands zu ihren Regierungen, alle Liberalen zu den Regierungen der beiden deutschen Großmächte in Opposition. Wie von jedem anständigen Manne erwartet wurde, daß er l. wäre, so wurde es zum guten Ton, zur Opposition zu gehören. Die Thatsache, daß die konstitutionellen Verfassungen auf dem Kontinent aus der Unzufriedenheit mit den früheren Regierungen hervorgegangen, zum Theil widerstrebenden Regierungen abgerungen waren, wurde für die große Menge zu dem Grundsatze, daß die konstitutionelle Verfassung auf Mißtrauen gegen die Regierung beruhe; konstitutionell gesinnt sein bedeute der Regierung mißtrauen. In solchem Geiste sprach ein sächs. Abgeordneter: „Ich kenne die Motive der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie." Ein Führer der Liberalen, R. v. Mohl, bezeichnet es selbst als eine Schwachheit derselben, daß sie von ihren eigenen Führern abfallen, sobald dieselben an die Regierung kommen. Dieses Verhalten mußte sich etwas ändern, mindestens etwas von seiner Schärfe verlieren, seitdem od. wo die Regierungen selbst l. geworden sind, od. doch der l.n Partei großen Einfluß auf das Staatswesen eingeräumt haben. Auch manche l.e Prinzipien sind entweder antiquirt od. suspendirt, seitdem die Liberalen die Herrschenden geworden sind u. einen großen Kulturkampf auszufechten haben. Nur die Prinzipien des ökonomischen Liberalismus werden noch möglichst unverändert hoch- u. festgehalten. Das hängt damit zusammen, daß die l.e Partei sich im Volke vorzugsweise auf die besitzenden Mittelklassen, das erwerbende Kapital u. die Macht des Geldes stützt. Angefochten werden sie schon jetzt. Eine Gefahr aber droht der Herrschaft des Liberalismus zur Zeit nur von zwei Seiten: einestheils von den Zuständen, welche aus einer eilfertigen Durchführung l.er Prinzipien ohne Bedachtnahme auf Gegengewichte hervorgegangen sind, anderntheils von Denen, welche aus dem Prinzip der abstrakten Freiheit weiter gehende Konsequenzen ziehen, als es den besitzenden Mittelklassen genehm u. mit derjenigen Ordnung, deren sie bedürfen, verträglich ist.

Liberia, eine Negerrepublik an der westafrikanischen Pfefferküste (Oberguinea), erstreckt sich vom Mannaflusse im NW. des Kap Mount bis zum Rio San Pedro im Osten des Kap Palmas mit noch nicht durchaus festgestellten Grenzen nach dem Innern u. umfaßt ein Areal von ungefähr 450 □M. Die Küste bildet nur bei der Hauptstadt Monrovia einen ganz sicheren Hafen; die Strandebene ist zum Theil mit fast undurchdringlichen Mangrovewaldungen bedeckt; nach O. zu steigt das Land terrassenförmig an. Das Klima ist ungesund u. bringt fast allen Europäern Fieber, doch ist der Boden fruchtbar an Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Oelpalmen u. anderen tropischen Nutzpflanzen u. würde eine Menge heimischer Produkte zur Ausfuhr liefern können, wenn die Bevölkerung eine bessere wäre. Diese zählt etwa 718,000 Neger, davon sind aber nur 18,000 einigermaßen civilisirt. Die Gründung L.'s erfolgte 1822 durch die 1816 gestiftete nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft, welche eine Uebersiedelung der in den Vereinigten Staaten lebenden Neger nach Afrika bezweckte u. am Kap Mesurado eine Kolonie gründete, die nach dem Präsidenten Monroe Monrovia genannt ward u. gegenwärtig etwa 13,000 E. zählen soll. Die ersten Jahre hatte die junge Ansiedelung schwere Kämpfe mit den anwohnenden Eingeborenen zu bestehen, welche darüber erbittert waren, daß die Kolonisten dem Sklavenhandel zu steuern trachteten; doch kam immer mehr Zuzug aus Amerika; 1827 erhielt die Kolonie eine Verfassung u. 1847 erklärte sie sich zu einer selbständigen Republik mit einer der amerik. nachgebildeten Konstitution. Erweitert wurde das Territorium 1848 durch das Gebiet am Gallinas u. 1852 durch das Gebiet von Cassé. Eine 1834 am Kap Palmas unabhängig von L. begründete ähnliche Negerrepublik Maryland vereinigte sich 1857 mit dem mächtigeren Nachbarstaate. Doch haben die Neger am Kap Palmas wiederholt ihre Unzufriedenheit mit der Verwaltung der Gesammtrepublik gezeigt u. sind im August 1875 zu offenem Kriege geschritten, so daß sich der Präsident von L. genöthigt gesehen hat, Truppen zur Dämpfung dieses weit reichenden Aufstandes dorthin abzusenden. — Die Bevölkerung gehört zwar, soweit sie civilisirt ist, angeblich dem Christenthum an, doch ist verfassungsmäßig die Ausübung jeder Religion frei, u. viele Neger haben sich deshalb wieder dem urafrikanischen Fetischdienst zugewendet. Die Aristokratie besteht aus Mulatten u. begüterten Negern, die aber wiederum einen unaustilgbaren Rassenhaß gegen einander hegen; für die Feldarbeiten werden Sklaven von den Eingeborenen gekauft. Die Regierung besteht aus dem Präsidenten, dessen Würde seit 1872 J. J. Roberts inne hat, u. der Gesetzgebenden Versammlung, welche in einen Senat u. ein Repräsentantenhaus zerfällt. Ersterer, in dem der Vizepräsident der Republik den Vorsitz hat, zählt 8 auf 4 Jahre gewählte Mitglieder, für letzteres werden 13 Abgeordnete auf 2 Jahre gewählt. Kein Weißer kann Bürgerrecht in L. erlangen, u. da natürlich die Gerichtshöfe nur mit Schwarzen besetzt sind, so ist für den Europäer in L.

auch kein Recht zu erlangen. Die Staatssprache ist Englisch, doch sind nur wenige Bürger dieser Republik in deren vollem Besitz. Für das Schulwesen wird nur von Missionaren Etwas gethan, doch hat Monrovia eine Gelehrtenschule mit schwarzen Professoren u. Studenten erhalten müssen. Der Handel ist unbedeutend; die jährliche Einfuhr hat etwa einen Werth von 900,000 Mk.; die Ausfuhr, deren wichtigste Artikel Palmöl, Palmnüsse, Elfenbein, Arrowroot u. kleine Quantitäten von Kaffee, Zucker u. Ingwer sind, bringt dem Lande jährlich nur 600,000 Mk. ein. Die Ausfuhrhafen sind Monrovia, Marshall, Roberts Port, Buchanan, Greenhill u. Harpers. Die betriebsamsten Handelsleute sind die Kru (s. d.), deren Gebiet noch in den östlichsten Theil L.'s hineinreicht. Die Staatseinnahme der Republik beträgt im Jahre etwa 110,000 Dollars u. besteht hauptsächlich in Zollabgaben, die 1870 95,181 Dollars abwarfen. Hiermit decken sich die Ausgaben. Bei engl. Häusern hat L. 1874 auch eine Staatsanleihe von 500,000 Dollars zu 7 % u. dem Kurse von 85 aufgenommen u. sich verpflichtet, diese Summe in 15 Jahren zurückzuzahlen. Vgl. Oberländer, „Westafrika" Lpz. 1874).



Fig. 572. Bewohner von Liberia

Liberius, röm. Bischof (Papst) vom Mai 352 bis zu seinem Tode im Sept. 366, spielte eine hervorragende Rolle in den sog. Arianischen Streitigkeiten. Anfangs ein eifriger Anhänger des Athanasius (s. d.), bemühte er sich vergeblich, den Kaiser Constantius zur Abhaltung eines Konzils in diesem Sinne zu bewegen, wurde vielmehr um 356 wegen seines Widerspruchs gegen die kaiserlichen Vermittlungsversuche nach Beröa in Thrakien in die Verbannung geschickt. Das römische Volk nöthigte dann zwar den Kaiser zur Aufhebung der Verbannung, aber L. mußte seine wirkliche Rückkehr (358) durch die charakterlose Unterzeichnung einer vermittelnden Glaubensformel erkaufen. Infolge dessen entstand eine Kirchenspaltung in Rom, die erst der Nachfolger des L. mit Gewalt beseitigte. Wie sein Vorgänger Julius I. (s. d.) machte übrigens auch L. die oberste Gerichtsbarkeit des röm. Stuhles in jenen Streitigkeiten geltend.

Libertas, die römische Freiheitsgöttin, erscheint auf Münzen als schöne, reich geschmückte Frau; erst am Ende der Republik treten der Dolch u. die Freiheitsmütze als Symbole hinzu. In Rom hatte sie auf dem Aventin einen Tempel. Dagegen war das nach ihr benannte Atrium ein Geschäftslokal des öffentlichen Lebens, wo Gesetze u. Bekanntmachungen angeschlagen wurden, auch die Censoren ihr Bureau u. Archiv hatten.

Liberté, Fraternité, Egalité franz., Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit, die Devise der Franz. Republik, zuerst während der ersten Franz. Revolution aufgekommen.

Libertin (franz., spr. Libertäng), ausschweifender, liederlicher Mensch, Wüstling; Libertinage (spr. Libertinahsch'), Ausschweifung, Liederlichkeit.

Libertiner heißen zunächst in der Apostelgeschichte (6, 9) die Mitglieder einer besonderen jüdischen Synagoge in Jerusalem, die den Märtyrer Stephanus befeindeten, ohne Zweifel ehemalige römische Kriegsgefangene, die dann „freigelassen" (libertinus) worden waren, sowie die Nachkommen derselben. Eine ganz andere Bedeutung hat das Wort L. (eig. franz. libertins, d. i. Freigeister; sie selbst nannten sich „Spiritualen", d. i. Geistige) als Name einer Sekte des Reformationszeitalters. Als eine Fortsetzung der „Brüder des freien Geistes" (im 14. Jahrh.) tauchen die Spiritualen im Anfang des 16. Jahrh. in den Niederlanden auf u. verbreiten sich von da aus über Frankreich; um 1529 wirkte ein gewisser Coppin aus Flandern als L. in Genf. Die Häupter der L., Quintin u. der Priester Anton Pocquet, wußten sich sogar bei der evangelisch gesinnten Königin Margaretha von Navarra in Ansehen zu setzen. Ihre Lehre, die sie nur den Eingeweihten nach einem Eide mittheilten, übrigens klug zu verdecken wußten, war ein unter dem Schein biblischer Begründung nackter Pantheismus. Von besonderer Bedeutung wurde der Libertinismus in Genf, indem er hier im Gegensatz zu der eisernen Zucht Calvin's (s. d.) eine politische Partei schuf u. 1538 kräftig zur Verbannung der Reformatoren beitrug. Nach seiner Rückkehr (1541) trat deshalb Calvin mit besonderer Energie gegen die L. auf, doch erst 1555 gelang ihm mit der völligen Niederwerfung seiner politischen Gegner auch die Vernichtung dieser Sekte. Schon vorher waren sie, besonders auch in Frankreich, in ihrem wahren Wesen erkannt u. nach Belgien zurückgedrängt worden.

Libitina, altitalische Göttin des schwellenden Naturlebens wie des Todes. In ihrem Tempel mußte seit Servius Tullius für jeden Verstorbenen ein Geldstück entrichtet werden, wie denn alles zum Leichenbegängniß Erforderliche von dort entliehen wurde. In der Sprache der Dichter (z. B. bei Horaz) wird das Wort geradezu gleichbedeutend mit „Tod" gebraucht.

Libourne (spr. Liburn), Handelsstadt im franz. Departement Gironde, Hauptort des gleichnamigen Arrondissements, mit 12,713 E. (1872), liegt an der Mündung der Isle in die Dordogne, ist Sitz eines Handels- u. Friedensgerichtes, einer hydrographischen Schule, eines Colleges u. treibt beträchtlichen Handel mit Wein, Branntwein, Getreide, Mehl u. Vieh. Bis L. können auf dem Flusse auch Schiffe von 300 Tonnen aufwärts segeln. Die Industrie ist nicht unbedeutend in Schiffbau, Eisengießerei, Seilerei, Mehlfabrikation u. A.

Libretto (ital., s. v. w. kleines Buch) ist die Bezeichnung für den Wortinhalt od. Text einer Oper, wird also am passendsten mit dem Worte „Textbuch" übersetzt.

Liburnia war im Alterthum eine am Quarnerischen Golfe gelegene Landschaft Illyriens, deren Bewohner als Seeleute berühmt waren; in ihr lag u. A. die Stadt Fluvius, das jetzige Fiume.

Libussa, eigentl. Libuscha, sagenhafte Gründerin Prags, jüngste Tochter Krok's, der sich nach dem Tode dieses angesehenen Richters die Böhmen unterwarfen (um 700); zur Königin ausgerufen, heirathete das schöne u. im Rufe einer Seherin stehende Weib den Landmann Przemysl, mit dem sie dann gemeinschaftlich regierte. Sie starb um das J. 738.

Libyen (lat. Libya) war bei den Griechen u. Römern ursprünglich der Name für den Theil Afrika's, welcher sich von den Syrten östl. bis Aegypten erstreckt, wurde später bes. auch bei Strabo die Bezeichnung für das ganze damals bekannte Afrika. Entsprechend der letzteren Auffassung ist früher häufig als Libysche Wüste die ganze Wüste Sahara bezeichnet worden; gegenwärtig gebraucht man diesen Namen aber nur entweder für den Theil der Sahara, welcher zwischen dem Nilthale u. der großen von Tripoli nach Kuka führenden Karawanenstraße liegt, od. auch blos für den zu Aegypten gehörigen, im S. der Marmarica gelegenen Wüstenstrich. Die Libysche Wüste in letzterem Sinne gehört zu den unwegsamsten Gegenden der Erdoberfläche u. ist nur theilweise durchzogen worden von dem Franzosen Frédéric Cailliaud 1819 bis 1820 u. der von dem Vizekönig von Aegypten unterstützten deutschen Expedition unter G. Rohlfs im Winter 1873–74. Im S. des 100 bis 200 m. hohen Libyschen Wüstenplateaus, welches die östl. Fortsetzung des Plateaus der Cyrenaica bildet, zieht sich eine weite Bodendepression hin, bezeichnet durch die Oasen Santarieh, Siwah u. Garah, welche zwar eine Tiefe von 10–20 m. unter der Meeresoberfläche, aber eine so geringe Breite hat, daß die projektirte Einleitung des Meerwassers vielleicht diese dattelreichen Gegenden unter Wasser setzen, jedoch kein für den Verkehr wichtiges Binnenmeer herstellen würde. Im S. dieser Depression liegen nur noch die Oasen von Babrieh, Farafrah u. Dachel. Im W. der letzteren ist die Libysche Wüste ein vollkommen pflanzenleeres Sandmeer, der schrecklichste Theil der ganzen Sahara, in welchen selbst für die Kameele Futter mitgenommen werden muß. Rohlfs, der durch die unabsehbaren, bis 100 m. hohen Sanddünen verhindert wurde, über 27° 40' östl. von Greenwich im SW. von Dachel vorzudringen, war von dieser Oase bis Siwah 36 Tage in der Wüste, ohne auf einen Baum zu stoßen. Dies erklärt auch, daß von dem unteren Nilthal keine einzige Karawanenstraße nach Wadai u. dem Tsadsee führt. Vgl. Fr. Cailliaud, „Voyage à l'oasis de Syouah 1819–20" (Par. 1824). – G. Rohlfs, „Drei Monate in der Libyschen Wüste. Mit Beiträgen von Ascherson, Jordan u. Zittel" (Kassel 1875).

Licenz (vom lat. licentia, Erlaubniß) heißt im Allgemeinen die Freiheit, Etwas zu thun. So nennt man poetische L. die Freiheit, die sich der Dichter nimmt, um des Versmaßes willen von der gewöhnlichen Redeweise abzuweichen. Im engern Sinne wird L. als Bezeichnung der theologischen Grade (Würden) gebraucht, u. zwar unterscheidet man die

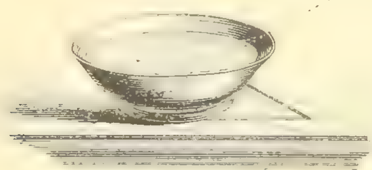
licentia concionandi, d. h. die Freiheit zu predigen, die der Theologe durch das Kandidatenexamen erlangt, u. die licentia legendi, d. h. das Recht zu öffentlichen Vorlesungen an einer Universität. Die letztere wird gleichfalls durch besondere Prüfungen, Disputationen ꝛc. bei der Habilitation erlangt u. bringt zugleich den besonderen Titel Licentiat (mit L. versehen) mit sich, der seit dem 13. Jahrh. an den theologischen Fakultäten die Mittelstufe zwischen dem philosophischen Magister u. dem Doktor der Theologie bildet, jetzt indessen auch bisweilen als bloßer Titel an andere als Universitätstheologen verliehen wird.

Lichnowsky, eine jetzt fürstliche, in Preuß.- u. Oesterr.-Schlesien begüterte Familie, die dem Hause Granson in Hochburgund entstammt u. ihren Namen von dem Schlosse Lichen in Böhmen ableitet, welches Ottenio v. Granson nach seiner Flucht zum König Georg Podiebrad zu Lehn erhalten hatte. Im J. 1702 ward die Familie in den Freiherrenstand, 1721 in den böhm. u. 1727 in den Reichsgrafenstand erhoben. Im J. 1740 ging auch durch Heirath der Besitz des ausgestorbenen Grafengeschlechts Derer v. Werdenberg auf das Haus L. über. Die preuß. Fürstenwürde erhielt letzteres 1773, die österr. nach dem Rechte der Erstgeburt 1824; auch wurde 1861 durch den König von Preußen dem jedesmaligen Haupte des Hauses das Prädikat „Durchlaucht" zuerkannt. Gegenwärtiges Haupt ist Karl Maria, 5. Fürst **v. L.**, preuß. Kavallerieoberst à la suite der Armee, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses u. Herr der Majoratsherrschaften Kuchelna-Polatitz, Grabowka u. Kreuzenort in Preuß.-Schlesien (zusammen 6½ □M.) sowie der Allodialherrschaft Grätz in Oesterr.-Schlesien (4 □M.). Geb. 19. Dez. 1819, ist derselbe seit 2. Mai 1859 mit der Prinzessin Marie v. Croy-Dülmen vermählt. Er ist ein Sohn des Fürsten Eduard Maria **v. L.** (geb. 19. Sept. 1789, gest. zu München 1. Jan. 1845), der sich als Verfasser einer leider nur unvollendet gebliebenen „Geschichte des Hauses Habsburg" (Wien 1836—44, Bd. 1—8) rühmlich bekannt gemacht hat, u. folgte seinem älteren Bruder, dem Fürsten Felix **v. L.** Letzterer, geb. 5. April 1814, diente bis 1838 im preuß. Heere, ging dann auf ein paar Jahre nach Spanien, wo er Brigadegeneral u. Generaladjutant des Prätendenten Don Karlos wurde, veranlaßte 1841 durch seine „Erinnerungen aus den J. 1837—39" (Frankf. 1841 f., 2 Bde.) ein Duell mit dem Bruder des Generals Montenegro, in dem er schwer verwundet ward, bereiste 1842 Portugal, worüber er in dem Buche „Portugal. Erinnerungen aus dem J. 1842" (Mainz 1843) berichtete, sah sich auf der Rückkehr durch Spanien als ehemaliger Karlisten-Offizier durch die Volkswuth so sehr bedroht, daß nur seine Gefangennehmung das Schlimmste verhütete, u. ging, wieder frei gelassen, auf seine Güter in Schlesien. Wegen seiner Verdienste um diese Provinz zum Landesältesten u. Kreisdeputirten ernannt, wurde er dann auch zum Direktor der Koseler Wilhelmsbahn erwählt. Als Mitglied des Frankfurter Parlaments nahm er seinen Platz auf der Rechten u. zeigte sich als hochbegabten Redner. Bei dem Frankfurter Aufstand vom 18. Sept. 1848 fiel er mit dem General von Auerswald (s. d.) auf der Bornheimer Heide dem Pöbel in die Hände, wurde schwer verwundet u. so scheußlich mißhandelt, daß er in der folgenden Nacht im Frankfurter Krankenhause verschied. — Vgl. Köstlin, „Auerswald u. L." (Tüb. 1853).

Licht nennt man die Ursache, durch welche die außer uns liegenden Gegenstände mit Einschluß unseres eigenen Körpers uns sichtbar werden. Diese Ursache ist genau genommen eine doppelte; denn erstens geht ein Reiz in noch näher zu besprechender Weise von der Oberfläche der sichtbar werdenden Körper aus, zweitens ist aber die Gegenwart eines Werkzeuges, des Auges nämlich, nöthig, welches durch diesen Reiz in Thätigkeit versetzt werden kann u. auf ihn eine Gegenwirkung (Reaktion) ausübt. Diese Reaktion des Augen- od. Sehnerven, od. eigentlich wol auch noch nicht einmal dieses, sondern erst des durch den Nerven in Thätigkeit versetzten Gehirns, ist es, was von uns mit L., Helligkeit, Farbe u. s. w. zu bezeichnen ist, obgleich uns unser Bewußtsein, wie in allen ähnlichen Fällen so auch hier, nicht den geringsten Aufschluß darüber giebt, wie in unserem Denk- u. Empfindungsorgane eigentlich die Lichtempfindung zu Stande kommt. Daher kommt es denn auch, daß das gemeine Bewußtsein u. der Sprachgebrauch nicht unserer Empfindung, sondern dem von außen kommenden Reize die Lichtqualität zuschreiben, während doch dieser Reiz sicher ein rein mechanischer ist u. mit der Lichtempfindung selbst so wenig Aehnlichkeit hat, wie etwa das durch eine Flaumfeder auf unserer Wange verursachte Kitzelgefühl mit der kitzelnden Flaumfeder ꝛc. Das, was wir L. nennen, ist also eine gewisse Empfindung in uns, die durch eine äußere Ursache erregt wird, u. diese äußere Ursache wird nicht nur jetzt noch von allen Laien, sondern wurde auch lange Zeit von den Physikern selbst als mit allen Lichtqualitäten begabt, als das L. selbst, angesehen. Uebrigens kann man auch heute noch infolge des Sprachgebrauchs selbst bei physikalischen Erörterungen sich nicht gut entschlagen, diese äußere Ursache kurzweg als „L." zu bezeichnen. Ueber die Art u. Weise, wie diese leuchtende Ursache von den sog. leuchtenden Körpern aus durch den Raum hinwirkt, haben verschiedene Vorstellungen geherrscht. Die alten Philosophen waren, nach dem was wir gesagt haben, eigentlich auf dem richtigen Pfade, wenn sie das L. als eine empfindende Thätigkeit des Auges auffaßten; sie gingen aber zu weit, wenn sie meinten, das Sehen käme dadurch zu Stande, daß das Auge wie mit geheimnißvollen Fühlfäden u. Tastorganen in der Außenwelt an den Gegenständen herumtaste. Aristoteles dagegen u. die Epikuräer sprachen, obschon noch nicht wissenschaftlich klar, die Ansicht aus, daß durch die von den Gegenständen ausgehenden Bewegungen eines sehr dünnen Stoffes das Auge gereizt werde, L. empfinde u. sehe. Das Mittelalter leistete so gut wie nichts für die Erkenntniß der Natur des L.es. Cartesius glaubte, das L. breite sich aus durch die Fortpflanzung von Stößen in den geradlinigen Reihen der von ihm angenommenen, die Welt ganz erfüllenden, starren Atome. Die Ansicht, daß das L. ein aus unendlich kleinen Theilchen bestehender, selbstleuchtender Stoff sei, der von den Oberflächen der leuchtenden Körper ausgesendet werde, wurde bes. von Newton entwickelt u. zur Erklärung aller optischen Erscheinungen verwendet. Man nennt diese Ansicht, die übrigens auch schon unter den Alten ihre Anhänger hatte, die Emanationstheorie (s. d.). Newton war jedoch selbst von derselben nicht völlig befriedigt, bes. weil sie die auch ihm schon bekannten Beugungserscheinungen (s. „Inflexion") nur höchst gezwungen erklärte, u. er wirft am Ende seines großen optischen Werkes die Frage auf, ob sich denn nicht etwa die Lichterscheinungen besser dadurch erklären ließen, daß man, analog den Erzitterungen u. Schwingungen der Luft beim Schalle, auch für das L. einen feinen, aber weit elastischeren Stoff annehme, den er Lichtäther nennen wolle u. dessen Theilchen durch Erzitterungen der Oberfläche der leuchtenden Körper in schnell durch den Raum hin sich ausbreitende Schwingungen versetzt werden. Diese von ihm nur angedeutete Theorie, die sog. Vibrations- (d. h. Schwingungs-) od. Undulations- (d. h. Wellen-)theorie, wurde später von Huyghens genauer begründet, von Young, Euler, Fresnel, Neumann u. A. weiter ausgebildet u. ist in der That im Stande, alle, auch die verwickeltsten optischen Erscheinungen zu erklären. Das Wesentliche der Vibrationstheorie ist also die Annahme, daß die durch leere Zwischenräume getrennten Aetheratome sich gegenseitig durch anziehende Kräfte in ihren Lagen festhalten, u. daß infolge davon, wenn irgendein Atom aus seiner Ruhelage verdrängt worden ist u. dann um dieselbe pendelartig hin- u. herzittert od. schwingt, diese Erzitterung sich nach allen Seiten allen Aetheratomen, einem ums andere, aber sehr schnell, mittheilt. Diese Schwingungen gelangen auch in das Auge, wo sie die auf der Netzhaut ausgehenden Sehnerven erregen u. die Lichtempfindung hervorbringen. Könnte man eine in der Ruhe geradlinige Reihe von Aethertheilchen, nachdem die Theilchen in Schwingung versetzt sind, momentan festhalten, so würde man sie nicht mehr in gerader Linie, sondern in einer Wellenlinie angeordnet finden. Diese Wellen sind freilich sehr klein. Man kann aber ihre Länge mit Hülfe der Inflexions- u. Interferenzphänomene genau berechnen; die längsten Lichtwellen messen nur etwa $^7/_{10000}$ mm. u. erregen im Auge die Empfindung des rothen Lichtes, die kürzesten nur $^4/_{10000}$ mm. u. erregen in uns die Empfindung des violetten Lichtes (s. „Farbenspektrum, Farbenzerstreuung" ꝛc.). Die Aethertheilchen selbst sind weder leuchtend noch gefärbt; nur ihr Schwingungstempo können sie ändern. Das verschiedene Tempo des Reizes erzeugt im Auge die verschiedene Farbenempfindung. Wo die Aethertheilchen ruhen, ist für das Auge Finsterniß. Quellen des L.es sind erstens solche Körper, deren Theilchen (Molekule) in so lebhaften Schwingungen begriffen sind, daß sie dieselben auf den Aether übertragen; wir nennen sie selbstleuchtend. Andere Körper reflektiren nur die auf sie auftreffenden Aetherwellen, man nennt sie in diesem Falle beleuchtet, dagegen dunkel, wenn keine derartigen Aetherwellen von ihnen reflektirt werden. Völlig dunkle Körper können jedoch selbstverständlich nicht gesehen werden. Manche nicht selbstleuchtenden Körper lassen die auftreffenden Aetherwellen, die wir kurzweg Lichtstrahlen nennen können, mehr od. weniger durch sich hindurchgehen; dann heißen sie mehr od. weniger durchsichtig od. nur durchscheinend. Solche Körper, deren Oberfläche nur Wellen von bestimmter Wellenlänge zurückwirft, die andern aber verschluckt, heißen gefärbt; solche, die alle Wellen zurückwerfen, erscheinen weiß; solche, die alle verschlucken, schwarz. — Die vornehmste Lichtquelle ist für uns die Sonne. Ihre Helligkeit ist nahe gleich

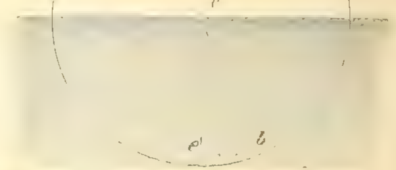
derjenigen, welche 5600 brennende Wachskerzen (sog. Normalkerzen), in einem Punkte vereinigt gedacht, aus [illegible] m. Entfernung hervorbringen würden. Weniger wichtige Lichtquellen sind der Mond u. die übrigen Himmelskörper. Die Helligkeit des Vollmonds ist nach Zöllner's genauer Bestimmung 618,000mal schwächer als die der Sonne. Die wichtigste Quelle des L.es für künstliche Beleuchtung ist der Oxydations od. Verbrennungsprozeß, zu manchen Zwecken auch der elektrische Lichtbogen. Von dem durch Phosphorescenz erzeugten L.e s. „Leuchtsteine" u. „Phosphorescenz". Fällt L. von einer Lichtquelle auf einen undurchsichtigen Körper, so entsteht dahinter ein lichtloser Raum, der Schatten (s. d.). Fällt L. auf eine vollkommen ebene od. genau geschliffene krumme Fläche, so wird es regelmäßig reflektirt od. gespiegelt (s. „Reflexion" u. „Spiegel"). Bei dem gewöhnlichen L. schwingen die Aethertheilchen nach allen Richtungen; solches Licht heißt gemeines L. Unter besonderen Umständen jedoch werden die Lichtstrahlen bei der Reflexion od. auch beim Durchgange durch andere Körper so geordnet, daß von den betreffenden Körpern nur Lichtstrahlen reflektirt od. hindurchgelassen werden, welche alle nach derselben Richtung hinschwingen, u. die infolge dessen auch besondere Eigenschaften haben. Solches nach einer einzigen Richtung schwingendes L. heißt polarisirtes L. (s. „Polarisation"). Die Fortpflanzung der Lichtwellen geschieht in gerader Richtung. Geht ein Lichtstrahl aus einem durchsichtigen Stoffe in einen andern über, in welchem der Lichtäther mehr od. weniger dicht ist als im ersteren, so wird der Strahl vom geraden Wege abgelenkt od. gebrochen (s. „Lichtbrechung"). — Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung der Lichtwellen ist sehr groß; im freien Weltraume legt der Lichtstrahl in einer Sekunde einen Weg von nahe 308,000 Km. (41,500 geogr. M.) zurück, in der Luft nur etwa 300,000 Km. Für den Weg von der Sonne zur Erde braucht er etwa 500 Sekunden. Diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit des L.es wurde zuerst 1676 von dem dän. Astronomen Olaf Römer aus gewissen Vorgängen bei den Verfinsterungen der Jupitersmonde berechnet. Später fand sie der Engländer Bradley auf anderem Wege eben so groß. In neuester Zeit wurde die Lichtgeschwindigkeit von den Franzosen Fizeau u. Foucault schon auf kleinen irdischen Entfernungen durch sinnreiche Methoden gemessen.

Lichtäther, s. „Licht". **Lichtbilder**, s. „Photographie".



Nr. 3973. Lichtbrechung durch Wasser.

Lichtbrechung od. Refraktion nennt man in der Optik (s. „Licht") die eigenthümliche Erscheinung, daß ein Lichtstrahl eine Richtungsänderung erleidet, wenn er aus einem durchsichtigen Stoffe (einem sog. optischen Mittel od. Medium) in einen anderen durchsichtigen, aber verschieden dichten Stoff in der Art eindringt, daß er dabei schräg gegen die Trennungsfläche der beiden Mittel gerichtet ist. Eine Stricknadel, schräg in ein mit Wasser angefülltes Gefäß gehalten, erscheint an der Oberfläche des Wassers geknickt. Diese Erscheinung ist eine Folge der L. Man kann dieses eigenthümliche Verhalten des Lichtes auch durch einen sehr leicht anzustellenden Versuch zur Anschauung bringen. Stellt man sich nämlich (Nr. 3973) einer zunächst leeren Schale so gegenüber, daß man beim Hineinsehen den Boden der Schale u. daher auch ein auf denselben gelegtes blankes Geldstück wegen des Randes nicht mehr erblicken kann, so wird man trotzdem das Geldstück sofort zu Gesicht bekommen, wenn die Schale mit Wasser gefüllt wird, während man gleichzeitig das Auge unverrückt in dem vorigen Beobachtungspunkte verharren ließ. Zugleich scheint das Geldstück viel höher zu liegen, als es wirklich der Fall ist. Es kommt dies eben daher, daß die von dem Geldstück ausgehenden u. ins Auge gelangenden Strahlen bei ihrem Austritte aus Wasser in Luft, anstatt in der geraden punktirten Richtung fortzugehen, eine Knickung od. Brechung erleiden, infolge deren sie nunmehr in das Auge gelangen. Unser Verstand taxirt die Lage des Geldstückes nur aus der Richtung des Strahles nach der Brechung, sucht das Geldstück daher in der Richtung dieses Strahles u. folglich zu hoch. Dies ist auch die Ursache, warum man, wenn man Fische im Wasser schießen will, unterhalb derselben hin zielen muß 2c. Die Untersuchungen der Physiker haben in Bezug auf diese Eigenthümlichkeit der Lichtstrahlen folgende Resultate ergeben. Zunächst nämlich, wenn man nur zwei bestimmte durchsichtige Stoffe ins Auge faßt, läßt sich zeigen, daß, welches auch die Richtung des Strahles in dem ersten Stoffe od. Mittel sein mag, die Richtung des gebrochenen Strahles zu derselben in einer ganz bestimmten Beziehung steht. Zur Erläuterung möge Figur Nr. 3974 dienen. Wäre ac die Richtung eines auf eine Wasserfläche bei c auftreffenden Strahles, so wird derselbe im Wasser eine mehr nach unten gehende Richtung, wie etwa cb, einschlagen. Man kann dies beobachten, wenn man das Wasser in einen Trog mit geraden Glaswänden füllt. Hängt man dann einen Faden mit einer Bleikugel, den wir das „Einfallsloth" nennen wollen, durch den Punkt c gehend in der Richtung de in das Wasser, so wird man beobachten, daß der Winkel acd, der in der Luft zwischen dem einfallenden Strahl ac u. dem Einfallslothe de liegt (der sog. Einfallswinkel), etwas größer ist als der Winkel bce im Wasser zwischen dem gebrochenen Strahle bc u. dem Einfallslothe ce (der sog. Brechungswinkel). Zeichnet man sich nun das Ganze genau auf Papier, zieht aus dem Punkt c mit beliebiger Zirkelöffnung einen Kreis u. mißt die senkrechten Abstände ad u. be der Punkte a u. b vom Einfallslothe, so wird man finden, daß der Abstand in der Luft (ad) um $^1/_3$ größer ist als der im Wasser (be). Die Abstände ad u. be heißen aber in der Geometrie die „Sinus" der betreffenden Winkel. Man mag nun den Versuch mit ganz veränderter Richtung des Strahles ac wiederholen, so oft man will, immer wird der Strahl cb so gebrochen werden, daß der Sinus ad um $^1/_3$ länger ist als der Sinus be, oder: der Sinus des Einfalls- u. der des Brechungswinkels stehen in einem bestimmten Verhältnisse. Dieses wichtige Naturgesetz, das „Brechungsgesetz", wurde 1620 vom Holländer Snellius (auch berühmt durch seine Gradmessung, s. d.) entdeckt, aber erst 1637 vom Franzosen Descartes (Cartesius) veröffentlicht. Das Verhältniß der beiden Sinus ist also für den Fall, wenn der Strahl aus Luft in Wasser tritt, gleich $\frac{ad}{be} = \frac{4}{3}$ od. gleich 1 $^1/_3$. Man nennt es das Brechungsverhältniß od. den Brechungsexponenten. Dieses Verhältniß ist aber nur für je zwei bestimmte Stoffe beständig; tritt der Strahl z. B. aus Luft in gewöhnliches Glas, so ist das Brechungsverhältniß gleich 1 $^1/_2$, für das bleioxydhaltige Flintglas gar 1 $^2/_3$, ebenso groß für Schwefelkohlenstoff, für Steinsalz u. verschiedene Oele ist es etwas kleiner als 1 $^1/_2$, für Diamant sogar 2 $^1/_2$. Je größer das Brechungsverhältniß ist, desto stärker werden die Strahlen abgelenkt. Wird ein Strahl, wie beim Gange aus Luft in Wasser od. Glas, mehr nach dem Einfallslothe zu gebrochen, so nennt man das zweite Mittel (Glas od. Wasser) „optisch dichter" als das erste (Luft); wird dagegen, wie beim Gange aus Wasser in Luft, der Strahl mehr vom Einfallslothe abwärts gebrochen, so heißt das zweite Mittel „optisch dünner". Ganz eigenthümliche Verhältnisse zeigen die meisten krystallinischen Körper in ihrem Verhalten gegen das Licht. So haben manche, z. B. durchsichtiger Kalkspath, Bergkrystall u. a., das Vermögen, den Lichtstrahl beim Durchgange in zwei Strahlen zu spalten (s. „Doppelbrechung"). Wie überhaupt die L. von der verschiedenen Elastizität des Lichtäthers in den verschiedenen Stoffen (Mitteln) abhängt, so entsteht diese sog. Doppelbrechung (s. d.) in den Krystallen speziell dadurch, daß in den meisten krystallinischen Mitteln die Elastizität des Aethers nach verschiedenen Richtungen verschieden ist. Auf der Brechung des Lichtes beruht eine große Zahl von Erscheinungen, so die Fatamorgana (s. d.), die Vergrößerungskraft gläserner Linsen u. s. w. Ueber die Brechung des Lichtes in Linsen u. Prismen s. diese Artikel u. „Farbenspektrum" sowie „Farbenzerstreuung".



Nr. 3974. Bestimmung des Brechungsverhältnisses.

lichten, leicht, leer machen, die Schiffsanker aus dem Grunde winden.

Lichtenberg, ehemaliges deutsches Fürstenthum, 10,5 □M., wurde 1816 von Preußen als Entschädigung für geleistete Kriegsdienste an den Herzog von Koburg abgetreten, 1834 aber von diesem gegen eine Jahresrente von 80,000 Thlr. wieder an Preußen zurückgegeben u. bildet jetzt den Kreis St. Wendel im Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz. Die Ruine des Schlosses L. liegt in der Nähe der Stadt Baumholder in demselben Kreise. — Die Grafschaft L. hatte schon im 9. Jahrh. mächtige Dynasten, deren Geschlecht 1480 im Mannsstamm erlosch; darauf kam das zu beiden Seiten des Rheines gelegene Gebiet als Hanau-L. zum Theil an die Grafen von Hanau u. 1736 an Hessen-Darmstadt, zum Theil mit dem Elsaß an Frankreich. Das Stammschloß L. mit dem Orte gleichen Namens, in den Vogesen (Kreis Zabern) gelegen, ward von den deutschen Truppen 10. Aug. 1870 besetzt.

Lichtenberg, Georg Christoph, berühmt als Physiker u. als geistreicher, witziger Schriftsteller, geb. im Dorfe Oberramstadt bei Darmstadt 1. Juli 1742 als Predigerssohn, that als Kind einen so unglücklichen Fall, daß er einen verwachsenen Körper bekam, setzte seit 1763 seine schon auf der Schule mit Vorliebe betriebenen Studien in der Mathematik, Physik u. Astronomie in Göttingen fort, wo er zugleich die berühmtesten Lehrer der Philosophie, Philologie u. Geschichte hörte, übernahm daselbst 1770 eine außerord. Professur der Philosophie, wurde 1774 Mitglied der Göttinger Sozietät der Wissenschaften u. 1775 ord. Professor, lebte in den letzten 20 Jahren sehr eingezogen u. starb zu Göttingen 24. Febr. 1799. Wiederholte Besuche in England (1770, 1774 u. 1775) waren für seine Weltanschauung u. dadurch auch für seine Auffassung u. Beurtheilung der heimischen Literaturverhältnisse von größter Bedeutung. 1778 übernahm er die Herausgabe des „Göttinger Taschenkalenders", in dem er u. A. seine vortreffliche Abhandlung „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen" veröffentlichte; dieselbe trug am meisten dazu bei, daß die Schwärmerei für Lavater's Lehre sich schnell verlor.



Nr. 3975. Georg Christoph Lichtenberg, geb. 1. Juli 1742, gest. 24. Febr. 1799.

Ebendaselbst erschien zuerst sein Entwurf zu einer „Ausführlichen Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche" (5 Lief., Gött. 1794—99; von anderer Hand fortgesetzt, neue Ausgabe, 6 Bde., 1850—53). Seit 1780 gab L. mit G. Forster das „Göttinger Magazin der Wissenschaften u. Literatur" heraus. Auf dem Gebiete der Elektrizität machte er mehrere wichtige Entdeckungen. Seine physikalischen u. mathematischen Abhandlungen wie satirischen u. humoristischen Aufsätze erschienen nach seinem Tode gesammelt als „Vermischte Schriften" (9 Bde., Gött. 1800—6; neue Aufl., 8 Bde., 1867). Sein Leben beschrieb Grisebach (1871).

Lichtenberg'sche Figuren, s. „Figur".

Lichtenstein, Bergschloß 3 Stunden im S. von Reutlingen (Königreich Württemberg), liegt malerisch auf einem vorspringenden Felsen der Rauhen Alp, 260 m. über dem prächtigen Thale der Echaz, welche in der Nähe sehenswerthe Wasserfälle bildet. Dem Dichter Hauff, welcher die alte Feste im Romane „Die Lichtensteiner" verherrlicht hat, ist in der Nähe ein Denkmal errichtet. Die neue Burg, deren Inneres interessante Sammlungen birgt, wurde 1842 von Heideloff erbaut u. ist im Besitz des Grafen Wilhelm von Württemberg.

Lichterschiff ist ein kleines Schiff, welches zum Entladen größerer Schiffe dient, die vermöge ihres Tiefganges in manche Häfen nicht einlaufen können. Der Lichter hat gewöhnlich flachen Boden u. geringen Tiefgang. Der Name kommt von lichten = erleichtern, erheben.

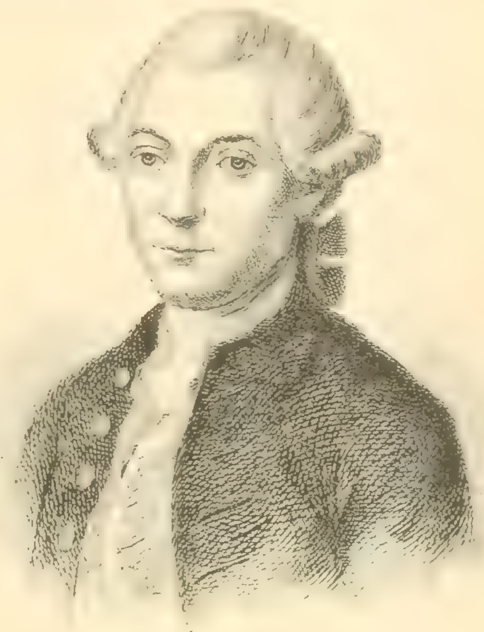
Lichtfreunde hießen seit 1841 die Mitglieder der neugestifteten „Freien Gemeinden" (s. d.); später wurde der Name als spöttische Bezeichnung vermieden.

Lichtloch, s. „Bergbau".

Lichtmesse, vollständiger Mariä Lichtmeß, auch Mariä Reinigung, heißt das christl. Fest, das noch jetzt in der Kathol. Kirche am 2. Febr. zur Erinnerung an die Darstellung Jesu im Tempel u. die Begegnung mit dem greisen Simeon (Evang. Luc. 2, 22 ff.) gefeiert wird, während es von der Evangel. Kirche in Sachsen seit 1831 aufgegeben worden ist. Eingeführt von Kaiser Justinian im J. 542, u. zwar als ein Bittfest gegen öffentliche Unglücksfälle, erhielt es den Namen L., weil an diesem Tage die kirchlichen Wachskerzen in Anknüpfung an Luc. 2, 32 feierlich geweiht wurden. Dies war zugleich eine christliche Umformung der altheidnischen Licht- u. Reinigungsfeste, die von Römern u. Deutschen in dieser Zeit des fliehenden Winters begangen wurden.

Lichtmesser, s. „Photometrie".

Lichtscheu ist ein begleitendes Symptom vieler Augenkrankheiten, welches darin besteht, daß das Auge die Lichtwahrnehmung nicht verträgt. Bei L. tritt in dem betreffenden Auge derselbe Zustand ein, der beim gesunden Auge auf Einwirkung zu starker Lichtreize sich einstellt; die erhöhte Empfindlichkeit ist meist mit Katarrhen u. Geschwüren der Bindehaut u. der Hornhaut kombinirt u. zuweilen so hochgradig, daß das Auge selbst auf ganz schwache Lichtempfindungen hin sich krampfhaft schließt.



Nr. 3976. Magnus Gottfried Lichtwer, geb. 30. Jan. 1719, gest. 6. Juli 1783.

Lichtwer, Magnus Gottfried, deutscher Dichter, geb. zu Wurzen 30. Jan. 1719, studirte seit 1737 in Leipzig die Rechte, verweilte seit 1741 ca. zwei Jahre in Dresden, vergeblich sich um eine Anstellung bemühend, u. begab sich darauf nach Wittenberg, wo er wieder Vorlesungen besuchte u. zum Doktor der Rechte wie der Philosophie promovirt wurde. In Erbschaftsangelegenheiten nach Quedlinburg gereist, wurde er durch ein gefährliches Augenleiden genöthigt, dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Im J. 1747 kehrte er nach Wittenberg zurück, wo er sich habilitirte u. juristische u. philosophische Vorlesungen zu halten begann. Doch nöthigte ihn schon nach zwei Jahren seine schwankende Gesundheit, sich von der akademischen Thätigkeit zurückzuziehen. Indessen gelangte er bald danach in Halberstadt in den Besitz eines Kanonikates, wurde zugleich Regierungsreferendar, 1752 Regierungsrath u. Mitglied der Landesdeputation, erhielt 1763 zu diesen Aemtern noch einige andere u. starb in Halberstadt 6. Juli 1783. — L.'s literarischer Ruf beruht auf seinen „Vier Büchern Äsopischer Fabeln, in gebundener Schreibart" (Lpz. 1748), die er zuerst anonym herausgab u. die wenig Beachtung fanden, bis Gottsched rühmend auf sie aufmerksam machte; sie verdienen in der That alles Lob wegen ihrer lebhaften u. unterhaltenden Darstellung, ihres kräftigen u. wahren Ausdruckes u. der allen zu Grunde liegenden gesunden Moral, die unter dem scherzhaften u. komischen Charakter der Gedichte sich verbirgt. Die von Ramler 1761 veranstaltete Ausgabe dieser „Fabeln" ist arg verstümmelt u. verunstaltet u.

veranlaßte L. 1762 zu einer neuen Ausgabe mit seinem Namen, der dann noch mehrere andere folgten. Außerdem schrieb er ein großes Lehrgedicht, „Das Recht der Vernunft" (Lpz. 1758), in welchem er die wichtigsten Wahrheiten des Rechts der Natur u. der Sittenlehre nach den Grundsätzen der Wolff'schen Philosophie vortrug. Zu einer dichterischen Schule hat L. nie gehört, wie er sich sogar, obgleich mit Gleim (s. d.) an demselben Orte lebend, von dessen Kreise fern hielt. Seine „Schriften", zugleich mit einer Biographie von Fr. Cramer, gab sein Enkel Pott heraus (Halberst. 1828).

Licinius, Name eines plebejischen Geschlechts in Rom, das sich durch berühmte Glieder den edelsten Familien an die Seite gestellt hat. Es gehörte dazu C. L. Stolo, der es in Gemeinschaft mit L. Sextius als Volkstribun im J. 366 v. Chr. nach zehnjährigem Kampf durchsetzte, daß das Konsulat auch den Plebejern zugänglich ward. Es zählten aber auch zu den Liciniern die Linien Crassus u. Lucullus (s. d.). Dagegen war Kaiser L. ein Dacier von niedriger Herkunft, der allmählich alle Stufen der militärischen Würde durchlief u. endlich im J. 307 n. Chr. von seinem Freunde Galerius zum Kaiser erhoben u. über Pannonien u. Rhätien gesetzt wurde. Bald darauf erfolgte der Tod des Galerius, u. L. verband sich mit Konstantinus (s. d.) gegen Maxentius, der in der Schlacht bei Adrianopel geschlagen wurde u. dann seinem Leben durch Gift ein Ende machte. Als einziger Beherrscher des Ostens gerieth L. mit Konstantin schon im nächsten Jahre (314) in Streit. Zwei blutige Schlachten in Pannonien u. Thrazien führten zum Ausgleiche u. zu einer neuen Theilung des Reichs. Aber eifersüchtig auf die Erfolge Konstantin's änderte später L. seine christenfreundliche Politik u. dies rief 323 einen neuen Krieg hervor. Zu Lande u. zu Wasser geschlagen u. endlich in Nikomedia eingeschlossen, ergab sich L. seinem Gegner u. wurde bald darauf in Thessalonich hingerichtet. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen harten u. nicht blos der Kirche, sondern auch den Wissenschaften feindlich gesinnten Mann.

Licitation (a. d. Lat.). Der öffentliche Verkauf von Grundstücken, sonst auch Subhastation (s. d.) genannt, heißt in der Rechtssprache auch L. Der nämliche Ausdruck wird indeß auch auf andere Fälle angewendet, z. B. auf Uebertragung der Ausführung von öffentlichen Arbeiten, Verpachtung von Grundstücken, Vermiethung von Lokalitäten ꝛc. Es erfolgt solchenfalls der Vertragsabschluß „im Wege der L." Das Wort L. rührt davon her, daß bei einem derartigen Verfahren (sog. Licitationsverfahren) sich jeder Zahlungsfähige in dem zu diesem Behufe anberaumten Licitationstermine angeben kann u. es ihm freisteht (licet), sein Gebot zu thun. Mit dem Meistbietenden (od. Wenigstfordernden) muß der Vertrag abgeschlossen werden; doch steht es Demjenigen, welcher ein Grundstück ꝛc. licitando verpachten od. verkaufen will, frei, sich die Auswahl unter den Bietern (Licitanten) u. die Entschließung über Genehmigung der Gebote vorzubehalten. Doch muß ein Vorbehalt dieser Art in die Licitationsbedingungen aufgenommen werden.

Liktoren, die Diener der höheren Staatsbeamten in Rom, welche als Vollstrecker der mit der Magistratur verbundenen Strafgewalt die Fasces od. Ruthenbündel mit den dazu gehörigen Beilen trugen u. bei dem öffentlichen Erscheinen ihrer Herren einzeln hinter einander denselben voranschritten u. sie auf allen Wegen begleiteten. Sie waren meist Freigelassene. Der Diktator hatte 24 L., der Konsul 12, der Prätor 2 in Rom u. 6 in der Provinz; auch jede Vestalin hatte einen L.

Liebenstein, Dorf im Herzogthum Sachsen-Meiningen (Kreis Meiningen) mit 1020 E. (1871), liegt in lieblicher Gegend des Thüringer Waldes am südl. Abhang des Inselberges u. 7 Km. im NO. der Station Immelborn der Werrabahn. Seine erdig-salinische Eisenquelle, welche schon im 17. Jahrh. zur Kur benutzt wurde, u. die prächtige Lage machen den freundlichen Ort zu dem bedeutendsten Badeorte Thüringens. Mit dem Bade, welches früher Privateigenthum des Herzogs war, neuerdings aber in die Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen ist, steht eine Molkenkuranstalt in Verbindung. Ueber dem Dorfe liegen die Ruinen des 1677 zerstörten Schlosses L.

Lieber, Franz, einer der bedeutendsten deutsch-amerik. Gelehrten, geb. zu Berlin 18. März 1800, kämpfte als freiwilliger Jäger 1815 gegen Napoleon u. ward beim Sturm auf Namur schwer verwundet, gerieth 1819 als eifriger Schüler des Turnvaters Jahn in politische Verwicklungen, die seinen Studiengang störten, ging 1821 als Philhellene nach Griechenland, kehrte indeß bald zurück u. fand in Niebuhr einen Gönner. Da indeß auch dessen Einfluß ihn nicht auf die Dauer gegen neue polizeiliche Verfolgungen zu schützen vermochte, begab sich L. 1825 nach London u. von da 1827 nach den Vereinigten Staaten. Dort erwarb er sich durch öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik u. Geschichte schnell einen geachteten Namen. Seit 1835 Professor der Geschichte u. politischen Oekonomie am Columbia-College in Südcarolina, folgte er 1858 einem Rufe für denselben Lehrstuhl an das Columbia-College in New York, an dessen Rechtsschule er später auch die Professur des Verfassungs- u. des Völkerrechts inne hatte. 1844 u. 48 besuchte L. Europa. Der nordamerik. Bürgerkrieg fand ihn auf Seite der Union, u. ein von ihm verfaßter Codex des Kriegsrechts ward vom Präsidenten Lincoln 1863 unter dem Titel „Instructions for the government of the armies in the United Staates in the field" durch Armeebefehl veröffentlicht. Auch war er 1870 Mitglied des Internationalen Schiedsgerichts über die nordamerik.-mexikan. Differenzen. Er starb zu New-York 3. Okt. 1872. Außer seiner „Encyclopaedia Americana" (13 Bde., Philad. 1829—33), die ihn in weiteren Kreisen bekannt gemacht, sind seine Hauptwerke: „Political ethics" (2 Bde.) u. „On institutional self-government or discourses on civil freedom" (Columb. 1853). Auch hat seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Felde der Gefängnißdisziplin viel zur besseren Behandlung der Gefangenen beigetragen, u. seine Abhandlung über den Mißbrauch des Begnadigungsprivilegiums wurde auf Befehl der New-Yorker Legislatur gedruckt u. verbreitet. Sonst sind noch von seinen vielen u. mannichfaltigen Schriften hervorzuheben: „Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland" (Lpz. 1823); „Reminiscences of an intercourse with Niebuhr the historian" (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837) u. „On anglican and gallican liberty" (deutsch von Mittermaier). Unter dem Namen Franz Arnold hat L. auch „Wein- u. Wonnelieder" (Berl. 1825) veröffentlicht.

Liebermeister, Karl, namhafter Arzt, geb. 1834 zu Dortmund, wurde 1865 Prof. der Pathologie u. Therapie u. Direktor der medizinischen Klinik in Basel u. wirkt seit 1871 in gleicher Stellung in Tübingen. Er hat sich bes. durch seine gediegenen Untersuchungen über das Fieber u. dessen Behandlung bekannt gemacht, z. B. „Beobachtungen u. Versuche über die Anwendung des kalten Wassers bei fieberhaften Krankheiten" [mit Hagenbach zusammen] (Lpz. 1868); „Ueber Wärmeregulirung u. Fieber" (ebd. 1871); „Ueber die Behandlung des Fiebers" (ebd. 1872) ꝛc. Auch schrieb er „Beiträge zur pathologischen Anatomie u. Klinik der Leberkrankheiten" (Tüb. 1864) u. gab 1865 seine akademische Antrittsrede „Ueber die Ursachen der Volkskrankheiten" (Basel) heraus.

Liebertwolkwitz, Flecken mit 1866 E. (1871), 9 Km. im SO. von Leipzig gelegen, mit einem Denkmal zur Erinnerung an das am 16. Okt. 1813 hier gelieferte Reitergefecht, welches die Schlacht bei Leipzig (s. d.) einleitete.

Liebesapfel (Solanum Lycopersicum), auch Paradiesapfel; eine Kartoffelart aus Mexiko, die man zwar auch im Norden von Deutschland, häufiger aber im Süden desselben unter dem Namen Tomate (pomme d'amour) zieht. Die über 1 m. hohe, sehr ästige u. haarige Pflanze trägt zwischen den gefiederten Blättern gelbe Blumen, aus denen sich sehr fleischige u. saftige, glatte gelbe od. rothe apfelgroße Beeren entwickeln, deren angenehm säuerlicher Geschmack sie zu Salat u. Saucen verwerthen läßt. Der L. ist nicht zu verwechseln mit der Eierpflanze (S. Melongena, Abart: S. M. ovifera).

Liebeshöfe, s. v. w. Minnehöfe (s. d.).

Liebesmahl der zwölf Apostel ist der Titel eines zwölfstimmigen Oratoriums von Richard Wagner.

Liebesmahle, s. „Agapen".

Liebestrank (lat. Philtrum). Der Glaube, daß man durch den Genuß gewisser Arzneimittel Liebe zu einer andern Person fassen könne, ist sehr alt. Bei Theokrit (Ecl. V), Vergil (Ecl. VIII) u. Horaz (Epod. V) ist sogar eine ziemlich genaue Beschreibung des Verfahrens, dieselben zu bereiten, zu finden. Man erzählt, der Dichter Lucretius habe sich infolge eines solchen L.es, nachdem er in Wahnsinn verfallen sei, selbst entleibt. Auch der Tod des Lucullus wird einer ähnlichen Ursache Schuld gegeben. Die Hexenprozesse des Mittelalters haben eine große Menge Beispiele solcher angeblichen Liebesverzauberungen zu Tage gefördert, u. in England, Frankreich u. Italien sowie im Orient glaubt man noch heutzutage im Volke an die Möglichkeit eines solchen Zauberbannes. Daß natürlich die Anwendung von drastischen Mitteln, wie z. B. der

Kanthariden, die man oft dazu gebraucht hat, von den schlimmsten Folgen für die Person, welche dieselben zu sich nahm, war, ist selbstverständlich. Das Wort „Liebestrank" ist in neuerer Zeit durch Donizetti's gleichnamige Oper wieder der Vergessenheit entrissen worden.

Liebfrauenmilch heißt ein beliebter Rieslingswein, welcher in der Nähe der Liebfrauenkirche in der Mainzer Vorstadt von Worms erbaut wird.

Liebig, Johann, Frhr. v., einer der hervorragendsten Industriellen des 19. Jahrh., geb. zu Braunau in Böhmen 7. Juni 1802, mußte gegen seine Neigung das Handwerk des Vaters, die Tuchmacherei, erlernen, arbeitete als Gesell eine Zeit lang in Reichenberg, kehrte aber dann dem Gewerbe den Rücken u. begann einen Hausirhandel mit Kurzwaaren. Dabei brachte er ein kleines Kapital zusammen, mit dem er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Franz ein Schnittwaarengeschäft in Reichenberg errichtete. Das Geschäft blühte so, daß L. 1828 eine kleine Baumwollspinnerei erstehen konnte. Diese wurde mit der Zeit vergrößert u. durch eine Schafwolldruckerei u. Färberei, später auch durch Anlage einer Kunstweberei u. einer Weifspinnerei erweitert. Im J. 1844 legte L. den Grund zu einer Baumwollspinnerei in Swarow, 5 Jahre später zu einem ähnlichen Etablissement in Haratitz u. 1856 zu dem großartigen Etablissement in Eisenbrod. Aber er begnügte sich nicht mit der Verfolgung einer einzigen industriellen Richtung. Er verpflanzte durch deutsche Kolonisten die Glasindustrie in die Karpathen, legte Bierbrauereien, großartige Bäckereien, Bretsägen u. Spiegelfabriken an. In seinen Fabriken beschäftigte er 5—6000 Menschen, die jährlich über eine Million Gulden an Arbeitslohn erhielten. Außerordentlich viel that L. für seine Arbeiter; er sorgte für die Kranken, errichtete eigene Kochanstalten u. dgl., baute Arbeitshäuser für Arbeiterfamilien, gründete Fabrik- u. Sonntagsschulen für die Kinder der Arbeiter u. schuf endlich ein Asyl für Arbeiterwaisen. Den großen Verdiensten des intelligenten, unablässig thätigen u. menschenfreundlichen Mannes wurde vielseitige Anerkennung zu Theil; u. A. erhielt er einen der höchsten Preise, welche Napoleon III. für die Beförderung der Volkswohlfahrt ausgeschrieben hatte, u. ward 1868 in den erblichen Freiherrenstand erhoben. Er starb auf seinem Schlosse Smirzitz 16. Juli 1870. Vgl. „Joh. L. Ein Arbeiterleben" (Lpz. 1871).

Liebig, Justus, Frhr. v., der größte Chemiker der Neuzeit, der Reformator der Landwirthschaft, ein Gelehrter überhaupt, dessen Genius, indem er nicht blos zersetzte, sondern auch neu gestaltete, weit über die Grenzen seiner Wissenschaft hinaus, auf den Gebieten des praktischen Lebens den segensreichsten u. einen für alle Zeiten bleibenden Einfluß geübt hat. Geb. als Enkel eines Landmannes aus dem Odenwalde u. Sohn eines Kleinkrämers zu Darmstadt 13. Mai 1803, bekam L. durch die Experimente des Vaters, der sich mit großem Geschick auf die Fabrikation von Farben u. Firnissen gelegt, frühzeitig Lust zur Scheidekunst, besuchte das Gymnasium seiner Geburtsstadt u. trat 1818 als Lehrling in die Apotheke zu Heppenheim an der Bergstraße, doch kehrte er schon nach ¾ Jahren ins elterliche Haus zurück mit der bestimmten Erklärung, sich nur der Wissenschaft zu widmen. Nach genügender Vorbereitung bezog er die Universität Bonn, dann die zu Erlangen, wo er u. A. auch mit dem Dichter Platen innige Freundschaft schloß. Im J. 1822 ging er mit Unterstützung des Großherzogs von Hessen zu weiterem Studium nach Paris. Hier erwarb er sich bald die Anerkennung Thenard's u. Gay-Lussac's, nam. aber diejenige Alex. v. Humboldt's. Diesem „mächtigsten u. liebevollsten Freunde" hatte er es zu verdanken, daß ihm fortan „alle Thüren, alle Institute, alle Laboratorien" offen standen. Auch gelang es dem werkthätigen Einflusse Humboldt's, 1824 die Berufung L.'s als außerord. Prof. der Chemie nach Gießen durchzusetzen, u., obgleich damals der an Jahren jüngste Professor aller europ. Hochschulen, rückte er doch schon nach 2 Jahren zum Ordinarius auf. Seitdem ward die kleine Universität ein Mittelpunkt der chemisch-wissenschaftlichen Thätigkeit, wie es vordem keinen gegeben. Mit nimmer müder Arbeitskraft drang L. auf seinem Gebiete vor, Jahr auf Jahr erfolgten die wichtigsten Entdeckungen u. Untersuchungen u. nebenher lief die Erfindung der trefflichsten chemischen Apparate, wie denn überhaupt die Experimentirkunst Keinem so viel verdankt als ihm. Faraday, bis dahin der Meister in diesem Zweige des Faches, sprach es seiner Zeit selber aus: „Bei L. müssen wir Alle wieder in die Schule gehen." Im J. 1839 ward nach seinen Plänen ein neues Laboratorium in Gießen auf dem Seltzersberge gebaut (s. „Laboratorium"), welches zu jener Zeit als das besteingerichtete der Welt galt u. allen später errichteten zum Vorbilde gedient hat. Hier fanden sich alle Nationalitäten vertreten u. Namen, welche schon Klang in der Wissenschaft besaßen. War doch L. auch unvergleichlich als Lehrer; seine Schüler, deren Arbeiten er, wie die durch ihn u. Wöhler (s. d.) geleiteten „Annalen der Chemie u. Pharmazie" (Heidelb. u. Lpz. 1840 ff.) beweisen, gewissenhaft zur Geltung brachte, waren begeistert von ihm. Im Umgang außerhalb seiner Lehrthätigkeit war er ein höchst liebenswerther, gewinnender Mann, reich in der Unterhaltung, empfänglich für Witz u. Scherz, ein feiner Kunstkenner, der Poesie zugethan, der Stern jeder Gesellschaft. Sein Haus in Gießen war, wie später in München, der Versammlungsort aller Strebenden. Das J. 1840 wurde ein Wendepunkt im Leben L.'s u. zugleich ein Wendepunkt in der Geschichte der Landwirthschaft. In diesem Jahre erschien „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur u. Physiologie" (Braunschw.; 8. Aufl. 1865, 2 Bde.), worin L. die ganze Lehre der sog. rationalen Schule von der Ernährung der Pflanzen u. den Zielen der Landwirthschaft über den Haufen warf u. eine neue, auf unabänderlichen Naturgesetzen fußende Theorie aufstellte.



Justus v. Liebig, geb. 13. Mai 1803, gest. 18. April 1873.

Das Werk rief einen ungeheuren Sturm hervor. Im Feuereifer des Reformators hatte L. zwar versäumt, sich die nöthige Einsicht in den praktischen Betrieb zu verschaffen, um das Fundament seines Gebäudes zu sichern; er holte dies aber dadurch nach, daß er ein Areal öden Bodens erwarb u. auf diesem seine Versuche über Pflanzenernährung anstellte. Dieselben bestätigten seine Theorie vollkommen, so daß der sog. Streit der Stickstöffler u. Mineralstöffler mit einem glänzenden Siege L.'s endigte. Durch seine „Fünfzig Thesen" u. sein klassisches Buch „Die Naturgesetze des Feldbaues" (1862) krönte er das Hauptwerk seines thatenreichen Lebens: die Befreiung der Bodenkultur von den Fesseln des Irrthums u. des Vorurtheils. Die beschränkten Verhältnisse seiner engeren Heimat, deren Fürst ihn übrigens 1845 in den erblichen Freiherrenstand erhoben hatte, bewogen L. endlich, 1852 einem Rufe nach München zu folgen, wo ihm ein großartiges Laboratorium errichtet wurde. Auch ernannte ihn der König zum Geh. Rath u. 1860 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften u. zum Generalkonservator. Die Reden, mit denen L. die Sitzungsperioden zu eröffnen pflegte, waren glänzende Zeugnisse seines universellen Blickes; hervorzuheben ist seine dann auch im Druck erschienene schonungslose Kritik des „Franc. Bacon v. Verulam" (Münch. 1863) u. seine Verurtheilung der bestehenden landwirthschaftlichen Akademien, an deren Stelle er die Universitäten empfahl.

Seine Thätigkeit fand in München einen entsprechenden Wirkungskreis. Der Aufschwung der dortigen Universität wie der der bayer. Landwirthschaft ist großentheils L.'s Werk. Eine Aufzählung alles Dessen überhaupt, was dieser in seiner Arbeitskraft nur mit einem Alex. v. Humboldt zu vergleichende Mann auf den verschiedenen von ihm bebauten Gebieten der Welt zum Ruhme u. zum Nutzen geleistet hat, ist kaum ausführbar. Bei einer Betonung blos des Allerwichtigsten ist zu bemerken, daß der „Schöpfer der Agrikulturchemie" auch die Thierphysiologie begründet, die organische Analyse erst hervorgerufen, die Theorien der Säuren, der Gährung, der Gifte u. Kontagien auf die richtigen Bahnen geleitet hat. Außerordentlich groß ist die Zahl seiner Entdeckungen; so entdeckte er z. B. die Hippursäure, den Oenanthäther, das Chloral, das Aldehyd, Schwefelcyan, Melon 2c. Die Technik verdankt ihm die Begründung bez. Umgestaltung der Blutlaugensalzfabrikation, der Herstellung der Knallsäuren, der Spiegelamalgame, der Seifenbereitung, der Porzellanvergoldung u. vieler anderen Industriezweige. Ganz bes. verdient gemacht hat er sich aber durch seine Arbeiten über die menschliche Ernährung, u. zu seinen großartigsten Erfolgen zählt die Erkenntniß des Wesens u. der Wirkung der Blut- u. Fettbildner, der Kohlehydrate u. der plastischen Nährstoffe, der Respiration u. thierischen Wärme, überhaupt des Stoffwechsels im Thierkörper. Als praktische Resultate seiner diesbezüglichen Forschungen traten ins Leben: die Lehre von der richtigen Ausnützung des Fleisches als Nahrung, die rationelle Bereitung der Fleischbrühe, die Erfindung des Fleischextraktes u. die Angabe seiner Herstellung im Großen, wie die Zusammensetzung der Kindernahrung als Ersatz der Muttermilch (vgl. die Schrift „Suppe für Säuglinge", Braunschw., 2. Aufl. 1866). Außerdem hat sich L. viel beschäftigt mit den wissenschaftlichen Grundlagen der Broterzeugung (das sog. „Grahambrot" sollte richtiger „Liebigbrot" heißen). Ferner hat er die Kondensation der Milch behufs der Aufbewahrung der letzteren ausführbar gemacht. Seine Arbeiten über die Desinfektion der Städte u. die Verwerthung der Abfallstoffe sind nicht minder bedeutungsvoll, wie er auch der Landwirthschaft den Gebrauch der Mineraldünger lehrte u. durch deren Aufschließung od. Löslichmachung mittels Säuren (Superphosphate 2c.) eine ganz neue, jetzt schon äußerst großartig entwickelte Industrie schuf. Als Schriftsteller war L. eben so bedeutend wie als Lehrer. Die außerordentliche Klarheit seiner Deduktionen macht das Lesen seiner Schriften zu einem wahren Genuß selbst für den Laien. Daß er auch populär zu schreiben verstand wie Wenige, zeigen seine „Chemischen Briefe" (Heidelb. 1844; 5. Aufl. 1865), welche vor Allem dem naturwissenschaftlichen Sinne der Neuzeit die Bahn haben brechen u. der Menschheit die Augen haben öffnen helfen über die Kunst des Lebens, über die Gesetze ihrer körperlichen Entwicklung u. über die Mittel zu deren Steigerung auf die höchste erreichbare Stufe. Außer diesen „Briefen", die allein genügt hätten, ihn unsterblich zu machen, sind von seinen größeren Werken hauptsächlich noch zu nennen: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie u. Pathologie" (Braunschw. 1842; 7. Aufl., 1862, 2 Bde.); „Untersuchungen über einige Ursachen der Säftebewegung im thierischen Organismus" (ebd. 1848; neue Aufl. 1854); „Die Grundsätze der Agrikulturchemie mit Rücksicht auf die in England angestellten Untersuchungen" (ebd. 1855 u. 56); „Ueber Theorie u. Praxis in der Landwirthschaft" (ebd. 1856); „Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirthschaft" (Lpz. u. Heidelberg 1859) u. seine letzte Schrift „Die Quelle der Muskelkraft" (Lpz. 1870). Ferner hat L. das „Handbuch der Pharmazie" von Geiger völlig umgearbeitet (Heidelb. 1839) u. die Abtheilung desselben über die organischen Verbindungen unter dem Titel „Organische Chemie" (ebd. 1839 ff.) bes. herausgegeben. Mit Poggendorff u. Wöhler gab er seit 1837 das „Handwörterbuch der reinen u. angewandten Chemie" (Braunschw.) heraus; einzelne Artikel daraus erschienen auch in Separatschriften, wie die klassische „Anleitung zur Analyse organischer Körper" (ebd. 1837; 2. Aufl. 1853). Eine Uebersetzung von Gay-Lussac's „Vollständigem Unterricht über das Verfahren, Silber auf nassem Wege zu probiren" veröffentlichte er 1833. Endlich finden sich zahlreiche Abhandlungen von ihm in verschiedenen Fachzeitschriften, wie in Poggendorff's „Annalen", in den „Comptes rendus" der Pariser Akademie 2c. Eine Sammlung seiner „Reden u. Abhandlungen" erschien 1874 (Lpz. u. Heidelb.). Der Lebensabend L.'s ward durch Krankheit mehrfach getrübt; schon 1870 fühlte er sich dem Tode nahe, doch erholte er sich damals wieder u. konnte sich mit voller Seele der Freude hingeben, welche ihm die von den Landwirthen Deutschlands u. Oesterreichs gegründete Liebig-Stiftung bereitete. Aber schon zwei Jahre später, 18. April 1873 Nachmittag $5^{1}/_{2}$ Uhr, endete infolge einer Lungenentzündung das Leben des großen Mannes. Mit München trauerten die Gebildeten aller Nationen um den Verlust dieses Heros seiner Wissenschaft. Vgl. A. Vogel, „J. Frhr. von L. als Begründer der Agrikulturchemie" (Münch. 1874); v. Bischoff, „Ueber den Einfluß des Frhrn. J. v. L. auf die Entwicklung der Physiologie" (ebd. 1874). Verheirathet war L. seit 17. Mai 1826 mit Henriette Moldenhauer (geb. zu Darmstadt 28. Jan. 1807), welche ihn überlebte. Von seinen beiden Söhnen ist der ältere, Georg, geb. zu Gießen 17. Febr. 1827, früher in engl. Diensten in Ostindien, jetzt Landgerichts- u. Badearzt in Reichenhall; er hat u. A. über die „Kurmittel in Reichenhall" (Münch. 1865) u. „Reichenhall, sein Klima u. seine Heilmittel" (ebd. 1871) geschrieben; der zweite, Hermann, geb. zu Gießen 3. Febr. 1831, lebt als Gutsbesitzer auf Hof Schorn bei Starnberg, ist ein tüchtiger Landwirth u. geschätzter Chemiker, als welcher er schrieb: „Die zweckmäßige Anwendung der künstlichen Dünger" (Braunschw. 1867); „Bewirthschaftung des Staatsgutes Schleißheim seit 1618" (Münch. 1869). Eine Tochter L.'s ist mit dem berühmten Chirurgen Thiersch, Prof. in Leipzig, verheirathet; eine andere, jetzt verstorbene, war die Gattin Mor. Carrière's.

Liebknecht, Wilhelm, sozial-demokratischer Journalist u. Politiker, geb. zu Gießen 29. März 1826, studirte in Gießen, Berlin u. Marburg Philologie u. Philosophie, saß wegen seiner Betheiligung am bad. Aufstande vom Sept. 1848 bis Mai 1849 gefangen, worauf er wieder am Kampfe für die Republik Theil nahm, lebte nach dem Siege der preuß. Truppen als Flüchtling erst in der Schweiz, dann seit 1850 in England, kehrte 1862 nach Deutschland zurück, wurde aber im Sommer 1865 wegen seiner Haltung in der Arbeiterfrage aus Preußen ausgewiesen u. nahm nun seinen Aufenthalt in Leipzig. Während des 1866er Krieges Redakteur der „Mitteldeutschen Volkszeitung", die Ende Aug. ihr Erscheinen einstellen mußte, ward er Anfang Okt. 1866 auf einer Reise nach Berlin verhaftet u. wegen unerlaubter Rückkehr zu dreimonatlicher Gefangenschaft verurtheilt. Im J. 1868 übernahm er die Redaktion des „Demokratischen Wochenblattes" (Lpz.), eines Organs des Verbandes deutscher Arbeitervereine. Seit 1867 Mitglied des Norddeutschen Reichstages, wurde L. nach seiner Rückkehr von demselben im Dez. 1870 unter der Anklage auf Hochverrath wiederum verhaftet, nach mehrmonatlicher Untersuchungshaft Ende März entlassen, aber 1872 vom Schwurgericht zu Leipzig mit Bebel (s. d.) zu zweijähr. Festungshaft verurtheilt, die er auf Schloß Hubertusburg abbüßte. Im J. 1874 wählte ihn der 19. Wahlkreis des Königreichs Sachsen wieder in den Deutschen Reichstag. L.'s schriftstellerische Thätigkeit ist hinter seiner agitatorischen u. journalistischen zurückgetreten; publizirt hat er an selbstständig erschienenen Schriften nur: „Was ich im Berliner „Reichstag" sagte" (Lpz. 1867, nach den stenographischen Berichten veröffentlicht) u. „Ueber die politische Stellung der Sozialdemokratie, insbes. in Bezug auf den Norddeutschen Reichstag" (Lpz. 1869).

Liebner, Karl Theodor Albert, evang. Theologe u. sächsischer Oberhofprediger, geb. 1806 zu Schkölen bei Naumburg, studirte zu Leipzig u. Berlin Theologie, verdankte aber die meiste Anregung dem Wittenberger Predigerseminar unter Heubner's Leitung, dem er seit 1828 angehörte. 1832 wurde L. Pfarrer zu Kreisfeld bei Eisleben, 1835 Professor der Theologie u. Universitätsprediger zu Göttingen, 1844 Professor in Kiel, 1851 in Leipzig, wo er 1853 zugleich die Stellung eines ersten Universitätspredigers erhielt. 1855 endlich wurde L. als Oberhofprediger u. Geheimer Rath ins Ministerium des Kultus nach Dresden berufen. Er starb 24. Juni 1871 zu Meran, nachdem er noch kurz zuvor die erste sächsische Landessynode eröffnet hatte. Außer zahlreichen Predigten hat L. nur zwei größere Werke veröffentlicht: „Hugo v. St. Victor u. die theologischen Richtungen seiner Zeit" (Leipz. 1832) u. „Christliche Dogmatik, aus

dem christologischen Prinzip dargestellt" (Bd. 1 Abth. 1, Gött. 1849) — ein Versuch, den strengen kirchlichen Glauben durch eine andere Begründung zu rechtfertigen.

Liebreich, Friedrich Richard, ausgezeichneter Augenarzt, geb. zu Königsberg i. Pr. 30. Juni 1830, praktizirte zuerst in Berlin, dann in Paris, ging bei Ausbruch des Krieges 1870 nach London u. wurde dort Professor der Augenheilkunde u. Arzt am St. Thomas Hospital. Auch hat derselbe die ophthalmologische Literatur durch eine Reihe werthvoller Arbeiten bereichert, die in deutscher, franz. u. engl. Sprache erschienen sind; von allgemeinem Interesse ist seine Schrift: „School life in its influence on sight" (Lond. 1871). — Mathias Eugen Oskar **L.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Königsberg 14. Febr. 1839, hat sich als ein talentvoller Forscher nam. auf dem Gebiete der med. Chemie u. der Arzneimittellehre, insbesondere aber als Entdecker der schlafmachenden Wirkung des Chloralhydrats bekannt gemacht. Seine chem. Studien begann derselbe bei Fresenius in Wiesbaden u. setzte sie in Berlin privatim fort. Nachdem er dann 1857—59 in Afrika zugebracht u. hierauf das Maturitätsexamen bestanden, nahm er an der Königsberger Hochschule das Studium der Chemie wieder auf, indem er sich zugleich der Medizin zuwandte. Seit Juli 1872 ist L. ord. Prof. der Arzneimittellehre u. Direktor der Pharmakologischen Sammlung an der Universität in Berlin.

Liechtenstein, souveränes Fürstenthum, 3,2 □M mit 8320 E. (1867), wird im O. u. N. von Vorarlberg, im S. von dem schweiz. Kanton Graubünden begrenzt u. im W. durch den Rhein von St. Gallen geschieden. Das ganze Ländchen besteht aus der rechten Seite des Rheinthales u. aus dem unbewohnten, alpenreichen Saminathale, beide getrennt durch einen Ausläufer der Fletaplana, in dem sich die Drei Schwestern bes. malerisch erheben. Die Bevölkerung findet in den Strichen am Rhein für den Acker-, Wein- u. Obstbau einen sehr fruchtbaren Boden u. auf dem Bergen für die ausgedehnte Viehzucht treffliche Weiden; ihre industrielle Thätigkeit beschränkt sich auf Baumwollspinnerei u. Holzarbeiten. Parallel mit dem Strome durchschneidet das Fürstenthum die einzige Kunststraße u. eine Eisenbahn, welche in Feldkirch von der Vorarlberger Bahn abzweigt u. bei Buchs wieder in die Bahn Rorschach-Chur mündet. L. zerfällt in die Herrschaften Vaduz u. Schellenberg. Die Hauptstadt ist Vaduz mit 921 E., das malerisch von dem Schlosse L., der Stammburg des gleichnamigen Fürstenhauses, überragt wird. Der größte Ort des Staates ist Balzers mit 1113 E. neben einem isolirten, von dem Schlosse Gutenberg gekrönten Hügel in der Rheinebene unweit der Graubündener Grenze. — Der Fürst, gegenwärtig Johann II. (s. den folg. Artikel), läßt sein Land durch die fürstliche Hofkanzlei in Wien verwalten; mit derselben ist ein Appellations- u. Kriminal-Obergericht verbunden; die oberste Justizbehörde ist das Oberlandesgericht zu Innsbruck. In Vaduz selbst residirt ein fürstlicher Rath u. Landesverweser. Seit 26. Sept. 1862 hat L. auch eine konstitutionelle Verfassung u. einen aus einer Kammer bestehenden Landtag, der jährlich zusammentritt. Münzen, Maße u. Gewichte sind die österreichischen. Die Einnahmen des Staates beliefen sich 1870 auf 50,293 Fl., die Ausgaben auf 43,952 Fl. Die Staatsschuld beträgt 175,000 Fl. Statt einer Civilliste fließen dem Fürsten Domänenerträgnisse zu. Die mit Oesterreich 23. Dez. 1863 erneuerte Zolleinigung hat die betreffende Verwaltung diesem Reiche überlassen, das an L. jährlich 16,000 Fl. vergütet. Der Militäraufwand ist mit der Auflösung des Deutschen Bundes 1866 weggefallen. Die Bewohner sind kathol. Konfession u. gehören zu dem Sprengel des Bischofs von Chur. Die Landesfarben sind roth u. blau. — Das Land gehörte 1815—66 zum Deutschen Bunde u. hatte als Bundeskontingent 100 Mann Jäger zu stellen.

Liechtenstein, Haus, eines der ältesten Geschlechter Oesterreichs, dem viele verdienstvolle u. berühmte Persönlichkeiten angehören. In den beiden Söhnen des der Lehre Luther's zugethanen Grafen Hartmann **v. L.** (geb. 6. Mai 1544, gest. 1595) ward es in den Fürstenstand erhoben: Fürst Karl **v. L.**, geb. 1569, gest. 12. Febr. 1627, kaiserl. Feldherr u. als Statthalter von Böhmen Präsident des Untersuchungs- u. Strafgerichts wider die Rebellen, das 8. Juni 1621 sein blutiges Ende nahm, ward, nachdem er zum Katholizismus übergetreten war, 1608 zum Fürsten gemacht; Fürst Gundakar **v. L.**, Staatsmann u. Diplomat, geb. 1586, erhielt 21. Okt. 1623 die Fürstenwürde u. 19. Aug. 1624 den Titel „Oheim". Die erstere Linie, die Karl'sche, erhielt 1614 das Fürstenthum Troppau u. 1623 Jägerndorf, kaufte 1699 u. 1708 von den Grafen v. Hohenems die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz u. Schellenberg, erlosch aber schon 1712. Die Gundakar'sche, die noch heute blüht, erhielt 1723 Sitz u. Stimme auf dem Reichstage, nachdem Vaduz u. Schellenberg unter dem Namen L. zu einem unmittelbaren Reichsfürstenthum erhoben worden waren. Der „souveräne Fürst u. Regierer des Hauses von u. zu L., Herzog von Troppau u. Jägerndorf, Graf zu Rietberg rc.", ist seit 12. Nov. 1858 **Johann II.** Maria Franz Placidus, geb. 5. Okt. 1840. Derselbe ist auch k. k. erblicher Reichsrath u. hat gewöhnlich seinen Wohnsitz in Wien. Bemerkenswerth sind noch: Ulrich **v. L.**, s. unten. — Bertha od. Perchta **v. L.**, Tochter des Oberstburggrafen Ulrich v. Rosenberg, geb. 1430, vermählt seit 1449 mit Joh. v. L., Wittwe seit 1474, gest. zu Wien 1476. Nach ihrer unglücklichen Ehe lebte dieselbe bei ihrem Bruder Heinrich in Neuhaus, u. als diese Burg umgebaut wurde, fand sie sich täglich in ihrer weißen Wittwentracht bei den Arbeitern ein, um ihnen Essen u. Trank zu bringen. Bald nach ihrem Tode verbreitete sich die Sage, sie, die als Wohlthäterin von ihren Unterthanen beweinte „weiße Frau", erscheine ihrer Familie vor jedem wichtigen Ereigniß, u. in ihr hat überhaupt (nach Hormayr u. Wurzbach) der Volksglaube an eine „Weiße Frau" seinen Ursprung. Vgl. v. Minutoli, „Die Weiße Frau" (Berl. 1850). Die Fürstin Eleonore **v. L.**, geb. als Tochter des Fürsten Oettingen-Spielberg 7. Juli 1745, vermählt seit 1761 mit dem General Fürsten Karl Borromäus Joseph **v. L.** (geb. 20. Sept. 1730), Wittwe seit 21. Febr. 1789, gest. zu Wien 1812. Dieselbe gehörte zu jenen „fünf Damen", welche durch den Verkehr mit Kaiser Joseph II. eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. Ihre Briefe u. Memoiren, welche manche werthvolle Aufzeichnung über die Zeitumstände u. die Sittengeschichte ihrer Zeit enthalten, haben den Stoff zu dem Buche „Fürstin Eleon. L." von Ad. Wolf (Wien 1875) geliefert. Ihr Sohn, Fürst Karl Borromäus Johann Nepomuk **v. L.**, geb. 1. März 1765, gest. infolge eines Duells zu Wien 24. Dez. 1795, war der Liebling u. Reisegefährte des Kaisers Leopold. — Fürst Johann Joseph **v. L.**, geb. 25. Juni 1760, that sich in den franz. Kriegen am Rhein u. in Italien glänzend hervor, schloß 1805 den Frieden von Preßburg ab, trat 1815 dem Deutschen Bunde bei u. starb zu Wien 20. April 1836.

Liechtenstein, Ulrich von, steirischer Ritter u. Dichter, urkundlich seit 1239 nachweisbar u. gest. 26. Jan. 1275 od. 1276, ist der Verfasser zweier größerer poetischer Werke, „Frauendienst" u. „Frauenbuch" betitelt (zusammen herausgeg. am besten von Lachmann, Berl. 1841), beide von nicht bedeutendem poetischen, aber desto größerem kulturhistorischen Werthe, indem sie uns ein getreues Bild des damals schon tief gesunkenen ritterlichen Minnedienstes geben. Der „Frauendienst" (gedichtet 1255) ist eine zweifellos auf geschichtlicher Grundlage ruhende, wenn auch wol poetisch ausgeschmückte Selbstbiographie des Dichters u. berichtet, wie er, obgleich verheirathet u. Vater, in unerwiderter Liebe um eine vornehme Dame warb, ihr zu gefallen sich eine Unterlippe operiren ließ, sich einen Finger abhackte, als Frau Venus verkleidet turnierend durch die Lande zog u. dergleichen Thorheiten mehr. Eingeflochten in dieses Werk sind poetische u. prosaische Liebesbriefe, ein Leich u. zahlreiche Lieder, letztere von gefälliger Form u. hohem rhythmischen Wohllaut. Das 1257 entstandene „Frauenbuch" ist ein Gesprächsstück, gegenseitige Klagen der Frauen u. Männer über den Verfall höfischer Zucht u. Sitte enthaltend. — Eine prosaische, abkürzende Bearbeitung des „Frauendienstes", nur die Lieder in Versen übersetzt, lieferte Ludwig Tieck (Stuttg. u. Tüb. 1812).

Lied, in musikalischer Beziehung die faßliche, leichte, anspruchslose Melodie (meist mit Begleitung) auf ein lyrisches Gedicht. Die Melodie des L.es darf dem angegebenen Charakter gemäß nur höchst selten den Umfang einer Oktave überschreiten, alle schwer zu intonirenden Intervalle sollen möglichst vermieden, alle Rouladen u. Verzierungen weggelassen werden, denn ihr Hauptcharakter ist Einfachheit, ja Einfalt im bessern Sinne des Wortes; daraus folgt auch, daß diejenigen Komponisten vom Wesen des L.es keinen rechten Begriff haben, welche ihre Gesänge, in welchen die Begleitung die Hauptrolle spielt u. die Stimme nur Nebensache ist, in welchen sich die schwierigsten Uebergänge häufen rc., L.er nennen. Das L. ist entweder ein Strophenlied od. ein durchkomponirtes L., je nachdem der Tonsetzer den verschiedenen Strophen des Gedichtes nur eine u. dieselbe Melodie unterlegt, od. dessen Gesang mehr od. weniger bei jeder Strophe verändert. Indessen weicht das durchkomponirte L. schon mehr von der Einfachheit des ursprünglichen

Begriffes ab, verliert an Popularität od. Eingänglichkeit u. bildet vielmehr eine eigene Mittelgattung, die man häufig **Gesänge** nennt, weil sie sich in keine bestimmte Klasse bringen lassen. Man unterscheidet zwei Hauptgattungen des L.es: a) das **Volkslied**, erste u. älteste Grundlage alles weltlichen Gesanges, aus dem Gefühl u. Bewußtsein des Volkes emporgeblüht, entweder von Männern aus dem Volke selbst geschaffen, od., wenn auch von Künstlern, so doch vollkommen zum Eigenthum des Volkes geworden; b) das **Kunstlied**, zwar verfeinert ausgebildet u. erweitert, doch mit dem Volkslied auf einerlei Gesetze beruhend. Das Volkslied erscheint stets nur in einfacher, strophischer, niemals in durchkomponirter Form, während das Kunstlied gegenwärtig wenigstens, fast überwiegend die letztere wählt. Nach dem Inhalt unterscheidet sich das L. als geistliches u. weltliches: das **geistliche** ist hauptsächlich der **Choral**, als religiöser Gemeinde- u. Volksgesang sowol für die öffentliche als häusliche Erbauung; außerdem gehören dazu die verschiedenen Arten Hymnen, Lob-, Dank-, Buß- 2c. Lieder, entweder dem Choralgesange od. dem Kunstliede mehr od. weniger sich anschließend. Das **weltliche** L. kann so verschiedenartigen Inhalt haben, als es überhaupt Gemüthsbewegungen u. Veranlassungen dazu giebt. Fernere Arten des L.es sind: die **Ballade**, sowol im Volkston u. mit strophischer Melodie, als auch in kunstmäßiger Ausbildung u. dann meist durchkomponirter Form; die **Romanze**; auf Stoffe aus der heiligen Geschichte angewendet, die **Legende**; ferner die **Ode**, dem Kunstgesange vorzugsweise angehörend. Das L. wird auch mehrstimmig, gewöhnlich vierstimmig für Chor od. Soloquartett, auch für Frauen= od. Männerchor gesetzt u. dann **Chorlied** genannt; doch wird es durch diese mehrstimmige Behandlung noch lange nicht zum eigentlichen Chore, sondern bleibt der einfache lyrische Gesang, gewöhnlich in strophischer Form, nur mehrstimmig statt einstimmig behandelt.

Lied ohne Worte, eine Gattung einsätziger Klavierstücke, hinsichtlich der Form u. ästhetischen Absicht instrumentale Nachbildung des Liedes, dem entsprechend durchaus lyrischer Natur, aus gesangvoller Melodie u. einer dieselbe tragenden u. mit ihr verwebten Begleitung bestehend. **Mendelssohn Bartholdy** verlieh dieser Art von Tonstücken obigen Namen u. im Wesentlichen auch ihr eigenthümliches Gepräge, wenngleich sie der Sache nach schon vor ihm vorhanden waren.

Liederspiel, ein Schauspiel mit eingeflochtenen Liedern, nicht zu verwechseln mit Singspiel (Operette), in welch letzterem zwar gemeinhin (nicht immer) auch gesprochener Dialog, im Uebrigen aber Recitative, Arien u. ganze musikalisch durchgeführte Scenen enthalten sind, während im Liederspiel nur Lieder vorkommen. Erfunden ist es von Reichardt, dem die französischen Vaudevilles das Vorbild lieferten. Sein erstes Schauspiel dieser Art, „Liebe u. Treue", wurde im Jahre 1800 in Berlin aufgeführt u. fand in der Folge vielfache Nachahmung.

Liedertafeln, Männergesangvereine, deren Zusammenkünfte u. Vorträge entweder mit geselligen Vergnügungen an einer Abendtafel verbunden sind, od. nur Uebungszwecke im Gesang allein verfolgen. Die erste Liedertafel stiftete **Zelter** in Berlin 1808; sie bestand aus einem gewählten Meister u. 24 Mitgliedern, die sämmtlich entweder Dichter, Sänger od. Komponisten sein mußten u. einmal monatlich bei einem einfachen Abendessen sich versammelten, um an deutschen Gesängen sich zu erfreuen. Neue Produkte der Mitglieder, welche Beifall fanden, wurden durch Medaillen u. Auszeichnungen anderer Art belohnt. In der Folge entstand in Berlin noch eine zweite, die sog. **jüngere Liedertafel**, u. seit 1818 sind die L. so allgemein geworden, daß die meisten Städte dergleichen Vereine haben. Heute haben sich nicht selten die L. mehrerer Städte, ja ganzer Kreise, zusammen gethan u. halten zu gewissen Zeiten sog. **Provinzial=L.**, d. h. sie vereinigen zu gemeinschaftlichen u. zum Theil öffentlichen Gesangproduktionen ihre Kräfte. Eine Konsequenz der L. sind die **Liederkränze**, ebenfalls Männergesangvereine, die bes. in Baden, Württemberg u. Bayern ihren Sitz haben. Sie unterscheiden sich darin von den L., daß sie bei Aufnahme ihrer Mitglieder nicht mit der Ausschließlichkeit verfahren wie jene, u. daß sie gleich von vornherein davon absehen, den vierstimmigen Männergesang innerhalb eines **kleinen u. gewählten** Kreises zu pflegen; ihre Mitgliedschaft ist zahlreich u. ihre Wirksamkeit **durch** u. **für** eine größere Gesammtheit.

Liederung, eine Vorrichtung zur Dichtung der beweglichen Theile an Pumpen, Dampfmaschinen u. s. w. Man unterscheidet Kolben- u. Stopfbüchsenliederungen; dieselben bestehen aus Hanf od. Metall u. werden ringförmig um die zu dichtenden Theile, also um die Kolbenkörper od. um die Kolbenstangen gelegt, an die sie ebenso wie an die umgebende Wand dicht anschließen müssen.

Lieferung, Lieferungsgeschäft. Bei einem Verkaufe sind zwei Möglichkeiten denkbar: entweder der Verkäufer hat zur Zeit des Kaufsabschlusses bereits die Waare od. er hat sie nicht. Letzterenfalls verpflichtet er sich, sie nach der Veräußerung **anzuschaffen**, sie zu **liefern**. Ob die Waare in sog. **Quantitäten** (s. d.) od. in einzelnen genau bestimmten Stücken besteht, ist ohne rechtliche Bedeutung. Das, was der Käufer verlangen kann, ist, wie bei Veräußerung bereits vorhandener Waare, L. der erkauften Gegenstände selbst. Es gelten daher von dem Lieferungsgeschäfte genau die Grundsätze wie vom Kaufe überhaupt. Dies ist auch im Art. 338 des Handelsgesetzbuches wenigstens hinsichtlich der zugesagten Lieferung einer Quantität vertretbarer Sachen anerkannt.

Liegnitz, Hauptstadt des gleichnamigen Reg.-Bez. u. kreiseximirte Stadt der preuß. Provinz Schlesien mit 23,124 E. (1871), von denen $1/7$ kathol. ist; liegt an der Katzbach in freundlicher, gartenreicher Umgebung, ist Kreuzungspunkt der Berlin=Sagan=Breslauer u. der Falkenstein-Glogauer Bahn, Sitz der Regierung, eines Kreisamtes u. Kreis= u. Schwurgerichtes, einer Oberpostdirektion, einer Handelskammer u. eines Hauptsteueramtes u. hat eine 1708 von Kaiser Josef I. gestiftete Ritterakademie, ein Gymnasium, eine Provinzialgewerbeschule, ein Taubstummeninstitut, zwei evangel. Kirchen, von denen sich die Marienkirche bes. auszeichnet, eine kathol. Pfarrkirche mit der Gruft der letzten Herzoge von L. u. Brieg. Ein Denkmal Friedrich's d. Gr. befindet sich auch in der Stadt. Die bedeutende Minutoli'sche Sammlung von alten Musterwerken der Industrie u. Kunst, welche in dem königl. Schlosse aufbewahrt wurde, ist aufgehoben u. neuerdings (25. Okt. 1875) zu Köln versteigert worden. Die Industrie der Stadt ist nicht unbedeutend in der Fabrikation von Tuch, Posamentirwaaren, Leder, Tabak, Zucker, in Eisengießerei, Wollspinnerei u. Färberei. In großer Ausdehnung wird in der nächsten Umgebung von L. der Gemüsebau betrieben. — Das **Fürstenthum** L., dessen Hauptstadt L. seit 1164 war, umfaßte die jetzigen Kreise L., Goldberg-Haynau u. Lüben u. ward 1675 mit dem Tode des letzten piastischen Herzogs Georg Wilhelm trotz der Erbansprüche Brandenburgs als erledigtes Reichslehen von Oesterreich eingezogen. Bei der Stadt erfolgte 1241 die große Mongolenschlacht, 1760 der Sieg Friedrich's II. über die Oesterreicher unter Laudon u. 26. Aug. 1813 die für Blücher siegreiche Schlacht an der Katzbach. Der **Regierungsbezirk** L., 247 □M. mit 983,278 E. (1871), umfaßt den nordwestl. Theil von Schlesien, nämlich die preuß. Oberlausitz u. die ehemaligen Fürstenthümer L., Glogau, Jauer u. Sagan mit Theilen des Fürstenthums Schweidnitz u. zerfällt in die kreiseximirte Stadt L. u. in 19 Kreise. — Der **Kreis** L. hat 11,8 □M. mit 73,322 E.

Liegnitz, Fürstin von, Titel der dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III. morganatisch vermählten Gräfin Auguste von Harrach (s. „Auguste"), welche 5. Juni 1873 zu Homburg gestorben ist.

Lienz, Marktflecken im östl. Tirol (Kreis Brixen) mit 2111 E. (1869), liegt an der Mündung der Isl in die Drau in malerischer Gegend unweit der Grenze Kärntens, hat eine goth. Kirche u. zwei Klöster u. treibt nicht unbedeutenden Speditionshandel. Der Ort steht an der Stelle des altrömischen Loncium.

Lier, Adolf, trefflicher Landschaftsmaler der Münchener Schule, geb. 1827 zu Herrnhut in Sachsen, wurde Anfangs für das Baufach bestimmt u. arbeitete in Dresden im Atelier Semper's, später auch in Basel beim Bau des Museums. Dann aber wurde er in München Schüler von Richard Zimmermann, dem er viel von seiner künstlerischen Ausbildung verdankt. Nachdem er dann in den Galerien u. Künstlerwerkstätten von Paris u. London neue Anschauungen gewonnen hatte, kehrte er 1866 nach München zurück u. schuf eine Reihe von Wald- u. Gebirgs-, bisweilen auch Mondlandschaften, die, von meistens geringer Dimension, sich durch eine feine poetische Stimmung u. anziehende Wärme des Kolorits auszeichnen.

Lier od. **Lierre**, Stadt in der belg. Provinz Antwerpen mit 15,053 E. (1869), liegt am Zusammenfluß der Kleinen u. Großen Nethe u. an der Eisenbahn Antwerpen=Maastricht u. ist bedeutend durch seine Bierbrauerei u. Spitzen=, Seiden=, Indienne=, Zucker= u. Oelfabrikation.

Liestal, Hauptort des schweiz. Kantons Basel=Land mit 3873 zu $9/10$ reform. E. (1870), liegt 2 M. im SO. von Basel an der Ergolz, welche in der Nähe einen schönen Wasserfall bildet, u. an der Eisenbahnlinie Olten=Basel, hat ein alterthümliches Ansehen u. ist Sitz der Regierung. Sehenswerth ist die Pfarrkirche u. das Regierungsgebäude; nicht unbedeutend ist die Kantonsbibliothek. In der Nähe liegt das Soolbad Schauenburg.

Lieue, die franz. Meile = 1 Myriameter = 10 Kilometer.

Lieu-kieu od. **Lu-tschu=Inseln** ist der Name einer Reihe zahlreicher, zu Japan gehöriger Inseln, welche sich von Kiu=siu bis Formosa hinziehen u. das ostchines. Meer nach Osten abschließen. Außer den 93 größeren Eilanden, von denen viele vulkanischen Ursprungs sind, giebt es noch eine große Anzahl kleinerer Inseln u. Klippen; alle zusammen bedecken ein Areal von 125,6 □M. mit 234,369 E. (1873) u. zerfallen

in die Linschoten-Inseln, die Sanhok od. Nord-Inseln, die Tsjusan od. Mittelinseln u. die Sannan od. Süd-Inseln. Die größten dieser Inseln sind Oshima u. das 13 M. lange, 3 M. breite u. etwa 48 □M. umfassende Okinawa sima. Von der zur südl. Gruppe gehörenden Insel Majako sima haben die L. I. auch den Namen des Madschikosima-Archipels erhalten. Die Lage zwischen 27 u. 30° n. Br. verleiht den Inseln ein tropisches Klima, das aber durch das Meer u. die Berge im Innern gemäßigt wird. Verschiedene Arten von Palmen, Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Indigo, Thee, Reis u. treffliche Südfrüchte gedeihen in Fülle; der Boden ist sehr gut kultivirt u. selbst die Abhänge der Berge sind mit Reisanpflanzungen bedeckt. Fische u. Gemüse bilden die Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Die Erde birgt Eisen, Zinn u. Kohlen. Die Bewohner sind eine Mischung von Japanern u. Chinesen u. ihre Religion zeigt eben so wol buddhistische als confuzistische Elemente. Ihre Orte sind reinlich, die Häuser meist aus Bambus gebaut u. die Aecker reich bewässert. Ackerbau u. Fischfang sind die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung, die aber daneben noch Papier, Reisbranntwein, Webwaaren, Thongeschirre, Lackwaaren u. Geflechte fabrizirt u. theilweise auch nach den eigentlichen japan. Inseln ausführt; der bedeutendste Hafenplatz ist Nawa auf Okinawa sima. Die beiden auch in der Tracht von einander geschiedenen Klassen der Aristokraten u. des niederen Volkes stehen sich in sozialer Beziehung schroff gegenüber. — Seit mehr als 7 Jahrh. waren die L. I. Japan tributpflichtig, obgleich sie von selbständigen Königen beherrscht wurden; als aber der König Schun ten no 1609 diesen Tribut verweigerte, wurden ihre Freiheiten beschränkt. Die völlige Einverleibung in das Japanische Reich erfolgte 1872; seitdem bilden die Inseln eine eigne Provinz, welche in die Distrikte Tsjusan, Sannan u. Sankoku zerfällt. Der ehemalige König ist japan. Kronbeamter erster Klasse geworden u. die Einkünfte u. Ausgaben stehen unter der Kontrole des japan. Finanzministeriums.

Lieutenant, s. „Leutnant".

Lieven od. Liewen, eine alte, in Livland, Kurland u. Schweden begüterte Adelsfamilie. Die eine Linie derselben wurde mit Hans Henric Liwe **v. L.**, geb. in Kurland 1664, gest. zu Stockholm 25. März 1733, welcher seit 1714 Generalleutnant u. Admiralitätsdirektor in Karlskrona, seit 1719 Reichsrath u. Präsident des livländischen Hofgerichts war, auch Karl XII. stets auf dessen Kriegszügen begleitete, 31. Dez. 1719 in Schweden gegraft. Eine andere Linie hat ihre Standeserhöhung auf Charlotte Karlowna **v. L.**, geb. **v. Posse**, zurückzuführen, welche, geb. 1748, den russ. Generalmajor Andreas Romanowitsch **v. L.** heirathete, als Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1799 in den erblichen Grafenstand u. als Oberhofmeisterin 3. Sept. 1826 in den erblichen Fürstenstand erhoben wurde u. 7. März 1828 starb. Ihr Sohn, Fürst Karl Andrejewitsch **v. L.**, geb. 12. Febr. 1767, wurde als russ. Generalmajor 1817 Kurator der Universität Dorpat, als General der Infanterie 1828 Minister der Volksaufklärung u. 1834 kaiserl. Palastmarschall u. starb 12. Jan. 1845. — Fürst Christoph Andrejewitsch **v. L.**, ein Bruder des Letzteren, russ. Generalleutnant, war Gesandter in Berlin u. 1813—34 in London u. starb zu Rom 10. Jan. 1839. Seit 1793 war derselbe vermählt mit Dorothea **v. Benkendorff** (geb. in Esthland im Dez. 1786, gest. zu Paris 26. Jan. 1857), welche, seit 1828 Ehrendame der Kaiserin von Rußland, in der politischen Welt eine große Rolle spielte, indem sie ihre Salons in Berlin, London u. Paris zu Sammelpunkten für berühmte Persönlichkeiten machte. — Die dritte Linie wurde mit dem bayer. Generalmajor Georg Thaddeus Philipp **v. L.**, geb. in Kurland 11. Jan. 1771, in den Reichsgrafenstand erhoben (19. Juli 1801), starb aber auch schon mit demselben 10. Dez. 1847 aus.

Lievens (od. Livens), Jan, holländischer Maler u. Radirer, Mitschüler u. Nachahmer Rembrandt's, geb. zu Leyden 1607, ging 1630 nach England u. portraitirte dort während eines dreijährigen Aufenthalts die ganze königliche Familie, ließ sich dann in Antwerpen nieder u. malte biblische u. weltliche Historienbilder von korrekter Zeichnung, aber von geringerer Kraft u. Wärme des Kolorits als sein Vorbild Rembrandt; seine Portraits nähern sich denen van Dyck's. Noch mehr als in der Malerei zeigt sich in seinen trefflichen Radirungen der Einfluß Rembrandt's. L. starb in Antwerpen im J. 1663.

Liga (span.) u. **Ligue** (franz.) bezeichnet eine politische Vereinigung von Staaten od. Städten, von Fürsten od. Parteihäuptern zu gemeinsamem Kampfe. Die erste L. in der Geschichte, die italienische von 1375, verband die meisten Mächte der Halbinsel zum Kampfe gegen die weltliche Gewalt des französischen Papstes u. zur Wegnahme aller seiner Besitzungen in Italien. — Die Ligue für das öffentliche Wohl, eine Verbindung selbstsüchtiger Vasallen der französischen Krone, nöthigte 1465 Ludwig XI. vorübergehend zum gänzlichen Aufgeben seiner absolutistischen Pläne. — Die Ligue von Cambray schlossen 1508 Papst Julius II., Kaiser Maximilian, Ludwig XII. von Frankreich u. Ferdinand von Aragonien zu gemeinsamer Bekämpfung u. Plünderung der Republik Venedig. Bald aber (1511) folgte die Heilige Ligue, in welcher sich gegen Ludwig XII. die übrigen genannten Fürsten mit Venedig u. Heinrich VIII. von England verbündeten. — Die größte Bedeutung erlangte in der Geschichte von Frankreich zur Zeit der Religionskriege jene Ligue, die im Febr. 1585 zwischen Philipp II. von Spanien u. Heinrich Guise, als dem Führer der ganzen katholischen Partei in Frankreich, abgeschlossen wurde, um den Protestantismus für immer auszurotten u. Heinrich IV. von Navarra vom Throne fern zu halten. Die unentschiedene Haltung des Königs Heinrich III., der sich von unwürdigen Günstlingen leiten ließ, bewegte 1687 einige Pariser Bürger zur Bildung der Ligue der 16 Quartiere, die sich offen für Heinrich Guise erklärte u. ihn im Mai 1588 durch (die ersten) Barrikaden gegen den König vertheidigte. Weder seine scheinbare Aussöhnung mit dem letzten Valois noch die Ermordung Beider (1588 u. 1589) machte der L. u. ihrer Verbindung mit Spanien ein Ende. Erst der kalt berechnenden Staatsklugheit Heinrich's IV. gelang es 1598, ihre Macht zu brechen u. durch das Edikt von Nantes ihre Spur zu verwischen. — Auch die Geschichte Deutschlands hat eine Katholische Liga aufzuweisen. Als sich zum Schutze der Protestanten, zunächst der Stadt Donauwörth, 1608 zu Ahausen die Protestantische Union (s. d.) gebildet hatte, vereinigte sich im Juni 1609 der Herzog Maximilian von Bayern mit den geistlichen Ständen Schwabens u. Bayerns, um den Katholizismus zu schützen u. zur Herrschaft zu bringen. Das Schwert Tilly's, der die Truppen der L. führte, vertrieb Friedrich V. aus Böhmen u. aus der Pfalz u. erwarb dem Herzog von Bayern die Kurfürstenwürde (1623).

Lightfoot (spr. Leitfut), Johannes, einer der größten englischen Orientalisten u. Bibelforscher, geb. 29. März 1602 zu Stoke in Stafford, studirte zu Cambridge u. wirkte dann als Lehrer u. in verschiedenen geistlichen Aemtern zu Norton, Asle u. seit 1642 zu London, wo er als Redner u. Gelehrter von großem Einfluß war. Von Ende 1643 bis zu seinem Tode führte L. das Pfarramt zu Munden, obschon er daneben seit 1655 auch als Vizekanzler der Universität Cambridge u. als Kanonikus zu Ely thätig war; an letzterem Orte starb er 6. Dez. 1675. L., ein Mann von ungeheurem Fleiß, hatte sich die Aufhellung der Bibel aus den Alterthümern des jüdischen Volkes u. den Schriften der Rabbinen als Ziel gesteckt u. war auf diesem Gebiete nicht nur einer der Bahnbrecher, sondern ist noch jetzt durch seine reichhaltigen Sammlungen aus entlegenen hebräischen Schriften dem Bibelforscher unentbehrlich. Besonders gilt dies von seinen Erläuterungen zum Neuen Testament aus dem Talmud u. den Rabbinen, den berühmten „Horae hebraicae et talmudicae in evangelia" ꝛc. (zuerst englisch, Lond. 1644 ff.). Die vollständigste Ausgabe der gesammelten Werke L.'s erschien zu Franeker (2 Bde., 1699; engl. Supplementband von Strype, Lond. 1700).

Ligne (spr. Linj'), altes belg. Geschlecht, das seinen Stammsitz im Hennegau hat u. in Oesterreich, Galizien, Belgien u. Frankreich begütert ist. Am berühmtesten hat sich gemacht Fürst Karl Joseph **v. L.**, geb. zu Brüssel 12. Mai 1735 als Sohn des Vizekönigs von Sizilien, Fürsten Claude Lamoral **v. L.** (geb. 7. Aug. 1685, gest. zu Mons 7. April 1766). Derselbe diente seit 1752 wie der Großvater u. Vater mit Auszeichnung im österr. Heere, rückte 1771 zum Generalleutnant auf, erhielt gelegentlich einer diplomatischen Sendung nach Petersburg von Katharina II. die Würde eines russ. Feldmarschalls u. 1788 von Joseph II. die eines Großmeisters der österr. Artillerie, welche er auch bei der Belagerung von Belgrad befehligte. Durch die Franzosen bei der Eroberung Belgiens seiner Güter beraubt u. seit Joseph's II. Tode außer Dienst, ergab er sich fortan eifriger literarischer Thätigkeit. Auch unter Franz I., der ihn zwar 1808 zum Feldmarschall ernannte, erhielt er kein Kommando wieder. Er starb zu Wien 13. Dez. 1814. Der liebenswürdige u. witzige, aber auch geschwätzige Fürst hatte seiner Zeit an den Höfen Glück u. Aufsehen gemacht u. mit Männern wie Rousseau, Voltaire, Laharpe, Friedrich d. Gr. ꝛc. in literarischer Verbindung gestanden.

nauer seinen „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires" (Wien u. Dresd. 1795—1811, 34 Bde.; hierzu „Oeuvres posthumes", ebd. 1817, 6 Bde.) sind zu nennen: „Vie du prince Eugène de Savoie" (Weim. 1809), „Lettres" (ebd. 1812, 2 Bde.) u. „Philosophie du catholicisme" (Berl. 1816). Seine „Lettres et pensées" (Par. 1809, 2 Bde.) gab Frau von Staël, „Oeuvres choisies" (ebd. 1809, 2 Bde.) Maltebrun heraus, während Graf Alb. v. Pappenheim seine militärischen Werke (Sulzb. 1815, 2 Thle.) ins Deutsche überserte. — Gegenwärtiges Haupt der Familie ist der Enkel des Vorigen, Fürst Eugen Lamoral Franz Karl **v. L.**, Prinz von Amblise u. Epinoy, Grand von Spanien I. Klasse, geb. 28. Jan. 1804. Früher belg. Gesandter in Paris (1842—48) u. an den ital. Höfen (1848—49), wurde derselbe 1851 Mitglied u. 1852 Präsident des belg. Senats sowie 1861 Staatsminister.

Lignum (lat., Holz; l. sanctum, heiliges Holz, s. „Nutzhölzer".

Ligny, Dorf in der belg. Provinz Namur, ist bekannt durch die Schlacht vom 16. Juni 1815. Blücher hatte seine Truppen zwischen den Dörfern St. Amand u. Sombref aufgestellt, so daß L. das Centrum bildete, während Wellington seine Armee bei Quatre-Bras konzentrirt hatte u., da dort der Hauptangriff Napoleon's erwartet wurde, weder eine Vereinigung noch Unterstützung der Preußen beabsichtigte. Napoleon beauftragte noch Ney, dies eventuell zu verhindern, ließ nach 3 Uhr Nachmittags Vandamme gegen St. Amand u. Gérard gegen L. vorgehen u. zwang die Preußen durch die vorrückenden Garden zum Weichen. Bei L. ward das preuß. Centrum durchbrochen u. Blücher selbst, welcher die fliehenden Truppen neu ordnen wollte, nur mit Mühe durch seinen Adjutanten Grafen Nostitz vor der Gefangennahme bewahrt. Unter dem Schutze der Dunkelheit ward der Rückzug angetreten.

Ligroïn nennt man die sehr flüchtigen Oele, welche bei der Raffinirung des rohen Petroleums mittels Destillation zuerst entweichen. Ihr Siedepunkt liegt unter 100°, u. das L., welches ein Gemenge verschiedener solcher Kohlenwasserstoffe bildet, siedet in der Regel schon bei 50—60°; die große Flüchtigkeit dieser auch speziell sehr leichten Oele verräth sich schon durch den intensiven Geruch. Um sie als Leuchtmaterialien zu verwenden, sind besondere Lampenkonstruktionen nöthig: entweder brennt man den Dampf, der sich von selbst aus einem mit L. benetzten Schwamme entwickelt, od. man leitet einen Luftstrom durch die Ligroïnflüssigkeit, der sich mit Ligroïndämpfen sättigt u. wie gewöhnliches Leuchtgas gebrannt werden kann.

Ligue, s. „Liga".

Lignori u. Lignorianer. Alphons Maria v. **Lignori,** geb. 27. Sept. 1696 zu Neapel aus vornehmem Geschlechte, machte bei den sog. Priestern des Oratoriums seine Studien. Von Jugend auf tief religiös angeregt, gab er 1725 die juristische Laufbahn auf u. trat in eine Missionsgesellschaft zu Neapel ein, wurde 1726 zum Priester geweiht u. legte auf der Kanzel u. bes. im Unterrichten des gemeinen Volkes einen brennenden Eifer an den Tag. Nachdem er schon 1731 als Bußprediger zu Foggia eine Erscheinung der Jungfrau Maria gehabt hatte, ließ er sich durch eine andere Vision einer Nonne bestimmen, 8. Nov. 1732 zu Scala bei Benevent einen neuen Orden, die „Genossenschaft unseres allerheiligsten Erlösers", zum Dienste an den Aermsten u. Hülflosesten aus dem Volke zu stiften, die ihren Gliedern die härtesten Entbehrungen auferlegte. Erst 1752 erhielt sie nach starken Anfeindungen eine feste Regel u. 1759 die päpstliche Bestätigung als Orden der Redemptoristen (von lat. redemptor, Erlöser), auch Liguorianer genannt. Alphons v. L. selbst, der es als lebenslänglicher Oberer allen Andern an Eifer u. Selbstpeinigung zuvorthat, wurde 1762 vom Papste genöthigt, einen Bischofssitz in Neapel einzunehmen. In dieser Stellung war er bes. für die Hebung des Volksunterrichts u. als Erbauungsschriftsteller thätig. Seine zahllosen Schriften u. Schriftchen, bes. die im Interesse des Mariendienstes, der Anbetung der Hostie u. der täglichen Heiligung, haben in allen katholischen Ländern u. in den verschiedensten Sprachen die weiteste Verbreitung gefunden; die deutsche Gesammtausgabe (Regensburg 1842 ff., meist in Uebersetzungen von Hugues) umfaßt in drei Abtheilungen 40 Bde., die meisten in zahlreichen Auflagen. — 1775 wurde L. endlich von seinem Bisthum enthoben u. zog sich in ein Ordenshaus zurück. Doch mußte er noch den Schmerz erleben, von Pius VI. wegen ausgebrochener Spaltungen im Orden als Rektor desselben abgesetzt u. vom Orden ausgeschlossen zu werden. Er ertrug das Alles mit bewunderungswürdiger Geduld u. starb am 1. Aug. 1787. Bereits 1796 wurde er von Pius VI. „ehrwürdig" gesprochen, 1816 „selig" u. 1839 von Gregor XVI. zum Heiligen erhoben. — Die oben erwähnte Spaltung des Ordens wurde 1790 beseitigt; durch den Mähren Hoffbauer wurde er um dieselbe Zeit zu Warschau u. in Kurland eingeführt u. entfaltete eine reiche Wirksamkeit in jenen Ländern, bes. da sich nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) viele Jesuiten unter die Redemptoristen geflüchtet hatten. 1807 mit Gewalt aus Polen vertrieben, setzte sich der Orden 1820 in Oesterreich fest u. hat hier bis 1848 gleichsam einen zweiten Mittelpunkt neben Neapel gehabt. Einflußreich im Beichtstuhl u. durch den Jugendunterricht, haben sich die Redemptoristen trotz mancher Vertreibungen bis heute nam. in Frankreich u. Amerika einer hervorragenden Stellung unter den geistlichen Orden zu erfreuen.

Ligurien (lat. Liguria), das Land der Ligurer, eine Landschaft Norditaliens, erstreckte sich vom Var (Varus) bis zur Magra (Macra) längs des Ligurischen Meerbusen (Sinus Ligusticus, Busen von Genua) landeinwärts bis zum Austritt der Sesia aus den Alpen u. ward im Süden von dem Ligurischen Apennin durchzogen. Die Ligurer, welche ursprünglich auch im W. des Rhoneflusses im südlichen Gallien seßhaft waren, dort aber mit den Kelten verschmolzen, auch Korsika bevölkert hatten u. selbst am Gardasee wohnten, waren von unbekannter Abkunft u. weder mit den Kelten noch mit den Iberern verwandt. Sie zerfielen in eine große Anzahl von Stämmen, deren wichtigste die Vediantier in der Gegend von Nizza (Nicaea) u. Monaco (Herculis Monoeci Portus), die Tauriner um Turin (Augusta Taurinorum), die Libicer nördlich von Vercelli (Vercellae), die Friniaten, Briniaten u. Apuarier in den Apenninen in der Nähe Etruriens waren. Die röm. Schriftsteller rühmen ihre Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Gewandtheit u. ihren Muth; Cato legt ihnen aber auch Unwissenheit u. lügnerische Gesinnung zur Last, u. Diodor spricht von ihnen als gefürchteten Seeräubern. Schon im ersten Punischen Kriege kämpften ligurische Hülfsvölker im Heere der Karthager; die Römer geriethen mit ihnen in Kampf, nachdem sie Etrurien unterworfen hatten, leisteten zuerst dem von den Ligurern hart bedrängten Massilia Hülfe, konnten aber erst nach einem 50jährigen Guerillakriege 150 v. Chr. diese Bergvölker als vollständig besiegt ansehen.

Ligurische Republik war der Name der Republik Genua, nachdem dieselbe infolge der franz. Invasion 1797 eine der franz. ähnliche demokratische Konstitution angenommen hatte. Diese Verfassung, welche auf einem aus dem Rathe der Alten u. dem Rathe der Sechziger bestehenden Gesetzgebenden Körper u. einem Direktorium von fünf Mitgliedern beruhte, nahm aber schon 1802 dadurch eine mehr aristokratische Form an, daß an Stelle des Direktoriums ein Präsident trat. Drei Jahre später erfolgte die Vereinigung mit Frankreich u. die Umwandlung der L. R. in 3 Departements.

Ligusterschwärmer (Sphinx ligustri), ein in ganz Europa von Mai bis Juli heimischer Schwärmer mit röthlichgrauen, schwarzbraun gezeichneten, weißlich gespitzten Vorderflügeln, rosenrothen, schwarzgebänderten Hinterflügeln u. rosenrothem, schwarzgebändertem Hinterleib. Seine glatte, hellgrüne Raupe hat jederseits sieben weiße, zur Hälfte violette Schrägstreifen u. ein dunkles Schwanzhorn; sie lebt von Mitte Juni bis September auf Rainweide (Liguster) u. Hollunder (Syringe), verpuppt sich in der Erde u. überwintert daselbst.

Ligustrum vulgare, Liguster, Zaun- u. Hartriegel, Rainweide, Rainwende, daher auch Röhrenwende, Bein-, Hack-, Hecken- u. Tintenbeerstrauch, Grünfaulbaum u. s. w., ist ein höchst charakteristischer Strauchbaum aus der Familie der Oleaceen, der bis in den Winter hinein seine weidenartigen Blätter trägt, im Juni weiße Blumen in dichten ästigen Trauben entwickelt u. dann eine Menge schwarzer, selten grüner od. weißer, zweifächeriger Beeren erzeugt, die man zum Blau- u. Schwarzfärben, zum Färben des Weins u. zum Kartenmalen benutzt. Das überaus harte Holz ist gesucht zu Holz- u. Schuhnägeln sowie zu Drechslerarbeiten. Auf dem Laube halten sich ebenso wie auf den familienverwandten Eschen u. Flieder gern die Spanischen Fliegen auf, sowie auch der Strauch einen besonderen Schmetterling, den Ligusterschwärmer (s. d.), besitzt. Als Heckenpflanze ist der L. unübertrefflich, da er, unter der Schere gehalten, dichte Zäune bildet u. mit jedem Boden vorlieb nimmt.

Liimfjord od. Lymfjord heißt eine Meerenge, welche den nördl. Theil Jütlands durchschneidet, das Kattegat mit der Nordsee verbindet u. das Stift Aalborg als Insel von der Jütischen Halbinsel scheidet. Er beginnt im O. bei Hals u. behält einen flußähnlichen Charakter bis Aalborg; im W. dieser Stadt erweitert er sich zum ersten Mal, wird bis 2 M. breit, umschließt mehrere Inseln u. verengt sich nach W. dann wieder, um bei Aggersborg plötzlich in ein gewaltiges Bassin einzutreten, das

9 M. breit ist; in demselben liegt u. a. die $6^{1}/_{2}$ □M. große Insel Mörs mit der Stadt Nykjöbing. Bei Aggerminde steht der L. durch eine enge Pforte mit der Nordsee in Verbindung; bis 1825 war er nur ein Meerbusen, in diesem Jahre aber brach das Meer durch die schmale Dünenreihe u. machte den L. zu einer Meerenge, welche 22 M. lang ist u. einen Flächenraum von 26 □M. bedeckt.

Lila, Lilack, s. „Syringe".

Lilie als heraldische Figur findet sich in vielen Wappen, bes. bekannt sind aber die L.n im Wappen der franz. Könige aus den Häusern Valois u. Bourbon; seit Ludwig VII. (1137—80) zuerst u. zwar in größerer Zahl vorkommend, wurden durch Karl VI. (1322 bis 1328) die L.n in der Dreizahl für immer dem Wappen seines Hauses eingefügt. Diese heraldische L. besteht aus drei Hellebardenspitzenähnelnden Blättern, deren mittelstes aufrecht steht, während die beiden andern nach rechts u. links sich abwärts krümmen; umschlungen sind die Stiele dieser Blätter mit einem Bande. Das Lilienbanner ist die mit den drei L.n geschmückte weiße Fahne der Valois u. Bourbons.



Nr. 3978. Die drei Lilien von Frankreich. (Goldene Medaille aus dem J. 1451.)

Lilienhähnchen (Crioceris [Lema] merdigera), ein 7 mm. langer schwarzer Käfer mit scharlachrothem Halsschild (Familie der Blattkäfer od. Chrysomelinen). Er bringt durch Reiben der Flügeldecken am Halsschilde einen zirpenden Ton hervor (daher Zirpkäfer, Musikant) u. lebt auf Lilien u. Kaiserkronen, deren Blätter seine rothe Larve zerfrißt, wobei sie sich mit ihrem eignen Kothe bedeckt. Von den etwa 300 Arten derselben Gattung ist noch das schöngezeichnete, den Spargelschossen schädliche Spargelhähnchen (C. asparagi) zu nennen.

Lilienstein, ein 411 m. hoher Tafelberg des Elbsandsteingebirges (Sächs. Schweiz), erhebt sich 60 m. über die Elbe auf deren rechter Seite, gegenüber der Festung u. Stadt Königstein, u. bietet von seinem jetzt leicht zugänglichen, ausgedehnten Plateau eine herrliche Aussicht auf das Elbthal. Seine Südseite wird zu Schießübungen von der Festung Königstein benutzt.

Lilium, Lilie; monokotylische Pflanzengattung der Liliaceen, deren Typus sie ist, mit zwiebeligem Stengel u. ansehnlichen Blumen, die die bekannte Form der monokotylischen Blume in der Drei- od. Sechszahl der Organe in sich tragen u. sämmtlich Zierpflanzen sind. Einheimisch sind: der Türkenbund (L. Martagon) u. die Feuerlilie (L. bulbiferum). Außerdem hat man seit 1596 in den Gärten die weiße Lilie (L. candidum) aus dem Orient wegen der Schönheit von Form u. Farbe, auch wegen ihres durchdringenden Wohlgeruches eingeführt. Von den Dichtern oft besungen, ist sie jedoch (nach Robinson) nicht die Lilie des Neuen Testaments. Eine vierte Art, welche ebenfalls 1596 eingeführt worden sein soll, ist der scharlachrothe Türkenbund (L. chalcedonicum), mit scharlachrothen, gelben od. weißen Blumen. In der Neuzeit haben die Gärten noch viel schönere Arten erhalten, die meist aus Japan stammen, wie z. B. L. auratum, dessen Blumen über 26 cm. im Durchmesser haben, L. speciosum od. lancifolium, Brownei, cordifolium, longiflorum, callosum, eximium, testaceum, venustum. — Die Liliaceen im engeren Sinne umfassen die Gruppe der Tulpenartigen, im weiteren Sinne auch die Agapantheen, Aloegewächse, Asphodeleen, Smilaceen, Lapageriaceen, Roxburghiaceen, Herreriaceen u. Ophiopogonaceen.



Nr. 3979. Japanische Lilien.
a Prachtlilie (L. speciosum), b herzblättrige Lilie (L. cordifolium), c schwielentragende Lilie (L. callosum).

Lille (vläm. Ryssel), stark befestigte Hauptstadt des franz. Dep. Nord mit 152,775 E. (1872); liegt an der schiffbaren Deule, nur $1^{1}/_{2}$ M. von der belg. Grenze. Die Stadt ist zum Theil sehr schön gebaut u. hat einzelne großartige Plätze. Unter den Kirchen sind bes. nennenswerth die neue Kirche Notre-Dame, die St. Moritz- u. die Katharinenkirche. Die Gemäldegalerie u. das Wicar-Museum gehören zu den bedeutendsten derartigen Sammlungen in Frankreich. Sehr schöne Gebäude sind das Stadthaus, die Markthalle, der Justizpalast, das Archivgebäude, die Börse, das Theater, der Konzertsaal u. die Hauptwache. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt L. eine im Nov. 1875 eröffnete kathol. Universität, welche vorzugsweise von der Geistlichkeit des Erzbisthums Cambrai unterhalten wird, den Namen Institut catholique führt u. vorläufig aus einer medizinischen u. juristischen Fakultät besteht, ein Lyceum u. eine Akademie für Musik. Neben mehreren wissenschaftlichen Anstalten besteht hier auch ein Botanischer Garten. Bedeutend sind das allgemeine Armenhaus, das große städtische Krankenhaus, in dessen Räumen die neugestiftete kathol. medizinische Fakultät Raum gefunden, die Taubstummenanstalt, das Findelhaus, das Irrenhaus ꝛc. L. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte Frankreichs, welche nam. leinene u. wollene Gespinnste u. Webereien, Posamentierwaaren, Tuche, Maschinen, Tabak, Zucker, Oel, Chemikalien, Fässer u. A. m. produzirt u. einen beträchtlichen Handel mit Wein, Branntwein, Oel, Tabak u. Kolonialwaaren treibt. — L. entstand aus einem 863 von Balduin I. von Flandern errichteten Schlosse, war im Mittelalter schon durch seine Spitzenmanufaktur hervorragend, kam im Aachener Frieden definitiv an Frankreich u. verdankt seine in neuster Zeit sehr erweiterten Festungswerke Vauban. Erobert wurde die Stadt nur 1708 durch die Oesterreicher unter Prinz Eugen v. Savoyen.

Lilliput, der Name eines von Swift (s. d.) in „Gulliver's Reisen" erdichteten Ländchens, dessen Einwohner, die Lilliputer, nur von der Größe eines Daumens sind.

Lima, Hauptstadt der südamerik. Republik Peru mit 160,056 E. (1871), liegt $1^{1}/_{2}$ M. von der Hafenstadt Callao (s. d.) entfernt in einer wellenförmigen Ebene am Flusse Rimac, ist in regelmäßige Häuserquadrate getheilt u. hat in den engen, unreinlichen Straßen meist zweistöckige, graue Häuser. Die schönste der zahlreichen Kirchen ist die Kathedrale auf der Plaza mayor, welche in der Mitte des vorigen Jahrh. mit Benutzung der durch ein Erdbeben zerstörten alten erbaut worden ist; von den Klosterkirchen entwickelt die der Dominikaner den größten Glanz. Andere hervorragende öffentliche Gebäude sind das der 1551 begründeten, jetzt aber eingegangenen Universität, die Münze, das ehemalige Jesuitenkollegium u. das Gefängniß. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt L. eine medizinische u. eine juristische Lehranstalt, ein Priesterseminar, eine Kunst- u. Gewerbeschule u. eine Militärschule. Mit der Nationalbibliothek ist ein an peruan. Alterthümern reiches Museum verbunden. Die Bevölkerung L.'s stellt ein buntes Gemisch von Indianern, span. sprechenden Kreolen, Mischlingen, Deutschen, welche für den Handel der Stadt eine große Bedeutung haben, Italienern u. Franzosen dar; in den ausgedehnten Vorstädten wohnt eine beträchtliche Anzahl von Kulis. L. ist Sitz des Präsidenten u. der obersten Staatsbehörden u. eines Erzbischofs. Der Handel liegt vorzugsweise in den Händen der Fremden u. wird sich nach Vollendung der Orayabahn noch beträchtlich steigern. Dieselbe schließt sich an die schon vollendete Bahn Callao-L. an, wird in einer Höhe von 4649 m. die Anden überschreiten, am Chauchamayo, einem schiffbaren Nebenfluß des Ucayali, enden u. so den Stillen Ozean mit dem Amazonenstrom in Verbindung setzen. Der 1175 m. lange große Tunnel von Galera war 22. Juli 1875 fertig gestellt. — L. wurde 1535 von Pizarro als Ciudad de los Reyes (d. h. Stadt der Könige) begründet u. 28. Okt. 1746 durch eines der furchtbarsten Erdbeben fast vollständig zerstört.

Liman heißt eine seeartig erweiterte Flußmündung, die gewöhnlich eine Anzahl aus angeschwemmtem Lande bestehender Inseln umschließt. Bes. charakteristisch ist diese Form bei vielen der in den Atlantischen Ozean mündenden Flüsse Nordamerika's, in Europa bei einzelnen engl. u. russ. Strömen, nam. beim Dnjestr, Bug u. Dnjepr u. den zwischen ihnen ins Schwarze Meer sich ergießenden Küstenflüssen, in Asien beim Ob, Jenisei ꝛc.

Limburg, ehemaliges Herzogthum, lag zwischen dem Bisthum Lüttich u. den Herzogthümern Jülich u. Luxemburg, ward 1530 durch

die Lütticher Stadt Maastricht vergrößert u. 1648 zwischen den Niederlanden, welche die Graifschaften Daelhem u. Falkenberg erhielten, u. Oesterreich getheilt; 1797 kam L. an Frankreich u. 1814 wieder an die Niederlande zurück. Die Revolution von 1830 führte zu einer Vereinigung des Landes mit Belgien, das aber 1839 die jetzige niederländ. Provinz L. an den Nachbarstaat wieder abtreten mußte. Dafür trat aber dieser Theil, mit Ausnahme der Festungen Maastricht u. Venlo, formell dem Deutschen Bunde bei, bis die Auflösung des letzteren 1866 auch dieses unnatürliche Verhältniß löste. Die niederländ. Provinz L., 40,0. □M. mit 227,469 E. (1873), liegt im SO. dieses Staates zu beiden Seiten der Maas u. grenzt an die preuß. Rheinprovinz, Luxemburg, Belgien u. die niederländ. Provinzen Nordbrabant u. Gelderland. Nur im S. reichen baumreiche Ausläufer der Ardennen hinein, im Uebrigen ist das Land flach u. an der Maas fruchtbar, im NW. u. W. aber voll Heiden u. Sümpfe. Die meist kathol. Bevölkerung treibt neben Ackerbau u. Viehzucht Wollweberei, Spinnerei, Gerberei, Strohflechterei, Branntweinbrennerei u. Bierbrauerei, bearbeitet bei Maastricht große Steinbrüche u. baut bei Kerkrade Steinkohlen u. im W. Torf ab. Die Bienenzucht ist ansehnlich. L. zerfällt in die Kreise Maastricht u. Roermond. Die belg. Provinz L., 43,81 □M. mit 200,668 E. (1871), wird durch die Maas von der gleichnamigen niederländ. Provinz geschieden u. von den belg. Provinzen Antwerpen, Brabant u. Lüttich u. von der niederländ. Prov. Nordbrabant begrenzt. Das Land ist im S. hügelig u. dort auch reich an Eisenerzen, zum großen Theil aber flach u. wegen der ausgedehnten Heiden u. Moore nur zu 2/3 kultivirt; doch sucht man in neuester Zeit die sandigen Distrikte durch Ueberrieselung zu meliorisiren. Die Bewohner sind meist vlämischer Nationalität; sie treiben starke Viehzucht, im S. auch beträchtlichen Obstbau u. führen nam. viele Hühner u. Pferde nach England aus. In industrieller Hinsicht ist diese Provinz wichtig durch ihre Brauerei, Branntweinbrennerei, Strohhutflechterei, Gerberei u. Fabrikation von Tabak u. Zucker. Sie zerfällt in die Arrondissements Hasselt, Tongern u. Maaseyk.



Limburg an der Lahn, Amtsstadt im Unterlahnkreise des preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden (Provinz Hessen-Nassau) mit 4794 E. (1871), liegt an der linken Seite der Lahn, über welche eine schon 1315 erbaute Brücke führt, u. an der Eisenbahn; ist Sitz eines Bischofs u. Domkapitels, eines Kreis- u. Amtsgerichtes u. hat in dem auf einem Felsvorsprunge über den Fluß sich erhebenden, 1235 geweihten, aber schon 909 gegründeten Dome eines der herrlichsten Bauwerke romanischen Stiles in Deutschland. Die Stadt hat eine Realschule u. ein Priesterseminar u. treibt Wollspinnerei, Gerberei, Tabaks-, Tuch- u. Maschinenfabrikation, Töpferei u. A. Im Mittelalter war L. als Handelsstadt bedeutend u. gehörte bis 1803 zum Kurfürstenthum Trier. In der Nähe befinden sich große Phosphoritgruben. — Die im 14. Jahrh. abgefaßte Limburger Chronik ist für die Sittengeschichte des Mittelalters von großem Werthe.

Limerick, Grafschaft im SO. Irlands, 48,72 □M. mit 191,313 E. (1871), grenzt im N. an den unteren Shannon, im W. an die Grafschaft Kerry, im S. an Cork u. im O. an Tipperary u. ist eine wellenförmige Tiefebene, welche von Hügeln durchzogen wird, die bis 270 m. ansteigen u. nur im NO. den Charakter eines Gebirges annehmen. Die trefflichen Weiden begünstigen nam. die Rindviehzucht. Die Bevölkerung, welche zu 95 % kathol. ist u. seit 1841 um 40 % abgenommen hat, treibt außer Ackerbau u. Viehzucht noch Schiffahrt, Küstenhandel u. Wollspinnerei, baut Steinkohlen u. Kupfererze ab u. gewinnt guten Marmor. — Die Hauptstadt L. mit 39,828 E. (1871) liegt auf beiden Seiten des Shannon u. der von diesem gebildeten Königsinsel, welche den ältesten Theil der Stadt trägt, ist Sitz eines kathol. u. protest. Bischofs u. hat 19 Kirchen, ein großes Gefängniß, eine Irren- u. Blindenanstalt, eine Börse u. mehrere gelehrte Gesellschaften. In der regelmäßig gebauten, auf dem linken Ufer des Flusses gelegenen Neustadt erhebt sich die Statue Lord Monteagle's. Die Industrie besteht in Schiffbau, Eisengießerei, Gerberei, Brauerei, Branntweinbrennerei u. Mehlfabriktion. Die Rhederei ist nicht unbedeutend; die Ausfuhr erstreckt sich nam. auf Pökelfleisch, Schinken, Butter u. andere Produkte der Landwirthschaft.

limitiren (a. d. Lat.), beschränken.

Limmat, der Abfluß des Zürichsees in der Schweiz, verläßt denselben bei der Stadt Zürich selbst, welche sie in zwei Theile scheidet, u. nimmt hier auch ihren bedeutendsten Nebenfluß, die Sihl, auf. Nach einem Laufe von 8 M. mündet sie bei Brugg in die Aare.

Limoges, Hauptstadt des franz. Dep. Haute-Vienne mit 48,862 E. (1872), ist auf dem Gipfel u. an den Abhängen eines felsigen Hügels erbaut, an welchem die Vienne vorbeiströmt, u. trägt im Innern einen alterthümlichen Charakter. Unter den Kirchen sind die aus dem 14. Jahrh. stammende goth. Kathedrale u. die Michaeliskirche künstlerisch hervorragende Bauwerke, nicht minder der bischöfliche Palast, die Bank, das Theater u. der Justizpalast. Theilweise ruht die innere Stadt auf röm. Fundamenten, wie auch eine von den städtischen Wasserleitungen noch röm. Ursprungs ist. L. ist Sitz eines Bischofs u. der höchsten Behörden des Departements u. hat ein Lyceum u. ein Priesterseminar. Die Stadt ist von industrieller Bedeutung schon im Mittelalter gewesen, wo ihre Emailarbeiten in hohem Ansehen standen; Franz I. gründete selbst hier eine Emailfabrik, doch ist dieses Kunstgewerbe seit dem 17. Jahrh. in Verfall gerathen. Gegenwärtig produzirt L. noch Porzellan, Flanell, Handschuhe, Wollwaaren, Tuch, Nägel, Hüte, Bier, Leder u. A. Der Handel mit Kastanien, Getreide u. anderen Landesprodukten ist beträchtlich. — L. ist das Augustoritum der Römer im Lande der kelt. Limoricer u. war eine der ältesten christl. Städte Galliens.

Limonade (franz.), ein kühlendes Getränk, aus Citronensaft, Zucker u. Wasser bestehend. Limonade gazeuse (franz.), kohlensaure L.

Limone, s. „Citrus“.

Limousin od. Limosin, ehemaliges Gouvernement in Mittelfrankreich, im oberen Dordognegebiet gelegen, mit der Hauptstadt Limoges (s. d.); bestand früher aus den jetzigen Departements Haute-Vienne u. Creuse u. zerfiel in Ober-L., Unter-L. u. Vicomté Turenne. Heinrich IV. vereinigte es mit der franz. Krone. Die durch Anmuth sich auszeichnende u. an Sinnsprüchen reiche limousinische Mundart bildet den Uebergang der provençalischen zur nordfranz. Sprache u. wird in den Landschaften zwischen der mittleren Garonne u. der mittleren Loire gesprochen.

Limousinen, Emailarbeiten aus der Schule von Limoges (s. „Email“) u. bes. Maleremails. Unter den Verfertigern dieser letzteren erscheint im 16. Jahrh. auch Léonard Limousin, von dem man eine Reihe trefflicher Werke besitzt. Auch seine beiden Neffen François (um 1620) u. Jehan Limousin trieben dieselbe Kunst.

Limpopo, ein an der Südküste Afrika's mündender Strom, welcher auf seinem oberen Laufe die Nordgrenze der Transvaalrepublik bildet, hat seine 1868 von Karl Mauch entdeckten Quellen in diesem Freistaat selbst im NO. der Stadt Potschefstroom u. führt von da an auf seinem oberen Laufe den Namen des Krokodilflusses bei den Boers, während ihn die Betschuanen Oori, die Völker am Mittellauf L. u. die von seiner Mündung an aufwärts wohnenden Stämme Lebepe u. Lebempe nennen. Die wichtigsten Zuflüsse, welche er aus der Transvaalrepublik selbst erhält, sind der Pongola od. Sand River, der Nyl u. der Lepelle, auf der linken Seite aber strömen ihm zu der Bubye u. Nuanetsi. K. Mauch passirte den L. 31. Aug. 1868 unter 22° 13′ südl. Breite u. 31° 15′ östl. von Greenwich u. fand dort einen 800 m. breiten sandigen u. seichten Strom mit raschem Gefälle u. großen mit Riedgras bedeckten Sandinseln; zum zweiten Mal überschritt er 1871 auf seiner Wanderung nach den Ruinen von Zimbaoë den L. unterhalb der Tolo-Azime-Fälle, die durch den Absturz des Flusses in einen Spalt mit 22—50 m. hohen

Wänden gebildet werden. Diese großartigen Katarakte hatte vor ihm der engl. Kapitän Frederik Elton auf seiner im Aug. u. Sept. 1870 auf dem L. unternommenen kühnen Bootfahrt entdeckt, hierbei den Fluß nach Verlust des Bootes bis zum Einfluß des Lepelle verfolgt u. zugleich die Unschiffbarkeit des großen Stromes konstatirt. Der untere Lauf u. das Mündungsgebiet ist von W. Erskine von Mai bis Nov. 1868 erforscht worden; der Fluß ergießt sich unter 25° 15′ 29″ südl. Breite u. 31° östl. Länge im N. der Delagoa-Bai auf portug. Gebiete.

Linaria, Leinkraut; Pflanzengattung der Scrophulariaceen, so genannt wegen der Aehnlichkeit der Blätter mancher ihrer Arten mit den Blättern des Leins. Von ihren Arten, deren einige wegen ihrer schönen Blumen wahre Zierpflanzen der Landschaft u. der Gärten sind, heben wir wegen dieser Eigenschaft hervor die bei uns einheimischen: L. alpina mit dunkelblauen, langgespornten u. gelbgesäumten Blumen aus den Alpen u. L. Cymbalaria, Cymbelkraut, aus Südeuropa, an Gemäuern mit seinen kriechenden Stengeln u. herzförmigen fünfklappigen Blättern äußerst belebende Rasen bildend, aber auch in Ampeln dankbar durch seinen üppigen, herabhängenden Wuchs, der durch kleine hellviolette Blumen geziert ist. Unter den übrigen ist als bedeutsame Bienenpflanze bemerkbar: L. vulgaris, gemeines Leinkraut, Frauenflachs, Mauer-, Wald-, Marien- od. wilder Flachs, Stall- od. Stockkraut, eine auf Brachäckern u. wüsten Stellen durch ihre schönen gelben Blumen auffallende Pflanze, die bes. durch den langen Sporn ihrer Blumenkrone ausgezeichnet ist.

Lincoln, eine der größten Grafschaften Englands, 130,48 □M. mit 436,163 E. (1871), liegt zwischen dem Mündungsgebiete des Humber u. dem Wash u. grenzt im O. an die Nordsee, im N. an Yorkshire, im W. an Nottingham, im SW. an Leicester u. im S. an Rutland, Northampton u. Cambridge. Die Küste ist flach u. wird von Marschen begleitet, die sich im S. der Grafschaft zu dem von vielen Kanälen durchschnittenen, gegen die Ueberschwemmungen des Meeres u. der Flüsse durch Deiche geschützten Fenland ausbreiten. Zwei niedrige, plateauartige Erhebungen, die L. Wolds u. L. Heights, durchziehen weiter landeinwärts die Grafschaft von N. nach S. Trent, Witham u. Welland sind die größeren schiffbaren Flüsse. Die zum Theil künstlich entwässerten Marschen liefern viel Getreide, eignen sich aber noch besser zur Viehzucht, in welcher L. alle anderen engl. Grafschaften übertrifft. Dagegen ist die Industrie unbedeutend. — Die Hauptstadt L. mit 26,766 E. (1871), eine der architektonisch interessantesten Städte Englands, liegt am Fuße u. an den Abhängen eines 150 m. hohen Hügels u. am Witham, überragt von der herrlichen, 1086–1324 in normänn. goth. Stile erbauten Kathedrale, nach dem Münster von York der bedeutendsten mittelalterlichen engl. Kirche, deren Mittelthurm 100 m. hoch ist. Der älteste Stadttheil liegt in der Ebene, von der steile Straßen u. Treppen bergan führen. L. ist Sitz eines Bischofs u. treibt beträchtlichen Handel mit Korn, Kohlen, Holz u. Pferden. L. ist das Lindum der Römer, an deren Herrschaft noch ein Thor (Newport-Gate) u. die Ringmauern des Castrums erinnern; später war der Ort Hauptstadt des Königreichs Mercia.

Lincoln, Abraham, 16. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein Mann, der sich zu diesem höchsten Posten der Republik aus der niedersten gesellschaftlichen Stellung zu den Anschauungen eines hochgebildeten Staatsmannes u. edlen Menschenfreundes aus der Unkultur einer rohen Hinterwald- u. Holzbauerbevölkerung emporgearbeitet hat. Seine Vorfahren waren aus Pennsylvanien nach Kentucky gezogen. Hier, in einem Blockhause in Hardin County (jetzt Larne County), ward er 12. Febr. 1809 geboren. Sein Vater, Thomas L., wanderte mit Frau u. Kindern 1816 nach Indiana, wo er sich mitten im Urwalde niederließ, u. 1830 nach Illinois, wo er in der Nähe der jetzigen Hauptstadt wieder ein Blockhaus errichtete; seit 1818 Wittwer, hatte er später gleichfalls eine Wittwe mit drei Kindern geheirathet, die indeß dem Abraham stets eine gute Mutter war. Dieser handhabte bis in sein 23. Jahr fast beständig die Art; den überdies dürftigen Schulunterricht genoß er, der nie getauft wurde u. nie einer Religionsgemeinschaft angehört hat, nicht länger als im Ganzen ein Jahr. Im Frühjahr 1831 führte er ein selbstgezimmertes Boot nach New-Orleans, dann stand er einer Handlung u. Mühle in New-Salem vor, u. im sog. Black Hawk Kriege gegen die Indianer ward er an die Spitze einer Freiwilligencompagnie gestellt. Zurückgekehrt, trat L. schon damals als Kandidat der Legislative auf, fiel aber durch. Obgleich mittellos, begann er jetzt selbst ein Handlungsgeschäft, u. als dasselbe schlecht ging, warf er sich auf das Studium der Rechtswissenschaft; den Tag über machte er Heu u. Futter u. dergl. Arbeit auf einer Farm, beim nächtlichen Herdfeuer der Prairie lernte er aus erborgten Büchern die Elemente seines Berufs, dem er dann in so ausgezeichneter Weise oblag. Daneben besorgte er auch die Vermessungsarbeit für Sangamon County. Die Debattirklubs auf dem Lande gaben ihm Gelegenheit, sein Talent für die Debatte auszubilden, u. 1834 erhielt er als abermaliger Kandidat für die Legislative mehr Stimmen, als je zuvor ein Kandidat. Auch ward er 1836, 1838 u. 1840 wiedergewählt. Am 15. April 1837 siedelte L. als Advokat nach Springfield über, wo er bald einer der ersten Sachwalter des Staates Illinois wurde. Zugleich bildete er sich, indem er als Führer der Whigpartei wiederholt den ganzen Staat durchreiste, zum ersten Volksredner des Westens aus. 1846–49 Mitglied des Kongresses, stimmte er 1848, indeß vergeblich, für das Verbot der Sklaverei in Texas, wie es denn auch ihm zu verdanken war, daß 1855 zum ersten Mal in Illinois ein republikanischer Senator gewählt ward. Bei der nächsten Senatorenwahl (1858) fehlten zwar zu seiner eigenen Wahl noch einige Stimmen, doch verbreitete sich durch den damaligen Wahlkampf sein Ruf bis an die Grenzen der Union; 2. Nov. 1860 erfolgte mit einer großen Stimmenmehrheit seine Wahl zum Präsidenten der Verein. Staaten u. 4. März 1861 trat er sein Amt an. Seine Wahl gab den Sklavenstaaten den Vorwand, aus der Union auszutreten, u. führte so zu dem furchtbaren Bürgerkriege, welcher diese in zwei



Nr. 3981. Abraham Lincoln (geb. 12. Febr. 1809, gest. 15. April 1865).

Heerlager spaltete. Nachdem L. 22. Sept. 1862 die vollständige Emanzipation der Sklaven innerhalb der Verein. Staaten proklamirt hatte, führte er den Krieg bis zur gewaltsamen Niederwerfung der Südstaaten energisch weiter, ward 8. Nov. 1864 gegen den demokratischen Kandidaten M'Clellan aufs Neue zum Präsidenten der Union für die nächsten vier Jahre gewählt, aber, als durch die Waffenstreckung Lee's im April 1865 der Aufstand der Südstaaten in ein für dieselben ungünstiges Stadium getreten war, 14. April von dem Schauspieler Wilkes Booth im Fordstheater zu Washington meuchlings erschossen (der Tod trat erst gegen Morgen des 15. April ein). Als der Mörder diese ruchlose That verübte, war L. eben daran gewesen, die Stimmung seiner Partei in die Bahn der Versöhnung u. des Wohlwollens gegen die wehrlos gemachten Rebellen zu lenken. Am 4. Mai 1865 ward L. auf dem „Grünen Eichenkirchhof“ in Springfield begraben, 19. Sept. 1871 aber nebst seinen beiden Söhnen ebendaselbst in einer Gruft beigesetzt, über welcher an dem nämlichen Tage sein von Randolph Rogers modellirtes u. in München gegossenes Erzbild enthüllt wurde. Schon 25. Jan. 1871 hatte man seine von der Bildhauerin Vinnie Ream angefertigte Marmorstatue in der Rotunde des Kapitols zu Washington aufgestellt, u. 21. Sept. 1871 errichtete man sein Standbild auch im Fairmountpark zu Philadelphia. Seine Wittwe, Mary geb. Todd aus Lexington, mußte 1875

in eine Irrenanstalt gebracht werden. — Vgl. Raymund, „History of the administration of President L." (New-York 1865); Bancroft, „Abraham L." (1866); M. Lange, „Abraham L., der Wiederhersteller der Nordamerik. Union" (Lpz. 1866); Lamon, „The life of Abr. L." (Boston 1872); Jonaust, „Abraham L." (Par. 1875).

Lind, Jenny, eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen der Neuzeit, geb. zu Stockholm 6. Okt. 1821, kam mit neun Jahren in die Theaterschule ihrer Vaterstadt u. trat zuerst in kleineren, dann in bedeutenderen Rollen an der Stockholmer Hofbühne auf, verließ dieselbe aber 1841, um sich bei Garcia in Paris weiter auszubilden. Dieser glaubte ihr keinen Erfolg versprechen zu können, zumal ihr Organ eine Zeit lang seine Spannkraft ganz verlor; doch erregte sie die Aufmerksamkeit Meyerbeer's, der sie für Berlin zu gewinnen suchte, aber vergeblich, vielmehr kehrte sie nach Jahresfrist nach Stockholm zurück. Doch ließ sie sich durch Meyerbeer bewegen, im J. 1844 zu viermonatlichem Aufenthalte nach Berlin zu kommen, u. hier fand sie eine so enthusiastische Aufnahme, wie sie wol selten einer Sängerin zu Theil geworden ist. Von dieser Zeit an datirt ihr europäischer Ruf. Die glänzendsten Anerbietungen von London u. Paris wurden ihr gemacht, doch zog sie es vor, im März 1845 ihre Heimat wieder zu besuchen.



Fig. …82. Lindau.

Im Sommer desselben Jahres folgte sie der Einladung zu den Festen am Rhein, die dort der König von Preußen zu Ehren der Königin Victoria von England veranstaltete. Bei dieser Gelegenheit trat die Künstlerin auch in Frankfurt a. M. u. Köln auf. Seit Nov. 1845 war sie an der Berliner Hofbühne engagirt, besuchte darauf Wien u. fast alle größeren Städte Deutschlands u. trat 1847 zum ersten Male in der Ital. Oper in London mit größtem Erfolge auf, entsagte aber 1849 der Bühne ganz, lebte eine Zeit lang in Norddeutschland u. Schweden u. machte im Aug. 1850 eine an Gold u. Lorbern reiche Konzertreise nach den Verein. Staaten von Nordamerika. Hier vermählte sie sich mit dem Pianisten u. Komponisten Otto Goldschmidt. Gegenwärtig lebt Jenny L.-Goldschmidt in der Nähe Londons, tritt aber nur selten öffentlich auf, u. dann nur in Konzerten, die wohlthätigen Zwecken dienen. Gleich groß als Bühnen-, Konzert- u. Kirchensängerin, kann sie nicht treffender als mit den Worten Felix Mendelssohn Bartholdy's geschildert werden: „Mir ist in meinem Leben keine so edle, so echte, so wahre Künstlernatur begegnet, wie Jenny L. ist. Die Naturanlagen, das Studium u. die innige Herzlichkeit habe ich nirgends so vereinigt gefunden, u. wenn auch eine dieser Eigenschaften hier od. dort viel hervorragender aufgetreten sein mag, so glaube ich doch, daß die Verbindung von allen dreien noch nirgends so dagewesen."

Lindau, Stadt im bayer. Reg.-Bez. Schwaben u. Neuburg mit 4415 E. (1871), welche zu $\frac{5}{6}$ protest. u. zu $\frac{1}{6}$ kathol. sind, liegt auf zwei Inseln am nordöstl. Theile des Bodensees u. ist mit dem Festlande durch den Eisenbahndamm u. eine 330 m. lange Holzbrücke verbunden. Die zum Theil noch alterthümliche, thurmreiche Stadt hat drei noch benutzte Kirchen, in der vierten befindet sich die ansehnliche Stadtbibliothek, ein Bezirksamt, Stadt- u. Landgericht, eine lat. Schule, eine Gewerbe- u. Handelsschule u. ein königl. Schloß. Der geräumige, 1812 angelegte Hafen hat an der Einfahrt ein 6 m. hohes Löwenstandbild u. einen zierlichen Leuchtthurm; 1856 wurde an demselben dem Könige Maximilian II. ein Monument errichtet. Der Handel über den See, über welchen Trajektschiffe die Eisenbahnwagen zu den schweiz. Stationen Romanshorn u. Rorschach tragen, ist sehr bedeutend in Getreide, Obst, Käse, Fischen 2c.; nicht weniger beträchtlich ist die Dampfschiffahrt u. Fischerei. Die an prächtigen Villen reiche Umgegend produzirt viel Wein, die Stadt selbst erzeugt Wagen, Seidenstoffe, Maccaroni 2c. An die Zeit der Römer erinnert noch die sog. Heidenmauer. Urkundlich erwähnt wird der Ort schon im 8. Jahrh., als freie Reichsstadt 1274; 1803 kam L. an Oesterreich, 1806 an Bayern. L. ist der Geburtsort des Dichters H. Lingg (s. d.).

Lindau, Paul, geistreicher Feuilletonist, Kritiker u. Dramendichter, geb. zu Magdeburg 3. Juni 1839, studirte in Halle, Leipzig u. Berlin u. lebte dann mehrere Jahre in Paris, wo er sich mit historischen u. literarischen Studien, bes. mit der franz. Geschichte u. Literatur des 16.—18. Jahrh. beschäftigte. Zurückgekehrt, übernahm er zunächst die Redaktion der „Düsseldorfer Zeitung", arbeitete seit 1865 beim Wolff'schen Telegraphenbureau in Berlin, wurde 1866 Chefredakteur der liberalen „Elberfelder Zeitung", ging 1869 nach Leipzig, wo er im Okt. desselben Jahres an Stelle des „Illustrirten Familien-Journals" das „Neue Blatt" gründete, u. siedelte 1871 nach Berlin über, wo er erst den literarischen Theil des „Bazar" leitete u. seit Jan. 1872 die politisch-literarische Wochenschrift „Die Gegenwart" redigirt. L. gab heraus: „Aus Venetien" (Düss. 1864); „Aus Paris" (Stuttg. 1865); „Moderne Märchen für große Kinder" (Lpz. 1870, satirische Briefe über die franz. Chauvinisten), Schriften, die keine nachhaltige Beachtung fanden, während seine „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters" (2 Bde., Lpz. 1870 f., zuerst im „Salon" erschienen) u. die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" (ebd., 3. Aufl. 1871) ihm rasche Berühmtheit u. großen Einfluß verschafften. Seine Novellen veröffentlichte er als „Kleine Geschichten" (2 Bde., Lpz. 1871); seine „Gesammelten Aufsätze" erschienen 1875 (Berl.); unter dem Titel „Molière" lieferte er eine Ergänzung zu dessen Biographie aus Molière's Werken (Lpz. 1872; 2. Aufl., 1873). Von seinen Dramen erwiesen sich erfolgreich: „Marion" (1868) u. nam. „Maria u. Magdalena" (1872). Ferner schrieb er das Schauspiel „Diana" (1873), die Lustspiele „In diplomatischer Sendung" (1872) u. „Ein Erfolg" (1874), das Schauspiel „Tante Therese" (1875) u. den Schwank „Der Zankapfel" (1875). Eine Sammlung seiner bisherigen Bühnenstücke hat er unter d. Tit. „Theater" (2 Bde., Berl. 1875) herausgegeben. — Sein Bruder Rudolf **L.**, Kaufmann, Schriftsteller u. Diplomat, geb. zu Gardelegen 10. Okt. 1829, ging 1860 nach Asien, wo er sich in China, Siam u. Japan aufhielt, kehrte bei Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges zurück, um denselben in der preuß. Garde mitzumachen, u. wurde nach dem Frieden der deutschen Botschaft in Paris für die Handelsangelegenheiten beigegeben. Außer zahlreichen Aufsätzen für Zeitschriften, wie insbes. früher für die „Revue des deux mondes", schrieb er: „Un voyage autour du Japon" (Par., 2. Aufl., 1865) u. „Die Garde im Feldzuge 1870/71" (Berl. 1872).

Linde (Tilia); Pflanzengattung der Tiliaceen mit baumartigen Formen von hoher Schönheit, deren Blätter herzförmig u. zugespitzt auf längeren Stielen ruhen, während die wohlriechenden gelblichen Blumen in mehr od. minder dichten Doldentrauben stehen u. durch eine zungenförmige Bractee (Deckblatt) gestützt sind, welche sich am Grunde der Dolde befindet. Die Blumen selbst enthalten eine Menge von Staubfäden, die häufig zu Bündeln stehen, aber auch in Nebenkronen od. sog. Honiggefäße verwandelt werden, welche ihrerseits eine Menge Zucker abscheiden, nach welchem die Bienen auf Tracht gehen. Uebrigens scheiden auch die Blätter im Hochsommer Zucker (Mannit) aus, den die Bienen lieben. Der Wohlgeruch der Lindenblume steigert sich bei der südeuropäischen Silberlinde derart, daß man im Orient aus den Blumen durch Destillation ein aromatisches Oel von sehr intensivem Geruche darstellt.

Aus gleichem Grunde gebraucht man auch unsere Lindenblumen als belebenden Thee od. zu Syrupen. Der Stamm der L. wächst bis zu 25 m. hoch u. kann einen Durchmesser von über 1 m. erlangen. Ueber bei ihrer Schönheit wegen berühmte L. s. „Baumgestalten". Der Baum belaubt sich sehr zeitig im Frühjahr u. bildet dann eine maigrüne Krone. Aus diesem Grunde auch war die L. von jeher den älteren Bewohnern Europa's, nam. den Slaven, heilig, u. sie erfreut sich jetzt noch als eigentlicher Dorfbaum einer besonderen Pflege. Man unterscheidet zwei einheimische Arten: die breitblätterige od. Sommerlinde (T. platyphyllos u. die kleinblätterige od. Winterlinde (T. parvifolia od. ulmifolia). Von beiden verwerthet man den Stamm als Nutz- u. Werkholz, während er als Brennholz geringen Werth besitzt. Seine Kohle dagegen dient zur Pulverbereitung, zum Zeichnen u. zu Zahnpulver. Der Bast wird zu Matten verwendet. Gleich der Birke kann man auch den Lindenstamm im Frühjahr anbohren u. einen gährungsfähigen Saft daraus bereiten. Eingeführte Arten sind: die Silberlinde (T. tomentosa od. argentea), einige amerikanische Arten (T. Americana, floribunda, heterophylla), einige aus der Krim u. aus Kolchis (T. dasystyla, multiflora) ꝛc.

Linde v. Linden, Justin Timotheus Balthasar, ausgezeichneter Jurist (insbes. Germanist u. Prozessualist), auch einflußreicher Publizist u. Staatsmann (als solcher eifriger Verfechter der reaktionären u. ultramontanen Interessen), geb. zu Brilon (Westf.) 7. Aug. 1797, habilitirte sich 1820 in Bonn, wurde 1823 außerord. u. 1824 ord. Prof. in Gießen sowie Beisitzer des Spruchkollegiums u. 1826 zugleich Kirchen- u. Schulrath. 1829 als Geh. Regierungsrath in das hessen-darmstädtische Ministerium des Innern u. der Justiz berufen u. seit 1832 Direktor des Oberstudienraths, ward er 1834 außerdem Kanzler der Universität Gießen u. Mitglied des Bundesschiedsgerichts u. 1835 Mitglied des Staatsraths. Die 48er Revolution nahm ihm seine Aemter, u. weder in dem Frankfurter noch in dem Erfurter Parlament, denen er angehörte, spielte er eine Rolle. 1850—66 vertrat er die Höfe von Liechtenstein, Reuß ä. L. u. Hessen-Homburg am Bundestage. Dann lebte er auf Schloß Dreyß im Trier'schen u. starb, auf einer Reise begriffen, zu Bonn 9. Juni 1870. Von seinen Schriften sind u. a. zu nennen: „Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilprozesse" (2 Bde., Bonn 1823—29); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprozesses" (ebd., 6. Aufl., 1842) u. „Ueber die Lehre von den Rechtsmitteln" (2 Bde., Gieß. 1831—40).

Lindemann-Frommel, s. „Frommel".

Lindenau, Bernhard August v., hochverdienter Staatsmann u. Astronom, geb. zu Altenburg 11. Juni 1779, studirte seit 1794 in Leipzig die Rechte u. Cameralia sowie Mathematik u. trat 1798 als Assessor ins Kammerkollegium zu Altenburg. Dem stürmischen Lebensgenuß, dem er zugethan war, entriß er sich plötzlich mit seltener Energie, u. während er als musterhafter Beamter bald zum Vizepräsidenten jener Behörde aufrückte, erwarb er sich als Astronom einen solchen Ruf, daß er 1808 Direktor der Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha wurde. 1812 bereiste er Frankreich, Holland, Spanien u. Italien. Auch machte er als Adjutant des Großherzogs von Weimar die Feldzüge von 1813 u. 14 mit. 1817 übernahm L. sein Amt beim altenburgischen Kammerkollegium wieder. Seit dem folgenden Jahre Vize-Landschafts-Direktor, gestaltete er die Finanzverfassung um, rief das großartige Kreditinstitut der Altenburger Landesbank ins Leben u. kräftigte überhaupt das Staatsleben. Noch einflußreicher u. umfassender ward seine Thätigkeit, seitdem er 1820 zum gothaischen Minister ernannt worden war, als welcher er nach dem Tode Herzog Friedrich's IV. auch die Gesammtverwaltung der streitigen Erblande interimistisch leitete. Nach der Beendigung der Erbfolgestreitigkeiten (durch Vertrag v. 12. Nov. 1826) widmete L. nicht blos seinem Heimatlande als Landschaftsdirektor u. 1831—48 als Landschaftspräsident seine Dienste, sondern trat auch in den königl. sächs. Staatsdienst, dem er 1827—30 als Gesandter am Deutschen Bundestage u. am niederländischen Hofe, dann aber als Minister des Innern, beziehungsweise als Mitbegründer der Verfassung vom 4. Sept. 1831, u. endlich 1833—43 als Präsident des Gesammtministeriums angehörte. Seiner Wirksamkeit lag das Prinzip zu Grunde, daß der Landesherr mit seinem Volke in direkte Vertrauensbeziehung zu bringen u. die monarchische Gewalt durch gerechte u. verfassungsmäßige Durchführung von Reformen neu zu starken sei. Beim Scheiden aus dem sächs. Staatsdienste überwies er seine Pension wohlthätigen Zwecken, wie er auch schon auf seinen Gehalt zu Gunsten der Staatskasse verzichtet hatte. Sein Ruhestand, den er auf dem Pohlhof zu Altenburg verlebte, erfuhr nur 1848 durch seine Wahl ins Frankfurter Parlament eine kurze Unterbrechung. Aber nach wie vor blieb der edle Mann mit gemeinnützigen Schöpfungen beschäftigt u. segensreichen Bestrebungen zugethan; auch gab er seinen reichen Mitteln eine vielfach kunstsinnige Verwendung. Im Uebrigen lebte er bis zuletzt — er starb 21. Mai 1854 — seinen Lieblingsstudien. Frühere Ergebnisse derselben waren: „Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements etc." (Gotha 1809); „Tabulae Veneris" (ebd. 1810); „Tabulae Martis" (Eisenb. 1811); „Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae" (Gotha 1813); „Geschichte der Sternkunde im 1. Jahrzehnt des 19. Jahrh." (ebd. 1811) ꝛc. Auch setzte er Zach's „Monatliche Korrespondenz der Erd- u. Himmelskunde" (1807—14) fort u. gab mit Bohnenberger die „Zeitschrift für Astronomie u. verwandte Wissenschaften" (6 Bde., Tüb. 1816—18) heraus. Seine Kunstschätze mit dem eigens dazu erbauten Museum u. seine Bibliothek vermachte L. seinem Heimatlande. Ihm zu Ehren ist eine Straße in Dresden nach seinem Namen benannt worden.

Lindenschmitt, Wilhelm, der Aeltere, deutscher Maler, geb. in Mainz 1806, wurde durch König Ludwig I. von Bayern nach München gezogen u. betheiligte sich hier an der Ausschmückung des Königsbaues u. an den historischen Fresken in den Arkaden des Hofgartens. Später zog er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im März 1848 starb. — Ein viel bedeutenderes Talent entwickelte sein Sohn Wilhelm L., der Jüngere, geb. 20. Juni 1829 in München, der in Mainz seinen ersten Unterricht, seine künstlerische Ausbildung aber in München, Frankfurt u. Antwerpen erhielt. Noch mehr als den dortigen Akademien verdankt er einem Aufenthalt in Paris, wo seine ersten bedeutenden Werke, „Die Gräfin von Rudolstadt u. Alba" u. eine „Ernte", entstanden. 1853 nach Frankfurt zurückgekehrt, schlug er Anfangs noch keine bestimmte Richtung ein u. ließ Bilder mancherlei Art auf einander folgen, bis er sich von 1858 an entschieden der ernsten Historienmalerei zuwandte, die weniger nach malerischer Schönheit u. glänzender Farbe als nach Gediegenheit der geistigen Durchführung strebte. Bilder wie „Die Gefangennehmung Franz' I. in Pavia", eine „Episode aus dem Lützow'schen Freicorps" (1860), der „Tod des Franz von Sickingen" u. andere Kreidezeichnungen fanden großen Beifall; aber geistig noch bedeutender sind seine seit 1863 in München in breiter, kecker Manier entstandenen Arbeiten, z. B. „Luther als Kurrendeschüler im Hause der Frau Cotta", die vielbesprochene „Stiftung des Jesuitenordens" u. andere höchst geistvoll charakterisirte aus dem Leben Luther's u. Ulrich's von Hutten. Weniger dankbare Aufgaben stellte er sich in den Kartons „Die Deutsche Ruhmeshalle", einer Zusammenstellung von Helden aus dem Deutschen Befreiungskriege, u. ähnlichen Ruhmeshallen von Dichtern u. Musikern. Meisterhafte Schöpfungen der letzten Jahre sind der „Tod Wilhelm's von Oranien" u. die „Bilderstürmer" aus der schottischen Reformationsgeschichte.

Lindenschwärmer (Smerinthus tiliae), ein über 6 cm. spannender, fast in ganz Europa verbreiteter Dämmerungsfalter von ockergelber od. grünlicher Grundfarbe u. dunklerer Wolkenzeichnung, dessen Hinterflügel mit einer schwärzlichen Binde versehen sind. Seine chagrinartig rauhe, grüne Raupe hat halbgelbe u. halbrothe Schrägstreifen u. ein Schwanzhorn; sie lebt im Sommer auf Linden, Ulmen, Erlen u. Birken, seltener auf Obstbäumen.

Lindenspinner (Pinselspinner, Pygaera bucephala), ein in Deutschland sehr verbreiteter, 6 cm. spannender Nachtfalter mit hellgelbem, rostfarbig gewölktem Fleck in der Spitze der silbergrauen Vorderflügel. Seine braunen, durch gelbe Vierecke bildende Längs- u. Querbinden gezeichneten Raupen leben im Sommer gesellig auf Laubhölzern, bes. Linden, Buchen u. Eichen.

Lindley (spr. Lindleh), John, einer der bedeutendsten Botaniker unsrer Zeit, geb. als Gärtnerssohn zu Catton bei Norwich 5. Febr. 1799, erhielt nach Herausgabe seiner Uebersetzung von Richard's „Analyse du fruit" (1819) die Stelle eines Bibliothekars bei Sir Joseph Banks, wirkte 1829—61 als Universität-Professor der Botanik u. verwaltete 1822—58 das Sekretariat der Horticultural Society. Bei den Londoner Weltausstellungen der Jahre 1851 u.

1862 leitete L. das Kolonialdepartement; er starb auf seinem Landhause bei London 1. Nov. 1865. L. war in allen Zweigen seiner Wissenschaft, als Physiolog u. als Morpholog, als Systematiker gleich groß, u. seine Arbeitskraft verursacht Staunen. Gleichzeitig mit einigen Spezialwerken veröffentlichte er seine „Collectanea botanica“ (Lond. 1821). Dann folgten, um nur seiner bedeutenderen Schriften zu gedenken: „A synopsis of British Flora“ (ebd. 1829; 3. Aufl. 1841), durch welche er das natürliche System in England erfolgreich zu popularisiren suchte; die „Genera and species of orchideous plants“ (ebd. 1830—33, nebst „Illustrations“, 1830—38), ein Hauptwerk über die Familie der Orchideen, hinsichtlich welcher L. die hervorragendste Autorität war; die „Introduction to the natural system of botany“ (ebd. 1830), die erste in engl. Sprache erschienene Exposition des natürlichen Systems, aus deren späteren Auflagen das klassische „Vegetable kingdom“ (ebd. 1846) entstand; die „Theory of horticulture“ (ebd. 1844) sowie eine „Pomologia Britannica“ (3 Bde., ebd. 1841). Außerdem gab er mit Hutton die „Fossil flora of Great-Britain“ (2 Bde., ebd. 1831—34), mit Parton das „Pocket botanical dictionary“ (ebd. 1840) u. mit Moore den „Treasury of botany“ (ebd. 1865) heraus, redigirte 1823—47 das „Botanical register“ u. lange Zeit den botanischen Theil von „Gardener's chronicle“, lieferte auch eine große Zahl von Beiträgen in verschiedenen Fachzeitschriften.

Lindner, Albert, Dramendichter, geb. zu Sulza (Sachs.-Weimar) 24. April 1831, studirte in Jena, wurde dann Gymnasiallehrer in Rudolstadt u. ging 1867 nach Berlin, wo er später eine Zeit lang Bibliothekar des Deutschen Reichstags war. Seine poetische Begabung bekundete sich zuerst in den Dramen „Dante Alighieri“ (Jena 1855) u. „William Shakespeare“ (Rudolst. 1864). In weitere Kreise wurde seine Name durch sein Trauerspiel „Brutus u. Collatinus“ (Berl. 1866) getragen, weil demselben 1867 der große Preis, den Kaiser Wilhelm 1859 noch als Prinzregent von Preußen für die beste dramatische Dichtung eines gewissen Zeitraumes gestiftet hat, zuerkannt wurde. Doch hat L. die hohen Erwartungen, die man bei seinem hervorragenden Talente in ihn gesetzt, durch die folgenden Stücke nicht ganz erfüllt. Es sind: das Schauspiel „Stauf u. Welf“ (1867); die Dramen „Die Bluthochzeit“ (1871), „Katharina II. von Rußland“ (1871), „Don Juan d'Austria“ (1872) u. „Marino Falieri“ (1874).

Lindpaintner, Peter Joseph, verdienter u. fruchtbarer deutscher Tonsetzer, geb. 8. Dez. 1791 zu Coblenz als Sohn des in der Kapelle des letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, angestellten Tenoristen Jakob L. Mit der Säkularisation des Kurfürstenthums aber löste sich auch die Kapelle auf, u. L. der Vater folgte nun seinem Fürsten in der Eigenschaft eines Kammerdieners u. Kassirers nach Augsburg, wo Peter Joseph L. seinen ersten Unterricht erhielt u. bis zu seinem 16. Jahre das katholische Gymnasium u. Lyceum besuchte. Die Musik trieb er damals nur als Nebenbeschäftigung, doch aus innerer Neigung mit vieler Leidenschaft, lernte das Violinspielen u. erhielt auch Unterricht auf Klavier u. im Generalbaß. Sein schließlich hervortretender Wunsch, sich ganz der Musik widmen zu können, fand Unterstützung beim Kurfürsten, der ihn auf seine Kosten nach München sandte, wo L. bei Winter höhere Kompositionsstudien machte. Unter den Augen dieses Meisters schrieb er seine erste Oper „Demophoon“, eine Messe u. ein „Te Deum“, die sämmtlich 1811 in München zur Aufführung kamen u. gefielen. Eine projektirte Reise nach Italien, deren Kosten der Kurfürst bestreiten wollte, verhinderte dessen plötzlicher Tod (1812), u. L. sah sich durch die Umstände genöthigt, die Stelle eines Musikdirektors bei dem eben neu errichteten Isarthortheater in München anzunehmen. Diese Stelle bekleidete er 6 Jahre lang, daneben noch bei Josef Graz kontrapunktistische Studien machend. Ende 1818 erhielt er die Berufung als Hofkapellmeister nach Stuttgart, welche Stelle er bis an seinen, 21. Aug. 1856 zu Nonnenhorn am Bodensee erfolgenden Tod bekleidete. Im J. 1840 war ihm der persönliche Adel verliehen worden. — L. hat sich auf fast allen Gebieten musikalischen Schaffens versucht u. die Zahl seiner nach allen Seiten hin tüchtigen, wenn auch weniger originellen u. tiefen Kompositionen ist sehr beträchtlich. Für die Kirche hat er geliefert: mehrere „Te Deum“, 6 Messen, ein „Stabat mater“, das „Vaterunser“ (auf Mahlmann's Gedicht), die Oratorien „Abraham“ u. „Der Jüngling von Nain“, Psalmenkompositionen &c.; Opern u. Singspiele hat er 20 geschrieben, aber auch die besseren u. besten darunter — z. B. „Der Bergkönig“, „Der Vampyr“, „Die Genueserin“, „Lichtenstein“, „Die sizilianische Vesper“, „Giulia, od. die Corsen“ — haben sich auf den deutschen Bühnen nicht einheimisch machen können. Von seinen übrigen Kompositionen der verschiedensten Art sind bes. zu nennen die Musik zu Goethe's „Faust“ u. die sehr populär gewordene „Fahnenwacht“.

Lindwurm, ein fabelhaftes Reptil, das, dem Drachen ähnlich, nicht nur in den alten Rittergeschichten eine Rolle spielt, sondern auch in der Heraldik oft verwendet wurde (s. „Drachen“). Nach ihm werden jetzt auch jene riesenhaften Landreptilien, die Dinosaurier, so genannt, deren fossile Reste sich vom Lias an bes. im „Wäldergebirge“ finden, wo sich zu den fleischfressenden auch ein pflanzenfressendes, das Iguanodon, gesellt, u. bis in den oberen Grünsand reichen.

Ling, Peter Henrik, schwed. Dichter, bekannt auch als Begründer der Heilgymnastik (s. „Turnen“), geb. zu Ljunga (Småland) 15. Nov. 1776, ward nach langem u. abenteuerlichem Umherirren 1805 Fechtmeister an der Hochschule in Lund u. 1813 an der Kriegsakademie zu Karlberg in Schonen, erhielt später die Leitung des neu gegründeten gymnastischen Centralinstituts zu Stockholm u. starb daselbst 3. Mai 1839. Seine Gedichte, unter denen die Epen „Gylfe“ (Stockholm 1812) u. „Asarne“ (ebd. 1816—26, 2 Thle.) die bedeutendsten sind, lassen bei allen einzelnen Schönheiten in künstlerischer Beziehung Manches zu wünschen übrig u. haben zur Erreichung seines Zieles, das schwed. Volk durch Gymnastik in Verbindung mit Gesang u. Dichtkunst nach Weise seiner Vorfahren körperlich u. geistig zu kräftigen, wenig beigetragen. Erfolgreicher war sein Streben in Bezug auf die durch ihn systematisch ausgebildete Heilgymnastik. Seine Schrift über „Die allgemeinen Gründe der Gymnastik“ erschien erst nach seinem Tode (Ups. 1840).

Lingelbach, Johann, Maler ländlicher Idyllen u. Hafenscenen, der sich nach Wynants u. Wouverman bildete u. die Landschaften mancher anderen Künstler mit Staffage versah. Geb. 1625 in Frankfurt a. M., bereiste er Frankreich u. Italien u. ließ sich in Amsterdam nieder, wo er 1687 starb. Seine Bilder, von denen die Galerien in Amsterdam u. Haag die besten haben, sind geschickt komponirt u. fleißig ausgeführt, aber meist von kühler Färbung.

Lingen, ehemalige Grafschaft in Westfalen, gehörte bis 1548 zur Herrschaft Tecklenburg (preuß. Reg.-Bez. Münster), kam dann an den Grafen Maximilian von Büren, dessen Tochter, eine Gemahlin des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, sie an Karl V. verkaufte; dieser trat sie 1555 an Philipp II. ab. Nach mehrmaligem Besitzwechsel zwischen Spanien u. Oranien wurde die Grafschaft 1701 von Preußen als ein Stück der oranischen Erbschaft beansprucht. 1809—14 war L. unter franz. Herrschaft u. gelangte dann wieder an Preußen, doch trat dieses die etwa 6 □M. große sog. niedere Grafschaft 1815 an Hannover ab; erst 1866 erfolgte die Wiedervereinigung beider Theile.

Lingg, Hermann, Dichter, geb. zu Lindau am Bodensee 22. Jan. 1820, studirte nach Besuch des Kemptener Gymnasiums seit 1837 in München, Freiburg, Berlin u. Prag Medizin, praktizirte dann in seiner Vaterstadt, war 1846—51 bayer. Militärarzt, machte 1847 eine Reise nach Italien u. widmete sich seit seiner Pensionirung in München geschichtlichen u. poetischen Studien, deren ungestörte Fortsetzung durch die Munifizenz König Maximilian's II. ermöglicht wurde. L. nimmt durch die glänzenden Vorzüge wie durch die Mängel seines Talents, welche zusammen seiner geistigen Physiognomie ihr originelles Gepräge verleihen, eine eigenthümliche Stellung unter den Dichtern der Gegenwart ein. Sein Auge ist mit Vorliebe der Vergangenheit zugewandt; mit dämonischer Gewalt fesseln ihn die großen Ereignisse der Geschichte, aber wieder mehr die blutigen, finsteren als die tröstlich erhebenden, so daß es ein vorwiegend elegischer Ton ist, der aus seinen Geschichtsbildern herausklingt. Doch nicht immer — am häufigsten noch in seinen älteren Gedichten — gelingt es ihm, den Grundgedanken der historischen Ereignisse zum deutlichen Verständniß zu bringen u. den Leser mit dem grausenhaften Stoffe zu versöhnen. Und während sich sein bedeutendes Talent oft zu außergewöhnlicher Kraft u. Schönheit der Sprache erhebt, sinkt diese an

anderen Stellen zur platten Prosa herab u. ist nicht frei von seltsamen Verrenkungen der Satzglieder u. unnatürlichen Wortstellungen. Am deutlichsten zeigen sich seine Vorzüge u. Mängel in seiner umfangreichsten Schöpfung, dem epischen Gedicht „Die Völkerwanderung" (Stuttg. 1866—68, 3 Thle.). Außerdem sind zu nennen: „Gedichte" (3 Bde., ebd. 1854—70; des 1. Bdes. 6. Aufl. 1866); das dramatische Gedicht „Die Walkyren" (Münch. 1864; 2. Aufl., 1865); das Trauerspiel „Catilina" (ebd. 1864); „Vaterländische Balladen u. Gesänge" (ebd. 1869); das Trauerspiel „Violante" (Stuttg. 1871); die epischen Gedichte „Dunkle Gewalten" (ebd. 1872) u. die dramat. Dichtung „Berthold Schwarz" (ebd. 1874).



Nr. 3983. Hermann Lingg, geb. 22. Jan. 1821.

Lingua (lat.), Zunge, Sprache; L. franca ist das verdorbene Italienisch, welches seit der Zeit, da die Venetianer u. Genueser den Handelsverkehr in der Levante beherrschten, daselbst zur allgemeinen Verkehrssprache dient.

Linguist (a. d. Lat.), Sprachforscher; Linguistik, Sprachforschung. In demselben Sinne braucht man neuerdings auch Glottik (a. d. Griech.).

Linie nennt man in der Geometrie jedes blos nach einer Dimension sich erstreckende Raumgebilde ohne Dicke u. Höhe. Man kann sich ein solches Liniengebilde auch entstanden denken durch Bewegung eines Punktes, als die Spur, welche es dabei zurückläßt. Bewegt sich der Punkt stets nach einer Richtung, so entsteht eine „gerade L."; ändert er dagegen seine Richtung beständig, eine „krumme L.". Diese letztere theilt man in „algebraische" u. „transscendente" ein, je nachdem die Gleichung, durch welche sie mathematisch ausgedrückt werden können, von der einen od. der anderen Art ist. Die ersteren theilt man wieder je nach dem Grade der Gleichung in L. „ersten, zweiten, dritten u. s. w. Grades" ein. Die L. ersten Grades ist stets eine Gerade. Die L.n zweiten Grades bilden die Kegelschnitte (s. d.). Die L. ist, streng genommen, nur ein Gedankending. Jedes durch Zeichnung, Druck u. s. w. erlangte Bild derselben ist eigentlich wegen der aufgetragenen Farbmasse ein langer, dünner Körper (s. „Geometrie"). Als Längenmaß ist die L. ein Theil des Zolles. Die Geographen u. Seefahrer verstehen unter L. den Aequator, woher der Ausdruck „die L. passiren". In militärischem Sinne nennt man L. die Aufstellung der Abtheilungen einer Compagnie, eines Bataillons 2c. neben einander im Gegensatz zur Kolonne, bei welcher diese Abtheilungen, nämlich Sektionen, Züge, Compagnien 2c., hinter einander stehen. Die L. ist die beste Form für eine möglichst große Waffenwirkung, bietet dem feindlichen Artilleriefeuer eine geringe Tiefe, ist also schwerer zu treffen u. leidet weniger. Auf der anderen Seite ist die L. für Bewegung u. Terrainausnützung wenig geeignet, sehr schwierig zu führen u. leicht zu durchbrechen, weshalb sie als Gefechtsstellung fast gar keine Verwendung mehr findet. Friedrich d. Gr. war Meister darin. Die Kriegführung in allem u. jedem Terrain, ob bergig od. eben, sowie die größere Energie der Gefechtsführung, wie Napoleon I. sie einführte, ließ die Lineartaktik als zu unbehülflich gänzlich aufgeben. Die heutige Gefechtsführung charakterisirt sich durch angemessene Verbindung von L. u. Kolonne u. nam. durch zweckmäßige Ausnutzung des Terrains. In der Befestigungskunst kommen sog. befestigte L.n vor, z. B. die Weißenburger L.n an der Lauter, die L.n von Torres vedras im Halbinselkrieg 1808—1811. Man verstand darunter eine Reihe von Feldbefestigungen zur Deckung u. Verstärkung großer Stellungen. Solche Verschanzungen waren damals durch lange Wälle mit Gräben unter sich verbunden, eine Manier, die man heutzutage nicht mehr anwendet. Werden Stellungen verstärkt, so geschieht es durch Anlage einzelner Feldschanzen u. Schützengräben an geeigneter Stelle. Eine fortlaufende Verbindung derselben ist nicht erforderlich. Außerdem versteht man unter L. das stehende Heer eines Staates im Gegensatz zu den nur ausnahmsweise aufgebotenen od. freiwillig gebildeten Truppen; ferner jene Linientruppen selbst im Gegensatz zu den Elitetruppen (z. B. der Garde). Der einst sehr scharf hervortretende Unterschied zwischen Linien- u. leichter Infanterie (Jäger, Schützen, Füsiliere) ist infolge der heutigen gleichmäßigen Ausbildung des einzelnen Mannes sehr geschwunden.

Linienschiff ist ein Kriegsschiff ersten Ranges, das eine Kanonenzahl von 80—100 u. darüber in zwei bis drei Decken über einander führt. Sie fochten bei der früheren Seetaktik vorzugsweise in einer Linie neben einander. In der Rangordnung abwärts folgen auf sie die Fregatten.

Liniment (a. d. Lat.), aus fetten Oelen u. Medikamenten bereitetes Einreibemittel, wie z. B. L. volatile, das flüchtige L., welches aus 1 Theil Ammoniakflüssigkeit u. 3 Theilen Mohnöl besteht; Kampherliniment, Phosphorliniment 2c.

Linke, die Gesammtheit der Vertreter des liberalen Fortschritts in den Parlamenten u. Reichstagen, welche herkömmlich die Plätze zur L.n des Vorsitzenden inne haben. Von ihnen nähern sich die Mitglieder des linken Centrums durch Anerkennung der Nothwendigkeit eines besonnenen Vorgehens den in der Mitte sitzenden Fürsprechern der Stetigkeit u. Mäßigung, während die Vorkämpfer durchgreifender Maßregeln die letzten Plätze nach links als äußerste L. inne haben.

Linköping, Hauptstadt des schwed. Östergötlands (s. d.) od. Linköpingslän mit 7155 E. (1872), liegt an der Stang å in fruchtbarer Gegend; ist alt, aber regelmäßig gebaut, ist Bischofssitz u. hat eine schöne Domkirche u. ein Gymnasium mit bedeutender Bibliothek. Hier gewann 1598 der Herzog, nachmalige König Karl IX., die Schlacht bei Stangebro über seinen Neffen, den schwed. König Sigismund, u. ließ 1600 die Anhänger des Letzteren hinrichten (Linköpinger Blutbad).

Linlithgow (spr. Linlißgo) od. West-Lothian, eine der kleinsten Grafschaften Schottlands, 5,96 □M. mit 40,965 E. (1871), liegt im W. der Stadt Edinburgh u. im S. des Firth of Forth, u. bildet ein fruchtbares Hügelland, das sich im Cairn Naple zu 456 m. erhebt. Mit Ausnahme des an Mooren u. Heiden reichen südwestlichen Theiles ist diese Grafschaft sehr gut angebaut u. liefert Steinkohlen u. Eisen. — Die Hauptstadt L. mit 3690 E. (1871) hat großartige Ruinen eines 1746 abgebrannten Schlosses, in dem Maria Stuart geboren wurde, u. treibt Gerberei, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei.

Linné, Karl von, einer der größten Naturforscher aller Zeiten u. bahnbrechender Reformator. Bis zum 17. Jahrh. verdiente Dasjenige, was man von der Natur wußte, nicht den Namen einer Wissenschaft. Baco von Verulam hatte eigentlich erst gelehrt, Beobachtungen anzustellen u. Gesetze daraus zu entwickeln. Vorher waren die Erscheinungen der Natur kaum zu etwas Anderem herangezogen worden, als um dogmatischen Spekulationen zu dienen. Die Reformation regte zur Prüfung an; dadurch freilich brachte sie das alte Gebäude zum Stürzen, aber nun fehlte der Bauherr, der das immerhin brauchbare Material nach einem besseren Plane aufs Neue zusammenzufügen gelehrt hätte. Durch die Bacon'sche Forschungsmethode wurden wenigstens die Thatsachen festgestellt; die Lust, ihre Kenntniß zu mehren, wuchs u. ganz besonders durch den Reichthum an neuen Erscheinungen, welchen die Entdeckung der neuen Welt im Gefolge hatte, erhielt die Beschäftigung mit der Natur neuen Anreiz. Es folgte eine Periode des Sammelns, die sich durch großartige Reiseunternehmungen, die Versetzung fremdländischer Thiere u. Pflanzen in andere Länder, durch die Anlage prachtvoller Gärten u. Museen auszeichnete. Die Ausbildung der Kupferstecherkunst u. der Buchdruckerei begünstigte bei dem wachsenden Wohlstande diese Richtung; es entstanden kostbare naturgeschichtliche Prachtwerke, die eine rasche Verbreitung fanden. Allein die erworbene Kenntniß brachte der Allgemeinheit wenig Nutzen; es herrschte darin keine Ordnung, durch

die man allein sich die Entdeckungen Anderer verständlich u. nutzbar machen kann. In der Botanik fehlte es nicht nur an einem Systeme, dem man mit Sicherheit jede Pflanze unterordnen konnte, es fehlte auch an jeder Klarheit über die Bedeutung der einzelnen, in den Beschreibungen gebräuchlichen Ausdrücke (der Terminologie), u. die Benennung der neu entdeckten Pflanzen war eine so willkürliche u. leichtfertige, daß Jemand, der die Pflanze nicht in natura gesehen, kaum mit Bestimmtheit behaupten konnte, was für eine Pflanze ein Anderer mit seiner Beschreibung gemeint habe. Tournefort hat das Verdienst, durch Aufstellung bestimmter Begriffe diesen Uebelständen theilweise abgeholfen zu haben, allein sein System war wenig mehr als ein Behelf, für die damalige Zeit ein großer Fortschritt, für eine wissenschaftliche Botanik jedoch immerhin ungenügend. Linné od. vielmehr — wie er von Haus aus hieß — Karl **Linnäus**, Sohn des Pastors Nicolaus Linnäus, schuf erst die Botanik aus einem Chaos von Wissenschaft, für die er nicht nur das System, sondern auch die Sprache schuf u. ausbildete. Karl Linnäus war das älteste von vier Kindern u. ist 24. Mai (n. St.) 1707 zu Rashult in der schwed. Provinz Smaland geb.; seine Mutter war die Tochter eines Pastors u. hieß Christine Broderson. Der Pfarrer Nicolaus Linnäus, schon selbst ein großer Naturfreund, hatte einen schönen Garten angelegt mit seltenen Pflanzen, deren Bekanntschaft den Geist des Knaben schon zeitig beschäftigte.



Nr. 3284. Karl v. Linné, geb. 24. Mai 1707, gest. 10. Jan. 1778.

Dagegen leistete dieser weder bei seinen Privatlehrern noch in der Schule von Werió, wo er 1722 aus der Trivialschule in die eigentlichen Klassen versetzt wurde, sehr Hervorragendes, so daß nur die Fürsprache des Lektors der Physik, Dr. Rothmann, den Vater 1726 bestimmen konnte, den Sohn den Studien nicht gänzlich zu entziehen. Im folgenden Jahre kam L. nach Lund, im Herbste 1728 nach Upsala, wo er vorzüglich an dem Prof. Celsius einen warmen Beschützer fand. Indessen war Alles, was L. that, sein eigenes Werk, u. er hatte selbst noch keine botanische Vorlesung gehört, als ihm 1730 nach rühmlich bestandener Prüfung als Vikar Rudberg's die Vorlesungen über Botanik übertragen wurden. L. hatte sich Rudberg durch eine Gelegenheitsschrift: „Ueber den eigenthümlichen Zusammenhang des Geschlechts der Pflanzen im botanischen Sinne", empfohlen. Er ließ den botanischen Garten, dessen Leitung er ebenfalls bekam, ganz neu anpflanzen. Indessen veranlaßten mancherlei Umstände, nam. die von der Sozietät der Wissenschaften an ihn ergangene Aufforderung, Lappland zu bereisen, den jungen Dozenten, die günstige Stellung bald wieder aufzugeben. Schon 1732 ging er von Upsala nach Lappland „zu Pferde, ohne Impedimente u. blos wie man geht u. steht", schreibt er in seiner Selbstbiographie. Das folgende Jahr war er wieder in Upsala, wo er sich vorzüglich mit Mineralogie u. Hüttenkunde beschäftigte; 1734 aber wurde er auf einer Reise durch Dalekarlien veranlaßt, sich in Fahlun niederzulassen, um als Arzt zu praktiziren. Er verlobte sich hier mit der Tochter des Stadtphysikus Moräus — deren Vermögensverhältnisse ihm gestatteten, ins Ausland zu reisen, um dort den Grad eines Doktors zu erwerben. Anfang 1735 ging L. denn auch über Lübeck u. Hamburg nach Holland, wo damals durch die ausgedehnten Handelsverbindungen der Sinn für Naturgeschichte sehr geweckt war u. der große Boerhaave lehrte. In Harderwyk promovirte L., darauf aber begab er sich nach Leyden, daselbst übergab er sein „Systema Naturae", seine „Fundamenta Botanica" sowie seine „Flora Lapponica" dem Druck. In diesen Werken entwickelte er die Grundzüge seines Systems, das sich auf die Geschlechtsverhältnisse der Pflanzen gründete u. in kurzer Zeit alle andern durch seine Präzision in Schatten stellte. Hier in Holland war die Zeit seiner größten Wirksamkeit u. der fruchtbarsten Produktion, sein Ruhm stieg rasch. Ein reicher Bankier, Georg Clifford, lud den Gelehrten ein, in seinem prachtvollen Garten zu Hartecamp zu wohnen u. denselben sowie die große Bibliothek nach seinem Gutdünken einzurichten u. zu vervollständigen. Eine Reise nach England 1736 abgerechnet, blieb L. hier bis 1737; aus Dankbarkeit unternahm er noch das große Werk „Hortus Cliffordianus", das er in dreiviertel Jahren vollendete. In Leyden ließ sich L. noch bewegen, den botanischen Garten mit zu ordnen, dann besuchte er noch auf kurze Zeit Paris, wo man ihn für die Akademie zu gewinnen suchte — indessen seine Braut wartete auf seine Heimkehr. Stockholm empfing den im Auslande bereits zu hohem Ruhm u. Ansehen Gelangten fast wie einen Fremden. Die ersten Versuche, die er machte, sich eine ärztliche Praxis zu erwerben, waren von sehr geringem Erfolge; er mußte, bis es ihm durch einige glückliche Kuren gelang, die Gunst der Königin Ulrike zu gewinnen, sogar als Schiffsarzt bei der Flotte sein Fortkommen suchen. Der Titel eines königlichen Botanikers, den er erhielt, brachte nicht viel ein. Dagegen wurde er Präsident der von ihm gegründeten Akademie, heirathete u. erhielt 1741 den Lehrstuhl der Medizin u. Naturgeschichte zu Upsala, wo er bis an das Ende seines Lebens blieb. Bald fand er hier auch die gerechte Würdigung. Die kleine Universität im kalten Schweden wurde der Wallfahrtsort der Botaniker, Ruhm u. Bewunderung wandten sich nach Upsala. Der König erhob Linnäus in den Adelsstand, u. von dieser Zeit an führte der große Naturforscher den Namen Karl von L. Die Pariser Akademie ehrte ihn durch die Aufnahme unter ihre Mitglieder. Mit derselben rastlosen Thätigkeit, die seine Jugend auszeichnet, arbeitete L. bis in die letzten Jahre seines Lebens, wo ihn schwere u. schmerzliche Krankheiten daran verhinderten. Von 1774 an war L. in seinen geistigen u. körperlichen Kräften ganz reduzirt. Der 10. Jan. 1778 endete seine epochemachende Laufbahn. — L. war von Natur etwas unter der gewöhnlichen Größe, weder fett noch mager, von einer festen u. vollen Leibesbeschaffenheit, blut- u. glutreich in seinem ganzen Wesen. In seinem großen, hinten erhöhten, in der Mitte etwas niedergedrückten Haupte leuchteten ein Paar feurige braune Augen. Er sah scharf, hatte ein gutes Gehör, war rasch u. leicht zu Fuße. Zur Freude wie zur Trauer u. zum Zorn war L.'s bewegliches Gemüth sehr geneigt. Er war kein trockner Stubengelehrter — überall sah er frisches Leben, u. sein gesunder Sinn, der von der Wissenschaft auch Früchte für das Leben verlangte, bethätigte sich in einer warmen Liebe für sein Vaterland u. für die Menschheit. — Die literarische Thätigkeit L.'s war eine eminente. Außer den schon erwähnten Werken, welche in kurzer Zeit in der ganzen wissenschaftlichen Welt Verbreitung fanden, schrieb er eine große Zahl anderer. Ebenso wie er für die Botanik ein System geschaffen, unterwarf er auch die andern Reiche der Natur seiner Ordnung. Er schrieb eine Flora von Schweden (1745), ebenso eine Fauna dieses Landes (1746), den „Hortus Upsaliensis" (1748), eine „Materia medica" der drei Reiche (1749—52); 1751 erschien seine „Philosophia botanica" u. zwei Jahre darauf sein Hauptwerk „Species plantarum", daneben akademische Gelegenheitsschriften, deren Zahl gegen 200 beträgt, u. eine Menge wichtiger Abhandlungen, welche in den Schriften der gelehrten Gesellschaften von Stockholm, Upsala, Petersburg, London ꝛc. erschienen, Beschreibungen von Naturaliensammlungen, ferner seiner Reisen; auch die „Aufzeichnungen über

sich selbst" würden zu erwähnen sein. In Upsala wird das Zimmer L.'s noch in seinem ursprünglichen Stande erhalten. Seine Sammlung, das Herbarium, enthielt die für seine Zeit große Zahl von über 7000 Arten. Nach dem Tode seines Sohnes Karl v. L. verkaufte es dessen Wittwe nach London, wo es jetzt noch im Besitz der L.'schen Sozietät ist. Eine Biographie von L. gab Stöver heraus: „Lebensbeschreibung K. v. L.'s" (Hamb. 1792); vgl. auch L.'s „Aufzeichnungen über sich selbst", mit Anmerk. von Afzelius (Upsala 1823, deutsch von Lappe, Berlin 1826), u. Fée, „Vie de Charles de L." (Par. 1832). Sein Sohn **Karl v. L.**, geb. zu Fahn 20. Jan. 1741, seit 1763 außerordentlicher Professor der Medizin u. Botanik daselbst, wurde, nachdem er bereits seit 1766 seinem Vater als Substitut beigegeben war, 1778 der Nachfolger desselben, starb jedoch schon 1783. Er hat sich durch mehrere botanische Schriften bekannt gemacht. Jetzt ist die Familie L. ausgestorben.

Linse (Ervum lens *L.*, Lens esculenta *Mch.*), eine der vorzüglichsten Hülsenfrüchte der Leguminosen, jedenfalls aus dem Orient stammend, seit langer Zeit in Kultur u. darum auch verwildert, war schon im hohen Alterthum bekannt. Sie ist eine an sich unbedeutende, niedrig wachsende, schlanke u. wickenartige Pflanze von höchstens ¼—½ m. Höhe, mit gefiederten, in eine Ranke auslaufenden Blättern, langgestielten Blumen, die entweder einzeln od. doppelt in den Blattachseln stehen. Die Früchte bilden kleine Hülsen mit zwei plattgedrückten, kreisrunden, braunen od. grauen Samen. Es giebt verschiedene Spielarten, mit kleineren od. größeren (Pfenniglinsen) Samen. Nach Moleschott enthalten die L.n 26,5 %, Legumin u. Pflanzeneiweiß auf 56 %, Stärke, Dextrin u. Zucker; sie haben sonach einen sehr hohen Nährwerth. Im Orient, wo die L. bes. beliebt ist, bäckt man auch Brot aus ihrem Mehle. Doch ist die Frucht etwas unverdaulich.



Nr. 3985. Sammel- u. Zerstreuungslinsen.

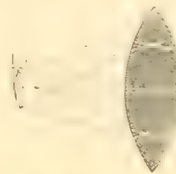
Nr. 3986. Die bikonvexe Linse.

Linse nennt man in der Optik ein zum Sammeln od. Zerstreuen der Lichtstrahlen benütztes, gewöhnlich scheibenförmiges Stück Glas, welches auf beiden Seiten od. wenigstens auf der einen etwas gewölbt od. vertieft geschliffen ist. Ist es auf beiden Seiten gewölbt, so hat es ungefähr die Gestalt der bekannten, zur Nahrung dienenden Hülsenfrucht, woher sich auch der Name schreibt. Die Krümmung der Flächen entspricht in der Regel einem Stück Kugelfläche. Die nach außen gewölbte Fläche der L. nennt man **erhaben** od. **konvex**, die vertiefte dagegen **hohl** od. **konkav** u. eine ebene **plan**. In Nr. 3985 sind die Querschnitte der verschiedenen Linsenformen dargestellt. Die rechte der oberen ist **doppelkonvex** (od. bikonvex), die mittle **plankonvex**, die linke **konkavkonvex**, die rechte der unteren Reihe ist **doppelkonkav** (od. bikonkav), die mittle **plankonkav**, die linke **konvexkonkav**. Die drei ersten sind sämmtlich in der Mitte dicker als am Rande. Sie wirken, wie bald gezeigt werden soll, auf die Lichtstrahlen vereinigend, sammelnd, u. heißen daher **Sammellinsen**. Die drei letzteren sind in der Mitte dünner als am Rande u. wirken auf die Lichtstrahlen zerstreuend. Sie heißen daher **Zerstreuungslinsen**. Der Grund dieser Erscheinung ist einfach der: Fällt ein Lichtstrahl auf ein dreikantiges Glasprisma (s. „Prisma"), so wird derselbe nach dem Durchgange stets nach dem dickeren Theile des Prisma zu gebrochen sein. Fällt daher auf eine in der Mitte dickere Sammellinse, etwa auf die L. BC in Nr. 3986, eine Reihe paralleler Strahlen zz auf, so werden sie, da bei der Sammellinse der dickere Theil in der Mitte liegt, alle nach der Mitte der Linse zu sich neigen u. schließlich in einem Punkte A, dem sog. **Focus** od. **Hauptbrennpunkte**, sich durchkreuzen. Sein Abstand heißt die **Hauptbrennweite**. Umgekehrt werden auch sämmtliche von einem etwa in A befindlichen Lichtpunkte durch die L. hindurchgehenden Strahlen durch die Brechung zu einem parallelen Bündel zz gesammelt. Die auf der Mitte der L. senkrecht gedachte Richtung Ab heißt die **Hauptachse**. Da hingegen bei einer Zerstreuungslinse, wie bei der in Nr. 3987, der dickere Theil sich rings am Rande befindet, so wird ein in der Richtung der Pfeile auffallendes paralleles Strahlenbündel auf der andern Seite nach dem Rande zu gebrochen, also zerstreut werden, so, als käme es in der durch Punktirung angedeuteten Weise aus einem Punkte hinter der L., welcher daher auch der **Hauptzerstreuungspunkt** heißt. Fallen Strahlen nicht in der Richtung der Hauptachse, sondern seitlich schräg auf eine Sammellinse, wie in Nr. 3988 angedeutet, so geht der durch den optischen Mittelpunkt der L. gehende ungebrochen, gerade hindurch; die andern Strahlen vereinigen sich in dieser Richtung, wenn der leuchtende Punkt, von dem sie ausgehen, weit genug von der L. entfernt ist, ebenfalls zu einem Brennpunkte, der mit dem leuchtenden Punkte ein Paar sog. **verbundener Brennpunkte** bildet. Befindet sich in größerer Entfernung von der L. ein Gegenstand, wie etwa die Lichtflamme in Nr. 3989, so werden die von jedem Punkte der Flamme ausgehenden Strahlen durch die L. so gebrochen, daß sie sich nahe hinter der L. zu einem umgekehrten verkleinerten Bilde der Flamme vereinigen. Befände sich umgekehrt da,


Nr. 3987. Die bikonkave Linse.


Nr. 3988. Vereinigung seitwärts einfallender Strahlen.

wo in unsrer Figur sich das Bild befindet, ein reelles Objekt, so würde andrerseits da, wo jetzt das Objekt steht, ein umgekehrtes u. vergrößertes Bild entstehen, welches man eben so wie das vorher erwähnte verkleinerte Bild entweder direkt mit dem Auge betrachten od. auf einem Papier od. matten Glasschirm auffangen könnte. Diese Wirkungsweise der L.n auf das Licht bedingt deren Anwendung zur Konstruktion der Camera obscura (s. d.), der Fernröhre (s. d.), des Mikroskopes (s. d.) 2c. Steht ein Objekt der Sammellinse zu nahe, so können die Strahlen nach dem Durchgange kein wirkliches, **reelles** Bild des Objekts geben, wohl aber werden sie doch weniger zerstreut fortgehen, als bevor sie die L. trafen. In dieser Lage von Objekt u. L. kann die letztere als einfaches Mikroskop od. Lupe benutzt werden (s. d.), sowie als Brille (s. d.). Wollte man aber die eben beschriebenen einfachen L.n ohne Weiteres zur Konstruktion einer Camera obscura, eines Fernrohres u. s. w. benutzen, so würde man nur sehr unvollkommene Instrumente erhalten, da diese L.n in Bezug auf die Erzeugung korrekter Bilder mit zwei Mängeln behaftet sind: erstens werden bei einigermaßen starker Krümmung der Linsenflächen nicht alle von einem Punkte ausgehenden Strahlen genau in einem einzigen Punkte wieder vereinigt, das ist die **Abweichung wegen der Kugelgestalt**. Um diese zu vermeiden, muß man am besten mehrere passende L.n so vereinigen, daß die Strahlen beim Durchgange möglichst wenig schief gegen die Linsenflächen treffen. Eine solche Linsenkombination heißt eine **aplanatische**. Zweitens zeigt die L. aber auch ebenso wie das Prisma (s. „Farbenspektrum") die Farbenzerstreuung, d. h. die rothen Strahlen werden von der L. etwas näher zum Brennpunkte vereinigt als die andersfarbigen, am weitesten davon die violetten.


Nr. 3989. Reelles verkleinertes Bild der bikonvexen Linse.

Dadurch bekommen alle Bilder farbige Säume. Der Unterschied der rothen u. violetten Brennweite beträgt bei gewöhnlichem Glase (Crownglas) $^{1}/_{40}$, beim bleihaltigen Flintglas gar $^{1}/_{20}$ der ganzen Brennweite. Darum setzt man, um farblose Bilder zu erhalten, hinter stark gekrümmte Sammellinsen aus Crownglas eine entsprechend schwach gekrümmte Zerstreuungslinse aus Flintglas. Diese kann dann bei ihrer umgekehrten Wirkung auf die Strahlen zwar nicht die Sammlung der Strahlen zu einem Bilde verhindern, wohl aber die **chromatische** od. **Farbenabweichung** in der Sammellinse korrigiren. Eine solche Linsenkombination heißt eine **achromatische**. Sehr große L.n, wie z. B. solche auf Leuchtthürmen, setzt man aus einzelnen passend geformten Glasringen od. Zonen zusammen, sog. **Polyzonallinsen** (s. „Leuchtthurm").

Linsenerz od. Lirokonit, ein nur selten in Cornwall u. Ungarn vorkommendes Erz, welches aus wasserhaltiger arsensaurer Thonerde u. arsensaurem Kupferoxyd besteht, eine himmelblaue bis spangrüne Farbe hat u. im monoklinischen Systeme krystallisirt.

Link, Heinrich Friedrich, nambafter Naturforscher, geb. zu Hildesheim 2. Febr. 1769 u. gestorben 1. Jan. 1851 als Geh. Medizinalrath, Professor u. Direktor des Botanischen Gartens zu Berlin. Als Student der Medizin in Göttingen erwarb er 1788 einen Preis, 1789 die Doktorwürde, ging 1792 als Prof. der Naturgeschichte, Chemie u. Botanik nach Rostock, 1797 als Reisebegleiter des Grafen von Hoffmannsegg nach Portugal, 1811 als Prof. der Chemie u. Botanik nach Breslau u. 1815 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Außer seinen zahlreichen Schriften haben zwei geistreiche Werke, „Die Urwelt u. das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde" (2. Aufl., Berl. 1834) u. „Das Alterthum u. der Uebergang zur neueren Zeit" (Berl. 1842), viel Anerkennung u. Verbreitung gefunden.


Nr. 3090. Linz.

Linth, der Hauptfluß des schweiz. Kantons Glarus, entspringt aus den Gletschern des Tödi u. Bisertenstockes u. durchfließt dann das industriereiche Glarner Großthal, in welchem das Dorf **Linthal** (2119 E., 1870) mit seinen großen Spinnereien u. dem reizenden Schwefelbade **Stachelberg** liegt u. der Fluß selbst die in prachtvollen Wasserfällen herabtosenden Gewässer des Schragenbaches, Fätschbaches, Dornhausbaches u. Leutelbaches aufnimmt. Bei dem sehr gewerbfleißigen Orte Schwanden vereinigt sich die L. mit dem Sernfbach u. strömt in einem breiter werdenden Thale dem Wallensee zu, nach dem Einflusse des aus dem Klönthale hervorbrechenden Löntsch in den gemauerten Escherkanal gebannt. Ursprünglich nahm die L. jedoch ihren Weg an der linken Thalseite über Niederurnen nach dem Züricher See, die angeschwemmte Niederung zwischen beiden Wasserbecken in einen fiebererzeugenden bodenlosen Sumpf verwandelnd, bis 1809—22 durch den Staatsrath J. K. Escher von Zürich die großartige Linthkorrektion durchgeführt ward. Der L. wurde der Weg nach dem Wallensee gebahnt u. dessen Ausfluß, die Maag, mit der sie sich bei Ziegelbrücke früher vereinigte, zu dem 18,600 m. langen **Linthkanal** umgewandelt, welcher in den Zürichsee (an dessen östl. Ende) sich ergießt u. für kleine Fahrzeuge schiffbar ist. Der Kanal kostete 1,040,000 Frcs.; dafür waren 29,000 Juchart Boden der Kultur wiedergegeben.

Linz, befestigte Hauptstadt von Oberösterreich mit 30,538 E. (1869), liegt am rechten Ufer der Donau, über welche eine 265 m. lange Brücke nach dem Vororte **Urfahr** (5046 E.) führt, u. steht in Eisenbahnverbindung mit Wien über Enns, mit Salzburg, Passau u. München über Wels u. mit Budweis über Gaisbach. Nach Eröffnung der letzteren Eisenbahn ist die 1832 begründete Pferdeeisenbahn nach Budweis aufgehoben worden. Die regelmäßig u. schön gebaute Stadt ist im Ganzen still. Imposant nimmt sich der Marktplatz aus; an bedeutenden öffentlichen Gebäuden ist L. dagegen arm; unter den 13 Kirchen zeichnen sich nur die Domkirche von 1670, die 1726 erbaute Stadtpfarrkirche u. die 1844 errichtete Evangel. Kirche aus. L. ist Sitz eines Bischofs, der Statthalterei, der Militärkommandantur und eines Oberlandesgerichtes; es besitzt von höheren Lehranstalten ein Lyceum mit großer Bibliothek, ein Gymnasium, eine Oberrealschule, ein Lehrer- u. ein Priesterseminar. Das im Ständehaus untergebrachte Provinzialmuseum ist reich an Alterthümern der röm. Zeit u. des Mittelalters. L. ist der wichtigste Handelsplatz Oberösterreichs u. sieht seinen Verkehr durch die Dampfschiffsverbindung mit Passau u. Wien gehoben. Eisenwaaren, Getreide u. Vieh, Tuch, Teppiche, Garn, Leinwand u. Salz sind die hervorragendsten Produkte, für welche die Stadt als Stapelplatz dient. Bedeutend ist auch die Fabrikation von Tuch, Baumwollwaaren, Teppichen, Leder u. Leinen, die Zeugdruckerei u. der Schiffbau. Die Festungswerke, welche den neueren Anforderungen der Kriegskunst nicht mehr entsprechen, wurden 1821—36 durch den Erzherzog Maximilian von Este angelegt u. bestehen aus 21 Thürmen auf der rechten u. 7 an der linken Seite des Stromes. Dieselben sind 36 m. stark, durch bedeckte Gänge mit einander verbunden u. von Gräben u. Wällen umgeben. Der 277 m. hohe Pöstlingberg trägt 5 solcher Thürme u. bildet die Citadelle der Stadt.

Lion (franz. spr. Liong, engl. spr. Leion), der Löwe. Während man in London unter L. einen sich durch irgend Etwas auszeichnenden od. berühmten Mann versteht, bezeichnet man in Paris mit L. einen streng nach der Mode gekleideten Herrn, auch wol einen liebenswürdigen Roué (s. d.) u. mit **Lionne** ein weibliches Individuum dieser Art.

Liparische Inseln, bei den Alten Aeolische Inseln genannt, liegen im südl. Theile des Tyrrhenischen Meeres, im N. des sizilianischen Vorgebirges Milazzo u. gehören zu der ital. Provinz Messina. Sie bestehen aus 7 größeren Inseln u. einer Anzahl von kleineren Eilanden u. Klippen, sind vulkan. Ursprungs u. galten im Alterthum als Sitze des Vulkan u. Aeolus. Wein, Oel, Obst, Fische u. Schwefel sind die wichtigsten Artikel ihrer Ausfuhr; ihre Bevölkerung zählt 20,000 Seelen. Die südlichste von ihnen, **Vulcano**, trägt einen noch thätigen, 390 m. hohen Vulkan, dessen 974 m. breiter u. 200 m. tiefer Krater Gase u. Dämpfe entwickelt. Daneben liegt die kleine Insel **Vulcanello** mit 3 Kratern; nördl. davon **Lipari**, mit 5 □M. die größte der ganzen Gruppe, mit der gleichnamigen Stadt, welche der Sitz eines Bischofs u. eines Priesterseminars ist, dem 601 m. hohen Monte Rosa u. 4 erloschenen Vulkanen, an deren von heißen Dämpfen durchzogener Westseite unterirdische Schwitzbäder in 5 Grotten angelegt sind. Die Insel **Salina**, nordwestl. von Lipari, hat 2 erloschene Krater; im NO. der letzteren liegt **Panaria** u. **Stromboli** mit der höchsten Erhebung der L. J. (942 m.) u. dem thätigsten Vulkane Europa's, dessen 650 m. im Durchmesser haltender Krater das ganze Jahr hindurch Feuer u. Steine von sich giebt. Am weitesten im W. liegen **Alicudi** u. **Filicudi**. Häufig wird auch den L. J. das nördl. von Palermo gelegene, aus Kalkfelsen bestehende **Ustica** zugezählt.

Lipinski, Carl, einer der ausgezeichnetsten Violinspieler neuerer Zeit, geb. im Nov. 1790 zu Radzyn in Polen, war 1810—14 als Musikdirektor am Theater zu Lemberg angestellt, reiste dann nach Wien, wo der dort gerade sich aufhaltende Spohr sehr fördernd auf ihn wirkte, u. privatisirte hierauf drei Jahre lang unter eifrigsten Studien (auch in der Komposition) in Lemberg. Im J. 1817 machte er eine Konzertreise nach Italien, war Ende 1818 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, wo er sich an verschiedenen Orten mit großem Beifall hören ließ, bis er 1838 zum ersten Konzertmeister der königl. Kapelle nach Dresden berufen wurde u. von dieser Zeit an die eigentliche Virtuosenlaufbahn aufgab. Nach seiner Pensionirung zog sich L. auf eine in Galizien erworbene Besitzung (Urlow bei Zorrow) zurück, wo er 16. Dez. 1861 starb. Sein Spiel zeichnete sich durch großen Ton, bedeutende Technik u. geistigen Schwung aus; von seinen Violinkompositionen hat nam. das Militärkonzert Verbreitung gefunden.

Lippe, ein rechter Nebenfluß des unteren Rheines, entspringt unweit des westfälischen Fleckens Lippspringe (s. d.) an der Senne, fließt nur durch Tiefebene bei Lippstadt u. Hamm vorbei u. mündet nach einem 35 M. langen, fast durchaus westl. Laufe oberhalb der Festung Wesel in den Rhein. Die wichtigsten Nebenflüsse sind rechts die Stever u. links die Alme. Schiffbar wird die L. bei Lippstadt.

Lippe, auch **Lippe-Detmold** genannt, ein souveränes deutsches Fürstenthum mit 111,135 E. (1871) auf 20,6 □M., bildet mit Ausnahme der Exklaven Kappel, Lipperode u. Grevenhagen ein abgerundetes Ländchen, das auf drei Seiten von Westfalen, im O. dagegen von Hessen-Nassau (Rinteln), Hannover u. Waldeck (Pyrmont) begrenzt wird.

Stammbaum des Hauses Lippe.

[Bernhard I.]

Bernhard I. † nach 1157. Hermann I. † 1167.

Bernhard II. † 1224.

Hermann II. † 1229. Otto, Bischof von Utrecht. † 1227. Bernhard, Bischof von Paderborn. † 1247. Dietrich, Propst zu Deventer. † 1227. Gerhard, Erzbischof von Bremen. † 1258.

Bernhard III. † 1264/65. Simon, Bischof von Paderborn. † 1277. Otto, Bischof von Münster. † 1259.

Bernhard IV. † 1275. Hermann III. † nach 1272. Gerhard, Dompropst zu Bremen. † 1259. Ekbert. † 1262. Dietrich, Dompropst zu Minden. † nach 1268.

Simon I. † 1344.

Bernhard der Aeltere, Bischof von Paderborn. † 1341. Hermann, Dompropst zu Osnabrück. † vor 1324. Heinrich, Dompropst zu Minden. † nach 1335. Dietrich, Deutschordensritter. † nach 1323. Simon II. † 1333/34. Otto. † 1360. Bernhard V., der Jüngere. † 1364/66.

Simon III. † 1410. Otto, Dompropst zu Köln. † 1386/88.

Bernhard VI. † 1415.

Simon IV. † 1429/30. Friedrich. † zwischen 1417 u. 25. Otto. † 1433.

Bernhard VII. † 1511. Simon, Bischof v. Paderborn. † 1498.

Simon V., nennt sich Graf 1528. † 1536. Bernhard. † 1513.

Bernhard VIII. † 1563. Hermann Simon. † 1576.

Simon VI. † 1613. Philipp. † 1583.

Regierende Linie Detmold. Leonhard. † 1602. Simon VII. † 1627. — Brake. Otto. † 1657. — Schwalenberg. Hermann. † 1620. — Alverdissen, später Schaumburg. Philipp, in Alverdissen 1616 in Schaumburg 1640. † 1681.

Simon Ludwig. † 1636. Johann Bernhard. † 1652. Otto Heinrich. † 1648. Hermann Adolf. † 1666. Erbliche Seitenlinie Sternberg-Schwalenberg. Propst Hermann. † 1678. — Kasimir. † 1700. — Wilhelm. † 1690. Moritz. † 1666. Friedrich. † 1684. Georg. † 1703. August. † 1710. Schaumburg. Friedrich Christian. † 1728. Alverdissen. Philipp Ernst. † 1723.

Simon Philipp. † 1650. — Simon Heinr. † 1697. Johann August. † 1709. Theodor Adolf. † 1709. Johann Friedr. † 1712. Georg Ludw. † 1693. Rudolf Ferd. † 1736. — Rudolf. † 1707. Otto. † 1688. Ferdinand. † 1703. — Friedrich Wilhelm. † 1697. Ludwig Ferdinand. † 1709. Albert Wolfgang. † 1718. Friedrich Ludwig Karl. † 1776. Friedrich Ernst. † 1777.

Friedrich Adolf in Detmold 1697, in Brake 1709. † 1718. Ferdinand Christian. † 1724. Heinrich Ernst. † 1691. Christoph Ludwig. † 1729. Theodor Emil. † 1790. Simon Karl. † 1709. August Wolfhart. † 1739. — Aelterer Ast Biesterfeld. Friedrich. † 1781. Jüngerer Ast Weißenfeld. Ferdinand. † 1791. — Georg. † 1742. Friedr. Wilh. Ernst. † 1777. Philipp II. in Alverdissen 1719, Schaumburg 1777. † 1787. Albrecht Friedr. Karl. † 1777. Johann Wilh. † 1799.

Friedrich Alexander. † 1769. — Karl. † 1810. Friedrich (Wilh.). † 1803. Ludwig (Heinrich). † 1794. Ferdinand (Johann Benjamin). † 1772. Friedrich. † 1791. — Karl. † 1808. Ludwig. † 1777. Ernst. † 1780. Georg. † 1760.

Simon Heinrich Adolf, Reichsfürst 1720. † 1734. Karl Friedrich. † 1725. Friedrich August. † 1721. Karl Simon Ludwig. † 1723. Karl Joseph. † 1769. — Wilhelm. † 1809. Ferdinand. † 1846. Christian. † 1859. Ludwig. † 1860.

Simon August. † 1782. Ludwig Heinrich Adolf. † 1800. Wilhelm Albrecht. Ernst. † 1791. Ernst. † 1840. Karl. † 1844. — Gustav. geb. 1805. Hugo. † 1868. — Alexander. † 1839. Bernhard. † 1857. Hermann. † 1841. **Adolf.** geb. 1817. Wilhelm. geb. 1834.

Leopold. † 1802. August. † 1809. Paul. † 1836. Julius. geb. 1812. Hermann. geb. 1818. Leopold. geb. 1821. Konstantin. † 1861. Karl. geb. 1818. — Oskar. † 1864. Friedr. geb. 1817. Franz geb. 1820. Theodor. geb. 1822. — Armin. geb 1825. Octavio. geb 1808. Kurt. geb. 1812. Georg. geb. 1846. Hermann. geb 1818. Otto. geb. 1854. Adolf. geb. 1859.

Leopold. † 1851. Friedrich. † 1854. Ernst. geb. 1812. Adalbert. geb. 1843. Leopold. geb. 1846. Kasimir. geb. 1817. Friedrich. geb. 1852. Rudolf. geb. 1856. Friedrich Wilhelm. geb. 1858. Karl. geb. 1861. Ferdinand. geb. 1844. Georg. geb. 1850. Erich. geb. 1853. — Clemens. geb. 1860. Alfred. geb. 1865. — Armin. geb. 1855. Hermann. geb. 1865. — Konstantin. geb. 1848. Konrad. geb. 1851. Franz Joseph Leopold. geb. 1865.

Leopold. geb. 1821. Woldemar. geb. 1824. Friedrich. † 1854. Hermann. geb. 1829. Alexander. geb. 1831. — Adolf. geb. 1812. Leopold. geb. 1815. Otto. geb. 1818. Anton. † 1841. Ernst. geb. 1825. Robert. † 1859. — Wilhelm. geb. 1836. Egmond. geb. 1841. Arnold. geb. 1842. Alfred. geb. 1848. Hermann. geb. 1851.

87*

Den südl. Theil durchzieht der Teutoburger Wald (s. d.), im N erheben sich zum Wesergebirge gehörige Anhöhen u. zwischen diesen Erhebungen liegen die Thäler der Werra u. Bega, welche vereint der Weser zuströmen. Von letzterer wird L. selbst nur auf einer kurzen Strecke seiner nördl. Grenze berührt. Die Berge sind reich bewaldet, die Flußthäler fruchtbar, die im SW. des Teutoburger Waldes gelegene Senne aber sandig u. nur zum kleinsten Theile in der letzten Zeit der Kultur gewonnen. Neben dem Getreidebau hat die Kultur von Flachs, Hanf u. Raps Wichtigkeit, die Viehzucht ist bedeutend, nam. in Pferden, Schweinen u. Schafen; nennenswerth ist auch die Bienenzucht; die 29,8 % des ganzen Areals bedeckenden Wälder liefern Mengen von Holz zur Ausfuhr u. sind noch reich an Wild. Von besonderem Werthe für das Ländchen ist die ergiebige Saline von Salzuflen (jährlich ca. 28,000 Ctnr.), mit welcher ein Soolbad verbunden ist. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Garn, Leinwand, Strumpfwaaren, Glas, Papier, Meerschaumköpfen, ist jedoch ohne bedeutenden Umfang. Der Handel mit den Landesprodukten hat die Anlage guter Straßen beträchtlich gefördert, doch sind die im Bau begriffenen Eisenbahnlinien, welche von Herford die Werra aufwärts über Detmold u. Horn nach Altenbeken u. von Hameln über Lemgo nach Hamm führen sollen, noch nicht vollendet. Die Bevölkerung ist, 2638 Katholiken u. 1035 Juden ausgenommen, lutherisch u. reformirt; sie befindet sich nicht gerade in wohlhabenden Verhältnissen, denn nur innerhalb der Stadtgebiete herrscht völlige Theilbarkeit des Grundbesitzes; die bäuerlichen Grundstücke u. Rittergüter sind dagegen untheilbar u. meist nur im Majorat vererblich. Deshalb hat L. ein sehr starkes Landproletariat; Tausende verlassen jährlich das Land, um in der Ferne meist als Ziegelarbeiter Beschäftigung zu suchen, u. leben im Winter dann in der Heimat von den Ersparnissen des Sommers. L. hat außer der Hauptstadt Detmold (s. d.) noch die Städte Horn, Lage, Salzuflen, Lemgo, Barntrup u. Blomberg; von allen hat aber nur die erstere über 5000 E. An höheren Lehranstalten besitzt das Land 2 Gymnasien (Detmold u. Lemgo) u. ein Lehrerseminar (Detmold); eine Taubstummenanstalt befindet sich in der Hauptstadt, ein Irrenhaus zu Brake. Eingetheilt ist es in 12 Aemter. Die durch Verfügungen vom 16. Jan. 1849 abgeänderte landständische Verfassung vom 6. Juli 1836 wurde durch fürstliche Verordnung vom 15. März 1853 wieder hergestellt. Der Landtag besteht aus einer Kammer von 21 Abgeordneten, von denen die Ritterschaft 7, die Bauern u. Städte 14 wählen; er hat nur eine berathende Stimme u. vor Allem ist ihm jede Einsicht in die Domanialverwaltung versagt. Seit 1. Jan 1869 ist der Staatshaushalt vom Domanialhaushalt völlig getrennt, u. sämmtliche zum Domanium gehörigen Vermögensobjekte sind zum fürstlichen Fideikommiß erklärt worden. Außerdem beansprucht der Fürst noch die Forsten, die Saline, die sog. landesherrlichen Gefälle, Gewerbssteuern, Sporteln u. Strafgelder. Aus diesen Einkünften wird die Hofhaltung, die Bewirthschaftung der Domänen u. der größte Theil der Besoldungen einschließlich der Gehalte der höheren Geistlichkeit gedeckt. Der Etat für 1874 wies als Einnahme 664,161 Mk., als Ausgabe 733,524 Mk auf; es blieb also ein Defizit von 69,363 Mk. Die Landesschuld hatte 1873 eine Höhe von 1,347,531 Mk. An der Spitze der Regierung steht ein Kabinetsminister; der oberste Gerichtshof für L. ist das königl. preuß. Appellationsgericht zu Celle. Im Bundesrath hat das Land 1 Stimme; die Garnison bildet das Füsilierbataillon des 6. Westfäl. Infanterieregiments Nr. 56. Die Landesfarben sind grün u. weiß. Das gegenwärtige Fürstenthum L., zur Römerzeit zum Gebiete der Cherusker gehörig, war 10 n. Chr. Schauplatz der großen Schlacht am Teutoburger Walde, an welche das 16. Aug. 1875 enthüllte Hermannsstandbild auf der Grotenburg bei Detmold erinnert (Abb. s. Bd. IV Sp. 1378). Später wurde L. ein Theil des Sachsenlandes u. spielte ebenfalls eine wichtige Rolle in den Kriegen Karl's d. Gr. gegen die Sachsen. Als Stammvater des fürstl. Hauses gilt Bernhard von der Lippe, dem von Kaiser Lothar 1130 als Gemahl seiner Base Petronella von Are das Land, das den Namen einer Grafschaft Hocholt führte, in Lehn gegeben ward. Den Grafentitel nahm zuerst Simon V. an. Sein Sohn Bernhard VIII. führte 1556 hier die Reformation ein. Der Tod seines Sohnes, Simon VI., hatte 1613 die Theilung des Landes in die Linien Detmold, Brake (1709 erloschen), Schwalenberg u. Alverdissen, später Schaumburg (s. „Schaumburg-Lippe" zur Folge. Die reichsfürstl. Würde erhielt Simon Heinrich Adolf 1720 durch Kaiser Karl VI. Die glücklichste Zeit erlebte das Land unter der Regentschaft der Fürstin Pauline, welche zwar 1807 dem Rheinbunde beitrat, aber auch viel für die Hebung des Bauernstandes u. des Unterrichtswesens that u. die Leibeigenschaft aufhob. Unter ihrem Sohne Paul Alexander Leopold erhielt L. 1836 eine landständische Verfassung u. trat 1842 dem Zollverein bei. Die Verfassung erfuhr 1849 eine Anzahl Umänderungen in liberalem Sinne, die aber durch den jetzt noch regierenden Fürsten Leopold (s. d.) 1853 wieder aufgehoben wurden. Seitdem besteht ein chronischer Verfassungsstreit in diesem Ländchen. In der äußeren Politik stand Fürst Leopold schon 1863 auf preuß. Seite, versagte damals die Theilnahme an dem Deutschen Fürstentage in Frankfurt u. ließ sein Bataillon unter Vogel von Falckenstein an dem Feldzuge von 1866 Theil nehmen, in der Wahl seiner Räthe hat er aber keine bes. freisinnigen Grundsätze gezeigt. Zwar wurde dem Landtage zum Dank für die Ausscheidung des Domaniums aus dem Staatshaushalt 1869 eine größere Theilnahme an der Gesetzgebung zugesichert, doch sah sich das Volk u. nam. auch die Ritterschaft durch die infolge dessen eingetretene Steuererhöhung u. durch den Ausschluß der Stände von der Budgetberathung wie durch oft seltsame Handhabung des Rechtes (Lippe'scher Jagdkrieg 1871) in seinen Interessen vielfach verletzt; deshalb trat eine Anzahl Abgeordneter zurück u. machte dadurch den Landtag beschlußunfähig. Der 1872 an die Spitze der Staatsverwaltung berufene Minister v. Flottwell hat eben so wenig wie sein Vorgänger das sich jährlich wiederholende Defizit tilgen, noch die berechtigten Wünsche der Bürger befriedigen können.

Lippe, zur, gräfliches Haus, das als Nebenzweig der Linie Lippe (-Detmold) die erbherrlich Lippe'schen Linien bildet, deren Glieder sich „Grafen u. Edle Herren zur L." nennen u. das Prädikat „Erlaucht" führen. Es besteht aus der **Aelteren** od. **L.-Biesterfeldischen Linie**, deren gegenwärtiger Chef Graf Julius zur **L.-Biesterfeld**, geb. 2. April 1812, ist (Wohnsitz: Schloß Neudorf bei Bentschen in Posen), u. der **Jüngeren** od. **L.-Weißenfeldischen Linie**, deren Haupt jetzt Graf Gustav zur **L.-Biesterfeld-Weißenfeld**, geb. 21. Aug. 1805, ist (Wohnsitz: Baruth in der Oberlausitz, Königr. Sachsen). — Ein Vetter des Letztgenannten ist der ehemalige preuß. Staats- u. Justizminister Graf Leopold zur **L.-B.-W.**, geb. auf dem väterlichen Rittergute See im preuß.-schles. Kreise Rothenburg 19. März 1815. Nachdem derselbe 1836—39 Jura u. Cameralia in Berlin studirt hatte, trat er in den preuß. Staatsdienst, ward 1. April 1849 Staatsanwalt zu Friedeberg in der Neumark, im März 1850 zu Kottbus u. im Juli 1851 zu Potsdam u. war kaum im März 1860 zum Appellations-Gerichtsrathe in Glogau ernannt worden, als er die Stelle eines ersten Staatsanwalts beim Stadtgericht in Berlin erhielt, von welcher er schon im Febr. 1861 in die des Oberstaatsanwalts beim Berliner Kammergericht aufrückte. Am 17. März 1862 neben Mühler in das Ministerium Bismarck berufen, ward er 17. Mai unter gleichzeitiger Bestellung als Kronsyndikus auch zum lebenslänglichen Mitglied des preuß. Herrenhauses ernannt. Als Justizminister u. Kronsyndikus leitete er u. A. 1864 bis 1865 die Berathungen des Kronsyndikats behufs eines Rechtsgutachtens über alle an die Herzogthümer Schleswig-Holstein erhobenen Ansprüche, welches dann die Rechtsgrundlage für das weitere Verhalten der Regierung in dieser Frage bildete. Seine ministerielle Thätigkeit, deren mancherlei Verdienste durch seine reaktionären Bestrebungen beeinträchtigt wurden u. daher den Landesvertretern weit mehr zu heftigen Angriffen als zur Anerkennung Anlaß gaben, erfuhr im Okt. 1866 dadurch eine bedeutende Erweiterung, daß ihm auch die oberste Leitung der Justizverwaltung in den neuen Provinzen übertragen ward. Gelegentlich der Reform der Hypothekengesetzgebung erhielt er endlich die wiederholt erbetene Entlassung, 5. Dez. 1867. Seitdem betheiligte er sich nur noch an den Arbeiten des Herrenhauses, wo er stets sowol den Kompetenzerweiterungen des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reiches, als auch der Kirchenpolitik der Regierung entgegengetreten ist. — Graf Ernst zur **L.-B.-W.**, Bruder des Vorigen, geb. zu See 21. Febr. 1825, besuchte die Kadettenhäuser in Potsdam u. Berlin, diente seit 1842 im 6. preuß. Husarenregiment, nahm 1860 als Rittmeister seinen Abschied, lebt jetzt in Berlin u. war als Johanniter-Ritter 1864 eine Zeit lang im Deutsch-dän. u. 1870 im Deutsch-franz. Kriege thätig. Einen Namen hat er sich als militärischer, historischer u. kulturgeschichtlicher Schriftsteller gemacht. Er schrieb insbesondere: „Geschichte des 6. (ehedem 2. schles.) Husarenregiments" (Berl. 1860); „Nach Remonte" (ein kavalleristisches Vademecum, ebd. 1860); „Husarenbuch" (eine auf Quellenforschungen beruhende Geschichte der preuß. Husaren, ebd. 1863); „Vom großen König" (ebd. 1863); „Bene fate, fratelli" (Aufsätze, ebd. 1864); „Militaria aus König Friedrich's d. Gr. Zeit" (ebd. 1866); „Westpreußen unter Friedrich d. Gr." (Thorn 1866); „Fridericus Rex u. sein Heer" (ebd. 1868) u. s. w. —

Graf Arminius Karl Ernst Emil Ferd. zur **L.-W.**, ein Vetter beider Vorigen, geb. in der Oberlößnitz bei Dresden 15. Okt. 1825, erlernte seit 1844 die Landwirthschaft auf einem Gute in Franken praktisch, studirte seit 1846 in Jena, verwaltete 1850–55 mehrere Güter im sächs. Voigtlande, pachtete dann 2 derselben, besuchte 1861 noch naturwissenschaftliche u. volkswirthschaftliche Vorlesungen auf der Leipziger Universität u. kaufte sich dann im sächs. Erzgebirge an. Da jedoch seine bereits 1855 begonnene Thätigkeit für die landwirthschaftlichen Vereine ihn immer mehr in Anspruch nahm, verkaufte er 1869 seine Besitzung wieder u. siedelte nach Dresden über, wo er auch in den obersten Klassen der beiden Seminarien landwirthschaftlichen Unterricht ertheilte. Im Okt. 1872 folgte er einem Rufe als Professor der Landwirthschaft an die Universität Rostock. Er veröffentlichte u. A.: „Die landwirthschaftliche Buchhaltung" (Lpz. 1858); „Landwirthschaftliche Briefe" (ebd. 1861); „Der landwirthschaftliche Ertragsanschlag" (ebd. 1862); „Der Landwirth in Bezug auf Familie, Gemeinde, Kirche u. Staat" (ebd. 1863); „Lehrbuch der allgemeinen Landwirthschaft nach F. G. Schulze's System" (mit Emminghaus, ebd. 1863); „Die rationelle Ernährung des Volkes" (ebd. 1866); „Nährstofftabelle" (Ehrenfriedersd. 1869; n. A., Berl. 1871); „Die Grundsätze der Züchtung für den kleineren Landwirth" (ebd. 1869); „Landwirthschaftliches Lesebuch" (Dresd. 1871).

Lippen (od. Lefzen, labia), zwei bewegliche, dicke, aus Fleisch u. Haut bestehende Klappen, die mit ihrem dicken, freien, umgeworfenen Rande die Mundspalte begrenzen. Die Oberlippe ist länger u. hervorragender als die Unterlippe, sie wird jederseits von der Backe durch eine vom Nasenflügel herablaufende, im Alter schärfer hervortretende Furche, die Nasenlippenfurche, geschieden u. durch eine von der Nasenscheidewand herablaufende Furche, das Philtrum, in eine rechte u. linke Hälfte getheilt. Beim Manne wird sie meist vom Schnurrbarte bedeckt. Innen bildet die Schleimhaut nahe am Uebergange zum Zahnrande des Oberkiefers eine Falte, das obere Lippenbändchen, ebenso an der Innenwand der Unterlippe ein unteres. Die Außenwand der letzteren ist durch eine Querfurche vom Kinne geschieden. Die L. dienen zum Fassen der Nahrungsmittel, zum Küssen, Pfeifen u. zur Bildung der Lippenbuchstaben (b p f v w m), die daher auch den Wilden fehlen, die ihre L. mit Ringen durchbohren. Sie sind in ihren Bewegungen die Verräther der Gemüthsstimmungen. Die ebenfalls fleischigen L. der Säugethiere sind mehrfachen Modifikationen unterworfen, bes. die Oberlippe, die bei vielen Wiederkäuern (Schafen, Ziegen) gefurcht, bei andern (z. B. bei Kameelen, bei Raubthieren (Hunde) u. Nagern (Hasen, daher die ähnliche Mißbildung beim Menschen Hasenscharte, s. d.) gespalten, bei Hunden als Hängelippe seitlich herabgezogen ist, beim Elefanten mit der Nase verwachsend zur Bildung des Rüssels verwandt, bei den Wiederkäuern mit der Nasenscheidewand zum Muffel verdickt ist. Während Vögeln, Reptilien u. Amphibien fleischige L. fehlen, sind solche bei vielen Fischen (Labroiden, Lippfische) entwickelt. Auch an den Mundtheilen der Insekten unterscheidet man L., u. zwar eine Oberlippe (labrum), als eine mit dem Kopfschilde gelenkig verbundene Hornplatte, u. eine Unterlippe (labium), welche die Mundöffnung von unten schließt, u. an der man den hornigen Grundtheil als „Kinn" von der darauf liegenden häutigen Zunge unterscheidet; an der Unterlippe sitzen fadige Anhänge od. Freßspitzen, die Lippentaster (od. Labial-Palpen). Bei saugenden Insekten stellen Ober- u. Unterlippe ein Saugrohr dar, in welchem die Kieferpaare als Stechorgane liegen. Bei den Krebsen wird der zweilappige, vortretende Unterrand des Schlundes als Unterlippe bezeichnet, ohne der der Insekten anatomisch zu entsprechen. Auch anderweit kommt die Bezeichnung L. in der Zoologie, bezüglich Anatomie, vor. Bei den Muscheln heißen so die vorspringenden Leisten, auf denen das Schloßband befestigt ist; am Schneckenhaus heißt der innere Rand (der Spindelrand) der Mündung Innenlippe, der äußere Außenlippe (od. Lippenrand); endlich werden (in der Anatomie) die von beiden Seiten her die Schamspalte der weiblichen Genitalien begrenzenden Hautfalten Schamlippen genannt.

Lippenbär od. Rüsselbär (Ursus labiatus), ein langhaariger Bär, durch langen Rüssel mit breitem beweglichen Nasenknorpel ausgezeichnet; lebt auf dem ostind. Festlande u. wird da von Gauklern abgerichtet, wie bei uns der braune Bär. Da seine Vorderzähne leicht ausfallen, hielt ihn Pennant, der ihn 1790 in diesem Zustande zuerst sah, für eine Faulthierart, die er Bradypus ursinus nannte.

Lippi, Filippo, s. „Filippo".

Lippspringe, Flecken im Kreise Paderborn des preuß. Reg.-Bez. Minden (Provinz Westfalen) mit 1990 zu $^9/_{10}$ kathol. E. (1871); liegt unweit der Quellen der Lippe in der sandigen Senne u. in der Nähe der Grenze des Fürstenthums Lippe, hat zwei Kirchen u. ein stark besuchtes Mineralbad, dessen 16,6° R. warme Quelle (Arminiusquelle) 1832 entdeckt worden ist, zu den erdig-salinischen Eisenquellen gehört u. sich nam. gegen Brustleiden heilsam erwiesen hat. Die Gebäude u. Anlagen des Bades sind zwar einfach, aber doch recht zweckentsprechend. Die Einwohner des Fleckens, welcher noch ein in Trümmern liegendes Schloß der Tempelherren besitzt u. durch einen 782 von Karl d. Gr. hier abgehaltenen Reichstag historisch merkwürdig ist, beschäftigen sich auch mit der Fabrikation von Papier u. Oel.

Lippstadt, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Arnsberg (Provinz Westfalen) mit 7728 zu $^2/_3$ kathol. E. (1871), liegt auf einer Insel der Lippe u. an der königl. Westfälischen Eisenbahn, hat ein Kreisamt u. Kreisgericht, zwei Kirchen u. eine Realschule u. treibt Fabrikation von Maschinen, Cigarren, Tabak, Stärke, Seife, Leder u. Seilerwaaren. Die 1150 gegründete Stadt gehörte dem Hansabunde an u. wurde 1757 u. 1759 von den Franzosen belagert. Die eine Hälfte von L. war 1445 an den Herzog von Kleve u. 1666 mit der Grafschaft Mark an Preußen gekommen, die andere Hälfte wurde 1850 durch Vertrag von Lippe erworben. Der Kreis L. umfaßt 9,8 □M. mit 34,767 E. (1871) u. den Städten L., Gesecke u. Benninghausen.

Lipsius, Karl Heinrich Adelbert, deutscher Philolog u. Schulmann, geb. zu Großhennersdorf (Oberlausitz) 19. Jan. 1805, studirte seit 1827 in Leipzig Theologie u. Philologie, ward 1827 Konrektor des Gymnasiums in Gera, wirkte seit 1832 an der Thomasschule in Leipzig u. starb daselbst, kaum zum Rektor ernannt, 2. Juli 1861. Er verfaßte „Grammatische Untersuchungen über die biblische Gräcität" (Lpz. 1863). Seine „Schulreden" (ebd. 1862) enthalten auch seine Lebensbeschreibung. — Richard Adelbert **L.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Gera 14. Febr. 1830, studirte seit 1848 in Leipzig, habilitirte sich daselbst 1851, folgte 1861 einem Rufe als Professor der Theologie nach Wien, ging 1865 in gleicher Eigenschaft nach Kiel u. hat seit 1871 an der Universität Jena den Lehrstuhl für neutestamentliche Theologie inne. Er gehört zu den unbefangenen Theologen u. ist als gründlicher Quellenforscher eine Autorität für die kanonische u. apokryphische Literatur des christl. Alterthums. Er schrieb u. A.: „Die Paulinische Rechtfertigungslehre" (Lpz. 1853); „Der Gnostizismus" (ebd. 1860); „Die Papstverzeichnisse des Eusebios" (Kiel 1868); „Chronologie der röm. Bischöfe bis Mitte des 4. Jahrh." (ebd. 1869); „Glaube u. Lehre" (ebd. 1871); „Die Pilatusakten" (ebd. 1871); „Die Quellen der röm. Petrussage" (ebd. 1872) &c. — Justus Hermann **L.**, des Vorigen Bruder, geb. zu Leipzig 9. Mai 1834, studirte seit 1850 Philologie daselbst, wurde 1856 Vikar an der Nikolai- u. 1857 Adjunkt an der Thomasschule ebendaselbst, noch im letztgenannten Jahre Oberlehrer in Meißen, 1860 in Grimma, 1863 Konrektor u. 1866 Rektor der Nikolaischule in Leipzig u. hält seit 1869 auch an der dortigen Universität als außerord. Professor Vorlesungen über klassische Philologie. Er schrieb: „De Sophoclis emendandi praesidiis" (Lpz. 1860).

Lipsius, Justus (eigentlich Joest Lips), berühmter holländ. Philolog, geb. 18. Okt. 1547 zu Overyssche bei Brüssel, erhielt seine Vorbildung in Ath u. bei den Jesuiten in Köln, studirte seit 1563 in Löwen die Rechte, trieb daneben eifrig das Studium der Alterthumskunde u. ging 1567 nach Rom, wo er eine Anstellung als Sekretär des Kardinals Granvella fand. Doch wandte er sich nach einigen Jahren nach Löwen zurück, von wo er eine Studienreise nach Wien unternahm. Auf der Rückreise von dort begriffen, fand er sich durch die Nachricht von den kriegerischen Wirren in seiner Heimat, die auch den Verlust seines Vermögens zur Folge hatten, bewogen, eine ihm angetragene Professur der Beredsamkeit u. Geschichte in Jena anzunehmen (1572); zuvor war er scheinbar zum Protestantismus übergetreten. Nach ein paar Jahren aber war ihm die Stellung in Jena infolge von Streitigkeiten mit seinen Kollegen verleidet, er ging also 1576 nach Löwen zurück, wo er Vorlesungen hielt. Im J. 1579 folgte er einem Rufe als Professor der Geschichte in Leyden, in welcher Stellung er sich über ein Jahrzehnt befand, machte sich aber durch sein Eifern für die kathol. Sache, die er auch in seinen Schriften „De una religione" u. „Politicorum libri IV" verfocht, so verhaßt, daß er sein Amt niederlegen mußte. Nun trat er auch öffentlich zum Katholizismus zurück u. erhielt auf Betreiben der Jesuiten 1592

abermals eine Professur der alten Geschichte in Löwen; hier starb er, kurz vor seinem Tode noch zum königl. Historiographen ernannt, 23. März 1606. Von seinen Werken, die als „Opera omnia" 1585 gesammelt erschienen (8 Bde., Antw.), sind bes. hervorzuheben die schöne Schrift „De constantia in publicis malis" (Antw. 1584; deutsch von Dillenius, Lpz. 1802) u. seine Briefe, theils von ihm selbst („Epistolae selectae", 2 Bde., Leyd. 1586—90), theils von Burmann (5 Bde., Amsterd. 1727) gesammelt. Um die Kenntniß des öffentlichen wie des Privatlebens der Alten, um das Verständniß der stoischen Philosophie u. die Erklärung u. Kritik der lat. Klassiker hat er sich namhafte Verdienste erworben, doch ist seine eigene Schreibweise geschraubt u. affektirt. Interessant ist, daß L. als einer der Ersten eine Vorahnung des Zusammenhanges der Germanen mit ihren asiatischen Stammverwandten hatte: in einem Briefe aus dem J. 1599 gab er eine Sammlung von Wörtern, die er einer altniederländ. Psalmenübersetzung entnommen hatte, stellte persische u. niederländ. Wortformen zusammen u. bemerkte, daß die Flexionen in jenen beiden Sprachen nicht allzu verschieden seien. — In Löwen wurde ihm 28. Juni 1853 ein Denkmal errichtet.

Lips Tullian, eigentlich Elias Erasmus **Schönknecht**, auch **Philipp Mengstein** u. der **Wachtmeister** genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Straßburg 1675 als der Sohn eines Offiziers in lothringischen Diensten, trat gleichfalls zuerst in diese, später aber in ein kaiserliches Dragonerregiment, in welchem er zum Wachtmeister aufrückte. Wegen eines Duells flüchtete er sich nach Prag, wo er in die Gesellschaft von Gaunern u. Dieben gerieth. Nachdem er daselbst mehrere Kirchendiebstähle verübt, wendete er sich nach Sachsen, das er fast 12 Jahre lang mit seinen Genossen beunruhigte. Inzwischen wiederholt eingefangen, doch immer wieder entsprungen, ward er endlich im Nov. 1711 auf den Festungsbau in Dresden gebracht u. nach umfangreicher Untersuchung durch eine besondere Kommission 8. März 1715 in Neustadt-Dresden enthauptet u. aufs Rad geflochten. Mit ihm wurden vier andere Hauptschuldige hingerichtet. Vgl. F. Hirt: „L. T. u. seine Raubgesellen" (Gera 1874).

Liptau, ungar. Komitat im Kreise diesseit der Donau, 41 □M. mit 79,273 E. (1869), wird von dem oberen Waagthal zwischen der Tatra u. den Liptauer Karpathen gebildet u. hat einen durchaus alpinen Charakter. Die Bevölkerung, welche im Mittelalter zum Theil deutsch gewesen, jetzt aber mit Ausnahme von etwa 3000 Israeliten u. einigen Hundert Magyaren slovakisch ist, schlägt das Holz der ausgedehnten Waldungen u. flößt es auf der Waag, treibt Viehzucht, als deren wichtigstes Produkt der L.er Käse in den Handel kommt, baut Eisen- u. Kupfererze ab, verhüttet sie u. entsendet in das Ausland zahlreiche Drahtbinder u. Kesselflicker. Das Klima ist rauh u. das Land nur zum kleinsten Theile für den Ackerbau tauglich. Der Hauptort von L. ist St. Miklos mit 2400 E.

liquid (lat. liquidus, hell, klar, rein). Im Prozeßrecht bezeichnet man eine Thatsache als l., die keines Beweises weiter bedarf, weil sie entweder zugestanden od. bereits bewiesen ist. Im Civilprozesse sind liquide Einreden insofern bes. begünstigt, als der Kläger sie durch gleichfalls liquide Repliken (s. d.) beseitigen muß, widrigenfalls er mit der Klage zurückgewiesen wird.

Liquidiren, das, heißt das Berechnen der Gerichts- u. Advokaturkosten, welches da, wo Taxordnungen bestehen, in Gemäßheit derselben zu geschehen hat. Derartige Rechnungsaufstellungen haben den Zweck, jeden Zweifel darüber auszuschließen, was Gericht u. Sachwalter an Kosten von den Zahlungspflichtigen zu beanspruchen haben. Die Unterlassung des L.s zieht vielfach den Verlust der nicht berechneten Kosten nach sich.

Liquor, bedeutet Flüssigkeit; es führen diese Bezeichnung in Apotheken viele pharmazeutische Präparate, wie: L. ammonii acetici = essigsaure Ammoniaklösung, L. ammonii caustici = Salmiakgeist, L. anodynus Hoffmanni = Hoffmann's Tropfen, L. ferri acetici = essigsaure Eisenlösung, L. Kali caustici = Aetzkalilauge u. s. w. Das Publikum versteht unter L. schlechtweg den L. anodynus Hoffmanni od. Spiritus sulphurico-aethereus, eine Mischung von Aether u. Spiritus.

Lira, in der Mehrzahl Lire (aus dem lat. libra, Pfund), heißt die Münzeinheit des Königreichs Italien; die L. ist dem franz. Franc gleichwerthig (= 80 Pfennige deutscher Reichsmünze) u. wird ausgeprägt in silbernen Münzen zu 1/5, 1/2, 1, 2 u. 5 L., in goldenen zu 5, 10, 20, 40, 50, 80 u. 100 L. Eingetheilt wird die L. in 100 Centesimi. — In der Türkei nennt man L. zuweilen das türk. Pfund, eine Goldmünze im Werthe von 23 Francs (= 18 Mk. 40 Pf.).

Lisco, Emil Gustav, eifriger Vorkämpfer des liberalen Protestantismus, ein Sohn des theologischen Schriftstellers **Friedr. Gust. L.**, geb. 13. Jan. 1819 zu Berlin, studirte dort u. in Bonn u. verwaltete zuerst (seit 1843) das Pfarramt Zehdenick, von wo er 1845 an die Marienkirche, 1859 an die „Neue Kirche" zu Berlin übersiedelte. Als ein Anhänger der freieren Richtung Schleiermacher's erregte er schon 1867 durch seinen Synodalbericht über die „Zustände des sittlichen u. kirchlichen Lebens in Berlin" (Berl. 1869) den Unwillen der strengen Partei, wie nicht minder durch seinen Eifer für den Protestantenverein. Wegen eines öffentlichen Vortrags über das Apostolische Glaubensbekenntniß (gedruckt im 4. Heft des Jahrganges 1872 der „Protestantischen Vorträge") wurde er sogar in eine Disziplinaruntersuchung verwickelt, die ihm indeß nur einen Verweis zuzog. Andere Vorträge L.'s, die in weiteren Kreisen bekannt geworden sind, finden sich in Heft 5 u. 7 des Jahrganges 1870 u. in Heft 5 des Jahrganges 1873 der „Protest. Vorträge".

Liscow, Christian Ludwig, trefflicher Satiriker, den man mit Recht als einen Vorläufer Lessing's bezeichnet hat, geb. 26. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, studirte seit 1718 in Rostock, Jena u. Halle, anfänglich Theologie, dann die Rechte, trieb aber daneben mit Eifer die klassischen Sprachen u. beschäftigte sich eingehend mit neuerer, nam. franz. Literatur u. allgemein bildenden Wissenschaften. Um 1729 lebte er als Hauslehrer in Lübeck, wo er in mehreren satirischen Aufsätzen, aber ohne sich zu nennen, die elende Schriftstellerei eines gewissen Magister Sievers erbarmungslos geißelte. L. verließ Lübeck 1734 u. wurde Privatsekretär des Geheimen Rathes v. Clausewitz, der in Hamburg lebte; in dieser Zeit, in der er auch in lebhaftem Verkehr mit Hagedorn stand, sind einige seiner bedeutendsten Schriften entstanden. Aber schon 1735 wurde er veranlaßt, als Legationssekretär in die Dienste des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg zu treten, der infolge heftiger Streitigkeiten mit den mecklenburg. Ständen sein Land hatte räumen müssen u. sich in Wismar aufhielt. Im J. 1736 schickte ihn der Herzog nach Paris, um beim franz. Hofe die Wiedereinsetzung seines Herrn zu betreiben, doch erreichte L. den Zweck seiner Reise nicht u. gerieth, vom Herzog ungenügend mit Geldmitteln unterstützt, in arge Bedrängniß. Endlich 1737 glücklich nach Hamburg zurückgelangt, nahm L. seinen Abschied vom Herzog u. wurde im folgenden Jahre Privatsekretär des Geheimen Rathes v. Blome, der Propst des Klosters Preetz war; 1739 veranstaltete er die Gesammtausgabe seiner seither gedruckten Schriften („Sammlung satirischer u. ernsthafter Schriften", Frankf. u. Lpz 1739), deren beste wol die Abhandlung „Die Vortrefflichkeit u. Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1736) ist. Doch vertauschte L. 1740 diese Stellung mit der eines preuß. Legationssekretärs beim Grafen Danckelmann, welchen Friedrich d. Gr. wegen der bevorstehenden Kaiserwahl nach Mainz u. Frankfurt schickte, wurde aber schon 1741 Privatsekretär des sächs. Ministers Grafen Brühl, bald darauf Kabinetsrath u. 1745 Kriegsrath. In Dresden schrieb er die Vorrede zur 2. Auflage von Heinecken's Uebersetzung des Longin (1742), in welcher er sich von Gottsched lossagte, obwol er früher dessen Autorität unbedingt anerkannt hatte. Freimüthige Aeußerungen über die verderbliche Finanzwirthschaft Brühl's zogen ihm aber 1749 eine Kriminaluntersuchung zu: er wurde verhaftet, zwar wieder entlassen, aber 1750 seines Amtes u. seiner Besoldung verlustig erklärt. Er zog sich danach auf das seiner Frau gehörige Gut Berg bei Eilenburg zurück, wo er 30. Okt. 1760 starb. — L., dem nach seiner eigenen Aeußerung die Satire nichts war als eine „deductio ad absurdum u. folglich ein erlaubtes u. kräftiges Mittel, die Thoren einzutreiben", ist durch scharfen Verstand u. tüchtige Gesinnung ausgezeichnet; seine Schriften werden an Sicherheit des Ausdrucks, korrekter Sprache u. lichtvollem Satzbau nur von denen Lessing's übertroffen. Seine Satire ist eine durchweg persönliche u. richtet sich — was ihm auch mehrfach zum Vorwurf gemacht worden — gegen an sich nichtige Persönlichkeiten, die er aber nur als Anhaltspunkte benutzte für weiter reichende Satire, die nam. gelehrte Pedanterie u. steife Orthodoxie u. Verketzerungssucht zum Gegenstand hat. L. wagte zuerst den Nachweis, daß das Recht der Kritik allen Menschen zustehe, wozu damals ziemlich viel Muth gehörte.

Eine nach L.'s Tode mit seinem Namen gedruckte Schrift „Ueber die Unnötbigkeit der guten Werke zur Seligkeit" (herausgeg. von Pott, Lpz. 1803) ist wahrscheinlich nicht sein Werk.

Lisene, od. Lesine, Lessine, Laischene, ein flach hervortretender Wandstreifen od. Pilaster, der sowol zur Trennung größerer Mauerflächen als auch zur Verstärkung dient. Er bildet im romanischen Stil den einfachen Schmuck am Aeußeren der Gebäude u. ist der erste Anfang des Systems der Strebepfeiler.

Lisière (frz., spr. Lisiähr'), Einfassung, Grenze, Saum, Leiste.

Lissa, die westlichste der Dalmatin. Inseln im Adriatischen Meere, 1,8 □M. groß mit 6800 E.; ist durchaus gebirgig u. hat zum Hauptort den gleichnamigen Flecken mit 3013 E. (1869); ist ein österreichischer Kriegshafen. Die Bevölkerung treibt Wein- u. Oelbau u. Fischfang, nam. auf Sardellen. Bei L. fand 20. Juli 1866 die große Seeschlacht zwischen der österr. u. ital. Flotte statt. Der italienische Admiral Persano bombardirte den Ort L., um die Insel als Operationsbasis zu gewinnen, als er sich durch das Nahen der österr. Flotte unter Tegetthoff veranlaßt sah, den Kampf mit dieser aufzunehmen. Letztere zählte nur 7, die ital. 12 Panzerschiffe. Trotzdem wurde von der keilförmig ansegelnden österr. Kriegsflotte die feindliche Linie durchbrochen u. von Tegetthoff's Admiralschiff die Panzerfregatte „Rè d'Italia" in den Grund gebohrt u. zwei andere ital. Panzerschiffe stark beschädigt. Bald darauf flog auch der in Brand gerathene „Palestro" in die Luft, während das österr. Linienschiff „Kaiser" von den feindlichen Kugeln arg beschädigt aus dem Kampfe sich zurückziehen mußte. Den Oesterreichern, welche mit ihren hölzernen Schiffen den feindlichen Eisenpanzern so argen Schaden bereitet hatten, war der Sieg vollständig zu Theil geworden; sie zogen sich nach Pola zurück, die ital. Flotte aber suchte den Kriegshafen von Ancona auf.

Lissa, auch Polnisch-Lissa, Stadt im Kreise Fraustadt des preuß. Reg.-Bez. u. der Provinz Posen mit 10,635 E. (1871), welche zur Hälfte evangel. u. zu je ¼ kathol. u. israelit. sind, liegt unweit der schlesischen Grenze in einer Ebene u. an den Eisenbahnen L.-Glogau-Hansdorf u. Stargard-Posen-Breslau (Oberschles. Bahn). Die Stadt ist fast durchaus deutsch, hat ein Kreis- u. Schwurgericht u. ein Gymnasium u. treibt Bierbrauerei, Maschinenbau u. bedeutenden Handel mit Getreide. Von L. leiten die Grafen Leszczynski ihren Ursprung ab; sie besaßen den Ort, bis sie ihn 1738 an die Familie Sulkowski verkauften. Im 15., 16. u. 17. Jahrh. war die Stadt ein Zufluchtsort für viele vertriebene Böhm. Brüder; unter ihnen war auch der berühmte Amos Comenius (s. d.), der als Rektor die dortige Schule zu Bedeutung brachte.

Lissabon (portug. u. span. Lisbóa), Hauptstadt von Portugal mit 224,063 E. (1864), von denen etwa 170,000 auf die eigentliche Stadt, der Rest auf die Vorstädte kommen; liegt am nördlichen Ufer der Bai von L. (Rada de Lisboa), welche, von dem Tejo gebildet, 2½ M. lang u. 1 M. breit ist u. aus der der Strom in einem 1½ M. langen Laufe in den Atlantischen Ozean sich ergießt. Die Stadt hat eine ungemein reizende Lage, zieht sich meilenlang an der Bai u. am Tejo hin u. erhebt sich mit ihren Vorstädten zu den Ausläufern der Sierra de Cintra, welche mit prächtigen Villen, Gärten, Klöstern u. Ortschaften bedeckt sind. Die neue Stadt am Hafen trägt, da sie durch das große Erdbeben vom 1. Nov. 1755 zerstört worden war, einen fast durchaus modernen Charakter u. weist viele prachtvolle Paläste auf; die älteren, amphitheatralisch aufsteigenden Viertel, nam. Alhama, das sich östlich an dem von einer alten maur. Burg gekrönten Monte do Castello ausbreitet, bestehen dagegen aus engen, finsteren, schmuzigen Gassen mit hohen, oft aus dem Mittelalter stammenden Gebäuden. Die schönsten Plätze sind die Praça do commercio am Ufer des Stromes, eingefaßt von den Gebäuden der Ministerien, des Zollhauses, des Stadthauses u. der Börse u. geschmückt mit der Reiterstatue Joseph's I., u. der Dom Pedroplatz, der Markt mit dem Theater, welcher durch die elegantesten Straßen mit jenem verbunden ist. Die nach dem Erdbeben wieder aufgeführten Kirchen sind architektonisch nicht sehr bedeutend; unter ihnen sind bes. nennenswerth nur die Patriarchalkirche, welche auf einem Hügel im NO. des Kastellberges erbaut ist, die auf dem Abhange desselben Berges sich erhebende Basilica de St. Maria u. die nach dem Muster der röm. Peterskirche ausgeführte Klosterkirche zum Herzen Jesu (do santissimo coração de Jesus) auf dem westlichen Stadthügel. Auch die königlichen Schlösser machen keinen bes. schönen Eindruck, der als gewöhnliche Residenz dienende Palast Das Necessidades ist das geschmacklose große Gebäude eines ehemaligen Nonnenklosters. Von den Theatern ist das schönste das ital. Opernhaus u. das größte das Teatro de Donna Maria II. Die merkwürdigsten Bauwerke L.s sind das von König Emanuel d. Gr. 1499 in maurisch-goth. Stile erbaute Kloster von Belem in der gleichnamigen Vorstadt mit einer großartigen Kirche — gegenwärtig ein Findel- u. Waisenhaus, u. die Wasserleitung von Alcántara, welche in einer Länge von 800 m. das Thal von Alcántara auf 33 Bogen durchschneidet u. die Stadt mit Trinkwasser versorgt. Die schöne Promenade des Passeio publico u. die öffentlichen Gärten S. Pedro d'Alcántara u. Estrella gewähren entzückende Aussichten. — L. ist Sitz der Regierung u. des Patriarchen u. hat an höheren Lehranstalten eine polytechnische Akademie, ein Lyceum, eine medizin.-chirurg. Akademie, ein Schullehrerseminar, eine Marineschule, eine Akademie der bildende Künste u. ein königliches Konservatorium der Musik. Von wissenschaftlicher Bedeutung sind außerdem noch die große Nationalbibliothek, das Archiv der Torre do Tombo im ehemaligen Kloster St. Bento, die Sternwarte, das meteorologische Observatorium, der botanische Garten u. von den gelehrten Gesellschaften die Akademie der bildenden Künste. Zahlreich sind die Wohlthätigkeitsanstalten der Hauptstadt u. mehrere der großartigen Hospitäler, nam. das Hospital S. José, vorzüglich eingerichtet; die Irrenanstalt in dem ehemaligen Kloster Rilhafolles ist eins der besten derartigen Institute in Europa. Für die Industrie u. den Handel Portugals ist L. der wichtigste Platz; in ersterer Beziehung hat diese Stadt ihren alten Ruf in der



Nr. 3991. Lissabon.

Seiden-Spinnerei u. -Weberei bis zur Gegenwart sich bewahrt; nicht minder rühmlich ist aber auch die Fabrikation von goldenen u. silbernen Schmucksachen, nam. Filigranarbeiten, die vorzüglich in maur. Geschmack geliefert werden. Außerdem giebt es Eisengießereien, Fabriken von Tabak, Maschinen, Glas, Chemikalien, Papier, Steingut, Seife, Lichtern u. s. w. u. am Tejo viele Salinen. Der Handel, an welchem bes. stark Großbritannien betheiligt ist, würde sich noch bedeutend heben, wenn die Barre, welche den Zugang zum Tejo von der Seeseite für größere Schiffe ohne Lootsen gefährlich macht, erweitert würde. Die alten Festungswerke, die Linien von L., welche die Stadt auf der Landseite in einem Halbkreise umgeben, sind verfallen, doch wird der Eingang des Stromes noch von den Forts Bugio u. San Julião vertheidigt. — L. war schon zur Zeit der Römer unter dem Namen Olisipo eine volkreiche Stadt; 457 eroberten es die Sueven, 585 die Gothen, 716 die Araber, welche ihm den Namen Oschbuna gaben, aus dem Lisboa gebildet sein soll. Den Mohammedanern entriß die wichtige Seestadt 1147 König Alphons I.; 1383 wurde sie durch Johann I. zur königl. Residenz u. zum Mittelpunkte eines Erzbisthums, welches bis 1741 bestand, dann aber dem schon 1716 gestifteten Patriarchate weichen mußte. Die glänzendste Periode folgte den portug. u. span. Entdeckungsreisen im 15. u. 16. Jahrh., infolge deren L. der hervorragendste Platz für den Handel Europa's mit Afrika u. Amerika wurde. Die glänzende Stadt, welche über 300,000 E. zählte, wurde durch das genannte furchtbare Erdbeben, zu denen sich Wasserfluten u. Feuersbrünste gesellten, fast vollständig zerstört, doch gelang es der Energie des Ministers Pombal,

diesem Elend möglichst bald zu steuern u. den Wiederaufbau in überraschender Weise zu beschleunigen. Schwer litten die Einwohner unter der von Junot befehligten Okkupation 29. Nov. 1807 bis 30. Aug. 1808; die von Wellington in den nächsten Jahren angelegten Befestigungen der Linien von Torres Vedras verhinderten aber 1810 Massena an der Wiedereinnahme. Später hat L. in den vielfachen Revolutionen, an denen Portugal zu leiden gehabt hat, häufig die leitende Rolle übernommen.

List, Friedrich, verdienstvoller deutscher Volkswirth u. Politiker, geb. 6. Aug. 1789 in Reutlingen; war mehrere Jahre im Verwaltungsfache angestellt u. wurde 1817 Professor der Staatswissenschaft in Tübingen, nahm aber schon 1819 seine Entlassung, wurde Mitglied der Abgeordnetenkammer, 1821 aber wegen eines Konfliktes mit der Regierung aus der Kammer ausgeschlossen, in Anklagezustand versetzt u. 1822 zu zehnmonatlicher Festungshaft verurtheilt.



Nr. 3592. Friedrich List (geb. 6 Aug. 1789, gest 30. Nov 1846

Derselben zu entgehen, begab sich L. ins Elsaß, kehrte aber 1824 nach Württemberg zurück u. ward nun auf dem Asperg gefangen gesetzt; doch entließ man ihn 1825, weil er nach Amerika auswandern wollte. In Amerika erwarb er sich ein Vermögen, kehrte 1832 nach Deutschland zurück, lebte eine Zeit lang in Hamburg, seit 1833 in Leipzig, u. wirkte hier wie auf größeren u. kleineren Reisen unermüdlich für den Zollverein, für Eisenbahnbauten, für Schutzzölle, für die deutsche Auswanderung nach Ungarn 2c. Im J. 1837 begab sich L. nach Paris, wo er sich mit neuen Studien u. schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, war 1844 in Oesterreich u. Ungarn, ging 1846 nach England, um seinen bereits in einer Denkschrift niedergelegten Gedanken einer Allianz zwischen Großbritannien u. Deutschland praktisch weiter zu verfolgen, kehrte aber nach wenigen Monaten ohne irgend welchen Erfolg nach Deutschland zurück. Vielfache Enttäuschungen, Vermögensverluste u. ein quälendes körperliches Leiden hatten in ihm allmählich einen Trübsinn erzeugt, der ihn schließlich dazu führte, auf einer Reise zu Kufstein in Tirol am 30. Nov. 1846 durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende zu machen. 1863 wurde in Reutlingen eine Bronzestatue L.'s enthüllt. — Seine zahlreichen zerstreuten Aufsätze sind von Häusser als „Gesammelte Schriften" (3 Bde., Stuttg. 1850) herausgegeben. Auch L.'s bekanntestes Werk, „Das nationale System der politischen Oekonomie" (Bd. 1, Stuttg. 1841; 2. Aufl. 1842, auch ins Englische, Französische u. Ungarische übersetzt), ist nur eine Sammlung von Zeitungsartikeln. Der von L. erhobene Anspruch auf die Gründung eines neuen Systems der Nationalökonomie ist völlig unbegründet. Das L.'sche Stufenschema: Jäger-, Fischer- u. Nomaden-Horde, Agrikulturstaat, Agrikultur-Manufakturstaat, Agrikultur-Manufaktur-Handelsstaat ist unwissenschaftlich. L. verfiel ferner in ein grobes Mißverständniß A. Smith's. Dieser Vater der wissenschaftlichen Nationalökonomie lehrt nicht, daß die Gelehrten 2c. unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft seien, sondern nur, daß sie (direkt) keine materiellen Güter erzeugen. Auch L.'s Gegenüberstellung von „Tauschwerthen" u. „produktiven Kräften" ist eine leere Spielerei mit Worten. Die Freihändler, welche nicht Müßiggang u. Indolenz, sondern Selbsthülfe predigen, erkennen den sittlichen, vom Geldertrage unabhängigen Werth der Arbeit ebenfalls an. Alle ungestört wirkenden produktiven Kräfte können nur die Wirkung haben, (Gebrauchs- u. Tausch-) Werthe zu erzeugen, die ihrerseits wieder die produktiven Kräfte vermehren. Eine produktive Kraft, die keine Werthe produzirte, wäre ein Widerspruch in sich selbst. — L.'s Antheil an der Stiftung des Zollvereins ist streitig. Jedenfalls ist es eine Uebertreibung, ihm allein dies Verdienst zuzuschreiben. Am richtigsten ist es wol, mit Roscher zu sagen, daß dies Verdienst der preußischen Regierung, dem badischen Staatsmanne Nebenius u. L. zusammen gebührt. Unbestreitbares Verdienst hat sich dagegen L. um die Einführung der Eisenbahnen erworben. Diese erscheinen uns heutzutage als epochemachender Fortschritt von sonnenklarem Nutzen; zur Zeit L.'s hegten indeß die meisten Zeitgenossen, selbst gewiegte Geschäftsmänner, starke, uns jetzt unbegreiflich erscheinende Vorurtheile gegen dieselben, welche siegreich zu bekämpfen Intelligenz u. Ausdauer auf die härtesten Proben stellte. — Die hergebrachte Ansicht, welche in L. weiter nichts als einen Schutzzoll-Agitator sieht, ist schief. L.'s Schriften zeigen, daß er trotz seiner mehrfachen Irrthümer ein deutscher Patriot war, der sich in der Zollvereins-, Eisenbahn- u. Auswanderungsfrage zu großartigen, wahrhaft staatsmännischen Anschauungen erhob. L. war der Erste, der die später von Dieterici, Roscher, den Oesterreichern Höfken u. R. Th. Richter u. dem „größten Ungar", dem edeln Grafen Széchenyi, vertretene Beförderung deutscher Auswanderung nach Ungarn empfahl. — Eine anziehende Biographie L.'s gab Häusser in Bd. 1 von L.'s „Gesammelten Schriften" (Stuttg. 1850). Vgl. auch Franz Otto, „Das Buch berühmter Kaufleute" (2 Bde., Lpz. 1868).

Liszt, Franz, der größte Klavierspieler der neuen Zeit u. nächst Paganini wol die außerordentlichste Virtuosenerscheinung derselben überhaupt, auch als Komponist u. musikalischer Schriftsteller von Bedeutung, wurde geb. 21. Okt. 1811 in dem ungar. Dorfe Raiding (bei Oedenburg). Sein Vater Adam L., ein Rechnungsbeamter des Fürsten Esterhazy, war ein gebildeter, strebsamer Mann u. geschickter Musiker, nam. Klavierspieler. Er begann mit seinem Franz, dessen ungewöhnliche geistige Regsamkeit schon in den frühesten Kinderjahren hervortrat, den Unterricht auf dem Klavier, als der Knabe 6 Jahre alt war. Derselbe machte so bewundernswürdige Fortschritte, daß er sich bereits mit 9 Jahren in einem Konzerte zu Oedenburg öffentlich hören lassen konnte. Ein weiteres Auftreten in Preßburg verschaffte dem Vater eine pekuniäre Unterstützung seitens mehrerer ungarischer Magnaten, welche es ihm ermöglichte, mit dem Sohne nach Wien zu gehen u. denselben an Czerny zu weiterer Ausbildung im Klavierspielen zu übergeben. Anderthalb Jahre ungefähr währte der Unterricht bei diesem Meister, u. in diesem Zeitraum machte Franz bei Randhartinger u. Salieri auch Kompositionsstudien. Dann trat er in verschiedenen Konzerten mit glänzendstem Erfolge auf, u. nunmehr (im J. 1823) wandte sich der Vater mit ihm nach Paris, auf dem Wege dorthin in Stuttgart u. München Konzerte veranstaltend, welche pekuniär ebenso einträglich waren, wie sie dazu dienten, dem Talent des Knaben vollständigste Anerkennung zu verschaffen. In Paris angelangt, sollte des Vaters Wunsch, den Sohn ins Konservatorium aufgenommen zu sehen, allerdings nicht in Erfüllung gehen dafür aber fand Franz Zutritt in den Salons der vornehmen Welt, u. bald wurde der geistreiche, kecke u. dabei liebenswürdige Knabe der Liebling derselben. Dabei war aber der Vater eifrigst bemüht für die weitere künstlerische Ausbildung seines Sohnes u. ließ ihn deshalb noch bei Reicha einen Kompositionskursus durchmachen. Großes Aufsehen machte Franz auch in verschiedenen französischen Provinzstädten

u. in England, welches er zunächst zu zweien Malen besuchte. 1825 wieder in Paris, sah er daselbst noch im Oktober desselben Jahres die von ihm komponirte einaktige Oper „Don Sanche, ou le château de l'amour“ in der Académie royale de musique (Großen Oper) in Scene gehen; sie erregte, bes. in Anbetracht der Jugend des Komponisten, vieles Interesse, ohne aber einen nachhaltigen Erfolg zu erzielen. In das Jahr 1826 fällt ein Ausflug nach der Schweiz u. eine dritte Reise nach England, worauf im August 1827 Franz den Schmerz hatte, während eines Aufenthaltes im Seebade von Boulogne seinen Vater durch den Tod zu verlieren. Nun folgte für den Jüngling eine längere Periode der geistigen u. sittlichen Haltlosigkeit: mystisch religiöse Schwärmerei wechselte mit jähem Aufflackern der oft weltlich frivolsten Leidenschaftlichkeit; einmal schwelgte er in den Phantasien der im Schwange gehenden literarischen Hyperromantik, dann wieder begeisterte er sich für die Lehren des Saint Simonismus, od. stürzte sich in das politische Tagestreiben. Seinen musikkünstlerischen Bestrebungen kam 1831 nur das Erscheinen Paganini's zu gute, welches einen mächtigen, wenn auch nicht nachhaltigen Eindruck auf ihn machte.



Nr. 3993. Franz Liszt, geb. 21. Okt. 1811.

Eine Zeit der Sammlung kam für ihn erst im J. 1833, wo er Paris verließ u. nach Genf ging, in welch letzterer Stadt er bis 1835 verweilte, in verhältnißmäßiger Zurückgezogenheit künstlerischen u. wissenschaftlichen Bestrebungen sich widmend. Das Erscheinen Thalberg's in Paris u. die Triumphe, die dieser Pianist daselbst feierte, riefen L. wieder nach der französischen Hauptstadt zurück, u. er wußte sich bald die alten Sympathien wieder zu erobern, wenn er auch den Wiener Virtuosen nicht ganz aus dem Felde zu schlagen vermochte. Von Paris aus ging er im J. 1837 nach Italien, wo er, erfolgreiche Konzerte gebend, bis Ende 1839 verweilte, mit Unterbrechung jedoch eines Ausfluges nach Wien u. Pest, den er hauptsächlich dazu benutzte, für die durch eine furchtbare Donauüberschwemmung Heimgesuchten in letztgenannter Stadt eine Reihe von ertragreichen Konzerten zu geben. Von 1840—1848 machte er dann jene großen Kunstreisen durch ganz Europa, die Triumphzügen glichen u. ihm eine förmliche Vergötterung einbrachten. Auf der Höhe seines Ruhmes stehend, gab er 1848 die Laufbahn eines reisenden Virtuosen auf u. wandte sich nach Weimar, wo er als Hofkapellmeister wirkte (nachdem er bereits 1844 den Titel eines solchen erhalten), theils dem Selbstschaffen lebte, theils in dem Propagandamachen für die Ideen u. Werke Berlioz' u. Rich. Wagner's seine Aufgabe suchte u. inmitten eines Kreises von Schülern u. Anhängern das Musikleben jener kleinen Residenz zu einem unleugbar sehr regsamen u. vielfach interessanten zu machen verstand. Das währte bis zu Ende der fünfziger Jahre, wo er seiner Wirksamkeit in Weimar entsagte, nach Rom ging, nachgehends dort in den geistlichen Stand trat u. bis jetzt als Abbé daselbst auch — Sommerreisen nach Deutschland, Ungarn ꝛc. abgerechnet — meistentheils gelebt hat. An Ehren u. Auszeichnungen ist L. reich wie kaum je ein Künstler vor ihm; angeführt mag hier nur sein, daß er Inhaber unzähliger Orden u. Mitglied vieler musikalischer Gesellschaften u. Vereine sowie Ehrenbürger verschiedener Städte ist, daß ihm die Universität Königsberg den Doktorgrad verlieh, der Kaiser von Oesterreich ihn in den Adelsstand erhob u. der Großherzog von Weimar ihm den Kammerherrenrang gab. — Als Klavierspieler leistet L. in technischer Beziehung so Eminentes u. Außerordentliches, wie Keiner vor ihm; ja man kann sagen: so viel wie alle übrigen Virtuosen zusammen genommen; dabei ist Alles, was er exekutirt, von hinreißendster Genialität durchweht. Der Vorwurf, daß er klassische Sachen zu subjektiv-willkürlich behandele, darf ihm indeß nicht erspart bleiben. — Beziehentlich seiner kompositorischen Leistungen ist zu unterscheiden zwischen Dem, was er vor 1848, u. Dem, was er nach dieser Zeit geschaffen hat. Die Erzeugnisse jener erstern Periode sind zum allergrößten Theil Klavier-Solosachen (u. darunter wiederum zumeist Fantasien über Opernmotive, Transskriptionen u. Paraphrasirungen von Liedern, Orchestersachen ꝛc.) u. interessiren vornehmlich durch viele neu aufgeschlossene Klaviereffekte u. durch geistreiche äußere Appretur überhaupt. Die Arbeiten nach 1848 bewegen sich auf ganz anderen Gebieten u. sind nicht mehr blos Ausfluß u. Wiederschein einer eminenten Klaviervirtuosität; sie sind Bestrebungen analog denen Berlioz' u. Wagner's u. erheben Ansprüche an ganz neue Bahnen u. Ziele. Ueber das im angegebenen Sinne von L. Geschaffene — wir führen davon nur an: eine Reihe von „Symphonische Dichtungen“ genannten Orchesterwerken, zwei Messen u. andere kleinere kirchliche Kompositionen, die Oratorien „Die heilige Elisabeth“ u. „Christus“, einige Kantaten u. größere Klaviersachen — hat sich eine Einhelligkeit des Urtheils bis jetzt eben so wenig herstellen lassen, wie über das Wirken u. Wollen Wagner's u. Berlioz'. — Von L.'s musikschriftstellerischen Bethätigungen, in denen sich viel Geist, aber auch viel Phrasenhaftigkeit u. Schwulst bekundet, sind nam. anzuführen: die Schriften „Lohengrin et Tannhäuser de Rich. Wagner“ (Lpz. 1851); „Fréd. Chopin“ (Par. 1852); „Des Bohémiens et de leur musique en Hongrie“ (Par. 1859).

Litanei (vom griech. λιτανεία, d. h. das Flehen) hieß ursprünglich das Wechselgebet bei Bittgängen zur Abwendung von Unglücksfällen, indem das Volk nach kurzen Absätzen auf die Worte des vorbetenden Priesters od. eines anderen Chores mit einer stehenden Formel antwortete (respondirte). Den Anfang bildet immer der Bittruf „Kyrie eleison!“ (s. d.) u. den Schluß der Ruf: „Lamm Gottes, das Du der Welt Sünden trägst, erbarm Dich unser!“ Die drei letzten Worte bilden gewöhnlich auch den Antwortruf auf die einzelnen Bitten od. Anreden der L. selbst. Abgesehen von den Bittgängen hat die L. auch in den Gottesdienst, bes. an den sog. Bußtagen, Eingang gefunden u. ist für diesen Zweck sogar für die Evangelische Kirche von Luther bearbeitet worden. Infolge der monotonen Wiederkehr derselben Worte in denselben klagenden Tönen ist der Ausdruck L. auch für oft wiederholte Bitten u. Klagen sprüchwörtliche Redensart geworden.

Lit d'effigie (franz., spr. Lih d'effichie), das Paradebett eines verstorbenen Königs von Frankreich.

Lit de justice (franz.). Die Parlamente, wie sie in Frankreich vor der Revolution bestanden, waren aus den Hofgerichten des Königs u. der großen Lehnsträger hervorgegangen, hatten aber dadurch politischen Einfluß erworben, daß sie königliche Erlasse auf deren Uebereinstimmung mit den Gesetzen u. Rechten des Landes prüften u. im Falle eines vorgefundenen Widerspruchs deren Registrirung od. Eintragung in die Gesetzesrolle u. die Zustellung an die Unterbehörden verweigerten. Die Könige brachen dann, wenn sonst keine Verständigung zu erlangen war, den Widerstand, bes. des Pariser Oberhofs, indem sie mit den Prinzen von Geblüt, den Pairs u. den vornehmsten Reichs- u. Hofbeamten im Parlament erschienen u. als oberste Inhaber der Gerechtigkeitspflege vom richterlichen Thron (L. d. j.) herab die Registrirung befahlen. Bekannt ist das L. d. j. von 1787 durch den Vorschlag zur Versammlung der Generalstaaten.

Liter heißt im metrischen Maßsysteme die bekannte Hohlmaßeinheit. Das L. ist genau gleich einem Hohlwürfel, dessen Seiten 1/10 m. (gleich 1 Dezimeter) lang sind. Das Gewicht eines L. Wasser ist genau 1 Kg. 10 L. vereinigt heißen ein Dekaliter, 100 ein Hektoliter.

Litera (lat.), der Buchstabe; Mehrzahl literae, etwas Schriftliches, ein Brief, die Wissenschaften. Literae non erubescunt, lat. Sprüchwort: „der Brief erröthet nicht", d. h. man schreibt in einem Briefe dreister u. keder, als man sprechen würde. Litera scripta manet, lat. Sprüchwort: „der geschriebene Buchstabe bleibt u. kann sichtbare Beweiskraft erhalten."

literarisch od. literär, Alles was zur Literatur (Bücherkunde u. Schriftwesen) gehört, wissenschaftlich, gelehrt.

Literat (a. d. Lat.), eigentlich ein Gelehrter; außerdem Derjenige, der Schriftstellerei aus Neigung treibt od. von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Erzeugnisse lebt.

Literatur ist im weitesten Sinne der Inbegriff aller schriftlichen Denkmale des menschlichen Geistes; im engeren Sinne umfaßt sie die Kenntniß der Bücher u. Schriften, sowie zuletzt ein Verzeichniß der eine besondere Wissenschaft od. einzelne Zweige derselben betreffenden Werke; so spricht man von einer L. des Kirchenrechts, der Medizin, der Nationalökonomie 2c. Man unterscheidet je nach den verschiedenen Zeiträumen ihrer Entstehung: L. des Alterthums, des Mittelalters u. der Neuzeit, u. in Berücksichtigung der verschiedenen Richtungen der Geistesthätigkeit wissenschaftliche u. schöne L.; letztere kann prosaische u. poetische L. sein. Ein Volk ohne L. hat keinen Anspruch darauf, ein Kulturvolk zu heißen. Nationalliteratur nennt man die L., wenn in den literarischen Erzeugnissen eines einzelnen Volkes die Eigenthümlichkeiten desselben ganz bes. hervortreten, wie dies meist in den poetischen Erzeugnissen desselben der Fall zu sein pflegt. Die Literaturgeschichte stellt historisch die geistige Entwicklung der Menschheit dar, wie sie aus den literarischen Erzeugnissen jeder Zeitperiode zu ersehen ist. Die hervorragendsten Werke über L. sind: Eichhorn, „Geschichte der Literatur vom Anfange bis auf die neueste Zeit" (2. Aufl., Gött. 1818); Wachler, „Handbuch der Geschichte der L." (4 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1833); Gräße, „Lehrbuch einer Allgemeinen L. aller bekannten Völker der Welt, von der ältesten bis auf die neue Zeit" (4 Bde., Lpz. 1847—59), Scherr, „Allgemeine Literaturgeschichte" (5. Aufl., Stuttg. 1875). An Werken über die Geschichte der deutschen L. sind bes. hervorzuheben: Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung" (5 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1870 ff.); Koberstein, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (5 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1872 ff.); für neuere u. neueste Zeit: Hettner, „Literaturgeschichte des 18. Jahrh." (Bd. 3: deutsche Literatur, Lpz. 1863—69); Gottschall, „Die deutsche Nationalliteratur im 19. Jahrh." (3 Bde., 4. Aufl., Breslau 1875).

Lithauen od. Littauen, Litthauen, ein ehemaliges Großfürstenthum, hat seinen Namen von dem Volke der Lithauer; dieselben gehören der letto-slavischen Sprachfamilie an u. zählen gegenwärtig ungefähr 1,500,000 Seelen, von denen 200,000 auf Ostpreußen u. Preuß.-L. u. 1,300,000 auf Russ.-L. kommen; Erstere wohnen in den Reg.-Bez. Königsberg u. Danzig, Letztere in den Gouvernements Kowno, Augustowo, Kurland u. Grodno, vorzugsweise in den Dörfern. Als ein jüngerer Ast dieses Volkes werden die Letten (900,000 Seelen) in den russ. Gouvernements Kurland, Livland u. Witebsk angesehen. Die lithauische Sprache ist weich u. klangvoll u. besitzt einen großen Reichthum von Volksliedern, Sprüchwörtern u. Räthseln; die Druckwerke in derselben, deren älteste aus dem 16. Jahrh. stammen, sind zum größten Theil religiösen Charakters. Der bedeutendste Dichter dieses Volkes ist der 1780 zu Tolmingkemen verstorbene Pastor Christian Donaleitis. In enger Verwandtschaft zu den Lithauern stand das jetzt vollständig ausgestorbene Volk der alten Preußen. — L. umfaßte ursprünglich das Land zwischen Düna, Njemen u. Wilija u. war schon im 13. Jahrh ein Großfürstenthum, das seinen größten Glanz unter Gedimir erreichte, der in den Kriegen gegen die Russen 1320 Volhynien eroberte u. sein Reich im S. bis über Podolien u. Kiew u. im O. bis Tschernigow ausdehnte, aber auch deutsche Handwerker einführte, Städte gründete u. das Christenthum verbreiten ließ. Der tüchtigste seiner Söhne, Olgerd, drang sogar bis Moskau vor u. hinterließ die Herrschaft Jagello (s. d.), der 1386 Polen u. L. vereinigte. Seitdem hat L. mehr od. weniger das Schicksal seines Nachbarlandes getheilt. S. Lantenau u. v. d. Oelsnitz, „Das heutige Rußland" (Lpz. 1876).

Lithionglimmer, s. „Glimmer".

Lithium, ein metallischer Grundstoff, der in der Natur niemals in freiem, sondern stets nur in gebundenem Zustande angetroffen wird u. zu den viel verbreiteten Elementen gehört, aber überall nur in sehr geringen Mengen auftritt. Das L. kommt als Lithiumoxyd, an Säuren gebunden, zuweilen auch als Lithiumchlorid in den meisten Mineralwässern u. vielen Pflanzenaschen vor; ferner in mehreren Mineralien, so z. B. im Petalit zu 5 %, im Spodumen zu 8 %, im Amblygonit zu 11 %, im Lepidolith zu 3½ %; Lithiumglimmer, Triphylin, Aphrit u. Turmalin enthalten ebenfalls Lithiumoxyd. Dieses letztere wurde zuerst im J. 1817 von Arfredson im Berzelius'schen Labatorium entdeckt, das Metall L. jedoch 1822 von Brande durch Einwirkung des elektrischen Stromes auf das Lithiumoxyd; aber erst 1855 wurden von Bunsen u. Matthiessen durch Einwirkung des elektr. Stromes auf geschmolzenes Chlorlithium etwas größere Mengen des metallischen L.s dargestellt u. dessen Eigenschaften ermittelt. Das L. ist ein silberweiß glänzendes metallisches Element, das seinen Glanz an trockner Luft behält, an feuchter aber schnell gelblich anläuft; es ist zäh, läßt sich zu Draht ausziehen u. schweißen; es ist härter als Kalium u. Natrium, aber weicher als Blei. Bei 180° C. schmilzt das L., ist aber nicht flüchtig, wenigstens läßt es sich in der Rothglühhitze noch nicht destilliren, dagegen verbrennt es bei dieser Temperatur unter Lufthinzutritt zu Lithiumoxyd. Das L. ist das leichteste Metall (0,5937 spez. Gewicht), es schwimmt noch auf dem Steinöl. Das Aequivalent u. auch das Atomgewicht des L.s ist 7, das chemische Zeichen Li. Das Wasser zersetzt es, gleich dem Natrium, schon bei gewöhnlicher Temperatur, wobei Wasserstoffgas entweicht u. Lithiumoxydhydrat (LiO, HO) entsteht. Eine Verwendung hat das metallische L. bis jetzt noch nicht gefunden, wohl aber mehrere Verbindungen desselben, so das kohlensaure Lithion, Lithion carbonicum (LiO, CO_2), zur Herstellung künstlicher Mineralwässer, ferner Bromlithium, Lithium bromatum (LiBr) u. Jodlithium, Lithium jodatum (LiJ) in der Photographie; auch als Arzneimittel gegen Harngries, Harnsteine, Gicht 2c. verwendet man Lithionsalze, nam. kohlensaures Lithion, schwefelsaures L. u. Chlorlithium mit Erfolg. Lithiumverbindungen färben die Flamme intensiv roth, wie die Strontiansalze. Das Lithiumoxyd od. kürzer Lithion u. das Lithiumoxydhydrat (Lithionhydrat) zeigen in ihrem Aeußeren u. in ihrem chemischen Verhalten große Aehnlichkeit mit dem Kali u. Natron; es ist demnach eine starke Basis u. wird zu den sog. Alkalien gerechnet. Die Verbindungen des Lithions mit den Säuren, die **Lithionsalze**, sind, wenn nicht die Säure Veranlassung zur Färbung giebt, sämmtlich farblos, krystallisirbar u. meist in Wasser leicht löslich, nur das phosphorsaure Lithion macht eine Ausnahme. Die Lithionsalze werden in chemischen Fabriken bereitet, u. verwendet man hierzu meist den bei Rozna in Mähren vorkommenden Lepidolith sowie auch den Lithionglimmer, der sich bei Altenberg u. Zinnwald im Erzgebirge u. bei Penig findet.

Lithographie, s. „Steindruck".

Lithologie (griech.), die Lehre von den Steinen.

Lithopädion, Steinkind, eins der merkwürdigsten Vorkommnisse einer unregelmäßigen Schwangerschaft. Während nämlich bei gewöhnlicher regelmäßiger Schwangerschaft die Frucht sich in der Gebärmutter formt, können unbekannte Ursachen diese Bildung in der Muttertrompete bewirken. Die Frucht bildet sich hier ebenso wie in der Gebärmutter, sie erreicht aber in der Regel hierbei eine solche Größe, daß ihr schon nach wenigen Wochen das Hinabsteigen in die Gebärmutter nicht mehr möglich ist. Es ereignet sich dann oft, daß beim Weiterwachsen die Muttertrompete gedehnt u. endlich durchbrochen wird, u. daß das Kind unter plötzlichem Tode der Mutter in die Bauchhöhle tritt. In seltenen Fällen nur wird dieser Ausgang durch das Absterben der Frucht od. durch Verkalkung derselben abgewendet. In letzterem Falle umgiebt sich der Fötus mit Schichten von Kalk u. bleibt als Stein (L.) an derselben Stelle Jahre lang liegen. Viele Frauen, die ein solches Steinkind tragen, werden hierdurch in ihrem Wohlbefinden nicht alterirt, u. es ist vorgekommen, daß dasselbe bis zum Tode getragen worden ist. In vielen Fällen jedoch geht das L. Verwachsungen ein; nach Jahren findet dann unter wochenartigen Schmerzen ein Durchbruch durch die Scheide od. durch den Mastdarm statt, u. solche Fälle sind es, von denen man erzählt, daß Frauen nach dreißigjähriger Schwangerschaft ein todtes Kind ausgetragen haben.

Lithophanien, Lichtbilder aus Porzellan, die 1827 in Frankreich erfunden worden sind. Man stellt sie her, indem man entweder die bildliche Darstellung direkt in weiche Porzellanplatten hineinarbeitet, so daß, wenn man die letzteren dann gegen das Licht hält, die dünner gearbeiteten Stellen mehr Licht hindurchlassen als die dicker gebliebenen, u. auf diese Weise durch Abstufung von Licht u. Schatten der Eindruck einer getuschten Zeichnung hervorgebracht werden kann. Die solcherart vorbereiteten Platten werden gebrannt, um ihre Wirkung dauerhaft zu machen. Oder man überzieht eine Glasplatte mit Wachs, arbeitet in dieses das Bild hinein u. macht aus Gips davon eine Matrize, mittels welcher man eine beliebige Menge ganz gleicher Porzellanbilder anfertigen kann.

Litisdenunciation (a. d. Lat.), Streitverkündigung. Zunächst beschränkt sich ein Civilprozeß nur auf zwei Personen, den Kläger u. den Beklagten. Nun ist aber nicht ausgeschlossen, daß eine dieser beiden Personen Thatsachen anführt, an denen auch Dritte insofern betheiligt sind, als sie bei denselben mitgewirkt od. dieselben zu vertreten haben. Der Prozeßpartei ist es daher gestattet, in manchen Fällen sogar geboten,

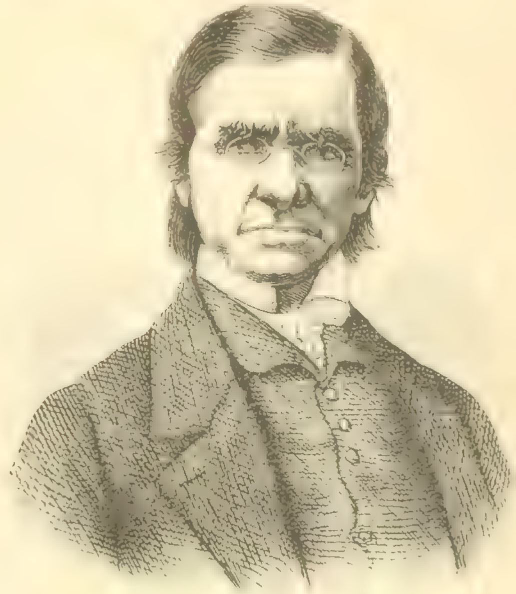
jenen Dritten von dem Rechtsstreite u. dem Bestreuten der betreffenden Thatsache in Kenntniß zu setzen (ihm den Streit zu verkündigen, litem denunciare), damit er an dem Prozeß sich betheilige u. den Streitverkündiger, Litisdenuncianten, unterstütze. Ob eine L. erfolgen solle, hängt zunächst von der freien Entschließung der betreffenden Prozeßpartei ab, hie u. da aber hat die Unterlassung Verlust des Rückgriffes u. Schädenanspruchs an den Dritten zur Folge.

Litolff, Henry, ausgezeichneter Klavierspieler, auch talentvoller Komponist, geb. 6. Febr. 1820 zu London, wo sein Vater, ein geborener Elsässer u. früherer franz. Offizier, sich als Musiker (Violinist) niedergelassen hatte. Vom 12. bis zum 17. Jahre wurde Henry von Moscheles im Klavierspielen unterwiesen, verheirathete sich dann unbesonnener Weise mit einem 16jährigen mittellosen Mädchen u. ging mit seiner Frau nach Frankreich, wo er zuerst, aber vergebens, in Paris sich eine Existenz zu begründen suchte u. dann mehrere Jahre in sehr bescheidenen Verhältnissen in Melun als Klavierlehrer lebte. Bei Gelegenheit eines von Pariser Künstlern im J. 1840 in Melun veranstalteten Wohlthätigkeitskonzerts, bei welchem L. mitzuwirken gestattet wurde, erzielte er durch seine Klaviervorträge so bedeutende Erfolge, daß ihm gerathen wurde, wieder nach Paris überzusiedeln, wo er alsbald großes Ansehen gewann. Noch in demselben Jahre machte er eine beifallsreiche Kunstreise nach Belgien, wurde 1841 Kapellmeister in Warschau, legte aber 1844 die Stelle nieder, wandte sich nach Deutschland, von da nach London u. Holland, überall hochgefeiert, u. ließ sich 1845 in Braunschweig nieder, wo er sich 1851 mit der Wittwe des Musikalienhändlers Meyer vermählte (nachdem 1850 seine erste Ehe gerichtlich getrennt worden war), auch das Meyer'sche Musikgeschäft übernahm u. unter der Firma seines Namens fortführte. Seit 1860 weilt L. wieder in Paris. — L.'s Klavierspiele war große Bravour u. geistreicher Vortrag eigen; als Komponist hat er reiche Begabung, aber zu wenig geregelte Durchbildung gezeigt. Publizirt sind von seinen Arbeiten: vier Klavierkonzerte, ein Violinkonzert, Trios für Klavier u. Streichinstrumente, die Oper „Die Braut vom Kynast" (1847 in Braunschweig, dann auch in Frankfurt a. M. gegeben), Ouverturen zu Griepenkerl's Dramen „Robespierre" u. „Die Girondisten", Salonstücke u. Etuden für Klavier u. Lieder. In den letzten Jahren hat er in Paris auch einige Operetten in Offenbach'schem Stile geliefert (z. B. „Abailard et Héloïse").

Litorale (ital., Primorje slav.) heißt jedes Strand- od. Küstenland (vom lat. litus, Küste, Meeresufer), speziell das kroat.-illyr. Küstenland am Adriatischen Meere mit der Hauptstadt Fiume.

Little Rock, Hauptstadt des nordamerik. Unionsstaates Arkansas mit 12,380 E. (1870), darunter 5274 Farbige, liegt auf einem Felsenvorsprung am rechten Ufer des Arkansas, der hier für größere Dampfschiffe schiffbar wird. Die regelmäßig gebaute Stadt (erst 1829 angelegt) hat ein Staatenhaus, ein Unionsarsenal, ist Sitz eines kathol. Bischofs u. treibt nicht unbedeutenden Handel.

Littré, Maximilien Paul Emile, franz. Gelehrter, geb. 1. Febr. 1801 zu Paris, absolvirte das Studium der Medizin, verzichtete aber auf eine praktische Ausübung derselben u. wandte sich der Sprachwissenschaft zu; gleichwol wurde er der Medizin nicht fremd, sondern verfaßte 1832 eine Schrift über die Cholera, war Mitarbeiter des „Dictionnaire de médecine" u. der „Gazette médicale de Paris" u. gründete 1837 mit Dezeimeris die medizinisch-chirurgische Zeitschrift „L'Expérience". Auch übersetzte er die Werke des Hippokrates (10 Bde., Par. 1839—61) u. die „Historia naturalis" des Plinius (2 Bde., Par. 1848). Inzwischen hatte sich L. an der Julirevolution thätig betheiligt u. trat danach in die Redaktion des „National" ein, in der er bis 1851 verblieb. Im J. 1839—40 übersetzte er Strauß' „Leben Jesu". Die positivistische Philosophie Comte's (s. d.) fand an L. einen begeisterten Anhänger, wie die Schriften „De la philosophie positive" (Par. 1845), „Application de la philosophie positive au gouvernement des sociétés etc." (ebd. 1849), „Paroles de philosophie positive" (ebd. 1859) u. „Auguste Comte et la philosophie positive" (ebd. 1863) beweisen; auch gründete L. selbst eine „Revue positive". Gleichzeitig beschäftigte er sich eingehend mit der älteren franz. Sprache u. Literatur, wurde 1844 von der Académie des Inscriptions zur Theilnahme an der „Histoire littéraire de la France" (er arbeitete mit an Bd. 21—23) u. 1854 zum Redakteur des „Journal des Savants" berufen u. ließ 1862 eine „Histoire de la langue française" erscheinen. Ein ganz besonderes Anrecht aber auf die Dankbarkeit nicht nur der gelehrten Welt, sondern auch des ganzen franz. Volkes hat sich L. durch die Abfassung seines großen „Dictionnaire de la langue française" (4 Bde., Paris 1863—69) erworben, in welchem er das erste wissenschaftliche u. historische Wörterbuch der franz. Sprache, ein würdiges Seitenstück zu Grimm's „Deutschem Wörterbuche", geschaffen u. als einzelner Mann in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Werk vollbracht hat, für welches sich die vereinten Kräfte der Franz. Akademie bis jetzt als unzureichend erwiesen. L.'s entschiedene positiv materialistische, bis zum Atheismus verschreitende Richtung war der Grund, welcher seine Aufnahme in die Franz. Akademie lange verzögerte u., als sie endlich 1871 erfolgte, den Austritt des ultramontanen Erzbischofs Dupanloup von Orleans veranlaßte. — Vgl. Sainte-Beuve, „Notice sur M. Littré, sa vie et ses travaux" (Par. 1863).



[illegible] Maximilien Paul Emile Littré [illegible]

Littrow, eine von Haus aus livländ. Familie, die sich ursprünglich Lyttroff u. seit 1807 Littroff nannte, bis später auch dieser Name in L. umgeändert wurde. Berühmt sind: der Astronom Joseph Johann (eigentl. Samuel), Edler v. L., geb. zu Bischofteinitz in Böhmen 13. März 1781 (an demselben Tage u. fast in derselben Stunde, da Herschel den Uranus entdeckte); studirte seit 1799 in Prag zuerst die Rechte, dann Medizin, versuchte es auch mit der Theologie sowie mit der Belletristik, konnte sich aber für kein bestimmtes Fach entscheiden. Erst als Erzieher im gräflich Renard'schen Hause in Schlesien verfiel er auf das Studium der Mathematik u. Astronomie, dem er sich dann ausschließlich widmete. Obwol fast nur Autodidakt, ward er doch bereits 1807 Prof. der Astronomie in Krakau. Seit 1810 Prof. in Kasan, wo er die Sternwarte gründete, wurde er auch in die Petersburger Akademie der Wissenschaften aufgenommen, doch folgte er 1816 einem Rufe als Direktor der Sternwarte nach Ofen. Im J. 1819 erfolgte seine Ernennung zum Direktor der Wiener Sternwarte, die er sogleich vollständig reorganisirte. Große Anziehungskraft wußte er seinen Vorlesungen durch eine ausgezeichnete Vortragsweise zu geben. Für seine Verdienste (auch u. A. um die Rekonstruirung der Wiener Akademie der Wissenschaften u. um die Versorgungsanstalten) ward L. 1836 geadelt. Er starb zu Wien 30. Nov. 1840. In weitesten Kreisen hat sich L. bes. durch sein populäres Werk „Die Wunder des Himmels" (5. Aufl., Stuttg. 1866) bekannt gemacht. Zu seinen Hauptwerken gehören ferner: „Theoretische u. praktische Astronomie" (3 Bde., Wien 1822—26) u. „Atlas des gestirnten Himmels" (3. Aufl., ebd. 1867). Außerdem sind anzuführen: „Höhenmessungen durch Barometer" (ebd. 1823); „Analytische Geometrie" (ebd. 1823); „Dioptrik" (ebd. 1830); „Chorographie" (ebd. 1833); „Gesammte Mathematik"

(ebd. 1838); „Gnomonik" (2. Aufl., ebd. 1838) sowie die „Anleitung zur Berechnung der Leibrenten u. Wittwenpensionen" (ebd. 1829); seine Schrift „Ueber Lebensversicherungen" (ebd. 1832) u. a. m. Vgl. seine Lebensbeschreibung in seinen „Vermischten Schriften" (Stuttg. 1846). — Karl Ludwig Edler **v. L.**, ältester Sohn des Vorigen u. gleichfalls ein nambafter Astronom, geb. zu Kasan 18. Juli 1811, stand seit 1831 seinem Vater als Gehülfe zur Seite u. ward 1842 sein Nachfolger als Direktor der Sternwarte u. Professor der Astronomie an der Universität in Wien. Derselbe machte sich 1834 durch seine „Beiträge zu einer Monographie des Halley'schen Kometen" zuerst bekannt. Besondere Verdienste um seine Wissenschaft hat er sich erworben durch die Veröffentlichung des von ihm wieder aufgefundenen Original-Tagebuchs des Wiener Astronomen Hell, bezüglich der Hell'schen Beobachtung des Venusdurchgangs im J. 1769, nach welcher Encke seine frühere Berechnung des mittleren Halbmessers der Erdbahn berichtigte, durch sein „Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen" in Gehler's „Physikalischem Wörterbuch" u. durch die Herausgabe der „Annalen der k. k. Sternwarte in Wien." Zur Popularisirung der Astronomie hat außer der Wiederherausgabe der Schriften seines Vaters sein „Kalender für alle Stände" sehr viel beigetragen. Sein Sohn Otto, Edler **v. L.**, geb. zu Wien 1842, ein vielversprechender Physiolog, der insbesondere den Spektral-Apparat verbessert hat, starb bereits 7. Nov. 1864. — **Heinrich**, Edler **v. L.**, Bruder des Zweitgenannten, geb. zu Wien 26. Jan. 1820, hat sich sowol als tüchtiger Seeoffizier wie als Schriftsteller u. dramatischer Dichter vortheilhaft bekannt gemacht. Seit 1857 österr. Fregatten-Kapitän, wurde er 1864 Central-Hafenkapitän in Ragusa, später in Zengg, u. bekleidet gegenwärtig die Stellung eines Direktors der Handels- u. Nautischen Akademie in Triest.

Liturgie. Das griech. Wort λειτουργία bedeutet zunächst „Volkswerk, öffentliche Leistung od. Handlung", hat sich aber im kirchlichen Sprachgebrauch nur als Inbegriff der öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen festgesetzt. Die Theorie od. Wissenschaft der L. bildet den Stoff der Liturgik, eines Theiles der sog. praktischen Theologie. Doch scheidet man gewöhnlich die Theorie der Predigtkunst (Homiletik) als besonderen Bestandtheil von der Liturgik aus u. behandelt in der letzteren bes. folgende Gebiete: 1) den Kultus (Gottesdienst) durch das Wort, d. h. durch Vorlesen biblischer Abschnitte, Vortrag od. Gesang des Glaubensbekenntnisses, die verschiedenen Arten von Gebeten, insbes. die am Altar vom Geistlichen gesungenen u. von der Gemeinde erwiederten (für letztere ist der Ausdruck „L." im speziellen Sinne üblich) u. endlich durch den Gemeindegesang im Kirchenlied; 2) den Kultus durch das Symbol od. Sinnbild. In letzteres Gebiet gehören nicht nur alle Ceremonien beim Gottesdienst selbst, wie Händefalten, Aufstehen u. Niederknieen, sowie die zahlreichen Vorschriften des kathol. Kultus für den Meßpriester u. das Volk, sondern auch die Lehre von der äußeren Verwaltung der Sakramente u. von den besonderen heiligen Handlungen (Trauung, Konfirmation, Begräbniß, Priesterweihe); ferner die Lehre von der gottesdienstlichen Kleidung, den Geräthen u. dem Schmuck der Kirchen sowie dem Bau u. der äußeren Einrichtung derselben. Die reichste Ausbildung hat die Liturgik in der Kathol. (bez. der Griech.-kathol.) Kirche erfahren u. bildet dort den Gegenstand eines umfassenden Studiums. In der Lutherischen Kirche ist dagegen die L. schon stark in den Hintergrund getreten u. in der Reformirten vollends auf ein möglichst bescheidenes Maß zurückgeführt worden, in beiden nicht ohne Schädigung des Eindrucks der gottesdienstlichen Handlungen wenigstens bei einem Theile des Volkes.

Lindprand, (auch Luitprand u. Liuzo), mittelalterlicher Geschichtschreiber, entstammte einem vornehmen langobardischen Geschlechte, erhielt seine Bildung am Hofe zu Pavia, wurde Kanzler des Königs Berengar II. u. von diesem 949 mit einer Gesandtschaft nach Konstantinopel betraut. Später entzweite er sich mit dem Könige u. dessen Gemahlin Willa, fand aber in Deutschland eine Zuflucht bei Kaiser Otto I. In Frankfurt begann er 958 eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben, wurde 962 durch Otto zum Bischof von Cremona ernannt, ging 963 als Gesandter des Kaisers nach Rom zu Papst Johann XII. u. 968 als Brautwerber Otto's II. abermals nach Konstantinopel; über diese letztere Sendung hat er einen unvollendeten Bericht hinterlassen, der zwar in schlechter Laune — wegen erlittener übermüthiger Behandlung am byzantinischen Hofe — geschrieben ist, aber ein sehr lebendiges Bild des Griech. Reiches entrollt. L.'s weitere Schicksale sind nicht mit Sicherheit bekannt; eine Nachricht von zweifelhafter Glaubwürdigkeit läßt ihn an der Gesandtschaft Theil nehmen, die 971 abging, um die griech. Kaisertochter Theophania als Braut Otto's II. in Empfang zu nehmen, u. auf dieser Reise im J. 972 sterben. — Von L.'s Schriften (herausgeg. im 3. Bde. der „Monumenta Germaniae"; deutsch von v. d. Osten-Sacken, Berl. 1853) besitzen wir die „Antapodosis (d. h. Vergeltung, weil der Autor Allen, die ihm Gutes od. Böses zugefügt hatten, darin nach Verdienst zu vergelten beabsichtigte) seu Rerum per Europam gestarum libri VI", die J. 887—950 umfassend; die unvollendete „Historia Ottonis sive de rebus gestis Ottonis Magni" u. die bereits erwähnte „Relatio de legatione Constantinopolitana", meist nicht frei von chronologischen Irrthümern u. sonstigen Fehlern, auch nicht ohne Leidenschaftlichkeit u. stilistisch nicht tadellos, aber werthvolle Einblicke gewährend in Sitten, Zustände u. Denkweise seiner Zeit. Mehrere andere Schriften, wie die „Adversaria", eine ungeordnete Sammlung historischer Notizen, ein „Chronicon" der J. 606—960 u. ein „Opusculum de vitis Romanorum pontificum seu Liber pontificalis" sind L. irrthümlich zugeschrieben worden.

Liutschin, s. v. w. Lieu-tieu (s. d.).

Livadia, kaiserl. Lustschloß am Südgestade der Krim u. am Fuße des Tschatyr-Dagh, umgeben von prachtvollen Parkanlagen, in denen südeuropäische Gewächse vortrefflich gedeihen; wurde von dem Grafen Potocki erbaut u. gehört gegenwärtig der Kaiserin Maria Alexandrowna; daneben liegt das großartige Palais des Großfürsten Thronfolgers. L. ist ein beliebter Sommeraufenthalt der russ. Kaiserfamilie.

Liven, s. „Livland".

Liverpool (spr. Liwwerpuhl), nach London die bedeutendste Handelsstadt Europa's, die zweitgrößte Stadt Großbritanniens mit 505,274 E. (1873), liegt in der nordengl. Grafschaft Lancaster am Abhange eines Sandsteinhügels u. an der Mündung des hier 2 Km. breiten Mersey, der sich oberhalb seenartig erweitert. An beiden Ufern des Flusses, dessen Einfahrt durch starke Befestigungen geschützt ist, erstrecken sich die mächtigen Docks in einer Länge von 8—12 Km., eine Wasserfläche von 235 Acres bedeckend, aber nur theilweise wie die Londons von Waarenspeichern umgeben. Längs derselben läuft eine Pferdebahn hin. In der Nähe des Stromes liegen denn auch die geschäftigsten Stadttheile, die neue Börse, das Zollhaus, in dem sich auch die Post befindet, große Logirhäuser für Matrosen u. Auswanderer u. das Stadthaus (Townhall). Das Innere der Stadt ist dicht bewohnt; die schönsten Stadttheile sind die östlichen, während die belebtesten Straßen im W. liegen, unter ihnen nam. die Schottlandsstraße (Scotland Road). Von den Kirchen zeichnen sich durch ihren Baustil die St. Paulskirche (von 1769) u. St. Georgskirche (von 1821), von den übrigen öffentlichen Bauten die St. George's Hall, in der Gestalt eines griech. Tempels 1841—55 aufgeführt, einen gewaltigen Konzertsaal, Gerichtshöfe ꝛc. enthaltend, die Municipal Offices (städtischen Aemter) mit einem 63 m. hohen Thurme, die Getreidebörse, die königl. Bank, der Tithe-Barn-Bahnhof, der Assisengerichtshof ꝛc. aus. Der Unterhaltung dienen 7 Theater (1874) u. eben so viele öffentliche, zum Theil sehr schöne Parks. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt L. ein Athenäum, ein Lyceum, die Collegiate Institution (eine 1843 gegründete Schule), die Mechanics Institution (eine 1835 von der liberalen Partei ins Leben gerufene Fortbildungsschule für Arbeiter), die Royal Institution (eine Kunstschule) u. eine medizinische Schule; außerdem dienen noch der Wissenschaft u. Kunst eine Sternwarte, ein botanischer u. ein zoologischer Garten u. die Free Library and Museum (ein 1850 gegründetes Museum von Alterthümern u. Gemälden, mit dem große Lesezimmer verbunden sind). Das starke Proletariat, welches in L. theilweise in sehr tiefem Elende lebt, hat eine große Anzahl von Wohlthätigkeitsanstalten entstehen lassen, so mehrere Armenhäuser, Hospitäler für Seeleute, ein Taubstummen- u. ein Blindeninstitut ꝛc. In gesundheitlicher Hinsicht hat sich die Stadt in den letzten Jahren beträchtlich durch die Anlage großartiger Kloaken u. mehrerer Parks wie auch durch den Bau von rationellen Arbeiterwohnungen u. die Erweiterung bes. enger Straßen gehoben. In das Parlament entsendet L. gegenwärtig 3, statt früher 2 Abgeordnete. — Der Handel L.s, an dem auch das auf dem linken Ufer des Mersey gelegene Birkenhead (45,418 E., s. d.) Theil nimmt, steht nur dem Londons nach; 1873 hatte die Gesammteinfuhr in diesen Hafen einen Werth von 112,825,000 Pfd. Sterl.; der größte Theil der importirten Waaren stammt aus Amerika, u. unter diesen nimmt wiederum die Baumwolle, für welche L. der Welthandelsplatz ist, die erste Stelle ein; nächstdem empfängt Europa durch L. australische Wolle, asiatischen u. amerikanischen Reis, Tabak, Hölzer, Getreide, nam. aus Nordamerika, Zucker, Hanf, Flachs ꝛc. Die Ausfuhr britischer Produkte

u. Fabrikate betrug 1873: 93,925,000 Pfd. Sterl. u. umfaßte vorzugsweise baumwollene u. wollene Webwaaren, Eisenwaaren, Garn u. die anderen industriellen Produkte der nördl. Grafschaften, nam Manchesters. Der Schiffsverkehr L.s war 1872 nur wenig geringer als der Londons; er umfaßte 25,962 Schiffe von 11,284,000 Tonnen, darunter zählten die Dampfer 7,092,000 Tonnen, 516,000 mehr als London; auf den Handel mit fremden Ländern entfielen 6,367,000, mit britischen Kolonien 1,738,000, auf den Küstenhandel 3,179,000 Tonnen. Die Rhederei steht, was den Tonnengehalt der Schiffe betrifft, über, in Betreff der Zahlen derselben unter der Londons; in gleichem Jahre hatte L. 1933 Segelschiffe von 1,032,765 Tonnen u 525 Dampfer von 378,467 Tonnen. Für die Vermittelung des Waaren- u. Personenverkehrs zwischen Europa u. den Vereinigten Staaten von Nordamerika u. nam. für die Auswanderung dahin ist L. der wichtigste Seeplatz unseres Erdtheils; nicht weniger als 6 große Gesellschaften mit 150 Dampfern fuhren 1872 regelmäßig zwischen L. u. New-York, außerdem eine mit 13 Dampfern nach Westindien u. Mexiko, 2 nach der afrikanischen Westküste; außerdem expediren noch viele einzelne Unternehmer mit ihren Dampfern nach überseeischen Häfen, so daß L. mit allen größeren Hafenplätzen der Welt in direktem u. regelmäßigem Dampfverkehr steht. Dieser ungeheure Schiffsverkehr des Hafens übt natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die industrielle Thätigkeit der Stadt. L. ist einer der größten Schiffsbauplätze der Welt u. erzeugt in großen Fabriken alle auf das Schiffswesen bezüglichen Gegenstände; außerdem giebt es hier bedeutende Bierbrauereien, Seifensiedereien, welche 50—60,000,000 Pfd. Seife versenden, Destillationen, chemische Fabriken, Oelmühlen, Salz- u. Zuckerraffinerien u. Metallgießereien. Unter den Kanälen, welche L. mit den Städten des Inneren Englands verbinden, ist der Leeds- u. Liverpoolkanal der bedeutendste des ganzen Königreichs. — L. war schon im 12. Jahrh. ein freier Flecken mit einer Kaufmannsgilde, besaß aber unter der Königin Elisabeth 1561 nur 12 Schiffe von 223 Tonnen Gehalt u. erhielt erst 1699 das erste Dock. Als sich die Liverpooler Kaufleute im Anfang des 18. Jahrh. des Sklavenhandels nach Westindien bemächtigten u. daneben einen höchst umfangreichen Schmuggel engl., nam. Manchesterer Waaren nach den amerikanischen Kolonien Spaniens betrieben, hob sich der Reichthum u. die Bedeutung der Stadt von Jahr zu Jahr u. sie übernahm die Vermittlerrolle des englisch-amerikanischen Handels. Für die Entwicklung dieses Seeplatzes mußte natürlich das Aufblühen der großen Industriestädte des nördlichen England von dem bedeutendsten Einfluß sein.

Livia Drusilla, geb. als Tochter des Livius Drusus 58 v. Chr., wurde die Gemahlin des Tiberius Claudius Nero u. von diesem die Mutter des Tiberius u. Drusus, ließ sich aber an den Kaiser Augustus abtreten, der, durch ihre körperlichen u. geistigen Reize gefesselt, seine erste Gattin, die Scribonia, verstoßen hatte. Eine staatskluge, aber auch herrsch- u. ränkesüchtige Frau, wußte die L. nach Beseitigung mehrerer Glieder des Julischen Geschlechts die Nachfolge in der Regierung ihrem Sohne Tiberius zu verschaffen, der sie jedoch später kalt u. verächtlich behandelte; sie starb im J. 29 n. Chr. Vgl. Aschbach, „L., Gemahlin des Kaisers Augustus" (Wien 1864). — **Livia** od. **Livilla,** als Tochter des Drusus eine Enkelin der Vorigen, geb. 10 v. Chr., war zuerst mit Cajus Cäsar, dann mit Drusus, dem Sohne des Tiberius, vermählt, den sie auf Antrieb ihres Buhlen Sejanus im J. 23 vergiftete. In des Letzteren Sturz verwickelt, ward sie 31 n. Chr. hingerichtet.



Nr. 3995. Liverpool.

Livingstone, David, der erfolgreichste u. bekannteste Afrika-Reisende der Neuzeit; geb. im Dorfe Blantyre bei Glasgow in Schottland 19. März 1813, mußte er schon von seinem 10. Jahre an durch Arbeit in einer Baumwollspinnerei seinen armen Eltern den Lebensunterhalt verdienen helfen, wußte sich aber aus Büchern, die er sich mit seinen Sparpfennigen gekauft, durch großen Fleiß verschiedene Kenntnisse zu erwerben u. bereitete sich später an der Universität Glasgow durch medizinische u. theologische Studien auf die Laufbahn eines Missionars vor. Im J. 1840 kam er, durch die Londoner Missionsgesellschaft abgesandt, nach Südafrika, wo er Anfangs zu Kuruman, der Station des berühmten Missionars Robert Moffat, seines nachmaligen Schwiegervaters, dann seit 1843 zu Mabotsa u. seit 1847 zu Kolobeng der Ausbreitung des Christenthums unter den Betschuanen oblag. Schon in diesem Jahre hatte er mehrere nicht unbedeutende Reisen unternommen, doch erst 1849 begann jene glänzende Reihe großer Entdeckungs-Expeditionen, durch die L. den größten Theil des Innern von Südafrika der Wissenschaft erschlossen hat. Am 1. Aug. 1849 entdeckte er mit W. C. Oswell u. M. Murray den Ngami See u. auf einer 3. Reise von Kolobeng aus im Juni 1851 den Liambaje od. oberen Zambesi. Nachdem er 1852 seine Familie nach der Kapstadt begleitet hatte, um sie nach England zurückzuschicken, begab er sich 1853 wieder nach dem Liambaje, verfolgte denselben nach einer vorläufigen Befahrung aufwärts u. gelangte über

Kassange 31. Mai 1854 nach Loanda an der Westküste, von wo er im nächsten Jahre nach dem Zambesi zurückkehrte, um denselben abwärts bis zu seiner Mündung an der Ostküste bei Quilimane (20. Mai 1856) zu verfolgen. Dabei entdeckte er im Nov. 1855 die Viktoria-Fälle des Zambesi. Diesen ersten Theil seiner Reisen beschrieb L. während eines Besuches seiner Heimat in den „Missionary Travels and Researches in South Africa“ (Lond. 1857). Alsbald gewährte ihm die engl. Regierung die Mittel zu einer großen Expedition behufs der Erforschung des Zambesi. Mit seinem Bruder Charles L. (zuletzt engl. Konsul in Fernando Po, gest. an Bord des afrikan. Postdampfers „Ethiopia“ im Nov. 1873), mit seinem Schwager Dr. Kirk, mit Kapitän Bedingfield, Dr. Meller, R. Thornton u. Th. Baines trat er im März 1858 diese neue Reise an, auf welcher er den untern u. mittlern Zambesi sowie den Schire erforschte, 18. April 1859 den Schirwa-See u. 16. Sept. 1859 den Nyassa-See entdeckte u. zweimal den Rofuma eine Strecke weit aufwärts befuhr. Nach längerem Aufenthalte auf dem Zambesi, dem Schire u. dem Nyassa-See kehrten die Reisenden im Juli 1864 nach England zurück. Ueber diese Expedition, auf der L. sein Weib, seine tapfere u. treue Begleiterin, 27. April 1862 durch den Tod verloren hatte, gab er im Verein mit seinem Bruder Charles das Buch „Narrative of an expedition to the Zambesi and its tributaries“ (Lond. 1865) heraus.



Nr. [illegible]96. David Livingstone (geb. 19. März 1813, gest. 4. Mai 1873).

Doch der Forschertrieb ließ ihm keine Ruhe. Schon 1865 verließ L. England von Neuem, begab sich über Bombay (Jan. 1866) nach Zanzibar, ging von da am Rofuma hinauf nach dem Nyassa-See, um dessen Südende herum nach Norden, überschritt den von den Portugiesen entdeckten Chambezi, kam im April 1867 an das Südende des Tanganjika-See's (Liemba-See) u. von da westlich zum Moero-See, den er 17. April 1868 erreichte, nachdem er 17. März seinen Ausfluß Lualaba entdeckt hatte. Am 5. Mai 1868 in der Stadt des Cazembe angekommen, durchreiste er dessen Land nach Süden hin, entdeckte 18. Juli den Bangweolo-See, wendete sich zu Ende des Jahres gegen Norden, setzte im Februar u. März 1869 über den Tanganjika, blieb vom 14. März bis 12. Juli in Udschidschi, ging dann westlich nach Bambarre u. Manyuema, wo er sich, meist krank, vom Sept. 1869 bis Ende Aug. 1871 aufhielt, u. kam 23. Okt. 1871 wieder nach Udschidschi. Sein Ziel, die Nilquellen zu entdecken, hatte er zwar nicht erreicht — in Njangwe, dem westlichsten Punkte, bis zu dem er gekommen, ward er infolge eines Blutbades, welches ein Araber unter der Bevölkerung angerichtet hatte, sowie durch die Aufkündigung des Gehorsams seiner Leute zur Umkehr gezwungen —, aber einerseits hatte er auch das Quellgebiet des Riesenstromes Lualaba (Congo?) erforscht, andererseits ist durch ihn zur Entdeckung bezüglich Feststellung der Nilquellen ein so bedeutender Beitrag geliefert worden, wie noch durch Keinen vor ihm. Mittlerweile war man in der civilisirten Welt über das Schicksal L.'s in Ungewißheit geblieben; statt direkte Nachrichten von ihm zu erhalten, hörte man von Gerüchten, welche ihn als todt, mindestens als verschollen bezeichneten. Dies veranlaßte mehrere Expeditionen zur Auffindung. Insbesondere rüstete die Londoner Geogr. Gesellschaft eine solche zu Anfang des Jahres 1872 aus. Diese „Livingstone search and relief expedition“ stand unter dem Marineleutnant Llewellyn Dawson u. hatte u. A. auch den Sohn des gesuchten Reisenden, Will. Oswell L., zum Theilnehmer. Aber dieselbe kehrte in Bagamojo um, weil sie dort die Nachricht erhalten, daß inzwischen der im Okt. 1869 vom „New-York Herald“ ausgesandte amerikan. Zeitungskorrespondent Henry M. Stanley (s. d.) seine Aufgabe über alle Berechnung kühn u. glücklich gelöst, d. h. 28. Okt. 1871 L. in Udschidschi aufgefunden hatte. Mit Stanley durchforschte dann L. im Dezember desselben Jahres das Nordende des Tanganjika, um ihn hierauf ostwärts bis Unianiembe zu begleiten, wo er vom 18. Febr. bis 24. Aug. 1872 auf die ihm von der Ostküste zugehenden Mittel zu einer neuen Reise nach dem Bangweolo wartete. Auf dieser Reise, die seine letzte sein sollte, ging er dem südöstlichen Ufer des Tanganjika entlang u. um dessen Südende in das Land des Cazembe u. folgte den Ufern des Bangweolo-Sees an der Nord-, Ost- u. Südseite, bis er an letzterer in der Nähe der Stadt Itala 4. Mai 1873 der Dysenterie erlag. Seine mittels Branntwein u. Salz gegen Verwesung geschützte Leiche ward von seinen treuen schwarzen Dienern, von denen sich hauptsächlich Jakob Wainright einen Namen gemacht hat, nach der Ostküste getragen u. von Zanzibar auf dem Dampfer „Malwa“ nach London gebracht, wo sie 18. April 1874 in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde. Ueber dem Grabe erhebt sich jetzt ein Gedenkstein aus schwarzem Marmor, der in goldenen Buchstaben folgende Inschrift trägt: „Durch treue Gefährten von jenseits des Meeres gebracht, ruht hier David L., der Missionar, Reisende u. Menschenfreund; geb. 19. März 1813 zu Blantyre in Lanarkshire, gest. 4. Mai 1873 im Thale von Kitambo im Lande Ulala. Während 30 Jahren seines Lebens hat er sich unablässig bestrebt, die Eingeborenen Afrika's zu civilisiren, die Geheimnisse der Natur aufzudecken u. den Sklavenhandel im Innern Afrika's zu zerstören. Seine letzten Worte lauteten: „Alles, was ich in meiner Einsamkeit thun kann, besteht darin, die Segnungen des Himmels auf alle Diejenigen, mögen sie nun Amerikaner, Engländer od. Türken sein, herabzurufen, welche dazu beitragen, daß diese Geißel vom Erdboden verschwinde.““ Die Tagebücher L.'s über seine Reisen seit 1866 sind von Hor. Waller (2 Bde., Lond. 1874) herausgeg. u. von J. M. Boyes ins Deutsche übersetzt worden („Letzte Reise von Dav. L. in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden u. letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma u. Susi“, Hamb. 1875). Vgl. J. S. Roberts, „The life and explorations of Dav. L.“ (Boston 1874) u. Dr. H. v. Barth, „Dav. L., der Afrikareisende“ (Lpz. 1876).

Livius, Titus, röm. Geschichtschreiber, geb. 59 v. Chr. zu Patavium, begab sich seiner höheren Ausbildung wegen frühzeitig nach Rom u. nahm dort bleibenden Aufenthalt, in Muße u. Zurückgezogenheit seinen geschichtlichen Studien lebend. Erst in den letzten Lebensjahren ging er in seine Vaterstadt zurück u. starb dort 16 n. Chr. Seine Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie u. Rhetorik sind durch seine berühmte Universalgeschichte des römischen Volkes ganz in den Hintergrund gedrängt worden. Dieses Werk umfaßte 142 Bücher, von denen wir nur noch 35 besitzen. Das Verdienst des L. besteht darin, daß er zuerst es unternahm, an Stelle der bis dahin vorhandenen trockenen u. geistlosen Annalen od. Jahrbücher der Geschichte ein Werk zu schaffen, worin die Darstellung mit der Bedeutung der Ereignisse in Einklang stand, das dem Leser Genuß bereitete, aber auch der sinkenden Römerwelt in der großen Vergangenheit der Nation einen beschämenden Spiegel vorhielt. Sein poetischer Sinn u. sein ehrliches Gemüth kam ihm bei seinem Werke trefflich zu statten. Seine Schwäche besteht in dem Mangel an staatsmännischem Blicke u. an kritischer Quellenforschung. Von den zahlreichen Textausgaben erwähnen

wir die von Drakenborch (15 Bde., Stuttg. 1820—27), Madvig u. Ussing (4 Bde., Kopenh. 1861 ff.; 2. Aufl. 1873 ff.), Hertz (4 Bde., Lpz. 1857—64); von den Schulausgaben ist die bekannteste von Weißenborn (10 Bde., Berl. 1853 ff. u. öfter); Uebersetzungen lieferten u. A.: Klaiber (27 Bdchen., Stuttg. 1826—34; neue Ausg., 6 Bde., 1854 bis 1856) u. Gerlach (17 Bdchen, Stuttg. 1856 ff.).


Nr. 3997. Titus Livius (geb. 59 v. Chr., gest. 16 n. Chr.).

Livius Andronicus, röm. Dichter, aus Tarent, kam nach der Eroberung dieser Stadt (482 v. Chr.) nach Rom u. unterrichtete als Sklave die Kinder des Livius Salinator. Von diesem freigelassen, trat er als Dichter u. Schauspieler auf u. war der Erste, der in Rom der poet. Literatur Anerkennung zu verschaffen suchte, wiewol es ihm nicht gelang, den Geist der ihm fremden Sprache zu beherrschen und dieselbe schöpferisch zu gestalten. Er dichtete Tragödien u. Komödien nach griech. Meistern u. übersetzte die Odyssee, welche sich lange als Schulbuch erhielt. Von seinen Werken sind nur Bruchstücke (herausgeg. von Ribbeck in dessen „Tragicorum latinorum reliquiae“, Lpz. 1852, u. „Comicorum latinorum reliquiae“, ebd. 1855) erhalten.

Livland, russ. Gouvernement u. eine der Ostseeprovinzen, 837 □M. mit 990,784 E. (1871), liegt im O. u. S. des Riga'schen Meerbusens, grenzt im N. an Esthland, im Osten an das Gouvernement Pskow, im S. an Kurland u. schließt die Inseln Oesel, Mohn, Runö u. Kühnö ein. Von der flachen Küste steigt das Land nach SO. zu einem Plateau an, welches sich bis 325 m. erhebt u. nach N. sanft abdacht. Die diesem Landrücken aufsitzenden, schön bewaldeten Berge ermangeln nicht eines großen landschaftlichen Reizes. Der Hauptstrom ist die Düna, welche den größten Theil der südlichen Grenze bildet; vollständig gehört dem Lande die im N. von Riga mündende Aa an. Der Peipus-See aber liegt nur mit seinem westlichen Theil in diesem Gouvernement u. ist durch den Embach mit dem 5 □M. großen See Wirzjärw verbunden. Die bürgerliche u. adlige Bevölkerung besteht aus Russen u. aus Deutschen, in deren Händen der größte Theil des Handels u. städtischen Gewerbebetriebs u. des Großgrundbesitzes liegt; ihnen gegenüber stehen die Esthen u. Letten, welche die ländliche Bevölkerung u. von der städtischen die niederen Klassen bilden. Die Urbewohner, die zum finnischen Sprachstamme gehörigen **Liven**, sind in L. selbst ausgestorben u. finden sich nur noch im nördlichen Kurland in einem dürftigen Rest von etwa 2000 S. Die großen Waldungen des Landes liefern Holz zur Ausfuhr u. befördern die Glasfabrikation u. Ziegelei; der kultivirte Boden bringt Getreide, Hanf u. Flachs hervor, u. der Handel mit Leinsamen wird von Riga aus sehr schwunghaft betrieben. Die wichtigsten Städte L.s sind **Riga** (s. d.), **Dorpat** (s. d.) u. **Pernau** an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Busen von Pernau. L. verdankt die Anfänge seiner Kultur den Deutschen; Bremer Kaufleute kamen zuerst 1158 dorthin, u. zu Ende des 12. Jahrh. verbreitete unter den Liven der deutsche Mönch Meinhard das Christenthum. Das Städtewesen ward durch die **Livländischen Schwertritter** seit 1201 gefördert; diese vereinigten sich 1237 mit dem Deutschen Orden, der L. 1561 nur noch als poln. Lehn besaß; 1660 ward das Land durch den Frieden von Oliva mit Schweden u. 1721 durch den Frieden von Nystadt mit Rußland vereinigt. Vgl. v. Lankenau u. v. d. Oelsnitz, „Das heutige Rußland“ (Lpz. 1876).

Livorno, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz u. nach Genua der wichtigste Handelsplatz dieses Reiches mit 97,096 E. (1871), liegt 10 M. südwestlich von Florenz in Toscana u. am Mittelländ. Meere in einer ehemals sumpfigen, durch Kanäle trocken gelegten Gegend u. wird von Kanälen theilweise durchschnitten. Die Stadt hat einen meist modernen


Nr. 3998. Livorno.

Charakter, die Straßen sind gerade, aber vielfach auch eng. Von den zahlreichen großen Plätzen ist der schönste die Piazza d'Armi, von der die großartige Strada Ferdinanda zum Hafen führt. An Sehenswürdigkeiten bietet L. außer dem Hafen mit dem Denkmale Ferdinand's I. u. den kolossalen Standbildern Ferdinand's III. u. Leopold's II. auf der Piazza Carlo Alberto wenig. Dagegen besitzt die Stadt zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, unter ihnen ein großartiges u. musterhaft eingerichtetes Lazareth, ein 1622 gegründetes königliches Hospital, eine Findelanstalt, ein Waisenhaus u. ein bedeutendes Arbeitshaus; außer 7 Pfarrkirchen finden sich hier auch eine Synagoge, eine Moschee u. protestantische, armenische u. griechische Bethäuser. L. ist Sitz eines Präfekten, eines Bischofs, eines Civil- u. Korrektionstribunals, 4 Präturen, einer Sicherheitsquästur, einer Finanzintendanz u. einer Handels- u. Gewerbekammer

u. hat an wissenschaftlichen Lehranstalten eine Handelsmarineschule, ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, eine Rabbinerschule u. eine technische Lehranstalt. Von den gelehrten Vereinen der Stadt genießt die Accademia Labronica, mit der eine große Bibliothek vereinigt ist, des bedeutendsten Rufes. Der Hafen ist nicht gerade geräumig, aber durch einen 350 m. langen Molo gegen die Stürme geschützt u. durch Festungswerke vertheidigt. Bei demselben erhebt sich der 1303 von den Pisanern erbaute, durch seine herrliche Aussicht berühmte Leuchtthurm. Die Ausfuhr besteht nam. in Seide, Strohgeflechten, Wein, Wolle, Hanf, Borax, Marmor, Schwefel, Korallen, Fischen u. Papier; die Einfuhr vorzüglich in Kolonialwaaren, Baumwolle, Holz u. Getreide. Der Schiffsverkehr umfaßte 1873: 22,043 Schiffe von 2,226,393 Tonnen. L. hat große Salz- u. Oelmagazine, wichtige Korallenfabriken, Branntweinbrennereien, Gerbereien, eine Papierfabrik u. Schiffswerften u. ist Mittelpunkt eines ausgedehnten Speditionshandels. Die Bedeutung der Stadt als Handelsplatz datirt von der Zerstörung des Pisaner Hafens; von Alessandro von Medici wurde die Citadelle angelegt u. von Cosmo I. L. zum Freihafen erklärt. — Die Provinz L. umfaßt 5,021 □M. mit 118,851 E. (1871); zu derselben gehören außer dem Gebiete der Stadt die Insel Elba (s. d.) u. mehrere kleine Eilande, darunter Monte Christo (s. d.).

Livre (frz., spr. Lihwr'), eigentlich Pfund u. als Gewicht früher in Belgien, Frankreich u. einigen Schweizerkantonen im Gebrauch; dann eine ehemalige französische Silbermünze (= 79⅔ Pfennige an Werth) u. Rechnungs- u. Münzeinheit in Frankreich bis 1795, wo sie durch den um ¾ Pfennig besseren Franc (= 80 Pf.) ersetzt wurde. Außerdem bezeichnete L. bis 1839 das franz. Gewichtspfund (½ Kg.).

Livrée (frz., spr. Luwreh), ursprünglich die Kleidung der königlichen Dienerschaft, welche derselben in Frankreich bei großen Feierlichkeiten unentgeltlich geliefert (franz. livrer = liefern) wurde. Sie zeichnete sich durch Tressen, bunte Aufschläge, Vorstoß 2c. vor der gewöhnlichen Kleidung aus, wurde später allgemeiner u. auch von Privatleuten zur Bekleidung ihrer Dienerschaft angenommen.

Llanelly, Marktflecken in der Grafschaft Caermarthen im Süden des britischen Königreichs Wales mit 11,973 E (1871), liegt am Ausfluß des Burry u. besitzt große Schiffswerften, Kohlen- u. Eisengruben u. Hüttenwerke für Eisen-, Silber-, Kupfer- u. Bleierze. Auch Rhederei u. Handel sind nicht unbedeutend.

Llanos (spr. Ljanos, span., d. h. Ebenen) heißen die weiten steppenartigen Niederungen im span. Amerika, nam. in Venezuela zwischen den Anden u. dem Orinoco. Sie bedecken dort ein Areal von etwa 5000 □M. u. werden nur sehr spärlich von den Llaneros bevölkert, einem Hüttenvolke, das in seinem Charakter den Guauchos Argentina's verwandt ist. Diese durch A. von Humboldt's klassische Schilderung in den „Ansichten der Natur" berühmt gewordenen Ebenen sind baumlos u. können nur als Weide benutzt werden; Gebüsch zeigt sich nur an den Ufern der Flüsse, welche vom Mai bis August meilenweit das Land überschwemmen u. dem Boden für lange Zeit genügende Feuchtigkeit hinterlassen. Kein Hügel, keine Klippe ist zu sehen. Der Sommer od. die trockene Jahreszeit umfaßt die Monate November bis Februar; die Hitze, durch die Passatwinde gesteigert, spaltet den Boden, dörrt das hohe Gras aus u. macht die L. zu einer Wüste mit Sandstürmen u. Luftspiegelungen. Streckenweise werden die L. von ausgedehnten Sandsteinplateaux (Mesas, d. h. Bänke) unterbrochen; während sie im Durchschnitt nur eine Höhe von 60—80 m. haben, steigen sie am Fuße der Gebirge bis 400 m. an. Am fruchtbarsten sind die von zahlreichen Andenflüssen bewässerten L. von Varinas. Der Llano Estacado (engl. Staked Plain, d. h. abgesteckte Ebene) im nordwestlichen Texas u. östlichen Neu-Mexiko ist ein wüstes Sandsteinplateau, welches sich in einer Höhe von 600 m. den Gebirgen Neu-Mexiko's vorlagert, hie u. da von felsigen Bergzügen, isolirten vulkan. Kegeln u. tiefeingeschnittenen Flußthälern (Cañons) unterbrochen wird u. einen Flächenraum von 1400 □M. umfaßt. Diese öde Region erstreckt sich vom Canadian bis zum Rio Pecos u. wird ausschließlich von Indianern, nam. den räuberischen Apaches, Comanches u. Navajos, bewohnt. Der Name stammt von den Stangen, mit welchen früher die wenigen Karawanenstraßen bezeichnet wurden.

Llorente, Don Juan Antonio, span. Geschichtschreiber, geb. 1756 zu Rincon del Solo bei Calahorra (Aragonien), studirte zu Tarragona Philosophie, trat 1770 in den geistlichen Stand, wurde vom Heiligen Gericht 1785 zum Geschäftsträger u. 1789 zum ersten Sekretär der Inquisition ernannt, 1791 aber wegen seiner angeblichen Sympathie für die Grundsätze der Franz. Revolution in seinen Sprengel zurückgeschickt. Später betraute ihn der Großinquisitor Abad la Sierra mit der Ausarbeitung eines Entwurfs zur Reformirung des Inquisitionstribunals, doch scheiterte dieser Plan. Seit 1806 Kanonikus an der Hauptkirche in Toledo, betheiligte sich L. 1808 auf Befehl Murat's an der Abfassung einer Verfassungsurkunde für Spanien. Deshalb mußte er nach der Restauration als Verbannter in Frankreich leben. Auch hier jedoch ließen ihm die Ultras keine Ruhe. Er, der sich seiner Zeit franz. Emigrirter angenommen hatte, durfte nicht einmal in einer Pariser Pensionsanstalt Sprachunterricht ertheilen u. ward schließlich, nach dem Erscheinen seiner „Portraits politiques des papes", im Winter von 1822 aus Frankreich ausgewiesen. Kaum in Madrid angelangt, starb L. hier 5. Febr. 1823. Außer seinem Hauptwerke: „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne" (Par. 1815—17, 4 Bde.; deutsch von Höck, Gmünd 1819—21) sind zu nennen: seine „Noticias historicas de las tres provincias bascongadas" (5 Bde., ebd. 1806—8), seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la révolution d'Espagne" (3 Bde., ebd. 1815—19) u. seine Selbstbiographie (ebd. 1818).

Lloyd, Name mehrerer großer Handels- u. Verkehrsanstalten. Derselbe stammt von einem gewissen L., einem Irländer, der seiner Zeit in der Londoner Lombardstraße ein kleines Kaffeehaus besaß, wo sich Rheder, Schiffsmakler u. Agenten von Seeversicherungs-Gesellschaften, angelockt durch die Nähe der Börse, zu versammeln pflegten. In einem alten Gedichte von 1700, „The wealthy Shopkeeper", wird dieses Kaffeehaus zum ersten Mal erwähnt. Um 1727 verlegten die Betheiligten, die eine eigene Gesellschaft gegründet hatten, ihr Lokal in ein anderes Kaffeehaus, u. 1771 siedelten sie in die Börse selbst über, wo ihnen die Engl. Heringsgesellschaft ihre Räumlichkeiten überließ. Dort befindet sich der Versammlungsort noch jetzt, denn der Börsenbrand von 1838 brachte nur eine vorübergehende Störung hervor. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 4 Pfd. Sterl. u. außerdem 25 Pfd. Eintrittsgeld. Unter den Ausgaben der Gesellschaft spielen milde Gaben eine große Rolle. Die Geschäfte verwaltet ein Ausschuß von 25 Personen, bei dem von Alters her die strenge Regel gilt, daß Alles, was am Tage vorkommt, im Laufe desselben Tags erledigt werden muß. **L.'s Kaffeehaus** od. **L.'s**, wie die Gesellschaft gewöhnlich kurz genannt wird, steht mit allen Häfen unmittelbar u. mittelbar im Verkehr u. erhält über alle Ereignisse sofort Bericht; alle Nachrichten über Ankunft, Abgang 2c. von Schiffen in allen Erdtheilen werden in „L.'s Bücher" eingetragen, die für alle Mitglieder aufliegen. Für das größere Publikum wird „L.'s list" herausgegeben (seit 1800 täglich). — Unter denjenigen Instituten anderer Länder, welche den Namen L. angenommen haben, ist das bedeutendste der **Oesterr. L.** (L. austriaco; seit dem österr.-ungar. Ausgleich L. austriaco-ungarese) in Triest. 1833 auf Anregung Karl Ludw. v. Bruck's (s. d.) durch den Zusammentritt von Versicherungsanstalten u. Kaufleuten gebildet. Um als gemeinsames Organ der Triester Seeversicherungskammern die das Assekuranzwesen betreffenden Angelegenheiten zu besorgen, wurde derselbe 1836 durch Errichtung einer Aktiengesellschaft für Dampfschiffahrt nach der Levante erweitert. Seitdem besteht der Oesterr. L. aus 3 Sektionen: aus der der 29 Assekuranzkammern, aus der für die Dampfschiffahrt u. (seit 1849) aus einer lit.-artist. Sektion. Letztere gab u. A. außer der noch heute erscheinenden Zeitung längere Zeit das „Illustrirte Familienbuch" u. mehrere Reisehandbücher heraus. Die zweitgenannte Sektion hat eine immer umfangreichere Thätigkeit entfaltet. Die erste Rhedereigesellschaft, welche im Mittelländischen Meere eine regelmäßige Beförderung von Personen u. Waaren einführte, hat der Oesterr. L., trotz der franz. (Messageries Maritimes), russ. (die russ. Regierung miethete für den seit 1856 in Odessa bestehenden „Russ. L." 1859 den Hafen von Villafranca), ital. u. engl. Konkurrenz, seine Stellung nicht blos behauptet, sondern immer mehr befestigt. Seit der Eröffnung des Suez-Kanals (s. d.) dehnt er seine Fahrten bis nach Indien aus, nachdem er schon früher die Häfen des Adriat. Meeres, Aegypten, die Westküste des Schwarzen Meeres u. die untere Donau in das Bereich seiner regelmäßigen Fahrten gezogen hatte. Außerdem läßt er jährlich mehrere Merkantil-Reisen unternehmen; die Frachteinnahmen allein überstiegen 1874 die des Vorjahrs (bei stetig abnehmenden Frachtsätzen) um 961,000 fl. Die Gesellschaft besitzt in Triest 2 Arsenale mit großartigen Etablissements für Schiff- u. Maschinenbau; ihre Flotte, die 1864 aus 63 Dampfern bestand, zählte 1874 deren 73 von 17,520 Pferdekraft, 76,305 Tonnen Gehalt u. einem Werthe von 13,291,700 fl., u. seitdem hat sich diese wieder um 3 Dampfer von je 800 Tonnengehalt u. 120 Pferdekraft vermehrt. — Das Gedeihen des österr. Instituts veranlaßte 1856 die Begründung des **Norddeutschen L.** in Bremen, der heute unter allen den Verkehr zwischen Europa u. Amerika vermittelnden Gesellschaften obenan steht, da seine Direktion ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Sicherheit der Passagiere bei zuvorkommender Behandlung u. guter Beköstigung u. auf die höchstmögliche Schnelligkeit der Beförderung richtet.

Außerdem besorgt der Norddeutsche L. noch die Fahrten nach England u. auf der Weser. Seine Flotte besteht jetzt aus ca. 60 eisernen Dampfern 1. Klasse nebst den kleineren Fahrzeugen.

Loanda, Hauptstadt der portug. Besitzungen an der Westküste Afrika's mit 14,500 E. (nach Güßfeldt), von denen 12,000 Neger u. 2500 Weiße sind, liegt in einem Halbkreise um den Hafen, der einer der besten Westafrika's ist, u. macht mit seinen weißen Häusern, Ziegeldächern, Kirchen u. den beiden Forts Miguel u. Penedo vom Meere aus gesehen einen großartigen Eindruck. Am Hafen wohnt der kaufmännische Theil der Bevölkerung, während auf der Anhöhe über der Stadt sich das Regierungsgebäude, die Paläste des Gouverneurs u. Bischofs, mehrere Kirchen u. das Hospital erheben. Im Osten breiten sich die Lehmhütten der Negerstadt aus. Die Straßen sind sandig u. schmuzig u. nur die Hauptstraße gepflastert u. mit Bäumen bepflanzt. Das Klima ist ungesund, trotzdem hat die Regierung L. noch als Deportationsplatz beibehalten. Die Stadt ist der Haupthandelsplatz für die Landschaften am Coanza, der im Süden derselben mündet u. gegenwärtig von Dampfern befahren wird. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Kaffee, den man seit 10 Jahren hier anbaut, Gummi, Wachs, Oel u. Elfenbein, während die Einfuhr nam. in Tauschartikeln, wie Gewehre, Pulver, Rum u. Webwaaren, besteht. Die portugiesische Regierung hat hier ein Zollamt errichtet. L. ward 1575 von Paulo Diaz de Novaes gegründet u. führt deshalb auch den Namen São Paulo de L.; seine größte Blüte fällt in die Zeiten des Sklavenhandels, der von hier aus nach Amerika bis in die neueste Zeit in großem Umfange betrieben worden ist. Seit dem Eingehen desselben ist die Stadt beträchtlich zurückgegangen.

Loango heißt im Allgemeinen das westafrikanische Küstenland in Niederguinea zwischen den Mündungen des Ogowai u. des Kongo, im engeren Sinne ein im S. dieser Region gelegenes Königreich an der Loangobai, welches von dem Quillu Strome in zwei Hälften geschieden wird u. sich nach O. bis zu den Terrassen erstreckt, in denen das innerafrikanische Tafelland zum Atlantischen Ozean abfällt. Die Küste, wegen der Brandung schwer von den Schiffen zu erreichen, ist sandig, an den Flußmündungen mit Mangrovewäldern u. hier u. da mit Lagunen bedeckt, den Ueberresten der Ueberschwemmungen in der Regenzeit. Hinter derselben liegt ein bald offenes u. kulturfähiges, bald waldbedecktes Hügelland, das nach Osten zu dicht mit Urwald bestandenen parallelen Gebirgsketten ansteigt. Unter den zahlreichen Strömen, welche letztere in Katarakten durchbrechen u. gewöhnlich bis zu diesen schiffbar, für größere Seeschiffe aber wegen der ihren Mündungen vorgelagerten Barren unerreichbar sind, zeichnen sich durch ihre Wasserfülle vorzugsweise der Quillu u. der Chiloango od. L.-Luz aus; ersterer ist an der Mündung so breit wie der mittlere Rhein u. hat 10 M. von derselben seinen ersten Katarakt; letzterer, der die Grenze der alten Königreiche L. u. Kakongo bildet, ist dagegen an der Mündung nur 40 Schritt breit, bietet aber für den Handelsverkehr eine wichtige Wasserstraße u. hat deshalb theils an seinen Ufern, theils auf Inseln eine Anzahl holländischer u. portugiesischer Faktoreien. Die Uferlandschaften sind meist mit Urwald bedeckt. Die Negerbevölkerung, wie in Niederguinea vielfach gemischt mit Stämmen aus dem Innern, welche der Handel in die Nähe des Meeres gelockt hat, schließt sich in der Sprache an die südafrikanischen Bantu-Völker an. Die alten Könige an der Loangoküste haben ihre Autorität vollständig verloren u., wenn auch noch die Namen der ehemaligen Reiche bestehen, so theilen sich doch jetzt unzählige Häuptlinge in die Herrschaft; jeder von diesen ist selbständig, der sich Pulver u. Blei verschaffen kann. Thierfelle u. Schurzen, welche über das Leibtuch herunterfallen, sind die einzigen Kleidungsstücke, Korallen u. metallene Ringe für Arme u. Beine die gebräuchlichsten Schmuckgegenstände; Tätowirung wird von dem weiblichen Geschlecht häufiger angewendet als von den Männern. Ackerbau u. Handel mit Palmöl sind die Haupterwerbszweige der Eingeborenen, die im Allgemeinen friedlich mit den Europäern verkehren. Flußpiraten kommen nur auf dem Kongo vor, dort aber hat dieses Unwesen 1875 so überhand genommen, daß die Verbindung der Küste mit den weiter im Innern gelegenen Faktoreien arg gefährdet ist u. die englische Regierung im August dieses Jahres mehrere Kriegsschiffe dorthin gesendet hat, um den Handel in der wirksamsten Weise zu schützen. Schmiede u. Weber vertreten unter den Loango-Negern das Handwerk; die Religion der Eingeborenen besteht in dem rohesten Fetischdienst. Die Handelsfaktoreien stehen unter der Centralstation von Banana; sie sind zum größten Theil im Besitz holländischer Handelshäuser, werden aber vielfach von Portugiesen geleitet u. bringen nam. Palmöl in den Handel. Hervorgegangen aus Stationen des Sklavenhandels, liegen sie gewöhnlich von der Küste entfernt u. verborgen unter dichtem Baumwuchs. Die wichtigsten unter ihnen sind Mayumba, L., Kabinda u. Banana an der Mündung des Kongo. Die Dörfer bestehen meist nur aus 20—30 Hütten, welche leicht abgebrochen werden können; sie liegen im Innern zerstreut in den Waldungen, in denen nicht selten der Gorilla vorkommt. Gegenwärtig umfassen den Süden der Loangoküste die Königreiche L. mit Chiloango (spr. Tschiloango, d. h. Klein-L.), Kakongo u. Kabinda; nach Osten dehnt sich das Waldland Mayumba aus. — Außer der gefährlichen Küstenbrandung ist vornehmlich der Sklavenhandel die Ursache gewesen, daß L. bis in die neueste Zeit fast ganz unbekannt geblieben. Man war für dieses Land fast ausschließlich auf die wenigen Berichte älterer portugiesischer Reisenden angewiesen, die aber auch nur einige Tagereisen in das Innere gelangt waren. Für die Erforschung dieses Theiles von Afrika bildete sich nun im Mai 1873 in Berlin eine „Afrikanische Gesellschaft“ u. rüstete eine Expedition aus, die von L. aus den Vorstoß nach dem unbekannten Innern Afrika's versuchen sollte. An die Spitze dieser Loango-Expedition ward Dr. Paul Güßfeld berufen; doch sind die Resultate dieser Unternehmung, die allerdings mit sehr widrigen Umständen, Schiffbruch, Krankheit der Leiter, Tod od. Desertion der gemietheten Träger &c., zu kämpfen hatte, hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben u. hat die Fortsetzung der Expedition im Herbst 1875 im Wesentlichen aufgegeben werden müssen. Vgl. A. Bastian, „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder“ 2 Bde., Jena 1874—75) u. „Korrespondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft. Herausgeg. von Professor Dr. W. Koner“ (Berl. 1873—75).

Loäsa lateritia, chilesische Kletterpflanze der Loasaceen, 4—5 m. hoch sich windend, mit fünffach gebuchteten Blättern, winkelständigen einzelnen u. langgestielten Blumen von eigenthümlicher Form u. orangener Färbung. Das Seltsamste sind die Brennborsten der fein behaarten Pflanze, welche gleich den Nesseln od. noch empfindlicher brennen. Trotzdem ist die Pflanze eine beliebte Dekorationsblume.

Loawurm (Filaria loa), ein 4—5 cm. langer Fadenwurm, der zwischen den Augenhäuten der Neger lebt u. da viele Schmerzen macht.

Löbau, Stadt in der königl. sächs. Kreishauptmannschaft Bautzen mit 5852 E. (1871), darunter 120 Wenden, liegt in der Mitte der Oberlausitz, von deren Sechsstädten es die älteste war, am Löbauer Wasser u. an der sächs.-schles., L.-Zittauer u. L.-Seifhennersdorfer Eisenbahn; ist Sitz einer Amtshauptmannschaft u. hat 3 Kirchen, ein Seminar, Fabriken für wollene u. baumwollene Webwaaren u. landwirthschaftliche Maschinen u. einen nicht unbedeutenden Getreidehandel. Im Osten der freundlichen Stadt erhebt sich der 446 m. hohe, seiner Hauptmasse nach aus Nephelindolerit bestehende Löbauer Berg mit einem Aussichtsthurm.

Lobe, Johann Christian, ausgezeichneter Musik-Theoretiker u. Schriftsteller, auch verdienter Komponist, geb. zu Weimar 30. März 1797; erhielt von seinem Vater, der in der Bertuch'schen Kupferdruckerei Illuminateur war u. nebenbei mehrere Instrumente mit Fertigkeit spielte, frühzeitig Unterricht auf der Flöte, sodann auf Betreiben u. mit Unterstützung der Erbgroßherzogin Maria Paulowna bei dem Musikdirektor Riemann Unterricht im Flöten- u. Violinspielen, trat mit elf Jahren zum ersten Male in einem Konzert zu Weimar öffentlich auf u. legte unter der Leitung August Eberhard Müller's die letzte Hand an seine Ausbildung als Flötist. Im J. 1811 wurde er als zweiter Flötist in der weimarischen Kapelle angestellt; 1819 u. 1820 fand sein Flötenspiel in Wien u. Berlin ehrende Anerkennung, u. im J. 1821 wurde seine erste Oper — „Wittekind“, deren Text er auch selber gedichtet hatte — mit Beifall in Weimar aufgeführt. Neben verschiedenen Flöten-, Kammer- u. Orchesterkompositionen, nebst literarischen Arbeiten, verfaßte L. noch die Opern: „Die Flibustier“ (Text von Gehe), „Die Fürstin von Granada“ (Text zum Theil von L. selber), „Der rothe Domino“ u. „König u. Pächter“. Sie alle wurden in Weimar gegeben, die „Fürstin von Granada“ außerdem noch in Leipzig, Kassel &c. Im J. 1846 wurde er auf sein Ansuchen pensionirt u. ging nach Leipzig, wo er seither als musikalischer Schriftsteller u. Lehrer der Komposition (als welcher er übrigens schon früher in Weimar sich einen guten Namen gemacht hatte) thätig ist. Die bedeutendste unter L.'s theoretisch didaktischen Arbeiten ist sein vorzügliches „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ (4 Bde., Lpz. 1850—60), überhaupt wol eins der Hauptwerke der ganzen Gattung; dann hat man von ihm: „Kunst des Periodenbaues“ (Lpz. 1844); „Katechismus der Musik“ (ebd. 1851; 16. Aufl. 1875); „Musikalische Briefe“ (2. Aufl., ebd. 1860); „Aus dem Leben eines Musikers“ (ebd. 1859; Selbstbiographisches); „Vereinfachte Harmonielehre“ (ebd. 1860); „Katechismus der Kompositionslehre“ (ebd. 1862; 2. Aufl. 1871); „Konsonanzen u. Dissonanzen“ (ebd. 1869; gesammelte Aufsätze) &c. Klarheit u. Faßlichkeit der Behandlung u. gesunde ästhetische Ansichten sind die Hauptvorzüge aller dieser Werke.

Lobeck, Christian August, ausgezeichneter Philolog u. Alterthumsforscher, geb. zu Naumburg 5. Juni 1781, studirte seit 1797 in Jena u. Leipzig, habilitirte sich 1802 in Wittenberg, wurde 1807 Konrektor u. 1809 Rektor des dortigen Lyceums, daneben 1810 außerord. Professor, ging 1814 als Professor u. Universitäts-Bibliothekar nach Königsberg u. starb daselbst 25. Aug. 1860. Er schrieb u. A.: „Aglaophamus seu de theologiae mysticae graecorum causis" (2 Bde., Königsb. 1829); „Paralipomena grammaticae graecae" (2 Bde., Lpz. 1837); „Pathologiae sermonis graeci prolegomena" (Lpz. 1843) u. „Pathologiae graeci sermonis elementa" (2 Bde., Königsb. 1853—62); „Ῥηματικόν" (ebd. 1846) ꝛc. Auch gab er den „Ajax" des Sophokles (Lpz. 1809; n. Aufl. 1835), die „Ἐκλογὴ ῥημάτων καὶ ὀνομάτων Ἀττικῶν" des Sophisten Phrynichos (1820), die 2. Aufl. von Buttmann's „Griech. Grammatik" nebst Zusätzen (Berl. 1838 f.) ꝛc. heraus. „Mittheilungen aus L.'s Briefwechsel" gab Friedländer (Lpz. 1861), Lehnerdt eine „Auswahl aus L.'s akademischen Reden" (Berl. 1865).

Lobelia, Pflanzengattung der Lobeliaceen, zu Ehren des berühmten vlämischen Kräuterkundigen Lobel von Linné aufgestellt, mit vielen Ziergewächsen, die auch bei uns vielfach u. gern gezüchtet werden, da sie sich durch Blumenreichthum sowie durch Farbenpracht u. lange Blütendauer auszeichnen. Die einzelnen Arten gehören meist Mexiko an (L. fulgens, ignea, princeps, punicea, splendens), andere dem Kap der guten Hoffnung (L. Erinus) od. Neuholland (L. heterophylla, ramosa). Am beliebtesten sind die blaublühenden Arten zur Einfassung von Rabatten. Es giebt aber auch brennend rothe (L. cardinalis aus Nordamerika), röthliche, braunrothe, hochrothe u. s. w. Gut gedüngt u. reichlich bewässert sind die meisten Lobelien überaus dankbare Sommergewächse.

Loebell, Johann Wilhelm, Geschichtschreiber u. Literarhistoriker, geb. zu Berlin 15. Sept. 1786, studirte Philologie u. Geschichte in Heidelberg u. Berlin, wurde Lehrer der Geschichte an der Kriegsschule in Breslau, 1823 am Kadettenhause in Berlin, ging 1829 als außerord. Professor der Geschichte nach Bonn, wo er 1831 eine ord. Professur, auch 1852 den Titel eines Geh. Regierungsraths erhielt u. 12. Juli 1863 starb. Hauptsächlich bekannt u. verdient hat sich L. durch seine Neubearbeitung der Becker'schen „Weltgeschichte" gemacht (5., 6. u. 7. Aufl., 14 Bde.; fortgesetzt von Menzel, Berl. 1836—38). Eigene Schriften von ihm sind: „Reisebriefe" (über Belgien, Berl. 1837); „Gregor von Tours u. seine Zeit" (Lpz. 1839), ein Muster für Werke dieser Art; „Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts" (ebd. 1847); „Weltgeschichte in Umrissen" (ebd. 1846, 1. Bd.); „Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock bis Goethe" (unvollendet, Braunschw. 1856—58, 2 Bde.); „Gotth. Ephr. Lessing" (herausgegeben von Koberstein, Halle 1865). Vgl. Bernhardi u. Noorden, „Zur Würdigung L.'s" (Braunschw. 1864).

Lobenstein, Stadt im Fürstenthum Reuß jüngerer Linie mit 2780 E. (1871), liegt malerisch in einem von der Lemnitz durchflossenen Thale des Franken Waldes am Fuße eines Berges, auf dem sich die Ruinen eines alten Schlosses erheben, ist Sitz eines Justizamtes u. treibt Gerberei, Leinweberei u. Bierbrauerei. An das ehemalige fürstliche Residenzschloß, jetzt den Gerichts- u. Verwaltungsbehörden eingeräumt, stößt ein schöner Park mit einer Stahlquelle, welche zur Anlage eines Kurhauses Veranlassung gegeben hat. Von L. 5 Km. nördlich liegt die Herrnhuter Brudergemeinde Ebersdorf.

Lobkowitz, ein altes böhm. Geschlecht, dessen urkundlich festgestellter Ahnherr Nikolaus I. **v. L.** ursprünglich Ujezd, genannt Chudy (der Arme), war, jener Günstling König Wenzel's IV., der als Feind der Deutschen 1409 den universellen Charakter der Prager Hochschule vernichtete; 28. Juli 1420 zum Ritter geschlagen, starb derselbe 1435 (nach Anderen 5. März 1441). Sein Sohn Nikolaus II. **v. L.**, Burggraf von Karlstein (gest. 1462), ward 1459 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Aus demselben Jahre datirt der Freiherrenstand der bayerischen Linie, die sich von dem Hassenstein'schen Hauptast abgezweigt hat. Letzterer erlosch zu Anfang des 17. Jahrh., u. der Peter-Popel'sche Hauptast spaltete sich in eine Biliner u. eine Chlumetzer Linie. Auch jene starb 1722 aus, u. diese, welche 1624 die Reichsfürstenwürde erhielt, theilte sich nachmals in eine Erste u. eine Zweite Linie, welch letztere gegenwärtig noch blühen. Die Erste Linie, deren jetziges Haupt Fürst Moritz **v. L.**, Herzog **zu Raudnitz,** gefürsteter Graf **zu Sternstein,** geb. 2. Juni 1831, ist, besitzt die Fideikommiß-Herrschaften Raudnitz, Hoch Chlumec, Bilin, Liebshausen, Eisenberg-Neundorf, Enzowan u. Mühlhausen sowie mehrere Güter in Böhmen, zusammen etwa 38 □M. Die Zweite Linie, deren gegenwärtiger Chef Fürst Georg Christian **v. L.**, Herzog **zu Raudnitz,** vormaliger Oberstlandmarschall von Böhmen, ist, besitzt die Herrschaften Melnik, Drhowle u. Kozdialovic sowie 5 Güter in Böhmen, zusammen etwa 10 □M. — Unter den einzelnen Mitgliedern des Hauses L. ist am bemerkenswerthesten: Fürst Wenzel Franz Eusebius **v. L.**, geb. 20. Jan. 1609, wurde bereits 1640 Feldzeugmeister, 1643 Ritter des Goldenen Vließes, 1644 Vizepräsident u. 1652 Präsident des Hofkriegsraths, erhielt 1646 von Kaiser Ferdinand III. das Herzogthum Sagan in Schlesien zum Geschenk, führte 1657 die böhm. Wahlgesandtschaft nach Frankfurt a. M. u. erhielt 1669 den Vorsitz im Geheimen Rath, hatte sich aber durch seine rücksichtslose Freimüthigkeit, seinen kühnen Witz u. Spott viele Feinde am Hofe gemacht, unter denen sich auch die Kaiserin befand, u. wurde im Aug. 1670 wegen angeblicher Verletzung eines Staatsgeheimnisses gestürzt, seiner Aemter u. seines Vermögens beraubt u. auf sein Gut Raudnitz verbannt, wo er (wie man glaubt an Gift) 22. April 1677 starb.

Lobosinseln hießen eine Gruppe felsiger Eilande, unfern der nördlichen Küste Peru's unter 5—7° südl. Br. u. 81° westl. von Greenwich gegenüber der Stadt Lambayeque gelegen u. zu Peru gehörig; sie bestehen aus der Inselgruppe der Lobos de Afuera (d. h. die äußeren L.) u. der 10 M. NNW. davon gelegenen Insel Lobos de Tierra od. L. de Adentro (d. h. die innere L.), letztere etwa 2 M. lang u. ebenso breit. Die L. sind gegenwärtig eine der ergiebigsten Fundstätten von Guano, dessen sie gegen 4 Millionen Tonnen enthalten sollen.

Locarno, Stadt im schweiz. Kanton Tessin mit 2667 E. (1871 mit Minusio 3695 E.) ital. Nationalität; liegt malerisch am nördl. Ufer des Lago Maggiore, welcher hier die Maggia aufnimmt, u. an der Eisenbahn Bellinzona-L., einem Theile der Gotthardt-Bahn. Die Stadt, welche sich amphitheatralisch an den Bergen aufbaut, ist abwechselnd mit Lugano u. Bellinzona Sitz der Kantonregierung u. hat ein aus der Langobardenzeit herrührendes, 1531 theilweise zerstörtes Schloß, eine Kirche mit dem kolossalen Steinbilde des heiligen Christophorus u. ein Kloster. Der früher sehr bedeutende Handel hat beträchtlich abgenommen.

Lochner, Stephan, der bedeutendste Meister der altkölnischen Malerschule des 15. Jahrh.; früher, wo man seinen Namen nicht kannte, einfach der Meister des Kölner Dombildes genannt; war in Konstanz geboren, doch läßt sich seine Lebenszeit nur im Allgemeinen auf die erste Hälfte des 15. Jahrh. feststellen. Das allein beglaubigte Werk von ihm u. zugleich sein Hauptwerk ist das berühmte Kölner Dombild, welches A. Dürer meint, wenn er im Tagebuch seiner Reise in den Niederlanden sagt: „Item hab 2 Weißpf. von der taffel aufzusperren geben, die maister Steffan zu Cöln gemacht hat." Es befand sich damals in der 1426 erbauten Kapelle des Rathhauses u. ist jetzt seit vielen Jahren in der Kapelle der heil. Agnes des Doms zu Köln. Es ist ein Mittelbild mit zwei bemalten Seitenflügeln; auf jenem die Anbetung der Könige, auf diesen inwendig die Stadtpatrone von Köln, der heil. Gereon u. die heil. Ursula mit ihren Begleitern, auswendig die Verkündigung (die Innenbilder trefflich gestochen von Massau). In der den Einfluß der Brüder van Eyck verrathenden Malerei des Bildes herrscht eine größere Individualisirung u. vollendetere Zeichnung als bei seinem bedeutenden Vorgänger, Meister Wilhelm von Herle, vor Allem aber in den weiblichen Gestalten der Ausdruck echter Frömmigkeit u. fleckenloser Reinheit der Seele. Unter den übrigen ihm beigelegten, aber nicht beglaubigten Bildern haben eine kleine „Maria im Rosenhag" (Museum zu Köln) u. eine „Darstellung im Tempel" (Museum zu Darmstadt), beide nach dem Kölner Dombilde gemalt, die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Locke, John, einer der bedeutendsten englischen Philosophen, geb. 29. Aug. 1632 zu Wrington, studirte zu London u. Oxford Philosophie u. Medizin u. trat, nachdem er eine Zeit lang auf Reisen in Deutschland u. Frankreich verweilt hatte, in Verbindung mit Lord Ashley, dem nachmals als Graf Shaftesbury einflußreichsten Staatsmanne unter Karl II. Dem innigen Verhältniß zu ihm verdankte L. ebenso den Umgang mit den ersten Männern Englands u. einflußreiche Aemter, sowie den Verlust derselben, als der Graf 1673 gestürzt wurde. Infolge dessen brachte L. mehrere Jahre in Frankreich zu,

kehrte zwar 1679 nach England zurück, begleitete aber 1683 seinen abermals gestürzten Gönner nach Holland. Fälschlich des Verraths beschuldigt, wurde er in England seiner Aemter verlustig erklärt u. sogar seine Auslieferung gefordert. Die Thronbesteigung Wilhelm's III. führte ihn 1689 nach England zurück, u. bis 1700 bekleidete er ein Amt im Ministerium der Kolonien; alsdann zog er sich auf ein Landgut bei London zurück u. starb daselbst den 28. Okt. 1704. Das Hauptwerk L.'s ist „Essay concerning human understanding" (Lond. 1690; übersetzt [„Versuch über den menschlichen Verstand"] u. erläutert von Kirchmann in seiner „Philosophischen Bibliothek", 2 Bde., Berl. 1872—74). Ueberhaupt war die Philosophie L.'s fast allein auf diesen Punkt, die Entstehung der menschlichen Begriffe u. das menschliche Erkenntnißvermögen, gerichtet. Das Resultat seiner Forschungen ist die Behauptung, daß es keine angeborenen Ideen gebe, daß vielmehr alle menschliche Erkenntniß aus der Erfahrung stamme. So wurde L. der Begründer der sog. empirischen (erfahrungsgemäßen) Philosophie u. damit indirekt der Begründer nicht blos des sog. Deismus (s. d.) u. Rationalismus, sondern auch des modernen Materialismus. Zum Deismus gelangte er durch den Ausschluß alles Uebernatürlichen (als der Erfahrung widersprechend) aus der Religion, wie er denn in seiner Schrift über „Das vernünftige Christenthum" auch Jesus u. den Aposteln eine reine Vernunftlehre zuschrieb. Folgenreich war auch seine Bestimmung des Staatszwecks (dargelegt in seiner Schrift „On civil government"), die für seine Zeit neu u. kühn war, später aber die Grundlage der liberalen Anschauung geworden ist, daß nämlich der Staat nur eine Anstalt zur gegenseitigen Gewährleistung der Freiheiten sei, die jede Person zu fordern habe. Eine Gesammtausgabe der Werke L.'s erschien in 10 Bdn. zu London 1801 u. 12. — Vgl. Schärer, „John L. Seine Verstandestheorie u. seine Lehren über Religion, Staat u. Erziehung" (Lpz. 1860).

Locle, ein stadtähnliches Dorf im schweiz. Kanton Neuenburg mit 10,384 E. (1870), liegt unweit der franz. Grenze in einem rauhen Thale des Jura, brannte 1833 zum größten Theile ab u. wurde seitdem schöner wieder aufgebaut. Der wohlhabende Ort ist der Hauptsitz der schweiz. Uhrenfabrikation im Jura, während La Chaux de Fonds nam. sich mit dem Vertrieb dieses Artikels befaßt. In der Nähe befindet sich ein schöner Wasserfall des Grenzflusses Doubs u. der „Roche fendue" benannte Felsendurchstich, welcher, 1799 begonnen u. erst jüngst vollendet, die Kommunikation zwischen L. u. den am Doubs gelegenen Ortschaften vermittelt.

Loco (lat.), an Stelle, am Orte.

Locomobile, Locomotive, s. „Lokomobile", „Lokomotive".

Locus (lat.), der Ort, die Stelle.

Loden, beim Laubholz die jungen aus dem Stamme ausschlagenden Triebe; ferner in der Tuchfabrikation das rohe, eben vom Stuhle genommene Wollenzeug, ehe es gewalkt, geschoren u. gepreßt worden ist. In Bayern u. Würtemberg wird ein grobes Wollenzeug, zwisches Fries u. Tuch die Mitte haltend, ebenfalls L. genannt.

Lodi, Kreisstadt in der ital. Provinz Mailand mit 19,088 E. (1872), liegt 4 M. im SO. Mailands am rechten Ufer der Adda, über welche eine Brücke führt, u. an der Eisenbahn Mailand-Cremona; ist Sitz eines Unterpräfekten, eines Bischofs, eines Tribunals, zweier Präturen u. einer Handels- u. Gewerbekammer; an höheren Lehranstalten befinden sich in der Stadt ein Gymnasium, ein Seminar, ein Lyceum u. eine technische Schule. Der Marktplatz ist von Arkaden umgeben; unter den 19 Kirchen sind bes. sehenswerth der Dom mit Wandmalereien u. einer schönen Reliefdarstellung des Abendmahls u. die Kirche Incoronata, ein prächtiger Renaissancebau. Das alte Kastell ist in ein großes Hospital umgewandelt. Die Stadt hat viele Seidenspinnereien u. eine Fabrik chem. Produkte, die Umgegend liefert treffliche Majolika-Arbeiten u. Parmesankäse, die zum größten Theil aus L. kommen. — Das jetzige L. steht an der Stelle des altröm. Municipiums Laus Pompeji u. bildete sich um ein 1162 nach der Zerstörung Mailands von Friedrich Barbarossa angelegtes Kastell; 10. Mai 1796 wurden hier von Napoleon die Oesterreicher geschlagen u. der Addaübergang erzwungen.

Lodomerien ist die lat. Bezeichnung des ehemaligen Fürstenthums Wladimir in Volhynien; schon Andreas II. von Ungarn führte den Titel eines Königs von Galizien u. L.; mit Galizien ward aber erst 1795 der im W. des Bug gelegene Theil dieser Landschaft vereinigt, u. seitdem führen die österr. Kaiser diesen alten Titel wieder.

Lodz (spr. Lodsch), russ. Lodji, deutsche Stadt im russ.-poln. Gouvernement Petrokow mit 34,328 E. (1871), liegt 20 M. südwestlich von Warschau an der Eisenbahn L.-Koluszki, welche in die Warschau-Wiener Bahn einmündet, besitzt ein Realgymnasium u. ist die erste Fabrikstadt u. nach Warschau die volkreichste Stadt Polens. Die Industrie ist fast ausschließlich in deutschen Händen; 1874 hatte L. 4 Baumwollspinnereien, 77 Baumwollwebereien, 7 Wollspinnereien u. 6 Wollwebereien, außerdem noch Maschinenbauanstalten u. andere Etablissements.

Löffel. Der Gebrauch der L. ist sehr alt. In der Pariser Antiquitätensammlung giebt es mehrere Exemplare, die man in röm. Aschenkrügen fand, u. die offenbar dazu dienten, aus einem großen Gefäße wohlriechende Essenzen in die sog. Thränenfläschchen zu schöpfen. Die Griffe od. Stiele sind weiß ornamentirt u. enden zuweilen in ein Figürchen. Ein zu Autun in Frankreich gefundener silberner L. (abgeb. bei Soyer, „Pantropheon" Pl. XV, 1) erklärt einen Vers des Martial (XIV. 121., sum cochleis habilis nec sum minus utilis ovis). Der eigentliche L., die Kelle, ist oval wie unsere jetzigen L. u. diente zum Eieressen; an dem langen Stiel aber befindet sich eine axtförmige Spitze, bestimmt um die Auster od. Muschel aus ihrer Schale (cochlea) zu holen, daher der lat. Name für L., cochlear, wenn derselbe nicht von der Muschelschalen ähnlichen Form der Schöpfkelle od. davon abzuleiten ist, daß man in den ältesten Zeiten geradezu Muschelschalen zu derartigen Zwecken verwendete. Von daher schrieb sich auch ein röm. Maß unter gleichem Namen (ein L. voll), der 24. Theil eines Cyathus. Im Mittelalter waren die L. selten, die Angelsachsen kannten sie vielleicht nicht; auf den Bildern der Herrad von Landsberg (12. Jahrh.) fehlen sie den Deutschen, u. auch auf Miniaturen des 15. Jahrh. sieht man sie eben so wenig wie die Gabeln. Gleichwol erzählt uns Fortunatus, die Königin Radegunde habe mit einem L. (Schöpfkelle?) Armen u. Blinden, die sich aus Körperschwäche nicht selbst bedienen konnten, die Speisen vorgelegt. Das Testament des Erzbischofs von Rheims, Remigius, spricht auch schon von großen u. kleinen L.n. Peter v. Amiens erzählt mit Schaudern, die Schwester des byzantinischen Kaisers Romanus Argylus, Gemahlin eines Sohnes des Dogen von Venedig, Pietro Orseolo, habe, statt wie alle Welt mit den Fingern zu essen, kleine Gabeln u. vergoldete L. gebraucht, um die Speisen in den Mund zu führen, u. deshalb habe Gott, um sie für diesen Luxus zu bestrafen, sie sammt ihrem Gemahl an der Pest sterben lassen (1005). Die ältesten noch erhaltenen Tischlöffel des Mittelalters haben kurze Stiele u. eine zirkelrunde, sehr flache Kelle; sie waren bei Vornehmen von Silber, bei gewöhnlichen Leuten von Zinn od. Kupfer u. man trug sie gewöhnlich in der Tasche wie die Messer; die Küchenlöffel dagegen waren von Eisen, groß u. schwer. Im 14. Jahrh. verläuft die runde Kelle spitz in den Stiel, später wird sie eiförmig, der Stiel aber ganz kurz. Im 15. Jahrh. findet man schon L. zum Zusammenlegen, die Stiele sind oft aus Elfenbein od. geschnitztem Ebenholz mit Silberverzierungen (abgeb. bei Violet le Duc, „Mobilier français", T. II. 85 f.). Dergleichen kostbare L. aus dem 16. Jahrh. aus Tigermuscheln, Bergkrystall, Perlmutter mit silbernen, vergoldeten u. ciselirten Stielen giebt es viele im Grünen Gewölbe zu Dresden. Hier befindet sich auch ein griech. Kommunionlöffel des 16. Jahrh. aus vergoldetem Silber mit sehr schön gearbeiteten Verzierungen, doch hat er nicht die Form jener alten Kommunionlöffel, die ein Kreuz als Stiel u. eine sehr tiefe Kelle haben, wie die Abb. bei Martigny, „Dict. de antiq. ecclés." S. 197, zeigt. In ganz Asien ist der Gebrauch der L. sehr spät, kaum erst im 18. Jahrh. aufgekommen; früher half man sich mit kleinen Schöpfgefäßen. L. heißen auch in der Jägersprache die Ohren der Hasen u. Kaninchen.

Löffelhund (Otocyon caffer), ein gelbbraunes Raubthier der Hundefamilie, mit dunkler Rückenlängslinie u. ebensolchen Beinen, Schwanz- u. Ohrspitze, lebt am Kap.

Löffelkraut, s. „Cochlearia".

Löffelreiher, Löffelgans, Löffler (Platalea leucorodia), ein weißer Reiher mit nackter Kehle, rostgelbem Brustfleck, einem Federbusch am Hinterkopfe, mit schwarzem, plattem, spatelförmigem, vorn verbreitertem Schnabel u. schwarzen Beinen; dieser Vogel lebt meist gesellig an Flußmündungen u. Sümpfen Südeuropa's, auch in den holländischen Küstengegenden, von Fischen u. kleinerem Wassergethier, nistet auf Bäumen od. im Schilfe. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, die großporigen Eier sind röthlich gefleckt.

Löffler, August, deutscher Maler, geb. 5. Mai 1822 zu Augsburg, wurde zuerst durch Heinrich Adam ausgebildet, bereiste dann Oberitalien, 1849 den Orient, u. brachte von hier eine Menge der interessantesten Skizzen mit, von denen er mehrere für die Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen u. Wilhelm I. von Württemberg ausführte. Dann bereiste er mit dem Maler Ludwig Thiersch 1853 Griechenland u. schuf ein bes. gelungenes Bild von Delphi. Diese sowie die Landschaften der nächsten Jahre, darunter auch viele deutsche Alpen- u. Stimmungsbilder, sind treffliche Kompositionen

von geistvoller Zeichnung u. echt künstlerischer Abrundung. Eine seiner letzten Arbeiten waren die Wandgemälde im Badehause zu Kochel. Er starb in München 19. Jan. 1866.

Lofoten, eine aus 9 größeren u. vielen kleineren Eilanden bestehende Inselgruppe an der Nordwestküste Norwegens unter 67° 30′ bis 69° 20′ n. Br.; werden durch den Vest-, Tjaeld- u. Vaags-Fjord vom Festlande getrennt. Die nur durch schmale Fjorde von einander geschiedenen Inseln werden von steil zum Meere abfallenden, waldlosen Gebirgen gebildet, welche theilweise die Schneegrenze überragen, u. bringen nur in den geschützten Thälern für die wenig zahlreiche, arme Bevölkerung geringe Mengen von Kartoffeln, Gerste u. Hafer hervor. Die größte der L. ist Hindö (46 □M.), nach dieser Langö u. Andö; südwestl. davon liegen Ulfö, Ost-Vaagö, West Vaagö, Flagstadö, Moskenäsö u. Vaerö. Der Haupterwerbzweig der Einwohner ist der Fischfang, zu welchem alljährlich zahlreiche Schiffe von den Küsten des nördl. Norwegens nach den L. kommen. Skrei (eine Dorschart), Heringe, Lachse u. Hummern werden hier in großen Mengen gefangen u. theilweise auch getrocknet. Die Inseln, welche auf 90 □M. etwa 17,000 E. zählen, bilden die Vogtei L. u. Vesteraalen im Amte Nordland.



Nr. 3999. Der Löffelreiher (Platalea leucorodia).

Log od. Logg ist das bekannteste u. einfachste Instrument, dessen man sich bedient, um die Geschwindigkeit zu messen, mit welcher sich ein Schiff vorwärts bewegt. Das L. besteht wesentlich in einem Haspel od. einer Rolle, um welche eine Leine, die Logleine, gewunden ist. Am Ende dieser Leine ist ein fester schwimmender Gegenstand befestigt, der ins Wasser geworfen wird. Während der Fortbewegung des Schiffes wickelt sich nun in bestimmter Zeit ein bestimmter Theil der durch Knoten nach einem bestimmten Längenmaß abgetheilten Leine ab. Hiernach ergiebt sich der Weg, den das Schiff in bestimmter Zeit zurücklegt, u. somit seine Geschwindigkeit. Die Zeit wird durch das Logglas, eine Sanduhr, gemessen. In neuerer Zeit hat man das Instrument verfeinert (Patentlog).

logarithmische Linie heißt in der höheren (analytischen) Geometrie (s. d.) eine krumme Linie, welche wie die Linie ppppp in Nr. 4000 die Eigenschaft hat, daß, wenn man sie in geeigneter Lage auf ein recht- (od. auch schief-) winkliges Koordinatensystem (s. „Koordinaten") bezieht, die Ordinaten (−2p, −1p, 0p, +1p, +2p u. s. w.) in geometrischem Verhältnisse wachsen, während die zugehörigen Abscissen (−20, −10, 0, 0+1, 0+2 u. s. w.) nur in arithmetischem Verhältnisse zunehmen, so daß die Abscissen gewissermaßen die Logarithmen (s. d.) der Ordinaten bilden. Ueber die Beziehung der l.n L. zu der in der Technik u. s. w. wichtigen Kettenlinie s. d.

Nr. 4000. Logarithmische Linie.

Logarithmus einer gegebenen Zahl heißt in der Arithmetik der Ausdruck derjenigen Potenz (s. d.), auf welche irgend eine angenommene Grundzahl (Basis) erhoben werden muß, um jene gegebene zu erreichen. Soll z. B. der L. der Zahl 100 für die Grundzahl 10 gefunden werden, so ist zu bedenken, daß $100=10\times10$, d. i. gleich der zweiten Potenz von 10 od. $=10^2$ ist. Da aber der Ausdruck dieser Potenz von 10, welche gleich 100 ist, der Exponent, die Zahl 2 ist, so ist hiermit 2 auch der L. von 100 für die Basis 10. Man schreibt dies: $\log._{10} 100=2$, od. gewöhnlich $\log. 100=2$. Aehnlich ist $\log. 1000=3$, da $1000=10\times10\times10=10^3$ ist. Da nun ferner $100\times1000=10^2\times10^3$ od. $=10^5$, d. i. $=10^{2+3}$ ist, so ist offenbar $100{,}000=10^5$, od. allgemeiner: man erhält den L. des Produktes zweier Zahlen (z. B. von 100 u. 1000), wenn man die Logarithmen der beiden Zahlen (hier z. B. 2 u. 3) addirt. Ebenso erhält man den L. eines Quotienten aus dem Unterschiede der Logarithmen des Divisors u. des Dividendus. Aehnlich ist es mit den Logarithmen der Potenzen u. Wurzeln. Man kann also die verwickeltsten Multiplikationen, Divisionen, Potenzirungen od. Wurzelausziehungen mit Hülfe der Logarithmen in einfache Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen od. Divisionen verwandeln, wenn man im Stande ist, sofort die Logarithmen der gegebenen Zahlen zu finden, u. umgekehrt. Zu diesem Zwecke hat man längst mit vieler Mühe die Logarithmen für alle Zahlen (u. zwar zunächst für die Grundzahl 10 als die bequemste) berechnet u. in sog. „Logarithmentafeln" zusammengestellt. Die gewöhnlichen Logarithmen für die Basis 10 heißen auch Briggische Logarithmen, da der engl. Mathematiker Henry Briggs zuerst (1633) eine ziemlich vollständige Sammlung derselben berechnete u. herausgab. Erfunden wurden die Logarithmen einige Jahre früher gleichzeitig von dem Engländer Napier u. dem Deutschen Jobst Bürgi (Byrgius), u. zwar von Beiden unabhängig von einander. Heutzutage sind die Logarithmen für die Rechnungen der Astronomie, Physik, ja fast aller technischen Zweige, im Versicherungswesen u. s. w., geradezu unentbehrlich. Man kann natürlich auch für jede andere Basis als die Zahl 10 Logarithmensysteme berechnen. Es sind jedoch außer den Briggischen Logarithmen nur noch die sog. natürlichen od. hyperbolischen Logarithmen für die Grundzahl 2,718..., u. zwar nur zu gewissen wissenschaftlichen Zwecken im Gebrauche. Es giebt viele Ausgaben der Logarithmentafeln; die bekanntesten sind die von Vega. Aeußerst sinnreich u. bequem für den Gebrauch sind die Logarithmenskalen auf dem Preßler'schen Meßknecht (s. „Meßknecht").

Logau, Friedrich v., der größte deutsche Epigrammendichter, entstammte einem uralten u. weitverzweigten schlesischen Geschlecht, welches aber in dem Zweige, dem unser Dichter entsproß, allmählich verarmt war. Friedrich v. L., Sohn Georg's v. L. u. der Anna v. Reydeburg, wurde geb. im Juni 1604 zu Brockut bei Nimptsch (Reg.-Bez. Breslau) u. 1614 auf das Gymnasium nach Brieg gesandt, wo er an dem Herzog Johann Christian von Brieg u. dessen Gemahlin Dorothea Sibylla die liebevollsten Gönner fand, auch Page der Herzogin ward. Seine durch die Kriegsunruhen mehrfach unterbrochenen Gymnasialstudien beendete L. 1625 u. widmete sich, wahrscheinlich in Frankfurt a. O., dem Studium der Rechte. Im J. 1631 hatte er die Universität verlassen u. kam um 1633 in den Besitz des Familiengutes Brockut, welches aber infolge des Krieges so verschuldet war, daß L. sich nach wie vor im Kampfe mit der Noth des Lebens sah, ja sogar es im Hinblick auf seine bedrängten Verhältnisse für angemessen hielt, auf den Freiherrentitel, den seine Vorfahren 1605 von Kaiser Rudolf erhalten hatten, zu verzichten. Doch erlangte er eine Anfangs untergeordnete, 1644 aber höhere Stellung (als Rath) in Diensten des Herzogs Ludwig von Brieg, der den sittlich reinen u. ehrenwerthen L. auch gegen die zahllosen Anfeindungen des gesinnungslosen Hofadels in Schutz nahm. Eine Besserung seiner schlechten Vermögensverhältnisse fand indessen erst 1654 statt, als seinem Gönner, dem Herzog Ludwig, bei einer Erbtheilung durch das Loos das Fürstenthum Liegnitz zufiel, wohin derselbe auch alsbald übersiedelte. Aber schon im nächsten Jahre, 24. (nicht 5.) Juli 1655, starb L. in Liegnitz. — Im J. 1638 hatte L. „Zweihundert teutscher Reimsprüche" pseudonym als „Salomo von Golaw" herausgegeben; anonym erschien 1653 eine Sammlung von 50 Epigrammen u. größeren Gedichten als Huldigung für die Gemahlin seines Landesherrn, Anna Sophia, geb. Prinzeß von Mecklenburg-Strelitz; endlich folgte 1654 die Gesammtausgabe „Salomon's von Golaw deutscher Sinn-Getichte drei Tausend" (Bresl.). Seit 1648 war L. unter dem Namen „Der Verkleinernde" Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. — L. ist vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, Epigrammatiker; auch eine größere Zahl von lyrischen Liedern findet sich unter den Sinngedichten, die von hoher lyrischer Begabung zeugen. Daß von 3000 u. mehr Epigrammen nicht alle gut sein können, ist begreiflich,

doch ist im Allgemeinen L. reich an neuen u. überraschenden Gedanken, schlagendem Witz u. feinen Wendungen; seine Satire würde noch mehr gewirkt haben, wäre sie direkt gegen Personen, u. nicht, wie es der Fall ist, allgemein gegen ganze Gattungen gerichtet gewesen. Für seine edle patriotische Gesinnung wußte er auch eine Sprache zu finden, die sich, ohne übertriebenen Purismus, doch von der Sprachmengerei seiner Zeit frei hält; überall tritt er mannhaft für die deutsche Sprache ein, zieht verlorene Wörter wieder ans Tageslicht u. ist in der Verdeutschung von Fremdwörtern nicht unglücklich. Zur Geltung ist L., der lange vergessen war, erst wieder durch Lessing gekommen, der in den „Literaturbriefen" (s. „Lessing") L.'s Bedeutung klar u. treffend kennzeichnete u. 1759 mit Ramler eine Auswahl seiner Sinngedichte in 12 Büchern, mit Anmerkungen versehen, erscheinen ließ. Unter den neueren Ausgaben sind die von Eitner („Sinngedichte von Friedrich von L.", als Bd. 3 der „Deutschen Dichter des 17. Jahrh." [Lpz. 1870] u. „Friedrich's von L. sämmtliche Sinngedichte" [Stuttg. 1872]) bes. hervorzuheben.

Logbuch heißt das an Bord eines Schiffes befindliche Journal, in welchem die Ergebnisse der Logmessungen vermerkt werden.

Loge (franz., spr. Losch', ital. loggia spr. loddscha, engl. lodge spr. lodsch'), bezeichnet in der Architektur jede Bogenhalle od. halb offene Halle, Laube, sodann ein abgetrenntes Stück Galerie od. Empore, nam. im Theater. L. ist ferner das Gebäude, in welchem die Freimaurer ihre Zusammenkünfte halten; L.n heißen auch die Handelsetablissements der Holländer in Ostindien. Loge du portier (franz.) od. Portierloge ist s. v. w. Pförtnergemach, Hausmannswohnung.

Logik (von dem griech. λόγος, Wort, Vernunft) heißt im weiteren Sinn die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens, d. h. der Entstehung des Gedankens aus Anschauung od. Erinnerung, der Zusammensetzung der Gedanken zu einem Schlusse u. endlich der Verbindung der Schlüsse zu einer Schlußkette (Syllogismus). Berührt sich somit die L. hinsichtlich der Entstehung des Gedankens mit der Physiologie (Lehre von den leiblichen Grundlagen der geistigen Thätigkeit) u. Psychologie od. Seelenkunde, so geht sie andererseits hinsichtlich ihrer Resultate in das Gebiet der Metaphysik, der Lehre von den tiefsten geistigen Begriffen, über. Aber diese weite Ausdehnung der L., die sie bes. durch Hegel bekommen hat, gehört mehr der wissenschaftlichen Philosophie als dem gewöhnlichen Sprachgebrauch an. Der letztere versteht unter L. nur die Lehre von den verschiedenen Formen der Urtheile u. Schlüsse, wie dieselbe schon im Alterthum von Aristoteles fast abschließend aufgestellt worden ist. Die Hauptaufgabe der L. in diesem engern Sinne ist die Anleitung, aus zwei verschiedenen Urtheilen (dem Obersatz u. Untersatz) ein richtiges drittes Urtheil (den Schluß) zu ziehen. Sonach heißt ein Urtheil logisch, wenn es den Gesetzen der L. entspricht, im anderen Falle heißt es ein Trugschluß. Mit der L. steht in engstem Zusammenhang, obwol oft getrennt von ihr behandelt, die Dialektik (s. d.).

Logographen (griech.) sind die alten griech. Geschichtschreiber, welche zuerst die mündlichen Traditionen über die Vorzeit, die Gründungen der Städte, die Heiligthümer, die Kriegszüge der Heroen 2c. schriftlich aufzeichneten. Unter ihnen werden genannt Akusilaos aus Argos, Kadmos u. Dionysios aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthos der Lydier, Pherekydes von Syros, Hekatäos u. Hellanikos von Mitylene, die zu Ende des 6. u. zu Anfang des 5. Jahr. v. Chr. lebten. Ihre Aufzeichnungen waren die Grundlage für die mit Herodot (s. d.) beginnende griech. Geschichtschreibung. Von ihren Schriften haben sich nur Bruchstücke erhalten (herausgeg. am besten von Müller in seinen „Historicorum Graecorum fragmenta" (Par. 1841).

Logogriph (vom griech. λόγος, Wort, u. γρῖφος, Räthsel, daher nicht Logogryph, wie häufig geschrieben wird), ein Wort- od. Buchstabenräthsel, in welchem ein gewisses nicht genanntes Wort durch Hinzufügen od. Wegnehmen eines Buchstabens eine andere Bedeutung erhält.

Logos. Dieses im Griech. sehr vieldeutige Wort (Wort, Rede, Vernunft 2c.) erhielt einen ganz besonderen Begriff in der jüdischen Religionsphilosophie, die zur Zeit Christi bes. durch Philo in Alexandrien gepflegt wurde. Im Anschluß an die Lehre des Alten Testamentes von der Weisheit, die Gottes Gehulfin bei der Weltschöpfung u. Regierung ist (vgl. Hiob 28 u. Spr. Kap. 8), wurde jetzt der L., d. i. das schöpferische Wort, dann aber auch der ewige Schöpfungsgedanke, als der aus Gott herausgetretene u. so fast selbständige Grund der Schöpfung u. Offenbarung hingestellt. In die Kirchenlehre wurde diese Logosidee eingeführt durch das Evangelium Johannis, indem dieses gleich am Anfang Christus für den ewigen, nachmals fleischgewordenen L. (Luther: „Wort") erklärt u. als solchen ausdrücklich vom Vater unterscheidet, obwol auch dem L. göttliches Wesen zugeschrieben wird. Diese Fortbildung der Logoslehre Philo's ist dann die Grundlage der christlichen Spekulation über die Gottheit Christi u. die Dreieinigkeit geworden.

Logroño, die kleinste der altkastil. Provinzen Spaniens, 91,5 □M. mit 182,941 E. (1870), wird durch den Ebro im N. von Alava u. im O. von Navarra geschieden, grenzt im SO. an Zaragoza, im S. an Soria u. im W. an Burgos u. ist bes. in den südl. Theilen sehr gebirgig. Am Ebro ziehen sich die fruchtbaren Ebenen der Rioja alta u. baja hin. L. ist reich an Wein u. Obst, an Erzen u. Mineralquellen, doch hat sich der Handel u. Verkehr erst nach der Regulirung des Stromes bis Miranda u. nach der Anlage von Eisenbahnen nach Burgos, Irun u. Bilbao gehoben; Wein u. Getreide sind die wichtigsten Artikel der Ausfuhr. — Die Hauptstadt L. mit 11,300 E. liegt auf dem rechten Ufer des Ebro, über den eine Steinbrücke führt, in einer reich angebauten Ebene, ist freundlich gebaut u. hat ein Priesterseminar, ein wissenschaftliches Institut, ein Lyceum u. nicht unbedeutende Wohlthätigkeitsanstalten. Die Umgegend produzirt nam. viel Wein.

Löhe, Wilhelm, lutherischer Geistlicher, berühmt durch seine großartige Thätigkeit für innere Mission u. als Führer der strengen Lutheraner, geb. 21. Febr. 1808 zu Fürth in Bayern, studirte 1826 bis 30 in Erlangen u. Berlin Theologie, wirkte längere Jahre als Vikar an verschiedenen Orten u. wurde 1837 Pfarrer zu Neudettelsau in Bayern. Die Befürchtung, daß er seine kirchlichen Ideale in Europa nicht verwirklichen können werde, bewog ihn 1841 zur Gründung einer Missionsschule für die Deutschen in Nordamerika. Die Zöglinge derselben, Geistliche u. Lehrer, schlossen sich dort der streng lutherischen Missourisynode an u. bildeten später, beständig von L. beeinflußt, die sog. Jowasynode. Auch das amerik. Seminar in Fort Wayne ist L.'s Stiftung. 1849 gründete L. die Gesellschaft für innere Mission, deren bedeutendste Frucht der 1854 gestiftete Verein für weibliche Diakonie war. Das Diakonissenhaus zu Neudettelsau erstieg bald den ersten Rang nach dem Kaiserswerther u. rief eine Menge verwandter Anstalten, für Blöde 2c. hervor; bei L.'s Tode zählte es 69 Tochterstationen. Der lutherische Eifer L.'s, sein fast katholischer Amts- u. Kirchenbegriff, zog ihm freilich auch viele Anfeindungen zu; noch 1860 wurde er wegen Verweigerung der Trauung eines Geschiedenen einige Zeit suspendirt. Er starb 2. Jan. 1872. — Wie als Prediger u. Seelsorger war L. auch als religiöser Schriftsteller höchst bedeutend. Von seinen zahlreichen Erbauungsbüchern nennen wir: „Beicht- u. Kommunionbüchlein" (5. Aufl., Nürnb. 1871); „Samenkörner des Gebets" (25. Aufl., Nördl. 1872); „Haus-, Schul- u. Kirchenbuch" (Thl. 1, der kleine Katechismus Luther's, 4. Aufl., Stuttg. 1864; Thl. 2 u. 3, ebd. 1859); „Von der weiblichen Einfalt" (8. Aufl., Stuttg. 1874) 2c. Mehr ins wissenschaftliche Gebiet gehören: „Agende für christliche Gemeinden des luther. Bekenntnisses" (2 Thle., 2. Aufl., Nördl. 1853 u. 59); „Der evangel. Geistliche" (Bd. I, 4. Aufl., Stuttg. 1872, Bd. II., 2. Aufl. 1866); vor Allem aber sein Hauptwerk, die „Drei Bücher von der Kirche" (2. Abdr., Stuttg. 1845). — Vgl. „Wilhelm Löhe's Leben, aus seinem schriftlichen Nachlaß zusammengestellt" (Bd. I, Nürnb. 1873; 2. Aufl. 1874).

Lohe, eine bei den Pflanzen, nam. bei Kulturpflanzen u. insbes. bei Obstbäumen vorkommende Krankheit, durch welche die Blätter zusammenschrumpfen u. abfallen. Das Volk spricht häufig davon, daß „eine L. gefallen sei", die es der Luft zuschreibt, sobald irgend eine Krankheitserscheinung, z. B. Honigthau, Mehlthau u. s. w., die Blätter betroffen hat, gleichviel ob derlei Erscheinungen von pilzartigen Ueberzügen od. von Anderem dergl. herrühren.

Lohe werden in der Gerberei die gerbstoffhaltigen Substanzen aus dem Pflanzenreiche (meist Eichen- u. Fichtenrinde) genannt, die im trockenen Zustande auf Mühlen (Lohmühlen) klar gemahlen u. in steinernen Gruben zwischen die Häute gestreuet werden, um an diese den Gerbstoff abzusetzen, od. wie man sagt, sie lohgar zu machen. Die gebrauchte L. wird in Formen zusammengepreßt, getrocknet u. giebt dann ein leichtes Feuerungsmaterial (Lohkuchen) ab.

Lohengrin, der Held eines deutschen Epos, von einem unbekannten Verfasser vor 1290 gedichtet (herausgeg. von Görres, Heidelb. 1813; von Rückert, Quedl. 1858; eine jüngere Bearbeitung herausgeg. von Steinmeyer im 15. Bde. der „Zeitschrift für deutsches Alterthum"). Dieses in zehnzeiligen Strophen abgefaßte Gedicht, sowol mit dem Wartburgkriege (s. d.) als auch durch seinen Inhalt mit dem Schlusse des Parcival (s. d.) u. des jüngeren Titurel sich berührend, berichtet, wie L., Parcival's Sohn u. einer der Hüter des heiligen Gral (s. d.), von König Artus

abgesandt, auf einem von einem Schwan durch die Luft getragenen Fahrzeuge der bedrängten Elsan, Tochter des Herzogs von Brabant, zu Hülfe eilt, ihren Widersacher Telramund in einem vor König Heinrich's I. Augen in Mainz stattfindenden Zweikampfe besiegt u. sich mit Elsan vermählt. Darauf begleitet er König Heinrich auf theilweise erdichteten Kriegszügen gegen die Ungarn, kämpft für den Papst gegen die Sarazenen u. kehrt nach Köln zurück. Gegen L.'s ausdrückliches Verbot befragt ihn Elsan um seine Herkunft, worauf er ihr zwar die gewünschte Auskunft giebt, zugleich aber mit dem Schwan zum Gral zurückkehrt. — Richard Wagner hat den Stoff zu einer seiner schönsten Opern benutzt.

Lohenstein, Daniel Kaspar v., einer der einflußreichsten deutschen Dichter des 17. Jahrh., geb. 25. Jan. 1635 zu Nimptsch im Fürstenthum Brieg, erhielt seine Vorbildung auf dem Magdalenengymnasium zu Breslau, studirte seit 1652 in Leipzig u. Tübingen die Rechte, bereiste Deutschland, die Niederlande u. die Schweiz u. wollte auch Italien besuchen, wurde aber unterwegs durch die dort ausgebrochene Pest abgeschreckt u. kehrte nach Breslau zurück, wo er 1657 sich mit einer reichen Erbin vermählte. Im J. 1666 wurde L. Regierungsrath in einem schles. Fürstenthum, später als Syndikus in den Rath der Stadt Breslau berufen, mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes beehrt, u. starb in Breslau 28. April 1683. —



Nr. 4101. Daniel Kaspar v. Lohenstein, geb. 25. Jan. 1635, gest. 28. April 1683.

L. steht in seinen lyrischen Gedichten stark unter dem Einfluß des von ihm hoch bewunderten Hoffmannswaldau (s. d.), im Drama ahmt er Andreas Gryphius (s. d.) nach, aber ohne ihn zu erreichen. Seine Gedichte, enthaltend Heroiden, Liebes-, Hochzeit- u. Begräbnißgedichte sowie geistliche Dichtungen, alle unter dem Titel „Blumen" vereinigt, lassen Leichtigkeit u. Wohllaut der Sprache vermissen; eigen ist ihnen das auch bei Hoffmannswaldau stark hervortretende Behagen am Leichtfertigen, Ueppigen u. Schlüpfrigen, obgleich L. ein durchaus unbescholtenes Leben führte. Von seinen Tragödien ist wol die beste „Ibrahim Bassa", um 1650 nach dem von Zesen übersetzten Roman des Fräuleins v. Scudery gedichtet, aber auch in diesem Stück, wie noch mehr in „Kleopatra" (1661), „Agrippina" (1665), „Epicharis" (1665), „Sophonisbe" (1666) u. „Ibrahim Sultan" (1673), liebt L. das Rohe, Gräßliche, ja geradezu Ekelhafte u. Abscheuliche. L. vermied es, den Schein auf sich zu laden, als folge er, wenn er dichte, einem inneren Bedürfniß; er betrachtete die Poesie als anständige Nebenbeschäftigung, u. da er an der Ansicht festhielt, die Dichtkunst müsse vor allen Dingen nützen, so suchte er seinen ganzen, ungewöhnlich großen Reichthum an Kenntnissen, bes. in geschichtlichen Dingen, an den Mann zu bringen. Dieses Bestreben tritt nam. in seinem Roman „Arminius" hervor, od., wie der ganze Titel lautet: „Großmüthiger Feldherr Arminius od. Hermann nebst seiner Durchlauchtigsten Thusnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- u. Heldengeschichte ... vorgestellet." In diesem Roman, vor dessen Vollendung L. starb u. dessen letztes Buch von anderer Hand hinzugefügt wurde (Lpz. 1689—90), wird die ganze römische u. deutsche Geschichte erzählt; daneben werden Staatshändel, Naturwunder ꝛc. mit ermüdender Breite abgehandelt. Gleichwol ist dieses Werk gut geschrieben u. hält sich verhältnißmäßig frei von dem falschen Wortprunk u. Schwulst, dem sich L. sonst gern hingab u. der in üblem Sinne sprüchwörtlich geworden ist. — L.'s lyrische u. dramatische Werke erschienen gesammelt als „Sämmtliche Gedichte" (2 Bde., Breslau 1689).

Löher, Franz v., vielseitiger Gelehrter u. Schriftsteller, geb. zu Paderborn 15. Okt. 1818, studirte in Halle, Freiburg, München u. Berlin die Rechte sowie nebenbei Naturwissenschaften, wurde dann Referendar in Paderborn, schrieb in der Mitte der 40er Jahre einen Theil der Leitartikel der „Kölnischen Zeitung", bereiste 1846 u. 47 Canada u. die Vereinigten Staaten, vertrat 1849 seine Vaterstadt in der II. Kammer, führte dann einige Jahre den Vorsitz im dortigen Stadtverordnetenkollegium, habilitirte sich 1853 in Göttingen als Privatdozent für Staats- u. Rechtsgeschichte u. folgte 1855 einem Rufe als Universitätsprofessor für allgemeine Literaturgeschichte, Länder- u. Völkerkunde nach München, wo er 1864 auch Direktor des Reichsarchivs wurde. L., dem durch den König von Bayern der Adel verliehen wurde, ist ein Schriftsteller von umfassendstem Gesichtskreis infolge seiner ausgebreiteten Studien u. vielen Reisen; den Grundzug seiner Schriften bildet die deutsch-nationale Gesinnung, die ihn u. A. auch während des Deutsch-franz. Krieges nachdrucksvoll seine Stimme erheben ließ. Wir nennen von seinen Werken: „Fürsten u. Städte zur Zeit der Hohenstaufen" (Halle 1846); „Geschichte u. Zustände der Deutschen in Amerika" (Cincinnati 1848, 2. Aufl., Gött. 1854); „Des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte" (Cincinn. 1858); „Das System des preuß. Landrechts" (Paderb. 1852); „Aussichten für gebildete Deutsche in Nordamerika" (Berl. 1853); das vortreffliche biographische Gedicht „General Spork" Gött. 1854, 2. Aufl., 1856); „Land u. Leute in der Alten u. Neuen Welt" (3 Bde., ebd. 1854 ff.); „König Konrad I. u. Herzog Heinrich von Sachsen" (Münch. 1858); „Jakobäa von Bayern u. ihre Zeit" (2 Bde., Nördl. 1862—68); „Abrechnung mit Frankreich" (Hildburgh. 1870); „Die Magyaren u. andere Ungarn" (Lpz. 1874); „Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn" (Münch. 1874); „Geschichte des Kampfes um Paderborn 1597—1604" (Berl. 1874).

Loir (spr. Loar), ein Zufluß der Sarthe, welche sich unterhalb Angers in die Loire ergießt, entspringt im nordfranz. Dep. Eure et L., südwestl. von Chartres auf den Höhen von Orléannais, wird bei Cohmont schiffbar, fließt bei Châteaudun, Vendôme u. La Flèche vorbei u. mündet nach einem Lauf von 35 M. oberhalb Angers.

Loire (spr. Loahr'), einer der größten Ströme Frankreichs, entspringt in einer Höhe von 1436 m. an der Westseite der Cevennen u. an dem Gerbier des Jones im Dep. Ardèche, fließt zuerst durch ein enges, romantisches Bergthal nach N., wendet sich bei Digoin nach NW. u. erreicht ihren nördlichsten Punkt bei Orléans; von dort wendet sie sich nach SW. u. von Tours nach W., zwischen Tours u. Angers nochmals in weitem Bogen nach S. ausbiegend. Unterhalb Nantes mündet der Strom seeartig erweitert in den Atlantischen Ozean. Die Länge des Laufes beträgt 129 M., das Stromgebiet 1960 □M. Die Schiffbarkeit beginnt bei Roanne. Die größten Nebenflüsse sind links der Allier, der Loiret, der Cher, die Indre, die Vienne, rechts der Arroux, die Nièvre, die Maine u. die Sarthe. Die meisten dieser Flüsse sind auf einer großen Strecke ihres Laufes schiffbar u. tragen wesentlich dazu bei, den Verkehr der an ihnen gelegenen Landschaften mit dem Hauptstrom zu vermitteln, der wiederum durch Kanäle mit dem oberen Cher, der Saône, der Seine u. mit dem Meere bei Brest verbunden ist. Das weit nach N. reichende Knie der L. bei Orléans, wie die lange Wasserlinie zwischen den Gebirgen im O. u. dem Meere im W., welche auch physisch Nord- u. Südfrankreich scheidet, haben diesem Strom eine große strategische Bedeutung verliehen, nam. als Vertheidigungsbasis gegen ein von NO. her vordringendes Invasionsheer. Orléans ist in der Kriegsgeschichte Frankreichs von nicht geringerer Bedeutung als Paris. In keinem Kriege ist aber um den Besitz dieser Linie so hartnäckig gekämpft worden als im Winter 1870—71.

Loire, Dep. im mittleren Frankreich, 86,44 □M. mit 550,611 E. (1872), besteht aus Theilen der ehemaligen Landschaften Lyonnais, Beaujolais u. Forez, grenzt im O. mit einem Theile seines Gebietes an den Rhone u. wird im O. von den südl. Ausläufern des Lyonnaisgebirges durchzogen u. im W. von den Monts Forez begrenzt. Den mittleren Theil bildet das schöne Thal der Loire. Der Boden ist nicht sehr fruchtbar

u. deckt weder durch Wein noch durch Getreide die Bedürfnisse der Bevölkerung; dagegen wird viel Obst gebaut u. Käse bereitet. Steinkohlen sind bes. im S. in großer Ausdehnung vorhanden u. bilden mit den Eisenerzen einen wesentlichen Hebel der Industrie, deren Mittelpunkt die Hauptstadt St. Etienne ist u. die bes. bedeutend ist in Baumwoll-, Leinen- u. Seidenweberei, Eisengießerei, Maschinenbau u. der Fabrikation von Glas, Leder, Papier, Tapeten, Eisenwaaren u. Waffen. Von längst bekannter großer Wichtigkeit sind die Eisenhütten des Departements. Dasselbe zerfällt in die Arrondissements St. Etienne, Montbrison u. Roanne; die Hauptstadt ist St. Etienne.

Loire (Haute-) [spr. Hoht-Loahr'] od. Ober-Loire, Dep. im mittleren Frankreich, 90,12 □M. mit 308,732 E. (1872), umfaßt Bestandtheile der ehemaligen Provinz Velay, des Gevaudan, der Languedoc u. der Auvergne u. besteht aus einem Gebirgslande, das im W. zum Hochlande der Auvergne ansteigt, im O. von den Cevennen begrenzt wird u. im N. die südl. Ausläufer des Forez-Gebirges bildet. Der Süden dieses Departements zeigt in ähnlicher Weise wie die Auvergne in häufigen Lavafeldern, Schlackenhaufen, mit Wasser erfüllten Kratern, großartigen Basaltformationen u. Kegelbergen ausgedehnte Stätten einstiger vulkanischer Thätigkeit. Die Thäler des Allier u. der Loire durchschneiden das Departement von S. nach N. Nur wenige Stellen des Landes lassen den Weinbau zu; die Getreideproduktion genügt nicht den einheimischen Bedürfnissen u. große Strecken entziehen sich wegen der Höhe vollständig aller Kultur. Die Viehzucht wird dagegen in großem Maßstabe betrieben, u. Pferde, Rinder u. Maulthiere bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel. Der Boden liefert Steinkohlen, Marmor u. Material zu Mühlsteinen. Die Armuth des Landes zwingt jährlich Tausende von Arbeitern, in anderen Departements sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Die Industrie ist von geringer Bedeutung; es werden Spitzen, seidene, leinene, wollene u. baumwollene Webwaaren, Bänder, Leder u. dgl. fabrizirt. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Le Puy, Brioude u. Yssingeaux u. hat zur Hauptstadt Le Puy.

Loire inférieure (spr. Loahr engfehriöhr'), Unter-Loire, westfranz. Dep., 124,83 □M. mit 602,206 E. (1872), bildet den südl. Theil der Bretagne, liegt zu beiden Seiten des Unterlaufes u. der Mündung der Loire u. grenzt im W. an den Atlantischen Ozean, der hier den Busen von Bourgneuf bildet, dessen Küste aber bes. im S. der Loiremündung von zahlreichen Sandbänken begleitet ist. Das Land bildet eine wellenförmige, an Getreide u. Wein fruchtbare Tiefebene mit fetten Wiesen u. schönen Waldungen; große Lager von Steinkohlen u. Eisenerzen befördern die Industrie, die Lagunen der Küste geben Mengen von Seesalz u. das Meer gestattet eine ergiebige Fischerei auf Heringe, Stockfische u. Sardellen u. den Fang von Hummern u. Austern. Hierzu kommt noch eine stark entwickelte Industrie, nam. in der Fabrikation von Fayence, Eisenwaaren, Glas, Leder, Branntwein u. Schiffsbedürfnissen, in Schiffbau u. Verarbeitung der Eisenerze u. ein ausgedehnter See- u. Flußhandel. Das Departement ist in die Arrondissements Nantes, Ancenis, Châteaubriant, Paimboeuf u. Savenay eingetheilt u. hat zur Hauptstadt Nantes (s. d.).

Loiret (spr. Loareh), mittelfranz. Dep., 122,97 □M. mit 353,021 E. (1872), umschließt den größten Theil der einstigen Provinz Orléannais u. ist nach einem Flüßchen benannt, das unterhalb Orléans auf der linken Seite in die Loire mündet. Das Departement liegt zu beiden Seiten dieses Stromes; im N. desselben liegt das Plateau u. der Wald von Orléans, im S. eine von Mooren u. Sandstrecken theilweise bedeckte wellenförmige Ebene. Die Nähe von Paris hat den Land- u. Gartenbau wie die Vieh- u. Geflügelzucht in L. sich stark entwickeln lassen; alle Arten Getreide, Branntwein, Wein, Essig, Hanf, Safran, Flachs, Holz, Geflügel u. Vieh werden in Mengen ausgeführt u. der Handel durch die Kanäle begünstigt, welche die Loire mit der Seine verbinden. Die Industrie, früher bedeutender als jetzt, liefert Fayence, Essig, Branntwein, Zucker, Woll- u. Baumwollzeuge, Tuche, Papier, Leder, Töpfereiartikel, Eisenwaaren etc. L. umfaßt die Arrondissements Orléans, Montargis, Gien u. Pithiviers u. zur Hauptstadt Orléans (s. d.).

Loir et Cher (spr. Loar eh Schehr), nordfranz. Dep., 115,34 □M. mit 268,801 E. (1872), gehört zum größten Theil zur ehemaligen Prov. Orléannais, wird in der Mitte von der Loire, im N. vom Loir u. im S. vom Cher durchschnitten u. besteht aus einem niedrigen, wellenförmigen Plateau, das nur im NO. fruchtbar ist, im S. der Loire aber zu der berüchtigten, morastigen, sandigen u. waldreichen Sologne gehört. Die über das Land sehr dünn vertheilte Bevölkerung baut nam. Getreide u. Wein, der vielfach zur Branntweinfabrikation verwendet wird, Obst u. Hanf, treibt beträchtliche Viehzucht, baut stellenweise auch die Raseneisenerze ab u. produzirt Branntwein, Papier, Leder, Ziegel, Tuche u. Wollwaaren. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Blois, Romorantin u. Vendôme; die Hauptstadt ist Blois (s. d.).

Loisach, der wichtigste Nebenfluß der oberen Isar, entspringt im nordwestl. Tirol am Nordabhange des Fernpasses, tritt zwischen Lermoos u. Partenkirchen, wo sie schöne Stromschnellen bildet, auf bayer. Gebiet, verläßt im Becken des Kochelsees die Kalkalpen u. mündet bei Wolfratshausen etwas oberhalb München auf der linken Seite der Isar.

lokal (a. d. Lat.), örtlich; einem Orte eigenthümlich od. angemessen. Lokalisiren, Etwas auf einen gewissen Ort beschränken; die Eigenthümlichkeiten eines Ortes in Sprache, Sitten u. Gewohnheiten auf einen Gegenstand, eine Erzählung, einen Vorfall etc. übertragen.

Lokeren, Stadt in der belg. Provinz Ostflandern mit 16,912 E. (1871), liegt an der Durme im Waeslande u. hat bedeutende Bleichen, Flachs- u. Hanfspinnereien. Die Umgegend treibt sehr ergiebigen Flachsbau.

Loki od. Loke, in der nord. Mythologie das böse Prinzip unter den Asen, zu denen er nicht durch Geburt gehört, in deren Zahl er aber, mit Odin durch Blutbrüderschaft verbunden, aufgenommen ist. L., Sohn des Riesen Farbauti u. der Laufey od. Nal, ist schön von Gestalt, aber tückisch von Sinnesart; er repräsentirt die verderblichen Wirkungen des Feuers. Mit seiner Gattin Sigyn zeugt er den Nari od. Narvi, mit der Riesin Angrboda den Wolf Fenrir (s. d.), die Schlange Jörmungandr u. eine Tochter Hel. Wegen seiner den Asen gespielten Streiche wird er gefesselt, kommt aber bei der Götterdämmerung (s. d.) los u. bekämpft mit seinem Geschlecht die Asen, besiegt Heimdall (s. d.), fällt aber zugleich mit ihm. Zum Unterschied von dem am äußersten Rande des Erdkreises herrschenden Riesen Utgard L. heißt er Asa L.

Lokman, s. „Loqman".

Lokomobile, ein für den Begriff, den es ausdrücken soll, schlecht gebildetes Wort, denn es bezeichnet eigentlich überhaupt nur Etwas, was von einem Orte fortbewegt werden kann, während man damit die transportablen Dampfmaschinen benennt, welche für vorübergehende Zwecke an Orten aufgestellt werden, wo die Errichtung einer fixen Maschinenanlage nicht thunlich ist. Die L.n sind der Natur der Sache nach für sehr große Kraftbedürfnisse nicht ausreichend, denn Kessel, Cylinder u. der ganze Triebmechanismus bilden ein zusammenhängendes, auf Rädern u. durch Pferdekraft bewegliches Ganze, das eine gewisse Schwere nicht überschreiten darf, u. in seiner Anordnung möglichst einfach u. kompendiös gehalten sein muß. Die L.n werden bes. bei Bauten u. bei landwirthschaftlichen Arbeiten benutzt.

Lokomotive (Dampfwagen, wörtlich übersetzt eigentlich Fortbewegungsmaschine) ist dem Wesen nach eine Hochdruckdampfmaschine für den speziellen Zweck der Fortbewegung von Personen- u. Lastwagen u. dazu für bedeutende Kraftentwicklung eingerichtet. Nachdem durch die Erfindung der Dampfmaschine der Gedanke angeregt worden war, die neue Kraft auf Beförderung von Lasten anzuwenden, suchte man auch nach einer praktischen Ausführung. In Paris konstruirte der Ingenieur Cugnot Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einen Dampfwagen, der sich noch im Conservatoire des Arts et Métiers befindet (Abb. s. Nr. 4002). Man dachte sich derartige Motoren zunächst ohne Eisenbahn auf gewöhnlichen Straßen gehend. Ein solches Fahrzeug mit Hochdruckmaschine hatte A. Evans im J. 1800 in Philadelphia konstruirt u. in den Straßen jener Stadt fahren lassen, ohne jedoch Betheiligung für die praktische Ausnützung zu finden. Zwei engl. Ingenieure, Trevithik u. Vivian, nahmen endlich den in Amerika fallen gelassenen Plan auf. Das von ihnen gebaute Fahrzeug glich etwa einem Kabriolet mit der Maschine unter dem Sitzkasten. Bei den Schwierigkeiten, welche die Unebenheiten der gewöhnlichen Wege bieten, legte sich für dergleichen Vehikel der Gedanke einer Schienenbahn nahe, aber bei der damals herrschenden Einbildung, daß glatte Räder auf glatten Schienen gar nicht laufen würden, versuchte man die Ausführung mittels Zahnrädern u. Zahnstangen, selbst mit Schubstangen, wie sie auf Kähnen gebraucht werden. Weitere Vorschläge bezweckten, die Straßen längshin mit stehenden Maschinen u. Seilzügen zu besetzen, wie sie jetzt auf schiefen Ebenen vorkommen. Etwas Praktisches ging aus diesem Versuchsstadium nicht hervor. Erst Georg Stephenson in England gab der Sache eine zweckmäßige Form; er ist als der Erfinder der heutigen L. anzusehen. Stephenson baute schon von 1814 an verschiedene Dampfwagen für Kohlenbahnen, die allerdings nur für geringe Geschwindigkeit eingerichtet waren. Dabei aber hatte er sehr wohl den Nutzen erkannt, welchen der Dampfwagen auch für den allgemeinen Verkehr auf der Eisenbahn haben müsse. Nur fehlte seiner Maschine noch größere Kraft u. Schnelligkeit, weil man in derselben nicht vermochte, große Mengen Dämpfe rasch zu entwickeln. Hierfür fand Stephenson das Mittel in dem vielröhrigen Kessel u. in der Einrichtung, den gebrauchten Dampf mit durch den Rauchschlot entweichen zu lassen, wodurch in den Kesselröhren ein lebhafter Zug hervorgerufen wurde.

Ohne diese beiden Vorkehrungen giebt es jetzt gar keine L. Stephenson fand Gelegenheit, seine Erfindung auf der zwischen Liverpool u. Manchester angelegten ersten Eisenbahn für Gütertransport in die Praxis einzuführen. In der für die Wahl des Transportmittels ausgeschriebenen Preisbewerbung für L. 6. Okt. 1829 gewann er mit seiner Maschine „Rakete" den Preis über drei od. vier andere, zum Theil allerdings sehr mangelhafte Maschinen. Die „Rakete" entsprach allen Bedingungen, ja sie leistete in der Schnelligkeit selbst das Dreifache des Verlangten. Der Erfolg des Eisenbahnwesens war hiermit entschieden. Seit Stephenson ist nun das Prinzip des Dampfwagens dasselbe geblieben; so viel auch Lokomotivenbauer sich neue Erfindungen haben patentiren lassen, wirklich Neues haben sie in der Regel nur da anbringen können, wo für ganz spezielle Zwecke besondere Maschinen zu konstruiren waren. Die Abbildungen (Nr. 4003 u. Nr. 4004) sollen zur Erläuterung des Prinzips der L. dienen. In Nr. 4005 ist die Außenwandung an drei Stellen weggelassen, um einen Blick in das Innere zu gestatten. Der Körper der Maschine bildet ein zusammenhängendes Ganze, das in einem starken Umfassungsrahmen auf Federn ruht. Links bei F ist der Feuerraum mit dem übergebauten Feuerkasten, welcher schon einen Theil des Kessels bildet, denn er hat auf beiden Seiten u. oben doppelte Wandungen, zwischen denen das Wasser steht. Das Feuer brennt auf einem Rost, unterhalb dessen sich der Aschenkasten befindet. Dieser ist nach rechts, dem Vordertheil der L. zu, offen, fängt also während des Laufes derselben beständig Luft ein, die durch den Rost in das Feuer dringt. Der Kessel ist cylinderförmig mit geraden, senkrechten Endplatten. Beide Platten haben korrespondirende Bohrlöcher, in welche dünne Röhren aus Messing od. Kupfer eingezogen u. festgemacht sind. Die Zahl dieser Röhren beträgt je nach dem Kaliber der Maschine 100–150, u. sie erfüllen den Kessel bis nahe zu der Höhe des normalen Wasserstandes, so daß das Wasser nur zwischen denselben Platz findet. Diese Röhren bilden die einzigen Feuerzüge, deren es keine außerhalb des Kessels giebt. Indem so die ganze Hitze auf einer Menge Wege (im Bilde sind nur wenige angegeben) mitten durch das Wasser geleitet wird, muß eine heftige Dampfbildung erfolgen. Außer diesem Vortheil gewährt diese Röhreneinrichtung auch eine gewisse Sicherheit gegen Explosionen, denn es wird bei übermäßigem Druck weit eher eine Röhre als der Mantel des Kessels gesprengt werden. Das erstere Ereigniß macht aber nur den Wagen zeitweilig unbrauchbar, bis ein neues Rohr eingezogen ist. Die Feuerluft mit dem etwaigen Rauch tritt aus den Röhren in die am vorderen Ende gelegene Rauchkammer u. fährt durch den Schlot ins Freie, begleitet von dem aus den Cylindern stoßweise tretenden abgebrauchten Dampfe. Die Leitung für diesen Dampf bildet das Ausblaserohr C, das sich unten theilt u. mit je einem Zweige in den Schieberkasten eines Cylinders tritt. Der im Kessel erzeugte u. dem Verbrauch entsprechend immer wieder zu ersetzende Dampf sammelt u. drückt sich im Dampfraum über dem Wasser zusammen. Die bei den L.n vorkommenden Spannungen bewegen sich meistens in den Grenzen zwischen 8–10 Atmosphären. Im Dampfraume liegt auch, den ganzen Kessel durchziehend, das Dampfrohr, welches den Dampf in die Cylinder zu leiten hat. Dasselbe beginnt links oben bei A u. theilt sich an seinem rechten Ende in zwei nach den Cylindern niederwärts gehende Arme. Die Einmündung des Dampfrohrs ist in einem Aufsatze, dem Dom, etwas höher gelegt, damit sich dem Dampfe nicht Wassertheilchen beimischen, die dem Spiel des Balkens im Cylinder hinderlich wären. An der Mündung des Dampfrohrs ist der Regulator, eine Vorrichtung, um entweder den Einlaß ganz abzusperren, od. ihn theilweise od. voll zu öffnen, was natürlich Stillstand, resp. langsamen od. raschen Gang des Wagens zur Folge hat. Die Rohrmündung ist durch eine Platte ausgefüllt, welche in der Art sternförmig durchbrochen ist, wie es die Nebenfigur p zeigt. Eine zweite, ganz eben so beschaffene Platte deckt die erste u. ist über derselben durch die kleine Kurbel k drehbar. Je nachdem nun die Durchbrechungen beider Platten sich voll, od. theilweise, od. gar nicht decken, erfolgt volle, partielle od. gar keine Einströmung.



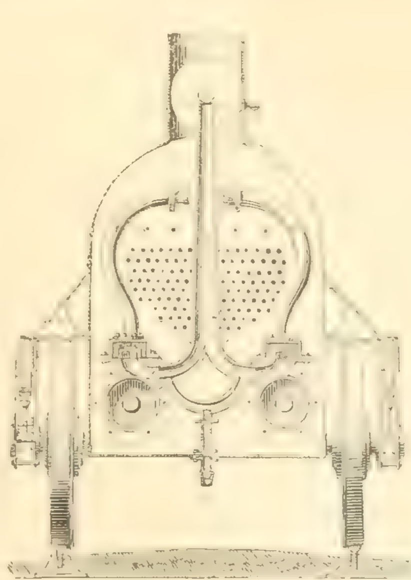
Nr. 4002. Erste Lokomotive aus dem J. 1770.

Der Treibapparat des Dampfwagens entspricht ganz dem einer Dampfmaschine mit liegendem Cylinder, nur daß hier die Treibräder die Stelle von Schwungrädern versehen. Ueber die Zuleitung des Dampfes abwechselnd vor u. hinter den Kolben vermöge des Schiebers u. die Bewegung des letztern durch ein Excentrik s. „Dampfmaschine". An der L. finden sich aber zwei Excentriks neben einander auf jeder Seite der Treibräderachse, u. zwar sind dieselben mit ihren breiteren, schiebenden Partien einander entgegengesetzt, haben also auch entgegengesetzte Wirkung auf den Schieber. Von den Stangen dieser Excentriks (MN) kann immer nur eine im Eingriff mit der Schieberstange stehen, aber die eine kann augenblicklich außer Verband gebracht u. die andere dafür eingeschaltet werden, u. dazu dient das Zug- u. Hebelwerk, welches links mit dem Handgriff x beginnt u. sich nach vorn fortsetzt. Geht die Maschine vorwärts, so ist das eine Excentrik in Funktion; soll sie rückwärts gehen, so bewirkt ein Zug die Hebeländerung, das andere Excentrik greift ein, der Kolben kehrt auf halbem Wege um u. der Rücklauf beginnt. Dann hat der Führer auch noch eine dritte Stellung zur Disposition, bei welcher gar kein Eingriff stattfindet u. die Maschine still steht. Die Kolbenstange gleitet mit ihrem Kopfe in einer Führung (Coulisse), um sie gegen alle Schwankungen zu sichern. An sie ist die Treib- od. Pleuelstange T angelenkt, welche andererseits einen Zapfen umfaßt, der an einer Speiche des Treibrades sitzt. Die beiden Treibräder bilden mit ihrer Achse ein festverbundenes Ganze, so daß letztere sich mitdrehen muß. Zur Umdrehung dieses Ganzen wirken beide Treibstangen also gemeinschaftlich u. so, daß jede der andern über die sog. todten Punkte, bei wagerechter Stellung der Kurbelarme, hinweghilft. Die Angriffspunkte an den Rädern sind zu diesem Zwecke um $^1/_4$ Kreis versetzt, so daß, wenn der eine Kurbelarm wagerecht liegt, der andere unten od. oben den Weg beschreibt, wo er die meiste Kraft äußert. Die Treibräder bewirken die Fortbewegung, indem sie sich mit je einem Punkte gegen die Schienen stemmen. Die übrigen Räder des Dampfwagens laufen, wie die des ganzen Zuges, nur passiv mit u. heißen Tragräder. Es leuchtet ein, daß die Maschine mit einer gewissen Last auf die Treibräder drücken muß, welche der fortzuschaffenden Last entspricht,

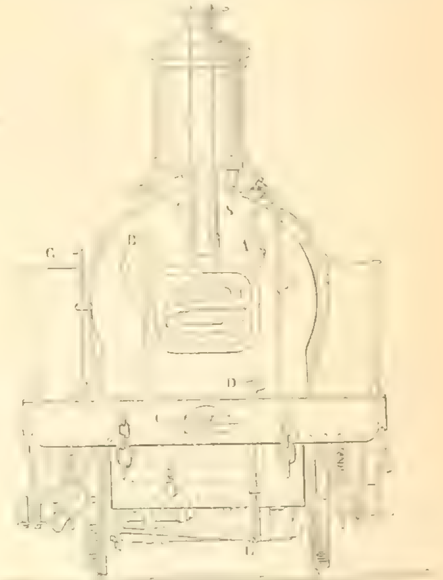
da sonst Gleitungen nicht ausbleiben würden. Je schwerer also eine Maschine zu ziehen hat od. je steiler ihre Wege sind, um so schwerer muß sie selbst sein. Auch verlegt man schon dadurch die größte Last auf die Treiber, daß man über ihnen die Federn, auf denen das Ganze ruht, stärker nimmt als über den Tragrädern. Um mehr Angriffspunkte auf die Schienen zu gewinnen, schafft man häufig künstliche Treibräder dadurch, daß man ein, od. bei Berglokomotiven mehrere Paare von Tragrädern durch Stangen mit den Treibrädern verkuppelt. Die solchergestalt in den Mechanismus mit einbezogenen Räder, die aber von gleicher Größe wie die Treibräder sein müssen, verhalten sich nun ganz wie solche: sie schieben, statt sich ziehen zu lassen.

An der abgebildeten Maschine bemerken wir noch H, das Fahr- od. Mannloch, für gewöhnlich fest verschlossen u. nur geöffnet, wenn im Innern des Kessels Etwas zu thun ist. Daneben steht das Sicherheitsventil G, das für den im Kessel zulässigen höchsten Druck belastet ist u. sich bei Ueberschreiten desselben von selbst öffnen soll. Dies Ventil ist von außen durchaus unzugänglich; dagegen steht ein zweites bei E mit mittlerer Belastung zur Verfügung des Maschinisten; er kann da überflüssigen Dampf auslassen od. auch nach Umständen, um eine stärkere Spannung zu erzeugen, mittels eines Hebels das Ventil mehr belasten, nie aber stärker als das Ventil G. Auf dem Dome befindet sich auch die Dampfpfeife z mit dem Drücker h. Aus dem der L. folgenden Kohlen- u. Wasserwagen (Tender) geht ein Leitungsrohr S für das Speisewasser nach dem Kessel, in den es vermittels einer kleinen Druckpumpe eingetrieben wird. Diese Leitung kann nach Bedarf abgesperrt werden. Wasserstands- u. Druckzeiger (Manometer) fehlen natürlich keiner L. Der ganze Kessel, Dom u. Cylinder haben eine warmhaltende Ueberkleidung von Holz, Kork od. ähnlichen schlechten Wärmeleitern, um die sonst durch Strahlung verloren gehende Hitze zusammen zu halten. Der Dampfkolben der L. besteht, da hier wie bei allen Hochdruckmaschinen keine Dichtung mit Hanf u. dgl. anwendbar ist, rein aus Metall, ist aber elastisch. Er ist zusammengesetzt aus 8 messingenen Ringstücken, welche Viertelkreise bilden, u. zwei auf der Kolbenstange festen Platten von kleinerem Umfange, welche jene zwischen sich haben. Die 8 Stücke sind zu zwei Kreisen so über einander gelegt, daß die obern die Fugen der untern decken; jedes Stück hat hinter sich eine starke Spiralfeder, die es nach außen treibt. In den Cylinder gebracht, stemmen sich also alle Ringstücke elastisch gegen die Wandung desselben, u. der Kolben geht völlig dampfdicht.

Die L. ist in ihrem Wesen immer noch dieselbe Maschine, wie sie Stephenson lieferte, u. kann auch gar nicht anders sein. In Einzelheiten dagegen u. nam. in der Zusammenordnung der Theile herrscht viel Verschiedenheit. So z. B. lagen früher die beiden Dampfcylinder nicht wie jetzt an den Außenseiten der Maschine, sondern unterhalb des Kessels neben einander, u. die Treibwelle war zur Aufnahme der Treibstangen doppelt gekröpft. Dieser schwer herzustellenden u. wenig Festigkeit versprechenden Form ist man durch die neuere Einrichtung, wo die Welle ein voller Cylinder ist, ledig geworden. — In der letzten Zeit haben sich die L.n mehr als früher in die vorhandene Arbeit getheilt; Personen-, Güter- u. Eilzüge haben ihre speziell für ihre Zwecke berechneten L.n, u. die stärksten u. schwersten finden sich bei den Bahnen mit starken Steigungen. Während man anfänglich für die Bahnen angelegentlich die Ebenen aufsuchte u. 1 Prozent Steigung schon für etwas Bedeutendes hielt, müssen bei den heutigen Gebirgsbahnen, denen sogar die Alpen nicht zu hoch sind, ganz andere Steigungen überwunden werden. Es gehören dazu, wie gesagt, die schwersten u. kräftigsten Maschinen, nicht selten zwei hinter einander gespannt. Die Ersteigung von Rampen, vor denen die gewöhnliche L. doch machtlos stehen bleiben würde, hat man neuerdings durch besondere Hülfsmittel ermöglicht. Es giebt hiervon in Europa mehrere Beispiele, von denen wir nur zwei erwähnen wollen: die jetzt wieder beseitigte Fell'sche Bahn (s. d.) über den Mont Cenis, die nur während des Tunnelbaues zu fungiren bestimmt u. auf der Bergstrecke selbst gelegt war, u. die Kletterbahn auf dem Rigi. Die Fell'sche L. wirkte auf ebenen Strecken wie eine gewöhnliche; alle steigenden u. fallenden Stellen der Bahn hatten aber außer den gewöhnlichen Schienen noch eine hochstehende Schiene in der Mitte, u. unter der L. war ein besonderer, mit dieser Mittelschiene korrespondirender Mechanismus angebracht. Derselbe hatte vier wagerechte Scheiben, welche die Schiene einklemmend zwischen sich nahmen u. von der Dampfkraft gedreht wurden. Somit zog sich der Dampfwagen mit seinem kleinen Gefolge von Personenwagen an der Schiene empor, während andererseits beim Niedersteigen derselbe

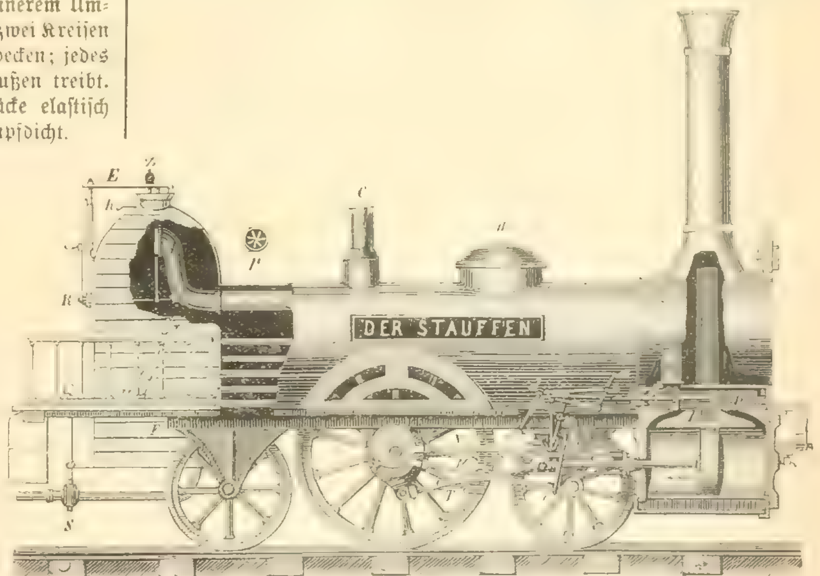


Nr. 4003. Lokomotive. Vorderansicht mit durchschnittenem Kesselraum.



Nr. 4004. Lokomotive. Hinteransicht.

Mechanismus hemmend wirkte, indem der Zug nicht schneller gehen konnte, als es die Umdrehung der Scheiben erlaubte. Auf der Rigibahn ist das Prinzip der Zahnstange angewandt. Die Maschine greift in eine Art Leiter u. schiebt sich nebst dem ihr vorangehenden Personenwagen daran empor; beim Niedergange nimmt sie ebenfalls die untere Stelle ein u. stützt die ihr folgenden Wagen. Der Zug kann auf jeder Stelle



Nr. 4005. Seitenansicht einer Lokomotive zur Erläuterung der Hauptbestandtheile.

augenblicklich angehalten werden, u. es ist überhaupt alle Gewähr für möglichste Sicherheit gegeben.

Was schließlich die zuerst versuchte Art der L., die Straßenlokomotive, anlangt, so haben sich zwar nicht wenige Konstrukteure bis in unsere Zeit mit ihrer Herstellung beschäftigt, ohne jedoch dauernde Erfolge zu erzielen. Ein solches Gefährt den Zufälligkeiten gewöhnlicher Landstraßen auszusetzen scheint jetzt gänzlich aufgegeben worden zu sein, u. den Personenverkehr in Städten nehmen Pferdeeisenbahnen mehr u. mehr in Beschlag. Die wenigen wirklich fungirenden Straßendampfer

sind schwere Zugmaschinen, die in Hafenplätzen, bei großen Bauten ꝛc. große Lasten langsam fortbewegen. Eine solche Maschine aus England wirkte im letzten Kriege bei der Belagerung von Paris mit u. führte das schwerste Artilleriematerial herbei, freilich unter gründlicher Ruinirung aller von ihr berührten Straßen.

Lokris, Name zweier Landschaften in Griechenland. Die östl., von den epiknemidischen u. opuntischen Lokrern bewohnt, erstreckte sich der Insel Euböa gegenüber von der Grenze Thessaliens an nach SO. mit einem Flächeninhalt von 14—15 □M. Den nördl., gebirgigeren Theil hatten die epiknemidischen, den südlichen die nach ihrer Hauptstadt Opus genannten opuntischen Lokrer inne. Das Hauptgebirge war Knemis, ein Zweig des Oeta. Die wichtigste Stadt der Epiknemidier war Thronium. — Das westl. L. war durch ganz Phokis u. Doris vom östl. getrennt u. lag an der Nordseite des Korinthischen Meerbusens. Dieses Gebirgsländchen mit ungefähr 12 □M. bewohnten die ozolischen Lokrer, die sich zu den Aetoliern rechneten u. auch hinsichtlich der Sitte u. Lebensart denselben ähnelten. Der wichtigste Ort war die Seestadt Naupaktos (jetzt Lepanto). Die von den ozolischen Lokrern gegründete Stadt Lokri (Epizephyrii) lag an der südlichsten Spitze Italiens u. blühte mit den Gesetzen des Zaleukos bis zum zweiten Punischen Kriege.

Lola Montes, s. „Montez".

Lolch (Lolium), Gattungsname einer Gräsergruppe, welche in ihrem Aeußeren dem Weizen sehr nahe steht u. mit diesem zur Gruppe der Hordeaceen od. Gerstengräser (auch Gerste, Roggen u. Haargräser gehören dazu) gezählt wird. Die Blumen u. Früchte stehen zweizeilig in einer flachen Aehre. Der ausdauernde L. (L. perenne), auch unter dem Namen „engl. Raigras" bekannt, ist ein hochgeschätztes Futtergras, das wegen seiner Rasen bildenden Eigenschaft auch von den Gärtnern gern verwerthet wird. Das durch begrannte Aehrchen ausgezeichnete „ital. Raigras" (L. italicum) hat den gleichen Werth, dauert aber nicht so lange aus. Giftig dagegen ist der Taumellolch (L. temulentum), daher auch Schwindelhafer, Tollgerste, Trunkenweizen, Töberich, Töberling, Rausch, Rädel u. s. w. Er übertrifft die vorigen an Höhe des Stengels ($1^1/_3$ m.); die Aehrchen tragen weniger Blüten u. Früchte, die Blüten haben eine lange Granne; das Gras erscheint endlich nicht auf Wiesen u. Rainen, sondern in Getreidefeldern. In dieser Beziehung gleicht ihm der Leinlolch (L. linicolum) auf Flachsfeldern, dessen Klappen kürzer als die Aehrchen sind.

Lollharden od. Lollarden, von „lollen", d. i. leise singen, hieß zuerst ein Verein, der sich 1300 in Antwerpen bei einer Seuche zum Zweck der Krankenpflege u. Leichenbestattung bildete u. sich von da in den Niederlanden u. Deutschland verbreitete. Der Haß der Bettelmönche verdächtigte die L. od. Alexianer, wie sie sich nach dem heil. Alexius nannten, als Begharden (s. d.), doch wurden sie 1318 durch Papst Johann XXII. u. später durch Gregor XI. vor der Inquisition geschützt. Aber noch seit 1380 brauchte man den Namen L. als Beschimpfung gegen die Anhänger Wiclif's in England. Reste der L., auch weiblicher Vereine, jedoch zu anderen Zwecken, erhielten sich bis ins 18. Jahrh. in den Niederlanden u. am Rhein.

Lombard, Leihhaus, s. „Bank".

Lombardei (Lombardie), nordital. Landschaft, zwischen dem Ticino u. Mincio, den Alpen u. dem Po gelegen u. im N. von der Schweiz u. Tirol, im O. von Venetien, im S. von der Emilia u. im W. von Piemont begrenzt, umfaßt auf 427,27 □M. 3,460,824 E. (1871) in den Provinzen Mailand, Como, Bergamo, Cremona, Brescia, Mantua, Pavia u. Sondrio. Der N. ist Hochgebirgsland; hier erheben sich die Bernina-, Ortler- u. Adamello-Alpen in vielen Gipfeln weit über die Grenzen des ewigen Schnees, unterbrochen von den breiten, von der Adda u. dem Oglio durchflossenen Thälern Val Tellina (Veltlin) u. Val Camonica. Dort, wo die Alpen zur Tiefebene abfallen, liegen als Ausfüllungen ursprünglicher Meeresfjorde die Südenden der prachtvollsten Seen, wie der Lago Maggiore, der Luganer See, der Gardasee, der Comer- u. Iseosee ꝛc. Im S. der Alpen liegt die vom Ticino, der Adda, dem Oglio u. dem Mincio durchschnittene Tiefebene des Po. Die landschaftlichen Schönheiten u. die Fruchtbarkeit des Bodens haben der L. mit Recht den Beinamen des „Gartens von Italien" eingebracht. Südfrüchte, Wein u. Oliven gedeihen bis tief in die Alpen hinein, das ebene Land ist reich an Weizen, Mais u. Reis, der Maulbeerbaum u. Flachs wird in ausgedehntem Maße kultivirt u. die Bergweiden haben für die Viehzucht eine große Bedeutung. Das Mineralreich liefert Eisen- u. Kupfererze, Torf, Porzellanerde u. Braunkohlen. Die fleißige u. intelligente Bevölkerung hat auch die Industrie zu großer Blüte gebracht; neben der Seidenkultur steht eine großartige Seidenspinnerei u. Weberei; wichtig ist außerdem die Fabrikation von baumwollenen, wollenen u. leinenen Gespinnsten u. Webwaaren, die Eisenindustrie, Papierfabrikation, Gerberei u. Käserei. Die größten Städte der L. sind Mailand, Pavia, Cremona, Bergamo, Brescia u. Como. — Die L. hat ihren Namen von den Langobarden (s. d.), welche hier 568—774 herrschten; darauf vereinigte Karl d. Gr. das Land mit seinem Reiche. Nach dem Frieden von Verdun (843) entstand ein eigenes Königreich Italien, unter welchem die L. in eine Anzahl besonderer Staaten zerfiel. Die Schwäche des Deutschen Reiches, das zwar seine Lehnsrechte auf die L. immer in Anspruch nahm, begünstigte jedoch das Aufkommen mächtiger Städterepubliken, von denen nam. Mailand in den Kämpfen mit den Kaisern eine hervorragende Rolle spielte. In der neueren Zeit war dieser Theil der Poebene wiederholt der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Frankreich u. Oesterreich; der größte Theil des Landes war 1714—97 österreichisch, darauf kam es unter französ. Gouvernement u. ward 1814 unter Oesterreich mit Venetien zum Lombardisch-venetianischen Königreich vereinigt, welches Oesterreich 1859 zum größten Theil u. 1866 vollständig an das Königreich Italien verlor.

Lombardi, eine in Oberitalien weitverzweigte Künstler- u. insbes. Bildhauerfamilie des 15. u. 16. Jahrh., deren Familienverband in den einzelnen Persönlichkeiten noch nicht aufgeklärt ist. An der Spitze steht Pietro **Lombardo** (gest. 1515), Baumeister u. Bildhauer, der 1481 in Venedig den herrlichen Renaissancepalast Vendramin-Calergi aufführte, wahrscheinlich auch in Gemeinschaft mit Martino **L.** die Scuola di San Marco. Mit Sicherheit aber gehört ihm u. seinen Söhnen Antonio u. Tullio **L.** das um 1488 entstandene Grabmal des Dogen Pietro Mocenigo in der Kirche S. Giovanni e Paolo an. Von den beiden Letzteren scheint Tullio (gest. 1532) der bedeutendere gewesen zu sein, denn außer manchen mit seinem Vater u. Bruder ausgeführten Arbeiten schuf er wenigstens bis 1525 viele selbständige, unter denen die späteren ziemlich herbe u. eckig sind. Dagegen ist von Antonio, der in einzelnen Werken freilich seinen Bruder übertrifft, nur wenig Selbständiges bekannt. Ob der etwas später lebende Girolamo **L.** aus Ferrara, der ein Schüler der beiden Sansovino (s. d.) war u. lange in Loreto arbeitete, mit den Genannten verwandt ist, ist unklar.

Lombardus hieß der große Scholastiker Petrus, der Begründer der Lehre von den sieben kathol. Sakramenten, nach seinem Geburtslande, der Lombardei. Geb. zu Novara, studirte er Anfangs in Italien, besuchte dann, unterstützt von Bernhard v. Clairvaux (s. d.), die theologischen Schulen von Rheims u. Paris u. trat an letzterer als Lehrer auf, wurde 1159 Bischof von Paris u. starb um 1164. Seinen Weltruhm u. seine außerordentliche Bedeutung für die Theologie des Mittelalters verdankte er seinen „Sententiarum libri IV", einem Lehrbuch der Dogmatik, in welchem Aussprüche der Kirchenväter zusammengestellt u. zu dem Zwecke erläutert werden, den Einklang des strengen Kirchenglaubens mit den Forderungen der Dialektik, d. h. des streng logischen Denkens, nachzuweisen. Das Buch, welches dem L. den Ehrennamen Magister sententiarum erwarb, wurde unzählige Male herausgegeben u. erklärt u. erhielt auf dem vierten Laterankonzil 1215 sogar kanonische Geltung als kirchliches Lehrbuch. Dies hinderte indeß nicht, daß seine Anhänger, die sog. Sententiarier, nachmals von der Kirche in einigen Stücken angefeindet wurden. Von den sonstigen Schriften des Petrus L. sind zu erwähnen seine „Glossa in Psalterium Davidis" u. „Collectanea in omnes Pauli epistolas"; seine Schriften gab Aleaume (Löwen 1546) heraus.

Loménie de Brienne, Etienne Charles, Graf, franz. Prälat u. Staatsmann, geb. zu Paris 1727, wurde 1760 Bischof von Condom u. 1763 Erzbischof von Toulouse. Seit 1766 Mitglied einer Kommission zur Reform der geistlichen Orden, zeigte er ein solches Verwaltungstalent, daß ihm 1787 der Posten des Finanzministers anvertraut wurde. Obwol er nun auf diesem Gebiet kläglich Schiffbruch litt, ließ er sich 1788 noch zum Premierminister u. Erzbischof von Sens machen, aber noch in demselben Jahre, 24. Aug., mußte er infolge seines letzten Willküraktes (er hatte die Einstellung der Baarzahlung des Schatzes verfügt) dem allgemeinen Hasse weichen, nicht ohne vom König durch mehrere Pfründen u. vom Papste durch den Kardinalshut entschädigt zu werden. Da er 1790 den Eid als konstitutioneller Priester leistete u. einen Bischofssitz annahm, gerieth er mit dem päpstl. Stuhl in Streit; er schickte 1791 den Kardinalshut zurück, während der Papst ihn auch seiner übrigen Würden entsetzte. Dennoch ward er 1793 von den Revolutionsmännern verhaftet.

Zwar erhielt er damals seine Freiheit wieder, doch schleppte man ihn schon 15. Febr. 1794 von neuem ins Gefängniß, wo er infolge der Mißhandlung durch die Wachen in der nächsten Nacht starb. In demselben Jahre ward sein Bruder, Graf Athanase Louis Marie **L. de B.**, geb. 1730, der, während sein Bruder die Finanzen verwaltete, Kriegsminister gewesen war, guillotinirt.

Lomond (Loch), der schönste der schott. Seen, liegt im NW. von Glasgow u. gehört zu den Grafschaften Stirling u. Dumbarton; er ist 4 M. lang u. an seinem südl. mit grünen Inseln übersäeten Ende 1½ M. breit. Nach N. wird er durch steilabfallende Berge, unter denen sich der Mount L. zu 912 m. erhebt, in ein flußähnliches Bett eingeengt. Im Sommer wird er von Dampfbooten befahren.


Nr. 4006. Bank von London, Königliche Börse u. Mansion-House.

Lomonossoff, Michail Wasiljewitsch, genannt der „russ. Lessing", geb. im Dorfe Denissowskaja bei Cholmogory (Gouvernement Archangel) als der Sohn eines armen Fischers; fand die einzigen Quellen, aus denen er seinen Wissensdurst löschen konnte, in den Büchern des Dorfpopen. Im 17. Jahre entlief er dem Vater u. ward nach mancherlei Abenteuern in einem Seminar zu Moskau aufgenommen, wo er so seltene Fähigkeiten entwickelte, daß ihn die Regierung seit 1734 in Petersburg u. dann in Deutschland (zu Marburg Mathematik, zu Freiberg das Bergwesen) studiren ließ. Wegen Schulden flüchtig geworden, fiel er in Braunschweig preuß. Werbern in die Hände, doch entfloh er u. kehrte 1741 über Holland nach Petersburg zurück, wo er Adjunkt der Akademie der Wissenschaften u. Direktor des Mineralogischen Kabinets wurde. Seit 1746 Professor der Chemie, erhielt er 1752 auch ein Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik, übernahm 1760 die Leitung der Gymnasien u. der Universität u. starb zu Petersburg 4. April 1765. Er beschenkte sein Vaterland mit mehreren Werken, deren jedes zugleich die Wissenschaft, mit der es sich beschäftigte, in Rußland einführte. Durch seine russ. Grammatik (deutsch, Lpz. 1764) erwarb er sich die Geltung eines Reformators; er unternahm die Klärung u. Reinigung der verschiedenartigen sprachlichen Elemente, sicherte der Volkssprache das Uebergewicht über die Kirchensprache u. schuf die moderne Prosa. In seinen geistlichen Oden, in denen wahre Begeisterung sich ausspricht, wendete er zuerst den natürlichen Accent an. Ueber seiner Gruft in der Alexander Newski-Kirche in Petersburg erhebt sich ein Marmordenkmal; auch ward ihm ein Monument in Archangel errichtet. Eine neue Gesammtausgabe seiner Schriften besorgte Smirdin (3 Bde., Petersb. 1847); sein Leben beschrieb Polewoi.

London, Hauptstadt des Brit. Reiches, größte Stadt u. bedeutendster Handelsplatz der Erde; liegt zu beiden Seiten der Themse 10,9 M. von deren Mündung, gehört zu den Grafschaften Middlesex, Surrey u. Kent u. bedeckt ein Areal von 32,000 Hektaren; ist von O. nach W. 2,2—3 M. lang u. von N. nach S. 1,5—2,8 M. breit. Diese Riesenstadt hat im Laufe der Jahrhunderte über 100 Dörfer u. Städte in sich aufgenommen, von denen jedes Gemeinwesen einen Theil seiner selbständigen Verwaltung bewahrt hat, die aber politisch unter den Begriff L. zusammengefaßt werden. — Die Begrenzung des Gebietes u. die Berechnung der Bevölkerung wechselt nach den verschiedenen Normen; gewöhnlich wird die Einwohnerzahl nach dem Bezirke der hauptstädtischen u. City-Polizei angegeben, in demselben wohnten 1871: 3,883,092, 1874 dagegen 4,025,000 Menschen in 528,794 Wohnhäusern; der Parlamentswahlbezirk L. umfaßte 1871: 3,008,101 E., die Stadt innerhalb der Sterbelisten des Registrar General 3,251,804 E. u. innerhalb des Schulbezirkes 3,265,005 E. Den Kern des Ganzen bildet die City, der Sitz des Großhandels u. der älteste Theil der Stadt. Die Straßen sind meist eng u. die Häuser, welche vielfach den Baustil des 17. Jahrh. zeigen, wenig schön, doch flutet hier am Tage das gewaltigste Leben; an der Themse, auf deren linkem Ufer die City liegt, erhebt sich im O. der Tower, die Festung L.s, mit ihren vier Thürmen, von denen der Weiße Thurm noch ein Werk der Normannen ist. Neben den Sammlungen an Waffen u. Reichskleinodien interessirt an diesem Bauwerk vor Allem dessen Geschichte; kein Fleck der Erde hat soviel edles Blut fließen sehen, als die Höfe dieses Kastells, das Jahrhunderte lang als Staatsgefängniß gedient hat. Hier fanden ihr Ende auf dem Schaffot Sir Simon Burley, der Freund Richard's II. (1389), die Königinnen Anna Boleyn (1536), Katharina Howard (1542) u. Jane Grey (1553), Lord Seymour (1549), Protektor Somerset (1549), Graf Essex (1602), Walter Raleigh (1618), Graf Strafford (1641) u. Erzbischof Laud (1644), Algernon Sidney (1683), der Herzog von Monmouth (1685) u. als Letzte die schott. Lords Balmerino, Kilmarnak u. Lovat (1745 u. 46); ermordet wurden im Tower u. A. König Heinrich VI. (1471) u. die Söhne Eduard's V. (1483). Die meisten der auf dieser Blutstätte hingerichteten Personen liegen in der 1272—1307 erbauten Kirche St. Peter ad Vincula im nordwestl. Theile des Towers begraben. Vom Tower nach W. an der Themse liegt das große Zollhaus von L. (Custom-House) u. der größte Fischmarkt der

hauptstadt u. des Landes, Billingsgate. Im NW. ragt in der Nähe das schöne Monument, die Feuersäule empor, errichtet zum Andenken an den großen Brand von 1666. Verfolgt man die nahe King-William-Street nach NW. weiter, so gelangt man auf einen Platz, auf dem sich die Bank von England u. die Börse (Royal Exchange), beide im griech. Stile erbaut, u. Mansion House, die offizielle Wohnung des Lordmayors, erheben; im großen Saale derselben giebt der Lordmayor alljährlich am Ostermontage ein großes Ballfest. Die von hier nach O. führende Lombard-Street ist der Sitz des engl. Bankgeschäftes, während die Houndsditch-Straße das Judenquartier L.s durchschneidet. Von Mansion House führen die Poultry u. Chapside genannten Straßen, die Hauptadern des Kleinverkaufs in der City, zu der St. Pauls Kathedrale, der drittgrößten Kirche der Christenheit u. dem bedeutendsten Bauwerk engl. Renaissancestiles. Erbaut 1675—1710 von Christopher Wren auf dem Grunde einer der ältesten christl. Kirchen des Landes, hat dieses Gebäude die Form eines lat. Kreuzes; in der Mitte erhebt sich die prachtvolle, von einer Kolonnade umgurtete Kuppel, deren Kreuz 111,25 m. über dem Pflaster steht. Eine Freitreppe von Marmor führt an der Westfaçade zu einer großartigen Säulenhalle. Das Innere leidet freilich an schlechter Beleuchtung u. Mangel an Dekoration, enthält aber eine Menge theilweise sehr schön ausgeführter Denkmäler brit. Offiziere, Staatsmänner u. Künstler. Von der „goldenen Galerie" an der Laterne des Domes genießt man den schönsten Ueberblick über das Häusermeer der Riesenstadt. Nördl. von der Paulskirche liegt die Hauptpost (General Post Office), 1825—29 nach dem Entwurfe Robert Smirke's im griech. Stile errichtet, zwischen dieser u. der Bank die Guildhall, zum größten Theil noch von 1411, das Rathhaus L.s, in dem der Lordmayor 9. Nov. jedes Jahres den Ministern u. Gesandten ein Festessen giebt.


Nr. [illegible] Die St. Paulskathedrale.

Im N. der Paulskirche befindet sich das 1102 gestiftete St. Bartholomew's Hospital, eines der großartigsten Krankenhäuser der Welt, in dem jährlich gegen 5700 Kranke aufgenommen u. über 100,000 ärztlich berathen werden, u. daneben Christ's Hospital, in dem über 1200 Kindern Unterricht ertheilt wird. Ersteres stößt an Smithfield, einen der größten Plätze L.s, auf dem sich die 192,3 m. lange Markthalle für den Fleischverkauf der Hauptstadt erhebt. Charter-House, nördl. davon, ist eine berühmte Erziehungsanstalt. Wie der Tower an der östl. Grenze der City liegt, so der Temple an der westl. Ursprünglich ein Gebäude der Tempelherren u. 1184 erbaut, ist dieser ausgedehnte Gebäudekomplex, dessen Gärten im S. an die Themse stoßen, seit Jahrhunderten im Besitz einer Genossenschaft von Advokaten. Zu den Sehenswürdigkeiten der City gehören noch die zahlreichen Innungshallen u. von den Kirchen nam. St. Mary le Bow mit einem schönen Thurme, von welchem die berühmten Glocken (Bow-bells) den Londonern zu Abend läuten, die sehr gut restaurirte St. Michaels, die Templerkirche u. die goth. Allhallows-Barking in der Nähe des Tower. Die City wird in 26 Wards eingetheilt, deren jedes unter einem Alderman steht; an der Spitze des ganzen Gemeinwesens steht der Lordmayor (s. d.) u. der Gemeinderath. Die 6600 Mitglieder der 91 Handelscompagnien heißen Liveremänner, weil sie ehedem eine besondere Tracht besaßen; neben diesen giebt es noch etwa 20,000 Freimänner, welche gegen eine Zahlung von 6 Pfd. 5 Sh. 4 D. in ganz England von Zoll u. Abgaben frei sind. Die Verfassung dieser Altstadt hat noch viel Mittelalterliches; so darf der König die City nur durch das Templethor u. auch nur mit Erlaubniß des Lordmayors betreten. Am Tage zeigen die Straßen wol das mächtigste Wogen u. Treiben von allen Städten der Welt; in der Nacht sind aber gegen 2000 Häuser unbewohnt u. nur dem Schutze der Polizei anvertraut u. Sonntags herrscht eine fast unheimliche Stille, denn die meisten Kaufleute u. Beamten haben hier nur ihre Kontors, Waarenlager u. Bureaux. Während die anderen Viertel L.s ihre Bevölkerung in riesenhafter Weise haben wachsen sehen, hat die Einwohnerzahl der City im Laufe dieses Jahrh. stetig abgenommen; 1631 zählte sie 111,608 E., 1801 dagegen nur 128,269, 1851: 127,869, 1861: 112,063 u. 1871 endlich 74,897 E.

Während die Stadttheile im N. der City vorzugsweise Sitze der Industrie u. des Handwerks sind u. theilweise von den ärmeren Volksklassen bewohnt werden, hat sich die Aristokratie nach W. u. NW. gezogen, in das glänzende Westend, welches eine wunderbare Verbindung von Stadt u. Land zeigt. Unmittelbar an die City stößt nach W. Westminster, der Sitz der Regierung u. der Vertreter der Wissenschaft u. Kunst, im S. begrenzt von der Themse, im W. bis an die Kensingtongärten, im SW. bis an das Chelseahospital an der Themse reichend u. bewohnt von 253,985 Menschen (1871) in 26,400 Häusern. Im N. u. W. von Templebar, also im östlichsten Theile von Westminster, liegt das Gerichtsviertel L.s, vor Allem der große Gebäudekomplex von Lincolns-Inn mit seiner prachtvollen goth. Halle, welche an den großen Park Lincolns-Inn-Field stößt, die New-Law-Court, New-Inn u. St. Clements-Inn; westl. davon liegen in geringen Entfernungen von einander einige der größten u. sehenswürdigsten Theater der Hauptstadt, so das Coventgardentheater, welches 1856 abbrannte u. jetzt nach dem Wiederaufbau das bedeutendste u. schönste Theater L.s ist, Drury-Lane, das älteste, Globe-, Olympictheater ꝛc. In diesem östl. Theile von Westminster erhebt sich vom Themsestrand das gewaltige Somerset-House unfern der Waterloobrücke, seit 1775 von Sir William Chamber erbaut, in welchem sich die Bureaux einer Anzahl von Behörden der Finanz- u. Marineverwaltung u. die Räumlichkeiten einiger gelehrten Gesellschaften befinden. Hart daran stößt das Kings-College, eine höhere Lehranstalt für Theologie, Literatur u. Medizin. Im N. stoßen beide Gebäude an den Strand, eine der Hauptstraßen Westminsters u. eine der wichtigsten Verkehrsadern L.s. Geht man diese Straße nach W., so kommt man an Exeter-Hall, einer der größten Konzerthallen L.s, u. an dem Adelphitheater vorbei nach dem schönen Platze Trafalgar-Square, 1829—50 zum Andenken Nelson's angelegt u. mit der prächtigen Nelsonsäule, den Denkmälern Charles Napier's, des Generals Havelock u. König Georg's IV. u. zwei Springbrunnen geziert; die nördl. Seite dieses Platzes wird von dem Gebäude der Nationalgalerie gebildet, 1832—38 nach den Plänen Wilkens' im griech. Stile errichtet u. eine vorzügliche Sammlung von Gemälden enthaltend. Im NO. von Trafalgar-Square erhebt sich die St. Martinskirche, 1721—26 vom Architekten Gibbs erbaut; im W. liegen die Gebäude des College of Physicians u. ein Klubhaus u. im SO. Northumberland-House, einer der wenigen großartigen Adelspaläste L.s mit einer guten Gemäldesammlung. Von diesem Gebäude führt nun parallel der Themse als Fortsetzung des Strandes die Straße Whitehall nach S., an deren westl. Seite das unansehnliche Gebäude der Admiralität u. daneben Horse-Guards, der Palast des Oberbefehlshabers der Armee, ferner Treasury-Buildings, in welchem das Amt des Oberschatzmeisters, des Geheimen Rathes, des Handelsamtes u. des Ministeriums des Innern untergebracht sind, u. die anstoßenden Government Offices mit dem Ministerium des Aeußern u. des India Office liegen. Treasury-Buildings gegenüber steht der königl. Palast Whitehall, dessen Banqueting-Hall jetzt als Kapelle dient. Die Fortsetzung der Whitehallstraße, die Parliament-Street, führt zu dem prachtvollen Parlamentsgebäude, dessen Aeußeres erst 1868 nach den Plänen Ch. Barry's vollendet worden ist (s. Bd. III, S. 1405). Nach der Straße zu liegt daran Westminster-hall, 1397—99 erbaut u. mit einer meisterhaft gearbeiteten Holzdecke versehen; in ihr wurde u. A. Karl I. zum Tode verurtheilt, jetzt dient sie dem Parlamentsgebäude u. den daran stoßenden Gerichtshöfen als Vorhalle.

Der Landfront des Parlamentsgebäudes gegenüber steht die historisch berühmte **Westminster-Abtei**, 1245 unter Heinrich III. begonnen u. von Chr. Wren restaurirt. Der älteste Theil ist die 1269 vollendete nördl. Façade. Das Ganze zeigt die Entwickelung der engl. Gothik bis auf Heinrich VII., dessen 1503 im Bau begonnene, aber erst nach seinem Tode vollendete Kapelle ein klassisches Denkmal des spätgoth. Stiles ist. Fast alle großen Engländer sind in diesem einzigen Bauwerke durch Denkmäler geehrt, viele hier auch begraben worden; die Regierungsgebäude von Whitehall richten ihre westl. Façade auf den **St. James Park**. Derselbe umfaßt 91 Acres u. ist mit Geschmack 1827–29 angelegt; in der Mitte befindet sich ein langer Teich, an welchem die Ornithologische Gesellschaft eine Akklimatisationsanstalt angelegt hat. Im O. stößt an diesen Park der Paradeplatz für die Garden u. im S. die großen **Wellington Barracks**, im N. wird er begrenzt von der nach einem Ballspiel benannten Straße **The Mall** mit den prächtigen Palästen der deutschen Botschaft u. der Residenz des Prinzen von Wales (**Marlborough-House**), dem prosaischen königl. **St. James-Palast** u. daneben dem glanzvollen, an Kunstschätzen reichen **Stafford-House**, dem Wohnsitz des Herzogs von Sutherland. Von dem St. Jamespark nur durch Straßen getrennt, liegt im W. der 56 Acres große **Green-Park** mit einem Triumphbogen auf dem Constitution-Hill. Beiden großartigen Parkanlagen kehrt seine Fronten der **Buckingham-Palast** zu, die Residenz der Königin Victoria, 1703 vom Herzog von Buckingham erbaut u. 1846–51 bedeutend vergrößert; außer prachtvollen Sälen umschließt dieses einfache Gebäude auch eine sehr werthvolle Gemäldegalerie. Die Nordseite des Greenparkes wird von der Straße **Piccadilly** begrenzt, in ihrem westl. Theile einer der fashionablesten Stadttheile L.s, im O. eine wichtige Ader des Geschäftsverkehrs; an dem östl. Ende derselben liegt das **Geologische Museum** u. an der Nordseite die **königl. Kunstakademie** (Royal Academy of Arts), mit der ausgedehnte Sammlungen von Kunstschätzen verbunden sind. An dieselben stoßen die Gebäude der **Royal Society** u. der Londoner Universität. Geht man von Piccadilly durch die glänzende **Regent-Street**, in der sich wol die reichsten Kaufläden der Weltstadt befinden, nach S., so gelangt man auf den **Waterloo-Place**, welchen die 30 m. hohe **York-Säule** mit dem Standbilde des Herzogs u. die Denkmäler des Lord Clyde, John Franklin's u. der im Krimkriege thätig gewesenen Garderegimenter schmücken. Dieser Platz theilt die schöne Straße Pall-Mall in einen östl. u. westl. Theil; letzterer zeichnet sich durch seine höchst luxuriös eingerichteten Klubhäuser aus u. führt zugleich an dem Kriegsministerium vorbei, vor dem ein Standbild des ehemaligen Kriegsministers Lord Herbert steht, während in dem östl. Theile dieser Straße König Georg III. ein Denkmal errichtet ist. Eine der längsten Straßen L.s ist die im N. von Piccadilly u. mit dieser ziemlich parallel von W. nach O. laufende **Oxford-Street** mit ihren Fortsetzungen New-Oxford-Street u. **Holborn-Street**, welch letztere im N. der St. Paulskirche das zwischen den Holborn-Hills u. Snow Hills gelegene Thal mittels eines riesenhaften Viadukts überschreitet. Unfern der Oxford-Street an der **Great-Russel-Street** liegt das Gebäude des **British-Museum** mit den größten Sammlungen der Welt für Wissenschaft u. Kunst, nach einem Plane Sir Robert Smirke's ausgeführt; im Parterre befindet sich die gewaltige Bibliothek; die Mitte bildet der von einer Kuppel überragte Rundbau des Lesesaales, in welchem für 300 Leser luxuriös ausgestattete Lesepulte Raum gewähren u. der 980 Foliobände umfassende Katalog aufgestellt ist. Die linke Seite des Parterres nehmen die wunderbar reichhaltigen Sammlungen ägyptischer, assyrischer, griech. u. röm. Alterthümer ein. Das obere Stockwerk enthält zum größten Theil naturgeschichtliche Sammlungen u. außerdem ägypt. Privataltertümer, antike Vasen, Funde aus der Vorzeit der brit. Inseln u. ein fast alle Völker der Erde berücksichtigendes ethnographisches Museum. Im W. wird Oxford-Street durch **Marble-Arch**, eine Nachbildung des Triumphbogens Konstantin's, abgeschlossen. Durch denselben gelangt man in den **Hyde-Park**, den elegantesten Park L.s, welcher 349 Acres umfaßt u. durch die Serpentine, einen 50 Acres großen Weiher, in zwei Hälften getheilt wird. Im SO. stößt er an dem **Hyde-Park-Corner** mit dem Green-Park zusammen u. hat dort ebenfalls als Eingangsthor einen marmornen Triumphbogen. In dem Parke selbst erhebt sich die Reiterstatue des Herzogs von Wellington; in seinem südl. Theile stand der große Krystallpalast für die Industrie-Ausstellung, jetzt steht dort gegenüber den Hortikulturgärten das Nationaldenkmal für den Prinz-Gemahl Albert.



Nr. 1008. Regents Quadrant

Der östl. vom Hydepark gelegene Theil von Westminster enthält eine große Anzahl Wohnungen, namentlich der höchsten Aristokratie, u. drei neue Distrikte **Tiburnia**, zwischen Hyde Park u. Regents-Park, in dem sich der Botanische Garten befindet, der Sitz reicher Kaufleute, die in der City ihre Kontors haben, das palastreiche **Belgravia** u. **May-Fair**, die Winkel, welche der Hyde-Park mit dem Green-Park bildet, ausfüllend.



Nr. 1009. Leicester-Square.

Im S. des Hyde- u. James-Parks, nach dem Themsestrom zu, dehnen sich die meist von den Mittelständen, theilweise auch vom Proletariat bewohnten Stadttheile **Pimlico, Brompton** u. **Chelsea**, ersteres mit dem Gefängniß Milbank-Penitentiary, letzteres mit dem großen Chelsea-Hospital. Im W. des Hyde-Parks liegt das glänzende **Kensington** (s. d.) mit seinem Museum u. den prächtigen Schlössern u. Gärten, im N. **Paddington** u. **Bayswater**, daran schließen sich im N. Westminster u. die City umziehend **Kilburn, Hampstead, Islington,**

Highbury, Holloway, Stoke Newington, Kingsland, Hoxton, im NO. Hackney, Homerton, Clapton u. im O. von der Themse an Wapping, Whitechapel, Stepney, Blackwall, Poplar, Bethnal Green, Bow u. Stratford; zwischen Bow u. Dalston liegt der Victoria Park, die östlichste große Parkanlage L.s.

Der im S. der Themse gelegene Theil, Southwark, ist Sitz der Fabriken u. Arbeiter; hier drängt sich in engen Gassen das Proletariat zusammen, u. immer liegt eine dichte Rauchwolke über den gewaltigen Häuserquadraten. An Parkanlagen, freien Plätzen u. großartigen Gebäuden steht Southwark weit hinter denen zur Grafschaft Middlesex gehörigen Stadttheilen zurück; doch bilden der im NO. an der Themse, dem Chelseahospital gegenüberliegende Battersea-, Kensington- u. Southwark Park wenigstens einige prächtig grünende Oasen.



Nr 4010 Das Haus der Lords.

Der Centralpunkt für den Verkehr ist hier der Obelisk, auf dessen Platz die wichtigsten, Southwark mit der City u. Westminster verbindenden Straßen münden; in der Nähe liegen die große Blindenanstalt, die St. Georg's-Kathedrale, die schönste kathol. Kirche L.s, 1840—49 erbaut, Bedlam, das riesige Irrenhaus, mehrere andere bedeutende Hospitäler u. an der Themse inmitten eines schönen Parkes der Palast des Erzbischofs, Lambeth-Palace, welcher in seinen ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh. stammt, einen durchaus mittelalterlichen Charakter trägt u. bedeutende Sammlungen enthält. Die an der Themse gelegenen Theile Southwarks heißen Lambeth u. Battersea im W., Bermondsey, Rotherhithe u. Deptford im O., das Centrum Newington; an diese schließen sich nun nach S. an, von W. angefangen, Wandsworth, Clapham, Stockwell, Camberwell, Peckham, nach SO. New-Croß u. im äußersten S. Brixton. Durch letzteren Stadttheil führt die L.-Chatham- u. Doverbahn, welche Southwark in eine östl. u. westl. Hälfte scheidet, zu dem Krystallpalast von Sydenham (s. d.). Die östlichsten Vorstädte, Deptford, Lewisham, Greenwich (s. d.) u. Woolwich (s. d.), gehören der Grafschaft Kent an.

Die Themse wird von 15 Brücken überspannt, von denen 5 Eisenbahnen dienen; unter denselben bildet London-Bridge die wichtigste Verbindung zwischen den Kontoren der City u. den Fabriken Southwarks u. zugleich die Grenze zwischen der mittleren u. unteren Themse, die von aufwärtsfahrenden Segelschiffen nicht überschritten werden kann; weiter stromauf liegt Southwark-Bridge mit ihren 3 kolossalen eisernen Bogen; die schönsten Brücken sind Waterloo- u. Westminster-Bridge. Die Ufer des Stromes sind 1864—70 1 M. lang mit 2,5 m. starken u. 13 m hohen Granitmauern auf der nördl. Seite eingefaßt. Die nördl. Mauer, Victoria-Embankment, von der Westminster- bis Blackfriars-Bridge, ist 2134 m. lang u. kostete 1,650,000 Pfd.; die südliche, Albert-Embankment, ist 1310 m. lang u. kostete 1,080,616 Pfd; 1873 wurde dann das Chelsea-Embankment von der Albert-Bridge bis zum Chelsea-Hospital vollendet, während auf der anderen Seite das Lambeth-Embankment noch im Bau begriffen ist. Diese prächtigen, 30 M. breiten Kaistraßen haben nicht nur einen fortlaufenden Verkehr an dem Strome selbst hergestellt, sondern auch die Moräste beseitigt, welche bis in die letzten Jahre die Luft von den nahegelegenen Stadtvierteln verpesteten. Neue Querstraßen, deren eine selbst das berühmte Palais des Herzogs von Northumberland dem Untergange weihen wird, sind nach der Themse zu in Ausführung begriffen. Während bis 1800 die Schiffe an den Ufern der Themse selbst löschen mußten, sind seit 1800 die großartigen Docks entstanden, die gegenwärtig eine Wasserfläche von 364 Acres bedecken u. etwa das doppelte Areal für die Waarenhäuser u. Gewölbe in Anspruch nehmen. Die Docks von L. sind die größten der Erde, aber sämmtlich im Besitz von Privatgesellschaften. Im O. des Tower liegen die St Katharine's-Docks, 11 Acres groß, zu deren Herstellung 1827—28 nicht weniger als 1250 von 11,300 Menschen bewohnte Häuser weggerissen werden mußten u. die Schiffe bis zu 700 Tonnen Gehalt aufnehmen können. Weiter östl., den von Matrosen bewohnten Stadttheil Wapping umschließend, ziehen sich die London-Docks hin, mit einer Wasserfläche von 34 Acres, 300 Seeschiffen, in ihren Waarenhäusern 220,000 Tonnen Waaren u. in den Kellern 60,000 Faß Wein Raum gewährend. Zwischen Blackwall u. Poplar nehmen die von einer großen Serpentine der Themse gebildete Halbinsel nördl. von Greenwich die West-India-Docks, die ältesten L.'s, welche 90 Acres Wasserfläche bedecken u. in ihren Niederlagen ungeheuere Mengen von Zucker, Kaffee, Rum, Tabak u. Hölzern enthalten, u. die 1868 vollendeten Millwall-Docks ein. Oestl. von Poplar sind die East-India-Docks für die Aufnahme der größten Seeschiffe geeignet. An dem rechten Stromufer ziehen sich die Commercial- u. die Surrey-Docks, von letzteren führt der Surreykanal bis in das Herz Southwarks.

Keine Hauptstadt Europa's zeigt verhältnißmäßig so wenig architektonisch hervorragende Gebäude, wie L. Bei den Privathäusern verhindert das Prinzip, daß jedes Haus, wenn möglich, nur von einer Familie bewohnt werde, in den feineren Stadtvierteln die freie Entwicklung einer größeren Ornamentation, weil die Gebäude oft nur 2—3 Fenster Front haben; in den ärmeren Quartieren sind die Miethskasernen in L. wie anderswo von einer ermüdenden Gleichförmigkeit, u. die großen Staatsgebäude u. die Paläste des Adels sind entweder nach außen sehr schmucklos gehalten od. in einem antikisirenden Stile erbaut, welcher der Originalität entbehrt. Doch haben auch in dieser Beziehung die letzteren Jahre eine Wendung zum Besseren herbeigeführt. Einen bedeutenden Vorzug hat aber L. vor allen anderen europ. Großstädten: die beträchtliche Zahl grüner Parks u. Squares, welche über alle Stadtviertel vertheilt sind u. als „Lungen" dieser Riesenstadt vortreffliche Dienste leisten. Stets wird bei der Anlage neuer Straßen Rücksicht auf die Anlage freier Plätze genommen u. letztere, um den Staub möglichst zu vermindern, regelmäßig in kleinere u. größere Parks umgewandelt. Während die Bevölkerung selbst 1840—1873 um 75 % zugenommen hat, ist die Zahl der Häuser um 82 % gestiegen; 1874 wurden allein 7764 neue Häuser gebaut u. 145 neue Straßen angelegt; außerdem waren am Schluß dieses Jahres nicht weniger als 3542 Häuser im Bau begriffen.

Die Möglichkeit, daß der Londoner den Tag über in dem Kontore der City u. den Abend im Kreise seiner Familie in dem vorstädtischen Landhause zubringe, u. daß die Stadt weit mehr in die Breite als in die Höhe wachse, ist bedingt durch ein dichtes Netz von Eisenbahn- u. Omnibuslinien, das die innere Stadt wie die äußeren Quartiere bedeckt. In L. cirkuliren (1874) gegen 1400 Omnibus u. 8108 kleinere öffentliche Fuhrwerke, zu deren Bedienung gegen 25,000 Pferde benutzt werden. Zehn Hauptbahnhöfe befinden sich in der Stadt selbst u. schließen die großen Eisenbahnlinien nach den Provinzen des Reiches; außerdem giebt es noch 14 städtische Eisenbahnen, welche in konzentrischen Kreisen u. radial die einzelnen Theile der Stadt mit einander verbinden u. den Verkehr theils unter den Häusern in Tunneln, theils über denselben auf Viadukten vermitteln; bereits zwei solcher Tunnel führen unter der Themse hin.

Außerdem verbinden noch Hunderte von Booten u. Dampfschiffen die Uferpunkte des Stromes.

Die Sterblichkeit in L. ist verhältnißmäßig sehr gering; während in Stockholm u. Wien von 1000 E. jährlich 41 sterben, weist L. von der gleichen Zahl nur 22 Todesfälle auf. Dieses immerhin günstige Verhältniß wird sich entschieden noch bessern, wenn die Wirkung der 1875 vollendeten Kanalisation zu Tage treten wird. Durch dieselbe wird der Unrath des größten Theiles der Stadt nach dem 1700 m. langen u. 15 m. breiten Reservoir von Barking-Creek geleitet. Die Abzugskanäle haben eine Länge von 326 M. Nicht minder wichtig in gesundheitlicher Beziehung ist die Errichtung rationell eingerichteter Arbeiterviertel in verschiedenen Theilen der Stadt, so in der City nam. aus dem Vermächtniß von 250,000 Pfd. Sterl., welches der edle Peabody den Armen L.s hinterließ, u. theilweise auch aus den Mitteln verschiedener Gesellschaften, die sich zur Hebung der Arbeiterklassen gebildet haben. Bei einem Budget von 6,749,738 Pfd. (1870—71) giebt L. für die Armen incl. den Gebäudeunterhalt 2,081,791 Pfd. aus; viele von den großen Armenhäusern u. Spitälern werden aber lediglich durch Stiftungen unterhalten. Allgemein anerkannt wird die musterhafte Ordnung, welche auf den Straßen herrscht. Die L.er Polizei ist gegen 10,000 Mann stark; sie kostete 1870—71 der städtischen Verwaltung 859,616 Pfd.; für Gesundheits- u. Reinlichkeitsanstalten wurden dagegen 3,765,745 Pfd. verausgabt.

L. hat 620 Kirchen u. 423 Kapellen; davon gehören 677 zur Staatskirche; von den Kapellen kommen 121 auf die Independenten, 100 auf die Baptisten, 77 auf die Wesleyaner, 10 auf fremde Protestanten, 90 auf die röm. Katholiken, 10 auf die Juden. Das Schulwesen für die niederen Klassen war bis in die neueste Zeit sehr mangelhaft, doch ward 1870 ein Schulvorstand gebildet, der mit großer Energie reformirte; Ende 1874 waren 65 Schulen für 61,987 Kinder errichtet, 35 Schulen für 26,736 Kinder im Bau begriffen u. für 34 Schulen Bauplätze gekauft worden. Die Zahl der eingetragenen Schulkinder ist 1871—74 von 208,520 auf 343,102 gestiegen; doch genossen damals immer noch 192,857 Kinder gar keinen od. nur einen sehr mangelhaften Unterricht. Unter den etwa 200 höheren u. mittleren Schulen L.s nehmen die mit der Universität verbundenen Hochschulen (Colleges) den ersten Platz ein; neben ihnen stehen die medizinischen Schulen, die gewöhnlich mit den bedeutenden Hospitälern verbunden sind, die Bergbauschule u. die Seminare für die Ausbildung von Lehrern u. Geistlichen. Die wichtigsten Fachschulen sind die Kunstschule zu Kensington, die Seeschule, die Militärakademie zu Woolwich u. die Thierarzneischule. Zahlreiche Vereine sorgen durch öffentliche Vorlesungen, Abendklassen 2c. für die Bildung des Volkes, u. in den gelehrten Anstalten der Hauptstadt gipfelt das wissenschaftliche Leben des ganzen Brit. Reiches. Unter letzteren sind nam. hervorzuheben die Königl. Gesellschaft für exakte Wissenschaften, das Königl. Institut Großbritanniens, die Linné'sche Gesellschaft, die Geographische, Geologische, Asiatische, Astronomische Gesellschaft, das Polytechnische Institut, die Gartenbaugesellschaft, die Gesellschaft zur Hebung der Künste, des Handels u. der Gewerbe. Die meisten der gelehrten Vereine besitzen ausgedehnte Sammlungen u. große Bibliotheken, zu denen nun noch die reichen königl. Museen fast für alle Zweige der Wissenschaften u. Künste, nam. das Brit. Museum, kommen. Die seit 1871 im Kensington-Museum alljährlich abgehaltenen internationalen Ausstellungen haben „wegen Mangels an Theilnahme" im Nov. 1875 aufgehört u. ist das ganze Inventar versteigert worden. Zu den vorzüglichsten Anlagen ihrer Art gehören die botanischen Gärten in Kew (s. d.), Kensington (Horticultural gardens), Chelsea u. dem Regents-Park u. der zoologische Garten im Regents-Park. Eine Vereinigung der bedeutendsten Gelehrten L.s bildet der Athenäum-Club.

An der Spitze der Kunstvereine steht die königl. Kunstakademie; außer den schon genannten Museen sind die wichtigsten Sammlungen von Gegenständen der bildenden Künste die Nationalgalerie, die National-Portrait-Galerie, Soane's Museum, die Gemäldesammlung von Dulwich-College u. das Museum für Architektur. Daneben giebt es aber auch noch in den Palästen des Adels u. den Gebäuden der verschiedenen Kunstvereine sehr beachtenswerthe u. kostbare Privatgemäldegalerien. Die dramatische Kunst fand 1874 in 47 Theatern Pflege.

Die Deutschen L.s, deren Zahl sich 1871 auf 16,082 (unter 40,909 Fremden) belief, haben ein Krankenhaus in der Vorstadt Dalston, einen Unterstützungsverein, einen Rechtsschutzverein, einen Turn- u. mehrere Gesangvereine u. andere Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung, Ausbildung u. Unterhaltung begründet u. besitzen außerdem 9 Kirchen u. mehrere Schulen.

L. ist keine eigentliche Fabrikstadt, überragt aber doch in einzelnen Industriezweigen alle anderen Städte Europa's, nam. in der Bierbrauerei, für welche Barclay, Perkins u. Comp. das größte Etablissement der Welt besitzen. Von großer Bedeutung ist außerdem der Schiffbau, die Zuckersiederei, Branntweinbrennerei, der Maschinenbau, die Fabrikation von Chemikalien, Seifen, Porzellan, Leder, Modewaaren, Goldarbeiten, Instrumenten aller Art, Uhren, Handwerkszeugen, Kleidungsstücken u. allen möglichen Luxusartikeln. Von großer Wichtigkeit ist der Buchhandel, dessen Hauptsitz vorzugsweise Paternoster-Row in der City ist; 1871 erschienen in L. nicht weniger als 314 öffentliche Blätter, darunter 24 tägliche politische Zeitungen u. unter diesen wiederum das größte u. einflußreichste Blatt der Welt, die „Times". Der Reichthum der Bevölkerung beruht aber in erster Linie auf dem Handel, welcher in L. nicht blos für Großbritannien, sondern für die ganze Welt sein Emporium hat. In seinen Hafen liefen 1872: 11,518 Schiffe ein, davon 4464 Dampfer u. 7054 Segelschiffe; der Gesammtschiffsverkehr umfaßte 41,102 Schiffe von 11,460,000 Tonnen, hiervon kamen auf die



Nr. 1011. Trafalgar-Square.

Dampfer 6,576,000, auf den Handel mit fremden Ländern 5,391,000, mit brit. Kolonien 2,237,000, auf den Küstenhandel 3,832,000 Tonnen. Die Rhederei L.s zählte im gleichen Jahre 2055 Segler von 705,167 Tonnen u. 782 Dampfer von 391,770 Tonnen. Die Einfuhr hatte einen Werth von 105,555,000, die Ausfuhr brit. Produkte von 53,222,800 Pfd. Sterl.; im nächsten Jahre 1873 hatte sich die Einfuhr auf 127,560,000, die Ausfuhr auf 57,199,000 Pfd. Sterl. gehoben. Mit allen wichtigen Seehandelsplätzen steht L. in direktem Dampfschiffsverkehr, u. seine Bank u. Börse sind die großartigsten Vermittlungsinstitute für den Geldverkehr der ganzen Welt.

L., schon unter den Römern ein strategisch u. kommerziell wichtiger Platz als Augusta Trinobantum od. Lundinium, ward unter Konstantin ummauert, nach der Einführung des Christenthums in England zum Bischofssitz u. 884 von Alfred d. Gr. zur Hauptstadt seines Reiches erhoben. Ihre Verfassung, die sich in den Grundzügen bis zur Gegenwart erhalten hat, wurde 1210 durch König Johann verliehen. Unter Elisabeth's Regierung nahm L. nam. durch die Veränderung der großen Welthandelswege u. das Emporwachsen der brit. Seemacht einen außerordentlichen Aufschwung, der allerdings im 17. Jahrh. einigermaßen durch die große Pest, welche 1665 fast 70,000 Menschen hinwegraffte, u. durch den Brand von 1666, der 13,200 Wohnhäuser in Asche legte, gehemmt wurde. Die Einwohnerzahl betrug 1600: 150,000; 1685: 530,000; 1702: 674,000; 1760: 676,000; 1811: 1,138,815; 1861: 2,803,921. In der neuesten Zeit ist L. häufig Sitz von Konferenzen der Großmächte

gewesen, so 1830 in der griech., 1831 in der belg. Frage, 1850, 1852 u. 1864 wegen Schleswig-Holstein, 1867 wegen Luxemburg u. 1871 in der Pontusfrage. Vgl. außer den Fremdenführern von Murray, Bädeker u. Ravenstein noch Allen, „History of L.“ (4 Bde., Lond. 1829); Jesse, „L., its celebrated characters and remarkable places“ (3 Bde., Lond. 1871); Norton, „History and constitution of L.“ (3. Aufl., Lond. 1869).

Londonderry od. Derry, Grafschaft im nördlichen Irland (Prov. Ulster) mit 37,73 □M. u. 173,932 E. (1871), grenzt im N. an den Nord-Kanal, der hier den tiefen Busen Lough Foyle bildet, u. wird im Osten durch den Lough Neagh, den größten irischen Landsee, u. den Bann-River von der Grafschaft Antrim, im Süden durch die Sperrin Mountains (Sawel 636 m.) von Tyrone u. im Westen durch den Foyle-River von Donegal geschieden. An der Küste ist das Land eben u. fruchtbar u. produzirt Getreide, Klee u. Flachs, in den Gebirgsgegenden finden sich aber ausgedehnte Moore u. wilde Schluchten. Die Viehzucht hat nur eine geringe Bedeutung, ebenso auch die Industrie, welche sich auf Leinweberei, Flachsspinnerei, Gerberei, Brauerei u. Brennerei beschränkt. Dagegen ist der Fischfang, nam. auf Aale u. Salme, sehr wichtig. Die Bevölkerung, die zu 45 % kathol. ist, hat seit 1841 um 22 % abgenommen. Die Hauptstadt L. hat 20,000 E. u. liegt 1/2 M. von der Mündung des Foyle, über den eine schöne Holzbrücke nach der Vorstadt Waterside führt. Ein vorzügliches Gebäude ist die auf einem Hügel sich erhebende Kathedrale. Schiffahrt, Handel u. Fischerei, außerdem noch Gerberei, Brauerei, Branntweinbrennerei u. Flachsspinnerei, sind die Hauptnahrungszweige der zum größten Theil protest. Bewohner.

Londonderry (spr. Lond'nderri), Charles William **Vane,** 3. Marquis v., früher Sir Charles **Stewart,** brit. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. zu Dublin 18. Mai 1778, diente seit früher Jugend als Offizier u. ward seit 1813 auch mit diplomatischen Sendungen betraut, unterzeichnete insbesondere 1814 den Frieden von Paris. In demselben Jahre als Lord Stewart zum Peer erheben, vertauschte er, nachdem er sich 1819 in 3. Ehe mit der Lady Frances Anne Vane vermählt hatte, seinen Namen mit dem ihrigen, u. 1822 erbte er von seinem Halbbruder Castlereagh (s. d.) den Titel eines Marquis v. L. Als Diplomat u. Parlaments-Mitglied erwies er sich als Ultra-Tory. Bemerkenswerth sind seine Bemühungen zu Gunsten Abd el Kader's, der demselben seine endliche Freilassung zu verdanken hatte. Seit 1837 General der Kavallerie u. seit 1852 (an Stelle Wellington's) Ritter des Hosenbandordens, starb er zu London 6. März 1854. Nicht ohne Interesse, aber parteiisch gehalten ist seine „History of the war in Spain“ (Lond. 1829) wie seine „Narrative of the late war in Germany and France“ (ebd. 1833; deutsch, Weim. 1836, 2 Bde.). Außerdem schrieb er: „Recollections of a tour in the north of Europe“ (Lond. 1838) u. „Steam voyage to Constantinople“ (ebd. 1842).

Londonderry, Henry Rob., s. „Castlereagh“.

Longchamp war ehemals ein am Ende des Bois de Boulogne bei Paris gelegenes Nonnenkloster, das in der Franz. Revolution zerstört ward. In den drei letzten Tagen der Charwoche wurden dort bis 1780 geistliche Musikaufführungen abgehalten, zu denen die feine Welt von Paris herbeiströmte; seitdem hat sich aber in denselben Tagen eine Spazierfahrt der Pariser Modewelt erhalten, die sog. Promenade de L., welche jedoch nur noch die Große Avenue der Elyseischen Felder entlang abgehalten wird. Auch der bedeutendste Rennplatz von Paris, in der Nähe des ehemaligen Klosters gelegen, führt den Namen von L.

Longe (spr. Longsch'), Laufleine für Pferde.

Longfellow, Henry Wadsworth, nordamerikanischer Dichter, geb. zu Portland (Staat Maine) 27. Febr. 1807, studirte 1821 bis 1825 im Bowdoin-College zu Brunswick die Rechte, widmete sich aber dann der Literatur u. erhielt alsbald einen Ruf als Professor der neueren Sprachen an jene Lehranstalt, trat sein Amt aber erst 1829 an, nachdem er zuvor eine Studienreise durch den ganzen Westen Europa's gemacht hatte. Diese Besuche Europa's wiederholte L. noch zweimal, nachdem er 1835 als Professor an das Harvard-College von Cambridge (im Staate Massachusetts) berufen war, in welcher Stellung er bis 1854 wirkte; dann trat er ins Privatleben zurück. L. ist jedenfalls der durchgebildetste u. empfindungsreichste Dichter der Amerikaner; wenn ihm auch eine gewisse Frische u. selbstschöpferische Energie abgehen, so besitzt er doch eine große Macht über die Sprache u. gebraucht sie in jeder Form mit vollster Freiheit. Ein romantischer Zug u. eine Hinneigung zum Sentimentalen ist allen seinen Dichtungen eigen. Wirklich Glänzendes hat er in seinen Uebersetzungen u. Nachbildungen geleistet. Der Einfluß der deutschen Literatur zeigt sich bei keinem anderen amerikanischen Dichter in einem so hohen Grade, wie bei L. Sein erstes größeres Originalwerk war der Roman „Outremer“ (Boston 1835), der sogleich großen Beifall fand. Von den folgenden Schriften sind hervorzuheben: „The spanish Student“ (Drama, ebd. 1842; deutsch v. Häfeli, Jena 1871); „Evangeline“ (ein idyll. Epos aus dem Kolonistenleben Neuschottlands, das an Goethe's „Hermann u. Dorothea“ erinnert, ebd. 1847; deutsch von Belke, 1854; von Knortz, Jena 1871); „The golden Legend“ (eine stofflich dem „Armen Heinrich“ von Hartmann von der Aue entlehnte Novelle od. Sage, ebd. 1851; deutsch 1860); „The Song of Hiawatha“ (ebenfalls eine episch-idyllische Dichtung, welche in einem Jahre 30 Aufl. erlebte, Boston 1855; deutsch von Ad. Böttger, Lpz. 1856, v. Ferd. Freiligrath, Stuttg. 1857, u. v. Herm. Simon, Jena 1871); die Novellen „Hyperion“ (1839; deutsch 1856) u. „Kavanagh“ (1849; deutsch 1851); die Sammlungen seiner lyrischen Gedichte: „Voices of the night“ (1840 u. ö.); „Ballads and poems“ (1841; deutsch 1857); „Seaside and fireside“ (1850). Eine Sammlung seiner „Poetikal works“ überhaupt erschien u. A. 1863 in 3 Bdn., seiner „Poets and Poetry of Europe“ 1871. Schließlich ist seine Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ Dante's (New-York u. Lpz. 1867) zu erwähnen.

Longford, Grafschaft in der Mitte Irlands (Prov. Leinster), 18,9 □M. mit 64,408 E. (1871), von denen 91 % kathol. sind; wird von den Grafschaften Westmeath im S. u. O., Cavan im NO. u. N., Leitrim im NW. u. Roscommon im W. umschlossen. Die westl. Grenze bildet der Shannon mit dem Lough Ree. Die Grafschaft bildet mit Ausnahme eines Hügellandes im N. eine fruchtbare, wellenförmige Tiefebene, die nur am Shannon streckenweise sumpfig ist u. sich ebensowol zum Anbau von Getreide, nam. Hafer, wie zur Viehzucht eignet. Auch in dieser Grafschaft hat die Bevölkerung in den letzten 30 Jahren um 46 % abgenommen. Leinene u. baumwollene Gewebe sind die wichtigsten Produkte der Industrie. Die Hauptstadt L. mit 4500 E. liegt an einem Zweige des Royal-Canal, welcher vom Shannon nach Dublin führt, ist Sitz eines kathol. Bischofs, hat eine Kathedrale u. treibt Gerberei, Brauerei u. beträchtlichen Handel mit landwirthschaftlichen Produkten.

Longhi, Giuseppe, einer der besten italienischen Kupferstecher der Neuzeit, geb. zu Monza am 13. Okt. 1766, gest. zu Mailand am 2. Jan. 1831. Er bildete sich unter dem Stecher Vangelisti in Mailand aus u. übte sich zugleich in der Malerei. Nach Rom gekommen, wurde er mit Rafael Morghen (s. d.) innig befreundet. Dann kehrte er nach Mailand zurück, wo er die Galatea auf der Muschel nach Franc. Albani stach, sich aber auch mit Miniaturportraits beschäftigte, bis Napoleon I. ihn beauftragte, sein von Gros gemaltes Portrait zu stechen, infolge dessen er nach Vangelisti's Tode zum Professor an der Kunstakademie in Mailand ernannt wurde. Als solcher bildete er viele namhafte Schüler, z. B. Anderloni, Garavaglia u. die Deutschen Felsing u. Steinla. Daß er die verschiedensten Meister in wunderbarer Treue mit allen ihren künstlerischen Eigenthümlichkeiten aufzufassen u. wiederzugeben wußte, beweisen seine Hauptblätter, z. B. mehrere nach Rembrandt, die Vision des Hesekiel u. das Sposalizio nach Rafael, die Magdalena nach Correggio u. a. Unvollendet blieb sein letztes Werk, „Das Jüngste Gericht“, nach Michel Angelo, u. seine schriftstellerische Arbeit: „Teoria della Calcografia“ (Mailand 1830).

Longinus, Dionysius Cassius, ein berühmter Rhetor des 3. Jahrh. n. Chr., lehrte zu Athen. Eine Reise in den Orient brachte ihn mit der Königin Zenobia von Palmyra in Verbindung, u. weil er diese zum Widerstand gegen Rom ermuthigte, ließ ihn später der Kaiser Aurelian hinrichten. Es existirt noch von ihm eine Schrift περὶ ὕψους (herausgeg. u. A. von Spengel in den „Rhetores Graeci“, Bd. 1, Lpz. 1853), welcher alle Vorzüge eines vollendeten Stils bespricht u. von gesundem Urtheil u. reinem Ausdrucke zeugt. Die Titel seiner übrigen Werke schlagen in das Gebiet der Grammatik, Rhetorik u. Philosophie ein.

Long-Island (spr. Long-Eiländ), d. h. Lange Insel, ist die größte Atlantische Insel der Vereinigten Staaten von Nordamerika u. wird durch den Long-Island-Sound von dem Staate Connecticut u. durch den schmalen East-River von dem Staate New York getrennt.

Ihre Länge beträgt 26 M., ihr Flächeninhalt 48 M. An ihrer Ostseite schneidet der Peconic-Busen tief in das Land ein; die Südküste wird von einer Menge langgestreckter, schmaler u. niedriger Eilande begleitet, u. mit ihrem westlichen Theil begrenzt sie die Bai von New-York im Osten. Die ganze Insel gehört zum Staate New York u. wird ihrer Länge nach von mehreren Eisenbahnen durchschnitten. Am stärksten ist der an der New-York-Bai gelegene Theil der Insel bevölkert, wo sich die gewaltigen Städte Brooklyn (s. d.) u. Williamsburgh an die Hauptstadt des Staates anschließen.

Longobarden, s. „Langobarden".

Longus, griech. Schriftsteller, der etwa im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb einen Hirtenroman in vier Büchern, der die Liebe des Hirten Daphnis zu Chloe zum Vorwurfe hat u. zu dem Gelungensten gehört, was das Alterthum in dieser Gattung aufzuweisen hat (herausgegeben u. A. von Hercher, Lpz. 1858).

Longwy, Stadt u. Festung 3. Klasse im franz. Departement Meurthe et Moselle mit 3132 E. (1872), liegt 1/2 M. von der belg. Grenze an der Chiers. Die zum Theil in Felsen eingearbeiteten Festungswerke sind 1680 von Vauban angelegt worden. Die Bevölkerung verhüttet Kupfererze, produzirt Gold- u. Silberarbeiten, Thonwaaren, Posamenten, Spitzen u. Leder u. führt geräucherte Fleischwaaren aus. L. hat 15. Sept. 1815 u. 25. Jan. 1871 an die Preußen kapituliren müssen; an letzterem Tage fielen 4000 Gefangene mit 200 Geschützen in die Hände der Sieger.

Loniceren, s. „Caprifolium".



Nr. 4012. Henry Wadsworth Longfellow, geb. 27. Febr. 1807.

Lönnrot, Elias, finnischer Sprachforscher, geb. zu Sammati bei Helsingfors 9. April 1802; ergriff zuerst das Schneiderhandwerk, studirte aber seit 1825 Medizin u. Philosophie, wurde 1833 Kreisarzt in Kajana, wandte indeß sein Interesse hauptsächlich der Literatur u. den Kulturbestrebungen seines Volkes zu, erhielt 1853 die Professur der finnischen Sprache u. Literatur an der Universität in Helsingfors u. ward seitdem Führer der finnischen Literatur-Bewegung. Er gab u. A. heraus: „Kanteletar" (eine Lieder- u. Balladen-Sammlung, Helsingfors 1840, 2 Bde.); „Suomen Kansan Sanalaskuja" (Sprüchwörter-Sammlung, 1842); „Suomen Kansan Arvoituxia" (Räthsel-Sammlung, 1844; 2. Aufl., 1851); das finnische Nationalepos „Kalewala" (s. d.) 2c.

Lónyay v. Nagy-Lónya u. Vásáros-Namény, Graf Melchior, ungarischer Staatsmann u. national ökonomischer Schriftsteller, im Uebrigen einer der reichsten Magnaten; geb. 6. Jan. 1822, stammt aus einer altungar., streng calvinistischen Familie, studirte in Pest, saß 1843—44 als Oppositionsmitglied im Landtag, bereiste dann einen großen Theil Europa's, trat 1847 wieder in den Landtag, wurde 1848 im 2. ungar. Ministerium Unterstaatssekretär für die Finanzen, flüchtete nach Niederwerfung der Revolution ins Ausland, durfte aber schon 1850 zurückkehren u. war seit 1861 wiederholt Reichstags-Abgeordneter. Eine ungemein rege Thätigkeit entfaltete er auf dem sozialen u. dem wirthschaftlichen Gebiete; insbesondere förderte er die Theißregulirung, organisirte die landwirthschaftlichen Provinzialvereine, betheiligte sich eifrig bei der Gründung von Kreditinstituten, bekämpfte die finanzielle Mißwirthschaft der absolutistischen Aera, trat aber auch für die durch das Patent von 1859 gefährdete Autonomie der Protestantischen Kirche in die Schranken u. half den Plan des ungar.-österr. Ausgleichs ausarbeiten. Seit 17. Febr. 1867 in dem konstitutionellen Ministerium Andrassy ungar. Finanzminister wurde L. 26. Mai 1870 Reichs-Finanzminister u. 14. Nov. 1871 ungar. Ministerpräsident, mußte aber 30. Nov. 1872 seine Entlassung nehmen. Reichstagsverhandlungen, welche seinen Sturz herbeiführten, gaben Aufschluß darüber, wie er als Minister seinen Reichthum noch zu vermehren getrachtet hatte. Nichtsdestoweniger ward er dann wieder in den Reichstag gewählt. Im J. 1871 wurde er in den Grafenstand erhoben.

Loos, Daniel Friedrich, Medailleur, geb. zu Altenburg 15. Jan. 1735, erhielt den ersten Unterricht vom Hofgraveur Stieler, kam 1751 zum Stempelschneider Ludwig nach Leipzig u. erhielt, von seinen auf sein Talent eifersüchtigen Meistern in der künstlerischen Entwicklung immer gehindert, nach manchen Wanderungen u. herben Schicksalen 1756 die Stelle eines Münzgraveurs in Magdeburg u. nach Aufhebung der dortigen Münze die eines Medailleurs in Berlin. Als solcher verschaffte er sich durch Erfindung einer Maschine zur Nachahmung französischer Modebänder die Mittel zum schwunghaften, ausschließlichen Betrieb des Medaillengeschäfts u. verfertigte mit seinem bald nach dem Vater gestorbenen Sohne Friedrich viele Denkmünzen. Er starb als Mitglied des Senats der Akademie der Künste 1. Okt. 1819. Sein zweiter Sohn, Gottfried Bernhard, geb. 6. Aug. 1774, begründete in Berlin eine große Medaillenmünzanstalt, aus welcher zahlreiche treffliche Arbeiten hervorgingen. L. ist Verfasser mehrerer Schriften, wie: „Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Gold- u. Silbermünzen" (Berl. 1821); „Sammlung einzelner Aufsätze über Gegenstände des Münzwesens u. der Münzkunde" (3 Hefte, ebd. 1822) u. „Die Kunst, falsche Münzen zu erkennen" (ebd. 1828). L. starb 6. Aug. 1843 als Münzrath u. Generalwardein in Berlin.

Lootse heißt der Seemann, welcher dazu dient, ankommende Schiffe in den Hafen zu führen. Die L.n sind bei allen irgendwie schwierigen Häfen angestellt, fahren den ankommenden Schiffen entgegen u. übernehmen von dem Augenblicke an, wo sie das hineinzuführende Schiff betreten, dessen Leitung unter ihrer alleinigen Verantwortlichkeit.

Lope de Vega, s. „Vega".

Lopez, Carlos Antonio, südamerikanischer Staatsmann, Neffe u. Nachfolger des Dr. Francia (s. d.) in der Diktatur von Paraguay, geb. 1799; war zuerst Grundbesitzer u. Advokat, wurde vom National-Kongreß von Paraguay 1842 zum zweiten Konsul u. 14. März 1844 zum Präsidenten auf 10 Jahre gewählt, als welcher er die Unabhängigkeit der Republik von den Argentinischen Staaten erkämpfte. Am 17. Mai 1857 von Neuem zum Präsidenten auf 7 Jahre erwählt, starb er 10. Sept. 1862.

Lophobranchier od. Büschelkiemer, eine Ordnung prismatisch gebauter, mit viereckigen Knochenschildern bedeckter Knochenfische mit röhrenförmiger Schnauze, unvollkommen entwickelten Flossen u. büschelförmigen Kiemen. Ihre Männchen tragen die Eier bis zum Ausschlüpfen der Jungen in zu Bruttaschen entwickelten Hautfalten mit sich herum. Hierher gehören u. a. die Meernadeln od. Syngnathen.

Loqmân heißt ein fabelhafter altarabischer Weiser, der schon im Koran erwähnt wird u. von dem eine Anzahl Sprüche u. Anekdoten überliefert werden. Auch trägt seinen Namen eine Bearbeitung der sog. äsopischen Fabeln, welche in ziemlich schlechtem Arabisch geschrieben u. offenbar wörtlich aus dem Griechischen übersetzt ist. Diese „Fabeln Loqman's" sind lange bei uns als Lesebuch für Anfänger im Arabischen gebraucht worden. Zuerst gab sie Erpenius heraus (Leyden 1615); von den zahlreichen spätern Ausgaben genügt es die von Marcel (Kairo 1799, mit franz. Uebersetzung), Freytag (Bonn 1823) u. Rödiger (Halle 1830; 2. Aufl. 1839) zu nennen.

Loranthus europaeus, Eichenmistel, Riemenblume; eine der gemeinen Mistel (Viscum album) ganz ähnliche Schmarotzerpflanze, die

nur auf Eichen, aber schon in Böhmen für den Süden von Mitteleuropa, vorkommt, längliche, weniger dicke u. lederartige Blätter hat, sonst aber völlig der Mistel gleicht, von der sie durch ihre schwarzgrauen Aeste abweicht. Sie bildet die Urform für eine ganze Reihe ähnlicher Gewächse, die Loranthaceen, welche aber fast durchgängig der Tropenzone angehören u. hier zum Theil mit sehr schönen Blumen auftreten.

Lorber (Laurus nobilis); ein baumartiger Strauch von 6—10 m. Höhe mit abstehenden, knorrig gebogenen Aesten, glatten Zweigen, kurzgestielten lederartigen u. höchst aromatischen Blättern von länglich-lanzettlicher Form u. welliger Fläche, kurzgestielten winkelständigen vierblütigen Blumendolden mit gelblich-weißen Blumen, deren Hülle viertheilig ist, endlich mit länglichen kirschenartigen u. blauschwarzen Beeren. Ursprünglich aus Asien, ist der schon seit dem Alterthume hochgepriesene Strauch in Südeuropa ebenfalls heimisch geworden; seine Nordgrenze liegt für Deutschland in dem Wörlitzer Garten bei Dessau, wo er noch im Freien ausdauert. Seine immergrünen Blätter sowie deren Arom u. äußere Schönheit machten ihn zum Symbol des Edlen u. Schönen, mit welchem man ausgezeichnete Männer aller Art frühzeitig beehrte. Mit Lorberkränzen krönte man die Sieger bei öffentlichen Wettspielen, Dichter u. Sänger, eine Sitte, die sich lange erhalten hat u. selbst jetzt noch in der Darreichung solcher Kränze symbolisch geübt wird. Poëta laureatus hieß ein mit dem L. gekröntetr Sänger. Die Blätter des L. dienen außerdem als angenehmes Speisengewürz; die Beeren liefern in ihren Kernen ein fettes, leicht gerinnendes Oel (Lorberöl, Loröl), das man gegen Hautkrankheiten u. zur Einbalsamirung der Leichen verwendet, aber auch ein ätherisches, stark riechendes Oel, endlich einen eigenthümlichen krystallinischen Stoff, Laurin. Der L. erreicht sehr hohes Alter u. dabei entsprechende Stammdicke. In Dalmatien grünte noch bis auf die Neuzeit ein L., mit dessen Zweigen sich Julius Cäsar bekränzt haben soll, ebenso ein anderer sehr alter Baum auf dem Grabe des Vergilius am Pausilippo.

Lorca, Stadt in der span. Provinz Murcia mit 20,000 E., liegt an der Sangonera malerisch an den felsigen Abhängen eines Gebirges u. wird im N. u. O. von einer stark bevölkerten u. sehr reich angebauten Huerta umgeben. Die Stadt, nach Murcia die blühendste des Königreiches Murcia, ist sehr gut gebaut, hat treffliche Bildungsanstalten u. schöne Promenaden, produzirt Oel, Mehl, Pulver, Tuch u. verhüttet silberhaltige Bleierze, die in der Nähe abgebaut werden.



Nr. 4013. Kloster Lorch.

Lorch, Stadt im württemberg. Jagstkreis (Oberamt Welzheim) mit 2283 E. (1871), liegt an der Rems, 1 M. im Westen von Gmünd u. an der Stuttgart-Nürnberger Eisenbahn. Wahrscheinlich auf dem Grunde einer röm. Grenzstation stehend, kam L. 1251 an Württemberg; der Dichter Conz (s. d.) ist hier geboren. Auf dem nahen, 342 m. hohen Marienberge erhebt sich das ehemalige Benediktinerkloster L., welches 1102 von Friedrich von Hohenstaufen gegründet, 1525 von den Bayern zerstört u. 1531—57 wieder hergestellt worden ist. Die roman. Stiftskirche umschließt die Grabstätten einer großen Anzahl Hohenstaufen. In L. brachte Schiller einen Theil seiner früheren Jugend zu.

Lord (altengl. laverd, angelsächs. lâford od. hlâford, schottisch laird). Das angelsächs. hlâford weist bestimmt auf hlâf, engl. loaf, Laib, Brot, hin, das auch im Worte Lady steckt. L. wird also einen Brotherrn, Schutzherrn bedeuten. Heutzutage ist L. in England der Titel sämmtlicher Peers, also aller Mitglieder des hohen Adels, im engern Sinne der Barone, der Söhne der Herzöge u. Marquis u. des ältesten Sohnes eines Earl (Grafen). Die L.s gehören zur Nobility, zum hohen Adel. Ferner führen den Titel L. alle hohen Staatsbeamten, die vermöge ihres Amtes im Oberhause Sitz haben, sowie die engl. Bischöfe im Parlament, in Schottland auch alle Richter höherer Tribunale. Lordmayors heißen z. B. die Oberbürgermeister von London, Dublin u. York. Der Lordmayor steht auf ein Jahr als höchste Magistratsperson an der Spitze der städtischen Verwaltung. — Mit L. redet der Engländer auch Gott den Herrn an, The Lord's Prayer heißt das Vaterunser, The Lord's Supper das heilige Abendmahl ꝛc.

Lorelei, s. „Lurlei".

Lorenz, Ottokar, verdienter Historiker, geb. 1832 zu Iglau (Mähr.), studirte 1851—54 in Wien Geschichte, habilitirte sich 1856 an der dortigen Universität, wurde 1857 Offizial des k. k. Geh. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs u. wirkt seit Dez. 1860 als außerord. u. seit 1866 als ord. Prof. der österr. Geschichte an der Wiener Hochschule. Seine Archivarstellung mußte er wegen eines Prozesses, den er sich durch seine Betheiligung an der lit. Opposition gegen das Ministerium Schmerling zugezogen, 1865 aufgeben. Er veröffentlichte: „Ueber das Konsulartribunat" (Wien 1854); „Die österr. Regentenhalle" (Biogr., ebd. 1857); „Josef II. u. die belg. Revolution nach den Papieren des Grafen Murray" (ebd. 1862); „Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrh." (2 Bde., ebd. 1863—69); „Geschichte Ottokar's II. von Böhmen u. seiner Zeit" (ebd. 1866); „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (Berl. 1870); „Geschichte des Elsaß" (mit W. Scherer, ebd. 1871; 2. Aufl. 1872); „Papstwahl u. Kaiserthum" (ebd. 1874) ꝛc. Auch hat L. eine Neubearbeitung der „Oesterr. Geschichte" von Pölitz (Wien 1859; 2. Aufl. 1871) herausgegeben.

Lorenzstrom od. St. Lorenzstrom (engl. St. Lawrence, franz. St. Laurent), einer der größten Ströme Nordamerika's, bildet den Abfluß der 5 großen Seen, erhält aber seinen Namen erst bei Kingston, wo er dem Ontariosee entströmt u. die Grenze zwischen Canada u. dem nordamerikanischen Unionsstaate New-York bildet. Als seinen Quellfluß kann man den St. Louis ansehen, der in den Oberen See (1505 □M.) mündet. Dieser steht durch den St. Mary's River mit dem Huron-See (988 □M.) in Verbindung, u. aus letzterem führt die Mackinaw-Straße in den Michigan See (1053 □M.) u. der St. Clair-Fluß durch den St. Clair-See in den Erie-See (515 □M.), welcher durch den Niagara (s. d.) mit dem Ontario-See (296 □M.) verbunden wird. Von diesem 4357 □M. bedeckenden Süßwassermeere gehören ⅖ zu den engl. Besitzungen. Bei Kingston hat der L. noch einen seenartigen Charakter u. wird auch als See der 1000 Inseln bezeichnet. Weiter unterhalb liegen Stromschnellen; bei Cornwall breitet sich der L. zum Francis-See aus, u. unterhalb desselben hemmen abermals Stromschnellen die Schiffahrt auf dem Strome selbst auf etwa 3 M., werden aber durch den La Chine-Kanal umgangen. Oberhalb Montreal strömt dem L. auf der linken Seite der Ottowa (s. d.) zu, ein Abfluß aus dem Seensystem Obercanada's, der bei seiner Mündung mehrere Inseln bildet. Weiter unten, auf der rechten Seite, empfängt der Hauptstrom den Richelieu, welcher aus dem Champlain-See abfließt u. eine überaus wichtige Verkehrsader mit dem Hudson bildet. Unterhalb der Mündung des Richelieu bildet der L. den St. Peter-See, in welchen rechts der St. Francis einströmt, nimmt bei Three Rivers links den St. Maurice u. bei Quebec rechts den Chaudière-River auf. Bei letzterer Stadt theilt sich der Strom in zwei Arme, welche die Insel Orléans umschließen. Seine Breite, die unterhalb Quebec schon 3 M. beträgt, nimmt immer mehr zu, u. nachdem ihm links noch der Saguenay zugeströmt ist, mündet er 20 M. breit in den St. Lorenz-Busen, durch die Insel Anticosti in einen nördl. u. südl. Arm getheilt. Diesem Golfe sind im Osten die Inseln New-Foundland u. Cape Breton vorgelagert, während die Prince-Edwards-Insel in ihm selbst liegt. Der L. bildet eine überaus wichtige Handelsstraße, welche bei der geringen Höhe der südl. Wasserscheide mit dem Hudson u. dem Mississippi durch verschiedene Kanäle hat in Verbindung gesetzt werden können. Bis Montreal können die größten, bis in die Seen mittlere Seeschiffe aufwärts fahren; Chicago hat schon in direkter Dampfschiffsverbindung mit Liverpool gestanden. Holz, Getreide, Mehl, Erze, Salz, Fleisch, Wolle, Butter sind die wichtigsten Produkte, welche auf diesem Wasserwege ausgeführt werden. Noch 20 M. oberhalb Quebec zeigen sich die Wirkungen der Flut. Vom Ontario-See bis zum Meere hat der L. eine Länge von 153 M., inclusive des Seengebietes von 403 M.; sein Stromgebiet umfaßt 24,000 □M.

Loreto, Stadt in der ital. Provinz Ancona mit 5000 E., liegt $2^3/_4$ M. im Süden von Ancona, unweit der Mündung des Musone in das Meer, auf einer Anhöhe an der Eisenbahn u. ist Sitz eines Bischofs, einer Prätur sowie eines Gymnasiums. Die Bevölkerung nährt sich

vorzugsweise von dem Unterhalt der Wallfahrer, welche an der Casa santa (heiligen Hütte) der Domkirche beten. Letztere, ein schönes Werk der Renaissance, 1461–1513 von Bramante erbaut, umschließt unter ihrer großartigen Kuppel in diesem Backsteinhäuschen, das mit Marmor bekleidet ist, die Wohnung der heiligen Maria in Nazareth. Dieselbe war von der heiligen Helena, Mutter Konstantin's, entdeckt u. mit einem Tempel überbaut worden; als Araber diesen zerstörten, trugen Engel das Häuschen 10. Mai 1291 auf einen Berg bei Fiume, 9. Dez. 1294 in die Nähe der ital. Stadt Recanati u. später an die Stelle, wo es jetzt noch steht. Die Casa santa ist von goldenen u. silbernen Lampen erhellt u. zeigt auch das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zur Maria gekommen, um ihr die Geburt Christi mitzutheilen. Die großen Schätze, welche die Kirche ehedem besaß, sind seit dem Einfall der Franzosen 1797, wo sie geflüchtet wurden, verschwunden. Vor dem Dome steht die Erzstatue Sixtus' V. Die Marmorausschmückung des Innern, 1513–1528 von Andrea Contucci u. seinen Schülern ausgeführt, gehört zu den bedeutendsten Reliefarbeiten der ital. Renaissance.

Loretten nannte man in Paris die den Femmes élégantes, od. den Femmes entretenues des 1. Kaiserreiches u. der Restaurationsperiode ähnlichen Frauenzimmer, die von der in Paris lebenden eleganten u. leichtfertigen Männerwelt unterhalten werden, in glänzenden Toiletten auftreten u. durch Scheinbildung u. elegantes Wesen sich als vornehme Damen geriren. Sie sind der Aristokratie, was die Grisetten (s. d.) den Studenten sind. Alphonse Karr gab ihnen in seinen „Guêpes“ zuerst den Namen L., vermuthlich weil diese Frauenzimmer meist in der Nähe der Kirche Notre-Dame de Lorette wohnten. In neuerer Zeit ist das Wort L. durch das gleichbedeutende „Cocotte“ ersetzt worden.

Lorgnon od. **Lorgnette** (frz., spr. Lornjong od. Lornjett'), Opernglas, ursprünglich nur für ein Auge bestimmt (monocle), heute in derselben Bedeutung auf das für beide Augen bestimmte Glas angewandt.

Lori nennen 1. die Spanier, nach dem Malayischen luri, alle vorwiegend rothen Papageien, engl. lorikeet; 2. heißen so die Faulaffen (Gatt. Stenops Nycticebus), indische Halbaffen aus der Familie der Lemuren. Sie haben eine kurze Schnauze, sehr große Augen u. einen sehr kurzen od. gar keinen Schwanz; sie leben auf Bäumen von deren Blättern u. Früchten, wie von Insekten, Vogeleiern u. jungen Nestvögeln, denen sie zur Nachtzeit nachstellen, während sie sich den Tag über in Baumlöchern verborgen halten.

Lorient od. L'Orient (spr. Loriang), Hauptstadt des gleichnamigen Arrondissements im westfranz. Departement Morbihan mit 30,928 E. (1872); liegt an der Südküste der Bretagne u. an der Bai von L., ist sehr regelmäßig gebaut u. hat schöne Plätze u. Promenaden. Der Hafen ist geräumig u. sicher; an demselben befinden sich großartige Docks u. Werften, nam. für die franz. Kriegsmarine. L. ist Festung 2. Klasse, Flottenstation u. Kriegshafen, hat ein Marinearsenal, ein bedeutendes Seehospital, umfangreiche Kasernen, Kriegs- u. Marineschulen u. eine Seepräfektur. Die Industrie der Stadt besteht in Maschinenbau, Eisengießerei, Lederfabrikation ꝛc. Sehr beträchtlich ist der Schiffsverkehr u. Seehandel, nam. mit Getreide, Wein, Branntwein, Fischen, Wachs, Honig u. landwirthschaftlichen Produkten. Von L. u. den benachbarten Küstenorten wird bedeutender Fang von Sardinen u. Sardellen betrieben. L. ist aus einem 1664 von der Ostindischen Compagnie begründeten Hafenetablissement entstanden.

Lorinser, Karl Ignaz, verdienter Arzt u. Fachschriftsteller, geb. als Sohn des Wundarztes Ignaz L. (geb. 1771, gest. 1841) zu Niemes (Böhmen) 24. Juli 1796, studirte in Prag u. Berlin, habilitirte sich als Privatdozent an letzterer Universität, ging 1822 als Mitglied des Medizinal-Kollegiums nach Stettin, 1824 als Regierungs- u. Medizinalrath nach Köslin u. 1825 nach Oppeln, zog sich 1850 aus dem Staatsdienst nach Patschkau (Schlesien) zurück u. starb daselbst 2. Okt. 1853. Sein Hauptinteresse wandte er den Epidemien zu, u. in dieser Beziehung hat er sich durch sein klassisches Werk „Untersuchungen über die Rinderpest“ (Berl. 1831) unvergeßlich gemacht. Ein anderes seiner Hauptwerke ist „Die Pest des Orients“ (Berl. 1837). Sein in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ 1831 veröffentlichter Aufsatz über die Cholera hatte die Aufhebung der Militär-Cordons zur Folge, rief aber auch, wie seine Broschüre „Zum Schutze der Gesundheit auf Schulen“ (Berl. 1836), eine Menge Streitschriften hervor. — Friedrich Wilhelm **L.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Niemes 13. Febr. 1817, seit 1843 Primärarzt des Bezirkskrankenhauses auf der Wieden in Wien u. seit 1850 Leiter eines von ihm gegründeten orthopädischen Institutes daselbst, entdeckte, daß der so oft bei den Arbeiterinnen der Phosphorzündhölzchen-Fabriken vorkommende Knochenbrand der Kiefer lediglich von der Einwirkung des Phosphors herrühre, u. erfand eine neue Methode zur Behandlung u. Heilung von Kontrakturen im Knie- u. Hüftgelenke. Außer einer Schrift darüber (Wien 1849) gab er heraus: „Gedenkblätter der Familie L.“ (ebd. 1868) u. mit seinem Bruder, dem Arzt u. Botaniker Gustav **L.** (geb. zu Niemes 28. Aug. 1811, gest. zu Wien 20. Mai 1863), ein „Taschenbuch der Flora Deutschlands u. der Schweiz“ (ebd. 1848; 2. Aufl. 1851).

Lorm, Hieronymus, eigentlich Heinrich **Landesmann**, Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Nikolsburg (Mähren) 9. Aug. 1821; ist seit früher Jugend taub u. fast vollständig blind, lebte längere Zeit in Wien u. gegenwärtig in Dresden. Als Prosaiker ist L. nam. eine hervorragende Kapazität auf dem Gebiete der literarischen u. philosophischen Kritik, als Poet ist er der bedeutendste deutsche Dichter des Pessimismus. Er schrieb: „Abdul“ (Gedicht, Berl. 1843; 2. Aufl. 1852); „Wiens poetische Schwingen u. Federn“ (Wien 1846); „Gräfenberger Aquarelle“ (Berl. 1848); „Ein Zögling des J.“ (Roman, Wien 1855, 3 Bde.); „Am Kamin“ (Erzähl., 2 Bde., Berl. 1856); „Erzählungen des Heimgekehrten“ (Prag 1858); „Intimes Leben“ (Novelletten, ebd. 1860); „Novellen“ (Wien 1864); „Gabriel Solmar“ (Roman, ebd. 1864, 2 Bde.); „Gedichte“ (Hamb. 1870; 2. Aufl. 1876); „Philosophisch-krit. Streifzüge“ (Berl. 1873); „Geflügelte Stunden“ (Gedichte, Lpz. 1876, 3 Thle.) ꝛc. Auch hat er mehrere Theaterstücke verfaßt, wie das Lustspiel „Der Hausschlüssel“ u. das Schauspiel „Das Forsthaus“.

Lörrach, Kreisstadt im Großherzogthum Baden mit 6086 zu [illegible] protest. E. (1871); liegt in den südwestl. Vorbergen des Schwarzwaldes in dem breiten Thale der Wiese, 9 Km. im NO. von Basel, ist Sitz eines Kreisamtes u. Amtsgerichtes, hat eine evang. u. eine kathol. Pfarrkirche u. ein Realgymnasium, treibt Baumwoll- u. Wollspinnerei, Fabrikation von Tuch, wollenen u. baumwollenen Waaren, Zeugdruckerei u. Obst- u. Weinbau. – Der Kreis **L.** bildet den südwestlichsten Theil des Großherzogthums u. hat auf 17,5 □M. 91,220 zu [illegible] protest. u. [illegible] kath. E. In ihm liegen außer L. noch die Städte Kandern, Schopfheim, Neuenburg, Müllheim, Sulzburg, Schonau, Zell u. Todtnau. Eingetheilt ist der Kreis in die Amtsbezirke L., Schopfheim, Müllheim u. Schönau.

Lorraine, franz. Name für Lothringen.

Lortzing, Gustav Albert, deutscher Opernkomponist, geb. 23. Okt. 1803 zu Berlin; wurde von seinen Eltern, die aus bürgerlichen Verhältnissen zum Schauspielerstande übergetreten waren, früh zeitig für die Bühne bestimmt; er folgte ihnen, als sie 1812 Berlin verließen, nach Breslau u. verschiedenen Städten Süddeutschlands, wohin Engagements sie riefen, u. fand selbst in Kinderrollen auf der Bühne Verwendung. In den Jahren 1819—26 war er successive in Düsseldorf, Aachen u. Köln für jugendliche Liebhaber- u. Tenorbufforollen engagirt; an letzterem Orte ließ er 1824 seine erste kleine Oper „Ali Pascha von Janina“ aufführen. Im J. 1826 folgte er einem Engagement nach Detmold, machte sich durch verschiedene erfolgreiche Gastspielreisen u. seine 1832 komponirten Liederspiele „Scenen aus Mozart's Leben“ u. „Der Pole u. sein Kind“ allgemeiner bekannt u. kam 1833 an das Stadttheater nach Leipzig. Das lebhafte musikalische Treiben dieser Stadt war von günstigster Einwirkung auf L.'s künstlerische Ausbildung. Hier entstanden „Die beiden Schützen“ (Text nach einem franz. Lustspiel von ihm selber verfaßt), welche im Febr. 1837 zuerst aufgeführt wurden u. ungemein gefielen, u. bereits im Dez. 1837 ging „Czar u. Zimmermann“ (das Libretto wiederum von L.) in Scene, welche Oper schnell ihren Weg über die deutschen Bühnen machte u., wie sie L.'s bestes Werk ist, so auch sein populärstes wurde. Weniger Glück machten „Caramo, od. das Fischerstechen“ (1839), „Hans Sachs“ (1840) u. „Casanova“ (1841), deren Texte der Hauptsache nach wiederum von L. herrühren. Ungetheilten Erfolg dagegen hatte 1842 „Der Wildschütz“ (Text von L. nach Kotzebue's „Rehbock“). Im J. 1844 vertauschte L. seine Stellung als Schauspieler mit der des Kapellmeisters an derselben Bühne, brachte im April 1845 seine romantische Oper „Undine“ zur Aufführung, legte aber 1. Aug. 1845 seine Leipziger Stelle nieder u. wurde 1846, nachdem sein „Waffenschmied“ in Wien (Theater an der Wien) Erfolg gehabt hatte, als Kapellmeister bei genannter Bühne angestellt. Die Wirren des J. 1848 hatten die Schließung dieses Theaters u. für L.

demgemäß Verlust seiner Stellung zur Folge; erst im Sommer 1849 fand er eine neue, u. zwar wieder am Leipziger Stadttheater, welches auch 1847 seine Oper „Zum Großadmiral" u. zu Anfang 1849 „Die Rolandsknappen" zuerst gegeben hatte. Aber schon wenige Wochen nach Antritt seines Amtes schied L. infolge von Zerwürfnissen mit Sängern u. Musikern aus demselben wieder aus, u. da sich nicht gleich wieder ein ähnliches Engagement finden wollte, mußte er wieder zum Komödiespielen, u. noch dazu an kleineren Theatern seine Zuflucht nehmen, bis er im Mai 1850 als Kapellmeister am neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zu Berlin ein Engagement fand. Was er in dieser Stellung noch schrieb, z. B. die Musik zu dem Vaudeville „Eine Berliner Grisette", die Operette „Die Opernprobe" rc., ist ohne Bedeutung u. heute vergessen, wie es auch damals keinen Erfolg hatte. Zu dem Mißmuth darüber gesellten sich körperliche Leiden, denen er 21. Jan. 1851 erlag. Mit ihm starb einer der liebenswürdigsten Menschen u. ein Komponist, der in seinen Opern zwar die Tiefen des Gemüths nicht aufzuregen u. große Leidenschaften nicht zu schildern verstand, dem aber das Aussprechen des Anmuthigen u. Heiteren u. noch mehr des Humoristischen u. Gemüthlich-Komischen vortrefflich gelang.



Nr. 4011. Gustav Albert Lortzing (geb. 23. Okt. 1803, gest. 21. Jan. 1851).

löschen, auch losen, lossen u. entlossen heißt in der Schiffersprache: die Ladung aus dem befrachteten Schiffe schaffen. Es wird dazu eine gewisse Anzahl von Tagen (Löschtage od. Liegetage) u. auch ein gewisser Platz (Lösch- od. Loßplatz) bestimmt.

Loschwitz, malerisch am rechten Elbufer gelegenes Dorf, ¼ M. stromabwärts von Dresden mit 2920 E. (1871), welche Wein- u. Obstbau treiben, bietet in seinen reizenden Villen vielen Dresdenern u. Fremden Sommerfrische. Das Häuschen auf dem ehemaligen Körner'schen Weinberge, in dem Schiller an „Don Carlos" (1785—87) schrieb, ist noch erhalten.

Löß, Lößformation. Ueber das, was man unter dem Namen L. zu verstehen habe, war man bis vor kurzer Zeit noch völlig im Unklaren, indem Einige L. mit Lehm für vollständig gleichbedeutend hielten, Andere darunter einen kalkhaltigen Lehm verstanden, während noch Andere mit L. alle Sand- u. Lehmablagerungen bezeichneten, welche die untere Etage der Diluvialschichten (s. d.) bilden. — Erst in neuester Zeit ist es gelungen, den Begriff des L. genau festzustellen u. seine Entstehung u. Lagerungsverhältnisse zu erforschen. Der L. ist ein Gebilde der Erosion großer, weiter Flußthäler früherer u. jetziger Zeit, ein Produkt der Ablagerung u. gleichzeitigen Auswaschung vom Wasser fortgeschwemmter Verwitterungsprodukte verschiedener Gesteine. Er besteht aus äußerst feinem Quarzsand, gemengt mit kohlensaurem Kalk, u. enthält nur selten etwas Lehm od. Thon; er besitzt daher auch hellere Farben als der Lehm u. unterscheidet sich vor Allem dadurch von ihm, daß er, mit Wasser übergossen, allmählich zerfällt, ohne eine plastische (bildsame) Masse zu bilden. Der Kalkgehalt ist für ihn charakteristisch u. wird durch Aufbrausen nach dem Befeuchten mit einer Säure, z. B. Salzsäure, erkannt. Da, wo der L. in mächtigeren Schichten abgelagert ist, bildet er meist sehr steil abfallende Abhänge. Er wird für sehr fruchtbar gehalten. Von Fossilien findet man in den jüngeren Schichten nam. Schnecken u. Knochen von Fröschen, in den älteren Ueberreste von Elephas primigenius u. s. w. Man findet den L. hauptsächlich im Donauthale, im Rheinthale, in der Güldnen Aue, im Elbthale in der Gegend von Lommatzsch u. s. w. Auch in China soll der L. in großer Ausdehnung vorkommen.

Lossow, eine Münchener Künstlerfamilie. Arnold Hermann L., Bildhauer, geb. zu Bremen 24. Okt. 1805, erhielt seine Ausbildung in Rom u. in München u. ließ sich in letzterer Stadt nieder, wo er unter Ludwig I. mit feiner Auffassungsgabe u. großer technischer Gewandtheit viele Portraitstatuen theils nach eigenen Modellen, theils nach denen Widnmann's u. Brugger's in Marmor ausführte. Mehrere derselben schmücken die Außenseite der Glyptothek; andere Arbeiten von ihm befinden sich in der dortigen Ruhmeshalle. Er starb in München 4. Febr. 1874. Von seinen Söhnen besuchte Karl die Akademie unter Philipp Foltz u. zeigte viel Talent für historische Kompositionen, bes. aus deutschen Dichtungen des Mittelalters, doch blieben die meisten seiner Kompositionen nur Cartons; Friedrich L., geb. 1838, machte sich von 1860 an durch humoristische Thierbilder u. illustrirende Zeichnungen sowie durch „Das Leben der Hausthiere" mit Versen von Eduard Ille einen Namen; er starb in München 19. Jan. 1872. Heinrich L., dessen künstlerisches Auftreten etwas später fällt, brachte mehrere trefflich gezeichnete Bilder.

Losung, Feldgeschrei u. Parole sind militärische Erkennungszeichen, die zur größeren Sicherheit vor dem Feinde gegeben werden. Ohne sie würde das dichteste Vorpostennetz keinen genügenden Schutz gegen feindliche Kundschafter gewähren. Während die Parole — ein willkürlich gewählter Städtename — nur den einzelnen Wachkommandanten u. Befehlshabern gegeben wird, theilt man die beiden anderen Zeichen auch den Truppen mit, um ihnen für alle Fälle die Möglichkeit zu gewähren, sich als Freund zu erkennen. Das Feldgeschrei ist ein Taufname, die Losung hingegen ein willkürlich gewähltes Doppelzeichen, dessen eine Hälfte der mit „Halt! Wer da?" Angerufene, dessen andere der Anrufende giebt. Besser als bloße Doppelworte (z. B. „Helm-Spitze", „Schlag-Baum") eignen sich zur L. Erkennungszeichen derart, daß z. B. der Anrufende pfeift, worauf der Angerufene verabredetermaßen mit einem Schnalzer zu antworten hat. Nachdem die L. richtig befunden, wird das Feldgeschrei ebenfalls abverlangt. Giebt der Angerufene in beiden Fällen falsche Antwort, so darf auf ihn geschossen werden. Die erwähnten drei Erkennungszeichen werden im Kriege täglich einmal ausgegeben, können aber sofort gewechselt werden, wenn man bei dem Gegner ihre Kenntniß vermuthet, was bei vorgekommenen Desertionen sehr wahrscheinlich ist. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen, als Oberbefehlshaber der deutschen Heere, wurden vom 29. August 1870 an L. u. Feldgeschrei bei der III. (Kronprinz von Preußen) u. Maasarmee (Kronprinz von Sachsen) gemeinschaftlich ausgegeben. Dieselben lauteten für den Tag von Sedan, d. h. vom 31. Aug. bis zum 1. Sept., „Nimmer-satt" u. „Richard". — Die Einführung von L. u. Feldgeschrei soll schon von Iphikrates ausgegangen sein. Der einst übliche Schlachtruf, häufig Feldgeschrei genannt, diente nicht nur zur Begeisterung der Krieger, sondern auch als Erkennungszeichen inmitten des Kampfgetümmels. — L. in der Jägersprache bedeutet die Exkremente des Wildes, der Hunde u. der Raubthiere.

Lot, einer der größten Nebenflüsse der Garonne im südl. Frankreich, entspringt auf den Cevennen im Dep. Lozère, fließt in vielfach gewundenem Laufe nach W. u. mündet, nachdem er rechts die Truehre u. Selle aufgenommen, bei Aiguillon auf der rechten Seite der Garonne. Von den 60 M. seines Laufes sind 44 schiffbar.

Lot, südfranz. Dep., 94,65 □M. mit 281,404 E. (1872), bildete ehemals einen Theil von Guyenne u. ist ein Hügelland, das von Ausläufern der Cevennen u. des Hochlandes der Auvergne erfüllt wird. Den S. durchströmt der L., welcher hier die Selle aufnimmt, den N. die Dordogne. Der Boden ist fruchtbar u. gut kultivirt; Hanf, Wein, Getreide, Obst u. Tabak werden in großer Ausdehnung angebaut u. sind wichtige Artikel der Ausfuhr. Von Bedeutung ist die Seidenkultur u. Mehlfabrikation. Die Berge liefern Kalk, Steinkohlen, Mühlsteine, Serpentin, Alabaster u. Lithographieschiefer. Die Industrie besteht in Kalkbrennerei, Töpferei, Ziegelfabrikation, Leinwand- u. Wollweberei, Eisengießerei, Gerberei u. Papierfabrikation. Das Departement hat zur Hauptstadt Cahors u. wird in die Arrondissements Cahors, Figeac u. Gourdon eingetheilt.

Lot, der Sohn Haran's u. Neffe Abraham's, wandert nach der hebr. Patriarchensage mit Letzterem aus Ur Kasdim nach Kanaan, erhält von ihm das reichere Weideland am unteren Jordan u. am Todten Meere u. nimmt zu Sodom seinen Wohnsitz (1. Mos. 12, 13). Bei einem Einfall östl. Könige gefangen, wird er von Abraham befreit (1. Mos. 14), auf Veranstaltung Jehova's aus Sodom vor dessen Vertilgung gerettet, wobei jedoch sein Weib umkommt, u. wohnt dann erst zu Zoar, dann auf dem Gebirge, wo er durch Blutschande mit seinen Töchtern der Stammvater der Moabiter u. Ammoniter wird (1. Mos. 19). Ist auch ein geschichtlicher Kern an dem Allen nicht zu bezweifeln, so ergiebt sich doch Einzelnes deutlich als Dichtung der Volkssage. So gab zu der Sage von L.'s Weibe eine Salzsäule am Südende des Todten Meeres den Anlaß; zu der Sage von der Blutschande L.'s theils der scheinbare Anklang im Namen jener beiden Völker, theils der Nationalhaß gegen dieselben.

Lot et Garonne, südfranz. Departement, 97,20 □M. mit 319,289 E. (1872), umfaßt den größten Theil der alten Landschaft Agenois u. wird von Hügeln durchzogen, die im N. Ausläufer des Auvergnegebirges, im S. die äußersten Vorberge des Pyrenäensystems sind. Die von einem Kanal begleitete Garonne durchschneidet das Land in nordwestl. Richtung u. nimmt hier rechts den Lot, links den Gers u. die Baise auf. Der SW. des Dep. geht schon in die Sandsteppen der Landes (s. d.) über, ebenso lassen die Hügel zwischen Garonne u. Lot u. der eisenhaltige Thonboden im N. nur einen beschränkten Anbau zu; wo aber das Land kultivirbar ist, da erzeugt es große Mengen von Getreide u. Obst u. nam. einen vortrefflichen Wein u. guten Tabak. Wichtig ist daneben die Viehzucht. Die Industrie liefert Branntwein, wollene Waaren, Korke, Fayence- u. Thongeschirre, Leder, Tuch, Oel, Seilerwaaren, Tabak 2c. Von Bedeutung ist der durch die schiffbaren Flüsse geförderte Handel mit Getreide, Obst (bes. Pflaumen), Hanf, Wein u. Vieh. Die Hauptstadt des Departements ist Agen, es zerfällt in die Arrondissements Agen, Marmande, Nérac u. Villeneuve.

Loth nennt man im physikalischen Sinne einen unten mit einer Metallkugel beschwerten Faden, den man zu dem Zwecke frei herabhängen läßt, um die genaue Richtung der Schwere zu erfahren u. vielleicht eine andere gegebene Richtung mit dieser prüfend zu vergleichen. Da die Richtung eines L.es auf der Richtung einer ruhigen Wasserfläche immer rechtwinklig steht, so nennt man in der Geometrie überhaupt jede gerade Linie, welche eine andere rechtwinklig durchschneidet, ein L. auf dieser andern. — **Lothrecht** nennt man jede Richtung, welche mit der des L.es zusammenfällt.

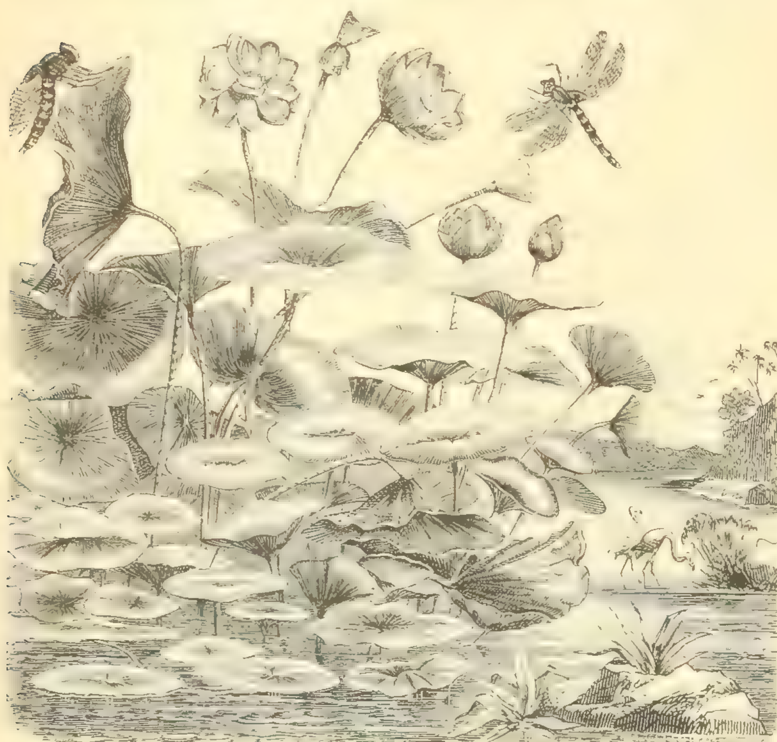
Lothar I., röm. Kaiser von 840—55, geb. 795, war ein Enkel Karl's d. Gr. u. der älteste Sohn Ludwig's des Frommen. Schon 814 übertrug der herrschaftsmüde Vater ihm das „Königreich" Bayern u. ernannte ihn, von dem übermächtigen Klerus dazu angetrieben, 817 zum Mitkaiser u. 820 zum König von Italien. Als er jedoch 830 die Stiefmutter Judith den Schleier zu nehmen zwang, sich mit dem Vater offen entzweite, ihn 833 zum Gefangenen machte u. zur öffentlichen Kirchenbuße nöthigte, erhoben sich die Brüder, Ludwig der Deutsche (s. d.) u. Pipin, gegen ihn u. bestimmten ihn, sich nach Italien zurückzuziehen. Um so lebhafter erfaßte sein herrschsüchtiger Geist den Gedanken, nach dem Tode des Vaters 840 die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Aber die blutige Schlacht von Fontenoy (25. Juni 841), in der die Heldenkraft der Franken gebrochen wurde, entschied gegen ihn. Als er die Sachsen zur Freiheit, die Normannen zur Hülfe aufrief, wandten sich nicht nur seine weltlichen fränkischen Vasallen, sondern auch die Geistlichkeit von ihm ab u. zwangen ihn, mit seinen Brüdern jenen Vertrag von Verdun (Aug. 843) einzugehen, der ihm doch noch die Kaiserwürde, das Königreich Italien u. Mittelfranken überließ, mit den Hauptstädten Aachen u. Rom. Frühzeitig gebrochen an Körper u. Geist, theilte auch er noch mit warmer Hand das Reich unter seine drei Söhne Ludwig II., Lothar II. u. Karl, nahm Tonsur u. Mönchsgewand u. suchte im Kloster Prüm in der öden Eifelgegend durch Bußübungen u. reiche Schenkungen an Kirchen u. Klöster den Frieden mit dem Himmel. Er starb nur wenige Tage nach seinem Eintritt (29. Febr. 855). — **L. II.**, zweiter Sohn des Vorigen, war von 855—869 König von Lothringen, d. h. von jenem Landstriche, welcher, nach ihm so genannt, vom Schweizer Jura bis zur friesischen Nordseeküste reichte u. Aachen zur Residenz hatte. Durch den Tod seines jüngsten Bruders Karl (863) fiel ihm auch ein bedeutender Theil des provençalischen Reiches am Rhone zu; aber die unwürdige Art, mit der er durch falsche Beschuldigungen die Trennung von seiner rechtmäßigen Gemahlin Thietberga zu Stande brachte, um seine Jugendgeliebte Waldrada zu heirathen, verschaffte den Erzbischöfen seines Landes u. dem Papste (Nikolaus I.) einen übermächtigen Einfluß u. raubte L. sowol Kraft als Neigung, die Seeküsten gegen die beständigen Einfälle der Normannen zu schützen. Als er 8. Aug. 869 zu Piacenza plötzlich verschied, beweinten jene beiden Frauen seinen Tod u. ihr Schicksal als Nonnen in den Klöstern Metz u. Remiremont a. d. Mosel, über sein Erbe aber fielen seine ländergierigen Oheime Ludwig der Deutsche u. Karl der Kahle her. — Vgl. Dümmler, „Geschichte des ostfränkischen Reiches" (Bd. I, Berl. 1862).

Lothar, König von Frankreich (954—86), war der Sohn Ludwig's IV., des „Ueberseeischen" (s. d.), u. der Gerberga, einer Schwester Otto's d. Gr. Doch verdankte der dreizehnjährige Knabe den Thron nur der Großmuth Hugo's d. Gr., der eine andere Schwester Otto's, Hatwig, zur Gemahlin hatte u. als Herzog von Francien u. Burgund alle Gewalt in Frankreich besaß. Auch der Tod dieses Machthabers (956) änderte wenig, da seine Söhne Hugo Capet u. Otto im Besitze jener Herzogthümer blieben. Die Regierung L.'s zeigt ein vergebliches Ringen, zuerst auf Kosten der Normandie u. Flanderns, endlich durch Eroberung Lothringens die geringe Macht der franz. Krone zu vergrößern. Drei Tage besaß L. (978) durch Ueberfall die Hauptstadt Aachen, aus der sein Vetter Otto II. (s. d.) eiligst hatte fliehen müssen; dann belagerte ein deutsches Heer Paris u. nöthigte ihn 980 zum gänzlichen Verzicht auf Lothringen, mit dessen größerer Hälfte (Niederlothringen) sein Bruder Karl belehnt wurde. Ein zweiter Eroberungszug scheiterte 984. Zwei Jahre darauf, 986, folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der letzte karolingische König in Frankreich.

Löthen, das, nennt man das Verfahren, vermittels geschmolzener Metalle od. Legirungen zwei Metallstücke so mit einander zu verbinden, daß sie fest aneinander haften u. für Luft u. Flüssigkeiten an der Verbindungsstelle undurchdringlich sind. Die schmelzbare Metalllegirung legirt sich oberflächlich mit den zu verbindenden Flächen, welche häufig verschiedener Natur sind, Kupfer u. Zinn, Gold u. Silber od. dgl., u. von deren Beschaffenheit es abhängt, ob jene, das sog. **Loth**, leichter od. schwerer schmelzbar sein muß. Man unterscheidet demnach **Weichloth** u. **Hartloth**; ersteres ist entweder reines Zinn od. eine Mischung von Blei u. Zinn; letzteres ist je nach den zu löthenden Metallen verschieden. Für Messing besteht es aus einer Mischung von Messing u. Zink, für Bronze aus einer Mischung von Kupfer, Zinn u. Zink, für Neusilber aus Neusilber u. Zink, für Silber aus Silber u. Kupfer, für Platin aus Gold, für Eisen aus Kupfer u. s. w. Bedingungen für das Gelingen des L.s sind, daß die zu verbindenden Flächen gut auf einander passen, daß sie blank u. oxydirei sind u. daß sich auf ihnen auch während des L.s selbst keine Oxydschicht bilden kann, welche das Anhaften des Loths verhindert. Man feilt die betreffenden Stellen deshalb vorher sorgfältig zu, ätzt wol auch mit Säure u. schützt sie während des Löthens durch einen leicht schmelzbaren Körper, den man darauf streut, u. welcher, flüssig geworden, den Zutritt der Luft abhält. Solche Schutzmittel sind z. B. Kolophonium für Weichloth, Borax für Hartloth. Das Loth selbst wird in feingepulvertem Zustande zwischen die zu verlöthenden Flächen nicht zu viel u. nicht zu wenig gestreut, u. diese werden, während sie eng an einander gehalten werden — bisweilen bindet man sie mit Draht zusammen — soweit erhitzt, daß das Loth zum Schmelzen kommt u. den Zwischenraum ausfüllt. Das Erhitzen geschieht entweder mit einem glühenden Metallkolben, dem **Löthkolben**, od. mittels der direkten Stichflamme, welche man mittels des Löthrohres (s. d.) auf die zu schmelzende Stelle hinleitet.

Lothringen, Reg.-Bez. des deutschen Reichslandes Elsaß-L., umfaßt 113,61 □M. mit 490,308 E. (1871) u. grenzt im W. u. SW. an Frankreich, im O. u. SO. an Elsaß, im N. an Rheinbayern, Rheinpreußen u. Luxemburg. Das Land bildet ein Plateau von 220—320 m Höhe, welches im SO. zu den Vogesen ansteigt u. einzelne Höhen auf den zwischen den Flüssen sich nach N. hinziehenden Bergreihen bis zu 430 m. trägt. Die höchste Erhebung ist der Murstein (952 m.) in den Vogesen. Der bedeutendste Fluß ist die Mosel, welche auf 9½ M. L. von S. nach N. durchfließt u. hier die Seille auf der rechten Seite aufnimmt. Trotz der Kanalisirung der Mosel bei Metz wird sie an Schiffbarkeit von der Saar übertroffen, zu deren Gebiet der größte Theil des Regierungsbezirkes gehört u. welche seit 1866 theilweise kanalisirt ist. Ihr wichtigster Zufluß ist die Nied, die aber erst in Rheinpreußen mündet.

Zahlreiche Weiher u. Seen liegen im O. u. S. des Landes, so der See von Gondrexange, der Etang le Grand u. der Etang de Lindre. Der Rhein-Marne-, der Saar- u. der Salinenkanal u. der 1875 vollendete Kanal von der franz. Grenze bei Arnaville bis Metz sind die künstlichen Wasserstraßen, die eine hervorragende Wichtigkeit für den Steinkohlentransport aus dem Saarbecken besitzen. Die Eisenbahnen haben eine Länge von 407 Km. Die Bevölkerung schied sich nach der Zählung von 1871 in 457,157 Katholiken, 23,936 Protestanten u. 8646 Israeliten; seitdem hat aber die Zahl der Protestanten infolge der Einwanderung beträchtlich zugenommen. Die Franzosen L.s zählen etwa 170,000 Seelen. Die Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit Ackerbau, welcher 414,617 Hektaren einnimmt u. im Moselthale mit dem besten Erfolge betrieben wird. Hier wird bes. Weizen kultivirt, während im O. der Roggenbau überwiegt; 5918 Hektaren sind dem Weinbau gewidmet, doch ist das Produkt nur mittelmäßig, obgleich einige Rothweinsorten sich des Exportes nach Deutschland verlohnen würden.



Nr. 4015. Die Lotosblume.

Die Viehzucht steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Von Wichtigkeit ist die Obstkultur im Moselthale nam. in Bezug auf Pflaumen, Kirschen u. Birnen. Die Hauptindustrie des Landes besteht in der Gewinnung u. Verarbeitung von Eisen, dessen Erze sich in großen Lagern von der franz. Grenze bei Novéant bis an die Grenze von Luxemburg erstrecken. Die mächtigen Steinkohlenlager im Saargebiet sind weltbekannt. Die Salzlager an der Saar u. Seille umfassen ein Areal von 6431 Hektaren, die Steinbrüche liefern Bausteine, Kalk, Gips u. Marmor. Außer den Eisenhütten u. Eisengießereien beschäftigen die Glashütten im O. des Landes, die Plüsch- u. Seidenfabriken, die Stroh- u. Bastflechtereien u. die Fabriken von Streichhölzern, Wagen, Leder, Oel, Tabak u. Chemikalien einen guten Theil der Bevölkerung. In den Vogesen werden viele Holzwaaren, nam. Schuhe, Schaufeln, Kübel u. a., verfertigt. L. zerfällt in die Kreise Stadt Metz, Land Metz, Diedenhofen, Boschen, Forbach, Saargemünd, Saarburg u. Salzburg (Château Salins). Die Einnahmen betrugen 1874: 12,786,240 Frcs. 76 Cts. u. deckten sich mit den Ausgaben. Seit 1872 gehört L. mit Elsaß zum deutschen Zollgebiet. Die Hauptstadt des Regierungsbezirkes ist Metz (über Geschichte L.s s. „Elsaß L."). — Vgl. Th. Huhn, „Deutsch-L., Landes-, Volks- u. Ortskunde" (Stuttg. 1875).

Löthrohr heißt ein metallenes, unten rechtwinklig umgebogenes, etwa 20 cm. langes Blaserohr, welches oben weiter u. mit einem Mundstück versehen ist, konisch zuläuft u. an seinem untern Ende eine Platinspitze mit sehr feiner Oeffnung hat. Es dient dazu, behufs des Löthens (s. d.) die Oel- od. Weingeistflamme durch einen starken, eingeblasenen Luftstrom zu einer scharfen, stark hitzenden Stichflamme zu gestalten.

Lotos od. Lotus (Nelumbium speciosum), eine zu den Seelilien od. Nymphäaceen gehörige prächtige Wasserpflanze, die man zwar auch in Südasien kennt (geheiligte „Padma" der Inder), die aber früher sehr häufig in Aegypten auf dem Nil wuchs u. im Kultus sowie in der ornamentalen Kunst der alten Aegypter vielfach bedeutungsvolle Verwendung fand. Nach Julius Braun soll in einem Bündel von Blumenstielen mit den entsprechenden Fruchtköpfen das Urbild der ägypt. Säule zu sehen sein. Gegenwärtig kommt der L. in Aegypten nicht mehr vor, dagegen soll er im blauen Nil noch wachsen. Die Pflanze entspricht ganz u. gar unseren Teichlilien, nur daß das Blatt schildartig von den langen Blattstielen getragen wird u. die Frucht die Gestalt eines gerieften Kreisels annimmt. Die Blume dagegen ist völlig die rosenartige unsrer Nymphäen mit über 20 spitz zulaufenden weißen Blumenblättern. In den mohnkopfartigen Früchten liegen die kleinen Samen innerhalb einer bräunlichen, wolligen Umhüllung, welche die ganze Fruchtkapsel erfüllt, sind aber trotz ihrer Kleinheit genießbar, indem man sie mit Sesam u. anderen Fruchtkörnern unter das Brotkorn mischt. Auch die kräftige Wurzelknolle, ein knollenartiges Rhizom, wie bei den Nymphäen, ist eßbar, obschon sie etwas morastig schmeckt; sie soll gekocht wie Sellerie schmecken. Eine ganz besondere Schönheit entfalten die großen Blätter auf ihrer rothbraunen Unterseite, wo sie ein prachtvolles durchsichtiges Geäder aus ihren Rippen herstellen, das mit dem gekerbten Rande u. der dunkelgrünen Oberseite auffallend kontrastirt. — Uebrigens darf man diese Lotusblume nicht mit einer andern verwechseln, die ebenfalls im Nil wohnt u. eine wirkliche Seelilie (Nymphaea Lotus) ist, die der Isis heilig war u. deren mehlreiche Samen ebenfalls genossen werden. Noch weniger darf man beide Pflanzen mit dem Lotusstrauche (Zizyphus Lotus), od. gar mit der Lotuspflaume (Dióspyros Lotus) verwechseln (s. „Dattelpflaume"). — Bei uns zu Lande hat man auch einen Lotusklee, von welchem es mehrere Arten mit prächtigen gelben Blumen giebt (Lotus corniculatus, uliginosus u. s. w.). Sein deutscher Name ist eigentlich Hornklee, weil die Früchte in Gestalt von hornförmigen Hülsen erscheinen.

Lotterie (vom ital. Lotto, das Los) nennt man ein Glücksspiel, welches sich in der Hauptsache darauf gründet, daß auf die planmäßig bestimmte Gesammtzahl der einzelnen Spieler eine gewisse Anzahl Gewinne durch das Los vertheilt werden. Diese Gewinne können unter sich gleich, od. aber, wie dies meist der Fall ist, verschieden sein. Die Spieler betheiligen sich mit gleichen Summen an dem Spiele u. erhalten für ihre Einzahlungen vom Lotterie-Unternehmer mit Nummern versehene Empfangsbescheinigungen, welche, da sich auf diese Nummern die Auslosung bezieht, Lose genannt werden. Bestehen die Gewinne aus Waaren od. Kunstgegenständen, so spricht man von Waarenlotterien. Güterlotterien sind solche, bei denen als Hauptgewinn ein Landbesitz ausgelost wird. Beispiel einer der großartigsten Waarenlotterien ist die Anfang der sechziger Jahre veranstaltete Schillerlotterie. Geldlotterien werden von manchen Staaten regelmäßig veranstaltet, u. da bei denselben die Verwaltung der eingezahlten Gelder eine gesicherte ist, die erzielten Ueberschüsse auch zum allgemeinen Besten verwendet werden, so fehlt es nicht an Vertheidigern derselben, welche unter ihren Gründen hauptsächlich anführen, daß der Spieltrieb des Menschen, die Lust, dem Zufall, dem Glück, ein Pförtchen zu öffnen, sich einmal nicht ausrotten lasse, u. daß es besser sei, seine Befriedigung zu überwachen, als ihn im Geheimen wuchern u. der betrügerischen Ausbeutung anheimfallen zu lassen. — Die Auslosung der Gewinne, die Ziehung der Lose, erfolgt gemeiniglich durch Waisenknaben in der Art, daß von zwei trommelartigen verschließbaren Gefäßen, Glücksrädern, in das eine sämmtliche Nummern der spielenden Lose, auf zusammengerollte Papierzettel geschrieben, in das andere die zur Ziehung gelangenden Gewinnscheine gethan, u. nach geschehener Mischung (durch Umdrehen der Glücksräder) aus dem einen je eine Losnummer, aus dem andern gleichzeitig der darauf entfallende Gewinnschein gezogen werden. Bei den öffentlichen Geldlotterien werden in der Regel nicht alle in ein Spiel eingeschlossenen Gewinne in einer einzigen Ziehung zur Auslosung gebracht, sondern es erfolgt deren Ziehung in gewissen Perioden (Klassen), denen entsprechend auch die Einlage ratenweise gezahlt werden kann (Klassenlotterie). Die Zahl u. Größe der Gewinne steigert sich gewöhnlich, um das Interesse der Spielenden rege zu halten, mit den Klassen, so daß die Hauptgewinne erst in der letzten Klasse ausgelost werden. Außer den Gewinnen geben einige L.n noch Prämien auf gewisse der Reihe nach gezogene Lose (so die Hamburger). Indessen sind hiermit nicht die eigentlichen Prämienlotterien zu verwechseln, die einer besonderen Klasse von Anleihen, den Prämienanleihen od. Lotterieanleihen (s. „Anleihe"), eigenthümlich sind. Bei den öffentlichen Geldlotterien behält der Unternehmer (der Staat) einen festgesetzten Prozentsatz der Einlagen ($12\frac{1}{2}$ Prozent u. mehr) für die Verwaltung.

Die Geschichte der L. geht weit zurück. Unter den römischen Kaisern (Augustus u. Nachfolger) kam schon die Sitte auf, bei den Gastmählern äußerlich ganz gleichartige Briefe den Gästen entweder zu schenken od. zu verkaufen, von denen einer od. der andere eine Anweisung auf eine Geldsumme od. ein sonstiges Geschenk, bisweilen auch scherzhafte Kleinigkeiten u. dgl. enthielt. Diese Sitte hatte aber immer den Charakter einer geselligen Unterhaltung, die auch im Mittelalter noch im Schwunge blieb. Die erste L. als Glücksspiel wurde in Deutschland zu Osnabrück veranstaltet u. war eine Waarenlotterie; die erste Geldlotterie fand in Florenz 1530 statt. In Frankreich erhob man schon 1539 von jedem Lotterieloſe eine Steuer für den König, u. diese Möglichkeit einer bequemen indirekten Steuererhebung hat die meisten Staaten im Laufe der Zeit die L.n nicht blos dulden, sondern sogar begünstigen lassen; ja es haben später die Regierungen die L.n sogar als ihr Monopol betrachtet, u. demzufolge ist in fast allen Staaten, welche eigene L.n betreiben, der Vertrieb der Lose fremder L.n verboten. Nur wenig Staaten haben es über sich vermocht, auf diese Einnahmequelle zu verzichten — eine Resignation, die um so höher anzuerkennen ist, als sie lediglich aus sittlichen Gründen hervorgegangen u. nicht durch äußeres Drängen herbeigeführt worden ist. So hat England im J. 1826 die L. für immer in allen seinen Reichen aufgehoben u. Frankreich ist ihm darin zehn Jahre später gefolgt.

Lotterieanleihen, s. „Anleihen".

Lotti, Antonio, hochberühmter ital. Tonsetzer u. Haupt der jüngern sog. Venetianischen Schule, wahrscheinlich um 1665 zu Venedig geb. u. daselbst unter der Leitung Legrenzi's ausgebildet; wurde 1693 erster Organist u. 1736 Kapellmeister an der St. Markuskirche. Im J. 1718 verweilte er kurze Zeit in Dresden, um im Auftrage des Kurfürsten eine Oper zu schreiben. Er starb im Mai 1740. — L. ist ebenso hervorragend durch tiefe musikalische Gelehrsamkeit wie durch freie Schöpferkraft. Seine Opern (von denen ungefähr 20 bekannt sind) sowie seine sonstigen weltlichen Kompositionen (z. B. die Madrigalen) haben freilich heute, trotz vieler unbestreitbarer Schönheiten im Einzelnen, nur noch kunsthistorischen Werth; dagegen sind seine Kirchensachen, wie z. B. die beiden herrlichen „Crucifixus" (zu sechs u. zu acht Stimmen), noch immer lebensfähig.

Lotto, Zahlenlotto, genuesisches L., Lotto di Genova, ein öffentliches Glücksspiel, das, wie der Name besagt, italienischen u. speziell genuesischen Ursprungs ist. Benedetto Gentile, ein Rathsherr von Genua, ließ zur Zeit der Republik die Namen der in den Großen Rath wählbaren 90 Kandidaten in eine Urne thun u. daraus 5 ziehen. Bei diesem Wahlverfahren wurde bald auf diesen od. jenen Namen gewettet, u. allmählich wettete man nicht mehr auf Namen, sondern auf Nummern, die man aus den Zahlen 1 bis 90 zog. Der Staat übernahm schon 1620 die Aufsicht, indem er eine förmliche Wettbank gründete, die in unser heutiges Zahlenlotto überging, als jene Wahlen aufhörten. Von Genua verpflanzte sich das L. 1752 nach Wien, wo es vom Staate bald als eine einträgliche Einnahmequelle erkannt u. seit 1787 ausschließlich betrieben wurde. In Berlin kam es 1763 auf; um dieselbe Zeit wurde es in Ansbach, Bamberg, Würzburg u. München eingeführt. Seit 1773 betrieb es der bayerische Staat auf seine Rechnung. — Der Erste, welcher trotz des reichen Ertrages, den das L. den Unternehmern gewährte, auf diese Einnahmen aus Rücksicht auf den moralischen Schaden, den das Volk durch das Spiel litt, verzichtete, war der Fürstbischof Franz Ludwig; er schloß 1790 das L. in Würzburg u. Bamberg. In Ansbach wurde es 1801 von Preußen aufgehoben; in Frankreich hörte es wie die Lotterie mit dem J. 1835 auf. Laut Nationalversammlungsbeschluß sollte das L. in allen deutschen Staaten abgeschafft werden; in Bayern hat es jedoch bis 1861 noch fortbestanden, u. Oesterreich erfreut sich desselben heute noch. Das L. hat von seiner ursprünglichen Form sich fast gar nicht entfernt. Das Wesen desselben besteht immer noch darin, daß aus den Zahlen 1 bis 90, welche sich in einer Urne befinden, fünf Gewinn-Nummern gezogen werden. Vor der Ziehung besetzen die Spieler beliebige Zahlen mit beliebigen Beträgen; die gezogenen Nummern erhalten die darauf gesetzten Beträge so u. so viel Mal vervielfacht ausgezahlt, je nachdem eine einzelne Nummer, od. zwei derselben zusammen (ein Ambo) od. drei zusammen besetzte (ein Terno), od. vier (eine Quaterne), od. alle fünf (eine Quinterne) zusammen besetzt worden sind. Außer den genannten Kombinationen kann man auch die Stelle besetzen, d. h. eine einzelne Nummer mit der Bestimmung, daß sie von den gezogenen fünf Nummern die erste, zweite, dritte, vierte od. die fünfte sei (Estrato). Alle Einsätze, welche auf die nicht gezogenen 85 Nummern gemacht worden sind, verfallen der Lottokasse. Wenn die letztere nicht davon ausginge, selbst einen Gewinn zu machen, müßte sie jede einzelne Gewinn-Nummer mit dem 18fachen der darauf gemachten Einsätze (incl. dieser letzteren) honoriren, jedes Estrato mit dem 90fachen, jede Ambe mit dem 400,5fachen, jede Terne mit dem 11,748fachen, jede Quaterne mit dem 511,038fachen u. jede Quinterne gar mit dem 43,949,268fachen; denn im umgekehrten Verhältniß nur steht die Wahrscheinlichkeit des Gewinnfalles überhaupt. Statt dessen sind aber die Gewinne, welche in der That von der Lottokasse ausbezahlt werden, viel geringer — für einen unbestimmten Auszug (eine Nummer) wird in Oesterreich z. B. nur das 14fache, für einen bestimmten (Estrato) das 57fache, für eine unbestimmte Ambe das 240fache, für eine unbestimmte Terne das 4800fache, für eine unbestimmte Quaterne das 19,200fache u. für eine unbestimmte Quinterne das 48,000fache bezahlt. Die Differenz bezeichnet den Verlust, welchen die Gesammtheit der Spieler fortgesetzt erleiden muß. Da nun die Einsätze so gering gemacht werden können, daß auch der Unbemittelte sich an dem Spiele betheiligen kann, die Zahl der Spielenden mithin immer eine sehr große ist, da ferner die Ziehungen einander sehr rasch folgen, so leuchtet ein, daß die in dem L. zum Umsatz kommenden Summen sich in ganz ungeheurer Weise beziffern, u. daß die indirekte Steuer, welche die Gesammtheit der Spieler an die Lottokasse entrichtet, nothwendig eine ganz enorme sein muß. In dem Umstande, daß die Spiellust, die Hoffnung ohne Arbeit reich zu werden, durch das L. in denjenigen Kreisen gerade erregt wird, welche nur durch die Arbeit ihre äußeren Verhältnisse verbessern können, daß durch die rasche Wiederholung der einzelnen Spiele jene verderbliche, zur Leichtfertigkeit u. Unzufriedenheit stimmende Richtung immer neue Nahrung erhält, abgesehen davon, daß eine hohe Steuer gerade von einer Bevölkerungsklasse erhoben wird, welche dazu am wenigsten die Mittel hat, u. daß die durch die Verwaltung des L. verursachten Kosten gänzlich unproduktiv angelegt sind, in diesen Umständen liegt das Unmoralische u. das das sittliche Gefühl Untergrabende des L.



Nr. 4016. Rudolf Hermann Lotze (geb. 21. Mai 1817)

Lotto, Isidor, ausgezeichneter Violinvirtuos unsrer Zeit, geb. 22. Dez. 1840 zu Warschau als Kind armer israelitischer Eltern; erregte schon frühzeitig durch sein eminentes Violintalent Aufsehen u. kam 12 Jahre alt nach Paris auf das Konservatorium, wo er durch Massart seine höhere Ausbildung erhielt. Nach Absolvirung seiner Studien kehrte er zunächst nach seinem Vaterlande zurück, gab daselbst Konzerte u. begann dann ausgedehnte Kunstreisen, die seinen Ruf weit verbreiteten. Seit einigen Jahren lebt L. in Straßburg, wo er am Konservatorium die oberste Violinprofessur bekleidet. — L.'s Spiel ist in eminentem Grade durch Bravour, Sicherheit u. Reinheit ausgezeichnet; im Vortrag Paganini'scher u. ähnlicher Virtuosenstücke hat er heutzutage wol kaum seines Gleichen. Dagegen sind seine eigenen Kompositionen für sein Instrument unbedeutend.

Lotze, Rudolf Hermann, namhafter deutscher Philosoph, geb. 21. Mai 1817 zu Bautzen, studirte 1834—38 zu Leipzig Medizin u. Philosophie, habilitirte sich 1839 für die beiden genannten

Fächer zu Leipzig u. ward 1842 außerord. u. 1844 ord. Prof. der Philosophie zu Göttingen, wo er noch jetzt wirkt. Das System L.'s, für welches ihm seine umfassende Kenntniß der Naturwissenschaften nicht wenig zu Statten kam, schließt sich insofern an Leibniz an, als er gleich diesem die Entstehung der Welt aus unkörperlichen Einzelwesen erklärt, diese aber auf einander einwirken läßt. Jedes Wesen ist Verwirklichung einer Idee, der Urquell dieser Ideen ist Gott. Von den Werken L.'s hat neben der „Metaphysik" (Lpz. 1841) u. der „Logik" (Lpz. 1843) bes. der „Mikrokosmus; Ideen zur Naturgeschichte u. Geschichte der Menschheit; Versuch einer Anthropologie" (3 Bde., Lpz. 1856—64, 2. Aufl. 1869—72) Berühmtheit erlangt. Ferner erschien von ihm: „System der Philosophie" (1. Theil, die Logik, Lpz. 1874); auch bearbeitete er für die in München erscheinende „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" die „Gesch. der Aesthetik" (1868).

Loudon, s. „Laudon". **Louis,** franz. Könige, s. unter „Ludwig".

Louisd'ors (franz., spr. Luidohr, d. h. Louis von Gold), Name einer ehemaligen franz. Goldmünze, von Ludwig XIII. bis zu ihrer Ersetzung durch die 20- u. 40-Francsstücke im J. 1795 geprägt. Die unter Ludwig XIII. u. XIV. geschlagenen L. hatten einen Werth von 18 Mk. 25 Pf., während die unter Ludwig XV. u. XVI. geprägten sog. Schildlouis od. Louisneufs (d. h. neue Louis) nur 17 Mk. werth waren. Zuweilen nannte man L. auch die von verschiedenen deutschen Fürsten geprägten 5-Thalergoldstücke, nur die preuß. haben nie diesen Namen gehabt.

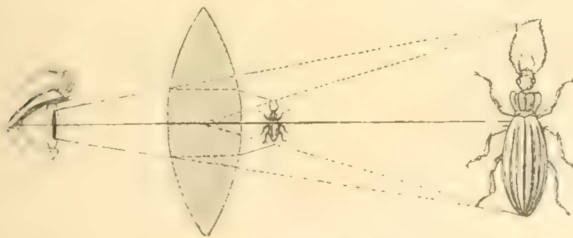
Louis Ferdinand, eigentlich Friedrich Christian Ludwig, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen August Ferdinand u. Neffe Friedrich's d. Gr., geb. zu Friedrichsfelde 18. Nov. 1772, erhielt franz. Erzieher u. Lehrer, welche wol seinen Geist vortrefflich ausbildeten u. ihn in allen ritterlichen Künsten tüchtig machten, aber die Bildung seines ungestümen, leidenschaftlichen Charakters vernachlässigten. Nachdem er, als einer der Muthigsten, den Feldzug von 1792 u. die Belagerung von Mainz 1793 mitgemacht hatte, trieb er Kunst- u. insbes. Musikstudien; sein Lehrer fürs Klavier, aber auch sein Vertrauter in Liebesabenteuern, war Joh. Ludwig Dussek (s. d.). Infolge der letzteren u. seiner Einmischung in die Politik ertheilte ihm der König wiederholt ernste Rügen. Als einer der eifrigsten Wortführer der antifranz. Partei, bildete er 1806 den Mittelpunkt für die jüngeren kriegslustigen Offiziere. Auch erhielt er nach der Kriegserklärung als Generalleutnant den Befehl über den 18,000 Mann starken Vortrab des Hohenlohe'schen Corps. Am 10. Okt. 1806 bei Saalfeld von einem übermächtigen Feinde angegriffen, vergaß er die Weisung, kein Gefecht anzunehmen, u. hielt tapfer Stand. Die Folge war, daß sein Corps fast gänzlich vernichtet wurde. Er selbst, todesmuthig in den vordersten Reihen kämpfend, empfing, nachdem er die Aufforderung, sich zu ergeben, mit den Worten beantwortet hatte: „Ein preußischer Prinz ergiebt sich nicht!" außer mehreren anderen Wunden von einem franz. Husaren einen tödlichen Stich in die Brust. An der von einer Linde beschatteten Stelle bei Wölsdorf, bez. Saalfeld, wohin dann die Feinde seine Leiche schleppten, um sie der Kleider zu berauben (nicht aber, wie man bisher glaubte, wo er gefallen), wurde 10. Okt. 1823 ein Denkstein gesetzt. Den Stamm jener Linde, welche der Eigenthümer 1874 pietätlos fällen ließ, kaufte der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, um daraus einen Tisch für den Kaiser Wilhelm anfertigen zu lassen. Vergl. „Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen L. F." (Berl. 1827).

Louisiana, einer der Südstaaten der Nordamerikan. Union, liegt zwischen dem 33.° u. 28.° 50.' n. Br., umfaßt das Mündungsgebiet des Mississippi u. wird durch diesen Strom u. den Pearl-River im O. von dem Staate Mississippi geschieden u. im N. von Arkansas u. im W. von Texas begrenzt; im S. stößt das Land an den Meerbusen von Mexiko. Der Flächenraum des Staates beträgt 1944,7 □M.; seine 280 M. lange Küste ist niedrig, sandig, reich an Strandlagunen u. bildet zwar mehrere Busen, unter denen die Vermilion- u. Barataria-Bai die größten sind, hat aber nur wenige gute Ankerplätze. Weit in das Meer hinaus reicht die durch die Anschwemmungen des Mississippi gebildete Halbinsel, deren Rückgrat gleichsam durch diesen Strom gebildet wird. Das ganze Land ist Tiefebene u. wird nur im NO. durch einige sanfte Höhenzüge unterbrochen. Der vierte Theil L.s liegt nur 3 m. über dem Meere u. wird alljährlich meilenweit durch Springfluten u. die Ströme überschwemmt. Der Mississippi, welcher vom 31.° n. Br. diesem Staate vollständig angehört, nimmt hier den Red-River auf; letzterem strömt kurz vor der Mündung der Black-River zu. Die Grenze mit Texas bildet der Sabine-River. Mit Ausnahme des letzteren Flusses werden diese Ströme von einer großen Anzahl von Seen u. weit ausgedehnten, mit Wald u. Rohrdickichten bedeckten Moräften begleitet; ein großartiges System von Lagunen, Sümpfen u. Wasseradern bildet ganz bes. das Deltaland des Mississippi (s. Abb. bei „Delta"), auf dessen linker Seite die Seen Pontchartrain, Borgne u. Maurepas, auf der rechten Lake-Grand u. Washa-Lake liegen. Zahlreiche große Seen befinden sich auch auf beiden Seiten des Red-River in der Nähe der Stadt Shreveport. Durch künstliche Entwässerung u. Eindämmung der Flüsse hat man gerade in den letzten Jahren sehr bedeutende Strecken dieses überaus fruchtbaren Schwemmlandes der Kultur gewonnen, die Ueberschwemmungen selbst eingeschränkt u. den Gesundheitszustand der Bevölkerung gehoben. Das Klima ist in den südl. Gegenden tropisch u. macht das Mississippidelta für die Europäer gefährlich; das gelbe Fieber ist in New-Orleans endemisch u. forderte noch in dem sanitärisch normalen Jahre 1870 in dieser Stadt 587 Opfer, d. i. 8 % aller Todesfälle. Gesünder sind die Prärienlandschaften im N. u. W. Gewaltige Nordstürme, welche den Strom hinabbrausen, machen oft selbst die benachbarten Meerestheile für die Schifffahrt gefährlich. — Die Bevölkerung zählte 1870: 726,915 Seelen; sie schied sich in 364,210 Farbige, 362,065 Weiße, 569 Indianer u. 71 Chinesen. Unter den 61,827 nicht in den Vereinigten Staaten Geborenen stammten 17,068 aus Irland u. 18,933 aus Deutschland. Im Ganzen ist nur $^1/_{12}$ der Oberfläche des Staates kultivirt u. der Anbau der wichtigsten Nutzpflanzen, nam. der Baumwolle u. des Zuckerrohrs, seit dem Bürgerkriege bedeutend zurückgegangen, während die Reiskultur sich in gleicher Weise während des letzten Jahrzehntes gehoben hat. Auf diesen 3 Produkten beruht der Reichthum des ganzen Staates. In erster Linie steht unter diesen die Baumwolle, in der L. $^1/_8$ der Gesammtproduktion der Vereinigten Staaten, 1870 mit 350,832 Ballen jedoch nur 45 % des Ertrages von 1860 liefert. Die Zuckerproduktion von 1870 ist dagegen auf $^1/_3$ der von 1860 zurückgegangen, hatte aber immer noch einen Werth von 10,984,943 Doll. u. ergab in Rohrzucker $^9/_{10}$, in Melasse $^3/_4$ der Gesammtproduktion der Union. Der Reisbau, begünstigt durch die wasserreichen Niederungen, gab 1870 eine Ernte von 22,277,380 Pfd. Bataten u. Mais werden vorzüglich für die einheimischen Bedürfnisse kultivirt; außerdem bringt das Land noch Wein, Obst, Tabak u. Südfrüchte in Menge hervor. Die großen Wälder liefern Hölzer, Pech u. Theer. Die Viehzucht ist nam. in Schweinen von Wichtigkeit, in den Prärien wird auch viel Bienenzucht getrieben. Die Industrie beschränkt sich fast nur auf die Verarbeitung der Landesprodukte; ihre bedeutendsten Etablissements sind Zuckerraffinerien, Mahl- u. Sägemühlen, Oelpressen, Tabaksfabriken u. außerdem noch Eisengießereien, Maschinenbauanstalten u. Fabriken für den Schiffsbedarf in der Hauptstadt. Die allgemeine Bildung ist gering, kaum ein Viertel der Kinder besucht die Schulen. Unter den 638 kirchlichen Gemeinden des Landes waren 1870: 227 baptistisch, 213 methodistisch, 103 katholisch. In New-Orleans residirt ein katholischer Erzbischof. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 113 M. L. ist der einzige Staat der Union, der in Parishes (Kirchspiele, u. zwar 53) zerfällt. Die Hauptstadt ist New-Orleans, der Senat des Landes zählt 36, das Repräsentantenhaus 104 Mitglieder. Die eigene Staatsschuld belief sich 1. Okt. 1873 auf 53,087,441 Doll. — An die Küste von L. waren schon 1541 Spanier gekommen, als die Franzosen die Mündungen des Mississippi entdeckten u. 1682 dort eine Kolonie gründeten, welche sie zu Ehren ihres Königs L. nannten. Diese Ansiedelungen vernichtete aber die Ungunst des Klimas; 1717 ward jedoch abermals von Franzosen eine Ansiedelung, New-Orleans, angelegt u. 1764 L. an Spanien abgetreten; 1800 kam das Land wieder an Frankreich, 1803 ward es aber von diesem an die Vereinigten Staaten für 15 Mill. Doll. verkauft. Zum Staate wurde es 1812 erhoben. Da die ganze materielle Kultur L.s schon wegen der klimatischen Verhältnisse sich auf die Negersklaverei gründen mußte, so stand auch dieser Staat im Bürgerkriege fest auf Seiten der Konföderirten u. befreundete sich auch nach der Niederlage seiner Partei nie mit der ihm aufgezwungenen Verfassung, denn durch dieselbe waren faktisch die Schwarzen, die ja auch die Majorität der Bevölkerung bilden, zu den Herren des Landes gemacht worden; sie hatten in der Volksvertretung die Mehrheit, wählten mehrmals aus ihren Reihen den Gouverneur u. majorisirten die Weißen, trotzdem daß bei diesen Bildung u. Wohlstand war, auf das Schmählichste. Zugleich ging auch die Plantagenwirthschaft bei der Unlust der freien Neger zur Arbeit mit Riesenschritten abwärts. Als nun der Kongreß zu Washington 22. April 1874 eine Bill genehmigt hatte, welche die Civilrechte der Neger in den ehemaligen Sklavenstaaten noch weiter ausdehnte, wuchs die Erbitterung der Weißen mit der neuen Ordnung der Dinge im S. der Union immer mehr u. mehr u. diese Spannung zwischen den beiden Klassen kam 14. Sept. 1874 in L. zu

einem gewaltsamen Ausbruch. Gegen die Schwarzen hatte sich dort eine Liga der Weißen gebildet, welche an jenem Tage in einem Massenmeeting den farbigen Gouverneur Kellog zur Niederlegung seines Amtes aufforderte, u. als dieser die Auslieferung der Waffen forderte, das Stadthaus von New-Orleans erstürmten u. ihren Kandidaten Pence als Gouverneur ausriefen. Die Bundestruppen der Hauptstadt erklärten sich als neutral u. Kellog mußte die Hülfe des Präsidenten Grant anrufen. Erst als weitere Bundestruppen einmarschirt waren, unterwarfen sich die Weißen, gezwungen, die Verwaltung Kellog's noch weiter zu dulden.

Louisville, größte Stadt des nordamerikan. Unionsstaates Kentucky mit 100,753 E. (1870), unter denen sich 14,956 Farbige u. 14,380 Deutsche von Geburt befinden; liegt unterhalb der Stromschnellen des hier 1/4 M. breiten Ohio, der bis dahin für große Schiffe fahrbar ist. Die Stadt ist durch sich rechtwinklig schneidende Straßen in regelmäßige Vierecke getheilt, hat glänzende öffentliche Gebäude u. ist Sitz einer Universität u. eines katholischen Bischofs. Mit Cincinnati, Pittsburgh u. New-Orleans in direkter Dampfschiffsverbindung stehend, ist L. eine der größten Handelsstädte im nordamerikan. Binnenlande. Die wichtigsten Exportartikel sind Tabak u. Schweinefleisch, fast 1/3 der gesammten Tabaksernte der Union kommt hier jährlich zur Versteigerung. Nicht minder bedeutend ist das Bankwesen der Stadt. Die Industrie hat in der neuesten Zeit einen außerordentlichen Aufschwung gewonnen. L. besitzt nam. große Eisengießereien, Maschinen- u. Schiffsbauanstalten, Mehl- u. Sägemühlen, Wagenfabriken, Bierbrauereien, Oelmühlen u. Branntweinbrennereien. Unter den 6 täglich hier erscheinenden Zeitungen befinden sich auch 2 deutsche.

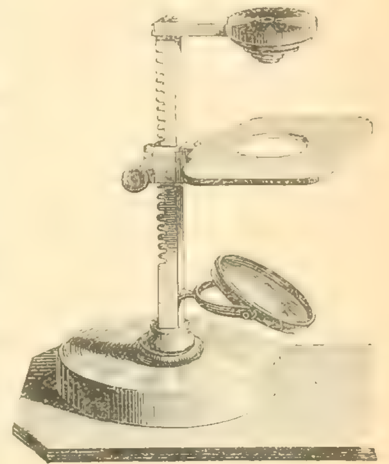
Loulé, Graf Val de Reis, Marquis de, portugies. Staatsmann, geb. zu Lissabon 1785; ward 1807 zum Marquis erhoben, führte dem Kaiser Napoleon I. die 8000 Mann starke „Lusitanische Legion" zu, an deren Spitze er sich bes. bei Wagram u. Smolensk hervorthat, ging später nach Brasilien, wo ihn König Johann VI., der ihm von Jugend auf befreundet war, zu seinem Großstallmeister machte. Mit demselben 1821 nach Portugal zurückgekehrt, suchte er den schwachen u. haltlosen König zu einem energischen Widerstand gegen die Absolutistenpartei zu ermuthigen, fiel aber seinen konstitutionellen Gesinnungen zum Opfer, indem er auf Veranlassung des Infanten Dom Miguel im Palaste Salvatierra zu Lissabon 1. März 1824 ermordet wurde. Sein Sohn, Nunez Jozé Severo de Mendoza Rolim de Moura Barreto, Marquis, zuletzt Herzog **de L.**, geb. zu Lissabon 1801, gest. daselbst 23. Mai 1875, war lange Zeit Staatsminister, bez. Minister des Innern u. Ministerpräsident, u. seit 1827 mit einer Schwester Dom Miguel's, der Infantin Anna de Jesus Maria (geb. 1806, gest. zu Rom 1857) vermählt.


Nr 4017. Wirkung der Loupe

Loupe, auch Lupe od. einfaches Mikroskop, nennt man eine Sammellinse (s. „Linse"), die man, wie Abb. Nr. 4017 zeigt, so zwischen das Auge u. einen kleinen, nahe am Auge befindlichen Gegenstand hält, daß der letztere um etwas weniger als die Hauptbrennweite der Linse von dieser entfernt ist. Man kann dann leicht eine solche Lage finden, daß die vom Objekte aus sehr divergent auf die Linse fallenden Strahlen durch diese gesammelt u. nur so schwach divergent ausgesendet werden, als die deutliche Sehweite des Auges reicht. Dieses letztere sieht dann in dieser Sehweite ein bedeutend vergrößertes Bild des in der Nähe kleinen Objektes. Ein solches, nicht durch wirkliche, sondern nur durch scheinbare Durchkreuzung der Strahlen entstandenes Bild heißt in der Optik ein **virtuelles Bild.** Schraubt man die L. der Bequemlichkeit wegen mit einer Messingfassung auf ein Stativ (Nr. 4018) u. legt das Objekt mit einem Glasplättchen auf ein darunter befindliches Objekttischchen, so erhält man einen sog. **Loupenapparat.**

Lourdes (spr. Lurrd'), Stadt im Arrondissement Argelès des franz. Depart. Hautes-Pyrénées mit 3989 E. (1872); liegt am rechten Ufer des Gave de Pau, eines Nebenflusses des Adour, fabrizirt Leinwand u. gestreifte Strümpfe u. bearbeitet den in benachbarten Steinbrüchen gewonnenen Marmor u. Schiefer. Die Stadt, röm. Ursprungs, wie man annimmt, hieß ehemals Miraubel (in der Volksmundart der Bearner s. v. w. „schöne Aussicht"); sie liegt am Fuße eines 100 m. hohen Felsens, den ein altes u. ehemals sehr festes Schloß krönt, gegenwärtig Kaserne für die kleine Garnison. Eine Bedeutung für weitere Kreise hat L. erst in neuerer Zeit als vielbesuchter Wallfahrtsort erlangt. Gegenüber der Stadt, auf dem linken Ufer des Gave nämlich, befindet sich die Grotte de Massavielle, in welcher im J. 1858 einem armen Landmädchen die heil. Jungfrau erschien u. sie zur Ueberbringerin eines Befehls an die Geistlichkeit, an diesem Orte eine Kirche zu erbauen, machte. Nach dem Verschwinden der Erscheinung fand man am Fuße der Grotte eine bis dahin angeblich nicht vorhandene Quelle, die gegenwärtig in Marmor gefaßt ist u. deren heilkräftiges Wasser weit versandt wird. Ueber den Felsen der Grotte erhebt sich jetzt eine schöne, aus grauem Pyrenäenmarmor erbaute Wallfahrtskirche.

Louth (spr. Luhß), die kleinste der Grafschaften Irlands, 14,8 □M. mit 84,198 E. (1871) umfassend, liegt an der Ostseite der Insel u. umschließt die Dundalk-Bai. Der Boden ist mit Ausnahme des nördl. Theiles, wo sich Berge bis zu 630 m. erheben, ein fruchtbares, reich bewässertes Tiefland, das Getreide, Flachs u. Futterkräuter in großer Menge produzirt u. die Viehzucht begünstigt. Der bedeutendste Fluß des Ländchens ist der Boyne, welcher in die Bai von Drogheda mündet. Die Bevölkerung, von der 92 % katholisch sind, beschäftigt sich außer der Landwirthschaft mit Fischfang, Flachsspinnerei, Brauerei, Brennerei u. Leder-, Seife- u. Tabaksfabrikation. Die Hauptstadt ist Dundalk.


Nr. 4018. Loupenapparat.

Loutherbourg od. Lutherbourg, Philipp Jacques, Maler u. Kupferradirer, geb. zu Straßburg 31. Okt. 1740, wurde Schüler seines Vaters, eines Miniaturmalers, später des älteren Tischbein u. Casanova's. Er malte Landschaften u. Schlachtenbilder von geistvoller Komposition u. lebhaftem Kolorit; eines der wirkungsvollsten seiner Bilder ist der „Brand von London im J. 1666." Als Radirer lieferte er 42 Blätter. Er starb 1813 zu London.

Louvet de Couvray, Jean Baptiste, franz. Schriftsteller, geb. 11. Juni 1760 zu Paris, gest. 25. Aug. 1797. Bekannter noch als durch seine schriftstellerische Thätigkeit, deren bedeutendstes, obgleich nicht eben rühmliches Erzeugniß der schlüpfrige Roman „Les aventures du chevalier Faublas" (Par. 1791) bildet, ist L. durch seine Betheiligung an der zweiten Franz. Revolution geworden: er war Mitglied der Gesetzgebenden Nationalversammlung, des Nationalkonventes, in welchem er sich den Girondisten anschloß, u. später des Rathes der Fünfhundert, ohne jedoch trotz seiner großen rednerischen Begabung eine hervorragende Stellung in einer dieser Versammlungen einzunehmen.

Louviers (spr. Luwieh'), Arrondissementshauptstadt im nordfranz. Dep. Eure (Normandie) mit 10,354 E. (1872), liegt 4 M. südl. von Rouen am Flusse Eure, hat einen prächtigen Dom u. treibt nam. Tuchfabrikation, Wollspinnerei, Bleicherei, Gerberei, Maschinenbau u. beträchtlichen Flußhandel mit Rouen. L. ist eine der ältesten Fabrikstädte Frankreichs, denn 1681 wurde hier die erste franz. Tuchfabrik, 1789 die erste Baumwollspinnerei errichtet.

Louvois (spr. Luwóa), François Michel Letellier, Marquis de, franz. Staatsmann, geb. zu Paris 18. Jan. 1639 als Sohn des Kanzlers u. Staatssekretärs im Kriegsdepartement Michel Letellier, der ihm das Recht der Amtsnachfolge kaufte u. schon 1666 die Leitung seines ganzen Departements übertrug. L. widmete sich derselben mit eben so viel Energie als Einsicht, schuf ein großartiges Heer u. brachte, von Vauban (s. d.) unterstützt, insbes. das Artillerie- u. Geniewesen auf eine hohe Stufe der Ausbildung. Nachdem er so Alles für den Krieg vorbereitet, auch bereits seinen großen Einfluß auf Ludwig XIV. (s. d.) benutzt hatte, um in ihm die Eroberungslust zu wecken u. zu nähren, verleitete L., von einer grenzenlosen Ehr- u. Machtsucht

getrieben, den König zu den Feldzügen gegen Holland u. das Deutsche Reich, ließ die Pfalz verheeren, veranlaßte nach dem Frieden von Nymwegen die Errichtung der berüchtigten Reunionskammern u. überfiel u. nahm 1681 mitten im Frieden Straßburg weg. Inzwischen hatte er schon mehrere andere wichtige Aemter an sich gerissen; nach dem Tode seines Gegners Colbert (s. d.) ward er auch Intendant der königl. Bauten, mischte sich sogar in die Finanzen u. machte sich auch dadurch, indem er die Erpressungen u. das Schuldenmachen bis ins Maßlose u. Tollste trieb, zum Dämon in Frankreich. Um sich der Maintenon (s. d.) gegenüber zu behaupten, stimmte er 1685 dem Widerrufe des Edikts von Nantes zu u. verwendete die müßigen Truppen zur Bekehrung der Protestanten, wodurch er die gegen letztere verübten Greuel verschuldete. Im J. 1688 bewog L. den König zu einem neuen Kriege gegen das Deutsche Reich, in dem 1689 die Pfalz zum 2. Mal verwüstet wurde. Doch sein anmaßungsvolles u. herrschsüchtiges Wesen machte ihn schließlich auch dem König unangenehm, u. völlige Ungnade stand in sicherer Aussicht; die Furcht vor derselben scheint L.' Gesundheit untergraben zu haben, wenigstens starb er plötzlich 16. Juli 1691. Vgl. Rousset, „Histoire de L. et de son administration politique et militaire jusqu'à la paix de Nimègue" (2 Bde., Par. 1861; 2. Aufl. 1862).



Nr. 4019. Grotte zu Lourdes.

Louvre, s. „Paris".

Lovelace (spr. Löwlebs), Richard, engl. Dichter, geb. 1618 zu Woolwich, diente als Offizier im königl. Heere, warb ein Regiment Hülfssoldaten für Frankreich, wurde 1646 vor Dünkirchen verwundet, kehrte 1648 zurück, ward aber gefangen gesetzt, erhielt erst nach Karl's I. Tode (1649) seine Freiheit wieder u. starb in Dürftigkeit zu Gunpowder Alley bei Shoe Lane 1658. Er war das sprüchwörtlich gewordene Prototyp der Cavaliere s. Z., eben so schön als liebenswürdig, elegant im Aeußern u. geistreich in der Unterhaltung. Seine Gedichte fanden viele Bewunderer. Er selbst gab eine Sammlung Oden, Sonette, Lieder ꝛc. unter dem Titel „Lucasta" (Lond. 1649) heraus. Diesen Titel hatte er aus „Lux casta" gebildet, wie er den Gegenstand seiner Liebe, eine Miß Lucy Sacheverel, nannte. Nachgelassene Gedichte veröffentlichte 1659 sein Bruder; eine neue Aufl. seiner sämmtlichen Poesien erschien 1817—18 (2 Bde., Chiswick).

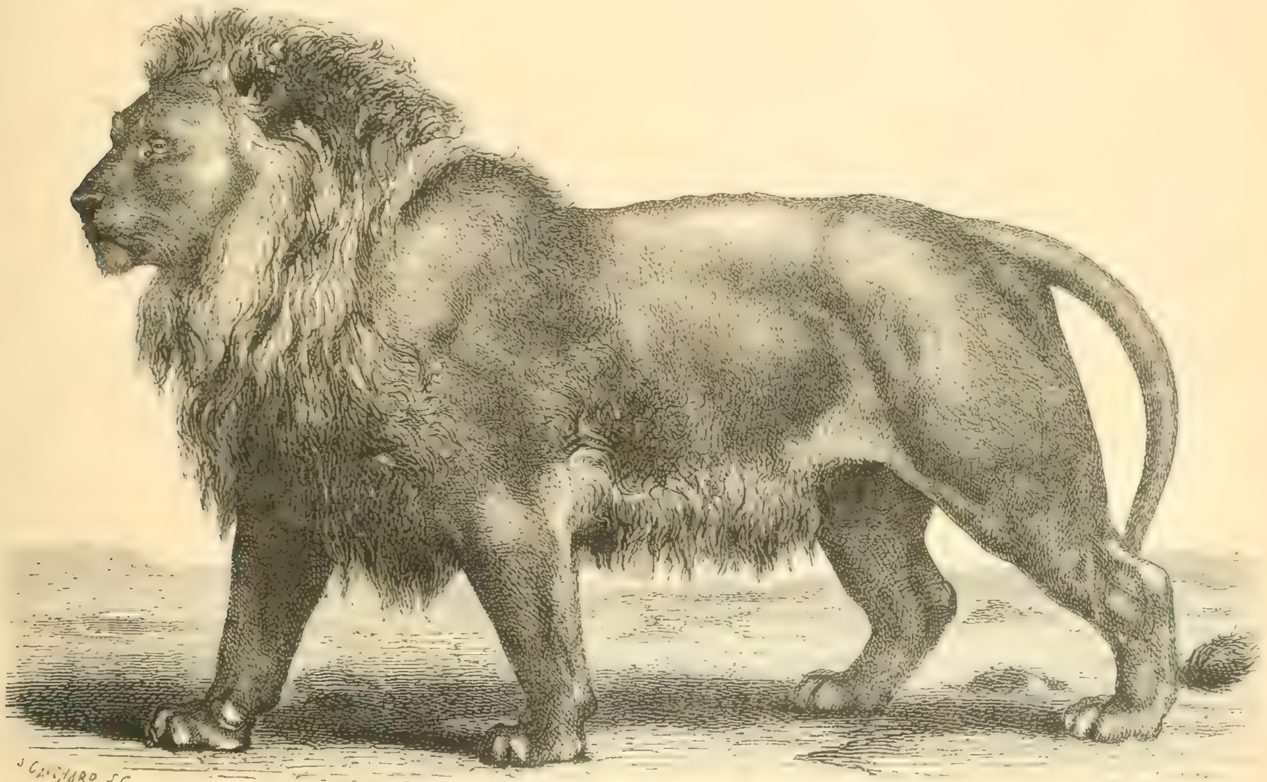
Lowe (spr. Loh), Sir Hudson, bekannt als der Hüter Napoleon's I. auf St. Helena, geb. in Irland 28. Juli 1769, trat 1785 als Volontär in die engl. Armee, wurde 1806 Kommandant der Insel Capri, die er 1808, von den Franzosen überfallen, nach tapferer Gegenwehr denselben übergeben mußte; befand sich 1813 als engl. Kommissär in Blücher's Hauptquartier u. begleitete diesen 1814 nach Frankreich, rückte in demselben Jahre zum Generalmajor auf u. erhielt 1815 den Gouverneursposten auf St. Helena. Nach Napoleon's Tode (1821) kehrte er nach England zurück, ward 1823 Gouverneur der Bermudasinseln, 1825 Oberbefehlshaber auf Ceylon, 1830 Generalleutnant u. starb zu Dublin 10. Jan. 1844. Den vielfachen Anfeindungen gegenüber, die er sich durch seine Härte gegen den gefangenen Exkaiser zugezogen, schrieb er: „Mémorial relatif à la captivité de Napoléon à Sainte-Hélène" (2 Bde., Par. 1830; deutsch, Stuttg. 1830). Nach seinen Tagebüchern (3 Bde., 1853) bearbeitete Forsyth seine „History of the captivity of Napoleon" (3 Bde., Lond. 1853; deutsch von Seybt, Lpz. 1853 f.).

Lowe (spr. Loh), Robert, engl. Staatsmann, geb. zu Bingham (Nottshire) 1811, studirte in Oxford die Rechte, ward 1842 Rechtsanwalt u. ging im folgenden Jahre nach Sidney, wo er bis 1850 Mitglied der Regierung war; er wurde, nach England zurückgekehrt, 1852 Sekretär des Kontrolamtes für Indien, 1855 Vizepräsident des Handelsamtes u. saß seit 1852 im Parlament, wo er zuletzt die Londoner Universität vertrat. Im J. 1859—64 Vizepräsident der Kommission des Unterrichtsrathes, erhielt er im Dez. 1868 das Amt des Schatzkanzlers, welches er im Aug. 1873 an Gladstone abgab, um das Ministerium des Innern zu übernehmen. Doch leitete er dieses nur bis 21. Febr. 1874, an welchem Tage infolge der gegen die Whigpartei ausgefallenen Wahlen die Tories wieder ans Ruder kamen.

Löwe (Felis leo), eine große Katzenart von 1 bis 1,2 m. Höhe u. 1,6—2,5 m. Länge; als solche nächst dem Gebiß (oben u. unten je 6 kleinen Vorderzähnen, sehr großen u. spitzen Eckzähnen, oben 4 u. unten 3 scharfschneidenden Backzähnen) durch die zurückziehbaren Krallen an den fünfzehigen Füßen gekennzeichnet, unterscheidet er sich von allen anderen Katzen durch den starkgebauten, kräftigen Leib, die kurze, glattanliegende, ungefleckte, falbbraune Behaarung, das breite, kleinäugige Gesicht, die mächtige fahle od. schwarze Mähne, welche die Schultern des Männchens umwallt, u. die Endquaste des Schwanzes, in welcher ein Hornstachel verborgen ist. Sein Lager hat er im Sumpfrohr, in einsamer buschiger Felskluft; dort ruht er am Tage, erst in der Abenddämmerung richtet er sich auf, u. läßt sein Gebrüll vernehmen, das Berge erzittern macht u. die Thiere der Wildniß aufscheucht. Dies Gebrüll, wie seine großartige Erscheinung, sein besonnener Muth wie seine gewaltige Kraft, die er bei seinem nächtlichen Jagen zeigt, ließen ihn schon seit alten Zeiten im Volke u. bei den Dichtern als König der Thiere gelten. Nach Katzenart erfaßt er die Beute im Sprunge, nachdem er sich ihr lauernd genähert; dieser Sprung erreicht sein Ziel auf 12 m. Entfernung, u. mit einem Schlage vermag die gewaltige Tatze das Rückgrat eines Pferdes zu zerbrechen. Den Werth der Pferde, Rinder, Schafe ꝛc., die ein einziger Löwe jährlich raubt, schätzt Jules Gerard auf 6000 Frcs., was bei der mittleren Lebensdauer desselben (ca. 35—40 Jahre) namhaften Schaden macht. Dabei geht er nur jagen, wenn er hungrig ist, u. es gründet sich die vielgerühmte Großmuth eben nur darauf, daß er gesättigt ruht u. sich nicht aus bloßer Blutgier auf ein neues Opfer stürzt. Unter Umständen unterliegt er im Kampfe, bes. den Büffeln gegenüber. Er scheut den Feuerbrand u. bes. den festen Mannesblick, obschon gerade hierüber viel übertriebene Geschichten gefabelt worden sind. Bei seiner Kraft u. Kühnheit ist die Jagd nach ihm immerhin gefährlich; sie wird theils mit Feuergewehren od. vergifteten Pfeilen, theils durch Aufstellen von Fallen betrieben. Die kühnsten Löwenjäger waren der Franzose Jules Gerard u. der Schotte Gordon Cumming. Wie das Sprüchwort „ex ungue leonem" (an der Kralle erkennt man den Löwen) sich auf seine scharfen Krallen bezieht, erkennt der Jäger an der breiten Fährte den volljährigen männlichen L.n, wenn die ausgebreiteten Finger einer Manneshand sie nicht decken. — Der L. erreicht ein Alter von 30—50 Jahren u. ein Körpergewicht von 250—300 Kg.; sein Fleisch ist von Reisenden für delikat erklärt worden. Die Löwin trägt 108 Tage u. wirft 2—5 Junge von der Größe einer halbwüchsigen Katze (das allbekannte Sprüchwort „Eins, aber ein Löwe" steht in keiner Beziehung zur Naturgeschichte), die sie 6 Monate säugt u. sehr sorgsam pflegt. Sie sind bis zum 5. Jahre gestreift, im 3. Jahre entwickelt sich die Mähne. Jung läßt der L. sich zähmen u. abrichten, was denn nicht blos in den Menagerien u. Schaubühnen der Neuzeit geübt wird, vielmehr schon im Alterthum geschah, wo auch

großartige Löwenkämpfe aufgeführt wurden. Die Sage vom L. des Androclus überliefert uns aus dieser Zeit einen rührenden Zug von Dankbarkeit, deren das edle Thier fähig sein soll. Die Verbreitung des L. war ehedem größer als jetzt; Massenverfolgungen haben nach u. nach sein Gebiet bedeutend eingeengt. Er war im Alterthum über ganz Griechenland, Makedonien u. Sizilien verbreitet, lebte zur Zeit der Kreuzzüge noch in Westasien, ist aber jetzt nur noch in Afrika vom Kap bis zum Mittelmeer zu finden, u. auch da in Gefahr, durch Kultur u. Jäger verdrängt zu werden; ferner kommt er in Persien, am Euphrat u. Tigris u. im Guzerat (Bombay) vor. Hauptsächlich nach der Mähne unterschiedene von manchen Forschern für besondere Arten gehaltene Spielarten sind: der dunkle berberische L. Nordafrika's, der senegalische, der früher auch in Palästina u. Griechenland heimische persische u. der mähnenlose guzeratische. Amerikanischer od. Silberlöwe heißt der Cuguar od. Puma (L. concolor), der Leon der Gauchos, obgleich er weder Mähne noch Schwanzquaste hat. Der sog. fossile Höhlenlöwe (Felis spelaea) der diluvialen Knochenhöhlen Mitteleuropa's u. Englands hat sich nach genauerer Betrachtung seiner Knochenreste vielmehr als Höhlentiger erwiesen. — In der Heraldik spielt der L. seiner hervorragenden Eigenschaften wegen ein viel vorkommendes Wappenthier, u. zwar nicht nur im Orient, wo z. B. das pers. Staatswappen den L. mit der aufgehenden Sonne zeigt, sondern auch bei uns. Der L. von San Marco war das Wappenthier der Republik Venedig.

Tochter des Vorigen, geb. zu Oldenburg 24. März 1811, erhielt ihren ersten Musikunterricht in Frankfurt a. M. u. wurde von 1831 ab in Wien, zuletzt durch Ciccimara, gesanglich ausgebildet. Nach einigen Jahren betrat sie die Bühne des Kärntnerthor-Theaters mit solchem Glück, daß sie alsbald engagirt wurde. Eine Gastspielreise, die sie im J. 1837 nach Norddeutschland machte, hatte ihr Engagement an der königl. Oper in Berlin zur Folge. Von 1840 ab sang sie in Paris u. London, dann auch in Italien; in letzterem Lande vermählte sie sich mit dem Fürsten Friedrich von Liechtenstein u. zog sich darauf (1848) von der Bühne zurück. Sie starb 29. Nov. 1866 zu Pest. Mit höchst anmuthiger Persönlichkeit verband sie die vortrefflichsten stimmlichen, gesangstechnischen u. darstellerischen Eigenschaften, u. war gleich ausgezeichnet in der ernsten wie in der komischen Oper. — Franz Ludwig Feodor **L.**, Bruder der Vorigen, geb. zu Kassel 5. Juli 1815, betrat die Bühne als Schauspieler zuerst in Mannheim, wirkte hierauf in Hamburg u. Frankfurt a. M. u. wurde 1841 Mitglied, bez. Regisseur der Stuttgarter Hofbühne. Er reiht sich den tüchtigsten Künstlern seiner Zeit ebenbürtig an. Sein Leicester in „Maria Stuart", sein Faust, Karl Moor u. vor Allem sein Hamlet sind vollendete Kunstleistungen. Auch im Konversationsstück tritt seine feine Bildung u. seine Meisterschaft in der Darstellung, die er



Nr. 4020. Der Löwe (Felis leo).

Löwe heißen in der Astrognosie zwei im Frühjahr in den Abendstunden gerade im Süden sichtbare Sternbilder. Das wichtigere von beiden, der große L., hatte schon im Alterthum diesen Namen u. befindet sich dicht am Aequator, nördl. von demselben, in der Nähe des Herbstäquinoctium. Es hat einen hellen Stern erster Größe an der Brust, den Regulus, zwei Sterne zweiter Größe, davon einer am Hintertheil Denebola (arab., zu Deutsch Löwenschwanz) heißt, ferner mehrere dritter, vierter u. s. w. Zwischen dem großen L. u. dem großen Bär befindet sich eine kleine unbedeutende Sterngruppe, welche Hevel (s. d.) den kleinen L.n nannte. Der Theil der Ekliptik, in welchem die Sonne vom 21. Juli bis 21. Aug. verweilt, heißt das Zeichen des L.n, weil früher das Sternbild des L.n an dieser Stelle stand.

Löwe, berühmte Bühnenkünstlerfamilie, deren namhafteste Mitglieder sind: Ferdinand **L.**, Sohn des Theaterdirektors, Sängers u. Komponisten Friedr. Aug. Leop. L. (geb. zu Schwedt 1767, gest. zu Lübeck 1806), geb. zu Rathenow 1787, gest. zu Magdeburg 13. Mai 1832, anfänglich Komiker, später hervorragend als Liebhaber u. Held im höheren Trauerspiel. — Johanna Sophie **L.**,

hauptsächlich einem großen Kunststudium verdankt, glänzend hervor. Außerdem ist L. Dichter, dessen Poesien sich nam. durch Schwung u. Formschönheit auszeichnen. Seine besten Leistungen enthält die spätere Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1854; 2. Aufl. 1860). Auch seine freimaurerischen Dichtungen „Den Brüdern" erlebten eine 2. Aufl. (Lpz. 1874). — Julie **L.**, Tante der beiden Vorigen, geb. um 1790, gehörte lange Zeit zu den Zierden des Wiener Hofburgtheaters im höheren Lustspiel u. Konversationsstück u. starb zu Wien 11. Sept. 1852. — Johann Daniel Ludwig **L.**, Bruder des Letztgenannten, geb. zu Rinteln 29. Jan. 1794, spielte schon als Knabe Väterrollen, als Jüngling komische Chargen, als Mann feurige Liebhaber, als Greis Helden. Durch seinen Bildungsgang u. durch sein Vorbild Friedr. Bayer gehörte er noch der alten Kunstschule an, die sich an den Namen Iffland knüpft. Nachdem er bereits mit 15 Jahren auf dem Wiener Hofburgtheater zweimal als Gast aufgetreten, seit 1811 in Prag u. seit 1821 in Kassel thätig gewesen war, nahm er 1826 bei dem erstgenannten Theater eine lebenslängliche

Anstellung an, um fortan, seit 1838 auch als Regisseur eine Säule desselben zu bilden. Bis an sein Ende wußte er sich in der sonst so wetterwendischen Gunst des Publikums zu erhalten. Uebrigens gehörte L., von seinen poetischen Versuchen abgesehen, zu jener kleinen Zahl von Schauspielern, welche neben ihrer Kunst auch eine ernste wissenschaftliche Beschäftigung lieben, u. war als tüchtiger Entomolog Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Er starb zu Wien 7. März 1871. Auch seine Tochter, **Anna L.**, geb. zu Kassel 1821, ist eine geschätzte Schauspielerin.

Löwe, Johann Karl Gottfried, vortrefflicher deutscher Tonsetzer, geb. 30. Novbr. 1796 zu Löbejün (unweit Halle) als Sohn des dortigen Kantors, wurde, während er das Gymnasium in Halle besuchte, von Türk in der Setzkunst unterwiesen u. begann 1817 das Studium der Theologie, gab aber dasselbe, ermuntert durch die seinem Talente u. A. durch C. M. von Weber u. Hummel gewordene Anerkennung, schließlich auf u. folgte mit Anfang des J. 1821 einem Rufe nach Stettin als Kantor an St. Jakob u. Lehrer am Gymnasium. Bereits 1822 wurde er Musikdirektor an seiner Kirche u. oberster Musiklehrer am Schullehrer-Seminar. In diesen Stellungen verblieb er eine lange Reihe von Jahren, um die Hebung des gesammten Musikwesens Stettins sich hoch verdient machend u. jenem tonsetzerischen Schaffen lebend, welches ihm einen hervorragenden Platz unter den deutschen Komponisten der neueren Zeit anweist. Nachdem er sich hatte pensioniren lassen, siedelte er im J. 1866 nach Kiel über u. starb hier am 20. April 1869. Die Universität Greifswald hatte ihn durch ihr Doktordiplom, die Berliner Kunstakademie durch die Ernennung zum Mitgliede geehrt. — Die Zahl von L.'s im Druck erschienenen Kompositionen ist sehr bedeutend; meist sind es einstimmige Lieder u. Gesänge, unter den letzteren wiegen die Balladen vor. Das auf diesem Felde von ihm Geleistete macht seinen größten Ruhmestitel aus. Von seinen übrigen, des Bedeutsamen u. Schönen ebenfalls viel enthaltenden gedruckten Sachen sind anzuführen: Die Oratorien: „Die Zerstörung von Jerusalem", „Die Siebenschläfer", „Johann Huß", „Die Festzeiten", „Guttenberg", „Die Erweckung des Lazarus", „Die eherne Schlange", „Die Apostel von Philippi" (die beiden letzteren reine Vokaloratorien, nur für Männerstimmen); die Oper „Die drei Wünsche"; Motetten u. Psalmen; mehrstimmige weltliche Vokalsachen; Klaviersonaten u. Fantasien; Streichquartette; ein Trio für Klavier u. Streichinstrumente ꝛc.

Löwe(-Calbe), Wilhelm, Arzt u. Politiker, geb. als Sohn eines Lehrers zu Olvenstedt bei Magdeburg 14. Nov. 1814, studirte in Halle u. ließ sich dann als praktischer Arzt in Calbe a. d. S. nieder. Im J. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich hier der demokratischen Linken an u. erklärte sich bei der Berathung über die Verfassung für ein Erbkaiserthum mit preuß. Spitze. Schon seit Beginn der Verfassungskämpfe Vizepräsident des Parlaments, erhielt er nach Uebersiedelung desselben nach Stuttgart den Vorsitz, den er bis zur Sprengung der Versammlung (18. Juni 1849) führte. Die dann von der preuß. Regierung gegen ihn wie gegen alle Theilnehmer an den Stuttgarter Beschlüssen erhobene Anklage ward von dem zuständigen Gerichtshofe in Calbe als grundlos zurückgewiesen. Hierauf leitete zwar der Gerichtshof in Magdeburg die Untersuchung ein, sprach aber in einem Kontumazialurtheile (L. lebte im Auslande) den Angeklagten frei. Dagegen verurtheilte ihn das Obertribunal zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe. L. hatte inzwischen je 2 Jahre in der Schweiz u. in London zugebracht u. war dann nach New-York gegangen, wo er, wie schon in London, die ärztliche Praxis wieder ausübte; auch war er in Amerika im Interesse der deutschen Auswanderer vielfach thätig. Der Amnestieerlaß vom 11. Jan. 1861 ermöglichte ihm endlich die Rückkehr; doch mußte er das preuß. Bürgerrecht wieder erwerben. Er ließ sich nun als Arzt in Berlin nieder. Im J. 1863—67 vertrat er den Kreis Bochum-Dortmund, 1868—70 den 1. Berliner Wahlkreis u. seit 1873 wieder Bochum im Abgeordnetenhause, wo er in letzterem Jahre zum Vizepräsidenten gewählt wurde. Auch ist er schon seit 1867 Mitglied des Reichstages. Hier wie dort gehört L. zur Fortschrittspartei.

Lowell, Fabrikstadt im nordamerikan. Unionsstaat Massachusetts mit 40,928 E. (1871), nordwestl. von Boston am Merrimac gelegen, war 1820 noch ein Dorf von kaum 200 E. u. wird heute als das amerikan. Manchester bezeichnet. Die bedeutende Industrie der Stadt beruht im Wesentlichen auf der Wasserkraft des Merrimac, der hier den Concord aufnimmt, u. besteht nam. in Spinnerei u. Weberei von Baumwolle u. Wolle, für welches Gewerbe L. der wichtigste Platz der Vereinigten Staaten ist; nächstdem fabrizirt diese Stadt in sehr bedeutenden Mengen Papier, Pulver, Glas, Seilerwaaren, Wagen u. Maschinen u. besitzt großartige Druckereien u. Färbereien.

Löwen (franz. Louvain [spr. Luwäng]), Stadt in der belg. Provinz Südbrabant mit 33,731 E. (1871), hatte als ehemalige Hauptstadt von Brabant u. als Fürstensitz gegen 200,000 E., ist jetzt aber, nam. durch die Abnahme der Tuchmanufaktur, ein sehr stiller Ort geworden. Unter den öffentlichen Gebäuden sind bes. merkwürdig das Rathhaus u. die diesem gegenüberliegende Peterskirche, beides hervorragende goth. Bauwerke aus dem 15. Jahrh. Ein schönes Denkmal der Renaissancekunst ist das Zunfthaus der Brauer. Die 426 gegründete Universität, welche die alten Tuchhallen einnimmt, ward 1834 vom Staate aufgehoben, 1835 aber von der Geistlichkeit wieder hergestellt u. gilt seitdem als ein Bollwerk des Ultramontanismus in Belgien. An höheren Bildungsanstalten besitzt L. außerdem noch ein Gymnasium u. eine Kunstakademie, mit der ein Museum verbunden ist. In gewerblicher Hinsicht ist L. berühmt durch seine Bierbrauerei, Glockengießerei u. Färberei; die Umgegend hat die bedeutendsten Kornmahlwerke des Landes aufzuweisen.

Löwenäffchen (Midas rosalia, in Brasilien Marikina), ein kleiner, röthlichgelber Krallenaffe; hat seinen Namen von der langen Mähne, wie der Seelöwe od. Löwenrobbe (s. „Ohrrobbe") u. das zierliche Löwenhündchen, ein kleiner Pudelbastard.

Löwenberg, Kreisstadt in dem preuß. Reg.-Bez. Liegnitz (Prov. Schlesien) mit 4788 E. (1871), von denen 3500 evangelisch sind; liegt am linken Ufer des Bober zwischen den Vorbergen des Isergebirges, hat 2 kathol. u. 1 evang. Kirche u. treibt Tuchmanufaktur, Knochenmehlfabrikation, Bleicherei u. Obst-, Gemüse- u. Flachsbau. Am 19. Aug. 1813 wurden hier die Franzosen unter Macdonald von den Russen unter Scherbatow u. Sacken geschlagen. — Der Kreis L. hat auf 13,6 □M 67,055 zu $^{3}/_{4}$ evang. E. (1871) mit den Städten L., Lähn, Liebenthal, Greifenberg u. Friedeberg.

Löwenmaul (Antirrhinum majus), Pflanzenart der Personaten, Gruppe der Antirrhineen, aus dem südlicheren Europa bei uns als Zierpflanze einheimisch u. verwildert, ausgezeichnet durch seine stattlichen u. vielfarbigen Blumen, deren Form den Lippenblumen sehr ähnlich ist. Es galt ehemals als Herba Orontii majoris bei Wunden, Geschwüren u. dgl. als werthvoll u. bildete lange Zeit hindurch, wahrscheinlich wegen der eigenthümlichen Blumenform, eines der wichtigsten Zauberkräuter. Dasselbe war mit einer nahen Verwandten (A. Orontium) der Fall, die man gegen Nixen u. Hexen verwerthete, aber auch als giftig betrachtete, weshalb sie einen Theil der berüchtigten Aqua Tofana gebildet haben soll. Eine dritte Art (A. Asarina) galt schon den Alten als werthvolles Arzneimittel gegen Gelbsucht u. Hüftweh.

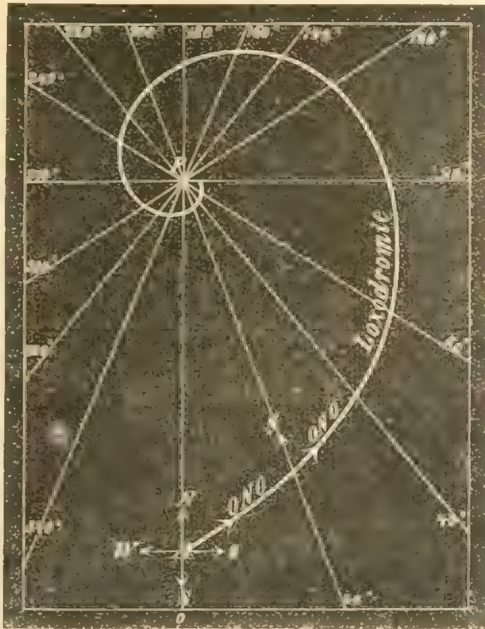
Löwenstein, adeliges Geschlecht, stammt von Ludwig, einem natürlichen Sohne des Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, welchem dieser die 1441 gekaufte Grafschaft L. abtrat u. der dann von Kaiser Maximilian I. in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Seine Nachkommen erwarben noch durch Heirathen bez. Erbschaft die Besitzungen Wertheim, Rochefort, Chassepierre, Breuberg u. m. a. Gegenwärtig theilt sich das Geschlecht in 2 Linien: 1. Die 1813 von Bayern u. 1814 von Württemberg mit der Fürstenwürde bekleidete ältere Linie **L.-Wertheim-Freudenberg**; jetziger Chef ist Fürst Wilhelm Paul Ludwig, geb. 19. März 1817, erblicher Reichsrath in Bayern sowie württemb. u. bad. Standesherr, der seinen Wohnsitz zu Wertheim im bad. Unterrhein-Kreise hat. 2. Die seit 1711 reichsfürstliche jüngere Linie **L.-Wertheim-Rochefort** od. **Rosenberg** (so genannt nach der Grafschaft Rochefort in den Niederlanden); gegenwärtiges Haupt derselben ist Fürst Karl Heinrich Ernst Franz, geb. 21. Mai 1834. Die Besitzungen beider Linien umfassen zusammen etwa 27 □M.

Löwenzahn, s. „Taraxacum". **Lowigit**, s. „Alaun".

Lowry, die unbedeckten niedrigen Transportwagen der Eisenbahnen, mit denen meist Kohlen, Kalk- od. Bruchsteine u. Baumaterial weiter gefördert werden. Sie sind von gleicher Größe u. gleichem kubischen Inhalt, so daß sie bereits auch als Kohlenmaß gelten, von denen man 90 Ctnr. (450 Kg.) auf den L. rechnet.

Loxodromie (vom griech. λοξός, schief, u. δρόμος, der Lauf) nennt man eine eigene Art krummer Linien, die in der Schiffahrtskunde wichtig sind. Geht man nämlich von irgendeinem Punkte A (Nr. 4021) der

Erdoberfläche aus immer nach derselben Himmelsgegend hin vorwärts, z. B. nach Ostnordost (ONO), so muß man natürlich, wie in der Figur angedeutet, alle Meridiane unter demselben Winkel durchschneiden, u. man legt dabei einen Weg zurück, der sich dem Pol spiralförmig nähert. Die so gestaltete Linie heißt L. Jeder Kurs, den der Schiffer nach demselben Kompaßstriche verfolgt, bildet stets ein Stück einer L.



Nr. 4021. Loxodromie.

loyal (franz., spr. loajal, von loi, Gesetz), gesetzmäßig, rechtlich, dann: treugesinnt, ohne Falsch, bieder. — **Loyalität** (franz. Loyauté, spr. loajohteh), Biederkeit, Aufrichtigkeit, treue Gesinnung, bes. Unterthanentreue; in der engl. Geschichte (unter den Stuarts) nannte man Loyalisten (im Sinne von Royalisten) die Anhänger des Königthums.



Nr. 4022. Ignaz v. Loyola (geb. 1491, gest. 31. Juli 1556).

Loyola (spr. Lójolah), Ignaz v., der Stifter des Jesuitenordens, eigentlich Inigo Lopez de Recalde, geb. 1491 als der Sproß eines altadeligen Geschlechtes auf dem Schlosse L. in der span. Provinz Guipuzcoa; diente in seiner Jugend als Page am Hofe Ferdinand's des Katholischen u. zeichnete sich schon damals durch ein Gemisch ritterlichen Wesens u. eifriger Religiosität aus. 1521 wurde ihm bei der Vertheidigung vom Pampluna gegen die Franzosen durch eine Kugel der Fuß zerschmettert. Während des langwierigen Krankenlagers erhitzte er seine Phantasie, wie früher durch Ritterromane, durch Heiligenlegenden u. schöpfte aus ihnen den Plan zu einem geistlichen Ritterorden. Nothdürftig hergestellt, vertauschte er vor dem Marienbild des Klosters Montserrat seine Rüstung mit dem Bettelkleid, lag dann bei den Dominikanern von Manresa u. in einer nahen Höhle den peinlichsten Bußübungen ob, bis er endlich mit wunderbaren Verzückungen begnadigt wurde. Bei Alledem stand das brennende Verlangen, der berühmteste Heilige zu werden, im Vordergrund seiner Gedanken. Allein die Ausführung seines Planes scheiterte in Jerusalem, wohin er sich nun begab, an dem Mißtrauen des dort herrschenden Franziskanerprovinzials. Nach Spanien zurückgekehrt, entschloß sich L., in Barcelona die früher versäumten Studien nachzuholen, u. studirte dann zu Alcala. Aber sowol hier wie in Salamanca bereitete die Inquisition seinem seelsorgerlichen Eifer Hindernisse; infolge dessen begab er sich 1528 zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris. Da er früher alle seine Habe an die Armen verschenkt hatte, war er lediglich auf Almosen angewiesen. Ueber seinen Bund mit Lainez, Salmeron, Xavier u. A. auf dem Montmartre (1534), der die Grundlage des Jesuitenordens wurde, s. den Art. „Jesuiten". L. selbst kehrte 1535 zunächst nach Spanien zurück, traf dann 1537 mit den Gefährten wieder in Venedig zusammen u. erlangte 1540 von Paul III. die Bestätigung des Ordens, zu dessen erstem General er 1541 trotz seines Widerstrebens geweiht wurde. Auch in dieser Stellung gefiel er sich in der Verrichtung niedriger Dienste u. in der Ertheilung von Jugendunterricht. An Geist u. Gelehrsamkeit stand L. weit hinter verschiedenen Mitstiftern zurück; an glühender Begeisterung aber u. an Klugheit in der Wahl der Mittel übertraf ihn keiner. Er starb zu Rom 31. Juli 1556 u. wurde 13. März 1623 von Gregor XV. heilig gesprochen; sein Gedächtniß feiert die Kathol. Kirche an seinem Todestage.

Lozère (spr. Losähr'), südfranz. Dep. mit 93,80 □M. u. 135,190 E. (1872), besteht aus der ehemaligen Landschaft Gevaudan u. aus Theilen von Velai u. der Diöcese Uzes u. umfaßt das Quellengebiet der Flüsse Lot, Tarn, Truyere u. Allier. Das Dep. ist durchgängig gebirgig; im SO. erheben sich die Cevennen (s. d.) zwischen den Flüssen Tarn u. Lot, die bis 1490 m. ansteigenden Monts de la Lozère, die dem Dep. den Namen gegeben haben, im NO. die im Mittel 1300 m. hohen Monts de la Margeride u. im W. das an erloschenen Vulkanen reiche Abracgebirge, der südöstlichste Ausläufer des Hochlandes der Auvergne. Zwischen diesen Gebirgen liegen 700—1000 m. hohe Plateaux. Das Klima ist in dem größten Theile des Landes rauh u. feucht u. gestattet nur in den tiefer gelegenen Flußthälern u. an den Abhängen einen lohnenden Getreidebau; doch gedeiht im S. an einzelnen Stellen schon die Olive. Der in L. gebaute Wein ist schlecht, die Kastanien aber bilden ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, die sich vorzugsweise durch Viehzucht u. Bergbau ernährt. Letzterer liefert Kupfer-, Silber- u. Bleierze; in dem Flußsande findet sich auch etwas Gold. Der größte Theil der Erze wird in Villefort verhüttet; die ausgedehnten Waldungen bergen noch viel Wild, nam. auch Wölfe. Die Industrie hat eine geringere Bedeutung u. beschränkt sich auf Seidenspinnerei, Fabrikation von wollenen u. baumwollenen Waaren, Tuch, Leder, Nadeln, Spitzen u. Mehl. Wichtig ist der Transithandel. Die Armuth des Landes zwingt jährlich Tausende seiner Bewohner, in südlicheren Departements Beschäftigung zu suchen. In konfessioneller Beziehung ist L. durch das starke protest. Element bemerkenswerth, das hier mehr als 15 % der Gesammtbevölkerung bildet. L. hat zur Hauptstadt Mende u. wird in die Arrondissements Mende, Florac u. Marvejols getheilt.

L. S. Abkürzung für das lat. Loco sigilli, d. i. an Stelle des Siegels.

Lübben, Kreisstadt in dem preuß. Reg.-Bez. Frankfurt (Provinz Brandenburg) mit 5495 E., liegt am Einfluß der Berste in die Spree, am nördl. Ende des Spreewaldes u. an der Berlin-Görlitzer-Eisenbahn, hat zwei evangel. u. eine kathol. Kirche, eine Realschule u. in der Hauptkirche das Grabdenkmal des Liederdichters Paul Gerhardt u. treibt Cigarrenfabrikation, Obst- u. Gemüsebau. — Der Kreis L., 19,17 □M. mit 34,240 E., umfaßt die Städte L., Lieberose u. Friedland.

Lübeck, freie Hansestadt mit 39,743 E. (1871), liegt 2 M. von der Mündung der Trave u. an der Wakenitz, dem Abfluß des Ratzeburger Sees, u. besteht aus der inneren Stadt u. den drei von ihr durch den Wall geschiedenen Vorstädten St. Jürgen im S., St. Lorenz im W. u. St. Gertrud im N. Das Innere hat ziemlich regelmäßige u. breite Straßen u. eine große Anzahl alterthümlicher Gebäude. Unter den Kirchen sind die sehenswerthesten der 1170—1341 erbaute goth. Dom im südl. Theile der inneren Stadt mit zwei 131 m. hohen Thürmen, vielen Kunstschätzen, unter denen das Altargemälde von Memling von 1491 bes. werthvoll ist,

u. Grabmälern der Bischöfe, u. die Marienkirche, 1286 1310 erbaut, ein prachtvolles Denkmal des goth. Baustiles, mit einem Altargemälde von Overbeck u. einem berühmten Todtentanz. Von den Profanbauten in diesem Stile sind nam. hervorzuheben das in seiner Façade vollständig restaurirte Rathhaus, in dem ehemals die Hansatage abgehalten wurden, u. das 1477 vollendete Holstenthor, ein Ueberrest der mittelalterlichen Stadtbefestigungen. Die Stadt ist ziemlich reich an kunstgewerblichen Schätzen, auch der deutschen Renaissance; ist Sitz der Staatsbehörden, eines Oberappellationsgerichtes für die Hansestädte, einer Handelskammer, eines Oberpost- u. Hauptzollamtes, u. hat neun luther., eine reform. u. eine kathol. Kirche, eine Synagoge, zahlreiche zum Theil aus dem Mittelalter stammende fromme Stiftungen u. Wohlthätigkeitsanstalten, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Handelsakademie, eine Navigations- u. eine Gewerbeschule u. ein Seminar. Handel u. Schiffahrt sind die wichtigsten Erwerbsquellen der Bevölkerung. Der Hafen für die Segel- u. Dampfschiffe befindet sich im NW. der Stadt im östl. Arme der Trave, die sich hier theilt, während die Holzschiffe im westl. anlegen. Die größeren Seeschiffe legen zum Theil noch in Travemünde (s. d.) an, obgleich die 1852 vollendete Flußkorrektion selbst Schiffe von 5 m. Tiefgang nach L. gelangen läßt. Der Schiffsverkehr umfaßte 1873: 2815 ankommende Schiffe von 293,950 Tonnen, darunter waren 912 Dampfer von 152,332 Tonnen u. 2801 abgehende Schiffe von 297,203 Tonnen. Im Handel L.s nehmen Rußland, Schweden u. Preußen die erste Stelle ein. Die Rhederei der Stadt umfaßte 1873: 21 Segelschiffe von 4088 Tonnen u. 24 Dampfer von 4453 Tonnen. Von Bedeutung ist daneben noch die Fischerei. Der Handel hat sich wesentlich gehoben nach der Anlage der Eisenbahnen L.-Hamburg, L.-Büchen, L.-Eutin u. L.-Straßburg, welch letztere Bahn 15. Juni 1875 eröffnet wurde. In industrieller Beziehung ist L. nicht hervorragend, doch sind Eisengießerei, Maschinenbau, die Fabrikation von Cigarren, Konserven u. Portefeuilles u. der Schiffbau von Bedeutung. - L. ist 1143 von Graf Adolf II. von Holstein-Schaumburg gegründet worden u. hob sich vorzüglich unter Heinrich dem Löwen, dem Herzog von Sachsen, an den es 1158 abgetreten wurde u. der 1163 das Oldenburger Bisthum hierher verlegte. Zur freien Reichsstadt 1226 durch Friedrich II. erhoben, gewann L. bald eine bedeutsame Stellung unter den norddeutschen Handelsstädten, wußte seine Freiheit gegen die Dänen zu behaupten u. trat der Hansa (s. d.) bei, deren Vorort es seit Beginn des 14. Jahrh. war. Mit der Hansa sank auch die handelspolitische Bedeutung dieser Stadt; in unserem Jahrh. litt L. nam. durch die Plünderung der Franzosen, welche es 1810 mit Frankreich vereinigten. 1866 stand L. auf Seite Preußens, schloß mit diesem 1867 eine Militärkonvention ab u. trat 1868 dem Zollverein bei. Das Mitbesitzrecht an dem Amte Bergedorf wurde 1867 an Hamburg gegen eine Entschädigung von 600,000 Mk. überlassen.

Das Gebiet L.s umfaßt 5,13 □M. mit 52,158 E. (1871) u. besteht aus einem Haupttheile an der Trave u. Wakenitz u. acht kleinen Enklaven, von denen fünf in Holstein, drei zwischen Holstein u. dem Fürstenthum L. u. eines im Fürstenthum Ratzeburg liegen. Der Boden ist Marsch- u. Geestland; 1/[illegible] des Areals ist Holzung, 1/10 Wiesen u. 1/10 Gewässer. Außer den Städten L. u. Travemünde zählt das Gebiet noch 79 Dörfer u. zerfällt in fünf Landbezirke. Die republikanische Verfassung beruht auf dem Staatsgrundgesetz vom 29. Dez. 1851. Nach derselben wird die Staatsgewalt durch den Senat u. die Bürgerschaft gebildet; ersterer besteht aus 14 Mitgliedern, von denen 8 aus dem Gelehrtenstande, u. zwar 6 Juristen, von den übrigen 6 aber 5 Kaufleute sein müssen. Die Bürgerschaft zählt 120 Mitglieder u. übt ihre Thätigkeit theils in ihrer Gesammtheit, theils durch einen Ausschuß von 30 Mitgliedern. Das Budget für 1874 wies Einnahmen von 2,272,214 Mk. auf, denen Ausgaben von gleicher Höhe entsprechen sollten; die Staatsschuld belief sich Ende 1873 auf 22,309,303 Mk. Im Bundesrath hat L. eine Stimme, im Reichstag ist es durch einen Abgeordneten vertreten. L. stellt mit den beiden anderen Hansestädten die Kontingente für die beiden hanseatischen Infanterieregimenter Nr. 75 u. 76.

Lübeck, ein zu Oldenburg gehöriges Fürstenthum, 9,43 □M. mit 34,353 E. (1871), liegt an der Neustädter od. Lübischen Bucht der Ostsee u. auf der Halbinsel Wagrien, grenzt an holstein. u. lübisches Gebiet u. umschließt 3 Enklaven des Gebietes der Hansestadt L. Es hat fruchtbaren Marschboden u. im seenreichen N. schöne Landschaften u. zerfällt in das Gebiet der Stadt Eutin u. in die Aemter Eutin u. Schwartau. — L. ward von Otto I. als Bisthum gegründet, dessen Mittelpunkt von 1162 Eutin war. Nach der Reformation im J. 1530 blieb der Bischof in seiner reichsfürstlichen Macht u. Würde u. ward seit 1647 aus dem holstein. Hause gewählt. Seit 1802 endgiltig zu Oldenburg gehörig, wurde das Fürstenthum durch Vertrag vom 15. Okt. 1866 gegen Verzicht Oldenburgs auf die Erbansprüche an Holstein von Preußen durch das Amt Ahrensbök vergrößert.

Lübisches Recht, eins der wichtigsten deutschen Stadtrechte von 1235, fand seine vorzüglichste Verbreitung in den deutschen Ostseestädten u. ward 1586 zum letzten Male revidirt.

Lübke, Wilhelm, einer der bedeutendsten u. fruchtbarsten Kunsthistoriker der Gegenwart, geb. 17. Jan. 1826 zu Dortmund als Sohn des Organisten der dortigen katholischen Gemeinde; er richtete seine Neigung Anfangs nur auf die Musik, als er aber das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, wurde seine große Vorliebe für die bildenden Künste bes. durch Kinkel's Vorträge in Bonn geweckt, so daß er schon damals begann, die Baudenkmale der Rheinlande zu studiren, 1846 eine Kunstreise nach Belgien machte u. sich ganz dem Studium der bildenden Künste zu widmen beschloß. Nach Berlin gekommen, fand er durch Gerhard u. Waagen reiche Belehrung u. betheiligte sich bei der Herausgabe des „Deutschen Kunstblattes“.



Nr. 4023. Wilhelm Lübke (geb. 17. Jan. 1826).

Nachdem er einige Reisen zu halbvergessenen Denkmälern der Elb- u. Wesergegend gemacht u. am Werder'schen Gymnasium in Berlin das Probejahr für Lehrthätigkeit gemacht hatte, ließ er als seine ersten selbständigen Schriften erscheinen die „Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst des deutschen Mittelalters“ (Dortmund 1852; 6. Aufl., Lpz. 1873) u. „Die mittelalterliche Kunst in Westfalen“ (Lpz. 1853), welche ihn in die gelehrte Zunft der Kunsthistoriker einführten. Dann folgte seine treffliche „Geschichte der Architektur“ (Lpz. 1855; 4. Aufl. 1870) u. die Herausgabe der 2. Auflage der „Denkmale der Kunst“ zu Kugler's „Kunstgeschichte“ (4 Bde., Stuttg. 1858—59). Auch als Lehrer an der Berliner Bauakademie konnte er seine schriftstellerische Thätigkeit fortsetzen; aus dieser Zeit stammen sein „Grundriß der Kunstgeschichte“ (Stuttg. 1860; 6. Aufl. 1873), sowie einzelne Künstlerbiographien. Nachdem er 1861 einem Rufe als Lehrer am Polytechnikum in Zürich gefolgt war u. auch dort „Ueber die alten Glasgemälde der Schweiz“ (Zür. 1866) eine Schrift verfaßt hatte, machte er sich an eine „Geschichte der Plastik“ (Lpz. 1863; 2. Aufl., 2 Bde. 1870) u. mit seinem Freunde Burckhardt an eine „Geschichte der neueren Baukunst“ (in Kugler's „Geschichte der Baukunst“). Im J. 1866 vertauschte er das Züricher Amt mit dem eines Professors am Polytechnikum in Stuttgart, sammelte seine bedeutenderen Aufsätze als „Kunsthistorische Studien“ (Stuttg. 1869) u. ließ die „Geschichte der Renaissance in Frankreich“ sowie die bes. treffliche „Geschichte der deutschen Renaissance“ (beide Werke im 4. u. 5. Bde. von Kugler's „Geschichte der Baukunst“) erscheinen. Von seinen sonstigen kleineren Arbeiten ist bes. hervorzuheben sein „Abriß der Geschichte der Baustile“ (3. Aufl., Lpz. 1868).

Lübker, Friedrich Heinrich Christian, Philolog, Schulmann u. Schriftsteller, geb. zu Husum 18. Aug. 1811, studirte seit

1827 Philologie in Kiel u. Berlin, wirkte seit 1832 als Lehrer in seiner Vaterstadt u. seit 1834 in Wismar, ward 1835 Konrektor in Schleswig u. 1848 Rektor in Flensburg, ging, 1850 als Patriot seines Amtes entsetzt, 1851 als Gymnasialdirektor nach Parchim, privatisirte 1863—64 in Braunschweig, kehrte 1864 als Rektor nach Schleswig u. 1865 nach Flensburg zurück u. starb an letztgenanntem Orte 10. Okt. 1867. Ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit u. feinem Geschmack, besaß er neben einer hingebenden Liebe u. Bewunderung des klassischen Alterthums ein lebhaftes Interesse für die Entwicklung der theologischen Wissenschaft. Von seinen Schriften sind zu nennen: sein „Kommentar zu Horaz' Oden" (Kiel 1842); „Die sophokleische Theologie u. Ethik" (ebd. 1851 bis 1855); „Vorträge über Bildung u. Christenthum" (Hamb. 1862); „Beiträge zur Theologie u. Ethik des Euripides" (Parch. 1863); „Vorhalle zum akademischen Studium" (ebd. 1863); „Kaiser Julian's Kampf u. Ende" (ebd. 1864); „Grundzüge der Erziehung u. Bildung für das deutsche Haus" (2 Thle., ebd. 1865 f.); „G. W. Nitzsch u. sein Leben u. Wirken" (Jena 1864); „Gesammelte Schriften zur Philologie u. Pädagogik" (2 Bde., Halle 1852—68). Am bekanntesten hat er sich gemacht durch sein „Reallexikon des klassischen Alterthums" (Lpz. 1854; 4. Aufl. 1874, besorgt von Eckstein u. Siefert).



Nr. 1624. Lübeck.

Lublin (Ljublin), russ.-poln. Gouvernement, 295 □M. mit 659,483 E. (1871); liegt im südöstl. Theile des ehemaligen Königreichs Polen, wird im W. durch die Weichsel von dem Gouvernement Radom, im O. durch den Bug von Volhynien, im N. durch die Wieprz von dem Gouvernement Siedlec geschieden u. grenzt im S. an Galizien. Das Land dacht sich von S. nach N. ab; dort erheben sich die Anhöhen des karpathischen Landrückens gebirgsartig bis über 300 m. u. begleiten die zwischen steilen Ufern in nördl. Richtung fließende Weichsel. — Die Hauptstadt **L.** mit 20,789 E. (1871) ist eine der schönsten Städte Rußlands, Sitz des Gouverneurs u. eines kathol. Bischofs u. hat ein altes Schloß, ein Gymnasium, ein Priesterseminar u. eine prächtige Kathedrale. Die Juden bilden einen hervorragenden Theil der Bevölkerung. Von Bedeutung ist die Tuchmanufaktur u. der durch drei jährliche Messen gehobene Handel der Stadt.

Lucanus, Marcus Annäus, Neffe des Philosophen Seneca u. der bedeutendste röm. Epiker nach Vergil, geb. 38 n. Chr. zu Corduba in Spanien, empfing seine Bildung in Rom u. wurde von seinem Oheim dem Kaiser Nero empfohlen, der ihm die Quästur u. das Augurat verlieh, aber später aus Eifersucht auf seine poetischen Erfolge ihm die Vorlesungen der Gedichte untersagte. Der ehrgeizige Dichter betheiligte sich deshalb an der Pisonischen Verschwörung u. gab sich nach deren Scheitern 65 selbst den Tod. Sein Epos „Pharsalia" (herausgeg. u. A. von Weber, 3 Bde., Lpz. 1821—31; deutsch von Bothe, 3 Bdchen., Stuttg. 1855 ff., u. von Krais, ebd. 1863) hat den Krieg zwischen Cäsar u. Pompejus zum Gegenstande u. läßt trotz des künstlich gesteigerten Pathos u. des glänzenden Flitterstaats der Rhetorik Tiefe des Gemüths u. echtes Dichtertalent vermissen.

Lucas, wird von der ältesten christl. Ueberlieferung als Verfasser des dritten Evangeliums u. der Apostelgeschichte bezeichnet. Aus den Vorreden beider Schriften ergiebt sich nur, daß er dieselben auf Grund anderer Quellen für einen gewissen Theophiles schrieb, um ihm zuverlässige Kunde von der Entstehung des Christenthums zu geben. Daß er Jesum nicht persönlich gekannt, sagt er selbst im ersten Vers des Evangeliums; fälschlich macht ihn also die Sage zu einem der 70 Jünger Jesu (Luc. 10, 1 u. 17). Nach Col. 4, 14 war er (vorausgesetzt daß er dort gemeint ist) ein Arzt; erst spätere Sage macht ihn zu einem Maler. Daß er Schüler u. Begleiter des Apostels Paulus gewesen sei, folgert man vor Allem aus den Stücken der Apostelgeschichte (16, 10 ff., 20, 5 ff., Kap. 27 u. 28), wo der Erzähler in der ersten Person redet (die sog. „Wirstücke"). Doch könnte dies eben so wol in der Benutzung der Aufzeichnungen Anderer seinen Grund haben. Dagegen ist es zweifellos, daß der Verfasser ein geborener Heide war u. in seiner Auffassung des Christenthums dem Kreise des Apostels Paulus angehörte, ja vielleicht thatsächlich lange in dessen Umgebung war (vgl. Phil. 24, 2. Tim. 4, 11).

Lucas, Eduard, verdienstvoller Pomolog, geb. zu Erfurt 19. Juli 1816, erlernte 1831—34 im Luisium bei Dessau die Kunstgärtnerei, konditionirte seitdem im Botanischen Garten zu Greifswald, in der Haage'schen Handelsgärtnerei zu Erfurt u. im Botanischen Garten zu München, wo er auch, wie schon in Greifswald, naturwissenschaftliche, bes. botanische Vorlesungen hörte. 1841 ward er Gärtner der Botanischen Gesellschaft in Regensburg, trat 1843 als Institutsgärtner, Vorstand der Gartenbauschule u. Lehrer des Gartenbaues an der Landwirthschaftl. Akademie zu Hohenheim

in königl. württemberg. Staatsdienst u. gründete 1860 das Pomologische Institut zu Reutlingen, welche Lehranstalt bald zu großem Rufe kam. L. hat nicht blos eine neue Erziehungsweise der jungen Obstbäume, neue Veredlungsarten, Verbesserungen in der Baumpflege u. A. m. eingeführt, sowie neue Baumsägen, Veredlungsmesser u. Obstdarren konstruirt, sondern auch eine sehr rege literarische Thätigkeit entfaltet. Unter Anderem veröffentlichte er: „Die Lehre vom Obstbau auf einfache Gesetze zurückgeführt" (Stuttg., 5. Aufl. 1872); „Der Gemüsebau" (ebd., 3. Aufl. 1870; „Die Kreis- od. Bezirksbaumschule" (4. verm. Aufl. der „Gemeindebaumschule", Ravensb. 1873); „Die Obstbenutzung" (Stuttg., 2. Aufl. 1872); „Der Obstbau auf dem Lande" (ebd., 4. Aufl. 1868); „Die Lehre vom Baumschnitt" (ebd., 2. Aufl. 1869); „Auswahl werthvoller Obstsorten" (4 Bde., ebd. 1871); „Der Cider od. Obstwein" (ebd., 2. Aufl. 1873); „Pomologische Tafeln zum Bestimmen der Obstsorten" (3 Bde., ebd. 1867—69) u. mit Oberdieck u. Jahn das „Illustrirte Handbuch der Obstkunde" (6 Bde., Stuttg. u. Ravensburg 1858—71). Außerdem giebt er seit 1855 die „Illustrirten Monatshefte für Obst- u. Weinbau" u. seit 1860 das „Taschenbuch für Pomologen u. Gartenfreunde" heraus.



Nr. 4625. Der Luchs (Felis lynx)

Lucca, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz u. des ehemaligen Fürstenthums L. mit 68,204 E. (1871) im Stadtgebiet, während die Gemeinde selbst nur gegen 21,000 E. zählt; liegt 3 M. von der Küste des Mittelmeeres im fruchtbaren Serchio-Thale. Die heitere Stadt ist noch von Wällen umgeben; die Straßen sind eng, doch freundlich u. meist sauber. Von den Kirchen sind kunsthistorisch nam. interessant die auf die Langobardenzeit zurückzuführende Basilika S. Frediano, die in ihren Haupttheilen aus dem 13. Jahrh. stammende Kirche S. Michele u. der 1320 vollendete Dom S. Martino, der an der Lünette der linken Eingangsthüre in der „Kreuzabnahme" des Niccolo Pisano eines der herrlichsten Werke dieses Künstlers trägt. Unter den Palästen ist der Palazzo Pubblico (einst Ducale) an der Piazza Grande wegen seiner Gemäldesammlung u. Bibliothek bes. nennenswerth; vor demselben erhebt sich das Denkmal der Herzogin Marie Louise, der die Stadt eine treffliche Wasserleitung verdankt. Von den Ueberresten altröm. Baukunst ist der bedeutendste das Amphitheater der Piazza S. Martino. L. ist Sitz eines Präfekten, eines Erzbischofs u. der Provinzialbehörden u. hat ein Gymnasium, ein Lyceum, eine technische Lehranstalt, zwei Akademien für Wissenschaften, fünf reiche Archive u. ein schon 1413 gegründetes großartiges Krankenhaus. Bedeutend ist die Industrie der Stadt in Seide-, Woll- u. Baumwollwaaren u. Strohhüten. Die Umgegend produzirt viel Seide. In dem Thale der Lima, $2\frac{1}{2}$ M. von L., liegen die berühmten heißen Bäder von L. bei dem Orte Ponte a Serraglio; der in der Nähe gelegene Badeort **Montecatini** ist bekannt durch die Grotte Monsummano, in der warme Quellen entspringen, deren heiße Dämpfe ein natürliches Dampfbad abgeben. — Die Provinz L., 27,13 □M. mit 280,399 E. (1871), besteht aus dem Gebiete des ehemaligen Fürstenthumes u. Herzogthumes L., als dessen erster Herzog Castruccio Castracani 1327 von Ludwig dem Bayern ernannt worden ist. Die Franzosen eroberten es 1797 u. vereinigten es als Fürstenthum 1802 mit Piombino unter Bacciochi, dem Schwager Napoleon's; 1815 verlieh der Wiener Kongreß das Ländchen der Infantin Marie Louise, welche die Regierung 1818 antrat; ihr folgte ihr Sohn Karl II. 1824; nach dem Sturze desselben durch die Revolution von 1847 ward L. mit Parma vereinigt u. mit diesem 1860 von Sardinien annektirt.

Lucca, Pauline, ausgezeichnete deutsche dramatische Sängerin, geb. zu Wien 25. April 1842 als die Tochter armer israelitischer Eltern, erhielt ihren ersten ordentlichen Gesangsunterricht durch den Chorregenten an der Karlskirche zu Wien, Jos. Rupprecht, dann, nachdem sie 1856 als Choristin beim Kärthnerthor-Theater eingetreten war, durch den ehemaligen Tenoristen Uffmann u. den Gesangsprofessor Gustav Lewy. Im J. 1859 wurde sie in Olmütz engagirt, 1860 in Prag u. 1861 siedelte sie nach Berlin über, machte sich als Mitglied der königl. Oper bald zum Liebling des dortigen Publikums u. wurde, nachdem sie sich 1865 mit dem Leutnant v. Rahden verheirathet hatte (als Künstlerin jedoch den Namen L. beibehaltend), mit lebenslänglichem Engagement u. mit Pension zur königl. preuß. Kammersängerin ernannt. Diese glänzende Stellung, die ihr außerdem Zeit ließ, durch zahlreiche Gastspiele in Deutschland, England u. Rußland ihren Ruhm zu vermehren, gab sie aus nicht hinlänglich bekannt gewordenen Gründen im J. 1874 auf, begab sich nach Amerika, wo sie nach der Scheidung von ihrem ersten Manne eine neue Ehe mit einem Baron Wallhofen einging, u. hat seitdem kein festes Engagement mehr angenommen, sondern macht nur Gastspielreisen. — Als Gesangskünstlerin ersten Ranges ist die L. wol kaum zu bezeichnen u. über den Naturalismus ist sie eigentlich nicht hinausgekommen; aber ihre spezifisch gesanglichen Mängel ersetzt sie durch ein bedeutendes darstellerisches Vermögen, durch Reiz der persönlichen Erscheinung u. durch die unleugbare Originalität ihrer Rollenauffassung. Nach Stimme u. Persönlichkeit vorwiegend auf Soubretten- od. Spielopern-Partien angewiesen, weiß sie doch auch in der modernen tragischen Oper große Wirkung zu erzielen.

Lucchesini (spr. Luckesini), Marchese Girolamo, ital. Staatsmann in preuß. Diensten, geb. 1752 zu Lucca, ward, vom Abbé Fontana empfohlen, Bibliothekar u. Vorleser bei Friedrich d. Gr., erhielt nach dessen Tode mehrere diplomatische Missionen, brachte u. A. 1790 ein preuß.-poln. Bündniß zu Stande, dem er später aber selbst zuwiderhandelte, u. nahm 1791 als Bevollmächtigter Preußens am Kongreß in Reichenbach Theil. 1793—97 war L. Botschafter in Wien, ging 1802 als außerord. Gesandter nach Paris, nahm aber, da der von ihm nach der Schlacht bei Jena in Charlottenburg mit Napoleon abgeschlossene Waffenstillstand nicht die Genehmigung des Königs fand, seine Entlassung. Er starb als Kammerherr der Fürstin von Lucca, einer Schwester Napoleon's I., zu Florenz 15. Okt. 1825. Sein Werk „Ueber Ursachen u. Wirkungen des Rheinbundes" gab Halem in deutscher Uebersetzung heraus (3 Bde., Lpz. 1821—25). — Sein Bruder Cesare L., geb. 2. Juli 1756, gest. als Staatsrath zu Lucca 17. Mai 1832, hat sich als Sprachforscher u. Literarhistoriker bekannt gemacht. Seine „Opere" erschienen 1833 zu Venedig.

Luchs (in der Astrognosie) ist ein unscheinbares Sternbild am nördlichen Himmel zwischen dem Großen Bär, Kleinen Löwen, den Zwillingen, dem Fuhrmann u. dem Kamelopard. Es besteht aus einigen Sternen vierter, fünfter u. noch geringerer Größe.

Luchs (Felis lynx), eine hochbeinige, kurzschwänzige Katzenart mit charakteristischen Ohrpinseln; der röthlichbraune Pelz ist dunkelgefleckt, die Unterseite u. die Gegend um die Augen sehen weiß aus. Der L. bewohnt die Gebirgswälder Europa's u. des nördlichen Asiens, ist aber an vielen Orten ganz ausgerottet, sodaß man ihn fast nur noch in Skandinavien, den Pyrenäen, Alpen („Thierwolf") u. im bayrischen Hochgebirge antrifft. Er ist nicht gefräßig, aber sehr blutgierig; minder schlau, aber geduldiger als der Fuchs; weniger frech, aber ausdauernder u. gewandter als der Wolf; minder stark, aber scharfsichtiger (Luchsaugen sind sprüchwörtlich) als der Bär, wird er dem Wildstand u. dem Weidevieh gefährlich. Er springt dem erlauerten Wild vom erkletterten Baume aus auf den Nacken u. schleicht sich der weidenden Herde nach, bis es ihm gelingt, ein Glied derselben zu morden. Jung eingefangen wird er zahm wie eine Katze, macht sich aber durch sein neugieriges Beriechen aller Gegenstände unangenehm. In Bünden (Schweiz) ißt man sein Fleisch, übrigens aber wird nur sein Pelz geschätzt. — Verwandte Arten, die bes. ihres schönen Pelzes wegen gejagt werden, sind: der (nordische) Silberluchs (Felis cervaria), der bes. im Norden Amerika's häufige Polarluchs

(F. borealis), der bes. aus Portugal in den Handel kommende Pardelluchs (F. pardina), der Sumpfluchs (F. chaus) vom Kaukasus, der persische Caracal (F. Caracal), der canadische Rothluchs od. die Luchskatze (F. rufa); auch kommen die Felle des persischen Irbis (F. irbis) als „Luchsfelle" in den Handel.

Lucian Bonaparte, Fürst **von Canino,** Sohn des Carlo Bonaparte (s. Bd. II, Sp. 1189) u. jüngerer Bruder Napoleon's I. (s. d.), geb. zu Ajaccio 21. Mai 1775, wurde nach Ausbruch der Revolution bei der Armeeverwaltung angestellt, war dann Mitglied des Revolutionsausschusses im Var-Departement, lebte, nach Robespierre's Sturz daraus entfernt, in dürftigen Verhältnissen zu Marseille, bis er 1795 Kriegskommissär ward, trat 1798 in den Rath der Fünfhundert, dessen Vorsitz er 1799 kurz vor dem 18. Brumaire (9. Nov.) erhielt, u. konnte infolge dessen den Staatsstreich seines Bruders um so kräftiger unterstützen. Nach demselben zum Minister des Innern ernannt, war er als Republikaner mit dem System einer nackten Militärgewalt nicht einverstanden u. ging daher im Oktober 1800 als Gesandter nach Madrid, wo er bald großen Einfluß gewann u. u. A. das Konkordat mit Rom vermittelte, was ihm den Papst dauernd gewogen machte. Wieder in Paris u. seit 9. März 1802 Mitglied des Tribunats, ward er auch in das Institut u. in den Senat aufgenommen. Das von ihm bekämpfte Streben seines Bruders nach der unumschränkten Herrschaft entzweite ihn mit diesem, worauf er sich 1804 auf eine Villa bei Rom zurückzog. Vergeblich trug ihm später Napoleon den ital., dann den span. Thron an, L. ließ sich durch nichts gewinnen u. schiffte sich 1810 nach Nordamerika ein, sah sich aber trotz engl. Pässe bei Cagliari angehalten u. mußte, nach England gebracht, unter der Aufsicht eines Offiziers zu Thorngrove in Worcestershire leben. 1814 kehrte er nach Rom zurück u. kaufte das kleine Fürstenthum Canino, mit dem ihn der Papst 18. Aug. belehnte. Als 1815 Napoleon von Elba wieder nach Frankreich gekommen war, begab sich L. zu ihm u. wurde nun erst zum franz. Prinzen erhoben u. mit der Pairswürde bekleidet. Nach dem Ende der Hundert Tage vertauschte er Frankreich wieder mit Italien. Seit 1830 lebte er auf längere Zeit in England. Er starb zu Viterbo bei Rom 29. Juni 1840. In Betreff seiner Gemahlinnen u. Kinder s. die Stammtafel der Bonaparte's, Bd. II., Sp. 1190. Außer dem Roman „Stellina" (Par. 1799) schrieb er die Heldengedichte „Charlemagne, ou l'Église délivrée" (2 Bde., Lond. 1814), worin er die Bourbonen feierte, u. „La Cyrnéide, ou la Corse sauvée" (Rom. 1819). Vgl. die von A. de Beauchamp herausgeg. „Mémoires secrètes sur la vie privée, politique et littéraire de L. B." (2 Bde., Lond. 1819). Sein Sohn, Prinz **Ludwig Lucian Bonaparte,** aus der 2. Ehe seines Vaters mit Alexandrine Laurence de Bleschamp, der Wittwe des Bankiers Jouberton (geb. 1778, gest. zu Sinigaglia 12. Juli 1855) entsprossen, geb. zu Thorngrove in der englischen Grafschaft Worcester 4. Jan. 1813, studirte Chemie u. Mineralogie, hat sich aber später nam. als Sprachforscher einen Namen gemacht; vertrat 1849 Korsika in der Nationalversammlung, wurde 1852 Senator u. theilt seit Sept. 1870 das Schicksal der übrigen Napoleoniden. Er veröffentlichte 1847 ein „Specimen lexici comparativi omnium linguarum Europaearum" u. 1857 eine Uebersetzung der Parabel vom „Säemann" in 72 europäischen Sprachen u. Mundarten. Sein Enkel, Prinz Lucian Ludwig Joseph Napoleon Bonaparte, Sohn des Fürsten Karl Julius Lorenz Lucian v. Canino (s. d.), geb. zu Rom 15. Nov. 1828, seit 13. März 1868 Kardinalpriester, ist das gegenwärtige Haupt des aus den beiden Linien Lucian u. Joseph bestehenden älteren Zweiges der Bonaparte.

Lucianus, einer der geistvollsten Schriftsteller des Alterthums, stammte aus Samosata in Syrien, geb. um 120 n. Chr.; wurde, da seine Familie in dürftigen Umständen lebte, zu einem Steinmetzen in die Lehre gegeben, wußte es aber endlich durchzusetzen, daß er sich dem Studium der Redekunst widmen durfte. Früh schon ging er dann auf Reisen, um sich in Vorträgen hören zu lassen, besuchte Griechenland, Italien u. Gallien u. schlug endlich, reich an Ehre u. Geld, in Athen seinen Wohnsitz auf. Hier scheint er sich mehr der Philosophie zugewendet zu haben; doch trat er in seinen alten Tagen nochmals eine Rundreise als Redekünstler an, bis er endlich in Aegypten eine Staatsanstellung erhielt. Seine zahlreichen Schriften fesseln durch ihren reichen Inhalt, vorzüglich aber durch den Humor, die vielseitige Bildung, die treffende Auffassung ihres Verfassers u. die spannende Lebendigkeit des Dialogs. Alle Erscheinungen seiner Zeit verfolgte er mit aufmerksamer Kritik u. gab alle Ausartungen derselben schonungslos der Lächerlichkeit preis. Namentlich schwang er die Geißel seiner Satire über dem blinden Aberglauben, mit dem er aus Unkenntniß auch das Christenthum in Verbindung brachte, wie über die sich breit machende Weisheit der kynischen u. stoischen Philosophie. Auch die Leichtfertigkeit u. Gunstbuhlerei der Rhetoren, die durch sie einreißende Sprachverderbniß, der Verfall der Kindererziehung sowie die unwürdige Stellung der Griechen in Rom entgehen nicht seinem Spott. — Vgl. Jacob, „Charakteristik Lucian's" (Hamb. 1822). Neueste Ausgabe von L.'s Werken von Fritzsche (Bd. 1—3, Rostock 1870—74).

Lucifer (d. i. „Lichtbringer", der lat. Name des Morgensterns) wurde zur Bezeichnung des Teufels auf Grund der Stelle Jes. 14, 12 (in der Vulgata), indem man dort eine Hindeutung auf den Fall des Satans aus dem Himmel fand, während unter dem Morgenstern einfach der gestürzte König von Babel zu verstehen ist.

Lucilius, Gajus, ein bedeutender römischer Dichter, geb 148 v. Chr. zu Suessa Aurunca in Campanien; stammte aus einer ritterlichen Familie. Von seinen vertrauten Freunden Lälius u. Scipio Africanus mit den Gebrechen u. Geheimnissen des damaligen röm. Staatslebens vertraut gemacht, wandte sich der mit Charakter u. schöpferischem Triebe begabte L. der Satire zu. In harten, kunstlosen Rhythmen u. griechische Ausdrücke unter die lateinischen Verse mischend, aber mit behaglicher Laune u. schneidendem Witze rügte er die sittlichen Schäden der Gesellschaft u. verfolgte lasterhafte Persönlichkeiten mit beißendem Spotte. Seine patriotische Biederkeit, seine Wahrheitsliebe u. Freimüthigkeit erwarben ihm die volle Neigung seiner Zeitgenossen, u. die Nachwelt ehrte in ihm den ersten politischen Dichter der Nation. Er starb 102 v. Chr. in Neapel. Seine Satiren sollen 30 Bücher umfaßt haben u. waren meist in Hexametern, Distichen u. Trochäen geschrieben; doch hatten 4 Bücher iambisches Versmaß. Auf uns sind seine Dichtungen nur in Bruchstücken gekommen (gesammelt herausgegeben von Müller, Lpz. 1872).

Lucina, ein Beiname der Juno, als Spenderin des Lichtes u. Lebens u. infolge dessen auch Förderin der Geburten. Ihr ältester Tempel lag zu Rom am Esquilin u. ihr angesehenstes Fest waren die Matronalia, die am 1. März, dem Anfange des ältesten Jahres, von Ehefrauen u. Jungfrauen in heiterer Weise gefeiert wurden.

Lucius ist der Name dreier römischer Päpste: **L. I.**, röm. Bischof seit 252, erlitt schon im März 253 den Märtyrertod. — **L. II.**, Papst 12. März 1144 bis 25. Febr. 1145, eigentlich Gerardo Caccianemici aus Bologna, starb an den Folgen eines Steinwurfs, den er bei der Dämpfung eines Aufstands der Römer erhalten hatte. — **L. III.**, Papst 2. Sept. 1181 bis 24. Nov. 1185, eigentlich Ubaldo Allucingoli aus Lucca, wurde als Anhänger Kaiser Friedrich's I. von den Römern gleich Anfangs zur Flucht aus Rom genöthigt u. starb in Verona. Noch 1183 hatte er daselbst im Beisein des Kaisers ein Konzil gehalten, bei welchem auch die Waldenser verdammt wurden.

Luckenwalde, Stadt im Kreise Jüterbogk L. des preuß. Reg.-Bez. Potsdam (Prov. Brandenburg) mit 13,527 E. (1871), liegt 6,5 M. im Süden Berlins an der Nuthe u. der Eisenbahn Berlin-Jüterbogk, hat eine evang. u. eine kathol. Kirche u. ist einer der wichtigsten Plätze für die Tuchfabrikation in Preußen; außerdem giebt es hier Streichgarnspinnereien, eine Dampffarbholzraspelei, Dampfmühlen für Breter, Oel u. Mehl, Brauereien u. eine Papierfabrik.

Lucretia, eine edle, durch Schönheit ausgezeichnete Römerin, die Gattin des Tarquinius Collatinus. Von Sextus Tarquinius, dem Sohne des letzten römischen Königs, Tarquinius Superbus, entehrt, tödtete sie sich selbst im Beisein ihres Gatten, ihres Vaters u. des Brutus, nachdem sie dieselben zur Rache aufgefordert hatte, u. gab hierdurch die Veranlassung zum Sturz der Tarquinier.

Lucretius, T. Carus, der Meister des Lehrgedichtes bei den Römern, lebte zwischen 99 u. 55 v. Chr. u. endete sein, wie es scheint, wenig glückliches Leben durch Selbstmord. Sein aus 6 Büchern bestehendes Werk „De rerum natura" enthält eine mit philos. Tiefe u. warmer Begeisterung geschriebene Darstellung des Epikureischen Systems.

Vorzugsweise ging sein stetes Bemühen darauf, den Menschen von Todesfurcht u. religiöser Autorität zu befreien, u. er eifert deshalb in Entrüstung gegen den priesterlichen Trug u. abergläubische Irrthümer, ohne sich über das verneinende Ergebniß seines Standpunktes zu beunruhigen. Seine Sprache ist schlicht u. alterthümlich; doch läßt der Versbau Wohllaut u. Mannichfaltigkeit vermissen. — Ausgaben des Gedichtes veranstalteten u. A. Lachmann (2 Bde., Berl. 1850; 3. Aufl. 1866), Bernays (Lpz. 1852) u. Munro (Cambr. 1860); Uebersetzungen lieferten K. L. v. Knebel (2 Thle., Lpz. 1821) u. Binder (Stuttg. 1868 f.).

Lucrum (lat.), Gewinn, Vortheil. L. cessans, der durch einen entgangenen Gewinn verursachte Verlust; Lucri bonus odor, lat. Sprüchwort: „Der gute Geruch des Gewinnes“, d. h. jeder Gewinn schmeckt gut od. ist angenehm. Lucri causa, des Gewinnes wegen. Lukriren, gewinnen, profitiren. Lukrativ, gewinnbringend.

Lucullus, Lucius Licinius, röm. Feldherr, geb. um 110 v. Chr., nahm als Quästor unter Sulla am Kriege gegen Mithridates rühmlichen Antheil u. wurde, nachdem er 79 die Aedilität, 77 die Prätur u. 76 die Statthalterschaft über Afrika bekleidet hatte, im Jahre 74 Konsul. Als solcher hielt er Sulla's Einrichtungen aufrecht u. wußte sich den Oberbefehl zu Lande in dem wieder ausbrechenden Kriege gegen Mithridates zu verschaffen. Mit 30,000 Mann zu Fuß u. 2500 Reitern eröffnete er denselben, schlug das große Heer des Königs u. nöthigte ihn, die Belagerung von Kyzikos aufzuheben. Dann brachte er ihm im J. 72 noch eine große Niederlage bei Kabira bei u. vollendete in drei Tagen die Eroberung von Pontus, so daß Mithridates zu seinem Schwiegersohn Tigranes nach Armenien fliehen mußte. Als dieser die Auslieferung des pontischen Herrschers verweigerte u. auf dessen Seite trat, begann L. den armenischen Krieg u. siegte über beide Könige bei Tigranocerta u. Artarata (69 u. 68). Eine Meuterei seiner Soldaten nöthigte ihn aber, sich über den Tigris nach Mesopotamien zurückzuziehen u. in gezwungener Unthätigkeit zuzusehen, wie Mithridates sein Reich wiedereroberte, bis er endlich durch den Einfluß der von ihm in ihren habsüchtigen Interessen gekränkten römischen Ritter des Oberbefehls enthoben wurde. Selbst seinen Triumph hinderten die Ränke seiner Feinde drei Jahre lang. In der Hauptstadt beschäftigte er sich weniger mit Politik als damit, seine ungeheuern Reichthümer in sprüchwörtlich gewordenem Luxus zu verbrauchen. Er starb 56 v. Chr. im Wahnsinn, der angeblich durch einen Liebestrank hervorgerufen worden war. — L., dessen prachtvolle Gärten berühmt waren, hat zuerst den Kirschbaum aus Asien nach Europa verpflanzt.

Lucus a non lucendo (lat.), „der Hain hat seinen Namen von Nichtleuchten“, eine sprüchwörtliche, ironische, gegen unsinnige Etymologien gerichtete Redensart, nach welcher das Wort lucus, d. i. „der Hain“, von der in ihm herrschenden Dämmerung (non lucendo) herkommen soll.

Ludämilie Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudelstadt, geb. 7. April 1640 als Tochter des regierenden Grafen Ludwig Günther, gest. 12. März 1672 als Braut des Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen, Dichterin geistlicher Lieder. Dieselben erschienen nach ihrem Tode 1687 gesammelt unter dem Titel „Die Stimme der Freundin“ (neu herausgeg. von Thilo, Stuttg. 1856; in Auswahl von Sarnighausen, Halle 1856).

Luden, Heinrich, ausgezeichneter Historiker u. politischer Schriftsteller, geb. zu Lorstedt im Herzogthum Bremen 10. April 1780, studirte 1799—1803 in Göttingen Theologie, Geschichte u. Philosophie, wurde 1806 außerord. Professor der Philosophie in Jena, 1810 ord. Professor der Geschichte daselbst u. starb ebd. 23. Mai 1847. Seine große Bedeutung als Dozent lag wesentlich in seinem anregenden u. gewinnenden Vortrage, in dem edlen Pathos des freisinnigen u. im besten Sinne patriotischen Mannes. Während man ihn deshalb von gewisser Seite als „Demagogen“ zu verdächtigen suchte, wußten Karl August von Weimar u. Goethe ihn zu schätzen u. hingen die Studenten mit Liebe u. Dankbarkeit an ihm. Auch seine Schriften zeichnet nicht blos eine geistvolle, gründliche u. zeitgemäße Behandlung der Geschichte, sondern ebenso die freimüthige Gesinnung u. Sprache aus. Das bedeutendste Werk L.'s ist die übrigens nur bis 1237 reichende „Geschichte des deutschen Volks“ (Bd. 1—12, Gotha 1825—37). Außerdem sind zu nennen: „Allgemeine Geschichte der Völker u. Staaten des Alterthums“ (Jena 1814; 3. Aufl., 1824); „Allgemeine Geschichte der Völker u. Staaten des Mittelalters“ (ebd. 1821 f.; 2. Aufl. 1824); „Ansichten des Rheinbunds“ (Gött. 1808; 2. Aufl. 1809); „Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte“ (Jena 1809; n. Aufl. 1828); „Handbuch der Staatsweisheit od. der Politik“ (ebd. 1811) nebst einer Abhandlung über den Sinn u. Inhalt desselben (ebd. 1811); die Lebensbeschreibungen des Christ. Thomasius (Berl. 1805), Hugo Grotius (ebd. 1806) u. Sir Will. Temple (Gött. 1808) u. „Rückblicke in mein Leben“ (Jena 1847). Auch besorgte er die neue Ausgabe von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Lpz. 1812; 3. Aufl. 1824) u. gab heraus: „Nemesis, Zeitschrift für Politik u. Geschichte“ (12 Bde., Weim. 1814—18) u. „Allgemeines Staatsverfassungsarchiv“ (3 Bde., Weim. 1816). — Sein Sohn Heinrich **L.**, namhafter Kriminalist, geb. zu Jena 9. März 1810, studirte in seiner Vaterstadt, habilitirte sich daselbst 1831, wurde 1834 außerord. u. 1844 ord. Professor sowie Rath in dem den thüring. Staaten gemeinsamen Oberappellationsgerichte. Außerdem seit 1836 außerord. u. seit 1843 ord. Beisitzer der mit der Juristen-Fakultät in Jena verbundenen Spruchkollegien, erhielt er 1861 deren Ordinariat. Seine größeren Schriften sind: „Abhandlungen aus dem Strafrechte“ (2 Bde., Gött. 1836—40); „Der Vergiftungsprozeß der Lafarge“ (1840); „De socio delicti speciali“ (1845); „Handbuch des deutschen gemeinen u. partikularen Strafrechts“ (1. Bd., Jena 1847); auch übersetzte er Romagnosi's „Genesis des Strafrechts“ (2 Bde., Jena 1833).

Lüders, Graf Alexander Nikolajewitsch, einer der namhaftesten russischen Heerführer, geb. 1790, diente seit 1807 in der russ. Armee, welcher auch seine Vorfahren schon seit mehreren Generationen angehört hatten. L. machte den Krieg in Finnland u. dann die Feldzüge gegen Napoleon mit u. war 1831 bereits Brigade-Kommandeur, als welcher er sich beim Sturme auf Warschau auszeichnete. Dafür zum Generalleutnant u. 1838 zum Befehlshaber des 5. Corps ernannt, ging er 1843 nach dem Kaukasus u. focht dort 2 Jahre gegen Schamyl, zog sich dabei aber ein Leiden zu, welches einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien nothwendig machte. 1848 rückte er mit seinem Corps aus Bessarabien in die Donaufürstenthümer u. später auch nach Siebenbürgen ein, um den Kampf mit Bem aufzunehmen u. siegreich durchzuführen. Am 2. Juli 1853 überschritt er abermals die Donau u. leitete so den „Krimkrieg“ ein. Ende 1854 befehligte er die Südarmee bei Odessa. Dauernde Kränklichkeit, nam. ein Augenleiden, zwang ihn 1857, den Kriegsdienst zu verlassen u. zu seiner Erholung auf Reisen zu gehen. Ende 1861 zum Statthalter des Königreichs Polen ernannt, unterdrückte er mit Strenge die in Warschau wieder ausgebrochenen Unruhen u. war 27. Juni 1862 Gegenstand eines Attentates: ein Soldat schoß auf ihn u. verwundete ihn am Kinn. Seitdem lebte L., in den Grafenstand erhoben, aber zugleich in den Ruhestand getreten, meist auf seinen Gütern in Bessarabien; er starb zu Petersburg 13. Febr. 1874.

Ludimagister (vom lat. ludus, Spiel, Schule, u. magister, Meister), Schulmeister.

Ludmila, die heilige, Gemahlin des böhm. Herzogs Borziwoi u. mit diesem 871 von dem heil. Methodius in Mähren getauft, sorgte auch unter der Regierung ihrer Söhne, bes. des jüngeren Wratislaw (gest. 926), eifrig für die Ausbreitung des Christenthums in Böhmen. Nach Wratislaw's Tode bemächtigte sich jedoch seine Wittwe, die noch heidnische Drahomira, der Herrschaft u. ließ L. auf dem Schlosse Tetin 15. Sept. 927 erdrosseln. Ihr Enkel, der heil. Wenzeslaw, ließ ihre Leiche in Prag beisetzen.

Ludolf'sche Zahl wird in der Geometrie oft das Kreisverhältniß od. die Zahl π (s. „Kreis“) genannt, weil dieselbe zuerst von dem 1539 zu Hildesheim geborenen Mathematiker Ludolf van Ceulen (gest. 31. Dez. 1610 als Prof. der Kriegsbaukunst an der Universität Leyden) zuerst genauer, u. zwar bis auf 32 Dezimalen, in seinem erst nach seinem Tode (1616) erschienenen Werke „De arithmetische en geometrische fondamenten“ berechnet worden war. Die Zahl lautet bis zu dieser 32. Stelle: 3,14159265358979323846264338327950.

Ludwig, der Fromme, röm. Kaiser 814—840, geb. 778, war der jüngste, seit 811 der einzige Sohn Karl's d. Gr. u. bis 814 Verwalter des Königreichs Aquitanien. Als aber der greise Vater den

Tod herannahen fühlte, berief er L. 813 nach Aachen u. hieß ihn, nach Zustimmung aller Großen des Reichs, selbst die Kaiserkrone vom Altar der Marienkirche nehmen. Wenige Monate darauf (28. Jan. 814) erbte L. dies Reich. Er war schön von Antlitz u. Gestalt, ein Freund von Jagd u. Leibesübungen, dabei war er einfach in seinen Sitten, voll Treue gegen seine Gemahlin Irmingard u. von Jugend auf ernsthaft, ja finster. Unterrichteter als sein Vater Karl, besaß er doch weniger Umsicht u. Einsicht. Die heidnische Volkspoesie verwarf er, weil sie der Frömmigkeit nicht diente. Von jeher der Geistlichkeit u. den Mönchen ergeben, war er ein eifriger Gesetzgeber für das Wohl derselben u. folgte, selbst von geringer Willenskraft, bereitwillig ihren Eingebungen. In den ersten Jahren seiner Regierung gingen alle Gesuche u. Beschwerden durch die Hand des klugen Abtes Benedict von Aniane, später beherrschten ihn Andere. Durch seine nochmalige Krönung u. Salbung zu Rheims (816), zu welcher Stephan IV. bereitwillig über die Alpen kam, schien er zu bestätigen, daß erst durch die Hand des Papstes, nicht schon durch den Beschluß des Reichstages, die Kaisergewalt vollkommen werde. Im J. darauf, 817, trieben ihn seine geistlichen Rathgeber auf dem Reichstage zu Aachen zu jener Theilung des Reiches, durch welche unter Fasten u. Beten, infolge plötzlicher „göttlicher Eingebung", dem fränkischen Herkommen zuwider Lothar schon jetzt die Würde eines Mitkaisers übertragen wurde, um durch ihn die Macht u. Einheit der Kirche zu schirmen, Pipin das Königreich Aquitanien, L. das Königreich Bayern unter der Oberhoheit Lothar's zufiel. Als Bernhard, der hinterlassene Sohn von Karl's zweitem Sohne Pipin, vielleicht weil die Abhängigkeit seines Königreiches Italien in jenem Theilungsvertrag bestätigt war, über den jungen Kaiser Lothar herzufallen drohte, ward er gefangen genommen u. in Aachen zum Tode verurtheilt; zwar ward er durch seinen Oheim zur Blendung begnadigt, doch starb er zwei Tage nach der Ausführung dieser Strafe u. sein Königreich fiel Lothar zu. Verhängnißvoller ward für den Kaiser u. das Reich, daß er 819 wenige Monate nach dem Tode der Kaiserin Irmingard, anstatt, wie er Anfangs wünschte, abzudanken u. Mönch zu werden, aus einer großen Anzahl der edelsten Jungfrauen, die er sich vorführen ließ, die schönste, Judith, Tochter des bayerischen Grafen Welf, zur Gemahlin nahm. Als sie mit Hülfe des energischen u. talentvollen Kämmerers, des Grafen Bernhard von Septimanien, den schwachen Kaiser dafür gewann, ein Stück aus dem reichen Erbtheile Lothar's für ihren damals sechsjährigen Sohn Karl auszuscheiden, erhoben sich die eignen Söhne erster Ehe gegen ihn. Judith wurde 830 „wegen Untreue" in ein Kloster verwiesen u. Lothar riß die Kaisergewalt an sich. Führte auch L.'s u. Pipin's Unzufriedenheit mit des Bruders Oberherrschaft den Kaiser u. die Kaiserin schon 831 wieder nach Aachen zurück, so bewegte doch eine neue Theilung zu Gunsten Karl's des Kahlen fast alle seine Vasallen in Gegenwart des Papstes, der zur Schlichtung des Streites herbeigekommen war, auf dem Rothfelde bei Kolmar 833 zum offenen Abfall. Der elfjähr. Karl wurde von Lothar in ein westfälisches (Prüm), Judith in ein italienisches Kloster (Tortona) gesteckt u. L. selbst zu einer Kirchenbuße vermocht. Der schwache Kaiser verlas knieend u. unter Thränen in der übervollen Medarduskirche zu Soissons ein Verzeichniß seiner Sünden, legte die Waffen ab u. ließ sich von dem Erzbischof mit dem Büßergewand bekleiden. Aber diese unwürdige Behandlung erweckte ihm die Reue der beiden anderen Söhne Pipin u. Ludwig, seine standhafte Weigerung, Mönch zu werden, die Achtung zahlreicher Vasallen: er wurde aus der Haft befreit u. sah schon 834 im Lager bei Blois den stolzen Lothar besiegt u. um Gnade flehend zu seinen Füßen. Wohl trieb ein neuer Versuch, den jungen Karl auf Kosten Ludwig's auszustatten, auch diesen wieder zur Empörung, aber seine eigenen Ostfranken, Alemannen u. Thüringer verließen ihn; auch er mußte 839 die Gnade des Vaters anflehen u. sich auf Bayern beschränken lassen. Gerade jetzt bezeugte der alte Kaiser die ganze Schwäche seines Charakters. Durch die Bitten der Kaiserin Judith u. die Vorliebe für den jüngsten Sohn Karl angetrieben, sprach er den beiden Söhnen des jüngst (Dez. 838) verstorbenen Pipin, der ihn einst befreit hatte, das Erbe des Vaters, Aquitanien, ab u. gewann zu einer neuen Theilung die Zustimmung des habsüchtigen Lothar durch Erweiterung seines Gebietes auf Kosten L.'s. Während die Aquitanier zu Gunsten seiner Enkel, Ludwig zur Wiedergewinnung seiner oberrheinischen Besitzungen die Waffen erhoben, verschlimmerte sich der Krankheitszustand des lange schon leidenden Kaisers. Auf einer Rheininsel bei Ingelheim, getrennt von Gattin u. Kindern, umgeben, wie immer, von einer Schar von Geistlichen, entschlief er 20. Juni 840. Mit Mühe bewog man ihn auf dem Sterbebette, dem Hasse gegen den einst so getreuen Sohn L. zu entsagen: er selbst vergab ihm, indem er den Umstehenden die Rache empfahl. Dem „Bibelleser u. Psalmensänger", wie ihn das Volk wol nannte, war christliche Milde u. Selbsterkenntniß fremd. Standhaftigkeit bewies er nicht im Handeln u. im Lieben, nur im Leiden u. Hassen. Während seiner friedlosen Regierung plünderten u. verwüsteten die heidnischen Normannen ungestraft die Küstenlandschaften von der Elbmündung bis zur Mündung des Tajo, die Araber die Inseln des Mittelmeeres u. die Handelsstädte Italiens, nahmen Slaven u. Bulgaren an der Elbe u. der Donau eine drohende Stellung ein. Auch die berühmten Stätten antiker u. christlicher Wissenschaft, welche während Karl's d. Gr. Regierung in Blüte waren, fingen an zu verfallen. — Vgl. Simson, „Jahrbücher des Fränk. Reiches unter L. d. Fr." (Bd. I, 814—830, Lpz. 1874) u. Dümmler, „Geschichte des Ostfränk. Reiches" (Bd. I, Berl. 1862). — Abb. s. Bd. III, Sp. 874.

Ludwig der Deutsche, König von Deutschland od. richtiger des Ostfränkischen Reiches (843—876), geb. um 804, war der dritte Sohn Ludwig's des Frommen (s. d.). Von 817—830 verwaltete er das Königreich Bayern u. wußte durch sein heiteres u. gemüthvolles Wesen sowie durch die tapfere Vertheidigung der gefährdeten Ostgrenze die Gemüther daselbst so sehr an sich zu fesseln, daß ihm später auch nach schweren Niederlagen diesen Besitz Niemand streitig zu machen wagte. Dennoch hatte jene Theilungsakte von 817 auch in sein offenes Gemüth den Keim des Neides u. Mißtrauens gegen Vater u. Brüder, ja der Habsucht u. Ländergier gesenkt. Im J. 830 am Hofe zu Aachen aus irgend einem Verdachtsgrunde in Haft gehalten, entfloh er, bestätigte nun selbst die schlimmsten Anklagen gegen Judith u. trat mit den Brüdern gegen den Vater auf. Durch ungerechte Theilungen 830, 833 u. endlich 840 immer von Neuem zum Abfall getrieben (s. „Ludwig der Fromme") kehrte er doch zweimal reumüthig um u. führte mit seiner ganzen Macht den Vater auf den Thron zurück. Dennoch schien kindliche od. brüderliche Gesinnung in dieser Familie nicht möglich. Nur die Herrschsucht des ältesten Bruders machte L. vorübergehend zum Bundesgenossen des jüngsten, Karl's des Kahlen (841), wodurch er den blutigen Sieg bei Fontenoy gewann, u. die um ihrer sprachlichen Bedeutung willen (als eines der ältesten Denkmäler der franz. u. altdeutschen Sprache) berühmte Wiederholung jenes Bundes im J. 842 zu Straßburg zeigt in ihrem Wortlaute deutlich, daß Keiner dem Andern traute. Im Vertrage zu Verdun (843) endlich verlangte u. erhielt er ganz Deutschland bis an den Rhein u. „wegen des Reichthums an Wein" das linke Ufer um Mainz, Worms u. Speier. Von jetzt an trat er allein unter den Brüdern in die Fußstapfen des Großvaters. Wohl blieb auch sein Haus nicht frei von dem angeerbten Verwandtenstreit, u. vor Allen lehnte sich Karlmann, der älteste u. begabteste von seinen drei Söhnen, der Liebling seiner Mutter Hemma, einer Schwester der Kaiserin Judith, mehrmals gegen ihn auf, aber die Theilung von 865 u. eine zweite von 872, seitdem durch den Vertrag von Mersen 870 (s. „Karl der Kahle") das östl. Lothringen an Deutschland gefallen war, stellte vollkommen den inneren Frieden wieder her. Siegreich wurden die Dänen, die Normannen, die Slaven an der Elbe u. Donau bekämpft, die Grenzen durch tapfere Markgrafen vertheidigt. In dem ganzen, die meisten echt deutschen Stämme umfassenden Reiche fanden die Gesetze gleiche Achtung, u. die fleißigen Arbeiter in den Klöstern konnten wieder ungestört das Schreibrohr zur Hand nehmen. Dennoch drohte der Tod des kaiserlichen Neffen Ludwig's II. (s. d.) in Italien 875 diesen glücklichen Zustand durch neuen erbitterten Bruderzwist zu zerstören. Während Karl der Kahle nach Rom eilte, um die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes vorwegzunehmen, brach L. verheerend in die Grenzen Frankreichs ein, sein Sohn Karlmann in diejenigen Italiens. Als aber Karl schon zu einem Rachezuge rüstete, starb König L. 28. Aug. 876 in der Pfalz zu Frankfurt. — Obwol selbst in den

Wissenschaften nicht so bewandert, wie Karl, sondern mehr dem Kriegswesen zugethan, galt er doch für einen Förderer derselben. Ihm widmeten gelehrte Priester, wie Hinkmar von Rheims u. Rhabanus Maurus, ihre lat. Schriften, der Mönch Otfrid von Weißenburg seine deutsche Evangelienharmonie (865), das erste große Heldengedicht in gereimter Rede, u. in der ungeübten Hand, welche das „Muspilli" genannte Gedicht (s. d.) niedergeschrieben hat, vermuthet man die des Königs selbst. Er war in der That der erste nationale Fürst des engeren Deutschland. — Vgl. Dümmler, „Geschichte des Ostfränkischen Reiches" (Bd. I., Berl. 1862). Abb. s. Bd. III, Sp. 874.

Ludwig II., röm. Kaiser (855—875), geb. 825 als ältester Sohn Kaiser Lothar's I., wurde schon im Alter von 19 Jahren 844 durch den Papst als König der Langobarden gesalbt, gekrönt u. mit dem Schwert umgürtet. Seit dem Tode des Vaters (855) röm. Kaiser, erbte er 863 einen Theil der Provence, die sein jüngster Bruder Karl besessen hatte, erlangte jedoch (872) im Vertrage von Trient nur mühsam einen Theil von Lothar's II. Erbschaft, da ihm sein Schwiegervater Ludwig d. D. (s. d.) in der Besitznahme zuvorgekommen war. Von gütiger, kirchlich frommer Gesinnung, aber wol zu sehr dem Einflusse seiner hochmüthigen Gattin Engelberga u. der Priester hingegeben, begnügte er sich, die beschränkte Machtstellung nothdürftig zu behaupten. Dennoch blieben die Sarazenen, die er mehrmals schlug, in dem Besitze von Sizilien u. Calabrien. Mit seinem Tode 12. April 875 starb der Mannesstamm der Karolinger in Italien aus. — Vgl. Dümmler, „Geschichte des Ostfränk. Reiches" (Bd. I, Berl. 1862).

Ludwig (III), das Kind, König der Deutschen in Ostfranken (900—911), geb. 893, war der einzige legitime Sohn Kaiser Arnulf's (s. d.). Während seiner Minderjährigkeit herrschten seine beiden Taufpathen, der energische u. verschlagene Erzbischof Hatto von Mainz u. der edle, feingebildete Bischof Adalbero von Augsburg, nur Sachsen wurde fast selbständig von Otto dem Erlauchten regiert. Da sein älterer Halbbruder Zwentibold als König von Lothringen, wozu ihn Arnulf erhoben hatte, die Huldigung versagte, überdies die Großen des Landes gerade den unmündigen deutschen König herbei wünschten, verlor jener schon 900 Schlacht u. Leben, ward aber für seine reichen Schenkungen an die Kirche heilig gesprochen; sein Reich, eine Stätte wilder Anarchie, blieb einstweilen mit Deutschland vereinigt. Während im Maingebiete zwei mächtige Familien, die Konradiner u. Babenberger, einander befehdeten, bis die Hinrichtung Adalbert's von Babenberg (s. d.) 906 jenen die vollkommene Herrschaft in Franken verschaffte, eroberten die Ungarn die Ostmark, drangen tief in Bayern ein, ja selbst in Schwaben, Franken, Thüringen u. Sachsen. Am 24. Sept. 911 starb L. unvermählt, der letzte Karolinger in Deutschland. — Vgl. Dümmler, „Geschichte des Ostfränk. Reiches" (Bd. II, Lpz. 1865). — Abb. s. Bd. III, Sp. 874.

Ludwig IV., der Bayer, Deutscher Kaiser (1314—47), geb. um 1282, war ein Sohn Ludwig's des Strengen aus dem Hause Wittelsbach u. durch seine Mutter Mechthild ein Enkel Rudolf's v. Habsburg. Während er Anfangs noch Oberbayern mit seinem Bruder Rudolf theilen mußte, fiel ihm später (1340) das ganze Bayern zu u. nur die Ober- u. Rheinpfalz verblieben der Linie Rudolf's. L. war eine Zeit lang am Hofe seines Oheims, des Kaisers Albrecht, in Wien erzogen, zusammen mit dessen Sohne Friedrich, aber der Tod Heinrich's VII. in Italien ließ beide Enkel König Rudolf's v. Habsburg Jugendfreundschaft u. Verwandtschaft vergessen. Im J. 1314 erschienen sie mit bewaffneter Mannschaft zur Königswahl in Frankfurt u. lagerten getrennt an beiden Ufern des Main. Am 19. Okt. wurde von der habsburg. Partei Friedrich der Schöne (s. d.), am 20. von der Mehrzahl Ludwig der Bayer erwählt. Nach fruchtlosen Raubzügen u. kleineren Gefechten kam es 28. Sept. 1322 bei Mühldorf am Inn zur Entscheidung. König Johann von Böhmen, der tapfere Sohn Kaiser Heinrich's VII., gewann für L. die Schlacht (eine späte Sage schreibt dem Anführer Seyfried Schweppermann den Sieg zu), u. Friedrich, dessen an seinen Bruder Leopold gesandte Boten von den Fürstenfelder Mönchen festgehalten wurden, ward im Rücken durch den Burggrafen von Nürnberg angegriffen, gefangen genommen u. dann auf die Burg Trausnitz an der Waldnab gebracht. Inzwischen hatte jedoch Papst Johann XXII. von Avignon aus vergeblich mit den deutschen Kurfürsten, nicht ohne Aussicht mit Leopold, Verhandlungen angeknüpft, um dem franz. Könige Karl IV. die deutsche Krone zu verschaffen. Als er aber L., der die Ghibellinen Italiens unter Johann Visconti von Mailand unterstützt hatte, in den Bann that, appellirte dieser an ein Konzil. Das Interdikt über Deutschland erklärten die Kurfürsten selbst für nichtig, u. der Kaiser, der sich 1325 mit dem gefangenen Gegenkönige ausgesöhnt hatte, empfing sogar 1327 die lombardische, 1328 aus der Hand des mächtigsten röm. Barons Sciarra Colonna die röm. Kaiserkrone. Schon erklärte L. Johann XXII. für abgesetzt u. stellte in Nikolaus V. einen Gegenpapst auf, als die Ghibellinen selbst von ihm abfielen, die eigenen Söldner, die er nicht bezahlen konnte, ihn verließen, so daß er eilends einen schmählichen Rückzug antreten mußte. Dennoch erklärten die Kurfürsten auf ihrer Versammlung zu Rense 1338 einstimmig, daß ihre Wahl allein die Rechte eines Königs u. den Titel eines Kaisers zu verleihen im Stande sei u. keiner Bestätigung, also auch durch den Papst nicht, bedürfe. Johann von Böhmen war nicht in Rense. Schon daß L. nach dem Aussterben der Askanier die Mark Brandenburg seinem zwölfjährigen Sohne L. 1324 verliehen, verstimmte ihn, der sicher auf diesen Erwerb gehofft hatte; mehr noch, daß er nach dem Tode Heinrich's von Kärnthen u. Tirol 1335 dessen Erbe nicht an die Tochter Margarethe, genannt Maultasche, überlassen wollte, welche mit Johann Heinrich, einem Sohne des Böhmenkönigs, vermählt war. Als nun gar Margarethe selbst 1342 ihren Gemahl verließ u. mit des Kaisers Bewilligung ohne den Segen des Priesters u. ohne von jenem geschieden zu sein, Ludwig von Brandenburg heirathete u. dieser zweite Gemahl sofort mit Kärnthen u. Tirol belehnt wurde, verband sich der blinde König Johann von Böhmen mit dem lahmen Herzog Albrecht von Oesterreich u. mit Papst Clemens VI., der einst den Sohn jenes, Karl (s. „Karl IV."), unterrichtet hatte, um dem Letzteren die deutsche Krone zu verschaffen. Nachdem Karl in Avignon dem Papste die schmählichsten Versprechungen gemacht hatte, wurde er wirklich zu Rense am 11. Juli 1346 von fünf Kurfürsten, darunter seinem Vater, seinem Oheim u. zwei mit vielem Gelde erkauften, zum röm. Könige gewählt, aber Aachen verschloß ihm die Thore u. keine Stadt des Reiches erklärte sich für den „Pfaffenkönig". Während er in Frankreich für Philipp VI. gegen England focht, dann von Böhmen aus seine Streitkräfte sammelte, regierte L. unangegriffen, bis ihn am 11. Okt. 1347 plötzlich auf der Jagd in der Nähe von München der Tod ereilte. (Ein Denkstein bezeichnet die Stätte.) Ohne die Energie eines edlen, reinen Willens u. ohne scharfe Einsicht in die Intriguen seiner Gegner, hat er in dem beständigen Bürgerkriege, der seine Regierung erfüllte, stets herüber u. hinüber geschwankt. Nur die niedere Bürgerschaft in den Städten, die sich seines Schutzes gegen den aristokratischen Patrizierstand erfreute, verdankte ihm eine Erweiterung ihrer Rechte u. blieb ihm treu ergeben. — Vgl. Weech, „Kaiser L. der Bayer" (Münch. 1860). — Abb. s. Bd. III, Sp. 886.

Ludwig I., König von Frankreich (814—840), s. „Ludwig der Fromme, röm. Kaiser."

Ludwig II., König von Frankreich (877—879), genannt der Stammler (le bègue), geb. 843, ist der einzige Sohn u. Erbe Karl's des Kahlen. Die Absicht des Papstes Johann VIII., ihn zum Kaiser zu erheben u. seinen Schutz gegen die Sarazenen in Anspruch zu nehmen, scheiterte sowol an seiner Unfähigkeit als an seinem frühen Tode. Im Kampfe gegen meuterische Edelleute starb er plötzlich 10. April 879 zu Compiègne, wie man sagte, an Gift.

Ludwig III., König von Frankreich (879—882), war der älteste Sohn des Vorigen, mußte aber schon die Herrschaft mit seinem Bruder Karlmann († 884) theilen u. es ruhig geschehen lassen, daß sein Oheim Boso von Vienne die Länder östl. vom Rhone u. südl. vom Genfer See vom Reiche trennte u. durch den Erzbischof von Lyon zum König von Niederburgund gekrönt wurde (879). Das Ludwigslied (s. d.) feiert die einzige nennenswerthe That in seiner kurzen Regierung, den Sieg über die Normannen bei Saucourt (881).

Ludwig IV., König von Frankreich (936—954), ein Sohn Karl's des Einfältigen, Transmarinus od. d'Outremer genannt, weil seine Mutter Ogiva nach der Gefangennahme des Vaters mit ihm zu

ihrem Bruder Athelstan nach England geflüchtet war; er verdankte seinen Thron der Laune des Capetingers Hugo von Francien, der den zwölfjährigen Knaben berief u. beherrschte. Vergebens war seine Unterstützung des Herzogs Giselbert von Lothringen, der sich von seinem Schwager Otto d. Gr. losreißen wollte. Als jener auf der Flucht im Rhein ertrunken war (940), heirathete L. die Wittwe Gerberga u. erlangte durch sie den Frieden mit Otto (942), in dem er Lothringen für immer aufzugeben versprach. Der Versuch, auf hinterlistige Weise sich der Normandie zu bemächtigen, brachte ihn selbst in Gefangenschaft zuerst der Normannen, dann Hugo's von Francien. Mühsam gelang es Otto d. Gr., zwischen beiden Schwägern — Hugo war mit seiner Schwester Hatwig vermählt — 950 eine Versöhnung zu Stande zu bringen u. dem König L. wenigstens den Besitz seiner Hauptstadt Laon zu verschaffen. L. starb, 33 Jahre alt, infolge eines Sturzes vom Pferde, nachdem er noch die Verheerungen mit angesehen, welche ungarische Reiterscharen in seinem Lande anrichteten. Es fehlte ihm nicht an Muth u. Thatkraft, aber seine Jugend u. die Uebermacht seiner Vasallen hinderten jeden Erfolg.

Ludwig V., König von Frankreich (986—987), unverdientermaßen le Fainéant (d. h. der Nichtsthuer) beigenannt, übernahm nach dem Tode seines Vaters Lothar (s. d.) im Alter von 20 Jahren eine Herrschaft, die sich wenig über die Stadt Laon erstreckte. Hugo Capet, der schon statt seiner regierte, erbte von diesem letzten Karolinger, als er plötzlich, vielleicht von seiner Gattin Blanca vergiftet, ins Grab sank, den Thron.

Ludwig VI., der Dicke, König von Frankreich (1108—1137), geb. 1081 war der Sohn Philipp's I. u. Bertha's von Holland, die der sittenlose Vater verstieß, um die geraubte Gattin des Grafen von Anjou zu heirathen. Nach der Gewohnheit der schlauen Capetinger war L. bereits im J. 1100 zum König u. Mitregenten erhoben worden u. zeigte schon damals, noch mehr aber nach seiner Thronbesteigung, Thatkraft u. Gerechtigkeitssinn. Wohl brachte ihn der Trotz seiner Vasallen, wenn er den Landfrieden erzwingen wollte, oft in die bedenklichste Lage, aber die Drohung Heinrich's V. von Deutschland, dafür Rache zu nehmen, daß L. dem Papste Calixtus ein Asyl gewährt hatte, führte 1124 eilends die Abtrünnigen in dem königlichen Heerlager von Rheims zusammen, um unter der rothseidenen Oriflamme von St. Denis, die von nun an Reichspanier wurde, das Vaterland zu vertheidigen. Der Kaiser wagte nun den Angriff nicht u. starb im Jahre darauf. Wenige Monate, nachdem König L. seinen ältesten, schon sechs Jahre zuvor gekrönten Sohn Ludwig VII. mit Eleonore, der reichen Erbtochter des Herzogs von Aquitanien, vermählt hatte, starb er 1. Aug. 1137.

Ludwig VII., König von Frankreich (1137—80), geb. 1120, erbte von seinem Vater den Kampf mit trotzigen Vasallen, aber auch den klügsten franz. Minister des Mittelalters, den Abt Suger von St. Denis (s. d.), dem er selbst während seines mehrjährigen Aufenthaltes im Heiligen Lande die Regierung überlassen konnte. L. besaß einen redlichen Willen, aber eine zu heftige Gemüthsart. Einen Erzbischof von Bourges, den ihm Papst Eugen III. gegen seinen Willen aufgedrängt, vertrieb er, verwüstete das ganze Erzstift u. die Champagne dazu, als Graf Thibaut sich für jenen erhob, u. kümmerte sich nicht um den päpstlichen Bannstrahl. Als aber zu Vitry durch den Brand der Kirche über tausend Menschen umgekommen waren, ergriff ihn eben so unmäßige Reue. Versöhnt mit Thibaut, dem Erzbischof, dem Papste, nahm er in Vezelay mit vielen Großen das Kreuz, in St. Denis Pilgerstab u. Pilgertasche u. zog 1147 in das Heilige Land. Nach der vergeblichen Belagerung von Damaskus kehrte er mit seinen Baronen 1149 zurück, gerieth aber auf der See in die Gefangenschaft der tückischen Byzantiner u. wurde nur durch den zufällig herbeikommenden König Roger von Sizilien befreit. Vergeblich drangen Suger u. Bernhard v. Clairvaux auf einen neuen Kreuzzug. Weder der König noch seine Barone wünschten die Leiden eines solchen zu erneuern, u. mit dem Tode jener Beiden (1152 u. 1153) erlosch jeder Antrieb. Ueberdies verwickelte L. die Trennung von der liederlichen Eleonore von Aquitanien, die wenige Wochen danach ihre Hand u. ihre reichen Besitzungen an Heinrich von Anjou gab u. dann mit ihm (seit 1154) den Thron von England theilte, in bedenkliche Schwierigkeiten. Fand doch die ganze westl. Hälfte Frankreichs seitdem ihren Herrscher in London, gegen dessen Macht die des franz. Oberlehnsherrn winzig erscheinen mußte (s. die Karte Bd. IV, Sp. 314). Aber L.'s Wachsamkeit ergriff jede Gelegenheit, um das Verlorene wiederzugewinnen. Er gab dem vertriebenen Thomas Becket (s. d.) von Canterbury ein Asyl u. unterstützte die abtrünnigen Söhne Heinrich's gegen den Vater. So hatte er die Wege angezeigt, auf welchen Frankreichs Macht unter seinem Sohne Philipp II. (s. d.) sich vergrößern konnte. Der feierlichen u. prunkvollen Krönung desselben 1179 konnte er nicht mehr beiwohnen, da ein Schlaganfall ihn gelähmt hatte, der ihn 18. Sept. 1180 in das Grab rief. L. war nach der Scheidung von Eleonore noch zweimal vermählt gewesen, mit Constanze von Castilien, welche den Thronerben gebar, u. mit Adelheid, der Tochter jenes Grafen Thibaut von Champagne. In mehr als einer Beziehung bildet seine Regierungszeit die Grundlage von Frankreichs Größe. Suger verlieh den Städten Freiheiten u. Gerechtsame, die sie willig machten zum Kampfe gegen die Barone, u. verschaffte schon den königlichen Gerichten das Ansehen einer obersten richterlichen Instanz. Indeß wurde Paris durch die Lehrthätigkeit eines Abälard (s. d.) die bedeutendste Hochschule der Scholastik diesseit der Alpen, u. der fromme Cisterziensermönch Bernhard von Clairvaux (s. d.) begründete im Kampfe dagegen die Mystik.

Ludwig VIII., König von Frankreich (1223—26), Enkel des Vorigen, geb. 1187, war der Sohn Philipp's II. u. der Gräfin Elisabeth von Hennegau. Obwol seit 1200 vermählt mit Blanca von Castilien, einer Nichte König Johann's von England, war er schon 1213 u. 1214 ein tapferer Heerführer im Kampfe gegen diesen. Im J. 1215 beriefen ihn sogar die engl. Barone zu ihrem König, als Johann im Einverständnisse mit Innocenz III. die Magna charta (s. d.) zu vernichten strebte. Er landete bei Dover u. drang gegen London vor, aber der Tod König Johann's 1216, die Anerkennung der Charte durch dessen Sohn Heinrich III., der Bannstrahl des Papstes u. endlich die Wegnahme der franz. Flotte in der Themse nöthigten ihn 1217 zur Heimkehr. Um so eifriger fiel er bald nach seiner Thronbesteigung (1224) über die letzten engl. Besitzungen an der Loire her, aber eine engl. Flotte von 300 Schiffen legte sich vor Bordeaux u. sein früher Tod vereitelte den Erfolg. Eine lockende Aussicht auf Vergrößerung der königl. Macht bot sich ihm dar, als Amalrich von Montfort seine Pflichten eines päpstlichen Kreuzfahrers gegen die Albigenser u. seine Ansprüche an das ihrem Beschützer Raimund von Toulouse zu entreißende Land auf ihn übertrug. Der König nahm im Jan. 1226 das Kreuz, starb aber schon 8. Nov. zu Montpensier. Sein ältester Sohn

Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich (1226—70), geb. 1215, erbte als elfjähr. Knabe den doppelten Krieg gegen die Albigenser im Süden, gegen die Engländer im Westen Frankreichs, u. die franz. Lehnsritterschaft hielt den Augenblick für gekommen, um die Krone des Unmündigen in den Staub zu treten. Aber die Mutter des Knaben, die energische, leidenschaftliche Castilianerin Blanca, unterstützt vom päpstlichen Legaten u. ihrem Verehrer u. Sänger Thibaut von Champagne, beschleunigte die Krönung des jungen Königs zu Rheims, trennte u. demüthigte die Großen, zwang Raimund 1229 zu jenem schmählichen Vertrag, nach welchem er den größten Theil seiner schönen Länder sogleich an Frankreich abtrat u. den Rest als das Erbe seiner Tochter deren Gemahl Alfons, dem Bruder des Königs, zusagte, selbst aber zu entwürdigender Kirchenbuße nach Paris kam, u. entriß durch den Frieden von Bordeaux 1243 den Engländern Poitou u. die Insel Rhé. Da überdies eine große Zahl seiner kriegslustigen Ritter mit dem jüngsten Bruder des Königs, Karl von Provence, zur Eroberung Neapels auszog, andere sich im Dienste des engl. Königs Ruhm u. Besitz erkämpften, so genoß L. IX., ein Mann von Einsicht, von edler Gesinnung, u. eben so bedacht auf das Heil seiner Seele als auf Erfüllung seiner Regentenpflicht, das Glück eines langdauernden inneren Friedens in seinem Reiche. Im J. 1259 schloß er auch jenen Vertrag mit England, nach welchem die Normandie, Anjou, Maine, Tourraine u. Poitou für immer mit der franz. Krone vereinigt wurden u. König Heinrich die letzten Besitzungen an den Pyrenäen u. der Garonne in Paris zu Lehn nahm.

Inzwischen hatte L. IX. mit unendlicher Mühe jenen Kreuzzug zu Stande gebracht, den er einst zum Danke für die Genesung von schwerer Krankheit gelobt. Auf genuesischen u. venezianischen Schiffen segelte er 1248 von Marseille u. Aiguesmortes aus zunächst nach Cypern u. nach längerem Aufenthalte daselbst 1249 nach Damiette in Aegypten, um den Sultan Eyub zur Abtretung der heiligen Orte zu zwingen. Obwol ein Sturm zwei Drittel der Flotte vernichtet hatte, wurde dennoch die Stadt genommen. Aber der Zug den Nil aufwärts wurde so langsam ausgeführt, den Kreuzfahrern überdies durch das griech. Feuer u. durch Krankheiten so empfindlicher Schaden zugefügt, daß es dem Sohne des inzwischen verstorbenen Sultans Eyub glückte, die Verbindung mit Damiette abzuschneiden u. Tausende zu tödten, den König selbst aber mit einer großen Zahl von Edlen gefangen zu nehmen. Schon war ein Lösegeld von außerordentlicher Höhe vereinbart, als der junge Sultan den Streichen der türk. Mamluken (s. d.) erlag. Nun erst wurden nach neuen Verhandlungen die Gefangenen in Freiheit gesetzt, aber der König, welcher sein Gelübde noch nicht erfüllt zu haben glaubte, begab sich mit den Wenigen, die noch bei ihm aushielten, nach Akkon, wartete drei Jahre lang vergeblich auf neuen Zuzug u. kehrte erst 1254 heim, als der Tod seiner Mutter Blanca seine Anwesenheit in Frankreich dringend nothwendig machte. Doch auch diese ununterbrochene Kette von Mißgeschick konnte ihn nicht verhindern, den Gedanken noch einmal aufzunehmen. Im Frühling 1270 segelte er auf genuesischen Schiffen nach Tunis, von der trügerischen Hoffnung geleitet, der Sultan dieses Räuberstaates sei bereit, sich taufen zu lassen u. dann mit ihm gegen Aegypten zu ziehen. Ueberall fand man unvermutheten Widerstand, während man vergeblich die versprochene Ankunft des sizilischen Bruders Karl erwartete. Tausende erlagen dem tödlichen Klima, dem Mangel an Pflege u. gesunder Nahrung, darunter am 3. Aug. der jüngste Sohn des Königs, Tristan, den einst die Königin Margarethe von Provence in Damiette während der Gefangenschaft ihres Gemahls geboren hatte, endlich dieser selbst am 25. Aug., der seitdem den Namen des „Heiligen Ludwig“ trägt. Die Regierung dieses „christlichsten“ Königs, wie die Fürsten Frankreichs seit Chlodwig alle hießen, aber nur er mit Recht, zeugt nicht nur von der steten Sorge für das Heil seiner Seele, sondern auch für das wahre Wohl seines Staates. Nicht fern von der „Heiligen Kapelle“ im herrlichsten goth. Stil, in der er mit eigener Hand dem Volke die Dornenkrone Christi zu zeigen liebte, gründete er das erste Kranken- u. Blindenhaus in Paris. Das Kollegium für Theologen, welches sein Kaplan Robert von Sorbon stiftete (daher die „Sorbonne“ genannt), erlangte bald den Ruf, an der Spitze der scholastischen Bildung zu stehen. Begannen auch seit 1229 am „Heiligen Officium“ in Toulouse gelehrte Dominikaner die unglücklichen Ketzer durch spitzfindige Fragen in die Kerker der Inquisition zu locken, so schmückten Andere mit tieferem u. edlerem Forschen die Lehrstühle der Theologenschulen. Papst u. Klerus erhielten durch die Pragmatische Sanktion vom J. 1269 Anerkennung ihrer verbrieften Rechte, aber zugleich alle Freiheiten der Gallicanischen Kirche ihre unantastbare Sicherung. Unter L.'s Regierung zuerst gestaltete sich der königliche Gerichtshof zu Paris durch Herbeiziehung rechtskundiger Männer zum Pariser Parlament, dessen Aussprüche sich auch der mächtigste Vasall zu fügen hatte, u. die Sammlung aller Rechtsgewohnheiten u. Gesetze (Etablissements de St. Louis) bildete eine Schutzwehr gegen Uebergriffe der Großen. Der Reichthum der Städte, welche doch auch aus jenen unglücklichen Kreuzzügen Vortheil für ihren Handel zogen, mehrte sich unter der eigenen Verwaltung, u. L. zuerst verordnete, daß auch der Staat Abgaben u. Zölle von ihnen nur zu erheben habe nach Anhörung ihrer Vertreter. Nie hatte das Königthum in Frankreich so viel geleistet, so viel gegolten wie damals. Die Legitimität der Capetinger war für immer befestigt. — Die Geschichte L.'s IX. hat der Seneschal Joinville (s. d.) geschrieben.

Ludwig X., König von Frankreich (1314—16), geb. 1289, war der älteste Sohn Philipp's IV., des Schönen, u. seit dem Tode seiner Mutter Johanna 1304 Erbe des Königr. Navarra u. der Grafschaft Champagne. Genußsüchtig u. arbeitsscheu, überließ er die Regierung seinem Oheim Karl von Valois u. opferte die klugen Räthe seines despotischen Vaters dem Zorne der mühsam gebändigten Vasallen. Während er diesen durch sogenannte „Provinzialchartes“ einen Theil ihrer Vorrechte wiedergab, zwang ihn sein unmäßiges Geldbedürfniß zu zwei wichtigen Neuerungen, die bald in entgegengesetzter Weise sich wirksam zeigten: Die Städte erlangten das Recht, zum Schutze des Königs u. — zu ihrem eigenen sich zu bewaffnen, u. die Leibeigenen in den Kronländereien durften sich für eine Summe Geldes von ihm die Freiheit erkaufen. Dennoch war sein frühzeitiger Tod 4. Juni 1316 viel bedeutsamer als sein Leben. Von der ersten Gemahlin, Margarethe von Burgund, die er im Kerker tödten ließ, blieb nur eine Tochter, Johanna, zurück, für deren Recht an die Krone selbst ein Bruder u. ein Oheim des Königs auftraten, da kein Gesetz die weibliche Erbfolge ausschloß. Der nachgeborene Sohn der zweiten Gemahlin, Clementia von Neapel, verschied nach wenigen Tagen. Dennoch erwarb Philipp (V.), der älteste Bruder des Königs, gestützt auf weltliche u. geistliche Große, Krönung u. Huldigung in Rheims u. ließ im Jan. 1317 nicht, wie man später sagte, durch „Reichsstände“, noch weniger in Berufung auf das alte Salische Gesetz, sondern durch eine willkürlich zusammengesetzte Notablenversammlung, die Ausschließung der Frauen vom franz. Throne zum Reichsgesetz erheben. Johanna blieb auf den Besitz des Königreichs Navarra beschränkt.

Ludwig XI., König von Frankreich (1461—83), geb. 3. Juli 1423, war der älteste Sohn Karl's VII. u. der Marie von Anjou. Schon als Dauphin zeigte er neben stark entwickelter Sinnlichkeit scharfen Geist u. brennende Herrschsucht. Als eine Verbindung von Edelleuten, welche das Volk durch den Spottnamen Praguerie (s. d.) in eine Reihe mit den hussitischen Meuterern stellte, sich 1440 gegen seinen Vater auflehnte, war er mitten unter ihnen u. ließ sich erst durch eine entschiedene Niederlage zur Umkehr bewegen. Seitdem lebte er in der Dauphiné, bald von Neuem grollend, weil der Vater ihn nicht zu den Regierungsgeschäften zuzog. Als er nach dem Tode der reizenden Margarethe von Schottland (1445) sich ohne Wissen u. Willen des Königs mit der reichen Charlotte von Savoyen vermählte u. dann der Aufforderung, an den Hof zu kommen, keine Folge leistete, drohte ein Krieg zwischen Vater u. Sohn auszubrechen; dieser aber entfloh zu Philipp von Burgund u. kehrte erst als König 1461 nach Frankreich zurück. Obwol er die Räthe seines Vaters verstieß od. gar strafte, befolgte er doch von jetzt an die innere Politik desselben mit um so größerer Energie, als sie seiner rücksichtslosen Selbstsucht am bequemsten war. Bald vereinigten sich gegen ihn die mächtigsten Kronvasallen unter seinem Schwager Karl von Charolais, dem späteren Karl dem Kühnen, zur „Ligue des öffentlichen Wohls“ (s. d.) u. nöthigten ihm 1465 die entehrendsten Bedingungen ab, durch welche die ganze Herrschaft über Frankreich an selbstsüchtige Oligarchen zu kommen drohte. L. aber wußte sie zu trennen, zu entzweien u. zu schwächen, so daß er die verlorenen Rechte u. Landschaften doch nach einander wiedergewann. Dennoch kam er in größere Gefahr, als er zu schlauer Verhandlung mit Karl von Burgund (s. d.) sich 1468 nach Péronne begeben hatte; denn zu derselben Zeit erhoben sich die von ihm selbst zum Abfall gereizten Lütticher offen gegen den Herzog u. erklärten sich für Unterthanen L.'s. Von Karl gefangen genommen, ließ er sich abermals zu den entehrendsten Bedingungen bereit finden u. sogar dazu, mit dem burgundischen Kreuz am Hute selbst gegen die Aufständischen mitzukämpfen, welche unter dem weißen Kreuze Frankreichs fochten. Durch niedrige Schmeichelei errang er die Freiheit wieder. Er kannte die Fesseln nicht, die das Gefühl der Ehre u. der Moral anlegt, aber es kränkte ihn, daß die Pariser seiner Unklugheit spotteten, mit der er in die Falle gerathen war. Trotzdem hielten sie u. die Städte überhaupt in Treue zu dem König, als er durch eine Notablenversammlung den ganzen Vertrag mit Karl für nichtig erklären, das Erbe seines plötzlich verstorbenen wie der Herzog behauptete vergifteten Bruders Karl von Guienne besetzen ließ u. der Burgunder nun einen Verwüstungszug durch den Norden Frankreichs unternahm. Als Beauvais diesem tapfer widerstand, als Graf Franz von Bretagne sich dem Könige unterwarf, mußte jener 1472 einen Waffenstillstand schließen, der mehrmals verlängert wurde. Damals trat auch der geistvolle burgundische Staatsmann Philipp von Commynes (s. d.) in die Dienste des franz. Königs über. Dem stolzen Herzog, der zwischen Nordsee u. Mittelmeer ein burgundisches Königreich zu gründen

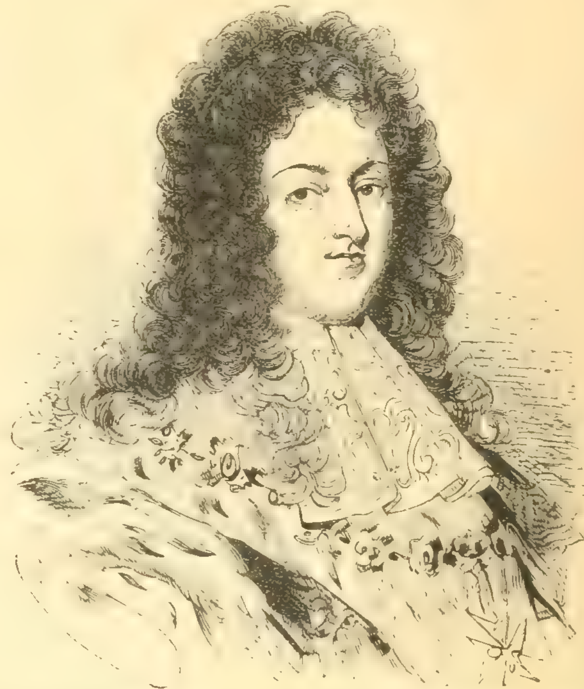
hoffte, wollte nichts mehr glücken. Als sich Eduard IV. mit ihm zum Kampfe gegen L. verband u. wirklich in Frankreich landete, wurde er durch Geld zur Rückkehr bewogen; die Schweizer aber u. Herzog Renatus von Lothringen fanden es in ihrem Interesse, treu an dem franz. Könige festzuhalten (1474), der durch vierfache Erhöhung der Kopfsteuer über ungewöhnliche Geldmittel gebot. Die Siege der Schweizer waren auch L.'s Siege, u. als Karl im Jan. 1477 vor Nancy ein schmähliches Ende fand, sprach jener sofort das Herzogthum Burgund als erledigtes Lehn an u. besetzte die Franche Comté, um, wie er sagte, sie Karl's Tochter Maria zu sichern, die er dem Dauphin bestimmte. Sie aber wählte Maximilian von Oesterreich, u. so mußte sich L. später im Frieden von Arras 1482 mit der Aussicht zufrieden geben, daß ihre Tochter Margarethe einst dem Dauphin jene Grafschaft u. Artois als Heirathsgut zubringen werde. Inzwischen waren 1481 durch Erbschaft die Grafschaften Anjou, Maine u. Provence der Krone zugefallen, so daß nur die Bretagne noch unter einem eignen Grafen stand. Wenn wenige Jahre zuvor das Reich zu zerfallen drohte, jetzt war es abgerundeter u. befestigter als in den Tagen Philipp's IV. Indem L. die provinziellen Institutionen u. Ständeversammlungen schonte, ja förderte, die Zahl der Parlamente vermehrte, selbst den Städten freie Verfassungen zugestand, vor Allem aber den Binnenhandel von Paris, den Seehandel von Marseille begünstigte, schien er die partikularen Neigungen der alten Zeit zu schonen; in Wirklichkeit schloß er einen festen Bund der Despotie mit der Masse der Bevölkerung gegen die feudalen Gewalten des Mittelalters. Seit 1464 durcheilten regelmäßige Briefposten das Land zur Bequemlichkeit des Publikums u. der Staatspolizei. L. selbst wurde seiner Schöpfungen nicht froh. Seit 1482 peinigte ihn eine Angst vor dem Tode, die er vergeblich durch Herbeischaffung von Reliquien, durch Bezahlung von Gebeten, durch Schenkungen an Kirchen u. an seinen Leibarzt zu beschwören suchte. Er starb 30. Aug. 1483 u. hinterließ den Thron seinem Sohne Karl (VIII.), für den er längst eine Sammlung von politischen, militärischen u. moralischen Bemerkungen unter dem Titel „Rosier des guerres" zusammengeschrieben hatte. Ob er auch jene schmuzigen „100 neuen Novellen" („Cent nouvelles nouvelles") verfaßt habe, die man ihm zuschreibt, ist zweifelhaft. Daß er den Wissenschaften geneigt war, bewies er durch Anlegung der ersten Buchdruckerei in Paris, durch Berufung bedeutender Gelehrten an die Sorbonne u. durch neue Ausrüstung der medizinischen Fakultät, für die er sich bes. interessirte. Dennoch fehlte ihm jeder höhere Zweck, jede eigene moralische Größe. Kein Verdienst war im Stande, jenes unheimliche Bild auszulöschen, das Jedermann sich von ihm machte u. das die Meisterhand des Walter Scott (im „Quentin Durward") verewigt hat, von jenem König mit den kleinen, stechenden Augen, wie er in dem ärmlichen grauen Anzuge, einen Rosenkranz um den Hals, einen alten Hut mit bleiernen Heiligenfiguren auf dem Kopfe, sein Land durchstrich, umgeben von niedrigen Kreaturen od. feilen Werkzeugen seiner Tyrannei, von dem Barbier Olivier u. dem Prévot Tristan l'Hermite, od. wie er eingeschlossen lebte in den finsteren Mauern des Schlosses Plessis-les-Tours u. seine Gefangenen in ihren Käfigen bewachte. — Vgl. Ranke, „Franz. Geschichte" (Bd. I) u. Legeay, „Histoire de Louis XI, son siècle, ses exploits" (2 Bde., Par. 1874).

Ludwig XII., König von Frankreich (1498—1515), geb. 1462, war ein Enkel des 1407 ermordeten L. von Orleans u. nur durch diesen, den Bruder Karl's VI., mit dem Hause Valois verwandt. Als Knabe war er so unbändig, daß seine Erzieher aus Furcht vor Rache sich vermummten, wenn sie ihn schlugen; als Herzog verlangte er mit bewaffneter Hand die Regentschaft für den minderjährigen Karl VIII. u. wurde eine Zeit lang gefangen gehalten; als König war er mild u. gütig. „Der König rächt nicht", sprach er, „was dem Herzog zu Leide gethan"; er wolle Alles ertragen, aber an seiner „Ehre u. seinen Ländern keine Einbuße erleiden." Der letzte Grundsatz vor Allem bestimmte seine Thaten. Um die Bretagne an die Krone zu fesseln, schied er sich von Johanna, der Schwester Karl's VIII., u. heirathete dessen Wittwe Anna, die Erbin jener Grafschaft. 1499 begab er sich nach Italien, um die Sforza's aus dem Erbe seiner Großmutter Valentine Visconti zu vertreiben. Im Bunde mit den Schweizern, Savoyen u. Venedig besetzte er Mailand u. schickte den Herzog Ludovico il Moro, der geschlagen u. verrathen in seine Gefangenschaft gerieth, auf das Schloß Loches in Berry, wo er 1510 verstarb. Nur das Gebiet jenseit der Adda trat L. an Venedig ab. Ein neuer Geheimbund mit Ferdinand von Aragonien zielte auf gemeinsame Eroberung des Königreichs beider Sizilien, das schon Karl VIII. (s. d.) fünf Jahre zuvor schnell gewonnen, aber alsbald verloren hatte. Auch Papst Alexander VI. gab seinen „Segen" zu solchem Ueberfall, u. Friedrich von Sizilien, der in den Königen, zumal in seinem Vetter Ferdinand, „Helfer gegen die Seeräuber" sah, wurde gefangen genommen u. starb 1504 ebenfalls in Frankreich. Doch endigte der Streit über die Theilung mit einem Siege des ausgezeichneten Heerführers Gonsalvo de Cordova über den Ritter Bayard am Garigliano (1503) u. einem Waffenstillstande 1505, in welchem L. sich genöthigt sah, Neapel einer Nichte zuzusprechen, die sich mit Ferdinand von Aragonien vermählte. Um das Verlorene an anderer Stelle wieder zu gewinnen u. zugleich den Kaiser Maximilian zu versöhnen, der ihm zürnte, weil er das Verlöbniß seiner Tochter Claudia mit Maximilian's Enkel Karl (V.) aufgelöst u. sie an Franz (I.) von Angoulême gegeben hatte, verband er sich mit ihm, mit Papst Julius II. u. Ferdinand von Aragonien 1509 zur Ligue von Cambray (s. d.) gegen die Republik Venedig. Kaum aber hatte er den ersten Sieg, bei Agnadello, erfochten, so einigten sich die schlauen Venezianer mit Ferdinand, mit dem Papste u. mit Heinrich VIII. von England in der „Heiligen Ligue" 1511 zum Kampfe gegen ihn. Noch zweimal siegte L. bei Brescia über die Venezianer, bei Ravenna über die päpstlichen Truppen 1512, dann wich das Glück von seinen Fahnen. Ferdinand entriß 1512 seinem Bundesgenossen Johann d'Albret den größten Theil des Königreichs Navarra, die Schweizer drängten ihn selbst über die Alpen u. Maximilian Sforza, der älteste Sohn Ludovico's, hielt als Lehnsmann des Kaisers seinen Einzug in Mailand. Nachdem auch ein franz. Heer bei Novara 1513 von den Schweizern, ein anderes 17. Aug. dess. J. von Heinrich VIII. u. Maximilian bei Guinegate geschlagen war, sah sich L. eiligst zu Verhandlungen genöthigt. Zuerst schloß er mit Papst Leo X., dann mit Ferdinand, im März 1514 mit Maximilian, zuletzt im August dess. J. mit Heinrich VIII. Frieden. Infolge des letzteren heirathete der 53jähr. L. die 16jähr. Schwester des engl. Königs Marie, aber er starb bereits 1. Jan. 1515, während er eifrig zur Wiedereroberung Mailands rüstete. Er hinterließ nur zwei Töchter: Claudia, mit seinem Nachfolger Franz I. vermählt, u. Renate, die Gemahlin des Hercules von Este, die Beschützerin Calvin's. Vgl. Röderer, „Louis XII. et François I." (Par. 1828); Ranke, „Französische Geschichte" (Bd. I); Ranke, „Geschichte der roman. u. german. Völker von 1494—1535" (Bd. I).

Ludwig XIII., König von Frankreich (1610—1643), geb. 27. Sept. 1601, war der Sohn Heinrich's IV. u. der Maria von Medici, welcher nach der Ermordung jenes (14. Mai 1610) durch das Parlament von Paris die Regentschaft übertragen wurde. Ihr Einfluß u. der des ungebildeten, gewaltthätigen Marquis von Ancre, der die Kammerfrau der Königin geheirathet hatte, beherrschte ihn noch, als er bereits 1614 für großjährig erklärt wurde. Vergeblich tadelten die Reichsstände desselben Jahres die verschwenderische Finanzwirthschaft: sie wurden entlassen u. bis 1789 nie wieder berufen. Der junge König ertrug eine Zeit lang den Uebermuth des allmächtigen Günstlings, dann ließ er sich durch seinen Gesellschafter Luynes bereden, das Joch abzuwerfen. Am 14. April 1617 wurde der Marquis von Ancre auf der Seinebrücke erschossen, seine Gemahlin später als Hexe gebrandmarkt u. hingerichtet, die Königin-Mutter in einer Art von Haft gehalten, Luynes aber bald darauf zum Connetable befördert. Sein Tod (1621) erweckte im Könige die Neigung, sich mit der grollenden Mutter zu versöhnen, welche in scheinbarer Flucht sich zum Herzog von Epernon begeben hatte. Die schwierige Aufgabe übernahm u. vollführte der geschmeidige Bischof von Luçon, später Kardinal u. Herzog von Richelieu (s. d.). Auf ihr Verlangen 1624 in den Staatsrath aufgenommen, besiegte er in Kurzem jeden anderen Einfluß in der Umgebung des Königs, selbst den der Mutter, des Bruders u. der span. Gemahlin Anna von Oesterreich, machte L.

fast gegen seinen Willen zum unbeschränkten Despoten u. legte den Grund zu Frankreichs Herrschaft in Europa. Als die Hugenotten mit span. u. engl. Hülfe sich empörten, nahm er ihre Festungen, eroberte selbst La Rochelle im Okt. 1627, gab ihnen jedoch im Gnadenedikt von Nimes 1629 alle bürgerlichen u. religiösen Freiheiten zurück, die ihnen das Edikt von Nantes gewährt hatte. Durch Anstellung von königl. Intendanten in den 19 Statthalterschaften wurden die Kronvasallen, welche die alte Selbständigkeit nicht vergessen konnten, beaufsichtigt od. verdrängt. Als Montmorency, der über Languedoc gebot, sich im Bunde mit des Königs Bruder Gaston von Orleans u. dessen Schwiegervater, dem Herzog von Lothringen, empörte, ward er in der Schlacht von Castelnaudary 1. Sept. 1632 durch General Schomberg gefangen genommen u. 10. Nov. auf Befehl des Königs enthauptet, Lothringen 1633 einstweilen besetzt. Vergebens hatte die Mutter L.'s den stolzen Minister zu stürzen versucht, den sie selbst am meisten erhoben, um durch ihn zu herrschen. Alle ihre Bemühungen scheiterten; sie wandte sich 1632 grollend u. aus der Ferne Intriguen spinnend nach Brüssel, nach London u. starb 1642 in Köln. Richelieu aber trat in denselben Tagen, als sein Ministerium am meisten gefährdet war, im Interesse Frankreichs keck gegen Oesterreich u. Spanien auf. Im Febr. 1629 ging ein starkes Heer über die Alpen, um für den Herzog von Nevers das erledigte Herzogthum Mantua zu besetzen, schlug die Truppen des Kaisers Ferdinand II. u. zwang ihn im Frieden von Chierasco (1631) zur Belehnung des franz. Prätendenten. Die Festungen Casale u. Pignerol blieben zur Sicherung der Verbindung mit Frankreich in der Gewalt L.'s. Während 1635 die Marschälle Chatillon u. Brézé in den Niederlanden für den Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien gegen die Spanier kämpften, schloß L. einen Waffenbund mit dem Kanzler von Schweden, übergab dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar (s. d.) Geld u. Söldner zur Eroberung des Elsaß u. trug sich mit Hoffnungen auf die deutsche Kaiserkrone. Wol streiften noch 1636 liguistische Truppen unter Johann von Werth bis dicht vor Paris, aber Bernhard's Siege bei Rheinfelden, die Eroberung von Freiburg u. Breisach verscheuchte jede Gefahr von der Ostgrenze Frankreichs u. sein frühzeitiger u. plötzlicher Tod im J. 1639 brachte das ganze Elsaß mit Ausnahme der Reichsstädte an die Krone L.'s XIII. Schon baten die Catelonier Spaniens, gedrückt durch unmäßige Steuern u. Einquartierung, um Aufnahme in den franz. Staatsverband, u. der König selbst erschien im Süden, um Roussillon u. Perpignan zu nehmen; aber erhöhte Schwachheit des Körpers trieb ihn zurück u., wie wenn er unzertrennlich mit jenem Minister verbunden gewesen wäre, dessen Geistes- u. Herrschergröße ihn bedrängte, den er nie liebte, gegen den er sich noch 1641 selbst verschworen hatte, starb er wenige Monate nach ihm am 14. Mai 1643. — Vgl. Bazin, „Histoire de Louis XIII." (Par. 1839) u. Ranke, „Französische Geschichte" (Bd. II u. III).

Ludwig XIV., König von Frankreich (1643—1715), geb. 5. Sept. 1638, war der Sohn des Vorigen u. der Königin Anna. Da er bei des Vaters Tode noch nicht fünf Jahre zählte, sprach das Parlament von Paris seiner Mutter die Regentschaft zu, obwol das von ihr beschworene Testament Ludwig's XIII. die Regierung einem Regentschaftsrathe übertrug. Allein gegen die Erwartung der zahlreichen Prinzen u. Großen, die mit Eifer jenes Testament umzustoßen riethen, überließ sie die Regierung fast ausschließlich dem ihr selbst u. den Ideen Richelieu's treu ergebenen Kardinal Mazarin (s. d.). Da es diesem glückte, den hartnäckigen Kampf gegen die Fronde (s. d.) zu bestehen (1653), u. der junge König, auch nachdem er für majorenn erklärt war, keinen Gebrauch von seiner Gewalt machte, so regierte er bis zu seinem Tode (9. März 1661) fast selbständig. Sein letztes bedeutendes Werk war der Pyrenäische Friede (1659), durch welchen der Krieg mit Spanien abgeschlossen u. Roussillon, Perpignan u. Artois für Frankreich erworben wurden. L. XIV. war 22 Jahre alt, als er die durch nichts mehr beschränkte Regierung Frankreichs allein übernahm. Die Prinzen u. Herzöge kümmerten sich nicht mehr um Politik, die Reichsstände wurden seit 1614 nicht mehr berufen, das Parlament von Paris, welches noch im April 1655 dem kecken Auftreten des Königs, der ihm despotisch seinen Willen kund gethan (er sagte nicht: „L'état c'est moi"), zu widerstehen wagte, durfte nur noch demüthige Vorstellungen machen; L.'s Jugenderziehung war vernachlässigt, aber er beeiferte sich, die Lücken seiner Bildung auszufüllen; nur Mittwoch u. Sonntag widmete er dem Vergnügen. In jungen Jahren fand er Lust an Krieg u. Jagd; sein Körper war wohlgeübt u. gestärkt sowol zur Arbeit als zum Lebensgenuß, sein brünettes Antlitz galt für schön, selbst als die Blattern ihre Narben hinterlassen hatten. Eine Mischung von Würde u. Melancholie, eine ungewöhnliche Herrschaft über alle Affekte, eine gleichmäßige, nur nach Würde, nach Stand u. Geschlecht der Personen verschiedene Galanterie machte ihn kenntlich als König. Er begann mit einer gründlichen Reform der Finanzen.



Nr. 1026. Ludwig XIV., König von Frankreich, geb. 5. Sept. 1638, gest. 1. Sept. 1715.

Nicolas Fouquet (s. d.), welcher keine sorgfältigen Rechnungen geführt u. Mazarin zu seinem kolossalen Vermögen verholfen hatte, wurde verhaftet u. auf die Festung gebracht, den betrügerischen Pächtern der Staatseinnahmen, den sog. Partisans, durch Drohungen 70 Millionen abgepreßt, die verschleuderten Domänen zurückgekauft u. alle Schulden abgetragen. Die Ernennung Colberts (s. d.) zum Generalkontroleur der Finanzen bezeichnet den Anfang einer neuen Aera in der Geschichte Frankreichs. Durch ihn wurde die Arbeit der Industrie eine Angelegenheit des Staates, der sie durch den Schutzzoll gegen die Konkurrenz des Auslandes vertheidigte u. durch Herbeiziehung fremder Arbeiter verbesserte. Durch Gründung von Handelsgesellschaften wurde die Schiffahrt zur See befördert, durch Anlegung von Kolonien in Amerika u. Ostindien ihr feste Ziele gesteckt, durch Kanäle die Verbindung der einzelnen Theile des Landes mit einander erleichtert. Peinliche Buchführung, sorgfältigste Kontrole, ein jährlicher Voranschlag aller Staatsausgaben u. -Einnahmen machten den unablässig steigenden Wohlstand Frankreichs offenbar. Durch die Gründung der Akademie der Inschriften (1663) u. der Wissenschaften (1666) trat auch die stille Arbeit der Gelehrten unter die Aufsicht des Staates, u. die Revision von 12,000 Prozessen (1665) bewies, daß hinfort die königliche Autorität auch als die höchste richterliche im Staate gelten solle. Der Kriegsminister Louvois (s. d.) sorgte seit 1666 für ein kriegsbereites Heer, zu dessen Offiziersstellen sich der Adel des Reiches drängte, u. Vauban (s. d.) leitete seit 1669 den Bau der Grenzfestungen. So stieg Frankreich in wenig Jahren zu einer nie geahnten Höhe des Wohlstandes u. der Macht empor, es wurde der erste Staat Europa's. L., der Anfangs mit unermüdlichem Fleiße sich an der Arbeit seiner großen Minister betheiligte, ertrug diese Größe nicht. Er ergab sich bald den Freuden eines glänzenden Hoflebens u. der Leidenschaft für den Ruhm. Obwol seit dem 9. Juni

1660 vermählt mit der span. Prinzessin Maria Theresia, wandte er seine Neigung schon 1662 der Lavallière, später Marquise von Montespan, der Fontanges u. endlich der Frau von Maintenon (s. d.) zu. Die Bereitwilligkeit Colbert's, dem durch ihn selbst bereicherten Volke immer neue Steuern abzufordern, die unermüdliche Phantasie Louvois', der stets neue Pläne bereit hatte, erzeugten u. steigerten die bald unersättliche Lust des Königs an Bauten u. Eroberungen. Er ließ Marly u. Trianon aus dem Sumpfe aufsteigen u. verwandelte Versailles aus einem Dorfe in eine Stadt von Palästen. Seine Waffen wandte er zunächst gegen Spanien, dessen Niederlande im Norden u. dessen Franche-Comté im Osten Frankreichs ihn bes. reizten. Den ersten Raubkrieg (1667—68) nennt man den Devolutionskrieg, weil L. sich noch bei Lebzeiten seines Schwiegervaters Philipp IV. († 1665) auf Grund des Devolutionsrechtes eines Theils von dessen Erbschaft bemächtigen wollte. Nach langen Verhandlungen fiel er selbst mit Turenne in die span. Niederlande ein u. Condé besetzte die Franche-Comté, aber der Bund Hollands mit England u. Schweden, welcher für Spanien auftrat, nöthigte ihn auf dem Kongreß zu Aachen 1668, sich mit einem Theile Flanderns u. mit einer Reihe von Plätzen an der Nordgrenze zu begnügen. Um an der kecken Republik von demokratischen Handelsleuten Rache zu nehmen, machte er alsbald mit Leopold von Oesterreich einen geheimen Vertrag über die künftige Theilung Spaniens, mit Karl II. von England (1670 zu Dover) über die Katholisirung seines Landes u. eine erhebliche Jahresrente, endlich sogar mit den Bischöfen von Köln u. Münster über gemeinsamen Angriff u. franz. Subsidien. Nachdem Herzog Karl IV. von Lothringen, der stets mit Holland u. Spanien zusammengehalten hatte, aus seinem Lande verjagt war, brach L. selbst mit Turenne u. Condé in die Niederlande ein, ließ die Festungen im Rücken, besetzte u. verheerte die Hälfte der Provinzen u. wurde nur durch plötzliches Thauwetter verhindert, auch Haag u. Leyden zu nehmen. So gewannen die Generalstaaten Zeit, stellten den 22jähr. Wilhelm von Oranien (s. „Wilhelm III. von England") an die Spitze ihrer Heere, gewannen Spanien, den Kaiser u. das Deutsche Reich zu Bundesgenossen u. erlangten selbst von England den Frieden von Westminster, als das Parlament seinen König dazu zwang. Trotzdem ließ L. schon 1674 den Triumphbogen in St. Denis vollenden, fiel selbst in die Franche-Comté ein, entsandte Condé gegen Oranien u. Turenne zur Verwüstung der Pfalz. Der Erstere schrieb sich den Sieg von Senef zu, der Andere trieb die kaiserl. u. brandenburg. Truppen zurück, fand aber die tödliche Kugel bei Saßbach (27. Juli 1675). Seitdem führten der Marschall Luxembourg u. der Bruder L.'s, der Herzog von Orleans, das Kommando. Noch einmal siegten sie gemeinsam bei Mont Cassel (1677), aber die dreitägige u. doch unentschiedene Seeschlacht bei Messina (1676), die Erfolge des großen Kurfürsten von Brandenburg gegen die Schweden, mit welchen sich L. gegen ihn verbunden hatte, endlich das drohende Auftreten Englands führten 1678 u. 1679 zu jenem Frieden von Nymwegen, in welchem das unglückliche Spanien den Preis bezahlen mußte, indem es die Franche-Comté u. eine Reihe niederländ. Plätze abtrat. An den Kaiser gab L. die kleine Festung Philippsburg zwar zurück, erhielt aber Freiburg dafür u. zwang zehn Reichsstädte im Elsaß zur Huldigung. Obwol er die Vernichtung Hollands nicht erreicht hatte, schien L. doch auf dem Höhepunkte des Uebermuthes angelangt. Auf dem Kongreß zu Nymwegen durfte nur noch franz. gesprochen werden, u. 1680 eröffnete er zu Metz, Breisach u. Besançon jene Reunionskammern, durch welche unter dem Scheine alter Anrechte alle Ortschaften, Städte, Grafschaften vom Deutschen Reiche abgerissen wurden, die früher einmal zu den bereits von Frankreich eroberten Stücken gehört hatten. Da der Reichstag in Regensburg nur protestirte, nicht rüstete, so ließ L. 30. Sept. 1681 durch Louvois mitten im Frieden Straßburg fortnehmen. Inzwischen zogen die Türken vor Wien u. hinderten Kaiser u. Reich am Kampfe gegen ihn. Dennoch brachte sein rastloses Zugreifen — er nahm den Holländern Luxemburg fort — auch Spanien wieder auf, u. die vereinte Drohung derselben Staaten, die schon zehn Jahre zuvor gegen ihn gekämpft hatten, nöthigte L. im Aug. 1684 zu dem zwanzigjährigen Waffenstillstand, in dem er doch nichts weiter versprach als die Einstellung der Reunionen, das Geraubte aber behielt. Zu derselben Zeit ertrotzte Du Quesne die unbeschränkte Herrschaft Frankreichs im westl. Mittelmeer. Die Raubstaaten Tripolis u. Algier wurden eingeschüchtert, u. 17. Mai 1684 begann das Bombardement von Genua, welches für Spanien gerüstet haben sollte. Es mußte auch hier Alles bewilligt werden, was L. verlangte, u. der Doge selbst mit vier Senatoren in Versailles zur Abbitte erscheinen. Auch das franz. Volk mußte die despotische Gewalt des Königs schwer empfinden. Nur durch die drückendsten Steuern wurden jene unermeßlichen Geldsummen zu Krieg u. Bauten herbeigeschafft. Colbert starb im Sept. 1683 unter den Flüchen eines Volkes, das er geholfen hatte reich u. wieder arm zu machen. Als der Papst sich beklagte, daß man auch von der Geistlichkeit Abgaben verlangte, belehrte ihn L. über die Unabhängigkeit der Gallicanischen Kirche von der Herrschaft des Heil. Stuhles. Andrerseits wurde L. selbst immer mehr ein bigotter Katholik, seitdem Frau von Maintenon Einfluß auf ihn gewonnen hatte u. 1685 gar mit ihm vermählt war. Von nun an erschien es ihm unerträglich, daß es Andersgläubige in Frankreich gebe. Da die Bekehrungsversuche seiner Priester bei den Hugenotten nichts fruchteten, sandte er seine Dragoner, ließ die standhaftesten in die Messe treiben u. schloß sein rohes Werk mit der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685), da „es in Frankreich keine Hugenotten mehr gebe". Trotzdem die Auswanderung untersagt war, wandten sich Hunderttausende nach dem Auslande u. brachten England, Holland u. Brandenburg die Vorzüge der franz. Industrie. Jemehr Frau von Maintenon u. die Beichtväter (La Chaise u. Le Teillier) den König zu solchen Thaten antrieben, desto mehr erfuhr Louvois die Abnahme der Gunst. Um sie wieder zu gewinnen, wies er L. auf die pfälzische Erbschaft hin, welche man nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Karl II. (1685) für dessen Schwester, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, in Anspruch nehmen konnte. Zwar handelte es sich der Aussage nach nur um die Allodialgüter des Verstorbenen, aber die unersättliche Ländergier des Königs führte schon 1686 zu Augsburg einen Bund zwischen Wilhelm III. von England, dem Kaiser, mehreren angesehenen deutschen Fürsten u. Spanien herbei, den man den „Oranischen" nannte, nachdem 1689 auch die Seemächte beigetreten waren. Die grausame Verwüstung der Pfalz, die Besetzung von Bonn, die Siege Luxembourg's u. Vendôme's bei Fleurus (1690), bei Steenkerken (1692), bei Neerwinden (1693) u. die Eroberung Savoyens durch Catinat waren scheinbar glänzende Erfolge der franz. Waffen, aber die Niederlage Jakob's II., der in Irland gelandet war, um sein Reich wieder zu erobern, an der Boyne 1690, die Vernichtung der franz. Flotte durch die britisch-niederl. bei Cap la Hogue (1692) u. die Erschöpfung aller Kriegsmittel machten die Fortführung des Kampfes immer bedenklicher. Als auch der wiederholte Versuch, Jakob II. in Schottland zum Herrn zu machen, gescheitert war u. die franz. Küsten von der engl. Flotte verheert wurden, kam es 20. Sept. 1697 zum Vertrage von Ryswik. L. gab an Wilhelm III. das Fürstenthum Orange, an Savoyen Casale u. Pignerol, an den Kaiser Freiburg u. Breisach, an Spanien Luxemburg u. Barcelona zurück, das Vendôme noch im letzten Kriegsjahre erobert hatte; um so entschiedener stellte er als Kreuzfahrer für den Katholizismus die Bedingung, daß die kathol. Konfession in allen während der letzten Jahre von ihm besetzten Ortschaften die herrschende bleibe. Doch machte ihn nicht allein die Vernichtung der Marine, die Zerrüttung der Finanzen, das Daniederliegen aller Gewerbe, der Tod Louvois' (1691) u. Luxembourg's (1695) u. der laute Unwille des gequälten Volkes so nachgiebig, sondern mehr noch die immer näher bevorstehende Erledigung des span. Thrones. Da im J. 1699 der einzige rechtmäßige Erbe desselben in der Person des bayer. Kurprinzen Joseph Ferdinand verstorben war, so bewarb sich Kaiser Leopold darum für seinen zweiten Sohn Karl (s. „Karl VI."), L. für seinen zweiten Enkel Philipp von Anjou. Durch die geschicktesten Intriguen des franz. Unterhändlers, eines Marquis von Harcourt, geschah es, daß das Testament des am 1. Nov. 1700 kinderlos verstorbenen Karl's II. den Letzteren als Philipp V. zum Universalerben der span. Monarchie ernannte. L. hatte in dem nun folgenden Erbfolgekriege (1701—13) nur Savoyen u. Bayern zu Verbündeten, Oesterreich dagegen Holland u. England, seitdem er den Sohn des

vertriebenen u. 1701 verstorbenen Königs Jakob als Jakob III. anerkannt hatte. Unangefochten empfing Philipp V. die Krone Spaniens u. L. sprach stolz: „Es giebt keine Pyrenäen mehr", aber in Italien, in Deutschland, in den Niederlanden, zur See u. an den Küsten Spaniens flammte um so lebhafter der Krieg auf. In Italien unterlag dem Prinzen Eugen (s. d.) der ungeschickte Marschall Villeroi (1703), u. wenn auch Vendome jenen vorübergehend wieder verdrängte, so verhinderte doch das Volk von Tirol seine Verbindung mit Max Emanuel von Bayern (1703). Die geniale Vereinigung der österr. Armee unter Eugen mit der engl.-holländ. unter Marlborough im Herzen von Bayern führte zu jener denkwürdigen Schlacht von Höchstedt od. Blenheim 13. Aug. 1704, durch welche Marschall Tallard mit circa 11,000 Franzosen kriegsgefangen wurde. L., durch den Camisarden- od. Cevennenkrieg (1702—6) im Innern seines Reiches geschwächt, sah sich genöthigt, nachdem Eugen u. Leopold von Dessau die Stadt Turin erobert hatten, Italien 1707 ganz aufzugeben u. so den Krieg auf die Niederlande u. Spanien zu beschränken. Auch dort war Villeroi 1706 von Marlborough bei Ramillies geschlagen worden. Nach der Niederlage Vendome's u. des Herzogs von Bourgogne 1708 bei Oudenarde bot L. selbst die Hand zum Frieden, aber die Forderung seiner Gegner, er solle während eines Waffenstillstandes selbst seinen Enkel aus Spanien vertreiben helfen, machte ihn unmöglich. Ein grausamer Winter, Krankheiten u. Theuerung in seinem Gefolge, vermehrte das Elend, das durch die Niederlage Villar's bei Malplaquet 11. Sept. 1709 seinen Höhepunkt erreichte. Anders stand es in Spanien. Hier hatten die Engländer zwar Gibraltar 1704, Barcelona 1705 erobert, aber der Versuch Karl's III., wie der Erzherzog sich nannte, in Madrid festen Fuß zu fassen, wurde 1707 durch Berwick's Sieg bei Almanza, 1710 durch Vendôme's Sieg bei Villa-Viciosa vereitelt. Jetzt bot L. sogar Geldhülfe zu seiner Vertreibung an u. versprach alles seit dem Westfälischen Frieden Eroberte zurückzugeben; dennoch waren die Gegner nicht zufrieden. Schon schwärmten die Truppen der Verbündeten um seine Schlösser, als der kinderlose Tod Josef's I. (17. April 1711), durch welchen Karl zugleich Erbe der Kaiserkrone wurde, u. der Sturz der Whigpartei in England ihm unerwartete Rettung brachten. Königin Anna begnügte sich im Frieden zu Utrecht (11. April 1713) mit der Abtretung der franz. Kolonien auf dem rechten Ufer des Lorenzstromes u. Neufoundlands, u. nun mußte auch Deutschland im Frieden zu Rastatt 6. März 1714 die Grenzen Frankreichs unversehrt lassen. Dennoch war der Wohlstand des Reiches fast vernichtet. L. empfand das weniger. Sein Polizeiminister d'Argenson, „das Auge des Thrones", hatte das Murren der Unterthanen soweit verstummen lassen, daß es bis zum Ohre des Königs nicht drang. Er nannte sein Volk „le bas"; wer von dem Elend sprach, wie Racine einst that, fiel in Ungnade. Die Reste des Adels versammelten sich nach wie vor an seinem Hofe u. lebten in den steifen Formen der Etikette von dem Abglanze seiner Hoheit u. Güte. Seinen kathol. Sinn bezeugte er noch einmal durch die Verfolgung der Jansenisten (s. d.), die der Papst 1713 in den Bann gethan hatte. Erschreckend wirkte die lange Kette schneller Todesfälle in seiner Familie. 1711 starb der Dauphin, 1712 dessen ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne, u. seine Gemahlin, 1714 der jüngste Sohn, der Herzog von Berry. Zur Nachfolge auf dem Throne blieb nur ein schwächlicher Urenkel L.'s von 5 Jahren übrig. Der König ernannte seine beiden Söhne von der Marquise von Montespan, die Herzöge von Maine u. Toulouse, zu „Prinzen von Geblüt" u. starb dann selbst am 1. Sept. 1715 einsam, denn Frau von Maintenon zog es vor, in St. Cyr für ihn zu beten, da sie die Rache des Volkes fürchtete. — Vgl. „Oeuvres de L. XIV." (6 Bde., Par. 1806); Voltaire, „Siècle de L. XIV." (Dresd. 1798); Saint-Simon, „Memoires" (6 Bde., Par. 1829); Michelet, „Louis XIV." (Par. 1860) u. vor Allen Ranke, „Franz. Geschichte" (Bd. III u. IV).

Ludwig XV., König von Frankreich 1715—1774, geb. 15. Febr. 1710, erbte als 5jähr. Knabe den Thron seines Urgroßvaters L.'s XIV., da sein Großvater, sein Vater u. zwei ältere Brüder vor ihm gestorben waren. Die Regentschaft führte der Herzog von Orléans, ein Prinz von glänzenden Fähigkeiten, aber behaftet mit ekelhaften Lastern u. einzig ergeben dem Einflusse seines noch bösartigeren Lehrers u. Ministers, des Kardinals Dubois. Als dieser an den Folgen einer Operation, jener durch einen Schlaganfall 1723 verstarb, wählte L. XV., der im Febr. desselben Jahres majorenn geworden war, den Herzog von Bourbon-Condé zum obersten Minister, entließ ihn jedoch plötzlich nach drei Jahren u. setzte seinen Lehrer, den Kardinal Fleury, an die Stelle, welcher von 1726 bis zu seinem Tode 1743 fast unbeschränkt den Staat regierte. Die Ordnung, Sparsamkeit u. Friedensliebe dieses Ministers hob alsbald den gesunkenen Wohlstand; Handel u. Gewerbe, die tief daniederlagen, schwangen sich wieder auf. Aber nicht immer konnte der Friede erhalten bleiben. Als durch den Tod August's des Starken 1733 der polnische Königsthron erledigt war, Oesterreich u. Rußland die Erhebung seines Sohnes, August's III., betrieben, schien es die Ehre L.'s zu erfordern, daß er für Stanislaus Lesczynski auftrete, mit dessen Tochter Maria er verheirathet war, u. welchen der polnische Reichstag fast einstimmig erwählt hatte. So begann der polnische Erbfolgekrieg (1733—38), in welchem Frankreichs Heere im Bunde mit Spanien in Italien u. am Rhein siegreich vordrangen, aber die Vertreibung des Königs Stanislaus nicht zu hindern vermochten. Doch erhielt dieser im Frieden zu Wien das Herzogthum Lothringen, welches nach seinem Tode 1766 an Frankreich fiel. Auch einer zweiten Veranlassung zum Kriege widerstand Kardinal Fleury nicht. Der Tod Karl's VI. (1740) legte die Hoffnung nahe, die österr. Monarchie zu zertrümmern. Marschall Belleisle sammelte die Gegner der Maria Theresia: Bayern, Pfalz, Köln, Spanien u. Preußen, u. begann den österreichischen Erbfolgekrieg (1741—1748). Karl Albert von Bayern zog mit französischer Hülfe in Linz u. in Prag ein u. fügte zur böhmischen Königskrone 1742 noch die deutsche Kaiserkrone als Karl VII. (s. d.); aber Fleury mußte es noch erleben, daß die franz. Truppen aus Böhmen u. Bayern wieder verjagt wurden, u. ein Jahr nach seinem Tode, 24. Juni 1743, wurde der Marschall Noailles bei Dettingen von der pragmatischen Armee unter König Georg II. von England geschlagen. L., der seit 1742 den Staat selbst zu verwalten unternahm, ließ sich durch diese Niederlage für einige Zeit aus seiner bisherigen Schlaffheit u. Ueppigkeit emporschrecken. Er kündigte noch einmal England, Oesterreich u. Sardinien den Krieg an u. erschien selbst auf den Schlachtfeldern in den österreichischen Niederlanden, im Elsaß u., kaum von einer gefährlichen Krankheit genesen, wieder in Fontenoy, wo er 12. Mai 1745 Zeuge des großen Sieges war, den sein Feldmarschall Moritz von Sachsen für ihn gewann. Allein die Erfolge der Oesterreicher in der Lombardei, die Siege der Engländer über den Prätendenten Karl Eduard, den Sohn Jakob's III., in Schottland, die Vernichtung der franz. Kriegs- u. Handelsmarine am Kap Finisterre (1747), die Drohung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, endlich die Wegnahme vieler französischen u. spanischen Kolonien durch die Engländer, nöthigten L. trotz der Siege bei Rocour (1746) u. bei Laffeld (1747) zum Frieden von Aachen 18. Okt. 1748. Wurde auch von Oesterreich an seinen Schwiegersohn Don Philipp, den dritten Sohn Philipp's V. von Spanien, Parma, Piacenza u. Guastalla abgetreten, so mußte er selbst doch alle Eroberungen herausgeben u. den Prätendenten Karl Eduard aus Paris entfernen, um nur seine Kolonien wieder zu erhalten. Jedermann in Frankreich u. der König selbst betrachteten diesen Frieden nur für einen Waffenstillstand u. erwarteten mit Ungeduld die Wiederherstellung der Flotte u. die Gelegenheit zum neuen Kampfe gegen England. Trotzdem that L. das Aeußerste, um durch Verschwendung die Kräfte des Staates zu verzehren. Seine Leidenschaft für das Spiel u. der Unterhalt seiner Maitressen kosteten enorme Summen, die ohne Weiteres aus der Staatskasse entnommen wurden. Als ihm 1744 der Tod drohte, willigte er in die Entfernung der verschwenderischen Herzogin von Chateaurour; kaum war er genesen, so ließ er sie zurückkehren. Die Marquise von Pompadour, welche ihr folgte, die Tochter eines Viehhändlers, leitete sogar bis zu ihrem Tode 1764 theils persönlich, theils durch den von ihr empfohlenen Minister Choiseul (s. d.), die Angelegenheiten des Staates wie die schamlosen Vergnügungen des Königs in dem berüchtigten Hirschpark. Ueberdies war die Ruhe im Innern bedenklich erschüttert. Die Geistlichkeit war empört, als L. auch sie zur Steuerzahlung heranzog, um die lästigsten Schulden zu tilgen.

Dennoch nahm er in einem anderen Falle für sie aufs Lebhafteste gegen das Parlament Partei, als dieses ihr untersagte, den sterbenden Jansenisten das Sakrament zu verweigern (1753). Er ging so weit, daß er jenes verbannte u. einen neuen Gerichtshof, die königliche Kammer, berief. Allein die öffentliche Meinung erklärte sich so entschieden für die verbannten Parlamentsräthe, die Advokaten Frankreichs so einstimmig gegen die Rechtszuständigkeit der neuen Kammer, daß der König jene zurückrief u. seine Niederlage nur durch ein Gebot des Schweigens über die ganze Angelegenheit zu verdecken suchte. Durch solchen Erfolg kühn gemacht, ergriff das Parlament bald darauf eine Gelegenheit zum Kampfe gegen die Jesuiten, deren Einfluß am meisten den mehr u. mehr sich verbreitenden Ideen von der Nothwendigkeit einer neuen Staatsordnung entgegenwirkte, wie sie Montesquieu, Diderot, d'Alembert u. Rousseau in ihren Werken aussprachen.



Nr. 4927. Ludwig XV., König von Frankreich, geb. 15. Febr. 1710, gest. 10. Mai 1774.

Auch diesmal gab der König nach, als 1762 die Verbannung der Jesuiten, 1764 die Aufhebung des ganzen Ordens in Frankreich ausgesprochen wurde. Inzwischen war längst (1754) der Kampf zwischen den französischen u. englischen Kolonien in Nordamerika ausgebrochen u. hatte den ersten Antrieb zu Frankreichs Betheiligung am Siebenjährigen Kriege (1756—1763) gegeben. Nachdem Kaunitz (s. d.) als Gesandter der Kaiserin sieben Jahre lang vergebens daran gearbeitet hatte, ein Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich II. zu Stande zu bringen, gelang dies 1. Mai 1756 seinem Nachfolger, dem Grafen Stahremberg, als der preußisch-englische Vertrag von Westminster (Jan. 1756) bekannt wurde u. Kaiserin Elisabeth von Rußland kräftigen Beistand zusagte. Der König, ohnehin stets geneigt zu energischen Entschlüssen, obwol er nichts zu ihrer Ausführung zu thun od. zu entbehren geneigt war, ließ sich durch die Marquise von Pompadour um so eher zu diesem Schritte bewegen, als er durch den Kampf gegen den Protestantismus seine Sündenschuld zu tilgen hoffte. Der Krieg begann mit rühmlichen Thaten. 1756 entriß der Herzog von Richelieu den Engländern Menorca, 26. Juli 1757 schlug der Marschall d'Estrées die britisch-hannöverische Armee unter dem unfähigen Herzog von Clarendon bei Hastenbeck u. zwang ihn zur Konvention von Kloster Zeven, aber Georg II. verwarf diese u. gab durch einen Subsidienvertrag Friedrich II. die Mittel, um den Kampf gegen Frankreich durch Ferdinand von Braunschweig erfolgreicher führen zu lassen. Friedrich selbst bekämpfte durch den glänzenden Sieg bei Roßbach 5. Nov. 1757 nicht nur den Uebermuth des Prinzen Soubise, sondern auch den Glauben an die Tüchtigkeit der französischen Soldaten. Am 23. Juni 1758 wurde Graf Clermont bei Crefeld, am 1. Aug. 1759 der Marschall Contades bei Minden, endlich 24. Juni 1762 Prinz Soubise bei Wilhelmsthal durch den Prinzen Ferdinand von Braunschweig geschlagen u. 31. Okt. aus Kassel vertrieben. Zu derselben Zeit vernichtete Lord Clive die französische Macht in Bengalen (1756—1757), dann im mittleren Dekan u. endlich durch die Einnahme von Pondichery 1761 in ganz Ostindien. Auch in Westindien u. am Lorenzstrom sowie am Senegal in Afrika hatten die Engländer bedeutende Eroberungen gemacht u. vor Allem nach der Einnahme von Quebec 13. Sept. 1759 ganz Canada in Besitz genommen. So verdankte L. es nur dem geschickt von Choiseul abgeschlossenen Familienbund mit Spanien (1761) u. dem Sturze des größten englischen Ministers Pitt, daß er im Frieden von Paris 10. Febr. 1763 nur Canada, Kap Breton u. Senegal einbüßte u. Pondichery zurück erhielt. Daß nun die Herrschaft des englischen Elementes in beiden Welttheilen, in Amerika wie in Asien, gesichert, die des französischen vernichtet war, daß Frankreich im Innern abermals bis auf das Aeußerste erschöpft war, kümmerte den König, wie es schien, am wenigsten. Er versank mehr u. mehr in Sinnenlust u. raffte sich nur noch zum Kampfe auf gegen die kühne Opposition des Parlaments von Paris, das im April 1763 die Annahme neuer Steuergesetze verweigerte u. sich auch durch ein lit de justice (s. d.) nicht mehr zwingen ließ. Seit dem Sturze des Ministers Choiseul durch die schamlose Maitresse des Königs, die Gräfin Dubarri (s. d.), im Dez. 1770, drängten die Minister selbst u. voran der Herzog von Aiguillon, L. zu dem letzten Gewaltschritte. 1771 wurden alle Parlamente Frankreichs aufgehoben u. die Räthe, welche ihre Stellen erkauft hatten, zum Theil verbannt. Als er 10. Mai 1774 an den Blattern starb, hinterließ er Frankreich eine Schuldenlast von vier Milliarden. Nicht nur der Wohlstand war vernichtet, sondern auch die idealen Güter, Religion, Gerechtigkeit u. Scham. Da der Dauphin schon 1765 verstorben war, erbte den Thron sein Enkel Ludwig XVI., in Wirklichkeit statt seiner die Revolution. — Vgl. Voltaire, „Siècle de L. XV." (Par. 1796); Tocqueville, „L'ancien régime et la révolution" (Par. 1859) u. Ranke, „Französ. Geschichte" (Bd. IV).

Ludwig XVI., August, König von Frankreich (1774—1793), geb. 22. Aug. 1754, war der dritte Sohn des Dauphins Ludwig u. der Marie Josephe, Tochter August's III. von Polen. Er hieß Anfangs Herzog von Berry, wurde aber nach dem Tode der älteren Brüder Ludwig u. Xaver u. nach dem seines Vaters (1765) Dauphin von Frankreich. Als solcher wurde er im Alter von fast 16 Jahren 16. Mai 1770 vermählt mit Marie Antoinette von Oesterreich u. erbte den Thron seines Großvaters Ludwig XV. 10. Mai 1774, also in seinem 20. Lebensjahre. Ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten u. durch den besten Willen, aber ohne zureichende Bildung, ohne Kenntniß der Personen u. Zustände, ohne sicheres Urtheil u. ohne Energie ließ er sich bei der Wahl seiner Minister nur zu oft von der Gemahlin, den Brüdern u. den Tanten leiten. Leidenschaftlich liebte er nur die Jagd u. das Schlosserhandwerk, auch beschäftigte er sich gern mit historischer Lektüre; sein Aeußeres war unköniglich, seine Rede nicht fließend. Daß die Zustände seines Reiches einer Reform bedurften, war L. klar. Er berief die Parlamente zurück (s. „L. XV."), machte Turgot (s. d.) zum Finanzminister, Malesherbes (s. d.) zum Minister des Innern, aber er behielt zugleich den 73jähr. Maurepas bei, der wenig Neigung zu Neuerungen hatte. Die kühnen Pläne des Ersten wurden nur von Wenigen verstanden, die Aristokratie, ja die Parlamente lehnten sich dagegen auf, man erregte Pöbelaufstände. Der König meinte, daß nur Turgot u. er das Volk liebten, aber er ward des Widerstandes müde u. ließ ihn gehen (1775). Von 1776 bis 1781 war Necker (s. d.), dessen Name schon hinreichte, den Kredit des Staates zu heben, Generaldirektor der Finanzen. Damals geschah es, daß die gewinnende Gestalt Franklin's (s. d.) vor L. erschien. Längst schwärmten die Gebildeten aller Stände für die Freiheit der amerikanischen Kolonien u. ihren tapferen Widerstand gegen das hartherzige Mutterland. L. schloß einen Bund mit ihnen u. eröffnete, unterstützt von Spanien, den Krieg gegen England (1778—83), aber der Friede zu Versailles brachte geringen Gewinn u. hinterließ eine erschreckende Vergrößerung der Staatsschuld. Als Necker, der längst neue Anleihen hatte machen müssen, von Besteuerung der Privilegirten, von Beschränkung in den Hofhaltungen der Königin u. der königlichen Brüder Ludwig (XVIII., s. d.) u. Karl (X., s. d.) gesprochen u. den Eintritt in das Conseil als ordentlicher Minister

verlangt hatte, ward er entlassen. Es folgten Handlanger für Monate u. dann — Calonne (s. d.). Er sprach von allgemeiner Schuldentilgung, von der Nothwendigkeit, Luxus zu treiben, um den Kredit zu erhöhen, u. steigerte die Jahresausgaben fast um die Hälfte. Als das Vertrauen zu weichen begann, als er zu Turgot's u. Necker's Reformen zurückgriff, als die Notablenversammlung, bei der er Rettung suchte, nach dem Defizit fragte, ließ ihn selbst die Königin fallen, die ihn so lange protegirt hatte (1787). Auf ihren Wunsch übernahm der Erzbischof Loménie de Brienne das Finanzministerium. Eine Notablenversammlung erkannte die allgemeine Steuerpflicht auch der bisher privilegirten Stände an, verlangte aber die Einberufung der Generalstände, die seit 1614 nicht versammelt waren. Brienne wandte sich an das Parlement, aber seine Antwort lautete ähnlich u. der König verbannte es nach Troyes. Dennoch zwang die Noth, es wieder zurückzurufen. In einer königlichen Sitzung versprach L. selbst weitgehende Reformen, Berufung der Generalstände nach fünf Jahren u. befahl eine Anleihe zur Schuldentilgung einzuzeichnen.



Nr. 4028. Ludwig XVI., König von Frankreich (geb. 23. Aug. 1754, gest. 21. Jan. 1793).

Abermals protestirte man. Der König riß nach der Sitte seiner Ahnen diesen Beschluß aus dem Protokoll, verwies den Herzog von Orleans, der zu keck gesprochen hatte, auf seine Güter, ließ zwei Räthe, d'Espréménil u. Monsabert, verhaften u. die Thüren des Parlamentshauses verschließen; allein auch eine Versammlung von Höflingen, die cour plenière, vermochte nicht zu helfen; das Geld war zu Ende, das Volk drohte, Brienne fiel. Im August 1788 berief der König Necker wieder u. gab nach, daß dieser die Einberufung der Stände sofort in Angriff nahm u. den Zeitverhältnissen entsprechend den dritten Stand durch eine doppelte Zahl von Abgeordneten vertreten ließ, als jeden der beiden oberen Stände. Am 5. Mai 1789 traten die Etats généraux in Versailles zusammen (s. „Franz. Revolution." Bd. IV, S. 316 ff.). Sechs Wochen lang ließ es der König geschehen, daß der dritte Stand, durch 600 Abgeordnete vertreten, die beiden oberen Stände, Adel u. Geistlichkeit, täglich zur gemeinsamen Berathung einlud, dann aus einander ging u. endlich am 17. Juni sich als Nationalversammlung erklärte. Noch einmal erklärte der König am 23. Juni in einer „königlichen Sitzung" seinen Willen, daß die Stände getrennt berathen sollten: sie folgten nicht ihm, sondern der kühnen Ermahnung Mirabeau's (s. d.) u. — der König gab nach. Am 27. schickte er selbst an die oberen Stände den Befehl, in die Nationalversammlung einzutreten: dies war die Abdankung des Königthums zu Gunsten des dritten Standes. Die nächsten Tage der Friedensstille erweckten am Hofe die Hoffnung auf das Gelingen eines Gewaltstreiches. Nach dem Rathe der Königin u. des Grafen von Artois (Karl's X.) wurden 30,000 Mann, meistens deutsche Truppen, zwischen Paris u. Versailles versammelt: der König hatte es nicht befohlen, er jagte u. ließ es geschehen. Als Mirabeau den Antrag auf ihre Entfernung stellte, antwortete L. erst nach 3 Tagen u. entfernte am 12. Juli den unbequemen Necker. Der Ausbruch des Straßenkampfes, die Erstürmung der Bastille, der Abfall seiner Garden bewog ihn abermals zum Nachgeben. Er ging nach Paris, rief Necker zurück, ernannte Lafayette zum Befehlshaber einer Nationalgarde, den Präsidenten der Nationalversammlung Bailly zum Maire von Paris. Verlassen von seinem Bruder Karl von Artois u. einem großen Theile des Adels (s. „Emigranten"), sah er ruhig zu, wie die Nationalversammlung, mit der Erklärung der Menschenrechte beginnend, eine Konstitution berieth, die ihm nicht einmal ein absolutes Veto ließ. Mirabeau wollte es vertheidigen, aber die Minister gaben freiwillig nach. u. der König bezeichnete diesen Tag (11. Sept.) in seinem Journal als den denkwürdigsten seines Lebens, weil er — „einen Hirsch mit 14 Enden geschossen" hatte. Bedenklicher wurde seine Lage im Anfange des Oktober. Tausende von hungernden Arbeitern u. Gemüsefrauen von Paris, angeführt von Bastillekämpfern, wanderten am 5. nach Versailles, brachen in den Sitzungssaal der Nationalversammlung u. erlangten von dem nachgiebigen Könige, der zu spät durch Lafayette Hülfe bekam, die Unterzeichnung der Menschenrechte u. das Versprechen, sich von der Nationalgarde, nicht mehr von den Gardes du Corps allein, bewachen zu lassen. Ein erneuter Einbruch in die Gänge u. Zimmer des Schlosses in der Frühe des 6. Oktobers, als dessen Anstifter man mit höchster Wahrscheinlichkeit den Herzog von Orleans (s. „Orleans") bezeichnet, führte zwar nicht die Ermordung der königlichen Familie, aber auf Lafayette's Andringen ihre Uebersiedelung nach Paris herbei. Da die Nationalversammlung ihr folgte, so gerieth auch sie, wie der König selbst, Anfangs in die Gewalt Lafayette's u. der Nationalgarde, später in die des Pariser Pöbels. Die glänzende Feier des Bastillefestes 14. Juli 1790, zu welchem Tausende aus allen Gegenden Frankreichs herbeigekommen waren, die Fahnenweihe der gesammten Nationalgarde u. die Vereidigung auf die Konstitution riß auch den König u. die Königin in den Strom der allgemeinen Begeisterung hinein. Es war der letzte sonnige Tag ihres Lebens. Verlassen von einem großen Theil des Adels, der, anstatt nach Paris, am 6. Okt. sich in das Ausland begeben hatte u. die Fürsten Deutschlands zur Intervention reizte, von Necker, der, längst ohne Haltung u. Hoffnung, am 4. Sept. 1790 das Reich verließ, unzufrieden mit den Beschlüssen der Nationalversammlung u. zumeist mit der bürgerlichen Verfassung, die sie dem Klerus aufdringen wollte, geschmäht von der rohen Presse Marat's u. Anderer, schloß L. zu spät einen Bund mit dem Einzigen, der ihm Rettung geben u. Rath ertheilen konnte, mit Mirabeau, der ihm persönlich zuwider war. Als der Tod ihm diese letzte Stütze 4. April 1791 entriß, sann er auf Flucht. Zeigte ihm doch ein Volksauflauf, der ihn hinderte, nach St. Cloud zur Jagd zu fahren, schon im April, daß er Gefangener sei. Im Einverständniß mit dem General Bouillé, der durch lothringische Regimenter ihn zu schützen versprach, entkam er mit Hülfe des Grafen Fersen in der Nacht vom 19. zum 20. Juni 1791 glücklich aus Paris; aber durch die umständlichen Zurüstungen der Familie war Alles um einen Tag verspätet, die Reiter Bouillé's hatten Verdacht erregt, der König sich unvorsichtig benommen, u. während sein Bruder (s. „Ludwig XVIII.") glücklich in Brüssel anlangte, wurde L. mit der ganzen Familie 6 Meilen vor der Grenze Deutschlands von Drouet, dem Postmeister in St. Ménehould, erkannt u. in Varennes um Mitternacht (20./21. Juni) angehalten. Die Nationalversammlung, erzürnt über ein königliches Schreiben, das alle seit dem 6. Okt. gegebenen Erlasse als aufgedrungen widerrief, u. in Angst vor einem Bürgerkriege, hatte sofort seine Verfolgung beschlossen. Schon am Morgen des 21. traf der Adjutant Lafayette's bei dem Könige ein, Tausende von bewaffneten Bauern geleiteten seinen Wagen rückwärts nach Paris, in Epernay stiegen auch die Kommissare der Nationalversammlung, Barnave u. Péthion ein, 5000 Nationalgardisten unter dem Brauer Santerre führten ihn in die Stadt, wo er seitdem streng bewacht wurde. Erst am 14. Sept., nachdem er stehend den Eid auf die neue Verfassung geleistet hatte, erhielt er wieder die Rechte eines konstitutionellen Königs. Mit Thränen in den Augen verlas er am 27. April 1792

die Kriegserklärung, welche ihm seine Minister Roland, Servan u. Dumouriez gegen Oesterreich u. Preußen abgedrungen hatten, weil diese kriegerische Zurüstungen zu seiner Hülfe veranstalteten. Da er die rauhen Edikte der Gesetzgebenden Versammlung gegen die Emigranten u. die eidverweigernden Priester nicht unterzeichnet hatte, bedrängten ihn Tausende mit Piken bewaffnete Männer aus den Seestädten, die herbeigeströmt waren, um von der Revolution zu leben, geführt von Santerre u. Legendre, in seinem eigenen Zimmer 20. Juni 1792, damit er nachgebe. Stundenlang höhnten sie ihn, tranken ihm zu, setzten ihm die Jakobinermütze auf, nannten ihn „König Veto", bis Pétion, der neue Maire von Paris, sie durch Schmeichelworte entfernte. Dieser selbst aber stellte einen Monat später, nachdem das Manifest des preußischen Feldherrn Ferdinand von Braunschweig vom 25. Juli die Gemüther erbittert u. erschreckt hatte, den Antrag, der König habe das Thronrecht verwirkt. Da die Gesetzgebende Versammlung die Berathung darüber beständig aufschob, ließ man in der Nacht zum 10. Aug. die Sturmglocken läuten, versammelte an 20,000 Barbaren aus den Vorstädten u. begann den Sturm auf die Tuilerien, die von den Nationalgarden nicht mehr vertheidigt wurden, seitdem ihr Führer Mandat auf dem Stadthause getödtet worden war. Früh Morgens suchte der König mit seiner Familie Schutz im Schoße der Versammlung, während die Schweizer Stufe für Stufe an den großen Treppen u. ein Zimmer nach dem anderen verloren u. sterbend ihre Ehre u. ihre Treue besiegelten; Sechzehn Stunden saß der König mit seiner Familie in der Loge der Zeitungsschreiber fast unbeweglich u. war Zeuge von der Vernichtung der königlichen Gewalt u. der Erklärung Frankreichs zur Republik. Am 11. August führte man ihn als Gefangenen in den Palast Luxembourg, am 13. schon in den Tempel. Lafayette, der als General der Armee in Sedan stand, wollte ihn u. die Monarchie retten: er überlegte, zauderte, schwankte u. flüchtete am 14. mit 23 Offizieren u. über 1000 Soldaten über die belgische Grenze in demselben Augenblicke, als schon die Versammlung ihn wegen Hochverraths absetzte. L. lebte in der Stille der Gefangenschaft fast ausschließlich seinen Studien u. der Erziehung seiner Kinder. Der Friede wurde nur hin u. wieder durch jene entsetzlichen Brutalitäten gestört, die seine Tochter Therese in ihrem Tagebuche verzeichnet hat, u. die man zuletzt als eine unabwendbare Schickung zu betrachten anfing. Inzwischen aber riefen die Jakobiner unablässig nach dem Blute des „Tyrannen" u. erklärten Jeden, der dagegen sprach, als verdächtig, die Herstellung des Königthums zu beabsichtigen. Am 20. Okt. erhielt nun der Konvent Mittheilung von der Entdeckung eines eisernen Wandschrankes in den Tuilerien, der äußerst kompromittirende Handschriften des Königs enthalte. Sofort begann man mit der Publikation jener Urkunden, u. zwar in so geschickter Auswahl u. Zusammenstellung, daß die Gemüther täglich mehr erhitzt wurden, obwol die meisten Papiere aus der Zeit der Konstituante herrührten, über die Zuverlässigkeit der Veröffentlichung keine Gewähr gegeben wurde u. der König selbst sowol die Existenz des Schrankes als die Abfassung jener Schriftstücke bestritt. Man ging endlich so weit, den Tod des Königs als das einzige Mittel gegen die Unruhen in den Provinzen, den Ungehorsam der Priester, ja gegen den Mangel an Brot hinzustellen. Die Sektionen der Stadt Paris verlangten 2. Dez. im Namen ihres „tyrannenbesiegenden Theiles der Nation" die sofortige Aburtheilung L.'s. Eine Kommission von 21 Mitgliedern übernahm den Auftrag des Konventes, die Anklageakte aufzustellen, u. 11. Dez. berief man „Ludwig Capet" zum ersten Male vor die Schranken des Konventes. Der König stand in abgetragenem Kleide vor dem Präsidenten Barère, der auf einem Ehrensessel Platz nahm. Ohne weibischen Schmerz, aber auch ohne männlichen Widerstand, suchte er mit kurzen u. klaren Worten die lange Reihe der Anklagepunkte zu beantworten u. schloß mit dem Begehren eines Rechtsbeistandes. Als er in den Tempel zurückkehrte, fand er das Verbot vor, seine Familie „als vermuthliche Mitschuldige" je wiedersehen zu dürfen. Nach langem u. heftigem Streite bewilligte der Konvent drei Vertheidigern, Malesherbes, Target u. de Sèze, den Verkehr mit dem Angeklagten. Allein die glänzende Rede des Letzteren am 26. Dez. hatte keinen Erfolg, da die Jakobiner schon die Nacht hindurch alle Galerien des Konventes besetzt hielten, um die Freunde des Königs nicht zuzulassen. Schon am 27. Dez. begannen die Debatten über das Urtheil, das die Girondisten durchaus von den Urversammlungen, nicht vom Konvente, wollten sprechen lassen; aber zugleich mehrten sich die Drohungen des Pariser Pöbels, der immer von Neuem durch die Feder Marat's (s. d.) aufgestachelt wurde. Die Partei der Mäßigung hatte keine Gewalt, die Sektionen organisirten sich zum Aufstande, schon gab es täglich Tumulte; mancher Aengstliche verließ seine Partei, wie der Präsident Barère selbst, der jetzt für das Urtheil allein durch den Konvent sprach. So stimmten endlich gegen die Berufung an das Volk 424 Mitglieder, dafür nur 283. Am 16. u. 17. Jan. 1793 erfolgte durch Namensaufruf die Entscheidung über die Strafe. Da fast Jeder noch eine Rede hielt od. ein paar Sätze zu seiner Entschuldigung sprach, so dauerte es ermüdend lange u. weckte fast die Ungeduld der Pariser Straßenhelden, die gerade zu derselben Zeit auch die Tausende von Konföderirten zu sich hinüberzogen, welche bis dahin als die letzte u. sichere Stütze der Girondisten galten. Man sprach ganz offen davon, daß der Konvent u. der König gemordet werden sollten, sobald jener dem Volke das geforderte Opfer seiner Rache entziehe. Unter solchen Eindrücken stimmten gerade 361 von 721 Abgeordneten für bedingungslosen Tod, u. man beeilte nun um so mehr die Abstimmung über den Zeitpunkt. Am 19. fast um Mitternacht war man am Ziel; nur 310 stimmten für Aufschub, 380 für sofortige Vollstreckung des Urtheils. Malesherbes brachte unter Thränen dem Könige diese Nachricht, der ihn umarmte u. selber zu trösten suchte. L.'s Gemüth hatte sich längst von der Erde abgewandt. Nur einmal noch tobte der Schmerz, als er sich von den Seinigen verabschiedete, die er in den Händen von Barbaren zurücklassen mußte. „Das war ein schrecklicher Augenblick", sprach er zu seinem Kammerdiener Cléry, als er in den Kerker zurückkehrte. Am 21. Morgens holte man ihn ab. Man fuhr ihn durch die dicht von theilnahmlos Gaffenden u. von Truppen besetzten Straßen der Stadt zum Fußgestell der Statue Ludwig's XV., die herabgestürzt dalag. Dort bestieg er das Schaffot u. sprach, den Blick nach den Tuilerien gerichtet: „Franzosen, ich sterbe unschuldig; ich vergebe meinen Feinden. Ich bitte Gott, daß er ihnen auch vergebe u. daß mein Blut nicht über Frankreich komme." Der Trommelwirbel übertönte die letzten Worte, die Henker ergriffen ihn u. sein Haupt fiel unter der Guillotine. Einzelne Banden zeigten eine verzerrte Ausgelassenheit. Im Ganzen war über Paris eine dumpfe Stille verbreitet. Die Läden blieben geschlossen, die auf Befehl geöffneten Theater spärlich besucht. L.'s Leben war das eines wohlgesinnten Schwächlings, sein Tod der eines Heiligen. — Vgl. Cléry's „Mémoires"; „Le procès de Louis XVI." (9 Bde., Par. 1794); Jauffret, „Hist. impart. du procès" (8 Bde., Par. 1797); Sybel, „Geschichte der Revolutionszeit" (Bd. I u. II, 3. Aufl., Düsseld. 1866).

Ludwig XVII. (Karl), geb. 27. März 1785, war der zweite Sohn L.'s XVI. u. Marie Antoinette's von Oesterreich. Anfangs führte er den Titel eines Herzogs von der Normandie, durch den Tod seines älteren Bruders 4. Juni 1789 wurde er Dauphin; seit der Hinrichtung seines Vaters 21. Jan. 1793 als L. XVII. u. König von Frankreich von den europäischen Mächten anerkannt, ward er der Gegenstand der aufopferndsten Anhänglichkeit der französischen Royalisten u. der niedrigsten Verfolgung durch die Jakobiner. Seit dem 10. Aug. 1792 theilte er die Gefangenschaft seines Vaters, später die der Mutter u. Schwester. Als jedoch am 10. Juli 1793 Robespierre in den Wohlfahrtsausschuß gewählt war, beschloß der Konvent, ihn von seiner Mutter zu trennen u. dem jakobinischen Schuster Simon zur Erziehung zu übergeben. Dieser empfing den Auftrag, in dem achtjährigen Knaben jede Erinnerung an seine hohe Geburt zu vernichten u. ihn jeden Anspruch an die höchste Gewalt in Frankreich vergessen zu machen. Durch eine ununterbrochene Kette von Mißhandlungen wurde der körperliche u. geistige Zustand des Dauphins in der Art zu Grunde gerichtet, daß später die eifrigen Bemühungen der Aerzte u. insbesondere Dussault's, ihn zu retten, ohne Erfolg blieben. Er starb 8. Juni 1795, sein Leichnam wurde am 10. in der gemeinsamen Gruft auf dem Kirchhofe Ste. Marguerite bestattet u. mit ungelöschtem Kalk bestreut. Die Ansprüche seiner Geburt u. sein lautloser Ausgang verlockten mehrere Betrüger, sich für L. XVII. auszugeben. Schon 1795 trat ein solcher auf, der später als der Sohn

eines Schneiders Hervagault erkannt wurde. Ein zweiter erwies sich als Sohn eines Holzschuhverfertigers Bruneau, ein dritter trat 1828 auf u. fand 1833 u. 1834 vielfachen Glauben, es war ein gewisser Henry Hebert aus der Normandie. Ein vierter, der Uhrmacher Naundorf in Spandau u. später in Potsdam, wurde von den Kammern u. Gerichten unter Louis Philipp abgewiesen u. starb in Delft. Sein Sohn, der sich Herzog von Bourbon nannte, wurde 1871 von dem Gerichte in Paris als Betrüger bezeichnet. — Vgl. Eckard, „Mémoires historiques sur L. XVII." (Par. 1817) u. Bülau, „Geheime Geschichten u. räthselhafte Menschen" (Bd. II, Lpz. 1850).

Ludwig XVIII., König von Frankreich (1814—1824), geb. 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des 1765 verstorbenen Dauphins u. der Marie Josephe von Sachsen. Durch den frühen Tod zweier älterer Brüder wurde er als zweitältester Bruder L.'s XVI. Graf von Provence u. führte den Titel Monsieur. Wie sein Vater fand auch er mehr Freude am Studium der alten Klassiker, der Philosophie u. Geschichte, als an den lauten Lustbarkeiten des Hofes. Dennoch verbrauchte auch er unmäßige Summen u. half, um sich nicht beschränken zu dürfen, zum Sturze Necker's. Im Juni 1791 floh er gleichzeitig mit dem Könige u. entkam glücklich nach Brüssel. Seitdem lebte er am Rhein, machte den Feldzug gegen Frankreich 1792 mit, erklärte 1793 von Hamm (in Westfalen) aus den Dauphin als L. XVII. u. sich als Regenten, nahm nach längerem Aufenthalt in Verona 1795 den Königstitel an u. versprach in seiner Proklamation im Sinne Heinrich's IV. regieren zu wollen. Auf Bonaparte's Befehl aus Verona ausgewiesen, irrte er eine Zeit lang in Deutschland umher, lebte ein Jahr in Blankenburg als Gast des Herzogs von Braunschweig, dann abwechselnd in Mitau (bis 1801), in Warschau (bis 1805), wieder in Mitau (bis 1807) u. endlich in England, von wo aus er am 1. Febr. 1814 jene Proklamation erließ, in welcher er vollkommene Amnestie u. die Bestätigung aller neuen Zustände verhieß, wenn man sein „göttliches" Anrecht an den Thron anerkenne. Als die Verbündeten Paris eingenommen hatten, wurde er 8. April vom Senat als L. XVIII. proklamirt u. hielt am 3. Mai seinen Einzug. Vergeblich suchte er durch die Charte vom 4. Juni 1814 (s. „Frankreich, Geschichte", Bd. IV, Sp. 320) in konstitutionelle Bahnen zu lenken. Durch Nachgiebigkeit gegen die zurückgekehrten Emigranten u. seinen Bruder, den Grafen von Artois, verscherzte er so vollkommen die Gunst des Volkes u. der Armee, daß diese ihn nach der Rückkehr Napoleon's im Stiche ließ u. er in der Nacht vom 19. zum 20. März 1815 eilends über Lille u. Ostende nach Gent entfliehen mußte. Trotzdem er nach seiner Wiedereinsetzung am 9. Juli 1815 die weitgehendsten Versprechungen erneute, ließ er sich doch von fanatischen Royalisten zur Beschränkung der gegebenen Freiheiten u. der Presse verleiten u. schickte 1822 seinen Neffen, den Herzog von Angoulême, zur Bekämpfung der Cortes nach Spanien ab. Am 16. Sept. 1824 starb er kinderlos u. hinterließ den wankenden Thron seinem Bruder Karl X. (s. d.). L. war wohlmeinend u. staatsklug. Es ist schwer zu sagen, ob er mehr zu erreichen vermocht hätte, wenn er seiner freieren Gesinnung u. seinen Versprechungen treu geblieben wäre. — Seine Memoiren erschienen in Paris 1832.

Ludwig Philipp, König der Franzosen, ältester Sohn des Herzogs Ludwig Philipp Joseph von Orleans (s. „Orleans") u. der Prinzessin Louise Marie Adelaïde v. Penthièvre, geb. zu Paris 6. Okt. 1773, erhielt zuerst den Titel eines Herzogs v. Valois u. 1785 den eines Herzogs v. Chartres. Seit 1782 leitete die bei seinem Vater allmächtige Frau v. Genlis (s. d.) seine Erziehung nach dem im „Emil" Rousseau's entwickelten System. Inzwischen sammelten sich die Wolken, aus denen der Blitz auf Ludwig's XVI. Thron herniederfahren sollte, u. nun wurde er auf Reisen durch Frankreich gesandt, um für seinen Vater Anhänger zu werben, wodurch er natürlich den Argwohn der Hofpartei auf sich zog. Die Annalen der Revolution erwähnen des Herzogs v. Chartres zum ersten Male am 4. Febr. 1790, an welchem Tage er sich, um der Verfassung zuzustimmen, in Nationalgardenuniform in den Distrikt St. Roche begab, alle seinem Namen beigefügten Adelstitel strich u. dafür einfach setzte: „Bürger von Paris". Am 1. Nov. 1790 ließ er sich sogar als Mitglied in den Klub der Verfassungsfreunde (Jakobiner) aufnehmen, der ihn dann oft in Kommissionen u. Ausschüsse wählte. Nachdem er 1791 den Befehl über sein Dragonerregiment in Vendôme übernommen, kämpfte er nacheinander unter Biron, Luckner, Kellermann u. Dumouriez im Revolutionskriege mit u. griff als Generalleutnant nam. in die Schlacht bei Jemappes (6. Nov. 1792) entscheidend ein, ward aber nach der unglücklichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) in den Verhaftsbefehl gegen Dumouriez mit eingeschlossen u. floh mit demselben 4. April zu den Oesterreichern. Von diesen mit einem Paß versehen, wandte er sich dann nach der Schweiz, ward jedoch überall ausgewiesen, so daß er, während seine Schwester Adelaïde u. Frau v. Genlis eine Zuflucht in einem Kloster bei Bremgarten gefunden, 4 Monate in den Gebirgen umherirren mußte, bis er endlich zu Anfang Oktober durch Vermittelung des gleichfalls exilirten Generals Montesquiou eine Lehrerstelle in der Schule zu Reichenau bei Chur erhielt, die er unter dem Namen Chabaud-Latour antrat. Aber die politische Bewegung erreichte auch Graubünden u. der Verbannte mußte weiter flüchten: nach Dänemark, Schweden, Norwegen bis zum Nordkap, dann hielt er sich in Hamburg auf. Inzwischen hatte das der Schreckensregierung in Frankreich gefolgte Direktorium seine Brüder unter der Bedingung frei gelassen, daß der Herzog v. Orleans, wie L. Ph. nach der Hinrichtung seines Vaters hieß, nach Amerika auswandere. Zufolge dessen schiffte er sich 24. Sept. 1796 ein. In Amerika traf er mit seinen beiden Brüdern zusammen, mit denen er das Land bereiste; 1800 kehrte er nach Europa zurück u. lebte zurückgezogen im Dorfe Twickenham bei London bis 1807 (in diesem u. dem folgenden Jahre starben seine Brüder). Dann ging er an den Hof des vertriebenen Königs Ferdinand I. von Neapel in Palermo u. versuchte wiederholt, wenngleich vergeblich, in Spanien eine Rolle zu spielen; 25. Nov. 1809 vermählte er sich mit der neapolitanischen Prinzessin Amalia Maria (s. d.) zu Palermo. 1811—14 lebte er wieder in Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Bargaritta, „nur mit Vermehrung seines durch die Verheirathung mit der Tochter Ferdinand's empfangenen Leibgedinges durch weise Sparsamkeit beschäftigt." Zufolge der im März 1814 erhaltenen Nachricht von der Pariser Katastrophe schiffte er sich 24. April auf einer engl. Fregatte nach Frankreich ein. Ludwig XVIII. überschüttete ihn mit Gnaden, stellte ihm sämmtliche noch unverkaufte Güter der Orleans zurück u. ernannte ihn zum Generalleutnant. Bald erwachte freilich im König ein das gute Verhältniß störendes Mißtrauen. Auch benahm sich L. Ph. nach der Rückkehr Napoleon's etwas zweideutig: er bot dem König seinen Degen an, wollte aber doch nicht gegen Napoleon zu Felde ziehen, sondern bei Ludwig bleiben, weil die Prinzen zum Heere abgegangen wären u. die Schicklichkeit es verlange, daß wenigstens ein Prinz von Geblüt um den König sei. Dieser durchschaute indeß den Herzog u. befahl ihm, nach Lyon zu gehen, wo L. Ph. noch zeitig genug ankam, um den allgemeinen Abfall der Armee zu erfahren u. sich der eiligen Flucht des Grafen von Artois anzuschließen. Während der Hundert Tage hielt er sich wiederum in Twickenham auf, kehrte zwar 29. Juli 1815 nach Paris zurück, wurde aber im Okt. desselben Jahres durch höheren Willen veranlaßt, von Paris fortzugehen, u. begab sich demgemäß wieder nach Twickenham. Zwar durfte er zu Anfang des J. 1817 wieder nach Paris kommen, doch traute ihm Ludwig XVIII. noch so wenig, daß er ihm z. B. den schon wiederholt erbetenen Titel „königliche Hoheit" hartnäckig verweigerte. Das Palais Royal, wo der Herzog residirte, wurde bald der Sammelplatz für Deputirte, Schriftsteller u. Künstler, die bei Hofe nicht gern gesehen waren. Der Herzog ließ dort auch ein Unterstützungsbureau errichten, brachte überhaupt seinen Namen mit allen philanthropischen Unternehmungen in Verbindung, subskribirte für Nationalmonumente, gründete Lancasterschulen, ließ seine eigenen Söhne in öffentlichen Schulen erziehen u. führte überhaupt ein ganz bürgerliches Familienleben. Dies Alles lieferte den liberalen Schriftstellern Stoff zu unliebsamen Vergleichen mit dem Hofe der älteren Linie u. half die spätere Erhöhung des Hauses Orleans vorbereiten. Trotzdem nahm mit dem Tode Ludwig's XVIII. der Argwohn des Hofes gegen den Herzog ab; Karl X. bewilligte ihm den Titel „königliche Hoheit" u. sicherte ihm die ganze Apanage, die er nach den Gesetzen der alten Monarchie zu fordern berechtigt war. Die Liberalen näherten sich ihm unter der neuen Regierung noch

mehr als früher, selbst Konservative schlossen sich ihnen an. So kam das Jahr 1830 heran. Zwar betheiligte er sich nicht an der Julirevolution, aber als ihm nach der Absetzung Karl's X. die provisorische Kammer auf Vorschlag Laffitte's (s. d.) 30. Juli mit dem Titel eines Generallieutnants des Reichs die Regentschaft antrug, nahm er diese am nächsten Tage an, trat dem sog. Juliprogramm bei, berief 3. Aug. die Kammern, beschwor 9. Aug. die inzwischen reformirte Charte u. ließ sich auf Grund des von der Kammer 7. Aug. gefaßten Beschlusses zum König der Franzosen ausrufen. Aber die Enttäuschung für die Nation, insbesondere für die gemäßigten Demokraten, denen L. Ph. hauptsächlich den Thron verdankte, ließ nicht lange auf sich warten. Der Bürgerkönig, der mit dem welthistorisch gewordenen Regenschirme unter dem Arme grüßend u. Hände drückend auf den Straßen von Paris lustwandelte, der seine Gemächer allen Klassen der Bevölkerung weit geöffnet u. in seiner Person die beste der Republiken darzustellen versprochen hatte, verwandelte sich in künstlich berechneten, aber doch sehr merklichen Uebergängen in den Begründer einer neuen Dynastie, der keinen höhern Zweck kennt, als seine Herrschaft sicher zu stellen. Der Plan seiner Politik ging daher dahin: im Innern Ruhe durch ein System des juste-milieu (s. d.), nach außen hin erst Aussöhnung mit den Großmächten, dann Ausbreitung des franz. Einflusses. Diese Politik verschmähte selbst machiavellistische Mittel nicht. Sie gab dem Auslande die bündigsten Versicherungen ihrer Friedensliebe u. unterhielt doch für mögliche Fälle Verbindungen mit den Unzufriedenen aller Länder; sie trieb Polen zu dem unseligsten Kampfe u. ließ es dann theilnahmlos in den Abgrund sinken; sie bewaffnete die spanischen Flüchtlinge gegen Ferdinand VII. u. verrieth sie acht Tage später; sie versprach England die Räumung Algeriens mit dem geheimen Vorbehalt, das Wort nie einzulösen (bis 1847 vollzog sich die wirkliche Eroberung Algeriens), u. sie wußte endlich, was ihr Meisterstück war, die am höchsten in der Volksgunst stehenden Männer mit derselben zu entzweien. Als dann der Volkshaß u. die Rathlosigkeit der extremen Parteien wiederholt blutige Aufstände hervorriefen, mußten auch diese dem einzigen Zwecke L. Ph.'s dienen. Die Freiheit der Presse ward ärger bedroht als unter Karl X., das Versammlungsrecht verschwand in den Septembergesetzen von 1835, das Institut der Schwurgerichte wurde geschwächt u. verfälscht. Nur den materiellen Interessen wendete die Politik L. Ph.'s ihre lächelnde Seite zu; mit den schnöden Geldinteressen einer neuen, jeden moralischen Haltes entbehrenden Aristokratie schloß sie ein förmliches Bündniß, dessen Früchte die Ueberhandnahme der Käuflichkeit, Geldkrisen u. Nothstände wie skandalöse Prozesse (Lefon u. Hourdequin, Teste u. Cubières, Praslin &c.) waren. Seit Périer's Tode (1832) leitete L. Ph. die Politik persönlich, u. darin änderte kein Wechsel seiner meist aus Doktrinären zusammengesetzten Ministerien Etwas. Seine persönliche Politik rief 1840, in welchem Jahre auch Ludwig Napoleon (s. „Napoleon III.") einen zweiten Versuch zur Wiederherstellung des Kaiserreichs machte, gelegentlich der syr. Frage eine Kriegsgefahr hervor, welche L. Ph. zur Befestigung von Paris benutzte. Damals verbreitete das Ministerium Thiers (s. d.) den letzten Schimmer von Volksbeliebtheit um die Krone. Am 29. Okt. 1840 konstituirte Thiers' Gegenfüßler Guizot (s. d.) das neunzehnte, zwar am längsten am Ruder befindliche, aber auch letzte Ministerium der Julidynastie, deren tapferster, liebenswürdigster u. beliebtester Prinz, der Herzog v. Orleans (s. d.), 13. Juli 1842 infolge eines Sturzes aus dem Wagen starb; ihn hatte das Volk als den Bürgen einer besseren Zukunft betrachtet; nun wurde die künftige Regentschaft dem verhaßten Herzog v. Nemours übertragen. Zu den inneren Stürmen, welche das hartnäckige Zurückweisen jeder Reform veranlaßte, brachten die Jahre 1846 u. 47 auch äußere Verwickelungen: die von L. Ph. behufs einer Rückendeckung geplante Verschmelzung der Dynastie Frankreichs u. Spaniens, welche durch die Vermählung des Herzogs v. Montpensier mit der Infantin Luisa verwirklicht worden, führte zum Bruch des „herzlichen Einvernehmens" mit England, u. in Italien ebenso wie in den schweiz. Wirren unterlag die versteckte u. heuchlerische Politik L. Ph.'s. Die ganze Lage gestaltete sich wie 1829. Dieselbe Unzufriedenheit mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten wie damals, derselbe Haß gegen die Person des Königs, auf der anderen Seite aber auch dieselbe Verblendung der Regierung, dasselbe Festhalten an der armseligen Idee einer faktiösen Opposition, von der all dieser Widerstand herrühren sollte. Die wachsende Gährung des Volkes über das „System der Lüge, der Unbeweglichkeit, der Bestechung" zeigte sich vorzüglich bei den sog. Reformbanketten, zu denen Legitimisten, Liberale von der dynast. Opposition, Radikale u. Republikaner einträchtig sich einstellten, als der König 28. Dez. 1847 bei der Kammereröffnung die Reformbewegung geradezu verdammt hatte. (Vgl. im Art. „Frankreich, Geschichte", den XI. Abschnitt.) Dennoch kam die 48er Febr.-Revolution überraschend, am meisten für den Hof u. die Minister, die trotz ihrer völligen Vereinzelung ein solches Selbstvertrauen besaßen, daß sie zwar schließlich auch die Reformbankette verboten, aber nicht im Entferntesten an vorbeugende Maßregeln gedacht hatten. Um so größer war der Schreck, mit dem der König wahrnehmen mußte, daß nach Beginn des Aufstandes durch die sozial-demokrat. Partei (22. Febr.) die Nationalgarde wenig Lust hatte, für die Regierung die Waffen zu führen. Er selbst bethätigte gerade in dieser letzten u. größten Krisis seines politischen Lebens keinen Muth. Viele Jahre seiner Regierung hindurch waren die Mordversuche gegen ihn in jeder denkbaren Form so oft wiederholt worden (s. „Alibaud", „Fieschi"), daß ein Mann mit weniger Muth im Herzen sich kaum mehr vor die Thüre seines Palastes gewagt haben würde. Die Gemüthsruhe L. Ph.'s dagegen war kaum leicht gestört worden, u. ohne Fatalist zu sein od. religiösen Enthusiasmus zu besitzen, hatte er stets seinen ärgsten Todfeinden eine heitere u. entschlossene Stirn gezeigt. Aber in diesem Falle fehlte ihm alle Energie u. Entschlossenheit. Am 23. Febr. nahm er die Entlassung Guizot's an, noch bevor er der Bildung eines neuen Kabinets gewiß war, u. als am Morgen des verhängnißvollen 24. Febr. sowol seine Abdankung zu Gunsten seines Enkels, des Grafen v. Paris, als auch der muthvolle Versuch der zur Regentin ernannten Herzogin Helene (s. d.) v. Orleans, den Rechten ihres Sohnes in der Kammer zur Anerkennung zu verhelfen, auf das empörte Volk wirkungslos blieb, war der enttäuschte Greis so wenig noch er selbst, daß er mit seiner Familie um die Mittagszeit heimlich die Tuilerien verließ u. aus Paris nach der normannischen Küste floh, wo er sich mehrere Tage verbarg. Am 2. März bestieg er in Trouville den engl. Dampfer „Expreß", mit dem er am folgenden Tage in Newhaven landete. Er nahm nun den Titel eines Grafen v. Neuilly an, lebte zu Claremont, das dem König der Belgier, seinem Schwiegersohne, gehörte, u. starb daselbst 26. Aug. 1850. Seine Ueberreste wurden 2. Sept. in der kathol. Kirche zu Weybridge beigesetzt. Ueber seine Familie s. den Artikel „Orleans". Sein Leben beschrieben u. A.: Birch (3 Bde., Stuttg., 3. Aufl. 1851), Boudin u. Mouttet (2 Bde., deutsch von Große, Lpz. u. Meiß. 1850) u. Billault de Gérainville (Par. 1871, 2 Bde.). Vgl. auch Guizot's „Mémoires" (Par. 1858—67).

Ludwig Napoleon, s. „Napoleon III."

Ludwig ist auch der Name mehrerer bayrischen Herzöge: **L. I.**, genannt der Kelheimer, weil er 1174 zu Kelheim geboren war, erbte von seinem Vater Otto 1183 Niederbayern, in dem er später Landshut (1204) erbaute, u. von anderen Verwandten so bedeutende Landstriche, daß er den Besitz seines Großvaters Otto von Wittelsbach fast verdoppelte. Als treuer Anhänger des hohenstaufischen Hauses erwies er sich bes. thätig in der Vollstreckung der Reichsacht gegen seinen Vetter Otto, den Mörder König Philipp's, u. zerstörte 1208 selbst die Stammburg Wittelsbach. Trotzdem huldigte er Otto IV. bereitwillig u. empfing dafür u. A. die Erblichkeit seines bayrischen Herzogthums u. die Belehnung mit der Pfalz am Rhein (1214). Die letztere fiel jedoch erst seinem Sohne Otto zu, der sich mit der Tochter des Pfalzgrafen Heinrich verheirathet hatte. Der Kaiser Friedrich II. empfahl L. die Leitung seines Sohnes Heinrich in der Verwaltung Deutschlands, aber der trotzige u. in Sinnenlust versunkene Jüngling fragte wenig nach ihm. Als L. die Partei Gregor's IX. gegen die Hohenstaufen ergriff, wurde er 16. Sept. 1231 zu Kelheim überfallen u. ermordet. Der Papst beschuldigte den Kaiser, Andere den König Heinrich, Niemand vermag mit Sicherheit den Thäter zu nennen. — **L. II.**, der Strenge, Enkel des Vorigen, war als Erbe seines Vaters Otto seit 1253 Herzog von Bayern u. Pfalzgraf am Rhein, als Schwager Kaiser Konrad's IV. eine Zeit lang Vormund

u. Schützer Konradin's, der ihn zur Vergeltung als Erben einsetzte. Da sein Bruder Heinrich von Niederbayern jedoch die hohenstaufischen Güter mitbeanspruchte, so standen sie einander feindlich gegenüber, als Ottokar von Böhmen gegen Stephan V. von Ungarn kämpfte. L. stritt für jenen, den er selbst 1258 aus Bayern hatte verjagen müssen, schloß dann 1271 Frieden mit Ungarn, vermochte sich aber mit seinem zänkischen u. fehdesüchtigen Bruder nie ganz auszusöhnen. L. selbst war von Natur mild u. nachgiebig; „den Strengen" nennt man ihn, weil er seine erste Gemahlin, Marie von Brabant, auf den ersten Verdacht der Untreue 1256 zu Donauwörth enthaupten ließ. Sein größtes Verdienst ist es aber, daß er 1273 seinen Streit mit den Bischöfen am Rhein durch den Schiedsspruch Friedrich's von Nürnberg schlichten ließ u. sich dann mit demselben Fürsten zur Wahl Rudolf's von Habsburg verband, dessen Tochter er heirathete u. dem er bis zu dessen Tode treu blieb. Er starb 1. Febr. 1294. — **L.** der **Aeltere**, geb. 1315, war ein Sohn Kaiser Ludwig's (s. d.) u. empfing von diesem schon im Alter von 8 Jahren die erledigte Mark Brandenburg zu Lehn, theilte 1349 Bayern mit seinen Brüdern, bekämpfte glücklich den falschen Waldemar (s. d.), trat 1351 die ganze Mark an seine Brüder Ludwig den Römer — so genannt, weil er 1328 zu Rom geboren war — u. Otto ab u. starb 18. Sept. 1361 in München. Sein einziger Sohn von Margarethe Maultasch, mit der er seit 1342 durch den Vater, nicht durch den Priester verbunden war, erbte von ihm Oberbayern, von der Mutter Tirol. — Ludwig der Römer regierte die Mark Brandenburg bis zu seinem Tode 1366. — **L.** der **Bärtige**, ein Großneffe des Vorigen, begleitete 1385 seine Schwester Elisabeth (Isabeau) nach Frankreich zur Vermählung mit Karl VI., verheirathete sich dort u. wurde 1413 im Kampfe gegen Johann von Burgund u. die Pariser Straßenhelden unter Caboche gefangen gesetzt, aber bald durch den Dauphin befreit. Nach Deutschland zurückgekehrt, versuchte er vergeblich, Friedrich die Mark Brandenburg zu entreißen, wurde wegen Klosterraub 1434 in Acht u. Bann gethan, gerieth im Kampfe mit seinem eigenen Sohne Ludwig dem Buckligen in Gefangenschaft u. starb 1. Mai 1447 auf dem Schlosse Burghausen in Oberbayern.

Ludwig I. Karl August, König von Bayern, erstgeborener Sohn des Pfalzgrafen von Zweibrücken, dann Kurfürsten u. zuletzt Königs von Bayern Maximilian Joseph aus dessen 1. Ehe mit der Prinzessin Marie Wilhelmine Auguste von Hessen Darmstadt, geb. 25. Aug. 1786 zu Straßburg, also, politisch genommen, auf franz. Boden, wie er auch, einer der deutschesten Fürsten unseres Jahrhunderts, auf franz. Boden sterben sollte. Sein Taufpathe war Ludwig XVI., der auf dem Schaffot starb, u. franz. Revolutionsbanden waren es auch, welche L.'s Eltern zwangen, mit ihm die Wiege seiner Kindheit zu verlassen u. erst nach Mannheim u. Heidelberg, später nach Amberg zu flüchten. So ward der Prinz früh in die Schule des Lebens genommen; die reichen Anlagen seines Geistes entwickelten sich im Kampfe mit den Schicksalsmächten u. im Verkehr mit den bedeutendsten Männern im Beginn des neuen Jahrhunderts. Er ging früh seinen eigenen Weg, mußte sich aber beugen, als sein Vater die Kurlande geerbt u. die franz. Politik zu der seinigen gemacht hatte; er mußte Ideen seine Hand leihen, die er haßte, u. Fremden huldigen, die er verachtete. Alle Versuche Napoleon's I., sein Herz zu erobern, schlugen fehl, so daß der Kaiser, dadurch zum äußersten Zorn gereizt, einmal ausrief (1810): „Wer hindert mich daran, diesen Prinzen erschießen zu lassen?" Die Lichtpunkte seiner Jugendjahre waren die ital. Reisen, die auf seine Kunstbestrebungen einen entscheidenden Einfluß hatten u. seinem Wesen zuerst jenes Mäcenas-Gepräge gaben, durch das er sich in der Kulturgeschichte einen unvergänglichen Namen machen sollte. Er hatte seit 6. Mai 1803 in Landshut u. seit 30. Okt. desselben Jahres in Göttingen studirt, als er im Winter 1804—5 zum ersten Mal Italien bereiste. Am 10. Febr. 1806 mußte er im Auftrag seines zum König erhobenen Vaters dem Sieger von Austerlitz in Paris seine Aufwartung machen. Am 4. März 1807 übernahm er das Kommando der II. bayer. Armeedivision, um sie in die Schlacht bei Pultusk zu führen, wo er den Sieg entschied. Gegen Ende desselben Jahres begleitete er seinen Vater nach Verona u. Venedig. Als er 1809 in einer Abendgesellschaft beim österr. Gesandten in München seinem Haß gegen Napoleon durch ein Pereat auf den tyrannischen Korsen Luft gemacht, verlangte dieser, daß der Kronprinz den Hof verlasse. Infolge dessen lebte L. fortan in Würzburg, Aschaffenburg od., als der 24. Okt. 1810 erklärte Gouverneur Tirols, in Innsbruck. Auch in vielen Gedichten gab er seinem Ingrimm über die franz. Zwingherrschaft den feurigsten Ausdruck u. stimmte in den deutschen Grundton eines Arndt u. Körner ein, nur lernte das größere Publikum seine überdies in der Form wenig vollendeten, höchst originellen patriotischen Gesänge erst viel später kennen; L.'s „Gedichte" erschienen zuerst gesammelt 1829 zu München (4 Bde., 3. Aufl. 1839). Am 6. (12.) Okt. 1810 vermählte er sich mit der schönen Prinzessin Therese von Hildburghausen, bez. von Sachsen-Altenburg (geb. 8. Juli 1792, gest. 26. Okt. 1854). Mit den Freudenfeuern der Münchener Bürgerschaft bei dieser Gelegenheit u. den Pferderennen auf der Theresienwiese, die seitdem diesen Namen führt, hängt die Stiftung des Oktoberfestes zusammen. Nach dem Falle von Paris begab sich der Kronprinz selbst dahin, um die Rückerstattung der geraubten Kunstschätze zu betreiben. Dort lernte er auch Klenze (s. d.) kennen, dem er dann den Bau der von ihm 23. Jan. 1816 in München gegründeten Glyptothek übertrug, für welches Museum er bereits viele Meisterwerke der Skulptur angekauft hatte.



Nr 4029. Ludwig I, König von Bayern (geb 25. Aug. 1786, gest. 29. Febr. 1868).

Das J. 1817, in welchem auch auf sein Zuthun der Minister Graf Montgelas entlassen wurde, führte den Kronprinzen wieder nach Italien, wo er sich diesmal in Rom mit den Männern befreundete, welche die Malerkunst des 19. Jahrh. regeneriren sollten. Wiederholte Reisen dahin fielen in die J. 1820, 1821 u. 1823. Den Thron Bayerns bestieg L. 13. Okt. 1825. Die Geschichte seiner Regierungsperiode (s. den Art. „Bayern, Geschichte", II. Bd., S. 494) ist gewissermaßen ein Stück Kunstgeschichte, die politische Geschichte geht nur nebenher. Die geistigen u. äußerlichen Mittel, welche in jener Beziehung aufgewendet wurden, sind nach dem Maßstabe seiner Zeit geradezu enorm. Er zog die hervorragendsten Künstler in seine Nähe, reorganisirte die Kunstakademie, führte prachtvolle Bauten aus, wie den Königsbau, die Basilika, die Ludwigskirche, die Ruhmes- u. Feldherrenhalle, das Siegesthor, die Bibliothek, die neue Pinakothek u. a. m. in München (s. d.), sowie die Walhalla bei Regensburg (s. seine Schrift „Walhalla's Genossen", Münch. 1843), restaurirte die Dome zu Bamberg, Regensburg, Speyer ꝛc., verlegte aber auch schon 1826 die Universität von Landshut nach München u. berief ausgezeichnete Gelehrte, rief in Bayern die historischen Vereine ins Leben, ließ den Ludwigskanal (s. d.) anlegen u. wurde Gründer der Stadt Ludwigshafen (s. d.). Er soll während seiner Regierung über 10½ Mill. Gulden

für Kunstschöpfungen im Allgemeinen u. bis Mai 1862 allein für Kirchenbauten über $3\frac{1}{2}$ Mill. Gulden ausgegeben haben. Ueber der Befriedigung seiner Liebe zur Kunst wurden freilich viele andere wichtige Interessen vernachlässigt. Auch war seine Verstimmung darüber, daß die Verfassung sein Verfügungsrecht über die Geldmittel des Staates beschränkte, einer der Gründe, die seiner Regierung den ursprünglich freisinnigen Charakter mehr u. mehr nahmen. Ein anderer war der wachsende Einfluß der katholischen Geistlichkeit, dem es u. A. auch zuzuschreiben ist, daß die im Konkordat vom 5. Juni 1817 zugestandene Wiederherstellung der Klöster so rasch erfolgte, daß Bayern nach wenigen Jahren 60 dgl., fast nur für Nonnen u. Bettelorden, besaß. Die Macht der ultramontanen Partei war schon im Abnehmen, als die berüchtigte Abenteurerin Lola Montez (s. d.) das Interesse des Königs fesselte. Als dann deren Einfluß auf L. immer größer wurde, geberdeten sich die Ultramontanen als die Kämpfer für die alte Ordnung u. Sitte gegen den Einbruch der Sittenlosigkeit in das Staatsleben u. wußten während des größten Theiles des J. 1847 München in Gährung zu erhalten. Im nächsten Jahre kam es daselbst zu einem Aufruhr, der zwar der Lola Montez galt, doch aber auch den König persönlich berührte, u. als bald darauf auch Bayern von dem politischen Sturme ergriffen wurde, der ganz Deutschland durchtobte, legte L. 20. März 1848 die Krone in die Hände seines ältesten Sohnes Maximilian nieder. Seitdem er einmal abgedankt, verzichtete er auf jedweden Antheil an der Politik. Er fühlte sich frei u. hatte nun erst volle Muße u. volles Recht, seinen künstlerischen Neigungen ganz zu leben, u. wenn auch die Mittel hierzu beschränkter waren als früher, so waren sie doch immer noch königlich zu nennen. L. starb zu Nizza 29. Febr. 1868. Seine Leiche ward nach München übergeführt u. hier 9. März in der Bonifaciuskirche beigesetzt. Seiner Ehe entsprossen 4 Söhne u. 4 Töchter: 1. sein Nachfolger Maximilian II. (s. d.); 2. Otto, König von Griechenland (s. d.); 3. Prinz Luitpold, geb. zu Würzburg 12. März 1821, bayer. Feldzeugmeister u. Generalinspektor der Armee; 4. Prinz Adalbert, geb. zu München 19. Juli 1828, seit 26. April 1875 bayer. General der Kavallerie, gest. zu Nymphenburg 21. Sept. desselben Jahres; 5. Mathilde, geb. 30. Aug. 1813, vermählt 26. Dez. 1833 mit dem Großherzog Ludwig III. von Hessen (s. d.), gest. 25. Mai 1862; 6. Adelgunde, geb. 19. März 1823, vermählt 30. März 1842 mit dem nachmaligen Herzog Franz V. von Modena, Erzherzog von Oesterreich-Este (gest. 20. Nov. 1875); 7. Hildegarde, geb. 10. Juni 1825, vermählt 1. Mai 1844 mit dem Erzherzog Albrecht (s. d.), gest. 2. April 1864; 8. Alexandra, geb. 26. Aug. 1826, gest. 8. Mai 1875. — Vgl. die Lebensbeschreibungen des Königs L. von Sepp (Schaffh. 1869) u. Heigel (Lpz. 1872).

Ludwig II. Otto Friedrich Wilhelm, König von Bayern, Sohn des Königs Maximilian II. (s. d.) u. der Königin Marie, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, die 12. Okt. 1874 zur Kath. Kirche übergetreten ist, geb. zu Nymphenburg 25. Aug. 1845, folgte bereits 10. März 1864 seinem Vater in der Regierung u. gerieth sofort in schwierige Verhältnisse u. kritische Zeiten hinein. Er hat sich denselben gewachsen gezeigt, wie sehr ihn auch ein hochgespannter Idealismus sonst gefangen hält. Als Kronprinz warf er sich mit Leidenschaft auf das Studium Schiller's, als König wiegt er sich in dem Sphärenklang der Zukunftsmusik Richard Wagner's (s. d.), hält es mit der ornamentalen Kunst der Periode Ludwig's XIV. u. sucht, was die gewöhnlichen Menschenkinder von den romantischen Herrlichkeiten nur ahnen u. träumen dürfen, in der kalten Wirklichkeit um sich herum hervorzuzaubern. Am meisten liebt er die Stille u. Abgeschlossenheit seiner Villeggiaturen, zu deren Privatgemächern jedem Fremden der Zutritt mit fast orientalischer Strenge verwehrt wird. Meist hält er sich auf den Schlössern Berg, Linderhof, Hohenschwangau u. Schachen auf, u. während es für seinen Vater gerade charakteristisch war, daß dieser stets inmitten seiner Bayern lebte, seinem Volke auch sein Heim u. sein Eigenthum überall zur Disposition stellte, läßt L. II. nicht blos die Heiligthümer seiner Phantasie ein Noli me tangere für alle anderen Menschen sein, sondern zeigt sich auch selbst so selten wie möglich dem Volke. Auch seine Ausflüge u. Reisen unternimmt er stets im strengsten Incognito u. unterm Schleier des tiefsten Geheimnisses, so insbes. die im Aug. 1874 nach Paris u. Versailles, wie im Sommer 1875 nach Reims; die erstere unternahm er hauptsächlich im Interesse seines Planes, auf der von ihm angekauften Herren-Insel im Chiemsee ein „Klein-Versailles" nachzubauen. Indessen ist L.'s politische Einsicht durch sein Leben in einer Traumwelt nicht beirrt worden. Dies haben alle wichtigen Fragen u. Momente gezeigt, die bisher an ihn herangetreten sind. Die Lösung der schleswig-holstein'schen Frage erfolgte zwar nicht nach seinem Wunsche; daß er aber später die Nothwendigkeit des Gegentheils u. der daraus folgenden Ereignisse erkannte, hat er nach dem 1866er Kriege vollauf bewiesen. Indem er, insbes. allen Groll u. alle partikularistische Selbstsucht vergessend, einzig der Pflicht gegen das große Vaterland eingedenk blieb u. demgemäß energisch vorging, als 1870 die größte Prüfung für ihn gekommen war, war es ihm hauptsächlich mit zu danken, daß sich ganz Deutschland rasch u. gewaltig gegen Frankreich erhob u. daß es nicht zu einem allgemeinen Kriege in Europa kam.



Nr. 1130. Ludwig II., König von Bayern (geb. 25. Aug. 1845).

Und wie er kurz entschlossen zum Schwerte gegen den auswärtigen Feind griff, so gab er auch, patriotisch-resignirt, den ersten offiziellen Anstoß zur inneren Einigung der deutschen Staaten u. die erste Veranlassung zur Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an den König von Preußen. Ein gleich mannhaftes Verhalten hat König L. II. in dem durch das Vatikanische Konzil heraufbeschworenen großen Kampfe des deutschen Staates gegen die ultramontane Kirche gezeigt, obgleich er vollends darin sowol in den Traditionen seines Hauses wie in den Anschauungen seiner nächsten Umgebung eher ein Hinderniß als eine Unterstützung gefunden haben dürfte. Zwar ließ seine entschiedene Opposition gegen die Uebergriffe der röm. Klerisei u. die offenkundige Huld, welche er dem unerschrockenen Altkatholiken Döllinger (s. d.) unverbrüchlich bewahrt hat, keinen Zweifel aufkommen, daß er auch die an ihn in unerhört aufdringlicher Weise gerichtete Frage, auf welcher Seite er in jenem Kampfe stehe, als ein freisinniger u. reichstreuer Fürst beantworten werde. Aber freudig mußte die Energie überraschen, mit der er im Okt. 1875 die von der „patriotischen", d. h. ultramontanen Mehrheit der bayer. Abgeordnetenkammer, einer namhaften Minderheit zum Trotz, beschlossene Adresse zurückwies u. das Ministerium, statt, wie verlangt worden war, zu entlassen, unter Betonung der Kronrechte seines fortdauernden Vertrauens versicherte u. zugleich die Hoffnung aussprach, daß diese Entscheidung bei allen „maßvoll Denkenden" eine „kräftige Unterstützung" finden werde. Vgl. den Art. „Bayern" (Geschichte). — König L. II. ist unvermählt u. hat nur einen Bruder, den Prinzen Otto, geb. zu München 27. April 1848.

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, geb. 18. April 1655 zu Paris, da seine Mutter, eine Prinzessin von Savoyen-Carignan, dort vom Vater getrennt lebte; war einer der bedeutendsten Heerführer unter Leopold I. (s. d.). Im J. 1686 eroberte er Ofen, das 145 Jahre in den Händen der Türken gewesen war, u. bekam die Leitung des Hofkriegsrathes in Wien, bis die Jesuiten ihn zu verdrängen wußten, da er zu einer milden Behandlung der Ungarn rieth; 1688 nahm er Szigeth, siegte 1691 bei Szalankemen gemeinsam mit Prinz Eugen von Savoyen, eroberte Großwardein u. Gradiska, führte dann aber in weniger hervorragender Weise sein Kommando im pfälzischen Kriege gegen Frankreich. Einmal ging er wol über den Rhein (1694), erhielt aber sein eigenes Land erst durch den Frieden (1697) aus den Händen der Franzosen zurück. In dem Spanischen Erbfolgekriege fiel ihm die undankbare Aufgabe zu, die bunt zusammengesetzte u. wenig geübte Reichsarmee zu führen. Wol nahm er 1702 Landau u. trieb 1704 die Franzosen aus ihren Schanzen am Schellenberge bei Donauwörth, aber längst erschien er neben Eugen von Savoyen u. Marlborough zu langsam u. bedächtig. Er starb 4. Jan. 1706 zu Rastatt.

Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt, Sohn des Landgrafen Ludwig IX. aus dessen Ehe mit Karoline von Pfalz-Zweibrücken Birkenfeld, geb. zu Prenzlow (Uckermark) 14. Juni 1753; studirte in Leyden, folgte seinem Vater 4. April 1790 in der Regierung, wurde 1803 für seine Verluste jenseit des Rheins durch das Herzogthum Westfalen entschädigt u. erhielt, nachdem er 1. Aug. 1806 dem Rheinbunde beigetreten war, den Großherzogstitel. Seine Truppen fochten in allen Kriegen Napoleon's mit, bis er sich im Nov. 1813 durch die Konvention von Frankfurt den Verbündeten anschloß. Auf dem Wiener Kongreß erwarb er für Westfalen die Rheinprovinz u. 17. Dez. 1820 gab er seinem Lande eine Verfassung. Dieser freisinnige u. hochherzige, religiöse u. zugleich tolerante, den Künsten u. Wissenschaften zugethane Fürst, der seit 1777 mit der geistvollen Prinzessin Luise von Hessen Darmstadt (gest. 24. Okt. 1829) vermählt war, folgte derselben 6. April 1830 in den Tod. In Darmstadt ward ihm 1844 ein Denkmal errichtet. Sein Leben beschrieb Steiner (Offenb. 1842). — **L. II.**, Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. zu Darmstadt 26. Dez. 1777 u. seit 1804 mit der Prinzessin Wilhelmine von Baden vermählt, wurde als Kronprinz den eigentlichen Regierungsgeschäften fern gehalten, hatte als Regent zwar die besten Absichten, vermochte aber doch den absolutistischen u. ultramontanen Einflüssen nicht energisch genug entgegenzutreten, übertrug schließlich infolge der Ereignisse des J. 1848 seinem ältesten Sohne 5. Mai desselben Jahres die Mitregentschaft u. starb 16. Juni ebendesselben Jahres. **L. III.**, Sohn u. Nachfolger des Vorigen, geb. 9. Juni 1806, machte sich schon als Mitregent seines Vaters populär, verließ indeß seit Juli 1850 seine bisherige Politik u. hat derselben erst 1871 wieder mehr eine freisinnige Richtung gegeben. Seine 26. Dez. 1833 mit der Prinzessin Mathilde von Bayern (geb. 30. Aug. 1813, gest. 25. Mai 1862), einer Tochter König Ludwig's I., geschlossene Ehe blieb kinderlos. Präsumtiver Thronerbe ist daher sein ältester Bruder, Prinz Karl, geb. 23. April 1809, großherzogl. hess. General der Infanterie. — Vgl. den Art. „Hessen-Darmstadt" (Geschichte).

Ludwig, der Springer, od. vielmehr Saliens genannt, zum Unterschiede von anderen Grafen des Namens Ludwig, weil er dem Salischen Geschlechte entstammt war — spätere Chronisten, die diesen Grund nicht kannten, erfanden die Sage von dem tollen Sprunge aus der Burg Giebichenstein in die Saale — war 1042 geb. u. erbte 1056 von seinem Vater, Ludwig I., dem Bärtigen, einen großen Theil von Thüringen, erbaute 1067 die Wartburg, später die Neuenburg u. an ihrem Fuße die Stadt Freiburg a. d. Unstrut. Im Kampfe der Sachsen gegen Heinrich IV. nahm er für jene standhaft Partei, sowol 1075 als 1090, könnte aber wol schon damals auf dem Giebichenstein gefangen gesetzt worden sein. Ebenso lag er mit Heinrich V. 1112 im Streite, kaufte sich 1113 aus der Gefangenschaft los, wurde aber 1114 wieder festgenommen, als er zur Hochzeitsfeier des Kaisers in Mainz erschien. Erst die Niederlage des Letzteren in der Schlacht am Welfesholze machte auch L. frei (1116). Die Sage hat vor Allem sein Verhältniß zu seiner Gemahlin, der schönen Adelheid von Goseck, ausgeschmückt, deren erster Gemahl 1083 auf der Jagd ermordet ward. An den Verdacht, daß der Landgraf diese That veranlaßt habe, knüpfte man später die Erzählung von der Giebichensteiner Haft. Aber, obwol sein eigener Stiefsohn ihm einst den Mord offen vorwarf u. ihn zum Zweikampf forderte, gelang es L. doch, sich mit ihm auszusöhnen. Dann ging er lebensmüde 1122 als Mönch in das Kloster Reinhardsbrunn u. starb daselbst 7. Mai 1123. — Vgl. Böttiger-Flathe, „Geschichte Sachsens" (Bd. I, Gotha 1867).

Ludwig II., der Eiserne, Landgraf von Thüringen (1140 bis 1172), Enkel des Vorigen, war frühzeitig vermählt mit Jutta, einer Schwester Kaiser Friedrich's I., u. seitdem ein treuer Anhänger des Hohenstaufen. Mit ihm zog er 1157 u. 1170 gegen Polen, 1158 gegen die Lombarden; aber sein Streit mit Heinrich dem Löwen bewegte diesen 1168 zur Verheerung Thüringens. Seinen Beinamen verdankt er einer Sage. Anfangs zu jung u. zu gutmüthig, um dem übermüthigen Adel zu widerstehen, ließ er sich durch einen Hufschmied in Ruhla belehren, der ihm bei jedem Hammerschlag zurief: „Landgraf, werde hart!" Nun ließ er die Herren vor den Pflug spannen u. pflügte selbst mit ihnen den „Adelacker" bei Freiburg um. Nach einer zweiten Erzählung wies er seinen Schwager Friedrich, der an der Neuenburg die Mauer vermißte, auf die eiserne Mauer hin, welche seine gepanzerten Vasallen bildeten. Soll er doch vor seinem Tode (14. Okt. 1172) verordnet haben, daß Edelleute die Leiche 10 Meilen weit nach Reinhardsbrunn trügen, wo er auch bestattet ist. — Vgl. Böttiger-Flathe, „Geschichte Sachsens" (Bd. I, Gotha 1867).

Ludwig, der Große, König von Ungarn (1342), von Polen (1370—82), geb. 5. März 1326, war der älteste Sohn u. Erbe des Königs Karl Robert von Ungarn u. der Elisabeth von Polen. Wohlunterrichtet u. wohlmeinend ordnete L. die Verhältnisse der Justiz, des Handels, des Steuer- u. Münzwesens in Ungarn u. Siebenbürgen u. übertrug mancherlei franz. u. ital. Einrichtungen in seine noch wenig kultivirte Heimat. Als die Nachricht von der grausamen Ermordung seines Bruders Andreas von Neapel zu ihm gelangte (1345), zog er zuerst 1346 dorthin, entriß das Königreich der schönen, aber lasterhaften Schwägerin Johanna, die das Gerücht als Mitschuldige bezeichnete, u. kehrte 1349 dahin zurück, als seine magyarischen u. deutschen Beamten vertrieben waren u. der schwarze Tod, vor dem er 1348 geflüchtet, ein Ende genommen hatte. Dennoch übergab er die Regierung 1350 an Johanna u. begnügte sich mit der grausamen Bestrafung der übrigen Schuldigen. Seitdem sah man in den Städten u. auf den Landsitzen Ungarns sich Bauten im ital. Stil erheben u. die Berge von Tokay mit edlen Weinreben bepflanzt werden. Nachdem L. die Lithauer aus Galizien vertrieben (1351), den Tataren die Moldau (1352), den Venezianern (1358) die Küstenstädte Dalmatiens entrissen u. endlich 1370 Polen geerbt hatte, erstreckte sich sein Reich von der mittleren Weichsel bis zum Schwarzen u. Adriatischen Meer. Als er 11. Sept. 1382 verstarb, hinterließ er nur von seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth von Bosnien, zwei Töchter, Maria u. Hedwig, die ihren Gatten Ungarn u. Polen zubrachten. — Vgl. Feßler, „Geschichte von Ungarn" (bearb. von E. Klein, Bd. I, Lpz. 1868).

Ludwig Philipp Maria Ferdinand Pedro de Alcántara, König von Portugal, 2. Sohn der Königin Maria II. da Gloria aus deren Ehe mit König Ferdinand, Herzog von Sachsen-Koburg, geb. 31. Okt. 1838, folgte 11. Nov. 1861 seinem älteren Bruder, dem König Pedro V., in der Regierung (s. über dies. den Art. „Portugal") u. ist seit 27. Sept. (6. Okt.) 1862 mit der Prinzessin Pia, der 16. Okt. 1847 geb. Tochter des Königs Viktor Emanuel II. von Italien, vermählt. Aus dieser Ehe stammen 2 Söhne: 1. Kronprinz Karl von Braganza-Savoyen-Bourbon-Sachsen-Koburg u. Gotha, Herzog von Braganza, geb. 28. Sept. 1863; 2. Prinz Alphons, Herzog von Oporto, geb. 31. Juli 1865.

Ludwig Bonaparte, Graf von St.-Leu, König von Holland, vierter Sohn des Carlo Bonaparte (s. d. unter „Bonaparte") u. Bruder Napoleon's I., geb. 2. Sept. 1778, ward in der Artillerieschule zu Chalons gebildet, machte den Feldzug in Italien u. die Expedition nach Aegypten mit, ging, nachdem sein Bruder Erster Konsul geworden, als Gesandter nach Berlin u. erhielt 1802 dessen Stieftochter Hortense (s. d.) zur Gemahlin. Seit der Krönung Napoleon's

Connetable u. Generaloberst der Carabiniers, ward er 1805 Generalgouverneur von Piemont u. mußte sich 5. Juni 1806 wider seinen Willen zum König von Holland (s. unter „Niederlande") ernennen lassen. Obgleich ihm der Kaiser einschärfte, sich stets nur als franz. Prinzen u. als seinen Vasallen zu betrachten, blieb er nicht unempfindlich gegen die Leiden der Holländer u. bemühte sich alles Ernstes, ihre Interessen so viel wie möglich zu schützen u. zu fördern. Infolge dessen zerfiel er auch mit seinem Bruder, legte 1. Juli 1810 die Regierung nieder u. zog sich unter dem Namen eines Grafen v. St. Leu nach Graz zurück. Seit 1814 lebte er meist in Rom, wo er sich auch im folgenden Jahre von seiner Gemahlin scheiden ließ, seit 1826 in Florenz u. zuletzt in Livorno, wo er 25. Juli 1846 starb. Er verfaßte u. A. den Roman „Marie, ou les Hollandaises" (3 Bde., Par. 1814) u. „Documents historiques et reflexions sur le gouvernement de Hollande" (3 Bde., Lond. 1821). Aus der Zeit seiner Ehe stammten 3 Söhne: Prinz Napoleon Ludwig Karl, geb. 10. Okt. 1802, gest. 5. Mai 1807; Ludwig Napoleon, Kronprinz von Holland, der, geb. 11. Okt. 1804, von Napoleon 3. Mai 1809 zum Großherzog von Kleve u. Berg ernannt wurde, 1827 mit Charlotte Napoleone (geb. 31. Okt. 1802, gest. zu Sarzana 3. März 1839), der zweiten Tochter seines Oheims Joseph, vermählt wurde, sich 1831 mit seinem jüngeren Bruder am Aufstande in der Romagna betheiligte u. 17. März 1831 zu Forli starb; Karl Ludwig Napoleon, nachmaliger Kaiser Napoleon III. (s. d.).

Ludwig, Otto, deutscher Dichter, geb. zu Eisfeld (Meiningen) 11. Febr. 1813 als Sohn des dortigen Stadtsyndikus Ernst L., besuchte das Gymnasium in Hildburghausen, wo er bereits sehr beachtenswerthe Beweise seines dichterischen Talents lieferte, sollte sich aber trotzdem dann im Hause seines Oheims (1832—39) zum Kaufmann ausbilden. Doch der künstlerische Trieb ließ ihm keine Ruhe: schon damals benutzte er die Nachtzeit nicht blos zur Ausführung seiner Dichtungen, sondern auch zu Kompositionen von Liedern u. Opern („Salvator Rosa", „Romeo u. Julia" 1834, „Die Geschwister" zc.). Sein Kompositionstalent lenkte die Aufmerksamkeit des Kapellmeisters Grund auf ihn, u. durch dessen Vermittelung erhielt er eine Unterstützung vom Herzog von Meiningen, um in Leipzig bei Felix Mendelssohn-Bartholdy seine theoretisch-musikalischen Studien zu vollenden. Eine immer größer werdende Nervenaufregung, aus der sich allmählich ein schweres, unheilbares Körperleiden ausbildete, zwang ihn, der Musik zu entsagen u. sich ausschließlich dem Studium der Poesie u. bildenden Künste u. dem Schaffen eigener Dichtungen zuzuwenden. Seitdem lebte er in tiefster Zurückgezogenheit theils in seiner Heimat, theils bei Meißen (1844—50) u. zuletzt in Dresden, wo er 25. Febr. 1865 starb. Die unerschütterliche Charaktergröße, die milde Ergebung, mit der er bis zuletzt seine schweren Leiden trug, haben am deutlichsten für die innere Wahrheit seines Lebens u. Strebens gesprochen. L. gehörte zu jenen Dichter- u. Denkernaturen, die, sich mit einem heiligen Ernste ihrem hohen Berufe widmend, eine langsame, von Begeisterung getragene Produktion dem raschen, spekulativen Arbeiten vorziehen. Seine Gestaltungskraft zeigt sich hauptsächlich in den beiden Trauerspielen „Der Erbförster" u. „Die Makkabäer" (in seinen „Dramatischen Werken" enthalten, Lpz. 1853 f.), deren einzelne Mängel die Wirkung ihrer Vorzüge nicht abzuschwächen vermocht haben. Sein Meisterwerk auf dem erzählenden Gebiete ist die Novelle „Zwischen Himmel u. Erde" (Berl. 1856; 3. Aufl. 1863), welcher die lichter gehaltene Erzählung „Die Heiterethei u. ihr Widerspiel" folgte. Die ganze volle Bedeutung L.'s ist aber erst durch seine „Shakespearestudien" erkannt worden, welche den 2. Bd. der von Mor. Heydrich mit einer biographischen Einleitung herausgegebenen „Nachlaßschriften" (Lpz. 1874 f.) bilden. Eine neue Sammlung seiner bereits früher veröffentlichten Werke erschien 1870 in Leipzig.

Ludwig, Karl Friedrich Wilhelm, Physiolog, genial als Forscher, unübertrefflich als Experimentator, geb. zu Witzenhausen im preuß. Reg.-Bez. Kassel 29. Dez. 1816, studirte Medizin in Marburg u. Erlangen, habilitirte sich 1842 an erstgenanntem Universität, wo er zugleich Prosektor u. 1846 außerord. Prof. für vergleichende Anatomie wurde, ging 1849 als ord. Prof. der Physiologie u. Anatomie nach Zürich, wirkte seit 1855 als Prof. der Physiologie u. physiologischen Physik am Josephinum in Wien u. folgte 1865 einem Rufe für die Lehrkanzel der Physiologie nach Leipzig. Einen angesehenen Namen hat sich L. dabei durch seine Untersuchungen über den Einfluß der Nerven auf die Absonderung des Speichels, über die Lymphwege u. Lymphbildung, über die Harnsekretion sowie über die Blutgase erworben. Außer zahlreichen Beiträgen für die „Zeitschrift für rationelle Medizin" u. mehreren Abhandlungen schrieb er „Lehrbuch der Physiologie des Menschen" (2 Bde., Heidelb. 1852—56; 2. Aufl. 1859 bis 1861) u. giebt jedes Jahr heraus: „Arbeiten aus der Physiologischen Anstalt zu Leipzig" (Lpz. 1867 ff.).

Ludwigsburg, Oberamtsstadt im württemb. Neckarkreis u. zweite Residenz des Landes mit 14,777 E. (1875), 2 M. im N. von Stuttgart an der Eisenbahn Bruchsal-Friedrichshafen unweit des Neckar gelegen, hat ein Lyceum, eine Militärbildungsanstalt u. eine evang. u. kathol. Kirche. Die Stadt selbst ist nach dem Bau des Schlosses entstanden, welches Herzog Eberhard Ludwig 1706 wegen eines Streites mit Stuttgart anlegen ließ; dasselbe ist im Rococogeschmack gebaut, von prächtigen Parkanlagen umgeben u. enthält 400 Zimmer, eine Gemäldegalerie u. ein Theater. L., der Geburtsort des Theologen David Strauß u. der Dichter Just. Kerner u. E. Mörike, hat auf dem Markte ein Brunnenstandbild seines Gründers. Die Industrie ist beträchtlich in der Fabrikation von Cichorien, Webwaaren, Blecharbeiten, Orgeln u. Chemikalien. In den Vorstädten u. der Umgegend wird starker Obstbau getrieben. In der Nähe von L. liegen die Lustschlösser Favorite mit schönem Park u. Monrepos (ein Seegut) mit herrlicher Musterwirthschaft, bes. für Rindvieh- u. Schafzucht.

Ludwigshafen, Stadt in der bayer. Rheinpfalz, Mannheim gegenüber am Rhein gelegen, mit 12,243 E. (1875), ist Sitz eines Landesgerichtes, einer Handelskammer u. großer Fabriken für Chemikalien, Düngstoffe, Maschinen, Bierbrauerei, Mehlmühlen u. Sägewerke. Durch König Ludwig I. 1843 an Stelle der Rheinschanze, des Brückenkopfes von Mannheim, angelegt, hat sich L. durch den Handel auf dem Rhein nam. mit Eisen u. Landesprodukten außerordentlich gehoben u. ist mit Mannheim durch eine große Eisenbahnbrücke verbunden. Die Stadt steht außerdem mit Worms u. Speyer in Eisenbahnverbindung.

Ludwigskanal, verbindet Rhein u. Donau (Regnitz u. Altmühl), beginnt bei Bamberg an der Regnitz, überschreitet die Pegnitz zwischen Fürth u. Nürnberg auf einer Brücke u. erreicht die schiffbar gemachte Altmühl bei Dietfurt. Von seinem 205 m. über dem Main, 88 m. über der Donau liegenden Scheitel bei Neumarkt überwinden 69 Schleußen das nördl., 25 das südl. Gefälle; Durchlässe schützen ihn vor Wasseranschwellungen. Die Länge des ganzen Kanales beträgt 23¹ M., die Breite seines Wasserspiegels 17,5 m., die Tiefe 1,6 m. Auf 12 Brücken ist er über Flüsse u. Bäche geleitet u. 22 Häfen u. Landungsplätze liegen an ihm. Schon Karl d. Gr. hatte den Plan gefaßt, den Main mit der Altmühl durch einen Kanal zu verbinden; dieses Projekt blieb aber wegen des Mangels an technisch gebildeten Baumeistern u. später wegen der Zerrissenheit Deutschlands unausgeführt, bis es König Ludwig I. von Bayern aufgriff; der Bau dauerte 1836—45 u. kostete gegen 10 Mill. Gulden; die Unterhaltung erfordert einen jährlichen Zuschuß von etwa 80,000 Gulden. Den Erwartungen, daß der L. einen Theil des Handels zwischen Mitteleuropa u. dem Schwarzen Meere vermitteln werde, hat er nicht entsprochen, u. selbst im lokalen Verkehre kann er mit den parallel laufenden Eisenbahnen nicht konkurriren, doch werden auf ihm beträchtliche Mengen von Getreide, Obst, Gemüse, Lithographiesteinen, Marmor u. Bausteinen befördert.

Ludwigslied (richtiger Ludwigsleich, s. „Leich") wird ein treffliches althochdeutsches Gedicht genannt, welches ein fränkischer Geistlicher, vielleicht der auch sonst als Dichter bekannte Mönch Hucbald († 930), ein Günstling Karl's des Kahlen u. seiner Kinder, im J. 881 od. bald darnach verfaßte; dasselbe ist eine Verherrlichung des Sieges, den im genannten Jahre der westfränkische König Ludwig III. bei Saucourt über die Normannen erfocht. Herausgegeben wurde das L. zuerst von Schilter (Straßb. 1696) aus einer Handschrift, die dann lange für verloren galt u. erst von Hoffmann von Fallersleben (s. d.) in Valenciennes wieder aufgefunden wurde (herausgeg. in seinen u. Willems' „Elnonensia" (Gent 1837; 2. Aufl. 1845); die beste neuere Ausgabe lieferten Müllenhoff u. Scherer („Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert"; 2. Aufl., Berl. 1873).

Ludwigslust, Flecken im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, 5 M. im S. von Schwerin an der Berlin-Hamburger Eisenbahn u. an dem Ludwigsluster Kanal gelegen, der die Elde u. Rögnitz verbindet, hat 5840 E. (1871), 2 luther. u. 1 kathol. Kirche, ein Progymnasium mit Realschule, ein Taubstummeninstitut u. ein großes Kranken- Das großherzogl. Schloß, 1772—79 erbaut, ist glänzend eine

(Goldener Saal) u. enthält werthvolle Sammlungen von Gemälden, Naturalien u. Kunstgegenständen. In dem schönen Schloßgarten befindet sich das Denkmal des Herzogs Friedrich. Der Ort wurde 1746—56 vom Herzog Christian Ludwig II. angelegt.

Lufft, Hans, seinerzeit berühmter Buchdrucker, geb. 1495, unbekannt wo; scheint zuerst als Buchdruckergehülfe in der Druckerei des Melchior Lotther in Wittenberg thätig gewesen zu sein; 1525 machte er sich selbständig, allein es ging Anfangs ziemlich schlecht mit ihm, bis er im J. 1534 zum ersten Male Luther's deutsche Bibel druckte, von der er dann bis zum J. 1574 gegen 100,000 Exemplare gedruckt haben soll, weshalb er den Beinamen „Bibeldrucker" erhielt. Auch außer der Bibel druckte L. die Mehrzahl von Luther's Schriften. Im J. 1550 ward er Rathsherr u. 1563 Bürgermeister zu Wittenberg, als welcher er 1584 verstorben ist.

Lufiji (spr. Lufidschi) ist der Name eines bedeutenden Flusses an der Ostküste von Afrika, der gegenüber der Insel Mafia, also etwa 20 geogr. M. südl. von Zanzibar, in den Indischen Ozean mündet. Neuerdings ist derselbe in seinem Unterlaufe erforscht u. als eine vortreffliche Straße zur Abführung des in den dortigen Küstenländern massenhaft vorkommenden Kopalharzes erkannt worden.

Luft, atmosphärische, ist eine durch die Schwere in der Nähe der Erdkugel verdichtete, vielleicht aber in unendlicher Verdünnung den ganzen Weltraum erfüllende gasartige Flüssigkeit. An der Erdoberfläche ist sie bei mittlerem Barometerstande u. einer Temperatur von 0° 773mal leichter als Wasser, d. h. 773 L. Luft wiegen 1 Kg. od. 1 L. wiegt ungefähr 13 Gr. Ueber ihre Zusammensetzung ꝛc. s. „Atmosphäre", „Barometer", „Gas".

luftdicht nennt man einen Verschluß, wenn er so genau hergestellt ist, daß er den Durchgang luftartiger Körper nicht gestattet. Solche l.e Verschlüsse sind bes. bei Luftpumpen, Windbüchsen ꝛc. nöthig.

Luftdruck, s. „Atmosphäre". **Lufterscheinungen,** s. „Meteore".

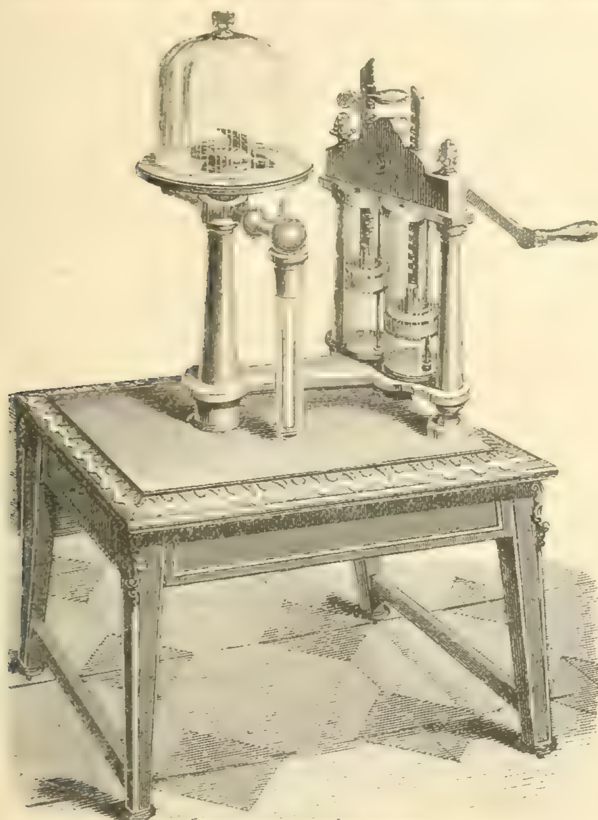
Lufterpansionsmaschine, Heißluftmaschine, calorische Maschine, ein die Wärme mittels Luftausdehnung wirksam machender Motor, dessen Konstruktion zuerst von Niepce in Paris im J. 1806 versucht wurde, worauf Cagniard Latour in Paris auf gleichem Prinzip, aber in ganz anderer Weise, die Konstruktion versuchte. Im J. 1816 wurde Montgolfier u. Dayme in England ein Patent auf eine durch erhitzte Luft wirkende Wasserhebemaschine ertheilt, welche aber, wie die vorhergehenden Versuche, keine praktische Bedeutung erlangte. Nachdem 1827 der Engländer Stirling ebenfalls vergeblich sich abgemüht hatte, eine solche Maschine in zweckmäßiger Weise herzustellen, baute 1833 der Schwede Ericsson zuerst während seines Aufenthaltes in London eine L. von angeblich 5 Pferdestärken, die auch in Gang kam, aber keinen weitern Erfolg errang. Ericsson siedelte dann nach Amerika über u. setzte die Bemühungen in der Vervollkommnung seiner Maschine fort, welche er sich 1850 unter der Bezeichnung „calorische Maschine" (s. d.) patentiren ließ. Die Maschine sollte zum Schiffsbetrieb dienen u. wurde in großen Dimensionen ausgeführt, leistete aber nicht das, was man von ihr hoffte. Ericsson sah hierauf vom Bau großer L. ab u. suchte solche für den Kleinbetrieb in der Stärke von 1—2 Pferdekräften herzustellen, zu welchem Zwecke er 1856 eine neue, höchst sinnreiche Konstruktion erfand, welche vielfach auch in Deutschland nachgebaut u. in vielen Etablissements, bes. in Buchdruckereien, eingeführt wurde, jedoch bald auch wieder ihren guten Ruf verlor u. außer Dienst kam. In unermüdlicher Weise wurden von vielen Technikern die Versuche, praktische L. herzustellen, bis in die Neuzeit fortgesetzt, aber ohne sonderlichen Erfolg. Am besten hat sich noch die vom Ingenieur Lehmann in Prag konstruirte Heißluftmaschine bewährt. Man unterscheidet verschiedene Arten von L.n: 1. Offene L.n, bei welchen die Arbeitsluft bei jedem Kolbenstoße ins Freie entweicht. Diese Hauptart zerfällt in 2 Unterarten: a. in offene L.n mit offener, gewöhnlicher Feuerung, wobei die Verbrennungsgase direkt durch das Kamin ins Freie entweichen u. nicht mit der Arbeitsluft vermischt zum Betriebe des Arbeitskolbens verwendet werden; b. in offene L.n mit geschlossener innerer Feuerung, wobei die Verbrennungsgase mit der Arbeitsluft gemischt in den Treibcylinder gelangen u. zum Betriebe des Kolbens benutzt werden. 2. Geschlossene L.n, bei welchen die Arbeitsluft, ohne sich mit den Verbrennungsgasen zu vermischen, stets dieselbe bleibt u. mit jedem Hin= u. Hergange des Kolbens zuerst eine entsprechende Erwärmung u. Ausdehnung u. darauf eine entsprechende Abkühlung u. Zusammenpressung erleidet, od. einen sog. Kreisprozeß durchläuft. Auch hier giebt es zwei Unterarten: a. geschlossene L.n mit gewöhnlicher natürlicher Anfangspressung der eingeschlossenen Arbeitsluft, deren Druck vor der Erwärmung also den äußeren atmosphärischen Luftdruck nicht überschreitet, u. b. geschlossene L.n mit höherer künstlicher Anfangspressung der Betriebsluft. Die Lehmann'sche L. gehört zur letzteren Art. Ein Hauptübelstand bei den L.n, von dem auch die Lehmann'sche nicht ausgeschlossen ist, liegt darin, daß die feuerberührten Flächen infolge hoher Temperatur leicht durchbrennen u. die beweglichen Theile fortwährender starker Schmierung bedürfen. Außerdem läßt sich die Kraft der Maschine nicht in der Weise leicht reguliren, wie dies bei der Dampfmaschine der Fall ist.

Luftheizung heißt diejenige Art von Heizung, wobei atmosphärische Luft durch ein mittels Feuerung erwärmtes Röhrensystem geführt wird, worauf man dieselbe in die zu heizenden Räume entweichen läßt. Die L. ist unter den sog. Centralheizungsmethoden (wozu die Warm= u. Heißwasser= sowie die Dampfheizung noch gehören) die einfachste u. sie läßt am leichtesten sich mit einer ausreichenden Ventilation verbinden. Die bei der L. benutzten Heizapparate führen den Namen Calorifère. Dieselben zerfallen in zwei Klassen, je nachdem sie vorzugsweise horizontale od. vertikale Feuerröhren haben. Nach den bezüglichen Erfahrungen steht das erstere System dem letzteren an Wirkung bedeutend nach, indem die von außen eingeführte Luft, die sich an den Röhren des Calorifère erwärmen soll, bei den horizontalen Röhren im Aufsteigen höchstens nur die Hälfte des Rohrumfanges berührt, während bei den vertikalen Röhren die ganze Rohrfläche von der Luft bestrichen wird. Von wesentlicher Bedeutung ist bei diesen Calorifèren das Verhältniß zwischen Rost u. Heizfläche. Es soll bei einem Apparate mit vertikalen Röhren die Heizfläche nicht weniger als das 150fache der Rostfläche betragen, wenn man den Maximaleffekt erhalten will. Noch besser ist es, die Heizfläche 200mal so groß wie die Rostfläche zu machen. Die Rohrweite soll 25—30 cm. betragen. Sollen die zu heizenden Räume gut ventilirt werden, so ist für 1000 Km. Rauminhalt bei horizontalen Röhren 20 □m. u. bei vertikalen Röhren 15 □m. Heizfläche zu geben. Bei weniger reichlich zu ventilirenden Räumen kann man die Heizfläche entsprechend kleiner machen. Die Oeffnungen, durch welche man die warme Luft in die zu heizenden Räume eintreten läßt, bringt man am besten im untern Theile der Wand, od. auch, mit Bezug auf bewohnte Räume, unter dem Plafond an. Zweckmäßig ist es, die aus dem Calorifère austretende Luft zuerst in einen neben od. über dem Apparate befindlichen Raum, die Mischkammer, treten zu lassen, in welchen man mittels regulirbarer Klappen beliebig kalte Luft von außen zuführt, um die warme Luft auf die gewünschte Temperatur zu bringen. Noch ist zu bemerken, daß bei einer Heizung mit einfachem Calorifère die Ventilation nicht direkt stattfindet, sondern für dieselbe erst noch besondere Vorrichtungen anzubringen sind; überhaupt eignen sich aber derartige Apparate weniger für die Heizung von Wohnzimmern u. Versammlungssälen, als für die Heizung untergeordneter Räume, wie Vorzimmer, Treppenhäuser u. s. w. Die hauptsächlichsten Nachtheile, welche man der L. zuschreibt, bestehen in üblem Geruch infolge des Verbrennens der organischen Staubtheile der Luft an den stark erhitzten Wänden der Calorifèren sowie in der großen Trockenheit der erwärmten Luft, welche ohne besondere Anfeuchtungsvorrichtungen nur den Wasserdampfgehalt der kalten atmosphärischen Luft haben kann.

Luftkreis, s. „Atmosphäre".

Luftpumpen nennt man alle Apparate, welche dazu dienen können, die Luft in einem abgeschlossenen Raume zu verdünnen od. zu verdichten. Die ersteren heißen auch Luftverdünnungs= od. Dilatationspumpen, die letzteren Verdichtungs= od. Kompressionspumpen; doch versteht man nicht selten unter L. schlechthin nur die erstere Art, welche um die Mitte des 17. Jahrh. von Otto von Guericke (s. d.), Bürgermeister zu Magdeburg, erfunden wurde. Wenn man von den später zu erwähnenden, in neuerer Zeit konstruirten u. mehrfach verwendeten hydraulischen (Quecksilber= u. Wasser=) u. Centrifugalluftpumpen absieht, so sind die wesentlichen Theile jeder L.: 1. der Rezipient, d. i. der Raum, in welchem die Luft verdünnt od. verdichtet werden soll; 2. der Pumpenstiefel, ein hohler Glas= od. Metallcylinder, der durch einen Kanal mit dem Rezipienten verbunden ist; 3. ein in den Cylinder luftdicht passender Kolben, der durch eine Zugstange hin= u. hergeführt werden kann; 4. passend angebrachte Ventile od. Hähne, durch welche man nach Bedürfniß die Verbindung von Rezipient od. Stiefel unter sich od. mit der freien Atmosphäre herstellen kann. In vielen Fällen bringt man auch 5. noch ein mit dem Rezipienten kommunizirendes Barometer od. Manometer an, um daran jeden Augenblick den Grad der Luftverdünnung od. Verdichtung erfahren zu können. Die einfachste u. zweckmäßigste Hahnverbindung giebt der in Bd. IV Nr. 3277 im Durchschnitt dargestellte Senguerd'sche doppelt durchbohrte Hahn. Das eigentliche konische Hahnstück hat zwei Durchbohrungen: eine quere, in der Figur als rundes Loch erscheinende, u. die durch Punktirung angedeutete. Denkt man sich das Rohrstück rechts zum Rezipienten, links zum Stiefel führend, so ist ersterer jetzt abgesperrt, letzterer mit der Luft in Verbindung, u. man kann so durch Eintreiben des Kolbens den Stiefel von Luft entleeren. Zieht man nach Drehung

des Hahnes um 90° den Kolben zurück, so geht ein Theil der Rezipientenluft in den Stiefel; nach Rückdrehung des Hahnes um 90° kann der Stiefel wieder entleert werden. Durch öftere Wiederholung dieses Aussaugens kann die Luft im Rezipienten äußerst verdünnt, doch eigentlich nie ganz herausgeschafft werden. Läßt man umgekehrt beim Eintreiben des Kolbens die Luft aus dem Stiefel in den Rezipienten treten, beim Zurückziehen aber durch den Hahn in den Stiefel, so wird offenbar immer mehr Luft in den Rezipienten gepreßt. Letzterer muß dann fest angeschraubt sein. Man erhält also durch die veränderte Hahnstellung eine **Kompressionspumpe**. Das Auspumpen geschieht schneller durch zwei Stiefel, doch ist dann die Hahnverbindung etwas weniger einfach. Auch kann man statt der Hähne die von Papin (1671) hierzu zuerst benutzten Ventile anwenden. In Nr. 4031 ist eine solche zweistiefelige L. abgebildet. In den beiden rechts ersichtlichen, gut ausgeschliffenen Cylindern von starkem Glas werden die Kolben durch ein in die gezahnte Zugstange eingreifendes Getriebe so bewegt, daß immer der eine steigt u. die Luft aussaugt, wenn der andere nach abwärts geht. Die Metallsäule rechts trägt einen gut plangeschliffenen Metallteller, auf welchem die als Rezipient dienende Glasglocke mit ihrem plangeschliffenen Rande sitzt. Von den Cylindern führt ein Kanal durch die Säule empor in den Rezipienten. Mit dem Kanal in der Säule hängt, durch einen Hahn absperrbar, das offene Ende eines abgekürzten Heberbarometers zusammen, welches den jeweiligen Grad der Verdünnung anzeigt. Es würde zu weit führen, alle Versuche zu beschreiben, welche mit der L. zur Demonstration des Luftdruckes angestellt werden können.



Nr. 4031. Zweistiefelige Luftpumpe.

Eine zugebundene schlaffe Blase bläht sich unter dem Rezipienten beim Auspumpen auf, weil die im Innern der Blase enthaltene Luft bei der Verminderung des Druckes sich ausdehnt; aus demselben Grunde erlangen Rosinen das Aussehen von frischen Weintrauben, läßt ein in den Rezipienten gestellter Heronsbrunnen seinen Strahl emporspringen ꝛc. Bes. erwähnenswerth ist der schon von O. von Guericke angestellte Versuch mit den sog. Magdeburger Halbkugeln. Wenn man eine aus zwei gut passenden Hälften bestehende Metallhohlkugel mit einem kurzen, durch Hahn verschließbaren Ansatzrohr an die L. schraubt u. nach dem Auspumpen u. Zudrehen des Hahnes wieder abschraubt, so kann man dann die beiden mit Handgriffen versehenen Halbkugeln, wenn sie einigermaßen groß, nicht durch Menschenkraft, bei genügender Größe nicht einmal durch Pferdekraft auseinander reißen, während sie fast von selbst auseinander fallen, wenn man durch Oeffnen des Hahns wieder Luft einströmen ließ. Otto v. Guericke stellte diesen Versuch im J. 1654, aufgefordert vom Kurfürsten von Mainz, Joh. Phil. von Schönborn, auf dem Reichstage von Regensburg vor Kaiser Ferdinand III. u. den versammelten Reichsständen an. (S. den Art. „Guericke“ u. Abb. Nr. 3251.) Außer ihrer Benutzung als Apparat zur Demonstration des Luftdrucks ꝛc. findet die L. auch noch mannichfache praktische Verwendung, z. B. in Laboratorien zur Beschleunigung des Filtrirens (indem die Luft in dem Raume unter dem Filter verdünnt wird), ferner zur pneumatischen Eisenbahn u. Packetbeförderung. In ersterem Falle verwendet man meist, statt der oben beschriebenen gewöhnlichen L., die hydraulische, u. zwar theils die Sprengel'sche Quecksilberluftpumpe, theils die Bunsen'sche Wasserluftpumpe. Beide beruhen auf dem Prinzip des Aussaugens durch eine herabfließende Flüssigkeitssäule, die dann schließlich über sich, wie das Quecksilber im Barometer, einen luftleeren Raum zurückläßt. Ueber die bei der pneumatischen Eisenbahn angewendeten Centrifugalluftpumpen s. „Centrifugalgebläse“. Durch die umgekehrte Reihenfolge in der Oeffnung u. Schließung der Ventile od. Hähne bewirkt, wie schon oben gezeigt, das Spiel des Kolbens der L. nicht eine Verdünnung, sondern eine Verdichtung (Kompression) der Luft. Die „Kompressionspumpe“ findet verschiedene sehr wichtige Anwendungen, z. B. zur Erneuerung der Luft in den Taucherglocken u. zur Verdichtung der Kohlensäure bei Fabrikation kohlensaurer Wässer. Bei großen Tunnelbauten (Mont Cenis, St. Gotthard) braucht man die Kraft der komprimirten Luft zum Betriebe der Bohrmaschinen. Dann befinden sich die Pumpen außerhalb des Tunnels u. treiben die Luft durch eine Rohrleitung in den im Tunnel befindlichen Rezipienten, ein od. mehrere große hohle Eisencylinder, aus denen die Triebwerke gespeist werden.

Luftröhre (trachea) heißt der vom Kehlkopfe beginnende Abschnitt der Luftwege der luftathmenden Wirbelthiere. Derselbe theilt sich in zwei Aeste, die **Bronchen** (bronchi), welche ihrerseits mit weiter Verzweigung in die Lunge (s. d.) eindringen. Die Lichtung dieser häutigen Röhre wird durch Knorpelringe offen erhalten, die bei den Vögeln geschlossene, bei den Reptilien wenigstens theilweise geschlossene — bei Schlangen am vorderen, bei Schildkröten u. Krokodilen am hinteren Abschnitt —, bei den Säugethieren (meist) nur Halbringe sind. Bei vielen Vögeln verknöchern diese Luftröhrenringe. Ihre Zahl ist je nach der durch die Länge des Halses bestimmten Länge der L. eine verschiedene, die höchste (350) beim Kranich u. beim Flamingo. Nicht in allen Fällen verläuft die L. gerade, oft macht sie Krümmungen, bes. bei Vögeln, u. zwar bald am Halse (z. B. beim Auerhahn), bald in der Brust, wo sie bald (z. B. beim Löffelreiher) frei unter der Haut liegt, bald von knöchernen Theilen der Brustwand (z. B. beim Kraniche, dem Schwane) umschlossen ist. Unter den Säugethieren hat das Faulthier eine L., die eine bis nahezu ans Zwerchfell reichende Schlinge bildet. In manchen Fällen ist die L. stellenweise erweitert (z. B. bei Enten). — **Luftröhren**, Tracheen, nennt man auch die aus verzweigten Röhren bestehenden Athmungswerkzeuge der Insekten.

Luftröhrenschwindsucht, s. „Schwindsucht“.

Luftschiffahrt umfaßt alle diejenigen menschlichen Bestrebungen, deren Ziel darauf gerichtet ist, sich über die feste od. flüssige Oberfläche der Erde zu erheben u. außer allem festen Zusammenhange mit jener im Luftmeere sowol auf- u. absteigende als auch horizontale Ortsveränderungen nach Belieben auszuführen. — Dies mit rein mechanischen Kräften zu bewirken ist für den Menschen unmöglich, wie die vielfachen Versuche, eine Flugmaschine (s. d.) zu konstruiren, zur Genüge dargethan haben. Es bleibt aber übrig, mit Hülfe eines Vehikels, das spezifisch leichter ist als die umgebende Luft, sich soweit in derselben emporheben zu lassen, bis jene Differenz des spez. Gewichts ausgeglichen ist u. das Vehikel in der Luft schwimmt. In diesem Falle kann für das Luftschiff eine selbständige Fortbewegung in horizontaler Richtung, eine Lenkung, noch angestrebt werden; denn daß es als gleichschwer mit der umgebenden Luft an den eigenthümlichen Bewegungen dieser, an ihren Strömungen, Theil nehmen muß, ist selbstverständlich. — Auf diesem letzteren Wege mit Hülfe spezifisch leichterer Körper ist die Idee, die Luft zu durchschiffen, vor ungefähr 100 Jahren verwirklicht worden. Es soll zwar schon 1736 ein Portugiese Guzman den Versuch gemacht haben, mit Hülfe eines mit Papier überzogenen ballonähnlichen Flechtwerkes, unter welchem Feuer brannte, sich über die Erde zu erheben, allein die Sache blieb jedenfalls nichts weiter als ein Experiment, bis die Brüder Montgolfier die Beobachtung, daß durch Feuer erwärmte Luft leichter werde u. in die Höhe strebe, in der angegebenen Richtung nutzbar zu machen suchten. Sie gingen zwar anfänglich von der falschen Vorstellung aus, künstliche Wolken zu bilden, wozu sie Wasserdampf in Taffetballons einschlossen; als dies mißlang, glaubten sie im Rauche aus Stroh, Wolle u. dergl. den geeigneten Motor gefunden zu haben, bis sie zuletzt erkannten, daß bei Alledem nur die erhitzte u. dadurch spezifisch leichter gewordene Luft das Wirksame sei; sie konstruirten aus mit Papier überklebter Leinwand einen allseitig geschlossenen Ballon, der nur an seinem untern Ende eine Oeffnung hatte; unter dieser zündeten sie ein lebhaftes Feuer an, sodaß die heiße Luft das Innere erfüllte. Je größer die

Temperaturdifferenz zwischen der eingeschlossenen u. der äußeren Luft wurde, um so mehr wuchs die Steigkraft des Ballons, bei dessen Herstellung nur zu berücksichtigen war, daß er, sich selbst überlassen, in der Luft nicht umkippe, u. deshalb war er unten, wo sich die Oeffnung befand, mit einem Gewicht beschwert, das ihn immer in aufrechter Stellung erhielt. Mit einem solchen Luftballon von 12 m. Durchmesser stellten die Montgolfier's 4. Juni 1783 bei dem Städtchen Annonay in Frankreich den ersten gelungenen öffentlichen Versuch an, u. die Thatsache, daß ihr Ballon sich rasch bis auf ziemliche Höhe erhob u. erst etwa ¹/₄ Meile von dem Orte wieder zur Erde kam, machte solches Aufsehen, daß die Pariser Akademie eine Kommission zur Untersuchung einsetzte. Andererseits beschloß eine Gesellschaft, den Versuch in größerem Maßstabe zu wiederholen, u. es wurde der Physiker Charles mit der Leitung der Ausführung betraut. Da die Montgolfier's aus der Art, wie sie sich die leichtere Luft bereitet hatten, ein Geheimniß machten, nahm Charles ohne Weiteres das Wasserstoffgas, welches ungefähr 14mal leichter ist als atmosphärische Luft, u. das er sich auf die bekannte Art aus Wasser mit Schwefelsäure u. Eisenstücken herstellte. Am 28. Aug. 1783 stieg der neue Ballon vom Marsfelde aus mit großer Geschwindigkeit in die Höhe u. kam erst bei dem Dorfe Gonesse wieder zur Erde. Die beiden Arten der Luftballons waren somit erfunden, sie werden jetzt noch zum Unterschiede von einander nach ihren Erfindern als Montgolfièren (die mit erhitzter Luft gefüllt sind) u. als Charlièren (die mit Wasserstoffgas) bezeichnet. — Zwischen den beiden Parteien, die sich um Montgolfier u. Charles scharten, fand nun ein wahrer Wettstreit statt, sich in Ausrüstung vollkommnerer Ballons zu überbieten. Es blieb aber noch übrig, die menschliche Person selbst dem neuen Fahrzeuge anzuvertrauen, ehe von einer L. im eigentlichen Sinne geredet werden konnte. Der Erste, der dies Wagniß auszuführen beschloß, war Pilâtre de Rozier; er stieg, begleitet von dem Marquis d'Arlande, am 21. Okt. 1783 vom Schlosse La Muette bei Paris auf. Vor ihm hatten einige Erhebungen von Menschen in die Luft zwar stattgefunden, allein der Ballon war dabei an Seilen von unten festgehalten worden. Jene ersten Luftschiffer bedienten sich einer Montgolfière. Wenige Wochen darauf bestanden die Charlièren dieselbe Probe; der Professor Charles u. Robert stiegen am 1. Dez. 1783 in einem mit Wasserstoff gefüllten Ballon bei Paris auf. An diesem von Charles konstruirten Ballon war schon Alles vorgesehen, was für die Sicherheit der Reisenden von Wichtigkeit sein konnte. Gondel u. Netz, Ventilklappe, Ballast, mittels Kautschuklösung luftdicht gemachter Seidenstoff für die Hülle, Anker, Barometerprobe zur Ermittelung der erreichten Höhe — kurz Alles, was heute noch die Ausrüstung des Luftschiffers ausmacht, war von Charles bereits angegeben worden u., es schließt eigentlich hiermit die ganze Erfindung ab, denn die spätere Zeit hat der L. keine wesentlichen Vortheile mehr zu bieten gewußt, man müßte denn den Fallschirm (s. d.) u. das von Green beigefügte Fangseil nennen wollen.

Die Luftfahrten mehrten sich u. wurden zu öffentlichen Schaustellungen, denen das Publikum immer Aufmerksamkeit widmete; es bildeten sich Luftschiffer u. Luftschifferinnen von Profession. Die Namen Blanchard, Thible, Garnerin, Robertson, Arban, Testu Brissy, Corwell, Green, u. in der neueren Zeit Godard, Nadar, Fonvielles, Tissandier u. die unglücklichen Crocé-Spinelli u. Sivel, die ihren Tod in einer Höhe fanden, die vor ihnen vielleicht noch kein Mensch erreicht hatte (an 8600 m., während Gay-Lussac 1804 nur wenig über 7000 m. sich erhoben hatte), bezeichnen nur die hervorragendsten Luftschiffer. Viele Andere haben die L. theils zu ihrem Vergnügen, theils zu wissenschaftlichen Untersuchungen benutzt. Unter diesen sind Gay-Lussac, Biot u. der engl. Astronom Glaisher an erster Stelle zu nennen. Im Ganzen sind die Hoffnungen, welche man im Anfange auf die L. setzte, nicht erfüllt worden; diese Art der Fortbewegung hat für alle die Zwecke, wo es auf Erreichung eines bestimmten Zieles ankommt, keinen od. nur sehr geringen Werth, denn es giebt kein Mittel, um den Ballon in horizontaler Richtung zu lenken, ihm seinen Weg vorzuschreiben, u. es wird sich auch kaum ein solches auffinden lassen, da das Luftschiff, einer großen Blase vergleichbar, immer die Richtung einhalten muß, in welcher sich die umgebende Luft fortbewegt, u. es also höchstens gegeben sein kann, durch Auf- u. Abwärtssteigen eine Luftschicht aufzusuchen, welche in der gesuchten Richtung strömt. Dagegen hat sich in der Neuzeit ein praktischer Nutzen der L. allerdings für solche Fälle erwiesen, wo es nur darauf ankommt, aus einem eingeschlossenen Bereiche heraus zu kommen, gleichviel nach welcher Richtung zunächst. Während der Belagerung von Paris durch die deutsche Armee 1870/71 war daher ein förmlicher Luftballonfahrdienst organisirt, der die Verbindung des Innern von Paris über die belagernden Truppen hinweg mit außen unterhielt, u. man hat infolge dessen jetzt auch dieser Angelegenheit in allen großen Armeen die Aufmerksamkeit zugewandt. Uebrigens sind die Luftballons für strategische Zwecke der Rekognoszirung bereits von Napoleon I. angewandt worden (s. „Aërostiers" Abb. Nr 253) u. auch im Oesterr.-italienischen Kriege sollten Erhebungen zu derartigen Zwecken vorgenommen werden. Auffsteigungen im gefesselten Ballon endlich zur Unterhaltung finden häufig statt; während der Ausstellung in Paris 1867 war ein Ballon captif in Thätigkeit, der vielfach benutzt wurde, u. für die Wiener Ausstellung 1873 war ein gleiches Unternehmen projektirt, dessen großen Ballon jedoch vor der Inscenirung ein Orkan entführte.

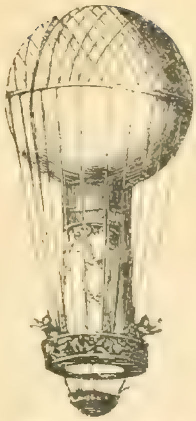
Was die technische Ausführung des Luftballons u. der L. anbelangt, so ist darüber, bei deren Einfachheit, nur wenig zu sagen. Der Luftballon hat in aufgeblasenem Zustande immer eine birnenförmige Gestalt, deren unterer, schlauchartiger Theil offen ist u. dem im Innern eingeschlossenen Gase Austritt gestattet, wenn die Spannung zu stark werden sollte. Am Scheitel ist ein Ventil angebracht, dessen Platte mit Hülfe einer herabhängenden Schnur von der Gondel aus geöffnet werden kann, um das Gas entweichen zu lassen. Die Hülle des Ballons ist aus Seidenstoff zusammengenäht u. wird luftdicht gemacht durch einen Ueberzug mit Kautschukfirniß. Der ganze Körper ist in ein Netzwerk von Stricken eingeschlossen, welche unterhalb des Ballons durch einen Ring zusammengehalten werden; von da ab gehen sie noch ein Stück nach unten u. tragen die aus Rohrgeflecht hergestellte Gondel, in welcher die Luftschiffer Platz nehmen. Als Ballast dienen Sandsäcke, welche ganz allmählich entleert werden, wenn der Ballon steigen soll; das Fallen desselben bewirkt die Oeffnung des Ventils, soweit nicht der nie ganz zu vermeidende Gasverlust durch die Poren der Hülle von selbst darauf hinarbeitet. Die auf- od. absteigende Richtung erkennt der Luftschiffer an Papierschnitzeln, welche er auswirft; bei ihrem langsamen Fall gehen sie scheinbar nach oben, wenn der Ballon sinkt, u. umgekehrt. Die Füllung erfolgt jetzt fast ausnahmslos mit einem Leuchtgase, das zu diesem Behufe in besonders leichter Qualität von jeder Gasanstalt hergestellt wird u. bei weitem billiger zu stehen kommt als reines Wasserstoffgas. Montgolfièren sind, wegen ihrer Gefährlichkeit für das Aufsteigen von Menschen, längst außer Gebrauch gekommen.

Luftspiegelung ist ein durch totale Reflexion (s. Reflexion, totale) an einer erhitzten Luftschicht entstandenes Spiegelbild eines entfernten Gegenstandes. Man betrachtet diese Erscheinung am häufigsten über großen Ebenen (der Wüste) od. dem Meere. Der Beobachter kann sich dabei über od. unter der wie ein Spiegel wirkenden, durch Erhitzung stark verdünnten Luftschicht befinden; auch kommt es vor, daß mehrere verschieden dichte Luftschichten abwechseln, so daß noch ein zweites aufrechtes Spiegelbild des ersten umgekehrten sich zeigt. An der Küste von Sizilien nennt man die L. „Fata morgana" (s. d.), bei den Arabern in der Wüste „Serab" (geheimnißvolles Wasser). Von dort wurde sie bes. bekannt durch die Leiden u. Täuschungen, welche sie den franz. Soldaten bei den Wüstenmärschen während des Aegyptischen Feldzugs 1798 bereitete. Nicht zu verwechseln ist die L. mit der nicht durch totale Reflexion, sondern durch Strahlenbrechung entstehenden Kimmung (s. d.).

Lugano (deutsch Lauis), volkreichste Stadt im schweizerischen Kanton Tessin mit 6024 ital. E. (1870), ist mit Locarno u. Bellinzona abwechselnd Sitz der Kantonalregierung, hat ein imposantes Regierungsgebäude an der Piazza della Riforma, in der Kirche Sta. Maria delle Grazie ausgezeichnete Gemälde von Bernardino Luino, ein Denkmal Wilhelm Tell's, prächtige Villen u. Hotels u. ein Lyceum. Das auf einer Anhöhe gelegene St. Lorenzostift ist kunsthistorisch durch die von Bramante entworfene Façade interessant. Bedeutend sind die Viehmärkte u. die Seidenspinnereien des Ortes. Derselbe liegt in malerischer Umgebung an der Nordwestseite des nach ihm benannten Luganer Sees (Lago di Lugano), welcher, von der schweiz.-ital. Grenze durchschnitten, 4 M. lang u. $^1/_4$—$^1/_2$ M. breit ist, von steilen Bergen eingeschlossen u. durch die Halbinseln des Monte S. Giorgio u. Monte Salvatore in mehrere Aeste getheilt wird. Sein Hauptzufluß ist der Vedeggio; durch die Tresa entleert er seine Gewässer in den Lago Maggiore; 271 m. über dem Meere gelegen, hat er eine Tiefe von 279 m. u. bedeckt ein Areal von 0,917 □M. Das milde Klima an seinen Ufern macht L. zu einem besuchten Luftkurort für Brustleidende, nam. im Winter.

Lugdunum, lat. Name für Lyon u. für Leyden (letzteres zur besseren Unterscheidung auch L. Batavorum genannt).

Lüge heißt jede absichtliche u. bewußte Aussage u. im weiteren Sinn selbst jede Handlung, die darauf ausgeht, in der Meinung eines Andern eine falsche Ansicht über einen Thatbestand zu befestigen. Dies kann theils durch die Ableugnung od. Entstellung von wirklichen Thatsachen, theils durch die Behauptung nicht vorhandener Thatsachen geschehen. Die L. unterscheidet sich dadurch von der Unwahrheit, daß sie bewußt (nicht aus Irrthum u. in gutem Glauben) geübt wird. Ueber die Berechtigung der sog. Nothlüge, d. h. einer solchen L., die als letztes Auskunftsmittel der Rettung schwer bedrohter Rechte od. der Verhütung eines Verbrechens ohne Nachtheile für Jemand dienen soll, hat von jeher Streit geherrscht.



Nr 4032. Montgolfière vom 11. Sept 1783.

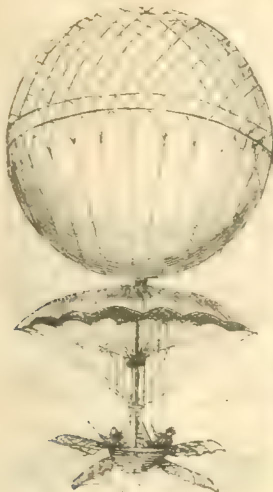




Nr 4033. Aufsteigung eines Luftballons vom Marsfelde 1783



Nr 4034. Ballon von Testu-Brissy



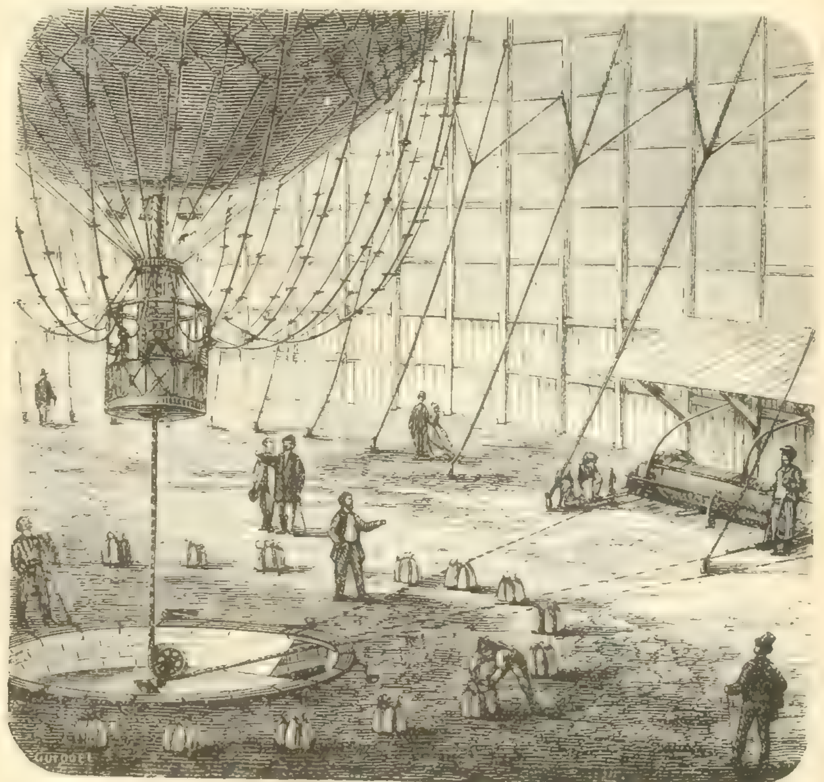
Nr 4035. Blanchard's Ballon mit Fallvorrichtung.



Nr 4036. Ballon für Pilâtre de Rozier's und d'Arlande's erste Luftreise



Nr 4037. Green's Ballon.



Nr 4038. Giffard's Ballon captif Paris 1869).

Mit Recht aber hat Kant in seiner Lehre vom kategorischen Imperativ (s. „Imperativ") um des sittlichen Prinzips willen die unbedingte Verwerflichkeit jeder L. gelehrt.

Luini, Bernardino, einer der bedeutendsten Schüler des Lionardo da Vinci, ausgezeichnet durch Naivetät u. Anmuth, nam. in den jugendlichen, seelenvollen Köpfen, aber seinem Lehrer nachstehend in der Großartigkeit der Komposition, geb. um 1470 zu Luino am Lago Maggiore, gest. um 1530. Seine frühsten Arbeiten sind ziemlich selbständig; seit er aber mit Lionardo bekannt wurde, schloß er sich diesem so sehr an, daß man seine Werke häufig irrthümlicher Weise seinem Lehrer hat zuschreiben können. Die meisten u. besten seiner Oel- u. Frescobilder finden sich in Mailand u. dessen Umgebung. So in S. Maurizio das Frescobild der heil. Lucia, in der Brera das einer thronenden Madonna aus dem J. 1521, neun Bilder aus dem Leben der Maria, die von Engeln getragene Leiche der heil. Katharina ꝛc. im Dom zu Como u. in der Kirche zu Saronno u. das berühmte Frescobild einer Passion in S. Maria degli Angeli zu Lugano; andere in der Tribuna der Uffizien zu Florenz u. in der Galerie Esterhazy in Pest.


Nr 1039. Luise, Königin von Preußen, geb. 10. März 1776, gest. 19. Juli 1810.

Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, regierenden Erbstatthalters der Vereinigten Niederlande, geb. 17./27. Nov. 1627, war seit 7. Dez. 1646 die Gemahlin des „Großen Kurfürsten" Friedrich Wilhelm (s. d.), u. starb zu Oranienbaum 8./18. Juni 1667. Obwol sie fest in ihrem angestammten reformirten Glaubensbekenntnisse stand, wünschte sie doch die Beilegung der Streitigkeiten zwischen den Reformirten u. Lutheranern, wie sie denn auch mit Paul Gerhardt (s. d.) bis an ihren Tod in Verkehr stand. Sie selbst ward durch den frommen Zug ihres Herzens zum Dichten geistlicher Lieder getrieben, von denen nam. die beiden Lieder „Jesus, meine Zuversicht ꝛc." u. „Ich will von meiner Missethat zum Herren mich bekehren ꝛc." Gemeingut der Evangel. Kirche geworden sind. Vgl. F. Knauth, „L. H. von Oranien, Kurfürstin von Brandenburg" (Halle 1867) u. J. F. Bachmann, „Das Osterlied Jesus meine Zuversicht" (Berl. 1874).

Luise, Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, unvergeßlich dem deutschen Volke als Bild der zartesten u. edelsten Weiblichkeit, einer echt deutschen Mutter u. einer nicht verzagenden Heldin; war die dritte Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz aus dessen erster Ehe mit der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt u. wurde 10. März 1776 zu Hannover geb., wo damals ihr Vater als Gouverneur residirte. Nach dem bereits 1782 erfolgten Tode ihrer Mutter leitete ein Fräulein v. Wolzogen ihre Erziehung, bis 1785 ihre geistreiche Großmutter in Darmstadt dieselbe übernahm. 1792–93 lebte sie mit ihrer ältesten Schwester Charlotte in Hildburghausen. Auf ihrer Rückreise nach Darmstadt lernte sie zu Frankfurt a. M. der Kronprinz u. nachmalige König Friedrich Wilhelm III. von Preußen (s. d.) kennen, dem sie durch ihre große Schönheit, ihren unendlichen Liebreiz u. reichen Geist eine so tiefe Neigung einflößte, daß sich derselbe bereits einen Monat später, 24. April 1793, mit ihr verlobte. Seit 24. Dez 1793 mit ihm vermählt u. seit 1797 Königin, wirkte sie durch ihr musterhaftes Beispiel als Gattin, Hausfrau u. Mutter reinigend u. erfrischend auf die verdorbene Atmosphäre, welche zu Ausgang des vorigen Jahrh. am preuß. Hofe u. in der preuß. Hauptstadt herrschte u. von da aus sich weithin verbreitete. Noch bevor die große Katastrophe von 1806 die Verrottung u. Unhaltbarkeit der bisherigen Staats- u. Gesellschaftsmaximen erwiesen hatte, legte L. bei jeder Gelegenheit eine aufgehellte, gerechte u. humane Sinnesweise an den Tag, mitunter zu nicht geringer Beschämung junkerlicher Ausschließlichkeit u. Bornirtheit. Mit einer Würde, wie sie nur aus einem reinen, hochgesinnten Gemüthe zu schöpfen ist, ging sie durch die Schule des Unglücks. Auf der jammervollen Flucht nach der Schlacht von Jena aus Naumburg, wohin sie den König begleitet hatte, bis nach Königsberg hörte ihre Umgebung sie jenes tiefsinnige u. trostvolle Goethe'sche Wort sprechen, daß nur der Unglückliche die himmlischen Mächte kenne. In jener trüben u. schweren Zeit schrieb L. eine Reihe von gedankenvollen, herrlichen Briefen; u. a. einen an ihren Vater, in welchem sie es aussprach, daß Preußen auf den Lorbern Friedrich's d. Gr. eingeschlafen gewesen, nicht mit der neuen Zeit fortgeschritten u. deshalb von derselben überflügelt worden sei; aber auch, daß sie, obwol für ihr eigenes Leben nichts mehr hoffend, an der Zukunft des Vaterlandes nicht verzweifle, weil sie fest an eine „sittliche Weltordnung" glaube. Erfolglos zwar begab sie sich 1807 selbst nach Tilsit, um Napoleon zu gelinderen Friedensbedingungen für Preußen zu bewegen, aber der Uebermüthige, der sie als seine Feindin kannte u. haßte, ja, unritterlich genug, in seinen Armeebulletins geschmäht hatte, mußte ihr Achtung u. Bewunderung zollen, nachdem er sie gesehen u. gesprochen. Später begleitete die Königin ihren Gemahl nach Memel, von wo Beide 16. Jan. 1808 nach Königsberg zurückkehrten. Gegen Ende dess. J. besuchte L. die kaiserliche Familie in Petersburg, u. ein Jahr darauf, 23. Dez. 1809, traf das Königspaar wieder in Berlin ein. Während eines Besuches bei ihrem Vater erkrankte L. auf dem Lustschlosse Hohenzieritz bei Strelitz u. schied daselbst im Beisein ihres schleunigst herbeigeeilten Gemahls wie ihrer Kinder 19. Juli 1810 aus dem Leben. Ihre Leiche ward 27. Juli nach Berlin gebracht u. zuerst in der Sakristei der Domkirche, im Dez. aber in dem neu errichteten Mausoleum im Schloßgarten zu Charlottenburg beigesetzt, wo seit 1840 auch ihr Gemahl neben ihr ruht. 1813 ward über ihrer Gruft das von Christian Rauch (s. d.) geschaffene berühmte Monument aufgestellt, welches die Königin schlummernd darstellt. Ein zweites, diesem nachgebildetes, ebenfalls von Rauch, befindet sich in Sanssouci. Am 10. März 1813, dem Geburtstage der Königin L., stiftete Friedrich Wilhelm III. den Orden des Eisernen Kreuzes, am 19. Juli 1870, ihrem Sterbetage u. zugleich dem Tage der Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, erneuerte ihr zweiter Sohn, der König u. jetzt auch Deutscher Kaiser Wilhelm, denselben Orden. Auch ist dem Andenken der hohen Frau der 3. Aug. 1814 gestiftete Luisenorden u. das zur Erziehung junger Mädchen bestimmte Luisenstift in Berlin gewidmet. Vgl. Schink, „L., Preußens Schutzgeist" (Berl. 1817); Mayer, „L., Königin von Preußen, Bilder aus ihrem Leben u. Wirken ꝛc." (Neubrandenb. 1858); Rosenhagen, „Charakterzüge ꝛc. der Königin L." (Berl. 1863); Adami, „L., Königin von Preußen" (ebd., 6. Aufl. 1874); Hudson, „The life and times of Louisa, Queen of Prussia" (2 Bde., Lond. 1874).

Luise Ulrike, Königin von Schweden, eine Schwester Friedrich's d. Gr., geb. zu Berlin 24. Juli 1720, durch Erziehung u. Begabung nach Ausspruch ihres Bruders eine Zierde der Königsfamilie, vermählte sich 29. Aug. 1744 mit dem Kronprinzen Adolph Friedrich von Schweden u. theilte mit diesem seit 1751 den Thron Schwedens. Durch sie erfuhren Kunst, Wissenschaft u. Industrie große Förderung;

sie war es, die u. A. 1753 die Stockholmer Akademie der schönen Literatur u. Geschichte, dann die Bibliothek u. das Kunstkabinet im Schlosse zu Drottningholm sowie das Museum in Stockholm gründete; auch ließ sie einem Linné (s. d.) u. anderen Gelehrten ihren besonderen Schutz angedeihen. Die Großen des Landes freilich verfeindete sie sich durch den Einfluß auf ihren Gemahl, den sie nam. vom Reichsrathe immer unabhängiger zu machen wünschte. Seit 12. Febr. 1771 Wittwe, wollte sie gleicherweise ihre Söhne Gustav III. u. Karl XIII. beeinflussen, u. da ihr dies nicht gelang, zog sie sich vom Hofe zurück. Sie starb zu Svartsjö bei Stockholm 16. Juli 1782.

Luisenburg, s. „Alexandersbad". **Luisenorden**, s. „Orden".

Luitprand, s. „Liudprand".

Lukas von Leyden (eigentlich Lukas Damesz od. Dommetz), ein Künstler von vielseitigen Fähigkeiten u. ungemein früher Entwicklung, trefflich als Maler in Oel, in Leimfarben u. auf Glas, u. ebenso geschickt in Zeichnung, Kupferstich u. Holzschnitt. Geb. zu Leyden 1494, genoß er den Unterricht von Jacobszoon u. Engelbrechtsen. Schon in seinem 12. Jahre malte er die Geschichte des heil. Hubertus u. trat schon im 14. als Kupferstecher auf. Die von den Brüdern van Eyck eingeschlagene realistische Richtung artete durch ihn allerdings dahin aus, daß er die Gegenstände aus der heiligen Geschichte völlig profan u. genrehaft darstellte, daß seine Gestalten oft häßlich u. abenteuerlich sind u. der Ausdruck der Köpfe nichtssagend u. reizlos; dagegen ist er in Scenen aus dem gemeinen Leben oft voll Wahrheit u. bisweilen voll von derbem Humor; jedenfalls unübertroffen in Handfertigkeit u. Technik. — Da er auch dem Kupferstich u. Holzschnitt seine Kräfte widmete u. überhaupt kein hohes Alter erreichte (er starb 1533), so sind die ihm wirklich zuzuschreibenden Oelbilder ziemlich selten. Unbestritten sind von ihm wol nur das „Jüngste Gericht" im Rathhaus zu Leyden, eine „Madonna mit der heil. Magdalena u. dem Stifter" (aus dem J. 1522) in der Pinakothek zu München; über viele andere sind die Stimmen der Kunstforscher getheilt. Ueberhaupt ist seine ganze Geistesart u. sein großes Talent vielmehr aus seinen zahlreichen, zum Theil technisch meisterhaften Kupferstichen, deren man 174 zählt, zu ersehen.

Lukaszewitsch, Joseph, poln. Kulturhistoriker, geb. bei Posen 1797, war lange Zeit Lehrer der poln. Sprache am evang. Gymnasium in genannter Stadt sowie Bibliothekar der gräflich Raczynski'schen Bibliothek daselbst, gründete dort auch mit dem Professor Poplinski eine poln. Buchhandlung u. Buchdruckerei u. redigirte bis 1846 die literarischen Zeitschriften „Przyjaciel ludu" u. „Oredownik". 1852 zog er sich nach Targoszyce im Posen'schen Kreise Krotoschin zurück, um geerbte Güter selbst zu verwalten; daselbst starb er 13. Febr. 1873. Unter seinen für das Studium der poln. Geschichte höchst wichtigen Werken verdienen besonderer Erwähnung: „Historische Nachricht über die Dissidenten in der Stadt Posen im 16. u. 17. Jahrh." (Pos. 1832); „Ueber die Kirchen der Böhm. Brüder im ehemaligen Großpolen" (ebd. 1835); „Die Geschichte der Kirchen des helvetischen Glaubensbekenntnisses in Lithauen" (2 Bde., ebd. 1842); „Die Geschichte der Unterrichtsanstalten in Polen u. Lithauen" (2 Bde., ebd. 1849—51); „Geschichtlich-statistische Beschreibung der Stadt Posen in älteren Zeiten" (2 Bde., ebd. 1838) u. „Geschichte aller Kirchen in der ehemaligen Posen'schen Diöcese" (3 Bde., ebd. 1858—63).

Lukianos, s. „Lucianus".

Lukmanier, einer der schönsten Alpenpässe der Schweiz, an der Grenze der Kantone Graubünden u. Tessin, führt in einer Höhe von 1915 m. an der Westseite des 3200 m. hohen Scopi aus dem Medelserthale in das Blegnothal u. verbindet so die Thäler des Rheines u. Tessin. Schon von den Römern gekannt u. benutzt, war der L. im Mittelalter eine häufig begangene Heerstraße nach Italien, auf der schon Pipin u. Karl d. Gr. gegen die Langobarden zogen; 1374 erbaute der Abt von Dissentis an der Paßhöhe das Hospiz Sta. Maria. Die von der Regierung in Angriff genommene großartige Kunststraße ist gegenwärtig bis Platta fertig, soll aber über den Paß bis Olivone fortgeführt werden.

Lucknow, s. „Lackhnau". **lukrativ**, s. „Lucrum".

Luksor, s. „Luqsor".

Lulli (od. Lully), Giovanni Battista, berühmter Tonsetzer u. Schöpfer der französischen Großen Oper, geb. zu Florenz (od. in der Nähe dieser Stadt) im J. 1633 als der Sohn eines Müllers (nach Anderen als der eines verarmten Edelmannes), kam mit 18 Jahren durch den Herzog von Guise nach Paris in den Haushalt der Prinzessin von Montpensier (der Nichte Ludwig's XIV.), u. zwar als Küchenjunge. Den in seinen Mußestunden mit Geigenspiel sich Beschäftigenden hörte einst der Graf von Nogent, der, überrascht von L.'s Anlagen, die Prinzessin auf ihn aufmerksam machte; diese ließ ihm nun ordentlichen Unterricht geben u. stellte ihn in ihrer Privatkapelle an. Durch eine Unbesonnenheit gezwungen, den Dienst der Prinzessin zu verlassen, aber bereits durch sein Spiel sowol wie durch verschiedene Kompositionen zu Ruf gelangt, fand er eine Anstellung in der Privatkapelle Ludwig's XIV. (der sog. Grande Bande od. den Vingt-quatre Violons) u. erwarb sich durch verschiedene Kompositionen die Gunst des Königs in solchem Maße, daß ihm 1652 die Leitung einer eigens für ihn gestifteten Kapelle — zum Unterschied von der Grande Bande die „Petits Violons" genannt — übertragen wurde, mit der er bald den Ruhm der alten Vierundzwanziger verdunkelte. Dann wandte er sich der Komposition von sog. Ballets od. Mascarades (Tänzen mit dazwischen gestreuten Versen) zu, die bei Hoffestlichkeiten aufgeführt wurden u. in denen der König nebst vielen Hofleuten, sowie auch L. selber, tanzend auftraten. 1664 verband er sich mit Molière, schrieb zu verschiedenen von dessen Stücken (z. B. „La Princesse d'Elide", „Le Bourgeois-gentilhomme", „Monsieur de Pourceaugnac") die Musik u. verschmähte es auch nicht, auf Molière's Theater als Possenreißer aufzutreten. Dabei stieg er in der Gunst Ludwig's XIV. mehr u. mehr; dieser wollte bald keine andere Musik als die L.'s hören, machte ihn zum Vorsteher aller seiner Kapellen, übertrug ihm noch andere einträgliche Hofämter u. honorirte seine kompositorischen Arbeiten reichlichst. Im J. 1672 endlich erhielt er das Privilegium zur Errichtung eines Operntheaters (einer sog. „Académie royale de Musique"), ein Unternehmen, welches schon früher einmal durch den Abbé Perrin u. den Komponisten Lambert versucht worden war, ohne aber zu glücken; vielmehr war es L. vorbehalten, den Franzosen die erste nationale Oper zu geben, u. damit tritt er eigentlich erst in seine wahre kunstgeschichtliche Bedeutung ein. Dem neuen Unternehmen widmete er sich mit größtem Eifer: nicht nur war er als Komponist thätig, sondern er schuf sich auch sein Orchester, instruirte seine Operisten im Gesang u. in der Aktion u. war eben so wol Maschinist wie Ballet- u. Kapellmeister. Die erste seiner Opern war 1672 „Les Fêtes de l'Amour et de Bacchus" u. ihr folgten bis 1687 noch 14 andere (z. B. „Cadmus", „Alceste", „Thésée", „Bellérophon", „Persée", „Phaëton", „Armide", „Psyché") nebst verschiedenen größeren Ballets. Die Opern mit ihren meist von Quinault verfertigten Texten waren, so plump u. primitiv in ihrer Technik sie uns heute auch vorkommen, bei den Franzosen über ein Jahrhundert lang hoch angesehen u. selbst die des viel moderneren u. musikalisch-dramatisch besser ausgerüsteten Rameau vermochten ihr Ansehen nicht sehr zu schmälern. Erst der Einfluß Gluck's machte ihrer Herrschaft ein gänzliches Ende. Auch die Kirchensachen L.'s hatten in Frankreich viele Geltung, u. war es auch eine derartige Komposition, welche seinen Tod herbeiführen sollte. Er hatte nämlich zur Feier der Genesung Ludwig's XIV. von einer Krankheit ein „Te Deum" komponirt u. bei der Aufführung desselben im Januar 1687 schlug er im Feuer des Taktirens sich heftig mit seinem Stocke gegen die Fußzehe u. brachte sich eine Wunde bei, die anfänglich nicht beachtet wurde, bald aber — bes. infolge von L.'s ausschweifendem Lebenswandel — einen gefährlichen Charakter annahm u. 22. März 1687 seinen Tod herbeiführte.

Lullus, Raymundus, berühmter kathol. Missionar unter den Mohammedanern, geb. um 1236 auf der Insel Majorca; wurde als Beamter des Königs durch Erscheinungen Christi aus einem leichtfertigen Leben zu eifrigem Christenthum bekehrt u. kam auf den Gedanken, durch Aufstellung einer unwiderleglichen Beweismethode vor Allem die gelehrten Sarazenen zur Annahme des Christenthums zu nöthigen. Nach Ueberwindung zahlloser, bes. sprachlicher Schwierigkeiten, langte er 1291 in Tunis an. Aber das dort von ihm veranstaltete Religionsgespräch hatte seine Einkerkerung u. beinahe seinen Tod zur Folge. Nachdem er sodann zu Neapel, Rom 2c. durch Vorlesungen u. Schriften weiter für seine Pläne gewirkt hatte, kam er

1306 abermals nach Nordafrika, um aufs Neue gemißhandelt u. vertrieben zu werden. Von Pisa aus suchte er jetzt vergeblich die Gründung eines neuen geistlichen Ritterordens ins Werk zu setzen; aber er erlangte vom Papste nur die Erlaubniß, Schulen zur Erlernung der orientalischen Sprachen für Missionszwecke zu gründen. Bei einem dritten Aufenthalt in Afrika fand er 30. Juni 1315 durch Steinigung seinen Tod. Die „Ars magna Lulli" od. „Lullische Kunst" beruht auf einer Vermischung der aristotelisch-arab. Philosophie u. der christlichen Scholastik u. sucht in der Ueberzeugung, daß die kirchliche Glaubenslehre u. die strengste Logik sich nicht widersprechen können, die Anerkennung der christl. Dogmen (bes. der göttlichen Dreieinigkeit) durch eine Art mathematischen Beweises mit Buchstaben u. Figuren zu erzwingen. Ein großer Theil der Schriften des L. wurde von Salzinger („Opera omnia", 10 Bde., Mainz 1721 bis 1742) herausgegeben; seine in catalanischer Sprache verfaßten Gedichte („Obras rimadas") veröffentlichte Rosello (Palma 1859).

Lumbye, Hans Christian, ein sehr beliebter u. fruchtbarer Tanzkomponist, geb. zu Kopenhagen im J. 1808; stand an der Spitze eines eignen wohleingeübten Orchesters, welches sich in öffentlichen Belustigungslokalen genannter Stadt (vorzugsweise in dem berühmten Tivoli) produzirte. In weitesten Kreisen bekannt geworden ist L. nam. durch seine „Traumbilder". Er starb zu Kopenhagen 20. März 1874.

Lumme (od. Lomme, dän. lomme, benannt nach ihrem schwerfälligen Gange — hinken heißt im Niedersächs. lumpen, lappländisch loom), Uria, ein nordpolarischer Schwimmvogel aus der Familie der Alke. Sie hat einen schmalen, zusammengedrückten, nicht wie beim Alk gefurchten, sondern glatten, pfriemenförmig zugespitzten Schnabel. An die deutschen Küsten kommt gelegentlich die weißbauchige Troil-Lumme od. dumme Lumme (Uria lomvia), während die ganz schwarze Gryll-Lumme (Uria Grylle) nur selten daselbst zu sehen ist.

Luna (griech. Selene), Schwester des Sol (griech. Helios) u. der Aurora (griech. Eos), die Göttin des Mondes. Sie wurde als schöne, milde Jungfrau gedacht, welche nach dem Niedergange des Sonnengottes auf einem Zweigespann ihren einsamen Weg über den Himmel antritt. Ein zartes Verhältniß fesselte sie an den ewig schlummernden schönen Endymion, den sie allnächtlich mit ihrem Kusse beglückte. Auf Bildwerken ist sie durch den Halbmond über der Stirne erkennbar. Als fahrende Gottheit wurde L. neben Sol in Rom auch im Circus als Beschützerin der Wagenlenker verehrt.

Lunalilo, William, geb. am 31. Jan. 1835, wurde im Januar 1873 mittels einer durch seine Partei vorgeschlagenen Volksabstimmung zum Nachfolger des eben verstorbenen Kamehameha V., d. h. zum König der Sandwichsinseln gewählt, die er nach europäischem Muster bis zu seinem am 3. Febr. 1874 erfolgten Tode regierte. L.'s Eigenschaften u. Bildungsgrad standen weit höher, als man es bei einem König der Sandwichinseln anzunehmen geneigt war.

Lunaria, Mondviole, wegen der mondförmigen Schotenfrüchte, mit zwei einheimischen, zu den Cruciferen gehörenden Arten, die als Zierblumen auch in unsern Gärten vorkommen: die Sommer- u. Winter-Mondviole (L. annua u. rediviva). Beide sind stattliche, etwa $^2/_3$ m. hohe Stauden, jene eine zweijährige, diese eine perennirende Pflanze unserer schattigen Laubwälder. Die erstere trägt violette Blumen u. stumpfrandige Früchte, letztere Lila-Blumen u. lanzettliche, an beiden Enden spitze Früchte.

Lunarium (von luna, lat. der Mond) heißt eine Vorrichtung, bei welcher eine kleinere, den Mond vorstellende Kugel durch einen Mechanismus so um eine größere, die Erde vorstellende herumgedreht wird, daß dadurch ein möglichst getreues Bild der relativen Bewegung des Mondes um die Erde entsteht. Gewöhnlich ist das L. zugleich mit einem Tellurium (s. d.) verbunden.

Lüneburg, Hauptstadt u. Kreisstadt der preuß. Landdrostei L. (Provinz Hannover) mit 16,284 E. (1871), liegt an der schiffbaren Ilmenau, 3 M. von deren Mündung, u. ist Kreuzungspunkt der Hannover-Harburger, Wittenberge-Buchholzer u. der L.-Hohnstorf-Büchener Eisenbahn. Die innere, theilweise alterthümlich gebaute Stadt ist von Wällen umgeben, durch die 6 Thore führen, u. hat in der 1857 restaurirten goth. Johanniskirche, der Michaeliskirche mit den Grabmälern der lüneburgischen Fürsten, dem alten Rathhaus mit dem prächtigen Fürstensaal u. dem 1695 erbauten, an dem Marktplatz gelegenen Schlosse seine sehenswürdigsten Gebäude. L. ist Sitz der obersten Behörden der Landdrostei, des Kreisamtes, eines Ober- u. Amtsgerichtes u. einer Handelskammer u. besitzt ein Gymnasium mit Realschule, ein Lehrerseminar, eine bedeutende Stadtbibliothek u. eine Strafanstalt. Der Wohlstand der Bewohner beruht größtentheils in den Kalk- u. Gipsbrüchen, welche sich in den bis 56 m. ansteigenden Höhen auf der linken Seite der Ilmenau befinden u. zum Theil den Boden unter der Stadt unterhöhlt haben. Vor der Stadt liegt das große, schon im 10. Jahrh. ausgebeutete Salzwerk Sülze, welches 1872 mit 146 Arbeitern u. 26 Siedepfannen 382,000 Ctr. Salz lieferte. Die Industrie besteht in Eisengießerei, Maschinenbau u. Fabrikation von Bier, Branntwein, Leder, Messingwaaren, baumwollenen u. leinenen Geweben, Papier, Wagen, Oel, Tabak u. A. Beträchtlich ist Handel u. Gartenkultur. L.s Gründung hängt zusammen mit der Entstehung des Michaelisklosters, welches 904 Otto der Erlauchte anlegte, u. der von Hermann Billung 901 erbauten Burg. Im Mittelalter war die Stadt ein wichtiges Glied der Hansa u. bis 1369 Sitz der Herzoge von L. Das Treffen bei L. 2. April 1813, in welchem der franz. General Morand geschlagen u. gefangen wurde, eröffnete den Befreiungskrieg. — Das Fürstenthum L. entstand aus den Erbgütern des Grafen Billung II., dessen Sohn Hermann I. 901 durch Otto I. zum Sachsenherzoge ernannt ward. 1235 erhielt Otto das Kind von Kaiser Friedrich II. L. u. Braunschweig als Reichslehen u. 1705 fiel das Fürstenthum nach dem Tode des Herzogs Georg von Celle an Kalenberg. — Die Landdrostei L., 211 □M. mit 384,218 E. (1871), umfaßt $^1/_3$ der ganzen Provinz Hannover, wird in die Kreise L. (79,22 □M. mit 47,693 E.), Dannenberg, Harburg, Celle, Gifhorn, Falling, Bostel u. Uelzen eingetheilt u. enthält zwar an der Aller u. Elbe fruchtbare Marschen, aber auch weite unkultivirbare Landstrecken, Torfmoore, nam. unterhalb Celle, zu beiden Seiten der Aller, große Wälder (Göhrde), Sandflächen u. Heiden, von denen die Lüneburger Heide die bedeutendste ist. Dieselbe bedeckt einen Flächenraum von 90 □M., füllt den Landstrich zwischen Aller u. Elbe aus u. bildet ein Plateau, das sich in den Hügeln bei Haverbeck bis 195 m. erhebt. Weite Strecken sind nur mit Heidekraut bedeckt; in dem gegen die Aller sich abdachenden Theile finden sich große Meere mit Sandflächen wechselnd; die dünnen Waldungen bestehen aus Kiefern. Der Buchweizen ist die Hauptfrucht, die Heidschnucken u. die Bienen die wichtigsten Hausthiere der spärlichen Bevölkerung (in einzelnen Theilen nur 350 Seelen auf 1 □M.).

Lünette (franz., d. h. Brille) heißt ein kleines Festungswerk, welches vor einem größeren vorgeschoben liegt. Sein Grundriß besteht in der Regel aus 2 Facen u. 2 Flanken. Es dient zur besseren Bestreichung des Vorterrains u. wie alle Vorwerke dazu, den Feind möglichst fern vom Hauptwerk zu halten. Abb. s. Bd. II, Fig. 1421 unter „Befestigung".

Luneville (deutsch Lünstadt), Arrondissementshauptstadt im ostfranz. Departement Meurthe et Moselle mit 12,251 E. (1872), ist schön gebaut, hat einen prächtigen Hauptplatz, ein großes, jetzt als Kaserne dienendes Schloß, einen Gerichtshof erster Instanz u. ein Collége; es treibt beträchtliche Spinnerei, Fabrikation von Fayencewaaren, Leinwand, Leder, Stickereien, Bierbrauerei u. Handel mit Wein u. Leinwand. L. ward 1735 von dem poln. König Stanislaus Lesczynski zur Residenz erhoben; 9. Febr. 1801 schlossen hier Frankreich u. Deutschland den Luneviller Frieden, in dem ersteres Reich Belgien u. das linke Rheinufer, Oesterreich Oberitalien vom Adriatischen Meere bis zur Etsch, Istrien u. Dalmatien erhielt u. die Cisalpinische Republik durch die Gebiete von Mantua u. Mailand vergrößert ward.

Lungen, zwei weiche, schwammige Körper von blaßröthlicher, blau marmorirter Färbung (ihrem feineren Baue nach zusammengesetzt traubige Drüsen), die, von einer serösen Haut, den Lungensäcken od. Brustfellen (pleurae), sackartig überzogen, in der Brusthöhle des Menschen u. der höheren, luftathmenden Wirbelthiere aufgehängt sind. Dieselben werden gebildet aus den baumartigen Verzweigungen (Bronchien, bronchia) der beiden Luftröhrenäste (bronchi), mit ihren Endigungen, den Luftzellen od. Lungenbläschen, sowie den in die L.n ein- u. aus ihnen austretenden Blutgefäßen (Lungengefäßen) u. deren Verästelungen. Was diese Gefäße betrifft, so tritt in jede Lunge eine Lungenarterie od. Lungenschlagader, welche das durch den Austausch mit der Luft zu regenerirende Venenblut aus der rechten Herzkammer ihr zuführt, verzweigt sich schließlich zum Lungencapillarnetz, welches die Lungenbläschen umspinnt u. in die Zweige der Lungenvenen od. Lungenblutadern übergeht, die ihrerseits das durch den Gasaustausch erneuerte, hellrothe, arteriell gewordene Blut zunächst dem linken Herzen zuführen. — Die Stelle, wo sowol der Luftröhrenast (bronchus) in die L. eintritt, als die Gefäße in sie ein- u. aus ihr austreten, heißt Lungenwurzel (hilus der L.); sie liegt in der Mitte der an den Herzbeutel grenzenden inneren Fläche; außerdem unterscheidet man an der L., der rechten wie der linken, die abgerundete, (beim Menschen) noch etwas über den obersten Rand der ersten Rippe hervorragende Lungenspitze, die auf dem Zwerchfell aufliegende, flach ausgehöhlte

Lungenbasis od. untere Fläche, u. die konvexe, nach den Rippen sehende äußere Fläche. Jede L. besteht aus mehreren Abschnitten, den Lungenlappen (die größere rechte L. hat deren drei, die kleinere linke nur zwei), die durch tiefe, fast bis zur Wurzel eindringende Einschnitte von einander getrennt sind, u. ihrerseits wieder aus Läppchen gebildet werden, die aber durch Zellgewebe dicht an einander geheftet sind u. sich an der Oberfläche der L. nur von flachen, schmalen Furchen begrenzt zeigen. (Ueber die Thätigkeit der L. s. den Artikel „Athmung", woselbst auch Abb.) Es ist hier nur noch der Lungenprobe zu gedenken, die in gerichtsärztlicher Beziehung von Bedeutung ist, wenn es gilt nachzuweisen, daß eine L. bereits geathmet hat (bei fraglicher Kindestödtung). Da beim Ausathmen nicht alle Luft aus der L. entweicht, sondern ein Theil derselben (als Residualluft) zurückbleibt, so sinkt eine L., die jemals thätig war, im Wasser nicht unter. — Die L. der Säugethiere gleicht mehr od. weniger der des Menschen, die der Vögel ist nicht wie jene lose in der Brusthöhle aufgehängt (nur krankhafterweise treten beim Menschen u. bei den Säugethieren infolge von Ausschwitzungen od. Exsudaten der Pleuren Verwachsungen ein), sondern mit ihrer Rückenfläche durch Zellgewebe an Wirbel u. Rippen befestigt, welche bleibende Eindrücke in ihr hervorbringen; auch ist die Art der Bronchialverzweigung eine wesentlich andere, indem die Bronchien, oft blasenförmig erweitert in die L. eintretend, durch eine Anzahl größerer Oeffnungen mit größeren häutigen Kanälen in Verbindung stehen, die sich an der Oberfläche der L. weiter verzweigen u. durch tiefere kleine Röhren, welche die Lungensubstanz nach vielen Richtungen durchsetzen, mit einander in Verbindung stehen. Alle diese Röhren sind inwendig mit den Lungenzellen besetzt. Ein weiterer Unterschied aber ist der, daß die L.n der Vögel auch noch mit häutigen Luftbehältern, sog. Luftsäcken (heißen ebenfalls Luftzellen), in Verbindung stehen, die sich bis in die hohlen (pneumatischen) Knochen hinein fortsetzen. Weit einfacher ist der Bau der L. der Reptilien, Amphibien u. Lungenfische. Es sind hier häutige Säcke mit Zellen u. Maschen an den Wänden, an denen sich die Blutgefäße verzweigen. Meist sind beide L.n mehr od. weniger gleich gestaltet; bei den langgestreckten Formen, den Schlangen, Cöcilien, vielen Sauriern, steht die eine gegen die andere zurück, bei manchen ist gar blos eine vorhanden. — Indem man „L." überhaupt ein Athmungsorgan nennt, in welchem das zu respirirende Medium (die Luft) das Blut aufsucht, nicht (wie bei der Kieme) von ihm aufgesucht wird, schreibt man auch den luftathmenden Schnecken, den Pulmonaten od. Lungenschnecken, eine „L." zu, einen von außen durch das Athemloch der Luft zugänglichen Hohlraum mit gefäßreicher Wandung. Hierher gehören theils Nacktschnecken (d. h. gehäuselose), wie die Wegschnecken (Limax) 2c., theils gehäustragende Landschnecken, wie die Schnirkelschnecken (Helix), die Schließmundschnecken (Clausilia) 2c., theils aber auch zahlreiche Gattungen von Wasserschnecken, wie die Sumpfschnecken (Limnaeus) 2c., die zum Athemholen an die Oberfläche des Wassers kommen müssen. — Endlich bezeichnet man mit dem Namen L. auch die fächerförmig von seitlichen Stigmen entspringenden Respirationsorgane der Spinnen u. Skorpione (die man deshalb Lungenarachniden nennt).

Lungenemphysem, s. „Emphysem".

Lungenfische (Doppelathmer, Dipnoi, Lurchfische), eine Abtheilung merkwürdiger Fische, die durch Kiemen u. Lungen zugleich athmen u. deshalb einen Uebergang von den Fischen zu den Amphibien bilden. Ihr langgestreckter Körper ist mit Hornschuppen bedeckt, der breite Kopf hat eine stumpfe, dreieckige Schnauze, die Nasenhöhlen stehen hinten mit der Mundhöhle in Verbindung, die Kiemenspalte liegt vor dem vordern Flossenpaar, das wie das hintere stielförmig zugespitzt ist; der lange Schwanz ist von einer Flosse umsäumt. Ihre beiden Lungen münden wie bei den höheren Wirbelthieren durch einen gemeinschaftlichen Gang in die vordere Wand der Speiseröhre, sie nehmen venöses Blut auf u. haben ein Capillarnetz, aus welchem das arteriell gewordene Blut durch die Lungenvenen zum Herzen fließt. Der Darm hat eine Spiralklappe u. mündet in eine Kloake, das Skelet ist theilweise knorpelig; die Knochen sehen, wenigstens bei der einen Gattung, grün aus. Diese Fische leben in Sümpfen tropischer Länder, Protopterus annectens an den Ufern des Weißen Nil, Quilimai, Niger, Gambia, Lepidosiren paradoxa in Brasilien an denen des Marannon u. seiner Zuflüsse. Sie nähren sich von Vegetabilien u. graben sich während der trockenen Jahreszeit einige Fuß tief in Schlamm ein. Von besonderem Interesse ist der von Krefft beschriebene, ihnen verwandte Baramoonda od. Baramoondi (Burnett- od. Dawsonlachs, Ceratodus Torsteri) der Flüsse von Queensland mit haifischartigen Zähnen, als lebender Vertreter einer bisher nur aus fossilen Resten bekannten Gattung.

Lungenflechte (Sticta od. Lobaria pulmonacea), auch Lungenmoos, als Herba Pulmonariae arboreae od. Lichen pulmonarius einst, wie das isländische Moos, gegen Lungenkrankheiten häufig verwendet, jedoch sicher nur aus mystischen Gründen, weil diese breitlappige, im Gebirge auf Buchen u. dergleichen häufig wachsende Flechte ein lungenartig genetztes Laub besitzt. Sie enthält sonst einen Bitterstoff, Stictin, weshalb man sie in Sibirien dem Biere als Hopfen zusetzt.

Lungenkrankheiten sind alle Erkrankungen der Lungen, mögen diese nun für sich allein od. mit anderen Organen od. Theilen des Körpers gemeinsam erkranken. Die ersteren sind also Lokalkrankheiten u. bilden die L. im engeren Sinne. Die andern sind nicht in jedem Falle nothwendig vorhandene Theilerscheinungen od. Komplikationen einer Konstitutionskrankheit. Beide Arten können akut od. chronisch verlaufen. Manche Konstitutionskrankheiten disponiren mehr zu Lungenstörungen als andere, so beobachtet man bei Masern, Typhus u. Pocken mehr Erkrankungen der Lungen als nach Scharlach, Cholera u. s. w. Ebenso sind Glieder von Familien, in denen die Anlage zu L. vererbt wird, mögen sie einen phthisischen Habitus besitzen od. nicht, diesen Erkankungen im Gefolge einer Konstitutionskrankheit mehr ausgesetzt. Endlich hat auch die Behandlung einen entschiedenen Einfluß. — Da die Lunge dasjenige Organ ist, welches den Austausch der atmosphärischen Luft mit den Zersetzungsgasen des Blutes vermittelt, so leuchtet ein, daß die abnorme Beschaffenheit jener einen schädlichen Einfluß auf das betreffende Organ ausüben u. leicht Krankheiten hervorrufen muß. Unter die den Lungen schädlichen Eigenschaften der atmosphärischen Luft gehören zu niedrige od. zu hohe Temperaturgrade, zu großer od. zu geringer Feuchtigkeitsgehalt, zu große Verdünnung od. Verdichtung der Luft, vor Allem aber zu starke Beimischungen von irrespirabeln Gasen, bes. Kohlensäure, giftigen Gasen, z. B. Kohlenoxydul, od. von fein vertheilten festen Körpern, Staub, Asche, Ruß 2c.; doch ist die Grenze, von wo an diese Schädlichkeiten wirken, schwer zu ziehen. Zunächst ist es schon ein großer Unterschied, ob der Einfluß nur einmal od. öfters, ob er kürzere od. längere Zeit dauert. Im ersteren Falle kommt es leichter zu einer vorübergehenden Lungenaffektion, Blutung od. Entzündung, im letzteren zu einer chronischen Lungenkrankheit od. zu einer abnormen Blutbildung, zu einem Schwächezustand od. Siechthum. Auch kann selbstverständlich eine gesunde Lunge unter sonst günstigen Verhältnissen eine kurze schädliche Einwirkung leichter überwinden als eine kranke u. unter ungünstigen Verhältnissen stehende.

Außer den erwähnten abnormen Eigenschaften der atmosphärischen Luft giebt es noch verschiedene L. veranlassende Momente. Ziemlich ähnlich mit ihnen wirken Erkältungen u. Durchnässungen des ganzen Körpers od. speziell der Füße. Sie veranlassen bei sonst gesunder Konstitution meist nur eine kurz vorübergehende einmalige Erkrankung. Eine ähnliche krankheiterregende Wirkung auf die Lungen, wie die plötzliche Herabsetzung der Hauttemperatur, äußert der entgegengesetzte Zustand derselben, nämlich die Verbrennung eines größeren Theils der äußeren Haut. Hohe Fieberhitze mit allgemeiner Schwäche, lange fortdauernd, kann ebenfalls eine Ursache für L. sein, die dann meist einen subakuten Verlauf haben. Der hauptsächlichste Anlaß aber ist die ererbte Anlage.

Am häufigsten erkranken die Lungen, wie die übrigen Theile des Körpers überhaupt, an entzündlichen Prozessen verschiedener Art, zu welchen außer der Lungenentzündung auch die Lungenschwindsucht gehört, bei welcher der völlige Schwund, die Zerstörung des Lungengewebes, das Endresultat der entzündlichen Vorgänge darstellt. Im Zusammenhange mit der Entzündung, der Schwindsucht, od. diese einleitend, od. auch manchmal ganz für sich allein auftretend, sind noch Blutungen zu nennen, die man des Verlaufes u. der Behandlung wegen von jenen trennen muß. Endlich sind noch zwei Prozesse zu erwähnen: der eine, welcher im hohen Alter fast Jeden befällt, u., so lange er nur in geringem Grade vorhanden ist, kaum den Namen einer Krankheit verdient, sondern als Altersveränderung zu betrachten ist, nämlich der nicht bis zur völligen Zerstörung gehende Schwund der aus elastischem Gewebe bestehenden Wände der Lungenbläschen, welcher die Erweiterung dieser luftführenden Gebilde u. somit eine Vergrößerung der ganzen Lunge zur Folge hat, die sog. Lungenerweiterung. Der andere, entgegengesetzte, das Fehlen von Luft in den Lungenbläschen, die bei diesem Zustande also ganz zusammengedrückt sind, die Atelektase, kommt normal bei der Frucht im Mutterleibe, die noch nicht geathmet hat, krankhaft in einzelnen Partien der Lungen Neugeborener u. Erstickter od. im Verlaufe anderer L. vor.

Als die leichteste Form od. das erste Stadium der Entzündung wird von Vielen die Blutüberfüllung der Lungen, hyperaemia pulmonum, betrachtet, während sie Andere von jener trennen, da sie lange Zeit für sich bestehen kann, ohne daß es je zu einer Entzündung kommt. Da die Capillargefäße der Lunge Windungen in den Luftbläschen bilden, so muß, wenn jene durch eine größere Menge Blutes ausgedehnt werden, die Luftmenge in diesen geringer werden. Daher geht bei dieser Krankheit die Sauerstofferneuerung nicht in genügender Weise vor sich,

u. das, was der Kranke selbst zuerst bemerkt, ist Athemnoth u. Schwere auf der Brust. Aus der Verbindung der Lunge mit dem Herzen resultirt die doppelte Art der Hyperämie. Wenn nämlich das Blut im Körper außer anderen Elementen auch den Sauerstoff abgegeben hat u. dunkelroth u. unbrauchbar geworden ist, strömt es zur rechten Herzhälfte, von welcher aus es nach den Lungen gepumpt wird. Hier geht die Erneuerung des Blutes vor sich u. dieses strömt zur linken Herzhälfte, die es wieder in den Körper treibt. Je nachdem nun eine größere Menge Blutes, als normal ist, vom rechten Herzen aus in die Lungen geworfen wird, od. nicht nach der linken Herzhälfte zu abfließen kann, ist die Blutüberfüllung eine *Wallungs*- (Kongestions-) od. *Stauungs*- (Stasen-) *Hyperämie*. Erstere hat ihre häufigste Ursache in gesteigerter Lungen- u. Herzthätigkeit bei psychischen u. physischen Erregungen, wie beim Tanzen, heftigen Laufen u. beim Genuß von Spirituosen, in leichter Erregbarkeit, wie sie in den Pubertätsjahren od. angeerbt bei schwindsüchtiger Anlage vorkommt, od. in direkten Reizen der Lungenschleimhaut (Einathmung von Staub od. schädlichen Gasen), od. schließlich in der durch Verödung eines Theiles des Blutgefäßnetzes hervorgerufenen Erweiterung der übrigen Blutbahn. Ueberfüllung der Lunge mit Blut tritt auch ein, wenn eine habituelle Blutung an einem anderen Organe des Körpers plötzlich stockt, also bei Aufhören einer Menstrual- od. Hämorrhoidalblutung. Die *Stauungshyperämie* wird veranlaßt durch organische Fehler der linken Herzhälfte, welche den Blutzufluß von den Lungen aus hemmen, od. durch zu schwache Zusammenziehungen des rechten Herzens, welche nicht das Blut mit genügender Kraft durch die Lungen treiben können, wie das in starken Schwächezuständen vorkommt.

Die *Hyperämie* geht in Genesung, in Lungenentzündung, in Blutung od. in Lungenödem (Stickfluß, Austritt von Wasser aus dem Blute in die luftführenden Lungenbläschen mit Erstickung) über. Sowol für die Diagnose wie für die Behandlung ist es nothwendig, eines der die Hyperämie veranlassenden Momente aufzufinden. Außer den genannten subjektiven Symptomen, der Brustbeklemmung u. Athemnoth, ist oft kein anderes vorhanden; erst in schwereren Fällen wird die Athemnoth beträchtlich u. beim *Lungenödem*, bei welchem eine Menge schaumiger Flüssigkeit entleert wird, erreicht sie die höchsten Grade bis zum völligen Ersticken. Die Behandlung richtet sich nach den Ursachen. Bei aktiver Hyperämie ist ein Aderlaß, eine örtliche Blutentziehung, zu machen, es sind Abführmittel zu geben u. nur leichte Speisen zu erlauben. Bei der habituellen Hyperämie jugendlicher Personen sind alle Aufregungen zu vermeiden, Kaffee, Thee u. Spirituosen zu verbieten, dagegen Trauben- u. Molkenkuren anzuordnen. Bei Cession periodischer Blutungen muß man suchen diese wieder in Gang zu bringen, sonst stark abführen. Bei passiver Hyperämie infolge Herzfehlers ist es die erste Aufgabe, die Zusammenziehungen des Herzens durch rothen Fingerhut (Digitalis purpurea) seltner u. tiefer zu machen. Bei Schwächezuständen ist der Zustand durch Wein, Fleischbrühe, Kampher, Moschus, häufiges Wechseln der Lage zu beseitigen. Ist schon Lungenödem eingetreten, so ist meist jede Hülfe vergeblich; man unterstützt die Herzkraft durch dieselben Mittel, wie bei den Schwächezuständen, u. sucht die Flüssigkeit durch Brechmittel aus den Lungen herauszuschaffen.

Platzt bei dem starken Blutdrucke der Lungenhyperämie irgendwo ein Aederchen, so entsteht die *Lungenblutung* od. der *Blutsturz* (haemoptysis). Diese Zerreißung tritt fast nur in einem Gefäße der Schleimhaut der Luftröhrenäste (bronchi) auf, nicht in dem eines Lungenbläschens, u. heißt deswegen auch Bronchialblutung. Seltner entsteht die Blutung dadurch, daß bei vorhandener Schwindsucht ein größeres Gefäß durch brandige od. geschwürige Prozesse angefressen wird. Die Erfahrung lehrt, daß bes. häufig aktive od. Wallungshyperämien, welche Vorläufer der Schwindsucht sind u. bei jüngeren Personen vom 15.—20. Lebensjahre eintreten, u. ferner die schon vorhandene Schwindsucht die häufigste Ursache zu diesen Blutungen abgeben. Die Bronchialblutung tritt meist unerwartet ein, es wird nur blutig gestreifter Auswurf entleert, od. unter dem Gefühl von Wärme in den Lungen stürzt eine große Menge hellrothes, schaumiges Blut unter leichtem Aufhusten aus dem Munde. In der Regel dauert die Entleerung des Blutes einige Tage u. geschieht stoßweise, indem von Zeit zu Zeit größere Mengen heraufgehustet werden; in der Zwischenzeit u. nach dem letzten Bluthustenanfalle ist der Auswurf blutig gefärbt u. wird endlich ganz weiß. In seltenen Fällen führt ein solcher Anfall durch Verblutung zum Tode; meist hört die Blutung wieder auf, aber es entwickelt sich unter entzündlichen Erscheinungen die Lungenschwindsucht. Die Hauptaufgabe der Behandlung besteht in Sistirung der Blutung u. Mäßigung der Herzbewegungen, die immer sehr stürmisch sind. Zunächst hat man für absolute physische u. psychische Ruhe zu sorgen, eine Eisblase auf die Stelle zu legen, woher das Blut kommt, od. auf die ganze Brust, den Hustenreiz aber durch Morphium od Opium zu bekämpfen. Daneben muß Digitalis gereicht werden. Während die Bronchialblutung nicht infolge aktiver Hyperämie eintritt, entsteht eine andere Blutung im Lungengewebe infolge von Stauungshyperämie, d. i. der *hämoptoische Infarkt*. Wenn also bei einem organischen Herzleiden Blut ausgehustet wird, so ist mit größerer Wahrscheinlichkeit diese Krankheit anzunehmen als eine Bronchialblutung. Kommt aber, wie sehr oft, gar kein Blut nach außen zum Vorschein, so ist nur in dem Falle, daß der Bluterguß bis an das Rippenfell (den Ueberzug der Lunge) reicht, dieser durch die Perkussion zu erkennen. – Durch Verwundung der Lunge od. Zerreißen von Aneurysmen (s. d.) erfolgt aus einer größeren Arterie eine Blutung in das Gewebe der Lungen, *Lungenextravasat*, od. in das Rippenfell. Entweder tritt gar kein Blut zum Munde heraus od. es wird eine sehr große Menge ausgehustet. Hier kommt es fast immer zum sofortigen Tode.

Lungenentzündungen kommen in dreierlei Form vor: die croupöse, die katarrhalische u. die interstitielle. Bei der *croupösen* od. *lobären* (weil sie meist einen ganzen Lungenlappen befällt [Pneumonia lobaris]) wird ein der Croupmembran ähnlicher, aus Zellen u. faseriger Grundsubstanz bestehender Erguß in die Lungenbläschen gesetzt, welchem noch Blut beigemischt ist, weil immer einzelne Haargefäßchen platzen. Diese Entzündung ist eine der häufigsten Erkrankungen der Blütejahre (20—45) u. entsteht meist nach allerhand Erkältungen im Winter, bes. aber im Frühjahre, vornehmlich bei Nordostwind, od. nach Einathmung verdorbener Luft. Der Beginn der croupösen Lungenentzündung geschieht fast ausnahmslos mit einem heftigen Schüttelfrost, dem hohes Fieber folgt. Bemerkenswerth gegenüber anderen Krankheiten ist das Abnehmen od. gänzliche Aufhören der Chlorverbindungen (Kochsalz) im Harn. Dabei fühlt der Kranke eine große Schwere u. Schmerz in der befallenen Stelle, ist von starker Athemnoth heimgesucht, die sich nach geschehener Hepatisation bessert u. nach Aufhören des Fiebers ganz schwindet. Der Auswurf ist zähe u. durch das beigemischte Blut hellroth od. pflaumenbrühartig gefärbt u. veranlaßt den Kranken zu trockenem, quälendem Husten. Während man das Vorhandensein u. den Sitz der Lungenentzündung aus dem Auswurfe u. der Besichtigung des Brustkorbes erkennen kann, ist die genauere Erkennung durch das Beklopfen u. Behorchen der Brust möglich. Der Sitz der Lungenentzündung ist in den weitaus meisten Fällen der hintere Theil des einen unteren Lungenlappens, od. dieser ganz. Wird mehr befallen, so ist der Fall ein schwerer. Die schwersten Fälle sind aber diejenigen, in welchen einer od. beide oberste Lappen ergriffen werden. In diesem Falle sind immer Delirien (Phantasiren) vorhanden u. die Entzündung geht leicht in Verkäsung u. Schwindsucht (s. d.) über. Einen vom geschilderten Verlaufe verschiedenen haben die Lungenentzündungen der Geisteskranken u. Säufer. Die Dauer des Fiebers ist in normalen Fällen 3—7 Tage. Die Lokalerscheinungen treten nicht gleich im Anfange auf, sodaß es oft vorkommt, daß man bei Untersuchung der Brust nach dem Froste während des Fiebers nichts Abnormes findet. Dauert das Fieber länger, so ist der Uebergang in Schwindsucht zu befürchten. Die Heilung geschieht meist durch *Krisis* (s. d.), die sogar zum Kollapse werden kann, sodaß Unkundige den baldigen Tod erwarten. Da die in normalen Grenzen verlaufende Lungenentzündung nicht nur ohne jede Behandlung, sondern auch unter der allerverkehrtesten heilt, so hat man in diesen Fällen nichts zu thun, als ein richtiges Verhalten anzuordnen. Nur die excessiven Erscheinungen sind zu bekämpfen. Bei starker Athemnoth u. Blutfülle der Lungen sind, wenn die Kranken kräftig sind, kalte od. Eiskompressen, lokale Blutentziehungen, weniger allgemeine, zu machen. Die Zeiten, in denen ein Arzt, der bei irgend einer Lungenentzündung einen Aderlaß unterließ, für unwissend od. sinnlos gehalten wurde, sind glücklicherweise vorüber. Bei Säufern u. Geisteskranken ist dieses Mittel entschieden schädlich. Der hauptsächlichste Angriffspunkt ist aber das hohe Fieber, gegen welches wir in den kalten Bädern ein ausgezeichnetes Mittel besitzen. Während man in gewöhnlichen Fällen u. bei kräftigen Leuten absolute Diät halten muß, ist man bei schwächlichen Individuen gezwungen, zeitig kräftige Nahrung, Fleischsaft, Eier, Fleischbrühe, Wein, manchmal sogar Chinin od. Kampher zu geben. Dauert das Fieber lange an, so sind die Bäder mit Chinin zu kombiniren, bei langer Dauer der örtlichen Erscheinung sind die kalten durch warme Kompressen zu ersetzen, bei Uebergang in Schwindsucht ist ebenfalls Chinin u. kräftige Nahrung sowie milde Luft am Platze.

Bei der *katarrhalischen Lungenentzündung* (Bronchopneumonie, lobuläre [lobulus, Läppchen] Lungenentzündung, auch Lungenkatarrh genannt) zeigen die feinsten Luftröhrenästchen u. die Lungenbläschen die katarrhalische Form der Entzündung, vermehrte Schleim-, später Eiterbildung, zum Theil mit untermischtem Blute. Während die croupöse Lungenentzündung ganze Lappen od. doch einen großen Theil derselben befällt, sind bei dieser nur die Lungenläppchen, aber an vielen Stellen der Lungen, ergriffen. Die Krankheit tritt meist nur bei kleinen Kindern (bis zum vierten Jahre) u. älteren Personen, od. im Gefolge gewisser

Krankheiten, bes. Masern, Scharlach, Pocken, exanthematischem Typhus ɔc., auf. Die hauptsächlichsten von der croupösen Form sich unterscheidenden Merkmale sind geringere Fieberhöhe u. gewisse durch die genaue Untersuchung der Brust dem Arzte zugängliche Zeichen. Während das Fieber der croupösen Lungenentzündung ein konstantes (auf gleicher Höhe) od. schwach remittirendes ist u. plötzlich abfällt, zeigt das der katarrhalischen Form einen stark remittirenden (mit großen Abnahmen) od. intermittirenden (Abfälle bis zur Norm) Charakter u. heilt durch Lysis in langsamem Abfall (s. „Krisis"). Bei kleinen Kindern, bes. Säuglingen, verräth sich die Krankheit durch unterbrochenen Schlaf, mühsames, schnelles u. ungleichmäßiges Athmen, heiße u. trockene Haut. Die Säuglinge nehmen die Brust oft gar nicht mehr; dabei besteht häufiges Hüsteln, nam. in der Rückenlage des Kindes. Wird nicht bald Hülfe geschafft, so treten die Erscheinungen der Kohlensäurevergiftung ein: das Kind erblaßt, das Gesicht verfällt, wird leichenhaft, die Augen glanzlos, die Extremitäten, die Nasenspitze kühl, die Athmung immer schwieriger, hin u. wieder treten Erstickungsanfälle auf, der Puls wird unzählbar u. klein — schließlich erkaltet der ganze Körper u. es erfolgt der Tod entweder in einem Anfalle von Konvulsionen od. in bewußtlosem Zustande. Die **Behandlung** hat zunächst auf die größte Ruhe, eine reine, gleichmäßig temperirte Luft (13° R.) u. reizlose Diät zu sehen. Blutentziehungen sind hier zu vermeiden. Lungenerweiterung (emphysema pulmonum) s. unter „Emphysem". Lungenatelektase ist derjenige Zustand, in welchem die Lungenbläschen nicht, wie beim Emphysem, mit Luft gefüllt, sondern zusammengedrückt sind. Normal findet er sich über beide Lungen verbreitet bei Kindern im Mutterleibe, krankhaft nur in einzelnen Theilen der Lunge bei Neugeborenen, die noch nicht ordentlich geathmet haben, bei kleinen Kindern mit capillärer Bronchitis, bei Erwachsenen infolge von Druck eines pleuritischen Exsudates. Die Behandlung besteht bei Neugeborenen in Anregung zum Schreien, durch Kitzeln, Anblasen u. s. w., bei an capillärer Bronchitis leidenden kleinen Kindern in einem Brechmittel; bei Erwachsenen mit pleuritischem Exsudat ist dieses zu behandeln. Lungenschwindsucht, s. „Schwindsucht".

Lungenseuche nennt man eine sehr langsam verlaufende, Anfangs keine deutlich bemerkbaren Kennzeichen aufweisende, dem Rind eigenthümliche u. sehr ansteckende Krankheit, welche mit Recht die „deutsche Rinderpest" genannt wird, immer mehr u. mehr — in Deutschland namentlich — zum Verderben der Viehhaltungen auftritt u. bes. mit dem Anlegen neuer Verkehrswege, dem Schaffen vermehrter Transportmittel u. dem sich steigernden Rindviehhandel größere Ausbreitung erlangt. Mit Sicherheit ist nachgewiesen, daß diese gefährliche Seuche, welche vom Rinde nur auf Ziegen, sonst auf kein anderes landwirthschaftliches Hausthier übertragen werden kann, auch den Menschen keine direkte Gefahr bringt, 1743 im Kanton Zürich auftrat u. von da nach den übrigen Schweizer Kantonen, nach Deutschland, Frankreich u. Italien eingeschleppt worden ist; später kam sie nach Belgien, Holland, England, Schweden, Dänemark u. Finnland. 1854 wurde sie durch kranke Rinder nach Afrika, 1858 nach Australien, 1859 nach Amerika importirt. Ueberall, wo der Handelsverkehr sie hingetragen, ist sie mehr od. weniger zur stationären, einheimischen Krankheit geworden. Mit dem Ueberstehen der Krankheit wird die Anlage zu derselben getilgt. Leider sind meist $^1/_3$ bis $^1/_2$ der von der Seuche heimgesuchten Rinder dem Tode verfallen, u. wenn das Uebel einmal in einer Wirthschaft auftritt, so bleiben in der Regel nur 10—25 % der Rinder von demselben verschont, ausnahmsweise bis 40 %. Zuweilen tritt die L. ganz mild auf, ja es kommt vor, daß Rinder dieselbe überstehen, ohne daß bei ihnen die Krankheit von dem Besitzer der Thiere bemerkt worden ist; natürlich ist dies nur bezüglich einzelner Stücke des Stalles der Fall, während andere derselben Viehhaltung als Opfer der Seuche fallen. Die Rinder, welche die Krankheit überstehen, bleiben häufig Siechlinge u. Kümmerlinge während ihrer weiteren Lebensdauer. Der Ansteckungsstoff der L. ist sehr lebenszähe, er erhält sich in Ställen bis zu 6 Monaten lebensfähig; Rauhfutter, welches auf Böden über den Ställen, in welchen lungenseuchekranke Thiere befindlich gewesen waren, gelagert hatte, hielt den Ansteckungsstoff 5 Monate lang wirksam. Hauptsächlich ist das Contagium an die von kranken Thieren ausgeathmete Luft gebunden, kann auch durch Vermittelung der atmosphärischen Luft bis 300 Schritt weit fortgeführt werden u. dann noch Ansteckung vermitteln. Speichel, Fleisch u. Blut lungenseuchekranker Thiere scheinen das Ansteckungsgift nur so lange zu besitzen, als sie noch nicht vollständig erkaltet sind; Häute verlieren die Fähigkeit anzustecken, wenn sie durch Luft vollkommen austrocknen; die Lymphe aus den Lungen der an der Seuche umgestandenen Thiere hält lebensfähiges Contagium nur wenige Tage; letzteres wird bestimmt vernichtet, wenn Fäulniß der Lymphe eintritt. Am Koth, am Urin der lungenseuchekranken Rinder haftet der Ansteckungsstoff ebenfalls; Zwischenträger aller Art (lebende, z. B. Menschen, Pferde ɔc., u. leblose, z. B. Dünger, Wagen, Stroh, Stallgeräthe) können zur Weiterverbreitung der Seuche ungemein viel beitragen. Durchgeseuchtes Vieh aber kann 3 Monate nach überstandener Krankheit noch anstecken. — Vom Momente der Ansteckung bis zum Ausbruch der Seuche bei einem Rinde vergeht eine Zeit von 1 bis zu 12 Wochen; im Mittel beträgt diese Frist, welche man Inkubationszeit zu nennen pflegt, 3—5 Wochen.

Kennzeichen. Die L. zeichnet sich durch ihren schleichenden u. langsamen Verlauf aus, unter Umständen dauert die Krankheit 6 Monate lang. Man unterscheidet zwei Stadien: nämlich I. ein längeres, meist durch Fieberlosigkeit der Thiere ausgezeichnetes, in welchem die Symptome der Seuche mehr versteckt sind, deshalb leicht von dem Laien übersehen werden können; II. ein kürzeres, durch Fieber des Patienten gekennzeichnetes u. durch anderweite, deutlich in die Augen fallende Krankheitszeichen charakterisirtes, sehr rasch verlaufendes Stadium. — Die Krankheit beginnt 1—12 Wochen nach der Ansteckung; sie ist zunächst an den heimgesuchten Thieren nur dadurch bemerkbar, daß dieselben oft hüsteln; der Husten tritt Anfangs nur selten auf, hauptsächlich des Morgens, wenn die Stallthüren geöffnet werden u. frische, kalte Luft in den Stall dringt; dann noch nach der Aufnahme von Tränke; er ist kurz, ziemlich kräftig, wird in der Regel nur einmal ausgestoßen, also nicht rasch mehrmal hinter einander, sondern einzelnes Aufhusten in größeren Zwischenräumen ist zu beobachten. Nach u. nach wird der Husten matter; er wird öfter bei den noch volle Freßlust zeigenden Thieren wahrgenommen, scheint auch den Thieren Schmerzen zu verursachen. In der Regel zeigt sich dann auch ein schnelleres Athmen, als der Norm entspricht. Hochträchtige Thiere verwerfen jetzt gern. Dieser Zustand kann wenige Wochen, doch auch Monate lang dauern; endlich verlieren die Patienten ihre Munterkeit u. den Appetit, das Haar wird glanzlos u. struppig, die Augen werden aus den Höhlen hervorgetrieben, Thränen werden öfters abgesondert u. die Thiere zeigen einen eigenthümlichen stieren Blick. Die Milchsekretion ist gemindert. Selten genesen die Kranken nach Ueberstehung dieses ersten Lungenseuchestadiums; in den allermeisten Fällen tritt das zweite Stadium der Seuche ein, welches durch raschen (7—21 Tage) Verlauf sich auszeichnet. Die Kranken zeigen deutlich ausgeprägtes Fieber (frequenten, kleinen Puls; 70—80 Schläge in der Minute, pochenden Herzschlag, stark erhöhte innere Körpertemperatur, Wechsel von Hitze u. Frost auf der Körperoberfläche). Die Milchabsonderung bei den Kühen hat, wie der Appetit, gänzlich aufgehört od. ist nur in ganz geringem Grade vorhanden. Die sichtbaren Schleimhäute sind stark geröthet, der Athem wird nur unter großer Anstrengung möglich u. ist stark beschleunigt. Die Patienten sehen sehr verfallen aus, das Haar auf dem Rücken steht zu Berge. Der Kothabsatz ist verringert od. ganz unterdrückt. Die Athemnoth steigert sich, die Thiere sperren die Nasenlöcher u. das Maul weit auf, um genügende Mengen Luft ein- u. ausathmen zu können, bei welchem Geschäft die Kranken anken u. stöhnen; Speichel fließt aus dem Maul; der Husten ist dumpf, kraftlos, heiser u. verursacht große Schmerzen; zuweilen werden gelbe, zähe Exsudatmassen ausgehustet. Endlich werden die kranken Rinder sehr matt u. hinfällig, sie stützen — wenn sie stehen — den Kopf auf die Krippe u. wenden die Schulterblätter von dem Brustkorbe ab; wenn sie liegen, suchen sie durch die untergeschlagenen Füße den Brustkasten von der Berührung mit dem Erdboden möglichst fern zu halten, od. sie liegen vorzugsweise auf einer Körperseite. Die gestörte Wegsamkeit in den Luftwegen verursacht die höchste Athemnoth, welche sich bis zu Erstickungszufällen steigern kann; endlich tritt hochgradige Erschöpfung ein (unter dem Sicheinstellen von Durchfällen, höchst üblem Geruch der ausgeathmeten Luft ɔc.), welche endlich zum Tode führt, wenn nicht Erstickung dem Leben des kranken Thieres ein Ende macht.

Die Krankheit, welche wir L. nennen, ist als eine seuchenhaft auftretende Lungenentzündung, welche sich in der Regel schließlich mit Brustfellentzündung kombinirt, aufzufassen. — In der Regel wird nur eine Lungenhälfte (vorzugsweise die linke) ergriffen; wenn man am lebenden lungenseuchekranken Rinde das Ohr an die kranke Brusthöhle legt, hört man entweder gar kein normales Athmungsgeräusch, od. ein eigenthümliches Geräusch, welches mit einem stoßweise erfolgenden „chü" „chü" zu vergleichen ist. Klopft man mit dem gekrümmten Finger der geballten Faust an die Wandung der kranken Brustseite, so läßt sich ein dumpfer, leerer, klangloser Ton hören, wie man ihn vernimmt beim Schlagen auf einen Sack mit Mehl; auf der gesunden Brustseite angeklopft, wird ein voller, sonorer Ton wahrgenommen. Bei der Sektion eines der L. erlegenen Rindes findet man eine, od. was nur ausnahmsweise vorkommt, beide Lungenhälften enorm vergrößert. Eine Lungenhälfte, welche durch die Krankheit verändert ist, wiegt nicht selten 10—20 Kg. Das Lungenfell der oft um das Doppelte vergrößerten Lunge ist durch gelbrothe Exsudatmassen mit dem Brustfell verwachsen. Die Lungensubstanz ist nicht mehr lufthaltig, sie sinkt auf

Wasser gebracht augenblicklich unter; sie ist so verdichtet u. verdickt, daß man sie „hepatisirt“, d. h. leberartig, nennt. Schneidet man eine solche Lunge durch, so findet man die Schnittfläche marmorirt, d. h. die hochrothe Lungensubstanz stellt rothe Inselabschnitte dar, die mit gelben Rändern (dieses ist das mit gelber Lymphe durchtränkte sog. interlobuläre Bindegewebe der Lunge) umzogen sind. Die Bronchienenden halten dieselbe gelbe Lymphe wie das ebengenannte Bindegewebe; aus beiden läßt sich die Lymphe, welche zum Impfen benutzt wird, herausdrücken.

Behandlung. Schon viele Mittel sind als probat gegen die L. gelobt worden, allein Heilung wird in den meisten Fällen erzielt worden sein, nicht weil, sondern obgleich man Arzneimittel anwendete; Allöopathen u. Homöopathen, Wasser- u. Apfelweindoktoren wollen die L. geheilt haben; die gütige Mutter „Natur“ thut jedenfalls das Beste. — Trocknes Futter für die Patienten u. reine, frische Athmungsluft in den Ställen, wo jene stehen müssen, bedingen entschieden einen günstigen Verlauf der Seuche. Potasche (3mal täglich je 15 gr. pro Haupt) in Abwechselung mit Eisenvitriol (3mal täglich je 10 gr.) u. äußere Ableitungen (Haarseile, Einreiben von scharfen Salben, Brennen der Haut) sind gerühmt worden. Theerwasser (täglich 1 Liter für ein krankes Thier, 1 Theil Theer u. 4 Theile Wasser; nur die klare Flüssigkeit, nicht der Bodensatz, kommt zur Verwendung), ferner Holzessig (4—6 gr. pro Tag u. Stück in Wasser) scheinen noch am besten zu wirken.

Vorbeuge. Man meide nach Möglichkeit, Vieh aus einer Gegend zu kaufen, wo L. herrscht, od. vor weniger als 6 Monaten geherrscht hat; man bringe neugekauftes Vieh in einen Quarantainestall, wo es 3 Monate für sich aufgestallt u. durch besonderes — von den übrigen Dienstboten isolirtes — Wärterpersonal verpflegt werden muß; wenn sich innerhalb 3 Monaten nichts Verdächtiges zeigt, so kann man die neu acquirirten Thiere dem vorhandenen Hauptviehstamm einverleiben; Dienstboten dürfen nicht gemiethet werden, die vor Kurzem in einer Wirthschaft, in welcher die L. vorhanden war, dienten, od. man sorge dafür, daß die Stallgarderobe der neu angezogenen Kuhmägde u. Ochsenknechte gehörig gereinigt u. desinfizirt werde; man lasse zu Zeiten, in welchen die L. in ungewöhnlicher Weise herrscht, keine Person, die aus Vieh- od. Fellhandel ein Gewerbe macht, in den Rinderstall; ferner ist der Ankauf von Futter u. Dünger aus verseucht gewesenen Gehöften zu unterlassen. Jeder Landwirth sorge nach Möglichkeit mit für gute veterinärpolizeiliche Maßregeln; ganz bes. sind alle die Bestimmungen, welche das Verheimlichen der L. in einer Wirthschaft begünstigen, ja oft geradezu provoziren, zu beseitigen; eine scharfe Gefängnißstrafe — nicht eine Geldstrafe — muß den Verkäufer von lungenseuchekrankem Vieh treffen; damit der Handel mit krankgewesenen Thieren nicht so leicht wie bisher möglich wird, soll das Vieh, welches mit L. befallen war od. mit lungenseuchekranken Thieren zusammengestanden hat, gekennzeichnet (durch Brand) werden; eine genügende Desinfektion aller Eisenbahn-Viehwagen soll überall stattfinden. Da die L. immer mehr u. mehr um sich greift u. eine Schrecken erregende Verbreitung finden kann, hat man vorgeschlagen, daß die Landwirthe einer Gegend, wo L. häufig, eine auf Gegenseitigkeit begründete Versicherung des Rindviehes gegen diese Krankheit einrichten sollen; die Versicherungsgesellschaft müßte, da die sofortige Beseitigung der kranken Thiere das wichtigste Tilgungsmittel ist, alles an der Seuche offenbar erkrankte Vieh auf eigene Rechnung abschlachten lassen u. dem Besitzer nach dem vollen Werthe, welchen es vor der Erkrankung hatte, vergüten. — In Holland sind die wichtigsten Maßregeln, welche der Staat vom J. 1871 an gegen die L. in Ausführung brachte: das Schlachten der erkrankten Thiere unter polizeilicher Aufsicht, Entschädigung der Viehbesitzer, Verscharren od. Verbrennen der gefallenen Thiere. Beim Ausbruch der L. in einem Stalle muß alles Vieh innerhalb 8 Tagen geschlachtet od. geimpft werden. Diese Maßregeln scheinen zweckentsprechend gewesen zu sein, denn im J. 1871 kamen 6078 Erkrankungsfälle in 314 Gemeinden, 1872 kamen 4008 Erkrankungsfälle in 261 Gemeinden u. 1873 nur 2479 Erkrankungsfälle in 199 Gemeinden vor; es läßt sich also eine Verminderung der Krankheitsfälle nach dem Erscheinen des neuen Veterinärpolizeigesetzes nachweisen. — Obschon unter 100 Fällen 90mal die Krankheit notorisch nur durch Ansteckung weiter verbreitet wird, so läßt sich doch das originäre Entstehen der L., heutigen Tages noch, nicht ganz wegleugnen. Ueberall da, wo diese Krankheit auftrat, ohne daß Ansteckung Ursache war, ist als erzeugender Faktor der Genuß verschimmelten Futters (nam. der Preßrückstände 2c.) angeschuldigt worden. Man meide das Verfüttern muldrigen, schimmeligen Futters, besonders der verdorbenen Preßrückstände. Ueber den Werth der Impfung bei L. sind die Meinungen der thierärztlichen Praktiker noch sehr getheilt, u. muß weiteren Versuchen, Untersuchungen u. Beobachtungen vorbehalten bleiben, über das Nützliche der (zuerst 1836 durch de Saive ausgeführten) Impfung der durch L. stark gefährdeten Rinder endgiltige Beweise herbeizuschaffen.

Lupe, s. „Loupe.“

Lupercus, d. h. der Wolfsabwehrer, ein Beiname des römischen Hirtengottes Faunus. Sein Heiligthum in Rom, das Lupercal am Palatin, sollte die Grotte sein, in welcher Romulus u. Remus von der Wölfin gesäugt worden waren. An diese heilige Stätte knüpfte sich eine besondere Priesterschaft, die Luperci, u. das auf den Februar fallende Fest der Lupercalien. Diese hatten Sühne u. Reinigung zum Zwecke. Nach dem Opfer rannten die fast nackten Faunpriester in der Stadt herum u. schlugen die begegnenden Frauen mit Riemen, die sie aus den Fellen der Opferthiere geschnitten hatten, in die flache Hand.

Lupine (Lupinus), Pflanzengattung der Hülsengewächse mit vielen schönblumigen Arten, welche über den Orient u. beide Amerika verbreitet sind u. meist in krautartiger, aber auch in strauchartiger Form auftreten. Abgesehen von einigen als Zierpflanzen dienenden Arten (z. B. den blaublumigen L.n, mutábilis, Cruckshankii, nanus, polyphyllus), hat uns der Orient drei andere gegeben, die man auf Sandboden im Großen baut, um sowol dem Boden organische Substanz (Gründüngung), als auch dem Vieh, nam. den Schafen, ein nahrhaftes Futter zu geben. In erster Beziehung entspricht die L. auch ganz u. gar ihrem Namen, den man davon ableitete, daß ihre Wurzeln gierig in jedes Erdreich eindringen u. deshalb diese Pflanzen zu einem wahren Segen für magere Landstriche gemacht haben. Schon Friedrich d. Gr. betrieb die Zucht der L. für die Mark; doch erst v. Wulfen brachte sie zum Anbau im Großen u. Allgemeinen. Jene drei landwirthschaftlich wichtigen L.n sind: die gelbe, blaue u. weiße L. (L. luteus, angustifolius, albus). Die erste wird 0,30—1,00 cm. hoch, während die letzteren wol 0,30—1,25 cm. hoch werden. Die weiße gedeiht nur in wärmeren Himmelsstrichen.

Lupulin, gelbliches Pulver auf der Hopfenblüte, s. „Hopfen“.

Lupus in fabula (lat.), d. i. „der Wolf in der Fabel“, deutsch: „Wenn man vom Wolfe spricht, so ist er nicht weit.“

Luqsor, Dorf in Oberägypten in der Mudirijeh (Gouvernement) Kenneh, am rechten Nilufer, Sitz eines deutschen u. mehrerer anderer Konsularagenten; liegt auf dem Boden des ägypt. Theben u. hat einen riesigen Tempel, der im Alterthum mit den Tempeln des ½ Stunde entfernten Karnak (s. d.) durch eine Allee von Sphingen verbunden war. Derselbe, der von dem herkömmlichen Schema ägypt. Tempelbauten etwas abweicht, u. den ganz zu überblicken schwierig ist, weil eine große Anzahl von arab. Häusern in u. auf demselben nisten, wurde von Königen der 18. (1684—1443 v. Chr.) u. 19. (1443—1269) Dynastie gebaut, von den Ptolemäern, bes. Alexander II., restaurirt. Zu beiden Seiten des Eingangsthores ragen aus dem Boden zwei kolossale Granitfiguren Ramses' II. (1388—1322 v. Chr.); daneben standen zwei Obelisken, in ihren Inschriften den Ruhm desselben Königs verkündend. Von diesen Obelisken steht heute nur noch der eine hier, während der andere eine Zierde der Place de la Concorde in Paris ist.

Lurche, Volksausdruck für die Amphibien, wonach weiter die Schwanzlosen als Froschlurche, die Molche als Schwanzlurche, die Blindwühlen als Schleichenlurche, die Lungenfische, insofern sie von Manchen zu den Amphibien gestellt werden, als Fischlurche bezeichnet werden.

Luristan, Provinz im westl. Persien, 710 □M. umfassend, ist ein Gebirgsland, welches im W. zur Tiefebene des Tigris abfällt u. zwischen den stark bewaldeten Bergen reich bewässerte u. fruchtbare Thäler enthält. Es zerfällt in Luri-Buzurg u. Luri-Kutschuk, d. h. Groß- u. Klein-L., u. ist von den tapferen, gastfreundlichen Bakhtiari bewohnt, welche, etwa 500,000 an Zahl, meist in kleinen Bergdörfern sitzen u. Viehzucht treiben, im W. sind sie Nomaden. Obgleich von pers. Abkunft, fügen sie sich doch nur widerwillig der pers. Regierung, werden aber als Krieger geschätzt.

Lurlei. Unterhalb Oberwesel im Kreise St. Goar erhebt sich aus dem Rheine senkrecht ein hoher nackter Felsen, der den Namen L. führt u. wegen seiner merkwürdigen Echo's schon in alter Zeit bekannt war. In einem lat. Gedichte eines gewissen Bernhard Möller vom J. 1570 wird bereits erzählt, wie beim Ruf Vorübergehender der Gipfel mit fürchterlicher Stimme den Einsturz drohe, wie er bei Schüssen ertöne, als ob man ihn einreiße, u. diese wunderbare Eigenschaft wird von vielen Höhlen in seinem Innern, von denen keine ganz durchgehe, u. so den Schall vielfach breche, erklärt. Nach einer Stelle des Minnesingers Marner soll der Schatz der Nibelungen in seinem Innern niedergelegt sein. Eine andere Sage von diesem Felsen hat man aber bis zum J. 1802 nicht gekannt, denn erst in diesem Jahre schrieb Brentano sein Gedicht „Lore Lay“, u. erzählt darin zwar nicht von einer Zauberin, sondern von einer schönen Bacharacherin, die, nachdem sie durch ihre verführerischen Augen die Männer berückt, selbst unglücklich geworden sei, von diesem Felsen sich hinabstürzte u. den Tod in den Wellen suchte. Später hat man hinzugesetzt, das Echo sei ihre Stimme, u. daraus ist dann die Sage von einer schönen Jungfrau entstanden, welche sich auf

der Spitze des Berges, die Harfe spielend, zeige, junge Männer, die auf dem Strome etwa allein in ihrem Nachen führen, durch ihren Gesang anlocke, so in Untiefen hinabzöge u. sich dann hohnlachend ins Wasser stürze. Eine irgendwie historische Grundlage hat diese Sage nicht, wie denn überhaupt der Ruf jenes Felsens nur dem herrlichen Gedichte H. Heine's „Von der Lorelei" zuzuschreiben ist.

Lusatia, lat. Name für Lausitz.

Luschka, Hubert v., einer der bedeutendsten Anatomen der Neuzeit, verdient auch insbes. als Förderer der topographischen Anatomie, geb. als Sohn des bad. Forstmeisters Georg August L. zu Konstanz 27. Juli 1820, ward auf Wunsch des Vaters 1835 Lehrling in der Apotheke seines mütterlichen Oheims in Ueberlingen, durfte sich aber nach 3½ Jahren den akademischen Studien zuwenden u. konnte bereits Michaelis 1841 die Universität Freiburg beziehen, praktizirte 1845 eine Zeit lang in Meersburg, machte hierauf eine Bildungsreise nach Paris, Wien u. Oberitalien u. ließ sich dann als praktizirender Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Seit 1849 Prosektor der Anatomischen Anstalt u. außerord. Prof. in Tübingen, wurde er im Mai 1853 Vorstand der genannten Anstalt u. Lehrer der allgemeinen pathologischen u. chirurgischen sowie mikroskopischen Anatomie, rückte Ostern 1855 zum ordentl. Prof. auf, erhielt in demselben Jahre den persönlichen Adel u. starb zu Tübingen 1. März 1875. Sein Hauptwerk ist „Die Anatomie des Menschen in Rücksicht auf die Bedürfnisse der praktischen Heilkunde" (6 Thle., Tüb. 1862—67); seine letzten Schriften waren „Der Schlundkopf des Menschen" (ebd. 1868), „Der Kehlkopf" (ebd. 1871) u. „Die Bauchorgane" (ebd. 1873).

Lusiaden, Die, berühmtes Epos von Camoens (s. d.).

Lusignan (spr. Lüsinjang), ein altes Dynastengeschlecht in Poitou; gelangte durch die Gunst der Umstände zur Zeit der Kreuzzüge unter Guido v. L. (s. d.) in Besitz des Königreichs Jerusalem u. später des Königreichs Cypern, welches unter Guido's v. L. Nachkommen bis zum J. 1473 bestand.

Lustgas wird zuweilen das Stickoxydulgas genannt, weil es beim Einathmen einen aufgeregten Zustand erzeugt; s. „Stickstoff".

Lustiger Rath, s. v. w. Hofnarr.

Lustre (franz., spr. Lüst'r), eigentlich Glanz, Schimmer, Ruhm; dann übertragen nennt man so einen Kronleuchter, feines Schmelzglas; ein Baumwollenzeug mit Einschuß von Schafwolle, wodurch dasselbe einen schillernden Glanz erhält, der durch Appretur noch erhöht wird; auch ein Garn aus der stark glänzenden engl. Kammwolle.

Lustrum, das am Schlusse des Census auf dem röm. Marsfelde gehaltene Sühnopfer für das gesammte Volk. Die drei Opferthiere, ein Stier, ein Schaf u. ein Schwein, wurden dreimal um die Volksversammlung herumgeführt u. dann geopfert, wobei der Censor ein feierliches Gebet sprach. Da der Census eigentlich alle fünf Jahre stattfand, so bekam das Wort L. überhaupt die Bedeutung eines fünfjähr. Zeitraums.

Lustspiel nennt die deutsche Sprache Das, was die Alten u. die meisten neueren Sprachen mit dem Worte Komödie bezeichnen (s. „Komödie"). Es soll die poetische Darstellung des Komischen in der Vergegenwärtigung menschlicher Handlungen sein. Der deutsche Name bezeichnet geschickt, wie darin die ungetrübte Freude des Lebens die vorherrschende Stimmung der Handlung abgeben soll. Es ist somit dem Trauerspiel od. der Tragödie, welche das Ideal direkt auffaßt, entgegengesetzt, indem es das Ideal indirekt in der zum Idealen aufsteigenden Verfolgung endlicher Zwecke darstellt. Weil es nun aber das wirkliche Leben mit seinen Schattenseiten u. Schwächen abbilden soll, weil es sich mehr an die Gegenwart u. ihre Tendenzen anschließt, so bedarf es durchaus nicht der poetischen Form; dieselbe ist im Gegentheil oft gar nicht passend für dasselbe, weil schon das Ohr in Dem, was gesprochen wird, nicht die Natur wiederfindet, u. weil man eben nicht die Sprache des täglichen Lebens vernimmt, auch Das, was man hört, nicht für Wirklichkeit, sondern für Dichtung hält, womit der Zweck des Lustspiels verfehlt ist. Uebrigens unterscheidet man das reine, nur zur Belustigung dienende, von dem satirischen L.e, welches einen bestimmten Zweck verfolgt, nämlich gewisse verkehrte Ansichten, Moden, Handlungen dem Gelächter preiszugeben u. dadurch moralisch auf das Unterlassen u. Aufhören derselben hinzuwirken. Je nachdem nun aber die einzelnen Situationen, Verwicklungen u. Charaktere mehr od. weniger komisch u. Lachen erregend sind, unterscheidet man das eigentliche Lustspiel von der niedrigkomischen Posse. Eine besondere Abart des eigentlichen Lustspiels sind aber die sog., eigentlich erst in diesem Jahrh. aus Frankreich zu uns gekommenen Intriguen- od. Charakterstücke, denn in diesen liegt das Komische meist nur in der vorzüglich erst durch den Darsteller zur Geltung gebrachten Auffassung einzelner Charaktere u. Situationen. Dies sind freilich keine wirklichen L.e, ebenso wie die jetzt in die Mode gekommenen kleinen Salonscenen od. sog. Soloscherze. Ueberhaupt ist in neuerer Zeit Vieles mit dem Namen eines L.es bezeichnet worden, was man sonst Schauspiel, ein Mittelding zwischen ernstem L. u. Trauerspiel, genannt hat. Den eigentlichen Zweck des L.s, ridendo dicere verum, od. auf die Verbesserung der Sitten u. Entfernung von Mißbräuchen u. das Ablegen von thörichten u. verkehrten Gewohnheiten zu wirken, haben übrigens die Griechen, die Erfinder dieser dramatischen Dichtungsart, u. die Römer weniger vor Augen gehabt, als in der neuern Zeit die franz., engl. (ihre Nachahmer) u. deutschen Lustspieldichter. Die spärlichen Versuche, welche die orientalischen Völker darin machten (z. B. die Chinesen), können eigentlich hier nur als kulturhistorische Kuriositäten in Betracht kommen, da sie irgend einen poetischen Werth nicht haben. Eine Geschichte des L.s überhaupt ist noch nicht geschrieben, wohl aber ist bei der Geschichte der dramatischen Literatur im Allgemeinen u. Besondern das L. stets als integrirender Theil derselben mit behandelt worden.

Luterlin, der gelbe Farbstoff des Wau (s. d.).

Lutetia Parisiorum, lat. Name für Paris.

Lutetia, ein zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender, 15. Nov. 1852 von Goldschmidt in Paris entdeckter Planetoid; sein Zeichen ist (21).

Luthardt, Christoph Ernst, einer der hervorragendsten Führer der strengen Lutheraner in Deutschland, geb. 22. März 1823 zu Maroldsweisach in Unterfranken, wurde zu Nürnberg vorgebildet u. studirte 1841—45 zu Erlangen u. Berlin Theologie. 1847 wurde er Lehrer am Gymnasium zu München, 1851 Repetent u. 1852 Privatdozent zu Erlangen, 1854 außerord. Prof. der Theologie zu Marburg, 1856 ord. Prof. der Dogmatik zu Leipzig. Der Ruf der Leipziger theologischen Fakultät als einer streng lutherischen ist vor Allem sein Werk; mit der Begründung der „Allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchenzeitung" hat L. auch äußerlich die Führung der Lutheraner in Sachsen u. weit über dessen Grenzen hinaus übernommen. Von wissenschaftlichen Werken L.'s sind zu nennen: „Das johanneische Evangelium" (2 Thle., Nürnb. 1852 u. 53; 1 Thl., 2. Aufl. 1875); „Die Lehre von den letzten Dingen" (Lpz. 1861) u. das „Kompendium der Dogmatik" (4. Aufl., Lpz. 1873). Von den populär-religiösen Schriften L.'s haben außer seinen zahlreichen Predigten bes. die „Apologetischen Vorträge" (3 Thle., Lpz.; 1. Thl., 8. Aufl. 1873; 2. Thl., 4. Aufl. 1874; 3. Thl., 2. Aufl. 1873) außerordentliche Verbreitung gefunden.

Luther, Karl Theodor Robert, Astronom, geb. zu Schweidnitz in Schlesien 16. April 1822, war seit 1841 freiwilliger Mitarbeiter an der Sternwarte in Breslau u. seit 1843 an der in Berlin, an welch letzterer er 1848 als Assistent wirklich angestellt wurde, u. folgte 1851 einem Rufe als Direktor an die städtische Sternwarte in Bilk bei Düsseldorf. Er hat sich insbes. seit 1852 als Entdecker zahlreicher kleiner Planeten bekannt gemacht. Seine astronomischen Rechnungsarbeiten hat er theils in Encke's „Astronomisches Jahrbuch" theils in den „Astronomischen Nachrichten" veröffentlicht.

Luther, Martin, der Urheber der deutschen Reformation u. der größte der Reformatoren überhaupt, wurde 10. Nov. 1483 (nach anderer Angabe 1484) zu Eisleben geb. Sein Vater, Hans L. (ohne Zweifel „Lothar"), war früher, wie auch seine Vorfahren, ein Bauer, dann Bergmann zu Möhra gewesen; von Eisleben, dem Geburtsorte Martin L.'s, zog er bald nach Mansfeld, wo er später sogar im Rathe saß. Die Mutter L.'s, Margarethe geb. Lindemann, stammte aus Eisenach u. war eine sittenstrenge u. fromme Frau. L. selbst gedenkt zwar der eisernen Strenge, mit der er von Beiden, bes. dem Vater, erzogen wurde, rühmt aber zugleich nachdrücklich die unwandelbare Rechtschaffenheit u. Opferwilligkeit des Letzteren. Den Namen Martin erhielt L. von dem Heiligen seines Tauftages (11. Nov.), Martin von Tours; erst später ist zu Ehren L.'s der 10. Nov., also sein Geburtstag, zum evangelischen Martinstag geworden.

L. besuchte zuerst die Lat. Schule zu Mansfeld, dann seit 1497 die der Franziskaner zu Magdeburg. 1498 kam er nach Eisenach, wo er zugleich als armer Schüler in der Kurrende sein Brot vor den Thüren ersingen mußte; dieser Umstand hatte die bekannte Berührung mit der frommen u. wohlthätigen Wittwe Cotta zur Folge.

1501 bezog L. die damals bedeutende Universität Erfurt, um sich nach dem Wunsche seines Vaters zunächst durch das Studium der mittelalterlichen Scholastiker u. der römischen Klassiker für die juristische Laufbahn vorzubereiten. Schon war er 1503 Baccalaureus, 1505 Magister geworden, als er, wahrscheinlich 1505, durch den Eintritt in das Augustinerkloster zu Erfurt vorläufig alle Hoffnungen seines Vaters vernichtete. Daß ihn zu diesem Schritt der plötzliche Tod seines Freundes Alexius (durch einen Blitz an seiner Seite) getrieben habe, ist eine Sage. Dieser Todesfall (wahrscheinlich ein Mord) kann höchstens seinen Entschluß beschleunigt haben; in Wahrheit ging der letztere aus einer unerklärlichen Seelenangst u. Verzweiflung an seiner Seligkeit hervor, in welcher er allein durch ein heiliges Leben Trost zu finden hoffte. Mit brennendem Eifer vertiefte er sich im Kloster, wo er 1507 auch die Priesterweihe empfing, in das Studium der Scholastiker, der Werke Augustin's u. der Bibel, die ihm hier erst bekannt geworden war. Aber weder diese Studien noch die härtesten Selbstpeinigungen u. Demüthigungen als Bettelmönch vermochten seine inneren Qualen zu stillen, bis ein alter Klosterbruder den fast Aufgeriebenen auf den tröstlichen Glauben an die Vergebung der Sünden hinwies. Nachdrücklichere Stärkung brachte ihm der Zuspruch des Provinzials der deutschen Augustiner, des edlen Johann v. Staupitz.



Nr 4049. Martin Luther und seine Frau.

Auf seine Empfehlung wurde L. 1508 von Friedrich dem Weisen als Lehrer der Philosophie an die 1502 gegründete Universität Wittenberg berufen, übernahm bereits 1509 einen Lehrstuhl der biblischen Theologie u. promovirte 1512 als Doktor der Theologie. Dabei verblieb er nach wie vor im Mönchsstande u. hatte sogar 1510 in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom zu machen. Er lernte dabei die tiefe Verderbniß der Kirche an der Quelle kennen, ohne indeß noch in seiner Hingebung an dieselbe irre zu werden. Die evangelische Richtung, die seit 1515 in seinen Vorlesungen u. Predigten immer deutlicher hervortritt, erhielt eine besondere Vertiefung durch das Studium der sog. Mystiker, bes. Johannes Tauler's. Durch ihn u. das nüchterne Studium der Bibel wurde er zugleich der herrschenden scholastischen Methode, die sich bes. an Aristoteles anschloß, immer gründlicher abgeneigt.

Ein zufälliger Umstand war es, der den so herangereiften Mönch zum ersten öffentlichen Auftreten gegen die herrschenden Mißbräuche in der Kathol. Kirche veranlaßte. Papst Leo X. hatte zur Befriedigung seiner maßlosen Verschwendungssucht u. Prachtliebe (angeblich aber zum Ausbau der Peterskirche) einen allgemeinen Ablaß ausgeschrieben. Zur Erhebung der Ablaßgelder war Deutschland in drei Bezirke eingetheilt worden; einen derselben übernahm der Kurfürst Albrecht von Mainz, Erzbischof von Magdeburg, gegen Zusicherung des halben Ertrages. Als einer der Beauftragten Albrecht's kam denn auch der berüchtigte Dominikaner Tetzel nach Jüterbogk u. lockte hier durch marktschreierische Künste auch zahlreiche Wittenberger an. L. mußte sich bald an seinen Beichtkindern überzeugen, wie sittenverderbend das Vertrauen auf den päpstlichen Ablaß wirkte, u. erbot sich deshalb in den berühmten 95 lat. Streitsätzen (Thesen), die er 31. Okt. 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, zu einer öffentlichen Disputation über die Sache. Dieser Schritt war an sich nichts Auffälliges, sondern folgte einer damals herrschenden Sitte. Auch würde man irren, wenn man bereits in den Thesen eine Auflehnung gegen den Papst od. auch nur gegen das Ablaßrecht desselben erblicken wollte. Dieselben sind vielmehr nur gegen den Mißbrauch des Ablasses (ohne gehörige Reue u. Buße) gerichtet u. setzen voraus, daß der Auftrag des Papstes von den Ablaßkrämern gröblich gemißbraucht werde. Daß aber trotzdem in den Thesen eine weltgeschichtliche That vorlag, von der man mit Recht den Anfang der Reformation datirt, dafür spricht, daß sie nach 14 Tagen durch ganz Deutschland, nach 6 Wochen durch ganz Europa verbreitet waren, mit ihnen zugleich die Erläuterung L.'s, der „Sermon von Ablaß u. Gnade“. Obgleich nun Tetzel die Thesen öffentlich zu Jüterbogk verbrannte u. andere dagegen aufstellte, auch der gelehrte Ingolstädter Kanzler Joh. Eck, bis dahin L. befreundet, ohne Nennung des Namens gegen ihn schrieb u. der Ketzermeister Jakob van Hoogstraten nach Kräften L. verdächtigte, so achtete doch Leo X. nicht auf das unbedeutende „Mönchsgezänk“, soll vielmehr an dem guten Kopf des Wittenbergers seine Freude gehabt haben. Eine Widerlegung der Thesen durch den päpstlichen Hausmeister, den Dominikaner Sylvester Prierias, wurde von L. kurz u. bündig abgefertigt; ein zweiter Angriff desselben, statt aller Antwort von L. selbst veröffentlicht, um seine Erbärmlichkeit vor Aller Augen bloßzulegen. Der Erfolg war, daß Leo X. selbst dem Prierias zu schweigen gebot. L. aber war noch so weit entfernt von der Lossagung vom Papste, daß er noch im Mai 1518 einen ehrfurchtsvollen Brief an denselben schrieb, um sich vor ihm zu rechtfertigen.

Die Bewegung hatte unterdeß einen Umfang gewonnen, der eine rasche Dämpfung nothwendig erscheinen ließ. L. erhielt Befehl, sich binnen 60 Tagen persönlich in Rom zu verantworten. Doch erlangten der sächs. Kurfürst Friedrich der Weise u. die Universität Wittenberg eine Aenderung dieses Beschlusses; es wurde L. erlaubt, statt in Rom, in Augsburg vor dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Cajetan, seine Rechtfertigung anzubringen (Okt. 1518). Dem Kardinal erschien die „deutsche Bestie mit den tiefliegenden Augen u. wunderlichen Gedanken im Kopfe“ fast unheimlich, zumal er L. nicht aus der Bibel zu widerlegen vermochte. Auf das Verlangen unbedingten Widerrufs antwortete L. mit der Berufung an den Papst. Vergebens suchte Cajetan den Mönch bei seinem Kurfürsten anzuschwärzen; L. blieb fest in der Gunst desselben u. arbeitete für alle Fälle eine Berufung an ein allgemeines Konzil aus. Was Härte nicht vermocht hatte, sollte nun Milde erreichen. Im Jan. 1519 schickte Leo X. seinen Kammerherrn, den Sachsen Karl von Miltiz, an Friedrich den Weisen, damit er demselben eine geweihte goldene Rose überreiche u. zugleich den Handel mit L. in Güte beilege. Er gewann den Letzteren durch die scharfe Zurechtweisung Tetzel's u. durch eine einschmeichelnde Freundlichkeit, so daß L. abermals einen demüthigen Brief an den Papst schrieb, zugleich öffentlich seine Behauptungen abmilderte u. Schweigen versprach, wenn auch seine Gegner schweigen würden. Aber schon 1519 wurde er aufs Neue in den Streit hineingezogen, als Joh. Eck seinen Kollegen Karlstadt (s. d.) zu einer Disputation über die Gnade u. den freien Willen des Menschen aufforderte. Auf der Pleißenburg zu Leipzig disputirte Eck 27. Juni bis 16. Juli 1519 zuerst acht Tage mit Karlstadt, dann vierzehn mit L. Zwar hatte er dabei den Schein des Sieges auf seiner Seite; der Streit hatte aber zugleich die wichtige Folge, daß L. zu der Erkenntniß gedrängt wurde, auch die allgemeinen Konzilien hätten irren können, u. daß ihm zur Aufrechterhaltung seiner Grundlehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben die Nothwendigkeit des völligen Bruches mit dem Papstthum immer klarer wurde. Während nun Eck nach Rom ging, um eine Bannbulle

gegen L. auszuwirken, andererseits die Humanisten, bes. Hutten, den Kampf für L. aufnahmen, nutzte dieser die Pause zur Abfassung dreier hochwichtiger Schriften (1520): „An kaiserliche Majestät u. den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", worin er den Obrigkeiten die von der Kirche verweigerte gründliche Reformation ans Herz legt; „Ueber die Babylonische Gefangenschaft" (nämlich unter dem Papstthum), worin er bes. die Lehre von den Sakramenten behandelt u. nur drei gelten läßt, nämlich Taufe, Buße u. Abendmahl unter beiderlei Gestalt; endlich das Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen". Unterdessen hatte Eck (15. Juni 1520) die Bannbulle gegen L. ausgestellt erhalten, welche die Verbrennung seiner Schriften befahl u. Widerruf binnen 60 Tagen forderte. Vergebens sandte L. auf Miltiz' Anrathen die letzte der eben genannten Schriften mit einem ehrerbietigen Brief an den Papst; Eck schlug die Bulle 21. Sept. zu Meißen an u. bekam dafür L.'s Zorn in heftigen Schriften, bes. der „Von den neuen Eckischen Bullen u. Lügen", zu fühlen. In Sachsen wurde Eck mit seiner Bulle einfach verhöhnt, dagegen wurden an anderen Orten die Schriften L.'s wirklich verbrannt. Er blieb die Antwort aber nicht schuldig. Am Morgen des 10. Dez. 1520 verbrannte er im Beisein zahlreicher Studenten u. Kollegen vor dem Elsterthore zu Wittenberg die Bannbulle u. die Sammlung der päpstlichen Gesetze. Ein Zurückgehen war dadurch für immer unmöglich gemacht. Der Papst erneuerte deshalb im Jan. 1521 die Bulle, belegte den Aufenthaltsort des Ketzers mit dem Interdikt u. forderte gebieterisch von dem neuen Kaiser Karl V. die Verhängung der Reichsacht über L. Karl V. befand sich eben auf dem Reichstage zu Worms, den er 28. Jan. 1521 eröffnet hatte. Aber so gern er auch gegen wichtige Zugeständnisse des Papstes den Ketzer geopfert hätte, so starken Widerstand fand er doch bei den deutschen Fürsten, die selbst genug gegen den Papst zu klagen hatten, um den kühnen Mönch ungehört verdammen zu können. Trotz des Widerspruchs des päpstlichen Gesandten Aleander setzten sie es durch, daß L. unter kaiserlichem Geleite nach Worms geholt werde; der vom Kaiser unterzeichnete Geleitsbrief wird noch jetzt auf der Rathsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt. Mitten aus einer großartigen Thätigkeit heraus folgte L. dem Rufe, wies alle Besorgnisse seiner Freunde u. verschiedene Warnungen heldenmüthig zurück u. zog 14. April 1521 in Begleitung der Theologen Justus Jonas u. Nicol. Amsdorf sowie des Juristen Schurf, unter ungeheurem Zulauf des Volkes (wie auf der ganzen Reise) in Worms ein. Eine Einladung des Ritters Franz v. Sickingen zu einer vorhergehenden Berathung mit den Freunden auf der Ebernburg hatte er abgelehnt, um sich nicht zugleich auf weltliche Gewalt zu stützen. Am 17. April wurde er zunächst vor dem Reichstage gefragt, ob er die vorgelegten Schriften als die seinigen anerkenne u. ob er dieselben widerrufen wolle. Er erbat sich Bedenkzeit. Am folgenden Tage aber begründete er die Unmöglichkeit, eine seiner Schriften zu widerrufen, u. als man eine bündige u. klare Erklärung forderte, gab er die Antwort, daß er nicht widerrufen könne u. wolle, wo man ihn nicht durch Zeugnisse der heiligen Schrift od. sonstige klare Gründe widerlegen könne. Die weltberühmten Schlußworte dieser Erklärung, die verschieden überliefert werden, lauteten nach der neuesten Untersuchung Köstlin's (Hallisches Programm 1874) höchstwahrscheinlich so: „Ich kann nicht anders; hier stehe ich: Gott komm' mir zu Hülf!" Weitere Versuche, ihn zum Widerrufe zu bewegen, blieben erfolglos. Der Kaiser blieb zwar mehr denn zuvor gegen ihn eingenommen, weigerte sich aber, das L. zugesagte freie Geleite zu brechen, u. unbehindert reiste derselbe 26. April von Worms ab. Erst 25. Mai, u. zwar nach der Abreise vieler Fürsten, auch des sächs. Kurfürsten, wurde die Reichsacht über ihn verhängt (das sog. Wormser Edikt). Für diesen aber hatte Friedrich der Weise unterdeß Fürsorge getroffen, indem er ihn in einem Walde bei Eisenach (jedoch unter L.'s Vorwissen) zum Scheine überfallen u. auf die nahe Wartburg in Sicherheit bringen ließ. Als „Junker Georg" lebte er hier in unfreiwilliger Muße, nutzte dieselbe aber theils zur Abfassung verschiedener Schriften, theils zur Inangriffnahme der deutschen Bibelübersetzung, von der er binnen 10 Monaten das Neue Testament vollendete. Auch sonst war das Wartburger Exil mit seiner Ruhe u. Abgeschlossenheit von höchster Wichtigkeit für die Ausreifung seines Charakters u. seiner Pläne. Als aber die Wittenberger unter Karlstadt's Führung die Reformation durch gewaltsamen Umsturz zu beschleunigen trachteten u. nach der Einwanderung der sog. Zwickauer Propheten der Unfug u. die Bilderstürmerei den höchsten Grad erreicht hatten, da litt es L. nicht länger in der Verbannung. Gegen den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten, dem er darüber schrieb, voll Vertrauens auf den göttlichen Schutz, verließ er in ritterlicher Tracht die Wartburg, hatte unterwegs im Schwarzen Bären zu Jena das bekannte Zusammentreffen mit dem Schweizer Keßler (s. d.) u. traf 7. März 1522 in Wittenberg ein. Durch tägliche Predigten beschwichtigte er in einer Woche den Sturm; die Zwickauer verließen die Stadt, Karlstadt verhielt sich ruhig. In die nächsten Jahre fallen sodann: die äußerst derbe Streitschrift gegen König Heinrich VIII. von England (1523), die L. 1525 in der Hoffnung, den König für die Reformation zu gewinnen, zurücknahm; ferner 1525 die Gegenschrift gegen Erasmus (s. d.), der den freien Willen des Menschen zum Guten vertheidigt hatte, u. die flammende Schrift gegen die „räuberischen u. mörderischen Bauern" zur Beilegung des Bauernkriegs (1525). Von Bedeutung waren um dieselbe Zeit auch zwei öffentliche Schritte seines Lebens: der Austritt aus dem Kloster als einer der Letzten (Dez. 1524) u. die Vermählung mit Katharina von Bora (Juni 1525), die früher Nonne im Kloster Nimpschen bei Grimma gewesen war. Zu letzterem Schritte hat den 42jähr. Mann nicht die Liebe, wohl aber neben dem Wunsche seines Vaters die Absicht



Nr. 4041. Das Lutherdenkmal in Worms.

geführt, von der Heiligkeit des christl. Ehestandes Zeugniß abzulegen durch sein eigenes Beispiel. Ueber 20 Jahre lang ist Katharina dem Reformator eine verständige, fromme u. sparsame Hausfrau sowie eine treue Pflegerin gewesen, die er in seinen Briefen nicht genug rühmen kann. Für das häusliche Glück, das er an ihrer Seite genoß, sprechen vor Allem die von Aurifaber gesammelten Tischreden L.'s, die überhaupt die gesellige Gabe des Reformators, seinen sinnigen, oft auch etwas derben Humor in hellem Lichte zeigen. Aber nur kathol. Schmähsucht konnte seinen bekannten Spruch:

„Wer nicht liebt Wein, Weib u. Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang!"

in ungünstigem Sinne ausbeuten. Gerade hinsichtlich der leiblichen Genüsse wird von zuverlässigen Zeugen, wie Melanchthon, seine außerordentliche Mäßigkeit bewundernd hervorgehoben. Eine Hauptsorge L.'s in dieser Zeit war bes. die Hebung des Gottesdienstes sowie die des Schulwesens. Ersterem Zweck diente er vor Allem durch seine geistlichen Lieder. Das erste evangel. Gesangbuch, das Erfurter „Enchiridion" von 1524, hatte unter 25 Liedern 18 von L. selbst; zu diesen kamen später noch zahlreiche andere, zum Theil sogar mit Melodien von L. versehen, wie z. B. „Ein' feste Burg ist unser Gott". Diese Lieder u. Melodien L.'s haben nicht zum wenigsten zur raschen Verbreitung der Reformation beigetragen. Ferner gehören hieher die Neuordnungen des Gottesdienstes in der „Deutschen Messe" (1526) u. dem „Taufbüchlein" (1523 u. 27). Die Hebung der Kirchenzucht überhaupt u. des Schulwesens strebte die von L. geforderte kursächs. Kirchenvisitation an (1527—29), bei welcher L. selbst vom Nov. 1528 an thätig war. Eine Frucht derselben waren auch seine beiden Katechismen (s. d.) von 1529. Für die damalige Zeit war es schon eine kühne Neuerung, daß er nicht nur Volksschulen überhaupt, sondern auch solche für Mädchen forderte, die man bis dahin ganz vernachlässigt hatte. Bei Alledem fand er noch Zeit, unter Beistand Melanchthon's, Jonas', Bugenhagen's u. A. auch die Bibelübersetzung kräftig zu fördern, so daß 1534 bei Hans Lufft (s. d.) die erste vollständige deutsche Bibel erscheinen konnte.

Unterdessen hatten sich die Gegensätze zwischen den Anhängern der neuen Lehre u. den Papisten immer schärfer zugespitzt. Mit Schmerz sah es L. an, daß aus der religiösen Frage immer mehr zugleich eine politische geworden war. Wie wenig er dazu angethan war, durch etwas Nachgiebigkeit nützliche Bundesgenossen zu gewinnen, bewies er bei dem Religionsgespräch zu Marburg (1.—3. Okt. 1529); nicht nur, daß er gegenüber der reformirten Abendmahlslehre Zwingli's u. Oekolampadius' jedes Zugeständniß verweigerte: er wies auch die dargebotene Bruderhand Zwingli's zurück, da die Schweizer „einen andern Geist empfangen hätten". An dem von Melanchthon verfaßten Hauptbekenntniß der Luther. Kirche, der Augsburgischen Konfession, hatte auch L. einen wesentlichen Antheil, durfte aber an dem Reichstage zu Augsburg (1530) als Geächteter nicht persönlich Theil nehmen, sondern weilte während dieser Zeit zu Koburg. Die Hoffnung auf eine Einigung mit der Kathol. Kirche schwand ihm immer mehr; doch ließ er sich noch bestimmen, für das vom Papst in Aussicht gestellte Allgemeine Konzil ein neues Bekenntniß aufzusetzen, die sog. Schmalkaldischen Artikel von 1537. Eine schwere Krankheit, die er in diesem Jahre, eben zu Schmalkalden, zu überstehen hatte, ließ ihn bereits ein nahes Ende erwarten; die Briefe seiner letzten Jahre sind voll von Klagen über die zunehmende Schwachheit seines Leibes u. voller Sehnsucht nach einer baldigen Erlösung aus dem wüsten Treiben, dessen er herzlich müde sei. Aber nicht in Wittenberg, sondern am Orte seiner Geburt, zu Eisleben, sollte ihn sein letztes Stündlein ereilen. Er ging dahin 23. Jan. 1546, um auf die Bitte der Grafen von Mansfeld Privatstreitigkeiten derselben friedlich zu schlichten. Dies gelang ihm, aber die Anstrengung der Winterreise u. die Arbeit dieser drei Wochen hatte auch den Rest seiner Kraft erschöpft. Eine heftige Brustbeklemmung überfiel ihn am Abend des 17. Febr., so daß er sich mit dem Sterbegebet Psalm 31, 6 zur Ruhe legte. Dieselben Worte wiederholte er dann noch mehrmals, antwortete schließlich auf die Frage, die ihm seine Freunde Jonas u. Cölius ins Ohr riefen: ob er auf die von ihm gepredigte Lehre sterben wolle? mit einem deutlichen „Ja" u. entschlief sanft am Morgen des 18. Febr. Von einer ungeheueren Volksmenge begleitet, wurde seine Leiche nach Wittenberg gebracht u. in der Schloßkirche daselbst beigesetzt. — Ein Gesammturtheil über ihn läßt sich am kürzesten in die zwei Sätze zusammenfassen: Er ist einer der größten Repräsentanten des deutschen Volkscharakters gewesen, vor Allem durch die wunderbare Mischung kindlicher Einfalt u. religiösen Tiefsinns, ein Deutscher aber auch in der herben u. derben Art, wie er der einmal ergriffenen Wahrheit zum Sieg zu verhelfen trachtete; u. sodann: Das Leben weniger Menschen trägt so unverkennbar den Stempel ausdrücklicher göttlicher Sendung u. Führung, wie das seinige. Was seine Familie anbelangt, so überlebten ihn von sechs Kindern nur vier, unter welchen Paulus (geb. 1533, starb als kurfürstlicher Leibarzt 1593 zu Dresden) am bekanntesten geworden ist. Die Hinterlassenschaft L.'s, etwa 9000 Gulden, reichte nicht aus, um seine Wittwe nachmals vor Mangel zu schützen. Von den Werken L.'s wurden sechs Gesammtausgaben veranstaltet. Die erste, 1539 von seinen Freunden zu Wittenberg begonnen, lieferte bis 1559: 12 deutsche u. 8 lat. Bde. Von den späteren Ausgaben wird am meisten geschätzt die deutsche von Walch (24 Bde., Halle 1740 bis 1752) u. die 1826 begonnene Erlanger Oktavausgabe, deren deutscher Theil 1857 mit dem 67. Bde. vollendet wurde (2. Aufl. seit 1863); von den lat. Schriften sind seit 1839: 31 Bde. erschienen. Die Briefe, Sendschreiben u. Bedenken gab de Wette (5 Bde., Berl. 1826—28; Bd. 6 von Seidemann, 1856). Zahllos sind daneben die Ausgaben einzelner Schriften, bes. des kleinen Katechismus, u. Ausgaben der Werke L.'s in Auswahl. Von Biographien L.'s ist bes. zu nennen: die von Melanchthon (zuerst Wittenb. 1546), von Matthesius in 17 Predigten (Nürnb. 1565 u. öfter); aus neuerer Zeit die von Stang (Lpz. 1835—37) u. Meurer (2. Aufl., Lpz. 1851 u. 52); vor Allem aber die ausgezeichnete Arbeit Köstlin's: „Martin Luther. Sein Leben u. seine Schriften" (2 Bde., Elberfeld 1875). Von äußeren Denkmälern L.'s verdient neben dem Wittenberger von 1821 vor Allem das großartige Wormser Denkmal, welches von Rietschel entworfen u. 1868 enthüllt wurde, hervorgehoben zu werden.

Lutheraner u. Lutherische Kirche. Gegen den ausdrücklichen Willen Luther's hat sich für die Anhänger seiner Lehre die Bezeichnung Lutheraner, für die nach seinen Grundsätzen gestifteten Landeskirchen die Bezeichnung „Lutherische" (richtiger „Evangelisch-lutherische" im Gegensatz zu den Evangelisch reformirten) festgesetzt. Eine Luther. Kirche nach Weise der einen Kathol. hat es nie gegeben, sondern eben nur luther. Landeskirchen. Die Anfänge derselben gingen von dem Reichstag zu Speyer (1526) aus, wo Kaiser Karl V. in seiner politischen Bedrängniß den deutschen Ständen gestatten mußte, daß sich ein Jeder in Sachen der Religion so verhalte, wie er es gegen Gott u. den Kaiser verantworten könne. Damit war das sog. Territorialprinzip zum Gesetz erhoben, d. h. der Grundsatz: Wem das Land gehört, der verfügt über die Religion desselben (Cujus regio, ejus religio). So entstanden bis 1529 eine ganze Reihe luther. Landeskirchen, in Kursachsen, Hessen, Preußen, Schlesien u. in vielen größeren Städten, fast jede mit einer besonderen Verfassung. Eine gewisse politische Einheit der Lutherischen brachte erst ihre Protestation gegen den Reichtagsabschied von Speyer (1529), welcher die Unterdrückung der Reformation anstrebte. Dieser Protest, von dem sich der Name „Protestanten" herschreibt, wurde von 6 Fürsten u. 14 Städten unterzeichnet. Als Glaubensbekenntniß wurden im Oktober 1529 die 17 Schwabacher Artikel (von Luther) aufgestellt; auf diesen beruhte dann die von Melanchthon verfaßte „Augsburgische Konfession", die 25. Juni 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg eingebracht wurde u. mit Recht als die eigentliche Grundlage des luther. Bekenntnisses angesehen wird. Eine weitere Begründung derselben ist Melanchthon's „Apologie (Rechtfertigung) der Augsburgischen Konfession" (1530). Obwol etwas Entscheidendes zu Augsburg nicht geschah, so schlossen sich doch die Lutheraner 1531 gegen die drohende Haltung des Kaisers in dem Bündniß von Schmalkalden zusammen. Dieser Schritt u. die Bedrohung durch die Türken nöthigte dem Kaiser 1532 den ersten Religionsfrieden zu Nürnberg ab. Derselbe kam zwar nicht vollständig zur Ausführung, begünstigte aber in den nächsten Jahren eine weitere Ausbreitung der Reformation. Bis um 1540 war ganz Norddeutschland außer Braunschweig gewonnen. Trotzdem mühte man sich bis 1546 in zahllosen Versuchen auf Reichstagen u. Religionsgesprächen ab, einen Ausgleich mit den Katholischen zu Stande zu bringen, erlangte aber immer wieder nur einen faulen u. halben Frieden. Erst der Reichstag zu Regensburg (1546) endigte mit einem offenen Bruche, u. es kam zu dem traurigen Schmalkaldischen Kriege (1546 u. 47), in welchem die Genossen des Schmalkaldischen

Bundes völlig unterlagen. Die Sache der Lutherischen schien jetzt völlig verloren. Der Kurfürst von Sachsen u. der Landgraf von Hessen waren gefangen; das 1545 zu Trident eröffnete allgemeine Konzil schloß jetzt um so mehr jeden ketzerischen Widerspruch aus, u. die Evangelischen wurden 1548 zur Annahme des demüthigenden „Augsburger Interims" genöthigt, welches einer Vernichtung der Reformation gleichkam. Als aber die Bedrängniß der Evangelischen auf den höchsten Gipfel gestiegen war, da zerhieb plötzlich Kurfürst Moritz von Sachsen den Knoten. Scheinbar der treueste Bundesgenosse des Kaisers, rüstete er heimlich gegen denselben, überfiel ihn plötzlich in Tirol u. erzwang so den „Passauer Vertrag" (1552), der den Protestanten vorläufig freie Religionsübung sicherte. Eine feierliche Bestätigung dieses Vertrags war der Augsburgische Religionsfriede (1555), der in der Hauptsache das Territorialprinzip (s. o.) als Grundsatz aufstellte, zugleich aber nunmehr das Corpus der evangel. Stände als gesetzlich gleichberechtigt neben den kathol. anerkannte. Damit hatten die luther. Landeskirchen (die inzwischen auch in Schweden, Dänemark, den Ostseeprovinzen, Polen &c. festen Fuß gefaßt hatten) staatliche Anerkennung im Deutschen Reiche erlangt u. ihre weitere Geschichte hat es nur mit ihrer inneren Entwicklung zu thun. Die innere Geschichte der Luther. Kirche seit Luther's Tod bietet vielfach das Bild unerquicklichen Haders. Der freie u. kühne Sinn Luther's wich mehr einem kleinlichen Drängen auf unbedingte Einigung in der „reinen Lehre"; zwar verblieb der Kirche das Erbe der klassischen humanistischen Bildung u. tiefer Gelehrsamkeit von den ersten Reformatoren her, aber Beides diente doch vielfach nur dem unnützen Wortgefecht. Die mildere, weitherzige Richtung, wie sie Philipp Melanchthon vertrat (daher die der Philippisten genannt), wurde von den schrofferen Lutheranern, Amsdorf, Flacius u. A., des Verraths beschuldigt, ganz bes. wegen ihrer Hinneigung zur Calvinischen Abendmahlslehre. Aber erst spät gelang es, diesen heimlichen Calvinismus (s. „Kryptocalvinismus"), zum Theil mit Gewalt, zu unterdrücken, nachdem bereits 1577 in der Konkordienformel (s. d.) alle Lehrpunkte auf das Schärfste bestimmt u. die sämmtlichen Bekenntnißschriften 1580 in dem sog. „Konkordienbuch" vereinigt worden waren. Alles dies vermochte freilich den Abfall verschiedener luther. Landeskirchen zum Calvinismus nicht zu hindern; so der Pfalz (1560), Bremens (1562) u. Anhalts (1597). Andererseits machte der durch das Konzil zu Trident gereinigte Katholizismus gegen Ende des 16. Jahrh. die größten Anstrengungen, in den kathol. Ländern das Lutherthum mit der Wurzel auszurotten. Ja, der für die Protestanten Anfangs ungünstige Verlauf des Dreißigjährigen Krieges bestimmte Kaiser Ferdinand II., im sog. Restitutionsedikt (1629) die Herausgabe aller eingezogenen Kirchengüter von den Protestanten zu fordern. Doch die Siege Gustav Adolf's retteten noch einmal die Luther. Kirche vom Untergang, u. der Westfälische Friede von 1648 bestätigte aufs Neue den Augsburger Frieden u. die politischen Rechte der Lutheraner. Freilich waren unterdeß noch weitere Landeskirchen zum Calvinismus übergangen, so Hessen-Kassel (1604) u. im Kurfürstenthum Brandenburg wenigstens der Hof (seit 1613), was lange Zeit die Bedrückung der Lutheraner zur Folge hatte. Diese steigerte sich, als der Große Kurfürst gewaltsam eine Union mit den Reformirten durchsetzen wollte. Der unselige Glaube, daß sich religiöse Ueberzeugungen gebieten ließen, kostete damals zahlreichen luther. Predigern Amt u. Heimat, unter Andern dem Liederdichter Paul Gerhardt (s. d.). — Der wissenschaftliche Charakter des Lutherthums im 17. Jahrh. war der der strengsten Orthodoxie. Das Bemühen, den unverbrüchlich feststehenden Inhalt der Konkordienformel bis in alle Einzelheiten näher zu bestimmen, erzeugte die sog. luther. Scholastik, deren größtes Denkmal die „Loci" Gerhard's (s. d.) sind. Aber nicht mit Unrecht wurde diesem Zeitalter vorgeworfen, daß es **rechtgläubig** sei, ohne **recht gläubig** zu sein. Das Bedürfniß, an die Stelle des todten Formelglaubens ein Christenthum des Herzens u. Gemüths zu setzen, rief im Gegensatz zu der Orthodoxie den sog. Pietismus hervor, der von Spener begründet, von A. H. Francke, Anton, Schade u. A. praktisch zur Geltung gebracht wurde, um sich schließlich in starke Einseitigkeiten, bes. in Neigung zum Separatismus u. zur Verachtung der Landeskirchen, zu verlieren. Doch erfuhr auch die Orthodoxie, welche fort u. fort die eigentliche strenge Wissenschaft im Lutherthum vertrat, durch den Pietismus eine heilsame Befruchtung. Aber die Autorität der alten luther. Bekenntnisse war eben durch den Pietismus zu stark gelockert worden, als daß die Kirche im 18. Jahrh. dem Sturm der Aufklärung, der sich von Seiten der franz. u. engl. Deisten (s. d.) erhob, hätte widerstehen können. Während der eine Theil des Pietismus in Sekten aufging (so die Herrnhuter, die Inspirationsgemeinden &c.), warf sich der andere dem Rationalismus in die Arme u. half an der Auflösung nicht blos der besonderen luther., sondern selbst der christlichen Unterscheidungslehren mitarbeiten. Merkwürdig ist dabei, daß trotz der Herrschaft des seichten Rationalismus (Vernunftglaubens) auf Kanzeln u. Universitäten doch die alten luther. Bekenntnisse noch überall zu Recht bestanden; man half sich nach Kräften mit einer Umdeutung derselben, wie man auch die Bibel selbst im Geschmack des Zeitalters „natürlich" zu erklären gelernt hatte. Eine tiefere Betrachtung der Kirchengeschichte zeigt jedoch, daß die ganze Periode ein nothwendiger Durchgang war von der unhaltbar gewordenen alten Orthodoxie zu einer vertiefteren Glaubensauffassung, zwar nicht in den äußeren Formen, wohl aber im Geiste der Reformatoren. Ein Rückschlag konnte daher nicht ausbleiben. Er erfolgte theils im Anschluß an den großartigen Aufschwung der deutschen Philosophie u. Literatur, theils infolge der Freiheitskriege (1813), welche auch das religiöse Bedürfniß des deutschen Volkes aufs Tiefste erregt hatten. Während aber der gewöhnliche Rationalismus, der übrigens wissenschaftlich seine großen Verdienste gehabt hat, allmählich von innen heraus überwunden wurde, hat sich die Erneuerung des kirchlichen Lebens seit den Freiheitskriegen in drei verschiedenen Richtungen vollzogen, die noch jetzt mit einander im Kampfe liegen, u. auf deren Gegensatz die kirchlichen Wirren der Gegenwart, so weit sie die Evangel. Kirche betreffen, beruhen. Auf der rechten Seite stehen die sog. Altlutheraner, die seit den Thesen des Claus Harms (1817) eine völlige Rückkehr zu dem Bekenntniß des 16. Jahrh. anstreben u. sich in ihrer Auffassung von der Kirche u. dem geistlichen Amt vielfach an den Katholizismus annähern. Als ihre vornehmsten Führer sind von Verstorbenen Claus Harms, Stahl, Hengstenberg, Löhe, Vilmar, von noch Lebenden Gerlach, Kliefoth, Dieckhof, Philippi, Luthardt u. A. zu nennen. Herrschend ist der Einfluß derselben auf den Universitäten Rostock, Erlangen, Dorpat u. zum Theil auch in Leipzig. In Preußen, wo sie während der Reaktion im Bunde mit den Junkern lange Zeit die Herrschaft besaßen, sind sie durch die immer mehr erstarkte Union (zwischen Reformirten u. Lutheranern) bei Seite gedrängt worden u. als „separirte Lutheraner" zum Theil sogar in offnen Gegensatz gegen das Landeskirchenthum getreten. In der Mitte der Parteien steht sodann eine Richtung (die sog. Vermittelungstheologie), welche ohne allen konfessionellen Hader, also auch voll Vorliebe für die Union mit den Reformirten, eine warme christliche Frömmigkeit u. den positiven Glauben an die Grundthatsachen der Bekenntnisse mit der freien wissenschaftlichen Forschung in Einklang zu setzen strebt. Die linke Seite endlich wird von Denen gebildet, die mit mehr od. weniger Entschiedenheit auf unbedingte Glaubens- u. Lehrfreiheit ausgehen u. eine gründliche Umgestaltung des christl. Glaubens nach den Forderungen des modernen Zeitbewußtseins erstreben, indem sie zugleich an die Stelle des landesherrlichen Kirchenregiments die möglichste Entfaltung des Gemeindekirchenthums zu setzen trachten. Der Ausgang des Kampfes ist zur Zeit noch nicht abzusehen. Doch ist gegenwärtig die Entscheidung fast in allen deutschen Ländern dadurch näher gerückt worden, daß an Stelle der altluther. Episkopalverfassung eine Mischung der Konsistorial- u. Synodalverfassung getreten ist (Näheres s. unter „Kirchenverfassung").

Lütke, Graf Feodor Petrowitsch, russ. Admiral, bekannt vornehmlich als Weltumsegler, geb. zu Petersburg 17. Sept. 1797, trat 1813 als Freiwilliger in die Flottille, welche bestimmt war, die von den Franzosen unter Rapp behauptete Stadt Danzig zu belagern, ward für die dabei an den Tag gelegte Tapferkeit zum Midshipman ernannt, machte 1817—18 auf der von Golownin befehligten Korvette „Kamtschatka" seine erste Reise um die Erde, während welcher er 1818 zum Leutnant aufrückte, u. wurde schon 1821 mit dem Auftrage betraut, Nowaja Semlja zu erforschen. Zwar glückte ihm eine Landung nicht, doch brachte er im Sept. wenigstens die Ueberzeugung von dem eisfreien Zustande der nördl. Küste dieser Insel heim. Auch in den nächsten 3 Jahren hatte er Forschungsreisen in jene Gegenden zu machen, die zu weiterem Aufschluß über die Küsten Nowaja-Semlja's, zu verschiedenen wichtigen Entdeckungen u. zur Berichtigung mancher Irrthümer führten. Seine Beschreibung der „Viermaligen Reise ins nördl. Eismeer" gab später Erman deutsch heraus (Berl. 1835). Im J. 1823 zum Kapitän-Leutnant befördert, erhielt L. 1826 die Leitung der 4. russ. Weltumsegelung, an der auch mehrere ausländische Gelehrte Theil nahmen. In Begleitung der Korvette „Moller" verließ L. auf der Korvette „Senjawin" 14. Aug. 1826 Kronstadt, erforschte die russ. Küsten Asien's u. Amerika's (letztere jetzt im Besitze der Vereinigten Staaten), entdeckte im Großen Ozean, bez. im Karolinenarchipel u. im Stillen Meere, verschiedene Inseln, von denen eine Gruppe den Namen „Senjawininseln" erhielt, während eine Insel im Karischen Meere nach L. selbst benannt worden ist, kam Ende 1827 nach Manilla u. traf 16. Sept. 1828 wieder in Kronstadt ein. Die Beschreibung dieser an Ergebnissen ungemein reichen Reise veröffentlichte er unter dem Titel „Voyage autour du monde"

(4 Bde., Par. 1835 f. mit Zeichnungen von Postels u. vom Frhrn. v. Kittlitz). Seit Sept. 1829 Kapitän 1. Klasse, unternahm L. im nächsten Jahre mit zwei Fregatten u. einer Brigg eine Uebungsfahrt nach den Küsten Islands u. Frankreichs, überwachte 1831 die Ausladung des Proviants in Danzig u. dessen Verschiffung auf der Weichsel für die Truppen in Polen u. wurde 1832 zum Flügeladjutanten des Kaisers u. zum Erzieher des Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch (s. d.) ernannt, als welcher er auf das Erfolgreichste gewirkt hat. Er bekleidete diese Funktion bis 1847, um sie dann mit der eines Kurators des Großfürsten zu vertauschen, was er bis Sept. 1852 blieb. Außerdem war er 1846—50 Präsident des Gelehrtencomités im Marineministerium u. seit 1845 wiederholt Vizepräsident der durch ihn ins Leben gerufenen Geographischen Gesellschaft. Seit 1842 Generaladjutant u. seit 1845 Admiral, war er 1851—53 Hauptkommandeur u. Kriegsgouverneur in Reval, dann in Kronstadt, u. wurde 1855 als Wirkl. Admiral Mitglied des Reichsraths. Seit 1864 ist L. Präsident der Petersburger Akademie der Wissenschaften; 1866 wurde er in den Grafenstand erhoben.

Lu-Tschu-Inseln, s. „Lieu-Kieu Inseln".

Lutter, Lauer, Läuter, nennt man die bei der Destillation der gegohrenen Branntweinmaische in älteren Apparaten zuerst übergehende Flüssigkeit. Dieselbe ist übelriechend, reich an Fuselöl u. Wasser, enthält etwas Essigsäure u. nur 20—25 % Alkohol. Um aus dem L. Branntwein zu gewinnen, muß derselbe rektifizirt, d. h. nochmals destillirt werden. L. wird nur noch in kleineren Brennereien mit einfachen älteren Apparaten erzeugt; mit den neueren Apparaten gewinnt man sogleich starken u. reineren Alkohol.

Lüttich, belg. Provinz von 52,71 □M. mit 623,165 E. (1873), welche wallonischen Stammes u. katholisch sind, liegt im östl. Theile des Landes u. wird im O. von der Rheinprovinz, im N. von der niederländ. u. belg. Provinz Limburg, im W. von Brabant u. Namur u. im S. von Luxemburg begrenzt. Ausläufer der Ardennen durchziehen den südl. u. östl. Theil der Provinz u. bilden ein zwar waldreiches, aber wenig fruchtbares hügeliges Plateau, während der NW. ebener u. reicher kultivirt ist. In einem tief eingeschnittenen Thale, das sich in dem nördl. Theile der Provinz erweitert, durchströmt die Maas dieses Land von SW. nach NO. u. nimmt hier die Ourthe mit der Amblève u. Vesdre (Weeze) auf; Ourthe u. Maas sind auf eine große Strecke ihres Laufes kanalisirt. Das im N. der Vesdre gelegene Herveland ist außerordentlich fruchtbar u. für Getreidebau u. Viehzucht gleich gut geeignet; Käse u. Butter bilden wichtige Artikel der Ausfuhr. Der S. der Provinz ist dagegen sehr reich an Steinkohlen, Eisen-, Blei- u. Zinkerzen u. einer der bedeutendsten Industriedistrikte Belgiens. An dieser großartig entwickelten Gewerbthätigkeit nimmt auch der im NO. zwischen belg. u. preuß. Gebiete gelegene neutrale Distrikt von Moresnet Theil. An Kohlen wurden 1873 für 45,726,923 Frcs., an Eisenerzen für 1,011,247 Frcs., an Bleierzen für 1,626,583 Frcs, an Zinkerzen für 3,765,746 Frcs. gewonnen. Das produzirte Roheisen hatte einen Werth von 20,138,740 Frcs., das verarbeitete Gußeisen von 9,481,342 Frcs., Stabeisen, Schienen u. Bleche von 47,636,752 Frcs., Stahl von 5,781,000 Frcs., Blei von 2,752,381 Frcs., rohes Zink von 22,599,985 Frcs, verarbeitetes Zink von 15,806,000 Frcs., Kupfer u. Messing von 4,300,000 Frcs. u. Glas von 2,000,000 Frcs. An nutzbaren Mineralien liefert die Provinz außerdem noch Marmor u. Wetzsteine. Neben den genannten Industriezweigen sind noch von Bedeutung die Baumwoll- u. Wollweberei, Tuchmanufaktur, Strohhutfabrikation, der Maschinenbau u. die Fabrikation von kleineren Eisenwaaren, dann aber auch von Messern, Kanonen u. Lokomotiven. Wichtige Bäder sind Spaa u. Chaudfontaine. Die Provinz L. wird in die Arrond. L., Verviers, Huy u. Waremme eingetheilt. Die Hauptstadt L. (franz. Liège) mit 106,442 E. (1873) liegt an der von 4 Brücken überspannten Maas, welche die malerische Stadt in die obere u. untere scheidet; erstere zieht sich den Berg hinauf u. wird von der Citadelle überragt. Das Innere ist alterthümlich u. wenig freundlich, die Häuser sind vom Steinkohlenrauche geschwärzt; Kohlengruben ziehen sich unter der Stadt u. der Maas hin. Zahlreiche großartige Kirchen erinnern an die mittelalterliche Bedeutung L.s; bes. sehenswerth sind die 1018 gegründete, 1538 vollendete goth. Jakobskirche, die theilweise noch im 13. Jahrh. erbaute Paulskirche, 1557 vollendet, die auf einer Anhöhe sich erhebende Martinskirche, die 979 vom Bischof Notger eingeweihte Kreuzkirche u. die fünfschiffige St. Barthélemy-Kirche aus dem 12. Jahrh. Vor der Revolution besaß L. 32 Kirchen. Von den übrigen öffentlichen Gebäuden ist der Justizpalast, die ehemalige Residenz der Fürstbischöfe, das hervorragendste. L. ist Sitz eines Bischofs u. hat eine Universität, mit der eine Bergbauschule u. die Polytechnische Schule verbunden sind, eine Malerakademie, ein Konservatorium, ein Gymnasium, ein Priesterseminar u. eine Taubstummenanstalt. Unter den Industriezweigen der gewerbfleißigen Stadt steht obenan die Waffenfabrikation; außerdem liefert L. Dampfmaschinen, Lokomotiven, Eisenbahnschienen, Wollenwaaren, Leder, Garn, Cichorien, Nägel ꝛc. In der Nähe liegen die großen Zinkhütten von St. Leonard, Angleur u. Tif an der Ourthe u. am Altenberge. L. wird schon im 8. Jahrh. urkundlich erwähnt u. war Hauptstadt des gleichnamigen, zum Westfälischen Kreise gehörigen Bisthums L., welches im Luneviller Frieden an Frankreich kam, auf dem Wiener Kongreß 1815 aber als Fürstenthum L. dem Könige der Niederlande abgetreten wurde. In der Revolution von 1830 war L. eine der ersten von den Niederlanden abgefallenen Städte.



Nr. 1042. Johann v. Lutz (geb. 1. Dez. 1826)

Lutz, Johann v., bayer. Staatsmann, geb. als Schullehrerssohn zu Münnerstadt im bayer. Kreise Unterfranken 4. Dez. 1826, studirte 1843—48 in Würzburg die Rechte u. wurde 1854 Bezirksgerichtsassessor in Nürnberg, wo er sich mit einer Protestantin vermählte; die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder ließ L. protestantisch erziehen, obwol er selbst katholisch ist. Auch seine zweite Gattin gehört der Protestantischen Kirche an. Diese Thatsachen sind insofern bemerkenswerth, als später die ultramontane Presse bemüht gewesen ist, politisches Kapital daraus zu schlagen. Im J. 1857 ward L. Sekretär der Handelsgesetzgebungs-Konferenz in Nürnberg u. Hamburg, u. fungirte dann als Justizministerialassessor, bis er 1861 zum Oberappellationsgerichtsrath aufrückte. Am 1. Jan. 1863 erhielt er die Stelle eines Sekretärs im Privatkabinet des Königs Max, als welchen ihn 1864 auch Ludwig II. in das seinige übernahm. Seit Dez. 1866, in welchem Jahre er auch den Adel erhielt, Chef des königlichen Geheimkabinets, ward er 1. Okt. 1867 mit der Leitung des Justizministeriums betraut. Hiermit fiel ihm insbes. die Aufgabe zu, einen neuen, auf den Prinzipien der Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit beruhenden Civilprozeß einzuführen. Nach Rücktritt des Kultusministers v. Gresser übernahm er zugleich die Verwaltung des Ministeriums für Kirchen- u. Schulangelegenheiten. Unter seiner wesentlichen Mitwirkung wurden die Verträge mit dem Norddeutschen Bunde vom 23. Nov. 1870 abgeschlossen, für die er dann auch in der Kammer energisch eintrat. Kaum hatte die deutsche Frage ihre Lösung gefunden, so eilte die kirchliche Frage ihr zu u. veranlaßte 22. Aug. 1871 die Neubildung des Kabinets, bei der L. das Justizministerium an Dr. Fäustle abgab, um blos das des Kultus zu behalten. Indeß entsprach er jetzt nicht ganz den Erwartungen der Liberalen. Zwar veranlaßte er beim Bundesrathe u. beim Deutschen Reichstage die Ergänzung des 130. Strafgesetzbuchs-Paragraphen durch einen neuen, welcher die Strafe für Geistliche festsetzte, die in Ausübung ihres Amtes den Frieden des Staates zu stören suchen (sog. „Kanzelparagraph"), doch weiterhin schien seine Thatkraft zu erlahmen, u. trat

er so wenig selbst den Wühlereien ultramontaner Staatsdiener entgegen, daß auch noch 1875 eine sog. patriotische (d. h. klerikal gesinnte) Kammermehrheit, wenn auch nur von 2 Stimmen, zu Stande kam. Diese beschloß 14. Okt. eine Adresse an den König, worin insbes. ein ultramontanes Ministerium verlangt wurde. Infolge dessen reichte L. mit den anderen Ministern 15. Okt. seine Entlassung ein, doch wies König Ludwig II. (s. d.) 20. Okt. die Anmaßung der Adresse zurück u. fand keinen Grund, eine Aenderung des Ministeriums eintreten zu lassen. In literarischer Beziehung ist zu erwähnen, daß L. einen „Kommentar zu dem bayer. Einführungsgesetz für das Allg. deutsche Handelsgesetzbuch" (Würzb. 1863—66) herausgegeben hat.

Lutze, Arthur, deutscher Homöopath, geb. zu Berlin 1. Juni 1813, studirte erst Theologie, ward dann Postbeamter u. wandte sich 1839 der Homöopathie zu, für deren Verbreitung er im Sinne Sam. Hahnemann's mit wahrer Begeisterung wirkte. Seit 1843 Lehrer u. Arzt am Krankenhause in Klein-Glienecke, zog er 1846 nach Köthen, wo er bald eine ausgedehnte Praxis bekam u. 1854 eine homöopathische Klinik gründete. Er starb das. 11. April 1870. In literarischer Beziehung ist das „Lehrbuch der Homöopathie" (Sondersh. 1854—61; 7. Aufl. 1871) sein Hauptwerk. Außerdem sind von seinen, in zahlreichen Auflagen verbreiteten Schriften zu nennen: „Hahnemann's Todtenfeier"; „Lebensregeln der reinen naturgemäßen Heilkunst" u. die „Schutzpockenimpfung". Auch schrieb er Gedichte, Lustspiele u. seine Selbstbiographie (1866).

Lützelburg, s. v. w. Luxemburg.

Lützelburger, Hans, eigentlich H. Franck, ein Holzschneider aus dem Anfange des 16. Jahrh., der, wie sein Name anzudeuten scheint, aus dem Luxemburgischen stammt. Bekannt ist von ihm nur, daß er das von Hans Holbein gezeichnete Todtentanzalphabet, d. h. den Todtentanz in Initialen, in Holzschnitt ausführte, u. daß der Holzschnitt des Kampfes im Walde zwischen Bauern u. Räubern aus dem J. 1522 von ihm herrührt; wahrscheinlich sind ihm aber auch noch „der große Todtentanz" auf der Bibliothek zu Basel, ferner zwei gravirte Dolchscheiden mit Darstellungen eines Todtentanzes u. andere Holzschnitte beizulegen.

Lützen, Stadt im preuß. Reg.-Bez. u. Kreise Merseburg mit 2647 E. (1871), liegt am Floßgraben u. ist historisch denkwürdig durch die Schlacht 16. Nov. 1632; ein Granitblock im NO. des Ortes bezeichnet die Stelle, an der Gustav Adolf fiel. Nach dem Treffen bei Nürnberg hatte sich Wallenstein nach Sachsen gewandt, um dort die Winterquartiere zu beziehen u. den Kurfürsten von den Schweden zu trennen. Gustav Adolf zog ihm von Bayern nach u. verschanzte sich bei Naumburg. Walleinstein rief Pappenheim, welchen er nach N. entsandt hatte, zurück, Gustav Adolf wollte dagegen vor dessen Eintreffen die südwestl. von Leipzig stehenden Kaiserlichen angreifen. Deren rechter Flügel lehnte sich an L., das vor Beginn der Schlacht in Brand gesteckt worden war; an den vor dem Orte gelegenen Windmühlen wurden 14 schwere Geschütze aufgepflanzt. Der linke Flügel, Pappenheim nach seinem Eintreffen zugewiesen, war durch den Floßgraben gedeckt, das Centrum stand längs der Landstraße. Die ganze kaiserliche Armee zählte 20,000 Mann; von gleicher Stärke war das schwed. Heer, das in zwei Treffen u. in die Reserve getheilt war. Der linke Flügel reichte bis L., der rechte über den Floßgraben hinaus. Um 10 Uhr Morgens begann die Schlacht. Die Schweden gehen mit Erfolg gegen den linken Flügel Wallenstein's u. dessen Centrum vor, werfen die kaiserlichen Reiter, dringen über die Landstraße u. nehmen eine feindliche Batterie. Da führt Wallenstein selbst die Infanterie vor, um die Schweden über die Landstraße zurückzudrängen; nach furchtbarem Gemetzel wird dies erreicht. Gustav Adolf stellt sich nun selbst an die Spitze des Smalandischen Regimentes, um das feindliche Centrum zu durchbrechen. Er dringt, seinen Schwadronen voran, allzuweit vor, sein Roß wird erschossen, er selbst durch einen zweiten Schuß am linken Arm verwundet u. durch einen dritten getödtet. Bernhard von Weimar übernimmt jetzt das Kommando u. führt die Brigaden des Fußvolkes aufs Neue gegen die Landstraße. Die Wuth über den Tod des Königs vermehrt die Tapferkeit der Schweden; die das Centrum der Kaiserlichen deckende Batterie fällt wieder in ihre Hände, der rechte Flügel wirft die Reiter Piccolomini's, u. auf dem linken werden die Kroaten, welche eine glückliche Umgehung versucht hatten, wenigstens am Vorwärtsdringen verhindert. Da erscheint Pappenheim u. greift auf dem linken Flügel der Kaiserlichen mit seinen Kürassieren ein. Den Schweden werden die dort errungenen Vortheile wieder entrissen, Wallenstein ordnet das Centrum aufs Neue, u. abermals ist die Landstraße in seinem Besitze; da fällt Pappenheim, u. sein Tod verbreitet Verwirrung u. Entmuthigung im kaiserlichen Heere. Zum dritten Mal rücken die schwed. Regimenter vor, vergebens ist Wallenstein an der Spitze der Seinen, das Centrum wird zum Weichen gezwungen u. der rechte Flügel flieht. Die Dunkelheit setzt dem Kampfe ein Ziel u. Wallenstein benutzt sie zum Rückzuge nach Leipzig. Gegen 9000 Mann waren auf beiden Seiten gefallen. — Die blutgetränkte Ebene von L. war 2. Mai 1813 abermals der Schauplatz einer Schlacht, die gewöhnlich nach dem nahen Dorfe Groß-Görschen benannt wird. In derselben wurden die Verbündeten von Napoleon geschlagen.

Lützow, ein altes deutsches Adelsgeschlecht, das im 11. Jahrh. aus Bayern in Mecklenburg einwanderte u. sich im Laufe der Zeit in viele Linien theilte, welche noch jetzt in einem reichsgräflichen (seit 13. Febr. 1692), einem reichsfreiherrlichen (seit 1643) u. einem adeligen Hause blühen. Am berühmtesten ist der Führer des **Lützow'schen Freicorps**, jener Heldenschar, deren Seele in den Liedern eines Theod. Körner fortlebt. Ludwig Adolph Wilhelm Frhr. **v. L.** war jedenfalls eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten, welche der Krieg von 1806—13 aufzuweisen hat. Geb. in der Mittelmark 18. Mai 1782, diente er seit 1795 in der preuß. Garde, machte den Krieg von 1806—7 mit u. erhielt dann wegen einiger Blessuren als Major den Abschied. Im J. 1809 nahm er am Schill'schen Zuge Theil, ward aber bei Dodendorf schwer verwundet u. begab sich zur Wiederherstellung nach Dänemark, wo er sich dann auch 20. März 1810 mit der Gräfin Elisa v. Ahlefeldt (s. d.) vermählte. Im Febr. 1813 errichtete er mit Erlaubniß des Königs von Preußen das nach ihm benannte Freicorps, das hauptsächlich aus solchen Streitern bestehen sollte, welche dem preuß. Staatsverbande in keiner Weise angehörten. Theod. Körner gewann allein dem Corps 500 freiwillige Jäger, das 2. Bataillon vervollständigten alte Kameraden Andreas Hofer's, u. ein 3. Bataillon gründete der Turnvater Jahn. Die Kleidung der L.er war ernst u. würdig, mehr bürgerlich-deutsch als zweierlei Tuch. Die aus einem Tschako mit Agraffe u. schwarzem, seitwärts abfallendem Haarbusche bestehende Kopfbedeckung stellte die nach u. nach auf 2000 Mann Infanterie u. 4 Schwadronen Kavallerie gebrachte Schar als das auferstandene Schill'sche Corps dar. Ihre Bestimmung war der kleine Krieg. Auf dem Rückmarsche von einem mit 400 Reitern nach dem Bayreuthischen unternommenen Streifzug begriffen, erfuhr L. 7. Juni in Hof vom Abschlusse eines Waffenstillstandes, nach welchem alle den Franzosen feindlichen Truppen sich 12. Juni auf dem rechten Elbufer befinden mußten. Statt dessen befand sich L. noch am Abend des 17. Juni bei Kitzen, 2 Meilen von Leipzig. Inzwischen hatte Napoleon den Herzog von Padua mit Absendung starker Heersäulen gegen die L.er beauftragt, „um Sachsen von den Räubern zu befreien u. sie zu vernichten". Demgemäß waren 4000 Reiter der franz. Brigade Fournier u. der württemb. Brigade Normann gegen L. ausgerückt, u. diese überfielen ihn in einer Art, welche von einer soldatischen Unternehmung nur wenig an sich hatte. Ueber 300 L.er wurden dabei getödtet u. gefangen. L. selbst entkam glücklich in die Gegend von Artern in der Goldenen Aue, wo ihn dann sein Kampfgenosse Masius (Vater des Prof. Herm. Masius, s. d.) über die Elbe rettete. Hiernach büßte das Corps seine äußere Selbständigkeit ein, indem es theils unter den Befehl des russ. Generalleutnants v. Walmoden gestellt, theils dem Bülow'schen Corps überwiesen wurde. Indeß fanden die Helden zu kleinen Gefechten u. Unternehmungen noch vielfache Gelegenheit. Nam. bedeckten sie sich mit Ruhm bei Mölln (4. Sept.) u. an der Görde (16. Sept.), in Flandern u. in den Ardennen. Friedrich Wilhelm III., der kein Freund der L.er war u. später nicht einmal den Gesang von „L.'s wilder, verwegener Jagd" ertragen konnte, mußte gleichwol die Verdienste des Freicorps durch 126 Eiserne Kreuze ehren. Nach dem ersten Pariser Frieden wurde die L.'sche Infanterie in das 25. preuß. Infanterie-Regiment u. die Kavallerie in das Ulanenregiment umgeformt, welch letzteres L. selbst als Oberst im Kriege von 1815 führte. In der Schlacht bei Ligny gefangen genommen, traf er mit Napoleon zusammen, der 1813 einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, jetzt aber sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen", u. eine gute Behandlung anbefahl. Trotzdem sollte L. selbst nach der zweiten Thronentsetzung des Kaisers noch festgehalten

werden, weshalb er entfloh. Seit 1817 Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade u. seit 1822 Generalmajor, ward er im April 1830 zur Disposition gestellt. Seitdem lebte er in Berlin, wo er in der Nacht vom 5. zum 6. Dez. 1834 starb. Einen Mißklang in L.'s Leben bildeten seine ehelichen Verhältnisse. Seit 22. April 1825 geschieden, hatte er sich 10. April 1829 mit der Wittwe seines Bruders Ferdinand, Auguste geb. v. Uebel, wiedervermählt. — Vgl. Eiselen, „Geschichte des L.'schen Freicorps" (Halle 1841).



Nr. 4013. Ludwig Adolph Wilhelm Freiherr v. Lützow, [illegible] 1782, gest. 5./6. Dez. 1831

Lützow, Karl Friedrich Arnold v., Archäolog u. Kunsthistoriker, Sohn des als Historiker Mecklenburgs bekannten mecklenb.-schwer. Oberstleutnant Karl v. L., geb. zu Göttingen 25. Dez. 1832, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Schwerin, studirte seit 1851 in Göttingen u. dann in München Philologie u. Archäologie, wandte sich 1856 nach Berlin, bereiste mit K. Schnaase (s. d.) u. W. Lübke (s. d.) Italien u. habilitirte sich 1858 als Dozent der Kunstgeschichte u. Kunstarchäologie an der Münchener Universität. Im J. 1863 folgte er einem Rufe nach Wien als Redakteur der „Rezensionen u. Mittheilungen über bildende Kunst"; auch erhielt er an der Kunstakademie daselbst 1864 die Professur der Kunstgeschichte u. Archäologie u. wurde 1866 zugleich Bibliothekar u. Vorstand des Kupferstichkabinets der Akademie. Schon in Berlin war L. mit zur Vollendung der von F. Th. Kugler (s. d.) begonnenen „Denkmäler der Kunst" (2. Aufl., Stuttg. 1858) herangezogen worden. In München hatte er dann die Herausgabe der „Münchner Antiken" (7 Lfgn., 1861—68) begonnen u. als Ergebniß einer Studienreise durch Frankreich u. England die 2. Abtheilung der „Meisterwerke der Kirchenbaukunst" (Lpz. 1862) erscheinen lassen. In Wien unternahm er im Geist u. unter Mitwirkung des Verfassers eine neue Bearbeitung von Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste" (Düsseld. 1865 ff.), gab heraus: „Kunst u. Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung" (Lpz. 1873 f.) u. gründete, nachdem die „Rezensionen" 1865 eingegangen waren, die vorzügliche „Zeitschrift für bildende Kunst" (Lpz.).

Lützow, Therese v., geb. **v. Struve,** Schriftstellerin, geb. zu Stuttgart 4. Juli 1804, vermählte sich 1825 mit dem russ. Gesandtschaftssekretär u. Generalkonsul v. Bacheracht, wurde nach ihrer Scheidung von demselben 1849 die Gattin des niederl. Oberst v. L., folgte demselben nach Java u. starb das. 16. Sept. 1852. In ihren, unter dem Namen Therese erschienenen, Romanen schildert sie das Leben der höheren Gesellschaftsklassen; die Darstellung ist immer edel u. würdig, doch beeinflußt durch die Salonsprache; auch herrscht in ihren Schriften zu viel Reflexion. Zu nennen sind: „Falkenberg" (Braunschw. 1843), „Lydia" (ebd. 1844), „Weltglück" (ebd. 1845), „Heinrich Burkart" (ebd. 1846) u. a. Eine scharfe Beobachtungsgabe u. ein gesundes Urtheil hat sie auch in ihren Reisewerken an den Tag gelegt: „Briefe aus dem Süden" (ebd. 1841), „Menschen u. Gegenden" (ebd. 1845) ꝛc.

Luxation, s. v. w. Verrenkung. **Luxembourg-Palast,** s. „Paris".

Luxembourg (spr. Lürangbuhr), François Henri de Montmorency, Herzog v., Marschall von Frankreich, Sohn des Grafen v. Montmorency-Bouteville, geb. zu Paris 8. Jan. 1628, ward Adjutant des großen Condé (s. d.), dem er sich dann auch nicht abwendig machen ließ, nachdem derselbe im Kampfe der sog. Fronde zur Opposition übergetreten war, erhielt indeß auch mit ihm 1660 die Verzeihung des Königs. Nach seiner Vermählung mit der Erbin des Hauses L. (17. April 1661) nahm er dessen Namen u. Wappen an. Im J. 1672 mit dem Oberbefehl gegen Holland betraut, mußte er trotz vieler Erfolge das Land wieder räumen, als es von den Bewohnern unter Wasser gesetzt wurde. Seit Turenne's Tode (1675) Marschall, besiegte er 11. April 1677 den Prinzen von Oranien bei Mont-Cassel u. leitete die Einnahme von Gent. Mit Louvois (s. d.) zerfallen u. wegen seines angeblichen Einverständnisses mit zwei Giftmischerinnen in die Bastille gesetzt, ward er 1680 zwar freigesprochen, doch auf 1 Jahr in die Verbannung geschickt. Im J. 1690 erhielt er wieder das Kommando über das Heer in Flandern, mit dem er insbes. dem König Wilhelm von England 29. Aug. 1693 die große Niederlage bei Neerwinden beibrachte. L. starb zu Versailles 4. Jan. 1695. Die Art seiner Kriegführung war nach dem Ausspruch eines zeitgenössischen Geschichtschreibers eine Wiederholung aller Greuel des Dreißigjährigen Krieges.

Luxemburg, ein früher zu den deutschen Bundesstaaten gehöriges, jetzt mit den Niederlanden in Personalunion stehendes Großherzogthum, 46,[illegible] □M. mit 197,528 E. (1871); grenzt im O. durch die Oure, Sauer u. Mosel an die preuß. Rheinprovinz, im S. an Deutsch-Lothringen u. im W. u. N. an die belg. Provinz L. Das Land ist ein fruchtbares u. waldreiches Plateau, welches den Uebergang von dem lothring. Berglande u. den Ardennen zu der Eifel bildet u. in einzelnen Gipfeln eine Höhe von 600 m. erreicht. Der Boden ist gut bewässert u. gehört größtentheils dem Gebiete der Sauer an, die hier die Elze mit der Attert aufnimmt; fast die Hälfte der Oberfläche ist für Getreide-, Flachs- u. Rübsamenbau bestimmt; die Wälder u. Gebüsche nehmen 10,6 □M. ein; Weinbau wird vorzugsweise an der Mosel u. Sauer getrieben. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme von 3—4000 E., welche sich nur der franz. Sprache im Umgange bedienen, deutschen Stammes, doch verstehen die meisten Gebildeten Französisch; der Konfession nach ist sie, abgesehen von 440 Evangelischen, durchaus kathol. Von 1862—71 hat die Volkszahl fast um 5000 Seelen abgenommen, fast ausschließlich wegen der starken Auswanderung nach Nordamerika; 1872 landeten allein 1139 L.er in New-York. Außer dem Acker- u. Weinbau u. der Viehzucht, die bes. im N. des Ländchens gute Rinder u. Pferde zur Ausfuhr liefert, beschäftigt die Bevölkerung nam. die Gewinnung u. Verarbeitung der Eisenerze; 1873 wurden in 56 Werken mit 2762 Arbeitern 26,634,860 Ctnr. Eisenerze im Werthe von 3,856,788 Mk. gewonnen u. 5,148,227 Ctnr. Roheisen im Werthe von 23,836,089 Mk. produzirt. Im Ganzen waren 23 Hohöfen im Betrieb. Neben der Eisenindustrie ist nicht ohne Bedeutung die Fabrikation von Handschuhen, Fayence, Zucker, Essig, Papier u. Leder. Das Großherzogthum gehört noch dem deutschen Zollverein an u. hatte 1874: 34,1 M. Eisenbahnen in Betrieb, während noch 29 M. im Bau begriffen waren. Von diesen steht die Wilhelm-Luxemburger Bahn unter der Verwaltung der Elsaß-Lothringischen Bahnen. L. zerfällt in die Distrikte L., Diekirch, Grevenmachern u. Mersch u. zählt 126 Gemeinden. Die Verfassung ist monarchisch konstitutionell u. datirt vom 17. Okt. 1848. Der König-Großherzog läßt das Land durch einen Statthalter, jetzt den Prinzen Heinrich der Niederlande, regieren. Die Ständeversammlung besteht nach dem Wahlgesetz vom 30. Nov. 1868 aus 41 direkt auf 6 Jahre gewählten u. nach 3 Jahren zur Hälfte erneuerten Abgeordneten, hat vollständige Mitwirkung bei der Gesetzgebung u. das Recht der Steuerverweigerung. Der Präsident der Regierung ist der Staatsminister; neben demselben stehen die Generaldirektoren der Justiz, des Innern u. der Finanzen. Im Budget von 1874 waren die Einnahmen auf 6,991,120 Fres., die Ausgaben auf 7,063,301 Fres. berechnet. Die lediglich zu Eisenbahnbauten kontrahirte Staatsschuld beläuft sich auf 12 Mill. Fres. Das Militär besteht aus einem Jägerbataillon u. zählt 500 Mann mit 13 Offizieren. Für die Rechtspflege ist der Code Napoléon maßgebend. — Die Hauptstadt L., ehemals

Lützelburg, mit 14,440 E. (1871), liegt an der Elze u. zerfällt in die auf steilen Felsen gelegene Oberstadt, die nur im W. zugänglich ist, u. in die Unterstädte in dem engen Thale, in welchem viel Gerbereien sich befinden u. über welches 4 große Viadukte führen. Das Rathhaus u. die Liebfrauenkirche sind die sehenswerthesten Gebäude. Die zum großen Theil in Felsen eingearbeiteten Festungswerke, die L. zu einer der stärksten Festungen Europa's gemacht haben, sind vorzugsweise von Vauban angelegt u. werden seit 1867 demolirt. L. ist Sitz der Regierung u. eines Bischofs, hat ein Athenäum u. ein Priesterseminar u. treibt Gartenbau u. Fabrikation von Maschinen, Leder, Handschuhen, Fayencewaaren, Zucker u. Essig. Die Stadt L. war schon in röm. Zeiten ein fester Platz; gegen Ende des 5. Jahrh. kam die „Lucelinburg" in den Besitz des Frankenkönigs Chlodwig u. unter Karl Martell an die Abtei Trier, von der sie im 10. Jahrh. Graf Siegfried von den Ardennen als erster Dynast durch Tausch erwarb. Aus dem Geschlechte der Grafen von L. wurde 1081 Hermann von deutschen Fürsten als Gegenkönig Heinrich's IV. gewählt, doch entsagte er bald seiner zweifelhaften Herrschaft. Im Anfang des 13. Jahrh. ward L. durch Heirath mit Limburg vereinigt, dessen Herren sich den Namen der angeseheneren Grafschaft zulegten. Diesem Geschlechte entstammte der Deutsche Kaiser Heinrich VII. (s. d.), dessen Sohn Johann (s. d.) die Krone Böhmens erwarb, u. dessen Enkel, Kaiser Karl IV. (s. d.), L. zum Herzogthum erhob. Unter Karl's Sohne Wenzel kam L. durch Verpfändung an dessen Nichte Elisabeth, die das Herzogthum Philipp dem Gütigen von Burgund abtrat; unter burgundischer u. seit 1477 unter habsburgisch-österr. Herrschaft gehörte das Land als ein Theil des burgund. Kreises zum Deutschen Reiche u. blieb bei demselben auch, als Karl V. die Niederlande u. mit ihnen L. seinem Sohne Philipp II. von Spanien überließ. Der Friede von Utrecht 1713 brachte über das Land wieder die Herrschaft der Habsburger, welcher die Eroberung durch die Franzosen 1795 ein Ende machte. Der Friede von Campo Formio 1797 ließ aus demselben ein franz. Dep. des Forêts entstehen. Der Wiener Kongreß machte aus L. dagegen ein Großherzogthum u. einen deutschen Bundesstaat u. vereinigte es durch Personalunion mit den Niederlanden. Die Revolution von 1830 sah das platte Land im Aufstande, nur die Stadt selbst blieb ihrem Herrscher treu, u. 1839 wurde der westl. wallonische Theil mit Belgien vereinigt. Deutscher Bundesstaat blieb das Land, deutsche Bundesfestung die Stadt bis 1867. Der König-Großherzog war damals gewillt, das Land Napoleon III. gegen eine Geldentschädigung abzutreten; Preußen erhob dagegen Einspruch, u. der drohende Krieg wurde nur durch einen Ausgleich beseitigt, in welchem Frankreich auf die Annexion L.s, Preußen auf sein Besatzungsrecht verzichtete. Der Londoner Vertrag vom 11. Mai 1867 bestätigte dies; L. wurde von Deutschland staatsrechtlich gelöst, unter bleibender Souveränetät des Hauses Oranien-Nassau für neutral erklärt u. die Schleifung der Festungswerke als eine Garantie dieser Neutralität gefordert.

Luxemburg, belg. Provinz von 80,17 □M. mit 206,069 E. (1873), war bis 1839 der westl. Theil des gleichnamigen Großherzogthums u. bildet jetzt den südwestlichsten Theil des Königreichs Belgien, im O. vom Großherzogthum, im S. von Frankreich, im W. von der belg. Provinz Namur u. im N. von der Provinz Lüttich begrenzt. Das Land bildet ein waldreiches Plateau, das von den nördl. Ausläufern der Ardennen durchzogen u. von den vielfach gewundenen Thälern der Semoy im S. u. Ourthe im N. tief eingeschnitten wird. Der fruchtbarste Theil der Provinz ist der NW., in anderen Theilen sind aber ergiebige Eisengruben im Betrieb. Die Bevölkerung produzirt außer Eisen u. Eisenwaaren noch Leder, Tuch, Thonpfeifen u. führt Vieh u. geräucherte Fleischwaaren aus. Die Hauptstadt der überhaupt an größeren Orten armen Provinz ist Arlon. L. zerfällt in die Arrondissements Arlon, Bastogne, Marche, Neufchâteau u. Virton.

Luxus (a. d. Lat., eigentlich geile od. üppige Fruchtbarkeit der Gewächse 2c.) ist jeder Aufwand, der über das Nothwendigste hinausgeht. Mit dieser rein objektiven Erklärung reicht man aber nicht aus, vielmehr muß jeder spezielle Fall subjektiv, d. h. mit u. unter Ansehen der Person, welche des L. beschuldigt wird, beurtheilt werden. Die nothwendigsten Bedürfnisse sind eben je nach Alter, Geschlecht, Beruf, Stand u. Vermögen außerordentlich verschieden. Was für den Armen entschieden als L. anzusehen ist, kann bei dem leidlich situirten Bürgerstande noch als nothwendige Forderung angesehen werden. Der Reichere ist wiederum berechtigt, manche Ausgabe zu machen u. sich manche wirkliche od. eingebildete Annehmlichkeit zu verschaffen, deren Kosten die Kräfte des Mittelstandes übersteigen würden. Wer endlich nach Geburt, Stellung, Vermögen 2c. einen hohen Rang einnimmt, ist fast moralisch, mindestens gesellschaftlich verpflichtet, in den Bedürfnissen des Wohllebens seine Ansprüche nicht knapp zu bemessen. Ein solcher gerechtfertigter L. ist daher auch keineswegs zu tadeln, vielmehr veranlaßt derselbe eine sehr wünschenswerthe Gütererzeugung (Produktion) zum Zwecke einer Güteranwendung (Konsumtion), welche Wohlstand, Kunst u. Wissenschaft fördert. Das ist der L. blühender Zeitalter, der L. solcher Völker, welche in der Blüte ihrer Kraft stehen. Erst wenn der L. ausartet, u. zwar wenn er entweder unklug od. unsittlich, od. wol gar Beides zusammen wird, wirkt er nachtheilig ein. Der unerlaubte L. macht freiwillig u. ohne Noth Ausgaben, die das Einkommen überschreiten; er äußert sich hauptsächlich in den Formen der Eitelkeit u. Prunksucht wie in der Genußsucht. In rohen Zeiten prunkt man mit der Fülle u. lediglich mit äußerer Pracht; in Zeiten der Ueberbildung mit dem Raffinement auffallender Sonderbarkeiten u. mit der Virtuosität im Wechsel, im Uebergang zu etwas Neuem. Die Mode ist so recht das Kind des L. — Man hat früher von Staatswegen sich viele vergebliche Mühe gegeben, den unerlaubten L. einzuschränken, vergeblich deswegen, weil sich die Grenzen so außerordentlich schwer ziehen lassen. Alle die Kleider-, Hochzeits-, Tuchordnungen, Verbote des Rauchens, des Kaffeegenusses, Bau- u. Fahrordnungen haben wenig od. nichts geholfen: der gesunde, sparsame Sinn des Volkes hat schließlich, wenn Sitte u. Mode ausarteten, mehr genützt als die strengsten Vorschriften. Heutzutage beschränkt man sich ganz richtig nur darauf, dem notorischen Verschwender einen Vormund zu setzen, u. es muß schon weit gekommen sein, ehe man dazu vorschreitet. — Etwas empfehlenswerther, wiewol auch nicht ganz unbedenklich, sind nach dieser Richtung hin die Luxussteuern zu verwerthen, doch sind sie in der Regel nicht so lohnend als man glaubt. Die Steuern auf Luxuswagen, auf Dienerschaft, die Wappensteuer, Haarpudersteuer u. wie sie alle heißen mögen, haben selbst in dem reichen England ihren Zwecken nicht entsprochen; die franz. Fenstersteuer u. unsere Miethsteuern, als Luxussteuern aufgefaßt, stoßen sogar auf ernste Bedenken. Die Steuern auf Singvögel, auf Hunde u. s. w. mögen als Luxussteuern passiren; es sind dann aber, nam. bei der Hundesteuer, doch vorwiegend sicherheitspolizeiliche Rücksichten od. blos fiskalische Interessen für die Einführung entscheidend gewesen, keineswegs die Tendenz, den L. einzuengen.

Luynes (spr. Lüihn), ein franz. Zweig der seit dem 17. Jahrh. ausgestorbenen toscanischen Familie Alberti. Honoré d'Albert, der in den Religionskriegen unter Karl IX. bis Heinrich IV. eine Rolle spielte, nannte sich zuerst nach dem Familienbesitzthum L. Sein Sohn war Charles d'Albert, Herzog **v. L.**, Günstling König Ludwig's XIII. u. Connetable von Frankreich, geb. zu Pont St.-Esprit (Dep. Gard) 5. Aug. 1578. Derselbe wußte sich nam. als Jagdgenosse des jungen Königs bei demselben in Gunst zu setzen u. hoffte im Lichte dieser aufsteigenden Sonne zu erreichen, was der Marschall d'Ancre (s. d.) der im Untergange begriffenen (Maria v. Medici) verdankte. Alle franz. Großen waren bereit, ihm das Joch jenes Emporkömmlings brechen zu helfen. L. redete dem König ein, d'Ancre trachte ihm nach dem Leben, u. erlangte dadurch die königl. Billigung des Mordplanes, auf den sich der beabsichtigte Staatsstreich stützte. Auf dem Wege nach dem Louvre ward d'Ancre überfallen u. niedergemacht, hierauf aber die Königin-Mutter selbst verhaftet, um später nach Blois verbannt zu werden. In demselben Jahre vermählte sich L. mit der Tochter des Herzogs v. Montbazon. Um seine Partei gegen die Königin, mit der sich Ludwig XIII. durch Vermittelung Richelieu's wieder ausgesöhnt hatte, zu verstärken, befreite er 1619 Condé aus der Bastille. Nachher zum Herzog u. Pair sowie zum Kanzler erhoben, starb er im Lager von Longueville 15. Dez. 1621. — Honoré Théodoric Paul Joseph d'Albert, Herzog **v. L.**, geb. zu Paris 15. Dez. 1802, war ein großmüthiger u. erleuchteter Pfleger der Wissenschaften. Seine Mutter, eine Narbonne Pelet, hatte sich durch ihren muthigen Widerstand gegen Napoleon I., sein Vater als einer der eifrigsten Royalisten bekannt gemacht. Er selbst indeß gehörte nicht der eigentlichen Legitimistenpartei an u. unterstützte 1848 Cavaignac. Von Jugend an vorzugsweise dem Studium der Alterthumswissenschaften u. der Geschichte zugethan, hat er dasselbe sowol durch eigene u. von ihm angeregte Arbeiten, als durch großartige Freigebigkeit gefördert. In ersterer Beziehung ist nam. sein mit dem Architekten Debacq herausgegebenes Prachtwerk über die „Alterthümer von Metapont" (Par. 1833) zu nennen, dem eine Reihe numismatischer Arbeiten sowie sein historisch-kritischer Kommentar über die Diurnali des Matteo Spinelli, das älteste Chroniken- u. Annalenwerk in ital. Sprache (ebd. 1838), folgte; auch gab er die „Mémoires" des Herzogs Charles Philippe de L. aus der Zeit Ludwig's XIV. (17 Bde., Par. 1860—65) heraus. In letzterer Beziehung ist seine Einrichtung des von Karl X. gegründeten Griech.-ägypt. Museums, dessen Ehren-

direktor er war, u. seine Theilnahme an der Gründung des Röm.-deutschen Instituts für archäologische Korrespondenz hervorzuheben. Auch mit der Landwirthschaft u. der Vervollkommnung der Stahlfabrikation beschäftigte er sich erfolgreich. Im Interesse wissenschaftlicher Untersuchungen machte er wiederholt Reisen nach Italien u. dem Orient, u. 1867 begab er sich nach Rom, um die bei Garibaldi's Einfall im Kirchenstaat verwundeten päpstl. Soldaten pflegen zu helfen, unter denen sein Enkel u. Erbe, Herzog v. Chevreuse, diente. Doch starb er daselbst 17. Dez. 1867. Seine kostbaren Antiquitätensammlungen hatte er der kaiserl., jetzt National-Bibliothek in Paris vermacht. Da sein Enkel als Hauptmann der Mobilen im Treffen von Loigny 2. Dez. 1870 fiel, so ist jetzt dessen Sohn, Honoré d'Albert, Herzog **v. L. u. Chevreuse**, geb. 30. Okt. 1868, der Letzte der Familie.

Luzern, Kanton in der mittleren Schweiz, 27,28 □M. mit 132,338 E. (1870), wird von den Kantonen Aargau im N., Bern im W. u. S., Unterwalden im SO., Schwyz u. Zug im O. umgeben u. gehört theils der Hochebene, theils den Voralpen an; nur in seiner südl. Hälfte steigen einzelne Berge über 2000 m. empor u. haben ihren höchsten Gipfel in dem 2176 m. hohen Feuerstein an der Grenze Unterwaldens. Doch gehören die Vorberge der Berner u. Urner Alpen zu den berühmtesten Aussichtspunkten der Schweiz. Der Vierwaldstätter See reicht mit seinem nordwestl. Theil in diesen Kanton hinein, u. wird deshalb dieser Arm auch Luzerner See genannt. Die ihm bei der Hauptstadt entströmende Reuß nimmt hier die Emmen auf, welche das schöne 11 Stunden lange Thal Entlebuch durchfließt; Wiggern u. Suhr, deren letztere den Sempacher See entwässert, durchschneiden das nördl. Hügelland. Die Bevölkerung ist streng katholisch; die Zahl der Reformirten beträgt nur 3823. Ackerbau u. Viehzucht bilden die Hauptbeschäftigungen der Bewohner; ersterer nam. im Gau, dem nördl. Theil, letztere bes. im Entlebuch, das das schönste Vieh der Nordschweiz besitzt. Die Zahl der Rinder ist in L. verhältnißmäßig größer als in irgend einem anderen Kanton; sehr bedeutend ist die Käseproduktion, u. die Aelplerfeste der Sennen sind in der ganzen Schweiz berühmt. Handel u. Gewerbe sind von geringer Bedeutung; am wichtigsten sind die Sägemühlen, da ¹/₅ des Areals mit Wald bedeckt ist. Die Verfassung ist seit 1847, wo der Kanton am Sonderbundskriege sich betheiligte (s. „Schweiz", Geschichte), eine demokratische; 100 Abgeordnete bilden den Großen Rath, dessen Präsident Schultheiß genannt wird. L. zerfällt in die fünf Bezirke: L., Hochdorf, Sursee, Willisau u. Entlebuch. — Die Hauptstadt **L.** mit 14,524 E. liegt überaus malerisch am Nordwestende des Vierwaldstätter Sees u. wird von der hier ausströmenden Reuß in eine östl. u. westl. Hälfte geschieden. Prächtige Gärten umschließen die Stadt u. schöne Landhäuser liegen verstreut an den Abhängen der Berge, welche sie auf drei Seiten überragen, während am See sich großartige Hotels erheben. Vier Brücken überspannen den Fluß, u. zwei von diesen sind unter ihrer Bedachung mit interessanten Gemälden geschmückt. Der an die alte Holzbrücke stoßende Wasserthurm soll das älteste Gebäude der Stadt sein, aus der Zeit der Römer stammen u. als Leuchtthurm (lucerna) gedient haben. Von den Kirchen ist nam. sehenswerth die nach 1633 erbaute Hof- od. Stiftskirche u. die aus dem 13. Jahrh. stammende Franziskaner- od. Barfüßerkirche. Das Rathhaus von 1605 enthält interessante Bildnisse Luzerner Schultheißen; das Zeughaus, eines der bedeutendsten der Schweiz, eine Waffensammlung. Reichhaltig ist die Stadtbibliothek. In der Weggisvorstadt befindet sich das schöne Löwenmonument, 1821 nach einem Modell Thorwaldsen's zum Andenken an die 10. Aug. 1792 bei der Vertheidigung der Tuilerien gefallenen Schweizer errichtet. Am Weinmarkt steht ein Brunnen von 1481. — L. ist Sitz der Kantonalregierung, hat ein Priesterseminar, ein Gymnasium u. eine Realschule, treibt Spinnerei, Handschuh-, Band-, Wagen-, Eisen- u. Kupferwaarenfabrikation u. ist Sitz der Direktion der Gotthardsbahn; mit Zürich u. Olten hat L. Eisenbahnverbindung, auf dem Vierwaldstätter See Dampfschiffahrt.

Luzon, Insel, s. „Manila."

Lwoff, Alexis, ausgezeichneter russischer Musikdilettant, geb. zu Reval 25. Mai 1799 als der Sohn eines russischen Diplomaten. Frühzeitig auf der Violine unterrichtet, erwarb er sich ein bedeutende Fertigkeit auf diesem Instrumente u. fand, nachdem er in den Militärdienst getreten, doch immer noch Zeit, mit der Kunst sich fleißig zu beschäftigen. Nach längeren Dienstleistungen im Ingenieurcorps wurde er zum Adjutanten des Generals von Benkendorf u. in der Folge zum General u. Adjutanten des Kaisers Nikolaus ernannt. 1836 erhielt er die Stelle als Direktor der kaiserlichen Hofkirchensänger-Kapelle u. wurde nachgehends Intendant der kaiserlichen Hofmusik. Seit längerer Zeit von Taubheit befallen, starb er 28. Febr. 1870 auf seinem Gute im Gouvernement Kowno. — Als Komponist ist L. bes. bekannt geworden durch die von ihm in Musik gesetzte russische Nationalhymne „Den Zaren schütze Gott" (Text von Schukowsky); außerdem hat er noch verschiedene Kirchensachen, Violinstücke, Militärmärsche 2c. sowie auch die Oper „Undine" geliefert.

Lyceum, der älteste der drei gymnastischen Uebungsplätze zu Athen. Da hier Aristoteles u. dessen Schule ihren Studiensitz aufgeschlagen hatte, ging der Name später überhaupt auf höhere Unterrichtsanstalten über; er ist aber in neuerer Zeit in Deutschland durch die Bezeichnungen „Akademie" u. „Gymnasium" fast überall verdrängt worden.

Lychnis, Lichtröschen, Lichtnelke, Pflanzengattung der Caryophylleen od. Nelkenartigen, mit einigen schönen Zierblumen. Unter ihnen gehört die sog. „Brennende Liebe" (L. chalcedonica) aus Japan u. Sibirien, eine ansehnliche Staude mit am Grunde verwachsenen, gegenständigen u. eilanzettlichen Blättern u. brennend-rothen Nelkenblumen, zu den althergebrachten Zierden unserer Gärten. Ebenso lieferte Sibirien die schöne L. fulgens mit ähnlichen Blumen, Japan die L. grandiflora mit orangefarbigen, feingeschlitzten Blüten. Wild wachsend kommen mehrere Arten bei uns vor, unter denen die L. Githago, die Kornrade, u. L. flos cuculi, die Pechnelke, die bekanntesten sind.

Lycium, s. „Bocksdorn." **Lycoperdon**, s. „Bovist."
Lycopodium, s. „Bärlapp".

Lydien, eine Landschaft des westlichen Kleinasiens, die in früherer Zeit noch einen großen Theil von Phrygien umfaßte, während es unter den Römern im Norden von Mysien, im Osten von Phrygien, im Süden von Karien, im Westen vom Aegäischen Meere, od. vielmehr von den den Namen Jonien führenden griechischen Pflanzstädten begrenzt wurde. In dieser Ausdehnung betrug der Flächeninhalt etwa 300 □M. Das Land war fruchtbar u. selbst an den Gebirgsabhängen des Anbaues werth. Im Gebirge Tmolos u. im Flusse Paktolos wurde Gold gewonnen. Die hauptsächlichsten Gebirge waren im Süden der in das Kap Mykale auslaufende Messogis u. der von Südosten nach Nordwesten streichende Tmolos mit dem sagenreichen Sipylos. Das Hauptstromgebiet bildete der Hermos, der zweite Fluß des Landes war der Kaystros (j. Kara Su). Am Paktolos, einem Nebenflusse des Hermos, lag die Hauptstadt Sardes (j. Sart); außerdem sind zu nennen: Magnesia (j. Manissa), Apollonis, Hypäpa (j. Birghe), Metropolis u. Larissa. L. stand Anfangs unter phrygischer Oberherrschaft, bis Gyges, der Stifter der Mermnadendynastie, sich frei machte. Alyattes u. sein Sohn Krösos erweiterten das Reich bis zum Halys, so daß es mit Ausnahme von Kilikien u. Lykien ganz Kleinasien umfaßte. Seit dem Sturze des Krösos durch Kyros, 546 v. Chr., büßten die Lydier immer mehr ihre Nationalität ein, so daß zu Anfang des römischen Kaiserreichs selbst ihre Sprache verschwunden war. Die unmännliche Weichlichkeit, durch welche das Volk später verrufen war, soll ihren Grund darin gehabt haben, daß Kyros ihm das Tragen der Waffen verbot u. es im Singen u. Tanzen unterrichten ließ. Herodot schreibt den Lydiern zuerst die Einrichtung von Gasthöfen u. den Gebrauch geprägten Geldes zu.

Lyell (spr. Leiel), Sir Charles, schott. Geolog, der größte Reformator seiner Wissenschaft seit Abr. Gottl. Werner (s. d.), geb. zu Kinnordy (Forfarshire) 14. Nov. 1797 als ältester Sohn des Botanikers Ch. L., bildete sich seit 1816 in Oxford zum Juristen aus, beschäftigte sich aber zugleich auch mit naturwissenschaftlichen Studien, betrat 1819 in London die übliche Laufbahn des praktischen Juristen, wendete sich indeß mehr u. mehr mit Vorliebe der Geologie zu u. ward bald ein eifriges Mitglied der Londoner „Geologischen Gesellschaft", in deren „Transactions" er 1826 seine erste selbständige Arbeit über die Süßwasserablagerungen in seiner heimatlichen Grafschaft veröffentlichte. Seine Juristenlaufbahn aufgebend, übernahm L. 1831 eine Professur der Geologie am King's College, von der er jedoch bald wieder zurücktrat. Seine Reise, die er seit 1824 unternahm, erstreckte sich auf Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, die Schweiz u. Skandinavien; zweimal bereiste er fast das ganze Nordamerika. Ihre Ergebnisse veröffentlichte er zunächst in wissenschaftlichen Journalen, die Amerika betreffenden aber noch in zwei besonderen Werken: „Travels in North America" (2 Bde., Lond. 1845) u. „A second visit to the United States" (2 Bde., ebd. 1849; 3. Aufl. 1865; deutsch von Dieffenbach, Braunschw. 1851). Sein erstes epochemachendes Werk waren die „Principles of geology" (3 Bde., ebd. 1830—33), die mit der Zeit 10 Auflagen erlebten u. vielfach übersetzt wurden (ins Deutsche von B. v. Cotta, 2 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1857 f.).

Als eine Art Fortsetzung dieses Werkes folgten die „Elements of geology" (ebd. 1838; 10. Aufl., 1868; deutsch von Hartmann, Wien 1854), u. sein letztes Hauptwerk erschien unter dem Titel „Geolog. evidences of the antiquity of man" (3. Aufl., 1863; deutsch von L. Büchner, Lpz. 1864). Zahlreiche Anerkennungen wurden seinen Verdiensten zu Theil: L. ward Präsident der Londoner „Geologischen Gesellschaft", 1840 erhielt er die Ritter-, 1864 die Baronetwürde u. nach seinem 23. Febr. 1875 zu London erfolgten Tode ein Begräbniß in der Westminster-Abtei. Was die durch L. bewirkte Umgestaltung der geologischen Wissenschaft anbelangt, so trat er, nachdem ein ähnlicher Versuch von Hoff's in Deutschland fast unbeachtet geblieben war, zuerst mit Erfolg der sog. Katastrophentheorie der Neptunisten u. Vulkanisten entgegen u. zeigte, daß die gegenwärtig beobachtbaren geologischen Vorgänge vollkommen ausreichen, um den Bau der festen Erdkruste zu erklären, wenn sie sich nur oft genug in hinreichend großen Zeiträumen wiederholen. Er verwendete also zur Erklärung der Thatsachen an Stelle allgemeiner Erdrevolutionen ungemessene Zeit — eine Anschauung, die mit der Lehre seines großen Schülers Ch. Darwin (s. d.) von der allmählichen Entwicklung der organischen Arten durch langsame, im Laufe der Zeit selbständig sich vollziehende Umgestaltung u. Vererbung im Zusammenhange steht. Ebenso innig an die Darwin'sche Lehre schließt sich die durch zahlreiche unumstößliche Beweise erhärtete Behauptung L.'s an, daß das Alter des Menschengeschlechts sehr weit über die gewöhnliche Annahme zurückreiche, wenn auch eine einigermaßen genaue Bestimmung nach Jahren od. nach Jahrtausenden, wie überhaupt in der Geologie, unmöglich sei.



Nr. 1044. Sir Charles Lyell, geb. 14. Nov. 1797, gest. 23. Febr. 1875.

Lykien, eine Landschaft des südwestl. Kleinasien's, eigentlich eine von Pisidien, Karien u. Pamphylien begrenzte Halbinsel. Durch den sich an der Nordgrenze hinziehenden, mehrere Ausläufer in das Land sendenden Taurus war L. sehr gebirgig, aber deshalb nicht unfruchtbar. Es erzeugte Getreide u. Wein u. trug ungemein hohe Cedern, Platanen u. Tannen. Unter den Flüssen war der bedeutendste der Xanthos. Wichtigere Städte waren, an der Küste: Telmissos, Patara, Antiphellos, Myra (s. Dembre) u. Phaselis (s. Taghtalu), im Innern: Pinara, Tlos, Phellos u. Xanthos. Die ältesten Bewohner L.s, die Solymer, wurden von den aus Kreta zur Zeit des Minos einwandernden Termilern verdrängt, die von dem Athener Lykos, dem Bruder des Aegeus, den Namen Lykier angenommen haben sollen. Der älteste Name des Landes, Milyas, erhielt sich im nördlichen Gebirgslande. Die Lykier waren als ein friedliebendes, wohlgesittetes Volk bekannt, das nam. in der Baukunst Tüchtiges leistete.

Lykurgos, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, stammte aus dem Königshause der Prokliden u. soll in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. v. Chr. gelebt haben. Er trat die Regierung an, als sein Bruder Polydektes gestorben war. Als aber dessen Wittwe noch mit einem Knaben niederkam, erklärte sich L. nur zum Regenten während der Minderjährigkeit des jungen Königs. Die Staatsverwaltung wurde ihm jedoch durch Neider u. Feinde bald so verleidet, daß er es vorzog, auf Reisen zu gehen. Er besuchte Kreta, Ionien, der Sage nach sogar Aegypten, u. kehrte erst nach wiederholten Aufforderungen seiner mit seinem Neffen Charilaos unzufriedenen Landsleute nach Sparta zurück. Dort legte er mit Zustimmung des delphischen Orakels sofort Hand an die Umgestaltung des Staates u. führte die neue Verfassung glücklich ohne große Umwälzungen ein. Fremdartiges mag seine Gesetzgebung (s. Weiteres unter „Sparta") überhaupt nicht enthalten, sondern nur die Wiederbelebung der Zucht u. Sitte u. die zeitgemäße Fortbildung der Stammeseinrichtungen im Auge gehabt haben. Nach Plutarch gab L. nach Vollendung seines Werkes vor, den Rath des delphischen Gottes einholen zu wollen, u. ließ sich von den Königen, dem Senate u. der Bürgerschaft schwören, daß die neue Verfassung bis zu seiner Rückkehr unverbrüchlich gehalten werden solle. Er begab sich dann auch nach Delphi u. ließ sich die Beruhigung ertheilen, daß Sparta groß werden u. bleiben werde, so lange es diese Gesetze beibehielte. Dies bestärkte ihn in dem Entschlusse, nie wieder nach Sparta zurückzugehen, u. er endete sein Leben durch freiwilligen Hungertod.

Lykurgos, athenischer Staatsmann u. Redner, geb. um 395 v. Chr. war ein Schüler von Plato u. Sokrates u. trat erst während der durch Philipp von Makedonien herbeigeführten gefährlichen Lage Griechenlands in den politischen Vordergrund, u. zwar neben Demosthenes u. Hyperides als Vorkämpfer der Nationalpartei. Besonders wandte er seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten zu u. suchte durch Hebung der öffentlichen Zucht u. Verbesserung der Finanzen dem Vaterlande einen kräftigen Rückhalt gegen den äußern Feind zu schaffen. Zwölf Jahre lang verwaltete er das Amt eines Staatsschatzmeisters u. brachte die Höhe der Staatseinkünfte auf jährlich 1200 Talente; auch ehrte das Volk seine Verdienste mehrmals durch äußere Anerkennung. Nach der thebanischen Schilderhebung verlangte Alexander von Makedonien auch seine Auslieferung; doch ließ er sich wieder beschwichtigen. L. starb um 328 v. Chr. u. siegte kurz vor dem Tode noch über die verleumderische Anklage seines Nachfolgers Menesächmos. Wir besitzen nur eine einzige Rede von ihm, gegen Leokrates gerichtet. Auch das Alterthum kannte von ihm blos 15 geschriebene Reden; denn er war mehr ein Mann der That als des Wortes, u. in seinen Reden erhielt die Sache u. die Gesinnung das Uebergewicht über die Form, welcher die nothwendige Glätte u. Rundung abgeht. Die Rede des L. gegen Leokrates (wegen Landesverrath) ist herausgegeben u. A. von Scheibe (Lpz. 1853) u. Mätzner (Berl. 1856); die Bruchstücke der verlorenen Reden gab gesammelt heraus Kießling (Halle 1847).

Lymfjord, s. „Liimfjord".

Lymphe, eine dünnflüssige, weiße, milchige Flüssigkeit von schwachsalzigem Geschmack u. fadem Geruch, die sich vom Blute außer der Farbe durch Armuth an Faserstoff u. größeren Wassergehalt unterscheidet, u. wie dieses mikroskopisch kleine, in ihrer Flüssigkeit, dem Lymphplasma, schwimmende Körperchen, die Lymphkörperchen od. Lymphzellen, führt. Dieselben sind den Blutkörperchen sehr ähnlich u. verwandeln sich, in den Blutstrom gelangt, auch in solche. Wie das Blut, so gerinnt auch die aus den Lymphgefäßen entleerte L. zu einem Lymphkuchen, der die Körperchen einschließt. Die L. stammt theils aus dem Blute selbst, sie ist der Ueberschuß der aus dem Blutstrome durch die Wände der Capillargefäße durchgeschwitzten Ernährungsflüssigkeit, den die Gewebe nicht zu verarbeiten vermochten, theils wird sie, durch den am Darmkanal wurzelnden Abschnitt des Lymphgefäßsystems, direkt aus dem durch den Verdauungsprozeß aus dem Chymus od. Speisebrei bereiteten Ernährungsmaterial als Chylus (od. Milchsaft) dem Blute zugeführt. Die dünnwandigen, klappenreichen Saugadern od. Lymphgefäße schaffen die L. in das Blut zurück (s. „Gefäße"). Mit dem Blute der oberen Hohlvene gelangt die L. aus dem Milchbrustgange ins Herz u. von da in die Lungen. Lymphdrüsen finden sich bes. am Halse, in der Achselgrube, der Schenkelbeuge, in der Brust- u. Bauchhöhle; was der gemeine Mann „Drüsen" nennt u. erst „zu haben" behauptet, wenn sie „geschwollen" sind, sind solche Lymphdrüsen; den einfachsten Fall der Lymphdrüsen bilden die Drüsen der Darmwand; auch die Milz gehört zu den Lymphzellen erzeugenden Organen.

Außer dem Menschen haben auch die übrigen Wirbelthiere — mit einziger Ausnahme des merkwürdigen Lanzettfischchens (Amphioxus) — ein Lymphgefäßsystem. Seine Bahnen bestehen großentheils aus weiten, andere Organe (z. B. Arterien) begleitenden Räumen (Lymphräumen, Lymphsinussen); bei den niederen Wirbelthieren finden sich, statt der in ihrem Baue den Venen verwandten eigentlichen Lymphgefäße, meist nur dergleichen unregelmäßig abgegrenzte Räume, die sich meist an zwei Stellen, am Halse u. am Schwanze, mit dem Venensysteme in Verbindung setzen; die Amphibien haben sehr entwickelte Lymphräume unter der Haut. Die Einmündungsstellen der Lymphstämme ins Venensystem sind in vielen Fällen erweitert u. durch Muskelbeleg ausgezeichnet: dergleichen, sich rhythmisch zusammenziehende sog. Lymphherzen kennt man von einigen Fischen (Aal), den Amphibien, den Schildkröten u. einzelnen Vögeln (Strauß, Kasuar, Schwimmvögel). Lymphdrüsen sind außer beim Menschen u. den Säugethieren nur noch in beschränktem Maße bei Vögeln (am Halse) bekannt, u. im Gekröse des Krokodils (Mesenterialdrüse).

Lynar, ein altes, aus Italien stammendes Adelsgeschlecht, das seinen Namen von dem 1360 durch die Florentiner geschleiften festen Schlosse Linari bei Faenza (Toscana) ableitet. Nach Deutschland kam es mit dem Grafen Rochus **v. L.**, der, geb. 25. Dez. 1525 auf dem wieder aufgebauten Stammschlosse, zuerst in franz. Dienste trat, später aber als Lutheraner sich nach Sachsen wandte, wo er 1570 Artilleriemeister u. General-Baudirektor wurde. Seit 1578 in brandenb. Diensten, ward er General, Artillerie-Oberster, Zeug- u. Baumeister sowie Geh. Rath u. Kammerdirektor. Er baute die Festung Spandau, verschönerte die kurfürstlichen Schlösser, legte Salpetersiedereien an u. leitete den Salzhandel. L. starb 22. Dez. 1596 zu Spandau. 1781 theilte sich das Haus, dessen Grafenstand 19. Mai 1564 bestätigt worden war, in eine ältere u. eine jüngere Linie. Jene besitzt seit 1621 die freie Standesherrschaft Lübbenau in der Niederlausitz u. verschiedene Rittergüter; ihr gegenwärtiges Haupt ist der preuß. Kammerherr Graf Hermann Rochus zu **L.**, geb. 4. Febr. 1797, erbliches Mitglied des Herrenhauses. Die jüngere Linie ward mit dem kursächsischen Geh. Rath u. Landeshauptmann der Niederlausitz Moritz Ludwig Ernst zu **L.** (geb. 15. Dez. 1754, gest. 15. Aug. 1807) 14. Dez. 1806 in den Fürstenstand erhoben, u. ihr jedesmaliges Familienhaupt — jetzt Fürst Alexander zu **L.**, geb. 17. Sept. 1834, Legationsrath bei der kaiserlich deutschen Gesandtschaft am ital. Hofe — führt seit 22. Okt. 1861 das Prädikat „Durchlaucht". Hervorzuheben ist noch Rochus Otto Heinrich Manderup, 2. Fürst zu **L.**, geb. 21. Febr. 1793, gest. zu Dresden 10. Nov. 1860. Derselbe hat sich als Dichter, insbesondere als Trauerspieldichter, bekannt gemacht.

Lynchjustiz, eine bes. in den Vereinigten Staaten Nordamerika's zuweilen zur Anwendung kommende Volksjustiz, nam. für solche Verbrechen, die der Arm der Gerechtigkeit nicht zu erreichen vermag, od. deren Bestrafung durch die Gesetze dem Volksbewußtsein zu milde erscheint. Am leichtesten verfallen dieser L., deren Vorkommen allemal ein Zeichen mangelnder Civilisation u. ungenügender Befestigung des Rechtes od. hochgehender politischer Leidenschaften ist, Gauner, Pferdediebe, Spieler, Kuppler 2c. Häufig wird die L. auf der Stelle durch Aufknüpfen od. eine andere Art der Ermordung vollstreckt; andernfalls besteht sie in grober Mißhandlung, Eigenthumszerstörung 2c. Ihren Namen hat diese verbrecherische Volksjustiz von einem gewissen, gegen das Ende des 16. Jahrh. in North Carolina wohnenden John Lynch erhalten, dem seine Nachbarn die höchste richterliche u. Exekutivgewalt übertragen u. ihn bevollmächtigt hatten, sofort gegen flüchtige Sklaven u. Verbrecher auf summarische Art einzuschreiten.

Lyon, zweitgrößte Stadt Frankreichs u. Hauptstadt des Departements Rhône mit 323,417 E. (1872), liegt auf der schmalen Halbinsel zwischen dem Rhône u. der Saône u. dehnt sich bis zu deren Mündung u. auf den Höhen im W. u. O. dieser Flüsse aus, umgeben von prächtigen Gärten u. zahlreichen Landhäusern. Das Innere der Stadt, welche von großen Faubourgs, so La Croix Rousse im N., la Guillotière im O., Vaise im W. umgeben ist, hat seit 1855 einen großen Theil der vormaligen engen u. ungesunden Straßen verloren u. mehrere schöne neue Plätze erhalten. Der schönste der zahlreichen Plätze ist Bellecour, mit Parkanlagen u. der Reiterstatue Ludwig's XIV. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehören die 1476 vollendete Kathedrale St. Jean mit der größten Glocke Frankreichs, die an der Stelle eines röm. Tempels errichtete Kirche Ainay, die Kirche St. Polycarpe mit einer sehr großen Orgel, das seit 1702 restaurirte Stadthaus, eines der größten in Europa, dessen Säulengänge prachtvolle bronzene Standbilder von Coussau einschließen, das Massif des Terreaux mit den kolossalen Monumenten Maupin's u. Delorme's, der Palast der schönen Künste, ein ehemaliges Benediktinerkloster, welches jetzt die Kunstschule u. die reichen Museen der Stadt enthält; der Justizpalast mit einer Kolonnade korinth. Säulen, das große Theater u. die Börse. L., welches wie Paris einer besonderen Gesetzgebung unterworfen u. in 5 Arrondissements eingetheilt ist, ist Sitz eines Erzbischofs u. der Departementsregierung u. hat an höheren Lehranstalten aufzuweisen: eine Akademie mit Lehrstühlen für Theologie, allgemeine Wissenschaften u. Literatur, eine medizinische Schule, eine Lehranstalt für Handelsrecht, eine Thierarzneischule, Kriegsschulen, Lyceen u. Lehrerseminarien. Zahlreich sind die wissenschaftlichen Vereine u. Wohlthätigkeitsanstalten, von denen das Hôtel Dieu ein Alter von 13 Jahrh. hat; große Bedeutung besitzen die Stadtbibliothek, die Bibliothek im Palast der schönen Künste u. die Museen für Alterthümer u. Kunstgegenstände. Die Festungswerke, welche seit dem Kriege 1870—71 durch mehrere detachirte Forts verstärkt werden, machen L. zu einem der großartigsten Waffenplätze Frankreichs. Wichtig ist der Handel auf den beiden Strömen, deren Ufer prächtige Kais bilden, von weit höherer Bedeutung aber die Industrie dieser Stadt. In der Seidenmanufaktur, die in L. selbst gegen 70,000, in der näheren Umgegend eben so viele Arbeiter beschäftigt, ist L. der erste Platz Europa's; nächstdem sind die hervorragendsten Gewerbszweige die Färberei, Gold- u. Silberwirkerei, Eisengießerei u. der Maschinenbau, die Fabrikation von Leder, Hüten, Webstühlen, Metallwaaren, Bier, Likören, Seife 2c. Seit dem 16. Jahrh. bis zur Gegenwart hat hier Buchhandel u. Buchdruckerei geblüht. Unter den Artikeln der Ausfuhr stehen Weine u. Seidenwaaren in erster Linie. Im Bankverkehr wird dagegen L. von Marseille übertroffen. — Die Geschichte dieser Stadt, welche der Geburtsort des Germanicus, der Kaiser Claudius, Marcus Aurelius u. Caracalla, des Botanikers Jussieux u. des Marschalls Suchet ist, reicht bis in die Zeit der Gallier hinauf, für welche sie schon ein wichtiger Handelsplatz war; unter röm. Herrschaft ward Lugdunum bald eine prachtliebende Großstadt u. zeitweilige Residenz des Augustus. Von hier verbreitete sich das Christenthum über Gallien; nachdem L. 534 unter Chlothar I. von den Franken erobert worden war, theilte es das Schicksal des Fränk. Reiches, kam jedoch unter Konrad II. mit Arelat an das Deutsche Reich u. fiel erst 1363 mit der Landschaft Lyonnais wieder an Frankreich zurück. Die revolutionären Bewegungen dieses Landes haben in L. stets die thatkräftigste Theilnahme gefunden, obgleich diese Stadt nach der Eroberung durch das Konventsheer 10. Okt. 1793 von dem Schreckensregiment auf das Entsetzlichste wegen ihrer antijakobinischen Gesinnungen behandelt worden war. Den großen Aufständen von 1831, 1834 u. 1849 folgten die Unruhen nach der Proklamation der letzten Franz. Republik, nam. der Barrikadenkampf 31. April 1871, in welchem jedoch die Truppen verhältnißmäßig leicht zum Siege gelangten.

Lyra, das erste u. älteste Urbild aller Saiteninstrumente, der Sage nach eine Erfindung des ägyptischen Hermes (Mercur). Jener Sage nach hatte der Nil nach einer Ueberschwemmung an seinen Ufern eine Schildkröte zurückgelassen, deren Fleisch von der Sonne so ausgetrocknet wurde, daß die Schale nur Knorpel u. durch die Austrocknung klangfähig gemachte Sehnen enthielt. Hermes, der diese Schale fand, soll dadurch auf die Idee eines an Form ihr ähnlichen u. mit getrockneten Thiersehnen bespannten Instruments gekommen sein. Diese älteste L. soll zuerst nur drei Saiten gehabt haben. Die griechische Sage von der Erfindung der L. kommt mit der ägyptischen überein. Jedenfalls haben die Griechen die L. verbessert u. mit mehr Saiten bezogen u. die Zahl derselben bis auf 8 gebracht. — In ihrer vervollkommneten Gestalt bestand die L. aus zwei, Stierhörnern ähnlichen, oben durch einen Querbalken verbundenen Saitenstücken, welche mit dem unteren Ende auf ein der Schale einer Schildkröte gleichendes Resonanzcorpus aufgesetzt waren. Zwischen Corpus u. Querbalken waren die Saiten gespannt; man riß sie entweder mit den bloßen Fingern, od. mit einer Schlagfeder (Plektron). Beim Spielen wurde das Instrument, da es keinen Fuß hatte, um selbst stehen zu können, mit den Knieen gefaßt. Die Grundform unsrer Laute u. lautenartigen Instrumente war im Wesentlichen bereits in der L. gegeben u. wird auch allgemein als aus derselben hervorgegangen angenommen; es fehlte eigentlich nichts als Deckung des Resonanzkörpers u. Anbringung des Griffbrets unter den Saiten. Nicht zu verwechseln ist die L. mit der Kithara (s. d.). Eines der altgriech. L. ganz ähnlichen, mit 7 Saiten bezogenen Instrumentes sollen noch heutigen Tages die Abessinier u. benachbarten Völker sich bedienen. In Aegypten gab es seinerzeit auch eine L. von dreieckiger Form, deren Abbildung auf einem ägyptischen Basrelief sich gefunden hat.

Lyrik od. lyrische Poesie. Wie schon der Name dieser Dichtungsart lehrt — er kommt vom griech. λύρα, Leier — ist dieselbe die eigentliche, reinste Poesie, die sich am besten zur Begleitung der Tonkunst eignet, die Musik der Poesie. Bei den Griechen, welche ihr diesen Namen

gaben, ging sie mit der Musik selbst Hand in Hand, u. es ist zweifellos, daß die ältesten lyrischen Dichtungen von der Musik begleitet waren. Hieraus ergiebt sich aber schon das Wesen derselben. Die höchste Empfindung mußte mit dem höchsten Wohlklang der Sprache verbunden sein, der Dichter selbst verschwindet; nur Das, was er ausdrücken will, bleibt u. der Zuhörer glaubt, in Dem, was er vernimmt, seine eigenen Gefühle wieder zu finden. Eben deswegen sind aber auch die Gefühle, wenn sie auch einen idealisirten Charakter an sich zu tragen scheinen, rein menschlich, u. aus gleichem Grunde müssen sie auch eine weit größere Wirksamkeit auf den Zuhörer od. Leser ausüben, als irgend welche andere Dichtungsform. Daß natürlich von dem lyrischen Dichter vorausgesetzt werden muß, daß ihm Begeisterung für den Gegenstand innewohnt, den er überhaupt feiern will, versteht sich ebenso von selbst, als daß die Vorstellungen, Gefühle u. Bilder, die sich in seinem Gedichte finden, mit jenem Schwunge der Phantasie vorgetragen werden, der vorzugsweise lyrischer Schwung genannt wird. Was den Inhalt der lyrischen Dichtungen anlangt, so kann dieser der allermannichfaltigste von der Welt sein. Da in allen dgl. Produkten der unmittelbare Ton des subjektiven Gefühls herrschen darf, so kann der höchste Ausdruck der Freude u. des Entzückens ebenso wie der tiefste Ton der Traurigkeit darin ausgeprägt sein. Nach diesen Schattirungen in dem Tone des ausgedrückten Gefühls aber bestimmt man den Namen der einzelnen lyrischen Dichtungsarten. Man unterscheidet der Form nach Oden, Hymnen, Lieder, Dithyramben, Kantaten (vorzugsweise zur Begleitung mit Musik bestimmt), Elegien, Heroiden, dem Inhalte nach geistliche u. weltliche Lieder, unter letzteren Liebes-, Kriegs-, Trink-, Volkslieder ꝛc. Wird die L. lehrhaft, so entfernt sie sich bereits von ihrem eigentlichen Wesen, ebenso wenn sie mit epischen Elementen versetzt wird, wie z. B. bei Pindar. Was die Form anlangt, so ist die L. an keine bestimmte Form gebunden, wenn auch das klassische Alterthum mit seiner L. fast ohne Ausnahme an der Ode haften blieb; im Allgemeinen steht dem lyrischen Dichter der Gebrauch jeder Versart frei, ja er kann sich selbst neue erfinden, vorausgesetzt daß sie eben für den Gegenstand, den er feiert, geeignet sind. Am meisten angemessen ist der L. die regelmäßige Form der Strophe; seiner Natur nach muß das lyrische Gedicht kürzer sein als Epos u. Drama. Daß alle gebildeten Nationen lyrische Dichtungen aufzuweisen haben, lehrt uns die Geschichte; indessen steht in Rücksicht auf das Alter die L. hinter dem Epos zurück, welches an äußere Ereignisse anknüpft. Die Geschichte der lyrischen Poesie ist eigentlich von der der Poesie bei den einzelnen Nationen der Erde unzertrennlich u. muß also mit derselben im Allgemeinen eng verbunden vorgetragen werden.

Lyriodendron, s. „Tulpenbaum".

Lysander (griech. Lysandros), spartanischer Feldherr während des Peloponnesischen Kriegs. Von Jugend auf die vaterländische Sitte streng beobachtend u. daneben von maßlosem Ehrgeize erfüllt, suchte er die Oberherrschaft Sparta's über Griechenland durch Mittel jeder Art herzustellen. Im J. 407 mit dem Kommando der spartanischen Flotte betraut, richtete er seine Thätigkeit zunächst auf die Vergrößerung der Seemacht seines Heimatlandes u. verschaffte sich die Mittel dazu durch die Freundschaft Persiens u. durch Verbindung mit der aristokratischen Partei in den kleinasiatischen Städten. In Abwesenheit des athenischen Flottenführers Alkibiades errang er einen leichten Sieg über dessen Stellvertreter Antiochos, u. der darüber ausbrechende Unwille der Athener befreite die Spartaner von ihrem fähigsten Gegner. Gegen seinen eigenen Nachfolger im Oberbefehl, Kallikratidas, spann L. Ränke aller Art, u. als dieser in der Schlacht bei den Arginusen seinen Tod gefunden hatte, wurde auf den Wunsch der kleinasiatischen Verbündeten L., wenn auch unter dem Namen eines Gehülfen, abermals der Befehl über die Flotte gegeben. Durch Ueberlistung u. Verrath gelang ihm hierauf 405 bei Aegospotamos im Hellespont der Ueberfall u. die Vernichtung der athenischen Flotte, u. er war frevelhaft genug, die 3000 Gefangenen hinrichten zu lassen. Bevor er sich aber gegen das schutzlose Athen wendete, brachte er binnen weniger Monate durch List od. Gewalt die treu gebliebenen Bundesgenossen desselben zum Abfall u. sicherte sich dieselben durch oligarchische Verfassungen u. spartanische Besatzungen. Dann sperrte er mit 150 Kriegsschiffen den Peiräeus ab, während König Pausanias mit Agis die Stadt von der Landseite her einschloß. Nach der Kapitulation im J. 404 ließ er die Mauern schleifen u. setzte die Herrschaft der Dreißig ein, doch rettete er Athen vor der von Korinth u. Theben beantragten Zerstörung. Doch die Eifersucht der Könige u. die Beschwerden des pers. Statthalters Pharnabazos bewirkten seine Zurückberufung u. er entging einem Gerichte blos durch eine Reise in die Oase des Jupiter Ammon, dem er ein Gelübde schuldig zu sein vorgab.



Nr. 1545. Lyon.

Die Vertreibung der Oligarchen aus Athen erleichterte seine Zurückkunft, u. man übertrug ihm den Oberbefehl über das jenen zu Hülfe eilende Söldnerheer. Doch vereitelte Pausanias die Entwürfe L.'s, indem er an der Spitze der spartanischen Milizen den Krieg durch Versöhnung der Parteien beendigte. Mißmuthig u. thatenlos verlebte L. mehrere Jahre, bis er 397 in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Königs Agis dem Agesilaos zum Throne verhalf. Als dieser aber auf dem Feldzuge in Asien, wohin er ihn begleitete, seinen Rathschlägen kein Gehör schenkte, kehrte er voll Erbitterung in das Vaterland zurück u. trug sich fortan mit dem Plane, das erbliche Königthum in Sparta zu stürzen. Weil er aber keinen günstigen Orakelspruch dafür erlangen konnte, zögerte er mit der Verwirklichung u. wurde endlich beim Ausbruche des Böotischen Kriegs zum Befehlshaber des in Phokis zu sammelnden Heeres ernannt. König Pausanias traf aber nicht zur rechten Zeit bei ihm ein, u. so wurde er von den Feinden bei Haliartos mit Uebermacht angegriffen u. fiel unter den Vordersten 395 v. Chr. Seine Leiche wurde bei Panopeus in Phokis bestattet.

Lysefjord, einer der großartigsten Fjorde Norwegens in der Landschaft Christiansand, ist $5\frac{1}{2}$ M. lang, 600—2000 m. breit, 4500 m. tief u. eingeschlossen von Bergen, die 1000 m. u. höher senkrecht in ihn abstürzen.

Lysias, einer der besten attischen Redner, Sohn des Syrakusaners Kephalos, der um 475 v. Chr. nach Athen übergesiedelt war, wurde 444 dort geboren u. wanderte in seinem 16. Jahre nach der athenischen Kolonie Thurii in Unteritalien aus. Hier genoß er den Unterricht des sizilischen Redekünstlers Tisias, nahm dann an Staatsgeschäften Theil u. erwarb sich ein großes Vermögen. Als aber um 411 die demokratische Partei, zu welcher er gehörte, durch einen Aufstand gestürzt wurde, kehrte er nach Athen zurück. Unter der Herrschaft der Dreißig büßte er sein Vermögen ein u. entging dem Tode nur durch die Flucht nach Megara. Von da aus unterstützte er den Befreiungsversuch des Thrasybulos u. lebte nach dessen Gelingen in Athen, vom politischen Leben zurückgezogen, mit Abfassung von gerichtlichen Reden für Andere u. Unterricht in der Redekunst beschäftigt; er soll im J. 378 gestorben sein. Von seinen 230 Reden haben wir noch 34 unter seinem Namen. Die Alten erklärten ihn für das Muster des reinen attischen Ausdrucks. Ausgaben seiner Reden besorgten u. A. Scheibe (Lpz. 1852) u. Frohberger (3 Bde., Lpz. 1866 ff.); Uebersetzungen lieferten Falk (Bresl. 1843) u. Baur (Stuttg. 1856).

Lysimachos, geb. um 361 v. Chr. zu Pella in Makedonien, wurde einer der acht königl. Leibrichter bei Alexander d. Gr., zu Lebzeiten des Königs wegen tapferer Thaten u. treuer Hingebung vielfach belohnt u. erhielt bei der ersten Theilung des Reichs die Herrschaft über Chersones, Thrakien u. die angrenzenden Stämme. Dort war er fast immer mit Kriegen gegen seine Nachbarn beschäftigt u. kümmerte sich wenig um die Streitigkeiten der anderen Reichserben, bis er 315 dem Bunde des Seleukos u. Ptolemäos gegen Antigonos beitrat. Damals gründete er die Stadt Lysimachia auf der Chersones u. nahm den Königstitel an. Im Kriege selbst bemächtigte er sich eines großen Theils von Kleinasien, wurde indessen endlich von Demetrios Poliorketes 302 bei Lampsakos geschlagen. Durch den großen Sieg bei Ipsos im nächsten Jahre gewann er aber das ganze westl. Kleinasien. Nach engerem Anschluß an Ptolemäos I., dessen Tochter Arsinoë er nach erfolgter Scheidung von seiner ersten Gemahlin heirathete, verbrachte L. die nächsten Jahre in erbitterten Kämpfen mit Demetrios, in denen ihm mehrmals der Verlust Thrakiens u. der kleinasiatischen Küstenstädte drohte u. während dessen er, um mit seinem Verbündeten, Pyrrhos von Epeiros, Makedonien theilen zu können, den König Antipater, seinen Eidam, aus dem Wege räumen ließ. Als aber Demetrios endlich in Kleinasien erlag, überfiel L. den Pyrrhos u. entriß ihm die Krone Makedoniens. Durch die Ränke seiner ägypt. Gemahlin ließ er sich dann verleiten, seinen tapferen Sohn Agathokles umbringen zu lassen. Dessen Gemahlin Lysandra flüchtete zu Seleukos von Syrien u. ebendahin begab sich aus Furcht vor dem enttäuschten L. der Mörder des Agathokles u. Halbbruder Arsinoë's, Ptolemäos Keraunos. Dies führte endlich zum Kampfe zwischen den beiden Letzten von Alexander's Heldenschar, u. bei Korupedion in Phrygien verlor 281 v. Chr. L. Sieg u. Leben.

Lysippos, einer der bedeutendsten, schöpferischesten griech. Bildhauer, der, aus Sikyon gebürtig, zur Zeit Alexander's d. Gr. lebte u. in hohem Alter, etwa 10 Jahre später als dieser, starb. Er arbeitete fast ausschließlich für den Erzguß, u. zwar in solcher Ausdehnung, daß Plinius, wenn auch vielleicht übertrieben, sagt, „er habe 1500 Werke geschaffen, so viel wie kein Anderer, u. alle von solcher Kunst, daß auch einzelne genügt hätten, ihn berühmt zu machen". Aus den uns über diese Werke überlieferten Nachrichten geht hervor, daß sein künstlerischer Charakter in der scharfen Beobachtung u. Auffassung der Wirklichkeit bestand, u. daß er, der Richtung des Polyklet folgend, sein Hauptaugenmerk auf körperliche Wohlgestalt u. Darstellung athletischer u. heroischer Kraft richtete. Dem entsprechend bildete er z. B. den Charakter des Hercules auf eine neue Weise aus u. stellte ihn als mächtigen, durch Mühen u. Anstrengungen erstarkten Körper dar. Ebenso schuf er eine Menge Portraits damaliger Fürsten, am meisten aber Alexander's d. Gr., der sich nur von ihm plastisch darstellen ließ, u. den er nicht nur in Portraitstatuen bildete, sondern auch zum Mittelpunkte großer Gruppen machte, z. B. einer Löwenjagd u. einer Gruppe von 25 am Granikos gefallenen Rittern. Mehreren der noch vorhandenen Herculesstatuen, z. B. der farnesischen des Glykon (Abb. s. Bd. IV. Sp. 51), u. den noch verhandenen Statuen u. Büsten Alexander's, liegt der von L. aufgestellte Typus zu Grunde.

Lysistratos, Bruder des Lysippos (s. d.) u. gleichfalls bildender Künstler, ging in dem Streben nach Naturtreue u. Wahrheit der Formen soweit, daß er das Portrait der Menschen, welche er darstellen wollte, vom Gesichte selbst in Gips abformte.

Lyttelton (spr. Littelt'n), George, erster Lord, engl. Staatsmann, Geschichtschreiber u. Dichter, geb. zu Hagley (Worcestersh.) 17. Jan. 1709, trat unterm Ministerium Robert Walpole's (s. d.) ins Unterhaus, wo er sich der Opposition anschloß, ward 1733 Sekretär des Prinzen von Wales, 1744 Lord der Schatzkammer u. Geheimer Rath, 1755 Lordkanzler, 1757 zum Peer erhoben u. starb zu London 22. Aug. 1773. Sein Hauptwerk ist die „History of the life of Henry II." (4 Bde., Lond. 1655—67 u. öfter; deutsch von Weigel, Nürnb. 1791). Auch schrieb er eine „History of England" (n. A., Lond. 1812; deutsch, 2 Bde., Berl. 1777); „Dialogues of the dead" (Lond. 1759) u. „Poetical works" (Glasg. 1787).

Ende des fünften Bandes und des Buchstaben L.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 04 16 01 005 5